Marcel Proust

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit



Suhrkamp

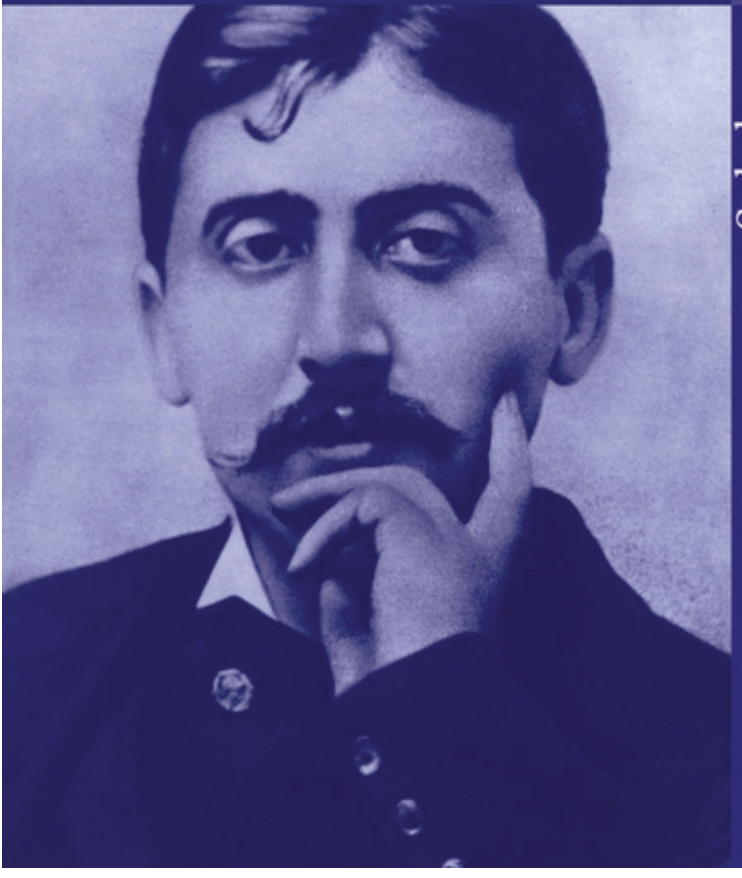
MARCEL PROUST

AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN ZEIT

Band 1 - 7

SUHRKAMP

Marcel Proust
Unterwegs zu Swann
Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 1



Suhrkamp

MARCEL PROUST

AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN ZEIT 1

UNTERWEGS ZU SWANN

SUHRKAMP

Originaltitel:

À la recherche du temps perdu.

Du côté de chez Swann

Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens;

revidiert von Luzius Keller.

ebook Suhrkamp Verlag Berlin 2010

© für diese deutschsprachige Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Alle Rechte vorbehalten

www.suhrkamp.de

eISBN 978-3-518-74260-0

UNTERWEGS ZU SWANN

Für Monsieur Gaston Calmette.
Zum Zeugnis für
tiefe und herzliche Dankbarkeit. [1]

ERSTER TEIL

COMBRAY

I

Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen.[1] Manchmal, die Kerze war kaum gelöscht, fielen mir die Augen so rasch zu, daß keine Zeit blieb, mir zu sagen: Ich schlafe ein. Und eine halbe Stunde später weckte mich der Gedanke, daß es Zeit sei, den Schlaf zu suchen; ich wollte das Buch fortlegen, das ich noch in Händen zu halten wähnte, und das Licht ausblasen; im Schlaf hatte ich weiter über das eben Gelesene nachgedacht, dieses Nachdenken aber hatte eine eigentümliche Wendung genommen: mir war, als sei ich selbst es, wovon das Buch sprach – eine Kirche, ein Quartett, die Rivalität zwischen Franz i. und Karl v.[2] Diese Vorstellung hielt noch einige Sekunden nach meinem Erwachen an; mein Verstand stieß sich nicht an ihr, doch lag sie mir wie Schuppen auf den Augen und hinderte diese zu erkennen, daß die Leuchte nicht mehr brannte. Dann wurde sie mir immer unbegreiflicher, wie nach der Seelenwanderung das in einer früheren Existenz Gedachte; das Thema des Buches löste sich von mir, ich war frei, mich damit zu befassen oder nicht; bald gewann ich mein Sehvermögen zurück und war höchst erstaunt, um mich her

eine Dunkelheit vorzufinden, die für meine Augen, aber mehr noch vielleicht für meinen Geist angenehm und erholsam war, dem sie wie etwas Grundloses, Unbegreifliches, wie etwas wahrhaft Dunkles erschien. Ich fragte mich, wie spät es wohl sei, ich hörte das Pfeifen der Züge, das bald nah, bald fern wie der Gesang eines Vogels im Wald die Entfernungen deutlich machte und mir die Weite des öden Landes beschrieb, wo der Reisende der nächsten Station entgegeneilt; und der schmale Weg, dem er folgt, wird sich seinem Gedächtnis einprägen durch die Erregung, die er neuen Orten verdankt, ungewohnten Handlungen, dem eben stattgefundenen Gespräch und dem Abschied unter der fremden Lampe, der ihm in der Stille der Nacht noch nachgeht, dem bevorstehenden Glück der Heimkehr.

Zärtlich drückte ich meine Wangen an die schönen Wangen des Kissens, die rund und frisch sind wie die Wangen unserer Kindheit. Ich strich ein Zündholz an und schaute auf die Uhr. Bald Mitternacht. Dies ist der Augenblick, da der Kranke, der verreisen und in einem unbekannten Hotel übernachten mußte, wenn er von einem Anfall geweckt wird, sich freut, unter der Tür einen Lichtstreifen zu bemerken. Gottlob, schon Morgen! Gleich wird das Hauspersonal auf sein, wird er schellen können, wird man ihm Hilfe bringen. Das Hoffen auf Erleichterung gibt ihm Mut zu leiden. Hat er nicht eben Schritte gehört? Die Schritte kommen näher, entfernen sich wieder. Und der Lichtstreifen unter der Tür ist verschwunden. Es ist Mitternacht; man hat soeben das Gaslicht gelöscht; der letzte Dienstbote ist fort, und nun gilt es, unabänderlich die ganze Nacht hindurch zu leiden.

Ich schlief wieder ein und wachte dann manchmal nur noch für Augenblicke auf, gerade lang genug, um das organische Knacken der Täfelung zu vernehmen, die Augen zu öffnen und auf das Kaleidoskop der Dunkelheit zu richten, dank einem kurzen Aufschimmern des Bewußtseins den Schlaf zu kosten, in den die Möbel versunken waren, das Zimmer, dies

Ganze, von dem ich nur ein kleiner Teil war und in dessen Fühllosigkeit ich gleich wieder einging. Oder ich war im Schlaf mühelos in eine für immer vergangene Zeit meines frühesten Lebens zurückgekehrt, hatte irgendeine meiner Kindheitsängste wiedergefunden, wie jene, mein Großonkel würde mich an den Locken ziehen, eine Angst, die der Tag, an dem man sie mir abschnitt – für mich der Beginn einer neuen Ära –, zum Verschwinden gebracht hatte. Während des Schlafs hatte ich dieses Ereignis vergessen; sobald es mir gelungen war aufzuwachen, um den Fängen meines Onkels zu entwischen, kam mir die Erinnerung daran wieder, doch vorsichtshalber grub ich den Kopf tief in mein Kissen, bevor ich in die Welt der Träume zurückkehrte.

Wie Eva aus einer Rippe Adams, so entstand manchmal, während ich schlief, aus einer falschen Lage meiner Schenkel eine Frau. Sie war ein Gebilde der Lust, die in mir hochstieg, doch stellte ich mir vor, diese Lust würde mir von ihr geschenkt. Mein Körper, der in dem ihren meine eigene Wärme spürte, wollte sich damit vereinen, ich wachte auf. Die übrige Menschheit erschien mir weit in die Ferne gerückt im Vergleich zu dieser Frau, die ich vor Sekunden erst verlassen hatte; meine Wange glühte noch von ihrem Kuß, mein Körper war wie zerschlagen von der Last ihrer Gestalt. Wenn sie, wie es bisweilen vorkam, die Züge einer Frau trug, die ich im Leben getroffen hatte, gab ich mich ganz dem einen Ziel hin: sie wiederzufinden, wie jene, die sich auf eine Reise begeben, um mit eigenen Augen die Stadt ihrer Sehnsucht zu schauen, und sich einbilden, man könne irgendwo in der Wirklichkeit den Zauber des Traums erleben. Allmählich verblaßte die Erinnerung an sie, ich hatte das Geschöpf meines Traums vergessen.

Im Schlaf versammelt der Mensch um sich im Kreise den Lauf der Stunden, die Ordnung der Jahre und der Welten.[1] Er zieht sie instinktiv zu Rate, wenn er aufwacht, und liest in einer Sekunde daraus ab, an welchem Punkt der Erde er sich befindet, wieviel Zeit bis zu seinem Erwachen verflossen ist;

doch können ihre Ordnungen durcheinandergeraten, sie können zusammenbrechen. Wenn ihn beispielsweise gegen Morgen, nachdem er eine Weile schlaflos dagelegen hat, beim Lesen der Schlummer in einer ganz anderen als der normalen Schlafstellung überfällt, dann genügt das Heben eines Arms, um die Sonne in ihrem Lauf anzuhalten und rückwärts gehen zu lassen[2] : er verliert sein Zeitgefühl, und in der ersten Minute seines Erwachens wird er meinen, er sei eben erst zu Bett gegangen. Oder wenn er in einer noch unüblicheren und ausgefalleneren Stellung einschlummert, etwa nach dem Abendessen in einem Lehnstuhl, dann ist das Durcheinander in den aus der Bahn geworfenen Welten vollkommen, der Zaubersessel trägt ihn in Windeseile durch Zeit und Raum dahin[3] , und in dem Augenblick, da er die Lider öffnet, ist ihm, als liege er einige Monate früher in einer anderen Gegend. Doch es genügte, daß ich in meinem eigenen Bett tief schlief und mein Geist sich dabei völlig entspannte, damit ihm der Lageplan des Ortes entglitt, an dem ich eingeschlafen war; und wenn ich mitten in der Nacht erwachte, wußte ich nicht, wo ich mich befand und deshalb im ersten Augenblick nicht einmal, wer ich war; ich verspürte nur, ursprünglich, elementar, jenes Daseinsgefühl, wie es in einem Tier beben mag; ich war entblößter als ein Höhlenmensch; doch dann kam mir die Erinnerung – noch nicht an den Ort, an dem ich mich befand, wohl aber an einige andere, an denen ich gewohnt hatte und wo ich hätte sein können – gleichsam als Hilfe von oben her, um mich aus dem Nichts zu ziehen, aus dem ich von selbst nicht herausgefunden hätte; in einer Sekunde überflog ich Jahrtausende der Menschheitsgeschichte, und die verschwommen und flüchtig geschauten Bilder von Petroleumlampen und von Hemden mit Umlegekragen fügten nach und nach die originären Züge meines Ich wieder zusammen.

Vielleicht wird die Unbeweglichkeit der Dinge um uns diesen durch die Unbeweglichkeit unseres Denkens ihnen gegenüber aufgezwungen, durch unsere Gewißheit, daß sie es sind

und keine anderen. Jedenfalls, wenn ich in dieser Weise erwachte und mein Geist erfolglos herauszufinden suchte, wo ich mich befand, kreiste in der Dunkelheit alles um mich herum, die Dinge, die Länder, die Jahre. Noch zu benommen vom Schlaf, um sich zu rühren, suchte mein Körper nach der Art seiner Müdigkeit die Stellung seiner Glieder auszumachen, um daraus die Richtung der Wand, den Platz der Möbel abzuleiten, um die Wohnung, in der er sich befand, im Geiste wiederherzustellen und zu benennen. Sein Gedächtnis, das Gedächtnis seiner Rippen, seiner Knie, seiner Schultern, zeigte ihm nacheinander mehrere Zimmer, in denen er geschlafen hatte, während rings um ihn her die unsichtbaren Wände je nach der Form des vorgestellten Raums ihre Lage änderten und sich wirbelnd in der Finsternis drehten. Und bevor noch mein Denken, das an der Schwelle der Zeiten und Formen zögerte, die Umstände zusammengebracht und damit die Räumlichkeiten bestimmt hatte, erinnerte er – mein Körper – sich von einer jeden an die Art des Bettes, die Lage der Türen, die Fensteröffnungen, das Vorhandensein eines Flurs, zusammen mit dem Gedanken, den ich dort beim Einschlafen hatte und beim Erwachen wiederfand. Wenn meine versteifte Seite ihre Lage zu bestimmen suchte und sich zum Beispiel längs der Wand ausgestreckt in einem großen Himmelbett wähnte, sagte ich mir: Schau, nun bin ich am Ende doch eingeschlafen, obwohl mir Mama nicht gute Nacht gesagt hat; ich war auf dem Lande bei meinem Großvater, der seit langen Jahren tot ist; und mein Körper, die Seite, auf der ich lag, treue Bewahrer einer Vergangenheit, die mein Geist niemals hätte vergessen sollen, riefen mir die Flamme der urnenförmigen Nachtlampe aus böhmischem Glas, die an dünnen Ketten von der Zimmerdecke hing, ins Gedächtnis zurück, den Kamin aus Sienamarmor in meinem Schlafzimmer in Combray bei meinen Großeltern, aus fernen Tagen, die mir in diesem Augenblick gegenwärtig schienen, ohne daß ich sie mir genau

vorstellte, und die ich etwas später, wenn ich völlig wach wäre, wieder genauer vor mir sähe.

Dann tauchte die Erinnerung an eine weitere Stellung auf; im Nu nahm die Wand eine andere Richtung; ich war in meinem Zimmer bei Madame de Saint-Loup auf dem Lande. Mein Gott![1] Es ist mindestens zehn Uhr, sicher sind sie längst mit dem Abendessen fertig! Ich habe wohl die allabendliche Siesta zu sehr ausgedehnt, die ich nach meinem Spaziergang mit Madame de Saint-Loup halte, bevor ich mich für den Abend umkleide. Denn viele Jahre sind vergangen seit Combray, wo ich, so spät wir auch nach Hause zurückkehrten, stets noch den roten Widerschein des Sonnenuntergangs auf den Scheiben meines Fensters erblickte. In Tansonville, bei Madame de Saint-Loup, führt man ein anderes Leben, finde ich eine andere Art von Vergnügen, wenn ich nur des Nachts hinausgehe, im Mondschein jenen Wegen folge, auf denen ich einst im Sonnenschein spielte; und das Zimmer, in dem ich wohl eingeschlafen bin, anstatt mich zum Abendessen umzukleiden – von weitem erkenne ich es, wenn wir nach Hause zurückkehren, vom Lichtstrahl der Lampe durchdrungen, dem einzigen Leuchtfeuer in der Nacht.

Diese verworrenen, ineinanderkreisenden Erinnerungsbilder hielten jeweils nur ein paar Sekunden an; meine kurze Unsicherheit über den Ort, an dem ich mich befand, unterschied ebensowenig die einzelnen Vermutungen, aus der sie bestand, wie wir die einander ablösenden Stellungen eines laufenden Pferdes isolieren, die das Kinetoskop[1] uns zeigt. Doch ich hatte bald das eine, bald das andere der Zimmer, die ich in meinem Leben bewohnt hatte, vor mir gesehen, und in den langen Träumereien nach meinem Erwachen rief ich sie mir schließlich alle ins Gedächtnis zurück; Winterzimmer[2] , wo wir uns zusammenrollen, wenn wir im Bett liegen, den Kopf in einem Nest, das wir uns aus den verschiedenartigsten Dingen flechten: einer Ecke des Kopfkissens, dem oberen Teil der Bettdecke, dem Zipfel eines Schals, dem Bettrand, einer

Nummer der *Débats roses* [3] , die wir schließlich zusammenkitten, indem wir uns gemäß der Technik der Vögel unablässig dagegenpressen; wo bei Eiseskälte das besondere Vergnügen darin besteht, sich von der Außenwelt getrennt zu fühlen (wie die Seeschwalbe, die ihr Nest tief in einem Gang in der Wärme der Erde hat), und wo wir dank dem die ganze Nacht hindurch unterhaltenen Kaminfeuer in einem großen Mantel aus warmer, rauchiger Luft schlafen, durch den der Schein frisch aufflammender Scheite dringt, in einer Art von ungreifbarem Alkoven, von warmer Höhle, die sich im Inneren des Zimmers auftut, einer heißen Zone mit veränderlichen thermischen Konturen, durchzogen von Luftzügen, die uns das Gesicht erfrischen und aus den Ecken kommen, von Stellen nahe dem Fenster oder fern vom Feuer, die sich schon abgekühlt haben; – Sommerzimmer, wo wir uns gerne mit der lauen Nacht vereinen, wo das Mondlicht auf den halbgeöffneten Läden liegt und seine Zauberleiter bis ans Fußende des Bettes wirft, wo wir fast im Freien schlafen wie die Meise, die sich im Hauch des Windes auf der Spitze eines Strahles wiegt; – manchmal das Louis-Seize-Zimmer, das etwas so Heiteres hatte, daß ich darin selbst am ersten Abend nicht allzu unglücklich war, und in dem die kleinen Säulen, die mühelos die Decke trugen, so anmutig auseinanderrückten, um den Platz für das Bett anzugeben und freizuhalten; manchmal dagegen jenes kleine mit der so hohen Decke, das sich pyramidenförmig über zwei Stockwerke hin wölbte und teilweise mit Mahagoni verkleidet war, wo ich von der ersten Sekunde an durch den unbekannten Vetivergeruch seelisch vergiftet wurde, überzeugt von der Feindseligkeit der violetten Vorhänge und der unverschämten Gleichgültigkeit der Pendeluhr, die ganz laut vor sich hin schwatzte, als wäre ich gar nicht da; – wo ein seltsamer und unerbittlicher viereckiger Standspiegel schräg eine Zimmerecke verstellte und sich in der angenehmen Ausgefülltheit meines gewohnten Gesichtsfeldes einen Platz eingrub, der nicht vorgesehen war; – wo in stundenlan-

gen Versuchen, sich zu verrenken, sich in die Höhe zu recken, um die genaue Form des Zimmers anzunehmen und dessen gigantischen Trichter bis zuoberst auszufüllen, mein Denken manche harte Nacht durchlitten hatte, während ich in meinem Bett lag mit erhobenem Blick, ängstlich gespanntem Ohr, widerspenstiger Nase und klopfendem Herzen; bis die Gewohnheit die Farbe der Vorhänge verändert, die Pendeluhr zum Schweigen gebracht, den schrägen und grausamen Spiegel Mitleid gelehrt, den Vetivergeruch zwar nicht völlig verjagt, aber doch überdeckt und die scheinbare Höhe der Decke beträchtlich vermindert hatte. Ja, die Gewohnheit! Sie ist eine geschickte, aber sehr langsame Einrichterin, die unseren Geist zunächst einmal wochenlang in einem Provisorium schmachten läßt; doch ist er trotz allem froh, sie vorzufinden, denn ohne die Gewohnheit, nur auf sich selbst gestellt, wäre er außerstande, uns eine Behausung bewohnbar zu machen.

Gewiß war ich nun völlig wach, mein Körper hatte eine letzte Drehung vollzogen, und der gute Engel der Gewißheit hatte alles um mich her zum Stillstand gebracht, mich unter meine Decken gebettet, in meinem Zimmer, und hatte in der Dunkelheit meine Kommode, meinen Schreibtisch, meinen Kamin, das Fenster zur Straße und die beiden Türen annähernd an ihren Platz gebracht. Mochte ich jetzt auch noch so gut wissen, daß ich mich nicht in den Wohnungen befand, von denen mir die Benommenheit im Augenblick des Erwachens zwar kein deutliches Bild gegeben, aber ihre mögliche Gegenwart doch glaubhaft gemacht hatte, mein Gedächtnis war in Bewegung geraten; meist versuchte ich nicht, gleich wieder einzuschlafen; ich verbrachte den größten Teil der Nacht damit, an unser Leben von früher zurückzudenken, in Combray bei meiner Großtante, in Balbec, in Paris, in Doncières, in Venedig und anderswo[1] , mir die Stätten in Erinnerung zu rufen, die Menschen, die ich dort gekannt, was ich von ihnen gesehen und was man mir von ihnen erzählt hatte.

In Combray[2] wurde Tag für Tag mein Schlafzimmer, sobald der Abend näher rückte, doch lange bevor ich mich zu Bett begeben und, ohne einschlafen zu können, von Mutter und Großmutter fernbleiben müßte, von neuem zum schmerzvollen Punkt, auf den sich meine Gedanken fixierten. Wohl war man, um mich abzulenken, wenn ich abends allzu unglücklich dreinschaute, auf die Idee gekommen, mir eine Laterna magica zu schenken, die – bis das Abendessen bereit war – auf meiner Lampe befestigt wurde; und wie die ersten Baumeister und Glasmaler der Gotik ersetzte sie nun die massive Mauerfläche durch ungreifbare, irisierende Lichtspiele, übernatürliche und buntfarbige Erscheinungen, die Legenden darstellten wie auf einem schwankenden und nur für einen Augenblick sichtbaren Kirchenfenster. Meine Betrübnis aber wurde dadurch nur noch größer, denn allein schon der Beleuchtungswechsel zerstörte die Vertrautheit, die ich meinem Zimmer gegenüber gewonnen hatte und dank der es mir – abgesehen von der Qual des Zubettgehens – erträglich geworden war. Nun vermochte ich es nicht wiederzuerkennen und war darin so unruhig wie im Zimmer eines Hotels oder eines Ferienchalets, das ich gleich nach der Ankunft mit der Eisenbahn zum ersten Mal betreten hätte.

Ruckweise und Schreckliches sinnend kam Golo aus dem dreieckigen Wäldchen herausgeritten[1] , dessen dunkles Grün sich wie eine Samtdecke über den Abhang eines Hügels legte, und näherte sich in zuckender Bewegung dem Schloß der bedauernswerten Genoveva von Brabant.[2] Dieses Schloß hörte wie abgeschnitten an einer krummen Linie auf, die nichts anderes war als der Rand eines der Glasovale im Rähmchen, das man durch die Führung der Laterne schob. Es war nur eine Ecke von einem Schloß, und vor ihm lag eine Heide mit der vor sich hin träumenden Genoveva, die einen blauen Gürtel trug. Schloß und Heide waren gelb, doch hatte ich sie nicht erst zu sehen brauchen, um ihre Farbe zu kennen; denn lange vor den Glasscheiben des Rähmchens hatte der braungoldene

Wohlklang des Namens Brabant mir diese schon deutlich vor Augen geführt. Golo hielt einen Augenblick inne, um mit kummervoller Miene die Legende anzuhören, die meine Großtante vortrug und die er völlig zu verstehen schien, paßte er doch – mit einer Gefügigkeit, die eine gewisse Würde nicht ausschloß – seine Haltung den Angaben des Textes an. Dann entfernte er sich auf die gleiche ruckartige Weise. Und nichts vermochte seinen langsamen Ritt aufzuhalten. Wurde die Laterne verschoben, so gewahrte ich Golos Roß, wie es sich über die Vorhänge des Fensters hin weiterbewegte und sich in ihrem Faltenspiel hinaufwölbte und hinunterkrümmte. Selbst Golos Körper, von ebenso übernatürlichem Wesen wie der seines Reittiers, kam mit jedem materiellen Hindernis, jedem störenden Gegenstand auf seinem Weg zurecht, indem er ihn sich einverleibte und sich seiner wie eines Knochengerüstes bediente, bis hin zum Türknopf, um den sich plötzlich und unwiderstehlich Golos roter Mantel legte oder sein bleiches Gesicht, immer gleich edel, gleich melancholisch, doch scheinbar unbeeindruckt von dieser Entrückung.[1]

Gewiß, sie waren nicht ohne Reiz, diese glitzernden Projektionen, die aus merowingischer Vorzeit zu kommen schienen und Bilder längst vergangener Zeiten an mir vorüberziehen ließen.[2] Aber ich kann gar nicht sagen, wie unheimlich mir dennoch dieses Eindringen des Mysteriums und der Schönheit in ein Zimmer war, das ich endlich so sehr mit meinem Ich erfüllt hatte, daß ich ihm nicht mehr Aufmerksamkeit schenkte als eben diesem. Nun aber, da der anästhesierende Einfluß der Gewohnheit aufgehört hatte, begann ich zu denken, zu fühlen – beides traurige Dinge. Dieser Knopf an der Tür meines Zimmers, der sich für mich von allen anderen Türknöpfen der Welt dadurch unterschied, daß er die Tür ganz von alleine zu öffnen schien, ohne daß ich ihn zu drehen brauchte, so unbewußt betätigte ich ihn – nun diente er Golo als Astralleib. Und kaum wurde zum Abendessen geklingelt, rannte ich eiligst ins Eßzimmer, wo die schwerfällige Hängelampe nichts

von Golo und Blaubart wußte, dafür aber meine Eltern und den Bœuf à la casserole kannte und wie jeden Abend ihr Licht spendete, um mich in die Arme Mamas zu werfen, die mir durch Genoveva von Brabants trauriges Schicksal noch lieber wurde, während mich Golos Verbrechen anhielten, mein eigenes Gewissen mit noch mehr Sorgfalt zu durchforschen.

Nach dem Abendessen, ach! mußte ich bald Mama verlassen, die blieb, um mit den anderen zu plaudern, bei schönem Wetter im Garten, bei schlechtem in dem kleinen Salon, in den sich dann alle zurückzogen. Alle, außer meiner Großmutter, die fand, es sei »ein Jammer, wenn man auf dem Lande war, in der Stube zu hocken«, und die endlose Diskussionen mit meinem Vater hatte, weil er mich an Tagen, wo es allzusehr regnete, auf mein Zimmer lesen schickte, anstatt mich zum Draußenbleiben zu veranlassen. »Auf die Weise wird er nie robust und energisch werden«, pflegte sie traurig zu äußern, »gerade dieser Kleine, der es so nötig hätte, zu Kräften zu kommen und seinen Willen zu stählen.« Mein Vater zuckte dann die Achseln und schaute prüfend das Barometer an, denn er hatte eine Schwäche für Meteorologie, während meine Mutter, die sich möglichst leise verhielt, um ihn nicht zu stören, ihn mit zärtlichem Respekt anblickte, allerdings nicht zu aufmerksam, damit es nicht aussähe, als wolle sie in das Geheimnis seiner Überlegenheit eindringen. Meine Großmutter aber konnte man bei jedem Wetter, selbst wenn es in Strömen regnete und Françoise hinausgestürzt war, um die kostbaren Rohrmöbel hereinzuholen, damit sie nicht naß würden, im leeren, vom Platzregen durchfegten Garten sehen, wie sie ihre zerzausten grauen Haare zurückstrich, damit ihre Stirn die heilsamen Kräfte von Wind und Regen um so tiefer in sich aufnehme. »Endlich kann man einmal frei atmen!« pflegte sie dann zu sagen und eilte durch die aufgeweichten Wege – die ihrer Meinung nach von dem neuen Gärtner, der kein Naturgefühl besaß und den mein Vater seit dem Morgen schon befragt hatte, ob das Wetter sich aufklären würde, allzu symmet-

risch angelegt waren – mit enthusiastischen, ruckartigen, kurzen Schritten, die sich nach den verschiedenen Empfindungen regelten, wie sie in ihrer Seele durch den Rausch des Unwetters, die Macht der Hygiene, die Torheit meiner Erziehung und die Symmetrie des Gartens hervorgerufen wurden, nicht aber nach dem ihr unbekannten Wunsch, ihrem prunefarbenen Rock die Schlammspritzer zu ersparen, unter denen er bis zu einer Höhe verschwand, die für ihr Zimmermädchen stets ein Problem und ein Gegenstand der Verzweiflung war.

Fanden Großmutters Rundgänge durch den Garten nach dem Abendessen statt, dann vermochte nur eines sie ins Haus zurückzubringen: wenn nämlich in einem der Augenblicke, da ihre Umlaufbahn sie in regelmäßigen Abständen wie ein Insekt an die beleuchteten Fenster des kleinen Salons führte, wo gerade auf dem Spieltisch die Liqueurs serviert wurden, meine Großtante ihr zurief: »Bathilde! Sieh doch zu, daß dein Mann keinen Cognac trinkt!«[1] Um sie zu necken (sie hatte in die Familie meines Vaters einen so anderen Geist hineingebracht, daß sich alle über sie lustig machten und sie quälten), veranlaßte meine Großtante nun tatsächlich meinen Großvater, dem die Schnäpse verboten waren, ein paar Tropfen zu trinken. Meine arme Großmutter kam herein und beschwor ihren Mann, keinen Cognac zu trinken; er wurde böse, trank trotzdem sein Gläschen, und meine Großmutter ging traurig, entmutigt und gleichwohl lächelnd davon, denn sie war so demütigen Herzens und so sanftmütig, daß ihre Zärtlichkeit für die anderen und die geringe Wichtigkeit, die sie ihrer eigenen Person und ihren Leiden beilegte, sich in ihrem Blick in einem Lächeln versöhnten, das ganz im Gegensatz zu dem, was man auf den meisten Gesichtern liest, Ironie nur gegen sich selbst enthielt; uns aber streiften ihre Augen alle wie mit einem Kuß, denn sie konnte ihre Lieben nicht anschauen, ohne sie leidenschaftlich mit dem Blick zu streicheln. Die Marter, die meine Großtante ihr auferlegte, das Schauspiel der vergeblichen Bitten meiner Großmutter und ihrer Schwäche,

die sich im voraus geschlagen gab, wenn sie umsonst versuchte, meinem Großvater sein Glas Liqueur auszureden, das alles waren Dinge, an die man sich später so weitgehend gewöhnt, daß man sie lachend mitansieht und wohl auch entschieden und in aller Heiterkeit die Partei des Verfolgers ergreift, um sich selbst zu überzeugen, daß es sich eigentlich nicht um eine Verfolgung handelt; damals flößten sie mir solches Grauen ein, daß ich meine Großtante am liebsten geschlagen hätte. Sobald ich aber hörte: »Bathilde, sieh doch zu, daß dein Mann keinen Cognac trinkt!« tat ich, an Feigheit bereits ein Mann, was wir, wenn wir groß sind, angesichts von Leiden und Ungerechtigkeiten alle tun: ich wollte sie nicht sehen; um meinen Tränen freien Lauf lassen zu können, stieg ich im Haus bis unter das Dach, wo neben der Studierstube eine kleine Kammer lag, die nach Iriswurzel roch und außerdem von einem wilden schwarzen Johannisbeerstrauch durchduftet wurde, der draußen zwischen den Mauersteinen wuchs und einen Blütenzweig durch das halboffene Fenster schob. An sich für einen spezielleren und alltäglicheren Gebrauch bestimmt, diente mir dieser Raum, von dem aus man bei Tag bis zum Turm von Roussainville-le-Pin blicken konnte, lange Zeit, zweifellos weil er der einzige war, in dem ich mich einschließen durfte, als Zuflucht für all meine Beschäftigungen, die unverletzliche Einsamkeit erforderten: Lesen und Träumen, Tränen und Lust. Ich wußte nicht – Gott sei's geklagt! –, daß weit mehr als die kleinen Verstöße ihres Gatten gegen seine Diät meine Willensschwäche, meine zarte Gesundheit sowie die Ungewißheit, mit der sie meine Zukunft überschatteten, meine Großmutter während ihres rastlosen nachmittäglichen und abendlichen Umherwandelns mit Besorgnis erfüllten, wenn man ihr schönes Antlitz immer wieder schräg zum Himmel erhoben auftauchen sah mit den braunen, durchfurchten Wangen, die beim Altern fast den malvenfarbenen Ton der Äcker zur Zeit der Herbstbestellung angenommen hatten; sie waren, wenn sie ausging, von einem zurückgeschlagenen Schleier

halb bedeckt, und von der Kälte oder einem traurigen Gedanken herbeigeführt, trocknete darauf stets eine unwillkürliche Träne.

Mein einziger Trost war, wenn ich schlafen ging, daß Mama, wenn ich im Bett läge, heraufkommen und mir einen Kuß geben würde. Doch dieses Gutenachtsagen dauerte nur so kurze Zeit, sie ging so bald schon wieder, daß der Augenblick, da ich sie heraufkommen und dann in dem Gang mit der Doppeltür das leichte Rascheln ihres Gartenkleides aus blauem Musselin mit kleinen strohgeflochtenen Quasten hörte, für mich ein schmerzlicher Augenblick war. Er kündigte bereits den nächsten an, der auf ihn folgen sollte, wo sie mich verlassen haben und wieder unten sein würde. Das ging so weit, daß ich mir beinahe wünschte, dies von mir so heiß ersehnte Gutenachtsagen möge erst so spät wie möglich stattfinden, und die Gnadenfrist, in der Mama noch nicht gekommen wäre, zöge sich recht lange hin. Manchmal, wenn sie, nachdem sie mich geküßt hatte, die Tür öffnete, um zu gehen, wollte ich sie zurückrufen und ihr sagen: »Gib mir noch einen Kuß«, aber ich wußte, daß sie dann auf der Stelle ihr strenges Gesicht zeigen würde, denn das Zugeständnis, das sie meiner Traurigkeit und Aufregung machte, indem sie heraufkam und mir mit diesem Friedenskuß gute Nacht sagte, verdroß meinen Vater, der das Zeremoniell absurd fand; viel lieber hätte sie mich diesen Wunsch, diese Gewohnheit aufgeben sehen, als mich auch noch darin zu unterstützen, daß ich einen zweiten Kuß von ihr wollte, wenn sie schon an der Tür war. Sie nun aber erzürnt zu sehen machte die ganze Beschwichtigung meines Herzens zunichte, die sie mir einen Augenblick zuvor geschenkt hatte, als sie ihr liebevolles Antlitz über mein Bett neigte und es mir darbot wie die Hostie einer Friedenskommunion, bei der meine Lippen ihre leibhaftige Gegenwart und die Kraft einzuschlafen von ihr empfingen. Doch jene Abende, an denen meine Mutter alles in allem nur so kurz in meinem Zimmer verweilte, waren voll Süße, verglichen mit je-

nen, wo jemand zum Essen da war und sie deshalb nicht gute Nacht sagen kam. Dieser Jemand war gewöhnlich Monsieur Swann, der, abgesehen von gelegentlich durchreisenden Fremden, nahezu der einzige Mensch war, der uns in Combray besuchte, manchmal zu einem nachbarlichen Abendessen (seltener allerdings seit jener unpassenden Heirat, denn meine Eltern wünschten seine Frau nicht zu empfangen), manchmal auch unangemeldet nach dem Nachtmahl. Die Abende, da wir, unter dem großen Kastanienbaum vor dem Haus, um den Eisentisch saßen und am anderen Ende des Gartens nicht die übereifrig lärmende Schelle hörten, die beim Eintreten mit ihrem scheppernden, anhaltenden und gleichsam festgefrorenen Klang jeden Hausbewohner überschüttete und betäubte, der sie in Bewegung setzte, wenn er »ohne zu läuten« in den Garten trat, sondern das zweimalige schüchterne, runde und goldene Klingeln[1] der Glocke für die Besucher, so fragten sich alle gleich: »Besuch? Wer kann denn das sein?« Doch wir wußten, daß es nur Swann sein konnte; meine Großtante, die, um mit gutem Beispiel voranzugehen, mit lauter Stimme sprach, wobei sie sich um einen Ton bemühte, der natürlich wirken sollte, verbot uns dann immer zu tuscheln; nichts, sagte sie, sei unhöflicher einem Ankommenden gegenüber, der ja glauben müsse, man sage gerade etwas, was er nicht hören solle; dann wurde zur Erkundung meine Großmutter ausgeschickt, die über jeden Vorwand froh war, einen Gang durch den Garten zu machen, und die Gelegenheit nutzte, beim Vorbeigehen verstohlen ein paar Stützen von den Rosen wegzunehmen, um sie etwas natürlicher aussehen zu lassen, etwa wie eine Mutter, die, um sie zu lockern, ihrem Sohn mit der Hand durch die Haare fährt, wenn der Friseur sie allzu glatt gebürstet hat.

Wir warteten dann alle gespannt auf die Nachricht, die meine Großmutter vom Feinde bringen würde, gerade als hätten wir die Auswahl zwischen wer weiß wie vielen Leuten, die uns überfallen könnten, und bald darauf pflegte mein

Großvater festzustellen: »Es ist Swann, ich erkenne seine Stimme.« Er war tatsächlich nur an der Stimme zu erkennen, denn sein Gesicht mit der gebogenen Nase und den grünen Augen unter einer hohen, von blondem, fast rötlichem, »à la Bressant«[1] frisiertem Haar umgebenen Stirn sah man nur undeutlich, ließen wir doch im Garten so wenig Licht wie möglich brennen, um nicht die Schnaken anzuziehen, und ich ging dann unauffällig sagen, man möge den Fruchtsaft bringen; meine Großmutter legte Wert darauf – denn sie fand es liebenswürdiger so –, daß es nicht aussähe, als würde er nur ausnahmsweise und nur des Besuches wegen auf den Tisch gebracht. Obgleich viel jünger, war Swann sehr intim mit meinem Großvater, der einer der besten Freunde seines Vaters gewesen war, eines trefflichen, aber merkwürdigen Mannes, bei dem zuweilen offensichtlich eine Kleinigkeit genügt hatte, um die Regungen seines Herzens zu unterbrechen oder seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Mehrmals im Jahre hörte ich meinen Großvater bei Tisch immer die gleichen Anekdoten über das Verhalten von Swann senior beim Tode seiner Frau erzählen, an deren Lager er Tag und Nacht gewacht hatte. Mein Großvater, der ihn lange nicht gesehen hatte, war zu ihm auf den Landsitz geeilt, den die Swanns in der Nähe von Combray besaßen, und hatte erreicht, daß jener, damit er nicht bei der Einsargung anwesend wäre, einen Augenblick, noch ganz in Tränen aufgelöst, das Sterbezimmer verließ. Sie machten ein paar Schritte durch den Park, der in zartem Sonnenschein dalag. Plötzlich faßte Swann meinen Großvater beim Arm und rief: »Ah, mein alter Freund! Was für ein Glück, daß wir hier bei diesem schönen Wetter zusammen spazierengehen können! Ist das nicht wunderhübsch, diese Bäume, dieser Weißdorn und mein Teich, zu dem Sie mir noch nicht einmal gratuliert haben! Sie sehen ja so griesgrämig aus. Spüren Sie nicht diesen leichten Wind? Ah, man kann sagen, was man will, das Leben hat doch seine guten Seiten, mein lieber Amédée!« Auf einmal fiel ihm seine ver-

storbene Frau wieder ein, und da er es offenbar zu kompliziert fand, darüber nachzudenken, wie er in einem solchen Augenblick sich einer so freudigen Regung habe hingeben können, begnügte er sich mit einer Bewegung, die er immer machte, wenn eine schwierige Frage seinen Geist in Anspruch nahm, er strich sich mit der Hand über die Stirn, wischte sich die Augen und putzte die Gläser seines Kneifers. Gleichwohl konnte er sich über den Tod seiner Gattin nicht trösten, und während der beiden Jahre, um die er sie überlebte, sagte er oft zu meinem Großvater: »Komisch, ich denke sehr oft an meine liebe Frau, aber ich kann nicht lange auf einmal an sie denken.« »Oft, aber nicht lange auf einmal, wie der alte Swann selig«, war eine der Lieblingsredensarten meines Großvaters geworden, die er bei den verschiedensten Gelegenheiten anbrachte. Ich hätte Swanns Vater wahrscheinlich für einen Unmenschen gehalten, wenn nicht mein Großvater, zu dessen Meinungen ich blindes Vertrauen hatte, dessen Urteil für mich ein Evangelium war und der mich danach oft zur Nachsicht gegen Fehler bewogen hat, die ich eigentlich zu verdammen geneigt war, protestiert hätte: »Aber wieso! Er war eine Seele von einem Menschen!«

Obwohl der junge Swann, zumal vor seiner Heirat, sie oft in Combray besuchen kam, ahnten meine Großtante und meine Großeltern jahrelang nicht, daß er durchaus nicht mehr in der Gesellschaftsklasse lebte, in der seine Eltern verkehrt hatten, und daß sie unter dem Inkognito, das ihm bei uns der Name Swann verschaffte – wie vollkommen gutgläubige, ehrliche Hotelwirte, die ohne es zu wissen einem berühmten Straßenräuber in ihrem Haus Unterkunft gewähren –, eines der elegantesten Mitglieder des Jockey-Clubs beherbergten, den besten Freund des Grafen von Paris und des Prinzen von Wales, einen der verhätscheltsten Männer der vornehmen Gesellschaft des Faubourg Saint-Germain.[1]

Daß wir uns über Swanns glänzendes Leben in der mondänen Welt in solcher Unkenntnis befanden, kam natürlich zum

Teil von der Zurückhaltung und dem Takt, die in seinem Charakter lagen, aber auch daher, daß sich die bürgerlichen Kreise jener Zeit die »Gesellschaft« ein wenig wie bei den Hindus vorstellten, nämlich aus geschlossenen Kasten bestehend, wo jeder von Geburt an denselben Rang einnimmt wie seine Eltern, aus dem ihn nichts als die Zufälle einer außergewöhnlichen Laufbahn oder einer unerwartet günstigen Heirat ziehen konnten, um ihn in eine höhere Kaste aufsteigen zu lassen. Swann senior war Wechselmakler; der »junge Swann« gehörte also für sein Leben einer Kaste an, in der die Vermögen, wie in einer bestimmten Steuerklasse, nur innerhalb bestimmter Grenzen schwankten. Man wußte, in welchen Kreisen sein Vater verkehrt hatte, man kannte also auch die seinigen, die Personen, mit denen er »in der Lage« war zu verkehren. Verkehrte er auch in anderen Kreisen, so waren es solche, in denen sich ein junger Mann nun eben einmal bewegt und die alte Freunde seiner Familie wie meine Eltern um so wohlwollender übersahen, als er auch nach dem Tode seines Vaters treu weiter bei uns erschien; aber es war tausend gegen eins zu wetten, daß diese uns unbekannten Leute, mit denen er Umgang pflegte, solche waren, die er in unserer Gesellschaft, wäre er ihnen begegnet, nicht zu grüßen gewagt hätte. Hätte man Swann unbedingt eine soziale Bewertung zukommen lassen wollen, die ihn persönlich von anderen Söhnen von Maklern in der Stellung seiner Eltern unterschied, so wäre seine Note eher etwas minder ausgefallen; denn äußerst schlicht in seinem Auftreten und von jeher mit einer »Marotte« für Bilder und Antiquitäten behaftet, wohnte er jetzt in einem alten Stadthaus, das er mit seinen Sammlungen vollgestopft hatte, die meine Großmutter immer gern einmal angesehen hätte, das aber am Quai d'Orléans[1] lag, in einem Viertel also, in dem zu wohnen meine Großtante für entwürdigend hielt. »Verstehen Sie denn auch etwas davon? Ich frage nur in Ihrem Interesse, weil Sie sich womöglich von den Händlern wertlosen Schmarren aufschwatzen lassen«, sagte meine

Großtante zu ihm; sie traute ihm tatsächlich keinerlei Urteil zu und hatte auch hinsichtlich der Intelligenz keine hohe Meinung von einem Mann, der in der Unterhaltung ernsthafte Gegenstände vermied und nicht nur, wenn er bis ins einzelne gehend uns Kochrezepte gab, sondern auch wenn die Schwestern meiner Großmutter von Kunst redeten, eine höchst prosaische Pedanterie an den Tag legte. Wurde er zum Beispiel von ihnen aufgefordert, über ein Bild seine Meinung zu sagen, seine Bewunderung zu äußern, so bewahrte er ein fast unhöfliches Schweigen, wurde hingegen lebhaft, wenn er über das Museum, in dem es sich befand, oder über seine Entstehungszeit rein sachlich Auskunft erteilen konnte. Doch gewöhnlich versuchte er nur, uns jedesmal mit einer neuen Geschichte zu unterhalten, die ihm mit Leuten zugestoßen war, die er aus dem Kreise der uns bekannten Personen wählte: dem Apotheker von Combray, unserer Köchin oder unserem Kutscher. Gewiß, meine Großtante lachte über diese Geschichten, nur wußte sie nicht genau, ob wegen der komischen Rolle, die Swann immer darin übernahm, oder weil er sie so amüsant zu erzählen wußte: »Man muß wirklich sagen, Monsieur Swann, Sie sind ein Original!« Da sie als einzige in unserer Familie etwas gewöhnlich war, legte sie Wert darauf, Fremden, wenn von Swann die Rede war, zu verstehen zu geben, daß er, wenn er wolle, auch am Boulevard Haussmann oder in der Avenue de l'Opéra hätte wohnen können, daß er der Sohn von Monsieur Swann sei, der ihm sicherlich vier oder fünf Millionen hinterlassen habe; aber er habe nun einmal diese fixe Idee. Eine Idee übrigens, von der sie glaubte, sie sei für andere so erheiternd, daß sie in Paris, wenn Swann ihr am ersten Januar eine Tüte mit glacierten Maronen brachte und andere Leute zugegen waren, niemals zu sagen unterließ: »Nun, Monsieur Swann, und Sie wohnen immer noch am Weindepot, damit Sie ja den Zug nicht versäumen, wenn sie nach Lyon reisen?« Und dabei schielte sie über ihr Lorgnon hinweg nach den anderen Besuchern.

Hätte man nun meiner Großtante gesagt, daß dieser Swann, der als Sohn seiner Eltern vollkommen »qualifiziert« war, in der »guten Bourgeoisie«, bei den angesehensten Notaren und Rechtsanwälten von Paris zu verkehren (ein Vorrecht, das er ein wenig aufgegeben zu haben schien), gleichsam im geheimen noch ein ganz anderes Leben führte; daß er in Paris, nachdem er uns mit den Worten verlassen hatte, er gehe jetzt nach Hause und zu Bett, an der nächsten Straßenecke umkehrte und sich in einen Salon begab, den kein Auge eines Wechselmaklers oder eines Sozius eines Wechselmaklers je erblickt hatte, so wäre das für meine Tante ebenso unglaublich gewesen wie für eine belesenere Dame der Gedanke einer persönlichen Bekanntschaft mit Aristaios, von dem sie hören würde, daß er nach dem Plauderstündchen bei ihr wieder in das Reich der Thetis untertauchte, in ein Reich, das sich den Augen der Sterblichen entzieht und wo er, wie Vergil uns zeigt, mit offenen Armen empfangen wird[1] ; oder – um bei einem Bild zu bleiben, das mehr Aussicht hatte, ihr in den Sinn zu kommen, denn sie kannte es von unseren Desserttellern in Combray – sie hätte Ali Baba bei sich zu Tisch gehabt, der, kaum wieder allein, in die Höhle zurückgekehrt wäre, die von ungeahnten Schätzen glänzt.[2]

Eines Tages war er in Paris nach dem Essen zu uns gekommen und hatte sich entschuldigt, daß er im Frack sei. Als Françoise, nachdem er gegangen war, von dem Kutscher gehört zu haben behauptete, er habe »bei einer Fürstin« gespeist, hatte meine Tante achselzuckend und ohne von ihrer Strickarbeit aufzusehen mit heiterer Ironie geantwortet: »Das glaube ich, bei einer Fürstin der Halbwelt!«

Daher ging auch meine Großtante ziemlich ungeniert mit ihm um. Da sie glaubte, er müsse sich durch unsere Einladungen geschmeichelt fühlen, fand sie es ganz selbstverständlich, daß er uns im Sommer nie anders besuchte als mit einem Korb Pfirsiche oder Himbeeren aus seinem Garten in der

Hand und daß er mir von jeder seiner Reisen nach Italien Photographien von Meisterwerken mitbrachte.

Ungeniert ließ man sich von ihm, wenn nötig, Rezepte für eine »Sauce gribiche« oder einen Ananassalat[3] besorgen, die man für große Diners benötigte, zu denen er nicht geladen war, da man ihn nicht »wichtig« genug fand, um ihn Fremden vorzusetzen, die zum ersten Mal kamen. Wenn das Gespräch gelegentlich auf die Fürsten des französischen Königshauses kam, sagte meine Großtante zu Swann, der vielleicht einen Brief aus Twickenham[1] in der Tasche trug: »Leute, deren Bekanntschaft wir niemals machen werden, weder Sie noch ich, und wir können auch darauf verzichten, nicht wahr«; sie ließ ihn das Klavier rücken und an den Abenden, wo die Schwester meiner Großmutter sang, die Noten umblättern; sie behandelte dieses andernorts so gesuchte Wesen mit der naiven Roheit eines Kindes, das mit dem kostbaren, seltenen Stück einer Kunstsammlung nicht achtsamer spielt als mit irgendeinem wertlosen Gegenstand. Gewiß war der Swann, den zur selben Epoche so viele Mitglieder der vornehmsten Pariser Clubs kannten, ein ganz anderer als der, den meine Großtante sich schuf, wenn sie des Abends, in dem kleinen Garten von Combray, sobald das Glöckchen seine beiden zögernden Schläge getan hatte, diese dunkle undeutliche Gestalt, die sich, von meiner Großmutter gefolgt, aus einem finsteren Hintergrund ablöste, und die man an der Stimme erkannte, mit all dem, was sie über die Familie Swann wußte, anfüllte und belebte. Doch selbst hinsichtlich der unscheinbarsten Dinge des Lebens sind wir nicht ein objektiv erfaßbares Ganzes, das für alle gleich ist, so daß jeder nur davon Kenntnis zu nehmen braucht wie von einem Lastenheft oder einem Testament; als soziale Person sind wir eine geistige Schöpfung der anderen. Selbst der so einfache, »jemanden sehen, den wir kennen« genannte Vorgang bedeutet zum Teil eine geistige Aktivität. Wir statten die physische Erscheinung des Menschen, den wir sehen, mit all den Vorstellungen aus, die wir von ihm haben,

und in dem Gesamtbild, das wir uns machen, spielen diese Vorstellungen sicherlich die Hauptrolle. Sie füllen schließlich so vollkommen die Wangen aus, sie halten sich so eng an die Linie der Nase, sie verstehen es so gut, dem Klang der Stimme eine Nuance zu geben, als ob sie nur eine durchsichtige Hülle wäre, daß es jedesmal, wenn wir dieses Gesicht sehen und diese Stimme hören, eben jene Vorstellungen sind, die wir wiederfinden und auf die wir horchen. Zweifellos hatte meine Familie in dem Swann, den sie sich selbst zurechtgemacht hatte, aus Unwissenheit eine Fülle von Besonderheiten seines mondänen Lebens ausgelassen, die gleichwohl der Grund waren, daß andere Personen, wenn sie mit ihm zusammen waren, die feine Eleganz in seinem Gesicht walten und an seiner gebogenen Nase wie an einer natürlichen Grenze enden sahen; dafür aber hatte sie wiederum in dieses von seinem gesellschaftlichen Prestige entkleidete und dadurch leere und geräumige Gesicht, auf den Grund dieser von ihr verkannten Augen den weich verschwimmenden Niederschlag – halb Erinnerung, halb Vergessen – an die Stunden der Muße legen können, die wir zusammen nach unserem allwöchentlichen gemeinsamen Abendessen, am Spieltisch oder im Garten, während unserer guten Nachbarschaft auf dem Lande verbracht hatten. Die leibliche Hülle unseres Freundes war sowohl hiervon als auch von einigen Erinnerungen an seine Eltern so gut ausgefüllt, daß dieser Swann ein lebendiges, ganzes Geschöpf geworden war und daß ich das Gefühl habe, die eine Person zu verlassen, um zu einer deutlich davon unterschiedenen anderen zu gehen, wenn ich in meinem Gedächtnis von dem Swann, den ich später genau kennengelernt habe, zu jenem ersten Swann zurückkehre – jenem ersten Swann, in dem ich die reizvollen Irrtümer meiner Jugend wiederfinde und der übrigens dem anderen weniger ähnlich sieht als den Personen, die ich zur selben Zeit kannte, als wenn es mit unserem Leben so wäre wie mit einem Museum, wo alle Porträts aus der gleichen Epoche eine gewisse Fami-

lienähnlichkeit aufweisen, einen gleichen Grundton – jenem ersten Swann, den eine Atmosphäre von Muße und ein zarter Duft nach dem alten Kastanienbaum, nach den Himbeerkörben und einem Stengelchen Estragon umweht.

Jedoch eines Tages, als meine Großmutter, um eine Gefälligkeit zu erbitten, zu einer Dame gegangen war, die sie vom Sacré-Cœur[1] her kannte (und mit der sie trotz beiderseitiger Sympathie aufgrund unserer Auffassung der Kasten nicht hatte in Verbindung bleiben wollen), zu der Marquise von Villeparisis aus dem berühmten Hause Bouillon[2] , hatte diese zu ihr gesagt: »Ich glaube, Sie sind gut bekannt mit Monsieur Swann, der mit meinen Neffen des Laumes sehr befreundet ist.« Als meine Großmutter von ihrem Besuch zurückkam, war sie begeistert von dem Haus, von dem aus man in lauter Gärten sah und in dem Madame de Villeparisis ihr eine Wohnung zu mieten empfahl, und auch von einem Westennäher und seiner Tochter, die sie in ihrer Werkstatt dort auf dem Hof aufgesucht und gebeten hatte, einen Stich an ihrem Rock zu nähen, von dem sie sich auf der Treppe den Saum abgetreten hatte. Meine Großmutter fand diese Leute vollendet in ihrer Art; sie erklärte, die Kleine sei eine Perle und der Westennäher der vornehmste, der reizendste Mensch, den sie je gesehen habe; Vornehmheit war nämlich für sie ganz unabhängig von der sozialen Stellung. Sie war außer sich vor Entzükken über eine Antwort, die ihr der Westennäher gegeben hatte, und sagte zu Mama: »Die Sévigné hätte es nicht besser sagen können!«, dafür aber von einem Neffen von Madame de Villeparisis, den sie bei ihr getroffen hatte: »Weißt du, mein Kind, ich fand ihn gewöhnlich!«[3]

Nun hatte jedoch die Äußerung über Swann nicht zur Folge, diesen in den Augen meiner Großtante zu heben, sondern Madame de Villeparisis bei ihr herabzusetzen. Offenbar legte die hohe Meinung, die wir im guten Glauben an die Worte meiner Großmutter von Madame de Villeparisis hegten, der Dame die Verpflichtung auf, nichts zu tun, was sie dieser

Meinung weniger würdig machte; gegen diese Verpflichtung aber hatte sie damit verstoßen, daß sie von Swanns Existenz Notiz nahm und es duldete, daß Leute, die mit ihr verwandt waren, mit ihm verkehren. »Wie? Sie kennt Swann? Und du hast behauptet, sie sei eine Kusine des Marschalls Mac-Mahon[1] !« Die Vorstellung, die meine Familie von Swanns Umgang hatte, schien sich in ihren Augen zu bestätigen, als er eine Frau aus der schlechtesten Gesellschaft, fast eine Kokotte, heiratete, die er übrigens niemals bei uns einzuführen versuchte – vielmehr kam er weiter allein, wenn auch immer seltener –, nach der meine Familie aber das ihr unbekannte Milieu, in dem er sich gewöhnlich aufhielt, meinte beurteilen zu können, da sie annahm, er habe sie sich von dorther mitgebracht.

Eines Tages aber las mein Großvater in einer Zeitung, daß Monsieur Swann einer der regelmäßigen Gäste bei den Sonntagsdéjeuners des Herzogs von X … sei, dessen Vater und Onkel die herausragendsten Staatsmänner unter Louis-Philippe gewesen waren. Nun interessierte sich mein Großvater lebhaft für alle Einzelheiten, die ihm dazu verhelfen konnten, sich das Privatleben von Männern wie Molé, dem Herzog Pasquier oder dem Herzog von Broglie[2] vorzustellen. Er war glücklich, als er erfuhr, daß Swann mit Leuten verkehrte, die offenbar mit ihnen Umgang gehabt hatten. Meine Großtante legte dagegen diese Neuigkeit in einem für Swann ungünstigen Sinne aus: Jemand, der seinen Umgang außerhalb der Kaste suchte, in der er geboren war, außerhalb seiner sozialen »Klasse«, deklassierte sich in ihren Augen auf eine bedauerliche Art. Es schien ihr, daß man dadurch mit einem Schlag auf die Früchte all der schönen Beziehungen zu respektablen Leuten verzichtete, die vorsorgende Familien für ihre Kinder in ehrenwerter Weise unterhalten und gehortet hatten (meine Großtante selbst hatte alle Beziehungen zu dem Sohn eines uns befreundeten Notars abgebrochen, weil er eine »Durchlaucht« geheiratet hatte und damit von dem achtbaren Range

eines Notarssohnes zu dem eines dieser Abenteurer, ehemaligen Kammerdiener oder Stallburschen hinabgestiegen war, für die, wie behauptet wird, manchmal Königinnen eine Schwäche hatten). Sie tadelte den Vorsatz meines Großvaters, Swann am folgenden Abend, wo er zum Essen kommen würde, nach diesen seinen Freundschaften, denen wir auf die Spur gekommen waren, zu fragen. Auf der anderen Seite erklärten die beiden Schwestern meiner Großmutter, alte Jungfern, die wohl ihre vornehme Art, aber nicht ihren Geist hatten, sie begriffen nicht, was für ein Vergnügen mein Großvater daran finden könne, von solchen Nichtigkeiten zu reden. Sie waren beide von dem Streben nach höheren Dingen beseelt und daher unfähig, sich für irgend so etwas wie Klatsch zu erwärmen – und wäre er selbst von historischem Interesse – oder überhaupt für etwas, was sich nicht unmittelbar auf einen ästhetisch oder ethisch erhabenen Gegenstand bezog. Ihre innere Anteilnahme an allem, was mehr oder weniger mit dem mondänen Leben zusammenhing, war so gering, daß ihr Gehörsinn – als er schließlich seine vorübergehende Entbehrlichkeit begriffen hatte, sobald nämlich bei Tisch die Unterhaltung in einen frivolen oder auch nur banalen Ton verfiel, ohne daß es den beiden alten Damen gelungen wäre, sie wieder auf Gegenstände zu lenken, die ihnen am Herzen lagen – seine Aufnahmeorgane abstellte und sie geradezu einer beginnenden Atrophie überließ. Wenn dann mein Großvater aus irgendeinem Grund die Aufmerksamkeit der beiden Schwestern auf sich lenken wollte, so mußte er zu jener Art von physischen Signalen Zuflucht nehmen, wie Irrenärzte sie bei gewissen Fällen krankhafter Geistesabwesenheit anwenden: mehrmaliges Anschlagen eines Glases mit einer Messerklinge unter gleichzeitigem schroffem Anruf durch Stimme und Blick, Gewaltmittel, die diese Psychiater auch oft in ihren Verkehr mit gesunden Menschen übernehmen, entweder aus professioneller Gewohnheit oder weil sie alle Menschen für ein wenig verrückt halten.

Mehr interessierte sie, als am Vorabend des Tages, wo Swann zum Essen kommen sollte und wo er ihnen persönlich eine Kiste Asti geschickt hatte, meine Tante mit einer Nummer des *Figaro* erschien, in der unter einem Bild aus einer Corot-Ausstellung die Worte standen: »Aus der Sammlung von Monsieur Charles Swann«, und sagte: »Habt ihr denn schon gesehen, daß Swann im *Figaro* steht?« »Aber ich habe euch ja schon immer gesagt, daß er viel Geschmack hat«, warf meine Großmutter ein. »Natürlich du, sowie es gilt, anderer Meinung zu sein als *wir*«, antwortete meine Großtante, die wußte, daß meine Großmutter niemals derselben Ansicht war wie sie; da sie aber nicht ganz sicher war, daß wir immer ihr recht gäben, wollte sie uns ein pauschales Verdammungsurteil über die Meinungen meiner Großmutter entreißen und versuchte uns zu zwingen, daß wir uns gegen diese Meinungen mit den ihren solidarisierten. Doch wir verhielten uns schweigend. Als die Schwestern meiner Großmutter die Absicht bekundeten, Swann auf diesen Hinweis im *Figaro* anzusprechen, riet meine Großtante ihnen davon ab. Wann immer andere einen noch so kleinen Vorteil ihr vorauszuhaben schienen, redete sie sich ein, daß es kein Vorteil, sondern ein Mangel sei, und bedauerte sie, um sie nicht beneiden zu müssen. »Ich glaube nicht, daß ihr ihm damit einen Gefallen tätet; ich weiß jedenfalls, daß es mir sehr unangenehm wäre, meinen Namen so öffentlich in der Zeitung zu sehen, und es würde mir gar nicht schmeicheln, wenn man es mir gegenüber erwähnte.« Im übrigen gab sie sich keine besondere Mühe, die Schwestern meiner Großmutter zu überzeugen; denn diese trieben aus Angst, gewöhnlich zu wirken, die Kunst, unter erfindungsreichen Umschreibungen eine persönliche Anspielung zu verbergen, so weit, daß sie oft sogar an demjenigen, auf den sie gemünzt war, unbemerkt vorüberging. Meine Mutter aber war einzig bemüht, meinen Vater dazu zu bringen, mit Swann, wenn auch nicht von seiner Frau, so doch von seiner Tochter zu sprechen, die er vergötterte und um derent-

willen er, wie man sagte, schließlich diese Ehe eingegangen war. »Du brauchst ja nur ein Wort zu ihm zu sagen, ihn zu fragen, wie es ihr geht. Es muß doch so schrecklich für ihn sein.« Doch mein Vater wurde böse: »Nicht doch! Was für eine absurde Idee! Das wäre ja lächerlich.«

Der einzige unter uns, für den Swanns Kommen ein Gegenstand schmerzvoller Sorge war, war ich. Denn an den Abenden, wo Gäste oder selbst nur Monsieur Swann da waren, kam Mama nicht in mein Zimmer herauf. Ich aß vor den anderen und setzte mich dann an den Tisch bis acht Uhr, wo ich mich zurückzuziehen hatte; den kostbaren und zerbrechlichen Kuß, den Mama mir gewöhnlich im Augenblick des Einschlafens in meinem Bett anvertraute, mußte ich nun vorsichtig vom Eßzimmer bis in mein Zimmer tragen und während der ganzen Zeit des Auskleidens bewahren, ohne daß seine Süße verlorenging oder seine Wunderkraft, die nur wie ein Hauch war, zerstob und sich verflüchtigte; und gerade an diesen Abenden, wo ich ihn mit besonderer Behutsamkeit hätte empfangen sollen, mußte ich ihn mir nehmen, ihn brüsk, vor aller Augen, rauben, ohne daß ich die nötige Zeit und Freiheit des Geistes gehabt hätte, meine Aufmerksamkeit auf mein Tun zu konzentrieren wie gewisse von einer Manie besessene Personen, die sich bemühen, wenn sie eine Tür schließen, an nichts anderes zu denken, um, wenn wieder die krankhafte Ungewißheit über sie kommt, ihr triumphierend die Erinnerung an den Augenblick, wo sie sie geschlossen haben, entgegensetzen zu können. Wir waren alle im Garten, als die zwei zögernden Schläge des Glöckchens ertönten. Man wußte, daß es Swann war; trotzdem sah alles sich fragend an, und meine Großmutter wurde auf Erkundung geschickt. »Denkt daran, ihm in verständlicher Weise für seinen Wein zu danken, ihr wißt, er ist köstlich, und die Kiste riesengroß«, empfahl mein Großvater seinen beiden Schwägerinnen. »Fangt nicht an zu tuscheln«, sagte meine Großtante. »Es ist wirklich reizend, wenn man in ein Haus kommt, wo jeder dem anderen leise

etwas zu sagen hat.« »Ah! Da ist Monsieur Swann! Wir wollen ihn fragen, ob er meint, daß es morgen schönes Wetter gibt«, sagte mein Vater. Meine Mutter glaubte, ein Wort von ihr könne all den Kummer auslöschen, den unsere Familie Swann seit seiner Heirat vielleicht bereitet hatte. Sie brachte es fertig, ihn auf die Seite zu nehmen. Doch ich folgte ihr; ich konnte mich nicht entschließen, einen Schritt von ihr zu weichen, wenn ich daran dachte, daß ich sie nun bald im Eßzimmer zurücklassen und allein in mein Zimmer hinaufgehen müsse, ohne wie an den anderen Abenden den Trost zu haben, daß sie käme, um mir einen Kuß zu geben. »Monsieur Swann«, sagte sie zu ihm, »erzählen Sie mir doch etwas von Ihrer Tochter; sicher versteht sie sich auch schon auf schöne Sachen, wie ihr Papa.« »So kommt doch und setzt euch zu uns auf die Veranda«, sagte mein Großvater, der inzwischen herangetreten war. Meine Mutter mußte abbrechen, doch aus diesem Zwang noch zog sie einen zarten Gedanken mehr, wie die Tyrannei des Reimes gute Dichter zwingt, ihre größten Schönheiten zu finden: »Wir sprechen ein andermal von ihr, wenn wir beide allein sind«, sagte sie halblaut zu Swann. »Für solche Dinge hat nur eine Mutter Verständnis. Ich bin sicher, daß die Mama Ihres Töchterchens auch meiner Meinung wäre.« Wir setzten uns alle um den eisernen Gartentisch. Ich hätte es gern vermieden, an die Stunden der Angst zu denken, die ich heute abend allein in meinem Zimmer verbringen würde, ohne einschlafen zu können; ich versuchte, mich davon zu überzeugen, daß sie ohne Bedeutung wären, da ich sie ja morgen früh vergessen haben würde, und mich mit Vorstellungen zu beschäftigen, die weiter in die Zukunft reichten und mich wie eine Brücke über den nahen Abgrund, der mich so schreckte, hinwegführen sollten. Doch mein Geist, angespannt von meiner fixen Idee und so konvex wie der Blick, den ich auf meine Mutter heftete, gab keinem fremden Eindruck Raum. Die Gedanken drangen zwar in ihn ein, aber nur, nachdem sie zuvor alles Schöne oder auch nur Lustige abgelegt

hatten, das mich hätte rühren oder zerstreuen können. Wie ein Kranker, der bei nur lokaler Betäubung mit vollem Bewußtsein eine Operation erlebt, die man an ihm vornimmt, ohne das geringste zu spüren, konnte ich mir Verse hersagen, die ich liebte, oder die Anstrengungen beobachten, die mein Großvater machte, um mit Swann über den Herzog von Audiffret-Pasquier[1] zu reden, ohne daß jene die geringste Erregung, diese ein Quentchen Heiterkeit in mir hervorgebracht hätten. Es waren dies übrigens fruchtlose Bemühungen. Kaum hatte mein Großvater Swann auf diesen Redner angesprochen, als sich auch schon die eine der Schwestern meiner Großmutter, auf die diese Frage nur den akustischen Eindruck eines tiefen, aber unpassenden Schweigens machte, das zu brechen die Höflichkeit gebot, mit den folgenden Worten an die andere wandte: »Denke dir, Céline, ich habe eine junge schwedische Lehrerin kennengelernt, die mir unglaublich interessante Einzelheiten über das Genossenschaftswesen in den skandinavischen Ländern erzählt hat.[1] Sie muß nächstens einmal zu uns zum Abendessen kommen.« »Ich kann es mir denken!« antwortete ihre Schwester Flora[2] , »aber auch ich habe meine Zeit nicht nutzlos vertan. Ich habe bei Monsieur Vinteuil einen alten Gelehrten getroffen, der Maubant[3] gut kennt und von ihm bis ins kleinste unterrichtet worden ist, wie er eine Rolle einstudiert. Es ist unglaublich interessant. Er ist ein Nachbar von Monsieur Vinteuil, ich wußte gar nichts davon; ein sehr liebenswürdiger Mann.« »Nicht nur Monsieur Vinteuil hat liebenswürdige Nachbarn«, rief Tante Céline mit einer Stimme, die vor Schüchternheit laut und in ihrer Absichtlichkeit unnatürlich klang, während sie auf Swann einen ihrer – wie sie meinte – bedeutungsvollen Blicke warf. Gleichzeitig sah Tante Flora, die diese Wendung mit Recht als Célines Dank für den Asti auffaßte, Swann ebenfalls mit einer Miene an, in der sich Anerkennung und Ironie mischten, sei es einfach, um den Geistesblitz ihrer Schwester noch zu unterstreichen, sei es, daß sie Swann darum beneidete, daß er

ihn inspiriert hatte, oder aber auch, weil sie nicht anders konnte, als sich über ihn lustig zu machen; sie glaubte nämlich, er sei jetzt ins Zentrum des Interesses gerückt. »Ich glaube, es würde uns gelingen, diesen Herrn einmal zu uns zu Tisch zu bitten«, fuhr Flora fort; »wenn man ihn auf Maubant oder die Materna[4] zu sprechen bringt, redet er stundenlang, ohne aufzuhören.« »Das wäre ja wundervoll«, bemerkte mit einem tiefen Seufzer mein Großvater, dem die Natur leider ebenso vollkommen ein leidenschaftliches Interesse für das schwedische Genossenschaftswesen oder Maubants Rollenstudium versagt hatte, wie sie vergessen hatte, den Geist der Schwestern meiner Großmutter mit jenem Körnchen Salz auszustatten, das man selbst hinzufügen muß, um an einer Erzählung aus dem Privatleben von Molé oder dem Grafen von Paris Geschmack zu finden. »Sehen Sie«, sagte Swann zu meinem Großvater, »was ich Ihnen jetzt sagen möchte, hat mehr Beziehung zu Ihrer Frage, als es den Anschein hat, denn unter gewissen Gesichtspunkten haben sich die Dinge gar nicht so ungeheuer verändert. Heute morgen las ich wieder einmal etwas bei Saint-Simon[1] , das Ihnen Spaß gemacht hätte. Es steht in dem Band über seine Mission in Spanien[2] ; er gehört nicht zu den besten, ist kaum mehr als ein Journal, aber eben doch ein wundervoll geschriebenes Journal, was es von vornherein von den tödlich langweiligen Zeitungsnotizen unterscheidet, zu deren Lektüre wir uns jeden Morgen und Abend verpflichtet fühlen.« »Da bin ich anderer Meinung, es gibt Tage, an denen ich sehr gern die Zeitung lese …«, unterbrach ihn Tante Flora, um zu zeigen, daß die Notiz über Swanns Corot im *Figaro* ihr nicht entgangen sei. »Ja, wenn darin von Dingen oder Menschen die Rede ist, die uns am Herzen liegen!« übertrumpfte Tante Céline sie noch. »Gewiß, gewiß«, pflichtete Swann etwas verwundert bei. »Was ich den Zeitungen vorwerfe, ist, daß sie uns alle Tage auf unbedeutende Dinge aufmerksam machen, während wir drei- oder viermal in unserem Leben die Bücher lesen, in denen Wesentliches steht.

In dem Augenblick, wo wir jeden Morgen fieberhaft die Zeitung auseinanderfalten, sollte eine Vertauschung der Dinge stattfinden und in der Zeitung sollten, ich weiß nicht was, die … *Pensées* von Pascal stehen!« (Er hob diesen Titel mit ironischer Emphase hervor, um nicht pedantisch zu erscheinen.) »Und in dem Band mit goldenem Schnitt, den wir alle zehn Jahre nur einmal öffnen«, fügte er hinzu, indem er für die Angelegenheiten der Gesellschaft jene Verachtung bekundete, die gerade manche Weltleute gern zur Schau tragen, »sollten wir lesen, daß die Königin von Griechenland nach Cannes gegangen ist und daß die Fürstin von Léon ein Kostümfest[1] gegeben hat. Dann wäre das richtige Verhältnis wiederhergestellt.« Aber da er gleich darauf bedauerte, wenn auch nur leichthin, von ernsten Dingen geredet zu haben, setzte er in ironischem Ton hinzu: »Eine schöne Unterhaltung führen wir da! Ich weiß nicht, warum wir uns auf solche ›Höhen‹ begeben«, und indem er sich wieder zu meinem Großvater wandte: »Saint-Simon erzählt also, Maulévrier[2] habe die Kühnheit besessen, seinen Söhnen die Hand hinzustrecken. Sie wissen, dieser Maulévrier, von dem er sagt: ›Niemals habe ich in dieser dicken Flasche etwas anderes als üble Laune, Grobheit und alberne Einfälle festgestellt.‹« »Dick oder nicht, ich kenne Flaschen, in denen etwas ganz anderes ist«, fiel Flora lebhaft ein, die Wert darauf legte, sich auch ihrerseits bei Swann bedankt zu haben, denn der Wein war ausdrücklich für beide bestimmt gewesen. Céline fing zu lachen an. Verdutzt fuhr Swann fort: »›Ich weiß nicht, war es Unwissenheit oder eine Falle‹, schreibt Saint-Simon, ›er wollte meinen Kindern die Hand geben. Ich bemerkte es früh genug, um ihn daran zu hindern.‹« Mein Großvater war schon ganz begeistert von der Wendung »Unwissenheit oder eine Falle«, aber Mademoiselle Céline, bei der der Name Saint-Simon – ein Schriftsteller! – eine völlige Anästhesie des Gehörempfindens verhindert hatte, entrüstete sich bereits: »Wie? Das finden Sie auch noch schön? Nun! Da muß ich doch sagen! Aber was soll das über-

haupt bedeuten; ist denn nicht etwa ein Mensch ebensoviel wie der andere? Was tut es denn, ob einer Herzog oder Droschkenkutscher ist, wenn er Geist und Herzensbildung besitzt? Er hatte ja eine schöne Art, seine Kinder zu erziehen, euer Saint-Simon, wenn er sie nicht angehalten hat, allen rechtschaffenen Menschen die Hand zu geben. Ich finde das einfach abscheulich. Und so etwas erzählen Sie auch noch?« Mein armer Großvater, der angesichts dieser fortgesetzten Obstruktion die Unmöglichkeit einsah, Swann zum Erzählen der Geschichten zu bringen, die er so gern gehört hätte, sagte leise zu Mama: »Wie heißt doch der Vers, den ich von dir gehört habe und der mir in solchen Augenblicken immer eine so große Erleichterung verschafft? Ach ja: ›Wie manche Tugend, Herr, machst du uns hassen!‹[1] Ah, wie gut ist das doch gesagt!«

Ich ließ meine Mutter nicht aus den Augen, wußte ich doch, daß ich, wenn erst zu Tisch gegangen war, bestimmt nicht die ganze Zeit beim Abendessen dabeibleiben dürfte und daß Mama, um meinen Vater nicht zu verstimmen, sich von mir vor allen Leuten nicht mehrmals würde küssen lassen, wie sie das in meinem Zimmer tat. Daher nahm ich mir auch vor, bereits im Eßzimmer gleich zu Beginn der Mahlzeit, sobald ich spüren würde, daß der Augenblick näher kam, im voraus aus diesem so kurzen und flüchtigen Kuß alles zu machen, was ich für mich allein daraus machen konnte, mit dem Blick bereits die Stelle der Wange auszuwählen, die ich küssen würde, meinen Geist so darauf vorzubereiten, daß ich nach dieser in Gedanken bereits vollzogenen Einleitung des Kusses den ganzen Augenblick, den Mama mir schenken würde, darauf verwenden könne, ihre Wange an meinen Lippen zu spüren, so wie ein Maler, dem nur kurze Sitzungen gewährt werden, seine Palette richtet und vorweg aus der Erinnerung nach seinen Skizzen alles ausgeführt hat, wofür er notfalls auf die Anwesenheit des Modells verzichten kann. Doch da geschah es, daß, kurz bevor zum Essen geläutet wurde, mein Großva-

ter in unbewußter Grausamkeit sagte: »Der Kleine sieht müde aus, er sollte schlafen gehen. Wir essen übrigens spät heute abend.« Und mein Vater, der nicht so gewissenhaft wie meine Großmutter und meine Mutter auf Vertragstreue hielt, erklärte: »Ja, los, geh schlafen.« Ich wollte Mama einen Kuß geben, aber in diesem Augenblick rief die Glocke zu Tisch. »Nicht doch, laß deine Mutter in Ruhe, ihr habt euch jetzt genug gute Nacht gesagt, dieses Getue ist ja lächerlich. Los, geh jetzt hinauf !« Und ich mußte ohne letzte Wegzehrung fort; jede Stufe der Treppe mußte ich, wie der Volksmund in Frankreich sagt, »à contre-cœur« hinaufsteigen, das heißt, ich stieg in der Gegenrichtung zu meinem Herzen, das zu meiner Mutter zurückkehren wollte, weil sie ihm nicht durch ihren Kuß den Dispens erteilt hatte, mir zu folgen. Diese verhaßte Treppe, die ich immer so niedergeschlagen betrat, strömte einen Geruch von Lack aus, der in gewisser Weise diese spezielle Art von allabendlichem Kummer in sich aufgesogen und fixiert hatte und ihn dadurch für mein Empfinden vielleicht noch quälender machte, da an seiner geruchsverhafteten Gestalt mein Verstand keinen Anteil nehmen konnte. Wenn wir schlafen und einen Zahnschmerz zuerst nur so wahrnehmen, daß wir uns zweihundertmal nacheinander bemühen, ein Mädchen aus dem Wasser zu ziehen oder uns unaufhörlich einen Vers von Molière hersagen, dann bedeutet es eine große Erleichterung, wenn wir aufwachen und unser Verstand die Idee des Zahnschmerzes aus jeder heroischen oder rhythmischen Einkleidung herauslösen kann. Das Gegenteil von dieser Erleichterung erlebte ich, als mein Kummer darüber, daß ich in mein Zimmer hinaufgehen mußte, auf eine unendlich schnellere, fast blitzartige, gleichzeitig hinterhältige und jähe Weise in mich eindrang, nämlich durch das Einatmen – was weit toxischer ist als geistige Aufnahme – des besonderen Lackgeruchs jener Treppe. In meinem Zimmer angekommen, mußte ich alle Ausgänge verschließen, die Fensterläden zumachen, mir selbst das Grab bereiten, indem ich die Bettücher

auseinanderschlug und mich in mein Nachthemd wie in ein Leichentuch hüllte. Bevor ich mich jedoch in der eisernen Bettstatt begrub, die in mein Zimmer hineingeschoben war, weil ich es im Sommer unter den Ripsvorhängen des großen Bettes zu warm hatte, lehnte sich etwas in mir auf, und ich beschloß, es mit der letzten List eines Verurteilten zu versuchen. Ich schrieb an meine Mutter ein paar Worte, in denen ich sie beschwor, zu mir heraufzukommen, es handle sich um etwas sehr Schwerwiegendes, was ich meinem Brief nicht anvertrauen könne. Ich fürchtete einzig, Françoise, die Köchin meiner Tante, die sich um mich zu kümmern hatte, wenn ich in Combray war, würde sich weigern, mein Briefchen zu besorgen. Ich ahnte, daß in ihren Augen das Ansinnen, meiner Mutter eine Botschaft zu überbringen, wenn Gäste da waren, ebenso unmöglich erscheinen mochte wie einem Theaterportier die Idee, einem Schauspieler auf offener Szene einen Brief zu überreichen. Sie verfügte in bezug auf Dinge, die man tun durfte oder nicht tun durfte, über einen gebieterischen, umfassenden, sehr differenzierten und in puncto kaum greifbarer oder ganz müßiger Unterscheidungen völlig kompromißlosen Kodex (er glich hierin jenen uralten Gesetzbüchern, die neben geradezu barbarischen Vorschriften – wie zum Beispiel, daß man die Kinder an der Mutterbrust umbringen solle – mit übertriebenem Zartgefühl verbieten, das Zicklein in der Milch seiner Mutter zu kochen oder von einem Tier die Schenkelsehne zu essen).[1] Nach der plötzlichen Hartnäckigkeit zu urteilen, mit der sie gewisse Aufträge, die wir ihr gaben, einfach nicht ausführen wollte, schien dieser Kodex ein komplexeres gesellschaftliches Gefüge und verfeinertere mondäne Beziehungen vorauszusehen, als Françoise sie in ihrem Umkreis aufgrund ihres dörflichen Dienerinnendaseins kennen konnte; man begriff dann, daß in ihr eine sehr alte, edle und kaum bewußte französische Vergangenheit fortlebte wie in jenen Fabrikstädten, in denen alte Stadtpaläste Zeugnis davon ablegen, daß hier einst ein höfisches Leben herrschte,

und wo Arbeiter der chemischen Industrie inmitten zarter Steinreliefs tätig sind, die das Wunder des heiligen Theophil oder die vier Haimonskinder[1] darstellen. In diesem besonderen Fall bestand der Artikel ihres Gesetzbuches, aufgrund dessen es wenig wahrscheinlich war, daß Françoise außer etwa im Falle einer Feuersbrunst meine Mutter in Anwesenheit von Monsieur Swann wegen einer so unbedeutenden Persönlichkeit, wie ich es war, stören würde, einfach aus der Hochachtung, die sie nicht nur den Eltern – wie auch den Toten, den Geistlichen und den Königen – zollte, sondern auch noch dem Fremden, der das Gastrecht des Hauses genießt, eine Hochachtung, die mich vielleicht in einem Buch gerührt hätte, in ihrem Munde jedoch immer reizte durch den ernsten, ergriffenen Ton, in dem sie sie zu äußern pflegte, ganz besonders aber an jenem Abend, wo der geheiligte Charakter, den dieses Abendessen in ihren Augen besaß, ihre Weigerung zur Folge haben würde, den zeremoniellen Ablauf des Geschehens zu stören. Um aber meine Chancen zu verbessern, schreckte ich vor einer Lüge nicht zurück und sagte ihr, daß nicht etwa ich Mama habe schreiben wollen, sondern daß Mama selbst, als wir uns trennten, mir ans Herz gelegt habe, ihr unbedingt eine Nachricht wegen eines Gegenstandes zu schicken, den zu suchen sie mich gebeten hätte; sie werde sicher sehr böse sein, wenn man ihr meine Botschaft nicht überbrächte. Ich nehme an, daß Françoise mir nicht glaubte, denn wie die Urmenschen, deren Sinne viel schärfer als die unsrigen waren, erkannte sie sofort an für uns nicht wahrnehmbaren Zeichen den eigentlichen Sachverhalt, den wir vor ihr verbergen wollten; fünf Minuten lang schaute sie auf den Umschlag, als könnte eine sorgfältige Prüfung des Papiers und der Anblick der Schrift sie über die Natur des Inhalts unterrichten oder ihr sagen, auf welchen Artikel ihres Kodex sie sich beziehen solle. Dann verschwand sie mit resignierter Miene, die zu besagen schien: »Ist es nicht ein echtes Kreuz für Eltern, ein solches Kind zu haben?« Nach einer Weile kam

sie zurück und sagte mir, sie seien noch beim Eis, es sei ganz ausgeschlossen, daß der Haushofmeister in diesem Augenblick den Brief vor aller Augen übergäbe, aber wenn man dann bei den Mundspülschalen angekommen wäre, würde sich schon ein Mittel finden, ihn Mama zuzustecken.[1] Meine Beängstigung schwand auf der Stelle; jetzt hatte ich nicht mehr wie soeben noch Mama bis morgen früh verlassen, denn meine kleine Botschaft, die sie sicher verärgern würde (erst recht, weil dieses Manöver mich in Swanns Augen lächerlich machen mußte), würde meine unsichtbare und beglückte Gegenwart wenigstens in das gleiche Zimmer tragen, in dem sie sich befand, und ihr etwas von mir ins Ohr flüstern; und dies für mich verbotene, mir feindlich gesinnte Eßzimmer, in dem eben noch sogar das Eis – das Granito – und die Mundspülschalen, da sich Mama ihnen ja fern von mir überließ, mir verderbliche, ja todtraurige Vergnügungen darzustellen schienen, öffnete sich damit für mich wie eine reifgewordene Frucht, die ihre Hülle sprengt, und würde alsbald Mamas Aufmerksamkeit, wenn sie meine Zeilen läse, hervorquellen und bis zu meinem trunkenen Herzen emporsteigen lassen. Jetzt war ich nicht mehr von ihr getrennt; die Schranken waren gefallen, zwischen uns spann sich ein zarter Faden. Und das war noch nicht alles: Mama würde sicherlich bald kommen!

Ich stellte mir vor[1] , daß die Seelenangst, die ich eben ausgestanden hatte, Swann, hätte er meinen Brief gelesen und seinen Zweck erraten, völlig gleichgültig gelassen hätte; tatsächlich aber hatte, wie ich später erfuhr, eine ähnliche Seelenangst die Qual langer Jahre seines Lebens ausgemacht, und vielleicht hätte mich niemand besser verstehen können als er; nur war ihm diese Angst, zu wissen, daß das Wesen, das man liebt, Vergnügungen nachgeht, an denen man nicht teilhaben kann, an Orten, zu denen man keinen Zutritt hat, durch die Liebe vertraut geworden, die Liebe, für die diese Angst eigentlich erschaffen ist und von der sie auch späterhin aus-

schließlich und bis ins feinste ausgebildet wird; wenn sie aber, wie in meinem Fall, vor jener Zeit auftaucht, wo die Liebe in unserem Leben eine Rolle zu spielen beginnt, schwebt sie so lange, unbestimmt und frei, noch ohne festes Objekt, in uns umher und heftet sich von einem Tage zum anderen abwechselnd einmal an dies oder jenes Gefühl, an die kindliche Liebe, an die Freundschaft für einen Schulkameraden. Und auch die Freude, die meine erste Erfahrung auf diesem Gebiet begleitete, als nämlich Françoise zurückkam und mir sagte, der Brief würde abgegeben, war Swann durchaus vertraut, jene trügerische Freude, die wir irgendeinem Freund oder Anverwandten der geliebten Frau verdanken, wenn er uns bei seiner Ankunft vor einem Palais oder Theater, in dem sie sich zu einem Ball, einer Redoute, einer Premiere eingefunden hat, draußen umherirren und verzweiflungsvoll auf eine Gelegenheit warten sieht, mit ihr in Verbindung zu kommen. Er erkennt uns, spricht uns freundlich an und fragt, was wir denn da machen. Und wenn wir dann rasch erfinden, wir müßten seiner Verwandten oder Bekannten etwas Dringendes sagen, versichert er uns, nichts sei einfacher als das, läßt uns in die Halle treten und verspricht, sie uns in fünf Minuten zu schicken. Wie lieben wir ihn dann – wie ich in diesem Augenblick Françoise liebte –, diesen wohlmeinenden Mittler, der uns das unbegreifliche, höllische Fest erträglich, menschlich und beinahe glückverheißend erscheinen läßt, von dem wir bisher annahmen, daß sein feindlicher, verderblicher und dennoch köstlicher Wirbel die, die wir lieben, mitreißen und uns zu ihrem Gespött machen würde. Wenn wir dann bedenken, daß dieser Verwandte, der uns angesprochen hat, einer der Eingeweihten jener düsteren Mysterien ist, scheint es, daß eigentlich auch die übrigen Festteilnehmer nichts sehr Dämonisches an sich haben können. Jene für uns unzugänglichen und quälenden Stunden, in denen sie, die wir lieben, sich unbekannten Vergnügungen hingeben wollte, werden nun mit einem Male durch eine unvorhergesehene Bresche erreichbar für uns; jetzt

ist es so, daß einer der Augenblicke, aus denen sie sich zusammengesetzt hätten, ein ebenso wirklicher Augenblick wie die anderen – vielleicht sogar wichtiger für uns, weil unsere Geliebte ganz besonders viel damit zu schaffen hat –, für uns vorstellbar wird, uns gehört, wir selbst treten darin auf, wir haben ihn beinahe ganz persönlich herbeigeführt: es ist der Augenblick, da man ihr sagen wird, wir seien da und warteten unten auf sie. Zweifellos konnten die anderen Augenblicke des Festes ihrer Substanz nach nicht vollkommen anders sein als dieser, hatten wahrscheinlich nichts Köstlicheres, worunter wir so sehr hätten leiden müssen, da ja der wohlmeinende Freund uns gesagt hat: »Sie kommt sicher schrecklich gern! Es wird ihr viel mehr Vergnügen machen, hier mit Ihnen zu plaudern als sich da oben zu langweilen.« Ach! Swann freilich hatte es auch erlebt: die guten Absichten eines Dritten vermögen nichts über eine Frau, die verstimmt darüber ist, daß sie sogar noch beim Fest von jemand verfolgt wird, den sie nicht liebt. Oft kehrt der Freund allein zurück.

Meine Mutter kam nicht, und ohne Schonung für meine Eigenliebe (um derentwillen ich auf die Aufrechterhaltung der von mir geschaffenen Legende, sie habe mich um das Ergebnis irgendwelchen Nachforschens gebeten, den größten Wert legen mußte) ließ sie mir durch Françoise sagen: »Es ist nichts auszurichten«, Worte, die ich seither so oft von Portiers irgendwelcher »Palasthotels« oder Türstehern vor Spielhöllen dieser oder jener armen Person gegenüber wiederholen hörte, die verwundert ausrief: »Wie? er hat nichts gesagt? Aber das ist unmöglich! Sie haben den Brief doch auch richtig abgegeben? Gut, ich warte noch etwas.« Und – ebenso wie sie dann unweigerlich versichert, daß sie die zusätzliche Gasflamme, die der Portier für sie anzünden will, gar nicht braucht, und dort stehenbleibt, während sie den Meinungsaustausch über das Wetter mitanhört, den der Portier mit einem Lakaien pflegt, bis er ihn dann plötzlich, wenn er bemerkt, wie spät es ist, fortschickt, um das Getränk eines Gastes in Eis zu kühlen

– so ließ auch ich Françoise, nachdem ich ihr Angebot, mir einen Pfefferminztee zu machen oder bei mir zu bleiben, abgelehnt hatte, in ihre Anrichte zurückkehren, legte mich hin und schloß die Augen, wobei ich versuchte, die Stimmen meiner Eltern nicht zu hören, die den Kaffee draußen im Garten nahmen. Nach ein paar Sekunden merkte ich jedoch, daß ich, als ich jenes Briefchen an Mama schrieb, als ich auf die Gefahr hin, sie zu erzürnen, mich so dicht an sie heranwagte und den Augenblick, da ich sie wiedersehen würde, schon ganz nahe glaubte, mir die Möglichkeit verbaut hatte, einzuschlafen, ohne sie wiederzusehen; die Schläge meines Herzens wurden von Minute zu Minute schmerzhafter, denn ich steigerte meine Aufregung noch dadurch, daß ich mich zu einer Ruhe ermahnte, die der Hinnahme meines trüben Geschicks gleichkam. Plötzlich aber fiel alle Beängstigung von mir ab, und ein Glücksgefühl überkam mich, wie wenn ein starkes Medikament zu wirken beginnt und der Schmerz uns mit einem Male verläßt: Ich hatte den Entschluß gefaßt, ich wolle nicht länger versuchen einzuschlafen, ohne Mama wiedergesehen zu haben, sondern sie um jeden Preis küssen, und sei es auch mit dem sicheren Bewußtsein, daß sie nachher lange auf mich böse sein werde; und zwar wollte ich es tun, wenn sie selbst schlafen ging. Die Ruhe, die über mich kam, nachdem meine Ängste sich gelegt hatten, versetzte mich in einen Zustand außerordentlicher Gehobenheit, dazu kam die ungeduldige, bange Erwartung der Gefahr. Ich öffnete lautlos das Fenster und setzte mich an das Fußende meines Bettes; ich machte fast keine Bewegung, damit man mich unten nicht hörte. Auch draußen schienen die Dinge in stummem Harren wie gebannt zu stehen, um nicht den Mondschein zu stören, der alle Einzelheiten vergrößerte und entrückte, indem er vor ihnen ihren Schatten ausbreitete, der dichter und massiver als sie selbst war und dadurch die Landschaft gleichzeitig flacher und weiter erscheinen ließ, wie einen Plan, der, vorher zusammengelegt, nun entfaltet wird. Was sich rühren mußte,

rührte sich, so das Laub des Kastanienbaums. Doch sein bis ins einzelne gehendes, alles erfassendes, bis in die letzten Nuancen und Feinheiten durchgeführtes Erschauern teilte sich den anderen Dingen nicht mit, ging darin nicht auf, sondern blieb auf sich beschränkt. Aufgesetzt auf dieses Schweigen, das nichts davon absorbierte, waren auch die fernsten Geräusche, die offenbar aus den Gärten am anderen Ende der Stadt herüberkamen, mit einem solchen »Schliff« zu hören, daß sie die Wirkung des Entferntseins nur ihrem Pianissimo zu verdanken schienen, wie jene Motive »con sordino«, die vom Orchester des Conservatoire so vorzüglich ausgeführt werden, daß man sie, obwohl man beim Zuhören keinen Ton davon verliert, weit von dem Konzertsaal entfernt glaubt, und daß alle alten Abonnenten – auch die Schwestern meiner Großmutter, wenn Swann ihnen seine Plätze geschenkt hatte – lauschten, als horchten sie auf das ferne Schreiten eines anrückenden Heeres, das noch nicht um die Ecke der Rue de Trévise gekommen war.[1]

Ich war mir bewußt, daß meine selbstgeschaffene Lage mehr als irgendeine andere dazu angetan war, mir von seiten meiner Eltern die schwerwiegendsten Folgen zuzuziehen, schwerer tatsächlich, als ein Fremder vermuten könnte, Folgen, von denen er meinen würde, nur wirklich schändliche Verfehlungen könnten die Ursache davon sein. Doch in meiner Erziehung war die Rangordnung der Vergehen nicht die gleiche wie in der Erziehung anderer Kinder; man hatte mich vielmehr daran gewöhnt, mehr als alle anderen (zweifellos, weil es keine gab, vor denen ich sorgfältiger gehütet werden mußte) diejenigen zu gewichten, bei denen ich jetzt als das allen Gemeinsame feststellen kann, daß man sie aufgrund eines nervösen Impulses begeht. Damals aber wurde diese Bezeichnung nicht verwendet, man erwähnte diese Ursache nicht, weil ich dadurch vielleicht auf den Gedanken hätte kommen können, es sei verzeihlich, daß ich in sie verfiele, oder sogar unmöglich, ihnen auszuweichen. Doch ich kannte

sie deutlich heraus an der Angst, die ihnen voranging, sowie an der Härte der darauffolgenden Strafe; und ich wußte genau, daß mein jetziger Verstoß zur gleichen Familie gehörte wie andere, für die ich streng bestraft worden war, nur unendlich schwerer wog. Wenn ich mich jetzt meiner Mutter in den Weg stellte, in dem Augenblick, wo sie heraufkam, um schlafen zu gehen, und wenn sie sähe, daß ich aufgeblieben war, um ihr auf dem Flur noch einmal gute Nacht zu sagen, dann würde man mich nicht mehr im Hause behalten, man würde mich gleich am nächsten Tag ins Internat stecken, das stand fest. Und wenn schon! Wenn ich auch fünf Minuten darauf aus dem Fenster springen müßte, selbst das wäre mir noch lieber. Was ich jetzt wollte, das war Mama, war, ihr gute Nacht zu sagen; ich war auf dem Weg der Erfüllung dieses Wunsches schon zu weit gegangen, um noch zurück zu können.

Ich hörte den Schritt meiner Eltern, die Swann hinausbegleiteten; als die Schelle an der Tür mir angezeigt hatte, daß er fort war, trat ich ans Fenster. Mama fragte meinen Vater, ob er die Languste gut gefunden und ob Monsieur Swann vom Mokka- und Pistazieneis ein zweites Mal genommen habe. »Ich fand es ziemlich mäßig«, sagte meine Mutter, »ich glaube, nächstes Mal versuchen wir es mit einem anderen Geschmack.« »Ich kann gar nicht sagen«, warf meine Großtante ein, »wie verändert ich Swann jetzt finde. Er sieht so alt aus!« Meine Großtante hatte sich derart daran gewöhnt, in Swann immer den gleichen Jüngling zu sehen, daß sie jedesmal staunte, ihn weniger jung zu finden, als sie ihn sich auch weiterhin vorgestellt hatte. Meine Eltern jedoch fingen an, ihn alt zu finden, alt auf jene abnorme, übermäßige, schimpfliche und doch verdiente Art, wie es Junggesellen sind oder alle diejenigen, für die offenbar der lange Tag, für den es kein Morgen gibt, länger ist als für die anderen, weil er für sie leer ist und weil sich darin von früh an die Stunden summieren, ohne dann unter Kinder aufgeteilt zu werden. »Ich glaube, er hat viel Sorgen mit seiner unmöglichen Frau; in Combray

weiß jeder, daß sie es mit einem gewissen Monsieur de Charlus treibt. Die ganze Stadt spricht davon.« Meine Mutter warf ein, daß er immerhin in der letzten Zeit viel weniger traurig ausgesehen habe. »Er macht jetzt auch viel seltener die Geste, die sein Vater schon an sich hatte, nämlich die Augen zu reiben und sich mit der Hand über die Stirn zu fahren. Ich glaube, im Grunde liebt er die Frau nicht mehr.« »Aber natürlich liebt er sie nicht mehr«, bemerkte mein Großvater. »Vor langem schon hat er mir einen in dieser Hinsicht sehr deutlichen Brief geschrieben; ich habe mich gehütet, darauf einzugehen, aber er läßt keinen Zweifel über seine Gefühle seiner Frau gegenüber. Da seht mal! Jetzt habt ihr ihm doch nicht für den Asti gedankt«, setzte mein Großvater, zu seinen beiden Schwägerinnen gewendet, hinzu. »Was denn? Wir hätten ihm nicht gedankt? Unter uns gesagt, glaube ich sogar, daß ich es ihm auf besonders zartfühlende Weise zu verstehen gegeben habe«, antwortete Tante Flora. »Ja, du hast es ausgezeichnet gemacht, ich habe dich bewundert«, pflichtete Tante Céline ihr bei. »Aber du hast auch etwas sehr Hübsches gesagt.« »Ja, ich war auch ganz stolz auf die Bemerkung über die liebenswürdigen Nachbarn.« »Wie? Das nennt ihr euch bedanken!« rief mein Großvater. »Ich habe das natürlich auch gehört, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich gemerkt habe, daß Swann damit gemeint war. Ihr könnt sicher sein, daß er es auch nicht verstanden hat.« »Aber geh, Swann ist doch nicht dumm, ich bin sicher, er hat es zu schätzen gewußt. Ich konnte ja schließlich nicht die Zahl der Flaschen und den Preis erwähnen!« Mein Vater und meine Mutter blieben allein zurück und setzten sich einen Augenblick; dann sagte mein Vater: »Was meinst du, wenn es dir recht ist, gehen wir jetzt schlafen.« »Wenn du willst, mein Lieber, obwohl ich sagen muß, ich bin noch gar nicht müde; es kann doch nicht dieses so harmlose Mokkaeis sein, das mich derart wachhält; aber ich sehe, es ist noch Licht in der Anrichte, wenn die arme Françoise schon aufgeblieben ist, dann will ich sie doch bit-

ten, mir das Mieder aufzuhaken, während du dich ausziehst.« Und meine Mutter öffnete die Gittertür des Vorraums, der zur Treppe führte. Gleich darauf hörte ich sie heraufkommen, um ihr Fenster zu schließen. Lautlos glitt ich auf den Flur hinaus; mein Herz schlug so heftig, daß ich kaum gehen konnte, doch wenigstens schlug es nicht mehr vor Angst, sondern vor Aufregung und vor Freude. Im Treppenhaus sah ich den Lichtschein, den die Kerze meiner Mutter warf. Dann sah ich sie selbst und stürzte hervor. In der ersten Sekunde sah sie mich starr vor Staunen an, offenbar begriff sie nicht, um was es sich handelte. Dann nahm ihr Gesicht einen Ausdruck des Zorns an, sie sagte kein Wort, und tatsächlich war es schon wegen viel geringfügigerer Dinge vorgekommen, daß meine Eltern tagelang nicht mehr mit mir gesprochen hatten. Wenn Mama ein Wort zu mir gesagt hätte, so hätte das bedeutet, daß sie auch weiterhin mit mir reden würde, und vielleicht wäre es sogar noch schrecklicher gewesen als ein Zeichen dafür, daß angesichts der Schwere der drohenden Bestrafung Schweigen und offener Bruch kindische Maßnahmen gewesen wären. Ein Wort, das hätte jener äußeren Ruhe entsprochen, mit der man einem Dienstboten antwortet, dessen Entlassung man soeben beschlossen hat; oder dem Kuß, den man einem Sohn gibt, den man gehen und sich freiwillig beim Militär melden läßt, was man ihm verboten hätte, wäre es mit einem zweitägigen Zerwürfnis abzutun gewesen. Sie aber hörte meinen Vater aus dem Ankleidekabinett heraufkommen, wo er sich ausgezogen hatte, und um die Szene zu vermeiden, die er bei meinem Anblick machen würde, sagte sie mit zornbebender Stimme: »Mach schnell, schnell, daß du fortkommst, damit wenigstens dein Vater dich nicht sieht, wie du hier stehst und wie ein Irrer wartest!« Ich aber wiederholte: »Komm und sag mir gute Nacht«, selbst vor Schreck erstarrt, als der Widerschein der Kerze meines Vaters schon bis zur halben Wandhöhe heraufreichte, zugleich aber auch sein Herannahen als Mittel zur Erpressung benutzend in der Hoffnung, daß Mama, nur damit

mein Vater mich nicht noch vorfände, anstatt sich länger zu weigern, sagen würde: »Geh in dein Zimmer, ich komme gleich.« Zu spät, mein Vater stand bereits da. Ohne es zu wollen, murmelte ich vor mich hin, so daß keiner es hörte: »Ich bin verloren!«

Doch so war es nicht. Meinem Vater kam es nicht darauf an, mir sonst erlaubte Dinge vorzuenthalten, die in den großzügigeren Abkommen, die meine Mutter und meine Großmutter durchgesetzt hatten, ausdrücklich festgelegt waren, denn er gab nichts auf »Prinzipien« und kannte kein »Völkerrecht«. Aus irgendeinem ganz nebensächlichen oder sogar aus überhaupt keinem Grund untersagte er im letzten Augenblick irgendeinen gewohnten und geheiligten Spaziergang, den man mir, ohne meineidig zu werden, nicht entziehen konnte, oder aber sagte wie an diesem Abend erst, lange vor der durch das Ritual angesetzten Zeit: »Los, geh schlafen, und keine Widerrede!« Doch eben weil er keine Grundsätze hatte (jedenfalls nicht in dem Sinne wie meine Großmutter), war er eigentlich auch nicht unnachgiebig. Einen Augenblick lang schaute er mich mit erstaunter und auch ärgerlicher Miene an, dann aber, sobald Mama in ein paar verlegenen Worten erklärt hatte, um was es sich handelte, sagte er: »Aber so geh schon mit ihm, du hast doch eben selbst gesagt, du seiest noch gar nicht müde; bleib ein bißchen bei ihm in seinem Zimmer, ich brauche nichts für mich.« »Aber mein Lieber«, brachte meine Mutter schüchtern hervor, »ob ich müde bin oder nicht, das ändert doch nichts an der Sache selbst, man darf das Kind doch nicht daran gewöhnen …« »Wer spricht denn von gewöhnen«, gab mein Vater achselzuckend zurück, »du siehst ja, der Kleine hat Kummer, er sieht ja ganz verzweifelt aus; wir sind doch keine Unmenschen! Wenn er nachher krank ist, hast du auch nichts davon! Es stehen ja zwei Betten in seinem Zimmer, sage doch Françoise, sie soll dir das große richten, und schlafe bei ihm. Also, gute Nacht, ich bin nicht so nervös wie ihr, ich lege mich jetzt hin.«

Meinem Vater danken kam nicht in Frage; er hätte sich dann über das geärgert, was er als Getue bezeichnete. So blieb ich stehen und rührte mich nicht; noch stand er vor uns mit seiner großen Gestalt in dem weißen Schlafrock und dem rosa und violetten Kaschmirschal, den er sich, seitdem er an Neuralgien litt, um den Kopf zu binden pflegte. Seine Haltung war wie auf dem Stich nach Benozzo Gozzoli, den Swann mir geschenkt hatte, die Haltung Abrahams, als er Sarah sagt, sie solle sich auf Isaaks Seite begeben.[1] Alles das liegt jetzt viele Jahre zurück. Die Wand des Treppenhauses, auf dem ich den Schein seiner Kerze immer näher rücken sah, existiert längst nicht mehr.[2] Auch in mir sind viele Dinge zerstört, von denen ich geglaubt hatte, sie würden ewig währen, und andere sind entstanden, die neue Freuden und Leiden heraufbeschworen haben, von denen ich damals noch nichts wissen konnte, so wie mir heute die damaligen schwer zu begreifen sind. Es ist auch schon lange her, daß mein Vater nicht mehr zu Mama sagen kann: »Geh doch mit dem Kleinen.« Solche Stunden können nie wiederkehren für mich. Doch seit kurzem fange ich an, wenn ich genau hinhöre, sehr wohl das Schluchzen zu vernehmen, das ich vor meinem Vater mit aller Macht unterdrückte und das erst ausbrach, als ich wieder mit meiner Mutter allein war. In Wirklichkeit hat es niemals aufgehört; nur weil das Leben um mich jetzt stiller ist, höre ich es von neuem, wie jene Klosterglocken, die den ganzen Tag über vom Geräusch der Stadt überdeckt werden, so daß man meint, sie schwiegen, und die in der Stille des Abends wieder zu läuten beginnen.[1]

Mama verbrachte jene Nacht in meinem Zimmer; gerade als ich etwas begangen hatte, woraufhin ich glaubte, das Haus verlassen zu müssen, gewährten meine Eltern mir mehr, als ich je von ihnen als Belohnung für eine schöne Tat erlangt hätte. Selbst in Gestalt dieser Gnadenbezeigung behielt das Verhalten meines Vaters mir gegenüber etwas Willkürliches und Unverdientes, was sich daraus erklärte, daß ihm im all-

gemeinen eher die Regel des Zufalls als ein vorgefaßter Plan zugrunde lag. Vielleicht verdiente sogar das, was ich, wenn er mich zu Bett schickte, seine Strenge nannte, diesen Namen weniger als die Entschiedenheit meiner Mutter oder Großmutter, denn seine Natur unterschied sich von der meinen in gewissen Punkten weit mehr als die der beiden, und so hatte er wahrscheinlich bis zu diesem Tage nicht erraten, wie unglücklich ich jeden Abend war, während meine Mutter und meine Großmutter es sehr wohl wußten; sie liebten mich aber genug, um mir das Leiden nicht ersparen zu wollen, sie wollten es mich überwinden lehren, um dadurch meine nervöse Empfindlichkeit zu mindern und meinen Willen zu festigen. Ob aber mein Vater, dessen zärtliche Gefühle für mich ganz anderer Art waren, dazu die Kraft gehabt hätte, weiß ich nicht, er brauchte nur einmal zu begreifen, daß ich Kummer hatte, und schon sagte er zu Mama: »Geh doch und tröste ihn.« Mama blieb diese Nacht in meinem Zimmer, und offenbar wollte sie mir nicht durch irgendwelche Gewissensbisse diese Stunden verderben, die so ganz anders verliefen, als ich hätte erwarten dürfen, denn als Françoise, die merken mußte, daß etwas Ungewöhnliches vorging, da sie Mama an meinem Bett sitzen, meine Hand halten und mich meiner Tränen wegen nicht schelten sah, sie fragte: »Ach Madame, was hat denn der junge Herr, daß er so sehr weint?« antwortete sie: »Er weiß es selbst nicht, Françoise, er ist einfach nervös; richten Sie schnell das große Bett für mich, und dann gehen Sie schlafen.« So wurde zum ersten Mal meine Traurigkeit nicht mehr als etwas Strafbares angesehen, sondern als ein ungewolltes Übel, das man offiziell als einen nervösen Zustand anerkannte, für den ich nicht verantwortlich sei; es wurde mir also die Erleichterung zuteil, daß ich keine Bedenken mehr in die Bitterkeit meiner Tränen zu mischen brauchte, ich konnte weinen, ohne schuldig zu sein.[1] Ich war auch Françoise gegenüber nicht wenig stolz auf diese Wendung im Lauf der Dinge, die mir eine Stunde nach Mamas Weigerung, zu mir herauf-

zukommen, und ihrer kränkenden Antwort, ich solle nur schlafen, die Würde eines Erwachsenen verlieh und mich mit einem Schlag zu etwas wie einer Pubertät des Kummers oder einer Emanzipation der Tränen geführt hatte. Ich hätte glücklich sein müssen; ich war es nicht. Es schien mir, als habe Mama mir ein Zugeständnis gemacht, das ihr schmerzlich sein müßte, als bedeute dies einen ersten Verzicht von ihrer Seite auf die Idealvorstellung, die sie von mir hatte, und als gebe sie, die doch so unverzagt war, sich nun zum erstenmal geschlagen. Es schien mir, daß ich zwar einen Sieg, aber einen Sieg gegen sie errungen hatte und daß es mir nur so, wie es der Krankheit, dem Kummer, dem Alter hätte gelingen können, meinerseits gelungen war, ihren Willen zu beugen, ihre Vernunft zum Nachgeben zu bestimmen, und daß dieser Abend der Beginn einer neuen Ära, ein schmerzliches Datum für alle Zeiten sei. Wenn ich es jetzt noch gewagt hätte, hätte ich zu Mama gesagt: »Nein, ich will nicht, schlafe nicht hier.« Doch ich kannte zu sehr die praktische Weisheit – die realistische Einstellung, würde man heute sagen – meiner Mutter, die bei ihr den glühenden Idealismus meiner Großmutter abmilderte, und wußte, daß sie jetzt, wo der Fehler nun einmal begangen war, es vorzog, mich wenigstens die beruhigende Freude, die sie mir brachte, auskosten zu lassen und meinen Vater nicht zu stören. Gewiß, das schöne Antlitz meiner Mutter strahlte an jenem Abend noch vor Jugend, da sie mich so sanft bei den Händen hielt und meine Tränen aufzuhalten versuchte; doch gerade das, schien mir, hätte nicht sein dürfen; ihr Zürnen wäre weniger traurig für mich gewesen als diese neue Art von Sanftmut, die ich in meiner Kindheit nicht an ihr kannte; es schien mir, als habe ich heimlich mit frevelnder Hand in ihre Seele eine erste Falte eingezeichnet und ein erstes weißes Haar erscheinen lassen. Bei diesem Gedanken brach ich in erneutes Schluchzen aus, und da sah ich, wie Mama, die sich in meiner Gegenwart niemals etwas wie Rührung hatte anmerken lassen, sich plötzlich von meinem Jam-

mer anstecken ließ und sich bemühen mußte, eine Neigung zum Weinen zu unterdrücken. Sie fühlte wohl, daß ich es bemerkt hatte, und sagte lachend zu mir: »Wenn das so weitergeht, wird mein kleiner Goldspatz es noch dahin bringen, daß seine Mama sich so kindisch aufführt wie er. Schau, wenn wir beide noch nicht müde sind, dann wollen wir doch, anstatt zu heulen, lieber etwas Vernünftiges tun; wir könnten doch eins von deinen Büchern vornehmen.« Ich hatte aber keines da. »Meinst du, es würde dich nicht mehr so freuen, wenn ich jetzt schon die Bücher herholte, die deine Großmutter dir zum Namenstag schenken will? Überleg es dir gut: wirst du auch nicht enttäuscht sein, wenn du dann übermorgen nichts mehr bekommst?« Ich war im Gegenteil entzückt, und Mama ging das Paket mit den Büchern holen; durch das sie umhüllende Papier hindurch konnte ich zunächst nur ihr kurzes, breites Format erraten, doch bereits bei der ersten flüchtigen und verhüllten Anschauung, die ich von ihnen bekam, stellten sie den Farbenkasten von Weihnachten und die Seidenraupen vom vorigen Jahr in den Schatten. Es waren *La mare au diable*, *François le Champi*, *La petite Fadette* und die *Maîtres sonneurs*. Meine Großmutter hatte, wie ich später erfuhr, ursprünglich die Gedichte von Musset, einen Band Rousseau und *Indiana* [1] gewählt; denn einerseits hielt sie zwar schlechte Lektüre für ebenso unzuträglich wie Bonbons und Kuchen, glaubte andererseits aber nicht, daß das große Wehen des Genius auf den Geist sogar eines Kindes einen gefährlicheren und weniger belebenden Einfluß habe als frische Luft und kräftiger Wind auf seinen Körper. Mein Vater aber hatte sie fast wie eine Irrsinnige behandelt, als er erfuhr, welche Bücher sie mir zu schenken gedachte, und so war sie noch einmal nach Jouy-le-Vicomte zum Buchhändler gegangen, damit ich auch ganz bestimmt mein Geschenk erhielte (es war ein glutheißer Tag, und sie kam so abgespannt nach Hause, daß der Arzt meiner Mutter gesagt hatte, sie müsse darauf achtgeben, daß sie sich nicht derartig überanstrenge) und war nun

auf die vier idyllischen Romane von George Sand verfallen. »Mein Kind«, sagte sie zu Mama, »ich brächte es nicht über mich, dem Jungen etwas zu schenken, was nicht gut geschrieben ist.«

Tatsächlich ließ sie sich niemals herbei, etwas zu kaufen, woraus man nicht irgendeinen geistigen Gewinn ziehen konnte oder besser noch jene Vorteile, die uns schöne Dinge verschaffen, indem sie uns lehren, unsere Freuden anderswo als nur im Wohlleben und in Äußerlichkeiten zu suchen. Selbst wenn sie in die Lage kam, jemandem ein praktisches Geschenk zu machen, etwa einen Lehnstuhl, Bestecke, einen Spazierstock, so wählte sie sie »alt«, als wenn sie dann durch die lange Zeit, in der sie nicht benutzt worden waren, ihren Nützlichkeitscharakter verloren hätten und dadurch geeigneter seien, uns das Leben der Menschen von früher zu erzählen, als den Bedürfnissen des jetzigen zu dienen. Sie hätte an den Wänden meines Zimmers gern Photographien der schönsten Bauwerke oder Landschaften gesehen. Doch sobald sie solche für mich kaufen wollte, fand sie, wiewohl die dargestellte Sache selbst ihren ästhetischen Wert in sich trug, daß die Gewöhnlichkeit, die bloße Nützlichkeit bei der mechanischen Art der Reproduktion durch Photographie zu sehr die Oberhand bekämen. Sie versuchte es mit kleinen Listen, und wenn es ihr auch nicht gelang, die auf Erwerb abgestellte Banalität völlig auszuschalten, so wollte sie sie doch wenigstens vermindern und sie weitgehend durch etwas ersetzen, was auch noch Kunst war; sie versuchte gleichsam mehrere Schichten von Kunst übereinanderzulagern: anstatt Photographien der Kathedrale von Chartres, der »Grandes Eaux« von Saint-Cloud oder des Vesuvs zu erwerben, erkundigte sie sich bei Swann, ob nicht ein großer Maler sie dargestellt habe, und schenkte mir dann lieber, was den Kunstgehalt um einen Grad erhöhte, Photographien der von Corot gemalten Kathedrale von Chartres, der »Grandes Eaux« von Saint-Cloud von Hubert Robert und von Turners »Vesuv«.[1] War nun der Photo-

graph bei der Wiedergabe des Kunstwerks oder der Naturschönheit selbst ausgeschaltet und durch einen großen Künstler ersetzt worden, so kam er doch bei der Reproduktion der künstlerischen Darstellungen wiederum zu Wort. So schien die Stunde der Trivialität geschlagen zu haben, doch meine Großmutter versuchte noch einmal, sie hinauszuschieben. Sie fragte Swann, ob von dem betreffenden Werk nicht ein Stich existiere, wobei sie auch noch nach Möglichkeit alten Gravüren den Vorzug gab, ganz besonders solchen, die ein über die Sache selbst hinausgehendes Interesse besaßen, zum Beispiel ein Meisterwerk in einem Zustand darstellten, in dem wir es heute nicht mehr betrachten können (wie Leonardos Abendmahl, vor dem Verfall, von Morghen[1]). Ich muß offen gestehen, daß ihre Auffassung von der Kunst des Schenkens im Resultat nicht immer glänzend war. Das Bild, das ich mir von Venedig machte und das ich einer Handzeichnung Tizians[2] verdankte, deren Hintergrund die Lagune vorstellen soll, war weit ungenauer als gewöhnliche Photographien sie mir vermittelt hätten. Bei uns zu Hause konnte man, wenn etwa meine Großtante das Sündenregister meiner Großmutter aufstellen wollte, die Sessel nicht mehr zählen, die sie jungvermählten oder alten Ehepaaren geschenkt hatte und die beim ersten Versuch, sie zu benutzen, unter dem Gewicht eines der Empfänger sogleich zusammengebrochen waren. Meine Großmutter aber hätte es kleinlich gefunden, wenn man sich Gedanken wegen der Haltbarkeit eines Sitzgestells gemacht hätte, auf dem man noch eine Blume, ein Lächeln, einen hübschen Einfall vergangener Zeiten wiederfand. Selbst das, was an diesen alten Möbeln noch einem Gebrauchszweck entsprach, entzückte sie dadurch, daß es das auf eine Art und Weise tat, an die wir nicht mehr gewöhnt sind, wie alte Redewendungen, in denen wir eine Metapher erkennen, die in unserer modernen Sprache durch die Gewohnheit abgenutzt und zum Verschwinden gebracht worden ist. Nun waren aber gerade die idyllischen Romane von George Sand, die sie mir zum Na-

menstag schenkte, wie alte Möbel mit vergessenen und darum wieder bildhaft die Phantasie anregenden Wendungen angefüllt, die man heute nur noch auf dem Land antrifft. Meine Großmutter hatte sie deshalb lieber gekauft als irgendwelche anderen, so wie sie vorzugsweise ein Landhaus gemietet hätte, wo es einen Taubenschlag oder eine jener alten Einrichtungen gibt, die einen günstigen Einfluß auf den Geist ausüben, indem sie ihm nämlich die Sehnsucht einflößen nach unmöglichen Reisen in der Zeit.

Mama setzte sich an mein Bett; sie hatte *François le Champi* [1] gewählt, dasjenige von den Büchern, dem sein rötlicher Einband und sein unverständlicher Titel in meinen Augen von vornherein eine ganz persönliche Note und eine geheimnisvolle Anziehungskraft verliehen. Ich hatte noch keine richtigen Romane gelesen. Ich hatte aber sagen hören, daß George Sand eine typische Romanschriftstellerin sei. Dadurch war ich geneigt, mir unter *François le Champi* etwas Unbeschreibliches und Köstliches vorzustellen. Die Kunstgriffe des Erzählens, durch die die Neugier des Lesers geweckt oder Rührung in ihm hervorgebracht werden sollen, sowie gewisse Wendungen, die Beunruhigung und Melancholie erzeugen und in denen ein einigermaßen bewanderter Leser etwas vielen Romanen Gemeinsames erkennt, schienen mir – da ich ja ein neues Buch nicht als eine Sache unter vielen anderen ähnlichen betrachtete, sondern als eine einzigartige Persönlichkeit, die ihren Daseinsgrund in sich selbst hatte – in unheimlicher Weise direkt von der ganz besonderen Wesenssubstanz von *François le Champi* herzurühren. Unter diesen so alltäglichen Begebenheiten, gewöhnlichen Vorgängen und landläufigen Redensarten spürte ich etwas wie einen fremdartigen Tonfall oder Akzent. Die Handlung setzte ein; sie kam mir um so dunkler vor, als ich in jener Zeit beim Lesen häufig ins Träumen geriet und ganze Seiten lang an etwas anderes dachte. Zu den Lücken, die sich aus dieser Ablenkung meiner Aufmerksamkeit ergaben, kam noch, daß Mama, wenn sie mir

vorlas, alle Liebesszenen überging. So schienen mir alle die merkwürdigen Wandlungen in dem Verhalten der Müllerin und des Kindes, die ihre Erklärung nur im Entstehen und Fortschreiten der Liebe finden, von tiefem Geheimnis umgeben, und ich stellte mir ständig vor, der Grund dafür liege in dem fremden und wohllautenden Namen »Champi«, der auf das Kind, das ihn trug, ohne daß ich hätte sagen können, wieso, etwas von seiner leuchtenden, purpurroten, bezaubernden Tönung übertrug. War meine Mutter auch eine etwas ungetreue Vorleserin, so war sie doch andererseits für Werke, in denen sie den Klang eines wahren Gefühls finden konnte, durch die Ehrfurcht und Schlichtheit ihrer Wiedergabe des Textes und durch die Schönheit und Sanftheit ihres Tons eine bewundernswerte Interpretin. Selbst im Leben, wo es sich nicht um Kunstwerke, sondern um menschliche Wesen handelte, die in ihr Mitgefühl oder Bewunderung weckten, war es rührend zu sehen, mit welcher Rücksichtnahme sie in ihrer Stimme, ihren Gebärden und Äußerungen etwa einen Ausdruck von Heiterkeit vermied, der einer Mutter wehtun konnte, die irgendwann einmal ein Kind verloren hatte, oder eine Anspielung auf ein Fest, einen Jahrestag, die einen Greis an sein hohes Alter hätte erinnern können, jede Erörterung häuslicher Fragen einem jungen Gelehrten gegenüber, den das langweilen würde. Ebenso war sie, wenn sie die Prosa von George Sand vorlas, die immer jene Güte, jene seelische Vornehmheit atmet, die Mama aufgrund von Großmamas Erziehung allen anderen Dingen im Leben voranstellte – erst später sollte sie durch mich einsehen lernen, daß man sie in Büchern nicht ebenfalls über alles andere stellen dürfe –, aufmerksam bedacht darauf, aus ihrer Stimme alle kleinliche Affektiertheit zu verbannen, die das Auffangen des machtvollen Stroms hätte verhindern können; sie legte all die natürliche Zärtlichkeit, die unendliche Sanftheit, die sie verlangten, in diese Sätze hinein, die für ihre Stimme geschrieben schienen und die, wie man sagen könnte, vom Register ihres Empfindungsver-

mögens völlig erfaßt wurden. Um sie im richtigen Ton anzustimmen, fand sie zu jenem herzlichen Klang zurück, der vor ihnen da ist, der ihre Form bestimmt hat, den die Wörter aber nicht angeben; durch ihn dämpfte sie nebenher die Härte in den Zeitformen der Verben und gab dem Imperfekt und dem Perfekt jene sanfte Milde, die auf Güte beruht, die leise Trauer der Zärtlichkeit, und leitete den ausgehenden Satz in den beginnenden in der Weise über, daß sie den Fall der Silben bald beschleunigte, bald verlangsamte, um sie ohne Rücksicht auf ihre natürliche Länge in einen gleichen Rhythmus zu bringen; damit aber hauchte sie dieser so gewöhnlichen Prosa eine Art von unaufhörlich gefühlsbewegtem Leben ein.

Meine Gewissensbisse waren beschwichtigt, ich überließ mich ganz der Süße dieser Nacht, in der ich meine Mutter bei mir hatte. Ich wußte, daß eine solche Nacht nicht wiederkommen konnte, daß mein allergrößter Wunsch auf dieser Welt, nämlich meine Mutter während der traurigen Stunden der Dunkelheit bei mir in meinem Zimmer zu haben, allzusehr den Notwendigkeiten des Lebens und den Wünschen der anderen widersprach, als daß die ihm heute abend gewährte Erfüllung etwas anderes hätte sein können als ein Verstoß gegen die Regel oder beinahe gegen die Natur. Morgen würde ich mich wieder genauso ängstigen, und Mama würde nicht dableiben. Doch wenn meine Ängste verschwunden waren, begriff ich sie nicht mehr; außerdem war morgen abend noch weit; ich sagte mir, daß sich bis dahin noch Rat finden werde, obwohl mir ja ernstlich die Zeit keinen Beistand leisten konnte, da es sich um Dinge handelte, die nicht von meinem Willen abhingen und die einzig der Zwischenraum, der mich noch von ihnen trennte, vermeidbar scheinen ließ.

So kam es[1] , daß ich lange Zeit hindurch, wenn ich nachts aufwachte und an Combray dachte, nur diesen hellen, gleichsam aus undurchdringlicher Dunkelheit herausgeschnittenen Streifen sah, gleich jenen Mauerpartien, die ein bengalisches Feuer oder irgendein elektrischer Scheinwerfer als einzige an einem Gebäude beleuchten, dessen übrige Teile in das Dunkel der Nacht getaucht bleiben: die ziemlich breite Basis bestand aus dem kleinen Salon, dem Eßzimmer, dem Eingang zu dem dunklen Weg, auf dem Swann, der ahnungslose Urheber meiner Kümmernisse, daherkommen würde, dem Vorraum, in dem ich meine Schritte zur ersten Stufe der Treppe lenkte, die für mich so grausam zu ersteigen war und die ganz für sich allein das äußerst schmale Mittelstück dieser unregelmäßigen Pyramide bildete; an der Spitze aber lag mein Schlafzimmer und der kleine Gang mit der Glastür für den Auftritt von Mama; mit einem Wort, es handelte sich nur um die immer zum gleichen Zeitpunkt betrachtete, von allen Dingen der Umgebung losgelöste, für sich allein auf dem dunklen Hintergrund sichtbare, allernotwendigste Dekoration (so wie sie bei alten Theaterstücken für den Gebrauch von Provinzbühnen in der ersten Zeile angegeben wird) für das Drama meines abendlichen Entkleidens; es war, als habe ganz Combray nur aus zwei durch eine schmale Treppe verbundenen Stockwerken bestanden und als sei es dort immer und ewig sieben Uhr abends gewesen. Natürlich hätte ich, danach befragt, erklären können, daß es in Combray noch andere Dinge und andere Stunden gegeben habe. Da aber alles, was ich mir davon hätte ins Gedächtnis rufen können, mir nur durch die willentliche Erinnerung, die Erinnerung des Verstandes gegeben worden wäre und da die auf diese Weise vermittelte Kunde von der Vergangenheit nichts von ihr bewahrt, hätte ich niemals Lust gehabt, an das übrige Combray zu denken. All das war in Wirklichkeit tot für mich.

Tot für immer? Vielleicht.

Der Zufall spielt in diesen Dingen eine große Rolle, und ein zweiter Zufall, nämlich der unseres Todes, erlaubt uns oft kein langes Warten auf die Gunst des ersteren.

Ich finde den keltischen Aberglauben sehr vernünftig, nach dem die Seelen der Lieben, die uns verlassen haben, in irgendein Wesen untergeordneter Art gebannt bleiben, ein Tier, eine Pflanze, ein unbelebtes Ding, tatsächlich verloren für uns bis zu jenem Tag, der für viele niemals kommt, an dem wir zufällig an dem Baum vorbeigehen oder in den Besitz des Dinges gelangen, in dem sie eingeschlossen sind. Dann horchen sie bebend auf, rufen uns an, und sobald wir sie erkennen, ist der Zauber gebrochen. Erlöst durch uns, besiegen sie den Tod und kehren ins Leben zu uns zurück.[1]

Ebenso ist es mit unserer Vergangenheit. Vergebens versuchen wir sie wieder heraufzubeschwören, unser Verstand bemüht sich umsonst. Sie verbirgt sich außerhalb seines Machtbereichs und unerkennbar für ihn in irgendeinem stofflichen Gegenstand (oder der Empfindung, die dieser Gegenstand in uns weckt); in welchem, ahnen wir nicht. Ob wir diesem Gegenstand aber vor unserem Tod begegnen oder nie auf ihn stoßen, hängt einzig vom Zufall ab.

Viele Jahre lang hatte von Combray außer dem, was der Schauplatz und das Drama meines Zubettgehens war, nichts mehr für mich existiert, als meine Mutter an einem Wintertag, an dem ich durchfroren nach Hause kam, mir vorschlug, ich solle entgegen meiner Gewohnheit eine Tasse Tee zu mir nehmen. Ich lehnte erst ab, besann mich dann aber, ich weiß nicht warum, eines anderen. Sie ließ daraufhin eines jener dicklichen, ovalen Sandtörtchen holen, die man »Petites Madeleines«[1] nennt und die aussehen, als habe man als Form dafür die gefächerte Schale einer Jakobs-Muschel benutzt. Gleich darauf führte ich, ohne mir etwas dabei zu denken, doch bedrückt über den trüben Tag und die Aussicht auf ein trauriges Morgen, einen Löffel Tee mit einem aufgeweichten kleinen Stück Madeleine darin an die Lippen. In der Sekunde

nun, da dieser mit den Gebäckkrümeln gemischte Schluck Tee meinen Gaumen berührte, zuckte ich zusammen und war wie gebannt durch etwas Ungewöhnliches, das sich in mir vollzog. Ein unerhörtes Glücksgefühl, das ganz für sich allein bestand und dessen Grund mir unbekannt blieb, hatte mich durchströmt. Es hatte mir mit einem Schlag, wie die Liebe, die Wechselfälle des Lebens gleichgültig werden lassen, seine Katastrophen ungefährlich, seine Kürze imaginär, und es erfüllte mich mit einer köstlichen Essenz; oder vielmehr: diese Essenz war nicht in mir, ich war sie selbst. Ich hatte aufgehört, mich mittelmäßig, zufallsbedingt, sterblich zu fühlen. Woher strömte diese mächtige Freude mir zu? Ich fühlte, daß sie mit dem Geschmack des Tees und des Kuchens in Verbindung stand, daß sie aber weit darüber hinausging und von ganz anderer Wesensart sein mußte. Woher kam sie mir? Was bedeutete sie? Wo konnte ich sie fassen? Ich trinke einen zweiten Schluck und finde nichts anderes darin als im ersten, dann einen dritten, der mir etwas weniger davon schenkt als der vorige. Ich muß aufhören, denn die geheime Kraft des Trankes scheint nachzulassen. Es ist ganz offenbar, daß die Wahrheit, die ich suche, nicht in ihm ist, sondern in mir. Er hat sie dort geweckt, kennt sie aber nicht und kann nur auf unbestimmte Zeit und mit ständig schwindender Stärke seine Aussage wiederholen, die ich gleichwohl nicht zu deuten weiß und die ich wenigstens wieder von neuem aus ihm herausfragen und unverfälscht etwas später zu meiner Verfügung haben möchte, um eine entscheidende Erleuchtung daraus zu schöpfen. Ich stelle die Tasse ab und wende mich meinem Geist zu. Er muß die Wahrheit finden. Doch wie? Eine schwere Ungewißheit tritt ein, so oft der Geist sich von sich selbst überfordert fühlt, wenn er, der Forscher, zugleich das dunkle Land ist, das er erforschen muß und wo sein ganzes Gepäck ihm nichts nützt. Erforschen? Nicht nur das: Erschaffen. Er steht vor einem Etwas, das noch nicht ist, das nur

er wirklich werden lassen und dann in sein eigenes Licht rücken kann.

Und wieder beginne ich, mich zu fragen, was das für ein unbekannter Zustand sein mochte, der keinen logischen Beweis, wohl aber die Evidenz seines Glücks mit sich führte, seiner Wirklichkeit, der gegenüber alle anderen verblaßten. Ich will versuchen, ihn von neuem herbeizuführen. Ich durchlaufe rückwärts im Geiste den Weg bis zu dem Moment, wo ich den ersten Löffel voll Tee an den Mund geführt habe. Ich finde den gleichen Zustand wieder, doch von keinem neuen Licht erhellt. Ich verlange meinem Geist eine weitere Anstrengung ab, nämlich die entschwindende Empfindung noch einmal heraufzubeschwören. Und damit sein Schwung sich an keinem Hindernis brechen kann, räume ich alles hinweg, jeden fremden Gedanken, ich schirme mein Gehör und meine Aufmerksamkeit gegen alle Geräusche des Nebenzimmers ab. Dann aber, da ich fühle, wie mein Geist sich erfolglos abmattet, zwinge ich ihn umgekehrt zu jener Zerstreuung, die ich ihm vorenthalten wollte, lasse ihn an anderes denken und sich gleichsam erholen, bevor er einen letzten Versuch unternimmt. Dann schaffe ich ein zweites Mal völlige Leere um ihn, ich stelle ihm den noch ganz frischen Geschmack jenes ersten Schlucks gegenüber und spüre, wie etwas in mir sich zitternd regt und verschiebt, wie es sich zu erheben versucht, als ob etwas sich in großer Tiefe vom Ankertau gelöst hätte; ich weiß nicht, was es ist, doch langsam steigt es in mir empor; ich spüre den Widerstand und höre das Raunen der durchmessenen Räume.

Sicherlich muß das, was auf dem Grund meines Ich in Bewegung geraten ist, das Bild, die visuelle Erinnerung sein, die zu diesem Geschmack gehört und die nun versucht, mit jenem bis zu mir zu gelangen. Doch sie müht sich in zu großer Ferne und nur allzu schwach erkennbar ab; kaum nehme ich einen gestaltlosen Lichtschein wahr, in dem sich der ungreifbare Wirbel der Farben vermischt und verliert; ich kann aber die

Form nicht unterscheiden, nicht von ihr als dem einzig möglichen Dolmetscher erbitten, daß sie mir die Aussage ihres Begleiters, ihres unzertrennlichen Gefährten, des Geschmacks, übersetzt, sie nicht fragen, um welche Begebenheit, um welche Epoche der Vergangenheit es sich handelt.

Wird sie bis an die Oberfläche meines klaren Bewußtseins gelangen, diese Erinnerung, jener Augenblick von einst, der nun plötzlich durch die Anziehungskraft eines identischen Augenblicks von so weit her in meinem Innersten erregt, bewegt und emporgehoben wird? Ich weiß es nicht. Jetzt fühle ich nichts mehr, er ist zum Stillstand gekommen, vielleicht in die Tiefe geglitten; wer weiß, ob er je wieder aus seinem Dunkel emporsteigen wird? Zehnmal muß ich es wieder versuchen, mich zu ihm hinunterbeugen. Und jedesmal rät mir die Trägheit, die uns von jeder schwierigen Aufgabe, von jeder bedeutenden Leistung fernhalten will, das Ganze auf sich beruhen zu lassen, meinen Tee zu trinken im ausschließlichen Gedanken an meine Kümmernisse von heute und meine Wünsche für morgen, die ich unaufhörlich und mühelos in mir bewegen kann.[1]

Und mit einem Mal war die Erinnerung da. Der Geschmack war der jenes kleinen Stücks einer Madeleine, das mir am Sonntagmorgen[2] in Combray (weil ich an diesem Tag vor dem Hochamt nicht aus dem Hause ging), sobald ich ihr in ihrem Zimmer guten Morgen sagte, meine Tante Léonie anbot, nachdem sie es in ihren schwarzen oder Lindenblütentee getaucht hatte. Der Anblick jener Madeleine hatte mir nichts gesagt, bevor ich davon gekostet hatte; vielleicht kam das daher, daß ich dieses Gebäck, ohne davon zu essen, oft in den Auslagen der Bäcker gesehen hatte und daß dadurch sein Bild sich von jenen Tagen in Combray losgelöst und mit anderen, späteren verbunden hatte; vielleicht auch daher, daß von jenen so lange aus dem Gedächtnis entschwundenen Erinnerungen nichts mehr da war, alles sich in nichts aufgelöst hatte; die Formen – darunter auch die dieser kleinen Muschel aus Ku-

chenteig, die so füllig und sinnlich wirkt unter ihrem strengen, frommen Faltenkleid – waren vergangen, oder sie hatten, in tiefen Schlummer versenkt, jenen Auftrieb verloren, durch den sie ins Bewußtsein hätten emporsteigen können. Doch wenn von einer weit zurückliegenden Vergangenheit nichts mehr existiert, nach dem Tod der Menschen und dem Untergang der Dinge, dann verharren als einzige, zarter, aber dauerhafter, substanzloser, beständiger und treuer der Geruch und der Geschmack, um sich wie Seelen noch lange zu erinnern, um zu warten, zu hoffen, um über den Trümmern alles übrigen auf ihrem beinahe unfaßbaren Tröpfchen, ohne nachzugeben, das unermeßliche Gebäude der Erinnerung zu tragen.

Und so ist denn, sobald ich den Geschmack jenes Madeleine-Stücks wiedererkannt hatte, das meine Tante mir, in Lindenblütentee getaucht, zu geben pflegte (obgleich ich noch immer nicht wußte und auch erst späterhin würde ergründen können, weshalb diese Erinnerung mich so glücklich machte), das graue Haus mit seiner Straßenfront, an der ihr Zimmer sich befand, wie ein Stück Theaterdekoration zu dem kleinen Pavillon an der Gartenseite hinzugetreten, der für meine Eltern nach hintenheraus angebaut worden war (also zu jenem begrenzten Ausschnitt, den ich bislang allein vor mir gesehen hatte), und mit dem Haus die Stadt, vom Morgen bis zum Abend und bei jeder Witterung, der Platz, auf den man mich vor dem Mittagessen schickte, die Straßen, in denen ich Einkäufe machte, die Wege, die wir gingen, wenn schönes Wetter war. Und wie in jenem Spiel, bei dem die Japaner in eine mit Wasser gefüllte Porzellanschale kleine Papierstückchen werfen, die sich zunächst nicht voneinander unterscheiden, dann aber, sobald sie sich vollgesogen haben, auseinandergehen, Umriß gewinnen, Farbe annehmen und deutliche Einzelheiten aufweisen, zu Blumen, Häusern, echten, erkennbaren Personen werden, ebenso stiegen jetzt alle Blumen unseres Gartens und die aus dem Park von Swann und die Seerosen auf der Vivonne und all die Leute aus dem Dorf und ihre kleinen

Häuser und die Kirche und ganz Combray und seine Umgebung, all das, was nun Form und Festigkeit annahm, Stadt und Gärten, stieg auf aus meiner Tasse Tee.

II

Combray, von ferne gesehen, aus einem Umkreis von zehn Meilen, von der Eisenbahn aus, wenn wir in der letzten Woche vor Ostern dort ankamen, war nur eine Kirche, die die Stadt zusammenfaßte, die sie vertrat, die zu der Ferne von ihr und für sie sprach und die, wenn man näherkam, um ihren hohen, düsteren Kragenmantel herum mitten im Feld gegen den Wind wie eine Hirtin ihre Schafe die wolligen, grauen Rücken der zusammengescharten Häuser dicht beieinanderhielt, die ein Rest der Stadtmauer aus dem Mittelalter hier und da mit einer ebenso vollkommen kreisrunden Linie umgab wie auf einem spätgotischen Bild. Zum Bewohnen war Combray etwas trübselig, wie auch seine Straßen mit den aus dem schwärzlichen Stein der Gegend gebauten Häusern, zu deren Eingang äußere Stufen führten und deren Giebel vor ihnen so viel Schatten verbreiteten, daß man, sobald der Tag sich neigte, gezwungen war, in den zur Straße gehenden Räumen die Stores hochzuziehen; es waren Straßen mit ernsten Heiligennamen (von denen manch einer mit der Geschichte der ersten Herren von Combray zusammenhing): Rue Saint-Hilaire, Rue Saint-Jacques, in der sich das Haus meiner Tante befand, Rue Sainte-Hildegarde, auf die das Gartentor ging, Rue du Saint-Esprit, auf die sich die kleine Seitenpforte ihres Gartens öffnete; und diese Straßen von Combray fristen ihr Dasein in einem so entlegenen Teil meines Gedächtnisses,

der mit so anderen Farben getönt ist, als sie heute die Welt für mich trägt, daß sie mir in Wahrheit alle samt der Kirche, die den Platz beherrschte, noch unwirklicher erscheinen als die Projektionen der Laterna magica; und es kommt mir in manchen Augenblicken so vor, als ob die Möglichkeit, noch einmal die Rue Saint-Hilaire zu überschreiten oder ein Zimmer in der Rue de l'Oiseau zu mieten – in der alten Herberge zum »Oiseau Flesché«, aus deren Kellerfenstern ein Küchengeruch aufstieg, der noch manchmal genauso intermittierend und genauso warm in meiner Erinnerung wiederkehrt – eine weit wunderbarere Kontaktnahme mit einer anderen Welt bedeuten würde als etwa die persönliche Bekanntschaft mit Golo oder eine Unterhaltung mit Genoveva von Brabant.

Die Kusine meines Großvaters – meine Großtante –, bei der wir wohnten, war die Mutter jener Tante Léonie[1] , die seit dem Tod ihres Gatten, meines Onkels Octave, zunächst Combray, dann ihr Haus in Combray, dann ihr Zimmer, dann ihr Bett nicht mehr verlassen wollte; sie begab sich nicht mehr »nach unten«, sondern lag einfach in einem zwischen Kummer, physischer Hinfälligkeit, Krankheit, Wahnvorstellungen und Frömmigkeit schwankenden Zustand da. Ihre Privaträume gingen auf die Rue Saint-Jacques, die viel weiter draußen beim »Grand-Pré« (im Gegensatz zum »Petit-Pré«, einer Wiese, die mitten in der Stadt zwischen drei Straßen grünte) endete und die, grau und vollkommen einförmig mit drei hohen Sandsteinstufen vor fast jeder Tür, aussah wie eine Steinschlucht, als ob dort ein gotischer Bildhauer eine Krippe oder eine Kreuzigungsgruppe direkt aus dem Fels herausgemeißelt hätte. Meine Tante bewohnte strenggenommen nur noch zwei zusammenhängende Zimmer: am Nachmittag blieb sie in dem einen, während das andere gelüftet wurde. Es waren solche typisch ländliche Stuben, die – so wie in gewissen Ländern Myriaden von Protozoen, die wir nicht wahrnehmen, ganze Teile der Luft oder des Meeres mit ihrem Schimmer oder ihrem Duft erfüllen[2] – uns mit ihren tausend Düften bezaubern,

die dort Tugenden, Weisheit, Gewohnheiten, kurz ein ganzes innerliches Leben verbreiten, ein Leben, das geheim, unsichtbar und überreich dort in der Atmosphäre schwebt; natürliche Düfte noch, gewiß, von Zeit und Wetter gefärbt wie jene der nahen Felder und Wälder, doch schon häuslich geworden, menschlich und eingeschlossen, ein umsichtiges und durchscheinendes köstliches Gelee aus allen Früchten des Jahres, die vom Obstgarten in den Schrank gewechselt haben; gezeichnet noch vom Wechsel der Jahreszeiten und doch dem Hausrat und Haushalt eingeordnet, den eisigen Stich des Rauhreifs durch die Süße warmen Brotes mildernd, müßig und pünktlich, umherschlendernd und wohlversorgt, sorglos und vorbedacht, erinnernd an Wäsche, Frühaufstehen, Frömmigkeit, erfüllt von einer zufriedenen Ruhe, die einen nur um so beklommener werden läßt, und von einer prosaischen Alltäglichkeit, die für denjenigen, der sie für kurze Zeit betritt, ohne darin gelebt zu haben, einen unerschöpflichen Vorrat an Poesie darstellt. Die Luft ist dort von einer so nahrhaften, so schmackhaften, allerfeinsten Stille gesättigt, daß ich mich darin immer nur mit einer Art Eßlust bewegte, besonders zu Beginn, in jenen noch kühlen Morgenstunden der Karwoche, wo sie mir besonderen Genuß bereitete, da ich ja eben erst in Combray angekommen war. Bevor ich zu meiner Tante durfte, um ihr einen guten Morgen zu wünschen, mußte ich einen Augenblick im ersten Raum warten, in dem die noch winterliche Sonne sich an die Wärme vor das Feuer gelegt hatte, das zwischen den beiden Schamottsteinen schon brannte und das ganze Zimmer mit einem Geruch nach Ruß übertünchte; es machte daraus gleichsam einen jener großen, auf dem Land anzutreffenden Backofenvorräume oder einen jener in Schlössern häufigen Kaminvorbauten, unter deren Schutz man sich wünscht, es möchte draußen ein Gewitter, ein Schneesturm oder sogar eine sintflutartige Katastrophe losbrechen, damit die Behaglichkeit des Geborgenseins durch die Poesie der Winterzeit gesteigert würde; ich ging ein wenig hin und her

zwischen dem Betschemel und den mit gepreßtem Velours bezogenen Sesseln, auf deren Kopfteil stets ein gehäkeltes Deckchen lag; und während das Feuer die krümelig den Raum füllenden, leckeren Gerüche, die von der feuchten, sonneglänzenden Frische des Morgens schon durchgeknetet und zum »aufgehen« gebracht worden waren, wie einen Teig buk, ließ es sie blättrig, goldgelb und bauschig werden, ließ sie anschwellen zu einem unsichtbaren und doch faßbaren ländlichen Backwerk, einer riesigen »Dampfnudel«, in der ich mich immer wieder, sobald ich die knusprigeren, feineren, geschätzteren, doch auch trockeneren Aromen des Schranks, der Kommode und der Rankenwerktapete gekostet hatte, mit uneingestandener Gier von dem unbestimmbaren, klebrigen, faden und unbekömmlichen Fruchtduft der geblümten Bettdecke gefangennehmen ließ.

Im Nebenzimmer hörte ich meine Tante halblaut mit sich selber reden. Sie sprach immer nur gedämpft, denn sie glaubte, in ihrem Kopf etwas Zerbrochenes und Gelockertes zu verschieben, wenn sie die Stimme zu sehr erhob; doch selbst wenn sie allein war, hielt sie es nie lange ohne zu reden aus, denn sie glaubte, es sei gut für ihren Hals und werde, indem es das Stocken des Blutes dort verhindere, die Erstickungsanfälle und Angstzustände, an denen sie litt, seltener auftreten lassen. Außerdem maß sie infolge der absoluten Tatenlosigkeit, in der sie ihre Tage verbrachte, noch ihren geringsten Empfindungen eine ungeheure Bedeutung bei; sie verlieh ihnen ein Bewegungsvermögen, das es ihr schwermachte, sie ganz für sich zu behalten, und da sie niemanden hatte, dem sie es hätte anvertrauen können, gab sie sich selbst davon Kunde, in einem ständigen Monolog, der ihre einzige Form der Betätigung war. Unglücklicherweise gab sie, nachdem sie die Gewohnheit des lauten Denkens angenommen hatte, nicht immer darauf acht, ob sich auch niemand im Nebenzimmer befand, und so hörte ich sie oft zu sich selber sagen: »Ich muß unbedingt daran denken, daß ich nicht geschlafen habe« (denn

niemals zu schlafen war ihr großer Ehrgeiz, und wir nahmen in unserer Umgangssprache weitgehend darauf Rücksicht: am Morgen ging Françoise sie nicht etwa »wecken«, sondern sie »ging zu ihr hinein«; wenn meine Tante im Laufe des Tages ein Schläfchen machen wollte, so hieß es, sie wolle »nachdenken« oder »ruhen«; und wenn sie sich einmal so weit vergaß zu sagen: »was mich dann aufgeweckt hat« oder »ich träumte, ich …«, so errötete sie und korrigierte sich auf der Stelle).

Unmittelbar darauf trat ich ein und gab ihr einen Morgenkuß; Françoise goß den Tee auf; oder wenn meine Tante sich nervös erregt fühlte, wünschte sie statt dessen einen Lindenblütentee, und dann fiel mir die Aufgabe zu, aus dem Apothekerbeutel so viel Blüten auf einen Teller zu schütten, wie man gleich darauf in das kochende Wasser geben mußte. Durch das Trocknen hatten sich die Stengel zu einem eigentümlichen Gitterwerk zusammengerollt, in dessen Geflecht sich die blassen Blüten öffneten, als habe ein Maler sie angeordnet, sie auf die dekorativste Weise Modell sitzen lassen, wie es ihm am reizvollsten schien. Die Vorblätter hatten ihr eigentliches Aussehen verloren oder verändert, sie glichen jetzt den verschiedensten Dingen, einem durchsichtigen Insektenflügel, der weißen Rückseite eines Etiketts, einem Rosenblatt, alle waren jedoch zusammengeballt, gepreßt oder verflochten wie beim Bau eines Nestes. In tausend kleinen überflüssigen Einzelheiten – sie stellten eine reizvolle Verschwendung von seiten des Apothekers dar –, die bei einer künstlichen Herstellung ausgeblieben wären, erkannte ich, wie wenn man in einem Buch verblüfft auf den Namen eines persönlichen Bekannten stößt, mit Vergnügen, daß es tatsächlich Stengel von wirklichen Lindenblüten waren, genau wie die an den Bäumen der Avenue de la Gare, freilich verändert gerade deshalb, weil sie keine Nachahmungen waren, sondern sie selbst, nur älter geworden. Und da jedes neue Merkmal daran nur die Metamorphose eines alten Merkmals war, erkannte ich in den

kleinen grauen Kügelchen die grünen Knospen wieder, die nicht zur Entwicklung gekommen waren; der rosige, mondscheinzarte Schimmer aber, mit dem die Blüten sich aus dem zerbrechlichen Gewirr der kleinen Stengel heraushoben, in dem sie wie kleine Goldröschen hingen – ein Zeichen, ähnlich dem helleren Schein, der an einer Hauswand noch die Stelle andeutet, an der sich eine jetzt verwischte Freskomalerei befand, für den Unterschied zwischen den »in Farbe« ausgeführten Teilen des Baums und denen, die es nicht waren –, zeigte mir besonders deutlich an, daß diese Blütenblätter wirklich die gleichen waren, die, bevor sie den Beutel des Apothekers füllten, an Frühlingsabenden die Luft mit ihrem Duft durchhauchten. Dieses wachsrosa Leuchten war noch ihre Farbe, freilich halb erloschen und gedämpft in dieser Art von vermindertem Leben, das sie nun führten und das so etwas wie eine Blumendämmerung ist. Bald konnte meine Tante in den kochenden Aufguß, dessen Geschmack nach dürren Blättern und welken Blüten sie genießerisch kostete, eine kleine Madeleine eintauchen, von der sie mir ein Stückchen gab, wenn es genügend aufgeweicht war.

Auf der einen Seite ihres Betts befand sich eine große gelbe Kommode aus Zitronenholz und ein Tisch, der gleichzeitig etwas von einer Offizin und von einem Altar hatte; unter einer Statuette der Heiligen Jungfrau und einer Flasche Vichy-Célestins lagen dort Meßbücher neben Rezepten, alles also, was sie brauchte, um von ihrem Bett aus den Offizien und ihrer Diät zu folgen, um weder die Stunde des Pepsins noch diejenige des Abendgebets zu verpassen. Auf der anderen Seite stand ihr Bett unmittelbar unter dem Fenster, so daß sie die Straße vor Augen hatte und daraus von morgens bis abends, um sich die Zeit zu vertreiben, nach Art der persischen Prinzen die tägliche, aber gleichwohl in unvordenkliche Zeiten zurückreichende Chronik von Combray ablas, die sie hinterher gemeinsam mit Françoise kommentierte.

Ich hielt mich keine fünf Minuten bei meiner Tante auf, als sie mich auch schon wieder fortschickte, aus Angst, es strenge sie zu sehr an. Sie bot meinen Lippen ihr trauriges, bleiches und schales Haupt, auf dem sie zu dieser Morgenstunde ihr falsches Haar – mit dem Stützreifen, der durchschimmerte wie die Spitzen einer Dornenkrone oder die Kügelchen eines Rosenkranzes – noch nicht zurechtgemacht hatte[1] , und sagte zu mir: »So, mein gutes Kind, nun geh, mach dich fertig für die Kirche; und wenn du unten Françoise siehst, dann sag ihr, sie soll sich nicht zu lange mit euch aufhalten, sondern bald heraufkommen für den Fall, daß ich etwas brauche.«

Tatsache war, daß Françoise, die seit Jahren in ihren Diensten stand und noch nicht ahnte, daß sie eines Tages ganz zu uns kommen würde, meine Tante immer ein bißchen vernachlässigte in den Monaten, die wir im Hause verbrachten. In meiner Kindheit hatte es eine Zeit gegeben – bevor wir regelmäßig nach Combray gingen, damals, als meine Tante Léonie noch den Winter in Paris bei ihrer Mutter verbrachte –, wo ich Françoise so wenig kannte, daß meine Mutter am 1. Januar, bevor wir zu meiner Großtante hineingingen, mir jeweils ein Fünffrankenstück mit den Worten in die Hand drückte: »Paß gut auf, daß du dich nicht in der Person irrst. Warte mit dem Geld, bis ich sage: ›Guten Tag, Françoise!‹ und dich gleichzeitig am Ärmel zupfe.« Kaum waren wir dann in das dunkle Vorzimmer meiner Tante getreten, bemerkten wir auch schon im Dunkeln unter den Röhrenfalten einer blendend weißen Haube, die so starr und zerbrechlich schien, als wäre sie aus gesponnenem Zucker, das konzentrische Gewoge eines Lächelns voller vorweggenommener Dankbarkeit. Es war Françoise; sie stand unbeweglich im Rahmen der kleinen Korridortür wie eine Heilige in ihrer Nische. Hatte man sich einigermaßen an das Dunkel dieser Kapelle gewöhnt, erkannte man auf ihrem Antlitz den Ausdruck selbstloser Liebe zur Menschheit und gerührter Verehrung für die höheren Klassen, die in den besten Bezirken ihres Herzens

durch die Hoffnung auf ein Neujahrsgeschenk noch gefestigt wurde. Mama zwickte mich nachdrücklich in den Arm und sagte laut: »Guten Tag, Françoise.« Auf dieses Signal hin öffneten sich meine Finger, und ich ließ das Geldstück los, das eine beschämte, aber doch ausgestreckte Hand zu seinem Empfang vorfand. Seit wir aber regelmäßig nach Combray kamen, kannte ich niemanden besser als Françoise; wir waren ihre Lieblinge, sie hatte für uns, wenigstens in den ersten Jahren, ebensoviel Hochachtung wie für unsere Tante, verbunden mit einer größeren Zuneigung, denn zu dem Prestige, das wir als Angehörige der Familie besaßen (vor den unsichtbaren Banden, die zwischen den Gliedern einer Familie durch den Strom des gleichen Bluts geschaffen werden, hatte sie die gleiche Ehrfurcht wie ein griechischer Tragiker), kam bei uns der Reiz, daß wir nicht ihre gewöhnliche Herrschaft waren. Mit welcher Freude empfing sie uns denn auch unter gleichzeitigem lebhaftem Bedauern, daß das Wetter noch nicht schöner sei bei unserer Ankunft am Tag vor Ostern, wo oft noch ein eiskalter Wind wehte, worauf Mama sie dann nach dem Ergehen ihrer Tochter und ihrer Neffen fragte sowie, ob ihr Enkel ein nettes Kind sei, was er werden solle und ob er seiner Großmutter gleiche.[1]

Und wenn dann sonst niemand mehr zugegen war, sprach Mama, die wußte, daß Françoise immer noch um ihre vor Jahren verstorbenen Eltern trauerte, in zärtlichem Ton von ihnen und fragte Françoise nach tausend Einzelheiten ihres Lebens.

Sie hatte erraten, daß Françoise ihren Schwiegersohn nicht besonders mochte und daß er ihr das Vergnügen an dem Beisammensein mit ihrer Tochter verdarb, mit der sie nicht so frei reden konnte, wenn er dabei war. Daher auch sagte Mama, wenn Françoise ihre Familie an deren ein paar Meilen von Combray entfernt gelegenen Wohnort besuchen ging, lächelnd zu ihr: »Nicht wahr, Françoise, wenn Julien nun unbedingt anderswohin gemußt hat und Sie den ganzen Tag mit

Marguerite allein sind, werden Sie es zwar schrecklich bedauern, aber Sie kommen darüber hinweg?« Und Françoise gab dann lachend zurück: »Madame weiß auch wirklich alles; Madame ist schlimmer darin als die Röntgenstrahlen[2] (sie brachte den Namen ›Röntgen‹ mit gekünstelter Schwierigkeit und einem Lächeln heraus, das ihr selber galt, weil sie in ihrer Unwissenheit ein so gelehrtes Wort benutzen wollte), die wir damals für Madame Octave gehabt haben und mit denen man einem direkt ins Herz gucken kann«, und verschwand in beschämter Verwirrung, daß jemand sich mit ihr beschäftigte, vielleicht auch, damit man sie nicht weinen sah; Mama war der erste Mensch, der ihr die wohltuende Empfindung verschaffte, daß das Dasein, das Glück, die Kümmernisse der Bäuerin, die sie war, Interesse haben und ein Anlaß der Freude oder der Traurigkeit für jemand anderen als sie selbst sein konnten. Meine Tante ergab sich darein, daß sie während unserer Anwesenheit ein wenig auf ihre Gegenwart verzichten mußte, da sie wußte, wie sehr meine Mutter die Handreichungen dieser so verständigen und tätigen Dienerin schätzte, die ebenso schön aussah, wenn sie schon früh um fünf in ihrer Küche stand mit der Haube, deren schimmernde, steife Tollfalten wie aus Biskuit gemacht wirkten, wie wenn sie sonntags zum Hochamt ging; die alles gut machte, wie ein Pferd rakkerte, ob sie sich wohl fühlte oder nicht, und zwar immer lautlos, so als tue sie eigentlich nichts; sie war die einzige Dienerin meiner Tante, die, wenn Mama heißes Wasser oder schwarzen Kaffee haben wollte, diese beiden Dinge wirklich kochendheiß brachte; sie war einer jener dienstbaren Geister, die in einem Haus bei der ersten Begegnung einem Fremden am meisten mißfallen, vielleicht weil sie sich keine Mühe geben, ihn für sich einzunehmen, und nicht besonders zuvorkommend sind, da sie sehr wohl wissen, daß sie ihn nicht nötig haben und daß er eher nicht wieder empfangen wird, als daß sie entlassen werden; dafür aber sind sie gleichzeitig diejenigen, an denen ihrer Herrschaft, die ihre wahren Fähigkei-

ten kennt, am meisten gelegen ist, wogegen sie gerne auf jenes oberflächlich ansprechende Wesen, auf jenes diensteifrige Geplapper verzichten kann, das auf die Besucher oft einen guten Eindruck macht, hinter dem sich aber häufig nur ganz unverbesserliche Talentlosigkeit verbirgt.

Wenn Françoise, nachdem sie sorgfältig achtgegeben hatte, daß meine Eltern auch alles hätten, was sie brauchten, ein erstes Mal wieder zu meiner Tante hinaufging, um ihr das Pepsin zu verabfolgen und sie zu fragen, was sie zum Mittagessen wünsche, dann war es selten, daß sie nicht schon über ein wichtiges Ereignis ihre Meinung äußern oder Erklärungen abgeben mußte:

»Stellen Sie sich vor, Françoise, Madame Goupil ist mit mehr als einer Viertelstunde Verspätung vorbeigekommen, um ihre Schwester abzuholen; wenn sie sich jetzt auf dem Weg auch noch im geringsten aufhält, sollte es mich nicht wundern, wenn sie erst nach der Wandlung in der Kirche erscheint.«

»Nun ja! Das sollte mich auch nicht wundern«, antwortete Françoise.

»Françoise, wenn Sie fünf Minuten früher gekommen wären, hätten Sie Madame Imbert mit Spargeln sehen können, mindestens doppelt so dick wie die von der Mère Callot; versuchen Sie doch von ihrem Dienstmädchen herauszubekommen, wo sie die aufgetrieben hat. Gerade wo Sie uns dieses Jahr an alle Saucen Spargel tun, hätten Sie für unsere Reisenden auch die Sorte nehmen sollen.«

»Es sollte mich nicht wundern«, sagte Françoise, »wenn sie sie vom Pfarrer hätte.«

»Ach, das glauben Sie ja selber nicht, meine gute Françoise«, gab meine Tante achselzuckend zur Antwort. »Vom Herrn Pfarrer! Sie wissen doch sehr gut, daß er nur ganz erbärmliche kleine Spärgelchen zieht. Ich sage Ihnen, die, die ich meine, waren so dick wie ein Arm. Natürlich nicht wie

Ihrer, aber wie mein armer hier, der dieses Jahr noch wieder viel dünner geworden ist.

Françoise, haben Sie das Schellen nicht gehört, bei dem mir der Kopf beinahe zersprungen ist?«

»Nein, Madame Octave.«

»Ach, mein gutes Mädchen, Ihr Kopf hält wirklich etwas aus, Sie sollten Gott dafür danken. Es war Magelone, die Doktor Piperaud geholt hat. Er ist gleich mit ihr herausgekommen, und sie sind in der Rue de l'Oiseau verschwunden. Ein Kind muß krank geworden sein.«

»Ach, du lieber Gott«, seufzte Françoise, die ohne entsprechende Töne des Bedauerns von keinem Unglück hören konnte, das einem Fremden zugestoßen war, und wäre es auch am anderen Ende der Welt.

»Sagen Sie, Françoise, für wen kann das Totenglöckchen geläutet haben? Ach, mein lieber Gott, gewiß für Madame Rousseau. Ich hatte ja ganz vergessen, daß sie vorige Nacht gestorben ist. Ach je! Es ist nun wirklich Zeit, daß der liebe Gott mich zu sich nimmt, ich weiß nicht mehr, wo ich den Kopf habe seit dem Tod meines armen Octave. Doch Sie vertrödeln Ihre Zeit, mein gutes Kind.«

»Aber nicht doch, Madame Octave, so kostbar ist meine Zeit nun auch wieder nicht; der, der sie gemacht hat, hat sie uns nicht verkauft. Ich gehe nur schnell schauen, ob mein Feuer nicht ausgeht.«

So würdigten Françoise und meine Tante gemeinschaftlich im Laufe dieser Vormittagsunterredungen die ersten Begebenheiten des Tages. Manchmal aber nahmen diese Ereignisse einen so geheimnisvollen und so gewichtigen Charakter an, daß meine Tante das Gefühl hatte, sie könne nicht warten, bis Françoise sowieso heraufkäme, und dann hallten vier schreckenerregende Klingelzeichen durchs Haus.

»Aber, Madame Octave, es ist doch noch nicht Zeit für Ihr Pepsin«, meinte dann Françoise. »Ist Ihnen etwa schwach geworden?«

»Nein, nein, Françoise«, sagte meine Tante, »das heißt doch, Sie wissen ja, wie selten jetzt die Augenblicke sind, in denen ich mich nicht schwach fühle; eines Tages wird es mit mir aus sein wie mit Madame Rousseau, ohne daß ich Zeit gehabt habe, es überhaupt zumerken; aber nicht deswegen läute ich. Können Sie sich vorstellen, daß ich ebenso leibhaftig, wie ich Sie vor mir sehe, Madame Goupil gesehen habe mit einem kleinen Mädchen, das ich nicht kenne? Gehen Sie doch und holen Sie Salz bei Camus. Es würde mich wundern, wenn Théodore Ihnen nicht sagen könnte, wer es ist.«

»Aber es wird die Tochter von Monsieur Pupin sein«, meinte Françoise, die sich lieber an eine naheliegende Erklärung hielt, da sie heute morgen bereits zweimal bei Camus gewesen war.

»Monsieur Pupins Tochter! Ach, das glauben Sie ja selber nicht, meine gute Françoise! Und die sollte ich nicht wiedererkannt haben?«

»Aber ich meine ja nicht die große, Madame Octave, ich meine die Kleine, die in Jouy in Pension ist. Es kommt mir ganz so vor, als hätte ich die heute schon gesehen.«

»Aha! Ja, das wäre möglich«, sagte meine Tante. »Sie müßte dann für die Festtage nach Hause gekommen sein. Natürlich! Dann brauchen Sie sich nicht erst zu erkundigen, sie wird für die Festtage gekommen sein. Aber dann werden wir ja gleich Madame Sazerat bei ihrer Schwester schellen sehen, wenn sie sie zum Mittagessen besucht. Natürlich! Ich habe ja den Kleinen von Galopin mit einer Torte vorübergehen sehen! Sicher ist die Torte bei Madame Goupil abgegeben worden.«

»Wenn Madame Goupil Gäste hat, Madame Octave, werden Sie bestimmt alle gleich anrücken sehen, so sehr früh ist es nämlich nicht mehr«, meinte Françoise, die es jetzt eilig hatte, wieder in ihre Küche zu kommen und sich dem Mittagessen zu widmen, und daher meine Tante gern mit der Aussicht auf eine Zerstreuung sich selbst überlassen hätte.

»Oh, vor zwölf Uhr nicht«, antwortete meine Tante in gottergebenem Ton, während sie einen besorgten, aber verstohlenen Blick auf die Pendeluhr warf, denn niemand sollte wissen, daß sie, die doch allem entsagt hatte, bei der Nachricht, daß Madame Goupil Tischgäste erwarte, ein so lebhaftes Vergnügen voraussah, das freilich leider noch etwas länger als eine Stunde auf sich warten ließ. »Und dann wird es gerade in meine Essenszeit fallen!« fügte sie halblaut im Selbstgespräch hinzu. Ihr Mittagessen war nämlich eine so ausreichende Zerstreuung für sie, daß sie keiner anderen zur gleichen Zeit bedurfte. »Sie werden doch auch nicht vergessen, mir meine Œufs à la crème[1] auf einem flachen Teller zu bringen?« Das waren nämlich die einzigen, die mit figürlichen Darstellungen geschmückt waren, und bei jeder Mahlzeit machte meine Tante sich ein Vergnügen daraus, die Unterschriften auf demjenigen zu lesen, der ihr gerade gebracht worden war. Sie setzte ihre Brille auf und entzifferte: »Ali Baba und die vierzig Räuber« oder »Aladin und die Wunderlampe« und sagte dann lächelnd zu sich selbst: »Schön! Sehr schön!«

»Ich wäre aber sonst auch gern zu Camus gegangen …«, sagte Françoise, als es klar war, daß meine Tante sie nicht mehr hinschicken würde.

»Nein, nein, das lohnt nicht mehr, sicher war es die kleine Pupin. Meine liebe Françoise, es tut mir wirklich leid, daß ich Sie wegen nichts habe heraufkommen lassen.«

Meine Tante wußte indessen ganz genau, daß sie Françoise nicht »wegen nichts« herbeigeschellt hatte, denn in Combray war jemand, »den man nicht kannte«, ein ebensowenig glaubhaftes Wesen wie ein Gott der Mythologie, und tatsächlich konnte sich niemand erinnern, daß nicht jedes Mal, wenn in der Rue du Saint-Esprit oder auf dem Marktplatz eine solche verblüffende Erscheinung aufgetaucht war, sorgfältige Nachforschungen dieses Fabelwesen alsbald auf die Maße einer Person, »die man kannte« – sei es persönlich, sei es sozusagen abstrakt, das heißt standesamtlich erfaßt als mehr oder weni-

ger nah verwandt mit Bewohnern von Combray – hätten zurückführen können. Da war es dann entweder der Sohn von Madame Sauton, der vom Militärdienst zurück war, die Nichte des Abbé Perdreau, die die Klosterschule beendet hatte, der Bruder des Pfarrers, ein Steuereinnehmer aus Châteaudun, der in Pension gegangen war oder hier die Festtage verbrachte. Bei ihrem Anblick hatte einen der Gedanke erschüttert, es gebe in Combray Leute, die man nicht kenne, ganz einfach, weil man sie nicht auf der Stelle erkannt oder identifiziert hatte. Und doch hatten Madame Sauton und der Pfarrer lange im voraus wissen lassen, daß sie ihre »Reisenden« erwarteten. Wenn ich am Abend beim Nachhausekommen von einem Spaziergang wie gewöhnlich zu meiner Tante hinaufging und ihr dabei einmal unvorsichtigerweise erzählte, wir hätten nahe beim Pont-Vieux einen Mann getroffen, den mein Großvater nicht kannte, rief sie: »Ein Mann, den Großpapa nicht kennt! Das glaubst du ja selber nicht!« Immerhin beschäftigte sie diese Neuigkeit auch weiterhin so sehr, daß sie Klarheit darüber haben mußte; mein Großvater wurde also herbeigeholt. »Sagen Sie doch, mein lieber Onkel, wen habt ihr denn da beim Pont-Vieux getroffen? Einen Mann, den Sie nicht kennen?« »Aber nicht doch«, gab mein Großvater zur Antwort, »es war Prosper, der Bruder des Gärtners von Madame Bouillebœuf.« »Aha! Natürlich!« sagte meine Tante beruhigt, aber noch etwas rot vor Aufregung; achselzuckend und mit einem ironischen Lächeln fügte sie hinzu: »Wie kann er mir auch sagen, ihr hättet einen Mann getroffen, den Sie nicht kennen!« Und man empfahl mir, ein andermal etwas umsichtiger zu sein und meine Tante nicht durch unüberlegte Reden aufzuregen. In Combray kannte man alles, was vorüberkam, Menschen wie Tiere, so gut, daß meine Tante, wenn sie zufällig einen Hund auf der Straße sah, »den sie nicht kannte«, unaufhörlich daran dachte und dieser unfaßbaren Tatsache ihre Induktionsgabe und ihre freien Stunden widmete.

»Es wird der Hund von Madame Sazerat gewesen sein«, meinte Françoise ohne rechte Überzeugung, offenbar nur um meine Tante zu beruhigen und zu verhindern, daß sie sich »den Kopf zerbräche«.

»Als wenn ich den Hund von Madame Sazerat nicht kennen würde!« antwortete meine Tante, deren kritischer Geist nicht so einfach etwas als Tatsache hinnahm.

»Ach, ich weiß! Es ist sicher der neue Hund, den Monsieur Galopin aus Lisieux mitgebracht hat.«

»Ah ja! Das könnte schon eher sein.«

»Es scheint, es ist ein sehr nettes Tier«, fügte Françoise hinzu, die diese Kenntnis Théodore verdankte, »geistreich wie ein Mensch, immer gut gelaunt, immer liebenswürdig und ganz reizend im Umgang. Es kommt selten vor, daß ein Tier in dem Alter schon so artig ist. Madame Octave, ich glaube, ich muß Sie jetzt verlassen, ich darf mich nicht mit Plaudern verweilen, es ist schon bald zehn Uhr, mein Backofen ist noch nicht geheizt, und ich muß noch meine Spargel schälen.«

»Wie, Françoise, schon wieder Spargel! Aber Sie haben ja dieses Jahr die reine Spargelmanie, unsere Pariser werden bald genug davon haben!«

»Nein, nein, Madame Octave, sie essen sie doch so gern. Wenn sie hungrig aus der Kirche kommen, werden Sie sehen, daß sie sie nicht mit langen Zähnen essen.«

»Ja, sie sind natürlich schon in der Kirche! Sie dürfen bestimmt keine Zeit mehr verlieren. Gehen Sie und geben Sie auf Ihr Essen acht.«

Während meine Tante und Françoise in dieser Weise miteinander plauderten, begleitete ich meine Eltern zum Gottesdienst. Wie liebte ich unsere Kirche![1] Wie deutlich sehe ich sie vor mir! Ihr alter Vorbau, durch den wir eintraten, war schwarz und durchlöchert wie eine Schaumkelle; er stand etwas schräg, und die Kanten seiner Pfeiler waren tief eingebuchtet (wie auch das Weihwasserbecken, zu dem er uns führte), so als ob die leichte Berührung durch die Kragenmäntel

der Bäuerinnen, wenn sie die Kirche betraten, und durch ihre scheuen Finger, wenn sie Weihwasser entnahmen, in der Wiederholung durch Jahrhunderte hindurch eine zerstörerische Kraft erlangen, als ob sie den Stein zurückbiegen und mit Furchen durchziehen könnte, wie sie die Räder der Bauernwagen in den Steinpfosten graben, gegen den sie tagtäglich anstoßen. Ihre Grabplatten, unter denen der edle Staub der dort begrabenen Äbte von Combray dem Chor eine Art von geistlicher Pflasterung schuf, waren ihrerseits schon keine leblose, harte Materie mehr, denn die Zeit hatte sie aufgeweicht und wie Honig aus ihrer eigenen Umrandung herausfließen lassen; hier hatten sie diese in einem goldenen Strom überschritten, indem sie eine rankengeschmückte gotische Majuskel forttrugen und die weißen Veilchen des Marmors zerfließen ließen; an anderen Stellen aber waren sie darin zusammengeschrumpft, hatten die lateinische Inschrift noch mehr zusammengezogen und die Anordnung der abgekürzten Schriftzeichen noch launenhafter gestaltet, indem sie zwei Buchstaben eines Wortes willkürlich aneinanderrückten, während andere durch einen unangemessenen Zwischenraum getrennt wurden. Ihre Fenster waren nie farbenprächtiger als an Tagen, da die Sonne nur wenig schien, so daß man, wenn es draußen bedeckt war, sicher sein konnte, in der Kirche werde es schön sein; das eine wurde in seiner ganzen Größe von einer einzigen Gestalt ausgefüllt, die wie ein Kartenkönig aussah und dort oben unter einem Steinbaldachin zwischen Himmel und Erde ihr Dasein fristete (in seinem blauen, schräg einfallenden Licht sah man manchmal an Wochentagen gegen Mittag, wenn kein Gottesdienst war – zu einer jener seltenen Stunden, wenn die Kirche, wohlgelüftet, leer, menschlich nähergerückt und geradezu luxuriös, mit dem Sonnenschein auf dem reichen Mobiliar beinahe wohnlich wirkte wie die mit Steinornamenten und buntem Glas geschmückte Halle eines Hotels im gotischen Stil –, Madame Sazerat einen Augenblick niederknien, nachdem sie zuvor auf

dem benachbarten Betstuhl ein gut verschnürtes Paket mit Petits-Fours vom Konditor gegenüber abgelegt hatte, die sie zum Mittagessen mit nach Hause nehmen wollte); auf einem anderen schien ein mit rosa Schnee bedecktes Gebirge, an dessen Fuß eine Schlacht geliefert wurde, direkt am Glas angefroren zu sein, indem es dieses mit seinen trüben Graupeln anschwellen ließ, so daß es aussah wie eine Scheibe, an der Schneeflocken hängengeblieben wären, Schneeflocken jedoch, die von irgendeinem Morgenschimmer rosig angehaucht wären (von dem gleichen vermutlich, der die Altarwand mit so frischen Rottönen versah, daß es schien, als stammten sie von einem flüchtig von außen einfallenden Licht und nicht aus den für alle Zeit auf den Stein gemalten Farben); alle waren so alt, daß man hier und da ihr silbriges Alter im Staub der Jahrhunderte schimmern sah und ihr weiches Glasgewebe wie blank und fadenscheinig wirkte. Eines von ihnen war ein hohes Fächerwerk, das aus unzähligen kleinen, rechteckigen, vorwiegend blauen Scheiben bestand und das einem riesigen Kartenspiel glich, wie man es einst für König Karl vi. [1] zu seiner Zerstreuung erfunden hatte; sei es nun, daß ein Sonnenstrahl aufgeblitzt war, sei es, daß mein Blick selbst durch seine Bewegung, es abwechselnd entzündend und zum Erlöschen bringend, eine gleitende, köstliche Feuersbrunst über das Fenster hintrug – einen Augenblick später hatte es den leuchtenden Changeantton einer Pfauenschleppe angenommen, dann zitterte und wogte es in einem phantastischen Flammenregen, der aus der Höhe der düsteren, felsigen Wölbung kam und an den feuchten Wänden niederrieselte, als sei es das Schiff einer von spitzbogigen Stalaktiten schimmernden Grotte, in die ich meine das Meßbuch tragenden Eltern hineinbegleitete; noch einen Augenblick später hatten die kleinen Rautenfenster die tiefe Transparenz, die unverwüstliche Härte von symmetrisch auf einem ungeheuren Brustschild angeordneten Saphiren angenommen, hinter denen man aber, beglückender als alle diese Schätze, ein flüchtiges Sonnenlä-

cheln erriet; es war ebenso deutlich erkennbar in dem sanften blauen Strom, mit dem es die Edelsteine badete, wie auf dem Pflaster des Platzes oder dem Stroh des Marktes, und selbst an den ersten Sonntagen nach unserer Ankunft vor Ostern tröstete es mich darüber, daß die Erde noch nackt und schwarz dalag, durch den historischen Frühling aus der Zeit der Nachfolger Ludwigs des Heiligen, den es auf dem goldenleuchtenden und vergißmeinnichtblauen Teppich aus Glas aufblühen ließ.

Zwei Haute-lisse-Gobelins stellten die Krönung der Esther[1] dar (die Überlieferung behauptete, Ahasverus trage die Züge eines Königs von Frankreich und Esther die einer Edlen von Guermantes, in die er verliebt gewesen sei), denen ihre ineinander übergehenden Farben einen veränderten Ausdruck, eine erhöhte Tiefenwirkung und eine neue Art von Beleuchtung gegeben hatten: etwas Rosiges schwebte auf den Lippen Esthers und um ihre Umrißlinien her; das Gelb ihres Kleides breitete sich so sämig, so füllig aus, daß es dadurch eine Art von Konsistenz bekam und sich lebhaft aus der dahinter zurücktretenden Atmosphäre abhob; das Grün der Bäume aber, das, in den unteren Partien des Panneaus aus Wolle und Seide frisch im Ton geblieben, in den oberen aber »verschossen« war, ließ oberhalb der dunkel gefärbten Stämme die hohen, ins Gelbliche spielenden Zweige, die durch das unvermittelt von der Seite einfallende Licht einer unsichtbaren Sonne vergoldet und fast ausgelöscht waren, in zarter Blässe hervortreten. Alles das und mehr noch die Kostbarkeiten, die der Kirche von Personen zugekommen waren, die für mich beinahe einen legendären Charakter hatten (das goldene Kreuz, das, wie es hieß, vom heiligen Eligius[1] selbst gefertigt und vom König Dagobert[2] gestiftet war, das Grab der Söhne Ludwigs des Deutschen[3] aus Porphyr und Kupfer mit Emailauflage) und um derentwillen ich zu unserem Platz in der Kirche ging wie durch ein von Feen heimgesuchtes Tal, in dem der Landmann mit Staunen an einem Felsen, einem Baum, einem Teich die noch greifbare Spur ihres geisterhaften gelegentli-

chen Vorüberziehens erkennt, alles das machte sie für mich zu etwas, was sich von der übrigen Stadt vollkommen unterschied: zu einem Bau, der sozusagen einen vierdimensionalen Raum einnahm – die vierte Dimension war die der Zeit[4] – und der mit seinem durch die Jahrhunderte gleitenden Schiff von einem Joch zum anderen, einer Kapelle zur anderen nicht nur einige Meter zu durchmessen und zu überwinden schien, sondern aufeinanderfolgende Epochen, aus denen er siegreich hervorging; das rauhe und wilde elfte Jahrhundert verbarg er in der Dicke seiner Mauern, innerhalb deren es mit seinen schwerfälligen, mit groben Bruchsteinen zugemauerten und abgeblendeten Mauerbogen einzig an dem tiefen Einschnitt neben dem Vorbau für die Treppe zum Glockenturm sichtbar wurde, selbst da aber hinter anmutigen gotischen Arkaden versteckt, die sich kokett davorschoben, etwa so wie große Schwestern lächelnd vor einen ungehobelten, mißlaunigen und schlecht gekleideten kleinen Bruder treten, den sie den Augen der Fremden verbergen wollen; in den Himmel über dem Kirchplatz reckte er seinen Turm, der schon Ludwig den Heiligen gesehen hatte und ihn noch immer zu sehen schien; und mit seiner Krypta drang er in merowingisches Dunkel, in das uns Théodore und seine Schwester tastend hinabführten, um unter der düsteren und wie die Flügel einer riesigen steinernen Fledermaus von mächtigen Rippen durchzogenen Wölbung mit einer Kerze das Grab der kleinen Tochter Sigeberts zu beleuchten, auf dem eine tief eingebuchtete Muschelschale – wie der Abdruck eines Riesenfossils – dem Vernehmen nach »von einer Kristallampe herrührte, die am Abend der Ermordung der fränkischen Königstochter sich von selbst aus den goldenen Ketten gelöst hatte, an denen sie an der Stelle der heutigen Apsis hing, und die, ohne daß das Kristall zerbrach oder die Flamme erlosch, sich in den weich unter ihr nachgebenden Stein hineingesenkt hatte.«[1]

Die Apsis der Kirche von Combray – ist sie überhaupt der Rede wert? Sie war so plump, so völlig ohne künstlerische

Schönheit, ja ohne Inbrunst. Von außen gesehen, erhob sich ihr grobes Mauerwerk über einer etwas tiefer gelegenen Straßenkreuzung auf einem Unterbau aus unbehauenen Steinen, der von spitzen Kieseln starrte und nichts spezifisch Kirchliches besaß, die Fenster schienen außerordentlich hoch angebracht, und das Ganze sah mehr wie eine Gefängnismauer denn wie eine Kirche aus. Gewiß wäre mir auch später, wenn ich mich an alle die großartigen Apsiden erinnerte, die ich gesehen hatte, niemals der Gedanke gekommen, ihnen die Apsis von Combray zur Seite zu stellen. Doch eines Tages bemerkte ich in einer kleinen Provinzstadt hinter der Kreuzung dreier Straßen eine unansehnliche und übermäßig hohe Mauer mit hochgelegenen Fenstern, die den gleichen unsymmetrischen Anblick bot wie die Apsis von Combray. Da habe ich nicht danach gefragt, wie in Chartres oder in Reims, ob sich darin ein mehr oder weniger machtvolles religiöses Gefühl bekundete, sondern rief nur unwillkürlich aus: »Die Kirche!«

Die Kirche! Eine Wohlvertraute, lag sie doch in der Rue Saint-Hilaire, auf die das Nordportal ging, unmittelbar und ohne Zwischenraum zwischen ihren beiden Nachbarinnen, der Apotheke von Monsieur Rapin und Madame Loiseaus Haus; eine schlichte Bürgerin der Stadt, die, wären die Häuser in den Straßen von Combray numeriert gewesen, es ebenfalls hätte sein können; man hätte sich nicht gewundert, wenn der Briefträger auf seinem Bestellgang jeden Morgen, wenn er von Monsieur Rapin kam und bevor er sich zu Madame Loiseau begab, auch bei ihr Halt gemacht hätte; und dennoch bestand zwischen ihr und allem, was nicht sie war, eine Trennungslinie, die mein Geist nie zu überschreiten vermochte. So hatten zum Beispiel die Fuchsienstöcke vor Madame Loiseaus Fenster die leidige Angewohnheit, ihre hängenden Zweige nach allen Seiten auszusenden, und die Blüten hatten dann nichts Eiligeres zu tun als, sobald sie groß genug dazu waren, ihre hochrot angelaufenen lila Backen an der dunklen Kir-

chenfront zu erfrischen; niemals aber wurden die Fuchsien in meinen Augen dadurch von dem sakralen Charakter der Kirche miterfaßt; nahm mein Blick zwischen den Blumen und dem geschwärzten Stein, an den sie sich schmiegten, keinen Abstand wahr, so beließ doch mein Geist zwischen ihnen eine tiefe Kluft.

Den Glockenturm von Saint-Hilaire erkannte man schon von weitem, denn er zeichnete sein unvergeßliches Bild bereits in den Horizont, bevor noch Combray den Blicken erschien; wenn von dem Zug aus, der uns in der Woche vor Ostern aus Paris herbeitrug, mein Vater ihn bemerkte, wie er abwechselnd rechts und links die Himmelsgefilde durcheilte und seinen kleinen blechernen Wetterhahn in alle Richtungen scheuchte, sagte er jedesmal: »Auf, nehmt eure Decken, wir sind angekommen.« Und auf einem unserer ausgedehntesten Spaziergänge von Combray aus gab es eine Stelle, wo die vorher enger werdende Straße sich plötzlich auf ein weites Plateau öffnete, das von einem gezackten Waldhorizont eingefaßt war, über den einzig die feine Spitze des Glockenturms von Saint-Hilaire sich erhob, so schmal, so rosigzart, daß sie nur mit dem Nagel auf den Himmel eingeritzt schien in der Absicht, auf diese Landschaft, dieses aus nichts als Natur bestehende Bild, ein kleines Zeichen von Kunst, eine einzige Note menschlicher Anwesenheit zu setzen. Wenn man näherkam und den Rest des viereckigen halbzerstörten Turms wahrnehmen konnte, der in geringerer Höhe neben ihm aufragte, so fiel einem besonders der düsterrötliche Ton der Steine auf; an einem nebligen Herbstmorgen hätte man meinen können, mitten zwischen den violetten Gewittertönen der Weingärten erhebe sich eine Ruine von der Purpurfärbung etwa des wilden Weins.

Wenn wir nach Hause gingen, hieß mich meine Großmutter oft auf dem Platz einen Augenblick stehenbleiben und ihn betrachten. Aus seinen Fenstern, die paarweise übereinanderstanden mit jenem richtigen und echten Maß in den Entfer-

nungen, das nicht nur menschlichen Gesichtern Schönheit und Würde verleiht, ließ er in regelmäßigen Intervallen Schwärme von Raben frei, ja ließ sie eigentlich hinunterfallen, worauf die Vögel einen Augenblick lang krächzend herumkreisten, als seien die alten Steine, die, offenbar ohne sie zu sehen, ihr Treiben duldeten, mit einem Male unbewohnbar geworden und hätten sie, eine unendlich sich fortsetzende Bewegung damit auslösend, geschlagen und von sich gestoßen. Nachdem sie dann nach allen Richtungen hin den violetten Samt der Abendluft mit Streifen überzogen hatten, kehrten sie plötzlich beruhigt zu dem Turm zurück, der, eben noch unheilkündend, auf einmal wieder glückbringend schien und sie in sich aufnahm, wobei einige hier und da auf der Spitze einer Fiale sitzen blieben, ohne sichtbare Bewegung, vielleicht aber nach einem Insekt schnappend, so wie eine Möwe sich mit der Unbeweglichkeit eines Anglers auf der Krone einer Welle tragen läßt. Ohne recht zu wissen warum, glaubte meine Großmutter, an dem Glockenturm von Saint-Hilaire jenes aller Gewöhnlichkeit, aller Anmaßung, allem Kleinlichen Abholde zu entdecken, um dessentwillen sie auch nicht nur die Natur liebte und sie voll heilsamer Kräfte glaubte überall da, wo die Hand des Menschen sie nicht – wie der Gärtner meiner Großtante – verkleinert hatte, sondern auch die genialen Werke. Gewiß, jeder Teil der Kirche, den man betrachtete, unterschied sie von jedem anderen Bauwerk durch eine Art gedanklichen Gehalts, von dem er durchdrungen war, in ihrem Glockenturm aber schien sie sich ihrer selbst bewußt zu werden und eine individuelle, verantwortungsvolle Existenz zu bekräftigen. Er sprach gewissermaßen für sie. Ich glaube vor allem, daß meine Großmutter in diesem Glockenturm von Combray undeutlich das verspürte, was für sie der höchste Wert auf Erden war: natürliches und vornehmes Aussehen. Unbewandert in Dingen der Baukunst, pflegte sie zu sagen: »Kinder, ihr könnt über mich lachen, wenn ihr wollt, er ist vielleicht nach den Regeln nicht schön, aber seine alte bizarre Erscheinung gefällt

mir nun einmal. Ich bin sicher, daß er, wenn er Klavier spielte, nie ›trocken‹ spielen würde.« Und wenn sie ihn anschaute und ihr Blick der sanften Spannung und dem leidenschaftlichen Schwung dieser steinernen Schrägen folgte, die oben schmal ineinanderliefen wie zwei betende Hände, dann wurde sie so sehr eins mit dem Aufwärtsstreben der Spitze, daß ihr Blick mit ihr sich in die Höhe zu schwingen schien; gleichzeitig lächelte sie freundlich den alten abgenutzten Steinen zu, deren obersten Teil noch die Abendsonne erhellte und die von da an, wo sie in diese besonnte Zone hineinreichten, vom Licht besänftigt mit einem Male viel höher, viel entrückter schienen, so wie eine Gesangspartie, die mit »Kopfstimme« eine Oktave höher wieder aufgenommen wird.

Es war der Glockenturm von Saint-Hilaire, der allen Beschäftigungen, allen Stunden, allen Aussichtspunkten der Stadt ihr Gesicht, ihre Krönung, ihre Weihe verlieh. Von meinem Zimmer aus war nur die Basis sichtbar, die mit Schindeln nachgedeckt war; wenn ich diese aber an einem heißen Sommersonntagmorgen wie eine schwarze Sonne strahlen sah, sagte ich mir: Mein Gott! schon neun Uhr! Ich muß mich ja schnell für die Kirche anziehen, wenn ich vorher noch Tante Léonie guten Morgen sagen will, und im voraus schon kannte ich die Farbe der Sonne auf dem Platz, die Hitze und den Staub auf dem Markt oder den Schatten unter der Markise des Ladens, in den Mama vielleicht vor dem Hochamt noch hineingehen würde, um inmitten des Duftes von ungebleichtem Leinen etwa ein Taschentuch zu kaufen, das ihr der Inhaber mit durchgedrücktem Kreuz vorlegen würde, nachdem er, im Begriff zu schließen, rasch noch im Hinterzimmer seinen Sonntagsrock angelegt und sich die Hände geseift hatte, die er gewohnheitsmäßig alle fünf Minuten selbst bei den melancholischsten Anlässen mit einer Miene zu reiben pflegte, in der sich Unternehmungsgeist, Sinn für galante Abenteuer und Erfolgsstimmung mischten.

Wenn wir nach der Messe noch bei Théodore vorbeigingen, um ihm zu sagen, er möge uns eine größere Brioche als gewöhnlich schicken, da unsere Verwandten das schöne Wetter benutzt hätten, um von Thiberzy zum Mittagessen herüberzukommen, so hatten wir, gleich einer größeren, geweihten Brioche, den goldbraun gebackenen Kirchturm vor uns, blättrig und klebrig tropfend vor Sonne, der seine scharfe Spitze in den blauen Himmel schob. Und am Abend, wenn ich vom Spaziergang heimkehrte und an den nahen Augenblick dachte, wo ich meiner Mutter gute Nacht sagen und dann auf ihren Anblick verzichten müßte, lag er dagegen so sanft im Licht des sinkenden Tages da, daß er wie ein Kissen aus dunklem Samt leicht in den blassen Himmel eingedrückt schien, der nachgebend sich ein wenig zurückgewölbt hatte, um ihm Platz zu machen, und weich an den Rändern hervorquoll; und das Krächzen der Vögel, die ihn umkreisten, schien sein Schweigen noch zu vermehren, seine Spitze noch schlanker emporzutreiben und ihm etwas Unsagbares zu verleihen.

Selbst bei den Besorgungen, die man hinter der Kirche zu machen hatte, dort, wo man sie nicht sah, schien alles irgendwie auf den Glockenturm ausgerichtet, der an vereinzelten Stellen zwischen den Häusern auftauchte, vielleicht noch bewegender, wenn man ihn so, ohne die Kirche, erblickte. Sicher gibt es andere, die, auf diese Weise gesehen, noch viel schöner sind, und ich habe viele solcher vignettenartiger Bilder in meiner Erinnerung, Kirchtürme, die über Dächer ragen, von denen eine ganz andere künstlerische Wirkung ausgeht als von den tristen Straßen Combrays. Niemals werde ich die in einer merkwürdigen Stadt der Normandie nicht weit von Balbec gelegenen zwei bezaubernden Häuser aus dem achtzehnten Jahrhundert vergessen – in vielerlei Hinsicht sind sie mir verehrungswürdig und teuer –, zwischen denen, wenn man sie von dem schönen Garten aus betrachtet, der sich von den Terrassen zum Fluß hinuntersenkt, die gotische Turmspitze einer Kirche sichtbar wird, die sie sonst verbergen, die nun

aber ihre Fassaden gleichsam abschließt und überhöht; sie selbst jedoch scheint von so anderer, kostbarerer Substanz zu sein, geriffelt, rosig und mit glänzender Lasur überhaucht, daß man sofort den Eindruck bekommt, sie gehöre sowenig dazu wie etwa die purpurfarbene, gezackte Spitze einer Muschel, die selbst wie ein schmelzüberzogenes Türmchen wirkt, zu den zwei glatten Uferkieseln, zwischen denen sie hängengeblieben ist. Sogar in einem der häßlichsten Stadtviertel von Paris ist mir ein Fenster bekannt, durch das man über eine erste, zweite und auch noch dritte von dem Dächerkonglomerat mehrerer Straßenzüge gebildete Kulissenwand hinweg bald violett, bald rötlich, manchmal aber auch – auf den edelsten Abzügen, die die Atmosphäre davon schafft – wie in einem aus Asche gewonnenen schwarzen Ton eine Glocke sieht, die nichts anderes ist als die Kuppel von Saint-Augustin und die dieser Ansicht von Paris etwas von gewissen römischen Veduten Piranesis gibt.[1] Da jedoch mein Gedächtnis in keine dieser kleinen Gravüren, mochten sie von ihm auch mit noch so viel Geschmack ausgeführt worden sein, das hineinlegen konnte, was ich seit langem verloren hatte, das Gefühl nämlich, aufgrund dessen wir eine Sache nicht wie ein Schauspiel betrachten, sondern daran glauben als an eine Wesenheit, die ihresgleichen nicht hat, wirkt keine von ihnen auf die tiefen Bereiche meines Lebens ein, wie die Erinnerung an jene verschiedenen Aspekte des Glockenturms von Combray in den Straßen hinter der Kirche es tut. Ob man ihn um fünf Uhr sah, wenn man die Briefe von der Post holen ging, nur einige Häuser entfernt, wie er auf einmal links als einsamer Gipfel über der Firstlinie der Dächer erschien, oder ob man einfach auf dem Weg, sich nach dem Befinden von Madame Sazerat zu erkundigen, mit den Augen dieser Linie, die nach dem Abstieg entlang der anderen Dachschräge wieder niedriger geworden war, in dem Bewußtsein folgte, daß man in die zweite Straße nach dem Glockenturm einbiegen müsse; oder sei es, daß man noch etwas weiterhin, wenn man zum Bahn-

hof ging, ihn von der Seite her sah, wo er im Profil neue Grate und Flächen entwickelte wie ein Körper, den man überraschend in einer noch unbekannten Phase seiner Umdrehung erblickte; oder ob, von den Ufern der Vivonne her betrachtet, die durch die Perspektive kraftvoll gesammelte und höher gewordene Apsis dem Bestreben des Glockenturms zu entspringen schien, seine Spitze bis ins Herz des Himmels zu treiben … immer mußte man zu ihm zurückkehren, immer war er es, der alles beherrschte, die Häuser mit einer unerwarteten höchsten Zinne versah und nach oben wies wie der Finger Gottes selbst, dessen Leib in der Menschenmenge verschwand, ohne daß ich ihn deshalb mit ihr hätte verwechseln können. Und heute noch, wenn mir in einer großen Provinzstadt oder in einem Stadtviertel von Paris, das ich weniger kenne, ein Passant, der »mir den rechten Weg weist«, in der Ferne als Orientierungspunkt den Uhrturm eines Spitals oder den Glockenturm eines Klosters bezeichnet, der die Spitze seiner geistlichen Mütze an der Ecke einer Straße erhebt, in die ich einbiegen soll, so wird, wofern meine Erinnerung auch nur den geringsten an jene teure entschwundene Gestalt gemahnenden Zug an ihm findet, der Passant, wenn er sich noch einmal umblickt, um sich zu überzeugen, daß ich nicht fehlgegangen bin, mit Staunen bemerken, wie ich in völligem Vergessen des geplanten Spaziergangs oder der dringenden Besorgung stundenlang unbeweglich stehenbleibe, während ich versuche, mich zu erinnern, und spüre, wie tief in mir dem Vergessen abgerungene Gebiete trockengelegt und wieder bebaut werden; und sicherlich suche ich dann immer noch, und weit ungeduldiger, erwartungsvoller als eben noch, da ich ihn um Auskunft bat, meinen Weg, ich biege in eine Straße ein … aber … in eine meines Herzens …[1]

Wenn wir von der Kirche heimgingen, begegneten wir oft Monsieur Legrandin[1] , der, durch seinen Ingenieurberuf an Paris gefesselt, außerhalb der großen Ferien nur von Samstag abend bis Montag morgen seinen Besitz in Combray aufsu-

chen konnte. Er war einer jener Menschen, die unabhängig von einer naturwissenschaftlich fundierten Laufbahn, in der sie übrigens glänzend vorangekommen sind, eine ganz andere Art von Bildung besitzen, eine literarische und künstlerische, die in ihrem eigentlichen Beruf nutzlos ist, von der aber ihre Konversation profitiert. Gebildeter als viele Literaten (wir wußten damals noch nicht, daß Legrandin einen gewissen Ruf als Schriftsteller genoß, und waren sehr erstaunt festzustellen, daß ein berühmter Komponist Verse von ihm vertont hatte), mit einer leichteren Hand begabt als viele Maler, hängen diese Menschen der Vorstellung nach, das Leben, das sie führen, sei eigentlich nicht das ihnen gemäße, und obliegen ihrer beruflichen Tätigkeit entweder mit einer gewissen launenhaften Sorglosigkeit oder aber mit strengem hochmütigem Fleiß, geringschätzig, bitter, gewissenhaft. Groß, von schöner Gestalt, mit einem nachdenklichen feinen Gesicht, langem blondem Schnurrbart, einem illusionslosen Ausdruck in den blauen Augen, von erlesener Höflichkeit, ein Meister der Konversation, wie wir noch nie einen gehört hatten, war er in den Augen der Meinigen, die ihn immer als Beispiel zitierten, ein typischer Vertreter der Elite, der dem Leben auf die vornehmste und feinsinnigste Weise begegnete. Meine Großmutter warf ihm höchstens vor, er spreche allzu gekonnt, etwas zu hochgestochen, seiner Sprache fehle die Natürlichkeit, die er in seinen immer lose flatternden Lavallièrekrawatten bekundete und in seinem streng geschnittenen Rock, der etwas Schulbubenhaftes hatte. Sie wunderte sich auch über die leidenschaftlichen Tiraden, die er zuweilen gegen den Adel losließ, gegen das mondäne Leben, den Snobismus, »sicher die Sünde, die der heilige Paulus meint, wenn er von der Sünde spricht, für die es keine Vergebung gibt«.[1]

Gesellschaftlicher Ehrgeiz war ein Gefühl, das meine Großmutter so unfähig war zu hegen und beinahe auch zu verstehen, daß es ihr ganz unnütz schien, es mit solcher Heftigkeit zu bekämpfen. Zudem fand sie es nicht sehr ge-

schmackvoll von Monsieur Legrandin, dessen Schwester in der Nähe von Balbec mit einem normannischen Edelmann verheiratet war, sich zu derart scharfen Attacken gegen den Adel hinreißen zu lassen, wobei er sogar so weit ging, der Revolution vorzuwerfen, daß sie nicht alle aufs Schafott geschickt habe.

»Seid gegrüßt, meine Freunde!« sagte er jedesmal, indem er auf uns zukam. »Sie haben Glück, daß Sie hier so ausgiebig leben können; ich muß morgen wieder nach Paris in meinen Winkel.

»Oh«, fügte er dann mit einem sanft ironischen, resignierten, etwas zerstreuten Lächeln hinzu, das ihm eigen war, »gewiß gibt es in meinem Haus alle möglichen unnützen Dinge. Es fehlt nur das, was notwendig ist: ein großes Stück freier Himmel wie hier. Versuchen Sie immer ein Stück Himmel über Ihrem Leben zu haben, mein Junge«, fügte er zu mir gewandt hinzu. »Sie haben eine anmutige Seele, von seltener Beschaffenheit, eine Künstlernatur; lassen Sie sie nicht darben an dem, was sie braucht.«

Als bei unserer Rückkehr meine Tante fragen ließ, ob Madame Goupil zu spät zur Messe gekommen sei, waren wir außerstande, sie aufzuklären. Vielmehr steigerten wir noch ihre Aufregung, indem wir erzählten, ein Maler arbeite in der Kirche an einer Kopie des Fensters Gilberts des Bösen.[2] Françoise, die sofort zum Krämer geschickt wurde, kehrte unverrichteterdinge zurück, da Théodore, dem sein Doppelberuf als Vorsänger, als dem es ihm zum Teil oblag, die Kirche in Ordnung zu halten, und als Laufbursche in der Gemischtwarenhandlung durch die Fülle der daraus sich ergebenden Verbindungen zu allen Kreisen der Gesellschaft ein universales Wissen verschaffte, abwesend war.

»Ach!« seufzte meine Tante, »ich wünschte, es wäre schon die Zeit, wo Eulalie kommt. Sie ist die einzige, die es mir wirklich wird sagen können.«

Eulalie war eine hinkende und taube, aber sehr geschäftige Person, die sich nach dem Tod von Madame de la Bretonnerie, bei der sie von Kind auf in Stellung gewesen war, »zurückgezogen« hatte und ein Zimmer dicht neben der Kirche bewohnte, das sie häufig verließ, sei es um an den Offizien teilzunehmen oder außerhalb der Offizien rasch ein Gebet zu verrichten oder Théodore zur Hand zu gehen; die übrigen Stunden des Tages verwendete sie darauf, Kranke zu besuchen, zum Beispiel meine Tante Léonie, der sie alles erzählte, was sich während der Messe oder der Vesper zugetragen hatte. Sie verschmähte es nicht, die Rente, die ihre alte Herrschaft ihr ausgesetzt hatte, durch ein gelegentliches kleines Zubrot aufzubessern, und visitierte deshalb von Zeit zu Zeit die Wäsche des Pfarrers oder irgendeiner anderen bedeutenden Persönlichkeit aus den Kreisen der Geistlichkeit von Combray. Über einem Kragenmantel aus schwarzem Tuch trug sie eine kleine weiße Haube, die fast nonnenhaft wirkte; eine Hautkrankheit färbte einen Teil ihrer Wangen und ihrer gekrümmten Nase mit dem kräftigen rosa Ton der Balsaminen. Ihre Besuche bildeten eine große Zerstreuung für Tante Léonie, die außer ihr und dem Pfarrer eigentlich niemanden mehr empfing. Meine Tante hatte nach und nach alle anderen Besucher ausgeschaltet, weil sie in ihren Augen den Fehler besaßen, einer der beiden Kategorien von Leuten anzugehören, die sie verabscheute. Die einen, die schlimmeren und deren sie sich zuerst entledigt hatte, waren diejenigen, die ihr rieten, nicht so sehr auf sich selbst »achtzuhaben«, und die, sei es auch nur in negativer Form – etwa durch schweigende Mißbilligung oder durch ein zweifelndes Lächeln –, die umstürzlerische Meinung vertraten, daß ein kleiner Spaziergang in der Sonne oder ein schönes englisches Beefsteak (wo doch schon zwei armselige Schluck Vichywasser sie vierzehn Stunden lang im Magen drückten) ihr sehr viel besser tun würden als ihr Bett und ihre Medizin. Die andere Kategorie bestand aus Personen, die sie für weit ernstlicher krank zu

halten schienen, als sie selber meinte, nämlich so krank, wie sie zu sein behauptete. Sie also, die sie nach einigem Zögern und eigentlich nur auf das inständige Zureden von Françoise hatte heraufkommen lassen und die dann im Verlauf ihres Besuchs sich der ihnen erwiesenen Gunst unwürdig gezeigt hatten, indem sie schüchtern etwas vorzubringen wagten wie: »Meinen Sie nicht, wenn Sie bei diesem schönen Wetter ein bißchen vor die Tür gingen …« oder im Gegenteil auf ihre eigene Bemerkung: »Ich bin recht schwach, recht schwach, es geht zu Ende, meine Lieben«, ihr geantwortet hatten: »Ach ja! Wenn man die Gesundheit nicht mehr hat! Aber Sie können es doch immer noch ein paar Jährchen machen«, sie alle, die einen wie die anderen, konnten sicher sein, nicht mehr empfangen zu werden. Amüsierte sich Françoise schon über das Entsetzen, das meine Tante befiel, wenn sie von ihrem Bett aus in der Rue du Saint-Esprit eine dieser Personen in der offenkundigen Absicht, sie zu besuchen, näherkommen sah, oder wenn sie hörte, daß die Schelle ging, so lachte sie noch mehr und wie über einen gelungenen Streich über die stets erfolgreichen Listen, mit denen meine Tante diese Besucher abweisen ließ, und die verdutzte Miene, mit der sie sich entfernten, ohne sie gesehen zu haben; im Grunde bewunderte sie dann ihre Herrin, die sie allen diesen Leuten überlegen glaubte durch die einfache Tatsache, daß sie sie nicht sehen wollte. Kurz, meine Tante verlangte gleichzeitig, daß man ihre Lebensweise guthieß, daß man sie um ihrer Leiden willen beklagte und sie dennoch völlig beruhigt in die Zukunft blicken ließ.

Darin besaß Eulalie eine gewisse Meisterschaft. Meine Tante konnte ihr zwanzigmal in einer Minute sagen: »Es geht mit mir zu Ende, meine gute Eulalie«, so gab Eulalie zwanzigmal zurück: »Wo Sie Ihre Krankheit doch so gut kennen, Madame Octave, können Sie hundert Jahre alt werden damit; auch Madame Sazerin hat es gerade gestern noch gesagt.« (Eine der festesten Überzeugungen Eulalies, die auch eine

noch so große Zahl von Widerlegungen durch die Erfahrung nicht hatte erschüttern können, war, daß Madame Sazerat Madame Sazerin hieß.)

»Ich verlange gar nicht, hundert Jahre alt zu werden«, antwortete meine Tante, die es vorzog, das Ende ihrer Tage nicht so genau festzulegen.

Da Eulalie es außerdem wie niemand sonst verstand, meine Tante zu unterhalten, ohne sie zu ermüden, waren ihre Besuche, die regelmäßig – sofern nichts Unerwartetes dazwischenkam – alle Sonntage stattfanden, ein Vergnügen für sie, und die Aussicht darauf erhielt sie zunächst in einem angenehmen Zustand, der aber bald etwas Quälendes bekam wie übermäßiger Hunger, sobald Eulalie sich etwas verspätete. Wenn das lustvolle Gefühl, auf Eulalie zu warten, sich allzulange ausdehnte, wurde es zur Marter; meine Tante sah dann unaufhörlich auf die Uhr, gähnte und bekam Anwandlungen von Schwäche. Eulalies Schellen, wenn es spät am Nachmittag dennoch eintrat, nachdem meine Tante es schon nicht mehr erwartet hatte, verursachte ihr fast Übelkeit. Tatsächlich dachte sie sonntags ausschließlich an diesen Besuch, und gleich nach dem Mittagessen trieb Françoise uns an, das Eßzimmer zu verlassen, damit sie hinaufgehen und meine Tante »beschäftigen« könne. Doch es war schon eine ganze Weile her (besonders von dem Zeitpunkt an, da in Combray die schönen Sommertage anbrachen), daß die stolze Mittagsstunde vom Turm von Saint-Hilaire herab, dem sie mit den zwölf für einen Augenblick erblühenden Blumenzacken ihrer tönenden Krone gleichsam ein Wappen verlieh, über unserem Tisch verklungen war, über dem geweihten Brot, das ebenfalls ganz ungezwungen von der Kirche her gekommen war, und wir saßen doch immer noch vor den Tellern mit den Bildern aus *Tausendundeiner Nacht*, von der Hitze und besonders von dem guten Mahl beschwert. Denn zu der ständigen Grundlage von Eiern, Koteletts, Kartoffeln, Eingemachtem, Biskuits, die sie uns gar nicht mehr ankündigte, fügte Françoise – je nach

dem Stand der Felder und Obstgärten, dem Ertrag der Fischerei und den Zufällen des Handelslebens, dem Entgegenkommen der Nachbarn und ihren eigenen Eingebungen und zwar so glücklich, daß unser Speisezettel, wie die Vierpässe, die man im dreizehnten Jahrhundert an den Kirchenportalen anbrachte, immer einigermaßen dem Rhythmus der Jahreszeiten und den Episoden des Lebens entsprach[1] – jeweils etwas hinzu: eine Rautenscholle, weil die Händlerin ihr garantiert hatte, daß sie ganz frisch sei, einen Truthahn, weil sie einen schönen auf dem Markt von Roussainville-le-Pin gesehen hatte, Kardonen mit Mark, weil sie sie uns noch nicht auf diese Art zubereitet hatte, eine Hammelkeule, weil der Aufenthalt an der frischen Luft tüchtig hungrig macht und weil man bis sieben Uhr gut schon wieder einen leeren Magen haben konnte, Spinat zur Abwechslung, Aprikosen, weil es noch kaum welche gab, Johannisbeeren, weil sie in vierzehn Tagen zu Ende sein würden, Himbeeren, die Monsieur Swann eigens für uns gebracht hatte, Kirschen, weil sie die ersten waren, die der Kirschbaum im Garten nach einer Pause von zwei Jahren wieder trug, Rahmkäse, den ich doch früher immer so gern gegessen hatte, einen Mandelkuchen, weil sie ihn am Abend zuvor bestellt, und eine Brioche, weil wir an der Reihe waren, sie zu spendieren. Und nach alledem wurde uns auch noch, eigens für uns hergestellt, aber noch spezieller meinem Vater zugedacht, der sie besonders liebte, der Inspiration von Françoise entsprungen, von ihr als persönliche Aufmerksamkeit dargebracht, eine Schokoladencreme gereicht, flüchtig und leicht wie eine Gelegenheitsdichtung, auf die sie aber gleichwohl ihr gesamtes Können verwendet hatte. Wer mit den Worten »Ich bin fertig, ich habe keinen Hunger mehr« davon nicht gekostet hätte, wäre auf der Stelle in die Reihen jener Rohlinge hinabgesunken, die bei dem Geschenk, das ein Künstler ihnen macht, auf das Gewicht und das Material schauen, während doch das Entscheidende nur der Geist und die Signatur sind. Auch nur das Geringste davon auf dem Tel-

ler zu lassen wäre nicht minder unhöflich gewesen, wie wenn man sich vor der Beendigung eines Stücks unter den Augen des Komponisten erhebt.

Endlich sagte dann meine Mutter: »Lauf, bleib nicht ewig hier sitzen, geh in dein Zimmer hinauf, wenn es dir draußen zu heiß ist, aber erst geh einen Augenblick an die Luft, damit du nicht gleich nach Tisch mit Lesen beginnst.« Ich setzte mich dann – neben dem Brunnen, dessen Becken oft wie ein gotischer Taufstein mit einem Salamander verziert war, der mit seinem allegorischen, spindelförmigen Körper auf dem grob bearbeiteten Stein ein bewegliches Relief bildete – auf die Bank ohne Lehne unter einem Fliederstrauch in jenem Gartenwinkel, von dem aus man durch einen Bedientenausgang auf die Rue du Saint-Esprit treten konnte und über dessen wenig gepflegtem Boden sich zwei Stufen erhoben, die in einen hinter der Küche vorspringenden und wie ein selbständiges Gebäude wirkenden Küchenanbau führten. Man sah von draußen schon die roten, wie Porphyr glänzenden Bodenplatten. Er sah weniger wie das Refugium von Françoise als vielmehr wie ein kleiner Venustempel aus. Er quoll über von den Opfergaben des Milchmanns, des Obsthändlers und der Gemüsefrau, die manchmal aus weit entlegenen Weilern herbeigekommen waren, um Françoise die Erstlinge ihrer Felder darzubringen. Und sein Dach war immer von einer gurrenden Taube gekrönt.[1]

In früheren Zeiten hatte ich mich nicht lange in dem diese Stätte umgebenden heiligen Hain aufgehalten, denn bevor ich in mein Zimmer ging, um zu lesen, trat ich einen Augenblick in das kleine Ruhegemach ein, das mein Onkel Adolphe, ein Bruder meines Großvaters und alter Militär, als pensionierter Major im Erdgeschoß bewohnte und das, selbst wenn die offenen Fenster zwar nicht die selten bis dahin dringenden Sonnenstrahlen, so doch die Hitze eindringen ließen, unablässig jenen dunklen, frischen Geruch gleichzeitig nach Wald und nach Ancien régime verströmte, der die Nasenflügel lange

träumen läßt, wenn man in gewisse verlassene Jagdpavillons eindringt. Doch seit vielen Jahren schon trat ich nicht mehr in Onkel Adolphes Zimmer, denn dieser kam nicht mehr nach Combray wegen eines Zerwürfnisses zwischen ihm und meiner Familie, an dem ich selbst, und zwar durch folgende Umstände, schuld war[2] :

Ein- oder zweimal monatlich wurde ich in Paris zu ihm geschickt, ich traf ihn dann an, wie er in einer einfachen Hausjoppe sein Mittagessen beendete, das ihm sein Diener in einer Arbeitsjacke aus weiß und violett gestreiftem Drillich auftrug. Brummend beklagte er sich dann jedesmal, daß ich nicht schon eher gekommen sei, man kümmere sich überhaupt nicht um ihn; er bot mir ein Stück Marzipan oder eine Mandarine an, dann gingen wir durch einen Salon, in dem er sich nie aufhielt und der niemals geheizt war; die Wände dieses Zimmers waren mit vergoldetem Stuck verziert, die Decken in einem Blau gemalt, das den Himmel nachahmen sollte, und die Möbel mit gestepptem Seidenstoff gepolstert wie bei meinen Großeltern, aber gelb; dann gingen wir in den Raum, den er »Arbeitszimmer« nannte: hier hingen an den Wänden Gravüren, die auf schwarzem Hintergrund eine füllige rosige Göttin darstellten, die einen Wagen lenkte, auf einer Erdkugel schwebte oder einen Stern an der Stirn trug, wie man sie im Zweiten Kaiserreich geliebt hatte, weil man sie »pompejanisch« fand; dann fand man sie eine Zeitlang scheußlich, und jetzt fangen sie wieder an, in Mode zu kommen, alles aus dem gleichen Grund, welche anderen man auch anführen mag: eben weil sie nach Second Empire aussehen. Ich blieb dann bei meinem Onkel, bis sein Kammerdiener ihn im Auftrag des Kutschers fragen kam, zu welcher Stunde angespannt werden solle. Mein Onkel versank jedesmal in tiefes Nachdenken, das der staunend dastehende Kammerdiener nicht durch die geringste Bewegung zu stören gewagt hätte, während er gespannt auf das Ergebnis wartete, das immer genau das gleiche war. Endlich, nach einem letzten Zögern,

sprach mein Onkel unfehlbar die Worte aus: »Viertel nach zwei«, die der Kammerdiener verwundert und widerspruchslos wiederholte: »Viertel nach zwei? Gut … ich werde es sagen …«

Zu jener Zeit hatte mich die Liebe zum Theater erfaßt, eine platonische Liebe, denn meine Eltern hatten mir noch niemals erlaubt, es zu besuchen, und ich stellte mir die Freuden, die man dort genießt, so wenig der Wirklichkeit entsprechend vor, daß ich nicht weit davon entfernt war zu glauben, daß jeder Zuschauer wie durch ein Stereoskop eine Dekoration betrachte, die nur für ihn da sei, obwohl ebenso beschaffen wie die tausend anderen, die die übrigen Zuschauer, jeder für sich, betrachteten.

Jeden Morgen lief ich bis zur Anschlagsäule[1] , um nachzusehen, welche Stücke angezeigt waren. Nichts hätte selbstloser und beseligender sein können als die Träume, die jedes angekündigte Stück meiner Einbildungskraft schenkte und die für mich ihre Würze durch die Bilder erhielten, die sich unweigerlich gleichzeitig mit den Worten einstellten, aus denen der jeweilige Titel bestand, sowie auch durch die Farbe der noch feuchten und von Leim geschwellten Plakatzettel, auf denen sie erschienen. Wenn es sich nicht um so seltsame Werke[2] wie *Le testament de César Girodet* oder *Œdipe-Roi* handelte, die nicht auf dem grünen Plakat der Opéra-Comique, sondern auf dem graurosa gefärbten der Comédie-Française standen, schien mir nichts entlegener von dem blitzend weißen Reiherbüschel, das ich mir bei *Les diamants de la couronne* vorstellte, als die glatte, geheimnisvolle Seide des *Domino noir*, und da meine Eltern mir gesagt hatten, daß ich, wenn ich zum ersten Mal ins Theater ginge, zwischen diesen beiden Stücken zu wählen hätte, so suchte ich, da das alles war, was ich von ihnen kannte, abwechselnd in den Titel des einen und des anderen einzudringen, als könne mir jeder das Vergnügen, das mich in dem betreffenden Stück erwartete, erschließen und dem vergleichbar machen, das das andere mir

versprach; schließlich stellte ich mir so deutlich auf der einen Seite eine glänzende und stolze Bühnenschöpfung, auf der anderen eine weichsamtene Angelegenheit vor, daß ich mich ebensowenig entscheiden konnte, welchem ich nun eigentlich den Vorzug geben sollte, wie wenn man mir zum Nachtisch die Auswahl gelassen hätte zwischen Riz à l'Impératrice und Schokoladencreme.

Alle meine Unterhaltungen mit Kameraden bezogen sich auf die Schauspieler, deren Kunst, obwohl mir noch unbekannt, die erste Form darstellte, unter der ich die Kunst schlechthin ahnend vor Augen sah. Die Art des einen oder anderen, eine längere Rede zu beginnen und zu nuancieren, die geringsten Unterschiede darin, schienen mir von unermeßlicher Bedeutung. Und nach dem, was ich über sie gehört hatte, ordnete ich sie in eine Rangfolge gemäß ihrem Talent ein, die ich mir den ganzen Tag im stillen hersagte und die schließlich in meinem Hirn etwas Starres bekam und mir durch ihre Unbeweglichkeit lästig zu werden begann.

Wenn ich später, auf dem Gymnasium, sobald der Lehrer den Rücken gewendet hatte, mit einem neuen Freund zu korrespondieren begann, war immer meine erste Frage, ob er schon im Theater gewesen sei und ob er auch finde, daß Got der größte Schauspieler, der zweite Delaunay sei und so fort. Und wenn seiner Meinung nach Febvre erst nach Thiron kam, oder Delaunay nach Coquelin[1] , so gab die plötzliche Beweglichkeit Coquelins, der auf einmal seine steinerne Haltung verlor und in meinem Geiste auf den zweiten Platz hinüberwechselte, und die phantastische Lebendigkeit, die fruchtbare Wiederbelebung, die Delaunay erfuhr, wenn er auf den vierten zurücktrat, meinem wieder geschmeidig und fruchtbar gewordenen Hirn ein Gefühl von blühendem, flutendem Leben zurück.

Wenn aber die Schauspieler derartig meine Phantasie beschäftigten und der Anblick Maubants, wie er eines Nachmittags das Théâtre-Français verließ, mich den freudigen Schre-

cken und die Leiden der Liebe hatte erleben lassen, wie mußte dann erst der am Eingang eines Theaters erstrahlende Name einer Diva oder – im Fenster einer vorüberrollenden Equipage, mit Pferden bespannt, die Rosen an den Stirnriemen trugen – das Antlitz einer Frau, von der ich annahm, daß sie vielleicht eine Schauspielerin sei, in mir eine lang andauernde Verwirrung, ein ohnmächtiges, schmerzliches Bemühen zur Folge haben, mir ihr Leben vorzustellen. Die berühmtesten ordnete ich nach ihrem Talent: Sarah Bernhardt, die Berma[1] , die Bartet, Madeleine Brohan, Jeanne Samary, aber alle interessierten mich. Mein Onkel kannte viele von ihnen, wie auch Kokotten, die ich von den Schauspielerinnen nicht ganz klar zu unterscheiden verstand. Er sah sie bei sich zu Hause, und wenn wir ihn nur an gewissen Tagen besuchen gingen, so deshalb, weil an anderen Frauen zu ihm kamen, die seine Familie – wenigstens von ihrem Standpunkt aus – nicht hätte treffen können; denn was meinen Onkel anbelangte, so hatte ihn seine allzu eilfertige Bereitschaft, hübschen Witwen, die vielleicht nie verheiratet waren, und Gräf innen mit hochtönendem Namen, der zweifellos nur als »nom de guerre« zu werten war, die Freundlichkeit zu erweisen, sie mit meiner Großmutter bekannt zu machen oder ihnen Stücke aus dem Familienschmuck zu schenken, schon mehr als einmal mit meinem Großvater aneinandergeraten lassen. Oft hörte ich meinen Vater bei der Erwähnung eines Schauspielerinnennamens in der Unterhaltung lächelnd zu meiner Mutter sagen: »Eine Freundin deines Onkels«; und dann dachte ich, wie gut doch mein Onkel einem jungen Menschen wie mir das vergebliche Warten vor der Tür einer Frau, die ihm auf seine Briefe nicht anwortete und ihn durch ihren Portier wegschicken ließ – Dinge, die gewichtige Männer oft jahrelang über sich ergehen lassen müssen – ersparen könnte, indem er mich in seinem Hause einer Schauspielerin vorstellte, die, für viele andere unerreichbar, eine gute Freundin von ihm war.

Unter dem Vorwand, eine neu angesetzte Unterrichtsstunde liege jetzt so unglücklich, daß sie mich mehrmals daran gehindert habe, meinen Onkel zu besuchen, und es auch weiter tun werde, verließ ich deshalb an einem Tage, der nicht für einen unserer Besuche vorgesehen war, an dem aber meine Eltern gerade früh zu Mittag gegessen hatten, das Haus, und anstatt die Anschlagsäule zu studieren, wozu man mich ohne Begleitung ausgehen ließ, lief ich zu ihm. Vor seiner Tür sah ich einen Zweispänner stehen; die Stirnriemen der Pferde waren ebenso wie das Knopfloch des Kutschers mit einer roten Nelke geschmückt. Auf der Treppe schon hörte ich Lachen und eine Frauenstimme und, als ich geläutet hatte, nach einem kurzen Schweigen das Geräusch von Türen, die geschlossen wurden. Der öffnende Kammerdiener schien bei meinem Anblick verlegen; er sagte, mein Onkel habe sehr viel zu tun und könne mich sicher nicht empfangen, doch während er ihn trotzdem fragen ging, hörte ich die Frauenstimme von vorhin: »Ach doch! Laß ihn doch kommen! Nur einen Augenblick, es würde mir solchen Spaß machen. Auf der Photographie, die du auf deinem Schreibtisch hast, sieht er genau aus wie seine Mama, deine Nichte; ihr Bild ist doch das gleich daneben, nicht wahr? Ich möchte den Jungen so gern einen Augenblick sehen.«

Ich hörte meinen Onkel etwas brummen, es klang, als sei er ärgerlich; dann kam der Diener und ließ mich ein.

Auf dem Tisch stand der gleiche Teller mit Marzipan wie gewöhnlich; mein Onkel hatte die übliche Hausjoppe an, aber ihm gegenüber saß im rosa Seidenkleid mit einem großen Perlenkollier um den Hals eine junge Frau, die gerade eine Mandarine aß. Die Ungewißheit darüber, ob ich sie mit Madame oder Mademoiselle anreden solle, trieb mir das Blut in die Wangen, und da ich nicht nach ihrer Seite hinzublicken wagte aus Angst, ich müsse mit ihr sprechen, ging ich auf meinen Onkel zu und gab ihm einen Kuß. Sie schaute mich lächelnd an, mein Onkel sagte zu ihr: »Mein Neffe«, ohne

meinen Namen zu nennen noch mir den ihrigen zu verraten, sicherlich weil er wegen der Schwierigkeiten, die er mit meinem Großvater gehabt hatte, tunlichst jede Verbindung zwischen seiner Familie und dieser Art von Beziehungen zu vermeiden suchte.

»Wie ähnlich er seiner Mutter sieht«, sagte sie.

»Aber Sie haben ja meine Nichte nur auf der Photographie gesehen«, fiel mein Onkel ihr rasch und eher unfreundlich ins Wort.

»Verzeihen Sie, lieber Freund, ich bin ihr im vorigen Jahr, als Sie so krank waren, auf der Treppe begegnet. Ich habe sie allerdings nur eine Sekunde gesehen, und es ist ja auch sehr dunkel in Ihrem Treppenhaus, aber es hat mir genügt, um sie zu bewundern. Dieser junge Mann hier hat ihre schönen Augen und auch das hier«, sagte sie, während sie mit dem Finger eine Linie über den unteren Teil ihrer Stirn zog. »Heißt Ihre Frau Nichte eigentlich ebenso wie Sie, lieber Freund?« fragte sie meinen Onkel.

»Er sieht vor allem seinem Vater ähnlich«, brummte mein Onkel, dem ebensowenig daran lag, jemanden »in absentia« vorzustellen, indem er den Namen meiner Mutter nannte, wie es direkt zu tun. »Er ist ganz sein Vater, und auch meiner lieben Mutter sieht er sehr ähnlich.«

»Ich kenne seinen Vater nicht«, sagte die Dame in Rosa mit einer leichten Neigung des Kopfes, »und ich habe auch Ihre verstorbene Frau Mutter nicht gekannt, mein Freund. Sie erinnern sich, es war gerade nach Ihrem großen Kummer, als wir uns kennenlernten.«

Ich erlebte eine kleine Enttäuschung, denn diese junge Dame war nicht anders als die anderen hübschen Frauen, denen ich manchmal im Kreise meiner Familie begegnet war, nicht anders als namentlich die Tochter eines unserer Vettern, den ich jedes Jahr zum ersten Januar besuchte. Nur besser gekleidet als diese, hatte die Freundin meines Onkels den gleichen lebendigen und freundlichen Blick, sie sah ebenso freimütig

und liebevoll in die Welt. Ich entdeckte nichts an ihr von der theatralischen Aufmachung, die ich auf den Photographien der Schauspielerinnen so sehr bewunderte, oder von irgendeinem diabolischen Ausdruck, der etwa mit ihrer mutmaßlichen Lebensführung hätte in Zusammenhang stehen können. Es fiel mir schwer zu glauben, daß dies eine Kokotte sei, und vor allem hätte ich sie nicht für eine elegante Kokotte gehalten, wenn ich nicht den Wagen mit den beiden Pferden, das rosa Kleid, das Perlenkollier gesehen und nicht gewußt hätte, daß mein Onkel nur die Creme dieser Art von Frauen bei sich sah. Doch ich fragte mich, wie der Millionär, der sie mit Wagen, Haus und Juwelen bedachte, Vergnügen daran finden konnte, sein Geld mit einem Wesen durchzubringen, das so einfach und anständig wirkte. Und doch, wenn ich mir vorstellte, welches wohl ihr Leben sein mußte, so erschien mir dessen unmoralischer Charakter vielleicht noch verstörender, als wenn er sich vor meinen Augen in greifbarerer Form gezeigt hätte – gerade weil er so unsichtbar blieb wie das Geheimnis hinter einem Roman oder irgendeinem Skandal, der jene aus dem Kreis ihrer bürgerlichen Familie vertrieben, sie der Allgemeinheit überantwortet, ihre Schönheit zur Entfaltung gebracht und sie bis zur Halbwelt und zur Berühmtheit erhoben hatte, deren Mienenspiel und Tonfall so vielen mir bereits bekannten glichen und die mich doch wider meinen Willen sie als ein junges Mädchen aus guter Familie betrachten ließen, die keiner Familie mehr angehörte.

Wir waren inzwischen in das »Arbeitszimmer« hinübergegangen, und mein Onkel bot ihr mit einer Miene, die meiner Anwesenheit wegen etwas befangen war, Zigaretten an.

»Nein«, sagte sie, »Lieber, Sie wissen ja, ich rauche nur die, die der Großfürst mir schickt. Ich habe ihm gesagt, Sie seien eifersüchtig deshalb.« Mit diesen Worten zog sie ein Zigarettenetui hervor, das mit fremdartigen goldenen Schriftzeichen bedeckt war. »Aber doch!« fing sie plötzlich noch einmal an. »Ich muß den Vater dieses jungen Mannes hier bei

Ihnen getroffen haben. Ist er nicht Ihr Neffe? Wie konnte ich das nur vergessen? Er war so liebenswürdig, so taktvoll zu mir«, fügte sie mit einer Miene zarter Bescheidenheit hinzu. Wenn ich mir vorstellte, was das für eine brüske Art von seiten meines Vaters gewesen sein mochte, die sie jetzt als taktvoll hinstellte – denn ich kannte ja seine Zurückhaltung und Kälte –, war mir, als handle es sich um eine von ihm begangene Unhöflichkeit, der unangemessene Abstand zwischen ihrer überschwenglichen Dankbarkeit und seiner wenig liebenswürdigen Art außerordentlich peinlich. Späterhin habe ich den Eindruck gewonnen, es sei eine der rührenden Seiten der Rolle, die diese müßigen und doch so eifrig bemühten Frauen spielen, daß sie ihre Großherzigkeit, ihr Talent, einen immer bereitgehaltenen Traum von Seelenschönheit – denn wie die Künstler verwirklichen sie ihn nicht, zwängen sie ihn nicht in den Rahmen des gewöhnlichen Lebens hinein – und ein Gold, das sie wenig kostet, darauf verwenden, dem rauhen, immer etwas plump gebliebenen Leben der Männer durch eine kostbare, zarte Fassung größeren Wert zu verleihen. So wie diese hier in ein Rauchzimmer, in dem mein Onkel sie in seiner Hausjoppe empfing, ihren anmutigen Körper, ihr Kleid aus rosa Seide, ihre Perlen, den Nimbus von Eleganz, mit dem sie die Freundschaft eines Großfürsten umwebte, hineintrug, so hatte sie auch eine belanglose Bemerkung meines Vaters mit zarten Gefühlen durchsetzt, ihr eine elegante Form und Bedeutung gegeben, und nachdem sie einen ihrer Blicke schönsten Wassers, in dem sich Demut und Dankbarkeit spiegelten, wie ein Juwel in sie eingefügt hatte, reichte sie sie ihm als einen künstlerisch ausgestatteten Wertgegenstand zurück, als etwas, was nun wirklich »ganz und gar köstlich« geworden war.

»Hör mal, ich glaube, es ist Zeit, daß du gehst«, sagte mein Onkel zu mir.

Ich stand auf und verspürte in mir eine unwiderstehliche Lust, der Dame in Rosa die Hand zu küssen, doch schien mir

dies etwa so kühn wie eine Entführung. Mein Herz klopfte heftig, während ich mir sagte: Soll ich, soll ich nicht? Dann fragte ich mich nicht länger, was ich tun sollte, um statt dessen lieber wirklich etwas zu tun. Und in einem blinden, unüberlegten Impuls, der nichts mehr mit den Gründen zu tun hatte, die ich eben noch zu seinen Gunsten hätte vorbringen können, führte ich die Hand, die sie mir reichte, an die Lippen.

»Wie nett er ist! Schon so galant, er hat einen Blick für Frauen, das hat er von seinem Onkel. Er wird einmal ein vollkommener Gentleman«, fügte sie hinzu und preßte dabei die Zähne zusammen, um den Satz einen leicht britischen Akzent zu geben. »Könnte er nicht einmal kommen und ›a cup of tea‹ bei mir trinken, wie unsere Nachbarn, die Engländer, sagen?[1] Er brauchte mir nur am Vormittag einen ›bleu‹[2] zu schicken.«

Ich wußte nicht, was ein »bleu« war. Überhaupt verstand ich nur die Hälfte der Worte, die diese Dame von sich gab, aber die Furcht, es könnte sich etwas darin verbergen, was ich ohne Unhöflichkeit nicht übergehen durfte, hinderte mich daran, nicht mehr hinzuhören; das Ganze war sehr anstrengend für mich.

»Nicht doch, das ist unmöglich«, versetzte mein Onkel mit einem Achselzucken, »er hat keine Zeit, er arbeitet viel. Er hat in seiner Klasse alle Preise bekommen«, setzte er mit leiser Stimme hinzu, damit ich diese Lüge nicht hören und etwa Einspruch erheben könnte. »Wer weiß? Er ist vielleicht ein künftiger kleiner Victor Hugo, eine Art Vaulabelle[1] , Sie wissen schon.«

»Ich schwärme für Künstler«, antwortete die Dame in Rosa, »nur sie verstehen die Frauen … Nur sie und solche Ausnahmegeschöpfe wie Sie, mein Freund. Verzeihen Sie meine Unwissenheit. Wer ist Vaulabelle? Sind das die Bände mit den Goldrücken in der kleinen Büchervitrine in Ihrem Boudoir? Sie wissen doch, Sie haben sie mir zu leihen versprochen, ich gebe auch bestimmt gut darauf acht.«

Mein Onkel hatte eine leidenschaftliche Abneigung gegen das Verleihen von Büchern, er gab also keine Antwort und führte mich ins Vorzimmer hinaus. Von schwärmerischer Liebe zu der Dame in Rosa erfaßt, bedeckte ich die voll Tabak hängenden Backen meines alten Onkels mit wilden Küssen, und während er mir recht verlegen zu verstehen gab, was er nicht offen zu sagen wagte, nämlich daß es ihm lieber wäre, wenn ich meinen Eltern nichts von diesem Besuch erzählen würde, sagte ich ihm mit Tränen in den Augen, das Gefühl der Dankbarkeit für seine Güte sei so stark in mir, daß ich bestimmt eines Tages ein Mittel finden werde, sie ihm zu beweisen. Es war in der Tat so stark, daß ich zwei Stunden darauf nach ein paar verworrenen Sätzen, die, wie mir schien, meinen Eltern keinen ausreichenden Eindruck von der neuen Wichtigkeit meiner Person vermitteln konnten, es einfacher fand, ihnen in allen Einzelheiten über meinen Besuch zu berichten. Ich glaubte damit meinem Onkel nicht irgendwelche Ungelegenheiten zu bereiten. Wie hätte ich das glauben können, da ich es doch nicht wünschte. Ich konnte ja nicht auf den Gedanken kommen, daß meine Eltern in einem Besuch etwas Ungehöriges finden würden, in dem ich selber nichts dergleichen sah. Kommt es denn nicht alle Tage vor, daß ein Freund uns bittet, ihn auf alle Fälle bei einer Frau zu entschuldigen, der er aus irgendwelchen Gründen nicht hat schreiben können, wir aber es in der Meinung unterlassen, daß niemand einem Schweigen solche Wichtigkeit beilegen könne, die es für uns in keiner Weise hat? Wie die meisten Leute bildete ich mir ein, das Hirn der anderen sei ein neutrales, immer empfangsbereites Gef äß ohne spezifisches Reaktionsvermögen gegenüber dem, womit man es füllt; ich ahnte nicht, daß ich meinen Eltern, als ich in das ihre die Nachricht von der neuen Bekanntschaft ergoß, die ich meinem Onkel verdankte, nicht gleichzeitig, wie ich es wollte, meine eigene wohlwollende Beurteilung dieser Begegnung miteinflößen konnte. Unglücklicherweise stützten sich meine Eltern, als sie

sich über das Verhalten meines Onkels ein Urteil bildeten, auf Grundsätze, die völlig von denen abwichen, die ich ihnen nahelegen wollte. Mein Vater und mein Großvater hatten mit ihm lebhafte Auseinandersetzungen; ich wurde mittelbar davon in Kenntnis gesetzt. Ein paar Tage später begegnete ich in der Stadt meinem Onkel, der im offenen Wagen vorüberfuhr, und empfand bei seinem Anblick Schmerz, Dankbarkeit und Reue, die ich ihm gern zum Ausdruck gebracht hätte. Neben dem gewaltigen Ausmaß dieser Gefühle schien mir ein bloßes Hutabnehmen etwas viel zu Geringfügiges; ich fürchtete, mein Onkel könne daraus entnehmen, ich hielte mich ihm gegenüber nur noch an die billigsten Formen der Höflichkeit. Ich beschloß daraufhin, diese Geste lieber zu unterlassen, und sah weg. Mein Onkel glaubte, ich befolge hiermit die Anweisung meiner Eltern, er verzieh es ihnen nie und starb Jahre darauf, ohne daß irgend jemand von uns ihn je wiedergesehen hätte.

So kam ich also nicht mehr in Onkel Adolphes nunmehr verschlossenes Ruhegemach, sondern kehrte – nachdem ich im Bezirk des Küchenanbaus verweilt hatte, bis Françoise mit den Worten: »Ich lasse jetzt das Küchenmädchen den Kaffee servieren und das heiße Wasser hinaufbringen, ich muß zu Madame Octave« auf dem Vorplatz erschien – ins Haus zurück und stieg, um zu lesen, direkt in mein Zimmer hinauf.[1] Das Küchenmädchen war sozusagen eine juristische Person, eine ständige Einrichtung, der einige unveränderliche Attribute eine gewisse Kontinuität und Identität gewährleisteten durch eine Reihe vorübergehender Verkörperungen hindurch, unter denen sie erschien: denn wir hatten niemals zwei Jahre hintereinander dasselbe. In dem Jahr, als wir so oft Spargel aßen, war das Küchenmädchen, das sie gemeinhin zu schälen hatte, ein armes kränkliches Geschöpf in bereits fortgeschrittenem Zustand der Schwangerschaft, als wir Ostern ankamen, und alle wunderten sich eher, daß Françoise sie so viele Gänge und Besorgungen machen ließ, denn sie begann allmählich

schwerer an der geheimnisvollen Last zu tragen, deren immer schwellendere Form man unter ihren weiten Kitteln erriet. Diese selbst erinnerten an die Houppelanden, die gewisse allegorische Gestalten bei Giotto tragen, deren Photographien mir Swann geschenkt hatte. Er selbst hatte uns darauf aufmerksam gemacht, und wenn er nach dem Ergehen des Küchenmädchens fragte, sagte er jedesmal: »Was macht die Caritas von Giotto?« Angeschwollen durch ihre Schwangerschaft, glich übrigens das bedauernswerte Mädchen tatsächlich bis hin zum Gesicht, den Wangen, die gerade und breit abfielen, ziemlich genau jenen männlich wuchtigen Jungfrauen oder besser Matronen, die in der Arenakapelle die Tugenden personifizieren.[1] Jetzt weiß ich, daß die Tugenden und Laster von Padua ihr auch noch auf andere Weise glichen. So wie das Bild dieses Mädchens noch durch das hinzugefügte Symbol, das sie wie eine schwere Last einfach vor sich hertrug, erweitert schien, ohne daß sie offenbar seinen Sinn begriff oder ihr Gesicht etwas von seiner Schönheit und geistigen Bedeutung ausdrückte, ebenso scheint die derbe Wirtschafterin, die in der Arenakapelle unter dem Namen der »Caritas« erscheint und deren Reproduktion an der Wand meiner Studierstube in Combray hing, diese Tugend zu verkörpern, ohne etwas davon zu ahnen und ohne daß sich ein Gedanke an Nächstenliebe jemals auf ihrem kraftvollen und gewöhnlichen Antlitz hätte spiegeln können. Dank einer schönen Erfindung des Malers tritt sie die Schätze der Erde unter ihren Füßen, aber sie tut es genauso, als wenn sie Trauben träte, um den Saft herauszupressen, oder, mehr noch, als wäre sie auf ein paar Säcke gestiegen, um höher hinaufzugelangen; und wenn sie Gott ihr Herz in Flammen darbietet, so reicht sie es ihm eigentlich in der Weise, wie eine Köchin einen Korkenzieher aus dem Kellerfenster jemandem hinhält, der, am Parterrefenster stehend, ihn von ihr haben will. Eher noch hätte man der Invidia einen gewissen Ausdruck von Neid im Gesicht zusprechen können. Doch auch in diesem Fresko nimmt das

Symbol einen so großen Raum ein und wird so realistisch dargestellt, die Schlange, die zischend aus ihrem Munde fährt, ist so groß, füllt so ganz und gar den geöffneten Mund aus, daß sich ihre Gesichtsmuskeln, um sie umfassen zu können, überspannen, so wie die eines Kindes, das mit seiner Puste einen Ballon aufbläst, und daß die Aufmerksamkeit der Invidia – wie auch gleichzeitig die unsere – sich so sehr auf die Tätigkeit der Lippen konzentriert, daß sie kaum noch Zeit auf neidische Gedanken verwenden kann.

Trotz der großen Bewunderung, die Swann jenen Figuren Giottos entgegenbrachte, hatte ich doch lange Zeit kein Vergnügen daran, in unserer Studierstube, in der die Abzüge angeheftet waren, die er mitgebracht hatte, jene Caritas ohne Liebe zu betrachten oder jene Invidia, die nur wie eine Tafel in einem medizinischen Lehrbuch die Kompression der Stimmritze oder des Zäpfchens durch einen Zungentumor oder die Einführung eines chirurgischen Instruments zu veranschaulichen schien, eine Gerechtigkeit, deren graues, ausdrucklos regelmäßiges Gesicht genau das gleiche war, wie es in Combray gewissen hübschen, frommen und gefühlsarmen Bürgersfrauen eignete, die ich bei der Messe traf und von denen mehrere bereits Anwärterinnen auf einen Platz im Reservekorps der Ungerechtigkeit waren. Später erst habe ich begriffen, daß die faszinierende Fremdheit, die besondere Schönheit dieser Fresken gerade darauf beruhte, daß in ihnen das Symbol einen so großen Raum einnahm und daß die Tatsache, daß es nicht als Symbol – da der versinnbildlichte Gedanke nicht als solcher ausgedrückt war –, sondern als Faktum dargestellt wurde, als wirklich erlebt und materiell gehandhabt, der Bedeutung des Werks etwas Wörtlicheres und Eindeutigeres und der Lehre, die man daraus zog, etwas Konkreteres und Überzeugenderes verlieh. Wurde nicht auch bei dem bedauernswerten Küchenmädchen die Aufmerksamkeit durch das Gewicht, das ihn hinunterzog, auf den Bauch gelenkt; und ebenso wendet sich auch sehr oft das Denken der

Sterbenden ganz der wirklichen, schmerzvollen, tiefen, körperlichen Seite, jener Kehrseite des Todes zu, die er ihnen darbietet, die er sie grausam spüren läßt und die viel mehr einer Last gleicht, unter der sie zusammenbrechen, einer Schwierigkeit zu atmen, einem Bedürfnis zu trinken, als dem, was wir die »Idee des Todes« nennen.

Die Tugenden und Laster von Padua mußten schon einen großen Wirklichkeitsgehalt besitzen, daß sie mir ebenso lebendig vorkommen konnten wie die schwangere Dienstmagd und daß diese mir kaum weniger allegorischen Sinn als jene zu haben schien. Und vielleicht repräsentiert auch die – wenigstens scheinbare – Nichtteilnahme der Seele eines Menschen an der Tugend, die durch ihn hindurch wirkt, außer ihrem ästhetischen Wert noch eine wenn nicht psychologische, so doch, wie man sagt, physiognomische Wirklichkeit. Wenn ich später im Laufe meines Lebens, in Klöstern etwa, Gelegenheit hatte, wirklich heiligen Personifizierungen der tätigen Nächstenliebe zu begegnen, dann hatten diese im allgemeinen das muntere, positive, gleichgültige und etwas schroffe Gebaren des eiligen Chirurgen an sich und ein Gesicht, auf dem kein Mitgefühl, kein Gerührtsein gegenüber dem menschlichen Leiden zu lesen stand, freilich auch keine Furcht, daran zu rühren, kurz, sie zeigten die Züge ohne Sanftmut, das unsympathische, erhabene Antlitz der wahren Güte.

Während das Küchenmädchen – das damit unwillkürlich die Überlegenheit von Françoise um so heller erstrahlen ließ, so wie der Irrtum durch den Gegensatz den Triumph der Wahrheit augenfälliger macht – Kaffee servierte, der nach Mamas Feststellung nur heißes Wasser, und darauf in unsere Schlafzimmer heißes Wasser trug, das kaum lauwarm war, lag ich mit einem Buch in der Hand auf dem Bett in meinem Zimmer[1] , das zitternd seine durchsichtige, zerbrechliche Kühle gegen die Nachmittagssonne hinter den beinahe völlig geschlossenen Fensterläden beschützte, durch die ein Lichtstrahl dennoch seine gelben Flügel hatte schieben können, um wie

ein ruhender Schmetterling unbeweglich zwischen dem Holz der Jalousien und der Fensterscheibe zu verharren. Es war kaum hell genug zum Lesen, und das Gefühl von dem Glanz des Lichts draußen wurde mir nur durch die von der Rue de la Cure heraufkommenden Hammerschläge gegeben, die Camus (auf Françoises Hinweis, daß meine Tante zur Zeit nicht »ruhte« und man also Lärm machen könne) auf staubige Kisten niederfallen ließ, die aber, wenn sie in der hallenden, für heiße Tage typischen Atmosphäre ertönten, weithin scharlachrote Funken aufsprühen zu lassen schienen; und auch durch die Fliegen, die vor mir mit ihrem kleinen Konzert sozusagen sommerliche Kammermusik aufführten; bei dieser wird der Sommer nicht – wie es bei menschlicher Musik geschieht, wenn eine Weise, die man zufälligerweise in der warmen Jahreszeit gehört hat, diese einem dann in Erinnerung ruft – einfach evoziert: sie ist durch ein zwingenderes Band mit ihm verbunden; in den schönen Tagen entstanden, nur mit ihnen wiedererstehend und etwas von ihrer Substanz enthaltend, führt sie nicht nur die Vorstellung davon in unserem Gedächtnis herauf, sondern bestätigt vielmehr ihre Wiederkehr als tatsächliche, unmittelbar uns umwebende, greifbare Gegenwart.

Diese dunkle Kühle meines Zimmers verhielt sich zur besonnten Straße wie der Schatten zum Lichtstrahl, das heißt, sie enthielt ebenso viel Helligkeit wie jene, und sie schenkte mir in der Phantasie das volle Schauspiel des Sommers, von dem meine Sinne auf einem Spaziergang nur jeweils Teilaspekte hätten genießen können; und dadurch paßte sie gut zu meiner Ruhe, die (dank den in meinen Büchern erzählten, mich im Inneren bewegenden Abenteuern) wie eine Hand, die man regungslos in fließendes Wasser hält, den Anprall und die Erregung eines Stroms von Aktivität aushielt.

Meine Großmutter kam, sogar wenn die allzu große Hitze in schlechtes Wetter umgeschlagen, ein Gewitter oder bloß ein Schauer niedergegangen war, und beschwor mich, ins

Freie zu gehen. Da ich aber auf meine Lektüre nicht verzichten wollte, beschloß ich, sie im Garten fortzusetzen, und zwar unter dem Kastanienbaum in einer kleinen Baracke aus Sparterie und Segeltuch, in deren hinterstem Winkel ich den Augen der Personen zu entgehen glaubte, die vielleicht meine Eltern besuchten.

Und war nicht die Welt meiner Gedanken selbst eine Art Krippe, ein Raum, in dessen Tiefe ich sogar auch dann geborgen blieb, wenn ich einen Blick auf die Dinge warf, die sich draußen zutrugen? Sobald ich einen Gegenstand außerhalb meiner wahrnahm, stellte sich das Bewußtsein, daß ich ihn sah, trennend zwischen mich und ihn, umgab ihn mit einer geistigen Schicht, die mich hinderte, jemals unmittelbar seine Substanz zu berühren; vielmehr verflüchtigte diese sich gleichsam, bevor ich in direkten Kontakt mit ihm treten konnte, so wie ein glühender Körper, den man an etwas Feuchtes hält, niemals die Feuchtigkeit selbst berührt, weil dazwischen immer eine Dunstzone liegt. Auf der Art von Schirm, wo, während ich las, bunt schillernd die von meinem Bewußtsein gleichzeitig entfalteten Zustände erschienen, angefangen bei den geheimsten, in meinem Inneren verborgenen Sehnsüchten bis hin zu der rein äußerlich wahrgenommenen Aussicht auf den Garten, den ich vor Augen hatte, bildeten – ganz gleich, welches Buch es gerade war – mein Glaube an den philosophischen Gehalt und die Schönheit des Buches, das ich las, sowie mein Verlangen, mir diese zu eigen zu machen, den unmittelbar vorgegebenen, tiefen Grundton, den ständig bewegten, alles regulierenden Hebel. Denn selbst wenn ich es in Combray, bei Borange, einem Krämerladen, der zu weit von uns entfernt lag, als daß Françoise dort hätte einkaufen können wie bei Camus, der aber als Papeterie und Buchhandlung eine reichere Auswahl bot, entdeckt und gekauft hatte – es hing dort an Schnürchen festgemacht im Mosaik aus Broschüren und Lieferungen, die die beiden Flügel der Eingangstür überdeckten, sie mit mehr Geheimnis umwoben, mit mehr

Gedanken erfüllten, als im Portal einer Kathedrale geborgen sind –, hatte ich in ihm zuvor schon eines jener Werke wiedererkannt, die mir als bedeutend dargestellt worden waren, etwa von dem Lehrer oder dem Schulkameraden, der mir damals gerade das Geheimnis jener Wahrheit und Schönheit innezuhaben schien, die ich dunkel ahnte, noch kaum verstand, deren Erkenntnis aber das unbestimmte, wiewohl unabänderliche Ziel meines Denkens war.

Nach diesem zentralen Glauben, der sich in mir während des Lesens unablässig von innen nach außen, auf die Entdeckung der Wahrheit zubewegte, kamen die von der Handlung, an der ich teilnahm, geweckten erregenden Gefühle, denn jene Nachmittage waren an dramatischen Ereignissen reicher, als ein ganzes Menschenleben es oft ist. Es waren die Ereignisse, die in dem von mir gelesenen Buch eintraten; es stimmt, die davon berührten Personen waren, wie Françoise sagte, nicht »wirklich«. Allerdings kommen alle Empfindungen, die die Freude oder das Unglück einer wirklichen Person in uns wekken, auch nur auf dem Weg über ein Bild dieser Freude oder dieses Unglücks zustande; der geniale Einfall des ersten Romanschriftstellers bestand in der Entdeckung, daß in unserem Gefühlsapparat das Bild das einzige wesentliche Element ist und es deshalb einer entscheidenden Verbesserung gleichkäme, wenn man die Dinge dadurch vereinfachte, daß man die wirklichen Personen einfach ausschaltete. Ein wirklicher Mensch, mögen wir noch so sehr mit ihm sympathisieren, wird von uns zum großen Teil durch die Sinne wahrgenommen, das heißt, er bleibt undurchsichtig für uns, stellt eine tote Last dar, die durch unser Empfindungsvermögen nicht emporgehoben werden kann. Stößt ihm ein Unglück zu, können wir nur an einer kleinen Stelle der Gesamtvorstellung, die wir von ihm haben, davon berührt werden, ja mehr noch: auch nur in einem kleinen Teil der Gesamtvorstellung, die er von sich selber hat, wird er selbst es sein können. Der Fund des Romanschriftstellers bestand in der Idee, diese für die Seele un-

durchdringlichen Partien durch eine gleiche Menge immaterieller Teile zu ersetzen, das heißt solcher, die unsere Seele sich anverwandeln kann. Was spielt es nun noch für eine Rolle, ob die Handlungen und Gefühle dieser Wesen einer ganz neuen Art uns als wahr erscheinen, da wir sie ja zu den unseren gemacht haben, da sie sich in uns selbst vollziehen und, während wir fieberhaft die Seiten des Buches umblättern, die Schnelligkeit unserer Atemzüge und die Lebhaftigkeit unseres Blicks sich ganz nach ihnen regeln muß. Wenn uns aber der Romanschriftsteller erst einmal in diesen Zustand versetzt hat, in dem wie bei allen rein innerlichen Vorgängen jedes Gefühl verzehnfacht ist und in dem sein Buch uns nach Art eines Traums bewegt, eines Traums jedoch, der klarer ist als unsere Träume im Schlaf und auch in unserem Gedächtnis besser haften bleibt, dann entfesselt er in uns während einer Stunde alle nur möglichen Gefühle von Glück und Unglück, wofür wir im Leben Jahre brauchen würden, um nur einige wenige kennenzulernen, und von denen uns die intensivsten nie offenbart würden, weil sie sich mit einer Langsamkeit vollziehen, die es uns unmöglich macht, sie wahrzunehmen; (so wandelt sich unser Herz im Leben, und das ist der schlimmste Schmerz; doch wir erfahren ihn nur beim Lesen, in der Phantasie; in der Wirklichkeit wandelt es sich, wie gewisse Naturphänomene sich vollziehen, genügend langsam, daß wir zwar nacheinander jede seiner verschiedenen Phasen feststellen können, uns das eigentliche Bewußtsein des Wandels aber erspart bleibt).

In meinem Körper schon weniger verhaftet als das Leben der Personen folgte dann, halb vor meine Augen hinprojiziert, die Landschaft, in der die Handlung sich abspielte und die in meinem Denken einen viel größeren Raum einnahm als die andere, jene nämlich, die wirklich vor mir lag, sobald ich meinen Blick von dem Buch hob. So habe ich zwei Sommer hintereinander in der Hitze des Gartens von Combray wegen des Buchs, in dem ich las, Sehnsucht nach einer gebirgigen,

flußreichen Gegend mit vielen Sägewerken gehabt, wo auf dem Grund des klaren Wassers Holzstücke unter Büscheln von Kresse vermoderten; nicht weit davon hingen an niederen Mauern Trauben von violetten und rötlichen Blüten herab.[1] Und da der Traum von einer Frau, die mich lieben würde, in meinen Gedanken immer eine Rolle spielte, war in jenen Sommern dieser Traum von der Kühle fließenden Wassers durchtränkt; und an was für eine Frau auch immer ich dachte, sogleich war sie von Trauben violetter und rötlicher Blüten wie von ihren Komplementärfarben umrahmt.

Das kam nicht nur daher, daß ein Bild, von dem wir träumen, immer durch den Widerschein der an sich fremden Tönungen gekennzeichnet, verschönt und über sich selbst erhoben wird, mit denen wir es zufällig in unseren Phantasien umgeben; denn die Landschaften in den Büchern, die ich las, waren für mich nicht einfach Landschaften, die meiner Einbildungskraft eindringlicher vorgestellt wurden als diejenigen, die Combray mir vor Augen hielt, die aber an sich dabei hätten die gleichen sein können. Dank der Wahl, die der Autor getroffen hatte, und dank dem Glauben, mit dem mein Denken seinem Wort als einer Offenbarung entgegenging, schienen sie mir – und niemals hatte ich in der Region, in der ich mich aufhielt, diesen Eindruck gehabt, vor allem nicht in unserem Garten, dem trivialen Erzeugnis der gradlinigen Phantasie des Gärtners, den meine Großmutter nicht mochte ein wirklicher Teil der echten Natur zu sein, der es sehr wohl verdiente, eingehend betrachtet und erforscht zu werden.

Hätten meine Eltern mir erlaubt, den Schauplatz eines Buches, das ich las, selber aufzusuchen, so hätte das für mich einen unschätzbaren Fortschritt in der Eroberung der Wahrheit bedeutet. Die Empfindung, immer von seiner Seele umgeben zu sein, heißt nicht, sich in einer festverankerten Gefängniszelle zu fühlen; vielmehr wird man mit ihr davongetragen in dem unaufhörlichen Drang, über sie hinaus ins Freie zu gelangen, begleitet von einem Gefühl der Entmutigung,

weil man immer um sich her den gleichen Klang vernimmt, der kein Echo von draußen ist, sondern die Resonanz des eigenen inneren Bebens. In den Dingen, die dadurch kostbar werden, sucht man den Widerschein zu entdecken, der von unserer Seele her auf sie fällt; enttäuscht stellt man fest, daß sie von Natur jenen Reiz nicht besitzen, den sie in der Welt unserer Gedanken durch die Nachbarschaft gewisser anderer Vorstellungen angenommen haben; oft verwandelt man alle Seelenkräfte in Geschicklichkeit oder in Glanz, nur um auf Wesen einzuwirken, von denen wir sehr wohl spüren, daß sie ihren Platz außerhalb unserer haben und niemals für uns erreichbar sind. Wenn ich also die Frau, die ich liebte, mir an Stätten erträumte, nach denen mich damals am stärksten verlangte, wenn ich mir wünschte, daß sie mich zu ihnen hinführe, mir eine unbekannte Welt erschließe, so lag das nicht einfach am Zufall einer bloßen Gedankenassoziation; nein, es kam vielmehr daher, daß meine Reise- und Liebesträume nur verschiedene Momente eines gleichen, durch nichts zu bändigenden Aufsprudelns aller meiner Lebenskräfte waren, die ich heute willkürlich trenne, als legte ich an verschieden hohen Stellen einen Schnitt durch einen in allen Farben spielenden und scheinbar unbeweglichen Wasserstrahl.

Schließlich, wenn ich weiter von innen nach außen den verschiedenen nebeneinander bestehenden Zuständen meines Bewußtseins nachgehe und bevor ich zum realen Horizont komme, der sie umschloß, stoße ich noch auf ein Vergnügen anderer Art: angenehm zu sitzen, die gute Luft zu spüren und durch keinen Besuch behelligt zu werden; jenes auch, zu sehen, wie bei jedem Stundenschlag vom Turm von Saint-Hilaire die bereits vergangene Zeit des Nachmittags Stück für Stück herunterfiel, bis ich den letzten Schlag hörte, der mir gestattete, die Summe festzustellen; das Schweigen, das darauf folgte, schien im Himmelsblau dann der Anfang jener Frist zu sein, die mir für meine Lektüre noch blieb bis zu dem guten Abendessen, das Françoise bereitete und das mir Erho-

lung von den Anstrengungen bringen würde, die ich bei meiner Lektüre an der Seite meines Helden hatte mitmachen müssen. Bei jedem Stundenschlag aber schien es mir, als sei der vorhergehende eben erst gefallen; die jüngstverflossene Stunde stand noch ganz nah der anderen am Himmel, und ich konnte nicht glauben, daß sechzig Minuten in dem durchmessenen kleinen blauen Bogen zwischen den beiden goldenen Markierungen Platz gehabt haben sollten. Manchmal zeigte sich diese vorzeitige Stunde sogar mit zwei Schlägen mehr an als die vorige; eine hatte ich also überhört; etwas, das stattgefunden hatte, hatte für mich nicht stattgefunden; das Interesse an der Lektüre, die so magisch wirkte wie ein tiefer Schlaf, hatte meine halluzinierten Ohren abgelenkt und den goldenen Glockenton auf der azurnen Fläche des Schweigens einfach ausgelöscht. Schöne Sonntagnachmittage unter dem Kastanienbaum im Garten von Combray, aus denen ich für meinen Gebrauch so sorgfältig alle mittelmäßigen Züge meiner persönlichen Existenz herausgenommen und durch ein Leben reich an Abenteuern und voll merkwürdiger Unternehmungen inmitten einer von lebendigen Wassern durchströmten Landschaft ersetzt hatte, ihr macht noch einmal diese Vergangenheit lebendig für mich, wenn ich an euch denke, und ihr enthaltet sie ja auch wirklich, da ihr sie – während ich in meiner Lektüre fortfuhr und die Hitze des Tages langsam ermattete – nach und nach umfaßt und in das ständig fortschreitende, langsam sich wandelnde, laubdurchzitterte Kristall eurer schweigenden, klingenden, duftenden, durchscheinenden Stunden eingeschlossen habt.

Manchmal wurde ich mitten am Nachmittag aus meiner Lektüre gerissen durch die Gärtnerstochter, die wie verrückt dahergelaufen kam, unterwegs ein Orangenbäumchen umwarf, sich dabei in den Finger schnitt oder einen Zahn ausschlug und rief: »Sie kommen, sie kommen!«, damit auch Françoise und ich herbeieilten und uns nichts von dem Schauspiel entginge. Das war an den Tagen, wenn die Truppe für

ein Manöver der ganzen Garnison durch Combray zog, und zwar gewöhnlich durch die Rue Sainte-Hildegarde. Während unsere Dienstboten auf Stühlen aufgereiht vor dem Gartentor saßen, den Sonntagsspaziergängern von Combray zuschauten und sich ihnen zeigten, hatte die Gärtnerstochter durch den Spalt zwischen zwei weit entfernt in der Avenue de la Gare gelegenen Häusern die Helme blitzen sehen. Die Dienstboten hatten schleunigst ihre Stühle hineingetragen, denn wenn die Kürassiere durch die Rue Sainte-Hildegarde kamen, füllten sie sie in ganzer Breite aus; die galoppierenden Pferde strichen dicht an den Häuserwänden entlang, und die Bürgersteige verschwanden unter der Flut wie Böschungen unter einem entfesselten Strom.

»Die armen Kinder«, meinte Françoise, die, kaum stand sie am Gartentor, bereits in Tränen war; »diese arme Jugend, da wird sie dahingemäht wie Gras; wenn ich nur daran denke, gibt es mir einen Stich«, fügte sie hinzu und legte ihre Hand auf das Herz, dahin, wo sie den »Stich« verspürte.

»Es ist doch etwas Schönes, nicht wahr, Madame Françoise, wenn man junge Leute sieht, die nicht am Leben hängen?« meinte der Gärtner, um sie »auf die Palme zu bringen«.

Seine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht: »Nicht am Leben hängen? Aber woran soll man denn hängen, wenn nicht am Leben, wo es doch das einzige Geschenk ist, das der liebe Gott uns nicht zweimal macht. Ach, du lieber Himmel! Aber es ist schon richtig, sie hängen nicht daran! Ich habe sie Anno siebzig gesehen; wenn so ein elender Krieg ausbricht, haben sie keine Angst vor dem Tod; mehr oder weniger sind sie dann alle verrückt; und sie sind auch den Strick nicht mehr wert, an dem man sie aufhängen müßte; das sind keine Menschen mehr, das sind Leuen.« (Für Françoise lag in dem Vergleich eines Menschen mit einem Löwen – mit einem »Leu« – nämlich nichts Schmeichelhaftes.)

Die Rue Sainte-Hildegarde machte eine zu starke Biegung, als daß man weit sehen konnte, und so nahm man nur durch

den bewußten Zwischenraum zwischen den Häusern in der Avenue de la Gare den in der Sonne blitzenden Zug der sich stets erneuernden Helme wahr. Der Gärtner hätte gern gewußt, ob noch viele kämen, er hatte Durst, und die Sonne brannte. Da stürzte sich auf einmal seine Tochter, als bräche sie aus einer belagerten Festung aus, bis zur Straßenecke, und nachdem sie hundertmal dem Tod getrotzt hatte, kam sie und brachte uns mit einer Flasche Lakrizenwasser die Nachricht zurück, daß es sicher tausend wären, die von der Seite von Thiberzy und Méséglise pausenlos heranmarschierten. Françoise und der Gärtner hatten sich inzwischen wieder versöhnt und tauschten jetzt ihre Ansichten darüber aus, wie man sich im Kriegsfall zu verhalten hätte:

»Sehen Sie, Françoise«, äußerte sich der Gärtner, »Revolution ist besser, weil dann nur die marschieren, die wirklich wollen.«

»Ja, ja«, meinte sie, »das versteht man noch, das ist auch ehrlicher.«

Der Gärtner war der Ansicht, daß im Kriegsfall sämtliche Eisenbahnen angehalten würden.

»Natürlich, daß keiner ausrücken kann«, pflichtete Françoise bei.

»Ja, die sind schlau!« setzte der Gärtner hinzu, denn für ihn war es ausgemacht, daß der Krieg eine Art von üblem Streich ist, den der Staat dem Volk zu spielen versucht, und daß, wenn irgend möglich, jeder sich drücken würde.

Nun aber beeilte sich Françoise, wieder zu meiner Tante zu kommen, ich kehrte zu meinem Buch zurück, und die Dienstboten nahmen ihre Plätze vor dem Gartentor wieder ein, um den Staub und die Wogen der Erregung allmählich sich legen zu sehen, die die vorüberziehenden Soldaten aufgewirbelt hatten. Lange nachdem wieder Stille eingetreten war, blieben die Straßen Combrays noch schwarz vom ungewohnten Strom der Spaziergänger. Vor allen Häusern, selbst da, wo diese Gewohnheit sonst gar nicht bestand, hielten die Bedienten

oder sogar die Herrschaften sitzend und schauend die Schwellen mit einem dunklen phantasievollen Saum besetzt, so wie eine Sturmflut den Strand mit einem muschelbestickten krausen Algenschleier am Rand zurückläßt, nachdem sie zurückgegangen ist.

Außer an solchen Tagen konnte ich gemeinhin ruhig lesen. Die Unterbrechung und der Kommentar jedoch, mit dem Swann einmal bei einem Besuch meine Lektüre versah, als ich gerade das Buch eines mir damals noch ganz neuen Autors, Bergotte[1] , las, hatte zur Folge, daß ich für lange Zeit das Bild der Frau meiner Träume nicht mehr vor einer mit hängenden violetten Blüten dekorierten Mauer sah, sondern auf einem ganz anderen Hintergrund, dem Portal einer gotischen Kathedrale.

Von Bergotte hatte ich zum ersten Male durch einen meiner Schulkameraden gehört, der älter als ich war und den ich sehr bewunderte: Bloch.[2] Als ich ihm meine Begeisterung für die »Nuit d'Octobre« von Musset gestand, war er in dröhnendes Gelächter ausgebrochen und hatte mir gesagt: »Nimm dich vor deiner ziemlich vulgären Vorliebe für diesen Sieur de Musset in acht. Das ist ein Bursche von der übelsten Sorte, ein ganz erbärmlicher Ungeist. Ich muß dir übrigens zugeben, daß er und auch ein gewisser Racine beide in ihrem Leben einen Vers geschmiedet haben, der im Rhythmus nicht übel ist und außerdem für sich hat, was in meinen Augen das höchste Verdienst ist, daß er gar nichts bedeutet. Ich meine: ›La blanche Oloossone et la blanche Camire‹[3] und ›La fille de Minos et de Pasiphaé‹[4] . Auf sie aufmerksam geworden bin ich – zur Entlastung dieser beiden Schurken – durch einen Artikel meines sehr verehrten Meisters, des guten Leconte[5] , Liebling der unsterblichen Götter. Übrigens habe ich hier ein Buch, für dessen Lektüre ich noch keine Zeit gefunden habe, das aber, glaube ich, auch von diesem außerordentlichen Kerl empfohlen worden ist. Er hält, sagt man mir, den Verfasser, einen Sieur Bergotte, für einen ganz gewitzten Burschen, und ob-

wohl er manchmal unerklärliche Milde walten läßt, bleibt sein Wort doch ein delphisches Orakel für mich. Lies also diese lyrische Prosa, und wenn der gigantische Türmer von Rhythmen, der ›Bhagavat‹ und ›Le lévrier de Magnus‹[1] geschrieben hat, die Wahrheit spricht, so wirst du bei Apollon, lieber Meister, die Wonnen olympischen Nektars kosten.« In sarkastischem Tone hatte er mich gebeten, ihn mit »Meister« anzureden, und er nannte mich ebenso. In Wirklichkeit aber hatten wir ein gewisses Vergnügen an diesem Spiel, da wir noch nahe an dem Alter waren, da man zu erschaffen glaubt, was man benennt.

Im Gespräch mit Bloch, als ich ihn um nähere Erklärungen bat, gelang es mir unglücklicherweise nicht, die Unruhe zu beschwichtigen, in die er mich mit seiner Bemerkung gestürzt hatte, die schönen Verse (von denen ich nichts Geringeres erwartete als die Offenbarung der Wahrheit!) seien um so schöner, als sie überhaupt nichts bedeuteten. Bloch wurde tatsächlich kein zweites Mal zu uns eingeladen. Zunächst war er freundlich aufgenommen worden. Mein Großvater behauptete allerdings, daß es jedesmal, wenn ich mich mit einem Kameraden näher angefreundet habe und ihn zu uns ins Haus bringe, ein Jude sei, wogegen er grundsätzlich nichts einzuwenden hatte – sogar sein Freund Swann war jüdischer Herkunft –, doch glaubte er festgestellt zu haben, daß ich sie gewöhnlich nicht unter den besten wähle. Wenn ich also einen neuen Freund mitbrachte, kam es nicht selten vor, daß er vor sich hinsummte: »Ô Dieu de nos Pères« aus *La Juive* [2] oder »Israël romps ta chaîne«[3] , wobei er natürlich nur die Melodie trällerte (Tim talam talam, talim), ich aber jedesmal Angst hatte, mein Freund könnte die Melodie kennen und den Text in Gedanken einsetzen.

Bevor er sie noch gesehen hatte, beim bloßen Hören ihres Namens, der oft gar nichts spezifisch Jüdisches hatte, erriet er nicht nur die jüdische Herkunft derjenigen meiner Freunde,

bei denen es wirklich zutraf, sondern auch, was manchmal sonst in ihrer Familie nicht stimmte.

»Wie heißt denn dein neuer Freund, der heute abend kommt?«

»Dumont, Großvater.«

»Dumont! Oh, das klingt allerdings nicht sehr vertrauenerweckend.« Und er begann zu singen:

Archers, faites bonne garde!
Veillez sans trêve et sans bruit;

Schützen, seid auf der Hut!
Wacht unverzagt, ohne Lärm.

Und nachdem er uns geschickt ein paar mehr ins einzelne gehende Fragen gestellt hatte, rief er aus: »Achtung! Achtung!«, oder wenn es das arme Opfer selbst war, das er durch ein wohlgetarntes Verhör, ohne daß jenes es merkte, zum Eingestehen seiner Herkunft gezwungen hatte, begnügte er sich damit, um uns zu zeigen, daß er sich nicht getäuscht hatte, uns anzuschauen und dabei kaum hörbar die Melodie zu summen:

De ce timide Israélite
Quoi, vous guidez ici les pas!

Dieses scheuen Israeliten
Schritte leitet ihr also hierher!

oder:

Champs paternels, Hébron, douce vallée.
Heimische Felder, Hebron, sanftes Tal.

oder auch:

Oui je suis de la race élue. [1]
Ich bin vom auserwählten Volk.

In diesen kleinen Eigenheiten meines Großvaters drückte sich kein Übelwollen gegen meine Freunde aus. Bloch freilich hatte meinen Eltern aus anderen Gründen mißfallen. Zunächst hatte er meinen Vater gereizt, der ihn naß bei uns eintreffen sah und daraufhin interessiert fragte:

»Ja aber, Monsieur Bloch, was ist denn für ein Wetter? Hat es geregnet? Ich verstehe das gar nicht, das Barometer stand doch so hoch.«

Worauf er lediglich zur Antwort erhielt:

»Ich kann Ihnen absolut nicht sagen, Monsieur, ob es geregnet hat. Ich lebe so entschieden außerhalb all dieser physischen Kontingenzen, daß meine Sinne sich nicht einmal mehr die Mühe machen, sie zu registrieren.«

»Mein armer Junge, dein Freund ist ja ein richtiger Idiot«, hatte mein Vater gesagt, als Bloch gegangen war. »Er kann einem ja nicht einmal sagen, was für Wetter ist! Dabei ist das doch das Allerinteressanteste! Er ist einfach schwachsinnig!«

Auch meiner Großmutter hatte Bloch mißfallen, denn als sie nach dem Mittagessen gesagt hatte, sie fühle sich nicht ganz wohl, hatte er ein Schluchzen unterdrückt und eine Träne aus dem Augenwinkel fortgewischt.

»Wie kann denn das aufrichtig sein, wo er mich doch nicht kennt; es sei denn, er ist nicht ganz richtig im Kopf.«

Und schließlich hatte er es mit allen verscherzt, weil er, anderthalb Stunden verspätet und mit Schmutz bespritzt zum Mittagessen kommend, statt einer Entschuldigung nur geäußert hatte:

»Ich lasse mich niemals durch atmosphärische Störungen oder durch die konventionelle Zeiteinteilung beeinflussen. Ich wäre durchaus bereit, den Gebrauch der Opiumpfeife und des malaiischen Kris wieder einzuführen, diese unendlich verderblicheren und zudem nur dem ideenlosen Bürgertum dienenden Instrumente wie Taschenuhr und Regenschirm aber ignoriere ich.«

Trotz allem hätte er weiterhin nach Combray kommen können. Allerdings war er nicht der Freund, den meine Eltern für mich gewünscht hätten. Sie waren schließlich sogar zu der Ansicht gekommen, die Tränen über die Unpäßlichkeit meiner Großmutter seien echt gewesen; aber sie wußten aus Instinkt oder Erfahrung, daß die Regungen unseres Gefühls wenig über unsere Handlungen und unsere Lebensführung vermögen und daß die Beachtung moralischer Pflichten, die Treue gegen Freunde, das Vollenden eines Werks, die Befolgung einer Diät eine zuverlässigere Grundlage in blindlings eingehaltenen Gewohnheiten haben als in solchen schnell abklingenden, glühenden, unfruchtbaren Gefühlsausbrüchen. Sie hätten mir an Stelle von Bloch lieber Gefährten gewünscht, die mir nicht mehr gegeben hätten, als nach den Regeln bürgerlicher Moral einem Freund zukommt; die mir nicht unerwartet einen Korb mit Obst geschickt hätten, weil sie an dem betreffenden Tag gerade liebevoll meiner gedachten, die aber, außerstande, die unbestechliche Waage der Pflichten und die Erfordernisse der Freundschaft zu meinen Gunsten zu überlasten, nur weil eine flüchtige Wallung der Phantasie oder ihres Gefühls sie dazu trieb, sie andererseits auch nie zu meinen Ungunsten beeinflußt hätten. Selbst unsere Fehler bringen solche Naturen, deren Idealtypus meine Großtante verkörperte, von dem, was sie anderen schuldig sind, kaum ab: Seit

Jahren war sie mit einer Nichte zerstritten, so daß sie nie mit ihr sprach, aber weil sie nun einmal die nächste Verwandte war und weil es sich »so gehörte«, änderte sie deswegen nicht etwa ihr Testament, durch das sie dieser Nichte ihr ganzes Vermögen vermachte.

Ich aber mochte Bloch sehr; meine Eltern wollten, was mir Vergnügen machte; die ungelösten Probleme der Schönheit, hinter der sich wie in dem Vers von Minos und Pasiphaë kein Sinn verbarg, plagten mich mehr und setzten meiner Gesundheit weit stärker zu als etwaige Gespräche mit ihm, die meine Mutter freilich für verderblich hielt. Er wäre also noch immer in Combray bei uns empfangen worden, hätte er nicht nach jenem Nachtessen, nachdem er mich eben davon unterrichtet hatte – eine Neuigkeit, die später großen Einfluß auf mein Leben gewann, mich zunächst glücklicher, dann sehr viel unglücklicher machte –, daß alle Frauen nur auf Liebe ausseien und es keine gebe, deren Widerstand nicht gebrochen werden könne, außerdem noch bemerkt, er habe mit Sicherheit sagen hören, daß meine Großtante eine stürmische Jugend verbracht habe und »ausgehalten« worden sei. Ich konnte es nicht lassen, diese Äußerungen vor meinen Eltern zu wiederholen, man wies ihm die Tür, als er wiederkam, und als ich ihn danach einmal auf der Straße anredete, behandelte er mich ausgesprochen kühl.

Doch mit Bergotte hatte er recht gehabt.

Wie es uns mit einer Melodie geht, die wir später über alles lieben werden, die wir aber noch nicht deutlich heraushören, enthüllte sich mir in den ersten Tagen noch nicht, was mir später an seinem Stil besonders gefallen sollte.[1] Wenn ich einen Roman von ihm las, konnte ich mich nicht davon lösen, glaubte aber, einzig durch den Gegenstand gefesselt zu sein, so wie es einem in den ersten Phasen der Liebe geht, wenn man alle Tage eine Frau bei irgendeiner Veranstaltung, einer Darbietung zu treffen versucht und meint, man fühle sich nur durch den Reiz dieser Zerstreuungen angezogen. Dann wurde

ich auf die seltenen, fast archaischen Wendungen aufmerksam, die er in gewissen Augenblicken gern gebrauchte, wenn ein verborgener Strom von Harmonie, ein Präludieren im Innern seinen Stil höher trug; in diesen Augenblicken sprach er dann auch von dem »eitlen Traum des Lebens«, dem »unerschöpflichen Strom der schönen Erscheinungen«, der »fruchtlosen und so köstlichen Qual des Verstehens und Liebens«, den »tiefbewegenden Bildnissen, die für alle Zeiten die verehrungswürdige, die bezaubernde Stirn der Kathedralen adeln«[2], und er drückte eine für mich neue Philosophie in wunderbaren Bildern aus, von denen man hätte meinen können, sie seien es, die jenen Harfenton aufklingen ließen, der sich von da an erhob und dessen begleitender Stimme sie etwas Erhabenes gaben. Eine jener Stellen bei Bergotte, die dritte oder vierte, die sich für mich von dem übrigen abgehoben hatte, schenkte mir eine Freude, die jener nicht mehr zu vergleichen war, die ich bei der ersten empfunden hatte, eine Freude, die ich in einer tieferen, einheitlicher angelegten, weiträumigeren Sphäre meines Innern zu verspüren glaubte, aus der alle Hindernisse und Trennungswände fortgeräumt schienen. Das kam daher, daß ich beim Wiedererkennen der gleichen Neigung zu seltenen Ausdrücken, jenes gleichen musikalischen Überströmens, jener gleichen idealistischen Philosophie, die schon die anderen Male, ohne daß ich es wußte, den Grund meines Vergnügens bildeten, nicht mehr den Eindruck hatte, mich einem besonderen Passus aus einem bestimmten Buch von Bergotte gegenüberzufinden, das auf der Oberfläche meines Denkens eine rein lineare Figur eingezeichnet hätte, vielmehr dem »Idealpassus« aus Bergotte, der allen seinen Büchern gemeinsam war und dem alle ähnlichen, mit ihm verschmelzenden Stellen eine Art Dichte, Volumen verliehen, an denen mein Geist zu wachsen schien.

Mit meiner Bewunderung für Bergotte stand ich nicht völlig allein da; er war auch der Lieblingsschriftsteller einer Freundin meiner Mutter, die in der Literatur sehr bewandert

war; und um das letzterschienene Buch von ihm zu lesen, ließ Doktor du Boulbon seine Patienten warten; so wurden einige der ersten Samenkörner jener Vorliebe für Bergotte – damals noch eine so seltene, heute eine allgemein verbreitete Spezies, deren ideale und gleichzeitig gewöhnliche Blume man überall in Europa oder in Amerika auch im kleinsten Dorf antrifft – aus dem Sprechzimmer du Boulbons und aus einem Park in der Nähe von Combray davongetragen. Was die Freundin meiner Mutter und, wie es scheint, auch der Doktor du Boulbon an den Büchern von Bergotte besonders liebten, war, wie auch für mich, jener gleiche melodische Fluß, jene altertümlichen Ausdrücke, dann auch einige andere, ganz einfache und bekannte, für die er aber durch den Platz, an dem er sie hervorhob, eine ihm innewohnende ganz eigene Neigung zu offenbaren schien; endlich an den traurigen Stellen eine gewisse Schroffheit, ein beinahe rauher Ton. Sicherlich mußte er auch selber spüren, daß er hier seine größten Reize entfaltete. Denn wenn er in den folgenden Büchern eine große Wahrheit feststellte oder den Namen einer berühmten Kathedrale erwähnte, unterbrach er seine Erzählung und ließ in einer Beschwörung, einer Anrede, einem langen Gebet jenen Ergießungen freien Lauf, die in seinen ersten Büchern unter dem Fluß seiner Prosa verborgen blieben und sich nur im leisen Wogen der Oberfläche verrieten, beglückender vielleicht und harmonischer noch in dieser Verhülltheit, unter der man nie genau den Punkt bestimmen konnte, wo sie ihren Anfang nahmen und wo sie endeten. Diese Stellen, in denen er sich selbst so gern erging, waren unsere Lieblingsstellen. Ich kannte sie auswendig. Wenn er den Faden seiner Erzählung wieder aufnahm, war ich enttäuscht. Wann immer er von etwas sprach, dessen Schönheit mir bis dahin verborgen geblieben war, von Pinienwäldern, vom Hagel, der Notre-Dame in Paris, von *Athalie* oder *Phèdre*, ließ er in einem Bilde diese Schönheit blitzartig bis zu mir hin aufleuchten. Da ich nun deutlich spürte, wie viele Teile der Welt es gab, die mein unzulängli-

ches Auffassungsvermögen nie erkennen würde, wenn er sie mir nicht nahebrachte, hätte ich gerne zu allem eine Ansicht von ihm, eine von ihm geprägte Metapher für alle Dinge gehabt, ganz besonders aber für die, die ich selbst eines Tages sehen würde, und unter diesen vorzugsweise die alten Bauwerke Frankreichs und gewisse Meereslandschaften; denn daraus, daß er in seinen Büchern immer wieder auf sie zurückkam, ging für mich hervor, daß sie für ihn etwas besonders Bedeutungsvolles und Schönes hatten. Unglücklicherweise war mir seine Ansicht zu fast allem unbekannt. Ich zweifelte nicht, daß sie von der meinen völlig verschieden sein werde, da sie ja aus einer unbekannten Welt herniedergestiegen kam, zu der ich mich erst zu erheben versuchte: Überzeugt, daß meine Gedanken diesem vollkommenen Geist töricht erscheinen müßten, hatte ich mich so gründlich ihrer aller entledigt, daß mir, wenn ich zufällig in seinen Büchern einen Gedanken antraf, den ich selbst schon gehabt hatte, das Herz schwoll, als wenn ein Gott in seiner Güte ihn mir wiederschenkte, gleichzeitig legitimiert und für schön erklärt. Es kam manchmal vor, daß eine Seite von ihm dieselben Dinge enthielt, wie ich sie oft nachts an meine Großmutter oder meine Mutter schrieb, wenn ich nicht schlafen konnte, so daß diese selbe Seite aus Bergotte wie eine Sammlung von Leitsprüchen war, die ich über meine Briefe hätte setzen können. Sogar später, als ich an einem Buch zu arbeiten begann, fand ich das Ebenbild gewisser Sätze, deren Qualität mich nicht bewegen konnte, damit fortzufahren, bei Bergotte. Doch nur damals, als ich sie in seinem Werk las, konnte ich sie genießen; wenn ich selbst sie in der ängstlichen Sorge formulierte, sie möchten auch ja genau das widerspiegeln, was sich in meinem Denken abzeichnete, und fürchtete, sie möchten nie ganz »treffend« sein, hatte ich ja gar keine Zeit, mich zu fragen, ob das, was ich schrieb, auch angenehm sei. In Wirklichkeit aber liebte ich einzig diese Art des Ausdrucks und des Denkens. Noch mein ruheloses und unbefriedigtes Bemühen

war ein Beweis der Liebe, einer Liebe, die ohne Lust war, aber um so tiefer ging. Wenn ich nun auf einmal solche Sätze im Werk eines anderen fand, das heißt ohne länger Bedenken und Strenge walten lassen und mich quälen zu müssen, gab ich mich daher mit Entzücken meiner Neigung für sie hin, so wie ein Koch, der einmal nicht selber kochen muß, endlich Zeit findet, Schlemmer zu sein. Als ich eines Tages bei Bergotte auf einen scherzhaften Satz über eine alte Dienerin gestoßen war, der durch den feierlich-pompösen Ton des Schriftstellers noch an Witz gewann, der aber der gleiche war, den ich oft meiner Großmutter gegenüber mit Bezug auf Françoise angeschlagen hatte, oder ein andermal, als ich feststellte, daß er es nicht für unter seiner Würde hielt, in einen dieser Spiegel der Wahrheit, die seine Bücher waren, eine Bemerkung aufzunehmen, wie ich sie gelegentlich über unseren Freund Monsieur Legrandin gemacht hatte (Bemerkungen über Françoise und Legrandin, auf die ich am allerersten Bergotte gegenüber völlig verzichtet hätte, überzeugt, daß er sie ganz ohne Interesse finden müsse), kam es mir auf einmal so vor, als seien mein bescheidenes Dasein und die Bereiche des Wahren nicht ganz so weit voneinander getrennt, wie ich geglaubt hatte, ja, als ob sie sich sogar an gewissen Punkten berührten, und in einer Wallung von Zuversicht und Freude weinte ich über den Seiten des Schriftstellers wie in den Armen eines wiedergefundenen Vaters.

Nach seinen Büchern stellte ich mir Bergotte als einen hinfälligen, enttäuschten Greis vor, der Kinder verloren und sich nie darüber getröstet hätte. Daher las ich, sang ich seine Prosa im Geiste vielleicht mit mehr Bezeichnungen wie »dolce« und »lento« versehen, als sie geschrieben sein mochte, und der geringste Satz darin sprach mich mit einem Unterton von Rührung an. Mehr als alles liebte ich seine Philosophie, ihr war ich für immer gewonnen. Sie bewirkte, daß ich mit Ungeduld auf den Zeitpunkt wartete, wo ich in die »Philosophie« benannte Klasse des Gymnasiums eintreten würde. Aber ich

wollte nicht, daß man dort anderes tue, als einzig in der Gedankenwelt Bergottes zu leben, und wenn man mir gesagt hätte, daß die Metaphysiker, an die ich mich dann anschließen würde, ihm in keiner Hinsicht glichen, hätte mich die Verzweiflung eines Liebenden ergriffen, der wünscht, seine Liebe dauere ein ganzes Leben, und der von den anderen Geliebten hört, die er später haben wird.[1]

Eines Sonntags wurde ich bei meiner Lektüre im Garten von Swann gestört, der meine Eltern besuchte.

»Was lesen Sie denn da, darf man sehen? Sieh an, Bergotte. Wer hat Sie denn auf seine Bücher aufmerksam gemacht?«

Ich sagte ihm, daß Bloch es gewesen sei.

»Ach ja, das ist dieser Junge, den ich hier einmal gesehen habe, er sah genau aus wie das Porträt Muhammads ii. von Bellini.[1] Ganz auffallend sogar, er hat die gleichen hochgezogenen Augenbrauen, die krumme Nase, die vorstehenden Backenknochen. Wenn er erst einmal einen Spitzbart trägt, wird er mit ihm völlig identisch sein. Auf alle Fälle hat er Geschmack, denn Bergotte ist wirklich ein bezaubernder Geist.« Und als er sah, wie sehr ich Bergotte zu bewundern schien, machte Swann, der sonst nie von den Leuten sprach, die er kannte, aus Freundlichkeit eine Ausnahme und sagte zu mir:

»Ich kenne ihn gut, wenn es Ihnen Vergnügen macht, könnte ich ihn bitten, Ihnen ein Wort in Ihren Band dort zu schreiben.« Ich wagte nicht ja zu sagen, sondern stellte Swann Fragen über Bergotte. »Können Sie mir sagen, welchen Schauspieler er besonders schätzt?«

»Welchen Schauspieler, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß er keinen männlichen Künstler für ebenso gut hält wie die Berma, die er über alle stellt. Haben Sie sie gesehen?«

»Nein, meine Eltern erlauben mir nicht, ins Theater zu gehen.«

»Das ist schade. Sie sollten sie darum bitten. Die Berma in *Phèdre* oder in *Le Cid* ist freilich nur eine Schauspielerin, wenn man will, aber wissen Sie, ich glaube ja nicht so sehr an

die ›Hierarchie‹[2] der Künste.« (Und wieder bemerkte ich, was mir schon in seinen Gesprächen mit den Schwestern meiner Großmutter aufgefallen war, nämlich daß Swann, wenn er von ernsten Dingen sprach, wenn er einen Ausdruck gebrauchte, der eine Meinung über einen bedeutenden Gegenstand einzuschließen schien, ihn durch einen besonderen, unverbindlichen, ironischen Ton hervorhob, als setze er ihn in Anführungsstriche und wolle ihn eigentlich nicht auf sich nehmen, sondern sagen: Die »Hierarchie«, Sie wissen ja, wie die lächerlichen Leute sagen. Wenn es aber lächerlich war, warum sagte er dann »Hierarchie«?) Gleich darauf setzte er hinzu: »Ihr Spiel wird Ihnen einen ebenso hohen künstlerischen Genuß verschaffen wie irgendein Kunstwerk, wie … ich weiß nicht, was ich sagen soll … die« – und er fing an zu lachen – »die Königinnen von Chartres!«[1] Bis dahin war mir diese seine leidenschaftliche Abneigung, ernsthaft seine Meinung zu äußern, als etwas erschienen, was offenbar sehr elegant und pariserisch war im Gegensatz zu dem provinziellen Dogmatismus der Schwestern meiner Großmutter; ich vermutete auch, daß es der geistigen Haltung jener Coterie entsprach, in der Swann lebte und in der man in Reaktion auf den Lyrismus der vorhergehenden Generationen in übertriebener Weise die einst als banal verschrienen kleinen konkreten Fakten wieder zu Ehren brachte und alle »Phrasen« verpönte. Jetzt aber fand ich in dieser Haltung Swanns den Dingen gegenüber etwas Schockierendes. Es sah aus, als wage er keine Meinung zu haben und als fühle er sich nur wohl, wenn er pedantisch genaue Auskünfte erteilen konnte. Er machte sich also nicht klar, daß er dadurch die Meinung vertrat, ja das Postulat aufstellte, daß die Genauigkeit dieses Details etwas Bedeutendes sei. Ich mußte wieder an jenes Abendessen denken, wo ich so traurig war, daß Mama nicht zu mir heraufkommen sollte, und wo er gesagt hatte, die Feste bei der Fürstin von Léon seien ohne jede Bedeutung. Und doch wendete er sein Dasein an diese Art von Vergnügungen. Ich fand das alles wider-

spruchsvoll. Für welches andere Leben hob er es sich denn auf, endlich zu sagen, was er ernstlich über die Dinge dachte, Urteile zu fällen, die nicht in Anführungsstrichen standen, und sich nicht mehr unter peinlicher Wahrung der Höflichkeit Beschäftigungen hinzugeben, von denen er gleichzeitig zugab, daß sie lächerlich seien? Auch stellte ich in seiner Art, mir von Bergotte zu erzählen, etwas fest, was wiederum nicht ihm persönlich eigentümlich, vielmehr damals allen Bewunderern dieses Schriftstellers gemeinsam war, der Freundin meiner Mutter, dem Doktor du Boulbon. Wie Swann sagten auch sie von Bergotte: »Er ist ein bezaubernder Geist, etwas ganz Besonderes, er hat eine etwas ausgefallene, aber sehr angenehme Art, die Dinge zu sagen. Man braucht gar nicht nachzusehen, wer der Verfasser ist, man kennt ihn sofort heraus!« Keiner von ihnen wäre aber so weit gegangen zu sagen: »Er ist ein großer Schriftsteller, eine große Begabung.« Sie sagten nicht einmal, er sei begabt. Sie sagten es nicht, weil sie es nicht wußten. Wir sind sehr langsam darin, in der besonderen Physiognomie eines neuen Schriftstellers das Modell mit der Aufschrift »große Begabung« im Museum unserer Allgemeinvorstellungen herauszuerkennen. Gerade weil es sich um ein neues Gesicht handelt, stellen wir die Ähnlichkeit mit dem, was wir eine Begabung nennen, nicht gleich fest. Wir sprechen eher von Originalität, Charme, Feinsinn, Kraft; und dann, eines Tages, machen wir uns klar, daß gerade das alles die Begabung ausmacht.

»Gibt es Werke von Bergotte, in denen er von der Berma spricht?« erkundigte ich mich bei Swann.

»Ich glaube in seiner kleinen Schrift über Racine[1] , sie dürfte aber vergriffen sein. Vielleicht ist sie auch neu aufgelegt. Ich will mich danach erkundigen. Ich kann übrigens Bergotte alles fragen, was Sie wollen, es vergeht keine Woche, in der er nicht zu uns zum Essen kommt. Er hat sich sehr mit meiner Tochter angefreundet. Sie besuchen gemeinsam alte Städte, Kirchen und Schlösser.«

Da ich in bezug auf die gesellschaftliche Rangordnung völlig ahnungslos war, hatte seit langem die Tatsache, daß mein Vater den gesellschaftlichen Umgang unsererseits mit Madame und Mademoiselle Swann für unmöglich hielt, bei mir eher die Wirkung, daß ich mir zwischen ihnen und uns eine große Distanz vorstellte und ihnen so Prestige zuerkannte. Ich bedauerte, daß meine Mutter sich nicht die Haare färbte und kein Rouge für ihre Lippen verwendete, wie nach den Worten unserer Nachbarin, Madame Sazerat, Madame Swann es tat, weniger um ihrem Mann als um Monsieur de Charlus zu gefallen, und ich nahm an, daß sie nur Verachtung für uns hegen könne, was mir besonders wegen Mademoiselle Swann leid tat, die ein so reizendes kleines Mädchen sein sollte und von der ich oft träumte, wobei ich ihr immer das gleiche eigenmächtige und bezaubernde Antlitz verlieh. Als ich an diesem Tag nun erfuhr, Mademoiselle Swann lebe inmitten so vieler Privilegien wie in ihrem eigentlichen Element, sie sei ein so außerordentlich bevorzugtes Wesen, daß sie, wenn sie ihre Eltern fragte, ob heute jemand zum Essen komme, jene lichterfüllten Silben, das heißt den Namen des erlesenen Gastes zur Antwort erhielt, der für sie nur einfach ein alter Freund der Familie war: Bergotte; daß das trauliche Tischgespräch – für mich etwa der Konversation mit meiner Großtante entsprechend – für sie die Worte Bergottes über alle jene Gegenstände waren, die er in seinen Büchern nicht erörtern konnte und über die ich so gern seine Orakelsprüche gehört hätte; endlich daß er, wenn sie fremde Städte anschaute, einfach neben ihr herging, unerkannt und ruhmvoll wie die Götter, die unter den Sterblichen wandelten, da wurde mir zugleich mit dem Rang eines Wesens wie Mademoiselle Swann bewußt, wie plump und unwissend ich ihr erscheinen müsse, und ich empfand so lebhaft das Glück und die Unmöglichkeit für mich, ihr Freund zu sein, daß ich gleichzeitig von Verlangen und Verzweiflung erfüllt wurde. Meist, wenn ich jetzt an sie dachte, sah ich sie vor dem Portal einer Kathedrale, wie sie

mir die Bedeutung der Skulpturen erklärte und mich mit einem wohlmeinenden Lächeln Bergotte als ihren Freund vorstellte. Immer auch flutete der Zauber aller Vorstellungen, die ich mit den Kathedralen, den sanften Hügeln der Île-de-France und den Ebenen der Normandie verband, auf Mademoiselle Swann zurück: das heißt, ich war schon voller Bereitschaft, sie zu lieben. Unser Glaube, daß jemand an einem unbekannten Leben teilhat, in das seine Liebe uns mit hineintragen würde, ist unter allem, was die Liebe zu ihrer Entstehung braucht, das Bedeutungsvollste, demgegenüber alles andere nur noch wenig ins Gewicht fallen kann. Selbst Frauen, die behaupten, sie beurteilten einen Mann nur nach seiner äußeren Erscheinung, sehen darin den Ausdruck einer besonderen Art von Leben. Deshalb lieben sie Soldaten oder Feuerwehrleute; die Uniform bewirkt, daß sie weniger auf das Gesicht schauen; unter dem Küraß wähnen sie ein ganz anderes, verwegeneres und liebebereiteres Herz zu küssen; und ein junger Fürst, ein Thronerbe, hat, um in den fremden Ländern, die er besucht, die schmeichelhaftesten Eroberungen zu machen, nicht das regelmäßige Profil nötig, das für einen Börsenmakler vielleicht unerläßlich wäre.

Während ich im Garten las – meine Großtante hätte nicht verstanden, daß ich das an anderen Tagen als am Sonntag tat, dem Tag, wo es verboten ist, sich mit irgend etwas Ernsthaftem zu beschäftigen, und wo sie nicht nähte (an einem Werktag hätte sie mich gefragt: »Was, du amüsierst dich mit Lesen, es ist doch schließlich nicht Sonntag«, wobei sie dem Wort »amüsieren« den Sinn von »Kindereien nachgehen« und »seine Zeit vertrödeln« gab) –, plauderte Tante Léonie mit Françoise, während sie die Stunde des Besuchs von Eulalie erwartete. Sie teilte ihr mit, sie habe Madame Goupil »ohne Regenschirm, in ihrem Seidenkleid, das sie sich in Châteaudun[1] hat machen lassen«, vorbeigehen sehen. »Wenn

sie noch lange zu laufen hat, bevor es Abend wird, könnte sie es gründlich durchweichen.«

»Vielleicht, vielleicht« (was soviel bedeutete wie »vielleicht nicht«), meinte Françoise, um die Möglichkeit einer günstigeren Alternative nicht völlig auszuschalten.

»Ach«, sagte meine Tante und schlug sich vor die Stirn, »da fällt mir ein, ich weiß ja noch immer nicht, ob sie noch vor dem Meßopfer in die Kirche gekommen ist. Ich muß unbedingt daran denken, Eulalie zu fragen … Françoise, sehen Sie nur die schwarze Wolke hinter dem Kirchturm und diesen unheilvollen Sonnenschein auf den Schindeln, sicher geht der Tag nicht ohne Regen vorbei. Es war ja auch nicht möglich, daß es so blieb, es war gar zu heiß. Je eher, desto besser sogar, denn solange das Gewitter nicht ausgebrochen ist, bleibt mir das Vichywasser auf dem Magen liegen«, fügte meine Tante hinzu, in deren Bewußtsein der Wunsch, daß das Vichywasser beschleunigt seinen natürlichen Weg nehmen möchte, unendlich viel mehr Gewicht hatte als die Furcht, Madame Goupil könne ihr Kleid verderben.

»Vielleicht, vielleicht.«

»Wenn man auf dem Platz in den Regen kommt, gibt es ja kaum eine Möglichkeit, sich irgendwo unterzustellen. Was, schon drei Uhr?« rief meine Tante plötzlich erbleichend aus, »aber dann hat die Vesper ja schon angefangen, und ich habe mein Pepsin vergessen! Jetzt verstehe ich auch, warum mir das Vichywasser so schwer im Magen liegt.«

Und während sie sich eilig auf ein in violetten Samt gebundenes, goldbeschlagenes Meßbuch stürzte, aus dem sie in ihrer Hast die mit Spitzenrand versehenen Bilder aus vergilbtem Papier herausflattern ließ, die die Festtage markierten, begann meine Tante, während sie ihre Tropfen zu sich nahm, so schnell sie konnte, die heiligen Worte zu lesen, deren Sinn ihr durch die Ungewißheit darüber, ob das so lange nach dem Vichywasser eingenommene Pepsin dieses noch erreichen

und weiterbefördern werde, leicht verdunkelt wurde. »Drei Uhr, unglaublich, wie die Zeit vergeht!«

Ein leichtes Pochen an der Scheibe, als ob etwas darangestoßen wäre, gefolgt von einem weitläufigeren Fallen, als ob man aus einem der oberen Fenster Sandkörnchen gestreut hätte, dann zunehmendes, regelmäßig, rhythmisch, fließend, klangvoll, melodiös, unendlich und allumfassend werdendes Fallen: es regnete.

»Nun, Françoise, was habe ich Ihnen gesagt? Wie das jetzt herunterkommt! Aber ich glaube, ich habe die Schelle an der Gartenpforte gehört, gehen Sie doch und sehen Sie nach, wer wohl bei diesem Wetter draußen ist.«

Françoise kehrte zurück:

»Es ist Madame Amédée (meine Großmutter); sie hat gesagt, sie gehe ein bißchen ins Freie. Dabei regnet es nicht schlecht.«

»Das wundert mich gar nicht«, sagte meine Tante und hob den Blick gen Himmel dabei. »Ich habe schon immer gesagt, ihr Geist ist anders gemacht als der anderer Leute. Aber mir ist es lieber, sie ist draußen in diesem Augenblick, als ich.«

»Madame Amédée ist immer ganz das Extrem von den anderen«, äußerte Françoise mit Sanftmut, denn sie sparte sich für den Augenblick, wo sie mit den anderen Dienstboten allein sein würde, die Äußerung ihrer Meinung auf, daß sie meine Großmutter für etwas »komisch« halte.

»Nun ist das Ave vorbei! Jetzt kommt Eulalie nicht mehr«, seufzte meine Tante; »sicher hat das Wetter sie abgeschreckt.«

»Aber es ist ja noch nicht fünf, Madame Octave, es ist eben erst halb.«

»Halb fünf? Und ich habe schon die Vorgardinen zur Seite schieben müssen, um auch nur einen kleinen Lichtstrahl abzubekommen. Halb fünf Uhr! Acht Tage vor den Bittagen![1] Ach, meine arme Françoise! Der liebe Gott muß uns wirklich sehr böse sein. Aber die Welt von heute treibt es ja auch da-

nach! Wie mein armer Octave immer sagte, wir vergessen zu sehr den lieben Gott, und dafür rächt er sich.«

Eine lebhafte Röte färbte die Wangen meiner Tante: Eulalie war da. Unglücklicherweise war sie kaum von Françoise hereingeführt worden, als diese nochmals mit einem Lächeln eintrat, das ihre Teilnahme an der Freude ausdrücken sollte, die ihrer Meinung nach meiner Tante ihre Worte bereiten würden; jede Silbe artikulierend, um zu zeigen, daß sie als gute Dienerin trotz der Verwendung der indirekten Rede genau die Worte wiedergab, deren der Besucher die Güte hatte sich zu bedienen, berichtete sie:

»Der Herr Pfarrer wäre erfreut, ja entzückt, wenn Madame Octave gerade nicht ruhte und ihn empfangen könnte. Der Herr Pfarrer will aber nicht stören. Der Herr Pfarrer wartet unten, ich habe ihn in die Halle geführt.«

In Wirklichkeit bereiteten die Besuche des Pfarrers meiner Tante kein so großes Vergnügen, wie Françoise vermutete, und die Festtagsmiene, die diese jedesmal aufsetzen zu müssen glaubte, wenn sie ihn anmeldete, entsprach den Gefühlen der Kranken nicht ganz. Der Pfarrer (ein trefflicher Mann, mit dem nicht ausgiebiger geplaudert zu haben ich bedaure, denn er verstand zwar nichts von Kunst, desto mehr jedoch von Etymologie) war daran gewöhnt, bedeutenderen Besuchern Auskünfte über die Kirche zu geben (er hatte selbst die Absicht gehabt, ein Buch über die Pfarrei Combray zu schreiben), und ermüdete meine Tante infolgedessen durch endlose Erklärungen, noch dazu immer die gleichen.[1] Wenn er aber nun auch noch zur gleichen Zeit wie Eulalie erschien, war sein Besuch meiner Tante ausgesprochen unangenehm. Sie hätte sich viel lieber nur mit Eulalie abgegeben und nicht beide auf einmal dagehabt. Doch sie wagte nicht, den Pfarrer abzuweisen, und machte nur Eulalie ein Zeichen, sie möge nicht zu gleicher Zeit aufbrechen wie er, damit sie sie nach seinem Weggang noch ein Weilchen sprechen könnte.

»Ja, Herr Pfarrer, was höre ich denn? Ein Künstler soll in Ihrer Kirche seine Staffelei aufgestellt haben und eines der Fenster kopieren? Jetzt bin ich so alt geworden, aber so etwas habe ich noch nie gehört! Was die Leute heutzutage nicht alles aufstöbern! Dabei ist das das Häßlichste in der ganzen Kirche.«

»Ich möchte nicht gerade sagen, daß es das Häßlichste ist, denn wenn es in Saint-Hilaire Dinge gibt, die sicher einen Besuch lohnen, so sind doch auch andere Teile recht verkommen in meiner alten Basilika, die als einzige in der Diözese nicht restauriert worden ist! Mein Gott, der Vorbau ist verschmutzt und recht alt, aber besitzt doch eine gewisse Erhabenheit; die Tapisserien mit der Geschichte von Esther mögen auch noch hingehen; ich selbst würde keinen Pfifferling dafür geben, aber Kenner stellen sie kaum hinter jene von Sens. Ich muß übrigens anerkennen, daß sie neben einigen reichlich realistischen Details auch andere enthalten, die wirklich gute Beobachtungsgabe verraten. Aber man soll mir nur nicht mit den Glasmalereien kommen. Ist das gesunder Menschenverstand, Fenster zu belassen, durch die kein Tageslicht dringt und deren undefinierbarer Farbton die Sicht völlig verändert, ausgerechnet in einer Kirche, in der keine zwei Steinplatten gleich hoch liegen, wo diese aber andererseits nicht ausgewechselt werden dürfen, weil es sich offenbar um die Gräber der Äbte von Combray und der Herren von Guermantes, der ehemaligen Grafen von Brabant, handelt, der direkten Vorfahren des jetzigen Herzogs von Guermantes und auch der Herzogin, da sie ein Fräulein von Guermantes ist, die ihren Vetter geheiratet hat?« (Meine Großmutter, die sich so wenig für andere Menschen interessierte, daß sie alle Namen durcheinanderwarf, behauptete jedesmal, wenn der Name der Herzogin von Guermantes erwähnt wurde, sie müsse eine Verwandte von Madame de Villeparisis sein. Alles lachte dann; sie versuchte sich darauf zu rechtfertigen, indem sie auf irgendeine alte Familienanzeige hinwies: »Ich meine mich

doch zu erinnern, daß darin auch etwas von Guermantes war.«[1] In diesem einen Fall war ich dann mit den anderen gegen sie, da ich mir nicht vorzustellen vermochte, zwischen ihrer Pensionsfreundin und der Nachfahrin von Genoveva von Brabant könnte ein Band bestehen.) »Nehmen Sie zum Beispiel Roussainville, das ist heute nur noch eine Bauerngemeinde, obwohl in alten Zeiten diese Gegend ihren Aufschwung dem Handel mit Filzhüten und Pendülen verdankte. (Über die Etymologie von Roussainville bin ich nicht ganz sicher. Ich möchte annehmen, daß der erste Name Rouville – *Radulf i villa* – gewesen ist ähnlich wie bei Châteauroux – *Castrum Radulf i* –, doch davon ein andermal.) Was ich sagen wollte – die Kirche dort hat wundervolle Fenster, fast alle neu, darunter den großartigen *Einzug Louis-Philippes in Combray*, der eigentlich hier in Combray besser am Platze wäre und den berühmten Glasmalereien von Chartres ebenbürtig sein soll. Ich habe erst gestern den Bruder von Doktor Percepied getroffen, der sich in diesen Dingen auskennt und das Fenster für eine bedeutende Arbeit hält. Aber, wie ich auch zu diesem Künstler da, der übrigens einen netten, höflichen Eindruck macht und wirklich virtuos den Pinsel zu handhaben scheint, schon sagte: was kann man nur Außerordentliches an einem Kirchenfenster finden, das an Dunkelheit noch alle übrigen übertrifft?«

»Ich bin sicher, wenn Sie Monseigneur darum bäten«, warf meine Tante mit etwas leidender Stimme ein, denn sie begann zu fürchten, es möchte zuviel für sie werden, »würde er Ihnen ein neues Fenster bewilligen.«

»Meinen Sie, Madame Octave!« antwortete der Pfarrer. »Aber gerade Monseigneur hat ja soviel Tamtam um dieses unglückselige Fenster gemacht, indem er nachgewiesen hat, daß es Gilbert den Bösen darstellt, Herrn von Guermantes – den direkten Nachkommen von Genoveva von Brabant, die eine Demoiselle de Guermantes war –, wie er die Absolution des heiligen Hilarius erhält.«[1]

»Aber vom heiligen Hilarius ist doch gar nichts zu sehen?«

»Doch, doch, haben Sie niemals in der Ecke des Fensters eine Frauengestalt in gelbem Gewand bemerkt? Sehen Sie, das ist Sankt Hilarius, der in manchen Provinzen Frankreichs auch ›Saint Illiers‹ oder ›Saint Hélier‹, im Jura sogar ›Saint Ylie‹ heißt. Diese verschiedenen Verstümmelungen von ›sanctus Hilarius‹ sind übrigens noch nicht die merkwürdigsten, die mit den Namen unserer Heiligen vorgenommen worden sind. Wissen Sie, meine gute Eulalie, was aus Ihrer Namenspatronin in Burgund geworden ist? Einfach ›Saint Éloi‹: sie ist zum männlichen Heiligen geworden. Können Sie sich vorstellen, Eulalie, daß Sie nach Ihrem Tode zum Mann erklärt werden?«

»Der Herr Pfarrer hat auch immer etwas Spaßiges zu erzählen.«

»Der Bruder Gilberts, Karl der Stammler, ein frommer Fürst, der aber, nachdem er früh seinen Vater Pippin den Wahnsinnigen – dieser war an den Folgen seiner Geisteskrankheit gestorben – verloren hatte, die höchste Macht mit der ganzen Anmaßung eines jungen Mannes ausübte, dem die strenge Zucht gefehlt hat, ließ, sobald ihm das Gesicht eines Einwohners einer Stadt nicht gefiel, darin alle bis zum letzten Mann niedermachen. Um sich an Karl zu rächen, ließ Gilbert die Kirche von Combray niederbrennen, das heißt die alte Kirche, die damals noch stand, die Theodebert – als er mit seinem Hofe den Landsitz verließ, den er hier in der Nähe bei Thiberzy (*Theodeberciacus*) besaß, um gegen die Burgunder zu Felde zu ziehen – über dem Grabe des heiligen Hilarius zu bauen gelobt hatte, wofern der Heilige ihm den Sieg verschaffte. Davon ist nur die Krypta übrig, in die Théodore Sie sicher hinuntergeführt hat, denn alles übrige hat Gilbert damals in Asche gelegt. In der Folge schlug er den unglücklichen Karl mit Hilfe Wilhelms des Eroberers (der Pfarrer sprach es »Willem« aus), weshalb viele Engländer die Stätten hier besichtigen kommen. Aber offenbar vermochte er die

Sympathie der Einwohner von Combray nicht zu erringen, denn diese stürzten sich auf ihn, als er nach der Messe gerade die Kirche verließ, und schlugen ihm den Kopf ab. Théodore leiht übrigens ein kleines Buch aus, das alle notwendigen Erklärungen enthält.

Unbestritten das Merkwürdigste aber an unserer Kirche ist die Aussicht vom Glockenturm, die großartig ist. Gewiß, bei Ihrem Kräftezustand rate ich Ihnen nicht, die siebenundneunzig Stufen hinaufzusteigen, gerade die Hälfte von denen im berühmten Mailänder Dom. Schon für jemand Gesunden ist das eine ziemliche Leistung, zumal man ganz krummgebückt gehen muß, um mit dem Kopf nicht anzustoßen, und man hat außerdem hinterher sämtliche Spinnweben aus dem Stiegenhaus an seinen Kleidern. Auf alle Fälle müßten Sie sich warm anziehen«, fügte er hinzu (ohne zu bemerken, wie empört meine Tante über die Idee war, sie solle imstande sein, den Glockenturm zu besteigen), »denn da oben herrscht ein eisiger Wind! Manche Leute behaupten, sie hätten eine wahre Grabeskälte verspürt. Dennoch kommen sonntags ganze Gruppen, oft von sehr weit her, um die Schönheit des Rundblicks zu genießen, und sind noch ganz erfüllt davon, wenn sie wieder gehen. Am nächsten Sonntag zum Beispiel würden Sie eine Menge Leute antreffen, weil ja da die Bittage sind. Man genießt auch wirklich oben ein märchenhaftes Panorama mit ein paar Ausblicken in die Ebene, die einzigartig sind. Bei klarem Wetter sieht man bis Verneuil. Vor allem hat man dort gleichzeitig vor Augen, was man gewöhnlich nur jedes für sich sehen kann, zum Beispiel den Lauf der Vivonne und die Gräben von Saint-Assise-lès-Combray, von denen der Fluß durch einen Vorhang von großen Bäumen getrennt ist, oder die verschiedenen Kanäle von Jouy-le-Vicomte (*Gaudiacus vice comitis*, wie Sie wissen). Jedesmal wenn ich nach Jouy-le-Vicomte gekommen bin, habe ich zwar ein Stückchen Kanal gesehen, und wenn ich um die nächste Ecke ging, auch noch ein anderes, aber dann sah ich schon das vorige nicht mehr. In

Gedanken konnte ich mir zwar die beiden gleichzeitig vorstellen, aber das ergab doch keinen Gesamteindruck. Vom Glockenturm von Saint-Hilaire aus aber ist das etwas anderes, das Ganze wirkt dann wie ein Netz, in dem der Ort gefangenliegt. Das Wasser erkennt man allerdings nicht, es sieht mehr aus, als sei das Land von Erdrissen durchzogen, durch die die Stadt so sauber in Viertel eingeteilt wird wie eine Brioche, bei der die einzelnen Teile noch zusammenhalten, obwohl sie schon geschnitten sind. Das Beste wäre, man könnte gleichzeitig auf dem Turm von Saint-Hilaire und in Jouy-le-Vicomte sein.«

Der Pfarrer hatte meine Tante so sehr ermüdet, daß sie sofort, nachdem er aufgebrochen war, auch Eulalie gehen ließ.

»Kommen Sie, meine liebe Eulalie«, sagte sie mit schwacher Stimme, während sie in eine kleine Geldtasche griff, die stets in ihrer Reichweite lag, »hier ist etwas, damit Sie mich nicht in Ihren Gebeten vergessen.«

»Oh, Madame Octave! Ich weiß nicht, ob ich das annehmen soll, Sie wissen doch, daß ich nicht deswegen komme!« meinte Eulalie jedesmal mit dem gleichen Zögern und der gleichen Verschämtheit, als wäre es das erste Mal; ja, auch ein Anschein von Mißvergnügen war dabei, der meine Tante erheiterte und nicht etwa verstimmte, so daß sie sogar, wenn Eulalie einmal das Geldstück etwas weniger unmutig entgegennahm, äußerte:

»Ich weiß nicht, was die Eulalie heute hatte; ich habe ihr doch das gleiche wie immer gegeben, aber sie sah nicht zufrieden aus.«

»Ich meine, sie kann sich doch nicht beklagen«, meinte Françoise, die alles, was sie selbst für sich oder ihre Kinder erhielt, als unbedeutende Summen zu betrachten geneigt war, jedoch als tolle Verschwendung zugunsten einer Undankbaren jenes kleine Geldgeschenk, das meine Tante sonntags Eulalie so diskret in die Hand drückte, daß Françoise es nie genau sehen konnte. Nicht etwa, daß Françoise das Geld, das meine

Tante Eulalie gab, für sich hätte haben wollen. Sie nahm hinreichend an allem teil, was meine Tante besaß, da sie sehr wohl wußte, wie die Reichtümer der Herrin gleichzeitig in aller Augen dem Rang und Ansehen ihrer Dienerin zugute kommen, und daß sie selbst, Françoise, in Combray, Jouy-le-Vicomte und anderen Orten angesehen und ruhmreich dastand durch die zahlreichen Besitzungen meiner Tante, die häufigen und ausgedehnten Besuche des Pfarrers und die ungewöhnlich hohe Zahl der Flaschen von Vichywasser, die diese konsumierte. Geizig war sie nur für meine Tante selbst; wenn sie deren Vermögen hätte verwalten dürfen, was der Traum ihres Lebens war, hätte sie es in leidenschaftlicher mütterlicher Fürsorge vor jedem fremden Zugriff bewahrt. Sie hätte es an sich nicht so schlimm gefunden, wenn meine Tante, von der sie wußte, daß sie unausrottbar großherzig war, ihrer Neigung zum Geschenkemachen nachgab, wofern sie sie nur Reichen gegenüber betätigt hätte. Vielleicht dachte sie dabei, daß diese Leute, die die Gaben meiner Tante nicht nötig hatten, auch nicht im Verdacht stehen konnten, sie nur deswegen zu lieben. Außerdem schienen ihr vielleicht Geschenke, die an Personen in guter Vermögenslage aus »den gleichen Kreisen« wie meine Tante, an solche, die »zu ihr paßten«, an Madame Sazerat, Monsieur Swann, Monsieur Legrandin, Madame Goupil gewendet wurden, einen Teil der Sitten und Gewohnheiten jenes fremden und glanzvollen Lebens der reichen Leute zu bilden, die auf die Jagd gehen, sich gegenseitig Feste geben, einander Besuche machen, und die sie lächelnd bewunderte. Etwas anderes aber war es, wenn die Nutznießer der Freigebigkeit meiner Tante zu denen gehörten, die Françoise »Leute wie ich selbst, Leute, die nicht mehr sind als ich« nannte und die sie am meisten verachtete, wofern sie sie nicht als »Madame Françoise« anredeten und dadurch zugaben, daß sie »weniger waren« als sie. Wenn sie dann sah, daß meine Tante entgegen ihren Ratschlägen nach ihrem Kopf handelte und ihr Geld – jedenfalls nach Françoises Meinung –

an unwürdige Kreaturen vergeudete, so fand sie die Geschenke, die meine Tante ihr selbst machte, recht bescheiden im Vergleich zu den imaginären, etwa an Eulalie gewendeten Beträgen. Es gab in der Umgebung keinen noch so ansehnlichen Bauernhof, von dem Françoise nicht annahm, daß Eulalie ihn leicht mit dem, was ihre Besuche ihr einbrachten, hätte erwerben können. Allerdings schätzte Eulalie die unermeßlichen verborgenen Reichtümer von Françoise in ganz der gleichen Höhe ein. Gewöhnlich, wenn Eulalie gegangen war, machte Françoise sich in dunklen Prophezeiungen Luft, die ohne Wohlwollen waren. Sie haßte, aber fürchtete sie und hielt es für angebracht, in ihrer Gegenwart »gute Miene« zu machen. Dafür äußerte sie sofort nach ihrem Verschwinden sibyllinische Orakel oder Sentenzen so allgemeinen Charakters wie die des Ekklesiastes, wobei jedoch meiner Tante nicht entgehen konnte, auf wen sie gemünzt waren. Nachdem sie sich durch einen Spalt im Vorhang vergewissert hatte, daß Eulalie die Pforte hinter sich geschlossen hatte, sagte sie zum Beispiel: »Leute, die anderen immer schmeicheln, verstehen es, sich beliebt zu machen und ihr Schäfchen ins trokkene zu bringen; aber man muß nur abwarten, der liebe Gott straft sie doch eines Tages«, und das mit einem Seitenblick und der Hinterhältigkeit des Joas, wenn er die einzig auf Athalie gemünzten Worte spricht:

Le bonheur des méchants comme un torrent s'écoule. [1]

Wie ein Wildbach zerfließt das Glück des Bösewichts.

Doch wenn der Pfarrer gleichzeitig gekommen war und sein endloser Besuch die Kräfte meiner Tante erschöpft hatte, verließ Françoise gleich nach Eulalie das Zimmer mit den Worten:

»Madame Octave, ich lasse Sie jetzt lieber ruhen, Sie sehen müde aus.«

Meine Tante antwortete lediglich durch einen tiefen Seufzer, der ihr letzter zu sein verhieß; mit geschlossenen Augen lag sie da wie tot. Kaum aber war Françoise unten angelangt, als vier heftige Glockensignale im Hause ertönten und meine Tante, in ihrem Bett aufrecht sitzend, rief:

»Ist Eulalie schon fort? Stellen Sie sich vor, jetzt habe ich vergessen, sie zu fragen, ob Madame Goupil vor der Wandlung in der Kirche war! Schnell, schnell, laufen Sie ihr nach!« Françoise kehrte jedoch zurück, ohne Eulalie noch erreicht zu haben.

»Zu dumm«, meinte kopfschüttelnd meine Tante. »Das war das einzig Wichtige, was ich sie fragen wollte!«

So verging das Leben für meine Tante Léonie, immer in ganz der gleichen Weise, das heißt in angenehmer Einförmigkeit und dem, was sie in gespielter nichtachtender Gleichgültigkeit und tiefer Anhänglichkeit als ihren »Alltagstrott« bezeichnete. Von allen sorglich geschont – nicht nur zu Hause, wo jeder einzelne, nachdem er das Bemühen, ihr eine gesündere Lebensweise anzuraten, als zwecklos aufgegeben hatte, sich schließlich damit abfand, ihre Gewohnheiten zu respektieren, sondern auch im Ort, wo drei Straßen von uns entfernt der Packer, bevor er seine Kisten nagelte, Françoise fragte, ob meine Tante auch nicht »ruhe« –, mußte sie doch erleben, daß ihr »Alltagstrott« in diesem Jahr einmal unterbrochen wurde. Wie eine Frucht, die im verborgenen gereift ist, ohne daß jemand es beachtet hat, und auf einmal vom Baum fällt, war eines Nachts die Niederkunft des Küchenmädchens plötzlich da. Sie hatte unerträgliche Schmerzen, und da es in Combray keine Hebamme gab, mußte Françoise sich bei Nacht und

Nebel aufmachen und eine aus Thiberzy holen. Wegen der Schreie des Mädchens konnte meine Tante nicht ruhen, und Françoise, die trotz der geringen Entfernung erst sehr spät wieder zurück war, fehlte ihr sehr. Daher sagte meine Mutter an diesem Morgen zu mir: »Geh doch hinauf und sieh nach, ob Tante Léonie etwas braucht.« Ich trat in das erste Zimmer ein und sah durch die offene Tür meine Tante schlafend auf der Seite liegen; ich hörte sie halblaut schnarchen. Ganz leise wollte ich mich wieder entfernen, aber offenbar war das Geräusch meiner Schritte in ihren Schlaf eingedrungen und hatte darin eine Art »Gangwechsel« bewirkt, wie man bei Automobilen sagt, denn der Ton ihres Schnarchens setzte einen Augenblick aus und gleich darauf in tieferer Lage wieder ein; dann erwachte sie und wendete ihr Gesicht halb um, so daß ich es sehen konnte; es drückte etwas wie Entsetzen aus; offenbar hatte sie furchtbar geträumt; sie konnte mich von ihrem Blickpunkt aus nicht sehen, und ich stand da und wußte nicht, ob ich gehen oder bleiben sollte; doch sie schien bereits zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurückgekehrt zu sein und die trügerischen Visionen, die sie erschreckt hatten, als solche durchschaut zu haben; ein Lächeln der Freude, der frommen Dankbarkeit gegen Gott, der in seiner Güte das Leben weniger grausam als die Träume sein läßt, goß ein schwaches Licht über ihre Züge, und wie gewöhnlich halblaut mit sich selbst redend, da sie sich allein glaubte, sagte sie: »Gott sei gelobt! Das einzige, was uns stört, ist ja dieses Küchenmädchen, das ein Kind bekommt. Da habe ich doch tatsächlich geträumt, mein armer Octave sei auferstanden und wolle absolut, daß ich jeden Tag einen Spaziergang mache!« Sie streckte die Hand nach dem Rosenkranz aus, der auf dem Tischchen neben ihr lag, der Schlaf aber überwältigte sie von neuem und ließ ihr keine Zeit, ihn wirklich zu ergreifen: in Frieden schlummerte sie von neuem ein, ich schlich mich aus dem Zimmer, und kein Mensch – auch sie nicht – hat jemals erfahren, was ich vernommen hatte.

Wenn ich sage, daß der Alltagstrott meiner Tante, abgesehen von sehr seltenen Ereignissen wie eben dieser Niederkunft, unveränderlich feststand, so spreche ich nicht von den regelmäßig wiederkehrenden Abweichungen, die innerhalb der Einförmigkeit eine Art von zweiter Einförmigkeit bildeten. So zum Beispiel fand am Samstag, wenn Françoise nachmittags zum Markt in Roussainville-le-Pin ging, das Mittagessen für alle eine Stunde früher statt. Meine Tante hatte sich so gut an diese allwöchentliche Abweichung von ihren Gewohnheiten gewöhnt, daß sie nunmehr auf diese Gewohnheit wie auf jede andere hielt. Sie war so »gut eingefahren« damit, wie Françoise es nannte, daß, wenn sie etwa eines Samstags bis zum Mittagessen die sonst gewohnte Stunde hätte abwarten sollen, sie das ebensosehr durcheinandergebracht hätte, als wenn sie an anderen Tagen ihre Mahlzeit auf die Samstagsstunde hätte vorverlegen sollen. Dieses vorzeitige Mittagessen gab übrigens dem Samstag in unser aller Augen etwas Besonderes, Gelokkertes und eigentlich Sympathisches. In dem Augenblick, da wir normalerweise noch eine Stunde vor uns hatten bis zu der entspannten Stunde des Mahls, wußte man, daß bereits in wenigen Sekunden vorzeitige Endivien, ein Extraomelett, ein unverdientes Beefsteak vor uns erscheinen würden. Die Wiederkehr dieses asymmetrischen Samstags war eines jener kleinen, lokalen, sozusagen innenpolitischen Ereignisse, die in ruhigen Lebensabläufen und geschlossenen Gesellschaften eine Art von nationaler Einheit schaffen und zum Lieblingsthema von Unterhaltungen, humorvollen Anspielungen und nach Lust und Laune übertriebenen Erzählungen werden; sie hätte den Kern eines Epenzyklus abgeben können, hätte einer von uns eine erzählerische Ader besessen. Schon morgens, ehe wir angekleidet waren, sagte – ohne Grund, nur in dem vergnügten Bestreben, die Stärke des Gemeinschaftsgefühls zu erproben – der eine zum anderen gutgelaunt, herzlich, von einer Art Patriotismus beseelt: »Wir dürfen heute keine Zeit verlieren; schließlich ist

Samstag!«, während meine Tante, die sich gerade mit Françoise beriet, in dem Gedanken, daß der Nachmittag länger sein werde als sonst, die Meinung äußerte: »Wie wäre es, wenn wir ihnen einen schönen Kalbsbraten machten, da heute Samstag ist?« Wenn um halb elf Uhr einer von uns zerstreut auf seine Uhr blickte und sagte: »Aha, immerhin noch anderthalb Stunden bis zum Mittagessen!«, so hielt ihm jeder mit Wonne vor: »Also wo haben Sie denn Ihre Gedanken, Sie vergessen, daß heute Samstag ist!«; und noch eine Viertelstunde später lachte man darüber und beschloß, nachher hinaufzugehen und es meiner Tante zu erzählen, damit sie etwas zu ihrer Erheiterung habe. Das Antlitz des Himmels selbst schien samstags verändert. Nach dem Mittagessen hielt sich die Sonne in dem Bewußtsein, daß Samstag sei, eine Stunde länger im Zenit des Himmels auf, und wenn jemand beim Gedanken, es sei für den Spaziergang schon recht spät, verwundert fragte: »Wie? Ist es wirklich erst zwei?« – und wenn dann vom Turm von Saint-Hilaire her zwei Schläge erklangen (die gewöhnlich wegen der Mittagsmahlzeit und der Siesta noch keinen Menschen auf den verlassenen Wegen zur Seite des raschfließenden lichten Flusses antreffen, nicht einmal einen Angler, und die einsam den leeren Himmel durchmessen, an dem nur träge ein paar Wolken verbleiben) – so antworteten ihm alle im Chor: »Sie vergessen, daß wir heute eine Stunde früher gegessen haben, Sie wissen doch, es ist Samstag.« Das Staunen eines »Barbaren« (so nannten wir alle Menschen, die die Besonderheit unseres Samstags nicht kannten), der, als er um elf Uhr meinen Vater aufsuchen wollte, uns bereits beim Mittagessen antraf, war eine der Sachen, die Françoise in ihrem Leben am meisten erheitert hatten. Aber wenn sie es amüsant gefunden hatte, daß der verdutzte Besucher nicht wußte, daß wir am Samstag früher aßen, noch komischer fand sie es (obwohl sie von Herzen mit diesem engstirnigen Patriotismus sympathisierte), daß mein Vater nicht auf den Gedanken gekommen war, jener Barbar könne darü-

ber in Unkenntnis sein, und ohne weitere Erklärung dessen Verwunderung darüber, daß wir bereits im Eßzimmer waren, nur mit den Worten quittiert hatte: »Natürlich, es ist doch heute Samstag!« War sie an dieser Stelle ihrer Erzählung angekommen, wischte sie sich die Lachtränen aus den Augen, und um das Vergnügen noch zu steigern, erfand sie zwecks Ausspinnung des Dialogs eine weitere Replik des Besuchers, für den dieser »Samstag« als Erklärung ja überhaupt nichts besagte. Wir dachten nicht daran, uns über diese Ausschmückung zu beklagen, sie genügte uns nicht einmal, und wir behaupteten: »Aber ich meine, er hat noch etwas anderes gesagt. Das erste Mal ist Ihre Geschichte doch noch länger gewesen.« Meine Großtante sogar ließ ihre Handarbeit ruhen, hob den Kopf und schaute über ihr Lorgnon hinweg.

Der Samstag hatte auch noch jene andere Besonderheit, nämlich daß wir an diesem Tag im Mai nach dem Abendessen das Haus verließen und zur Maiandacht gingen.[1]

Da wir dort zuweilen Monsieur Vinteuil[2] trafen, der sich sehr streng über das »bedauerlich nachlässige Auftreten junger Leute, die von modernen Ideen infiziert sind«, äußerte, gab meine Mutter besonders acht, daß nichts an meinem Anzug auszusetzen war. Ich erinnere mich, daß ich bei der Maiandacht angefangen habe, den Weißdorn zu lieben. Er schmückte nicht einfach die Kirche, diesen so heiligen Ort, zu dem wir jedoch Zutritt hatten; unzertrennlich verwoben mit den Mysterien, an deren Zelebration er teilhatte, blühte er vielmehr auch direkt auf dem Altar, wo er inmitten der Leuchter und heiligen Gef äße seine horizontal miteinander verbundenen Zweige ausbreitete: eine festliche Appretur, verziert durch die Festons ihres Laubes, das einer Brautschleppe gleich mit kleinen Sträußen von leuchtend weißen Knospen übersät war. Auch wenn ich sie nur verstohlen anzublicken wagte, spürte ich doch, daß diese feierlichen Zurüstungen lebendig waren und daß die Natur selbst, als sie die Einschnitte in den Blättern schuf und zuletzt die Verzierung dieser

weißen Knospen hinzufügte, eine würdige Ausschmückung bereitet hatte für das, was zugleich ein Volksfest und eine mystische Feier war. Weiter oben öffneten sich hier und da mit unbekümmerter Grazie ihre Krönchen, und wie einen zuallerletzt angebrachten, duftigen Putz trugen sie das Sträußchen der Staubgef äße, die, fein wie Marienfäden, sie rundum verschleierten, auf eine derart ungezwungene Weise, daß ich, als ich in meinem Innern der Gebärde ihres Aufblühens zu folgen, sie nachzuahmen versuchte, mir sie als die leichtfertige, rasche Kopfbewegung, den koketten Blick, die verengten Pupillen eines unbeteiligten, lebhaften jungen Mädchens in Weiß vorstellte.[1] Vinteuil und seine Tochter hatten sich neben uns gesetzt. Aus gutem Hause stammend, war er der Klavierlehrer der Schwestern meiner Großmutter gewesen, und als er sich nach dem Tod seiner Frau aufgrund einer Erbschaft in der Nähe von Combray angesiedelt hatte, wurde er oft zu uns eingeladen. Da er aber außerordentlich prüde war, hatte er seine Besuche eingestellt, um Swann nicht zu begegnen, der eine – wie er sich ausdrückte – »unpassende Ehe, wie das heute so üblich ist«, geschlossen hatte. Meine Mutter, die erfahren hatte, daß er komponierte, hatte ihm aus Freundlichkeit gesagt, er müsse ihr, wenn sie ihn besuchen käme, etwas von sich vorspielen. Vinteuil hätte das mit dem größten Vergnügen getan, aber er trieb die Höflichkeit und Herzensgüte so weit, daß er sich immer in die Lage der anderen versetzte und dann fürchtete, sie zu langweilen und egoistisch zu scheinen, wenn er seinen Wünschen nachgäbe oder sie auch nur verriete. An dem Tag, als meine Eltern ihm einen Besuch machen gingen, begleitete ich sie zwar, aber sie erlaubten mir, draußen auf sie zu warten; da das Haus Vinteuils, Montjouvain, unten an einem kleinen, mit Gebüsch bewachsenen Hügel lag, auf dem ich verborgen saß, befand ich mich auf gleicher Höhe mit dem Salon im zweiten Stock, etwa fünfzig Zentimeter vom Fenster entfernt. Als meine Eltern ihm gemeldet wurden, hatte ich gesehen, wie Vinteuil eiligst sichtbar auf das Klavier

ein Musikstück legte. Beim Eintreten meiner Eltern aber hatte er es rasch wieder fortgenommen und in eine Ecke geschoben. Sicher hatte er gefürchtet, sie würden meinen, er freue sich nur über ihren Besuch, weil er dadurch Gelegenheit habe, ihnen seine Kompositionen vorzuspielen. Und jedesmal, wenn meine Mutter im Laufe ihres Besuches wieder davon angefangen hatte, wiederholte er: »Aber ich weiß gar nicht, wie das auf das Klavier gekommen ist, es gehört da gar nicht hin«, und hatte das Gespräch gerade deshalb auf andere Dinge gelenkt, weil diese ihn weniger interessierten. Seine einzige Leidenschaft galt seiner Tochter, diese aber, die wie ein Junge aussah, schien so kräftig, daß man unwillkürlich lächelte, wenn man sah, wie fürsorglich ihr Vater immer einen Reserveschal bereithielt, um ihn ihr um die Schultern zu legen. Meine Großmutter machte uns darauf aufmerksam, welch sanfter, zarter, fast schüchterner Ausdruck oft über das Antlitz dieses so derbgebauten Kindes glitt, dessen Haut mit Sommersprossen übersät war. Wenn sie etwas gesagt hatte, dann hörte sie es im Sinne derjenigen, die sie angeredet hatte; sie fürchtete dann die Möglichkeit von Mißverständnissen, und man sah, wie unter dem maskulinen Gesicht des »guten Kerls« die feineren Züge eines betrübten jungen Mädchens aufleuchteten und durchzuschimmern begannen.

Als ich beim Verlassen der Kirche vor dem Altar die Knie beugte, spürte ich plötzlich, als ich mich wieder erhob, von den Weißdornzweigen her einen bittersüßen Mandelduft und erkannte gleichzeitig auf den Blüten kleine gelbliche Stellen, unter denen ich mir jenen Duft verborgen dachte wie unter den überbackenen Teilen eines Mandelcremetörtchens oder unter ihren Sommersprossen den der Wangen von Mademoiselle Vinteuil. Trotz der schweigenden Unbeweglichkeit des Weißdorns war dieses aussetzende und wiederkehrende starke Duften wie das Weben seines intensiven Lebens, von dem der Altar zu beben schien wie eine ländliche Hecke unter lebendig tastenden Fühlfäden, an die man beim Anblick man-

cher beinahe rotblonder Staubgef äße dachte, die das frühlingshafte Überschäumen und die aufreizende Kraft von Insekten zu haben schienen, die jetzt in Blüten verwandelt waren.

Beim Verlassen der Kirche plauderten wir einen Augenblick mit Vinteuil vor dem Portal. Er mischte sich in die Balgereien der Buben auf dem Platz ein, ergriff die Partei der Kleinen und schalt die Großen aus. Wenn dann seine Tochter mit ihrer kräftigen Stimme uns sagte, sie habe sich so gefreut, uns zu sehen, schien es gleich darauf, als erröte eine empfindlichere Schwester in ihr über diese eher einem leichtfertigen, gutherzigen jungen Mann anstehende Äußerung, die uns etwa glauben machen könnte, sie lege es darauf an, zu uns eingeladen zu werden. Ihr Vater warf ihr einen Mantel um die Schultern, sie stiegen in einen kleinen Buggy[1] , den sie selber lenkte, und dann kehrten beide nach Montjouvain zurück. Da am folgenden Tag Sonntag war und wir erst rechtzeitig zum Hochamt aufstehen würden, machten wir selbst jedoch, vorausgesetzt daß der Mond schien und es warm genug war, anstatt unmittelbar heimzukehren, unter der Führung meines nach Ruhm strebenden Vaters einen langen Spaziergang über den Kalvarienberg, was meiner Mutter infolge ihrer geringen Fähigkeit, sich zu orientieren und den richtigen Weg zu finden, wie die Großtat eines strategischen Genies vorkam. Manchmal gingen wir bis zum Viadukt, dessen Steinbögen beim Bahnhof begannen und für mich ein leibhaftiges Symbol der Verbannung und Not außerhalb der zivilisierten Welt darstellten, denn jedes Jahr, wenn wir aus Paris kamen, legte man uns nahe achtzugeben, wann Combray käme, die Station nicht zu verpassen und im voraus zum Aussteigen bereit zu sein, fuhr doch der Zug schon nach zwei Minuten weiter und verließ über den Viadukt den Bezirk, den noch Christenmenschen bewohnten und dessen äußerster Punkt für mich Combray war. Wir kamen über den Boulevard de la Gare zurück, wo die hübschesten Villen des Ortes standen. In jedem

Garten streute der Mondschein à la Hubert Robert zerbrochene Stufen aus weißem Marmor, Springbrunnen und halboffene Parktore aus. Sein Schimmer hatte das Telegraphenbüro zum Verschwinden gebracht. Es blieb davon einzig eine geborstene Säule übrig, die die ganze Schönheit einer unsterblichen Ruine in sich trug. Ich schleppte schwer meine Füße, fiel um vor Müdigkeit, der Duft der Lindenbäume kam mir wie eine Belohnung vor, die einem nur um den Preis großer Mühen zuteil wurde und diese eigentlich nicht lohnte. Hinter Hoftoren, die weit voneinander entfernt lagen, ließen Hunde, die unsere einsam verhallenden Schritte aufgeweckt hatten, abwechselnd ihr Bellen ertönen, wie ich es jetzt noch öfter abends höre; und irgendwie muß wohl der Boulevard de la Gare (als man später an seiner Stelle die öffentlichen Anlagen von Combray schuf) in dieses Bellen eingegangen sein, denn, wo ich auch bin, sobald Hundegebell ertönt und aus der Ferne beantwortet wird, sehe ich ihn mit seinen Linden und dem mondbeschienenen Bürgersteig.

Plötzlich blieb mein Vater dann stehen und fragte meine Mutter: »Wo sind wir?« Erschöpft von der Wanderung, aber stolz auf ihn, gestand meine Mutter zärtlich zu ihm aufblickend, daß sie es überhaupt nicht wisse. Er zuckte die Achsel und lachte. Dann aber wies er, als habe er es mit seinem Schlüssel aus der Westentasche gezogen, auf das rückwärtige Pförtchen unseres Gartens unmittelbar vor uns hin, das mit der Ecke der Rue du Saint-Esprit am Ende dieser unbekannten Wege uns erwartet hatte. Meine Mutter bewunderte ihn: »Du bist fabelhaft!« Von diesem Augenblick an brauchte ich keinen Schritt mehr zu machen, der Boden lief von allein unter meinen Füßen weg in diesem Garten, in dem längst schon alles, was ich tat, von keiner bewußten Aufmerksamkeit mehr begleitet wurde. Die Gewohnheit nahm mich in ihren Arm und trug mich bis in mein Bett wie ein kleines Kind.

Wenn der Samstag, der eine Stunde früher begann und an dem meine Tante auf Françoise verzichten mußte, langsamer als andere Tage für sie verging, so erwartete sie doch ungeduldig schon von Anfang der Woche an seine Wiederkehr, da er gerade das Maß an Neuheit und Zerstreuung mit sich brachte, das ihr geschwächter, manischer Körper noch zu ertragen vermochte. Nicht, daß sie nicht manchmal nach einer größeren Veränderung verlangt und jene Ausnahmestunden gekannt hätte, in denen wir nach etwas anderem als dem Bestehenden lechzen. In solchen Stunden verlangen dann Menschen, die aus Mangel an Energie oder Phantasie nicht imstande sind, den Impuls zur Erneuerung aus sich selbst zu ziehen, von jeder kommenden Minute, von dem Briefträger, der schellt, ihnen Neues zu bringen, und wäre es auch noch so schlimm, eine Aufregung, einen Schmerz; dann möchte das Gefühlsleben, das im Glück verstummt wie eine untätige Harfe, zum Klingen kommen, wäre auch die Hand, die daran rührt, so roh, daß es darunter zerbräche; und der Wille, der sich so mühsam das Recht errungen hat, sich ohne Behinderung seinen Begierden und seinen Leiden hinzugeben, würde dann gerne die Zügel in die Hände von gebieterischen Ereignissen legen, und wären diese noch so grausam. Da die bei der geringsten Ermüdung schon versiegenden Kräfte meiner Tante sich in den Zeiten des Ausruhens immer nur tropfenweise erneuerten, dauerte es zweifellos lange, bis das Reservoir wieder aufgefüllt war, und es vergingen Monate, bis jener leichte Überdruck, den andere Menschen in Tätigkeit ausgeben, wieder bei ihr vorhanden war, ohne daß sie wußte oder sich entscheiden konnte, wie sie ihn verwenden sollte. Ich hege aber keinen Zweifel, daß dann – ebenso wie nach einer gewissen Zeit das Bedürfnis bei ihr aufkam, das täglich wiederkehrende Püree, das sie nie »leid wurde«, durch Béchamelkartoffeln zu ersetzen – aus der langen Häufung einförmiger Tage, auf die sie an sich solchen Wert legte, in ihr eine gewisse Hoffnung auf eine häusliche Katastrophe ent-

stand, die möglichst nur einen Augenblick andauern, aber sie doch zu einer jener Veränderungen zwingen würde, deren Heilsamkeit sie ahnte, die selbst herbeizuführen sie aber doch sich nicht entschließen konnte. Sie liebte uns wirklich und wahrhaftig, es hätte ihr Genuß bereitet, uns innig zu beweinen; die etwa in einem Augenblick, da sie sich wohlfühlte und nicht an Schweißausbrüchen litt, eintreffende Nachricht, daß das Haus einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen und die ganze Familie dabei umgekommen sei, daß bald kein Stein mehr davon stehen werde, wobei ihr aber noch Zeit bleibe, sich ohne Eile in Sicherheit zu bringen, sofern sie auf der Stelle aufstehe, hat sicher als Möglichkeit in ihren Hoffnungen eine Rolle gespielt, besonders da sich hier zu dem nicht ganz so ins Gewicht fallenden Vorteil, ihre ganze Liebe zu uns in langer Wehmut auszukosten und zum grenzenlosen Staunen des ganzen Dorfes unseren Trauerzug anzuführen – mutig, wenn auch tiefgebeugt, todgeweiht, aber ungebrochen –, noch jener weit verlockendere gesellt hätte, daß sie dann gerade im richtigen Augenblick ohne enervierendes Zaudern den Sommer auf ihrem hübschen Landbesitz Mirougrain hätte verbringen können, wo es einen Wasserfall gab. Da niemals irgendein Ereignis dieser Art eingetreten war, dessen erfolgreichem Ausgang sie sicherlich nachsann, während sie in ihre zahllosen Patiencen vertieft war (und dessen erstes Zeichen der Verwirklichung – irgendeine kleine unvorhersehbare Einzelheit, jenes Wort, das eine schlechte Nachricht einleitet und dessen Klang man nie vergessen kann, all das, was mit der Realität des Todes zu tun hat und so völlig anders ist als seine nur abstrakt gedachte Möglichkeit – sie in Verzweiflung gestürzt hätte), begnügte sie sich, um ihr Leben interessanter zu gestalten, eingebildete Peripetien in ihr Dasein einzuführen, die sie dann mit Leidenschaft ausgestaltete. So machte es ihr Spaß, sich auf einmal vorzustellen, Françoise würde sie bestehlen und sie müsse Listen erfinden, um sie zu überführen. Da bei ihren Kartenspielen daran gewöhnt, gleichzeitig für sich selbst und

für ihren Partner zu handeln, brachte sie sich selbst gegenüber die verlegenen Ausreden vor, die Françoise erfand, und antwortete darauf mit so leidenschaftlicher Empörung, daß, wer von uns in solchen Momenten in ihr Zimmer trat, sie schweißgebadet, mit blitzenden Augen und verschobenem falschen Haar antraf, das ihr kahles Haupt entblößte. Françoise hörte womöglich manchmal im Nachbarzimmer beißende Sarkasmen mit an, die ihr selber galten, und deren bloßes Erfinden meine Tante nicht genügend erleichtert hätte, so daß sie ihnen durch halblautes Murmeln erhöhte Wirklichkeit verlieh. Manchmal genügte ein solches »Schauspiel in einem Bett«[1] meiner Tante noch nicht, sie wollte ihre Stücke richtig aufgeführt sehen. Dann vertraute sie eines Sonntags bei sorgfältig geschlossenen Türen Eulalie ihren Zweifel in bezug auf Françoises Ehrlichkeit an und sprach von ihrer Absicht, sich ihrer zu entledigen; ein anderes Mal aber teilte sie umgekehrt Françoise ihren Argwohn mit, daß Eulalie, die bald bei ihr vergebens anpochen werde, nicht zuverlässig sei; ein paar Tage später war sie gegen ihre Vertraute von gestern eingenommen und mit der Verräterin wieder ein Herz und eine Seele, bis zur nächsten Vorstellung, wo die beiden ihre Rollen von neuem austauschen würden. Das Mißtrauen, das Eulalie ihr einflößen konnte, war aber immer nur ein Strohfeuer, das mangels Nahrung bald wieder in sich zusammensank, denn Eulalie wohnte ja nicht im Haus. Anders war es mit dem Argwohn gegen Françoise, da meine Tante sie ja unaufhörlich unter dem gleichen Dach wußte, ohne daß sie selbst angesichts ihrer Besorgnis, sie könne sich beim Verlassen ihres Bettes erkälten, in die Küche hinunterzugehen und festzustellen wagte, ob ihr Verdacht begründet sei. Ganz allmählich beschäftigte sich ihr Geist mit nichts anderem mehr als damit, zu erraten, was Françoise in jedem Augenblick gerade tun und vor ihr verbergen mochte. Sie stellte die flüchtigsten Veränderungen in deren Mienenspiel fest, den kleinsten Widerspruch in ihren Worten, einen Wunsch, den sie zu verschleiern

schien. Mit einem einzigen Wort, das Françoise erbleichen ließ und das der Unglücklichen ins Herz zu bohren meiner Tante offenbar ein grausames Vergnügen bereitete, gab sie ihr dann zu verstehen, daß sie sie durchschaut habe. Am folgenden Sonntag offenbarte ihr dann eine Äußerung Eulalies – ähnlich jenen Entdeckungen, die einer in ausgefahrenen Gleisen sich bewegenden Wissenschaft plötzlich ein unvermutetes Feld erschließen und so zu neuem Leben verhelfen –, daß ihre Vermutungen noch weit hinter der Wahrheit zurückblieben. »Aber Françoise muß es ja wissen, wo Sie ihr jetzt einen Wagen geschenkt haben.« »Ich ihr einen Wagen geschenkt!« rief meine Tante aus. »Ach! Ja, ich weiß nicht, ich meine, ich hätte sie doch im Wagen, stolz wie Artaban[1] , zum Markt nach Roussainville fahren sehen. Ich hatte geglaubt, Madame Octave habe ihn ihr geschenkt.« Allmählich kam es so weit, daß meine Tante und Françoise, wie Jäger und Wild, nur noch unablässig versuchten, eine den Listen der anderen rechtzeitig auf die Spur zu kommen. Meine Mutter befürchtete, es möchte sich in Françoise ein regelrechter Haß auf meine Tante herausbilden, die sie so derb beleidigte, wie es nur möglich war. Auf alle Fälle schenkte Françoise den geringsten Äußerungen und Gesten meiner Tante mehr und mehr eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Wenn sie um etwas bitten wollte, zögerte sie lange, wie sie es tun sollte, und wenn sie ihr Anliegen vorgebracht hatte, beobachtete sie heimlich meine Tante genau und versuchte, aus ihrem Mienenspiel zu erraten, was jene denke und wie sie die Frage entscheiden werde. So kam es denn – während mancher Künstler[1] , der Memoirenwerke aus dem 17. Jahrhundert liest, um sich mit dem Sonnenkönig vertrauter zu machen, und sich seinem Ziel zu nähern glaubt, wenn er sich eine Genealogie ausmalt, die ihn von einer historischen Familie abstammen läßt, oder mit einem gegenwärtigen Potentaten Europas einen Briefwechsel unterhält, sich ausgerechnet von dem abwendet, was er fälschlicherweise unter identischen und deshalb toten Formen sucht –, daß eine

alte Dame in der Provinz, die einfach blind ihren unwiderstehlichen Wahnvorstellungen und einer aus Untätigkeit entstandenen Bosheit gehorchte, ohne je an Ludwig xiv. gedacht zu haben, die unbedeutendsten Beschäftigungen ihres Tageslaufes – hinsichtlich ihres Aufstehens, ihres Mittagessens, ihrer Ruhe – dank deren despotischer Eigenwilligkeit etwas von dem Interesse dessen annehmen sah, was Saint-Simon den »Mechanismus« des Lebens in Versailles genannt hat, und in gleicher Weise annehmen durfte, daß ihr Schweigen, ein Anflug von guter Laune oder hochmütiger Ablehnung in ihren Zügen, von seiten ihrer Dienerin Françoise der Gegenstand ebenso leidenschaftlicher und angstvoller Kommentare waren wie das Schweigen, die gute Laune oder der Hochmut des Königs, wenn ein Höfling oder selbst einer der wirklich großen Herren ihm in einer Seitenallee von Versailles eine Bittschrift übergeben hatte.

Eines Sonntags, als meine Tante gleichzeitig den Besuch Eulalies und des Pfarrers gehabt und daraufhin geruht hatte, waren wir alle zu ihr hinaufgegangen, um ihr gute Nacht zu sagen, und meine Mutter hatte ihr dabei ihre Anteilnahme daran bezeugt, daß unglücklicherweise so häufig ihre Besucher zur selben Stunde erschienen:

»Ich weiß, Léonie, heute hat es sich wieder schlecht gemacht«, sagte sie freundlich zu ihr, »es waren ja alle auf einmal da.«

»Des Guten hat man nie zuviel«, mischte sich meine Großtante ein, denn seitdem ihre Tochter krank war, glaubte sie sie immer dadurch aufrichten zu müssen, daß sie ihr alle Dinge von der besten Seite darstellte. Gleichzeitig aber ergriff mein Vater das Wort:

»Ich möchte diesen Augenblick benutzen, wo wir alle zusammen sind, und euch etwas erzählen, was ich sonst immer wieder von neuem berichten müßte. Ich fürchte, wir haben Legrandin irgendwie verstimmt: er hat mir heute morgen kaum guten Tag gesagt.«

Ich blieb nicht da, um meinem Vater zuzuhören, denn ich war nach der Messe gerade dabeigewesen, als wir Legrandin trafen; statt dessen ging ich hinunter in die Küche, um zu fragen, was es zum Abendessen gebe; das unterhielt mich täglich in einer ähnlichen Weise wie andere die Nachrichten in der Zeitung und regte mich zugleich wie ein Festprogramm an. Da Legrandin beim Verlassen der Kirche nahe an uns vorbeigegangen war an der Seite einer Schloßherrin aus der Nachbarschaft, die wir nur vom Sehen kannten, hatte mein Vater ihn gleichzeitig freundschaftlich und mit einer gewissen Zurückhaltung gegrüßt, ohne stehenzubleiben; Legrandin hatte den Gruß kaum erwidert, sondern uns nur mit eher erstaunter Miene, so als erkenne er uns nicht, und mit jener merkwürdigen Ferne im Blick angeschaut, wie Leute sie an sich haben, die nicht liebenswürdig sein wollen und aus einer plötzlich weiter zurückgerückten Tiefe ihrer Pupillen einen nur am äußersten Punkt eines endlosen Weges in so großer Ferne zu sehen scheinen, daß sie sich mit einem schwachen Kopfnicken begnügen, wie ihnen das unseren puppenhaften Dimensionen angemessen erscheint.

Die Dame aber, die Legrandin begleitete, war eine höchst tugendhafte und angesehene Persönlichkeit; es war ausgeschlossen, daß es sich um eine Liebesangelegenheit handelte, bei der er nicht ertappt werden wollte, und mein Vater fragte sich, wodurch er Legrandin gekränkt haben könnte. »Ich würde es um so mehr bedauern«, sagte mein Vater, »als er inmitten aller dieser sonntäglich aufgeputzten Leute mit seinem einfachen Rock und der weichgebundenen Krawatte so adrett und schlicht, fast jugendlich naiv und wirklich recht sympathisch aussah.« Der Familienrat aber befand einmütig, daß mein Vater sich das Ganze eingebildet haben müsse oder daß Legrandin in dem Augenblick eben in Gedanken gewesen sei. Zudem wurden die Befürchtungen meines Vaters schon am nächsten Abend zerstreut. Als wir von einem großen Spaziergang zurückkamen, bemerkten wir in der Nähe des Pont-

Vieux Legrandin, der wegen des Festes für mehrere Tage in Combray geblieben war. Mit ausgestreckter Hand trat er auf uns zu: »Nun, mein geschätzter Herr Leseratz«, sagte er zu mir, »kennen Sie auch den Vers von Paul Desjardins:

Les bois sont déjà noirs, le ciel est encor bleu. [1]

Die Wälder sind schon schwarz, der Himmel ist

noch blau.

Drückt er nicht genau das Wesen dieser Stunde aus? Sie haben vielleicht Paul Desjardins nie gelesen. Lesen Sie ihn aber, mein Sohn; er scheint jetzt, so höre ich wenigstens, eine Wandlung zum Moralprediger durchzumachen, aber lange Zeit war er ein Maler duftiger Aquarelle …

Les bois sont déjà noirs, le ciel est encor bleu …

Möge der Himmel ewig blau sein für Sie, junger Freund; und selbst, wenn die Stunde naht, wie sie es für mich jetzt tut, wo die Wälder schon schwarz sind und die Nacht schnell hereinbrechen kann, werden Sie sich immer damit trösten, nicht wahr, so wie ich es tue, daß Sie nach dem Himmel blicken.« Er nahm eine Zigarette aus der Tasche und blieb, die Augen auf den Horizont gerichtet, noch eine Weile stehen. »Freunde, ade«, sagte er dann und ließ uns plötzlich stehen.

Zu der Stunde, da ich hinunterging, um mich nach dem Küchenzettel zu erkundigen, waren die Vorbereitungen für das Abendessen schon im Gange, und Françoise, den hilfreichen

Kräften der Natur gebietend wie in den Märchenspielen, in denen Riesen sich als Köche verdingen, klopfte die Kohle klein, brachte Kartoffeln zum Weichwerden in den Dampf und ließ auf dem Feuer kulinarische Meisterwerke gar werden, die zuvor in irdenen Gef äßen, von großen Bottichen, Schüsseln, Kesseln und Fischbassins bis zu Terrinen für die Wildpastete, Kuchenformen und kleinen Rahmschüsselchen, vorbereitet wurden, wozu noch eine vollständige Sammlung von Kochtöpfen aller Größen kam. Ich blieb beim Tisch stehen, an dem das Küchenmädchen grüne Erbsen enthülst und dann in abgezählten Häufchen aufgereiht hatte wie kleine grüne Kugeln für ein Spiel; besonders aber die Spargel hatten es mir angetan: sie schienen in Ultramarin und Rosa getaucht, und ihre mit feinen Pinselstrichen in zartem Violett und Himmelblau gemalten Ähren wurden zum Fuß hin – der allerdings noch Spuren trug vom Boden ihres Feldes – immer blässer, in unmerklichen, irisierenden Abstufungen, an denen nichts Irdisches haftete. Es schien mir, daß diese himmlischen Tönungen das Geheimnis von köstlichen Geschöpfen enthüllten, die sich aus Neckerei in Gemüse verwandelt hatten und durch ihre aus feinem eßbarem Fleisch bestehende Verkleidung hindurch in diesen Farben der zartesten Morgenröte, in diesen hinschwindenden Nuancen von Blau jene kostbare Essenz verrieten, die ich noch die ganze Nacht hindurch, wenn ich am Abend davon gegessen hatte, in den nach Art Shakespearescher Märchenstücke gleichzeitig poetischen und derben Possen wiedererkannte, die sie zum Spaß aufzuführen schienen, wenn sie sogar noch mein Nachtgeschirr in ein Duftgef äß verwandelten.[1]

Die arme Caritas von Giotto, wie Swann sie nannte, die von Françoise beauftragt war, sie zu schälen, hatte sie in einem Korb dicht neben sich stehen; ihre Miene war jammervoll, als trüge sie alle Leiden der Welt; die leichten Azurkrönchen aber, die die Spargel oberhalb ihrer rosa Halskrause trugen, waren Stern für Stern so fein gezeichnet wie die zu Girlanden

geflochtenen Blumen an der Stirn und im Korb der Tugend von Padua. Inzwischen bereitete Françoise eines jener Hähnchen am Spieß, durch die ihre Verdienste weithin durch Combray ruchbar geworden waren und die, während sie uns bei Tisch vorgelegt wurden, in meiner privaten Vorstellung von ihrem Charakter die Süße vorherrschen ließen, dem Geschmack des Fleisches entsprechend, das sie uns so schmelzend zart zu bereiten verstand, und der in meiner Phantasie zum spezifischen Duft einer ihrer Tugenden wurde.

Der Tag, an dem ich, während mein Vater den Familienrat wegen der Begegnung mit Legrandin befragte, in die Küche hinunterging, war jedoch einer derjenigen, an dem die Caritas von Giotto, noch sehr mitgenommen von ihrer vor kurzem erfolgten Niederkunft, nicht hatte aufstehen können; ohne alle Hilfe war Françoise mit der Arbeit im Rückstand. Als ich unten ankam, war sie gerade dabei, im Küchenanbau, der auf den Hühnerhof ging, einem Hähnchen den Garaus zu machen, das in seiner verzweifelten, sehr begreiflichen Gegenwehr, die von der zutiefst empörten Françoise, während sie ihm den Hals unterhalb der Ohröffnung zu durchschneiden versuchte, mit dem Ausruf: »Mistvieh, elendiges Mistvieh!« begleitet wurde, die Sanftmut und schmelzende Güte unserer Dienerin in einem weniger vorteilhaften Licht erscheinen ließ als am folgenden Tag, wo es in seiner nach Art eines Meßgewandes mit Gold inkrustierten Haut und seinem köstlichen, wie aus einem Ciborium[1] rinnenden Saft auf der Tafel figurierte. Als es endlich tot war, wischte Françoise das Blut auf, das ihren Groll offenbar nicht hatte ersäufen können; vielmehr bekam sie einen erneuten Wutanfall, und mit einem Blick auf den Leichnam ihres Feindes rief sie noch einmal: »Mistvieh, elendiges!« Bebend ging ich die Treppe hinauf; ich hätte es am liebsten gesehen, wenn Françoise auf der Stelle entlassen worden wäre. Wer aber hätte mir dann so schön heiße Wärmflaschen in mein Bett gelegt, wer einen so duftenden Kaffee bereitet, und wer … schließlich solche Poulets? … Tatsäch-

lich aber hatten alle anderen wie ich dieses feige Kalkül auch schon angestellt. Denn meine Tante Léonie wußte – was mir damals unbekannt war –, daß Françoise, die für ihre Tochter, ihre Neffen klaglos ihr Leben hingegeben hätte, anderen gegenüber bemerkenswert hart sein konnte. Dennoch hatte meine Tante sie behalten, denn sie kannte zwar ihre Grausamkeit, schätzte ihre Dienste aber doch sehr. Allmählich gingen mir die Augen dafür auf, daß hinter der Milde, der Zerknirschung, den Tugenden von Françoise sich Küchentragödien verbargen, so wie die Geschichtsforschung aufdeckt, daß die Regentschaften von Herrschern und Herrscherinnen, die mit gefalteten Händen in Kirchenfenstern erscheinen, von blutigen Dramen erfüllt gewesen sind. Ich wurde mir klar darüber, daß nicht mit ihr verwandte menschliche Wesen ihr Mitleid um so mehr erregten, in je größerer Ferne sie ihr Dasein fristeten. Die Tränenströme, die sie beim Lesen der Zeitung über die Unglücksfälle vergoß, denen Unbekannte zum Opfer gefallen waren, versiegten schnell, wenn sie sich die davon heimgesuchte Person genauer vorstellen konnte. In einer der Nächte, die auf die Niederkunft des Küchenmädchens folgten, wurde diese von heftigen Koliken befallen; Mama hörte, wie sie jammerte, stand auf und weckte Françoise, die ganz ohne Mitgefühl erklärte, all dies Geschrei sei lediglich Komödie und das Mädchen wolle »sich nur bedienen lassen«. Der Arzt, der solche Anfälle für bedenklich hielt, hatte ein Lesezeichen in ein medizinisches Buch, das wir besaßen, an die Stelle gelegt, wo sie beschrieben wurden und wo wir nachschlagen sollten, um einen Hinweis für eine erste Hilfeleistung zu finden. Meine Mutter schickte Françoise, um das Buch zu holen, und wies sie an, auf das Lesezeichen achtzugeben. Nach einer Stunde war Françoise immer noch nicht zurück; meine Mutter war empört, denn sie glaubte, Françoise habe sich einfach wieder hingelegt, und trug mir auf, selbst in der Bibliothek nach dem Werk zu suchen. Dort fand ich Françoise, die, als sie hatte nachsehen wollen, was an der bezeichneten Stelle

angegeben war, an die klinische Beschreibung des Anfalles geraten und in hemmungsloses Schluchzen ausgebrochen war, denn jetzt handelte es sich ja um einen ihr unbekannten »Fall«. Bei jedem schmerzhaften Symptom, das der Verfasser in seiner Abhandlung erwähnte, brach sie in Klagerufe aus wie: »O Gott, o Gott! Heilige Jungfrau! Ist es denn möglich, daß der liebe Gott ein armes Menschenkind so leiden lassen kann? Du lieber Himmel, die Arme!«

Doch als ich sie nun rief und sie wieder an dem Bett der Caritas von Giotto stand, hörten ihre Tränen augenblicks auf zu fließen, und sie verspürte nichts mehr von jenen angenehmen Empfindungen des Mitleids und der Rührung, die sie so gut kannte und die die Lektüre der Zeitungen ihr oft geschenkt hatte, auch kein sonstiges Vergnügen einer ähnlichen Art; ärgerlich und gereizt, daß sie wegen des Küchenmädchens mitten in der Nacht hatte aufstehen müssen, fand sie angesichts derselben Leiden, deren Beschreibung sie zum Weinen gebracht hatte, nichts als ein übelgelauntes Brummen, in das sich sogar abscheuliche Sarkasmen mischten, denn als sie glaubte, wir seien schon fort und könnten sie nicht mehr hören, sagte sie: »Die hätte ja nur das nicht zu tun brauchen, was einen dahin bringt! Aber das hat ihr Vergnügen gemacht! Jetzt soll sie sich auch nicht so anstellen! Das muß ja wirklich ein gottverlassener Kerl gewesen sein, der sich mit *so was* eingelassen hat. Tatsächlich! Es ist genau so, wie man in der Mundart meiner Mutter selig sagte:

Qui du cul d'un chien s'amourose

Il lui paraît une rose.

Wer sich in einen Hundearsch verknallt,

dem scheint er eine Rose.«

Wenn ihr Enkel Schnupfen hatte, machte sie, nur um nachzusehen, ob er irgend etwas brauche, selbst wenn sie krank war, anstatt zu schlafen vier Meilen zu Fuß vor Tau und Tag, um für ihre Arbeit rechtzeitig wieder zur Stelle zu sein; auf der anderen Seite aber äußerten sich diese gleiche Liebe zu den Ihren und ihr Verlangen, die künftige Größe ihres Hauses zu sichern, im Rahmen ihrer Politik den anderen Dienstboten gegenüber in einer steten Maxime, die lautete, keinen je bei meiner Tante Fuß fassen zu lassen, an die sie – dahin ging ihr ganzer Stolz – überhaupt nie jemanden herankommen ließ; war sie selbst einmal krank, stand sie lieber selbst auf, um ihr das Vichywasser zu verabreichen, als daß sie dem Küchenmädchen den Zutritt zum Zimmer ihrer Herrin gestattet hätte. Und wie jener von Fabre beobachtete Hymenopteros, die Schlupfwespe[1] , die, damit ihre Jungen nach ihrem Tod frisches Fleisch zur Verfügung haben, ihre Grausamkeit durch anatomisches Wissen unterbaut und gefangenen Rüsselkäfern und Spinnen mit staunenswerter Kenntnis und Geschicklichkeit das Nervenzentrum durchbohrt, von dem die Bewegung der Beine abhängt, jedoch die übrigen Körperfunktionen nicht beeinflußt werden, so daß das gelähmte Insekt, neben dem sie ihre Eier ablegt, für die ausschlüpfenden Larven eine gefügige, wehrlose, zu Flucht und Widerstand unfähige, aber jeglichen Hautgouts entbehrende Beute abgibt, erfand Françoise in ihrer eisernen Entschlossenheit, das Haus jedem anderen dienstbaren Geist zu verleiden, so ausgeklügelte und unbarmherzige Listen, daß wir, wie wir erst nach Jahren herausbrachten, zum Beispiel in jenem Sommer nur deswegen fast täglich Spargel gegessen hatten, weil das mit ihrem Putzen betraute Küchenmädchen davon so heftige Asthmaanfälle bekam, daß es schließlich das Haus verlassen mußte.

Unsere Meinung über Legrandin mußten wir leider endgültig ändern. An einem jener Sonntage, die auf die Begegnung am Pont-Vieux folgten, nach der mein Vater seinen Irrtum hatte einsehen müssen, ging die Messe gerade ihrem Ende entgegen, und mit der Sonne und den Geräuschen von draußen her drang etwas derart Profanes in die Kirche, daß Madame Goupil und Madame Percepied (all jene, die bei meiner etwas verspäteten Ankunft mit gesenkten Augen im Gebet verharrt hatten, so daß ich hätte annehmen können, sie hätten mich gar nicht bemerkt, wenn sie nicht mit den Füßen leicht das Bänkchen zurückgeschoben hätten, das mir den Zugang zu meinem Stuhl verwehrte) sich laut mit uns von ganz weltlichen Dingen zu unterhalten begannen, als wären wir schon draußen auf dem Platz; da sahen wir auf der sonnenheißen Schwelle des Portals, den bunten Trubel des Marktes überragend, Legrandin, wie ihn der Gatte jener Dame, mit der wir ihn neulich gesehen hatten, gerade der Frau eines Großgrundbesitzers aus der Umgebung vorstellte. Legrandins Miene war äußerst angeregt und drückte ungewöhnlichen Eifer aus; er machte eine tiefe Verbeugung mit anschließendem Zurückschnellen des Rückens über die Ausgangsposition hinaus: offenbar hatte der Mann seiner Schwester, Madame de Cambremer, ihm das beigebracht. Dieses rasche Wiederaufrichten löste in Legrandins Rückseite, die ich nicht für so fleischig gehalten hätte, eine Art stürmisch wogender Muskelbewegung aus; und, ich weiß nicht warum, das Wabern der bloßen Materie, das Fluten von purem Fleisch, in dem nichts Geistiges sich verbarg, sondern das seinen stürmischen Bewegungsimpuls einzig von niedriger Unterwürfigkeit her empfing, ließ in meinem Bewußtsein plötzlich die Ahnung von einem ganz anderen Legrandin aufkommen, als wir ihn bis dahin kannten. Die Dame bat ihn, dem Kutscher etwas auszurichten, und während er zum Wagen ging, lag immer noch der Ausdruck schüchterner und hingebender Freude auf seinem Gesicht, den der Akt der Vorstellung darauf ausge-

breitet hatte. Verzückt wie in einem Traum lächelte er vor sich hin und kehrte dann eiligst zu der Dame zurück; da er schneller ging, als seine Gewohnheit war, schwankten seine Schultern auf lächerliche Weise hin und her, und er überließ sich dieser Bewegung in einem solchen Maße, daß er nur ein willenloses mechanisches Spielzeug in der Hand des Glückes schien. Indessen traten auch wir aus dem Vorbau hervor und gingen dicht an ihm vorbei; er war zu wohlerzogen, um den Kopf wegzuwenden, aber er heftete seinen Blick auf einmal mit einem Ausdruck tiefer Gedankenverlorenheit auf einen so entfernten Punkt des Horizonts, daß er uns nicht sehen konnte und nicht zu grüßen brauchte. Sein Gesicht sah ganz harmlos aus über einem geradegeschnittenen weichen Rock, der sich inmitten eines verhaßten Luxus verloren zu fühlen schien. Und seine getupfte Lavallièrekrawatte wehte auch weiterhin, von der leichten Brise auf dem Platz bewegt, Legrandin voraus wie die Standarte stolzer Zurückgezogenheit und eines edlen Aufsichselbstbestehens. Als wir zu Hause ankamen, stellte meine Mutter fest, daß wir die Saint-Honoré-Torte vergessen hatten, und bat meinen Vater, mit mir zurückzugehen und zu sagen, man möchte sie uns gleich schicken. Nahe der Kirche stießen wir noch einmal auf Legrandin, der aus der entgegengesetzten Richtung kommend die Dame zu ihrem Wagen geleitete. Er kam direkt auf uns zu, fuhr aber fort, mit seiner Nachbarin zu sprechen, und machte uns aus dem Winkel seiner blauen Augen ein kleines Zeichen, das irgendwie innerhalb der Lider verblieb und, da es die Muskeln seines Gesichts nicht in Mitleidenschaft zog, für seine Gesprächspartnerin völlig unsichtbar war; da er aber durch Intensität des Gefühls den etwas engen Raum, auf den sich der Ausdruck beschränkte, kompensieren wollte, ließ er darin die ganze Glut seiner Bereitwilligkeit, die über heitere Gelöstheit hinausging und beinahe ins Maliziöse abglitt, auffunkeln; er trieb die Finessen der Liebenswürdigkeit derartig auf die Spitze, daß ein Augenzwinkern des geheimen Einverständnisses, ver-

traulicher Mitteilung und versteckter, spießgesellenhafter Anspielung daraus wurde; schließlich übersteigerte er die Freundschaftsbeteuerungen bis zu einem Geständnis wahrhafter Zärtlichkeit, bis zur Liebeserklärung, indem er verstohlen, unsichtbar für die Schloßbesitzerin, nur für uns allein, etwas geradezu Schmachtendes aufglimmen ließ – eine liebestrunkene Iris in einem zu Eis erstarrten Gesicht.

Gerade am Tag zuvor hatte er meine Eltern gebeten, sie möchten mir erlauben, daß ich an jenem Abend mit ihm zur Nacht esse. »Kommen Sie, leisten Sie Ihrem alten Freund Gesellschaft«, hatte er zu mir gesagt. »Wie der Blumenstrauß, den jemand uns von der Reise schickt aus einem Lande, in das wir nie mehr zurückkehren werden, lassen Sie mir aus der Ferne Ihrer Jugend noch einmal den Duft jener Blumen der Lenze zukommen, durch die auch ich vor vielen Jahren gewandelt bin. Kommen Sie mit der Primel, dem Filzkraut, der Butterblume, kommen Sie mit dem Sedum, aus dem der Lieblingsstrauß der Balzacschen Flora besteht, mit der Osterblume, dem Maßliebchen und dem Gartenschneeball, der in den Wegen Ihrer Großtante zu duften beginnt, wenn der letzte Schnee der österlichen Schauer noch nicht geschmolzen ist. Kommen Sie mit dem ruhmreichen, Salomo würdigen Seidenkleid der Lilie, dem vielfarbigen Email der Stiefmütterchen, kommen Sie aber vor allem mit dem frischen Lufthauch der letzten kühlen Tage, der für die beiden Schmetterlinge, die seit heute morgen vor den Toren harren, die erste Rose von Jerusalem aufwecken wird.«[1]

Zu Hause fragten sie sich, ob man mich dennoch zum Abendessen zu Monsieur Legrandin gehen lassen sollte. Meine Großmutter wollte indes nicht glauben, daß er unhöflich gewesen sei. »Ihr müßt doch selber sagen, daß er immer so einfach gekleidet daherkommt, daß es wirklich nicht aussieht, als wolle er den Weltmann spielen.« Sie erklärte, auf alle Fälle, selbst wenn man das Schlimmste annähme, sei es besser, so zu tun, als habe man es nicht bemerkt. Tatsächlich hegte

wohl auch mein Vater, der sich noch am meisten über Legrandins Haltung ärgerte, einen letzten Zweifel darüber, was sie bedeuten sollte. Sie war wie jede andere Haltung oder Handlung, worin sich der tiefere, verborgene Charakter einer Person offenbart: sie läßt sich mit früheren Reden nicht in Einklang bringen, und wir können sie nicht durch die Aussage des Schuldigen bestätigen, der sie niemals eingestehen wird; wir sind also völlig auf unsere Sinne angewiesen und fragen uns dann doch angesichts dieser ganz isoliert dastehenden, zusammenhanglosen Erinnerung, ob wir nicht einer Täuschung zum Opfer gefallen sind, so daß ein solches Verhalten, das doch das einzig aufschlußreiche ist, oft noch Zweifel in uns bestehen läßt.

Ich speiste mit Legrandin draußen auf der Terrasse; es war Mondschein: »Es herrscht heute so eine hübsche Art von Stille, nicht wahr«, sagte er zu mir; »für wunde Herzen, wie das meine es ist, hat ein Romanschriftsteller, den Sie später lesen werden, einzig Dunkel und Schweigen als angemessen betrachtet.[1] Und sehen Sie, mein Sohn, es kommt im Leben eine Stunde, von der Sie noch sehr weit entfernt sind, wo die müden Augen nur noch ein Licht vertragen, jenes nämlich, das eine schöne Nacht wie diese hier bereitet und durch das Dunkel dringen läßt, in dem das Ohr keine Musik mehr erkennt als die, die das Mondlicht auf der Flöte des Schweigens spielt.« Ich lauschte den Worten Monsieur Legrandins, die mir immer so angenehm schienen; doch stark beschäftigt mit der Erinnerung an eine Frau, die ich letzthin zum ersten Mal gesehen hatte, kam ich auf die Idee, daß Legrandin, von dem ich jetzt wußte, daß er Beziehungen zu dem Adel der Umgegend hatte, sie vielleicht kenne, raffte ich all meinen Mut zusammen und fragte ihn rundheraus: »Kennen Sie, Monsieur Legrandin, die Schloßherrin … die Damen von Guermantes?« wobei es mir gleichzeitig Genuß bereitete, diesen Namen auszusprechen und durch die bloße Tatsache, daß ich ihn aus meinen Träumereien herausnahm und ihm eine objektive,

tönende Existenz verlieh, eine gewisse Macht über ihn auszuüben.

Doch beim Aussprechen des Namens Guermantes bemerkte ich, wie sich in den blauen Augen unseres Freundes eine kleine dunkle Einkerbung bildete, als würden sie von einer unsichtbaren Spitze geritzt, während die übrige Iris damit reagierte, daß sie Ströme von reinem Azur entsandte. Die Ringe um seine Augen wurden dunkler, seine Lider senkten sich. Am schnellsten erholte sich sein eben noch von einer bitteren Falte gezeichneter Mund, der schon wieder lächelte, während der Blick noch schmerzvoll blieb wie der eines schönen Märtyrers mit von Pfeilen durchbohrtem Leib: »Nein, ich kenne sie nicht«, sagte er, anstatt jedoch eine so wenig bemerkenswerte Tatsache in dem natürlichen und geläufigen Ton vorzubringen, den sie verdiente, sprach er sie unter Betonung jeder einzelnen Silbe, mit einer Art von Verbeugung und einem wie grüßenden Neigen des Kopfes aus, mit der Eindringlichkeit gleichzeitig, mit der man, um sie glaubhafter zu machen, eine unwahrscheinlich klingende Behauptung aufstellt – als wenn die Tatsache, daß er die Guermantes nicht kenne, nur das Ergebnis eines ganz unerklärlichen Zufalls sei –, und mit der Emphase, die jemand an den Tag legt, der etwas ihm Peinliches nicht länger verschweigen kann und sich deshalb lieber laut dazu bekennt, um bei den anderen den Eindruck zu erwecken, daß dieses Eingeständnis ihm keine Verlegenheit bereite, sondern spielend, ungezwungen und spontan erfolge, so als wäre die Situation selbst – nämlich das Fehlen jeglicher Beziehung zu den Guermantes – nicht etwas, womit er sich abzufinden hätte, sondern wegen einer Familientradition, eines moralischen Prinzips oder aufgrund eines mystischen Gelübdes, das ihm ganz ausdrücklich und namentlich den Umgang mit den Guermantes untersage, willentlich von ihm herbeigeführt. »Nein«, wiederholte er, indem er nunmehr in Worten seinen Tonfall bekräftigte, »ich kenne sie nicht, ich wollte nie, ich habe immer darauf gehalten, meine volle Unabhängigkeit

zu bewahren; im Grunde bin ich eine Jakobinernatur, das wissen Sie ja. Ich bin oft gedrängt worden, die Leute haben mir gesagt, ich machte einen Fehler damit, daß ich nicht nach Guermantes ginge, ich würde dadurch ungehobelt wirken, wie ein altes Rauhbein. Doch ist das ein Ruf, der mich nicht schrecken kann, denn er beruht auf Wahrheit! Im Grunde liebe ich auf der Welt nur ein paar Kirchen, zwei oder drei Bücher, nur wenig mehr Bilder und den Mondschein, wenn der kühle Anhauch Ihrer Jugend den Duft der Blumenbeete zu mir trägt, die meine alten Augen nicht mehr zu erkennen vermögen.« Ich verstand nicht recht, wieso es nötig war, um nicht zu Leuten zu gehen, die man nicht kennt, auf seine Unabhängigkeit zu pochen, und inwiefern man dadurch wie ein Rauhbein wirkte. Eines aber war mir klar, nämlich daß Legrandin keineswegs bei der Wahrheit blieb mit seiner Behauptung, er mache sich nur etwas aus Kirchen, dem Mondschein und der Jugend; er machte sich sehr viel aus den Bewohnern der Schlösser und hegte in ihrer Gegenwart so große Furcht, ihnen zu mißfallen, daß er sich scheute, ihnen offen zu zeigen, daß er mit bürgerlichen Leuten wie Söhnen von Notaren oder Wechselmaklern befreundet war, und es vorzog, wenn die Entdeckung der Wahrheit schon einmal unvermeidlich war, daß sie dann in seiner Abwesenheit, fern von ihm, »in contumaciam« erfolge; er war ein Snob. Natürlich drückte er niemals etwas Derartiges in der Sprache aus, die meine Eltern und ich so sehr an ihm bewunderten. Und wenn ich fragte: »Kennen Sie die Guermantes?«, gab der Konversationskünstler in Legrandin zur Antwort: »Nein, und ich habe auch niemals Wert darauf gelegt.« Unglücklicherweise aber antwortete er so nur als zweiter, denn ein anderer Legrandin, den er sorgfältig in seinem Innern verbarg und niemals vorzeigte, weil dieser Legrandin über den unseren und über seinen Snobismus allerlei kompromittierende Geschichten wußte, ein anderer Legrandin, sage ich, hatte zuvor bereits seine Antwort gegeben durch den verwundeten Blick, die verbissene Linie

des Mundes, den übertriebenen Ernst im Tone seiner Erklärung, durch die tausend Pfeile, von denen unser Legrandin sich einen Augenblick gespickt und entkräftet gefühlt hatte, ein heiliger Sebastian des Snobismus: Ach! Wie tun Sie mir weh! Nein, ich kenne die Guermantes nicht, rühren Sie nicht an den großen Schmerz meines Lebens. Und verfügte dieser unerträgliche, unüberhörbare Legrandin nicht über die nette Ausdrucksweise jenes zweiten, so war er doch viel schlagfertiger, bestand aus lauter »Reflexen«, wie man sagt, und wenn der Konversationskünstler in Legrandin ihm Schweigen gebieten wollte, hatte der andere längst gesprochen, und es nützte unserem Freund nichts, wenn er nachträglich verzweifelt war über den schlechten Eindruck, den die Enthüllungen seines *alter ego* machten; er konnte nur noch versuchen, ihn etwas zu verwischen.

Sicherlich bedeutet das nicht, daß Legrandin nicht etwa aufrichtig war, wenn er gegen die Snobs zu Felde zog. Er konnte nicht wissen, jedenfalls nicht aus sich selbst, daß er selber einer war, da wir ja immer nur die Leidenschaften der anderen kennen und alles, was wir schließlich über die unseren in Erfahrung bringen, uns nur durch jene vermittelt wird. Auf uns selbst wirken sie nur sozusagen aus zweiter Hand, durch die Phantasie, die die unmittelbaren Beweggründe durch dazwischengeschobene, schicklichere Gründe ersetzt. Niemals empfahl sein Snobismus Legrandin, einer Herzogin häufig seine Aufwartung zu machen. Er beauftragte vielmehr Legrandins Phantasie, ihm diese Herzogin als eine Person vor Augen zu stellen, die mit besonderen Reizen ausgezeichnet war. Legrandin näherte sich dieser Herzogin dann in der Meinung, er erliege der Anziehungskraft ihres Geistes und ihrer Tugend, die für die niederträchtigen Snobs etwas Unbekanntes ist. Nur die anderen wußten, daß er selbst einer war; denn in ihrer Unfähigkeit, die vermittelnde Tätigkeit seiner Phantasie zu begreifen, sahen sie Legrandins mondäne Betriebsamkeit und ihre erste Ursache in direktem Zusammenhang.

Bei uns zu Hause machte sich jetzt niemand mehr über Legrandin Illusionen, und unsere Beziehungen zu ihm lockerten sich sehr. Mama amüsierte sich jedesmal köstlich, wenn sie Legrandin in flagranti bei der Sünde ertappte, die er nicht eingestand und auch weiterhin als die Sünde bezeichnete, für die es keine Vergebung gibt: dem Snobismus. Meinem Vater fiel es nicht so leicht, Legrandins Nichtbeachtung mit so viel Überlegenheit und Heiterkeit hinzunehmen, und als meine Eltern eines Sommers einmal daran dachten, mich die großen Ferien mit meiner Großmutter in Balbec verbringen zu lassen, meinte er: »Ich muß unbedingt Legrandin erzählen, daß ihr nach Balbec geht, um zu sehen, ob er sich anerbieten wird, euch mit seiner Schwester zusammenzubringen. Wahrscheinlich erinnert er sich nicht mehr, daß er uns erzählt hat, sie wohne nur zwei Kilometer von dort entfernt.« Meine Großmutter, die der Ansicht war, man müsse an der See von morgens bis abends im Freien sein, um die Salzluft einzuatmen, und mache dort am besten keine Bekanntschaften, weil Besuche und gemeinsame Spaziergänge jeweils auf Kosten der Meeresluft gingen, war jedoch dafür, daß man Legrandin gegenüber unseren Plan nicht erwähne; sie malte sich schon im Geiste aus, wie seine Schwester, Madame de Cambremer, gerade in dem Augenblick vor dem Hotel erscheinen würde, wo wir im Begriff ständen, zum Fischfang aufzubrechen, und uns zwingen würde, im Zimmer zu bleiben, um sie zu empfangen. Mama aber lachte über ihre Befürchtungen, denn sie dachte im stillen, die Gefahr sei gering, da Legrandin es nicht so eilig haben werde, uns mit seiner Schwester in Kontakt zu bringen. Nun aber ergab es sich, daß, ganz ohne eine Bemerkung unsererseits über Balbec, Legrandin selbst, ahnungslos, daß wir jemals die Absicht haben könnten, uns dorthin zu begeben, eines Abends in die Falle ging, als wir ihm am Ufer der Vivonne begegneten.

»In diesen Wolkenbildungen hier gibt es wundervolle violette und blaue Töne, nicht wahr, mein lieber Freund«, sagte

er zu meinem Vater, »ein Blau zumal, das eher blütenhaft als luftgeboren wirkt, ein Zinerarienblau, das am Himmel überrascht. Auch die kleine rosa Wolke da hat doch einen Ton von Nelken oder Hortensien. Sonst habe ich eigentlich nur an der Kanalküste, zwischen der Normandie und der Bretagne, solche ergiebigen Beobachtungen über diese Art von Pflanzenreich innerhalb der Atmosphäre machen können. In der Nähe von Balbec, in jenen wilden Gegenden, liegt eine kleine Bucht von einer zauberhaften Sanftheit der Stimmung, in der der Sonnenuntergang der Vallée d'Auge, jener rot und goldene Sonnenuntergang, den ich sonst sehr zu schätzen weiß, ausdruckslos und unbedeutend wird; in dieser feuchtwarmen Atmosphäre aber entfalten sich des Abends ganz plötzlich himmlische Blumengebinde in Rosa und in Blau, die ganz unvergleichlich sind und oft Stunden brauchen, um endlich zu verwelken. Andere entblättern sich auf der Stelle, und es ist dann fast noch schöner anzusehen, wenn der ganze Himmel weithin von schwefel- und rosenfarbenen Blüten überstreut ist. In jener sogenannten Opalbucht sind die goldenen Sandstrände um so lieblicher, als sie blonden Andromeden gleich an den schrecklichen Felsen der angrenzenden Küste gefesselt sind, an jenes düstere Gestade, das von so vielen Schiffbrüchen Kunde gibt, wo jeden Winter zahllose Barken in Seenot untergehen. Balbec! das älteste geologische Knochengerüst unseres Bodens, das wahre Ar-mor, das Meer, das Ende der Erde, jene unheildräuende Region, die Anatole France – ein Magier, den unser junger Freund hier lesen sollte – so trefflich beschrieben hat mit ihren ewigen Nebeln, das wahre Land der Kimmerier in der *Odyssee*.[1] Wie wundervoll ist es, gerade von Balbec aus, wo jetzt schon Hotels entstehen und einen antiken, zaubergetränkten Boden überdecken, dem sie seinen Charakter dennoch nicht nehmen können, unmittelbar in jene so nahen, urtümlich schönen Regionen vorzustoßen.«

»Ach, sagen Sie, kennen Sie jemand in Balbec?« fragte mein Vater. »Der junge Mann hier soll nämlich gerade mit

seiner Großmutter für zwei Monate hingehen, vielleicht auch mit meiner Frau.« Legrandin, der mit dieser Frage in einem Augenblick überrumpelt wurde, als er meinen Vater gerade fest anschaute, hatte so schnell nicht wegsehen können; statt dessen nun ließ er seine Augen von Sekunde zu Sekunde intensiver – und wehmütig lächelnd dabei – mit einer Miene der Freundschaft und des Freimuts und so, als fürchte er nicht, seinem Blick zu begegnen, auf meinem Vater ruhen, bis er schließlich, als könne er durch ihn hindurchsehen, hinter ihm eine lebhaft gefärbte Wolke zu entdecken schien, die ihm ein imaginäres Alibi schuf und ihm erlaubte, so zu tun, als habe er in jenem Augenblick an etwas anderes gedacht und die Frage, ob er jemand in Balbec kenne, überhaupt nicht gehört. Gewöhnlich erreicht man mit einem solchen Blick, daß der andere fragt: »Woran denken Sie denn?« Neugierig, ärgerlich und zur Grausamkeit geneigt, ließ mein Vater jedoch nicht locker.

»Haben Sie Freunde dort in der Gegend, da Sie doch Balbec so gut kennen?«

In einer letzten verzweifelten Bemühung erlangte Legrandins Blick sein Höchstmaß an Zärtlichkeit, Traumverlorenheit, Aufrichtigkeit und Zerstreutheit, aber offenbar sah er ein, daß er der Antwort nicht ausweichen könne, und so sagte er denn:

»Ich habe Freunde überall, wo es wehrhafte Gruppen von Bäumen gibt, die verstümmelt sind, doch nicht den Kampf aufgeben, und die sich zusammenscharen, um in rührendem Eigensinn einen dräuenden Himmel anzuflehen, der kein Erbarmen mit ihnen kennt.«

»Das meinte ich eigentlich nicht«, unterbrach ihn mein Vater, eigensinnig wie die Bäume und wie der Himmel erbarmungslos. »Ich fragte für den Fall, daß meiner Schwiegermutter irgend etwas zustößt, damit sie sich dann nicht völlig verlassen vorkommt, ob Sie dort Leute kennen?«

»Dort wie überall kenne ich alle und niemand«, antwortete Legrandin, der nicht so rasch die Waffen streckte; »die Dinge

kenne ich gut, aber die Menschen nur wenig. Doch scheinen die Dinge dort viel eher Personen zu sein, und zwar erlesene Personen von überaus zarter Wesenssubstanz und gleichsam vom Leben enttäuscht. Manchmal ist es ein Schloß auf einsamer Klippe, am Rande eines Weges, an dem es stehengeblieben ist, um seinen Schmerz vor dem noch rosig durchhauchten Abend auszubreiten, in dem schon der goldene Mond aufzieht, dessen flammende Farben die Fischerbarken, die ihre Bahnen durch das schillernde Wasser ziehen, an ihren Masten hissen; manchmal ist es ein schlichtes einsames Haus, das, beinahe häßlich, etwas Scheues und Romantisches hat und irgendein unvergängliches Geheimnis von Glück und von Entsagung den Blicken der Menschen verbirgt. Dies Land ohne Wahrheit«, fügte er mit machiavellistischem Feinsinn hinzu, »dies Land der reinen Fiktion ist eine schlechte Lektüre für ein Kind, und ganz gewiß würde ich es nicht für unseren jungen Freund hier auswählen oder empfehlen, der schon an sich mit seinem vorbelasteten Herzen zum Trübsinn zu neigen scheint. Die Atmosphäre von Liebesgeständnis und vergeblicher Klage dort mag für einen illusionslosen alten Mann passen, wie ich einer bin, doch ist sie ganz unzuträglich für eine noch nicht gefestigte Natur. Glauben Sie mir«, beschwor er meinen Vater, »die Wasser jener schon halb bretonischen Bucht können, wenn auch nicht mit voller Sicherheit, beruhigende Wirkung auf ein nicht mehr intaktes Herz wie das meine ausüben, auf ein Herz, dessen Schädigung durch nichts mehr auszugleichen ist. Sie sind jedoch völlig unangezeigt für Ihr Alter, mein Kleiner. Liebe Nachbarn, guten Abend«, setzte er noch hinzu und verließ uns mit jenem raschen Sichentziehen, das er an sich hatte; dann wandte er sich noch einmal um und rief uns mit dem erhobenen Finger des Arztes das Ergebnis seiner Konsultation zu: »Kein Balbec, bevor man fünfzig ist, und selbst dann kommt es auf den Zustand des Herzens an!«

Mein Vater fing bei späteren Begegnungen immer wieder davon an; er setzte ihm mit Fragen zu, aber es war vergebens: Wie jener gelehrte Fälscher[1] , der auf die Herstellung unechter Palimpseste eine Arbeit und ein Wissen verwendete, dessen hundertster Teil genügt hätte, ihm eine einträglichere, dabei aber ehrenhafte Existenz zu sichern, hätte Legrandin, wenn wir noch weiter in ihn gedrungen wären, schließlich eher eine vollständige Landschaftsethik und Himmelsgeographie der unteren Normandie entworfen, als zuzugeben, daß zwei Kilometer von Balbec entfernt seine leibliche Schwester wohnte, und dadurch in die Lage zu kommen, uns einen Einführungsbrief an sie mitgeben zu müssen, der für ihn vielleicht nicht ein solcher Gegenstand des Schreckens gewesen wäre, hätte er unbedingt sicher sein können – was er bei seiner Kenntnis des Charakters meiner Großmutter ruhig hätte sein dürfen –, daß wir keinen Gebrauch davon gemacht hätten.

Wir kehrten immer frühzeitig genug von unseren Spaziergängen heim, um meiner Tante Léonie vor dem Abendessen noch einen Besuch zu machen. Zu Beginn unseres Aufenthaltes, als die Tage früh zu Ende gingen, lag, wenn wir in der Rue du Saint-Esprit ankamen, stets ein Widerschein der Abendröte auf den Fenstern des Hauses und ein Purpurstreifen hinter den Baumgruppen des Kalvarienberges, der sich weiter fort im Teich spiegelte, eine Röte, die, oft von ziemlich lebhafter Kälte begleitet, in meinem Geist mit der Röte des Feuers eine Verbindung einging, über dem das Hähnchen briet, das für mich nach dem poetischen Vergnügen der Wanderung die Freuden der Tafel, der Wärme und Ruhe einleitete. Im Sommer hingegen ging die Sonne bei unserem Heimkommen noch nicht unter; erst während des Besuches, den wir bei Tante Léonie machten, senkte sich ihr Schein, traf das Fenster, wurde zwischen den dicken Vorhängen und ihren Haltern festgehalten, zerstreut, abgezweigt, gefiltert; ihr schräg einfallendes

Licht erhellte das Zimmer mit jener Zartheit, die es im Dickicht des Waldes annimmt, und versah das Zitronenholz der Kommode mit Intarsien aus feinen goldenen Plättchen. An gewissen, freilich seltenen Tagen aber hatte, wenn wir ins Haus zurückkehrten, die Kommode seit langem diesen so kurzlebigen Intarsienschmuck verloren, und wenn wir in die Rue du Saint-Esprit einbogen, lag kein Widerschein des Abendrots mehr auf den Scheiben; der Teich zu Füßen des Kalvarienberges hatte seine Röte eingebüßt, war manchmal schon in Opalfarbe übergegangen, und eine lange Mondbahn, die immer breiter wurde und sich in den Wellenringen des Wassers brach, zog sich über die ganze Oberfläche hin. Wenn wir uns dann dem Hause näherten, erkannten wir eine Gestalt auf der Schwelle, und meine Mutter sagte zu mir:

»Mein Gott! da steht Françoise und wartet auf uns; Tante Léonie sorgt sich sicherlich schon; wir sind aber auch spät dran.«

Wir nahmen uns dann nicht die Zeit, erst unsere Sachen abzulegen, sondern eilten sofort zu Tante Léonie, um sie zu beruhigen und ihr durch unseren Anblick zu beweisen, daß uns entgegen ihren Befürchtungen nichts zugestoßen war, sondern daß wir nur »in Richtung Guermantes« gegangen waren, und, lieber Gott, meine Tante wußte ja, daß man, wenn man diesen Spaziergang machte, nicht so genau sagen konnte, wann man wieder zu Hause war.

»Da sehen Sie, Françoise«, sagte meine Tante dann, »ich habe es Ihnen ja gesagt, sicher sind sie in Richtung Guermantes gegangen! Himmel, was müssen sie da für einen Hunger haben! Und Ihre Hammelkeule ist gewiß ganz trocken geworden, wo sie so lange schon fertig ist! Das ist aber auch eine Zeit, um nach Hause zu kommen! Soso, da seid ihr also in Richtung Guermantes gegangen!«

»Aber ich dachte, Sie wüßten es, Léonie«, entgegnete Mama. »Ich meinte, Françoise hätte uns durch die kleine Tür vom Küchengarten hinausgehen sehen.«

Denn es gab in der Umgebung von Combray zwei »Richtungen« für Spaziergänge, die einander so entgegengesetzt waren, daß wir nicht einmal durch die gleiche Pforte aufbrachen, wenn wir nach der einen oder anderen Seite gehen wollten: die Gegend von Méséglisela-Vineuse, die auch als Gegend von Swann bezeichnet wurde, weil wir dort an dem Besitztum von Monsieur Swann vorbeikamen, und die Gegend von Guermantes.[1] Von Méséglise-la-Vineuse habe ich, wie ich gestehen muß, nie mehr als die »Gegend« gesehen und ein paar fremde Menschen, die am Sonntag in Combray spazierengingen, Leute, die diesmal wirklich weder wir noch unsere Tante »kannten« und die man auf diesen Augenschein hin für »Leute aus Méséglise« hielt. Guermantes hingegen sollte ich eines Tages näher kennenlernen, aber viel später erst; und wenn während meiner ganzen Jugend Méséglise etwas so Unerreichbares blieb wie der Horizont, etwas, das, wie weit man auch ging, doch stets den Blicken durch die Erhebungen eines Geländes entzogen blieb, das schon nicht mehr demjenigen von Combray glich, so kam mir auch Guermantes eher als ein idealer denn als ein wirklicher Endpunkt der nach ihm bezeichneten »Gegend« vor, als eine Art von abstrakter, geographischer Bezeichnung wie Äquator, wie Pol, wie Orient. »Über Guermantes« nach Méséglise zu gehen oder umgekehrt wäre mir als eine ebenso sinnlose Wendung erschienen, wie wenn man nach Osten aufbrechen wollte, um gen Westen zu gehen.[2] Da mein Vater immer von der Gegend um Méséglise als von dem schönsten Ausblick in die Ebene sprach, den er überhaupt kannte, und von der Gegend um Guermantes als der idealen Flußlandschaft, gab ich beiden, indem ich sie als zwei Wesenheiten begriff, jenen inneren Zusammenhang und jene Einheit, die nur den Schöpfungen unseres Geistes eigen ist; der geringste Teil davon schien mir kostbar und eine Bekundung ihrer speziellen Vollkommenheit, während neben ihnen – bevor man den geheiligten Boden der einen oder anderen betreten hatte – die rein materiellen Wege, in deren Sys-

tem sie als ideale Ansicht der Ebene und ideale Flußlandschaft eingefügt waren, einen Blick ebensowenig verdienten wie für einen leidenschaftlich der dramatischen Kunst ergebenen Zuschauer die kleinen Straßen in der Nachbarschaft eines Theaters. Vor allem aber legte ich zwischen sie weit mehr als die in Kilometern ausdrückbare Entfernung jene andere, die zwischen den beiden Teilen meines Gehirns bestand, in denen ich an sie dachte, eine jener Distanzen im geistigen Bereich, die die Dinge nicht nur auseinanderhalten, sondern wirklich trennen und auf verschiedene Ebenen verweisen. Diese Absonderung wurde dadurch noch endgültiger, daß wir die Gewohnheit hatten, niemals am gleichen Tag auf einem einzigen Spaziergang nach beiden Seiten zu gehen, sondern vielmehr einmal nach Méséglise zu und einmal in Richtung Guermantes; dadurch wurden die beiden Gegenden weit voneinander, unerkennbar füreinander in die undurchlässigen, verbindungslosen Gef äße verschiedener Nachmittage eingeschlossen.

Wenn wir in Richtung Méséglise gehen wollten, brachen wir (nicht allzufrüh und selbst bei bedecktem Himmel, weil der Spaziergang nicht sehr lang war und nicht allzusehr anstrengte) genau wie für jeden beliebigen Ausgang durch die große Eingangstür des Hauses meiner Tante an der Rue du Saint-Esprit auf. Wir wurden von dem Büchsenmacher gegrüßt, warfen unsere Briefe ein, verständigten Théodore im Auftrag von Françoise, daß sie keinen Kaffee oder kein Öl mehr habe, und verließen die Stadt auf dem Weg, der an dem weißen Gatter des Parks von Swann vorbeiführte. Bevor wir dorthin gelangten, strömte uns schon der jeden Näherkommenden begrüßende Duft seiner Flieder entgegen. Die Flieder selbst streckten zwischen den frischen grünen Herzchen der Blätter ihre violetten oder weißen Helmbüsche, auf denen selbst im Schatten noch die Sonne zu flimmern schien, in der sie gebadet hatten, neugierig über das Gatter. Einige von ihnen, die halb hinter dem kleinen Ziegelhaus, dem sogenannten

Bogenschützenhaus, in dem der Parkwächter wohnte, verborgen blieben, schauten mit ihrem rosa Minarett über den gotischen Giebel hinweg. Frühlingsnymphen hätten plump gewirkt neben den jungen Huris, die in diesem französischen Garten die klaren, lebendigen Farben persischer Miniaturen in sich verkörperten. Trotz meines Verlangens, ihre schlanke Gestalt zu umfangen, die mit Sternen besetzten Locken ihrer duftenden Häupter an mich heranzuziehen, gingen wir weiter, ohne zu verweilen, denn meine Eltern besuchten Tansonville nicht mehr seit der Heirat Swanns, und damit es nicht so aussah, als wollten wir in den Park hineinschauen, schlugen wir anstatt des Weges, der an der Einfriedung entlang unmittelbar in die Felder führte, einen anderen ein, der gleichfalls, aber von der Seite her und erst an einem späteren Punkt in sie einmündete. Eines Tages sagte mein Großvater zu meinem Vater:

»Erinnern Sie sich, daß Swann gestern gesagt hat, seine Frau und seine Tochter würden nach Reims[1] fahren und er werde die Zeit nutzen, selbst vierundzwanzig Stunden in Paris zu verbringen? Wir könnten also gut am Park entlanggehen, da ja die Damen nicht anwesend sind; wir kürzen den Weg dadurch ab.«

Einen Augenblick blieben wir vor dem Gatter stehen. Die Fliederzeit ging ihrem Ende zu; einzelne Zweige ließen noch auf hohen malvenfarbenen Leuchtern die zarten Bläschen ihrer Blüten leuchten, doch in vielen Partien des Laubwerks, wo sie vor einer Woche ungefähr noch duftend aufgeschäumt waren, welkten sie jetzt als schrumpfendes, nachgedunkeltes, hohles, trokkenes, duftlos gewordenes Gekräusel dahin. Mein Großvater setzte meinem Vater auseinander, inwieweit der Ort sein Aussehen beibehalten und worin er sich verändert hätte seit jenem Spaziergang, den er mit dem alten Swann an dem Tage gemacht hatte, als dessen Frau gestorben war, und ergriff die Gelegenheit, die Einzelheiten dieses Spaziergangs noch einmal genau zu schildern.

Unmittelbar vor uns führte eine mit Kapuzinerkresse eingefaßte, sonnenbeschienene Allee aufwärts zum Schloß. Zur Rechten hingegen breitete der Park sich vollkommen eben aus. Verdunkelt durch den Schatten großer Bäume, die ihn rings umgaben, lag ein Teich, den Swanns Eltern hatten anlegen lassen; aber auch in seinen künstlichsten Schöpfungen hat es der Mensch immer noch mit der Natur zu tun; gewisse Stätten stellen immer wieder ihre Eigenherrschaft her und richten inmitten eines Parks ihre Hoheitszeichen genauso auf, wie sie es fern von jedem menschlichen Eingriff getan hätten, in einer Einsamkeit, die sich von allen Seiten her wieder um sie schließt und ihren örtlichen Gegebenheiten gemäß alles Menschenwerk überdeckt. So hatte sich am Anfang des Parkwegs, der oberhalb des künstlichen Teiches verlief, in zwei aus Vergißmeinnicht und Sinngrün geflochtenen Girlanden eine natürliche zartblaue Krone gebildet, die die von Licht und Schatten umspielte Stirn des Wasserbeckens einfaßte, und die Siegwurz, die ihre Schwerter mit königlicher Gelassenheit senkte, erhob über dem Wasserdost und dem im feuchten Grunde wurzelnden Hahnenfuß die violetten und gelben, gefransten Lilienblüten ihres lakustrischen Zepters.

Daß Mademoiselle Swann nicht anwesend war, benahm mir zwar die gleichzeitig erschreckende und beglückende Möglichkeit, sie am Ende eines Wegs auftauchen zu sehen und so der Bekanntschaft und Nichtachtung des bevorrechteten kleinen Mädchens teilhaftig zu werden, das mit Bergotte befreundet war und in seiner Begleitung Kathedralen besuchte, aber es machte mich auch gleichgültig gegen den Anblick von Tansonville dieses erste Mal, wo er sich mir bot; in den Augen meines Vaters und meines Großvaters jedoch versah diese Tatsache den Besitz mit gewissen vorübergehenden Annehmlichkeiten und Erleichterungen, und sie machte, wie das Fehlen jeder Wolkenbildung bei einem Ausflug ins Gebirge, den Tag hervorragend für einen Spaziergang in diese Gegend geeignet; ich hätte mir gewünscht, daß ihr Kalkül durchkreuzt

würde, daß durch ein Wunder Mademoiselle Swann mit ihrem Vater auftauchte, und zwar so dicht neben uns, daß wir keine Zeit mehr hätten, ihr auszuweichen, also genötigt wären, ihre Bekanntschaft zu machen. Als ich daher mit einem Male auf dem Gras, gleichsam als ein Zeichen ihrer möglichen Anwesenheit, ein vergessenes Deckelkörbchen neben einer Angel sah, deren Kork auf dem Wasser schwamm, versuchte ich rasch die Blicke meines Vaters und meines Großvaters nach der anderen Seite abzulenken. Freilich konnte, da Swann gesagt hatte, es sei nicht ganz recht, daß er das Haus verlasse, da er Verwandtenbesuch habe, die Angel sehr wohl einem seiner Gäste gehören. Kein Geräusch von Schritten war in den Parkwegen zu hören. In halber Höhe eines nicht zu ermittelnden Baumes war ein unsichtbarer Vogel bemüht, sich den Tag zu verkürzen; mit einem lang angehaltenen Ton versuchte er die Einsamkeit auszuloten, doch er erhielt eine so einhellige Antwort, eine Art Resonanz aus nichts als Schweigen und tiefer Ruhe, daß es schien, als hielte er nun für immer den Augenblick fest, den er eben noch versucht hatte, schnell zum Enteilen zu bringen. Das Licht fiel so erbarmungslos von einem erstarrten Himmel herab, daß man sich gern seiner Aufmerksamkeit entzogen hätte, und das schlafende Wasser, dessen Ruhe die Insekten unaufhörlich durchschwirrten, träumte sicherlich von irgendeinem eingebildeten Maelstrom und vermehrte die Unruhe, in die mich der Anblick des Korkschwimmers gestürzt hatte, indem es ihn in großer Geschwindigkeit in die schweigenden Weiten des widergespiegelten Himmels hineinzuziehen schien; fast vertikal gestellt, schien er eintauchen zu wollen, und ich fragte mich, ob ich nicht ganz unabhängig von dem Wunsch und der Furcht, sie kennenzulernen, einfach die Pflicht hätte, Mademoiselle Swann darauf aufmerksam zu machen, daß ein Fisch angebissen habe – als ich feststellte, daß ich laufen mußte, um meinen Vater und meinen Großvater einzuholen; beide riefen mich, erstaunt darüber, daß ich ihnen nicht auf dem kleinen Pfad in die Fel-

der gefolgt war, den sie eingeschlagen hatten. Wie ich ihn betrat, wurde ich vom summenden Duft des Weißdorns völlig umhüllt. Die Hecke bildete gleichsam eine Folge von Kapellen, die unter dem Schmuck der wie auf Altären dargebotenen Blüten verschwanden; unter ihnen zeichnete die Sonne auf den Boden ein lichtes Gitterwerk, so als fiele ihr Schein durch ein Kirchenfenster; ihr Duft strömte sich so weich und in seiner Eigenart so deutlich bestimmt aus, als ob ich mich vor dem Altar der Muttergottes befunden hätte, und die genauso geschmückten Blüten trugen eine jede mit gleicher unbeteiligter Miene ihr schimmerndes Sträußchen aus Staubgef äßen, feine glitzernde Rippen im spätgotischen Stil wie die, die in der Kirche das Gitter des Lettners durchzogen oder die Kreuze der Buntglasfenster, die aber hier die weiße sinnliche Fülle von Erdbeerblüten hatten. Wieviel naiver und bäuerlicher wirkten im Vergleich dazu die Heckenrosen, die in wenigen Wochen im vollen Sonnenschein den gleichen ländlichen Weg erklimmen würden, mit der glatten Seide ihres rötlichen Mieders bekleidet, das der leiseste Hauch zerflattern macht.

Ich mochte mich indessen noch so lange vor dem Weißdorn aufhalten, ihn riechen, in meinen Gedanken, die nichts damit anzufangen wußten, seinen unsichtbaren, unveränderlichen Duft mir vorstellen, ihn verlieren und wiederfinden, mich eins fühlen mit dem Rhythmus, in dem sich seine Blüten in jugendlicher Munterkeit und in Abständen, die so unerwartet waren wie gewisse musikalische Intervalle, hierhin und dorthin wendeten; sie entfalteten für mich immer nur den gleichen Reiz in unerschöpflicher Fülle, aber ohne daß ich tiefer in ihn einzudringen vermochte, so wie es gewisse Melodien gibt, die man hundertmal hintereinander spielt, ohne in der Entdeckung ihres Geheimnisses einen Fortschritt zu machen. Einen Augenblick wandte ich mich von ihnen ab, um ihnen dann wieder mit frischeren Kräften gegenüberzutreten. Ich folgte nun mit dem Blick bis zur Böschung, die hinter der Weißdornhecke steil zu den Feldern aufstieg, einigen vereinzelten Mohn-

blumen und träge zurückgebliebenen Kornblumen, die hier und da ihre Blüten in den Hang eingewirkt hatten, so wie in weitläufigen Abständen am Rand einer Stickerei das pflanzliche Motiv erscheint, das erst in der Mittelpartie sich völlig entfalten wird; selten noch und lückenhaft wie die Häuser, mit denen sich die Nähe eines Dorfes ankündigt, zeigten sie mir die ungeheuren weizenwogenden Weiten an, über denen sich Wolken kräuselten, und der Anblick einer einzigen Mohnblüte, die am Ende ihres Tauwerks im Wind die rote Flamme aufzüngeln ließ über der schwarzen, wie ölgetränkten Boje, ließ mein Herz höher schlagen wie das eines Reisenden, der in der Nähe des Ufers eine erste gestrandete Barke erblickt, an der ein Kalfaterer gerade die Schäden behebt, und, bevor er es noch wirklich gesehen hat, ausruft: »Das Meer!«

Dann kehrte ich zu dem Weißdorn zurück wie zu einem Kunstwerk, von dem man meint, man könne es besser betrachten, wenn man es einen Augenblick inzwischen nicht angeschaut hat; doch es nützte nichts, daß ich meinen Blick mit den Händen abschirmte, um nichts weiter zu sehen: das Gefühl, das er in mir weckte, blieb dunkel und unbestimmt, versuchte vergebens, sich loszulösen und die Verbindung mit den Blüten einzugehen. Sie halfen mir nicht, es wirklich deutlich zu machen, und von anderen Blumen konnte ich nicht verlangen, dieses Gefühl zu klären. Da aber schenkte mir mein Großvater die Freude, die wir empfinden, wenn wir auf ein Werk unseres Lieblingsmalers stoßen, das von den uns bekannten verschieden ist, oder wenn man uns vor ein Bild führt, von dem wir bislang nur eine Bleistiftskizze gesehen haben, oder wenn ein Stück, das wir nur auf dem Klavier gehört haben, durch eine Orchesteraufführung seine wahre Vielfarbigkeit erhält, denn er sagte zu mir, indem er auf die Hecke von Tansonville wies: »Du hast doch den Weißdorn so gern, schau her, hier gibt es einen mit rosa Blüten, er ist wirklich hübsch!« Tatsächlich war es auch ein Dornstrauch, doch rosa, noch köstlicher als die weißen. Auch er war geschmückt wie

für ein Fest – eines jener einzig wirklichen Feste, wie es nur kirchliche Festtage sind, da sie ja nicht wie weltliche durch eine Zufallslaune an einen beliebigen Tag geheftet werden, der nicht extra für sie vorgesehen ist und nichts im tiefsten Wesen Feiertagsmäßiges besitzt –, aber noch reicher, denn die Blüten, die an den Zweigen so dicht übereinanderstanden, daß sie wie die Pompons an einem Rokokohirtenstab keine Stelle ungarniert ließen, waren »farbig« und somit von besserer Qualität nach den Gesetzen der Ästhetik von Combray, jedenfalls nach der Staffelung der Preise im »Warenhaus« am Platz oder bei Camus zu schließen, wo rosa Kekse teurer waren als andere. Auch mir galt rosa Sahnequark mehr, jener, den ich mit zerdrückten Erdbeeren hatte mischen dürfen. Diese Blüten aber hatten sich gerade einen jener Farbtöne ausgesucht, wie man sie an eßbaren Dingen oder an liebenswerten, einer Festtagstoilette hinzugefügten Kleinigkeiten sieht, Farbtöne, die, weil sie ihnen den Grund ihrer Überlegenheit vor Augen führen, für Kinder am offenkundigsten schön sind und deshalb später für sie immer etwas Lebendigeres und Natürlicheres behalten als alle anderen Tönungen, selbst wenn sie begriffen haben, daß sie dem Geschmacksempfinden keine besonderen Reize boten oder von der Schneiderin nicht eigentlich mit Absicht ausgewählt worden waren. Und tatsächlich hatte ich, wie vor dem Weißdorn, nur mit noch größerem Entzücken gespürt, daß das festtägliche Bestreben in den Blüten sich nicht künstlich, nicht durch einen Kunstgriff menschlicher Herstellung kundtat, sondern daß sie von der Natur selbst, als sie den Strauch mit diesen Rosetten von allzu liebenswürdiger Tönung und allzu provinziellem Pompadour-Stil überlud, mit der Naivität einer Dorfkrämerin, die einen Fronleichnamsaltar zubereitet, zum Ausdruck gebracht wurde. Oben an den Zweigen sproßten in überwältigender Fülle, ähnlich den kleinen Rosenstöcken in ihrer Manschette aus Spitzenpapier, deren zarten Farbtupfenregen bei großen Festen man auf dem Altar aufleuchten ließ, tausend kleine Knospen von blasserem

Ton, die, wenn sie sich ein wenig öffneten, wie auf dem Grund einer Schale aus rosa Marmor eine Art Rötelzeichnung sehen ließen und die, mehr noch als die ganz offenen Blüten, die besondere, unwiderstehliche Wesensart dieser Gattung verrieten, die überall, wo sie Knospen trieb und ihre Blüten öffnen wollte, es nur »in Rosa« tun konnte. Eingefügt in die Hecke, und doch ebenso verschieden von ihr wie ein junges Mädchen im Festgewand von Personen im Negligé, die zu Hause bleiben, bereit für die Maiandacht, zu der er schon ganz zu gehören schien, erstrahlte lächelnd, in seinem frischen rosa Gewand, der katholische, köstliche Strauch.

Durch die Hecke hindurch sah man im Innern des Parks einen Weg, der mit Jasmin, Stiefmütterchen und Verbenen eingefaßt war, zwischen denen Levkojen ihre taufrischen Täschchen in einem wie altes Korduanleder duftenden und etwas vergilbten Rosa öffneten, während auf dem Kiesweg ein langer grüngestrichener Gartenschlauch in vielen Windungen sich hinzog und aus seinen Öffnungen über den Blumen, deren Duft er durchfeuchtete, den senkrecht aufgestellten, als Prisma wirkenden Fächer seiner in allen Farben spielenden Tröpfchen aufsteigen ließ. Auf einmal blieb ich regungslos stehen wie vor einer Vision, die nicht nur die Blicke fesselt, sondern auch tiefere Wahrnehmungsschichten und schließlich unser gesamtes Sein in Anspruch nimmt. Ein Mädchen mit rotblondem Haar, das von einem Spaziergang heimzukommen schien und eine Gartenschaufel in der Hand trug, hob ihr mit Sommersprossen übersätes Gesicht und schaute zu uns herüber.[1] Ihre schwarzen Augen blitzten, und da ich damals so wenig wie später einen starken Eindruck in seine objektiven Bestandteile zu zerlegen verstand, weil ich nun einmal nicht, wie man es nennt, genügend »Beobachtungsgabe« besaß, um einen deutlichen Begriff von der Farbe dieser Augen zu gewinnen, hat sich mir lange Zeit hindurch, so oft ich an sie dachte, in der Erinnerung ihr Leuchten wie das von einem kräftigen Azurblau dargestellt, weil sie nun einmal blond war:

so daß ich mich, wenn sie nicht so schwarze Augen gehabt hätte – was bei ihrem ersten Anblick so ganz besonders auffiel –, vielleicht nicht, wie es tatsächlich geschah, mehr als in irgend etwas anderes an ihr, in ihre blauen Augen verliebt hätte.

Ich betrachtete sie zunächst mit einem Blick, der nicht nur das Sprachrohr der Augen ist, sondern wie ein Fenster, durch das sich alle Sinne angstvoll und wie versteinert neigen, einem Blick, der Leib und Seele dessen, was er anschaut, berühren, einfangen, mit sich forttragen möchte; dann aber mit einem zweiten, in den ich in meiner Todesangst, mein Großvater und mein Vater könnten das Mädchen bemerken und mich von ihr entfernen, indem sie mich vor sich hergehen hießen, unbewußt einen flehentlichen, an sie gerichteten Appell legte, durch den ich sie zwingen wollte, von mir Notiz zu nehmen und meine Bekanntschaft zu machen. Sie ließ ihre Augäpfel nach vorn und nach der Seite rollen, um meinen Großvater und meinen Vater mit dem Blick zu umfassen, und zweifellos nahm sie den Eindruck davon mit, daß wir lächerliche Leute seien, denn mit gleichgültiger und nichtachtender Miene wandte sie sich ab und stellte sich so hin, daß ihr Gesicht nicht in das Blickfeld der beiden anderen fiel; als sie weitergingen, ohne sie zu bemerken, schoß sie einen langen Blick zu mir herüber, der ganz ohne Ausdruck war und mir gar nicht zu gelten schien, aber so starr und mit einem versteckten Lächeln darin, daß ich ihn aufgrund der Vorstellungen von guter Erziehung, die man mir beigebracht hatte, nur als eine Bekundung äußerster Verachtung auffassen konnte; gleichzeitig machte sie flüchtig mit der Hand eine nicht ganz anständige Bewegung, die, wenn sie öffentlich einem Unbekannten gegenüber ausgeführt wurde, nach dem kleinen Höflichkeitskodex, den ich in mir trug, eindeutig eine ganz bewußte Ungezogenheit war.

»Gilberte, komm auf der Stelle her; was machst du denn da«, rief die energisch befehlende Stimme einer Dame in

Weiß, die ich bislang nicht gesehen hatte und neben der in einer gewissen Entfernung ein Herr in Zwillichjacke und -hose stand, der mir unbekannt war; er starrte mich aus leicht hervortretenden Augen an; das Mädchen hörte plötzlich auf zu lächeln, nahm die Schaufel und entfernte sich, ohne sich nach mir umzudrehen, mit gefügiger, undurchdringlicher und etwas tückischer Miene.

So klang dicht neben mir der Name Gilberte auf, mir geschenkt wie ein Talisman, der mir vielleicht erlauben würde, eines Tages diejenige wiederzufinden, die er aus einem eben noch ganz ungewissen Bild zu einer wirklichen Person umgeschaffen hatte. So klang er auf, über Jasmin und Levkojen hinweg, scharf und kühl wie die Tropfen aus dem grünen Gartenschlauch; er füllte die klare Luftzone, die er durcheilt und völlig von allem anderen abgetrennt hatte, mit dem Duft und dem Farbenspiel, die dem Geheimnis des Lebens derjenigen innewohnten, die für die glücklichen Wesen, die mit ihr lebten und reisten, sein Klang bezeichnete; unter dem rosa Blütenbusch in Schulterhöhe ließ er die verdichtete Essenz einer für mich so schmerzlichen Vertrautheit mit ihr erstehen, mit dem Unbekannten ihres Lebens, zu dem ich keinen Zugang haben würde.

Einen Augenblick lang (während wir uns entfernten und mein Großvater murmelte: »Dieser arme Swann, was für eine lächerliche Rolle lassen sie ihn spielen: sie sorgen, daß er abreist, damit sie mit ihrem Charlus allein bleiben kann, denn er war es, ich habe ihn erkannt! Und das kleine Mädchen ziehen sie auch in diese Infamie mit hinein!«) beschwichtigte der Eindruck von Gilbertes Mutter, deren Befehlen sie ohne Widerrede gehorchte, mein Leiden insofern etwas, als ich daraus ersah, daß sie jemandem folgen mußte und also nicht über alles und jedes erhaben war; er gab mir wieder etwas Hoffnung und verminderte ein wenig meine Liebe. Doch sehr schnell schon wuchs diese Liebe wieder in einer Reaktion, in der mein gedemütigtes Herz sich entweder zu Gilbertes

Höhen emporschwingen oder sie bis zu meinem Niveau herunterziehen wollte. Ich liebte sie, ich bedauerte, daß ich weder Zeit noch Einfallsvermögen genug gehabt hatte, um sie zu beleidigen, ihr Böses zuzufügen, ihr die Erinnerung an mich aufzuzwingen. Ich fand sie so schön, daß ich gern noch einmal umgekehrt wäre und ihr achselzuckend zugerufen hätte: »Ich finde Sie häßlich, grotesk, Sie widern mich an!« Statt dessen ging ich davon und trug für immer als Grundvorstellung eines für Kinder meiner Art nach einem unverrückbaren Naturgesetz unzugänglichen Glücks das Bild eines kleinen rothaarigen Mädchens mit rosa Sommersprossen mit mir fort, das eine Schaufel in der Hand hielt und lachte, während sie mir lange, hintergründige und doch ganz ausdruckslose Blicke zusandte. Und schon begann der Zauber, mit dem ihr Name die Stelle unter dem rosa Dornstrauch, an der er gleichzeitig vor ihren und meinen Ohren aufgeklungen war, mit Weihrauch umnebelt hatte, alles zu erfassen, zu durchduften und mit Balsam zu erfüllen, was irgend mit ihr zu tun hatte, ihre Großeltern, die zu kennen die meinen das unaussprechliche Glück gehabt hatten, den erhabenen Beruf des Wechselmaklers, die schmerzliche Region der Champs-Élysées, die sie in Paris bewohnte.

»Léonie«, sagte mein Großvater, als wir nach Hause kamen, »heute hätte ich wirklich gern gesehen, du wärest mit uns gekommen. Du würdest Tansonville nicht wiedererkennen. Ich wagte es nur nicht, sonst hätte ich dir einen Zweig von der rosa Dornenhecke mitgebracht, die du so sehr liebst.« Mein Großvater schilderte meiner Tante darauf unseren Spaziergang, sei es, daß er sie zerstreuen wollte, sei es, daß er noch nicht aufgab, sie doch einmal zum Ausgehen zu bewegen. Diesen Besitz aber hatte sie immer besonders geliebt, und außerdem waren die Besuche Swanns die letzten gewesen, die sie noch angenommen hatte, als ihre Tür bereits für alle anderen Leute verschlossen war. Und ebenso wie sie, wenn er jetzt einmal nach ihr fragte (sie war die einzige von

uns, die er noch gelegentlich besuchen kam), ihm sagen ließ, sie sei müde, aber das nächste Mal werde sie ihn gewiß empfangen, so meinte sie an diesem Abend auch: »Ach ja, wenn einmal ein recht schöner Tag ist, lasse ich mich im Wagen bis an das Parktor fahren.« Sie sagte es und meinte es auch. Sie hätte sehr gern Swann und Tansonville wiedergesehen; aber der Wunsch war für ihre Kräfte bereits genug, eine Verwirklichung wäre zuviel für sie gewesen. Manchmal verlieh ihr das schöne Wetter einen Anflug von Stärke, sie stand auf und kleidete sich an; doch die Ermüdung setzte ein, bevor sie ins andere Zimmer gelangt war, und dann verlangte sie wieder nach ihrem Bett. Was für sie schon begonnen hatte – nur früher als üblich –, war der große Verzicht des Alters, das sich zum Sterben rüstet, sich sozusagen verpuppt; bei langen Lebensabläufen kann man selbst zwischen einstigen Liebenden, die leidenschaftlich einander zugetan waren, unter Freunden, die durch die stärksten geistigen Bande geeint waren, feststellen, daß sie von einem gewissen Jahr an die Reise oder den Ausgang nicht mehr unternehmen, die notwendig wären, um sich zu sehen, daß sie aufhören, sich zu schreiben, und wissen, daß in dieser Welt die Verbindung zwischen ihnen aufgehört hat. Meine Tante wußte sicher ganz genau, daß sie Swann nicht wiedersehen, daß sie niemals mehr das Haus verlassen würde, doch diese endgültige Zurückgezogenheit fiel ihr wahrscheinlich ziemlich leicht aus dem gleichen Grund, der sie in unseren Augen eher schmerzlich hätte erscheinen lassen: nämlich, daß diese Zurückgezogenheit ihr durch die Verminderung ihrer Kräfte, die sie täglich feststellen mußte, gebieterisch auferlegt wurde, da allmählich jede Tätigkeit, jede Bewegung für sie von Ermüdung, ja Schmerzen begleitet waren, wohingegen Untätigkeit, Einsamkeit und Schweigen für sie die tröstliche, gesegnete Süße der Ruhe hatten.

Meine Tante machte sich also nicht auf, um die rosa Dornenhecke zu bewundern, ich aber fragte unaufhörlich meine

Eltern, ob sie es nicht täte, ob sie früher oft nach Tansonville gegangen sei, nur um sie dazu zu bringen, daß sie von den Eltern und Großeltern Mademoiselle Swanns sprächen, die mir wie Götter erschienen. Den Namen Swann, der für mich fast mythisch geworden war, wollte ich für mein Leben gern von den Lippen meiner Eltern hören, wenn ich mit ihnen sprach; ich wagte nicht, ihn selber auszusprechen, brachte sie jedoch dauernd auf Gegenstände, die in die Nähe Gilbertes und ihrer Familie führten, die mit ihr zu tun hatten und bei deren Erwähnung ich mich etwas weniger aus ihrer Nähe verbannt fühlte; ich zwang ganz plötzlich meinen Vater, indem ich so tat, als glaubte ich, das Büro meines Großvaters sei schon vor ihm in unserer Familie gewesen, oder die Dornenhecke, die Tante Léonie so gern gesehen hätte, läge auf Gemeindegrund, meine Behauptung richtigzustellen und ohne mein Zutun von sich aus zu sagen: »Aber nicht doch, das Büro hat früher der Vater von *Swann* gehabt, diese Hecke gehört zu *Swanns* Park.« Ich mußte dann tief Atem holen, so schwer legte sich auf die Stelle in mir, in der er schon eingeschrieben stand, dieser Name, der mir in dem Augenblick, da ich ihn hörte, gewichtiger als jeder andere schien, weil er schon von allen den Malen beschwert war, da ich ihn mir zuvor im Geiste vorgesprochen hatte. Ihn zu hören bereitete mir ein Vergnügen, das ich nur mit einem Gefühl von Scham von meinen Eltern zu erbitten wagte, denn dieses Vergnügen war so groß, daß ich das Gefühl hatte, es mir zu gewähren müsse sie viel Mühe kosten, eine Mühe dazu, die durch nichts wettgemacht wurde, weil es ja kein Vergnügen für sie war. So lenkte ich denn auch gleich darauf die Unterhaltung aus Gründen des Takts auf etwas anderes. Aus schwerwiegenderen Bedenken sogar. Der einzigartige verführerische Reiz, den der Name Swann für mich besaß, nahm auf der Stelle Gestalt an, sobald sie ihn vor mir nannten. Es kam mir dann plötzlich so vor, als sei es ganz unmöglich, daß meine Eltern ihn nicht auch empfänden und sich auf meinen Standpunkt stellten, meine Träu-

me entschuldigten, zu den ihren machten; und ich fühlte mich dann unglücklich in der Vorstellung, ich hätte einen Sieg über sie davongetragen und sie moralisch verdorben.

In jenem Jahr hatten meine Eltern den Termin unserer Abreise nach Paris etwas vorverlegt; am Morgen des Aufbruchs hatte man mir, weil ich photographiert werden sollte, die Locken gewickelt, mir vorsichtig einen Hut darauf gesetzt, den ich noch nie getragen hatte, und einen Samtkittel angezogen; ich wurde überall gesucht, und schließlich fand mich meine Mutter in Tränen auf dem kleinen steilen Pfad neben Tansonville, wie ich gerade von dem Weißdorn Abschied nahm; mit beiden Armen drückte ich die stacheligen Zweige an mich, und wie eine Tragödien-Fürstin – »die Last des eiteln Schmucks« beklagend und undankbar gegen »die lästige Hand, die durch so vieler Knoten Schlingen mein Haar auf meiner Stirn zu ordnen sich bemüht«[1] – zertrampelte ich mit den Füßen die Lockenwickel, die ich mir aus den Haaren gerissen hatte, und meinen neuen Hut. Meine Tränen rührten meine Mutter nicht, doch angesichts des zertretenen Hutes und der ruinierten Samtjacke konnte sie einen Aufschrei nicht unterdrücken. Ich aber hörte sie nicht. »Ach du armer kleiner Weißdorn«, schluchzte ich vor mich hin, »du kannst ja nichts dafür, daß ich jetzt fortgehen muß, du hast mir nie Kummer machen wollen, mich nie zwingen wollen abzureisen. Du hast mir nie Schmerzen bereitet! Dich habe ich auch für immer lieb!« Und meine Tränen trocknend gelobte ich ihm, wenn ich erst groß wäre, es nicht so zu machen wie die anderen törichten Leute, und selbst in Paris an Frühlingstagen, anstatt Besuche zu machen und eitles Geschwätz anzuhören, auf das Land zu fahren und die erste Weißdornblüte zu genießen.

War man einmal bei den Feldern angelangt, verließ man sie während des ganzen Spaziergangs in Richtung Méséglise nicht mehr. Wie ein unsichtbarer Landstreicher lief unaufhörlich der Wind, der für mich überhaupt eine Art Lokalgeist von Combray war, durch sie hin. Jedes Jahr hatte ich gleich bei

unserer Ankunft das Bedürfnis, mir zum Bewußtsein zu bringen, daß ich nun wirklich in Combray war, und so ging ich hin, um ihn wiederzufinden, wie er über die Äcker strich, und lief selbst hinter ihm her. Auf dem Weg nach Méséglise hatte man den Wind immer neben sich auf der etwas gewölbten Ebene, die meilenweit von keiner Bodenerhebung unterbrochen wurde. Ich wußte, daß Mademoiselle Swann oft ein paar Tage in Laon[1] verbrachte; es lag zwar einige Meilen entfernt, aber die Entfernung schien mir nicht so groß, weil nirgends ein Hindernis dazwischen lag; und wenn ich an heißen Nachmittagen einen Windhauch vom äußersten Horizont her kommen, die fernsten Getreidefelder durchpflügen, sich wie eine Flut über die unendlich weite Ebene verbreiten und schließlich, lau und leise murmelnd, zu meinen Füßen zwischen Esparsetten und Klee zur Ruhe kommen sah, dann schien es mir, als bringe diese von uns beiden bewohnte Fläche uns einander näher, als sei sie etwas Gemeinsames zwischen uns; ich stellte mir vor, daß dieser Lufthauch bei ihr vorübergegangen war, daß er mir eine Botschaft von ihr zuflüsterte, die ich nicht verstehen konnte, und wie er vorüberstrich, liebkoste ich ihn. Zur Linken lag ein Dorf mit Namen Champieu (*Campus Pagani*, erklärte der Pfarrer den Namen). Zur Rechten erschienen hinter den Getreidefeldern die beiden ziselierten und doch kräftigen Türme von Saint-André-des-Champs, selber so spitz, geschuppt, vielzellig, zerklüftet, goldgelb und körnig wie zwei Weizenähren.

In symmetrischen Abständen öffneten zwischen der einzigartigen Ornamentik ihrer Blätter, die denen keines anderen Obstbaums gleichen, die Apfelbäume ihre großen Blütenblätter aus weißer Seide oder zeigten die schüchternen Sträußchen sich rötender Knospen. In der Gegend von Méséglise habe ich zum ersten Mal bemerkt, daß Apfelbäume einen runden Schatten auf den besonnten Boden werfen, und auch jenes ungreifbare goldene Seidengespinst zum ersten Mal gesehen, das die sinkende Sonne beim schrägen Einfall unter den Blät-

tern schafft und das ich meinen Vater oft mit seinem Spazierstock durchschlagen sah, ohne daß es sich jemals verschob.

Manchmal zog durch den Nachmittagshimmel schon der noch nebelweiße, heimliche, glanzlose Mond wie eine Schauspielerin, die erst später auftritt und vom Zuschauerraum aus im Straßenkleid einen Augenblick ihren Kollegen zuschaut in dem Bestreben, selbst im Hintergrund zu bleiben und nicht beachtet zu werden. Es machte mir Vergnügen, sein Abbild in Gemälden und Büchern wiederzufinden, doch waren diese Kunstwerke – wenigstens während der ersten Jahre, als Bloch noch nicht meine Augen und mein Denken an raffiniertere Harmonien gewöhnt hatte – sehr verschieden von denjenigen, in denen der Mond mir heute schön erscheinen würde und wo ich ihn damals gar nicht bemerkt hätte. Damals waren es beispielsweise Romane von Saintine oder eine Landschaft von Gleyre[1] , wo er mit seiner Silbersichel klar abgezeichnet am Himmel stand, das heißt Werke von naiver Unvollkommenheit – so wie meine eigenen Eindrücke es zur Zeit noch waren –, deren Beliebtheit bei mir für die Schwestern meiner Großmutter ein Gegenstand des Mißfallens war. Sie waren der Meinung, man müsse Kindern gleich die Werke vor Augen stellen, die man als gereifter Mensch für alle Zeiten bewundert, und ihren Geschmack danach beurteilen, ob sie von vornherein dafür eingenommen sind. Offenbar stellten sie sich ästhetische Vorzüge als materielle Dinge vor, die man mit offenen Augen einfach wahrnehmen muß, ohne daß es nötig gewesen wäre, zuvor in seinem Herzen entsprechende Vorstellungen heranreifen zu lassen.

In der Gegend von Méséglise, in Montjouvain, in einem Haus am Ufer eines großen Teiches, das mit der Rückseite einem mit Gebüsch bewachsenen Hang zugewendet lag, wohnte Monsieur Vinteuil. Daher begegnete man auf diesem Weg auch oft seiner Tochter, die in flottem Tempo einen Buggy lenkte. Von einem gewissen Jahr an traf man sie nicht mehr allein, sondern in Begleitung einer älteren Freundin, die

in der Gegend eher übel beleumundet war und eines Tages endgültig nach Montjouvain zog. »Dieser arme Vinteuil«, sagten die Leute, »muß ja wohl mit Blindheit geschlagen sein, daß er gar nicht merkt, was man sich erzählt, und seiner Tochter erlaubt, mit einer solchen Person unter einem Dach zu leben, ausgerechnet er, der sich über jedes unpassende Wort aufregt! Er behauptet, sie sei eine Frau von überlegenem Verstand und mit großem Herzen, die zudem über eine außerordentliche musikalische Begabung verfüge, hätte sie sie nur gepflegt. Er darf sicher sein, daß sie sich nicht mit Musik beschäftigt, wenn sie bei seiner Tochter ist.« Vinteuil freilich behauptete es; tatsächlich ist es auffallend, wieviel Bewunderung eine Person für ihre geistigen und moralischen Eigenschaften immer bei den Eltern derjenigen findet, mit der sie körperliche Beziehungen unterhält. Die physische Liebe, die zu Unrecht so verschrien ist, zwingt jeden Menschen in solchem Maße dazu, selbst die kleinsten ihm innewohnenden Mengen an Güte und Selbstaufgabe hervorzukehren, daß sie auch für die allernächste Umgebung sichtbar werden. Doktor Percepied, dem es seine rauhe Stimme und dicken Augenbrauen gestatteten, perfide zu sein, soviel er wollte, da er nicht danach aussah und niemals dadurch seinen unerschütterlichen, wiewohl völlig unverdienten Ruf als gutmütiger Polterer in Frage stellte, verstand es, den Pfarrer und alle sonstigen Zuhörer zum Tränenlachen zu bringen, wenn er in seinem derbgemütlichen Ton erklärte: »Na ja, es scheint also, sie treibt Musik mit ihrer Freundin, die Mademoiselle Vinteuil. Sie scheinen erstaunt zu sein – wieso eigentlich? Erst gestern hat Gevatter Vinteuil es wieder zu mir gesagt. Schließlich darf das Mädel ja doch wohl musikliebend sein. Ich persönlich würde mich der künstlerischen Berufung der Kinder niemals entgegenstellen, auch Vinteuil tut das offenbar nicht. Und er selber treibt ja wohl auch Musik mit der Freundin seiner Tochter. Donnerwetter, wird da eins Musik gemacht in diesem Laden! Aber was lachen Sie denn so? Sie machen sogar

zuviel Musik, diese Leute. Neulich habe ich Gevatter Vinteuil in der Nähe des Friedhofs getroffen. Er konnte sich tatsächlich kaum auf den Beinen halten.«

Wir alle, die wir damals mitansehen mußten, wie Vinteuil allen Bekannten aus dem Weg ging, sich abwendete, wenn er sie auftauchen sah, wie er in wenigen Monaten zum alten Mann wurde, sich in seinen Kummer versenkte und zu keiner Anstrengung mehr imstande war, die nicht unmittelbar dem Glück seiner Tochter diente, wie er ganze Tage am Grab seiner Frau verbrachte – mußten einsehen, daß er auf dem besten Weg war, vor Kummer zu sterben, und konnten nicht umhin zu vermuten, daß er den Klatsch, der über ihn in Umlauf war, wohl erriet. Er kannte ihn und schenkte ihm am Ende auch Glauben. Es gibt vielleicht keinen Menschen, und wäre er noch so tugendhaft, den die Umstände nicht eines Tages dazu bringen können, in nächster Nachbarschaft des Lasters zu leben, das er mehr als alle verdammt – ohne daß er es übrigens ganz genau erkennt unter der besonderen Verkleidung, die es anlegt, um mit ihm in Kontakt zu kommen und ihm Leid zuzufügen: seltsame Reden, ein unerklärliches Verhalten an irgendeinem Abend von seiten des Wesens, das er andererseits aus so vielen Gründen liebt. Für einen Mann wie Vinteuil aber mußte das Sichschicken in eine jener Situationen, die man zu Unrecht für ein ausschließliches Privileg der Welt der Boheme ansieht, von ganz besonderem Kummer begleitet sein: Diese Situationen ergeben sich jedesmal dann, wenn ein Laster, das die Natur bei einem Kind oft nur durch Mischung der Tugenden seines Vaters und seiner Mutter entstehen läßt (so wie die Farbe der Augen zustande kommt), sich den Platz und die Sicherheit erobern will, die es nötig hat. Aus der Tatsache jedoch, daß Vinteuil vielleicht über das Verhalten seiner Tochter Bescheid wußte, folgt noch nicht, daß der Kult, den er mit ihr trieb, geringer wurde. Die Tatsachen dringen in den Bezirk nicht ein, in dem unser Glaube wohnt, sie haben ihn weder erzeugt, noch zerstören sie ihn;

sie können ihn unaufhörlich widerlegen, ohne ihn abzuschwächen, und eine Lawine von pausenlos aufeinanderfolgenden Unglücks- und Krankheitsfällen in einer Familie läßt in dieser selbst keinen Zweifel an der Güte Gottes oder der Vortrefflichkeit ihres Arztes aufkommen. Wenn aber Vinteuil seine Tochter und sich selbst mit den Augen der anderen betrachtete, wenn er sich vorstellte, welchen Ruf sie genossen und welchen Platz sie in der allgemeinen Achtung einnahmen, dann urteilte er vom gesellschaftlichen Standpunkt aus genau in der Weise, wie es jeder Einwohner von Combray, ja sogar ein persönlicher Feind von ihm getan hätte: er sah sich mitsamt seiner Tochter tief gesunken, und daher hatte sein Auftreten seit einiger Zeit etwas so Demütiges bekommen, darum drückte sich darin ein solcher Respekt denen gegenüber aus, die über ihm standen und die er gleichsam von unten her sah (mochten sie auch vordem tief unter ihm gestanden haben), und jenes Bemühen, wieder zu ihnen emporzusteigen, das eine fast mechanische Reaktion auf einen solchen Abstieg ist. Eines Tages, als wir mit Swann durch eine Straße in Combray gingen, kam aus einer anderen Vinteuil hervor und stand zu plötzlich vor uns, um uns noch aus dem Weg gehen zu können; und Swann, mit der hochmütigen Großherzigkeit eines Weltmannes, der, sowieso im Begriff, alle moralischen Vorurteile abzulegen, in der Schmach des anderen nur einen Grund sieht, ihn mit einem Wohlwollen zu behandeln, das um so mehr der Eigenliebe dessen schmeichelt, der es erweist, als er es ungemein wertvoll weiß für den, dem er es entgegenbringt, plauderte lange mit Monsieur Vinteuil, an den er früher nie das Wort gerichtet hatte, und bevor wir uns trennten, bat er ihn sogar, er möge doch seiner Tochter erlauben, einmal nach Tansonville zu kommen und dort etwas vorzuspielen. Eine solche Einladung, die vor zwei Jahren noch bei Vinteuil auf Entrüstung gestoßen wäre, erfüllte ihn jetzt mit solchen Gefühlen der Dankbarkeit, daß er sie aus Takt ablehnen zu müssen glaubte. Die Liebenswürdigkeit Swanns seiner Tochter

gegenüber erschien ihm an sich schon als eine so ehrenvolle und köstliche Stärkung seiner Position, daß er meinte, es sei vielleicht besser, keinen Gebrauch davon zu machen und so das völlig platonische Glück zu genießen, sie ungenutzt aufzubewahren.

»Was für ein ungewöhnlicher Mann«, sagte er zu uns, als Swann uns verlassen hatte, mit der gleichen enthusiastischen Verehrung, die kluge und hübsche Frauen bürgerlicher Herkunft veranlaßt, ehrfurchtsvoll und bezaubert zu einer Herzogin aufzublicken, wenn sie auch dumm und häßlich ist. »Was für ein ungewöhnlicher Mann! Wie schade, daß er diese so ganz und gar unpassende Ehe geschlossen hat.«

Und so heuchlerisch sind auch die ehrlichsten Menschen, so sehr stellen sie im Gespräch mit einem anderen ihre Meinung über ihn zurück, zu der sie sich doch gleich wieder bekennen, wenn er nicht mehr anwesend ist, daß meine Eltern Swanns Heirat zusammen mit Vinteuil im Namen von Prinzipien und Konventionen beklagten, deren Verletzung in dessen eigenem Haus in Montjouvain sie (dadurch, daß sie gemeinsam mit ihm unter rechtschaffenen Leuten vom gleichen Schlag ihre Gültigkeit verfochten) stillschweigend übergingen. Vinteuil schickte seine Tochter nicht zu Swann. Dieser war der erste, der dies bedauerte. Denn wann immer er sich von Vinteuil getrennt hatte, war ihm wieder in den Sinn gekommen, daß er ihn eigentlich schon seit längerem um eine Auskunft über jemanden bitten wollte, der den gleichen Namen trug und, wie er annahm, ein Verwandter von ihm war. Diesmal nun hatte er sich fest vorgenommen, seine Frage nicht zu vergessen, wenn Vinteuil seine Tochter nach Tansonville schicken würde.

Da der Spaziergang in Richtung Méséglise der weniger ausgedehnte von den beiden war, die wir von Combray aus unternahmen, und da wir ihn uns infolgedessen für unsicheres Wetter aufsparten, war das Klima der Gegend von Méséglise ziemlich regnerisch, und wir behielten immer den Wald von

Roussainville im Auge, unter dessen dichtbelaubten Bäumen wir notfalls Schutz suchen konnten.

Oft versteckte sich die Sonne hinter einem Wolkengebilde, das ihr Oval[1] verformte und dessen Ränder sie gelblich tönte. Der Glanz, wenn auch nicht die Helligkeit, schwand dann von den Feldern, auf denen alles Leben zu stocken schien, während das Dörfchen Roussainville das Relief seiner weißen Firste mit bedrückend vollendeter Klarheit in den Himmel zeichnete. Ein leichter Wind störte eine Krähe auf, die in einiger Entfernung wieder zu Boden ging, und gegen den weißlichen Himmel erschienen die Wälder in der Ferne so blau wie auf Camaïeumalereien an den Kaminspiegeln alter Behausungen.

Zu anderen Malen aber begann der Regen zu fallen, den uns der kleine Kapuzenmann im Schaufenster des Optikers schon vorausgesagt hatte; wie Zugvögel, die gemeinsam den Abflug unternehmen, stürzten die Tropfen dichtgedrängt zusammen vom Himmel herab. Sie trennen sich nicht, sie weichen auf ihrem raschen Durchzug nicht vom Weg ab, sondern jeder bleibt an seinem Platz und zieht den folgenden hinter sich her, so daß der Himmel verdunkelter ist als beim Aufbruch der Schwalben. Wir flüchteten in den Wald. Als ihre Reise beendet schien, kamen noch ein paar Schwächere, Säumige hinterher. Wir aber verließen wieder unseren Unterschlupf, denn es gefiel den Tropfen im Laub, und der Boden war schon wieder fast trocken, als noch der eine oder der andere sich im Spiel auf den Rippen eines Blattes verweilte, an der Spitze hängenblieb, sich dort ausruhte, in der Sonne funkelte, um sich dann plötzlich von der ganzen Höhe des Zweiges heruntergleiten zu lassen, und uns auf die Nase fiel.

Oft suchten wir auch Schutz mitten unter den Heiligen und Patriarchen aus Stein unter dem Portal von Saint-André-des-Champs.[1] Wie französisch diese Kirche doch war! Über der Tür waren Heilige und mittelalterliche Könige mit einer Lilienblüte in der Hand dargestellt, dazu Hochzeits- und Be-

gräbnisszenen, so wie sie sich in der Seele von Françoise malen mochten. Der Steinmetz hatte auch gewisse Anekdoten über Aristoteles und Vergil[2] in der gleichen Weise wiedergegeben, in der Françoise in der Küche zum Beispiel von Ludwig dem Heiligen sprach, als habe sie ihn persönlich gekannt, meist so, daß meine Großeltern dabei schlecht wegkamen, weil sie nicht so »gerecht« waren wie er. Man spürte, daß die Vorstellungen, die der mittelalterliche Künstler und die mittelalterliche Bäuerin (die im neunzehnten Jahrhundert noch die Vergangenheit überlebte) von der Geschichte der antiken oder der christlichen Ära hatten und die sich durch ebenso große Ungenauigkeit wie durch schlichte Herzlichkeit auszeichneten, nicht aus Büchern stammten, sondern aus einer uralten, aber unmittelbaren, ununterbrochenen, durch mündliche Weitergabe bis zur Unkenntlichkeit entstellten, jedoch lebendigen Überlieferung. Eine andere Persönlichkeit, die ich ebenfalls als Typus prophetisch vorausgeschaut in den gotischen Skulpturen von Saint-André-des-Champs erkannte, war der junge Théodore, Camus' Laufbursche. Françoise empfand ihn übrigens so sehr als Landsmann und Zeitgenosse, daß, wenn meine Tante Léonie zu krank war, als daß sie, Françoise, sie allein umbetten oder in ihren Lehnstuhl setzen konnte, sie lieber Théodore rief, als daß sie dem Küchenmädchen hinaufzugehen und sich »beliebt« zu machen erlaubte. Dieser Bursche nun, der mit gutem Grund als ein ziemlicher Strick galt, war so sehr desselben Geistes Kind wie der Schöpfer der Bildwerke von Saint-André-des-Champs und namentlich auch von der Achtung erfüllt, die Françoise den »armen Kranken« und ihrer »armen Herrschaft« schuldig zu sein glaubte, daß er den Kopf meiner Tante mit der naiv eifrigen Miene der kleinen Engel vom Kopfkissen hob, die sich auf dem Flachrelief, eine Kerze in der Hand, um die schmerzvoll hinsinkende Muttergottes bemühten, als seien die Gesichter aus gemeißeltem Stein, grau und nackt wie ein kahler Wald, eine Art von eingewintertem Vorrat, der jeden Augenblick wieder lebendig

werden konnte in den unzähligen Gesichtern des Volkes, die ehrwürdig, durchtrieben und mit dem Rot reifer Äpfel koloriert waren wie das Théodores. Nicht mehr an den Stein gebunden wie jene kleinen Engel, sondern aus dem Portal herausgelöst, von übermenschlicher Statur, auf einem Sockel wie auf einem Schemel stehend, damit sie die Füße nicht auf den feuchten Grund setzen müßte, stand eine Heilige mit ihren vollen Wangen und ihren festen Brüsten, die wie reife Trauben in einer Umhüllung aus Roßhaargewebe die Draperie schwellten, mit ihrer engen Stirn, ihrer kurzen schelmischen Nase, ihren tiefliegenden Augen, gesund, gefühllos und tüchtig gleich einer der Bäuerinnen dieser Gegend da. Diese Ähnlichkeit, die der Statue noch einen Zug von Sanftmut verlieh, den ich bei ihr nicht vermutet hätte, wurde oft durch irgendein Mädchen vom Felde bezeugt, das gleichfalls sich unterstellen kam und dessen Anwesenheit ebenso wie die der Blätter des Mauerkrauts, die dicht neben dem gemeißelten Laubwerk auftauchten, durch unmittelbare Gegenüberstellung mit der Natur gestattete, die Wahrheit des Kunstwerks zu beurteilen. Vor uns in der Ferne lag Roussainville, das gelobte oder das verfluchte Land, in dessen Mauern ich niemals eingedrungen bin; Roussainville wurde manchmal, wenn der Regen bei uns schon aufgehört hatte, noch weiter gezüchtigt wie ein biblischer Ort, die Lanzen des Unwetters drangen schräg auf die Behausungen seiner Bewohner ein, oder aber es ward ihm von Gottvater verziehen, der dann – ähnlich den Strahlen, die auf dem Altar das Ciborium umgeben – die ungleichmäßig langen ausgefransten goldenen Pfeile der wiedererschienenen Sonne um das Dorf aufleuchten ließ.

Manchmal wurde das Wetter endgültig schlecht, so daß wir nach Hause zurückkehren und dort bleiben mußten. Hier und da in der Ferne schimmerten dann in der Landschaft, die, dunkel und feucht, dem Meere glich, vereinzelte Häuser auf, die an einem in Nacht und Nässe versinkenden Hügel angeklammert hingen, wie kleine Boote, die ihre Segel eingeholt

haben und unbeweglich draußen auf offenem Meer die Nacht verbringen. Doch was machte schon der Regen, was machten die Gewitter aus! Im Sommer ist das schlechte Wetter nur eine vorübergehende, oberflächliche Laune des darunter fest und beständig weiterlaufenden schönen Wetters, das, ganz verschieden von dem unbeständigen flüchtigen schönen Wetter des Winters, sich indessen fest auf der Erde niedergelassen hat in den dichten Blättern, von denen der Regen abtropfen kann, ohne sie in ihrem zäh beständigen Glück zu treffen, und das für die ganze Jahreszeit bis in die Dorfstraßen hinein an den Mauern der Häuser und Gärten seine Wimpel aus violetter und weißer Seide aufgehängt hat. In dem kleinen Salon sitzend, in dem ich die Stunde vor dem Abendessen mit meiner Lektüre verbrachte, hörte ich, wie das Wasser von unseren Kastanienbäumen tropfte, aber ich wußte, daß der Regenschauer ihre Blätter nur mit glänzender Nässe überzog, daß sie aber doch mit Sicherheit dableiben würden als Unterpfand des Sommers während der ganzen Regennacht, um die Beständigkeit des schönen Wetters zu garantieren; daß es ruhig regnen mochte, da morgen doch über dem weißen Gatter von Tansonville in so großer Zahl wie zuvor kleine herzförmige Blätter wogen würden; und ohne Trauer sah ich die Pappel in der Rue des Perchamps dem Unwetter mit verzweifelten und flehentlichen Gebärden begegnen; ohne Trauer auch hörte ich in der Tiefe des Gartens den letzten Nachhall des Donners in den Fliederbüschen gurren.

War das Wetter von morgens an schlecht, verzichteten meine Eltern auf den Spaziergang, und auch ich verließ das Haus nicht. Später aber nahm ich die Gewohnheit an, an solchen Tagen allein in Richtung Méséglise-la-Vineuse zu gehen, in jenem Herbst[1] nämlich, als wir nach Combray kommen mußten wegen der Erbschaft meiner Tante Léonie, denn sie war schließlich gestorben und hatte damit gleichzeitig denen einen Triumph bereitet, die die Meinung vertraten, daß ihre entkräftende Lebensweise sie schließlich umbringen wer-

de, und ebenso den anderen, die immer behauptet hatten, sie leide an einer nicht eingebildeten, sondern organischen Krankheit, und wer es nicht glauben wolle, würde es eines Tages noch einsehen müssen, wenn sie ihr schließlich erläge; mit ihrem Tod bereitete sie nur einem einzigen Wesen einen großen Schmerz, bei diesem aber war er auch wirklich hemmungslos. Während der vierzehn Tage, die die letzte Krankheit meiner Tante dauerte, verließ Françoise sie nicht einen Augenblick lang, sie legte ihre Kleider nicht ab, ließ niemand anderen etwas für sie tun und blieb bei der Toten, bis sie begraben war. Da wurde uns denn klar, daß jene Furcht, in der Françoise gelebt hatte, die Furcht vor bösen Worten, vor dem Argwohn, vor dem Zorn meiner Tante, in ihr Gefühle hatte entstehen lassen, die wir für Haß gehalten hatten, die in Wirklichkeit aber solche der Verehrung und der Liebe waren. Die, die wahrhaft ihre Herrin war mit ihren unvorhersehbaren Entschlüssen, ihren schwer zu vereitelnden Listen, dem leicht beeinflußbaren guten Herzen, ihre Souveränin, ihre geheimnisvoll allmächtige Monarchin, war nicht mehr. Neben ihr galten wir nicht viel. Die Zeit lag weit zurück, da wir, als wir anfingen, unsere Ferien in Combray zu verbringen, in den Augen von Françoise ein ebenso großes Prestige wie meine Tante besaßen. In jenem Herbst nun waren meine Eltern so völlig mit allerlei notwendigen Formalitäten, Gesprächen mit Notaren und Pächtern beschäftigt, daß sie kaum Zeit für Spaziergänge fanden, zu denen das Wetter übrigens auch nicht einlud, und die Gewohnheit annahmen, mich ohne ihre Begleitung, in ein großes Plaid gehüllt, das mich vor Regen schützte und das ich um so lieber umnahm, als ich spürte, daß sein schottisches Muster bei Françoise Anstoß erregte, in der Gegend von Méséglise herumziehen zu lassen. Niemals hätte man Françoise nämlich beibringen können, daß die Farbe der Kleidung nichts mit dem Schmerz, den man empfindet, zu tun hat, und außerdem sagte ihr unsere Art von Trauer über den Tod unserer Tante wenig zu, weil wir kein großes Leichen-

mahl veranstaltet hatten, nicht mit gedämpfter Stimme von ihr sprachen, und ich sogar zuweilen halblaut vor mich hinsang. Ich bin sicher, daß mir in einem Buch – und darin war ich selbst ganz wie Françoise – diese Auffassung der Trauer nach Art des Rolandsliedes[1] und des Portals von Saint-André-des-Champs sympathisch gewesen wäre. Sobald aber Françoise leibhaftig in meiner Nähe war, gab mir ein böser Geist den Wunsch ein, sie in Harnisch zu bringen, und so ergriff ich jede Gelegenheit, ihr zu sagen, daß es mir um meine Tante leid tue, weil sie eine gute Frau gewesen sei trotz mancher Lächerlichkeiten, die sie an sich gehabt habe, keineswegs aber weil sie meine Tante war; daß sie ruhig meine Tante und mir recht zuwider hätte sein können und ihr Tod mir dann eben keinen Kummer bereitet hätte, lauter Redensarten, die mir in einem Buch ganz unangebracht erschienen wären.

Wenn dann Françoise, deren Gemüt wie das eines Dichters von verworrenen Ideen über den Schmerz und über Familienpietät erfüllt war, sich entschuldigte, daß sie auf meine Erörterungen keine Antwort geben könne, und etwa sagte: »Ich verstehe mich nicht auszudrücken«, triumphierte ich über dieses Eingeständnis mit einer rohen, ironischen Nüchternheit, die Doktor Percepieds würdig gewesen wäre; und wenn sie dann hinzusetzte: »Sie ist doch eine von Ihrer Verbandschaft gewesen, es gehört sich doch, daß man Respekt vor der Verbandschaft hat«, so zuckte ich die Achseln und sagte mir: Ich bin wirklich gut, daß ich mich mit dieser ungebildeten Person herumstreite, die nicht einmal richtig sprechen kann, das heißt, ich machte mir für die Beurteilung von Françoise den kleinlichen Gesichtspunkt von Menschen zu eigen, deren Rolle diejenigen, die sie bei nüchterner Überlegung am meisten verachten, in einer der gewöhnlichen Szenen des Lebens sehr wohl selbst manchmal spielen.

Meine Spaziergänge in jenem Herbst waren um so angenehmer, als ich sie meist nach langen, über Büchern verbrachten Stunden unternahm. Wenn ich den ganzen Morgen in der

Stube gelesen hatte und schließlich müde davon war, warf ich mein Plaid um die Schultern und ging ins Freie: mein so lange zur Unbeweglichkeit verurteilter Körper, der im Ruhezustand Bewegungsdrang gespeichert und sich mit Energie aufgeladen hatte, empfand alsdann das Bedürfnis, wie ein Kreisel, der endlich aufgesetzt wird, sie nach allen Seiten zu entfalten. Die Mauern der Häuser, die Hecke von Tansonville, die Bäume des Waldes von Roussainville oder die Büsche, an die Montjouvain sich anlehnt, steckten Schirmoder Stockschläge ein, vernahmen Freudenjauchzer, die einen wie die anderen nur verworrene Ideen, deren Überschwang mich bewegte und die nie zur ruhigen Klärung gelangten, weil sie einer langsamen, schwierigen Ermittlung das Vergnügen einer bequemeren Ableitung über einen direkten Abfluß vorzogen. So besteht der angebliche Ausdruck dessen, was wir empfunden haben, meist darin, daß wir es einfach loswerden, indem es in unklarer Form aus uns heraustritt und wir es deshalb nicht erfassen können. Wenn ich annähernd zu überblicken versuche, was ich der Gegend von Méséglise verdanke, die bescheidenen Entdeckungen betrachte, deren zufälliger Rahmen oder unerläßliche Inspirationsquelle sie gewesen ist, so erinnere ich mich, daß ich in jenem Spätjahr, auf einem meiner Spaziergänge, nahe bei dem gestrüppbewachsenen Abhang oberhalb von Montjouvain zum ersten Male betroffen war über das Mißverhältnis zwischen unseren Eindrücken und ihrem landläufigen Ausdruck. Als ich nach einer Stunde fröhlichen Kampfes gegen Regen und Wind an den Teich von Montjouvain kam und vor einer kleinen ziegelgedeckten Hütte stand, in der Vinteuils Gärtner seine Geräte unterbrachte, trat gerade die Sonne wieder hervor, und ihr vom Platzregen gewaschenes Gold strahlte wie neu am Himmel, auf den Bäumen, an der Mauer der Hütte und ihrem noch regennassen Ziegeldach, auf dessen First ein Huhn umherspazierte. Es blies ein Wind, der die wilden Gräser in der Mauerwand waagrecht zur Seite zerrte, nicht anders als die Flaumfedern

des Huhns; und mit der Gelöstheit träger, leichter Dinge ließen sich Gräser und Federn vom Wind ihrer ganzen Länge nach dehnen. Das Ziegeldach erschien in dem dank der Sonne von neuem spiegelnden Teich als rosiges Geäder, auf das ich noch niemals achtgegeben hatte. Und als ich im Wasser und auf der Fläche der Mauer ein schwaches Lächeln dem Lächeln des Himmels Antwort geben sah, rief ich in meiner Begeisterung, den geschlossenen Regenschirm schwingend, aus: »Verflixt nochmal, verflixt nochmal!« Gleichzeitig aber hatte ich das Gefühl, es sei eigentlich meine Pflicht, nicht bei solchen unklaren Worten stehenzubleiben, sondern zu versuchen, meinem Entzükken klaren Ausdruck zu geben.[1]

In dem gleichen Augenblick machte ich auch – dank einem Bauern, der, ohnehin schon etwas mißgelaunt, es vollends wurde, als er an mir vorüberschritt und ich ihm um ein Haar meinen Regenschirm ins Gesicht gebohrt hatte, und der auf meine Bemerkung »Herrliches Wetter, nicht wahr? Heute geht es sich gut« ziemlich kühl antwortete – die Erfahrung, daß nicht bei allen Menschen gleichzeitig nach einer im voraus bestimmten Ordnung die gleichen Gefühle entstehen. Später, wenn langes Lesen die rechte Plauderstimmung in mir aufkommen ließ, hatte oft der Schulgefährte, mit dem ich brennend gern geredet hätte, gerade ausgiebig die Freuden der Unterhaltung genossen und hegte jetzt einzig den Wunsch, ungestört lesen zu können. Wenn ich eben voller Zärtlichkeit an meine Eltern dachte und die besten Vorsätze faßte, die ihnen nur Freude machen konnten, so hatten sie inzwischen die Zeit benutzt, um irgendeiner meiner kleinen Untaten nachzugehen, die ich vergessen hatte, und hielten sie mir gerade in dem Augenblick streng vor, da mich mein Herz zu ihnen zog und ich sie stürmisch umarmen wollte.

Manchmal verband sich mit der überspannten Freude, die mir die Einsamkeit schenkte, noch eine andere, die ich nicht ganz klar davon zu trennen vermochte und die in mir durch das Verlangen entstand, ein Bauernmädchen auftauchen zu

sehen, das ich in meine Arme schließen könnte. Plötzlich aufkommend, ohne daß ich Zeit gefunden hätte, sie mit ihrer Ursache richtig in Beziehung zu setzen, und inmitten von ganz andersartigen Vorstellungen, schien mir die Lust, von der dieses Verlangen begleitet war, nur eine höhere Stufe von der, die jene Vorstellungen mir schenkten. Allem, was in diesem Augenblick meine Sinne erfüllte, dem rosigen Ziegeldach, den wilden Gräsern, dem Dorf Roussainville, wohin ich schon längst einmal wollte, den Bäumen seiner Wälder, dem Glockenturm der Kirche, schrieb ich die neue Regung zu, die sie mir noch erwünschter erscheinen ließ, weil ich glaubte, sie nur brächten die Lust hervor, während diese mich offenbar nur um so rascher ihnen entgegentragen wollte, wenn sie mein Segel mit einer mächtigen, unbekannten, in günstiger Richtung wehenden Brise schwellte. Verlieh dieser Wunsch, eine Frau auftauchen zu sehen, den Reizen der Natur für mich etwas noch Aufregenderes, so lösten die Reize der Natur umgekehrt den Wunsch nach einer Frau aus seiner allzu ausgeprägten Begrenztheit. Es kam mir so vor, als sei auch die Schönheit der Bäume noch die ihre und als werde mir die Seele der Horizonte, des Dorfes Roussainville, der Bücher, die ich in jenem Jahr las, durch ihren Kuß offenbar; und da meine Phantasie im Kontakt mit meinen erwachenden Sinnen neue Beschwingtheit erfuhr und meine Sinnlichkeit alle Bezirke der Phantasie durchströmte, kannte mein Verlangen keine Grenzen mehr. Es war dabei auch so – wie es in Augenblicken der Träumerei inmitten der Natur geschieht, wo die Wirkung der Gewohnheit aufgehoben ist, unsere abstrakten Begriffe aus unserem Bewußtsein verschwinden und wir aufs tiefste von der Einmaligkeit, dem individuellen Dasein des Ortes, an dem wir uns befinden, überzeugt sind –, daß jene Vorübergehende, die mein Verlangen herbeirief, für mich nicht nur ein beliebiges Exemplar der Gattung »Frau« war, sondern ein notwendiges und natürliches Produkt dieses Bodens. Denn zu jener Zeit schien mir alles, was nicht ich war, die Erde und die Er-

denwesen, kostbarer, wichtiger, mit einer realeren Existenz begabt, als sie der Erwachsene sieht. Erde und Erdenwesen aber trennte ich nicht. Ich sehnte mich nach einem Bauernmädchen von Méséglise oder Roussainville, einer Fischerin aus Balbec, so wie ich mich nach Méséglise oder nach Balbec sehnte. Die Lust, die sie mir geben konnten, wäre mir weniger wahr erschienen, ich hätte nicht daran geglaubt, wenn ich diese Voraussetzungen abgewandelt hätte. In Paris die Bekanntschaft einer Fischerin aus Balbec oder eines Bauernmädchens aus Méséglise zu machen wäre mir so vorgekommen wie Muscheln zu erhalten, die ich nicht selbst am Strand gesehen, oder ein Farnkraut, das nicht ich in den Wäldern gepflückt hatte; es hätte der Lust, die diese Frau mir schenkte, alles das genommen, womit meine Einbildungskraft sie umwob. Doch hier in den Wäldern von Roussainville umherirren und kein Bauernmädchen zum Umarmen haben bedeutete, daß ich den verborgenen Schatz, die innewohnende Schönheit dieser Wälder nicht kannte. Das Mädchen, das ich immer im Lichtspiel des Laubwerks vor mir sah, war für mich selbst nur ein Gewächs der Gegend, freilich von höherer Art als die andern und ihrer Natur nach so beschaffen, daß man durch sie der auf dem Grund verborgenen Essenz des Landes näherkommen kann als durch jene. Ich konnte das um so leichter glauben (und auch, daß ihre Zärtlichkeiten, durch die ich dorthin zu gelangen vermöchte, von ganz besonderer Art sein würden, wie ich sie durch eine andere nicht kennenlernen könnte), als ich noch auf lange Zeit hinaus in dem Alter war, wo man die Lust noch nicht von dem Besitz der verschiedenen Frauen, mit denen man sie gekostet hat, abstrahiert, sie noch nicht auf eine Allgemeinvorstellung zurückgeführt hat, aufgrund deren man jene nur als auswechselbare Instrumente der gleichen Wonnen betrachtet; ja, diese Lust besteht in jener Zeit noch nicht einmal deutlich gesondert, herausgelöst und im Geiste formuliert, als der Zweck an sich, den man bei der Annäherung an eine Frau verfolgt, und als die Ursache jener Beunru-

higung, die man vorher verspürt. Man denkt noch kaum an sie als an ein Vergnügen, das man haben wird; man sieht in ihr vielmehr einen dieser bestimmten Frau innewohnenden Reiz, denn man denkt noch nicht an sich selbst, man will vielmehr aus sich heraus. Dumpf erwartet, immanent, von anderem überlagert, bringt sie nur in dem Augenblick ihrer Erfüllung alle anderen Freuden, die sanften Blicke, die Küsse derjenigen, die uns nahe ist, zu einer so rauschhaften Höhe, daß sie uns selber vorkommt wie ein überschwenglicher Dank für die Herzensgüte unserer Gefährtin, für ihre rührende Neigung zu uns, die wir an den Wohltaten, am Glück messen, mit denen sie uns beschenkt.

Ach, vergebens flehte ich den Turm von Roussainville an, mir irgendein Kind des Dorfes entgegenzuschicken; er war der einzige Vertraute meiner Wünsche, wenn ich oben in unserem Haus in Combray in dem nach Iriswurzel riechenden kleinen Gemach nichts als ihn in der quadratischen Öffnung des halbgeöffneten Fensters stehen sah, während ich mit dem heroischen Zaudern eines Reisenden, der eine Forschungsreise unternimmt, oder des Verzweifelten, der sich umbringen will, mit versagender Kraft in mir selbst einen unbekannten und, wie mir schien, von Todesgefahr umlauerten Weg suchte, bis zu dem Augenblick, da eine natürliche Spur wie die einer Schnecke auf den Blättern des wilden schwarzen Johannisbeerstrauches entstand, der sich bis zu mir neigte.[1] Vergebens flehte ich ihn jetzt an. Vergebens durchspähte ich die ganze Weite der Ebene in meinem Gesichtsfeld und versuchte mit den Blicken eine Frau aus ihr hervorzuzaubern. Ich ging sogar bis zu dem Portal von Saint-André-des-Champs; nie fand ich dort das Bauernmädchen, das ich ganz sicher angetroffen hätte, wenn ich mit meinem Großvater erschienen wäre und unmöglich mit ihr eine Unterhaltung hätte anknüpfen können. Unendlich lange starrte ich auf den Stamm eines fernen Baums, hinter dem sie hervortreten und auf mich zukommen sollte; der Horizont, den ich absuchte, lag auch wei-

terhin öde da, die Nacht sank hernieder, ohne Hoffnung heftete ich meine Aufmerksamkeit, als könne sie verborgene Geschöpfe aus ihm ziehen, auf diesen unfruchtbaren Boden, auf dieses erschöpfte Land; nicht mehr aus Freude, sondern aus Wut drosch ich jetzt auf die Bäume von Roussainville ein, zwischen denen ebensowenig lebende Wesen hervortraten als zwischen den auf Leinwand gemalten Bäumen einer Panoramaschau, wenn ich, obwohl ich eigentlich nicht hatte heimgehen wollen, ohne die so sehr ersehnte Frau in den Armen gehalten zu haben, dennoch schließlich den Weg nach Combray einschlagen und mir gestehen mußte, daß es immer unwahrscheinlicher wurde, durch Zufall auf sie zu stoßen. Und wäre sie wirklich erschienen, hätte ich denn gewagt, sie überhaupt anzusprechen? Sie hätte mich bestimmt für einen Irren gehalten; ich hörte auf, die Wünsche, die in mir während jener Streifzüge entstanden und nicht in Erfüllung gingen, als etwas anzusehen, was andere Wesen teilten und was an sich und unabhängig von mir einer Wahrheit entspreche. Sie kamen mir nur mehr wie rein persönliche, ohnmächtige, trügerische Schöpfungen meines Gefühlslebens vor. Sie hatten keine Verbindung mehr mit der Natur und mit der Wirklichkeit, die von da an jeden Reiz und jede Bedeutung verlor und meinem Leben nur noch einen herkömmlichen Rahmen bot, wie für einen Roman der Eisenbahnwagen, in dem der Reisende ihn liest, um die Zeit totzuschlagen.

Aus einem ebenfalls in der Nähe von Montjouvain einige Jahre später erhaltenen Eindruck, der damals freilich ungeklärt blieb, ist vielleicht lange danach die Vorstellung hervorgegangen, die ich mir vom Sadismus machte.[1] Später wird man sehen, daß aus ganz anderen Gründen die Erinnerung an diesen Eindruck in meinem Leben eine wichtige Rolle spielen sollte. Es war ein sehr heißer Tag; meine Eltern, die auf kurze Zeit verreisen mußten, hatten mir erlaubt, so spät ich wollte nach Hause zu kommen; so war ich bis zum Teich von Montjouvain vorgedrungen, auf dem ich so gern den Wider-

schein des Ziegeldachs sah, hatte mich im Schatten ausgestreckt und war in den Büschen der Anhöhe eingeschlafen, die etwas über dem Haus lag, dort, wo ich meinen Vater damals erwartet hatte, als er Vinteuil besuchte. Es war fast dunkel, als ich erwachte, ich wollte mich erheben, aber da sah ich Mademoiselle Vinteuil (soweit ich sie wiedererkennen konnte, denn ich hatte sie nicht oft in Combray gesehen und nur als Kind, während sie jetzt bereits ein junges Mädchen schien), die wahrscheinlich gerade nach Hause gekommen war; ich sah sie mir gegenüber, nur wenige Zentimeter von mir entfernt, in jenem Zimmer, in dem ihr Vater damals den meinen empfangen und das sie zu ihrem eigenen kleinen Salon gemacht hatte. Das Fenster stand halb offen, die Lampe war angezündet, ich sah alle ihre Bewegungen, ohne daß sie mich sah; wäre ich aber jetzt gegangen, so hätten die Zweige geknackt, sie hätte mich gehört und hätte meinen können, ich hätte mich dort versteckt, um sie auszuspähen.

Sie war in tiefer Trauer, denn ihr Vater war erst vor kurzem gestorben. Wir hatten ihr keinen Besuch gemacht, meine Mutter hatte es nicht gewollt im Namen einer Tugend, die einzig imstande war, bei ihr die Güte einzuschränken, nämlich des Gefühls für Sitte und Anstand; doch bedauerte sie das junge Mädchen sehr. Meine Mutter mußte an das traurige Lebensende von Monsieur Vinteuil denken, das erst ganz von den Sorgen einer Mutter und Kinderfrau für seine Tochter in Anspruch genommen war, dann von dem Kummer, den diese ihm bereitet hatte; sie sah wieder das gequälte Gesicht des alten Mannes in seiner letzten Zeit vor sich; sie wußte, daß er es endgültig aufgegeben hatte, jemals sein musikalisches Œuvre der letzten Jahre ins reine zu schreiben, jene armseligen Stücke eines alten Klavierlehrers, eines früheren Dorforganisten, die wir uns an sich als ziemlich belanglos vorstellten, aber doch nicht verachteten, weil sie soviel für ihn bedeutet hatten, ja der Zweck seines Lebens gewesen waren, bevor er es ganz seiner Tochter widmete; zum größten Teil waren

sie nicht einmal aufgezeichnet, sondern nur in seinem Gedächtnis eingeschrieben geblieben, nur einzelne davon hatte er auf verstreute Blätter unleserlich hingekritzelt, so daß sie sicherlich alle unbekannt bleiben würden; meine Mutter dachte auch an jenen anderen, noch grausameren Verzicht, zu dem Monsieur Vinteuil gezwungen worden war, den Verzicht auf eine Zukunft ehrenhaften und geachteten Glücks für seine Tochter; wenn sie sich diese ganze letzte Leidenszeit des ehemaligen Klavierlehrers meiner Tanten vor Augen führte, so empfand sie wirklichen Kummer und dachte mit Grauen an jenen noch bittereren, den Mademoiselle Vinteuil sicherlich empfand, da er ja bei ihr noch mit Gewissensbissen darüber gemischt sein mußte, daß sie so viel zum Tod ihres Vaters beigetragen hatte. »Der arme Monsieur Vinteuil«, sagte meine Mutter, »er hat für seine Tochter gelebt und ist ihretwegen gestorben, und niemand hat es ihm gedankt. Wird er je nach seinem Tod den Lohn dafür erhalten und in welcher Form? Es könnte ja doch einzig von ihrer Seite sein.«

Im Hintergrund von Mademoiselle Vinteuils Salon stand auf dem Kamin ein kleines Bild ihres Vaters; in einer plötzlichen Regung erhob sie sich und holte es herbei, gerade in dem Augenblick, als man von der Landstraße her das Rollen eines Wagens vernahm; dann warf sie sich auf das Sofa, zog einen kleinen Tisch an sich heran und stellte das Bild darauf, ähnlich wie Vinteuil es damals mit dem Musikstück machte, das er so gern meinen Eltern vorgespielt hätte. Gleich darauf trat ihre Freundin ein. Mademoiselle Vinteuil begrüßte sie, ohne sich zu erheben, mit hinter dem Kopf verschränkten Händen und rückte dicht an den Rand des Sofas heran, als ob sie ihr Platz machen wolle. Doch gleich darauf hatte sie offenbar das Gefühl, sie könne ihr damit eine Haltung aufzwingen, die jener möglicherweise unbequem war. Sie dachte, ihre Freundin würde vielleicht lieber in einer gewissen Entfernung von ihr auf einem Stuhl sitzen, und fand sich unbescheiden, das Zartgefühl ihres Herzens regte sich; so nahm sie gleich darauf

wieder das ganze Sofa ein, schloß die Augen und gähnte, um anzudeuten, daß sie nur aus Müdigkeit sich hier hingelegt habe. Trotz ihrer rauhen und gebieterischen Vertraulichkeit im Umgang mit ihrer Freundin erkannte ich doch die umständlichen und gehemmten Gebärden, die plötzlichen Bedenken ihres Vaters wieder. Kurz darauf stand sie auf und tat so, als wollte sie die Fensterläden schließen, käme aber damit nicht zurecht.

»Laß doch alles offen, mir ist so warm«, bemerkte ihre Freundin.

»Aber es ist lästig, man könnte uns sehen«, gab Vinteuils Tochter zurück.

Doch sie erriet offenbar, daß ihre Freundin dachte, sie habe diese Worte nur gesagt, um gewisse andere damit zu provozieren, die sie in der Tat gern gehört hätte, die auszusprechen sie aber doch aus Taktgefühl der Initiative der Freundin überlassen wollte. Sicher nahm dabei ihr Blick, den ich nicht sehen konnte, jenen Ausdruck an, der meiner Großmutter immer so gut gefallen hatte, als sie rasch hinzusetzte:

»Mit ›sehen‹ meine ich, man kann uns lesen sehen; es ist doch ein dummes Gefühl, wenn man nichts tun kann, ohne daß man sich von fremden Augen beobachtet fühlt.«

Aus instinktiver Großherzigkeit und unwillkürlicher Höflichkeit sprach sie die Worte nicht aus, die sie sich vorher zurechtgelegt und für die Erfüllung ihrer Wünsche als unerläßlich angesehen hatte. In jedem Augenblick lag in ihr eine schüchterne, demütig bittende Jungfrau mit einem derben, rohen Draufgänger im Kampf und wußte ihn schließlich durch ihr Flehen zu bändigen.

»Ja, es ist wirklich höchst wahrscheinlich, daß jemand uns um diese Zeit zusieht hier in dieser belebten Gegend«, gab ihre Freundin ironisch zurück. »Und wenn auch?« fügte sie hinzu (und hielt es für nötig, mit einem übermütig-zärtlichen Augenzwinkern die Worte zu begleiten, die sie aus Freundlichkeit wie einen Text heruntersagte, der Mademoiselle

Vinteuil angenehm sein mußte, jedoch in möglichst zynischem Ton). »Und wenn man uns auch sehen würde! Dann um so besser!«

Mademoiselle Vinteuil zuckte zusammen und stand auf. Ihr von Skrupeln gepeinigtes, empfindliches Herz wußte nicht, welche Worte jetzt genau zu der Szene gepaßt hätten, die ihre Sinne sich wünschten. Sie suchte möglichst weit entfernt von ihrer wahren seelischen Natur den angemessenen Ton für das lasterhafte Geschöpf zu finden, das sie so gern vorstellen wollte, doch die Worte, von denen sie glaubte, daß jenes sie gebraucht haben würde, klangen ihr in ihrem eigenen Mund falsch. Das wenige, was sie sich zu sagen erlaubte, brachte sie in einem gezwungenen Ton hervor, in dem ihre gewohnte Schüchternheit den Anflug von Kühnheit in ihr lähmte und immer wieder Wendungen einstreute wie: »Es ist dir doch auch nicht zu kalt, oder zu heiß, möchtest du lieber allein sein und lesen?«

»Die Dame scheint heute abend auf Vergnügungen aus zu sein«, bemerkte sie schließlich und wiederholte damit zweifellos einen Satz, den sie vorher einmal aus dem Mund ihrer Freundin vernommen hatte.

Sie spürte, wie ihre Freundin ihr einen Kuß auf den Ausschnitt ihrer Crêpebluse drückte, stieß einen kurzen Schrei aus, lief davon, und nun verfolgten sie einander, schlugen flatternd mit den weiten Ärmeln und glucksten und zwitscherten dabei wie verliebte Vögel. Dann warf sich Mademoiselle Vinteuil auf das Sofa, und ihre Freundin sank über sie hin. Diese aber wandte dem kleinen Tisch, auf dem das Bild des ehemaligen Klavierlehrers stand, den Rücken zu. Mademoiselle Vinteuil war sich klar darüber, daß ihre Freundin es nicht bemerken würde, wenn nicht sie selbst ihre Aufmerksamkeit darauf lenkte, und so sagte sie, als sähe sie es erst jetzt:

»Da schau! das Bild meines Vaters sieht uns zu, ich weiß gar nicht, wer es dahingestellt hat, ich habe schon zwanzigmal gesagt, daß es da nicht stehen soll.«

Ich erinnerte mich, daß dies die Worte waren, die Vinteuil zu meinem Vater im Hinblick auf das Musikstück gesagt hatte. Dies Bild diente ihnen vermutlich immer wieder bei ihren Profanationsriten, denn ihre Freundin antwortete ihr mit Worten, die wohl ein fester Bestandteil dieser liturgischen Responsorien waren:

»Laß es doch stehen, er selbst kann uns ja nicht mehr anöden. Was meinst du, wie er winseln und dir deinen Mantel umlegen würde, wenn er dich hier am offenen Fenster sehen könnte, der alte Affe.«

Mademoiselle Vinteuil antwortete mit leisem Vorwurf: »Aber hör mal!« Es lag etwas von der ursprünglichen Gutartigkeit ihrer Natur darin, nicht als hätte ihr Empörung über eine solche Art, von ihrem Vater zu sprechen, diese Worte diktiert (offenbar hatte sie sich mit wer weiß welchem Sophismus daran gewöhnt, in solchen Augenblicken dieses Gefühl in sich zum Schweigen zu bringen), sondern sie benutzte sie, um nicht egoistisch zu scheinen, als eine Art Aufschub des Vergnügens, das ihre Freundin ihr verschaffen wollte. Außerdem mochte dieser lächelnde Verweis als Antwort auf eine derartige Lästerung, diese heuchlerische, zärtliche Vorhaltung ihrer freimütigen und guten Natur ganz besonders lasterhaft vorkommen als eine widerwärtig süßliche Form jener Verruchtheit, die sie sich so gern zulegen wollte. Doch sie konnte der Lockung der Lust nicht widerstehen, daß eine gegen einen wehrlosen Toten so unerbittlich strenge Person ihr Zärtlichkeiten erwies; sie sprang ihrer Freundin auf die Knie und bot keusch ihre Stirn deren Küssen dar, wie sie es als ihre Tochter hätte tun können, und war sich mit Entzücken bewußt, daß sie beide die Grausamkeit bis zum Äußersten trieben, indem sie Vinteuil noch bis ins Grab hinein seine Vaterschaft streitig machten. Die Freundin nahm ihren Kopf in

beide Hände und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn mit einem Entgegenkommen, das ihr durch ihre große Zuneigung zu Mademoiselle Vinteuil sowie auch durch den Wunsch, in das jetzt so traurige Leben der armen Verwaisten etwas Zerstreuung zu bringen, leicht gemacht wurde.

»Weißt du, was ich am liebsten mit diesem alten Ekel anstellen würde?« sagte sie und nahm die Photographie.

Und sie flüsterte Mademoiselle Vinteuil etwas ins Ohr, was ich nicht verstehen konnte.

»Oh! Das würdest du niemals wagen.«

»Was? Ich würde nicht wagen, darauf zu spucken? Auf *das* hier?« rief die Freundin mit gespielter Roheit aus.

Das Weitere hörte ich nicht, denn mit einer müden, hilflosen, geschäftigen, redlich bemühten und traurigen Miene schloß Mademoiselle Vinteuil die Fensterläden, ich aber wußte jetzt, was Vinteuil, nach all den Leiden, die er im Leben wegen seiner Tochter erduldet hatte, nach seinem Tod von ihr als Belohnung erhielt.

Und dennoch bin ich seither zur Ansicht gekommen, daß Vinteuil, wäre er Zeuge dieser Szene gewesen, vielleicht doch nicht ganz das Vertrauen in das gute Herz seiner Tochter verloren und schließlich noch nicht einmal unrecht damit gehabt hätte. Gewiß, in den Gewohnheiten von Mademoiselle Vinteuil war der Augenschein des Bösen so unbestreitbar vorhanden, daß es schwer gewesen wäre, ihn in solcher Vollendung anderswo als bei einer Sadistin anzutreffen; eher im Rampenlicht eines Boulevardtheaters als unter der Lampe eines wirklichen Landhauses begegnet man einer Tochter, die das Bild ihres Vaters, der nur für sie gelebt hat, von einer Freundin anspucken läßt; und tatsächlich ist ja der Sadismus ungefähr das einzige im Leben, was der Ästhetik des Melodramas als Vorlage dienen kann.[1] In der Wirklichkeit, außerhalb der Sphäre des eigentlichen Sadismus, würde sich zwar vielleicht auch eine Tochter so grausam gegen das Gedächtnis und Vermächtnis ihres verstorbenen Vaters vergehen können

wie Mademoiselle Vinteuil, sie würde aber diese Nichtachtung nicht so ausdrücklich in einem Akt von primitivstem Symbolismus manifestieren; die kriminelle Seite ihres Verhaltens würde vor den Augen anderer und sogar vor ihren eigenen verborgen bleiben, denn sie würde das Böse tun, ohne es auch nur sich selber einzugestehen. Doch entgegen dem Augenschein bestand das Böse in Mademoiselle Vinteuils Herzen wenigstens zu Anfang wohl nicht ungemischt. Eine Sadistin wie sie ist eine Künstlerin des Bösen, was eine von Grund auf schlechte Natur gar nicht sein könnte, denn das Böse wäre für sie in diesem Falle nichts Äußerliches, es läge in ihr selbst und wäre untrennbar von ihr; die Tugend aber, das Gedächtnis der Toten, die kindliche Pietät wären für sie, da sie ihr niemals heilig gewesen wären, in ihrer Profanation keine Quelle blasphemischer Lust. Sadisten vom Schlage der Mademoiselle Vinteuil sind auf so ausschließliche Weise empfindsame, von Natur aus tugendhafte Wesen, daß sie selbst die Sinneslust als etwas Schlechtes ansehen, als Vorrecht des Bösen. Wenn sie sich dann selbst erlauben, für Momente sich ihr auszuliefern, versuchen sie, in die Haut des Bösen zu schlüpfen, und erwarten das gleiche auch von ihrem Gefährten im Genuß, so daß sie kurze Zeit hindurch die Illusion hatten, sie wären ihrer gewissenhaften, zärtlichen Seele in die unmenschliche Welt der Lust entronnen. Wie sehr sie es sich wünschte, begriff ich, als ich sah, wie wenig es ihr gelang. In dem Augenblick, als sie so ganz anders sein wollte als ihr Vater, erinnerte sie mich an die Denk- und Redeweise des alten Klavierlehrers. Was sie profanierte, was sie ihren Lüsten dienstbar machte, was jedoch gleichzeitig zwischen ihr und den ersehnten Freuden stand und sie daran hinderte, sie unmittelbar zu genießen, das waren – weit mehr als die Photographie des Vaters – die Ähnlichkeit ihrer Züge mit den seinen, die blauen Augen seiner Mutter, die er ihr wie einen Familienschmuck weitervererbt hatte, jene liebenswürdige Haltung, die zwischen Mademoiselle Vinteuils Laster und sie selbst eine Ausdrucks-

und Verhaltensweise schob, die nicht dazu paßte und sie um die Möglichkeit brachte, es als etwas zu erfahren, das völlig verschieden ist von den vielfältigen Verpflichtungen der Höflichkeit, denen sie sich gewohnheitsmäßig überließ. Nicht das Böse gab ihr die Vorstellung von der Lust oder schien ihr angenehm; die Lust vielmehr kam ihr böse vor. Und da sie ihr jedesmal, wenn sie sich ihr hingab, von schlechten Gedanken begleitet erschien, die ihrer tugendhaften Seele sonst fremd waren, fand sie schließlich an der Lust etwas Teuflisches und identifizierte sie mit dem Bösen. Vielleicht war Mademoiselle Vinteuil sich bewußt, daß ihre Freundin nicht von Grund auf böse und daß sie selbst in dem Moment nicht aufrichtig war, da sie ihre lästerlichen Reden führte. Auf alle Fälle hatte sie das Vergnügen, auf ihrem Gesicht ein Lächeln, einen Blick mit ihren Küssen zu bedecken, die, wenn auch vielleicht nur trügerischerweise, dem verderbten, niederen Ausdruck ähnlich waren, den nicht ein für Güte und Leiden zugängliches, sondern ein von Laster und Lust geprägtes Wesen zur Schau getragen hätte. Sie konnte sich einen Augenblick lang einbilden, sie spiele wirklich das Spiel, dem mit einer ganz und gar entarteten Gefährtin eine Tochter sich hingeben würde, die tatsächlich das Andenken ihres Vaters so roh geschändet hätte. Vielleicht hätte sie das Böse nicht für einen so außergewöhnlichen, seltenen, entfremdenden Zustand, dem zu entrinnen so erholsam ist, gehalten, wenn sie in sich selbst die auch in allen anderen Menschen vorhandene Gleichgültigkeit gegen Leiden, die man schafft, erkannt hätte; jene Gleichgültigkeit, ie, welche Namen man ihr auch geben mag, die schreckliche, konstante Erscheinungsform der Grausamkeit ist.[1]

In Richtung Méséglise zu gehen war verhältnismäßig einfach; ein ganz anderes Unterfangen stellte dagegen ein Ausflug in Richtung Guermantes dar, denn der Weg war weit, und man wollte sicher sein, daß das Wetter sich hielt. Wenn eine Reihe

schöner Tage anzubrechen schien, wenn Françoise schon verzweifelte, daß kein Tropfen Regen für »die arme Ernte« herunterkam, und beim Anblick der spärlichen weißen Wolken, die auf der gleichmäßig blauen Himmelsfläche umherschwammen, seufzend ausrief: »Das sieht doch wahrhaftig aus, als ob da oben nur ein paar Seehunde spielen und ihre Schnauzen herausstrecken. Ach! Daran denkt kein Mensch, daß die armen Landleute Regen brauchen! Wenn aber das Korn hoch steht, wird es natürlich nur so schütten und nicht aufhören wollen und gar nicht wissen, wohin es noch fallen soll, als ginge alles einfach ins Meer«, und wenn dann mein Vater durchwegs dieselben günstigen Auskünfte von Gärnter und Barometer erhielt, hieß es beim Abendessen: »Wenn es morgen so bleibt, gehen wir in Richtung Guermantes.« Wir brachen dann gleich nach dem Mittagessen durch die kleine Gartenpforte auf und gingen durch die enge Rue des Perchamps, die einen spitzen Winkel bildete und mit Gräsern bestanden war, zwischen denen zwei oder drei Wespen den Tag mit Botanisieren verbrachten; sie war so eigenartig wie ihr Name, aus dem ihre kuriose Beschaffenheit und rauhe Individualität sich herzuleiten schienen; jetzt würde man sie in Combray vergebens suchen, denn da, wo sie sich früher erstreckte, erhebt sich heute die Schule. Doch in meinen Gedanken lasse ich (ähnlich wie die Architekten aus der Schule von Viollet-le-Duc[1] , die unter einem Renaissancelettner und einem Altar aus dem siebzehnten Jahrhundert die Spuren eines romanischen Chores finden und daraufhin das ganze Bauwerk in den Zustand zurückversetzen, in dem es im zwölften Jahrhundert gewesen sein mag) keinen Stein des neuen Gebäudes stehen, sondern lege wieder die Rue des Perchamps durch das Grundstück hindurch und »stelle den ursprünglichen Zustand her«. Ich besitze übrigens für meine rekonstruierende Tätigkeit präzisere Unterlagen, als sie den Restauratoren im allgemeinen zur Verfügung stehen: ein paar im Gedächtnis aufbewahrte Bilder – die letzten vielleicht, die

heute noch existieren, und auch diese schon zu baldigem Untergang bestimmt – von dem, was Combray zur Zeit meiner Kindheit war; und da der Ort selbst sie noch in mich eingezeichnet hat, bevor jene Stätten verschwanden, haben sie – wenn man eine bescheidene Ansicht mit den großartigen Gemälden vergleichen kann, von denen meine Großmutter mir so gern Reproduktionen schenkte – etwas ebenso Bewegendes wie jene alten Stiche nach dem Abendmahl oder das Bild von Gentile Bellini, auf denen man in einem Zustand, der heute nicht mehr vorhanden ist, das Meisterwerk Leonardos oder das Portal der Markuskirche sieht.[1]

In der Rue de l'Oiseau kamen wir an der alten Herberge zum »Oiseau Flesché« vorbei, in dessen geräumigen Hof im 17. Jahrhundert gelegentlich die Karossen der Herzoginnen von Montpensier, von Guermantes[2] und Montmorency einfuhren, wenn irgendwelche Streitigkeiten mit Pächtern oder Pflichten der Repräsentation sie nach Combray führten. Wir gelangten auf den Wall, zwischen dessen Bäumen der Glockenturm von Saint-Hilaire sich zeigte. Dort hätte ich mich hinsetzen, den ganzen Tag lesen und den Glocken lauschen mögen; denn es war dort so schön und so still, daß der Stundenschlag nicht eigentlich die Stille des Tages durchbrach, sie vielmehr von all ihrem Inhalt befreite und daß der Glockenturm nur mit der lässigen und gepflegten Pünktlichkeit einer Person, die nichts weiter zu tun hat, im richtigen Augenblick aus der Fülle des Schweigens die paar goldenen Tropfen preßte und niederfallen ließ, die die Hitze dort langsam und dem Lauf der Natur gemäß hatte anwachsen lassen.

Der größte Reiz der Gegend von Guermantes bestand darin, daß man dort fast die ganze Zeit vom Lauf der Vivonne begleitet war. Wir überquerten sie ein erstes Mal, zehn Minuten nachdem wir das Haus verlassen hatten, vermittelst eines Stegs, der »Pont-Vieux« hieß. Gleich an dem unserer Ankunft folgenden Tag, am Ostermorgen, nach der Predigt lief ich, wenn schönes Wetter war, um in der gelockerten Ordnung

eines großen Festtages, an dem, gemessen an den großartigen Vorbereitungen, ein paar noch herumliegende Haushaltsgegenstände um so werktäglicher erschienen, den Fluß anzuschauen, der schon in reinstem Himmelsblau die noch schwarzen und kahlen Fluren durchzog, begleitet nur von einer Schar vorzeitiger Kuckucksblumen und verfrühter Primeln, während hier und da ein Veilchen mit blauem Schnabel seinen Stengel unter der Last eines Dufttropfens niedersinken ließ, der an seinem Sporn hing. Der Pont-Vieux mündete auf einen Treidelweg, an dem sich im Sommer an dieser Stelle das blaue Blätterwerk eines Haselstrauchs gleich einem Wandteppich ausbreitete; darunter schien ein Fischer mit Strohhut Wurzel geschlagen zu haben. In Combray, wo ich genau wußte, welches Hufschmieds oder Krämerjungens Individualität sich unter der Robe des Kirchenschweizers oder dem Hemd des Chorknaben verbarg, blieb dieser Fischer die einzige Person, deren Identität ich niemals aufdeckte. Er kannte offenbar meine Eltern, denn er lüftete den Hut, wenn wir vorübergingen; ich wollte jedesmal nach seinem Namen fragen, wurde dann aber verwiesen, ich solle doch still sein und den Fisch nicht verscheuchen. Wir schlugen den Treidelweg ein, der in einer Böschung mehrere Fuß hoch über dem Wasser verlief; die andere Seite des Flusses war eine einzige weite Wiesenniederung, die bis zum Dorf reichte und zum Bahnhof, der etwas entfernt davon lag. Sie war mit halb im Gras versunkenen Resten des Schlosses der ehemaligen Grafen von Combray übersät, die im Mittelalter auf dieser Seite den Lauf der Vivonne zur Verteidigung gegen die Herren von Guermantes und die Äbte von Martinville nutzten. Jetzt waren nur noch kaum sichtbare Trümmer von Türmen übrig, über die die Wiese sich wölbte, und einige wenige Zinnen, von denen einst der Armbrustschütze Steine schleuderte und der Türmer Novepont, Clairefontaine, Martinville-le-Sec und Bailleau-l'Exempt überwachte, alles Ortschaften, die zur Herrschaft Guermantes gehört hatten und zwischen denen

Combray als Enklave lag; heute war alles dem Erdboden gleich, und es herrschten dort die Kinder, die bei den Brüdern zur Schule gingen und hierherkamen, um ihre Lektionen zu lernen oder in den Pausen zu spielen – alles gehörte einer Vergangenheit an, die fast in die Erde zurückgesunken war, die sich am Ufer des Flusses hingelegt hatte wie ein Spaziergänger, der die Kühle genießt, doch sie beschäftigte mich noch sehr, da ich mir zum Namen der kleinen Stadt Combray von heute eine ganz andere stattliche Gemarkung hinzudachte, die meine Phantasie durch ihr ganz unbegreifliches Gesicht von ehemals fesselte, das sie heute fast ganz unter den Butterblumen vergrub. Sie waren sehr zahlreich an dieser Stelle, die sie für ihre Rasenspiele ausgewählt hatten, allein, zu zweien, in Gruppen, eidottergelb und um so strahlender, schien mir, als ich das Vergnügen, das ich bei ihrem Anblick empfand, nicht zu einer Anwandlung von Eßlust hin umleiten konnte, sondern einzig auf ihre goldene Oberfläche konzentrieren mußte, bis es schließlich zu etwas wie zweckloser Schönheit wurde; dieses Gefühl hatte ich schon in meiner frühesten Kindheit gehabt, wenn ich vom Weg aus die Arme nach ihnen ausstreckte, bevor ich noch ihren hübschen Namen »Bouton-d'Or« buchstabieren konnte, der wie der eines Prinzen aus einem französischen Märchen klingt; vielleicht waren sie vor Jahrhunderten schon aus Asien zu uns gekommen, hatten sich aber dann für immer, zufrieden mit dem bescheidenen Horizont, im Dorfe heimisch gemacht, genossen die Sonne und ihren Uferplatz, hielten treu zu der kleinen Bahnhofsansicht und behielten dennoch wie manche alten Bilder bei aller volkstümlichen Schlichtheit einen zarten Schimmer von orientalischer Poesie.

Ich verweilte dabei, die Flaschen zu betrachten, die die Dorfbuben in die Vivonne legten, um kleine Fische zu fangen; angefüllt vom Fluß, von dem sie ihrerseits umgeben sind, gleichzeitig »Behältnis« mit durchsichtigen Wänden wie fest gewordenes Wasser und »Inhalt«, eingetaucht in ein größeres

Behältnis aus flüssigem, strömendem Kristall, riefen sie die Vorstellung von kühler Frische auf eine weit köstlichere und aufregendere Weise wach, als wenn sie auf einer Tafel gestanden hätten, denn sie zeigten nur deren Entschwinden, in jener unaufhörlichen Alliteration zwischen dem konsistenzlosen Wasser, in dem die Hände sie nicht fassen konnten, und dem bewegungslosen Glas, in dem der Gaumen sie nicht zu kosten vermocht hätte.[1] Ich nahm mir vor, später selbst mit Angelgerät an diese Stelle zu gehen; ich erreichte, daß etwas Brot von unserer mitgenommenen Vesper hervorgeholt wurde, und warf kleine Brocken in die Vivonne, in der sie sofort ein Phänomen der Übersättigung hervorzurufen schienen, denn das Wasser verfestigte sich alsbald rings um sie her in Gestalt von eierförmigen Trauben ausgehungerter Kaulquappen, die so lange wahrscheinlich aufgelöst, unsichtbar, doch bereit, sich zu verfestigen, darin enthalten waren.

Bald gerät der Lauf der Vivonne durch Wasserpflanzen ins Stocken. Erst tauchten nur vereinzelte auf, wie jene Seerose, der die Strömung, in der sie auf eine höchst unglückliche Weise ihren Standort gewählt hatte, so wenig Ruhe ließ, daß sie wie eine mechanisch betriebene Fähre an das eine Ufer nur anstieß, um gleich darauf an das eben verlassene wieder zurückzukehren, und endlos diese doppelte Überfahrt vollzog. Wenn sie nahe ans Ufer geriet, dehnte, streckte, spannte ihr Stiel sich bis zu seiner äußersten Grenze, bis zum Rand aus, wo ihn die Strömung von neuem erfaßte, das grüne Tauwerk sich zusammenzog und die arme Pflanze bis zu dem zurückführte, was man mit um so größerem Recht als ihren Ausgangspunkt bezeichnen kann, als sie dort keine Sekunde verharrte, sondern sofort wieder zur Wiederholung des gleichen Manövers aufbrach. Ich fand sie von einem Spaziergang zum anderen wieder vor, immer in gleicher Lage, so daß ich an gewisse Neurastheniker denken mußte – zu denen mein Großvater auch meine Tante Léonie rechnete –, die uns durch Jahre hindurch immer das gleiche Schauspiel ihrer bizarren

Gewohnheiten gewähren, von denen sie stets annehmen, daß sie sie in kürzester Zeit wieder aufgeben werden, und die sie stets beibehalten; einmal vom Räderwerk ihres Mißbehagens und ihrer Schrullen erfaßt, machen sie unnütze Anstrengungen, um sie abzulegen, und sichern dadurch nur um so zuverlässiger das Funktionieren, das Auslösungssystem ihrer seltsamen, unausweichlichen und verderblichen Lebensweise. So war diese Seerose, die zugleich auch noch an jene Unglücklichen erinnerte, durch deren unaufhörlich in alle Ewigkeit sich erneuernde Qual die Neugier Dantes erregt wurde, der sich ihre Eigenart und die Gründe dafür noch ausführlicher von dem Gepeinigten selbst hätte erzählen lassen, wenn ihn nicht der mächtig ausschreitende Vergil gezwungen hätte, ihm schleunigst nachzueilen, so wie es mir mit meinen Eltern erging.

Etwas weiter fort verlangsamt sich der Wasserlauf; er durchquert dort einen Besitz, der für das Publikum geöffnet war dank dem Eigentümer, der sich mit Wasserpflanzenkulturen beschäftigte und in den kleinen Teichen, die die Vivonne hier bildete, wahre Seerosengärten angelegt hatte.[1] Da die Ufer hier sehr waldig waren, gaben die tiefen Schatten der Bäume dem Wasser einen gewöhnlich tiefgrünen Untergrund, nur manchmal, wenn wir in den wieder heiteren Abendstunden nach einem gewittrigen Nachmittag heimkehrten, habe ich ihn in einem hellen, harten, ins Violette spielenden Blau gesehen, das aussah wie Cloisonné und ganz japanisch anmutete. Hier und da rötete sich erdbeerengleich auf der Oberfläche eine Seerosenblüte mit scharlachrotem Herzen und weißer Umrandung. Dann kamen andere Blüten, dichter beieinander, die bleicher, weniger glatt, körniger, faltiger und vom Zufall in so anmutigen Gewinden angeordnet waren, daß man gelöste Moosrosengirlanden im melancholischen Zerflattern nach einer Fête galante glaubte dahinschwimmen zu sehen. An einer anderen Stelle schien eine Ecke für landläufigere Arten ausgespart zu sein, die das saubere Weiß und Rosa von

Nachtviolen hatten, frisch gewaschen wie mit hausfraulicher Sorgfalt behandeltes Porzellan, während noch etwas weiter fort, wo sie dicht aneinandergedrängt wie in einer schimmernden Rabatte erblühten, man sie für Stiefmütterchen hätte halten können, die wie Schmetterlinge aus den Gärten hierhergeflattert waren, um ihre bläulichen Flügel auf die durchsichtige Neigung dieses Wasserbeetes zu setzen; auch ein Himmelbeet war es, denn es gab den Blumen einen Untergrund von erlesenerer und eindrucksvollerer Färbung, als die der Blumen selbst es war; und ob es nun am Nachmittag unter den Seerosen das Kaleidoskop eines lebendig wachen, schweigenden und beweglichen Glücks aufschimmern ließ, oder ob es sich zum Abend hin wie ein ferner Hafen mit dem Rosenrot und der Verträumtheit des Sonnenuntergangs füllte, wobei es sich unaufhörlich veränderte und rings um die mit beständigeren Farben getönten Blumenkronen herum stets mit allem in Einklang zu bleiben suchte, was an Tiefstem, an Flüchtigstem, an Geheimnisvollstem – was an Unendlichem – in der Tagesstunde liegt, man glaubte, sie erblühten im Himmel.

Beim Verlassen des Parks gewinnt die Vivonne ihre Strömung zurück. Wie oft habe ich dann einen Ruderer gesehen – wie oft mir gewünscht, sobald ich einmal ganz nach meiner Neigung leben könnte, es ihm nachzutun –, der mit eingelegten Riemen und zurückgelegtem Kopf flach auf dem Rücken liegend den Nachen treiben ließ, nichts sah als den Himmel, der langsam über ihn dahinzog, und auf seinem Antlitz einen Vorgeschmack des Glücks, des Friedens trug.

Zwischen den Schwertlilien am Uferrand ließen wir uns nieder. Im feiertäglichen Himmel glitt langsam eine müßige Wolke dahin. Von Langeweile bedrückt, hob sich von Zeit zu Zeit ein gierig nach Luft schnappender Karpfen aus dem Wasser. Es war Vesperzeit. Bevor wir weitergingen, aßen wir Obst, Brot und Schokolade und verweilten lange hier im Gras, wo flach vom Horizont her, abgeschwächt zwar, doch immer

noch dicht und metallisch, Klänge der Glocke von Saint-Hilaire zu uns gelangten, die sich in der schon seit so langem durchmessenen Luft nicht aufgelöst hatten und nun im gerippten Muster, im fortwährenden Erbeben all ihrer tönenden Linien vibrierend über die Blumen zu unseren Füßen strichen.

Manchmal stießen wir am Ufer des von Wäldern eingerahmten Wassers bis zu einem sogenannten Lustschlößchen vor, das einsam, verloren dalag mit dem Blick allein auf den Fluß, der seine Grundmauern umspielte. Eine junge Frau, deren nachdenkliches Gesicht und elegante Schleier nicht von dieser Gegend waren und die sich zweifellos, wie man sagt, in diesem Winkel »vergraben« hatte, um die bittere Genugtuung zu haben, ihren Namen und vor allem den Namen des Mannes, dessen Herz sie nicht hatte bewahren können, hier völlig unbekannt zu wissen, zeigte sich im Rahmen des Fensters, von dem aus sie nicht weiter sehen konnte als bis zu dem Boot, das vor der Haustür angekettet lag. Zerstreut hob sie den Blick, wenn sie hinter den Bäumen des Flusses die Stimmen Vorübergehender hörte, von denen sie schon, noch ehe sie ihre Gesichter gesehen hatte, wußte, daß sie den Ungetreuen nie gekannt hatten und auch nie kennen würden, daß nichts in ihrer Vergangenheit von ihm gezeichnet war und daß auch ihre Zukunft keine Spur von ihm tragen würde. Man ahnte, daß sie in ihrem großen Verzicht willentlich die Stätten, wo sie wenigstens den, den sie liebte, noch hätte sehen können, mit solchen vertauscht hatte, die von ihm nichts wußten. Ich sah ihr zu, wie sie, heimkehrend von irgendeinem Ausgang auf einem Weg, von dem sie wußte, daß er ihr dort nicht entgegenkommen konnte, mit einer Gebärde zweckloser Anmut die langen Handschuhe von ihren schicksalergebenen Händen zog.[1]

Niemals konnten wir auf unserem Spaziergang in der Gegend von Guermantes bis zu den Quellen der Vivonne[2] gelangen, an die ich oft dachte und die für mich etwas so Abstraktes und Ideales waren, daß ich ebenso erstaunt gewesen war,

als man mir gesagt hatte, sie befänden sich in unserem Departement in einer gewissen in Kilometern ausdrückbaren Entfernung von Combray, wie als man mir erzählte, an einem anderen genau zu bestimmenden Ort befinde sich ein Punkt, wo im Altertum die Erde sich in die Unterwelt geöffnet habe. Niemals auch konnten wir ihn bis zu dem Ziel ausdehnen, zu dem ich so sehr gern vorgestoßen wäre: Guermantes. Ich wußte, daß dort Schloßherren residierten, der Herzog und die Herzogin von Guermantes, ich wußte, daß sie wirkliche und gegenwärtig existierende Personen waren, aber wann immer ich an sie dachte, stellte ich sie mir bald als Gestalten auf einem Gobelin wie die Gräf in von Guermantes in der »Krönung Esthers« in unserer Kirche oder aber in den wechselnden Schattierungen vor, in denen Gilbert der Böse auf dem Kirchenfenster in Tönen von Grasgrün bis Prunefarben schillerte, je nachdem ich noch Weihwasser entnahm oder schon bei unseren Stühlen angelangt war, manchmal aber auch völlig ungreifbar wie das Bild der Genoveva von Brabant, der Ahnfrau der Familie Guermantes, das die Laterna magica über meine Fenstervorhänge oder zur Zimmerdecke hinauf hatte gleiten lassen – kurz, immer vom Geheimnis merowingischer Zeiten umhüllt und wie im Abendrot jenes orangefarbenen Lichtes gebadet, das der Silbe »-antes«[1] entströmt. Wenn sie aber dennoch für mich als Herzog und Herzogin von Guermantes wirkliche, wenn auch fremdartige Personen waren, so weitete sich doch andererseits ihre herzogliche Persönlichkeit enorm aus und entstofflichte sich, um in sich das ganze Guermantes aufnehmen zu können, von dem sie Herzog und Herzogin waren: diese ganze besonnte »Gegend von Guermantes«, der Lauf der Vivonne, die Seerosen und großen Bäume und viele, viele schöne Nachmittage. Ich wußte, daß sie nicht nur den Titel eines Herzogs und einer Herzogin von Guermantes führten, sondern daß sie seit dem vierzehnten Jahrhundert, wo sie nach vergeblichen Versuchen, ihre alten Lehnsherrn zu besiegen, sich mit ihnen durch Heirat alliiert,

Grafen von Combray geworden waren, die ersten der Bürger Combrays mithin und doch die einzigen, die in der Stadt nicht wohnten. Grafen von Combray, die Combray in ihrem Namen trugen, in ihrer Person und es wohl auch in Gestalt jener seltsamen frommen Trauer besaßen, die Combray eigen war; Besitzer der Stadt, doch keines Hauses darin, wohnten sie ohne Zweifel draußen, auf der Straße, zwischen Himmel und Erde, wie jener Gilbert von Guermantes, von dem ich, wenn ich zu Camus Salz holen ging und den Kopf hob, nichts als den schwarzen Lack auf der Rückseite der Apsisfenster von Saint-Hilaire sah.

Manchmal ging ich in der Gegend von Guermantes an kleinen Gärten vorbei, an deren niederen feuchten Mauern Trauben dunkler Blüten emporkletterten. Ich blieb dann stehen und glaubte mir etwas Wertvolles aneignen zu können, denn ich meinte ein Stück jener Flußregion vor Augen zu haben, die ich so gern kennenlernen wollte, seitdem ich bei einem meiner Lieblingsschriftsteller[1] auf ihre Beschreibung gestoßen war. Mit ihr, mit ihrem nur in meiner Phantasie vorgestellten, von sprudelnden Wasserläufen durchzogenen Boden wurde Guermantes, das in meinen Gedanken eine Wandlung durchmachte, identisch, von dem Tag an, an dem ich Doktor Percepied von den Blumen und schönen Wasserspielen im Park des Schlosses erzählen hörte. Ich malte mir aus, Madame de Guermantes ließe mich kommen aufgrund einer plötzlichen launenhaften Zuneigung, die sie zu mir gefaßt habe; den ganzen Tag fischten wir dann zusammen Forellen. Und am Abend führte sie mich bei der Hand zu den kleinen Gärten ihrer Vasallen und zeigte mir die an den niederen Mauern lehnenden rotvioletten Blütentrauben und nannte mir ihre Namen. Sie ließ sich von mir erzählen, über welche Gegenstände ich Gedichte verfassen wollte. Bei diesen Träumen wurde mir klar, daß, da ich nun einmal später ein Dichter sein wollte, es Zeit sei zu wissen, was ich zu schreiben beabsichtigte. Sobald ich mich jedoch danach fragte und versuchte,

einen Gegenstand zu finden, dem ich eine allumfassende philosophische Ausdeutung geben könnte, hörte mein Geist zu arbeiten auf, ich fand mich einer Art von Leere gegenüber, ich fühlte, daß ich kein Genie besaß, oder hatte die Vorstellung, daß vielleicht eine Krankheit meines Gehirns es nicht aufkommen ließ. Manchmal rechnete ich darauf, daß mein Vater das alles in Ordnung bringen werde. Er war so mächtig, stand sich so gut mit allen zuständigen Stellen, daß wir mit seiner Hilfe sogar die Gesetze überschreiten durften, die nach dem, was Françoise mir sagte, unumstößlicher als die des Lebens und Todes waren; es gelang ihm für unser Haus als einziges im Viertel die Verputzarbeiten um ein Jahr hinauszuschieben, beim Minister für den Sohn von Madame Sazerat, die zur Kur verreisen wollte, zu erreichen, daß er das Abitur schon zwei Monate früher in der Reihe der Kandidaten machen konnte, deren Namen mit A anfing, anstatt warten zu müssen, bis die mit S daran waren. Wäre ich ernstlich erkrankt oder von Räubern entführt worden, hätte ich in der Überzeugung, daß mein Vater auf zu gutem Fuß mit den höchsten Stellen sei und zu unwiderstehliche Empfehlungsbriefe für den lieben Gott besitze, als daß meine Krankheit oder Gefangenschaft mehr als gefahrlose Trugbilder wären, in aller Ruhe die unweigerlich nahende Stunde der Rückkehr in die harmlose Wirklichkeit, die Stunde der Befreiung, der Heilung abgewartet; vielleicht war dieses Versagen des Genius, das schwarze Loch, das in meinem Geiste entstand, wenn ich nach einem Gegenstand meiner künftigen Schriften suchte, nur eine haltlose Illusion, die beim Einschreiten meines Vaters, der gewiß mit der Regierung und der Vorsehung längst vereinbart hatte, daß ich der erste Schriftsteller meiner Zeit sein werde, gleich verschwinden müßte. Andere Male aber, wenn meine Eltern ungeduldig wurden, daß ich immer zurückblieb und nicht Schritt mit ihnen hielt, kam mir mein Leben dagegen – anstatt mir als eine künstliche und leicht zu regelnde Schöpfung meines Vaters zu erscheinen – wie etwas vor, das in eine nicht für mich

geschaffene Wirklichkeit verstrickt war, gegen die es keinen Einspruch gab, in der ich keinen Verbündeten besaß und hinter der nichts anderes lag. Ich hatte dann den Eindruck, daß ich auf die gleiche Weise existiere wie alle anderen Leute, altern und sterben werde wie sie und in ihrer Mitte auf alle Fälle nur zu denjenigen gehörte, die keine Veranlagung zum Schreiben hätten. Resigniert verzichtete ich dann für immer auf die Literatur trotz der Ermutigungen, die Bloch mir hatte zuteil werden lassen. Das tief innerliche, unmittelbare Gefühl von der Nichtigkeit meines Denkens war stärker als alle schmeichelhaften Worte, die man an mich wenden mochte, so wie bei einem bösen Menschen, dessen gute Taten jedermann rühmt, die Stimme des eignen Gewissens.

Eines Tages sagte meine Mutter zu mir: »Du redest doch andauernd von Madame de Guermantes; nun, weil Doktor Percepied sie vor vier Jahren so erfolgreich behandelt hat, kommt sie jetzt zur Trauung seiner Tochter nach Combray. Da kannst du sie bei der Zeremonie in der Kirche sehen.«[1] Doktor Percepied war übrigens derjenige, den ich am meisten von Madame de Guermantes hatte sprechen hören; er hatte uns sogar die Nummer einer Zeitschrift gezeigt, in der sie in dem Kleid abgebildet war, das sie auf einem Kostümfest der Fürstin von Léon getragen hatte.[2]

Bei der Trauungszeremonie sah ich auf einmal, als der Küster etwas zur Seite rückte, in einer Kapelle eine blonde Dame sitzen mit großer Nase, blauen, durchdringenden Augen, einer wallenden Krawatte aus malvenfarbener, glatter, neuer, glänzender Seide und einem kleinen Pickel im Nasenwinkel. Und weil ich auf ihrem roten Gesicht, das aussah, als sei sie sehr erhitzt, in verwischter und kaum merklicher Form Spuren einer Ähnlichkeit mit dem Bild entdeckte, das mir gezeigt worden war, auch weil ich die hervorstechenden Züge, die ich an ihr bemerkte, wenn ich sie zu bezeichnen versuchte, genau mit den gleichen Ausdrücken: große Nase, blaue Augen benennen mußte, die Doktor Percepied gebraucht hatte, als er in

meiner Gegenwart die Herzogin von Guermantes beschrieb, sagte ich mir: Diese Dame sieht aus wie Madame de Guermantes. Die Kapelle aber, von der aus sie der Trauungszeremonie folgte, war die Gilberts des Bösen, unter deren flachen Grabsteinen, die wie goldene gefüllte Honigwaben dalagen, die ehemaligen Herzöge von Brabant ruhten; wie ich mich erinnerte gehört zu haben, war sie für die Familie Guermantes reserviert, wenn eines ihrer Glieder zu einer kirchlichen Handlung nach Combray kam; es konnte aber mit Wahrscheinlichkeit nur eine einzige dem Porträt der Herzogin von Guermantes ähnliche Frau geben, die gerade an dem Tag, an dem jene kommen sollte, sich in dieser Kapelle befand: es war die Herzogin selbst! Meine Enttäuschung war groß. Sie rührte daher, daß ich bei meiner Vorstellung von Madame de Guermantes mir nicht klargemacht hatte, daß ich sie immer mit den Farben eines Gobelins oder einer Glasmalerei vor mir sah, in einem anderen Jahrhundert also und aus anderem Stoff gemacht als alle anderen Menschen. Niemals war ich auf den Gedanken gekommen, daß sie ein rotes Gesicht und eine malvenfarbene Krawatte wie Madame Sazerat haben könnte, und die Rundung ihrer Wangen erinnerte mich so sehr an Personen, die ich bei uns im Haus gesehen hatte, daß der allerdings sich gleich wieder verflüchtigende Verdacht in mir aufstieg, diese Dame sei in ihrem Grundprinzip, in ihren einzelnen Molekülen vielleicht gar nicht wesensmäßig die Herzogin von Guermantes, sondern sie gehöre physisch betrachtet vielmehr ohne Rücksicht auf den Namen, den sie trug, einem gewissen weiblichen Typus an, den es auch bei Gattinnen von Ärzten und Geschäftsleuten gab. »Das also, bloß das ist Madame de Guermantes!« besagte die aufmerksame, verwunderte Miene, mit der ich dieses Bild betrachtete, das naturgemäß nichts mit jenen Bildern gemein hatte, die mir so häufig unter demselben Namen »Madame de Guermantes« in meinen Träumen erschienen waren, da dieses, das ich hier vor mir sah, nicht willkürlich von mir gestaltet, sondern mir eben erst, vor einem

Augenblick, ganz plötzlich in der Kirche vor die Augen getreten war: es war nicht von gleicher Substanz wie jene, ließ sich nicht wie sie nach Belieben färben, sich nicht mit dem Orangeton einer Endsilbe tönen, sondern war so wirklich, daß alles, selbst der kleine entzündete Pickel an der Nasenwurzel darauf hinwies, daß sie den Gesetzen des Lebens unterstand, so wie in einer Schlußapotheose im Theater ein Faltenzittern am Kleid der Fee, ein Beben in ihrem kleinen Finger die körperliche Gegenwart einer lebenden Schauspielerin verrät, wo wir vorher zweifelten, ob wir nicht vielleicht eine bloße Lichtprojektion vor uns hätten.

Gleichzeitig aber versuchte ich auf dieses Bild, das sich durch die vorspringende Nase und die durchdringenden Augen in meinem Blickfeld fixiert hatte (vielleicht weil diese Züge es als erste getroffen, den ersten Eindruck darin eingezeichnet hatten in dem Augenblick, wo ich noch nicht Zeit gehabt hatte zu denken, daß die Frau da vor mir Madame de Guermantes sein könnte), auf dieses ganz neue also, doch schon nicht mehr auswechselbare Bild die Idee zu heften: »Das ist Madame de Guermantes«, doch konnte ich sie lediglich vor dem Bild hin und her bewegen, als wären es zwei durch einen Zwischenraum getrennte Scheiben. Jene Madame de Guermantes aber, von der ich so oft geträumt hatte, bekam jetzt, als ich sah, daß sie tatsächlich außerhalb von mir existierte, um so mehr Macht über meine Phantasie, die nach einem Augenblick der Lähmung beim Kontakt mit einer von meinen Erwartungen so sehr verschiedenen Wirklichkeit in Bewegung geriet und mir zuflüsterte: »Ruhmreich schon vor Karl dem Großen, hatten die Guermantes das Recht über Leben und Tod ihrer Untertanen; die Herzogin von Guermantes ist eine Nachfahrin Genovevas von Brabant. Sie kennt keine der Personen hier und würde auch nicht geruhen, eine kennenzulernen.«

Und – o wunderbare Unabhängigkeit des menschlichen Blicks, der nur durch ein so loses, so langes, so dehnbares

Band mit dem Antlitz verbunden ist, daß er sich weit von ihm entfernt bewegen kann – während Madame de Guermantes in der Kapelle über den Gräbern der Toten ihres Hauses saß, schweiften ihre Augen bald hierhin und bald dorthin, glitten an den Pfeilern empor, ruhten selbst auf mir wie ein flüchtiger Sonnenstrahl im Kirchenschiff, aber ein Sonnenstrahl, der mir in dem Augenblick, da er mich berührte, ein eigenes Bewußtsein zu haben schien. Madame de Guermantes selbst aber saß unbeweglich da wie eine Mutter, die die kecken Vorstöße und unbefangenen Unternehmungen ihrer Kinder nicht zu sehen scheint, wenn sie spielen und Personen anrufen, die sie gar nicht kennt; es war unmöglich für mich zu wissen, ob sie in ihrer unbeschäftigten Seele das Umherschweifen ihrer Blicke guthieß oder mißbilligte.

Ich fand sehr wichtig, daß sie nicht etwa aufbräche, bevor ich sie genügend angeschaut hätte, denn ich erinnerte mich, daß mir seit Jahren schon ihr Anblick als überaus begehrenswert erschienen war; ich wandte nicht die Blicke von ihr, als ob jeder von ihnen auch stofflich etwas mitnehmen und für mich aufbewahren könnte von der Erinnerung an die vorspringende Nase, die roten Wangen und alle jene Einzelheiten, die mir wie ebenso viele kostbare, authentische und eigenartige Aussagen über ihr Antlitz erschienen. Jetzt, da ich aufgrund aller Gedanken, die ich mit ihr in Verbindung brachte – und besonders vielleicht von jener Form des Erhaltungstriebes, der den besten Seiten unseres Inneren eigen ist, nämlich dem Wunsch beseelt, nicht enttäuscht zu werden, den jeder von uns in sich trägt –, dieses Gesicht wieder schön fand und ihr wieder (weil eben doch diese Herzogin von Guermantes und jene, die ich bis dahin erträumte, ein und dieselbe Person waren) den alten Platz außerhalb der übrigen Menschheit zuerkannte, mit der ich sie bei dem einfachen, schlichten Anblick ihrer körperlichen Erscheinung hatte gleichsetzen können, ärgerte es mich, in meiner Umgebung Meinungen äußern zu hören wie: »Sie sieht besser aus als

Madame Sazerat, als Mademoiselle Vinteuil«, als ob sie überhaupt mit jenen zu vergleichen gewesen wäre. Als meine Blicke auf ihren blonden Haaren, den blauen Augen und dem Halsansatz ruhten unter Übergehung aller jener Züge, die mich an andere Gesichter hätten erinnern können, sagte ich mir angesichts dieser bewußt lückenhaften Skizze voll Inbrunst: Wie schön sie ist! Welche Vornehmheit! Die Frau, die ich vor mir habe, ist jeder Zoll eine Guermantes, Nachkommin Genovevas von Brabant! Die Aufmerksamkeit, mit der ich ihr Gesicht erforschte, hob sie so sehr aus allem anderen heraus, daß es mir heute, wenn ich an jene Trauung zurückdenke, unmöglich ist, eine einzige der Personen vor mir zu sehen, die dabei anwesend waren, außer ihr selbst und dem Küster, der mir bejahend antwortete, als ich ihn fragte, ob die Dame wirklich Madame de Guermantes sei. Sie aber sehe ich zumal im Schlußdéfilé in der Sakristei, die von der heißen und zeitweilig verdunkelten Sonne eines stürmischen Gewittertags beleuchtet war und wo Madame de Guermantes sich inmitten all der Leute von Combray befand, deren Namen sie nicht einmal kannte, deren geringerer Stand jedoch zu sehr ihre eigene Überlegenheit ins Licht rückte, als daß sie nicht aufrichtiges Wohlwollen für sie hätte verspüren sollen, und denen sie außerdem durch Liebenswürdigkeit und Schlichtheit nur um so mehr zu imponieren dachte. Da sie aber nun nicht die vom Willen gelenkten und mit einer bestimmten Bedeutung beladenen Blicke aussenden konnte, wie man sie Menschen zuwirft, die man kennt, sondern nur ihre zerstreuten Gedanken unaufhörlich in einer Flut von blauem Licht ergoß, die sie nicht zurückhalten konnte, wollte sie dennoch nicht diese kleinen Leute, denen sie auf ihrem Weg begegnete und auf die ihr Auge unwillkürlich fiel, in Verlegenheit bringen noch den Anschein erwecken, als verachte sie sie. Ich sehe noch über ihrer malvenfarbenen, seidig sich bauschenden Krawatte das sanfte Staunen ihres Blicks, dem sie, ohne doch zu wagen, es einem einzelnen zu bestimmen, sondern nur,

damit alle ihren Teil davon auf sich beziehen könnten, das etwas schüchterne Lächeln einer Lehnsherrin mitgab, die sich bei ihren Untertanen zu entschuldigen und sie zu lieben scheint. Dieses Lächeln fiel auf mich, der ich sie nicht aus den Augen ließ. Da erinnerte ich mich wieder an den Blick, blau wie ein durch das Fenster Gilberts des Bösen filtrierter Sonnenstrahl, den sie während der Messe auf mir hatte ruhen lassen, und ich sagte mir: Ganz sicher bin ich ihr besonders aufgefallen. Ich glaubte, ich gefalle ihr, sie werde noch nach Verlassen der Kirche an mich denken und meinetwegen vielleicht am Abend traurig sein in Guermantes. Und auf der Stelle liebte ich sie, denn mag es manchmal genügen, damit wir eine Frau lieben, daß sie uns mit Verachtung anblickt – wie ich glaubte, daß Mademoiselle Swann es getan habe – und daß wir denken, sie werde uns niemals gehören, so genügt es ein anderes Mal, daß sie uns mit Güte anschaut, wie Madame de Guermantes es tat, und daß wir uns vorstellen, sie könne einmal uns gehören. Ihre Augen leuchteten so blau wie blühendes Sinngrün, das man nicht pflücken kann und das sie mir dennoch zum Geschenk gemacht hätte; und die Sonne, die von einer Wolke bedroht war, aber noch mit aller Kraft auf den Platz und in die Sakristei hineinprallte, färbte die roten Teppiche, die für die Feierlichkeit auf dem Boden ausgebreitet waren und auf denen Madame de Guermantes lächelnd einherschritt, mit leuchtendem Geranienrot und überdeckte gleichzeitig das Wollgewebe, aus dem sie bestanden, mit etwas rosig Samtigem, einer Haut von Licht, jener Art von warmer Zärtlichkeit des Tons, von ernster Süße im Prunk und in der Freude, die für einzelne Stellen im *Lohengrin* und gewisse Bilder Carpaccios charakteristisch ist und die verstehen läßt, weshalb Baudelaire den Klang der Trompete mit dem Epitheton »köstlich« versehen hat.[1]

Wieviel betrübender noch als zuvor schien es mir seit jenem Tag auf meinen Spaziergängen in die Gegend von Guermantes, daß ich keine Begabung fürs Schreiben besaß

und darauf verzichten mußte, je ein berühmter Schriftsteller zu werden. Das Bedauern, das ich darüber empfand, während ich allein und abseits träumte, machte mich so niedergeschlagen, daß mein Geist, damit ich es weniger fühlte, von sich aus in einer Art von Zurückweichen vor dem Schmerz ganz und gar vermied, bei dem Gedanken an Verse, Romane oder an eine Dichterzukunft zu verweilen, mit denen ich offensichtlich aus Mangel an Talent nicht würde rechnen können. So nun, völlig außerhalb von jeder literarischen Absicht und ohne einen Gedanken daran, fühlte ich manchmal meine Aufmerksamkeit plötzlich gefangen von einem Dach, einem Sonnenreflex auf einem Stein, dem Geruch eines Weges, und zwar gewährten sie mir dabei ein spezielles Vergnügen, das wohl daher kam, daß sie aussahen, als hielten sie hinter dem, was ich sah, noch anderes verborgen, das sie mich zu suchen aufforderten und das ich trotz aller Bemühungen nicht zu entdecken vermochte. Da ich genau fühlte, daß es in ihnen war, blieb ich unbeweglich stehen, um sie anzuschauen, einzuatmen, um den Versuch zu machen, mit meinem Denken über das Bild oder über den Duft noch hinauszugelangen. Wenn ich dann meinen Großvater einholen und meinen Weg fortsetzen mußte, suchte ich sie wiederzufinden, indem ich meine Augen schloß; ich konzentrierte mich völlig darauf, genau die Linie des Daches, den exakten Farbton des Steines wiederzufinden, die, ohne daß ich begreifen konnte warum, mir mit etwas angefüllt schienen und bereit, sich zu öffnen, um mir auszuliefern, wovon sie selbst nur die Hülle waren. Gewiß waren es nicht Eindrücke dieser Art, die mir die verlorene Hoffnung wiedergeben konnten, eines Tages Schriftsteller und Dichter zu werden, denn sie waren immer an einen bestimmten Gegenstand ohne allen geistigen Gehalt und ohne Beziehung zu einer abstrakten Wahrheit geknüpft. Doch sie vermittelten mir wenigstens ein vernunftmäßig nicht erklärbares Vergnügen, die Illusion von einer Art Fruchtbarkeit, und lenkten mich dadurch von meinem Kummer, jenem Gefühl der Ohnmacht ab, von

dem ich immer befallen worden war, wenn ich nach einem philosophischen Gegenstand für ein großes literarisches Werk gesucht hatte. Ich empfand jedoch die meinem Gewissen durch diese Eindrücke von Formen, Düften oder Farben mir auferlegte Pflicht so heftig, die Pflicht nämlich, zu erfassen, was sich hinter ihnen verbarg, daß ich bald anfing, vor mir selbst Entschuldigungen zu finden, um mich dieser Anstrengung zu entziehen und mich nicht damit länger ermüden zu müssen. Zum Glück riefen meine Eltern nach mir; ich fühlte, daß ich im Augenblick nicht über die nötige Ruhe verfügte, um mit Nutzen weiterzuforschen, daß es besser sei, nicht mehr daran zu denken, bis ich zu Hause wäre, und mich nicht zuvor zwecklos abzuquälen. Ich beschäftigte mich dann also nicht mehr mit jenem Unbekannten, das sich in einer Form oder einem Duft verbarg, trug es aber beruhigt unter der Hülle von Bildern mit mir fort, unter denen ich es lebendig vorfinden würde wie die Fische, die ich an den Tagen, wo man mich fischen ließ, in meinem Korb unter einer Schicht von Gras kühl und frisch mit nach Hause brachte. War ich erst daheim, so dachte ich an anderes, und so häufte sich in meinem Geist (wie in meinem Zimmer die Blumen, die ich auf meinen Spaziergängen gepflückt hatte, oder die Dinge, die mir geschenkt worden waren) mancherlei an: ein Stein, auf dem ein Lichtreflex spielte, ein Dach, ein Glockenton, ein Blätterduft, viele verschiedene Bilder, unter denen seit langem schon die einst geahnte Wirklichkeit weggestorben war, die zu entdekken meine Willenskraft damals nicht ausgereicht hatte.[1] Einmal jedoch – als wir unseren Spaziergang weit über die gewohnte Zeit ausgedehnt hatten und deshalb froh waren, am späten Nachmittag auf halbem Heimweg Doktor Percepied zu begegnen, der in seinem Wagen dahergebraust kam, uns erkannte und zu sich einsteigen ließ – hatte ich einen Eindruck dieser Art, bei dem ich nicht nachgab, bis ich tiefer in ihn eingedrungen war. Man hatte mich zum Kutscher auf den Bock sitzen lassen, und wir fuhren wie der Wind, weil der Doktor

vor der Heimkehr noch in Martinville-le-Sec einen Patienten besuchen mußte, vor dessen Tür wir auf ihn warten sollten. An einer Wegbiegung überkam mich auf einmal jenes besondere Glücksgefühl, das keinem anderen glich, beim Anblick der beiden Kirchtürme von Martinville, auf denen der Widerschein der sinkenden Sonne lag und die infolge der Wagenbewegung und der Windung der Straße den Platz zu wechseln schienen; es kam dann noch der von Vieuxvicq hinzu, der, von den beiden anderen durch einen Hügel und ein Tal getrennt, etwas höher in der Ferne liegt und ihnen dennoch ganz nahe benachbart schien.

Wie ich die Form ihrer Spitzen, die Verschiebung ihrer Linien, die Sonne aufihrer Oberfläche wahrnahm, wie ich all dies in mir notierte, fühlte ich, daß ich damit meinem Eindruck nicht auf den Grund ging und daß hinter dieser Bewegung, hinter dieser Helligkeit sich etwas befand, das sie zu enthalten und zugleich zu verbergen schienen.

Die Kirchtürme wirkten so fern, und es sah aus, als ob wir uns ihnen nur wenig näherten, so daß ich ganz erstaunt war, als wir gleich darauf vor der Kirche von Martinville hielten. Ich wußte nicht, weshalb es mich glücklich gemacht hatte, sie am Horizont zu erblicken, und der Zwang, nach dem Grund zu forschen, lastete quälend auf mir; ich hatte Lust, die Erinnerung an die sich verschiebenden Linien in meinem Geist aufzubewahren und im Augenblick nicht mehr daran zu denken. Hätte ich es getan, so wären wahrscheinlich die beiden Türme endgültig zu den zahllosen Bäumen, Dächern, Düften und Klängen gestoßen, die mir vor anderen aufgefallen waren wegen der unbestimmten Lust, die ihre Wahrnehmung mir verschaffte, der ich jedoch nie nachgegangen war. Ich stieg vom Wagen und plauderte mit meinen Eltern, während wir auf den Doktor warteten. Dann fuhren wir weiter, ich nahm meinen Platz auf dem Bock wieder ein, ich wandte den Kopf, um die Türme noch einmal anzuschauen, die ich etwas später an einer Biegung des Weges noch ein letztes Mal sah. Da der

Kutscher, der nicht zum Reden aufgelegt schien, auf meine Bemerkungen kaum eine Antwort gab, blieb mir nichts anderes übrig, als mangels anderer Gesellschaft mich ganz meiner eigenen zu überlassen und zu versuchen, mir meine Kirchtürme nochmals vorzustellen. Bald darauf brachen ihre Umrißlinien und besonnten Flächen gleich einer Schale auseinander und ließen etwas, was mir in ihnen verborgen geblieben war, nunmehr erkennen; es kam mir ein Gedanke, der einen Augenblick zuvor noch nicht in meinem Bewußtsein war und der sich in meinem Hirn zu Worten gestaltete, und die Lust, die mir soeben der Anblick der Türme bereitet hatte, war so gesteigert dadurch, daß ich, von einer Art Rausch erfaßt, an nichts anderes mehr denken konnte. In diesem Augenblick – wir waren schon weit von Martinville entfernt – erkannte ich sie von neuem, diesmal ganz schwarz, denn die Sonne war untergegangen. Durch eine Wendung des Weges wurden sie mir für Sekunden entzogen, dann zeigten sie sich ein letztes Mal, dann sah ich sie nicht mehr.

Ohne mir zu sagen, daß das, was hinter den Türmen von Martinville verborgen war, einem wohlgelungenen Satz entsprechen mußte, da es mir ja in Gestalt von Worten, die mir Freude machten, aufgegangen war, bat ich den Doktor um Bleistift und Papier, und trotz der Stöße des Wagens verfaßte ich, um mein Gewissen zu entlasten und meiner Begeisterung zu gehorchen, das folgende kleine Stück Prosa, das ich später wiederfand und nur in einigen wenigen Punkten abändern mußte[1] :

»Einsam über die Ebene und wie auf weiter Fläche verloren stiegen die beiden Türme von Martinville zum Himmel empor. Bald sahen wir ihrer drei: mit einer kühnen Wendung sich ihnen gegenüberstellend hatte ein Säumiger, der Kirchturm von Vieuxvicq, sich zu ihnen gesellt. Die Minuten verstrichen, wir fuhren schnell, und dennoch standen die drei Türme immer in der Ferne vor uns wie drei Vögel, die unbeweglich, in der Sonne sichtbar, auf der Ebene hockten. Dann

trennte der Turm von Vieuxvicq sich ab, er rückte weiter fort, und die Türme von Martinville blieben allein, bestrahlt vom Licht des Sonnenuntergangs, den ich selbst in dieser Entfernung auf ihren abfallenden Flanken spielen und lächeln sah. Wir hatten lange gebraucht, um ihnen näher zu kommen, so daß ich mir vorstellte, wieviel Zeit es noch dauern würde, bis wir sie erreichten, als auf einmal der Wagen nach einer kurzen Wendung uns unmittelbar an ihren Fuß geführt hatte; sie ragten so plötzlich vor uns auf, daß wir mit einem Ruck halten mußten, um nicht ans Portal zu stoßen. Wir setzten unseren Weg wieder fort; wir hatten Martinville schon ein Weilchen verlassen, und das Dorf, das uns erst noch sekundenlang das Geleit gab, verschwand, als, allein am Horizont stehend und Zeugen unserer Flucht, die beiden Türme und der von Vieuxvicq uns noch ein Lebewohl zuwinkten mit ihren leuchtenden Spitzen. Manchmal trat einer von ihnen zurück, damit die anderen uns noch einmal sehen könnten; doch nun wendete sich der Weg nach einer anderen Richtung, sie kreisten noch einmal im Abendlicht wie drei goldene Stifte und entzogen sich dann meinem Blick. Ein wenig später aber, als wir schon nahe bei Combray waren und die Sonne untergegangen war, sah ich sie ein letztes Mal in sehr weiter Ferne nur noch wie drei Blumen, aufgemalt auf den Himmel über der flachen Horizontlinie der Felder. Sie erinnerten mich auch an die drei jungen Mädchen in einem Märchen, die in der Einsamkeit zurückgeblieben waren, als es schon dunkelte; und während wir uns im Galopp entfernten, sah ich sie verschüchtert ihren Weg suchen, nach mehrmaligem ungeschicktem Straucheln die edlen Silhouetten aneinanderdrängen, die eine hinter die andere gleiten und schließlich auf dem noch rosigen Himmel nur mehr eine einzige anmutige, in ihr Schicksal ergebene schwarze Gruppe bilden, um dann in der Nacht zu verschwinden.« Ich dachte niemals an diese Zeilen zurück, aber damals in dem Augenblick, als ich auf der Ecke des Bocks, wo der Kutscher des Doktors gewöhnlich in einem Korb das auf dem

Markt von Martinville eingekaufte Geflügel abstellte, sie beendet hatte, fühlte ich mich so glücklich, spürte ich, daß sie mich so vollkommen von diesen Kirchtürmen und von dem, was sich hinter ihnen verbarg, zu befreien vermocht hatten, daß ich, als sei ich selber ein Huhn, das ein Ei gelegt hat, aus vollem Hals zu singen begann.

Den ganzen Tag lang hatte ich auf solchen Spaziergängen mir das Vergnügen ausmalen können, das es für mich bedeuten würde, mit der Herzogin von Guermantes befreundet zu sein, mit ihr Forellen zu fischen oder eine Bootsfahrt auf der Vivonne zu machen und glücksbegierig in diesen Augenblicken vom Leben nichts sonst zu verlangen, als daß es sich immer aus einer Folge beseligter Nachmittage zusammensetzen möge. Sobald ich aber auf dem Heimweg zur Linken einen Bauernhof erblickt hatte, der in einiger Entfernung von zwei weiteren, im Gegenteil sehr nahe beieinanderliegenden Höfen lag und von Combray nur noch durch eine Eichenallee getrennt war, die auf der einen Seite von Wiesen begrenzt wurde, deren jede zu einem kleinen, in gleichen Abständen mit Apfelbäumen bepflanzten Grundstück gehörte und im Schein der Abendsonne mit einer Art von japanischem Schattenmuster marmoriert war, fing mit einem Male mein Herz heftig zu schlagen an; ich wußte, daß wir in längstens einer halben Stunde zu Hause angelangt sein würden und daß man, wie jedesmal, wenn wir in Richtung Guermantes gegangen waren und es mit dem Abendessen später wurde, mich zu Bett schicken würde, sobald ich meine Suppe gegessen hätte, und meine Mutter, die noch bei Tisch bleiben mußte, wie wenn wir Gäste hätten, mir dann nicht gute Nacht sagen käme. Die Sphäre der Niedergeschlagenheit, in die ich eintrat, hob sich so deutlich von der Sphäre ab, in deren Höhen ich eben noch voll Freude geschwebt hatte, wie manchmal auf dem Abendhimmel ein rosa Streifen gegen einen grünen oder schwarzen ganz klar abgegrenzt ist. Man sieht dann einen Vogel in dem rosigen Streifen fliegen, er erreicht die Grenze, berührt den

schwarzen Bezirk und verschwindet auf einmal darin. Die Wünsche, die mich eben noch bewegten, nach Guermantes zu gehen, zu reisen, glücklich zu sein, lagen mir mit einem Male so fern, daß mir ihre Erfüllung keine Freude mehr gewährt haben würde. Wie gern hätte ich das alles dafür hingegeben, die ganze Nacht in den Armen meiner Mutter weinen zu können! Ich fröstelte, ich wandte meinen angstvollen Blick von Mamas Antlitz nicht mehr ab; sie würde heute abend nicht in meinem Zimmer erscheinen, wo ich mich in Gedanken schon sah; ich hätte sterben mögen. Und dieser Zustand würde nun bis morgen früh andauern, wenn ich – sobald die Sonnenstrahlen ihre Sprossenleiter wie der Gärtner an die Hauswand lehnten, die bis zu meinem Fenster hinauf mit kletternder Kapuzinerkresse bedeckt war – aus dem Bett springen und in den Garten hinuntereilen würde, ohne noch daran zu denken, daß der Abend wieder die Stunde der Trennung von meiner Mutter herbeiführen werde. So habe ich in der Gegend von Guermantes diese verschiedenen Zustände unterscheiden gelernt, die in meinem Innern zu gewissen Zeiten aufeinanderfolgen und schließlich jeden Tag sich in der Weise teilen, daß mit der Pünktlichkeit eines Wechselfiebers der eine den anderen vertreibt; dicht beieinanderliegend, haben sie doch so wenig miteinander zu tun, es besteht so gar keine Verbindung zwischen ihnen, daß ich nicht mehr verstehen und mir überhaupt nicht vorstellen kann, was ich mir in dem einen gewünscht, was gefürchtet habe, und was in dem anderen getan.

Daher bleiben die Gegend von Méséglise und die Gegend von Guermantes für mich mit vielen kleinen Ereignissen desjenigen der vielen verschiedenen Leben, die wir nebeneinander führen, verknüpft, das die meisten Peripetien mit sich bringt und am episodenreichsten ist, nämlich des geistigen Lebens. Gewiß schreitet es in uns ganz unmerklich fort, und die Wahrheiten, die für uns seinen Sinn und die Vorstellung, die wir von ihm haben, abgewandelt und uns neue Wege gewiesen haben, sind von uns in ihren Anfängen schon lange

zuvor entdeckt, doch merkten wir es nicht; in unserem Bewußtsein datieren sie erst seit dem Tag, seit der Minute, da sie uns sichtbar geworden sind. Die Blumen, die damals auf dem Gras spielten, das Wasser, das hinfloß im Sonnenschein, die ganze Landschaft, die ihr Erscheinen umrahmte, begleiten auch die Erinnerung daran mit ihrem seiner selbst nicht bewußten, gedankenlosen Gesicht; und gewiß, wenn sie lange betrachtet wurden von dem bescheidenen Wanderer, von dem seinen Träumen nachhängenden Kind – so wie ein König von einem in der Menge verlorenen Chronisten – haben dieses Eckchen hier der Natur, jener Gartenwinkel dort nicht geahnt, daß sie es ihm zu danken haben, wenn sie dazu berufen sind, in ihren flüchtigsten Eigentümlichkeiten die Zeiten zu überdauern; und doch hat meine gesteigerte Aufnahmebereitschaft damals den Duft des Weißdorns, der die Hecken umsummt, wo die Röschen ihn bald schon ablösen werden, das gedämpfte Geräusch von Schritten auf dem Kies eines Gartenweges, eine Blase, die das Wasser des Flusses am Stengel einer Seerose nach oben steigen und zerplatzen läßt, durch so viele aufeinanderfolgende Jahre hindurch erfolgreich mit sich weitergetragen, während ringsum die Wege verschwunden und die Menschen gestorben sind, die darauf wandelten, wie auch die Erinnerung an die, die darauf wandelten. Manchmal löst sich ein Stück Landschaft, das ich bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten habe, so völlig von allem übrigen ab, daß es ganz für sich und unbestimmbar in meinen Gedanken umherschwimmt wie ein blühendes Delos, ohne daß ich sagen kann, aus welcher Gegend, aus welcher Zeit – vielleicht aus welchem Traum auch einfach nur – es stammt. Die Gegend von Méséglise und die Gegend von Guermantes erschienen mir jedoch vor allem als die tiefsten Schichten meines geistigen Heimatbodens, als der feste Grund, auf den ich mich immer noch abstütze. Weil ich an die Dinge, die Wesen glaubte, während ich jene Gegenden durchschritt, sind die Dinge und Wesen, die ich in ihnen kennenlernte, die einzigen, die ich

heute noch ernst nehmen kann und die mir Freude schenken. Ob nun der schöpferische Glaube in mir versiegt ist oder die Wirklichkeit sich nur aus der Erinnerung formt, jedenfalls kommen mir Blumen, die man mir heute zum erstenmal zeigt, nicht mehr wie richtige Blumen vor. Die Gegend nach Méséglise zu mit ihren Fliederbüschen, den Weißdornhecken, den Kornblumen und dem Mohn, den Apfelbäumen, die Gegend von Guermantes mit dem Fluß, mit Kaulquappen, Seerosen und den Butterblumen haben für alle Zeiten das Antlitz des Landes geprägt, in dem ich leben möchte; dort müßte man vor allem fischen, Kahn fahren, Ruinen mittelalterlicher Befestigungen ansehen und mitten im Getreidefeld, so wie in Saint-André-des-Champs, eine wuchtige, ländliche Kirche antreffen können, die den goldenen Schimmer von reifen Garben hat; und die Kornblumen, der Weißdorn, die Apfelbäume, die ich manchmal, wenn ich reise, auf den Feldern sehe, treten, weil sie auf der gleichen Höhe oder Tiefe mit meiner Vergangenheit gelegen sind, sofort mit meinem Herzen in Verbindung. Und doch, da ja auch die Stätten Individuen sind, würde es nicht genügen, wenn ich den Wunsch verspürte, die Gegend von Guermantes wiederzusehen, daß man mich an das Ufer eines Flusses führte, wo es ebenso schöne, ja schönere Seerosen gibt als auf der Vivonne, ebensowenig wie ich mir beim Nachhausekommen – zu der Stunde, wo in mir jene Angst aufstieg, die später in die Liebe übergeht und von ihr unzertrennlich werden kann – jemals gewünscht hätte, eine schönere und klügere Mutter als die meinige wäre gekommen, mir gute Nacht zu sagen. Nein; wie das, was ich brauchte, um glücklich einzuschlafen, in jenem ungetrübten Frieden – den seither keine Geliebte mir zu schenken vermochte, weil man an ihr noch zweifelt im Augenblick, da man an sie glaubt, und weil man ihr Herz niemals so besitzt, ungeteilt, ohne Vorbehalt oder Hintergedanken, ohne den Bodensatz einer Absicht, die nicht für einen bestimmt ist, wie ich in einem Kuß das meiner Mutter geschenkt bekam – eben sie

selber war, ihr Antlitz, das sich mir entgegenneigte und in dem unter dem Auge etwas sichtbar war, was ich, obwohl es als ein Schönheitsfehler galt, genauso liebte wie alles übrige, ist auch das, was ich wiedersehen will, die Gegend von Guermantes, die ich gekannt habe, mit dem Bauernhof, der von den beiden anderen dicht beieinander gelegenen etwas abseits steht am Eingang der Eichenallee; jene Wiesengründe, auf denen, wenn in der Sonne die Dinge sich darin zu spiegeln scheinen wie in einem Teich, die Blätter der Apfelbäume sich abzeichnen, die Landschaft, deren ganz persönliche Art mich manchmal des Nachts in meinen Träumen mit fast wundersamer Kraft umfängt und die ich doch beim Erwachen nicht wiederfinden kann. Gewiß dadurch, daß sie in mir verschiedene Eindrücke unauflöslich miteinander verknüpft haben, weil ich sie in ihnen zu gleicher Zeit erlebte, haben mich die Gegend von Méséglise und die von Guermantes in der Zukunft vielen Enttäuschungen ausgesetzt und tragen an manchem meiner Fehler die Schuld. Denn oft habe ich einen Menschen wiedersehen wollen, ohne mir darüber klar zu sein, daß es nur deswegen war, weil er mich an eine Weißdornhecke erinnerte, und bin durch ein bloßes Reisebedürfnis verleitet worden, an einen Nachsommer der Liebe zu glauben und andere daran glauben zu machen. Doch gerade dadurch und durch ihre Kraft, in solchen meiner heutigen Eindrücke gegenwärtig zu bleiben, mit denen jene Gegenden eine Verbindung eingehen können, geben sie diesen einen festeren Untergrund, eine größere Tiefe, eine weitere Dimension, als alle anderen haben. Auch fügen sie ihnen einen Zauber und eine Bedeutung hinzu, die nur mir gehören. Wenn an Sommerabenden der harmonische Himmel grollt wie ein wildes Tier und alle anderen dem nahen Gewitter gram sind, dann verdanke ich es der Gegend von Méséglise, wenn ich allein in Ekstase verharre, um beim Rauschen des niedergehenden Regens den Duft von unsichtbarem, beständigem Flieder einzuatmen.

So dachte ich oft bis zum Morgen an die Zeiten von Combray zurück, an meine traurigen schlaflosen Abende, an viele Tage auch, deren Bild mir viel später erst durch den Geschmack – das »Aroma« hätte man in Combray gesagt – einer Tasse Tee wiedergeschenkt worden war, und durch Erinnerungsassoziationen schließlich auch daran, was ich viele Jahre nach Verlassen dieses Städtchens über eine Liebesaffäre Swanns erfahren hatte, die sich vor der Zeit meiner Geburt abspielte, und zwar mit einer Genauigkeit in den Details, wie sie manchmal im Hinblick auf seit Jahrhunderten verstorbene Personen leichter zu erreichen ist als in dem auf das Leben unserer besten Freunde und die ganz und gar unmöglich erscheint, so wie es als unmöglich galt, von einer Stadt zur anderen zu sprechen, bis man den Trick fand, durch den diese Schwierigkeit überwunden wurde. Alle diese aneinandergefügten Erinnerungen bildeten eine Art Masse, dennoch gab es zwischen den älteren und den neueren, solchen, die aus einem Aroma aufgestiegen und solchen, die eigentlich Erinnerungen anderer Menschen waren, von denen ich sie erst übernahm, wenn nicht gerade Risse oder richtige Brüche, so doch kleine Spalten oder wenigstens Äderungen und farbliche Unterschiede, wie sie bei manchen Gesteinsbildungen, besonders den Marmorarten, auf die Verschiedenheit des Ursprungs, des Alters oder der »Formation«[1] zurückzuführen sind.

Gewiß, wenn der Morgen nahte, war lange schon die kurze Unsicherheit des Erwachens verflogen. Ich wußte, in welchem Zimmer ich mich befand, ich hatte es um mich her in der Dunkelheit wieder aufgebaut, und zwar – sei es einzig aufgrund meiner Erinnerung oder unter Zuhilfenahme eines schwachen Lichtscheins, unter dem ich die Fenstervorhänge vermutete mit allen Einzelheiten; ich hatte es ausgestattet wie ein Innenarchitekt oder ein Dekorateur, der Fenster und Türen an ihren ursprünglichen Stellen beläßt, ich hatte die Spiegel und die Kommode an ihren richtigen Platz gerückt. Kaum aber zeichnete das Tageslicht – und nicht mehr der Wider-

schein einer letzten Kaminglut auf einer Kupferstange, den ich dafür gehalten hatte – in die Dunkelheit wie mit Kreide einen ersten weißen, berichtigenden Strich, als Fenster und Vorhänge den Türrahmen verließen, in die ich sie versehentlich eingesetzt hatte, während gleichzeitig der Schreibtisch da, wo mein Gedächtnis ihn fälschlich hingestellt hatte, schleunigst das Weite suchte, wobei er den Kamin vor sich herschob und die Zwischenwand zum Korridor hin zerteilte; ein kleiner Durchgang nahm die Stelle ein, wo eben noch der Waschraum war, und die Wohnung, die ich im Dunkeln um mich aufgebaut hatte, gesellte sich zu den vielen anderen, die ich im wirren Zustand des Erwachens undeutlich vor mir sah, in die Flucht geschlagen durch jenes bleiche Mal, das der Tag mit erhobenem Finger über die Vorhänge schrieb.

ZWEITER TEIL

EINE LIEBE SWANNS

Um zum »kleinen Kreis«, der »kleinen Gruppe«, dem »kleinen Clan« der Verdurins[1] zu gehören, genügte eine, freilich unerläßliche Bedingung: man hatte stillschweigend ein Credo zu übernehmen, zu dessen Glaubenssätzen gehörte, daß der junge Pianist, den Madame Verdurin in jenem Jahr protegierte und von dem sie zu sagen pflegte: »Es sollte wirklich nicht erlaubt sein, daß jemand *so* Wagner spielen kann!«, sowohl Planté wie Rubinstein »aussteche« und daß Doktor Cottard als Diagnostiker besser als Potain sei.[2] Jede »Neuerwerbung«, die

die Verdurins nicht davon überzeugen konnten, daß die Abendgesellschaften der Leute, die nicht bei ihnen verkehrten, todlangweilig seien, sah sich gleich wieder ausgeschlossen. Da sich die Frauen mehr als die Männer widerspenstig zeigten, jede gesellschaftliche Neugier und das Bedürfnis nach eigener Urteilsbildung über die Annehmlichkeiten der anderen Salons abzulegen, und da die Verdurins außerdem spürten, daß dieser Forscherdrang und diese frivole Besessenheit sich auf die anderen übertragen und so auf die Orthodoxie der kleinen Gemeinde verhängnisvoll auswirken könnten, hatten sie sich schließlich gezwungen gesehen, nacheinander alle »Getreuen«[3] weiblichen Geschlechts auszustoßen.

Wenn man von der jungen Frau des Doktors absah, waren ihnen in diesem Jahr (und das, obwohl Madame Verdurin selber tugendhaft war und aus respektablem, überaus reichem, wenn auch sonst völlig obskurem bürgerlichem Hause stammte, zu dem sie aus eigenem Antrieb allmählich jede Verbindung abgebrochen hatte) beinahe einzig eine mehr oder weniger der Halbwelt zugehörige Person, Madame de Crécy, die Madame Verdurin mit ihrem Vornamen Odette anredete und als »ein Schätzchen« bezeichnete, und die Tante des Klavierspielers übriggeblieben, die sicher aus der Portierloge kam; Personen also, die die große Welt nicht kannten und denen man in ihrer Einfalt so leicht hatte weismachen können, die Prinzessin von Sagan[1] und die Herzogin von Guermantes müßten arme Unglückliche bezahlen, damit sie für ihre Diners überhaupt Gäste fänden, daß die ehemalige Concierge und die Kokotte, hätte man ihnen Einladungen zu jenen beiden großen Damen verschafft, sie sehr von oben herab abgelehnt haben würden.

Die Verdurins luden nicht zum Abendessen ein, man hatte bei ihnen sein »Gedeck«. Für den Verlauf des Abends gab es kein Programm. Der junge Pianist spielte, aber nur wenn »ihm danach zumute war«, denn auf niemanden wurde ein Zwang ausgeübt, und es galt die Devise Monsieur Verdurins: »Alles

für die Freunde, es leben die Kameraden!« Wenn der Pianist den Walkürenritt oder das Vorspiel zu *Tristan* spielen wollte, erhob Madame Verdurin Einspruch, nicht weil ihr diese Musik mißfiel, sondern weil sie im Gegenteil zu stark auf sie wirkte. »Wollen Sie absolut, daß ich meine Migräne bekomme? Sie wissen ja, es ist immer dasselbe, wenn er das da spielt. Ich weiß doch, was mich erwartet! Morgen früh, wenn ich aufstehen will, habe ich die Bescherung!« Wenn er nicht spielte, plauderte man, und einer der Freunde, meist der zur Zeit besonders in Gunst stehende Maler, gab dann, wie Monsieur Verdurin es nannte, »ein tolles Ding zum besten, daß die Zuhörer vor Lachen den Mund nicht wieder zubrachten!«, besonders Madame Verdurin, der – so sehr hatte sie sich angewöhnt, den figürlichen Ausdruck für ihre Gemütsbewegungen wörtlich zu nehmen – Doktor Cottard (damals noch ein junger Debütant) eines Tages den Kiefer wieder einrichten mußte, den sie sich durch zu starkes Lachen ausgerenkt hatte.

Der Frack war verboten, weil man ja »unter sich« war, und um nicht den »Langweilern« zu gleichen, die man mied wie die Pest und die nur zu großen Abendgesellschaften eingeladen wurden, welche jedoch so selten wie möglich stattfanden, eigentlich nur dem Maler zu Gefallen oder um den Musiker zu lancieren. Ansonsten begnügte man sich mit Scharaden oder Soupers in Kostümen, bei denen man jedoch unter sich blieb und den »kleinen Kreis« um keinen Fremden vermehrte.

Doch je größeren Raum die »Getreuen« in Madame Verdurins Leben einnahmen, um so mehr bezeichnete sie alles als langweilig und unerwünscht, was ihre Freunde von ihr fernhielt oder in der Verfügung über ihre Zeit behindern konnte, sei es nun die Mutter des einen, der Beruf des anderen oder bei einem dritten sein Landhaus oder seine schlechte Gesundheit. Wenn Doktor Cottard nach Tisch glaubte aufbrechen zu müssen, um zu einem Patienten zu eilen, der bedenklich daniederlag, so meinte Madame Verdurin: »Wer weiß, vielleicht ist es besser für ihn, wenn Sie ihn heute abend nicht

mehr stören; er schläft gewiß sehr gut ohne Sie; morgen früh gehen Sie dann gleich hin und finden ihn bei bester Gesundheit vor.« Von Anfang Dezember an war sie ganz krank bei dem Gedanken, ihre Getreuen könnten sie am Weihnachtstag und am 1. Januar »versetzen«. Die Tante des Pianisten verlangte, daß er an diesem Tag in der Familie bei ihrer Mutter speiste:

»Meinen Sie, Ihre Mutter stürbe davon«, rief Madame Verdurin unwirsch aus, »wenn Sie am Neujahrstag nicht bei ihr äßen wie die Leute in der *Provinz*?«

Ihre Ängste kehrten in der Karwoche wieder:

»Sie, Herr Doktor, ein Wissenschaftler, ein Freigeist, Sie kommen doch gewiß am Karfreitag wie an jedem anderen Tag?« sagte sie im ersten Jahr zu Cottard in so bestimmtem Ton, als zweifle sie keinesfalls, wie die Antwort ausfallen werde. Doch sie zitterte, bis er sie gegeben hatte, denn wenn er nicht kam, lief sie Gefahr, ganz allein zu bleiben.

»Ich komme am Karfreitag … mich verabschieden, denn wir verbringen die Ostertage in der Auvergne.«

»In der Auvergne? Ja, wollen Sie sich denn von Flöhen und Wanzen auffressen lassen? Wohl bekomm's!«

Und nach kurzem Schweigen:

»Wenn Sie uns das wenigstens eher gesagt hätten, dann hätten wir einzurichten versucht, daß wir die Reise zusammen und einigermaßen komfortabel machten.«

Ebenso wenn ein »Getreuer« einen Freund oder eine »Angestammte« einen Flirt hatte, die sie dazu hätten bringen können, die Verdurins gelegentlich zu »versetzen«, so pflegten diese, die nichts Erschreckendes daran fanden, daß eine Frau einen Liebhaber haben könnte, wofern sie ihn nur bei ihnen hatte, ihn in ihnen liebte und ihm nicht vor ihnen den Vorzug gab, zu sagen: »Gut! Bringen Sie ihn doch mit, Ihren Freund.« Man ließ ihn dann versuchsweise kommen, um festzustellen, ob er auch vor Madame Verdurin keine Geheimnisse haben werde und überhaupt geeignet sei, in den »kleinen Clan« auf-

genommen zu werden. Wenn er es nicht war, wurde der Getreue, der ihn mitgebracht hatte, auf die Seite genommen, und man erwies ihm den Dienst, ihn mit seinem Freund oder seiner Geliebten auseinanderzubringen. Im entgegengesetzten Fall avancierte der »Neue« seinerseits zum Getreuen. Als daher nun in diesem Jahr die Halbweltdame Monsieur Verdurin erzählte, sie habe die Bekanntschaft eines charmanten Mannes, eines gewissen Monsieur Swann, gemacht, und zu verstehen gab, er würde sich glücklich schätzen, bei ihnen eingeführt zu werden, übermittelte Verdurin das Gesuch auf der Stelle an seine Frau. (Er selbst hatte nie eine Meinung, bevor sich diese nicht geäußert hatte; seine Rolle bestand vor allem darin, die Wünsche Madame Verdurins oder der Getreuen mit einem beachtlichen Aufwand an Erfindungsgabe in die Tat umzusetzen.)

»Hör mal, Madame de Crécy hat eine Bitte an dich. Sie würde dir gern einen ihrer Freunde, Monsieur Swann, vorstellen. Was meinst du dazu?«

»Aber geh, wie könnte man einer so entzückenden kleinen Person etwas abschlagen. Schweigen Sie, Sie sind nicht gefragt, ich sage Ihnen, Sie sind eine entzückende kleine Person.«

»Wenn Sie meinen«, antwortete Odette in geziertem Bühnenton und setzte dann hinzu: »Sie wissen, ›fishing for compliments‹ liegt mir fern.«

»Gut, gut! Bringen Sie ihn doch mit, Ihren Freund, wenn er nett ist.«

Natürlich hatte der »kleine Kreis« keinerlei Beziehung zu den Kreisen, in denen Swann verkehrte, und reine Weltleute hätten gefunden, es lohne nicht, eine solche Ausnahmestellung einzunehmen, wie er sie hatte, um sich bei den Verdurins einführen zu lassen. Swann aber liebte die Frauen so sehr, daß er von dem Tage an, da er ungefähr alle Damen der Aristokratie erkannt hatte und sie für ihn keine Geheimnisse mehr besaßen, seine Einbürgerungsurkunde in den Faubourg Saint-

Germain, die fast einem Adelsbrief gleichkam, nur noch als eine Art von Wechsel, als einen Kreditbrief ohne unmittelbaren Eigenwert betrachtete, der ihm jedoch erlaubte, in irgendeinem Provinznest oder in einem obskuren Winkel von Paris, wo die Tochter des Landjunkers oder des Gerichtsschreibers ihm gefallen hatte, von einem Tag auf den anderen eine Position aufzubauen. Denn das sinnliche Verlangen oder die Liebe weckte dann in ihm von neuem Anwandlungen von Eitelkeit, wie er sie in seinem gewohnten Leben nicht mehr kannte (obwohl ursprünglich zweifellos gerade sie ihn zu dieser mondänen Laufbahn hingeführt hatten, in der er in frivolen Vergnügungen die Gaben seines Geistes verschwendet und seine Kunstgelehrsamkeit dazu verwendet hatte, die Damen der Gesellschaft beim Ankauf von Bildern und bei der Ausstattung ihrer Palais zu beraten) und die ihm den Wunsch einflößten, in den Augen einer von ihm geliebten Unbekannten mit einer Vornehmheit zu glänzen, die der Name Swann allein nicht genügend verbürgte. Er wünschte es um so mehr, wenn die Unbekannte von bescheidener Herkunft war. Ebenso wie ein kluger Mensch nicht in den Augen eines anderen Klugen dumm zu erscheinen fürchtet, wird ein vornehmer Mann eine Verkennung seiner Vornehmheit nicht von seiten eines großen Herrn befürchten, sondern von einem ungehobelten Kerl. Dreiviertel der Spesen an Geist und Eitelkeitslügen, die seit Erschaffung der Welt von Leuten gemacht worden sind, die sich dadurch nur selbst herabsetzen konnten, sind für sozial Untergeordnete aufgewendet worden. Swann, der einer Herzogin gegenüber schlicht und sogar etwas nachlässig auftrat, zitterte davor, verkannt zu werden, und posierte, wenn er sich einem Zimmermädchen gegenüberfand.

Er war nicht wie so viele andere Leute, die aus Trägheit oder aus dem resignierten, von hohem sozialem Rang hervorgerufenen Gefühl heraus, einem bestimmten Milieu verbunden bleiben zu müssen, auf die Vergnügungen verzichten, die das Leben ihnen außerhalb ihrer Stellung in der Gesellschaft,

der sie bis zu ihrem Tod zäh verhaftet bleiben, bietet, und schließlich notgedrungen, wenn sie sich daran gewöhnt haben, die mittelmäßigen Zerstreuungen oder sogar die unerträglichen gesellschaftlichen Obliegenheiten, die damit verbunden sind, als Vergnügen bezeichnen. Swann jedenfalls versuchte nicht, die Frauen, mit denen er seine Zeit verbrachte, hübsch zu finden, sondern bemühte sich, seine Zeit mit solchen zu verbringen, die er auf den ersten Blick hübsch gefunden hatte. Oft waren es Frauen von ziemlich vulgärer Schönheit, denn die physischen Eigenschaften, die er unbewußt suchte, standen in völligem Gegensatz zu denen, die ihm die in Bildern und Statuen seiner Lieblingsmaler oder -bildhauer dargestellten Frauen bewundernswert machten. Tiefe oder Schwermut des Ausdrucks ließen seine Sinne erstarren, und um diese wachzurufen, genügte dagegen gesundes, fülliges und rosiges Fleisch.

Wenn er auf Reisen eine Familie traf, deren Bekanntschaft zu vermeiden vornehmer gewesen wäre, in der er aber eine Frau entdeckte, die einen ihm noch unbekannten Reiz besaß, und hätte er dann in seiner eigenen Welt verharrt, das Verlangen, das sie geweckt hatte, zum Schein gestillt – etwa indem er an eine frühere Geliebte geschrieben hätte, sie solle ihm nachreisen – und ein anderes Lustgefühl an die Stelle jenes Lustgefühls gesetzt, das er bei ihr hätte finden können, dann wäre ihm das als eine ebenso feige Abdankung angesichts des Lebens, als ein ebenso törichter Verzicht auf eine neue Art von Glück erschienen, wie wenn er, anstatt aufs Land zu fahren, sich in sein Zimmer vergraben und Ansichten von Paris angeschaut hätte. Er schloß sich nicht im Gebäude seiner Beziehungen ein; vielmehr hatte er solche geschaffen, um dieses vor Ort überall da von neuem zu errichten, wo eine Frau ihm gefallen hatte, eines jener leicht abzubrechenden Zelte, wie Forschungsreisende sie mit sich führen. Das, was darin nicht transportabel oder gegen ein neues Lustgefühl auswechselbar war, hätte er leichten Herzens hergegeben, so beneidenswert

es anderen auch erscheinen mochte. Wie oft hatte er seinen Kredit bei einer Herzogin, der sich bei ihr seit Jahren in Form des Wunsches angehäuft hatte, ihm einen Gefallen zu tun, ohne daß sie je Gelegenheit dazu gefunden hätte, mit einem Schlag bezogen, indem er in einer unverfrorenen Depesche eine telegraphische Empfehlung einforderte, um ihn unverzüglich mit einem ihrer Verwalter in Verbindung zu setzen, dessen Tochter ihm auf dem Lande ins Auge gestochen war; so glich er einem Verhungernden, der einen Diamanten gegen ein Stück Brot eintauscht. Er machte sich sogar hinterher darüber lustig, denn es war ihm, allerdings wettgemacht durch erlesenes Zartgefühl, eine gewisse Grobschlächtigkeit eigen. Außerdem gehörte er zu jener Kategorie von intelligenten Männern, die für ihr müßiges Dasein einen Trost und vielleicht auch eine Entschuldigung in der Idee suchen, daß dieser Müßiggang ihrem Geist Objekte bietet, die des Interesses mindestens ebenso würdig sind wie die, die Kunst oder Wissenschaft ihnen an die Hand geben würden, und daß das »Leben« interessantere und romantischere Situationen mit sich bringt als alle Romane. Er versicherte es wenigstens und behauptete es auch gegenüber den raffiniertesten seiner Freunde aus der mondänen Gesellschaft, zum Beispiel dem Baron von Charlus, den er gern durch Erzählungen von pikanten Abenteuern amüsierte, die ihm zugestoßen waren, zum Beispiel, wie er einmal in der Eisenbahn die Bekanntschaft einer Dame gemacht hatte, die er nachher mit zu sich in die Wohnung nahm und die, wie er dann erfuhr, die Schwester eines Staatsoberhauptes war, in dessen Händen zu diesem Zeitpunkt alle Fäden der europäischen Politik zusammenliefen, über die er so auf angenehmste Weise auf dem laufenden gehalten wurde; oder daß es dank dem komplexen Spiel der Umstände von der Entscheidung des Konklave abhing, ob er der Liebhaber einer Köchin werden könnte.

Übrigens nötigte Swann keineswegs nur die glänzende Phalanx von tugendhaften älteren Damen, Generälen und Mit-

gliedern der Académie française, mit denen er besonders gut stand, in so zynischer Weise, ihm als Kuppler zu dienen. Alle seine Freunde waren gewöhnt, von Zeit zu Zeit Briefe von ihm zu erhalten, in denen er sie um ein Empfehlungs- oder Einführungsschreiben anging mit einem diplomatischen Geschick, das in der Beständigkeit, mit der es sich durch seine aufeinanderfolgenden Liebesaffären und verschiedenartigsten Vorwände hindurch erhielt, mehr als irgendwelche taktischen Mißgriffe die stets gleichbleibende Identität seiner Wesensart und seiner Ziele enthüllte. Jahre später, als ich anfing, mich für seine Wesensart wegen der Ähnlichkeiten zu interessieren, die sie auf ganz anderem Gebiet mit der meinigen hatte, habe ich mir oft erzählen lassen, daß mein Großvater (der es noch nicht war, denn die große Liaison Swanns begann zur Zeit meiner Geburt und unterband auf lange hinaus diese Praktiken), wenn er von ihm einen Brief erhielt und auf dem Umschlag die Handschrift seines Freundes erblickte, ausrief: »Da will Swann wieder etwas von mir: Achtung!« Sei es aus jenem unbewußt diabolischen Gefühl heraus, das uns treibt, eine Sache nur denen anzubieten, die keine Lust darauf haben, setzten meine Großeltern dann selbst denkbar leicht zu erfüllenden Wünschen, die er an sie richtete, strikte Ablehnung entgegen, zum Beispiel der Bitte, ihn einer jungen Person vorzustellen, die jeden Sonntag bei uns zu Abend aß; wann immer er davon anfing, mußten sie so tun, als sähen wir sie gar nicht mehr, wiewohl die ganze Woche davon die Rede war, wen man mit ihr zusammen einladen könnte, und oft fand sich schließlich niemand, nur weil derjenige, der darüber so glücklich gewesen wäre, nicht dazugebeten wurde.

Zuweilen kam es vor, daß irgendein mit meinen Großeltern befreundetes Ehepaar, das sich bis dahin immer beklagt hatte, daß sie Swann niemals sähen, plötzlich mit Befriedigung und vielleicht auch in dem Wunsch, Neid zu erregen, erzählte, daß er neuerdings ganz reizend zu ihnen sei und nicht mehr von ihnen weiche. Mein Großvater wollte ihnen das Vergnügen

nicht verderben und warf meiner Großmutter deshalb nur einen Blick zu, während er vor sich hinsummte:

Quel est donc ce mystère?
Je n'y puis rien comprendre

Welch ein Geheimnis ist's?
Ich kann es nicht begreifen.

oder:

Vision fugitive …
Flüchtige Vision …

oder:

Dans ces affaires
Le mieux est de ne rien voir. [1]

In solchen Fällen
Sieht man am besten nichts.

Wenn dann ein paar Monate später mein Großvater Swanns neuen Freund fragt: »Nun, und Swann? Sehen Sie ihn noch häufig?«, machte der Angesprochene ein langes Gesicht: »Sprechen Sie seinen Namen nie mehr in meiner Gegenwart aus!« »Ach, ich dachte, Sie wären so eng mit ihm befreundet

…« In dieser Weise war er während einiger Monate täglicher Gast bei Verwandten meiner Großmutter gewesen, fast jeden Abend hatte er bei ihnen gespeist. Mit einem Male stellte er ohne Erklärung seine Besuche bei ihnen ein. Man wähnte ihn krank, und die Kusine meiner Großmutter wollte gerade jemand zu ihm schicken, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, als sie in der Anrichte einen Brief von seiner Hand im Ausgabenbuch der Köchin herumliegen sah. Er teilte dieser Person darin mit, daß er Paris verlasse und nicht mehr kommen könne. Sie war seine Geliebte gewesen, und im Augenblick des Bruchs hatte er einzig sie zu benachrichtigen sich bemüßigt gefühlt.

Gehörte jedoch seine derzeitige Geliebte zur großen Welt oder war es mindestens nicht eine Person, die durch allzu bescheidene, allzu unbedeutende Herkunft oder allzu ungeordnete Verhältnisse daran gehindert worden wäre, in der Gesellschaft empfangen zu werden, dann kehrte er um ihretwillen dahin zurück, doch nur in jene spezielle Sphäre, in der sie sich bewegte oder in die er sie eingeführt hatte. »Es hat keinen Zweck, heute abend mit Swann zu rechnen«, hieß es dann, »Sie wissen doch, daß seine Amerikanerin heute ihren Tag in der Oper hat.«

Er verschaffte ihr Zutritt zu den Salons, die besonders schwer zugänglich waren und in denen er seine festen Tage, einmal wöchentlich seine Tischeinladung oder seinen Pokerabend hatte; jeden Abend, nachdem zuvor eine leichte Wellung, die er an seinen in Bürstenform geschnittenen roten Haaren vornehmen ließ, dem lebhaften Blick seiner grünen Augen etwas mehr Milde verliehen hatte, wählte er eine Blume für sein Knopfloch aus und brach auf, um seine Geliebte bei der einen oder anderen der Frauen seiner Kreise zum Abendessen zu treffen; und bei der Vorstellung, wieviel Bewunderung jene im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses stehenden Leute, bei denen er den Ton angab, ihm im Angesicht der Frau, die er liebte, zollen würden, fand er von

neuem einen Reiz an diesem mondänen Leben, dem gegenüber er gleichgültig geworden war, dessen Substanz ihm nun aber, seit er ihr eine neue Liebe einverleibt hatte und sie von der Wärme einer darin eingeführten und darin spielenden Flamme sanft durchdrungen und getönt wurde, köstlich und schön vorkam.

Während jedoch alle diese Beziehungen oder alle diese Flirts immer die mehr oder weniger geglückte Verwirklichung eines Wunschtraums gewesen waren, der ihm beim Anblick eines Gesichtes oder einer Gestalt gekommen war, die er spontan und ohne sich darum zu bemühen anziehend gefunden hatte, bemerkte er dagegen in Odette de Crécy, als er ihr eines Abends im Theater von einem ihrer verflossenen Freunde vorgestellt wurde – dieser Freund hatte von ihr als einer entzückenden Person gesprochen, mit der sich vielleicht etwas anfangen lasse, sie aber gleichzeitig als schwerer zu erobern hingestellt, als sie in Wirklichkeit war, um sich selbst den Anschein um so größerer Liebenswürdigkeit zu geben, daß er sie mit ihm bekannt machte –, zwar eine gewisse Schönheit, doch eine Art von Schönheit, die ihm nichts sagte, die in ihm kein sinnliches Verlangen weckte und sogar einen gleichsam physischen Widerwillen hervorrief, eine jener Frauen, wie sie, für jeden verschieden, jedermann kennt und die das Gegenteil darstellen zu dem Typ, nach dem unsere Sinne verlangen. Um ihm zu gefallen, hatte sie ein zu ausgeprägtes Profil, eine zu zarte Haut, zu vorstehende Backenknochen und zu müde Züge. Ihre Augen waren schön, doch so groß, daß sie unter ihrem eigenen Gewicht nachgaben, ihrem übrigen Gesicht etwas Ermattetes und ihr selbst immer den Anschein von schlechtem Befinden oder schlechter Laune verliehen. Kurz nach der Vorstellung im Theater hatte sie an ihn geschrieben und ihn gebeten, ihr doch seine Sammlungen zu zeigen, die sie riesig interessierten, »sie, die zwar nichts davon verstehe, aber doch so schrecklich gern schöne Sachen sehe«, und ihm erklärt, sie werde ihn gewiß besser kennen, wenn sie ihn in

seinem »home« gesehen habe, wo sie ihn sich so »behaglich beim Teetrinken und Bücherlesen« vorstellte, obwohl sie ihm gegenüber ihr Erstaunen nicht verborgen hatte, daß er in einer Gegend von Paris wohne, wo es doch eher trist sein müsse und die »so wenig *smart* sei für ihn, der es doch in so hohem Maße sei«. Nachdem er sie dann schließlich bei sich empfangen hatte, drückte sie ihm beim Abschied ihr Bedauern aus, daß sie nur so kurz in dieser Wohnung habe bleiben können, die überhaupt betreten zu dürfen sie doch so glücklich gemacht habe, wobei sie von ihm sprach, als bedeute er ihr mehr als andere, die sie kannte, und zwischen ihnen beiden eine Art von romantischer Verbindung herzustellen schien, die ihn lächeln machte. In dem schon etwas illusionslosen Lebensalter aber, dem Swann sich näherte, wo man sich damit zu bescheiden weiß, selber verliebt zu sein und nicht auf allzuviel Gegenseitigkeit zu rechnen, kann eine solche betonte Nähe der Herzen, wenn sie auch nicht mehr wie in der ersten Jugend das Ziel ist, nach dem die Liebe notwendigerweise strebt, doch noch durch eine so wirksame Ideenassoziation mit dieser verbunden sein, daß sie die Ursache davon werden kann, wenn sie zuerst auftritt. Einst träumte man davon, das Herz der Frau zu besitzen, in die man verliebt war; später kann das Gefühl, das Herz einer Frau zu besitzen, schon genügen, uns in sie verliebt zu machen. In dem Alter also, wo man annehmen müßte, daß, da man ja in der Liebe vor allem ein subjektives Vergnügen sucht, das Wohlgefallen an der Schönheit einer Frau den weitaus größten Anteil daran haben müßte, kann die Liebe – auch die ganz körperliche Liebe – entstehen, ohne daß ihr ursprünglich sinnliches Verlangen zugrunde gelegen hätte. In dieser Epoche des Lebens ist man von der Liebe schon mehrmals angerührt worden; sie rollt nicht mehr aus sich selbst nach ihren eigenen unbekannten und schicksalsbedingten Gesetzen in unserem staunend und passiv davon betroffenen Herzen ab. Wir helfen nach, wir nehmen durch Erinnerung und Suggestion Fälschungen daran

vor. Wenn wir eines ihrer Symptome wiedererkennen, erinnern wir uns an andere und erwekken sie selbst zum Leben in uns. Da ihr ganzes Lied in unserem Herzen vorgezeichnet ist, haben wir es gar nicht nötig, daß eine Frau uns die erste Strophe davon rezitiert, damit wir – von der Bewunderung erfüllt, die wir der Schönheit zollen – die Fortsetzung finden. Und wenn sie gleich in der Mitte beginnt – da, wo die Herzen sich nähern, wo man bereits davon spricht, daß man nur mehr füreinander lebt –, so sind wir mit dieser Musik hinreichend vertraut, um an jener Stelle einzusetzen, an der unsere Partnerin auf uns wartet.

Odette de Crécy besuchte Swann bald noch ein weiteres Mal, dann fing sie an, öfter zu kommen; zweifellos erlebte er bei jedem dieser Besuche von neuem die Enttäuschung, ein Gesicht vor sich zu sehen, dessen Einzelheiten er inzwischen etwas vergessen und das er weder so ausdrucksvoll noch bei aller Jugend so verblüht in Erinnerung hatte; er bedauerte, während sie mit ihm plauderte, daß die große Schönheit, die sie besaß, nicht eine Schönheit von der Art war, die er spontan bevorzugt hätte. Man muß dazu noch bemerken, daß Odettes Gesicht um so magerer und markanter schien, als die Stirn und die obere Wangenpartie, das heißt gerade der ruhigere, flachere Teil des Gesichts, bei den damals üblichen Frisuren verdeckt blieb, denn man ließ das durch »Kreppen« angehobene Haar in Form von »Simpelfransen« in die Stirn fallen und in losen Löckchen die Ohren umspielen; was ihren Körper betrifft, der bewundernswert wohlgestaltet war, so war es (infolge der damaligen Mode und obwohl sie eine der bestangezogenen Frauen von Paris war) schwierig, ihn als Einheit zu erfassen; das Mieder nämlich wölbte sich – wie über einem fingierten Bauch, um plötzlich in einer Spitze zu enden, während darunter sich doppelte Röcke ballonartig zu runden begannen – so stark vor, daß die Frau aussah, als bestände sie aus verschiedenen, schlecht miteinander verbundenen Teilen; und die Rüschen, die Volants und das Westchen verfolgten in

völliger Unabhängigkeit je nach der Laune ihrer Form oder der Beschaffenheit ihres Stoffes eine Linie, die sie zu den Schleifen, dem Spitzengebausche, den Jett-Fransen führte oder sie auch dem Miederstab entlanggleiten ließ, doch in keiner Weise richteten sie sich nach dem Lebewesen, das sich je nachdem, ob die Architektur dieses Flitterkrams sich der seinigen zu sehr näherte oder sich zu weit davon entfernte, darin eingeschnürt oder verloren fand.[1]

Freilich, wenn Odette gegangen war, lächelte Swann bei dem Gedanken an ihre Worte, daß ihr die Zeit so lang werde, bis er ihr erlaube, wieder zu ihm zu kommen; er erinnerte sich an die besorgte, schüchterne Miene, mit der sie ihn einmal bat, daß es doch nicht zu lange dauern möge, und ihre gleichzeitig in ängstlichem Flehen auf ihn gerichteten Blicke, die sie so rührend erscheinen ließen unter dem Strauß aus künstlichen Stiefmütterchen an ihrem runden weißen Strohhut mit den Kinnbändern aus schwarzem Samt. »Und Sie«, hatte sie hinzugesetzt, »kommen wohl gar nicht einmal zu mir zum Tee?« Er hatte laufende Arbeiten vorgeschützt, eine Studie über Vermeer van Delft[1] , die er in Wirklichkeit vor Jahren aufgegeben hatte. »Ich verstehe ja, daß ich armes Geschöpf nicht gegen so große Gelehrte wie Sie aufkommen kann«, hatte sie zur Antwort gegeben. »Ich käme mir vor wie der Frosch vor dem Areopag.[2] Und dabei würde ich mich so gern bilden, Wissen erwerben, eingeweiht sein. Ich denke es mir riesig amüsant, in alten Büchern zu stöbern und die Nase in vergilbtes Papier zu stecken«, hatte sie mit der selbstzufriedenen Miene einer eleganten Frau hinzugefügt, die von sich behauptet, es sei ihr größtes Vergnügen, ohne Angst vor Verunreinigung schmutzige Dinge anzufassen und zum Beispiel beim Kochen selbst »mit Hand anzulegen«. »Sie werden über mich lachen, aber von diesem Maler, der Ihnen keine Zeit für mich läßt (sie meinte Vermeer damit), habe ich noch nie etwas gehört; lebt er noch? Kann man in Paris Bilder von ihm sehen, ich möchte mir doch so gern vorstellen können, was

Ihnen am Herzen liegt, ich möchte erraten, was sich hinter dieser großen Stirn zuträgt, die immer so viel denkt, und mir sagen können: Aha! Damit beschäftigt er sich jetzt. Es wäre wunderbar, mit Ihrer Arbeit verbunden zu sein.« Er hatte sich mit seiner Furcht vor neuen Freundschaften entschuldigt, mit dem, was er aus Galanterie als seine Angst vor Kummer und Leid bezeichnete. »Sie fürchten sich vor einem starken Gefühl? Wie komisch, ich selbst wünsche mir gar nichts mehr als das, ich würde für mein Leben gern auf so etwas stoßen«, hatte sie mit so natürlicher, so überzeugter Stimme gesagt, daß es ihm nahegegangen war. »Sie haben sicher einmal um eine Frau gelitten, und nun meinen Sie, alle sind so wie sie. Sie hat Sie gewiß nicht verstanden; Sie sind ein so ganz besonderer Mensch. Gerade das habe ich von Anfang an in Ihnen geliebt, ich habe gefühlt, daß Sie nicht sind wie die anderen alle.« »Und dann«, hatte er zu ihr gesagt, »haben Sie doch auch – ich weiß ja, wie die Frauen sind – eine Menge anderer Beschäftigungen, Sie sind sicher nur selten frei.« »Ich? Im Gegenteil, ich habe niemals etwas vor! Ich bin immer frei, für Sie ganz bestimmt. Wann immer bei Tag oder Nacht es Ihnen angenehm wäre, mich zu sehen, lassen Sie mich nur holen, ich werde immer glücklich sein, so schnell wie möglich zu kommen. Werden Sie es auch tun? Wissen Sie, was nett von Ihnen wäre? Sie sollten sich Madame Verdurin vorstellen lassen, bei der ich jeden Abend bin. Denken Sie nur! Wenn wir uns da treffen könnten, und ich dürfte glauben, Sie kämen ein bißchen meinetwegen hin!«

Gewiß, wenn er in dieser Weise an ihre Unterhaltungen zurückdachte, wenn er sich so in Stunden des Alleinseins mit ihr beschäftigte, tauchte ihr Bild nur unter vielen anderen Frauenbildern in seinen romantischen Träumereien auf; wenn aber durch irgendwelche Umstände (oder vielleicht auch ohne das, denn Umstände, die sich in dem Augenblick einstellen, wo ein bis dahin latenter Zustand offen zutage tritt, können ihn ja in keiner Weise beeinflußt haben) das Bild von Odette de Crécy

schließlich seine Träumereien beherrschte und diese von dem Gedanken an sie nicht mehr zu trennen waren, hatte die Unvollkommenheit ihres Körpers keine Bedeutung mehr, überhaupt die Frage nicht, ob er mehr oder weniger als ein anderer Swanns Geschmack entsprach, da er als der Körper derjenigen, die er liebte, von nun an als einziger imstande sein würde, ihm Lust und Qual zu bereiten.

Mein Großvater hatte, was man von keinem der gegenwärtigen Freunde Verdurins hätte sagen können, dessen Eltern gekannt. Doch er hatte jede Beziehung zu dem Sohn verloren, den er als den »jungen Verdurin« bezeichnete und etwas summarisch, obwohl er mehrfacher Millionär geblieben war, als einen heruntergekommenen Bohemien betrachtete. Eines Tages erhielt er einen Brief von Swann, in dem dieser ihn fragte, ob er ihn nicht mit den Verdurins in Verbindung bringen könne: »Achtung! Achtung!« hatte mein Großvater ausgerufen, »ich wundere mich über gar nichts mehr, dahin mußte es kommen. Das ist ja das richtige Milieu für ihn! Erstens kann ich ihm den Gefallen nicht tun, ich kenne diesen Herrn gar nicht mehr. Und außerdem steckt dahinter bestimmt eine Weibergeschichte, zu so etwas gebe ich mich nicht her. Na gut! Das wird ja heiter werden, wenn Swann sich mit diesen jungen Verdurins einläßt.«

Auf die negative Antwort meines Großvaters hin hatte Odette es selbst übernommen, Swann bei den Verdurins einzuführen.

An dem Tag, als Swann zum ersten Mal bei ihnen erschien, hatten die Verdurins Doktor Cottard mit seiner Frau, den jungen Pianisten und seine Tante sowie den damals in ihrer Gunst stehenden Maler zu Tisch. Ein paar andere Getreue kamen später hinzu.

Doktor Cottard wußte nie mit Sicherheit, in welchem Ton er jemandem antworten sollte, ob sein Gegenüber scherzen wollte oder im Ernst sprach. So fügte er denn für alle Fälle seinem Gesichtsausdruck jederzeit das Angebot eines beding-

ten und vorläufigen Lächelns hinzu, dessen abwartende Listigkeit ihn von jedem Vorwurf der Naivität freihalten mußte, falls die Äußerung, die man ihm gegenüber getan hatte, ironisch gemeint gewesen war. Doch wie um der entgegengesetzten Hypothese zu begegnen, wagte er es nicht, dieses Lächeln eindeutig auf seinem Gesicht festzulegen, so daß man dort ständig eine Ungewißheit schweben sah, in der die Frage lag, die er zu stellen nicht wagte: »Ist das jetzt ernst gemeint?« Nicht minder unsicher wie in einem Salon war sein Verhalten auf der Straße, ja im Leben überhaupt, so daß man ihn Vorübergehenden, Wagen oder Ereignissen mit einem schalkhaften Lächeln begegnen sah, das seiner Haltung von vornherein alles Unangebrachte benahm, denn es bewies, wenn diese nicht paßte, daß er das wußte und sie nur spaßeshalber eingenommen hatte.

Bei allen Gelegenheiten jedoch, wo eine freimütige Frage erlaubt zu sein schien, bemühte sich der Doktor, seinen Zweifel auf das Mindestmaß zu reduzieren und seine Bildung zu vervollkommnen.

So ließ er auf den Rat, den eine weitschauende Mutter ihm mitgegeben hatte, als er seine Provinz verließ, niemals eine Redensart oder einen Eigennamen, die ihm unbekannt waren, passieren, ohne den Versuch zu machen, darüber kundig zu werden.

Bei Redensarten war er unermüdlich auf Belehrung erpicht, denn da er oft hinter ihnen einen eindeutigeren Sinn vermutete, als sie eigentlich haben, hätte er gern genau gewußt, was mit denen gemeint war, die er am häufigsten hörte, »beauté du diable« etwa, oder »sang bleu« haben, »une vie de bâton de chaise«, »le quart d'heure de Rabelais«, »Arbiter elegantiarum«, jemandem »carte blanche« erteilen, »être réduit à quia« und andere ähnliche[1] , und bei welchen bestimmten Gelegenheiten er sie selbst in seine Reden einflechten könnte. Paßten sie gerade nicht, so brachte er Wortspiele an, die er aufgelesen hatte. Was die Namen neuer Personen

betraf, die in seiner Gegenwart erwähnt wurden, so beließ er es dabei, sie in einem fragenden Ton zu wiederholen, der genügen sollte, ihm Erklärungen einzubringen, die er scheinbar nicht verlangt hatte.

Da ihm der kritische Sinn, den er allem gegenüber zu entfalten glaubte, völlig abging, war jene verfeinerte Höflichkeit, die darin besteht, daß man jemandem gegenüber, dem man gefällig ist, so tut, als habe man vielmehr ihm zu danken (wobei man natürlich nicht möchte, daß er es wirklich glaubt), bei ihm verlorene Liebesmüh; er nahm alles wörtlich. Wie verblendet auch Madame Verdurin in bezug auf ihn war, so hatte sie schließlich doch, obwohl sie ihn auch weiterhin sehr gescheit fand, mit Unbehagen festgestellt, daß, als sie ihn zu einem Stück mit Sarah Bernhardt in eine Proszeniumsloge einlud, und dabei aus Zartgefühl bemerkte: »Es ist wirklich zu nett von Ihnen, Doktor, daß Sie gekommen sind, sicher haben Sie Sarah Bernhardt schon furchtbar oft gesehen, und wir sind auch vielleicht etwas nah an der Bühne«, der Doktor, der die Loge mit einem Lächeln betreten hatte, zu dessen deutlicherer Akzentuierung oder Unterdrückung er abwartete, daß jemand, der dafür zuständig war, ihn über den Wert der Veranstaltung aufklärte, ihr antwortete: »In der Tat, wir sind viel zu nah, und man beginnt doch auch, Sarah Bernhardts überdrüssig zu werden. Aber Sie hatten doch gewünscht, daß ich komme. Ihre Wünsche sind mir Befehl. Ich bin überglücklich, Ihnen diesen kleinen Dienst zu erweisen. Was würde man Ihnen zu Gefallen nicht tun, Sie sind so großherzig!« Und er fügte hinzu: »Sarah Bernhardt? Das ist doch die ›goldene Stimme‹, nicht wahr? Man liest oft, sie ›spiele alle anderen an die Wand‹. Ein sonderbarer Ausdruck, nicht wahr?«, letzteres in der Hoffnung auf einen Kommentar, der jedoch unterblieb.

»Weißt du,« hatte Madame Verdurin zu ihrem Gatten gesagt, »ich glaube, wir machen einen Fehler, wenn wir dem Doktor gegenüber aus Bescheidenheit herabsetzen, was wir ihm bieten. Er ist ein Gelehrter, der außerhalb des praktischen

Lebens steht. Er kennt den Wert der Dinge nicht und glaubt in dieser Hinsicht, was wir ihm darüber erzählen.« »Ich hatte nicht gewagt, dich darauf aufmerksam zu machen, aber ich habe es auch schon bemerkt«, pflichtete Verdurin ihr bei. Und am folgenden 1. Januar kaufte Verdurin für Cottard, anstatt ihm einen Rubin für dreitausend Francs mit dem Bemerken zu schenken, es sei ja gar nicht der Rede wert, einen aufgearbeiteten Stein für dreihundert Francs und gab ihm dabei zu verstehen, man werde schwerlich einen schöneren finden.

Als Madame Verdurin angekündigt hatte, daß im weiteren Verlauf des Abends Swann erscheinen würde, hatte der Doktor ausgerufen: »Swann?«, in einem vor lauter Verwunderung geradezu brüsken Ton, denn die geringste Neuigkeit setzte diesen Mann, der sich immer auf alles vorbereitet glaubte, mehr als irgend jemanden in Erstaunen. Als niemand ihm Antwort gab, stieß er in höchster Verstörtheit hervor: »Swann? Aber wer ist denn das, Swann?«, doch er beruhigte sich sofort, als Madame Verdurin sagte: »Aber das ist doch der Freund, von dem Odette uns erzählte.« »Ah! gut, gut. Dann ist ja alles in Ordnung«, antwortete der Doktor mit wiedergewonnener Ruhe. Der Maler hingegen war erfreut, daß Swann Madame Verdurin vorgestellt werden sollte, er nahm an, er sei in Odette verliebt, und er begünstigte gern alle Liaisons. »Mir macht nichts so viel Vergnügen, als wenn ich Ehen stiften kann«, vertraute er Doktor Cottard an, »ich habe schon viele zustande gebracht, selbst solche unter Frauen!«

Als Odette den Verdurins gesagt hatte, Swann sei sehr »smart«, hatten sie Angst bekommen, er könne ein »Langweiler« sein. Er machte aber im Gegenteil einen ausgezeichneten Eindruck auf sie, bei dem, ohne daß sie es wußten, sein Umgang in den Kreisen der eleganten Gesellschaft indirekt im Spiele war. Tatsächlich war er selbst intelligenten Leuten, die aber nicht in der Gesellschaft verkehren, darin überlegen, daß er wie alle, die sie ein bißchen kennen, sie nicht mehr infolge einer die Phantasie beherrschenden Sehnsucht danach über-

schätzte oder aus Widerwillen gänzlich bagatellisierte. Die Liebenswürdigkeit dieser Menschen, die von jedem Snobismus ebenso frei ist wie von der Furcht, allzu liebenswürdig zu erscheinen, und die daher unbefangen sind, hat die Leichtigkeit und spielerische Anmut von Leuten, deren guttrainierte Glieder genau das ausführen, was sie ausführen sollen, ohne aufdringlich ungeschickte Teilnahme des übrigen Körpers. Die einfache, elementare Bewegungstechnik des Weltmannes, der dem jungen Unbekannten, der ihm vorgestellt wird, liebenswürdig die Hand reicht und dem Botschafter, dem man ihn vorstellt, eine reservierte Verbeugung macht, war bei Swann, ohne daß es ihm bewußt war, zum Prinzip seines gesellschaftlichen Verhaltens überhaupt geworden: Leuten gegenüber, die Kreisen angehörten, die den seinen untergeordnet waren, wie die Verdurins und ihre Freunde, legte er instinktiv eine Beflissenheit an den Tag, machte er Avancen, die ihrer Meinung nach ein »Langweiler« unterlassen hätte. Eine Anwandlung von kühler Zurückhaltung hatte er nur Doktor Cottard gegenüber, als dieser ihm zuzwinkerte und zweideutig dabei lächelte, bevor sie noch miteinander gesprochen hatten (eine Mimik, die Cottard selbst als »abwarten« bezeichnete). Swann glaubte daraufhin, daß der Doktor ihn vermutlich von einer Begegnung in einem Vergnügungslokal her kannte, obwohl er solche selbst sehr wenig aufzusuchen pflegte, hatte er doch nie in der Welt der Amüsierlokale gelebt. Da er diese vertrauliche Anspielung geschmacklos fand, vor allem im Beisein von Odette, die vielleicht daraufhin eine schlechte Meinung von ihm hätte bekommen können, setzte er eine eisige Miene auf. Als er aber erfuhr, daß die neben ihm stehende Dame Madame Cottard sei, dachte er bei sich, ein so junger Ehemann könne unmöglich in Gegenwart seiner Frau auf derartige Amüsements anspielen wollen, und legte dem vertraulichen Lächeln des Doktors nicht mehr die befürchtete Bedeutung bei. Der Maler lud Swann sofort ein, mit Odette sein Atelier zu besuchen; Swann fand ihn sehr nett. »Viel-

leicht werden Sie besser behandelt als ich«, sagte Madame Verdurin in einem Ton, als ob sie beleidigt wäre, »und bekommen das Porträt von Doktor Cottard zu sehen (sie selbst hatte es bei dem Maler bestellt). Achten Sie auch ja darauf, Monsieur Biche«, erinnerte sie den Maler, den als »Monsieur« zu bezeichnen ein üblicher Scherz war, »den netten Blick wiederzugeben, den kleinen Zug ins Schalkhafte, ins Lustige, den seine Augen haben. Sie wissen, ich lege besonderen Wert auf sein Lächeln; was ich von ihnen will, ist das Porträt seines Lächelns.« Und da diese Formel ihr sehr geglückt schien, wiederholte sie sie noch einmal mit lauter Stimme, um auch sicher zu sein, daß mehrere der Eingeladenen sie gehört hätten, ja sie ließ sogar eigens unter einem Vorwand ein paar von ihnen näher herantreten. Swann bat, mit allen bekannt gemacht zu werden, sogar mit einem alten Freund der Verdurins, Saniette, der durch seine Schüchternheit, sein schlichtes Auftreten und sein gutes Herz überall die Achtung eingebüßt hatte, die ihm seine archivarischen Kenntnisse, sein großes Vermögen und seine ausgezeichnete Familie eingetragen hatten. Wenn er sprach, hatte er gleichsam Brei im Mund, was wundervoll war, weil man spürte, daß es weniger von einer Mißbildung der Zunge als von einer Eigenschaft der Seele herrührte, gleichsam ein Rest jener Unschuld der Kindheit, die er nie verloren hatte. Alle Konsonanten, die er nicht aussprechen konnte, standen für ebenso viele Härten, zu denen er nicht imstande war. Als Swann darum bat, ihm vorgestellt zu werden, kehrte Madame Verdurin die Rollen um (so daß sie, als sie seinem Wunsche entsprach, in folgender Weise den Unterschied betonte: »Monsieur Swann, haben Sie wohl die Güte, mir zu erlauben, daß ich Ihnen unseren Freund Saniette vorstelle?«), aber er rief sofort bei Saniette eine leidenschaftliche Sympathie hervor, von der die Verdurins Swann übrigens nie ein Wort sagten, denn sie waren Saniettes etwas überdrüssig und legten keinen Wert darauf, ihm Freunde zu gewinnen. Swann hingegen erwarb sich

ihre volle Zuneigung, als er glaubte, auch gleich darum bitten zu müssen, die Bekanntschaft der Tante des Pianisten zu machen. Gekleidet wie immer in Schwarz, da sie der Meinung war, daß Schwarz stets richtig und stets am vornehmsten sei, hatte sie ein stark gerötetes Gesicht, wie sie es jedesmal nach dem Essen bekam. Sie verneigte sich respektvoll vor Swann, richtete sich dann jedoch gleich mit Würde wieder auf. Da sie keinerlei Bildung besaß und Angst vor Schnitzern hatte, sprach sie absichtlich möglichst undeutlich in der Hoffnung, daß, wenn sie etwas Falsches sagte, ihre Rede in einem solchen Gemurmel untergehen werde, daß es nicht mehr mit Sicherheit festzustellen sei; dadurch war ihre Sprechweise allmählich zu einem bloßen unklaren Nuscheln geworden, aus dem sich von Zeit zu Zeit eine einzelne Vokabel heraushob, deren sie vollkommen sicher war. Swann glaubte, er könne sich im Gespräch mit Verdurin diskret über sie amüsieren, der darüber allerdings pikiert war.

»Sie ist so eine herzensgute Frau«, sagte er. »Ich gebe zu, sehr brillant ist sie nicht; aber ich kann Ihnen nur sagen, wenn man allein mit ihr spricht, ist sie außerordentlich nett.« »Ich zweifle nicht daran«, beeilte sich Swann beizupflichten. »Ich wollte nur sagen, daß sie mir nicht gerade ›überragend‹ vorkommt«, fügte er unter Betonung dieses Adjektivs hinzu, »was ja eher ein Kompliment sein mag!« »Wissen Sie«, meinte Verdurin noch, »Sie werden es kaum glauben, aber sie schreibt auf eine ganz reizende Art. Ihren Neffen haben Sie noch nie gehört? Er ist ganz großartig, nicht wahr, Doktor? Soll ich ihn bitten, etwas zu spielen, Monsieur Swann?« »Ja, das wäre wirklich ein Glück …«, leitete Swann seine Antwort ein, als der Doktor ihn mit spöttischer Miene unterbrach. Da er gelernt hatte, daß in der Unterhaltung jede Emphase, jeder Gebrauch von großen Worten aus der Mode gekommen sei, glaubte er, sobald er ein offenbar ernstgemeintes gewichtigeres Wort vernahm wie in diesem Falle das Wort »Glück«, daß derjenige, der es ausgesprochen hatte, sich ins philisterhaft

Pompöse verirrt habe. Und wenn dazu dieses Wort noch in dem vorkam, was er als »Cliché« bezeichnete, so glaubte er, wie allgemein üblich das Wort auch im übrigen sein mochte, der angefangene Satz sei zum Lachen, und vollendete ihn ironisch mit dem Gemeinplatz, den er seinem Gesprächspartner damit in den Mund legte, wenn dieser auch nicht im entferntesten an ihn gedacht hatte.

»Ein Glück für Frankreich!« rief er schalkhaft und hob dabei emphatisch die Arme.

Monsieur Verdurin konnte sich ein Lachen nicht verbeißen.

»Was haben sie denn zu lachen, all die guten Leute da, man scheint ja keine Trübsal zu blasen in eurer Ecke da hinten«, rief Madame Verdurin. »Ihr glaubt wohl, es macht mir Spaß, hier ganz allein von allem ausgeschlossen zu sein«, fügte sie in schmollendem Babyton hinzu.

Madame Verdurin saß auf einem hohen schwedischen Stuhl aus gewachstem Tannenholz, den ein Geiger jenes Landes ihr zum Geschenk gemacht hatte und den sie behielt, obwohl er wie ein Küchenschemel aussah und keineswegs zu den schönen alten Möbeln paßte, die sie besaß; doch sie legte Wert darauf, Geschenke, die ihre Getreuen ihr von Zeit zu Zeit zu machen pflegten, bei der Hand zu haben, damit die Spender bei ihren Besuchen das Vergnügen hätten, sie bei ihr wiederzufinden. Sie bemühte sich daher allerdings zu erreichen, daß man es lieber bei Blumen und Pralinés bewenden ließ, die irgendwann wieder verschwinden; es gelang ihr aber nicht recht, und so hatte sie bereits eine ganze Sammlung von Fußwärmern, Kissen, Stutzuhren, Wandschirmen, Barometern, Blumentopfhüllen, in unzähligen Wiederholungen und so bunt zusammengewürfelt wie Weihnachtsgeschenke.

Von ihrem Hochsitz aus nahm sie lebhaft an den Gesprächen der Getreuen teil und erheiterte sich an deren »Possen«, doch seit dem Mißgeschick, das ihrem Kiefer zugestoßen war, verzichtete sie auf die Mühe eigentlicher Lachausbrüche und überließ sich statt dessen lieber einer konventionellen Mimik,

die, unanstrengend und gefahrlos zugleich, besagte, daß sie Tränen lache. Bei dem geringfügigsten Scherzwort, das ein Getreuer gegen einen »Langweiler« oder einen ins Lager der »Langweiler« verstoßenen ehemaligen Getreuen vorbrachte, stieß sie – zur größten Verzweiflung übrigens von Monsieur Verdurin, der lange Zeit den Ehrgeiz gehabt hatte, für ebenso liebenswürdig zu gelten wie seine Frau, der aber, da er ernstlich lachte, schnell außer Atem geriet und so durch ihre List einer unaufhörlichen, wenn auch fiktiven Heiterheit ins Hintertreffen geraten war – einen kleinen Schrei aus, drückte ihre Vogelaugen, die eine leichte Hornhautveränderung zu verschleiern begann, fest zu und barg plötzlich, als habe sie gerade noch Zeit gefunden, ein unpassendes Schauspiel den Blicken zu entziehen oder einem tödlichen Anfall zu begegnen, das Gesicht in den Händen, so daß es völlig bedeckt und nichts mehr davon zu sehen war; es schien dann, als müsse sie die größten Anstrengungen machen, um einen Lachanfall zu unterdrücken, der, wenn sie sich ihm hemmungslos überlassen hätte, zu einer Ohnmacht geführt haben würde. Berauscht von der Heiterkeit der Getreuen, trunken von Kameradschaft, von Klatsch und dem traulichen Gefühl der Gemeinsamkeit hockte Madame Verdurin auf ihrem Sitz wie ein Vogel, dem man seinen Brocken in warmen Wein getaucht hat, und schluchzte förmlich vor Liebenswürdigkeit.

Indessen bat Monsieur Verdurin, nachdem er bei Swann um die Erlaubnis nachgesucht hatte, seine Pfeife anzünden zu dürfen (»bei uns macht man keine Umstände, wir sind ja unter uns«), den jungen Musiker, sich an den Flügel zu setzen.

»Aber geh, so belästige ihn doch nicht, er ist doch nicht hier, um sich quälen zu lassen«, rief Madame Verdurin, »ich will nicht, daß du ihn quälst!«

»Aber wieso soll ihm das denn lästig sein?« entgegnete Verdurin. »Monsieur Swann kennt vielleicht unsere Entdeckung noch nicht, die Fis-Dur-Sonate; er könnte sie uns doch für Klavier arrangiert vorspielen.«

»O nein! Auf keinen Fall meine Sonate!« rief Madame Verdurin aus, »ich will mir doch nicht vor lauter Weinen einen Stirnhöhlenkatarrh holen und nachher Gesichtsneuralgien wie das letzte Mal. Nein, danke bestens, darauf gehe ich nicht wieder ein; ihr seid wirklich zu nett, man sieht, daß nicht ihr nachher acht Tage das Bett hüten müßt!«

Diese Szene, die sich regelmäßig wiederholte, sooft der Pianist spielen sollte, entzückte die Freunde des Hauses jedesmal in unverminderter Weise als ein Beweis der unwiderstehlichen Originalität der »Patronne«[1] und ihrer musikalischen Empfindsamkeit. Diejenigen, die in der Nähe standen, gaben denen, die sich in größerer Entfernung kartenspielend oder rauchend aufhielten, einen Wink, sie sollten näher kommen, es sei etwas im Gange, indem sie, wie es im Reichstag bei interessanten Debatten geschieht, »zuhören, zuhören!«[1] riefen. Am Tag darauf aber sprach man denen, die nicht hatten kommen können, sein Bedauern aus mit dem Bemerken, die Szene sei diesmal noch amüsanter als gewöhnlich verlaufen.

»Also gut, abgemacht«, sagte Monsieur Verdurin, »er spielt nur das Andante.«

»Nur das Andante, wie kannst du so etwas sagen!« rief Madame Verdurin. »Gerade das setzt mir ja mehr als alles andere zu. Unser ›Patron‹ versteht es wirklich! Das ist, als sagte er bei der *Neunten*: wir hören uns nur das Finale an, oder bei den *Meistersingern* nur die Ouvertüre.«

Der Doktor hingegen redete Madame Verdurin zu, den Pianisten spielen zu lassen, nicht daß er die Aufregung, in die die Musik sie versetzte, für bloße Einbildung hielt – er stellte gewisse typische Symptome von Neurasthenie daran fest –, sondern aus jener Gewohnheit heraus, die viele Ärzte haben, sofort ihre Vorschriften etwas zu lockern, wenn es sich – da ihnen das vorzugehen scheint – um irgendeine gesellschaftliche Veranstaltung handelt, an der sie teilnehmen und bei der die Person, der sie anraten, doch einmal ihre Verdauungsbe-

schwerden oder ihre Grippe zu vergessen, eine Hauptrolle spielt.

»Diesmal werden Sie bestimmt nicht krank, Sie werden sehen«, sagte er und versuchte es dabei mit einem suggestiven Blick. »Und wenn Sie doch krank werden, dann pflegen wir Sie eben.«

»Bestimmt?« fragte Madame Verdurin, als könne man angesichts solcher erhofften Gunst nur kapitulieren. Manchmal vergaß sie vielleicht auch für Augenblicke, weil sie es so oft behauptet hatte, daß es nur eine Lüge war, wenn sie sagte, sie würde krank, und nahm wirklich das seelische Verhalten einer Kranken an. Denn Menschen, die es müde sind, die Seltenheit ihrer Anfälle immer nur ihrer eigenen Vorsicht zu verdanken, reden sich gern einmal ein, sie könnten ungestraft alles tun, was ihnen gefällt, aber in der Regel schlecht bekommt, wofern sie sich in die Hände eines Mächtigen begeben, der sie ohne ihr eigenes Zutun mit einem Wort oder einer Pille wieder auf die Beine bringt.

Odette hatte sich auf ein Tapisseriesofa beim Flügel gesetzt.

»Sie wissen ja, ich habe mein festes Plätzchen«, sagte sie zu Madame Verdurin.

Diese sah, daß Swann auf einem Stuhl saß, und hieß ihn aufstehen:

»Da sitzen Sie nicht gut, setzen Sie sich doch zu Odette; nicht wahr, Odette, bei Ihnen ist doch noch ein bißchen Platz für Monsieur Swann?«

»Was für ein schönes Beauvais«, bemerkte Swann, um etwas Nettes zu sagen, bevor er sich niederließ.

»Oh, das freut mich, daß Sie mein Sofa zu schätzen wissen«, antworte Madame Verdurin. »Und ich kann Ihnen auch gleich sagen, wenn Sie etwas ebenso Schönes finden wollen, geben Sie es lieber von vornherein auf. Die haben so etwas nur einmal gemacht. Die kleinen Stühle sind auch einzig in ihrer Art. Sie müssen sich das gleich nachher einmal ansehen.

Die Bronzeappliken passen jeweils als Attribut zu dem Mittelstück auf dem Sitz; Sie werden Ihren Spaß haben, wenn Sie sich das alles genau ansehen, ich sage Ihnen voraus, es wird ein Genuß für Sie sein. Allein schon die Bordüren da, sehen Sie sich nur die winzige Rebe auf dem roten Grund von ›Der Bär und die Trauben‹[1] an! Das ist noch gezeichnet, was? Sieht die kleine Traube nicht zum Anbeißen aus? Mein Mann behauptet immer, ich mache mir nichts aus Früchten, weil ich weniger esse als er. Aber nein, ich bin im Grunde versessener als irgend jemand darauf, nur muß ich sie nicht in den Mund stecken, um sie zu genießen; ich weide mich mit den Augen daran. Was habt ihr denn alle zu lachen? Fragen Sie den Doktor hier, er kann Ihnen sagen, daß die Trauben da mich purgieren. Andere machen Traubenkuren mit Fontainebleau-Chasselas, mir genügt meine kleine Beauvaiskur. Aber, Monsieur Swann, Sie kommen mir nicht aus dem Haus, ohne daß Sie die kleine Bronzen auf den Rückenlehnen angefaßt haben. Ist sie nicht wie Seide, diese Patina? Nicht so, mit der ganzen Hand. Sie müssen sie richtig befühlen.«

»O Gott, wenn Madame Verdurin anfängt, die Bronzen abzuknutschen, hören wir heute abend keine Musik«, bemerkte der Maler.

»Schweigen Sie, Sie boshafter Mensch. Im Grunde«, fügte sie zu Swann gewendet hinzu, »verbietet man uns Frauen Dinge, die weit weniger lustvoll sind als das. Doch es gibt gar keine menschliche Haut, die den Vergleich damit aushielte! Als Monsieur Verdurin mir noch die Ehre erwies, eifersüchtig zu sein – geh, sei wenigstens höflich und behaupte nicht, du seiest es niemals gewesen …«

»Aber ich habe ja gar nichts gesagt. Doktor, Sie sind mein Zeuge: habe ich etwas gesagt?«

Swann befühlte aus Höflichkeit die Bronzeappliken und wagte nicht, gleich wieder aufzuhören.

»Kommen Sie, Sie können sie später noch streicheln; jetzt wird man Sie streicheln, man wird Sie im Ohr streicheln; Sie

haben das sicher gern, stelle ich mir vor; hier dieser junge Mann wird es übernehmen.«

Als aber der junge Pianist gespielt hatte, war Swann noch liebenswürdiger zu ihm als zu allen anderen, und zwar aus folgendem Grund:

Im vorhergehenden Jahr hatte er bei einer Abendgesellschaft eine Komposition für Geige und Klavier gehört.[1] Zunächst hatte ihn nur der materielle Reiz der von den Instrumenten entsandten Töne entzückt, und es war bereits ein großer Genuß für ihn gewesen, als er wahrnahm, wie sich unter der leise, aber beharrlich und gedrängt führenden Stimme der Geige mit tröpfelndem Plätschern plötzlich die vielgestaltigen, doch miteinander verbundenen Stimmen des Klavierparts zu erheben suchten, flach ausgebreitet, aber bewegt wie die malvenfarbene, vom Mondschein verzauberte und in eine weichere Tonart versetzte Erregung der See. Von einem gewissen Augenblick an aber hatte er, ohne daß er, was ihm eigentlich so gefiel, deutlich sich abzeichnen sah oder hätte benennen können, wie verzaubert das Thema[2] oder die Harmonie – er wußte es selber nicht – festzuhalten versucht, die an sein Ohr drang und ihm die Seele auftat, so wie gewisse Rosendüfte in feuchter Abendluft die Eigenschaft haben, die Nasenflügel zu weiten. Vielleicht war es, weil er von Musik nichts verstand, daß er einen so unklaren Eindruck haben konnte, einen jener Eindrücke jedoch, die vielleicht die einzigen rein musikalischen sind, da sie an keine Dimension gebunden, völlig ursprünglich und auf keine andere Kategorie von Sinneseindrücken zurückführbar sind. Ein Eindruck dieser Art ist einen Augenblick lang sozusagen »sine materia«.[3] Zweifellos neigen die einzelnen Töne, die wir hören, je nach Höhe und Stärke dazu, vor unseren Augen Flächen von verschiedener Größe zu bedecken, Arabesken zu beschreiben, Empfindungen von Breite, Schmalheit, Massivität oder spielerischer Leichtigkeit zu vermitteln. Doch die Töne sind schon verrauscht, bevor noch die Empfindungen in uns so deutlich

geworden sind, daß sie nicht von denen überflutet würden, die aus den folgenden oder sogar schon zu gleicher Zeit erklingenden entstehen. Und dieser Eindruck würde auch weiterhin mit seinem Fließen und seinen »Abtönungen« die Motive umhüllen, die sich für Augenblicke und kaum sichtbar darüber erheben, um gleich wieder unterzutauchen und darin zu verschwinden, spürbar nur durch die ganz eigene Art von Glück, mit dem sie uns beschenken, unmöglich jedoch zu beschreiben oder zurückzurufen, zu benennen, ganz unsäglich mithin – wenn nicht das Gedächtnis, wie ein Arbeiter, der inmitten der Flut ein dauerhaftes Fundament zu errichten sucht, indem es für uns von diesen flüchtigen Takten ein Faksimile herstellt, es uns ermöglichen würde, sie mit den darauffolgenden zu vergleichen und von ihnen zu unterscheiden. So war auch kaum für Swann der bezaubernde Eindruck vorbei, als sein Gedächtnis auf der Stelle eine summarische und vorläufige Transkription davon vorgenommen hatte, auf die er einen Blick werfen konnte, während das Stück weiterging, so daß der gleiche Eindruck, als er plötzlich wiederkehrte, schon nicht mehr ungreifbar war. Er hielt ihn sich jetzt in seiner Dauer, seiner Symmetrie, gleichsam graphisch dargestellt, in seinem Ausdruckswert vor und hatte damit schon etwas an der Hand, was nicht mehr reine Musik war, sondern Zeichnung, Architektur, etwas Gedankliches, mit dessen Hilfe es möglich ist, sich an Musik zu erinnern. Diesmal hatte er deutlich ein Thema herausgehört, das sich für Augenblicke aus dem Klanggewoge erhob. Es hatte ihm sogleich besondere Wonnen in Aussicht gestellt, von denen er, bis er es hörte, nie etwas geahnt hatte, von denen er auch spürte, daß nur es allein sie ihm würde vermitteln können; er empfand denn auch ihm gegenüber etwas wie eine neuartige Liebe.

In langsamem Rhythmus führte es ihn erst hier, dann dort, dann anderswo einem edlen, unbegreiflichen und doch deutlich bewußten Glück entgegen. Auf einmal aber, an einem bestimmten Punkt angekommen, von dem aus er ihm gerade

weiter folgen wollte, wechselte es nach sekundenlangem Zögern jäh die Richtung, und in einer neuen, rasch vorwärtsdrängenden, melancholischen, unermüdlichen, leisen Gangart eilte es ihm voraus, unbekannten Aussichten entgegen. Dann verschwand es ganz. Er wünschte sich leidenschaftlich, ihm noch ein drittes Mal zu begegnen. Und es tauchte auch wirklich wieder auf, doch ohne deutlicher zu ihm zu reden, ja vielleicht sogar, ohne daß es ihm so tiefe Wonne schenkte wie zuvor. Zu Hause angekommen aber hatte er auch weiterhin das größte Verlangen danach verspürt, er war wie ein Mann, dessen Leben eine Vorübergehende, die er nur kurz gesehen hat, mit der Vorstellung von einer neuen Schönheit beschenkt, die seine Empfindungsf ähigkeit bereichert, ohne daß er auch nur weiß, ob er die, die er nun schon liebt und deren Namen er nicht einmal kennt, je wiedersehen wird.

Diese Liebe zu einem musikalischen Thema schien in Swann sogar einen Augenblick lang eine Art von Verjüngung bewirken zu können. So lange schon hatte er darauf verzichtet, sein Leben auf ein ideales Ziel zu richten, hatte es vielmehr so ganz auf eine Abfolge von täglich sich erneuernden Befriedigungen abgestellt, daß er, ohne es sich jemals ausdrücklich zu sagen, die Meinung hegte, es werde bis zu seinem Ende immer so weitergehen; ja mehr noch: da er sich im Geiste nicht mehr mit großen Gedanken beschäftigte, hatte er aufgehört, an ihre Realität zu glauben, ohne daß er diese geradezu leugnete. So hatte er die Gewohnheit angenommen, sich in nichtssagende Gedanken zu flüchten, bei denen er den Dingen nicht auf den Grund zu gehen brauchte. Ebenso wie er sich einerseits nicht fragte, ob er vielleicht besser daran getan hätte, sich nicht so völlig der Gesellschaft zu verschreiben, andererseits aber mit Sicherheit wußte, daß er, wenn er eine Einladung angenommen hatte, unbedingt auch hingehen und daß er, wenn er einen Besuch nicht machte, hinterher wenigstens seine Visitenkarte abgeben müsse, so bemühte er sich auch in der Unterhaltung, niemals mit innerer Anteilnahme

eine Meinung über die Dinge auszusprechen, sondern nur sachliche Einzelheiten beizusteuern, die für sich selbst sprachen und ihm erlaubten, sich über seine Person selbst auszuschweigen. Er war überaus genau, wenn es sich um ein Kochrezept oder das Geburts- und Todesjahr eines Malers oder den Katalog seiner Werke handelte. Manchmal ließ er sich trotz allem so weit gehen, eine Meinung über ein Werk oder eine Lebensauffassung zu äußern, aber er tat es dann in ironischem Ton, so als stehe er eigentlich nicht ganz zu seinen Worten. Doch wie gewisse kränklich veranlagte Menschen, bei denen plötzlich der Aufenthalt in einer anderen Gegend, eine neue Diät oder manchmal eine unvermittelte, unerklärliche organische Entwicklung einen solchen Rückgang ihrer Krankheit zu bewirken scheinen, daß in ihnen die schon aufgegebene Hoffnung wiederaufflammt, spät doch noch ein ganz neues Leben zu beginnen, so stieß Swann in sich bei der Erinnerung an das Thema, das er gehört hatte, und beim Anhören von ein paar Sonaten, die er sich hatte vorspielen lassen, um zu sehen, ob es nicht darin vorkomme, auf eine jener unsichtbaren Wirklichkeiten, an die er nicht mehr glaubte; und als habe die Musik in der seelischen Verödung, an der er litt, sozusagen die Entstehung neuer Substanz bewirkt, verspürte er von neuem den Wunsch und fast auch die Kraft in sich, seinem Leben neue Weihe zu geben. Da es ihm aber nicht gelungen war, in Erfahrung zu bringen, von wem das Werk, das er gehört hatte, war, hatte er es sich nicht verschaffen können und dann schließlich vergessen. Er hatte wohl im Laufe der Woche ein paar Personen getroffen, die auch an jenem Abend dabeigewesen waren, und sie danach gefragt; doch manche von ihnen waren erst nach dem musikalischen Teil gekommen oder vorher gegangen; manche waren auch da, während die Sonate gespielt wurde, hatten aber während der Zeit in einem anderen Salon die Unterhaltung fortgesetzt, andere waren zwar geblieben, hatten aber nicht mehr als jene gehört. Die Gastgeber selbst wußten, daß es sich um ein neues Werk handelte, das

die bei ihnen engagierten Künstler gern hatten spielen wollen; diese selbst befanden sich auf einer Konzertreise, kurz, Swann erreichte nichts. Er hatte viele Freunde, die Musiker waren; aber obwohl er sich den besonderen und nicht wiederzugebenden Genuß in die Erinnerung zurückrufen konnte, den das Thema ihm verschafft hatte, und sein Diagramm deutlich vor sich sah, war er doch außerstande, es ihnen vorzusingen. Schließlich dachte er nicht mehr daran.

Jetzt aber, nur wenige Augenblicke nachdem der junge Pianist bei Madame Verdurin zu spielen begonnen hatte, bemerkte Swann plötzlich nach einem zwei Takte hindurch ausgehaltenen Ton, wie sich etwas aus diesem langgezogenen Klang herausschälte, der sich gleich einem klingenden Vorhang ausbreitete, um das Mysterium der Inkubation zu umhüllen, er sah, wie es näher kam, sich raunend, rauschend herauslöste, und da erkannte er sie wieder, die luft- und duftgetränkte Melodie, die er liebte. Sie war so unverkennbar in ihrem einzigartigen Reiz, der durch nichts zu ersetzen war, daß es Swann vorkam, als habe er in einem befreundeten Salon eine Frau getroffen, die er auf der Straße bewundert und die jemals wiederzusehen er doch nie gehofft hatte. Zuletzt entfernte sie sich, mit liebevollem Eifer den Weg weisend, in den Verzweigungen ihres Duftes; auf Swanns Zügen ließ sie den Widerschein ihres Lächelns zurück. Jetzt aber konnte er nach dem Namen seiner Unbekannten fragen (er erfuhr, dies sei das Andante der Sonate für Violine und Klavier von Vinteuil), er hatte sie in der Hand, er konnte sie bei sich haben, sooft es ihm gefiel, und konnte versuchen, hinter ihre Sprache und ihr Geheimnis zu kommen.

So geschah es, daß Swann, als der Pianist geendet hatte, auf ihn zutrat und ihm auf eine Weise dankte, die in ihrer Lebhaftigkeit Madame Verdurin sehr gefiel.

»Er kann zaubern, nicht wahr?« sagte sie zu Swann; »sagen Sie selbst, kennt er seine Sonate, dieser Bursche da? Sie haben sicher nicht gewußt, daß ein Klavier das hergeben kann.

Aber das ist ja wahrhaftig gar kein Klavierspiel mehr, bei Gott! Jedesmal bin ich wieder erstaunt, man meint ein Orchester zu hören. Es ist sogar schöner als Orchester, es ist noch vollkommener.«

Der junge Pianist verbeugte sich; lächelnd und jedes Wort betonend, als äußere er etwas Geistvolles, sagte er:

»Sie sind sehr nachsichtig gegen mich, Madame.«

Während Madame Verdurin zu ihrem Mann sagte: »Geh, hole ihm eine Orangeade, er hat es verdient«, erzählte Swann Odette, wie verliebt er schon lange in dieses kleine Thema sei. Als Madame Verdurin von weitem her bemerkte: »Nun, mir scheint, Odette, Sie bekommen da sehr schöne Dinge zu hören«, und diese erwiderte: »Ja, sehr schöne«, war Swann von ihrer Schlichtheit entzückt. Indessen erkundigte er sich nun nach Vinteuil, seinem Werk, der Lebensepoche, in der er diese Sonate komponiert habe, und was das kleine Thema wohl für ihn bedeutet haben mochte; besonders das letztere wollte er sehr gern wissen.

Doch alle diese Leute, die behaupteten, diesen Komponisten zu bewundern (als Swann gesagt hatte, seine Sonate sei wirklich schön, hatte Madame Verdurin laut ausgerufen: »Das glaube ich, daß sie schön ist! Aber man darf überhaupt nicht eingestehen, daß man die Sonate von Vinteuil nicht kennt, man hat kein Recht, sie nicht zu kennen«, und der Maler hatte hinzugesetzt: »Ah, ja! Das ist ein tolles Ding, nicht wahr? Nicht, was überall ›zieht‹ und ›gut und teuer‹ ist, nicht wahr? aber für einen Künstler wirklich ein starker Eindruck«) – diese Leute schienen sich solche Fragen niemals gestellt zu haben, denn sie waren außerstande, darauf Antwort zu geben.

Swann machte noch eine oder zwei Bemerkungen über sein Lieblingsthema.

»Was Sie nicht sagen«, meinte Madame Verdurin, »das ist ja amüsant. Ich habe nie darauf achtgegeben: ich muß Ihnen auch gestehen, ich selbst lege keinen Wert darauf, mich in solche Spitzfindigkeiten zu verlieren; wir verlieren hier unsere

Zeit nicht mit Haarspaltereien, das ist nicht der Stil des Hauses.« Doktor Cottard folgte ihr, wie sie sich inmitten dieses Stroms von geläufigen Redensarten erging, mit seliger Bewunderung und lernbegierigem Eifer. Im übrigen hüteten er und Madame Cottard sich mit jenem gesunden Sinn, wie ihn auch gewisse Menschen aus dem einfachen Volk besitzen, eine Meinung zu äußern oder Bewunderung zu heucheln, wo es sich um eine Musik handelte, von der sie sich gegenseitig, wenn sie wieder zu Hause waren, eingestehen mußten, daß sie sie ebensowenig verstanden wie die Malerei dieses »Monsieur Biche«. Da das Publikum von dem Charme, der Anmut, den Formen der Natur nur kennt, was sie den Clichés einer langsam verdauten Kunst verdankt, und jeder originale Künstler zuerst einmal diese Clichés verwirft, fanden Monsieur und Madame Cottard als echte Vertreter des Publikums an der Sonate von Vinteuil oder den Porträts des Malers nichts von dem, was für sie den Wohlklang der Musik oder die Schönheit der Malerei ausmachte. Wenn der Pianist die Sonate spielte, so schien es ihnen, als bringe er auf dem Klavier nur willkürlich Töne hervor, die nicht eine Abfolge der Bewegungen darstellten, an die ihr Ohr gewöhnt war, und als setze der Maler seine Farben auf die Leinwand nur, wie es gerade kam. Wenn sie auf seinen Bildern eine Figur erkannten, so fanden sie sie klobig und gewöhnlich (das heißt, sie vermißten daran die Eleganz jener Schule der Malerei, mit deren Augen sie sogar auf der Straße die Menschen betrachteten) und nicht der Wahrheit entsprechend, als wisse Monsieur Biche nicht, wie eine Schulter gebaut und daß das Haar der Frauen nicht malvenfarben ist.

Als die Getreuen sich wieder zerstreut hatten, hielt der Doktor nun aber doch die Gelegenheit für gekommen, und während Madame Verdurin ein abschließendes Wort über die Sonate von Vinteuil sagte, machte er es wie ein unerfahrener Schwimmer, der sich der Übung halber ins Wasser stürzt, aber lieber einen Augenblick wählt, wo nicht viele Leute da sind:

»Dann ist er also, was man einen Musiker ›di primo cartello‹[1] nennt!« rief er in jäher Entschlossenheit aus.

Swann brachte nichts weiter heraus, als daß die erst vor kurzem erschienene Sonate von Vinteuil bei den Anhängern einer sehr fortschrittlichen Schule großen Eindruck gemacht habe, beim großen Publikum aber völlig unbekannt sei.

»Ich kenne allerdings jemanden, der Vinteuil heißt«, sagte Swann im Gedanken an den Klavierlehrer meiner Großtanten.

»Das ist er vielleicht?« rief Madame Verdurin.

»O nein«, gab Swann lachend zurück. »Hätten Sie ihn zwei Minuten gesehen, würden Sie sich diese Frage nicht stellen.«

»Heißt dann die Frage stellen sie auch beantworten?« bemerkte der Doktor dazu.

»Aber er könnte ein Verwandter sein«, fuhr Swann in seiner Betrachtung fort. »Das wäre allerdings traurig genug, aber schließlich kann ein Genie einen Vetter haben, der ein alter Esel ist. Wenn das stimmte, würde ich freilich kein Opfer scheuen, damit der alte Esel mich dem Schöpfer der Sonate vorstellte; das erste bestände gleich darin, den Alten aufzusuchen, das wäre an sich schon arg genug.«

Der Maler wußte zu berichten, Vinteuil sei zur Zeit sehr krank und Doktor Potain fürchte, ihn nicht retten zu können.

»Was?« rief Madame Verdurin, »es gibt also wirklich noch Leute, die sich von Potain behandeln lassen?«

»Madame Verdurin«, gab Cottard in affektiertem Ton zu bedenken, »Sie vergessen, daß Sie von einem meiner Kollegen sprechen, einem meiner Lehrer sogar, wenn ich so sagen darf.«

Der Maler hatte gehört, Vinteuil sei von geistiger Umnachtung bedroht, und behauptete, man merke das auch an gewissen Stellen seiner Sonate. Swann fand diese Bemerkung nicht unbedingt abwegig, doch sie störte ihn, denn da reine Musik keine der logischen Beziehungen enthält, deren Verwirrung in der Sprache auf Wahnsinn hinweist, kam ihm der in einer Sonate festgestellte Wahnsinn ebenso unfaßbar vor wie der

einer Hündin oder eines Pferdes, der aber doch tatsächlich vorkommt.

»Lassen Sie mich doch mit Ihren Lehrern zufrieden, Sie wissen zehnmal soviel wie er«, antwortete Madame Verdurin dem Doktor im Tone einer Person, die den Mut ihrer Überzeugung besitzt und tapfer allen denen entgegentritt, die nicht der gleichen Ansicht sind wie sie. »Sie bringen wenigstens Ihre Patienten nicht um!«

»Aber Madame Verdurin, er ist Mitglied der Akademie«, entgegnete der Doktor in ironischem Ton. »Wenn ein Patient nun einmal lieber von der Hand eines Fürsten der Wissenschaft stirbt … Es ist doch viel eleganter, wenn man sagen kann: ›Ich werde von Potain behandelt.‹«

»Ach nein, eleganter ist das?« fragte Madame Verdurin. »Dann trägt man jetzt also auch Eleganz bei Erkrankungen, ja? Das wußte ich noch nicht … Nein, wie furchtbar komisch!« rief sie plötzlich aus und verbarg das Gesicht in den Händen. »Und ich arglose Person unterhalte mich darüber allen Ernstes mit Ihnen und merke nicht einmal, daß Sie mich zum besten halten.«

Verdurin, der es zu anstrengend fand, wegen einer solchen Kleinigkeit zu lachen, begnügte sich mit einem kräftigen Zug an seiner Pfeife und dachte kummervoll bei sich, daß es für ihn eben ganz unmöglich sei, in puncto Liebenswürdigkeit es seiner Frau gleichzutun.

»Sie müssen wissen«, sagte Madame Verdurin zu Odette in dem Augenblick, als diese sich verabschiedete, »Ihr Freund gefällt uns sehr. Er ist so schlicht, so reizend; wenn Sie immer nur solche Freunde vorzustellen haben, bringen Sie sie ruhig mit.«

Verdurin gab zu bedenken, daß er wenig Wertschätzung für die Tante des Pianisten gezeigt habe.

»Er hat sich hier bei uns noch etwas fremd gefühlt, dieser Mann« meinte Madame Verdurin, »du kannst ja nicht verlangen, daß er das erste Mal schon den Ton des Hauses trifft wie

Cottard, der seit Jahren zu unserem ›kleinen Clan‹ gehört. Das erste Mal zählt noch nicht, außer um Fühlung zu nehmen. Odette, es ist abgemacht, daß er uns morgen im Châtelet[1] trifft. Holen Sie ihn nicht vielleicht ab?«

»Ach nein, er möchte das nicht.«

»So, na ja! Wie Sie wollen. Hauptsache, daß er uns nicht im letzten Augenblick versetzt.«

Zur großen Verwunderung von Madame Verdurin versetzte er sie nie. Er traf sich mit ihnen an jedem beliebigen Ort, manchmal in Gaststätten der Banlieue, die man noch wenig besuchte, denn es war noch zu früh im Jahr, häufiger im Theater, dem Madame Verdurin sehr zugetan war, und als sie eines Tages bei sich zu Hause in seiner Gegenwart bemerkte, daß sie für die Premieren- und Galaabende gut einen Passierschein brauchen könnten und einen solchen zum Beispiel bei der Beerdigung von Gambetta[1] sehr vermißt hätten, erklärte Swann, der niemals von seinen glanzvollen Beziehungen sprach, sondern nur von seinen minder erlesenen, die zu verschweigen ihm nicht sehr taktvoll erschienen wäre und unter die er sich im Faubourg Saint-Germain angewöhnt hatte auch jene zu zählen, die er in Regierungskreisen besaß:

»Mein Wort, ich kümmere mich darum. Sie haben ihn bestimmt rechtzeitig für die Wiederaufnahme von *Les Danicheffs* [2] , ich esse morgen mit dem Polizeipräfekten im Élysée zu Mittag.«

»Wie das, im Élysée?« rief Doktor Cottard mit dröhnender Stimme aus.

»Ja, bei Monsieur Grévy[3] «, antwortete Swann etwas unangenehm berührt durch die Wirkung, die seine Worte ausgelöst hatten.

Der Maler wandte sich dem Doktor zu und fragte in witzig gemeintem Ton:

»Haben Sie das oft?«

Im allgemeinen pflegte Cottard, wenn er die gewünschte Erklärung erhalten hatte, nur zu sagen: »Ach so! Schon gut,

schon gut!« und sich wieder rasch zu beruhigen. Diesmal aber verschafften ihm Swanns letzte Worte nicht die übliche Beschwichtigung, sondern versetzten ihn in geradezu maßloses Staunen darüber, daß ein Mann, mit dem er zu Abend aß, ein Mann, der weder Amt noch Würden besaß, mit dem Staatsoberhaupt verkehrte.

»Wie das, Monsieur Grévy? Ja, kennen Sie ihn denn?« fragte er Swann mit der verdutzten und ungläubigen Miene eines Schutzpolizisten, von dem ein Unbekannter verlangt, er wolle zum Präsidenten der Republik geführt werden, und der bei diesen Worten merkt, »mit wem er es zu tun hat«, wie die Journalisten sagen würden, und dem armen Irren erklärt, er werde gleich empfangen werden, um ihn statt dessen in die Krankenabteilung des Untersuchungsgefängnisses zu geleiten.

»Ja, einigermaßen schon, wir haben gemeinsame Freunde (er wagte nicht zu sagen, daß es sich dabei um den Prinzen von Wales handelte); im übrigen ist es ganz leicht, bei ihm eingeladen zu werden, und ich kann Ihnen nur sagen, daß diese Dejeuners nicht sehr amüsant sind; übrigens geht es sehr einfach dabei zu, es sind nie mehr als acht Personen zum Essen geladen«, antwortete Swann, der sich bemühte, den offenbar allzu lebhaften Glanz etwas abzuschwächen, den in den Augen seines Gesprächspartners Beziehungen zum Präsidenten der Republik zu besitzen schienen.

Cottard hielt sich denn auch an Swanns Worte und machte sich sofort die Meinung zu eigen, daß eine Einladung bei Monsieur Grévy nichts Besonderes, vielmehr »gang und gäbe« sei. Auf der Stelle wunderte er sich gar nicht mehr, daß Swann ebensogut wie irgendein anderer ins Élysée zum Essen ging, und bedauerte ihn sogar gewissermaßen, daß er an Dejeuners teilnehmen müsse, die nach Aussage des Eingeladenen selbst offenbar langweilig waren.

»Ach so, aha, schon gut, schon gut!« sagte er im Ton eines Zollbeamten, der eben noch argwöhnisch war, aber nach Ab-

gabe der nötigen Erklärung sein Placet erteilt und den Reisenden passieren läßt, ohne ihn seine Koffer öffnen zu lassen.

»Ja, das kann ich mir vorstellen, daß diese Mittagseinladungen langweilig sind, es ist wirklich rührend von Ihnen, daß Sie das auf sich nehmen«, sagte Madame Verdurin, der der Präsident der Republik als ein besonders gefährlicher Langweiler erschien, da er über Lockungen und Zwangsmittel verfügte, die, auf ihre Getreuen angewendet, sie möglicherweise dazu bringen würden, die Verdurins zu versetzen. »Es heißt, er sei stocktaub und esse mit den Fingern.«

»Dann muß es allerdings kein großes Vergnügen sein, dort hinzugehen«, sagte der Doktor mit einem Einschlag von Mitleid; als ihm dann noch einmal die Zahl von acht Geladenen einfiel, setzte er hinzu: »Das sind also sozusagen ›intime‹ Déjeuners, nicht wahr?« Er fragte das mit einer Lebhaftigkeit, bei der der Eifer des Linguisten die Neugier des Gaffers übertraf.

Doch das Prestige, das der Präsident der Republik in seinen Augen besaß, triumphierte doch sowohl über Swanns Bescheidenheit wie auch über die Boshaftigkeit der Verdurins, denn bei jedem Abendessen warf künftig Cottard interessiert die Frage auf: »Werden wir heute abend Monsieur Swann in unserer Mitte sehen? Er ist persönlich mit Monsieur Grévy bekannt. Offenbar ist er, was man einen Gentleman nennt?« Er ging sogar so weit, ihm eine Einladungskarte zu der Ausstellung für Zahnheilkunde anzubieten.

»Sie können mitbringen, wen Sie wollen, nur Hunde sind ausgeschlossen. Sie müssen verstehen, ich sage das, weil ich Freunde habe, die es nicht wußten und sich schwer in den Finger geschnitten haben.«

Monsieur Verdurin wiederum bemerkte, wie übel sich die Entdeckung auf seine Frau auswirkte, daß Swann einflußreiche Freunde besaß, die er noch nie erwähnt hatte.

War nichts außer Hause arrangiert, traf Swann den kleinen Kreis gewöhnlich bei den Verdurins selber an, er kam aller-

dings nur abends und fast nie schon zum Essen, obwohl Odette ihn häuf ig darum bat.

»Ich könnte sogar allein mit Ihnen essen, wenn Ihnen das lieber wäre«, sagte sie.

»Und Madame Verdurin?«

»Ach, nichts ist leichter als das. Ich brauche ihr nur zu sagen, mein Kleid sei nicht fertig gewesen oder mein Cab[1] sei erst später gekommen. Da findet man doch immer was.«

»Wie nett Sie sind.«

Doch Swann sagte sich, daß Odette, wenn sie (dadurch, daß er immer erst bereit war, sie nach dem Abendessen zu treffen) merkte, er habe noch andere Vergnügungen, die er dem Zusammensein mit ihr vorziehe, seiner auf lange Zeit hinaus nicht müde werden würde. Außerdem war es ihm bedeutend lieber, den Beginn des Abends mit einer jungen Arbeiterin zu verbringen, die, frisch und blühend wie eine Rose, an Schönheit in seinen Augen Odette bei weitem übertraf und in die er verliebt war, als mit ihr, die er ja ohnehin noch hinterher sehen würde. Aus dem gleichen Grund wollte er nie, daß Odette ihn zu den Verdurins abholen kam. Die junge Arbeiterin wartete auf ihn an einer Straßenecke, die Rémi, der Kutscher, kannte; sie stieg zu Swann ein und blieb in seinen Armen bis zu dem Augenblick, wo der Wagen bei den Verdurins hielt. Sobald er eintrat und Madame Verdurin, indem sie auf die Rosen zeigte, die er ihr am Morgen geschickt hatte, sagte: »Ich bin Ihnen ernstlich böse« und ihm einen Platz neben Odette anwies, pflegte der Pianist für sie beide das kleine Thema aus der Sonate von Vinteuil zu spielen, das gleichsam die Nationalhymne ihrer Liebe war. Er begann mit dem anhaltenden Tremolo der Geige, das man ein paar Takte lang ohne Begleitung hört und das ganz im Vordergrund steht; dann auf einmal schien es einen Durchblick zu gewähren, wie auf den Bildern von Pieter de Hooch der enge Rahmen einer Tür neue Perspektiven eröffnet; in der Ferne, in ganz anderem Ton und im samtigen Schein eines seitlich einfallenden Lichts tauchte

die kleine Melodie dann auf, bukolisch, wie ein episodisches Zwischenspiel aus einer anderen Welt. Sie schritt im schlichten Faltengewand der Unsterblichen hin und teilte die Gaben ihrer Anmut mit demselben unsagbaren Lächeln aus; doch glaubte Swann darin jetzt einen Anflug von leiser Enttäuschung zu spüren. Sie schien die Eitelkeit des Glücks zu kennen, zu dem sie doch die Wege wies. In ihrer lichten Grazie lag etwas Abgeschlossenes wie in der zarten Gelöstheit, die auf die Trauer folgt. Doch es machte ihm nichts aus, er sah sie weniger für sich – in dem, was sie für einen Musiker bedeuten konnte, der von ihm und von Odette nichts wußte, als er sie schuf, oder für alle anderen, die sie in Hunderten von Jahren hören würden –, vielmehr als ein Unterpfand und Erinnerungszeichen seiner Liebe, das selbst die Verdurins und den jungen Pianisten an Odette und gleichzeitig an ihn denken ließ und damit ein gemeinsames Band um sie beide schlang; so hatte er denn auch, da Odette ihn aus einer Laune heraus darum gebeten hatte, auf seinen Plan verzichtet, sich von einem Künstler die ganze Sonate vorspielen zu lassen, von der er immer nur die eine Stelle kannte. »Wozu brauchen Sie das übrige?« hatte sie gefragt. »Dies hier ist *unser* Stück.« Und da er darunter litt, daß das Thema in dem Augenblick, wo es so nah und doch auf dem Weg ins Unendliche an ihnen vorüberschritt, sich an sie wendete, ohne sie doch zu kennen, bedauerte er sogar beinahe, daß es eine Eigenbedeutung, eine ihm innewohnende unverrückbare Schönheit ganz unabhängig von ihnen besaß, so wie man bei geschenktem Schmuck oder sogar den von einer geliebten Frau geschriebenen Briefen dem reinen Wasser des Steins oder den Wörtern der Sprache grollt, weil sie nicht ausschließlich aus dem Stoff einer flüchtigen Verbindung und eines bestimmten Wesens hervorgegangen sind.

Häufig geschah es, daß er sich, bevor er bei den Verdurins eintraf, so sehr mit der jungen Arbeiterin verspätet hatte, daß, kaum war das kleine Thema unter den Händen des Pianisten

verklungen, für Odette die Stunde des Aufbruchs kam. Er brachte sie bis zu der Tür ihres Hauses in der Rue La Pérouse[1] hinter dem Arc de Triomphe. Und vielleicht deshalb, um nicht alle Gunst von ihr zu erbitten, opferte er das für ihn weniger notwendige Vergnügen, sie schon früher zu sehen und bereits mit ihr zusammen bei den Verdurins zu erscheinen, der Ausübung des Rechts, das sie ihm zuerkannte, mit ihr gemeinsam aufzubrechen, das ihm wichtiger schien, weil er dadurch das Gefühl haben durfte, daß niemand sie mehr sähe und sich zwischen sie und ihn stellen oder sie hindern könnte, noch länger mit ihm zusammenzusein, wenn er sie verlassen hatte.

So kehrte sie immer in Swanns Wagen heim; eines Abends, als sie ausgestiegen war und er sich verabschiedete bis zum nächsten Tag, hatte sie rasch in dem kleinen Vorgarten eine letzte Chrysantheme gepflückt und ihm gereicht, bevor er weiterfuhr. Er hielt sie während der Heimfahrt an die Lippen gepreßt, und als nach ein paar Tagen die Blume welk geworden war, verwahrte er sie behutsam in seinem Sekretär.

Doch niemals ging er mit zu ihr. Zweimal nur hatte er nachmittags an der Haupt- und Staatsaktion teilgenommen, die für sie der »Tee« bedeutete. Die Stille und Leere jener kurzen Straßen (die fast alle aus kleinen aneinanderstoßenden Privathäusern bestanden, deren Einförmigkeit unvermittelt von irgendeinem düsteren Kramladen unterbrochen wurde, der als ein beschämender Überrest Zeugnis von jenen entschwundenen Zeiten ablegte, wo dies noch ein übelbeleumdetes Viertel war), der Schnee, der noch im Garten und auf den Bäumen lag, die Schmucklosigkeit der Jahreszeit, die Nähe der Natur gaben der Wärme, den Blumen, die den Eintretenden begrüßten, etwas um so Geheimnisvolleres.

An dem links im Hochparterre gelegenen Schlafzimmer Odettes vorbei, dessen Rückseite auf eine kleine Parallelstraße ging, führte eine gerade Treppe zwischen dunkel gestrichenen Wänden, von denen orientalische Stoffe, türkische Rosenkränze und an einer Seidenschnur eine große japanische

Laterne (die aber, um den Besuchern nicht die letzten Errungenschaften der Zivilisation vorzuenthalten, eine Gaslampe enthielt) herunterhingen, zum Salon und zum kleinen Salon hinauf.[1] Vor ihnen lag ein kleiner Garderobenraum, an dessen von einem Gartenspalier – allerdings einem vergoldeten – überzogener Wand in ihrer ganzen Länge ein rechteckiger Blumenkasten entlanglief, in dem wie in einem Treibhaus jene großblumigen Chrysanthemen blühten, die zu jener Zeit noch selten waren, allerdings weit hinter denen zurückblieben, die die Kunst der Gärtner später erzielt hat. Swann ärgerte sich über die seit dem vorigen Jahr andauernde Mode dieser Blumen, doch diesmal hatte er Gefallen daran gefunden zu sehen, wie das Halbdunkel des Raums von den duftenden Strahlen dieser kurzlebigen, während der grauen Tage aufleuchtenden Sterne in rosigen, orangenfarbenen und weißen Streifen aufgehellt wurde. Odette hatte ihn in einem Hausgewand aus rosa Seide, das den Hals und die Arme freiließ, empfangen. Sie hatte ihn auf einen Sitz neben sich in eine jener zahlreichen geheimnisvollen Nischen gezogen, die in den Einbuchtungen des Salons eingerichtet waren und von riesigen Palmen in Übertöpfen aus chinesischem Porzellan oder von Wandschirmen mit angehefteten Photographien, Bandschleifen und Fächern gebildet wurden. Dann hatte sie zu ihm gesagt: »Sie sitzen noch nicht gut, warten Sie, ich mache es Ihnen schon bequem«, und mit einem kleinen selbstzufriedenen Lächeln, als führe sie eine ganz neue eigene Erfindung vor, schob sie hinter Swanns Kopf und unter seine Füße Kissen aus Japanseide, die sie vorher zurechtknüllte, so als verschwende sie absichtlich diese Schätze ohne Rücksicht auf ihren Wert. Als dann aber der Diener gekommen war und nacheinander die zahlreichen Lichter gebracht hatte, die, fast alle in chinesischen Vasen eingeschlossen, einzeln oder zu zweien auf verschiedenen Möbeln wie auf Altären alle ihren Schimmer verbreiteten, so daß in dem schon beinahe nächtlichen Dunkel des Winternachmittags ein um so dauerhafterer,

rosigerer und menschlicherer Sonnenuntergang wieder zum Vorschein kam – vielleicht ließen sie auch in irgendeinem Verliebten, der unten auf der Straße vor dem Geheimnis dieser von den erhellten Fenstern gleichzeitig enthüllten und verborgenen Gegenwart stand, Träume aufsteigen –, hatte sie mit strengen Seitenblicken ihren dienstbaren Geist überwacht, um zu sehen, ob er auch jedes auf seinen rituellen Platz niedersetzte. Sie meinte, wenn auch nur ein einziges nicht an der richtigen Stelle sei, werde der Gesamteindruck ihres Salons zerstört und ihr Porträt, das auf einer schrägen, mit Plüsch drapierten Staffelei stand, nicht das rechte Licht erhalten. So folgte sie fieberhaft den Bewegungen des derben Burschen und gab lebhaft ihrem Unwillen Ausdruck, weil er zu nahe an zwei großen Blumenschalen vorbeigestreift war, die sie aus Angst, man könne sie beschädigen, selbst zu reinigen pflegte und die sie gleich darauf untersuchen ging, um zu sehen, ob er auch nicht etwa eine Ecke abgestoßen habe. Sie fand die Formen aller ihrer chinesischen Nippesfiguren »amüsant«, ebenso die der Orchideen und auch der Cattleyas, die neben den Chrysanthemen ihre Lieblingsblumen waren, weil sie den großen Vorzug besaßen, nicht wie Blumen auszusehen, sondern als wären sie aus Seide oder Atlas gemacht.[1] »Die da sieht aus, als wäre sie aus meinem Mantelfutter ausgeschnitten«, sagte sie zu Swann, indem sie auf eine Orchidee zeigte, und zwar mit einer gewissen Hochachtung vor einer Blume, die derartig »schick« war, dieser eleganten, völlig unerwartet von der Natur ihr zum Geschenk gemachten Schwester, die auf der Stufenleiter der Schöpfung so weit von ihr entfernt war und doch so raffiniert, würdiger als viele Frauen, einen Platz in ihrem Salon zu erhalten. Sie zeigte ihm nacheinander feuerzüngige Drachen auf einem Porzellangef äß oder einem gestickten Wandschirm, die Blütenblätter eines Orchideenstraußes, ein Dromedar aus Silber mit schwarzer Emailauflage und eingesetzten Rubinenaugen, das auf ihrem Kamin mit einer Kröte aus Jade gute Nachbarschaft hielt, und tat ab-

wechselnd so, als habe sie Angst vor dem bösen Ausdruck des einen oder als lache sie über das groteske Aussehen des anderen Untiers, als erröte sie über die Indezenz der Blumen oder als hege sie ein unwiderstehliches Verlangen, das Dromedar oder die Kröte zu küssen, die sie »einfach süß« fand. Diese affektierten Gefühlsäußerungen standen in merkwürdigem Gegensatz zu Regungen aufrichtiger Verehrung, zum Beispiel für die Madonna di Laghetto[2] , die sie vormals, als sie in Nizza wohnte, von tödlicher Krankheit geheilt habe, deren Bild sie immer in Gestalt eines Goldmedaillons auf sich trug, das sie für grenzenlos wundertätig hielt. Odette bereitete Swann »seinen« Tee und fragte ihn: »Zitrone oder Rahm?« Als er »Rahm« antwortete, setzte sie lachend hinzu: »Aber nur einen Tropfen!« Und da er ihn für gut befand, sagte sie: »Sehen Sie, ich weiß, was Sie mögen.« Tatsächlich war dieser Tee Swann wie ihr selbst als etwas Köstliches erschienen, und die Liebe hat so sehr das Bedürfnis, sich eine Rechtfertigung und eine Garantie ihrer Dauer zu verschaffen durch Vergnügungen, die doch ohne sie keine solchen wären und mit ihr wieder aufhören, es zu sein, daß er, als er sie um sieben Uhr verlassen hatte, um sich zu Hause umzuziehen, während der Fahrt in seinem Wagen in dem Übermaß an Freude, die dieser Nachmittag ihm bereitet hatte, sich mehr als einmal sagte: Es müßte wirklich sehr angenehm sein, so eine nette Person ganz für sich zu haben, bei der man etwas so Seltenes fände wie einen wirklich guten Tee. Eine Stunde später erhielt er ein Wort von Odette; er erkannte gleich ihre große Schrift, in der eine gewisse affektierte englische Steifheit den formlosen Buchstaben – in denen vielleicht ein weniger voreingenommener Blick die Unordnung der Gedanken, die unzulängliche Erziehung, den Mangel an Offenheit und klarem Willen erkannt hätte – einen Anschein von Disziplin verlieh. Swann hatte sein Zigarettenetui bei Odette vergessen. »Warum haben Sie nicht auch Ihr Herz bei mir liegen lassen, ich hätte Ihnen nicht erlaubt, es sich wiederzuholen.«

Ein zweiter Besuch, den er ihr machte, war vielleicht noch bedeutungsvoller. Als er an diesem Tag zu ihr ging, versuchte er wie jedesmal im voraus sie sich vorzustellen, und der Zwang, in dem er sich befand, ihr Gesicht hübsch zu finden, ihre Wangen, die so oft gelblich, schlaff und sogar mit kleinen roten Flecken übersät waren, nur auf den oberen straffen und rosigen Teil zu beschränken, stimmte ihn traurig als ein Beweis dafür, daß das Ideal unerreichbar und das Glück mittelmäßig sei. Er brachte ihr einen Stich mit, den sie zu sehen wünschte. Sie fühlte sich nicht recht wohl und empfing ihn in einem malvenfarbenen Morgenrock aus Crêpe de Chine, dessen reichbestickten Stoff sie wie einen Umhang über der Brust zusammenhielt. Wie sie so neben ihm stand, ihr gelöstes Haar offen über ihre Wange gleiten ließ, das eine Knie in beinahe tänzerischer Pose leicht anhob, um sich bequemer über den Stich beugen zu können, auf den sie mit geneigtem Kopf ihren, wenn er sich nicht belebte, so müden und verdrossenen Blick richtete, da fiel es Swann plötzlich auf, daß sie auf frappante Weise der Gestalt Sephoras, der Tochter Jethros auf einer der Fresken in der Sixtinischen Kapelle glich.[1] Swann hatte schon immer die Neigung gehabt, in den Bildern der großen Meister nicht nur in allgemeinen Zügen die uns umgebende Wirklichkeit wiederzuerkennen, sondern auch gerade das, was am wenigsten allgemein zu sein scheint, nämlich die individuellen Züge der ihm bekannten Gesichter: so in einer Bildnisbüste des Dogen Pietro Loredan von Antonio Rizzo[2] die vorspringenden Backenknochen, die schräg gestellten Brauen, kurz das schlagende Abbild seines Kutschers Rémi; mit den Farben Ghirlandaios fand er die Nase des Monsieur de Palancy[3] dargestellt, in einem Porträt Tintorettos[4] das Vordringen der ersten Backenbarthaare in die füllige Wange, dann die gequetschte Nase, den durchdringenden Blick, die verschwollenen Lider des Doktors du Boulbon. Vielleicht war es so, daß er im Grunde immer irgendwie bedauert hatte, sein Leben ganz auf das Gesellschaftliche und die Konversation

beschränkt zu haben, und nun eine Art Ablaß von seiten der großen Künstler in der Tatsache fand, daß auch sie Gesichter mit Vergnügen betrachtet und in ihr Werk aufgenommen hatten, die diesem ein besonderes Attest von Wirklichkeit und Leben und den Reiz des Modernen geben; vielleicht aber hatte er sich auch so sehr von der Frivolität der mondänen Kreise erfassen lassen, daß er das Bedürfnis verspürte, in einem alten Kunstwerk solche vorgreifenden und verjüngenden Anspielungen auf ganz bestimmte Persönlichkeiten unserer Tage zu erkennen. Oder aber er hatte vielleicht so weit die Künstlernatur in sich bewahrt, daß individuelle charakteristische Züge ihm um so größeres Vergnügen bereiteten, wenn sie eine allgemeinere Bedeutung bekamen, sobald er sie nämlich isoliert, von allen Voraussetzungen befreit in der Ähnlichkeit eines älteren Bildniswerkes mit einem Original erkannte, das es gar nicht darstellte. Wie dem auch sei, und vielleicht gerade weil die Fülle der Eindrücke, von denen er seit einiger Zeit bewegt wurde, eine Fülle, die ihm aber eher aus der Liebe zur Musik erwachsen war, sogar seine Neigung zur Malerei neu belebt hatte, war sein Vergnügen tiefer, und es sollte auf Swann einen nachhaltigen Einfluß ausüben, das Vergnügen, das er in diesem Augenblick in der Ähnlichkeit Odettes mit der Sephora jenes Sandro di Mariano fand, dem man eher seinen geläufigen Beinamen Botticelli gibt, seit dieser an Stelle des wahren Werkes dieses Malers die banale und falsche Vorstellung, die man sich gemeinhin von ihm macht, heraufbeschwört. Er schätzte jetzt Odettes Gesicht nicht mehr nach der mehr oder weniger guten Beschaffenheit ihrer Wangen und nach der rein fleischlichen Weichheit ein, die er, wenn er sie mit seinen Lippen berührte, spüren zu müssen annahm, falls er es überhaupt je wagen sollte, sie zu küssen, sondern als ein meisterhaft geführtes, schönes Linienwerk, dem seine Blicke folgten, indem sie seine verwickelten Kurven von der Neigung des Nackens bis zum Ansatz des fließenden Haares und der Wölbung der Augenlider begleiteten wie in einem Porträt

von ihr, das ihren Typus erst klar und verständlich herausgestellt hätte.

Er betrachtete sie; ein Freskenfragment bot sich in ihrem Antlitz und ihrem Körper dar, das er von da an immer darin wiederzuerkennen suchte, wenn er bei Odette war oder wenn er auch nur an sie dachte, und obwohl er auf das florentinische Meisterwerk zweifellos nur solchen Wert legte, weil er es in ihr wiederfand, so übertrug doch diese Ähnlichkeit auch auf sie eine besondere Schönheit und ließ sie noch kostbarer erscheinen. Swann machte sich Vorwürfe, den Rang eines Wesens verkannt zu haben, das dem großen Sandro anbetungswürdig erschienen wäre, und er beglückwünschte sich, daß das Vergnügen, das er bei Odettes Anblick empfand, in seiner eigenen ästhetischen Bildung eine Rechtfertigung fand. Er sagte sich, daß er, indem er Odette mit seinen Träumen von Glück assoziierte, sich nicht mit einem so unvollkommenen Notbehelf abfand, wie er zunächst gemeint hatte, da diese Ideenverbindung seinen raff iniertesten Kunstansprüchen entgegenkam. Er vergaß dabei, daß Odette dadurch keineswegs zu einer Frau wurde, die seinem Verlangen eher entsprach, da sein Verlangen ja gerade immer in einem seinen ästhetischen Neigungen ganz entgegengesetzten Sinn ausgerichtet war. Die Bezeichnung »florentinisches Meisterwerk« erwies Swann einen überaus großen Dienst. Sie erlaubte ihm, Odettes Bild in eine Welt der Träume hineinzunehmen, zu der es bislang keinen Zugang gehabt hatte und in der es eine Veredelung erfuhr. Und während der rein körperliche Aspekt, unter dem ihm diese Frau erschienen war, seine Zweifel hinsichtlich der Vorzüge ihres Gesichts, ihres Körpers, ihrer Schönheit schlechthin unaufhörlich von neuem genährt und seine Liebe abgeschwächt hatte, wurden diese Zweifel hinfällig und seine Liebe befestigt, als sie sich auf die Gegebenheiten einer gesicherten Ästhetik stützen konnte, ganz zu schweigen davon, daß Kuß und Umarmung, die nur als etwas Natürliches und Mittelmäßiges erscheinen, wenn eine Frau mit welkenden Reizen

sie gewährt, nun, wo sie zur Krönung der anbetenden Bewunderung für ein Museumsstück wurden, für ihn etwas Übernatürliches und Köstliches bekamen.

Wenn er sich versucht fühlte zu bedauern, daß er seit Monaten nichts anderes mehr trieb, als sich mit Odette zu treffen, sagte er sich jedesmal, daß er recht hatte, seine Zeit einem unschätzbaren Kunstwerk zu widmen, das einmal ausnahmsweise aus einem anderen und besonders ansprechenden Stoff gefertigt war, ein äußerst seltenes Exemplar, dem er bald mit der Demut, dem rein geistigen Interesse und der Selbstlosigkeit des Künstlers, bald mit dem Egoismus, dem Stolz und der Begehrlichkeit des Sammlers huldigte.

Wie eine Photographie von Odette stellte er auf seinem Arbeitstisch eine Reproduktion der Tochter Jethros auf. Er bewunderte die großen Augen, das zarte Gesicht, das auf die Unvollkommenheit der Haut schließen ließ, das Haar, das in herrlichen Locken an den müden Wangen niederglitt, und indem er das, was er bislang im rein ästhetischen Sinne schön gefunden hatte, auf die Vorstellung von einer lebenden Frau übertrug, machte er körperliche Vorzüge daraus, die in einem Wesen vereinigt zu finden, das er besitzen konnte, er sich beglückwünschte. Aus der unbestimmten Sympathie, die uns zu einem Meisterwerk hinzieht, das wir betrachten, wurde nun, da er das fleischgewordene Original der Tochter Jethros kannte, ein Verlangen, wie es Odettes Körper ihm zunächst nicht hatte einflößen können. Wenn er den Botticelli lange genug betrachtet hatte, dachte er an seinen Botticelli, den er noch schöner fand, und während er die Photographie der Sephora näher an sich heranzog, glaubte er, Odette ans Herz zu drücken.

Indessen bemühte er sich nicht nur der Überdrüssigkeit Odettes vorzubeugen, sondern manchmal auch seiner eigenen; er hatte das Gefühl, daß Odette, seitdem es ihr so leicht gemacht war, ihn zu sehen, ihm eigentlich nicht viel mitzuteilen hatte; er fürchtete, daß die nach und nach recht nichtssagend,

einförmig und starr gewordene Art ihres Zusammenseins schließlich die romantische Hoffnung auf jenen Tag ersterben lassen könnte, wo sie ihm ihre Leidenschaft, die allein ihn verliebt gemacht und erhalten hatte, erklären würde. Und um Odettes allzu starr gewordene seelische Physiognomie, von der er fürchtete, sie möchte ihn schließlich ermüden, etwas aufzufrischen, schrieb er ihr plötzlich einen Brief voll erfundener Enttäuschungen und geheucheltem Groll, den er ihr vor dem Abendessen in ihr Haus bringen ließ. Er wußte, daß sie darüber erschrekken und ihm antworten würde, und hoffte, daß unter dem Druck der Furcht, sie könne ihn verlieren, ihrer Seele Worte entströmen würden, wie sie sie ihm noch niemals gesagt hatte; – und tatsächlich war er auf diese Weise zu den zärtlichsten Briefen gekommen, die sie ihm überhaupt jemals schrieb, von denen der eine, den sie ihm um die Mittagszeit aus der Maison Dorée[1] geschickt hatte (es war an dem Tag des Paris-Murcia-Festes zugunsten der Hochwassergeschädigten von Murcia[2]), mit den Worten begann: »Lieber Freund, meine Hand zittert so sehr, daß ich kaum zu schreiben vermag«; er hatte ihn im gleichen Fach aufbewahrt wie die verdorrte Chrysanthemenblüte. Oder wenn sie keine Zeit fände, ihm zu schreiben, so würde sie, wenn er bei den Verdurins erschiene, sofort auf ihn zukommen und sagen: »Ich muß mit Ihnen sprechen«, und er würde voller Neugier auf ihrem Gesicht und in ihren Worten zu erfassen suchen, was sie ihm bisher von ihrem Herzen verborgen hatte.

Schon wenn er dicht vor dem Haus der Verdurins angekommen war, fühlte er sich im Anblick der vom Schein der Lampen erhellten großen Fenster, deren Läden niemals geschlossen wurden, bei dem Gedanken bewegt, daß er das bezaubernde Wesen in ihrem goldenen Schein in vollem Glanze vor sich sehen werde. Manchmal huschten schmal und schwarz die Schatten der Gäste vor dem schimmernden Licht vorbei wie die kleinen Gravüren, die man auf einzelnen Flächen eines sonst durchsichtigen Lampenschirms anbringt. Er

versuchte, die Silhouette Odettes herauszuerkennen. Wenn er dann eintrat, blitzten unbewußt seine Augen in solcher Freude auf, daß Monsieur Verdurin zu dem Maler bemerkte: »Ich glaube, das hat gezündet.« Die Anwesenheit Odettes aber verlieh tatsächlich diesem Hause etwas für Swann, was keines von allen jenen ihm bot, in denen er verkehrte: eine Art von Empfindungsapparat, ein sensitives Nervensystem, das durch alle Räume lief und seinem Herzen unaufhörlich neue Reize verschaffte.

So führte bereits das bloße Funktionieren des gesellschaftlichen Organismus, den der kleine »Clan« darstellte, automatisch für Swann täglich Begegnungen mit Odette herauf und gestattete ihm, Gleichgültigkeit der Frage gegenüber zu heucheln, ob er sie sehen würde, oder sogar ein gewisses Verlangen, sie lieber nicht zu sehen, das alles ohne jedes Risiko, da er ja, was er ihr auch im Laufe des Tages geschrieben haben mochte, sicher sein konnte, er werde sie zwangsläufig am Abend sehen und nach Hause begleiten.

Einmal aber, als er mißvergnügt an diese unvermeidliche gemeinsame Heimkehr gedacht und daher seine junge Arbeiterin bis zum Bois geführt hatte, um den Augenblick seines Erscheinens bei den Verdurins etwas hinauszuschieben, kam er dort so spät an, daß Odette in dem Glauben, er komme nun nicht mehr, bereits aufgebrochen war. Als Swann sah, daß sie nicht mehr im Salon war, ging ihm ein Stich durchs Herz; er zitterte beim Gedanken, um ein Vergnügen gebracht zu werden, dessen Umfang er zum erstenmal richtig ermaß, da er bislang immer die Gewißheit gehabt hatte, es wann er wollte finden zu können – ein Zustand, der bei allen Vergnügungen verhindert, daß wir sie in ihrer wahren Bedeutung erkennen.

»Hast du gesehen, was für ein Gesicht er gemacht hat, als er merkte, sie ist nicht mehr da?« sagte Verdurin zu seiner Frau. »Ich glaube, den hat es gepackt!«

»Wer hat ein Gesicht gemacht?« wollte Doktor Cottard unbedingt von ihm wissen; er war auf einen Sprung zu einem

Patienten gegangen, kam nun zurück, um seine Frau abzuholen, und wußte nicht, von wem die Rede war.

»Wie, haben Sie nicht an der Tür einen Swann getroffen, wie ihn noch keiner gesehen hat …«

»Nein. War Monsieur Swann denn da?«

»Nur auf einen Augenblick, sehr aufgeregt, sehr nervös. Sie verstehen: Odette war fort.«

»Wollen Sie damit sagen, daß sie ihm ihre Gunst gewährt, daß er sein Schäferstündchen mit ihr bereits genossen hat?« fragte der Doktor in dem Bemühen, vorsichtig ein paar Redensarten zu erproben.

»Unsinn, es ist gar nichts zwischen ihnen passiert, und unter uns gesagt, finde ich, daß sie da einen Fehler macht und sich so richtig als die dumme Gans aufführt, die sie im Grunde ist.«

»Nun, nun, nun«, meinte Monsieur Verdurin, »was weißt denn du, ob wirklich gar nichts dahinter ist. Schließlich sind wir ja nicht dabei gewesen, nicht wahr?«

»Aber mir hätte sie es gesagt«, hielt Madame Verdurin ihm voller Stolz entgegen. »Mir erzählt sie alles! Und weil sie im Augenblick niemanden hat, habe ich ihr geraten, mit ihm zu schlafen. Sie behauptet, sie könne nicht, sie habe zwar ein großes Faible für ihn, aber er sei so schüchtern mit ihr, da werde sie es auch, und dann liebe sie ihn auch nicht auf die Art, er sei eher so etwas wie ein höheres Wesen für sie; sie würde meinen, ihrem Gefühl für ihn seinen jungfräulichen Reiz zu nehmen, und was weiß ich noch. Dabei wäre das genau, was sie braucht.«

»Du erlaubst, daß ich da nicht ganz deiner Meinung bin«, sagte Monsieur Verdurin, »mir gefällt dieser Herr nicht so recht, ich habe das Gefühl, er ist ein Poseur.«

Madame Verdurin erstarrte und nahm die ausdruckslose Miene einer Bildsäule an, was ihr gestattete, so zu tun, als habe sie das unerträgliche Wort »Poseur« nicht gehört, schien

es doch zu implizieren, man könne bei ihnen »posieren«, sich also für »mehr als sie« halten.

»Jedenfalls, wenn zwischen ihnen nichts ist, dann vermutlich nicht deswegen, weil dieser Herr sie für ›tugendhaft‹ hält«, setzte Monsieur Verdurin in ironischem Tonfall hinzu. »Freilich kann man nie wissen, denn offenbar glaubt er, sie sei intelligent. Ich weiß nicht, ob du den Vortrag gehört hast, den er ihr neulich abend über die Sonate von Vinteuil gehalten hat; ich habe Odette wirklich riesig gern, aber um mit ihr einen Gedankenaustausch über ästhetische Theorien zu pflegen, muß man schon ein ausgemachter Gimpel sein!«

»Geh, sprich nicht so bös von Odette«, sagte Madame Verdurin in ihrem Kinderton. »Sie ist eine reizende Person.«

»Das hindert sie doch nicht daran, reizend zu sein; wir sagen doch auch nichts Böses von ihr, wir stellen nur fest, daß Tugend und Geist nicht ihre Stärke sind. Was meinen Sie«, fragte er, zu dem Maler gewendet, »legen Sie so großen Wert darauf, daß sie tugendhaft ist? Sie wäre dann vielleicht sehr viel weniger reizend, wer weiß?«

Auf dem Wohnungsvorplatz war Swann von dem Diener eingeholt worden, der im Augenblick seines Kommens nicht dagewesen war und den Odette für den Fall, daß er doch noch käme, beauftragt hatte, ihm zu sagen – doch das war nun schon eine gute Stunde her –, sie werde wahrscheinlich noch, bevor sie nach Hause gehe, bei Prévost[1] eine Schokolade trinken. Swann eilte zu Prévost, doch sein Wagen wurde auf Schritt und Tritt durch andere Gefährte oder durch Passanten aufgehalten, in denen er nur widerwärtige Hindernisse sah, die er mit Vergnügen umgefahren hätte, wenn ihn der protokollierende Polizist nicht noch mehr aufgehalten hätte als der die Straße überquerende Fußgänger. Er errechnete, wie lange er brauchen würde, und fügte vorsichtshalber zu jeder Minute ein paar Sekunden hinzu, um ja nicht zu wenig angesetzt zu haben und etwa seine Chance, rechtzeitig hinzukommen und Odette noch zu treffen, für größer zu halten, als sie in Wirk-

lichkeit war. Wie ein Fieberkranker, der geschlafen hat und sich plötzlich über die Sinnlosigkeit seiner Traumvorstellungen klar wird, in denen er sich zuvor bewegte, ohne sich davon lösen zu können, stellte Swann mit einem Male die Seltsamkeit seiner Gedankengänge seit jenem Augenblick fest, als er bei den Verdurins erfahren hatte, Odette sei schon aufgebrochen, dazu die völlige Neuheit des Schmerzes, den er empfand, aber gleichwohl nur wie ein Erwachender sachlich konstatierte. Wie? Diese ganze Aufregung deswegen, weil er Odette erst morgen wiedersehen würde, das heißt, weil gerade das eingetreten war, was er noch vor einer Stunde gewünscht hatte, als er zu Madame Verdurin fuhr! Er mußte wohl oder übel feststellen, daß in diesem gleichen Wagen, der ihn jetzt zu Prévost trug, er selbst nicht mehr der gleiche war, nicht mehr allein, sondern von einem neuen Wesen begleitet, das ihm anhing, mit ihm verschmolz, von dem er sich nicht mehr freimachen konnte und mit dem er so behutsam umgehen mußte wie mit einem Gebieter oder einem Leiden. Und dennoch kam ihm seit dem Augenblick, da er das Gefühl hatte, eine andere Person sei zu ihm hinzugetreten, sein Leben interessanter vor. Er malte sich kaum noch aus, daß diese eventuelle Begegnung bei Prévost (deren Erwartung die ihr vorausgehenden Minuten derartig von allem entblößte und entleerte, daß er keinen Gedanken und keine Erinnerung mehr fand, in denen er seinen Geist ausruhen lassen konnte), wenn sie zustande käme, genau wie die anderen sein würde, nämlich eigentlich nichts Besonderes. Wie jeden Abend, wenn er, sobald er Odette gegenübertrat, auf ihr wechselndes Gesicht einen Blick warf, den er gleich wieder abwendete aus Angst, sie könne darin etwas wie eine Aufforderung sehen und nicht mehr an seine Selbstlosigkeit glauben, würde er sogleich aufhören, an sie zu denken, zu sehr damit beschäftigt, Vorwände zu erfinden, damit er sie nicht so bald verlassen müsse, und sich, ohne anscheinend besonderen Wert darauf zu legen, die Gewißheit zu verschaffen, daß sie am folgenden Tag bei den

Verdurins sein würde: das heißt die Enttäuschung und die Marter, die für ihn die vergebliche Gegenwart dieser Frau bedeutete, der er sich näherte, ohne daß er doch wagte, sie in die Arme zu nehmen, für den Augenblick zu verlängern und einen weiteren Tag von neuem zu ertragen.

Bei Prévost war sie nicht: er wollte alle Restaurants an den Boulevards absuchen. Um Zeit zu gewinnen, schickte er, während er die einen übernahm, seinen Kutscher Rémi (den Dogen Loredan von Rizzo) in die anderen; dann erwartete er ihn – er selbst hatte nichts erreicht – an einem vorher bestimmten Ort. Der Wagen kam nicht gleich, und Swann stellte sich den Augenblick seines Herannahens gleichzeitig so vor, daß Rémi ihm sagen würde: »Die Dame ist da und da«, und so, daß er von ihm hören mußte: »Die Dame war in keinem der Cafés, in denen ich nachgeschaut habe.« Und so sah er auch das Ende dieses Abends vor sich, immer das gleiche und doch ganz verschieden, je nachdem, ob ihm die seiner Angst ein Ende bereitende Begegnung mit Odette vorausgehen würde oder der erzwungene Verzicht darauf, sie heute noch zu finden, und das Sichergeben in eine Heimkehr, ohne daß er sie noch einmal gesehen hätte.

Der Kutscher kam zurück, doch in dem Augenblick, als er vor Swann stand, fragte dieser nicht: »Haben Sie die Dame gefunden?« sondern sagte nur: »Erinnern Sie mich morgen daran, daß ich Holz bestelle, ich glaube, es geht zu Ende.« Vielleicht sagte er sich, daß wenn Rémi Odette in einem Café gefunden hätte, in dem sie nun auf ihn wartete, der unselige Abend sowieso bereits durch den Beginn der Verwirklichung eines glückseligen abgelöst sei, und daß er selbst jetzt gar keine Eile habe, sich eines Glücks zu versichern, das schon für ihn eingefangen war und nicht mehr entschlüpfen konnte. Es war aber auch ein Moment von Ermattung im Spiel; in seiner Seele war jener Mangel an Elastizität, den andere in ihrem Körper haben, diejenigen nämlich, die in dem Augenblick, wo sie einem Stoß ausweichen oder einen Funken von

ihrem Anzug abschütteln, das heißt, eine rasche Bewegung ausführen müßten, sich erst einmal Zeit lassen und eine Sekunde noch in der Lage verharren, in der sie sich vorher befanden, um gleichsam von da aus erst einen Anlauf zu nehmen. Und hätte der Kutscher ihn mit der Bemerkung unterbrochen: »Die Dame ist da«, hätte er ihm vermutlich geantwortet: »Ach ja, richtig, dieser Auftrag, den ich Ihnen gegeben hatte … Soso, das hätte ich gar nicht gedacht«, und hätte weiter von der Holzbestellung gesprochen, um vor seinem Bediensteten seine innere Bewegung zu verbergen und sich selber Zeit zu lassen, die Unruhe zu vergessen und sich der Freude hinzugeben.

Doch der Kutscher kam ihm nur sagen, daß er sie nirgends gefunden habe, und als alter Diener äußerte er seine Meinung dazu:

»Ich glaube, Monsieur sollte es aufgeben und nach Hause fahren.«

Die gleichmütige Haltung aber, die Swann mühelos zur Schau trug, als Rémi an der Antwort, die er brachte, nichts mehr ändern konnte, verflog abrupt bei dessen Versuch, ihn zum Verzicht auf seine Hoffnung und auf weiteres Suchen zu bewegen:

»Nein, keineswegs«, rief er aus, »wir müssen die Dame finden, es ist von größter Wichtigkeit. Sie wäre wegen einer bestimmten Sache sehr ärgerlich und sicherlich gekränkt, wenn sie mich nicht sähe.«

»Ich kann nicht verstehen, wieso die Dame gekränkt sein sollte«, antwortete Rémi, »wo sie doch selbst gegangen ist, ohne auf Monsieur zu warten, und wo sie gesagt hat, sie geht zu Prévost, und nachher war sie gar nicht da.«

Im übrigen wurden jetzt fast überall die Lichter gelöscht. Unter den Bäumen der Boulevards irrten nur noch vereinzelte Passanten in geheimnisvollem Dunkel kaum erkennbar umher. Manchmal ließ der schwarze Umriß einer Frau, die herantrat, ihm etwas zuflüsterte und ihn bat, sie mitzunehmen,

Swann zusammenzukken. In qualvoller Unruhe streifte er alle diese dunklen Körper, als hätte er unter den Schatten des Totenreichs nach Eurydike gesucht.

Von allen Arten der Erzeugung von Liebe, von allen Wirkkräften zur Verbreitung der heiligen Krankheit[1] ist sicher dieser gewaltige Erregungssturm, der uns manchmal erfaßt, eine der zuverlässigsten. Dann fällt das Los unweigerlich auf die Person, mit der wir im Augenblick gerade gern zusammen sind; sie ist es, die wir lieben werden. Es ist dabei gar nicht nötig, daß sie uns bis dahin mehr oder auch nur ebensosehr wie andere gefiel. Es mußte nur dazu kommen, daß unsere Neigung für sie plötzlich ausschließlich wurde. Diese Bedingung aber ist erfüllt, wenn – in dem Augenblick, da diese Person uns fehlt – in uns an Stelle des Trachtens nach den Vergnügungen, die ihr Umgang uns bot, ein qualvolles Bedürfnis entsteht, dessen Objekt sie selbst ist, ein absurdes Bedürfnis, dessen Erfüllung die Gesetze dieser Welt unmöglich und dessen Heilung sie schwierig machen: das unsinnige und schmerzliche Bedürfnis, sie zu besitzen.

Swann ließ sich zu den letzten Restaurants fahren; der bloßen Hypothese des Glücks hatte er noch mit Ruhe entgegengesehen; jetzt aber verbarg er seine Unruhe nicht länger und verhehlte auch nicht, wie großen Wert er auf diese Begegnung legte: für den Fall des Erfolges versprach er seinem Kutscher eine Belohnung, als ob er, wenn er in diesem den Wunsch erweckte, sie zu finden – ein Wunsch, der damit seinen eigenen ergänzte –, es bewirken könnte, daß Odette, selbst falls sie schon nach Hause und schlafen gegangen war, sich doch in einem der Restaurants an den Boulevards befand. Er stieß bis zur Maison Dorée vor, ging zweimal zu Tortoni[1] hinein und kam schließlich, ohne sie getroffen zu haben, mit großen Schritten und düsterem Blick aus dem Café Anglais[2] heraus, um zu seinem an der Ecke des Boulevard des Italiens wartenden Wagen zu gelangen, als er auf eine Person stieß, die aus der entgegengesetzten Richtung kam: es war Odette; später

erzählte sie ihm, sie habe, da sie bei Prévost keinen Platz gefunden hatte, in der Maison Dorée soupiert in einer Nische, wo er sie nicht hatte sehen können, und habe nun gerade zu ihrem Wagen gehen wollen.

Sie war so wenig darauf gefaßt, ihn zu treffen, daß sie einen Augenblick lang wie erschrocken war. Er selbst aber hatte ganz Paris abgesucht, weniger weil er es für möglich gehalten hatte, sie doch noch irgendwo zu treffen, als weil es ihm zu schmerzlich war, darauf zu verzichten. Doch dieses Glück, von dem sein Verstand keinen Augenblick geglaubt hatte, daß es sich an diesem Abend einstellen könnte, kam ihm dadurch jetzt nur um so wirklicher vor; denn er hatte ja nicht durch das Vorhersehen von Wahrscheinlichkeiten daran mitgewirkt, es bestand ganz unabhängig von ihm; er mußte nicht in seinem Geiste Wahrheit suchen, um es damit auszustatten, nein, aus ihm selbst entsprang, aus ihm selbst strömte jene Wahrheit, die so hell leuchtete, daß die Furcht vor dem Alleinsein sich wie ein Traum auflöste, und auf dieser Wahrheit fußten nun, ruhten nun seine glückerfüllten Träume. So läßt ein Reisender, der bei schönem Wetter an die Küste des Mittelmeers gelangt ist und an der Existenz der Länder zu zweifeln beginnt, die er eben verlassen hat, seine Augen von den Strahlen blenden, die das leuchtende, kompakte Azurblau der Fluten ihm entgegenschickt, eher als daß er sie eigentlich betrachtete.

Er stieg mit ihr in den Wagen ein, der auf sie wartete, und ließ den seinen hinterherfahren.

Sie hielt einen Strauß Cattleyablüten in der Hand, und Swann sah durch ihr Spitzentuch hindurch, daß sie im Haar an einem Gesteck aus Schwanenfedern die gleichen Blumen trug. Unter ihrem Abendmantel hatte sie ein fließendes schwarzes Samtkleid an, das dank einer schrägen Raffung als weites Dreieck den unteren Teil eines weißen Faillerocks zeigte und den Blicken auch den Einsatz, ebenfalls aus weißer Faille, an der Öffnung des Dekolletés darbot, in dem weitere Cattleyablüten befestigt waren. Sie war noch kaum wieder zu

sich gekommen von dem Schreck, den Swann ihr bereitet hatte, als das Pferd vor einem Hindernis scheute und auf die Seite sprang. Sie wurden heftig hin und her geworfen; Odette hatte einen Schrei ausgestoßen, nun zitterte sie und rang nach Atem.

»Es ist nichts«, sagte er, »haben Sie keine Angst.«

Er faßte sie bei den Schultern und drückte sie sanft an sich, um sie festzuhalten; dann sagte er zu ihr:

»Vor allem sprechen Sie nicht, antworten Sie nur durch Zeichen, Sie sind ja noch ganz außer Atem. Es macht Ihnen doch nichts aus, wenn ich die Blumen an Ihrem Ausschnitt zurechtrücke, sie sind ganz in Unordnung gekommen durch den Stoß. Ich stecke sie etwas tiefer hinein, Sie verlieren sie sonst.«

Und sie, die nicht gewöhnt war, daß die Männer mit ihr soviel Umstände machten, gab ihm nur lächelnd zur Antwort:

»Nein gar nicht, es macht mir nichts aus.«

Durch ihre Worte eher verschüchtert, vielleicht auch in der Idee, mit diesem Vorwand aufrichtig gewirkt zu haben oder nachträglich schon selbst der Meinung, er sei es wirklich gewesen, rief er aus:

»Nein, nein, vor allem sagen Sie nichts, Sie strengen sich zu sehr an, machen Sie nur eine Bewegung, dann verstehe ich Sie sehr gut. Wirklich, macht es Ihnen nichts? Schauen Sie, hier ist ein bißchen … ich glaube, es ist Blütenstaub, was da auf Sie gefallen ist; darf ich es mit der Hand wegwischen? Stört es Sie auch nicht? Bin ich vielleicht zu heftig? Es kitzelt wohl ein bißchen? Es ist nur, weil ich den Samt nicht zu stark reiben möchte. Aber sehen Sie, es war nötig, daß ich sie wieder festgesteckt habe, sie wären sonst heruntergefallen; ich glaube, wenn ich sie noch etwas tiefer hineinstekke … Sagen Sie ernstlich, bin ich Ihnen auch nicht lästig damit? Auch nicht, wenn ich einmal daran rieche, ich möchte nur wissen, ob sie duften oder nicht. Ich habe es noch nie versucht, darf ich? Sie sagen es doch auch ganz offen, nicht wahr?«

Lächelnd hob sie etwas die Achseln, so als wollte sie sagen: Sie sind ja komisch, Sie sehen doch, daß es mir gefällt.

Mit der anderen Hand strich er leise über ihre Wange hin; sie schaute ihm starr in die Augen, mit dem weichen, ernsten Blick der Frauen des florentinischen Meisters, denen er sie so ähnlich fand; ihre schimmernden Augen, die so groß und langgezogen wie bei jenen waren, schienen sich aus dem Rand der Lider lösen zu wollen wie Tränen. Sie beugte den Hals, wie sie alle es tun, in den heidnischen Szenen so gut wie auf den religiösen Bildern. In einer Haltung, die sie zweifellos gewöhnlich einnahm, die sie für angebracht hielt in solchen Augenblicken und auch jetzt nicht zu vergessen aufmerksam bedacht war, schien sie mit aller Macht ihr Gesicht von dem seinen fernzuhalten, als werde sie durch eine unsichtbare Kraft zu Swann hingezogen. Doch schließlich hielt Swann es selbst, bevor sie es gleichsam gegen ihren Willen auf seine Lippen sinken ließ, einen Augenblick zwischen beiden Händen von sich ab. Er wollte seinem Denken Zeit lassen, den Traum, dem er so lange nachgehangen hatte, wiederzuerkennen und seiner Verwirklichung beizuwohnen wie eine Verwandte, die man herbeiruft, damit sie ihrerseits den Erfolg eines Kindes mitansieht, das ihrem Herzen nahesteht. Vielleicht heftete auch Swann auf dieses Antlitz einer Odette, die ihm noch nicht gehört, die er noch nicht einmal geküßt hatte und die er zum letzten Mal in dieser Weise sah, jenen Blick, mit dem man am Tag der Abreise eine Landschaft mit sich forttragen möchte, die man für immer verläßt.

So schüchtern aber war er mit ihr, daß er, da er sie an jenem Abend schließlich doch besessen hatte, nachdem er damit angefangen hatte, ihre Cattleyablüten zurechtzurücken, sei es aus Furcht, sie zu kränken, sei es aus Besorgnis, er könne nachträglich als Lügner dastehen, sei es aus Mangel an Mut, eine größere Anforderung an sie zu stellen als diese (die er auf alle Fälle wiederholen konnte, da ihm ja Odette beim ersten Mal deswegen nicht böse gewesen war), in den nächsten Ta-

gen denselben Vorwand benutzte. Wenn sie Cattleyas am Kleide trug, sagte er: »Schade, heute abend brauchen die Cattleyas nicht zurechtgerückt zu werden; sie sind nicht herausgerutscht wie neulich; dennoch glaube ich, die hier sitzt nicht ganz richtig. Darf ich sehen, ob sie nicht stärker duften als die anderen?« Oder wenn sie keine hatte: »Ach! keine Cattleyas heute, da gibt es ja für mich nichts zurechtzurücken.« Auf diese Weise behielt er eine Weile die gleiche Ordnung der Dinge bei wie am ersten Tag; es fing jedesmal mit dem leichten Berühren von Odettes Brust und Hals mit Fingern und Lippen an, jedesmal war dies der Beginn seiner Zärtlichkeiten; und viel später noch, als sie vom Zurechtrücken der Cattleyas (oder der rituellen Scheinhandlung des Zurechtrückens) längst abgekommen waren, lebte die Metapher »Cattleya spielen« in ihrem Sprachgebrauch fort, zur schlichten Vokabel geworden, die sie schließlich ganz gedankenlos zur Bezeichnung des Aktes der physischen Inbesitznahme benutzten – bei dem man übrigens nichts besitzt –, und hielt die Erinnerung an jene vergessene Gewohnheit aufrecht. Vielleicht bedeutete auch diese besondere Art, »sich lieben« zu sagen, nicht genau das gleiche wie andere synonyme Ausdrücke. Man mag gegenüber Frauen noch so abgestumpft sein, den Genuß noch der unterschiedlichsten von ihnen immer als das immergleiche und altbekannte Erlebnis ansehen, er wird doch zu einem neuen Vergnügen, wenn es sich um schwer zu erobernde Frauen handelt – oder solche, die man dafür hält –, wenn man nämlich gezwungen ist, ihn durch irgendeine unvorhersehbare Einzelheit des Umgangs mit ihnen herbeizuführen, wie es am ersten Abend für Swann das Zurechtrücken der Cattleyablüten gewesen war. Zitternd hoffte er an jenem Abend (doch Odette, sagte er sich, konnte das, falls seine List Erfolg haben sollte, nicht erraten), daß aus den großen lila Blütenblättern der Besitz dieser Frau hervorgehen würde; und die Lust, die er bereits verspürte und die Odette, dachte er, vielleicht nur duldete, weil sie noch nichts davon wußte,

schien ihm deswegen – wie es dem ersten Mann vorgekommen sein mag, als er sie inmitten der Blumen des irdischen Paradieses erlebte – eine Lust, die es bislang für ihn noch nicht gegeben hatte, die er erst neu zu schaffen suchte, eine Lust – wovon ja auch der besondere Name, den er ihr gab, eine letzte Spur bewahrte –, die völlig neu und einzigartig war.

Jetzt mußte er jeden Abend, wenn er sie heimgebracht hatte, mit ihr ins Haus gehen, und oft begleitete sie ihn im Negligé zurück bis an den Wagen und küßte ihn vor den Augen des Kutschers, wozu sie dann bemerkte: »Was soll mir das ausmachen, was gehen die anderen mich an?« An den Abenden, wo er nicht zu den Verdurins ging (was jetzt öfter vorkam, seitdem er Odette auf andere Weise sehen konnte), den immer seltener werdenden Abenden, wo er seine gewohnten Gesellschaftskreise aufsuchte, bat sie ihn, ehe er nach Hause zurückkehrte, noch bei ihr vorbeizukommen, wie spät es auch werden möge. Es war Frühling, ein klarer, kalter Frühling. Wenn er eine Gesellschaft verließ, stieg er in seinen Mylord[1] , breitete eine Decke über seine Beine, antwortete den Freunden, die zu gleicher Zeit gingen und ihn aufforderten, mit ihnen nach Hause zu fahren, er könne nicht, er habe nicht die gleiche Richtung, und der Kutscher fuhr dann im Trab davon, er wußte, wohin es ging. Sie waren erstaunt, und in der Tat war Swann nicht mehr der gleiche. Niemand bekam mehr Briefe von ihm, in denen er um die Vermittlung der Bekanntschaft irgendeiner Frau bat. Er wandte keiner mehr seine Aufmerksamkeit zu und hielt sich von den Orten fern, wo Begegnungen dieser Art stattfinden. In einem Restaurant oder auf dem Lande nahm er eine Haltung ein, die derjenigen, an der man ihn noch kurz zuvor erkannt und von der man geglaubt hatte, sie sei untrennbar von ihm, genau entgegengesetzt war. So sehr schafft eine Leidenschaft in uns für kurze Zeit etwas wie einen neuen Charakter, der unseren sonstigen ersetzt und die bis dahin unveränderlichen Zeichen, an denen

er kenntlich war, zerstört! Statt dessen wurde es jetzt ein feststehender Zug Swanns, daß er, wo er sich auch befinden mochte, hinterher noch Odette traf. Der Weg, der zwischen ihnen beiden lag, war der, den er unweigerlich durchlief und der damit zur rasch und unwiderstehlich wirkenden Neigungsebene seines Lebens wurde. Eigentlich wäre er manchmal, wenn es irgendwo spät geworden war, lieber unmittelbar nach Hause gegangen, ohne erst die lange Fahrt zu machen; er hätte dann eben Odette erst am nächsten Tag gesehen; aber die bloße Tatsache, daß er sich zu ungewöhnlicher Stunde die Mühe machte, zu ihr zu gehen, und sich dabei vorstellte, wie seine Freunde sagten: »Er ist sehr angebunden, offenbar ist da eine Frau, die ihn zwingt, immer noch zu ihr zu kommen, wenn es auch noch so spät am Abend ist«, gab ihm das Gefühl, daß er das Leben der Männer führte, in deren Dasein eine Liebesaffäre eine Rolle spielt und für die das Opfer an Ruhe und sonstigen Interessen, das sie für einen Traum der Lust und der Liebe bringen, einen inneren Reiz besitzt. Dann trat ein Zustand ein, in dem, ohne daß er sich darüber Rechenschaft gab, die Gewißheit, sie erwarte ihn, sie sei nicht anderswo mit anderen, er brauche nicht nach Hause zurückzukehren, ohne sie gesehen zu haben, jene bereits vergessene, aber immer zum Wiederaufflackern bereite Angst neutralisierte, die er an jenem Abend verspürt hatte, als er Odette nicht mehr bei den Verdurins fand, deren jetzige Beschwichtigung aber derartig wohltuend für ihn war, daß man es Glück nennen konnte. Vielleicht lag es nur an dieser Angst, daß Odette für ihn so wichtig hatte werden können. Die menschlichen Wesen sind uns gewöhnlich so gleichgültig, daß, wenn wir in eines von ihnen solche Möglichkeiten des Leidens und der Freude hineingelegt haben, es uns einer anderen Welt anzugehören scheint, sich mit Poesie umgibt und unser Leben zu einer tief bewegenden weiten Landschaft macht, in der es uns, je nachdem, näher oder ferner ist. Swann konnte sich nicht ohne innere Erregung fragen, was in künftigen Jahren Odette

für ihn bedeuten mochte. Manchmal, wenn er in diesen kühlen Nächten von seinem Mylord aus den leuchtenden Mond sah, der seine Helligkeit zwischen seinen Blicken und den öden Straßen ergoß, dachte er an jenes andere klare und wie der Mond leicht rosig getönte Antlitz, das eines Tages in seiner Vorstellung aufgestiegen war und seitdem auf die Welt das geheimnisvolle Licht warf, in dem er sie erblickte. Wenn er nach der Stunde ankam, da Odette ihre Bediensteten zu Bett geschickt hatte, ging er, bevor er an der Vorgartenpforte schellte, erst zu jener kleinen Straße, an der im Erdgeschoß zwischen den gleichbeschaffenen, doch dunklen Fenstern der anstoßenden Häusern das einzige erleuchtete Fenster ihres Schlafzimmers lag. Er klopfte an die Scheibe, sie beantwortete diese Botschaft und erwartete ihn auf der anderen Seite an der Eingangstür. Er fand auf ihrem Klavier offen ein paar Stücke liegen, die sie besonders liebte, den *Rosenwalzer* oder Tagliaficos *Armer Tor* [1] (den man nach ihrem schriftlich aufgezeichneten letzten Willen bei ihrer Beerdigung spielen sollte), und er bat sie, statt dessen das kleine Thema aus der Sonate von Vinteuil zu spielen, obwohl Odette sehr schlecht Klavier spielte; doch das schönste Bild, das uns von einem Kunstwerk bleibt, ist oft jenes, das sich aus den falschen Tönen erhob, die ungeschickte Finger einem verstimmten Klavier entlockten. Das kleine Thema gehörte für Swann auch weiterhin mit seiner Liebe zu Odette zusammen. Er spürte ganz genau, daß diese Liebe etwas war, dem nicht Äußerliches, nichts durch andere als ihn selbst Feststellbares entsprach; er war sich darüber klar, daß Odettes Vorzüge es nicht rechtfertigten, daß die in ihrer Nähe verbrachten Augenblicke ihm so wertvoll waren. Und oft, wenn der nüchterne Verstand in Swann allein die Oberhand gewann, wollte er nicht länger so viele geistige und gesellschaftliche Interessen diesem eingebildeten Vergnügen opfern. Sobald er aber das kleine Thema hörte, wußte es sich in ihm den nötigen Platz zu schaffen, die Proportionen seiner Seele veränderten sich; ein Bereich

darin blieb einem Genuß vorbehalten, der, statt rein individuell zu sein wie jener der Liebe, sich Swann wie eine den konkreten Dingen überlegene Art von Wirklichkeit aufzwang. Solch ein Verlangen nach einem unbekannten Reiz weckte das kleine Thema in ihm, ohne ihm dabei etwas Bestimmtes als Erfüllung zu geben, daß die Seelenbezirke Swanns, in denen das kleine Thema die Sorge um materielle Interessen, alle menschlichen und allgemeingültigen Erwägungen ausgelöscht hatte, leer und offen dalagen und es ihm freistand, den Namen Odettes in sie einzutragen. Außerdem fügte das kleine Thema zu dem etwas Flüchtigen und Enttäuschenden, das Odettes Zuneigung für ihn hatte, seine geheimnisvolle Wesenssubstanz hinzu und verschmolz damit. Wenn man Swanns Antlitz betrachtete, solange er das kleine Thema hörte, hätte man meinen können, ein anästhetisches Mittel, das er eingenommen habe, lasse ihn freier atmen. Tatsächlich glich das Vergnügen, das die Musik ihm schenkte und das bald bei ihm zu einem wirklichen Bedürfnis wurde, dem Vergnügen, das er vielleicht gehabt hätte, Düfte zu erkunden, mit einer Welt in Verbindung zu treten, für die wir nicht gemacht sind, die uns formlos erscheint, weil unsere Augen sie nicht wahrnehmen, und ohne Bedeutung, weil sie sich unserem Verstand entzieht, eine Welt, in die uns nur ein einziger unserer Sinne Zutritt verschafft. Es bedeutete eine große Ruhe und eine geheimnisvolle Erneuerung für Swann – für ihn, dessen Augen, wiewohl zartsinnige Liebhaber der Malerei, und dessen Geist, wiewohl feiner Beobachter der Sitten, für immer die unauslöschliche Spur der Dürre seines Lebens an sich trugen –, sich in ein der Menschheit fremd gegenüberstehendes, blindes, aller logischen Fähigkeiten beraubtes Geschöpf verwandelt zu fühlen, sozusagen in ein legendenhaftes Einhorn, ein Fabelwesen, das die Welt nur mit dem Gehör wahrnimmt. Welch seltsamen Rausch fand er darin – da er in dem kleinen Thema einen Sinn suchte, in den sein Verstand nicht einzudringen vermochte –, seiner innersten Seele alle Hilfe vernunftbestimmten Denkens

zu entziehen und sie allein durch den Gang, durch den dunklen Filter des Klangs hindurchgehen zu lassen. Er begann zu verspüren, wieviel Schmerzliches, vielleicht sogar im geheimen Unbeschwichtigtes doch der Süße dieses Themas zugrunde lag, doch er litt darunter nicht. Was machte es, daß es ihm sagte, die Liebe sei etwas Zerbrechliches, die seine war so stark! Er spielte mit der Trauer, die von ihm ausging, er fühlte sie über sich hinweggehen, doch mehr wie ein Streicheln, das das Bewußtsein seines Glücks nur tiefer und süßer machte. Er ließ es sich von Odette zehnmal, zwanzigmal vorspielen und verlangte dazu, daß sie ihn währenddessen weiter küßte. Jeder Kuß weckt den nächsten. Ach! in diesen ersten Zeiten einer Liebe sprießen die Küsse von ganz allein! Sie wuchern so dicht einer am anderen auf; man hätte ebensoviel Mühe, die Küsse, die man sich in einer Stunde gibt, zu zählen, wie die Blumen auf einer Maienwiese. Dann machte sie manchmal Miene abzubrechen und sagte: »Wie soll ich denn spielen, wenn du mich festhältst? Ich kann doch nicht alles zugleich; du mußt schon wissen, was du eigentlich willst; soll ich das Thema spielen oder nett zu dir sein?« Er wurde dann böse, und sie lachte hellauf, und ihr Lachen fiel verwandelt in einen Regen von Küssen auf ihn nieder. Oder aber sie sah ihn unmutig an, er sah wieder ein Gesicht vor sich, das gut im *Leben Mose* von Botticelli hätte figurieren können, er suchte ihm seinen Platz darin und gab dem Nacken Odettes die dafür nötige Biegung; und wenn er sie dann nach Art des Quattrocento in Temperafarben[1] auf die Wand der Sixtina gemalt hatte, berauschte ihn die Vorstellung, daß sie doch gleichzeitig hier und jetzt am Klavier saß, ganz bereit, von ihm geküßt und geliebt zu werden, die Vorstellung ihrer körperhaften, lebendigen Anwesenheit also mit einer solchen Macht, daß er sich mit verstörtem Blick und verbissenem Gesicht auf diese Jungfrau Botticellis stürzte und sie in die Wangen kniff. Wenn er sie dann verlassen hatte, nicht ohne gleich darauf zurückgekehrt zu sein, um sie noch einmal zu küssen, weil er vergessen

hatte, in seiner Erinnerung irgendeine Besonderheit ihres Duftes oder ihrer Züge mitzunehmen, fuhr er in seinem Mylord heim und segnete Odette, weil sie ihm diese täglichen Besuche erlaubte, die ihr seiner Meinung nach eigentlich kein so großes Vergnügen bereiten konnten, ihn aber – indem sie ihm jede Gelegenheit benahmen, wieder an dem Leiden zu kranken, das bei ihm ausgebrochen war, als er Odette an jenem Abend bei den Verdurins nicht traf – vor Eifersucht bewahren und ihm dazu verhelfen würden, ohne weitere solche Anfälle durchmachen zu müssen, deren schmerzhafter erster dann der einzige bleiben sollte, bis ans Ende dieser einzigartigen Stunden seines Lebens zu gelangen, die beinahe so verzaubert waren wie jene, in denen er bei Mondschein durch Paris fuhr. Wenn er dann bei der Rückkehr merkte, daß das Nachtgestirn jetzt eine andere Stellung zu ihm einnahm und sich nur eben über dem Horizont befand, und fühlte, daß seine Liebe ebenfalls unveränderlichen Naturgesetzen gehorchte, fragte er sich, ob die Phase, in die er eingetreten war, noch lange andauern würde, ob er in seinem Geist nicht bald das geliebte Gesicht nur noch einen fernen und unbedeutenderen Platz würde einnehmen sehen und wie nahe es daran sein mochte, keinen Zauber mehr zu entsenden. Denn Swann fand ihn jetzt, seitdem er verliebt war, wieder in den Dingen, wie zu der Zeit, da er als junger Mensch sich für einen Künstler gehalten hatte; doch war es nicht mehr der gleiche Zauber; dieser hier floß ihm einzig von Odette zu. Er fühlte die Inspiriertheit seiner Jugend, die durch ein Leben in der Gesellschaft verschüttet war, wieder in sich zu neuem Leben erwachen, doch trug sie den Widerschein eines bestimmten Wesens an sich und war von ihm geprägt; und in den langen Stunden, die bei ihr zu verbringen ihm jetzt ein so zartes Vergnügen bereitete, wurde er, allein mit seiner Seele und ihrem Heilungsprozeß, nach und nach wieder er selbst, allerdings für eine andere.

Er ging immer nur abends zu ihr, und er wußte nichts davon, wie sie ihre Zeit tagsüber verbrachte, nicht mehr als von

ihrer Vergangenheit, das heißt so wenig, daß ihm sogar jene kleine, als Ausgangspunkt dienende Information fehlte, die uns erlaubt, uns vorzustellen, was wir nicht wissen, und uns Lust macht, es näher zu erfahren. Daher fragte er sich auch gar nicht, was sie tun mochte noch wie ihr Leben früher gewesen war. Er lächelte nur manchmal, wenn er daran dachte, daß man vor ein paar Jahren, als er sie noch nicht kannte, ihm von einer Frau erzählt hatte, die, wenn er sich recht erinnerte, nur sie gewesen sein konnte, als von einer Kokotte, einer ausgehaltenen Person, einer jener Frauen, denen er damals noch uneingeschränkt, da er wenig Zeit in ihrer Gesellschaft verbracht hatte, jenen eigensinnigen, von Grund auf verdorbenen Charakter beigelegt hatte, den lange Zeit hindurch die Phantasie gewisser Romanciers ihnen andichtete. Er sagte sich dann, daß man oft wirklich nur das Gegenteil von dem anzunehmen braucht, was die Welt einer Person nachsagt, um sie richtig zu beurteilen, zumal wenn er mit einem solchen Charakter den Odettes verglich, die so gut, naiv, fürs Ideale begeistert und so völlig unfähig war, einmal nicht die Wahrheit zu sagen, daß er, als er sie eines Tages, um allein mit ihr zu Abend zu essen, gebeten hatte, an die Verdurins zu schreiben, sie sei krank, sie am nächsten Tag vor Madame Verdurin, die sie fragte, ob es ihr besser gehe, erröten, stammeln und ihr Gesicht so deutlich den Kummer und die Qual widerspiegeln sah, die eine Lüge für sie bedeutete, und während sie in ihrer Antwort erfundene Details über ihre angebliche Unpäßlichkeit des Vorabends häufte, sah sie aus, als bitte sie mit flehentlichen Blicken und tief bekümmerter Stimme wegen ihrer unaufrichtigen Worte um Verzeihung.

An gewissen, jedoch seltenen Tagen kam sie nachmittags zu ihm und unterbrach ihn in seinen Träumereien oder bei der Arbeit an seiner Studie über Vermeer, die er wieder aufgenommen hatte. Es wurde ihm dann gemeldet, Madame de Crécy warte auf ihn im kleinen Salon. Er suchte sie dort auf, und wenn er die Tür öffnete, glitt beim Anblick Swanns über

Odettes rosiges Gesicht – in dem es die Form des Mundes, den Blick der Augen, die Rundungen der Wangen veränderte – ein Lächeln. Sobald er allein war, sah er dieses Lächeln vor sich, dazu jenes, das sie am Abend vorher gehabt, ein anderes, mit dem sie ihn bei dieser oder jener Gelegenheit empfangen hatte, oder das, mit dem sie damals im Wagen seine Frage beantwortet hatte, ob es sie auch nicht störe, wenn er sich an den Cattleyas zu schaffen mache; das Leben Odettes in der übrigen Zeit aber war für ihn, da er nichts davon wußte, mit seinem farblos neutralen Ton wie jene Blätter Watteaus, auf denen man überall in Dreifarbenzeichnung auf chamoisfarbenem Papier unzählige Studien eines Lächelns sieht. Manchmal aber zeichnete in eine Ecke ihres Lebens, das Swann ganz leer erschien – obwohl sein Verstand ihm sagte, daß es das nicht sei, da er es sich nicht vorstellen konnte –, ein Freund, der, seine Liebe ahnend, sich wohl hütete, etwas anderes als Belanglosigkeiten von ihr zu erzählen, die Silhouette einer Odette ein, die er am gleichen Vormittag zu Fuß habe die Rue Abbatucci hinaufgehen sehen in einer mit Skunks besetzten »Visite«, einem Rembrandthut[1] und einem Veilchenstrauß im Ausschnitt. Diese harmlose Skizze hatte für Swann etwas Bestürzendes, weil er daraus mit einem Male ersah, daß Odette ein Leben besaß, das nicht ihm allein gehörte; er hätte gern gewußt, wem sie wohl in dieser Toilette hatte gefallen wollen, die er an ihr nicht kannte; er nahm sich vor, sie danach zu fragen, wohin sie in jenem Augenblick ging, als ob es in dem ganzen farblosen – beinahe nicht vorhandenen, da für ihn unsichtbaren – Leben seiner Geliebten außerhalb jener verschiedenen Arten von Lächeln, die sie ihm schenkte, nur eine Sache gäbe: ihren Besuchsgang unter einem Rembrandthut, mit einem Veilchenstrauß im Ausschnitt.

Abgesehen davon, daß er sie bat, das kleine Thema von Vinteuil an Stelle des *Rosenwalzers* zu spielen, versuchte Swann weder, ihr eher Stücke vorzuschlagen, die er liebte, noch ihren in Musik und in Literatur gleichermaßen schlech-

ten Geschmack zu verbessern. Daß sie nicht intelligent sei, war ihm vollkommen klar. Als sie ihm sagte, sie hätte es so gern, daß er mit ihr über die großen Dichter spreche, hatte sie sich vorgestellt, sie werde durch ihn im Handumdrehen heroische und romantische Couplets in der Art des Vicomte von Borelli[1] , womöglich noch rührendere, kennenlernen. Über Vermeer van Delft fragte sie ihn aus, ob er um eine Frau gelitten, ob eine Frau ihn inspiriert habe, und als Swann ihr gestand, daß man darüber nichts wisse, hatte sie jedes Interesse an dem Maler verloren. Oft sagte sie: »Ich würde gern glauben, daß es wirklich nichts Schöneres gibt als die Poesie, wenn nur alles wahr wäre und wenn die Dichter wirklich dächten, was sie sagen. Oft sind das aber Leute, die nur auf ihren Vorteil bedacht sind. Ich weiß Bescheid, eine Freundin von mir hat so eine Art von Dichter geliebt. In seinen Versen war immer nur von Liebe, Himmel und Sternen die Rede. Eines Tages aber sind ihr die Augen aufgegangen! Um mehr als dreihunderttausend Francs hat der Mensch sie gebracht.« Wenn Swann dann versuchte, ihr klarzumachen, worin künstlerische Schönheit eigentlich bestehe, auf welche Weise man Gedichte und Bilder bewundern müsse, hörte sie nach kürzester Zeit nicht mehr zu, sondern sagte: »Jaja … so habe ich es mir nicht vorgestellt.« Wenn er dann spürte, wie enttäuscht sie war, sprach er lieber die Unwahrheit und sagte ihr, daß das ja alles gar nichts sei, daß er nur jetzt keine Zeit habe, auf den Kern der Sache zu kommen, es gebe aber natürlich noch etwas anderes. Dann fiel sie ihm rasch ins Wort: »Etwas anderes? Was? … Dann sage es mir doch«, er aber sagte es nicht, da er wußte, wie unzureichend und wie anders als alles, was sie erhoffte, es ihr erscheinen würde, wieviel weniger aufregend und ergreifend; außerdem fürchtete er, sie könne zugleich mit der Kunst auch die Liebe sehr viel illusionsloser sehen.

Tatsächlich fand sie, daß Swann in geistiger Hinsicht ihren Erwartungen nicht entsprach. »Du bist immer so kühl in al-

lem, ich weiß gar nicht, woran ich bin mit dir.« Mehr wunderte sie sich über seine Gleichgültigkeit in Gelddingen, seine Freundlichkeit gegen jedermann, über sein Zartgefühl. Und es kommt tatsächlich häufig auch bei größeren Männern, als Swann einer war, vor, bei einem Gelehrten, einem Künstler, daß, wenn er nicht überhaupt von seiner Umgebung verkannt wird, dasjenige Gefühl, das ihm entgegengebracht wird und das beweist, daß seine geistige Überlegenheit auf sie Eindruck macht, nicht Bewunderung für seine Ideen ist, denn diese kann sie nicht erfassen, sondern die Achtung für seine Güte. Achtung empfand Odette auch vor der Stellung, die Swann in der Gesellschaft einnahm, aber sie wünschte nicht, von ihm in sie eingeführt zu werden. Vielleicht spürte sie, daß es ihm möglicherweise mißglücken könnte, vielleicht fürchtete sie auch, daß er, wenn er dort nur schon auf sie zu sprechen käme, Enthüllungen provozierte, die sie scheuen mußte. Jedenfalls hatte sie ihn gebeten, nie ihren Namen auszusprechen. Der Grund, weshalb sie nicht in der Gesellschaft erscheinen wollte, war, wie sie ihm sagte, ein weiter zurückliegendes Zerwürfnis mit einer Freundin, die, um sich zu rächen, später schlecht von ihr gesprochen habe. »Aber es haben doch nicht«, hielt Swann ihr vor, »alle Leute deine Freundin gekannt.« »Doch, doch, es bleibt immer etwas hängen, die Gesellschaft ist doch so böse.« Einerseits verstand Swann diese Geschichte nicht ganz, andererseits aber wußte er, daß solche Sätze wie »Die Gesellschaft ist doch so böse« oder »Es bleibt immer etwas hängen« im allgemeinen für wahr gehalten werden; es mußte also Fälle geben, auf die sie anwendbar waren. War Odettes Fall einer davon? Er fragte es sich, verweilte aber nicht lange bei diesem Gedanken, denn auch er unterlag jener Schwerfälligkeit des Geistes, die schon auf seinem Vater gelastet hatte, wenn er sich einem schwierigen Problem gegenübersah. Außerdem flößte diese Gesellschaft, die sie so fürchtete, Odette vielleicht kein großes Verlangen ein, denn um für sie vorstellbar zu sein, war sie von der, die sie kannte,

allzuweit entfernt. Dennnoch war Odette, obwohl sie in mancher Hinsicht wirklich einfach geblieben war (sie hatte zum Beispiel als Freundin eine nicht mehr arbeitende kleine Schneiderin beibehalten, deren steile, dunkle und von üblen Gerüchen erfüllte Treppe sie fast täglich erklomm), leidenschaftlich auf »Schick« bedacht, aber sie hatte davon nicht den gleichen Begriff wie die Leute, die zur Gesellschaft gehören. Für diese ist der Schick die Ausstrahlung einiger weniger Personen, die bis in eine ziemlich entfernte Zone hineinreicht – mehr oder weniger abgeschwächt je nach der Distanz, in der man sich von dem unmittelbaren Umgang mit ihnen befindet –, das heißt innerhalb des Kreises ihrer Freunde oder der Freunde ihrer Freunde, deren Namen eine bestimmte Liste ergeben. Die Angehörigen jener Gesellschaftskreise haben diese Liste im Kopf, sie besitzen in solchen Dingen eine Art von Gelehrsamkeit, aus der sie einen bestimmten Begriff von Geschmack und Takt ableiten, so daß Swann zum Beispiel, ohne daß er sein Wissen um das gesellschaftliche Leben zu Hilfe nehmen mußte, ohne weiteres, wenn er in einer Zeitung die Namen der Personen las, die an einem Diner teilgenommen hatten, sagen konnte, wie »schick« das Diner gewesen sei, so wie ein Literaturkenner bereits beim Lesen eines Satzes die literarischen Qualitäten seines Autors richtig einzuschätzen weiß. Odette aber gehörte zu den Personen (die außerordentlich zahlreich vertreten sind, was auch die Leute von Welt darüber denken mögen, und die es in jeder Gesellschaftsklasse gibt), die über diese Elementarkenntnisse nicht verfügen und sich einen ganz anderen Schick vorstellen, der je nach dem Milieu, dem sie angehören, ein verschiedenes Gesicht bekommt, auf alle Fälle aber dadurch gekennzeichnet ist – ob es nun der ist, von dem Odette träumte, oder jener, vor dem Madame Cottard sich beugte –, daß er für alle unmittelbar zugänglich ist. Der andere, der der ersten Gesellschaft, ist es eigentlich auch, allerdings mit einer gewissen Verzögerung. Odette sagte zum Beispiel von jemandem:

»Er geht immer nur dahin, wo es schick ist.«

Und wenn Swann sie fragte, was sie damit meine, so gab sie etwas geringschätzig zurück:

»Aber mein Gott, wo es eben schick ist, hinzugehen! Wenn du in deinem Alter erst lernen mußt, was schick ist, was soll ich dir dann sagen? Sonntags morgens zum Beispiel die Avenue de l'Impératrice, um fünf Uhr rund um den See, am Donnerstag das Edentheater, Freitag das Hippodrom, dann die Bälle …«[1]

»Was für Bälle denn?«

»Na, die Bälle, die in Paris gegeben werden, die Bälle, die schick sind, eben. Zum Beispiel Herbinger, du weißt doch, wer das ist, der bei einem Börsenmakler ist? Aber doch, natürlich, das mußt du doch wissen, das ist eine der bekanntesten Persönlichkeiten von Paris, so ein großer Blonder; er ist solch ein Snob, er hat immer eine Blume im Knopfloch und helle, knallenge Hosen; er ist ewig mit dieser angemalten alten Schachtel unterwegs, die er zu jeder Premiere führt. Gut! Also der hat neulich abend einen Ball gegeben, da war alles, was schick ist in Paris. Ich kann gar nicht sagen, wie gern ich hingegangen wäre! Aber man mußte an der Tür seine Einladungskarte vorzeigen, und ich habe keine mehr bekommen können. Im Grund ist es mir jetzt ebenso lieb, daß ich nicht hingehen konnte. Es muß zum Umkommen gewesen sein, ich hätte nichts gesehen. Es ist mehr, um sagen zu können, man sei bei Herbinger gewesen. Du kannst dir denken, daß mir das was ausgemacht hätte! Im übrigen kannst du sicher sein, daß von hundert, die erzählen, sie seien dort gewesen, die Hälfte mindestens die Unwahrheit sagt … Aber das wundert mich wirklich, daß jemand, der so piekfein ist wie du, nicht dagewesen ist.«

Swann gab sich keine Mühe, ihr eine andere Vorstellung von dem, was schick ist, beizubringen, denn er sagte sich, daß auch die seine nicht richtig, jedenfalls ebenso töricht und ohne wirkliche Bedeutung sei; so fand er kein Interesse daran, seine

Geliebte zu belehren, und noch nach Monaten interessierte sie sich für die Leute, mit denen er verkehrte, nur wegen der Karten für die besten Plätze beim Rennen und der Premierenbilletts, die er ihr durch sie beschaffen konnte. Sie wünschte, daß er so nützliche Verbindungen pflegte, neigte anderseits aber dazu, sie an sich für wenig schick zu halten, besonders nachdem sie auf der Straße die Marquise von Villeparisis in einem schwarzen Wollkleid und einem Kapotthut gesehen hatte.

»Aber die sieht ja aus wie eine Logenschließerin, wie eine alte Portierfrau, Darling! Und das will eine Marquise sein! Ich bin zwar nicht Marquise, aber ich weiß nicht, was man mir geben müßte, damit ich in solchem Aufzug auf die Straße ginge!«

Sie verstand nicht, daß Swann dieses Haus am Quai d'Orléans bewohnte, das sie, ohne es ihm zu sagen, seiner nicht würdig fand.

Gewiß, sie tat so, als ob sie für »Antiquitäten« etwas übrig habe, sie nahm eine entzückte und kennerhafte Miene an, wenn sie sagte, sie habe den ganzen Tag »gestöbert« und nach »interessanten alten Sachen« gesucht, Sachen »aus der Zeit«. Obwohl sie so etwas wie eine Ehrensache daraus machte (offenbar befolgte sie damit einen Grundsatz, den sie von zu Hause mitbekommen hatte), niemals auf Fragen zu antworten oder über den Gebrauch, den sie von ihren Tagen machte, »Rechenschaft abzulegen«, erzählte sie Swann doch einmal von einer Freundin, bei der sie eingeladen war und bei der alles »aus der Epoche« gewesen sei. Es gelang Swann aber nicht, aus ihr herauszubringen, welche Epoche es denn sei. Immerhin behauptete sie nach einigem Nachdenken, es sei »mittelalterlich« gewesen. Darunter verstand sie, daß die Wände getäfelt waren. Etwas später einmal kam sie auf ihre Freundin zurück, und in dem zögernden Ton und mit der selbstverständlichen Miene, mit der man jemanden nennt, in dessen Gesellschaft man am Abend zuvor gespeist hat, ohne

vorher seinen Namen gehört zu haben, den die Gastgeber aber offenbar für jemand so Berühmten hielten, daß man schon wissen werde, von wem man spricht, sagte sie: »Sie hat ein Eßzimmer … aus dem … aus dem achtzehnten Jahrhundert!« Übrigens fand sie es schauderhaft, kahl, als sei das Haus nicht fertig geworden, den Frauen stand es nicht zu Gesicht, das setzte sich sicher nicht durch! Endlich ein drittes Mal, als sie wieder darauf zurückkam, zeigte sie Swann die Adresse des Mannes, der das Eßzimmer gemacht hatte und den sie auch gern kommen lassen wollte, sobald sie einmal Geld hätte, um zu sehen, ob er ihr nicht eines einrichten könne, sicher nicht genau das gleiche, aber eines, von dem sie träumte und für das leider die engen Dimensionen ihres Hauses nicht recht ausreichten, mit hohen Anrichten, Renaissancemöbeln und Kaminen wie im Schloß von Blois. An jenem Tag ließ sie vor Swann auch durchblicken, was sie von seinem Haus am Quai d'Orléans hielt; als er an Odettes Freundin tadelte, daß sie einem antiken Einrichtungsstil huldige, aber einem unechten und nicht einmal Louis-Seize, denn, so sagte er, wenn das jetzt auch nicht gemacht wird, kann es doch reizend sein, antwortete sie: »Du kannst ja nicht verlangen, daß sie wie du unter lauter kaputten Möbeln und abgenutzten Teppichen lebt«, wobei ihr bürgerlicher Sinn für Wohlanständigkeit sich doch noch als stärker erwies als die Kunstliebhaberei der Kokotte.

Menschen, die auf Antiquitäten Jagd machten, Gedichte liebten und rein materielle Interessen verschmähten, von Ehre und Liebe träumten, stellten in ihren Augen eine der übrigen Menschheit überlegene Elite dar. Es war gar nicht nötig, daß man wirklich solche Gefühle hegte, wofern man sie nur im Munde führte; als ein Mann ihr beim Abendessen gestanden hatte, daß er gerne flaniere, sich die Finger in alten Lädchen schmutzig mache, daß er niemals in diesem von kommerziellen Interessen beherrschten Jahrhundert zu Ansehen kommen werde, denn er sei nun einmal von jedem Eigennutz frei und

passe damit nicht in diese Zeit, sagte sie, als sie nach Hause kam: »Was für ein wundervoller Mensch, so zartsinnig, ich hätte das gar nicht von ihm gedacht!«, und sie fühlte sich auf einmal für ihn von den freundschaftlichsten Gefühlen beseelt. Wenn man aber wie Swann solche Neigungen zwar besaß, jedoch nicht davon sprach, ließ es sie völlig kalt. Wohl mußte sie anerkennen, daß Swann in Gelddingen großzügig sei, doch mißmutig setzte sie hinzu: »Ach, bei ihm ist das etwas anderes«; tatsächlich wurde ihre Phantasie nicht durch die praktische Betätigung der Selbstlosigkeit angesprochen, sondern nur durch das betreffende Vokabular.

Da er spürte, daß er oft dem nicht genügte, was sie sich erträumte, suchte er wenigstens zu erreichen, daß sie sich wohl bei ihm fühlte, und trat absichtlich ihren trivialen Vorstellungen nicht entgegen, jenem schlechten Geschmack, den sie durchweg bewies und den er im übrigen liebte wie alles, was von ihr kam; ja, diese selben Dinge entzückten ihn schließlich sogar, weil sie lauter persönliche Züge darstellten, dank denen diese Frau für ihn greifbar, sichtbar wurde. Wenn sie also glücklich aussah, weil sie zur *Reine Topaze* [1] gehen konnte, oder ihr Blick ernst, sorgenvoll und eigensinnig wurde aus Angst, sie könne das Blumenfest oder auch nur die Teestunde im »Thé de la Rue Royale«[2] mit Muffins und Toast versäumen, deren regelmäßiger Besuch ihr für die Aufrechterhaltung ihres Rufs als elegante Frau unerläßlich zu sein schien, war Swann davon entzückt, wie wir es angesichts der Natürlichkeit eines Kindes oder des sprechenden Ausdrucks bei einem Bildnis sind, und sah so deutlich die wahre Seele seiner Geliebten auf ihrem Gesicht erscheinen, daß er nicht widerstehen konnte, sie darauf mit einem Kuß zu berühren. »Ah! Sie möchte auf das Blumenfest geführt werden, die kleine Odette, sie will sich bewundern lassen; ja, was soll man da tun, sie wird eben hingeführt.« Da Swann etwas kurzsichtig war, mußte er sich damit abfinden, zu Hause bei seinen Arbeiten eine Brille, und wenn er in Gesellschaft ging, ein Monokel zu

tragen, das ihn weniger entstellte. Als sie es zum erstenmal in seinem Auge sah, verhehlte sie ihre Freude nicht: »Also man kann nicht anders sagen, für einen Mann ist das doch riesig schick! Wie gut du damit aussiehst! Wie ein richtiger Gentleman. Jetzt müßtest du nur noch einen Adelstitel haben!« fügte sie mit einem leisen Anflug von Bedauern hinzu. Er mochte Odettes Art, so wie er auch, wäre er in eine Bretonin verliebt gewesen, sich daran begeistert hätte, sie mit Trachtenhaube zu sehen und sagen zu hören, sie glaube an Gespenster. Bis dahin hatte bei ihm wie bei vielen Männern, deren Kunstgeschmack sich unabhängig von ihrer Sinnlichkeit entwickelt, ein bizarrer Gegensatz zwischen dem bestanden, was den einen und die andere befriedigte; im Verkehr mit Frauen suchte er immer derbere, bei den Kunstwerken immer raffiniertere Genüsse; so führte er ein kleines Dienstmädchen in eine abgeschirmte Parterreloge zur Aufführung eines dekadenten Stücks, das er gern sehen wollte, oder in eine Impressionistenausstellung, im übrigen überzeugt, daß eine Dame der kultivierten Gesellschaft nicht mehr davon verstanden, aber nicht so reizend dazu geschwiegen hätte. Seitdem er Odette liebte, war es jedoch für ihn etwas so Beglückendes, mit ihr zu harmonieren, zu versuchen, seine Seele mit ihrer zu vereinen, daß er an den Dingen, die sie liebte, Gefallen zu finden suchte, und er fand ein um so tieferes Vergnügen darin, nicht nur ihre Gewohnheiten nachzuahmen, sondern auch ihre Ansichten zu übernehmen, als diese, da sie ja keine Wurzeln in seinem Geist hatten, ihn einzig an seine Liebe erinnerten, um derentwillen er sie sich zu eigen gemacht hatte. Wenn er ein weiteres Mal in *Serge Panine* [1] ging oder Gelegenheit suchte, Olivier Métra[2] dirigieren zu sehen, so geschah das alles um des erwärmenden Gefühls willen, mit allen Auffassungen Odettes aufs engste verbunden zu sein, ihre Neigungen zu teilen. Die von ihr geliebten Werke und Stätten besaßen einen Zauber, der ihn mit ihr vereinte und ihm geheimnisvoller schien als jener von eigentlich weit schöneren, die ihn aber nicht an Odette erinnerten.

Da im übrigen die geistigen Überzeugungen seiner Jugend schwächer geworden waren und seine weltmännische Skepsis unbemerkt bis zu ihnen drang, meinte er (oder wenigstens hatte er es so oft gedacht, daß er es jetzt auch sagte), daß die Dinge, die uns gefallen, nicht in sich selbst einen absoluten Wert tragen, sondern daß alles Sache der Epoche, der Klasse und der wechselnden Moden sei, von denen die gewöhnlichste ebensoviel tauge wie die scheinbar distinguierteste. Und da er außerdem fand, daß die Wichtigkeit, die Odette der Frage beilegte, ob sie Eintrittskarten für eine Vorbesichtigung haben konnte, an sich nicht lächerlicher sei als das Vergnügen, das er früher daran gehabt hatte, beim Prinzen von Wales zu speisen, so meinte er auch nicht, daß ihre Bewunderung für Monte Carlo oder den Rigi unvernünftiger sei als seine Neigung für Holland, das sie sich häßlich vorstellte, oder für Versailles, das sie trübselig fand.[1] Er gab es daraufhin auch auf, jene Stätten zu besuchen, und sagte sich dabei, daß es ihretwegen geschehe, da er nun einmal nur mit ihr empfinden und lieben wolle.

Wie alles, was Odette umgab und gewissermaßen die einzige Art und Weise darstellte, auf die er sie sehen und mit ihr plaudern konnte, liebte er auch die Gesellschaft der Verdurins. Dort fand er auf dem Grunde aller Unterhaltungen, Abendessen, musikalischen Darbietungen, Spiele, Kostümfeste, Landpartien, Theaterbesuche, selbst der sehr seltenen »großen Soireen«, die für die »Langweiler« gegeben wurden, Odettes Gegenwart, Odettes Anblick, die Unterhaltung mit Odette, ein unschätzbares Geschenk, das die Verdurins Swann machten, indem sie ihn einluden; deshalb gefiel er sich auch mehr als irgendwo sonst in dem »kleinen Kreis« und suchte ihm wirkliche Verdienste zuzuschreiben, denn so konnte er sich vorstellen, daß er ihn aus bloßer Neigung sein Leben lang besuchen werde. Da er sich nun aus Angst, daß er es doch nicht glauben würde, nicht einzureden wagte, er werde Odette immer und ewig lieben, sah er sich gleichwohl unter der so

willkommenen Voraussetzung, daß er zeitlebens zu den Verdurins gehen würde (eine Vorstellung, die a priori auf geringere prinzipielle Einwendungen in seinem Geist stieß), auch in Zukunft Odette jeden Abend treffen; das kam vielleicht nicht ganz auf dasselbe heraus, als wenn er sie immer liebte, doch für den Augenblick, solange er sie noch liebte, verlangte er nichts weiter als zu glauben, er werde nicht etwa eines Tages aufhören, sie zu sehen. Was für ein reizvolles Milieu, sagte er sich. Im Grunde führt man dort das einzig wahre Leben! Wieviel geistreicher, wieviel kunstverständiger geht es dort zu als in der großen Welt! Wie aufrichtig ist bei all ihren kleinen, etwas lächerlichen Übertreibungen diese Madame Verdurin in ihrer Liebe zur Malerei, zur Musik! Welche Leidenschaft für die Werke der Künstler und welch Bemühen, ihnen selbst angenehm zu sein! Sie hat eine falsche Vorstellung von der »feinen« Gesellschaft, aber wieviel unrichtiger noch stellt die »feine« Gesellschaft sich die Künstlerkreise vor! Vielleicht sind meine geistigen Ansprüche im Gespräch nicht sonderlich groß, aber ich unterhalte mich wirklich sehr gern mit Doktor Cottard, wenn er auch dumme Kalauer macht. Und was diesen Maler angeht, so fällt er einem gewiß etwas auf die Nerven, wenn er besonders verblüffen will, dafür aber ist er im Grunde einer der klügsten Menschen, die ich überhaupt kenne. Und vor allem fühlt man sich dort frei, man tut ganz zwanglos, was man will, ohne sich zu genieren. Wieviel gute Laune wird jeden Tag in diesem Salon verschenkt! Ich werde ganz entschieden, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur noch in diesem Milieu verkehren. Mehr und mehr werden mich meine Gewohnheiten und mein Leben nur noch dahin führen.

Da aber die Vorzüge, die er den Verdurins tatsächlich beimaß, nur der Abglanz von Freuden waren, die seine Liebe zu Odette bei ihnen gefunden hatte, wurden diese Vorzüge um so ernsthafter, tiefer, lebenswichtiger, je mehr seine Freuden es wurden. Da Madame Verdurin Swann zuweilen das schenkte,

was allein für ihn das Glück bedeutete, da sie an einem bestimmten Abend, wo er sich unruhig fühlte, weil Odette mit einem der Gäste mehr als mit den anderen gesprochen hatte, und er in seiner Gereiztheit gegen sie nicht die Initiative ergreifen wollte, sie zu fragen, ob sie mit ihm nach Hause führe, ihm Frieden und Freude zurückgab, indem sie unbefangen sagte: »Odette, Sie nehmen ja Monsieur Swann mit, nicht wahr?« – da Madame Verdurin, als er sich zunächst angstvoll gefragt hatte, ob Odette im kommenden Sommer nicht ohne ihn verreisen würde, ob er sie wohl weiter jeden Tag sehen könnte, sie beide einlud, den Sommer bei ihr auf dem Land zu verbringen –, ließ Swann unbewußt Dankbarkeit und Eigennutz in seinen Geist eindringen und seine Vorstellungen so sehr beeinflussen, daß er sogar erklärte, Madame Verdurin sei eine große Seele. Mochte irgendeiner seiner alten Kameraden von der École du Louvre[1] ihm von noch so kultivierten oder hervorragenden Leuten erzählen, er antwortete jedesmal: »Mir sind die Verdurins tausendmal lieber.« Und in feierlichem Ton, wie er ganz neu an ihm war, setzte er hinzu: »Sie sind wirklich großherzige Menschen, und Großherzigkeit ist im Grunde das einzige, was gilt und was die Menschen hier auf Erden auszeichnen kann. Siehst du, es gibt eben nur zwei Klassen von Menschen: großherzige und solche, die es nicht sind; ich bin jetzt in einem Alter, wo man sich ein für allemal entscheiden muß, wen man liebt und wen man mit Nichtachtung straft, wo man sich an die halten muß, die man liebt, und, um die mit den anderen vergeudete Zeit wettzumachen, sie bis zu seinem Lebensende nicht wieder verlassen darf. Jawohl!« fügte er dann mit jener leichten Rührung hinzu, die man empfindet, wenn man unbewußt etwas sagt, nicht weil es wahr ist, sondern weil man Vergnügen daran findet, es zu sagen, und der eigenen Stimme lauscht, als käme sie von einem anderen, »die Würfel sind gefallen, ich habe mich für die großherzigen Seelen entschieden und will nur noch in der Atmosphäre der Großherzigkeit leben. Du fragst mich, ob Madame Verdurin

tatsächlich klug sei. Ich versichere dir, daß sie mir Beweise eines Seelenadels gegeben hat, einer Größe des Herzens, die man nicht ohne ein dementsprechendes Niveau des Geistes erreicht. Ganz zweifellos besitzt sie ein tiefes Kunstverständnis. Doch ich finde sie da nicht einmal am bewundernswertesten; und irgendeine auf erfinderische und ganz ausgesuchte Weise gütige kleine Tat, die sie mir zuliebe ausgeführt hat, eine wirklich vom Genius des Herzens her inspirierte Aufmerksamkeit, irgendeine vertraulich sublime Geste enthüllen ein tieferes Verstehen unserer Existenz als alle Traktate der Philosophie.«

Er hätte sich gleichwohl sagen können, daß es alte Freunde seiner Familie gab, die ebenso schlicht waren wie die Verdurins, Jugendkameraden, die ebensosehr für die Kunst entflammt waren, daß er noch andere Wesen mit großem Herzen kenne und sie dennoch, seitdem er sich für Schlichtheit, Kunst und Seelengröße entschieden hatte, niemals zu sehen versuchte. Aber jene kannten Odette nicht, und wenn sie sie gekannt hätten, hätten sie keinen Wert darauf gelegt, ihn mit ihr zu vereinen.

So gab es sicher in dem ganzen Milieu der Verdurins keinen einzigen Getreuen, der sie so sehr liebte oder so sehr zu lieben glaubte wie Swann. Und doch hatte Monsieur Verdurin, wenn er sagte, Swann passe ihm nicht so recht, nicht nur seine eigenen Gedanken ausgedrückt, er erriet auch die seiner Frau. Sicher hegte Swann für Odette eine zu spezielle Art von Zuneigung, und er hatte es versäumt, Madame Verdurin zur täglichen Vertrauten dieser Zuneigung zu machen; sicher trug sogar die Zurückhaltung, mit der er von der Verdurinschen Gastfreundschaft Gebrauch machte – sah er doch oft aus irgendeinem Grund, den sie nicht erraten konnten, davon ab, bei ihnen zu Abend zu essen, worin sie dann seinen Wunsch zu erkennen glaubten, eine Einladung bei »Langweilern« nicht zu versäumen –, sicher auch die trotz aller Vorsichtsmaßnahmen, die er traf, um sie zu verbergen,

fortschreitende Entdeckung seiner glänzenden Situation in der Gesellschaft; dies alles trug zu einer gewissen Gereiztheit der Stimmung gegen ihn bei. Doch der tiefere Grund war ein anderer. Sie hatten sehr bald heraus, daß es in ihm eine undurchdringliche Vorbehaltssphäre gab, in der er sich immer wieder selbst eingestand, daß die Prinzessin von Sagan nicht grotesk und Cottards Art zu scherzen nicht witzig sei; schließlich, und obwohl er immer liebenswürdig blieb und sich niemals gegen die Dogmen des Hauses auflehnte, doch eine gewisse Unmöglichkeit, sie ihm aufzuzwingen und ihn völlig dazu zu bekehren, wie es ihnen noch bei niemand vorgekommen war. Sie hätten ihm verziehen, daß er in Langweilerkreisen verkehrte (denen er ja übrigens im Grunde seines Herzens die Verdurins und den gesamten »kleinen Kreis« bei weitem vorzog), wenn er des guten Beispiels wegen eingewilligt hätte, sie in Gegenwart der Getreuen kurzweg zu verleugnen. Sie hatten aber einsehen müssen, daß ein solches ausdrückliches Abschwören bei ihm nicht zu erreichen war.

Wie anders dagegen ein »Neuer«, den Odette sie einzuladen gebeten hatte, obwohl sie ihm erst ein paarmal begegnet war, und auf den sie große Hoffnungen setzten: Graf von Forcheville! (Es stellte sich heraus, daß er ausgerechnet der Schwager von Saniette war, was die Getreuen erstaunte: der alte Archivar hatte ein so bescheidenes Auftreten, daß sie immer geglaubt hatten, er stehe sozial unter ihnen, und nicht darauf gefaßt waren zu hören, daß er einer reichen und vergleichsweise aristokratischen Gesellschaftsschicht angehörte.) Sicher war Forcheville auf plumpste Art snobistisch, während Swann es überhaupt nicht war; sicher auch war er weit davon entfernt, wie dieser das Milieu der Verdurins über alle anderen zu stellen. Doch er besaß nicht das natürliche Feingefühl, das Swann daran hinderte, sich der offenkundig falschen Kritik anzuschließen, die Madame Verdurin an ihm bekannten Leuten übte. Was die anmaßenden und vulgären Reden, die der Maler an gewissen Tagen vom Stapel ließ, und die

Stammtischwitze Cottards anbetraf, für die Swann, der die beiden gern mochte, zwar leicht Entschuldigungen fand, denen Beifall zu spenden er jedoch weder das Herz noch das Maß an Heuchelei besaß, so gestattete dagegen Forchevilles intellektuelles Niveau, von den ersteren, ohne sie übrigens zu verstehen, überwältigt und zur Bewunderung hingerissen zu sein, und sich an den anderen zu ergötzen. Gleich das erste Verdurinsche Abendessen, bei dem Forcheville zugegen war, stellte alle diese Unterschiede klar heraus, ließ die Besonderheiten jedes einzelnen deutlich hervortreten und beschleunigte, daß Swann in Ungnade fiel.

An diesem Abendessen nahm außer den angestammten Besuchern ein Professor der Sorbonne namens Brichot[1] teil, der die Bekanntschaft von Monsieur und Madame Verdurin in einem Badeort gemacht hatte und der, hätten ihn nicht seine Hochschulverpflichtungen und gelehrten Arbeiten zu sehr in Anspruch genommen, gern oft zu ihnen gekommen wäre. Er besaß nämlich jene an Aberglauben grenzende Neugier auf das Leben, die, mit einer gewissen Skepsis dem eigenen Studiengebiet gegenüber gepaart, in allen Berufszweigen gewissen der Intelligenz zugehörigen Männern, Medizinern, die nicht an die ärztliche Wissenschaft, Gymnasiallehrern, die nicht an die Übersetzung ins Lateinische glauben, das Ansehen von glänzenden und sogar überlegenen Naturen mit breitem geistigem Horizont geben kann. Bei Madame Verdurin legte er den größten Wert darauf, seine Vergleiche immer den aktuellsten Gebieten zu entnehmen, wenn er von Philosophie oder Geschichte sprach, zum einen, weil er glaubte, sie seien nur eine Vorbereitung auf das Leben, und er sich einbildete, in dem »kleinen Clan« alles das in praxi zu finden, was er nur aus Büchern kannte; dann vielleicht auch, weil er, da er gewissen Themenbereichen gegenüber Respekt anerzogen bekommen und unbewußt beibehalten hatte, den Akademiker abzulegen glaubte, wenn er sich ihnen gegenüber Freiheiten

gestattete, die ihm im Gegenteil als solche nur erschienen, weil er der geblieben war, der er war.

Gleich zu Beginn des Essens, als Monsieur de Forcheville zu Madame Verdurin, an deren rechter Seite er saß und die zu Ehren des »Neuen« beträchtlichen Toilettenaufwand getrieben hatte, sagte: »Dieses weiße Kleid ist wirklich originell, solch blanker Taft hat Stil«, hatte der Doktor, der ihn unaufhörlich im Auge behielt – so neugierig war er darauf, wie jemand beschaffen sein mochte, den er als einen »von« bezeichnete – und auf eine Gelegenheit brannte, mit ihm in Kontakt zu kommen, nur den Klang der Wörter »blanker … Stil« erhascht, und ohne die Nase vom Teller zu heben gefragt: »Blanka? Von Kastilien? Meint er Blanka von Kastilien?« und darauf mit gesenktem Kopf nach beiden Seiten lächelnd unsichere Blicke ausgesandt. Während Swann durch sein gequältes und vergebliches Bemühen zu lächeln deutlich zu erkennen gab, daß er dieses Wortspiel albern fand, hatte Forcheville gezeigt, daß er die Feinheit der Anspielung zu schätzen wußte, und gleichzeitig Lebensart bewiesen, indem er eine Heiterkeit, deren unbefangene Äußerung Madame Verdurin entzückte, in den richtigen Grenzen hielt.

»Was sagen Sie zu so einem Gelehrten?« hatte sie Forcheville gefragt. »Man kann nicht zwei Minuten ernst sein mit ihm. Erzählen Sie so etwas auch Ihren Leuten im Krankenhaus?« fügte sie zu dem Doktor gewendet hinzu. »Das müßte ja ein fideler Aufenthalt sein. Ich sehe schon kommen, daß ich mich eines Tages dort einliefern lasse.«

»Ich glaube gehört zu haben, daß der Doktor von dieser alten Beißzange Blanka von Kastilien sprach. Stimmt das, Madame?« fragte Brichot Madame Verdurin, die vor Lachen beinahe sterben wollte und mit geschlossenen Augen ihr Gesicht in den Händen verbarg, so daß man nur noch erstickte Schreie vernahm. »Mein Gott, Madame, ich habe etwaige fromme Seelen nicht verletzen wollen, falls es solche in dieser Tafelrunde gibt, *sub rosa* [1] …Ich muß übrigens anerkennen,

daß unsere – ach, und wie! – unbeschreibliche athenische Republik[2] in der Gestalt dieser obskurantistischen Capetingerin den ersten Polizeipräfekten mit starker Hand ehren könnte. Doch, doch, mein teurer Gastgeber«, fuhr er mit klangvoller Stimme und deutlicher Betonung jeder Silbe als Antwort auf einen Einwurf von Monsieur Verdurin fort. »Die so wohldokumentierte *Chronik von Saint-Denis* läßt in dieser Hinsicht keine Zweifel bestehen. Niemand wäre besser am Platze als Patronin eines laizistischen Proletariats als diese Mutter eines Heiligen, den sie übrigens abscheulich behandelt hat, wie uns Abt Suger und andere Leute vom Schlage des heiligen Bernhard berichten; denn bei ihr kriegte jeder gehörig eins auf den Deckel.«[3]

»Wer ist dieser Herr?« wollte Forcheville von Madame Verdurin wissen, »der scheint ja ganz erstklassig zu sein.«

»Wie, Sie kennen den berühmten Brichot nicht, er ist in ganz Europa bekannt.«

»Ach so! Das ist Bréchot«, rief Forcheville aus, der nicht recht hingehört hatte; »na so was«, fügte er hinzu, während er den berühmten Mann mit weitaufgerissenen Augen musterte. »Es ist immer interessant, mit einem Mann am Tisch zu sitzen, von dem so viel gesprochen wird. Aber sagen Sie, Sie haben ja da wirklich einen ganz auserlesenen Kreis beisammen. Bei ihnen langweilt man sich nicht.«

»Oh, Sie müssen wissen«, bemerkte Madame Verdurin bescheiden, »es herrscht eben hier vor allem ein allgemeines gegenseitiges Vertrauen. Jeder spricht, wovon er sprechen mag, und das Gespräch gleicht oft wahren Explosionen. Was Brichot betrifft, so ist das heute noch gar nichts. Ich habe ihn hier bei uns schon so glänzend erlebt, daß man sich ihm zu Füßen hätte werfen können. Bei anderen freilich ist er nicht der gleiche, er ist nicht immer so brillant, man muß dann jedes Wort aus ihm herausziehen; er kann geradezu langweilig sein.«

»Merkwürdig!« wunderte sich Forcheville.

Die Art von Geist, die Brichot versprühte, hätte in der Coterie, in der Swann seine Jugend verbracht hatte, als pure Dummheit gegolten, wiewohl sie mit wirklicher Intelligenz vereinbar ist. Und die kräftige, gehaltvolle Intelligenz des Professors hätte wahrscheinlich manche Leute von Welt neidisch machen können, die Swann geistvoll fand. Er war aber selbst so stark von den Vorlieben und Abneigungen dieser Kreise infiziert, wenigstens in allem, was mit dem gesellschaftlichen Leben zusammenhing, jedoch auch mit demjenigen der angrenzenden Gebiete, das eigentlich mehr dem Bereich der Intelligenz zugeordnet werden sollte, nämlich der Konversation, daß er die Witzeleien Brichots nur pedantisch, gewöhnlich und zum Übelwerden zotig fand. Außerdem verletzte ihn dank seiner Gewöhnung an gute Manieren der barsche, militärische Ton, den der streitbare Universitätsmann gern jedem gegenüber anschlug, an den er sich unmittelbar wendete. Schließlich war wohl auch Swann an diesem Abend ganz besonders die gewohnte Nachsicht abhanden gekommen, als er sah, wieviel Liebenswürdigkeit Madame Verdurin für diesen Forcheville aufwendete, den Odette bizarrerweise mit ins Haus gebracht hatte. Etwas befangen Swann gegenüber hatte sie ihn beim Kommen gefragt:

»Wie finden Sie meinen Gast?«

Und er, der zum erstenmal merkte, daß Forcheville, den er schon lange kannte, eigentlich ein schöner Mann war und einer Frau gefallen könnte, hatte geantwortet: »Gräßlich!« Gewiß fiel es ihm nicht ein, Odettes wegen eifersüchtig zu sein, aber er fühlte sich an diesem Abend nicht so glücklich wie sonst, und als Brichot, der angefangen hatte, die Geschichte der Mutter Blankas von Kastilien zu erzählen, die »mit Heinrich Plantagenet schon jahrelang zusammengelebt hatte, ehe sie ihn heiratete«[1] , in dem forschen Ton, in dem man sich dem Fassungsvermögen eines Bauern anpaßt oder einem alten Soldaten Mut machen will, Swann mit den Worten: »Nicht wahr, Monsieur Swann?« dazu anregen wollte, nach dem

Fortgang der Geschichte zu fragen, brachte dieser zum großen Ärger der Gastgeberin Brichot um die erhoffte Wirkung, indem er antwortete, man möge sein geringes Interesse an Blanka von Kastilien entschuldigen, aber er habe eine Frage an den Maler auf dem Herzen. Dieser hatte nämlich am Nachmittag die Ausstellung eines mit Madame Verdurin befreundeten, aber kürzlich verstorbenen Künstlers besucht, und nun hätte Swann gern (denn er schätzte seinen Geschmack) von ihm gewußt, ob sich in den letzten Bildern von seiner Hand wirklich noch etwas ganz anderes gezeigt habe als jene Virtuosität, die in den früheren Werken bereits verblüffend gewesen war.

»In dieser Hinsicht war er ja immer außergewöhnlich stark, aber es schien mir nicht eigentlich eine Kunst zu sein, die man ›erhebend‹ nennen könnte.«

»Erhebend … ein erhebendes Schauspiel«, fiel Doktor Cottard ihm mit fingiertem Ernst und erhobenem Arm ins Wort.

Die ganze Tischrunde lachte.

»Was habe ich gesagt? Man kann nicht ernst bleiben, wenn er da ist«, sagte Madame Verdurin zu Forcheville. »Ehe man sich's versieht, packt er eine Albernheit aus.«

Sie hatte aber wohl bemerkt, daß Swann als einziger den Mund nicht verzogen hatte. Es freute ihn allerdings auch nicht sehr, daß Cottard ihn vor Forcheville zum Gegenstand der allgemeinen Heiterkeit machte. Der Maler aber, der wahrscheinlich in interessanter Weise auf Swanns Worte geantwortet hätte, wäre er mit ihm allein gewesen, legte es jetzt lieber darauf an, von den Tischgästen bewundert zu werden, indem er sich weiter über die Geschicklichkeit des verewigten Meisters ausließ.

»Ich bin ganz nahe herangetreten«, sagte er, »um zu sehen, wie es gemacht ist, ich habe mir fast die Nase plattgedrückt. Unglaublich! Man kann nicht sagen, ob er Kleister, Rubinen, Seife, Bronze, Sonnenstrahlen oder Kacka dazu nimmt!«

»Macht den Meister«, rief Cottard verspätet aus, welchen Einwurf niemand verstand.

»Es sieht aus, wie mit gar nichts gemacht«, fuhr der Maler fort, »es ist ebenso unmöglich, den Trick herauszubekommen wie bei der *Nachtwache* oder den *Vorsteherinnen* [1] , und dabei ist er stärker als Rembrandt oder Frans Hals. Es ist alles beisammen, ja doch, mein Wort.«

Und wie die Sänger, wenn sie beim höchsten Ton angelangt sind, den ihre Kehle hergibt, mit Kopfstimme und piano weitersingen, begnügte er sich jetzt damit, vor sich hinzumurmeln, und unter fortwährenden Heiterkeitsausbrüchen, als sei diese Art von Malerei vor lauter Vollkommenheit schon nur noch komisch zu nehmen, fuhr er fort:

»Das riecht gut, das steigt einem in den Kopf, das nimmt einem den Atem, kitzelt einen, aber weiß der Teufel, wie es zustande gekommen ist; es ist Hexerei, Betrug, ein Mirakel und« – hier platzte er vollends mit seinem Gelächter heraus – »einfach unanständig gut!« Dann hielt er inne, hob gewichtig den Kopf, schlug einen tiefen Baßton an, dem er einen schönen Klang zu verleihen suchte, und setzte hinzu: »Und so grundehrlich gemalt.«[1]

Abgesehen von dem Augenblick, wo er gesagt hatte: stärker als die *Nachtwache* – eine Lästerung, die einen Protest bei Madame Verdurin auslöste, für die die *Nachtwache* neben der *Neunten* und der *Nike von Samothrake* [2] das größte Meisterwerk des Universums war –, und von dem Wort »Kacka«, bei dem Forcheville einen Blick in die Runde warf, um festzustellen, ob der Ausdruck durchging, um gleich darauf ein sprödes, aber konziliantes Lächeln auf seinen Lippen erscheinen zu lassen, hatten alle Tischgäste außer Swann mit verzückt bewundernden Blicken an dem Maler gehangen.

»Wie amüsant er ist, wenn er sich so ins Zeug legt«, rief, als er geendet hatte, Madame Verdurin aus, begeistert, daß ihre Tischgesellschaft gerade an dem Tag sich so interessant ausnahm, wo Monsieur de Forcheville zum ersten Mal zuge-

gen war. »Und du, was sitzt du denn da und staunst wie der Ochs vorm Tor?« fragte sie ihren Mann. »Du weißt doch schließlich, wie glänzend er spricht; man sollte wirklich meinen, er hörte Sie zum erstenmal. Wenn Sie ihn gesehen hätten, während Sie sprachen, er trank jedes Wort förmlich in sich hinein. Und morgen wird er alles wiedererzählen, was Sie gesagt haben, ohne ein einziges Wort zu vergessen.«

»Nein nein, das ist nicht Angeberei!« sagte von seinem Erfolg berauscht der Maler. »Sie scheinen zu glauben, ich gaukle Ihnen etwas vor, alles sei Bluff; ich werde Sie hinführen, und Sie werden selbst entscheiden, ob ich übertrieben habe, ich gebe es Ihnen schriftlich: danach sind Sie mindestens so weg wie ich!«

»Aber wir glauben gar nicht, daß Sie übertreiben, wir möchten nur, daß Sie essen und daß mein Mann ebenfalls ißt; reichen Sie Monsieur noch einmal die Seezunge, Sie sehen doch, daß der Fisch auf seinem Teller kalt geworden ist. Wir haben gar keine Eile, Sie servieren ja, als ob es brennt, warten Sie doch etwas, bevor Sie den Salat anbieten.«

Madame Cottard, die an sich zurückhaltend war und wenig sprach, verfügte gleichwohl über einen gewissen Aplomb, wenn dank einer glücklichen Eingebung ihr das richtige Wort einfiel. Sie wußte, daß es Erfolg haben würde, das stärkte ihr Selbstvertrauen, und was sie dann damit machte, sollte weniger sie selbst ins Zentrum stellen als der Laufbahn ihres Mannes förderlich sein. Sie ließ daher das Wort »Salat«, das Madame Verdurin soeben ausgesprochen hatte, nicht ungenützt passieren.

»Es ist doch kein ›japanischer Salat‹?« warf sie, zu Odette gewendet, mit halblauter Stimme ein.

Entzückt und verwirrt über ihre eigene Schlagfertigkeit und Kühnheit, mit der sie eine so diskrete, aber doch vollkommen eindeutige Anspielung auf das neue aufsehenerregende Stück von Dumas gemacht hatte, brach sie in helles Backfischlachen aus, das zwar nicht sehr geräuschvoll, aber so unwiderstehlich

war, daß sie sich ihm ein paar Augenblicke hemmungslos überließ. »Wer ist diese Dame? Sie ist geistreich«, stellte Forcheville fest.

»Nein, aber wir werden Ihnen einen vorsetzen, wenn Sie alle am Freitag zum Abendessen kommen.«

»Ich werde Ihnen sehr provinziell vorkommen, Monsieur«, sagte Madame Cottard zu Swann, »aber ich habe diese berühmte *Francillon* [1] , von der alle Welt spricht, noch nicht gesehen. Der Doktor ist hingegangen (ich erinnere mich sogar, daß er mir sagte, er habe das besondere Vergnügen gehabt, jenen Abend mit Ihnen zu verbringen), und ich muß gestehen, ich hätte es nicht sehr vernünftig gefunden, wenn er noch einmal Plätze genommen hätte, um es mit mir zu sehen. Natürlich bereut man im Théâtre-Français nie einen Abend, es wird immer ausgezeichnet gespielt, aber da wir sehr liebenswürdige Freunde haben (Madame Cottard nannte selten einen Namen, sondern sprach immer nur von »sehr lieben Freunden« oder von »einer meiner Freundinnen«, weil sie das »distinguierter« fand, und zwar in einem gekünstelten Ton und mit dem Anspruch einer Person, die Leute eben nur namentlich nennt, wenn sie mag), die oft eine Loge haben und dann auf den guten Gedanken kommen, uns zu den neuen Stücken mitzunehmen, bei denen es sich lohnt, darf ich sicher sein, früher oder später auch *Francillon* zu sehen und mir selbst meine Meinung darüber bilden zu können. Allerdings muß ich gestehen, daß ich mir im Augenblick recht dumm vorkomme, denn in allen Salons, die ich besuche, ist immer nur von diesem fatalen japanischen Salat die Rede. Man wird es nun schon allmählich leid«, fügte sie mit einem Blick auf Swann hinzu, der für eine so brennend aktuelle Angelegenheit nicht in dem Maße interessiert zu sein schien, wie sie geglaubt hatte. »Allerdings kommt man dabei manchmal auf ganz lustige Gedanken. So hat eine meiner Freundinnen, die, obwohl äußerst hübsch, immer sehr originell ist, immer im Mittelpunkt steht und überall eingeladen wird, behauptet, sie habe bei sich

im Hause diesen japanischen Salat bereiten lassen, genau mit den Zutaten, die Alexandre Dumas fils in seinem Stück erwähnt. Sie hatte ein paar Freundinnen eingeladen, die ihn essen sollten. Leider war ich nicht unter den Auserwählten. Aber sie hat es uns neulich an ihrem ›Jour‹ erzählt; es scheint abscheulich geschmeckt zu haben, wir haben Tränen gelacht. Aber Sie wissen ja, es kommt immer auf die Art und Weise an, wie man so etwas erzählt«, meinte sie, als sie Swanns immer noch ernste Miene bemerkte.

In der Vermutung, es rühre vielleicht daher, daß er *Francillon* nicht mochte, setzte sie hinzu:

»Im übrigen glaube ich, ich werde eine Enttäuschung erleben. Ich kann mir nicht denken, daß es so gut ist wie *Serge Panine*, wofür ja Madame de Crécy so schwärmt. Das ist aber auch ein ernsthaftes Thema, etwas, worüber man nachdenken kann; der Gedanke jedoch, die Bühne des Théâtre-Français zu benutzen, um ein Salatrezept mitzuteilen! Wenn ich da an *Serge Panine* denke … Es ist ja auch wie alles, was aus Georges Ohnets Feder kommt, so glänzend geschrieben. Ich weiß nicht, ob Sie *Le maître de forges* [1] kennen, das ich persönlich noch höher schätze als *Serge Panine*.«

»Sie werden verzeihen«, sagte Swann mit ironisch lächelnder Miene zu ihr, »wenn ich Ihnen gestehe, daß mein Mangel an Bewunderung für die beiden Meisterwerke ungefähr der gleiche ist.«

»Wirklich? Und was haben Sie dagegen einzuwenden? Sind Sie nicht vielleicht voreingenommen? Sind sie Ihnen zu traurig? Ich persönlich meine ja, über Romane und Theaterstücke darf man nie streiten. Jeder hat da seine Ansichten, und Sie finden unter Umständen gräßlich, was mir sehr gut gefällt.«

Sie wurde durch Forcheville unterbrochen, der sich an Swann wandte. Während Madame Cottard von *Francillon* sprach, hatte Forcheville Madame Verdurin seine Bewunde-

rung für das ausgedrückt, was er den kleinen »Speech« des Malers nannte.

»Dieser Herr hat eine Leichtigkeit der Rede, und ein Gedächtnis dabei«, hatte er zu Madame Verdurin bemerkt, als der Maler geendet hatte, »wie man sie selten trifft! Donnerwetter, ich beneide ihn darum. Er würde einen ausgezeichneten Kanzelredner abgeben. Ich muß schon sagen, Sie haben an ihm und diesem Monsieur Bréchot zwei Nummern, die beide gleich gut sind, ich weiß nicht einmal, ob an bloßer Zungengewandtheit der Maler nicht den Professor noch um eine Nasenlänge schlägt. Es klingt bei ihm alles natürlicher, nicht so gesucht. Er hat ja da nebenher ein paar etwas realistische Ausdrücke gebraucht, aber was wollen Sie, das ist neueste Mode; ich habe jedenfalls selten jemand gesehen, der in dieser Weise loslegen konnte, wie wir beim Militär sagten, wo ich nämlich einen Kameraden hatte, an den dieser Herr mich ein wenig erinnert. Er konnte über jeden beliebigen Gegenstand, dies Glas hier zum Beispiel, stundenlang schwadronieren; nein, nicht über das Glas hier, was sage ich, aber zum Beispiel über die Schlacht bei Waterloo, über was Sie wollen, konnte er auf der Stelle Dinge von sich geben, auf die man niemals gekommen wäre. Swann war übrigens im gleichen Regiment, er muß ihn auch kennen.«

»Sehen Sie Monsieur Swann oft?« fragte Madame Verdurin.

»O nein«, antwortete Monsieur de Forcheville, und da er, in der Absicht, sich Odette leichter zu nähern, zu Swann liebenswürdig sein und die Gelegenheit, ihm zu schmeicheln, nicht außer acht lassen wollte, gedachte er von dessen gesellschaftlichen Beziehungen zu sprechen, allerdings im freundlich kritischen Ton eines Weltmanns und nicht, als beglückwünsche er ihn dazu wie zu einem unverhofften Erfolg; er rief ihm also zu: »Nicht wahr, Swann, ich sehe Sie nie? Wie soll man ihn auch sehen. Dieser Kerl steckt ja die ganze Zeit bei den La Trémoïlle[1] , den des Laumes et cetera…« Eine Unter-

stellung, die um so irriger war, als seit einem Jahr ungefähr Swann kaum noch woanders hinging als zu den Verdurins. Doch bereits die Erwähnung von ihnen unbekannten Personen wurde bei diesen mit einem Schweigen der Mißbilligung aufgenommen. Monsieur Verdurin, der den peinlichen Eindruck fürchtete, den Namen von »Langweilern«, noch dazu in dieser taktlosen Weise im Angesicht aller Getreuen vorgebracht, auf seine Frau machen könnten, warf ihr verstohlen einen äußerst besorgten Blick zu. Er sah sofort, daß sie unter allen Umständen entschlossen war, keine Notiz davon zu nehmen, ja sich von der ihr zu Ohren kommenden Neuigkeit nicht tangieren zu lassen, nicht einmal dazu zu schweigen, sondern sie einfach nicht gehört zu haben, so wie wir es machen, wenn ein Freund, der einen Fehler begangen hat, in die Unterhaltung eine Entschuldigung einfließen läßt, die, nähme man sie einfach unwidersprochen hin, man gelten zu lassen schiene, oder wenn man vor uns den verpönten Namen eines Undankbaren erwähnt, und daß sie demzufolge, damit ihr Schweigen nicht nach Beistimmung aussähe, sondern nur den Charakter des nichtwissenden Schweigens der leblosen Dinge hätte, aus ihrem Gesicht jegliches Leben, jegliches Bewegungsvermögen verbannt hatte; ihre gewölbte Stirn war nur mehr eine schöne Studie von einer Schädelbuckelung, in die der Name jener La Trémoïlle, bei denen Swann sich unaufhörlich aufhielt, nicht hatte eindringen können; ihre leicht gerümpfte Nase ließ eine Einbuchtung erkennen, die dem Leben nachgebildet zu sein schien. Man hätte meinen können, ihr halbgeöffneter Mund wolle gleich sprechen. Ihr Gesicht war nur noch ein Wachsabdruck, eine Gipsmaske, eine Bildnisstudie für ein Baudenkmal, eine Büste für das Palais de l'Industrie[1] , vor der das Publikum sich wahrscheinlich in Bewunderung darüber stauen würde, welche nahezu päpstliche Majestät der Künstler in seinem Bemühen, die unverjährbare Würde der Verdurins im Gegensatz zu der der La Trémoïlle oder des Laumes auszudrücken, denen sie sicher ebensogut wie allen

Langweilern der Erde das Wasser reichen konnten, der Weiße und Strenge des Steins hatte aufprägen können. Schließlich aber kam Leben in den Marmor, und man vernahm, daß einem schon wirklich vor gar nichts grausen müsse, wenn man zu diesen Leuten ging, denn die Frau sei immer betrunken und der Mann so dumm, daß er Kollidor anstatt Korridor sage.

»Man könnte mir noch etwas dazu geben, ich würde so etwas hier bei mir nie empfangen«, schloß Madame Verdurin mit einem zurechtweisenden Blick auf Swann.

Freilich konnte sie nicht hoffen, er werde die Unterwerfung so weit treiben, wie es die Tante des Pianisten in frommer Unschuld tat, als sie in die Worte ausbrach:

»Haben Sie so etwas schon gehört? Man wundert sich wahrhaftig, daß es noch Leute gibt, die mit denen reden! Ich glaube, ich hätte geradezu Angst, wie leicht kann da etwas passieren! Wie können nur Leute so unvernünftig sein, solchen Menschen auch noch nachzulaufen.«

Warum aber antwortete er nicht wenigstens wie Forcheville: »Mein Gott, sie ist eine Herzogin! Es gibt eben Leute, denen das noch Eindruck macht!«, was Madame Verdurin Gelegenheit gab zu entgegnen: »Mögen sie glücklich werden damit!« Statt dessen begnügte sich Swann mit einem Lächeln, das offenbar besagte, solche Behauptungen seien zu extravagant, um sie überhaupt ernst zu nehmen. Monsieur Verdurin, der weiter heimlich den Blick an seiner Frau hängen ließ, stellte mit Bedauern und vollstem Verständnis fest, daß in ihr der Zorn eines Großinquisitors wütete, dem es nicht gelingt, die Ketzerei auszurotten; und um möglicherweise Swann zu einem ausdrücklichen Widerruf zu bewegen, da der Mut der eigenen Meinung denen, in deren Gegenwart man sich dazu bekennt, immer als feige Berechnung erscheint, wandte er sich an ihn:

»Sprechen Sie sich nur offen aus, wir sagen es ihnen nicht weiter.«

Worauf Swann erwiderte:

»Ich brauche mich doch vor der Herzogin überhaupt nicht zu fürchten (wenn Sie von den La Trémoïlle sprechen). Ich kann Ihnen nur sagen, daß jeder gern ihr Haus besucht. Ich will nicht behaupten, daß sie ›bedeutend‹ ist (er sprach das Wort ›bedeutend‹ aus, als sei es ein lächerliches Wort, denn seine Sprechweise hatte noch Spuren geistiger Gewohnheiten beibehalten, die jene von der Liebe zur Musik geprägte innere Erneuerung ihn zeitweilig hatte aufgeben lassen – er sprach jetzt seine Meinung manchmal mit Wärme aus), aber aufrichtig gesagt, sie ist sehr intelligent und der Herzog im wahrsten Sinne ein gebildeter Mann. Sie sind ganz reizende Menschen.«

Es ging so weit, daß Madame Verdurin in dem Bewußtsein, durch diesen einen Ungetreuen an der Verwirklichung der inneren Einheit des »kleinen Kreises« gehindert zu werden, aus Wut gegen diesen Starrkopf, der nicht sah, wie sie unter seinen Worten litt, ihm heftig entgegenschleuderte:

»Finden Sie sie, wie Sie wollen, aber wenigstens sagen Sie es uns nicht!«

»Es kommt ganz darauf an, was man Intelligenz nennt«, bemerkte Forcheville, der nun seinerseits glänzen wollte. »Kommen Sie, Swann, erklären Sie uns, was verstehen Sie unter intelligent?«

»Endlich!« rief Odette. »Immer bitte ich ihn, daß er einmal mit mir von solchen bedeutenden Dingen spricht, aber nie will er das.«

»Aber ja doch …«, protestierte Swann.

»Alles Angabe! Das ist nicht wahr«, rief Odette.

»Angabe der Adresse?« fragte der Doktor zurück.

»Besteht für Sie«, fragte Forcheville, »die Intelligenz in dem mondänen Geschwätz der Leute, die sich beliebt machen wollen?«

»Essen Sie lieber Ihren Nachtisch, damit Ihr Teller abgeräumt werden kann«, bemerkte Madame Verdurin in scharfem Ton zu Saniette hin, der, in Nachdenken versunken, zu essen

aufgehört hatte. Dann schämte sie sich wohl selbst ihres Tons und setzte versöhnlich hinzu: »Es macht natürlich nichts, Sie haben Zeit, ich meinte nur der anderen wegen, es hält das Servieren so auf.«

»Es gibt da«, sagte Brichot, indem er jede Silbe einzeln skandierte, »eine sehr bemerkenswerte Definition der Intelligenz bei diesem anarchistischen Leisetreter Fénelon[1] …«

»Achtung!« ermahnte Madame Verdurin Forcheville und den Doktor, »jetzt kommt die Definition der Intelligenz bei Fénelon, das ist interessant, man hat nicht alle Tage Gelegenheit, so etwas zu hören.«

Brichot aber wartete erst noch auf die von Swann. Doch dieser reagierte nicht und brachte dadurch das brillante Wortgefecht zum Scheitern, das Madame Verdurin ihrem Gast Forcheville so gern vorgeführt hätte.

»Natürlich, jetzt macht er es wieder wie mit mir«, rief Odette mißgelaunt, »es ist mir nur lieb zu sehen, daß ich nicht die einzige bin, zu der er sich nicht herabläßt, über so etwas zu sprechen.«

»Diese de La Trémouaille[2] , die uns Madame Verdurin als so wenig empfehlenswert hinstellt«, fragte Brichot wieder mit starker Markierung der Silben, »sind das Nachkommen von denen, die diese gute snobistische Sévigné so gerne kennenlernen wollte, weil es vor ihren Bauern trefflich aussehen würde?[1] Sicherlich hatte die Marquise auch noch einen anderen Grund, denn da sie die Seele eines Blaustrumpfs besaß, ging ihr ein Stoff zum Schreiben über alles andere. In dem Tagebuch aber, das sie regelmäßig ihrer Tochter schickte, figuriert Madame de La Trémouaille als eine Person, die durch ihre ausgezeichneten verwandtschaftlichen Beziehungen über alles auf dem laufenden ist und die ganze auswärtige Politik bestimmt.«

»Nein, nein, ich glaube nicht, daß das dieselbe Familie ist«, warf Madame Verdurin aufs Geratewohl ein.

Saniette, der, nachdem er überstürzt dem Diener seinen noch vollen Teller übergeben hatte, von neuem in brütendes Schweigen versunken war, tauchte schließlich daraus auf, indem er lachend eine Geschichte von einem Diner mit dem Herzog von La Trémoïlle erzählte, bei dem dieser nicht gewußt habe, daß George Sand das Pseudonym einer Frau sei. Swann, der eine gewisse Sympathie für Saniette hegte, glaubte ihm über die geistige Bildung des Herzogs Details geben zu sollen, aus denen hervorging, daß eine solche Unwissenheit von dessen Seite praktisch unmöglich sei; plötzlich aber stockte er, denn er begriff, daß Saniette gar keine Beweise brauche, sondern selbst sehr gut wußte, daß seine Geschichte unrichtig sei, aus dem guten Grund, weil er sie soeben erst erfunden hatte. Der gute Mann litt darunter, daß die Verdurins ihn so langweilig fanden, und in dem Bewußtsein, daß er bei diesem Abendessen noch weniger glanzvoll als sonst gewesen sei, hatte er, bevor es zu Ende ging, auch einmal etwas Amüsantes vorbringen wollen. Er streckte so schnell die Waffen und sah so unglücklich aus, da der erhoffte Erfolg ihm nicht zuteil geworden war; auch wich er Swann so ängstlich aus, damit dieser nicht auf einem Widerruf bestände, der schon gar nicht mehr nötig war, indem er sagte: »Schon gut, schon gut; auf alle Fälle, wenn ich mich täusche, ist es ja kein Verbrechen, nicht wahr«, daß Swann am liebsten behauptet hätte, die Geschichte sei wahr und wirklich ganz köstlich. Der Doktor, der ihnen zuhörte, hatte das Gefühl, es sei hier ganz am Platze zu sagen: »Se non è vero«, aber er war sich des genauen Wortlauts nicht sicher und fürchtete, sich dabei zu verheddern.

Nach dem Essen trat Forcheville von sich aus zu dem Doktor.

»Muß mal gar nicht übel gewesen sein, diese Madame Verdurin; jedenfalls eine Person, mit der man sich unterhalten kann, was mir die Hauptsache ist. Jetzt fängt sie ja offengestanden an, etwas ältlich zu werden. Aber diese Madame de

Crécy scheint eine kluge kleine Person zu sein, sapperlottchen! man merkt gleich, die hat einen scharfen Blick! Wir sprechen von Madame de Crécy«, sagte er zu Monsieur Verdurin, der in diesem Augenblick mit der Pfeife im Mund zu ihnen trat. »Ich stelle mir vor, so als Frau …«

»Stiege ich lieber mit ihr ins Bett als zu Berg«, fiel Cottard lebhaft ein; seit Sekunden schon brannte er darauf, daß Forcheville Luft schöpfe und er dieses Wortspiel anbringen konnte, das er fürchtete nicht mehr loszuwerden, wenn inzwischen die Unterhaltung eine andere Richtung nahm; nun versuchte er, es mit der Munterkeit und dem Aplomb vorzubringen, hinter denen sich die Mischung aus Unbeteiligtheit und Lampenfieber verbirgt, die man hat, wenn man etwas rezitiert. Forcheville kannte es, verstand es und lachte darüber. Monsieur Verdurin sparte mit seiner Heiterkeit nicht, denn er hatte neuerdings eine symbolische Ausdrucksweise dafür gefunden, die zwar anders als die von seiner Frau verwendete, doch ebenso einfach und eindeutig war. Kaum hatte er die Kopf- und Schulterbewegungen eines Menschen ausgeführt, der sich vor Lachen schütteln will, als er auch schon zu husten begann, so als ob ihm bei allzu heftigem Lachen der Tabakrauch seiner Pfeife in die Kehle gekommen sei. Indem er diese im Mundwinkel festhielt, führte er beliebig lange seine Komödie der um Atem ringenden Heiterkeit auf. So wirkten er und Madame Verdurin, die auf der anderen Seite des Zimmers eine Geschichte des Malers anhörte und gerade die Augen schloß, um dann ihr Gesicht in den Händen zu verbergen, wie zwei Theatermasken, die auf verschiedene Weise das Lachen darstellten.

Monsieur Verdurin hatte übrigens gut daran getan, die Pfeife nicht aus dem Mund zu nehmen, denn Cottard, der sich einen Augenblick entfernen mußte, tat dies mit halblauter Stimme und mit einer Umschreibung kund, die er erst jüngst in sein Repertoire aufgenommen hatte und nun jedesmal zum besten gab, bevor er einen gewissen Ort aufsuchte: »Ich muß

Aumale schnell«[1] ; die Folge war, daß Monsieur Verdurins Husten gleich von neuem einsetzte.

»Tu doch die Pfeife aus dem Mund, du siehst, du wirst noch ersticken, wenn du dein Lachen so verschluckst«, bemerkte Madame Verdurin, die Liqueurs anbot.

»Was für ein reizender Mensch ist ihr Mann, er kann von seinem Geist noch andern etwas abgeben«, erklärte Forcheville, zu Madame Cottard gewandt. »Vielen Dank, gnädige Frau. Ja, ein alter Soldat wie ich ist immer für einen Tropfen zu haben.«

»Monsieur de Forcheville ist von Odette entzückt«, sagte Verdurin zu seiner Frau.

»Sie hat mir gerade gesagt, sie würde gern einmal mit Ihnen zum Dejeuner kommen. Wir werden das irgendwie einrichten, aber Monsieur Swann braucht es nicht zu merken. Sie müssen nämlich wissen, er ist leicht verschnupft. Aber deswegen können Sie natürlich auch abends kommen, wir hoffen Sie oft hier zu sehen. Wenn es jetzt warm wird, essen wir häufig irgendwo im Freien. Mögen Sie das auch, so ein kleines Diner im Bois? Gut, gut, das wird reizend werden. Wollen Sie wohl mal Ihren Beruf ausüben!« rief sie dem kleinen Pianisten zu, um einem neuen Gast vom Range Forchevilles gleichzeitig ihren Geist und ihre unumschränkte Macht über die Getreuen zu beweisen.

»Monsieur de Forcheville hat mir gerade Schlimmes über dich gesagt«, empfing Madame Cottard ihren Mann, der soeben den Salon betrat.

Worauf er, noch ganz befangen in der Vorstellung, die ihn seit Beginn des Abends beherrschte, nämlich daß Forchville ja »adlig« sei, zu ihm sagte:

»Ich behandle zur Zeit eine Baronin, eine Baronin Putbus[1] ; die Putbus waren doch schon bei den Kreuzzügen dabei, nicht wahr? In Pommern habe sie einen See, der zehnmal so groß ist wie die Place de la Concorde. Ich behandle sie wegen ihrer

Gicht, sie ist eine reizende Dame. Übrigens kennt sie auch Madame Verdurin, glaube ich.«

Das hatte zur Folge, daß Forcheville, als er sich einen Augenblick darauf wieder allein mit Madame Cottard befand, das günstige Urteil über ihren Mann noch etwas abrunden konnte:

»Er ist außerdem interessant, man sieht, er kommt unter die Leute. Ja, diese Ärzte haben es gut, die sammeln Erfahrungen.«

»Ich werde das Thema aus der Sonate für Monsieur Swann spielen«, sagte der Pianist.

»Teufel, das wird doch nicht auch so eine Schlange wie die Kreuzottersonate sein?« fragte Forcheville, um ebenfalls einen Geistesblitz von sich zu geben.

Dem Doktor war dieses Wortspiel neu, er verstand es nicht und meinte, Forcheville habe sich geirrt. Er trat rasch neben ihn und berichtigte:

»Aber es heißt doch nicht Kreuzottersonate, sondern Kreutzersonate«, flüsterte er ihm eifrig, ungeduldig und gleichzeitig triumphierend zu.

Forcheville erklärte ihm den Witz. Der Doktor wurde rot.

»Sie müssen doch zugeben, Doktor, daß er gut ist, oder nicht?«

»Ach, den kenne ich seit langem«, entgegnete der Doktor.

Dann aber schwiegen sie; unter dem Beben der Geigentremoli, die es mit ihren langausgehaltenen, zwei Oktaven höher vibrierenden Klängen beschützten – und wie man in einer Gebirgslandschaft hinter der schwindelerregenden scheinbaren Unbeweglichkeit eines Wasserfalls zweihundert Fuß tiefer die winzige Gestalt einer Spaziergängerin erblickt –, war soeben das kleine Thema erschienen, weit in der Ferne, doch voller Liebreiz und beschützt von dem unaufhörlichen Niederströmen des durchscheinenden, andauernden und klingenden Vorhangs. Und in seinem Herzen wandte sich Swann ihm zu wie einer Vertrauten seiner Liebe, wie einer Freundin

Odettes, die ihr doch sagen sollte, auf diesen Forcheville nicht achtzugeben.

»Ah, sieh da! Sie kommen aber spät«, sagte Madame Verdurin zu einem Getreuen, den sie erst für »nach Tisch« eingeladen hatte, »wir haben heute ›einen‹ unvergleichlichen Brichot gehabt, einen Meister der Eloquenz! Doch er ist schon fort. Nicht wahr, Monsieur Swann? Ich glaube, Sie sind ihm heute zum erstenmal begegnet«, setzte sie hinzu, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er diese Bekanntschaft einzig ihr verdanke. »Nicht wahr, er war doch köstlich, unser Brichot?«

Swann verbeugte sich höflich.

»Nein? Hat er Sie nicht interessiert?« fragte Madame Verdurin sehr kühl.

»Aber doch, gnädige Frau, gewiß, ich war entzückt. Er ist vielleicht für meinen Geschmack ein bißchen zu selbstsicher und zu jovial. Mir wäre es lieber, er würde mit seinem Urteil etwas mehr zögern und etwas milder sein, aber er weiß offenbar so viel und scheint wirklich ein trefflicher Mann zu sein.«

Man brach allgemein sehr spät auf.

»Ich habe selten Madame Verdurin so in Fahrt gesehen wie heute abend«, waren die ersten Worte, die Cottard an seine Frau richtete.

»Wer ist eigentlich diese Madame Verdurin? Bißchen halbseiden, was?« fragte Forcheville den Maler, dem er vorgeschlagen hatte, mit zu ihm einzusteigen.

Odette sah ihn mit Bedauern scheiden, sie wagte nicht, Swann allein nach Hause fahren zu lassen, doch im Wagen war sie schlecht gelaunt, und als er fragte, ob er noch mit zu ihr kommen solle, sagte sie ihr »Selbstverständlich« mit einem Achselzucken der Ungeduld. Als alle Gäste gegangen waren, bemerkte Madame Verdurin ihrem Mann gegenüber:

»Hast du gesehen, wie albern Swann gelacht hat, als wir von Madame La Trémoïlle gesprochen haben?«

Sie hatte festgestellt, daß Swann und Forcheville mehrmals vor diesem Namen das »de« ausgelassen hatten. Da sie nicht daran zweifelte, daß sie damit nur ihre Unabhängigkeit gegenüber Titeln demonstrieren wollten, wollte sie deren Kühnheit nachahmen, hatte aber nicht recht begriffen, durch welche grammatikalische Form man sie zum Ausdruck brachte. Da nun aber ihre gewohnte fehlerhafte Ausdrucksweise stärker als ihre republikanische Bürgergesinnung war, sagte sie auch immer einmal wieder die »de La Trémoïlle« oder vielmehr – mit einer Abkürzung, wie sie in Texten von Chansons für das Konzertcafé und in Bildlegenden von Karikaturen üblich war, bei der das »de« beinahe verschwand – die »d'La Trémoïlle«, dann aber besann sie sich wieder und sagte: »Madame La Trémoïlle«. »Die ›Herzogin‹, wie Swann sagte«, setzte sie in ironischem Ton und mit einem Lächeln hinzu, das besagte, sie zitiere hier nur und nehme keinesfalls eine so naive und lächerliche Bezeichnung auf sich.

»Ich kann dir nur sagen, ich habe ihn außergewöhnlich dumm gefunden.«

Monsieur Verdurin gab ihr zur Antwort:

»Er ist nicht offen, er ist ein Mensch, der immer Vorbehalte macht, er will das eine tun und das andere nicht lassen. ›Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß.‹ Wie anders dagegen Forcheville! Das ist doch noch ein Mann, der rundheraus seine Meinung äußert, ob sie einem zusagt oder nicht. Gar nicht so wie der andere, der weder Fisch noch Fleisch ist. Odette scheint mir übrigens Forcheville ganz hübsch vorzuziehen, und ich gebe ihr Recht. Und überhaupt, wenn Swann sich auch bei uns als Mann von Welt aufspielen will und so tut, als ob er bei Herzoginnen ein und aus geht, so hat der andere doch wenigstens ein Adelsprädikat; er ist immerhin Comte de Forcheville«, fügte er mit der Miene eines Eingeweihten hinzu, der über die Geschichte dieses Grafentitels bestens informiert ist und seinen Wert genau einzuschätzen weiß.

»Ich kann dir nur sagen«, bemerkte Madame Verdurin noch, »er hat sogar versucht, gegen Brichot allerlei giftige und lächerliche Unterstellungen vorzubringen. Da er gesehen hat, daß Brichot bei uns im Hause gern gesehen ist, war das natürlich eine Art, uns selber zu treffen und unser Diner herunterzumachen. Das ist so einer, der einem ins Gesicht freundlich tut und schlecht über einen redet, sobald man den Rücken kehrt.«

»Ich habe es dir doch gesagt«, antwortete Monsieur Verdurin, »das ist so ein kleiner Versager, ein elender Kerl, der auf alles, was auch nur ein bißchen groß ist, neidische Blicke wirft.«

In Wirklichkeit gab es keinen Getreuen, der weniger übelwollend gewesen wäre als gerade Swann; doch übten die anderen alle die Vorsicht, ihre kleinen Gehässigkeiten mit bekannten Witzeleien und einem kleinen Schuß von Rührung und Herzlichkeit zu versehen, während der mindeste Vorbehalt, den Swann machte und der keine solche konventionellen Floskeln enthielt wie: »Ich will gewiß nichts Böses sagen«, da er diese für unter seiner Würde hielt, als Perfidie erschien. Es gibt Schriftsteller von einer gewissen Eigenart, bei denen die geringste Freiheit im Umgang mit der Sprache das Publikum empört, weil sie nicht zuvor seinem Geschmack geschmeichelt und ihm die Gemeinplätze serviert haben, an die es nun einmal gewöhnt ist; auf die gleiche Weise hatte Swann Monsieur Verdurin gegen sich eingenommen. Wie bei jenen Autoren war es auch bei Swann das Ungewohnte seiner Redeweise, das an schwarze Absichten bei ihm glauben ließ.

Swann wußte noch nichts von der Ungnade, die ihm von den Verdurins drohte; noch immer sah er ihre lächerlichen Seiten durch seine Liebe in rosigem Licht.

Odette traf er meist nur am Abend; tagsüber aber, wo er fürchtete, ihr lästig zu fallen, wenn er sie besuchte, hätte er doch gern ihre Gedanken unablässig mit seiner Person beschäftigt gewußt und suchte nach Gelegenheiten, sich in einer

ihr angenehmen Weise darin einen Platz zu verschaffen. Wenn ihm in der Auslage eines Blumengeschäfts oder eines Juweliers eine Pflanze oder ein Schmuckstück gefiel, kam ihm auf der Stelle in den Sinn, sie Odette zu schicken, und er stellte sich dabei vor, wie sie das Vergnügen empfinden würde, das sie ihm verschafft hatten, und wie sie doch mit vermehrter Zärtlichkeit seiner gedenken müßte; dann ließ er sie rasch zu ihr in die Rue la Pérouse bringen, um den Augenblick nicht länger hinauszuschieben, wo sie etwas von ihm erhalten und er sich dadurch näher bei ihr fühlen würde. Vor allem wollte er, daß sie sein Geschenk bekam, bevor sie das Haus verließ, damit ihre Dankbarkeit ihm eine um so freundlichere Begrüßung sichern würde, wenn er sie bei den Verdurins traf; oder, wer weiß, wenn der Lieferant sich entsprechend beeilte, könnte er vielleicht noch vor dem Abendessen ein Briefchen von ihr bekommen, oder womöglich machte sie sich sogar noch rasch selbst zu ihm auf, um ihm mit einem zusätzlichen Besuch ihren Dank auszudrücken. Wie früher, als er an Odettes Natur Experimente mit Reaktionen der Verstimmung anstellte, suchte er durch solche der Dankbarkeit in ihr Gefühlsparzellen freizulegen, die sie ihm bislang noch nicht offenbart hatte.

Oft war sie in Geldverlegenheit und bat ihn dann, wenn ein Gläubiger drängte, ihr schnell zu Hilfe zu kommen. Er war darüber glücklich wie über alles, was Odette eine gewichtige Vorstellung von seiner Liebe oder auch nur von seinem Einfluß, seiner Nützlichkeit für sie geben konnte. Sicher, hätte man ihm zu Anfang gesagt: »Deine Stellung gefällt ihr« oder jetzt: »Sie liebt dich deines Geldes wegen«, er hätte es nicht geglaubt, wäre aber nicht einmal sehr unzufrieden gewesen, daß andere sich vorstellten, sie sei mit ihm – daß andere spürten, sie seien miteinander – durch etwas so Starkes wie Snobismus oder Geld verbunden. Doch selbst wenn er gedacht hätte, es sei so, hätte er vielleicht nicht unter der Entdeckung gelitten, daß Odettes Liebe zu ihm auf einer solideren Basis

beruhe als auf der Annehmlichkeit des Umgangs mit ihm oder der Vorzüge, die sie an ihm finden mochte: der Eigennutz, gerade der Eigennutz würde vielleicht am ehesten dafür sorgen, daß niemals der Tag käme, an dem sie versucht sein könnte, den Verkehr mit ihm abzubrechen. Im Augenblick konnte er sich, wenn er sie mit Geschenken überschüttete, ihr Gefälligkeiten erwies, aufgrund von Vorzügen, die außerhalb seiner Person lagen, nichts mit seiner Intelligenz zu tun hatten, von dem erschöpfenden Bemühen erholen, ihr durch sich selbst zu gefallen. Und jenes Lustgefühl, verliebt zu sein, nur von Liebe zu leben, ein Gefühl, an dessen Wirklichkeit er manchmal zweifelte, wurde durch den Preis, den er als Liebhaber immaterieller Empfindungen schließlich dafür bezahlte, für ihn um so wertvoller – so wie Leute, die im Grunde nicht ganz sicher sind, ob das Schauspiel des Meeres und das Geräusch der Brandung denn eigentlich so köstlich seien, sich von der erlesenen Qualität ihrer rein ideellen Freuden dadurch überzeugen, daß sie für hundert Francs am Tag ein Hotelzimmer mieten, das ihnen erlaubt, in diesen Genuß zu kommen.

Eines Tages, als Überlegungen dieser Art ihm ein weiteres Mal jene Zeiten in Erinnerung riefen, in denen man ihm von Odette als einer ausgehaltenen Person erzählt hatte, und als er sich gerade von neuem darin gefiel, jenen seltsamen Typus der ausgehaltenen Frau – ein schillerndes Amalgam aus unbekannten, dämonischen Elementen, wie eine Gestalt aus den Bildern von Gustave Moreau[1] mit giftigen Blüten geschmückt, unter die kostbare Kleinodien geflochten waren – jener Odette gegenüberzustellen, über deren Gesicht er das gleiche Mitgefühl für einen Unglücklichen, die gleiche Art von Empörung über eine Ungerechtigkeit oder von Dankbarkeit für eine empfangene Wohltat wie früher über das seiner Mutter, seiner Freunde hatte hingleiten sehen, jener Odette, deren Bemerkungen sich oft auf die Dinge bezogen, die er am besten kannte, seine Sammlungen, sein Schlafzimmer, seinen alten Die-

ner, den Bankier, der seine Papiere verwaltete –, erinnerte ihn gerade diese letztere Vorstellung von dem Bankier daran, daß er eigentlich hätte Geld abheben sollen. Denn wenn er in diesem Monat Odette in ihren materiellen Schwierigkeiten weniger großzügig beistände als im letzten, wo er ihr fünftausend Francs gegeben hatte, wenn er ihr nicht ein Diamantenkollier schenkte, das sie sich wünschte, würde er möglicherweise bei ihr auch nicht die Bewunderung für seine Freigebigkeit erneuern und jene Dankbarkeit, die ihn so glücklich machte, und liefe damit Gefahr, in ihr den Glauben zu erwecken, daß seine Liebe zu ihr, da ihre Bestätigung nachließ, nicht mehr ganz dieselbe sei. Da auf einmal fragte er sich, ob nicht gerade darin das »Aushalten« bestehe (als ob nämlich dieser Begriff des Aushaltens sich nicht aus geheimnisvollen und perversen Elementen herleite sondern vielmehr dem ganz alltäglichen privaten Bereich seines Lebens angehöre, so wie jener im Haus verwahrte und vertraute, zerrissene und wieder geklebte Tausendfrancsschein, den sein Kammerdiener, nachdem er für ihn die Rechnungen des Monats und die Miete bezahlt hatte, in die Lade des alten Schreibtisches gelegt hatte, aus der Swann ihn nahm, um ihn mit vier anderen an Odette zu schicken) und ob man nicht auf Odette, seitdem er sie kannte (denn nicht einen Augenblick argwöhnte er, daß sie jemals zuvor von einem anderen als ihm Geld angenommen habe) jene Bezeichnung anwenden könne, die er für ganz unvereinbar mit ihr angesehen hatte, nämlich »ausgehaltene Person«. Er hing dem Gedanken nicht weiter nach, denn eine gewisse angeborene, immer wiederkehrende und der Vorsehung in die Hände arbeitende Trägheit des Geistes trat in diesem Augenblick bei ihm in Aktion und löschte seinen ganzen Scharfsinn mit solcher Plötzlichkeit aus, wie man später, als es überall elektrische Beleuchtung gab, im ganzen Haus den Strom ausschalten konnte. Sein Denken tastete einen Augenblick noch in dieser Finsternis umher, er nahm seinen Kneifer ab und putzte die Gläser, strich sich mit der Hand über die

Augen und sah erst wieder Licht, als er sich einer ganz neuen Vorstellung gegenüberfand, nämlich der Frage, ob er nicht versuchen solle, Odette im nächsten Monat sechs- oder siebentausend Francs zu schicken wegen der Überraschung und Freude, die eine solche Sendung bei ihr auslösen würde.

Wenn er am Abend nicht bis zu dem Augenblick, wo es Zeit wurde, Odette bei den Verdurins oder in einem der sommerlichen Restaurants zu treffen, die sie gern im Bois oder noch lieber in Saint-Cloud aufsuchten, zu Hause blieb, begab er sich zum Abendessen in eines jener eleganten Häuser, in denen er früher so viel verkehrt hatte. Er wollte nicht ganz mit Menschen den Kontakt verlieren, die – wer konnte es wissen – vielleicht Odette eines Tages nützlich werden könnten und dank denen er ihr schon heute oft gefällig zu sein vermochte. Zudem hatte ihm die lange Gewöhnung an die mondäne Gesellschaft und den Luxus gleichzeitig mit ihrer Verachtung doch auch das Bedürfnis danach eingeflößt, so daß in dem Augenblick, wo die bescheidensten Behausungen ihm genauso gut erschienen waren wie die fürstlichsten Besitzungen, seine Sinne doch derartig an diese letzteren gewöhnt waren, daß er sich nur ungern in den ersteren aufgehalten hätte. Er brachte – sogar in einem Maße, das diese sich gar nicht hätten vorstellen können – nicht minder Achtung auf für irgendwelche Kleinbürger, die im fünften Stock Aufgang D linker Flur eine kleine Tanzgesellschaft gaben, als für die Prinzessin von Parma, die in Paris die elegantesten Feste veranstaltete; er hatte jedoch nicht das Gefühl, auf einem Ball zu sein, wenn er sich mit den Vätern im Schlafzimmer der Dame des Hauses aufhielt, und der Anblick der mit Handtüchern zugedeckten Waschgeschirre und der als Kleiderablagen hergerichteten Betten, auf deren Decken sich Überzieher und Hüte häuften, verursachte ihm das gleiche Erstickungsgefühl, das heute Menschen, die seit zwanzig Jahren an elektrisches Licht gewöhnt sind, bei einer qualmenden Lampe oder einem schwelenden Nachtlicht verspüren. An den Tagen, wo er nicht zu

Hause aß, ließ er um halb acht anspannen; beim Ankleiden dachte er an Odette und fühlte sich somit nicht allein, denn das unaufhörliche Denken an sie gab den Augenblicken, die er fern von ihr verbrachte, den gleichen Reiz, wie die ihn besaßen, wo er mit ihr zusammen war. Er stieg in den Wagen, aber er spürte, daß dieser Gedanke mit ihm eingestiegen war und sich auf seinen Knien niederließ wie ein Lieblingstier, das man überallhin mitnimmt und das er sogar unbemerkt von den Gästen bei Tisch bei sich behalten würde. Er hegte und pflegte ihn und überließ sich dabei aufgrund eines vagen Gefühls der Mattigkeit einem leichten Zittern, das seinen Hals und seine Nase erbeben ließ und ganz neu an ihm war, während er das Sträußchen Akelei in seinem Knopfloch befestigte. Da er sich seit einiger Zeit schon leidend und traurig fühlte, besonders seit dem Tag, an dem Odette den Verdurins jenen Forcheville vorgestellt hatte, hätte Swann sich gern ein paar Tage auf dem Lande ausgeruht. Doch er fand nicht den Mut, Paris einen einzigen Tag zu verlassen, wenn Odette da war. Es war jetzt warm, die schönsten Tage des Frühlings hatten eingesetzt. Er mochte aber noch so sehr durch eine Stadt aus Stein fahren, um ein ringsum geschlossenes Stadtpalais aufzusuchen: was er unaufhörlich vor Augen sah, war ein Park, den er nahe bei Combray besaß, wo man schon um vier Uhr nachmittags etwas unterhalb des Spargelfeldes dank dem von den Feldern von Méséglise herwehenden Wind unter einer Hagebuchenlaube die gleiche Kühle genießen konnte wie am Ufer eines von Vergißmeinnicht und Schwertlilien eingerahmten Teiches und wo beim Abendessen der Tisch von Girlanden aus Johannisbeerzweigen und Rosen umgeben war, die sein Gärtner miteinander verflocht.

Wenn die Zusammenkunft im Bois oder in Saint-Cloud schon frühzeitig angesetzt war, brach er so zeitig nach dem Essen auf – besonders wenn es aussah, als ob es regnen und möglicherweise die Rückfahrt der »Getreuen« schon eher erfolgen könnte –, daß einmal die Fürstin des Laumes (bei der

spät zu Abend gegessen wurde und die Swann noch vor dem Mokka verlassen hatte, um sich zu den Verdurins auf die Insel im Bois zu begeben) bemerkte:

»Ich muß schon sagen, wenn Swann dreißig Jahre älter wäre und an der Blase litte, würde man ihn ja entschuldigen, wenn er sich derartig rasch verdrückt. Im Ernst, was glaubt der eigentlich.«

Er sagte sich, daß er den Zauber des Frühlings, den er in Combray nicht genießen durfte, wenigstens auf der Île des Cygnes[1] oder in Saint-Cloud finden würde. Da er aber an nichts anderes als an Odette denken konnte, wußte er nicht einmal, ob er den Duft der Blätter verspürt hatte oder ob Mondschein gewesen war. Er wurde mit dem kleinen Thema aus der Sonate begrüßt, das im Garten auf dem Klavier des Restaurants intoniert wurde. War keins vorhanden, so scheuten die Verdurins keine Mühe, um aus einem der Zimmer oder dem Speisesaal ein solches ins Freie schaffen zu lassen. Das bedeutete nicht etwa, daß Swann von ihnen wieder in Gnaden aufgenommen wäre, ganz im Gegenteil. Doch die Idee, für jemanden ein raffiniertes Vergnügen zu organisieren, selbst wenn sie ihn nicht mochten, ließ bei ihnen während der Zeit, die sie für die Veranstaltung brauchten, flüchtige und nur der Gelegenheit dienende Gefühle der Sympathie, ja Herzlichkeit aufkommen. Manchmal sagte er sich, daß nun wiederum ein Frühlingsabend dahingehe, und versuchte sich zu zwingen, auf die Bäume und den Himmel achtzugeben. Die Aufregung, in die ihn Odettes Gegenwart versetzte, und dazu ein leichtes fiebriges Unbehagen, das ihn in letzter Zeit kaum noch verließ, benahmen ihm jedoch die Ruhe und das Wohlgefühl, die für Natureindrücke die unerläßliche Voraussetzung sind.

Eines Abends, als Swann eine Einladung zum Essen bei den Verdurins angenommen hatte, sprach er während der Mahlzeit davon, daß er am folgenden Tag an einem Bankett alter Kameraden teilnehmen müsse. Odette hatte ihm vor ver-

sammelter Tafelrunde, vor Forcheville, der jetzt einer der Getreuen war, vor dem Maler, vor Cottard zur Antwort gegeben:

»Ja, ich weiß, Sie haben Ihr Bankett; da sehe ich Sie also erst bei mir, aber kommen Sie nicht zu spät.«

Obwohl Swann bislang noch niemals die Freundschaft Odettes für diesen oder jenen Getreuen ernstlich beargwöhnt hatte, bereitete es ihm doch ein tiefes Glücksgefühl, als er sie in dieser Weise vor allen Anwesenden seelenruhig und unbefangen ihre regelmäßigen abendlichen Rendezvous und seine daraus hervorgehende Sonderrolle bei ihr eingestehen hörte. Wohl hatte Swann oft genug gedacht, daß Odette eigentlich keine bemerkenswerte Frau sei und daß seine Macht über ein Wesen, das ihm so weit unterlegen war, nichts so Schmeichelhaftes habe, daß er sie im Angesicht der »Getreuen« bekanntgegeben wünschte; seitdem er aber bemerkt hatte, wie vielen Männern Odette als eine entzükkende und begehrenswerte Frau erschien, hatte der Zauber, den für jene ihr Körper besaß, in ihm ein quälendes Bedürfnis geweckt, sie bis in die letzten Winkel ihres Herzens hinein sich völlig zu unterwerfen. So hatte er begonnen, den am Abend bei ihr verbrachten Minuten einen unschätzbaren Wert beizumessen, jenen Augenblicken, da er sie auf seine Knie nahm, sie sagen ließ, was sie über diese oder jene Sache denke, und wo er im Geist die Dinge an sich vorbeiziehen ließ, die die einzigen auf Erden waren, deren Besitz er noch wichtig nahm. Nach diesem Abendessen zog er sie daher auf die Seite, dankte ihr gerührt und machte dabei den Versuch, ihr durch seine sorgfältig abgestufte Dankbarkeit die verschiedenen Grade von Freuden, die sie ihm bereiten konnte, zu verdeutlichen, deren höchste darin bestand, ihm, solange seine Liebe währen und ihn in dieser Hinsicht verwundbar machen würde, die Leiden der Eifersucht zu ersparen.

Als er am folgenden Tag nach dem Bankett ins Freie trat, regnete es in Strömen, und er hatte nur seinen Mylord bei sich; ein Freund schlug ihm vor, ihn in seinem Coupé[1] nach

Hause zu fahren, und da ihm Odette, indem sie ihn zu kommen gebeten, die Gewißheit gegeben hatte, daß sie niemand erwarte, hätte er sich lieber, als in diesem Regen loszufahren, gleich nach Hause begeben, um sich schlafen zu legen. Doch vielleicht würde sie, wenn sie sah, daß er gar nicht so großen Wert darauf zu legen schien, ausnahmslos bei ihr die letzten Stunden des Abends zu verbringen, auch nachlässiger darin werden, sie für ihn freizuhalten, und das am Ende gerade einmal, wenn er es besonders ersehnte.

Er war erst nach elf Uhr bei ihr, und als er sich entschuldigte, daß er nicht eher habe kommen können, klagte sie, es sei in der Tat sehr spät, das Gewitter habe ihr zugesetzt, sie fühle sich benommen im Kopf, und bereitete ihn gleich darauf vor, daß sie ihn nicht länger als eine halbe Stunde dabehalten, sondern um Mitternacht nach Hause schicken werde; kurz darauf wurde sie müde und wollte gerne schlafen.

»Also keine Cattleya heute abend?« fragte er. »Und ich hatte doch so auf eine kleine liebe Cattleya gehofft.«

Etwas mißmutig und nervös antwortete sie ihm:

»Aber nein, Liebling, keine Cattleya heute abend, du siehst doch, wie angegriffen ich bin!«

»Vielleicht hätte es dir gut getan, aber ich will dich nicht quälen.«

Sie bat ihn, bevor er ging, das Licht auszumachen, er selbst zog die Bettvorhänge zu und ging.[1] Doch zu Hause angekommen, überfiel ihn plötzlich der Gedanke, daß Odette vielleicht an diesem Abend noch jemand erwarte, daß sie ihn nur gebeten habe, das Licht auszulöschen, damit er glaube, sie wolle wirklich schlafen, und gleich nachdem er gegangen war, es wieder angemacht und jenen anderen eingelassen habe, dem die Nacht bei ihr zugedacht war. Er schaute auf die Uhr. Es war jetzt etwa anderthalb Stunden her, daß er sie verlassen hatte; nun ging er noch einmal aus dem Haus, nahm eine Droschke und ließ sie ganz in ihrer Nähe halten in einer kleinen Straße, die im rechten Winkel auf die hinter ihrem

Haus entlangführende stieß, in der er manchmal an ihr Schlafzimmerfenster klopfte, damit sie ihm öffnen käme; er stieg aus dem Wagen, das ganze Viertel lag finster und öde da, er hatte nur ein paar Schritte zu machen und stand bereits fast vor ihrem Haus. In der Dunkelheit aller dieser Fenster, hinter denen seit langem das Licht gelöscht war, sah er in dieser Straße nur ein einziges, aus dem – zwischen den Fensterläden, die sein goldenes, geheimnisvolles Fruchtfleisch auszupressen schienen – vom Innern des Zimmers her jenes Licht hervorquoll, das ihn an so vielen Abenden, wenn er es schon von fernher bemerkte, erfreut und ihm angekündigt hatte: »Sie ist da und wartet auf dich«; jetzt aber quälte es ihn vielmehr, weil es ihm sagte: »Sie ist da mit dem, auf den sie gewartet hat.« Er wollte wissen, wer es war; er schlich an der Mauer entlang bis an das Fenster, doch durch die schrägen Latten der Läden sah er nichts; er hörte nur das Murmeln von Stimmen in der Stille der Nacht. Gewiß litt er beim Anblick dieses Lichts, in dessen Schimmer sich hinter dem Fensterrahmen das unsichtbare, verhaßte Paar bewegte, beim Anhören dieses Gemurmels, das die Gegenwart jenes anderen kundtat, der nach seinem Weggang gekommen war, beim Gedanken an die Falschheit Odettes und des Glücks, das sie jetzt mit einem anderen genoß.

Und doch war er froh, daß er gekommen war: die Unruhe, die ihn gezwungen hatte, noch einmal auszugehen, hatte von ihrer Qual verloren, was sie an Gewißheit gewann, jetzt wo das andere Leben Odettes, das er in jenem Augenblick nur jäh und ohnmächtig geahnt hatte, auf einmal im vollen Lampenlicht vor ihm lag, arglos gefangen in diesem Raum, in den er überraschend treten und wo er es mit Händen greifen konnte; oder besser wäre es vielleicht, an die Läden zu klopfen, wie er öfter tat, wenn es sehr spät geworden war; so würde wenigstens Odette erfahren, daß er Bescheid wußte, daß er das Licht gesehen, die murmelnden Stimmen gehört, und während er sie sich eben noch vorgestellt hatte, wie sie sich über seine Illusi-

onen lustig machten, sah er jetzt die beiden vor sich, blind in Irrtum befangen, alles in allem getäuscht durch ihn, den sie ferne glaubten und der nun schon wußte, er werde gleich an die Läden klopfen. Vielleicht war das, was er in diesem Augenblick als beinahe angenehm empfand, nicht nur die Beschwichtigung eines Zweifels oder eines Schmerzgefühls, sondern auch ein geistiges Vergnügen. Wenn, seitdem er liebte, die Dinge wieder etwas von dem beglückenden Interesse bekommen hatten, das sie früher für ihn besaßen, aber doch nur da, wo sie ihr Licht von der Erinnerung an Odette her erhielten, so wurde jetzt von seiner Eifersucht eine andere Fähigkeit seiner erkenntnishungrigen Jugend neu belebt, nämlich der leidenschaftliche Drang nach Wahrheit, einer Wahrheit jedoch, die ebenfalls zwischen ihm und seiner Geliebten stand, die ihr Licht von ihr erhielt, einer individuellen Wahrheit also, deren einziges, unerhört kostbares Objekt von schon wieder fast uneigennütziger Schönheit Odettes Handlungen waren: ihre Beziehungen, Pläne, ihre Vergangenheit. Zu jeder anderen Zeit seines Lebens waren Swann die täglichen kleinen Verrichtungen und Taten einer anderen Person völlig unwichtig erschienen; erzählte man ihm darüber irgendwelchen Klatsch, so fand er ihn keineswegs interessant, und während er zuhörte, war er nur mit dem trivialsten Teil seiner Aufmerksamkeit dabei; es war für ihn einer jener Augenblicke, in denen er sich seiner Mittelmäßigkeit am heftigsten bewußt wurde. Doch in dieser seltsamen Phase der Liebe wird das Individuelle derartig bedeutungsvoll, daß die Neugier, die Swann im Hinblick auf die geringfügigsten Beschäftigungen einer Frau in sich erwachen fühlte, genau die gleiche war, die früher geschichtliche Tatsachen in ihm ausgelöst hätten. Und Handlungen, deren er sich bislang geschämt haben würde – spionierend vor einem Fenster stehen und morgen vielleicht, wer weiß, geschickt gleichgültige Menschen zum Reden bringen, die Dienstboten für sich gewinnen, an den Türen horchen –, erschienen ihm nur noch, ebensogut wie das Entziffern von

Texten, das Vergleichen von Augenzeugenberichten und die Interpretation von Baudenkmälern, als durchaus ernstzunehmende Methoden wissenschaftlicher Forschung, die für die Findung der Wahrheit geeignet wären.

Im Begriff, an die Läden zu pochen, hatte er eine Anwandlung von Scham bei dem Gedanken, daß Odette damit wissen würde, daß er mißtrauisch gegen sie geworden, zurückgekommen und auf der Straße vor ihrem Fenster sei. Sie hatte ihm oft gesagt, wie abscheulich sie eifersüchtige Liebhaber finde, die einem nachspionierten. Was er zu tun vorhatte, war recht ungeschickt, sie würde ihn fortan verachten, während sie noch in diesem Augenblick, solange er nicht geklopft hatte, ihn vielleicht liebte, selbst wenn sie ihn betrog. Wie viele Glücksmöglichkeiten geben wir nicht in dieser Weise für das ungeduldige Verlangen nach einem Vergnügen her, das auf der Stelle erreichbar ist! Doch das Verlangen, die Wahrheit zu kennen, blieb stärker und schien ihm edler. Er wußte, daß die Wirklichkeit aller Umstände, die er für sein Leben gern genau rekonstruiert hätte, hinter jenem lichtdurchwobenen Fenster so offen lesbar dalag, als sei es die goldverzierte Einbanddecke eines der kostbaren Manuskripte, gegen deren reichen künstlerischen Schmuck selbst der Gelehrte, der etwas darin nachschlägt, nicht gleichgültig bleiben kann. Er verspürte eine brennende Lust, die erregende Wahrheit aus diesem einzigartigen, vergänglichen, kostbaren Exemplar zu erfahren, das aus einem so warm schimmernden, köstlichen Stoff bestand. Was er den beiden voraushatte – es war ihm überaus wichtig, ihnen gegenüber im Vorteil zu sein –, bestand vielleicht weniger darin, die Wahrheit zu wissen, als vielmehr ihnen zeigen zu können, daß sie ihm nicht verborgen sei. Er stellte sich auf die Zehenspitzen. Er klopfte. Es schien ihn niemand zu hören; er klopfte stärker, das Gespräch hielt inne. Eine Männerstimme, aus deren Klang er zu erraten versuchte, welchem der ihm bekannten Freunde Odettes sie gehören mochte, rief:

»Wer ist da?«

Er war nicht recht sicher, wer es war. Er klopfte noch einmal. Das Fenster ging auf, dann die Läden. Jetzt war es zu spät, noch zurückzuweichen, und da sie doch alles erfahren würde, und um nicht gar zu unglücklich, eifersüchtig und neugierbesessen zu wirken, rief er nur obenhin und scheinbar heiter zurück:

»Lassen Sie sich nicht stören, ich kam nur gerade hier vorbei und sah Licht, da wollte ich mich erkundigen, ob es Ihnen wieder besser gehe.«

Er schaute hin. Vor ihm standen zwei alte Herren am Fenster, der eine hielt eine Lampe in der Hand, und da sah er das Zimmer, das ihm unbekannt war. Da er es gewöhnt war, wenn er sehr spät kam, Odettes Zimmer unter vielen fast gleichen als einziges noch beleuchtet zu finden, hatte er sich getäuscht und an das nächste geklopft, das bereits zum Nachbarhaus gehörte. Er entfernte sich unter Entschuldigungen und kehrte nach Hause zurück, glücklich darüber, daß die Befriedigung seiner Neugierde die Intaktheit seiner Liebesbeziehung klargestellt habe und daß er Odette, nachdem er ihr gegenüber seit so langem schon eine Art Gleichgültigkeit an den Tag gelegt, nicht durch seine Eifersucht den Beweis geliefert habe, daß er sie zu sehr liebte, einen Beweis, der unter Liebenden denjenigen Teil, der ihn erhält, für alle Zeiten davon dispensiert, auch nur genug zu lieben. Er sagte ihr nichts von diesem mißglückten Unternehmen und dachte selbst nicht mehr daran. Manchmal aber begegneten seine Gedanken in ihrem Lauf, ohne sie zuvor bemerkt zu haben, der Erinnerung an dieses Ereignis; sie stießen an sie und trieben sie weiter in ihn hinein; Swann verspürte dann einen jähen, heftigen Schmerz. Als hätte es sich um einen physischen Schmerz gehandelt, konnte Swann ihn durch Denken nicht lindern; bei einem physischen Schmerz aber kann das Denken wenigstens, gerade weil er vom Denken unabhängig ist, verweilen, kann feststellen, daß er nachgelassen, daß er für eine Stunde ganz aufgehört hat. Jenen Schmerz aber schuf das Denken nur schon dadurch, daß

es sich an ihn erinnerte, jedesmal neu. Nicht daran denken zu wollen war immer noch eine Art, daran zu denken und daran zu leiden. Wenn er dann im Gespräch mit seinen Freunden sein geheimes Leiden vergaß, so genügte manchmal ein Wort, daß sein Gesicht einen veränderten Ausdruck bekam wie das eines Verwundeten, dessen schmerzendes Glied ein Ungeschickter gedankenlos berührt. Wenn er Odette verließ, war er glücklich, er fühlte sich ruhig, er rief sich ihr Lächeln, spöttisch, wenn sie von diesem oder jenem sprach, zärtlich für ihn selbst, die Schwere ihres Kopfes, den sie aus seiner Achse verschob, um ihn ihm entgegenzuneigen, und dann fast willenlos auf seine Lippen sinken ließ, wie sie es zum erstenmal im Wagen getan hatte, die ersterbenden Blicke, die sie in seinen Armen liegend ihm zugeworfen hatte, während sie fröstelnd ihr geneigtes Haupt an seiner Schulter verbarg, ins Gedächtnis zurück.

Im selben Augenblick aber zeigte ihm seine Eifersucht, als wäre sie der Schatten seiner Liebe, das Spiegelbild jenes neuartigen Lächelns, das sie ihm an diesem Abend zugeworfen hatte – und das, gleichsam seitenverkehrt, Swann jetzt verhöhnte und sich mit Liebe für einen anderen erfüllte –, das Spiegelbild auch jener Neigung des Kopfes, der freilich jetzt fremden Lippen entgegensinken wollte, jenes schließlich all der Zärtlichkeiten, die sie für ihn gehabt hatte und jetzt einem anderen schenkte. Alle Erinnerungen an die Lust, die er mit ihr gekostet hatte, waren jetzt ebenso viele Skizzen, ebenso viele »Entwürfe« gleich denen, die man für die Einrichtung eines Hauses vorgelegt bekommt, und nach denen Swann sich nun eine Vorstellung von den leidenschaftlichen oder schmachtenden Attitüden machen konnte, die sie für andere einnahm. Schließlich kränkte er sich um jeden Genuß, den er bei ihr fand, um jede Liebkosung, die sie erdacht und auf deren Süße er sie unvorsichtigerweise ausdrücklich hingewiesen hatte, jeden besonders anmutigen Reiz, den er an ihr entdeckt hatte, denn er war sich bewußt, daß diese alle gleich darauf

nur ebenso viele neue Werkzeuge für seine Folterqualen abgeben würden.

Diese wurden noch grausamer, als ihm die Erinnerung an einen kurzen Blick kam, den er zufällig und zum erstenmal vor ein paar Tagen aus Odettes Augen aufgefangen hatte. Es war nach dem Essen bei den Verdurins. Sei es, daß Forcheville in dem Gefühl, sein Schwager Saniette sei bei seinen Gastgebern nicht sehr gern gesehen, ihn als Zielscheibe wählte, um vor ihnen auf dessen Kosten zu glänzen, sei es, daß er gereizt war durch eine ungeschickte Bemerkung von dessen Seite, die übrigens unbeachtet an den Anwesenden vorübergegangen war, da sie gar nicht wußten, welche unfreundliche Andeutung sie – völlig entgegen der Absicht dessen, der sie vorgebracht hatte – enthalten mochte, sei es endlich, daß er seit längerer Zeit eine Gelegenheit suchte, jemanden aus dem Hause zu entfernen, der ihn zu genau kannte und der ihn mit seiner Feinfühligkeit in gewissen Augenblicken schon durch seine bloße Gegenwart genierte, jedenfalls antwortete Forcheville auf Saniettes ungeschickte Worte so grob, ja beleidigend, wobei ihn, je länger er daherzeterte, der Schrecken, der Schmerz, das stumme Flehen des anderen nur immer kühner machten, daß der Unglückliche, nachdem er Madame Verdurin gefragt hatte, ob er bleiben solle, und keine Antwort erhalten hatte, sich verlegen stotternd mit Tränen in den Augen empfahl. Odette hatte ungerührt diese Szene mit angesehen, doch als die Tür sich hinter Saniette schloß, hatte sie, indem sie den gewohnten Ausdruck ihres Gesichts gleichsam um mehrere Drehungen heruntersetzte, um sich in der Niedertracht mit Forcheville auf gleichem Niveau zu befinden, in ihren Pupillen ein heimtückisches Lächeln aufblitzen lassen, mit dem sie ihm zu seinem Schneid gratulierte und zugleich das Opfer mit Ironie bedachte; sie hatte ihm einen Blick des Einverständnisses im Bösen zugeworfen, der so deutlich besagte: Wenn das keine Hinrichtung war …! Haben Sie seine Jammermiene gesehen? Er weinte ja –, daß

Forcheville, erregt noch von seinem Zorn oder dem Vortäuschen von Zorn, plötzlich davon abließ und lächelnd entgegnete:

»Er hätte nur höflich zu sein brauchen, dann säße er noch hier; eine kleine Zurechtweisung kann in keinem Alter etwas schaden.«

Eines Tages[1] , als Swann mitten am Nachmittag ausgegangen war, um einen Besuch zu machen, die Person, die er antreffen wollte, aber nicht zu Hause fand, kam er auf den Gedanken, zu dieser Stunde, wo er sonst nie zu Odette ging, sie jedoch mit Bestimmtheit ihre Siesta haltend oder vor der Teestunde noch ein paar Briefe schreibend zu Hause wußte und so das Vergnügen haben konnte, sie zu sehen, ohne sie zu stören, sich zu ihr zu begeben. Der Concierge sagte ihm, er glaube, sie sei da; er schellte, meinte ein Geräusch zu hören, auch Schritte, aber niemand machte ihm auf. Unruhig und verstimmt begab er sich in die kleine Straße hinter dem Haus und trat vor Odettes Schlafzimmerfenster; die Vorhänge hinderten ihn, ins Innere zu sehen, er pochte nachdrücklich an die Scheiben und rief; niemand öffnete. Er sah, daß die Nachbarn sein Treiben beobachteten. Er ging also fort und dachte, er habe sich letztlich vielleicht doch hinsichtlich der Schritte getäuscht; die Sache ging ihm so sehr nach, daß er an nichts anderes denken konnte. Eine Stunde später war er wieder da. Diesmal traf er sie an; sie sagte ihm, sie sei zu Hause gewesen, als er vorhin schellte, habe aber geschlafen; das Schellen habe sie aufgeweckt, sie habe erraten, daß es Swann war, und sei ihm nachgelaufen, aber da war er schon fort. Sie habe ihn auch an die Scheibe klopfen hören. Swann erkannte in diesem Zugeständnis gleich eines jener Tatsachenfragmente, die die Lügner, wenn sie gestellt werden, wie um sich abzusichern, in die Darstellung des von ihnen erfundenen, falschen Sachverhalts aufnehmen, in der Meinung, darin der Wahrheit Rechnung zu tragen und gleichzeitig die Ähnlichkeit mit der Wahrheit zu verbergen. Gewiß verstand Odette sehr gut, et-

was, was sie getan hatte, aber nicht eingestehen wollte, für sich zu behalten. Sobald sie aber demjenigen gegenüberstand, den sie belügen wollte, wurde sie von Unruhe gepackt, vergebens suchte sie ihre Gedanken zusammenzuhalten, ihr Erfindungsgeist und ihr Scharfsinn waren völlig gelähmt, sie spürte eine Leere in ihrem Kopf, andererseits mußte sie doch irgend etwas sagen, und dann kam ihr gerade nur die Sache in den Sinn, die sie verbergen wollte, die jedoch eben aufgrund ihres Wahrseins haften geblieben war. Sie entnahm dann daraus eine an sich unwichtige Einzelheit und sagte sich, daß es alles in allem so besser sei, weil ein wahres Detail ungefährlicher sei als ein falsches. Das wenigstens ist wahr, sagte sie sich, er kann sich ja danach erkundigen, dann wird er sehen, daß es wahr ist, daran kann er nichts merken. Sie täuschte sich, gerade daran merkte man es; sie machte sich nicht klar, daß dieses wahre Detail Ecken und Kanten hatte, die eben nur in die entsprechenden Teile des wahren Tatbestandes hineinpaßten, aus dem sie es willkürlich herausgelöst hatte, und der überstehende Teil oder die nicht ausgefüllten leeren Stellen immer enthüllen würden, daß es nicht dorthin gehöre. Sie gibt zu, daß sie mich hat läuten und danach klopfen hören, und behauptet sogar, sie hätte mich gern gesehen, dachte Swann. Das stimmt aber nicht damit zusammen, daß sie mich nicht eingelassen hat.

Er machte sie jedoch auf diesen Widerspruch nicht aufmerksam, denn er glaubte, daß Odette, wenn man sie in Ruhe ließe, vielleicht eine weitere Lüge vorbringen würde, die einen schwachen Hinweis auf die Wahrheit enthielte; sie sprach; er unterbrach sie nicht, sondern nahm mit sehnsüchtiger und schmerzlicher Andacht die Worte in sich auf, die sie sagte und in denen er (gerade weil sie sie beim Sprechen dahinter zu verstecken suchte) undeutlich wie unter dem heiligen Schleier den Abdruck, die ungenau nachgezeichneten Konturen jener so unendlich kostbaren, aber ach! unauffindbaren Wahrheit verborgen wußte – nämlich was sie um drei

Uhr getrieben hatte, als er gekommen war –, über die er stets nur gleich unlesbaren, göttlichen Spuren diese Lügen hören würde und die nur noch in der hehlerischen Erinnerung jenes Wesens existierte, das diese Wahrheit betrachtete, ohne sie schätzen zu können, und das sie ihm bestimmt niemals preisgeben würde. Gewiß hatte er wohl augenblicksweise eine ahnende Vorstellung davon, daß die täglichen Beschäftigungen Odettes nicht aufregend interessant seien und daß die Beziehungen, die sie zu anderen Männern haben mochte, nicht unbedingt von Natur aus und für jedes denkende Wesen tödliche Trauer aushauchen müßten, die mit dem Rausch des Selbstmords geladen sei. Er war sich dann darüber klar, daß dieses Interesse, diese Trauer nur in ihm selbst als eine Art Krankheit bestanden und daß nach deren Heilung die Handlungen Odettes, die Küsse, die sie ausgeteilt haben mochte, wieder so gleichgültig werden würden wie die einer andern Frau. Daß die schmerzliche Neugier, die Swann jetzt in sich trug, ihre Ursache nur in ihm selbst hatte, war jedoch nicht dazu angetan, es ihm als unsinnig erscheinen zu lassen, daß er diese Neugier wichtig nahm und alles tat, um sie zu befriedigen. Das kam daher, daß Swann jetzt in einem Alter angelangt war, dessen Philosophie – begünstigt durch die der Epoche und auch durch die des Milieus, in dem Swann einen so großen Teil seines Lebens verbracht hatte, jener Coterie um die Fürstin des Laumes, in der es für ausgemacht galt, daß man in dem Maße intelligent ist, wie man an allem zweifelt und nichts als wirklich und unbestreitbar ansieht als den persönlichen Geschmack jedes einzelnen – schon nicht mehr die der Jugend ist, sondern die nüchterne, fast medizinische Philosophie solcher Menschen, die, anstatt das Objekt ihres Strebens aus sich heraus zu verlegen, bemüht sind, aus ihren bereits verflossenen Jahren einen festen Bestand an Gewohnheiten und Leidenschaften zu entnehmen, die sie selbst als charakteristisch und ihrer Person inhärent betrachten können und deren Zufriedenstellung durch die Art von Dasein, das sie füh-

ren, sie bewußt im Auge behalten. Swann fand es weise, in seinem Leben dem Leiden, das für ihn darin bestand, nicht zu wissen, was Odette getan hatte, seinen Platz einzuräumen wie dem erneuten Ausbruch eines Ekzems, an dem er litt, sobald das Wetter feucht wurde, und in seinem Budget jeweils einen beträchtlichen flüssigen Betrag vorzusehen, um über den Gebrauch, den Odette von ihren Tagen machte, Auskünfte zu erhalten, ohne die er sich unglücklich fühlen würde, so wie er sich auch immer eine Reserve für die Befriedigung anderer Bedürfnisse gehalten hatte, von denen er mit Sicherheit einen Genuß erwarten konnte, wenigstens solange er noch nicht verliebt gewesen war, wie zum Beispiel seine Sammlungen und eine gute Küche.

Als er Odette adieu sagen und nach Hause zurückkehren wollte, bat sie ihn, noch zu bleiben, hielt ihn sogar lebhaft zurück und nahm ihn beim Arm, als er die Tür öffnen und das Haus verlassen wollte. Er gab aber nicht acht darauf, denn es ist unvermeidlich, daß wir in der Fülle der Gebärden und Reden, der kleinen Zwischenfälle, die eine Unterhaltung mit sich bringt, ohne daß irgend etwas besonders unsere Aufmerksamkeit weckt, nah an solchen Phänomenen vorübergehen, die eine Wahrheit enthalten, nach der unser Argwohn überall forscht, und daß wir uns gerade bei denen aufhalten, hinter denen sich indessen nichts verbirgt. Dauernd wiederholte sie ihm: »Wie schade, daß ich dich, wo du doch nie am Nachmittag kommst, dieses einzige Mal, wo du es doch getan hast, nun nicht gesehen habe.« Er wußte genau, daß sie in ihn nicht verliebt genug war, um so lebhaft zu bedauern, seinen Besuch versäumt zu haben; da sie aber gutmütig war, das Bedürfnis hatte, ihm angenehm zu sein, und oft darunter litt, wenn sie ihm eine Freude verdorben hatte, fand er es ganz natürlich, daß sie es auch diesmal in dem Bewußtsein tat, ihn darum gebracht zu haben, eine Stunde mit ihr zu verbringen, was für ihn – nicht für sie – ein großes Vergnügen war. Doch war das eine allzu unwichtige Sache, als daß ihre unausgesetzt tiefbe-

trübte Miene ihm am Ende nicht aufgefallen wäre. Sie erinnerte so noch mehr, als er es gewöhnlich schon fand, an die Frauengestalten des Malers der *Primavera*. Sie hatte in diesem Augenblick das niedergeschlagene, kummervolle Gesicht, das diesen Frauen das Aussehen gibt, als laste ein Schmerz auf ihnen, der zu schwer für sie ist, auch wenn sie nur einfach das Jesuskind mit einem Granatapfel spielen lassen oder zuschauen, wie Moses Wasser in einen Trog schüttet.[1] Er hatte schon einmal eine so tiefe Traurigkeit bei ihr gesehen, wußte aber nicht mehr recht, wann. Und plötzlich erinnerte er sich: es war, als Odette gelogen hatte, als sie nämlich am Tag nach jenem Abendessen, dem sie unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, in Wirklichkeit aber, um mit Swann zusammenzusein, ferngeblieben war, mit Madame Verdurin gesprochen hatte. Sicher hätte sie sich als eine noch so gewissenhafte Frau wegen einer so harmlosen Unwahrheit keine Gedanken zu machen brauchen. Die aber, die Odette gewöhnlich vorbrachte, waren weniger harmlos und dazu bestimmt, Enthüllungen vorzubeugen, die ihr bei den einen oder anderen schreckliche Unannehmlichkeiten hätten bereiten können. So hatte sie von vornherein, wenn sie log, in ihrer Angst und dem Gefühl, daß es mit ihrer Verteidigung ziemlich schwach bestellt sei, auch weil sie dem Erfolg mißtraute, große Lust zu weinen, mehr oder weniger aus Müdigkeit, wie Kinder, die nicht geschlafen haben. Außerdem war sie sich bewußt, daß ihre Lüge im allgemeinen eine schwere Kränkung des Mannes bedeutete, für den sie sie erfand und dessen Zorn sie vielleicht über sich ergehen lassen müßte, wenn sie nicht glaubhaft log. Sie fühlte sich dann gleichzeitig demutsvoll und schuldig ihm gegenüber, und wenn es sich nun auch nur um eine unbedeutende konventionelle Lüge handelte, verspürte sie durch eine Gefühls- und Erinnerungsassoziation großes Unbehagen wie bei etwas, was über ihre Kräfte ging, und Reue wie nach wirklicher Schuld.

Welche Lüge mochte sie wohl jetzt für Swann ersinnen, die sie derart bedrückte und ihren Blick so schmerzbewegt, ihre Stimme so wehmütig machte, als ob die Last, die ihnen beiden zugemutet wurde, allzu schwer für sie sei, so daß sie um Gnade flehten? Es kam ihm der Gedanke, daß sie ihm nicht nur die Wahrheit über den Vorfall vom heutigen Nachmittag zu verbergen suchte, sondern etwas Neueres, etwas, was vielleicht noch nicht einmal eingetreten war, was noch vor ihr lag, was ihm jene Wahrheit aber offenbaren könnte. In diesem Augenblick ging draußen die Schelle. Odette hörte nicht zu sprechen auf, aber ihre Worte kamen wie ein Stöhnen aus ihrem Mund; ihr Bedauern darüber, daß sie Swann am Nachmittag nicht gesehen, ihm nicht geöffnet habe, nahm jetzt den Ton echter Verzweiflung an.

Man hörte, wie die Eingangstür wieder geschlossen wurde, und dann ein Räderrollen, als fahre jemand ab – der Jemand sicherlich, dem Swann nicht begegnen durfte –, nachdem man ihm gesagt hatte, Odette sei nicht zu Hause. Da ergriff Swann bei dem Gedanken, daß er durch sein bloßes Kommen zu einer Stunde, zu der er gewöhnlich nicht erschien, offenbar eine Menge Dinge in Verwirrung gebracht hatte, von denen er nichts wissen sollte, ein Gefühl der Mutlosigkeit, fast der Trostlosigkeit. Da er aber Odette liebte und die Gewohnheit hatte, alle seine Gedanken immer auf sie zu richten, empfand er das Mitleid, das er mit sich selbst hätte haben können, nur für sie und murmelte: »Arme Kleine!« Als er schließlich ging, ergriff sie mehrere Briefe, die auf ihrem Schreibtisch lagen, und fragte ihn, ob er sie zur Post geben könne. Er nahm sie, und als er zu Hause ankam, merkte er, daß er sie noch immer bei sich trug. Er ging damit zur Post, zog sie aus der Tasche und schaute, bevor er sie in den Kasten warf, die Adressen an. Sie waren alle für Lieferanten bestimmt bis auf einen, der an Forcheville gerichtet war. Er hielt ihn in der Hand, dann sagte er sich: Wenn ich sehen könnte, was darin steht, wüßte ich, wie sie ihn anredet, wie sie mit ihm spricht, ob etwas zwi-

schen ihnen besteht. Vielleicht ist es geradezu Taktlosigkeit Odette gegenüber, wenn ich ihn nicht ansehe, denn dies ist die einzige Art, mich von einem Verdacht zu befreien, mit dem ich ihr vielleicht Unrecht tue, der auf alle Fälle aber geeignet ist, ihr weh zu tun, und den ich auf keine Weise loswerden kann, wenn der Brief erst im Kasten ist.

Er ging von der Post aus unmittelbar nach Hause, trug den Brief aber bei sich. Er zündete eine Kerze an und hielt das Kuvert davor, denn zu öffnen wagte er es nicht. Zuerst konnte er nichts lesen, doch das Papier war dünn, und wenn er es ganz fest auf die harte Karte drückte, die sich darin befand, konnte er die letzten Worte erkennen. Es war eine sehr kühle Schlußformel. Hätte, anstatt daß er einen an Forcheville gerichteten Brief las, dieser einen für Swann bestimmten in die Hände bekommen, würde er dort weit zärtlichere Worte gefunden haben! Er faßte jetzt die Karte, die in dem etwas zu großen Briefumschlag hin- und herrutschte, ganz fest und rückte dann mit dem Daumen nacheinander die Zeilen unter den Teil des Kuverts, wo das Papier nicht doppelt lag und unter dem allein er die Schrift erkennen konnte.

Dennoch bekam er nicht alles heraus. Es machte aber eigentlich nichts, denn er hatte genug gesehen, um sich klar darüber zu sein, daß es sich um eine ganz belanglose kleine Sache handelte, die mit Liebesbeziehungen nichts zu tun haben konnte, es stand irgend etwas darin, was sich auf einen Onkel Odettes bezog. Swann hatte zwar am Anfang die Worte: »Ich habe recht gehabt« gelesen, verstand aber nicht, womit Odette recht gehabt haben wollte, als auf einmal ein Wort, das er zunächst nicht hatte erkennen können, deutlich wurde und den Sinn der ganzen Sache erhellte: »Ich habe recht gehabt, die Tür zu öffnen, es war mein Onkel.« Die Tür zu öffnen! Dann war Forcheville also da, als Swann läutete, und sie hatte ihn weggeschickt, daher auch das Geräusch, das er gehört zu haben meinte.

Daraufhin las er den ganzen Brief; zum Schluß entschuldigte sie sich, ihn so formlos behandelt zu haben, und sagte ihm, er habe bei ihr seine Zigaretten liegen lassen; es war der gleiche Satz, den sie an Swann nach einem der ersten Male geschrieben hatte, wo er zu ihr gekommen war. Doch für Swann hatte sie damals noch hinzugesetzt: »Hätten Sie doch Ihr Herz dagelassen, ich hätte Ihnen nicht erlaubt, es sich wiederzuholen.« Nichts dergleichen für Forcheville, überhaupt keine Anspielung, die auf irgend etwas zwischen ihnen Bestehendes hingedeutet hätte. In Wahrheit war ja auch Forcheville in dieser ganzen Sache mehr als Swann selbst der Betrogene, da Odette ihm schrieb, um ihn glauben zu machen, der Besucher sei ihr Onkel gewesen. Schließlich war er es gewesen, Swann, der Mann, der ihr wichtig war und um dessentwillen sie den anderen aus dem Haus schickte. Und doch, wenn nichts zwischen Odette und Forcheville war, warum hatte sie dann nicht gleich aufgemacht, und warum schrieb sie: »Ich habe recht gehabt, die Tür zu öffnen, es war mein Onkel«; wenn sie in jenem Augenblick nichts Unrechtes tat, wie hätte Forcheville selbst sich erklären sollen, daß sie überhaupt die Tür hätte nicht öffnen können? Betrübt, beschämt und doch glücklich saß Swann vor diesem Briefumschlag, den ihm Odette in ihrem so unbedingten Vertrauen auf sein Taktgefühl ohne Angst mitgegeben hatte und durch dessen durchsichtiges Fenster hindurch sich ihm nun – mit dem Geheimnis eines Vorgangs, hinter den zu kommen er nie für möglich gehalten hatte – ein wenig von dem Leben Odettes enthüllte wie in einem kleinen, erhellten Ausschnitt mitten im Unbekannten. Alsdann weidete sich seine Eifersucht daran, ganz als habe sie ein Eigenleben, das sich selbstsüchtig und begierig auf alles stürzte, wovon sie sich nähren könnte, und wäre es auf Kosten seiner Lebenskraft. Jetzt hatte sie Nahrung bekommen, und Swann würde nun anfangen, sich jeden Tag wegen der Besuche zu beunruhigen, die Odette um fünf Uhr erhielt; er würde zu erkunden versuchen, wo Forcheville sich zu jener Stunde aufgehalten

hatte. Denn Swanns Zärtlichkeit behielt unablässig ihren gleichen Charakter bei, den ihr schon zu Anfang die Unwissenheit darüber, wie Odette ihre Tage verbrachte, zusammen mit jener Trägheit des Denkens gegeben hatte, die ihn hinderte, dem Nichtwissen durch Phantasie etwas zu Hilfe zu kommen. Er war zunächst auf Odettes Leben in seiner Gesamtheit nicht eifersüchtig, sondern einzig auf die Momente, in denen – wie er vielleicht aufgrund eines falsch interpretierten Umstands vermutete – Odette ihn betrügen könnte. Wie ein Polyp, der erst den einen, dann einen zweiten und dritten Fangarm ausstreckt, heftete sich seine Eifersucht zunächst an diese Fünfuhrstunde und dann allmählich auch an andere Zeiten. Doch Swann besaß nicht die Gabe, sich seine Leiden zu erfinden. Sie waren nur die Erinnerung, die Fortsetzung eines Leidens, das ihm von außen her zugefügt war.

Dort wurde es ihm nun aber auch von allen Seiten zuteil. Er wollte Odette von Forcheville entfernen, ein paar Tage mit ihr an die Riviera fahren. Doch er glaubte, daß alle Männer im Hotel ihr nachstellten und sie selbst ihre Gesellschaft suchte. So sah man ausgerechnet ihn, der auf Reisen stets die Bekanntschaft neuer Leute und gesellige Treffpunkte gesucht hatte, menschenscheu die Gesellschaft fliehen, als habe sie ihn tödlich verletzt. Wie hätte er auch nicht zum Misanthropen werden sollen, wo er doch in jedem Mann einen möglichen Liebhaber Odettes sehen mußte? So kam es, daß Swanns Eifersucht – noch mehr als vordem seine beglückte, heitere Neigung für Odette – seinen Charakter verwandelte und von Grund auf auch für die Augen der anderen das äußere Bild seines Wesens veränderte.

Vier Wochen nach jenem Tag, da er Odettes Brief an Forcheville gelesen hatte, ging Swann zu einem Abendessen, das die Verdurins im Bois veranstalteten. In dem Augenblick, als zum Aufbruch gerüstet wurde, bemerkte er, daß Madame Verdurin noch beratend mit mehreren Gästen zusammenstand, und er meinte zu hören, wie der Pianist daran erinnert wurde,

daß er am folgenden Tag an einem Ausflug nach Chatou[1] teilnehmen solle; doch er, Swann, war nicht eingeladen.

Die Verdurins hatten nur halblaut und in allgemeinen Wendungen gesprochen, der Maler in seiner Gedankenlosigkeit aber tönte:

»Da wird es keine Beleuchtung brauchen; er soll die *Mondscheinsonate* im Dunkeln spielen, damit man die Dinge besser ans Licht treten sieht.«

Madame Verdurin, die Swann zwei Schritte von sich entfernt stehen sah, nahm den gewissen Ausdruck an, in dem der Wunsch, den Sprecher zum Schweigen zu bringen, und der, in den Augen des Zuhörenden harmlos auszusehen, in einem vollkommen nichtssagenden Blick sich gegenseitig aufheben, jenen Ausdruck, in dem sich das ohne Wimpernzucken gegebene Zeichen des Einverständnisses unter dem Lächeln der Unschuld verbirgt, der allen Leuten gemeinsam ist, die merken, daß ein Fauxpas unterlaufen ist, und der diesen auf der Stelle – wo nicht denen, die ihn begangen haben, so doch wenigstens dem, der davon betroffen ist – enthüllt. Odette bekam abrupt die Miene einer Verzweifelten, die den Kampf gegen die erdrückenden Schwierigkeiten des Daseins aufgibt, und Swann zählte angstvoll die Minuten, die ihn von dem Augenblick trennten, da er nach Verlassen des Restaurants auf der Heimfahrt mit Odette von ihr Erklärungen verlangen und ihr zureden konnte, am folgenden Tag nicht mit nach Chatou zu gehen oder dafür zu sorgen, daß er eingeladen würde, kurz, in ihren Armen die Angst, die ihn befiel, würde beschwichtigen können. Endlich ließ man die Wagen vorfahren. Madame Verdurin sagte zu Swann: »Also adieu denn, auf bald, nicht wahr?« wobei sie ihn durch die Liebenswürdigkeit ihres Blicks und ein gezwungenes Lächeln hindern wollte, zu bemerken, daß sie nicht wie sonst immer sagte: »Morgen also in Chatou, und übermorgen wieder bei uns.«

Monsieur und Madame Verdurin ließen Forcheville mit in ihren Wagen steigen, Swanns stand in der Reihe hinter dem

ihren, und er wartete nur, daß sie abfahren würden, um Odette in den seinen steigen zu lassen.

»Odette, wir nehmen Sie mit«, sagte Madame Verdurin, »wir haben noch ein Plätzchen für Sie neben Monsieur de Forcheville.«

»Ja, danke«, antwortete Odette.

»Wie denn, ich denke, ich fahre Sie heim«, rief Swann, alle Scheu beiseite lassend, aus, denn der Wagenschlag war geöffnet, die Sekunden gezählt, und er konnte nicht ohne sie nach Hause fahren in dem Zustand, in dem er war.

»Aber Madame Verdurin bat mich doch…«

»Kommen Sie schon, Sie können gut einmal allein nach Hause fahren, wir lassen sie Ihnen so oft«, bemerkte Madame Verdurin.

»Aber ich wollte Madame etwas Wichtiges sagen.«

»Ach was! Dann schreiben Sie es ihr eben …«

»Adieu«, sagte Odette und reichte ihm die Hand.

Er versuchte zu lächeln, sah aber niedergeschmettert aus.

»Hast du bemerkt, was Swann sich jetzt uns gegenüber herausnimmt?« sagte Madame Verdurin zu ihrem Mann, als sie zu Hause waren. »Als wir Odette mit zu uns in den Wagen genommen haben, sah er aus, als wollte er mich fressen. Er benimmt sich wirklich unerhört! Soll er doch gleich sagen, wir hielten ein Bordell. Ich verstehe nicht, daß Odette sich ein derartiges Benehmen gefallen läßt. Er tut ihr gegenüber wirklich so, als gehörte sie ihm. Ich werde Odette meine Meinung sagen, ich hoffe, sie wird mich verstehen.«

Noch immer wütend fügte sie kurz darauf hinzu:

»Nein, wirklich, so ein elendiges Mistvieh!« und gebrauchte dabei, ohne es zu wissen und vielleicht dem gleichen dunklen Trieb nach Rechtfertigung gehorchend – wie Françoise in Combray, wenn das Huhn nicht sterben wollte –, die gleichen Worte, die die letzten Zuckungen eines wehrlosen Tieres im Todeskampf dem Bauer entlocken, der dabei ist, es zu erledigen.

Als Madame Verdurins Wagen abgefahren war und Swanns eigener vorfuhr, fragte der Kutscher bei seinem Anblick, ob Monsieur auch nicht krank oder etwas Arges geschehen sei.

Swann schickte ihn fort, er wollte gehen; zu Fuß begab er sich durch den Bois nach Hause. Unterwegs sprach er laut mit sich selbst, in dem gleichen etwas affektierten Ton, in dem er bisher die Reize des »kleinen Kreises« analysiert oder die Großherzigkeit der Verdurins in den Himmel gehoben hatte. Doch wie die Reden, das Lächeln, die Küsse Odettes ihm, wenn sie anderen galten, ebenso verhaßt wurden, wie sie ihm früher beglückend erschienen waren, so zeigte sich ihm der Salon der Verdurins, der ihm bislang amüsant vorgekommen war, von wahrem Kunstverständnis getragen und einem hohen geistigen Niveau bestimmt, nun, da Odette dort einen anderen als ihn treffen und unbehindert mit ihrer Liebe bedenken würde, in seiner Lächerlichkeit, seiner Dummheit, seiner Niederträchtigkeit.

Mit Abscheu stellte er sich den morgigen Abend in Chatou vor. »Überhaupt schon diese Idee, nach Chatou zu gehen! Wie die Krämer nach Ladenschluß! Tatsächlich, erhaben sind sie, diese Leute, vor lauter Spießbürgerlichkeit; die darf es doch in Wirklichkeit gar nicht geben; die müssen aus einem Stück von Labiche[1] stammen!«

Cottards würden da sein, vielleicht auch Brichot. »Das ist doch wirklich etwas Groteskes, das Leben dieser Leutchen, die unaufhörlich zusammensein müssen und sich verloren fühlen würden, wenn sie sich morgen nicht alle wieder *in Chatou* träfen!« Ach! Auch der Maler würde anwesend sein, der so gern »Ehen stiftete« und Forcheville sicher einladen würde, mit Odette sein Atelier zu besuchen. Er sah Odette in einer etwas zu eleganten Toilette bei dieser Landpartie, »denn sie ist ja so gewöhnlich, diese arme Kleine, und vor allem so dumm!!!«

Er hörte im Geist die Witzeleien, die Madame Verdurin nach dem Essen zum besten geben würde, die ihn allerdings,

welchen Langweiler sie auch als Zielscheibe haben mochten, bislang amüsiert hatten, weil er Odette darüber lachen, mit ihm, fast in ihm lachen sah. Jetzt spürte er, daß man Odette vielleicht veranlassen würde, über ihn zu lachen. »Was für eine widerliche Art von Belustigung!« sagte er zu sich mit einer Miene so leidenschaftlichen Abscheus, daß er seine Grimasse bis in die Muskeln des gegen den steifen Kragen gepreßten Halses verspürte. »Wie kann nur ein Menschenwesen, dessen Antlitz nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, an diesen ekelerregenden Scherzen auch noch Vergnügen finden? Jede etwas empfindliche Nase würde sich angewidert von solchem Unrat abwenden. Es ist unglaublich zu denken, daß jemand nicht begreifen kann, daß er sich, wenn er sich dazu herabwürdigt, über einen Mitmenschen zu lächeln, dem er eben noch die Hand gedrückt hat, in eine Gosse begibt, aus der er sich beim besten Willen nicht wieder herausarbeiten kann. Ich lebe zu viele tausend Meter über diesen Niederungen, wo in solchem schmutzigen Gewäsch herumgeplanscht und herumgekläfft wird, als daß die Spritzer der Witze dieser Verdurins mich treffen könnten«, rief er, hob den Kopf und warf sich stolz in die Brust. »Gott ist mein Zeuge, daß ich mich redlich bemüht habe, Odette aus diesem Sumpf herauszuziehen und sie in eine edlere und reinere Atmosphäre emporzuheben. Aber die menschliche Geduld hat Grenzen, und meine ist zu Ende«, sagte er sich, als ob die Aufgabe, die er sich stellte, Odette einer Atmosphäre sarkastischer Äußerungen über die lieben Nächsten zu entreißen, schon länger als seit einigen Minuten datiere und als ob er sie nicht erst auf sich genommen habe, seitdem er annehmen mußte, daß diese Sarkasmen ihn selbst zum Gegenstand haben und Odette ihm entfremden könnten.

Er sah den Pianisten im Begriff, die Mondscheinsonate zu spielen, und Madame Verdurins Miene, wie sie behauptete, Beethovens Musik würde ihr sicher eine Nervenkrise verursachen. »Idiotin! Lügnerin!« rief er aus, »und so was behauptet,

die *Kunst* zu lieben!« Und zu Odette wird sie, nachdem sie geschickt ein paar lobende Worte über Forcheville bei ihr angebracht hat, sagen: »Sie machen sicher neben sich ein bißchen Platz für Monsieur de Forcheville …« »Im Dunkeln! Kupplerin, Hurenmutter!« »Kupplerisch« nannte er jetzt auch die Musik, die die beiden einladen würde, miteinander zu schweigen, zu träumen, sich in die Augen zu blicken und bei der Hand zu nehmen. Er fand jetzt, daß die Strenge gegen die Kunst, wie Plato, Bossuet, die alte französische Erziehung sie proklamierten, auch ihr Gutes hätte.[1]

Alles in allem erschien ihm das Leben, das man bei den Verdurins führte und das er so oft als das »wahre Leben« bezeichnet hatte, jetzt als das schlimmste von allen und ihr kleiner Kreis als ein unvorstellbar niedriges Milieu. Er ist wirklich, dachte er bei sich, die unterste Stufe auf der sozialen Leiter, der letzte Dantesche Höllenkreis. Kein Zweifel, daß der erhabene Text sich auf die Verdurins bezieht! Man mag über die Menschen der feinen Gesellschaft denken, wie man will, aber auf alle Fälle sind sie doch etwas anderes als dieses Pack; sie beweisen ihre Klugheit damit, daß sie es ablehnen, die Bekanntschaft dieser Kreise zu machen, sich auch nur die Fingerspitzen an solchem Umgang zu beschmutzen! Welche weise Einsicht liegt in dem Noli me tangere[1] des Faubourg Saint-Germain! Seit langem hatte er die Alleen des Bois verlassen, er war jetzt fast bei seinem Haus angelangt, immer noch aber hielt die Trunkenheit des Schmerzes und die leidenschaftliche Unaufrichtigkeit bei ihm an und strömte ihren Rausch in dem verlogenen Tonfall und dem künstlich hochgeschraubten Klang seiner eigenen Stimme immer machtvoller aus; laut perorierte er in der Stille der Nacht: »Die feine Gesellschaft hat ihre Fehler, die niemand besser kennt als ich, aber es gehören ihr doch lauter Leute an, bei denen gewisse Dinge eben unmöglich sind. So manche elegante Frau, die ich kannte, war von Vollkommenheit weit entfernt, doch war bei ihr wenigstens ein Kern an Taktgefühl vorhanden, eine gewis-

se Loyalität, die sie unter allen Umständen unfähig gemacht hätte, einen Akt der Treulosigkeit zu begehen, und die einen Abgrund zwischen ihr und einer Megäre wie der Verdurin schafft. Verdurin! Was für ein Name! Oh, man kann wirklich sagen, sie sind vollkommen in ihrer Art, schon beinahe wieder schön! Gottlob, es war die höchste Zeit, daß ich aufhörte, mich zu diesem infamen Abschaum der Menschheit herabzulassen.«

Doch ebenso wie die Tugenden, die er vor kurzem noch den Verdurins nachrühmte, selbst wenn sie darüber verfügten, ohne ihre Begünstigung und Förderung seiner Liebe nicht ausreichend gewesen wären, um bei Swann jenen verzückten Zustand zu erzeugen, in dem er sich gerührt über ihre Großherzigkeit ausließ, die unabhängig von ihrer Betätigung an anderen ihm selbst nur durch Odette bewußt werden konnte – ebenso hätte die Unmoral, die er neuerdings an ihnen entdeckte, wenn sie nicht Odette mit Forcheville und ohne ihn selbst eingeladen hätten, nicht vermocht, seine Entrüstung zu entfesseln und ihn gegen »ihre Infamie« in dieser Weise aufzubringen. Swanns Stimme war hierin durchaus einsichtiger als er selbst, denn sie lehnte es ab, jene Worte voller Abscheu gegen das Verdurinsche Milieu und voller Freude darüber, daß er endlich mit ihnen fertig sei, anders als in einem künstlichen Ton wiederzugeben, so als wären sie eher dazu gewählt, seinen Zorn verrauchen zu lassen als seine Gedanken auszudrücken. Diese waren tatsächlich, während er sich jenen Invektiven überließ, mit etwas ganz anderem beschäftigt, denn als er, vor seinem Haus angekommen, kaum das Eingangstor hinter sich geschlossen hatte, schlug er sich an die Stirn, ließ sich noch einmal öffnen, trat hinaus und rief, diesmal mit seiner natürlichen Stimme: »Ich glaube, jetzt weiß ich ein Mittel, wie ich doch zu dem Diner in Chatou eingeladen werden kann!« Doch das Mittel taugte offenbar nichts, denn Swann wurde nicht geladen; Doktor Cottard, der, zu einem schweren Krankheitsfall in die Provinz gerufen, die Verdurins ein paar

Tage nicht gesehen, auch an dem Ausflug nach Chatou nicht teilgenommen hatte, meinte am darauffolgenden Tag, als er bei ihnen seinen Platz am Tisch einnahm:

»Nun, werden wir Monsieur Swann heute abend sehen? Er ist ja wohl eine Art persönlicher Freund von …«

»Das will ich nicht hoffen!« rief Madame Verdurin. »Gott bewahre uns davor, er ist tödlich langweilig, dumm und außerdem unerzogen.«

Cottard bekundete nach diesen Worten gleichzeitig sein Staunen und seine Unterwürfigkeit wie angesichts einer Wahrheit, die zwar allem widersprach, was er bislang geglaubt hatte, durch den Augenschein aber doch unwiderleglich bewiesen war; mit betretener, ängstlicher Miene senkte er den Kopf wieder über seinen Teller und brachte als Antwort einzig ein »Tjaajajaja … ja … ja« hervor, bei dem seine Stimme in geordnetem Rückzug ihr ganzes Register in einer nach seinem Innern zu absteigenden Tonfolge durchlief. Und von Swann war nicht mehr die Rede bei Verdurins.

Von nun an wurde dieser Salon, in dem Swann und Odette sich vordem getroffen hatten, ihren Begegnungen hinderlich. Sie sagte nicht mehr zu ihm wie in der ersten Zeit ihrer Liebe: »Wir sehen uns auf alle Fälle morgen, Verdurins geben ein Souper«, sondern: »Morgen abend können wir uns nicht sehen, Verdurins geben ein Souper.« Oder Verdurins hatten vor, Odette zur Opéra-Comique in *Une nuit de Cléopâtre* [1] mitzunehmen, und Swann las in ihren Augen jene Herzensangst, er könne sie bitten, nicht mitzugehen, die ihn früher unwiderstehlich verlockt haben würde, sie rasch vom Antlitz der Geliebten wegzuküssen; jetzt aber irritierte sie ihn. Und dennoch, sagte er sich, ist es nicht etwa Groll, was ich empfinde, wenn ich sehe, wie groß ihre Lust ist, in dieser mistigen Musik herumzupicken. Kummer ist es, nicht meinetwegen, sondern ihretwillen; der Kummer, mitansehen zu müssen, wie sie

nun mehr als ein halbes Jahr täglich mit mir zusammen war und sich nicht einmal so weit geändert hat, daß sie von sich aus diesen Victor Massé ausscheidet! Sie hat auch nicht begriffen, daß es Abende gibt, an denen ein Wesen von einigem Zartgefühl auf ein Vergnügen verzichten muß, wenn es darum gebeten wird. Sie müßte auch einmal sagen können: »ich komme nicht mit«, und wenn es aus Klugheit wäre, denn von ihrer Antwort hängt es ja ab, wie man ein für allemal ihre seelischen Eigenschaften einstuft. Und wenn er sich dann selbst überredet hatte, daß er, einzig um über Odettes geistigen Wert ein günstigeres Urteil fällen zu können, gewünscht hätte, sie bliebe bei ihm, anstatt in die Opéra-Comique zu gehen, versuchte er es bei ihr mit der gleichen Argumentation, die er sich selbst gegenüber angewendet hatte, und auch dem gleichen Maß an Unaufrichtigkeit, einem größeren sogar, denn jetzt wollte er auch sie bei ihrer Eigenliebe fassen.

»Ich schwöre dir«, sagte er ein paar Minuten, bevor sie zum Theater aufbrach, »als ich dich bat, nicht auszugehen, wünschte ich mir für mich selbst von Herzen, du würdest ablehnen, denn ich habe heute abend tausend andere Dinge vor, und es wäre für mich sehr schwierig und eher ärgerlich gewesen, wenn du entgegen allen Erwartungen geantwortet hättest, du gingest nicht. Aber es kommt ja nicht nur auf meine Pläne und Vergnügungen an, ich muß auch an dich denken. Du erlebst vielleicht eines Tages, daß ich mich für immer von dir trenne, und dann würdest du mir mit Recht einen Vorwurf daraus machen, daß ich dich nicht in den entscheidenden Stunden gewarnt habe, wo ich fühlte, daß ich drauf und dran war, über dich eines jener gestrengen Urteile zu fällen, denen die Liebe nicht lange standhält. Siehst du, *Une nuit de Cléopâtre* (was für ein Titel!) spielt dabei an sich gar keine Rolle. Was ich aber wissen muß, ist, ob du wirklich auf einer so niedrigen geistigen Stufe stehst, ob du ein so schändliches Wesen bist, so untergeordnet in jedem Sinne, daß du auf ein Vergnügen nicht verzichten kannst. Wenn das so ist, wie

könnte man dich dann lieben, denn dann bist du ja nicht einmal eine wirkliche Person, ein deutlich, eindeutig bestimmtes Geschöpf, wenn auch unvollkommen, so doch möglicherweise zu vervollkommnen? Du bist wie gestaltloses Wasser, das immer dahin rinnt, wo es nach unten geht, ohne Erinnerungsvermögen und mit dem Verstand eines Aquarienfischs, der hundertmal am Tag gegen die Scheibe stößt, die er immer wieder für Wasser hält. Begreifst du nicht, daß deine Antwort zur Folge haben wird, daß ich dich – ich will nicht sagen, auf der Stelle zu lieben aufhöre, natürlich – aber doch weniger verführerisch finde, wenn ich nämlich einsehen muß, daß du kein selbständiger Mensch bist, daß du tiefer stehst als alle Dinge und dich über nichts erheben kannst? Natürlich hätte ich dich lieber, ohne eine Wichtigkeit daraus zu machen, darum gebeten, auf *Une nuit de Cléopâtre* (da ich ja dir zuliebe meine Lippen mit diesem unmöglichen Titel besudeln muß) zu verzichten, in der stillen Hoffnung, daß du doch gehen würdest. Da ich aber weiß, daß ich deiner Antwort solche Bedeutung beilegen und so schwerwiegende Konsequenzen daraus ziehen werde, fand ich es loyaler, dich vorher darauf aufmerksam zu machen.«

Odette gab bereits seit ein paar Sekunden Zeichen der Betroffenheit und Unsicherheit von sich. Wenn ihr auch der eigentliche Sinn dieser Rede entging, so begriff sie doch, daß sie offenbar zu jener Art von Vorhaltungen oder Szenen gehörte, aus deren Vorwürfen und Beschwörungen sie bei ihrer Übung im Umgang mit Männern, ohne auf Einzelheiten achtzugeben, zu schließen gelernt hatte, daß diese sie ihr nicht halten würden, wenn sie nicht verliebt in sie wären, und daß sie selbst, gerade weil sie verliebt in sie waren, nicht nötig hatte, darauf einzugehen, denn sie waren es bestimmt hinterher nur noch mehr. So hätte sie auch Swanns Erörterungen mit der größten Ruhe angehört, wenn sie nicht gesehen hätte, wie die Zeit verging, und daß sie, wenn er auch nur kurze Zeit weiterredete, wie sie ihm mit einem zärtlichen, hartnäckigen

und verschämten Lächeln zu verstehen gab, »noch die Ouvertüre versäumen würde!«

Ein andermal sagte er ihr, wodurch sie am ehesten seine Liebe verlieren werde, sei, daß sie nicht aufhören könne zu lügen. »Selbst ganz einfach vom Standpunkt der Koketterie aus«, sagte er zu ihr, »mußt du doch verstehen, wie sehr du an Verführungskraft verlierst, wenn du dich so weit erniedrigst, dich auf Lügereien einzulassen? Wieviel könntest du durch ein offenes Eingeständnis wieder gutmachen! Wirklich, du bist doch weniger gescheit, als ich immer glaubte!« Aber wie nachdrücklich Swann ihr auch alle Gründe auseinandersetzte, weshalb sie nicht lügen sollte, es war vergebens; sie hätten bei Odette vielleicht ein System des Lügens zunichte machen können, doch das besaß sie nicht; sie begnügte sich damit, in jedem einzelnen Falle, wo sie wünschte, daß Swann über irgend etwas, was sie getan hatte, in Unkenntnis blieb, es ihm nicht zu sagen. So war die Lüge für sie eine den jeweiligen Umständen gemäße Behelfsmaßnahme; und was allein darüber entscheiden konnte, ob sie sich ihrer bedienen solle oder die Wahrheit gestehen, war ein ebenfalls den Umständen entsprechender Grund, nämlich die mehr oder weniger große Gefahr, Swann könnte entdecken, daß sie nicht die Wahrheit sprach.

Was ihren Körper anging, so machte sie eine schlechte Phase durch: sie wurde dicker, und der schmerzvolle Gesichtsausdruck, die staunenden, träumerischen Blicke, die früher ihren Reiz ausgemacht hatten, schienen mit ihrer ersten Jugend dahingeschwunden zu sein. Auf diese Weise wurde sie Swann gerade in dem Zeitpunkt so besonders teuer, als er sie gewissermaßen weniger anziehend fand. Er schaute sie lange an, um den Zauber wiederzufinden, den sie früher für ihn hatte, doch er entdeckte ihn nicht. Es genügte ihm aber zu wissen, daß in dieser neuen Verkleidung wie in einer Schmetterlingspuppe doch immer die gleiche Odette lebte, der gleiche stets sich entziehende, ungreifbare, verstockte Wille, um mit

der gleichen Leidenschaft diesen fassen zu wollen. Dann betrachtete er Photographien, die vor zwei Jahren aufgenommen waren, und erinnerte sich, wie zauberhaft sie gewesen war. Das tröstete ihn dann ein wenig darüber, daß er sich ihretwegen soviel Kummer und Sorge machte.

Wenn die Verdurins sie nach Saint-Germain, nach Chatou oder Meulan mitnahmen, schlugen sie in der schönen Jahreszeit oft an Ort und Stelle vor, dort zu übernachten und erst am nächsten Tag wieder nach Hause zu fahren. Madame Verdurin suchte die Bedenken des Pianisten zu beschwichtigen, dessen Tante in Paris zurückgeblieben war.

»Sie wird entzückt sein, daß sie Sie einmal los ist für einen Tag. Wie soll sie sich denn beunruhigen, wo sie doch weiß, daß Sie mit uns hier sind; im übrigen bin ich bereit, alles auf meine Kappe zu nehmen.«

Wenn es ihr aber nicht gelang, brach Monsieur Verdurin zu einem Erkundungszug auf, machte ein Telegraphenbüro oder einen Boten ausfindig und fragte dann nach, wer von den Getreuen jemanden zu benachrichtigen wünsche. Odette lehnte dankend ab und sagte, sie habe niemandem etwas auszurichten, denn Swann hatte sie ein für allemal erklärt, sie könne ihm nicht vor aller Augen eine Depesche schicken, ohne sich zu kompromittieren. Manchmal blieb sie mehrere Tage fort; die Verdurins nahmen sie mit, um die Gräber von Dreux zu besichtigen oder in Compiègne auf den Rat des Malers hin die Sonnenuntergänge im Wald zu bewundern, wo man dann bis zum Schloß von Pierrefonds vordrang.[1]

Wenn man bedenkt, daß sie in meiner Gesellschaft wirkliche Kunstdenkmäler besichtigen könnte, mit mir, der ich zehn Jahre lang Architektur studiert habe und von wer weiß wie bedeutenden Persönlichkeiten angefleht werde, sie nach Beauvais oder Saint-Loup-de-Naud[2] zu führen, während ich es für sie ganz allein tun würde, und daß sie sich statt dessen mit diesem bornierten Pack nacheinander an den Dejekten eines Louis-Philippe und an denen eines Viollet-le-Duc berauscht!

Mir scheint, man braucht dazu kein Künstler zu sein, und man wählt auch ohne eine besonders feine Nase nicht Latrinen als Sommerfrische, um den Duft der Exkremente um so besser atmen zu können.

War sie aber nach Dreux oder Pierrefonds abgereist – ohne, ach, ihm zu erlauben, als wenn es nur zufällig wäre, ebenfalls dort zu erscheinen, weil das, wie sie sagte, »ganz erbärmlich wirken würde« –, versenkte er sich in den berauschendsten Liebesroman, den es gibt, den Fahrplan, der ihn über die Möglichkeiten, am Nachmittag, am Abend, am Morgen sogar in ihre Nähe zu gelangen, unterrichtete! Bot er nur die Möglichkeit? Fast mehr, er erteilte sogar die Genehmigung. Denn schließlich war der Fahrplan und waren die Züge ja selbst nicht umsonst gemacht. Wenn man das Publikum vermittelst der Buchdruckerkunst davon verständigte, daß um acht Uhr morgens ein Zug abging, der um zehn in Pierrefonds eintraf, dann war doch nach Pierrefonds zu fahren eine erlaubte Handlung, für die die Genehmigung Odettes überflüssig war; eine Handlung außerdem, die einen ganz anderen Grund haben konnte als den Wunsch, dort Odette anzutreffen, da ja auch Leute, die Odette gar nicht kannten, sie tagtäglich vollzogen, in hinlänglich großer Zahl sogar, daß es die Mühe lohnte, eine Lokomotive zu heizen.

Im Grunde konnte sie ihn ja wohl nicht hindern, nach Pierrefonds zu fahren, wenn ihm danach zumute war! Und tatsächlich verspürte er gerade Lust und wäre, auch wenn er Odette nicht gekannt hätte, jetzt eben dort hingefahren. Schon längst wollte er sich ein genaueres Bild von den Restaurierungsarbeiten Viollet-le-Ducs verschaffen. Und bei dem jetzt herrschenden Wetter hatte er ein unwiderstehliches Bedürfnis, im Wald von Compiègne einen Spaziergang zu machen.

Es war wirklich Pech, daß sie ihm den einzigen Ausflug untersagen wollte, der ihn heute lockte. Heute! Wenn er trotz ihres Verbots hinführe, könnte er sie *heute* noch sehen! Doch wenn sie in Pierrefonds irgendeinem gleichgültigen Menschen

begegnet wäre, hätte sie gesagt: »Ach, sieh da, sind Sie auch in der Gegend?« und hätte den Betreffenden gebeten, sie doch im Hotel aufzusuchen, in dem sie mit den Verdurins abgestiegen war, während sie dagegen beim Anblick Swanns natürlich böse sein und sich sagen würde, daß er ihr nachgefahren sei; sie würde ihn weniger lieben, sich vielleicht erzürnt von ihm abwenden, wenn sie ihn bemerkte. »Ich habe also nicht mehr das Recht, einmal zu verreisen!« würde sie bei der Rückkehr zu ihm sagen, während in Wirklichkeit er es war, der nicht mehr verreisen durfte!

Einen Augenblick lang hatte er die Idee, um nach Compiègne oder Pierrefonds gehen zu können, ohne daß es so aussah, als wolle er dort nur Odette begegnen, sich von einem seiner Freunde mit dorthin nehmen zu lassen, dem Marquis von Forestelle, der ein Schloß in der Gegend besaß. Dieser war, als er ihm seinen Plan mitgeteilt hatte, ohne ihm das Motiv zu nennen, außer sich vor Freude und wunderte sich, daß Swann zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren sich endlich bereit erklärte, seinen Besitz anzuschauen, und ihm, da er, wie er ihm gesagt hatte, nicht für längere Zeit bleiben wollte, wenigstens versprach, ein paar Tage lang mit ihm Spaziergänge und Ausflüge zu machen. Swann sah sich bereits im Geiste dort mit Monsieur de Forestelle. Welches Glück würde es ihm schon bedeuten, selbst bevor er Odette erblickte und selbst, wenn er sie überhaupt nicht sah, den Fuß auf jenen Boden zu setzen, auf dem er, wenn ihm auch nicht genau die Stelle bekannt war, an der sie sich zu dieser oder jener Zeit gerade befinden mochte, doch überall die Möglichkeit ihres plötzlichen Erscheinens in erregender Weise würde gegenwärtig fühlen: auf dem Hofe des Schlosses, das schön für ihn geworden war, weil er ihretwegen es nunmehr besichtigen ging, auf allen Straßen der Stadt, die ihm daraufhin auf einmal romantisch vorkam, auf jedem Waldweg, den ein warm und zärtlich getönter Sonnenuntergang mit rosigem Schimmer übergoß; – zahllose, immer wieder andere Zufluchtsstätten, in denen sein

glückliches, schweifendes und vervielfachtes Herz in der veränderlichen Allgegenwart seiner Hoffnungen Schutz suchte. »Vor allem«, würde er zu Monsieur de Forestelle sagen, »wollen wir aufpassen, daß wir nicht Odette und den Verdurins begegnen; ich habe erfahren, daß sie ausgerechnet heute in Pierrefonds sind. Man sieht sich wirklich genug in Paris, es wäre die Mühe nicht wert hinauszufahren, wenn man hier keinen Schritt machen könnte, ohne einander zu treffen.« Und sein Freund würde nicht verstehen, weshalb er, nachdem er nun einmal da war, zwanzigmal seine Pläne änderte und die Speisesäle sämtlicher Hotels von Compiègne inspizierte, ohne sich zu entschließen, in einem davon sich niederzulassen, obwohl von den Verdurins keine Spur zu erblicken war, so daß es schließlich aussehen würde, als suche er, was er zu meiden behauptete und wovor er tatsächlich wieder flüchten würde, sobald er es gefunden hätte, denn wäre er der kleinen Gruppe begegnet, so hätte er sich geflissentlich von ihr ferngehalten, völlig zufrieden damit, daß er Odette und sie ihn gesehen hätte, zumal in einer Situation, in der er sie gar nicht weiter beachtete. Doch nein, sie würde sicher erraten, daß er nur ihretwegen kam. Und als Monsieur de Forestelle ihn schließlich abholen kam, sagte er zu ihm: »Ach nein, ich kann heute nicht nach Pierrefonds fahren, Odette ist nämlich gerade dort.« Dabei war Swann trotz allem glücklich in dem Bewußtsein, daß es, wenn von allen Sterblichen allein er nicht das Recht besaß, an diesem Tag in Pierrefonds zu sein, seinen Grund darin hatte, daß er tatsächlich für Odette von allen anderen Menschen verschieden, nämlich ihr Liebhaber war und diese seine Ausnahmestellung gegenüber dem allgemeinen Recht auf Bewegungsfreiheit nur eine der Formen dieser Versklavtheit, dieser Liebe, an der ihm mehr als an allem lag. Ganz entschieden war es besser, nicht einen Bruch mit Odette zu riskieren, vielmehr in aller Geduld auf ihre Rückkehr zu warten. Er verbrachte seine Tage über einer Karte des Walds von Compiègne, als sei sie die »Carte du Tendre«[1] , und umgab

sich mit Photographien von Schloß Pierrefonds. Sobald der Tag gekommen war, an dem sie möglicherweise wieder zurückfuhr, schlug er erneut den Fahrplan auf und rechnete sich aus, welchen Zug sie nehmen könnte, und wenn sie ihn etwa verpaßte, welche anderen ihr noch blieben. Er verließ das Haus nicht aus Furcht, eine Depesche zu versäumen, und wagte nicht zu Bett zu gehen für den Fall, daß sie mit dem letzten Zug zurückkäme und ihm die Überraschung bereiten wollte, ihn mitten in der Nacht gleich noch aufzusuchen. Gerade im Augenblick hörte er es an der Außentür schellen; es kam ihm vor, als werde lange nicht aufgemacht, er wollte schon den Concierge wekken und stellte sich ans Fenster, um Odette zu rufen, falls sie es wirklich wäre, denn trotz aller Anweisungen, die er unten im Haus mindestens zehnmal persönlich erteilt hatte, war es immer noch möglich, daß jemand behauptete, Monsieur sei gar nicht da. Es war ein Bediensteter, der nach Hause kam. Swann lauschte auf das unaufhörliche rasche Vorüberrollen der Wagen, auf das er sonst überhaupt nicht achtgegeben hatte. Er hörte jeden einzelnen von ferne kommen, sich nähern, an seiner Tür vorüberfahren, ohne daß er hielt, und eine Botschaft weitertragen, die nicht für ihn bestimmt war. Er wartete die ganze Nacht, und zwar völlig vergebens, denn die Verdurins hatten ihre Rückkehr vorverlegt, Odette war seit mittag schon in Paris; sie war nicht auf den Gedanken gekommen, ihn zu benachrichtigen; da sie nicht wußte, was sie anfangen sollte, hatte sie den Abend allein im Theater verbracht, war früh nach Hause gegangen und schlief seit langem.

Sie hatte nämlich nicht einmal an ihn gedacht. Solche Augenblicke aber, in denen Odette sogar die Existenz Swanns vergaß, waren nützlicher für sie, erfüllten besser den Zweck, Swann fester an sie zu binden, als alle ihre Koketterie. Denn auf diese Weise lebte er ständig in jener schmerzlichen Unruhe, die schon mächtig genug gewesen war, seine Liebe zur Entfaltung zu bringen an jenem Abend, als er Odette nicht bei

den Verdurins angetroffen und den ganzen Abend lang gesucht hatte. Und er hatte nicht, wie ich in meiner Kindheit in Combray, Stunden des Glücks, in denen man die Leiden vergißt, die erst der Abend wieder bringen wird. Seinen Tag verlebte er ohne Odette; in manchen Augenblicken sagte er sich dann, daß es ebenso unvernünftig sei, eine derart hübsche Frau in Paris allein ausgehen zu lassen, wie wenn man ein Juwelenkästchen mitten auf die Straße stellt. Dann war er voller Entrüstung gegen alle Vorübergehenden, als seien sie sämtlich Diebe. Doch ihr gestaltloses Kollektivgesicht entzog sich seiner Phantasie und bot seiner Eifersucht keine Nahrung. Es ermüdete sein Denken so sehr, daß er sich mit der Hand über die Augen fuhr und ausrief: »In Gottes Namen«, wie diejenigen, die, nachdem sie leidenschaftlich das Problem der Realität der Außenwelt oder der Unsterblichkeit der Seele zu erfassen versucht haben, ihrem erschöpften Geist die Entspannung des schlichten Glaubens gestatten. Doch immer war der Gedanke an die Abwesende mit den alltäglichsten Vorgängen von Swanns Dasein – seinem Frühstück, dem Empfang der Post, jedem Ausgang, dem Schlafengehen – gerade durch den Kummer, den es ihm bereitete, sie ohne sie zu vollziehen, so unauflöslich verknüpft wie in der Kirche von Brou die Initialen Philiberts des Schönen mit denen der Margarete von Österreich, die sie aus Trauer um ihn überall miteinander verflocht.[1] An manchen Tagen blieb er nicht zu Hause, sondern speiste zu Mittag in einem nahen Restaurant, dessen gute Küche er früher geschätzt hatte, in das er aber jetzt nur noch aufgrund einer jener gleichzeitig mystischen und albernen Überlegungen ging, die man »romantisch« nennt, trug dieses Restaurant (das heute noch existiert) doch denselben Namen wie die Straße, in der Odette wohnte: Lapérouse.[2] anchmal kam sie nach einer kurzen Abwesenheit erst nach Tagen auf den Gedanken, sie könne ihn wissen lassen, daß sie wieder in Paris sei. Dann sagte sie ihm ganz einfach, ohne wie früher die Vorsicht zu gebrauchen, sich für alle Fälle mit einem

Zipfelchen Wahrheit zu bedecken, sie sei gerade eben erst mit dem Morgenzug angekommen. Diese Worte waren eine Lüge; wenigstens für Odette waren sie eine Lüge, waren haltlos, denn sie besaßen nicht wie wahre Worte einen Halt in der Erinnerung ihrer Ankunft auf dem Bahnhof; sie konnte sich sogar, was sie damit sagte, in dem Augenblick, da sie es behauptete, nicht einmal vorstellen, denn was sie wirklich im Moment der Ankunft des Zuges getan hatte, rief ein ganz anderes Bild in ihr wach. In Swanns Geist aber begegneten diese Worte überhaupt keinem Widerstand, sondern sie setzten sich darin unbeweglich fest als eine so unbezweifelbare Tatsache, daß er, hätte ein Freund ihm gesagt, er sei mit dem gleichen Zug angekommen und habe Odette nicht gesehen, überzeugt gewesen wäre, daß der Freund sich in Tag und Stunde geirrt hatte, da seine Aussage sich nicht mit den Worten Odettes in Einklang bringen ließ. Diese Worte wären ihm nur als Lügen erschienen, wenn er von Anfang an den Verdacht gehabt hätte, sie seien es. Um zu glauben, sie lüge, war es für ihn eine notwendige Voraussetzung, zuvor Verdacht geschöpft zu haben. Dies war übrigens auch eine hinreichende Voraussetzung. Dann schien ihm alles, was Odette sagte, verdächtig. Nannte sie einen Namen, so handelte es sich gewiß um den eines ihrer Liebhabers; hatte diese Vermutung einmal feste Gestalt angenommen, so plagte er sich Wochen damit; einmal wandte er sich sogar an eine Detektei, um die Adresse eines Unbekannten ausfindig zu machen und zu erfahren, was er dann und dann getan habe, und hatte die Idee, daß er nur aufatmen könne, sofern der Betreffende sich auf Reisen befände; schließlich erhielt er die Mitteilung, es handle sich um einen vor zwanzig Jahren verstorbenen Onkel Odettes.

Obwohl sie ihm im allgemeinen mit der Behauptung, es würde Gerede geben, nicht gestattete, sich irgendwo in der Öffentlichkeit mit ihr zu zeigen, kam es doch vor, daß er auf einer Gesellschaft, zu der er ebenso wie sie eingeladen war – bei Forcheville, bei dem Maler oder auf einem Wohltätig-

keitsfest in einem Ministerium –, sich zur gleichen Zeit befand wie sie. Er sah sie dann, wagte aber nicht dazubleiben, aus Furcht, sie könne ärgerlich sein, weil es so aussähe, als wolle er sie bei Vergnügungen beobachten, die sie mit anderen teilte, und die ihm – während er sich in tiefer Unruhe zu Bett begab, so wie ich ein paar Jahre später, wenn er bei uns in Combray zu Abend aß – grenzenlos erschienen, da er ja ihr Ende nicht sah. Ein- oder zweimal aber erlebte er an solchen Abenden Freuden von der Art, daß man, weil sie Besänftigung mit sich bringen, versucht sein könnte, sie als ruhiges Glück zu bezeichnen, wenn sie nicht mit solcher Heftigkeit die Auswirkungen der plötzlich unterbrochenen Beunruhigung erleiden würden. Er hatte sich bei einem Rout des Malers kurz gezeigt und wollte gerade gehen; Odette ließ er bei diesem Fest als eine strahlende Fremde umgeben von Männern zurück, denen ihre Blicke und ihre Heiterkeit, die nicht für ihn bestimmt waren, gewisse Freuden zu verheißen schienen, zu denen es hier oder anderswo (vielleicht später auf dem Bal des Incohérents[1] , wie er zitternd befürchtete) kommen würde und die bei Swann mehr Eifersucht wachriefen als die körperliche Vereinigung selbst, weil er sie sich schwerer vorzustellen vermochte; er war schon an der Tür des Ateliers, als er sich zurückgerufen hörte, und zwar mit den folgenden Worten (die, indem sie das Fest eben um jenes Ende verkürzten, das ihm so furchtbar war, es rückblickend harmlos und Odettes Heimfahrt aus einer unbegreiflichen und erschreckenden zu einer traulichen und bekannten Sache machten, die er neben sich in seinem Wagen verspüren würde als ein Stück Alltagsleben, und die sogar Odette selbst weniger strahlend und heiter und ihr ganzes Auftreten nur als eine Verkleidung erscheinen ließen, die sie einen Augenblick lang gezwungenermaßen und nicht im Hinblick auf rätselhafte Vergnügungen, und deren sie offenbar schon müde war, angelegt hätte), die Odette ihm nachsandte, als er bereits auf der Schwelle war: »Können Sie nicht vielleicht noch fünf Minu-

ten warten, ich gehe nämlich auch, dann könnten wir zusammen fahren, und Sie würden mich nach Hause bringen?«

Allerdings hatte Forcheville einmal gebeten, gleichfalls mitgenommen zu werden, als er aber, vor Odettes Tür angelangt, um die Erlaubnis nachgesucht hatte, mit hereinkommen zu dürfen, hatte Odette ihm auf Swann verweisend gesagt: »Ja, wissen Sie, das hängt von diesem Herrn hier ab, da müssen Sie schon ihn fragen! Gut, kommen Sie auf einen Sprung, wenn sie wollen, aber nicht lange, denn ich sage Ihnen gleich, er plaudert am liebsten ganz ungestört mit mir und hat nicht gern, daß gleichzeitig mit ihm andere Besucher da sind. Ach! wenn Sie diesen Mann so kennen würden wie ich! Nicht wahr, *my love*, nur ich kenne Sie ganz genau?«

Swann war dann vielleicht noch mehr als über diese vor Forcheville an ihn gerichteten Worte der Zärtlichkeit, der betonten Vorliebe über eine gewisse Kritik gerührt wie etwa: »Ich bin sicher, Sie haben Ihren Freunden noch nicht wegen des Diners am Sonntag geschrieben. Gehen Sie nicht hin, wenn Sie nicht mögen, aber höflich sollten Sie wenigstens sein« oder: »Haben Sie auch Ihren Essay über Vermeer hier gelassen, damit Sie morgen ein bißchen daran weiterarbeiten? Nein, wie faul ist doch dieser Mann! Ich werde Sie zum Arbeiten bringen, Sie werden sehen!«, die bewiesen, daß Odette genau über seine gesellschaftlichen Verpflichtungen und seine Kunststudien auf dem laufenden war, daß sie beide eine Art von gemeinsamem Leben führten. Während sie so sprach, schenkte sie ihm ein Lächeln, mit dem sie ihm ganz zu gehören schien.

In solchen Augenblicken, während sie ihnen eine Orangeade bereitete, geschah etwas, wie wenn ein schlecht eingestellter Reflektor zunächst um irgendeinen Gegenstand herum auf der Wand große phantastische Schatten entstehen läßt, die sich dann zusammenschieben und ganz in ihn hineinschlüpfen: alle die furchterregenden, sich wandelnden Vorstellungen, die Swann sich von Odette machte, schwanden dahin und

wurden wieder eins mit der reizvollen Gestalt, die er vor sich sah. Er hatte dann ganz kurz eine Vision, als sei diese bei Odette im sanften Licht der Lampe verbrachte Stunde nicht eine künstliche Veranstaltung für ihn (dazu bestimmt, jene erschreckende und unbeschreiblich anziehende Sache zu überdecken, an die er unaufhörlich denken mußte, ohne sie sich richtig vorstellen zu können, nämlich eine Stunde des wahren Lebens von Odette, des Lebens von Odette, wenn er nicht anwesend war), mit Theaterrequisiten und Früchten aus Papiermaché, sondern vielleicht ganz ernstlich eine Stunde aus diesem wahren Leben selbst; als würde sie, wenn er nicht dagewesen wäre, Forcheville den gleichen Sessel hingeschoben und ihm nicht ein unbekanntes Getränk, sondern ganz die gleiche Orangeade eingeschenkt haben; als sei die von Odette bewohnte Welt nicht jene andere, erschreckende und übernatürliche Welt, in der er sie im Geiste unaufhörlich sah und die vielleicht nur in seiner Einbildung existierte, sondern die wirkliche Welt, und nicht mit einer ganz besonderen Art von Trauer versetzt, sondern ein Bereich, in dem der Tisch, an dem er schreiben, und das Getränk, von dem er kosten konnte, einfach enthalten waren; dazu alle diese Gegenstände, die er mit ebenso großer Neugier wie Bewunderung und Dankbarkeit betrachtete, denn wenn sie dadurch, daß sie seine Träume aufgesogen hatten, ihn von ihnen befreiten, so wurden sie selbst dadurch reicher, zeigten ihm ihre greifbare Wirklichkeit, beschäftigten seinen Geist und wurden plastischer für seinen Blick, während sie seinem Herzen Beruhigung verschafften. Ach! Wenn das Schicksal ihm gestattet hätte, ein und dieselbe Wohnung mit Odette zu haben, bei ihr zu Hause zu sein, und wenn er die Dienstboten nach dem Menü für das Mittagessen befragte, zu wissen, daß er den Speisezettel Odettes erfuhr, oder sobald Odette am Vormittag in der Avenue du Bois de Boulogne spazierengehen wollte, als guter Ehemann, auch wenn er keine Lust hätte, sie begleiten und ihren Mantel tragen zu müssen, sofern es ihr zu warm würde,

und wenn sie nach dem Abendesssen im Schlafrock zu Hause bleiben wollte, gezwungen zu sein, bei ihr zu bleiben und zu tun, was sie wünschte, wie hätten dann alle die kleinen Nichtigkeiten in Swanns Leben, die ihm jetzt traurig schienen, ganz im Gegenteil, weil sie gleichzeitig einen Teil von Odettes Leben bildeten, selbst die vertrautesten – wie diese Lampe, die Orangeade, der Sessel, an die sich soviel Träume geheftet und die soviel Verlangen verwirklichten –, eine Art von überquellender Süße und geheimnisvoller Dichte in sich aufgenommen.

Gleichwohl ahnte er, daß das, was er ersehnte, diese Ruhe, der Frieden, für seine Liebe keine günstige Atmosphäre bedeutet hätten. Wenn Odette aufhören würde, für ihn eine stets abwesende, ersehnte, imaginäre Erscheinung zu sein, wenn das Gefühl, das er für sie hegte, nicht mehr dieselbe geheimnisvolle Unruhe wäre, die das Thema der Sonate in ihm auslöste, sondern Zuneigung und Dankbarkeit, wenn sich zwischen ihnen normale Beziehungen herausbildeten, die seinem Wahn und seiner Trauer ein Ende bereiteten, dann würden ihm zweifellos Odettes Handlungen in sich selbst ganz uninteressant erscheinen – wie er schon öfter den Verdacht gehabt hatte, zum Beispiel an jenem Tag, als er durch das Briefkuvert hindurch die an Forcheville gerichteten Zeilen gelesen hatte. Wenn er sein Leiden so sachlich beobachtete, als habe er es sich zu Studienzwecken selber durch Impfung beigebracht, mußte er sich sagen, daß er, einmal geheilt, alles, was Odette beträfe, als gleichgültig ansehen würde. Doch aus dem Grund seines krankhaften Zustands heraus fürchtete er wie den Tod eine solche Heilung, die in der Tat das Ende von allem bedeutet hätte, was er im Augenblick war.

Nach diesen ruhigen Abenden war Swanns Argwohn beschwichtigt; er pries Odette, und am folgenden Morgen schickte er ihr die schönsten Juwelen zu, weil ihre Güte am Abend zuvor entweder seine Dankbarkeit oder den Wunsch,

sie immer neu zu erleben, oder einen Paroxysmus der Liebe in ihm bewirkt hatte, der sich verausgaben mußte.

Zu anderen Zeiten aber überfiel der Schmerz ihn von neuem, er stellte sich vor, Odette sei die Geliebte von Forcheville und sie habe damals im Bois – am Vorabend des Festes in Chatou, zu dem er nicht eingeladen war, als beide im Landauer[1] der Verdurins saßen und mitansahen, wie er mit jener verzweifelten Miene, die sogar seinem Kutscher aufgefallen war, Odette vergeblich bat, mit ihm heimzufahren, und wie er dann seinen Heimweg allein und geschlagen antrat – gewiß mit demselben blitzenden, boshaften, niederträchtigen und heimtückischen Blick wie an jenem Abend, als Forcheville Saniette aus dem Haus der Verdurins vertrieb, auf ihn gewiesen und dabei gesagt: »Jetzt ist er aber wütend! Nicht?«

Dann verabscheute Swann Odette. Ich bin ja auch zu dumm, sagte er sich, ich zahle mit meinem Geld das Vergnügen der anderen. Sie wird freilich gut daran tun, den Bogen nicht zu überspannen, denn es könnte dann so weit kommen, daß ich ihr nichts mehr gebe. Auf alle Fälle werde ich im voraus schon einmal alle zusätzlichen Freundlichkeiten unterlassen! Wenn ich denke, daß ich gestern erst, als sie davon sprach, sie habe Lust, eine Saison in Bayreuth[2] mitzumachen, so einfältig war, ihr vorzuschlagen, ich könne ja für uns beide eines der hübschen Schlösser des Königs von Bayern in der Umgebung mieten! Dabei schien sie noch nicht einmal so besonders entzückt, sie hat weder ja noch nein gesagt; ich kann nur hoffen, sie verzichtet darauf, großer Gott! Vierzehn Tage lang Wagner mit ihr zu hören, die so viel davon versteht wie die Kuh vom Zitherspielen, das wäre ein Genuß! Und da sein Haß wie seine Liebe nach einer Entladung drängten, gefiel er sich darin, seine Einbildungskraft auch im Bösen immer weiter zu stimulieren, weil er dann, je mehr Perfidien von Odettes Seite er sich vorstellte, desto größeren Abscheu empfand, und wenn sie – wie er sich auszumalen versuchte – in Wirklichkeit vorhanden wären, er eine Gelegenheit fände, sie

zu strafen und seinem wachsenden Groll Genüge zu tun. So ging er also so weit, sich vorzustellen, er bekäme einen Brief von ihr, in dem sie ihn bäte, ihr das Geld für die Miete dieses Schlosses bei Bayreuth zur Verfügung zu stellen, ihn aber gleichzeitig davon in Kenntnis setzte, daß er selbst nicht mitkommen könne, weil sie Forcheville und den Verdurins versprochen habe, sie zu sich einzuladen. Oh! Wie gern hätte er gesehen, sie brächte diese Kühnheit auf ! Welch innige Freude wäre es für ihn, abzulehnen und eine gehässige Antwort abzufassen, deren einzelne Wendungen er bereits mit Behagen auswählte und vor sich hinsagte, als habe er jenen Brief in Wirklichkeit schon erhalten!

Am folgenden Tage traf er ein. Sie schrieb ihm, die Verdurins und ihre Freunde hätten den Wunsch geäußert, den Wagneraufführungen beizuwohnen, und wenn er ihr das Geld schicken wollte, hätte sie endlich einmal, nachdem sie so oft ihr Gast gewesen sei, das Vergnügen, sie ihrerseits einzuladen. Ihn selbst erwähnte sie mit keinem Wort, sie betrachtete es als selbstverständlich, daß die Gegenwart der anderen die seine ausschloß.

Da hatte er nun also Gelegenheit, die schreckliche Antwort, von der er am Abend zuvor jedes Wort festgelegt hatte, ohne daß er zu hoffen wagte, er werde sie jemals verwenden können, ihr überbringen zu lassen. Ach! Er konnte sich freilich sagen, daß sie mit dem Geld, das sie hatte oder doch leicht auftreiben konnte, sehr wohl imstande wäre, in Bayreuth irgendein Haus zu mieten, wenn sie Lust dazu hätte, ausgerechnet sie, die nicht fähig war, Bach von Clapisson[1] zu unterscheiden. Immerhin würde sie dort etwas weniger üppig leben als sonst. Sie könnte dann nicht, wie es der Fall gewesen wäre, wenn er ihr ein paar tausend Francs geschickt hätte, jeden Abend in einem Schloß solch elegante Soupers arrangieren, nach denen sie sich vielleicht einfallen ließe – was sie möglicherweise bisher noch nicht getan hatte –, Forcheville in die Arme zu sinken. Jedenfalls würde nicht er, Swann, diese ver-

haßte Reise bezahlen! – Oh, daß er sie verhindern könnte! Wenn sie sich doch den Fuß vor der Abfahrt verstauchte, wenn doch der Kutscher, der sie mit dem Wagen zum Bahnhof bringen sollte, um irgendeinen Preis dafür zu haben wäre, sie an einem Ort abzusetzen, wo man sie für einige Zeit einsperren könnte, diese hinterhältige Person mit dem komplizenhaften Lächeln für Forcheville in ihren gleißenden Emailaugen, die Odette seit achtundvierzig Stunden in Swanns Meinung geworden war!

Doch war sie es nie sehr lange; nach ein paar Tagen bereits verlor der schillernde, arglistige Ausdruck ihrer Augen seinen hinterhältigen Glanz, das Bild einer verhaßten Odette, die zu Forcheville sagte: »Jetzt ist er aber wütend!«, begann zu verblassen und schließlich ganz zu verschwinden. Statt dessen kam allmählich wieder sanft schimmernd das Antlitz der anderen Odette zum Vorschein, der Odette, die auch ein Lächeln an Forcheville wendete, ein Lächeln aber, in dem für Swann nur Zärtlichkeit lag, wenn sie sagte: »Bleiben Sie nicht lange, dieser Herr hier hat nicht gern Besucher, wenn er Lust hat, bei mir zu sein. Ach! Wenn Sie ihn kennen würden, wie ich ihn kenne!«, das gleiche Lächeln, mit dem sie Swann für irgendein Zeichen besonderen Zartgefühls dankte, das sie so sehr an ihm schätzte, für einen Rat, den sie sich von ihm erbeten hatte in einer so wichtigen Angelegenheit, daß sie sich dabei nur auf ihn verließ.

Dann fragte er sich, wie er dieser Odette einen so empörenden Brief hatte schreiben können, wie sie ihn zweifellos niemals von ihm erwartet hätte und durch den er gewiß von dem hohen Piedestal herabgestiegen war, auf dem er bei ihr dank seiner Güte und Anständigkeit sonst stand. Er würde ihr jetzt sicher weniger teuer sein; denn gerade aufgrund jener Eigenschaften, die sie weder bei Forcheville noch bei sonst jemand gefunden hatte, liebte sie ihn ja. Ihretwegen bezeigte ihm Odette so oft eine Freundlichkeit, die ihm im Augenblick seiner Eifersucht unbedeutend erschien, weil sie kein Zeichen

des Verlangens nach ihm war und sogar eher Neigung als eigentlich Liebe verriet, deren Wichtigkeit er aber im gleichen Verhältnis von neuem empfand, wie das Nachlassen seines Argwohns, das oft auch noch durch die Ablenkung bei der Lektüre eines kunstgeschichtlichen Werkes oder in einem Gespräch mit einem Freund beschleunigt wurde, seine Leidenschaft minder anspruchsvoll in bezug auf Erwiderung machte.

Jetzt, da nach dieser Oszillation Odette ganz von selbst an den Platz zurückgekehrt war, von dem Swanns Eifersucht sie einen Augenblick lang vertrieben hatte, an den Punkt, wo er sie reizend fand, stellte er sie sich als ein Wesen voller Zärtlichkeit vor, mit einem Blick der Verheißung und damit so hübsch, daß er nicht anders konnte als die Lippen zum Küssen spitzen, als sei sie da und er könne sie in die Arme nehmen; für diesen betörend liebevollen Blick hegte er ebensoviel Dankbarkeit gegen sie, als habe er ihn in Wirklichkeit von ihr erhalten, als habe ihn nicht nur seine Einbildungskraft ihm vorgetäuscht, um sein Verlangen zu stillen.

Welchen Kummer mochte er ihr bereitet haben! Sicherlich fand er gute Gründe für seinen Groll gegen sie, doch sie hätten nicht genügt, dieses Gefühl bei ihm auszulösen, wenn er sie nicht so sehr liebte. Hatte er nicht ebenso großen Verdruß durch andere Frauen erfahren, denen er gleichwohl heute noch jederzeit gern gefällig wäre und im Grunde nicht zürnte, weil er sie nicht mehr liebte? Sollte er eines Tages Odette gegenüber ebenso gleichgültig werden, müßte er einsehen, daß nur seine Eifersucht etwas so Arges, Unverzeihliches in ihrem an sich so begreiflichen Wunsch hatte sehen können, einem Wunsch, der einem gewissen Maß an Kinderei und auch einer gewissen Zartheit des Empfindens entstammte, da sie ja nur bei sich bietender Gelegenheit auch einmal den Verdurins für ihre vielen Freundlichkeiten danken und selber Gastgeberin sein wollte.

Er kehrte wieder zu jenem Standpunkt zurück – der dem von Liebe und Eifersucht bestimmten entgegengesetzt war, den er aber von Zeit zu Zeit, aus einer Art von intellektueller Redlichkeit und um allen Möglichkeiten gerecht zu werden, einzunehmen bemüht war –, von dem aus er Odette zu beurteilen suchte, als habe er sie nicht geliebt, als sei sie für ihn eine Frau wie jede andere, und das Leben Odettes, sobald er den Rücken gekehrt hatte, nicht etwas anderes, vor ihm Verborgenes, ja eine gegen ihn angezettelte Angelegenheit.

Wieso nahm er eigentlich an, daß sie dort in Bayreuth mit Forcheville und anderen so berauschende Dinge erleben wollte, die sie bei ihm nicht gefunden hatte und die doch einzig eine Ausgeburt seiner Eifersucht waren? In Bayreuth wie in Paris dachte vielleicht Forcheville, wenn er es überhaupt tat, an ihn nur wie an jemanden, der in Odettes Leben eine große Rolle spielte und hinter dem er zurücktreten mußte, wenn sie bei ihr zusammentrafen. Wenn Forcheville und sie triumphierten, daß sie gegen seinen Willen in Bayreuth seien, so hätte er selbst es nicht anders gewollt, indem er sie überflüssigerweise daran zu hindern versuchte, während es, wenn er ihren – im übrigen ganz vertretbaren – Plan billigte, so aussehen würde, als sei sie dort in Befolgung seines Rates; sie würde sich dann von ihm dort hingeschickt und wohl untergebracht fühlen, und für das Vergnügen, das er ihr bereitete, nämlich die Leute bei sich sehen zu können, die sie so oft zu sich eingeladen hatten, ihm sicherlich dankbar sein.

Wenn er ihr also – anstatt daß sie entzweit mit ihm und ohne ihn wiedergesehen zu haben abreiste – das Geld schickte, sie zu dieser Reise ermunterte und sich bemühte, sie ihr möglichst angenehm zu gestalten, würde sie strahlend und dankbar zu ihm eilen, er würde die Freude haben, sie zu sehen, die ihm jetzt schon fast eine Woche versagt geblieben und durch nichts zu ersetzen war. Denn sobald Swann sie sich wieder ohne Grauen vorzustellen vermochte, sobald er von neuem das Lächeln der Güte auf ihrem Antlitz im Geist vor sich sah

und nicht durch Eifersucht der Wunsch, sie jedem anderen wegzunehmen, seiner Liebe beigemischt war, bestand diese Liebe vor allem wieder aus dem Geschmack an den Empfindungen, die Odettes Person in ihm wachrief, an der Lust, die darin bestand, das Heben ihres Blicks, die Art ihres Lächelns und den Tonfall ihrer Stimme wie ein Schauspiel zu bewundern und wie ein Naturphänomen zu erforschen. Diese Lust, die sich von allen anderen so sehr unterschied, hatte schließlich in ihm ein Bedürfnis nach Odette geschaffen, das sie allein durch ihre Gegenwart oder ihre Briefe befriedigen konnte, ein Bedürfnis, das fast ebenso uneigennützig, ebenso künstlerisch, ebenso pervers war wie ein anderes, das für Swann in diesem neuen Lebensabschnitt charakteristisch wurde, in dem auf die innere Dürre und Depression der letzten Jahre eine übermäßige geistige Gespanntheit gefolgt war, wobei er ebensowenig wußte, welchem Umstand er diese unerwartete Bereicherung seines Lebens zu verdanken hatte, wie etwa eine Person von zarter Gesundheit, die von einem gewissen Zeitpunkt an zunimmt, kräftiger wird und eine Zeitlang völliger Genesung entgegenzugehen scheint: Jenes andere Bedürfnis, das sich ebenfalls außerhalb der wirklichen Welt entfaltete, war das, Musik zu hören, Musik kennenzulernen.

So fing er gemäß dem Chemismus seiner Krankheit, nachdem er mit seiner Liebe Eifersucht hergestellt hatte, von neuem an, Zärtlichkeit und Mitleid für Odette zu produzieren. Sie war wieder die bezaubernde und gute Odette geworden. Er empfand Gewissensbisse, daß er so hart mit ihr umgegangen war. Er wünschte sich, daß sie zu ihm käme, zuvor aber wollte er ihr eine Freude machen, um Dankbarkeit ihren Ausdruck bestimmen und ihr Lächeln formen zu sehen.

Daher machte es sich denn auch Odette, da sie gewiß war, ihn nach ein paar Tagen so ergeben und zärtlich wie vorher und auf Versöhnung bedacht wiederzusehen, zur Gewohnheit, ohne alle Angst, ihm zu mißfallen oder ihn zu kränken, wenn

es ihr gerade so paßte, ihm die Gunstbezeigungen vorzuenthalten, an denen ihm am meisten lag.

Vielleicht wußte sie nicht, wie aufrichtig er ihr gegenüber im Augenblick des Bruchs gewesen war, als er ihr gesagt hatte, daß er ihr kein Geld schicken und versuchen werde, ihr Schwierigkeiten zu machen. Vielleicht wußte sie ebensowenig, wie sehr er es – wenn nicht ihr, so doch sich selbst gegenüber – in anderen Fällen war, wo er im Interesse der Fortführung ihrer Beziehung Odette zeigen wollte, daß er durchaus imstande sei, auf den Umgang mit ihr zu verzichten, und ein Bruch immer möglich, und daraufhin beschloß, eine Zeitlang nicht zu ihr zu gehen.

Manchmal war das gerade nach ein paar Tagen, wo sie ihm keinen neuen Verdruß bereitet hatte; dann wußte er, daß er aus seinen nächsten Besuchen keine große Beglückung, sondern wahrscheinlich nur irgendwelchen Kummer ziehen würde, der seiner wiedererrungenen Ruhe vermutlich ein Ende bereitete, und schrieb ihr, er sei sehr beschäftigt und könne sie an keinem der Tage sehen, die er ihr vorgeschlagen habe. Nun aber kreuzte sich mit dem seinen ein Brief von ihr, in dem sie ihn ausgerechnet bat, das Rendezvous zu verschieben. Er fragte sich, weshalb; Argwohn und Schmerz suchten ihn wieder heim. In dem neuen Zustand der Erregung vermochte er den in dem vorausgehenden Zustand relativer Ruhe gefaßten Entschluß nicht einzuhalten, eilte zu ihr und verlangte, sie nun an sämtlichen folgenden Tagen zu sehen. Und sogar wenn sie nicht von sich aus schrieb, sondern ihm nur antwortete und seinem Ansinnen einer kurzen Trennung zustimmte, genügte das, damit er es nicht mehr aushalten konnte, ohne sie zu sehen. Denn entgegen Swanns Annahme hatte Odettes Zustimmung alles in ihm verändert. Wie alle Menschen, die eine Sache besitzen, hatte er, nur um festzustellen, was wäre, wenn er sie plötzlich nicht mehr besäße, versucht, sie aus seinem Geist zu eliminieren, alles andere jedoch so belassen, wie es vorher war. Das Nichtvorhandensein einer Sache ist aber nicht

nur das, sie bedeutet nicht ein partielles Fehlen, sondern bringt auch alles andere zum Einstürzen, es ist ein neuer Zustand, den man sich in dem vorhergehenden nicht vorstellen kann.

Ein andermal dagegen – Odette war eben im Begriff zu verreisen – beschloß er nach einem kleinen Streit, für den er selbst den Vorwand gesucht und gefunden hatte, ihr nicht zu schreiben und sie nicht wiederzusehen, bevor sie von ihrer Reise zurückgekehrt wäre, wobei er einer Trennung, deren Hauptteil – da der Reise gewidmet – ganz unvermeidlich war und die durch sein Vorgehen nur etwas eher ihren Anfang nahm, den Anschein eines großen Bruchs gab, den sie vielleicht für endgültig halten würde und aus dem er Gewinn zu ziehen trachtete. Schon sah er im Geist Odette, wenn sie weder Besuche noch Briefe von ihm erhielte, unruhig und betrübt, und dieses Bild, das seine Eifersucht beschwichtigte, machte es ihm leichter, sich zu entwöhnen, sie zu sehen. Gewiß gab es Augenblicke, in denen er ganz im Hintergrund seines Bewußtseins – in den sein Entschluß diese Vorstellung zu verbannen versuchte, da ja die lange Strecke der drei Wochen Abwesenheit dazwischenlag – mit Vergnügen daran dachte, daß er Odette bei ihrer Rückkehr wiedersehen werde; doch tat er es gleichzeitig mit so wenig Ungeduld, daß er sich zu fragen begann, ob er die Dauer einer ihm so leichtfallenden Enthaltung nicht lieber um das Doppelte verlängern sollte. Sie dauerte jetzt noch nicht länger als drei Tage an, also sehr viel weniger Zeit, als er sonst oft verbracht hatte, ohne Odette zu sehen und ohne daß er es sich, wie jetzt, im voraus vorgenommen hatte. Doch dann genügte irgendeine kleine unvorhergesehene Schwierigkeit oder ein leichtes physisches Unbehagen – dadurch, daß er bewogen wurde, den gegenwärtigen Augenblick, in dem sogar die Vernunft bereit wäre, die von einem Vergnügen herbeigeführte Beruhigung zu akzeptieren und den Willen zu beurlauben, bis zu dem Zeitpunkt, da es sinnvoll wäre, die Anstrengungen wiederaufzunehmen –,

um die Wirkung eben dieses Willens, der nun seinen Druck nicht länger ausübte, vorübergehend aufzuheben; oder es genügte auch schon weniger als das, der Gedanke etwa an eine vergessene Anfrage bei Odette, ob sie mit sich über die neue Farbe einig geworden sei, die sie ihrem Wagen geben wolle, oder ob es sich bei einem Börsenpapier um gewöhnliche oder Vorzugsaktien handle, die sie zu kaufen wünsche (es war ja recht und gut, ihr zu zeigen, daß er auch ohne sie auskommen konnte, aber wenn nachher die Farbe noch einmal geändert werden mußte oder die Aktien keine Dividende gaben, wäre auch nichts gewonnen!), um wie ein straff gespanntes Gummiband, das man losläßt, oder die Luft, die aus einer nur wenig geöffneten Luftpumpe ausströmt, aus den Fernen, in denen sie festgehalten wurde, die Vorstellung, sie wiederzusehen, plötzlich in den Bereich des Gegenwärtigen und der unmittelbaren Möglichkeiten zurückschnellen zu lassen.

Sie trat wieder auf, ohne noch irgendeinem Widerstand begegnet zu sein, und zwar mit so unaufhaltsamer Gewalt, daß es Swann viel leichter gefallen war, zu spüren, wie einer nach dem andern der vierzehn Tage sich näherte, während deren er von Odette getrennt sein würde, als die zehn Minuten zu überstehen, die der Kutscher zum Anspannen brauchte, damit der Wagen ihn zu ihr führte, und die er in leidenschaftlicher Ungeduld und Freude verbrachte, während er tausendmal sich zärtlich an dieser Vorstellung weidete, sie gleich wiederzusehen, die gerade in dem Augenblick, da er sie so fern wähnte, durch eine plötzliche Wendung in seinem nächsten Bewußtseinsbereich unmittelbar vor ihm lag. Jetzt war sie nämlich in ihm nicht mehr durch den Wunsch behindert, ihr auf der Stelle zu widerstehen, denn dieser Wunsch bestand bei Swann nicht mehr, seitdem er sich selbst bewiesen hatte – wenigstens bildete er es sich ein –, daß er leicht dazu imstande sei; er hatte jetzt kein Bedenken mehr, einen Trennungsversuch aufzuschieben, dessen Ausführung ihm gesichert schien, sobald er es nur wolle. Außerdem trat diese Vorstellung, sie wiederzu-

sehen, jetzt mit einer Neuheit, einer Verführung geschmückt, mit einer Frische begabt vor ihn hin, die durch die Gewohnheit stumpf geworden, dann aber aus dem Entzug von nicht drei, sondern von vierzehn Tagen (denn die Dauer eines Verzichts muß im voraus nach dem angenommenen Endtermin berechnet werden) wie aus einem Jungbrunnen wiederaufgetaucht waren, und aus dem, was bislang ein vorauszusehendes Vergnügen war, das man leichten Herzens preisgibt, war ein unverhofftes Glück geworden, dem man nicht widerstehen kann. Endlich trat diese Vorstellung auch dadurch verschönt wieder auf, daß Swann keine Ahnung hatte, was Odette inzwischen angesichts der Tatsache, daß er kein Lebenszeichen von sich gab, gedacht und getan haben mochte, so daß das, was er jetzt antreffen würde, nichts Geringeres war als die passionierende Offenbarung einer fast unbekannten Odette.

Sie aber sah, ebenso wie sie seine Weigerung, ihr Geld zu geben, für eine Finte erachtet hatte, nur einen Vorwand in dem angeblichen Interesse an der Wagenlackierung oder dem Papier, das sie kaufen wollte. Denn sie lebte in Gedanken nicht die verschiedenen Phasen der Krisen nach, die er durchlief, begriff auch bei der Vorstellung, die sie sich davon machte, ihren eigentlichen Mechanismus nicht, sondern glaubte nur an das, was sie im voraus kannte, das notwendige, unausbleibliche und stets gleiche Ende. Daraus ergab sich ein unvollständiges Bild – das aber vielleicht gerade dadurch um so tiefgründiger war –, wenn man es von Swanns Standpunkt aus betrachtete, der sich von Odette ebenso unverstanden gefühlt hätte wie ein Morphinist oder ein Lungenkranker, die beide in der Überzeugung, daß sie nur, der eine aufgrund eines äußeren Ereignisses in dem Augenblick, da er sich von einer eingewurzelten Gewohnheit befreien wollte, der andere aufgrund einer zufälligen Indisposition gerade zu dem Zeitpunkt, wo er endlich genesen wäre, krank geschrieben wurden, sich von ihrem Arzt verkannt glauben, der diesen angeblichen Zufälligkeiten nicht die gleiche Bedeutung wie sie

beimißt, in ihnen vielmehr einfache Verkleidungen sieht, in denen, um seinen Patienten von neuem bewußt zu werden, Laster und Krankheit erscheinen, die in Wirklichkeit nie aufgehört haben, unheilbar auf ihnen zu lasten, während sie sich in Träumen von Einsicht und Heilung wiegten. Tatsächlich war Swanns Liebe in jenes Stadium eingetreten, wo der Arzt oder bei bestimmten Leiden selbst der kühnste Chirurg sich fragt, ob es noch vernünftig oder möglich sei, den Kranken von seiner Sucht oder seinem Leiden befreien zu wollen.

Bestimmt hatte Swann kein unmittelbares Bewußtsein von den Ausmaßen dieser Liebe. Wenn er sie zu sondieren versuchte, kam es ihm zeitweilig so vor, als sei sie kleiner geworden, als sei sie fast verschwunden; zum Beispiel verspürte er an gewissen Tagen wieder nur das mäßige Wohlgefallen oder besser Mißfallen, wie in der Zeit vor seiner Liebe zu Odette, angesichts ihrer zu scharfen Züge und ihrer unfrischen Haut. Wirklich ein spürbarer Fortschritt, sagte er sich am folgenden Tag; wenn ich es recht betrachte, hat es mir gestern überhaupt kein Vergnügen gemacht, bei ihr im Bett zu sein; es ist sonderbar, ich habe sie geradezu häßlich gefunden. Sicher war er aufrichtig, doch reichte seine Liebe weit über die Region des physischen Verlangens hinaus. Odettes Person nahm eigentlich keinen großen Raum mehr darin ein. Wenn sein Blick auf ihre Photographie auf seinem Schreibtisch fiel oder sie ihn besuchen kam, vermochte er nur schwer ihre Gestalt in Fleisch und Blut oder auf Glanzpapier mit der ständigen schmerzlichen Unruhe seines Innern in Zusammenhang zu bringen. Er sagte sich dann fast staunend: Das ist sie, als wenn man uns plötzlich, aus uns herausoperiert, eine unserer Krankheiten zeigte und wir sie gar nicht dem ähnlich fänden, was wir in uns verspüren. »Sie« – er versuchte sich manchmal zu fragen, was das eigentlich sei: denn darin zeigen Liebe und Tod viel eher als in den etwas unbestimmten Zügen, die man gemeinhin dafür anführt, eine Ähnlichkeit, daß wir in der Furcht, ihre Wirklichkeit könne uns entschwinden, dem Ge-

heimnis der Persönlichkeit immer tiefer nachgehen. Diese Krankheit Swanns aber, seine Liebe, hatte sich so sehr vervielfältigt, war so eng mit allen seinen Gewohnheiten, seinem Denken und Handeln, seiner Gesundheit, seinem Schlaf, seinem Leben, ja selbst mit dem, was er nach seinem Tod ersehnte, verknüpft, sie war so sehr nur noch eins mit ihm, daß man sie nicht aus ihm hätte herausreißen können, ohne ihn selbst fast völlig zu vernichten: seine Liebe war, wie die Chirurgie es nennt, inoperabel geworden.

Durch diese Liebe war Swann so sehr allen anderen Interessen entfremdet, daß er, wenn er zufällig einmal in die mondäne Gesellschaft zurückkehrte in der Vorstellung, seine Beziehungen würden etwa wie ein elegantes Gespann, das sie übrigens nicht sehr sachgemäß einzuschätzen gewußt hätte, seiner Person in den Augen Odettes einen gewissen Wert verleihen (was auch gestimmt hätte, wären sie nicht tatsächlich gerade durch seine Liebe im Wert gemindert worden, da diese für Odette alles, was sie berührte, billiger werden ließ allein durch die Tatsache, daß sie ihr alles als weniger kostbar hinstellte), daß er dort neben der Qual, an einem Ort und in einem Milieu zu sein, die Odette nicht kannte, das selbstlose Vergnügen fand, das er an einem Roman oder einem Bild gehabt hätte, auf dem die Zerstreuungen der Welt der Müßiggänger dargestellt sind; wie er bei sich selbst zu Hause gern das reibungslose Funktionieren des Haushalts, die Eleganz seiner Garderobe und seiner Dienerschaft, die gute Anlage seiner Werte in der gleichen Weise betrachtete, wie er bei Saint-Simon, einem seiner Lieblingsschriftsteller, von dem »Mechanismus« des Tagesablaufs in Versailles, dem Menü der Mahlzeiten bei Madame de Maintenon oder dem schlauen Geiz und großen Lebenszuschnitt Lullis las.[1] In dem geringfügigen Maß aber, in dem diese Distanzierung nicht vollkommen war, bestand der Grund für das neue Vergnügen, das Swann in diesen Kreisen fand, darin, daß er für einen Augenblick in die spärlichen Bezirke seines Wesens ausweichen

konnte, die seiner Liebe, seinem Kummer fremd geblieben waren. In dieser Hinsicht war der Personencharakter, den ihm meine Großtante mit der von seiner individuelleren Persönlichkeit als Charles Swann sehr wohl zu unterscheidenden Bezeichnung »der junge Swann« verlieh, derjenige, in dem er sich zur Zeit am allermeisten gefiel. Eines Tages, als er zum Geburtstag der Prinzessin von Parma (besonders, weil sie indirekt Odette gefällig sein konnte, indem sie ihm Plätze für Galavorstellungen und Jubiläumsveranstaltungen verschaffte) als Geschenk Früchte schicken wollte und nicht recht wußte, wie man sie bestellt, hatte er eine Kusine seiner Mutter damit beauftragt, die, entzückt darüber, daß sie eine Besorgung für ihn erledigen durfte, ihm antwortete, sie habe nicht alle Früchte an der gleichen Stelle gekauft, sondern die Trauben bei Crapote, dessen Spezialität sie seien, die Erdbeeren bei Jauret, die Birnen bei Chevet, wo sie am schönsten ausfielen und so fort.[2] »Jede Frucht habe ich einzeln besichtigt und geprüft«, setzte sie hinzu. Tatsächlich hatte er nach den Dankesbezeigungen der Prinzessin sich den Duft der Erdbeeren und die schmelzende Zartheit der Birnen vorstellen können. Besonders aber waren die Worte: »Jede Frucht habe ich einzeln besichtigt und geprüft« Balsam für seine Leiden gewesen, da sie sein Bewußtsein in einen Bereich entrückten, in den er sich nur selten begab, obwohl er ihm ganz eigentlich angehörte als dem Erben eines reichen guten Bürgerhauses, in dem sich durch Vererbung, stets bei der Hand, um ihm zu Diensten zu sein, wenn es ihm gefiele, die Kenntnis der »guten Adressen« und die Kunst erhalten hatten, eine Bestellung richtig auszuführen.

Gewiß hatte er zu lange vergessen, daß er »der junge Swann« war, um nicht, wenn er es für einen Augenblick wieder wurde, ein lebhafteres Vergnügen zu empfinden als über alles, was er in der übrigen Zeit erfahren mochte und schon sattsam gewohnt war; und wenn die Liebenswürdigkeit der bürgerlichen Kreise, für die er es immer geblieben war, weni-

ger in die Augen fiel als die der Aristokratie (jedoch schmeichelhafter war, da sie dort nie von wirklicher Achtung getrennt auftritt), so konnte doch ein Brief von einer Hoheit, welche fürstlichen Vergnügungen er ihm auch in Aussicht stellen mochte, ihm nicht angenehmer sein als der, in dem man ihn als Trauzeugen oder auch nur Teilnehmer zu einer Hochzeit in der Familie alter Freunde seiner Eltern bat, von denen die einen ihn auch weiterhin öfter sahen – wie zum Beispiel mein Großvater, der ihn ein Jahr vorher zur Hochzeit meiner Mutter eingeladen hatte –, die anderen ihn aber persönlich kaum kannten, jedoch glaubten, eine Pflicht der Höflichkeit gegen den Sohn und würdigen Nachfolger des verstorbenen Monsieur Swann erfüllen zu müssen.

Durch die alten intimen Beziehungen aber, die er zu ihren Kreisen besaß, gehörten auch die Leute der mondänen Gesellschaft in gewisser Weise zu seinem Haus, seinem Lebenszuschnitt und zu seiner Familie. Er wußte, daß er an seinen glänzenden freundschaftlichen Verbindungen die gleiche Stütze außerhalb seiner selbst, die gleiche Stärkung besaß wie an seinem schönen Landbesitz, dem schönen Silber, den schönen Tafeltüchern, die ihm von den Seinen her überkommen waren. Und der Gedanke, daß, wenn ein Schlag ihn träfe, der Herzog von Chartres, Prinz Reuß, der Herzog von Luxemburg und Baron Charlus die Personen wären, die sein Kammerdiener schnellstens herbeiholen würde, spendete ihm ebensoviel Trost wie unserer alten Françoise das Bewußtsein, daß sie in einem der ihr gehörigen feinen Leintücher beerdigt werden würde, die mit ihrem Namen gezeichnet und noch nicht ausgebessert waren (oder aber so unsichtbar, daß man dadurch nur eine um so höhere Meinung von der Sorgfalt der Handarbeit bekommen würde), eine Vorstellung, aus der sie, so oft sie sie sich vor Augen führte, eine gewisse Befriedigung ihrer Eigenliebe, ja sogar eine Art von Behagen zog. Da nun Swann bei allen Gedanken und Handlungen, die sich auf Odette bezogen, unaufhörlich von dem uneingestandenen Ge-

fühl beherrscht und geleitet wurde, daß er ihr vielleicht nicht weniger lieb, sein Anblick ihr aber doch weniger angenehm war als der eines beliebigen anderen, der des langweiligsten Getreuen der Verdurins, begann er, wenn er sich jetzt wieder auf eine Gesellschaft stützte, in der er als Gentleman par excellence galt, in der man alles tat, um ihn ins Haus zu locken, wo man unglücklich war, wenn man ihn nicht zu sehen bekam, wieder an das Vorhandensein eines glücklicheren Lebens zu glauben, fast Lust darauf zu bekommen wie ein Kranker, der seit Monaten bei strikter Diät Bettruhe halten muß, wenn er in der Zeitung auf die Speisenfolge eines offiziellen Diners oder die Ankündigung einer Vergnügungsfahrt nach Sizilien stößt.

Während er genötigt war, sich bei den Angehörigen der ersten Gesellschaftskreise zu entschuldigen, wenn er ihnen keine Besuche machte, mußte er Odette im Gegenteil um Verzeihung bitten, wenn er es tat. Dabei bezahlte er sie noch dazu (denn am Ende des Monats fragte er sich, sofern er ihre Geduld allzu stark strapaziert und ihr häufig Besuche gemacht hatte, ob es genug sein würde, wenn er ihr viertausend Francs[1] schickte) und hatte für jeden einen Vorwand, ein Geschenk, das er ihr überbringen wollte, eine Auskunft, die sie brauchte, oder die Behauptung, Monsieur de Charlus, den er gerade auf dem Weg zu ihr getroffen hatte, hätte nachdrücklich um seine Begleitung gebeten. Wenn er absolut keinen fand, so bat er Charlus zu ihr zu gehen und wie ganz von sich aus im Laufe des Gesprächs darauf zu kommen, er müsse Swann dringend sprechen, und zu fragen, ob sie ihn nicht auffordern könne, gleich zu ihr zu kommen; meist aber wartete Swann umsonst, und Monsieur de Charlus teilte ihm am Abend mit, das Mittel habe versagt. So kam es, daß sie, ganz abgesehen von ihren jetzt so häufigen Abwesenheiten von Paris, auch wenn sie dort war und blieb, ihn nur wenig sah; sie, die, als sie ihn liebte, zu ihm gesagt hatte: »Ich bin immer frei« und »Was mache ich mir schon aus der Meinung der anderen?«, führte jetzt

unaufhörlich, wenn er sie sehen wollte, konventionelle Bedenken oder andere Verpflichtungen an. Wenn er davon sprach, zu einem Wohltätigkeitsfest, einer Ausstellungseröffnung, einer Premiere gehen zu wollen, bei der auch sie anwesend war, sagte sie ihm, er wolle sich überall mit ihr zeigen, er behandle sie wie eine Prostituierte. Das ging schließlich so weit, daß Swann, um nicht überhaupt darauf verzichten zu müssen, irgendwo mit ihr zusammenzutreffen, eines Tages in seinem kleinen Appartement in der Rue Bellechasse meinen Großonkel Adolphe aufsuchte, von dem er wußte, daß sie ihn kannte und schätzte, und dessen Freund er auch selbst gewesen war, um ihn zu bitten, er möge doch seinen Einfluß auf Odette geltend machen.[1] Da sie immer, wenn sie zu Swann von meinem Onkel sprach, einen schwärmerischen Ton anschlug und Dinge sagte wie: »Ach, er! Er ist nicht wie du, seine Freundschaft für mich ist etwas so Schönes, so Großes, so Besonderes! Er würde niemals so wenig zartfühlend sein, daß er sich mit mir bei öffentlichen Veranstaltungen zeigen wollte«, daß Swann ganz in Verlegenheit war, zu welchem gewählten Ton er sich aufschwingen müsse, um von ihr zu meinem Onkel zu reden. Er stellte zunächst Odettes Vortrefflichkeit als eine Tatsache a priori, ihre seraphische Engelhaftigkeit als ein Axiom, ihre Tugenden, die unbeweisbar und aus der Erfahrung nicht abzuleiten waren, als eine Offenbarungswahrheit hin. »Ich möchte mit Ihnen reden. Sie sind doch jemand, der weiß, wie turmhoch Odette über allen anderen Frauen steht, was für ein anbetungswürdiges Wesen, welch ein Engel sie ist. Aber Sie kennen auch das Pariser Leben. Nicht jeder sieht Odette in dem gleichen Licht wie Sie und ich. Da gibt es denn Leute, die finden, daß ich eigentlich eine etwas komische Rolle spiele; sie will mir nicht einmal gestatten, daß ich sie außerhalb, im Theater treffe. Sie könnten doch, wo sie zu Ihnen soviel Vertrauen hat, ihr ein Wort zu meinen Gunsten sagen und ihr die Gewißheit geben, daß

sie sich eine übertriebene Vorstellung davon macht, wie sehr bereits ein Gruß von mir ihr bei anderen schaden könnte.«

Mein Onkel gab Swann den Rat, sie für eine Weile nicht zu sehen, und meinte, er werde ihr daraufhin nur um so lieber sein; Odette aber redete er zu, sie solle ruhig Swann erlauben, daß er sie überall träfe, wo es ihm gefiele. Ein paar Tage später beklagte sich Odette bei Swann, sie habe eine Enttäuschung erlebt, denn mein Onkel sei doch wie alle übrigen Männer: er habe sie mit Gewalt zu nehmen versucht. Sie beruhigte zwar Swann soweit, der im ersten Augenblick meinen Onkel fordern wollte, doch lehnte er künftig ab, ihm die Hand zu geben, wenn er ihn irgendwo traf. Er bedauerte diesen Bruch um so mehr, als er gehofft hatte, durch meinen Onkel Adolphe, wenn er ihn wieder öfter gesehen hätte, gewissen Gerüchten, die über Odettes früheres Leben in Nizza umliefen, auf den Grund zu kommen. Mein Onkel Adolphe nämlich brachte immer den ganzen Winter dort zu. Swann meinte sogar, er habe vielleicht da unten Odettes Bekanntschaft gemacht. Eine belanglose Äußerung, die in seiner Gegenwart über einen Mann gefallen war, der dort Odettes Liebhaber gewesen sei, hatte ihn tief getroffen. Doch Dinge, die er, bevor er sie kannte, furchtbar zu erfahren und unmöglich zu glauben gefunden hätte, waren, sobald er sie einmal wußte, für alle Zeiten in seine Trauer mit einbezogen, er anerkannte sie als Tatsachen und hätte nicht mehr begreifen können, daß sie nicht existierten. Nur brachte jede dieser Einzelheiten an dem Bild, das er sich von seiner Geliebten machte, eine Retusche an. Er glaubte einmal sogar verstehen zu müssen, daß die leichten Sitten Odettes, die er nie vermutet hätte, ziemlich notorisch waren und daß sie in Baden-Baden und Nizza, wenn sie früher dort ein paar Monate zugebracht hatte, sogar eine gewisse Berühmtheit in den Sphären des galanten Lebens erlangt hatte. Um etwas darüber zu erfahren, versuchte er mit mehreren Angehörigen der Lebewelt in Kontakt zu kommen; diese aber wußten, daß er Odette gut kannte; außerdem be-

fürchtete er, sie von neuem auf den Gedanken an sie zu bringen und damit gleichsam auf ihre Fährte zu setzen. Er, dem zuvor nichts so öde vorgekommen war wie alles, was mit dem kosmopolitischen Leben von Baden-Baden oder Nizza zusammenhing, beugte sich jetzt, seitdem er wußte, daß Odette vielleicht früher an diesen Vergnügungsplätzen ein bewegtes Leben geführt hatte, ohne daß er jemals genau erfahren würde, ob sie es nur getan habe, um ihren Bedarf an Geld zu decken, was sie dank seiner Hilfe nicht mehr nötig hatte, oder aufgrund von Launen, die wieder aufleben konnten, in ohnmächtiger Furcht, blind und von Schwindel gepackt über den bodenlosen Abgrund, in den jene Jahre aus der ersten Zeit des Septennats[1] versunken waren, in denen man den Winter auf der Promenade des Anglais und den Sommer unter den Linden von Baden-Baden verlebte, und fand in ihnen jenen schmerzlichen und grandiosen Reiz, den vielleicht ein Dichter ihnen beigelegt haben würde; und um die kleinen Ereignisse aus der Chronik der Côte d'Azur von damals zu rekonstruieren, wenn sie ihm dazu verholfen hätten, etwas Bestimmtes am Lächeln oder den Blikken – die dabei so ehrlich waren und so schlicht – von Odette zu verstehen, hätte er eine größere Leidenschaft aufgewendet als der Kunsthistoriker, der Quellendokumente über das Florenz des Quattrocento studiert, um tiefer in das Seelenleben der Primavera, der Bella Vanna oder der Venus von Botticelli einzudringen.[2] Oft schaute er sie schweigend und nachdenklich an; dann sagte sie zu ihm: »Wie traurig du aussiehst!« Es war noch nicht sehr lange her, daß er von der Vorstellung, sie sei ein gutes Geschöpf, so vortrefflich wie die besten, die er je gekannt hatte, zu jener anderen übergegangen war, sie sei eine ausgehaltene Person; umgekehrt war es danach schon vorgekommen, daß er von jener Odette de Crécy, die in der Welt der Nachtschwärmer und Lebemänner vielleicht nur allzu bekannt war, wieder zu dem Antlitz mit der oft so überaus sanften Miene, der menschlich warmen Natur zurückgekehrt war. Was besagt es

schon, pflegte er sich zu sagen, daß in Nizza jeder weiß, wer Odette de Crécy ist? Renommees dieser Art werden, selbst wenn sie stimmen, in den Köpfen der anderen hergestellt; er dachte, daß diese Legende – selbst wenn sie authentisch wäre – ja dem Bild Odettes nur von außen hinzugefügt, nicht wie eine Persönlichkeit unverrückbar und immer weiter Übles wirkend sei; daß das Geschöpf, das vielleicht dazu verleitet worden war, etwas Unrechtes zu tun, eine Frau mit gütigen Augen, einem Herzen voll Mitleid für menschliches Leiden, einem schmiegsamen Körper sei, den er selbst in Armen gehalten und mit Händen berührt hatte, eine Frau, die er eines Tages vielleicht völlig für sich haben würde, wenn es ihm nur gelänge, ihr unentbehrlich zu werden. Da saß sie, oft müde, mit einem Gesicht, aus dem einen Augenblick lang das fieberhaft muntere Beschäftigtsein mit den unbekannten Dingen gewichen war, unter denen Swann so litt; sie schob ihr Haar mit den Händen zurück; ihre Stirn, ihr Gesicht trat um so breiter hervor; dann brach plötzlich irgendein schlicht menschlicher Gedanke, ein gutes Gefühl, wie jede Kreatur es hat, wenn sie in einem Augenblick der Ruhe und der Sammlung sich selbst überlassen ist, aus ihren Augen wie ein gelber Strahl hervor. Ihr ganzes Antlitz hellte sich auf wie eine graue Landschaft, über der die Wolken, von denen sie überlagert ist, im Augenblick des Sonnenuntergangs sich teilen, um das verklärende Licht über sie fluten zu lassen. Das Leben, das in solchen Augenblicken in Odette war, selbst die Zukunft, die sie träumend im Auge zu haben schien, hätte Swann mit ihr teilen mögen; keine schlechte Regung mehr schien darin als Rückstand geblieben zu sein. So selten diese Momente auch wurden, gingen sie doch nicht nutzlos vorbei. In der Erinnerung fügte Swann diese kleinen Bruchstücke zusammen, er ließ die Zwischenräume fort und formte sich dann daraus wie aus reinem Gold eine Odette, die ganz Güte und Gelöstheit war und der er später (wie man im zweiten Teil dieses Werks sehen wird) Opfer brachte, die die andere Odette niemals von ihm

erlangt hätte. Doch wie selten waren diese Augenblicke, und wie wenig sah er sie jetzt! Selbst für ihre abendlichen Zusammenkünfte galt, daß sie ihm erst in letzter Minute sagte, ob sie sie ihm gewähren könne oder nicht, denn da sie damit rechnete, daß er immer frei sei, wollte sie erst ganz sicher gehen, daß niemand sonst sie zum Kommen aufforderte. Sie gab dann vor, sie müsse auf eine Antwort von höchster Wichtigkeit für sie warten, und selbst wenn, nachdem Swann schon gekommen war, irgendwelche Freunde im Verlauf eines bereits angebrochenen Abends sie noch aufforderten, sie im Theater oder hinterher zum Nachtessen zu treffen, machte sie einen Luftsprung vor Freude und kleidete sich in Eile um. Je weiter ihre Toilette fortschritt, mit jeder Bewegung, die sie vollzog, rückte für Swann der Augenblick näher, da er sie verlassen mußte, da sie in einem unwiderstehlichen Schwung von ihm fortschnellen würde; und wenn sie dann fertig war und ein letztes Mal ihre von Aufmerksamkeit gespannten und erhellten Blicke in den Spiegel versenkte, etwas Rouge auf die Lippen tat, eine Locke auf der Stirn ordnete und ihren himmelblauen Abendmantel mit den goldenen Quasten verlangte, sah Swann so traurig aus, daß sie eine Bewegung der Ungeduld nicht unterdrükken konnte und zu ihm sagte: »So also dankst du mir, daß ich dich bis zur letzten Minute dabehalten habe. Und ich meinte es besonders nett. Gut zu wissen; ich merke es mir für das nächste Mal!« Zuweilen nahm er sich auf die Gefahr, sie zu verstimmen, vor, ganz genau festzustellen, wohin sie gegangen war; er träumte von einem Abkommen mit Forcheville, der ihm vielleicht Auskunft geben könnte. Wenn er im übrigen wußte, mit wem sie den Abend verbrachte, kam es nur sehr selten vor, daß er nicht bei seinen vielen Beziehungen jemand fand, der, wenn auch nur indirekt, den Mann kannte, mit dem sie ausgegangen war, und ihm diese oder jene Einzelheit schildern konnte. Während er dann an den einen oder anderen seiner Freunde um Aufklärung eines Punktes schrieb, erholte er sich bei dem Gedanken, daß

er selbst sich nun keine Fragen mehr zu stellen brauchte, die keine Antwort fanden, daß er die Mühe der Erkundung an einen anderen abgegeben habe. Allerdings war Swann kaum besser daran, wenn er gewisse Auskünfte erhielt. Wissen ist nicht immer gleichbedeutend mit Verhindernkönnen, doch haben wir immerhin die Dinge, die wir wissen, wenn auch nicht in der Hand, so doch im Kopf, wo wir sie nach Belieben einordnen können, und das gibt uns dann die Illusion einer gewissen Macht über sie. Er war jedesmal glücklich, wenn Monsieur de Charlus bei Odette war. Swann wußte, daß zwischen Charlus und ihr nichts vorkommen konnte[1] , daß es, wenn Monsieur de Charlus mit ihr ausging, aus Freundschaft für ihn geschah und daß er ohne Schwierigkeiten ihm erzählen würde, was sie unternommen hatte. Manchmal hatte sie Swann so kategorisch erklärt, es sei ihr ganz unmöglich, ihn an einem bestimmten Abend noch zu sehen, sie schien so großen Wert darauf zu legen, gerade dann auszugehen, daß es für Swann höchst wichtig wurde, daß Charlus frei wäre und sie begleiten könnte. Am nächsten Tag zwang er ihn dann, da er ihm nicht viele Fragen zu stellen wagte, dadurch, daß er so tat, als habe er seine erste Antwort nicht verstanden, ihm weitere zu erteilen; nach jeder fühlte er sich leichter, denn er bekam sehr bald heraus, daß Odette den Abend mit den harmlosesten Dingen zugebracht hatte. »Aber wie denn, mein lieber Mémé, ich verstehe nicht recht … ihr seid doch nicht direkt von ihrem Hause aus ins Musée Grévin[2] gegangen? Ihr wart doch bestimmt erst noch anderswo. Nein? Ach! Das ist aber komisch! Sie ahnen nicht, mein lieber Mémé, wie mich das alles amüsiert. Das ist aber eine lustige Idee gewesen, hinterher noch ins ›Chat Noir‹[1] zu gehen, das sieht ihr ähnlich … Nein? Der Gedanke stammte von Ihnen? Ach, das wundert mich. Wirklich, gar keine schlechte Idee. Sie hat da sicher auch viele Bekannte getroffen? Nein? Sie hat mit niemand gesprochen? Das ist aber sonderbar. Da sind Sie beide also ganz allein geblieben? Ich sehe die Szene vor mir. Sie sind

wirklich sehr lieb, mein guter Mémé, ich habe Sie furchtbar gern.« Swann fühlte sich erleichtert. Für ihn, dem es schon mehrmals passiert war, daß er, wenn er mit gleichgültigen Leuten sprach, denen er kaum zuhörte, plötzlich gewisse Sätze vernahm (zum Beispiel: »Gestern habe ich Madame de Crécy gesehen, sie war mit einem Herrn, den ich nicht kenne«), die in seinem Innern sofort feste Gestalt annahmen, sich in ihm einkapselten, ihn quälten und nicht von der Stelle wichen, waren die Worte: »Sie kannte niemand, sie hat mit niemand gesprochen!« dagegen unbeschreiblich süß, sie gingen ihm glatt ein, sie waren so flüssig und flüchtig wie leichte Luft, in der man atmen kann! Doch gleich darauf mußte er sich eingestehen, daß Odette ihn schon recht langweilig finden mußte, um seiner Gesellschaft solche Vergnügungen vorzuziehen, deren Belanglosigkeit ihn zwar einerseits beruhigte, andererseits aber auch schmerzte wie ein Verrat.

Selbst wenn er nicht in Erfahrung bringen konnte, wohin sie gegangen war, hätte es ihm zur Überwindung seiner Angst – für die Odettes Gegenwart, das beglückte Gefühl, bei ihr zu sein, das einzige Spezifikum war (ein Spezifikum, das, wie viele Mittel, das Übel auf die Dauer zwar schlimmer machte, aber doch für den Augenblick anästhesierend wirkte) – schon genügt, sofern nur Odette es erlaubte, solange sie fort war, auf ihre Rückkehr in ihrer Wohnung zu warten; in deren tiefem Frieden würden sich dann die Stunden verlieren, die ihm durch bösen Zauber anders erschienen als die übrigen. Doch sie wollte es nicht; er fuhr nach Hause zurück und zwang sich unterwegs, verschiedene Pläne zu machen, er dachte nicht mehr an Odette; es gelang ihm sogar, während er sich auskleidete, sich nahezu heiteren Vorstellungen zu überlassen; in der Hoffnung, am folgenden Tag irgendein Meisterwerk der Kunst zu betrachten, legte er sich zu Bett und löschte sein Licht; sobald er aber bei der Vorbereitung auf den Schlaf aufhörte, einen Zwang auf sich selbst auszuüben, dessen er sich schon nicht mehr bewußt war, so sehr war er daran gewöhnt,

strömte ein eisiger Schauer in sein Herz und löste ein Schluchzen in seiner Kehle aus. Er wollte nicht einmal wissen, weshalb, er trocknete sich die Augen und sagte sich lachend dabei: So ist es recht, jetzt werde ich vollends neuropathisch. Danach konnte er nicht mehr ohne ein Gefühl großer Müdigkeit daran denken, daß er am nächsten Tag wiederum anfangen müsse zu ermitteln, was Odette getan hatte, und Beziehungen spielen zu lassen, um zu versuchen, sie zu sehen. Diese Notwendigkeit unablässigen Handelns, bei dem kein Wechsel und eigentlich kein Erfolg zu erwarten waren, wurde so grausam für ihn, daß er, als er eines Tages bei sich eine Schwellung am Leib bemerkte, freudig mit dem Gedanken spielte, es könne ein bösartiger Tumor sein, er habe vielleicht gar nicht nötig, sich noch um irgend etwas zu bekümmern, die Krankheit werde ihn ganz beherrschen, er werde bis zum nahen Ende nur noch ihr Spielball sein. Wenn er in jener Zeit häufig, ohne es sich einzugestehen, den Tod herbeiwünschte, so tatsächlich weniger, um der Heftigkeit seiner Leiden als vielmehr der Monotonie seiner Bemühungen zu entrinnen.

Und doch hätte er gern noch die Zeit erlebt, wo er sie nicht mehr lieben, wo sie keinen Grund mehr haben würde, ihm Lügen aufzutischen, und wo er endlich einmal würde erfahren können, ob sie an dem Tag, als er sie am Nachmittag besuchen wollte, gerade mit Forcheville im Bett war oder nicht. Manchmal lenkte ihn der Verdacht, sie könne einen anderen lieben, während einiger Tage davon ab, sich diese Frage speziell mit Bezug auf Forcheville zu stellen, ja er machte ihn sogar beinahe gleichgültig dagegen, so wie die neuen Formen, in denen ein immer gleicher krankhafter Zustand auftritt, uns einen Augenblick lang von den früheren befreit zu haben scheinen. Es gab sogar Tage, an denen er von keinem Argwohn heimgesucht war. Er glaubte sich geheilt. Am folgenden Morgen aber fühlte er beim Erwachen an der gleichen Stelle ganz den gleichen Schmerz, dessen Empfindung sich den

ganzen Vortag über im Strom der verschiedenen Eindrücke aufgelöst hatte. Er hatte sich jedoch nicht von der Stelle gerührt. Es war vielmehr die Heftigkeit des Schmerzes, die Swann aufgeweckt hatte.

Da Odette ihm keine Auskunft über die so wichtigen Dinge gab, von denen sie den ganzen Tag in Anspruch genommen war (seiner Erfahrung nach konnte es sich dabei freilich nur um Vergnügungen handeln), vermochte er sie sich nicht lange vorzustellen, sein Hirn funktionierte eine Weile noch im Leerlauf, dann strich er sich mit den Fingern über die müden Lider, als wolle er das Glas seines Kneifers putzen, er dachte überhaupt nicht mehr. Freilich schwebten über diesem Unbekannten gewisse Beschäftigungen umher, die von Zeit zu Zeit wiederkehrten und auf unbestimmte Art mit Verpflichtungen gegenüber entfernten Verwandten oder Freunden von früher in Beziehung standen; da sie die einzigen waren, die Odette oft als Grund dafür anführte, daß er sie nicht sehen könne, schienen sie Swann eine Art von festem, unverrückbarem Rahmen für Odettes Dasein abzugeben. Wenn er sich des Tons erinnerte, in dem sie von Zeit zu Zeit sagte, es sei der Tag, an dem sie mit ihrer Freundin ins Hippodrom gehe, und sich klarmachte, sobald er sich einmal gerade elend fühlte und gedacht hatte: Vielleicht würde Odette ein Weilchen zu mir kommen, daß es ja gerade dieser Tag sei, sagte er sich: Ach nein, da hat es keinen Zweck, sie zu mir zu bitten, ich hätte eher daran denken sollen, es ist ja der Tag, an dem sie mit ihrer Freundin ins Hippodrom geht. Ich spare es mir besser für ein andermal auf, wo es möglich ist; es ist sinnlos, etwas vorzuschlagen, was sich doch nicht einrichten läßt und wovon man von vornherein weiß, daß sie es nicht tut. Diese Verpflichtung, ins Hippodrom zu gehen, die Odette auferlegt war und vor der Swann sich beugte, war nicht nur in sich selbst sakrosankt, sondern ihr Unausweichlichkeitscharakter schien auch alles plausibel und legitim zu machen, was in irgendeinem engen oder losen Zusammenhang damit stand. Wenn

Odette auf der Straße von einem Vorübergehenden gegrüßt und Swanns Eifersucht dadurch geweckt worden war und sie auf seine Fragen in der Weise antwortete, daß sie die Existenz dieses Unbekannten mit den zwei oder drei festen Verpflichtungen, die sie zu erwähnen pflegte, in Verbindung brachte, und etwa sagte: »Das ist ein Herr, der in der Loge meiner Freundin war, mit der ich ins Hippodrom gehe«, so brachte diese Erklärung sofort Swanns Argwohn zur Ruhe, denn er fand es in der Tat unvermeidbar, daß die Freundin auch andere als Odette in ihre Loge im Hippodrom einlud, hatte aber nie versucht oder erreicht, sich diese anderen vorzustellen. Wie gern hätte er die Bekanntschaft dieser Freundin gemacht, die ins Hippodrom ging, und wie gern hätte er sich zusammen mit Odette dorthin einladen lassen! Wie gern hätte er alle seine Beziehungen hergegeben für die zu irgendeiner der Personen, die Odette gewohnheitsgemäß sah, ob es sich nun um eine Maniküre handelte oder um eine Verkäuferin! Er hätte sich mehr um sie bemüht als um eine Königin. Hätten sie ihm nicht mit dem Teil vom Leben Odettes, der sich in ihnen verkörperte, das einzig wirksame Beruhigungsmittel für seine Leiden gegeben? Mit wieviel Freude hätte er seine Tage bei den kleinen Leuten zugebracht, mit denen Odette – sei es aus Eigennutz, sei es ganz ohne Hintergedanken – weiterhin verkehrte! Wie gern wäre er in den fünften Stock jenes verkommenen und doch mit Neid betrachteten Mietshauses gezogen, in das sich Odette von ihm nicht begleiten ließ und in dem sie ihn, hätte er dort mit der nicht mehr arbeitenden Schneiderin gelebt, als deren Liebhaber er sich gern ausgegeben hätte, fast täglich besuchen gekommen wäre. Was für eine bescheidene, verachtete und doch beglükkende, von Ruhe und Freude erfüllte Existenz hätte er bereitwillig und für immer in diesen fast proletarischen Vierteln geführt!

Manchmal kam es noch vor, daß Swann auf Odettes Gesicht, wenn sie in seiner Begleitung jemand auf sich zukommen sah, den er nicht kannte, die gleiche Traurigkeit bemerkte

wie damals, als er zu ihr gekommen war und sie gerade Forcheville bei sich hatte. Allerdings war das selten; denn im allgemeinen herrschte an den Tagen, wo sie trotz aller Abhaltungen und aller ihrer Befürchtungen, was die Leute meinen könnten, Swann dennoch einmal sah, in ihrer Haltung jetzt eine Art Sicherheit vor, die ganz im Gegensatz zu der früheren ängstlichen Aufgeregtheit stand – und vielleicht eine unbewußte Rache dafür oder eine natürliche Reaktion darauf war –, die sie in den ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft in seiner Gegenwart an den Tag gelegt hatte, ja selbst wenn sie fern von ihm war, zum Beispiel damals, als sie ihren Brief mit den Worten begonnen hatte: »Lieber Freund, meine Hand zittert so sehr, daß ich kaum zu schreiben vermag« (wenigstens behauptete sie es, und etwas mußte wahr sein an dieser Erregung, daß sie überhaupt auf die Idee kam, diese übertreiben zu wollen). Damals gefiel ihr Swann. Man zittert ja immer nur für sich oder für die, die man liebt. Wenn in ihren Händen unser Glück nicht mehr ruht, welche Ruhe, Behaglichkeit und kühne Selbständigkeit können wir dann in ihrer Nähe genießen! Wenn sie mit ihm sprach, ihm schrieb, gebrauchte sie die Wendungen nicht mehr, durch die sie sich die Illusion zu verschaffen versucht hatte, er gehöre ihr an, als sie noch jede Gelegenheit benutzte, »mein« oder »unser« zu sagen, wenn sie von ihm sprach: »Sie gehören ganz mir, dies ist das Parfüm unserer Freundschaft, ich will es bewahren«, mit ihm von der Zukunft, ja vom Tod sogar als von etwas zu reden, was sie gemeinsam beträfe. In jener Zeit hatte sie auf alles, was er sagte, bewundernd zur Antwort gegeben: »Sie? Sie werden niemals wie all die anderen sein«; sie blickte auf seinen langgezogenen, etwas kahlen Schädel, bei dessen Anblick die Leute, denen seine Erfolge bekannt waren, festzustellen pflegten: »Was wollen Sie, er ist nicht eigentlich hübsch, aber er ist schick: diese Tolle, dieses Monokel, dieses Lächeln!«, und vielleicht noch mehr aus Neugier, ihn kennenzulernen, als von dem Wunsch getrieben, seine Geliebte zu werden, hatte sie

damals gemeint: »Wenn ich nur wissen könnte, was hinter dieser Stirn vorgeht!«

Jetzt gab sie auf alles, was Swann vorbrachte, in einem oft gereizten, manchmal nachsichtigen Ton zur Antwort: »Ach, du bist auch niemals so wie die anderen!« Sie schaute diese Stirn an, die durch den Kummer nur wenig gealtert war (von der aber jetzt alle Leute kraft jener Gabe, die befähigt, den Sinn einer Symphonie zu begreifen, wenn man das Programm gelesen hat, oder die Ähnlichkeit bei einem Kind zu entdecken, dessen Anverwandte man kennt, dachten: Er ist ja nicht wirklich häßlich, wenn man will, aber er ist komisch: dieses Monokel, dieses Lächeln, dieses Toupet! wobei sie deutlich in ihrer stark beeinflußbaren Phantasie die unsichtbare Trennungslinie feststellten, die innerhalb von ein paar Monaten die Stirn eines heißgeliebten Mannes anders erscheinen läßt als die eines betrogenen Liebhabers), jetzt sagte sie: »Oh, wenn ich doch endlich einmal diesen Mann und was hinter seiner Stirn vorgeht ändern und zur Vernunft bringen könnte.« Immer bereit zu glauben, was er wünschte, wenn nur irgendwie Odettes Verhalten ihm gegenüber noch einen Zweifel offenließ, stürzte er sich voll Eifer auf diese Worte und erwiderte: »Das kannst du, wenn du willst.«

Und er versuchte ihr klarzumachen, daß ihn zur Ruhe zu bringen, zu lenken, zur Arbeit anzuhalten eine noble Aufgabe wäre, die viele andere Frauen zu übernehmen sich drängten – in deren Händen allerdings diese noble Aufgabe ihm nur als zudringliche und unleidliche Freiheitsberaubung erschienen wäre. Wenn sie mich nicht doch etwas liebte, sagte er sich, würde sie mich nicht verändern wollen. Um mich aber zu verändern, muß sie mich häufiger treffen. So sah er noch in dem Vorwurf, den sie ihm machte, einen Beweis ihres Interesses an ihm, vielleicht sogar ihrer Liebe; tatsächlich gab sie ihm deren jetzt so wenige, daß er gezwungen war, als solche bereits ihr Verbot anzusehen, dies oder jenes zu tun. Eines Tages erklärte sie ihm, sie möge seinen Kutscher nicht, er versu-

che offenbar, sie ihm, Swann, aus dem Kopf zu schlagen, jedenfalls lege er ihm gegenüber nicht die Zuverlässigkeit und Ehrerbietung an den Tag, auf die sie halten müsse. Sie spürte deutlich, daß er gern von ihr hören würde: »Nimm ihn nicht, wenn du zu mir kommst«, als würde ihm das wohltun wie ein Kuß. Da sie gerade gut aufgelegt war, sagte sie es denn auch; Swann war gerührt. Am Abend im Gespräch mit Monsieur de Charlus, zu dem er wohltuenderweise ganz offen von ihr sprechen konnte (denn auch seine belanglosesten Äußerungen selbst Personen gegenüber, die sie gar nicht kannten, bezogen sich in irgendeiner Weise auf sie), sagte er daher: »Ich glaube doch, sie liebt mich; sie ist so reizend zu mir, und es ist ihr offenbar nicht gleichgültig, was ich tue.« Und wenn er, im Begriff zu ihr zu fahren, mit einem Freund, den er unterwegs irgendwo absetzen wollte, in den Wagen stieg und jener andere sagte: »Schau an, du hast ja heute nicht Lorédan auf dem Bock?« so antwortete ihm Swann mit einer Art von schwermütiger Freude: »Weiß Gott! Gewiß nicht! Weißt du, ich kann Lorédan nicht nehmen, wenn ich in die Rue La Pérouse fahre. Odette mag nicht, wenn Lorédan mich fährt, sie findet, er ist nicht der richtige Mann für mich; was soll man da machen, du weißt ja, die Frauen! Ich würde sie sehr damit kränken. Wenn ich mir vorstelle, ich käme mit Rémi an! Mein Gott, was würde das geben!«

Gewiß litt Swann unter der neuen gleichgültigen, zerstreuten, reizbaren Art Odettes ihm gegenüber; aber er kannte sein Leiden nicht; da Odette allmählich, von Tag zu Tag kühler geworden war, hätte er nur durch eine Gegenüberstellung dessen, was sie jetzt war, und dessen, was sie früher gewesen war, den Wandel erkennen können, der sich vollzogen hatte. Dieser Wandel war in der Tat die tiefe geheime Wunde seines Inneren, die Tag und Nacht in ihm brannte; sobald er aber spürte, daß seine Gedanken ihr zu nahe kamen, lenkte er sie rasch nach einer anderen Seite ab, um nicht zu sehr zu leiden. An und für sich wußte er: Es hat eine Zeit gegeben, wo Odette

mich mehr geliebt hat, doch sah er diese Zeit nie mehr vor sich. Ebenso wie es in seinem Arbeitszimmer eine Kommode gab, die er mit Erfolg anzuschauen vermied, indem er beim Betreten und Verlassen des Raumes einen Bogen machte, weil in der einen ihrer Laden die Chrysantheme lag, die sie ihm am ersten Abend, an dem er sie nach Hause brachte, geschenkt hatte, und auch die Briefe, in denen sie ihm sagte: »Warum haben Sie nicht auch Ihr Herz bei mir liegenlassen, ich hätte Ihnen nicht erlaubt, es sich wiederzuholen« und »Zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht Sie mögen, geben Sie mir ein Zeichen und verfügen Sie über mich«, so gab es in ihm auch eine Stelle, bis zu der er seinen Geist nie vordringen ließ; lieber ließ er ihn den Umweg langer Argumente nehmen, damit er nicht direkt an ihr vorüberkommen mußte: hier aber lebte die Erinnerung an seine glücklichen Tage.

Alle Vorsichtsmaßnahmen wurden jedoch eines Abends zunichte gemacht, an dem er sich zu einer Abendgesellschaft begeben hatte.

Es war bei der Marquise von Saint-Euverte, bei der letzten Soiree dieses Jahres von mehreren, die sie veranstaltet hatte, um die Künstler vorzustellen, die sie später in ihren Wohltätigkeitskonzerten auftreten ließ. Swann, der eigentlich zu allen hatte gehen wollen, sich aber nachher doch nicht dazu entschloß, hatte, während er sich ankleidete, den Besuch des Barons Charlus erhalten, der sich erbot, mit ihm zu der Marquise zu gehen, wenn seine Gesellschaft ihm verhelfen könnte, sich etwas weniger zu langweilen und bedrückt zu fühlen. Swann aber hatte ihm zur Antwort gegeben:

»Sie können sich nicht vorstellen, welch großes Vergnügen es für mich wäre, dort mit Ihnen zusammenzusein. Doch das größte Vergnügen, das Sie mir machen könnten, wäre, statt dessen lieber zu Odette zu gehen. Sie wissen ja, welchen ausgezeichneten Einfluß Sie auf sie haben. Ich glaube, sie ist heute zu Hause, bis sie zu ihrer früheren Schneiderin geht, außerdem hat sie es sicher sehr gern, wenn Sie sie begleiten.

Auf alle Fälle treffen Sie sie bis dahin in ihrer Wohnung an. Versuchen Sie, sie gut zu unterhalten und auch ihr zur Vernunft zu raten. Wenn Sie für morgen irgend etwas arrangieren könnten, was ihr Vergnügen macht und was wir zu dritt unternehmen könnten …? Versuchen Sie auch etwas für den Sommer auszumachen, wir könnten vielleicht zu dritt mit einer Jacht irgendwohin fahren oder so? Heute abend rechne ich ja nicht mehr damit, sie zu sehen; wenn sie es aber doch wünscht, oder es fällt Ihnen etwas ein, wie man es einrichten könnte, dann brauchen Sie mir nur ein Wort bis Mitternacht zu Madame de Saint-Euverte oder hinterher zu mir in die Wohnung schicken. Haben Sie tausend Dank für alles, was Sie für mich tun; Sie wissen, wie gern ich Sie mag.«

Der Baron versprach, den gewünschten Besuch zu machen, sobald er ihn bis vor die Tür des Palais Saint-Euverte geleitet hätte; Swann kam dort beruhigt durch den Gedanken an, daß Monsieur de Charlus den Abend in der Rue La Pérouse verbringen würde, jedoch in einem Zustand melancholischer Gleichgültigkeit gegen alle Dinge, die mit Odette nichts zu tun hatten, besonders gegen alles Gesellschaftliche, was diesen Dingen – da sein Wille sich in keiner Weise mehr damit beschäftigte – den unabhängigen Reiz des ganz für sich Bestehenden verlieh. Gleich beim Aussteigen aus dem Wagen fand Swann ein Vergnügen daran, im Vordergrund jenes fiktiven Resümees ihres häuslichen Lebens, das die Gastgeberinnen den Eingeladenen an solchen Galatagen bieten wollen und bei dem sie vor allem auf die Echtheit der Kostüme und der Szenerie Wert legen, die Erben jener »Tiger« Balzacs[1] zu sehen, die Grooms, die bei allen Ausgängen ihrem Herrn zu folgen hatten, jetzt aber mit Dreispitz und hohen Stiefeln draußen vor dem Eingang des Palais auf der Straße standen oder vor den Ställen aufgereiht waren wie Gärtner, die man vor ihren Blumenbeeten postiert. Die besondere Neigung, die er immer gehabt hatte, Analogien zwischen den lebenden Wesen und den Porträts in den Museen zu suchen, wirkte sich

auch jetzt noch bei ihm aus, allerdings auf eine beständigere und allgemeinere Art: das ganze Gesellschaftsleben kam ihm jetzt, wo er sich völlig losgelöst davon fühlte, wie eine Bilderfolge[1] vor. Im Vestibül, das er früher, als er noch ganz Gesellschaftsmensch war, im Abendmantel betreten und im Frack wieder verlassen hatte, ohne daß er wußte, was inzwischen geschehen war, da er in Gedanken während der kurzen Augenblicke, die er dort verbrachte, noch bei dem Fest, das er eben verlassen hatte, oder schon bei dem war, das ihn gleich aufnehmen würde, fiel ihm zum ersten Male die durch die unvermutete Ankunft eines so späten Gastes noch einmal aufgeweckte, überall verteilte, prächtige, unbeschäftigte Meute hochgewachsener Diener auf, die hier und da auf Bänken und Truhen schliefen und nun ihre edlen, scharfgezeichneten Windhundprofile reckten, sich erhoben und sich um ihn scharten.

Der eine von ihnen, der besonders trutzig wirkte und etwa einem Henker auf gewissen Renaissancebildern glich, die Folterungen darstellen, trat mit unerbittlicher Miene auf ihn zu, um ihm die Sachen abzunehmen. Doch wurde die Härte seines stählernen Blicks durch die Weichheit seiner Baumwollhandschuhe wettgemacht, so daß es schien, als bezeige er, wie er auf Swann zukam, Verachtung für seine Person und Respekt für seinen Hut. Er nahm ihn mit einer Behutsamkeit entgegen, die in ihrer absoluten Korrektheit etwas Gemessenes und Zartes hatte, durch die seine physische Kraft etwas fast Rührendes bekam. Dann reichte er ihn an einen seiner Gehilfen weiter, der, noch ein schüchterner Neuling, den Schrecken, der ihn gepackt hatte, dadurch verriet, daß er wütende Blicke nach allen Richtungen sandte und das aufgeregte Gebaren eines gefangenen Tieres in den ersten Stunden seiner Zähmung an den Tag legte.

Ein paar Schritte davon entfernt träumte ein großer Kerl in Livree in unbeweglicher, statuenhafter Haltung zwecklos vor sich hin wie jener rein dekorative Krieger, den man auf den

tumultuarischsten Schlachtbildern Mantegnas auf seinen Schild gelehnt sinnend dastehen sieht, während alles neben ihm tobt und einander erwürgt; losgelöst von der Gruppe seiner Gefährten, schien er ebenso entschlossen, an dieser Szene keinerlei Anteil zu nehmen, die er unberührt mit seinen grausamen graugrünen Augen verfolgte, als handle es sich um den bethlehemitischen Kindermord oder das Martyrium des heiligen Jakobus. Er schien ganz und gar jenem Geschlecht anzugehören, das inzwischen untergegangen ist – oder hat es immer nur auf der Altarwand von San Zeno oder in den Fresken der Eremitanikirche existiert, wo Swann es gesehen hatte und wo es noch immer träumend weiterlebt? – und das aus der Verbindung einer antiken Statue mit einem paduanischen Modell des Meisters oder irgendeines Dürerschen Germanen hervorgegangen scheint.[1] Die Locken seines rostroten, naturkrausen, aber mit Brillantine festgeklebten Haars waren umständlich behandelt, wie sie es in den Werken der griechischen Bildhauerkunst sind, in die sich der mantuanische Maler unaufhörlich vertiefte und die, wenn sie schöpferisch auch nur den Menschen darstellt, doch aus seinen schlichten Formen so vielfältige und gleichsam der gesamten belebten Natur entlehnte Bereicherungen zu ziehen weiß, daß ein Haarschopf mit seinen leichten Wellen und den spitzen Schnabelgebilden der Locken oder in Form einer dreifachen natürlich blühenden Flechtenkrone angeordnet gleichzeitig wie ein Algenbündel, ein Taubennest, ein Kranz aus Hyazinthen und ein Schlangenknäuel wirkt.

Andere, ebenso riesenhafte, standen auf den Stufen einer monumentalen Treppe, die dank ihrer dekorativen Anwesenheit und marmornen Unbeweglichkeit sehr wohl wie die im Dogenpalast »Gigantentreppe«[1] hätte heißen können und die Swann mit Trauer im Herzen betrat, weil Odette sie nie emporgestiegen war. Mit welcher Freude hätte er hingegen die düsteren, übelriechenden und halsbrecherischen Stockwerke erklommen, wo die kleine Schneiderin oben im fünften wohn-

te und wo er so gern an den Abenden sich aufgehalten hätte, an denen Odette hinkam, daß er glücklich gewesen wäre, seinen Platz dort teurer bezahlen zu dürfen als einen wöchentlichen Proszeniumslogenplatz in der Oper; sogar an anderen Tagen wäre er gern dort gewesen, um von ihr sprechen und mit Leuten zusammensein zu können, die sie regelmäßig aufsuchte, wenn er nicht da war, und die ihm eben deswegen von dem Leben seiner Geliebten einen verborgenen Teil innezuhaben schienen, einen wirklicheren, unzugänglicheren und geheimnisträchtigeren. Während man auf jener verpesteten und doch ersehnten Treppe der ehemaligen Schneiderin, da es keine rückwärtige Stiege für Lieferanten gab, am Abend vor jeder Tür eine leere benutzte Milchkanne auf der Strohmatte bereitstehen sah, waren auf der prunkvollen, doch verhaßten Treppe, die Swann in diesem Augenblick erstieg, auf beiden Seiten in verschiedener Höhe, vor jeder Vertiefung, die das Fenster der Portierloge oder die Tür einer Wohnung bildete, als Vertreter der verschiedenen Zweige des Dienstes, die ihnen oblagen, für den Empfang der Gäste ein Concierge, ein Majordomus, ein Silberdiener postiert (brave Leute, die an den übrigen Tagen der Woche verhältnismäßig selbständig in ihren Bereichen hausten, bei sich daheim speisten wie kleine Ladenbesitzer und morgen vielleicht im bürgerlichen Dienst eines Arztes oder Industriellen stehen würden); aufmerksam darauf bedacht, keine der Anordnungen zu mißachten, die man ihnen gegeben hatte, bevor sie die glänzende Livree anziehen durften, die sie nur in großen Abständen einmal trugen und in der sie sich nicht sehr behaglich fühlten, standen sie wie Heilige in ihrer Nische unter dem Bogen ihres jeweiligen Portals in strahlendem Glanz, der durch eine gewisse Gutmütigkeit, wie sie dem Volk eigen ist, etwas gemildert wurde; ein weiterer Riese in einer Tracht wie ein Kirchenschweizer stieß seinen Stab jedesmal beim Vorübergehen eines Eintretenden auf den Boden. Als Swann oben an der Treppe angekommen war, auf der ein Bediensteter mit bleichem Gesicht

und einem kleinen, mit einer Bandschleife aufgeschürzten Haarzopf nach Art eines Sakristans von Goya[1] oder einer Gerichtsperson aus dem Bühnenrepertoire hinter ihm herging, mußte er an einem Schreibtisch vorbei, hinter dem ein paar Diener, die wie Notare vor großen Registern saßen, sich erhoben und seinen Namen eintrugen. Dann durchschritt er ein kleines Vestibül, das bei seinem Eintreten – so wie manchmal bestimmte Räume für ein einziges Kunstwerk reserviert sind, die dann nach diesem benannt werden und in gewollter Kahlheit außer ihm nichts enthalten – gleich irgendeinem wertvollen, einen Mann auf der Lauer darstellenden Bildwerk Benvenuto Cellinis[2] einen jungen Diener zur Schau stellte, der mit leicht vorgebeugtem Oberkörper dastand und über seinem roten Koller ein noch röteres Gesicht emporreckte, von dem wahre Ströme von Feuereifer, Schüchternheit und Hingabe ausgingen und der so aussah, wie er da mit ungestümen, wachsamen und verzweifelten Blicken die vor dem Salon, in dem musiziert wurde, aufgespannten Aubusson-Wandteppiche zu durchdringen suchte, als würde er mit militärischer Unerschütterlichkeit oder überweltlichem Glauben – Allegorie der Wachsamkeit, Inkarnation der Erwartung, Denkmal der Gefechtsbereitschaft – gleich einem Engel oder einem Turmwächter von einem Bergfried oder vom Turm einer Kathedrale aus nach dem anrückenden Feind oder der Stunde des Jüngsten Gerichts Ausschau halten. Swann blieb nichts mehr zu tun, als in den Raum einzutreten, in dem das Konzert gegeben wurde und dessen Tür ihm ein kettenbeladener Türsteher mit einer so tiefen Verneigung öffnete, als überreiche er ihm die Schlüssel einer Stadt. Er aber dachte an das Haus, in dem er sich in diesem Augenblick hätte befinden können, sofern Odette es ihm gestattet hätte, und die vage Vorstellung einer leeren Milchkanne auf einer Strohmatte griff ihm ans Herz.

Als jenseits der vorgehängten Wandteppiche auf das Schauspiel der Bediensteten jenes der Gäste folgte, kehrte bei

Swann das Bewußtsein der männlichen Häßlichkeit rasch wieder zurück. Selbst diese Häßlichkeit aber von Gesichtern, die er doch so gut kannte, schien ihm neu, seitdem ihre Züge – anstatt für ihn praktisch benutzbare Zeichen für die Identifizierung einer Person zu sein, die ihm bis dahin eine bestimmte Menge von zu verfolgenden Vergnügungen, zu vermeidenden Unannehmlichkeiten oder zu erwidernden Höflichkeiten bedeutet hatten – nur nach ästhetischen Gesichtspunkten geordnet in der Autonomie ihrer Linien ruhten. Und an diesen Männern, von denen Swann sich umringt sah, gab es nichts bis zu den Monokeln, die viele trugen (und von denen er vordem höchstens hätte sagen können, daß eben dieser oder jener sich eines Monokels bediente), was nicht jetzt, losgelöst von der Idee einer allen gemeinsamen Gewohnheit, mit einer Art von Individualität ausgestattet erschien.[1] Vielleicht kam es, weil er den General de Froberville und den Marquis von Bréauté, die plaudernd am Eingang standen, nur noch wie zwei Figuren auf einem Bild betrachtete, während sie lange für ihn nützliche Freunde gewesen waren, die ihn in den Jockey-Club eingeführt oder Sekundanten bei einem Duell abgegeben hatten, daß das Monokel des Generals, das zwischen den Lidern wie ein Granatsplitter in einem vulgären, narbendurchfurchten und triumphierenden Antlitz wirkte, als wäre es das einzige Auge mitten in der Stirn des Zyklopen, Swann wie eine grausige Wunde vorkam, auf die jener zwar stolz sein mochte, deren Zurschaustellung aber etwas Indezentes hatte; während jenes, das der Marquis von Bréauté als ein Zeichen der Festlichkeit zu den perlgrauen Handschuhen, dem Chapeau claque, der weißen Fliege hinzufügte und, sobald er sich in Gesellschaft begab, gegen den sonst üblichen Kneifer austauschte (wie auch Swann selbst es tat), an seiner Rückseite wie ein naturwissenschaftliches Präparat unter einem Mikroskop einen von unendlich vielen feinen Liebenswürdigkeitspartikeln wimmelnden Blick geheftet trug, der unaufhörlich die hohen Zimmerdecken, die Schönheit des Festes, das inte-

ressante Programm und die Vortrefflichkeit der dargebotenen Erfrischungen mit seinem Lächeln bedachte.

»Schau, da sind Sie ja auch einmal wieder, man hat Sie ja seit Ewigkeiten nicht gesehen«, sagte der General zu Swann, aus dessen angegriffenen Zügen er folgerte, daß vielleicht eine ernste Erkrankung ihn so lange von der Gesellschaft ferngehalten habe; er setzte also hinzu: »Sie sehen gut aus, wissen Sie!«, während Monsieur de Bréauté einem Gesellschaftsschriftsteller, der soeben als sein einziges Instrument der psychologischen Durchdringung und der unerbittlichen Analyse ein Monokel in den Augenwinkel geschoben hatte, die Frage zuwarf: »Und Sie, mein Lieber, was tun Sie denn hier?«, worauf der andere mit rollendem R und geheimnisvoll wichtiger Miene die Antwort erteilte:

»Betrachten, beobachten.«

Das Monokel des Marquis von Forestelle war winzig klein und randlos; so verlieh es dem Gesicht des Marquis – dadurch, daß es ihn zu einer unaufhörlichen, schmerzhaften Verkrampfung des Auges zwang, in das es eingelegt war wie ein überflüssiger Knorpel von unerklärlicher Funktion und kostbarer Substanz – einen Ausdruck zartsinniger Schwermut und bewirkte, daß er im Urteil der Frauen für befähigt galt, großen Liebesschmerz zu empfinden. Jenes von Monsieur de Saint-Candé dagegen war von einem enormen Ring umgeben wie der Planet Saturn und bildete den Schwerpunkt eines Gesichts, das jeden Augenblick seine Züge neu um diesen herumgruppierte und sich mitsamt der roten schwabbelnden Nase und dem sarkastischen, wulstlippigen Mund grimassierend auf der Höhe des Feuerwerks von Geist zu halten versuchte, das aus dieser Glasscheibe zu blitzen schien, die vor den schönsten Blicken der Welt bei snobistischen und verderbten jungen Frauen den Vorrang erhielt, weil sie in ihnen Träume von subtil durchdachten Genüssen und einem unerhörten Raffinement der Lust aufkommen ließ; hinter dem seinen schließlich schien Monsieur de Palancy, der mit seinem

dicken Karpfenkopf und den runden Augen sich langsam durch das festliche Treiben schob und von Zeit zu Zeit mit den Kiefern schnappte, als wolle er sich auf diese Weise orientieren, einfach ein beiläufiges und vielleicht rein symbolischen Charakter tragendes Stück von der Glaswand seines Aquariums mit sich zu führen, einen Teil, der das Ganze bezeichnen sollte und Swann, den großen Bewunderer der Giottoschen *Tugenden* und *Laster* in Padua, an jenen »Ungerechten« erinnerte, an dessen Seite ein belaubter Zweig an die Wälder gemahnt, in denen er seine verborgene Zufluchtsstätte hat.[1]

Swann hatte sich auf Drängen von Madame de Saint-Euverte weiter nach vorn begeben und, um eine Arie aus *Orphée* zu hören, die von einem Flötisten vorgetragen wurde[2], in eine Ecke gesetzt, von der aus sein Blick unglücklicherweise auf zwei nebeneinandersitzende reifere Damen beschränkt blieb, die Marquise von Cambremer und die Vicomtesse von Franquetot, die, da sie Kusinen waren, die Zeit bei solchen festlichen Abendveranstaltungen ihr Handtäschchen festhaltend und von ihren Töchtern gefolgt damit zubrachten, sich wie auf einem Bahnhof gegenseitig zu suchen, und erst beruhigt waren, wenn sie mit Fächer oder Taschentuch zwei Plätze nebeneinander belegt hatten; denn Madame de Cambremer, die nur wenige Beziehungen hatte, war um so glücklicher, eine Gefährtin zu finden; Madame de Franquetot hingegen, die in der Gesellschaft erfolgreich lanciert war, fand es elegant und originell, all ihren glänzenden Bekanntschaften vor Augen zu führen, daß sie ihnen eine Dame von unbedeutender Herkunft vorzog, mit der sie Jugenderinnerungen teilte. Mit schwermütiger Ironie sah Swann ihnen zu, wie sie das Zwischenspiel des Klaviers (Liszts *Vogelpredigt des heiligen Franziskus* [3]) anhörten, das inzwischen das Flötenstück abgelöst hatte, und die schwindelerregende Fingerfertigkeit des Virtuosen verfolgten, wobei Madame de Franquetot so ängstlich und bestürzt auf die Tasten blickte,

über die seine Hand beweglich dahineilte, als seien sie eine Folge von Trapezen, von denen er aus einer Höhe von achtzig Metern herabstürzen könnte, nicht ohne ihrer Nachbarin Blicke staunenden Nichtwahrhabenwollens zuzuwerfen, die so etwas besagten wie: Es ist unglaublich, ich hätte nie gedacht, daß ein Mensch so etwas kann, während Madame de Cambremer als Frau, die eine gründliche musikalische Erziehung genossen hatte, mit ihrem Kopf den Takt angab, als sei er der Zeiger eines Metronoms, dessen Tempo und Schwingungsweite von einer Schulter zur andern so groß geworden waren – dazu kam noch jener entrückte und ergebene Blick, wie man ihn hat, wenn man sich nicht mehr kennt vor Schmerz und sich nicht mehr zu beherrschen sucht, ein Blick, der zu sagen scheint: »Ich kann nicht anders!« –, daß sie dauernd mit ihren Diamantgehängen an den Schulterpatten ihrer Bluse hängenblieb und die schwarzen Trauben, die sie im Haar trug, zurechtrücken mußte, ohne einen Augenblick mit der Beschleunigung der Bewegung innezuhalten. Auf der anderen Seite von Madame de Franquetot, etwas weiter vorn, saß die Marquise von Gallardon, mit ihren Lieblingsgedanken beschäftigt, nämlich der Tatsache ihrer Verschwägerung mit den Guermantes, deren sie sich vor der Gesellschaft und vor sich selbst groß rühmte, allerdings nicht ohne eine Spur von Beschämung, da die illustersten Repräsentanten des Hauses sich von ihr etwas zurückhielten, vielleicht weil sie langweilig oder weil sie boshaft war oder weil sie einer bescheideneren Nebenlinie angehörte, möglicherweise auch aus gar keinem Grund. Wenn sie neben jemand saß, den sie nicht kannte, wie im Augenblick neben Madame de Franquetot, litt sie darunter, daß ihre Verwandtschaft mit den Guermantes sich nicht in äußerlich sichtbaren Schriftzeichen bekunden konnte, gleich jenen, die in den Mosaiken byzantinischer Kirchen eines unter dem anderen in einer senkrechten Kolonne neben einer Heiligenfigur die Worte verzeichnen, die sie sprechen soll. Sie dachte gerade daran, daß ihre junge Kusine, die Fürstin des

Laumes, ihr in den sechs Jahren, die sie verheiratet war, weder einen Besuch gemacht noch eine Einladung geschickt hatte. Der Gedanke daran erfüllte sie mit Empörung, doch auch mit Stolz, denn sie hatte so oft zu anderen Leuten, die sich wunderten, sie bei Madame des Laumes nicht zu sehen, gesagt, sie wolle eben nicht Gefahr laufen, dort der Prinzessin Mathilde[1] zu begegnen – was ihre ultralegitimistische Familie ihr nie verziehen hätte –, daß sie schließlich glaubte, dies sei wirklich der Grund, weshalb sie ihre junge Kusine nicht besuche. Dennoch erinnerte sie sich, wenn auch nur dunkel, daß sie Madame des Laumes mehrmals gefragt hatte, wie es sich einrichten ließe, sie zu treffen, doch schob sie diese etwas demütigende Erinnerung dadurch auf ein ganz anderes Gebiet, daß sie vor sich hinmurmelte: »Es ist ja schließlich nicht an mir, den ersten Schritt zu tun, ich bin zwanzig Jahre älter als sie.« Dank der Magie dieser Worte, die sie sich oft wiederholte, konnte sie stolz die nur lose an ihrem Rumpf sitzenden Schultern nach hinten rücken; auf ihnen ruhte fast waagerecht ihr Kopf nach Art eines »aufgesetzten« Fasanenkopfes, der mit allen Federn auf der Tafel erscheint. Dabei war sie im Grunde stämmig, derb, ja eher rundlich; aber die fortwährenden Zurücksetzungen hatten sie gestrafft wie jene Bäume, die durch ihren schlechten Standort am Rand eines Abgrunds genötigt sind, steil nach hinten zu wachsen, um das Gleichgewicht zu bewahren. Da sie, um sich darüber zu trösten, daß sie nicht völlig dasselbe war wie die anderen Guermantes, sich unaufhörlich zu sagen gezwungen war, daß sie sie nur aus Prinzipientreue und aus Stolz so wenig sehe, hatte dieser Gedanke schließlich die Modellierung ihres Körpers bestimmt und eine gewisse stattliche Vornehmheit bei ihr herausgebildet, die in den Augen der bürgerlichen Damen als Zeichen ihrer Abstammung galt und manchmal ein flüchtiges Verlangen in dem müden Blick von Club-Männern aufglimmen ließ. Hätte man die Unterhaltung der Marquise von Gallardon jener Art von Analyse unterworfen, durch die man aus der mehr

oder minder großen Häufigkeit der Wiederkehr eines Ausdrucks den Schlüssel eines chiffrierten Textes gewinnt, so hätte man feststellen müssen, daß keine Wendung, selbst die gebräuchlichste nicht, bei ihr so oft vorkam wie »bei meinen Vettern Guermantes«, »bei meiner Tante Guermantes«, »die Gesundheit von Elzéar de Guermantes«, »die Loge meiner Kusine Guermantes«. Wenn man zu ihr von einer berühmten Persönlichkeit sprach, so antwortete sie, daß sie diese zwar nicht persönlich kenne, aber hundertmal bei ihrer Tante Guermantes getroffen habe, und zwar brachte sie durch ihren eisigen Ton und ihre Grabesstimme klar zum Ausdruck, daß, wenn sie sie nicht persönlich kannte, dies an ihren unausrottbaren und unübersteigbaren Grundsätzen liege, an die sie hinten mit den Schultern zu rühren schien wie an die Leitersprossen, auf denen Gymnastiklehrer ihre Zöglinge sich strecken lassen, um ihren Thorax zu kräftigen.

Nun aber war die Fürstin des Laumes, die niemand hier bei Madame de Saint-Euverte zu sehen erwartet hatte, soeben eingetroffen. Um zu zeigen, daß sie in einem Salon, den sie nur aus gnädiger Herablassung besuchte, ihren überlegenen Rang nicht fühlen lassen wollte, war sie mit diskret gesenkten Schultern eingetreten und schob sich selbst da nur ganz unauffällig hindurch, wo es gar keine Massen zu durchteilen oder niemanden vorbeizulassen galt; sie blieb mit Absicht im Hintergrund, als sei dort ihr Platz, wie ein König, der sich in die Schlange am Theatereingang einreiht, solange die leitenden Herren nicht wissen, daß er anwesend ist; und indem sie ihren Blick ganz schlicht – damit es nicht aussähe, als mache sie auf ihre Anwesenheit aufmerksam und wolle mit besonderer Rücksicht behandelt sein – auf die Betrachtung eines Musters im Teppich oder auf ihrem eigenen Rock beschränkte, stand sie in dem Winkel, der ihr als der bescheidenste erschien (und aus dem, wie sie recht gut wußte, mit einem entzückten Ausruf Madame de Saint-Euverte sie sofort herausholen würde, sobald sie sie bemerkte), neben Madame de Cambremer, die

ihr nicht bekannt war. Sie beobachtete die Mimik ihrer musikbegeisterten Nachbarin, ahmte sie aber nicht nach. Nicht etwa, daß die Fürstin des Laumes, wenn sie schon einmal auf fünf Minuten bei Madame de Saint-Euverte erschien, nicht gewünscht hätte, damit ihr die erwiesene Höflichkeit doppelt angerechnet würde, so liebenswürdig wie möglich zu sein. Doch sie hatte von Natur ein Grauen vor allem, was sie »Übertreibungen« nannte, und legte Wert darauf zu zeigen, daß sie es »nicht nötig habe«, nach außen hin ihre Gefühle in einer Weise zu bekunden, die nicht das »Genre« der Coterie war, zu der sie gehörte, die ihr aber andererseits doch Eindruck machte aufgrund jenes gewissen Nachahmungstriebes, der der Schüchternheit nahe benachbart ist und sogar bei von Natur aus selbstsicheren Menschen durch die Atmosphäre eines ihnen neuen Milieus geweckt wird, auch wenn es sich um ein sozial tieferstehendes handelt. Sie begann sich zu fragen, ob diese Gestikulation nicht etwa durch das gespielte Stück bedingt sei, das vielleicht einer ganz anderen Gattung angehörte als alles, was sie bislang gehört hatte, ob ein Verzichten darauf nicht ein Zeichen von Verständnislosigkeit gegenüber dem Werk oder eine Unfreundlichkeit gegenüber der Gastgeberin sei, so daß sie, um ihre widersprechenden Gefühle durch einen »Kompromiß« auszudrücken, bald sich damit begnügte, ihre Achselbänder zurechtzurücken oder in ihrem blonden Haar die kleinen diamantenüberstreuten Beeren aus Korallen oder rosa Email, die ihr eine reizende schlichte Haartracht schufen, zu befestigen, bald, während sie mit kalter Neugier ihre stürmische Nachbarin musterte, mit ihrem Fächer einen Augenblick lang den Rhythmus der Musik begleitete, allerdings, um ihrer Unabhängigkeit nicht zu entsagen, gegen den Takt. Als der Pianist das Stück von Liszt beendet hatte und ein Prélude von Chopin intonierte, warf Madame de Cambremer Madame de Franquetot einen gerührten Blick zu, der neben der Befriedigung eingeweihten Könnertums eine Anspielung auf vergangene Zeiten enthielt.

Sie hatte in ihrer Jugend gelernt, den langen, sich unendlich emporwindenden Hals Chopinscher Themen zu streicheln, die sich so frei, so biegsam, so fühlbar erheben, um zuerst ihren Platz außerhalb und weit entfernt von ihrer anfänglichen Richtung zu suchen und zu erproben, weit entfernt von dem Punkt, an den man gehofft hatte von ihrer Liebkosung geführt zu werden, und die nur deshalb in dieser verspielten Abweichung verweilen, um desto entschiedener zurückzukehren und uns – durch eine kalkulierte Umkehr und mit größerer Präzision, als glitten sie über ein Kristallglas, dessen Schwingung sich ins Unerträgliche steigert – mitten ins Herz zu treffen.[1]

Da Madame de Cambremer in der Provinz in einer Familie lebte, die wenig Beziehungen zur Gesellschaft unterhielt und kaum jemals Bälle besuchte, hatte sie sich in der Einsamkeit ihres Landsitzes daran berauscht, den Tanzschritt all dieser imaginären Paare bald zu verlangsamen, bald zu beschleunigen, sie wie Blüten umherzustreuen, den Ball für einen Augenblick zu verlassen, um draußen den Wind unter den Tannen am Seeufer wehen zu hören und dann auf einmal, mehr noch von allen Träumen verschieden, als ein irdischer Liebhaber es jemals sein könnte, einen zartgegliederten jungen Mann, mit etwas singender, fremder und falscher Stimme, in weißen Handschuhen auf sich zukommen zu sehen. Doch heute schien die verjährte Schönheit dieser Musik ohne Frische und beinahe verwelkt.[1] Seit einigen Jahren von den Kennern nicht mehr bewundert, hatte sie Ehre und Zauber eingebüßt, und selbst Leute mit schlechtem Geschmack fanden nur noch ein uneingestandenes, mäßiges Vergnügen daran. Madame de Cambremer blickte verstohlen hinter sich. Sie wußte, daß ihre junge Schwiegertochter (voller Respekt vor ihrer neuen Familie, soweit es sich nicht um geistige Dinge handelte, in denen sie, die Harmonielehre getrieben und Griechisch gelernt hatte, ein Übergewicht besaß) Chopin verachtete und darunter litt, wenn sie ihn spielen hörte. Da sie sich aber der Aufsicht dieser Wagnerianerin, die in einiger Entfernung bei

einer Gruppe von Personen ihres Alters stand, entronnen fühlte, gab sie sich entzückt ihren Eindrücken hin. Die Fürstin des Laumes empfand in ganz der gleichen Weise. Ohne von Natur musikalisch zu sein, hatte sie doch vor fünfzehn Jahren im Faubourg Saint-Germain den Klavierunterricht einer genialen Frau genossen, die am Ende ihres Lebens in Not geraten war und im Alter von siebzig Jahren wieder angefangen hatte, den Töchtern und Enkelinnen ihrer einstigen Schülerinnen Musikstunden zu erteilen. Sie war nicht mehr am Leben. Ihre Methode aber, ihr schöner Anschlag lebten manchmal noch unter den Händen ihrer Schülerinnen wieder auf, selbst bei denjenigen, die sich ansonsten zu Durchschnittsgeschöpfen entwickelt und die Musik aufgegeben hatten und fast nie mehr eine Taste anrührten. Daher konnte auch Madame des Laumes in voller Sachkenntnis den Kopf wiegen, mit genauer Beurteilung der Art, in der der Pianist das Prélude vortrug, das sie auswendig kannte. Das Ende des begonnenen Themas sang wie von selbst auf ihren Lippen mit. Sie murmelte »ch-charmant wie immer« mit einem doppelten »Ch« im Anlaut, das eine verfeinerte Wertschätzung ausdrückte und bei dem ihre Lippen sich verheißungsvoll kräuselten wie schöne Blütenblätter; unwillkürlich stellte sie ihren Blick durch etwas gefühlvoll Schweifendes darin auf die gleiche Nuance ab. Indessen kam in der Marquise von Gallardon der Gedanke auf, daß es doch ärgerlich sei, wie selten sie Gelegenheit habe, der Fürstin des Laumes zu begegnen; sie wollte ihr so gern einmal eine Lektion erteilen, indem sie ihren Gruß nicht erwiderte. Sie wußte nicht, daß ihre Kusine da war. Als Madame de Franquetot den Kopf etwas zur Seite neigte, entdeckte sie die Fürstin. Sofort stürzte sie sich auf sie, ohne darauf zu achten, daß sie die anderen störte; in dem Wunsch aber, eine hochmütige und eisige Miene zu bewahren, die allgemein daran erinnern sollte, daß sie eigentlich keine Beziehungen zu einer Person zu unterhalten wünschte, bei der man sich plötzlich der Prinzessin Mathilde gegenüber sehen konnte und der

sie auch nicht einen Schritt entgegenzukommen nötig hatte, da jene ja nicht »von ihrer Generation« sei, wollte sie doch andererseits diese hochmütige und reservierte Haltung durch eine Bemerkung ausgleichen, die ihren Schritt rechtfertigte und die Fürstin zwang, das Gespräch aufzugreifen; als sie schließlich ihrer Kusine gegenüberstand, fragte sie also mit verschlossener Miene und indem sie ihr die Hand hinhielt wie eine Karte, mit der man notgedrungen »bedient«: »Wie geht es deinem Mann?« in so besorgtem Ton, als sei der Fürst schwer erkrankt. Die Fürstin brach in ein Lachen aus, das ihr eigentümlich war und das gleichzeitig den Zweck erfüllte, den anderen zu bedeuten, daß sie sich über jemand lustig mache, sie aber auch um so hübscher erscheinen ließ, weil sich der ganze Ausdruck ihres Gesichts in dem lebendigen Mund und dem leuchtenden Blick konzentrierte, und antwortete:

»Aber ganz ausgezeichnet!«

Sie lachte immer noch. Doch die Taille straffend und mit kühlerer Miene, immer noch um den Zustand des Fürsten des Laumes besorgt, fuhr Madame de Gallardon zu ihrer Kusine gewendet fort:

»Oriane (hier warf Madame des Laumes einem unsichtbaren Dritten einen erstaunten und lächelnden Blick zu, mit dem sie offenbar nachdrücklich zu verstehen geben wollte, daß sie niemals die Marquise von Gallardon autorisiert habe, sie beim Vornamen zu nennen), ich würde großen Wert darauf legen, daß du morgen abend einen Augenblick zu mir kommst und dir ein Quintett mit Klarinette von Mozart[1] anhörst. Ich möchte deine Meinung darüber hören.«

Sie schien nicht eine Einladung auszusprechen, sondern einen Dienst zu erbitten und der Meinung der Fürstin über das Mozart-Quintett zu bedürfen, als handele es sich um ein Gericht einer neuen Köchin, über deren Talent sie gern das Urteil eines Feinschmeckers einholen wollte.

»Aber ich kenne das Quintett, ich kann dir gleich sagen, … daß es mir gefällt!«

»Du weißt, meinem Mann geht es nicht sehr gut, seine Leber … es würde ihm solches Vergnügen machen, dich zu sehen«, fuhr Madame de Gallardon fort, im Versuch, das Erscheinen der Fürstin auf ihrer Soiree nunmehr zu einer Pflicht der Nächstenliebe zu machen.

Die Fürstin sagte nur ungern den Leuten zu Einladungen ab. Täglich drückte sie schriftlich ihr Bedauern darüber aus, daß sie – wegen der unerwarteten Ankunft ihrer Schwiegermutter, einer Einladung ihres Schwagers, eines Opernbesuchs, eines Ausflugs aufs Land – sich das Vergnügen versagen müsse, an einer Abendgesellschaft teilzunehmen, zu der zu gehen ihr nie in den Sinn gekommen wäre. So ließ sie viele Leute sich in dem freudigen Glauben wiegen, sie gehöre zu ihrem Bekanntenkreis und hätte sie an sich gern besucht, sei nun aber durch eine der Komplikationen ihres fürstlichen Daseins, die jene geschmeichelt als Konkurrenz für ihre Veranstaltung gelten ließen, daran verhindert. Da sie außerdem zu der geistvollen Coterie der Guermantes gehörte, in der noch etwas von jenem heiter sprühenden, allen Gemeinplätzen und konventionellen Gefühlsäußerungen abholden Geist überlebte, der von Mérimée stammt und seinen letzten Ausdruck in den Stücken von Meilhac und Halévy[1] erfahren hat, wandte sie diesen auch auf rein gesellschaftliche Beziehungen an und ließ ihn in ihre höflichen Ausreden einfließen, die sich um positive und präzise Formulierungen bemühten und so nah wie irgend möglich bei der schlichten Wahrheit blieben. Nie verlor sie einer Gastgeberin gegenüber viele Worte, wie gern sie an ihrer Soiree teilgenommen hätte; sie fand es liebenswürdiger, ihr ein paar Tatsachen vor Augen zu halten, von denen abhängen würde, ob sie kommen könne oder nicht.

»Höre, ich will dir sagen«, bemerkte sie zu Madame de Gallardon, »ich muß morgen abend zu einer Freundin, die mich vor langem schon auf diesen Tag eingeladen hat. Will sie uns mit ins Theater nehmen, so besteht beim besten Willen keine Möglichkeit, daß ich zu dir komme; wenn wir aber bei

ihr bleiben, kann ich, da ich weiß, daß wir allein dort sind, sicher rechtzeitig gehen.«

»Sag, hast du gesehen, daß dein Freund Swann hier ist?«

»Wirklich? Mein allerliebster Charles! Ich wußte nicht, daß er gekommen ist, ich will schauen, daß er mich bemerkt.«

»Komisch, daß er sogar hier bei der alten Saint-Euverte erscheint«, meinte Madame de Gallardon. »O ja! ich weiß schon, er ist gescheit«, fügte sie hinzu, als meine sie damit, er sei geschickt, »aber das macht nichts, ein Jude ausgerechnet bei der Schwester und Schwägerin von zwei Erzbischöfen!«

»Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich mich nicht daran stoße«, bemerkte die Fürstin des Laumes.

»Ich weiß natürlich, er ist getauft, sogar seine Eltern und Großeltern schon. Aber man sagt ja immer, daß getaufte Juden noch mehr mit ihrer Religion verbunden bleiben als die anderen, daß sie sich nur verstellen, ob das wohl stimmt?«

»In der Frage kenne ich mich gar nicht aus.«

Der Pianist, der zwei Stücke von Chopin zu spielen hatte, war nach dem Prélude sofort zu einer Polonaise übergegangen. Aber seitdem die Fürstin des Laumes durch ihre Kusine wußte, daß Swann anwesend sei, hätte Chopin selbst aus dem Grabe steigen und seine sämtlichen Werke vortragen können, ohne daß sie darauf achtgegeben hätte. Gehörte sie doch zu derjenigen Hälfte der Menschheit, die, anstatt auf alle unbekannten Wesen neugierig zu sein, sich nur für die ihr bekannten interessiert. Wie bei vielen Damen des Faubourg Saint-Germain genügte bei ihr, wo immer sie sich befand, die Gegenwart eines einzigen Menschen aus ihrer Coterie, selbst wenn sie ihm nichts zu sagen hatte, um ihre Aufmerksamkeit auf Kosten aller übrigen Anwesenden ausschließlich auf ihn zu konzentrieren. Von diesem Augenblick an machte die Fürstin in der Hoffnung, Swann werde sie bemerken, wie eine weiße Maus, der man, um sie zu zähmen, ein Stück Zucker einmal hinhält, dann wieder entzieht, nur noch Kopfbewegungen, in denen tausend Zeichen des Einverständnisses lagen,

die zu der Polonaise von Chopin in keiner Beziehung standen, in der Richtung, in der Swann sich befand, und sobald er den Platz wechselte, verlegte sie entsprechend ihr magnetisch angezogenes Lächeln.

»Oriane, sei mir nicht böse«, sagte Madame de Gallardon, die niemals darauf verzichten konnte, ihre größten und glänzendsten gesellschaftlichen Hoffnungen dem dunklen, auf sofortige Erfüllung gerichteten, ganz privaten Vergnügen aufzuopfern, irgend etwas Unangenehmes zu sagen. »Es gibt Leute, die behaupten, dieser Swann sei jemand, den man bei sich nicht empfangen kann, ist das wahr?«

»Aber … du mußt es ja wissen«, antwortete die Fürstin des Laumes, »du hast ihn ja schon mindestens fünfzigmal eingeladen, ohne daß er gekommen ist.«

Und indem sie ihre tödlich gekränkte Kusine stehen ließ, lachte sie noch einmal hell auf, zur Entrüstung derjenigen, die der Musik lauschten; aber immerhin zog sie dadurch die Aufmerksamkeit der Marquise von Saint-Euverte auf sich, die aus Höflichkeit in der Nähe des Flügels geblieben war und erst jetzt die Fürstin bemerkte. Madame de Saint-Euverte war um so entzückter, sie zu sehen, als sie sie noch in Guermantes mit der Pflege ihres kranken Schwiegervaters beschäftigt glaubte.

»Aber wie denn, Fürstin, Sie sind da?«

»Ja, ich habe mich in ein Eckchen gesetzt und viel Schönes gehört.«

»Wie! Sie sind sogar schon länger da?«

»Aber ja, nur ist mir die Zeit eigentlich kurz vorgekommen, lang höchstens, weil ich Sie noch immer nicht gesehen hatte.«

Madame de Saint-Euverte wollte der Fürstin des Laumes ihren Fauteuil überlassen, doch diese antwortete:

»Nicht doch! Warum denn! Ich sitze überall gut!«

Mit Absicht wählte sie, um besonders eindringlich die schlichte Haltung einer wahrhaft großen Dame zu demonstrieren, einen kleinen, lehnenlosen Sitz:

»Da, der Puff ist recht, mehr brauche ich nicht. Da muß ich mich wenigstens gerade halten. O mein Gott, jetzt mache ich schon wieder Lärm, sie werden mich noch auspfeifen.«

Indessen steigerte der Pianist immer weiter das Tempo, die musikalische Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt, ein Diener bot auf einem Tablett Erfrischungen an und klapperte dabei mit den Löffeln, und wie jede Woche machte ihm Madame de Saint-Euverte, ohne daß er es sah, ein Zeichen, er solle verschwinden. Eine Jungvermählte, die gelernt hatte, daß eine junge Frau nie blasiert aussehen dürfe, lächelte vor Freude und suchte mit dem Blick die Gastgeberin, um ihr ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken, daß sie »an sie gedacht« habe bei einem solchen Genuß. Wenn auch mit größerer äußerer Ruhe als Madame de Franquetot, verfolgte sie doch das Stück mit Unruhe. Die ihre aber galt weniger dem Pianisten als dem Flügel, auf dem eine bei jedem Fortissimo in heftige Bewegung geratende Leuchte unaufhörlich nahe daran war, wenn auch nicht den Schirm in Brand zu setzen, so doch Flecke auf dem Palisanderholz zu machen. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus, sie eilte die beiden Stufen zu der Estrade, auf der das Instrument stand, hinauf und sprang hinzu, um die Tropfschale zu ergreifen. Doch kaum berührte sie sie mit der Hand, als das Stück mit dem Schlußakkord endete und der Klavierspieler sich erhob. Immerhin hinterließ die kühne Initiative der jungen Frau, ihr kurzer naher Kontakt mit dem Musiker allgemein einen günstigen Eindruck.

»Haben Sie gesehen, was diese junge Person da gemacht hat?« fragte General de Froberville die Fürstin des Laumes, von der sich Madame de Saint-Euverte kurz entfernte, als er zu ihrer Begrüßung herangetreten war. »Das ist bemerkenswert. Ist sie selber Künstlerin?«

»Nein, sie ist eine kleine Madame de Cambremer«, antwortete die Fürstin etwas unbedacht, und rasch setzte sie hinzu: »Ich wiederhole nur, was ich selbst habe sagen hören, ich habe keine Ahnung, wer sie ist, ich hörte nur hinter mir so eine

Bemerkung, es handle sich um Gutsnachbarn von Madame de Saint-Euverte, aber ich glaube, kein Mensch kennt sie. Es sind wohl so ›Leute vom Lande‹! Im übrigen weiß ich nicht, ob Sie in der glanzvollen Gesellschaft hier sehr zu Hause sind, ich selbst kenne alle diese erstaunlichen Leute nicht einmal mit Namen. Was meinen Sie, womit die ihre Zeit verbringen, wenn sie nicht bei den Soireen von Madame de Saint-Euverte sind? Offenbar bezieht sie sie gleichzeitig mit den Musikern, den Stühlen und den Erfrischungen. Geben Sie zu, diese ›von Belloir gestellten‹[1] Gäste sind wirklich erstklassig. Daß sie sich das wirklich getraut, jede Woche solche Statisten zu mieten. Es ist kaum zu glauben!«

»Oh! Aber Cambremer ist ein Name, den es gibt, er ist sogar alt«, meinte der General.

»Ich habe nichts dagegen, daß er alt ist«, gab die Fürstin trocken zurück, »›euphonisch‹ jedenfalls ist er nicht.« Sie setzte dabei das Wort »euphonisch« gleichsam in Anführungsstriche, eine kleine affektierte Manier der Coterie Guermantes.

»Finden Sie? Sie ist aber zum Anbeißen«, sagte der General, der kein Auge von Madame de Cambremer ließ. »Meinen Sie nicht auch?«

»Sie spielt sich zu sehr auf, ich finde das bei einer so jungen Person nicht richtig, denn ich kann mir nicht denken, daß sie ›von meiner Generation‹ ist«, antwortete Madame des Laumes (diese Wendung nämlich war bei den Gallardon und Guermantes gleichermaßen beliebt).

Als aber die Fürstin bemerkte, daß Monsieur de Froberville Madame de Cambremer auch weiterhin anstarrte, setzte sie, halb aus Bosheit gegen jene, halb aus Liebenswürdigkeit dem General gegenüber hinzu: »Ich meine, nicht richtig … ihrem Mann gegenüber! Ich bedaure, daß ich sie nicht kenne, da Sie so offenbar für sie eingenommen sind, ich hätte Sie ihr gern vorgestellt.« Sie sagte das, obgleich sie wahrscheinlich nichts dergleichen getan hätte, wäre sie mit der jungen Marquise

bekannt gewesen. »Ich glaube, ich muß mich jetzt von Ihnen verabschieden, eine Freundin von mir hat Geburtstag, da muß ich gratulieren«, bemerkte sie schlicht und wahrheitsgemäß, wobei sie die gesellschaftliche Veranstaltung, zu der sie sich begab, auf das bloße Maß einer langweiligen Zeremonie reduzierte, an der teilzunehmen jedoch unerläßlich und ausgesprochen nett war. »Außerdem treffe ich da Basin«, setzte sie hinzu, »der, während ich hier war, Freunde besucht hat, die Sie auch kennen, glaube ich; sie heißen ›Iéna‹, wie die Brücke.«

»Zunächst ist das der Name eines Sieges gewesen, Fürstin«, sagte der General.[1] »Wissen Sie, für einen alten Haudegen, wie ich einer bin«, setzte er hinzu, indem er sein Monokel, um es abzuwischen, in der gleichen Weise abnahm, wie man einen Verband wechselt, während die Fürstin den Blick unwillkürlich abwendete, »ist dieser napoleonische Adel zwar natürlich auch eine Sache für sich, aber doch sehr schön in seiner Art; jedenfalls sind es Leute, die sich als Helden geschlagen haben.«

»Aber ich habe die größte Hochachtung vor Helden«, sagte die Fürstin in einem leicht ironisch gefärbten Ton. »Wenn ich nicht mit Basin zu dieser Fürstin von Iéna gehe, so einfach deswegen, weil ich sie nicht kenne. Basin kennt sie und mag sie sehr gern. Nein, nein, nicht was Sie denken, es ist kein Flirt, ich habe keinen Grund, etwa dagegen zu sein! Was würde es auch schon nützen, wenn ich dagegen wäre!« fügte sie mit melancholischer Stimme hinzu, denn jeder wußte, daß Fürst des Laumes seit dem ersten Tag nach seiner Heirat mit ihr seine entzückende Kusine ohne Unterlaß betrogen hatte. »Aber hier ist es anders, es sind Leute, die er von früher kennt, sie nützen ihm irgendwie, ich finde das ganz recht. Im übrigen muß ich sagen, daß schon allein, was er mir von ihrem Haus erzählt hat … Stellen Sie sich vor, sie sind ganz in ›Empire‹ eingerichtet!«

»Aber Fürstin, das ist doch ganz natürlich, es werden die Möbel ihrer Großeltern sein.«

»Dagegen sage ich ja auch nichts, nur wird es nicht schöner dadurch. Ich verstehe sehr gut, daß man möglicherweise keine hübschen Sachen besitzt, aber deswegen braucht man doch noch keine lächerlichen aufzustellen. Ich kann nun mal nicht anders, ich finde, es gibt nichts Schwülstigeres, nichts Spießbürgerlicheres als diesen grausigen Stil mit den Kommoden, die mit Schwanenköpfen verziert sind, als wären es Badewannen.«

»Aber ich glaube doch, sie haben auch schöne Sachen, sie sollen den berühmten Mosaiktisch haben, an dem irgendein Vertrag unterzeichnet worden ist, ich glaube, der von …«

»Ach was! Vom historischen Gesichtspunkt aus mögen die Sachen interessant sein, dagegen sage ich ja nichts. Aber schön? … sie sind nun eben mal fürchterlich! Auch ich habe solche Stücke, die Basin von den Montesquious geerbt hat.[1] Nur lagern wir sie in Guermantes auf dem Speicher, wo kein Mensch sie sieht. Doch gut, darum handelt es sich ja nicht; ich würde auch mit Basin zu ihnen hinlaufen und sie mitten unter ihren Sphinxen und Kupferbeschlägen besuchen, wenn ich sie kennen würde … aber ich kenne sie nicht! Als ich klein war, hat man mir gesagt, es sei nicht artig, zu Leuten zu gehen, die man nicht kennt«, fügte sie mit affektierter Kinderstimme hinzu. »Ich tue nur, was mir gesagt worden ist. Können Sie sich die guten Leute vorstellen, wenn sie plötzlich jemand zu sich hereinkommen sähen, den sie gar nicht kennen? Sie würden mich vielleicht sehr wenig nett empfangen!« sagte die Fürstin.

Aus Koketterie verschönte sie das Lächeln, das diese Vorstellung ihr entlockte, und fügte ihrem blauen, auf den General gehefteten Blick eine sanfte, träumerische Nuance bei.

»Oh, was das anbelangt … Sie wissen ganz genau, Fürstin, sie wären vor Freude außer sich …«

»Aber nicht doch, weshalb denn?« fiel sie ihm lebhaft ins Wort; entweder wollte sie so tun, als wüßte sie nicht, daß es so sei, weil sie eben eine der ganz großen Damen von Frank-

reich war, oder weil sie es gern von dem General noch einmal hören wollte. »Weshalb? Wie wollen Sie das denn wissen? Es wäre Ihnen vielleicht denkbar unangenehm. Ich weiß nicht, mir selbst zum Beispiel ist es schon unangenehm, wenn ich die Leute sehen muß, die ich kenne; ich glaube, wenn ich nun auch noch die, die ich nicht kenne, sehen müßte, und wenn es ›Helden‹ sind, würde ich verrückt. Außerdem, wissen Sie, wenn es sich nicht um alte Freunde wie Sie handelt, die man ohnehin kennt, glaube ich nicht, daß Heldentum in Gesellschaft etwas besonders Handliches ist. Schon so langweilt es mich häufig, wenn ich Diners bei mir arrangieren muß, aber wenn ich mich dabei auch noch von Spartacus sollte zu Tisch führen lassen … Nein, nein, Vercingetorix würde ich nicht mal einladen, wenn wir dreizehn wären. Höchstens bei ganz großen Soireen. Und da ich die nicht gebe …«

»Ah, Fürstin, nicht umsonst sind Sie eine Guermantes. Sie haben wirklich den Esprit der Guermantes!«

»Man sagt immer, der Esprit *der* Guermantes, ich weiß eigentlich nicht, warum. Sie kennen also auch *andere*, die welchen haben«, fügte sie mit einem perlenden Lachen der Ausgelassenheit hinzu; ihre Züge lagen gesammelt unter dem feinen Netz ihrer angeregten Stimmung, ihre Augen blitzten, aufglänzend in einem sonnigen Strahlen von Heiterkeit, das einzig bei den Bemerkungen ausbrach, die – und kämen sie aus ihrem eigenen Munde – zum Lobe ihres Geistes und ihrer Schönheit vorgebracht wurden. »Schauen Sie, da ist Swann, es sieht so aus, als begrüße er Ihre Cambremer; da … jetzt steht er neben der alten Saint-Euverte, sehen Sie denn nicht! Bitten Sie ihn doch, daß er Sie bekannt macht mit ihr. Aber beeilen Sie sich, er will offenbar gerade gehen!«

»Haben Sie bemerkt«, sagte der General, »wie furchtbar schlecht er aussieht?«

»Mein lieber kleiner Charles! Ach, endlich kommt er, ich glaubte schon, er wolle mich nicht sehen!«

Swann mochte die Fürstin des Laumes sehr gern, außerdem erinnerte ihn ihr Anblick immer an Guermantes, einen Besitz unmittelbar bei Combray, und an jene ganze Landschaft, an der er so sehr hing und in der er sich nie mehr aufhielt, weil er sich von Odette nicht entfernen wollte. Unter Verwendung der Formen jenes halb künstlerischen, halb galanten Jargons, mit denen er der Fürstin zu gefallen wußte und die er ganz natürlich wiederfand, wenn er einen Augenblick in sein altes Milieu eintauchte – und im Bestreben, seiner Sehnsucht nach dem Land Ausdruck zu geben, rief Swann aus, wobei er gleichsam in die Kulisse sprach, um ebenso von Madame de Saint-Euverte, mit der er, wie von Madame des Laumes, für die er sprach, gehört zu werden:

»Ach, da ist ja die bezaubernde Fürstin. Sehen Sie nur, sie ist, um die *Vogelpredigt* von Liszt zu hören, wie eine reizende kleine Meise eigens aus Guermantes herübergeflattert und hat nur noch gerade Zeit gehabt, ein paar Vogelkirschen und Weißdornbeeren mit ein paar Tautröpfchen und ein bißchen Reif, über den die Herzogin sicher klagt, für ihr Haar abzupflücken. Das sieht wirklich sehr hübsch aus, liebe Fürstin.«

»Wie? Die Fürstin ist von Guermantes eigens hergekommen! Das ist mehr, als ich erwarten konnte! Ich hatte keine Ahnung, ich weiß gar nicht, was ich da sagen soll«, rief naiverweise Madame de Saint-Euverte, der Swanns Geisteshaltung wenig vertraut war. »Aber wirklich, es sieht so aus wie … wie soll ich sagen … Kastanien sind es nicht! Eine reizende Idee! Aber woher soll die Fürstin denn unser Programm gekannt haben! Die Musiker hatten es ja nicht einmal mir anvertraut.«

Swann, in Begleitung einer Frau, mit der er im Umgang galante Sprachformen bewahrt hatte, gewohnt, Feinsinniges von sich zu geben, das viele Angehörige der mondänen Gesellschaft nicht verstanden, hielt es nicht für nötig, Madame de Saint-Euverte darüber aufzuklären, daß er nur bildlich gesprochen habe. Die Fürstin hingegen lachte hell auf, denn Swanns

Art von Geist war in ihrer Coterie sehr geschätzt, außerdem war sie außerstande, ein Kompliment anzuhören, das ihr galt, ohne es äußerst reizvoll und unwiderstehlich launig und lustig zu finden.

»Wirklich! Ich bin begeistert, Charles, daß meine Weißdornbeerchen Ihnen gefallen. Warum begrüßen Sie denn diese Cambremer? Sind Sie etwa auch Nachbarn?«

Als Madame de Saint-Euverte sah, daß die Fürstin sich mit Swann angeregt unterhielt, zog sie sich zurück.

»Aber Sie doch auch, Fürstin.«

»So? Ja, haben diese Leute denn überall Landbesitz? Da tauschte ich gern mit ihnen.«

»Ich meine nicht die Cambremers, sondern die Eltern der jungen Frau; sie ist eine geborene Legrandin, die aus Combray stammt. Wissen Sie überhaupt, Fürstin, daß Sie Gräf in von Combray sind und daß das Kapitel Ihnen einen Grundzins schuldet?«

»Was das Kapitel mir schuldet, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß mir der Pfarrer jedes Jahr hundert Francs aus der Tasche zieht, worauf ich sehr gern verzichten würde. Diese Cambremers jedenfalls haben einen seltsamen Namen. Er hört noch gerade zur rechten Zeit auf, aber schon spät genug«, sagte sie lachend.

»Der Anfang ist auch schon bedenklich«, meinte Swann.

»Eine zweifache Abkürzung, wenn man will! …«

»Sie stammt von jemand, der sehr wütend war, aber wußte, was sich schickt, und schon das erste Wort halb verschluckt hat.«

»Aber wenn er dann doch das zweite anbrechen mußte, hätte er lieber das erste vollständig bringen und dann Schluß machen sollen.[1] Eine reizende Art von Witzen erlauben wir uns da, lieber Charles, aber wie traurig, daß man Sie nie mehr sieht«, setzte sie schmeichelnd hinzu, »es plaudert sich doch so nett mit Ihnen. Stellen Sie sich vor, Froberville, dieser Idiot, verstand nicht einmal, daß Cambremer ein erstaunlicher

Name ist. Sie werden mir zugeben, daß das Leben etwas Grauenhaftes ist. Nur wenn ich Sie sehe, höre ich einen Augenblick auf, mich zu langweilen.«

Zweifellos war das nicht wahr. Doch Swann und die Fürstin hatten eine gleiche Art, die kleinen Dinge des Lebens zu sehen, und die Wirkung – wenn nicht Ursache – war eine große Ähnlichkeit der Ausdruckswahl, ja sogar der Aussprache. Diese Ähnlichkeit fiel nicht sehr auf, da ihrer beider Stimmen denkbar verschieden waren. Wenn man aber in Gedanken Swanns Äußerungen von dem sie umhüllenden volleren Stimmklang löste und von dem Schnurrbart absah, hinter dem sie hervorkamen, wurde einem klar, daß es sich um das gleiche Genre von Bemerkungen, den gleichen Tonfall, die ganze gleiche der Coterie Guermantes eigentümliche Art handelte. In bezug auf die wichtigen Dinge stimmten Swann und die Fürstin in keinem Punkt überein. Doch seit Swann so traurig und unaufhörlich im Zustand jener Erregung und Rührung war, die dem Augenblick vorausgeht, wo man in Tränen ausbricht, hatte er das gleiche Bedürfnis, von seinem Kummer zu sprechen, wie ein Mörder es fühlt, von seinem Verbrechen zu reden. Als die Fürstin zu ihm sagte, das Leben sei etwas Grauenhaftes, empfand er das gleiche sanfte Wohlgefühl, als redete sie zu ihm von Odette.

»Ja, das Leben ist etwas Grauenhaftes. Wir müssen uns wieder öfter sehen, ma chère amie. Was den Umgang mit Ihnen so angenehm macht, ist, daß Sie nicht lustig sind. Wir sollten einmal wieder einen Abend zusammensein.«

»Und ob wir das sollten. Aber warum kommen Sie nicht nach Guermantes? Meine Schwiegermutter wäre wer weiß wie froh. Die Gegend gilt als häßlich, aber ich muß Ihnen sagen, sie mißfällt mir nicht, ich hasse ›malerische‹ Regionen.«

»Und ob es dort schön ist! Ich bewundere die Landschaft sogar sehr. Sie ist fast zu schön, zu lebendig für mich im Augenblick. Es ist eine Gegend, in der man glücklich sein sollte.

Vielleicht kommt es daher, daß ich selbst dort gelebt habe: alles spricht mich so stark dort an. Wenn sich ein Lüftchen regt, wenn es im Kornfeld rauscht, habe ich das Gefühl, daß jemand kommt, daß eine Botschaft auf dem Wege zu mir ist; und die kleinen Häuser am Uferrand … ich wäre sehr unglücklich dort.«

»Oh, mein guter Charles, passen Sie auf, die furchtbare Rampillon hat mich entdeckt, verstecken Sie mich und sagen Sie mir rasch, was mit ihr vorgefallen ist, sie hat ihre Tochter verheiratet oder ihren Geliebten, ich bringe da etwas durcheinander, ich weiß nicht mehr; oder vielleicht beide … und miteinander! … Ach nein, richtig, jetzt besinne ich mich, ihr Fürst hat sie verstoßen … tun Sie so, als sprächen Sie mit mir, damit diese Berenike nicht kommt und mich zum Diner einladen will. Im übrigen verschwinde ich jetzt. Hören Sie, mein lieber Charles, wollen Sie sich nicht jetzt, wo ich Sie endlich einmal sehe, entführen lassen und mit mir zur Prinzessin von Parma gehen, sie würde sich so freuen, und Basin auch, mit dem ich mich dort treffe. Wenn man nicht manchmal durch Mémé etwas von Ihnen hörte … Sie dürfen nicht vergessen, ich sehe Sie ja überhaupt nicht mehr!«

Swann lehnte ab; da er Charlus gesagt hatte, er werde direkt von Madame de Saint-Euverte nach Hause gehen, legte er keinen Wert darauf, durch einen Besuch bei der Prinzessin von Parma möglicherweise um eine Botschaft zu kommen, auf deren Überbringung durch einen Diener er schon den ganzen Abend gehofft hatte und die er nun vielleicht zu Hause beim Concierge finden würde. »Der arme Swann«, sagte an jenem Abend die Fürstin zu ihrem Gatten, »er ist immer sehr nett, aber er sieht furchtbar traurig aus. Sie werden es selber sehen, er hat mir versprochen, daß er dieser Tage zu uns zum Abendessen kommt. Ich finde es ja im Grunde lächerlich, daß ein so gescheiter Mann sich um eine solche Person soviel Kummer macht. Nicht einmal interessant ist sie, es heißt, sie sei furchtbar dumm«, setzte sie mit der Weisheit derjenigen,

die nicht lieben, hinzu, die alle der Meinung sind, ein Mann von Geist solle nur um eine Frau unglücklich sein, die es auch verdient. Mit dem gleichen Recht wundert man sich, daß sich jemand herbeiläßt, wegen einer so unscheinbaren Kreatur, wie der Kommabazillus[1] es ist, an Cholera zu erkranken.

Swann wollte gehen, doch in dem Augenblick, als er gerade glaubte, sich losgemacht zu haben, bat ihn General de Froberville, ihn mit Madame de Cambremer bekannt zu machen, und er mußte noch einmal mit ihm in den Salon zurück, um nach ihr zu suchen.

»Was meinen Sie, Swann, ehe ich von den Wilden massakriert würde, möchte ich lieber der Mann dieser Dame sein; was halten Sie davon?«

Die Worte »von den Wilden massakriert« bohrten sich schmerzhaft in Swanns Herz; auf der Stelle hatte er das Bedürfnis, das Gespräch mit dem General fortzusetzen:

»Oh«, sagte er, »manch schönes Leben hat dieses Ende gefunden … Sie wissen ja … dieser Seefahrer, dessen Asche Dumont d'Urville mitgebracht hat, La Pérouse[1] … (und schon war Swann so glücklich, als spräche er von Odette). Das ist eine anziehende Gestalt, die mich immer interessiert hat, dieser La Pérouse«, setzte er melancholisch hinzu.

»Richtig, richtig! La Pérouse«, sagte der General. »Ein bekannter Name. Eine Straße heißt nach ihm.«

»Kennen Sie jemand in der Rue La Pérouse?« fragte Swann erregt.

»Ich kenne nur Madame de Chanlivault, die Schwester des guten Chaussepierre. Wir hatten neulich einen reizenden Theaterabend bei ihr. Das ist ein Salon, der eines Tages sehr elegant sein wird, Sie werden sehen!«

»So! Sie wohnt in der Rue La Pérouse. Das ist sympathisch, es ist eine hübsche Straße, sie hat so etwas Schwermütiges.«

»Sagen Sie das nicht, Sie sind offenbar in letzter Zeit nicht dagewesen; schwermütig ist da gar nichts mehr, es wird mächtig gebaut in der ganzen Gegend.«

Als Swann endlich den General der jungen Madame de Cambremer vorstellte, ließ sie, da sie den Namen des Generals zum erstenmal hörte, ein flüchtiges Lächeln freudigen Erstaunens auf ihren Zügen erscheinen, als habe sie nie von jemand anderem reden hören; denn da sie die Freunde ihrer jetzigen Familie nicht kannte, glaubte sie bei jeder neuen Person, die man ihr vorführte, es könne einer von ihnen sein, und da sie es für ein Zeichen besonderen Takts hielt, so zu tun, als habe sie schon viel von dem Betreffenden gehört, seit sie verheiratet war, reichte sie ihm die Hand in jener zögernden Art, die die natürliche Zurückhaltung andeuten sollte, zu der man sie erzogen hatte und die sie erst überwinden mußte, gleichzeitig aber auch die spontane Sympathie, die über die Hemmung siegte. Daher erklärten denn auch ihre Schwiegereltern, die sie noch für die glanzvollsten Repräsentanten Frankreichs hielt, sie sei ein Engel, um so mehr, als sie bei ihrer Einwilligung in diese Heirat ihres Sohnes lieber der Anziehungskraft ihrer trefflichen Eigenschaften als der ihres großen Vermögens gefolgt sein wollten.

»Man sieht gleich, daß Sie eine von Grund auf musikalische Seele sind, Madame«, sagte der General in unbewußter Anspielung auf den Zwischenfall mit der Tropfschale.

Doch das Konzert nahm weiter seinen Gang, und Swann mußte einsehen, daß er vor dem Ende der neuen Programmnummer nicht werde gehen können. Er litt darunter, hier mit diesen Leuten eingesperrt zu sein, deren Dummheit und Lächerlichkeit ihn um so schmerzlicher berührten, als sie, in Unwissenheit über seine Liebe – und wenn sie davon gewußt hätten, außerstande, sich dafür zu interessieren und etwas anderes zu tun, als darüber zu lächeln wie über eine Kinderei oder sie zu beklagen wie eine Narrheit –, sie ihm unter dem Gesichtspunkt eines ganz subjektiven Zustands erscheinen

ließen, der einzig für ihn bestand und dessen Wirklichkeit durch nichts Äußeres bekräftigt wurde; er litt ganz besonders und mit einer Intensität, daß selbst der Klang der Instrumente ihm Lust machte, vor Schmerzen aufzuschreien, unter der Tatsache, daß er nun den Aufenthalt an einem Ort noch länger ausdehnen mußte, an den Odette niemals kommen würde, wo niemand, wo nichts sie kannte, von dem sie in jeder Weise abwesend war.

Plötzlich aber war es, als sei sie eingetreten, und diese Erscheinung bereitete ihm einen Schmerz, der ihn so reißend durchfuhr, daß er die Hand an sein Herz führen mußte. Die Geige hatte nämlich eine Folge hoher Töne erreicht, auf denen sie unbeirrt verharrte wie in langer Erwartung, eine Erwartung, die andauerte, ohne daß sie aufgehört hätte, diese Töne auszuhalten, als sehe sie beseligt den Gegenstand ihres Sehnens von ferne näher kommen und versuche nun in verzweifeltem Bestreben, die Zeit bis zu seiner Ankunft zu überdauern, ihn zu empfangen, bevor ihr die Kraft versagte, ihm noch mit äußerstem Bemühen die Wege offenzuhalten, damit er auf ihnen eingehen könne wie durch eine Tür, die man aufhält, da sie sonst zufallen würde. Bevor noch Swann Zeit hatte zu begreifen und sich sagen konnte: Es ist das kleine Thema von Vinteuil, ich darf nicht hinhören!, waren alle seine Erinnerungen aus der Zeit, da Odette in ihn verliebt war, die er bis zu diesem Tag unsichtbar in den Tiefen seines Innern zurückzuhalten vermocht hatte, getäuscht durch diesen flüchtigen Sonnenstrahl aus der für sie zurückgekehrten Zeit der Liebe aufgewacht und hatten sich pfeilschnell erhoben, um ihm mit Macht, ohne Mitleid für seine jetzige Unseligkeit die vergessenen Strophen des Glücks zu singen.

An Stelle der abstrakten Ausdrücke wie »Zeit, da ich glücklich war« oder »Zeit, da sie mich liebte«, die er bisher oft verwendet hatte, ohne dabei allzuviel Schmerz zu empfinden, denn sein Verstand hatte darin von der Vergangenheit nur vermeintliche Auszüge eingeschlossen, die von ihr nichts be-

wahrten, erfüllte ihn jetzt von neuem all das, was die spezifische und flüchtige Essenz dieses verlorenen Glücks für immer bestimmt hatte; alles sah er wieder, die schneeweißen, krausen Blütenblätter der Chrysantheme, die sie ihm in den Wagen geworfen und die er an seine Lippen gepreßt hatte – die in Reliefbuchstaben eingeprägte Aufschrift: »Maison Dorée« auf jenem Brief, in dem er die Worte las: »Meine Hand zittert so sehr« –, das leichte Zusammenziehen der Brauen, mit dem sie ihn angefleht hatte: »Wird es auch nicht allzulange dauern, bis ich von Ihnen höre?«; er verspürte den Geruch des heißen Eisens, mit dem der Friseur seine »Bürste« gerade richtete, während Lorédan die kleine Arbeiterin abholte, den Duft der Gewitterregen, die in jenem Frühling so häufig niedergegangen waren, die fröstelnde Heimfahrt in seinem Mylord im Mondschein, das ganze Gewebe aus Denkgewohnheiten, jahreszeitlichen Impressionen, Reaktionen der Körperhaut, die über eine Folge von Wochen ein gleichförmiges Netz gebreitet hatten, in dem sein Körper nun wieder gefangen war. Damals befriedigte er eine lustvolle Neugier, indem er die Freuden der Menschen zur Kenntnis nahm, die ganz aus der Liebe leben. Er hatte geglaubt, es dabei belassen zu können und nicht gezwungen zu werden, auch ihren Schmerz zu erfahren; wie trat jetzt der Zauber Odettes so völlig hinter dem furchtbaren Grauen zurück, das jenen wie ein trüber Dunstkreis umgab, hinter der ungeheuerlichen Angst, nicht jeden Augenblick zu wissen, was sie tat, sie nicht überall und zu jeder Zeit ganz für sich allein zu haben! Ach, er erinnerte sich, in welchem Ton sie ausgerufen hatte: »Aber immer kann ich Sie sehen, ich bin immer frei!« – sie, die es jetzt nie mehr war! – er erinnerte sich an das Interesse, die Neugier, die sie für sein Dasein an den Tag gelegt, den leidenschaftlichen Wunsch, den sie bekundet hatte, er möge ihr die Gunst erweisen – die damals jedoch in ihm eine Art Furcht wie vor einer möglicherweise ärgerlichen Beeinträchtigung auslöste –, sie darin eindringen zu lassen; wie sie ihn hatte bitten müssen, damit er

sich zu den Verdurins mitnehmen ließ; und wie, als er sie einmal im Monat zu sich kommen ließ, sie ihm jedesmal, bevor er nachgab, wiederholen mußte, wie bezaubernd es sein würde, sich alle Tage zu sehen, ein Brauch, von dem sie damals träumte – während er ihm nur wie eine lästige Störung seiner Gewohnheiten erschien, gegen den dann aber sie eine Abneigung bekam, so daß sie schließlich damit brach, als er für ihn zu einem unbezwinglichen, schmerzhaften Bedürfnis geworden war. Er hatte nur allzu recht gehabt, als er ihr bei ihrer dritten Zusammenkunft, damals, als sie immer wieder sagte: »Warum lassen Sie mich nicht öfter kommen?«, galant und lächelnd geantwortet hatte: »Aus Furcht, zu leiden.« Jetzt, ach! kam es auch noch manchmal vor, daß sie ihm von einem Restaurant oder Hotel aus schrieb auf Papier, das oben den betreffenden Namen trug; jetzt aber waren diese Buchstaben für ihn wie brennende Feuermale. Sie schreibt aus dem Hotel Vouillemont?[1] Weshalb mag sie da sein? Mit wem? Was hat sich dort zugetragen? Er dachte an die Gasflammen, die auf dem Boulevard des Italiens ausgelöscht wurden, als er sie wider alle Hoffnung unter den irrenden Schatten getroffen hatte in jener Nacht, die ihm fast übernatürlich vorgekommen war und die tatsächlich – als eine Nacht aus der Zeit, wo er sich nicht einmal zu fragen brauchte, ob er sie durch sein Suchen und Wiederfinden nicht verstimmen würde, so sicher durfte er damals sein, daß es für sie keine größere Freude gab als die, ihn zu sehen und mit ihm nach Hause zu gehen – einer geheimnisvollen Welt angehörte, in die man nie zurückkehren kann, wenn einmal die Pforten wieder geschlossen sind. Und Swann sah vor diesem wiederdurchlebten Glück unbeweglich einen Unglücklichen stehen, der, weil er ihn nicht gleich erkannte, sein Mitgefühl erregte, so daß er die Augen senken mußte, damit niemand sah, daß sie voll Tränen standen. Dieser Unglückliche war er selbst.

Als er es begriffen hatte, hörte sein Mitleid zwar auf, doch er fühlte sich eifersüchtig auf jenes andere Selbst, das sie ge-

liebt hatte, eifersüchtig auch auf die, von denen er sich, ohne deswegen allzusehr zu leiden, oft gesagt hatte: »sie liebt sie vielleicht«, jetzt, wo er die unbestimmte Idee des Liebens, in der noch selbst keine Liebe liegt, mit den Chrysanthemenblüten und dem Briefkopf der Maison d'Or vertauscht hatte, die ihrerseits voll davon waren. Als sein Leiden zu heftig wurde, strich er sich mit der Hand über die Stirn, ließ sein Monokel fallen und putzte das Glas. Hätte er sich in diesem Augenblick gesehen, er hätte bestimmt in seine Sammlung bemerkenswerter Monokel auch jenes aufgenommen, das er ablegte, als wolle er damit einen lästigen Gedanken abstreifen, und auf dessen beschlagener Oberfläche er mit dem Taschentuch einen Kummer wegzuwischen versuchte.

Es liegt ein Timbre im Klang der Geige – wenn man das Instrument nicht sieht und das, was man hört, nicht auf seinen Anblick beziehen kann, der die Klangfarbe unwillkürlich modifiziert –, das so sehr dem gewisser Altstimmen gleicht, daß man der Täuschung erliegen kann, es sei eine Singstimme zu dem Konzert hinzugetreten. Man hebt den Blick, sieht nur die Behälter des Klangs, so kostbar wie chinesische Schreine, und für Augenblicke wird man dennoch wieder durch den betörenden Ruf der Sirene irregeführt; manchmal glaubt man auch, einen gefangenen Geist zu hören, der sich zuinnerst in dem kunstreichen, verzauberten und erbebenden Behältnis regt und zu befreien sucht wie der Teufel im Weihwasserbecken; manchmal endlich scheint durch die Luft ein Wesen, rein und aus überirdischen Welten stammend, zu entschweben, indem es seine unsichtbare Botschaft entrollt.

Es war, als ob die Instrumentalisten nicht eigentlich das kleine Thema spielten, sondern viel eher die Riten vollzogen, die es verlangte, um zu erscheinen, und die Zauberformeln aussprächen, die notwendig waren, um das Wunder seiner Heraufbeschwörung zu bewirken und ihm für einige Augenblicke Dauer zu verleihen; so vermochte denn Swann es nicht klarer zu erkennen, als wenn es einer Welt ultravioletter

Strahlen angehört hätte; in der gegenwärtigen Blindheit, mit der er geschlagen war, kostete er, als er sich ihm näherte, gleichsam die Erfrischung einer Metamorphose und spürte, daß es in seiner Nähe war wie eine schützende Gottheit, eine Gottheit, die die Vertraute seiner Liebe war und die, um inmitten der Menge bis zu ihm vorzudringen und abseits mit ihm sprechen zu können, sich die Hülle dieser akustischen Erscheinung umgelegt hatte. Und während es wie ein Duft, leicht, beschwichtigend, raunend vorüberstrich und ihm sagte, was es zu sagen hatte, versuchte er, alle Worte dieser Botschaft zu erfassen, bedauerte, sie so rasch entschwinden zu sehen, und formte unwillkürlich die Lippen zu einem Kuß, den er der flüchtig und harmonisch entschwebenden Gestalt aufdrücken wollte. Er fühlte sich nicht mehr vertrieben und einsam, da diese Stimme, die zu ihm sprach, mit gedämpftem Laut von Odette redete. Denn er meinte nicht mehr wie einst, daß das kleine Thema von ihm und Odette nichts wisse. Zu oft war es Zeuge ihrer Freuden gewesen! Freilich hatte es ihn auch oft vor deren Vergänglichkeit gewarnt. Doch während er in jenen Zeiten das Leid in seinem Lächeln, in seinem illusionslos klaren Stimmklang erriet, fand er heute eher darin die Anmut fast heiterer Resignation. Von jenen Kümmernissen, die es ihn früher ahnen ließ und die es, ohne daß er von ihnen berührt worden wäre, in seinem gewundenen, raschen Lauf lächelnd mit sich forttrug, von jenen Kümmernissen, die jetzt die seinen geworden waren, ohne daß er hoffen durfte, sich jemals daraus zu lösen, schien es ihm wie einst von seinem Glück zu sagen: »Was ist das schon? Es ist alles nichts.« Und zum ersten Mal dachte Swann mit Mitleid und Zärtlichkeit an Vinteuil, jenen unbekannten, erhabenen Bruder im Leid, der ebenfalls so großen Schmerz hatte erfahren müssen; wie mochte sein Leben gewesen sein? Aus welchen Leidenstiefen hatte er die Gotteskraft geschöpft, jenes grenzenlose Schöpfertum? Wenn das kleine Thema von der Eitelkeit seines Kummers sprach, fand Swann eine süße Tröstung in jener

gleichen Weisheit, die ihm eben noch unerträglich erschienen war, als er sie auf den Mienen gleichgültiger Menschen zu lesen meinte, die seine Liebe als ein Hirngespinst ansahen, dem keine Wichtigkeit beizumessen war. Das kleine Thema nämlich sah darin, welche Meinung es auch über die kurze Dauer solcher Seelenzustände haben mochte, nicht wie alle diese Leute etwas weniger Ernstes, als das wirkliche Leben es ist, sondern im Gegenteil etwas so weit Darüberstehendes, daß nur dies allein sich auszudrücken lohnte. Gerade diese Reize einer zuinnerst gefühlten Trauer versuchte es nachzubilden, ja von neuem zu schaffen, und zwar in ihrem tiefsten Wesen, obgleich dieses doch darin besteht, daß sie nicht mitteilbar sind und jedem anderen als dem, der sie an sich erlebt, eitel erscheinen müssen; das kleine Thema hatte dieses Wesen erfaßt und sichtbar gemacht. Deshalb zwang es alle, den Wert dieser Reize zu bekennen, und ließ alle deren göttliche Süße kosten, alle jene selben Anwesenden – sofern sie auch nur ein wenig musikalisch waren –, die sie hinterher im Leben, jedes Mal, wenn sie in ihrer Nähe eine einzelne Liebe aufkeimen sähen, nicht erkennen würden. Sicher konnte die Form, in der diese Reize fixiert waren, nicht vernunftmäßig aufgelöst werden. Doch seit mehr als einem Jahr, nachdem die Liebe zur Musik, die ihm so viele Reichtümer seiner Seele offenbart hatte, wenigstens für einige Zeit in ihm aufgekommen war, hielt Swann die musikalischen Motive für wirkliche Ideen aus einer anderen Welt, einer anderen Ordnung angehörig, von Dunkel eingehüllte, unbekannte, mit den Mitteln des Geistes nicht zugängliche Ideen, die dadurch jedoch nicht weniger voneinander unterschieden waren, ungleich an Bedeutung und Wert. Wenn er sich das kleine Thema aus der Sonate von Vinteuil nach jenem Abend bei den Verdurins wieder vorspielen ließ und herauszufinden versuchte, wieso es ihm von allen Seiten entgegenschlug und ihn einhüllte wie ein Duft, wie eine Liebkosung, war er sich klargeworden, daß durch den geringen Abstand zwischen den fünf Noten, aus denen es be-

stand, und der unaufhörlichen Wiederkehr von zweien von ihnen dieser bestimmte Eindruck von stets sich zurücknehmender fröstelnder Süße darin zustande kam; in Wirklichkeit aber wußte er, daß er in dieser Weise nicht über das Thema selbst argumentierte, sondern über einfache Werte, durch die er für ein bequemeres Verständnis die geheimnisvolle Wesenheit ersetzte, die er noch vor der Bekanntschaft mit den Verdurins an jenem Abend wahrgenommen hatte, als er die Sonate zum ersten Mal hörte. Er wußte, daß sogar noch das Erinnerungsbild des Klaviers den Hintergrund fälschte, auf dem er die Dinge der Musik sich bewegen sah, daß das eigentliche Feld, das dem Musiker offensteht, nicht eine schäbige Klaviatur von sieben Tönen, sondern eine unermeßliche, noch beinahe völlig unbekannte Klaviatur ist, in der nur hier und da, durch dichtes, unerforschtes Dunkel voneinander getrennt, einige ihrer Millionen Klangtasten der Zärtlichkeit, der Leidenschaft, der Tapferkeit, der Heiterkeit, jede so verschieden von den anderen wie eine Welt von einer anderen Welt, von einigen großen Künstlern entdeckt worden sind, die in uns etwas dem von ihnen gefundenen Thema Entsprechendes erwecken und uns dadurch den Dienst erweisen, uns zu zeigen, welchen Reichtum und welche Vielfalt, ohne daß wir uns dessen bewußt wären, jene tiefe, unbetretene und entmutigende Nacht unserer Seele birgt, die wir für Leere halten und für Nichts. Vinteuil war ein solcher Komponist gewesen. Obwohl sein kleines Thema der Vernunft eine dunkle Oberfläche darbot, spürte man darin einen so treffenden, so unzweideutigen Inhalt, dem es eine so neue und originale Kraft verlieh, daß alle, die es gehört hatten, es da in sich aufbewahrten, wo die Ideen des Geistes ihre Stätte haben. Swann konnte sich darauf beziehen wie auf eine Auffassung von Liebe und Glück, von der er ebenso gut wußte, worin das Besondere bestand, wie er es von *La Princesse de Clèves* oder von *René* wußte, wenn diese Titel in seinem Gedächtnis auftauchten.[1] Selbst wenn er nicht an das kleine Thema dachte, war es latent in seinem

Geist vorhanden in der gleichen Weise wie gewisse andere Begriffe, für die es nicht ihresgleichen gibt, wie die Vorstellung von Licht, von Ton, von Tastbarkeit oder physischer Lust, die den reichen Grundbestand bilden, in denen die Bezirke unseres Innern sich differenzieren und die ihren Schmuck ausmachen. Vielleicht verlieren wir sie, vielleicht erlöschen sie bei unserer Rückkehr ins Nichts. Doch solange wir leben, können wir ebensowenig so tun, als würden wir sie nicht kennen, wie dies in bezug auf ein wirkliches Objekt ginge, genausowenig wie wir zum Beispiel an dem Licht der Lampe zweifeln können, die vor den verwandelten Gegenständen unseres Zimmers entzündet wird, aus dem im gleichen Augenblick alles Dunkel entschwindet, ja selbst die Erinnerung daran. Dadurch aber hatte das Thema von Vinteuil wie irgendein Motiv aus *Tristan*, das ebenso eine Ausweitung unserer Gefühlswelt bedeutet, Anteil bekommen an unserem sterblichen Geschick, etwas Menschliches angenommen, das zutiefst rührend war. Sein Los war von da mit der Zukunft, der Wirklichkeit unserer Seele verknüpft; es gehörte zu ihrem ganz besonderen, ganz eigentümlichen Schmuck. Vielleicht ist das Nichts das Wahre, und all unser Träumen hat kein wirkliches Sein; dann aber wissen wir aus dem Gefühl, daß diese musikalischen Ideen und alles, was in Beziehung auf sie entsteht, ebenfalls nichts ist. Wir gehen dahin, doch als Geiseln haben wir diese Gefangenen göttlichen Geschlechts, die unser Schicksal teilen werden. Der Tod mit ihnen aber hat weniger Bitternis, ist weniger ruhmlos, ja er erscheint vielleicht nicht einmal mehr so gewiß.

Swann hatte also nicht unrecht zu glauben, daß das Thema der Sonate wirklich existiere. Gewiß war es menschlich in dieser Sicht, dennoch aber gehörte es einer Ordnung übernatürlicher Wesen an, die wir niemals gesehen haben und doch mit Entzücken erkennen, wenn es einem Erforscher des Unsichtbaren gelingt, eines davon einzufangen und es aus der göttlichen Welt, zu der er Zugang hat, herauszuführen, um es

für einige Augenblicke über der unseren erstrahlen zu lassen. Das war dank Vinteuil mit dem kleinen Thema geschehen. Swann fühlte, daß der Komponist nicht mehr getan hatte, als es mit seinen Musikinstrumenten freizulegen, sichtbar werden zu lassen, seine Liniensysteme ehrfurchtsvoll mit liebender, behutsam zarter Hand nachzuzeichnen, die so sicher war, daß der Ton sich jeden Augenblick änderte, sich verwischte, um einen Schatten anzudeuten, und sich von neuem belebte, wenn er einer kühner geführten Kontur auf der Spur bleiben wollte. Ein Beweis, daß Swann sich nicht täuschte, wenn er an die Existenz dieses Themas glaubte, war, daß jeder auch nur ein wenig empfindsame Musikliebhaber sofort den Betrug gemerkt hätte, wenn etwa Vinteuil in einem Nachlassen seines Vermögens, die Formen genau zu erkennen und nachzubilden, versucht hätte, hier und da etwas aus Eigenem hinzuzufügen, um die Lücken seiner Vision oder das Versagen der Hand zu verbergen.

Das Thema war verschwunden. Swann wußte, daß es am Schluß des letzten Satzes wiederkehren würde nach einer langen Passage, die Madame Verdurins Pianist immer übersprang. Es gab hier noch wundervolle Ideen, die Swann beim ersten Hören nicht erkannt hatte, sondern jetzt erst bemerkte, als hätten sie im Vorraum seiner Erinnerung die gleichförmige Verkleidung des Neuen abgelegt. Swann lauschte auf all die Einzelmotive, die schließlich in dem Thema zusammenfließen würden wie die Prämissen in einem notwendig sich ergebenden Schluß; er wohnte seinem Entstehen bei. Wahrlich, eine vielleicht ebenso geniale Kühnheit, sagte er sich, wie die eines Lavoisier, eines Ampère ist sie, die Kühnheit eines Vinteuil! Hat er nicht dank seiner Experimente die geheimen Gesetze einer unbekannten Kraft entdeckt und lenkt er nicht das unsichtbare Gespann, dem er sich anvertraut und das er niemals erblicken wird, durch das Unerforschte dem einzig möglichen Ziel entgegen? Welch einen schönen Dialog zwischen Klavier und Geige hörte Swann zu Beginn des letzten

Stücks! Das Weglassen menschlicher Worte ließ die Phantasie mitnichten, wie man hätte glauben können, unbeschränkt herrschen, sondern hatte sie ausgeschaltet; niemals noch war die gesprochene Rede so unbeugsam durch Notwendigkeit bestimmt, kannte sie in solchem Maße die Eindeutigkeit der Fragen, die Evidenz der Antworten darauf. Erst klagte das Klavier wie in Verlassenheit gleich einem Vogel, der seine Gefährtin vermißt; die Geige hörte und gab Antwort wie von einem benachbarten Baum. Es war wie am Anfang der Welt, als gäbe es noch nichts als diese beiden Wesen auf Erden, oder vielmehr in jener für alles andere verschlossenen, aus der Logik eines Schöpfers gebauten Welt, in der nur immer sie beide existieren würden, in der Welt nämlich dieser Sonate.[1] War es ein Vogel, war es die noch unfertige Seele des kleinen Themas, war es eine Fee, dieses unsichtbare seufzende Wesen, dessen Klage das Klavier dann so zärtlich eindringlich wiederholte? Seine Schmerzensrufe brachen so plötzlich hervor, daß der Geigenspieler eilends den Bogen ansetzen mußte, um sie aufzugreifen. Ein Zaubervogel! Der Geigenspieler schien ihn beschwören, bezähmen und einfangen zu wollen. Schon war er in seine Seele gedrungen, schon bewegte das heraufbeschworene kleine Thema den wahrhaft besessenen Leib des Violinisten wie den eines Mediums. Swann wußte, es werde noch einmal seine Stimme erheben. Und er war jetzt so deutlich in zwei Wesen geteilt, daß die Erwartung des unmittelbar bevorstehenden Augenblicks, wo er sich ihm gegenüber befinden würde, ihn in einem Schluchzen erschauern ließ wie ein schöner Vers oder eine traurige Nachricht; nicht wenn wir allein sind freilich, sondern wenn wir sie Freunden mitteilen, in denen wir uns erkennen wie einen anderen, dessen wahrscheinliche Rührung ihnen das Herz erweicht. Es kehrte zurück, doch diesmal nur, um in der Luft zu schweben und einen Augenblick lang wie unbeweglich zu kreisen und gleich darauf abzubrechen. So verlor denn Swann auch keinen Augenblick seines so kurzen Verweilens. Es schwebte noch wie

eine irisierende Kugel, die sich selber trägt. Wie ein Regenbogen, dessen Leuchten immer schwächer wird, abklingt und dann vor dem völligen Verlöschen noch einmal einen Augenblick erblüht wie niemals zuvor, so fügte es zu den beiden bislang wahrnehmbaren Farben andere durchsichtige Stränge hinzu, alle Nuancen des Spektrums, und brachte sie zum Erklingen. Swann wagte nicht, sich zu rühren, und hätte auch die andern davon zurückhalten mögen, als könne die leiseste Bewegung den übernatürlichen, köstlichen und zerbrechlichen Zauber zerstören, der schon so nah am Vergehen war. Tatsächlich dachte niemand daran, irgend etwas zu sagen. Die unsägliche Sprache eines einzigen Abwesenden, eines Toten vielleicht (Swann wußte nicht, ob Vinteuil noch lebte), schwebte über den Riten der Zelebrierenden und reichte aus, die Aufmerksamkeit von dreihundert Personen in Schach zu halten, und machte dieses Podium, auf dem eine Seele beschworen wurde, zu einem der edelsten Altäre, auf dem je eine magische Handlung vorgenommen worden ist. So daß, als das Thema schließlich in den darauffolgenden Motiven zerflatterte, die an seine Stelle traten, Swann, der im ersten Augenblick unangenehm berührt war, als er die Gräfin von Monteriender, die für ihre naiven Äußerungen bekannt war, sich zu ihm neigen sah, ihm ihre Eindrücke anzuvertrauen, bevor die Sonate noch beendet war, nicht anders konnte als lächeln und vielleicht auch in den Worten, die sie verwendete, einen tiefen Sinn fand, der ihr entging. In Staunen versetzt durch die Virtuosität der Spieler, rief die Gräfin zu Swann gewendet aus: »Das ist ja fabelhaft, ich habe niemals etwas so Starkes erlebt …« Aber ein Exaktheitsbedenken veranlaßte sie, zurückhaltender und gleichsam korrigierend hinzuzusetzen: »seit … seit dem Tischrücken damals!«

Von diesem Abend an begriff Swann, daß Odettes Gefühle für ihn nicht wiederkehren, daß seine Hoffnungen auf Glück sich nicht mehr erfüllen würden. Und an den Tagen, wo sie zufällig noch einmal nett und zärtlich zu ihm war und ihm

einige Aufmerksamkeit widmete, notierte er dann diese scheinbaren, trügerischen Zeichen einer leichten Rückwendung zu ihm mit jenem gerührten, aber skeptischen Eifer und der im Grunde verzweifelten Freude derjenigen, die bei der Pflege eines Freundes im letzten Stadium einer unheilbaren Krankheit als große Besonderheiten vermerken: »Gestern hat er selbst die Ausgaben nachgerechnet und uns sogar darauf aufmerksam gemacht, daß wir uns verrechnet hatten; er hat mit Appetit ein Ei gegessen, und wenn er es gut verträgt, soll er morgen ein Kotelett bekommen«, obwohl sie wissen, daß diese Dinge am Vorabend eines unvermeidlichen Todes keine Bedeutung mehr haben. Gewiß, Swann wußte, daß Odette ihm, hätte er jetzt fern von ihr gelebt, schließlich gleichgültig geworden wäre, so daß er sie mit einer Art von Erleichterung hätte Paris für immer verlassen sehen; er hätte dann die Kraft besessen zu bleiben; doch die, selbst zu gehen, hatte er nicht.

Er hatte des öfteren daran gedacht. Jetzt, da er sich wieder an seine Vermeer-Studie gemacht hatte, hätte er allen Grund gehabt, wenigstens für ein paar Tage nach Den Haag, nach Dresden oder Braunschweig zu reisen. Er war überzeugt, daß eine *Diana mit ihren Nymphen*, die vom Mauritshuis auf der Versteigerung Goldschmidt als ein Nicolas Maes angekauft worden war, in Wirklichkeit von Vermeer stammte.[1] Er hätte gern das Bild an Ort und Stelle untersucht, um seine These zu stützen. Doch Paris verlassen, solange Odette da war, und selbst wenn sie abwesend wäre – denn an neuen Orten, wo die Empfindungen noch nicht durch die Gewohnheit abgeschwächt sind, verstärkt und belebt sich ein Schmerz –, war für ihn ein so grausames Vorhaben, daß er nur deshalb so unaufhörlich daran denken konnte, weil er ganz genau wußte, er werde es doch nicht tun. Es kam aber vor, daß ihm im Schlaf diese Absicht zu reisen wieder vor Augen trat – ohne daß er sich daran erinnerte, daß diese Reise unmöglich sei –, und im Traum verwirklichte sie sich auch. Eines Nachts träumte er, er verreise für ein Jahr; aus der Wagentür sich einem jungen

Mann zuneigend, der auf dem Bahnsteig stand und ihm weinend Lebewohl sagte, suchte Swann ihn dafür zu gewinnen, daß er mit ihm reise. Der Zug setzte sich in Bewegung, die Angst weckte ihn auf, er rief sich ins Gedächtnis zurück, daß er ja gar nicht verreise, daß er Odette am gleichen Abend sehen werde, auch am folgenden und überhaupt beinahe jeden Tag. Da pries er in seinem Herzen, noch ganz unter dem Eindruck des Traums, die besonderen Umstände seines Lebens, die ihn unabhängig machten, dank denen er in Odettes Nähe bleiben und auch erreichen konnte, daß sie ihm gestattete, sie zuweilen zu sehen; und als er sich alle Vorteile seiner Situation einzeln vor Augen stellte – sein Vermögen, das sie oft nur allzusehr in Anspruch nehmen mußte, als daß sie nicht vor einem Bruch zurückgeschreckt wäre (wobei sie sogar, wie behauptet wurde, den Hintergedanken habe, sich von ihm heiraten zu lassen), die Freundschaft von Charlus, der in Wirklichkeit nie viel für ihn bei Odette erreicht hatte, aber ihm die wohltuende Gewißheit verschaffte, daß sie von ihm in schmeichelhaften Wendungen reden hörte dank diesem gemeinsamen Freund, dem sie so große Achtung entgegenbrachte, schließlich sogar seine Intelligenz, die er ganz darauf verwandte, jeden Tag etwas Neues auszudenken, was seine Gegenwart für Odette angenehm, ja notwendig machen könnte –, dachte er daran, was aus ihm geworden wäre, wenn er das alles nicht hätte, dachte, daß, wenn er wie so viele andere arm, von niederer Herkunft, aller Möglichkeiten beraubt und gezwungen, jeden Broterwerb anzunehmen, oder mit Eltern, mit einer Frau belastet wäre, er dann vielleicht Odette hätte verlassen müssen, und der Traum, dessen Grauen ihm noch in den Gliedern lag, zur Wahrheit geworden wäre, und sagte sich: Man kennt sein Glück nicht. Man ist nie so unglücklich, wie man glaubt.[1] Dann aber stellte er sich vor, daß diese Existenz nun schon Jahre andauerte, daß er als Äußerstes hoffen durfte, daß es immer so weiterginge, daß er seine Arbeit, seine Vergnügungen, seine Freunde, sein ganzes Leben endlich der

täglichen Erwartung einer Begegnung zum Opfer brächte, aus der nichts Glückliches für ihn hervorgehen könne; und er fragte sich, ob er sich auch nicht täusche, ob nicht gerade alles, was diese Verbindung begünstigt und den Bruch verhindert hatte, seinem Schicksal abträglich gewesen sei, ob nicht das wünschenswerte Ereignis gerade dasjenige sei, an dem er sich nur freute, solange es einzig im Traume eintrat: daß er ginge; er sagte sich, daß man sein Unglück nicht kennt und niemals so glücklich ist, wie man glaubt.

Manchmal hoffte er, sie werde ohne zu leiden bei einem Unfall umkommen, da sie ja von morgens bis abends soviel auf Straßen und Landstraßen unterwegs war. Und da sie immer heil und gesund wieder nach Hause kam, bewunderte er, wie geschmeidig und kraftvoll der menschliche Körper doch war, daß er unaufhörlich alle ihn umlauernden Gefahren (die Swann zahllos schienen, seitdem sein geheimes Wünschen sie überall unterstellte) von sich abhielt, ihnen ein Schnippchen schlug und den Menschen gestattete, nahezu ungestraft ihren Werken der Lüge und ihrem Trachten nach Lust nachzugehen. Dann fühlte sich Swann im Herzen jenem Muhammad II. verwandt, dessen Porträt von Bellini ihm so lieb war; dieser Sultan hatte, als er innewurde, daß er eine seiner Frauen bis zum Wahnsinn liebte, sie kurzerhand erdolcht, um – wie sein venezianischer Biograph ganz naiv berichtet – die Freiheit seines Geistes wiederzuerlangen.[1] Dann wiederum entrüstete er sich über sich selbst, daß er so ausschließlich auf sich bedacht war, und die Leiden, die er erduldete, schienen ihm keines Mitleids wert, da er selbst Odettes Leben so gering veranschlagt hatte.

Da er sich nicht endgültig von ihr trennen konnte, hätte wenigstens ein pausenloses Zusammensein mit ihr seinen Kummer beschwichtigt und vielleicht seine Liebe zum Erlöschen gebracht. Wenn sie schon Paris nicht für immer verlassen wollte, hätte er gern gesehen, sie verließe es nie. Da er wußte, daß die einzige längere Abwesenheit, die sie jeweils plante,

immer für August und September vorgesehen war, hatte er wenigstens mehrere Monate im voraus Muße, den bitteren Gedanken daran auf die ganze zukünftige Zeit zu verteilen, die er vorwegnehmend in sich trug und die, aus Tagen zusammengesetzt, die den gegenwärtigen glichen, durchsichtig und kalt in seinem Geiste zirkulierte, wo sie der Trauer Nahrung gab, ohne ihm dabei allzu spürbare Leiden zu bereiten. Doch diese im Innern vorbereitete Zukunft, ihr farbloser, frei dahinfließender Strom konnte durch ein einziges Wort Odettes, das in der Tiefe von Swanns Leben auf ihn traf, wie unter der Wirkung eines Eisklotzes zum Stillstand kommen, sein Fluß konnte fest werden, er konnte gänzlich zu Eis erstarren; Swann spürte sie dann in sich wie eine ungeheure blockartige Masse, die gegen die Innenwände seines Wesens drückte, als wollte sie sie zersprengen. Eines Tages nämlich hatte Odette lächelnd und mit spöttisch beobachtendem Blick zu ihm gesagt: »Forcheville hat zu Pfingsten eine schöne Reise vor. Er will nach Ägypten fahren«, und Swann hatte sofort begriffen, daß das bedeutete: »Pfingsten fahre ich mit Forcheville nach Ägypten.« Und tatsächlich, als Swann ein paar Tage darauf zu ihr sagte: »Wie ist es denn mit dieser Reise, die du mit Forcheville nach Ägypten machen willst«, antwortete sie unbedacht: »Ja, lieber Junge, wir reisen am neunzehnten; wir werden dir eine Karte schicken mit den Pyramiden darauf.« Da hätte er gern wissen mögen, ob sie Forchevilles Geliebte war, am liebsten sie selbst danach gefragt. Er wußte, daß sie, abergläubisch wie sie war, gewisse Dinge nicht abschwören würde, und außerdem fiel die Furcht, die ihn so lange zurückgehalten hatte, nämlich Odette durch seine Fragen zu reizen, jetzt fort, nachdem er die Hoffnung aufgegeben hatte, jemals wieder von ihr geliebt zu werden.

Eines Tages bekam er einen anonymen Brief, in dem ihm mitgeteilt wurde, Odette sei die Geliebte zahlloser Männer gewesen (von denen einige aufgeführt wurden, darunter Forcheville, Monsieur de Bréauté und der Maler) und auch

von Frauen, außerdem suche sie Stundenhotels auf. Ihn schmerzte zu denken, daß unter seinen Freunden jemand imstande sein sollte, ihm diesen Brief zu schreiben (denn aus gewissen Einzelheiten ging bei dem, der diese Zeilen geschrieben hatte, eine intime Kenntnis von Swanns Leben hervor). Er überlegte, wer es sein könnte. Doch er hatte niemals die ihm unbekannten Handlungen der anderen beargwöhnt, das heißt solche, die durch kein sichtbares Band mit ihren Worten verknüpft waren. Wenn er wissen wollte, ob er die unbekannte Region, in der diese schmähliche Handlung hatte entstehen können, eher in der Wesensart von Monsieur de Charlus, Monsieur des Laumes, Monsieur d'Orsan, wie sie sich nach außen zeigten, zu suchen habe, sah er, da keiner von ihnen jemals in seiner Gegenwart das Schreiben anonymer Briefe gutgeheißen hatte, vielmehr alles, was sie geäußert hatten, einschloß, daß sie es mißbilligten, keine Gründe, weshalb er diese Infamie eher mit der Natur des einen als des anderen in Verbindung bringen sollte. Die von Charlus neigte ein wenig zur Extravaganz, war aber im Grunde herzensgut; die von des Laumes etwas trocken, aber gesund und ehrenhaft. Was Monsieur d'Orsan anbetraf, so war Swann niemals jemandem begegnet, der selbst unter den traurigsten Umständen ihm mit so aufrichtig empfundenen Worten und einem so unbefangenen und richtigen Verhalten entgegengetreten wäre. Das ging so weit, daß er die unfeine Rolle, die Monsieur d'Orsan in einer Beziehung mit einer reichen Frau angeblich spielte, so wenig begreifen konnte, daß er jedesmal, wenn er an ihn dachte, von diesem schlechten Ruf absehen mußte, der mit so vielen eindeutigen Beweisen des Zartgefühls unvereinbar war. Einen Augenblick hatte Swann das Gefühl, daß sein Geist sich verwirrte, er dachte an etwas anderes, um wieder klarer zu sehen. Dann fand er den Mut, nochmals zu seinen Überlegungen zurückzukehren. Da er aber niemand Bestimmten verdächtigen konnte, mußte er wohl oder übel alle verdächtigen. Monsieur de Charlus war ihm alles in allem zuge-

tan und hatte ein gutes Herz. Er war aber ein Neurastheniker, er würde vielleicht morgen Tränen vergießen, weil er erfuhr, sein Freund Swann sei krank, doch heute hatte er aus Eifersucht, aus Ärger oder irgendeiner plötzlich aufgetauchten Idee heraus ihm Böses zufügen wollen. Im Grunde war diese Menschensorte ja die schlimmste von allen. Gewiß, der Fürst des Laumes war weit entfernt, Swann so zu lieben wie Monsieur de Charlus. Gerade deswegen konnte er aber in bezug auf ihn nicht so empfindlich wie jener sein; außerdem war er zweifellos eine kalte Natur, gleich unfähig zur Schurkerei wie zu großen Taten. Swann bedauerte, daß er im Leben sich nicht ausschließlich an solche Art von Menschen angeschlossen hatte. Dann bedachte er, daß einzig Güte die Menschen daran hindert, ihrem Nächsten Böses zuzufügen, und daß er im Grunde nur für die der seinen ähnlichen Naturen einstehen könne, wie es bezüglich des Herzens wenigstens die von Charlus war. Der bloße Gedanke, Swann solchen Kummer zu machen, hätte jenen aufs tiefste verstört. Doch bei einem fühllosen Menschen, der einer ganz anderen Menschengattung angehörte, wie dem Fürsten des Laumes, konnte man nicht voraussehen, zu welchen Handlungen Beweggründe ihn führen könnten, die einer von der Swanns so völlig verschiedenen Wesensart entstammten. Ein Herz haben ist alles, und das jedenfalls hatte Monsieur de Charlus. Auch d'Orsan konnte man es nicht absprechen, und seine herzlichen, wenn auch nicht intimen Beziehungen zu Swann, die auf der angenehmen Konversation beruhten, die sie miteinander führten, weil sie über alles die gleichen Ansichten hegten, bildeten eine zuverlässigere Grundlage als die etwas exaltierte Anhänglichkeit des Baron von Charlus, die auch zu Akten der Leidenschaft führen konnte, guten oder schlechten. Wenn es jemand gab, von dem Swann sich immer verstanden und auf eine diskrete Art geschätzt wußte, so war es Monsieur d'Orsan. Ja, aber dieses etwas zweifelhafte Leben, das er führte? Swann bedauerte, daß er so wenig darauf achtgegeben, ja sogar oft im

Scherz geäußert hatte, er hege niemals so lebhafte Gefühle der Sympathie und Hochachtung wie in Gesellschaft eines Gauners. Nicht umsonst, sagte er sich jetzt, beurteilen die Menschen, seitdem sie sich überhaupt mit der Kritik ihres Nächsten abgeben, diesen nach seinen Handlungen. Nur das gilt und keineswegs, was wir sagen und denken. Charlus oder des Laumes können diese oder jene Charakterfehler besitzen, sie sind doch Ehrenmänner. D'Orsan hat vielleicht keine, aber er ist kein Ehrenmann. Er hätte ja auch noch ein zweites Mal etwas Schlechtes tun können. Dann richtete sich Swanns Verdacht auf Rémi, der allerdings den Brief nur hätte inspirieren können; die Fährte schien ihm einen Augenblick die richtige zu sein. Zunächst hatte Lorédan Gründe, Odette übelzuwollen. Und wie sollte man eigentlich nicht annehmen, daß unsere Dienstboten, die in einer der unseren untergeordneten Situation leben, die in unsere angenehme Lage und unsere Fehler Reichtümer und Laster hineinphantasieren, um derentwillen sie uns beneiden und verachten, nicht zwangsläufig dazu kommen, anders zu handeln als die Menschen unserer eigenen Welt? Auch meinen Großvater verdächtigte er. Hatte er sich nicht jedesmal, wenn Swann seine Hilfe in Anspruch nehmen wollte, ablehnend verhalten? Außerdem würde er vielleicht mit seinen bürgerlichen Anschauungen zu Swanns Bestem zu handeln glauben. Dann richtete sich sein Argwohn auch noch gegen Bergotte, den Maler, die Verdurins, und er bewunderte beiläufig wieder einmal die Klugheit der Leute von Welt, die mit den Künstlerkreisen nichts zu tun haben wollen, in denen solches möglich ist, ja vielleicht sogar als amüsanter Spaß gehandelt wird; dann wieder fielen ihm Züge der Rechtschaffenheit im Gesamtbild dieser Boheme ein, und er verglich sie mit den Tricks und Gaunereien, zu denen Geldmangel, Luxusbedürfnis oder Genußgier oft Aristokraten verleiten. Kurz, dieser anonyme Brief bewies, daß es unter seinen Bekannten jemanden gab, der zu Gemeinheiten fähig war, doch er sah keinen besseren Grund, weshalb sich diese

Gemeinheit eher im – von anderen unerforschten – Innern des warmherzigen als des kalten Menschen, des Künstlers als des Bürgers, der großen Herren als des Lakaien verbergen sollte. Welches Kriterium gab es für die richtige Beurteilung der Menschen? Im Grunde war in seinem Bekanntenkreis niemand, der einer Infamie nicht fähig gewesen wäre. Sollte er einfach mit allen brechen? Sein Geist verschleierte sich; er strich sich zwei- oder dreimal mit der Hand über die Stirn und putzte die Gläser seines Kneifers mit dem Taschentuch, und in dem Gedanken, daß schließlich Leute, die ebensoviel wert waren wie er, mit Monsieur de Charlus, dem Fürsten des Laumes und den übrigen umgingen, sagte er sich, daß das zwar vielleicht nicht bedeute, daß sie unfähig zu einer Gemeinheit seien, wohl aber, daß eine Lebensnotwendigkeit, der jeder sich unterwirft, darin bestehe, mit Leuten umzugehen, die zu einer solchen Handlung vielleicht nicht unfähig seien. Daraufhin drückte er auch weiterhin allen Freunden, die er beargwöhnt hatte, die Hand, mit dem rein formalen Vorbehalt, daß sie möglicherweise versucht hatten, ihn zur Verzweiflung zu treiben. Was den Inhalt des Briefes anbetraf, so beunruhigte er ihn nicht, denn nicht eine der darin ausgesprochenen Anschuldigungen gegen Odette hatte einen Schatten von Wahrscheinlichkeit für sich. Wie viele Menschen war Swann ziemlich trägen Geistes und ohne jede Erfindungsgabe. In Form einer allgemeinen Lebensweisheit war ihm zwar wohlbekannt, daß das menschliche Leben reich an Widersprüchen ist, bei jedem Einzelwesen aber stellte er sich dennoch vor, daß der ihm unbekannte Teil von dessen Leben mit dem ihm bekannten völlig identisch sein müsse. Was man ihm verschwieg, stellte er sich mit Hilfe dessen vor, was man ihm sagte. Wenn er in den Augenblicken, die Odette in seiner Nähe verbrachte, mit ihr von einer schnöden Handlungsweise oder den undelikaten Gefühlen eines anderen sprach, so verurteilte sie sie aufgrund der gleichen Grundsätze, die Swann immer von seinen Eltern hatte predigen hören und denen er

treu geblieben war; dann ordnete sie die Blumen in einer Vase, trank eine Tasse Tee und erkundigte sich besorgt nach dem Fortgang von Swanns Arbeiten. Diese Gewohnheiten nun dehnte Swann in Gedanken auch auf das übrige Leben Odettes aus, er wiederholte nur diese Gesten, wenn er sich die Momente ausmalen wollte, die sie fern von ihm verbrachte. Wenn sie ihm jemand so vor Augen gestellt hätte, wie sie mit ihm war oder vielmehr lange Zeit gewesen war, jedoch mit einem anderen Mann, so hätte er gelitten, denn dieses Bild wäre ihm glaubhaft erschienen. Daß sie aber mit Kupplerinnen in Verbindung stand, Orgien mit anderen Frauen beging, das schmutzige Dasein verworfener Kreaturen führte, wäre ihm als Wahnidee erschienen, die ja Gott sei Dank durch die Chrysanthemen, an die er zurückdachte, die vielen Tee-Stunden, ihre tugendhafte Entrüstung auf der Stelle widerlegt wurden. Nur von Zeit zu Zeit gab er Odette zu verstehen, daß die Leute boshaft genug seien, ihm alles zu erzählen, was sie tue und lasse; und dadurch, daß er eine unbedeutende, aber wahre Einzelheit, die er zufällig erfahren hatte, so vorbrachte, als sei sie ein nur aus Versehen ihm entschlüpftes Detail aus einer vollständigen Rekonstruktion von Odettes Leben, die er insgeheim in sich herumtrage, flößte er ihr die Meinung ein, er sei über Dinge unterrichtet, die er in Wirklichkeit nicht wußte und nicht einmal argwöhnte, denn wenn er auch oft Odette beschwor, der Wahrheit die Ehre zu geben, so doch nur, ob es ihm nun bewußt war oder nicht, damit Odette ihm alles mitteilte, was sie tat. Sicher liebte er, wie er Odette gegenüber behauptete, die Aufrichtigkeit, doch er liebte sie gleichsam als eine Kupplerin, die ihn über das Leben, das seine Geliebte führte, auf dem laufenden hielt. So hatte seine Liebe zur Aufrichtigkeit, da sie keineswegs selbstlos war, ihn auch nicht besser gemacht. Die Wahrheit, die er liebte, war die, die ihm Odette gestehen würde; um aber an diese Wahrheit zu kommen, war jene selbe Lüge ihm recht, die er Odette unaufhörlich als den sicheren Weg ausmalte, der jede mensch-

liche Kreatur in die Würdelosigkeit führe. Alles in allem log er genausoviel wie Odette, da er zwar unglücklicher als sie, nicht aber minder egoistisch war. Und sie, wenn sie Swann in dieser Weise Dinge, die sie getan hatte, ihr schildern hörte, sah ihn mißtrauisch an und tat für alle Fälle empört, damit es nicht scheine, als fühle sie sich ertappt und schäme sich ihrer Handlungen.

Eines Tages hatte er während einer der längsten Ruheperioden, die er ohne Eifersuchtsanfälle bisher durchlebt hatte, zugesagt, mit der Fürstin des Laumes ins Theater zu gehen. Als er die Zeitung aufschlug, um zu sehen, was gespielt würde, bedeutete für ihn der Anblick des Titels *Les filles de marbre* von Théodore Barrière [1] einen so grausamen Schlag, daß er eine Sekunde zurückprallte und den Blick abwandte. Als er es hier wie von Rampenlicht angestrahlt und an dieser ganz neuen Stelle vor sich sah, wurde das Wort »Marmor«, das ihm sonst gar nicht mehr auffiel, so oft war es ihm vor Augen gekommen, unvermittelt wieder sichtbar und rief ihm eine Geschichte, die Odette früher einmal erzählt hatte, ins Gedächtnis zurück: es handelte sich um einen Besuch im Salon des Palais de l'Industrie [2] mit Madame Verdurin, bei dem diese geäußert hatte: »Sieh dich vor, ich kann dich zum Auftauen bringen, du bist nicht aus Marmor.« Odette hatte ihm gegenüber behauptet, es sei nur ein Scherz gewesen, und er hatte die Sache dann auch auf sich beruhen lassen. Damals aber hatte er ihr noch mehr vertraut als jetzt. Der anonyme Brief jedoch erwähnte gerade Liebschaften dieser Art. Er wagte nicht, noch einen weiteren Blick auf diese Seite der Zeitung zu werfen, sondern entfaltete sie ganz und wendete die Blätter um, damit er nicht noch einmal den Titel *Les filles de marbre* sehen müßte. Mechanisch überflog er die Nachrichten aus der Provinz. Im Kanal hatte ein Sturm gewütet, es war von Verwüstungen in Dieppe, Cabourg und Beuzeval die Rede. Wiederum war es für ihn wie ein Schlag.

Der Name Beuzeval rief in seinem Bewußtsein den eines anderen Orts in jener Gegend wach, Beuzeville, an den mit einem Bindestrich ein anderer hinzugesetzt ist, nämlich Bréauté; er hatte ihn oft auf den Karten gesehen, machte sich aber jetzt zum ersten Mal klar, daß es ja der Name seines Freundes Monsieur de Bréauté sei, von dem der anonyme Brief behauptete, er sei Odettes Liebhaber gewesen. Wenn man es recht bedachte, war die Unterstellung für Monsieur de Bréauté nicht eben unwahrscheinlich, während die Sache mit Madame Verdurin einfach unmöglich schien. Aus der Tatsache, daß Odette manchmal log, konnte man nicht ableiten, daß sie niemals die Wahrheit sprach, und in den Gesprächen zwischen ihr und Madame Verdurin, von denen sie berichtete, hatte er deutlich jene Art von albernen, wenn auch bedenklichen Scherzen erkannt, wie Frauen in ihrer Unerfahrenheit und Unkenntnis des Lasters sie austauschen und in denen sich gerade ihre Ahnungslosigkeit zeigt; Frauen noch dazu, die – wie zum Beispiel Odette – denkbar weit davon entfernt sind, schwärmerisch zärtliche Gefühle für andere ihresgleichen zu hegen. Andererseits paßte die Empörung, mit der sie den Argwohn, den ihre Erzählung unwillkürlich einen Augenblick in ihm geweckt hatte, von sich wies, gut zu allem, was er von den Neigungen und dem Temperament seiner Geliebten wußte. In diesem Augenblick nun aber erinnerte sich Swann in einer jener Eingebungen der Eifersucht, die jenen gleichen, die dem Dichter oder Gelehrten, der erst über einen Reim oder eine vereinzelte Beobachtung verfügt, die Idee oder das Gesetz offenbaren, aus denen ihnen auf einmal ihre ganze Kraft erwächst, zum ersten Mal an einen Ausspruch Odettes, der bereits zwei Jahre zurücklag: »Oh, im Augenblick existiert für Madame Verdurin überhaupt niemand außer mir, ich bin ihr Liebling, sie küßt mich ab, ich soll alle ihre Besorgungen mit ihr machen, sie möchte, daß wir uns duzen.« Weit entfernt, den Satz damals schon im Zusammenhang mit den absurden, sich lasterhaft gebärdenden Äußerungen zu sehen, die Odette

ihm wiederholt hatte, nahm er ihn zu jener Zeit nur als Beweis einer herzlichen Freundschaft hin. Nun aber trat mit einem Mal die Erinnerung an die zärtlichen Gefühle von Madame Verdurin zu der Erinnerung an jene geschmacklose Unterhaltung hinzu. Er konnte sie in seinem Bewußtsein nicht mehr voneinander trennen und sah sie auch in der Wirklichkeit auf das innigste verquickt, wobei jene Zärtlichkeit den scherzhaften Reden etwas Ernstes beimischte und diese wiederum jenem Gefühl seine Unschuld nahmen. Er ging zu Odette. In einiger Entfernung von ihr setzte er sich hin. Er wagte nicht, sie zu küssen, da er nicht wußte, ob bei ihr oder ihm Zuneigung oder Haß aus einem Kuß entstände. Er sah schweigend zu, wie ihre Liebe starb. Plötzlich faßte er einen Entschluß.[1]

»Odette, mein Herz«, sagte er, »ich weiß, ich bin ein schrecklicher Mensch, aber ich muß dich einmal nach ein paar Dingen fragen. Du weiß doch noch, was ich einmal von dir und Madame Verdurin gedacht habe? Sag mir, ob es wahr ist oder ob etwas Ähnliches mit einer anderen Frau gewesen ist.«

Sie schüttelte den Kopf und preßte die Lippen zusammen, womit häufig Menschen auf die Frage: »Schauen Sie sich den Festzug an, gehen Sie zur Parade?« ihren Unwillen, dorthin zu gehen, ihre Unlust bekunden. Da aber dieses Kopfschütteln gewöhnlich für ein erst zukünftiges Ereignis verwendet wird, wirkt es als Verneinung von etwas Gewesenem merkwürdig unbestimmt. Außerdem erweckt es eher die Vorstellung von persönlicher Abneigung gegen das Thema als von einer eigentlichen Ablehnung oder moralischen Unmöglichkeit der Sache. Als Swann sah, daß Odette ihm mit dieser Art von Zeichen zu verstehen gab, es stimme nicht, begriff er, daß es wahr sein könnte.

»Ich habe es dir ja gesagt, du weißt es doch«, fügte sie mit gereizter, unglücklicher Miene hinzu.

»Ja, ich weiß, aber bist du auch ganz sicher? Sag nicht: ›Du weißt es doch‹, sondern sag: ›Ich habe niemals solche Dinge mit irgendeiner Frau getan.‹«

Wie eine Lektion wiederholte sie in ironischem Ton, als wolle sie ihn nur loswerden:

»Ich habe niemals solche Dinge mit irgendeiner Frau getan.«

»Kannst du es mir bei deinem Medaillon der Madonna di Laghetto schwören?«

Swann wußte, daß Odette bei diesem Medaillon niemals falsch schwören würde.

»Ach! Du bringst mich ja um«, rief sie aus und entzog sich, indem sie aufsprang, dem Drängen seiner Frage. »Bist du bald fertig damit? Was ist heute mit dir los? Du scheinst wohl fest entschlossen, es dahin zu bringen, daß ich dich hassen, dich verabscheuen muß? Da sieht man es ja, ich wollte mit dir wieder sein wie früher in unserer besten Zeit, und das ist der Dank dafür!«

Er aber ließ nicht locker und fügte im Ton trügerisch sanfter Überredung hinzu, wie ein Chirurg, der das Ende eines Krampfes abwartet, der seinen Eingriff unterbricht, ohne ihn jedoch davon abhalten zu können:

»Du hast völlig unrecht, wenn du dir vorstellst, ich sei dir im geringsten böse deswegen, Odette. Ich rede mit dir immer nur von Dingen, die ich weiß, und ich weiß immer mehr, als ich sage. Du nur kannst durch ein Geständnis mildern, was mich sonst dich zu hassen zwingt, solange ich es nämlich nur von den anderen höre. Mein Groll gegen dich rührt nicht aus deinen Handlungen her – ich verzeihe dir alles, denn ich liebe dich ja –, sondern aus deiner Unaufrichtigkeit, deiner sinnlosen Unaufrichtigkeit, mit der du Dinge abstreitest, die ich weiß. Wie soll ich dich denn weiterhin lieben, wenn ich sehe, daß du mir gegenüber etwas behauptest und beschwörst, wovon ich weiß, daß es falsch ist? Zieh diesen Augenblick, der für uns beide eine Folterqual ist, nicht in die Länge, Odette! Wenn du nur willst, ist die ganze Sache in einer Sekunde erledigt, du hörst von mir kein Wort mehr davon. Sage mir bei deinem Medaillon, ja oder nein, ob du so etwas getan hast.«

»Aber ich weiß es nicht mehr«, rief sie wütend aus, »vielleicht vor sehr langer Zeit einmal, ohne zu wissen, was ich tat, zwei- oder dreimal vielleicht.«

Swann hatte alle Möglichkeiten ins Auge gefaßt. Die Wirklichkeit ist also etwas, was gar keine Beziehung zu den Möglichkeiten hat, nicht mehr als ein Messerstich, den wir empfangen, zu den über unserem Kopf dahinziehenden Wolken, da ja diese Worte: »Zwei- oder dreimal vielleicht« sich wie ein kreuzförmiger Schnitt in sein Herz eingruben. Es war seltsam zu erleben, wie diese Worte »zwei- oder dreimal«, nichts als Worte, die in einer gewissen Entfernung in die Luft gesprochen wurden, einem so das Herz zerreißen konnten, als ob sie es wirklich träfen, und einen krank machten wie ein Gift, das man tatsächlich schluckte. Unwillkürlich dachte Swann an die Worte, die er bei Madame de Saint-Euverte gehört hatte: »Das ist das Stärkste, was ich erlebt habe … seit dem Tischrücken damals.« Dieser Schmerz, den er verspürte, glich in nichts dem, was er sich vorgestellt hatte, nicht nur, weil er sich selbst in seinen Stunden ärgsten Mißtrauens mit der Phantasie niemals so weit vorgewagt hatte, sondern auch weil, wenn er an dergleichen gedacht hatte, die Sache doch ganz im Ungewissen, Nebelhaften blieb, noch frei von dieser besonderen Art von Grauen, die jetzt den Worten »zwei- oder dreimal vielleicht« entströmte, frei auch von jeder spezifischen Grausamkeit, die so ganz anders war als alles, was er je erlebt hatte, wie eine Krankheit, die einen zum ersten Mal überfällt. Und doch war ihm diese Odette, von der alles Leiden kam, deswegen nicht weniger lieb, sondern im Gegenteil kostbarer noch, als ob in dem Maße, wie sein Leiden wuchs, auch der Wert des Beruhigungsmittels immer höher stiege, des Gegengifts, über das einzig und allein diese Frau verfügte. Er wollte mehr darauf achtgeben, wie auf eine Krankheit, die sich als schwerer herausstellt, als man erst angenommen hat. Er wollte, daß diese Sache, die sie »zwei- oder dreimal« getan zu haben behauptete, sich niemals wiederholen konnte. Dazu

aber mußte er über Odette wachen. Es heißt oft, daß man, wenn man einem Freund die Fehler seiner Geliebten zur Kenntnis bringt, ihn nur um so stärker an sie bindet, weil er das Gehörte einfach nicht glauben will, wieviel mehr aber noch, wenn er es glaubt! Aber, fragte sich Swann, wie soll ich sie wirksam schützen? Er konnte sie vielleicht von einer bestimmten Frau fernhalten, doch es gab hundert andere, und er begriff jetzt, welcher Wahnsinn es gewesen war, als er an jenem Abend, da er Odette bei den Verdurins nicht antraf, den Wunsch in sich hatte entstehen lassen, ein anderes Wesen zu besitzen, was immer unmöglich ist. Zu seinem Glück besaß Swann unter der Flut der neuen Leiden, die wie eine wild anstürmende Horde in seine Seele eindrangen, eine ältere, ruhigere Schicht seiner Natur, die unermüdlich schweigend tätig war wie die Zellen eines verwundeten Organismus, die sich sofort daranmachen, die verletzten Gewebe wiederherzustellen, wie die Muskeln eines gelähmten Glieds, die ihre Bewegungsfähigkeit wiedererlangen wollen. Diese älteren Ureinwohner seiner Seele wendeten einen Augenblick alle Kräfte Swanns für die verborgene Wiederherstellungsarbeit auf, die einem Genesenden, einem Operierten die Illusion der Ruhe gibt. Diesmal vollzog sich die Entspannung durch Erschöpftheit weniger als gewöhnlich in Swanns Hirn als vielmehr in seinem Herzen. Doch alle Dinge des Lebens, die einmal existiert haben, zeigen die Tendenz, wiederzuerstehen, und wie ein verendendes Tier, das von einem letzten Anfall des Krampfes geschüttelt wird, der schon beendet schien, so zeichnete in Swanns einen Augenblick lang schon weniger versehrtes Herz noch einmal das gleiche Leiden das gleiche schneidende Kreuz. Er dachte an die Vollmondabende zurück, als er in seinen Mylord gelehnt sich zur Rue La Pérouse tragen ließ und lustvoll in sich die Gefühle eines Verliebten hegte, ohne von der vergifteten Frucht zu wissen, die sie unweigerlich hervorbringen würden. Doch alle diese Gedanken hielten nur eine Sekunde an, nur solange er brauchte, die Hand

zum Herzen zu führen, den stockenden Atem zu beleben und hinter einem Lächeln seine Qual zu verbergen. Schon fing er wieder an, sich neue Fragen zu stellen. Denn seine Eifersucht, die sich mehr mühte als ein Feind, der ihm einen Schlag hätte zufügen wollen, ihm nur ja den grausamsten Schmerz zum Bewußtsein zu führen, den er je erfahren hatte, fand, er habe noch immer nicht genug gelitten, und suchte ihm eine noch tiefere Wunde beizubringen. Wie eine böse Gottheit trieb sie mit ihren Einflüsterungen Swann seinem Verderben entgegen. Es lag nicht an ihm, sondern an Odette, wenn zunächst seine Qual sich noch nicht verschlimmerte.

»Liebes«, sagte er, »es ist also gut; war etwas mit einer Person, die ich kenne?«

»Aber nein, ich schwöre dir, übrigens glaube ich, ich habe übertrieben, es ist eigentlich nie so weit gekommen.«

Er lächelte und fing von neuem an:

»Was willst du? Es macht mir gar nichts aus, nur schade, daß du mir den Namen nicht sagen kannst. Wenn ich mir vorstellen könnte, mit wem es gewesen ist, würde ich gar nicht mehr an die Sache denken. Ich sage es nur deinetwegen, weil ich dich dann nicht mehr damit plagen würde. Es hat immer etwas Beruhigendes, wenn man sich die Dinge vorstellen kann! Schrecklich ist nur, was sich nicht ausmalen läßt. Aber du warst nun schon so nett, da will ich nicht weiter in dich dringen. Ich danke dir von ganzem Herzen für alles Liebe, was du an mir tust. Es ist gut jetzt. Nur noch eine Frage: Wie lange liegt es zurück?«

»Aber, Charles, siehst du denn nicht, wie du mich damit quälst! Das sind uralte Geschichten. Ich habe gar nicht mehr daran gedacht, es ist, als ob du mich mit Gewalt von neuem darauf bringen willst. Was hättest du auch schon davon«, meinte sie unbewußt töricht, aber mit einer Bosheit, die nicht ohne Absicht war.

»Ich wollte ja nur wissen, ob es war, als du mich schon kanntest. Aber das wäre ja nur natürlich; war es hier im Haus?

Du kannst mir nicht einen bestimmten Abend nennen, damit ich mir vorstellen kann, was ich da gemacht habe? Du mußt dir doch selber sagen, Odette, mein Liebes, es ist doch ausgeschlossen, daß du nicht mehr weißt, mit wem es war.«

»Aber ich weiß es nicht mehr, ich glaube, es war einmal im Bois, wo du dann nachgekommen bist und uns auf der Insel getroffen hast. Du hattest bei der Fürstin des Laumes zu Abend gegessen«, fügte sie hinzu, froh, ein Detail beibringen zu können, das für ihre Wahrhaftigkeit sprach. »An einem Nachbartisch saß eine Frau, die ich sehr lange nicht gesehen hatte. Sie hat zu mir gesagt: ›Kommen Sie doch mit mir da hinter den kleinen Felsen, man sieht dort so schön den Mondschein auf dem Wasser spielen.‹ Erst habe ich gegähnt und gesagt: ›Ach nein, ich bin müde und fühle mich hier sehr wohl.‹ Da behauptete sie, einen so schönen Mondschein habe es noch nie gegeben. Ich habe geantwortet: ›Alles Bluff !‹ Ich wußte gleich, was sie wollte.«

Odette erzählte das alles beinahe lachend, sei es, daß es ihr ganz natürlich vorkam, sei es, daß sie glaubte, die Sache bekäme dadurch weniger Gewicht, vielleicht auch, um nicht nach schlechtem Gewissen auszusehen. Als sie Swanns Miene sah, änderte sie sofort ihren Ton:

»Du bist ein schrecklicher Mensch, es macht dir Spaß, mich zu quälen; du bringst mich dazu, daß ich dir Unwahrheiten erzähle, nur damit du mich in Ruhe läßt.«

Dieser zweite gegen Swann geführte Schlag war grausamer als der erste. Niemals hatte er vermutet, daß die Sache vor so kurzer Zeit und gleichsam unter seinen Augen geschehen sei, ohne daß er es gemerkt hatte, nicht in einer Vergangenheit, wo er sie noch nicht kannte, sondern an einem jener Abende, an die er sich gut erinnern konnte, die er mit Odette verlebt hatte; er hatte geglaubt, sie so gut zu kennen, jetzt aber bekamen sie rückblickend etwas Heimliches und Grauenvolles; mitten unter ihnen klaffte wie eine Spalte jener Augenblick auf der Insel im Bois. Odette war zwar nicht intelligent, aber

sie besaß den Reiz der Natürlichkeit. Sie hatte die ganze Szene so harmlos erzählt und mimisch dargestellt, daß Swann atemlos alles an sich vorbeiziehen sah: Odettes Gähnen, den kleinen Felsen. Er hörte sie – lachend leider! – antworten: »Alles Bluff !« Er spürte, daß sie an diesem Abend nichts mehr sagen würde, daß er im Augenblick keine weitere Enthüllung von ihr erwarten durfte; er sagte:

»Mein armes Liebes, sei mir nicht böse, ich merke, daß ich dich quäle, aber jetzt ist es vorbei, ich denke nicht mehr daran.«

Sie aber sah, daß seine Blicke auf die Dinge geheftet blieben, die er nicht wußte, und auf die Vergangenheit ihrer Liebe, die in seiner Erinnerung einförmig und freundlich dagelegen hatte, weil sie unbestimmt war, und die jetzt von jener Minute im Bois beim Mondschein, nach dem Abendessen bei der Fürstin des Laumes, wie eine Wunde aufgerissen wurde. Doch er hatte sich so sehr daran gewöhnt, das Leben interessant zu finden – die kuriosen Entdeckungen zu bestaunen, die man darin machte –, daß er noch, als er in einem Maße litt, daß er glaubte, er könne nicht lange mehr solchen Schmerz ertragen, sich sagte: Das Leben ist wirklich erstaunlich und hält immer Überraschungen bereit; das Laster ist offenbar viel verbreiteter, als man meint. Da ist nun hier diese Frau, zu der ich Vertrauen hatte, die so schlicht und so redlich wirkt, selbst wenn sie leichtfertig ist, die einem so normal und gesund in ihren Neigungen vorkommt: auf eine ganz unwahrscheinliche Verleumdung hin frage ich sie, und das wenige, was sie mir gesteht, ist schon viel mehr, als ich vermuten konnte. Es gelang ihm aber nicht, sich auf solche selbstlosen Betrachtungen zu beschränken. Er versuchte, genau die Bedeutung dessen abzuschätzen, was sie ihm erzählte, um daraus schließen zu können, ob sie diese Dinge häufig getan und ob sie sie wieder tun könnte. Er wiederholte sich die Worte, die sie gebraucht hatte: »Ich merkte, worauf sie hinauswollte.« – »Zwei- oder dreimal.« – »Alles Bluff !«, aber sie verloren in Swanns Ge-

dächtnis nichts von ihrer Schärfe; jedes von ihnen hielt sein Messer und gab ihm einen neuen Stich. Lange Zeit hindurch verhielt er sich wie ein Kranker, der es nicht lassen kann, jede Minute die Bewegung zu machen, die für ihn schmerzhaft ist, und sagte sich unaufhörlich vor: Ich fühle mich hier sehr wohl. – Alles Bluff ! doch sein Leiden nahm derart zu, daß er innehalten mußte. Er wunderte sich, daß Handlungen, die er immer so leichtfertig, fast amüsiert hingenommen hatte, jetzt so schwerwiegend geworden waren wie eine Krankheit, an der man sterben kann. Er kannte viele Frauen, die er hätte bitten können, ein Auge auf Odette zu haben. Wie aber sollte er hoffen, daß sie den gleichen Standpunkt einnehmen würden wie er und nicht vielmehr den, der so lange sein eigener gewesen war und durch den er sich stets in seinen Liebesaffären hatte bestimmen lassen; daß sie nicht lachend sagten: »Dieser eifersüchtige Kerl will nur die anderen um ihr Vergnügen bringen.« Welche Falltür hatte sich plötzlich aufgetan und ihn (der doch früher aus seiner Liebe zu Odette nur zarte Freuden gezogen hatte) brüsk in diesen neuen Höllenkreis entsandt, von dem er nicht wußte, ob er ihn je wieder verlassen würde? Arme Odette! Er war nicht böse auf sie. Sie selbst war nur zur Hälfte schuld. Sagte man denn nicht, daß ihre eigene Mutter sie, als sie noch ein halbes Kind war, in Nizza einem reichen Engländer überantwortet habe? Doch welche schmerzliche Wahrheit enthielten nunmehr für ihn jene Zeilen aus dem *Journal d'un poète* von Alfred de Vigny, über die er früher gleichgültig hinweggelesen hatte: »Wenn man sich von Liebe zu einer Frau ergriffen fühlt, sollte man sich fragen: In welcher Umgebung lebt sie? Wie ist ihr Dasein verlaufen? Alles Glück des Lebens hängt davon ab.«[1] Swann staunte, daß einfache Wendungen, die er sich in Gedanken immer wieder vorsprach wie »Alles Bluff !« – »Ich merkte, worauf sie hinauswollte«, ihm so wehtun konnten. Doch allmählich sah er ein, daß das, was er für einfache Wendungen hielt, lediglich die Teile jener Vorrichtung waren, die das Leiden, das er bei

Odettes Erzählung verspürt hatte, aufgespeichert hielt und zu jeder Zeit von neuem auf ihn loslassen konnte. Denn es war wirklich genau dasselbe Leiden, das er nun von neuem empfand. Es half ihm nichts, daß er jetzt alles wußte – er mochte sogar mit fortschreitender Zeit schon ein wenig vergessen, ja verziehen haben –, im Augenblick, da er sich diese Worte wiederholte, machte das alte Leiden ihn wieder so, wie er gewesen war, bevor Odette gesprochen hatte: unwissend und vertrauend; seine grausame Eifersucht versetzte ihn, damit Odettes Geständnis ihn auch ja richtig träfe, in die Situation eines Menschen, der noch von gar nichts weiß, und noch nach mehreren Monaten erschütterte ihn diese alte Geschichte wie eine ganz neue Enthüllung. Er bewunderte die schreckliche Macht seines Gedächtnisses, Vergangenes neu zu erschaffen. Erst von dessen nachlassender Zeugungskraft, deren Fruchtbarkeit im Alter abnimmt, konnte er sich Linderung seiner Marter erhoffen. Wenn aber einmal eines der von Odette gesprochenen Worte seine Kraft, ihn zu versehren, etwas erschöpft zu haben schien, löste irgendein anderes, an dem sich Swann bislang weniger gestoßen hatte, ein noch fast neues, jenes abgenutzte ab und traf ihn mit unverminderter Härte. Die Erinnerung an den Abend, als er mit der Fürstin des Laumes zu Nacht gegessen hatte, war ihm schmerzlich geblieben, doch bildete sie nur gleichsam das Zentrum seines Leidens. Wahllos strahlte dieses aus auf alle Tage davor und danach. Und welche Stelle in seinem Gedächtnis er auch mit seinen Erinnerungen berühren wollte, jene ganze Saison, in der die Verdurins so oft auf der Insel im Bois zu Abend gegessen hatten, tat ihm weh. So weh sogar, daß die Neugier, die die Eifersucht in ihm weckte, durch die Angst vor neuen Martern allmählich aufgehoben wurde, die er sich, wenn er ihr nachgab, vielleicht zuziehen würde. Er machte sich klar, daß der ganze Lebensabschnitt Odettes vor der Begegnung mit ihm, jene Periode, die er sich niemals recht hatte vorstellen wollen, nicht die von ihm in ungewissen Umrissen erschaute abstrakte

Zeitstrecke war, sondern aus ganz bestimmten mit konkreten Begebenheiten angefüllten Jahren bestand. Nun fürchtete er, daß diese farblose, verfließende und somit erträgliche Vergangenheit dadurch, daß er sie näher kennenlernte, eine greifbare, widerwärtige Gestalt, ein individuelles, teuflisches Antlitz erhalten könnte. Er mühte sich also weiterhin, sie nicht deutlich vor sich zu sehen, weniger aus Trägheit des Denkens als aus Angst zu leiden. Er hoffte, eines Tages den Namen der Insel im Bois und der Fürstin des Laumes hören zu können, ohne jenen alten zerreißenden Schmerz zu verspüren, und fand es unvorsichtig, aus Odette neue Worte, neue Ortsnamen, weitere Umstände herauszulocken, die wahrscheinlich seine kaum besänftigten Qualen in anderer Gestalt wiederaufleben ließen.

Dinge jedoch, von denen er kaum etwas wußte, deren nähere Kenntnis er jetzt aber fürchtete, enthüllte aus eigenem Antrieb Odette ihm häufig selbst, ganz ohne es zu merken; tatsächlich war der Abstand, den Odettes Laster zwischen ihrem wirklichen Leben und dem verhältnismäßig harmlosen schuf, von dem Swann geglaubt hatte und sehr häufig auch jetzt noch glaubte, daß sie es führe, ihr selber nicht in vollem Ausmaß bewußt: ein dem Laster ergebenes Wesen, das vor den Menschen, die davon nichts wissen wollen, immer die gleichen Tugenden zur Schau trägt, verliert den Überblick darüber, wie sehr diese Laster, deren unaufhörliches Anwachsen sich ihm selber unbewußt vollzieht, es allmählich von den normalen Lebensgewohnheiten abdrängen. Dadurch, daß sie in Odettes Bewußtsein so dicht mit der Erinnerung an Handlungen, die sie vor Swann verbarg, zusammenwohnten, nahmen auch andere Handlungen die Färbung von diesen an, sie wurden von diesen angesteckt, ohne daß sie selbst etwas Befremdendes an ihnen feststellte und ohne daß jene in der speziellen Umgebung, in der sie bei ihr beheimatet waren, irgendwie auffallend wurden; wenn sie sie aber Swann erzählte, war er aufs tiefste über die Atmosphäre entsetzt, aus der sie

offenbar kamen. Eines Tages versuchte er, Odette möglichst schonungsvoll zu fragen, ob sie sich jemals mit Kupplerinnen eingelassen habe. Im Grunde war er überzeugt, es sei nicht der Fall gewesen; erst die Lektüre des anonymen Briefes hatte diesen Gedanken überhaupt in ihm aufkommen lassen, allerdings nur auf mechanische Weise; er hatte in seinem Bewußtsein nicht im geringsten Glauben gefunden, war aber tatsächlich doch in ihm hängengeblieben, und um die rein formale, aber doch lästige Gegenwart dieses Argwohns loszuwerden, wünschte sich Swann, daß Odette ihn selbst in ihm ausrottete. »O nein! Nicht daß sie mir nicht nachlaufen würden«, setzte sie mit einem Lächeln befriedigter Eitelkeit hinzu, deren Unfaßbarkeit für Swann ihr nicht mehr zum Bewußtsein kam. »Noch gestern hat hier eine mehr als zwei Stunden auf mich gewartet, sie versprach mir jeden Preis, den ich verlangen würde. Offenbar hat irgendein Gesandter ihr gesagt: ›Wenn Sie sie mir nicht bringen, nehme ich mir das Leben.‹ Erst habe ich ihr sagen lassen, ich sei ausgegangen, doch schließlich habe ich sie selbst hinausbefördern müssen. Ich wünschte, du hättest mitangesehen, wie ich es ihr gegeben habe; meine Zofe, die mich vom Nebenzimmer aus hörte, hat mir nachher gesagt, ich hätte sie regelrecht angeschrien: ›Aber wo ich Ihnen doch sage, daß ich nicht will! Ich bin nun einmal so, ich mag das nicht. Ich kann doch tun und lassen, was ich will, oder nicht? Wenn ich Geld brauchte, ließe sich das noch verstehen …‹ Der Concierge hat Order, sie nicht mehr ins Haus zu lassen. Er soll jedesmal sagen, ich sei auf dem Land. Ach, ich wünschte, du hättest von einem Versteck aus zugehört. Ich glaube, du wärst zufrieden gewesen, Liebling. Auch deine kleine Odette hat ihre guten Seiten, wenn sie auch noch so abscheulich sein soll.«

Im übrigen dienten auch ihre Geständnisse, wenn sie Swann solche machte in dem Glauben, er hätte bestimmte Vergehen von ihr entdeckt, ihm eher als Ausgangspunkt für neue Zweifel, als daß sie den alten ein Ende bereiteten, denn

sie entsprachen diesen niemals ganz. Wenn auch Odette aus ihrer Beichte alles Wesentliche ausließ, so blieb doch in den Nebenumständen irgend etwas, was Swann nie vermutet hätte, was ihm ganz neue Möglichkeiten enthüllte und das Problem der Eifersucht für ihn wiederum in ein neues Licht rückte. Diese Geständnisse aber konnte er nicht vergessen. Wie einen Leichnam führte seine Seele sie in ihren Strömungen mit, warf sie ans Ufer, nahm sie wiegend wieder auf. Und sie blieb davon vergiftet.

Einmal sprach sie von einem Besuch, den Forcheville ihr am Tag des Paris-Murcia-Festes gemacht habe. »Wie, da kanntest du ihn schon? Ach ja, natürlich«, setzte er hinzu, um sich den Anschein zu geben, als habe er es gewußt. Und auf einmal erbebte er bei dem Gedanken, sie habe vielleicht an jenem Tag des Paris-Murcia-Festes, an dem er den Brief von ihr erhalten hatte, den er als Kostbarkeit bei sich aufbewahrte, in der Maison d'Or mit Forcheville gespeist. Sie schwor, es sei nicht der Fall gewesen. »Aber die Maison d'Or erinnert mich doch an irgend etwas, wovon ich später gemerkt habe, daß es nicht stimmt«, fuhr er fort, um sie unsicher zu machen. »Ja, weil ich an dem Abend nicht da war, woher ich behauptete zu kommen; weißt du, als du mich bei Prévost gesucht hattest«, antwortete sie (weil sie aus seiner Miene entnehmen zu können glaubte, daß er es bereits wisse) mit einer Entschiedenheit, in der nicht eigentlich Zynismus, sondern eher Schüchternheit lag, eine gewisse Angst, Swann zu verstimmen, die sie aus Eigenliebe gleichwohl verbergen wollte, dann auch der Wunsch, ihm zu zeigen, sie könne durchaus offen ihm gegenüber sein. Deshalb traf sie ihn auch mit der Genauigkeit und der Kraft eines Henkers, wiewohl ohne alle Grausamkeit, denn Odette war sich nicht bewußt, welchen Schmerz sie Swann bereitete; sie fing sogar zu lachen an, allerdings vielleicht deshalb, um nicht verlegen oder beschämt zu wirken. »Es stimmt, ich war nicht in der Maison Dorée, ich kam gerade von Forcheville. Ich war wirklich bei Prévost ge-

wesen, ich habe dir nichts Falsches gesagt, er hatte mich dort getroffen und mir vorgeschlagen, ich solle mir bei ihm seine Stiche anschauen. Doch dann war inzwischen bei ihm ein Besuch eingetroffen. Ich habe dir gesagt, ich käme aus der Maison d'Or, weil ich fürchtete, du würdest dich vielleicht ärgern. Du siehst, ich habe es nur in bester Absicht getan. Und wenn es unrecht war, gestehe ich es dir jedenfalls offen ein. Was für ein Interesse sollte ich haben, dir nicht auch zu sagen, daß ich mit ihm am Tag des Paris-Murcia-Festes zusammen zu Mittag gegessen hätte, wenn es wirklich so wäre? Noch dazu, wo wir uns ja damals noch gar nicht so sehr gut kannten, sag doch selbst, chéri.« Er lächelte sie mit der plötzlichen Feigheit des kraftlosen Menschenwesens an, das diese niederschmetternden Worte aus ihm gemacht hatten. Also auch schon in jenen Monaten, an die er kaum jemals zurückzudenken gewagt hatte, weil er allzu glücklich gewesen war, in jenen Monaten, da sie ihn liebte, hatte sie ihn schon belogen! Wie viele andere Augenblicke noch als diesen, wo sie ihm gesagt hatte, sie komme aus der Maison Dorée (es war der erste Abend gewesen, an dem sie »Cattleya gespielt« hatten) mochte es gegeben haben, die hehlerisch eine Lüge versteckten, von der Swann nichts ahnte. Er erinnerte sich, daß sie eines Abends zu ihm gesagt hatte: »Ich brauche ja Madame Verdurin nur zu sagen, mein Kleid sei nicht fertig geworden oder mein Wagen habe sich verspätet. Eine Ausrede findet sich doch immer.« Auch ihm hatte sie wahrscheinlich häufig ein paar Worte hingeworfen, die eine Verspätung erklären, die Verschiebung einer Verabredung rechtfertigen sollten; sicher hatte sie, ohne daß er es damals ahnte, irgend etwas verdeckt, was sie mit einem andern plante, zu dem sie bestimmt gesagt hatte: »Ich brauche Swann nur zu sagen, mein Kleid sei nicht fertig gewesen oder mein Wagen zu spät gekommen, eine Ausrede findet sich doch immer.« Und hinter allen süßesten Erinnerungen Swanns, hinter den einfachsten Worten, die Odette ihm früher gesagt und an die er wie an das Evangelium

geglaubt hatte, den täglichen kleinen Vorhaben, von denen sie ihm erzählt hatte, den gewohntesten Stätten, dem Haus der Schneiderin, der Avenue du Bois, dem Hippodrom spürte er – verborgen im Schutz jenes Überschusses an Zeit, der auch in noch so detailliert berichteten Tagesabläufen einen gewissen Spielraum offenläßt und als Versteck für gewisse Handlungen dienen kann – die mögliche unterirdische Gegenwart von Lügengeweben, die ihm jetzt alles vergällten, was ihm das Liebste gewesen war (die schönsten Abende, die Rue La Pérouse sogar, die Odette offenbar immer zu anderen Stunden verlassen hatte, als sie ihm gegenüber behauptete); überall trugen sie etwas von dem düsteren Grauen hin, das er bei ihrem Geständnis bezüglich der Maison Dorée empfunden hatte, und brachten wie die unreinen Tiere beim Untergang von Ninive Stein für Stein seine ganze Vergangenheit ins Wanken.[1] Wenn er sich von nun an jedesmal wegwandte, sobald sein Gedächtnis den grausamen Namen der Maison Dorée heraufführte, so war es nicht mehr wie vor ganz kurzem noch bei der Soiree von Madame de Saint-Euverte, weil er ihn an ein Glück, das er seither verloren hatte, sondern weil er ihn an ein Unglück erinnerte, von dem er erst neuerdings wußte. Dann wurde es mit dem Namen der Maison Dorée wie mit der Insel im Bois, allmählich hörte er auf, Swann Schmerzen zu bereiten. Denn das, was wir für unsere Liebe, unsere Eifersucht halten, ist nicht ein und dieselbe fortlaufende, unteilbare Leidenschaft. Sie setzen sich aus einer Unendlichkeit aufeinanderfolgender Liebes- und Eifersuchtszustände zusammen, die nur kurzlebig sind, durch ihre unübersehbare Menge aber den Eindruck der Folge und die Illusion einer Einheit vermitteln. Das Leben von Swanns Liebe und die Beständigkeit seiner Eifersucht waren aus dem Tod und der Unbeständigkeit unzähliger Wünsche, unzähliger Zweifel gemacht, die alle Odette zum Gegenstand hatten. Hätte er sie wirklich einmal lange nicht gesehen, so wären die gestorbenen nicht durch andere ersetzt worden. Odettes Gegenwart aber säte in

Swanns Herz abwechselnd neuen Argwohn und neue Zärtlichkeitsgefühle.

An manchen Abenden legte sie unvermittelt ihm gegenüber wieder eine Liebenswürdigkeit an den Tag, die sie ihn auf der Stelle wahrnehmen hieß, unter Androhung der Möglichkeit, daß er sie jahrelang nicht mehr bei ihr wiederantreffen werde; er mußte dann sofort zu ihr mitgehen und »Cattleya spielen«, und dieses Verlangen nach ihm, das sie so plötzlich zu verspüren behauptete, trat so jäh, so unerklärlich und so gebieterisch auf, die Liebkosungen, die sie dabei an ihn verschwendete, waren so betont und so ungewohnt, daß diese brutale Zärtlichkeit ohne rechte Überzeugungskraft Swann ebenso schmerzte wie Lüge oder Grausamkeit. Eines Abends, als er in dieser Weise auf ihren förmlichen Befehl mit zu ihr gegangen war, und während sie ihre Küsse mit Worten der Leidenschaft untermischte, die zu ihrer sonstigen Kühle in krassem Widerspruch standen, meinte er auf einmal ein Geräusch zu hören; er stand auf, suchte überall, konnte aber nichts finden; doch hatte er nicht das Herz, zu ihr zurückzukehren, worauf sie außer sich vor Zorn eine Vase zerschlug und zu ihm sagte: »Mit dir ist auch nie etwas anzufangen!« Er aber blieb im unklaren darüber, ob sie irgend jemand versteckt hatte, dessen Eifersucht sie erregen oder dessen Sinne sie entzünden wollte.

Manchmal suchte er Bordelle auf in der Hoffnung, etwas über sie zu erfahren, allerdings ohne ihren Namen zu nennen. »Ich habe da eine Kleine, die Ihnen gefallen wird«, sagte die Kupplerin. Und dann verbrachte er eine Stunde in melancholischem Gespräch mit einem armen Mädchen, das sich wunderte, daß er weiter nichts wollte. Eine junge, ganz entzückende Person sagte eines Tages zu ihm: »Am liebsten hätte ich einen Freund, er könnte sicher sein, daß ich dann nie mehr mit einem anderen ginge.« »Wirklich? Meinst du, es könne möglich sein, daß es einer Frau ernstlich etwas ausmacht, wenn man sie liebt, so daß sie einen dann nicht mehr betröge?« wollte Swann angstvoll wissen. »Aber sicher! Das hängt vom Cha-

rakter ab!« Swann konnte nicht anders, er sagte diesen Mädchen dieselben Dinge, die der Fürstin des Laumes gefallen hätten. Zu der, die einen Freund suchte, bemerkte er mit einem Lächeln: »Das ist hübsch, du hast heute blaue Augen angezogen, sie passen ganz genau zur Farbe deines Gürtels.« »Sie haben auch blaue Manschetten.« »Eine schöne Unterhaltung führen wir, wenn man bedenkt, wo wir hier sind! Langweile ich dich auch nicht? Du hast vielleicht zu tun?« »Nein, ich habe beliebig Zeit. Wenn Sie mich langweilten, würde ich es sagen. Im Gegenteil, ich höre Ihnen gern zu.« »Das ist sehr schmeichelhaft für mich. Nicht wahr, wir unterhalten uns doch sehr gut?« meinte er, als die Kupplerin ins Zimmer trat. »Aber gewiß, das hatte ich mir gedacht. Wie brav diese Kinder sind! So ist das neuerdings: Man kommt zum Plaudern zu mir. Der Fürst hat es neulich erst gesagt, er fühlt sich hier viel wohler als bei seiner Frau. Es scheint, daß in der großen Welt die Frauen jetzt eine Art haben … es ist ein Skandal! Aber ich bin diskret, ich lasse euch allein.« Und damit überließ sie Swann dem Mädchen mit den blauen Augen. Er stand bald auf und sagte adieu, sie interessierte ihn nicht, sie wußte nichts von Odette.

Da der Maler erkrankt war, hatte Doktor Cottard ihm zu einer Seereise geraten; mehrere Getreue sprachen davon, ihn dabei zu begleiten; die Verdurins konnten sich nicht entschließen, allein zurückzubleiben, sie mieteten eine Jacht, erwarben sie dann sogar, und auf diese Weise machte Odette eine Reihe von Seereisen mit. Jedesmal, wenn sie eine Weile fort war, fühlte Swann, daß er anf ing, sich von ihr zu lösen, doch es war, als stehe diese geistige Distanz im direkten Verhältnis zur materiellen Entfernung, denn sobald er Odette wieder in Paris wußte, hielt er es nicht aus, ohne sie zu sehen. Einmal, als sie – so glaubten sie wenigstens! – nur für vier Wochen verreist waren, fuhren sie, sei es, daß sie erst unterwegs Lust dazu bekamen oder daß Monsieur Verdurin im voraus das Ganze seiner Frau zu Gefallen so arrangiert und

die Getreuen erst von Fall zu Fall näher unterrichtet hatte, von Algier aus zuerst nach Tunis, dann nach Italien, dann nach Griechenland und von da aus nach Konstantinopel und Kleinasien. Die Reise dauerte schon fast ein Jahr. Swann war vollkommen ruhig, beinahe glücklich. Obwohl Madame Verdurin den Pianisten und Doktor Cottard zu überzeugen versucht hatte, daß die Tante des einen und die Patienten des anderen sie nicht brauchen würden und daß es auf alle Fälle unvorsichtig wäre, Madame Cottard nach Paris zurückkehren zu lassen, wo, wie Monsieur Verdurin behauptete, Revolution sei, mußte sie ihnen doch in Konstantinopel die Freiheit wiedergeben. Der Maler reiste mit ihnen zurück. Eines Tages, kurz nach der Heimkehr der drei Reisenden, sah Swann einen Omnibus in Richtung Luxembourg vorüberfahren, wo er zu tun hatte[1] ; er sprang auf und fand sich mit einem Mal Madame Cottard gegenüber, die in großer Toilette, mit einem Reihergesteck am Hut, im Seidenkleid, mit Muff, En-tout-cas[2] sowie Visitenkartentasche und weißen, frisch gereinigten Handschuhen auf Besuchstournee war. Mit diesen Insignien bekleidet ging sie, wenn trockenes Wetter war, zu Fuß von einem Haus zum anderen, soweit sie im gleichen Stadtviertel gelegen waren; doch um sich in ein anderes Quartier zu begeben, benutzte sie den Omnibus und seine Umsteigemöglichkeiten. Im ersten Augenblick, noch bevor bei ihr die angeborene Liebenswürdigkeit der Frau die Steifheit der Kleinbürgerin hatte durchbrechen können und ehe sie sich noch recht klar darüber war, ob sie zu Swann von den Verdurins sprechen sollte, führte sie ganz natürlich mit ihrer sanften, langsamen, etwas schüchternen Stimme, die augenblicksweise vom Lärm des Vehikels vollkommen überdeckt wurde, dieselben Reden, wie sie sie in den fünfundzwanzig Häusern, deren Stockwerke sie an einem Tag erklomm, mit anhörte und selbst wiederholte:

»Ich frage Sie gar nicht erst, Monsieur Swann, ob Sie, der Sie doch so über alles auf dem laufenden sind, bei den

Mirlitons das Porträt von Machard[3] gesehen haben, zu dem alle Leute hinströmen. Ich bin gespannt, was halten Sie davon? Stehen Sie im Lager derer, die es bewundern, oder mißbilligen Sie es? In allen Salons ist nur noch von Machards Porträt die Rede; man ist nicht schick, man gehört nicht dazu, man ist nicht auf der Höhe, wenn man nicht seine Meinung über Machards Porträt abgeben kann.«

Als Swann erklärt hatte, er habe das Porträt nicht gesehen, fürchtete Madame Cottard, ihn dadurch verletzt zu haben, daß sie ihn zu diesem Eingeständnis nötigte.

»So ist es recht, Sie geben es wenigstens offen zu. Sie rechnen es sich nicht zur Unehre an, wenn Sie das Porträt von Machard noch nicht gesehen haben. Ich finde das sehr richtig von Ihnen. Nun, ich habe es gesehen, die Meinungen sind geteilt, manche finden es etwas geleckt, etwas konditorhaft; ich selbst muß gestehen, ich finde es ideal. Wie die blauen und gelben Frauen, die unser Freund Biche malt, ist sie allerdings nicht. Aber ich muß offen sagen, auf die Gefahr hin, daß Sie mich nicht sehr fin de siècle finden, aber ich sage es, wie ich es empfinde, ich habe kein Verständnis dafür. Mein Gott, ich erkenne natürlich an, daß in dem Porträt meines Mannes irgend etwas steckt, es ist auch weniger seltsam als die, die er gewöhnlich malt, aber auch ihm mußte er einen blauen Schnurrbart malen. Hingegen dieser Machard! Sehen Sie, gerade der Mann der Freundin, zu der ich im Augenblick gehe (ich habe dadurch das große Vergnügen, die Fahrt mit Ihnen zu machen) hat ihr versprochen, sobald er in die Akademie aufgenommen wird (er ist ein Kollege des Doktors) ihr Porträt von Machard malen zu lassen. Aber das wird wohl ein schöner Traum bleiben! Ich habe eine andere Freundin, die behauptet, sie ziehe Leloir vor. Ich verstehe ja nicht genug davon, und Leloir ist vielleicht der noch größere Könner. Aber ich finde, die wichtigste Eigenschaft eines Porträts, zumal wenn es zehntausend Francs kostet, bleibt doch, daß es ähnlich ist, und zwar auf eine angenehme Art.«

Nachdem sie diese Äußerungen getan hatte, zu denen sie die Höhe ihrer Reiheragraffe, das Monogramm auf ihrer Visitenkartentasche, die kleine von der Färberei mit Tinte eingezeichnete Ziffer in ihren Handschuhen und ihre Hemmung, von den Verdurins zu sprechen, veranlaßten, hörte Madame Cottard, als sie sah, daß es bis zur Ecke der Rue Bonaparte, wo der Omnibusschaffner sie absetzen sollte, noch ziemlich weit sei, auf die Stimme ihres Herzens, die andere Worte in Bereitschaft hielt.

»Die Ohren haben Ihnen klingen müssen, Monsieur Swann«, sagte sie, »während der Reise, die wir mit Madame Verdurin gemacht haben. Unaufhörlich war von Ihnen die Rede.«

Swann war sehr erstaunt, er hatte vermutet, daß sein Name vor den Verdurins nie genannt würde.

»Im übrigen«, setzte Madame Cottard hinzu, »war Madame de Crécy mit von der Partie, und damit ist ja schon alles gesagt. Wo Odette auch ist, sie hält es niemals lange aus, ohne von Ihnen zu reden, und Sie können sich denken, daß sie nichts Schlechtes sagt! Wie? Sie scheinen zu zweifeln?« fragte sie angesichts einer skeptischen Gebärde Swanns.

Fortgerissen von der Aufrichtigkeit ihrer Überzeugung und ohne sich im übrigen irgend etwas Böses dabei zu denken, sondern nur als spräche sie von der herzlichen Zuneigung, wie sie Freunde untereinander hegen, fuhr sie fort:

»Sie vergöttert Sie ja! Ach, ich glaube, man dürfte in ihrer Gegenwart nicht das geringste gegen Sie vorzubringen wagen! Da käme man schön an! Bei jeder Gelegenheit, zum Beispiel wenn wir Bilder ansahen, sagte sie: ›Oh, wenn er jetzt da wäre, er wüßte ganz genau, ob das echt ist oder nicht. So gut wie er weiß das keiner.‹ Immerzu fragte sie sich: ›Was mag er jetzt wohl tun? Wenn er nur etwas arbeitete! Es ist zu schade, ein so begabter Mensch, aber leider faul. (Sie verzeihen mir, nicht wahr?) In diesem Augenblick sehe ich ihn vor mir, er denkt gewiß an uns und fragt sich, wo wir sind.‹ Sie hat sogar

etwas gesagt, was ich ganz reizend fand; Monsieur Verdurin meinte nämlich: ›Aber wie können Sie denn sehen, was er in diesem Augenblick tut, wo Sie doch achthundert Meilen von ihm entfernt sind?‹ Da hat Odette gesagt: ›Dem Auge einer Freundin ist nichts unmöglich.‹ – Nein, ich schwöre Ihnen, ich sage das nicht, um Ihnen etwa zu schmeicheln, Sie haben eine wirkliche Freundin an ihr, wie man sie selten findet. Ich will Ihnen auch noch verraten, wenn Sie es noch nicht wissen, daß Sie bei ihr der einzige sind. Madame Verdurin sagte noch am letzten Tage zu mir (Sie wissen ja, am Abend vor der Abreise plaudert man am allerintimsten miteinander): ›Ich will nicht behaupten, daß Odette nicht an uns hängt, aber alles, was wir ihr sagen, hat kein Gewicht neben dem, was Monsieur Swann sagen würde.‹ Oh, mein Gott, jetzt macht mir schon der Schaffner ein Zeichen, beinahe hätte ich mich verplaudert und die Rue Bonaparte verpaßt … würden Sie so freundlich sein und mir rasch noch sagen, ob mein Reiher auch geradesitzt?«

Und Madame Cottard nahm ihre weiß behandschuhte Rechte aus dem Muff, um sie Swann zu reichen, ein Umsteigefahrschein entflatterte ihr, eine Vision von »high-life« erfüllte den Omnibus, mit dem Geruch von Fleckenwasser vermischt. Swann aber verspürte eine überflutende Zärtlichkeit für sie, ebenso für Madame Verdurin (und beinahe ebenso für Odette, denn sein Gefühl für sie war jetzt frei von Schmerz und daher kaum noch Liebe zu nennen), während er ihr von der Plattform aus mit gerührten Blicken nachsah; mutig, mit hohem Reiher und baumelndem Muff, mit der einen Hand den Rock raffend und in der anderen den Schirm und die Visitenkartentasche haltend, deren Monogramm sie sehen ließ, verschwand sie in der Rue Bonaparte.

Als Gegengewicht gegen die krankhaften Gefühle, die Swann Odette entgegenbrachte, hatte Madame Cottard, die sich hierin als eine bessere Therapeutin erwies, als ihr Gatte es gewesen wäre, ihm daneben andere, normalere einge-

pflanzt: Gefühl der Freundschaft und Dankbarkeit, die in seinem Geist Odette menschlicher machen mußten (auch anderen Frauen ähnlicher, da auch andere Frauen ihm solche Gefühle einflößen konnten) und die ihre endgültige Umwandlung in jene mit friedlicher Zuneigung geliebte Odette beschleunigten, die ihn einmal nach einem Fest bei dem Maler mit Forcheville auf ein Glas Orangeade in ihre Wohnung mitgenommen hatte und an deren Seite Swann sich für einen Augenblick ein glückliches Leben vorstellen konnte.

Früher hatte er oft mit Schrecken daran gedacht, daß er eines Tages aufhören werde, in Odette verliebt zu sein; er hatte sich vorgenommen, gut aufzupassen, und sobald er ein Nachlassen seiner Liebe verspüren würde, sich daran anzuklammern und sie festzuhalten. Nun aber setzte gleichzeitig mit dem Schwächerwerden seiner Liebe auch eine Verminderung seines Wunsches, verliebt zu bleiben, ein. Denn man kann sich nicht ändern, das heißt eine andere Person werden, und gleichzeitig den Gefühlen derjenigen weiter gehorchen, die man nicht mehr ist. Manchmal verspürte er, wenn er in der Zeitung den Namen eines der Männer fand, von denen er vermutete, daß sie Odettes Liebhaber hätten sein können, noch einmal eine Regung von Eifersucht. Doch sie war nur sehr leicht, und da sie ihm bewies, daß er noch nicht gänzlich aus jener Periode heraus war, in der er so sehr gelitten hatte – in der er freilich auch eine so sinnlich beglückende Art des Fühlens gekannt hatte –, und daß die Zufälle des Weges ihm vielleicht gestatten würden, hier und da noch von ferne ihre Schönheiten zu genießen, verschaffte ihm diese Eifersucht eine eher angenehme Erregung, so wie etwa dem Pariser, der betrübten Sinnes Venedig verläßt und nach Frankreich zurückkehrt, ein letzter Moskito beweist, daß Italien und der Sommer noch nicht so ferne sind. Doch die meiste Zeit war es so, daß er, sofern er sich Mühe gab, wenn auch nicht in dieser so eigenartigen Epoche seines Lebens zu verbleiben, so doch, solange es noch möglich wäre, eine klare Sicht von ihr zu

haben, feststellen mußte, daß es schon nicht mehr ging; er hätte diese Liebe, von der er sich entfernte, wie eine Landschaft sehen mögen, die allmählich entschwand; es ist aber so schwer, sich zu spalten und sich eine wahrhafte Vorstellung von einem Gefühl zu machen, das man nicht mehr hegt, daß bald alles in seinem Hirn in Dunkelheit verschwamm, er nichts mehr sah und nichts mehr sehen wollte, seinen Kneifer abnahm und die Gläser putzte; er sagte sich dabei, es sei besser, etwas auszuruhen, es sei auch nach einer Weile noch Zeit, und verkroch sich wie ein Reisender, der ohne Neugier, stumpf und starr, im Halbschlaf seinen Hut über die Augen schiebt, um in dem Eisenbahnwagen zu schlafen, der ihn immer schneller aus dem Land entführt, in dem er so lange gelebt hat und das er nicht hatte verlassen wollen ohne einen letzten Abschiedsblick. Wie der Reisende auch, der erst in Frankreich erwacht, bemerkte Swann, wenn er zufällig in seiner Nähe auf einen Beweis dafür traf, wonach Forcheville Odettes Liebhaber gewesen war, daß er keinen Schmerz mehr verspürte, daß die Liebe schon fern war, und bedauerte, daß er den Augenblick nicht wahrgenommen hatte, da er sie für immer hinter sich ließ. Und ebenso wie er vor seinem ersten Kuß versucht hatte, sich Odettes Gesicht einzuprägen, wie es so lange für ihn gewesen war, ehe die Erinnerung an diesen Kuß es verwandeln würde, so hätte er jetzt gern, in Gedanken wenigstens, während sie noch existierte, von jener Odette Abschied genommen, die ihm Liebe und Eifersucht eingeflößt hatte, die ihm Leiden bescherte und die er nun niemals mehr wiedersehen würde. Er täuschte sich. Er sollte ihr einige Wochen später noch einmal wiederbegegnen. Es war im Schlaf, im Dämmerlicht eines Traums.[1] Er ging mit Madame Verdurin, dem Doktor, einem jungen Mann im Fes, dessen Identität er nicht feststellen konnte, dem Maler, Odette, Napoleon iii. und meinem Großvater auf einem Weg spazieren, der dicht am Meer entlangführte, manchmal sehr hoch, manchmal aber auch nur ein paar Meter darüber, so daß man ständig

aufwärts und abwärts ging; die Spaziergänger, die sich im Abstieg befanden, waren für die nicht sichtbar, die gerade aufwärts gingen; das ohnehin schwache Tageslicht nahm noch weiter ab, und dunkle Nacht schien sich jeden Moment ausbreiten zu wollen. Manchmal brandeten die Wogen bis an den Rand des Weges empor, und Swann spürte eiskalte Spritzer auf der Wange. Odette sagte ihm, er solle sie abtrocknen; aber er konnte nicht und fühlte sich ihr gegenüber aus diesem Grunde verlegen, wie auch deshalb, weil er im Nachthemd war. Er hoffte, man werde es bei der Dunkelheit nicht bemerken, Madame Verdurin aber fixierte ihn dennoch eine ganze Weile mit erstauntem Blick, währenddem sich ihre Züge verwandelten, ihre Nase ganz lang wurde und sie einen großen Schnurrbart bekam. Er wandte sich ab, um nach Odette zu sehen; ihre Wangen waren bleich und mit kleinen roten Flecken übersät, ihre Züge wirkten schlaff, sie hatte Ringe unter den Augen, aber sie schaute ihn mit zärtlichen Blicken an, die sich loszulösen und wie Tränen auf ihn zu fallen schienen, und er liebte sie so sehr, daß er sie auf der Stelle hätte entführen mögen. Auf einmal wendete Odette ihr Handgelenk um, sie blickte auf eine kleine Uhr und sagte: »Ich muß jetzt gehen«, sie verabschiedete sich von allen auf die gleiche Weise, ohne Swann auf die Seite zu ziehen und ohne ihm zu sagen, wo er sie am Abend oder an einem anderen Tag würde treffen können. Er wagte nicht, sie danach zu fragen, er wäre ihr gern nachgegangen, mußte aber, ohne sich nach ihr umzuwenden, lächelnd Madame Verdurin auf eine Frage Antwort geben; sein Herz schlug fürchterlich; er verspürte eine Art von Haß auf Odette, er hätte ihr die eben noch so sehr geliebten Augen auskratzen, ihre schlaffen Wangen wütend zerfleischen mögen. Er ging mit Madame Verdurin weiter aufwärts, das heißt entfernte sich mit jedem Schritt von Odette, die in umgekehrter Richtung abwärts ging. Nach einer Sekunde schon war sie stundenlang fort. Der Maler machte Swann darauf aufmerksam, daß Napoleon iii. sich einen Augenblick nach ihr ent-

fernt habe. »Es war gewiß zwischen ihnen so ausgemacht«, setzte er hinzu, »sie treffen sich sicher unten am Strand, haben aber nicht gleichzeitig Adieu sagen wollen, aus Gründen der Konvention. Sie ist seine Geliebte.« Der junge Unbekannte fing zu weinen an. Swann suchte ihn zu trösten. »Letztlich hat sie recht«, sagte er, indem er jenem die Augen trocknete und ihm den Fes abnahm, damit er es leichter hätte. »Ich habe es ihr selbst mindestens zehnmal geraten. Weshalb traurig sein? Das war der Mann, der sie verstehen konnte.« So redete Swann sich selber zu, denn der junge Mann, den er zunächst nicht hatte identifizieren können, war niemand anders als er selbst; wie manche Romanschriftsteller hatte er seine Person auf zwei Gestalten verteilt, diejenige, die träumte, und eine andere, die er mit einem Fes auf dem Kopf vor sich sah.

Was Napoleon iii. anging, so war es Forcheville, dem er infolge einer vagen Ideenassoziation, nach einer leichten Retusche der Züge des Barons[1] und aufgrund des Großkordons der Ehrenlegion, den er um den Hals trug, diesen Namen aufgeheftet hatte; in Wirklichkeit aber und in allem, was diese Traumfigur für ihn bedeutete, ihm ins Gedächtnis rief, war es eben Forcheville. Denn aus unvollständigen und wechselnden Bildern zog der schlummernde Swann falsche Folgerungen, wobei er zudem im Augenblick eine so starke Schöpferkraft besaß, daß er sich einfach wie gewisse niedere Organismen durch Teilung vermehren konnte; mit der Wärme, die er in seiner eigenen Handfläche verspürte, modellierte er die Höhlung einer fremden Hand, die er zu drücken glaubte, und aus Gefühlen und Impressionen, die ihm noch nicht bewußt wurden, ließ er etwas wie Peripetien entstehen, die in logischer Verkettung zur gegebenen Zeit im Traum die Person erscheinen ließen, die seine Liebe auf sich ziehen oder ihm zum Erwachen verhelfen sollte. Es wurde plötzlich vollends finster um ihn, die Sturmglocke läutete, Küstenbewohner eilten vorbei, die sich aus brennenden Häusern retteten; Swann hörte das Dröhnen der Wogen, die bis auf den Weg heraufschlugen,

und mit der gleichen Heftigkeit schlug ihm das Herz in der Brust vor Angst. Plötzlich nahm das Tempo dieses Herzklopfens rasend zu, er verspürte einen Schmerz und unerklärliche Übelkeit; ein mit Brandwunden bedeckter Bauer rief ihm im Vorübereilen zu: »Kommen Sie, fragen Sie Charlus, wo Odette den Rest des Abends mit ihrem Begleiter verbracht hat, er ist ja früher bei ihr gewesen, ihm verheimlicht sie nichts. Sie haben auch das Feuer gelegt.« Es war sein Kammerdiener, der ihn mit den Worten wecken kam:

»Monsieur, es ist acht Uhr, der Friseur war da, ich habe ihm gesagt, er soll in einer Stunde wiederkommen.«

Doch diese Worte waren, als sie die ihn noch umfangenden Wogen des Schlafs durchdrangen, nur auf jener Art von Umweg in Swanns Bewußtsein gelangt, durch den ein Lichtstrahl auf dem Grund des Wassers wie eine Sonne erscheint; ebenso hatte einen Augenblick zuvor das Geräusch der Schelle in den Tiefen dieses Abgrunds den Klang einer Sturmglocke angenommen und die Episode mit der Feuersbrunst ausgelöst. Nun aber verfloß die Szenerie, die er vor Augen gehabt hatte, in nichts, er schlug die Augen auf und hörte zum letzten Mal noch ein Meeresbrausen, das sich in der Ferne verlor. Er berührte seine Wange. Sie war trocken. Und doch erinnerte er sich an das Gefühl der Nässe und den Salzgeschmack. Er stand auf und kleidete sich an. Er hatte den Friseur schon so früh bestellt, weil er am Vortag meinem Großvater geschrieben hatte, er werde am Nachmittag nach Combray kommen, denn er hatte gehört, daß Madame de Cambremer – die frühere Mademoiselle Legrandin – dort ein paar Tage verbringen werde. Da er in seiner Erinnerung zwischen dem Zauber dieses jungen Gesichts und dem einer Landschaft, die er so lange nicht mehr gesehen hatte, eine Verbindung herstellte, bildeten sie zusammen einen Anreiz für ihn, der ihn schließlich bewog, Paris für ein paar Tage zu verlassen. Da die verschiedenen Zufälle, die uns mit bestimmten Personen zusammenführen, nicht mit der Zeit unserer Liebe zu ihnen zusammenfallen,

sondern sich bereits, bevor noch jene angebrochen ist, ergeben und ebenso andauern können, wenn sie abgelaufen ist, nehmen die ersten Auftritte in unserem Leben von einer Person, die uns später gefallen soll, rückblickend in unseren Augen den Charakter einer Ankündigung, eines Vorzeichens an. In dieser Weise hatte Swann sich oft wieder Odettes Bild vor Augen gestellt, wie er sie damals im Theater gesehen hatte, an jenem ersten Abend, als er noch nicht damit rechnete, sie je wieder zu erblicken – und so auch dachte er jetzt an den Abend bei Madame de Saint-Euverte zurück, wo er den General Froberville Madame de Cambremer vorgestellt hatte. Die Interessen unseres Lebens sind so vielfältig verflochten, daß nicht selten bei einer gleichen Gelegenheit die Richtpunkte eines noch nicht bestehenden Glücks bereits festgelegt sind, wenn wir an einem noch immer wachsenden Kummer leiden. Das hätte für Swann natürlich auch anderswo geschehen können als bei Madame de Saint-Euverte. Wer kann wissen, ob nicht an jenem Abend sogar, wäre er anderswo gewesen, andere Freuden sich angebahnt, andere Leiden ihn ereilt hätten, die ihm späterhin ebenso unvermeidlich vorgekommen wären? Was aber ihm wirklich so erschien, war das, was geschehen war, und er neigte beinahe dazu, etwas Schicksalhaftes darin zu sehen, daß er sich entschlossen hatte, die Soiree von Madame de Saint-Euverte zu besuchen, da nämlich sein Geist in dem Verlangen, den Erfindungsreichtum des Lebens zu bewundern, und unfähig, sich lange eine schwierige Frage vorzulegen oder festzustellen, was am wünschenswertesten gewesen sei, in den Leiden, die er an jenem Abend durchlebt hatte, und den noch ungeahnten Freuden, die darunter schon keimten – und die sich nur schwer gegeneinander abwägen ließen –, eine Art notwendiger Verkettung erkennen wollte.

Während er so eine Stunde nach seinem Erwachen dem Friseur die nötigen Anweisungen gab, damit seine »Bürste« im Wagen nicht zu Schaden kommen konnte, dachte er an seinen Traum zurück; er sah wieder, wie er sie vor kurzem noch ganz

nahe bei sich gefühlt hatte, Odettes bleichen Teint, ihre zu mageren Wangen, die schlaffen Züge, die müden Augen vor sich, alles, was er – im Laufe seiner aufeinanderfolgenden Liebesgefühle, die aus seiner beständigen Liebe zu Odette ein langes Vergessen des ersten von ihr empfangenen Eindrucks gemacht hatten – nach den ersten Zeiten seiner Verbindung mit ihr nicht mehr bemerkt, dessen genauen Eindruck aber offenbar seine Erinnerung im Schlaf wiederherzustellen versucht hatte. Und mit jener Grobschlächtigkeit, die bei ihm auftauchen konnte, sobald er nicht mehr unglücklich war und sich gleichzeitig sein moralisches Niveau senkte, sagte er fast empört zu sich selbst: Wenn ich denke, daß ich mir Jahre meines Lebens verdorben habe, daß ich sterben wollte, daß meine größte Liebe einer Frau galt, die mir nicht gefiel, die nicht mein Genre war!

DRITTER TEIL

NAMEN UND ORTE : NAMEN

Unter den Zimmern, deren Bild ich am häufigsten in meinen schlaflosen Nächten heraufbeschwor, glich keines weniger den Zimmern von Combray und dem Duft ihrer körnigen, mit Blütenstaub überstreuten, eßbaren und frommen Atmosphäre als das im Grand Hôtel de la Plage zu Balbec, dessen lackierte Wände – ähnlich den glatten Seitenflächen eines Schwimmbeckens, in dem das Wasser bläulich ist – eine reine, azurne

und salzige Luft umschlossen. Der bayrische Dekorateur, der mit der Ausstattung dieses Hotels betraut worden war, hatte die Räume verschieden zu gestalten versucht; in dem von mir bewohnten liefen an drei Wänden niedere glasverkleidete Bücherregale entlang, auf deren Scheiben sich je nach ihrer Lage durch einen Effekt, den ihr Schöpfer nicht vorhergesehen hatte, der eine oder andere Teil der ständig wechselnden Meereslandschaft spiegelte und so einen Fries von lichtüberfluteten Seestücken bildete, der nur durch die Mahagoniflächen unterbrochen wurde. Das ganze Zimmer wirkte dadurch wie einer jener Musterschlafräume, die in den Ausstellungen von Art-Nouveau-Möbeln[1] mit einem Bilderschmuck vorgeführt werden, den man für geeignet hält, die Augen des darin Schlafenden zu erfreuen, und der jeweils in Beziehung zu der Gegend steht, für die die Wohnung gedacht ist.

Doch nichts glich auch weniger jenem wirklichen Balbec als das, von dem ich oft geträumt hatte an stürmischen Tagen, wo der Wind so heftig ging, daß Françoise, wenn sie mich in die Anlagen der Champs-Élysées führte, mir empfahl, nicht so dicht an den Häusern entlangzugehen, damit ich nicht Dachziegel auf den Kopf bekäme, wobei sie seufzend von den großen Naturkatastrophen und Schiffbrüchen sprach, über die die Zeitungen zu berichten wußten. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als das stürmische Meer zu sehen, nicht als ein schönes Schauspiel, vielmehr als eine Offenbarung des wahren Lebens der Natur; oder ich möchte lieber sagen, es gab für mich keine schönen Schauspiele außer solchen, von denen ich wußte, daß sie nicht künstlich zu meinem Vergnügen arrangiert wurden, sondern daß sie notwendig, unabwendbar waren: die Schönheiten der Landschaft oder der großen Kunst. Ich wünschte, ja begehrte nur das zu kennen, was ich für wahrer hielt, als ich selbst mir vorkam, das heißt, was in meinen Augen den Vorzug hatte, mir einen Einblick in das Denken eines großen Genius oder in die Kraft, den Zauber der Natur zu verschaffen, so wie sie sich entfaltet, wenn sie ohne menschliches Zutun

ganz sich selbst überlassen ist. Ebenso wie der für sich allein vom Phonographen reproduzierte schöne Stimmklang unserer Mutter uns über ihren Verlust nicht würde trösten können, hätte mich ein mit den Mitteln der Technik nachgeahmter Sturm kaltgelassen wie die Leuchtfontänen der Weltausstellung.[1] Ich verlangte auch, damit der Sturm absolut richtig wäre, daß das Ufer ein wirklicher Naturstrand sei und nicht ein in neuerer Zeit von Amts wegen hergestellter Deich. Übrigens erschien mir die Natur durch alle Gefühle, die sie in mir weckte, den maschinellen Erzeugnissen der Menschen vollkommen entgegengesetzt. Je weniger sie durch diese geprägt war, desto mehr Raum bot sie meinem Herzen, sich zu weiten. Den Namen von Balbec aber hatte ich behalten, wie Legrandin ihn uns zitiert hatte als den eines »jenen düsteren, durch so viele Schiffsuntergänge berühmten, die Hälfte des Jahres von dem Leichentuch der Nebel und schäumenden Meereswogen bedeckten Küsten« nahegelegenen Strandes.

»Man spürt dort noch unter den Füßen«, hatte er gesagt, »viel mehr als im Finistère selbst (auch wenn sich dort jetzt Hotels übereinandertürmen sollten, allerdings ohne das älteste Erdgerippe verändern zu können), man spürt dort das eigentliche Ende des französischen Bodens, ja Europas, der alten Welt überhaupt. Es ist auch der letzte Ort, wo noch Fischer hausen, gleich allen Fischern, die seit der Erschaffung der Welt auf dieser Erde lebten, im Angesicht des ewigen Reiches der Nebel, der See und der Schatten.«[1] Eines Tages, als ich in Combray den Strand von Balbec vor Monsieur Swann erwähnte, um von ihm zu erfahren, ob er der geeignetste Punkt sei, um mächtige Stürme zu erleben, hatte er mir geantwortet: »Und ob ich Balbec kenne! Die zur Hälfte noch romanische Kirche Balbecs, aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, ist vielleicht das merkwürdigste Beispiel normannischer Gotik und von so ausgesprochener Eigenart, daß sie beinahe wie ein Werk der persischen Baukunst[2] anmutet.« Verzaubert sah ich nun diese Stätten, die mir so lange nur wie ein Stück

Natur aus unvordenklichen Zeiten, aus den Epochen der großen erdgeschichtlichen Umwälzungen vorgekommen waren – ebensosehr außerhalb der Menschheitsgeschichte stehend wie der Ozean oder der Große Bär, mit ihren naturhaften Fischern, für die es so wenig ein Mittelalter gegeben hatte wie für die Wale –, auf einmal in den Lauf der Jahrhunderte eingeordnet; ich erfuhr, daß sie die romanische Epoche mitgemacht hatten und daß das gotische Kleeblatt auch auf diesen wilden Klippen zu seiner Zeit aufgesproßt war wie jene zartgliedrigen, aber zählebigen Pflanzen, die, wenn es Frühling wird, mit ihren Blütensternen hier und da den Schnee der Pole bestikken. Wenn aber die Gotik diesen Stätten und Menschen eine nähere Bestimmung gab, die ihnen fehlte, so wurde umgekehrt nicht weniger auch ihr selbst von diesen eine solche verliehen. Ich versuchte mir vorzustellen, wie diese Fischer wohl gelebt hatten, ihr schüchternes, unerwartet hier und da auftauchendes Bemühen, während des Mittelalters zu einer Gesellschaftsbildung zu kommen, zusammengedrängt auf einem Punkt dieser Höllenküste, zu Füßen der Todesklippen; die Gotik aber wurde mir um so lebendiger, als ich sie nun losgelöst von den Städten erblickte, wo ich sie im Geiste bislang stets gesehen hatte, und mir vorstellen konnte, wie sie in einem bestimmten Fall auf den wilden Felsen Wurzel geschlagen und die zarte Blüte eines Glockenturms in die Höhe getrieben hatte. Später konnte ich im Museum Reproduktionen der berühmtesten Bildwerke von Balbec sehen: die gelockten Apostel mit den stumpfen Nasen, die Heilige Jungfrau des Portals, und vor Freude stockte mir der Atem bei dem Gedanken, sehen zu können, wie ihre Gestalt aus dem ewigen, salzigen Nebel hervortritt. Von da an verband sich in mir an den stürmischen und doch milden Februarabenden – wenn der Wind mir den Plan einer Reise nach Balbec ins Herz blies, das er nicht weniger zum Beben brachte als meinen Schlafzimmerkamin – die Sehnsucht nach gotischer Architektur mit der nach einer Sturmflut am Meer.

Am liebsten hätte ich gleich am nächsten Tag den schönen, großherzigen Einuhrzweiundzwanzig-Zug genommen, dessen Abfahrtsstunde ich auf den Plakaten der Eisenbahn und in Rundreiseangeboten nie ohne Herzklopfen lesen konnte: sie schien mir im Laufe des Nachmittags einen köstlichen Einschnitt zu schaffen, ein geheimnisvoll trennendes Mal, von dem aus zwar die von ihrer Bahn abgelenkten Stunden noch zum Abend führten oder zum Morgen des folgenden Tages, doch als Stunden nunmehr, die man anstatt in Paris in einer der Städte erleben würde, die jener Zug verbindet und die man sich aussuchen konnte; denn er hielt in Bayeux, Coutances, Vitré, Questambert, Pontorson, Balbec, Lannion, Lamballe, Benodet, Pont-Aven und in Quimperlé[1] und setzte seinen Weg prächtig beladen mit Namen fort, die er mir alle anbot und unter denen ich nicht wußte, welchen ich vorgezogen hätte, denn ich konnte auf keinen verzichten. Doch ich hätte diesen Zug gar nicht abzuwarten brauchen, sondern, sofern meine Eltern es mir erlaubten, mich schnell ankleiden, rasch noch am gleichen Abend abreisen und schon in Balbec eintreffen können, wenn der erste Morgenschimmer über dem tobenden Meer aufginge, vor dessen weithinfliegenden Schaumspritzern ich mich dann in die Kirche im persischen Stil flüchten würde. Doch als die Osterferien näherkamen und meine Eltern mir versprachen, ich könne sie diesmal in Norditalien verbringen, waren plötzlich jene Träume von Sturm, von denen ich soeben noch ganz erfüllt gewesen war in dem Wunsch, von allen Seiten anrollende Wogen zu sehen, die immer höher an der wildesten aller Küsten hinaufleckten, und von Kirchen in nächster Nähe, die schroff und starr aufragten wie Felsgestade und in deren Türmen Meeresvögel schrien, wie weggewischt, allen Reizes beraubt, und an ihre Stelle trat, jene anderen vollkommen ausschließend, da er ihnen so ganz entgegengesetzt war und sie nur hätte mindern können, der völlig andersgeartete Traum von einem in allen Farben schimmernden Frühling, der nicht der Frühling von Combray mit seinen noch

scharfprickelnden Eisnadeln war, sondern ein Lenz, der schon die Gefilde um Fiesole mit Lilien und Anemonen überzog und Florenz vor einem Goldgrund, der dem auf den Bildern von Fra Angelico[2] glich, schimmernd aufstrahlen ließ. Seit diesem Augenblick gab es für mich nur noch Licht, Duft und Farbe; denn die einander ablösenden Bilder hatten in mir einen Frontwechsel auch der Wünsche bewirkt und auch – ebenso unvermittelt, wie es manchmal in der Musik geschieht – einen völligen Wechsel in der Tonart meiner Gefühle. Schließlich reichte schon eine bloße atmosphärische Veränderung aus, um diese Modulation in mir zu bewirken, ohne daß ich die Rückkehr einer bestimmten Jahreszeit hätte abwarten müssen. Denn oft verirrt sich in die eine ein Tag aus einer anderen, in die er uns dann hineinversetzt, wobei er in uns den Wunsch nach ihren besonderen Freuden weckt und gleichzeitig die Träume unterbricht, die wir im Augenblick hegten; früher oder später, als es eigentlich an der Reihe ist, schiebt er dieses kleine lose Blatt aus einem anderen Kapitel in den an solchen Interpolationen reichen Glückskalender ein. Doch wie die Wissenschaft sich eines Tages jener Naturphänomene bemächtigt, aus denen unser Wohlbefinden und unsere Gesundheit bis dahin nur einen zufälligen und unbedeutenden Nutzen ziehen konnten, und dadurch, daß sie sie nach Belieben erzeugt, unabhängig von der Bevormundung durch den Zufall und von seiner Genehmigung die Möglichkeit ihres Auftretens in unsere Hände legt, so unterstand bald auch die Erzeugung dieser Träume vom Ozean und von Italien nicht mehr ausschließlich dem Wechsel der Jahreszeiten und des Wetters. Ich brauchte, um sie ins Leben zu rufen, nur die Namen auszusprechen: Balbec, Venedig, Florenz, in denen das Verlangen nach den durch sie bezeichneten Orten im voraus aufgespeichert lag. Selbst im Frühling genügte es, daß ich irgendwo den Namen Balbec las, damit in mir das Verlangen nach Stürmen und normannischer Gotik erstand; und auch an einem stürmischen Tag erzeugte der Name Florenz oder Vene-

dig in mir das Verlangen nach Sonne, nach Lilien, nach dem Dogenpalast und nach Santa Maria del Fiore.[1]

Doch wenn diese Namen sich für alle Zeiten mit der inneren Anschauung tränkten, die ich von jenen Stätten besaß, so doch nur, weil sie sie umwandelten und ihre Wiederkehr vor meinem geistigen Auge ihrem Gesetz unterstand; sie stellten sie mir so schöner und anders dar, als normannische oder toskanische Städte es in Wirklichkeit sein können, vermehrten dadurch die von meiner Phantasie willkürlich erfundenen Freuden und bereiteten um so schwerere künftige Enttäuschungen für meine Reisen vor. Sie gaben mir von gewissen Stätten der Erde eine übersteigerte Vorstellung ein, indem sie sie einzigartiger und folglich wirklicher machten. Ich stellte mir damals Städte, Landschaften oder Baudenkmäler nicht so vor, als seien sie hier und da wie mehr oder weniger erfreuliche Bilder aus einer gleichen Materie herausgeschnitten, sondern so, als sei jedes einzelne etwas Unbekanntes, von allen anderen grundlegend Verschiedenes, ein Etwas, nach dem meine Seele dürstete und das sie mit Gewinn in sich aufnehmen würde. Wieviel persönlicher wurden sie noch dadurch, daß man sie mit Namen bezeichnete, die einzig ihnen zugedacht waren wie Personennamen. Die Wörter führen uns von den Dingen ein kleines, deutliches, landläufiges Bild vor Augen, wie man sie an die Wände eines Schulzimmers hängt, um den Kindern zu zeigen, was eine Hobelbank, ein Vogel, ein Ameisenhaufen ist, und zwar in einer Gestalt, die allen der gleichen Art gleichmäßig nahekommt. Die Namen aber geben uns von den Personen – und von den Städten, die sie uns lehren für individuell und einzigartig wie Personen zu halten – ein unbestimmtes Bild, das sich aus ihrem lebhaften oder dumpfen Klang in einer Tönung färbt, in der es dann durchweg gehalten ist wie ein Plakat ganz in Rot oder Blau, auf dem infolge der in ihren Mitteln begrenzten Herstellungstechnik oder aufgrund einer Laune ihres Schöpfers nicht nur der Himmel und das Meer, sondern auch die Schiffe, die Kirche,

die Menschen auf der Straße ausschließlich blau oder rot gemalt sind. Der Name Parmas, einer der Städte, die ich am glühendsten aufzusuchen wünschte, seitem ich die *Chartreuse* gelesen hatte, schien mir fugenlos, glatt, malvenfarben und sanft, und wenn jemand von einem Haus in Parma sprach, in dem man mich empfangen würde, weckte er in mir die angenehme Idee, ich werde in einer glatten, fugenlosen, malvenfarbenen und sanften Behausung wohnen, die keine Beziehung zu den Behausungen irgendeiner anderen Stadt Italiens hätte, da ich sie mir einzig mit Hilfe jener schweren, gleichsam luftlosen Tonsilbe des Wortes Parma vorstellte, das ich zuvor mit stendhalischer Sanftheit und dem Schimmer von Veilchen erfüllt hatte. Wenn ich an Florenz dachte, so war es für mich eine Stadt, die einer Blütenkrone glich, von köstlichen Aromaten erfüllt, weil sie die Stadt der Lilien war und ihre Kathedrale Santa Maria del Fiore hieß. Balbec war einer der Namen, auf denen man, so wie man an alten normannischen Töpfereierzeugnissen noch die Farbe der Erde erkennt, aus der sie gewonnen sind, die Darstellung irgendeines alten, nicht mehr bestehenden Brauchs oder Feudalrechts, einer Örtlichkeit in ihrem alten Zustand, eine altmodische Art der Aussprache zu erkennen meint, die seine wunderlichen Silben gebildet hatte und die ich sicherlich bei dem Gastwirt wiederfinden würde, der mir bei meiner Ankunft einen Milchkaffee servieren und das entfesselte Meer zu Füßen der Kirche zeigen würde und den ich mir als eine lebhaft disputierende, feierlich ernste Gestalt aus einer mittelalterlichen Verserzählung vorstellte.

Wenn meine Gesundheit sich festigte und meine Eltern mir erlaubten, mich vielleicht nicht gerade in Balbec aufzuhalten, aber doch einmal wenigstens, um mir einen Eindruck von der Architektur und Landschaft der Normandie und Bretagne zu verschaffen, jenen Einuhrzweiundzwanzig-Zug zu nehmen, in den ich im Geist so oft schon eingestiegen war, so hätte ich am liebsten in den schönsten Städten Aufenthalt eingelegt; ich

mochte sie aber noch so lange untereinander vergleichen, eine Wahl zu treffen war ebenso schwer wie unter individuellen Einzelwesen, die unauswechselbar sind. Wie hätte ich mich entscheiden können zwischen Bayeux, das in seinem edlen, rötlich schimmernden Klöppelgewand so hoch emporragte und dessen Spitze im altgoldenen Schein seiner letzten Silbe erstrahlte; Vitré, dessen Accent aigu die uralten Glasscheiben mit einem Rautenwerk aus schwarzem Holz versteifte; dem weichen Lamballe, dessen weißlicher Ton von Eierschalengelb zu Perlgrau übergeht; Coutances, normannische Kathedrale, die die golden sich rundende Fülle ihres Wortausklangs wie einen Turm aus Butter trägt; Lannion in dörflicher Stille mit dem summenden Ton der Fliege, die der Kutsche folgt; Questambert, Pontorson, komisch und naiv wie weißes Gefieder und gelbe Schnäbel auf der Landstraße zwischen diesen von Flüssen durchzogenen, poesievollen Stätten; Benodet, ein kaum verhafteter Klang, den der Fluß in sein Algengewirr hineinzuziehen versucht; Pont-Aven, weiß und rosa Flattern einer leichten Haube mit ihrem zitternden Widerschein im grünlichen Wasser eines Kanals; Quimperlé, besser befestigt und schon vom Mittelalter her zwischen den Bächen zu Haus, mit denen es sich berieselt und grau überperlt, so wie hinter den Spinnweben an einer Fensterscheibe die Sonnenstrahlen es tun, deren Aufblitzen sich im gedämpften Schein brünierten Silbers verliert.[1]

Diese Bilder waren noch aus einem anderen Grund falsch, nämlich weil sie notwendigerweise stark vereinfacht waren; zweifellos hatte ich alles, wonach meine Phantasie verlangte und was meine Sinne nur unvollständig und ohne Freude in der Gegenwart wiederfanden, in die Zuflucht der Namen gebannt; zweifellos auch zogen sie jetzt, da ich so viele Träume darin angehäuft hatte, meine Wünsche gleichsam magisch an; doch ist die Fassungskraft von Namen nur gering; ich konnte kaum zwei oder drei wichtigste »Sehenswürdigkeiten« der Stadt in sie hineinbringen, und ganz übergangslos fanden sie

sich dann nebeneinander darin; in dem Namen Balbec sah ich wie auf den kleinen hinter einem Vergrößerungsglas angebrachten Photographien in den Federhaltern, wie man sie in Seebädern kauft, Wogen, die eine Kirche in persischem Stil umdräuten. Vielleicht war gerade die Vereinfachung ein Grund, weshalb diese Bilder solche Macht über mich gewannen. Als mein Vater in einem Jahr einmal entschieden hatte, daß wir die Osterferien in Florenz und Venedig verbringen würden, und mir der Name Florenz nicht genügend Raum bot, um alle die Elemente darin unterzubringen, aus denen gewöhnlich eine Stadt sich zusammensetzt, war ich gezwungen, aus der Vermählung gewisser Frühlingsdüfte mit dem, was ich für den Genius Giottos hielt, eine Art übernatürlicher Stadt entstehen zu lassen. Höchstens – da man ja in einen Namen nicht sehr viel mehr Dauer als Weite hineinzwingen kann – gelang es mir, den Namen Florenz nach Art gewisser Bilder gerade Giottos, die zwei verschiedene Abschnitte eines gleichen Vorgangs darstellen – nämlich dieselbe Person einmal auf dem Lager ruhend und dann im Begriff, aufs Pferd zu steigen –, in zwei Felder zu teilen. In dem einen erblickte ich unter einem architektonischen Baldachin eine Freskomalerei, über der zur Hälfte ein Vorhang aus dunstdurchwebter, schräg einfallender, langsam steigender Morgensonne lag, in dem anderen (denn da ich an die Namen nicht wie an ein unerreichbares Ideal, sondern wie an eine wirkliche Daseinssphäre dachte, in die ich eintauchen würde, verlieh das noch nicht gelebte, intakte, noch ganz reine Leben, mit dem ich sie erfüllte, selbst den materiellsten Vergnügungen und den schlichtesten Szenen die Anziehungskraft der Werke der Trecentisten) eilte ich – um desto schneller zu dem mich erwartenden Mahl mit Früchten und Chianti zu gelangen – über den von gelben und weißen Narzissen sowie von Anemonen überschäumenden Ponte Vecchio hin. Das, wiewohl ich in Paris war, sah ich vor Augen und nicht, was mich wirklich umgab. Selbst unter einem ganz realen Gesichtspunkt nehmen die

Gegenden, nach denen wir uns sehnen, in jedem Augenblick unseres wirklichen Lebens sehr viel mehr Raum ein als die Gegend, in der wir uns tatsächlich befinden. Gewiß wäre ich mir, wenn ich mehr auf das achtgegeben hätte, was sich in meinen Gedanken vollzog, sobald ich die Worte »nach Florenz, nach Parma, nach Pisa, nach Venedig fahren« aussprach, darüber klargeworden, daß ich keineswegs dabei eine Stadt vor mir sah, sondern etwas derart von allem, was mir vertraut war, Unterschiedenes und derart Köstliches, wie für eine Menschheit, deren Leben einzig in der Atmosphäre später Winternachmittage verlaufen wäre, jenes niegesehene Wunder hätte bedeuten müssen: ein Frühlingsmorgen. Diese unwirklichen, unverrückbaren und immer gleichen Bilder, die meine Nächte und Tage erfüllten, trennten diese Epoche meines Lebens deutlich von den ihr vorangegangenen ab (die in den Augen eines Beobachters, der die Dinge nur von außen sieht, das heißt, der eben nichts sieht, sehr leicht hätten eins sein können), so wie in einer Oper ein musikalisches Motiv etwas ganz Neues einführt, von dem man nichts ahnen kann, wenn man nur das Textbuch liest, erst recht jedoch nicht, wenn man draußen vor dem Theater stehend nur die verstreichenden Viertelstunden zählt. Und selbst unter einem rein quantitativen Gesichtspunkt sind unsere Tage nicht alle gleich. Nervöse Naturen, gleich der meinen, verfügen für ihre Bewältigung wie die Automobile über verschiedene »Gänge«. Es gibt schwer überwindbare, unbequeme Tage, die man unendlich langsam erklimmt, und andere, abwärtsgleitende, die man mit einem Lied auf den Lippen durcheilt. In diesem Monat nun – wo ich wie eine Melodie, deren man niemals müde wird, die Bilder von Florenz, Venedig und Pisa immer wieder in mir aufsteigen ließ, jener Stätten, nach denen ich mich in einer Weise sehnte, daß das Verlangen nach ihnen so persönlich wie die Liebe, die Liebe zu einem Menschen war – gab ich den Glauben nicht auf, sie entsprächen einer von mir unabhängigen Wirklichkeit, und lebte dank ihnen in einem so

schönen Zustand der Hoffnung, wie sie die ersten Christen in Erwartung ihres Eintritts ins Paradies in sich genährt haben mögen. Ohne mich also um den Widerspruch zu bekümmern, der darin lag, daß ich mit den Organen der Sinne erblicken und berühren wollte, was mit den Mitteln des Traums ausgestaltet und nicht mit jenen wahrgenommen war – um so verlockender freilich für sie, um so neuartiger im Vergleich mit dem, was sie kannten –, entzündete sich mein Verlangen gerade an dem, was mir den realen Ausgangspunkt dieser Bilder vor Augen führte, weil es wie ein Versprechen künftiger Erfüllung war. Und obwohl meinem rauschhaften Zustand das Verlangen nach künstlerischen Genüssen zugrunde lag, gaben ihm die Reiseführer mehr Nahrung als Bücher über Kunst, und mehr noch als jene das Kursbuch. Was mich bewegte, war der Gedanke, daß jenes Florenz, das nah, aber unerreichbar in meiner Einbildung vor mir stand, zwar in meinem Inneren von mir durch eine Entfernung getrennt war, die sich nicht überwinden ließ, daß ich es aber mittelbar, auf einem Umweg, dennoch erreichen konnte, sofern ich den »Landweg« nahm. Gewiß, wenn ich mir, um den Dingen, die ich sehen würde, einen um so höheren Wert zu geben, wiederholte, daß Venedig »die Schule Giorgiones, die Heimat Tizians, das vollständigste Museum der Wohnbaukunst des Mittelalters«[1] sei, fühlte ich mich glücklich. Dennoch war ich es noch mehr, wenn ich auf einem meiner Gänge, rasch dahinschreitend wegen des Wetters, das nach ein paar vorzeitig frühlingshaften Tagen noch einmal winterlich geworden war (so wie wir es gewöhnlich in Combray in der Karwoche hatten), beim Anblick der an den Boulevards stehenden Kastanienbäume, die in eisige, triefendnasse Luft getaucht dennoch als pünktliche Gäste schon im Festgewand und ungebrochenen Mutes in ihren froststarren Massiven das unaufhaltsam sprießende Grün formten und ziselierten, dessen Weiterwachsen von der keimemordenden Kraft der Kälte zwar beeinträchtigt, doch nicht verhindert werden konnte, daran dachte, daß der Ponte

Vecchio nun schon mit Hyazinthen und Anemonen überschwemmt war und die Frühlingssonne die Fluten des Canal Grande bereits mit tiefem Azurblau und so edlen Smaragdtönen färbte, daß sie im Anbranden an die Malereien Tizians im Reichtum des Kolorits mit jenen wetteifern konnten. Ich vermochte meine Freude kaum zu bezähmen, als mein Vater, während er das Barometer befragte und über die Kälte klagte, nach den besten Zügen zu suchen begann, und als ich begriff, daß man sich nach dem Mittagessen in das rußige Laboratorium, die magische Kammer begeben konnte, die die große Verwandlung rings um sich her zu bewirken übernahm, und dann am folgenden Morgen in der Stadt aus Marmor und Gold, »getrieben in Jaspis und ausgelegt mit Smaragd«[1] , erwachte. So waren also sie und die Lilienstadt nicht nur willkürlich vorgestellte Phantasiebilder, sondern sie existierten tatsächlich in einer gewissen Entfernung von Paris, die man unbedingt durchmessen mußte, wenn man sie sehen wollte, an einem ganz bestimmten Punkt der Erde und keinem anderen, mit einem Wort, sie waren wirklich da. Sie waren es für mich erst recht, als mein Vater sie dadurch, daß er sagte: »Ihr könntet also vom 20. bis 29. April in Venedig bleiben und am Ostermorgen in Florenz eintreffen«, beide nicht nur aus dem abstrakten Raum, sondern auch aus einer imaginären Zeit heraustreten ließ, in der wir nicht nur eine einzige Reise auf einmal unterbringen, sondern gleichzeitig auch andere, ohne daß uns das irgend etwas ausmacht, denn sie sind ja nur als möglich gedacht – aus dieser Zeit, die so rasch wieder nachwächst, daß man sie sehr wohl in einer Stadt verbringen kann, nachdem man sie bereits für den Aufenthalt in einer anderen verwendet hat –, und ihnen diese ganz bestimmten Tage zuwies, die eine Art Echtheitszeichen der Dinge sind, für die man sie verwendet; denn diese einmaligen Tage schwinden im Gebrauch, sie kommen niemals wieder, man kann sie nicht noch einmal an diesem Ort verleben, wenn man sie an jenem zugebracht hat; ich spürte, daß die beiden Königinnen der

Städte ihre Schritte auf die Woche lenkten, die mit dem Montag begann, an dem die Wäscherin meine mit Tinte befleckte Weste wiederbringen sollte, daß sie beim Heraustreten aus jener idealen Zeit, in der sie noch keine wirkliche Existenz hatten, in jene Woche einfließen würden und daß ich durch die ergreifendste aller Geometrien ihre Dome und Türme in den Plan meines eigentlichen Lebens einzeichnen müßte. Doch ich war immer noch auf dem Weg zum letzten Grad der Beschwingtheit; ich erreichte ihn schließlich (wobei mir nun erst aufging, daß nächste Woche in Venedig, am Vorabend von Ostern, auf den plätschernden, vom Widerschein Giorgionescher Fresken[1] geröteten Straßen nicht, wie ich mir trotz so vielem, was dagegen sprach, eingebildet hatte, »majestätische Männer, furchterregend wie die See, die ihr bronzefarben aufschimmerndes Gewaffen in den Falten des blutroten Mantels bargen«[2] , umhergehen würden, sondern daß sehr wohl ich selbst jene winzige Staffagefigur mit der Melone auf dem Kopf sein konnte, die auf einer großen, mir leihweise überlassenen Photographie von San Marco vor dem Portal zu sehen war), als ich hörte, wie mein Vater zu mir sagte: »Auf dem Canal Grande ist es sicher noch kalt, du tust gut, für alle Fälle deinen Winterüberzieher und den warmen Rock einzupacken.« Bei diesen Worten geriet ich in eine Art Ekstase; ich sollte – was ich bis dahin für unmöglich gehalten hatte – wirklich vordringen zu jenen »Amethystfelsen, die wie ein Riff im Indischen Ozean«[3] waren; mit einer äußersten, meine Kräfte fast übersteigenden gymnastischen Leistung warf ich die Luft meines Zimmers wie einen nunmehr zwecklosen Panzer von mir ab und ersetzte sie durch eine gleiche Schicht venezianischer Atmosphäre, durch jenen Meereshauch, wie er ebenso unsagbar und eigenartig in unseren Träumen weht und wie ihn meine Phantasie in den Namen Venedig eingeschlossen hatte; ich spürte, wie sich in mir eine wunderbare Entselbstung vollzog; daneben aber tauchte fast gleichzeitig jener unbestimmte Brechreiz auf, den man bei heftigem Halsweh verspürt, und

ich wurde mit einem so hartnäckigen Fieber zu Bett geschickt, daß der Arzt erklärte, man müsse nicht nur für den Augenblick darauf verzichten, mich nach Florenz und Venedig reisen zu lassen, sondern auch, wenn ich völlig wiederhergestellt sei, noch mindestens ein Jahr lang alle Reisepläne und jeden Grund zur Aufregung von mir fernhalten.

Und ach, er verbot auch kategorisch, mich ins Theater gehen und die Berma sehen zu lassen; die erhabene Künstlerin, die Bergotte so genial fand, hätte mir vielleicht die Bekanntschaft mit irgend etwas geschenkt, was, ebenso bedeutungsvoll und schön, mich darüber getröstet hätte, daß ich nicht in Florenz und Venedig war und nicht nach Balbec durfte. Statt dessen wurde ich nur jeden Tag in die Anlagen der Champs-Élysées geschickt unter Aufsicht einer Person, die dafür sorgen sollte, daß ich mich nicht überanstrengte: Françoise, die nach dem Tod meiner Tante Léonie in unsere Dienste getreten war. In die Anlagen der Champs-Élysées zu gehen war mir unerträglich. Hätte sie nur Bergotte in einem seiner Bücher beschrieben, ich hätte zweifellos gewünscht, sie näher kennenzulernen wie alle Dinge, die zunächst als »Duplikat« in meine Phantasie Eingang gefunden hatten. Die nämlich erwärmte sie, erfüllte sie mit Leben, gab ihnen ein Gesicht, und dann wünschte ich mir, auch in Wirklichkeit ihnen zu begegnen; doch in diesem Park ließ sich nichts an meine Träume anknüpfen.

Eines Tages, als ich mich an unserem gewöhnlichen Platz in der Nähe des Karussells mit den Holzpferden langweilte, hatte Françoise mit mir – über jene Grenze hinaus, die in regelmäßigen Abständen durch die kleinen Bastionen der Süßwarenverkäuferinnen bezeichnet wird – einen Ausflug in jene benachbarten, aber fremden Bezirke unternommen, wo man die Gesichter nicht kennt, dorthin, wo der Ziegenwagen verkehrt; dann war sie zurückgegangen, um ihre Sachen von einem

Stuhl zu holen, der mit der Lehne an einem Lorbeerboskett stand; während ich auf sie wartete, stampfte ich über das kümmerliche, niedrige Gras der von der Sonne vergilbten Rasenfläche, an deren Ende das Wasserbecken von einer Statue beherrscht wird, als ich von der Allee herüber hörte, wie einem Mädchen mit rotblondem Haar, das vor dem Wasserbecken mit dem Federball spielte, ein anderes, das gerade seinen Mantel anzog und sein Rackett in das Futteral schob, mit schroffer Stimme zurief: »Adieu, Gilberte, ich gehe jetzt, vergiß nicht, daß wir heute abend nach dem Essen zu dir kommen.« Gilberte, dieser Name klang neben mir auf [1] , und er beschwor die Existenz der durch ihn bezeichneten Person mit um so größerer Macht, als er sie nicht nur als ein Abwesendes, von dem die Rede ist, benannte, sondern direkt anredete; so klang er gewissermaßen in acta neben mir auf, mit einer Kraft, die in der Kurve seines Flugs wuchs, je näher er dem Ziele kam; – und in sich trug er, ich spürte es, wie das Schiff seine Ladung die Kenntnis, ja alles Wissen von der, der er galt, nicht das meine, sondern das der Freundin, die sie gerufen hatte, alles, was sie beim Aussprechen dieses Namens vor sich sah oder doch wenigstens im Gedächtnis hegte von ihrem täglichen Beisammensein, den Besuchen, die sie einander machten, von all dem Unbekannten, das mir noch unzugänglicher und schmerzlicher vorkam, weil es andererseits so vertraut und so greifbar war für diese Glückliche, die mich etwas davon ahnen ließ, ohne daß ich eindringen durfte, und die das alles zusammen ins Freie verströmte in einem Ruf; – und schon hatte er die Luft mit dem köstlichen Hauch erfüllt, der durch sein präzises Daranrühren von einigen unsichtbaren Punkten im Leben von Mademoiselle Swann aufstieg, von jenem Abend, wie er nach dem Nachtessen bei ihr verlaufen würde; – und als himmlischer Gast inmitten der Kinder und Kindermädchen bildete er ein kleines Wölkchen von köstlicher Färbung wie jenes, das über einem schönen Park von Poussin gleich der Wolke an einem Theaterhimmel mit ihren

Pferden und Wagen mit größter Genauigkeit eine Szene aus dem Leben der Götter widerspiegelt[2] ; – und er legte über diesen schütteren Rasen, da, wo er gleichzeitig ein Stück verdorrter Grasfläche und ein Augenblick aus dem Nachmittag der blonden Federballspielerin war (die unaufhörlich mit Hochschnellen und Fangen beschäftigt blieb, bis eine Erzieherin mit blauer Feder am Hut sie rief), einen wunderbaren, heliotropfarbenen Streifen, ungreifbar wie ein Lichtreflex und wie ein Teppich ausgebreitet, über den ich nicht müde wurde meine säumigen, sehnsüchtigen und entweihenden Schritte zu lenken, während Françoise mich rief: »Auf, auf, kommen Sie, knöpfen Sie Ihren Mantel zu, wir müssen los« und ich zum ersten Mal gereizt feststellte, daß sie eine gewöhnliche Ausdrucksweise hatte und ach! keine blaue Feder am Hut.

Würde sie überhaupt wieder in die Anlagen der Champs-Élysées kommen? Am folgenden Tag war sie nicht da; doch an den nächsten Tagen konnte ich sie sehen; ich trieb mich die ganze Zeit in der Nähe der Stelle umher, wo sie mit ihren Freundinnen spielte, so daß einmal, als ihnen jemand für eine Partie Barlauf fehlte, sie mich fragen ließ, ob ich in ihrem Lager mitspielen wollte, was ich von da an nun jedesmal tat, wenn sie auch da war. Doch war das nicht alle Tage der Fall; an manchen war sie am Kommen verhindert durch ihre Privatstunden, den Katechismus, eine Kindergesellschaft, kurz, durch ihr ganzes von dem meinigen getrenntes Dasein, das in der gleichsam kondensierten Form ihres Namens »Gilberte« zweimal so schmerzlich nah neben mir aufgeklungen war, einmal auf dem kleinen steilen Pfad in Combray und dann auf dem Rasenplatz der Champs-Élysées-Anlagen. An solchen Tagen kündigte sie im voraus an, daß man sie nicht sehen werde; war es ihres Unterrichts wegen, pflegte sie zu sagen: »Zu dumm, morgen kann ich nicht kommen; ihr werdet euch alle ohne mich amüsieren«, und zwar mit einer Miene des Kummers, die mich ein wenig tröstete; war sie aber zu einer Nachmittagsveranstaltung eingeladen und ich fragte sie ah-

nungslos, ob sie spielen kommen würde, antwortete sie: »Das will ich nicht hoffen! Ich nehme doch sicher an, Mama läßt mich zu meiner Freundin gehen.« An jenen Tagen wußte ich wenigstens, daß ich sie nicht sehen würde, an anderen aber nahm ihre Mutter sie überraschend zu Besorgungen mit, und am nächsten Tag erklärte sie: »Ach ja, ich war mit Mama fort«, als sei es etwas Natürliches und für niemand das denkbar schrecklichste Unglück, das ihm zustoßen konnte. Da waren auch die Schlechtwettertage, an denen ihre Erzieherin, die für sich selbst den Regen fürchtete, nicht mit ihr in die Anlagen der Champs-Élysées gehen wollte.

Wenn also das Wetter zweifelhaft war[1] , blickte ich von früh an schon fragend zum Himmel und achtete auf alles, was ein Vorzeichen sein konnte. Wenn ich bemerkte, daß die Dame von gegenüber nahe beim Fenster stehend ihren Hut aufsetzte, sagte ich mir: Die Dame da drüben geht aus, also ist offenbar Ausgehwetter: warum sollte Gilberte es nicht wie jene Dame machen? Doch es wurde wieder finsterer, meine Mutter meinte, es könne noch schön werden, ein Sonnenstrahl genüge schon, wahrscheinlicher aber werde es wohl regnen; und wenn es regnete, wozu dann in die Champs-Élysées-Anlagen gehen? So kam es, daß vom Mittagessen an meine angstvollen Blicke nicht mehr von dem ungewissen, bewölkten Himmel ließen. Es blieb finster. Der Balkon draußen vor dem Fenster war grau. Plötzlich nahm ich auf seinem verdrießlichen Steinboden nicht eigentlich eine weniger trübe Färbung wahr, spürte aber doch das Bemühen um eine weniger trübe Färbung, fühlte den Pulsschlag eines zögernden Strahls, der sein Licht befreien möchte. Einen Augenblick später war der Balkon blaß und widerscheinend wie eine Wasserfläche im Morgenlicht, und es hatten sich zahllose Schattenreflexe darauf gelegt. Ein Windstoß zerstreute sie wieder, der Steinboden hatte sich von neuem verfinstert, doch als hätten sie Zutrauen gewonnen, kehrten sie zurück; unmerklich begann er wieder lichter zu werden, und in einem

jener sich unaufhörlich steigernden Crescendos, wie sie in der Musik am Ende einer Ouvertüre eine einzige Note nach raschem Durchlaufen aller Übergänge bis zum äußersten Fortissimo führen, sah ich ihn bei dem unwandelbar stetigen Goldton der schönen Tage anlangen, von dem das Schattenspiel der schmiedeeisernen Balustrade sich schwarz abhob wie eine launenhafte Vegetation, mit einer Zartheit in der Zeichnung des winzigsten Details, die sorgfältiges Bewußtsein, ja künstlerische Befriedigung zu verraten schien, mit solcher Tiefe und solch samtiger Weiche in der Ruhe seiner dunklen, beglückenden Komposition, daß diese üppigen, blätterreichen Spiegelungen, die auf dem See aus Sonne ruhten, wahrhaftig zu wissen schienen, daß sie das Unterpfand waren von Seelenfriede und Glück.

Efeu eines Augenblicks! Flüchtige Mauerflora! Für viele die farbloseste, trübseligste aller Pflanzen, die eine Mauer erklettern oder ein Fenster umrahmen können, für mich aber von allen die liebste seit dem Tag, an dem sie auf unserem Balkon erschienen war, gleichsam als der eigentliche Schatten von der Gegenwart Gilbertes, die vielleicht schon in den Anlagen der Champs-Élysées war und mir, sobald ich ebenfalls da wäre, sagen würde: »Nun wollen wir aber auch sofort mit dem Barlauf anfangen. Sie gehören zu meinem Lager«; eine zerbrechliche Pflanze war es, die schon ein Hauch forttragen konnte, dafür aber wenn auch nicht mit der Jahres-, so doch mit der Tageszeit in Verbindung stand; Verheißung unmittelbaren Glücks, das der Tag gewähren oder verweigern würde, und darin Versprechen des unmittelbaren Glücks in seiner reinsten Form, nämlich des Glücks der Liebe; sanfter, wärmer als Moos lag sie auf dem Stein; eine perennierende Pflanze, die schon von einem einzigen Sonnenstrahl ins Leben gerufen wird und Freude selbst mitten im Winter aufblühen läßt.

Und sogar an jenen Tagen, wo jedes andere Wachstum dahin und das schöne grüne Leder, das den Stamm der alten Bäume umhüllt, unter dem Schnee verborgen ist, flocht die

Sonne, sobald er aufgehört hatte zu fallen, der Himmel aber noch zu verhangen blieb, als daß ich auf Gilbertes Kommen hätte hoffen können, bei ihrem plötzlichen Erscheinen in den Mantel aus Schnee, der den Balkon bedeckte, ihre goldenen Fäden, bestickte ihn mit schwarzen Schattenreflexen und brachte es dazu, daß meine Mutter sagte: »Schau an, jetzt gerade wird es doch noch schön, da könntet ihr vielleicht trotz allem versuchen, in die Champs-Élysées-Anlagen zu gehen.« An jenem Tag trafen wir niemand an oder doch nur ein einziges Mädchen, das gerade aufbrechen wollte und mir versicherte, Gilberte komme heute nicht. Die von der imponierenden, wenn auch fröstelnden Schar der Erzieherinnen verlassenen Stühle standen unbenutzt da. Nur eine ältere Dame saß einsam neben dem Rasenplatz; sie kam bei jedem Wetter, immer in die gleiche düstere Pracht gekleidet, und für ihre Bekanntschaft hätte ich zu jener Zeit, wenn mir ein solcher Tausch anheimgestellt worden wäre, die größten Vorteile meines künftigen Lebens bedenkenlos hingegeben. Denn Gilberte ging alle Tage zu ihr und sagte ihr guten Tag; die Dame wollte dann von ihr wissen, wie es ihrer »reizenden Mama« gehe, und ich meinte, wenn ich sie ebenfalls kennen würde, würde ich in Gilbertes Augen ganz anders dastehen, nämlich als jemand, der eine Beziehung zu den Bekannten ihrer Eltern hätte. Während die Enkelkinder der Dame in einiger Entfernung spielten, las sie immer im *Journal des Débats* [1] , das sie als »meine alten Débats« bezeichnete, und mit aristokratischer Jovialität sprach sie von dem Polizisten oder der Stuhlvermieterin als »meinem alten Freund, dem Polizisten« oder »die Stuhlvermieterin und ich, wir sind ja alte Freunde«.

Françoise fror zu sehr, um auf Bewegung verzichten zu können, und so gingen wir zum Pont de la Concorde, um die Seine zu sehen, die zugefroren war und der nun alle, selbst die Kinder, sich furchtlos näherten wie einem riesigen gestrandeten Wal, der wehrlos seiner Zerteilung entgegensieht. Wir kehrten zu den Champs-Élysées zurück; ich verging vor

Sehnsucht zwischen den stillstehenden Holzpferden des Karussells und der weißen Rasenfläche im schwarzen Netz der Parkwege, von denen der Schnee fortgekehrt worden war; die Statue auf dem Rasen trug jetzt einen Eiszapfen in der Hand, der ihre Geste zu erklären schien. Die alte Dame sogar faltete ihre *Débats* zusammen, fragte ein vorübergehendes Kindermädchen nach der Zeit und dankte ihr mit den Worten: »Sehr liebenswürdig von Ihnen!« Dann bat sie den Parkwächter, ihre Enkelkinder zu holen, da sie friere, und setzte hinzu: »Es wäre sehr, sehr gütig, wenn Sie es täten. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll.« Plötzlich lichtete sich das Dunkel: Zwischen dem Kasperletheater und dem Zirkus, am hellerwerdenden Horizont, vor dem sich öffnenden Himmel, hatte ich eben wie ein Wunderzeichen Mademoiselles blaue Feder erkannt. Und schon lief auch Gilberte in Windeseile auf mich zu, strahlend und gerötet unter ihrer Polenmütze aus Pelz, von Kälte, vom Wartenmüssen und vom Bedürfnis nach dem gewohnten Spiel getrieben; kurz ehe sie bei mir anlangte, schlitterte sie auf dem Eis, und sei es, um besser das Gleichgewicht zu bewahren, sei es, daß sie es anmutiger fand oder eine echte Schlittschuhläuferinhaltung einnehmen wollte, jedenfalls kam sie mit weitgeöffneten Armen auf mich zu, als wolle sie mich an ihr Herz ziehen. »Bravo! Bravo! so ist es recht; ich würde wie Sie sagen, es ist schick, oder es ist tipptopp, wenn ich nicht aus einer andern Zeit stammte, noch aus dem Ancien Régime«, rief die alte Dame gleichsam im Namen der schweigenden Champs-Élysées aus, um Gilberte zu danken, daß sie gekommen war und sich durch das schlechte Wetter nicht hatte abschrecken lassen. »Sie sind wie ich, nichts hält uns fern von unseren alten Champs-Élysées; wir sind zwei Unentwegte. Ich muß Ihnen sogar gestehen, ich liebe sie auch so. Sie werden lachen, aber dieser Schnee erinnert mich immer an Hermelin.« Die alte Dame kicherte.

Der erste dieser Tage – denen der Schnee, ein Abbild der Mächte, die mir Gilbertes Anblick rauben konnten, die Trauer

eines Tages der Trennung, ja eines Abreisetages verlieh, weil er das Antlitz unseres einzigen Begegnungsortes, der nun verwandelt und wie unter Hüllen verborgen lag, veränderte und seinen Gebrauch beinahe unmöglich machte –, dieser Tag bedeutete gleichwohl in meiner Liebe einen Fortschritt, denn er war wie ein erster Kummer, den Gilberte mit mir teilte. Von unserer kleinen Schar waren allein wir zwei erschienen, und in dieser Weise der einzige zu sein, der ihr Gesellschaft leistete, war nicht nur wie ein Beginn von Intimität; ich fand es auch ihrerseits – gleich als wäre sie nur meinetwegen bei solchem Wetter gekommen – ebenso rührend, als hätte sie an einem der Tage, wo sie eine Nachmittagseinladung hatte, ausdrücklich auf diese verzichtet, um sich mit mir in den Champs-Élysées-Anlagen zu treffen; ich faßte jetzt mehr Vertrauen zu der Lebensfähigkeit und der Zukunft unserer Freundschaft, da sie ja inmitten von Erstarrung und Einsamkeit, inmitten des Untergangs aller umliegenden Dinge fortdauerte; und während Gilberte mir Schneebälle in den Kragen stopfte, lächelte ich gerührt über das, was mir gleichzeitig eine Vorliebe für mich, da sie mich ja als einzigen Gefährten bei dieser Reise ins neue Winterland duldete, und eine Art von Treue inmitten des Unglücks zu bezeichnen schien. Bald trafen nacheinander wie zaghafte Spatzen, schwarz sich abhebend von dem Schnee, ihre Freundinnen ein. Wir begannen zu spielen, und da nun einmal dieser in Trauer begonnene Tag in Freude enden sollte, sagte auch noch die Freundin mit der schroffen Stimme, die ich am ersten Tag Gilbertes Namen hatte rufen hören, als ich vor Beginn des Barlaufs zu ihr kam: »Nein, nein, man weiß doch, daß Sie lieber in Gilbertes Partei sind, außerdem winkt sie Ihnen schon.« Tatsächlich rief sie mich, ich solle zu ihrer Partei, in ihr Lager auf den schneebedeckten Rasen kommen, den die Sonne, indem sie ihm den rosigen Schimmer, den metallischen Glanz alter, abgenutzter Brokate verlieh, in einen Camp du drap d'or[1] verwandelte.

Dieser Tag, den ich so sehr gefürchtet hatte, war im Gegenteil einer der wenigen, an denen ich nicht allzu unglücklich war.

Denn obwohl ich einzig daran dachte, wie ich nur keinen Tag verbrächte, ohne Gilberte zu sehen (das ging so weit, daß ich mir, als meine Großmutter einmal zum Abendessen noch nicht nach Hause gekommen war, unwillkürlich vorstellte, daß ich, wäre sie etwa überfahren worden, für einige Zeit nicht in die Champs-Élysées-Anlagen gehen könne; man liebt niemanden mehr, wenn man liebt), waren doch die Augenblicke, die ich in Gilbertes Nähe verlebte und die ich am Tage zuvor so ungeduldig ersehnt, um die ich gezittert hatte, für die ich alles übrige aufgegeben hätte, keineswegs Augenblicke des Glücks; und ich wußte es wohl, denn es waren die einzigen Augenblicke meines Lebens, auf die ich eine pedantische, leidenschaftliche Aufmerksamkeit verwendete; doch von glücklichen Gefühlen entdeckte sie darin keine Spur.

Die ganze Zeit über, die ich fern von Gilberte verbrachte, hatte ich das Bedürfnis, sie zu sehen, denn wenn ich mir unaufhörlich ihr Bild vor Augen zu stellen versuchte, gelang es mir schließlich überhaupt nicht mehr, und ich wußte nicht mehr genau, worauf sich eigentlich meine Liebe bezog. Außerdem hatte sie noch kein einziges Mal gesagt, daß sie mich mochte. Ganz im Gegenteil hatte sie oft behauptet, daß sie Freunde habe, an denen ihr mehr gelegen sei; ich sei ein ganz guter Kamerad, mit dem sie gerne spiele, aber zu zerstreut, nicht genug bei der Sache; schließlich hatte sie mir gegenüber oft ausgesprochene Zeichen von Kälte an den Tag gelegt, die meine Überzeugung, ich höbe mich für sie irgendwie aus der Reihe der anderen heraus, hätten erschüttern können, wäre diese Überzeugung aus einer etwaigen Liebe Gilbertes zu mir entsprungen und nicht vielmehr, wie es tatsächlich war, aus der, die ich für sie hegte, wodurch sie viel widerstandsfähiger wurde, da sie von der Art abhängig war, wie ich durch eine innere Notwendigkeit an Gilberte denken mußte. Doch die

Gefühle, die ich ihr entgegenbrachte, hatte ich ihr selbst noch nicht gestanden. Gewiß, ich schrieb unzählige Male ihren Namen und ihre Adresse auf alle Seiten meiner Hefte, doch beim Anblick dieser verschwommenen Linien, die ich zog, ohne daß sie deswegen an mich dachte, und durch die sie in meiner nächsten Nähe so augenfällig viel Platz einnahm, ohne daß sie deswegen mehr zu meinem Leben gehörte, fühlte ich mich entmutigt, weil sie mir nicht von Gilberte erzählten, die sie nicht einmal sehen würde, sondern nur von meinem Verlangen nach ihr, das sie mir als etwas bloß Subjektives, Irreales, Ödes, Ohnmächtiges zeigten. Am dringendsten nötig war jetzt, daß wir uns sähen, Gilberte und ich, und daß wir uns gegenseitig unsere Liebe erklärten, die bis dahin noch nicht so recht wirklich begonnen hatte. Sicher wären die verschiedenen Gründe, die mich so ungeduldig machten, sie zu sehen, für einen erwachsenen Mann weniger dringend gewesen. Später, wenn wir in der Kultur unserer Freuden geschickter geworden sind, kommt es vor, daß wir uns mit der begnügen, an eine Frau zu denken, wie ich an Gilberte dachte, ohne uns darüber zu beunruhigen, ob dieses Bild der Wirklichkeit entspricht, oder auch mit der, sie zu lieben, ohne sicher sein zu müssen, daß auch sie uns liebt; oder sogar, daß wir auf das Vergnügen verzichten, ihr unsere Neigung zu gestehen, um die ihre lebendiger zu erhalten, nach dem Vorbild jener japanischen Gärtner, die um einer schöneren Blüte willen mehrere andere opfern. Doch zu der Zeit, als ich Gilberte liebte, glaubte ich noch, daß die Liebe wirklich etwas außerhalb von uns Existierendes sei; daß sie uns höchstens gestatte, die ihr entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, und dann ihre Gaben in einer Reihenfolge spende, an der sich nichts ändern ließe; es schien mir, daß ich, wenn ich eigenmächtig an Stelle der Süße des Geständnisses geheuchelte Gleichgültigkeit hätte walten lassen, mich nicht nur einer der Freuden, die ich am heftigsten ersehnte, beraubt, sondern mir auch nach meinem Geschmack eine künstliche, wertlose Liebe hergestellt hätte,

die keine Verbindung mit der wahren besaß, deren geheimnisvoll vorgezeichneten Wegen zu folgen ich damit unterlassen hätte.

Wenn ich aber auf den Champs-Élysées ankam – wo ich nun zunächst einmal meine Liebe, um die erforderlichen Korrekturen daran anzubringen, mit ihrem lebendigen, außer mir existierenden Objekt konfrontieren konnte – und mich in Gegenwart jener Gilberte Swann befand, auf deren Anblick ich gerechnet hatte, um die Bilder aufzufrischen, die mein ermüdetes Erinnerungsvermögen nicht mehr selbst in sich fand, jener Gilberte Swann, mit der ich gestern gespielt hatte und die mich ein so blinder Instinkt begrüßen und wiedererkennen hieß wie der, der beim Gehen unseren einen Fuß vor den anderen schiebt, noch ehe wir überhaupt darüber nachdenken können, vollzog sich auf einmal alles so, als wären sie und das Mädchen, das der Gegenstand meiner Träume war, zwei verschiedene Wesen. Wenn ich zum Beispiel noch vom Vortag her zwei blitzende Augen über vollen schimmernden Wangen in der Erinnerung hatte, so zeigte mir Gilbertes Gesicht jetzt beharrlich etwas, woran ich gerade nicht mehr gedacht hatte: eine gewisse Zuspitzung der Nase, die in Verbindung mit anderen Zügen sofort die Bedeutung einer charakteristischen Eigentümlichkeit bekam, durch die die Naturgeschichte eine bestimmte Art von anderen unterscheidet und durch die sie ein Mädchen von der spitznasigen Gattung wurde. Während ich darauf aus war, diesen ersehnten Moment zu nutzen, um das Bild Gilbertes, das ich in mir vorbereitet hatte, ehe ich hierher kam, und das ich jetzt in meinem Kopf nicht mehr wiederfand, zu vervollständigen, damit ich in den langen Stunden des Alleinseins auch ganz sicher wäre, daß sie es war, an die ich mich erinnerte und daß es auch wirklich die Liebe zu ihr war, die ich nach und nach vermehrte wie ein Werk, das man verfaßt, reichte sie mir einen Ball; und wie der idealistische Philosoph, dessen Leib der äußeren Welt, an deren Realität sein Geist nicht glaubt, Zugeständnisse macht,

bewegte mich das gleiche Ich, das mich schon sie begrüßen hieß, noch ehe es sie erkannt hatte, den Ball zu ergreifen, den sie mir hinhielt (als sei sie eine Kameradin, mit der ich spielen, und nicht eine Schwesterseele, mit der ich eins werden wollte) und aus Wohlerzogenheit ihr bis zu dem Augenblick, wo sie wieder ging, eine Menge liebenswürdiger, unbedeutender Dinge zu sagen und mich auf diese Weise daran zu hindern, entweder ein Schweigen zu bewahren, während dem ich endlich wieder des so dringend gewünschten, doch abhanden gekommenen Bildes habhaft werden konnte, oder aber ihr jene Worte zu sagen, die in unserer Liebe jene entscheidenden Fortschritte hätten bewirken können, auf die ich so nur immer wieder von einem Nachmittag auf den andern hoffen konnte. Immerhin machte sie welche. Eines Tages, als wir mit Gilberte bis zu dem Stand unserer Händlerin gegangen waren, die besonders nett zu uns war – denn bei ihr ließ Monsieur Swann seinen Lebkuchen kaufen, und aus Gründen der Hygiene verbrauchte er viel davon, da er seiner Rasse entsprechend zu Hautausschlägen neigte und an der Hartleibigkeit der Propheten litt[1] –, zeigte Gilberte mir lachend zwei kleine Jungen, die wie der kleine Maler und der Naturfreund aus den Kinderbüchern waren. Denn der eine wollte keinen roten Lutscher, weil er den violetten vorzog, der andere aber wies mit Tränen in den Augen eine Pflaume zurück, die das Kindermädchen für ihn kaufen wollte, weil, wie er leidenschaftlich hervorstieß, die andere ihn mehr lockte: »Ich mag sie viel lieber, denn es sitzt ein Wurm darin!« Ich kaufte zwei Murmeln für einen Sou. Bewundernd aber ruhten meine Blicke auf den glänzenden, in einer besonderen Schale wie in einer Zelle für sich abgeteilten Achatkugeln, die mir kostbar schienen, weil sie blond und lächelnd wie junge Mädchen aussahen und pro Stück fünfzig Centimes kosteten. Gilberte, die viel mehr Taschengeld bekam als ich, fragte mich, welche ich am schönsten fände. Sie hatten die Durchsichtigkeit und den Schmelz des Lebens. Ich hätte mir gewünscht, daß sie auf keine ver-

zichtete. Am liebsten wäre mir gewesen, sie hätte sie alle kaufen, freikaufen können. Dennoch zeigte ich auf eine, die den Ton ihrer Augen hatte. Gilberte nahm die Achatkugel, ließ ihren goldenen Schimmer spielen, streichelte sie, entrichtete das Lösegeld, übergab mir aber sofort ihre Gefangene mit den Worten: »Da, sie gehört Ihnen, ich schenke sie Ihnen, behalten Sie sie zur Erinnerung.«

Ein andermal hatte ich sie, immer noch von dem Wunsch beherrscht, einmal die Berma in einem klassischen Stück zu sehen, gefragt, ob sie nicht jene Schrift Bergottes besitze, in der er von Racine spricht[1] und die nicht mehr im Handel war. Sie hatte mich gebeten, ihr den genauen Titel mitzuteilen, und noch am gleichen Abend hatte ich ihr einen Rohrpostbrief geschickt, auf dessen Umschlag ich den Namen Gilberte Swann geschrieben hatte, den ich so oft auf meine Hefte gekritzelt hatte. Am Tag darauf brachte sie mir in einem mit lila Schleifen geschmückten und weißgesiegelten Päckchen den kleinen Band, den sie hatte beschaffen lassen. »Sehen Sie, es ist genau das, was Sie haben wollten«, sagte sie und zog aus ihrem Muff das Briefchen, das ich ihr zugesandt hatte. Doch in der Adresse des Rohrpostbriefes – der gestern noch gar nichts weiter war als ein sogenannter »petit bleu«[2] , den ich geschrieben hatte und der, seit ein Telegraphenbote ihn bei Gilbertes Portier abgegeben und ein Diener ihn zu ihrem Zimmer hinaufgebracht hatte, zu einem jener unendlich kostbaren Dinge geworden war, einem der »petits bleus«, die sie an jenem Tag empfangen hatte – erkannte ich nur mit Mühe meine unbedeutenden, einsamen Schriftzüge unter den von der Post aufgedruckten Kreisen und den Bleistiftzeichen, die ein Briefträger daraufgesetzt hatte, Zeichen tatsächlichen Eintritts in die Wirklichkeit: Symbole der äußeren Welt, bildhafte, violette Kreise des Lebens, die zum ersten Mal meinen Traum zu sich emporgehoben, ihn an sich gepreßt, sich anvermählt und mit höchstem Glück erfüllt hatten.

Es kam auch ein Tag, an dem sie zu mir sagte: »Sie könnten mich eigentlich mit Gilberte anreden, ich jedenfalls werde Sie künftig bei Ihrem Taufnamen rufen, es ist ja zu lästig so.« Gleichwohl sprach sie mich auch weiter eine Weile noch einfach mit »Sie« an, und als ich sie darauf aufmerksam machte, lächelte sie; dann bildete, ja konstruierte sie geschickt einen Satz nach dem Muster derjenigen, die in fremdsprachlichen Grammatiken einzig den Zweck verfolgen, uns zur Anwendung eines neuen Wortes zu zwingen, und beschloß ihn mit meinem Vornamen. Wenn ich mich später daran erinnerte, was ich damals empfand, so traf ich auf einen Eindruck, als habe sie einen Augenblick lang mich selbst in ihrem Mund gehalten, nackt, entblößt auch von allen den sozial bedingten Attributen, die ebensogut ihren anderen Spielkameraden oder, wenn sie meinen Familiennamen nannte, meinen Eltern zukamen und von denen ihre Lippen – als sie genau wie ihr Vater mit einem gewissen affektierten Bemühen die Wörter formulierte, die sie hervorheben wollte – mich geradezu zu entkleiden, aus denen sie mich herauszuschälen schienen wie eine Frucht, von der man nur das innerste Mark genießt, während Gilbertes Blick, der den gleichen neuen Grad von Intimität auszudrücken bemüht war wie ihre Rede, mich gleichfalls unmittelbarer traf, nicht ohne das Bewußtsein davon, das Vergnügen daran, ja die Dankbarkeit dafür in einem begleitenden Lächeln kundzutun.

Doch im Augenblick selbst konnte ich diese neuen Freuden nicht ihrem Wert gemäß schätzen. Sie wurden nicht von dem Mädchen, das ich liebte, dem Ich, das sie liebte, zum Geschenk dargebracht, sondern von der, mit der ich spielte, jenem anderen Ich, das weder die Erinnerung an die wahre Gilberte besaß noch das nicht verfügbare Herz, das allein den Wert eines Glücks hätte ermessen können, weil es allein dieses Glück ersehnt hatte. Selbst wenn ich wieder zu Hause war, genoß ich sie nicht recht, denn die Notwendigkeit, die mich Tag für Tag hoffen ließ, daß der folgende Nachmittag mir die

genaue, ruhige, beglückte Betrachtung Gilbertes bringen werde sowie das endliche Eingeständnis ihrer Liebe samt einer Erklärung, weshalb sie sie mir so lange verborgen hatte, zwang mich, die Vergangenheit für ein Nichts zu erachten, immer nur vorwärts zu schauen, die kleinen Vorteile, die sie mir eingeräumt hatte, nicht an und für sich und als etwas in sich selbst Ausreichendes anzusehen, sondern nur als neue Sprossen, auf die ich den Fuß setzen könnte, um wieder einen weiteren Schritt zu jenem Glück hin zu tun, dem ich bislang noch nicht begegnet war.

Gab sie mir zuweilen Beweise ihrer Freundschaft, machte sie mir doch auch Kummer, indem sie so tat, als bereite ihr mein Anblick kein Vergnügen, und zwar trat das oft gerade an den Tagen ein, auf die ich für die Erfüllung meiner Hoffnungen am meisten gerechnet hatte. Ich war sicher, daß Gilberte in die Champs-Élysées-Anlagen kommen würde, und von einer Munterkeit beschwingt, die ich nur für die unbestimmte Vorwegnahme eines großen Glücks hielt, als ich – schon morgens beim Betreten des Salons, um Mama, die bereits ganz fertig angekleidet war mit kunstvoll aufgetürmtem schwarzem Haar und ihren schönen weißen, fülligen Händen, die noch nach Seife dufteten, den Gutenmorgenkuß zu geben – aus der Tatsache, daß eine Staubsäule über dem Flügel stand und unter dem Fenster eine Drehorgel »En revenant de la revue«[1] spielte, schloß, daß der Winter den unerwarteten und strahlenden Besuch eines Frühlingstags bekam. Während wir zu Mittag aßen, hatte die Dame von gegenüber beim Öffnen ihres Fensters einen im Nu das Eßzimmer in seiner ganzen Breite durchziehenden Sonnenstrahl aufgescheucht, der neben meinem Stuhl zuvor seine Mittagsruhe hielt und auch einen Augenblick später schon wieder dorthin zurückgekehrt war. In der Schule saß ich während der Einuhrstunde vor Ungeduld und Langeweile vergehend in dem goldenen Schimmer, den die Sonne bis über mein Pult ergoß und der wie eine Einladung war zu einem Fest, bei dem ich erst um drei Uhr er-

scheinen konnte, bis zu dem Augenblick, wo Françoise mich am Ausgang abholen kam und wir uns durch die lichtgeschmückten, von Menschen durchwogten Straßen, deren Balkons, in der Sonne losgelöst und duftig wie goldene Wolken, vor den Häusern schwebten, auf den Weg machten nach den Champs-Élysées. Ach! in den Anlagen der Champs-Élysées fand ich Gilberte nicht, sie war noch nicht gekommen. Unbeweglich stand ich auf dem von unsichtbarem Sonnenschein durchhauchten Rasenplatz, auf dem hier und da eine Grashalmspitze aufzuleuchten begann; die Tauben, die sich auf ihm niedergelassen hatten, kamen mir wie antike Bildwerke vor, die die Hacke des Gärtners auf die Oberfläche eines ehrwürdigen Bodens hinaufbefördert hat; ich heftete die Blicke auf den Horizont, vor dem ich jeden Augenblick Gilberte im Gefolge ihrer Erzieherin hoffte auftauchen zu sehen, hinter der Statue, die das von Strahlen überrieselte Kind, das sie trug, dem Segen der Sonne entgegenzuhalten schien. Die alte Leserin der *Débats* saß auf dem gewohnten Platz in ihrem Gartensessel, sie rief einen Parkwächter an, machte eine freundschaftliche Geste mit der Hand und bemerkte: »Welch herrliches Wetter heut!« Und als die Stuhlvermieterin zu ihr trat, um ihren Obolus einzuholen, schob sie mit vielem Getue ihr Zehncentimes-Billett in die Handschuhöffnung, als handle es sich um einen ihr überreichten Strauß, für den sie aus Liebenswürdigkeit gegen den Spender einen möglichst schmeichelhaften Platz suche. Als dieser gefunden war, machte sie eine kreisende Bewegung mit dem Hals, rückte ihre Boa zurecht und sandte der Stuhlvermieterin, während sie auf das gelbe Stückchen Papier zeigte, das an ihrem Handgelenk vorschaute, das bezaubernde Lächeln einer Frau zu, die zu einem jungen Mann auf den Blumenschmuck an ihrem Ausschnitt weisend sagt: »Da sehen Sie … Ihre Rosen!«

Ich zog Françoise mit mir fort, um Gilberte bis zum Arc de Triomphe entgegenzugehen, doch wir trafen sie nicht, und ich kehrte zum Rasenplatz in der Überzeugung zurück, sie werde

nicht mehr kommen, als beim Karussell das Mädchen mit der schroffen Stimme mir entgegengelaufen kam: »Schnell, schnell, Gilberte ist schon seit einer Viertelstunde da. Sie muß bald wieder gehen. Wir warten mit dem Barlauf nur auf Sie.« Während ich die Avenue des Champs-Élysées hinaufgegangen war, war Gilberte durch die Rue Boissy d'Anglas gekommen; ihr Fräulein hatte das gute Wetter benutzt, um Einkäufe für sich selbst zu machen; Monsieur Swann aber würde kommen und seine Tochter abholen. So war ich also selber schuld; ich hätte die Anlagen nicht verlassen sollen, denn man wußte nie genau, von welcher Seite Gilberte kam und ob es früher oder später sein würde, und gerade dieses Warten machte für mich schließlich nicht nur die ganzen Champs-Élysées und den ganzen Nachmittag als eine unendliche Weite in Raum und Zeit, auf der an jedem beliebigen Punkt und in jedem beliebigen Augenblick das Bild Gilbertes auftauchen konnte, zu etwas Aufregendem, sondern auch noch dieses Bild selbst, denn ich wußte hinter ihm den Grund verborgen, weshalb es mich mitten ins Herz traf, um vier Uhr anstatt um halb drei, mit einem Besuchshütchen anstatt der üblichen Kappe auf dem Kopf, vor den »Ambassadeurs«[1] anstatt zwischen den Puppentheatern, ich erriet dahinter eine jener Beschäftigungen, bei denen ich Gilberte nicht folgen konnte und die sie zwangen, auszugehen oder zu Hause zu bleiben, ich war in Kontakt mit dem Geheimnis ihres mir unbekannten Lebens. Dieses Geheimnis verwirrte mich auch, als ich auf Befehl des Mädchen mit der schroffen Stimme herbeilief, um sofort beim Barlauf mitzutun, und dann Gilberte, die mit uns so brüsk und herrisch umsprang, vor der Dame mit den *Débats* (die zu ihr sagte: »Wie wunderschön ist die Sonne heut, wirklich wie Feuer«) knicksen und schüchtern lächelnd zu ihr sprechen sah in einer gemessenen Art, die mir eine Ahnung von dem ganz anderen Mädchen vermittelte, das Gilberte sicher war, wenn sie mit ihren Eltern und deren Freunden umging oder Besuche machte, in jener gesamten anderen

Existenz, die mir nicht zugänglich war. Doch von dieser Existenz gab mir niemand einen besseren Eindruck als Monsieur Swann, der etwas später erschien, um seine Tochter zu holen. Denn in ihm und in Madame Swann – da ihre Tochter ja bei ihnen wohnte und ihre Studien, ihre Spiele, ihre Freundschaften völlig von ihnen abhingen – lagen für mich genau wie in Gilberte selbst, ja vielleicht mehr als in ihr, wie es allmächtigen Göttern zukam, die über sie herrschten und von denen dies alles herzurühren schien, etwas Unerreichbares, etwas Unbekanntes, ein schmerzlicher Reiz. Alles, was sie betraf, beschäftigte mich so unausgesetzt, daß an einem Tag wie diesem, wo Monsieur Swann (den ich früher, damals, als er noch mit meinen Eltern verkehrte, so oft gesehen hatte, ohne daß er meine Neugier geweckt hätte) Gilberte von den Champs-Élysées abholen kam, sein Anblick, auch wenn das Herzklopfen zur Ruhe gekommen war, das sein Auftauchen in grauem Hut und Pelerinenmantel bei mir zunächst hervorrief, mir doch noch denkbar größten Eindruck machte, etwa wie das einer historischen Persönlichkeit, über die wir viel gelesen haben und deren geringste Eigenheiten uns leidenschaftlich interessieren. Seine Beziehungen zum Grafen von Paris, die mir, wenn ich früher in Combray davon hatte reden hören, vollkommen gleichgültig waren, bekamen jetzt für mich etwas Märchenhaftes, ganz als hätte niemand außer ihm je das Haus Orléans gekannt; sie hoben ihn für mich deutlich aus der anonymen Masse der Spaziergänger verschiedenster Klassen heraus, die jenen Weg der Champs-Élysées-Anlagen bevölkerten und unter denen er, wie ich bewundernd feststellte, aufzutreten bereit war, ohne besondere Beachtung zu verlangen, die ihm entgegenzubringen übrigens auch niemandem in den Sinn kam, so vollkommen war das Inkognito, in dem er sich verbarg.

Er beantwortete höflich den Gruß von Gilbertes Spielkameraden, auch den meinen, wiewohl er doch mit meiner Familie zerfallen war, schien mich aber nicht zu kennen. (Das erinner-

te mich freilich daran, daß er mich früher auf dem Lande sehr oft gesehen hatte; das Gedächtnis davon hatte ich in mir bewahrt, aber doch nur dunkel, denn seitdem ich Gilberte wiedergesehen hatte, war Swann für mich in erster Linie ihr Vater und nicht mehr jener Swann, der er in Combray gewesen war; da die Vorstellungen, an die sich jetzt für mich sein Name heftete, ganz verschieden waren von denen, in deren Verzweigungen er früher verhaftet war und an die ich mich nie mehr hielt, wenn ich jetzt an ihn dachte, war er für mich zu einer neuen Person geworden; nur eine künstliche, beiläufige Querverbindung stellte ich zwischen ihm und unserem Gast von damals her, und da nichts mehr für mich Bedeutung hatte, wenn nicht meine Liebe daraus Nutzen zog, dachte ich jetzt mit einer Regung von Scham und Bedauern, sie nicht auslöschen zu können, an jene Jahre zurück, wo ich in den Augen dieses selben Swann, der jetzt hier auf den Champs-Élysées vor mir stand und der vielleicht glücklicherweise von Gilberte meinen Namen nicht wußte, mich des Abends so oft lächerlich gemacht hatte, wenn ich Mama bitten ließ, sie möge doch in mein Zimmer kommen und mir gute Nacht sagen, während sie mit ihm, meinem Vater und meinen Großeltern im Garten den Mokka zu sich nahm.) Er sagte zu Gilberte, sie dürfe ruhig noch eine Partie mit uns spielen, er werde gern ein Viertelstündchen warten, und während er sich ganz schlicht auf einen Eisenstuhl setzte, bezahlte er sein Billett mit jener Hand, die Philipp vii.[1] so oft in der seinen gehalten hatte, während wir begannen, auf dem Rasen zu spielen, und die Tauben aufscheuchten, deren schöne schillernde Körper, die herzförmig und im Tierreich eine Entsprechung des Flieders sind, sich flüchtend eine Freistatt suchten; die eine auf der großen Steinvase, der ihr darin verschwindender Schnabel die Gebärde entlockte und die Bestimmung gab, im Überfluß die Früchte oder Körner anzubieten, die sie darin aufzupikken schien, eine andere auf dem Haupt der Statue, das sie scheinbar mit einem jener Gegenstände in vielfarbigem Email krönte, die

die steinerne Monotonie mancher antiken Bildwerke abwechslungsreicher gestalten und durch ein Attribut, das der Göttin, die es trägt, eine besondere zusätzliche Bezeichnung einbringt, aus ihr, so wie es einer Sterblichen mit einem neuen Vornamen geht, eine andere Göttin machen.

An einem dieser Sonnentage, die meine Hoffnungen nicht erfüllten, hatte ich nicht länger das Herz, meine Enttäuschung vor Gilberte zu verbergen.

»Ich wollte Sie gerade so vieles fragen«, sagte ich zu ihr. »Ich hatte geglaubt, dieser Tag werde für unsere Freundschaft besonders viel bedeuten. Aber kaum sind Sie da, müssen Sie schon wieder gehen! Versuchen Sie doch morgen möglichst früh zu kommen, damit ich endlich einmal mit Ihnen sprechen kann.«

Ihr Gesicht strahlte, und vor Freude von einem Fuß auf den andern hüpfend antwortete sie mir:

»Mein Lieber, Sie können ganz sicher sein, daß ich morgen nicht komme! Ich muß zu einer großen Teegesellschaft gehen, übermorgen auch nicht, da bin ich bei einer Freundin, von deren Fenster man den Einzug des Königs Theodosius[1] anschauen kann, das wird ganz wunderbar, und am nächsten Tag ist *Michel Strogoff* [2] , und dann kommt bald Weihnachten und dann die Ferien zum neuen Jahr. Vielleicht fährt sogar jemand mit mir an die Riviera. Das wäre fabelhaft! Allerdings käme ich dann um meinen Weihnachtsbaum; auf alle Fälle aber, auch wenn ich in Paris bin, komme ich nicht hierher, denn ich mache dann Besuche mit Mama. Adieu, eben ruft mich Papa.«

Ich kehrte mit Françoise nach Hause zurück durch die Straßen, die noch mit Sonnenschein beflaggt waren wie am Abend eines Festes, das schon vorüber ist. Ich schleppte mich mühsam dahin.

»Das wundert mich gar nicht«, meinte Françoise, »das ist ja auch kein Wetter für diese Jahreszeit, es ist viel zu warm. Ach

Gott, sicher gibt es überall viele arme Kranke, es scheint fast, daß auch da oben alles durcheinandergeraten ist.«

In Gedanken sagte ich mir wieder und wieder – mein Schluchzen unterdrückend – die Worte vor, in denen Gilberte ihrer Freude Ausdruck gegeben hatte, daß sie jetzt langehin nicht in die Champs-Élysées-Anlagen kommen werde. Doch der Zauber, der jedesmal meinen Geist von ganz allein befiel, sobald er sich mit ihr beschäftigte, und die besondere, einzigartige Lage, in die mich – wie reich an Kummer sie auch war – Gilberte gegenüber der innere Zwang einer Denkgewohnheit brachte, waren bereits am Werk, selbst diesem Zeichen der Gleichgültigkeit etwas Romanhaftes zuzusetzen, und mitten in meinen Tränen brachte ich ein Lächeln zustande, das nichts Geringeres als die schüchterne Vorform eines Kusses war. Als die Stunde der Briefzustellung kam, sagte ich mir an diesem Abend wie an allen anderen: Ich bekomme sicher einen Brief von Gilberte, sie wird mir endlich sagen, daß sie nie aufgehört hat, mich zu lieben, und mir erklären, aus welchem geheimnisvollen Grund sie gezwungen war, es mir bisher zu verbergen und so zu tun, als könne sie glücklich sein, ohne mich zu sehen, und weshalb sie die Rolle einer Gilberte gespielt hat, die nichts weiter als eine Spielkameradin ist.

Alle Abende malte ich mir beglückt diesen Brief aus, ich glaubte ihn zu lesen, ich sagte mir jeden Satz davon her. Plötzlich hielt ich erschrocken inne. Ich wurde mir auf einmal bewußt, daß, wenn ich einen Brief von Gilberte bekäme, es auf keinen Fall dieser sein könne, da ich ihn ja selbst verfaßt hatte. Und von da an bemühte ich mich, meine Gedanken von den Wörtern abzuwenden, von denen ich mir so dringend wünschte, daß sie sie an mich schriebe, aus Furcht, durch ihre Vorwegnahme gerade sie – die liebsten, ersehntesten – aus dem Bereich der möglichen Realisierungen auszuschließen. Selbst wenn aufgrund eines unwahrscheinlichen Zusammentreffens Gilberte mir genau diesen Brief geschickt hätte, der von mir erfunden war, so hätte ich mein Werk darin wiederer-

kannt und nicht den Eindruck gehabt, etwas zu empfangen, was nicht aus mir selber komme, also etwas Wirkliches sei, etwas Neues, ein Glück, das außerhalb von meinem Geiste bestand, von meinen Willen unabhängig und wahrhaft von der Liebe dargebracht war.

Inzwischen las ich noch einmal eine Seite, die Gilberte mir zwar nicht geschrieben hatte, die mir aber wenigstens von ihr zugekommen war, nämlich die Seite von Bergotte über die Schönheit der alten Mythen, aus denen Racine geschöpft hat, und die ich zusammen mit der Murmel aus Achat immer bei mir hatte. Ich war gerührt über die Güte meiner Freundin, die sie mir hatte besorgen lassen; und da man stets den Wunsch hat, für seine Leidenschaft eine Begründung zu finden, und glücklich ist, in dem Wesen, das man liebt, Vorzüge zu erkennen, die, wie man aus der Literatur oder aus Gesprächen weiß, würdig sind, Liebe zu erwecken, und sich diese, indem man sie nachbildet, zu eigen und zu neuen Gründen seiner Liebe macht, wären sie selbst denjenigen, denen unsere Liebe nachspürt, wenn sie den eigenen Impulsen folgt, noch so entgegengesetzt – so wie Swann früher vor sich den ästhetischen Wert der Schönheit Odettes geltend machte –, aus solchen Gründen sah ich, der ich zunächst, in Combray noch, Gilberte wegen des schlechthin Unbekannten ihres Lebens geliebt hatte, in dem ich so gern untergegangen und in neuer Verkörperung wieder aufgetaucht wäre unter Aufgabe meines eigenen Seins, das mir nichts mehr bedeutete, jetzt einen unschätzbaren Vorteil darin, daß eines Tages Gilberte in meinem allzu bekannten und darob verachteten Leben als eine demütige Dienerin, eine bequeme und tröstliche Mitarbeiterin mir des Abends bei meiner Arbeit helfen, meine Entwürfe ordnen könnte. Bergotte aber, diesen unendlich weisen und beinahe göttlichen Alten, um dessentwillen ich zuerst Gilberte geliebt hatte, bevor ich sie noch sah, liebte ich jetzt vor allem um Gilbertes willen. Mit ebenso großem Vergnügen wie die Seiten, die er über Racine geschrieben hatte, betrachtete ich das

mit großen weißen Wachssiegeln geschlossene und mit einer Fülle von malvenfarbenen Bändern umwundene Einwickelpapier, in dem sie sie mir gebracht hatte. Ich küßte die Achatkugel, die der beste Teil des Herzens meiner Freundin war, der Teil, der nicht frivol war, sondern treu, und der, wiewohl mit dem geheimnisvollen Reiz von Gilbertes Leben geschmückt, doch bei mir blieb, mein Zimmer bewohnte, in meinem Bett schlief. Ich mußte mir aber doch sagen, daß die Schönheit dieses Steins und die Schönheit jener Seiten Bergottes, die ich so beglückt mit der Idee meiner Liebe zu Gilberte in Zusammenhang brachte, als bekomme diese in den Augenblicken, wo sie mir nur noch als ein Nichts erschien, durch sie eine Art von Plastizität, vor meiner Liebe dagewesen waren, ihr nicht eigentlich glichen, daß ihre Elemente durch die schriftstellerische Begabung oder durch die Gesetze der Mineralogie bereits festgelegt waren, bevor Gilberte mich kannte; daß nichts in dem Buch noch in dem Stein anders gewesen wäre, hätte Gilberte mich nicht geliebt, und daß nichts mich also berechtigte, aus ihnen eine Botschaft des Glücks herauslesen zu wollen. Und während meine Liebe, die unaufhörlich vom kommenden Tag das Geständnis der Liebe Gilbertes zu mir erwartete, jeden Abend die schlecht verrichtete Arbeit des Tages wieder auftrennte, war im Dunkel meines Selbst eine Unbekannte am Werk, die die losen Fäden nicht einfach hängen ließ, sondern sie ohne Rücksicht darauf, ob mir ihr Wirken gefalle und ob sie zu meinem Glück tätig sei, in einer ganz anderen Ordnung, die allem zugrunde lag, was sie tat, wieder zusammenknüpfte. Ohne besonderes Interesse an meiner Liebe, ohne davon auszugehen, daß ich geliebt werde, stellte sie alle Handlungen Gilbertes, die mir unerklärlich waren, alle ihre Fehler, die ich bei mir entschuldigt hatte, in einer Folge zusammen. Dadurch bekamen sie einen Sinn. Diese neue Ordnung schien zu besagen, daß ich Gilberte, wenn sie, anstatt in die Anlagen der Champs-Élysées zu kommen, an einem Vormittag mit ihrer Erzieherin Besorgun-

gen machte oder sich auf eine Abwesenheit in den Neujahrsferien vorbereitete, Unrecht damit tat, bei mir zu denken: Sie ist eben frivol oder allzu gefügig. Denn sie hätte aufgehört, das eine oder andere zu sein, wenn sie mich geliebt hätte, und, zum Gehorsam gezwungen, wäre sie ebenso verzweifelt gewesen wie ich an den Tagen, da ich sie nicht sah. Diese neue Ordnung sagte auch noch, daß ich ja dennoch wissen müsse, was lieben heißt, da ich Gilberte liebte; sie wies mich auf mein unaufhörliches Bemühen hin, in ihren Augen vorteilhaft dazustehen, um dessentwillen ich ja auch meine Mutter dazu zu bringen versuchte, daß sie für Françoise einen Gummimantel und einen Hut mit blauer Feder kaufte oder aber mich nicht mehr mit dieser Begleiterin, deren ich mich schämte, in die Anlagen der Champs-Élysées gehen ließe (worauf meine Mutter mir vorhielt, ich sei sehr ungerecht gegen Françoise, sie sei eine redliche Frau und uns sehr ergeben), und auch auf das ausschließliche Bedürfnis, Gilberte zu sehen, so daß ich Monate im voraus nur daran dachte, wie ich herausfinden könne, wann sie Paris verlassen und wohin sie sich begeben werde; ohne ihre Gegenwart erschien mir die angenehmste Gegend wie ein Verbannungsort, und ich wünschte mir einzig, immer in Paris zu bleiben, solange ich mit ihr in den Champs-Élysées-Anlagen zusammensein konnte. Schließlich hatte diese neue Ordnung keine Mühe, mir darzutun, daß ich weder diese Sorge noch dieses Bemühen in den Handlungen Gilbertes werde entdecken können. Diese hingegen war ihrer Erzieherin durchaus zugetan, ohne danach zu fragen, was ich von ihr halten mochte. Sie fand es selbstverständlich, daß sie nicht in die Anlagen der Champs-Élysées kam, wenn sie mit ihrem Fräulein Einkäufe machen mußte, und angenehm, wenn ein Ausgang mit ihrer Mutter sie daran hinderte. Und selbst einmal angenommen, sie hätte mir erlaubt, meine Ferien am gleichen Ort zu verbringen wie sie, kam es ihr bei der Wahl des Ortes doch nur auf den Wunsch ihrer Eltern, auf allerlei Vergnügungen an, von denen sie gehört hatte, und keineswegs

darauf, ob meine Eltern etwa die Absicht hätten, mich auch dorthin zu schicken. Wenn sie mir manchmal versicherte, daß sie mich weniger liebe als einen ihrer Freunde, weniger auch, als sie mich am Vortag gemocht hatte, weil ich durch meine Unaufmerksamkeit das Spiel für unsere Partei verloren hätte, bat ich sie um Verzeihung und fragte sie, was ich tun müsse, damit sie mich wieder ebenso gern möge oder noch mehr als die anderen; ich hätte dann gern von ihr gehört, daß dem bereits so sei; ich flehte sie an, als könne sie ihre Zuneigung für mich nach ihrem oder meinem Willen oder mir zu Gefallen allein durch die Worte, die sie sagen würde, je nach meinem guten oder schlechten Verhalten regeln. Wußte ich denn nicht, daß das, was ich selbst für sie empfand, weder von ihren Handlungen abhing noch von meinem Willen?

Endlich sagte sie auch noch, diese von der unsichtbaren Arbeiterin geschaffene neue Ordnung, daß wir zwar wünschen können, die Handlungen einer Person, die uns Kummer zugefügt hat, möchten nicht ernst gemeint sein, in ihrer Folge aber etwas Offensichtliches liegt, gegen das unser Wünschen nichts vermag und das uns besser als dieses über ihre Handlungen von morgen Aufschluß geben kann.

Diese neuen Worte hörte meine Liebe wohl; sie überzeugten sie davon, daß das Morgen nicht anders sein werde als das, was die anderen Tage gewesen waren; daß Gilbertes Gefühle für mich, schon zu eingewurzelt, um sich noch ändern zu können, in Gleichgültigkeit bestanden; daß in unserer Freundschaft nur ich der Liebende war. »Es ist wahr«, antwortete meine Liebe, »an dieser Freundschaft gibt es nichts mehr zu rütteln, sie ändert sich bestimmt nicht mehr.« Am folgenden Tag (oder ich wartete damit bis zu einem Festtag, wenn gerade einer in Aussicht stand, ein Geburtstag oder vielleicht der Neujahrstag, einer jener Tage, die nicht wie die anderen sind, an dem man eine neue Seite aufschlägt und von der Vergangenheit keinen Übertrag und kein Vermächtnis an Trauer übernimmt) bat ich dann Gilberte, unsere alte Art von

Freundschaft völlig zu vergessen und mit mir den Grund für eine neue zu legen.

Ich hatte immer einen Plan von Paris bei der Hand; weil man darauf die Straße erkennen konnte, in der Monsieur und Madame Swann wohnten, schien er mir einen Schatz zu bergen. Aus Vergnügen daran, aus einer Art ritterlicher Treue erwähnte ich bei jeder nur möglichen Gelegenheit diese Straße, so daß mein Vater, der nicht wie meine Mutter und meine Großmutter von meiner Liebe wußte, mich schließlich fragte:

»Weshalb sprichst du denn unaufhörlich von dieser Straße? Sie hat doch gar nichts Besonderes an sich; es wohnt sich sicher angenehm dort, weil sie nur zwei Schritte vom Bois entfernt ist, aber das hat sie mit mindestens zehn anderen gemein.«

Ich richtete es so oft wie möglich ein, daß meine Eltern den Namen Swann aussprechen mußten; gewiß sagte ich ihn mir im Geist schon selbst ohne Unterlaß vor; doch ich hatte das Bedürfnis, auch seinen köstlichen Klang zu vernehmen und mir seine Musik vorspielen zu lassen, deren stumme Lektüre mir nicht genügte. Dieser Name Swann übrigens, den ich so lange schon kannte, war jetzt, wie es in gewissen Fällen von Aphasie bei den geläufigsten Ausdrücken vorkommt, ein neuer Name für mich. Er war mir in Gedanken immer gegenwärtig, und doch konnte mein Denken sich nicht an ihn gewöhnen. Ich zerlegte ihn, buchstabierte ihn mir vor, seine Orthographie war stets ein Quell neuen Staunens für mich. Mit seiner Vertrautheit hatte er für mich auch seine Unschuld verloren. Die Freude, mit der ich ihn jedesmal hörte, kam mir so schuldhaft vor, daß ich glaubte, die anderen errieten meine Gedanken und gäben jedesmal der Unterhaltung eine andere Richtung, sobald ich erzwingen wollte, daß man ihn vor mir nannte. Ich ließ mich über Gegenstände aus, die mit Gilberte zu tun hatten, ich führte unaufhörlich die gleichen Worte im

Mund, und obwohl ich wußte, daß es nur Worte waren – fern von ihr ausgesprochene Worte, die sie nicht hörte, Worte ohne Kraft, die wiederholten, was war, doch es nicht ändern konnten –, kam es mir doch so vor, als könnte ich dadurch, daß ich alles zusammentrug und in Bewegung hielt, was Gilberte berührte, etwas Beglückendes aus ihnen hervorgehen lassen. Ich erzählte meinen Eltern wieder und wieder, daß Gilberte ihre Erzieherin sehr gern habe, so als würde dies, zum hundertsten Mal ausgesprochen, die Wirkung haben, daß Gilberte plötzlich einträte und ein für allemal bei uns wohnen bliebe. Ich erging mich oft in Lobeshymnen auf die alte Dame, die immer die *Débats* las (ich hatte meinen Eltern die Meinung nahegelegt, sie sei die Frau eines Botschafters oder eine Fürstlichkeit), und hörte nicht auf, ihre Schönheit, Großartigkeit und ihren Adel zu preisen, bis eines Tages, als ich meinte, ich hätte Gilberte sagen hören, sie heiße Madame Blatin, meine Mutter ausrief, während ich vor Scham errötete:

»Oh! Jetzt weiß ich, wer das ist! Achtung! Achtung! hätte dein armer Großvater gesagt. Und die findest du schön! Aber sie ist ja grauenhaft und ist es immer gewesen. Sie ist die Witwe eines Gerichtsvollziehers. Erinnerst du dich nicht mehr, was ich alles, als du noch klein warst, habe anstellen müssen, um ihr bei der Turnstunde aus dem Weg zu gehen, wo sie immer, ohne mich zu kennen, mit mir sprechen wollte, um mir zu sagen, du seist ›für einen Buben zu hübsch‹? Sie war immer wie wild darauf, Leute kennenzulernen, und sie muß schon wirklich so verrückt sein, wie ich immer glaubte, wenn sie Madame Swann tatsächlich kennt. Denn wenn sie auch sehr gewöhnlicher Herkunft ist, hätte ich ihr doch bislang nicht eigentlich etwas nachsagen können. Aber sie war schon immer auf Bekanntschaften aus. Sie ist grauenhaft, fürchterlich vulgär und dazu eine Wichtigtuerin.«

Was Swann anbelangte, so verbrachte ich in meinem Bemühen, ihm zu gleichen, meine Zeit bei Tisch damit, mich an der Nase zu zupfen und mir die Augen zu reiben. »Der Junge

ist geradezu idiotisch, er wird einmal unausstehlich werden«, bemerkte mein Vater dazu. Vor allem wäre ich gern so kahl gewesen wie Swann. Da er in meinen Augen ein solches Ausnahmegeschöpf war, fand ich es unglaublich, daß Leute, mit denen ich verkehrte, ihn gleichfalls kannten und daß die Zufälle eines beliebigen Tages ihn mir entgegenführen konnten. Einmal, als meine Mutter im Verlauf ihres jeden Abend beim Nachtmahl erstatteten Berichts, wo sie am Nachmittag gewesen sei, nur sagte: »Und wen meint ihr, habe ich im Kaufhaus Trois Quartiers[1] bei den Regenschirmen getroffen? Swann«, zauberte sie mitten in ihrer sonst für mich so unergiebigen Erzählung eine Märchenblüte hervor. Was für ein schwermütiger Genuß zu erfahren, daß an diesem Nachmittag inmitten der Menge, von der sich seine übernatürliche Erscheinung abhob, Swann einen Regenschirm gekauft hatte! Zwischen andere größere oder kleinere Ereignisse, die ebenso gleichgültig waren, eingeschoben, weckte dieses in mir jene besonderen Schwingungen, von denen meine Liebe zu Gilberte beständig durchzittert war. Mein Vater pflegte zu sagen, ich interessiere mich für nichts, weil ich nicht zuhörte, wenn von den politischen Auswirkungen die Rede war, die der Besuch des Königs Theodosius für Frankreich haben könnte, dessen Gast er zur Zeit und – wie man meinte – dessen Verbündeter er war. Wie sehr aber verlangte es mich dagegen zu wissen, ob Swann bei jenem Einkauf seinen Pelerinenmantel trug!

»Habt ihr euch guten Tag gesagt?« fragte ich.

»Aber natürlich«, antwortete meine Mutter, die offenbar immer ängstlich vermied, unser abgekühltes Verhältnis zu Swann einzugestehen, damit man uns nicht mehr mit ihm aussöhnte, als ihr lieb gewesen wäre, denn sie wünschte nun einmal nicht, Madame Swanns Bekanntschaft zu machen. »Er selbst ist gekommen und hat mich begrüßt, ich hatte ihn nicht gesehen.«

»Dann seid ihr also nicht zerstritten?«

»Zerstritten? Wieso sollen wir denn miteinander zerstritten sein?« gab sie mit solcher Lebhaftigkeit zurück, als habe ich einen Streich gegen die Fiktion ihrer guten Beziehungen zu Swann geführt und eine »Aussöhnung« einleiten wollen.

»Er könnte doch böse auf dich sein, weil du ihn nicht mehr einlädst.«

»Man muß ja nicht alle Leute einladen; lädt er mich etwa ein? Ich kenne ja nicht einmal seine Frau.«

»Aber er kam doch in Combray zu uns.«

»Ja, gut! Er kam in Combray zu uns, aber in Paris hat er eben anderes zu tun, und ich auch. Ich kann nur sagen, wir haben uns beide nicht benommen wie Leute, die miteinander zerstritten sind. Wir standen eine Weile zusammen, weil ihm sein Paket nicht gleich gebracht wurde. Er hat mich nach dir gefragt und erzählt, daß du mit seiner Tochter spielst«, setzte meine Mutter hinzu; ich aber staunte über das Wunder, daß ich in Swanns Bewußtsein existierte, sogar so komplett, daß er, wenn ich liebebebend in den Champs-Élysées-Anlagen vor ihm stand, wußte, wie ich hieß und wer meine Mutter war, und daß sich für ihn meine Eigenschaft als Kamerad seiner Tochter mit allerlei Wissen über meine Großeltern, ihre Familie, unseren alten Wohnort, gewisse Eigentümlichkeiten unseres früheren Lebens vermischten, über die ich selbst vielleicht in Unkenntnis war. Doch schien für meine Mutter diese Abteilung der Trois Quartiers, in der sie für Swann bei ihrem Auftauchen eine festumrissene Persönlichkeit gewesen war, mit der ihn gemeinsame Erinnerungen verbanden, die ihn ermächtigten, an sie heranzutreten und ihr guten Tag zu wünschen, keinen besonderen Zauber zu besitzen.

Weder sie übrigens noch mein Vater schienen an einer Gelegenheit, von Swanns Großeltern zu sprechen oder den Titel eines Honorar-Wechselmaklers zu erwähnen, ein alle anderen übertreffendes Vergnügen zu finden. Meine Einbildungskraft hatte im sozialen Gefüge von Paris eine gewisse Familie auserwählt und geheiligt, so wie sie es in dem Paris aus Stein mit

einem bestimmten Haus gemacht hatte, dessen Einfahrt durch sie kunstvoll ausgestaltet und dessen Fenster zu Kostbarkeiten wurden. Doch ich als einziger sah diesen Schmuck. Ebenso wie meine Eltern das Haus, in dem Swann wohnte, kein bißchen merkwürdiger fanden als die anderen zur gleichen Zeit in jener Gegend nahe am Bois de Boulogne erbauten, so hob sich auch die Familie Swann in ihren Augen von anderen Familien von Wechselmaklern in keiner Weise ab. Sie beurteilten sie mehr oder minder günstig, je nachdem sie an Verdiensten teilhatte, die aller Welt gemeinsam waren, und sahen nichts Einzigartiges in ihr. Was sie dagegen an ihr schätzten, trafen sie im gleichen oder sogar höheren Maße auch bei anderen an. Sobald sie also festgestellt hatten, daß das Swannsche Haus angenehm gelegen sei, sprachen sie von solchen, die noch günstiger lagen, aber nichts mit Gilberte zu tun hatten, oder von Börsenleuten, die eine Stufe höher als ihr Großvater standen; hatte es einen Augenblick so ausgesehen, als seien sie einer Meinung mit mir, so lag ein Mißverständnis vor, das sehr bald aufgeklärt wurde. Es kam daher, daß meine Eltern, um in allem, was Gilberte und ihre Umgebung betraf, eine unbekannte Eigenschaft, die in der Welt des Gefühls dem entsprach, was in der Welt der Farben die Infrarotstrahlen sind, zu erkennen, nicht den nötigen zusätzlichen Sinn besaßen, mit dem für eine gewisse Zeit die Liebe mich ausstattete.

An Tagen, für die mir Gilberte im voraus angekündigt hatte, daß sie nicht in die Champs-Élysées-Anlagen kommen werde, nahm ich mir Spaziergänge vor, die mich ihr ein wenig näher brachten. Manchmal bewog ich Françoise zu einer Pilgerfahrt vor das Haus, das die Swanns bewohnten. Unaufhörlich brachte ich sie wieder auf das zu sprechen, was sie über Madame Swann von der Erzieherin hatte erfahren können. »Es scheint, daß sie großes Vertrauen zu ihren Heiligenbildern hat. Niemals verreist sie, wenn ein Käuzchen geschrien hat, oder es hat in der Wand getickt, oder wenn ihr um Mitternacht eine Katze begegnet, oder es knackt im Holz. O ja,

das ist eine tief religiöse Frau!« Ich war so sehr in Gilberte verliebt, daß ich, wenn wir auf unserem Weg den alten Maître d'hôtel der Swanns trafen, der den Hund ausführte, vor Ergriffenheit stehenblieb und einen so leidenschafterfüllten Blick auf seinen weißen Backenbart warf, daß Françoise sich wunderte:

»Aber was haben Sie denn?«

Dann gingen wir weiter bis zu der Einfahrt, neben der ein Concierge, der von allen Conciergen der Welt weit verschieden und bis in die Tressen seiner Livree von dem gleichen schmerzlichen Reiz durchtränkt war, den ich im Namen Gilberte verspürt hatte, stand und so aussah, als wisse er, daß ich einer von jenen sei, denen aufgrund einer von Natur anhaftenden Unwürdigkeit für immer untersagt war, in jene geheimnisvollen Daseinsbereiche einzudringen, deren Bewachung ihm oblag und die die Parterrefenster bewußt den Blicken zu verschließen schienen, so daß sie mit dem edlen Fall ihrer Musselinvorhänge weit weniger anderen Fenstern glichen als vielmehr den Blicken Gilbertes. Andere Male gingen wir auf die Boulevards, und ich bezog einen Posten am Eingang der Rue Duphot, denn ich hatte gehört, daß man Swann da häufig sehen könne, wenn er zu seinem Zahnarzt ging; meine Einbildungskraft aber legte eine so tiefe Kluft zwischen Gilbertes Vater und die übrige Menschheit, seine Gegenwart inmitten der realen Welt trug für mich so viel an Wunderbarem in sie hinein, daß ich schon, bevor wir bei der Madeleine[1] angelangt waren, tief bewegt wurde von der Vorstellung, daß wir uns einer Straße näherten, wo sich ganz unvorhersehbar die übernatürliche Erscheinung vollziehen konnte.

Am häufigsten aber[2] – wenn ich schon Gilberte nicht sehen sollte – dirigierte ich Françoise, da ich erfahren hatte, Madame Swann spaziere fast jeden Tag in der Allée des Acacias um den großen See und in der Allée de la Reine Marguerite, nach dem Bois de Boulogne zu.[3] Er war für mich so etwas wie jene Tiergärten, in denen man in gegensätzlichen Land-

schaftsausschnitten die Flora verschiedenartiger Gegenden sieht; wo man nach einem Hügel erst auf eine Grotte, dann eine Wiese, auf Felder, einen Fluß, einen Graben, einen Hügel, einen Sumpf stößt, jedoch weiß, daß sie nur da sind, um den sich tummelnden Flußpferden, Zebras, Krokodilen, russischen Kaninchen, Bären oder Reihern einen geeigneten Lebensraum oder einen malerischen Rahmen zu geben; der Bois selbst, in seiner komplexen Vereinigung verschiedener kleiner, in sich geschlossener Welten – ließ er doch ein mit roten Bäumen, amerikanischen Korkeichen, bepflanztes Farmgelände, das einem landwirtschaftlichen Betrieb in Virginia glich, auf ein Fichtenwäldchen am Seeufer oder auf einen Hochwald folgen, aus dem plötzlich in weichem Pelz und mit schönen Tieraugen eine eilige Spaziergängerin auftauchte – war der Frauengarten; und – wie die Myrtenallee der *Aeneis* [1] – für sie mit Bäumen einer einzigen Art bepflanzt, wurde die Allée des Acacias von den berühmten Schönheiten der Epoche besucht. Wie von fern schon die höchste Erhebung des Gipfels, von der aus der Seehund sich ins Wasser stürzt, das Entzücken der Kinder bildet, die ihn anschauen gehen, so läßt auch, lange bevor man zu der Allée des Acacias gelangt, ihr ringsum ausströmender Duft das Nahen und die Eigenart einer machtvollen, üppigen Individualität des Pflanzenreiches ahnen. Dann, wenn ich näher kam, ließ der Anblick ihrer Kammlinie aus leichtem, zierlichem Laub von gefälliger Eleganz, kokettem Schnitt und aus dünnem Stoff, auf dem Hunderte von Blüten sich niedergelassen hatten wie geflügelte, zitternde Schwärme seltener Insekten, endlich auch ihr weiblich lässiger, angenehm klingender Name mein Herz höher schlagen, doch eher im vagen Verlangen nach großer Welt, so wie manche Walzer in uns nur noch die Namen der geladenen Schönheiten aufklingen lassen, die der Türsteher bei ihrem Eintritt in den Ballsaal bekanntgibt. Ich hatte gehört, man könne in der Allee gewisse elegante Frauen sehen, die, obwohl nicht alle auch schließlich geheiratet hatten, gewöhnlich

mit Madame Swann in einem Atem genannt wurden, meist unter ihrem »nom de guerre«; ihr neuer Name, sofern sie einen solchen trugen, war nur eine Art Inkognito, das diejenigen, die von ihnen sprachen, unbedingt lüfteten, um richtig verstanden zu werden. In der Meinung, daß das Schöne – auf dem Gebiet weiblicher Eleganz jedenfalls – von geheimen Gesetzen bestimmt werde, in deren Kenntnis sie eingeweiht und zu deren Befolgung sie in der Lage waren, nahm ich von vornherein die Art ihrer Toiletten, ihrer Equipagen, die tausend Einzelheiten, deren ephemeres und wechselndes Ensemble von dem im Innern meiner Seele bestehenden Glauben so fest zusammengehalten wurde, daß sie die Einheitlichkeit eines Meisterwerks bekamen, als Offenbarung hin. Doch was ich sehen wollte, war vor allem Madame Swann, und ich wartete darauf, daß sie vorüberkäme, bewegt, als ob es Gilberte selber sei, deren Eltern, wie alles, was zu ihrer Umgebung gehörte, von ihrem Reiz durchsetzt in mir ebensoviel Liebe wie sie selbst, ja sogar eine schmerzlichere Erregung erweckten (weil ihr Berührungspunkt mit Gilberte gerade in jenem Innersten ihres Lebens lag, zu dem ich nicht Zutritt hatte) und für die ich schließlich auch (denn ich bekam bald heraus, wie man sehen wird, daß sie es nicht gern hatten, wenn ich mit ihr spielte) jenes Gefühl der Verehrung hegte, das wir immer denen entgegenbringen, die schrankenlose Macht besitzen, uns wehzutun.

Ich wies in der Stufenfolge der ästhetischen Vorzüge und der mondänen Größe den höchsten Rang der Schlichtheit zu, wenn ich Madame Swann zu Fuß in einer Polonaise[1] aus Tuch, auf dem Kopf eine kleine mit einem exotischen Fasanenflügel geschmückte Toque, einen Veilchenstrauß im Ausschnitt, eiligen Schritts durch die Allée des Acacias gehen sah, als sei dies für sie nur der kürzeste Weg, um nach Hause zu kommen; mit einem Blick nur dankte sie dann den vorüberfahrenden Herren, die sie, wenn sie von weitem schon ihre Silhouette erkannten, grüßten und sich sagten, niemand

habe soviel Schick wie sie. An Stelle der Schlichtheit aber erkannte ich den ersten Platz dem Prunk zu, wenn ich Françoise, die nicht mehr weiterkonnte und behauptete, sie habe sich schon »die Beine abgelaufen«, gezwungen hatte, eine Stunde lang hin- und herzugehen, und dann endlich aus der von der Porte Dauphine herkommenden Allee – wobei diese für mich ein königliches Ansehen bekam, als die Stätte des Einzugs einer Souveränin, wie keine wirkliche Königin ihn mir in der Folge mit gleichem Eindruck je hat vorführen können, weil ich von ihrer Macht eine deutlichere und auf mehr Erfahrung gegründete Vorstellung hatte – im Fluge von zwei feurigen, schlanken und feingliedrigen Pferden der Art, wie Constantin Guys[1] sie zeichnet, dahingetragen, während auf dem Sitz ein riesiger Kutscher in einer Art von Kosakenpelz und daneben ein kleiner Groom, der an den »Tiger« des »verewigten Baudenord«[2] erinnerte, Platz genommen hatten, einen unvergleichlichen Mylord mit etwas hohem Fahrgestell herauskommen sah – oder vielmehr erlebte, wie seine Formen sich als eine klarumrissene, zehrende Wunde in mein Herz einpreßten –, der unter seinem »Dernier-cri«-Luxus ältere Equipagenmoden durchschimmern ließ und in dessen Fond Madame Swann in lässiger Haltung ruhte; ihr jetzt blondes Haar, das von einer einzigen grauen Strähne durchzogen war, wurde von einem schmalen Blumenband – gewöhnlich aus Veilchen – gehalten und eingefaßt, von dem lange Schleier niederfielen; in der Hand trug sie einen malvenfarbenen Sonnenschirm und auf ihren Lippen ein undurchsichtiges Lächeln, das ich für den Wohlwollensausdruck einer Fürstlichkeit hielt, in dem jedoch vor allem das Herausfordernde der Kokotte lag und das sie huldvoll allen denen schenkte, die sie ihrerseits mit ihrem Gruß bedachten. Dieses Lächeln sagte in Wirklichkeit zu den einen: »O ja, ich erinnere mich, es war wunderschön!« und zu den anderen: »Wie schade, wir hatten eben kein Glück!« und wieder zu anderen: »Aber gewiß, wenn Sie wollen! Ich fahre jetzt noch ein kurzes Stück gera-

deaus, aber sobald ich kann, verlasse ich die Reihe.« Kamen nur Unbekannte vorbei, so beließ sie trotzdem ein müßiges Lächeln auf ihren Lippen, als hinge sie der Erinnerung an irgendeinen Freund nach oder warte auf ihn, und die es bemerkten, sagten dann nur: »Wie schön sie ist!« Nur für ganz bestimmte Männer hatte sie ein gereiztes, gezwungenes, zurückhaltend kühles Lächeln, das bedeutete: »Jawohl, du gemeiner Kerl, ich weiß, was für ein Schandmaul du hast und daß du nicht schweigen kannst! Aber denke bloß nicht, daß ich mir daraus irgend etwas mache!« Coquelin[1] ging in lebhaftem Gespräch mit Freunden vorbei und winkte Vorüberfahrenden mit der Hand ausgesprochen theatralisch zu. Ich jedoch dachte einzig an Madame Swann, tat aber so, als hätte ich sie nicht gesehen, denn ich wußte, daß sie, am Tir aux Pigeons[2] angekommen, dem Kutscher sagen würde, er solle aus der Reihe herausfahren und halten, damit sie die Allee zu Fuß zurückgehen könne. An Tagen, wo ich den Mut dazu fand, an ihr vorbeizugehen, zerrte ich Françoise in dieser Richtung mit. An einem bestimmten Punkt sah ich dann wirklich auf dem Weg für Fußgänger Madame Swann auf uns zukommen, wie sie hinter sich die lange Schleppe ihres malvenfarbenen Kleides herschleifen ließ, angetan, wie das Volk sich die Königinnen gekleidet denkt, in Stoffen und kostbaren Zutaten, die andere Frauen nicht trugen; manchmal senkte sie ihren Blick auf den Griff ihres Sonnenschirms und gab wenig auf die Vorübergehenden acht, so als sei sie allein auf die wichtige Angelegenheit und den Zweck eines kleinen Gesundheitsspaziergangs bedacht, ohne Rücksicht darauf, daß sie gesehen wurde und alle sich nach ihr umdrehten. Manchmal jedoch, wenn sie zurückblickte, um ihren Windhund zu rufen, ließ sie unmerklich ihren Blick in die Runde schweifen.

Selbst diejenigen, die sie gar nicht kannten, wurden durch irgend etwas Singuläres und den Rahmen Sprengendes – vielleicht auch durch eine Art telepathischer Ausstrahlung wie jene, die in der unwissenden Menge Beifallsbezeigungen in

den Momenten auslöste, wo die Berma göttlich war – darauf aufmerksam, daß sie irgendeine bekannte Persönlichkeit sein müsse. Sie fragten sich: Wer mag das sein? und fragten manchmal einen Vorübergehenden oder nahmen sich vor, sich ihre Toilette zu merken als Anhaltspunkt für besser unterrichtete Freunde, die ihnen vielleicht Auskunft geben könnten. Andere Spaziergänger blieben einen Augenblick beinahe stehen und sagten dann:

»Sie wissen doch, wer das ist? Madame Swann! Wie? Das sagt Ihnen nichts? Ist Ihnen denn Odette de Crécy kein Begriff ?«

»Odette de Crécy? Ich habe doch gleich gedacht, diese traurigen Augen … Aber wissen Sie, die Jüngste kann sie ja auch nicht mehr sein! Ich erinnere mich, ich war mit ihr im Bett an dem Tag, als Mac-Mahon demissionierte.«[1]

»Ich glaube, Sie werden gut tun, sie nicht daran zu erinnern. Sie ist jetzt Madame Swann, die Frau eines Herrn, der Mitglied des Jockey-Clubs ist und ein Freund des Prinzen von Wales. Im übrigen sieht sie immer noch großartig aus.«

»O ja, aber wenn Sie sie damals gekannt hätten, da war sie wirklich hübsch! Sie wohnte in einer kleinen komischen Villa mit chinesischem Krimskrams darin. Ich erinnere mich, daß uns das Geschrei der Zeitungsverkäufer störte, ich mußte am Ende deswegen aus dem Bett.«

Ohne die Betrachtungen eigentlich zu hören, nahm ich doch das dumpfe Geraune wahr, das ihre Berühmtheit weckte. Mein Herz schlug vor Ungeduld, wenn ich dachte, daß noch ein weiterer Augenblick vergehen würde, bis diese Leute, unter denen ich mit Bitterkeit einen mulattenhaften Bankier vermißte, der mich stets mit Verachtung gestraft hatte, sehen würden, wie der junge Unbekannte, den sie bislang ignoriert hatten, die Frau, deren Ruf der Schönheit, des leichten Lebens und der Eleganz so notorisch war, grüßte – freilich ohne sie zu kennen; doch glaubte ich mich berechtigt dazu, da meine Eltern ihren Gatten kannten und ich der Spielkamerad ihrer

Tochter war. Schon stand ich ganz dicht vor Madame Swann und zog den Hut mit einem so gewaltigen, weitausholenden, lange andauernden Schwung, daß sie lächeln mußte. Manche Leute lachten. Sie selbst hatte mich niemals mit Gilberte gesehen, sie wußte meinen Namen nicht, aber ich war für sie – wie einer der Parkwächter oder der Junge bei den Booten oder die Enten auf dem See, denen sie Brot zuwarf – eine der beiläufigen, vertrauten, anonymen, jeglichen individuellen Charakters ebensosehr wie ein Theaterfigurant entbehrenden Erscheinungen ihrer Promenaden im Bois. An bestimmten Tagen, wo ich sie nicht in der Allée des Acacias gesehen hatte, traf ich sie in der Allée de la Reine Marguerite, in die sich Frauen begeben, die allein sein oder wenigstens den Anschein erwecken möchten, als wollten sie es sein; sie jedenfalls blieb es nicht lange, denn bald trat ein Bekannter zu ihr, oft mit einer grauen »Röhre« auf dem Kopf, den ich nicht kannte und der sich lange mit ihr unterhielt, während beider Wagen im Schritt folgten.

Diese Vielfältigkeit des Bois de Boulogne, die ihn zu einer künstlichen Stätte und im zoologischen oder mythologischen Sinne einem Garten macht, wurde mir in diesem Jahr[1] wieder bewußt, als ich ihn durchschritt, um zum Trianon zu gehen; es war an einem der ersten Vormittage im November, wo in den Häusern von Paris die gleichzeitige Nähe und Abwesenheit des Herbstes, dessen Schauspiel so schnell vorübergeht, ohne daß man ihm beiwohnt, eine Art von Sehnsucht, ein fiebriges Begehren nach welkem Laub erzeugt, das einen am Schlaf hindern kann. In meinem Zimmer, hinter geschlossenen Fenstern, sehnte ich mich nach seinem Anblick so sehr, daß es seit einem Monat zwischen meinem Denken und den beliebigen Gegenständen, mit denen ich mich beschäftigte, eine Art Schicht bildete und wie jene gelben Flecke wirkte, die manchmal, wohin wir auch schauen mögen, vor unseren Au-

gen tanzen. An jenem Morgen, als ich nicht mehr wie an den vorhergehenden Tagen den Regen rauschen hörte, sondern das schöne Wetter in den Ecken der geschlossenen Vorhänge lächeln sah wie die Winkel eines zugepreßten Mundes, der dennoch das Geheimnis seines Glückes nicht für sich behalten kann, hatte ich deutlich gespürt, daß ich jenes gelbe Laub vom Licht durchstrahlt in seiner äußersten Schönheit werde sehen können; ich konnte es ebensowenig aushalten, nicht alsbald die Bäume anschauen zu gehen, wie einst, wenn der Sturm allzu stark in meinem Schornstein tobte, nicht an das Meer zu reisen, und hatte mich durch den Bois de Boulogne auf den Weg zum Trianon gemacht. Es war die Stunde und die Jahreszeit, in der der Bois vielleicht am mannigfaltigsten wirkt, nicht nur, weil er stärkere Unterteilungen erkennen läßt, sondern mehr noch, weil es andere sind als sonst. Selbst an den offenen Stellen, wo man eine gewisse Weite überblickt, hob sich wie auf einem eben erst in Angriff genommenen Bühnenbild hier und da vor dem dunklen, weit zurückversetzten Hintergrund von Bäumen, die kein Laub mehr hatten oder noch ihr Sommerlaub besaßen, als hätte der Dekorateur erst diesen Teil fertiggestellt und das übrige noch nicht in Farben angelegt, eine doppelte Reihe orangefarbener Kastanien ab und bot ihre in vollem Licht liegende Allee als Schauplatz für den Spaziergang von Personen dar, die erst später hinzugefügt werden sollten.

Etwas weiter fort, wo die Bäume noch ganz mit grünem Laub umhüllt waren, schüttelte ein einziger, kleiner, kurzer, gestutzter und trotziger Stamm im Wind seine wirre rote Mähne. An anderen Stellen war das erste Erwachen dieses Maienmonds des Laubes im Gange, und das einer köstlichen, lächelnden Ampelopsis stand seit dem Morgen schon wie ein winterlicher Rotdorn in voller Blüte da. Der Bois bot indessen den provisorischen oder künstlichen Anblick einer Baumschule oder eines Parks, in dem man aus botanischem Interesse oder als Vorbereitung für ein Fest mitten zwischen den noch

stehengebliebenen Bäumen einer gewöhnlichen Art zwei oder drei Vertreter einer kostbaren Gattung mit phantastischem Laubwerk eingesetzt hätte, die um sich eine Leere schaffen, Luft spenden und Licht verbreiten. So war dies die Jahreszeit, in der der Bois de Boulogne am meisten verschiedene Baumarten erkennen läßt und am meisten unterschiedliche Partien zu einem buntscheckigen Ganzen zusammenstellt. Auch die Stunde half dabei mit. An den Stellen, wo die Bäume noch ihren Laubschmuck trugen, schienen sie eine stoffliche Veränderung von der Linie an zu erfahren, wo das Licht der Sonne sie traf, horizontal am Morgen und dann noch einmal einige Stunden später, wenn es im Augenblick der beginnenden Dämmerung sich wie eine Lampe entzündet und von fernher auf das Laubwerk einen künstlichen, sengenden Schein fallen läßt und die letzten Blätter eines Baumes, der selbst der unbrennbare, farblose Kandelaber seines lodernden Wipfels bleibt, in Flammen zu setzen schien. Hier brannte es die Kastanienblätter ziegelhart und klebte sie wie ein gelbes persisches Mauerwerk mit blauen Ornamenten derb auf den Himmel auf, dort löste es sie im Gegenteil von ihm ab, derweil sie ihm ihre gekrümmten goldenen Finger entgegenreckten. Auf einen von wildem Wein umkleideten Baum pfropfte es, ohne daß man ihn in seiner blendenden Pracht deutlich erkennen konnte, in halber Höhe etwas wie einen ungeheuren Strauß aus roten Blüten, vielleicht einer Nelkenart, auf. Die verschiedenen Partien des Bois, die im Sommer unter der Dichte und Einförmigkeit des Grüns ineinander verschwammen, traten jetzt auseinander. Bei fast allen ließen lichtere Stellen nunmehr den Eingang sichtbar werden, vor anderen pflanzte sich üppiges Laubwerk wie ein Banner auf. Wie auf einer kolorierten Karte sah man Armenonville, den Pré Catelan, Madrid, den Rennplatz, die Ufer des Sees. Hier und da tauchte irgendein unnützes Bauwerk auf, eine künstliche Grotte, eine Mühle, der die Bäume den Platz freigaben oder die eine Rasenfläche auf ihrer weichen Plattform darzubieten schien. Man fühlte,

daß der Bois nicht nur ein Waldgelände war, sondern einer dem Leben seiner Bäume fremden Bestimmung entsprach; die Hochstimmung, in der ich mich befand, war nicht nur die Folge meiner Bewunderung für den Herbst, sondern eines Verlangens. Sie entsprang dem großen Quell einer Freude, die die Seele schon spürt, ehe sie noch ihre Ursache kennt und bevor sie weiß, daß nichts außerhalb ihrer selbst sie hervorgebracht hat. So betrachtete ich die Bäume mit unbefriedigter Zärtlichkeit, die mehr wollte als sie und sich ohne mein Wissen auf die Meisterschöpfungen der schönen Spaziergängerinnen bezog, die sie jeden Tag ein paar Stunden lang in ihrem Schatten bergen. Ich ging auf die Allée des Acacias zu. Ich schritt durch den Hochwald hin, wo das Morgenlicht durch seine neuen Effekte die Bäume ausputzte, auseinanderstrebende Zweige zu einem Ganzen fügte und eigenmächtige Gewinde schuf. Geschickt zog es zwei Bäume an sich, und mit der machtvollen Schere aus Dunkel und Helligkeit schnitt es von jedem die Hälfte des Stammes und der Zweige ab, flocht die verbleibenden Hälften zusammen und machte entweder einen einzigen Schattenpfeiler daraus, den die Besonnung ringsum begrenzte, oder ein einziges Trugbild von Helle, dessen künstliche, glitzernde Konturen ein Geflecht von schwarzen Schatten umsäumte. Wenn ein Sonnenstrahl die höchsten Spitzen beleuchtete, schienen nur sie, in feuchtes Gefunkel gehüllt, aus der flüssigen, smaragdfarbenen Atmosphäre aufzusteigen, in die der Hochwald eingetaucht war wie eine Landschaft auf dem Meeresgrund. Denn die Bäume lebten ihr Eigenleben weiter, und wenn sie keine Blätter mehr hatten, so strahlte es nur um so leuchtender aus der Hülle von grünem Samt, die ihre Stämme umgab, oder dem weißen Email der kugeligen Misteln, die hier und da in den Kronen der Pappeln hingen, rund wie Sonne und Mond in Michelangelos *Erschaffung der Welt* [1] . Doch da sie nun seit so vielen Jahren schon in einer Art von Symbiose mit der Frau gelebt hatten, riefen sie mir die Dryade in Erinnerung, die flüchtige,

farbenprächtige schöne Weltdame, die sie beim Vorübereilen mit ihren Zweigen überdecken und zwingen, auch ihrerseits die Macht der Jahreszeit zu verspüren; sie erinnerten mich an die glückliche Zeit meiner gläubigen Jugend, als ich noch voller Erwartung an die Stätten kam, wo die Meisterwerke der weiblichen Eleganz ein paar Augenblicke lang zwischen dem unbewußt ihren Zwecken dienenden Laub Gestalt angenommen hatten. Doch die Schönheit, nach der die Fichten und die Akazien des Bois die Sehnsucht in mir weckten – verwirrender hierin als die Kastanien und Fliederbüsche des Trianon, die ich ansehen ging –, bestand nicht in starrer Form außerhalb meiner in den Erinnerungen einer Geschichtsepoche, in den Werken der Kunst, in einem kleinen Liebestempel, an dessen Fuß goldfingrige Blätter sich häuften. Ich trat wieder an die Ufer des Sees, ich ging bis zum Tir aux Pigeons. Die Vorstellung von Vollkommenheit, die ich in mir trug, hatte ich damals auf die Höhe eines Mylord angewendet, auf die schnittige Form der toll dahinjagenden, wespenleichten Pferde, deren Augen wie die der grausamen Rosse des Diomedes[1] blutunterlaufen waren und die ich jetzt, in dem Verlangen, wiederzusehen, was ich geliebt hatte, das ebenso glühend war wie jenes, das mich vor vielen Jahren auf diese gleichen Wege geführt hatte, von neuem hätte vor mir haben mögen in dem Augenblick, wo der riesige Kutscher von Madame Swann, unter den Blicken des faustgroßen und einem kindlichen Sankt Georg[2] gleichenden Groom, ihre stählernen Flanken zu meistern versuchte, die scheu und bebend flogen. Ach! Jetzt waren nur noch Automobile da, von schnauzbärtigen Mechanikern gelenkt, neben denen ausgewachsene Diener saßen. Ich hätte gern die kleinen, niederen, wie schlichte Krönchen wirkenden Damenhüte mit leiblichen Augen wiedererblickt, um festzustellen, ob sie noch so reizend waren wie in den Augen meiner Erinnerung. Jetzt waren alle riesengroß und mit Früchten, Blumen und verschiedenen Vögeln beladen.[3] An Stelle der schönen Roben, in denen Madame Swann wie eine Köni-

gin aussah, sah ich nur griechisch-deutsche Tuniken nach dem Vorbild der Tanagrafiguren, manchmal auch im Directoirestil, aus gerafftem Libertychiffon, mit Blumen übersät wie eine Zimmertapete.[4] Auf dem Kopf der Herren, die mit Madame Swann in der Allée de la Reine Marguerite hätten promenieren können, sah ich nicht mehr den grauen Zylinder von einst, auch keinen anderen Hut. Sie kamen mit bloßem Kopf einher. Für alle die neuen Erscheinungen des Schauspiels fand ich in mir die Überzeugung nicht mehr, die ihnen feste Umrisse, Einheit und Dauer hätte geben können; sie zogen vereinzelt an mir vorbei; willkürlich, ohne Wahrheit, enthielten sie in sich kein Schönheitselement, das meine Augen wie ehemals hätten versuchen können mit anderen zu verknüpfen. Es waren Durchschnittsfrauen, deren Eleganz mich nicht überzeugte und deren Toiletten mir unbedeutend schienen. Doch wenn ein Glaube verschwindet, dann überlebt ihn – und sogar stärker, um besser zu vertuschen, daß wir die Macht, auch den neuen Dingen Wirklichkeit zu verleihen, eben verloren haben – eine fetischistische Anhänglichkeit an jene alten Dinge, die er zu beseelen vermocht hatte, als habe in ihnen und nicht in uns das Göttliche gewohnt und als habe unsere gegenwärtige Ungläubigkeit einen von außen gegebenen Grund: den Tod der Götter.

Wie grausig! sagte ich zu mir selbst: Kann jemand diese Automobile so elegant finden wie die Equipagen von einst? Ich bin ganz sicher schon zu alt – jedenfalls bin ich nicht für eine Welt gemacht, in der die Frauen sich in Kleider zwängen, die nicht einmal aus wirklichem Stoff gemacht sind. Wozu noch den Schatten dieser Bäume aufsuchen, wenn nichts mehr ist von dem, was früher sich traf unter dem zart sich rötenden Laub, wenn Gewöhnlichkeit und Wahn die Stelle jenes erlesenen Lebens eingenommen haben, das sie einstmals umrahmten? Wie grausig! Ich tröste mich damit, an die Frauen zu denken, die ich gekannt habe, heute, wo es keine Eleganz mehr gibt. Doch wie sollten Leute, die diese furchtbaren Ge-

schöpfe unter den aus einem Vogelhaus oder einem Gemüsegarten bestehenden Hüten anschauen, sich auch nur eine Vorstellung machen können, wie zauberhaft Madame Swann mit einer schlichten malvenfarbenen Kapotte oder einem kleinen Hut aussah, den nur eine einzige aufwärts gerichtete Irisblüte überragte? Hätte ich ihnen auch nur die Erregung fühlbar machen können, mit der ich morgens im Winter Madame Swann traf, zu Fuß, im Otterpelz, eine einfache Kappe mit zwei Rebhuhnposen auf dem Kopf, aber doch mit einem Hauch von der künstlichen Wärme ihres Hauses allein durch den kleinen Veilchenstrauß, der an ihrem Ausschnitt eingeklemmt war und dessen lebhaft blauer Blütentuff angesichts des grauen Himmels, der eisigen Luft, der kahlen Bäume den gleichen Reiz besaß, Jahreszeit und Wetter nur als Rahmen zu betrachten, selbst aber in einem menschlichen Hauch, in der Atmosphäre dieser Frau zu leben, wie die Blumen in den Vasen und Jardinieren ihres Salons, neben dem brennenden Kaminfeuer, vor dem Seidenkanapee, ihn hatten, die draußen vor dem geschlossenen Fenster den Schnee niederfallen sahen. Es hätte mir im übrigen auch nicht genügt, daß die Toiletten die gleichen gewesen wären wie zu jener Zeit. Aufgrund des unlösbaren Zusammenhangs, der zwischen den verschiedenen Teilen einer Erinnerung besteht und die unser Gedächtnis wohlausgewogen in einer Zusammenstellung bewahrt, an die wir nicht rühren, von der wir nichts weglassen dürfen, hätte ich dann auch noch meinen Tag im Hause einer dieser Frauen bei einer Tasse Tee in einem Zimmer mit dunkelgetönten Wänden wie jenes von Madame Swann (ein Jahr nach dem, mit dem der erste Teil dieser Erzählung schließt), das von dem orangefarbenen Schimmer, der roten Glut, der rosa und weißen Flamme der Chrysanthemen durchleuchtet wurde, in einer Novemberdämmerung beenden mögen, an Augenblicke hingegeben gleich jenen, die (wie man später sehen wird) mir die Freuden nicht zu entdecken vermochten, nach denen ich mich sehnte. Jetzt aber, obwohl sie zu gar nichts mehr führten, kam es mir

vor, als hätten diese Augenblicke in sich selbst genügend Reiz besessen. Ich wollte sie gern genauso wiederfinden, wie ich mich ihrer erinnerte. Ach! Es gab nur noch weiße Zimmer im Louis-Seize-Stil, mit dem blauen Email der Hortensien getönt. Zudem kam man jetzt erst sehr spät im Jahr nach Paris zurück. Madame Swann hätte mir von irgendeinem Schloß aus geschrieben, sie sei nicht vor Februar wieder daheim, lange nach der Chrysanthemenzeit, wenn ich sie gebeten hätte, mir zuliebe noch einmal jene Elemente der Erinnerung zusammenzutragen, die ich in einem entlegenen Jahr verhaftet wußte, in einer nebelfarbenen Zeit, zu der ich niemals wieder den Weg zurückfinden würde, die Elemente, aus denen jenes Verlangen bestand, das mir ebenso unerreichbar geworden war wie die Lust, die ich damals vergebens gesucht hatte. Es hätten dazu auch noch dieselben Frauen sein müssen, die, deren Toiletten mich interessierten, denn damals, als ich noch gläubig gewesen war, hatte meine Einbildungskraft in ihnen allen etwas ganz Eigenartiges gesehen und sie mit Legenden umwoben. Ach! In der Avenue des Acacias – in dem Myrtenhain – traf ich noch manche von ihnen an, sie waren gealtert und nur noch schreckliche Schatten dessen, was sie einstmals waren, sie irrten umher und schienen wie verzweifelt in diesen vergilischen Bosketts nach irgend etwas zu suchen. Lange schon waren sie wieder fort, als ich die verlassenen Wege noch immer vergeblich befragte. Die Sonne hatte sich versteckt. Die Natur begann im Bois, aus dem die Idee, er sei der elysische Garten der Frau, sich verflüchtigt hatte, ihr Reich wieder aufzurichten; der wirkliche Himmel über der künstlichen Mühle[1] war von Wolken verhangen; der Wind durchfurchte den Grand Lac mit kleinen Wellen wie jeden anderen See; mächtige Vögel durchzogen den Bois, als sei er eben ein Wald, und fielen mit schrillen Schreien auf großen Eichen ein, die unter druidischen Kronen und in dodonäischer[2] Majestät die unwirtliche Öde des entzauberten Haines laut zu verkünden schienen und mich verstehen lehrten, welcher Widersinn

darin liegt, wenn man die Bilder der Erinnerung in der Wirklichkeit sucht, wo immer der Reiz ihnen fehlen muß, der im Gedächtnis wohnt und mit den Sinnen nicht wahrgenommen werden kann. Die Wirklichkeit, die ich einst gekannt hatte, gab es nicht mehr. Es genügte, daß Madame Swann nicht mehr als immer die gleiche im gleichen Augenblick unter ihren Bäumen erschien, und schon war die Avenue eine andere geworden. Die Stätten, die wir gekannt haben, sind nicht nur der Welt des Raums zugehörig, in der wir sie uns denken, weil es bequemer für uns ist. Sie waren nur ein schmaler Ausschnitt aus den einzelnen Eindrücken, die unser Leben von damals bildeten; die Erinnerung an ein bestimmtes Bild ist nur wehmutsvolles Gedenken an einen bestimmten Augenblick; und die Häuser, Straßen, Avenuen sind flüchtig, ach! wie die Jahre. [1]

ANHANG

NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Du côté de chez Swann ist am 14. November 1913 bei Bernard Grasset erschienen. Der erste Band von *À la recherche du temps perdu* gliedert sich in drei Teile: »Combray« (in zwei Kapiteln), »Un amour de Swann« und »Noms de pays: le nom«. Zwei weitere Bände wurden angekündigt: *Le côté de Guermantes* und *Le temps retrouvé*. Schon dieser erste Band umfaßte fünfhundert engbedruckte Seiten, eine für damalige Verleger und Leser ungewohnte, für den Geschmack des Autors jedoch immer noch zu wenig umfangreiche und zu wenig dichte Textmasse.

Die *Recherche* beginnt weder mit einer Szene, wie beispielsweise Flauberts *Madame Bovary*, noch mit der Beschreibung einer Szenerie, wie etwa Stendhals *Le rouge et le noir* oder Balzacs *Le père Goriot*, sondern mit einer Situation. Ein Ich-Erzähler berichtet von der Zeit, während der er sich früh schlafen legte und in der Nacht manchmal aufwachte, sei es, um nach einigen flüchtigen, kaum ins Bewußtsein gedrungenen Wahrnehmungen gleich wieder in den Schlaf zurückzusinken, sei es, um einem Traum nachzusinnen oder – ausgehend von der beim Erwachen auftauchenden Vorstellung anderer, früher von ihm bewohnter Zimmer – sich an seine Vergangenheit zu erinnern. In den Betrachtungen über die Vorgänge im menschlichen Bewußtsein, über das innere Leben (Schlaf, Traum und Erinnerung) liegt eine auf die Themen, in der Aufzählung erinnerter Lebensstätten (Combray, Balbec, Paris, Doncières, Venedig) eine auf die Handlungsorte des Romans bezogene Exposition. Die als Ouvertüre oder Vorspiel gesetzte Schilderung eines in der Nacht erwachenden, vor sich hinträumenden und sein früheres Leben in Erinnerung rufenden Menschen kann auch als Sinnbild (als Mise en abyme einer Prämisse des Romans) gelesen werden: Sie bedeutet, daß die Erinnerung (oder das innere Leben überhaupt) die Voraussetzung ist zum Erzählen, zum Schreiben, zum Erschaffen von Kunstwerken.

Nach einem Abschnitt – in der Erstausgabe nach einem Zwischenraum, in einer Variante des Typoskripts als 1. Kapitel – folgt eine erste Erzählsequenz. Schauplatz ist Combray; gezeigt wird das sogenannte Drama des Zubettgehens, eine Kindheitserfahrung des Erzählers (nennen wir ihn Marcel gemäß einer späteren Andeutung in der *Recherche*), die für die Ausformung seiner Persönlichkeit und somit für die im Roman erzählte Geschichte grundlegende Bedeutung besitzt. Das Drama beginnt mit der Laterna-magica-Szene: anstatt den Knaben abzulenken und zu beruhigen, erwecken die buntschillernden Bildprojektionen der Zauberlampe mit der unheimlichen Geschichte der Genoveva von Brabant in ihm nur neue Ängste. Anschließend wird der weitere Familienkreis in Combray vorgestellt, an erster Stelle die Großmutter, ein der Mutter parallel gesetzter Fixpunkt in der Personenkonstellation, und man wird – nach dem Zimmer des kleinen Marcel – in neue Handlungsräume geführt: in den Garten, wo die Großmutter sich ihrer Liebe

zur Natur hingibt; in den kleinen Salon, wo die Großtante die Großmutter mit ihren Neckereien quält; zuletzt in die kleine, nach Iriswurzel duftende Kammer unter dem Dach, wo Marcel sich seinen Schuldgefühlen gegenüber der Großmutter und – damit nicht unverbunden – seiner erwachenden Sexualität hingibt. Dann wird das Hauptthema dieser ersten Sequenz (»Gutenachtkuß«) angeschlagen und in den Szenen mit den Besuchen von Swann weiterentwickelt. Die Karikatur der beiden Großtanten, die sich mit ihren gesuchten Redewendungen gegenseitig überbieten, stellt die erste der auch später meist auf das Wort bezogenen Gesellschaftssatiren der *Recherche* dar. Außerdem bilden die Besuche Swanns den Anlaß, weitere Personenkreise und Handlungsorte vorzustellen. Einer dieser Besuche wird nicht als gewohnheitsmäßig sich wiederholendes Ereignis, sondern als einzelnes Faktum erzählt. Er bildet die Hauptszene im Drama des Zubettgehens. Folgendes spielt sich ab: eines Abends fordert Marcels Vater den Knaben plötzlich auf, ohne Gutenachtkuß hinaufzugehen und sich schlafen zu legen. In seiner Verzweiflung versucht Marcel, durch Vermittlung von Françoise, der Köchin, seiner Mutter einen Brief zukommen zu lassen mit der dringenden Bitte, zu ihm heraufzukommen. Neben einer ersten Charakterisierung von Françoise, einer der Hauptpersonen des Romans, enthält die Szene auch erste Hinweise auf Erlebnisse Swanns, mit denen die Parallelsetzung der beiden Figuren Swann und Marcel vorbereitet wird. Da die Mission von Françoise ohne Erfolg bleibt, entschließt sich der Knabe, trotz aller mit diesem ungeheuerlichen Schritt verbundener Gefahren, seine Mutter auf der Treppe abzufangen und zu sich zu rufen. Der Vater tritt hinzu, und entgegen aller Voraussicht fordert er die Mutter auf, die Nacht im Zimmer Marcels zu verbringen, um diesen zu beruhigen. Die Schlußszene zeigt, wie die Mutter dem Kind aus George Sands *François le Champi* vorliest, einem Roman, in dem ein Findelkind am Ende der Geschichte seine Pflegemutter heiratet. In das Glück dieser Nacht mischt sich jedoch für Marcel das schuldhafte Gefühl, die moralischen Prinzipien seiner Mutter durchbrochen und ihr eine Niederlage bereitet zu haben.

Nach dieser ersten, um eine ganz bestimmte Erinnerung kreisenden Erzählsequenz wird der Leser in die Eingangssituation zurückversetzt. Man erfährt nun, wie sich die traumatische, auf eine einzelne Stunde und auf einen einzelnen Ort fixierte Erinnerung an Combray zu einer euphorischen, umfassenden Vergegenwärtigung der in diesem Städtchen verbrachten Zeit gewandelt hat. Dies wird in der Madeleine-Episode gezeigt, die das erste Kapitel von »Combray« beschließt. Nach einer Gegenüberstellung von »mémoire volontaire« und »mémoire involontaire« (willentliche und unwillkürliche Erinnerung, bewußtes und unbewußtes Sich-Erinnern) berichtet der Erzähler, wie er an einem kalten Winterabend entgegen seiner Gewohnheit eine Tasse Tee trinkt und darin ein Stück von einem Schmelztörtchen, einer Madeleine, aufweicht. Sobald nun das aufgeweichte Gebäck seinen Gaumen berührt, wird er von einem überwältigenden Glücksgefühl erfaßt. Erklären kann er dieses Gefühl zwar nicht, doch steigt in ihm, nachdem er in seinem Inneren lange den Grund seines ekstaseähnlichen Zustands gesucht hat, die Erinnerung an eine identische, einst in Combray wahrgenommene Geschmacksempfindung auf. Es ist die Erinnerung an die jeweils am Sonntagmorgen im Zimmer von Tante Léonie gekostete, in Lindenblütentee getauchte Madeleine. Während die in einem Trauma wurzelnde Erinnerung an Combray auf eine einzelne Szene fixiert blieb, vermag nun die unwillkürliche, in sinnlicher Wahrnehmung

begründete Erinnerung Combray als Ganzes wiederaufleben zu lassen. Indem sie neue Räume erschließt, wird so die Madeleine-Episode auch im eigentlichen Sinn zu einer Schlüsselstelle des Romans. Auf der kompositorischen Ebene bildet sie den Übergang zu einer zweiten Erzählsequenz, die Combray mit all seinen Bewohnern, seinen Straßen und Plätzen, seiner Kirche, seinen Gärten und Parks sowie seiner Umgebung umfaßt.

Nach einem Blick aus der Ferne auf den Kirchturm von Combray, der das ganze Städtchen in sich zusammenzufassen scheint, setzt die Erzählung im zweiten Kapitel von »Combray« wiederum in einem Zimmer ein. Wie in der Ouvertüre das Schlafzimmer desjenigen, der in der Nacht aufwacht und sich an frühere Zeiten erinnert, und wie Marcels Schlafzimmer in Combray zu Beginn des Dramas des Zubettgehens bilden die beiden Zimmer von Tante Léonie eine Art erzählerischer Keimzelle. In einem stilistischen Bravourstück zeigt Proust die in diesen Zimmern schwebenden Gerüche als das Ergebnis der in Combray waltenden moralischen und den Ort umgebenden geographischen Atmosphäre. Von den Zimmern wendet sich der Blick auf die Straßen und auf die dort sich zutragenden Ereignisse, die von Tante Léonie und Françoise kommentiert werden. Es folgt eine längere Passage über die Kirche von Combray, ein Bauwerk, an dem die früheste Geschichte Frankreichs abzulesen ist. Alsdann werden – immer im sonntäglichen Bereich zwischen Haus, Garten und Kirche – weitere Personen und Orte vorgestellt: der schöngeistige Legrandin, der sich später als Snob entpuppt; die bucklige Eulalie, deren Besuche von Tante Léonie mit Sehnsucht erwartet werden; das schwangere Küchenmädchen, das von Swann mit Giottos Caritas aus der Arena-Kapelle verglichen wird; der Pfarrer, der mit seinen Etymologien auf seine Weise zeitliche Tiefe erschließt; Bloch als intellektueller Fremdkörper in der provinziellen Welt Combrays; Vinteuil mit seiner Tochter usw. Eigentliche Zentren dieses Textteils sind die Betrachtungen über das Problem der Allegorie, über das Lesen und über den mit Swann befreundeten Schriftsteller Bergotte sowie die Beschreibung der Weißdornblüten auf dem Altar der Kirche. Durch einen zeitlichen Rückgriff deutlich ab- und hervorgehoben, bildet die Szene mit der Dame in Rosa einen weiteren thematischen Schwerpunkt. Als Übergang zu den beiden folgenden Textsequenzen steht eine Betrachtung über die beiden topographischen Räume, in die die Spaziergänge von Combray aus führen können: die Gegend von Méséglise (oder von Swann, an dessen Landsitz man auf dem Spaziergang in Richtung Méséglise vorbeikommt) und die Gegend von Guermantes.

Im Verlauf der Spaziergänge »du côté de chez Swann« beschreibt Proust Flieder-, Weißdorn- und Rotdornblüten, er erzählt Marcels erste Begegnung mit Gilberte Swann und analysiert das Erwachen erotischer Sehnsüchte in seinem Romanhelden. Am Ende der Erzählsequenz über die Gegend von Méséglise steht, hervorgehoben diesmal durch einen zeitlichen Vorgriff, die Szene in Montjouvain, in der Marcel die Tochter Vinteuils und ihre Freundin beobachtet, wie sie sich lesbischen Liebesspielen hingeben und dabei auf die Fotografie Vinteuils spucken, das heißt das Bild des Vaters schänden.

Die Spaziergänge »du côté de Guermantes« führen in eine von Wasserläufen durchzogene Gegend, in deren Tiefe sich das Schloß Guermantes verbirgt. Nach den ländlich-bürgerlichen Dornenhecken, die den Park Swanns umsäumen, blühen hier aristokratische Seerosen, und die Sehnsüchte des Knaben richten sich nicht auf

Gilberte Swann oder auf Bauernmädchen aus Méséglise, sondern auf die Herzogin von Guermantes, die er in der Kirche von Combray zum erstenmal sieht. Um ihr zu gefallen, möchte Marcel ein großer Dichter werden, doch dazu müßte er seine Natureindrücke, die Ekstasen vor einem Naturschauspiel, in die er häufig verfällt, in Worte umsetzen, statt sie gleich wieder zu vergessen. Der Zusammenhang zwischen ekstatischer Naturbetrachtung und schöpferischer Tätigkeit wird in der Episode der Kirchtürme von Martinville, am Ende der um Guermantes kreisenden Handlungssequenz, in erzählerischer Form dargelegt.

Zum Abschluß des ersten und als Vorbereitung auf den zweiten Romanteil führt Proust seinen Leser noch einmal in die Eingangssituation, deren Bedeutung und Funktion als erzählerische Relaisstation immer deutlicher zutage tritt.

Der Übergang vom ersten zum zweiten Teil von *Du côté de chez Swann* wird durch einen Bruch bewerkstelligt. Ganz unvermittelt (abgesehen von den Anspielungen auf eine Liebesaffäre Swanns am Ende des ersten Teils) befinden wir uns in einer anderen Zeit (vor der Geburt Marcels), an einem anderen Ort (Paris) und in einem anderen Milieu (im Kreis der Verdurins). Der Erzähler allerdings bleibt derselbe, auch wenn er jetzt nicht mehr seine eigene Geschichte, sondern die eines anderen, nämlich Swanns erzählt. Auch tritt nun an die Stelle der gemäß dem Rhythmus des Spaziergangs sich frei den topographischen Gegebenheiten nach entwickelnden Erzählung ein Bericht, in dem die einzelnen Phasen von Swanns Liebe zu Odette vom Beginn bis zum Ende linear durcherzählt werden: erste Begegnung, Aufkeimen der Liebe dank der Ähnlichkeit Odettes mit einer Figur Botticellis, Fixierung der Liebe in dem Thema, der »petite phrase«, aus der Geigensonate Vinteuils und in der Redewendung »faire catleya« (Cattleya spielen), dann die Eifersucht Swanns, die Lügen Odettes, das Entschwinden der Liebe und ihr Wiederauftauchen in der Erinnerung, ausgelöst durch die »petite phrase«, der Swann anläßlich eines Hauskonzerts wiederbegegnet, schließlich die Loslösung von der Liebe in der Folge eines Traums, der Swann Odettes ursprüngliches, noch nicht durch die Liebe verfälschtes Bild vor Augen führt.

Gleichzeitig mit dem Bericht über Swanns Liebe zu Odette schreibt Proust eine oft hinreißend komische Satire des kunstbeflissenen Großbürgertums. Wie schon der Familienkreis in Combray, werden dabei die Verdurins und ihre Getreuen in erster Linie durch ihre sprachlichen Eigenheiten charakterisiert und karikiert.

Nach den Spaziergängen in »Combray« kommt in »Un amour de Swann« mit den Einladungen bei den Verdurins und der Soiree bei der Marquise von Saint-Euverte ein weiteres von Proust in der *Recherche* bevorzugtes Erzählinstrument, nämlich die gesellschaftliche Veranstaltung, zur Anwendung. Neben der in der Tradition des psychologischen Romans und vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Psychologie durchgeführten Analyse von Swanns Liebe zu Odette und der satirischen Schilderung des Salons der Verdurins sowie des Faubourg Saint-Germain bilden die Passagen über das kleine Thema, die »petite phrase«, aus der Geigensonate von Vinteuil einen Schwerpunkt dieses Romanteils. Indem das Thema den Romantext in der Art eines Wagnerschen Leitmotivs durchzieht, befähigt es uns und lädt dazu ein, Swanns Erinnerungserlebnis auf die Ebene des Lesens zu transponieren. Swann erinnert sich an Erlebtes, der Leser an Gelesenes.

Zu Beginn des dritten Teils, »Noms de pays: le nom«, greift Proust die Eingangssituation des Romans ein letztes Mal auf. Die ländlichen Zimmer von

Combray, wie sie im zweiten Kapitel des ersten Teils beschrieben sind, werden jetzt dem Zimmer im Grand-Hôtel de la Plage in Balbec gegenübergestellt. Dieses leitet jedoch nicht etwa eine nun in Balbec spielende Erzählsequenz ein, es führt uns vielmehr – über den Gegensatz zwischen dem realen Balbec und dem von Marcel imaginierten – zu einem anderen Handlungsort, Paris, und einem anderen Alter des Romanhelden, jener Zeit nämlich, in der er von Reisen nach Florenz oder Venedig, in die Bretagne oder die Normandie träumt, zu Stätten, von denen er sich zuvor, vom Klang ihres Namens ausgehend, ein Phantasiebild geschaffen hat.

Die zentrale Episode dieses dritten Romanteils erzählt die Wiederbegegnung Marcels mit Gilberte Swann, die Liebe des Knaben zu dem Mädchen, die Spiele in den Parkanlagen der Champs-Élysées mit den sie begleitenden Hoffnungen und Enttäuschungen, endlich die grenzenlose Bewunderung Marcels für alles, was Gilberte umgibt: Swann, Odette, Bergotte.

Ein Spaziergang des Erzählers durch den Bois de Boulogne im November »dieses Jahres«, also 1913, und ein nostalgischer Rückblick auf die Spaziergänge im Bois, als Madame Swann nicht im Automobil, sondern in ihrer Kutsche promenierte, beschließen ziemlich abrupt *Du côté de chez Swann*.

Die Bezüge der fiktiven Geschichte zum realen Zeitgeschehen sind offensichtlich, doch besteht, wie unsere Anmerkungen zeigen, keine genaue Übereinstimmung zwischen Roman und Wirklichkeit. »Un amour de Swann« spielt von 1879-1881, die Ereignisse in Combray spielen von 1890-1894 und jene in Paris 1895; die in der Eingangsszene heraufbeschworene »lange Zeit« muß nach dem Aufenthalt Marcels in Venedig (1902) liegen.

Die in die Jahre 1909-1913 fallende Entstehung von *Swann* kann innerhalb von Prousts Schaffen nicht isoliert betrachtet werden. Sie steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Projekt eines Werks über den Literaturkritiker Sainte-Beuve, mit dem Proust sich 1908-1909 beschäftigte, weist aber gleichzeitig auf frühere Arbeiten zurück: einige im Jahre 1908 entworfene Romanszenen, die Pastiches (1908), einige Zeitungsartikel aus den Jahren 1906-1908, die Salon-Chroniken im *Figaro* (1903-1905), die Ruskin-Studien (1900-1905), vor allem aber auch die Entwürfe zu einem Roman *(Jean Santeuil)* aus den Jahren 1895-1900 und nicht zuletzt *Freuden und Tage* (1896). Außerdem sind bei der Arbeit an *Swann* Texte entstanden, die Proust aus dem ursprünglich geplanten Kontext wieder herausgelöst und in spätere Bände der *Recherche* verschoben hat.

Mit dem Tod seiner Mutter am 26. September 1905 beginnt in Prousts Leben eine Phase, die von den Biographen als Krise beschrieben wird, innerhalb der Werkbiographie jedoch als jene Zeit gelten kann, in der der zukünftige Autor von *À la recherche du temps perdu* den Weg zu sich selbst und damit zu seinem eigenen literarischen Ausdruck gefunden hat. Bei diesem Prozeß der Selbstfindung verknüpfen sich Leben und Schreiben in besonderem Maße, drehen sich doch die Texte aus dieser Zeit im wesentlichen um die problematische Bindung und die nicht weniger problematische Loslösung von der Mutter, ein Thema also, das zwar Proust ganz persönlich betrifft, gleichzeitig aber im Zentrum der damaligen psychologischen Forschung steht, einer Forschung, mit der Proust einigermaßen vertraut war. So trägt er sich 1906 mit dem Gedanken, gemeinsam mit dem Dramatiker René Peter ein Stück über den »Sadismus« zu schreiben, wobei Proust mit

diesem Begriff, wie später in der Szene von Montjouvain aus *Swann*, Profanierung (hier der Ehegattin) meint. Um das Thema Muttermord geht es dann – vielleicht auch unter dem Eindruck von Oscar Wildes »Ballade vom Zuchthaus zu Reading« (1898 im *Mercure de France* erschienen) und Dostojewskis *Brüder Karamasow* (1906 in neuer Übersetzung aufgelegt) – in dem 1907 im *Figaro* erschienen Artikel »Sohnesgefühle eines Muttermörders« (vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes*), der auch auf die Erzählung »Das Bekenntnis eines jungen Mädchens« in *Freuden und Tage* zurückweist, wo Proust die sexuellen Begierden einer jungen Frau dem entsetzten Blick ihrer Mutter aussetzt, worauf diese vom Schlag getroffen zusammenbricht. Ein anderer Artikel aus dem Jahr 1907, »Tage des Lesens«, nimmt – in Form eines Bravourstücks – das Thema des unterbrochenen Telefongesprächs mit der Mutter aus *Jean Santeuil* wieder auf, das die Vorlage bildet zu einer analogen Szene in der *Recherche*, diesmal zwischen Marcel und seiner Großmutter. Ebensosehr auf die *Recherche* weisen im selben Artikel die Betrachtungen über die Poesie der Namen. Einen dritten Aufsatz aus dem Jahr 1907, »Impressions de route en automobile« (vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes*), hat Proust beinahe wörtlich in den ersten Teil seines Romans eingefügt.

Zu Beginn des Jahres 1908 unternimmt Proust nach beinahe zehnjähriger Pause einen weiteren Versuch mit der Gattung Roman. Im Gegensatz zu *Jean Santeuil* erzählt er nun in der ersten Person, doch ist die Arbeitsweise dieselbe geblieben: auf losen Blättern entwirft er einzelne, vorläufig kaum miteinander verbundene Szenen und Episoden. In einer Agenda, die Philip Kolb unter dem Titel *Carnet de 1908* herausgegeben hat, notiert er im Juli 1908: »*Geschriebene Seiten* / Robert und das Zicklein, Mama verreist. / Die Gegend von Villebon und die Gegend von Méséglise. / Das Laster als Zeichen und als Zugang zum Verständnis des Gesichts. Eine Frau zu besitzen bedeutet Enttäuschung, das Gesicht küssen. / Meine Großmutter im Garten, das Abendessen mit Monsieur de Bretteville, ich gehe hinauf, das Gesicht Mamas damals und seither in meinen Träumen, ich kann nicht einschlafen, Zugeständnisse usw. / Die Familie Castellane, Hortensien der Normandie, die englischen, die deutschen Schloßherren; die Enkelin Louis-Philippes, Fantaisie, das mütterliche Gesicht in einem lasterhaften Enkel. / Was mich die Gegend von Villebon und die Gegend von Méséglise gelehrt haben.« Bernard de Fallois, der erste Herausgeber des *Contre Sainte-Beuve*, hat in Prousts Nachlaß 75 große lose Blätter mit den entsprechenden Entwürfen gefunden und zwei Episoden, »Robert und das Zicklein« und »Hortensien der Normandie«, in seine Ausgabe des *Contre Sainte-Beuve* aufgenommen. Seither sind die Blätter verschollen. In der zitierten Aufzählung weist Bretteville auf den späteren Swann, Villebon auf das spätere Guermantes; Robert, Marcels Bruder, wird zwar später nicht wiederaufgenommen, doch mit dem Drama des Zubettgehens, den beiden Gegenden und den aristokratischen Kreisen sind die Entwürfe von 1908 die erste eigentliche Vorstufe der *Recherche*.

Als eine weitere Vorstufe zu Prousts Roman können die zwischen dem 22. Februar und dem 21. März 1908 im *Figaro* erschienenen Pastiches zur Lemoine-Affäre aufgefaßt werden. Proust hat den Pastiche als therapeutische Übung bezeichnet, dank der die drückende Last literarischer Vorbilder abgeworfen und die eigene Kreativität freigesetzt werden kann. Dies bedeutet jedoch nicht, daß in der *Recherche*, dem Ergebnis von Prousts eigener Kreativität, der Pastiche keinen

Platz mehr hätte. Im Gegenteil: innerhalb der Prousts Romantext zugrundeliegenden Vielstimmigkeit bildet er ein wesentliches Stilmittel. Während die Entwürfe aus dem Jahre 1908 die *Recherche* in bezug auf einzelne Szenen vorbereiten, erprobt Proust mit den Pastiches eine bestimmte Textstruktur: jene des intertextuellen Dialogs, des dialogischen Prinzips.

Unablässiges Aneinanderreihen von Szenen und virtuoses Imitieren anderer Autoren sind jedoch keine ausreichenden Mittel, um die immer stärker andrängende eigene Kreativität aufzufangen und umzusetzen. »Ich habe«, schreibt Proust am 5. oder 6. Mai 1908 an Louis d'Albufera, »Folgendes in Arbeit: eine Studie über den Adel / einen Pariser Roman / eine Studie über Sainte-Beuve / eine Studie über die Frauen / eine Studie über die Päderastie (nicht leicht zu publizieren) / eine Studie über die Kirchenfenster / eine Studie über die Grabplatten / eine Studie über den Roman.« Nähere Auskunft über all diese Projekte und über den Fortgang von Prousts Arbeit gibt das erwähnte *Carnet de 1908*. In dieser Agenda notiert Proust Gelesenes, Gesehenes, Erlebnisse, Ideen und baut einzelne Einträge zu eigentlichen Entwürfen aus. Dabei bilden sich zwei miteinander verbundene Schwerpunkte: Homosexualität und Sainte-Beuve. Vom Sommer an kreisen zahlreiche Notizen in Prousts Agenda um die Figur eines Baron de Gurcy (der spätere Baron de Charlus). Ohne Zweifel steht die Auseinandersetzung Prousts mit der Problematik der Homosexualität im Zusammenhang mit der Loslösung von der Mutter, jener Instanz, vor der sich Proust verpflichtet fühlte, das gesellschaftliche Tabu aufrechtzuerhalten. Ausgelöst wurde sie jedoch, wie Mariolina Bongiovanni Bertini gezeigt hat, durch den Roman Romain Rollands, *La foire sur la place*, der 1908 in den *Cahiers de la Quinzaine* erschienen ist. Rolland zeichnet in diesem Roman vom Homosexuellen ein durchwegs negatives Bild, das auf Sainte-Beuves Vorurteile gegen alles »Schwächliche«, alles »Unnatürliche« zurückgeht.

Innerhalb von Prousts Auseinandersetzung mit Sainte-Beuve hat die Homosexualitätsproblematik jedoch nur sekundäre Bedeutung. In erster Linie zielt Prousts Kritik auf Sainte-Beuves Methode, wie sie Paul Bourget in einem Artikel über Charles de Spoelberch de Lovenjoul, der am 7. Juli 1907 im *Figaro* erschienen ist, charakterisiert und wie sie Proust selbst danach in seinem Sainte-Beuve-Pastiche vom 14. März 1908 (auch im *Figaro*) karikiert hat. Proust wirft Sainte-Beuve vor, bei der kritischen Beurteilung eines Autors nicht vom Werk, sondern von der Person ausgegangen zu sein und dabei alle wirklich Großen seiner Zeit verkannt zu haben. Gewiß auch aus persönlicher Betroffenheit fordert Proust, man solle nicht den Menschen (und damit den oft als effeminierten Snob verschrienen Marcel Proust), sondern jenes Subjekt, jenes Ich beurteilen, das den schöpferischen Grund eines Werks ausmacht (eines Werks, das zu schreiben sich Proust nun bereit fühlte). Wie die Briefe aus der zweiten Hälfte des Jahres 1908 zeigen, hofft er eine Zeitlang, in der Auseinandersetzung mit Sainte-Beuve den Rahmen gefunden zu haben, der es ihm erlauben würde, all die sich anstauenden, heterogenen Projekte zu umfassen und zu ordnen. Allerdings schwankt er dabei zwischen der Form eines theoretischen Essays und jener einer autobiographischen Erzählung. Im Dezember schreibt er an seinen Freund Georges de Lauris: »Ich werde etwas über Sainte-Beuve schreiben. Ich habe zwei Artikel in meinem Geist sozusagen schon gemacht (Zeitschriftenartikel). Der eine ist ein Artikel im klassischen Stil, der Essay Taines, nur weniger gut. Der andere würde mit der Erzählung eines Vormittags beginnen,

Mama käme an mein Bett und ich würde ihr den Inhalt eines Artikels darlegen, den ich über Sainte-Beuve schreiben will. Und ich würde ihn ausführlicher schildern.« Auf Blätter derselben Art wie jene zu Beginn des Jahres für die Romanszenen verwendeten schreibt Proust dann Ende 1908 einen zusammenhängenden Entwurfin Essay-Form: »Die Methode Sainte-Beuves«.

Die Entwürfe in narrativer Form dagegen finden sich in einigen jener in schwarzes Moleskin gebundenen Schulhefte, von denen sich Proust Ende 1908 einen größeren Vorrat angeschafft hat und die er fortan für seine Entwürfe und Reinschriften verwenden wird. Der Wechsel von losen Blättern zu gebundenen Heften weist auf die Gewißheit Prousts, jenes große Werk, das er seit der Publikation von *Freuden und Tage* vergeblich zu schreiben versuchte, nun wirklich in Angriff nehmen zu können. Tatsächlich beginnt jetzt ein ungeheurer Arbeitsprozeß, der erst mit Prousts Tod enden wird. Materiell faßbar ist dieser Prozeß in den schwarzgebundenen Schulheften, den »cahiers«, die neben zahlreichen Typoskripten, Druckfahnen und anderen Dokumenten im Fonds Proust der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt werden. Während des ersten Halbjahres 1909 füllt Proust nun die zehn sogenannten »Cahiers Sainte-Beuve« mit Entwürfen, die folgendes Handlungsschema erkennen oder wenigstens erahnen lassen:

Seiner krankhaften Gewohnheit gemäß hat »Proust«, das heißt der Protagonist dieses autobiographischen Berichts, die Nacht hindurch gearbeitet und sich gegen Morgen zu Bett gelegt. Während er auf seine Mutter wartet, die ihm jeweils, bevor er einschläft, die Zeitung *(Le Figaro)* bringt und ihm »gute Nacht« wünscht, lauscht er auf die von der Straße ins Zimmer dringenden Geräusche und sinnt Erinnerungen nach. Die Mutter tritt ein; endlich ist im *Figaro* der vor langer Zeit eingesandte Artikel »Prousts« erschienen. Nun setzt »Proust« seiner Mutter das Projekt eines weiteren Artikels auseinander, der eine Kritik an Sainte-Beuves Methode zum Inhalt hat. Ein längeres Gespräch über Literatur sollte die »matinée avec maman« beschließen.

Zahlreiche Entwürfe lassen sich allerdings kaum in dieses Schema einordnen. Sie handeln von Combray, von Swann, von jungen Mädchen am Strand der Normandie, von den Guermantes, von der »race maudite« (dem verfluchten Geschlecht Sodoms). Unter der Wirkung dieser ausufernden Szenerie, der immer zahlreicher werdenden Handlungsräume, Personen- und Themenkreise verliert das Handlungsschema seine ordnende Funktion und wird schließlich – was den Übergang vom Sainte-Beuve-Projekt zur *Recherche* bedeutet – gänzlich fallengelassen. Zwei entscheidende Entdeckungen oder Erfindungen haben den Durchbruch zum Roman ermöglicht. Beide haben mit Erinnerung zu tun:

Erstens setzt Proust – entstehungsgeschichtlich datiert diese von zahlreichen ergebnislosen Versuchen vorbereitete Entdeckung vom Mai 1909 – nicht mehr einen Kranken, der die Geräusche des beginnenden Tages wahrnimmt und auf seine Mutter wartet, an den Anfang, sondern einen Gesunden, der nachts schläft, zuweilen erwacht und seinen Träumen und Erinnerungen nachsinnt. Damit gewinnt er jenes narrative Instrument, das es ihm erlaubt, in die verschiedenen Handlungsräume seiner Entwürfe vorzudringen und sie miteinander zu verbinden. Gleichzeitig erschafft er mit dieser Situation an der Schwelle zu seinem Roman ein Bild des von Sainte-Beuve ignorierten inneren Lebens. Zweitens entdeckt Proust, daß mit dem Thema der »mémoire involontaire« Handlungsräume erschlossen und

ausgeweitet werden können. So entsteht denn im *Cahier 8* im Juni eine erste zusammenhängende Folge von Szenen und Episoden, in der die fächerartig ausgebreitete Erinnerung der Eingangsfigur zu einer ersten Erzählsequenz führt, während die in die Tiefe dringende und sich schließlich auf eine ganze Welt öffnende Erinnerung des Teetrinkenden den Übergang schafft vom traumatisch fixierten zum euphorisch sich weitenden Erinnerungsbild von Combray. Zu Recht wird das *Cahier 8* nicht mehr zu den »Cahiers Sainte-Beuve« gerechnet. Es markiert den Übergang zu einem Roman, den Proust allerdings noch eine Weile als »mon Sainte-Beuve« bezeichnet. Obwohl er mit seinem neuen Anfang den autobiographischen Rahmen verlassen hat, hält Proust vorläufig auch an der Schlußszene, der »matinée avec maman«, fest. So schreibt er Mitte August 1909 an den Verlagsleiter des Mercure de France, Alfred Vallette, dem er sein Werk zur Publikation anbietet: »Ich vollende eben ein Buch, das trotz seines vorläufigen Titels: ›Gegen Sainte-Beuve. Erinnerung an einen Vormittag‹ ein wirklicher und in gewissen Partien äußerst unzüchtiger Roman ist. Eine der Hauptfiguren ist ein Homosexueller. […] Das Buch schließt mit einem Gespräch über Sainte-Beuve und die Ästhetik. […] Es ist ein Buch voller Ereignisse, von Ereignissen, die sich über jahrelange Intervalle hinweg ineinander spiegeln […].« Dieser Brief ist der erste der zahlreichen (man muß nachträglich sagen glücklicherweise) erfolglosen Versuche Prousts, einen Verleger zur Publikation seines Romans zu bewegen. Im Oktober läßt er etwa 200 Seiten (ungefähr »Combray«, ohne die Spaziergänge in Richtung Méséglise und in Richtung Guermantes) ins Reine schreiben und gleichzeitig abtippen. Seine Freunde Reynaldo Hahn und Georges de Lauris, denen er das Geschriebene vorliest, sind begeistert, während Calmette, der Chefredakteur des *Figaro*, auf sein früheres Angebot, den Anfang als Fortsetzungsroman zu bringen, nicht zurückkommt.

Anstatt nun nach den beiden in Combray spielenden Erzählsequenzen mit dem nächsten der damals vorgesehenen Schauplätze, nämlich Querqueville (das spätere Balbec) fortzufahren, beschäftigt sich Proust vorerst mit der Frage, wie sein Roman enden soll. So erklärt es sich, daß er im August 1909 an Madame Straus schreiben kann, er habe »ein langes Buch angefangen – und beendet«. In der Ahnung, daß im fiktiven Raum des Romans die »matinée avec maman« aus dem Sainte-Beuve-Projekt fehl am Platze wäre, vielleicht auch in Erinnerung an eine musikalische Soiree bei der Fürstin von Polignac am 11. April 1907, wo ihm nach längerer Zurückgezogenheit bewußt wurde, wieviel älter in der Zwischenzeit all seine Bekannten geworden waren, entwirft er eine Szene, in der die Figuren seines Romans, von den Jahren bis zur Unkenntlichkeit verändert, noch einmal auftreten. Er nennt diese Szene »bal des têtes« (Maskenball).

Im Laufe des Jahres 1910 verzichtet er gänzlich auf die ursprüngliche Schlußszene, kompensiert jedoch den Verlust an ästhetischer Thematik durch die Einführung oder die Weiterentwicklung der Künstlerfiguren: Bergotte, Vinteuil und Elstir. Außerdem nimmt er in einer 1911 zum erstenmal entworfenen Szene, »l'adoration perpétuelle«, die Idee einer abschließenden ästhetischen Betrachtung wieder auf. Gleichzeitig schreibt er eine neue Version des »bal des têtes«. In veränderter Form, zusammengefaßt in der »Matinée Guermantes«, beschließen »l'adoration perpétuelle« und »le bal des têtes« die *Recherche* auch in ihrer endgültigen Form. Die Arbeit an den Schlußkapiteln hat weitreichende Konsequenzen

nicht nur für die thematische, sondern auch für die narrative Struktur des Romans. Während in den bisherigen Entwürfen – gemäß einem Muster, dem Proust schon in *Jean Santeuil* häufig folgte, das sich aber dort als erzähltechnische Sackgasse erwies – die Erfahrungen des Romanhelden oft durch das Einfügen späterer Ereignisse (das heißt durch Prolepsen) ergänzt und durch Kommentare des Erzählers erklärt wurden, verschiebt nun Proust alle erklärenden, eine jugendliche Illusion korrigierenden, ein aufgegebenes Rätsel lösenden Stellen an das Ende des Romans. Damit öffnet sich nun auch für den Leser jener unendlich weite Raum, den Marcel auf seiner Suche nach der Wahrheit zu durchmessen hat. Das Entziffern der Zeichen der Welt, das Gilles Deleuze in *Proust und die Zeichen* [24] als das eigentliche Hauptthema der *Recherche* erkannt hat, wird dem Leser nicht mehr – oder zumindest nicht mehr im gleichen Maß – vom Erzähler abgenommen.

Was die eigentliche Fortsetzung des im Typoskript vorliegenden Romanteils betrifft, kreist Prousts Arbeit vorerst hauptsächlich um die Figur Swanns, dessen Liebesabenteuer in gewissen Entwürfen auch in Querqueville an der Küste der Normandie spielen. Im Laufe des Jahres 1910 entsteht jedoch eine selbständige, auf eine einzelne, in Paris spielende Liebesaffäre von Swann konzentrierte Erzählsequenz, die zahlreiche Partien aus *Jean Santeuil* wiederaufnimmt. Gleichzeitig fallen die Begegnungen mit den jungen Mädchen in Querqueville (später Criquebec, schließlich Balbec) an Marcel. In der Erarbeitung eines Romanteils, der vom Kontinuum der Erzählung losgelöst ist, kommt auch Prousts intensiver Dialog mit literarischen Modellen zum Ausdruck. »Un amour de Swann« steht ganz unter dem Zeichen Balzacs, beziehungsweise in der Tradition des psychologischen Gesellschaftsromans, während in den Combray-Kapiteln die Autoren anklingen, die Proust in seiner Jugend gelesen und verehrt hat: Augustin Thierry, Jules Michelet, George Sand, Anatole France, Pierre Loti. So läßt Proust den Provinzroman à la Loti oder France und den psychologischen Gesellschaftsroman à la Balzac oder Bourget in den ersten Teilen seines Romans noch einmal aufscheinen, innerhalb eines Romanprojekts jedoch, das dazu bestimmt ist, diese Formen aufzulösen und zu überwinden.

Während seines Sommeraufenthalts in Cabourg im Jahre 1911 läßt Proust weitere Teile des Werks abtippen. Das Typoskript umfaßt jetzt 800 Seiten, ein Jahr später, im Juni 1912, nach weiteren Veränderungen immerhin noch 712 Seiten, aufgeteilt in drei einigermaßen gleich lange Teile: »Combray«, »Un amour de Swann« und »Noms de pays«, wobei der dritte Teil sowohl Marcels Phantasiebilder von Städten und Ländern als auch seinen ersten Aufenthalt in Querqueville enthielt. Der Roman trägt nun den Titel »Les intermittences du cœur« (»Das intermittierende Herz«, womit das unkontrollierbare Ein- und Aussetzen des affektiven Erlebens gemeint ist) und soll in zwei Bänden erscheinen: »Le temps perdu« (was etwa dem vorliegenden Typoskript entspricht) und »Le temps retrouvé«. Während *Le Figaro* einige Auszüge aus »Combray« publiziert, lehnen Fasquelle, die Nouvelle Revue Française und Ollendorff es ab, Prousts Roman zu verlegen. Schließlich willigt ein junger Verleger, Bernard Grasset, ein, ihn herauszubringen, auf Kosten des Autors, was damals zwar nicht außergewöhnlich war, für Proust jedoch eine große Enttäuschung bedeutete. Die Herstellung beginnt im März 1913; zur Verzweiflung seines Verlegers behandelt Proust die Druckfahnen genauso wie seine Entwurfhefte, Reinschriften und Typoskripte, das heißt er korrigiert nicht die

Fehler des Druckers, sondern seinen eigenen Text. »Nicht eine von zwanzig Zeilen bleibt, wie sie war«, schreibt er nach der Fahnenkorrektur an J.-L. Vaudoyer am 12. April 1913. Das mag wohl etwas übertrieben sein, es ist aber tatsächlich so, daß beispielsweise die endgültige Form des Incipits, die endgültige Figur Vinteuils oder die Passagen über die »petite phrase« erst auf den Druckfahnen entstanden sind. Unter dem Druck der ständig anwachsenden Textmasse hat Proust auch in letzter Minute die Gliederung des Romanganzen (drei anstatt zwei Bände) und gleichzeitig den Haupttitel (»À la recherche du temps perdu« anstatt »Les intermittences du cœur«) sowie den Bandtitel (»Du côté de chez Swann« anstatt »Le temps perdu«) abgeändert. Die neue Gliederung brachte es mit sich, daß für den ersten Band ein neuer Schluß gefunden werden mußte. In der zweibändigen Version endete »Le temps perdu« mit dem ersten Aufenthalt in Querqueville; in der dreibändigen setzt Proust zuerst die virtuose Passage über den Sonnenstrahl auf dem Balkon, später dann die nicht weniger virtuose Passage über den Bois de Boulogne an den Schluß.

Trotz seines prekären Gesundheitszustands und trotz der unter größten Seelenqualen während der Fertigstellung von *Swann* gelebten Beziehung mit Alfred Agostinelli hat sich Proust neben der fieberhaften Arbeit am Text seines Romans auch um dessen Rezeption gekümmert. Durch Vorabdrucke in *Le Figaro* sowie durch ein Interview in *Le Temps* am Vortag der Publikation von *Swann* hat er versucht, das Lesepublikum auf das, was seiner harrte, vorzubereiten, und in zahlreichen Briefen hat er sich mit den im ganzen eher negativen Reaktionen auf seinen Roman auseinandergesetzt. Außer einigen meist von Freunden Prousts stammenden Rezensionen (Robert Dreyfus und Lucien Daudet in *Le Figaro*, Jean Cocteau in *Excelsior*, Gabriel Astruc in *Gil Blas* oder Jacques-Émile Blanche in *L'Écho de Paris*) überwiegen die negativen, verständnislosen, ja feindseligen Stimmen. So schreibt beispielsweise Paul Souday in *Le Temps* am 10. Dezember 1913: »Es will uns scheinen, dem umfangreichen Band von Monsieur Marcel Proust fehle es an Komposition; er scheint ebenso maßlos wie chaotisch, und doch enthält er köstliche Elemente, aus denen der Autor ein kleines, feines Buch hätte machen können.« Damit wird letztlich dem Autor von *Swann* vorgeworfen, nicht auf dem Weg von *Freuden und Tage* geblieben, nicht ein zweiter Anatole France geworden zu sein, ein Urteil, zu dem Prousts äußerst kunstvolle Schreibweise, wie sie besonders auch in den Vorabdrucken zutage tritt, wohl ihren Teil beigetragen hat. Schmerzlicher noch traf Proust eine Rezension in der *Nouvelle revue française*, das heißt aus dem Bereich der literarischen Avantgarde, der anzugehören der Autor von *Swann* überzeugt war. Wie bei der Zurückweisung des Romanmanuskripts durch den Verlag der Nouvelle Revue Française spricht aus der Rezension in der gleichnamigen Zeitschrift das Vorurteil des intellektuellen »linken« gegen das bürgerliche »rechte« Seineufer: »Dieses Werk«, schreibt Henri Ghéon, »ist in Muße entstanden, im wahrsten Sinn des Wortes. […] Man spürt, daß Monsieur Marcel Proust über die ganze Zeit verfügt, die es braucht, um ein umfangreiches Werk reifen zu lassen, zu formen und zu vollenden.« Was dabei entstanden ist, wird als das teilweise zwar gelungene, im ganzen aber eben doch »müßige« Werk eines Autors hingestellt, der es sich leisten kann, seine Zeit mit minutiösen Erinnerungen und langen, umständlichen Analysen zu verbringen. Proust reagiert, wenn auch höflich, so doch heftig: »Ich kann dazu nur sagen«, schreibt er im Januar

1914 an Henri Ghéon, »daß berufliche Aktivität nicht der einzige Grund ist, daß ein Mensch keine Muße hat, daß ihm keine Zeit bleibt. Eine Krankheit zum Beispiel kann ebenso aufreibend, ebenso bedrängend, ebenso ermüdend sein, sie läßt einen ebenso altern wie der härteste aller Berufe, auch der manuellen.« Noch schärfer wendet er sich gegen die Ansicht, er habe einen Roman geschrieben, dessen Inhalt das freie Assoziieren von Erinnerungen und das beiläufige Analysieren von Wahrnehmungen und Gefühlen sei. Bald aber sollten auch die Mitarbeiter der Nouvelle Revue Française die wirkliche Bedeutung von *Du côté de chez Swann* und damit ihren verlegerischen Fehler erkennen. Der junge Verlagssekretär Jacques Rivière war der erste, der Proust gegenüber seiner Begeisterung Ausdruck gab. Dann war die Reihe an André Gide; er mußte eingestehen, Prousts Manuskript, wenn überhaupt, nur sehr flüchtig geprüft zu haben; jetzt leistete er Abbitte, und in der Folge ruhte er nicht, bis es im Jahre 1916 endlich gelang, Proust von Grasset zu Gallimard, das heißt zur Nouvelle Revue Française, herüberzuholen.

Auch im Ausland waren es Schriftsteller und Dichter, die als erste Prousts außerordentliche Bedeutung erkannten; in England unter anderen Katherine Mansfield, Virginia Woolf oder Joseph Conrad. In Italien verkündete schon im Dezember 1913 ein junger Kritiker und Romancier, Lucio D'Ambra in der *Rassegna contemporanea*, daß in Frankreich ein Buch erschienen sei, das man einmal neben *Le rouge et le noir* und *La Chartreuse de Parme* stellen werde. Nicht weniger enthusiastisch, wenngleich auch etwas nuancierter, klingt es bei Rilke, wenn er am 21. Januar 1914 an die Fürstin Thurn und Taxis schreibt: »Marcel Proust, Du côté de chez Swann, ein Buch, von dem Sie vielleicht schon Gutes gehört haben […] Ich empfehle Ihnen den ganzen ersten Theil und den ganzen dritten und bin gewiß, Sie werden ein vielfaches Vergnügen daran haben. Das lange Mittelstück, Swanns Liebes- und Eifersuchtsgeschichte, möchte nicht besser und nicht eben geringer sein als derartige französische Traktate zu sein pflegen.« Oder am 9. Februar 1914 an Lou Andreas-Salomé: »Schicke Dir nächster Tage ein Buch von Marcel Proust, zweiter Teil meist nur Roman, aber das andere wundervoll, voll unerschöpflicher Einfälle und Beziehungen und für die Psychoanalyse sehr interessant!« Für eine positive Wertung von »Un amour de Swann« – sei es vom Romanganzen (als Vorbereitung auf spätere Teile) oder von Ideen Bachtins (als Stimme in einem intertextuellen Dialog) her – war es 1914 noch zu früh.

Die eigentlich interpretatorische sowie die übersetzerische Beschäftigung mit Proust hat erst nach dem Ersten Weltkrieg eingesetzt, und sie beschränkte sich in den seltensten Fällen auf den ersten Band der Recherche. Angelica Corbineau-Hoffmanns Forschungsbericht [22] oder Jean-Yves Tadiés Dossier [41] geben Einblicke in dieses faszinierende Kapitel der neueren Literaturgeschichte. Genauere Hinweise auf einzelne Aspekte der Proust-Kritik finden sich im Kommentar und in den Anmerkungen des vorliegenden Bandes.

Eine erste deutsche Übersetzung von *Du côté de chez Swann* ist 1926 unter dem Titel *Der Weg zu Swann* im Berliner Verlag Die Schmiede erschienen. Sie stammt von Rudolf Schottlaender. Nach einer vernichtenden Kritik durch Ernst Robert Curtius wurden die folgenden Bände Walter Benjamin und Franz Hessel anvertraut, doch brachte der Nationalsozialismus das Projekt nach dem dritten Band zu Fall. Die erste vollständige deutsche *Recherche*, übersetzt von Eva Rechel-Mertens, ist zwischen 1953 und 1957 erschienen. Der erste Band trägt den Titel *In*

Swanns Welt. Der vorliegenden Neuausgabe von *Swann* liegt die Übersetzung von Eva Rechel-Mertens zugrunde. Diese wurde durchgehend revidiert und stellenweise neu gefaßt.

Im Gegensatz zu den ersten Bänden der Frankfurter Ausgabe konnte bei den Anmerkungen zu *Swann* auf ausgedehnte Vorarbeiten zurückgegriffen werden. Wie alle späteren Kommentatoren sind wir Alberto Beretta Anguissola, dem Autor des ersten durchgehenden Kommentars zu *Swann* [21] zu Dank verpflichtet. Weitere wertvolle Hinweise verdanken wir den seither in Frankreich erschienenen Kommentaren von Bernard Brun und Anne Herschberg-Pierrot [5], Francine Goujon und Brian Rogers [3] sowie Antoine Compagnon [6].

Der nachfolgende Kommentar beschäftigt sich nur ausnahmsweise mit dem textkritischen Detail, gibt jedoch einige Hinweise zur Entstehungsgeschichte der *Recherche*, wie sie in der neuen Pléiade-Ausgabe ausführlich dokumentiert ist. Zu weiterreichenden Informationen zu den Vorbildern von Prousts Romanfiguren, zu den Quellen seiner Zitate und zu seinen Anspielungen verweisen wir auf Michel-Thiriets *Lexikon* [31], den Photoband *Prousts Figuren und ihre Vorbilder* [34] sowie auf die oben erwähnten Kommentare.

Für die kritische Durchsicht des Textes und des Kommentars danke ich Sibylla Laemmel, für tatkräftige Hilfe in übersetzerischen und kommentatorischen Notlagen zahlreichen Kollegen und Freunden, allen voran Mariolina Bongiovanni Bertini und Antoine Compagnon.

Zürich, im November 1993

ANMERKUNGEN UND KOMMENTAR

Zahlen in eckigen Klammern weisen auf die entsprechenden Titel der Bibliographie; einfache Seitenangaben beziehen sich auf den vorliegenden Band.

Seite 3: Zum Titel »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« Bei der Neugliederung seines Romans im Sommer 1913 (vgl. Nachwort S. 635) ersetzt Proust den ursprünglich geplanten Titel »Les intermittences du cœur« durch »À la recherche du temps perdu«. Der neue Titel zeugt von Prousts Auseinandersetzung mit Balzac, dem er im *Contre Sainte-Beuve* vorwirft, in seinen Werken einen allzu direkten Bezug zwischen Titel und Romangeschehen herzustellen. Dadurch, daß man sie wörtlich verstehen muß, verlieren in Prousts Augen die Titel Balzacs ihre »philosophische Poesie«. Als Beispiele dienen u. a. *La recherche de l'absolu* und *Illusions perdues*. Während »Les intermittences du cœur« ein spezielles Thema

von Prousts Roman bezeichnet (nämlich die dysphorischen Erinnerungsmomente), bleibt der Bezug zwischen »À la recherche du temps perdu« und dem Roman als ganzem unbestimmt. Die »philosophische Poesie« des Titels bleibt erhalten. Durch eine ähnliche Korrektur hat Proust bei der Drucklegung seines Erstlingswerks den auf einen präzisen biographischen Ort bezogenen Titel »Château de Réveillon« durch einen Titel voller poetischer – und intertextueller – Qualitäten ersetzt, nämlich »Les plaisirs et les jours«. Vgl. Keller, *Proust lesen* [28] S. 186-188.

Seite 5: Zum Titel »Unterwegs zu Swann« In seinen Briefen von Juli bis November 1913 finden sich zahlreiche Äußerungen Prousts zum Problem der Titelgebung. Gegenüber Louis de Robert, dem der neue Titel des ersten Bandes nicht gefällt, betont Proust, er suche einen »ganz einfachen, ganz grauen« Titel. Offenbar liegt ihm viel an dem Gegensatz zwischen der philosophischen Poesie von »À la recherche du temps perdu« und der familiären, ländlichen, prosaischen Stilebene von »Du côté de chez Swann«. Ebenso hält er fest, daß man sich im ersten Band in seiner jetzt geplanten Form noch nicht bei Swann befindet, sondern sich in Richtung Swann (»du côté de«) bewegt.
1 Calmette, Chefredakteur von *Le Figaro*, hat zwischen 1907 und 1913 einige Artikel Prousts sowie eine Reihe von Vorabdrucken aus der *Recherche* publiziert. Sein Angebot, den ganzen Anfang als Fortsetzungsroman zu bringen, hat er jedoch zurückgenommen. Trotzdem hat Proust die Widmung beibehalten. Vgl. unser Nachwort S. 632.

Seite 7: Zu »Combray« In der Erstausgabe von *Swann* liegt Combray – wenn man die imaginäre Geographie des Romans mit der Geographie Frankreichs zu verbinden sucht – an der Stelle von Illiers im Südwesten von Chartres. Bei der Arbeit an den letzten Bänden der *Recherche* hat Proust jedoch den Ort in die vom Krieg verwüstete Gegend zwischen Reims und Laon verlegt und dabei einige Ortsnamen dem neuen geographischen Kontext angepaßt. In *Jean Santeuil* heißt das Combray entsprechende Städtchen Éteuilles. Als reale Vorbilder sowohl für Éteuilles als auch für Combray können Illiers (mit dem Haus der Familie von Prousts Vater) und Auteuil (mit dem Haus von Prousts Onkel mütterlicherseits) gelten. Der Name Combray hingegen ist eine deutliche Reminiszenz – im Sinne auch einer Hommage an den Schöpfer eines anderen großen Erinnerungswerks – an Combourg, wo Chateaubriand seine in den *Mémoires d'outretombe* heraufbeschworene Jugend verbrachte.
1 Die endgültige Form des Incipit der *Recherche*, das berühmte »Longtemps, je me suis couché de bonne heure«, ist aus einer gedrängten Folge von Entwürfen und Korrekturen im Typoskript hervorgegangen. Zur Entstehung der Ouvertüre vgl. Jean Milly, »La rêverie des chambres dans ›l'ouverture‹ de La *Recherche*«, in [33]; Claudine Quémar, »Autour de trois ›Avant-textes‹ de ›l'ouverture‹ de la *Recher-*

che: nouvelles approches des problèmes du *Contre Sainte-Beuve*«, *Bulletin d'informations proustiennes* 3 (1976); Bernard Brun, »Le dormeur éveillé. Genèse d'un roman de la mémoire«, in *Études proustiennes* iv, Paris, Gallimard, 1982; und Keller, *Proust lesen* [28].

2 Vgl. François Mignet, *Rivalité de François Ier et de Charles Quint*, Paris, Didier, 1875.

Seite 10:
1 Die Idee stammt aus Bergsons *Matière et mémoire* (1896). Notizen Prousts zu diesem Werk aus dem Jahre 1910 finden sich im *Carnet de 1908* [7].

2 Vgl. *Josua* x, 12-13.

3 Anspielung auf Herbert George Wells' 1899 ins Französische übersetzte Werk *The Time Machine* (1895), das Proust schon in »Sohnesgefühle eines Muttermörders« erwähnt hat. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10] S. 209.

Seite 12:
1 An dieser Stelle versucht Proust – erzähltechnisch nicht unproblematisch – inneren Monolog und Ich-Erzählung zu kombinieren.

Seite 13:
1 Von Edison entwickelter Projektionsapparat für die mit dem Kinetographen aufgenommenen Photographien. Mit dem 1891 erfundenen Kinetographen konnte Edison bis zu 46 Aufnahmen pro Sekunde erstellen. Damit war der Weg zur optischen Darstellung bewegter Bilder geebnet.

2 An dieser Stelle beginnt eine »Variation über ein Thema von Michelet«. Das Thema ist dem Kapitel »Le Nid. Architecture des oiseaux« aus Michelets naturhistorischem Werk *L'Oiseau* (1856) entnommen, aus dem wir drei Auszüge zitieren: »Das Werkzeug des Vogels [beim Nestbau] ist sein eigener Körper, seine Brust, mit der er die Baumaterialien zusammendrückt und zusammenpreßt, bis sie völlig schmiegsam werden, sich vermischen und sich dem großen Werk fügen. / Das

Instrument aber, das dem Nest seine kreisrunde Form gibt, ist auch kein anderes als der Körper des Vogels. […] Wenn sie ihre Jungen aufziehen müssen, graben sich der Bienenfresser und die Seeschwalbe eine eigentliche Behausung in die Tiefe des Erdbodens. […] Die Meise hängt ihre Wiege wie ein Täschchen an einer Seite auf und läßt den Wind ihre Familie wiegen.« Vgl. *Œuvres complètes* [17] Bd. xvii, S. 141-143.

3 Seit 1893 erscheinende Abendausgabe – auf rosa Papier – des *Journal des Débats*.

Seite 15:

1 Exposition der Orte der Romanhandlung. Entstehungsge schichtlich spiegelt die Namenreihe am Schluß der Ouvertüre den jeweiligen Zustand von Prousts Romanprojekt wider. So stehen beispielsweise im Entwurf von Juni 1909 erst Combray und Querqueville (das spätere Balbec), und in der Erstausgabe von 1913 fehlt Doncières, da die entsprechenden Episoden erst später entstanden sind.

2 Mit der wörtlichen Wiederholung von »in Combray« setzt eine erste Erzählsequenz ein: das Drama des Zubettgehens. Die Handlung beginnt im Zimmer des kleinen Marcel mit den Projektionen der Laterna magica. Die Szene kann als Bild, als Mise en abyme eines Erzählens mit überraschenden, ja erschreckenden Perspektivenwechseln, wie es der *Recherche* zugrunde liegt, aufgefaßt werden. Zur Entstehung der Laterna-magica-Szene vgl. Keller, *Proust lesen* [28].

Seite 16:

1 Auf ähnlich unvermittelte Weise wie hier die Beschreibung des Bildes setzt im zweiten Teil des Romans die Erzählung von Swanns Liebesaffäre ein.

2 Nach der mittelalterlichen Legende wurde Genoveva von Brabant, die Gattin des Pfalzgrafen Siegfried von Trier, während der Abwesenheit ihres Gatten von Golo, dem Marschall, vergeblich umworben und darauf von diesem des Ehebruchs bezichtigt. Die mit der Vollstreckung des Todesurteils Beauftragten setzten jedoch Genoveva im Wald aus, wo sie und ihr inzwischen geborener Sohn von einer Hirschkuh ernährt wurden. Schließlich findet der Pfalzgraf die falsch Beschuldigte, erkennt die Wahrheit und läßt den Verleumder hinrichten. Der im Mittelalter äu-

ßerst populäre Stoff wurde in neuerer Zeit von Tieck und Hebbel dramatisiert und von Schumann vertont. Im französischen Bereich ist in erster Linie an Offenbachs Opéra-bouffe *Geneviève de Brabant* (1859) zu erinnern.

Seite 17:

1 Proust setzt an dieser Stelle einen Neologismus: »transvertébration«, dessen gelehrte, an Mystik und Religion gemahnende Form einen Kontrast zur kindlichen Welt des Romanhelden bildet.

2 Die Anspielungen auf die merowingische Frühzeit gehen auf Thierrys *Récits des temps mérovingiens* (1840) zurück, ein Werk, das Proust in seiner Jugend mit Begeisterung las. Zur merowingischen Thematik vgl. Richard, »Proust et la nuit mérovingienne« in *Proust et le monde sensible* [37].

Seite 19:

1 Der Name von Marcels Großmutter weist nicht nur auf eine Figur Stendhals (aus *Lucien Leuwen*), sondern auch auf eine Legende aus merowingischer Vorzeit: Zur Strafe dafür, daß sie sich gegen ihre Mutter (Bathilde) erhoben hatten, ließ Chlodwig ii. seinen beiden Söhnen die Sehnen der Fußgelenke ausbrennen und setzte sie in einer Barke auf der Seine aus. An der Stelle, wo später die Abtei von Jumièges errichtet wurde, rettete sie der heilige Philibert. Die »énervés de Jumièges« sind für Michelet ein Symbol für das zu Ende gehende Zeitalter der Merowinger. Vgl. *Histoire de France* ii,1 in *Œuvres complètes* [17] Bd. iv, S. 253. Bei Proust fügt sich diese ödipale Familiengeschichte in eine Konstellation von Motiven, Themen und Personen, die in dieser Szene zum erstenmal aufscheint. Diese Konstellation umfaßt Motive wie das Trinken von Cognac, Themen wie Willensschwäche, verborgene beziehungsweise verbotene Lust oder Scham, dann auch die leitmotivisch verwendete Geständnisszene aus dem zweiten Akt von Racines *Phèdre*, schließlich ganz allgemein die Beziehung Marcels zu Vater, Mutter und Großmutter.

Seite 22:

1 Zu den »metonymischen Metaphern« dieser Passage und bei Proust überhaupt vgl. Genette, »Métonymie chez Proust« in *Figures III* [26].

Seite 23:
1 Vom Schauspieler Jean-Baptiste Bressant (1815-1886) in Mode gebrachter Haarschnitt: Bürstenschnitt vorn, langes Haar hinten. Bressant spielte die Rollen des jungen Liebhabers, zuerst am Théâtre des Variétés, dann an der Comédie-Française.

Seite 25:
1 Der 1833 nach englischem Vorbild gegründete Jockey-Club war am Ende des 19. Jahrhunderts der exklusivste Club in Paris. Zur Zeit, in der die Ereignisse der Handlung angesiedelt sind (1890), war Louis-Philippe d'Orléans (1838-1894) Graf von Paris, das heißt Prätendent auf den französischen Thron; Prinz von Wales war der zukünftige Eduard vii. Die hier aufgezählten Verbindungen Swanns weisen deutlich auf Charles Haas, den Proust im Salon der Malerin Madeleine Lemaire kennengelernt hat. Haas war ein jüdischer Bankier, Mitglied des Jockey-Club und außerdem großer Kenner der italienischen Malerei.

Seite 26:
1 Der Quai d'Orléans liegt gegenüber der Apsis von Notre Dame auf der Île Saint-Louis, einem im 19. Jahrhundert von Dichtern, Künstlern und Dandys bevorzugten Wohnviertel, das im folgenden dem großbürgerlichen Paris Haussmanns (und Prousts) gegenübergestellt wird.

Seite 28:
1 In Prousts Vergleich überschneiden sich verschiedene mythologische Szenen und Figuren: die Szene aus dem 4. Buch von Vergils *Georgica*, in der die Nymphe Kyrene die Fluten des Flusses Peneios trennt, um ihrem Sohn Aristaios den Zugang zu ihr zu ermöglichen; dann die Nereide Thetis und die Titanide Tethis. Eine ähnliche Überschneidung beziehungsweise Verwechslung findet sich schon in *Jean Santeuil*. Vgl. [12] S. 134.

2 Erste Anspielung auf *Tausendundeine Nacht*, einen wesentlichen Bezugspunkt am literarischen Horizont der *Recherche*. Vgl. Rousset, »Les livres de chevet des personnages« in *Forme et signification* [38].

3 Sauce gribiche ist eine meist kalt servierte Mayonnaise, die mit Kräutern, Kapern und Cornichons angereichert wird. Von Ananassalat wird später im Roman – zu Beginn der *Jeunes filles* – noch die Rede sein.

Seite 29:
1 In Twickenham bei London residierte der Graf von Paris während seines Exils in England (allerdings nur bis 1871).

Seite 31:
1 Der dem Modell der Jesuiten nachgebildete, gegen 1800 gegründete Orden der »Dames du Sacré-Cœur« befaßte sich in erster Linie mit der Erziehung junger Mädchen des Bürgertums.

2 Nach dem Tod des letzten Herzogs von Bouillon (1802) haben sich verschiedene Familien darum bemüht, den Titel übernehmen zu können.

3 Madame de Sévigné ist die Lieblingsautorin von Marcels Großmutter. Anspielungen auf ihre Briefe durchziehen die *Recherche* wie ein Leitmotiv. Zur Zuordnung von einzelnen literarischen Werken zu Figuren der *Recherche* vgl. Rousset, »Les livres de chevet« in *Forme et signification* [38].

Seite 32:
1 Der monarchistisch gesinnte Marschall Mac-Mahon (1808-1898) war Staatspräsident von 1873 bis 1879.

2 Die Namen der drei Staatsmänner aus der Zeit der Julimonarchie erscheinen im *Sainte-Beuve* als Beispiele für das eher der Politik als der Literatur geltende Interesse Sainte-Beuves.

Seite 37:
1 Anspielung auf den orleanistischen Politiker Herzog d'Audiffret-Pasquier (1823-1905), der zum engeren Beraterkreis des Grafen von Paris gehörte.

Seite 38:
1 Die Erwähnung der Kooperativen in skandinavischen Ländern datiert den Text in die achtziger Jahre. Vgl. Steel, *Chronology and Time* [40] S. 146.

2 Versehentlich teilt Proust Flora zwei Repliken zu.

3 Henry-Polydore Maubant (1821-1902); auf Vater- und Königrollen spezialisierter Schauspieler.

4 Die österreichische Sängerin Amalie Materna (1847-1918) sang 1876 bei der Uraufführung der *Walküre* die Brünhilde und wirkte in Bayreuth bis 1891. Nach den Beispielen aus der Merowingerzeit impliziert die Erwähnung der Interpretin von Brünhilde eine weitere Anspielung auf inzestuöse Beziehungen und Auflehnung gegen die Eltern.

Seite 39:
1 Nach *Tausendundeiner Nacht* und den Briefen von Madame de Sévigné erscheint mit den Memoiren Saint-Simons ein weiterer Fixpunkt am literarischen Horizont der *Recherche*. Saint-Simon ist zuerst Swann, später dann dem Baron Charlus zugeordnet. Vgl. Rousset, »Les livres de chevet« in *Forme et signification* [38].

2 Anspielungen auf diese Reise finden sich auch in Prousts Saint-Simon-Pastiche. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10] S. 80.

Seite 40:
1 Anspielung auf das legendäre, von Nadars Fotografien festgehaltene Kostümfest bei der Fürstin von Léon am 29. Mai 1891.

2 Der Marquis von Maulévriers war französischer Botschafter in Spanien zur Zeit von Saint-Simons Mission (1721), die die Verbindung Ludwigs xv. mit der Infantin von Spanien vorbereiten sollte.

Seite 41:
1 Zitat aus Corneilles Tragödie *La mort de Pompée* (iii, 4; Vers 1072).

Seite 43:
1 In Erinnerung an den Kampf Jakobs mit dem Engel, bei dem Jakob an der Hüftsehne verletzt wurde (*1. Buch Mose* xxxii,33), vermeiden es die Juden, die Hüftsehne von Tieren zu essen. Das Verbot, ein Zicklein in der Milch seiner Mutter zu kochen, wird im Alten Testament wiederholt ausgesprochen: *2. Buch Mose* xxiii,19, und xxxiv,26; *5. Buch Mose* xiv,21.

Seite 44:
1 Was mittelalterliche Architektur und Skulptur betrifft, ist Prousts wichtigste Informationsquelle Émile Mâles 1898 erschienenes Werk *L'art religieux en France au XIIIe siècle* [29]. Eine Darstellung des Theophil-Wunders, bei dem die hl.

Jungfrau dem Teufel einen zuvor mit Theophil abgeschlossenen Pakt entreißt, befindet sich am Nordportal von Notre-Dame in Paris. Darüber, ob die Haimonskinder als Beispiel mittelalterlicher Skulptur angeführt werden können, wollte sich Proust bei Émile Mâle erkundigen, hat aber den entsprechenden Briefentwurf wohl nie fertiggestellt. Vgl. Kolb, »Marcel Proust et Émile Mâle«, *Gazette des Beaux-Arts*, September 1986.

Seite 45:
1 Mit diesem Satz haben sich die bisherigen Übersetzer schwergetan. In Verkennung von Françoises Selbstironie und in der Meinung, neben Françoise sei auch noch eine männliche Person im Hause tätig, setzen sie »Hausmeister« (Schottlaender) und »Diener« (Rechel-Mertens) für »maître d'hôtel«, in Unkenntnis sodann provinzieller Tischkultur setzt Rechel-Mertens »Likör« für »rince-bouche«, das Schottlaender korrekt mit »Mundschalen« übersetzt. Mundspülschalen werden auch in Flauberts *Madame Bovary* gereicht. Vgl. *Œuvres complètes*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1951-1952 (2 Bände), Bd. i, S. 363. Noch größere Schwierigkeiten bereitete »granité« im folgenden Satz: Schottlaender setzt »das Harte schlechthin«, Rechel-Mertens »Granit«.

Seite 46:
1 Der folgende Abschnitt enthält die erste deutliche Inbezugsetzung von Swann und Marcel.

Seite 50:
1 Proust hat häufig die Sonntagskonzerte des Orchestre du Conservatoire besucht. Vgl. die Chronik »Ein Sonntag im Conservatoire«, *Essays* [11] S. 83.

Seite 55:
1 Anspielung auf die später im Zweiten Weltkrieg zerstörten Fresken Benozzo Gozzolis im Campo Santo von Pisa. Unter den dort dargestellten Szenen aus dem Alten Testament befand sich jedoch keine, die Prousts Text entspräche. Vielmehr erinnert sich Proust an eine Skizze Ruskins aus dem Campo Santo mit dem Titel »Abraham parting from the angels«, auf die er schon in einem Aufsatz über Montesquiou aus dem Jahre 1905 Bezug nimmt. Vgl. *Essays* [11] S. 290. Die Ruskin-Skizze befindet sich in *Works* [19] Bd. iv, S. 316. Mit der Figur Abrahams

evoziert Proust einen biblischen Kontext, dessen Themen in der *Recherche* von zentraler Bedeutung sind: Homosexualität (Sodom) und Inzest (Loth und seine Töchter).

2 Wer in der *Recherche* die Spuren von Prousts Leben sucht, sollte sich hier von Illiers und dem wohlerhaltenen Haus von Tante Léonie loslösen. Modell gestanden hat vielmehr das Haus von Prousts Onkel in Auteuil, das 1890 abgerissen wurde.

Seite 56:

1 Die elegische Tonart dieses Schlusses sowie die thematische Verbindung von Kirchenglocken und Erinnerung an die Jugendzeit weisen auf die Romantik, insbesondere auf Chateaubriand zurück. Vgl. »Der Tod des Baldassare Silvande« in *Freuden und Tage* [9] S. 38, und *Jean Santeuil* [12] S. 108.

Seite 57:

1 Compagnon hat darauf hingewiesen ([6] S. 474), daß die Haltung von Marcels Vater den Prinzipien entsprechen, die Adrien Proust, Prousts Vater, in *L'hygiène du neurasthénique* (Paris, Masson, 1897) darlegt.

Seite 59:

1 Im Gegensatz zu den zwischen 1844 und 1853 entstandenen idyllischen Romanen George Sands zeigt der frühe Roman *Indiana* (1831) menschliche Leidenschaft als eine alle Gesetze durchbrechende Kraft.

Seite 60:

1 *La Cathédrale de Chartres* von Corot befindet sich im Louvre. In der Antwort auf eine Umfrage zählt Proust das Bild unter die zehn repräsentativsten Beispiele französischer Malerei im Louvre. Vgl. *Essays* [11] S. 412. Parks und Wasserspiele sind ein häufiges Motiv im Werk Hubert Roberts (1733-1808). In einem Artikel aus dem Jahre 1899 und in *Sodom und Gomorra* hat Proust das Bild *Le grand jet d'eau de Saint-Cloud* beschrieben. Vgl. *Essays* [11] S. 168, und [15] *Sodom und Gomorra* S. 84. Was Turner betrifft, so besaß Proust in seiner Ruskin-Ausgabe zwei Reproduktionen von Aquarellen, die den Vesuv darstellen. Vgl. *Works* [19] Bd. xxii Tafeln 1 und 2.

Seite 61:

1 Auch dieses Beispiel geht auf Ruskin zurück. Dieser erwähnt den um 1800 entstandenen Stich von Raphael Morghen (1758-1833) in *The Cestus of Aglaia* (1904). Vgl. *Works* [19] Bd. xix, S. 103.

2 Möglicherweise erinnert sich Proust an eine Skizze Ruskins nach Tizian mit der Aussicht auf die Lagune und die Alpen vom Hause Tizians aus. Vgl. *Modern Painters*, *Works* [19] Bd. vi, S. 268.

Seite 62:

1 In *François le Champi* (1850) erzählt George Sand die Geschichte eines Findelkinds (das ist die Bedeutung von »Champi« im Dialekt des Berry), das von einer Müllerin, Madeleine Blanchet, aufgenommen wird und am Ende des Romans seine Pflegemutter heiratet. Obwohl bei George Sand das Inzestthema nur anklingt, entspricht doch die Wahl dieses Romans – unter Ausschluß der in den Entwürfen noch präsenten anderen Beispiele, besonders von *La mare au diable* – der ödipalen Grundstruktur des Dramas des Zubettgehens. Möglicherweise ist auch die Farbe des Bucheinbandes auf diese Thematik abgestimmt. Entstehungsgeschichtlich fällt die Wahl von *François le Champi* (und somit diejenige der allerdings nur im Verborgenen gegenwärtigen Müllerin Madeleine Blanchet) mit der Erfindung der »petites madeleines« zusammen. Volker Roloff hat gezeigt, daß Proust den zweiten Teil der Episode im Jahre 1911 aus dem Typoskript herausgenommen und in den Schlußteil des Romans integriert hat. Vgl. »*François le Champi* et le texte retrouvé«, in *Études proustiennes* iii, Paris, Gallimard, 1979, S.259-287.

Seite 65:

1 Als Abschluß des ersten Kapitels von »Combray« folgt die Madeleine-Episode. Eine psychoanalytische Interpretation des Madeleine-Motivs findet sich bei Serge Doubrovsky, *La place de la madeleine*, Paris, Mercure de France, 1974; zur Entstehung der Episode vgl. *Les avant-textes de l'épisode de la madeleine*, Hg. Luzius Keller, Paris, J.-M. Place, 1978, und Keller, *Proust lesen* [28].

Seite 66:

1 Hinweise auf diesen keltischen Glauben finden sich im 1. Buch von Michelets *Histoire de France*, in Renans *Souvenirs d'enfance et de jeunesse* (1883) und in *Pierre Nozière* (1899) von Anatole France.

Seite 67:
1 Mit dem deutlich auf eine Korrektur im Manuskript zurückgehenden Großbuchstaben von »Petites Madeleines« signiert der Autor (Proust, Marcel) seinen Text. In den ersten Entwürfen war von geröstetem Brot oder von Zwieback die Rede.

Seite 70:
1 An dieser Stelle folgt in den Vorstufen eine ästhetische Betrachtung über den Zusammenhang von Erinnerungsekstase und schöpferischer Tätigkeit. Gleichzeitig mit den entsprechenden Seiten der um *François le Champi* kreisenden Episode, das heißt im Jahre 1911, hat Proust diese Betrachtung aus dem Typoskript herausgelöst und sie in das Kapitel »l'adoration perpétuelle« des Romanschlusses integriert. Die Klammer im ersten Satz des übernächsten Abschnitts ist eine Folge dieser Verschiebung.

2 In den Entwürfen mit dem (prosaisch-werktäglichen) Zwieback findet die Szene »jeden Tag« statt. Wie die Erfindung der Petites Madeleines steht diese Korrektur im Zusammenhang mit der Erarbeitung der für Combray typischen Atmosphäre von Frömmigkeit und Sinnlichkeit.

Seite 73:
1 Während in *Jean Santeuil* die autobiographischen Aspekte des Romans hauptsächlich im Protagonisten sichtbar werden, treten sie in der *Recherche* in mehreren Figuren zutage. So kann Tante Léonie als ein ironisches Selbstporträt des Autors betrachtet werden. Zum Bravourstück über die Atmosphäre in Tante Léonies Zimmer vgl. Richard, *Proust et le monde sensible* [37].

2 Im Hintergrund dieses Textes, dieses Stils und dieser Thematik steht Michelets naturhistorisches Werk im allgemeinen und das Kapitel »Fruchtbarkeit« aus *Das Meer* im speziellen. Vgl. zum Beispiel: »Es wimmelt dort von Leuchttierchen, die zeitweise von der Wasseroberfläche angezogen werden und in Form von langen Schweifen, als schlängelndes Feuer und funkelnde Girlanden auftauchen. Sicher

wird das Meer in seiner transparenten Dichte hier und dort davon erleuchtet, wie der Zufall gerade spielt.« (*Das Meer* [18] S. 88 f.)

Seite 78:
1 Der Satz »Elle tendait à mes lèvres son triste front pâle et fade sur lequel, à cette heure matinale, elle n'avait pas encore arrangé ses faux cheveux, où les vertèbres transparaissaient comme les pointes d'une couronne d'épines ou les grains d'un rosaire, et elle me disait:« ([3] Bd. i, S. 51-52) ist eine der umstrittensten Textstellen der ganzen *Recherche*. Einem Vorschlag von Philip Kolb folgend (»Une énigmatique métaphore«, *Europe*, August-September 1970, S. 141-151) beziehen die neuesten Ausgaben den zweiten Relativsatz auf »cheveux«, setzen aber trotzdem ein Komma vor »où«. In den früheren Ausgaben steht: »cheveux, et où«; der zweite Relativsatz bezieht sich dann auf »front«, woran sich schon André Gide gestoßen hat. Faßt man jedoch den im Cahier 10 hinzugefügten ersten Relativsatz als Begründung des zweiten auf, behält man außerdem das von Proust im Typoskript hinzugefügte »et« bei, streicht dafür das vom Kopisten stammende Komma (»cheveux et où«), ergibt sich ein durchaus kohärenter Sinn: Der Stützreifen ist sichtbar, weil die Haare noch nicht geordnet, noch nicht darübergelegt sind.

Seite 80:
1 Das Alter von Françoise scheint sich im weiteren Verlauf der Romanhandlung kaum zu verändern.

2 Anachronismus. Die Erfindung der Röntgenstrahlen datiert vom Jahr 1895, also nach dem (fiktiven) Zeitpunkt der hier erzählten Ereignisse.

Seite 85:
1 Der *Larousse du XIXe siècle* gibt zu »œufs à la crème« folgendes Rezept: Hartgekochte Eier werden in Scheiben geschnitten und in einer mit Sahne zubereiteten Béchamelsoße serviert. Um einiges bekömmlicher ist wohl das von Anne Borrel im Hinblick auf eine Stelle aus *Jean Santeuil* unter »œufs en cocotte à la crème« angegebene Rezept, dem gemäß die Eier nicht einfach hartgekocht, sondern in kleinen Auflaufförmchen, im Wasserbad und dazu noch im Ofen sorgfältig erhitzt

werden, bis das Eiweiß fest wird, das Eigelb aber noch weich ist. Vgl. Anne Borrel u. a., *Zu Gast bei Marcel Proust*, München, Heine, 1992.

Seite 87:
1 In leicht abgeänderter Form ist die Passage über die Kirche von Combray am 3. September 1912 in *Le Figaro* erschienen. Zur Entstehung des Textes vgl. Claudine Quémar, »L'Église de Combray, son curé et le narrateur«, in *Études proustiennes* i, Paris, Gallimard, 1973. Zu den von Proust angegebenen Modellen vgl. die Widmung an Jacques de Lacretelle in *Essays* [11] S. 361. Saint-Hilaire in Combray und Saint-André des Champs in der Gegend von Méséglise fassen Prousts intensive Auseinandersetzung mit mittelalterlicher Architektur und Skulptur zusammen. Innerhalb der ästhetischen Erfahrung des Romanhelden bilden die an die Materie gebundenen Künste der Architektur und der Bildhauerei die erste Stufe einer Hierarchie, die über die Malerei, die Schauspielkunst und die Musik zur Literatur führt. Vgl. Henry, *Marcel Proust. Théories pour une esthétique* [27]. Im Hintergrund der äußerst beziehungsreichen Passage über die Kirche von Combray steht Prousts Beschäftigung mit den architekturgeschichtlichen Werken Ruskins, Mâles und Viollet-le-Ducs sowie den historischen Werken Michelets und Augustin Thierrys.

Seite 89:
1 Anspielung auf ein für Karl vi. (1368-1422) hergestelltes Tarockspiel.

Seite 90:
1 Die Geschichte von Esther und Assuerus bildet eines der Leitmotive der *Recherche*. Oberflächlich äußert es sich in den Racine-Zitaten innerhalb der Gespräche Marcels mit seiner Großmutter, seiner Mutter und mit Albertine. In der Tiefe jedoch ist das Problem des verborgenen Judentums – wie später im Roman jenes der verborgenen sexuellen Neigungen – aufs engste mit der Beziehung zwischen Proust und seiner Mutter verknüpft: Wie Proust in *Jean Santeuil* und in der *Recherche* die jüdische Abstammung seiner Mutter verbirgt, so verbirgt er im Leben vor seiner Mutter seine Homosexualität.

Seite 91:
1 Der hl. Eligius ist der Schutzpatron der Goldschmiede.

2 Anspielung auf ein von Dagobert i., einem der letzten Merowingerkönige, gestiftetes Goldkreuz im Kirchenschatz von Saint-Denis.

3 In den Entwürfen schwankt Proust zwischen mehreren realen Gräbern. Er entschließt sich am Ende für ein archäologisch nicht dokumentiertes Beispiel.

4 Im Original steht »Temps«. Auch in diesem Punkt hat die Kirche von Combray Modellcharakter für Prousts Roman. Vgl. den Schluß der *Recherche*, »dans le Temps«, wo die Majuskel wiederverwendet wird.

Seite 92:
1 Die Anführungszeichen weisen auf den Schluß des ersten der *Récits des temps mérovingiens* von Augustin Thierry, den Proust hier ziemlich frei zitiert. Die Präsenz Théodores und das schon im Zusammenhang mit den Petites Madeleines verwendete, lautlich an »Vulva« gemahnende Wort »valve« (Schale) verdeutlichen die erotischen Implikationen dieser Passage. Vgl. auch Philippe Lejeune, »Écriture et sexualité«, *Europe*, Februar-März 1971, S. 113-143.

Seite 98:
1 Die zwischen 1860 und 1871 errichtete Kirche Saint-Augustin wird von einer fünfzig Meter hohen, von einer Stahlkonstruktion getragenen Kuppel überragt, wodurch die Verbindung mit Roms barocken Kuppeln hergestellt wird. Während sich die Romantiker hauptsächlich für Piranesis imaginäre Gefängnisse (die *Carceri*) begeisterten, hielt sich das kultivierte Bürgertum lieber an die weniger beunruhigenden *Vedute di Roma*.

Seite 99:
1 Hier endet der Textausschnitt, den Proust Ende 1909 dem *Figaro* vorgelegt hatte.

Seite 100:
1 Legrandin trägt einen sprechenden Namen. Er ist, wie man später erfahren wird, ein kleiner Gernegroß, ein Snob.

Seite 101:
1 Vgl. *Hebräerbrief* vi,4-8; x,18 und 26-29. Gemeint ist dort Apostasie, das heißt Abtrünnigkeit.

2 Imaginärer Vorfahre der Guermantes. Sein Name gehört in ein onomastisches System, das Proust mit Gilberte und Albertine ausbauen wird. Zum Problem der

Namen bei Proust vgl. Roland Barthes, »Proust et les noms« [20], und Serge Gaubert, »Le jeu de l'alphabet«, in *Recherche de Proust* [36].

Seite 105:
1 Ein Text Prousts über die Vierpässe am Westportal der Kathedrale von Amiens, in dem Émile Mâle ausführlich zitiert wird, findet sich in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10], S. 130 ff.

Seite 107:
1 Zur Entstehung der Metaphorik des vorangehenden Abschnitts vgl. Milly, *Proust dans le texte et l'avant-texte* [33].

2 An dieser Stelle beginnt eine für die Entwicklung des Helden, der Handlung und der Thematik des Romans bedeutende Episode: die Begegnung mit der Dame in Rosa. Dadurch daß sie – als Rückgriff (Analepse) – vom Kontinuum der erzählten Geschichte losgelöst ist, erhält sie zusätzliches Gewicht.

Seite 109:
1 Im Original steht »colonne Morris«. Es handelt sich um eine jener nach dem ersten Konzessionär, dem Druckereibesitzer Morris, benannten Plakatsäulen, an denen in Paris heute noch Theaterprogramme angezeigt werden.

2 Proust nennt folgende Werke: *Le testament de César Girodot* (1859), Komödie von Adolphe Belot und Edmond Villetard; *Œdipe-Roi*, Tragödie von Sophokles; *Les diamants de la couronne* (1841) und *Le Domino noir* (1837), komische Opern von Daniel Aubert. In den achtziger Jahren standen diese vier Stücke mehrmals gleichzeitig auf dem Spielplan der Comédie-Française und der Opéra-Comique.

Seite 110:
1 Es handelt sich um lauter Mitglieder des Ensembles der Comédie-Française.

Seite 111:
1 Inmitten einer Reihe großer realer Schauspielerinnen wird hier die große Schauspielerin der *Recherche* zum erstenmal genannt.

Seite 116:
1 Die anglomanische Ausdrucksweise der Dame in Rosa dient bei ihrem späteren Wiederauftreten im Roman als Erkennungszeichen.

2 »Bleu« oder auch »petit bleu« ist die Bezeichnung für die mit der pneumatischen Post übermittelten Briefe.

Seite 117:
1 Achille Tenaille de Vaulabelle (1799-1879), Journalist, Historiker und Politiker. Autor von Werken jener Art offizieller Literatur, die Proust beispielsweise im Kapitel »Die École des Sciences politiques« aus *Jean Santeuil* oder in den Szenen mit dem Marquis von Norpois aus der *Recherche* aufs Korn genommen hat.

Seite 119:
1 Nach der eingeschobenen Episode mit der Dame in Rosa folgt die ebenso bedeutungsvolle Handlungssequenz, in der die Lektüreszene und die Betrachtungen über die Allegorie zusammengefaßt sind. Zu diesem Themenkomplex vgl. de Man, *Allegorien des Lesens* [25].

Seite 120:
1 Proust hat die Arena-Kapelle (Capella degli Scrovegni) in Padua auf seiner Venedigreise im Mai 1900 besucht. Seine Kenntnis Giottos und besonders der Tugend- und Lasterallegorien beruht jedoch in erster Linie auf seiner Vertrautheit mit Ruskin, der sich wiederholt mit Giotto beschäftigt hat. So sind denn alle von Proust näher beschriebenen Allegorien in *Fors Clavigera* abgebildet und besprochen. Vgl. *Works* [19] Bd. xxvii. Auch Émile Mâle hat sich zur Caritas Giottos geäußert und sie mit jener an der Kathedrale von Amiens verglichen. Vgl. den entsprechenden Hinweis Prousts in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10] S. 133. Im Romanprojekt von 1913 war für den dritten Band ein Kapitel mit dem Titel »Die ›Tugenden und die Laster‹ von Padua und von Combray« vorgesehen, in dem sich gemäß den erhaltenen Entwürfen die Welten von Combray und Padua (oder Venedig) in der Person der aus Roussainville stammenden Kammerzofe der Baronin Putbus vereint hätten.

Seite 122:
1 Vorstufen der eigentlichen Lektüreszene finden sich in mehreren Kapiteln von *Jean Santeuil* und im Essay »Tage des Lesens« in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10]. Zum Problem des Lesens vgl. Volker Roloff, *Werk und Lektüre. Zur Literarästhetik von Marcel Proust*, Frankfurt a. M., Insel Verlag, 1984.

Seite 127:
1 Zum Motiv der Blütentrauben vgl. *Les pastiches de Proust*, Hg. Jean Milly, Paris, Armand Colin, 1970, S. 85-91.

Seite 133:
1 Mit Bergotte tritt nach der flüchtigen Erwähnung der Berma eine erste der größten Künstlergestalten der *Recherche* ins Blickfeld. Wie Elstir, die Berma und Vinteuil kann auch Bergotte nicht mit einem realen Modell identifiziert werden. Zahlreiche Eigenheiten seines Stils und einige Züge seiner Person hat er jedoch mit Anatole France gemeinsam. In *Jean Santeuil* ist Bergotte der Name eines Malers, und in einigen Entwürfen zur *Recherche* heißt der Schriftsteller Elstir. Schließlich verzichtet Proust auf eine Überschneidung der Kunstsphären: Bergotte, dessen Name an Bergson erinnert, wird zum Schriftsteller, Elstir, in dessen Namen Whistler und Helleu anklingen, zum Maler.

2 Als Kontrastfigur begleitet Bloch Marcel durch den ganzen Roman hindurch. Er ist eine der wenigen Personen, die sowohl in Combray als auch in der Matinée Guermantes auftreten.

3 Vers 79 aus Mussets Gedicht »La nuit de mai«. Mussets romantische Bekenntnisdichtung steht im Gegensatz zu den von Bloch vorgetragenen parnassianischen Thesen.

4 Vers 36 aus Racines *Phèdre*. An anderer Stelle legt Proust die These, dieser Vers bedeute absolut nichts, nicht Leconte de Lisle, sondern Théophile Gautier in den Mund, was auf einen Tagebucheintrag der Brüder Goncourt vom 11. Mai 1863 zurückgeht. Vgl. *Jean Santeuil* [12] S. 95, und *Essays* [11] S. 435. 5 Leconte de Lisle (1818-1894). Als Wortführer des Parnasse fordert Leconte de Lisle eine formbewußte, objektive Dichtung.

Seite 134:
1 »Bhagavat« steht in den *Poèmes antiques* (1852), »Le lévrier de Magnus« in den *Poèmes tragiques* (1884).

2 Chor aus Fromental Halévys Oper *La Juive* (1835).

3 Arie Samsons aus dem 2. Akt der Oper *Samson et Dalila* (1877) von Camille Saint-Saëns.

Seite 136:
1 Von den vier Melodien konnte bisher nur die dritte, »Champs paternels«, identifiziert werden. Es handelt sich um die Arie Josephs aus dem 1. Akt der komischen Oper *Joseph* von Étienne-Nicolas Méhul (1763-1817). Das 1807 uraufgeführte Werk kam 1899 in einer neuen Fassung heraus. Ob es sich bei den drei anderen Melodien um reale oder fiktive Zitate handelt, bleibt eine offene Frage.

Seite 139:
1 Zur folgenden Beschreibung von Bergottes Stil vgl. Milly, *La phrase de Proust* [32].

2 Alle vier Zitate verbinden Bergotte mit dem Werk von Anatole France. Das erste weist auf eine Stelle in *Le crime de Sylvestre Bonnard* (1881): »Ja, mein Freund, doch diese Träume und tausend andere dazu lassen sich in einem einzigen Traum zusammenfassen: dem Traum des Lebens.« Vgl. *Œuvres* [16] Bd. i, S. 154. Beim zweiten Zitat handelt es sich um eine Variation von zwei Versen aus Leconte de Lisles Gedicht »La Maya« *(Poèmes tragiques)*, die France in seinem Feuilleton vom 27. März 1887 in *Le Temps* zitiert hat: »La Vie antique est faite inépuisablement / Du tourbillon sans fin des apparences vaines.« Vgl. *La vie littéraire*, Paris, Calmann Lévy, o. J. (4 Bände), Bd. i, S. 100. Proust seinerseits zitiert sie in *Jean Santeuil* und im Essay über Baudelaire. Vgl. [12] S. 92, und [11] S. 466. Das dritte erinnert an eine Passage aus *Le livre de mon ami* (1885), in der sich der Erzähler an seine Mutter wendet: »ewiger Dank sei dir, die du mir, als ich noch kaum in die Gedankenwelt eingetreten war, die köstlichen Qualen offenbart hast, die die Schönheit jene erleiden läßt, die danach dürsten, sie zu verstehen.« Vgl. *Œuvres* [16] Bd. i, S. 460. Zum Motiv der Kathedrale steht in *Pierre Nozière* (1899) – im Zusammenhang mit den Restaurierungen Viollet-le-Ducs – : »Er ging so weit, daß er verehrungswürdige, bezaubernde Kunstwerke opferte und so, wie es bei Notre-Dame in Paris geschehen ist, die lebendige Kathedrale in eine abstrakte Kathedrale verwandelte.« Vgl. *Œuvres* [16] Bd. iii, S. 604. Die Begeisterung des

jungen Marcel Proust für Anatole France äußert sich in einem mit »un élève de philosophie« (ein Schüler aus der letzten Klasse des Gymnasiums) unterzeichneten Brief an France, in dem u. a. Folgendes zu lesen ist: »Seit vier Jahren ist der Samstag mein Festtag, an dem *Le Temps* mir die allerköstlichste Freude bringt. Seit vier Jahren habe ich Ihre göttlichen Bücher gelesen und wiedergelesen, bis ich sie auswendig kannte.« Vgl. *Correspondance* [8] Bd. i, S. 123.

Seite 143:
1 Die Begeisterung Marcels für Bergotte und seine Ungeduld, in die »classe de philosophie« einzutreten, erinnern – wie auch die Zitate aus Anatole France zu Beginn der Passage über Bergottes Stil – an das Kapitel »Die erste Stunde mit Monsieur Beulier« aus *Jean Santeuil*.

Seite 144:
1 Das 1479 im damaligen Konstantinopel entstandene Porträt Muhammads ii. von der Hand Gentile Bellinis (1429-1502) befindet sich in der National Gallery in London. Bis 1916 hing es in der Sammlung von Austen Henry Layard in Venedig. Proust kannte es dank einer Reproduktion im Band *Venise* der bei Laurens erschienenen Reihe »Les villes d'art célèbres«.

2 Im unscheinbaren Rahmen eines Gesprächs führt Proust ein Thema ein, das für den Roman grundlegende Bedeutung hat, nämlich die – den Werdegang Marcels strukturierende – Hierarchie der Künste: Architektur und Skulptur, Malerei, Schauspielkunst, Musik, Literatur. Vgl. Anne Henry, *Marcel Proust. Théories pour une esthétique* [27]. Vgl. S. 87, Anm. 1.

Seite 145:
1 Anspielung auf die Statuen am Westportal der Kathedrale von Chartres. Ein langes Ruskin-Zitat aus *The Two Paths* über diese Statuen findet sich in einer Fußnote von Prousts Vorwort zu *La Bible d'Amiens*. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10] S. 108-111.

Seite 146:
1 Auch in diesem Punkt bietet sich Anatole France als Modell von Bergotte an, nämlich mit seiner auch als Broschüre erschienenen Einleitung zu *Les œuvres de Racine*, Paris, Lemerre, 1874-1875 (5 Bände).

Seite 149:
1 Châteaudun, 20 km südöstlich von Illiers gelegen, gehört zum geographischen Kontext vom Combray der Erstausgabe.

Seite 151:
1 Die drei Tage vor Himmelfahrt. In diesen Tagen finden Prozessionen statt mit Gebeten für gute Ernte und Gedeihen im Stall.

Seite 152:
1 Anspielung auf den Band *Illiers* (Chartres, 1904) in der Reihe »Archives historiques du diocèse de Chartres« aus der Feder eines früheren Pfarrers von Illiers, Joseph Marquis. Weitere Etymologien bezieht Proust aus: Jules Quicherat, *De la formation française des anciens noms de lieu*, Paris, Librairie A. Franck, 1867. Beide Werke hat Proust im folgenden mehrmals zitiert beziehungsweise – in den Erklärungen des Pfarrers – parodiert.

Seite 153:
1 Proust wiederholt einen Witz aus der zweiten Szene von Molières *Bourgeois Gentilhomme*, wo Monsieur Jourdain sich an ein Liedchen zu erinnern versucht und dabei bemerkt: »Il y avait du mouton dedans« (»Es war etwas vom Schaf drin«).

Seite 154:
1 Ein Modell für dieses imaginäre Kunstwerk ist die Darstellung Karls des Bösen (Karl ii., König von Navarra und Graf von Évreux, 1332-1387) auf einem Glasfenster der Kathedrale von Évreux.

Seite 159:
1 Racine, *Athalie* ii,7; Vers 688.

Seite 164:
1 Entstehungsgeschichtlich gehen die Seiten über die Maiandacht auf einen Zusatz im Typoskript zurück. Im Kontext des Romans zeigen sie zum erstenmal die metaphorische Verbindung von Blüten und Mädchen.

2 Vinteuil hat erst im Frühjahr 1913 während der Korrektur der Druckfahnen definitive Gestalt angenommen. Er ist aus der Fusion zweier Figuren hervorgegangen: Vington, ein in der Gegend von Combray lebender Naturwissenschaftler, und Berget, Komponist der Sonate. Erst die Zusammenlegung der beiden Figuren

erlaubt es Proust, den Kontrast zwischen dem kümmerlichen Äußeren und dem genialen Inneren herauszuarbeiten.

Seite 165:
1 In dieser stilistisch und rhetorisch raffiniert ausgearbeiteten Passage sieht Milly ein Beispiel für den »style Bergotte«. Vgl. *La phrase de Proust* [32] S. 99-107. Hier wird deutlich, daß Proust nicht – oder nur nebenbei – Erinnerungen erzählt, sondern Probleme der dichterischen Sprache in Szene setzt: Die Betrachtung der Weißdornblüten durch Marcel »erzählt« die Entstehung oder Erfindung einer Metapher (»Mädchenblüte«). In der Folge wird diese Metapher metonymisch (das heißt durch einen räumlichen Bezug) motiviert. Vgl. Genette, »Métonymie chez Proust«, in [26].

Seite 168:
1 Der Buggy ist ein leichter, ungedeckter Einspänner mit zwei hohen Rädern.

Seite 172:
1 Abwandlung eines Titels von Musset: *Un spectacle dans un fauteuil* (drei 1832-1834 erschienene Bände mit Gedichten und Theaterstücken).

Seite 173:
1 Der sprichwörtlich gewordene Stolz Artabans geht auf eine Figur aus La Calprenèdes Roman *Cléopâtre* (1647-1658) zurück.

Seite 174:
1 Der Einschub darf als Seitenhieb auf Robert de Montesquiou verstanden werden, der ihn jedoch trotz seiner Empfindlichkeit nicht bemerkt hat.

Seite 176:
1 Zitat aus dem Gedicht »La voix du soir« aus dem Lamartine gewidmeten Bändchen *Celui qu'on oublie* (1883). Während seines Jura-Studiums hat Proust 1891-1892 bei Desjardins an der École des Sciences politiques Vorlesungen besucht. Als Gründer der Union pour l'Action morale gehört Desjardins zu jenen Intellektuellen, die die Ablösung von den vorangegangenen Modeströmungen des Dilettantismus (vgl. der junge Maurice Barrès) und des Skeptizismus (vgl. Anatole France) vollzogen haben. In dem von 1893 an erscheinenden *Bulletin de l'Union pour l'Action morale* hat Proust seine ersten Ruskintexte gelesen. Ebensosehr wie die

Begegnung mit Darlu steht jene mit Desjardins hinter dem Kapitel »Die erste Stunde mit Monsieur Beulier« aus *Jean Santeuil* und dem weiter oben (S. 143) formulierten Gegensatz zwischen der dilettantistisch-skeptizistischen Geistigkeit eines Bergotte und der Lebensnähe wirklicher Metaphysiker.

Seite 178:
1 Der vorangehende Abschnitt kann als Musterbeispiel für Prousts Schreibweise betrachtet werden. Auf intertextueller Ebene bildet er eine Art von Michelet-Pastiche: die Aufwertung eines bescheidenen Gegenstandes, die in der Schlußpointe ihren von den heutigen hygienischen Gepflogenheiten her vielleicht nicht mehr allgemein nachvollziehbaren Höhepunkt erreicht, die mythologischen Figuren und die irisierenden Farbtöne variieren Themen aus dem Kapitel über die Meduse (»Tochter der Meere«) in *Das Meer*. Vgl. [18] S. 128-137. Gleichzeitig aber rivalisiert Proust mit der bildenden Kunst: Manets Spargelbilder (»Spargelbündel« im Wallraf-Richartz-Museum, Köln, und »Spargel« im Mu sée d'Orsay), die Proust bei Charles Ephrussi gesehen hat, haben Modell gestanden. Zu Proust und Ephrussi vgl. Keller, »Der Kunstsammler von Rouen«, *Kunstpresse* 3 (Juni 1992). Was die stilistische Ausarbeitung dieses literarischen Spargelbildes betrifft, so hat Proust auf den »style artiste« der Brüder Goncourt zurückgegriffen.

Seite 179:
1 Proust verwechselt das Ciborium, in dem die Hostie aufbewahrt wird, mit dem Abendmahlskelch.

Seite 182:
1 Den Hinweis auf Fabre bezieht Proust aus Élie Metchnikoff, *Études sur la nature humaine. Essai de philosophie optimiste* (1903). Bei dem als »Vergil der Insekten« bekannten Entomologen Jean-Henri Fabre wird die Schlupfwespe im Kapitel »Un savant tueur« der *Souvenirs entomologiques* (1879) behandelt.

Seite 185:
1 In der Figur Legrandins zeichnet Proust eine Karikatur des Ästheten, dessen Sprache aus lauter Versatzstücken besteht. Wir zitieren zwei Blumengirlanden aus dem Werk eines Dichters, den der Romanheld bewundert, der Romanautor aber parodiert: Anatole France. »Catherine pflückt Kornblumen, Mohn, Himmels-

schlüssel und Butterblumen, die im Dialekt auch Bachbumbeln heißen. Sie pflückt jene hübschen violetten Blumen, die am Rand der Kornfelder wachsen und die man Venusspiegel nennt. Sie pflückt die dunkle Ähre der Kreuzblume und der Hahnenkamm-Esparsette, die gelbe Kämme bildet, schließlich rosa Storchenschnabel und Wiesenlilien [lys des vallées], deren weiße, schon vom leisesten Windhauch bewegte Glöcklein einen köstlichen Duft verbreiten.« Vgl. *Pierre Nozière*, in *Œuvres* [16] Bd. iii, S. 511. »Im Wald gibt es wildwachsende Blumen, die ich den Gartenblumen vorziehe; sie haben feinere Formen und verbreiten zartere Düfte; und ihre Namen sind reizend. Sie tragen nicht wie die Rosen unserer Gärtner Namen von Generälen. Sie heißen: Butterblume, Zistrose, Kronwicke, Gamander, Feldhyazinthe, Venusspiegel, Bischofshaar, Fingerhut, Salomonssiegel, Nadelkerbel, Aurikel, Rittersporn.« Ibid., S. 567. Was die Flora Balzacs betrifft, so erblüht sie vornehmlich in *Le lys dans la vallée*, doch weist das Sedum auf die Begegnung zwischen Don Carlos Herrera (Vautrin) und Lucien de Rubempré in *Illusions perdues*, die für alle im Kontext der Homosexualität stehenden Begegnungs- und Verführungsszenen der *Recherche* Modellcharakter besitzt; ferner klingen in der blumigen Sprache Legrandins Renan, Ruskin und Montesquiou an.

Seite 186:
1 Anspielung auf das Epigraph von Balzacs Roman *Le médecin de campagne*: »Aux cœurs blessés l'ombre et le silence.«

Seite 192:
1 Armor ist der keltische Name der Bretagne. Er bedeutet »am Meer«. Die Identifikation der Bretagne mit dem am Ende der Welt liegenden, in ewige Nacht getauchten Land der Kimmerier geht auf Renans »Prière sur l'Acropole« in *Souvenirs d'enfance et de jeunesse* (1883) zurück und wurde von Anatole France in *Pierre Nozière* (1899) wiederaufgegriffen. Als Beispiele für die in der Sprache Legrandins parodierte oder zumindest pastichierte Literatur mögen folgende Texte dienen. Renan: »O Göttin mit den blauen Augen! Ich bin ein Barbarenkind; geboren wurde ich bei den edlen und tugendhaften Kimmeriern, die an einem düsteren, von Klippen gesäumten und von ewigen Stürmen gepeitschten Meer wohnen.

Kaum kennt man dort die Sonne; Moose, Algen und bunte Muscheln, die man in einsamen Buchten findet, sind dort die Blumen. Die Wolken scheinen farblos, und sogar die Freude ist dort etwas traurig; doch frische Wasser entspringen den Felsen, und die Blumen der Mädchen sind dort wie jene grünen Quellen, auf deren Grund sich Pflanzen schlängeln und der Himmel sich spiegelt.« Vgl. *Œuvres complètes* [17] Bd. ii, S. 755. France (die Bemerkung folgt auf eine Szene, in der der Romanheld am äußersten Ende der Bretagne, der Pointe du Raz, das xi. Buch der Odyssee liest): »In der keltischen wie in der griechischen Welt haben die Toten ein eigenes Land, getrennt von unserem durch den Ozean, eine in Nebel getauchte Insel, die sie scharenweise bewohnen. Dort ist es die Insel der Kimmerier, hier, näher bei der Küste, die Heilige Insel ›des Sept-Sommeils‹ [die Ile de Sein].« Vgl. *Œuvres* [16] Bd. iii, S. 632.

Seite 194:
1 Anspielung auf eine von Alphonse Daudet in *L'Immortel* (1888) aufgegriffene Fälscheraffäre, deren Protagonist ein Gauner namens Vrain-Lucas war. Dieser hatte einem Mitglied des Institut, dem Mathematiker Michel Chasles, angebliche Autographe von Pythagoras bis Pascal angedreht.

Seite 197:
1 Zur Topographie und zur Onomastik der Umgebung von Combray vgl. André Ferré, *Géographie de Marcel Proust*, Paris, éd. du Sagittaire, 1939, und das *Lexikon* [31]. Die leitmotivische Funktion von »côté« (Seite, Gegend, Richtung) und von »du côté de« (in Richtung, in, aus) in *Du côté de chez Swann* und in der *Recherche* überhaupt kann in der Übersetzung nur angedeutet werden.
2 Im Typoskript folgt als erzählerischer Vorgriff eine Szene, in der Marcel viele Jahre später erfährt, daß man tatsächlich über Guermantes nach Méséglise gelangen kann. Auch diese Aufklärung eines jugendlichen Irrtums hat Proust an den Romanschluß verschoben.

Seite 199:
1 Reims gehört zur »neuen« Geographie des Romans. In der Erstausgabe steht »Chartres«.

Seite 206:
1 Die reale Begegnung mit Gilberte ist das Pendant zu jenem Phantasiebild, in dem Gilberte vor dem Portal einer Kathedrale Marcel die Statuen erklärt und ihn Bergotte vorstellt (vgl. oben S. 147 f.). An beiden Stellen verwendet Proust ein thematisches Material, das ihm seit seinen Ruskin-Studien vertraut ist. Vgl. die Texte zu den mit steinernem Weißdorn umrankten Marienstatuen von Amiens und Bourges in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10] S. 111 f. Zum Motiv der ersten Begegnung vgl. Rousset, *Leurs yeux se rencontrèrent* [39].

Seite 212:
1 Anspielung auf die Verse 158-160 aus Racines *Phèdre*.

Seite 213:
1 In der Erstausgabe steht »Chartres«.

Seite 215:
1 Die Verbindung Gleyres mit Saintine findet sich auch in einem nachgelassenen Fragment mit dem Titel »Der Maler – Schatten – Monet«. Vgl. *Essays* [11] S. 523-524. Saintine (1798-1865) hat sentimentale Romane, Charles-Gabriel Gleyre (1806-1874) akademisch geglättete Landschaftsbilder produziert.

Seite 220:
1 Gemeint ist wohl »die ihren Kreis zum Oval verformte«.

Seite 221:
1 Eines der Modelle für Saint-André-des-Champs ist die Kirche Saint-Loup-de-Naud in der Nähe von Provins in der Champagne, die Proust mehrmals besucht hat. Die wichtigste Inspirationsquelle bleibt jedoch Émile Mâles *Art religieux du treizième siècle en France* [29].

2 Mâle legt dar, daß die großen Dichter und Denker der Antike im Mittelalter nur selten und immer in einem lächerlichen Kontext dargestellt werden. Er weist auf ein Basrelief an der Kathedrale von Lyon mit der auf dem Philosophen reitenden Kampaspe und auf ein Kapitell an Saint-Pierre in Caen, das Vergil in einem Korb zeigt, in dem er sich zu einer römischen Dame hinaufziehen läßt und dabei auf halbem Weg steckenbleibt. Vgl. [29] S. 389-391.

Seite 224:

1 Auf der biographischen Ebene entspricht »jener Herbst« dem Herbst 1886. Ausnahmsweise begaben sich die Prousts – nach dem Tod von Madame Jules Amiot, Prousts Tante – im Herbst nach Illiers. Proust spricht von dieser Zeit als »année Augustin Thierry«, denn damals las er voller Begeisterung die *Récits des temps mérovingiens* (1840) und die *Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands* (1825).

Seite 225:
1 Im *Rolandslied* bekunden sowohl Karl der Große als auch seine Krieger durch langdauernde Klagen ihre Trauer um den gefallenen Roland.

Seite 228:
1 Das Unvermögen des Romanhelden steht in scharfem Gegensatz zur Meisterschaft Prousts, der hier ein Motiv der impressionistischen und nachimpressionistischen Landschaftsmalerei, das rote Ziegeldach, in Sprache setzt.

Seite 231:
1 Nach der Erzählung der Streifzüge in der Gegend von Méséglise verdeutlicht Proust zum Teil in ausdrücklicher Weise die erotischen Implikationen der kleinen, nach Iriswurzel duftenden Kammer unter dem Dach. Die phallischen Symbole in der Topographie (Turm) und im Namen (aufragender Baum) sowie der sinnliche Duft des schwarzen Johannisbeerstrauchs führen nun zur eigentlich erotischen beziehungsweise autoerotischen Szene. Das Objekt des Begehrens, die »fille rousse«, das rotblonde Mädchen, hat Proust in den Namen »Roussainville-le-pin« eingeschrieben (vom Organ des Begehrens gar nicht zu sprechen: »pine« ist ein familiärer Ausdruck für »Glied« – etwa »Pinne«).

Seite 233:
1 Die Tatsache, daß die folgende Szene aus dem Kontinuum der Handlung herausgelöst ist (Vorgriff, Prolepse), ist ein impliziter Hinweis auf ihre Bedeutung. Vgl. die als Rückgriff (Analepse) eingefügte Szene mit der Dame in Rosa. Den expliziten Hinweis im folgenden Satz hat Proust erst im August 1913 auf den Druckfahnen hinzugefügt. Die Szene in Montjouvain hat zahlreiche zeitgenössische Leser (u. a. Paul Souday, Francis Jammes) schockiert. Zu seiner Verteidigung hat Proust jeweils auf die kompositionelle Notwendigkeit der Szene hingewiesen. »Sie war«,

schreibt er am 8. November 1919 an Souday, »tatsächlich ›unnötig‹ im ersten Band. Doch die Erinnerung daran bildet das Fundament des vierten und fünften Bandes (wegen der Eifersucht, die sie mir einflößt).« Vgl. *Correspondance* [8] Bd. xviii, S. 460. Ob Proust kompositionelle Notwendigkeiten vorschob, um andere verschweigen zu können, bleibe dahingestellt. Immerhin hat er sich schon in früheren Texten mit dem Themenkreis befaßt, den er hier mit dem Begriff »Sadismus« bezeichnet. Vgl. »Das Bekenntnis eines jungen Mädchens« (1896), *Freuden und Tage* [9] und »Sohnesgefühle eines Muttermörders« (1907) in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10].

Seite 239:

1 In einem Brief vom September 1906 an Reynaldo Hahn erwähnt Proust das Projekt eines gemeinsam mit dem Dramatiker René Peter zu schreibenden Theaterstücks: »Ein verliebtes Paar, unermeßliche, heilige, reine (natürlich nicht keusche) Zuneigung des Mannes für seine Frau. Doch dieser Mann ist sadistisch veranlagt, und außer der Liebe zu seiner Frau hat er Verbindungen mit Huren, bei denen er Gefallen daran findet, seine eigenen Gefühle zu beschmutzen. Unter dem Zwang, es immer ärger zu treiben, beschmutzt er schließlich im Gespräch mit diesen Huren seine Frau, er will, daß man Schlechtes über sie sagt, und tut es selbst (fünf Minuten später ist er von sich selbst angewidert). Während eines solchen Gesprächs tritt einmal seine Frau ins Zimmer, ohne daß er sie hört; sie traut ihren Ohren nicht und bricht zusammen. Darauf verläßt sie ihren Mann. Er bittet sie um Verzeihung, ohne Erfolg. Die Huren tauchen wieder auf, doch der Sadismus wäre ihm jetzt zu schmerzlich, und nach einem letzten Versuch, seine Frau, die ihm schon gar nicht mehr antwortet, wiederzugewinnen, nimmt er sich das Leben.« Vgl. *Correspondance* [8] Bd. vi, S. 216.

Seite 241:

1 In den Entwürfen folgt der Bericht über die aufopfernde Hingabe, mit der sich Mademoiselle Vinteuils Freundin um die Herausgabe der Werke Vinteuils bemüht hat. Wie zahlreiche eine erste unvollständige oder falsche Vorstellung des Romanhelden ergänzende oder korrigierende Passagen hat Proust auch diesen Bericht an

das Romanende verschoben. Er steht jetzt in *Die Gefangene* im Anschluß an die Aufführung von Vinteuils Septett.

Seite 242:
1 Den Vorwurf gegenüber Viollet-le-Duc, die Bauwerke durch Restauration eigentlich zu zerstören, erhebt auch Anatole France in seinem Roman *Pierre Nozière* (1899): »Man muß sich fragen, ob Viollet-le-Duc und seine Schüler durch Kunst und Methode in wenigen Jahren nicht mehr Ruinen geschaffen haben als während mehrerer Jahrhunderte durch Haß und Verachtung die Fürsten und Völker, die sich um die Wette von den Spuren einer in ihren Augen barbarischen Vergangenheit abwandten. Man muß sich fragen, ob unsere Kirchen des Mittelalters unter der aufdringlichen Beflissenheit der neuen Architekten nicht ebenso grausam zu leiden hatten wie unter der lange dauernden Gleichgültigkeit, die sie in Ruhe alt werden ließ. Viollet-le-Duc folgte einer wirklich unmenschlichen Idee, wenn er vorschlug, ein Schloß oder eine Kathedrale einem ursprünglichen Plan anzugleichen, der im Laufe der Zeit verändert worden war und der auch meist gar nicht befolgt wurde.« Vgl. *Œuvres* [16] Bd. iii, S. 603 f. (es folgt der zu S. 139, Anm. 2 zitierte Text). Trotz den Vorbehalten gegenüber dem Restaurator hat Proust Viollet-le-Ducs *Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XIe au XVIe siècle* sehr geschätzt.

Seite 243:
1 Zum ersten Beispiel vgl. S. 61, Anm. 1. Auch das zweite Beispiel bezieht Proust aus Ruskin: *Die Prozession der Kreuzreliquie auf dem Markusplatz* von Gentile Bellini (in der Accademia) ist im *Guide to the Principal Pictures in the Academy of the Fine Arts at Venice* abgebildet (vgl. *Works* [19] Bd. xxiv, S. 163-165) und in *Saint Mark's Rest* näher besprochen (vgl. ibid., S. 285-286 und 290).
2 Der Name Guermantes steht zwischen zwei realen Namen aus der Umgebung und der Vergangenheit von Illiers. Hier und im folgenden hält sich Proust an die Ausführungen von Marquis, *Illiers* [30].

Seite 246:

1 Auf der Ebene der Handlung zeigt die Szene mit den Flaschen in der Vivonne einen Zeitvertreib des Romanhelden; auf jener der Bedeutung aber reflektiert sie das Wesen des literarischen, das heißt hier des rhetorischen, in Figuren gründenden Textes, dessen Sinn als ein sich entziehender, als ein – wie später Albertine – »entschwindender« hingestellt wird. Vgl. Philippe Lejeune, »Les carafes dans la Vivonne«, in *Recherche de Proust* [36].

Seite 248:
1 Topographisch entspricht diese Anlage dem Park von Prousts Onkel Jules Amiot am Ufer des Loir in Illiers, der auch in *Jean Santeuil* mehrmals erwähnt wird. Die Seerosen weisen auf die 1900, 1905 und 1909 bei Durand-Ruel gezeigten *Nymphéas* von Monet.

Seite 250:
1 In der Figur der verlassenen, ihr Leben in der Einsamkeit beschließenden Frau liegt ein biographischer und ein intertextueller Bezug: einerseits ein Hinweis auf Juliette Joinville d'Artois, die in der Nähe von Illiers lebte und 1887 einen Memoirenband mit dem Titel *À travers le cœur* veröffentlicht hat, andererseits eine Anspielung auf eine Novelle Balzacs, *La femme abandonnée* (1832), aus der das Detail mit den Handschuhen stammt.

2 Auch die Vorstellung der Quelle eines Flusses geht auf Ruskin zurück. Dieser plante ein Werk über die Kathedrale von Chartres mit dem Titel »Die Quellen der Eure«. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10] S. 167. Gemäß Marquis [30] entspringt der Loir bei der Kirche Saint-Éman in der Nähe von Illiers.

Seite 251:
1 Vergleiche die synästhetischen Betrachtungen über den Namen Brabant auf S. 16.

Seite 252:
1 Gemeint ist Flaubert. Proust denkt auch an »seinen« Flaubert, das heißt denjenigen seines Flaubert-Pastiches. Vgl. S. 127, Anm. 1.

Seite 254:
1 Zu der folgenden Begegnungsszene vgl. Rousset, *Leurs yeux se rencontrèrent* [39].

2 Vgl. S. 40, Anm. 1.

Seite 260:
1 Anspielung auf Vers 49 von Baudelaires Gedicht »L'Imprévu«, das Proust auch in seinem Essay »Über Baudelaire« zitiert und mit Wagner in Verbindung gebracht hat. Vgl. *Essays* [11] S. 444. Zur stofflichen Beschaffenheit von Prousts Sprache vgl. die Ausführungen von Jean-Pierre Ri chard über »le velouté« in *Proust et le monde sensible* [37] S. 52-58.

Seite 262:
1 In den Entwürfen folgt eine Passage, die zeigt, wie die unwillkürliche Erinnerung die verlorenen Eindrücke wiedererwecken kann, eine Passage, die Proust später in den Schlußteil der *Recherche* verschoben hat. Vgl. Bernard Brun, »Une des lois vraiment immuables de ma vie spirituelle: quelques éléments de la *démonstration* proustienne dans les brouillons de *Swann*«, *Bulletin d'informations proustiennes* 10 (1979), S. 23-38.

Seite 264:
1 Der im folgenden zitierte Text entspricht bis auf einige kleine Änderungen einem Artikel Prousts, »Impressions de route en automobile«, der am 19. November 1907 in *Le Figaro* erschienen ist. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10] S. 87-95. Zum Problem des Selbstzitats vgl. Luzius Keller, »L'autocitation chez Proust«, *Modern Language Notes* 95 (1980); zur Episode als Ganzem, id., *Proust lesen* [28]. Eine stylistische Analyse des zitierten Textes findet sich bei Milly, *La phrase de Proust* [32] S. 132-137.

Seite 272:
1 Die Anführungszeichen weisen darauf hin, daß Proust zitiert. Der vorangehende Text beruht auf einer Passage aus Ruskins *Stones of Venice*, die schon Robert de La Sizeranne in *Ruskin ou la religion de la beauté* (1897) übersetzt hat: »Und in jeder ihrer Adern und Felder, in all ihren flammenartig getönten, gebrochenen und voneinander wegführenden Linien schreiben diese Farben die verschiedenen, stets wahren Legenden der alten politischen Herrschaftssysteme im Reich der Gebirge, dem dieser Marmor angehört hat, Legenden seiner Schwächen und seiner Kräfte,

seiner Erschütterungen und seiner Verfestigungen seit dem Beginn der Zeit.« Vgl. *Works* [19] Bd. xi, S. 38.

Seite 274: Zu »Eine Liebe Swanns« Zur Entstehung und zur erzähltechnischen Eingliederung des zweiten Romanteils vgl. unser Nachwort S. 634. Swann ist nicht nur eine Parallel-, sondern auch eine Kontrastfigur zum Protagonisten der *Recherche*. Im Gegensatz zu Marcel bleibt Swann in einem dilettantischen Kunstverständnis befangen. Während Marcel zum Künstler wird, bleibt Swann ein Amateur. Englische Namen – beispielsweise Percy in »Vor der Nacht« (*Freuden und Tage* [9] S. 232) oder Dorothy in »Traum« (ibid., S. 174) – stehen schon in Prousts Frühwerk für Ästhetizismus und Dilettantentum. Innerhalb von Prousts Werk nimmt die Geschichte von Swanns Liebe und Eifersucht die Kapitel »Über die Liebe« in *Jean Santeuil* sowie die Erzählungen »Das Ende der Eifersucht« und »Melancholische Sommertage in Trouville« in *Freuden und Tage* wieder auf; auf biographischer Ebene zeigt sie Parallelen zu der in zahlreichen Briefen belegten, zu Beginn leidenschaftlichen Freundschaft mit Reynaldo Hahn; darüber hinaus weist sie auf eine psychopathologische Literatur, mit der Proust vertraut war, zum Beispiel Alfred Binet, *Études de psychologie expérimentale: le fétichisme dans l'amour* (1888) und *Les altérations de la personnalité* (1892); Pierre Janet, *L'automatisme psychologique* (1889).

1 Der Rückgriff auf die Zeit vor Marcels Geburt entspricht der Absicht Prousts, eine gesellschaftliche Einheit, den Salon Verdurin, durch eine möglichst große Zeitspanne hindurch in seinen verschiedenen Wandlungen zu zeigen.

2 Francis Planté (1839-1934); französischer Pianist, dessen Erfolge im Jahre 1872 begannen. Anton Rubinstein (1829-1894); russischer Pianist. Die letzten Konzerte Rubinsteins in Paris fanden 1886 statt. Neben Liszt war er der gefeiertste Pianist seiner Zeit. Als Modell des jungen Pianisten bei den Verdurins gilt der von Madeleine Lemaire protegierte Édouard Risler. Pierre Potain (1825-1901), Mitglied der Académie de médecine, gehörte zu den medizinischen Koryphäen im Paris der achtziger und neunziger Jahre.

3 Der Ausdruck »fidèles« ist ein intertextuelles Signal. Balzac verwendet ihn in *La vieille fille* als Bezeichnung für den Kreis um die übrigens auch mittwochs empfangende Mademoiselle Cormon. Vgl. *La comédie humaine*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1976-1981 (12 Bände), Bd. iv, S. 851, 868 und 900. Den Hinweis verdanken wir Mariolina Bongiovanni Bertini, »Affreschi e

miniature: Balzac in Proust«, in *Proust oggi*, Hg. Luciano De Maria, Fondazione Mondadori, 1990.

Seite 275:
1 Eines der elegantesten Häuser der Jahrhundertwende. Der Prinz von Sagan galt als Arbiter elegantiarum. Vgl. *Lexikon* [31].

Seite 283:
1 Das erste Zitat stammt aus dem Schluß des ersten Akts der Oper *La dame blanche* (1825) von Boieldieu; das zweite aus der Arie des Herodes im zweiten Akt von Massenets Oper *Hérodiade* (1884); das dritte aus Molières *Amphitrion* (Vers 1942-1943).

Seite 288:
1 Das Porträt Odettes endet mit einer Pointe (»engoncé ou perdu«). Augenzwinkernd »zitiert« Proust Phèdres Liebesgeständnis an Hippolyte: »Et Phèdre au Labyrinthe avec vous descendue / Se serait avec vous retrouvée, ou perdue« (Racine, *Phèdre*, Verse 661-662).

Seite 289:
1 Noch in Eugène Fromentins *Les maîtres d'autrefois* (1876) ist von Vermeer nur ganz am Rande die Rede. Nachdem Théophile Thoré ihn jedoch 1866 in der *Gazette des Beaux-Arts* in Erinnerung gerufen hatte, wuchs sein Ruhm schnell, und Proust hielt ihn für den größten Maler überhaupt. Die *Ansicht von Delft* (das »schönste Gemälde der Welt«) hat er auf seiner Hollandreise 1902 im Mauritshuis im Haag kennengelernt und 1921 anläßlich einer Ausstellung im Jeu de Paume wiedergesehen.

2 Auch in *Sodom und Gomorra* ist vom Frosch vor dem Areopag die Rede. Möglicherweise liegt dem sonst nirgends belegten Bild eine Überschneidung von zwei Fabeln Florians zugrunde. In »Le berger et le rossignol« (v,1) befinden sich Frösche vor einer Nachtigall, in »La fauvette et le rossignol« (iv,9) tritt die Nachtigall vor dem Areopag auf.

Seite 292:
1 »Beauté du diable« meint die Schönheit, die die Jugend einer Person verleiht, die sonst ohne Liebreiz ist. »Blaues Blut« meint adlig; der Ausdruck stammt aus dem

Spanischen: »sangre azul« ist das an adligen, bleichen Händen durchschimmernde Blut in den Adern. »Bâton de chaise« meint Stuhlsprosse, »mener une vie de bâton de chaise« ein ungeregeltes Leben führen. »Le quart d'heure de Rabelais« meint den peinlichen Augenblick, in dem man, ohne dazu in der Lage zu sein, eine Schuld begleichen muß; der Ausdruck geht auf eine legendäre Szene zurück, in der Rabelais auf der Rückreise von Rom nach Paris in Lyon seinen Wirt nicht bezahlen konnte; gut sichtbar ließ er darauf drei Säckchen auf dem Tisch stehen mit der Aufschrift »Gift für den König, die Königin und den Kronprinz«; daraufhin wurde er verhaftet und nach Paris verbracht, wo er dem lachenden König, Franz i., seine List erklärte und wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. »Arbiter elegantiarum« meint den Sachverständigen in Sachen des guten Geschmacks, des feinen Lebensstils. »Carte blanche« ist ursprünglich ein unbeschriebenes Kärtchen, »carte blanche« erteilen heißt jemandem uneingeschränkte Vollmacht geben. »Être réduit à quia« bedeutet, kein Gegenargument mehr finden können; der Ausdruck stammt aus der Scholastik, in der das Wissen aufgrund von Gründen (scire quia) dem Wissen aufgrund der Essenz (scire propter quid) untergeordnet war.

Seite 300:
1 Diese Bezeichnung verwendete Georges Rodier für Madeleine Lemaire, die Proust auch in anderen Zügen von Madame Verdurin karikiert hat.

Seite 301:
1 Wahrscheinlich verwechselt Proust den Reichstag mit dem britischen Unterhaus, wo der Ruf »Hear! hear!« als Beifallsbezeugung gilt.

Seite 302:
1 Die Manufaktur von Beauvais wurde 1734 bis 1755 von Jean-Baptiste Oudry (1686-1755) geleitet, der ein bekannter Tiermaler und Illustrator La Fontaines war. Ob Proust Madame Verdurin mit Absicht den Titel einer nicht existierenden Fabel in den Mund legt oder ob der Patzer ihm selbst anzulasten ist, können wir nicht entscheiden.

Seite 304:
1 Zu den Modellen von Vinteuils Violinsonate hat sich Proust gegenüber Jacques de Lacretelle geäußert. Vgl. »Widmung« in *Essays* [11] S. 361. Während in *Jean*

Santeuil das kleine Thema (»la petite phrase«) eindeutig mit der Sonate für Violine und Klavier in d-moll, Opus 75, von Saint-Saëns in Verbindung gebracht wird, weisen die entsprechenden Texte der *Recherche* eher auf César Franck oder auf Gabriel Fauré. Zum Gegensatz zwischen der »französischen« Tradition (Saint-Saëns, Hahn) und den Wagnerianern (Franck, Fauré) vgl. auch Prousts Flaubert-Pastiche in *Freuden und Tage* [9] S. 80. Eine stilistische Analyse der Texte über die »petite phrase« findet sich bei Milly, *La phrase de Proust* [32]. Zu der Sonate als imaginäres Kunstwerk vgl. Michel Butor, »Les œuvres d'art imaginaires de Proust«, in *Repertoire II*, Paris, Minuit, 1964.

2 Hier erklingt erstmals ein Leitmotiv von »Un amour de Swann«, nämlich die »phrase« oder »petite phrase« aus Vinteuils Violinsonate, die für Swann fetischhafte Bedeutung gewinnt. Da im Deutschen »Phrase« vornehmlich negativ verwendet wird und da weder »Thema«, »Motiv« noch »Melodie« dem französischen »phrase« in Bedeutung und Genus entsprechen, können Prousts Spiele mit der »petite phrase« – insbesondere die Personifikationen – in der Übersetzung nur angedeutet werden.

3 Vgl. das Kapitel »Zur Metaphysik der Musik« aus Schopenhauers *Die Welt als Wille und Vorstellung* (III,39): »Zugleich nun aber sprechen aus dieser Symphonie [Beethovens] alle menschlichen Leidenschaften und Affekte: die Freude, die Trauer, die Liebe, der Haß, der Schrecken, die Hoffnung usw. in zahllosen Nuancen, jedoch alle gleichsam nur in abstracto und ohne alle Besonderung: es ist ihre bloße Form ohne den Stoff wie eine bloße Geisterwelt ohne Materie.« Arthur Schopenhauer, *Sämtliche Werke*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1976-1982, Bd. ii, S. 577.

Seite 311:

1 Der Ausdruck bezeichnet die auf Plakaten für Opernaufführungen in großen Lettern angezeigten Hauptdarsteller.

Seite 313:

1 Im Théâtre du Châtelet fanden von 1874 an die Sonntagnachmittagskonzerte des Orchestre Colonne statt.

Seite 314:
1 Gambetta, der Begründer der Dritten Republik, ist vierundvierzigjährig kurz vor seiner geplanten Hochzeit an den Folgen einer Handverletzung gestorben. Sein Begräbnis fand am 6. Januar 1883 statt und stieß bei der Bevölkerung auf enorme Anteilnahme.

2 *Les Danicheffs* von Alexandre Dumas fils und Pierre de Corvin-Kroukowski wurde 1876 im Théâtre de l'Odéon uraufgeführt und 1884 im Théâtre de la Porte Saint-Martin wiederaufgenommen.

3 Jules Grévy war Staatspräsident von 1879 bis 1885.

Seite 317:
1 Englisches Cabriolet; leichter zweirädriger Wagen.

Seite 319:
1 In derselben Straße wohnte Laure Hayman, eines der Modelle für Odette. Vgl. *Prousts Figuren und ihre Vorbilder* [34] und *Lexikon* [31].

Seite 320:
1 Odettes Haus ist nach der neuesten Mode, das heißt im chinesisch-japanischen Stil eingerichtet. Der große Erfolg der japanischen Pavillons auf den Weltausstellungen von 1867, 1878 und 1889 verhalfen nicht nur japanischer Kunst, sondern auch japanischem Kunsthandwerk zu großer Verbreitung. Im Bereich der bildenden Kunst denke man an die von den Impressionisten hochgeschätzten Farbholzschnitte Hokusais, in der Literatur an Pierre Lotis Roman *Madame Chrysanthème* (1887), in der Musik an Puccinis Oper *Madama Butterfly* (1904).

Seite 322:
1 Die Cattleya ist eine von W. Cattley gezüchtete Orchideenart. Proust hat diese Blume schon in »Der Gleichgültige« (vgl. *Freuden und Tage* [9] S. 243) mit dem Thema Liebe in Verbindung gebracht. Die Übertragung auf Odette, der in den Entwürfen nur Chrysanthemen zugeordnet sind, geschieht erst im Typoskript.

2 Pilgerort in der Nähe von Nizza.

Seite 324:
1 Es handelt sich um eine Figur aus dem Fresko Botticellis *Moses und die Töchter des Jethro*. Ruskin hat sie im Jahre 1874 abgezeichnet; die Zeichnung ist als Fron-

tispiz des Bandes xxiii seiner Werke wiedergegeben. Ruskin rühmte sich, Botticelli wiederentdeckt zu haben (vgl. den Epilog zu *Modern Painters*, *Works* [19] Bd. iv, S. 355), doch haben auch Swinburne und Pater dazu beigetragen, daß im Ästhetizismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein wahrer Botticelli-Kult entstehen konnte.

2 Proust denkt an die Bronzebüste von Andrea Loredan (der im Gegensatz zu Pietro Loredan nie Doge war) aus der Hand von Andrea Briosse, gen. il Riccio oder Rizzo. Prousts Quelle ist der Venedig-Band in der bei Laurens erschienenen Reihe »Les villes d'art célèbres«, wo die Büste abgebildet ist.

3 Vgl. Ghirlandaios *Großvater und Enkel* im Louvre. Der dargestellte alte Mann leidet an einem Rhinophym, das heißt einer krankhaften Verformung der Nase.

4 Möglicherweise bezieht sich der Hinweis auf ein Selbstporträt Tintorettos im Louvre, das zu Prousts Zeit in der Salle Denon ausgestellt war.

Seite 328:
1 Das elegante Restaurant »Maison d'Or« oder »Maison Dorée« lag an der Ecke Rue Laffitte/Boulevard des Italiens.

2 Im Oktober 1879 wurde die spanische Provinz Murcia von einer Hochwasserkatastrophe heimgesucht. Am 18. Dezember 1879 fand im Hippodrom (vgl. S. 353, Anm. 1) eine Wohltätigkeitsveranstaltung für die Opfer statt.

Seite 332:
1 Heiße Schokolade war die Spezialität des Café Prévost am Boulevard Bonne-Nouvelle.

Seite 335:
1 Proust überträgt eine Bezeichnung für Epilepsie (»mal sacré«) auf die Liebe.

Seite 336:
1 Kaffeehaus am Boulevard des Italiens.

2 Kaffeehaus am Boulevard des Italiens. Swanns Suche nach Odette führt den Leser zu den Kultstätten des eleganten Nachtlebens der achtziger und neunziger Jahre.

Seite 341:

1 Ein Mylord (oder Viktoria) ist ein ein- oder zweispännig zu fahrender vierrädriger offener Luxuswagen mit einem unter dem Bock verborgenen Notsitz für drei Personen.

Seite 343:
1 »La valse des roses« ist ein Stück von Olivier Métra (18301889). Métra hat Operetten und Ballettmusik für die Folies-Bergère komponiert, deren Orchester er bis 1877 leitete. Tagliafico (1821-1900) war ein Sänger, der auch einige Balladen (darunter »Pauvres fous«) komponiert hat. Womöglich figuriert er hier nicht nur, um Odettes Geschmack zu charakterisieren, sondern auch um Prousts Lust an Wortspielen und Anzüglichkeiten (Tagliafico heißt Feigenschneider) zu befriedigen.

Seite 346:
1 Botticelli hat seine Fresken in der Sixtinischen Kapelle in Temperatechnik fertiggestellt.

Seite 349:
1 Die Rue Abbatucci ist ein Teil der heutigen Rue de la Boétie. Eine »Visite« ist ein »kurzes Mäntelchen für Damen« (Petri, *Handbuch der Fremdwörter*, Gera, 1899). Um 1900 hieß ein breitrandiger Frauenhut »Rembrandthut« (vgl. Ingrid Loschek, *Reclams Mode- und Kostümlexikon*, Stuttgart, Philipp Reclam jun., 1987, s. v. Rubenshut).

Seite 350:
1 Der mondäne Poet Raymond de Borelli figuriert schon in *Freuden und Tage* als Beispiel für billige Dichtung. Vgl. [9] S. 90.

Seite 353:
1 Die heutige Avenue Foch hieß zuerst (von 1854 an) Avenue de l'Impératrice, dann (1875) Avenue du Bois, wurde jedoch weiterhin mit dem alten Namen bezeichnet. »Der See« ist der große See im Bois de Boulogne. Das in Form einer Pagode gebaute, 1883 eröffnete Éden Théâtre lag an der Stelle des heutigen Théâtre de l'Athénée in der Nähe der Opéra. Gespielt wurden hauptsächlich Ballette. Das Hippodrom lag von 1878 bis 1892 zwischen der Avenue de l'Alma (heute George v) und der Avenue Marceau.

Seite 357:
1 Komische Oper von Victor Massé aus dem Jahre 1856.

2 Zentrum der mondänen Anglomanie.

Seite 358:
1 Die Uraufführung dieses Dramas von Georges Ohnet fand im Januar 1882 am Théâtre Gymnase-Dramatique statt. Das Stück hatte großen Erfolg beim breiten Publikum.

2 Vgl. S. 343, Anm. 1.

Seite 359:
1 Die Riviera und die Innerschweiz, besonders der durch Zahnradbahnen erschlossene Rigi, waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Hauptziele des englischen Tourismus. Holland und Versailles dagegen waren Geheimtips der ästhetizistischen Kunstkenner von Gautier bis Montesquiou. Vgl. Prousts Prosastück »Versailles« in *Freuden und Tage* [9] S. 143, und seine Reisen nach Holland 1898 und 1902.

Seite 361:
1 Die 1881 gegründete École du Louvre ist eine Ausbildungsstätte für angehende Konservatoren.

Seite 364:
1 Mit der Figur Brichots nimmt Proust weniger einen einzelnen Gelehrten als eine bestimmte Art von Gelehrsamkeit aufs Korn.

Seite 366:
1 Die Redewendung »sub rosa dicta vel acta« spielt auf die römische Sitte an, über dem Ehrenplatz der Tafelrunde eine Rose anzubringen und alles bei Tisch Gesagte als vertraulich zu behandeln.

2 Der Ausdruck »république athénienne« wurde zu Beginn der achtziger Jahre – im Fall Brichots durchaus polemisch – zur Bezeichnung des neuen, aus den Reformen hervorgegangenen Staates verwendet. Der traditionelle Vergleich zwischen Sparta und Athen dient dabei zur Unterscheidung zwischen der Republik von Notablen der siebziger Jahre und der radikalen Republik der achtziger Jahre. In der neuesten Ausgabe (1992) seines Kommentars zu *Swann* [6] weist Antoine Com-

pagnon außerdem darauf hin, daß mit diesem Ausdruck Gambetta in seiner Grabrede für den Literaten und Politiker Graf d'Alton Shée vom 24. Mai 1874 die Dritte Republik, das neue Athen, dem bedrohlichen neuen Sparta, nämlich Preußen, gegenüberstellt.

3 Bei den *Chroniques de Saint-Denis* handelt es sich um eine historiographische Kompilation, die bis 1515 geht und auch *Grandes Chroniques de France* genannt wird. In seinem Vortrag unterlaufen Brichot einige Patzer: Blanka von Kastilien (1188-1252) war Regentin, bis ihr Sohn, Ludwig xii., den Thron bestieg. Weder der Abt Suger (1081-1151) noch der hl. Bernhard (1091-1153) konnten sie gekannt haben.

n

Seite 368:

1 Auch hier nimmt es Brichot (oder Proust) mit der Geschichte nicht allzu genau: Es war nicht die Mutter, sondern die Großmutter von Blanka von Kastilien, Eleonore von Aquitanien, die Heinrich ii. Plantagenet heiratete (1152).

Seite 369:

1 Rembrandts *Nachtwache* hängt im Rijksmuseum in Amsterdam, *Die Vorsteherinnen* von Hals im Frans Hals Museum in Haarlem. Beide Bilder hat Proust auf seiner Hollandreise 1902 gesehen.

Seite 370:

1 Das Bravourstück des Malers ist eine Parodie des »style artiste« der Brüder Goncourt. Vgl. eine Beschreibung der *Nachtwache* im *Tagebuch* (8. September 1861): »Niemals ist das im Licht lebende und atmende und erbebende menschliche Antlitz unter einen Pinsel wie diesen geraten. Es verbreitet um sich herum seine belebte Tönung, sein Schimmern, sein Strahlen; in den Gesichtszügen und auf der Haut spiegelt Licht: wahrlich, die himmlischste aller Trompel'œil-Darstellungen von Menschen im Licht. Und man weiß nicht, wie das gemacht ist. Das Verfahren bleibt unsichtbar, unerklärlich, rätselhaft, magisch und seltsam. Wie die Haut gemalt ist und die Köpfe modelliert, hervor-, ja aus der Leinwand herausgehoben sind, gemahnt sozusagen an eine farbige Tätowierung, an ein verschwommenes Mosaik, an ein Gewimmel von Kontrasten, die die eigentliche Beschaffenheit und

das Erbeben der Haut zu sein scheinen; ein ungeheures Getrampel von Farbhieben, das den Lichtstrahl über diesen mit breitem Pinsel bemalten Kanevas dahinzittern läßt.«

2 Hellenistische Statue der Siegesgöttin im Louvre.

Seite 372:
1 Schauspiel von Alexandre Dumas fils. Uraufführung am 17. Januar 1887. Das im folgenden erwähnte Rezept des »japanischen Salats« wird in der zweiten Szene des ersten Akts gegeben. Mit dem zu Beginn der *Jeunes filles* servierten Salat hat der »japanische Salat« von Dumas nur die Trüffeln gemeinsam.

Seite 373:
1 1883 am Théâtre Gymnase-Dramatique herausgebrachtes Stück von Georges Ohnet.

Seite 375:
1 Eine der ältesten Adelsfamilien Frankreichs.

Seite 376:
1 Das Palais de l'Industrie wurde für die Weltausstellung von 1855 als Palais Napoléon errichtet. Bis 1897 fanden dort die »Salons«, das heißt die (meist) jährlichen großen Kunstausstellungen statt. Im Hinblick auf die Weltausstellung von 1900 wurde es abgerissen und durch das Grand-Palais und das Petit-Palais ersetzt.

Seite 378:
1 Das antithetische Attribut verbindet zwei Aspekte Fénelons: seinen Quietismus und seine Kritik am Absolutismus Ludwigs xiv.

2 Proust läßt den weltfremden Gelehrten den mondänen Namen falsch aussprechen. Korrekt wäre »Trémouille«.

Seite 379:
1 Anspielung auf den Brief vom 13. November 1675, in dem die Sévigné von Besuchen erzählt, die ihr Madame de Tarente, eine angeheiratete La Trémoïlle, abzustatten pflegt.

Seite 381:
1 Im Original sagt Cottard: »Il faut que j'aille entretenir un instant le duc d'Aumale.« Der Ausdruck entstand in legitimistischen, das heißt antiorleanistischen Kreisen und nahm den Herzog von Aumale, den vierten Sohn von

Louis-Philippe, aufs Korn. Er meinte zuerst etwa »pisser sur les Orléans«, wurde dann für »pisser« und schließlich auch – doch das weiß Cottard nicht, und deshalb lacht Verdurin – für »faire l'amour« verwendet.

Seite 382:
1 Die Baronin Putbus und ihre Kammerzofe spielen bis 1913 eine große Rolle in Prousts Roman. Mit der Ausarbeitung der Figur von Albertine verlieren sie an Bedeutung.

Seite 388:
1 Zu Gustave Moreau vgl. drei Fragmente Prousts in *Essays* [11] S. 510.

Seite 392:
1 Die Île des Cygnes ist mit der eben erwähnten Île du Bois identisch.

Seite 394:
1 Das Coupé ist ein vierrädriger geschlossener Wagen mit zwei Plätzen.

Seite 395:
1 Die folgende Eifersuchtsszene ist mit geringen Änderungen aus *Jean Santeuil* übernommen. Vgl. [12] S. 873-877.

Seite 402:
1 Auch diese Szene ist in *Jean Santeuil* vorgebildet. Vgl. [12] S. 879-884.

Seite 406:
1 Anspielung auf Botticellis *Primavera, Madonna del Magnificat* und *Madonna mit dem Granatapfel* in den Uffizien sowie auf das Fresko *Moses und die Töchter des Jethro* in der Sixtina.

Seite 412:
1 An der Seine gelegener Wallfahrtsort für Liebhaber der Impressionisten. Auf einer Insel bei Chatou liegt das Ausflugslokal La Grenouillère, das auf Bildern von Monet und Renoir zu sehen ist.

Seite 415:
1 Eugène-Marie Labiche (1815-1888), Autor von Vaudevilles und Gesellschafts-komödien.

Seite 416:
1 Anspielung auf die kunstfeindlichen Äußerungen Platos im 10. Buch der *Politeia* und diejenigen Bossuets in den *Maximes et réflexions sur la comédie* (1694).

Seite 417:

1 »Berühre mich nicht!« Mit diesen Worten wendet sich der auferstandene Christus an Maria Magdalena. Vgl. *JohannesEvangelium* xx,17.

Seite 419:
1 Oper von Victor Massé. Uraufführung im April 1885 an der Opéra-Comique.

Seite 424:
1 Die 1816 im neugotischen Stil erbaute Chapelle Saint-Louis in Dreux ist seit Louis-Philippe die Begräbnisstätte der Orléans. Das im 18. Jahrhundert erbaute Schloß von Compiègne war die Lieblingsresidenz Napoleons iii. Die in der Nähe von Compiègne gelegene Ruine des Schlosses Pierrefonds wurde von Viollet-le-Duc restauriert. In dem mit »Pierrefonds« überschriebenen Kapitel von *Pierre Nozière* wiederholt Anatole France seine Vorwürfe gegenüber dem Restaurator: »Man hat Ruinen zerstört, was eine Art Vandalismus ist.« Vgl. *Œuvres* [16] Bd. iii, S. 570.

2 Beauvais ist ein Pilgerort für Liebhaber der Gotik, Saint-Loup-de-Naud in der Nähe von Provins ein solcher für Liebhaber der Romanik. Vgl. S. 221, Anm. 1.

Seite 427:
1 Allegorische Darstellung der Liebeskasuistik in Form einer Landkarte in Madeleine Scudérys Roman *Clélie* (1654-1660).

Seite 429:
1 Die miteinander verbundenen Initialen von Margarete von Österreich (1480-1530) und ihres früh verstorbenen Gatten, Philibert von Savoyen (1480-1503), sind ein allgegenwärtiges Motiv im Ornamentschmuck der spätgotischen Kirche von Brou bei Bourg-en-Bresse. Proust hat die Kirche 1903 besichtigt. Vgl. den Hinweis auf Brou in dem 1904 erschienenen Artikel »Der Tod der Kathedralen« in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10].

2 Das Restaurant, am Quai des Grands-Augustins gelegen, existiert heute noch.

Seite 431:
1 »Les Incohérents« nannte sich eine Gruppe von anti-akademischen Zeichnern und Karikaturisten. Einen ersten Ball gaben sie – im Anschluß an die Vernissage einer ihrer Ausstellungen – 1885, einen zweiten 1891.

Seite 435:

1 Der Landauer ist ein vierrädriger Wagen mit vier bis sechs Plätzen, dessen Verdeck zur Hälfte nach vorn und zur Hälfte nach hinten hinuntergeklappt werden kann.

2 Das 1876 eröffnete Festspielhaus in Bayreuth wurde bald zum internationalen Zentrum des Wagnerkults. Vgl. das Proust bekannte Werk Albert Lavignacs: *Le voyage artistique à Bayreuth* (1897).

Seite 437:
1 Der französische Komponist Antoine-Louis Clapisson (1808-1866) hat hauptsächlich komische Opern und volkstümliche Romanzen verfaßt.

Seite 448:
1 Zu Swann und Saint-Simon vgl. S. 39, Anm. 1. Ein Kapitel der *Mémoires* ist mit »La mécanique, vie particulière et conduite de Madame de Maintenon« überschrieben. Vgl. *Mémoires*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1983-1988 (8 Bände), Bd. vii, S. 420. Von Lulli jedoch ist – im Zusammenhang mit Geldangelegenheiten – nicht bei Saint-Simon, sondern bei Madame de Sévigné die Rede. Vgl. *Correspondance*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade« (3 Bände), Bd. i, S. 631.

2 Die drei Namen hat Proust in einer Druckfahnenkorrektur hinzugefügt. Es handelt sich um lauter erstklassige Adressen: Rue Peletier zwischen Boulevard des Italiens und Rue Rossini (Crapote), Place du Marché Saint-Honoré (Jauret) und Galerie de Chartres im Palais-Royal (Chevet).

Seite 451:
1 Die Summe entspricht 1993 etwa 50 000 Francs.

Seite 452:
1 Vgl. die Episode mit der Dame in Rosa, S. 108 ff.

Seite 454:
1 Gemeint ist das Septennat Mac-Mahons, der im Mai 1873 zum Staatspräsidenten gewählt wurde.

2 Mit »Bella Vanna« bezeichnet La Sizeranne in *Les masques et les visages à Florence et au Louvre. Portraits célèbres de la Renaissance italienne* (Hachette,

1913) das Porträt der Giovanna degli Albizzi auf einem Freskenfragment Botticellis im Louvre.

Seite 457:
1 Andeutung eines Sachverhalts, der dem Leser erst später ausführlich geschildert wird.

2 Das am Boulevard Montmartre gelegene Musée Grévin mit seinen Wachsfiguren wurde 1882 eröffnet.

Seite 458:
1 1881 eröffnetes »cabaret« am Bd. Rochechouart, das bald zu einem beliebten Treffpunkt des Pariser Nachtlebens wurde.

Seite 467:
1 Mit »tigre« wird in der Restaurationszeit und bei Balzac ein kleingewachsener Lakai bezeichnet.

Seite 468:
1 Die »Bilderfolge« ist ein von Proust mehrmals verwendetes Strukturprinzip. Man denke an die Reihe von »marines« im zweiten Teil der *Jeunes filles*, wo eine Folge von sprachlichen Seestücken die im Laufe der Saison sich ändernde Aussicht auf das Meer aus Marcels Hotelzimmer in Balbec wiedergeben. In beiden Fällen steht der Meisterschaft, mit der Proust seine sprachlichen Bilder gestaltet, das mondäne Dilettantentum des Romanhelden gegenüber, vor dessen Augen das Leben zu einem künstlichen Gebilde erstarrt.

Seite 469:
1 Proust hat die im Zweiten Weltkrieg größtenteils zerstörten Fresken Mantegnas der Eremitanikirche in Padua 1900 besichtigt. Der in Gedanken versunkene Krieger entstammt dem *Martyrium des hl. Jakobus*. Der Kindermord von Bethlehem figuriert weder auf dem Altarbild von San Zeno in Verona noch auf den Fresken in Padua.

Seite 470:
1 Die »Scala dei Giganti« verdankt ihren Namen zwei Monumentalstatuen von Sansovino.

Seite 471:

1 Im Werk Goyas sind wohl einige Stierkämpfer, jedoch keine Sakristane mit Haarzopf auszumachen.

2 Auch den Mann auf der Lauer sucht man vergebens unter den Werken des von Proust genannten Künstlers. Möglicherweise nennt Proust Cellini als Schöpfer schöngeformter Körper, denen er im folgenden Abschnitt die männliche Häßlichkeit gegenüberstellt.

Seite 473:
1 Einige Modelle der im folgenden Bravourstück vorgeführten Szene hat Proust Jacques de Lacretelle gegenüber angegeben. Vgl. »Widmung« in *Essays* [11] S. 362.

Seite 475:
1 Vgl. S. 120, Anm. 1.

2 Aller Wahrscheinlichkeit nach denkt Proust an das große Flötensolo aus dem zweiten Akt von Glucks Oper *Orpheus und Eurydike*. Die Oper wurde 1762 in Wien uraufgeführt, Erfolg hatte sie jedoch erst in der Pariser Fassung von 1774. Von 1859 an wurde sie in Frankreich hauptsächlich in der Bearbeitung durch Berlioz gegeben.

3 Zusammen mit »Saint-François de Paul« bildet das hier gespielte Stück, »Saint-François d'Assise«, die 1863 erschienenen *Légendes*.

Seite 477:
1 Zum Gegensatz zwischen alteingesessenem und napoleonischem Adel vgl. auch die Chronik Prousts über den Salon der Prinzessin Mathilde in *Essays* [11] S. 193.

Seite 480:
1 Keine Studie über Prousts Stil kommt um diesen außerordentlichen Satz herum. Die kompetentesten Analysen finden sich bei Curtius [23] und bei Milly [32].

Seite 481:
1 Unter dem Einfluß des Wagnerkults verblaßte gegen Ende des 19. Jahrhunderts Chopins Ruhm. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts jedoch erwachte u. a. im Kreis der Nouvelle Revue Française – etwa bei Gide oder bei Rivière – ein neues Interesse an Chopin, dessen 100. Geburtstag mit einer Sondernummer des *Courier musical*

gefeiert wurde (1. Januar 1910). Die Beiträge stammten u. a. von Maurice Ravel und Camille Mauclair.

Seite 483:
1 Vgl. Das Quintett für Klarinette und Streichquartett (Köchelverzeichnis 581) aus dem Jahre 1789.

Seite 484:
1 Man lasse sich durch die im gegebenen Kontext durchaus sympathische Figur der Fürstin des Laumes nicht darüber hinwegtäuschen, daß Proust den Geist der Coterie Guermantes in kritischem Licht erscheinen läßt, dadurch nämlich, daß er ihn mit drei Autoren in Verbindung setzt, die eine sogenannt geistreich französische, pittoreske, in der Oberfläche befangene Literatur pflegen. Prosper Mérimée ist als Novellendichter, Henri Meilhac und Ludovic Halévy sind als Autoren von Textbüchern bekannt.

Seite 488:
1 Bei Belloir, Rue de la Victoire, konnte alles, was man für Abendveranstaltungen und Bälle brauchte, gemietet werden. In der Regel reservierte man die eigenen Fauteuils für die Honoritäten und plazierte die weniger bedeutenden Gäste auf den gemieteten Stühlen.

Seite 489:
1 Der Name des 1809-1813 am Fuße des Hügels von Chaillot gebauten Pont de Iéna erinnert an einen Sieg Napoleons über die Preußen im Jahre 1806.

Seite 490:
1 In der Verbindung der Familie Montesquiou mit Empire-Möbeln liegt wohl ein Seitenhieb Prousts auf Robert de Montesquiou, der ständig auf die makellose Vergangenheit seines Hauses pochte, obwohl seine Vorfahren sich durchaus auch mit dem Empire eingelassen hatten.

Seite 494:
1 Um die Witzeleien der Fürstin und Swanns zu verstehen, muß man wissen, daß das Wort »merde« erst um die Mitte des 20. Jahrhunderts salonfähig geworden ist. Zuvor gebrauchte man Umschreibungen wie »le mot de cinq lettres« oder »le mot de Cambronne« – nach dem französischen General Pierre Cambronne, der am

Ende der Schlacht von Waterloo auf die Aufforderung, sich zu ergeben, mit dem besagten fünfbuchstabigen Wort reagiert haben soll. Cambremer ist übrigens ein in der Normandie seit dem 7. Jahrhundert belegter Name.

Seite 496:
1 Der Kommabazillus, Erreger der Cholera, wurde 1884 von Robert Koch entdeckt.

Seite 497:
1 Jean-François de Galaup, Graf von La Pérouse (1741-1788), war neben Bougainville der bedeutendste französische Seefahrer und Entdecker des 18. Jahrhunderts. Er kam bei einer Expedition auf der Insel Vanikoro in Melanesien ums Leben. Seine Tagebücher und Berichte wurden 1797 unter dem Titel *La relation du voyage de La Pérouse autour du monde* (4 Bände) veröffentlicht.

Seite 501:
1 Im *Guide Joanne* von 1863 wird das in der Rue Boissy-d'Anglas gelegene Haus als ruhiges Erste-Klasse-Hotel angepriesen.

Seite 506:
1 In Madame de Lafayettes Roman *La princesse de Clèves* (1678) äußert sich die klassisch-aristokratische, in Chateaubriands *René* (1802) die romantische Auffassung von Liebe auf besonders ausgeprägte Weise.

Seite 509:
1 Während der Hinweis auf *Tristan* (S. 507) Vinteuils Musik mit ihrem eigentlichen Modell, nämlich Wagner, in Beziehung setzt, geht diese auf den Druckfahnen hinzugefügte Beschreibung der Sonate auf einen aktuellen Anlaß zurück: ein Konzert am 19. April 1913, in dem der rumänische Geiger Georges Enesco Francks Violinsonate spielte. In einem unmittelbar nach dem Konzert geschriebenen Brief an Antoine Bibesco schreibt Proust: »Großer Eindruck heute abend. Mehr tot als lebendig ging ich trotzdem in ein Konzert, das in einem Saal in der Rue du Rocher gegeben wurde, um die Sonate von Franck zu hören, nicht eigentlich wegen Enescos, den ich noch nie gehört hatte *(sicissime)*. Nun, ich fand ihn *wunderbar*; das schmerzliche Piepen seiner Geige, die seufzenden Rufe antworteten dem Kla-

vier wie von einem Baum herab, wie aus einer geheimnisvollen Blätterwelt.« Vgl. *Correspondance* [8] Bd. xii, S. 147.

Seite 511:
1 Als am 4. Mai 1876 die Sammlung von Neville D. Goldschmid versteigert wurde, kaufte das Mauritshuis im Haag ein Nicolas Maes zugeschriebenes Bild, *Diana mit den Nymphen*, das aufgrund der Arbeiten von W. von Bode seit 1907 Vermeer zugeschrieben wird. Im Mauritshuis sind zwei weitere Vermeers zu sehen: Das *Mädchen mit dem Perlenohrgehänge* und die *Ansicht von Delft*; in Dresden: *Briefleses Mädchen am offenen Fenster* und *Bei der Kupplerin*; in Braunschweig: *Das Mädchen mit dem Weinglas (La Coquette)*. Wie Alberto Beretta Anguissola ausführlich darlegt ([21] S. 1228-1229), spielt Proust auf Bilder an, die geeignet gewesen wären, Swanns Eifersucht von neuem aufflammen zu lassen.

Seite 513:
1 Anspielung auf die 49. Maxime La Rochefoucaulds: »Man ist nie so glücklich noch so unglücklich, wie man denkt.«

Seite 514:
1 Zum Porträt Muhammads ii. vgl. S. 144, Anm. 2. Die grausame Szene wird in Giovanni Maria Angioellos (1451-1525) *Historia turchesca* erzählt, die 1909 von J. Ursu, einem rumänischen Gelehrten, auf der Basis zweier Manuskripte der Pariser Nationalbibliothek herausgegeben wurde. Sie erscheint auch in einer Novelle Bandellos (»Maometto imperador de' turchi crudelmente ammazza una sua donna«). Es ist anzunehmen, daß Proust die Geschichte in L. Thusanes Werk *Gentile Bellini et Sultan Mahomet II* (1888) gefunden hat. Dort wird sowohl die Version Bandellos als auch diejenige Angioellos resümiert.

Seite 521:
1 Das Stück ist 1853 im Théâtre du Vaudeville herausgekommen und wurde 1875 sowie 1889 wiederaufgenommen. Es handelt nicht etwa von lesbischer Liebe, sondern von einem Bildhauer, der durch die Liebe zu einer Kurtisane ruiniert wird.
2 Im Palais de l'Industrie fand der jährliche »Salon de peinture, de sculpture et de gravure« statt. Vgl. S. 376, Anm. 1.

Seite 523:

1 Im folgenden übernimmt Proust eine Szene aus *Jean Santeuil*. Vgl. [12] S. 810-813.

Seite 531:
1 Freies Zitat einer Eintragung vom 22. April 1833. Vgl. Alfred de Vigny, *Œuvres complètes*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1948 (2 Bände), Bd. ii, S. 985.

Seite 537:
1 Proust erinnert sich an die Beschreibungen eines Basreliefs am Ostportal der Kathedrale von Amiens von Ruskin und Mâle, der den Vierpaß mit den Tieren aus Zephanias Weissagungen auch abbildet. Vgl. *L'art religieux* [29] S. 197.

Seite 541:
1 In der Orangerie des Palais du Luxembourg waren von 1886 an die neueren Bestände der staatlichen Gemäldesammlung ausgestellt.

2 Großer Schirm, der zum Schutz sowohl gegen Sonne als auch gegen Regen verwendet werden kann.

3 Der 1860 gegründete Kunstkreis »Les Mirlitons« mit Sitz an der Place Vendôme organisierte jährliche Ausstellungen. 1867 fusionierte er mit dem Cercle des Champs-Élysées zum Cercle de l'Union artistique. Machard und der im folgenden genannte Leloir gehören zur akademischen, vom Bürgertum geschätzten Tradition, der Proust mit Biches blauen und gelben Frauen die moderne Malerei gegenüberstellt. Vgl. auch die Gegenüberstellung von Bouguereau und Whistler in »Éventail« in *Freuden und Tage* [9], S. 72.

Seite 547:
1 Zu Swanns Traum vgl. die Studie von Jean Bellemin-Noël: »›Psychanalyser‹ le rêve de Swann?«, *Poétique* 8 (1971).

Seite 549:
1 Überall sonst trägt Forcheville den Titel eines Grafen.

Seite 553: Zu »Namen und Orte: Namen« Der ursprünglich geplante erste Band von Prousts Roman, »Le temps perdu«, bestand aus drei etwa gleich langen Teilen. Der dritte Teil, »Noms de pays«, umfaßte auch einen ersten Aufenthalt in Querqueville (Balbec). Als sich bei der Drucklegung zeigte, daß der Band zu umfangreich wurde, hat Proust den dritten Teil in zwei Hälften geteilt, die er je mit

einem Zusatz im Titel (»le nom« und »le pays«) spezifizierte; gleichzeitig hat er die zweite Hälfte auf den nächsten Band verschoben.
1 Der Jugendstil wird bald mit »modern style«, bald mit »art nouveau«, bald mit »Liberty« bezeichnet.

Seite 554:
1 Die vom Ingenieur Bechmann gebauten Leuchtfontänen waren eine Hauptattraktion der Weltausstellung von 1889.

Seite 555:
1 Legrandins Sprache weist wiederum auf Anatole Frances Roman *Pierre Nozière*: »Hier auf dem Kap, das beidseits von Klippen umsäumt ins Meer hineinragt, endet die Erde. […] Jener Himmel der Bretagne ist leicht und tief. Oft ist er von Nebelbänken verhüllt, die daherziehen, einen Augenblick verharren und weitergetragen werden, meist aber ist er von dichten Wolken bedeckt, die einem Gebirge gleichen und ihm das Aussehen eines aus der Höhe betrachteten Landes verleihen.« Vgl. *Œuvres* [16] Bd. iii, S. 623 f.

2 Die Kirche von Balbec erinnert an jene von Saint-Loup-de-Naud. Vgl. S. 221, Anm. 1. Ihr orientalisches Element bezieht sie aus Mâles *Art religieux*: »Zur Zeit des hl. Bernhard, das heißt mitten in der Romanik, waren die Blumen und Tiere, die Kreuzgänge und Kirchen schmückten, meist Kopien von antiken, byzantinischen oder orientalischen Originalen, die der Künstler reproduziert, ohne ihren Sinn zu verstehen. Diese angeblichen Symbole wurden oft nach dem Muster eines persischen Stoffes oder eines arabischen Teppichs gefertigt.« Vgl. [29] S. 66. Als Echo auf diese und ähnliche Stellen schreibt Proust Mitte August 1907 an Mâle: »Die orientalischen Figuren der Kathedrale von Bayeux (im romanischen Teil des Schiffs) haben mich bezaubert, doch verstehe ich sie nicht, ich weiß nicht, worum es geht.« Vgl. *Correspondance* [8] Bd. vii, S. 256.

Seite 557:
1 Außer Balbec handelt es sich um lauter wirkliche Orte. Kein Zug jedoch könnte die teils in der Bretagne, teils in der Normandie liegenden Stationen miteinander verbinden. Proust schreibt Bénodet immer ohne Akzent.

2 Während die Phantasie des Romanhelden sich am floralen Namen von Florenz entzündet, arbeitet Proust auf der Basis literarischer Modelle. Neben Ruskins *Mornings in Florence* und *The Laws of Fiesole* kommt dem Roman *Le lys rouge* (1894) von Anatole France besondere Bedeutung zu. Anläßlich des Blumenfests vom 1. Mai (21. Kapitel) setzt dort France den Namen und das Wappen der Stadt (die rote Lilie), die realen Blumen des Fests und die gemalten Blumen von Botticellis *Primavera* sowie die zarten Farbtöne Fra Angelicos miteinander in Beziehung. Vgl. *Œuvres* [16] Bd. ii, S. 462-465.

Seite 559:
1 Der Dom von Florenz.

Seite 561:
1 Als meisterhafte Analyse der vorangehenden Passage vgl. Claudine Quémar, »Rêverie(s) onomastique(s) proustienne(s)«, *Littérature* 28 (1977).

Seite 565:
1 Proust zitiert – wie auch in einigen weiteren der folgenden Evokationen eines imaginären Venedig – einen der berühmtesten Texte Ruskins, nämlich das Kapitel »The Two Boyhoods« aus *Modern Painters* v (1860). Es handelt sich um einen Vergleich von Turners London mit Giorgiones Venedig. Wir zitieren den ersten, Giorgione betreffenden Paragraphen dieses Kapitels, den Ruskin (allerdings ohne den letzten Satz) als Abschluß von *The Stones of Venice* wiederverwendet hat: »zwei jugenden 1. Auf halbem Wege zwischen den Bergen und der See geboren, wurde der junge Georg von Castelfranco, vom tapferen Kastell, der Wackere Georg genannt, Georg der Georgs, ein so tüchtiger Junge war er: Giorgione. / Haben Sie sich je überlegt, auf was für eine Welt sich seine Augen öffneten, seine schönen, suchenden Augen der Jugend? Was war das doch für eine Welt, erfüllt von mächtigem Leben, von den Felsen der Berge bis hinunter zur Küste; erfüllt von allerschönstem Leben, als er, noch so jung, in die Marmorstadt hinunterzog, um gleichsam ihr feuriges Herz zu werden. / Sagte ich Marmorstadt? Es war vielmehr eine goldene Stadt, ausgelegt mit Smaragd. Tatsächlich glänzte und glitzerte, mit Gold belegt und wie in Jaspis getrieben, jede Fiale, jedes Türmchen. Davor

wälzte mit tiefen Atemzügen die unbefleckte See ihre Wirbel grüner Wogen hin und her. Tiefsinnig, majestätisch und furchterregend wie die See waren die Männer von Venedig in ihrer Herrschaft und im Krieg; rein wie seine Alabastersäulen standen ihre Mütter und Töchter da; vornehm von der Scheitel bis zur Sohle schritten seine Edelleute einher; und das bronzefarbene Schimmern ihres zur See gerosteten Gewaffes blitzte drohend unter ihren blutroten Mantelfalten hervor. Furchtlos, zuverlässig, geduldig, unergründlich, unerbittlich – jedes seiner Worte ein Schicksalsspruch – tagte der Senat. In Hoffnung und in Ehren, gewiegt vom Wogen der Wellen um ihre von heiligem Sand umgebenen Inseln, ein jeder mit der Inschrift seines Namens und dem daneben eingemeißelten Kreuz lagen seine Toten. Ein wundervolles Stück Welt. Vielmehr war es selbst eine Welt. Es lag knapp über der Wasserfläche, nicht höher, wenn seine Seeleute es abends von ihren Masten aus erblickten, als ein Streifen vom Sonnenuntergang, der jedoch nicht verschwand. Hätten sie seine Macht nicht gekannt, wäre es ihnen wohl so vorgekommen, als würden sie im freien Raum dahinsegeln und vor ihnen läge ein großer Planet, dessen östlicher Rand sich im Äther ausbreitete. Eine Welt, aus der jede niedrige Besorgnis und jeder kleinliche Gedanke verbannt waren, zusammen mit allen gewöhnlichen, armseligen Elementen des Lebens. Keine Schändlichkeit, kein Tumult in diesen schwankenden Straßen, die sich mit dem Mond hoben oder senkten; nichts als die brandende Musik dieses majestätischen Wechsels, nichts als erregende Stille. Hier konnten keine schwachen Mauern errichtet werden, keine niederen Hütten, keine strohbedeckten Schuppen. Nur felsengleiche Festen und vollkommenes Gefüge wertvollster Steine. Und darum herum, so weit das Auge reicht, das ständige sanfte Wogen des unbefleckten, herrlich reinen Wassers; keine Blume, doch auch kein Dorn und keine Distel konnten in diesen schimmernden Feldern gedeihen. Ätherische Festen der Alpen, die sich traumgleich über der Küste hinter Torcello erhoben; blaue Inseln der Hügel von Padua im westlichen Gold. Darüber Winde in Freiheit und feurige Wolken, die ihrem Willen gehorchten; Helle des Nordens und der Duft des Südens; der Morgenstern und der Abend-

stern im unendlichen Licht des gewölbten Himmels und der dahinwogenden See. / So beschaffen war die Schule Giorgiones, so Tizians Haus.« Vgl. *Modern Painters*, *Works* [19] Bd. vii, S. 374 f., und *The Stones of Venice*, *Works* [19] Bd. xi, S. 244 f. Schon bei Robert de La Sizeranne, *Ruskin ou la religion de la beauté* (1897), wird dieser Text zitiert. Er steht auch in der Übersetzung von Mathilde Crémieux, *Les pierres de Venise*, die Proust rezensiert hat. Vgl. *Essays* [11] S. 297. Zur Idee von Venedig als einem Museum für mittelalterliche Architektur vgl. auch *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10] S. 190.

Seite 566: Seite 566:
1 Vgl. den in der vorangehenden Anmerkung zitierten Text.

Seite 567:
1 Proust übernimmt eine Formulierung (»rougies du reflet des fresques de Giorgione«) aus dem Kapitel über die Markuskirche in der Übersetzung von Mathilde Crémieux. Vgl. *Works* [19] Bd. x, S. 98.

2 Zitat aus dem Kapitel »The Two Boyhoods«, vgl. S. 565, Anm. 1.

3 Zitat aus einem weiteren berühmten Kapitel der *Stones of Venice*, der Ankunft in Venedig auf einer Gondel. Vgl. *Works* [19] Bd. x, S. 6. Proust hat das Anthologiestück der Ankunft in Venedig schon seinem Ruskin-Pastiche zugrunde gelegt. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10] S. 274.

Seite 569:
1 Leitmotivische Wiederholung einer schon auf S. 208 verwendeten Formel. Zu dem folgenden Satzgebilde vgl. Leo Spitzer, *Stilstudien*, München, Hueber, 1928 (2 Bde.), Bd. ii, S. 377 ff.

2 Vgl. beispielsweise Poussins *Flora* in der Gemäldegalerie in Dresden.

Seite 571:
1 Die beiden folgenden Abschnitte hat Proust innerhalb seines Figaro-Artikels vom 4. Juni 1912 (»Rayon de soleil sur le balcon«) publiziert. Vgl. auch das Kapitel »Stilbetrachtung« bei Curtius [23]. Bei der Umarbeitung des ersten Bandes während der Fahnenkorrekturen im Sommer 1913 dachte Proust einen Augenblick daran, diese Passage an den Schluß zu setzen.

Seite 574:

1 *Le journal des débats politiques et littéraires* wurde 1789 gegründet und erschien bis 1944. Zur Zeit Prousts war es die gemäßigte republikanische Tageszeitung par excellence; vgl. auch S. 13, Anm. 3.

Seite 576:
1 Anspielung auf das prunkvolle Heerlager, in dem Franz i. 1520 Heinrich viii. empfing, um ihn zu einer Allianz gegen Kaiser Karl v. zu bewegen.

Seite 580:
1 Vgl. zum Beispiel *5. Buch Mose XXVIII*,27: »Der Herr wird dich schlagen mit Drüsen Ägyptens, mit Feigenwarzen, mit Grind und Krätze, daß du nicht kannst heil werden.« Was die Hartleibigkeit betrifft, geht sie auf eine Überlieferung zurück, der gemäß die Israeliten infolge der Ernährung mit Manna an Verstopfung litten.

Seite 581:
1 Vgl. S. 146, Anm. 1.

2 Vgl. S. 116, Anm. 2.

Seite 583:
1 Lied des Chansonniers Paulus zu Ehren der Armee. Am 14. Juli 1886 im Alcazar zum erstenmal gesungen, wurde es zu einem ungeheuren Erfolg, zuerst im Kreis der Boulangisten, dann in den Rechtskreisen überhaupt, besonders während der Dreyfus-Affäre.

Seite 585:
1 Das Théâtre des Ambassadeurs liegt in den Anlagen der Champs-Élysées. Zur Jugendzeit Prousts wurde es als »café-concert«, zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Revuetheater betrieben.

Seite 588:
1 Unter diesem Namen war der Graf von Paris, ein guter Freund Swanns, Prätendent auf den französischen Thron.

Seite 589:
1 Anspielung auf den Besuch des Zaren Nikolaus ii. im Jahre 1896.

2 Erfolgreiche dramatische Bearbeitung von Jules Vernes gleichnamigem Roman durch den Autor und Adolphe d'Ennery. Uraufführung 1880 im Théâtre du Châtelet. Wiederaufnahmen 1887-1888 und 1891-1892.

Seite 597:
1 Warenhaus zwischen Rue Duphot und Boulevard de la Madeleine.

Seite 601:
1 Diese Szene ist nicht nur in die Topographie von Paris, sondern auch in die Thematik von Prousts Roman eingeschrieben. Die Madeleine-Kirche gehört zu einem Themen- und Figurenkomplex, der die Petites Madeleines, die biblische Magdalena, Marcels Mutter, die erlösende Pilgerfahrt usw. umfaßt.

2 Im Typoskript von 1913 steht die Episode mit Madame Swann im Bois de Boulogne am Ende des jetzigen ersten Teils der *Jeunes filles* (»Autour de Mme Swann«). Bei der Überarbeitung des Romans im Sommer 1913 hat sie Proust an den Schluß des ersten Bandes gesetzt und durch einige Seiten über den Bois de Boulogne an einem Herbsttag 1913 ergänzt.

3 Die Allée des Acacias oder Allée de Longchamp durchquert den Bois de Boulogne von der Porte Maillot bis zum Carrefour de Longchamp. Sie kreuzt die Allée de la Reine-Marguerite, die von der Porte de Madrid zur Porte de Boulogne führt.

Seite 602:
1 Im 6. Buch der *Aeneis* trifft Aeneas in der Unterwelt die unter einem Myrtenbaum versammelten Seelen jener, die der Liebe zum Opfer fielen (Verse 422 ff.).

Seite 603:
1 Jacken- oder tunikaartiges, halb- bis dreiviertellanges Oberkleid, das im Genre canaille, dem Kleidungsstil der Halbweltdamen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, großen Anklang fand.

Seite 604:
1 Prousts Hinweis auf den Maler und Zeichner Constantin Guys (1805-1892) erinnert nicht nur an Blätter wie *La promenade de Longchamp*, *La promenade au Bois* oder *L'Équipage*, sondern auch an das Kapitel »Les Voitures« aus Baudelaires Studie *Le peintre de la vie moderne* (1863), die das Werk Guys zum Gegenstand hat. Vgl. auch das Kapitel »Fashion« in Montesquious *Autels privilégiés* (1898), das mit der Besprechung einer Ausstellung von Zeichnungen Guys aus dem Jahre 1895 identisch ist.

2 Der Paddy genannte Tiger (vgl. S. 468, Anm. 1) Beaudenords tritt in zwei Romanen von Balzacs *Comédie humaine* auf, in *La maison de Nucingen* und *Les secrets de la princesse de Cadignan*. Wie Beretta Anguissola gezeigt hat ([21] S. 1242), implizieren der Hinweis auf Paddy eine Anspielung auf eine zwischen den Geschlechtern oszillierende Figur (vgl. Odette) und die versteckte Anspielung auf *Les secrets de la princesse de Cadignan* einen Hinweis auf eine zwischen den Generationen oszillierende Liebesbeziehung (vgl. Marcel – Gilberte/Odette). Proust erwähnt Paddy auch in seinem Balzac-Pastiche. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10] S. 14.

Seite 605:
1 Proust erwähnt den an der Comédie-Française tätigen Schauspieler auch auf S. 110, ohne zu präzisieren, ob er Coquelin den Älteren oder Coquelin den Jüngeren meint. Vgl. auch den Renan-Pastiche in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [10] S. 48.

2 Der Tir aux Pigeons (Taubenschießstand) war ein eleganter Sportklub zwischen der Porte de Madrid und der Allée des Acacias.

Seite 606:
1 30. Januar 1879.

Seite 607:
1 Auf das Erscheinungsdatum von Swann bezogen bedeutet »dieses Jahr«, wenn man den Erzähler mit dem Autor identifiziert, 1913. Die auf den letzten Seiten des Romans beschriebene Hutmode weist jedoch eher auf das Jahr 1908. Vgl. Steel, *Chronology and time* [40] S. 172-173.

Seite 611:
1 Vgl. die *Erschaffung der Gestirne* an der Decke der Sixtinischen Kapelle.

Seite 612:
1 Anspielung auf den Thrakerkönig Diomedes, der seine Pferde mit Menschenfleisch fütterte.

2 Proust erinnert sich möglicherweise an den hl. Georg Mantegnas in der Accademia in Venedig.

3 In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden kleine, flache, schräg in die Stirn gesetzte Tellerhüte getragen. Um die Jahrhundertwende kamen dann große,

mit Früchten, Vögeln und Blumen (besonders Kamelien oder Dahlien) reich geschmückte Hutgebilde in Mode, die jedoch ihrerseits bald automobilgerechteren Kopfbedeckungen zu weichen hatten.

4 Zur früheren Kleidermode vgl. das Porträt Odettes auf S. 288. Was die gegenwärtige Mode betrifft, spielt Proust auf zwei Tendenzen des Jugendstils an, eine geometrisch strenge und eine florale. Die erste ist u. a. durch die zwischen 1872 und 1880 in der Nekropole von Tanagra entdeckten Statuetten inspiriert, den klassischen Stil des Directoires oder den deutschen Jugendstil, die zweite durch die Entwürfe des englischen Modeschöpfers Arthur Lesenby Liberty, dessen mit Blumenmotiven bedruckte Stoffe um 1908 in Mode kamen.

Seite 615:

1 Bei der Einrichtung des Bois de Boulogne während des Zweiten Kaiserreichs wurde die durch die Revolution zerstörte Mühle von Longchamp neu errichtet.

2 Anspielung auf die Orakel im Zeustempel von Dodona, die dem Rauschen des Windes in den heiligen Eichen abgelesen wurden.

Seite 616:

1 In einem Brief vom 7. Februar 1914 an Jacques Rivière kommentiert Proust den Schluß von *Swann* mit den folgenden Worten: »Erst am Ende des Buches, wenn die Lehren des Lebens verstanden worden sind, wird mein Denken sich enthüllen. Was ich am Ende des 1. Bandes ausdrücke, an jener Stelle über den Bois de Boulogne, die ich dort wie einen einfachen Wandschirm hingesetzt habe, um ein Buch zu beenden und abzuschließen, das aus äußeren Gründen 500 Seiten nicht überschreiten durfte, ist das *Gegenteil* dessen, was ich zum Schluß folgere. Es ist eine Zwischenstation, scheinbar subjektiv und unverbindlich, auf dem Weg zur objektivsten und zugleich gläubigsten aller Folgerungen. Wenn man daraus schlösse, mein Denken sei nüchterner Skeptizismus, so wäre das genauso, als würde ein Zuschauer, der am Ende des 1. Aktes von *Parsifal* gesehen hat, wie dieser von der feierlichen Zeremonie nichts begreift und von Gurnemanz davongejagt wird, vermuten, Wagner habe damit sagen wollen, die Schlichtheit des Herzens führe zu

nichts.« *Briefe zum Werk*, Frankfurt a. M., »suhrkamp taschenbuch«, 1977, S. 293 f.

RESÜMEE

UNTERWEGS ZU SWANN

Erster Teil: »Combray«

I. Eingangssituation: Wahrnehmungen, Empfindungen und Gedanken beim Einschlafen und beim nächtlichen Erwachen (7). Erinnerungen an Zimmer aus früherer Zeit (11) und an das Leben in Combray, Balbec, Paris, Doncières, Venedig (15).

Drama des Zubettgehens in Combray: Golo und Genoveva von Brabant in den Lichtprojektionen der Laterna magica (15). Der Familienkreis (18). Die kleine, nach Iriswurzel duftende Kammer (20). Der Gutenachtkuß (21). Besuche Swanns (23). Swanns Vater (23). Swanns Beziehungen in der Gesellschaft (25). Besuch der Großmutter bei Madame de Villeparisis; der Westennäher und seine Tochter (31). Allusive Dankesbezeigungen der Großtanten gegenüber Swann (38). Der vorenthaltene Gutenachtkuß (42). Brief an die Mutter (43). Der »Kodex« von Françoise (43). Erste Parallele zwischen Swann und Marcel (46). Marcels Erziehung (50). Gespräch der Eltern nach Swanns Aufbruch (51). Unvorhersehbares Verhalten von Marcels Vater; die Mutter verbringt die Nacht in Marcels Zimmer (54). Die Geschenke der Großmutter (58). *François le Champi* (62).

Wiederaufnahme der Eingangssituation; bewußtes und unbewußtes Erinnern; Madeleine-Episode (65).

II. Blick auf Combray aus der Ferne (72). Sonntage in Combray. Vormittage: Die beiden Zimmer von Tante Léonie (73). Ihr Lindenblütentee (76). Françoise (78). Die Kirche von Combray (87). Legrandin (100). Eulalie (102). Zwei Kategorien von Menschen, denen Tante Léonie ihre Tür verschließt (103). Mittagessen (105). Nachmittage: Ein stiller Winkel im Garten; der Küchenanbau; das Ruhegemach von Onkel Adolphe (106). Episode mit der Dame in Rosa (107). Das Küchenmädchen; Vergleich mit Giottos »Caritas« (119). Lesen im Zimmer und im Garten; Gedanken zum Lesen (122). Bloch macht Marcel auf Bergotte aufmerksam (133). Bloch zu Besuch in Combray (136). Bergottes Stil (139). Gespräch mit Swann über Bergotte und die Berma (144). Swanns Tochter und Bergotte (147). Gleichzeitiger Besuch Eulalies und des Pfarrers bei Tante Léonie (151). Die Kirche aus der Sicht des Pfarrers (152). Seine Etymologien (153). Françoise und Eulalie (157). Niederkunft des Küchenmädchens (160). Das vorzeitige Mittagessen am Samstag (162). Weißdornranken auf dem Altar der Kirche bei der Maiandacht (165). Vinteuil und seine Tochter (165). Spaziergänge im Mondschein (168). Vergleich zwischen Tante Léonie und Ludwig xiv. (174). Legrandins Snobismus (175). Die Küche (177). Spargel (177). Françoise macht einem Hähnchen den Garaus (178). Legrandins Snobismus, seine poetische Evokation von Balbec (182). Die Gegend von Méséglise und die Gegend von Guermantes, Ebene und Flußlandschaft (196).

Die Gegend von Méséglise: Die Flieder von Tansonville (198). Swanns Park (200). Der kleine Pfad und die Weißdornhecke (202). Gilberte (206). Eine Dame in Weiß und ein Herr im Zwillichanzug (207). Abschied vom Weißdorn (212). Die Freundin von Vinteuils Tochter zieht nach Montjouvain (215). Kummer Vinteuils (216). Swanns Freundlichkeit gegenüber Vinteuil (218). Die Statuen von Saint-André-des-Champs, Françoise und Théodore (221). Tod von Tante Léonie, Trauer von Françoise (224). Naturekstasen auf herbstli-

chen Spaziergängen (226). Lichteffekte auf einem Ziegeldach bei Montjouvain (227). Verlangen nach einem Bauernmädchen aus der Gegend von Roussainville (228). Autoerotische Szene in der kleinen, nach Iriswurzel duftenden Kammer (231). Episode von Montjouvain: Vinteuils Tochter und ihre Freundin; Gedanken über das Böse (233).

Die Gegend von Guermantes: Rue des Perchamps; rekonstruierende Tätigkeit der Erinnerung (242). Flußlandschaft; die Vivonne (244). Der Pont-Vieux; die Ruinen des Schlosses; Butterblumen (244). Die Flaschen in der Vivonne (246). Seerosen (248). Die Quellen der Vivonne (250). Phantasien um die Guermantes (251). Marcels Wunsch, Schriftsteller zu werden (252). Die Herzogin von Guermantes in der Kapelle Gilberts des Bösen (254). Natureindrücke (261). Die Kirchtürme von Martinville (262).

Die Gegend von Méséglise und die Gegend von Guermantes als »Heimatboden« Marcels (269).

Wiederaufnahme der Eingangssituation (271).

Zweiter Teil: »Eine Liebe Swanns«

Der kleine Kreis der Verdurins: Die Getreuen (274). Gesellschafts- und Liebesleben Swanns (278). Erste Begegnung Swanns mit Odette (285). Zweite Begegnung (286). Porträt von Odette de Crécy (288). Swann und Vermeer (289). Erster Besuch Swanns bei den Verdurins (291). Cottard (291). Saniette (296). Die Tante des Pianisten (297). Madame Verdurin (298). Das Beauvais-Sofa (302). Das Thema aus der Sonate (304). Vinteuil (309). Swann als Getreuer der Verdurins (314). Die junge Arbeiterin (317). Das kleine Thema als Nationalhymne der Liebe von Swann und Odette (317). Odette schenkt Swann eine Chrysantheme (319). Odettes Einrichtung im japanischen Stil; Chrysanthemen und Orchideen (320). Swann entdeckt Odettes Ähnlichkeit mit

Botticellis Sephora (324). Liebesbrief Odettes an Swann aus der Maison Dorée am Tag des Paris-Murcia-Festes (328). Nächtliche Suche Swanns nach Odette in den Kaffehäusern der Boulevards (332). Die Cattleyas (337). Odette wird Swanns Geliebte (339). »Cattleya spielen« (340). Odettes vulgärer Geschmack (350). Ihre Vorstellung von Eleganz (352). Swann paßt sich – auch in bezug auf die Verdurins – ihrem Geschmack an (359). Trotzdem ist Swann kein wirklicher Getreuer (363). Ein »Neuer«: der Graf von Forcheville (363). Ein Diner bei den Verdurins; Brichot (366). Der Maler (369). Madame Cottard und der japanische Salat (371). Forcheville enthüllt Swanns glänzende Beziehungen (375). Saniette (379). Das kleine Thema (383). Swann fällt bei den Verdurins in Ungnade (384).

Swanns Eifersucht: Swann glaubt Odette mit einem Liebhaber überraschen zu können; er klopft an das Fenster eines Nachbarn (395). Forcheville vertreibt Saniette aus dem Hause der Verdurins; komplizenhaftes Lächeln Odettes (401). Swann wird bei Odette nicht eingelassen; sie erfindet eine Ausrede (402). Er entziffert einen Brief Odettes an Forcheville (409). Die Verdurins unternehmen einen Ausflug nach Chatou, ohne Swann (412). Swann wird aus dem kleinen Kreis der Verdurins ausgestoßen (419). Eifersuchtsszenen (420). Ausflüge Odettes mit den Verdurins nach Dreux und Pierrefonds (423). Abende bei Odette mit Forcheville (432). Swann stellt sich vor, mit Odette verheiratet zu sein (434). Odette plant eine Reise nach Bayreuth mit den Verdurins (435). Swanns Liebe ist »inoperabel« (447). Odettes Vergangenheit (453). Charlus und Odette (457). Sehnsucht Swanns nach dem Tod (459). Swann versucht, die glückliche Zeit seiner Liebe zu vergessen (463).

Soiree bei der Marquise von Saint-Euverte: Charlus und Odette (466). Das mondäne Leben als »Bilderfolge« (468). Die Monokel (472). Die Marquise von Cambremer und die Vicomtesse von Franquetot beim Musikhören (475). Madame

de Gallardon (476). Die Fürstin des Laumes (478). Der Esprit der Guermantes (491). Swann und die Fürstin des Laumes (492). Swann stellt Madame de Cambremer dem General Froberville vor (498). Das kleine Thema erinnert Swann an die glückliche Zeit seiner Liebe (499). Die Sprache der Musik (503).

Swann erkennt, daß seine Liebe für immer verloren ist (511). Abklingen und Entschwinden der Liebe; Reisepläne Swanns (511). Muhammad ii. von Bellini (513). Eifersucht gegenüber Forcheville (515). Ein anonymer Brief (515). Anfälle von Eifersucht, »Les filles de marbre« (521). Swann verhört Odette über ihre Beziehungen zu Frauen; Enthüllungen und Halbwahrheiten Odettes (523). Nachforschungen Swanns über Odette in Bordellen (539). Kreuzfahrt Odettes im Kreis der Getreuen (540). Begegnung Swanns mit Madame Cottard in einem Omnibus (541). Swanns Traum (547). Seine Liebe ist zu Ende; er fährt nach Combray (550). Er stellt fest, daß Odette eigentlich nicht sein Genre war (552).

Dritter Teil: »Namen und Orte: Namen«

Wiederaufnahme der Eingangssituation: Die Zimmer von Combray und das Zimmer in Balbec (553). Das wirkliche und das imaginierte Balbec (553). Der Einuhrzweiundzwanzig-Zug (556). Träume von florentinischem Frühling (557). Wörter und Namen. Parma, Florenz, Balbec, Städte der Normandie (559). Plan einer Reise nach Florenz und Venedig (562). Der Arzt verbietet die Reise, wie auch den geplanten Theaterbesuch. Er schreibt tägliche Spaziergänge in die Anlagen der Champs-Élysées vor (567).

Der Name Gilberte (569). Françoise im Vergleich mit Gilbertes Gouvernante (570). Spiele in den Champs-Élysées (570). Liebe Marcels zu Gilberte; Bangen und Hoffen; der

Sonnenstrahl auf dem Balkon (571). Wintertage; unverhofftes Erscheinen Gilbertes (574). Unvermögen Marcels, in Gilbertes Gegenwart glücklich zu sein (578). Zeichen der Freundschaft: die Achatkugel, die Broschüre Bergottes über Racine (580). Swann als Vater Gilbertes (586). Hoffen auf einen Brief Gilbertes (590). Subjektivität der Liebe (594).

Wallfahrten zum Haus Swanns und in den Bois de Boulogne (600). Zoologie, Topographie und Mythologie des Bois (601). Madame Swann im Bois de Boulogne (603).

Gang durch den Bois de Boulogne an einem Herbstmorgen 1913; die verschiedenen Teile des Bois (607); die Wechsel der Moden (612). Die Bilder der Erinnerung lassen sich in der Wirklichkeit nicht wiederfinden (616).

BIBLIOGRAPHIE

I. Werke von Marcel Proust:

1 *Contre Sainte-Beuve* précédé de *Pastiches et mélanges* et suivi de *Essais et articles*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
2 *Jean Santeuil* précédé de *Les plaisirs et les jours*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
3 *À la recherche du temps perdu*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1987-1989 (4 Bände).
4 *À la recherche du temps perdu*, Paris, Laffont, 1987 (3 Bände).
5 *Du côté de chez Swann*, Paris, Flammarion, »GF«, 1987.
6 *Du côté de chez Swann*, Paris, Gallimard, »folio«, 1987.
7 *Le Carnet de 1908*, Hg. Philip Kolb, Paris, Gallimard, 1976.
8 *Correspondance*, Hg. Philip Kolb, Paris, Plon, 1970 ff.

II. Deutsche Übersetzungen:

9 *Freuden und Tage und andere Erzählungen und Skizzen aus den Jahren 1892-1896*. Deutsch von Luzius Keller (»Der Gleichgültige« von Elisabeth Borchers), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988
10 *Nachgeahmtes und Vermischtes* (»Pastiches et mélanges«). Deutsch von Henriette Beese, Ludwig Harig und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1989
11 *Essays, Chroniken und andere Schriften*. Deutsch von Henriette Beese, Luzius Keller und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992
12 *Jean Santeuil*. Deutsch von Eva Rechel-Mertens und Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992 (2 Bände)
13 *Der Weg zu Swann* (»Du côté de chez Swann«). Deutsch von Rudolf Schottlaender, Berlin, Verlag Die Schmiede, 1926 (2 Bände).
14 *In Swanns Welt* (»Du côté de chez Swann«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1953
15 *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (»À la recherche du temps perdu«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, »suhrkamp taschenbuch«, 1981-1984 (10 Bände).

III. Weitere Primärliteratur:

16 France, Anatole: *Œuvres*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1984–1991 (bisher 3 Bände)
17 Michelet, Jules: *Œuvres complètes*, Paris, Flammarion, 1971 ff
18 Id.: *Das Meer*. Deutsch von Rolf Wintermeyer, Frankfurt a. M., Campus Verlag, 1987
19 Ruskin, John: *The Works*, London, G. Allen, »Library Edition«, 1903-1912 (39 Bände).

IV. Sekundärliteratur:

20 Barthes, Roland, *Le degré zéro de l'écriture* suivi de *Nouveaux essais critiques*, Paris, Seuil, 1972
21 Beretta Anguissola, Alberto: Kommentar zu *Dalla parte di Swann* in Marcel Proust, *Alla ricerca del tempo perduto*, Milano, Mondadori, 1983, Bd. i
22 Corbineau-Hoffmann, Angelika: *Marcel Proust*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, »Erträge der Forschung«, 1983
23 Curtius, Ernst Robert: *Marcel Proust* (1925), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1964
24 Deleuze, Gilles: *Proust und die Zeichen*, Frankfurt a. M./ Berlin/Wien, Ullstein, 1978
25 de Man, Paul: *Allegorien des Lesens*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988
26 Genette, Gérard: *Figures III*, Paris, Seuil, 1972.
27 Henry, Anne: *Marcel Proust. Théories pour une esthétique*, Paris, Klincksieck, 1981
28 Keller, Luzius: *Proust lesen*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1991
29 Mâle, Émile: *L'art religieux du XIIIe siècle en France*, Paris, Armand Colin, 1910
30 Marquis, Joseph: *Illiers*, Archives historiques de la diocèse de Chartres, Chartres, 1904
31 Michel-Thiriet, Philippe: *Das Proust Lexikon*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992
32 Milly, Jean: *La phrase de Proust*, Paris, Larousse, 1975
33 Id.: *Proust dans le texte et l'avant-texte*, Paris, Flammarion, 1985
34 *Prousts Figuren und ihre Vorbilder*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988
35 Poulet, Georges: *Marcel Proust. Zeit und Raum*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1966
36 *Recherche de Proust*, Hg. Gérard Genette und Tzvetan Todorov, Paris, Seuil, 1980
37 Richard, Jean-Pierre: *Proust et le monde sensible*, Paris, Seuil, 1974
38 Rousset, Jean: *Forme et signification*, Paris, Corti, 1962
39 Id.: *Leurs yeux se rencontrèrent*, Paris, Corti, 1981
40 Steel, Gareth H.: *Chronology and Time in A la recherche du temps perdu*, Genève, Droz, 1979

41 Tadié, Jean-Yves: *Proust*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1987.

NAMENREGISTER

Agostinelli, Alfred 635
Albufera, Luis d' 629
Alton Shée, Graf 680
Amiot, Jules 670
Amiot, Jules, Madame 666
Ampère, André Marie 508
Andreas-Salomé, Lou 637
Angelico, Fra 557, 692
Angioello, Giovanni Maria 689
Aristoteles 221
Astruc, Gabriel 636
Auber, Daniel-François 655
Audiffret-Pasquier, Herzog Edme d' 37, 646
Aumale, Herzog von 682

Bach, Johann Sebastian 437
Bachtin, Michail 638
Balzac, Honoré de 185, 467, 634, 640, 664, 670, 685, 697
Bandello, Matteo 689
Barrès, Maurice 662
Barrière, Théodore 521
Bartet, Julia Regnault,gen. 111
Barthes, Roland 655
Baudelaire, Charles 260, 659, 670, 697
Bechmann 691
Beethoven, Ludwig van 416, 675
Bellemin-Noël, Jean 690
Bellini, Gentile 144, 243, 513, 659, 669
Belloir 488, 687
Belot, Adolphe 655
Benjamin, Walter 638
Beretta Anguissola, Alberto 638, 689, 697
Bergson, Henri 642, 657
Berlioz, Hector 686
Bernhard, Hl. 366, 680
Bernhardt, Sarah 111, 293
Bibesco, Antoine 688
Binet, Alfred 672

Blanche, Jacques-Émile 636
Blanka von Kastilien 365 f., 368, 680
Boieldieu, François Adrien 673
Bongiovanni Bertini, Mariolina 629, 639, 673
Borelli (für Borrelli), Raymond de 350, 678
Borrel, Anne 653
Bossuet, Jacques-Bénigne 416, 683
Botticelli 325 ff., 346, 454, 624, 677 f., 682, 685, 692
Bougainville, Louis-Antoine de 688
Bouguereau, Adolf William 690
Bouillon, Herzöge von 646
Bourget, Paul 629, 634
Bressant, Jean-Bapiste 23, 645
Broglie, Victor, Herzog v. 32
Brohan, Madeleine 111
Brun, Bernard 638, 642, 671
Butor, Michel 675

Calmette, Gaston 5, 632, 641
Cambronne, Pierre 687
Carpaccio, Vittorio Scarpazza, gen. 260
Cattley, W. 676
Cellini, Benvenuto 471, 686
Chartres, Herzog von 450
Chasles, Michel 665
Chateaubriand, François-René de 641, 649, 688
Chevet 448, 684
Chlodwig ii. 644
Chopin, Frédéric 480 f., 485, 686
Clapisson, Antonin-Louis 437, 684
Cocteau, Jean 636
Compagnon, Antoine 638 f., 649, 680
Conrad, Joseph 637
Coquelin, vielleicht Constant, gen. der Ältere 110, 605, 697
Corbineau-Hoffmann, Angelica 638
Corneille, Pierre 647
Corot, Camille 34, 39, 60, 649
Corvin-Kroukowski, Pierre de 676
Crapote, Louis 448, 684
Crémieux, Mathilde 694
Curtius, Ernst Robert 638, 686, 695

Dagobert i. 91, 654
D'Ambra, Lucio 637
Dante 247, 417
Darlu, Alphonse 662
Daudet, Alphonse 665
Daudet, Lucien 636
de Man, Paul 656
Delaunay, Louis-Arsène 110
Deleuze, Gilles 633
Desjardins, Paul 176, 662
Dostojewski, Fedor 627
Doubrovsky, Serge 650
Dreyfus, Robert 636
Dumas, Alexandre, fils 371, 373, 676, 681
Dumont d'Urville 497
Durand-Ruel 670
Dürer, Albrecht 469

Edison, Thomas Alva 642
Eduard vii. 645
Eleonore von Aquitanien 680
Enesco, Georges 688
Ennery, Adolphe d' 696
Ephrussi, Charles 663

Fabre, Jean-Henri 182, 663
Fallois, Bernard de 628
Fauré, Gabriel 675
Febvre, Frédéric 110
Fénelon, François de Salignac de la Mothe 378, 681
Ferré, André 665
Flaubert, Gustave 619, 648, 670
Florian, Jean-Pierre Claris de 673
France, Anatole 192, 634, 636, 651, 657-660, 662 ff., 668, 683, 691f.
Franck, César 675, 688
Franz i. 7, 674, 695
Fromentin, Eugène 673

Gambetta, Léon 314, 676, 680
Gaubert, Serge 655
Gautier, Théophile 658, 679
Genette, Gérard 644, 661
Ghéon, Henri 636
Ghirlandaio 324, 677
Gide, André 637, 652, 686
Giorgione 565, 692, 694
Giotto 119 ff., 178, 180, 474, 562, 622, 656
Giovanna degli Albizzi 685
Gleyre, Charles-Gabriel 215, 666
Gleyre, Jean-Gabriel 215, 666
Gluck, Christoph Willibald 686
Goldschmid, Neville D. 511, 689
Goncourt, Brüder 658, 663, 680
Got, Edmond 110
Goujon, Francine 638
Goya, Francisco de 471, 686
Gozzoli, Benozzo 55, 648
Grasset, Bernard 619, 635
Grévy, Jules 314 ff., 676
Guys, Constantin 604, 697

Haas, Charles 645
Hahn, Reynaldo 632, 668, 672, 675
Halévy, Fromental 658
Halévy, Ludovic 484, 687
Hals, Frans 369, 680
Haussmann, EugèneGeorges 645
Hayman, Laure 676
Hebbel, Friedrich 643
Heinrich ii. Plantagenet 368, 680
Heinrich viii. 695
Helleu, Paul 657
Henry, Anne 653, 660
Herschberg-Pierrot, Anne 638
Hessel, Franz 638
Hokusai 676
Hooch, Pieter de 318
Hugo, Victor 117

Jammes, Francis 667
Janet, Pierre 672
Jauret 448, 684
Joinville d'Artois, Juliette 670

Karl der Große 257, 666
Karl ii. (gen. der Böse) 661
Karl v. 7, 695
Karl vi. 89, 653
Keller, Luzius 640-699
passim Koch, Robert 688
Kolb, Philip 627, 648, 652

La Calprenède, Gauthier de 662
La Fontaine, Jean de 674
La Pérouse, Jean-François de Galoup Graf von 497, 688
La Rochefoucauld, François de 689
La Sizeranne, Robert de 671, 685, 694
La Trémoïlle, Familie 375, 377 f., 384 f.
Labiche, Eugène 415, 682
Lacretelle, Jacques de 653, 675, 686
Lafayette, Madame de 668
Lamartine, Alphonse de 662
Lauris, Georges de 630, 632
Lavignac, Albert 684
Lavoisier, Antoine Laurent 508
Layard, Austen Henry 659
Leconte de Lisle, Charles 133, 658
Lejeune, Philippe 654, 669
Leloir, Jean-BaptisteAuguste 542, 690
Lemaire, Madeleine 645, 672, 674
Léon, Fürstin von 40, 145, 647
Leonardo da Vinci 61, 243
Liberty, Arthur Lesenby 698
Liszt, Franz 475, 480, 492, 672
Loredan, Andrea 677
Loredan, Pietro 324, 333, 677
Loschek, Ingrid 678
Loti, Pierre 634, 676
Louis-Philippe 32, 153, 424, 628, 682 f.
Louis-Philippe d'Orléans, Graf von Paris 645

Ludwig der Deutsche 91
Ludwig der Heilige (Ludwig ix.) 90 f.
Ludwig xii. 680
Ludwig xiv. 174, 681
Ludwig xv. 647
Lulli, Jean-Baptiste 448, 684
Luxemburg, Herzog von 450

Mac-Mahon, Marschall 32, 606, 646, 685
Machard, Jules-Louis 541 f., 690
Maes, Nicolas 511, 689
Maintenon, Madame de 448, 684
Mâle, Émile 647 f., 653, 655 f., 666, 690 f.
Manet, Édouard 662
Mansfield, Katherine 637
Mantegna, Andrea 469, 685, 698
Margarete von Österreich 429, 683
Marquis, Joseph 660, 669, 670
Massé, Victor 419, 679, 683
Massenet, Jules 6731713
Materna, Amalie 38, 646
Mathilde, Prinzessin 477, 482, 686
Maubant, Henry-Polydore 38 f., 110, 646
Mauclair, Camille 687
Maulévrier-Langeron, Marquis von 40, 647
Méhul, Étienne-Nicolas 658
Meilhac, Henri 484, 678
Mérimée, Prosper 484, 687
Metchnikoff, Élie 663
Métra, Olivier 358, 678
Michelangelo 611
Michelet, Jules 634, 642, 644, 651 f. 653, 662
Michel-Thiriet 639
Mignet, François 642
Milly, Jean 641, 655, 657 f., 661, 671, 675, 686
Molé, Louis-Mathieu, Graf 32, 39
Molière 42, 660, 673
Monet, Claude 666, 670, 682
Montesquiou, Robert de 649, 662, 664, 679, 687, 697
Montmorency, Herzogin von 243
Montpensier, Herzogin von 243
Moreau, Gustave 388, 682
Morghen, Raffael 61, 650
Morris 655

Mozart 483
Muhammad ii. 144, 513, 659, 689
Musset, Alfred de 59, 133, 657, 611

Nadar 647
Napoleon i. 687
Napoleon iii. 547 ff., 683
Nikolaus ii. 696

Offenbach, Jacques 644
Ohnet, Georges 373, 679, 681
Oudry, Jean-Baptiste 674

Paris, Graf von 25, 39, 646, 696
Pascal, Blaise 39, 665
Pasquier, Étienne-Denis 32
Pater, Walter 677
Paulus, Jean-Paul Habans, gen. 695
Peter, René 627, 668
Philibert der Schöne 429, 683
Philibert, Hl. 644
Piranesi, Giambattista 98, 654
Planté, Francis 274, 672
Plato 416, 683
Polignac, Fürstin von 633
Potain, Pierre 274, 312 f., 672
Poussin, Nicolas 569, 694
Proust, Adrien 649
Proust, Robert 627 f.
Puccini, Giacomo 676
Pythagoras 665

Quémar, Claudine 641, 653, 692
Quicherat, Jules 660

Rabelais, François 674
Racine, Jean 133, 146, 581, 591, 644, 653, 658, 661, 665, 673
Ravel, Maurice 687
Rechel-Mertens, Eva 638, 648
Rembrandt 369, 680
Renan, Ernest 651, 664, 697
Renoir, Auguste 682
Reuss, Prinz 450
Richard, Jean-Pierre 644, 651, 670
Rilke, Rainer Maria 637
Risler, Édouard 672
Rivière, Jacques 637, 686, 698
Rizzo, Andrea Briosse, gen. il 324, 333, 677
Robert, Hubert 60, 168, 649
Robert, Louis de 640
Rodier, Georges 674
Rogers, Brian 638
Rolland, Romain 629
Roloff, Volker 650, 657
Rousseau, Jean-Jacques 59
Rousset, Jean 645, 646 f., 665, 670
Rubinstein, Anton 274, 672
Ruskin, John 626, 648 ff., 653, 656, 660, 662, 664 f., 669, 670 f., 677, 690, 692, 694

Sandro, Mariano s. Botticelli
Sagan, Prinz von 673
Sagan, Prinzessin von 275
Saint-Saëns, Camille 658, 675
Saint-Simon, Louis, Herzog von 39 f., 174, 448, 684
Sainte-Beuve, Charles Augustin 626, 629-633, 646
Saintine, Xavier Boniface, gen. 215, 666
Samary, Jeanne 111
Sand, George 59, 61 ff., 379, 621, 634, 649 f.
Sansovino, Andrea Contucci, gen. il 685
Schopenhauer, Arthur 675
Schottlaender, Rudolf 638, 648
Schumann, Robert 644
Scudéry, Madeleine 683
Sévigné, Madame de 379, 646 f., 681, 684
Shakespeare, William 178

Sophokles 655
Souday, Paul 636, 667
Spitzer, Leo 694
Spoelberch de Lovenjoul, Charles de 629
Steel, Gareth H. 646, 698
Stendhal, Henry Beyle, gen. 619, 644
Straus, Madame 633
Suger, Abt 366, 680
Swinburne, Charles 677

Tadlé, Jean-Ives 638
Tagliafico, Joseph-Dieudonné 343, 678
Taine, Hippolyte 630
Tarente, Madame de 681
Thierry, Augustin 644, 653 f., 666
Thiron, Charles Joseph Jean 110
Thoré, Théophile 673
Thurn und Taxis, Fürstin 367
Thusane, L. 689
Tieck, Ludwig 643
Tintoretto 324, 677
Tizian 565, 650
Turner, William 60, 649, 692

Ursu, J. 689

Vallette, Alfred 632
Vaudoyer, Jean-Louis 635
Vaulabelle, Achille 117, 656
Vergil 28, 221, 247, 645, 666
Vermeer van Delft 289, 348, 350, 432, 511, 673, 689
Vernes, Jules 696
Vigny, Alfred de 531, 690
Villetard, Edmond 655
Viollet-le-Duc, Eugène-Emmanuel 242, 424 f., 653, 659, 668 f., 683
von Bode, Wilhelm 689
Vrain-Lucas 665

Wagner, Richard 436, 670, 688, 699
Wales, Prinz von 25, 315, 359, 606
Watteau, Antoine 349
Wells, George 642
Whistler, James 657, 690
Wilde, Oscar 627
Wilhelm der Eroberer 155
Woolf, Virginia 637

INHALT

Erster Teil

Combray

I
II

Zweiter Teil

Eine Liebe Swanns

Dritter Teil

Namen und Orte: Namen

ANHANG

Nachwort

Anmerkungen und Kommentar

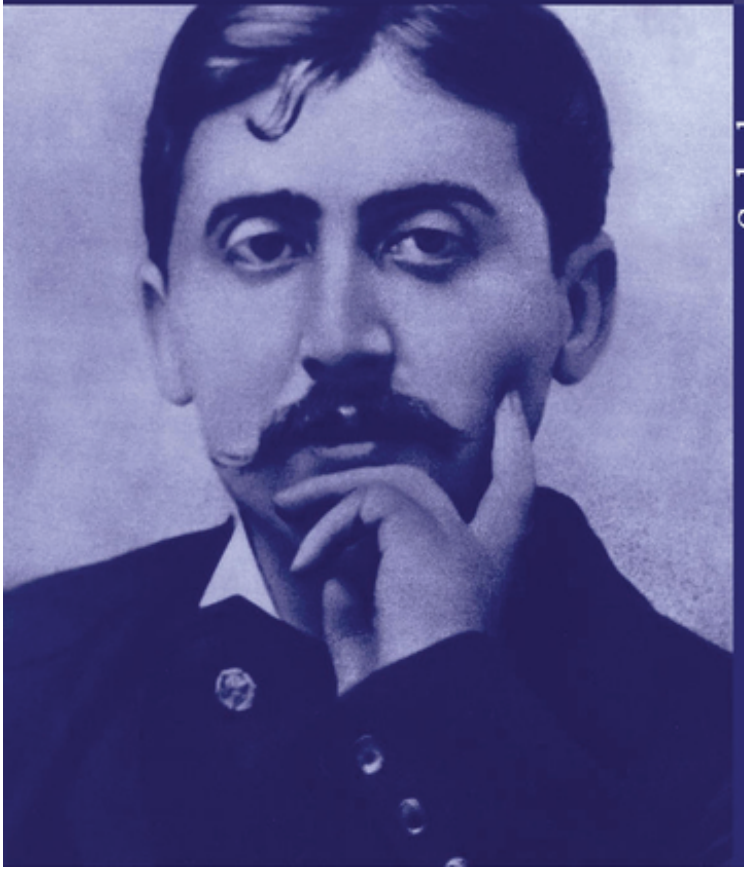
Resümee

Bibliographie

Namenregister

Marcel Proust
Im Schatten junger Mädchenblüte

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 2



Suhrkamp

MARCEL PROUST

AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN ZEIT 2

IM SCHATTEN JUNGER MÄDCHENBLÜTE

SUHRKAMP

652

Originaltitel:

À la recherche du temps perdu.

À l'ombre des jeunes filles en fleurs

Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens;

revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel.

ebook Suhrkamp Verlag Berlin 2010

© für diese deutschsprachige Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Alle Rechte vorbehalten

www.suhrkamp.de

eISBN 978-3-518-74260-0

ERSTER TEIL

IM UMKREIS VON MADAME SWANN

Als davon die Rede war, daß Monsieur de Norpois[1] ein erstes Mal bei uns dinieren sollte, und meine Mutter ihrem Bedauern darüber Ausdruck gegeben hatte, daß Professor Cottard auf Reisen sei und sie, was ihre Person betraf, den Verkehr mit Swann gänzlich abgebrochen habe, denn der eine wie der andere hätten den ehemaligen Botschafter gewiß interessiert, hielt dem mein Vater entgegen, ein illustrer Gast, ein hervorragender Gelehrter wie Cottard sei bei einem Diner niemals fehl am Platz, Swann jedoch mit seiner Großtuerei und dieser gewissen Art, seine geringfügigsten Beziehungen vor aller Welt auszuposaunen, ein vulgärer Aufschneider, den der Marquis von Norpois sicher, wie er sich gern ausdrückte, »geschwollen« gefunden hätte. Diese Entgegnung meines Vaters bedarf nun einiger Worte der Erklärung, da sich manche Leute vielleicht an einen recht mittelmäßigen Cottard und an einen Swann erinnern, der im gesellschaftlichen Bereich Bescheidenheit und Zurückhaltung bis zu den äußersten Grenzen des Feingefühls getrieben hatte. Was letzteren anbetrifft, so hatte es sich ergeben, daß der ehemalige Freund meiner Eltern dem »jungen Swann« und ebenso dem Swann des Jokkey-Clubs eine neue Persönlichkeit aufgesetzt hatte (die noch nicht die letzte sein sollte), nämlich die des Gatten von Odette. Er hatte den Spürsinn, die Begehrlichkeit und die Umsicht, die ihm immer eigen gewesen waren, den bescheidenen Ambitionen dieser Frau angepaßt und sich geflissentlich darum bemüht, sich weit unterhalb seiner früheren Stellung eine neue, der Gefährtin, die sie mit ihm einnehmen sollte, ange-

messene Position zu schaffen. Dort nun zeigte er sich als anderer Mensch. Da er (obwohl er auch weiterhin allein mit seinen persönlichen Freunden verkehrte, denen er Odette, soweit sie sie nicht von sich aus kennenzulernen wünschten, nicht aufzwingen wollte) gemeinsam mit seiner Frau ein zweites Leben unter einer neuen Gattung von Menschen begann, hätte man wohl noch verstanden, wenn er, um deren Rang und dementsprechend die Freuden der Eigenliebe einzuschätzen, die ihm der Umgang mit ihnen spenden mochte, zum Vergleich nicht die höchsten gesellschaftlichen Kreise, in denen er vor seiner Heirat verkehrte, sondern die früheren Bekanntschaften Odettes herangezogen hätte. Doch selbst wenn man wußte, daß er jetzt Verbindung zu uneleganten Beamten suchte, zu abgeschmackten Frauen, wie sie die Bälle der Ministerien schmücken, war man doch erstaunt zu hören, wie er, der früher in so anmutiger Weise eine Einladung nach Twickenham oder in den Buckingham-Palast verhehlte und es auch jetzt noch tat, lauthals verkündete, die Frau eines stellvertretenden Kabinettchefs habe den Besuch Madame Swanns erwidert. Man wird vielleicht einwenden, daß die Schlichtheit des eleganten Swann nur eine raffiniertere Form von Eitelkeit bei ihm gewesen sei und daß, wie es manchmal bei Juden der Fall ist, der ehemalige Freund meiner Eltern abwechselnd die verschiedenen Stadien aufgewiesen haben mochte, die die Angehörigen seiner Rasse durchlaufen hatten, vom naivsten Snobismus und von gröbster Flegelei bis hin zur erlesensten Höflichkeit. Der tiefere Grund jedoch, der sich übrigens auf die Menschheit im allgemeinen anwenden läßt, war der, daß unsere Tugenden selbst nichts Freies, gleichsam im Raum Schwebendes sind, das uns stets zur Verfügung stünde; sie gehen in unserem Geist schließlich eine so enge Verbindung mit den Handlungen ein, bei denen wir uns ihre Ausübung zur Pflicht gemacht haben, daß eine plötzlich von uns verlangte Betätigung ganz anderer Art uns unvorbereitet trifft und gar nicht auf den Gedanken kommen läßt, hier könne ihre An-

wendung ebenfalls angezeigt sein. Wenn Swann sich um diese neuen Bekanntschaften so eifrig bemühte und sie voller Stolz aufzählte, so hielt er es wie jene bescheidenen oder großzügigen Künstler von Rang, die, wenn sie sich am Ende ihres Lebens mit Kochen oder mit Gärtnerei beschäftigen, eine naive Genugtuung an den Tag legen, sobald man die von ihnen zubereiteten Gerichte oder ihre Blumenbeete lobt, in dieser Beziehung jedoch die Kritik nicht vertragen, die sie ruhig gelten lassen, wenn es um die bedeutendsten ihrer Werke geht; oder wie die Maler, die ihre Bilder zwar für ein Butterbrot hergeben, aber nicht ohne böse zu werden zwei Francs beim Domino verlieren können.

Was Professor Cottard anbelangt, so werden wir ihn sehr viel später ausgiebig bei der Patronne wiedersehen, im Schloß von La Raspelière. Im Augenblick möge es genügen, über ihn folgendes zu bemerken: Bei Swann mag die Veränderung allenfalls überraschen, weil sie schon vollzogen und meinerseits ungeahnt geblieben war, als ich dem Vater Gilbertes in den Anlagen der Champs-Élysées begegnete, wo er ja im übrigen, da er kein Wort zu mir sprach, mir gegenüber seine Beziehungen zu politischen Kreisen gar nicht herausstreichen konnte (und hätte er es auch getan, vielleicht wäre mir seine Eitelkeit nicht sofort aufgefallen, denn die Vorstellung, die man sich lange Zeit von einer Person gemacht hat, verschließt einem Augen und Ohren: drei Jahre lang bemerkte meine Mutter die Schminke, die sich eine ihrer Nichten auf die Lippen strich, ebensowenig, als wäre sie unsichtbar gänzlich in einer Flüssigkeit aufgelöst gewesen, bis zu dem Tag, da ein zusätzliches Partikelchen oder irgend ein anderer Umstand jenes Phänomen herbeiführte, das man Übersättigung nennt; da kristallisierte die ganze nicht bemerkte Schminke, und angesichts dieser plötzlichen Farborgie erklärte meine Mutter, wie man es in Combray getan hätte, es sei eine Schande, und brach fast jede Beziehung zu ihrer Nichte ab). Bei Cottard hingegen lag die Epoche, in der wir ihn Swanns erstem Auf-

tritt bei den Verdurins haben beiwohnen sehen, nun schon ziemlich weit zurück; doch stellen sich Ehren und amtliche Titel nun einmal mit den Jahren ein. Zweitens kann man ungebildet sein, stupide Kalauer machen und gleichzeitig über eine besondere Begabung verfügen, wie keine noch so umfassende Allgemeinbildung sie ersetzt, etwa die Begabung des großen Strategen oder des großen Diagnostikers. In der Tat, Cottard war in den Augen seiner Kollegen alles andere als ein unbedeutender Praktiker, der mit den Jahren zu einer europäischen Berühmtheit geworden war. Die gescheitesten unter den jungen Medizinern erklärten – zumindest ein paar Jahre lang, denn die Moden ändern sich, um so mehr, als sie ja selbst aus dem Bedürfnis nach Veränderung hervorgegangen sind –, sie würden, wenn sie je erkrankten, Cottard als einzigem Meister des Fachs ihr Fell anvertrauen. Gewiß zogen sie den Umgang mit gebildeteren und musischeren Chefärzten vor, das heißt solchen, mit denen sie über Nietzsche und Wagner reden konnten. Wenn bei Madame Cottard musiziert wurde, an den Abenden, da sie – in der Hoffnung, er werde einmal Dekan der Fakultät – die Kollegen und Schüler ihres Mannes geladen hatte, hörte er selbst nicht zu, sondern spielte lieber Karten in einem Nebensalon. Aber er war berühmt für die Schnelligkeit, Gründlichkeit und Sicherheit seiner mit einem Blick erstellten Diagnose. An dritter Stelle kann man mit Rücksicht auf den Gesamteindruck, den Professor Cottard auf einen Mann wie meinen Vater machte, noch die Beobachtung anführen, daß die Wesensart, die wir in der zweiten Hälfte unseres Lebens hervorkehren, nicht immer – wenn auch häufig – eine entwickelte oder verkümmerte, vergröberte oder gemilderte Form unserer früheren ist; sie ist manchmal einfach umgekehrt, exakt wie ein gewendeter Rock. Außer bei den Verdurins, die ganz in Cottard vernarrt waren, hatten ihm seine zögernde Miene, seine übertriebene Schüchternheit und Artigkeit in seiner Jugend ständig Sticheleien eingetragen. Welcher Freund hatte Erbarmen mit ihm gehabt und ihm geraten, eine

eisige Miene aufzusetzen? Das Ansehen seiner Stellung machte es ihm leichter, sie sich zuzulegen. Überall, außer bei den Verdurins, wo er instinktiv wieder er selbst wurde, trat er kühl auf, mit Vorliebe schweigsam, schneidend, wenn er dennoch reden mußte, und vergaß auch nie, unangenehme Dinge zu sagen. Erproben konnte er diese neue Haltung an Patienten, die ihn noch nicht gesehen hatten und daraufhin keine Vergleiche anstellen konnten; sie wären sehr erstaunt gewesen zu hören, daß sein rauhes Wesen ihm nicht angeboren war. Vor allem zwang er sich zu einer Miene vollkommenen Unbeteiligtseins, und selbst während er seinen Dienst im Krankenhaus versah, sorgte er stets dafür, daß, wenn er irgendwelche Kalauer zum besten gab, über die vom Chef der Klinik bis zum jüngsten Volontärassistenten alle herzhaft lachten, kein Muskel sich rührte in seinem Gesicht, das im übrigen nicht wiederzuerkennen war, seitdem er sich Schnauzer und Bart hatte rasieren lassen.

Zum Schluß wollen wir noch erwähnen, wer der Marquis von Norpois war. Vor dem Krieg Bevollmächtigter Minister und Botschafter zur Zeit des sechzehnten Mai, war er dennoch und zur Verwunderung weiter Kreise seither mehrmals ausersehen worden, Frankreich in außerordentlichen Missionen zu vertreten – sogar in der Schuldenkommission in Ägypten, wo er sich dank seiner enormen Leistungsfähigkeit auf finanziellem Gebiet bedeutende Verdienste erwarb – und zwar von radikalrepublikanischen Kabinetten, denen ein schlichter reaktionärer Bürgerlicher den Dienst verweigert hätte und denen die Vergangenheit von Norpois, seine persönlichen Bindungen und Meinungen eigentlich hätten suspekt sein müssen.[1] Doch diese fortschrittlichen Minister schienen sich darüber klar zu sein, daß sie durch eine solche Ernennung bewiesen, zu welcher Weitsicht sie fähig waren, sobald es um die höheren Interessen Frankreichs ging, daß sie sich über das Niveau bloßer Politiker erhoben, wenn sogar das *Journal des Débats* [2] sie als Staatsmänner bezeichnete, und daß auch das Prestige,

das nun einmal ein adliger Name besitzt, und das Interesse, das eine unerwartete, wie ein Theatercoup wirkende Wahl hervorruft, schließlich ihnen zugute kam. Sie wußten außerdem auch, daß sie diese Vorteile, wenn sie Norpois beriefen, genießen konnten, ohne von seiner Seite ein illoyales politisches Verhalten gewärtigen zu müssen; anstatt in dieser Richtung alarmierend zu wirken, bot im Gegenteil die Herkunft des Marquis hier geradezu eine Gewähr. Darin täuschte die Regierung der Republik sich nicht. Die Sache selbst beruht in erster Linie darauf, daß eine gewisse aristokratische Schicht von Kindheit an dazu erzogen wird, ihren Namen als einen inneren Vorteil zu betrachten, den niemand ihr rauben kann (dessen Wert übrigens die Standesgenossen oder Höhergeborenen recht genau zu veranschlagen wissen), und daher genau weiß, daß sie sich, da sie nichts dabei zu gewinnen hat, die Bemühungen sparen kann, die ohne greifbares äußeres Resultat so viele Bürgerliche machen, indem sie nur bewährte Ideen proklamieren und nur in rechtdenkenden Kreisen verkehren. Sorgfältig darauf bedacht, sich in den Augen der fürstlichen und herzoglichen Familien zu erhöhen, denen sie rangmäßig unmittelbar folgen, wissen hingegen die Angehörigen dieser Adelskategorie, daß sie dies nur können, wenn sie ihrem Namen hinzufügen, was er ohne weiteres nicht enthält und was bei sonst gleichen Voraussetzungen einen Vorrang sichert: politischer Einfluß, literarisches oder künstlerisches Ansehen, ein großes Vermögen. Und anstatt Spesen für einen einflußlosen Landedelmann zu machen, der von den Bürgerlichen umworben wird, dessen unproduktive Freundschaft aber bei keiner fürstlichen Persönlichkeit zu erhöhtem Ansehen führen würde, machen sie ihre Aufwendungen lieber für Politiker, die Einfluß auf die Vergebung von Botschafterposten oder auf Wahlen haben, selbst wenn es Freimaurer sind, oder für Künstler und Gelehrte, durch deren Unterstützung man es in dem Bereich zu etwas bringen kann,

in dem sie tonangebend sind, kurz, für alle, die einen neuen Ruhm begründen oder eine reiche Heirat stiften können.

In erster Linie charakteristisch für Norpois war jedoch, daß er aufgrund seiner langen Praxis als Diplomat von jenem Geist der Verweigerung, der Routinehaftigkeit und des Konservatismus durchdrungen war, den man als »esprit de gouvernement« bezeichnet und der tatsächlich der Geist aller Regierungen ist und besonders – unter allen Regierungen – jener des diplomatischen Korps. Die diplomatische Laufbahn hatte ihn Abscheu, Furcht und Verachtung gegenüber jenen mehr oder weniger revolutionären, zumindest inkorrekten Verfahren gelehrt, deren die Opposition sich bedient. Außer bei einigen Unkundigen in Volk und gehobener Gesellschaft, für die Gattungsunterschiede überhaupt toter Buchstabe sind, führt nicht gemeinsame Gesinnung, sondern verwandte Geistesart die Menschen zusammen. Ein Mitglied der Académie française von der Art Legouvés mag ruhig ein Anhänger der Klassik sein, er würde doch eher mit Maxime Ducamp oder Mézières in das Lob Victor Hugos einstimmen als in das Boileaus, wenn Claudel es verkündet. Ein und derselbe Nationalismus führt Barrès mit seinen Wählern zusammen, die wahrscheinlich keinen großen Unterschied zwischen ihm und Georges Berry machen, aber nicht mit jenen seiner Kollegen in der Akademie, die zwar seine politische Gesinnung teilen, jedoch von anderer Geistesart sind und ihm sogar Gegner wie Ribot und Deschanel vorziehen werden, denen ihrerseits treue Monarchisten sich viel näher fühlen als einem Maurras oder Léon Daudet, obwohl diese gleichfalls die Rückkehr des Königs wünschen.[1] Wortkarg nicht nur aus berufsmäßigem Hang zu Vorsicht und Zurückhaltung, sondern auch weil die Worte dadurch um so kostbarer und bedeutungsvoller in den Augen von Männern werden, deren zehn Jahre andauernde Bemühungen um die Annäherung zweier Länder – in einer Rede, einem Protokoll – durch ein schlichtes Adjektiv ausgedrückt werden, das, dem Anschein nach banal, für sie jedoch eine

ganze Welt eröffnet, galt Norpois in der Kommission, in der er neben meinem Vater saß und wo dieser auch allgemein zu der Freundschaft mit dem ehemaligen Botschafter beglückwünscht wurde, für eine äußerst kühle Natur. Diese Freundschaft setzte denn niemanden mehr in Verwunderung als meinen Vater selbst. Da er sich gemeinhin abweisend verhielt, war er außerhalb des kleinen Kreises seiner intimen Freunde nicht besonders beliebt; er wußte das und sprach es schlicht und offen aus. Er war sich im klaren darüber, daß für den Diplomaten bei der Liebenswürdigkeit, die dieser ihm erwies, ein ganz individueller Gesichtspunkt maßgebend war, von dem fast alle Menschen sich in ihren Sympathien leiten lassen und von dem aus gesehen die geistigen Vorzüge oder das Empfindungsvermögen einer Person, wenn sie uns nun einmal langweilt oder auf die Nerven fällt, keine so gute Empfehlung bedeuten können wie die behagliche Heiterkeit einer anderen, die in vieler Augen für leer, oberflächlich und nichtssagend gilt. »Norpois hat mich schon wieder zum Essen eingeladen; es ist wirklich auffallend; in der Kommission, in der er sonst mit niemandem persönlich verkehrt, staunt man allgemein; sicher wird er mir wieder aufregende Dinge vom Krieg von 1870 erzählen.« Mein Vater wußte, daß Norpois vielleicht als einziger dem Kaiser die wachsende Macht und die kriegerischen Absichten Preußens vor Augen gestellt hatte und daß Bismarck seinem Verstand besondere Hochschätzung entgegenbrachte. Noch letzthin in der Oper, bei dem Galaabend für König Theodosius[1] , hatten die Zeitungen feststellen können, welch langer Unterhaltung der Souverän Norpois gewürdigt hatte. »Ich muß herausbekommen«, sagte mein Vater, der sich lebhaft für auswärtige Politik interessierte, »ob dieser Besuch des Königs wirklich von solcher Wichtigkeit ist. Ich weiß zwar, daß der alte Norpois sehr zugeknöpft ist, aber mir eröffnet er sich dann schließlich doch immer recht nett.«

Für meine Mutter nun verfügte der Botschafter vielleicht nicht von vornherein über die Art von Verstand, zu der sie

sich besonders hingezogen fühlte. Ich muß allerdings auch sagen, daß Norpois' Konversation ein so vollendetes Repertoire der überlebten, für eine Laufbahn, eine Klasse, eine Zeit – eine Zeit, die für diese Laufbahn und diese Klasse vielleicht nie ganz zu existieren aufgehört hat – charakteristischen Sprachgepflogenheiten war, daß ich manchmal bedaure, mir nicht schlicht und einfach die Reden gemerkt zu haben, die ich ihn habe führen hören. Ich hätte dann ebenso mühelos und auf gleiche Weise eine »altmodische« Wirkung erzielt wie jener Schauspieler des Palais-Royal, der auf die Frage, wo er seine erstaunlichen Hüte finde, zur Antwort gab: »Ich finde meine Hüte nicht. Ich behalte sie.« Um es kurz zu sagen, ich glaube, meine Mutter hielt Norpois doch ein wenig für »alte Schule«, was ihr in bezug auf seine Manieren keineswegs mißfiel, ihr aber weniger reizvoll schien nicht etwa im Bereich der Ideen – denn die Norpois' waren sehr modern –, wohl aber in jenem des Ausdrucks. Nun aber spürte sie, daß sie ihrem Gatten in zarter Weise schmeichelte, wenn sie mit Bewunderung von dem Diplomaten sprach, der eine so seltene Vorliebe für ihn an den Tag legte. Wenn sie meinen Vater in der guten Meinung bestärkte, die er von Norpois hatte, und ihn so dazu brachte, eine ebenso gute auch von sich selbst zu haben, war sie sich bewußt, diejenige ihrer Pflichten zu erfüllen, die darin bestand, ihrem Gatten das Leben angenehm zu machen, so wie sie es auch tat, wenn sie darüber wachte, daß die Küche gepflegt war und die Bedienung leise vonstatten ging. Und weil sie außerstande war, meinen Vater zu belügen, übte sie sich darin, den Botschafter zu bewundern, damit sie ihn selbst aufrichtig loben konnte. Im übrigen hatte sie von Natur aus Sinn für seine stets leutselige Miene, seine etwas veraltete Höflichkeit (die sich so sehr an das Zeremoniell hielt, daß er zum Beispiel, wenn er, zu seiner ganzen Größe aufgerichtet, einherschritt und meine Mutter vorüberfahren sah, seine kaum angerauchte Zigarre fortwarf, bevor er den Hut vor ihr zog), seine so wohlabgewogene Konversation, in

der er von sich selbst so wenig wie möglich sprach und immer Rücksicht darauf nahm, nur das zu erwähnen, was seinem Gegenüber angenehm sein mochte, seine dermaßen überraschende Pünktlichkeit in der Beantwortung von Briefen, daß mein Vater, wenn er gerade an ihn geschrieben hatte und gleich darauf die Handschrift von Norpois auf einem Kuvert erkannte, im ersten Augenblick meinte, durch einen dummen Zufall hätten ihre Briefe sich gekreuzt; man hätte meinen können, daß für ihn bei der Post Extra- und Luxuszustellungen eingerichtet seien. Meine Mutter staunte immer wieder, daß er so pünktlich, wiewohl so beschäftigt, so liebenswürdig, wiewohl gesellschaftlich so stark beansprucht war, ohne sich darüber im klaren zu sein, daß solche »wiewohl« immer verkannte »weil« sind und daß (ebenso wie Greise erstaunlich für ihr Alter, Könige ganz schlicht und Provinzbewohner über alles auf dem laufenden sind) es die gleichen Gewohnheiten waren, die es Norpois erlaubten, so vielen Anforderungen gerecht zu werden und so zuverlässig in der Beantwortung von Briefen zu sein, in der Gesellschaft zu gefallen und sich uns gegenüber so liebenswürdig zu erweisen. Außerdem bestand der Irrtum meiner Mutter wie aller übermäßig bescheidenen Personen darin, daß sie alles, was sie selbst betraf, den anderen Dingen hintanstellte und damit ganz außerhalb von diesen sah. Daß sie es so verdienstvoll von dem Freund meines Vaters fand, uns umgehend eine Antwort zukommen zu lassen, wo er doch täglich so viele Briefe schrieb, kam daher, daß sie dieses Antwortschreiben aus der großen Menge der Briefe aussonderte, von denen es eben doch auch nur einer war; ebenso zog sie nicht in Betracht, daß ein Abendessen bei uns für Norpois nur eine der zahllosen Verrichtungen seines gesellschaftlichen Lebens war: sie bedachte nicht, daß der Botschafter früher in seinem Diplomatendasein gelernt hatte, Privateinladungen als einen Teil seiner beruflichen Pflichten anzusehen und dabei eine so gut eingespielte Höflichkeit zu

entfalten, daß es zuviel verlangt gewesen wäre, wenn er diese eigens für uns hätte ablegen sollen.

Das erste Abendessen für Norpois in unserem Hause, in einem Jahr, als ich noch in den Champs-Élysées-Anlagen spielte, ist mir in Erinnerung geblieben, weil ich am Nachmittag dieses gleichen Tages endlich die Berma[1] sah, in einer Matineevorstellung der *Phèdre*, und außerdem auch, weil ich mir im Gespräch mit Norpois plötzlich und auf eine ganz neue Weise darüber klar wurde, wie sehr die Gefühle, die alles in mir wachrief, was mit Gilberte Swann und ihren Eltern zu tun hatte, sich von denen unterschieden, die diese gleiche Familie allen anderen einflößte.

Weil sie offenbar meine Niedergeschlagenheit beim Herannahen der Weihnachtsferien bemerkte, wo ich, wie sie selbst mir angekündigt hatte, Gilberte nicht sehen sollte, sagte meine Mutter eines Tages, um mich zu zerstreuen, zu mir: »Wenn es immer noch dein großer Wunsch ist, die Berma zu sehen, wird dein Vater dir, glaube ich, die Erlaubnis geben, die Vorstellung zu besuchen; du könntest mit deiner Großmutter hingehen.«

Tatsächlich aber war mein Vater, der bislang vollkommen dagegen gewesen war, daß ich meine Zeit vertrödle und Gefahr liefe, auch sonstigen Schaden zu nehmen bei dem, was er zum Entsetzen meiner Großmutter als unnützes Zeug bezeichnete, nur daraufhin, daß Norpois ihm gesagt hatte, er solle mir die Berma nicht vorenthalten, etwas Derartiges werde doch für einen jungen Menschen eine dauernde Erinnerung bleiben, nicht mehr weit davon entfernt, die vom Botschafter empfohlene Veranstaltung irgendwie als Teil der Gesamtheit wertvoller Rezepte[2] für eine glänzende Laufbahn anzusehen. Meine Großmutter, die, als sie für mich auf den Gewinn verzichtete, der mir ihrer Meinung nach zuteil geworden wäre, wenn ich die Berma gesehen hätte, dem Interesse meiner Gesundheit ein großes Opfer gebracht hatte, fand es sonderbar, daß auf ein einziges Wort von Norpois hin jenes nun vernach-

lässigt werden könne. Da sie als unverbesserliche Rationalistin ihre Hoffnung auf eine Therapie mit Frischluft und frühem Schlafengehen setzte, wie sie mir verschrieben war, beklagte sie die Übertretung, die ich begehen sollte, als eine Katastrophe und sagte in schmerzlichem Ton zu meinem Vater: »Wie leichtfertig Sie doch sind!« Wütend gab der ihr zurück: »Wie? Jetzt wollen Sie auf einmal nicht, daß er geht? Das ist ja wirklich die Höhe, wo ausgerechnet Sie uns dauernd vorgehalten haben, wie nützlich es für ihn wäre.«

Norpois hatte indessen in einer für mich noch weit wichtigeren Beziehung meinen Vater umgestimmt. Dieser hatte immer gewünscht, ich solle Diplomat werden, während ich den Gedanken nicht ertragen konnte, daß mir, wenn ich auch einige Zeit im Ministerium bliebe, eines Tages doch drohte, als Botschafter in irgendeine Hauptstadt geschickt zu werden, in der Gilberte nicht wohnte. Ich wäre lieber wieder zu den literarischen Plänen zurückgekehrt, die ich früher auf meinen Spaziergängen in der Gegend von Guermantes gehegt und wieder aufgegeben hatte. Doch mein Vater hatte sich zäh gegen den Gedanken gewehrt, daß ich mich einer literarischen Laufbahn widmen könnte, die er für weit weniger ansehnlich hielt als die Diplomatie, ja nicht einmal als eine Laufbahn anerkennen wollte bis zu jenem Tag, da Norpois, der Angehörige des diplomatischen Korps aus den neueren Schichten nicht besonders mochte, ihm versicherte, man könne sich als Schriftsteller ein ebenso großes Ansehen verschaffen und bei größerer Unabhängigkeit den gleichen Einfluß ausüben, als wenn man einer Botschaft attachiert sei.

»Hör zu, ich hätte es nicht geglaubt, aber der alte Norpois findet es gar nicht schlecht, daß du dich mit literarischen Plänen beschäftigst«, hatte mein Vater zu mir gesagt. Da er selbst ziemlich einflußreich war, glaubte er, daß es nichts gebe, was sich im Gespräch mit einflußreichen Leuten nicht klären und einer günstigen Lösung zuführen ließe: »Ich werde ihn an einem der nächsten Abende nach der Kommissionssitzung

zum Essen mitbringen. Du unterhälst dich bei dieser Gelegenheit ein Weilchen mit ihm, damit er dich einschätzen kann. Schreibe etwas Gutes, was du ihm dann vorlegen kannst; er ist sehr befreundet mit dem Herausgeber der *Revue des Deux Mondes* [1] ; er kann dich dort hineinbringen, auf solche Dinge versteht er sich nämlich, der alte Schlaumeier; und ich muß schon sagen, seine Meinung über die Diplomatie von heute . . .«

Das Glück, das es für mich bedeuten würde, nicht von Gilberte getrennt zu werden, weckte in mir den Wunsch, aber nicht das Vermögen, etwas Schönes zu schreiben, was ich Norpois hätte zeigen können. Nach ein paar einleitenden Seiten legte ich die Feder unmutig wieder aus der Hand und weinte vor Wut bei dem Gedanken, daß ich nie Talent haben würde, eben nicht begabt sei und nicht einmal die Chance eines dauernden Verbleibens in Paris würde nutzen können, die der baldige Besuch von Norpois mir bot. Einzig die Aussicht, die Berma nun doch sehen zu dürfen, lenkte mich von meinem Kummer ab. Doch ebenso, wie ich Stürme nur an den Küsten erleben wollte, wo sie am heftigsten tobten, hätte ich auch die große Schauspielerin nur in einer jener klassischen Rollen sehen wollen, wo sie, wie Swann mir gesagt hatte, geradezu sublim war. Denn wenn wir in der Hoffnung auf eine kostbare Entdekkung gewisse Natur- und Kunsteindrücke herbeisehnen, haben wir Bedenken, unsere Seele statt dessen geringeren Eindrücken zu öffnen, die uns über den wahren Wert des Schönen täuschen könnten. Die Berma in *Andromaque*, in *Les caprices de Marianne*, in *Phèdre* gehörte zu den berühmten Dingen, nach denen ich in der Phantasie so leidenschaftlich verlangte.[1] Das gleiche Entzükken wie an dem Tag, an dem eine Gondel mich vor den Tizian der Frarikirche[2] oder die Carpaccios von San Giorgio degli Schiavoni[3] führen würde, sollte ich verspüren, wenn ich je die Berma die Verse sprechen hörte:

On dit qu'un prompt départ vous éloigne de nous,

Seigneur, etc. [4]

Ich hab vernommen, Fürst, daß Ihr in Bälde reist . . .

Ich kannte sie in der einfachen Schwarz-Weiß-Wiedergabe der gedruckten Ausgaben; doch mein Herz schlug, wie beim Antritt einer Reise, höher bei dem Gedanken, daß ich sie wirklich in die Atmosphäre und das sonnige Licht jener goldenen Stimme getaucht würde sehen können. Ein Carpaccio in Venedig, die Berma in *Phèdre*, Meisterwerke der bildenden und der Schauspielkunst, die das Ansehen, das sie genossen, in mir so lebendig, das heißt so unteilbar machte, daß ich, hätte ich einen Carpaccio im Louvre oder die Berma in irgendeinem Stück gesehen, von dem ich noch nie etwas gehört hätte, nicht mehr das gleiche köstliche Erstaunen dabei empfunden hätte, endlich dem unbegreiflichen und einzigartigen Gegenstand von Tausenden und Abertausenden meiner Träume mit geöffneten Augen gegenüberzustehen. Da ich ferner vom Spiel der Berma Enthüllungen über gewisse Aspekte von Adel erwartete, von Schmerz, schien mir auch, alles Große und Wirkliche in diesem Spiel müsse stärker werden, wenn die Schauspielerin es an ein Werk von hohem Rang anknüpfe, als wenn sie Wahres und Schönes in einen Stoff einwebte, der alles in allem grob und mittelmäßig war.

Schließlich wäre es für mich, wenn ich die Berma in einem neuen Stück sähe, nicht leicht, mir über ihre Kunst, ihren Vortrag ein Urteil zu bilden, weil ich anhand eines mir nicht vertrauten Textes auch nicht würde feststellen können, was der Tonfall und das Gebärdenspiel hinzutaten; diese müßten mir vielmehr damit unauflöslich verbunden scheinen, während die alten Werke, die ich auswendig kannte, mir wie riesige leere, aufnahmebereite Räume erschienen, in denen ich die Erfindungen in voller Freiheit würde ermessen können, mit denen die Berma sie gleichsam a fresco, mit laufenden Kreationen

ihrer glücklichen Eingebung, ausschmücken würde. Leider spielte sie seit Jahren schon, nachdem sie die großen Häuser verlassen hatte und als Stern eines Boulevardtheaters dessen Erfolg ausmachte, keine Klassiker mehr, und ich mochte noch so begierig die Plakate durchforschen, sie zeigten immer nur ganz neue Stücke an, die von Modeschriftstellern eigens für sie verfaßt worden waren, bis ich eines Morgens beim Absuchen der Anschlagsäule nach Nachmittagsvorstellungen in der ersten Januarwoche zum ersten Mal – als Hauptteil der Vorstellung nach einem vermutlich uninteressanten Einakter, dessen Titel mir undurchsichtig war, da er sich auf eine ganz spezielle Handlung bezog, die ich nicht kannte – zwei Akte aus *Phèdre* mit Madame Berma in der Hauptrolle angezeigt fand, und für die folgenden Nachmittage *Le Demi-Monde* [1] , *Les caprices de Marianne*, Namen, die für mich ebenso wie *Phèdre* transparent waren, erfüllt von nichts als Klarheit, so gut kannte ich das Werk, erhellt bis auf den Grund von einem Lächeln der Kunst. In meinen Augen verliehen sie der Berma noch größeren Adel, als ich in den Zeitungen, unter dem Programm der entsprechenden Aufführungen, las, daß sie selbst es gewesen sei, die den Entschluß gefaßt habe, sich dem Publikum erneut in einigen früheren Rollen zu zeigen. Die Künstlerin wußte also, daß einige der von ihr verkörperten Bühnengestalten eine Bedeutung besaßen, die langlebiger ist als die Neuartigkeit bei ihrem ersten Erscheinen oder ihr Erfolg bei einer Wiederaufnahme; sie betrachtete sie als Museumsstücke, die man mit Nutzen noch einmal der Generation vor Augen führen würde, die sie darin bewundert, aber auch derjenigen, die sie noch nicht darin gesehen hatte. Indem sie so zwischen lauter Stücken, die nur dazu bestimmt waren, den Zuschauern einen Abend lang die Zeit zu vertreiben, *Phèdre* ansetzen ließ, ein Stück, dessen Titel nicht länger war und in den gleichen Lettern dastand wie die übrigen, machte sie gleichsam einen Zusatz zwischen den Zeilen, wie der einer Gastgeberin, die einen in dem Augenblick, da schon zu Tisch

gegangen wird, den Mitgästen vorstellt und bei der Nennung der Namen von Eingeladenen, die nichts weiter sind als das, im gleichen Ton einfließen läßt: Monsieur Anatole France.[1]

Der mich behandelnde Arzt – eben jener, der mir jede Reise untersagt hatte – riet meinen Eltern davon ab, mich ins Theater gehen zu lassen; ich würde krank nach Hause kommen, krank vielleicht auf lange Zeit, und schließlich von der Sache mehr Leiden als Vergnügen davontragen. Mit dieser Befürchtung hätte er mich zurückhalten können, wenn ich von einer solchen Vorstellung eben nur ein Vergnügen erwartet hätte, das durch späteres Leiden einfach zunichte gemacht würde, als Ausgleich. Doch ebenso wie bei der Reise nach Balbec, der Reise nach Venedig, die ich mir so glühend gewünscht hatte, war das, was ich von dieser Matinee erwartete, etwas ganz anderes als ein Vergnügen; es waren vielmehr Wahrheiten, die einer wirklicheren Welt angehörten als jener, in der ich lebte, Wahrheiten, die, wenn ich sie mir einmal angeeignet haben würde, mir nicht durch belanglose, wenn auch vielleicht körperlich schmerzhafte Zwischenfälle meines müßigen Daseins geraubt werden könnten. Das Vergnügen, das ich während der Aufführung haben würde, erschien mir höchstens als die vielleicht unerläßliche Form, in der ich diese Wahrheiten in mein Bewußtsein überführen konnte, und so wünschte ich mir nur, daß die vorausgesagten Beschwerden erst nach Schluß der Vorstellung einsetzen möchten, damit diese nicht durch sie beeinträchtigt und verfälscht werden könnte. Ich drang mit Bitten in meine Eltern, die seit der Visite des Arztes mir nicht mehr erlauben wollten, in *Phèdre* zu gehen. Wieder und wieder sprach ich mir die Stelle vor:

On dit qu'un prompt départ vous éloigne de nous . . .

Ich hab vernommen, daß Ihr in Bälde reist . . .

und suchte dabei jeden nur möglichen Tonfall zu treffen, um desto besser den unerwarteten einen zu erkennen, den die Berma dafür finden würde. Verborgen wie das Allerheiligste hinter dem Vorhang, wo ich sie mir von Augenblick zu Augenblick in anderer Gestalt vorstellte, jenen Worten Bergottes entsprechend – in der kleinen Schrift, die Gilberte wiedergefunden hatte –, die mir wieder in den Sinn kamen: »Formgewordener Adel, christliches Büßerhemd, jansenistische Bläs(„Fürstin von Trözene zugleich und Prinzessin von Clèves, mykenisches Drama, delphisches Symbol, Sonnenmythos«[1] , thronte denn die göttliche Schönheit, die das Spiel der Berma mir offenbaren sollte, Tag und Nacht auf einem von nie verlöschenden Lichtern strahlenden Altar auf dem tiefsten Grund meines Geistes, über den meine gleichzeitig strengen und leichtfertigen Eltern befinden wollten, nämlich ob er oder nicht – wenn, dann aber für alle Zeiten – die Vollkommenheiten der entschleierten Göttin an jener Stätte in sich aufnehmen sollte, an der ihre unsichtbare Gestalt sich erhob. Mit starr auf das unfaßbare Bild gehefteten Blicken kämpfte ich von morgens bis abends gegen die Schwierigkeiten, die die Meinen mir machten. Doch als sie überwunden waren, als meine Mutter – obwohl die Matinee ausgerechnet an dem Tag der Kommissionssitzung stattfand, von der mein Vater Norpois zum Abendessen mit nach Hause bringen wollte – zu mir sagte: »Hör zu, wir möchten dir keinen Kummer bereiten; wenn du glaubst, daß es dir wirklich so großes Vergnügen macht, mußt du eben hingehen«, als dieser bis dahin verbotene Theaterbesuch nur noch von mir abhing, da – wo ich nun nicht mehr damit beschäftigt war, ihn trotz allem durchzusetzen – fragte ich mich zum ersten Mal, ob er eigentlich so erstrebenswert sei, ob nicht noch andere Gründe als das Verbot meiner Eltern mich hätten bewegen sollen, lieber darauf zu verzichten. Zunächst einmal machte die Einwilligung mir meine Eltern, nachdem ich ihnen eben noch ihre Grausamkeit nachgetragen hatte, so lieb, daß der Gedanke, ihnen weh zu

tun, mir selbst weh tat, was bewirkte, daß der Sinn des Lebens mir nicht mehr die Wahrheit, sondern die Liebe zu sein schien und daß es mir gut oder schlecht einzig in dem Maße vorkam, wie meine Eltern glücklich oder unglücklich wären. »Ich möchte lieber nicht hingehen, wenn ihr euch deswegen Kummer macht«, sagte ich zu meiner Mutter, die mir aber jeden Schatten eines Verdachtes, sie könne traurig sein, zu nehmen suchte; denn das, meinte sie, könne mir das Vergnügen an *Phèdre* rauben, um dessentwillen ja gerade sie und mein Vater ihren Widerstand aufgegeben hatten. Nun aber erschien mir diese Art von Verpflichtung, Vergnügen empfinden zu müssen, doch sehr bedrückend. Würde ich außerdem, wenn ich krank nach Hause käme, rasch genug wieder gesund sein, um nach den Ferien, sobald Gilberte zurückkäme, wieder in die Anlagen der Champs-Élysées zu gehen? Allen diesen Gründen stellte ich, um zu entscheiden, welche Seite den Sieg davontragen sollte, die hinter ihrem Schleier unsichtbare Idee der Vollkommenheit der Berma gegenüber. In eine der Waagschalen legte ich: »Mamas Kummer spüren, Gefahr laufen, nicht in die Champs-Élysées gehen zu können«, in die andere »jansenistische Blässe, Sonnenmythos«; doch selbst diese Worte verdunkelten sich vor meinem Geist, sie sagten mir nichts mehr, verloren ihr Gewicht; meine Zweifel wurden allmählich so quälend, daß ich mich jetzt für den Theaterbesuch nur noch entschieden hätte, um ihnen ein für allemal ein Ende zu bereiten und mich von ihnen zu befreien. Nur noch, um mein Leiden abzukürzen, und nicht mehr in der Hoffnung auf einen geistigen Gewinn und von den Reizen der Vollkommenheit magisch angezogen, hätte ich mich zu jener führen lassen, die nun nicht mehr die Weise Göttin war, sondern die – heimlich hinter dem Schleier ihr untergeschobene – Unerbittliche ohne Antlitz und ohne Namen. Doch mit einem Schlag änderte sich alles. Mein Verlangen, die Berma zu sehen, erhielt einen neuen Auftrieb, der es mir ermöglichte, in Freude und Ungeduld dieser »Matinee« zu harren: Als ich bei

meiner erst seit kurzer Zeit so quälenden täglichen Station vor der Theatersäule sozusagen als Säulenheiliger verweilte, erblickte ich die detaillierte, noch ganz feuchte Anzeige von *Phèdre*, die eben zum erstenmal angebracht worden war (und in der, offen gesagt, die übrige Besetzung mir keine neue Verlockung bot, die meine Entscheidung hätte herbeiführen können). Doch verlieh sie dem einen der beiden Ziele, zwischen denen ich in meiner Unentschiedenheit schwankte, eine deutlichere und – dadurch, daß die Anzeige nicht das Datum des Tages trug, an dem ich sie las, sondern das des Aufführungstages und sogar der Stunde, zu der der Vorhang aufgehen würde – nahezu gegenwärtige, schon in Verwirklichung begriffene Gestalt, so daß ich vor der Säule einen Freudensprung machte beim Gedanken, daß ich genau zu jener angegebenen Stunde bereit und auf meinem Platz sein würde, um die Berma zu sehen; und aus Angst, meine Eltern könnten nicht mehr Zeit haben, zwei gute Plätze für meine Großmutter und mich zu bekommen, war ich in einem Satz zu Hause, getrieben von jenen magischen Worten, die in meinen Gedanken »jansenistische Blässe« und »Sonnenmythos« ersetzt hatten: »Die Damen werden ersucht, auf den Orchestersitzen die Hüte abzunehmen; die Türen werden um zwei Uhr geschlossen.«

Ach! Diese erste Matinee war eine große Enttäuschung. Mein Vater schlug vor, meine Großmutter und mich beim Theater abzusetzen, wenn er zur Kommissionssitzung führe. Beim Aufbruch sagte er zu meiner Mutter: »Sorg auch dafür, daß wir was Gutes zum Abendessen haben; du hast doch nicht vergessen, daß ich Norpois mitbringe?« Meine Mutter hatte es nicht vergessen. Françoise aber, glücklich darüber, sich jener Kunst des Kochens hinzugeben, für die sie zweifellos eine besondere Begabung besaß, im übrigen stimuliert durch die Aussicht auf einen neuen Gast und wohlwissend, sie solle nach nur ihr bekannten Methoden einen Bœuf à la gelée zubereiten[1] , lebte seit dem Vortag im Rausch der Inspiration; da sie auf die einwandfreie Beschaffenheit der Materialien, die

bei der Herstellung ihres Werkes gebraucht wurden, größten Wert legte, ging sie – so wie Michelangelo acht Monate in den Bergen von Carrara verbrachte, um die vollkommensten Marmorblöcke für das Grabmal Julius' des Zweiten auszuwählen – selbst in die Markthallen, um sich die schönsten Teile Lendenstück, Rinderhaxe und Kalbsfuß zu beschaffen. Françoise legte bei diesen Gängen einen solchen Eifer an den Tag, daß Mama beim Anblick ihres glühenden Gesichts fürchtete, unsere alte Köchin könnte, wie der Schöpfer der Mediceergräber in den Steinbrüchen von Pietrasanta, vor Überanstrengung einen Zusammenbruch erleiden.[1] Am Vortag schon hatte Françoise das, was sie »Neff-Yorkschinken« nannte, in seiner schützenden Hülle aus Brotteig, rosigem Marmor gleich, zum Bäcker geschickt. In der Meinung, die Sprache sei weniger reich, als sie ist, und ihr Gehör eher unzuverlässig, hatte sie, als sie die Bezeichnung Yorkschinken zum ersten Male vernahm, wohl geglaubt – zumal sie es als eine unwahrscheinliche Verschwendung ansah, daß im Wortschatz nebeneinander York und New York existieren sollten – , sie habe nicht recht verstanden und es sei jener Name gemeint, den sie bereits kannte. Von da an bekam das Wort York in ihren Ohren – oder wenn sie eine Annonce las, vor ihren Augen – immer den Vorschlag New, den sie »Neff« aussprach. Vollkommen guten Glaubens trug sie daher auch dem Küchenmädchen auf: »Geh, hol mir Schinken bei Olida[2] . Madame hat mir ausdrücklich ans Herz gelegt, es soll Neff-Yorkschinken sein.« Wenn nun an dem bewußten Tag Françoise die glühende Gewißheit der großen Schaffenden erfüllte, bestand mein Los in der quälenden Unruhe des Forschenden. Sicher war, daß ich, solange ich die Berma noch nicht gesehen hatte, voller Freude war. Freude empfand ich auf der kleinen Grünanlage vor dem Theater, dessen kahle Kastanienbäume zwei Stunden später im metallischen Widerschein der entzündeten Gaslampen schimmern würden, die jedes kleinste Detail des Astwerks offenbarten; Freude auch

noch angesichts des Kontrollpersonals, dessen Auswahl und Beförderung, ja dessen Schicksal ganz von der großen Künstlerin abhingen – die allein innerhalb des Verwaltungsapparates, an dessen Spitze kurzlebige Direktoren in unmerklicher, anonymer Folge einander ablösten, die Macht innehatte – und das unsere Eintrittskarten entgegennahm, ohne uns eines Blickes zu würdigen, so sehr waren sie von der Sorge in Anspruch genommen, ob auch alle Anweisungen von Madame Berma den neuen Angestellten bekannt seien, ob es klar sei, daß die Claque niemals ihr selbst Beifall spenden dürfe, daß die Fenster, solange sie nicht auf der Bühne war, geöffnet bleiben, sämtliche Türen aber sofort nach ihrem Auftreten geschlossen werden sollten, daß ein versteckt in ihrer Nähe aufgestelltes Gef äß mit heißem Wasser dafür zu sorgen habe, daß sich der Bühnenstaub niederschlage; tatsächlich mußte ja gleich ihr mit zwei langmähnigen Pferden bespannter Wagen vor dem Theater halten, sie würde in Pelze gehüllt aussteigen, mit einer mürrischen Gebärde Grüße erwidern und eine ihrer Zofen ausschicken, um nach der Proszeniumsloge zu sehen, die für ihre Freunde reserviert war, nach der Temperatur des Zuschauerraums, wer die Logen innehabe, ob die Schließerinnen alle adrett aussähen; denn Theater und Publikum waren für sie nur ein zweites, sie weiter außen umhüllendes Gewand, das sie sich umlegen und als einen mehr oder weniger guten Wärmeleiter für ihr Talent empfinden würde. Glücklich war ich selbst noch im Zuschauerraum; seitdem ich wußte, daß – entgegen meiner so lange gehegten kindlichen Vorstellung – es nur eine Bühne für alle gab, glaubte ich nämlich, die Sicht würde durch die anderen Zuschauer behindert, so wie es in einer Menschenmenge geschieht; nun aber ging mir auf, daß im Gegenteil dank einer Anordnung, die gleichsam ein Symbol jeglicher Wahrnehmung ist, jeder sich im Mittelpunkt des Theaters fühlt; das erklärte mir auch, wieso Françoise, als wir sie einmal ein Rührstück von einem Platz im dritten Rang aus hatten ansehen lassen, beim Nachhausekommen erklärt hatte,

ihr Platz sei der beste im ganzen Theater gewesen; statt daß er ihr zu weit von der Bühne entfernt gewesen war, habe sie sich im Gegenteil durch die geheimnisvoll lebendige Nähe des Vorhangs eingeschüchtert gefühlt. Meine Freude steigerte sich noch, als ich dann hinter diesem noch geschlossenen Vorhang verworrene Geräusche hörte, wie man sie unter der Schale eines Eies vernimmt, bevor das Küken ausschlüpft, Geräusche, die allmählich zunahmen und sich plötzlich aus dieser für unsere Augen unzugänglichen Welt, die aber ihrerseits uns mit ihren Blicken umfaßt, in ganz unbezweifelbarer Weise in der gebieterischen Form eines dreimaligen Klopfens, das so aufregend war wie Signale vom Planeten Mars, an uns wandten. Und als, nachdem dieser Vorhang aufgegangen war, auf der Bühne ein Schreibtisch und ein Kamin von übrigens ziemlich durchschnittlichem Aussehen noch dazu andeuteten, daß es sich bei den Personen, die jetzt auftreten würden, nicht um Schauspieler handelte, die – wie ich es einmal bei einer Abendveranstaltung erlebt hatte – nur etwas vortrugen, sondern um Menschen, die zu Hause einen Tag ihres Lebens lebten, in das ich heimlich eindrang, ohne daß sie es merkten, hielt meine Freude noch immer an; sie wurde durch eine kurze Beunruhigung unterbrochen: gerade als ich die Ohren spitzte, traten, noch ehe das Stück begann, zwei Männer über die Bühne ein, offenbar in höchstem Zorn, denn sie sprachen so laut, daß man im Zuschauerraum, in dem doch mehr als tausend Personen saßen, jedes Wort hören konnte, während man in einem kleinen Café darauf angewiesen ist, sich beim Kellner zu erkundigen, was zwei Individuen, die sich in den Haaren liegen, zueinander sagen; doch im gleichen Augenblick, erstaunt darüber, daß das Publikum ihnen zuhörte, ohne sich zu beschweren, und in einhelliges Schweigen versunken war, aus dem bald hier, bald dort Gelächter aufklang, begriff ich, daß diese unverschämten Kerle die Schauspieler waren und daß das kleine vorhergehende Stück, das man »Lever de Rideau« nennt, bereits begonnen hatte. Es folgte eine Pause,

die so lang war, daß die Zuschauer, die ihre Plätze schon wieder eingenommen hatten, ungeduldig wurden und mit den Füßen trampelten. Ich war erschreckt darüber; denn ebenso wie ich, wenn ich in einem Prozeßbericht las, daß ein edler Mann auftreten und gegen seine eigenen Interessen zugunsten eines Unschuldigen aussagen wolle, immer Angst hatte, daß man vielleicht nicht nett genug zu ihm wäre und ihm nicht genügend Dankbarkeit bezeigte, ihn nicht reich genug belohnte und er sich daraufhin angewidert auf die Seite der Ungerechtigkeit schlagen könnte, so befürchtete ich hier unter Gleichsetzung von Tugend und Genie, die Berma könnte aus Empörung über die schlechten Manieren eines so ungezogenen Publikums – viel lieber wäre mir gewesen, sie hätte mit Befriedigung in diesem ein paar Berühmtheiten entdeckt, auf deren Urteil sie Wert legte – ihm ihre Unzufriedenheit und Verachtung durch schlechtes Spiel zu verstehen geben. So warf ich den stampfenden Rohlingen, die in ihrer Raserei den zerbrechlichen, kostbaren Eindruck zunichte zu machen drohten, den ich mir hier erhoffte, flehende Blicke zu. Ihre letzten Augenblicke verlebte meine Freude schließlich während der ersten Szenen von *Phèdre*. Die Gestalt der Phädra erscheint ja bekanntlich zu Beginn des zweiten Aktes nicht; und doch trat, sobald der Vorhang aufgegangen war und ein zweiter aus rotem Samt sich geteilt hatte, der in allen Stücken, in denen die gefeierte Künstlerin spielte, die Tiefe der Bühne verdoppelte, durch die Mitte eine Schauspielerin auf, deren Gesicht und Stimme nach der Beschreibung, die ich bekommen hatte, die der Berma waren. Offenbar war die Besetzung geändert worden, und all mein Bemühen beim Studium der Rolle von Theseus' Gattin war jetzt umsonst. Dann aber nahm eine zweite Schauspielerin den Dialog mit der ersten auf. Offenbar hatte ich mich getäuscht, als ich jene für die Berma hielt, denn diese zweite glich ihr noch mehr und besaß auch, eher als die andere, ihre Diktion. Alle beide übrigens begleiteten, während sie ihre schönen peplosartigen Gewänder rafften, ihre Rede

mit edlen Gebärden – die ich deutlich erkennen und auch in die richtige Beziehung zu dem Gesprochenen setzen konnte – und trugen sie in einem kunstreichen Tonfall vor, der bald leidenschaftlich bewegt, bald ironisch war und mir die Bedeutung so manchen Verses entdeckte, den ich zu Hause gelesen hatte, ohne seinen Sinn genügend zu beachten. Plötzlich aber erschien in der Öffnung des roten Vorhangs vor dem Heiligtum wie in einem Rahmen eine Frau, und an meiner Angst – einer viel größeren Angst als die der Berma es hätte sein können –, man würde sie stören, indem man ein Fenster öffnete, man würde den Klang eines ihrer Worte beeinträchtigen, indem man mit dem Programm raschelte, man würde sie aus der Stimmung bringen, indem man ihren Gefährtinnen Beifall spendete oder ihr selbst zu wenig; an meiner Art auch – einer absoluteren Art als der der Berma –, von dieser Sekunde an Zuschauerraum, Publikum, Schauspieler, Stück und meinen eigenen Körper nur als ein akustisches Medium zu betrachten, dessen Bedeutung sich einzig darin messen ließ, wie günstig es für die Modulationen dieser Stimme war, erkannte ich im gleichen Augenblick, daß die beiden Schauspielerinnen, die ich seit ein paar Minuten bewunderte, keine Ähnlichkeit mit jener hatten, die zu hören ich gekommen war. Gleichzeitig aber schwand all meine Freude dahin; so sehr ich auch meine Augen, meine Ohren und meinen Geist auf die Berma richtete, um mir auch nicht den allergeringsten Grund entgehen zu lassen, den sie mir geben würde, um sie zu bewundern, es gelang mir nicht, einen einzigen zu entdecken. Ich vermochte nicht einmal in ihrer Diktion und in ihrem Spiel wie bei ihren Gefährtinnen einfühlsame Akzente und schöne Gebärden wahrzunehmen. Ich hörte ihr zu, wie ich *Phèdre* gelesen hätte oder als ob Phädra selbst in diesem Augenblick die Dinge gesagt hätte, die ich hörte, ohne daß das Talent der Berma irgend etwas hinzuzufügen schien. Am liebsten hätte ich – um mir einen tieferen Eindruck zu verschaffen, um nach dem Schönen darin forschen zu können – jeden Akzent der Künst-

lerin, jeden Ausdruck ihrer Mimik angehalten und lange unbeweglich vor mir stehen lassen; so versuchte ich wenigstens – mit aller mir zur Verfügung stehenden geistigen Beweglichkeit – meine ganze Aufmerksamkeit schon vor einem Vers einzurichten und einzustellen, um auch nicht das kleinste Teilchen von der Dauer eines Wortes oder einer Gebärde für Vorbereitungen verwenden zu müssen und – dank meiner derart gespannten Aufmerksamkeit – so tief in sie eindringen zu können, wie ich es getan hätte, wenn mir unendlich viel Zeit zur Verfügung gestanden hätte. Wie kurz aber war diese Zeit! Kaum hatte ein Klang mein Ohr erreicht, so trat schon der nächste an seine Stelle. In einer Szene, in der die Berma den Arm bis zur Höhe ihres Gesichts erhebt und dank einem Beleuchtungseffekt in grünliches Licht getaucht, vor einer Dekoration, die das Meer darstellt, einen Augenblick unbeweglich stehenbleibt, brach das Parkett in Beifallsstürme aus, aber schon hatte die Schauspielerin ihren Platz verlassen, und das Bild, das ich so gern studiert hätte, existierte nicht mehr. Ich sagte zu meiner Großmutter, ich sähe nicht gut, und sie gab mir ihr Opernglas. Wenn man aber an die Wirklichkeit der Dinge glaubt, bewirkt ihre Verdeutlichung durch ein künstliches Mittel noch lange nicht, daß man sich ihnen auch nahe fühlt. Ich vermeinte nun, nicht mehr die Berma vor mir zu haben, sondern ihr Bild in einem Vergrößerungsglas. Ich legte das Instrument wieder weg; vielleicht war aber das durch die Entfernung verkleinerte Bild, das mein Auge erreichte, auch nicht genauer; welche der beiden Bermas war nun die echte? Mit großen Erwartungen hatte ich der Liebeserklärung an Hippolyt entgegengesehen, in der sie, nach der raffinierten Sinngebung zu urteilen, mit der ihre Gefährtinnen unaufhörlich weit weniger schöne Stellen versahen, mit Bestimmtheit gegenüber dem, was ich mir zu Hause bei der Lektüre vorgestellt hatte, viel überraschendere Akzente finden würde; doch brachte sie es nicht einmal zu denen, die Oenone und Aricie dafür gefunden hätten, sondern würdigte den gan-

zen Passus zu einem einförmigen Singsang herab, in dem die scharfen Gegensätze, deren Wirkung eine auch nur mittelmäßige Tragödin, ja sogar eine Lyzeumsschülerin sich nicht hätte entgehen lassen, völlig verlorengingen; zudem haspelte sie ihn derart schnell herunter, daß mein Geist erst, als sie beim letzten Vers angelangt war, die gewollte Monotonie im Vortrag der ersten erfaßte.

Endlich brach in mir ein erstes Gefühl der Bewunderung durch: es wurde durch den frenetischen Beifall der Zuschauer geweckt. Im Bemühen, diesen zu verlängern, schloß ich mich ihm an, damit die Berma aus Dankbarkeit sich noch selbst überträfe und ich gewiß sein könnte, ich hätte sie an einem ihrer glanzvollsten Tage erlebt. Merkwürdig ist übrigens, daß, wie ich später erfuhr, in dem Moment, da dieser Beifallssturm im Publikum losbrach, die Berma tatsächlich einen ihrer besten Einfälle anbringt. Es ist, als ob gewisse höhere Realitäten eine Ausstrahlung haben, für die die Menge ein Organ besitzt. So rufen ja auch bei manchen Ereignissen, wenn zum Beispiel an der Grenze ein Heer in Gefahr, geschlagen oder siegreich ist, die ziemlich dunklen Nachrichten, die man erhält und aus denen der Gebildete nicht viel zu entnehmen weiß, in der Menge eine Bewegung hervor, die jenen überrascht und in der er, nachdem die Sachverständigen ihn über die tatsächliche militärische Lage ins Bild gesetzt haben, die Fähigkeit des Volkes erkennt, jene »Aura« wahrzunehmen, die große Ereignisse umgibt und auf Hunderte von Kilometern hin sichtbar sein kann. Die Kunde von einem Sieg erhält man entweder erst später, wenn der Krieg schon zu Ende ist, oder auf der Stelle durch den Freudenrausch des Concierge. Man entdeckt einen genialen Zug im Spiel der Berma acht Tage, nachdem man sie gesehen hat, anhand der Zeitungskritik oder sofort, aufgrund des Begeisterungstaumels, der im Parkett ausbricht. Da aber diese spontane richtige Einsicht der Menge mit hundert anderen, vollkommen falschen durchsetzt ist, rührte sich der Applaus meist an der verkehrten Stelle, ganz abgesehen

davon, daß er rein mechanisch durch die Stärke der vorhergehenden Kundgebungen ausgelöst wurde, so wie das Meer, wenn der Sturm es erst einmal genügend aufgepeitscht hat, noch weiterhin machtvoll anschwillt, auch wenn der Wind nicht mehr zunimmt. Jedenfalls kam es mir, je mehr ich applaudierte, vor, als hätte die Berma immer vorzüglicher gespielt. »Die strengt sich wenigstens an«, sagte neben mir eine ziemlich gewöhnliche Frau, »die legt sich auch richtig ins Zeug und schont sich nicht; die tut, was sie kann; das nenne ich noch spielen.« Und glücklich, solche Gründe für die Größe der Berma zu entdecken, obwohl diese damit so wenig erklärt war wie die der *Mona Lisa* oder des *Perseus* von Benvenuto[1] durch den Ausruf eines Bauern: »Das ist solide gemacht, alles gut und gediegen! Eine Arbeit muß das gewesen sein!«, so berauschte auch ich mich am derben Wein dieser Volksbegeisterung. Gleichwohl spürte ich, als der Vorhang gefallen war, eine Art Enttäuschung, daß die Freude, nach der ich mich so gesehnt hatte, nicht größer gewesen war, zugleich jedoch auch das Bedürfnis, sie möglichst zu verlängern, ja nach Verlassen des Zuschauerraums mich nie wieder von diesem Leben im Theater zu trennen, an dem ich ein paar Stunden lang teilgenommen hatte und das ich nur mit Gefühlen, als ginge es ins Exil, aufgegeben hätte, um unverzüglich nach Hause zurückzukehren, wenn ich nicht hätte hoffen können, dort viel über die Berma zu erfahren, durch ihren Bewunderer, dem ich es verdankte, daß ich *Phèdre* überhaupt hatte sehen dürfen: Norpois. Ich wurde ihm vor dem Abendessen durch meinen Vater vorgestellt, der mich zu diesem Zweck in sein Arbeitszimmer kommen ließ. Bei meinem Eintreten stand der Botschafter auf, neigte seine hohe Gestalt und musterte mich aufmerksam mit seinen blauen Augen. Da die durchreisenden Fremden, die ihm zu der Zeit vorgestellt wurden, als er noch Frankreich repräsentierte, mehr oder weniger – bis hin zu berühmten Sängern – Personen von einem gewissen Ansehen waren und er infolgedessen recht gut wußte, daß

er später, wenn in Paris oder Sankt Petersburg ihr Name fiel, würde sagen können, er erinnere sich noch gut an den Abend, den er mit ihnen in München oder Sofia verbracht habe, hatte er die Gewohnheit angenommen, ihnen durch eine ihm eigene Leutseligkeit seine Befriedigung darüber zu bekunden, daß er sie kennenlernte; überzeugt außerdem, daß im Leben der Hauptstädte, in der Berührung mit den interessanten Persönlichkeiten, die dort durchkommen, und mit den Gebräuchen der Bevölkerung, die sie bewohnt, man eine gründlichere Kenntnis, als Bücher sie vermitteln könnten, von der Geschichte, der Geographie, den Sitten der verschiedenen Nationen, dem geistigen Leben Europas erwirbt, bediente er sich bei jedem Neuauftauchenden seiner scharfen Beobachtungsgabe, um auf der Stelle zu erfahren, mit was für einer Art von Mensch er es zu tun hatte. Die Regierung hatte ihn seit langem mit keinem Auslandsposten mehr betraut, doch sobald ihm jemand vorgestellt wurde, begannen seine Augen, als hätten sie von seinem derzeitigen Ruhestand keine Kenntnis erhalten, mit Erfolg zu forschen, während er durch seine ganze Haltung zum Ausdruck bringen wollte, daß der Name des Fremden ihm nicht unbekannt sei. Die ganze Zeit über, als er sich mit mir in liebenswürdiger Weise und mit der gewichtigen Miene eines Mannes unterhielt, der sich seiner breiten Erfahrung bewußt ist, unterließ er es denn auch keinen Augenblick, mich mit durchdringender und zweckbezogener Neugier zu mustern, als sei ich ein exotischer Brauch, ein instruktives Bauwerk oder eine Diva auf Tournee. Auf diese Weise legte er mir gegenüber gleichzeitig die majestätische Liebenswürdigkeit des weisen Mentor und die eifrig bemühte Wißbegier des jungen Anacharsis[1] an den Tag.

Hinsichtlich der *Revue des Deux-Mondes* bot er mir gar nichts an, doch stellte er mir eine Reihe von Fragen über mein bisheriges Leben, meine Studien und Neigungen, von denen ich zum ersten Mal in einer Weise sprechen hörte, als könne es vernünftig sein, ihnen nachzugeben, während ich bislang

geglaubt hatte, es sei notwendig, sie zu bekämpfen. Da sie mich nach der Seite der Literatur hinzogen, bemühte er sich nicht, mich von ihr abzubringen; er sprach vielmehr von ihr mit der Achtung, mit der man etwa eine verehrungswürdige und bezaubernde Person erwähnt, deren erlesenen Kreis in Rom oder Dresden man in bester Erinnerung behalten hat, doch infolge der zwingenden Verpflichtungen, die einem das Leben auferlegt, leider nur so selten aufsuchen kann. Mit einer fast lüsternen Miene schien er mich um die süßen Augenblicke zu beneiden, die ich, glücklicher und freier als er, mit ihr verbringen würde. Doch schon die Wendungen, die er gebrauchte, ließen mir die Literatur als etwas völlig anderes erscheinen, als ich mir in Combray darunter vorgestellt hatte, und es wurde mir klar, daß ich doppelt recht gehabt hatte, sie aufzugeben. Bis dahin war ich mir nur bewußt geworden, daß ich zum Schreiben keine Begabung besaß; Norpois benahm mir nun auch noch das Verlangen danach. Ich wollte ihm meine Träume von einst schildern; vor Erregung zitternd litt ich bei der Vorstellung, daß nicht jedes meiner Worte ein möglichst getreues Äquivalent dessen sei, was ich gefühlt, doch nie zu formulieren versucht hatte; daraus ergab sich natürlich, daß meine Worte ganz und gar unklar blieben. Aus beruflicher Gewohnheit vielleicht oder auch aufgrund der Gelassenheit, die jeder Mann in bedeutender Stellung an sich hat, wenn er um Rat gefragt wird, und der, da er ganz genau weiß, daß die Unterhaltung ihm nicht aus den Händen gleiten kann, den vor ihm Stehenden zappelnd sich bemühen und nach Belieben abrackern läßt, möglicherweise auch, um seinen Charakterkopf (den er selbst für griechisch hielt, trotz der großen Koteletten) besser zur Geltung zu bringen, bewahrte Norpois, während man ihm etwas auseinandersetzte, eine so völlig unbewegte Miene, daß es war, als spräche man zu einer antiken – und tauben – Porträtbüste in einer Glyptothek. Plötzlich dann, hallend wie der Hammer des Auktionators oder ein delphisches Orakel, beeindruckte einen die antwor-

tende Stimme des Botschafters um so mehr, als sein Gesicht nichts von der Art des Eindrucks hatte erraten lassen, den man ihm vermittelt hatte, oder von dem Rat, den er erteilen würde.

»Ganz genau so«, sagte er plötzlich zu mir, als sei die Sache bereits entschieden, nachdem er mich unter seinem unbeweglichen Blick, der keinen Moment von mir abließ, hatte Blech reden lassen, »liegt der Fall bei dem Sohn eines meiner Freunde, der, *mutatis mutandis*, ebenso ist wie Sie« (er sprach nunmehr von der uns gemeinsamen Neigung in dem gleichen zuversichtlichen Ton, als handle es sich um eine Veranlagung nicht für die Literatur, sondern zum Rheumatismus und als wolle er mir dartun, daß man nicht daran stirbt). »Er hat denn auch vorgezogen, den Quai d'Orsay[1] zu verlassen, wo seine Laufbahn dank seinem Vater gleichwohl klar vorgezeichnet vor ihm lag, und, ohne sich um die Meinung der anderen zu kümmern, schriftstellerisch zu arbeiten begonnen. Er hat sicher keinen Grund, diesen Schritt zu bereuen. Vor zwei Jahren hat er – im übrigen ist er natürlich um einiges älter als Sie – ein Werk über das Gefühl des Unendlichen am östlichen Ufer des Victoria-Nyanza-Sees veröffentlicht und in diesem Jahr ein weniger umfangreiches, aber mit gewandter, manchmal sogar recht spitzer Feder geschriebenes über das Repetiergewehr in der bulgarischen Armee, Werke, die beide in ihrer Art ganz einzig dastehen.[2] Er hat bereits recht erfolgreich seinen Weg gemacht und ist nicht der Mann, dabei stehenzubleiben; ich weiß, daß sein Name, wenn auch der Gedanke an eine Kandidatur nicht unmittelbar ins Auge gefaßt wurde, doch zwei- oder dreimal in der Unterhaltung, und zwar in keineswegs abträglicher Weise, in der Académie des Sciences morales gefallen ist. Wenn man also auch noch nicht sagen kann, daß er den Gipfel erreicht hat, so hat er sich doch bereits in zähem Ringen eine hübsche Position erkämpft, und der Erfolg, der nicht immer nur Wirrköpfen und Krakeelern zufällt oder Großsprechern, die fast immer nur Maulhelden sind, der Erfolg hat seine Mühen gelohnt.«

Mein Vater, der mich bereits in einigen Jahren als Akademiemitglied sah, strahlte eine Befriedigung aus, die ihren Höhepunkt erreichte, als Norpois nach kurzem Zögern, währenddessen er offenbar die Folgen seiner Handlung zu ermessen bemüht war, seine Karte zog und zu mir sagte: »Besuchen Sie ihn doch mit einem Gruß von mir, er kann Ihnen sicherlich nützliche Ratschläge geben«, wobei er mich mit diesen Worten in eine so schmerzliche Aufregung versetzte, als kündigte er mir an, ich müsse morgen als Schiffsjunge mit einem Segler auf große Fahrt.

Meine Tante Léonie hatte mir neben vielen eher lästigen Gegenständen und Möbeln auch fast ihr gesamtes Barvermögen vermacht und damit nach ihrem Tod eine Zuneigung für mich offenbart, die ich zu ihren Lebzeiten nicht vermutet hatte. Mein Vater, der dieses Vermögen bis zum Zeitpunkt meiner Mündigkeit zu verwalten hatte, zog Norpois wegen der richtigen Anlage in einigen Fällen zu Rate. Dieser empfahl schwach verzinsliche Werte, die er für besonders solide hielt, nämlich englische Konsols und den russischen Vierprozentigen.[1] »Mit solchen erstklassigen Anlagewerten«, sagte Norpois, »sind Sie, wenn auch der Ertrag nicht sehr bedeutend ist, wenigstens ganz sicher, daß der Kapitalwert nie schwinden kann.« Mein Vater teilte ihm sonst noch in großen Zügen mit, was er gekauft hatte. Norpois beglückwünschte ihn mit einem fast unmerklichen Lächeln: Wie alle Kapitalisten hielt er Vermögen für etwas höchst Erstrebenswertes, fand es aber eleganter, dem Besitz anderer nur durch ein kaum sichtbares Zeichen heimlichen Einverständnisses seine Wertschätzung auszudrücken; da er andererseits selbst kolossal reich war, glaubte er seinen guten Geschmack zu beweisen, indem er die bescheideneren Einkünfte eines anderen als beachtlich hinstellte, wobei er dann doch mit einem sehr behaglichen Glücksgefühl wieder an die Überlegenheit der seinen dachte. Dagegen zögerte er nicht, meinem Vater zu der »Komposition« seines Effektenfonds zu gratulieren, die »sehr sicher, sehr

einfühlend, mit erlesenem Geschmack« vorgenommen sei. Es klang, als ob er den Börsenwerten in ihrer Beziehung zueinander oder auch bereits an sich etwas wie ästhetische Qualitäten zuerkannte. Von einer noch ziemlich neuen, wenig bekannten Aktie, die mein Vater erwähnte, sagte Norpois im Ton der Leute, die die Bücher gelesen haben, die man allein zu kennen glaubte: »O doch, ich habe mich eine Zeitlang damit vergnügt, ihre Notierungen zu verfolgen, sie ist nicht uninteressant«, und zwar stellte er das mit dem rückblickend faszinierten Lächeln des Abonnenten einer Zeitschrift fest, der im Feuilleton den letzten Fortsetzungsroman gelesen hat. »Ich würde Ihnen nicht abraten, bei der demnächst erfolgenden Emission zu zeichnen. Sie ist tatsächlich sehr reizvoll, die Titel werden zu verlockenden Preisen offeriert.« Da mein Vater jedoch bei ein paar älteren Papieren sich an die Bezeichnung nicht genau erinnerte, die man leicht mit dem Namen ähnlicher Werte verwechseln konnte, schloß er eine Schublade auf, entnahm ihr die betreffenden Titel und zeigte sie dem Botschafter. Ihr Anblick entzückte mich; sie waren mit spitzen Kirchtürmen und allegorischen Figuren verziert wie gewisse aus der Zeit der Romantik stammende Ausgaben, in denen ich früher geblättert hatte. Alles, was aus derselben Zeit stammt, ähnelt sich; dieselben Künstler, die die Gedichtbände einer Epoche illustrieren, werden auch von den Finanzgesellschaften beschäftigt. Und nichts erinnert mehr an bestimmte alte Lieferungen von *Notre-Dame de Paris* [1] oder von Werken Gérard de Nervals, wie sie in der Auslage der Gemischtwarenhandlung in Combray zu sehen waren, als – in ihrer verzierten rechteckigen, von Flußgöttern gehaltenen Umrahmung – eine Namensaktie der »Compagnie des Eaux«.

Mein Vater empfand für meine Art von Begabung eine von zärtlicher Liebe genügend gemilderte Geringschätzung, daß seine generelle Reaktion gegenüber allem, was ich trieb, in blinder Nachsicht bestand. Daher unterließ er denn auch nicht, mich ein kleines Prosagedicht holen zu lassen, das ich früher

einmal in Combray bei der Rückkehr von einem Ausflug geschrieben hatte. Ich hatte es in einem Zustand der Begeisterung verfaßt, von dem ich meinte, daß er sich denen, die es läsen, gleichfalls mitteilen müsse. Offenbar aber übertrug er sich auf Norpois nicht, denn er gab es mir wortlos zurück.[1]

Voller Hochachtung für die Beschäftigungen meines Vaters, kam meine Mutter schüchtern fragen, ob sie auftragen lassen könne. Sie scheute sich, ein Gespräch zu unterbrechen, bei dem sie nichts zu suchen hatte. Denn tatsächlich rief mein Vater dem Marquis ständig irgendeine nützliche Maßnahme in Erinnerung, die sie gemeinsam in der nächsten Kommissionssitzung verfechten wollten, und zwar in jenem ganz besonderen Ton, den in einem fremden Milieu – darin Schulkameraden ähnlich – zwei Kollegen anschlagen, die aufgrund berufsmäßiger Gewohnheiten gemeinsame Erinnerungen haben, von denen die anderen ausgeschlossen sind, weshalb sie sich denn auch bei diesen entschuldigen, sie in ihrer Gegenwart zur Sprache gebracht zu haben.

Die völlige Unabhängigkeit, zu der Norpois seine Gesichtsmuskeln erzogen hatte, gestattete ihm zuzuhören, ohne so auszusehen, als höre er überhaupt. Mein Vater wurde etwas nervös: »Ich hatte daran gedacht, den Rat der Kommission einzuholen . . .«, deutete er dem Botschafter nach langwierigen Erläuterungen an. Da aber entströmte dem Antlitz des adligen Virtuosen, der bisher mit der Lässigkeit eines Orchestermitglieds dagesessen hatte, dessen Einsatz noch nicht fällig ist, mit ganz gleichem, nur etwas gehobenerem Tonfall, als ob es sich, wenn auch diesmal mit anderem Stimmklang, um den Abschluß handeln würde, der begonnene Satz: »die Sie natürlich sofort zu diesem Behuf zusammenbringen werden, um so mehr, als die einzelnen Mitglieder Ihnen ja persönlich bekannt und jederzeit leicht erreichbar sind.« Dieser Schluß war an sich natürlich nichts so Erstaunliches. Durch die Erstarrung aber, die ihm vorausgegangen war, hob er sich in einer so kristallenen Klarheit und mit jenem fast spöttisch wirkenden

Überraschungsmoment versetzt heraus, mit dem in einem Mozart-Konzert das bis dahin schweigende Klavier im gegebenen Moment dem Cello Antwort gibt.

»Nun, hat dir deine Matinee gefallen?« fragte mich mein Vater, als wir zu Tisch gingen, in der Absicht, mir Gelegenheit zu glänzen zu geben, denn er meinte, meine Begeisterung werde Norpois für mich einnehmen. »Er hat nämlich gerade die Berma gesehen, Sie erinnern sich, daß wir davon sprachen«, fuhr er zu dem Diplomaten gewendet fort, und zwar im gleichen Ton rückblickender, sachverständiger und geheimnisvoller Anspielung, als handle es sich um eine Sitzung der Kommission.

»Da waren Sie sicher begeistert, besonders, wenn Sie sie zum erstenmal gesehen haben. Ihr Herr Vater sorgte sich wegen eventueller nachteiliger Folgen, die diese kleine Eskapade für Ihre Gesundheit haben könnte, denn Sie sind etwas zart, etwas empfindlich offenbar. Ich habe ihn da beruhigt. Unsere Theater sind nicht mehr, was sie noch vor zwanzig Jahren waren. Wir haben jetzt einigermaßen komfortable Sitze, die Luft wird frisch gehalten, obwohl wir noch weit hinter England und Deutschland zurück sind, die in dieser Hinsicht wie in vielen anderen einen enormen Vorsprung haben. Ich habe Madame Berma in *Phèdre* nicht gesehen, habe aber gehört, daß sie da ganz fabelhaft sein soll. Sie waren natürlich hingerissen, nicht wahr?«

Norpois, der tausendmal gescheiter war als ich, besaß gewiß jene Wahrheit, die ich dem Spiel der Berma nicht hatte entnehmen können, und würde sie mir entdecken; ich wollte seine Frage in der Weise beantworten, daß ich ihn gleichzeitig mir zu sagen bat, worin diese Wahrheit bestand; damit würde er mein Verlangen, die Schauspielerin zu sehen, nachträglich rechtfertigen. Ich hatte nur einen Augenblick Zeit, ich mußte ihn nutzen, um das Gespräch auf die wesentlichen Punkte zu bringen. Welche aber waren das? Während ich meine ganze Aufmerksamkeit angespannt auf meine so verworrenen Ein-

drücke richtete, keineswegs darauf bedacht, die Bewunderung von Norpois zu erregen, sondern nur darauf, von ihm die ersehnte Wahrheit zu hören, machte ich keinen Versuch, die Worte, die ich nicht fand, durch Klischees zu ersetzen; ich kam ins Stottern, und schließlich, um ihn zu der Erklärung zu zwingen, weshalb denn die Berma so bewundernswert sei, gestand ich ihm meine Enttäuschung ein.

»Aber was denn«, rief mein Vater, ärgerlich über die leidige Wirkung, die das Eingeständnis meines geistigen Unvermögens auf Norpois haben mußte, »wie kannst du denn sagen, du hättest keine Freude daran gehabt? Deine Großmutter hat uns doch erzählt, du hättest dir fast die Augen aus dem Kopf geschaut, niemand im Zuschauerraum habe sich so betragen wie du.«

»Ja eben, ich habe mir wirklich Mühe gegeben, um herauszufinden, was so bemerkenswert an ihr ist. Natürlich ist sie sehr gut . . .«

»Wenn sie sehr gut ist, was willst du dann noch mehr?«

»Was ganz sicher zu dem Erfolg der Berma beiträgt«, erklärte Norpois, indem er sich ausdrücklich an meine Mutter wandte, um sie in die Unterhaltung mit einzubeziehen und damit gewissenhaft seiner Höflichkeitspflicht der Dame des Hauses gegenüber nachzukommen, »ist ihr vollendeter Geschmack in der Wahl ihrer Rollen, der ihr immer den vollen, wohlverdienten Erfolg einbringt. Nur selten sieht man sie in einem mittelmäßigen Stück. Jetzt, beachten Sie, hat sie sich die Rolle der Phädra vorgenommen. Den gleichen Geschmack übrigens betätigt sie auch in ihren Kostümen und in ihrem Spiel. Obwohl häufige und erfolgreiche Tourneen sie nach England und Amerika geführt haben, hat doch die Gewöhnlichkeit, ich möchte nicht sagen John Bulls, was mindestens in bezug auf das viktorianische England eine Ungerechtigkeit wäre, aber auch Uncle Sams nicht auf sie abgefärbt.[1] Niemals trägt sie mit Farben oder mit der Stimme irgendwo zu stark auf. Überhaupt ihre Stimme! Sie ist wundervoll, und sie hat

sie vollkommen in der Gewalt, sie spielt darauf, ich möchte beinahe sagen, wie eine Musikerin!«

Mein Interesse an dem Spiel der Berma hatte, seitdem die Vorstellung beendet war, unaufhörlich zugenommen, weil es nun durch die Grenzen der Wirklichkeit nicht mehr eingeengt war, doch hatte ich das Bedürfnis, Erklärungen dafür zu finden; zudem hatte es sich in gleich intensiver Weise auf alles gerichtet, was sie in ihrem Spiel, unteilbar wie das Leben selbst, meinen Augen und Ohren darbot; es war dabei ohne Aussonderung oder Auszeichnung verfahren; daher war es denn auch ganz glücklich, einen vernünftigen Grund für sein Dasein im Lob zu entdecken, das der Schlichtheit und dem guten Geschmack der Künstlerin gezollt wurde; es sog dieses Lob förmlich auf und machte es sich zu eigen, so wie es der Optimismus eines Betrunkenen mit den Taten seines Nachbarn hält, in denen er stets Grund zur Rührung findet. »Es ist wahr«, sagte ich mir, »welch schöne Stimme, welches Maß in ihrem Gebrauch, wie schlicht doch die Kostüme sind und wie klug von ihr, *Phèdre* gewählt zu haben! Nein, ich wurde nicht enttäuscht.«

Das kalte Rindsfilet mit Karotten erschien, von unserem Küchen-Michelangelo auf riesige Geléekristalle gelagert, die aussahen wie Blöcke aus durchsichtigem Quarz.[1]

»Sie haben da ja einen Meister erster Güte, Gnädigste«, meinte Norpois. »Das will heute viel heißen. Wenn man wie ich im Ausland ein Haus in ziemlich großem Stil hat führen müssen, weiß man, wie schwierig es oft ist, einen tadellosen Küchenchef zu finden. Sie laden uns ja wirklich zu erlesenen Genüssen ein.«

Tatsächlich hatte sich Françoise, zu höchstem Ehrgeiz getrieben, einem distinguierten Gast ein Abendessen aufzutischen, dessen Anforderungen ihrer auch würdig waren, eine Mühe gemacht, die sie sonst für uns nicht mehr auf sich nahm, und ihren unvergleichlichen Stil aus den Combrayer Tagen wieder erreicht.

»Das sind Dinge, die man im Wirtshaus nicht bekommt, auch in den besten nicht: ein Rinderschmorbraten, bei dem das Gelée nicht nach Kleister schmeckt und bei dem das Fleisch wirklich den Duft der Karotten angenommen hat, ganz vortrefflich! Gestatten Sie, daß ich mich noch einmal bediene«, setzte er hinzu und gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß er mehr vom Gelée nehmen wolle. »Ich fände es wirklich interessant, Ihren Vatel[2] jetzt einmal mit einem ganz anderen Gericht zu erproben, zum Beispiel zu sehen, wie er sich mit dem Bœuf Stroganoff [3] aus der Affäre zieht.«

Um auch seinerseits zu den Annehmlichkeiten des Mahls beizutragen, tischte uns Norpois verschiedene Histörchen auf, die er oft bei seinen Berufskollegen zum besten gab, indem er abwechselnd eine lächerliche Phrase eines Politikers zitierte, der bekannt war für seine endlosen, mit schiefen Bildern gespickten Sätze, oder eine lapidare Formel aus dem Mund eines Diplomaten mit dem rechten Zusatz von attischem Salz.[1] Allerdings hatte das Kriterium, durch das er diese beiden Arten von Äußerungen unterschied, nichts mit dem zu tun, das ich selbst auf die Literatur anzuwenden pflegte. Viele Nuancen entgingen mir; die Wendungen, die er von Lachen geschüttelt vorbrachte, schienen mir nicht sehr verschieden von denen, die er beachtenswert fand. Er gehörte der Gattung Menschen an, die sich über Werke, die ich liebte, so geäußert hätten: »Aha, Sie verstehen das? Ich persönlich muß zugeben, daß ich da nichts verstehe, ich bin eben nicht eingeweiht«, doch hätte ich ihm genauso antworten können, denn ich hatte kein Verständnis für den Geist oder die Dummheit, die Beredsamkeit oder den Schwulst, den er in dieser oder jener Replik oder Rede entdeckte, und daß es keinen erkennbaren Grund für mich gab, weshalb das eine schlecht und das andere gut sein sollte, bewirkte, daß diese Art von Literatur mir schleierhafter und dunkler vorkam als jede andere. Ich stellte nur fest, daß in der Politik das Wiederholen dessen, was alle Welt meint, offenbar kein Zeichen von Mittelmäßigkeit, sondern

von Größe ist. Wenn Norpois gewisse Ausdrücke, auf die man auch in den Zeitungen stieß, benutzte und mit Nachdruck aussprach, spürte man, daß sie allein durch die Tatsache, daß er sich ihrer bedient hatte, zu einer Art Amtshandlung wurden, die beachtet und kommentiert werden würde.

Meine Mutter versprach sich viel von dem Ananas- und Trüffelsalat.[2] Doch nachdem der Botschafter auf diesem Gericht einen Augenblick lang seinen allesdurchdringenden Beobachterblick hatte ruhen lassen, nahm er es in eine Wolke von diplomatischem Schweigen gehüllt zu sich und gab uns seine Gedanken nicht preis. Meine Mutter drängte ihn, noch einmal davon zu nehmen, was Norpois auch tat, doch an Stelle des erhofften Kompliments bemerkte er nur: »Ich gehorche, Gnädigste, Ihr Wunsch ist für mich ein Ukas[1] .«

»Wir haben in verschiedenen ›Blättern‹ gelesen, daß sie sich lange mit dem König Theodosius unterhalten haben?« wandte sich mein Vater an ihn.

»In der Tat hat der König, der über ein außergewöhnliches physiognomisches Gedächtnis verfügt, die Güte gehabt, als er mich in meinem Orchestersessel erblickte, sich daran zu erinnen, daß ich die Ehre gehabt habe, mit ihm während mehrerer Tage am bayrischen Hofe zu weilen, als er noch nicht an einen östlichen Thron dachte (Sie wissen, daß er durch einen europäischen Kongreß berufen worden ist und sogar sehr gezögert hat, ob er annehmen sollte, da er diesen Herrscherrang seinem Geschlecht, das heraldisch gesehen das edelste ganz Europas ist, nicht ganz angemessen fand). Ein Adjutant bat mich zu Seiner Majestät, und ich habe mich natürlich beeilt, dem allerhöchsten Befehl zu willfahren.«

»Waren Sie mit den Ergebnissen seines hiesigen Aufenthalts zufrieden?«

»Mehr als das, entzückt! Man durfte sich vorher einigen Befürchtungen hingeben, wie ein so junger Monarch sich aus der Affäre ziehen würde, besonders in einer derart heiklen Konstellation. Ich meinerseits hegte allerdings vollstes Ver-

trauen zu dem gesunden politischen Sinn dieses Souveräns. Doch muß ich gestehen, daß meine Erwartungen übertroffen wurden. Die Tischrede, die er im Élysée gehalten hat und die, wie ich aus völlig zuverlässiger Quelle weiß, vom ersten bis zum letzten Wort von ihm selbst verfaßt worden ist, war dem allgemeinen Interesse auch würdig, das sie geweckt hatte. Sie ist ganz einfach ein Meisterstück; etwas kühn, gebe ich zu, doch von einem Freimut, dem der Erfolg voll und ganz recht gegeben hat. Die Traditionen der Diplomatie haben bestimmt ihr Gutes, doch so, wie die Dinge liegen, hatten sie schließlich dazu geführt, daß die Atmosphäre, in der unsere beiden Länder lebten, zum Ersticken geworden war. Eine Möglichkeit, frische Luft zu schaffen – die freilich an sich nicht zu empfehlen ist, doch König Theodosius konnte sich das erlauben –, besteht nun jedenfalls darin, die Fenster einzuschlagen. Er hat das mit solch herrlichem Temperament getan, daß alles davon entzückt war, und gleichzeitig seine Worte so vorzüglich gewählt, daß man sofort jene Familie hochgebildeter Fürsten erkannte, der er durch seine Mutter angehört. Sicher ist der Ausdruck ›Wahlverwandtschaft‹ für die Beziehungen seines Landes zu Frankreich, wie wenig geläufig er auch im Vokabular der Diplomatie sein mag, als Formulierung überaus geglückt. Sie sehen, Literatur kann nichts schaden, in der Diplomatie nicht und nicht einmal auf dem Thron«, setzte er zu mir gewandt hinzu. »Die Tatsache selbst, gebe ich zu, bestand an sich schon seit langem, und die Beziehungen zwischen den beiden Mächten waren ausgezeichnet. Doch mußte man es auch sagen. Man wartete auf das Wort, und dieses nun war so gut gewählt, daß es, wie Sie sehen, auch gezündet hat. Ich meinerseits applaudiere ihm jedenfalls vorbehaltlos.«

»Ihr Freund, Monsieur de Vaugoubert, der ja schon seit Jahren an einer solchen Annäherung gearbeitet hat, war sicher sehr erfreut darüber.«

»Um so mehr, als Seine Majestät, der dieser Sachverhalt wohl bekannt war, es darauf angelegt hatte, ihm damit eine

Überraschung zu bereiten. Eine Überraschung freilich, die eine solche auch für alle übrigen war, nicht zuletzt für den Minister des Äußeren, der sie, wie mir berichtet worden ist, nicht ganz nach seinem Geschmack gefunden hat. Er soll jemandem, der ihn darauf ansprach, laut genug, daß die Umstehenden es hören konnten, zur Antwort gegeben haben: ›Ich bin weder befragt noch unterrichtet worden‹, wodurch er deutlich zum Ausdruck brachte, daß er seinerseits jede Verantwortung für das Vorgefallene ablehnt. Man muß zugeben, daß die Sache allerdings rechten Lärm gemacht hat, und ich möchte nicht behaupten«, fügte er mit einem maliziösen Lächeln hinzu, »daß gewisse Kollegen von mir, deren oberstes Gesetz das des geringsten Widerstandes zu sein scheint, nicht etwas aus ihrer Seelenruhe aufgescheucht worden sind. Was nun Vaugoubert anbelangt, so war er, wie Sie wohl wissen, gerade wegen seiner Annäherungspolitik scharf angegriffen worden, und er litt darunter bestimmt um so mehr, als er sehr empfindsam ist, ein Mensch mit viel Gemüt. Ich kann das um so besser bestätigen, als ich, obwohl er um vieles jünger ist als ich, viel mit ihm umgegangen bin; wir sind Freunde von alters her, und ich kenne ihn gut. Wer im übrigen kennt ihn nicht? Er kann ja nichts verbergen. Das ist sogar der einzige Fehler, den man ihm vorwerfen könnte; es muß nicht unbedingt sein, daß man einem Diplomaten derart ins Innerste schaut. Dennoch ist die Rede davon, ihn nach Rom zu entsenden, was eine schöne Auszeichnung wäre, aber eine, die freilich nicht leicht zu haben ist. Unter uns gesagt, glaube ich, daß Vaugoubert, wenn ihm auch jeder Ehrgeiz fernliegt, sehr erfreut sein und keineswegs danach verlangen würde, daß dieser Kelch an ihm vorübergehe. Er wird auch vielleicht da unten wirklich Wunder tun; er ist der Kandidat der Consulta, und ich meinerseits kann mir gerade ihn, den Künstler, sehr gut im Rahmen des Palazzo Farnese und der Galleria Carracci denken. Es scheint ganz so, als könne zumindest niemand ihn hassen; doch König Theodosius ist von einer ganzen Camarilla umgeben, die

mehr oder weniger treu der Wilhelmstraße ergeben ist, deren Anregungen sie gefügig befolgt und die auf alle Arten versucht hat, ihm möglichst arg zuzusetzen.[1] Vaugoubert hat es also nicht nur mit den Intrigen der Wandelgänge, sondern auch mit den Anwürfen der bezahlten Federfuchser zu tun gehabt, die später, feige wie alle gemieteten Schreiberlinge, zwar die ersten beim Paterpeccavi gewesen sind, zunächst aber nicht davor zurückschreckten, den haltlosen Anschuldigungen, die verantwortungslose Elemente gegen den Vertreter Frankreichs vorbrachten, Glauben zu schenken. Mehr als vier Wochen lang führten die Feinde Vaugouberts um ihn einen Skalptanz auf«, sagte Norpois, indem er letzteren Ausdruck stark hervorhob. »Doch wohl dem, der rechtzeitig eine Warnung erhält; die Anwürfe hat er mit der linken Hand erledigt«, setzte er noch nachdrücklicher und mit einem so drohenden Blick hinzu, daß wir einen Moment mit Essen innehielten. »Wie sagt doch ein schönes arabisches Sprichwort: ›Die Hunde bellen, und die Karawane zieht vorüber.‹« Nach Anbringen dieses Zitats hielt Norpois inne, um uns anzuschauen und die Wirkung auf uns abzuschätzen. Sie war groß; das fragliche Sprichwort war uns bereits bekannt: Es war in diesem Jahr bei bedeutenden Männern an die Stelle eines anderen getreten, das lautete: »Wer Wind sät, wird Sturm ernten« und das Ruhe nötig hatte, denn es war nicht so widerstands- und lebensfähig wie: »Travailler pour le roi de Prusse«.[2] Diese Herrschaften nämlich bestellten den Acker ihres Geistes nach dem Prinzip des Fruchtwechsels, dessen Turnus zur Zeit drei Jahre lief. Freilich waren Zitate dieser Art, mit denen Norpois seine Artikel in der *Revue* auf Hochglanz zu bringen verstand, nicht unbedingt erforderlich, damit jene solide und wohlinformiert wirkten. Auch ohne solches schmückende Beiwerk genügte es, wenn Norpois im gegebenen Augenblick – was er nie unterließ – schrieb: »Nicht zuletzt erkannte auch das Kabinett von Saint-James die Gefahr«, oder: »Die Aufregung war groß am Ufer der Newa, wo man mit besorgtem Blick die egoisti-

sche, aber geschickte Politik des Doppeladlers verfolgte«, oder: »Ein Alarmruf ertönte vom Montecitorio her«, oder: »Das ewige Doppelspiel, das so ganz zu den Gepflogenheiten des Ballhausplatzes paßt«.[1] An diesen Ausdrücken erkannte der Laie sofort den Berufsdiplomaten und las mit gebührender Achtung weiter. Was aber die Meinung genährt hatte, daß er noch mehr sei als das, daß er nämlich über eine höhere Geistesbildung verfüge, war der durchdachte Gebrauch von Zitaten, als deren vollkommenstes Muster damals galt: »Macht mir eine gute Politik, und ich mache euch gute Finanzen, wie Baron Louis[2] zu sagen pflegte.« (Man hatte noch nicht aus Fernost importiert: »Der Sieg gehört demjenigen der beiden Gegner, der eine Viertelstunde länger aushält, wie die Japaner sagen.«) Dieser Ruf als höchst gebildeter Mann in Verbindung mit einer wirklich genialen Begabung für die Intrige unter der Maske des Unbeteiligtseins hatte Norpois Eingang in die Académie des Sciences morales verschafft. So mancher hätte ihn sogar in der Académie française nicht fehl am Platz gefunden, zumal seit dem Tag, da er, in dem Bestreben darzutun, daß wir nur durch Stärkung der Allianz mit den Russen zu einer Verständigung mit England kommen könnten, nicht gezögert hatte zu schreiben: »Es sollte am Quai d'Orsay zur Kenntnis genommen werden und fortan in allen geographischen Handbüchern stehen, die bislang in diesem Punkt noch unvollständig sind, man sollte beim Abitur unerbittlich jeden Kandidaten durchfallen lassen, der es noch nicht weiß: zwar führen alle Wege nach Rom, aber der Weg von Paris nach London führt unweigerlich über Sankt Petersburg.«

»Alles in allem«, fuhr Norpois fort, »hat Vaugoubert einen schönen Erfolg zu verzeichnen, der seine Erwartungen noch bei weitem übertrifft. Er hat sich bestimmt auf eine höflich korrekte Tischrede gefaßt gemacht (was nach den mancherlei Trübungen der letzten Jahre schon recht schön gewesen wäre), doch nicht auf mehr. Mehrere Persönlichkeiten, die zugegen waren, haben mir versichert, daß man sich beim bloßen

Lesen der Rede keinen Begriff von der Wirkung machen kann, die sie tatsächlich hatte, als sie so ungemein pointiert aus dem Munde des Königs kam, der ein Meister des Vortrags ist und ganz nebenher jede Absicht, jede Feinheit unterstrichen hat. Ich habe mir bei dieser Gelegenheit eine ganz pikante Einzelheit berichten lassen, die noch einmal den gewissen jugendlichen Charme, der dem König Theodosius so viele Herzen gewinnt, so richtig hervortreten läßt. Man hat mir gesagt, daß gerade bei dem Wort ›Wahlverwandtschaft‹ – in dem ja vor allem enthalten war, was diese Rede an völlig Neuem bringt und was noch lange den Kommentaren der diplomatischen Welt Stoff liefern wird, Sie werden ja sehen – Seine Majestät in Voraussicht der Freude unseres Botschafters, der die gerechte Krönung seiner Bemühungen, seiner Träume möchte man sagen, die Belehnung mit dem Marschallstab, darin erkennen mußte, sich halb zu Vaugoubert hingewendet hat und den so fesselnden Blick der Öttingen[1] auf diesem ruhen ließ, wobei er das so glücklich gewählte Wort ›Wahlverwandtschaft‹, dieses Wort, das eine wahre Eingebung darstellt, in einem Ton hervorgehoben hat, der jedermann zu verstehen gab, daß er es wohlwissend und im vollem Bewußtsein seiner Tragweite benutzte. Es scheint, daß Vaugoubert Mühe hatte, seine Rührung zu verbergen, und ich muß gestehen, in gewisser Weise begreife ich das. Eine Person von höchster Glaubwürdigkeit hat mir außerdem anvertraut, nach dem Diner, als Seine Majestät Cercle hielt, sei der König zu Vaugoubert getreten und habe halblaut zu ihm gesagt: ›Nun, mein lieber Marquis, sind Sie mit Ihrem Schüler zufrieden?‹ Sicher ist«, schloß Norpois, »daß eine solche Rede zur Annäherung der beiden Länder, zur Förderung ihrer ›Wahlverwandtschaft‹, um den so anschaulichen Ausdruck Theodosius' II. zu verwenden, mehr beigetragen hat als zwanzig Jahre des Verhandelns. ›Wahlverwandtschaft‹, das ist, wenn Sie wollen, nur ein Wort, aber Sie sehen ja, wie es einschlug, wie die gesamte Presse Europas es aufgenommen

hat, welches Interesse es weckt, welch neuen Ton es hat aufklingen lassen. Es liegt übrigens ganz in der Linie dieses Souveräns. Ich will nicht geradezu sagen, daß er alle Tage Diamanten reinen Wassers wie diesen findet. Doch es ist sehr selten, daß er in seinen wohlvorbereiteten Reden oder sogar mehr noch ganz spontan in der Unterhaltung sich nicht mit einem Wort, das aus dem Rahmen fällt, auszeichnet und damit, wäre man versucht zu sagen, eigentlich unterzeichnet. Ich dürfte um so mehr über jeden Verdacht der Parteilichkeit auf diesem Gebiet erhaben sein, als ich ein Feind jeder Neuerung in der Materie bin. Auf zwanzig eher gefährliche kommt höchstens eine gute.«

»Ja, ich denke mir, daß die Depesche des deutschen Kaisers neulich nicht so sehr nach Ihrem Geschmack gewesen sein kann«, warf mein Vater ein.[1]

Norpois hob die Augen zum Himmel, als wolle er damit sagen: Oh! Überhaupt der! »Zunächst einmal handelt es sich hier um einen Akt der Undankbarkeit. Es ist mehr als ein Verbrechen, es ist ein Fehler und eine Dummheit obendrein, die ich als pyramidal bezeichnen muß! Im übrigen, wenn da nicht bald jemand Halt gebietet, ist dieser Mann, der Bismarck fortgejagt hat, imstande, die ganze bismarckische Politik über den Haufen zu werfen, und dann kommt der Sprung ins Ungewisse.«

»Mein Mann hat mir gesagt, Monsieur de Norpois, Sie würden ihn einmal eines Sommers mit nach Spanien nehmen, ich würde mich sehr für ihn freuen.«

»Ja gewiß doch, das ist ein Plan, der mir verlockend scheint und den ich gern ins Auge fasse. Ich würde mit Vergnügen in Ihrer Begleitung die Reise machen, lieber Freund. Und Sie, Gnädigste, haben Sie auch schon darüber nachgedacht, wie Sie die Ferien verbringen wollen?«

»Ich werde vielleicht mit meinem Sohn nach Balbec gehen, ich weiß es noch nicht genau.«

»Ah! Balbec ist ein angenehmer Ort, ich kam vor einigen Jahren dort vorbei. Es werden da jetzt ganz niedliche Villen gebaut, ich glaube, es wird Ihnen gefallen. Aber darf ich fragen, was Sie bewogen hat, gerade Balbec zu wählen?«

»Mein Sohn möchte so gern ein paar Kirchen in der Gegend sehen, vor allem die von Balbec. Ich hatte erst wegen seiner Gesundheit ein bißchen Angst vor den Strapazen der Reise und auch des Aufenthaltes dort. Doch wie ich höre, gibt es jetzt in Balbec ein ausgezeichnetes neues Hotel, in dem er alles an Bequemlichkeit haben kann, was sein Zustand erfordert.«

»Ah! Das muß ich einer bestimmten Dame sagen, die sich sicher sehr dafür interessieren wird.«[1]

»Die Kirche in Balbec ist doch etwas ganz Besonderes, nicht wahr?« fragte ich in dem Bemühen, über den traurigen Eindruck hinwegzukommen, daß ein Hauptreiz von Balbec in seinen niedlichen Villen bestehen sollte.

»Sie ist gar nicht übel, aber freilich hält sie den Vergleich mit jenen ziselierten Schmuckstücken, den Kathedralen von Reims und von Chartres und jener, die meiner Ansicht nach die Perle von allen ist, der Sainte-Chapelle zu Paris, nicht aus.«

»Aber die Kirche von Balbec ist doch zum Teil romanisch?«

»Das stimmt, sie ist im romanischen Stil erbaut, der an sich schon außerordentlich kalt wirkt und noch in nichts die Eleganz und die Phantasie der gotischen Baumeister ahnen läßt, die den Stein behandeln, als ob es Spitzen wären.[1] Die Kirche von Balbec verdient, daß man sie besichtigt, wenn man in der Gegend ist, sie ist ganz merkwürdig in ihrer Art; wenn Sie an einem Regentag nicht wissen, was Sie anfangen sollen, gehen Sie einmal hinein und besuchen Sie Tourvilles[2] Grab.«

»Sind Sie eigentlich beim Bankett des Außenministeriums gewesen? Ich selbst konnte nicht hingehen«, bemerkte mein Vater.

»Nein«, antwortete Norpois mit einem Lächeln, »ich gebe zu, daß ich zugunsten eines recht anders gearteten Abends darauf verzichtet habe. Ich habe bei einer Frau gespeist, von der Sie vielleicht gehört haben, bei der schönen Madame Swann.«

Meine Mutter unterdrückte ein leichtes Erschauern, denn da sie mit ihren Gefühlen rascher reagierte als mein Vater, fürchtete sie seinetwegen häufig Dinge, die ihn selber erst später berührten. Die Unannehmlichkeiten, die ihm zustießen, wurden zuerst von ihrem Bewußtsein registriert, so wie die schlechten Nachrichten, die Frankreich betreffen, im Ausland schneller bekannt werden als bei uns. Doch neugierig, welche Art von Personen die Swanns wohl bei sich sehen mochten, erkundigte sie sich bei Norpois, wen er dort angetroffen habe.

»Mein Gott … es ist ein Haus, in dem, wie mir scheint, vor allem … Herren verkehren. Es waren ein paar verheiratete Männer da, aber ihre Frauen fühlten sich an dem betreffenden Abend nicht ganz wohl und kamen nicht«, antwortete der Botschafter mit einer in Gutmütigkeit gehüllten sarkastischen Note, während er Blicke in die Runde sandte, die durch Sanftmut und Diskretion seine Bosheit abschwächen sollten, sie aber statt dessen geschickt verstärkten.

»Um der Wahrheit die Ehre zu geben, es waren auch Frauen da, aber Frauen, die … vielleicht eher … wie soll ich sagen, der republikanischen Welt als eigentlich der Gesellschaft Swanns« (er sprach den Namen ›Svann‹ aus) »angehören. Wer weiß? Vielleicht wird eines Tages ein politischer oder literarischer Salon daraus. Im übrigen scheinen mir die beiden, so wie es ist, ganz zufrieden zu sein. Ich finde, daß Swann es sogar etwas allzusehr zeigt. Er zählte auf, bei welchen Leuten er und seine Frau in der nächsten Woche eingeladen sind, Leute, auf deren Freundschaft man sich aber wirklich nichts einzubilden braucht, und zwar tat er das mit einem Mangel an Zurückhaltung und Geschmack, ich möchte fast sagen an Takt, der mich bei einem so feinsinnigen Menschen

in Erstaunen setzte. Immer wieder sagte er: ›Wir sind keinen Abend frei‹, als ob das an sich ein Ruhmestitel wäre, und wie ein Parvenü, der er doch gar nicht ist. Denn Swann hatte viele Freunde und sogar Freundinnen, und ohne daß ich zu weit gehe, ohne daß ich zuviel behaupten möchte, glaube ich doch sagen zu können, daß zwar nicht alle und freilich auch nicht die Mehrzahl davon, aber eine wenigstens, die eine sehr große Dame ist, sich vielleicht nicht ganz abgeneigt zeigen würde, mit Madame Swann in Beziehung zu treten, in welchem Fall höchstwahrscheinlich manch ein Hammel Panurges[1] zu folgen bereit wäre. Es scheint aber, daß Swann in dieser Richtung keine Schritte unternommen hat. Wie? Auch noch ein Pudding à la Nesselrode![1] Eine Kur in Karlsbad wird das mindeste sein, was ich brauche, um mich von diesem lukullischen Mahl wieder zu erholen. Vielleicht hat Swann gespürt, daß es doch zu viele Widerstände zu überwinden gäbe. Die Heirat, soviel steht fest, wurde nicht gern gesehen. Es war davon die Rede, daß die Frau vermögend sei, aber das ist barer Unsinn. Kurz und gut, die Sache hat allgemein mißfallen. Zudem hat Swann eine ungewöhnlich reiche Tante, die gesellschaftlich höchst angesehen und Gattin eines Mannes ist, der vom finanziellen Standpunkt aus betrachtet geradezu eine Macht ist. Diese hat sich nicht nur geweigert, Madame Swann zu empfangen, sondern auch eine regelrechte Kampagne geführt, damit ihre Freundinnen und Bekannten dasselbe tun. Ich will damit nicht etwa sagen, daß auch nur ein Pariser der guten Gesellschaft es Madame Swann gegenüber an Respekt hat fehlen lassen … Nein! hundertmal nein! Noch dazu wäre ihr Gatte der Mann danach, den Handschuh aufzunehmen. Jedenfalls ist es merkwürdig zu sehen, wie Swann, der so viele Leute, und zwar aus den ersten Kreisen, kennt, sich jetzt um eine Gesellschaft bemüht, von der man doch wohl zugeben muß, daß sie recht gemischt ist. Ich, der ich ihn früher gekannt habe, muß gestehen, daß ich ebenso erstaunt wie amüsiert mitangesehen habe, wie ein so gebildeter Mann, der in den erlesensten Koterien

hoch im Kurs steht, überschwenglich dem Kabinettsdirektor im Postministerium dankte, daß er gekommen sei, und ihn fragte, ob Madame Swann sich *erlauben dürfe*, seine Frau zu besuchen. Er muß sich doch dabei etwas fehl am Platz vorkommen; es ist ganz offensichtlich nicht mehr dieselbe Welt. Doch glaube ich nicht einmal, daß Swann unglücklich ist. Allerdings sind in den Jahren vor seiner Verheiratung ziemlich üble Erpressungsmanöver von seiten der Frau gelaufen; sie entzog ihm seine Tochter jedesmal, wenn er ihr etwas abschlug. Der arme Swann, der ebenso naiv ist wie auf der anderen Seite raffiniert, bildete sich dann jedesmal ein, daß die Entführung seiner Tochter nur zufällig damit zusammenfalle, und wollte die Realität nicht sehen. Sie machte ihm außerdem unaufhörlich Szenen, so daß man glaubte, an dem Tage, da sie endlich ihren Zweck erreicht und ihn dazu gebracht haben würde, sie zu heiraten, würde sie überhaupt keine Ruhe mehr geben, ihm vielmehr das Leben vollends zur Hölle machen. Aber nein, das Gegenteil trat ein. Über die Art, wie Swann von seiner Frau spricht, werden oft Witze gemacht, die Leute lachen sich buchstäblich den Buckel voll. Niemand kann schließlich verlangen, daß er, mehr oder weniger wohlwissend, er sei nun einmal ein … [1] (Sie kennen ja Molières Bezeichnung dafür), dies *urbi et orbi* verkündet; dennoch wirkt es etwas übertrieben, wenn er behauptet, seine Frau sei eine Mustergattin. Dabei ist es nicht einmal so falsch, wie es den Anschein hat. Auf ihre Weise, die nicht gerade die den meisten Männern erwünschte ist (aber unter uns gesagt, kommt es mir unwahrscheinlich vor, daß Swann, der sie schon lange kannte und schließlich kein Erzdummkopf ist, nicht gewußt haben sollte, was ihn erwartete), hegt sie ganz unleugbar eine gewisse Zuneigung für ihn. Ich will damit nicht behaupten, daß sie nicht etwas flatterhaft sei, eine Eigenschaft übrigens, von der auch Swann nicht völlig freizusprechen ist, wenn man gewissen Zungen glauben darf, die sich in dieser Hinsicht keinen Zaum anlegen. Doch ist sie ihm dankbar für alles, was

er für sie getan hat, und entgegen dem, was man allgemein befürchtete, scheint sie geradezu ein Engel an Sanftmut geworden zu sein.« Dieser Wandel war vielleicht nicht so ungewöhnlich, wie Norpois ihn fand. Odette hatte nicht geglaubt, daß Swann sie schließlich doch heiraten werde; jedesmal, wenn sie ihm, nicht ohne Absicht, erzählte, es habe wieder ein Mann von Welt seine Geliebte heimgeführt, hatte sie erleben müssen, daß er sich in eisiges Schweigen hüllte und höchstens, wenn sie ihn direkt fragte: »Nun, findest du das nicht ganz richtig, ist es nicht etwas Schönes, was er da getan hat für eine Frau, die ihm ihre Jugend geschenkt hat?« sehr trocken entgegnete: »Ich sage ja nicht, daß es falsch ist, jeder soll nach seiner Fasson selig werden.« Manchmal schien ihr sogar der Gedanke gar nicht so abwegig, daß er sich, wie er in Augenblicken des Zorns vorzuhaben behauptete, ganz von ihr trennen werde, denn kurz zuvor hatte sie eine Bildhauerin sagen hören: »Bei Männern kann man nie wissen, es sind ja solche Rüpel.« Betroffen über die tiefe Einsicht, die dieser pessimistischen Maxime zugrunde lag, hatte sie sich dieselbe sofort zu eigen gemacht und brachte sie bei jeder Gelegenheit an, mit einer hoffnungslosen Miene, die zu besagen schien: »Schließlich ist alles möglich, damit mindestens kann ich rechnen.« Und in der Folge hatte die optimistische Maxime, der Odette bis dahin im Leben gefolgt war: »Mit Männern, die einen lieben, kann man machen, was man will, es sind ja solche Gimpel« und die sie mit dem gleichen Augenzwinkern begleitete, als handle es sich um Worte wie: »Keine Angst, der schlägt nichts entzwei«, ihre Geltung völlig verloren. Inzwischen aber litt Odette unter der Vorstellung, was wohl die eine oder andere ihrer Freundinnen, die einen Mann geheiratet hatte, mit dem sie nicht so lange zusammen war wie sie selbst mit Swann und von dem sie kein Kind besaß, in ihrer nunmehr verhältnismäßig geachteten Stellung, in der sie zu Präsidentschaftsbällen eingeladen wurde, von Swanns Verhalten dachte. Ein gründlicherer Spezialist als

Norpois wäre zweifellos zu der Diagnose gelangt, daß dieses Gefühl der Beschämung und Demütigung Odette so verbittert habe und daß die abscheuliche Laune, die sie an den Tag legte, nicht in ihrem Wesen begründet und keineswegs unheilbar sei; er hätte mit Leichtigkeit vorausgesagt, daß eine neue Therapie, nämlich die der Ehe, wie mit einem Zauberschlag die sehr lästigen, täglich sich wiederholenden, aber keineswegs organisch bedingten Anfälle beheben würde. Beinahe alle staunten über diese Heirat, was in sich selbst erstaunlich ist. Sicher begreifen nur wenige Menschen, welch rein subjektiven Charakter das Phänomen der Liebe besitzt und daß sie sich aus Elementen, die in ihrer Mehrzahl aus uns selber stammen, eine regelrechte und deutlich von derjenigen, die im wirklichen Leben den gleichen Namen trägt, unterschiedene Ersatzperson erschafft. Daher verstehen auch nur wenige, welche ungeheuren Ausmaße schließlich für uns ein Wesen annimmt, das keineswegs das gleiche ist, das sie selbst sehen. Dennoch hätte einem in Odettes Fall ins Auge springen müssen, daß sie, wenn sie auch sicherlich Swanns Intelligenz nie begriffen hatte, doch über die Titel und den Stand seiner Arbeiten genau Bescheid wußte und daß der Name Vermeer ihr ebenso vertraut war wie der ihres Schneiders; sie hatte bei Swann alle jene Charakterzüge erfaßt, von denen die übrige Welt nichts weiß oder die sie lächerlich findet und deren wirklich ähnliches und mit Rührung betrachtetes Abbild nur eine Geliebte, eine Schwester in sich trägt; wir aber hängen so sehr an diesen Zügen, selbst an denjenigen, die wir am meisten zu korrigieren wünschten, daß schließlich, weil eine Frau auf nachsichtig humorvolle Art sich so sehr an sie gewöhnt hat wie wir selbst oder unsere Eltern, solche alten Liebesverhältnisse etwas von der sanften Macht von Familienbanden bekommen. Die engen Beziehungen, die uns an ein anderes Wesen knüpfen, erhalten ihre Weihe dadurch, daß dieses unsere Schattenseiten vom gleichen Standpunkt aus betrachtet wie wir. Unter diesen besonderen Zügen gab es bei Swann

auch solche, die ebensosehr mit seiner Intelligenz zusammenhingen wie mit seinem Charakter, die jedoch, weil sie gleichwohl im letzteren verwurzelt waren, Odette leichter erkannt hatte. Sie beklagte sich, daß man, wenn Swann sich als Schriftsteller betätigte, wenn er seine Studien veröffentlichte, diese Züge nicht so deutlich spürte wie in seinen Briefen oder in seiner Konversation, wo sie überreich auftraten, und riet ihm, ihnen auch dort mehr Spielraum zu gewähren. Sie hätte es gern gesehen, waren sie ihr doch die liebsten an ihm; da sie aber andererseits ihnen den Vorzug gab, weil sie am meisten von ihm selbst enthielten, hatte sie vielleicht nicht einmal unrecht damit, wenn sie sie gern in dem, was er schrieb, wiedergefunden hätte. Vielleicht glaubte sie auch, daß lebendigere Werke, sofern sie ihm schließlich Erfolg verschafften, ihr erlaubt hätten, das zu haben, was sie bei den Verdurins gelernt hatte höher einzuschätzen als alles andere: einen Salon.

Zu den Leuten, die eine solche Heirat lächerlich fanden, sich aber insgeheim fragten: »Was wird Monsieur de Guermantes denken, was wird Bréauté sagen, wenn ich Mademoiselle de Montmorency heirate?«, zu den Leuten also mit dieser Art von gesellschaftlichem Ideal hätte zwanzig Jahre früher Swann selbst gehört, jener Swann, der sich die größte Mühe gegeben hatte, in den Jockey-Club aufgenommen zu werden, und damals darauf rechnete, durch eine glanzvolle Heirat seine gesellschaftliche Position zu festigen und zu einer der meistbeachteten Erscheinungen des Pariser Lebens zu werden. Nun aber brauchen die Bilder von einer solchen Heirat, um nicht zu verblassen und schließlich ganz zu verschwinden, wie alle anderen Bilder auch, bei dem Betreffenden Nahrung von außen her. Nehmen wir an, Ihr glühendster Wunsch sei es, jenen Menschen zu demütigen, der Sie verletzt hat. Wenn Sie dann aber niemals mehr etwas von ihm hören, weil er außer Landes gegangen ist, verliert dieser Feind für Sie am Ende jegliche Bedeutung. Hat man im Lauf von zwanzig Jahren alle Personen aus den Augen verloren, um derent-

willen man Mitglied des Jockey-Club oder des Institut[1] werden wollte, ist die Aussicht, dem einen oder anderen anzugehören, nicht mehr so verlockend. Nun aber pflegt ebenso wie eine längere Zurückgezogenheit, eine Krankheit oder eine Bekehrung auch eine lange andauernde Liaison die alten Vorstellungen durch neue zu ersetzen. Als Swann Odette heiratete, handelte es sich bei ihm nicht eigentlich um einen Verzicht auf gesellschaftliche Ambitionen, denn von dieser Art Ehrgeiz hatte Odette ihn seit langem schon im geistigen Sinn des Wortes gelöst. Im anderen Fall übrigens wäre sein Verdienst dabei um so größer gewesen. Gerade weil sie das Opfer einer mehr oder weniger schmeichelhaften äußeren Situation zugunsten einer rein privaten Annehmlichkeit einschließen, sind im allgemeinen sogenannte Mesalliancen die ehrenwertesten aller Heiraten (man darf dabei das Wort Mesalliance nicht auf Geldheiraten ausdehnen, denn es gibt kein Beispiel dafür, daß ein Ehepaar, von dem der eine oder andere Teil sich verkauft hat, nicht empfangen worden wäre, und sei es auch nur aus Tradition, im Vertrauen auf so viele schon vorliegende Beispiele, oder um nicht mit zweierlei Maß zu messen). Zudem hätte Swann vielleicht aus künstlerischer Neigung oder gar aus Perversion auf alle Fälle eine Art Wollust bei einem jener Kreuzungsversuche empfunden (wie die »Mendelianer«[2] sie so gern machen oder wie die, von denen die Mythologie zu berichten weiß), indem er sich mit einem Wesen von anderer Gattung, Erzherzogin oder Kokotte, zusammentat, das heißt entweder in eine fürstliche Familie hineinheiratete oder eine Ehe unter seinem Stand einging. Es hatte in der mondänen Gesellschaft nur eine einzige Person gegeben, an deren Urteil ihm gelegen war, wenn er eine Heirat mit Odette ins Auge faßte, nämlich – und nicht einmal aus Snobismus – die Herzogin von Guermantes. Über diese hingegen machte Odette sich überhaupt keine Gedanken, da sie sich nur mit den Personen beschäftigte, die unmittelbar über ihr selbst standen, nicht jedoch mit solchen, die ein nebelhaftes Empyreum be-

wohnten. Wenn aber Swann in Stunden der Träumerei sich Odette als seine Frau vorstellte, so schwebte ihm stets und immer der Augenblick vor, da er sie und zumal seine Tochter zur Fürstin des Laumes führen würde, die durch den Tod ihres Schwiegervaters bald Herzogin von Guermantes geworden war. Er legte keinen Wert darauf, die beiden anderswo vorzustellen, war aber ganz gerührt, wenn er sich ausmalte (und selbst die Worte dazu erfand), was die Herzogin über ihn zu Odette, was diese zu Madame de Guermantes sagen würde oder wie liebevoll die Herzogin zu Gilberte sein, wie sie sie verwöhnen und wie stolz er selbst auf seine Tochter sein würde. Er spielte sich diese Vorstellungsszene in rein fiktiven Einzelheiten mit der gleichen Genauigkeit vor, mit der andere Leute überlegen, wie sie den willkürlich festgesetzten Betrag verwenden werden, den sie auf ein Lotterielos zu gewinnen hoffen. In dem Maße, wie ein unsere Entschlüsse begleitendes Bild diese zu motivieren vermag, kann man sagen, daß Swann Odette heiratete, um sie und Gilberte ohne weitere Zeugen – notfalls sogar, ohne daß je ein Mensch etwas davon erfuhr – der Herzogin von Guermantes vorzustellen. Man wird sehen, wie gerade die Verwirklichung dieses einzigen gesellschaftlichen Ehrgeizes, den er für seine Frau und seine Tochter hegte, ihm nicht zuteil werden sollte, und zwar aufgrund eines so unbedingten Vetos, daß Swann starb, ohne auch nur geahnt zu haben, die Herzogin werde je die beiden kennenlernen. Doch wird man auch sehen, daß umgekehrt die Herzogin von Guermantes sich nach Swanns Tod mit Odette und Gilberte auf das engste verband. Und vielleicht hätte er gut daran getan – wenn er überhaupt einer solchen Geringfügigkeit eine Bedeutung beimessen wollte –, sich in dieser Hinsicht keine zu düstere Vorstellung von der Zukunft zu machen und es stets für möglich zu halten, daß die von ihm gewünschte Begegnung sehr wohl zustande kommen könne, wenn er nicht mehr da sei, um sich daran zu freuen. Das Wirken der Kausalität, das schließlich fast alle nur möglichen Effekte hervorbringt

und infolgedessen auch die, von denen man es am wenigsten denkt, vollzieht sich oft langsam, langsamer noch aufgrund unserer Wünsche – die es hemmen, wenn sie es zu beschleunigen suchen –, ja manchmal selbst aufgrund unserer Existenz, und kommt erst zum Ziel, wenn wir zu wünschen, zuweilen sogar zu leben aufgehört haben. Und wußte es denn Swann nicht aus seiner eigenen Erfahrung, war es nicht schon zu seinen Lebzeiten als eine Art Vorklang dessen, was sich nach seinem Tode zutragen sollte, etwas wie ein posthumes Glück, daß er die einst – obwohl sie ihm anfangs nicht besonders gefallen hatte – so leidenschaftlich geliebte Odette heiratete, als er sie nicht mehr liebte, als das Ich, das in ihm so heftig danach verlangt hatte, mit Odette das ganze Leben zu verbringen, und so sehr daran verzweifelte, schon gestorben war?

Ich begann vom Grafen von Paris zu reden, zu fragen, ob er nicht mit Swann befreundet sei, denn ich fürchtete, das Gespräch könne sich von ihm entfernen. »Ja, das stimmt«, antwortete Norpois, indem er sich mir zuwandte und meine bescheidene Person mit jenem blauen Blick fixierte, in dem wie in ihrem natürlichen Element seine enorme Leistungs- und geistige Anpassungsfähigkeit schwebten. »Und, lieber Gott«, fuhr er wieder zu meinem Vater gewendet fort, »ich glaube nicht die Grenzen des Respekts zu überschreiten, den ich für den Fürsten hege (ohne indessen persönliche Beziehungen zu ihm zu unterhalten, was meine Position, wie wenig offiziell sie auch im Augenblick ist, doch ziemlich schwierig gestalten würde), wenn ich Ihnen erzähle, daß pikanterweise vor noch nicht vier Jahren der Fürst auf einem kleinen Bahnhof in einem der mitteleuropäischen Länder Gelegenheit hatte, Madame Swann zu bemerken. Freilich hat keiner seiner Vertrauten Monseigneur zu fragen gewagt, wie sie ihm gefalle. Das wäre nicht angegangen. Wenn aber zufällig in der Unterhaltung ihr Name fiel, schien der Fürst durch vielleicht kaum merkliche, doch um so untrüglichere Zeichen ganz gerne zu verstehen zu

geben, daß sein Eindruck insgesamt durchaus nicht ungünstig gewesen sei.«

»Wäre es denn nicht möglich gewesen, sie dem Grafen von Paris vorzustellen?« fragte mein Vater.

»Nun«, gab Norpois zurück, »das kann man eben nie wissen; bei Fürstlichkeiten weiß man nie; gerade die stolzesten, die sonst unbedingt auf die ihnen gebührende Distanz halten, setzen sich manchmal am ehesten über die öffentliche Meinung hinweg, mag sie auch noch so begründet sein, sofern es sich darum handelt, gewisse Beweise der Anhänglichkeit zu belohnen. Nun hat zweifellos der Graf von Paris immer mit sehr viel Wohlwollen die Ergebenheit Swanns zur Kenntnis genommen, der ja im übrigen wahrhaftig ein geistreicher Junge ist.«

»Und wie war denn Ihr eigener Eindruck, Exzellenz?« fragte meine Mutter aus Neugier und Höflichkeit.

Mit der Verve des alten Kenners setzte Norpois sich über seine gewohnte Mäßigung in allen Äußerungen hinweg und brach in die Worte aus:

»Blendend, muß ich sagen!«

Und da er wußte, daß man mit dem Eingeständnis des starken Eindrucks, den man von einer Frau empfangen hat, wenn man es mit einer gewissen Jovialität vorbringt, in der Unterhaltung durchaus Ehre einlegen kann, überließ er sich einen Augenblick lang einem genießerischen Schmunzeln, das die blauen Augen des alten Diplomaten befeuchtete und seine von roten Äderchen durchzogenen Nasenflügel erbeben ließ.

»Sie ist wirklich hinreißend!«

»War ein Schriftsteller mit Namen Bergotte auch bei dem Diner?« fragte ich schüchtern an, um das Gespräch noch länger in Swanns Nähe zu halten.

»Ja, Bergotte war da«, antwortete Norpois und neigte dabei höflich den Kopf zu meiner Seite hin, als ob er in dem Wunsch, zu meinem Vater liebenswürdig zu sein, allem, was zu ihm gehörte, Wichtigkeit zumäße, sogar den Fragen eines

jungen Menschen meines Alters, der nicht gewöhnt ist, von Personen des seinen soviel Höflichkeit erwiesen zu bekommen. »Kennen Sie ihn denn?« fragte er und musterte mich dabei mit hellem Blick und durchdringender, von Bismarck bewunderter Kraft.

»Mein Sohn kennt ihn nicht, verehrt ihn aber sehr«, sagte meine Mutter.

»Mein Gott«, meinte Norpois (der mir hinsichtlich meiner eigenen Intelligenz noch größere Zweifel einflößte, als gewöhnlich schon an mir nagten, da ich feststellen mußte, daß das, was ich himmelweit über mich stellte, ja für das Höchste auf der Welt hielt, bei ihm einen Platz ganz unten auf der Stufenleiter der Bewunderung zugewiesen bekam), »ich teile diese Ansicht nicht.[1] Bergotte ist, was ich einen Flötenspieler nenne; man muß übrigens anerkennen, daß er angenehm spielt, wenn auch sehr manieriert, sehr affektiert. Das ist alles, und man muß sagen, das ist eben doch nicht viel. Niemals trifft man in seinen molluskenhaften Werken auf ein festes Gerüst. Keine Handlung – oder verschwindend wenig –, vor allem aber keine Tragweite. Seine Bücher sind schon von Grund auf falsch angelegt, oder besser gesagt, es fehlt ihnen schlichtweg das Fundament. In einer Zeit wie der unsrigen, da die zunehmende Vielschichtigkeit unseres Daseins einem so wenig Zeit zum Lesen läßt, da die Karte Europas durchgreifende Umgestaltungen erfahren hat und bald vielleicht noch viel bedeutendere erfahren wird, da von allen Seiten so viele drohende neue Probleme auftauchen, werden Sie mir zugeben müssen, daß man von einem Schriftsteller verlangen darf, etwas anderes als nur ein Schöngeist zu sein, der uns mit seinen Haarspaltereien über müßigen Fragen der bloßen Form vergessen läßt, daß wir von einer Stunde zur anderen von dem doppelten Ansturm der Barbaren überflutet werden können, derer, die von außen kommen, und der inneren. Ich weiß, daß ich mich damit ganz lästerlich gegen die sakrosankte Schule dessen vergehe, was diese Herrschaften L'art pour l'art nen-

nen, doch gibt es in unserem Zeitalter dringendere Aufgaben, als Worte möglichst harmonisch aneinanderzureihen. Bergotte macht das manchmal ganz hübsch, das bestreite ich nicht, aber im ganzen ist er doch ziemlich süßlich, ziemlich schwächlich, jedenfalls sehr unmännlich. Ich verstehe jetzt, da ich Ihre vollkommen übertriebene Bewunderung für Bergotte kenne, die paar Zeilen besser, die Sie mir vorhin zeigten und über die nicht einfach hinwegzusehen ich unrecht täte, zumal Sie mir ja selbst ganz aufrichtig gesagt haben, es sei kindliches Gekritzel (ich hatte es allerdings gesagt, aber nicht im geringsten gemeint). Jede Sünde verdient Vergebung, und Jugendsünden zuallererst. Schließlich haben andere als Sie die gleichen auf dem Gewissen, und Sie sind nicht der einzige, der sich zu seiner Zeit für einen Dichter gehalten hat. Doch man erkennt in dem, was Sie mir zeigten, den schlechten Einfluß Bergottes. Wahrscheinlich bereite ich Ihnen keine Überraschung, wenn ich Ihnen sage, daß von seinen Vorzügen andererseits nichts darin zu finden ist, denn zweifellos hat er eine gewisse Meisterschaft in der zwar ganz oberflächlichen Kunst eines bestimmten Stils erreicht, von der man in Ihrem Alter noch nicht einmal die Rudimente besitzt. Doch herrscht schon der gleiche Fehler vor, der Widersinn, klangvolle Worte aneinanderzureihen und erst hinterher auf den Inhalt zu schauen. Das heißt das Pferd beim Schwanz aufzäumen. Selbst in den Büchern Bergottes scheinen mir alle diese formalen Chinoiserien, all diese Subtilitäten eines dekadenten Mandarins eitel und leer. Wenn heute ein Schriftsteller ein nettes Feuerwerklein abbrennt, zerreißt sich alles den Mund über das neue Meisterwerk. Aber so dicht gesät sind die Meisterwerke nun einmal nicht! Bergotte führt da nichts, er hat keinen Roman zu verbuchen, der einigermaßen Schwung hätte, ein Buch, das man in seiner Bibliothek auf die besseren Regale stellen würde. So etwas gibt es nirgends in seinem Werk. Das hindert nicht, daß in seinem Fall das Werk turmhoch über dem Verfasser steht. Ja! Er ist der lebende Beweis

für die Richtigkeit des Ausspruchs, den ein kluger Mann getan hat, daß man nämlich Schriftsteller ausschließlich in ihren Büchern kennenlernen sollte. Man kann sich keinen Charakter vorstellen, der weniger denen entspricht, die er beschreibt, niemand Anmassenderen und Hochtrabenderen, niemand, der weniger Umgangsformen hat. Höchst vulgär bei Gelegenheit, redet er zu anderen wie ein Buch, doch nicht einmal wie ein Buch von ihm selbst, sondern wie ein langweiliges, und das wenigstens sind seine ja nicht. So ist dieser Bergotte! Ein völlig wirrer, geschraubter Geist, ein Phrasendrescher, wie unsere Altvorderen es nannten, der die Dinge, die er sagt, durch die Art, wie er sie sagt, noch abstoßender macht. Ich weiß nicht, ob es Loménie ist oder Sainte-Beuve, einer von beiden berichtet, daß Vigny dieselbe widerliche Unsitte an den Tag legte.[1] Doch Bergotte hat niemals einen *Cinq-Mars* geschrieben oder *Le cachet rouge*, Bücher, in denen es Seiten gibt, die jeder Anthologie Ehre machen.«[2]

Zu Boden geschmettert durch die Bemerkung Norpois' über das kurze Stück, das ich ihm vorgelegt hatte, und andererseits im Gedanken an die Schwierigkeiten, die sich mir stellten, wenn ich einen Essay schreiben oder auch nur seriöse Überlegungen anstellen wollte, wurde ich mir von neuem meiner vollkommenen geistigen Nichtigkeit sowie der Tatsache bewußt, daß ich für die Literatur nicht geboren war. Sicherlich hatten mich früher gewisse bescheidene Eindrücke oder die Lektüre Bergottes in einen Zustand von Träumerei versetzt, der mir sehr wertvoll erschienen war. Doch diesen Zustand spiegelte mein Prosagedicht ja wider: es bestand kein Zweifel, daß Norpois auf der Stelle mit klarem Blick durchschaut hatte, was mir darin schön erschien, und zwar aufgrund einer bloßen Täuschung, denn der Botschafter fiel ihr ja nicht anheim. Er hatte mir im Gegenteil soeben zu verstehen gegeben, welchen ganz untergeordneten Platz ich einnahm (wenn ich von außen her, objektiv, von einem denkbar empfänglichen und höchst intelligenten Kenner beurteilt wurde). Ich

fühlte mich überrumpelt, herabgesetzt; und wie eine Flüssigkeit, die sich nur innerhalb der Maße des Gef äßes ausdehnen kann, in die man sie hineingibt, zog sich mein Geist zusammen, nachdem er sich einst gedehnt hatte, um die unermeßlichen Weiten des Genies zu füllen, und die engen Schranken der Mittelmäßigkeit, die Norpois ihm so plötzlich zugewiesen hatte, waren ihm jetzt Raum genug.

»Vom erstenmal an, da wir zusammen zu tun hatten, ich meine Bergotte und ich«, fügte er zu meinem Vater gewendet hinzu, »war es eine recht stachelige Sache (was allerdings auch eine Art ist, pikant zu sein). Bergotte machte – es ist jetzt schon einige Jahre her – eine Reise nach Wien zu der Zeit, als ich dort Botschafter war; er wurde mir durch die Fürstin Metternich[1] vorgestellt, trug sich auf der Botschaft ein und wollte eingeladen werden. Da er nun im Ausland gewissermaßen Frankreich repräsentierte, dem er in bestimmten Grenzen – recht engen Grenzen, wenn wir ehrlich sind – durch seine Schriften doch Ehre macht, hätte ich trotz des betrüblichen Eindrucks, den ich von seinem Privatleben hatte, ein Auge zugedrückt. Er reiste aber nicht allein und verlangte sogar noch, nicht ohne seine Begleiterin eingeladen zu werden. Ich halte mich nicht für prüder als irgendein anderer, und als Alleinstehender durfte ich vielleicht auch die Pforten der Botschaft etwas weiter öffnen, als wenn ich verheiratet und Familienvater gewesen wäre. Nichtsdestoweniger muß ich gestehen, daß es einen Grad von sittlicher Haltlosigkeit gibt, für den ich kein Verständnis mehr habe und der in diesem Fall noch widerwärtiger wird durch den moralisierenden – oder sagen wir ruhig moralischen – Ton, den Bergotte in seinen Büchern anschlägt, wo man nur endlose und, unter uns gesagt, recht ermüdende Analysen von wehleidigen Bedenken und krankhaften Gewissensbissen wegen bloßer Peccadillen findet, eine rechte Salbaderei (bei der man ja weiß, an welcher Elle sie zu messen ist), während er in seinem Privatleben sich ganz zynisch gehenläßt. Kurz, ich enthielt mich der Antwort,

die Fürstin Metternich machte noch einen Vorstoß, doch wieder ohne Erfolg. Ich vermute also, daß ich bei ihm nicht besonders gut angeschrieben bin, und ich weiß nicht, wie weit er Swanns Aufmerksamkeit, ihn mit mir einzuladen, gerade geschätzt haben mag. Außer er hat ihn womöglich selber darum gebeten. Man kann das nie wissen bei ihm, denn im Grunde ist er ein kranker Mensch. Nur das entschuldigt ihn.«

»War Madame Swanns Tochter auch bei dem Diner?« erkundigte ich mich bei Norpois, wobei ich für diese Frage den Augenblick wählte, da wir in den Salon hinübergingen und ich leichter als in vollem Licht und auf meinem festen Platz bei Tisch meine Erregung verbergen konnte.

Norpois überlegte offenbar einen Moment:

»Ja … Ist das so eine junge Person von vierzehn bis fünfzehn Jahren? Ich erinnere mich in der Tat, daß sie mir vor Tisch als die Tochter unseres Gastgebers vorgestellt worden ist. Ich muß Ihnen offen sagen, ich habe nicht viel von ihr gesehen, sie ging früh zu Bett. Oder sie besuchte vielleicht noch eine Freundin, ich weiß es nicht mehr genau. Doch ich sehe, Sie sind über das Haus Swann sehr gut informiert?«

»Ich spiele mit Mademoiselle Swann in den Champs-Élysées-Anlagen, ich finde sie wundervoll.«

»Ei, sieh da, sieh da! Auch mir kam sie in der Tat wirklich reizend vor. Ich muß Ihnen allerdings gestehen, ich glaube nicht, daß sie ihrer Mutter jemals das Wasser reichen wird, wenn ich das sagen darf, ohne Ihre Gefühle allzusehr zu verletzen.«

»Ich mag das Gesicht von Mademoiselle Swann lieber, doch auch ihre Mutter bewundere ich sehr. Ich gehe manchmal im Bois spazieren, einzig in der Hoffnung, sie vorbeikommen zu sehen.«[1]

»Oh! Das muß ich den Damen sagen, sie werden sich bestimmt sehr geschmeichelt fühlen.«

Während Norpois diese Worte äußerte, war er für ein paar Sekunden noch in der gleichen Lage wie alle Leute, die, wenn

sie mich von Swann als einem gescheiten Mann, seinen Eltern als angesehenen Wechselmaklern, seinem Haus als einem schönen Haus reden hörten, glaubten, ich würde ebenso gern von einem anderen gleichfalls gescheiten Mann, anderen ebenso angesehenen Wechselmaklern und einem sonstigen ebenso schönen Haus sprechen; es ist der Augenblick, in dem ein geistig Gesunder, der mit einem Verrückten spricht, noch nicht gemerkt hat, daß es ein Verrückter ist. Norpois wußte, daß das Vergnügen am Anblick hübscher Frauen an sich etwas ganz Natürliches ist und daß es gewissermaßen zu den guten Umgangsformen gehört, wenn jemand mit einiger Wärme von einer von ihnen spricht, so zu tun, als halte man ihn für verliebt, ihn damit zu necken und ihm zu versprechen, daß man seine Absichten unterstützen werde. Als er jedoch sagte, er werde Gilberte und ihrer Mutter von mir erzählen (was mir erlauben würde, wie eine Gottheit vom Olymp, die sich in einen leichten Zephir verwandelt oder besser noch die Gestalt jenes Greises angenommen hat, dessen Züge Minerva entlehnt[1] , persönlich und unsichtbar in den Salon von Madame Swann einzudringen, ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, ihre Gedanken zu beschäftigen und ihre Dankbarkeit für meine Bewunderung zu wecken, ihr als Freund eines bedeutenden Mannes und damit in Zukunft einer Einladung würdig zu erscheinen, so daß ich schließlich Zugang zu ihrem Familienkreis bekäme), flößte dieser bedeutende Mann, der sein vermutlich großes Prestige in den Augen von Madame Swann zu meinen Gunsten verwenden würde, mir mit einemmal so zärtliche Gefühle ein, daß ich mich mit Mühe zurückhielt, um nicht seine weichen, weißen und runzeligen Hände, die immer aussahen, als habe er sie zu lange im Wasser gehabt, mit Küssen zu bedecken. Ich deutete beinahe die entsprechende Geste an, von der ich meinte, nur ich selbst hätte sie bemerkt. Es ist tatsächlich für keinen von uns ganz leicht zu berechnen, in welchem Maß unsere Worte oder Bewegungen den anderen deutlich werden; aus Furcht, uns unse-

re eigene Wichtigkeit zu übertreiben, und in der Annahme, daß sich die Erinnerungen der anderen notgedrungen im Lauf ihres Lebens über ein enormes Gebiet erstrecken, bilden wir uns ein, daß die kleineren Äußerlichkeiten unserer Rede und unseres Gebärdenspiels kaum ins Bewußtsein derer treten, mit denen wir uns unterhalten, geschweige denn in ihrem Gedächtnis verankert bleiben. Von einer Voraussetzung dieser Art übrigens gehen die Verbrecher aus, die nachträglich ein Wort, das sie gesagt haben, abändern und dabei glauben, daß man dieses nicht mit einer früheren Version vergleichen könne. Es ist jedoch sehr gut möglich, daß sogar im Lauf der jahrtausendealten Menschheitsgeschichte die Philosophie der Zeitungsschreiber, nach der alles dem Vergessen anheimfällt, weniger wahr ist als die entgegengesetzte, die da behauptet, daß alles irgendwie erhalten bleibt. Finden wir nicht in der gleichen Zeitung, in der der Feuilletonphilosoph des »Premier Paris«[1] mit Bezug auf ein Ereignis, ein Kunstwerk oder mit noch größerem Recht von einer Sängerin, die »die Sternstunde ihres Ruhms« erlebt hat, sagt: »Wer wird sich an das alles noch in zehn Jahren erinnern?«, auf der dritten Seite einen Bericht der Académie des Inscriptions[2] , der oft von einem an sich weniger bedeutenden Faktum handelt, einem zweitklassigen Gedicht aus der Pharaonenzeit etwa, das noch vollständig erhalten ist? Vielleicht ist es im kurzen Menschenleben doch nicht ganz so. Dennoch geschah es mir einige Jahre später in einem Haus, in dem der dort zu Besuch weilende Norpois mir als meine solideste Stütze erschien, weil er ein Freund meines Vaters, zur Nachsicht neigend und von einem gewissen Wohlwollen uns allen gegenüber getragen war und im übrigen durch Beruf und Herkunft an Diskretion gewöhnt, daß man mir, nachdem der Botschafter gegangen war, erzählte, er habe einen Abend aus früheren Zeiten erwähnt, als er »den Moment habe kommen sehen, da ich ihm die Hände küssen würde«; ich errötete nicht nur bis über die Ohren, sondern war tief betroffen zu sehen, wie anders als ich geglaubt hatte nicht nur

die Art Norpois', von mir zu reden, sondern auch die Zusammensetzung seiner Erinnerungen war. Dieser kleine »Klatsch« klärte mich über die unerwarteten Proportionen von Zerstreutheit und Geistesgegenwart, Erinnerung und Vergessen auf, aus denen der menschliche Geist sich zusammensetzt; ich war ebenso ungemein überrascht wie an dem Tag, da ich zum erstenmal in einem Buch von Maspero las, daß man noch eine genaue Liste der Jagdfreunde besitzt, die Assurbanipal ein Jahrtausend vor Christus[1] zu seinen Hofjagden lud.

»Oh«, sagte ich zu Norpois, als er mir in Aussicht stellte, er werde Gilberte und ihrer Mutter berichten, wie sehr ich sie bewunderte, »wenn Sie das täten, wenn Sie Madame Swann von mir erzählen würden, wäre ich Ihnen nicht nur mein Leben lang dankbar, Sie könnten auch jederzeit über dieses verfügen! Doch muß ich Ihnen ganz offen sagen, daß ich Madame Swann nicht persönlich kenne, daß ich ihr nie vorgestellt worden bin.«

Ich hatte diese letzten Worte aus Gewissenhaftigkeit hinzugesetzt, um nicht etwa den Anschein zu erwecken, ich wollte mich einer Beziehung rühmen, die ich gar nicht hatte. Doch als ich sie aussprach, fühlte ich bereits, daß sie gar nicht mehr nötig waren, denn schon zu Beginn meiner Dankesbezeigung, deren feurige Bekundung offenbar abkühlend wirkte, hatte ich auf dem Gesicht des Botschafters einen Ausdruck von Zögern und Mißvergnügen und in seinen Augen jenen senkrechten, schmalen und (wie in der perspektivischen Zeichnung eines Körpers die Fluchtlinie einer seiner Flächen) verkürzten Blick bemerkt, der sich jeweils an den unsichtbaren Gesprächspartner im eigenen Inneren richtet, in dem Augenblick, da man ihm etwas anvertraut, was der andere Gesprächspartner, der Herr, mit dem man bislang sich unterhalten hat – in diesem Falle ich –, nicht hören soll. Ich wurde mir sofort klar, daß die Sätze, die ich gesagt hatte und die, noch schwach im Vergleich zu der Wallung von Dankbarkeit, die in mir aufgestiegen war, in meinen Augen Norpois rühren und vollends zu

einer Intervention geneigt machen mußten, die ihm so wenig Mühe und mir so viel Freude bereitet hätte, vielleicht (unter allen, die mir übelgesinnte Personen aus Teufelei hätten auswählen können) gerade die einzigen waren, die bewirken konnten, daß er darauf verzichtete. Als er sie hörte, genauso wie in dem Augenblick, da uns ein Unbekannter, mit dem wir eben noch in zwangloser Weise scheinbar ähnliche Ansichten über Vorübergehende ausgetauscht haben, die wir beide eingestandenermaßen recht gewöhnlich fanden, dadurch den pathologischen Abgrund aufdeckt, der zwischen uns klafft, daß er ganz beiläufig unter leichtem Herumtasten in seiner Tasche bemerkt: »Schade, daß ich meinen Revolver nicht bei mir habe, es wäre sonst auch nicht einer davon übriggeblieben«, genauso nahm Norpois, der wußte, daß nichts weniger kostbar und einfacher war, als Madame Swann empfohlen und bei ihr eingeführt zu werden, jedoch sah, welchen enormen Wert ich darauf legte und wie schwierig es für mich zu erreichen schien, nun an, hinter dem scheinbar so normalen Wunsch, den ich geäußert hatte, müsse wohl etwas anderes stecken, irgendeine verdächtige Absicht, irgendein früherer Mißgriff, aufgrund dessen in der Gewißheit, Madame Swann zu verstimmen, niemand sich bereit gefunden hatte, mein Ansinnen zu erfüllen. Da begriff ich, daß er meinem Wunsch nie nachkommen würde, daß er Jahre hindurch täglich Madame Swann würde sehen können, ohne auch nur ein einziges Mal mich ihr gegenüber zu erwähnen. Doch bat er sie ein paar Tage später um eine Auskunft, die ich gern haben wollte, und trug meinem Vater auf, sie mir zu übermitteln. Er hatte sich aber nicht verpflichtet gefühlt, ihr zu sagen, für wen sie war. Sie würde also nie erfahren, daß ich Norpois kannte und daß ich mir so sehr wünschte, bei ihr zu verkehren; doch vielleicht war das Unglück weniger groß, als ich mir einbildete. Denn die zweite dieser Neuigkeiten hätte wahrscheinlich zu der im übrigen nicht sicher vorauszusehenden Wirkung der ersten nicht viel hinzugetan. Da für Odette die Vorstellung von ih-

rem eigenen Leben und ihrem Heim nicht von aufregendem Geheimnis umgeben war, erschien ihr eine Person, die sie kannte und die sie besuchen kam, nicht als ein Fabelwesen wie mir, der ich am liebsten einen Stein in das Fenster der Swanns geworfen hätte, nur um darauf schreiben zu können, ich kenne Monsieur de Norpois, und überzeugt war, daß eine solche Botschaft, selbst auf eine derart gewaltsame Weise übermittelt, mir bei weitem mehr Ansehen in den Augen der Hausherrin verschafft, als sie gegen mich eingenommen hätte. Doch selbst wenn ich zu der Überzeugung gekommen wäre, daß die Mission, die Norpois nicht ausführte, zwecklos sein, ja sogar bei den Swanns mir eher schaden würde, hätte ich, sofern der Botschafter eingewilligt hätte, nicht das Herz gehabt, den Auftrag zu widerrufen und auf die berauschende Vorstellung zu verzichten – mochten auch die Folgen unausdenkbar schrecklich sein –, daß mein Name und meine Person dadurch für einen Augenblick bei Gilberte, in ihrem unbekannten Heim und Leben sich befinden würden.

Als Norpois gegangen war, warf mein Vater einen Blick in die Abendzeitung; ich dachte von neuem an die Berma. Die Freude, die ich daran gehabt hatte, sie spielen zu sehen, bedurfte um so mehr einer Vervollständigung, als sie weit entfernt war von der, die ich mir versprochen hatte; daher griff sie auch sofort alles auf, was irgendwie geeignet schien, ihr neue Nahrung zu geben, zum Beispiel die Verdienste, die Norpois der Berma zuerkannt hatte; mein Geist schluckte sie in einem Zug wie eine zu trockene Wiese das Wasser, mit dem man sie begießt. Mein Vater reichte mir die Zeitung und wies dabei auf eine in folgenden Wendungen abgefaßte Notiz: »Die Aufführung von *Phèdre*, die vor einem begeisterten Publikum über die Bretter ging, unter dem man die berühmtesten Erscheinungen aus der Welt der Kunst und Kritik bemerken konnte, bot Madame Berma, die die Titelrolle verkörperte, Gelegenheit zu einem Triumph, wie sie in ihrer glänzenden Laufbahn kaum einen größeren erlebt haben dürfte. Wir wer-

den noch ausführlicher auf diese Aufführung zurückkommen, die ein wirkliches Ereignis im Theaterleben war; heute wollen wir nur so viel sagen, daß die berufensten Autoritäten sich darüber einig sind, daß Madame Bermas Interpretation dieser Rolle, einer der schönsten und tiefsten im Werke Racines, eine eigentliche Neuschöpfung bedeutet und eines der reinsten und höchsten Kunsterlebnisse darstellt, die uns in unseren Tagen geschenkt worden sind.«[1] Sobald mein Geist die neue Vorstellung von dem »reinsten und höchsten Kunsterlebnis« empfangen hatte, näherte diese sich der unvollkommenen Freude, die ich im Theater selbst gehabt hatte, und gab ihr etwas von dem, was ihr bisher fehlte; ihre Verbindung aber bildete etwas derart Begeisterndes, daß ich mir sagen mußte: Welch große Künstlerin! Sicherlich kann man die Meinung vertreten, daß ich nicht ganz aufrichtig war. Doch man denke einmal daran, wie viele Schriftsteller, die mit dem Abschnitt, den sie eben geschrieben haben, unzufrieden sind, beim Lesen einer Würdigung von Chateaubriands Genie oder im Gedanken an einen großen Künstler, dem sie gern ähnlich wären, zum Beispiel wenn sie ein bestimmtes Thema von Beethoven vor sich hinsummen und dessen erhabene Trauer mit der vergleichen, die sie selbst in ihre Prosa haben hineinlegen wollen, derart von dieser Vorstellung von Genie durchdrungen werden, daß sie etwas davon in ihre eigenen Werke hineinprojizieren und, wenn sie wieder daran denken, sie nicht mehr so sehen wie zuvor, sondern von neuem Glauben daran erfüllt sich sagen: »Immerhin!«, ohne sich klar zu sein, daß sie in das befriedigende Schlußergebnis die Erinnerung an die wundervollen Seiten aus Chateaubriand einfließen lassen, die sie unmittelbar neben den ihren sehen, doch schließlich nicht selbst geschrieben haben; man denke auch an die vielen Männer, die an die Liebe einer Mätresse glauben, von der sie bisher nichts erfahren haben als übelsten Verrat; auch an alle diejenigen, die entweder auf ein unbegreifliches Nachleben nach dem Tod hoffen – wenn sie nämlich entweder als untröstliche Ehe-

gatten an eine Frau denken, die sie verloren haben, aber noch lieben, oder als Künstler an den künftigen Ruhm, den sie dann genießen könnten – oder aber auf ein beruhigendes Nichts, wenn nämlich ihr Geist im Gegenteil ihnen die Fehler vorhält, die sie sonst nach ihrem Tod abbüßen müßten; man denke auch an die Touristen, die über das schöne Gesamterlebnis einer Reise vor Begeisterung außer sich geraten, obwohl sie Tag für Tag nur Unangenehmes erfahren haben – und dann frage man, ob es unter den gemeinsam im Schoß unseres Bewußtseins ruhenden Vorstellungen auch nur eine gibt von denen, die uns am glücklichsten machen, die nicht zuerst als regelrechte Schmarotzerin aus einer fremden, aber benachbarten das Beste der ihr fehlenden Kraft gezogen hätte.

Meine Mutter schien nicht sehr beglückt, daß mein Vater für mich nicht mehr an eine diplomatische Laufbahn dachte. Da sie in erster Linie auf eine Daseinsregelung bedacht war, die den Launen meiner Nerven eine gewisse Disziplin auferlegte, bedauerte sie, glaube ich, weniger, daß ich auf die Diplomatie verzichten, als daß ich mich der Literatur widmen sollte. »Nun hör doch auf«, entrüstete sich mein Vater, »man muß vor allem Freude haben an dem, was man tut. Er ist ja schließlich kein Kind mehr. Er weiß jetzt schon selbst, was er will; es ist unwahrscheinlich, daß er sich noch ändert, und er ist durchaus imstande, selber zu merken, was ihn im Leben glücklich machen wird.« Bevor es sich zeigen sollte, ob ich aufgrund der Freiheit, die sie mir gewährten, im Leben einmal glücklich oder unglücklich sein würde, bereiteten mir die Worte meines Vaters an diesem Abend jedenfalls nicht unbeträchtlichen Kummer. Schon immer hatte mich sein unerwartetes Entgegenkommen, wenn es sich einmal zeigte, mit einem so tollen Verlangen erfüllt, die geröteten Wangen oberhalb seines Bartes mit Küssen zu bedecken, daß ich ihm nur deswegen nicht nachgab, weil ich fürchtete, sein Mißfallen zu erregen. Wie ein Schriftsteller von einer Art Schrecken befallen wird, wenn er sieht, wie seine Träumereien, die ihm gar

nicht besonders wertvoll erscheinen, da er sie von sich selbst nicht trennt, den Verleger zwingen, ein Papier zu wählen und einen Druck zu verwenden, der ihm fast zu schön dafür scheint, so fragte ich mich jetzt, ob mein Wunsch zu schreiben auch hinreichend wichtig sei, damit mein Vater deswegen soviel Güte aufwendete. Besonders aber weckte seine Bemerkung über meine Neigungen, die sich nicht mehr ändern würden, und über das, was mein Leben glücklich gestalten müßte, in mir zwei schreckliche Befürchtungen. Die erste galt dem Umstand, daß (wo ich mich doch Tag für Tag gleichsam noch auf der Schwelle meines bislang unberührten Lebens glaubte, das erst morgen beginnen würde) meine Existenz bereits angefangen hatte, ja schlimmer noch, daß das, was kommen würde, nicht allzu verschieden von dem sein würde, was vorausgegangen war. Die zweite Befürchtung, die genaugenommen nur eine andere Form der ersten war, bezog sich darauf, daß ich offenbar nicht außerhalb der Zeit existierte, sondern ihren Gesetzen unterworfen war, ganz wie die Romangestalten, die mich gerade aus diesem Grund mit so viel Trauer erfüllten, wenn ich in Combray, im Schutz meiner Rohrhütte, ihr Leben las. Theoretisch weiß man, daß die Erde sich dreht, tatsächlich aber merkt man es nicht; der Boden, auf dem man schreitet, scheint sich nicht zu rühren, und so lebt man ruhig vor sich hin. Genauso ist es im Leben mit der Zeit. Um ihr Entschwinden fühlbar zu machen, versuchen die Romanschriftsteller, den Lauf des Zeigers so rasend zu beschleunigen, daß der Leser zehn, zwanzig, dreißig Jahre in zwei Minuten durchmißt. Oben auf der Seite hat man sich von einem hoffnungsfrohen Liebhaber getrennt, und unten auf der nächsten findet man einen Achtzigjährigen wieder, der im Hof eines Altersheims mühselig seinen täglichen Spaziergang absolviert und dabei kaum auf die an ihn gerichteten Fragen Antwort geben kann, da er das Vergangene vergessen hat. Dadurch, daß mein Vater von mir sagte: »Er ist kein Kind mehr, seine Neigungen werden sich nicht mehr ändern«, hatte

er mir mit einem Schlag mich selbst als in der Zeit existierend gezeigt und mich in die gleiche Art von Trauer gestürzt, als sei ich, wenn auch noch nicht gerade der vertrottelte Heiminsasse, so doch einer jener Helden, von denen der Autor in dem gleichgültigen Ton, der so besonders grausam ist, am Ende eines Buches sagt: »Kaum noch einmal verläßt er das Dorf. Er hat sich dort für immer zur Ruhe gesetzt usw.«

Um von vornherein jeder Kritik zu begegnen, die wir an unserem Gast hätten üben können, bemerkte mein Vater Mama gegenüber:

»Ich gebe zu, der alte Norpois war etwas sehr ›förmlich‹, wie ihr sagt. Als er sagte, es wäre ›nicht angegangen‹, dem Grafen von Paris eine Frage zu stellen, hatte ich schon Angst, ihr würdet womöglich lachen.«

»Aber gar nicht«, antwortete meine Mutter, »ich finde es sehr schön, daß ein Mann von seinem Rang und seinem Alter noch diese Art von Naivität besitzt, die ja nur seine Grundanständigkeit und gute Erziehung beweist.«

»Das stimmt allerdings! Es hindert ihn ja auch nicht, geschickt und scharfsinnig zu sein; ich weiß es, da ich ihn ja in der Kommission sehe, wo er ein ganz anderer ist als hier«, bekräftigte mein Vater, der froh darüber war, daß Mama Norpois schätzte, und ihr gern nahelegen wollte, daß sogar noch mehr an ihm sei, als sie glaubte, denn eine warme Gesinnung einem anderen gegenüber übertreibt im Guten ebensogern, wie sich der Spott darin gefällt, jemand herabzusetzen. »Wie sagte er doch gleich … ›bei Fürstlichkeiten weiß man nie . . .‹«

»Ja sicher, genau so, wie du sagst. Mir war es auch aufgefallen, wirklich sehr scharfsinnig. Man merkt, daß er über große Lebenserfahrung verfügt.«

»Merkwürdig, daß er bei den Swanns diniert hat und dort alles in allem ganz normale Leute, Beamte und so getroffen hat … Wo Madame Swann nur all diese Menschen auftreiben mag?«

»Hast du gehört, wie boshaft er sich ausgedrückt hat: ›Das ist ein Haus, in dem vor allem Männer verkehren‹?«

Und alle beide bemühten sich, genau wiederzugeben, wie Norpois diesen Satz ausgesprochen hatte, so wie sie es mit dem Tonfall Bressants oder Thirons in *L'Aventurière* oder in *Le gendre de monsieur Poirier* [1] getan hätten. Von allen seinen Aussprüchen aber wurde einer am meisten gewürdigt, und zwar von Françoise, die noch Jahre darauf »vor Lachen nicht konnte«, wenn man sie daran erinnerte, daß der Botschafter von ihr als einem »Meister erster Güte« gesprochen hatte, was meine Mutter ihr übermittelte wie ein Kriegsminister nach der Truppenschau die Glückwünsche eines Souveräns auf der Durchreise. Übrigens war ich selbst noch vor ihr in der Küche gewesen. Denn ich hatte mir von der pazifistischen, aber grausamen Françoise ausdrücklich versprechen lassen, sie werde das Kaninchen, das sie schlachten mußte, nicht unnötig leiden lassen, hatte jedoch über seinen Tod noch keinen Bericht erhalten; Françoise versicherte mir, daß alles denkbar gut abgelaufen sei und zudem sehr schnell: »Ich habe niemals so ein Tier erlebt; es ist gestorben, ohne ein Wort zu sagen; man hätte meinen können, es sei stumm.« Wenig mit der Sprache der Tiere vertraut, wandte ich ein, ein Kaninchen schreie vielleicht nicht wie ein Hähnchen. »Da werden Sie noch was erleben«, erwiderte Françoise, empört über meine Unwissenheit, »wenn Sie meinen, die Hasen schreien nicht so laut wie die Hähnchen. Die haben sogar noch eine sehr viel kräftigere Stimme.« Françoise nahm Norpois' Komplimente mit dem schlichten Stolz, dem freudigen und – für den Augenblick wenigstens – klugen Blick entgegen, den ein Künstler hat, wenn man mit ihm über seine Kunst spricht. Meine Mutter hatte sie früher in gewisse feine Restaurants geschickt, damit sie sähe, wie man dort kocht. An diesem Abend, als sie die berühmtesten unter ihnen als Sudelküchen abtat, hörte ich ihr mit dem gleichen Vergnügen zu, mit dem ich mir ehedem hatte berichten lassen, daß die Rangordnung unter den Größen

der Schauspielkunst dem Verdienst nach keinesweg ihrem jeweiligen Bekanntheitsgrad entsprach. »Der Botschafter«, sagte meine Mutter zu ihr, »meint, daß man den kalten Rinderbraten und das Soufflé nirgends so wie hier bei uns bekommt.« Françoise gestand das mit bescheidener Miene und um der Wahrheit die Ehre zu geben zu, ohne daß ihr übrigens der Titel eines Botschafters besonders imponiert hätte; mit der Liebenswürdigkeit, die sie jemandem schuldete, der sie für einen »Meister« gehalten hatte, sagte sie von Norpois: »Das ist einer aus der guten alten Zeit wie ich.« Sie hatte sich zwar Mühe gegeben, ihn bei seinem Eintreffen zu sehen, da sie aber wußte, daß Mama es nicht leiden konnte, wenn man hinter Türen und Fenstern herumlungerte, und befürchtete, andere Dienstboten oder das Portiersehepaar könnten ihr verraten, daß sie ihm aufgelauert habe (denn Françoise vermutete überall »Eifersüchteleien« und »Gerede«, was in ihrer Vorstellung ebenso zäh und unheilvoll herumspukte wie bei gewissen anderen Personen die Intrigen der Jesuiten oder der Juden), hatte sie sich damit begnügt, durch das Küchenfensterchen zu schauen, um es »nicht mit Madame zu tun zu bekommen«, und im flüchtig erblickten Norpois »Monsieur Legrandin geglaubt«, wegen seiner *Fixigkeit*, obwohl die beiden sich auch nicht im allermindesten glichen. »Schon gut«, sagte meine Mutter, »aber wie erklären Sie mir, daß niemandem das Rindfleischgelée so gut wie Ihnen gelingt (wenn Sie wollen)?« – »Ich weiß auch nicht, warum es ›wird‹«, antwortete Françoise (die dieses Wort im absoluten, prägnanten Sinne verwendete). Im übrigen war, was sie sagte, wenigstens teilweise wahr; sie war fast ebenso unfähig – oder ungewillt – das Geheimnis zu lüften, das die Einzigartigkeit ihrer Gelées oder Cremes ausmachte, wie eine elegante Frau das ihrer Toiletten oder eine große Sängerin das ihres Gesangs. Ihre Erklärungen sagen uns nicht viel; ebenso verhielt es sich mit den Rezepten unserer Köchin. »Die machen alles viel zu husch-husch«, bemerkte sie über die berühmten Restaurants, »und

dann nicht alles zusammen. Das Rindfleisch muß wie ein Schwamm werden, nur dann saugt es alle Brühe auf. Aber es gab da so ein Wirtshaus, wo es mir doch vorkam, als hätten sie eine Ahnung vom Kochen. Es war nicht ganz, was mein Gelée hier ist, aber sie machten es schön langsam, und die Soufflés hatten schön viel Rahm.« – »Vielleicht war es Henry[1] ?« fragte mein Vater, der dazugekommen war und der eine große Vorliebe für das Restaurant an der Place Gaillon hatte, wohin er regelmäßig mit alten Kameraden essen ging. »O nein!« wehrte Françoise mit einer Sanftmut ab, hinter der sich tiefe Nichtachtung verbarg, »ich sprach von einem kleinen Restaurant; in dem Henry ist es sicher sehr gut, aber das ist kein Restaurant, mehr so etwas wie eine … Suppenküche!« – »Oder Weber?« – »O nein, Monsieur, ich meine ein gutes Restaurant. Weber ist das in der Rue Royale, das ist kein Restaurant, mehr ein Bierlokal. Was sie einem da geben, wird ja nicht mal richtig serviert. Ich meine, sie haben nicht einmal Tischtücher dort, sondern stellen die Sachen einfach auf den Tisch, wie es gerade kommt.« – »Cirro?« Françoise lächelte: »Oh! Was da geboten wird, das sind, glaube ich, vor allem Weltdamen« (wenn sie Weltdame sagte, meinte sie Halbweltdame). »Na, auch das muß sein für die Jungen.« Wir stellten fest, daß Françoise mit ihrer Einfaltsmiene für die berühmten Köche eine furchterregendere »Kollegin« war, als es die mißgünstigste und eingebildetste Schauspielerin gegenüber ihresgleichen ist. Wir spürten andererseits, daß sie ein richtiges Gefühl für ihre Kunst besaß und Achtung vor der Tradition, denn sie setzte hinzu: »Nein, ich meine ein Restaurant, wo es mir so vorkam, als hätten sie dort eine richtig gute, bürgerliche Küche. Es ist ein recht gediegenes Haus, und schaffen tun sie auch nicht schlecht. Oh, da wurde mancher Sou verdient.« (Die haushälterische Françoise rechnete nach Sous und nicht nach Louisdor, wie Leute, die sich ruiniert haben.) »Madame weiß doch, da hinten rechts auf den großen Boulevards, so etwas zurückgelegen . . .« Das Restaurant, dem sie mit dieser

Mischung von Schlichtheit und Stolz Gerechtigkeit widerfahren ließ, war … das Café Anglais.

Als der 1. Januar kam, machte ich zunächst Familienbesuche mit Mama, die, um mich nicht zu ermüden, die Reihenfolge (mit Hilfe eines von meinem Vater aufgezeichneten Plans) im voraus nach Stadtvierteln und weniger nach dem Grad der Verwandtschaft festgelegt hatte. Doch kaum waren wir im Salon einer ziemlich entfernten Kusine, die wir nur deshalb als erste aufsuchten, weil ihre Wohnung es von der unseren nicht war, als meine Mutter mit Entsetzen den besten Freund des empfindlichsten meiner Onkels, seine glacierten oder gefüllten Maronen in der Hand, eintreten sah, der diesem sicher berichten würde, daß wir unsere Tour nicht mit ihm begonnen hatten. Dieser Onkel wäre bestimmt verletzt; er würde es nur natürlich gefunden haben, daß wir von der Madeleine aus uns zunächst zum Jardin des Plantes, wo er wohnte, begeben hätten, bevor wir an der Place Saint-Augustin hielten, um dann in der Rue de l'École-de-Médecine unsere Aufwartung zu machen.

Als unsere Besuche beendet waren (meine Großmutter erließ uns den bei ihr, da wir an diesem Tag bei ihr zur Nacht aßen), eilte ich in die Anlagen der Champs-Élysées zu unserer Verkäuferin und brachte ihr, damit sie ihn der Person übergab, die mehrmals in der Woche für Swanns die Lebkuchen bei ihr holte, den Brief, den ich bereits an dem Tag, da meine Freundin mir so viel Kummer gemacht hatte, beschlossen hatte ihr zum neuen Jahr zu senden und in dem ich ihr sagte, unsere alte Freundschaft werde nun mit dem alten Jahr erlöschen und damit auch meine Kümmernisse und Enttäuschungen; vom 1. Januar an aber würden wir eine neue Freundschaft begründen, die so fest sein sollte, daß nichts sie zerstören könnte, so wundervoll, daß ich hoffte, Gilberte werde selbst ihren Stolz darein setzen, sie in ihrer ganzen Schönheit zu erhalten und mich (so wie ich es auch ihr gegenüber vorhätte) gleich darauf aufmerksam machen, wenn die geringste Gefahr ihr drohte.

Auf dem Heimweg nötigte mich Françoise, an der Ecke der Rue Royale vor einem windigen Verkaufsstand stehenzubleiben, wo sie für sich als Neujahrsgeschenke Photographien von Pius IX. und von Raspail[1] und ich selber eine von der Berma kaufte. Die zahllosen Kundgebungen der Bewunderung, zu denen diese Künstlerin die Menschen hinriß, ließen das einzige Gesicht, das sie hatte, um darauf Antwort zu geben, etwas ärmlich erscheinen – einförmig und dürftig wie die Kleidungsstücke von Menschen, die nichts zum Wechseln haben – , dieses Gesicht, auf dem sie immer nur die kleine Falte über der Oberlippe, die etwas gehobenen Brauen und ein paar andere physische Eigentümlichkeiten vorzeigen konnte, die stets die gleichen blieben und die alles in allem jeder Brandwunde, jedem Schlag zum Opfer fallen konnten. Dieses Gesicht wäre mir an und für sich übrigens nicht einmal schön erschienen, doch rief es in mir die Vorstellung und damit auch den Wunsch wach, es zu küssen, wegen all der Küsse, die es gewiß über sich hatte ergehen lassen und die es noch hier auf dieser »Albumpostkarte« herbeizurufen schien mit diesem kokett schmachtenden Blick und dem künstlich naiven Lächeln. Denn die Berma hegte ja bestimmt für viele junge Männer die verlangenden Gefühle, zu denen sie sich unter dem Deckmantel ihrer Rolle als Phädra bekannte und deren Befriedigung ihr alles, bis hin zum Nimbus ihres Namens, der ihre Schönheit erhöhte und ihre Jugend verlängerte, sicher sehr leicht machen mußte. Es wurde dunkel, ich blieb vor einer Theatersäule mit dem Plakat der Vorstellung stehen, die die Berma zum Neujahrstag gab. Es wehte ein feuchter, weicher Wind. Dieses Wetter kannte ich; ich hatte die Empfindung und das Vorgefühl, daß der 1. Januar nur ein Tag wie alle anderen sei, nicht der Beginn einer neuen Welt, in der ich mit ganz unverbrauchten Chancen noch einmal die Bekanntschaft Gilbertes machen konnte wie am ersten Schöpfungstag, als ob die Vergangenheit noch gar nicht existierte, als ob samt allen Hinweisen, die man daraus für die Zukunft entnehmen

konnte, die Enttäuschungen, die sie mir zuweilen bereitet hatte, völlig versunken wären: einer neuen Welt, in der nichts von der alten mehr übrigblieb … nichts außer einem, nichts außer meinem Wunsch, daß Gilberte mich liebte. Ich begriff, daß mein Herz, wenn es nach einer solchen Erneuerung der ganzen umgebenden Welt verlangte, die ihm nicht Genüge getan hatte, dieses Herz sich eben nicht gewandelt hatte, und ich sagte mir auch, daß kein Grund bestehe, weshalb das Gilbertes es eher getan haben sollte; ich fühlte, daß diese neue Freundschaft doch die gleiche war, ebenso wie die neuen Jahre, die unser Verlangen, ohne daß wir sie wirklich damit treffen oder beeinflussen können, ohne ihr Wissen gleichsam, mit einem neuen Namen benennt, nicht durch eine Kluft von den alten getrennt sind. Es half mir nichts, daß ich das nun anbrechende Jahr Gilberte zueignete und damit, so wie man eine Religion über die blinden Gesetze der Natur stülpt, versuchte, dem Neujahrstag das besondere Bild aufzuprägen, das ich mir von ihm gemacht hatte; es war umsonst. Ich fühlte, er wußte gar nichts davon, daß wir ihn Neujahrstag nannten; er ging in der Dämmerung auf eine Weise zu Ende, die mir gar nicht neu war: in dem weichen Wind, der die Anschlagsäule umspielte, hatte ich die stets gleiche und gewöhnliche Substanz wiedererkannt, die wohlbekannte Feuchtigkeit gespürt, den gedankenlosen Fluß der alten Tage.

Ich kehrte nach Hause zurück. Mein Neujahrstag war der der alten Leute gewesen, die an diesem Tag so ganz verschieden von den jungen sind, nicht, weil sie keine Geschenke mehr bekommen, sondern weil sie an das neue Jahr nicht mehr glauben. Geschenke hatte ich zwar bekommen, doch nicht das einzige, das mir Freude bereitet hätte: ein Wort von Gilberte. Und doch war ich noch ganz jung, hatte ich ihr doch einen Brief schreiben können in der Absicht, mit der Schilderung der einsamen Träume meines Herzens in ihr ebensolche wachzurufen. Das Traurige an alt gewordenen Menschen ist

ja, daß sie nicht mehr daran denken, solche Briefe zu schreiben, deren Wirkungslosigkeit sie erfahren haben.

Als ich mich zu Bett gelegt hatte, hielten die Geräusche der Straße mich wach, die an diesem Festtagsabend länger andauerten als sonst. Ich dachte an alle, die diese Nacht in Freuden beschließen würden, an den Liebhaber, an die Schar der Nachtschwärmer vielleicht, die die Berma bei Schluß der Vorstellung abgeholt haben mochten, die, wie ich gesehen hatte, für diesen Abend angekündigt war. Ich konnte mir nicht einmal, um die Unruhe zu überwinden, die mich in schlafloser Nacht bei diesem Gedanken überkam, einreden, die Berma denke wohl gar nicht an Liebe, denn die Verse, die sie auf der Bühne sprach, nachdem sie sie zuvor lange geprobt hatte, erinnerten sie ja unaufhörlich an ihre Wonnen, die sie ohnedies ja übrigens so gut kannte, daß sie die bewußte Erregung – mit einer ganz neuen Heftigkeit und ungeahnter Süße versetzt – den staunenden Zuschauern vorzuführen vermochte, deren jeder sie gleichwohl selbst schon verspürt hatte. Ich zündete meine bereits ausgelöschte Kerze wieder an und betrachtete von neuem ihr Gesicht. Bei dem Gedanken, daß es gewiß in diesem Augenblick von Männern liebkost wurde, die ich nicht daran hindern konnte, der Berma übermenschliche, dunkle Freuden zu schenken und solche von ihr zu empfangen, machte ich eine tiefe Bewegung meines Inneren durch, die viel eher grausam als lustvoll war, ein quälendes Sehnen, das der Klang des Horns noch steigerte, den man in der Mittfastennacht und oft auch in anderen Festnächten vernimmt und der, weil ihm dann jegliche Poesie fehlt, noch viel trauriger ist, wenn er aus einer Schenke kommt, als »abends, aus des Waldes Tiefe«[1] . In einem solchen Augenblick wäre ein Wort von Gilberte vielleicht nicht einmal das gewesen, was ich eigentlich brauchte. Unsere Wünsche überlagern sich oft, und im Gewirr des Daseins ist selten ein Glück genau dem Wunsch angepaßt, der es herbeirufen wollte.

Ich ging an schönen Tagen auch weiterhin in die Anlagen der Champs-Élysées durch Straßen, deren elegante, rosig schimmernde Häuser, da die Mode der Aquarellausstellungen[2] auf dem Höhepunkt war, in einem leichten, wäßrigen Himmel standen. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, ich hätte in jenen Tagen die Paläste Gabriels[3] für schöner oder gar aus einer anderen Epoche stammend gehalten als die ihnen benachbarten Häuser. Mehr Stil und sogar ein ehrwürdigeres Alter schrieb ich, wenn auch vielleicht nicht gerade dem Palais de l'Industrie, so doch dem Trocadéro zu. In unruhigen Schlaf versunken, erblickte meine Jugend diese ganze Gegend von Paris durch die Hülle des Traums, den sie dort spazierenführte; ich hätte niemals gedacht, daß es in der Rue Royale ein Gebäude aus dem achtzehnten Jahrhundert geben könne, und wäre erstaunt gewesen zu hören, daß die Porte Saint-Martin und die Porte Saint-Denis, Meisterwerke aus der Zeit Ludwigs XIV.[1] , nicht in der gleichen Epoche entstanden sind wie die jüngst erstellten Wohnbauten dieser trostlosen Stadtviertel. Ein einziges Mal blieb ich lange vor einem der Gabrielschen Palastbauten stehen; als es nämlich Nacht geworden war, wirkten seine durch das Mondlicht entmaterialisierten Säulen wie aus Pappe geschnitten, und, indem sie mich an ein Bühnenbild aus der Operette *Orphée aux Enfers* [2] gemahnten, vermittelten sie mir zum ersten Mal einen Eindruck von Schönheit.

Gilberte hingegen kam immer noch nicht wieder in die Anlagen der Champs-Élysées. Und doch hätte ich sie dringend sehen müssen, ich erinnerte mich nicht einmal mehr an ihr Gesicht. Das Suchende, Angstvolle, Fordernde, mit dem wir den geliebten Menschen anschauen, unser Warten auf das Wort, das uns die Hoffnung auf ein Wiedersehen am folgenden Tag schenken oder rauben wird, und, bis dieses Wort gefallen ist, die abwechselnde, wenn nicht gar gleichzeitige Vorstellung von Freude und Verzweiflung, all das versetzt unsere Aufmerksamkeit, solange wir uns in Gegenwart des

geliebten Wesens befinden, mit zuviel Unruhe, als daß sie ein deutliches Bild von ihm festhalten könnte. Vielleicht ist die gleichzeitige Regung aller Sinne in dem Bemühen, nur mit dem Blick zu erfassen, was jenseits seines Aufnahmevermögens liegt, auch zu empfänglich für die tausend Gestalten, all die Reize und Gesten der lebenden Person, die wir normalerweise, solange wir nicht lieben, gänzlich erstarren lassen. Das geliebte Modell hingegen bewegt sich; man erhält davon stets nur unscharfe Photographien. Ich wußte wirklich nicht mehr, wie Gilbertes Züge eigentlich beschaffen waren, außer in den göttlichen Augenblicken, in denen sie sie für mich spielen ließ; ich erinnerte mich bloß noch an ihr Lächeln. Und während ich das geliebte Antlitz, wie sehr ich mich auch bemühte, vor meinem Auge nicht wiedererstehen lassen konnte, stellte ich mit Ingrimm fest, daß ich die unnützen und einprägsamen Gesichter des Karussellmanns und der Süßwarenverkäuferin mit absoluter Genauigkeit in meinem Gedächtnis aufgezeichnet fand: so sind auch diejenigen, die ein geliebtes Wesen verloren haben, das sie niemals im Traum wiedersehen, aufgebracht darüber, daß sie unaufhörlich im Schlaf höchst unerfreulichen Leuten begegnen, die sie schon im Wachzustand am liebsten nicht kennengelernt hätten. In ihrer Unfähigkeit, sich den Gegenstand ihrer Trauer vorzustellen, neigen sie fast zu der Meinung, sie trauerten eben nicht genug. Ich selber war nicht weit davon entfernt zu glauben, daß ich, da ich mir die Züge Gilbertes nicht mehr ins Gedächtnis rufen konnte, sie eben vergessen hätte, sie nicht mehr liebte. Endlich aber kam sie fast alle Tage wieder spielen und ließ vor mir neue Dinge aufscheinen, die ich mir wünschen, für den nächsten Tag von ihr erbitten konnte, und tatsächlich schuf sie in diesem Sinne aus meiner Zärtlichkeit für sie beinahe täglich ein neues Gefühl. Etwas aber veränderte noch einmal und ganz unerwartet das Problem meiner Liebe, so wie es sich Tag für Tag nachmittags gegen zwei Uhr stellte. Ob Swann meinen für seine Tochter bestimmten Brief abgefangen hatte oder ob Gilberte

mir erst ganz verspätet, damit ich vorsichtiger würde, einen schon alten Sachverhalt eingestand, jedenfalls nahm sie, als ich ihr sagte, wie sehr ich ihren Vater und ihre Mutter bewunderte, jene undurchdringliche Miene voller Vorbehalte und Reserve an, die sie an sich hatte, wenn man zu ihr von Dingen sprach, die sie tun sollte, von ihren Besorgungen und Besuchen, und erklärte mir plötzlich: »Wissen Sie, eigentlich können sie Sie nicht riechen!« und ungreifbar wie eine Undine[1] – denn so war sie nun einmal – brach sie gleich darauf in Lachen aus. Oft schien ihr Lachen, wenn es mit ihren Worten nicht im Einklang stand – etwa wie die Musik – in einem ganz anderen Bereich ein unsichtbares Relief nachzuzeichnen. Ihre Eltern verlangten nicht von Gilberte, sie solle nicht mehr mit mir spielen, hätten aber ganz gern gesehen, so meinte sie jedenfalls, diese ganze Sache hätte nie angefangen. Sie betrachteten meine Bekanntschaft mit ihr ohne Begeisterung, hielten mich für moralisch nicht ganz einwandfrei und glaubten, mein Einfluß auf ihre Tochter könne nur nachteilig sein. Die Art von bedenkenlosen jungen Leuten, zu denen Swann mich offenbar rechnete, stellte ich mir so vor, daß sie die Eltern des jungen Mädchens, dem sie zugetan sind, im Grunde verachten, ihnen schöntun ins Gesicht, sie hinter ihrem Rücken aber zusammen mit der Tochter verspotten, die sie außerdem zum Ungehorsam anstiften und, wenn sie sie erst einmal ganz für sich gewonnen haben, sie daran hindern, die Eltern überhaupt noch zu sehen. Wie leidenschaftlich jedoch stellte mein Herz diesen Zügen (in denen niemals ein Elender sich selbst erkennen würde) die Gefühle gegenüber, von denen es tatsächlich für Swann erfüllt war, Gefühle von so glutvoller Art, daß ich nicht daran zweifelte, er hätte sein Urteil über mich, wenn er sie geahnt hätte, wie einen Justizirrtum bereut! Was ich für ihn fühlte, wagte ich ihm in einem langen Brief auseinanderzusetzen, den ich Gilberte mit der Bitte anvertraute, ihn ihrem Vater zu geben. Sie verstand sich auch dazu. Ach! Offenbar sah er in mir einen noch größeren Betrüger, als ich gefürchtet

hatte! Die Gefühle, die ich ihm auf sechzehn Seiten überzeugend dargelegt zu haben meinte, stießen also nur auf Zweifel bei ihm, denn der Brief, den ich ihm in ebenso leidenschaftlichen und aufrichtigen Worten schrieb, wie ich sie Norpois gegenüber im Gespräch gebraucht hatte, hatte genausowenig Erfolg. Am folgenden Tag berichtete mir Gilberte, nachdem sie mich abseits hinter ein Lorbeerboskett in einer Nebenallee geführt hatte, wo wir uns auf Stühlen niederließen, ihr Vater habe nach der Lektüre des Briefs, den sie mir wieder zurückbrachte, nur achselzuckend gesagt: »Das bedeutet gar nichts, es beweist nur, wie recht ich habe!« Ich, der ich die Lauterkeit meiner Absichten und meine Seelengüte kannte, war gekränkt, daß meine Worte den absurden Irrtum Swanns nicht einmal an der Oberfläche hatten streifen können. Denn es war ein Irrtum, ich zweifelte damals nicht daran. Ich war mir bewußt, gewisse unbestreitbare Eigenschaften meiner edlen Gefühle mit solcher Genauigkeit beschrieben zu haben, daß Swann, wenn er sie sich daraufhin nicht sogleich als Ganzes vorstellen konnte und nicht kam sich zu entschuldigen und mir einzugestehen, er habe sich getäuscht, eben dergleichen selbst nie an sich erfahren hatte und folglich außerstande war, sie bei anderen zu verstehen.

Swann aber wußte vielleicht einfach, daß Großherzigkeit häufig nur die subjektive Erscheinungsform unserer egoistischen Gefühle ist, solange wir sie noch nicht benannt und eingeordnet haben. Vielleicht hatte er in der Verbundenheit, die ich ihm ausdrückte, nur die naheliegende Wirkung – und enthusiastische Bestätigung – meiner Liebe zu Gilberte erkannt, durch die – statt durch meine erst sekundär zustande gekommene Verehrung für ihn – meine Handlungen fortan zwangsläufig bestimmt sein würden. Ich konnte seine Voraussicht nicht teilen, denn es war mir nicht gelungen, meine Liebe von mir selbst zu abstrahieren, ihr in der Allgemeinheit der anderen Menschen einen Platz zuzuweisen und aufgrund der Erfahrung ihre Folgen zu berechnen: Ich war verzweifelt.

Dann mußte ich Gilberte einen Moment verlassen, Françoise hatte mich gerufen. Ich sollte sie in einen kleinen, grünbewachsenen Pavillon begleiten, der den nicht mehr als solche benutzten Akzisehäuschen im alten Paris glich und in dem seit kurzem das eingerichtet war, was man in England als Lavabo und in Frankreich einer fehlgeleiteten Anglomanie zufolge als Water-Closets bezeichnet. Die feuchten, alten Mauern des Eingangsraums, in dem ich auf Françoise wartete, hauchten eine muffige Frische aus, die mir auf der Stelle die Sorgen, die mich aufgrund der mir durch Gilberte mitgeteilten Worte Swanns befallen hatten, weniger drückend erscheinen ließ und mir eine Lust bereitete, die nicht wie gewisse andere war, die uns nur unausgeglichener zurücklassen, unfähig, sie zu erhalten oder sie uns ganz zu eigen zu machen, sondern vielmehr in einem soliden Genuß bestand, an dem ich mich festhalten konnte, köstlich, friedvoll und mit einer stetigen, unerklärten und doch zuverlässigen Wahrheit erfüllt.[1] Ich hätte gern, wie früher auf meinen Spaziergängen in der Gegend von Guermantes, den Versuch gemacht, in den Zauber dieses Zustands tiefer einzudringen, der über mich gekommen war, und unbeweglich dieses Modergerüchlein zu erforschen, das mich einlud, nicht die Lust auszukosten, die es mir gleichsam nur als Zugabe bereitete, sondern die Wirklichkeit zu ergründen, die es mir noch nicht entdeckt hatte. Doch die Pächterin des Etablissements, eine alte Dame mit dickgepuderten Wangen und einer roten Perücke, begann mit mir zu reden. Françoise hielt sie für »etwas Besseres«. Ihre Tochter hatte das geheiratet, was Françoise »einen jungen Mann von Familie« nannte, also jemanden, der sich in ihren Augen von einem Arbeiter stärker unterschied als in der Meinung Saint-Simons ein Herzog von einem Mann »aus der Hefe des Volkes«. Natürlich hatte die Pächterin, bevor sie es wurde, einige Schicksalsschläge erlebt. Doch Françoise versicherte, sie sei eine Marquise und gehöre der Familie Saint-Ferréol an. Diese Marquise nun riet mir, nicht in dem kühlen Vorraum zu bleiben, und

öffnete mir sogar eines der Kabinette mit den Worten: »Wollen Sie nicht hineingehen? Dies hier ist ganz sauber, und für Sie ist es gratis.« Sie machte es vielleicht nur wie die Verkäuferinnen bei Gouache[1] , die mir, wenn wir etwas bestellten, einen der Bonbons anboten, die unter Glasglocken auf dem Verkaufstisch lagen und den Mama mir – leider! – anzunehmen verbot; vielleicht auch in weniger harmloser Absicht, etwa wie eine alte Blumenhändlerin, bei der Mama ihre Jardinieren füllen ließ und die mir mit schmachtendem Blick eine Rose verehrte. Auf alle Fälle mochte wohl die »Marquise«, sofern sie eine Schwäche für kleine Jungen hatte, indem sie ihnen die unterirdische Pforte zu jenen Steinwürfeln öffnete, wo Menschen wie Sphinxen hocken, bei der speziellen Form ihrer Großherzigkeit weniger von der Hoffnung bestimmt sein, sie ins Verderben zu locken, als vielmehr von der Genugtuung, die man verspürt, wenn man sich in selbstloser Weise freigebig gegen die erweist, die man liebt, denn niemals habe ich bei ihr einen anderen Besucher getroffen als einen alten Parkwächter.[2]

Einen Augenblick später verabschiedete ich mich von der »Marquise« in Françoises Begleitung und verließ auch diese, um wieder zu Gilberte zurückzukehren. Ich sah sie sogleich, auf einem Stuhl, hinter dem Lorbeerboskett. Sie hielt sich dort vor ihren Freundinnen verborgen, denn sie spielten Versteck. Ich ging hin, um mich neben sie zu setzen. Sie trug eine flache Toque, die, ziemlich tiefin die Stirn gesetzt, ihren Augen den gleichen nachdenklich-heimlichen Blick »von unten her« gab, den ich zum ersten Mal an ihr in Combray gesehen hatte. Ich fragte sie, ob es keine Möglichkeit gebe, mich mündlich mit ihrem Vater auseinanderzusetzen. Gilberte antwortete, sie habe ihm selbst den Vorschlag gemacht, er aber habe es für ganz zwecklos erklärt. »So jetzt«, fügte sie noch hinzu, »vergessen Sie Ihren Brief nicht, ich muß wieder zu den anderen, sie haben mich ja nicht gefunden.«

Wäre Swann damals dazugekommen, auch bevor ich noch jenen Brief wieder an mich nahm, von dessen Aufrichtigkeit er sich meiner Meinung nach so unsinnigerweise nicht hatte überzeugen lassen, hätte er vielleicht festgestellt, wie überaus recht er hatte. Denn als ich mich Gilberte näherte, die, auf ihrem Stuhl zurückgelehnt, mich zwar aufforderte, meinen Brief zu nehmen, doch ihn mir nicht hinhielt, fühlte ich mich körperlich von ihr derart stark angezogen, daß ich zu ihr sagte:

»Nun, versuchen Sie doch, mich daran zu hindern, ihn zu nehmen, mal sehen, wer stärker ist.«

Sie versteckte ihn im Rücken, ich griff hinter ihren Hals und hob dabei die Zöpfe, die sie schulterlang trug, entweder weil es noch ihrem Alter entsprach oder weil ihre Mutter wollte, daß sie länger kindlich wirke, um selbst dadurch jünger zu scheinen; eins übers andere gebeugt, rangen wir miteinander. Ich versuchte, sie an mich zu ziehen, sie leistete Widerstand; ihre eiferheißen Wangen waren wie Kirschen so rund und rot; sie lachte, als kitzelte ich sie; ich hielt sie zwischen den Knien fest wie einen jungen Baum, auf den ich steigen wollte; mitten in dieser Gymnastik aber, ohne daß ich stärker atmete, als ich es infolge der Muskelanstrengung und in der Hitze des Spiels ohnehin schon tat, strömte genauso wie ein paar Schweißtropfen, die die Anstrengung einem entlockt, meine Lust aus mir, ohne daß ich auch nur Zeit gehabt hätte, sie richtig auszukosten; in dem Augenblick faßte ich auch schon den Brief. Da sagte Gilberte ganz freundlich zu mir:

»Wenn Sie mögen, können wir ruhig noch ein bißchen ringen.«

Vielleicht hatte sie dunkel gespürt, daß mein Spiel einen anderen Zweck als den von mir eingestandenen hatte, ohne jedoch zu bemerken, daß ich ihn schon erreicht hatte. Ich aber fürchtete, sie könne es gemerkt haben (eine gewisse, verhaltene Rückwärtsbewegung, der etwas von verletztem Schamgefühl innewohnte und die sie gleich hinterher gemacht hatte,

brachte mich auf den Gedanken, meine Befürchtungen seien berechtigt), und ließ mich darauf ein, noch etwas weiterzuringen, damit sie nicht etwa glaubte, ich habe nur die eine Absicht verfolgt, nach deren Erreichen ich freilich nur Lust verspürte, ruhig bei ihr zu bleiben.

Auf dem Heimweg stand mir in plötzlichem Erinnern das bislang verborgene Bild vor Augen, das mir, ohne daß ich es klar gesehen oder wiedererkannt hatte, in der fast nach Ruß riechenden Frische des umrankten Pavillons so nahe gewesen war. Es war das Bild des kleinen Ruhegemachs meines Onkels Adolphe in Combray, das tatsächlich den gleichen dumpfen, feuchten Geruch an sich gehabt hatte.[1] Doch konnte ich nicht begreifen und hob mir für später auf, darüber nachzudenken, wieso die Erinnerung an ein so unbedeutendes Bild mir solches Glück geschenkt hatte.[2] Bis dahin aber kam es mir vor, als verdiene ich wirklich die Geringschätzung von Norpois; allen Schriftstellern hatte ich einen, wie er es nannte, bloßen »Flötenspieler« vorgezogen, und ein wahrhafter Rauschzustand wurde mir nicht durch eine große Idee, sondern durch Schimmelgeruch zuteil.

Seit einiger Zeit begegneten in gewissen Familien die Mütter dem Namen der Champs-Élysées, wenn ein Besucher ihn fallen ließ, mit der feindseligen Miene, die sie sich für den bekannten Arzt aufsparen, von dem sie sagen, er habe zu viele falsche Diagnosen gestellt, als daß sie noch zu ihm Vertrauen haben könnten; es wurde behauptet, diese Anlagen bekämen den Kindern nicht, es gebe viele Beispiele von Halsschmerzen, Röteln und Fieberanfällen, die durch sie verursacht seien. Ohne geradezu Mamas mütterliche Gefühle in Frage zu stellen, die mich auch weiter hingehen ließ, bedauerten doch einige ihrer Freundinnen aufs tiefste, wie verblendet sie sei.

Neuropathen sind vielleicht entgegen allem, was man gemeinhin annimmt, gerade diejenigen, die am wenigsten auf sich selber »achten«; sie nehmen in sich so viele Dinge wahr, über die sie sich, wie sie später zugeben müssen, umsonst

beunruhigt haben, daß sie schließlich auf keines mehr ernstlich Rücksicht nehmen. Ihr Nervensystem hat so oft schon »Hilfe!« geschrien, als sei eine schwere Krankheit im Anzug, wenn statt dessen nur Schnee in der Luft lag, oder beim Umzug in eine neue Wohnung, daß sie sich daran gewöhnen, solche Warnungen so wenig wichtig zu nehmen wie ein Soldat, der in der Hitze des Gefechts sie so wenig beachtet, daß er imstande ist, noch als Sterbender ein paar Tage lang das Leben des Gesunden zu führen. Eines Mittags, als ich meine gewohnten kleinen Übel, deren ständiger innerer Kreislauf meinen Geist ebensowenig beschäftigte wie jener des Bluts, wohlgeordnet in mir trug, eilte ich beschwingt ins Eßzimmer, wo meine Eltern schon bei Tisch saßen, und, nachdem ich mir wie gewöhnlich vorgehalten hatte, ein gewisses Kältegefühl müsse nicht bedeuten, daß man sich wärmen sollte, sondern man habe es zum Beispiel auch, wenn man gescholten worden sei, und Appetitmangel könne ebensogut besagen, daß es regnen wird, und nicht, daß man nicht essen sollte, nahm ich dort gleichfalls Platz; als ich jedoch den ersten Bissen eines appetitlichen Koteletts zum Mund führte, hielt ich in meiner Bewegung inne mit einem plötzlichen Schwindelgefühl, und Übelkeit überkam mich; es war die fiebernde Antwort einer beginnenden Krankheit, deren Symptome meine eisige Indifferenz überdeckt und aufgehalten hatte und die nun entschieden die Nahrung verweigerte, deren Aufnahme mir ohnehin unmöglich gewesen wäre. In derselben Sekunde aber schon gab mir der Gedanke, man werde mir, wenn man bemerkte, daß ich krank sei, das Ausgehen verbieten, den Selbsterhaltungstrieb eines Verwundeten und damit die Kraft, mich in mein Zimmer zu schleppen, wo ich feststellte, daß ich vierzig Grad Fieber hatte, und mich dann zum Gang in die Champs-Élysées zu rüsten. Die Hülle des erschöpften und durchlässig gewordenen Körpers durchdringend, strebten, ja lechzten meine beflügelten Gedanken nach den so süßen Freuden einer Partie Barlauf mit Gilberte, und als ich eine Stunde später,

obgleich ich mich kaum auf den Beinen halten konnte, glücklich neben ihr stand, hatte ich sogar die Kraft, jene auch zu genießen.

Bei der Heimkehr erklärte Françoise, ich hätte mich »unwohl befunden«, offenbar sei ich »verkühlt«, und der sogleich herbeizitierte Arzt erklärte, das »Ungestüm« und die »Virulenz« des Fieberanfalls, der meine Lungenentzündung begleitete und nur ein »Strohfeuer« sein werde, »gefalle ihm viel besser« als »schleichendere« und »verkappte« Formen. Seit langem schon litt ich an Erstickungsanfällen, und ungeachtet der Mißbilligung meiner Großmutter, die mich bereits als Alkoholiker zugrunde gehen sah, hatte unser Arzt mir außer Koffein, das mir verschrieben wurde, damit ich leichter atmete, auch Bier, Champagner oder Cognac zu trinken verordnet, sobald ich das Herannahen einer Krise spürte. Diese würde dann, meinte er, in der durch den Alkohol ausgelösten »Euphorie« ganz von selbst zum Stillstand kommen. Damit meine Großmutter mir dergleichen zu geben erlaubte, war es oft so, daß ich Zustände von Atemnot nicht überspielen durfte, sondern sie fast ostentativ herausstreichen mußte. Wenn ein Anfall nahte, fürchtete ich dabei – weil ich ja nie wußte, welche Ausmaße er annehmen würde – die Niedergeschlagenheit meiner Großmutter ohnehin mehr als mein eigenes Leiden. Gleichzeitig aber legte mir mein Körper, sei es, daß er zu schwach war, das Geheimnis meines Leidens für sich zu behalten, sei es, daß er befürchtete, in Unkenntnis des nahenden Übels werde man von mir eine Anstrengung verlangen, zu der er nicht imstande oder die für ihn gefährlich wäre, das Bedürfnis nahe, meine Großmutter von meinem Unbehagen mit einer Pünktlichkeit in Kenntnis zu setzen, bei der ich schließlich eine Art von physiologischer Strenge walten ließ. Stellte ich ein unerfreuliches Symptom an mir fest, das ich noch nicht bemerkt hatte, so stand mein Körper Todesängste aus, solange ich meine Großmutter noch nicht davon verständigt hatte. Tat sie so, als nähme sie es überhaupt nicht wichtig, so

forderte er von mir, daß ich deutlicher würde. Manchmal ging ich damit zu weit; und das geliebte Antlitz, das nicht mehr immer so gut wie einst die innere Bewegung verbergen konnte, ließ einen Ausdruck des Mitleids, ein schmerzliches Zusammenzucken erkennen. Dann wand sich mein Herz in Qualen angesichts des Kummers, den ich ihr bereitete, und als könnten meine Küsse ihn hinfällig machen, als könne meine Zärtlichkeit der Großmutter gleiches Glück bereiten, wie meine Gesundheit es täte, stürzte ich mich in ihre Arme. Da meine Bedenken aber andererseits durch die Gewißheit beschwichtigt waren, daß sie meinen Zustand nun kenne, hatte mein Körper nichts mehr dagegen, daß ich sie beruhigte. Ich behauptete jetzt, die Sache sei gar nicht so arg, sie brauche mich nicht zu bedauern und könne sicher sein, daß ich mich ganz glücklich fühle; mein Körper hatte nur erreichen wollen, daß man ihm das ihm zukommende Maß an Mitleid spendete, und, sofern bekannt war, daß es ihm an der rechten Seite wehtat, hatte er nichts dagegen, daß ich erklärte, es seien aber keine richtig schlimmen Schmerzen und sie hinderten mich nicht, mich glücklich zu fühlen, denn zum Philosophieren neigte er nicht; das gehörte nun einmal nicht zu seinem Ressort. Ich hatte während meiner Genesung fast täglich solche Erstikkungsanfälle. Eines Tages, als meine Großmutter mich bei ziemlich gutem Befinden verlassen hatte, kam sie sehr spät am Abend noch einmal in mein Zimmer und sah, daß ich keine Luft bekam: »O mein Gott«, rief sie mit gramerfüllter Miene, »was du aushalten mußt!« Sie verließ mich sogleich, ich hörte die Haustür gehen, und ein wenig später kam sie mit Cognac zurück, den sie kaufen gegangen war, denn zufällig war gerade keiner im Haus. Bald fing ich an, mich glücklicher zu fühlen. Meine Großmutter hatte ein etwas gerötetes Gesicht, sah verlegen aus, und ihre Augen zeigten einen Ausdruck von Müdigkeit und Mutlosigkeit.

»Ich überlasse dich lieber ein bißchen dir selbst, damit dir die Besserung auch wirklich zugute kommt«, sagte sie und

ließ mich plötzlich allein. Ich küßte sie aber noch und spürte dabei auf ihren kühlen Wangen etwas Nasses, von dem ich nicht recht wußte, ob es die Feuchte der Nachtluft war, aus der sie eben kam. Am folgenden Tag kehrte sie erst am Abend wieder in mein Zimmer zurück, da sie, wie man mir sagte, hatte ausgehen müssen. Ich sah darin ein Zeichen von Gleichgültigkeit mir gegenüber und mußte mich zurückhalten, um ihr keinen Vorwurf zu machen.

Da die Erstickungsanfälle auch noch anhielten, als die schon lange ausgeheilte Lungenentzündung keine Erklärung mehr dafür bot, ließen meine Eltern Professor Cottard kommen. Für einen Arzt, der in einem solchen Fall zu Rate gezogen wird, genügt es nicht, sein Metier zu kennen. Angesichts von Symptomen, die von drei oder vier verschiedenen Krankheiten herrühren können, entscheidet letzten Endes sein richtiger Instinkt, sein sicherer Blick, mit welcher er es bei fast gleichen Anzeichen mit größter Wahrscheinlichkeit zu tun hat. Diese geheimnisvolle Gabe schließt keineswegs eine Überlegenheit auch der anderen Bezirke des Geistes ein, und selbst ein höchst gewöhnlicher Mensch, der sich zu den schlechtesten Werken von Musik und Malerei hingezogen fühlt, dem jede geistige Neugier abgeht, kann sie besitzen. In meinem Fall konnte der äußerlich erhobene Befund ebensogut durch Nervenkrämpfe, durch beginnende Tuberkulose, durch Asthma, durch Atmungsbeschwerden infolge einer Nahrungsmittelvergiftung mit gleichzeitig bestehender Niereninsuffizienz, durch chronische Bronchitis wie durch einen komplexen Krankheitszustand, an dem mehrere dieser Faktoren mitwirkten, hervorgerufen sein. Die Krämpfe hätten nun aber eine Kur der Nichtbeachtung verlangt, die Tuberkulose sorgfältige Pflege und eine Art von Überernährung, die für einen Arthritiker oder Asthmatiker unzuträglich gewesen wäre und verhängnisvoll werden konnte im Falle einer Nahrungsmittelvergiftung, die ihrerseits wiederum eine Behandlungsweise erfordert, die einen Tuberkulösen zugrunde richten kann.

Doch Cottard verordnete nach nur kurzem Zögern mit Entschiedenheit: »Reichlich drastische Abführmittel, ein paar Tage lang Milch, nichts als Milch. Kein Fleisch, kein Alkohol.« Meine Mutter murmelte, daß ich doch dringend etwas zu meiner Kräftigung brauche, daß ich schon so nervös genug sei, daß eine solche Roßkur und so dürftige Kost mich vollends herunterbringen würden. Ich sah an Cottards Augen, die so unruhig umherirrten, als fürchte er, seinen Zug zu versäumen, daß er sich fragte, ob er sich nicht aus Versehen seiner natürlichen Gutmütigkeit überlassen hatte. Er versuchte sich zu erinnern, ob er auch daran gedacht hatte, eine eisige Miene aufzusetzen, wie man nach einem Spiegel sucht, um festzustellen, ob man nicht vergessen hat, die Krawatte zu binden. Im Zweifel hierüber und um auf alle Fälle etwas möglicherweise Versäumtes nachzuholen, gab er grob zurück: »Ich bin nicht gewöhnt, meine Anordnungen zu wiederholen. Geben Sie mir eine Feder. Und vor allem Milchdiät. Später, wenn wir über die Anfälle und die Schlaflosigkeit hinweg sind, kann er etwas Suppe bekommen, auch Brei, doch immer mit Milch; ›au lait, au lait‹«, wiederholte er. »Das muß Ihnen doch gefallen, junger Mann, Spanien ist ja jetzt Mode, Olé! Olé!« (Seine Schüler kannten dieses Wortspiel gut, da er es in der Klinik jedesmal machte, wenn er einen Herz- oder Leberkranken auf strenge Milchdiät setzte.)[1] »Dann werden Sie nach und nach die gewohnte Lebensweise wiederaufnehmen. Aber jedesmal, wenn Husten und Erstickungsanfälle wieder einsetzen, sofort Abführmittel, Einläufe, Bettruhe, Milch!« Mit frostiger Miene und ohne darauf Antwort zu geben, hörte er sich ein letztes Mal die Einwände meiner Mutter an; da er uns aber verließ, ohne geruht zu haben, die Gründe für seine Behandlungsart anzugeben, hielten meine Eltern sie in meinem Fall für abwegig, unnötig schwächend, und erprobten sie nicht an mir. Sie versuchten natürlich, ihren Ungehorsam dem Professor zu verheimlichen, und um sicherzugehen, mieden sie alle Bekannten, bei denen sie ihm hätten begegnen kön-

nen. Dann aber verschlimmerte sich mein Zustand, und es wurde beschlossen, die Vorschriften Cottards gewissenhaft zu befolgen; nach drei Tagen hatte ich keine Anfälle, keinen Husten mehr und konnte gut atmen. Da mußten wir einsehen, daß Cottard, der mich, wie er später sagte, ziemlich anfällig für Asthma und vor allem »verdreht« fand, jedenfalls die Intoxikation als den im Augenblick bei mir vorherrschenden Zustand erkannt und vorausgesehen hatte, daß eine Anregung der Lebertätigkeit und Durchspülung der Nieren meine Bronchien befreien und mir unbehinderte Atmung, Schlaf und Kräfte wiedergeben würden. Wir mußten einsehen, daß dieser Dummkopf ein hervorragender Diagnostiker war. Endlich konnte ich aufstehen, doch es hieß, ich dürfe künftig nicht mehr in die Anlagen der Champs-Élysées. Angeblich war es wegen der schlechten Luft; ich glaube aber, daß man diesen Vorwand benutzte, damit ich Gilberte Swann nicht mehr sähe, und ich zwang mich, unaufhörlich ihren Namen zu wiederholen, so wie Besiegte bestrebt sind, ihre Muttersprache zu pflegen, um die Heimat nicht zu vergessen, die sie niemals wiedersehen werden. Manchmal strich mir meine Mutter mit der Hand über die Stirn und sagte:

»Ist es jetzt soweit, daß die kleinen Jungen ihrer Mama nicht mehr ihren Kummer erzählen?«

Françoise trat mir alle Tage mit den Worten entgegen: »Der junge Herr sieht ja aus! Haben Sie sich denn nicht angeschaut; wie ein Toter!« Es stimmt allerdings, daß Françoise, hätte ich einen einfachen Schnupfen gehabt, die gleiche Grabesmiene aufgesetzt hätte. Solche Leidbezeugungen waren mehr eine Frage ihrer »Klasse« als meines Gesundheitszustandes. Ich konnte damals nicht deutlich herauserkennen, ob dieser Pessimismus bei ihr von Gefühlen des Schmerzes oder der Genugtuung begleitet war. Fürs erste kam ich zu dem Ergebnis, er sei sozial und professionell bedingt.

Eines Tages, als die Post gekommen war, legte meine Mutter einen Brief auf mein Bett. Ich öffnete ihn zerstreut, da er ja

doch nicht die einzige Unterschrift tragen konnte, die mich beglücken würde, nämlich die Gilbertes, mit der ich außerhalb der Sphäre der Champs-Élysées keine Verbindung hatte. Doch unten auf dem Briefbogen – er trug einen silbernen Stempelaufdruck mit einem behelmten Ritter und darunter die gewundene Devise: *Per viam rectam* [1] –, am Ende eines in großen Lettern hingeschriebenen Briefes, in dem fast alle Sätze wie unterstrichen wirkten, einfach weil der T-Strich jeweils nicht durch den Buchstaben ging, sondern darüber schwebte und somit als Linie unter dem darüber befindlichen Wort lag, erblickte ich ausgerechnet die Unterschrift Gilbertes. Da ich sie aber in einem an mich adressierten Brief für unmöglich hielt, gewährte mir – denn mir fehlte der Glaube daran – ihr Anblick keine Freude. Er ließ bloß alle Dinge, die mich umgaben, eine Sekunde lang vollkommen unwirklich erscheinen. In schwindelerregendem Tempo spielte diese ganz unwahrscheinliche Unterschrift Bäumchenwechseln mit meinem Bett, meinem Kamin, meinen Wänden. Ich sah alles um mich schwanken wie jemand, der vom Pferd fällt, und ich fragte mich, ob es nicht ein Leben gebe, das ganz verschieden von dem mir vertrauten, ihm entgegengesetzt, jedoch das wahre sei, bei dessen unverhofftem Anblick mich dann jenes zögernde Staunen ergreifen würde, das die Steinmetzen in den Darstellungen des Jüngsten Gerichtes den wiedererweckten Toten ins Gesicht geschrieben haben, im Augenblick, da sie die Schwelle zum Jenseits überschreiten. »Lieber Freund«, so hieß es in dem Brief, »ich habe erfahren, daß Sie sehr krank waren und nicht mehr in die Anlagen der Champs-Élysées kamen. Auch ich gehe kaum noch hin, weil so viele dort krank geworden sind. Doch meine Freundinnen kommen jeden Montag und Freitag zum Nachmittagstee zu uns. Mama trägt mir auf, Ihnen zu sagen, daß Sie uns ein sehr großes Vergnügen machen würden, wenn Sie ebenfalls kämen, sobald Sie wiederhergestellt sind; wir könnten dann zu Hause unsere netten Gespräche aus den Champs-Élysées wiederauf-

nehmen. Adieu, lieber Freund, ich hoffe, Ihre Eltern erlauben Ihnen, recht oft zum Tee zu kommen. Mit den herzlichsten Grüßen, Ihre Gilberte.«

Während ich diese Worte las, nahm mein Nervensystem bewundernswert schnell die Neuigkeit zur Kenntnis, daß mir ein großes Glück widerfahren sei. Meine Seele aber, das heißt ich selbst und damit der, den es vor allem anging, wußte noch nichts davon. Das Glück, und zwar das Glück durch Gilberte, war etwas, woran ich unaufhörlich gedacht hatte, etwas rein Gedankliches, *cosa mentale* [1] , wie Leonardo von der Malerei gesagt hat. Ein mit Schriftzügen bedecktes Blatt Papier aber ist eine Sache, die vom Denken nicht auf der Stelle assimiliert wird. Doch sobald ich den Brief zu Ende gelesen hatte, dachte ich an ihn, er wurde zum Gegenstand von Träumerei, er wurde auch seinerseits zu einer *cosa mentale*, und ich liebte ihn schon so sehr, daß ich ihn alle fünf Minuten wiederlesen und mit Küssen bedecken mußte. Da wurde mir mein Glück bewußt.

Das Leben ist voll von solchen Wundern, auf die der Liebende immer hoffen darf. Es ist möglich, daß dieses hier vielleicht durch meine Mutter künstlich herbeigeführt worden war, die, als sie sah, daß ich seit einiger Zeit allen Lebensmut verloren hatte, vielleicht Gilberte hatte wissen lassen, sie möge mir doch schreiben, so wie sie in der Zeit meiner ersten Seebäder, um mir Lust am Tauchen zu machen, das ich haßte, weil es mir den Atem nahm, heimlich meinem Badewärter wunderschöne Kästchen aus Muscheln und Korallenzweige zusteckte, die ich dann selbst auf dem Grund zu entdecken meinte. Im übrigen gilt für alle Ereignisse, die im Leben und in seinen widerspruchsvollen Situationen sich auf die Liebe beziehen, daß man sie am besten gar nicht zu verstehen versucht, da sie in allem, was sie an Unerbittlichem und Unverhofftem an sich haben, eher magischen als rationalen Gesetzen zu gehorchen scheinen. Wenn ein Multimillionär, der dennoch ein sehr netter Mensch ist, von der mittellosen Frau

ohne Reiz, mit der er lebt, den Laufpaß erhält, in seiner Verzweiflung alle Mächte des Goldes zu Hilfe ruft und Himmel und Erde in Bewegung setzt, ohne daß es ihm gelingt, in Gnaden wiederaufgenommen zu werden, so ist es klüger, angesichts des unüberwindlichen Starrsinns seiner Mätresse anzunehmen, daß das Schicksal ihn zugrunde richten und an gebrochenem Herzen sterben lassen will, als nach logischen Gründen zu suchen. Die Widerstände, gegen die Liebende zu kämpfen haben und die ihre durch Leiden überreizte Phantasie zu erraten versucht, haben ihren Sitz häufig in einer speziellen Charakteranlage der Frau, die sie nicht zurückgewinnen können, in deren Dummheit, in dem Einfluß von Menschen, die der Liebende gar nicht kennt, und in den Befürchtungen, die jene ihr suggeriert haben, in einer bestimmten Art von Vergnügen, die sie zu diesem Zeitpunkt gerade vom Leben verlangt und die weder er noch sein Vermögen ihr zu geben imstande sind. Auf alle Fälle befindet sich der Liebende in einer ungünstigen Position, um die Natur der Hindernisse zu durchschauen, die die List der Frau ihm verbirgt und die sein eigenes, durch Liebe verfälschtes Urteil unmöglich richtig einschätzen kann. Sie gleichen jenen Tumoren, die der Arzt schließlich zum Schrumpfen bringt, ohne jedoch ihren Ursprung entdeckt zu haben. Wie diese sind auch jene Hindernisse geheimnisvoll, aber zeitgebunden. Nur überdauern sie im allgemeinen die Liebe. Und da diese keine selbstlose Leidenschaft ist, sucht der Verliebte, der nicht mehr liebt, auch nicht herauszubekommen, weshalb die mittellose und leichtfertige Person, die er liebte, es jahrelang hartnäkkig ablehnte, sich weiterhin von ihm aushalten zu lassen.

Das gleiche Geheimnis nun, das so häufig den Augen die Ursache von Katastrophen verbirgt, wenn es sich um Liebe handelt, umgibt ebensooft auch die Plötzlichkeit gewisser glücklicher Lösungen (so wie die, die Gilbertes Brief für mich bedeutete): glückliche Lösungen, oder doch solche, die es zu sein scheinen, denn es gibt kaum solche, die es wirklich sind,

wenn es sich um ein Gefühl der Art handelt, daß jede Befriedigung, die man ihm gewährt, im allgemeinen nur einer Verlagerung des Schmerzes gleichkommt. Manchmal jedoch tritt Waffenruhe ein, und eine gewisse Zeit hindurch hegt man die Illusion, man sei wirklich geheilt.

Was nun diesen Brief angeht, in dessen Unterschrift Françoise sich weigerte, den Namen Gilberte zu erkennen, weil das verschlungene G, das sich über ein *i* ohne Punkt lehnte, wie ein A aussah, während die letzte Silbe durch einen gewellten Schnörkel in unbestimmter Weise verlängert schien[1] , so kann man vielleicht, wenn man durchaus nach einer rationalen Erklärung für die Wendung suchen will, die sich darin kundtat und mich so fröhlich machte, annehmen, daß ich ihn zum Teil einem Zwischenfall verdankte, den ich im Gegenteil für geeignet gehalten hatte, mich bei den Swanns für immer unmöglich zu machen. Kurz zuvor hatte Bloch mir einen Besuch abgestattet, während Professor Cottard, den meine Eltern, seitdem ich seine Vorschriften befolgte, wieder kommen ließen, sich in meinem Zimmer befand. Da die Untersuchung beendet und Cottard nur noch als Besucher anwesend war, weil meine Eltern ihn gebeten hatten, zum Abendessen zu bleiben, ließ man Bloch ruhig ein. Als wir nun alle am Plaudern waren und Bloch erzählt hatte, er habe gehört, und zwar von einer Person, die am Abend vorher mit ihm gespeist habe und selbst Madame Swann sehr nahestehe, diese sei mir besonders zugetan, wollte ich ihm entgegenhalten, daß er sich täuschen müsse, und aus derselben Gewissenhaftigkeit heraus, die mich Norpois gegenüber diese Erklärung abgeben ließ, andererseits auch aus Furcht, Madame Swann möchte mich für einen Lügner halten, vollends klarstellen, daß ich sie nicht kannte und nie mit ihr gesprochen hatte. Doch ich hatte das Herz nicht, Blochs Irrtum zu berichtigen, weil mir klar war, daß er ihn wissentlich beging und daß er, wenn er etwas erfand, was Madame Swann gar nicht hatte sagen können, es nur tat, um bekanntzugeben,

er habe – was er für schmeichelhaft hielt, jedoch nicht der Wahrheit entsprach – in Gesellschaft einer der Freundinnen dieser Dame diniert. Während nun Norpois, als er erfuhr, daß ich Madame Swann nicht kannte, sie aber gern kennen würde, sich gehütet hatte, ihr gegenüber von mir zu sprechen, schloß Cottard, der ihr Arzt war, aus dem, was er Bloch hatte sagen hören, daß sie mich kenne und schätze, und dachte, wenn er ihr sagte, sobald er sie wiedersehe, ich sei ein reizender Junge, mit dem er sich sehr angefreundet habe, so könne das für mich von keinem Vorteil, wohl aber für ihn ganz schmeichelhaft sein; diese beiden Gründe bewogen ihn, mich Odette gegenüber zu erwähnen, sobald er Gelegenheit dazu fand.

So lernte ich nun diese Wohnung kennen, deren Treppenhaus bereits von dem Parfüm durchzogen war, das Madame Swann benutzte, doch die stärker noch der ganz besondere und schmerzliche Reiz durchduftete, der dem Leben Gilbertes entströmte. Der unerbittliche Concierge, nunmehr in eine wohlgesinnte Eumenide[1] verwandelt, nahm die Gewohnheit an, mir, wenn ich ihn fragte, ob ich hinaufgehen könne, durch Heben seiner Mütze mit glückverheißender Hand zu verstehen zu geben, er habe meine Bitte erhört. Die Fenster, die von außen her zwischen mich und mir nicht zugedachten Köstlichkeiten ihren blitzenden, fernen und flüchtigen Blick gelegt hatten, der mir geradezu wie der Blick der Swanns vorgekommen war, öffnete ich jetzt gelegentlich, wenn ich im Sommer einen ganzen Nachmittag mit Gilberte in ihrem Zimmer zugebracht hatte, selbst, um etwas Luft hereinzulassen und sogar um mich neben ihr hinauszulehnen, wenn nämlich gerade der Empfangstag ihrer Mutter war, wo wir dann die Gäste ankommen sahen, die oft den Kopf hoben, wenn sie aus dem Wagen stiegen, und mir zuwinkten, da sie mich für einen Neffen der Dame des Hauses hielten. Gilbertes Haarzöpfe streiften in solchen Augenblicken meine Wange. Sie schienen mir in ihrer zartfasrigen Feinheit gleichzeitig natürlich und übernatürlich, und die Fülle ihres kunstreichen Blatt-

geflechtes ein einzigartiges Meisterwerk, worin der Flor des Paradieses selbst verwoben schien. Welch himmlisches Herbarium hätte ich nicht gern dem allerwinzigsten Teilchen davon als Reliquienschrein gegeben! Da ich aber nicht hoffte, ein richtiges Stückchen eines solchen Zopfes zu ergattern, wäre mir, hätte ich wenigstens eine Photographie davon besessen, diese unendlich viel kostbarer erschienen als eine von Blümchen aus Leonardos Hand![2] Um eine zu bekommen, ließ ich mich bei Freunden der Swanns und selbst bei Photographen zu Katzbuckeleien hinreißen, die mir zwar nicht verschafften, wonach ich trachtete, mich aber in dauernde Verbindung mit sehr lästigen Leuten brachten.

Wenn ich jetzt in das dunkle Vorzimmer trat, wo unaufhörlich, furchtbarer und ersehnter als einst in Versailles das Erscheinen des Königs, die Möglichkeit in der Luft lag, den Eltern Gilbertes zu begegnen, die mich so lange gehindert hatten, sie zu sehen, und wo ich gewöhnlich, nachdem ich gegen einen riesigen Kleiderständer gelaufen war, der sieben Arme hatte wie der Leuchter der Heiligen Schrift[1] , mich in Grußbezeigungen vor einem Hausdiener ergangen hatte, der in seinem langen grauen Rock auf der Holztruhe saß und den ich in der Dunkelheit für Madame Swann gehalten hatte, drückte mir Gilbertes Vater oder ihre Mutter – wenn einer von ihnen gerade im Augenblick meines Eintretens vorüberkam – lächelnd die Hand und fragte:

»Wie geht es Ihnen denn?« (wobei beide dieses ›Comment allez-vous‹ aussprachen wie ›Commen allez-vous‹, ohne das *t* zu binden; man kann sich vorstellen, wie ich, kaum nach Hause zurückgekehrt, mit Hochgenuß gleichfalls dieses *t* fallen ließ). »Weiß Gilberte, daß Sie da sind? Gut, dann lasse ich Sie so lange allein.«

Aber viel mehr noch: Auch die Teegesellschaften, die Gilberte für ihre Freundinnen veranstaltete und die mir so lange Zeit hindurch als ganz unüberwindlich zwischen ihr und mir sich auftürmende Hindernisse erschienen waren, wurden jetzt

für uns eine Gelegenheit, uns zusammenzufinden, von der sie mich (da ich noch ein ziemlich neuer Bekannter war) durch ein paar Zeilen unterrichtete, und zwar jedesmal auf anderem Briefpapier. Einmal war es mit einem geprägten blauen Pudel über einer scherzhaften englischen Unterschrift geschmückt, die mit einem Ausrufungszeichen endete, ein andermal mit einem marineblauen Anker oder dem Monogramm G. S., übermäßig langgezogen in einem Rechteck, das die ganze Höhe des Blattes einnahm, oder mit dem Namen »Gilberte«, der manchmal schräg in der Ecke mit Goldlettern die Unterschrift meiner Freundin nachahmend in einem Schnörkel endete und unter einem schwarzgedruckten geöffneten Regenschirm erschien, manchmal aber auch zusammengepfercht in Form eines Schellenbaums, in dem alle Buchstaben als Majuskeln enthalten waren, ohne daß man einen einzigen davon wirklich lesen konnte. Doch schließlich sah ich, da die Briefpapierserie, die Gilberte besaß, zwar äußerst reichhaltig, aber nicht unerschöpflich war, nach einer gewissen Anzahl von Wochen das Papier wiederkehren, das wie jenes erste, auf dem sie mir geschrieben hatte, die Devise *Per viam rectam* [1] über dem Bild eines behelmten Ritters in einem Medaillon aus brüniertem Silber trug. Jedes aber wurde für einen bestimmten Tag – dachte ich damals – aufgrund bestimmter Riten gewählt, mehr wohl jedoch, wie ich jetzt annehme, weil Gilberte im Gedächtnis zu behalten versuchte, welches sie die vorigen Male benutzt hatte, so daß sie möglichst nicht das gleiche zum zweitenmal an einen ihrer Korrespondenten schickte – wenigstens nicht an die, auf die sie überhaupt in dieser Hinsicht Wert legte – als höchstens in denkbar weiten Abständen. Da manche der zum Tee geladenen Freundinnen Gilbertes wegen ihrer Unterrichtsstunden bereits gehen mußten, wenn andere erst kamen, hörte ich immer schon auf der Treppe aus dem Vorzimmer ein Stimmengewirr, das im Verein mit der Aufregung, in die mich die bevorstehende großartige Zeremonie versetzte, jäh, noch bevor ich den Treppenflur erreichte, die

Bande zerriß, die mich noch an mein früheres Dasein knüpften, und mir sogar die Erinnerung an die Weisung benahm, daß ich, einmal im Warmen, meinen Seidenschal ablegen sowie auf die Uhr schauen sollte, um nicht zu spät heimzukommen. Die Treppe übrigens, die ganz aus Holz war, wie man sie damals oft in teurere Mietshäuser in jenem Stil Henri II [2] einbaute, der so lange Zeit Odettes Ideal gewesen war (das sie jedoch bald darauf wieder fallenlassen sollte) und mit einer Tafel, für die es in unserem Haus keine Entsprechung gab, versehen war, auf der man die Worte las: »Benutzung des Fahrstuhls für Abwärtsfahrten verboten«, erschien mir als etwas so Bedeutendes, daß ich meinen Eltern gegenüber behauptete, Swann habe eine antike Treppe von sehr weither mitgebracht. Meine Liebe zur Wahrheit war so groß, daß ich nicht gezögert hätte, ihnen diese Auskunft zu geben, selbst wenn ich gewußt hätte, daß sie nicht richtig sei, denn nur so konnte ich ihnen für die Würde des Swannschen Treppenhauses die gleiche Ehrfurcht einflößen, wie sie mich selber beseelte. So würde man sich ja auch im Recht fühlen, wenn man einem Ignoranten gegenüber, der nicht begreifen kann, worin das Genie eines großen Arztes besteht, die Tatsache verschwiege, daß dieser einen gewöhnlichen Schnupfen nicht zu kurieren versteht. Da ich aber keinerlei Beobachtungsgabe besaß und im allgemeinen weder den Namen noch die Art der Dinge kannte, die ich vor Augen hatte, und nur so viel begriff, daß sie, wenn sie sich in der Nähe der Swanns befanden, außergewöhnlich sein mußten, schien es mir keineswegs ausgemacht, daß ich log, wenn ich meinen Eltern den künstlerischen Wert und den fernen Ursprung der Treppe schilderte. Ausgemacht schien es mir zwar nicht, doch hielt ich es wohl für wahrscheinlich, denn ich fühlte, wie sehr ich errötete, als mein Vater mich mit den Worten unterbrach: »Aber ich kenne doch diese Häuser da; ich habe eines davon gesehen, sie sind alle gleich; Swann bewohnt nur mehrere Etagen, Berlier[1] hat sie alle gebaut.« Er setzte hinzu, daß er daran gedacht habe,

dort eine Wohnung zu mieten, dann aber davon abgekommen sei, weil er sie nicht bequem genug und den Eingang zu dunkel gefunden habe; er sagte es zwar; ich aber fühlte instinktiv, daß mein Geist dem Ansehen der Swanns und meinem Glück die notwendigen Opfer bringen müsse und daß ich aufgrund eines inneren Machtworts trotz allem, was ich eben gehört hatte, für alle Zeiten – wie ein gläubiger Katholik die *Vie de Jésus* von Renan[1] – den zersetzenden Gedanken von mir fernhalten müsse, die Swannsche Wohnung sei eine beliebige Wohnung, die wir hätten mieten können.

An diesen Tagen der Teegesellschaft gelangte ich dann, nachdem ich mich Stufe für Stufe, schon allen Denkens und aller Erinnerung bar, nur noch ein Spielball dumpfer Reflexe, der Treppe folgend erhoben hatte, in die Zone, wo das Parfüm Madame Swanns sich bemerkbar machte. Ich glaubte schon die Herrlichkeit des Schokoladekuchens vor mir zu sehen, umgeben vom Rund kleiner Teller mit Petits-Fours und gemusterten grauen Damastserviettchen, die die Etikette verlangte und die eine Besonderheit des Hauses Swann darstellten. Diese unwandelbare und einheitliche Ordnung aber schien wie das notwendige Universum Kants von einem höchsten Akt der Freiheit abzuhängen. Denn wenn wir alle in Gilbertes kleinem Salon versammelt waren, schaute sie plötzlich auf die Uhr und sagte:

»Was meint ihr, das Mittagessen ist bei uns schon so lange her, und wir essen erst um acht Uhr zu Abend; ich finde, man könnte etwas zu sich nehmen. Was haltet ihr davon?«

Sie ließ uns dann in das große Speisezimmer eintreten, das düster wie das Innere eines von Rembrandt gemalten asiatischen Tempels war und wo ein architektonisch aufgetürmter Kuchen, ebenso gutmütig und traulich wie imposant, ganz zufällig zu thronen schien wie an irgendeinem beliebigen Tag, für den Fall, daß Gilberte Lust bekäme, seine Schokoladezinnen abzutragen und seine Wälle mit den rötlichen, steilen Hängen zu stürmen, die wie die Bastionen am Palast des Kö-

nigs Darius im heißen Ofen bereitet waren.[1] Besser noch, um an die Zerstörung dieses ninivitischen Gebäcks zu gehen, befragte Gilberte nicht nur ihren eigenen Appetit, sondern erkundigte sich auch nach meinem, während sie für mich aus dem in Trümmer sinkenden Bauwerk eine ganze glasierte und – in orientalischem Geschmack – mit einem Cloisonné aus scharlachroten Früchten bestückte Ecke heraushieb. Sie fragte mich sogar, wann meine Eltern zu Abend äßen, als würde ich das noch wissen, als ob die Aufregung, die mich beherrschte, auch nur die Empfindung der Appetitlosigkeit oder des Hungers, die Vorstellung von Abendessen oder das Bild der Familie in meinem leeren Gedächtnis und meinem gelähmten Magen hätte bestehen lassen. Unglücklicherweise war ebendiese Lähmung nur von kurzer Dauer. Der Augenblick mußte ja kommen, da all diese Süßigkeiten, mit denen ich mich vollstopfte, ohne es zu merken, verdaut werden sollten. Doch das war ja noch lange hin. Inzwischen machte mir Gilberte »meinen« Tee. Ich trank Riesenmengen davon, wo doch schon eine einzige Tasse mich vierundzwanzig Stunden lang nicht schlafen ließ. Meine Mutter sagte daher auch jedesmal: »Es ist zu ärgerlich, der Junge kann nicht zu den Swanns gehen, ohne hinterher krank nach Hause zu kommen.« Aber wußte ich denn überhaupt, wenn ich bei Swanns war, daß es Tee war, was ich trank? Doch selbst wenn ich es gewußt hätte, hätte ich ihn getrunken, denn vorausgesetzt, ich wäre mir einen Augenblick lang der Gegenwart wieder bewußt geworden, so hätte mir das noch lange nicht die Erinnerung an die Vergangenheit und die Voraussicht auf die Zukunft wiedergegeben. Meine Einbildungskraft erstreckte sich nicht bis zu dem entlegenen Zeitpunkt, da ich ans Zubettgehen denken und Schlaf benötigen würde.

Gilbertes Freundinnen waren nicht alle von diesem Rauschzustand erfaßt, in dem eine Entscheidung ganz unmöglich ist. Manche dankten für Tee! Da sagte dann Gilberte mit einer Wendung, die damals in Mode gekommen war: »Offen-

bar habe ich mit meinem Tee keinen Erfolg.« Um alle Steifheit zu verbannen, lockerte sie die Ordnung der Stühle rings um den Eßtisch: »Wir sehen ja aus wie eine Hochzeitsgesellschaft. Gott, sind diese Dienstboten dumm.«

Sie knabberte Süßigkeiten und saß seitwärts auf einem Hocker, der schräg zu den anderen Stühlen stand. Es sah sogar so aus, als habe sie so viele Petits-Fours zu ihrer Verfügung, ohne daß sie ihre Mutter um Erlaubnis hätte bitten müssen: Wenn nämlich Madame Swann – deren »Jour« gewöhnlich auf den gleichen Tag fiel wie Gilbertes Tee-Einladungen –, nachdem sie einen Besuch zur Tür geleitet hatte, einen Augenblick flüchtig eintrat, manchmal in blauen Samt gehüllt, oft in einem mit weißen Spitzen bedeckten schwarzen Atlaskleid, stellte sie mit erstaunter Miene fest:

»Ja schau, das sieht aber gut aus, was ihr da habt. Ich bekomme direkt Appetit, wenn ich euch euren Cake essen sehe.«

»Dann bleiben Sie doch, Mama, wir laden Sie ein«, antwortete Gilberte.

»Aber nein, mein Schatz, was würden denn meine Gäste sagen; ich habe noch Madame Trombert, Madame Cottard und Madame Bontemps da; du weißt, unsere liebe Bontemps macht keine kurzen Besuche, und sie ist eben erst gekommen. Was würden all diese guten Leutchen sagen, wenn ich nicht wieder erschiene? Wenn niemand mehr kommt, schwatze ich nachher noch ein Weilchen mit euch (was ich sowieso viel lieber täte), wenn alle gegangen sind. Ich glaube, ich habe dann ein Recht auf ein bißchen Ruhe. Fünfundvierzig Personen waren da, und davon haben zweiundvierzig über das Bild von Gérôme gesprochen![1] Aber kommen Sie doch dieser Tage einmal und trinken Sie *Ihren* Tee bei Gilberte, sie macht ihn Ihnen genau, wie Sie ihn gern mögen, wie Sie ihn in Ihrem kleinen ›Studio‹ trinken«, fügte sie, während sie zu ihren Gästen enteilte, zu mir gewendet hinzu, als ob ich etwas mir so Altbekanntes in dieser geheimnisvollen Welt hier suchte wie

meine Gewohnheiten (etwa die, die ich in bezug auf das Teetrinken gehabt hätte, wenn ich überhaupt welchen tränke; was das »Studio« betraf, so war ich ungewiß, ob ich eins besäße oder nicht). »Wann kommen Sie? Morgen? Wir werden Ihnen Toast vorsetzen, der so gut ist wie bei Colombin.[2] Nein? Sie sind aber gar nicht nett«, sagte sie, denn seitdem auch sie einen Salon ihr eigen nennen konnte, nahm sie das Auftreten von Madame Verdurin, ihren kokett schmollenden Despotismus an. Toast war für mich übrigens etwas ebenso Unbekanntes wie Colombin, so daß dieses letzte Versprechen die Versuchung nicht lockender machen konnte. Da heute jedermann – jetzt vielleicht sogar in Combray – so spricht, mag es um so befremdlicher klingen, daß ich nicht auf der Stelle verstand, von wem Madame Swann reden wollte, als sie mich zu unserer alten »nurse« beglückwünschte. Ich konnte kein Englisch, begriff aber doch allmählich, daß mit diesem Ausdruck Françoise gemeint war. Ich, der ich in den Champs-Élysées den peinlichen Eindruck so sehr gefürchtet hatte, den sie machen mußte, erfuhr nun von Madame Swann, daß alles, was Gilberte ihr über meine »nurse« erzählt hatte, bei ihr und ihrem Mann besondere Sympathie für mich hervorgerufen hatte. »Man spürt, wie ergeben sie Ihnen ist, wie vortrefflich sie sein muß.« (Sofort änderte ich denn auch vollkommen meine Meinung über Françoise. Eine Erzieherin mit Gummimantel und Federhut zu haben erschien mir dann als indirekte Folge auch nicht mehr ganz so erforderlich.) Schließlich wurde mir durch ein paar Worte, die Madame Swann beiläufig über Madame Blatin fallen ließ, deren wohlwollende Gesinnung ihr bekannt war, deren Besuche sie jedoch fürchtete, klar, daß eine persönliche Bekanntschaft dieser Dame nicht so wertvoll für mich gewesen wäre, wie ich geglaubt hatte, und in nichts meine Situation bei den Swanns zum Vorteil beeinflußt hätte.

Wenn ich nun schon begonnen hatte, vor Ehrfurcht und Freude erbebend in die Märchenregion vorzudringen, die mir wider alles Erwarten ihre bis dahin verschlossenen Zugänge

aufgetan hatte, so war es mir doch nur in meiner Eigenschaft als Freund Gilbertes gelungen. Das Reich, in das ich aufgenommen war, lag aber selber noch in dem weit geheimnisvolleren beschlossen, in dem Swann und seine Frau ihr übernatürliches Dasein führten und in das sie sich wieder begaben, nachdem sie mir die Hand gedrückt hatten, wenn sie zu gleicher Zeit wie ich, doch in entgegengesetzter Richtung, das Vorzimmer durchschritten. Bald aber drang ich auch in das Allerheiligste ein. Es kam zum Beispiel vor, daß Gilberte nicht da war, aber Monsieur oder Madame Swann sich zu Hause befanden. Sie hatten sich erkundigt, wer geschellt hätte, und als sie hörten, ich sei es, mich bitten lassen, einen Augenblick zu ihnen hereinzukommen, weil sie mich bitten wollten, in dieser oder jener Sache meinen Einfluß auf ihre Tochter geltend zu machen. Ich mußte an den so ausführlichen, so überzeugenden Brief denken, den ich einst an Swann geschrieben und den er nicht einmal einer Antwort für wert befunden hatte. Ich staunte über die Ohnmacht des Geistes, der Vernunft und des Herzens, die geringste Sinnesänderung zu bewirken oder auch nur eine einzige der Schwierigkeiten zu beheben, die gleich darauf das Leben, ohne daß man auch nur wußte, wie, spielend zu lösen versteht. Meine neue Position als Gilbertes Freund, der einen so ausgezeichneten Einfluß auf sie hatte, verschaffte mir jetzt dieselbe Gunst, als hätte ich in einer Schule, wo ich immer Erster wäre, einen Königssohn zum Kameraden und dank diesem Zufall nunmehr beliebig freien Zugang zum Schloß und zu den Audienzen im Thronsaal: Mit unendlicher Leutseligkeit und als sei er gar nicht mit ruhmvollen Geschäften überlastet, ließ Swann mich in seine Bibliothek eintreten und während einer ganzen Stunde unter Stammeln und schüchternem Schweigen, das von kurzen und wirren Anfällen von Mut unterbrochen wurde, auf Dinge antworten, von denen ich in meiner Aufregung kein einziges Wort begriff; er zeigte mir Kunstgegenstände und Bücher, von denen er annehmen konnte, daß sie mich interessierten,

und von denen ich von vornherein überzeugt war, daß sie an Schönheit bei weitem alles übertrafen, was Louvre und Nationalbibliothek zu ihren Schätzen zählten, die ich aber unmöglich richtig anschauen konnte. In solchen Augenblicken hätte ich mit Vergnügen gesehen, Swanns Maître d'hôtel hätte von mir verlangt, ich solle ihm meine Uhr, meine Krawattennadel, meine Stiefel geben und einen Akt unterschreiben, durch den ich ihn zu meinem Erben einsetzte: nach dem schönen volkstümlichen Ausdruck, dessen Autor man ebensowenig kennt wie die der berühmtesten Epen, der aber wie jene, entgegen der Wolfschen These[1] , sicher einen gehabt hat (einen jener erfinderischen, aber bescheidenen Köpfe, wie es jedes Jahr welche gibt und die solche Trouvaillen machen wie zum Beispiel »einem Gesicht einen Namen geben«: doch ihren eigenen Namen geben sie nicht preis), *wußte ich nicht mehr, was ich tat*. Höchstens wunderte ich mich, wenn der Besuch sich in die Länge zog, zu welchem Nichts an Erfüllung, zu welchem völligen Fehlen von erfreulichen Ergebnissen diese in den verzauberten Hallen verlebten Stunden mich führten. Doch rührte meine Enttäuschung nicht etwa von der Unzulänglichkeit der mir gezeigten Kunstwerke her oder von meiner Unfähigkeit, meinen zerstreuten Blick auf sie zu heften. Denn es war nicht die den Dingen innewohnende Schönheit, die es mir so zauberhaft erscheinen ließ, in Swanns Arbeitszimmer zu sein – jene Dinge selbst hätten geradezu die häßlichsten der Welt sein können –, sondern das ihnen anhaftende ganz besondere Gefühl von Wehmut und Lust, zu dessen Sitz ich es seit so langen Jahren erkoren hatte und das es noch immer bewohnte. Ebenso spielte die Vielzahl der Spiegel, Silberbürsten, der von den größten Künstlern, seinen Freunden, geschaffenen und bemalten Altäre des hl. Antonius von Padua keine Rolle in dem Gefühl meiner Unwürdigkeit und seiner königlichen Güte, das mich durchdrang, wenn Madame Swann mich einen Augenblick in ihrem Ankleidezimmer empfing, wo drei schöne, imponierende Geschöpfe, ihre erste,

zweite und dritte Kammerzofe, lächelnd herrliche Toiletten auslegten, und zu dem ich mich auf den von einem Diener in Kniehose überbrachten Befehl hin, daß Madame mir etwas zu sagen habe, durch den gewundenen Pfad eines Korridors begab, in dem die köstlichen Essenzen webten, die von weither aus dem Ankleidekabinett ihre unaufhörlichen Duftströme entsandten.

Auch wenn Madame Swann zu ihren Gästen zurückgekehrt war, hörten wir sie noch reden und lachen, denn selbst in Gegenwart von nur zwei Personen erhob sie, als habe sie noch allen »Kameraden« zu genügen, die Stimme; sie betonte ihre Bemerkungen lebhaft, wie sie es so oft in dem kleinen Kreis die »Patronne« hatte machen hören in den Augenblicken, da diese »die Unterhaltung dirigierte«. Da die Ausdrücke, die wir erst kürzlich von anderen übernommen haben, wenigstens für eine gewisse Zeit diejenigen sind, die wir am liebsten benutzen, wählte Madame Swann entweder die, die sie von distinguierten Personen gelernt hatte, die ihr Mann mit ihr bekannt zu machen nicht umhin gekonnt hatte (von ihnen hatte sie die Manier übernommen, den Artikel oder das Demonstrativpronomen vor einem eine Person näher bezeichnenden Adjektiv wegzulassen), oder die allergewöhnlichsten (zum Beispiel »Na so was!«, ein Lieblingsausdruck einer ihrer Freundinnen), und versuchte sie in allen Geschichten anzubringen, die sie, ebenfalls nach einer im »kleinen Kreis« bestehenden Gewohnheit, zu erzählen beliebte. Hinterher sagte sie dann gern: »Ich liebe diese Geschichte«, »Ah, Sie müssen zugeben, eine ganz *wunderschöne* Geschichte«, was sie über ihren Gatten von den Guermantes bezogen hatte, die sie gar nicht kannte.

Madame Swann hatte das Eßzimmer verlassen, doch ihr Mann, der soeben nach Hause gekommen war, erschien nun seinerseits bei uns. »Weißt du, ob deine Mutter allein ist, Gilberte?« – »Nein, es sind noch Leute da, Papa.« – »Wie, noch immer? Es ist doch sieben Uhr! Das ist ja fürchterlich. Die Arme muß doch schon völlig erschöpft sein. So etwas ist

wirklich odios.« (Bei uns zu Hause wurde dieses Wort, *odieux*, seit jeher mit einem langen *o* gesprochen – audieux –, doch Monsieur und Madame Swann sagten odieux, mit kurzem *o*.) »Stellen Sie sich vor, so geht das jetzt seit zwei Uhr!« setzte er zu mir gewandt hinzu. »Und Camille hat mir gesagt, zwischen vier und fünf seien mindestens zwölf Personen gekommen. Was sage ich, zwölf, ich glaube vielmehr, er hat von vierzehn gesprochen. Nein, zwölf; kurz und gut, ich weiß es nicht mehr. Als ich nach Hause kam, habe ich nicht mehr daran gedacht, daß sie ihren Empfangstag hat, und beim Anblick der vielen Wagen vor der Tür geglaubt, wir hätten eine Hochzeit im Haus. Während der kurzen Zeit, die ich in meinem Arbeitszimmer war, hat die Glocke nicht stillgestanden; ich habe Kopfweh davon, mein Ehrenwort. Und jetzt sind auch noch viel Leute da?« – »Nein, nur noch zwei.« – »Weißt du, wer?« – »Madame Cottard und Madame Bontemps.« – »Ah! Die Frau des Kabinettchefs im Ministerium für öffentliche Arbeiten.« – »Ich weiß, daß ihr Mann in einem Ministerium angestellt ist, aber als was, das weiß ich nicht«, sagte Gilberte in affektiert kindlichem Ton.

»Aber wie denn, kleines Dummchen, du sprichst ja wie ein Baby. Wie das klingt: in einem Ministerium angestellt! Er ist ganz einfach Chef des Kabinetts, das heißt: der ganze Laden untersteht ihm; aber nicht doch, wo habe ich denn meine Gedanken; ich bin wahrhaftig fast so zerstreut wie du, er ist nicht Chef des Kabinetts, sondern *Direktor* des Kabinetts.«

»Weiß ich alles nicht; ist das was, Direktor des Kabinetts?« antwortete Gilberte, die nie eine Gelegenheit versäumte, ihre Gleichgültigkeit gegen alles zu bekunden, was der Eitelkeit ihrer Eltern Nahrung gab (im übrigen mochte sie auch denken, daß eine so glänzende Bekanntschaft nur noch an Ansehen gewinnen könne, wenn sie so wenig Wert darauf zu legen schien).

»Und ob das etwas ist!« rief Swann, der einer derartigen Bescheidenheit, die mir noch irgendeinen Zweifel hätte belas-

sen können, eine deutlichere Sprache vorzog. »Das ist doch der erste gleich nach dem Minister! Er ist sogar eigentlich mehr, denn er macht im Grunde alles. Außerdem scheint er eine Kapazität, ein höchst verdienstvoller Mann und ein ganz distinguierter Herr zu sein. Er ist Offizier der Ehrenlegion, ein bezaubernder Mensch und sieht zudem noch vorzüglich aus.«

Seine Frau hatte ihn übrigens allem und allen zum Trotz geheiratet, weil er ein so »reizendes Wesen« war. Er hatte, was genügen kann, um ein erlesenes und graziöses Ganzes abzugeben: einen seidigen blonden Bart, hübsche Züge, eine nasale Stimme, einen etwas strengen Atem und ein Glasauge.

»Ich muß Ihnen gestehen«, fuhr Swann zu mir gewandt fort, »ich finde es höchst vergnüglich, Leute dieser Art in der gegenwärtigen Regierung zu sehen, denn es sind die Bontemps aus dem Hause Bontemps-Chenut, typische Vertreter der reaktionären, klerikalen und engstirnigen Bourgeoisie. Ihr verstorbener Großvater hat mindestens vom Sehen und vom Hörensagen den alten Vater Chenut gekannt, der den Kutschern immer nur einen Sou Trinkgeld gab, obwohl er für damalige Begriffe reich war, und den Baron Bréau-Chenut. Das ganze Geld ist beim Krach der *Union Générale* [1] verlorengegangen, Sie sind zu jung, um das noch erlebt zu haben, und sie haben dann auch alles Mögliche und Unmögliche angestellt, um wieder hochzukommen.«

»Er ist der Onkel einer Kleinen, die in meine Schule ging, sie war aber ein paar Klassen unter mir, die berühmte ›Albertine‹. Sie wird sicher mal ›very fast‹, einstweilen führt sie sich aber ziemlich komisch auf.«[2]

»Erstaunlich, wie meine Tochter alle Welt kennt.«

»Ich kenne sie nicht. Ich habe sie immer nur vorbeigehen sehen, ständig hieß es Albertine hin, Albertine her. Aber Madame Bontemps kenne ich und kann sie auch nicht leiden.«

»Da hast du aber sehr unrecht, sie ist reizend, hübsch und auch gescheit. Sie ist sogar recht geistvoll. Ich werde ihr jetzt guten Tag sagen und sie fragen, ob ihr Mann meint, daß wir

einen Krieg haben werden und ob man sich auf König Theodosius verlassen kann. Er muß das doch wissen, nicht wahr, wo er selbst im Rat der Götter sitzt?«

So hatte Swann früher nicht gesprochen; doch wer hat nicht schon mitangesehen, daß ganz schlichte königliche Prinzessinnen, wenn sie sich zehn Jahre später von einem Kammerdiener haben entführen lassen, dann aber wieder Gesellschaft wollen und spüren, daß niemand gern zu ihnen kommt, ganz von selbst in den Ton langweiliger alter Klatschtanten verfallen, und wer hat sie nicht schon, wenn von einer in der Gesellschaft beliebten Herzogin die Rede ist, sagen hören: »Gestern war sie bei mir« oder »Ich lebe ja ganz zurückgezogen«? Daher ist es auch ganz überflüssig, Beobachtungen über die Sitten anzustellen; sie gehen logisch aus psychologischen Gesetzen hervor.

Die Swanns teilten die Untugend jener Leute, die nicht sehr hoch im Kurs stehen; ein Besuch, eine Einladung, ein bloßes liebenswürdiges Wort von einigermaßen bekannten Persönlichkeiten waren für sie ein Ereignis, das sie bekanntzugeben wünschten. Wollte es das Unglück, daß die Verdurins gerade in London waren, wenn Odette ein halbwegs brillantes Diner gab, sorgten die Swanns dafür, daß ihnen die Nachricht durch irgendeinen gemeinsamen Freund über den Kanal gekabelt wurde. Selbst der Inhalt der Briefe und schmeichelhaften Telegramme, die Odette erhielt, konnten sie unmöglich für sich behalten. Sie sprachen davon vor Freunden, und die Zuschriften gingen von Hand zu Hand. So glich der Salon der Swanns jenen Hotels in Badeorten, in denen die Depeschen ausgehängt werden.

Die Personen übrigens, die den vormaligen Swann nicht nur wie ich außerhalb der mondänen Welt, sondern in dieser Welt selbst gekannt hatten, in jenem Milieu der Guermantes, wo man – außer wenn es sich um Hoheiten und Herzoginnen handelte – unendlich anspruchsvoll in bezug auf Geist und Charme war, wo man berühmte Männer fallenließ, die man

langweilig fand oder vulgär, diese selben Personen hätten sich gewundert, wenn sie hätten feststellen müssen, daß der vormalige Swann nicht nur seine Diskretion aufgegeben hatte, wenn er von seinen Bekanntschaften sprach, sondern auch jede Exklusivität bei der Wahl, die er in dieser Beziehung traf. Wie kam es, daß Madame Bontemps, die so gewöhnlich und boshaft war, ihn nicht aufs äußerste irritierte? Wie konnte er sie vielmehr sogar angenehm finden? Die Erinnerung an das Milieu der Guermantes hätte ihn, so schien es, daran hindern müssen; in Wirklichkeit half sie ihm dabei. Bei den Guermantes herrschte sicher, im Gegensatz zu dreiviertel aller mondänen Milieus, Geschmack, ein raffinierter Geschmack sogar, doch auch Snobismus und die daraus sich ergebende Möglichkeit, daß dieser Geschmack einmal vorübergehend versagte. Wenn es sich um jemanden handelte, auf den dieser Kreis gut verzichten konnte, auf einen Minister des Äußeren, einen humorlosen Republikaner, ein geschwätziges Akademiemitglied, so sprach dieser Geschmack über ihn gründlichst sein Verdikt; Swann bedauerte dann Madame de Guermantes, daß sie an der Seite von solchen Mitgästen in einer Gesandtschaft hatte dinieren müssen, und man gab vor ihnen tausendmal einem eleganten Mann den Vorzug, das heißt einem Mann aus dem Milieu der Guermantes, der zwar zu nichts zu brauchen war, aber den Esprit der Guermantes besaß, also der gleichen Koterie angehörte. Wenn jedoch eine Großherzogin, eine Prinzessin von Geblüt, häufig bei Madame de Guermantes dinierte, wurde sie als zu dieser Koterie zugehörig betrachtet auch ohne eigentliche Berechtigung, das heißt ohne den erforderlichen Geist zu besitzen. Doch gab man sich mit der Naivität der Menschen aus der besten Gesellschaft von dem Augenblick an, da sie nun einmal zugelassen war, die größte Mühe – da man sich nicht sagen konnte, sie sei zugelassen, weil man Gefallen an ihr fand –, Gefallen an ihr zu finden. Swann kam dann Madame de Guermantes zu Hilfe und sagte, sobald die Hoheit gegangen war: »Im Grunde ist

sie eine nette Frau, sie hat sogar einen gewissen Sinn für Humor. Mein Gott, ich nehme nicht an, daß sie sich in der *Kritik der reinen Vernunft* auskennt, aber sie ist nicht übel.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung«, pflichtete die Herzogin bei. »Dabei war sie noch ein wenig befangen, aber Sie werden sehen, daß sie reizend sein kann.« – »Sie langweilt einen viel weniger als Madame X« (die Gattin des geschwätzigen Akademiemitglieds, eine bemerkenswerte Frau), »die ja wie ein Buch redet.« – »Aber gar kein Vergleich!« Die Fähigkeit, solche Dinge zu sagen, und sogar aufrichtig zu sagen, hatte Swann bei der Herzogin erworben und dann beibehalten. Jetzt wendete er sie zugunsten der Leute an, die bei ihm verkehrten. Er bemühte sich, in ihnen die Eigenschaften aufzuspüren und zu lieben, die jedes menschliche Wesen enthüllt, wenn man es günstig eingenommen betrachtet und nicht mit dem Widerwillen der Hochempfindlichen; jetzt strich er die Verdienste von Madame Bontemps heraus wie früher die der Prinzessin von Parma, die sich im Milieu der Guermantes nicht hätte halten können, hätte nicht gewissen Fürstlichkeiten eine Art Ehrenpforte offengestanden und wären auch bei der Beurteilung von Hoheiten einzig Geist und Charme maßgebend gewesen. Man hat ja übrigens schon früher gesehen, daß Swann die Neigung besaß (der er jetzt nur in beständigerer Weise nachgab), seine gesellschaftliche Stellung gegen eine andere einzutauschen, wenn diese unter bestimmten Umständen ihm eben besser behagte. Nur Menschen, die unfähig sind, in ihrer Wahrnehmung das auseinanderzuhalten, was auf den ersten Blick unteilbar scheint, glauben, die Stellung sei von der Person nicht zu trennen. Ein und dasselbe Wesen bewegt sich, wenn man es in aufeinanderfolgenden Phasen des Lebens betrachtet, auf verschiedenen Sprossen der sozialen Stufenleiter in Milieus, die nicht unbedingt immer höher angesiedelt sind, und jedesmal, wenn wir in einer neuen Daseinsperiode zu einem bestimmten Milieu Bande neu oder

wieder knüpfen, plätschern wir behaglich darin und fangen ganz selbstverständlich an, menschlich Wurzeln zu schlagen.

Was nun Madame Bontemps anbetrifft, so glaube ich außerdem, daß, wenn Swann so beharrlich von ihr sprach, er gar nicht ungern dabei dachte, meine Eltern würden von ihren Besuchen bei seiner Frau erfahren. Tatsächlich allerdings erregten bei uns zu Hause die Namen der Personen, deren Bekanntschaft zu machen Madame Swann allmählich gelungen war, mehr Neugier als Bewunderung. Bei der Erwähnung von Madame Trombert bemerkte meine Mutter:

»Aha! Da hat sie ja wieder jemanden rekrutiert, und das wird weitere Folgen haben.«

Und als vergleiche sie die etwas summarische, rasche und gewaltsame Art, mit der Madame Swann ihre Bekannten eroberte, mit den Praktiken eines Kolonialkriegs, setzte Mama noch hinzu:

»Jetzt, wo die Tromberts unterworfen sind, werden auch die Nachbarstämme nicht mehr lange zögern, sich gleichfalls zu ergeben.«

War ihr auf der Straße Madame Swann begegnet, so berichtete sie beim Nachhausekommen:

»Ich habe Madame Swann auf dem Kriegspfad getroffen. Sicher war sie auf einem erfolgreichen Zug gegen die Massachusetts, Singhalesen oder Tromberts begriffen.«

Bei allen neuen Personen aber, von denen ich ihr erzählte, ich hätte sie in diesem etwas buntscheckigen und künstlichen Milieu angetroffen, in das sie oft aus ganz anderen Welten mit Mühe verschleppt worden waren, erriet sie sofort, woher sie kamen, und sprach von ihnen wie von teuer erkauften Trophäen:

»Die hat sie von einer Expedition zu den Soundsos mitgebracht.«

Was Madame Cottard anging, so wunderte sich mein Vater, was Madame Swann davon haben mochte, diese wenig elegante Spießbürgerin heranzuziehen, und meinte: »Trotz der

Stellung des Professors verstehe ich das nicht.« Meine Mutter jedoch verstand das sehr gut; sie wußte, daß ein großer Teil des Vergnügens, das eine Frau daran findet, in ein anderes Milieu als ihr bisheriges einzudringen, ihr abgehen würde, wenn sie nicht ihre alten Bekanntschaften von den verhältnismäßig glänzenderen Beziehungen, die an ihre Stelle getreten sind, in Kenntnis setzen könnte. Dazu aber braucht man einen Zeugen, den man in diese neue, berauschende Welt eindringen läßt wie ein summend hin und her fliegendes Insekt in eine Blüte, das im Verlauf weiterer Besuche – so hofft man wenigstens – die Kunde, den erbeuteten Pollen aus Neid und Bewunderung weitertragen wird. Madame Cottard, die die ideale Person für diese Rolle war, gehörte ganz und gar zu der Kategorie von Gästen, die meine Mutter im ererbten Geiste ihres Vaters mit dem Zitat kennzeichnete: »Wanderer, kommst du nach Sparta!«[1] Im übrigen mußte Madame Swann – abgesehen von einem anderen Grund, den man erst Jahre später erfuhr –, wenn sie diese wohlwollende, zurückhaltende und bescheidene Freundin zu sich einlud, keineswegs befürchten, eine Verräterin oder Konkurrentin bei sich einzuführen. Sie wußte, welch enorme Zahl von Blütenkelchen in der Bourgeoisie diese emsige Arbeiterin, mit Reiher und Visitenkartentasche bewaffnet, an einem einzigen Nachmittag aufzusuchen imstande war.[1] Sie kannte ihr Ausstreuungsvermögen und durfte, auf die Wahrscheinlichkeitsrechnung gestützt, mit gutem Grund annehmen, dieser oder jener Getreue der Verdurins werde bereits am übernächsten Tag erfahren, daß der Gouverneur von Paris seine Karten bei ihr abgegeben habe, oder Verdurin selbst würde hören, daß Monsieur Le Hault de Pressagny, Präsident des Concours hippique, sie beide, Swann und Frau, zu der Galavorstellung für König Theodosius eingeladen habe; sie nahm an, die Verdurins seien nur über diese beiden, für sie schmeichelhaften Ereignisse auf dem laufenden, da die spezifischen konkreten Formen, unter denen der Ruhm uns erscheint und wir ihn verfolgen, nicht

sehr zahlreich sind infolge der Enge unseres Bewußtseins, das nicht in der Lage ist, sich gleichzeitig alle anderen auch noch möglichen gegenwärtig zu halten, von denen wir aber – summa summarum – trotzdem hoffen, daß sie eines Tages für uns Gestalt annehmen werden.

Im übrigen hatte Madame Swann solche Erfolge nur in dem zu verzeichnen, was man »die offiziellen Kreise« nennt. Vornehme Frauen verkehrten nicht bei ihr. Es war nicht so, daß die Anwesenheit von Größen der Republik sie in die Flucht geschlagen hätte. In den Tagen meiner Kindheit war das mondän, was sich im Rahmen der konservativen Gesellschaft bewegte, und in einem anständigen Salon hätte man keinem Republikaner Zutritt gewährt. Die Menschen, die in diesen Milieus lebten, bildeten sich ein, daß die Unmöglichkeit, jemals einen »Opportunisten«[2] oder gar einen abscheulichen »Radikalen«[3] einzuladen, ewig bestehen werde wie die Petroleumlampen und der Pferdeomnibus. Doch gleich einem sich manchmal drehenden Kaleidoskop stellt die Gesellschaft nach und nach die Elemente, die man für unbeweglich hielt, in anderer Weise zusammen, so daß sich ein verschiedenes Bild ergibt. Ich hatte noch nicht meine Erstkommunion hinter mir, als Damen aus regierungstreuen Kreisen zu ihrer maßlosen Verwunderung bei Besuchen auf eine elegante Jüdin stießen. Solche neuen Konstellationen im Kaleidoskop kommen durch etwas zustande, was ein Philosoph als einen Wandel der Kriterien bezeichnen würde. Die Dreyfus-Affäre[1] führte kurz nach der Zeit, als ich angefangen hatte, zu Madame Swann zu gehen, einen derartigen neuen Wandel herauf, und das Kaleidoskop wirbelte noch einmal seine kleinen bunten Rauten durcheinander. Alles, was jüdisch war, kam nach unten zu liegen, sei es selbst die vornehme Dame, und obskure Nationalisten nahmen ihren Platz oben ein. Der glänzendste Salon von Paris war jetzt der eines ultrakatholischen österreichischen Fürsten. Wäre es anstatt zu der Dreyfus-Affäre zu einem Krieg mit Deutschland gekommen, so hätte sich die

Wendung des Kaleidoskops in umgekehrter Richtung vollzogen. Da die Juden zur allgemeinen Verwunderung sich als gute Patrioten erwiesen, hätten sie ihre Stellung auch weiterhin behauptet, und niemand hätte mehr zu dem österreichischen Fürsten gehen oder auch nur eingestehen mögen, daß er jemals zu ihm gegangen war. Das hindert nicht, daß jedesmal, wenn sich die Gesellschaft in einer momentanen Ruhelage befindet, die darin Lebenden meinen, es werde nun keine Veränderung mehr geben, genauso wie sie, nachdem sie die Erfindung des Telefons miterlebt haben, an das Flugzeug nicht glauben. Die Feuilletonphilosophen indessen schimpfen auf die vorangegangene Epoche, nicht nur auf die Art der Vergnügungen, denen man damals nachging und die ihnen als der Gipfel der Verderbtheit erscheinen, sondern auch auf die Werke der Künstler und Philosophen, die in ihren Augen keinerlei Wert mehr besitzen, ganz als wären sie mit den sich ablösenden Spielarten der Frivolität im mondänen Leben untrennbar verbunden. Das einzige, was sich nicht ändert, ist der Anschein, daß sich jeweils »in Frankreich etwas geändert hat«. Zu der Zeit, als ich bei Madame Swann verkehrte, hatte die Dreyfus-Affäre noch nicht begonnen, und einige bekannte Juden besaßen große Macht: niemand mehr als Sir Rufus Israëls, dessen Frau, Lady Israels, Swanns Tante war. Sie hatte persönlich nicht so vornehme Freundschaftsbeziehungen wie ihr Neffe, der sie andererseits nicht besonders mochte und deshalb den Umgang mit ihr mied, obwohl er wahrscheinlich ihr künftiger Erbe war. Doch war sie von den Verwandten Swanns die einzige, die seine gesellschaftliche Position kannte, denn die anderen sind in dieser Hinsicht immer ebenso ahnungslos geblieben, wie wir es lange Zeit waren. Wenn ein Angehöriger einer Familie in die höchste Gesellschaft emigriert – was ihm selbst als ein einzigartiges Phänomen erscheint, während er zehn Jahre später rückblickend feststellen muß, daß in anderer Weise und aus anderen Gründen mehr als einer der jungen Männer aus seiner Schulzeit den Sprung ge-

schafft hat –, so bildet sich um diesen eine unerforschte Zone, eine *terra incognita*, die in ihren kleinsten Nuancen für all ihre Bewohner deutlich erkennbar, jedoch nur Nacht und Nichts für diejenigen ist, die nicht in sie eindringen und sie nur ganz dicht streifen, ohne etwas von ihrem Vorhandensein zu ahnen. Da keine Agence Havas[1] Swanns Kusinen davon unterrichtet hatte, bei welchen Leuten er verkehrte, so erzählte man sich (vor seiner unmöglichen Heirat natürlich) mit herablassendem Lächeln bei Familiendiners, daß man den Sonntag »honett« darauf verwendet habe, den »Cousin Charles« zu besuchen, der, da man ihn für einen etwas neidischen armen Verwandten hielt, geistreicherweise in Anspielung auf den Titel des Balzacschen Romans »Le Cousin Bête«[2] genannt wurde. Lady Israels hingegen wußte sehr genau, wer die Leute waren, die Swann mit einer Freundschaft bedachten, auf die sie eifersüchtig war. Die Familie ihres Mannes, so etwas wie die Rothschilds, besorgte seit mehreren Generationen die Geschäfte der Prinzen von Orléans. Lady Israels war außerordentlich reich und verfügte über großen Einfluß, den sie dazu verwendete, daß niemand aus ihrem Bekanntenkreis Odette empfing. Nur eine Person war ihr insgeheim ungehorsam gewesen: die Gräfin von Marsantes. Das Unglück aber hatte gewollt, daß gerade als Odette Madame de Marsantes einen Besuch machte, Lady Israels fast zu gleicher Zeit in den Salon getreten war. Madame de Marsantes saß wie auf Nadeln. Mit der typischen Feigheit von Leuten, die sich doch eigentlich alles erlauben dürften, richtete sie nicht ein einziges Wort an Odette, die dadurch nicht gerade ermutigt wurde, weiter in eine Gesellschaft vorzustoßen, die übrigens keineswegs diejenige war, in der sie am liebsten aufgenommen werden wollte. In ihrer vollkommenen Gleichgültigkeit gegenüber dem Faubourg Saint-Germain blieb Odette auch weiterhin die ungebildete Kokotte, deutlich anders als gewisse Bürgerliche, die sich in den kleinsten genealogischen Einzelheiten genau auskennen und mit der Lektüre alter Memoirenwerke ihre

Gier nach aristokratischen Bekanntschaften, die das wirkliche Leben ihnen nicht bietet, ersatzweise befriedigen. Swann andererseits blieb sicher auch weiterhin der Liebhaber, dem all diese Besonderheiten einer ehemaligen Geliebten nett und harmlos erscheinen, denn oft hörte ich seine Frau Dinge vorbringen, die im Sinne der mondänen Gesellschaft wahre Ketzereien waren, ohne daß er (aus einem Rest von Zärtlichkeit, Mangel an Wertschätzung oder weil er zu träge war, sich um ihre Bildung zu kümmern) sie zu korrigieren versuchte. Es war vielleicht auch eine Form jener Schlichtheit, die uns in Combray so lange getäuscht hatte und die ihn jetzt, wo er wenigstens für seine Person auch weiterhin sehr illustre Leute kannte, dennoch bewog, keinen Wert darauf zu legen, daß man ihnen in der Unterhaltung im Salon seiner Frau eine besondere Bedeutung beimesse. Tatsächlich besaßen sie für Swann einen geringeren denn je; der Schwerpunkt seines Lebens hatte sich verlagert. Jedenfalls war Odettes Unwissenheit in gesellschaftlichen Dingen so groß, daß sie, als im Gespräch der Name der Fürstin von Guermantes nach dem der Herzogin, ihrer Kusine, genannt wurde, die Bemerkung machte: »Da schau an, die sind Fürsten, da haben sie doch einen Grad mehr als die anderen.« Oder wenn jemand von dem »Fürsten« sprach und den Herzog von Chartres damit meinte, so korrigierte sie ihn: »Der Herzog; er ist Herzog von Chartres, und nicht Fürst.« In bezug auf den Herzog von Orléans, den Sohn des Grafen von Paris, meinte sie: »Komisch, da ist der Sohn mehr als der Vater«, und da sie Anglomanin war, setzte sie hinzu: »Man kennt sich gar nicht aus mit allen diesen ›Royalties‹«; als jemand sie fragte, aus welcher Provinz die Guermantes kämen, antwortete sie: »Aus der Aisne.«[1]

Swann war übrigens allem gegenüber blind, was Odette betraf, nicht nur bezüglich ihrer Bildungslücken, sondern auch der Mittelmäßigkeit ihrer Intelligenz. Ja, mehr noch, jedesmal, wenn Odette eine dumme Geschichte erzählte, hörte Swann seiner Frau mit einem Behagen, einer Heiterkeit, schon fast

einer Bewunderung zu, in der noch ein Rest von Erotik mitschwingen mochte; während alles, was er selbst im gleichen Gespräch an Scharfsinnigem, ja Tiefgründigem vorbrachte, von Odette im allgemeinen ohne Interesse, flüchtig und mit Ungeduld aufgenommen und häufig unnachsichtig angegriffen wurde. Man muß zu dem Schluß kommen, daß eine solche Unterwerfung der Elite unter die Gewöhnlichkeit in vielen Ehen die Regel ist, wenn man bedenkt, wie viele hochkultivierte Frauen umgekehrt sich von einem Grobian betören lassen, der ihre zartsinnigsten Worte unerbittlich aburteilt, während sie sich mit der unendlichen Nachsicht der Zärtlichkeit angesichts seiner dummen Späße vor Entzücken nicht zu fassen wissen. Um aber auf die Gründe zurückzukommen, die es zu jener Zeit für Odette unmöglich machten, in die Kreise des Faubourg Saint-Germain einzudringen, so muß gesagt werden, daß die jüngste Umdrehung des mondänen Kaleidoskops durch eine Reihe von Skandalen hervorgerufen worden war. Frauen, bei denen man vertrauensvoll aus- und eingegangen war, hatten sich als Dirnen oder englische Spioninnen entpuppt. Für einige Zeit verlangte man daraufhin von den Leuten vor allem eine hochanständige, solide Position oder wollte wenigstens daran glauben … Odette repräsentierte genau das, womit man eben gebrochen, allerdings auch schon wieder von neuem angebandelt hatte (denn da die Menschen sich nicht von heute auf morgen ändern, suchen sie in einem neuen Regime die Fortsetzung des alten), wobei man es freilich in einer anderen Gestalt suchte, durch die man sich gerne täuschen ließ, so daß man meinte, es sei nicht mehr die Gesellschaft aus der Zeit vor der Krise. Nun sah Odette aber den »verpönten« Damen jener Gesellschaft nur allzu ähnlich. Menschen aus den höchsten Schichten neigen stark zur Kurzsichtigkeit; in dem Augenblick, da sie alle Beziehungen zu israelitischen Damen ihrer Bekanntschaft abbrechen, gewahren sie, gerade während sie sich noch fragen, wie sie die entstandene Leere ausfüllen sollen, eine neue Erscheinung, gleichsam während

einer Gewitternacht aus dem Boden gewachsen, eine neue Dame, ebenfalls israelitisch; aufgrund ihrer Neuartigkeit aber bringen sie sie nicht wie die früheren mit dem in Zusammenhang, was sie glauben verabscheuen zu müssen. Die Neue verlangt nicht, daß man ihren Gott respektiert. So erkennt man sie an. Um Antisemitismus handelte es sich nicht in jener Epoche, als ich bei Odette zu verkehren begann. Doch glich sie dem, was man für einige Zeit gerade zu meiden gedachte.

Swann besuchte oft den einen oder anderen seiner früheren und demzufolge der höchsten Gesellschaftsschicht angehörigen Bekannten. Doch wenn er uns von den Leuten erzählte, die er eben besucht hatte, stellte ich fest, daß er bei seiner Wahl unter denen, die er von früher kannte, sich von der gleichen Art von halb künstlerisch, halb historisch bedingtem Geschmack leiten ließ, wie er ihn beim Kunstsammeln betätigte. Als ich die Beobachtung machte, daß ihn oft nur diese oder jene heruntergekommene große Dame interessierte, weil sie die Geliebte Liszts gewesen oder weil ein Roman Balzacs ihrer Großmutter gewidmet war (ebenso wie er eine Zeichnung kaufte, wenn Chateaubriand sie beschrieben hatte), stieg der Verdacht in mir auf, wir hätten in Combray den Irrtum, ihn für einen Bürgerssohn zu halten, der nicht in der Gesellschaft verkehrte, durch einen anderen ersetzt, nämlich in ihm einen der vornehmsten Männer von Paris zu sehen. Der Freund des Grafen von Paris zu sein bedeutet nichts. Wie viele solche »Freunde eines Fürsten« gibt es nicht, die in einem einigermaßen exklusiven Salon nicht empfangen würden? Die Fürsten wissen, daß sie Fürsten sind, sind keine Snobs und halten sich außerdem für derart hoch über allem erhaben, was nicht von ihrem Geblüt ist, daß große Herren und Bürgerliche, da beide so viel tiefer stehen, ihnen fast ranggleich erscheinen.

Im übrigen begnügte sich Swann nicht damit, in der Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, und anhand der Namen, die die Vergangenheit in sie eingeschrieben hat und die man heute

noch darin lesen kann, ein rein bildungsmäßiges oder künstlerisches Interesse zu befriedigen, sondern er fand eine ziemlich gewöhnliche Art von Unterhaltung darin, aus heterogenen Elementen, die er aufs Geratewohl aufgriff, gleichsam soziale Buketts zusammenzustellen. Diese Experimente einer unterhaltsamen Soziologie (Swann wenigstens fand sie amüsant) trafen nicht bei allen Freundinnen seiner Frau – zumindest nicht in konstanter Weise – auf den gleichen Widerhall. »Ich habe die Absicht, Cottards und die Herzogin von Vendôme zusammen einzuladen«, bemerkte er lachend zu Madame Bontemps mit der genüßlichen Miene eines Feinschmeckers, der gerade auf den Gedanken gekommen ist, versuchsweise in einer Sauce die Gewürznelken durch Cayennepfeffer zu ersetzen. Dieses Projekt aber, das den Cottards allerdings in jedem Sinne behagen sollte, war dazu angetan, bei Madame Bontemps Entrüstung hervorzurufen. Sie war vor kurzem von den Swanns der Herzogin von Vendôme vorgestellt worden und hatte das ebenso erfreulich wie natürlich gefunden. Bei den Cottards damit zu prunken, als sie es ihnen erzählte, war nicht die geringste der Freuden gewesen, die ihr daraus erwachsen waren. Doch wie frisch mit Orden Bedachte am liebsten sähen, daß gleich darauf der Hahn zugedreht würde, aus dem solche Ehrungen fließen, hätte Madame Bontemps gewünscht, daß nach ihr niemand aus ihrem Kreis gleichfalls dieser Fürstlichkeit vorgestellt würde. Sie verwünschte im stillen den entarteten Geschmack dieses Swanns, der einer elenden ästhetischen Schrulle folgend mit einem Schlag den Sand, den sie den Cottards in die Augen gestreut hatte, als sie ihnen von der Herzogin von Vendôme erzählte, in Nichts auflösen würde. Wie sollte sie es bloß wagen, ihrem Mann zu berichten, daß auch der Professor und seine Frau ihr Teil an diesem Vergnügen haben würden, das sie ihm als einzigartig gerühmt hatte? Wenn die Cottards wenigstens erfahren hätten, daß sie nicht eigentlich ernstlich eingeladen waren, sondern nur zum Spaß! Tatsächlich war es mit den Bontemps ebenso gewesen, doch

Swann, der von der Aristokratie jenen ewigen Donjuanismus übernommen hatte, der von zwei belanglosen Frauen eine jede glauben macht, sie sei die wahrhaft geliebte, hatte zu Madame Bontemps von der Herzogin von Vendôme wie von einer Person gesprochen, mit der sie höchst angemessenerweise bei ihnen zu Abend speisen würde. »Ja, wir haben vor, die Fürstin mit den Cottards zusammen einzuladen«, sagte ein paar Wochen später Madame Swann, »mein Mann meint, daß diese Konjunktion etwas Amüsantes ergeben wird«; denn wenn sie auch vom »kleinen Kreis« ein paar der Lieblingsgewohnheiten Madame Verdurins bewahrt hatte, wie zum Beispiel sehr laut zu sprechen, damit auch alle Getreuen sie hörten, gebrauchte sie doch auch bestimmte Ausdrücke – wie in diesem Fall das Wort Konjunktion –, die im Milieu der Guermantes beliebt waren, dessen kosmische Anziehungskraft sie auf diese Weise unbewußt und auf große Entfernung an sich erfuhr wie das Meer die des Mondes, ohne sich ihm deshalb real irgendwie zu nähern. »Ja, die Cottards und die Herzogin von Vendôme, denken Sie sich das nicht komisch?« fragte Swann. »Ich glaube, es wird sehr schlecht klappen und Ihnen nur Unannehmlichkeiten bereiten, man soll nun einmal nicht mit dem Feuer spielen«, antwortete Madame Bontemps wütend. Sie und ihr Mann waren übrigens auch, ebenso wie der Fürst von Agrigent, zu diesem Diner geladen, was Madame Bontemps und Cottard auf zwei verschiedene Arten darstellten, je nachdem, an wen sie sich mit ihrer Erzählung wandten. Zu den einen sagten einerseits Madame Bontemps, andererseits Cottard, wenn sie gefragt wurden, wer außer ihnen dagewesen sei, in beiläufigem Ton: »Nur noch der Fürst von Agrigent, es war ganz intim.« Bei anderen aber bestand die Gefahr, daß sie besser unterrichtet waren (einmal hatte sogar jemand zu Cottard direkt gesagt: »Aber waren denn nicht auch die Bontemps da?«, worauf Cottard errötend zugegeben hatte: »Richtig, die hatte ich vergessen«, nicht jedoch ohne den ungeschickten Frager für künftige Zeiten in die Kategorie der bö-

sen Zungen zu verweisen). Für diese letzteren hatten sich sowohl die Cottards wie die Bontemps, ohne sich darüber verständigt zu haben, eine Version zurechtgelegt, deren Schema identisch war und bei der nur im einen und anderen Fall die Namen ihren Platz wechselten. Cottard sagte: »Es waren nur die Gastgeber anwesend, der Herzog und die Herzogin von Vendôme, ferner« – dies wurde mit gewinnendem Lächeln gesagt – »Professor Cottard nebst Gattin, und außerdem, weiß der Teufel warum, denn sie paßten dorthin wie die Faust aufs Auge, Monsieur und Madame Bontemps.« Madame Bontemps sagte genau das gleiche Sprüchlein auf, nur wurden bei ihr Monsieur und Madame Bontemps mit selbstzufriedener Betonung zwischen der Herzogin von Vendôme und dem Fürsten von Agrigent erwähnt[1] , die räudigen Schafe aber, von denen sie schließlich behauptete, sie hätten sich selber eingeladen und gar nicht hingepaßt, waren die Cottards.

Von seinen Besuchen kehrte Swann oft erst kurz vor dem Abendessen zurück. In dieser Sechsuhrabendstunde, in der er sich früher so unglücklich gefühlt hatte, fragte er sich nun nicht mehr, was Odette wohl vorhaben mochte, und beunruhigte sich nicht darüber, ob jemand bei ihr zu Besuch oder ob sie ausgegangen sei. Manchmal erinnerte er sich daran, wie er vor langen Jahren eines Tages versucht hatte, durch das Kuvert hindurch einen Brief Odettes an Forcheville zu lesen. Doch war ihm diese Erinnerung nicht sehr angenehm, und anstatt seinen Schamgefühlen freien Lauf zu lassen, verzog er lieber nur ein wenig den Mund; eventuell wurde dies noch von einem Kopfschütteln begleitet, das ungefähr besagte: »Was macht mir das schon aus?« Gewiß war er jetzt der Meinung, die Hypothese, die er früher oft in Erwägung gezogen hatte, daß nämlich nur die Phantasmagorien seiner Eifersucht das in Wahrheit unschuldige Dasein Odettes bei ihm anschwärzten (eine alles in allem wohltuende Hypothese, da sie für die Dauer seiner Liebeskrankheit deren Leiden gemindert und als Einbildung hingestellt hatte), sei nun eben nicht die

richtige gewesen und seine Eifersucht habe vielmehr ganz recht gesehen, jedenfalls habe Odette, wenn sie ihn mehr geliebt hatte, als er glaubte, ihn auch mehr betrogen. Früher, als er noch so sehr unter dem allen litt, hatte er sich geschworen, er werde sich die Genugtuung verschaffen, sobald er Odette nicht mehr liebte und nicht mehr Angst davor hatte, sie zu erzürnen oder in ihr die Vorstellung zu wecken, er liebe sie zu sehr, mit ihr zusammen aus einfacher Liebe zur Wahrheit und gleichsam als historisches Faktum zu klären, ob Forcheville an jenem Tag tatsächlich mit ihr im Bett gewesen sei, als er geschellt und ans Fenster geklopft hatte, ohne daß sie ihn einließ, und sie Forcheville geschrieben hatte, ihr Onkel sei gekommen. Doch dieses so ungemein spannende Problem, für dessen Aufklärung er nur das Ende seiner Eifersucht abgewartet hatte, verlor jedes Interesse in Swanns Augen, als er aufgehört hatte, eifersüchtig zu sein. Nicht sofort allerdings. Er hegte schon keine Eifersucht mehr in bezug auf Odette, als der Gedanke an den Tag, an dem er des Nachmittags vergebens an die Tür der kleinen Villa in der Rue La Pérouse gepocht hatte, immer noch ein verwandtes Gefühl in ihm zu wecken vermochte. Es war, als ob die Eifersucht – darin den Krankheiten ähnlich, die ihren Sitz oder ihre Ansteckungsquelle weniger in bestimmten Personen als an bestimmten Örtlichkeiten, in bestimmten Häusern haben – nicht so sehr Odette zum Gegenstand gehabt hätte als vielmehr jenen Tag, jene Stunde der versunkenen Vergangenheit, da Swann an sämtliche Eingänge von Odettes Haus gepocht hatte. Man hätte meinen können, daß nur dieser Tag und diese Stunde noch einige letzte Partikelchen von der Persönlichkeit des Liebenden, die früher die Swanns gewesen war, an sich geheftet hätten und daß er sie nur in ihnen wiederfinden konnte. Er war seit langem ganz unbesorgt darum, ob Odette ihn betrogen hatte und noch betrog. Und doch hatte er noch ein paar Jahre lang auch weiterhin frühere Dienstboten Odettes aufzufinden versucht, so lange hielt bei ihm die schmerzliche Neu-

gier vor, zu wissen, ob an jenem so weit zurückliegenden Tag um sechs Uhr Odette mit Forcheville im Bett gewesen war. Dann war auch die eigentliche Neugier verblaßt, ohne daß er in seinen Erkundigungen nachgelassen hätte. Er versuchte in Erfahrung zu bringen, was ihn nicht mehr interessierte, weil sein altes, schon beinahe abgestorbenes Ich noch mechanisch weiteragierte mit so völlig überlebten Anliegen, daß es Swann nicht mehr gelang, sich die Beängstigung auszumalen, die gleichwohl damals so mächtig in ihm gewesen war, daß er sich nicht hatte vorstellen können, sie würde je von ihm weichen, und daß er gemeint hatte, nur der Tod derjenigen, die er liebte (der Tod, der, wie später in diesem Buch eine grausame Gegenprobe beweisen wird, in nichts die Qualen der Eifersucht mildert), wäre imstande, seinem gänzlich versperrten Leben einen Weg zu ebnen.

Es war dennoch nicht Swanns einziger Wunsch gewesen, die tatsächlichen Begebenheiten im Leben Odettes, denen er seine Qualen verdankte, eines Tages aufzuklären; im Hintergrund hegte er auch den, sich dafür zu rächen, sobald er Odette nicht mehr lieben und folglich nicht mehr fürchten würde; für die Erfüllung dieses zweiten Wunsches bot sich nun gerade eine Gelegenheit, denn Swann liebte eine andere Frau, eine Frau, die ihm keinen Grund zur Eifersucht gab und doch in ihm Eifersucht weckte, weil er nicht mehr fähig war, eine neue Art von Liebe aufzubringen; die gleiche, die er an Odette gewendet hatte, diente ihm auch noch für eine andere. Damit Swanns Eifersucht auflebte, war es nicht nötig, daß diese Frau ihm untreu war; es genügte, daß sie aus irgendeinem Grund fern von ihm, an einer Abendgesellschaft zum Beispiel, sich aufgehalten hatte und es den Anschein machte, sie habe sich dabei gut unterhalten. Schon dann lebte die alte Beängstigung wieder in ihm auf, jene leidige und widersprüchliche Wucherung seiner Liebe, die ihn gerade von dem trennte, was sie am dringendsten zu fassen suchte (die wirklichen Gefühle der jungen Frau ihm gegenüber, die verborgene Sehnsucht ihrer

Tage, das Geheimnis ihres Herzens), denn zwischen Swann und der, die er liebte, schuf sie einen unüberwindlichen Wall von altem Argwohn, der eigentlich Odette gegolten hatte oder vielleicht schon einer Vorgängerin von Odette, nun aber dem alternden Liebhaber nicht mehr gestattete, seine neue Geliebte anders als durch jenes alte kollektive Phantasiebild der »Frau, die seine Eifersucht weckt« zu sehen, dem er willkürlich auch seine neue Liebe unterordnete. Oft freilich klagte Swann diese Eifersucht an, daß sie ihn an eingebildeten Verrat glauben machte; dann aber fiel ihm wieder ein, daß er auch zu Odettes Gunsten solche Argumente angeführt hatte und daß es damals zu Unrecht geschah. So schien ihm auch jetzt schließlich nichts mehr von dem, was die junge Frau, die er liebte, in den Stunden tat, da er nicht bei ihr war, unbedenklich zu sein. Während er sich jedoch früher geschworen hatte, er werde, wenn er jemals diejenige zu lieben aufgehört hätte, von der er nie geahnt hätte, daß sie eines Tages seine Frau würde, ihr rücksichtslos seine endlich aufrichtig gewordene Gleichgültigkeit zu verstehen geben, um seinem so lange gedemütigten Stolz Genugtuung zu verschaffen, legte er auf diese Repressalien, die er jetzt unbesorgt ausüben konnte (denn was machte es ihm schon aus, beim Wort genommen zu werden und der intimen Zusammenkünfte mit Odette verlustig zu gehen, die ihm einst so notwendig waren?), keinen Wert mehr; mit der Liebe war auch sein Verlangen geschwunden zu zeigen, daß keine Liebe mehr in ihm war. Und er, der so sehr gewünscht hätte, als er wegen Odette litt, sie eines Tages spüren zu lassen, daß er in eine andere verliebt sei, ergriff jetzt, als er es hätte tun können, tausend Vorsichtsmaßregeln, damit seine Frau von dieser neuen Liebe ja nichts erführe.

Nicht nur an den Tee-Einladungen, um derentwillen Gilberte mich früher zu meinem großen Kummer verließ und vor der Zeit nach Hause ging, nahm ich nunmehr teil; auch zu den Ausgängen mit ihrer Mutter, zu Spazierfahrten oder Nachmittagsvorstellungen, die sie früher in die Champs-Élysées zu kommen gehindert und mir ihren Anblick entzogen hatten an jenen Tagen, da ich dann allein blieb auf der Rasenfläche oder beim Karussel, zogen Monsieur und Madame Swann mich neuerdings hinzu; ich hatte meinen Platz in ihrem Landauer[1] und wurde sogar ausdrücklich gefragt, ob es mir lieber wäre, ins Theater zu gehen, zu einer Tanzstunde, die bei einer von Gilbertes Kameradinnen stattfand, zu einer mondänen Veranstaltung bei Freunden der Swanns (sie selbst sprach von einem »kleinen Meeting«) oder zu einem Besuch der Gräber in Saint-Denis.

An den Tagen, an denen ich mit den Swanns ausgehen sollte, fand ich mich schon zum Mittagessen bei ihnen ein, das Madame Swann als Lunch bezeichnete; da ich erst auf halb eins eingeladen war und meine Eltern damals schon um viertel nach elf speisten, machte ich mich jeweils, nachdem sie von Tisch aufgestanden waren, nach jenem luxuriösen Stadtviertel auf den Weg, das auch sonst ziemlich verlassen dalag, vor allem aber zu dieser Stunde, da alles zu Hause war. Selbst bei winterlichem Frost, wenn sonst schönes Wetter war, ging ich, von Zeit zu Zeit den Knoten meiner prachtvollen, bei Charvet[1] gekauften Krawatte zurechtrückend und überprüfend, ob meine Lackstiefel auch nicht schmutzig würden, in den Alleen auf und ab, bis es zwölf Uhr siebenundzwanzig war. Von weitem sah ich, wie die Sonne die kahlen Bäume im Vorgarten der Swanns wie Reif auffunkeln ließ. Allerdings standen nur zwei darin. Die unübliche Tageszeit gab diesem Schauspiel einen ganz neuen Reiz. Zu solchen Naturfreuden (die durch den Ausschluß des Gewohnheitsmäßigen und sogar durch den Hunger noch intensiviert wurden) gesellte sich die aufregende Aussicht auf ein Mittagsmahl bei Madame Swann:

diese Aussicht ließ die anderen nicht geringer erscheinen, aber sie beherrschte sie und unterwarf sie sich, machte gleichsam bloße Attribute des geselligen Geschehens daraus; so kam es dann, daß ich, wenn ich zu dieser Stunde, da ich sie gewöhnlich nicht wahrnahm, das schöne Wetter, die Kälte und das winterliche Licht zu entdecken glaubte, sie als eine Art Vorspann zu den Œufs à la crème[2] betrachtete, als eine Patina, eine kühle, rosige Glasur über der Umhüllung dieser geheimnisvollen Kapelle, als die mir die Wohnstätte von Madame Swann erschien, deren Inneres im Gegensatz dazu soviel Wärme, Duft und Blütenpracht enthielt.

Um halb ein Uhr entschloß ich mich endlich, in das Haus zu treten, das wie ein großer, zur Weihnacht mit Gaben gefüllter Schuh mir übernatürliche Genüsse zu verheißen schien. (Das Wort Weihnacht war übrigens bei Madame Swann und Gilberte unbekannt; sie hatten es durch Christmas ersetzt und sprachen nur vom Christmaspudding, von Geschenken, die sie zu Christmas bekommen hätten und von ihrer Absicht – ich wurde rasend vor Schmerz dabei –, zu Christmas zu verreisen. Selbst zu Hause hätte ich mich geschämt, von Weihnachten zu reden, und sprach nur von Christmas, was mein Vater ungemein lächerlich fand.)

Zunächst stieß ich nur auf einen Diener, der mich durch mehrere große Salons hindurch in einen ganz kleinen leeren führte, der schon im blauen Nachmittagsschimmer seiner Fenster träumte; ich blieb allein in Gesellschaft von Orchideen, Rosen und Veilchen, die – ähnlich wie Menschen, die gleichzeitig mit einem warten, einen aber nicht kennen – ein Schweigen bewahrten, das durch ihre Eigenart als lebendige Dinge um so eindrucksvoller war, und fröstelnd die Wärme eines glühenden Holzkohlenfeuers auf sich einwirken ließen, das kostbar verwahrt hinter einer Kristallvitrine, in einem weißen Marmorbecken, von Zeit zu Zeit seine gefährlichen Glutrubine niederprasseln ließ.

Ich hatte mich hingesetzt, stand aber überstürzt wieder auf, als ich die Tür gehen hörte; es war nur ein zweiter Diener, dann ein dritter, und das geringfügige Ergebnis ihres Kommens und Gehens, das für mich so unnötig aufregend war, bestand darin, das Feuer mit Kohle oder die Vasen mit Wasser zu versorgen. Sie gingen, ich war wieder allein und die Tür geschlossen, die wohl Madame Swann einmal öffnen würde. Bestimmt wäre ich in der Höhle eines Zauberers weniger beeindruckt gewesen als in diesem kleinen Warteraum, wo der Feuerschein mir merkwürdige Verwandlungen vorzunehmen schien wie in Klingsors Werkstatt.[1] Von neuem hörte ich das Geräusch von Schritten, ich stand diesmal nicht auf, sicher kam wieder ein Diener herein, doch jetzt war es Monsieur Swann. »Wie? Sie sind allein? Doch was wollen Sie, meine liebe Frau hat noch nie gewußt, wieviel Uhr es ist. Zehn Minuten vor eins. Jeden Tag wird es später, und Sie werden sehen, wenn sie kommt, beeilt sie sich bestimmt nicht einmal, sondern glaubt, sie sei noch wer weiß wie früh dran.« Und da Swann nach wie vor an nervösen Beschwerden litt, gleichzeitig aber etwas lächerlich geworden war, beunruhigte es ihn zwar seines Magens wegen, daß er eine so unpünktliche Frau hatte, die derart spät vom Bois nach Hause kam oder sich bei ihrer Schneiderin versäumte und nie rechtzeitig zum Mittagessen zu Hause war, aber andererseits schmeichelte es seiner Eigenliebe.

Er zeigte mir seine Neuerwerbungen und erklärte mir, worin ihr Interesse liege, doch meine Aufregung im Verein mit dem ungewohnten Fasten zu dieser vorgerückten Stunde brachte meinen Geist so durcheinander, daß darin eine Leere entstand, was mich zwar nicht am Reden hinderte, das Zuhören aber gänzlich unmöglich machte. Außerdem genügte es mir bei den in Swanns Besitz befindlichen Werken, daß sie ihren Platz in seinen Räumen und damit an der köstlichen Stunde vor dem Mittagessen ihren Anteil hatten. Hätte die *Mona Lisa* bei ihm an der Wand gehangen, würde sie mir

keinen größeren Genuß verschafft haben als ein Morgenkleid von Madame Swann oder ihre Flakons mit den Badesalzen.

Ich wartete weiter, allein oder mit Swann und oft auch Gilberte, die uns Gesellschaft leisten kam. Die Ankunft Madame Swanns, die durch so viele großartige Auftritte vorbereitet war, mußte, so schien es mir, etwas Unerhörtes werden. Ich horchte auf jedes Knacken. Doch niemals ist eine Kathedrale, eine Woge im Sturm, der Sprung eines Tänzers so hoch, wie man es sich erhofft; nach den livrierten Dienern, die darin Statisten glichen, deren Einzug auf der Bühne das Auftreten der Herrscherin vorbereitet und gleichzeitig in seiner Wirkung abschwächt, erfüllte Madame Swann, wenn sie endlich in ihrem kleinen Otterpelz und einem Gesichtsschleier über der von Kälte geröteten Nasenspitze ins Zimmer huschte, die Erwartungen nicht, die während der Zeit des Harrens in meiner Einbildungskraft so üppig gewuchert hatten.

War sie aber den ganzen Morgen zu Hause geblieben, so erschien sie im Salon in einem Morgenkleid aus zartfarbiger Crêpe de Chine, das mir eleganter vorkam als alle übrigen Toiletten.

Manchmal entschlossen sich die Swanns, den ganzen Nachmittag zu Hause zu bleiben. Dann sah ich, da das Mittagessen so spät stattgefunden hatte, sehr rasch auf der Gartenmauer die Sonne dieses Tages dahinschwinden, von dem ich gemeint hatte, er müsse anders als andere Tage sein, und mochten die Bedienten auch Lampen von jeglicher Größe und Form bringen, deren jede auf dem geweihten Altar einer Konsole, einer runden kleinen Tischplatte, einer Eckkommode oder einem rechteckigen Tischchen brannte wie zur Feier eines unbekannten Kultes, es begab sich doch nichts Außergewöhnliches bei diesen Gesprächen, und ich ging enttäuscht davon, wie man es oft schon in der Kindheit nach der Christmette ist.

Doch war diese Enttäuschung eigentlich nur geistiger Art. Ich strahlte vor Freude in diesem Haus, wo Gilberte, wenn sie

schon nicht bei uns war, bald eintreten und mir binnen kurzem auf Stunden hinaus den Klang ihrer Worte und ihren heiteren, aufmerksamen Blick schenken würde, so wie ich ihn zum ersten Mal in Combray gesehen hatte. Höchstens war ich etwas eifersüchtig, wenn ich sie oft in große Zimmer verschwinden sah, in die man durch eine Innentreppe gelangte. Ich selbst mußte dann im Salon sitzenbleiben wie der Liebhaber einer Schauspielerin, der an seinen Orchestersessel gebunden ist und sich sorgenvoll ausmalt, was hinter den Kulissen, im Foyer der Schauspieler vorgehen mag, und richtete dann an Swann über jenen mir unbekannten Teil des Hauses geschickt verschleierte Fragen, aus deren Tonfall ich jedoch eine gewisse Unruhe nicht verbannen konnte. Er erklärte mir, der Raum, in den Gilberte sich begebe, sei die Wäschekammer, erbot sich, ihn mir zu zeigen, und versprach, er werde Gilberte, wenn sie dort zu tun habe, mich jedesmal mitnehmen heißen. Durch diese Worte und die Entspannung, die sie mir verschafften, hob Swann auf einen Schlag eine jener furchtbaren inneren Distanzen auf, durch die eine Frau, die wir lieben, uns so fern erscheint. In solchen Augenblicken hegte ich ein Gefühl der Zärtlichkeit für ihn, das ich für tiefer hielt als meine Zuneigung für Gilberte. Denn er, der Herr über seine Tochter war, gab sie mir, während sie sich zuweilen entzog, und ich hatte von mir aus nicht so viel Macht über sie wie indirekt durch Swann. Sie aber liebte ich und konnte sie dementsprechend nicht ohne jene Unruhe sehen oder ohne jenes Verlangen nach mehr, das einem in Gegenwart des geliebten Wesens das Gefühl der Liebe benimmt.

Meistens übrigens blieben wir nicht zu Hause, sondern gingen spazieren. Manchmal setzte sich Madame Swann, bevor sie sich umzog, ans Klavier. Ihre schönen Hände, die aus den rosa, weißen oder oft auch lebhaft gefärbten Crêpe-de-Chine-Ärmeln ihres Morgenkleids hervorschauten, glitten dann über die Tasten mit der gleichen Schwermut, die in ihren Augen, nicht aber in ihrem Herzen war. An einem solchen Tag spielte

sie mir einmal auch den Teil der Sonate von Vinteuil vor, in dem das kleine Thema erscheint, das einst Swann so liebte. Doch bei einer etwas komplizierteren Musik, die man zum erstenmal hört, hört man oft zunächst nichts. Als mir später jedoch die Sonate zwei- oder dreimal vorgespielt wurde, war sie mir schließlich völlig vertraut. Deshalb ist auch die Wendung so berechtigt: »zum erstenmal hören«. Hätte man wirklich, wie man meint, beim ersten Anhören überhaupt nichts herausgehört, würde das zweite oder dritte Anhören wiederum ein erstes Mal sein, und es wäre nicht einzusehen, weshalb man beim zehnten Mal plötzlich etwas begriffen haben sollte. Was das erste Mal fehlt, ist offenbar nicht das Verständnis, sondern das Gedächtnis. Dieses ist, verglichen mit der komplexen Beschaffenheit der Eindrücke, mit denen es beim Zuhören zu tun hat, so dürftig und so beschränkt wie das Gedächtnis eines Schlafenden, der an tausend Dinge denkt, sie aber gleich wieder vergißt, oder eines kindischen Alten, der nach einer Minute nicht mehr weiß, was man ihm eben gesagt hat. Das Gedächtnis ist nicht imstande, uns von so vielfältigen Eindrücken auf der Stelle ein Erinnerungsbild zu liefern. Dieses bildet sich nach und nach; und mit Werken, die man zwei- oder dreimal gehört hat, geht es einem wie dem Schüler, der vor dem Einschlafen mehrmals eine Lektion durchgelesen hat, die er nicht zu können meinte und die er am Morgen auswendig hersagen kann. Nur hatte ich bis zu diesem Tage noch nichts von der Sonate gehört, und da, wo Swann und seine Frau deutlich ein Thema erkannten, war dieses für mich so ungreifbar wie ein Name, an den man sich zu erinnern sucht und an dessen Platz man nur ein Nichts konstatieren kann – ein Nichts freilich, aus dem eine Stunde später, ohne daß man daran denkt, mit einem Schlag die Silben, nach denen man vorher vergeblich gesucht hat, von selbst hervorquellen werden. Und es ist nicht nur so, daß man wirklich erlesene Werke nicht beim ersten Mal behält, sondern auch innerhalb dieser Werke – so erging es mir mit der Sonate von Vinteuil – sind

es gerade die am wenigsten kostbaren Stellen, die man zuerst in sein Bewußtsein aufnimmt. So bestand meine Täuschung nicht nur darin, daß ich dachte, das Werk habe mir nichts weiter zu geben (woraufhin ich lange gar keinen Versuch unternahm, es von neuem zu hören), nachdem Madame Swann mir das berühmte Thema daraus vorgespielt hatte (ich war in dieser Hinsicht ebenso töricht wie diejenigen, die sich keine Überraschung mehr von der Markuskirche in Venedig versprechen, weil sie die Form ihrer Kuppeln schon von Photographien her kennen). Vielmehr blieb mir die Sonate auch noch dann, als ich sie von Anfang bis zu Ende angehört hatte, als Ganzes fast unsichtbar wie ein Bauwerk, von dem man wegen des Nebels oder der großen Entfernung nur einzelne Partien undeutlich wahrnehmen kann. Daher auch die Schwermut, die der Kenntnis solcher Werke anhaftet wie allem, was zu seinem Zustandekommen an die Zeit gebunden ist. Als das Verborgenste der Sonate von Vinteuil sich mir auftat, begann, von der Gewohnheit schon aus dem Bereich meiner Empfänglichkeit entrückt, was ich zuerst daran mit Bewußtsein erkannt hatte, was mir zuerst daran am liebsten war, bereits zu entschwinden, mir zu entfliehen. Da ich nur nach und nach hatte lieben können, was diese Sonate mir brachte, besaß ich sie niemals ganz: darin glich sie dem Leben. Doch sind solche großen Meisterwerke wiederum weniger enttäuschend als das Leben, weil sie uns nicht zu Beginn schon das Beste geben, was sie zu bieten haben. In der Sonate von Vinteuil sind die Schönheiten, die man als erste entdeckt, gleichzeitig diejenigen, deren man am schnellsten müde wird, und dies wahrscheinlich aus demselben Grund; sie unterscheiden sich am wenigsten von dem, was wir schon vorher kannten. Wenn diese uns dann aus dem Bewußtsein entschwunden sind, vermögen wir noch jene Klangfolge zu lieben, die in ihrer ganz neuen Ordnung anfänglich unseren Geist nur verwirrte, so daß sie uns zwar unkenntlich, doch unversehrt erhalten blieb; sie, an der wir täglich vorübergin-

gen, ohne es zu wissen, und die sich aufbewahrte für uns, sie, die gerade kraft ihrer Schönheit unsichtbar geworden und unbekannt geblieben war, tritt als letzte vor uns hin. Dafür werden wir sie aber auch als letzte von uns lassen. Wir werden sie länger lieben als die übrigen, weil wir länger gebraucht haben, bis wir sie liebten. Diese Zeit übrigens, die das Individuum – wie ich bei der Sonate – benötigt, um in ein anspruchsvolleres Werk einzudringen, ist gleichsam nur die Abkürzung und das Symbol der Jahre, der Jahrhunderte zuweilen sogar, die vergehen, bis das Publikum ein wirklich neues Werk zu lieben versteht. So sagt sich das Genie vielleicht, um der Verkennung durch die große Masse zu entgehen, daß es den Zeitgenossen am nötigen Abstand fehlt und daß für die Nachwelt bestimmte Werke auch erst von dieser gelesen werden sollten, wie gewisse Bilder, die falsch beurteilt werden, wenn man sie aus zu großer Nähe betrachtet. In Wahrheit aber erweist sich jede dieser ängstlichen Vorkehrungen zur Vermeidung von falschen Urteilen als nutzlos, weil diese unvermeidlich sind. Der Grund dafür, daß ein geniales Werk selten sofort bewundert wird, liegt darin, daß sein Verfasser außergewöhnlich ist, daß wenige Menschen ihm gleichen. Doch sein Werk selbst wird die wenigen Geister, die zu seinem Verständnis befähigt sind, befruchten und dadurch sich mehren und wachsen lassen. Die Quartette von Beethoven (das zwölfte, dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte)[1] haben fünfzig Jahre gebraucht, um ein Publikum für Beethoven-Quartette zur Welt zu bringen und zu vergrößern; sie haben wie alle Meisterwerke einen Fortschritt wenn nicht in der Qualität der Künstler, so jedenfalls in der Gemeinschaft der Geister zuwege gebracht, besteht doch diese heute weitgehend aus Menschen, die noch unauffindbar waren, als das Werk erschien, nämlich solchen, die fähig sind, ebendieses Werk zu lieben. Was man die Nachwelt nennt, ist die Nachkommenschaft des Werks. Das Werk muß ganz für sich allein (wobei wir der Einfachheit halber absehen wollen von Genies, die möglicherweise zur

gleichen Zeit und unabhängig an einem noch besseren Publikum für die Zukunft arbeiten, einem Publikum, das dann eben ganz anderen Genies zugute kommen wird) sich selbst seine Nachwelt bereiten. Wenn also das Werk etwa zurückgehalten und erst der Nachwelt bekanntgegeben würde, so wäre diese für das Werk nicht eine Nachwelt, sondern eine Versammlung von Zeitgenossen, die einfach nur fünfzig Jahre später gelebt hätten. Daher muß der Künstler – so wie es Vinteuil tat –, wenn er will, daß sein Werk seinen Weg macht, es da, wo er genügend Tiefe vermutet, aussetzen, mitten hinein in die ferne Zukunft. Und doch ist es mit dieser Zukunft (die für Meisterwerke die einzige Hoffnung darstellt) so, daß, wenn auch schlechte Richter eben darin irren, daß sie ihr nicht Rechnung tragen, es doch bei den guten zu einer gefährlichen Hemmung werden kann, wenn sie es zu sehr tun. Sicher kann man sich aufgrund jener Sinnestäuschung, die alle Dinge am Horizont gleich erscheinen läßt, leicht einbilden, alle Revolutionen, die bisher in der Malerei oder Musik stattgefunden haben, hätten dennoch immer gewisse Regeln respektiert, das aber, was jetzt unmittelbar vor uns liegt, der Impressionismus, die Vorliebe für die Dissonanz, der ausschließliche Gebrauch des Fünftonsystems, der Kubismus, der Futurismus, weiche in schändlichster Weise von allem ab, was vorangegangen ist. Wir vergessen dabei, daß das Frühere durch einen langen Assimilationsprozeß in eine zweifellos noch vielfältige, alles in allem aber doch homogene Materie umgewandelt ist, in der Victor Hugo seinen Platz neben Molière einnimmt. Malen wir uns doch nur einmal aus, welch schreiende Diskrepanz – wenn wir die vor uns liegende Zeit und die dadurch bedingten Veränderungen nicht bedächten – ein Horoskop unseres reifen Alters in unseren Jugendtagen für uns dargestellt hätte. Nur treffen nicht alle Horoskope zu, und daß man bei einem Kunstwerk in das Gesamturteil über seine Schönheit auch den Faktor Zeit einbeziehen soll, mengt diesem Urteil etwas so Zufälliges und dadurch in gleichem Maße jeden wahren Inte-

resses Entbehrendes ein, wie jede Prophezeiung es ist, deren Nichteintreffen keineswegs die Mittelmäßigkeit des prophetischen Geistes beweist; denn zu wissen, was ein Mögliches existent werden läßt oder ihm die Verwirklichung versagt, gehört nicht unbedingt zum Kompetenzbereich des Genies; man kann durchaus genial gewesen sein, ohne deshalb an die Zukunft der Eisenbahnen oder Flugzeuge geglaubt zu haben oder als hervorragender Psychologe an die Treulosigkeit einer Geliebten oder eines Freundes, deren Verrat schon ein Mittelmäßigerer vorausgesehen hätte.

Wenn ich die Sonate auch nicht verstand, war ich doch entzückt vom Spiel Madame Swanns. Ihr Anschlag schien mir wie ihr Morgengewand, wie der Duft auf ihrer Treppe, wie ihre Mäntel, wie ihre Chrysanthemen einen Teil eines ganz persönlichen, geheimnisvollen Ganzen in einer unendlich höheren Welt zu bilden, als die es ist, in der man verstandesmäßig Talente analysiert. »Ist sie nicht schön, diese Sonate von Vinteuil?« fragte Swann. »Dieser Augenblick, wenn es dunkel wird unter den Bäumen und die Geigenarpeggien so kühl herniederrieseln. Sie müssen doch zugeben, das ist wirklich sehr hübsch; hier zeigt sich die statische Seite des Mondscheins, das heißt, die wesentliche Seite. Ich finde es gar nicht so unbegreiflich, daß eine Lichtkur, wie meine Frau sie jetzt macht, auf die Muskeln wirkt, da ja der Mondschein die Blätter zu völliger Ruhe zwingt. Gerade das zeichnet das kleine Thema so schön nach, den Bois de Boulogne, wie er in Katalepsie erstarrt. Am Meer ist es noch auffallender, da dort das schwache Antwortraunen der Wellen natürlich um so vernehmlicher wird, weil sich sonst nichts regt. In Paris ist es umgekehrt; dort fällt einem höchstens der ungewohnte Schimmer auf den Bauwerken auf oder der Himmel, den eine farblose, ungefährliche Feuersbrunst zu erleuchten scheint, oder etwas wie der unermeßliche Schimmer eines lokalen Vorkommnisses. Doch in dem kleinen Thema von Vinteuil oder auch in der ganzen Sonate handelt es sich nicht darum;

es spielt sich nur im Bois ab, und im Doppelschlag hört man deutlich jemand sagen: ›Man könnte ja beinahe seine Zeitung lesen‹.« Für spätere Zeiten hätten diese Worte Swanns mein Verständnis der Sonate verfälschen können, denn die Musik ist so wenig ausschließlich, daß man ohne weiteres in ihr finden kann, was irgend jemand uns einflüstert. Doch aus anderen Gesprächen mit ihm wurde mir klar, daß das nachtdunkle Laub ganz einfach jenes war, unter dem er an so vielen Abenden in manchen Restaurants der Umgebung von Paris das kleine Thema gehört hatte. Anstelle des tiefen Sinns, den er so oft von ihm erbeten hatte, war das, woran es Swann nun erinnerte, jenes Laubwerk, das das Thema umgab, es umkräuselte, es ummalte (und das er gerne wiedergesehen hätte, weil ihm so vorkam, als wohne es dort wie eine Seele), war es jener Frühling, den er damals nicht hatte genießen können, weil er, fiebernd und gramverzehrt zu jener Zeit, sich dafür nicht wohl genug fühlte, und den es (so wie man für einen Kranken gute Dinge aufhebt, die er nicht hat essen können) ihm bewahrt hatte. Über den Zauber gewisser Nächte im Bois, den Vinteuils Sonate ihm darlegen konnte, hätte er Odette nicht befragen können, obwohl sie sich ihm zugesellte wie das kleine Thema. Doch Odette war damals nur neben ihm (nicht in ihm wie das Motiv von Vinteuil) und sah also nicht – selbst wenn sie tausendmal verständnisvoller gewesen wäre –, was sich bei keinem von uns (wenigstens habe ich lange geglaubt, daß diese Regel keine Ausnahme zuläßt) nach außen hin vergegenständlichen kann. »Es ist eigentlich etwas Hübsches, nicht wahr«, meinte Swann, »daß der Klang so gut wie Wasser oder Glas als Spiegel dienen kann. Und wissen Sie, dabei zeigt mir Vinteuils Thema nur all die Dinge, auf die ich damals gar nicht geachtet habe. Von meinen Sorgen und meinen Liebesaffären von einst ruft es mir nichts mehr in Erinnerung, es hat etwas anderes an ihre Stelle gesetzt.« – »Charles, mir scheint, was Sie da sagen, ist mir gegenüber nicht gerade liebenswürdig.« – »Nicht liebenswürdig! Die Frauen sind wirk-

lich großartig! Ich wollte diesem jungen Mann hier nur erklären, daß das, was die Musik zeigt – wenigstens mir – keineswegs der ›Wille an sich‹ und die ›Synthese des Unendlichen‹[1] ist, sondern zum Beispiel der alte Verdurin in seinem Gehrock im Palmenhaus des Jardin d'Acclimatation.[2] Tausendmal schon hat dieses kleine Thema mich, ohne daß ich den Salon hier zu verlassen brauchte, zum Abendessen mit ihm nach Armenonville[3] ausgeführt. Mein Gott, immerhin ist das weniger langweilig, als mit Madame de Cambremer dorthin zu gehen.« Madame Swann mußte lachen: »Das ist nämlich eine Dame, die eine besondere Schwäche für Charles gehabt haben soll«, erklärte sie mir in dem Ton, in dem sie kurz zuvor von Vermeer van Delft, als ich mich wunderte, daß dieser Maler ihr bekannt sei, gesagt hatte: »Dazu muß ich Ihnen sagen, daß Monsieur sich viel mit ihm beschäftigt hat zu der Zeit, als er mir den Hof machte. Nicht wahr, Charlie?« – »Erzählen Sie doch nicht solchen Unsinn über Madame de Cambremer«, bemerkte Swann, der sich im Grunde sehr geschmeichelt fühlte. »Aber ich sage doch nur, was man mir erzählt hat. Übrigens soll sie sehr gescheit sein, ich selber kenne sie nicht. Ich glaube, sie ist recht ›pushing‹[1] , was mich wundert bei einer klugen Frau. Aber jeder sagt doch, daß sie ganz verrückt nach Ihnen war; das ist doch keine Beleidigung.« Swann stellte sich völlig taub, was eine Art der Zustimmung war und ein Beweis seiner Eitelkeit. »Da das Stück, das ich spiele, Sie an den Jardin d'Acclimatation erinnert«, fuhr Madame Swann scherzhaft schmollend fort, »könnten wir ihn ja auch gleich zum Ziel unseres Ausflugs nehmen, wenn es dem Kleinen hier Spaß macht. Es ist sehr schönes Wetter, und Sie würden Ihre heißgeliebten Eindrücke dort wiederfinden! Beim Jardin d'Acclimatation fällt mir ein, daß dieser junge Mann hier meinte, wir legten großen Wert auf eine Person, die ich im Gegenteil so oft wie möglich ›schneide‹, nämlich Madame Blatin! Ich finde es ja geradezu beschämend für uns, daß sie als unsere Freundin gilt. Stellen Sie sich vor, sogar unser lie-

ber Doktor Cottard, der nie von jemandem Böses sagt, hat sie abscheulich gefunden.« – »Gräßlich! Sie hat einzig für sich, daß sie Savonarola gleicht. Sie sieht genau aus wie das Porträt Savonarolas von Fra Bartolomeo.[2] « Swanns Manie, solche Ähnlichkeiten in der Malerei zu finden, war verzeihlich, denn selbst das, was wir den individuellen Ausdruck nennen, ist – wie man mit großer Trauer feststellen muß, wenn man liebt und an die Einzigartigkeit des Individuums glauben möchte – etwas allgemein Gegebenes und kommt in den verschiedensten Epochen vor. Doch wenn man Swanns Ideen folgte, so wäre das Gefolge der Heiligen Drei Könige, in das Benozzo Gozzoli anachronistischerweise bereits die Medici[1] eingereiht hat, noch unzeitgemäßer, weil es dann nämlich eine Menge Leute enthielte, die nicht Gozzolis, sondern Swanns Zeitgenossen waren, das heißt nicht nur fünfzehn Jahrhunderte nach der Geburt Christi, sondern auch noch vier nach dem Maler gelebt hatten. Es gab nach Swanns Meinung nicht einen einzigen bekannten Pariser, der in diesem Gefolge fehlte, so wie in jenem Akt eines Stückes von Sardou[2] – aus Freundschaft für den Autor und die Hauptdarstellerin und auch, weil es Mode war – alle Pariser Berühmtheiten, bekannte Ärzte, Politiker, Advokaten zum Vergnügen nacheinander je einen Abend als Statisten auftraten. »Aber in welcher Hinsicht hat sie denn mit dem Jardin d'Acclimatation zu tun?« – »In jeder.« – »Wie, Sie meinen, sie hat wie die Affen dort ein himmelblaues Hinterteil?« – »Charles, werden Sie nicht unanständig! Nein, ich dachte an die Antwort, die ihr der Singhalese gegeben hat. Erzählen Sie es ihm, es ist wirklich ein Prachtsspruch.« – »Eigentlich ist es Blödsinn. Sie wissen ja, daß Madame Blatin allen Leuten mit einer Haltung begegnet, die sie für liebenswürdig hält, die aber in erster Linie gönnerhaft ist.« – »Was unsere lieben Nachbarn an der Themse ›patronizing‹ nennen«, unterbrach ihn Odette. »Sie war kürzlich im Jardin d'Acclimatation, wo auch Schwarze zu sehen sind, Singhalesen[3] , glaube ich, hat meine Frau gesagt, die in

Völkerkunde viel stärker ist als ich.« – »Aber bitte Charles, machen Sie keine Scherze!« – »Aber nein, ich scherze durchaus nicht. Also gut, sie redet einen der Schwarzen an und sagt: ›Hallo, Negerlein!‹« – »Das ist ja dick!« – »Jedenfalls gefiel dem Schwarzen diese Bezeichnung nicht: ›Ich Negerlein‹, sagte er wütend zu Madame Blatin, ›aber du Kamel sein!‹« – »Ich finde das wahnsinnig komisch! Die Geschichte liebe ich heiß. Nicht wahr, sie ist doch zum Anbeißen? Man sieht sie, die gute Blatin: ›Ich Negerlein, du Kamel sein!‹« Ich tat nun so, als wünsche ich dringend die Singhalesen zu sehen, von denen einer Madame Blatin »Kamel« genannt hatte. Sie interessierten mich gar nicht. Aber ich dachte, daß wir, um zum Jardin d'Acclimatation und wieder zurück zu kommen, durch jene Allée des Acacias fahren würden, in der ich Madame Swann so sehr bewundert hatte, und daß vielleicht der mulattenhafte Freund Coquelins[1] , dem ich mich niemals hatte zeigen können, wie ich gerade Madame Swann grüßte, nun sehen würde, wie ich im Fond eines Mylords[2] an ihrer Seite saß.

Während der paar Minuten, als Gilberte, um sich zum Ausgehen bereitzumachen, den Salon verlassen hatte, gefielen sich Monsieur und Madame Swann darin, mir die seltenen Tugenden ihrer Tochter zu offenbaren. Alles, was ich selbst beobachtet hatte, schien ihnen recht zu geben; ich hatte festgestellt, daß sie, so wie ihre Mutter berichtete, nicht nur ihren Freundinnen, sondern auch der Dienerschaft, ja den Armen zartfühlende, sorgsam durchdachte Aufmerksamkeiten zukommen ließ, sowie überhaupt ein Verlangen, Freude zu bereiten, und eine Furcht, jemand zu verstimmen, in vielen kleinen Dingen an den Tag legte, die sie oft große Mühe kosteten. Für unsere Verkäuferin in den Champs-Élysées hatte sie eine Handarbeit gemacht und war durch den Schnee gestapft, um sie ihr selbst und ohne einen Tag Verzögerung zu bringen. »Sie können sich nicht vorstellen, was für ein gutes Herz sie hat, sie verbirgt es nur«, sagte ihr Vater. So jung sie war,

wirkte sie doch viel verständiger als ihre Eltern. Wenn Swann von den großartigen Bekanntschaften seiner Frau sprach, wandte Gilberte den Kopf ab und schwieg, doch ohne tadelnde Miene, denn ihr Vater schien ihr über jede, selbst die leiseste Kritik erhaben. Eines Tages, als ich Mademoiselle Vinteuil vor ihr erwähnte, sagte sie:

»Die werde ich nie kennenlernen, und zwar deswegen nicht, weil sie nicht nett zu ihrem Vater war, dem sie viel Kummer gemacht haben soll. Sie werden das sowenig verstehen wie ich, nicht wahr, denn Sie würden gewiß auch Ihren Papa nicht überleben können, wie ich den meinen nicht, was ja auch ganz natürlich ist. Wie könnte man einen Menschen vergessen, den man von jeher liebt!«

Und einmal, als sie Swann besonders zärtlich umschmeichelt hatte und ich, als er es nicht hören konnte, etwas darüber bemerkte, antwortete sie:

»Ach ja, der arme Papa, in diesen Tagen kehrt nämlich der Todestag seines Vaters wieder. Sie können sich vorstellen, wie ihm zumute ist, Sie verstehen das gewiß, denn wir fühlen ja ganz gleich in solchen Dingen. Da versuche ich eben, weniger schlimm zu sein als sonst.« – »Aber er findet Sie gar nicht schlimm, er findet Sie doch wunderbar.« – »Der arme Papa, er ist eben viel zu gut.«

Nicht nur priesen mir Gilbertes Eltern die Tugenden ihrer Tochter – jener selben Gilberte, die schon, bevor ich sie jemals gesehen hatte, mir vor einer Kirche, in einer Landschaft der Île-de-France erschienen war und die dann, als sie nicht mehr Träume, vielmehr Erinnerungen in mir weckte, immer vor der rosa Dornenhecke auf dem steilen Pfad stand, den ich einschlug, um in Richtung Méséglise zu gehen. Als ich Madame Swann in dem gespielt gleichgültigen Ton eines Freundes der Familie, der sich nach den Vorlieben eines Kindes erkundigt, danach fragte, welche ihrer Kameraden Gilberte wohl am liebsten mochte, antwortete sie:

»Aber Sie müssen doch ihre Geheimnisse besser kennen als ich, Sie sind doch der große Favorit, ihr ›crack‹, wie die Engländer sagen.«

Bei einer so vollkommenen Übereinstimmung, das heißt, wenn die Wirklichkeit sich genau nach dem formt, was wir so lange geträumt haben und sich vollkommen damit deckt, ergibt sich zweifellos, daß sie uns die Formen ebenjenes Traums verbirgt und sich mit ihm verbindet wie zwei ganz gleiche aufeinandergelegte Figuren, die nur noch eine bilden, während wir, damit unsere Freude ihren vollen Sinn bekomme, gern sähen, daß unser Wunschbild in allen Punkten in dem Augenblick, da wir daran rühren wollen – um ganz sicher zu sein, daß es das richtige ist – die Faszination des Ungreifbaren behält. Das Denken aber kann nicht einmal den alten Zustand wiederherstellen, um ihn mit dem neuen zu vergleichen, denn es hat keine freie Hand mehr: die Bekanntschaft, die wir gemacht haben, die Erinnerung an die ersten unverhofften Minuten, die Worte, die wir vernommen haben, versperren den Eingang zu unserem Bewußtsein und öffnen die Pforten der Erinnerung eher als die unserer Phantasie; sie wirken viel stärker auf die Vergangenheit zurück – die wir, ohne durch sie beeinflußt zu werden, gar nicht mehr wahrnehmen können – als auf die frei vor uns liegenden Räume der Zukunft. Jahrelang hatte ich glauben können, daß der Umgang mit Madame Swann ein nebelhafter Wunschtraum sei, den ich nie verwirklichen würde; nachdem ich eine halbe Stunde bei ihr zugebracht hatte, war aber vielmehr die Zeit, da ich sie noch nicht kannte, nebel- und traumhaft geworden wie ein Mögliches, das durch das Wirklichwerden eines anderen zunichte geworden war. Wie hätte ich noch von dem Eßzimmer träumen können als von einer unerhörten Stätte, während ich doch im Geist auf Schritt und Tritt auf die Strahlen stieß, die ungebrochen bis ins Unendliche, bis in meine fernste Vergangenheit hinein der Hummer à l'américaine[1] entsandte, den ich noch eben dort gegessen hatte? Swann hatte für seine Person

gewiß etwas ganz Ähnliches erlebt, denn diese Wohnung, in der er mich empfing, konnte man füglich als einen Ort ansehen, mit dem nicht nur jene ideale Behausung meiner Phantasie zu einem zusammenfiel, sondern auch noch eine andere, die Swanns eifersüchtige Liebe, hierin nicht minder erfinderisch, als meine Träume es waren, ihm so oft geschildert hatte, jene gemeinsame Wohnung mit Odette, die ihm als etwas so Unerreichbares erschienen war an jenem Abend, da Odette ihn mit Forcheville zusammen zu sich eingeladen hatte, um eine Orangeade zu trinken; was für ihn in den Plan jenes Speisezimmers, in dem wir zu Mittag aßen, eingegangen war, war das unverhoffte Paradies, in dem er (wie er einstmals nicht ohne tiefe Bewegung sich hatte vorstellen können) zu ihrem *gemeinsamen* Maître d'hôtel eben die Worte sagen würde: »Ist Madame bereit?« – Worte, die ich ihn jetzt mit leichter Ungeduld aussprechen hörte, in denen jedoch auch etwas wie befriedigte Eigenliebe schwang. Ebensowenig wie zweifellos Swann konnte ich mein Glück fassen, und sogar wenn Gilberte selbst ausrief: »Wer hätte gedacht, daß das kleine Mädchen, dem Sie beim Barlauf zugeschaut haben, ohne mit ihm zu sprechen, einmal Ihre beste Freundin sein würde, bei der Sie aus- und eingehen, wie es Ihnen gefällt«, sprach sie von einem Wandel der Dinge, den ich zwar äußerlich feststellte, aber im Inneren nicht mitvollzogen hatte, denn er setzte sich aus zwei Zuständen zusammen, die ich nicht, ohne daß die Trennungslinien sich verwischten, gleichzeitig denken konnte.

Und doch mußte diese Wohnung, weil er sie sich einst mit so leidenschaftlichem Willen gewünscht hatte, für Swann irgendeinen Reiz behalten haben, wenn ich nach mir selbst urteilte, für den sie nicht alles Geheimnisvolle eingebüßt hatte. Den besonderen Zauber, von dem ich so lange Zeit das Leben der Swanns umflossen sah, hatte ich nicht ganz und gar aus ihrem Haus vertrieben, als ich es betrat; mein Eindringen hatte nur bewirkt, daß er etwas mehr in den Hintergrund rückte, nachdem er unter die Botmäßigkeit des Fremden, des Pa-

rias geraten war, der ich gewesen war und dem jetzt Mademoiselle Swann liebreich, damit er darauf Platz nähme, einen köstlichen, feindlich gesinnten, entrüsteten Sessel hinschob; doch in der Erinnerung spüre ich noch diesen Zauber, wie er rings um mich waltet. Kommt es daher, daß ich an jenen Tagen, da Monsieur und Madame Swann mich zum Essen einluden, um hinterher mit ihnen und Gilberte auszugehen, mit meinem Blick – während ich allein wartete – auf den Teppich, die Lehnsessel, die Konsolen, die Wandschirme und die Bilder die mich beherrschende Vorstellung heftete, Madame Swann, ihr Gatte oder Gilberte würden gleich erscheinen? Oder daher, daß seitdem in meinem Gedächtnis diese Dinge mit den Swanns zusammengewohnt und schließlich etwas von ihnen angenommen haben? Oder daß ich, da ich ja wußte, daß sie ihr Dasein unter ihnen verbrachten, alle zu Emblemen ihres ganz persönlichen Lebens und ihrer Gewohnheiten machte, von denen ich zu lange ausgeschlossen war, als daß sie aufgehört hätten, mir fremd zu scheinen, selbst als man mir die Gunst erwies, mich unter sie aufzunehmen? Immer jedenfalls, wenn ich an diesen Salon denke, den Swann (ohne daß diese Kritik von seiner Seite die Absicht einschloß, in irgendeiner Hinsicht dem Geschmack seiner Frau entgegenzutreten) so uneinheitlich fand – weil, obschon er noch ganz in dem halb treibhaus-, halb atelierhaften Stil jener Wohnung angelegt war, in der Swann sie kennengelernt hatte, Odette jetzt doch begonnen hatte, in der Fülle der Dinge, die er enthielt, eine Anzahl chinesischer Sächelchen, die sie neuerdings etwas »verschroben« oder ziemlich »abwegig« fand, durch eine Unzahl kleiner, mit alten Louis-Seize-Seiden bezogener Möbel zu ersetzen (ganz zu schweigen von den Kunstwerken, die Swann aus seinem Haus am Quai d'Orléans mitgebracht hatte) –, hat im Gegenteil dieser zusammengewürfelte Salon in meiner Erinnerung eine Ordnung, eine Einheitlichkeit, einen individuellen Charme, wie sie selbst vollkommen intakte Raumausstattungen aus früheren

Zeiten oder ganz lebendige neue, denen eine bestimmte Person ihren Stempel aufgedrückt hat, nie besitzen; denn nur wir selbst vermögen durch den Glauben, sie hätten eine selbständige Existenz, gewissen Dingen, die wir sehen, eine Seele zu verleihen, die sie auch weiterhin bewahren und in uns weiter entfalten. Alle Gedanken, die ich mir über jene Stunden – so verschieden von denen, die für alle anderen Menschen existieren – gemacht hatte, die die Swanns in dieser Wohnung verbrachten, die für ihr tägliches Leben das war, was der Körper für die Seele ist und die doch deren Eigentümlichkeit ausdrücken mußte, alle diese Ideen verteilten sich – überall gleich aufregend und unbestimmbar – auf die Anordnung der Möbel, die Dicke der Teppiche, die Lage der Fenster, den Stil der Bedienung und verschmolzen damit. Wenn wir nach Tisch den Mokka im hellen Sonnenlicht der großen Fenster im Salon einnahmen und Madame Swann mich fragte, wieviel Stücke Zucker sie mir in meinen Kaffee tun sollte, so ging nicht nur von der seidenen Fußbank, die sie mir hinschob, mit dem schmerzlichen Reiz, den ich früher – unter der rosa Dornenhecke, dann neben dem Lorbeerboskett – bei dem Namen Gilberte empfunden hatte, jene feindliche Haltung aus, die ihre Eltern mir gegenüber eingenommen hatten und die dieses kleine Möbelstück so sehr begriffen und geteilt zu haben schien, daß ich mich unwürdig und ein wenig charakterlos fühlte, weil ich meine Füße auf sein wehrloses Seidenpolster setzte; eine persönliche Seele verknüpfte es geheimnisvoll mit dem Zwei-Uhr-Licht des Nachmittags, das anders war als sonst irgendwo in dem Golf, in dem es zu unseren Füßen seine goldenen Fluten spielen ließ und aus dem wie verzauberte Inseln bläuliche Kanapees und duftige Stickereien auftauchten; und alles, bis hin zum Gemälde von Rubens, das über dem Kamin hing, besaß dieselbe Eigenart und fast dieselbe Zauberkraft wie die Schnürstiefel von Swann und der Pelerinenmantel, nach dessen Vorbild ich so gern auch einen getragen hätte; jetzt bat Odette ihren Mann, diesen durch ei-

nen anderen zu ersetzen, aus Gründen der Eleganz, wenn ich ihnen schon die Ehre gäbe, mit ihnen auszugehen. Auch sie ging sich umziehen, obwohl ich lebhaft einwendete, daß kein »Stadtkleid« auch nur annähernd dem herrlichen Morgengewand aus Crêpe de Chine oder Seide in Altrosa, Kirschrot, Tiepolorosa, Weiß, Mauve, Grün, Rot, Gelb, einfarbig oder gemustert, das Wasser reichen könne, in dem Madame Swann gespeist hatte und das sie jetzt ablegen wollte. Als ich ihr sagte, sie hätte einfach so, wie sie war, ausgehen sollen, lachte sie belustigt über meine Unwissenheit oder geschmeichelt durch mein Kompliment. Sie bemerkte entschuldigend, sie besitze so viele Morgenkleider, weil sie – wie sie behauptete – nur in diesen sich wohl fühle, und verließ uns dann, um eine ihrer fürstlichen, ehrfurchteinflößenden Toiletten anzulegen, wobei ich zuweilen aufgefordert wurde, diejenige auszuwählen, die ich am liebsten an ihr sah.

Wie stolz war ich, wenn wir den Wagen verlassen hatten, im Jardin d'Acclimatation neben Madame Swann einherzugehen! Während sie in langsamem Schreiten ihren Mantel hinter sich herwehen ließ, warf ich ihr bewundernde Blicke zu, die sie kokett durch ein langes Lächeln beantwortete. Wenn jetzt aus Gilbertes Kameradenkreis ein Freund oder eine Freundin uns traf und uns aus geziemender Entfernung grüßte, wurde ich nun meinerseits als eines jener Wesen betrachtet, die ich so sehr beneidet hatte, als einer der Intimen Gilbertes, der ihre Angehörigen kannte und an jenem anderen Teil ihres Lebens teilhatte, der sich nicht in den Anlagen der Champs-Élysées abspielte.

Oft kreuzten wir in den Alleen des Bois oder des Jardin d'Acclimatation den Weg dieser oder jener großen Dame, die mit Swann befreundet war und uns grüßte; er sah sie dann manchmal nicht und wurde von seiner Frau aufmerksam gemacht: »Charles! Aber sehen Sie denn Madame de Montmorency nicht?«, und Swann zog mit dem freundschaftlichen Lächeln langer, alter Vertrautheit, gleichwohl nachdrücklich

und mit einer Eleganz, die nur er besaß, seinen Hut. Manchmal blieb die Dame stehen, glücklich, Madame Swann eine nichts weiter besagende Höflichkeit zu erweisen und dabei gewiß zu sein, daß diese keine Folgerungen daraus ziehen werde, denn Swann hatte Odette Zurückhaltung gelehrt. Nichtsdestoweniger hatte sie ganz die Umgangsformen der großen Welt angenommen, und mochte jene Dame auch noch so elegant und von noch so großartiger Haltung sein, Madame Swann tat es ihr darin gleich: während sie ebenfalls einen Augenblick neben der Freundin stehenblieb, die Swann getroffen hatte, stellte sie ihr Gilberte und mich mit solcher Ungezwungenheit vor, sie blieb so natürlich und ruhig in ihrer Liebenswürdigkeit, daß es schwer gefallen wäre zu sagen, ob die aristokratische Lustwandlerin oder Madame Swann die große Dame sei. An dem Tag, als wir bei den Singhalesen waren, sahen wir auf dem Rückweg, von zwei anderen begleitet, die ihr Gefolge zu sein schienen, eine alte, aber noch schöne Dame, in einen dunklen Mantel gehüllt und mit einem kleinen, unter dem Kinn mit zwei Bändern gehaltenen Kapotthut auf dem Kopf, auf uns zukommen. »Ah! Da ist jemand, der Sie interessieren wird«, sagte Swann zu mir. Die alte Dame war jetzt nur noch drei Schritte von uns entfernt und lächelte uns mit erwärmender Freundlichkeit an. Swann nahm den Hut ab, Madame Swann versank in einen Hofknicks und wollte die Hand der Dame küssen, die einem Porträt von Winterhalter[1] glich, doch diese hob sie zu sich empor und begrüßte sie. »Aber gehen Sie, setzen Sie doch Ihren Hut wieder auf, Sie meine ich«, sagte sie zu Swann mit tiefer, etwas barscher Stimme wie eine alte Freundin. »Ich werde Sie Ihrer Kaiserlichen Hoheit vorstellen«, sagte Madame Swann zu mir. Swann zog mich einen Augenblick auf die Seite, während Madame Swann mit der Hoheit von dem schönen Wetter und den im Jardin d'Acclimatation neu eingetroffenen Tieren sprach. »Es ist die Prinzessin Mathilde«, sagte er zu mir, »Sie wissen ja, die Freundin von Flaubert, von Sainte-Beuve, von Dumas.[2]

Stellen Sie sich vor, sie ist die Nichte Napoleons I.! Napoleon III. und der Kaiser von Rußland haben um sie geworben. Ist das nicht interessant? Sprechen Sie doch ein wenig mit ihr. Es wäre mir allerdings lieb, wir müßten ihretwegen nicht noch stundenlang hier herumstehen.« – »Ich habe Taine getroffen, und er hat mir gesagt, Ihro Hoheit sei böse auf ihn«, sagte Swann. »Er hat sich wie ein Schwein benommen«, gab diese mit harter Stimme zurück, wobei sie das Wort »cochon« aussprach, als wäre es der Name des Bischofs aus den Zeiten Jeanne d'Arcs.[3] »Auf den Artikel hin, den er über den Kaiser geschrieben hat, habe ich eine Karte mit P. P. C.[4] bei ihm abgegeben.« Ich erlebte die gleiche Überraschung, mit der man die Korrespondenz der Herzogin von Orléans, Lotte von der Pfalz[5] , aufschlägt. Tatsächlich hegte die Prinzessin Mathilde ihre so ganz französischen Gefühle auf eine so rauhe, redliche Art, wie man sie im alten Deutschland noch finden mochte und die bei ihr zweifelsohne ein Erbteil ihrer württembergischen Mutter war. Ihre etwas direkte und fast männliche Offenheit wurde, sobald sie lächelte, durch eine ganz italienische Weichheit gemildert.[1] Die ganze Erscheinung aber präsentierte sich in einer Toilette, die so sehr Zweites Kaiserreich war, daß man, obwohl die Prinzessin sie sicherlich nur aus Anhänglichkeit an die Moden, die sie einst geliebt hatte, trug, die Absicht dahinter vermutete, keinen historischen Stilfehler zu begehen und die Leute nicht zu enttäuschen, die von ihr ein Abbild einer anderen Geschichtsepoche erwarteten. Ich flüsterte Swann zu, er solle sie doch fragen, ob sie Musset gekannt habe. »Sehr schlecht, Monsieur«, antwortete sie mit einer scheinbar verstimmten Miene, und tatsächlich sagte sie zu Swann nur im Scherz Monsieur, war sie doch eng mit ihm befreundet. »Ich hatte ihn einmal bei mir zum Diner. Er war auf sieben Uhr eingeladen. Als er um halb acht noch nicht da war, gingen wir zu Tisch. Er kommt um acht, begrüßt mich, setzt sich an seinen Platz, tut den Mund nicht mehr auf und verschwindet nach dem Essen, ohne daß ich auch nur den

Klang seiner Stimme vernommen hätte. Er war stockbetrunken. Das hat mich dann nicht gerade ermutigt, es nochmals mit ihm zu versuchen.« Swann und ich standen etwas abseits. »Ich hoffe nur«, sagte Swann, »daß diese Konferenz sich nicht zu sehr in die Länge zieht. Mir tun die Füße weh. Ich verstehe nicht, weshalb meine Frau immer wieder etwas Neues zur Sprache bringt. Sie wird nachher diejenige sein, die über Müdigkeit klagt, und ich vertrage solche Stehkonvente nicht mehr.« Tatsächlich war Madame Swann, die diese Information von Madame Bontemps erhalten hatte, gerade dabei, der Prinzessin zu berichten, die Regierung habe endlich ihr flegelhaftes Benehmen eingesehen und beschlossen, der Prinzessin eine Einladung zu schicken, damit sie auf der Tribüne dem Besuch beiwohnen könne, den Zar Nikolaus am übernächsten Tag dem Invalidendom abstatten wolle. Die Prinzessin aber, die allem Anschein zum Trotz und ungeachtet ihrer Umgebung, die vorwiegend aus Künstlern und Schriftstellern bestand, im Grunde ihres Herzens und vor allem immer, wenn es zu handeln galt, die Nichte Napoleons geblieben war, antwortete ihr: »Jawohl, Madame, ich habe sie heute morgen bekommen und sie dem Minister zurückgeschickt, sicher hat er sie schon. Ich habe ihm gesagt, daß ich keine Einladung brauche, um in den Invalidendom zu gehen. Wenn die Regierung wünscht, daß ich erscheine, so gehe ich nicht auf die Tribüne, sondern nur in unsere Gruft, in der der Kaiser ruht. Eine Eintrittskarte brauche ich nicht. Ich habe meine Schlüssel. Ich gehe dort ein und aus, wie ich will. Die Regierung braucht mir nur zu sagen, ob sie wünscht, daß ich komme oder nicht. Doch wenn ich gehe, wird es nur dorthin sein oder gar nicht.« In diesem Augenblick wurden wir, Madame Swann und ich, von einem jungen Mann begrüßt, der ihr guten Tag sagte, ohne stehenzubleiben, und von dem ich nicht gewußt hatte, daß er sie kannte: Bloch. Auf mein Befragen erklärte mir Madame Swann, er sei ihr durch Madame Bontemps vorgestellt worden, er sei im Ministerium beschäftigt,

wovon ich bislang nichts wußte. Im übrigen schien sie ihn nicht oft gesehen zu haben – oder aber sie hatte den Namen Blochs, den sie vielleicht nicht »schick« fand, nicht nennen wollen –, denn sie sagte, er heiße Moreul. Ich versicherte ihr, sie bringe etwas durcheinander, er heiße Bloch. Die Prinzessin zupfte an einer Schleppe, die hinter ihr bis auf den Boden fiel und von Madame Swann sehr bewundert wurde. »Sie ist übrigens gerade aus einem Pelz, den mir der Kaiser von Rußland geschickt hat«, sagte die Prinzessin, »und da ich ihn eben besucht habe, wollte ich ihm zeigen, daß sich das Stück zu einem Mantel hat verarbeiten lassen.« – »Es scheint, daß Prinz Louis jetzt bei der russischen Armee ist, Ihro Hoheit werden recht unglücklich sein, ihn nicht mehr bei sich zu haben«, bemerkte Madame Swann, der die Zeichen der Ungeduld ihres Mannes entgingen. »Das hat ihm gerade noch gefehlt! Ich habe ihm gesagt: Du denkst wohl, du mußt das tun, weil du einen Militär in der Familie hast; als ob das ein Grund wäre«, antwortete die Prinzessin, die in dieser schlichten Form auf Napoleon I. anspielte. Swann hielt es nicht länger aus. »Madame«, sagte er, »jetzt spiele ich einmal Hoheit und bitte, mich verabschieden zu dürfen, aber meine Frau war recht leidend, und ich möchte nicht, daß sie hier so lange auf einem Fleck stehenbleibt.« Madame Swann machte wieder ihre Reverenz, und die Prinzessin sandte uns allen ein himmlisches Lächeln zu, das sie aus der Vergangenheit hervorzuholen schien, aus ihrer anmutvollen Jugendzeit oder den Abenden von Compiègne[1] , und das in ungebrochener Süße über das eben noch so grimmige Antlitz glitt; dann entfernte sie sich, gefolgt von ihren beiden Hofdamen, die nach der Art von Dolmetschern, Kinderfrauen oder Krankenpflegerinnen die Unterhaltung nur mit unbedeutenden Phrasen und überflüssigen Erklärungen begleitet hatten. »Sie sollten in dieser Woche einmal gehen und Ihren Namen bei ihr einschreiben«, sagte Madame Swann; »man gibt keine Karten ab bei solchen

›royalties‹, wie die Engländer sagen, aber sie lädt Sie ein,wenn Sie sich bei ihr in die Liste eintragen.«

Ein paarmal gingen wir in diesen letzten Wintertagen vor dem Spaziergang in eine der kleinen Ausstellungen, die um diese Zeit begannen und in denen Swann als bekannter Sammler mit besonderer Hochachtung von den Bilderhändlern begrüßt wurde, bei denen sie stattfanden. Mein altes Verlangen, in den Süden Frankreichs und nach Venedig zu fahren, erwachte wieder zu dieser noch so kalten Jahreszeit in den Sälen, in denen ein schon fortgeschrittener Frühling und eine heiße Sonne violette Reflexe auf die rosaroten Alpilles setzten und dem Canal Grande tiefe, smaragdgrüne Transparenz verliehen.[1] Wenn schlechtes Wetter war, gingen wir zum Konzert oder ins Theater und danach zur Stärkung in einen Teesalon. Sobald Madame Swann mir etwas anvertrauen wollte, was die Personen an den Nachbartischen oder sogar die servierenden Kellner nicht hören sollten, sagte sie es auf englisch zu mir, als sei diese Sprache allein uns beiden bekannt. Nun aber konnten zwar alle Englisch, nur ich hatte es bislang nicht gelernt und mußte Madame Swann diese Tatsache eingestehen, damit sie nicht länger über die Teetrinker oder jene, die den Tee servierten, ihre Bemerkungen machte, in denen ich Anzüglichkeiten vermuten mußte, die mir selbst entgingen, während derjenige, der gemeint war, sicher jedes Wort mitbekam.

Einmal, aus Anlaß einer Theatermatinee, setzte Gilberte mich in höchstes Erstaunen. Es war gerade das Datum, von dem sie mir im voraus erzählt hatte, der Todestag ihres Großvaters. Wir beide, sie und ich, hatten vor, mit ihrer Erzieherin zusammen Teile einer Oper anzuhören, und Gilberte hatte sich mit der gewöhnlich im Hinblick auf unsere gemeinsamen Unternehmungen zur Schau getragenen unbeteiligten Miene – sie sagte immer, es sei ihr ganz gleich, wohin wir gingen, wenn es nur mir gefalle und ihren Eltern angenehm sei – für den Besuch dieser musikalischen Darbietung umgezogen.

Noch vor dem Essen jedoch nahm ihre Mutter uns auf die Seite und erklärte Gilberte, es störe ihren Vater, wenn wir an diesem Tag in ein Konzert gingen. Ich fand das nur natürlich. Gilberte blickte unbeteiligt drein, wurde aber blaß vor Zorn, den sie nicht verbergen konnte, und sagte nichts mehr. Als Swann nach Hause kam, nahm ihn seine Frau in eine andere Ecke des Salons und flüsterte ihm etwas zu. Darauf rief er Gilberte und zog sich mit ihr ins Nebenzimmer zurück. Man hörte erregtes Sprechen. Ich konnte indessen nicht glauben, daß Gilberte, dieses gefügige, sanfte, verständige Geschöpf, der Bitte ihres Vaters an einem solchen Tag und wegen eines so unbedeutenden Anlasses Widerstand entgegensetzen könne. Endlich trat Swann heraus und sagte noch: »Du weißt, was ich dir gesagt habe; tu jetzt, was du willst.«

Gilbertes Miene blieb unnatürlich gespannt während des ganzen Essens, nach dem wir uns in ihr Zimmer begaben. Ohne Zögern und so, als habe sie keinen Augenblick irgendwelche Bedenken gehabt, rief sie auf einmal: »Schon zwei Uhr! Sie wissen doch, das Konzert fängt um halb drei an.« Und sie forderte die Erzieherin auf, sie möge sich beeilen.

»Aber«, bemerkte ich, »stört das denn Ihren Vater nicht?«

»Überhaupt nicht.«

»Er fürchtete doch, es könne merkwürdig aussehen, wegen des Todestags?«

»Was liegt mir schon daran, was die anderen denken? Ich finde es einfach grotesk, wenn man sich in Dingen des Gefühls um andere Leute kümmert. Man fühlt für sich, nicht für die öffentliche Meinung. Für Mademoiselle, die wenig Zerstreuung hat, ist es eine große Freude, ins Konzert zu gehen; ich werde sie der öffentlichen Meinung zuliebe bestimmt nicht darum bringen.«

Sie griff nach ihrem Hut.

»Aber Gilberte«, wandte ich ein und faßte sie beim Arm, »es wäre doch nicht der öffentlichen Meinung wegen, sondern um Ihrem Vater einen Gefallen zu tun.«

»Sie werden mir ja wohl keine Vorhaltungen machen wollen«, rief sie mit harter Stimme und riß sich von mir los.

Eine noch köstlichere Gunst, als daß sie mit mir in den Jardin d'Acclimatation oder ins Konzert gingen, bestand darin, daß die Swanns mich sogar in ihre Freundschaft mit Bergotte einbezogen, die der Anlaß dafür gewesen war, daß ich sie so faszinierend gefunden hatte, als ich, noch bevor ich Gilberte kannte, mir ausmalte, wie sie aufgrund ihrer nahen Bekanntschaft mit dem göttlichen Greis die interessanteste aller Freundinnen für mich sein könnte, wenn mir die Geringschätzung, die sie mir gegenüber empfinden mußte, nicht jede Hoffnung genommen hätte, ich könnte mit ihr die Städte besuchen gehen, die ihm teuer waren. Eines Tages nun lud mich Madame Swann zu einem großen Mittagessen ein.[1] Ich wußte nicht, wer alles erwartet wurde. Bei meiner Ankunft wurde ich bereits im Vestibül durch einen Vorfall verwirrt, ja geradezu eingeschüchtert. Madame Swann unterließ es fast nie, die Gepflogenheiten zu übernehmen, die eine Saison hindurch als elegant gelten, sich aber nicht zu behaupten vermögen und bald wieder verschwinden (so wie sie vor vielen Jahren ihr »Hansom cab«[2] gehabt hatte oder auf eine Einladung zum Mittagessen drucken ließ, der Anlaß sei »to meet« eine mehr oder weniger bekannte Person). Oft hatten diese Gepflogenheiten nichts Geheimnisvolles an sich, und man brauchte nicht erst eingeweiht zu werden. So hatte Odette – eine aus England eingeführte, bescheidene Neuerung dieser Jahre – ihrem Mann Visitenkarten drucken lassen, auf denen vor dem Namen Charles Swann »Mr.« stand. Nach meinem ersten Besuch bei ihr hatte Madame Swann eines jener »Bristols«, wie sie sagte, bei mir abgegeben. Noch nie hatte jemand bei mir Karten abgeworfen; ich war so stolz, so ergriffen, so sehr von Dankbarkeit erfüllt, daß ich alles Geld zusammenkratzte, das ich überhaupt besaß, und einen Korb voll prächtiger Kamelien an Madame Swanns Adresse schicken ließ. Ich flehte meinen

Vater an, seine Karte bei ihr abzugeben, sich aber zuvor schnellstens solche mit einem »Mr.« vor seinem Namen lithographieren zu lassen. Er erhörte keine meiner beiden Bitten. Ich war ein paar Tage sehr unglücklich darüber, fragte mich jedoch später, ob er nicht recht gehabt hatte. Der Usus dieses »Mr.« indessen mochte zwar überflüssig sein, doch war er klar. Nicht so war es mit einem anderen, der sich mir am Tage jenes Essens manifestierte, aber ohne die ihm zukommende Bedeutung. Im Augenblick, als ich aus dem Vorzimmer in den Salon treten wollte, reichte mir der Maître d'hôtel ein langes, schmales Kuvert mit meinem Namen darauf. In meiner Verwunderung dankte ich ihm und starrte auf das Kuvert. Ich wußte nicht besser, was ich damit anfangen sollte, als ein Ausländer mit einem der kleinen Instrumente, die den Gästen bei chinesischen Mahlzeiten hingelegt werden. Ich sah, daß es verschlossen war, fürchtete, indiskret zu sein, wenn ich es sogleich öffnete, und steckte es mit überlegener Miene ein. Madame Swann hatte mich ein paar Tage zuvor schriftlich aufgefordert, zu einem Mittagessen »im kleinen Kreis« zu kommen. Es waren immerhin sechzehn Personen da; ich hatte keine Ahnung, daß sich unter ihnen Bergotte befand. Madame Swann, die gerade einigen Mitgästen »meinen Namen genannt« hatte, wie sie sagte, sprach auf einmal nach dem meinen und in ganz derselben Art (als seien wir einfach nur zwei Eingeladene bei diesem Essen, die gleichermaßen froh sein müßten, einander kennenzulernen) den Namen des holden Sängers mit weißem Haar aus. Bei dem Namen Bergotte fuhr ich zusammen, als habe man einen Revolverschuß auf mich abgegeben, grüßte aber instinktiv, um Haltung zu bewahren; vor mir, nach Art der Zauberkünstler, die man makellos im Gehrock dastehen sieht im Rauch eines Flintenschusses, dem eine Taube entflattert, erwiderte meinen Gruß ein kräftig gebauter, untersetzter, kurzsichtiger, kleiner junger Mann mit roter, schneckenhausförmiger Nase und schwarzem Spitzbärtchen. Ich war todtraurig, denn was jetzt in Rauch aufging, war

nicht nur der zarte, schwache Greis, von dem nichts mehr übrigblieb, sondern auch die Schönheit eines immensen Werkes; in dem hinfälligen, heiligen Organismus, den ich wie einen Tempel eigens dafür geschaffen, hatte ich es wohl unterbringen können, doch in dem untersetzten, mit Gef äßen, Knochen, Ganglien angefüllten Leib des kleinen, stumpfnasigen Mannes mit schwarzem Spitzbart, der da vor mir stand, war dafür kein Platz vorgesehen. Jener ganze Bergotte, den ich mir langsam und mit zarter Hand, Tropfen für Tropfen, wie einen Stalaktiten, aus der durchscheinenden Substanz seiner Bücher erarbeitet hatte, dieser Bergotte war mit einem Schlag zu gar nichts mehr zu gebrauchen seit dem Augenblick, da die schneckenhausförmige Nase beibehalten und das schwarze Spitzbärtchen verwendet werden mußte; wie auch die Lösung, die wir für eine algebraische Aufgabe gefunden haben, zu nichts mehr taugt, wenn wir die Voraussetzung ungenau gelesen und nicht darauf Rücksicht genommen haben, daß eine bestimmte Endsumme dabei herauskommen soll. Nase und Bärtchen waren so wenig wegzuleugnende und um so hemmendere Faktoren, als sie, während sie mich zwangen, die Gestalt Bergottes völlig neu aufzubauen, auch noch eine gewisse aktive und selbstzufriedene Geistesart mit sich zu führen, unentwegt hervorzubringen, ja abzusondern schienen, die gar nicht vorgesehen war, denn diese Art von geistiger Verfassung hatte nichts mit jener Einsicht zu tun, die jene mir so wohlbekannten Werke mit süßer, göttlicher Weisheit durchwob. Von ihnen aus wäre ich niemals auf eine solche Schneckenhausnase gekommen; doch von dieser Nase ausgehend, der das gar nichts auszumachen schien, die im Alleingang gleichsam »variierte«, wurde ich in eine ganz andere Richtung als auf das Werk Bergottes geführt und würde, so schien es mir, viel eher bei der Denkart eines stets eiligen Ingenieurs landen von der Sorte, die, wenn man sie begrüßt, sagen zu müssen meint: »Danke, und Sie?« bevor man überhaupt noch gefragt hat, wie es dem Betreffenden geht, und die auf eine

Bemerkung, man sei entzückt, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, mit einer Abkürzung antwortet, die sie für angemessen, smart und äußert zeitgemäß hält, weil sie keine Vergeudung kostbarer Zeit an eitlen Formelkram ist: »Ebenfalls.« Gewiß sind Namen höchst launenhafte Zeichenkünstler; von Menschen und Ländern entwerfen sie Skizzen, die so wenig ähnlich sind, daß uns oft eine Art von Bestürzung überkommt, wenn wir an Stelle der von uns imaginierten Welt die sichtbare vor uns haben (die übrigens auch nicht die wahre Welt ist, da unsere Sinne über kaum bessere Fähigkeiten verfügen als unsere Einbildungskraft, die Wirklichkeit richtig zu treffen, so daß die doch nur annähernde Anschauung, die wir von ihr erhalten können, mindestens ebenso stark von der Welt, die wir sehen, abweicht, wie diese von der unserer Imagination). In Bergottes Fall jedoch war die Voreingenommenheit durch den im voraus vertrauten Namen nichts im Vergleich zu der, die mir die Kenntnis des Werks einflößte, eines Werks, an das ich wie an einen Luftballon den Mann mit dem Bärtchen anhängen mußte, ohne recht zu wissen, ob es dann immer noch die Kraft zum Aufsteigen fände. Und doch schien es, als habe dieser Mann hier die Bücher geschrieben, die ich so sehr geliebt hatte, denn als Madame Swann glaubte, ihm von meiner Vorliebe für eines von ihnen erzählen zu müssen, verriet er kein Erstaunen darüber, daß sie ihm und nicht einem der anderen Gäste diese Mitteilung machte, und schien darin keineswegs die Folge eines Mißverständnisses zu sehen; doch hatte er, während er mit einem gierig dem nahen Essen entgegensehenden Leib den Gehrock ausfüllte, den er zu Ehren dieser Runde angelegt hatte, und während seine Aufmerksamkeit mit anderen wichtigen Realitäten beschäftigt war, nur ein Lächeln, wie für eine abgelaufene Episode seines früheren Lebens oder als ob man ihm gegenüber auf ein Kostüm als Herzog von Guise angespielt habe, das er in einem bestimmten Jahr bei einem Kostümball getragen hatte, für seine Bücher übrig, die auch für mich sofort beträchtlich an Ansehen

verloren (wobei sie in ihrem Sturz den Wert des Schönen schlechthin, der Welt, des Lebens, mitrissen), bis sie mir nur noch wie ein mittelmäßiger Zeitvertreib eines spitzbärtigen Mannes vorkamen. Ich sagte mir, daß er freilich eine gewisse Aufmerksamkeit darauf habe verwenden müssen, daß er sich aber wohl, hätte er auf einer von Austernbänken umgebenen Insel gelebt, statt dessen mit Erfolg dem Perlenhandel gewidmet hätte. Sein Werk kam mir nicht mehr so vor, als habe es unbedingt entstehen müssen. Und ich fragte mich, ob denn Originalität tatsächlich beweist, daß die großen Schriftsteller Götter sind, von denen jeder in einem ihm gehörigen Reich herrscht, oder ob nicht in all dem eine kleine Lüge steckt, ob die Unterschiede zwischen den Werken nicht eher das Ergebnis von Arbeit sind als der Ausdruck radikaler, in ihrer Essenz begründeter Verschiedenheit der Persönlichkeiten.

Inzwischen war man zu Tisch gegangen. Neben meinem Gedeck fand ich eine Nelke, deren Stengel in Silberpapier gewickelt war. Sie machte mir weniger Kopfzerbrechen als der Briefumschlag, der mir im Vorzimmer überreicht worden war und den ich schon ganz vergessen hatte. Der Brauch, wiewohl genauso neu für mich, schien mir doch verständlicher, als ich alle anderen anwesenden Herren sich einer entsprechenden Nelke neben ihrem Gedeck bemächtigen und in das Knopfloch ihres Rockaufschlags stecken sah. Mit der unbefangenen Miene eines in eine Kirche geratenen Freidenkers, der die Messe nicht kennt, aber aufsteht, wenn alle anderen aufstehen und einen Augenblick nach allen anderen niederkniet, machte ich es wie sie. Ein anderer unbekannter, doch weniger an die Mode gebundener Brauch mißfiel mir dagegen schon mehr. Auf der anderen Seite meines Tellers stand ein kleinerer, gefüllt mit einer schwärzlichen Substanz, von der ich nicht wußte, daß es Kaviar war. Ich hatte keine Ahnung, was man damit machen sollte, beschloß jedoch, bestimmt nicht davon zu essen.

Bergotte saß nicht weit von mir entfernt, ich konnte alles sehr gut hören, was er sagte. Da konnte ich den Eindruck, den Norpois von ihm gehabt hatte, nachvollziehen. Bergottes Organ war wirklich sonderbar; nichts beeinträchtigt so sehr die materiellen Eigenschaften der Stimme wie die Tatsache, daß sie Gedanken enthält. Die Klangfülle der Diphthonge, die Eindringlichkeit der Labiale werden dadurch beeinflußt, außerdem auch die Diktion. Die seine schien mir vollkommen anders zu sein als seine Art zu schreiben und sogar die Dinge, die er sagte, ganz verschieden von denen, die seine Werke erfüllten. Doch die Stimme dringt aus einer Maske, die uns zunächst nur undeutlich ein Gesicht erkennen läßt, das wir im Stil unverhüllt vor uns sahen.[1] In gewissen Teilen der Unterhaltung, in denen Bergotte eine Art zu sprechen entwickelte, die nicht nur Norpois affektiert und unangenehm erschien, habe ich erst nach langem eine genaue Entsprechung zu den Partien seiner Bücher entdecken können, in denen seine Form so poetisch und musikalisch wird. In solchen Augenblicken sah er in dem, was er sagte, eine plastische Schönheit, die ganz unabhängig von der Bedeutung der Sätze war, und da das gesprochene Wort in Beziehung zur Seele steht, sie aber nicht ausdrückt wie der Stil, schien Bergotte fast widersinnig zu reden; er psalmodierte bestimmte Wörter, und wenn er unter ihrem Fluß ein einziges Bild verfolgte, verband er sie ohne Unterbrechung mit ermüdender Monotonie wie einen einzigen Klang. So war eine hochgestochene, emphatische und monotone Sprechweise das Zeichen für den ästhetischen Wert seiner Reden, die Auswirkung ebenjener Fähigkeit auf seine Konversation, die in seinen Büchern die Verbindung der Bilder und die Harmonie zustande brachte. Das festzustellen war mir zunächst um so schwerer gefallen, als alles, was er in solchen Augenblicken sagte, genau weil es wirklich von Bergotte stammte, gar nicht den Anschein machte, Bergotte zu sein. Es war ein üppiges Wuchern von sehr bestimmten Ideen, die nicht zu jenem »Genre Bergotte« gehörten, das

viele Verfasser von Gesellschaftschroniken sich zu eigen gemacht hatten; wahrscheinlich war der Unterschied – in verwischter Form durch das Medium der Konversation gesehen wie ein Bild hinter rauchgeschwärztem Glas – ein anderer Aspekt der Tatsache, daß eine Seite von Bergotte niemals etwas war, was irgendeiner der platten Nachahmer hätte schreiben können, die in Zeitungen und Büchern gleichwohl ihre Prosa mit so vielen Bildern und Gedanken »à la Bergotte« ausschmückten. Diese Verschiedenheit im Stil kam daher, daß das Element »Bergotte« vor allem etwas Kostbares und Wahres darstellte, das, im Herzen jedes Gegenstandes verborgen, aus diesem von dem großen Schriftsteller kraft seines Genies extrahiert wurde; diese Extraktion war die Absicht des holden Sängers, und nicht das Herstellen Bergottescher Prosa. In Wirklichkeit freilich tat er das auch, ob er es wollte oder nicht, weil er nun einmal Bergotte war und weil in diesem Sinne jede neue Schönheit seines Werks jenes kleine Quantum an Bergotte war, das in einem Gegenstand verborgen lag und das er aus ihm herauslöste. Doch wenn dadurch jede dieser Schönheiten mit den anderen verwandt und deutlich wiederzuerkennen war, war sie dennoch etwas so Besonderes wie die Entdekkung, die sie ans Licht gebracht hatte; sie war neu, infolgedessen verschieden von dem, was man als Genre Bergotte bezeichnete und was nur eine unklare Synthese von jenen von ihm bereits gefundenen und redigierten Bergotte-Elementen darstellte, die Menschen ohne Genie nicht vorauszuahnen gestattete, was er jeweils anderswo neu entdecken würde. Ebenso ist es mit allen großen Schriftstellern; die Schönheit ihrer Sätze ist unvorhersehbar wie die einer Frau, die man noch nicht kennt; sie ist Schöpfung, da sie sich auf einen äußeren Gegenstand bezieht, an den sie denken – und nicht auf sich selbst – und den sie noch nie ausgedrückt haben. Ein Memoirenschreiber von heute, der etwa, ohne es allzu deutlich zeigen zu wollen, Prosa von Saint-Simon herstellen möchte, wird allenfalls die erste Zeile des Porträts von

Villars zustande bringen: »Er war ein ziemlich großer, brünetter Mann … mit einer Physiognomie, die lebendig, offen, auffallend war«; doch welche Schicksalsgunst könnte ihm jene zweite Zeile zutragen, die mit den Worten beginnt: »und tatsächlich etwas verrückt«?[1] Die wahre Originalität liegt in dieser Fülle an realen und doch unerwarteten Elementen, im blaublühenden Zweig, der wider Erwarten noch aus der Frühlingshecke herausschießt, die bereits voll entfaltet schien, während die rein formale Nachahmung der Originalität (und dasselbe gilt von allen anderen Stilqualitäten) nur Leere und Eintönigkeit, das heißt etwas der Originalität am deutlichsten Entgegengesetztes ist und deren Spiegelung oder Reminiszenz die Nachahmer nur denen vorführen können, die sie bei den Meistern nicht begriffen haben.

Daher hatte denn auch – gleich wie die Diktion Bergottes gewiß ihren Zauber ausgeübt haben würde, wäre er selbst nur ein Amateur gewesen, der etwas angeblich Bergottisches sagte, anstatt daß sie durch lebendige Beziehungen, die das Ohr nicht sogleich erkennen konnte, mit dem in Bewegung und Aktion befindlichen Denken Bergottes verbunden war –, eben weil Bergotte dieses Denken mit großer Genauigkeit an die Wirklichkeit verwendete, an der er Gefallen fand, seine Sprache jenes Positive, geradezu übermäßig Substantielle an sich, das alle diejenigen enttäuschte, die erwarteten, er werde nur vom »ewigen Fluß der Erscheinungen« und den »geheimnisvollen Schauern der Schönheit« reden. Die immer erlesene und immer neue Qualität dessen, was er schrieb, wirkte sich schließlich in der Unterhaltung bei ihm durch eine derart subtile Weise aus, eine Frage unter Nichtachtung aller ihrer bereits bekannten Aspekte anzugehen, daß es schien, als greife er nur eine ganz unwichtige Seite davon auf, als täusche er sich, als ergehe er sich in Paradoxen, und seine Gedanken meist verworren wirkten, da jeder die Gedanken klar und deutlich findet, die einen gleichen Grad von Verworrenheit aufweisen wie seine eigenen. Da im übrigen alles Neue auf

der Voraussetzung vorherigen Eliminierens des Klischees beruht, an das wir gewöhnt waren und das wir für die Wirklichkeit selbst hielten, wird jede neue Art der Unterhaltung ebenso wie jede originale Malerei oder Musik immer gekünstelt und ermüdend erscheinen. Sie verwendet Figuren, an die wir nicht gewöhnt sind, der Sprecher scheint uns nur in Metaphern zu reden, was ermattend wirkt und den Anschein mangelnder Wahrhaftigkeit erweckt. (Im Grunde waren ursprünglich die alten Formen des Ausdrucks ebenfalls schwer nachzuvollziehende Bilder, solange nämlich der Zuhörer das Universum noch nicht kannte, das sie zur Darstellung brachten. Seit langem aber bildet man sich nun ein, daß jenes das wirkliche Universum sei und verläßt sich darauf.) Wenn nun Bergotte (was einem heute schon wieder ganz simpel vorkommt) von Cottard sagte, er sei ein kartesianisches Teufelchen[1] , das sein Gleichgewicht suche, und von Brichot, daß »er noch viel mehr Mühe mit der Pflege seiner Frisur habe als Madame Swann, da er gleichzeitig an sein Profil und seinen Ruf denken, das heißt jeden Augenblick darauf bedacht sein müsse, daß die Anordnung seiner Haare ihm gleichzeitig das Aussehen eines Löwen und eines Philosophen gebe«, wurde man schnell müde und hätte gern wieder den festen Boden von, sagte man, irgend etwas Konkreterem unter den Füßen gespürt, meinte aber damit: etwas Gewohnterem. Die unkenntlichen Reden, die aus der Maske drangen, die ich vor Augen hatte, mußte ich wohl oder übel mit dem von mir verehrten Schriftsteller in Verbindung bringen, sie hätten sich aber nicht in seine Bücher einfügen lassen wie ein Puzzleteil, das zwischen andere paßt, sie bewegten sich auf einer anderen Ebene und brauchten eine Transposition, mittels deren ich tatsächlich, als ich mir eines Tages Sätze wieder vorsprach, die ich von Bergotte gehört hatte, in ihnen das gesamte Rüstzeug seines Schreibstils wiederfand, dessen einzelne Teile ich in seiner gesprochenen Rede wiedererkennen und benennen konnte, obwohl diese mir zuerst so anders vorgekommen war.

Unter einem beiläufigeren Gesichtspunkt entsprach die besondere, etwas zu genaue und prägnante Art, in der er manche Worte aussprach, bestimmte Adjektive, die oft in seiner Unterhaltung wiederkehrten und die er nicht ohne eine gewisse Emphase gebrauchte, indem er alle ihre Silben betonte und die letzte geradezu sang (wie zum Beispiel »visage«, das er überall anstatt »figure« gebrauchte und dem er eine beträchtliche Zahl von V-, S- und G-Lauten hinzufügte, die alle aus seiner in solchen Augenblicken offenen Hand herauszuschießen schienen), genau der schönen Stelle, an der er in seiner Prosa diese besonders geliebten Wörter in den Vordergrund rückte, wobei ihnen dann eine Art Pause voranging und sie im gesamten Satzgefüge in einer Stellung erschienen, daß man, wollte man nicht einen metrischen Fehler begehen, ihre volle »Quantität« in Betracht ziehen mußte. Dennoch fand man in der gesprochenen Rede Bergottes jene bestimmte Beleuchtung nicht wieder, die in seinen Büchern und auch in denen mancher anderer Autoren so oft im geschriebenen Satz das Erscheinungsbild der Wörter verändert. Sicher geht das darauf zurück, daß sie aus großen Tiefen kommt und ihre Strahlen nicht bis zu dem emporsendet, was wir in Stunden sagen, da wir, für die anderen ganz offen in der Unterhaltung, uns selbst gegenüber bis zu einem gewissen Grade verschlossen bleiben. In dieser Hinsicht fanden sich mehr Tonabstufungen, gleichsam mehr Akzent in seinen Büchern als in seinen Reden; und zwar handelte es sich um einen von der Schönheit des Stils unabhängigen Akzent, den der Autor selbst zweifellos nicht bemerkt hat, denn er ist untrennbar von seinem innersten Selbst. Es ist der Akzent, der in Bergottes Büchern, wenn er vollkommen er selbst war, die damals oft ganz unbedeutenden Worte rhythmisierte, die er niederschrieb. Dieser Akzent erscheint nicht im Text, er wird nirgends durch Zeichen markiert und tritt doch ganz von selbst zu den Sätzen hinzu, man kann sie nicht anders lesen; er ist das Allerflüchtigste bei diesem Schriftsteller und das Tiefste zugleich, das er an sich hat-

te; nur er wird wirklich Zeugnis ablegen von seiner Natur und sagen, ob er trotz aller Härten, die er ausgesprochen hat, sanft und trotz aller Sinnlichkeit gemütvoll war.

Gewisse Eigentümlichkeiten der Sprechweise, die in abgeschwächter Form in Bergottes Unterhaltung erschienen, waren keine persönliche Besonderheit von ihm, denn ich habe später die Bekanntschaft seiner Geschwister gemacht und sie bei ihnen viel ausgeprägter wiedergefunden. Da war etwas Unvermitteltes und Rauhes in den letzten Worten eines heiteren Satzes, etwas zart Verklingendes am Schluß eines traurigen. Swann, der den Meister schon als Kind gekannt hatte, sagte mir, es seien einem damals bei ihm genau wie bei seinen Geschwistern diese gleichsam familienbedingten Intonationen aufgefallen, Schreie unbändiger Ausgelassenheit, die auf ersterbendes Geflüster der Schwermut folgten, und in dem Raum, in dem sie spielten, habe Bergotte selbst besser als irgendeiner seinen Part in ihren abwechselnd ohrenbetäubenden und wehmutvollen Konzerten gespielt. Wie speziell es auch sein mag, all das Tönen, das aus dem Mund menschlicher Wesen kommt, ist flüchtig und lebt nicht länger als sie. Doch war es nicht so mit der Aussprache in der Familie Bergotte. Denn wenn es auch schwierig ist, je zu begreifen – selbst in den *Meistersingern* – wie ein Künstler die Musik erfinden kann, indem er dem Zwitschern der Vögel lauscht[1] , hatte doch Bergotte jene Art von schleppendem Langziehen der Wörter, die als Freudenrufe nachhallen oder als Seufzer der Trauer versiegen, in seine Prosa übertragen und darin festgehalten. Es gibt in seinen Büchern gewisse Satzausgänge mit einer langanhaltenden Häufung von Klängen wie in den Schlußakkorden einer Opernouvertüre, die kein Ende nehmen will und ihre letzte Kadenz mehrere Male von neuem wiederholt, bevor der Dirigent seinen Stab niederlegt; in ihnen entdeckte ich später das musikalische Äquivalent jener phonetischen Hornklänge der Familie Bergotte. Er selbst aber hörte von dem Augenblick an, da er sie an seine Bücher weitergab,

unbewußt auf, sie in seiner Rede zu verwenden. Von dem Tag an, da er zu schreiben begann, und erst recht später, als ich ihn kennenlernte, fanden sie sich in der Orchestrierung seiner Stimme niemals wieder.

Die jungen Bergottes – der künftige Schriftsteller und seine Geschwister – waren zweifellos nicht (eher im Gegenteil) anderen scharfsinnigeren und geistreicheren jungen Leuten überlegen, für deren Gefühl die Bergottes recht laut, sogar etwas gewöhnlich, jedenfalls ziemlich anstrengend waren mit ihren für das teils äußerst hochgestochene, teils sehr läppische »Genre« des Hauses charakteristischen Späßen. Doch das Genie, sogar schon das große Talent erklären sich weniger aus Faktoren der Intelligenz und gesellschaftlicher Verfeinerung, die denen von anderen überlegen wären, als aus der Fähigkeit, sie umzuwandeln, sie zu transponieren. Um eine Flüssigkeit mit einer elektrischen Lampe zu erhitzen, braucht man nicht eine extra starke Lampe, sondern eine, in der der Strom nicht mehr Licht, sondern nach einer entsprechenden Umformung eben Wärme spendet. Um sich in den Lüften zu ergehen, braucht man nicht ein denkbar kräftiges Automobil, sondern eines, das nicht mehr auf dem Boden weiterfährt, das die Linie, die es vordem verfolgte, zur Vertikalen umbiegen und die Geschwindigkeit seiner horizontalen Bewegung in Auftriebskraft verwandeln kann. Ebenso sind diejenigen, die geniale Werke hervorbringen, nicht Menschen, die im feinsinnigsten Milieu leben, in der Unterhaltung glänzen, über die breiteste Bildung verfügen, sondern solche, die die Kraft gefunden haben, von einem gewissen Augenblick an plötzlich nicht länger für sich selbst zu leben, sondern ihre Persönlichkeit zu einer Art Spiegel zu machen, der ihr Dasein, mag es auch gesellschaftlich und in gewissem Sinne sogar geistig betrachtet noch so mittelmäßig sein, reflektiert; denn das Genie besteht in der Fähigkeit des Widerspiegelns und nicht in der eigentlichen Beschaffenheit des gespiegelten Schauspiels. An dem Tag, als der junge Bergotte der Welt seiner Leser den ge-

schmacklosen Salon, in dem er seine Kindheit verbracht und seine nicht besonders lustigen Gespräche mit seinen Brüdern geführt hatte, zeigen konnte, stieg er höher auf als die geistreicheren und vornehmeren Freunde seiner Familie. Diese konnten zwar beim Nachhausefahren in ihren schönen Rolls-Royces etwas Verachtung für die Gewöhnlichkeit der Bergottes bekunden; er aber, mit seinem bescheidenen Apparat, der nun endlich »abgehoben« hatte, flog hoch über ihnen dahin.

Andere Züge in seiner Sprechweise hatte er nicht mehr mit Gliedern seiner Familie, sondern mit gewissen Schriftstellern seiner Zeit gemein. Jüngere, die ihn schon wieder verleugneten und behaupteten, keine geistige Verwandtschaft mit ihm zu besitzen, bekundeten diese unwillkürlich, indem sie die gleichen Adverbien, die gleichen Präpositionen verwendeten, wie er sie unaufhörlich brauchte, indem sie die Sätze auf gleiche Weise bildeten und in Opposition gegen die wortreiche, leicht dahinplätschernde Sprache der vorangehenden Generation den gleichen zaudernden und zögernden Ton anschlugen. Vielleicht haben diese jungen Leute – es wird noch von solchen die Rede sein – Bergotte selbst nicht gekannt. Doch seine Denkweise hatte, nachdem sie ihnen eingeimpft worden war, jene Veränderungen der Syntax und des Akzents hervorgebracht, wie sie sich notwendig aus der Originalität der verschiedenen Geister ergeben, in einer Beziehung freilich, die einer Auslegung bedarf. So hatte zum Beispiel Bergotte, wenn er in seiner Schreibweise niemandem etwas verdankte, seine Redeweise von einem seiner alten Schulkameraden übernommen, dessen glanzvolle Redebegabung ihn so nachhaltig beeinflußte, daß er, ohne es zu wollen, sie in der Unterhaltung kopierte; der andere aber, weniger begabt, hatte niemals wirklich bedeutende Bücher geschrieben. Wenn man also von der Originalität des mündlichen Ausdrucks ausginge, stände Bergotte als bloßer Schüler da, als Autor aus zweiter Hand, während er, von seinem Freund nur auf dem Gebiet der Kon-

versation beeinflußt, als Schriftsteller originell und schöpferisch war. Sicher war das Bedürfnis, von der vorhergehenden Generation mit ihrer Neigung zu Abstraktionen und tönenden Gemeinplätzen abzurücken, auch ein Grund, weshalb Bergotte, wenn er von einem Buch etwas Gutes sagen wollte, immer irgendeine bildhafte Szene, eine Impression ohne rationale Bedeutung zitierte und hervorhob. »Oh! Ja!« sagte er dann. »Das ist wirklich gut! Da kommt ein kleines Mädchen vor mit einem orangefarbenen Schal. Oh! Oh! Ist das gut!« oder: »Ah! Ja! Da ist eine Stelle, wie ein Regiment durch eine Stadt zieht.[1] Ah! Ah! Ist das gut!« In Stilfragen war er nicht ganz auf der Höhe seiner Zeit (und blieb auch ganz ausschließlich auf sein eigenes Land beschränkt: er verabscheute Tolstoj, George Eliot, Ibsen und Dostojewski[2]), denn das Wort, das bei ihm immer wiederkehrte, wenn er den Stil eines Autors oder Werks loben wollte, war »süß«[3] . »Ja, ich bin doch mehr für den Chateaubriand der *Atala* als für den des *Rancé*, er scheint mir viel süßer.«[4] Er sprach dieses Wort aus wie ein Arzt, der einem Patienten, der ihm versichert, er bekomme Magenschmerzen von Milch, entgegenhält: »Aber es ist doch etwas so Süßes!« Tatsächlich herrschte in Bergottes Stil eine Harmonie gleich der, für die die Alten gewissen Rednern ein Lob zollten, dessen Natur wir schwer begreifen, weil wir in der Gewöhnung an unsere modernen Sprachen befangen sind, wo man diese Art von Effekt nicht sucht.

Von den Stellen seiner Bücher, die man ihm gegenüber bewundernd erwähnte, meinte er mit schüchternem Lächeln: »Ich glaube jedenfalls, es ist wahr, es stimmt einigermaßen, es könnte vielleicht etwas nützen«, doch nur aus Bescheidenheit, so wie eine Frau, der man sagt, ihr Kleid oder ihre Tochter sei bezaubernd, mit Bezug auf ersteres antwortet: »Es trägt sich sehr angenehm« und die zweite betreffend: »Sie ist sehr lieb.« Doch der Instinkt des Baumeisters war zu tief eingewurzelt in Bergotte, als daß er nicht genau gewußt hätte, daß der einzige Beweisgrund, der Nützlichkeit und Wahrheit abstützen konn-

te, in der Freude lag, die sein Werk ihm bereitete – ihm in erster Linie, dann aber auch den anderen. Erst viele Jahre später, als er kein Talent mehr besaß, sagte er, wenn er etwas schrieb, womit er nicht zufrieden war, und es nicht – wie er hätte tun sollen – vernichten, sondern dennoch publizieren wollte, nunmehr zu sich selbst: »Trotz allem, es stimmt einigermaßen, es könnte vielleicht etwas nützen für unser Land.« So wurde dieser Satz, den einst seine Bescheidenheit seinen Bewunderern gegenüber als Ausflucht zaghaft vorgebracht hatte, nun zur Beruhigung seiner Eigenliebe verborgen in seinem Herzen weitergeflüstert. Die gleichen Worte, die Bergotte als überflüssige Entschuldigung für die Bedeutung seiner ersten Werke gedient hatten, wurden ihm nun ein unwirksamer Trost für die Mittelmäßigkeit dessen, was er in seiner Spätzeit schrieb.[1]

Eine gewisse Strenge des Geschmacks und der ihm innewohnende Wille, niemals etwas zu schreiben, wovon er nicht sagen konnte: »Es hat eine gewisse Süße«, hatten ihn lange Jahre hindurch für einen sterilen, preziösen, in leerer Formkunst sich ergehenden Schriftsteller gelten lassen, doch lag im Gegenteil das Geheimnis seiner Kraft darin, denn die Gewohnheit formt den Stil des Schriftstellers ebenso wie den Charakter des Menschen, und der Autor, der sich mehrmals damit begnügt hat, im Ausdruck seiner Gedanken ein gewisses Maß an Gefälligkeit zu erreichen, legt damit für alle Zeiten die Grenzen seines Talentes fest, so wie man selber dadurch, daß man oft dem Vergnügen, der Trägheit, der Angst vor Schmerzen nachgibt, in einen Charakter, der schließlich keine Retuschen mehr zuläßt, die Züge seiner Laster und das Maß seiner Tugend einzeichnet.

Wenn ich gleichwohl trotz all der Übereinstimmungen, die ich im Laufe der Zeit zwischen dem Schriftsteller und dem Menschen feststellen konnte, im ersten Augenblick im Salon von Madame Swann nicht geglaubt hatte, daß dies Bergotte, daß dies der Autor so vieler göttlicher Bücher sei, der da vor

mir stand, hatte ich vielleicht nicht vollkommen unrecht gehabt, denn er selbst »glaubte« es (im wahren Sinne des Wortes) auch nicht. Er glaubte es nicht, weil er (ohne im übrigen ein Snob zu sein) Leuten von Welt, aber auch Literaten und Journalisten gegenüber, die eigentlich tief unter ihm standen, große Eilfertigkeit an den Tag legte. Gewiß hatte er jetzt durch den Konsens der anderen erfahren, daß er Genie besitze, wogegen eine Stellung in der Gesellschaft und amtlich verliehene Titel nicht aufkommen können. Er hatte erfahren, er besitze Genie, doch er glaubte es nicht, da er auch weiterhin bewundernde Ergebenheit mittelmäßigen Schriftstellern gegenüber simulierte, um demnächst Mitglied der Académie zu werden, während in Wirklichkeit die Académie oder der Faubourg Saint-Germain nicht mehr zu tun haben mit jenem Teil des ewig Geistigen, der der wahre Autor der Bergotteschen Bücher ist, als mit dem Kausalitätsprinzip oder dem Gottesgedanken. Er wußte auch das, so wie ein Kleptomane, ohne daß es ihm etwas nützt, genau weiß, daß Stehlen etwas Schlechtes ist. Der Mann mit Spitzbärtchen und Schneckenhausnase ließ indessen die Listen eines Gentleman spielen, der silberne Löffel stiehlt, um dem ersehnten Sitz in der Académie oder irgendeiner Herzogin, die bei den Wahlen über mehrere Stimmen verfügte, etwas näherzukommen, freilich auf eine Weise, daß niemand, der an der Verfolgung eines solchen Ziels Anstoß genommen hätte, von seinen Machenschaften etwas bemerken sollte. Es gelang ihm nur halb, und man hörte abwechselnd den wahren Bergotte reden und den egoistischen, ehrgeizigen Bergotte, der nur darauf bedacht war, von irgendwelchen Mächtigen, Adligen oder Reichen zu sprechen, um sich zur Geltung zu bringen – er, der in seinen Büchern, wenn er wirklich er selbst war, die vollkommene Reinheit der Armen in ihrem ganzen Zauber sichtbar gemacht hatte.

Was nun die anderen von Norpois angedeuteten Laster anbetraf, jene halb inzestuöse Liebe, der man außerdem noch

einen erschwerenden Einschlag von mangelndem Feingefühl in Gelddingen nachsagte, so bewiesen diese – wenn sie auch kraß der Tendenz seiner letzten Romane widersprachen, in denen ein so schmerzhaft quälendes, ängstliches Bedachtsein auf das Gute vorherrschte, daß die harmlosesten Freuden ihrer Helden vergällt wurden und selbst den Leser ein Gefühl der Beklemmung überfiel, das ihm auch das angenehmste Leben beinahe unerträglich erscheinen ließ – dennoch nicht, würden sie auch Bergotte mit Recht zur Last gelegt, daß seine Schriften verlogen und so viele zartfühlende Bedenken nichts als Komödie seien. Genauso wie in pathologischer Hinsicht bestimmte Zustände auf übermäßige, andere jedoch, die ganz ähnliche Erscheinungsformen aufweisen, auf ungenügende Intensität des Blutdrucks, der Sekretion usw. zurückzuführen sind, können auch Laster im Überschuß und nicht nur im Mangel an Sensibilität begründet sein. Vielleicht kann sich nur in einem Leben, das wirklich lasterhaft ist, das Problem der Moral in seiner ganzen beängstigenden Schwere stellen. Dieses Problem aber löst der Künstler nicht im Rahmen seines individuellen Daseins, sondern auf der Ebene dessen, was für ihn das wahre Leben ist, indem er eine allgemeine, literarische Lösung findet. Wie häufig die großen Kirchenlehrer, während sie selber gut waren, doch erst aus der Kenntnis der Sünden aller Menschen ihre persönliche Heiligkeit ziehen konnten, so benutzen vielfach die großen Künstler, während sie selber schlecht sind, ihre Laster, um schließlich eine Regel der Moral für alle zu erstellen. Die Laster (oder auch nur die Schwächen oder Lächerlichkeiten) ihrer Umgebung, die unbedachten Reden, das leichtfertige und ärgerniserregende Leben ihrer Tochter, die Treulosigkeiten ihrer Frau oder ihre eigenen Fehler liefern den Schriftstellern am allerhäufigsten den Stoff für ihre Moralpredigten, ohne daß sie deswegen die Unzuträglichkeiten im eigenen Eheleben oder die schlechten Sitten in ihrem Familienkreis beheben. Doch fiel dieser Gegensatz früher weniger in die Augen als zu Zeiten Bergottes, weil einer-

seits, je verderbter die Gesellschaft wurde, die Moralbegriffe um so größere Reinheit anstrebten und andererseits das Publikum sich jetzt eingehender als zuvor mit dem Privatleben der Schriftsteller befaßte; an gewissen Abenden im Theater zeigte man sich den Autor, den ich in Combray so sehr bewundert hatte, wie er im Hintergrund einer Loge saß, deren weitere Besetzung allein schon ein ausgesprochen lächerlicher oder peinlicher Kommentar, ein schamloses Dementi der These schien, die er eben noch in seinem letzten Werk verfochten hatte. Nicht das, was die einen oder anderen mir mitteilen konnten, klärte mich in erster Linie über die Güte oder die Schlechtigkeit von Bergotte auf. Dieser oder jener seiner nahen Bekannten lieferte Beweise seiner Hartherzigkeit, ein Unbekannter gab ein Gegenbeispiel tiefen seelischen Zartgefühls (das um so rührender war, als es offenbar verborgen bleiben sollte). Mit seiner Frau war er grausam verfahren. Doch in einem Dorfgasthaus, in dem er nur eine Nacht verbringen wollte, war er geblieben, um am Bett irgendeines armen Geschöpfes zu wachen, das einen Versuch gemacht hatte, sich ins Wasser zu stürzen, und als er schließlich hatte aufbrechen müssen, hatte er dem Wirt einen großen Betrag dagelassen, damit er die Unglückliche nicht auf die Straße werfe und ihr mit Rücksicht begegne. Vielleicht war es so, daß, je mehr der große Schriftsteller sich in Bergotte auf Kosten des Mannes mit Spitzbärtchen entwickelte, sein individuelles Leben sich desto tiefer in der Flut aller der Leben, die seine Imagination erschuf, verlor und ihn in seinen Augen nicht mehr zu wirklichen Pflichten rief, an deren Stelle für ihn die Pflicht getreten war, sich jene anderen Leben vorzustellen. Weil er sich die Gefühle der anderen ebenso klar vorstellen konnte wie seine eigenen, vertrat er aber gleichzeitig, wenn er bei Gelegenheit wenigstens vorübergehend mit einem Unglücklichen zu tun hatte, nicht seinen persönlichen Standpunkt, sondern nahm den des Leidenden ein; dann allerdings wäre er entsetzt gewesen über die Sprache derjenigen, die

angesichts der Qualen eines anderen noch an ihre kleinen eigennützigen Interessen denken. Auf diese Weise säte er in seiner Umgebung ebensoviel berechtigten Groll wie unauslöschliche Dankbarkeit.

Er war vor allem ein Mensch, der im Grunde nur bestimmte Bilder liebte und diese (wie eine Miniatur auf dem Grund eines Kästchens) unter den Wörtern komponieren und malen wollte. Für eine Nichtigkeit, die jemand ihm zugeschickt hatte, konnte er, wenn diese Nichtigkeit für ihn ein Anlaß war, solche Bilder einzuflechten, überschwenglich im Ausdruck seiner Dankbarkeit sein, während er ebensogut für eine reiche Gabe überhaupt keine zeigte. Und hätte er sich vor einem Gericht zu verteidigen gehabt, so hätte er unwillkürlich seine Worte nicht danach gewählt, wie sie auf den Richter wirkten, sondern mit Rücksicht auf Bilder, die der Richter bestimmt nicht bemerken würde.

An diesem ersten Tag, an dem ich ihn bei Gilbertes Eltern traf, erzählte ich Bergotte, daß ich kurz zuvor die Berma in *Phèdre* gesehen hatte; er bemerkte dazu, sie habe in der Szene, wo sie mit zur Schulterhöhe erhobenem Arm stehenbleibt – es war gerade eine der Szenen, bei denen so stark applaudiert worden war –, mit edelster Kunst auf Meisterwerke zurückgegriffen, die ihr vielleicht niemals vor Augen gekommen waren, nämlich eine Hesperide, die diese Gebärde auf einer olympischen Metope macht, oder auch die schönen Jungfrauengestalten des alten Erechtheion.

»Es mag reine Eingebung bei ihr sein, doch kann ich mir denken, daß sie Museen besucht. Es wäre interessant, das zu eruieren.« (»Eruieren« war einer der häufig gebrauchten Ausdrücke Bergottes, den manche jungen Leute, die ihm nie begegnet waren, gleichsam durch eine Art von Fernsuggestion von ihm übernommen hatten.)

»Sie denken an die Karyatiden?« fragte Swann.

»Nein, nein«, sagte Bergotte, »außer in der Szene, wo sie Oenone ihre Leidenschaft gesteht und wo sie mit der Hand die

Geste der Hegeso auf der Stele des Kerameikos macht, ist es eine ältere Kunst, die sie wieder aufleben läßt. Ich dachte an die Koren des alten Erechtheion[1] und gebe dabei zu, daß es vielleicht nichts gibt, was der Kunst Racines ferner läge, doch in *Phèdre* gibt es schon so viele Dinge … es wäre nur noch eines mehr … Dann ist sie eben auch sehr hübsch, diese kleine Phädra aus dem sechsten Jahrhundert, der vertikal gestreckte Arm, das gewellte Haar, das ›auf Marmor‹ macht, doch, trotz allem, ich finde es gewaltig, auf so etwas zu kommen. In all dem steckt weit mehr Antike als in vielen Büchern, die man dieses Jahr als ›antik‹ bezeichnet.«

Da eines der Bücher Bergottes eine berühmte Anrufung jener archaischen Bildwerke[1] enthielt, waren die Worte, die er hier fallenließ, außerordentlich klar für mich und gaben mir von neuem Grund, mich für das Spiel der Berma zu interessieren. Ich versuchte, sie mir in der Erinnerung wieder vorzustellen, so wie sie in jener Szene gewesen war, wo sie, wie ich noch genau wußte, den Arm bis zur Schulter erhoben hatte. Und ich sagte mir: »Da ist die Hesperide von Olympia, da ist die Schwester einer der wunderbaren betenden Frauen der Akropolis; da ist sie, die edle Kunst.« Doch damit diese Gedanken die Gebärde der Berma für mich schöner werden ließen, hätte Bergotte sie mir vor der Vorstellung eingeben müssen. Dann hätte ich in dem Augenblick, da die Attitüde der Schauspielerin tatsächlich vor mir existierte, da dem Geschehen noch die ganze Fülle des Wirklichen anhaftete, versuchen können, die Idee der archaischen Bildkunst daraus abzuleiten. Doch was ich von der Berma in dieser Szene behalten hatte, war eine Erinnerung, die schon keine Veränderung mehr vertrug, hauchdünn nur mehr wie ein Bild, dem die Tiefen der Gegenwart fehlen, in die man eindringen kann, um wirklich etwas Neues hervorzuholen, ein Bild, dem man nicht rückblickend noch eine Deutung aufzwingen kann, da diese ja keine Nachprüfung, keine objektive Bestätigung mehr zuließe. Um gleichfalls an der Unterhaltung teilzunehmen, fragte mich

Madame Swann, ob Gilberte daran gedacht habe, mir zu geben, was Bergotte über *Phèdre* geschrieben hatte. »Ich habe eine so unbesonnene Tochter«, setzte sie hinzu. Bergotte lächelte bescheiden und wandte ein, es seien nur einige ganz belanglose Seiten. »Aber es ist doch eine bezaubernde kleine Schrift, dieser ›little tract‹«, sagte Madame Swann, um sich als gute Gastgeberin zu erweisen und so zu tun, als habe sie den Aufsatz gelesen, außerdem auch, weil sie nicht nur gern Bergotte Komplimente machte, sondern unter den Sachen, die er schrieb, eine Wahl treffen, ihn auf diese Weise lenken wollte. Tatsächlich inspirierte sie ihn, wenn auch auf andere Art, als sie dachte. Doch bestehen zwischen dem, was die Eleganz ihres Salons war, und einem bestimmten Aspekt seines Werks so evidente Beziehungen, daß sich die beiden heutzutage, für die alten Leute, als gegenseitige Kommentare geradezu anbieten.

Ich ließ mich verleiten, meine Eindrücke zu erzählen. Oft fand Bergotte sie nicht richtig, doch ließ er mich reden. Ich sagte ihm, ich hätte die grüne Beleuchtung schön gefunden, die in dem Augenblick einsetzt, da Phädra den Arm hebt. »Oh, das würde den Bühnenbildner freuen, der ein großer Künstler ist; ich werde es ihm erzählen, er ist sehr stolz auf diesen Effekt. Ich selbst muß sagen, daß ich ihn nicht sehr mag, es ist da alles in so ein Meergrün getaucht, die kleine Phädra wirkt da drin wie ein Korallenzweig in einem Aquarium. Wahrscheinlich werden Sie mir entgegenhalten, dadurch werde die kosmische Seite des Dramas um so mehr betont. Das ist wahr. Aber es würde besser für ein Stück passen, das im Reiche Neptuns spielt. Ich weiß natürlich, daß von Neptuns Rache da was drin ist. Mein Gott, ich verlange nicht, daß man nur an Port-Royal denkt, aber schließlich ist, was Racine da erzählt, doch nicht eine Romanze, die von Seeigeln handelt.[1] Aber schließlich hat das mein Freund ja gewollt; trotz allem finde ich es gewaltig und eigentlich auch ganz hübsch. Also jedenfalls hat es Ihnen gefallen, Sie haben es richtig ver-

standen, nicht wahr, im Grunde denken wir das gleiche darüber; was er macht, ist ein bißchen verrückt, aber doch sehr gescheit.« Wenn Bergottes Meinung also der meinen in dieser Weise entgegengesetzt war, so verdammte sie mich deshalb nicht zum Schweigen, sie machte es mir nicht unmöglich, eine Antwort zu geben, wie es die von Norpois getan hätte. Das beweist nicht, daß die Meinungen Bergottes weniger fundiert waren als die des Botschafters, im Gegenteil. Ein starker Gedanke teilt auch dem, der anderer Meinung ist, von seiner Kraft etwas mit. Da er ein Teil der Wirkwelt des Geistes ist, schiebt er sich, pflanzt er sich auch im Geist des Gegners zwischen verwandte Gedanken ein, mit deren Hilfe dieser nun das gegnerische Argument, indem er eine gute Seite davon aufgreift, vervollständigt oder richtigstellt, so daß schließlich das Endurteil gewissermaßen das Werk beider Kontrahenten ist. Nur auf Gedanken, die eigentlich keine sind, Gedanken, die keinen Halt haben und ihn auch bei keinem artgleichen Schößling im Geist des Gegners finden, wird dieser, da er sich völliger Leere gegenübersieht, um eine Antwort verlegen sein. Die Argumente Norpois' (in Kunstdingen) waren unwiderlegbar, weil sie substanzlos waren.

Da Bergotte meine Einwände nicht beiseite schob, gestand ich ihm, welcher Nichtachtung sie bei Norpois begegnet waren. »Ach, der alte Zeisig«, lachte er; »er hat Ihnen Schnabelhiebe versetzt, weil er immer etwas vor sich zu haben glaubt, woran er seinen Schnabel wetzen kann.« – »Wie, Sie kennen Norpois?« fragte mich Swann. »Oh, er ist sterbenslangweilig«, unterbrach ihn seine Frau, die großes Vertrauen in Bergottes Urteil hatte und offenbar fürchtete, Norpois könne uns gegenüber schlecht von ihr gesprochen haben. »Ich habe nach dem Essen mit ihm plaudern wollen, aber ich weiß nicht, ob es bei ihm am Alter liegt oder an der Verdauung, jedenfalls habe ich ihn ziemlich abgestumpft gefunden. Ich glaube, man hätte ihm etwas zum Aufpulvern geben müssen!« – »Ja, nicht wahr?« meinte Bergotte, »er muß häufig einmal zwischen-

durch den Mund halten, damit ihm nicht vor Schluß des Abends der Vorrat an Sottisen ausgeht, der seinen Hemdkragen steift und seine Weste weißhält.« – »Ich finde Bergotte und meine Frau sehr streng«, warf Swann hier ein, der bei sich zu Hause die »Funktion« des besonnenen Mannes übernommen hatte. »Ich gebe ja zu, daß Norpois Sie nicht sehr interessieren kann, doch unter einem anderen Gesichtspunkt« (denn Swann liebte nun einmal, die Schönheiten des »Lebens« einzufangen) »ist er ganz bemerkenswert, als ›Liebhaber‹ zum Beispiel. Als er Botschaftssekretär in Rom war«, fuhr er fort, nachdem er sich vergewissert hatte, daß Gilberte ihn nicht hören konnte, »hatte er in Paris eine Geliebte, in die er maßlos verschossen war, und da machte er es doch tatsächlich möglich, zweimal in der Woche hinzufahren, um sie zwei Stunden zu sehen. Sie war übrigens eine höchst gescheite und ganz bezaubernde Person zu der Zeit, jetzt ist sie eine ältere Dame. In der Zwischenzeit hat er noch viele andere gehabt. Ich persönlich wäre ja verrückt geworden, wenn es sich nicht anders hätte machen lassen, als daß die Frau, die ich liebte, in Paris lebte und ich selbst in Rom. Nervöse Menschen sollten immer unter ihrem Stand lieben, wie man im Volk sagt, damit die Frau ihrer Wahl in ihrem eigenen Interesse stets erreichbar bleibt.« In diesem Augenblick wurde Swann sich bewußt, daß ich möglicherweise diese Maxime auf ihn und Odette beziehen könnte. Und da selbst bei den feinsinnigsten Menschen, auch wenn sie mit ihrem Gesprächspartner über den Dingen zu stehen scheinen, die Eigenliebe kleinlich bleibt, war er daraufhin mir gegenüber empfindlich verstimmt. Das tat sich aber einzig in seinen unruhigen Blicken kund. Für den Augenblick sagte er nichts zu mir. Man darf sich nicht zu sehr darüber wundern. Als Racine nach einer allerdings wohl erfundenen Anekdote, die sich im Prinzip jedoch alle Tage im Pariser Leben wiederholt, vor Ludwig XIV. eine Anspielung auf Scarron machte, äußerte sich am selben Abend der mäch-

tigste König der Welt dem Dichter gegenüber mit keinem Wort. Doch am nächsten Tag war er in Ungnade gefallen.[1]

Da nun aber eine Theorie danach drängt, vollends entwickelt zu werden, führte Swann nach dieser Minute der Verstimmung und nachdem er das Glas seines Monokels abgerieben hatte, seinen Gedanken mit den folgenden Worten zu Ende, die später in meiner Erinnerung den Wert einer prophetischen Warnung, die ich nicht zu nutzen verstand, annehmen sollten: »Doch besteht bei dieser Art von Liebesbeziehungen die Gefahr, daß die Unterwerfung der Frau zwar für den Augenblick die Eifersucht des Mannes beschwichtigt, sie jedoch immer unersättlicher macht. Schließlich läßt er dann seine Geliebte das Dasein von Gefangenen führen, die Tag und Nacht im Hellen sind, damit sie besser überwacht werden können. Das gibt dann gewöhnlich ein Drama.«

Ich kam auf Norpois zurück. »Trauen Sie ihm nicht, er hat eine sehr böse Zunge«, sagte Madame Swann in einem Ton, der mir um so mehr zu beweisen schien, daß Norpois schlecht von ihr gesprochen habe, als Swann seine Frau daraufhin mit tadelnder und gleichsam schweigengebietender Miene ansah.

Indessen blieb Gilberte, die schon zweimal aufgefordert worden war, sich zum Ausgehen umzuziehen, zwischen ihren Eltern sitzen, um uns zuzuhören; sie hatte sich schmeichelnd an die Schulter ihres Vaters gelehnt. Nichts kontrastierte auf den ersten Blick mehr mit der brünetten Madame Swann als dieses junge Mädchen mit dem rotblonden Haar und der goldigschimmernden Haut. Doch gleich darauf erkannte man in Gilberte viele Züge – zum Beispiel die Nase, die der unsichtbare, für Generationen mit seinem Meißel arbeitende Bildhauer mit plötzlicher und unfehlbarer Entschlossenheit hatte abbrechen lassen –, den Ausdruck, die Bewegungen ihrer Mutter wieder; oder um einen Vergleich aus einem anderen Gebiet der Kunst zu entnehmen: sie sah aus wie ein noch nicht sehr ähnliches Porträt von Madame Swann, die der Maler aus einer koloristischen Laune heraus halb verkleidet, im

Begriff, in Gestalt einer Venezianerin zu einem Maskenfest zu gehen, für sich hätte sitzen lassen. Und da sie nicht nur eine blonde Perücke aufhatte, sondern auch jedes dunkle Stäubchen ausgetrieben worden war aus ihrem Leib, der nun, aus seinen brünetten Schleiern gelöst, um so nackter schien und nur von Strahlen bedeckt, die eine Sonne im Inneren aussandte, handelte es sich nicht nur um oberflächliche Schminke, sondern um eigentliche Inkarnation: Gilberte sah aus, als stelle sie ein Fabeltier dar oder sei als mythologisches Wesen kostümiert. Ihre für Rothaarige typische Haut glich der des Vaters so sehr, daß es schien, die Natur habe bei der Erschaffung Gilbertes das Problem zu lösen gehabt, nach und nach Madame Swann unter ausschließlicher Verwendung der Hautsubstanz von Monsieur Swann nachzuschaffen. Die aber hatte sie sich wirklich aufs vollkommenste zunutze gemacht wie ein Meister der Bildschnitzerkunst, der Wert darauf legt, die Maserung und die Knoten des Holzes sichtbar zu verwenden. In Gilbertes Gesicht hob sich an der Wurzel einer Nase, die der Odettes vollkommen nachgebildet war, ein wenig die Haut, um die beiden Schönheitsflecken Swanns bequem darauf unterzubringen. Gilberte war eine neue Spielart von Madame Swann, eine neue Züchtung, die hier neben ihr zu sehen war wie ein weißer Fliederbusch an der Seite eines violetten. Man darf sich jedoch die Grenzlinie zwischen den beiden Ähnlichkeiten nicht als ganz deutlich vorstellen. Augenblicksweise, wenn Gilberte lachte, zeigte sich das Oval der Wange ihres Vaters in dem Gesicht der Mutter, als hätte man beide zusammengetan, um zu sehen, was sich aus der Mischung ergäbe; dieses Oval nahm mehr und mehr Gestalt an wie ein Embryo, zog sich schräg auseinander, rundete sich und war dann plötzlich verschwunden. In Gilbertes Augen lag der gute, freimütige Blick des Vaters; ihn hatte sie gehabt, als sie mir damals die Achatkugel mit den Worten gab: »Heben Sie sie gut auf als Andenken unserer Freundschaft.« Wenn aber Gilberte danach gefragt wurde, was sie unternommen

habe, zeigten diese gleichen Augen Verlegenheit, Unsicherheit, Verstellung und Traurigkeit, wie sie früher in Odettes Augen sichtbar geworden waren, wenn Swann sie fragte, wo sie gewesen sei, und sie ihm eine jener verlogenen Antworten gab, die damals den Liebhaber zur Verzweiflung brachten, jetzt aber einen umsichtigen und gar nicht neugierigen Gatten nur dazu veranlaßten, der Unterhaltung rasch eine andere Wende zu geben. In den Champs-Élysées war ich oft unruhig geworden, wenn ich diesen Blick bei Gilberte bemerkte. Doch in den meisten Fällen lag kein Grund dafür vor. Denn dieser Blick war ein rein physisches Erbteil der Mutter bei ihr, es steckte – bei diesem wenigstens – gar nichts dahinter. Wenn Gilberte zu ihrem Unterricht gegangen war, wenn sie zu einer Privatstunde nach Hause zurückkehren mußte, führten ihre Pupillen die Bewegung aus, die einst in den Augen Odettes durch die Angst zustande gekommen war, etwa zu enthüllen, daß sie an dem betreffenden Tag einen ihrer Liebhaber bei sich gehabt oder Eile hatte, zu einem Rendezvous zu gehen. So sah man die beiden verschiedenen Naturen der Eltern Swann wogen, fluten, abwechselnd sich überspülen im Leib dieser Melusine.[1]

Natürlich weiß man, daß ein Kind seine Eigenschaften von Vater und Mutter bezieht. Doch die Vorzüge und Fehler von beiden Seiten verteilen sich so seltsam, daß man von zwei guten Veranlagungen, die bei dem Vater oder der Mutter untrennbar schienen, bei dem Kind vielleicht nur eine antrifft, dafür aber in Verbindung mit einem der Fehler des anderen Elternteils, der mit ihr gerade ganz unvereinbar schien. Selbst die Inkarnation eines seelischen Vorzugs in einem ganz entgegengesetzten physischen Mangel scheint oft ein Gesetz der kindlichen Ähnlichkeit zu sein. Von zwei Schwestern hat vielleicht die eine mit der stolzen Haltung des Vaters die kleinliche Natur der Mutter geerbt; die andere zeigt der Welt die Klugheit des Vaters, die vollkommen auf sie übergegangen ist, unter der äußeren Erscheinung ihrer Mutter; eine dicke

Nase, ein untersetzter Leib und die dazugehörende Stimme sogar sind zur äußeren Hülle von Gaben geworden, die man an einer großartigen äußeren Erscheinung kannte. Auf diese Weise kann man von jeder der beiden Schwestern mit gleich gutem Grund behaupten, sie sei diejenige, die am meisten von dem einen oder anderen Elternteil habe. Obwohl Gilberte eigentlich ein Einzelkind war, gab es mindestens zwei Gilbertes. Die beiden Naturen, die des Vaters und die der Mutter, mischten sich nicht nur in ihr, sie machten sie sich streitig; doch auch das gibt noch kein genaues Bild und könnte die Vermutung aufkommen lassen, eine dritte Gilberte sei inzwischen zum leidenden Opfer der beiden anderen geworden. Tatsächlich aber war Gilberte abwechselnd die eine oder die andere, und zwar in jedem Augenblick nur ganz und gar die eine, das heißt unfähig, wenn sie weniger gut war, etwa darunter zu leiden, da ja die momentan abwesende bessere Gilberte dieses Versagen gar nicht feststellen konnte. So stand denn auch der minder guten der beiden frei, sich wenig edlen Vergnügungen hinzugeben. Wenn die andere mit dem Herzen des Vaters sprach, war sie großzügig, man hätte mit ihr etwas Schönes und Weltbeglükkendes unternehmen mögen, und man sagte es ihr; doch im Augenblick, da es ernst werden sollte, hatte das Herz der Mutter die Oberhand gewonnen, und nun sprach dieses aus ihr; man war dann enttäuscht und verstimmt – ja, es wurde einem beinahe unbehaglich, als sei der vorherigen eine fremde Person untergeschoben – durch eine kleinliche Überlegung, ein hämisches Kichern, in dem Gilberte sich gefiel, denn diese Äußerungen kamen aus der, die sie selber in diesem Augenblick war. Der Abstand zwischen den beiden Gilbertes war sogar manchmal so groß, daß man sich – vergeblich übrigens – fragte, was man ihr getan haben mochte, so verändert war sie. Zu der von ihr selbst angeregten Verabredung war sie nicht nur nicht gekommen und hatte sich hinterher auch nicht entschuldigt, sie zeigte sich nachher auch, durch welchen Einfluß sie sich auch anders entschieden

haben mochte, so verändert, daß man hätte meinen können, man unterliege einer Täuschung durch Ähnlichkeit, wie sie das Thema der *Menaechmi* [1] bildet, und befinde sich nicht mehr der Person gegenüber, die so freundlich gebeten hatte, man wolle sich doch wiedersehen – hätte sie nicht durch ihre schlechte Laune bewiesen, daß sie sich im Unrecht fühlte und Erklärungen aus dem Wege gehen wollte.

»Also geh schon, wir werden nachher alle auf dich warten müssen«, sagte ihre Mutter zu ihr.

»Ach, ich sitze so gut hier bei meinem lieben Papa, ich möchte noch einen Augenblick bleiben«, antwortete Gilberte und schob ihren Kopf unter den Arm ihres Vaters, der seine Finger zärtlich in ihrem blonden Haar spielen ließ.

Swann war einer der Männer, die, nachdem sie lange in den Illusionen der Liebe gelebt haben, sehen mußten, daß der Wohlstand, den sie vielen Frauen verschafften, deren Glück durchaus mehrte, ohne daß sie selbst dafür Dankbarkeit oder wahre Zärtlichkeit des Gefühls ernteten; in ihrem Kind aber glauben sie eine Zuneigung zu verspüren, die sogar in ihrem Namen inkarniert ist und ihnen über den Tod hinaus Dauer verleihen wird. Wenn es keinen Charles Swann mehr gäbe, würde noch eine Mademoiselle Swann oder Madame X geborene Swann da sein, die den entschwundenen Vater weiterlieben, ihn vielleicht sogar allzusehr lieben würde – meinte Swann sicherlich, denn er antwortete Gilberte: »Du bist ein gutes Mädchen«, in bewegtem Ton, erfüllt von zärtlicher Sorge, die uns im Hinblick auf die Zukunft die allzu leidenschaftliche Anhänglichkeit eines Wesens einflößt, das uns voraussichtlich überlebt.[1] Um seine Rührung zu verbergen, mischte er sich in unsere Unterhaltung über die Berma. Er machte mich darauf aufmerksam, allerdings in einem unbeteiligten und gelangweilten Ton, als wolle er gleichsam außerhalb des Gesagten bleiben, wie klug und unerwartet treffend die Schauspielerin zu Oenone gesagt hatte: »Du hast es gewußt!«[2] Er hatte recht: hier wenigstens hatte der von ihr gewählte Ak-

zent einen klaren Sinn und hätte dadurch meinem Verlangen Genüge verschaffen müssen, unwiderlegbare Gründe der Bewunderung für die Berma zu finden. Doch gerade weil er so klar war, befriedigte er jenes nicht. Der Akzent war so gut getroffen und hatte eine so klare Absicht, eine so deutlich spürbare Bedeutung, daß er schon an und für sich gegeben schien, so daß jede halbwegs begabte Schauspielerin ihn hätte finden müssen. Es war ein schöner Gedanke, den aber jeder als sein Eigentum bezeichnen konnte, der ihn ebenso klar erfaßte. Der Berma blieb noch das Verdienst, ihn gefunden zu haben – doch kann man das Wort »finden« anwenden, wenn es sich um etwas handelt, das nicht anders wäre, wenn es einem einfach in den Schoß fiele, etwas, das nicht wesensmäßig zu einem selbst gehört, da ja ein anderer es sogleich reproduzieren kann?

»Mein Gott, wie Ihre Anwesenheit das *Niveau der Unterhaltung* hebt!« sagte, wie um sich bei Bergotte zu entschuldigen, Swann zu mir, denn im Milieu der Guermantes hatte er sich angewöhnt, die großen Künstler wie gute Freunde zu empfangen, denen man nur ihre Lieblingsgerichte vorzusetzen und Gelegenheit zu geben bemüht ist, die ihnen besonders zusagenden Spiele oder – auf dem Lande – Sportarten zu treiben. »Mir scheint«, fügte er hinzu, »wir reden tatsächlich von Kunst.« – »Das ist ja sehr gut so, ich habe das gern«, bemerkte Madame Swann mit einem dankbaren Blick auf mich, den sie mir aus Gutherzigkeit zusandte und auch, weil sie ihrem alten Streben nach geistigen Gesprächen treu geblieben war. Bergotte sprach darauf mit anderen Anwesenden, besonders mit Gilberte. Ich hatte ihm gegenüber alles, was ich empfand, mit einem Freimut geäußert, der mich selbst erstaunte und der wohl darauf zurückzuführen war, daß ich seit Jahren ihm gegenüber (in so vielen Stunden einsamer Lektüre, da er für mich nur der beste Teil meiner selbst gewesen war) die Gewohnheit der Aufrichtigkeit, der Offenheit, des Vertrauens angenommen hatte; er schüchterte mich weniger ein als sonst

jemand, mit dem ich zum ersten Mal sprach. Und doch war ich aus dem gleichen Grunde sehr besorgt, welchen Eindruck ich auf ihn gemacht haben mochte, da ja meine Vorstellung, er könne nur Geringschätzung für meine Ideen aufbringen, nicht von heute stammte, sondern aus den nun schon weit zurückliegenden Zeiten, als ich in unserem Garten in Combray begann, seine Bücher zu lesen. Ich hätte mir – da ich, in gleich ehrlicher Weise meinem Denken folgend, einerseits so sehr mit dem Werk Bergottes sympathisierte und andererseits im Theater eine Enttäuschung erlebt hatte, deren Gründe mir unbekannt waren – vielleicht dennoch sagen sollen, daß diese beiden instinktiven Regungen voneinander nicht so sehr verschieden sein und den gleichen Gesetzen gehorchen dürften und daß Bergottes Geistesart, die ich in seinen Büchern so sehr geliebt hatte, nicht etwas sein könne, was meiner Enttäuschung und meiner Unfähigkeit, sie in Worte zu kleiden, ganz fremd und entgegengesetzt gewesen wäre. Denn mein Geist mußte ja in beiden Fällen der gleiche sein, und vielleicht gibt es überhaupt nur einen Geist, an dem jeder einzelne von uns teilhat, einen Geist, auf den jeder in seinem eigenen Körper befangen die Blicke geheftet hält, so wie im Theater, wo zwar jeder seinen gesonderten Platz hat, doch nur eine einzige Bühne existiert. Gewiß waren die Gedanken, denen ich gern nachhing, nicht die, die Bergotte in seinen Büchern darzulegen pflegte. Doch wenn ihm und mir der gleiche Geist zur Verfügung stand, mußte er die Gedanken, die ich ausdrückte, wiedererkennen, sie lieben, ihnen freundlich begegnen, da er wahrscheinlich entgegen meinen Vermutungen mit seinem inneren Auge einen viel ausgedehnteren Teil des Geistigen überblickte als nur den, von dem ein Ausschnitt in seine Bücher eingegangen war und nach dem ich mir ein Bild seines gesamten Universums gemacht hatte. Ebenso wie die Priester, die die größte Erfahrung mit dem menschlichen Herzen haben, am besten Sünden verzeihen können, die sie selbst nicht begehen, kann das Genie, da es die größte Erfahrung in

der Sphäre des Geistigen besitzt, auch am besten solchen Gedanken folgen, die den seinem eigenen Werk zugrundeliegenden am deutlichsten entgegengesetzt sind. Das alles hätte ich mir sagen sollen (wobei es im übrigen nicht besonders angenehm ist, denn der Geneigtheit geistig hochstehender Menschen steht kompensierend das Unverständnis und die Ablehnung der mittelmäßigen gegenüber; nun ist man aber viel weniger beglückt über die Liebenswürdigkeit eines großen Schriftstellers, den man ja notfalls immer in seinem Werk finden kann, als man unglücklich ist über die Ablehnung seitens einer Frau, die man sich nicht aufgrund ihrer geistigen Fähigkeiten ausgesucht hat, sondern weil man nicht umhin kann, sie zu lieben). Ich hätte mir das alles sagen sollen, sagte es mir aber nicht; ich war überzeugt, ich müsse Bergotte recht einfältig vorgekommen sein, als Gilberte mir ins Ohr flüsterte:

»Ich bin ja so glücklich, Sie haben meinen großen Freund Bergotte ganz für sich eingenommen. Er hat zu Mama gesagt, er finde Sie ausgesprochen intelligent.«

»Wo gehen wir denn hin?« fragte ich Gilberte.

»Oh, ganz nach Wunsch, Sie wissen ja, mir ist das immer ganz gleich . . .«

Doch seit dem Vorfall am Todestag ihres Großvaters fragte ich mich, ob Gilbertes Charakter nicht anders sei, als ich geglaubt hatte, ob sich hinter ihrer Indifferenz gegen das, was man plante, ihrer folgsamen Art, ihrer Gelassenheit, ihrer ständigen, lächelnden Unterordnung nicht im Gegenteil sehr leidenschaftliche Wünsche verbargen, die sie aus Eigenliebe nicht zeigen wollte und die sich nur in plötzlichem Widerstand offenbarten, wenn ihnen zufällig etwas zuwiderlief.

Da Bergotte im gleichen Stadtviertel lebte wie meine Eltern, brachen wir zusammen auf; im Wagen dann sprach er von meiner Gesundheit: »Unsere Freunde haben mir gesagt, Sie seien etwas zart. Das tut mir sehr leid für Sie, und doch wieder auch nicht allzu leid, denn ich sehe, daß Ihnen die Freuden des Geistes zugänglich sind, und wahrscheinlich zäh-

len diese für Sie wie für alle, die sie kennen, mehr als alles übrige.«

Ach! Wie deutlich fühlte ich, daß das, was er sagte, nicht der Wahrheit entsprach für mich, den alle Überlegungen, selbst die anspruchvollsten, kalt ließen und der ich nur glücklich war in den Augenblicken ziellosen Umherstreifens, wenn ich einmal bei gutem Befinden war; ich fühlte, wie sehr das, was ich im Leben wünschte, rein materieller Art war und wie leicht ich auf Geist verzichtet hätte. Da ich die Freuden nicht danach unterschied, aus welchen mehr oder weniger tiefen und stetigen Quellen sie flossen, dachte ich im Augenblick meiner Antwort daran, daß ich gern ein Dasein geführt hätte, in dem ich zu der Herzogin von Guermantes in Beziehung stände und in dem ich oft wie in dem alten Akzisehäuschen in den Champs-Élysées mich von einer Frische hätte anwehen fühlen, die mich an Combray erinnerte. In diesem Lebensideal aber, das ich ihm nicht mitzuteilen wagte, hatten die Freuden des Geistes keinen Raum.

»Nein Monsieur, die Freuden des Geistes bedeuten mir sehr wenig, sie sind nicht die, die ich suche; ich weiß nicht einmal, ob ich jemals solche empfunden habe.«

»Meinen Sie das wirklich?« antwortete er. »Also hören Sie, ich glaube es doch! Sicher lieben Sie sie am meisten, ich kann es mir denken, jedenfalls ist das meine Meinung.«

Er überzeugte mich freilich nicht; und doch fühlte ich mich glücklicher, weniger eingeengt. Aufgrund der Äußerungen Norpois' hatte ich meine Augenblicke von Träumerei, von Begeisterung, von Selbstvertrauen als rein subjektive Empfindungen ohne Wahrheitsgehalt angesehen. Nun aber, wenn ich Bergotte glauben wollte, der meinen Fall zu kennen schien, bestand gerade das Symptom, dem man keine Beachtung schenken durfte, in meinen Zweifeln, meinem Haß auf mich selbst. Besonders was er von Norpois gesagt hatte, nahm einer Verurteilung, die ich für unwiderruflich hielt, viel von ihrer Schärfe.

»Sind Sie in guten Händen?« fragte mich Bergotte. »Wer kümmert sich denn um Ihre Gesundheit?« Ich sagte ihm, daß ich Cottard konsultiert habe und sicher auch weiterhin konsultieren würde. »Aber das ist nicht das Richtige für Sie!« sagte er. »Ich kenne ihn nicht als Arzt, aber ich habe ihn bei Madame Swann getroffen. Cottard ist ein Esel. Selbst wenn man annimmt, das hindere ihn nicht, ein guter Arzt zu sein – was ich mir schlecht vorstellen kann –, so hindert es ihn doch bestimmt, ein guter Arzt für Künstler, für intelligente Menschen zu sein. Leute wie Sie brauchen geeignete Ärzte, ich möchte beinahe sagen, auch ganz spezielle Behandlungsweisen und Medikamente. Cottard langweilt Sie sicher, und schon die Langeweile macht seine Behandlung ganz bestimmt unwirksam. Sie dürfte eben für Sie nicht die gleiche wie für jeden Beliebigen sein. Dreiviertel der Leiden, die intelligente Menschen befallen, kommen von ihrer Intelligenz. Sie brauchen dann mindestens einen Arzt, der dieses Übel kennt. Wie soll Cottard Sie behandeln können? Er kann wohl voraussehen, daß man bestimmte Saucen nicht verträgt, die Schwierigkeiten mit dem Magen … aber die Wirkung einer Shakespeare-Lektüre, die kann er nicht voraussehen. Daher stimmen bei Ihnen seine Berechnungen nicht, das Gleichgewicht kommt aus den Fugen, und da erscheint unser kartesianisches Teufelchen auch wieder. Er stellt bei Ihnen eine Magenerweiterung fest, er braucht nicht erst nachzusehen, er hat sie bereits im Auge. Sie können sie selber sehen, sie spiegelt sich in seinem Kneifer.« Diese Art zu reden ermüdete mich sehr. Ich sagte mir mit der Torheit des gesunden Menschenverstandes: Daß sich eine Magenerweiterung im Kneifer von Professor Cottard spiegelt, stimmt ebensowenig wie daß sich in der weißen Weste von Monsieur de Norpois Sottisen verstecken. »Ich würde Ihnen eher«, fuhr Bergotte fort, »zu Doktor du Boulbon raten, der ausgesprochen intelligent ist.« – »Er ist ein großer Bewunderer Ihrer Werke«, antwortete ich ihm. Ich sah, daß Bergotte es wußte, und kam zu dem Schluß, daß ver-

wandte Geister sich schnell finden und daß man wenig wirklich »unbekannte Freunde« hat. Was Bergotte mir über Cottard sagte, machte mir Eindruck, obwohl es allem widersprach, was ich bisher glaubte. Es machte mir nichts aus, meinen Arzt langweilig zu finden; ich erwartete von ihm, daß er mit den Mitteln einer Kunst, deren Gesetze mir unbekannt waren, über meinen Gesundheitszustand aus meinen Eingeweiden ein unfehlbares Orakel ablas, legte aber keinen Wert darauf, daß er mit Hilfe einer Intelligenz, mit der ich ihm selber hätte aushelfen können, die meine verstehen wollte, die ich mir nur als ein an sich belangloses Mittel vorstellte, um außer mir liegende Wahrheiten zu erforschen. Ich zweifelte sehr, daß intelligente Menschen eine andere Art von Kur nötig hätten als Esel, und war völlig bereit, mich der gleichen zu unterziehen wie diese letzteren. »Jemand, der einen guten Arzt brauchen könnte, ist unser Freund Swann«, meinte Bergotte. Und als ich fragte, ob er denn krank sei, antwortete er: »Nun, er ist eben ein Mann, der eine Dirne geheiratet hat und täglich fünfzig Giftnattern von Frauen schlucken muß, die die seine nicht bei sich empfangen wollen, oder ebenso viele Männer, die mit ihr geschlafen haben. Man sieht sie ja, wie sie ihm den Mund verziehen. Achten Sie nur einmal auf die Zirkumflexbrauen, die er beim Nachhausekommen aufsetzt, um zu sehen, wer da ist.« Die Böswilligkeit, mit der Bergotte so zu einem Fremden über Freunde sprach, bei denen er seit langem schon verkehrte, war mir ebenso neu wie der beinahe zärtliche Ton, den er bei den Swanns ihnen gegenüber ständig benutzte. Sicherlich wäre eine Person wie meine Großtante zum Beispiel außerstande gewesen, irgend jemandem von uns gewisse Nettigkeiten zu erweisen, mit denen Bergotte ebenjenen Swann in so hohem Maß bedachte. Selbst den Menschen, die sie liebte, sagte sie gern etwas Unangenehmes. In deren Abwesenheit aber hätte sie niemals etwas geäußert, was sie nicht hören durften. Nichts war der mondänen Welt weniger ähnlich als unsere Gesellschaft in Combray. Die der Swanns

befand sich bereits auf halbem Weg zu dem unsteten Flut- und Ebbespiel, das in jener herrschte. Sie war gewiß noch nicht das offene Meer, aber schon die Lagune. »Das bleibt natürlich unter uns«, meinte Bergotte, als er mich unter meiner Haustür verließ. Ein paar Jahre später würde ich ihm geantwortet haben: »Ich erzähle nie etwas weiter« – die rituelle Formel, mit der mondäne Menschen die Lästerzunge jeweils in falscher Sicherheit wiegen. Ich hätte diesen Satz schon damals Bergotte entgegengehalten, denn nicht alles, was man sagt, erfindet man selbst, besonders nicht in Augenblicken, wo man Gesellschaftsmensch ist. Doch ich kannte ihn noch nicht. Die Antwort meiner Großtante freilich bei ähnlicher Gelegenheit wäre gewesen: »Wenn Sie nicht wollen, daß man es weitererzählt, weshalb sagen Sie es?« Das ist die Entgegnung von ungeselligen Leuten, von »Bärbeißern«. Ich war keiner und verneigte mich schweigend.

Leute aus literarischen Kreisen, zu denen ich verehrend aufsah, mußten Jahre hindurch intrigieren, bis es ihnen gelang, mit Bergotte eine Beziehung zu knüpfen, die jedoch auf das rein Literarische und auf die Wände seines Arbeitszimmers beschränkt blieb, während ich meinen Platz unter den Freunden des großen Mannes einnahm, von Anbeginn an und in aller Ruhe wie jemand, der, anstatt sich wie alle anderen hinten anzustellen, um einen schlechten Platz zu ergattern, den allerbesten bekommt, weil er den Weg durch einen für andere verschlossenen Korridor genommen hat. Wenn Swann mir diesen geöffnet hatte, so höchst wahrscheinlich weil, wie ein König ganz selbstverständlich die Freunde seiner Kinder in die Hofloge oder auf die königliche Jacht einlädt, auch die Eltern Gilbertes die Freunde ihrer Tochter inmitten der Kostbarkeiten, die sie besaßen, und der noch kostbareren intimen Freundschaftsbeziehungen empfingen, deren Rahmen jene ersteren bildeten. Doch zu jener Zeit meinte ich – und hatte wahrscheinlich recht damit –, daß Swanns Liebenswürdigkeit indirekt an die Adresse meiner Eltern gerichtet sei. Ich glaub-

te früher in Combray gehört zu haben, er habe angesichts meiner Bewunderung für Bergotte meinen Eltern angeboten, mich zu ihm zum Essen mitzunehmen, meine Eltern aber hätten mit dem Bemerken abgelehnt, ich sei noch zu jung und zu nervös, um »auszugehen«. Zweifellos stellten meine Eltern für gewisse Personen – und zwar gerade für die, die mir am meisten imponierten – etwas ganz anderes dar als für mich, so daß ich wie zu den Zeiten, als die Dame in Rosa meinem Vater ein Lob aussprach, dessen er sich so wenig würdig erwiesen hatte, wünschte, meine Eltern würden diesmal begreifen, welche unschätzbare Gabe mir – und ihnen – zuteil geworden war, und Swann als dem großherzigen ritterlichen Spender ihren Dank erweisen, ebenjenem Swann, der offenbar den Wert seiner Schenkung so wenig beachtete wie auf dem Fresko von Luini[1] jener bezaubernde König aus dem Morgenland mit der gebogenen Nase und dem blonden Haar, mit dem man ihm offenbar früher große Ähnlichkeit nachgesagt hatte.

Leider wurde jedoch die Gunst, die Swann mir erwiesen hatte und von der ich beim Nachhausekommen, noch ehe ich meinen Mantel abgelegt hatte, meinen Eltern in der Hoffnung berichtete, sie werde in ihren Herzen die gleichen Gefühle der Rührung wecken wie in meinem und sie der Familie Swann gegenüber zu einer ganz außergewöhnlichen, entscheidenden »Höflichkeitsbezeigung« bestimmen, von ihnen in keiner Weise gewürdigt. »Swann hat dich mit Bergotte bekanntgemacht? Welch feine Bekanntschaft, welch reizende Verbindung!« rief mein Vater ironisch. »Das hat gerade noch gefehlt!« Und ach, als ich auch noch hinzufügte, Bergotte mache sich nichts aus Norpois, brach er von neuem los:

»Natürlich! Das beweist ganz klar, daß er ein ganz falscher, boshafter Charakter ist. Mein armer Junge, viel gesunden Menschenverstand hast du noch niemals gehabt; doch ich sehe dich nun mit dem größten Bedauern in ein Milieu geraten, das dich noch um den letzten Rest der Vernunft bringen wird.«

Schon mein bloßer Umgang mit den Swanns hatte meine Eltern keineswegs entzückt. Daß ich Bergotte vorgestellt worden war, erschien ihnen als unheilvolle, aber ganz natürliche Folge eines ersten Fehltritts, ihrer eigenen Schwäche nämlich, die mein Großvater »mangelnde Umsicht« genannt hätte. Ich spürte, daß ich, um ihre Verstimmung zu vollenden, nur noch zu erwähnen brauchte, daß dieser verderbte Mensch, der Norpois nicht schätzte, mich ausgesprochen intelligent gefunden hatte. Wenn mein Vater nämlich meinte, daß jemand, einer meiner Kameraden zum Beispiel, auf eine falsche Bahn geraten sei – wie ich in diesem Augenblick – und dieser Jemand auch noch die Billigung eines anderen fand, den mein Vater nicht schätzte, sah er in diesem Urteil eine Bestätigung seiner betrüblichen Diagnose. Das Übel schien ihm nur ärger dadurch. Ich hörte ihn schon rufen: »Natürlich! Das gehört *alles* zusammen!«, Worte, die mich durch die darin enthaltene Drohung unbestimmter, unbegrenzter, unmittelbar bevorstehender Reformen erschreckten, deren Einführung in mein so angenehm dahinfließendes Dasein sie anzukündigen schienen. Da aber nichts mehr den Eindruck, den meine Eltern hatten, verwischen konnte, auch wenn ich Bergottes Bemerkung über mich nicht erzählt hätte, machte es schließlich auch nichts aus, wenn er noch schlechter wurde. Außerdem kamen sie mir so ungerecht und so sehr im Irrtum befangen vor, daß ich nicht nur keine Hoffnung, sondern auch kaum noch den Wunsch verspürte, sie zu einer gerechteren Auffassung zu bewegen. Dennoch warf ich, als schon die Worte aus meinem Mund kamen, von dem Gefühl beherrscht, wie sehr es sie erschrecken müßte zu denken, daß ich jemandem gefallen hatte, der intelligente Leute für dumm hielt, der selber für ehrenwerte Leute der Verachtung würdig war und dessen mir so erstrebenswert erscheinendes Lob mich zum Bösen ermutigen mußte, nur mit leiser Stimme und eher schamhafter Miene am Ende meines Berichts als krönenden Abschluß hin: »Er hat zu den Swanns gesagt, er finde mich ausgesprochen intel-

ligent.« Wie ein vergifteter Hund auf einer Wiese sich instinktiv auf die Art von Kräutern stürzt, in denen das Gegengift ist, das er benötigt, hatte ich ahnungslos das einzige Wort auf der Welt gesagt, das imstande war, das Vorurteil meiner Eltern gegen Bergotte zu besiegen, gegen das die schönsten Argumente, die ich vorbringen, alles Lob, das ich ihm spenden konnte, machtlos gewesen wären. Mit einem Schlag war die Lage verändert.

»So? … Er hat gesagt, er finde dich intelligent?« fragte meine Mutter. »Das freut mich, denn ohne Zweifel hat er ja Talent.«

»Wie? Das hat er gesagt?« warf nun auch mein Vater ein … »Seine allgemein anerkannte Bedeutung für die Literatur streite ich ihm natürlich nicht ab; schade nur, daß sein privates Leben so wenig empfehlend ist, der alte Norpois hat sich darüber ja in Andeutungen ergangen«, setzte er hinzu, ohne gewahr zu werden, daß der überlegenen Kraft jener magischen Worte, die ich ausgesprochen hatte, die Sittenverderbnis Bergottes ebensowenig standhalten konnte wie die Unrichtigkeit seines eigenen Urteils.

»Nun, mein Lieber«, unterbrach ihn meine Mutter, »nichts beweist doch, daß das auch wirklich stimmt. Es wird so viel geredet. Außerdem ist Monsieur de Norpois zwar riesig nett, aber nicht immer besonders wohlwollend gegen andere, zumal wenn es nicht Leute seines Schlages sind.«

»Das ist wahr, das habe ich auch schon bemerkt«, stimmte mein Vater bei.

»Und dann ist Bergotte sicher viel vergeben, weil er meinen Kleinen nett gefunden hat«, setzte meine Mutter noch hinzu und ließ mit einem langen, träumerischen Blick ihre Finger durch meine Haare gleiten.

Übrigens hatte meine Mutter nicht auf das Verdikt Bergottes gewartet, um mir zu sagen, ich könne Gilberte zum Nachmittagstee einladen, wenn ich Freunde dahabe. Aus zwei Gründen aber wagte ich nicht, dergleichen zu tun. Der erste

war, daß bei Gilberte nur Tee angeboten wurde. Zu Hause jedoch hielt Mama darauf, daß neben Tee auch Schokolade auf den Tisch kam. Ich fürchtete, Gilberte möchte das vielleicht spießbürgerlich finden und uns daraufhin verachten. Der andere Grund bestand in einem protokollarischen Hindernis, das ich nie aus dem Wege räumen konnte. Wenn ich bei Madame Swann erschien, fragte sie mich immer:

»Und wie geht es Ihrer Frau Mama?«

Ich hatte bei meiner Mutter ein wenig vorgefühlt, ob sie Gleiches zu tun gedenke, wenn Gilberte uns besuchte, und sah darin einen Punkt von größerer Wichtigkeit, als es am Hofe Ludwigs XIV. das Recht auf die Anrede »Monseigneur«[1] gewesen war. Doch meine Mutter wollte nichts davon wissen.

»Aber nein, ich kenne Madame Swann ja nicht.«

»Aber sie kennt dich doch auch nicht.«

»Das schon, aber wir müssen ja nicht in allen Dingen genau das gleiche tun. Ich werde zu Gilberte in anderer Weise freundlich sein, wie wieder Madame Swann es dir gegenüber nicht ist.«

Ich ließ mich jedoch nicht überzeugen und zog es vor, Gilberte nicht einzuladen.

Als ich meine Eltern verlassen hatte, zog ich mich um, und beim Ausleeren meiner Taschen fiel mir das Kuvert in die Hände, das der Maître d'hôtel der Swanns mir übergeben hatte, bevor er mich in den Salon geleitete. Jetzt, da ich allein war, öffnete ich es und fand darin eine Karte mit dem Namen der Dame, die ich zu Tisch führen sollte.[2]

Zu jener Zeit revolutionierte Bloch mein Weltbild und eröffnete mir ganz neue Glücksperspektiven (die sich übrigens später in Leidensmöglichkeiten verwandeln sollten), als er mir entgegen allem, was ich auf meinen Spaziergängen in der Gegend von Méséglise gedacht hatte, versicherte, die Frauen seien immer mit Vergnügen zur Liebe bereit. Er übertraf sich noch selbst an Gefälligkeit, indem er mir einen weiteren Dienst erwies, den ich erst sehr viel später richtig würdigen

sollte: er führte mich zum ersten Mal in ein Bordell. Er hatte mir sehr wohl gesagt, es gebe viele hübsche Frauen, die man besitzen könne. Doch hatten diese für mich noch kein bestimmtes Gesicht, erst solche Etablissements verliehen ihnen festere Züge. Wenn ich also Bloch – für die »Frohe Botschaft«, daß das Glück und der Besitz der Schönheit nichts Unerreichbares sind und wir uns umsonst gemüht haben, wenn wir ihnen für immer entsagten – in ähnlicher Weise verpflichtet war, wie wir es optimistischen Ärzten oder Philosophen gegenüber sind, die uns ein langes Leben in dieser Welt und zudem noch eine nicht völlige Loslösung davon in einer anderen verheißen, verdienten es auch die besseren Bordelle, die ich ein paar Jahre später aufsuchte – indem sie mir eine Musterkollektion möglicher Beglückungen vorlegten und mir erlaubten, der Schönheit der Frauen jenes Element hinzuzufügen, das man nicht erfinden kann und das mehr als nur der Inbegriff aller erlebten Schönheiten ist, ein wahrhaft göttliches Geschenk, das einzige, das wir von uns selbst nicht erhalten können, vor dem alle logischen Konstruktionen unseres Verstandes in Nichts zergehen und das wir allein von der Wirklichkeit zu erwarten haben: den Reiz des Individuellen –, von mir unter jene anderen Wohltäter jüngeren Ursprungs, jedoch von ähnlicher Nützlichkeit eingereiht zu werden (Wohltäter, vor deren Auftreten wir uns nur ohne rechte Überzeugungskraft den verführerischen Reiz Mantegnas, Wagners, Sienas nach dem Muster anderer Maler, Komponisten und Städte vorstellen konnten): nämlich illustrierte Werke der Kunstgeschichte, Symphoniekonzerte und die Monographien der Reihe »Les villes d'art«[1] . Das Haus jedoch, in das Bloch mich führte und das er übrigens selbst schon lange nicht mehr besuchte, war zu zweitrangig, sein Personal zu mittelmäßig und zu lange nicht aufgefrischt, als daß ich dort frühere Formen der Neugier hätte befriedigen oder neue in mir hätte erwecken können. Die Patronne dieses Etablissements kannte keine der Frauen, nach denen man verlangte,

und schlug einem immer solche vor, die man nicht haben wollte. Besonders eine rühmte sie mir, von der sie mit verheißungsvollem Lächeln, als stelle diese Eigenschaft eine Seltenheit und den Inbegriff aller Wonnen dar, sagte: »Sie ist Jüdin! Lockt Sie das nicht?« (Deswegen sicher hieß die Betreffende Rachel bei ihr.) Mit alberner und künstlicher Begeisterung, die ansteckend wirken sollte und zum Schluß in ein lustvolles Röcheln überging, setzte sie hinzu: »Stellen Sie sich vor, junger Mann, eine Jüdin! Das muß doch einfach zum Tollwerden sein, hach!« Diese Rachel, die ich gesehen hatte, ohne daß sie es merkte, war brünett, nicht hübsch, sah aber intelligent aus und lächelte, natürlich nicht ohne sich mit der Zungenspitze über die Lippen zu fahren, die Freier, die ihr vorgestellt wurden und sich Mühe gaben, mit ihr ins Gespräch zu kommen, unverfroren an. Ihr kleines, schmales Gesicht war von krausem schwarzem Haar umrahmt, das sich ungleichmäßig bauschte, wie wenn es mit Tuschestrichen hervorgehoben wäre. Jedesmal versprach ich der Patronne, die sie mir mit großem Nachdruck offerierte, indem sie ihre Intelligenz und Bildung rühmte, ich werde demnächst ganz bestimmt eigens kommen, um Rachels Bekanntschaft zu machen, die bei mir den Beinamen »Rachel quand du Seigneur«[1] erhalten hatte. Doch hatte ich sie am ersten Abend beim Nachhausegehen zu der Patronne sagen hören:

»Also abgemacht, morgen bin ich frei; wenn Sie jemand haben, denken Sie an mich und lassen Sie mich holen.«

Aufgrund dieser Worte nun hatte ich in ihr keine Einzelperson zu sehen vermocht, weil sie sie auf der Stelle in eine allgemeine Kategorie von Frauen einreihten, deren gemeinsame Gewohnheit es war, abends hierherzukommen und zu sehen, ob etwas für sie zu verdienen sei. Sie änderte ihren Satz höchstens, indem sie sagte: »Wenn Sie mich brauchen« oder: »Wenn Sie jemand brauchen.«

Die Patronne des Hauses, der die Oper von Halévy unbekannt war, wußte nicht, weshalb ich sie »Rachel quand du

Seigneur« nannte. Daß man eine scherzhafte Anspielung nicht versteht, hat aber noch nie bedeutet, daß man sie weniger komisch findet, und daher sagte sie immer aus vollem Halse lachend zu mir:

»Also heute ist es wieder nichts damit, daß ich Sie mit ›Rachel quand du Seigneur‹ vereine? Wie Sie das sagen: ›Rachel quand du Seigneur‹, das ist wirklich gelungen! Ich will Sie beide doch noch verloben. Sie werden es bestimmt nicht bereuen!«

Einmal war ich schon fast entschlossen, doch da war sie gerade »in Betrieb«, ein andermal unter den Händen des »Friseurs«, eines alten Herrn, der nichts anderes tat, als den Frauen Öl auf die gelösten Haare zu gießen und sie dann zu kämmen. Das Warten aber dauerte mir zu lange, obwohl einige sehr bescheidene Besucherinnen, angeblich Arbeiterinnen, die jedoch nie Arbeit hatten, kamen, mir einen Kräutertee machten und mit mir lange Gespräche führten, die – ungeachtet der ernsthaften Themen, die sie behandelten – durch die teilweise oder komplette Unbekleidetheit meiner Gesprächspartnerinnen von einer reizvollen Schlichtheit untermalt wurden. Ich hörte übrigens auf, dieses Haus zu besuchen, weil ich in dem Wunsch, der Inhaberin, der es an Möbeln fehlte, meine Geneigtheit zu zeigen, ihr einige – darunter ein großes Kanapee – der von meiner Tante Léonie geerbten zum Geschenk gemacht hatte.[1] Ich hatte sie nie mehr gesehen, denn aus Platzmangel hatten meine Eltern sie nicht zu uns schaffen lassen, sondern sie in einem Schuppen eingelagert. Als ich sie nun aber in dem Haus wiedersah, wo diese Frauen sich ihrer bedienten, traten mir alle Tugenden vor Augen, die das Zimmer meiner Tante in Combray durchduftet hatten, und schienen mir Qualen auszustehen in diesem martervollen Kontakt, dem ich sie wehrlos ausgeliefert hatte! Hätte ich eine Tote der Vergewaltigung preisgegeben, ich hätte nicht so gelitten. Ich kehrte zu der Kupplerin daraufhin nicht mehr zurück, denn die Möbel schienen mir zu leben und mich anzuflehen wie in

einem persischen Märchen die scheinbar leblosen Dinge, in denen Seelen eingeschlossen sind, die ein Martyrium erdulden und um Befreiung bitten. Zudem fiel mir, da unser Gedächtnis uns gewöhnlich nicht unsere Erinnerungen in ihrem zeitlichen Ablaufins Bewußtsein bringt, sondern als einen Widerschein, in dem die Ordnung der Teile umgestellt ist, erst viel später ein, daß ich auf diesem selben Kanapee viele Jahre zuvor mit einer meiner kleinen Kusinen zum erstenmal die Freuden der Liebe kennengelernt hatte; ich wußte seinerzeit nicht, wo wir ungestört sein könnten, und da gab sie mir den gefährlichen Rat, eine Stunde zu nutzen, in der meine Tante Léonie aufgestanden war.[1]

Einen anderen Teil der Möbel und vor allem ein prächtiges altes Silberservice meiner Tante Léonie verkaufte ich gegen den Rat meiner Eltern, um über mehr Geld verfügen und mehr Blumen an Madame Swann schicken zu können, die, wenn sie riesige Körbe voll Orchideen bekam, zu mir zu sagen pflegte: »Wenn ich Ihr Vater wäre, ließe ich Sie unter Kuratel stellen.« Wie konnte ich ahnen, daß ich eines Tages ganz besonders diesem Silber nachtrauern und andere Freuden höher stellen würde als das dann vielleicht ganz hinfällig gewordene Vergnügen, den Eltern von Gilberte Aufmerksamkeiten zu erweisen? Ebenso hatte ich mich Gilbertes wegen, um sie nicht verlassen zu müssen, entschlossen, auf die diplomatische Laufbahn zu verzichten. Immer nur trifft man aufgrund einer geistigen Verfassung, die nicht von Dauer sein wird, solche endgültigen Entscheidungen. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß die eigenartige Substanz, die Gilberte innewohnte, die aufihre Eltern und ihr Haus ihren Glanz warf und mich gegen alles übrige gleichgültig machte, losgelöst werden und in ein anderes Wesen hinüberwechseln könnte – tatsächlich die gleiche Substanz, die freilich dann auf mich ganz anders wirken sollte. Denn die gleiche Krankheit nimmt ein andermal einen neuen Verlauf, und ein köstliches Gift wird

nicht mehr in gleicher Weise vertragen, wenn mit den Jahren die Widerstandskraft des Herzens nachgelassen hat.

Meine Eltern hätten indessen gewünscht, daß die von Bergotte mir zuerkannte Intelligenz sich in irgendeiner bedeutenden Arbeit kundgetan hätte. Als ich die Swanns noch nicht kannte, glaubte ich, ich werde durch den Zustand permanenter Aufregung, in den mich die Unmöglichkeit versetzte, Gilberte beliebig zu sehen, am Arbeiten gehindert. Doch als ihr Haus mir offenstand, saß ich kaum an meinem Schreibtisch, als ich mich auch schon wieder erhob und zu ihnen eilte. Wenn ich sie aber verlassen hatte und wieder zu Hause war, bestand meine Abgeschiedenheit nur dem Schein nach, denn meine Gedanken vermochten nicht aufwärts gegen den Strom der Reden anzukommen, in dem ich mich ganze Stunden lang mechanisch hatte mittreiben lassen. Wieder allein, beschäftigte ich mich damit, Aussprüche zu fabrizieren, die den Swanns vielleicht hätten gefallen können, und um dem Spiel noch größeres Interesse abzugewinnen, versetzte ich mich auch an die Stelle der abwesenden Gesprächspartner; ich richtete fingierte Fragen an mich, die ich so auswählte, daß meine glänzendsten Einfälle nur noch glücklich formulierte Repliken darauf waren. Obwohl sie lautlos verlief, entsprach diese Übung doch einer Konversation und nicht einer Meditation, und meine Einsamkeit einem Salonleben im Geist, in dem nicht meine eigene Person, sondern erdachte Gegenspieler meine Reden bestimmten und in dem ich, anstatt Gedanken Gestalt zu geben, die ich für wahr hielt, bei der Gestaltung von solchen, die mir mühelos kamen, ohne einen Weg von außen nach innen zurückzulegen, jene rein passive Lust empfand, die jemand, der mühsam ein üppiges Mahl verdaut, darin findet, regungslos zu verharren.

Wäre ich weniger entschlossen gewesen, mich endgültig an die Arbeit zu machen, hätte ich vielleicht einen Versuch unternommen, gleich damit anzufangen. Da aber mein Entschluß in aller Form gefaßt war und noch vor Ablauf von vierund-

zwanzig Stunden im leeren Rahmen des morgigen Tages – wo sich für alles, da ich mich ja noch nicht darin befand, Platz finden ließ – meine guten Vorsätze sich leichthin verwirklichen würden, war es besser, nicht einen Abend, an dem ich schlecht aufgelegt war, für den Beginn zu wählen, dem die folgenden Tage sich jedoch leider ebenfalls nicht günstiger zeigen sollten. Doch ich riet mir selbst zur Vernunft. Von dem, der Jahre gewartet hatte, wäre es kindisch gewesen, wenn er nicht noch einen Aufschub von drei Tagen ertrüge. In der Gewißheit, daß ich am übernächsten Tag bereits ein paar Seiten geschrieben haben würde, sagte ich meinen Eltern nichts mehr von meinem Entschluß; ich wollte mich lieber noch ein paar Stunden gedulden und dann meiner getrösteten und überzeugten Großmutter das im Entstehen begriffene Werk vorweisen. Unglücklicherweise war der folgende Tag auch nicht der weit offen vor mir liegende Zeitraum, den ich fieberhaft erwartet hatte. War er zu Ende gegangen, hatten meine Trägheit und mein mühevoller Kampf gegen gewisse innere Widerstände nur vierundzwanzig Stunden länger gedauert. Und als dann nach mehreren Tagen meine Pläne nicht weiter gediehen waren, hatte ich nicht mehr die gleiche Hoffnung auf baldige Erfüllung, daraufhin aber auch weniger das Herz, dieser Erfüllung alles andere einfach hintanzustellen: ich fing wieder an, nachts lange aufzubleiben, da ich nicht mehr, um mich doch eines Abends zu frühem Schlafengehen zu zwingen, die feste Voraussicht des am folgenden Morgen begonnenen Werkes in mir fand. Ich brauchte, bevor ich zu meinem Tatendrang zurückfand, ein paar Tage der Entspannung, und als meine Großmutter das einzige Mal in sanftem, traurig enttäuschtem Ton einen leisen Vorwurf in die Worte kleidete: »Nun? Und diese Arbeit, an die du gehen wolltest – ist davon gar keine Rede mehr?«, war ich böse auf sie, überzeugt, daß sie, außerstande zu sehen, daß mein Entschluß unwiderruflich gefaßt war, seine Ausführung noch einmal und diesmal wahrscheinlich auf lange Zeit vertagt habe infolge der

nervösen Reizung, die ihre Rechtsverweigerung in mir hervorrief und unter deren Wirkung ich mein Werk nicht beginnen wollte. Sie spürte, daß sie mit ihrer Skepsis unbewußt einen Entschluß empfindlich getroffen hatte. Sie entschuldigte sich und küßte mich mit den Worten: »Verzeih mir, ich sage bestimmt nichts mehr.« Und damit ich den Mut nicht verlöre, versicherte sie mir, sobald ich mich richtig wohl fühle, werde auch die Arbeit ganz von selbst kommen.

Außerdem, sagte ich mir, wenn ich meine Tage bei den Swanns verbringe – mache ich es nicht wie Bergotte? Meinen Eltern kam es beinahe so vor, als ob ich, wiewohl untätig, dennoch ein Leben führte, das dem Talent dienlich sein müsse, weil es sich ja im gleichen Salon abspielte wie das eines großen Schriftstellers. Und doch ist es ebenso unmöglich, daß es jemand erlassen wird, ein Talent in sich selbst von innen her zu entwikkeln, und er es von außen her durch einen anderen empfängt, wie man etwa (während man sonst allen Regeln der Hygiene entgegenhandelt und die schlimmsten Exzesse begeht) dadurch eine gute Gesundheit erlangt, daß man oft in Gesellschaft eines Arztes speist. Die Person übrigens, die sich am vollkommensten durch die Vorstellung täuschen ließ, der meine Eltern und ich selbst zum Opfer fielen, war Madame Swann selbst. Wenn ich ihr vorhielt, ich könne nicht kommen, ich müsse zu Hause bleiben, um zu arbeiten, setzte sie eine Miene auf, die zu besagen schien, ich spiele mich wirklich reichlich auf und meine Worte zeugten von törichter Anmaßung:

»Dabei kommt doch Bergotte! Finden Sie etwa, er schreibe nicht gut? Es wird sogar noch besser werden«, setzte sie hinzu, »denn als Publizist ist er noch pointierter, noch prägnanter als in seinen Büchern, wo er etwas weitschweifig wird. Ich habe erreicht, daß er neuerdings den ›leader article‹ im *Figaro* macht. Da ist wirklich dann ›the right man in the right place‹.«[1]

»Kommen Sie nur«, setzte sie hinzu, »er kann Ihnen besser als irgend jemand sagen, was gut für Sie ist.«

Und wie man einen Freiwilligen mit seinem Obersten einlädt, im Interesse meiner Laufbahn nämlich, und als kämen auch Meisterwerke »durch Beziehungen« zustande, legte sie mir dann dringend nahe, am folgenden Tag mit Bergotte zum Diner bei ihr zu erscheinen.

So[2] begegnete ich weder auf seiten der Swanns noch auf seiten meiner Eltern, das heißt bei denen, die zu verschiedenen Zeitpunkten am ehesten daran Anstoß nehmen mußten, irgendeinem Widerstand gegen dieses wohlige Dasein, in dem ich Gilberte beliebig sehen konnte, mit Entzücken jedenfalls, wenn auch nicht mit Ruhe. In der Liebe gibt es sie nicht, da das, was man erlangt, immer nur der Ausgangspunkt für neue Wünsche ist. Solange ich sie nicht hatte besuchen dürfen, konnte ich mir mit starr auf dieses unerreichbare Glück geheftetem Blick die neuen Quellen der Unruhe nicht einmal vorstellen, die mich dort erwarteten. Als der Widerstand ihrer Eltern überwunden und das Problem endlich gelöst schien, stellte es sich unaufhörlich in anderer Gestalt aufs neue. In diesem Sinne begann freilich täglich eine neue Freundschaft. Jeden Abend, wenn ich nach Hause kam, wurde mir bewußt, daß ich Gilberte Dinge von entscheidender Wichtigkeit sagen mußte, von denen unsere Freundschaft abhing, und diese Dinge waren niemals die gleichen. Doch schließlich war ich jetzt glücklich, und keine Drohung erhob sich mehr gegen mein Glück. Sie sollte jedoch von einer Seite kommen, in der ich nie eine Gefahr vermutet hatte, nämlich von Gilberte und mir selbst. Und doch hätte ich beunruhigt sein müssen durch das, was mich im Gegenteil in Ruhe wiegte und mir als Glück erschien. Das ist in der Liebe ein abnormer Zustand, der im Nu dem scheinbar unbedeutendsten Zwischenfall, der jederzeit eintreten kann, eine Tragweite verleiht, die er in sich selbst nicht besitzt. Was so glücklich macht, ist etwas Instabiles im Herzen, das man immer zu erhalten versucht und das man

kaum noch wahrnimmt, solange es sich nicht verschiebt. Tatsächlich liegt in der Liebe beständiges Leiden, das die Freude zwar neutralisiert, in bloß potentiellem Zustand erhält und aufschiebt, das aber jeden Augenblick werden kann, was es seit langem wäre, wenn man nicht das erlangt hätte, was man wollte: entsetzlich.

Mehrere Male spürte ich, daß Gilberte meine Besuche hinausschieben wollte. Allerdings brauchte ich mich, wenn mir allzusehr daran lag, sie zu sehen, nur von ihren Eltern einladen zu lassen, die mehr und mehr von meinem ausgezeichneten Einfluß auf ihre Tochter überzeugt waren. Dank ihnen lebte ich in dem Wahn, meiner Liebe drohe keine Gefahr; solange ich die Eltern Swann für mich habe, so argumentierte ich, könne ich ruhig sein, da ja sie es sind, die über Gilberte bestimmen. Leider aber mußte ich mich angesichts gewisser Zeichen der Ungeduld, die sie äußerte, wenn ihr Vater mich sozusagen gegen ihren Willen kommen ließ, fragen, ob das, was ich als eine Garantie für mein Glück betrachtet hatte, nicht im Gegenteil der geheime Grund seiner Vergänglichkeit sei.

Das letzte Mal, als ich Gilberte besuchte, regnete es; sie war zu einer Tanzstunde bei Leuten eingeladen, die sie zu wenig kannte, als daß sie mich einfach hätte mitnehmen können. Wegen der Feuchtigkeit hatte ich mehr Koffein als gewöhnlich genommen. Des schlechten Wetters wegen vielleicht oder aber auch aus irgendeiner Voreingenommenheit gegen das Haus, wo diese Veranstaltung stattfinden sollte, rief Madame Swann ihre Tochter in dem Augenblick, als sie aufbrechen wollte, mit großer Dringlichkeit: »Gilberte!« und wies auf mich, um ihr zu bedeuten, daß ich zu Besuch gekommen sei und sie deshalb zu Hause bleiben solle. Dieses »Gilberte« war in bester Absicht für mich ausgesprochen, ja gerufen worden, doch an dem Achselzucken Gilbertes, mit dem sie sich ihrer Sachen wieder entledigte, merkte ich, daß ihre Mutter, ohne es zu wollen, die vielleicht bis dahin noch

vermeidbare Entwicklung beschleunigt hatte, die meine Freundin allmählich von mir trennte. »Man braucht ja nicht alle Tage tanzen zu gehen«, sagte Odette zu Gilberte in einer Anwandlung von Lebensweisheit, die sie sich offenbar aus früheren Lehren Swanns angeeignet hatte. Dann wurde sie wieder ganz Odette und sprach englisch mit ihrer Tochter. Sofort war es, als ob eine Mauer mir einen Teil von Gilbertes Leben verberge, als habe ein böser Genius mir meine Freundin entführt. In einer Sprache, die wir verstehen, haben wir die Undurchdringlichkeit der Laute durch die Transparenz der Gedanken ersetzt. Eine Sprache aber, die wir nicht kennen, ist wie ein verschlossener Palast, in dem die Geliebte uns betrügen kann, ohne daß wir, die wir draußen stehen, verzweifelt und unerträglich aufgewühlt in unserer Ohnmacht, irgend etwas sehen oder verhindern könnten. So bedeutete diese englische Konversation, über die ich vier Wochen zuvor nur gelächelt hätte und in der vereinzelt vorkommende französische Eigennamen meine Befürchtungen nur nährten und in eine bestimmte Richtung wiesen, diese Konversation, die da zwei Schritte von mir entfernt zwischen zwei unbeweglich dastehenden Personen stattfand, die gleiche Grausamkeit für mich, machte mich so verlassen und einsam, als ob man mir die Freundin entführt hätte. Endlich ließ Madame Swann uns allein. An jenem Tag nun, vielleicht aus Groll gegen mich als den unfreiwillig Verantwortlichen, daß sie sich nicht amüsieren konnte, vielleicht auch, weil ich, da ich ihren Unmut erriet, vorbeugend selbst sofort kühler als gewöhnlich war, schien Gilbertes Gesicht, jeder Freude beraubt, nackt, verwüstet, den ganzen Nachmittag in schwermütigem Schmerz dem Pas-de-quatre nachzuhängen, den meine Gegenwart sie zu tanzen hinderte, und aller Kreatur, in erster Linie mir, zu beweisen, daß wir nie und nimmer die sublimen Gründe begreifen würden, die sie zu einer so tiefen Sympathie für den Boston bewogen hatten. Sie beschränkte sich darauf, gelegentlich mit mir über das Wetter, den zunehmenden Regen, die Frage,

ob die Uhr vorgehe, eine von langem Schweigen und einsilbigen Bemerkungen skandierte Unterhaltung zu führen, bei der ich mich selbst in einer Art von Wut der Verzweiflung darauf kaprizierte, die Augenblicke zunichte zu machen, die wir der Freundschaft und dem Glück hätten schenken können. Allen unseren Reden teilte sich eine gewisse Härte durch den Paroxysmus ihrer völlig paradoxen Bedeutungslosigkeit mit, der mich gleichwohl tröstete, denn er hinderte Gilberte daran, sich durch die Banalität meiner Überlegungen und die Gleichgültigkeit meines Tons ernstlich täuschen zu lassen. Vergebens sagte ich zu ihr: »Ich glaube, neulich ging die Uhr nach«, für sie hieß das ganz offenbar: »Sie sind wirklich unausstehlich!« Ich mochte noch so hartnäckig den ganzen trüben Tag hindurch diese lichtlosen Reden in die Länge ziehen, ich wußte, daß meine Kälte nichts so gänzlich Unverrückbares war, wie ich vorgeben wollte, und daß Gilberte sehr wohl spüren mußte, daß ich, wenn ich nach der dreimaligen Feststellung, die Tage würden kürzer, etwa wagen wollte, diese Behauptung noch einmal aufzustellen, Mühe haben würde, nicht in Tränen auszubrechen. Wenn sie so war, wenn kein Lächeln in ihren Augen leuchtete und ihr Gesicht enthüllte, dann läßt sich kaum schildern, welche unsäglich trostlose Monotonie in ihren traurigen Augen und ihren freudlosen Zügen lag. Ihr Gesicht, das fast häßlich wurde, glich dann jenen öden Gestaden, an denen das weit draußen liegende Meer durch den stets gleichen Widerschein, den ein unwandelbarer und lastender Horizont begrenzt, endlos die Sinne ermüdet. Als schließlich von Gilberte her der glückliche Wandel nicht kam, den ich seit Stunden erwartete, sagte ich zu ihr, sie sei nicht sehr nett. »Sie sind nicht nett«, antwortete sie. »Doch!« Ich fragte mich, was ich getan hätte, und da ich nichts finden konnte, fragte ich sie danach. »Natürlich, Sie finden sich nett!« rief sie und lachte eine Weile. Da merkte ich, wie schmerzlich es für mich war, daß ich jene andere, viel schwerer erreichbare Ebene ihres Denkens nicht fassen konnte, die ihr Lachen beschrieb.

Dieses Lachen schien zu besagen: »Nein, nein, ich falle nicht auf alles herein, ich weiß genau, daß Sie ganz verrückt sind nach mir, aber das ist mir schnuppe, ich mache mir nämlich gar nichts aus Ihnen.« Doch sagte ich mir, das Lachen sei schließlich keine so eindeutige Sprache, daß ich sicher sein könnte, dieses hier richtig verstanden zu haben. Die Worte Gilbertes zudem waren ganz freundschaftlich. »Aber inwiefern bin ich nicht nett?« fragte ich zurück. »Sagen Sie es mir, ich tue alles, was Sie wollen.« – »Nein, das würde nichts nützen, ich kann es Ihnen nicht erklären.« Einen Augenblick lang fürchtete ich, sie könne glauben, ich liebe sie nicht, was für mich ein neues, nicht weniger spürbares Leiden bedeutete, jedoch eine andere Dialektik erforderte. »Wenn Sie wüßten, welchen Kummer Sie mir machen, würden Sie es mir sagen.« Doch dieser Kummer, der sie, wenn sie an meiner Liebe zweifelte, hätte freuen müssen, verärgerte sie gerade. Da begriff ich meinen Irrtum, beschloß, aufihre Worte nichts mehr zu geben, sie ruhig mir sagen zu lassen, ohne ihr Glauben zu schenken: »Ich habe Sie wirklich immer sehr gern gehabt, Sie werden das noch einmal einsehen« (an jenem Tag nämlich, an dem, wie die Angeklagten immer behaupten, ihre Unschuld sich erweisen wird, der aber aus geheimnisvollen Gründen niemals derjenige ist, an dem man sie verhört), und plötzlich fand ich den Mut zu dem Entschluß, sie nicht mehr zu sehen, ohne es ihr jedoch mitzuteilen, denn sie hätte mir nicht geglaubt.

Ein Kummer, den uns ein geliebtes Wesen zufügt, kann bitter sein, selbst wenn er sich unter andere Sorgen, Freuden und Beschäftigungen mischt, die nicht um das gleiche Wesen kreisen und von denen unsere Aufmerksamkeit sich nur von Zeit zu Zeit entfernt, um zu jenem zurückzukehren. Doch wenn ein solcher Kummer – wie es bei mir der Fall war – in einem Augenblick entsteht, in dem das Glück, diese Person zu sehen, uns ganz und gar ausfüllt, erzeugt der plötzliche Druckabfall in unserer bis dahin in besonnter, friedlicher Stille daliegen-

den Seele einen tobenden Sturm, gegen den bis zum Ende anzukämpfen wir kaum die Kraft in uns fühlen. Derjenige, der jetzt in meinem Herzen raste, war von so heftiger Art, daß ich völlig durchgeschüttelt und zerschlagen nach Hause zurückkehrte mit dem Gefühl, ich werde erst wieder Luft bekommen, wenn ich auf der Stelle kehrtmachte und unter irgendeinem Vorwand zu Gilberte zurückeilte. Sie aber hätte sich gesagt: Da ist er ja schon wieder. Offenbar kann ich mir alles erlauben, er kommt jedesmal um so gefügiger zu mir zurück, je verzweifelter er mich verlassen hat. Dann rissen meine Gedanken mich wieder stürmisch zu ihr hin, und diese ständigen Richtungswechsel, diese plötzlichen Abweichungen der inneren Magnetnadel hielten noch weiter an, als ich zu Hause war, und drückten sich in den Entwürfen sich widersprechender Briefe aus, die ich an Gilberte schrieb.

So würde ich also eine jener schwierigen Situationen durchmachen, denen man sich im allgemeinen mehrmals im Leben gegenübersieht und auf die man, auch wenn man sich in Charakter und Natur nicht verändert hat – jener Natur, die aus sich selbst unsere Liebe und beinahe auch die Frauen, die wir lieben, ja sogar ihre Fehler erschafft –, nicht jedesmal, das heißt in jedem Alter, in gleicher Weise reagiert. In solchen Augenblicken ist unser Leben geteilt oder vielmehr gleichsam auf die beiden sich gegenüberstehenden Schalen einer Waage verteilt und völlig in ihnen enthalten. In der einen liegt unser Wunsch, dem Wesen, das wir lieben, ohne es zu verstehen, nicht zu mißfallen, ihm nicht zu demütig zu erscheinen, es aber doch auch eine Weile nach außen hin zu vernachlässigen, damit es nicht das Gefühl bekommt, uns unentbehrlich zu sein, wodurch es sich erst recht von uns abwenden würde; die andere enthält ein Leiden – ein nicht örtlich begrenztes und nicht partielles Leiden –, das hingegen nur beschwichtigt werden könnte, wenn wir unter Verzicht darauf, dieser Frau zu gefallen und sie glauben zu machen, wir könnten sie gut entbehren, wieder zu ihr eilten. Wenn man von der Schale, die

den Stolz enthält, ein kleines Stück Willenskraft fortnimmt, die man aus Nachgiebigkeit schon vor der Zeit sich hat abstumpfen lassen, und zu der Schale mit dem Kummer ein erworbenes physisches Leiden hinzusetzt, das man untätig hat anwachsen lassen, so ergibt sich anstelle der mutigen Lösung, die sich durchgesetzt hätte, als wir zwanzig waren, ein Sinken der anderen, ohne Gegengewicht zu schwer gewordenen Schale, die uns, wenn wir erst fünfzig sind, mit sich herunterzieht. Das tritt um so mehr ein, als die Situationen sich zwar wiederholen, aber dabei auch wandeln und die Möglichkeit besteht, daß wir um die Mitte oder am Ende des Lebens die verhängnisvolle Schwäche uns selbst gegenüber walten lassen, unsere Liebe noch durch eine Gewöhnung zu komplizieren, die die Jugend in Anbetracht anderer Pflichten, die ihr weniger Freiheit lassen, noch nicht kennt.

Ich schrieb Gilberte einen Brief, in dem ich meinem Zorn freien Lauf ließ, nicht jedoch ohne auch gleich für alle Fälle Rettungsbojen in Gestalt von scheinbar zufälligen Wörtern anzubringen, an die meine Freundin eine Versöhnung hätte anknüpfen können; einen Augenblick später hatte dann der Wind gedreht, und nun richtete ich zärtliche Sätze an sie, in denen die ganze Süße bestimmter Ausdrucksformen trostlosen Kummers lag, ein »Niemals mehr«, das so rührend klingt für die, die es verwenden, und so unerfreulich für die, die es liest, sei es, daß sie nicht daran glaubt und »Niemals mehr« durch »Heute abend noch, wann immer ich Ihnen genehm bin« übersetzt oder es aber für wahr hält und es als Ankündigung einer jener endgültigen Trennungen versteht, die uns so vollkommen gleichgültig sind im Leben, wenn es um jemanden geht, in den wir nicht verliebt sind. Da wir aber, wenn wir lieben, außerstande sind, als würdige Vorgänger des Wesens zu handeln, das wir sein werden, wenn wir nicht mehr lieben, können wir uns unmöglich den Geisteszustand einer Frau vorstellen, der wir trotz unseres Wissens, daß wir ihr gleichgültig sind, in unseren Tagträumen unaufhörlich, um uns glücklich

einzulullen oder über unser Leid zu trösten, die gleichen Worte in den Mund gelegt haben, als wenn sie uns wirklich liebte. Den Gedanken und Handlungen einer geliebten Frau gegenüber sind wir ebenso hilflos wie wahrscheinlich die ersten Physiker (bevor es eine eigentliche Naturwissenschaft gab, die etwas Licht in das Dunkel brachte) den Naturphänomenen gegenüber, oder schlimmer noch: wie ein Wesen, für dessen Geist das Kausalitätsprinzip noch kaum existierte, ein Wesen, das nicht imstande wäre, eine Verbindung zwischen dem einen und dem anderen Phänomen herzustellen und dem das Schauspiel der Welt so ungewiß vorkommen mußte wie ein Traum. Sicherlich gab ich mir Mühe, aus dieser Beziehungslosigkeit herauszukommen, Ursachen zu entdecken. Ich versuchte sogar, »objektiv« zu sein und dementsprechend dem Mißverhältnis Rechnung zu tragen, das zwischen der Wichtigkeit bestand, die Gilberte für mich hatte, und derjenigen nicht nur, die ich für sie besaß, sondern sogar der, die sie für andere Wesen außer mir haben mochte, einem Mißverhältnis, ohne dessen Berücksichtigung ich eine bloße Liebenswürdigkeit meiner Freundin für ein leidenschaftliches Geständnis und einen grotesken und erniedrigenden Schritt von meiner Seite für eine Gebärde von schlichter Anmut gehalten hätte, wie sie uns der Geneigtheit der Schönen näherträgt. Doch fürchtete ich auch, in das entgegengesetzte Extrem zu fallen, bei dem ich in dem unpünktlichen Eintreffen Gilbertes zu einer Verabredung, einer Regung schlechter Laune einen Beweis unversöhnlicher Feindschaft gesehen hätte. Ich versuchte, zwischen diesen beiden die Tatsachen entstellenden Blickpunkten denjenigen zu finden, der mir eine möglichst zutreffende Sicht der Dinge verschaffte; die Berechnungen, die ich hierfür anstellen mußte, lenkten mich ein wenig von meinem Kummer ab; und sei es aus Gefügigkeit gegenüber dem Votum der Zahlen oder weil ich das errechnete, was ich mir wünschte, jedenfalls entschloß ich mich am nächsten Tag, zu den Swanns zu gehen, glücklich zwar, jedoch auf die gleiche

Art wie jemand, der sich lange mit dem Plan einer Reise herumgeschlagen hat, die er gar nicht machen wollte, nur bis zum Bahnhof geht und dann nach Hause zurückkehrt und die Koffer wieder auspackt. Und da, während man noch zögert, die bloße Vorstellung von einem möglichen Entschluß (sofern man die Vorstellung nicht von vornherein unwirksam gemacht hat, indem man innerlich entschieden ist, den Entschluß nicht zu fassen) gleich einem lebendigen Samenkorn die Grundlinien und alle Einzelheiten der inneren Bewegungszustände aus sich entwickelt, die sich aus der Ausführung dieses Entschlusses ergeben würden, sagte ich mir, bei meinem Vorhaben, Gilberte nicht mehr zu sehen, sei ich recht dumm gewesen, mir soviel Leid zuzufügen, als ob ich diesen Plan hätte je verwirklichen wollen, und ich hätte mir, da es doch schließlich damit endete, daß ich wieder zu ihr ginge, von vornherein einen solch großen Aufwand an Absichtserklärungen und schmerzlicher Resignation ersparen können. Doch hielt diese Wiederaufnahme der Freundschaft nur so lange an, bis ich bei den Swanns angekommen war; nicht weil ihr Maître d'hôtel, der mir sehr zugetan war, mir sagte, Gilberte sei ausgegangen (ich erfuhr tatsächlich noch am gleichen Abend, daß es stimmte, denn Bekannte von mir hatten sie gesehen), sondern wegen der Art, mit der er mir sagte: »Monsieur, das gnädige Fräulein ist ausgegangen, ich kann Monsieur fest versichern, daß ich Monsieur nicht belüge. Wenn Monsieur sich erkundigen will, lasse ich die Kammerzofe kommen. Monsieur kann sich denken, daß ich gern alles für ihn täte, und wenn das gnädige Fräulein da wäre, würde ich Monsieur sofort zu ihr führen.« Diese auf die einzig maßgebende Weise (indem sie uns eine zumindest summarische Radiographie der ungeahnten Wirklichkeit liefern, die hinter einer einstudierten Rede verborgen bleiben würde), nämlich unwillkürlich vorgebrachten Worte bewiesen, daß in Gilbertes Umgebung der Eindruck bestand, daß ich ihr lästig falle; kaum hatte denn auch der Maître d'hôtel sie ausgesprochen,

als sie auch schon in mir einen Haß erzeugten, den ich lieber gegen ihn als gegen Gilberte richtete; er vereinigte nunmehr auf sich alle jene Gefühle des Zorns, die ich gegen meine Freundin hatte hegen können; da sie nun dank jenen Worten von diesen befreit war, blieb nur meine Liebe zurück; doch immerhin hatten sie mir gezeigt, daß ich besser daran täte, Gilberte eine Zeitlang nicht zu sehen. Sie würde mir sicher schreiben, um sich zu entschuldigen. Doch auch dann würde ich, um ihr zu beweisen, ich könne auch ohne sie leben, nicht sofort wieder zu ihr eilen. Außerdem würde ein Besuch bei Gilberte, nachdem sie erst einmal geschrieben hätte, eine Sache sein, auf die ich gut noch ein Weilchen würde verzichten können, weil ich dann sicher wäre, sie doch wiederzusehen, sobald es mir beliebte. Was ich brauchte, um die freiwillige Trennung weniger schmerzlich zu empfinden, war, mein Herz von der furchtbaren Ungewißheit zu befreien, ob wir auch wirklich nicht für immer zerstritten seien, sie nicht verlobt, verreist, entführt worden sei. Die nächsten Tage dann glichen denen der nun schon entlegenen Neujahrswoche, die ich ohne Gilberte hatte verbringen müssen. Doch als jene Woche damals verstrichen war, war ich einerseits sicher, daß meine Freundin wieder in die Champs-Élysées-Anlagen kommen und daß ich sie wieder wie zuvor sehen würde; andererseits wußte ich mit nicht geringerer Gewißheit, daß es, solange die Weihnachtsferien andauerten, keinen Zweck hatte hinzugehen, so daß ich während jener nun schon fernen traurigen Woche meinen Kummer mit Gelassenheit ertragen hatte, weil weder Furcht noch Hoffnung damit verbunden war. Jetzt im Gegenteil war es gerade letzteres Gefühl, das fast so sehr wie die Furcht mein Leiden unerträglich machte. Als ich am gleichen Abend keinen Brief von Gilberte erhalten hatte, hatte ich ihre Nachlässigkeit, alle ihre Beschäftigungen in Betracht gezogen und zweifelte nicht daran, in der Morgenpost einen solchen zu finden. Auf diese wartete ich Tag für Tag mit Herzklopfen, auf das ein Zustand von Niedergeschlagenheit

folgte, weil ich nur Briefe von anderen als Gilberte erhielt oder auch nichts, was nicht schlimmer war, denn die Zeichen der Freundschaft einer anderen ließen mir ihre Zeichen der Gleichgültigkeit nur um so grausamer erscheinen. Ich hoffte dann von neuem auf die Nachmittagspost. Selbst in den Stunden zwischen den Zustellungen wagte ich nicht auszugehen, denn sie könnte mir ihre Nachricht ja durch einen Boten schikken. Dann trat schließlich der Augenblick ein, da ich, weil weder ein Briefträger noch ein Swannscher Diener mehr erscheinen konnte, endgültig meine Hoffnung auf Beschwichtigung auf den nächsten Morgen verschieben mußte, und so blieb mir nichts anderes übrig, als, gerade weil ich glaubte, mein Leiden werde nicht lange dauern, es gleichsam stets wieder zu erneuern. Der Kummer blieb vielleicht der gleiche, doch statt daß er wie früher nur mein erstes Gefühl gleichförmig verlängerte, setzte er mehrmals am Tag mit einem so häufig wiederbelebten Gefühl von neuem ein, daß dieses – ein nur momentaner, rein physischer Zustand – schließlich chronisch wurde und die durch das Warten verursachten Aufregungen kaum Zeit hatten, sich etwas zu legen, als bereits ein neuer Anlaß zum Warten da war und es schließlich keine einzige Minute des Tages mehr gab, in der ich mich nicht in beklemmendster Spannung befand, wie sie schon eine Stunde lang schwer zu ertragen ist. So war mein Leiden unendlich grausamer diesmal als in jenen ersten Januartagen, weil jetzt in mir anstelle einer schlichten Ergebung in das Leiden die immer neu erstehende Hoffnung lebte, es enden zu sehen. Zu jener Ergebung kam ich am Ende zwar doch, und ich begriff dann, daß sie definitiv sein müsse; ich verzichtete für immer auf Gilberte im Interesse meiner Liebe selbst, und ich wünschte, daß sie vor allem keine mit Verachtung gemischte Erinnerung an mich behalten sollte. Ich ging sogar so weit, damit sie nicht etwa bei mir etwas wie Liebesgram vermuten könnte, in der Folge, wenn sie mir ein Wiedersehen vorschlug, des öfteren zuzusagen und ihr nur im letzten Augen-

blick mitzuteilen, daß ich nicht kommen könne, und ihr dabei zu versichern, ich sei untröstlich darüber, wie ich es mit jemandem gemacht hätte, den ich nicht treffen wollte. Mir schien, diese Ausdrücke des Bedauerns, die man gewöhnlich nur gegenüber Menschen verwendet, die einen kalt lassen, würden Gilberte besser von meiner Gleichgültigkeit überzeugen als der Ton der Gleichgültigkeit, den man derjenigen gegenüber, die man liebt, nur vortäuscht. Wenn ich ihr dann auch noch überzeugender als mit Worten durch immer wiederkehrende Handlungen beweisen würde, daß mir nichts daran liege, sie zu sehen, fände vielleicht sie von neuem Gefallen an mir. Ach! es würde vergeblich sein: der Versuch, ihre Neigung für mich dadurch zu beleben, daß ich sie nicht mehr sähe, war gleichbedeutend damit, sie endgültig zu verlieren; denn erstens würde ich, sofern diese Neigung noch einmal auflebte und ich ihr Dauer verleihen wollte, Gilberte nicht gleich nachgeben dürfen; zweitens würden die grausamsten Stunden dann schon vorüber sein; im jetzigen Augenblick war sie unentbehrlich für mich, und ich hätte ihr am liebsten gesagt, sie würde, wenn sie mich wiedersähe, bald nur noch einen so sehr geschwundenen Schmerz beschwichtigen können, daß dann nicht mehr, wie in diesem Augenblick noch, die Absicht, ihm ein Ende zu bereiten, ein Grund des Waffenstreckens, der Versöhnung, der Wiederbegegnung sein könnte. Später aber, wenn ich endlich Gilberte ohne Gefahr – so sehr würde dann die ihre zu mir an Kraft gewonnen haben – meine Neigung gestehen könnte, würde diese einer so langen Trennung nicht haben standhalten können und nicht mehr existieren; Gilberte würde mir bis dahin gleichgültig geworden sein. Ich wußte es und konnte es ihr doch nicht sagen; sie hätte geglaubt, wenn ich behauptete, ich werde aufhören sie zu lieben, sofern ich sie längere Zeit nicht sähe, ich täte es einzig in dem Wunsch, sie möge mich nur recht bald wieder zu sich rufen. Inzwischen wurde es mir dadurch leichter, mich zu dieser Trennung zu verurteilen, als ich (damit Gilberte sich

um so klarer darüber würde, daß es entgegen meinen Behauptungen an meinem freien Willen und nicht an einer Verhinderung, etwa meinem Befinden, liege, wenn ich sie nicht besuchte) jedesmal, wenn ich im voraus wußte, daß Gilberte nicht bei ihren Eltern war, daß sie mit einer Freundin ausging und zum Abendessen nicht nach Hause kam, Madame Swann besuchen ging (die für mich wieder das geworden war, was sie damals für mich darstellte, als ich ihre Tochter nur unter Schwierigkeiten sah und, wenn diese nicht in den Anlagen der Champs-Élysées erschien, in der Avenue des Acacias spazierenging). Auf diese Weise hörte ich von Gilberte reden und war sicher, daß sie ebenfalls hinterher von mir hören werde, und zwar auf eine Weise, die deutlich erkennen ließe, daß ich mir nicht viel aus ihr machte. Und ich fand wie alle, die leiden, daß meine traurige Lage noch schlimmer hätte sein können. Denn da ich freien Zugang zu dem Haus hatte, in dem Gilberte lebte, sagte ich mir immer, wenn ich auch entschlossen war, keinen Gebrauch davon zu machen, ich könne meinem Schmerz, wenn er zu heftig würde, ein Ende bereiten. Ich war einfach von einem Tag zum anderen unglücklich. Und selbst das ist übertrieben. Wie viele Male in einer Stunde sprach ich mir nicht (aber jetzt ohne die beklemmende Spannung, die mir in den ersten Wochen nach unserem Bruch das Herz zugeschnürt hatte, bevor ich wieder zu den Swanns zurückkehrte) den Text des Briefes vor, den Gilberte mir eines Tags schicken oder vielleicht sogar selber bringen würde! Die stete Vorstellung dieses imaginären Glücks half mir, den Zusammenbruch des wirklichen Glücks zu ertragen. Für Frauen, die uns nicht lieben, gilt wie für »Verschollene«, daß das Bewußtsein, man habe nichts mehr zu hoffen, dennoch nicht bedeutet, daß man nicht mehr weiter wartet. Man späht unaufhörlich, man horcht auf jedes Geräusch; Mütter, deren Sohn sich zu einer gefahrvollen Expedition auf See begeben hat, stellen sich jede Minute vor, selbst wenn seit langem die Gewißheit besteht, daß ihr Sohn umgekommen ist, er werde,

auf wunderbare Weise gerettet, wohlbehalten ins Zimmer treten. Und dieses Warten verhilft ihnen je nach der Kraft der Erinnerung und der Widerstandsfähigkeit ihrer Organe entweder dazu, die Jahre zu überdauern bis zu dem Punkt, wo sie den Gedanken ertragen, daß ihr Sohn nicht mehr lebt, es allmählich vergessen und weiterleben – oder aber zu sterben. Außerdem erfuhr mein Schmerz eine gewisse Linderung durch den Gedanken, daß er meiner Liebe nütze. Jeder Besuch, den ich Madame Swann machte, ohne Gilberte zu sehen, war grausam für mich, aber ich merkte, daß er um ebensoviel das Bild verbesserte, das Gilberte von mir hatte.

Wenn ich es im übrigen immer so einrichtete, daß ich, bevor ich zu Madame Swann ging, ganz sicher war, ihre Tochter nicht anzutreffen, so geschah das vielleicht ebensosehr aus Entschlossenheit, mit ihr zerstritten zu sein, wie aus jener Hoffnung auf Versöhnung heraus, die meinen Willen zum Verzicht überlagerte (es gibt – zumindest in kontinuierlicher Form – wenig absolute Verzichte in der menschlichen Seele, denn eines ihrer durch den unerwarteten Zustrom verschiedener Erinnerungen noch bekräftigten Gesetze ist das Intermittieren) und mir gnädig verdeckte, was allzu grausam daran schien. Ich wußte wohl, daß diese Hoffnung ziemlich illusorisch war. Ich war wie ein Armer, der sein trockenes Brot mit weniger Tränen netzt, wenn er sich sagt, daß vielleicht sogleich ein Fremder ihm sein ganzes Vermögen hinterlassen werde. Wir alle müssen, um die Wirklichkeit für uns erträglich zu machen, ein paar kleine Torheiten in uns nähren. Meine Hoffnung aber blieb unversehrter erhalten – während gleichzeitig die Trennung sich leichter durchführen ließ –, wenn ich Gilberte nicht sah. Hätte ich bei ihrer Mutter plötzlich ihr gegenübergestanden, so würden wir vielleicht nicht wiedergutzumachende Worte gewechselt haben, die unser Zerwürfnis endgültig besiegelt, meine Hoffnung erstickt und andererseits durch das Entstehen neuer Ängste meine Liebe

wiedererweckt und meine Resignation noch schwieriger gestaltet hätten.

Seit langem schon, weit vor dem Zerwürfnis mit ihrer Tochter, hatte Madame Swann mir gesagt: »Es ist ja sehr nett, daß Sie Gilberte besuchen kommen, aber ich wünschte, Sie kämen auch manchmal meinetwegen, nicht zu meinem Choufleury[1] , bei dem Sie sich langweilen würden, weil zuviel Leute da sind, sondern an einem der anderen Tage, wo Sie mich zu späterer Stunde immer antreffen können.« Wenn ich sie also besuchen ging, sah es so aus, als käme ich nur einem von ihr längst geäußerten Wunsch nach. Und sehr spät jeweils, nach dem Dunkelwerden, wenn meine Eltern schon fast zu Tisch gingen, brach ich auf und besuchte Madame Swann; die ganze Zeit wußte ich dann, daß ich Gilberte nicht sehen, aber doch unausgesetzt an sie denken würde. In diesem damals noch als sehr entlegen geltenden Stadtviertel eines Paris, das dunkler war als heute und selbst im Zentrum noch keine elektrische Straßenbeleuchtung hatte, auch sehr wenig elektrisches Licht in den Häusern, genügten die Lampen eines im Parterre oder in einem niedrigen Zwischenstock gelegenen Salons (wie es der ihrer Räumlichkeiten war, in denen Madame Swann gewöhnlich ihre Gäste empfing), um die Straße zu erhellen und die Blicke des Passanten zu fesseln, der in ihrem hellen Schein die offensichtliche und doch verhüllte Ursache für die Anwesenheit einiger schmucker Coupés[2] vor der Tür zu erkennen glaubte. Der Vorübergehende vermutete dann mit allerlei bewegten Gedanken eine Veränderung in dieser geheimnisumwobenen Ursache, wenn er eines der Coupés sich in Bewegung setzen sah; doch es handelte sich dabei nur um einen Kutscher, der aus Furcht, sie könnten sich erkälten, seine Pferde gelegentlich die Straße hoch- und wieder hinuntertraben ließ, was um so eindrucksvoller war, als die gummibereiften Räder dem Hufgetrappel einen Hintergrund von Stille bereiteten, von dem es sich desto deutlicher und bestimmter abhob.

Der »Wintergarten«, den in jenen Jahren der Vorübergehende in allen möglichen Straßen sehen konnte, wenn die Wohnung nicht allzu hoch über dem Bürgersteig lag, ist jetzt nur noch auf den Heliogravüren in den Geschenkbüchern von P.-J. Stahl[1] zu entdecken, wo er, im Gegensatz zu den spärlichen floralen Ornamenten der heutigen Louis-Seize-Gemächer – eine Rose oder japanische Iris in einer langhalsigen Kristallvase, in die keine weitere Blume hineinginge –, in Anbetracht der verschwenderischen Fülle der Zimmerpflanzen, die man damals hatte, und des absoluten Mangels einer Stilisierung in ihrem Arrangement offenbar bei der Dame des Hauses eher einer Art lebendiger, köstlicher Begeisterung für Botanik entsprungen zu sein scheint als einem nüchternen Bemühen um unbelebte Dekoration. Er erinnerte in vergrößertem Format, in den eleganten Stadtvillen von damals, an jene winzigen transportablen Treibhäuser, die am Morgen des 1. Januar unter die leuchtende Lampe gestellt wurden – die Kinder hatten ja doch nicht die Geduld, bis Tagesanbruch zu warten – und dort unter anderen Neujahrsgeschenken das schönste von allen waren, da sie ja mit den Pflanzen, die man weiterhin pflegen konnte, über die Kahlheit des Winters freundlich hinwegtrösteten; mehr noch als an diese Treibhäuser selbst erinnerten die Wintergärten an jenes, das man daneben in einem schönen Buch, ebenfalls einem Neujahrsgeschenk, abgebildet fand und das, obwohl nicht den Kindern zugedacht, sondern für Mademoiselle Lili, die Heldin des Buches, bestimmt, doch jene derart entzückte, daß sie, die heute fast Greise sind, sich fragen, ob in jenen glücklichen Jahren der Winter nicht die schönste Jahreszeit war. In der Tiefe nun jedenfalls dieses Wintergartens erkannte, hinter den eisblumenhaften Schattenspielen all dieser Gewächse, die von der Straße her das beleuchtete Fenster den Scheiben jener auf Bildern dargestellten oder wirklichen Kindertreibhäuser ähnlich machten, der Vorübergehende, wenn er sich auf die Zehenspitzen hob, gewöhnlich einen Herrn im Gehrock mit einer

Gardenie oder Nelke im Knopfloch, der vor einer sitzenden Dame stand, beide undeutlich wie zwei in einen Topas geschnittene Figurinen, eingehüllt in die Atmosphäre des vom Samowar – einem damals neu eingeführten Artikel – mit Ambradämpfen, die vielleicht auch heute noch daraus hervorquellen, die aber infolge der Gewöhnung daran niemand mehr bemerkt, durchdufteten Salons. Madame Swann hielt sehr auf diesen »Tee«; sie hielt es für originell und charmant, wenn sie zu einem Mann sagte: »Sie finden mich alle Tage zu späterer Stunde zu Hause, kommen Sie doch und trinken Sie Ihren Tee bei mir«, wobei sie mit einem feinen, sanften Lächeln diese mit einem vorübergehend englischen Akzent ausgesprochenen Worte begleitete, die ihr Gegenüber mit respektvollem Gruß zur Kenntnis nahm, als seien sie etwas Wichtiges und Besonderes, das Ehrerbietung erheischte und Aufmerksamkeit gebot. Aus einem anderen Grund noch als den genannten hatten die Blumen in Madame Swanns Salon nicht nur rein ornamentalen Charakter, und dieser Grund hatte nichts mit der Epoche zu tun, sondern zum Teil mit Odettes früherer Existenz. Eine große Kokotte, wie sie es gewesen war, lebt vor allem für ihre Liebhaber, das heißt bei sich zu Hause, was sie dazu führen kann, für sich zu leben. Die Dinge, die man bei einer ehrbaren Frau zu sehen bekommt und die auch in ihren Augen Wichtigkeit haben müssen, besitzen jedenfalls für die Kokotte die allergrößte überhaupt. Der Höhepunkt ihres Tages ist nicht der Augenblick, da sie sich für eine Gesellschaft anzieht, sondern derjenige, da sie sich für einen Mann auszieht. Sie muß im Negligé, im Nachthemd so elegant sein wie im Ausgehkleid. Andere Frauen zeigen ihren Schmuck, sie aber lebt in Intimität mit ihren Perlen. Diese Daseinsform verpflichtet und verführt schließlich zu einem geheimen und nahezu selbstlosen Luxus. Madame Swann dehnte diesen auf die Blumen aus. Immer stand neben ihrem Fauteuil eine ungeheure Kristallschale, gefüllt mit Parmaveilchen oder mit Margueriten, deren gelöste Blätter im Wasser schwebten, so daß es dem Eintre-

tenden scheinen mußte, als habe er sie gerade bei ihrer Lieblingsbeschäftigung gestört, wie etwa bei einer Tasse Tee, die Madame Swann zu ihrem Vergnügen ganz für sich allein getrunken hätte, ja sogar bei einer geheimnisvolleren und intimeren Beschäftigung, so daß man sich beim Anblick dieser offen ausgebreiteten Blumen am liebsten hätte entschuldigen mögen, wie wenn man den Titel des noch aufgeklappten Bandes angeschaut hätte, aus dem man ersehen konnte, was Odette gelesen und womit vielleicht ihre Gedanken zur Zeit beschäftigt waren. Mehr noch als das Buch aber lebten die Blumen; man war befangen, wenn man bei Madame Swann eintrat, um ihr einen Besuch zu machen, und sah, daß sie nicht allein war, oder wenn man mit ihr zusammen nach Hause kam und den Salon nicht leer vorfand; einen so rätselhaften und zu den unbekannten Stunden der Hausherrin in Beziehung stehenden Platz nahmen diese Blumen darin ein, die nicht für Odettes Besucher hergerichtet waren, sondern – gleichsam nur von ihr selbst vergessen – dort mit ihr Privatgespräche geführt hatten und noch führen würden, die man zu stören fürchtete und deren geheimen Sinn man vergebens aus der verwaschenen, in einen flüssigen Lilaton sich lösenden Farbe der Parmaveilchen zu erraten versuchte. Von Anfang Oktober an kehrte Odette so regelmäßig wie irgend möglich zum Tee, den man damals noch »five o'clock tea« nannte, nach Hause zurück, da sie hatte sagen hören (und selbst gern wiederholte), nur dadurch habe Madame Verdurin es zu einem Salon gebracht, daß man immer sicher sein konnte, sie zur gleichen Stunde zu Hause anzutreffen. Odette bildete sich nun ein, selber einen zu haben, der gleichen Art, etwas freier vielleicht, *senza rigore* [1] , wie sie selbst gern sagte. Sie sah sich nämlich als eine Art Lespinasse[2] und glaubte einen Konkurrenzsalon aufgemacht zu haben, in den sie der du Deffand des kleinen Kreises ihre angenehmsten Besucher, besonders Swann, entführt hätte, der die Sezession mitgemacht und ihr in ihr Lager gefolgt sei, eine Version, die ihr verständlicherweise Neulin-

gen weiszumachen gelang, die nichts von der Vergangenheit wußten, nicht jedoch sich selbst. Doch werden gewisse Lieblingsrollen von uns so häufig vor anderen durchgespielt und in uns selber einstudiert, daß wir uns leichter auf ihr erdichtetes Zeugnis stützen als auf eine Wahrheit, die uns fast völlig entfallen ist. An den Tagen, an denen Madame Swann überhaupt nicht ausgegangen war, traf man sie in einem schneeweißen Crêpe-de-Chine-Morgenkleid an, manchmal auch in einem jener langen gefältelten Gewänder aus Seidenmusselin, die aussehen wie aus weißen und rosigen Blütenblättern hingehaucht und die man heute wenig für den Winter geeignet fände, ganz zu Unrecht übrigens. Denn jene leichten Stoffe und zarten Farben gaben der Frau – in der angestauten Wärme der damaligen mit Portieren abgedichteten Salons, deren »seidenweiche Polster« die Modeschriftsteller der Epoche rühmten, wenn sie besonders elegant sein wollten – dasselbe fröstelnde Aussehen, wie es die Rosen hatten, die trotz des Winters im Inkarnat ihrer Blöße dort bei ihr ausharren konnten wie im Frühling. Weil die Teppiche jeden Laut erstickten und sie selbst im Schutz von Wandnischen sich eingerichtet hatte, merkte die Herrin des Hauses nicht, wenn jemand eingetreten war, wie sie es heute täte, sondern fuhr zu lesen fort, wenn man schon beinahe vor ihr stand, was den Eindruck des Romanhaften, den Zauber gleichsam eines belauschten Geheimnisses verstärkte, den wir noch in der Erinnerung an jene damals schon aus der Mode gekommenen Gewänder wiederfinden, die Madame Swann vielleicht als einzige noch nicht abgelegt hatte und die in uns die Vorstellung wecken, die Frau, die sie trägt, müsse eine Romanheldin sein, da die meisten von uns dergleichen nur in bestimmten Romanen von Henry Gréville[1] begegnet sind. Odette hatte jetzt bei Beginn des Winters in ihrem Salon Chrysanthemen von enormen Ausmaßen und einer Vielfalt der Farben, wie Swann sie früher bei ihr nicht hatte vorfinden können.[2] Meine Bewunderung für diese Blumen – wenn ich Madame Swann einen jener trauri-

gen Besuche machte, bei denen ich in ihr wegen meines Kummers die ganze geheimnisvolle Poesie der Mutter jener Gilberte wiederfand, der sie am nächsten Tag sagen würde: »Dein Freund hat mich gestern besucht« – kam zweifellos daher, daß sie, blaßrosa wie die Louis-Seize-Seiden ihrer Fauteuils, schneeweiß wie ihr Hauskleid aus Crêpe de Chine oder von dem metallischen Rot ihres Samowars, über die Ausstattung des Salons eine zweite legten von ebenso reichem Kolorit, ebenso raffiniert, aber diesmal lebendig und nur für wenige Tage bestimmt. Doch wurde ich weniger durch die Vergänglichkeit dieser Chrysanthemen berührt als vielmehr durch ihre relative Dauerhaftigkeit im Vergleich zu den ebenso rosigen und ebenso kupferfarbenen Tönen, die die untergehende Sonne verschwenderisch über die grauen Nebel der Spätnachmittage im November verströmt; nachdem ich sie auf dem Weg zu Madame Swann am Himmel hatte erlöschen sehen, fand ich sie nun nachlebend, in die entflammte Farbpalette der Blumen transponiert wieder. Als habe ein großer Meister der Farbe diese Feuer der Vergänglichkeit der Atmosphäre und des Sonnenlichts entrissen, damit sie eine menschliche Wohnung schmückten, luden die Chrysanthemen mich bei all meiner Traurigkeit doch dazu ein, während dieser Teestunde begierig die so kurzen Novemberfreuden auszukosten, deren traulich geheimnisvollen Glanz sie neben mir erstrahlen ließen. Aus den Gesprächen freilich war Ähnliches nicht zu hoffen; sie hatten herzlich wenig davon. Selbst Madame Cottard gegenüber und obwohl es schon spät war, erklärte Madame Swann mit aufgesetzter Liebenswürdigkeit: »Aber nein, es ist nicht spät, schauen Sie nicht auf die Uhr dort. Sie hat nie die richtige Zeit, sie geht nicht; was haben Sie denn nur so schrecklich Dringendes vor«; und bot der Frau des Professors, die mit der Visitenkartentasche in der Hand dasaß, noch ein Törtchen an.

»Man kann aus diesem Haus einfach nicht fort«, sagte Madame Bontemps zu Madame Swann, während Madame

Cottard in ihrer Verwunderung, ihre eigene Meinung aussprechen zu hören, in die Worte ausbrach: »Das sage ich mir doch auch immer im Innersten, mit meinem bißchen Grips!« Und damit fand sie den Beifall der Herren vom Jockey-Club, die sehr geschmeichelt getan und sich bis auf den Boden verbeugt hatten, als Madame Swann sie dieser unfreundlichen Kleinbürgerin vorstellte, die Odettes glänzenden Freunden gegenüber ihre Reserve, ja, wie sie sich ausdrückte, denn sie verwendete immer eine vornehme Sprache für die einfachsten Dinge, »ihre Defensive« nie ablegte. »Man sollte es nicht glauben, doch schon drei Nachmittage haben Sie mich im Stich gelassen«, sagte Madame Swann zu Madame Cottard. »Das ist wahr, Odette, es ist einfach *Unzeiten, Ewigkeiten* her, seit ich Sie zuletzt gesehen habe. Ich muß mich da ganz schuldig sprechen; und doch gestehe ich Ihnen«, setzte sie mit verschämter und vielsagender Miene hinzu – denn obwohl Gattin eines Arztes, hätte sie nie gewagt, anders als in Periphrasen von Rheuma oder Nierenkoliken zu sprechen – »daß ich manchmal meine kleinen *Weh-Wehs* habe. Jeder hat die seinen, nicht wahr. Außerdem gab es eine Krise bei meiner männlichen Dienerschaft. Ohne daß ich besonders auf mein Ansehen im Haus poche, mußte ich doch ein Exempel statuieren und meinen Vatel[1] wegschicken, der im übrigen, glaube ich, einen einträglicheren Posten suchte. Doch sein Abgang hat beinahe zur Demission des gesamten Kabinetts geführt. Meine Kammerzofe wollte gleichfalls nicht bleiben, es hat homerische Szenen gesetzt. Ich habe zwar das Steuer fest in der Hand behalten, doch das Ganze war für mich ein Anschauungsunterricht, aus dem ich eine Lehre ziehen werde. Ich langweile Sie mit diesen Dienstbotengeschichten, aber Sie wissen ja, was man für Mühe hat, wenn man sich gezwungen sieht, Umstellungen beim Personal vorzunehmen. Und Ihr reizendes Töchterchen? Sehen wir sie heute nicht?« fragte sie dann. »Nein, mein reizendes Töchterchen speist heute bei ihrer Freundin«, antwortete Madame Swann, und an mich

gerichtet fügte sie hinzu: »Ich glaube, sie hat Ihnen geschrieben, Sie möchten sie morgen besuchen … Und was machen Ihre babies?« wandte sie sich wieder der Frau des Professors zu. Ich atmete tief auf. Die Worte Madame Swanns, die mir bewiesen, daß ich Gilberte, sobald ich wollte, wiedersehen könnte, brachten mir gerade die Erleichterung, um derentwillen ich hierhergekommen war und die mir die Besuche bei Madame Swann in jener Zeit so nötig machte. »Nein, ich werde ihr heute abend ein Wort schreiben. Gilberte und ich können uns ja nicht mehr sehen«, setzte ich hinzu, indem ich unserer Trennung eine geheimnisvolle Ursache zu unterstellen schien, was mir noch eine Illusion von Liebe ließ, die ja auch durch die freundschaftliche Art, in der ich von Gilberte sprach und sie von mir, genährt wurde. »Sie wissen ja, sie hat Sie furchtbar gern«, erklärte Madame Swann. »Wollen Sie wirklich morgen nicht kommen?« Ein plötzlicher Freudentaumel hob meine Stimmung, ich hatte mir eben gesagt: Warum eigentlich nicht? Wo doch ihre Mutter selbst mich aufgefordert hat! Doch gleich darauf fiel ich wieder in meine Trübsal zurück. Ich fürchtete, bei meinem Anblick könne Gilberte denken, meine Gleichgültigkeit in der letzten Zeit sei nur fingiert gewesen, und wollte dann doch die Trennung bestehen lassen. Während dieser Nebenbemerkungen klagte Madame Bontemps darüber, wie langweilig für sie der Verkehr mit den Frauen der Politiker sei, denn sie tat mit Vorliebe so, als finde sie alle Welt albern und lächerlich und sei kreuzunglücklich über die Stellung ihres Mannes. »Wie bringen Sie es fertig, einfach fünfzig Arztfrauen hintereinander zu empfangen«, meinte sie zu Madame Cottard gewendet, die im Gegensatz zu ihr voller Wohlwollen für jedermann und voller Respekt gegenüber allen Verpflichtungen war. »Ah, das nenn' ich Tugend! Ich im Ministerium, nicht wahr, ich bin natürlich dazu verpflichtet. Na gut, doch kann ich mir einfach nicht helfen, Sie wissen ja, diese Beamtenfrauen … am liebsten streckte ich ihnen die Zunge heraus. Meine Nichte Albertine ist da

ganz wie ich. Die Kleine ist auch keineswegs auf den Mund gefallen. Letzte Woche hatte ich bei meinem Jour die Frau des Unterstaatssekretärs im Finanzministerium, die behauptete, sie verstehe nichts von der Küche. ›Aber Madame‹, sagte meine Nichte da mit ihrem charmantesten Lächeln zu ihr, ›Sie müßten es doch wissen, Ihr Vater war doch Küchenjunge!‹« – »Oh! Ich liebe diese Geschichte; wirklich köstlich«, meinte Madame Swann. »Doch wenigstens an den Tagen, wo der Doktor Sprechstunde hat, sollten Sie Ihr kleines ›home‹ genießen mit Ihren Blumen, Ihren Büchern, den Dingen, die Sie lieben«, riet sie Madame Cottard. »Platsch ins Gesicht, jawohl, sie war einfach sprachlos. Und diese kleine Krabbe hatte mir vorher nichts gesagt, sie ist schlau wie etwas. Sie haben Glück, daß Sie sich so beherrschen können; ich beneide immer die Leute, die sich nichts anmerken lassen.« – »Ich habe das doch gar nicht nötig, Madame, ich habe keine hohen Ansprüche«, gab Madame Cottard sanftmütig zurück. »Zunächst darf ich mir das ja auch weniger erlauben als Sie«, fügte sie mit etwas lauterer Stimme hinzu, wie sie es immer zum Zweck der Hervorhebung tat, wenn sie in die Unterhaltung eine der zarten Liebenswürdigkeiten gleiten ließ, eine jener wohlabgewogenen Schmeicheleien, die von ihrem Mann bewundert wurden und seiner Karriere nützten. »Und dann tue ich auch alles gern, was dem Professor dienlich ist.«

»Gewiß, Madame, doch muß man das eben können. Wahrscheinlich sind Sie nicht nervös. Wenn ich die Grimassen der Frau des Kriegsministers sehe, mache ich sie auf der Stelle nach. Es ist einfach furchtbar, wenn man so ein Temperament hat wie ich.«

»Ja, allerdings«, sagte Madame Cottard, »ich habe sagen hören, sie habe Tics, mein Mann kennt da eine sehr hochgestellte Persönlichkeit, und wenn die Herren unter sich sind, natürlich … «

»Und dann sehen Sie, Madame, ist da der Chef des Protokolls, der einen Buckel hat; ich kann einfach nicht anders, er

ist noch keine fünf Minuten bei uns, und schon muß ich seinen Buckel anfassen. Mein Mann sagt, ich werde noch erreichen, daß er seine Stellung verliert. Na, auch gut! Zum Kuckuck mit dem Ministerium! Jawohl, zum Kuckuck mit dem Ministerium! Das möchte ich am liebsten als Devise auf mein Briefpapier drucken lassen. Ich bin sicher, Sie sind entsetzt über mich, da Sie selber so nett sind; ich für meine Person muß gestehen, daß mich nichts so amüsiert wie diese kleinen Bosheiten, ohne die ich das Leben einfach öde fände.«

Und sie redete unaufhörlich weiter vom Ministerium, als handle es sich um den Olymp. Um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, wandte Madame Swann sich an Madame Cottard:

»Sie kommen mir heute besonders hübsch vor? Redfern[1] *fecit*?«

»O nein, Sie wissen ja, ich bin eine treue Anhängerin von Raudnitz.[2] Im übrigen ist dies hier nur eine Änderung.«

»Jedenfalls hat es großen Schick!«

»Wieviel meinen Sie? … Nein, Sie müssen die erste Ziffer ändern.«

»Ist das möglich? Das ist ja nichts, das ist ja geschenkt. Man hatte mir dreimal soviel gesagt.«

»Ja, so entstehen Legenden«, schloß die Doktorsgattin das Thema ab. Dann zeigte sie Madame Swann eine Pelzboa, die diese ihr geschenkt hatte.

»Schauen Sie, Odette, kennen Sie die noch?«

Im Spalt eines Vorhangs erschien mit dem Ausdruck respektvollen Abwartens ein Männerkopf, der seine Furcht zu stören scherzhaft übertrieb: es war Swann. »Odette, der Fürst von Agrigent ist bei mir im Arbeitszimmer und fragt, ob er Ihnen seine Aufwartung machen darf. Was soll ich ihm sagen?« – »Daß ich entzückt bin, natürlich«, gab Odette sichtlich befriedigt, doch auch mit Gelassenheit zurück, die ihr um so leichter fiel, als sie ja immer schon, auch als Kokotte, elegante Männer bei sich empfangen hatte. Swann ging sagen,

daß der Gast genehm sei, und kehrte mit dem Fürsten von Agrigent zu seiner Frau zurück, falls in der Zwischenzeit nicht Madame Verdurin eingetreten war. Als er Odette heiratete, hatte er sich ausbedungen, sie dürfe den kleinen Kreis nicht mehr besuchen (er hatte dafür viele Gründe, und sonst hätte auch schon das Gesetz der Undankbarkeit genügt, das keine Ausnahme duldet und um so mehr den Mangel an Voraussicht oder die Selbstlosigkeit der Kuppler hervortreten läßt). Er hatte Odette lediglich zugestanden, jährlich zwei Visiten mit Madame Verdurin auszutauschen, was gewissen Getreuen, in ihrer Empörung über die der Patronne – die doch so viele Jahre hindurch Odette und sogar Swann als ihre besonderen Lieblinge behandelt hatte – angetane Schmach, sogar noch zuviel scheinen wollte. Denn wenn zu dem kleinen Kreis auch perfide Gesellen gehörten, die ab und zu die Verdurins versetzten, um insgeheim einer Einladung Odettes zu folgen, und bereit waren, falls sie ertappt würden, sich mit ihrer Neugier zu entschuldigen, einmal Bergotte zu begegnen (obwohl die Patronne behauptete, er verkehre gar nicht bei den Swanns und habe auch kein Talent, wobei sie ihn aber dennoch, wie sie es selbst so gern nannte, heranzuziehen suchte), so hatte er doch auch seine »Ultras«. In Unkenntnis der besonderen Interessen, die oft die Menschen dazu bringen, die extreme Haltung abzulegen, die man gern an ihnen sähe, wenn es sich darum handelt, jemand anderen zu ärgern, hätten sie, ohne es jedoch zu erreichen, gewünscht, Madame Verdurin würde alle Beziehungen zu Odette abbrechen und ihr damit die Genugtuung verwehren, lachend sagen zu können: »Wir gehen seit dem Schisma sehr selten zu der Patronne. Das war noch möglich, solange mein Mann Junggeselle war, doch wenn man verheiratet ist, läßt sich so etwas nicht immer ganz leicht machen … Monsieur Swann, um die Wahrheit zu sagen, verträgt die alte Verdurin gar nicht und sähe es ungern, wenn ich normalen Umgang mit ihr pflegte. Und als getreue Gattin …« Swann begleitete seine Frau, wenn

eine Soiree stattfand, ließ sich aber möglichst nicht blicken, wenn Madame Verdurin Odette besuchen kam. Für den Fall also, daß die Patronne im Salon anwesend war, erschien der Fürst von Agrigent allein. Und allein auch wurde er ihr vorgestellt, denn Odette legte keinen Wert darauf, vor Madame Verdurin unbedeutende Namen zu nennen; da diese mehr als ein unbekanntes Gesicht unter den Anwesenden sah, sollte sie sich lieber unter lauter Aristokraten ersten Ranges glauben; diese Rechnung ging so gut auf, daß am Abend Madame Verdurin angewidert zu ihrem Gatten bemerkte: »Ein Milieu ist das, sage ich dir! Die Spitzen der Reaktion!« Odette unterlag in bezug auf Madame Verdurin der entgegengesetzten Illusion. Nicht, daß deren Salon damals auch nur angefangen hätte zu werden, was er – wie wir sehen werden – eines Tages sein sollte. Madame Verdurin war noch nicht einmal bei jener Inkubationszeit angelangt, wo man große Festlichkeiten aufschiebt, da sonst die wenigen Neuerwerbungen an glanzvollen Erscheinungen in zuviel seichtem Mittelmaß untergehen würden, und lieber wartet, bis die Zeugungskraft dieser zehn Gerechten, die man mit Erfolg herangezogen hat, siebzig mal zehn daraus macht. Wie Odette das in Kürze auch tun würde, setzte Madame Verdurin sich in der Tat die »große Welt« als Ziel, doch ihre Ansatzpunkte waren noch vereinzelt und zudem so weit von denen entfernt, mittels deren Odette dem gleichen Ergebnis zustrebte, daß diese sich in größter Unwissenheit über die strategischen Pläne befand, die die Patronne indessen ausarbeitete. In denkbar gutem Glauben also fing Odette, wenn jemand ihr gegenüber Madame Verdurin als Snob bezeichnete, zu lachen an und meinte: »Aber ganz im Gegenteil! Erstens fehlen ihr alle Voraussetzungen dafür, denn sie kennt ja niemand. Ferner muß man gerecht sein und ihr zugestehen, daß es ihr selber so gefällt. Nein, woran ihr liegt, das sind ihre Mittwochabende und Leute, die nett zu plaudern wissen.« Insgeheim aber beneidete sie Madame Verdurin (obwohl sie die Hoffnung nicht aufgab, in einer so

guten Schule schließlich dergleichen gelernt zu haben) um die Künste, denen die Patronne selbst so große Wichtigkeit beimaß, obwohl sie nur das Inexistente verfeinern, die Leere ausformen und im wahrsten Sinne Künste des Nichts genannt werden können: die Kunst (der Gastgeberin), die Leute »zusammenzubringen«, die richtigen »Gruppen zu bilden«, jemand »herauszustellen«, sich selbst ganz »auszuschalten« und nur als »Bindeglied« eine Rolle zu spielen.

Auf alle Fälle waren Madame Swanns Freundinnen beeindruckt davon, bei ihr eine Frau anzutreffen, die man sich gemeinhin nur in ihrem eigenen Salon vorstellte, in einem von ihr unlösbaren Rahmen getreuer Gäste, einer ganzen kleinen Gruppe, die man nun staunend auf einem einzigen Fauteuil gegenwärtig geworden, verdichtet, in der Person der Patronne zusammengefaßt vor sich sah, die zur Besucherin geworden war in ihrem mit Daunenfedern besetzten Mantel, der sie ganz einhüllte und so duftig war wie die weißen Felle überall im Salon, in dessen Mitte Madame Verdurin ihren Salon für sich bildete. Die schüchternsten unter den anwesenden Damen wollten sich zurückziehen, und den Plural verwendend – wie man es tut, wenn man zu verstehen geben will, es sei besser, eine Rekonvaleszentin, die zum erstenmal aufgestanden ist, nicht allzusehr zu ermüden – sagten sie: »Odette, wir verlassen Sie jetzt.« Man beneidete Madame Cottard, die von der Patronne mit Vornamen angeredet wurde. »Darf ich Sie entführen?« sagte Madame Verdurin zu ihr, da sie den Gedanken nicht ertrug, eine Getreue könne dableiben, anstatt mit ihr aufzubrechen. »Madame Bontemps ist so liebenswürdig, mich mitzunehmen«, antwortete Madame Cottard, die zugunsten einer berühmteren Anwesenden gleichwohl nicht vorgeben wollte, sie hätte vergessen, daß sie bereits das Anerbieten von Madame Bontemps, sie in ihrer trikoloregeschmückten Kutsche heimzufahren, angenommen hatte.

»Ich muß gestehen, daß ich den Freundinnen ganz besonders dankbar bin, die mich in ihrem Gefährt aufnehmen. Es ist

eine wahre Wohltat für mich, zumal ich selbst keinen Automedon[1] habe.« – »Es ist in diesem Fall um so freundlicher«, antwortete Madame Verdurin (die nicht auf ihrem Angebot beharren wollte, denn sie kannte Madame Bontemps flüchtig und hatte sie gerade zu ihren Mittwochabenden eingeladen), »als Sie hier bei Madame de Crécy nicht eben in der Nähe Ihrer Wohnung sind. Oh, mein Gott, ich werde mich nie gewöhnen, Madame Swann zu sagen.« Es galt nämlich bei Leuten im kleinen Kreis, die nicht über allzuviel Geist verfügten, als Witz, so zu tun, als könne man sich nicht an »Madame Swann« gewöhnen: »Ich war doch so gewöhnt, Madame de Crécy zu sagen, jetzt hätte ich mich beinahe wieder versprochen.« Nur Madame Verdurin tat es, wenn sie mit Odette sprach, nicht aus Versehen, sondern versprach sich mit Absicht. »Haben Sie keine Angst, Odette, in einer so abgelegenen Gegend zu wohnen? Ich glaube, mir wäre es unangenehm, hier abends spät nach Hause zu kommen. Und dann ist es doch sicher auch feucht. Für das Ekzem Ihres Gatten dürfte das nicht das richtige sein. Ratten haben Sie doch wohl nicht auch?« – »Aber nein, um Gottes willen! Wie gräßlich!« – »Um so besser, ich hatte so etwas gehört. Ich bin nur froh, daß es nicht stimmt, denn ich habe selber fürchterliche Angst vor Ratten und wäre nicht wiedergekommen. Auf Wiedersehen, meine Gute, Liebe, auf bald, Sie wissen ja, wie gern ich Sie immer sehe. Sie arrangieren die Chrysanthemen nicht richtig«, sagte sie im Gehen, als Madame Swann sich erhob, um sie hinauszubegleiten. »Es sind japanische Blumen, man muß sie so anordnen, wie die Japaner es tun.« – »Ich bin da nicht der Ansicht von Madame Verdurin, wiewohl sie in allen Dingen das Gesetz und die Propheten für mich ist. Nur Sie, Odette, treiben so schöne Chrysanthemums auf – oder Chrysanthemen[1] sagt man wohl jetzt«, erklärte Madame Cottard, als die Patronne die Tür hinter sich zugemacht hatte. »Unsere liebe Madame Verdurin ist nicht immer sehr wohlwollend bei Blumen der anderen«, gab Madame Swann mit sanfter Stim-

me zurück. »Wen beehren Sie denn, Odette?« wollte Madame Cottard wissen, um weiterer Kritik an der Patronne zuvorzukommen …

»Lemaître?[2] Ich muß gestehen, bei Lemaître habe ich neulich vorn eine große rosa Topfpflanze gesehen, für die ich mich in tolle Unkosten gestürzt habe.« Doch machte sie aus Schamgefühl keine näheren Angaben zum Preis der Pflanze, setzte nur hinzu, daß der Professor, dem »sonst der Hut nicht so leicht hochgehe«, rot gesehen und ihr gesagt habe, sie kenne den Wert des Geldes nicht. »Nein, nein, mein Hoflieferant für Blumen ist nach wie vor Debac.« – »Meiner auch«, sagte Madame Cottard, »aber ich gebe zu, daß ich ihm manchmal mit Lachaume die Treue breche.« – »Soso, Sie hintergehen ihn mit Lachaume, das werde ich ihm sagen«, antwortete Odette, die gern geistreich sein und zu Hause, wo sie sich mehr in ihrem Element fühlte als im kleinen Kreis, die Unterhaltung führen wollte. »Übrigens wird Lachaume wirklich zu teuer; seine Preise sind überrissen, ich finde sie geradezu unanständig!« setzte sie lachend hinzu.

Indessen war Madame Bontemps, die hundertmal behauptet hatte, sie wolle nicht zu den Verdurins gehen, entzückt darüber, daß sie zu den Mittwochabenden eingeladen war, und rechnete sich aus, wie sie es anstellen könne, so häufig wie möglich dort zu sein. Sie wußte nicht, wie großen Wert Madame Verdurin darauf legte, daß man keinen versäumte; andererseits gehörte sie zu den nicht sehr gesuchten Personen, die, wenn sie von einer Gastgeberin zu einer regelmäßig wiederkehrenden Veranstaltung eingeladen sind, es nicht wie diejenigen machen, die sicher sind, immer gern gesehen zu sein, und hingehen, wenn sie gerade Zeit und Lust dazu haben; jene anderen versagen sich zum Beispiel die Teilnahme am ersten und dritten Abend in der Annahme, ihre Abwesenheit werde bemerkt werden, und erscheinen das zweite und vierte Mal, sofern sie nicht auf eine Information hin, daß der dritte besonders brillant zu werden verspreche, ihre Ordnung umstoßen

und anführen, sie seien »zu ihrem großen Bedauern das letzte Mal nicht frei« gewesen. So überschlug Madame Bontemps die Zahl der Mittwochabende bis Ostern und überlegte, auf welche Weise sie einen mehr herausbekommen könne, ohne den Anschein zu erwecken, sie dränge sich auf. Sie rechnete auf Madame Cottard, die ihr gewiß beim Nachhausefahren ein paar Winke geben würde. »Oh! Madame Bontemps, was sehe ich, Sie stehen auf, das ist aber bös von Ihnen, daß Sie das Signal zum Aufbruch geben. Sie schulden mir doch eine Entschädigung dafür, daß Sie am letzten Donnerstag nicht konnten … Kommen Sie, setzen Sie sich noch einen Augenblick. Sie machen doch bestimmt keinen anderen Besuch mehr vor dem Abendessen. Ja, lassen Sie sich denn gar nicht in Versuchung führen?« setzte Madame Swann hinzu, indem sie ihr einen Teller mit Gebäck anbot. »Hören Sie, dieser Plunder hier ist wirklich nicht übel. Es schaut zwar nach nichts aus, aber kosten Sie nur, dann werden Sie schon sehen.« – »Im Gegenteil, ich finde, es sieht ausgezeichnet aus«, antwortete Madame Cottard, »bei Ihnen, Odette, kommt man in kulinarischer Hinsicht ja niemals zu kurz. Ich brauche gar nicht erst zu fragen, woher diese Herrlichkeiten sind; ich weiß, Sie beziehen alles von Rebattet.[1] Ich muß sagen, ich bin da eklektischer. Für Petits fours, überhaupt für alle Leckereien, wende ich mich oft an Bourbonneux. Aber ich gebe zu, von Eis verstehen sie dort nichts. Für Eis, Bavaroise oder Sorbet ist Rebattet *der* Künstler. Was er macht, ist – wie mein Mann sagen würde – einfach *nec plus ultra*.« – »Das hier ist aber ganz schlicht im Haus gemacht. Wirklich nichts mehr?« – »Ich werde zwar nicht zu Abend essen können«, antwortete Madame Bontemps, »aber ich setze mich noch einmal einen Augenblick, Sie wissen ja, ich unterhalte mich gar zu gern mit einer gescheiten Frau, wie Sie es sind.« – »Sie werden mich indiskret finden, Odette, aber ich wüßte doch gern, wie Sie den Hut beurteilen, den Madame Trombert aufhatte. Ich weiß natürlich auch, daß große Hüte Mode sind. Aber war der nicht

doch ein wenig übertrieben? Dabei war er geradezu mikroskopisch klein im Vergleich zu dem, den sie bei mir neulich trug.« – »Aber nein, ich bin nicht gescheit«, sagte Odette in der Meinung, daß sich das gut machen würde. »Ich bin im Grunde eine einfältige Person, der man alles weismachen kann und die sich über ein Nichts zu Tode grämt.« Sie gab dann zu verstehen, daß sie zu Anfang sehr unter der Ehe mit einem Mann wie Swann gelitten habe, der ein Leben für sich führte und sie betrog. Der Fürst von Agrigent hingegen, der die Worte: »Ich bin nicht gescheit« aufgeschnappt hatte, hielt es für seine Pflicht zu protestieren, nur mangelte es ihm an Schlagfertigkeit. »Larifari!« tönte Madame Bontemps, »Sie und nicht gescheit!« – »Nicht wahr, ich sagte mir schon: Was höre ich da?« ergriff der Fürst den rettenden Strohhalm, der sich ihm bot. »Ich glaubte, ich hätte nicht recht verstanden.« – »Aber nein, es ist so«, sagte Odette, »ich bin eigentlich eine biedere Bürgersfrau, die sehr leicht schockiert ist, voller Vorurteile steckt, in ihrem Loch lebt und vor allem höchst unwissend ist.« Um über den Baron von Charlus etwas zu hören, fragte sie dann den Fürsten: »Haben Sie unseren lieben Baronet gesehen?« – »Sie und unwissend!« rief Madame Bontemps. »Da möchte ich wissen, was Sie zu unseren Ministerfrauen sagen würden, unseren Exzellenzen, die von nichts als Kleidern reden können! … Denken Sie sich, es ist noch keine acht Tage her, da komme ich in Gegenwart der Gattin des Kultusministers auf *Lohengrin* [1] zu sprechen. Sie antwortet mir: ›*Lohengrin*? Ach ja, das ist doch die neue Revue in den Folies-Bergère, es soll zum Totlachen sein.‹ Also wissen Sie, wenn man so etwas hört, könnte man wirklich aus der Haut fahren. Ich hätte ihr eine kleben mögen. Ich kann nämlich ganz schön heftig werden, müssen Sie wissen. Aber sagen Sie selbst«, wandte sie sich an mich, »habe ich nicht recht?« – »Ja, schon«, meinte Madame Cottard, »es kann aber doch passieren, daß man einmal eine verkehrte Antwort gibt, wenn man so mir nichts dir nichts gefragt wird, ohne daß man weiß,

wovon die Rede ist. Ich kann da mitreden, denn Madame Verdurin hat diese Gewohnheit, einem immer die Pistole auf die Brust zu setzen.« – »Ach, à propos Madame Verdurin«, wandte sich Madame Bontemps wieder Madame Cottard zu, »wissen Sie, wer nächsten Mittwoch bei ihr sein wird? … Ach! Jetzt fällt mir ein, daß wir für nächsten Mittwoch eine Einladung angenommen haben. Wollen Sie nicht Mittwoch in acht Tagen mit uns zu Abend essen? Wir könnten dann zusammen zu Madame Verdurin gehen. Ich traue mich allein nicht recht hin, ich weiß nicht, wieso diese große Frau mir seit jeher Angst macht.« – »Ich werde es Ihnen sagen«, antwortete Madame Cottard, »was Sie an Madame Verdurin so erschreckt, ist ihr Organ. Aber was wollen Sie? Nicht alle Leute haben ein so angenehmes Organ wie Madame Swann. Doch hat man erst einmal Fühlung genommen, wie die Patronne sagt, ist das Eis bald gebrochen. Im Grunde ist sie eine sehr herzliche Frau. Ich verstehe jedoch Ihre Unruhe sehr gut, es ist nie angenehm, wenn man sich zum erstenmal in unbekanntem Territorium bewegt.« – »Sie könnten doch auch bei uns zu Abend essen«, sagte Madame Bontemps zu Madame Swann. »Hinterher fahren wir dann alle zusammen, ganz à la Verdurin, und machen so richtig auf Verdurin; und selbst auf die Gefahr hin, daß die Patronne große Augen macht und mich nicht wieder einlädt, bleiben wir, wenn wir erst da sind, zu dreien unter uns und plaudern; ich weiß, daß mir das am meisten Spaß machen würde.« Diese Behauptung schien allerdings nicht ganz der Wahrheit zu entsprechen, denn gleich darauf wollte sie wissen: »Und wer, meinen Sie, wird am Mittwoch in acht Tagen kommen? Wird auch etwas los sein? Doch nicht allzu viele Leute, hoffe ich?« – »Ich gehe bestimmt nicht hin«, sagte Odette. »Wir geben nur ein kurzes Gastspiel bei ihrem letzten Empfangstag. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, auch bis dahin zu warten … « Doch Madame Bontemps schien einen Aufschub nicht besonders verlockend zu finden.

Obwohl die geistigen Verdienste eines Salons und seine Eleganz im allgemeinen eher im umgekehrten als im direkten Verhältnis zueinander stehen, muß man, da Swann Madame Bontemps nett fand, annehmen, daß jeder Abstieg, mit dem man sich abgefunden hat, dazu führt, einen weniger heikel denen gegenüber zu machen, mit denen man in Gottes Namen nunmehr gut auskommen will, weniger heikel in bezug auf deren Geist wie auch auf das übrige. Wenn das stimmt, verlieren Menschen ganz wie Völker ihre Kultur und sogar ihre Sprache zugleich mit ihrer Unabhängigkeit. Als Folge dieser Nachgiebigkeit verstärkt sich die ohnehin vorhandene Tendenz, von einem gewissen Alter an die Worte angenehm zu finden, die ein Tribut an unsere Denkweise, unsere Neigungen sind, eine Ermutigung sozusagen, uns ihnen hinzugeben; es ist das Alter, in dem ein großer Künstler der Gesellschaft der originellsten Geister die seiner Schüler vorzieht, die nichts mit ihm gemein haben als den Buchstaben seiner Lehre und von denen er beweihräuchert und gläubig angehört wird; das Alter auch, in dem ein Mann oder eine Frau, beide an sich bemerkenswert, die sich einer Liebe hingeben, in einem Kreis diejenige vielleicht unbedeutende Person am gescheitesten finden, die durch einen Satz bewiesen hat, daß sie Verständnis für eine ganz dem galanten Umgang gewidmete Existenz besitzt, sie billigt und dadurch auf angenehme Art den sinnlichen Neigungen des Liebhabers oder der Geliebten geschmeichelt hat; es war auch das Alter, in dem Swann als Gatte Odettes Madame Bontemps gern sagen hörte, es sei lächerlich, wenn man nur Herzoginnen empfange (woraus er, anders als er früher bei den Verdurins getan hätte, schloß, sie sei eine vernünftige Frau, sehr geistreich und nicht im geringsten ein Snob), und ihr Geschichten erzählte, über die sie sich »totlachte«, da sie sie noch nicht kannte, und die sie im übrigen schnell »auffaßte«, dabei auch mit Vergnügen schöntat und sich gern amüsierte. »Also ist der Doktor kein solcher Blumennarr wie Sie?« wollte Madame Swann von Madame Cottard wissen.

»Oh, Sie verstehen, mein Mann ist ein Weiser, maßvoll in allen Dingen. Aber doch, ja, er hat eine Leidenschaft.« Mit Augen, die vor Übelwollen, Freude und Neugier zugleich blitzten, fragte Madame Bontemps: »Und welche denn?«, worauf Madame Cottard ganz harmlos antwortete: »Das Lesen, Madame.« – »Oh! Das ist aber eine völlig ungefährliche Leidenschaft bei einem Ehemann«, rief Madame Bontemps, indem sie ein teuflisches Lächeln unterdrückte. »Wenn der Doktor aber über ein Buch geraten ist, nun, Sie können es sich ja denken.« – »Aber, liebe Madame Cottard, da brauchen Sie doch gar keine Angst zu haben … « – »Doch, seiner Augen wegen. Jetzt muß ich aber wieder zu ihm. Odette, ich klopfe sobald wie möglich wieder bei Ihnen an. Übrigens, da von Augen die Rede ist … haben Sie schon gehört, daß in der Villa, die Madame Verdurin gekauft hat, alles mit elektrischem Licht ausgestattet wird? Ich habe das nicht etwa nur von meinem eigenen kleinen Nachrichtendienst, sondern von Mildé[1] , dem Elektriker, selbst, er hat es mir gesagt. Sie sehen, ich gebe meine Quellen an! Sogar in den Schlafzimmern werden Glühbirnen installiert mit einem Lampenschirm darüber, der das Licht dämpfen soll. Das ist bestimmt ein Luxus, der seine Reize hat. Nun, heutzutage will man ja um jeden Preis etwas Neues haben, auch wenn es kaum noch etwas gibt. Die Schwägerin einer meiner Freundinnen hat bei sich das Telefon eingerichtet![2] Sie kann bei einem Lieferanten etwas bestellen, ohne sich aus ihrer Wohnung zu rühren! Ich muß offen gestehen, daß ich regelrecht Listen ersonnen habe, um die Erlaubnis zu bekommen, auch eines Tages einmal vor dem Apparat sprechen zu dürfen. Es verlockt mich sehr, aber doch mehr bei einer Freundin als bei mir. Ich glaube, ich hätte nicht gern das Telefon im Haus. Wenn das erste Vergnügen vorüber ist, wird das Gebimmel wahrscheinlich bald zur Qual. Also, Odette, jetzt muß ich aber gehen, halten Sie mir bitte Madame Bontemps nicht fest, sie will sich ja meiner annehmen, ich

muß fort, Sie bringen mich in eine schöne Lage, ich bin sicher erst nach meinem Mann zu Hause!«

Auch ich mußte jetzt heimkehren, noch ehe ich der Winterfreuden teilhaftig geworden war, als deren leuchtende Hülle mir die Chrysanthemen erschienen waren. Die Freuden waren nicht gekommen, und doch sah Madame Swann nicht so aus, als ob sie noch etwas erwarte. Sie ließ die Bedienten den Tee hinaustragen, als kündige sie an: »Es wird geschlossen!« Und auch zu mir sagte sie: »Ja? Müssen Sie wirklich gehen? Also dann ›good-bye‹.« Ich fühlte, daß ich, auch wenn ich noch bliebe, jene unbekannten Freuden nicht antreffen würde und daß nicht nur meine Trübsal sie mir vorenthielt. Befanden sie sich vielleicht nicht auf der vielbefahrenen Bahn der Stunden, die immer so schnell zum Augenblick des Aufbruchs führen, sondern auf einem mir unbekannten Seitenpfad, den ich hätte einschlagen sollen? Der Zweck meiner Anwesenheit war jedoch erreicht: Gilberte würde erfahren, daß ich ihre Eltern besucht hatte, während sie nicht anwesend war, und daß ich bei ihnen, wie Madame Cottard mir unaufhörlich wiederholt hatte, »auf der Stelle, beim ersten Anlauf, Madame Verdurin« für mich »eingenommen« habe, die sie ihrerseits, wie die Arztgattin versicherte, noch nie »soviel Aufhebens« hatte machen sehen. »Ganz offensichtlich haben Sie die gleiche Wellenlänge«, hatte sie noch gemeint. Sie würde erfahren, daß ich von ihr gesprochen hatte, wie es sich gehörte, sehr freundschaftlich, doch nicht so, als könnte ich nicht leben, ohne daß wir uns sähen, eine Überzeugung, die ich für die Grundlage des Unbehagens hielt, das sie in der letzten Zeit in meiner Gegenwart gefühlt hatte. Ich hatte Madame Swann gesagt, ich könne Gilberte nicht mehr treffen. Ich hatte es gesagt, als hätte ich für alle Zeiten beschlossen, sie nicht mehr zu sehen. Und der Brief, den ich an Gilberte schicken wollte, sollte im gleichen Sinn abgefaßt sein. Nur ich selbst nahm mir, um mir Mut zu machen, bloß noch eine letzte, kurze Anstrengung von wenigen Tagen vor. Ich sagte mir: Dies ist die letzte Verabre-

dung, auf die ich nicht eingehe, die nächste nehme ich an. Um die Trennung für mich annehmbarer zu machen, stellte ich sie mir nicht als etwas Endgültiges vor. Doch ich spürte, daß sie es werden würde.

Der 1. Januar war für mich dieses Jahr ein besonders schmerzlicher Tag. Wenn man unglücklich ist, sind dies gewiß alle, die zum Gedenk- und Jahrestag werden. Doch wenn das Unglück zum Beispiel darin besteht, daß man ein teures Wesen verloren hat, so liegt das Leiden nur in der Tatsache, daß man einen besonders sinnfälligen Vergleich mit der Vergangenheit anstellt. In meinem Fall kam noch die unausgesprochene Hoffnung dazu, daß Gilberte, als habe sie nur von meiner Seite auf den ersten Schritt gewartet und nun feststellen müssen, daß ich ihn nicht tat, den Vorwand des Neujahrstages benutzen würde, um mir zu schreiben: »Was ist geschehen? Ich bin ganz verrückt nach Ihnen, kommen Sie, wir wollen uns aufrichtig aussprechen, ich kann nicht leben, ohne Sie zu sehen.« Bereits in den letzten Tagen des alten Jahres kam das Eintreffen dieses Briefs mir höchst glaubhaft vor. Dies war es vielleicht nicht, doch damit wir etwas dafür halten, genügt der Wunsch, das Verlangen danach. Der Soldat ist überzeugt, eine Art unendlich verlängerbarer Aufschub würde ihm, bevor er getötet würde, zuteil, der Dieb desgleichen, bevor man ihn erwischt, die Menschen im allgemeinen, bevor sie sterben müssen. Das ist das Amulett, das den einzelnen – manchmal sogar Völker – beschützt, wenn auch nicht vor der Gefahr, so doch vor der Angst davor, in Wirklichkeit vor dem Glauben daran, und das führt in gewissen Fällen dazu, daß man ihr trotzt, ohne tapfer zu sein. Ein ebensowenig fundiertes Vertrauen der gleichen Art hält den Liebenden aufrecht, der mit einer Versöhnung rechnet, mit einem Brief. Um einen solchen nicht zu erwarten, hätte ich nur nicht auf ihn hoffen müssen. Wenn man auch der noch immer Geliebten ganz gleichgültig ist – und es sehr wohl weiß –, unterschiebt man ihr doch eine Reihe von Gedanken, und wären es solche der

Gleichgültigkeit, sowie eine Absicht, sie uns mitzuteilen, ein Beschäftigtsein ihres Inneren, in dem man Gegenstand vielleicht einer Antipathie, doch auch einer unablässigen Aufmerksamkeit ist. Um mir aber richtig vorzustellen, was in Gilberte vorging, wäre es nötig gewesen, daß ich an dem bewußten 1. Januar in vollem Umfang hätte vorausfühlen können, was an einem der folgenden Neujahrstage ich selber erleben würde, einen Zustand nämlich, in dem die Aufmerksamkeit, das Schweigen, die Zärtlichkeit oder Kälte Gilbertes nahezu unbemerkt an mir vorübergehen würden und ich nicht daran denken, ja nicht einmal fähig sein würde, daran zu denken, irgendwelche Probleme zu lösen, die sich mir nicht mehr stellten. Wenn man liebt, ist die Liebe zu groß, um ganz in uns enthalten zu sein; sie strahlt aus auf die geliebte Person, trifft in ihr auf eine Fläche, an der sie nicht weiter kann, und ist dadurch gezwungen, zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren; in dieser Rückwirkung unseres eigenen zärtlichen Gefühls glauben wir dann das Gefühl des anderen zu erkennen und lassen uns viel stärker bezaubern als auf dem Hinweg, weil wir es nicht als das unsere wiedererkennen. Am 1. Januar schlug die Uhr alle Stunden, ohne daß der Brief von Gilberte eintraf. Und als ich ein paar andere, verspätete oder durch die Überlastung der Post an diesen Tagen aufgehaltene Neujahrsgrüße erst am 3. oder 4. Januar bekam, hoffte ich noch, allerdings immer weniger. An den folgenden Tagen habe ich viel geweint. Sicherlich kam es daher, daß ich bei meinem Verzicht auf Gilberte weniger ehrlich war, als ich glaubte, und an der Hoffnung auf einen Neujahrsbrief von ihr festgehalten hatte. Und da ich diese Hoffnung nun dahinschwinden sah, bevor ich Zeit gehabt hatte, mich mit einer neuen zu versorgen, litt ich wie ein Kranker, der seine Morphiumampulle geleert hat, ohne eine zweite bei der Hand zu haben. Vielleicht aber hatte mir – diese beiden Erklärungen schließen einander nicht aus, denn ein einziges Gefühl ist manchmal aus Gegensätzlichem gemacht – die Hoffnung,

endlich doch einen Brief zu erhalten, Gilbertes Bild wieder nähergebracht und in mir die Regungen erneuert, die die Erwartung, in ihrer Nähe zu sein, ihr Anblick, ihre Art, sich mir gegenüber zu geben, vordem in mir wachgerufen hatten. Die unmittelbare Möglichkeit einer Versöhnung hatte in mir jene Sache zurückgedrängt, deren ungeheures Gewicht wir nicht begreifen wollen: den Verzicht. Neurastheniker glauben den Leuten nicht, die ihnen versichern, sie würden zur Ruhe kommen, wenn sie im Bett blieben, ohne Post zu erhalten und Zeitungen zu lesen. Sie stellen sich vor, ein Leben gemäß solchem Rat werde ihre Nervosität nur um so schlimmer machen. Ebenso können Verliebte, die einen solchen Zustand aus dem entgegengesetzten heraus ins Auge fassen, bevor sie einen Versuch damit machen, nicht an die wohltätige Macht der Entsagung glauben.

Da ich an heftigem Herzklopfen litt, hatte man die Koffeindosis, die ich einnahm, herabgesetzt, und meine Beschwerden hörten auf. Da fragte ich mich, ob vielleicht durch sie jene Beängstigung zustande gekommen war, die ich empfunden hatte, wenn ich mich mit Gilberte nahezu überworfen hatte, und die ich jeweils, wenn sie erneut einsetzte, dem Kummer zuschrieb, meine Freundin gar nicht mehr oder dann vermutlich nur genauso schlechtgelaunt wiederzusehen. Wenn das Medikament aber die Ursache meiner Leiden gewesen war, die meine Phantasie in diesem Fall so fälschlich ausgelegt hätte (was an sich nichts Außergewöhnliches wäre, da die schwersten seelischen Leiden bei Liebenden oft nur der körperlichen Gewöhnung an die Frau entspringen, mit der sie zusammenleben), so jedenfalls nach Art des Liebestranks, der noch lange, nachdem sie ihn zu sich genommen hatten, Tristan und Isolde verband. Denn die Besserung in meinem körperlichen Befinden, die durch die Verminderung der Koffeinration im Nu zustande kam, hielt die Weiterentwicklung des Kummers nicht auf, der durch das Schlucken der Droge viel-

leicht, wenn auch nicht geschaffen, so doch wenigstens verstärkt worden war.

Allein, als Mitte Januar näher kam, meine Hoffnung auf einen Neujahrsbrief endlich geschwunden war und der zusätzliche Schmerz, der diese Enttäuschung begleitete, sich beruhigt hatte, setzte der Kummer von »vor dem Fest« wieder ein. Was ihn vielleicht noch besonders grausam machte, war die Tatsache, daß ich selbst bewußt, freiwillig, schonungslos und geduldig wie ein Handwerksmann daran arbeitete. Das einzige, was mir wichtig war, meine Beziehung zu Gilberte, zerstörte ich selbst mit Fleiß, indem ich nach und nach durch die Dauer der Trennung von meiner Freundin wenn auch nicht die Gleichgültigkeit bei ihr, so doch, was auf dasselbe herauskam, in mir entstehen ließ. Hartnäckig, in aller Hellsichtigkeit für das, was ich in der Gegenwart tat, aber auch, was in Zukunft daraus werden mußte, beging ich einen langen und grausamen Selbstmord an jenem Ich, das in mir Gilberte so sehr zugetan war; ich wußte nicht nur, ich würde nach einer gewissen Zeit Gilberte nicht mehr lieben, sondern auch noch weiter, daß sie es bereuen würde, daß aber dann ihre Versuche, mich zu sehen, so vergeblich sein würden wie die jetzigen, nicht mehr weil ich sie zu sehr liebte, sondern weil ich bestimmt eine andere Frau lieben würde, die ich herbeisehnen, stundenlang erwarten würde, ohne es zu wagen, auch nur einen Bruchteil meiner Zeit Gilberte zu widmen, die mir nichts mehr bedeuten würde. Und sicher war mir (da ich ja entschlossen war, sie nicht mehr zu sehen, sofern nicht von ihr eine förmliche Bitte um eine Aussprache oder eine ausdrückliche Liebeserklärung erginge, was nunmehr ganz ausgeschlossen war) zu jenem Zeitpunkt, da Gilberte für mich verloren war, ich sie aber noch mehr liebte (alles, was sie für mich war, fühlte ich viel besser als im vorhergehenden Jahr, als ich alle meine Nachmittage beliebig mit ihr verbrachte und glaubte, daß nichts unsere Freundschaft bedrohe), sicher war mir zu diesem Zeitpunkt die Vorstellung, daß ich eines Tages die gleichen Ge-

fühle für eine andere hegen würde, verhaßt, denn diese Vorstellung raubte mir nicht nur Gilberte, sondern auch meine Liebe und mein Leiden – meine Liebe und mein Leiden, in denen ich unter Tränen gerade das zu fassen versuchte, was Gilberte war, und die doch, wie ich zugeben mußte, nicht ihr speziell gehörten, sondern früher oder später einmal einer anderen gelten würden. Also – so dachte ich damals wenigstens – ist man immer von den anderen Menschen getrennt; wenn man liebt, so spürt man, daß diese Liebe nicht einen einmaligen Namen trägt, sondern in künftigen Zeiten wieder aufleben kann und sogar in der Vergangenheit für eine andere als die Frau hätte entstehen können; und in der Zeit, da man nicht liebt, erlebt man, wenn man sich philosophisch mit den Widersprüchlichkeiten der Liebe abfindet, jene Liebe, von der man so geruhsam spricht, eben nicht, kennt sie also auch nicht, da die Kenntnis auf diesem Gebiet nur intermittierend auftritt und die wirkliche Gegenwart des Gefühls nicht überlebt. Diese Zukunft, in der ich Gilberte nicht mehr lieben würde, eine Zukunft, die mein Schmerz mich erraten ließ, obwohl meine Phantasie sie sich noch nicht deutlich vorstellen konnte, hätte ich gewiß Gilberte noch rechtzeitig in ihrem voraussichtlichen Ablauf vor Augen führen und ihr sagen können, daß ihr Heraufkommen wenn auch noch nicht unmittelbar bevorstehend, so doch unausweichlich sei, sofern nicht sie, Gilberte, mir zu Hilfe käme und meine künftige Gleichgültigkeit im Keim erstickte. Wie oft war ich nicht dicht daran, Gilberte zu schreiben oder ihr direkt zu sagen: »Nehmen Sie sich in acht, ich habe meinen Entschluß gefaßt, der Schritt, den ich tue, ist ein letzter Schritt. Ich sehe Sie zum letztenmal. Bald liebe ich Sie nicht mehr!« Doch wozu? Mit welchem Recht hätte ich Gilberte eine Gleichgültigkeit vorgeworfen, die ich, ohne mich deswegen für schuldig zu halten, allem gegenüber bekundete, was nicht Gilberte war? Das letzte Mal! Mir kam es wie etwas Ungeheures vor, eben weil ich Gilberte liebte. Ihr hätte es wahrscheinlich nur so viel

Eindruck gemacht wie die Briefe, in denen Freunde bitten, uns einen Besuch machen zu dürfen, bevor sie außer Landes gehen, einen Besuch, den wir ihnen wie lästigen Frauen, die uns lieben, nicht einmal zugestehen, weil wir etwas vorhaben, was uns Vergnügen macht. Die Zeit, über die wir jeden Tag verfügen, ist elastisch; unsere Leidenschaften ziehen sie in die Länge; jene, die wir in anderen wecken, lassen sie schrumpfen, und die Gewohnheit füllt sie aus.

Im übrigen, was immer ich auch zu Gilberte gesagt hätte, sie hätte mich nicht verstanden. Wir stellen uns beim Reden stets vor, daß unsere Ohren und unser Geist zuhören. Meine Worte wären zu Gilberte nur in entstellter Form gelangt, als hätten sie den bewegten Schleier eines Kataraktes durchdringen müssen, um sich meiner Freundin zu nähern, unkenntlich, mit einem grotesken Klang versehen und jeglichen Sinnes bar. Die Wahrheit, die man in Worte kleidet, bahnt sich nicht unmittelbar ihren Weg und besitzt keineswegs die Kraft der Evidenz. Es braucht eine ganze Weile Zeit, bis eine Wahrheit gleicher Ordnung sich in ihnen formen kann. Dann schließlich teilt der politische Gegner, der trotz aller Vernunftgründe und Beweise den Anhänger der entgegengesetzten Doktrin für einen Verräter hielt, die verhaßte Meinung, die jener andere, der so erfolglos um ihre Verbreitung bemüht war, selbst schon nicht mehr hegt. Dann wird das Meisterwerk, das für die Bewunderer, die es vorlasen, den Beweis seiner Vorzüglichkeit ohne weiteres in sich zu tragen schien, den Zuhörern aber nur krankhaft oder belanglos vorkam, von diesen als Meisterwerk hoch gepriesen – zu spät, als daß der Verfasser noch davon Kenntnis erhalten könnte. Ebenso können, was man auch tut, in der Liebe die Schranken nicht von außen her durch den, der verzweifelt davorsteht, durchbrochen werden; wenn er sich ihretwegen gar keinen Kummer mehr macht, dann plötzlich fallen auf der Gegenseite als Ergebnis eines Werks, das sich im Inneren derjenigen, die nicht liebte, vollzog, die Schranken, gegen die er einst vergebens angerannt ist: nur ist ihr Fall

jetzt sinnlos. Wenn ich Gilberte meine künftige Gleichgültigkeit und das Mittel, ihr zu begegnen, im voraus angezeigt hätte, so würde sie aus diesem Schritt einzig geschlossen haben, daß meine Liebe zu ihr, mein Verlangen nach ihrer Nähe noch größer seien, als sie geglaubt hatte, und ihre Abneigung, mich zu sehen, hätte sich nur noch vermehrt. Es ist im übrigen vollkommen wahr, daß gerade diese Liebe durch die verschiedenen Seelenzustände, die sie mich durchlaufen ließ, mir dazu verhalf, besser als Gilberte es konnte, ihr Ende vorauszusehen. Gleichwohl hätte ich vielleicht brieflich oder mündlich Gilberte eine solche Warnung zukommen lassen, wenn einmal genügend Zeit vergangen wäre; ich hätte sie mir damit allerdings weniger unentbehrlich gemacht, ihr aber auch beweisen können, daß sie es mir nicht war. Leider sprachen andere Personen in guter oder böser Absicht von mir auf eine Weise zu ihr, daß sie glauben mußte, es geschehe auf meinen Wunsch. Jedesmal, wenn ich erfuhr, daß Cottard, meine Mutter selbst oder sogar Norpois durch ungeschickte Worte das ganze von mir vollbrachte Opfer vereitelt, das gesamte Resultat meiner Zurückhaltung zunichte gemacht hatten, indem sie den fälschlichen Anschein erweckten, ich hätte meine Reserve schon wieder aufgegeben, folgte daraus für mich ein doppelter Verdruß. Zunächst mußte ich mit dem gleichen Datum meine schmerzliche, erfolgreiche Enthaltung von neuem beginnen lassen, die Unbefugte ohne mein Wissen unterbrochen und damit unwirksam gemacht hatten. Dazu aber hätte ich nun auch noch weniger Vergnügen daran gehabt, Gilberte wiederzusehen, weil sie mich jetzt nicht mehr für würdevoll resigniert gehalten hätte, da ich ja so offenkundig intrigierte, um eine Begegnung zu erreichen, die sie zu gewähren verschmähte. Ich verfluchte dieses eitle Geschwätz von Leuten, die oft, ohne die Absicht, uns zu schaden oder zu nützen, aus gar keinem Grund, nur aus Redebedürfnis, manchmal auch weil wir unseres ihnen gegenüber nicht unterdrücken konnten und sie eben indiskret sind (wie wir selbst), uns zu gegebener Zeit so

großen Schaden zufügen. Allerdings spielen sie bei dem verhängnisvollen Bemühen um die Zerstörung unserer Liebe eine weit geringere Rolle als zwei Personen, die beide die Gewohnheit haben, die eine aus allzu großer Güte, die andere aus einem Übermaß von Schlechtigkeit, alles zu vernichten in dem Augenblick, da es sich einrichten wollte. Diesen beiden Personen aber sind wir nicht so böse wie den zudringlichen Cottards, denn die letztgenannte ist diejenige, die wir lieben, die andere sind wir selbst.

Indessen ergab es sich, da Madame Swann mich fast jedesmal, wenn ich sie besuchte, einlud, zum Nachmittagstee ihrer Tochter zu kommen, und mir sagte, ich solle dieser persönlich antworten, daß ich häufig an Gilberte schrieb, und im Rahmen dieser Korrespondenz wählte ich nicht die Sätze, die sie, wie mir schien, hätten überzeugen können, sondern ich suchte mir nur einen möglichst wohligen Weg für den Strom meiner Tränen. Denn weder Leid noch Verlangen will sich selbst analysieren, sondern nur sich Genüge tun; wenn man zu lieben beginnt, verbringt man seine Zeit nicht damit zu ergründen, was diese Liebe ist, sondern damit, die Möglichkeit eines Wiedersehens für den folgenden Tag anzubahnen. Wenn man verzichtet, so sucht man nicht seinen Schmerz zu ermessen, sondern ihn der, die ihn verursacht hat, in der rührendsten Form, deren wir fähig sind, zu Bewußtsein zu bringen. Man sagt Dinge, die man gern sagen möchte und die der andere nicht verstehen wird, man redet nur für sich selbst. Ich schrieb: »Ich hatte geglaubt, es werde nicht möglich sein. Nun sehe ich unglücklicherweise, daß es gar nicht so schwer ist.« Oder ich machte auch die Bemerkung: »Wahrscheinlich werde ich Sie nicht mehr sehen«, und zwar sagte ich es, indem ich auch weiterhin eine Kälte des Tons vermied, die sie für erzwungen hätte halten können, und während ich die Worte niederschrieb, vergoß ich darüber Tränen, denn ich fühlte, daß sie nicht ausdrückten, was ich glauben wollte, sondern das, was wirklich geschehen würde. Denn auch bei ihrer nächsten

Aufforderung, sie einmal wiederzutreffen, würde ich wie dieses Mal den Mut zum Widerstehen finden, und von einer Ablehnung zur anderen würde ich nach und nach bei dem Augenblick ankommen, da ich, weil ich sie so lange nicht mehr gesehen hatte, auch den Wunsch, sie zu sehen, nicht mehr in mir fände. Ich weinte, brachte aber den Mut doch auf, genoß das wehmutsvolle Glück, die Freude, bei ihr sein zu können, der Möglichkeit aufzuopfern, ihr eines Tages angenehm zu werden, eines Tages jedoch, da es mir leider ganz gleichgültig sein würde, ihr angenehm zu sein. Sogar die an sich so wenig glaubhafte Hypothese, daß sie mich, wie sie es bei meinem letzten Besuch bei ihr behauptet hatte, in diesem Augenblick liebe und daß, was ich für Unbehagen hielt, wie man es in Gegenwart eines Menschen empfindet, dessen man überdrüssig ist, nur einer eifersüchtigen Empfindlichkeit entspringe, einer nur gespielten Gleichgültigkeit, ganz wie die meine, trug nur dazu bei, daß mir mein Entschluß weniger grausam vorkam. Es schien mir dann, sie werde in einigen Jahren, wenn wir einander vergessen hätten und ich ihr rückblickend sagen könnte, daß der Brief, den ich in diesem Augenblick schrieb, gar nicht im Ernst so gemeint gewesen sei, zu mir sagen: »Wie, Sie … Sie haben mich geliebt? Wenn Sie gewußt hätten, wie ich auf Ihren Brief wartete, wie sehr ich auf eine Begegnung hoffte, wie ich geweint habe damals!« Der Gedanke, ich könne vielleicht mit dem Brief, den ich gleich nach der Rückkehr von dem Besuch bei ihrer Mutter verfaßte, dieses Mißverständnis vollkommen machen, trieb mich erst recht – weil der Gedanke so traurig war, weil ich mir so gerne ausmalte, Gilberte liebte mich – dazu an, weiterzuschreiben.

Dachte ich, wenn ich Madame Swann am Ende ihres »Tees« verließ, nur daran, was ich ihrer Tochter schreiben werde, nahmen die Gedanken Madame Cottards, als sie ebenfalls gegangen war, einen ganz anderen Weg. Als sie ihre »kleine Inspektion« vornahm, hatte sie nicht versäumt, Madame Swann zu ihren neuen Möbeln zu gratulieren, den

»Neuerwerbungen«, die sie im Salon hatte feststellen können. Sie hatte dort übrigens, wenn auch in sehr geringer Zahl, einige Gegenstände wiederfinden können, mit denen sich Odette schon früher in ihrem Haus in der Rue La Pérouse umgeben hatte, vor allem ihre Tiere aus kostbarem Material, die ihre Fetische waren.

Seitdem aber Madame Swann von einem Freund, zu dem sie verehrungsvoll aufsah, das Wort »Talmi« übernommen hatte – das ihr neue Horizonte eröffnete, da es genau die Dinge bezeichnete, die sie einige Jahre zuvor »schick« gefunden hatte –, waren diese Dinge nacheinander dem vergoldeten Gitterwerk, das den Chrysanthemen als Stütze gedient hatte, in die Verbannung gefolgt, mancher Bonbonniere von Giroux[1] auch und dem Briefpapier mit der Krone darauf (ganz zu schweigen von den auf den Kaminsimsen zwanglos verstreuten Pappgoldstücken, die sie, bereits bevor sie Swann kennenlernte, auf den Rat eines Mannes von Geschmack außer Kurs gesetzt hatte). Im übrigen wurde in der bohememäßigen Unordnung, in dem atelierhaften Durcheinander der noch dunkelgestrichenen Wände, die so völlig verschieden waren von den weißen Salons, die Madame Swann wenig später bewohnte, der Ferne Osten mehr und mehr durch die Invasion des achtzehnten Jahrhunderts zurückgedrängt; und die zusammengedrückten Kissen, die Madame Swann mir jetzt in den Rücken stopfte, damit ich »confortabler« sitze, waren mit Louis-Quinze-Gewinden und nicht mehr wie früher mit chinesischen Drachen verziert. In dem Zimmer, in dem man sie am häufigsten antraf und von dem sie sagte: »Ja, ich habe es wirklich sehr gern, ich halte mich viel darin auf; unter unsympathischen, bombastischen Dingen könnte ich nicht leben; hier arbeite ich« (wobei sie sich nicht näher darüber ausließ, ob sie sich dort mit einem Bild beschäftigte oder einem Buch – die Neigung, zu schreiben, begann sich damals bei Frauen bemerkbar zu machen, die gern etwas tun und nicht nutzlos dahinleben wollen), war sie von Meißner Porzellan[1] umgeben

(das sie besonders liebte; den Namen »porcelaine de Saxe« sprach sie mit englischem Akzent aus, und bei jeder Gelegenheit meinte sie: »Das ist hübsch, es sieht aus wie Blumen auf Meißner Porzellan«), für das sie, mehr noch als früher für ihre grotesken Figuren und Chinoiserien, die verständnislose Berührung ihrer Dienstboten fürchtete, die sie den Schreck, den sie ihr eingejagt hatten, durch eine Heftigkeit büßen ließ, deren Äußerung Swann, der für seine Person ein so höflicher und sanftmütiger Hausherr war, mitanhörte, ohne dadurch merklich schockiert zu sein. Der klare Blick für ein paar kleine Entgleisungen beeinträchtigt übrigens die Zärtlichkeit nicht; diese läßt jene viel eher sogar reizend erscheinen. Immer seltener empfing Odette ihre Intimen in japanischen Kimonos, an deren Stelle jetzt helle Peignoirs aus wallender Seide im Stil Watteaus traten, deren blumige Gischt sie auf ihrem Busen liebkoste und in denen sie sich geradezu badete, sich rekelte und sich so wohlig und mit solcher Miene des Behagens, des Gefühls der Frische auf der Haut und des unbehinderten Atmenkönnens erging, als genieße sie sie nicht nur als eine kleidsame Hülle, sondern als seien sie ihr auch nötig wie ihr »tub« und ihr »footing«, förderlich also zugleich für ihre Erscheinung und die Ansprüche eines hygienischen Raffinements. Sie sagte oft und gern, sie würde eher aufs tägliche Brot verzichten als auf Kunst und Hygiene und würde trauriger sein, die *Mona Lisa* verbrennen zu sehen als einen ganzen Haufen von Leuten, die sie persönlich kannte. Theorien, die ihren Freundinnen paradox erschienen, sie aber doch bei ihnen als eine Frau von überlegenem Geist gelten ließen und ihr einmal wöchentlich den Besuch des belgischen Gesandten eintrugen, so daß in der kleinen Welt, deren Sonne sie war, jedermann höchst erstaunt gewesen wäre zu hören, daß sie anderswo, zum Beispiel bei den Verdurins, für dumm gegolten hatte. Wegen ihres regen Geistes zog Madame Swann die Gesellschaft von Männern der von Frauen vor. Doch wenn sie die letzteren kritisierte, so tat sie es stets als Kokotte, in-

dem sie auf Mängel hinwies, die ihnen bei den Männern schadeten, dicke Fesseln, ein häßlicher Teint, orthographische Fehler, Haare an den Beinen, ein widerwärtiger Geruch, falsche Augenbrauen. Denen aber, die ihr früher Nachsicht und Liebenswürdigkeit hatten zuteil werden lassen, erwies sie mehr Freundlichkeit, zumal wenn sie unglücklich waren. Sie verteidigte sie geschickt und pflegte etwa zu sagen: »Sie wird falsch beurteilt, sie ist wirklich eine sehr nette Frau, kann ich Ihnen versichern.«

Nicht nur das Mobiliar in Odettes Salon, auch Odette selbst hätten Madame Cottard und alle diejenigen, die früher mit Madame de Crécy Umgang hatten, jetzt schwer wiedererkannt, wenn sie sie lange nicht gesehen hätten. Sie schien viel jünger als damals! Sicher kam das zum Teil daher, daß sie zugenommen hatte und, da es ihr besser ging, ruhiger, frischer und ausgeruhter wirkte, doch es lag zum Teil auch an den neuen Frisuren mit geglättetem Haar, die ihrem von einem Hauch rosigen Puders belebten Gesicht größere Flächigkeit gaben, so daß ihre Augen und ihr Profil, die früher überzeichnet wirkten, jetzt mehr darin zurücktraten. Ein anderer Grund der Veränderung aber war, daß Odette jetzt, da sie in der Mitte des Lebens stand, an sich selbst eine ganz persönliche Physiognomie, einen bleibenden »Charakter«, ein bestimmtes »Genre von Schönheit« entdeckt oder auch erfunden hatte und es auch verstand, ihren zerfließenden Zügen – die, lange Zeit hindurch den Zufallslaunen des Körpers hilflos preisgegeben, bei der geringsten Ermüdung vorübergehend um Jahre gealtert wirkten und schlecht und recht, je nach Stimmung und Befinden, ein zerfahrenes, veränderliches, unausgeprägtes und charmantes Gesicht zustande gebracht hatten – diesen festen Typus gleich einer ewigen Jugend mitzuteilen.

Swann hatte in seinem Zimmer an Stelle der schönen Photographien, die jetzt von seiner Frau gemacht wurden und auf denen man an dem immer gleichbleibenden rätselvollen, siegesbewußten Ausdruck ganz unabhängig von Kleidung und

Hut unbezwingbar ihren Umriß und ihr Gesicht erkannte, eine ganz einfache kleine Daguerreotypie, die vor der Entstehung jenes Typus gemacht worden war und auf der Odettes Jugend und Schönheit, die sie damals noch nicht entdeckt hatte, ganz zu fehlen schienen. Doch sicherlich schätzte Swann, entweder aus Treue zu einer anderen Auffassung oder weil er zu einer solchen zurückgekehrt war, an der jungen schmächtigen Person mit dem gedankenvollen Blick und den müden Zügen, der Haltung, die zwischen Schreiten und Ruhe zögerte, eine Anmut, die eher Botticelli entsprach. Tatsächlich sah er immer noch gern einen Botticelli in ihr. Odette hingegen, die nicht betonen wollte, sondern eher ausglich und vertuschte, was ihr selber an ihr nicht gefiel, obwohl es für einen Künstler vielleicht ihr »Charakter« war, für sie als Frau jedoch Mängel, wollte von diesem Maler nichts wissen. Swann besaß einen wundervollen orientalischen blau und rosa Schal, den er gekauft hatte, weil er genau dem der Jungfrau Maria des *Magnificat* glich. Doch Madame Swann wollte ihn nicht tragen. Einmal und nicht wieder ließ sie ihren Mann eine mit Maßliebchen, Kornblumen, Vergißmeinnicht und Glockenblumen überstreute Toilette nach dem Vorbild der Allegorie des Frühlings aus der Primavera für sie bestellen.[1] Manchmal machte er mich abends, wenn sie müde war, leise darauf aufmerksam, wie sie, ohne es zu merken, ihre besinnlichen Hände der lässigen, etwas erzwungenen Gebärde der Jungfrau überließ, die die Feder gerade in das von einem Engel dargebotene Tintenfaß taucht, bevor sie in dem heiligen Buch zu schreiben beginnt, im dem das Wort »Magnificat« bereits erscheint. Doch fügte er hinzu: »Sagen Sie ihr bloß nichts davon, sobald sie es wüßte, würde sie ihre Haltung sofort ändern.«

Außer in solchen Augenblicken unwillkürlichen Sichgehenlassens, in denen Swann die melancholischen Bewegungsrhythmen Botticellis wiederzufinden suchte, war Odettes Gestalt jetzt klar umrissen, von einer »Linie« festgelegt, die, um

den Konturen der Frau zu folgen, von den komplizierten Bahnen, den künstlichen Aus- und Einbuchtungen, den Klöppelspitzen, dem verwickelten Gewirr der Moden von ehedem abgekommen war, die aber auch, wo die Anatomie ihrerseits irrte und nach der einen oder anderen Seite unnötig von der idealen Führung abschwenkte, mit kühnem Strich auf einem Teil der Strecke die Abweichungen der Natur berichtigte und sowohl den Unzulänglichkeiten des Leibes als auch denen der Stoffe abzuhelfen verstand. Die Polster, das »Sitzkissen« der greulichen »Tournüre« waren ebenso verschwunden wie die Taillen mit dem über den Rockansatz hinausreichenden und durch Fischbein versteiften Schoß, die Odette so lange mit einer Art künstlichem Bauch versehen und ihr einen Anschein verliehen hatten, als sei sie aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt, hinter denen keine einheitliche Individualität zu erkennen war. Die Vertikale der Fransentücher und die Kurvenlinie der Rüschen hatten den natürlichen Rundungen eines Körpers Platz gemacht, der die Seide wogen ließ, wie die Sirene die Flut in Bewegung versetzt, und dem Perkal einen menschlichen Ausdruck verlieh, nach dem er selbst als höhergeordnete und lebendige Form aus dem langwährenden Chaos und der nebelhaften Verhüllung durch nunmehr entthronte Moden entstiegen war.[1] Doch Madame Swann hatte es verstanden, mit Kunst und Absicht eine Spur von einzelnen unter ihnen selbst innerhalb der neuen, die jene abgelöst hatten, zu bewahren. Wenn ich am Abend nicht arbeiten konnte, Gilberte mit Sicherheit in Begleitung ihrer Freundinnen im Theater wußte und unangemeldet zu ihren Eltern ging, fand ich oft Madame Swann in einem eleganten Déshabillé, dessen Rock – in einem jener schönen gedämpften dunkelroten oder Orangetönen gehalten, die aussahen, als wohne ihnen eine besondere Bedeutung inne, weil sie nicht mehr Mode waren – in schräger Richtung von einem durchbrochenen, breiten Einsatz aus schwarzer Spitze durchzogen war, der an die Volants von früher erinnerte. Als sie mich an einem noch kalten Früh-

lingstag vor meinem Bruch mit ihrer Tochter in den Jardin d'Acclimatation mitgenommen hatte, sah unter ihrer Jacke, die sie mehr oder weniger offenstehen ließ, je nachdem ihr im Gehen wärmer wurde, der gezackte »Vorstoß« ihres Mieders hervor wie das zufällig erscheinende Futter eines nicht vorhandenen Westchens nach Art derjenigen, die sie ein paar Jahre früher gerade mit einem solchen leicht ausgezackten Rand gern getragen hatte; und ihr Halstuch – mit jenem »Schottenmuster«, dem sie treu geblieben war, obwohl sie jetzt sanftere Töne bevorzugte (Rosa statt Rot, das Blau war durch Lila ersetzt), das man auf den ersten Blick für einen der wie Taubengefieder schillernden Seidentaftstoffe halten konnte, die gerade Mode geworden waren – hatte sie unter dem Kinn auf eine Weise geknotet, bei der man nicht recht sah, woher die Enden kamen, und unweigerlich an die Bindebänder von Hüten dachte, die man jetzt nicht mehr trug. Wenn sie so noch einige Zeit »durchhielte«, würden die jungen Leute in ihrem Bemühen, diese Toiletten zu verstehen, sicherlich bemerken: »Madame Swann ist eigentlich der Abriß einer ganzen Epoche, nicht wahr?« Wie in einem schönen Stil, in dem sich verschiedene Formen überlagern und den eine geheime Tradition stützt, ließen in der Toilette von Madame Swann solche vagen Erinnerungen an Westchen oder Agraffen, manchmal auch eine gleich wieder im Keim unterdrückte Neigung zu einem »Saute-en-barque«[1] oder sogar eine entfernte, leise Andeutung eines »Suivez-moi-jeune-homme«[2] unter der tatsächlichen Form eine nicht völlig ausgeführte Ähnlichkeit mit älteren Formen aufscheinen, die man darin nicht von der Schneiderin oder Modistin konkretisiert hätte wiederfinden können, an die man jedoch ständig denken mußte und die Madame Swann mit der Aura von etwas Höherem umgaben – vielleicht, weil eben die Nutzlosigkeit dieser Ausschmückungen sie einem mehr als nur nützlichen Zweck zuzuordnen schien, vielleicht wegen der darin aufbewahrten Spur der vergangenen Jahre oder auch wegen einer Art Indi-

vidualität der Bekleidung, die zu dieser Frau gehörte und noch ihren verschiedenartigsten Gewändern eine gewisse Familienähnlichkeit gab. Man spürte, daß sie sich nicht nur nach Bedürfnissen der Bequemlichkeit kleidete oder um ihren Körper zu schmücken; sie wurde von ihrer Toilette eingehüllt wie von dem zarten, vergeistigten Apparat einer ganzen Kultur.[3]

Wenn Gilberte, die meist ihre Einladungen an dem Tag gab, da auch ihre Mutter Gäste empfing, statt dessen abwesend war und ich daher an Madame Swanns »Choufleury« teilnehmen konnte, trafich sie stets in schönen, langen Kleidern an; manche von ihnen waren aus Taft, andere aus Faille oder Samt oder Crêpe de Chine, aus Atlas oder Seide; sie fielen nicht locker wie die Déshabillés, die sie sonst im Hause trug, sondern gaben, so betont gestaltet wie die für den Ausgang bestimmten, an jenem Nachmittag ihrer häuslichen Muße etwas Beschwingtes und Tätiges. Der kühne Schnitt dieser Gewänder in all ihrer Schlichtheit paßte gut zu ihrer Gestalt und ihren Bewegungen, deren von Tag zu Tag wechselnde Tönung sich in der Farbe der Ärmel auszudrücken schien; so meinte man plötzlich, Entschlossenheit dem blauen Samt anzusehen, muntere Erregbarkeit im weißen Taft zu erkennen, und glaubte, etwas wie letzte, vornehme Reserviertheit in der Art, den Arm auszustrecken, habe, um recht sichtbar zu werden, den strahlenden Glanz des Lächelns, von dem die ganz großen Opfer begleitet sind, in der Gestalt von schwarzem Crêpe de Chine angelegt. Gleichzeitig aber fügte diesen so lebendig wirkenden Kleidern das Raffinement der »Garnituren« ohne praktischen Nützlichkeitswert und ohne sichtbaren Grund etwas Selbstloses, Nachdenkliches und Geheimes hinzu, das gut zu der leisen Schwermut paßte, die Madame Swann stets zumindest in den Schatten um ihre Augen und in den einzelnen Gliedern ihrer Finger bewahrte. Unter der Fülle der Glücksbringer aus Saphir, den Vierkleeblättern aus Email, den Silbermünzen und Goldmedaillons, den Türkisamuletten, Rubinkettchen und Topaskullern fand man auf dem Kleid

selbst irgendein farbiges Muster, das sich auf einem beigefügten Einsatz aus anderem Material fortsetzte, oder eine Reihe kleiner Seidenknöpfe, die nichts knöpften und auch nicht aufgeknöpft werden konnten, einen Soutachebesatz, der mit der Akkuratesse und Verschwiegenheit eines zarten Winks zu erfreuen versuchte, Dinge, die genau wie die kleinen Schmuckstücke so aussahen – da sie sonst keine Daseinsberechtigung besaßen –, als wollten sie eine Absicht kundtun, ein Unterpfand der Zärtlichkeit darstellen, etwas Anvertrautes bewahren oder einem Aberglauben Genüge tun, an eine Heilung, ein Gelübde, eine Liebe, ein Vielliebchen erinnern. Und manchmal gaben in dem blauen Samt eines Oberteils die Andeutung eines à la Henri II geschlitzten Wamses, in der schwarzen Atlasrobe eine leichte Raffung, die entweder in der Schulterpartie an die »Keulenärmel« von 1830 oder um die Hüften herum an die »Paniers« der Louis-Quinze-Mode erinnerte, den Kleidern einen unmerklichen Einschlag von Maskenkostümen; indem sie unter dem Leben der Gegenwart etwas wie eine unsichtbare Reminiszenz an die Vergangenheit anklingen ließen, versahen sie die Person Madame Swanns mit dem zusätzlichen Zauber gewisser historischer Heldinnen oder solchen aus Romanen.[1] Wenn ich sie darauf aufmerksam machte, antwortete sie mir: »Ich spiele nicht Golf wie einige meiner Freundinnen und hätte also auch keine Entschuldigung, wenn ich im Sweater erschiene.«

Im Durcheinander des Salons, wenn Madame Swann einen Besuch hinausgeleitet hatte oder Gebäck herbeiholte, um es einem anderen anzubieten, sagte sie im Vorübergehen, mich rasch auf die Seite ziehend, zu mir: »Ich bin von Gilberte beauftragt, Sie auf übermorgen zum Mittagessen einzuladen. Ich war nicht sicher, Sie zu sehen, hätte Ihnen aber geschrieben, falls Sie nicht gekommen wären.« Ich leistete weiter Widerstand. Das aber fiel mir immer weniger schwer, denn wenn man auch das Gift, das einem verderblich ist, noch so sehr liebt, kann man doch, wenn man durch Zwang von außen her

eine Zeitlang bereits darauf hat verzichten müssen, nicht anders als der Ruhe, die man nicht mehr kannte, dem Fehlen von Aufregung und Leid, einen gewissen Wert zusprechen. Wenn man mit der Behauptung sich selbst gegenüber, man wolle die, die man liebt, niemals wiedersehen, nicht ganz ehrlich ist, so wäre man es noch weniger, wenn man sagte, man wünsche sie doch wiederzusehen. Denn man kann zwar ihre Abwesenheit gewiß nur ertragen, indem man sie sich als etwas Vorübergehendes denkt und in dem Glauben, daß man eines Tages sich dennoch wiedersieht; andererseits aber fühlt man, wieviel weniger schmerzlich die täglichen Träume von naher, immer wieder aufgeschobener Wiedervereinigung sind, als eine Begegnung es wäre, auf die etwa Eifersucht folgte, so daß die Nachricht, man werde die Geliebte wiedersehen, einen eher erschreckt. Was man jetzt Tag für Tag hinausschiebt, ist nicht mehr das Ende der unerträglichen Angst, die durch die Trennung verursacht wird, sondern der gefürchtete Wiederbeginn von sinn- und ausweglosen Aufregungen. Wie sehr zieht man dann die fügsame Erinnerung, die man beliebig mit Träumereien nährt und in der, wenn man allein ist, die in Wirklichkeit gar nicht Liebende einem im Gegenteil Liebeserklärungen macht, einer solchen Begegnung vor! Diese Erinnerung, der man immer mehr von dem beimischt, was man gern möchte, und die man schließlich so angenehm gestaltet, wie es einem beliebt, ist uns unendlich viel lieber als die immer wieder aufgeschobene Begegnung, bei der man mit einem Wesen zu tun hat, dem man nicht mehr nach Gutdünken Worte diktieren kann, die man zu hören wünscht, sondern von dessen Seite man neue Kälte und unerwartete Ausfälle zu gewärtigen hat! Wir wissen alle, wenn wir nicht mehr lieben, daß Vergessen oder vage, verschwommene Erinnerung nicht so viele Leiden schafft wie unglückliche Liebe. So zog ich, ohne es mir einzugestehen, die sanfte Ruhe eines solchen vorweggenommenen Vergessens vor.

Im übrigen nimmt das, was eine solche seelische Entwöhnungs- und Isolationskur an Beschwerlichem an sich haben mag, aus einem anderen Grund immer mehr ab, schwächt sie doch, bevor sie sie heilt, jene fixe Idee, die man Liebe nennt. Die meine war zwar noch stark genug, in mir den Wunsch zu nähren, ich möchte in den Augen Gilbertes mein ganzes Ansehen wiedergewinnen, das, wie mir schien, durch die freiwillige Trennung von ihr geradezu progressiv wachsen mußte, so daß keiner der stillen, traurigen Tage, an denen ich sie nicht sah, der Tage, die ohne Unterbrechung, ohne Verjährung (wenn nicht ein Unbefugter sie durch Einmischung störte) aufeinanderfolgten, ein verlorener Tag, sondern jeder ein gewonnener war – nutzlos gewonnen vielleicht, denn bald würde ich als geheilt gelten. Die Resignation, eine abgewandelte Form der Gewohnheit, läßt manche unserer Kräfte unendlich wachsen. Die so geringen, die ich an jenem ersten Abend meines Bruchs mit Gilberte in mir trug, um meinen Kummer zu ertragen, waren seitdem zu unermeßlicher Stärke gediehen. Nur wird die Tendenz der Dauer, die allem Bestehenden innewohnt, manchmal durch plötzliche Impulse gestört, denen wir uns um so bedenkenloser nachzugeben gestatten, als wir wissen, wie viele Tage und Monate hindurch wir uns enthalten konnten und uns auch in Zukunft noch werden enthalten können. Oft leert man die Sparbüchse dann gerade, wenn sie beinahe voll war, und setzt, ohne den Erfolg abzuwarten, eine Behandlung aus, an die man sich schon gewöhnt hat. Eines Tages, als Madame Swann mir ihre gewohnten Worte über das Vergnügen wiederholte, das Gilberte ein Wiedersehen mit mir bereiten würde, Worte, die mir das Glück, das ich mir nun seit so langem schon vorenthielt, greifbar naherückten, überwältigte mich die Einsicht, daß es noch immer möglich sei, dieses Glück zu genießen; es fiel mir schwer, bis zum nächsten Tag zu warten; ich war entschlossen, Gilberte vor dem Abendessen überraschend einen Besuch zu machen.

Was mir half, noch einen ganzen Tag Geduld zu üben, war ein weiterer Plan. Von dem Augenblick an, da alles vergessen und ich mit Gilberte wieder ausgesöhnt wäre, wollte ich sie nur noch als Verliebter sehen. Alle Tage würde sie von mir die allerschönsten Blumen erhalten. Und wenn Madame Swann, obwohl sie eigentlich nicht das Recht hatte, eine allzu strenge Mutter zu sein, mir tägliche Blumensendungen nicht erlauben sollte, würde ich weniger häufige, dafür aber kostbarere Geschenke finden. Von meinen Eltern erhielt ich nicht genug Geld, um teure Dinge zu kaufen. Da verfiel ich auf eine große alte Chinavase, die ich von Tante Léonie geerbt hatte und von der Mama täglich voraussagte, das Ende werde sein, daß Françoise komme und melde, sie sei »aus dem Leim gegangen«. War es da nicht vernünftiger, ich verkaufte sie und bereitete damit Gilberte alle Freude, die ich mir für sie ausdenken konnte? Ich würde dafür sicher tausend Francs erzielen. Ich ließ sie einwickeln, aus Gewohnheit hatte ich sie nie richtig angeschaut; sich von ihr zu trennen würde also wenigstens den Vorteil haben, daß ich sie kennenlernte. Ich nahm sie mit mir, bevor ich mich zu den Swanns begab, und als ich ihre Adresse dem Kutscher nannte, bat ich ihn zugleich, durch die Champs-Élysées zu fahren, an deren einer Ecke ich einen Händler für Ostasienkunst wußte, der meinem Vater bekannt war. Zu meinem großen Erstaunen bot er mir auf der Stelle für die Vase nicht tausend, sondern zehntausend Francs.[1] Ich raffte die Scheine mit Entzükken zusammen; ein ganzes Jahr hindurch konnte ich nun Gilberte Tag für Tag mit Rosen und Flieder überschütten. Als ich nach Verlassen des Geschäfts wieder in den Wagen gestiegen war, nahm der Kutscher ganz selbstverständlich, da die Swanns in der Nähe des Bois wohnten, an Stelle der gewöhnlichen Route den Weg durch die Avenue des Champs-Élysées. Er war schon an der Rue de Berri vorbei, als ich in der Dämmerung nahe bei Swanns Haus Gilberte zu erkennen glaubte, wie sie in entgegengesetzter Richtung langsam, aber doch entschiedenen Schrittes neben

einem jungen Mann einherging, mit dem sie plauderte, dessen Gesicht ich jedoch nicht sehen konnte. Ich richtete mich im Wagen auf und wollte schon halten lassen, zögerte dann aber doch. Die Spaziergänger waren schon ziemlich weit entfernt, und die beiden zarten Parallelen, die ihr langsamer Gang zeichnete, verwischten sich bereits im elysäischen Dunkel. Bald war ich vor Gilbertes Haus angelangt. Ich wurde von Madame Swann empfangen: »Ach! Da wird sie aber untröstlich sein!« sagte sie zu mir. »Ich weiß nicht, wieso sie nicht zu Hause ist. Es war ihr so heiß geworden bei einem ihrer Kurse, da hat sie mir gesagt, sie wolle mit einer Freundin noch ein bißchen spazierengehen.« – »Ich glaube, ich habe sie in der Avenue des Champs-Élysées gesehen.« – »Ich kann mir nicht denken, daß sie das war. Auf alle Fälle sagen Sie ihrem Vater nichts davon, er hat gar nicht gern, wenn sie zu dieser Zeit noch aus dem Haus geht. ›Good evening‹.« Ich ging und sagte dem Kutscher, er solle den gleichen Weg zurückfahren, fand aber die beiden Spaziergänger nicht mehr vor. Wo waren sie geblieben? Was sagten sie sich in der Abenddämmerung mit so offensichtlicher Innigkeit?

Ich kehrte nach Hause zurück, aller Hoffnung bar, mit den unverhofften zehntausend Francs, die es mir erlaubt hätten, jener Gilberte, die ich jetzt bestimmt nie wiedersehen wollte, so viele kleine Freuden zu bereiten. Sicher hatte dieser Besuch bei dem Händler mir im Augenblick Vergnügen gemacht, weil ich daraufhin hatte hoffen dürfen, meine Freundin nie mehr anders als zufrieden mit mir und dankbar wiederzusehen. Hätte ich aber den Abstecher nicht gemacht und den Wagen nicht durch die Avenue des Champs-Élysées fahren lassen, wäre ich auch Gilberte und dem jungen Mann nicht begegnet. So kann ein und derselbe Vorgang gegensätzliche Früchte tragen, und das Unglück, das er bewirkt, alles Glück vernichten, das er gleichfalls herbeigeführt hat. Mir war das Gegenteil von dem zugestoßen, was sich so häufig ereignet. Man wünscht sich eine Freude, doch die materiellen Mittel

dazu fehlen. »Es ist traurig«, sagte La Bruyère, »ohne großes Vermögen zu lieben.«[1] Es bleibt dann nichts übrig als der Versuch, das Verlangen nach dieser Freude allmählich zu ersticken. In meinem Fall hingegen hatten die materiellen Mittel sich unverhofft eingestellt, im gleichen Augenblick aber – wenn auch nicht in logischer Verknüpfung damit, so doch als zufällige Folge dieses ersten Erfolgs – war mir die Freude entzogen. So scheint es im übrigen immer sein zu müssen, wenn auch gewöhnlich nicht am gleichen Abend noch, da wir erlangen, was sie möglich macht. In den meisten Fällen streben und hoffen wir noch einige Zeit. Doch das Glück kann sich nie einstellen. Sind die Umstände endlich gefügig gemacht und besiegt, so verlegt die Natur den Kampf von außen nach innen und bringt allmählich in unserem Herzen eine Wandlung hervor, so daß es etwas anderes wünscht, als was ihm zuteil werden wird. Und wenn die Peripetie sich so rasch vollzieht, daß unser Herz die Zeit sich zu ändern nicht mehr gefunden hat, so gibt die Natur deswegen nicht auf, uns dennoch zu besiegen, freilich etwas später, auf subtilere, doch ebenso wirkungsvolle Weise. Dann wird uns der Besitz des Glücks in letzter Sekunde entrissen, oder genauer wird der Besitz selber durch teuflische List von der Natur damit betraut, das Glück zu zerstören. Wenn die Natur in allem, was der Ordnung der Dinge und des Lebens angehört, uns nicht hat beikommen können, so schafft sie eine letzte Unmöglichkeit des Glücks, die psychologische. Das Phänomen des Glücks tritt entweder nicht ein, oder es löst die bittersten Reaktionen aus.

Ich drückte die zehntausend Francs an mich. Sie waren mir aber zu nichts mehr von Nutzen. Ich gab sie im übrigen schneller aus, als wenn ich täglich Blumen an Gilberte geschickt hätte, denn sobald der Abend kam, war ich so unglücklich, daß ich nicht allein bleiben konnte und aus dem Hause ging, um mich in den Armen von Frauen, die ich nicht liebte, auszuweinen. Was die Idee betraf, Gilberte eine Freude

zu machen, so hegte ich diesen Wunsch nicht mehr; in Gilbertes Haus zurückzukehren hätte jetzt für mich nur noch Leiden bedeutet. Selbst Gilberte wiederzusehen, was mir am Tag zuvor noch so beglückend erschienen war, hätte mir nichts mehr genützt. Denn unaufhörlich wäre ich nun voller Unruhe gewesen, solange ich nicht in ihrer Nähe war. So kommt es, daß eine Frau durch jedes neue Leiden, das sie uns zufügt, oft ohne es zu wissen, ihre Macht über uns vermehrt, aber auch unsere Ansprüche an sie. Durch das Leid, das sie uns antut, umschließt sie uns immer stärker, verdoppelt sie unsere Ketten, aber auch die, mit denen es uns bis dahin genügte, sie gefesselt zu wissen, um uns beruhigt zu fühlen. Noch am Tag zuvor wäre ich, hätte ich nicht Gilberte damit zu verstimmen geglaubt, mit einigen seltenen Begegnungen ganz zufrieden gewesen; jetzt aber würden diese nicht mehr ausgereicht haben, und durch ganz andere Bedingungen hätte ich sie nunmehr ersetzt. Denn anders als es nach Schlachten üblich ist, setzt man sie in der Liebe, je größer die Niederlage, desto härter und schwerer an, sofern man in der Lage ist, sie zu diktieren. Das war auf meiner Seite Gilberte gegenüber jedoch nicht der Fall. Daher zog ich auch vor, nicht sogleich wieder zu ihrer Mutter zu gehen. Ich sagte mir auch weiterhin, daß Gilberte mich nicht liebe, daß ich es seit langem schon gewußt hatte, daß ich sie sehen könne, sobald es mir beliebe, doch sie auch langsam vergessen könne, wenn ich das vorziehen sollte. Wie ein Heilmittel aber, das bei manchen Affektionen nicht hilft, waren diese Gedanken ohne jede Wirkung gegenüber den beiden parallelen Linien, die ich von Zeit zu Zeit wieder vor mir sah: Gilberte und der junge Mann, wie sie allmählich in der Avenue des Champs-Élysées verschwanden. Es war dies ein neues Leid, das sich bestimmt auch schließlich abnützen, ein Bild, das sich meinem Geist eines Tages von allem entleert zeigen würde, was an schädlichen Stoffen in ihm enthalten war, wie jene tödlichen Gifte, mit denen man gefahrlos manipulieren kann, die kleine Dosis Dynamit, an

der man ohne Furcht vor einer Explosion die Zigarette entzündet. Solange aber gab es in mir eine andere Kraft, die mit aller Macht gegen jene zerstörerische ankämpfte, die unweigerlich Gilbertes Spaziergang in der Dämmerung in mein Bewußtsein heraufführte: Auf den immer wieder erneuerten Ansturm meiner Erinnerung wirkte meine Phantasie erfolgreich im gegenläufigen Sinn. Die erste dieser beiden Kräfte zeigte mir zwar unaufhörlich von neuem die beiden Spaziergänger in der Avenue des Champs-Élysées und hielt mir auch andere unangenehme, der Vergangenheit entnommene Bilder vor, zum Beispiel, wie Gilberte mit Achselzukken die Bitte ihrer Mutter beantwortet, mit mir zu Hause zu bleiben. Die zweite Kraft aber benutzte den Entwurf meiner Hoffnungen und malte mir eine Zukunft aus, die sich viel liebenswürdiger gestaltete als diese armselige, eigentlich so begrenzte Vergangenheit. Wie viele Minuten gab es nicht an Stelle der einen, in der ich Gilberte wieder mißgelaunt vor mir sah, in denen ich mir irgendeinen Schritt von ihrer Seite in allen Einzelheiten zurechtlegte, der unsere Versöhnung, ja Verlobung vielleicht, zum Ziele haben würde! Allerdings sog meine Phantasie diese Kraft, die sie auf Künftiges richtete, trotz allem aus der Vergangenheit. In dem Maße, wie mein Verdruß über jenes Achselzucken Gilbertes nachließ, würde auch die Erinnerung an ihren Zauber verblassen, die Erinnerung, die mich wünschen ließ, sie käme zu mir zurück. Aber noch war ich weit entfernt von diesem Tod der Vergangenheit. Ich liebte immer noch sie, sie, die ich freilich zu verabscheuen glaubte. Wann immer jemand sagte, ich sei so hübsch frisiert, ich sähe ausgezeichnet aus, hätte ich gewünscht, sie wäre zugegen gewesen. Es irritierte mich, daß zu jener Zeit so viele Leute den Wunsch äußerten, sie würden mich gern bei sich sehen, und ich lehnte ab. Zu Hause gab es eine Szene, weil ich meinen Vater nicht zu einem offiziellen Diner begleitete, bei dem die Bontemps und ihre Nichte Albertine, damals noch ein ganz junges Mädchen, beinah noch ein Kind, auch zugegen sein sollten. So

sind die verschiedenen Epochen unseres Lebens miteinander verschränkt. Man lehnt um dessentwillen, was man liebt und was einem eines Tages völlig gleichgültig sein wird, verachtungsvoll ab, das zu sehen, was einem heute noch gleichgültig ist und was man morgen liebt, und, hätte man sich schon früher zu einer Begegnung bereit gefunden, auch früher schon hätte lieben können, wodurch man die gegenwärtigen Leiden abgekürzt hätte, freilich nur, um sie durch andere zu ersetzen. Die meinen wandelten sich nach und nach. Mit Staunen stieß ich in den Tiefen meines Inneren den einen Tag auf dieses, den nächsten auf jenes Gefühl, das mir im allgemeinen durch eine bestimmte Hoffnung oder eine Furcht eingeflößt wurde, die sich auf Gilberte bezogen. Auf die Gilberte, die ich in mir trug. Ich hätte mir sagen sollen, daß die andere, die wirkliche, vielleicht ganz anders war als diese, von aller Reue nichts wußte, die ich ihr andichtete, und wahrscheinlich viel weniger an mich dachte, nicht nur als ich an sie, sondern auch als ich selbst sie an mich denken ließ, wenn ich mit meiner erfundenen Gilberte allein die Zeit in traulicher Zweisamkeit verbrachte, ihre wahren Absichten mir gegenüber zu ergründen versuchte und sie mir dementsprechend immer mit ganz auf mich gerichteter Aufmerksamkeit vorstellte.

Man muß mit Rücksicht auf jene Perioden, in denen, wenn auch in ständigem Schwinden begriffen, der Kummer gleichwohl noch besteht, zwischen demjenigen unterscheiden, den uns das unaufhörliche Denken an die betreffende Person selbst bereitet, und dem, der sich aus gewissen Erinnerungen nährt, einer bösen Äußerung, einer Wendung in einem Brief, den man erhalten hat. Auch wenn erst beim Anlaß einer späteren Liebe[1] von den verschiedenen Formen des Kummers die Rede sein soll, können wir doch jetzt schon sagen, daß von diesen beiden der erstere weit weniger grausam ist als der letztgenannte. Das kommt daher, daß unsere Vorstellung von der Person, die immer in uns lebendig ist, durch den Glorienschein verklärt wird, mit dem wir sie allzubald umgeben, und

die, wenn auch nicht von häufig aufschimmernden süßen Hoffnungen, so doch von der Ruhe steter Traurigkeit geprägt ist. (Dazu ist übrigens auch noch zu bemerken, daß das Bild der Person, die uns leiden macht, wenig Raum einnimmt in den Komplikationen, aus denen einem Liebeskummer Verschlimmerungen, Dauer und schlechte Heilungsaussichten erwachsen, so wie bei gewissen Erkrankungen die Ursache in keinem Verhältnis zu dem daraus entstehenden Fieber und dem nur zögernden Eintritt der Rekonvaleszenz steht.) Doch wenn die Vorstellung von der Person, die wir lieben, den Widerschein eines im allgemeinen optimistischen Grundgefühls trägt, so trifft das keineswegs auf jene ganz besonderen Erinnerungen zu, jene bösen Worte, jenen feindseligen Brief (ich selbst erhielt nur einen einzigen dieser Art von Gilberte); man sollte meinen, die Person selbst hause in diesen gleichwohl so begrenzten Fragmenten und entfalte in ihnen eine Macht, die sie in der Vorstellung, die wir gemeinhin von ihr in ihrer Gesamtheit haben, gar nicht besitzt. Wir haben diesen Brief eben nicht wie das Bild des geliebten Wesens in der schwermütigen Ruhe sehnsüchtiger Trauer betrachtet, sondern in der furchtbaren Angst gelesen, ja verschlungen, mit der ein unerwartetes Unglück uns traf. Diese Art von Kummer entsteht anders; er befällt uns von außen, und er nimmt den Weg des allergrausamsten Schmerzes bis hin zu unserem Herz. Das Bild unserer Freundin, das wir für alt und echt gehalten haben, ist in Wirklichkeit von uns selbst zu vielen Malen überarbeitet. Die grausame Erinnerung datiert hingegen nicht vom gleichen Augenblick wie das restaurierte Bild, sie stammt aus einer anderen Zeit, sie ist eine der wenigen Zeuginnen einer ungeheuerlichen Vergangenheit. Da aber diese Vergangenheit auch weiterhin besteht außer in uns selbst, die wir uns darin gefallen, sie durch ein märchenhaftes goldenes Zeitalter, ein Paradies zu ersetzen, in dem alles sich versöhnt, gemahnen uns diese Erinnerungen, diese Briefe an die Wirklichkeit und müßten uns durch den plötzlichen Schmerz, den sie uns berei-

ten, bewußt machen, wie weit wir uns von ihr in den wahnwitzigen Hoffnungen der täglichen Erwartung haben forttreiben lassen. Es ist nicht so, daß diese Wirklichkeit immer dieselbe bleiben müßte, obwohl auch das manchmal vorkommt. Es gibt in unserem Leben viele Frauen, die wir niemals versucht haben wiederzusehen und die dann ganz natürlicherweise auf unser keineswegs beabsichtigtes Schweigen mit einem ähnlichen Schweigen geantwortet haben. Nur haben wir dann, da wir sie ja nicht liebten, nicht die fern von ihnen verbrachten Jahre gezählt; dieses Beispiel aber wird – da es sie in Frage stellen würde – von uns übersehen, wenn wir Betrachtungen über die Wirksamkeit der Isolation anstellen, so wie es diejenigen, die an Vorahnungen glauben, in allen Fällen tun, in denen sich die ihrigen als falsch erwiesen haben.

Letztlich aber kann die räumliche Trennung doch wirksam sein. Der Wunsch, das Verlangen nach einem Wiedersehen mit uns lebt irgendwann einmal endlich in dem Herzen wieder auf, das uns jetzt noch verkennt. Nur braucht es dazu Zeit. Wir jedoch stellen in bezug auf die Zeit ebenso maßlose Forderungen, wie sie das Herz für seine Wandlung begehrt. Gerade die Zeit ist das, was wir am schwersten gewähren, denn unser Leiden setzt uns grausam zu, wir möchten es schleunigst beenden. Zudem wird unser Herz die gleiche Zeit, die jenes andere für seine Wandlung braucht, sicher dazu benutzen, sich ebenfalls zu wandeln, so daß das Ziel, das wir uns gesetzt haben, in dem Augenblick, da es erreicht werden könnte, schon gar kein Ziel mehr für uns ist. Übrigens trägt der Gedanke selbst, daß es erreichbar werden wird, daß es kein Glück gibt, das nicht, wenn es kein Glück mehr für uns ist, uns zugänglich würde, bereits einen Teil der Wahrheit in sich, doch eben nur einen Teil. Es fällt uns zu, wenn wir unempfänglich dafür geworden sind. Doch gerade unsere Gleichgültigkeit dagegen macht uns weniger anspruchsvoll und läßt rückblickend glauben, es hätte uns zu einer Zeit entzückt, in der es uns in Wirklichkeit vielleicht sehr unvoll-

kommen erschienen wäre. Man ist nicht sehr heikel und kein guter Richter in bezug auf das, woraus man sich nichts macht. Die Liebenswürdigkeit eines Wesens, das wir nicht mehr lieben, mag uns in unserer Gleichgültigkeit außerordentlich scheinen, hätte aber vielleicht den Ansprüchen unserer Liebe keineswegs genügt. Die zärtlichen Worte, das Angebot eines Rendezvous lassen uns an das Vergnügen denken, das sie uns früher bereitet hätten, jedoch nicht mehr an all jene, die wir ihnen so gern hätten folgen sehen und die wir vielleicht gerade durch unsere Gier danach verhindert hatten. Demgemäß ist es also nicht gewiß, daß das Glück, das uns zu spät zufällt, als daß wir uns seiner erfreuen könnten – erst, wenn wir nicht mehr lieben –, überhaupt noch ganz das gleiche Glück ist, dessen Ausbleiben uns früher so unglücklich machte. Nur eine einzige Person könnte die Frage entscheiden: unser damaliges Ich; das aber ist nicht mehr; sicher brauchte es nur wieder in Erscheinung zu treten, damit das Glück, identisch oder nicht, in nichts zerrinnen würde.

Doch bis solche nachträglichen Erfüllungen eines Traums eintreten würden, an dem mir dann nichts mehr läge, nahmen die von mir wie zu der Zeit, als ich Gilberte noch kaum kannte, erfundenen Worte, Briefe, in denen sie mich um Verzeihung anflehte, gestand, sie habe immer nur mich geliebt, und mich heiraten wollte, sowie eine Folge von schmeichelnden Bildern, die ich unaufhörlich neu in mir erschuf, schließlich mehr Platz in meinem Bewußtsein ein als die Vision von Gilberte und dem jungen Mann, die keine neue Nahrung mehr fand. Ich wäre vielleicht jetzt zu Madame Swann zurückgekehrt, hätte ich nicht einen Traum[1] gehabt, in dem einer meiner Freunde, der mir als solcher allerdings nicht bekannt war, mir gegenüber die größte Falschheit an den Tag legte und eine ebensolche bei mir vermutete. Als ich durch den Schmerz, den der Traum mir bereitete, jäh erwachte und gleich darauf feststellen mußte, daß er nicht nachließ, versuchte ich mich zu erinnern und herauszufinden, wer der Freund wohl gewesen

sei, den ich im Schlaf gesehen und dessen spanischer Name mir schon nicht mehr deutlich in Erinnerung war. Gleichzeitig Joseph und Pharao, machte ich mich daran, meinen Traum zu deuten.[1] Ich wußte, daß man in vielen Fällen nichts auf das Aussehen der Personen geben darf, die verkleidet sein und vertauschte Gesichter haben können wie die verstümmelten Heiligen an den Kathedralen, die von unwissenden Restauratoren in der Weise wiederhergestellt wurden, daß den Körper des einen der Kopf des anderen ziert und die Attribute und Namen vertauscht sind. Auch jene, die Personen im Traum tragen, können uns irreführen. Die Person, die wir lieben, können wir nur am Schmerz, den sie uns bereitet, erkennen. Der meine belehrte mich, daß die in meinem Traum als junger Mann auftretende Person, deren soeben erlebte Falschheit mir immer noch weh tat, Gilberte war.[2] Ich erinnerte mich nun, wie sie bei unserem letzten Beisammensein, damals als ihre Mutter sie veranlaßt hatte, auf eine Tanzveranstaltung zu verzichten, ernstlich oder vorgeblich mit einem sonderbaren Lachen abgelehnt hatte, an meine guten Absichten ihr gegenüber zu glauben. Durch Assoziation führte diese Erinnerung eine andere bei mir herauf. Lange zuvor war es Swann gewesen, der weder an meine Aufrichtigkeit hatte glauben wollen noch daran, daß ich ein geeigneter Freund für seine Tochter sei. Vergebens hatte ich ihm geschrieben, Gilberte hatte den Brief wieder zurückgebracht und ihn mir mit dem gleichen unbegreiflichen Lachen ausgehändigt. Sie hatte ihn mir jedoch nicht auf der Stelle gegeben, ich rief mir die ganze Szene hinter dem Lorbeerboskett ins Gedächtnis zurück. Man wird moralisch, sobald man unglücklich ist. Gilbertes gegenwärtige Antipathie gegen mich schien mir gleichsam eine vom Leben auferlegte Buße wegen meines Verhaltens an jenem Tage zu sein. Man glaubt Bestrafungen zu vermeiden, indem man beim Überqueren der Straße auf die Wagen achtgibt und Gefahren aus dem Wege geht. Doch es gibt eben Strafen, die sich im Inneren vollziehen. Der Unfall kommt von der Seite,

an die man nicht gedacht hat, aus dem Inneren, dem Herzen. Die Worte Gilbertes: »Wenn Sie wollen, können wir weiterringen« flößten mir jetzt Grauen ein. Ich stellte sie mir so, zum Beispiel bei sich zu Hause in der Wäschekammer, mit dem jungen Mann vor, den ich neben ihr in der Avenue des Champs-Élysées gesehen hatte. Wie ich mich also (es war nun schon lange her) in einem Wahn befunden hatte, als ich mich im Glück friedlich verankert glaubte, so war ich auch jetzt nach meinem Verzicht auf das Glück noch im Irrtum befangen, wenn ich meinte, ich sei zumindest ruhig geworden und könne es auch bleiben. Denn solange unser Herz unablässig das Bild eines anderen Wesens umschließt, kann nicht nur unser Glück jeden Augenblick wieder ins Wanken geraten; wenn es entschwunden ist, wenn wir gelitten und dann endlich sogar unser Leiden eingeschläfert haben, bleibt unsere Ruhe noch ebenso trügerisch und prekär, wie unser Glück es war. Die meine kehrte schließlich zurück, denn was kraft eines Traums in unser Bewußtsein getreten ist und unseren Seelenzustand, unsere Wünsche beeinflußt hat, verflüchtigt sich auch allmählich wieder; Fortbestehen und Dauer gelten für nichts auf Erden, nicht einmal für den Schmerz. Außerdem sind die an Liebe Leidenden, wie es von manchen Kranken heißt, tatsächlich ihr eigener Arzt. Da ihnen Trost nur von seiten des Wesens zuteil werden kann, das ihnen Schmerz bereitet, und da dieser Schmerz ein Ausfluß jenes Wesens ist, finden sie in ihm schließlich auch ihr Heilmittel. Er selbst entdeckt es ihnen im gegebenen Augenblick, denn in dem Maße, wie sie ihn in sich hin- und herwälzen, zeigt ihnen dieser Schmerz jeweils eine andere Seite der so sehnlich entbehrten Person, die zuweilen so hassenswert erscheint, daß man nicht einmal mehr den Wunsch hat, sie wiederzusehen, weil man, bevor man sich wieder an ihr erfreute, ihr Leid zufügen müßte; dann wieder erscheint sie einem so liebenswert, daß man ihr den Charme, den man ihr leiht, als Verdienst auslegt und darin einen Grund zum Hoffen sieht. Wenn auch mein

wieder erneuertes Leiden sich schließlich beruhigte, wollte ich doch nur noch selten Madame Swann wiedersehen. Erstens kam das daher, daß bei Liebenden, die verlassen worden sind, das Gefühl der Erwartung – selbst der uneingestandenen –, in dem sie dauernd leben, sich ganz von selbst verwandelt und, obwohl es dem Anschein nach gleich bleibt, auf einen ersten Zustand einen genau entgegengesetzten zweiten folgen läßt. Der erste war die Fortsetzung, der Reflex der schmerzlichen Vorkommnisse, die uns überwältigt hatten. Die Erwartung dessen, was sich ereignen könnte, ist mit Grauen gemischt, um so mehr als wir in diesem Augenblick, wenn uns nichts Neues von seiten der Geliebten zustößt, selbst zu handeln wünschen und dabei doch nicht recht wissen, welches der Erfolg eines Schrittes sein wird, nach dem es vielleicht nicht mehr möglich ist, einen zweiten zu wagen. Bald aber, ohne daß wir uns darüber Rechenschaft geben, wird unsere weiterbestehende Erwartung, wie wir gesehen haben, nicht mehr durch die Erinnerung an die erlebte Vergangenheit bestimmt, sondern durch die Hoffnung auf eine Zukunft, die unsere Phantasie sich schafft. Von diesem Augenblick an ist sie beinahe angenehm. Die erste Form der Erwartung hat uns, wenn sie eine gewisse Zeit dauert, an ein von Hoffnung bestimmtes Leben gewöhnt. Das Leiden, das wir bei den letzten Begegnungen an uns erfahren haben, dauert noch in uns an, aber doch schon halb beschwichtigt. Wir haben es nicht so eilig damit, es wieder aufzufrischen, zumal wir nicht genau wissen, was wir jetzt wünschen sollen. Wenn wir von der Frau, die wir lieben, etwas mehr besäßen, würde uns nur das, was wir nicht besitzen, noch unerläßlicher scheinen, jener Teil nämlich, der, da unsere Wünsche aus unseren Befriedigungen entstehen, stets etwas Unerreichbares bleibt.

Schließlich kam später noch ein letzter Grund hinzu, der mich bewog, vollends meine Besuche bei Madame Swann einzustellen. Dieser nachträgliche Grund war nicht, daß ich Gilberte schon vergessen hatte, vielmehr mein Wunsch, sie

schneller zu vergessen. Sicherlich waren, seitdem mein großes Leiden zu Ende gegangen war, meine Besuche bei Madame Swann für die in mir noch verbliebene Trauer wieder zu einem Beruhigungsmittel und einer Ablenkung geworden, wie sie mir anfänglich so wichtig gewesen waren. Doch stellte die Wirksamkeit des ersten auch den Grund für die Unzuträglichkeit der zweiten dar, da ja meinen Besuchen die Erinnerung an Gilberte so innig beigemischt war. Die Ablenkung wäre mir nur nützlich gewesen, wenn sie gegen ein Gefühl, das aus der Gegenwart Gilbertes keine Nahrung mehr zog, Gedanken, Interessen, Leidenschaften hätte ins Feld führen können, mit denen Gilberte überhaupt nichts zu tun hatte. Solche Bewußtseinszustände, denen das geliebte Wesen fremd bleibt, stellen, wie klein auch der Raum sein mag, den sie zunächst in Anspruch nehmen, dennoch ebensoviel an Terraingewinn der Liebe gegenüber dar, die früher die ganze Seele für sich allein bewohnte. Man muß diese Gedanken zu nähren und zu mehren versuchen, während das Gefühl, das schon nur noch eine Erinnerung ist, schwächer wird, so daß die neu in den Geist eingeführten Elemente beginnen, diesem Gefühl immer größere Teile unserer Seele streitig zu machen, zu entreißen und sie ihm am Ende ganz und gar entziehen. Ich war mir klar darüber, daß dies die einzige Weise sei, eine Liebe zu töten, und ich war noch jung und kühn genug, um den Versuch zu wagen, den grausamsten aller Schmerzen auf mich zu nehmen, den nämlich, der aus der Gewißheit entsteht, daß man – wie lang es auch währen mag – doch schließlich Erfolg haben wird. Der Grund, den ich jetzt Gilberte in meinen Briefen angab, weshalb ich sie nicht sehen könne, war eine Anspielung auf irgendein mysteriöses, vollkommen fiktives Mißverständnis, das zwischen uns entstanden sei und zu dem Gilberte – so hoffte ich wenigstens zunächst – von mir Erklärungen fordern sollte. Tatsächlich aber wird – nicht einmal in den belanglosesten Beziehungen in unserem Leben – keiner je seinen Briefpartner um Aufklärung bitten, der weiß, daß ein dunkler,

absichtlich unwahrer, bezichtigender Satz mit dem Ziel eingefügt ist, daß er protestiere, und der sich dadurch der Gewißheit freut, die Macht und Initiative des Handelns zu besitzen und weiterhin zu behalten. Erst recht aber trifft dies auf gefühlsbetontere Beziehungen zu, in denen die Liebe über so viel Beredsamkeit verfügt und die Gleichgültigkeit so wenig Neugier zeigt. Da Gilberte dieses Mißverständnis weder angezweifelt noch es aufzuklären versucht hatte, wurde es für mich ein Stück Wirklichkeit, auf das ich mich in jedem meiner Briefe bezog. In solchen konstruierten Sachverhalten, in der Vortäuschung von Kälte liegt aber ein Zauberbann, in dem man verhaftet bleibt. Dadurch, daß ich ständig schrieb: »Seitdem unsere Herzen entzweit sind«, damit Gilberte mir antwortete: »Aber das sind sie ja gar nicht, sprechen wir uns doch einmal aus«, war ich schließlich überzeugt, daß es wirklich so war. Wenn ich immer wieder behauptete: »Das Leben hat wohl anders werden können für uns, doch das Gefühl, das wir füreinander hatten, wird dadurch nicht ausgelöscht«, war ich von dem Wunsch beherrscht, zu sagen: »Aber nichts ist anders geworden, und das Gefühl ist stärker denn je«, und lebte in der Vorstellung, das Leben sei tatsächlich anders geworden und wir würden die Erinnerung an ein Gefühl bewahren, das nicht mehr existierte – so wie gewisse Nervöse, die eine Krankheit simulieren, schließlich ernstlich erkranken. Jetzt bezog ich mich jedesmal, wenn ich an Gilberte schreiben mußte, auf diese vorgebliche Veränderung, die, nunmehr durch ihr Schweigen über diesen Punkt in ihren Antworten auch von ihrer Seite anerkannt, fortan zwischen uns weiterbestehen sollte. Dann ließ es auch Gilberte nicht mehr beim Übergehen bewenden. Sie eignete sich meine Sicht an, und wie bei offiziellen Tischreden der als Gast anwesende Staatschef ungefähr die Wendungen aufgreift, die der Einladende soeben gebraucht hat, erklärte Gilberte jedesmal, wenn ich an sie geschrieben hatte: »Das Leben hat uns zu trennen vermocht, doch die Erinnerung an die Zeiten, da wir verbunden

waren, wird weiterbestehen«, unfehlbar in ihrer Antwort: »Das Leben hat uns trennen können, doch wird es uns nicht dazu bringen, die schönen Stunden zu vergessen, die uns immer lieb bleiben werden« (wobei wir beide in großer Verlegenheit gewesen wären zu erklären, weshalb »das Leben« uns getrennt und welche Veränderung sich eigentlich vollzogen hatte). Mein Leiden war nicht mehr allzu groß. Dennoch widerfuhr es mir, als ich ihr eines Tages in einem meiner Briefe schrieb, ich hätte erfahren, unsere alte Süßwarenverkäuferin aus den Champs-Élysées sei gestorben, und hinzusetzte: »Ich habe gedacht, daß Sie darüber traurig gewesen sind; in mir hat es viele alte Erinnerungen aufgerührt«, daß ich meinen Tränen nicht Einhalt gebieten konnte, als ich merkte, daß ich in der Vergangenheit und wie von einem Toten, der schon beinahe vergessen war, von jener Liebe sprach, die ich trotz allem immer noch als etwas Lebendiges aufgefaßt hatte oder doch wenigstens als etwas, das man wieder zum Leben erwecken könnte. Man kann sich nichts Zärtlicheres denken als diesen Briefwechsel zwischen Freunden, die sich nicht mehr sehen wollten. Die Briefe Gilbertes waren feinfühlig wie die, die ich selbst an mir gleichgültige Menschen schrieb, und enthielten die gleichen augenfälligen Sympathiebezeugungen, die ich von ihr so willig entgegennahm.

Im übrigen bereitete mir die Weigerung, sie zu sehen, jedesmal weniger Schmerz. Und da sie mir weniger teuer wurde, hatten meine schmerzlichen Erinnerungen nicht mehr genügend Kraft, um in ihrer unablässigen Wiederkehr zu verhindern, daß mir der Gedanke an Florenz, an Venedig Vergnügen bereitete. Ich bedauerte in solchen Augenblicken, daß ich auf die Diplomatenlaufbahn verzichtet und mich für ein seßhaftes Dasein entschieden hatte, um mich nicht von einem jungen Mädchen zu trennen, das ich nicht mehr sehen würde und beinahe schon vergessen hatte. Man richtet sein Leben ein für eine Person, die, wenn man sie endlich darin empfangen könnte, gar nicht erscheint und für uns schließlich stirbt;

selbst aber lebt man gefangen in dem, was nur für sie bestimmt war. Wenn meinen Eltern Venedig sehr weit und sehr fiebergefährlich für mich erschien, war es andererseits doch einfach, ohne zu große Ermüdung nach Balbec zu gehen. Dazu aber hätte ich Paris verlassen, auf meine – wenn auch seltenen – Besuche verzichten müssen, bei denen ich zuweilen Madame Swann von ihrer Tochter sprechen hörte. Außerdem begann ich darin ein gewisses Vergnügen zu finden, zu dem Gilberte in keiner Beziehung mehr stand.

Als der Frühling nahte und noch einmal Kälte brachte, zur Zeit der Eisheiligen und der Hagelschauer der Osterwoche, fand Madame Swann, man friere bei ihr erbärmlich, und wenn ich zu ihr kam, sah ich sie häufig in Pelze gewickelt die Gäste empfangen; ihre fröstelnden Hände und Schultern verschwanden unter der schimmernd weißen Decke eines riesigen flachen Muffs und einer Pelzstola, beide aus Zobelfell[1] , die sie beim Nachhausekommen nicht abgelegt hatte und die aussahen wie letzte, alle anderen überdauernde Flecken aus winterlichem Schnee, die weder die Wärme des Feuers noch die fortschreitende Jahreszeit aufzutauen vermocht hatten. Die gesamte Wahrheit jener eisigen und doch schon blütentreibenden Wochen schien mir aber in jenem Salon, den ich bald nicht mehr betreten würde, durch eine andere, noch berauschendere Häufung von weißen Tönen zur Entfaltung zu kommen, die des »Schneeballs« zum Beispiel, der auf der Spitze seiner langen Zweige, so kahl wie die linearen Stauden der Präraffaeliten, seine in sich geteilten und doch ebenmäßigen Kugeln anordnete, die weiß wie Verkündigungsengel und von Zitronenduft umwoben waren. Denn die Schloßherrin von Tansonville wußte, daß der April, wie eisig er sich auch gibt, doch nicht ohne Blumen ist, daß Winter, Frühling und Sommer nicht so hermetisch voneinander getrennt sind, wie der Boulevardier meint, der sich bis zu den ersten warmen Tagen die Welt nur mit lauter kahlen, regennassen Häusern vorstellen kann. Daß Madame Swann sich mit den Sendungen ihres

Gärtners aus Combray begnügte und nicht vielleicht mit Hilfe ihrer »Hoflieferantin« für Blumen die Lücken eines unzulänglichen Frühlingsbildes mit ausgeborgter mediterraner Frühblüte stopfte, will ich nicht behaupten; es kümmerte mich auch nicht. Mir genügte schon, um Sehnsucht nach dem Land zu bekommen, daß neben dem Firnschnee des Muffs, den Madame Swann hielt, der Schneeball (der vielleicht für die Hausherrin keinen anderen Zweck erfüllte, als auf den Rat Bergottes hin eine »Symphonie in Weiß-Dur«[2] mit ihren Möbeln und ihren Kleidern zu bilden) mich daran erinnerte, daß der Karfreitagszauber[3] ein Naturwunder darstellt, an dem man jedes Jahr teilnehmen könnte, wenn man weiser wäre, und im Verein mit dem herben, berauschenden Duft anderer Arten, deren Name mir unbekannt war und um derentwillen ich so oft auf meinen Spaziergängen in Combray einfach stehengeblieben war, den Salon von Madame Swann so jungfräulich erscheinen ließ, so unschuldig leuchtend in seinem blattlosen Blütenflor, so reich an richtigen Düften wie der steile Pfad von Tansonville.

An diesen erinnert zu werden war aber noch zu viel für mich. Noch drohte der Gedanke an ihn das wenige zu erhalten, was von meiner Liebe zu Gilberte übriggeblieben war. So legte ich, obwohl ich bei meinen Besuchen bei Madame Swann keinen Kummer mehr empfand, dazwischen immer größere Pausen ein und versuchte sie so wenig wie möglich zu sehen. Als äußerstes billigte ich mir, da ich auch jetzt Paris nicht verließ, gewisse Spaziergänge mit ihr zu. Die schönen Tage waren endlich wieder da und auch die Wärme. Da ich wußte, daß Madame Swann vor dem Mittagessen eine Stunde ausging und in der Avenue du Bois nahe beim Étoile nicht weit von der Stelle, die man damals wegen der Leute, die von dort aus die Reichen beobachteten, von denen sie höchstens die Namen kannten, »Club des Pannés«[1] nannte, frische Luft schöpfte, rang ich meinen Eltern die Erlaubnis ab, daß ich am Sonntag – denn während der Woche war ich um diese Zeit

nicht frei – erst weit nach ihnen, nämlich um Viertel nach eins, zu Mittag zu essen brauchte und zuvor einen Spaziergang machen konnte. Ich versäumte das nie in jenem Mai, denn Gilberte war auf dem Land bei Freundinnen. Gegen Mittag erschien ich am Arc de Triomphe. Ich bezog einen Späposten am Eingang der Avenue und verlor die Ecke der kleinen Straße nicht aus den Augen, durch die Madame Swann, die nur ein paar Schritte bis dahin hatte, von ihrem Haus her kam. Da es schon die Stunde war, zu der viele Spaziergänger zum Essen heimgekehrt waren, blieben nur einige wenige dort, meist vornehme Leute. Plötzlich[1] erschien dann auf dem Sand der Allee, langsam, spät und üppig wie die schönste Blüte, die sich erst zur Mittagsstunde auftut, Madame Swann, von einer Toilette umwogt, die jedesmal eine andere, doch, wie ich mich zu erinnern glaube, meist malvenfarben war; dann hißte und entfaltete sie im Augenblick ihres größten Glanzes auf einem langen Stiel den Seidenwimpel eines großen Sonnenschirms vom gleichen Farbton wie die flatternden Blütenblätter ihres Kleides. Ein ganzes Gefolge begleitete sie: Swann und vier bis fünf Angehörige der eleganten Pariser Clubs, die ihr einen Morgenbesuch gemacht oder die sie hier erst getroffen hatte: ihre gefügige, graue oder schwarze Formation, die die fast mechanischen Bewegungen eines Odette träge umschließenden Rahmens ausführte, gab dieser Frau, die als einzige im Blick intensive Lebendigkeit behielt, zwischen all diesen Männern das Aussehen, als blicke sie durch ein Fenster, an das sie getreten sei, und ließ sie zerbrechlich, aber furchtlos in der Nacktheit ihrer zarten Farben aufschimmern wie ein unwirkliches Wesen von ganz anderer Art und unbekanntem Ursprung, doch mit fast kriegerischer Macht begabt, durch die sie ganz für sich allein der zahlenmäßig stärkeren Begleitung das Gleichgewicht hielt. Strahlend, beglückt durch das schöne Wetter, die Sonne, die noch nicht lästig war, die Sicherheit und Ruhe des Schöpfers ausstrahlend, der sein Werk vollendet hat und sich um das Weitere

nicht mehr sorgt, in der Gewißheit, daß ihre Toilette – mochten gewöhnliche Passanten sie auch nicht zu schätzen wissen – die eleganteste von allen sei, trug sie diese für sich selbst und für ihre Freunde, natürlich, ohne ihr übertriebene Aufmerksamkeit zu zollen, doch auch ohne völlig unbeteiligt daran zu sein; sie hinderte die kleinen Schleifen an Rock und Taille nicht daran, leicht vor ihr herzuflattern wie Geschöpfe, deren Anwesenheit ihr bewußt war, denen sie jedoch mit aller Nachsicht erlaubte, sich ihrem Spiel hinzugeben, nach ihrem eigenen Rhythmus, sofern sie nur ihren Schritten folgten, und selbst auf den malvenfarbenen Sonnenschirm, den sie oft beim Kommen noch nicht aufgespannt hatte, ließ sie manchmal, ebenso wie auf einem Strauß Parmaveilchen, ihren Blick fallen, der so froh und weich, wie er war, noch zu lächeln schien, selbst wenn er sich nicht mehr auf einen ihrer Freunde, sondern auf einen leblosen Gegenstand heftete. So wies sie ihrer Toilette als deren eigentlichen Ort jenen Zwischenraum von Eleganz zu, dessen Maß und Notwendigkeit auch die Männer respektierten, mit denen Madame Swann am freundschaftlichsten verkehrte; sie taten es nicht ohne die achtungsvolle Scheu profaner Außenstehender und ein gewisses Eingeständnis der eigenen Unzuständigkeit, wobei sie ihrer Freundin diesbezüglich, wie man es einem Kranken bei einer notwendigen Spezialbehandlung oder einer Mutter gegenüber tut, wenn es sich um die Erziehung ihrer Kinder handelt, alleinige Kompetenz und Urteilskraft zuerkannten. Nicht weniger als durch den sie umgebenden Hofstaat, der die Vorübergehenden zu ignorieren schien, rief Madame Swann auch durch die späte Stunde ihres Erscheinens das Bild ihrer Gemächer wach, in denen sie einen so langen Morgen verbracht hatte und in die sie bald zum Essen zurückkehren würde; deren Nähe schien sie durch die Art ihres Gehens anzuzeigen, das in seinem gelassenen Schlendern an den gemächlichen Rundgang erinnerte, den man in seinem Garten tut; es schien an ihr gleichsam noch der kühle Schatten jener intimen

Gemächer zu haften. Doch gerade dadurch erhöhte ihr Anblick bei mir das Gefühl, im Freien, in der Wärme des Frühlings zu sein, und das um so mehr, als ich überzeugt war, daß dank der genauen Kenntnis, die Madame Swann von den Riten und der Liturgie besaß, zwischen ihrer Toilette und der Jahreszeit, ja der Stunde eine notwendige, einzigartige Beziehung bestand; die Blumen ihres geschmeidigen Strohhutes, die kleinen Bänder an ihrem Kleid schienen mir natürlicher dem Monat Mai zu entwachsen als die Blumen in Garten und Wald; und um das neue Weben und Leben der Jahreszeit zu erkennen, erhob ich die Blicke nicht höher als bis zu ihrem Sonnenschirm, der offen ausgespannt war wie ein zweiter, näher gerückter, milder, beweglicher und blauer Himmel. Denn wenn diese Riten auch unumschränkt galten, so setzten sie und damit auch Madame Swann ihre Ehre darein, huldvoll dem Morgen, dem Frühling, der Sonne sich anzupassen, die mir ihrerseits gar nicht genügend geschmeichelt schienen, daß eine so elegante Frau sich herabließ, von ihnen Kenntnis zu nehmen, ihretwegen für den Tag ein Kleid von hellerem, leichterem Stoff ausgewählt hatte, das durch die Kelchform von Kragen und Ärmeln an die Frische des Halses und der Handgelenke gemahnte, und überhaupt für sie den ganzen Extraaufwand einer großen Dame trieb, die in heiterer Bereitwilligkeit sich aufs Land begibt, um ganz gewöhnliche Leute zu besuchen, die jedermann, selbst das Volk gut kennt und die dennoch Wert darauf legt, speziell für diese Gelegenheit eine leichte, ländliche Toilette zu tragen. Gleich wenn sie kam, begrüßte ich Madame Swann, sie hielt mich an und sagte lächelnd »Good morning« zu mir. Wir gingen ein paar Schritte. Ich begriff, daß sie ganz für sich selber den kanonischen Regeln gehorchte, nach denen sie sich kleidete, wie einer höheren Weisheit, deren Oberpriesterin sie sei: denn wenn es ihr einmal zu warm wurde und sie ihre Jacke, die sie eigentlich geschlossen hatte anbehalten wollen, aufknöpfte oder ganz auszog und mir zu tragen gab, entdeckte ich an ih-

rem Mieder tausend kleine Einzelheiten der Ausführung, die um ein Haar ganz unbemerkt geblieben wären wie jene Orchesterpartien, auf die der Komponist die größte Sorgfalt verwendet hat, obwohl sie niemals wirklich ans Ohr des Publikums dringen; oder ich fand in den Ärmeln der über meinem Arm gefalteten Jacke irgendein wundervolles Detail, das ich zu meinem Vergnügen oder aus Höflichkeit eingehend bewunderte, einen Streifen von köstlicher Farbe oder einen malvenfarbenen, gewöhnlich versteckten Baumwollsatin, die so zierlich verarbeitet waren wie die sichtbaren Teile, darin den Skulpturen einer gotischen Kathedrale gleich, die in achtzig Fuß Höhe hinter einer Balustrade verborgen genauso vollkommen gemeißelt sind wie die Reliefs am großen Hauptportal, obwohl nie jemand sie gesehen hat, bis zufällig ein Künstler im Verlauf einer Reise es erreicht, sich in freier Höhe zwischen den beiden Türmen ergehen zu können, um von dort aus den Blick über die Stadt zu genießen.

Was den Eindruck noch verstärkte, Madame Swann promeniere in der Avenue du Bois[1] ganz wie auf dem Weg eines ihr gehörigen Gartens, war – in den Augen der Leute, die von ihrer Gewohnheit des »footing« nichts wußten –, daß sie zu Fuß ankam, ohne daß der eigene Wagen ihr folgte, sie, die man gewöhnt war schon ab Mai mit dem gepflegtesten Gespann und den bestgehaltenen Livreen von ganz Paris vorüberfahren zu sehen, lässig und hoheitsvoll, göttinnengleich gelagert in der lauen, luftigen Atmosphäre eines riesigen Mylords mit achtfacher Federung. Wenn Madame Swann zu Fuß ging, sah sie, vor allem mit ihrem in der Wärme verlangsamten Schritt, ganz so aus, als habe sie einer neugierigen Neigung nachgegeben, als begehe sie eine elegante Übertretung des Protokolls wie jene Monarchen, die, ohne jemand um Rat zu fragen, begleitet von der etwas schockierten Bewunderung eines Gefolges, das keine Kritik zu üben wagt, während einer Galavorstellung ihre Loge verlassen, das Foyer aufsuchen und sich für ein paar Minuten unter

die übrigen Zuschauer mengen. Zwischen Madame Swann und sich selbst spürte die Menge die Schranken einer ganz bestimmten Art von Reichtum, die ihr von allen am unüberwindlichsten scheinen. Auch der Faubourg Saint-Germain hat seine, aber diese sind weniger augenfällig und regen die Phantasie der »Pannés« weniger an. Einer großen Dame gegenüber, die, schlichter gekleidet und leichter mit einer Kleinbürgerin zu verwechseln, dem Volk weniger fern ist, werden diese nicht das Gefühl der Ungleichheit, fast der Unwürdigkeit haben, das sie angesichts einer Madame Swann befällt. Gewiß macht auf Frauen ihrer Art das glanzvolle Gepränge, das sie umgibt, selbst nicht den gleichen Eindruck; sie geben gar nicht mehr darauf acht, aber nur, weil sie daran gewöhnt sind und diesen Luxus um so natürlicher und notwendiger finden, als sie auch die anderen Menschen danach beurteilen, wie weit sie mit diesen Gewohnheiten vertraut sind: so kommt es, daß diese Frauen (da die Großartigkeit, deren Glanz sie ausstrahlen und bei anderen feststellen, rein materiell bedingt, leicht zu konstatieren, langwierig zu erringen und sehr schwer durch anderes auszugleichen ist), wenn sie einen Vorübergehenden auf die niederste Stufe stellen, diesem selbst auf die gleiche Weise auf der höchsten zu stehen scheinen, und zwar auf den ersten Blick, unmittelbar und unwiderruflich. Diese besondere Gesellschaftsklasse, die damals Frauen wie Lady Israels, die bei denen der Aristokratie verkehrte, und auch Madame Swann umfaßte, die eines Tages bei jenen verkehren sollte, diese Zwischenklasse, die unter dem Faubourg Saint-Germain stand, da sie ihn ja umwarb, dafür aber über allem, was nicht Faubourg Saint-Germain war, und deren Besonderheit darin bestand, daß sie, bereits von der Welt der Reichen losgelöst, selbst noch Reichtum war – aber ein modellierbar gewordener Reichtum, der einer Berufung, einem künstlerischen Gedanken gehorchte, formbares Geld, poetisch ziseliert, Geld, das zu lächeln verstand –, diese Klasse existiert vielleicht zumindest mit dem gleichen Cha-

rakter und dem gleichen Zauber nicht mehr. Die Frauen, die ihr angehörten, würden freilich heute über die erste Bedingung ihrer Herrschaft auch nicht mehr verfügen, denn im Alter haben fast alle ihre Schönheit eingebüßt. Madame Swann aber sah nicht nur von den Höhen ihres edlen Reichtums, sondern mindestens genauso vom Zenit ihres reifen, noch so verlockenden Sommers, wenn sie majestätisch, lächelnd und gütig durch die Avenue du Bois schritt, unter dem langsamen Gleiten ihrer Füße – wie Hypatia[1] – die Welten rollen. Junge Männer, die vorübergingen, schauten ängstlich zu ihr hin, in Ungewißheit darüber, ob ihre vagen Beziehungen zu ihr (um so mehr als sie kaum einmal Swann vorgestellt worden waren, so daß sie fürchten mußten, er erkenne sie nicht) genügten, sie grüßen zu dürfen. Innerlich bebend vor den Folgen, entschlossen sie sich dazu und fragten sich dabei, ob ihre provozierend kühne und frevlerische Geste, dieser Verstoß gegen die unverletzliche Suprematie einer Kaste, nicht Katastrophen entfesseln oder ein göttliches Strafgericht auf sie herabziehen werde. Doch löste sie nur die uhrwerkhafte Bewegung der kleinen salutierenden Figurinen aus, die Odettes Gefolge bildeten, beginnend mit Swann, der seinen grünledern gefütterten Zylinderhut mit im Faubourg Saint-Germain erlernter lächelnder Grazie, doch nicht mehr mit der damit verbundenen Gleichgültigkeit lüftete, die er früher gezeigt hätte. Diese wurde jetzt (als habe er sich in gewissem Umfang die Vorurteile Odettes zu eigen gemacht) gleichzeitig durch den leichten Verdruß ersetzt, daß er jemand so schlecht Gekleideten wiedergrüßen müsse, doch auch durch die Befriedigung darüber, daß seine Frau so viele Leute kannte, eine Gefühlsmischung also, die er den begleitenden Elegants gegenüber in die Worte kleidete: »Schon wieder einer! Wahrhaftig, ich frage mich, wo Odette all diese Leute auftreibt!« Inzwischen wandte sich Madame Swann, nachdem sie mit einer leichten Kopfbewegung einem schon nicht mehr sichtbaren aufgeregten Vorübergehenden gedankt hatte, dem das Herz noch hinterher höher schlug, mit

der Bemerkung an mich: »Es ist also wirklich aus? Sie kommen nicht mehr zu Gilberte? Ich bin ja nur froh, daß Sie zu meinen Gunsten eine Ausnahme machen und mich nicht auch völlig ›droppen‹. Ich sehe Sie immer gern, doch war mir auch Ihr Einfluß auf meine Tochter sehr lieb. Ich glaube, es tut ihr auch sehr leid. Aber ich möchte Sie natürlich nicht tyrannisieren, denn dann würden Sie wahrscheinlich auch mich nicht mehr sehen wollen!« – »Odette, da ist Sagan[1] , der Sie grüßt«, bedeutete Swann seiner Frau. Und tatsächlich machte es der Prinz, wie man es in der Schlußapotheose auf der Bühne, im Zirkus oder auf alten Bildern sieht: er stellte sein Pferd in Parade und spendete Odette einen weitausholenden theatralischen und gleichsam allegorischen Gruß, mit dem der Grandseigneur, ritterlicher Höflichkeit entsprechend, der Frau schlechthin, selbst in Gestalt eines weiblichen Wesens, mit dem seine Mutter oder Schwester nicht hätten verkehren dürfen, seine Huldigung darbringt. Übrigens wurde Madame Swann unaufhörlich im durchsichtigen Fluten und schimmernden Spiel des Schattens unter ihrem Sonnenschirm erkannt und gegrüßt von letzten, verspäteten Reitern, die wie auf der Leinwand des Kinematographen auf der besonnten Bahn der Avenue galoppierten, mondänen Größen, deren Namen – Antoine de Castellane, Adalbert de Montmorency[1] und viele andere – im Publikum berühmt, für Madame Swann hingegen vertraute Freundesnamen waren. Und da die mittlere Lebenserwartung – die relative Langlebigkeit – poetischer Empfindungen größer ist als die der Leiden unseres Herzens, hat den so lange schon entschwundenen Kummer, den ich damals wegen Gilberte fühlte, nur das Vergnügen überlebt, das ich noch jedesmal habe, wenn ich im Mai – wie auf einer Sonnenuhr – die Minuten zwischen zwölfeinviertel und eins ablesen will und mich dann wieder mit Madame Swann plaudern sehe, unter ihrem Sonnenschirm wie unter dem fließenden Licht eines Glyzinienbogens.

ZWEITER TEIL

NAMEN UND ORTE: ORTE

Ich hatte es gegenüber Gilberte zu beinahe vollkommener Gleichgültigkeit gebracht, als ich zwei Jahre[1] später mit meiner Großmutter nach Balbec[2] fuhr. Wenn ich dem Reiz eines neuen Gesichts unterlag, wenn ich mit Hilfe eines anderen jungen Mädchens die gotischen Kathedralen, die Paläste und Gärten Italiens kennenzulernen hoffte, sagte ich mir mit Trauer im Herzen, daß unsere Liebe, soweit sie Liebe zu einem bestimmten Menschen ist, vielleicht nichts sehr Reales an sich hat, denn wenn auch Assoziationen von angenehmen oder schmerzlichen Träumereien sie eine Zeitlang an eine Frau verhaftet halten können, so daß wir meinen, sie sei uns unweigerlich von jener Seite her eingeflößt, so lebt doch auch andererseits, wenn wir uns willentlich oder unwillkürlich von jenen Assoziationen lösen, diese Liebe, als entstehe sie spontan und entstamme nur uns selbst, wieder auf, um sich einer anderen Frau zuzuwenden. Allerdings war im Augenblick dieser Abreise nach Balbec und während der ersten Zeit meines Aufenthaltes dort meine Gleichgültigkeit noch in intermittierendem Zustand. Oft lebte ich (da ja unser Leben so wenig chronologisch verläuft und so viele Anachronismen in den Lauf der Tage einfügt) in jenen weiter als gestern und vorgestern zurückliegenden Tagen, als ich Gilberte liebte. Dann war es plötzlich schmerzlich, wie es in jener Zeit gewesen wäre, sie nicht mehr zu sehen. Das Ich, das sie geliebt hatte und das schon fast ganz von einem anderen ersetzt worden war, tauchte wieder auf, und zwar wurde es mir viel häufiger aus einem nichtigen Anlaß als aus einem wichtigen Grund wieder zuteil.

So hörte ich zum Beispiel (ich greife dabei bereits meinem Aufenthalt in der Normandie vor) in Balbec einen Unbekannten, der mir auf der Strandpromenade entgegenkam, sagen: »Die Familie des Direktors im Postministerium.« Nun hätte freilich (da ich damals nicht wußte, welchen Einfluß auf mein Leben diese Familie bekommen sollte) ein solcher Ausspruch mir müßig erscheinen müssen, doch brachte er in mir ein lebhaftes Schmerzgefühl hervor, einen Schmerz, den ein bereits seit langem zum größten Teil untergegangenes Ich noch immer über die Trennung von Gilberte empfand. Ich hatte nämlich zuvor niemals an eine Unterhaltung zurückgedacht, die Gilberte in meiner Gegenwart mit ihrem Vater über die Familie des »Direktors im Postministerium« geführt hatte. Nun aber bilden die Erinnerungen der Liebe keine Ausnahme von den allgemeinen Regeln des Gedächtnisses, die ihrerseits von den noch allgemeineren der Gewohnheit regiert werden. Da diese alles abschwächt, bringt uns gerade das, was wir vergessen hatten (weil es zu unbedeutend war und wir ihm auf diese Weise seine ganze Kraft belassen haben), am stärksten die Erinnerung an einen Menschen zurück. Daher lebt der beste Teil unseres Gedächtnisses außerhalb von uns, in dem feuchten Hauch eines Regentages, dem Geruch eines ungelüfteten Raums oder dem Geruch eines eben entzündeten, aufflammenden Feuers, das heißt überall da, wo wir von uns selbst das wiederfinden, was unser Verstand als unverwendbar abgelehnt hatte, die letzte Reserve, die beste, der Vergangenheit, die, wenn all unsere Tränen versiegt scheinen, uns immer noch neue entlocken wird. Außerhalb von uns? In uns, besser gesagt; doch unseren Blicken entzogen, in einer mehr oder weniger langanhaltenden Vergessenheit. Dank diesem Vergessen allein können wir von Zeit zu Zeit das wiederfinden, was wir gewesen sind, den Dingen gegenüberstehen wie jenes Wesen von einst, von neuem leiden, weil wir nicht wir selbst mehr sind, sondern der andere, und weil der liebte, was uns jetzt gleichgültig ist. Im hellen Licht der gewöhnlichen Erin-

nerung verblassen die Bilder der Vergangenheit nach und nach, sie verschwinden, es bleibt von ihnen nichts, und wir werden die Vergangenheit nicht wiederfinden. Oder wir fänden sie vielmehr nicht, wenn nicht ein paar Worte (wie »Direktor im Postministerium«) sorgfältig in Vergessenheit gebettet worden wären, so wie man in der Bibliothèque Nationale ein Exemplar eines Buches deponiert, das sonst möglicherweise unauffindbar würde.

Doch dieses Leiden und dieses Wiederaufblühen meiner Liebe zu Gilberte hielten nicht länger an als in einem Traum; und diesmal kam dazu, daß in Balbec die Gewohnheit nicht mehr da war, die ihnen hätte Dauer schenken können. Wenn demgemäß die Wirkungen der Gewohnheit widerspruchsvoll erscheinen, so deshalb, weil diese vielfältigen Gesetzen gehorcht. In Paris war ich gerade dank der Gewohnheit Gilberte gegenüber nach und nach gleichgültiger geworden. Der Wechsel der Gewohnheit, das heißt ihr vorübergehendes Aussetzen, vollendete ihr Werk, als ich nach Balbec ging. Sie schwächt, doch konsolidiert sie zugleich; sie führt die Zersetzung herbei, doch läßt sie diese unendlich dauern. Seit Jahren richtete ich jeden Tag meinen Seelenzustand so gut es ging nach dem des Vortages ein. In Balbec unterstützte ein neues Bett, an dem mir jeden Morgen ein anderes Frühstück als das in Paris gewohnte serviert wurde, die Gedanken nicht mehr, aus denen meine Liebe zu Gilberte sich genährt hatte. In gewissen Fällen (die freilich nicht häufig sind) besteht, da Seßhaftigkeit die Tage erstarren läßt, das beste Mittel, Zeit zu gewinnen, in einem Wechsel des Orts. Meine Reise nach Balbec war wie der erste Ausgang eines Genesenden, der nur noch auf diesen gewartet hat, um sich geheilt zu fühlen.

Diese Reise würde man heute gewiß im Automobil machen und dabei glauben, es sei angenehmer. Man wird sehen, daß sie auf diese Weise in gewissem Sinn sogar wahrer würde, da man aus größerer Nähe und in engerer Fühlung damit den allmählich sich vollziehenden Veränderungen folgen könnte,

gemäß denen das Antlitz der Erde sich wandelt. Im Grunde aber besteht das spezifische Vergnügen einer Reise nicht darin, unterwegs aussteigen und haltmachen zu können, wenn man müde ist, sondern den Unterschied zwischen Abreise und Ankunft statt möglichst unmerklich so tiefgreifend wie irgend tunlich zu machen, ihn in seiner Ganzheit zu erfahren, wie wir ihn, noch ganz intakt, in unseren Gedanken trugen, als unsere Einbildungskraft uns von jenem Ort, an dem wir lebten, bis ins Herz jener ersehnten Stätte in einem gewaltigen Schwung trug, der uns wunderbar nicht deshalb schien, weil er eine Entfernung durchmaß, sondern gerade weil er zwei deutlich unterschiedene Individualitäten der Erde miteinander in Verbindung brachte, uns von einem Namen zu einem anderen führte, einen Unterschied, den (besser als eine Spazierfahrt, bei der es, da man inzwischen beliebig aussteigen kann, keine eigentliche Ankunft mehr gibt) das geheimnisvolle Wirken schematisch darstellt, das sich in jenen besonderen Stätten, den Bahnhöfen, vollzog, die nicht eigentlich zur Stadt gehören, jedoch die Essenz ihrer Persönlichkeit enthalten, genau wie sie auf einem Anzeigeschild ihren Namen tragen.

Auf allen Gebieten hat ja unsere Zeit die Manie, uns die Dinge nur in ihrer natürlichen Umgebung vor Augen führen zu wollen und damit das Wesentliche zu unterschlagen, nämlich den geistigen Vorgang, der sie aus jener heraushob. Man »präsentiert« ein Bild inmitten von Möbeln, Nippsachen und Tapeten aus derselben Epoche, einer belanglosen Einrichtung, die eine gestern noch völlig unwissende Hausherrin in den Stadthäusern von heute tadellos zusammenstellt, denn jetzt verbringt sie ihre Tage in Archiven und Bibliotheken, und in der uns das Meisterwerk, das man während des Abendessens betrachtet, nicht mehr das gleiche berauschende Glücksgefühl schenkt, das man von ihm nur in einem Museumssaal erwarten kann, der in seiner nüchternen Enthaltung von allen Details viel besser die inneren Räume symbolisiert, in die sich der Künstler zurückgezogen hat, um es zu erschaffen.

Leider sind diese wunderbaren Stätten, die Bahnhöfe, von denen aus man fernen Bestimmungsorten entgegeneilt, zugleich auch tragische Stätten, denn wenn sich in ihnen zwar das Wunder vollzieht, durch das Länder, die bislang nur in unseren Gedanken für uns existierten, zu solchen werden, in denen wir leben und wohnen, müssen wir doch auch aus dem gleichen Grund beim Verlassen des Wartesaals darauf Verzicht leisten, gleich wieder in das vertraute Zimmer zurückzukehren, in dem wir eben noch waren. Man muß jede Hoffnung fahren lassen, am Abend zu Hause zu schlafen, sobald man sich entschlossen hat, die verpestete Höhle zu betreten, durch die man Zutritt findet zum Mysterium, eine jener großen, glasverkleideten Werkstätten, wie der Bahnhof Saint-Lazare eine ist, in dem ich den Zug nach Balbec nahm, während sich über der gewaltsam aufgebrochenen Stadt einer jener ungeheuren rohen und von dramatischen Drohungen trächtigen Himmel entfaltete, ähnlich gewissen Himmeln von fast pariserisch anmutender Modernität bei Mantegna oder bei Veronese, ein Himmel, unter dem sich einzig ein Akt von furchtbarer Feierlichkeit vollziehen konnte wie eine Abreise mit der Eisenbahn oder die Kreuzaufrichtung.[1]

Solange ich mich damit begnügt hatte, in Paris von meinem Bett aus die persische Kirche von Balbec inmitten vom Sturm gepeitschter Schaumflocken ins Auge zu fassen, wurde von meinem Körper kein Einwand gegen die Reise erhoben. Er fing damit erst an, als er begriffen hatte, daß er mit von der Partie sein solle und daß man mich am Abend der Ankunft in »mein« Zimmer führen würde, das ihm unbekannt war. Seine Auflehnung war um so heftiger, als ich erst am Abend vor der Abreise erfahren hatte, daß meine Mutter uns nicht begleiten werde, da mein Vater, der bis zum Antritt seiner Reise nach Spanien mit Norpois im Ministerium unabkömmlich war, es vorgezogen hatte, ein Haus in der Umgebung von Paris zu mieten. Im übrigen kam mir der Anblick von Balbec nicht weniger wünschenswert vor, weil ich ihn um den Preis eines

Leidens erkaufen mußte, der mir im Gegenteil die Wirklichkeit des Eindrucks, den ich haben wollte, zu versinnbildlichen und zu garantieren schien, eines Eindrucks, den kein angeblich gleichwertiges Schauspiel mir ersetzt hätte, kein »Panorama«[2] , das ich mir hätte anschauen können, ohne daß ich deswegen darauf hätte verzichten müssen, wieder nach Hause in mein eigenes Bett schlafen zu gehen. Es war dies nicht das erste Mal, daß ich spürte, daß die, die lieben, und die, die Vergnügen empfinden, nicht dieselben sind. Ich glaubte mich ebenso stark nach Balbec zu sehnen wie der Arzt, der mich behandelte und der am Morgen des Aufbruchs, erstaunt über meine unglückliche Miene, zu mir sagte: »Ich kann Ihnen nur sagen, wenn ich mich irgendwie acht Tage freimachen könnte, um Seeluft zu genießen, ließe ich mich nicht bitten. Sie finden da Rennen, Segelregatten, es wird bestimmt großartig werden.« Ich aber hatte, sogar schon bevor ich die Berma sah, gelernt: was immer ich liebte, würde mir nur nach qualvollem Ringen zuteil, in dessen Verlauf ich zunächst mein Vergnügen jenem höchsten Gut opfern müsse, anstatt es in ihm zu suchen.

Meine Großmutter verband mit unserem Aufbruch natürlich eine etwas andere Vorstellung, und immer noch ebensosehr wie früher darauf bedacht, daß die Geschenke, die ich erhielt, einen künstlerischen Wert besäßen, hatte sie, um mir von dieser Reise einen wenigstens teilweise alten »Abzug« zu bescheren, gewollt, daß wir zur einen Hälfte mit der Eisenbahn, zur anderen mit dem Wagen die Strecke zurücklegten, die der Reiseroute der Madame de Sévigné von Paris nach »L'Orient« über Chaulnes und »le Pont-Audemer«[1] entsprach. Doch mußte meine Großmutter auf diesen Plan verzichten, da mein Vater seine Ausführung verbot; er wußte, wenn sie einen Ortswechsel in der Absicht organisierte, allen nur erdenklichen geistigen Nutzen daraus zu ziehen, mit wie vielen versäumten Zügen, verlorenen Gepäckstücken, Halsentzündungen und Geldbußen zu rechnen war. Sie freute sich aber we-

nigstens bei dem Gedanken, daß uns niemals, wenn wir an den Strand gehen wollten, ein Störenfried – von ihrer geliebten Sévigné als eine »chienne de carrossée«[2] bezeichnet – belästigen würde, denn wir würden niemand kennen in Balbec, da Legrandin uns keinen Empfehlungsbrief an seine Schwester angeboten hatte. (Diese Zurückhaltung war nicht in der gleichen Weise von meinen Tanten Céline und Victoire[3] geschätzt worden, die – weil sie diejenige, die sie als junges Mädchen gekannt und bislang, um die alte Intimität zu betonen, immer nur »Renée de Cambremer« genannt hatten, und auch noch Geschenke von ihr besaßen, wie sie zur Ausstattung von Zimmern und Unterhaltungen dienen, ohne daß ihnen in der Gegenwart etwas Wirkliches entspricht – die uns widerfahrene Kränkung dadurch zu rächen glaubten, daß sie niemals mehr bei der alten Madame Legrandin den Namen ihrer Tochter aussprachen und erst, wenn sie das Haus wieder verlassen hatten, sich gegenseitig in Wendungen wie »Ich habe keine Anspielung gemacht, du weißt schon, auf wen«, und »Ich glaube, *man* wird verstanden haben« zu ihrem Schweigen beglückwünschten.)

So würden wir also einfach von Paris mit dem Einuhrzweiundzwanzigzug abfahren, den ich zu oft und zu gern im Kursbuch nachgeschlagen hatte – und der mir dann jedesmal die freudige Aufregung, beinahe die beseligte Illusion der Abreise verschafft hatte –, als daß ich mir nicht einbildete, ihn bereits zu kennen. Da in unserer Phantasie die Einzelheiten eines Glücks weit mehr auf der Identität mit den Wünschen, die es in uns weckt, als auf genauen Informationen über seine Beschaffenheit beruhen, glaubte ich dieses hier bereits in allen Details zu kennen und zweifelte nicht, daß ich im Abteil ein besonderes Vergnügen empfinden würde, wenn die Kühle eintrat, und bei der Ankunft an einer bestimmten Station diesen oder jenen Effekt betrachten könne. So kam es, daß dieser Zug, der in mir die Bilder immer der gleichen Städte wachrief, die ich vom Licht jener Nachmittagsstunden umflossen

sah, in denen er verkehrt, mir anders als alle anderen Züge erschien; und schließlich hatte ich auch noch, wie man es oft mit einem Menschen macht, den man nie gesehen hat, dessen Freundschaft gewonnen zu haben man aber träumt, die immer gleichen individuellen Züge dem blonden Reisenden – einem Künstler – verliehen, der mich zum Weggenossen wählen und von dem ich mich am Fuß der Kathedrale von Saint-Lô[1] verabschieden würde, bevor er gen Abend entschwände.

Da meine Großmutter sich nicht entschließen konnte, nur »einfach so« nach Balbec zu fahren, wollte sie sich wenigstens vierundzwanzig Stunden bei einer ihrer Freundinnen aufhalten, die ich bereits am Abend wieder verlassen sollte, um nicht zu stören und auch um am folgenden Tag noch gleich die Kirche von Balbec zu sehen, die, wie wir hörten, von Balbec-Plage ziemlich weit entfernt lag und die ich später, wenn meine Badekur begonnen hätte, vielleicht nicht würde besuchen können. Es war vielleicht auch leichter für mich zu wissen, daß das wundervolle Hauptziel meiner Reise seinen Platz noch vor der grausamen ersten Nacht haben würde, in der ich ein neues Zimmer beziehen und mich damit abfinden müßte, dort eine Weile zu wohnen. Zunächst aber hatte es sich darum gehandelt, das alte zu verlassen; meine Mutter hatte es so eingerichtet, daß sie noch am gleichen Abend nach Saint-Cloud aufbrach, und tatsächlich oder vorgeblich alle Vorbereitungen getroffen, um sich unmittelbar, nachdem sie uns zur Bahn gebracht hatte, dorthin zu begeben, ohne vorher noch einmal unsere Wohnung betreten zu müssen, denn sie fürchtete wohl, ich möchte sonst, anstatt nach Balbec zu fahren, wieder mit ihr heimkehren wollen. Sie hatte sogar unter dem Vorwand, in dem neugemieteten Haus sei noch so viel zu tun, daß die Zeit kaum reiche, in Wirklichkeit aber, um mir die Grausamkeit dieser Art von Abschiednehmen zu ersparen, beschlossen, nicht bis zur Abfahrt des Zuges zu bleiben, bei der eine zuvor hinter dem Kommen und Gehen und den noch nicht definitiv verpflichtenden Vorbereitungen verborgene

Trennung mit einemmal unmöglich zu ertragen scheint, obgleich sie schon nicht mehr zu umgehen ist, verdichtet zu einem unendlichen Augenblick ohnmächtiger und äußerster Hellsichtigkeit.

Zum erstenmal erfaßte ich die Möglichkeit, daß meine Mutter ohne mich und in anderer Weise als für mich ein anderes Leben lebte. Sie würde ganz für sich mit meinem Vater sein, für den, wie sie glauben mochte, meine schwache Gesundheit, meine Nervosität das Dasein etwas kompliziert und traurig machten. Diese Trennung erschütterte mich um so mehr, als ich mir sagen mußte, sie stelle wahrscheinlich die letzte Etappe der aufeinanderfolgenden Enttäuschungen dar, die ich ihr bereitet, die sie mir verschwiegen, nach denen sie aber das Problematische gemeinsamer Ferien eingesehen hätte; vielleicht aber auch den ersten Versuch einer Existenz, mit der sie sich für die Zukunft abzufinden begann, in der nach und nach für meinen Vater und sie die Jahre kommen würden, da ich sie weniger sehen und – was selbst in meinen Alpträumen noch nie vorgekommen war – sie selbst für mich schon ein wenig fremd werden könnte: eine Dame, die man allein in ein Haus, in dem ich nicht wohnte, treten und den Portier fragen sah, ob kein Brief von mir eingetroffen sei.

Ich konnte kaum dem Träger Antwort geben, der nach meinem Koffer griff. Meine Mutter versuchte mich mit den Mitteln zu trösten, die ihr die wirksamsten schienen. Sie hielt es für nutzlos, so zu tun, als bemerke sie meinen Kummer nicht, und scherzte statt dessen lieber:

»Nun sag mal, was würde denn die Kirche von Balbec dazu meinen, daß du mit einer solchen Unglücksmiene den Besuch zu ihr unternimmst? Ist das der begeisterte Reisende, von dem Ruskin spricht?[1] Im übrigen werde ich ganz genau wissen, ob du dich auch tapfer hältst, auch in der Ferne bin ich immer bei meinem kleinen Spatz. Morgen bekommst du einen Brief von deiner Mama.«

»Mein Kind«, sagte meine Großmutter, »ich sehe dich schon wie Madame de Sévigné vor einer Karte sitzen und uns im Geiste keine Sekunde verlassen.«[2]

Dann versuchte Mama, mich auf andere Gedanken zu bringen, sie fragte mich, was ich mir zum Abendessen bestellen würde; sie bewunderte Françoise und machte ihr ein Kompliment über einen Hut und einen Mantel, die sie nicht wiedererkannte, obwohl sie ihr in früherer Zeit, als sie sie neu an meiner Großtante gesehen hatte, beträchtlich mißfallen hatten, der Hut mit einem oben darauf schwebenden Riesenvogel, der Mantel mit scheußlichem Muster und überladen mit Jettbesatz. Da man aber solche Mäntel nicht mehr trug, hatte Françoise ihn gewendet, so daß die Innenseite aus einfarbigem Tuch von schöner Färbung nach außen kam. Der Vogel aber war vor langer Zeit schon zerbrochen und in der Rumpelkammer verschwunden. Und wie man zuweilen verwirrenderweise die raffiniertesten Effekte, wie Künstler sie mit bewußtester Anstrengung hervorzubringen trachten, in einem Volkslied entdeckt oder an einem Bauernhaus, über dessen Tür eine weiße oder schwefelgelbe Rose genau an der richtigen Stelle erblüht, so hatte Françoise eine Schleife aus Samt, eine Bandschluppe, die auf einem Porträt von Chardin oder Whistler[1] bezaubert haben würde, mit natürlichem, unfehlbar sicherem Geschmack auf dem jetzt wunderhübsch gewordenen Hut angebracht.

Wenn man aufältere Zeiten zurückgehen will, so erinnerte Françoise – da die Bescheidenheit und Redlichkeit, die häufig dem Gesicht unserer alten Dienerin etwas wie Adel verliehen, sich auch der Kleidung mitteilten, die sie als zurückhaltende, aber doch jeder Unterwürfigkeit von Grund aus abholde Person, die »wußte, wo sie hingehörte«, für diese Reise angelegt hatte, auf der sie unserer würdig erscheinen und doch nicht hervortreten wollte – in dem kirschroten, wenn auch verschossenen Tuchmantel und dem weichgetragenen Pelzkragen an Bilder der Herzogin Anne de Bretagne in Stundenbüchern[1]

, von einem alten Meister gemalt, wo alles so völlig an seinem Platz und das Gefühl für das Ganze so gleichmäßig über alle Teile ausgebreitet ist, daß die reiche, altmodische Eigenart des Kostüms den gleichen frommen Ernst ausdrückt wie Augen, Lippen und Hände.

Von Gedanken hätte man bei Françoise nicht wirklich sprechen können. Sie wußte nichts – in jenem umfassenden Sinn, in dem nichts wissen nichts verstehen heißt – außer jenen wenigen Wahrheiten, an die das Herz unmittelbar rührt. Die unermeßliche Welt der Ideen gab es nicht für sie. Doch angesichts ihres klaren Blicks, der zarten Linien dieser Nase, dieser Lippen, angesichts all der Zeichen, die bei so vielen Gebildeten fehlen, bei denen sie höchste Vornehmheit und die edle Selbstlosigkeit eines hervorragenden Geistes bedeutet hätten, fühlte man sich verwirrt wie vor dem klugen, guten Blick eines Hundes, von dem man gleichwohl weiß, daß alle Begriffe der Menschen ihm unbekannt sind, und man konnte sich fragen, ob es nicht unter jenen anderen niederen Brüdern, den Bauern, Wesen gibt, die so etwas sind wie die überragenden Menschen in der Welt der einfachen Geister oder vielmehr – durch ein ungerechtes Geschick dazu verurteilt, unter den einfachen Geistern, des Lichtes beraubt zu leben und dennoch auf natürlichere und wesentlichere Art den hervorragenden Geistern verwandt als die meisten Gebildeten – so etwas wie verstreute, in die Irre gegangene, der Vernunft beraubte Glieder der heiligen Familie: in der Kindheit verbliebene, den erlauchtesten Geistern eng verwandte Menschen, denen – wie das unmöglich zu verkennende Aufleuchten ihrer Augen verrät, das sich hier freilich auf nichts Bestimmtes bezieht – zur Entfaltung einer Begabung nur das Wissen gefehlt hat.

Als meine Mutter sah, daß ich kaum die Tränen zurückhalten konnte, sagte sie: »Regulus pflegte bei großen Anlässen zu sagen …[1] Und dann ist es auch nicht nett gegen deine Mama. Zitieren wir Madame de Sévigné, wie deine Großmutter:

›Ich werde all den Mut aufbringen müssen, an dem du es fehlen läßt.‹«[2] Dann besann sie sich darauf, daß die Liebe zu anderen von egoistischem Leiden ablenkt, und versuchte mir damit Vergnügen zu machen, daß sie mir sagte, die Fahrt nach Saint-Cloud werde sicher glatt vonstatten gehen, sie sei zufrieden mit der Droschke, die sie behalten habe, der Kutscher sei höflich und der Wagen sehr bequem. Ich zwang mich zu einem Lächeln bei diesen Einzelheiten und neigte den Kopf zum Zeichen meiner Zustimmung und meiner Befriedigung. Doch sie verhalfen mir nur dazu, daß ich mir Mamas Aufbruch noch deutlicher vorstellen konnte, und mit bangem Herzen schaute ich sie an, als wäre sie bereits von mir getrennt, wie sie dastand mit ihrem runden Strohhut, den sie sich für den Aufenthalt auf dem Land gekauft, und dem leichten Kleid, das sie für die lange Fahrt durch die Sommerhitze angezogen hatte, die beide sie anders erscheinen ließen, schon ganz der Villa in »Montretout«[3] zugehörig, wo ich sie nicht sehen würde.

Um zu verhindern, daß ich wegen der Reise Erstikkungsanfälle bekäme, hatte mir der Arzt geraten, bei der Abfahrt eine reichliche Dosis Bier oder Cognac zu trinken, um dadurch in jenen von ihm »euphorisch« bezeichneten Zustand zu geraten, in dem das Nervensystem vorübergehend weniger verletzlich ist. Ich war noch ungewiß, ob ich es tun würde, wollte aber wenigstens, daß meine Großmutter für den Fall, daß ich mich doch dafür entschiede, Recht und Klugheit auf meiner Seite wisse. Daher redete ich davon auch so, als bezögen sich meine Bedenken einzig auf den Ort, an dem ich mir den Alkohol zuführen würde, ob am Bahnhofsbüfett oder im Speisewagen. Sobald ich aber den Ausdruck von Mißbilligung auf dem Antlitz meiner Großmutter sah und bemerkte, daß sie nicht einmal den Gedanken daran in Betracht ziehen wollte, rief ich empört: »So also« – und dabei entschloß ich mich plötzlich zu dieser Handlung, nämlich trinken zu gehen, deren Ausführung nun nötig wurde, um meine Freiheit zu

beweisen, da schon ihre Ankündigung in Worten nicht ohne Protest durchgegangen war – »so also, du weißt, wie krank ich bin, du weißt, was der Arzt mir gesagt hat, und das ist der Rat, den du mir gibst!«[1]

Als ich meiner Großmutter die Art meines Unbehagens auseinandergesetzt hatte, sah sie, als sie mir sagte: »Aber dann geh doch schnell und hol dir Bier oder einen Schnaps, wenn das gesund für dich sein soll«, so tief betrübt aus und so herzensgut, daß ich mich auf sie stürzte und sie mit Küssen bedeckte. Und wenn ich dann ging und im Speisewagen viel mehr als genug trank, so nur, weil ich wußte, ich würde sonst einen heftigen Anfall bekommen und ihr damit noch weit größeren Kummer machen. Als ich auf der ersten Station wieder in unser Abteil stieg, sagte ich meiner Großmutter, wie glücklich ich sei, daß wir nach Balbec führen, daß ich das feste Vorgefühl hätte, alles werde gut, daß ich mich im Grunde schnell auch daran gewöhnen würde, fern von Mama zu sein, daß der Zug sehr angenehm sei; der Mann im Speisewagen und die Angestellten seien so reizend, daß ich diese Strecke gern öfter zurücklegen würde, um sie wiederzusehen. Meine Großmutter schien indessen nicht ganz die gleiche Freude wie ich an all diesen guten Nachrichten zu haben. Sie wich meinen Blicken aus. »Du solltest vielleicht zu schlafen versuchen«, sagte sie und wandte die Augen dem Fenster zu, dessen Vorhang wir herabgelassen hatten, doch nur so weit, daß er nicht den ganzen Fensterrahmen ausfüllte, sondern darunter die Sonne noch über das blank gewachste Eichenholz der Wagentür und den Drapbezug der Bank (wie eine viel überzeugendere Reklame für ein Leben in der Natur als die von der Eisenbahngesellschaft im Abteil zu hoch aufgehängten Landschaftsprospekte mit Namen, die ich nicht lesen konnte) den gleichen warmen, schläfrigen Schimmer gleiten ließ, der draußen in den Waldlichtungen seine Siesta hielt.

Als meine Großmutter glaubte, ich hätte die Augen geschlossen, warf sie, wie ich bemerkte, hinter ihrem

Tupfenschleier ab und zu einen Blick auf mich, sah wieder fort und fing dann von neuem an wie jemand, der, um sich daran zu gewöhnen, eine Übung zu machen versucht, die ihm wehtut.

Da begann ich, mit ihr zu sprechen, doch schien es ihr nicht angenehm zu sein. Dabei machte mir der Klang meiner eigenen Stimme Vergnügen, desgleichen meine unmerklichsten, innersten Körperbewegungen. Ich versuchte daher, sie möglichst lange auszudehnen, und ließ meine Stimme auf jedem Wort verweilen; ich hatte das Gefühl, daß jeder meiner Blicke sich dort sehr wohl fühlte, wo er haftete, und gern an der gleichen Stelle länger als gewöhnlich verweilte. »So, ruh dich jetzt aus«, riet mir meine Großmutter. »Wenn du nicht schlafen kannst, lies.« Und damit reichte sie mir einen Band Madame de Sévigné, den ich auch aufschlug, während sie sich in die Memoiren der Madame de Beausergent[1] vertiefte. Sie reiste niemals ohne einen Band der einen und der anderen. Es waren ihre beiden Lieblingsautoren. Da ich in diesem Augenblick nicht gern den Kopf bewegte und es als sehr angenehm empfand, eine einmal eingenommene Stellung beizubehalten, saß ich mit meinem Band Madame de Sévigné da, ohne ihn aufzuschlagen, und statt auf ihn niederzublicken, schaute ich nur den blauen Fensterstore an. Diesen Store zu betrachten schien mir indes ganz wundervoll, und ich hätte mir nicht die Mühe gemacht, jemand Antwort zu geben, der mich in meiner Versunkenheit hätte stören wollen. Die blaue Farbe des Stores schien mir weniger durch ihre Schönheit als durch ihre Intensität alle Farben, die mir vom Tag meiner Geburt an bis zu dem Augenblick zu Gesicht gekommen waren, da ich den letzten Schluck getrunken und die erste Wirkung davon gespürt hatte, derart in den Schatten zu stellen, daß sie alle neben diesem Blau des Stores in meinen Augen so trübe, so nichtssagend wurden wie etwa für Blindgeborene, die man späterhin operiert und die endlich Farben sehen, rückblickend die Dunkelheit, in der sie vordem gelebt haben. Ein alter

Schaffner verlangte unsere Fahrkarten. Die silbernen Reflexe auf den Metallknöpfen seiner Uniform entzückten mich ungemein. Ich wollte ihn bitten, sich zu uns zu setzen. Doch er ging weiter in den nächsten Wagen, während ich mit Sehnsucht an das Leben der Eisenbahner dachte, die, da sie ihre ganze Zeit in den Zügen verbrachten, kaum einen Tag verleben würden, an dem sie den alten Schaffner nicht zu Gesicht bekämen. Mein Vergnügen beim Anblick des blauen Stores und das Wohlgefühl, mit halboffenem Mund dazusitzen, ließen allmählich nach. Ich wurde beweglicher; ich regte mich ein wenig; ich öffnete den Band, den meine Großmutter mir gereicht hatte, und es gelang mir, meine Aufmerksamkeit auf die Seiten zu richten, die ich bald hier, bald da aufschlug. Während ich las, verspürte ich wachsende Bewunderung für Madame de Sévigné.

Man darf sich nicht durch die rein formalen Eigentümlichkeiten täuschen lassen, die in der Zeit und dem Leben der Salons begründet sind, die gewisse Personen zur Annahme verleiten, sie kennten ihre Sévigné, wenn sie etwa sagen: »Entbiete mich zu Dir, meine Gute« oder »Dieser Graf schien viel Geist zu besitzen« oder »Heumachen ist die hübscheste Sache der Welt«. Schon Madame de Simiane glaubt ihrer Großmutter ähnlich zu sein, weil sie schreibt: »Monsieur de la Boulie geht es ausgezeichnet, er ist durchaus imstande, Nachrichten von seinem Tod anzuhören« oder »Oh, mein lieber Marquis, wie gut gefällt mir Ihr Brief! Unmöglich, Ihnen darauf keine Antwort zu geben« oder »Mir scheint, Monsieur, Sie sind mir eine Antwort schuldig, und ich Ihnen Bergamottedosen. Ich erfülle meine Pflicht heute mit acht Stück, andere werden folgen … nie hat die Erde so reich getragen. Offenbar geschieht es Ihnen zu Gefallen.« In der gleichen Art schreibt sie den Brief über den Aderlaß, die Zitronen und so weiter, und bildet sich dabei ein, es seien Briefe der Madame de Sévigné.[1] Meine Großmutter aber, die von innen her zu der Autorin gekommen war, aus Liebe zu den Ihren, zur Natur, hatte mich

gelehrt, die wahren Schönheiten darin zu lieben, die ganz andere sind. Sie sollten mir bald noch um so mehr zum Bewußtsein kommen, als Madame de Sévigné eine große Künstlerin von der gleichen Familie ist wie ein Maler, den ich in Balbec treffen sollte und der einen derart nachhaltigen Einfluß auf meine Sicht der Dinge nahm: Elstir. In Balbec wurde mir klar, daß sie uns die Dinge auf die gleiche Art zeigt wie er, in der Reihenfolge unserer Eindrücke nämlich, nicht indem sie zuvor deren Ursachen erklärt. Doch schon an jenem Nachmittag im Eisenbahnabteil, als ich den Brief las, in dem vom Mondschein die Rede ist: »Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ich lege alle meine Hauben und Hüllen an, die ich gar nicht brauchte, und gehe auf die Promenade, wo die Luft so gut wie die in meinem Zimmer ist, und ich finde tausend wunderliche Gestalten, *weiße und schwarze Mönche, mehrere graue und weiße Nonnen, Wäschestücke hier- und dorthin verstreut, stehend, Menschen, die aufrecht an Bäume gelehnt begraben sind* usw.«, war ich von dem entzückt, was ich ein wenig später (malt sie die Landschaften nicht auf die gleiche Weise wie er die Charaktere?) den dostojewskihaften Zug in den Briefen der Madame de Sévigné genannt hätte.

Als ich am Abend, nachdem ich meine Großmutter zu ihrer Freundin begleitet und selbst noch ein paar Stunden dort geblieben war, allein mit dem Zug weiterfuhr, war mir wenigstens der Gedanke an die vor mir liegende Nacht nicht unangenehm; ich brauchte sie ja nicht gefangen in einem Zimmer zu verbringen, dessen schwere Verschlafenheit mich selber wachhalten würde; vielmehr war ich von der beruhigenden Geschäftigkeit all der Bewegungen des Zuges umhegt, die mir Gesellschaft leisteten, bereit, mich zu unterhalten, wenn ich nicht schlafen konnte, und die mich wiegte mit ihren Geräuschen, die ich wie den Klang der Glocken in Combray bald gemäß diesem, bald gemäß jenem Rhythmus miteinander verband (wobei ich ganz nach Belieben zuerst vier gleichmäßige Sechzehntel, dann eine Sechzehntel heraushörte, die nur der

kurze Vorschlag einer Viertelnote war); sie hoben die Zentrifugalkraft meiner Schlaflosigkeit auf, indem sie einen Gegendruck darauf ausübten, der mich im Gleichgewicht hielt, meine Reglosigkeit und bald darauf meinen Schlaf stützte, um mir eine Empfindung von frischer Kühle zu verleihen, wie sie mir eine auf der Wachsamkeit mächtiger Kräfte der Natur und des Lebens basierende Ruhe hätte geben können, wenn ich vermocht hätte, mich einen Augenblick lang in einen Fisch zu verwandeln, der im Meer schläft und wohlig benommen durch Flut und Strömung gleitet, oder in einen Adler, der sich mit ausgebreiteten Schwingen nur vom Auftrieb des Sturms tragen läßt.

Sonnenaufgänge gehören zu langen Eisenbahnfahrten wie hartgekochte Eier, illustrierte Zeitungen, Kartenspiele und Flüsse, auf denen Kähne sich abmühen, ohne vorwärtszukommen. In einem Moment, da ich die Gedanken zusammensuchte, die in den vorangehenden Minuten mein Hirn durchkreuzt hatten, um festzustellen, ob ich geschlafen hätte oder nicht (und da die Ungewißheit, die mich zu dieser Frage veranlaßte, schon stark auf eine bejahende Antwort hinzudeuten schien), sah ich im Ausschnitt des Fensters über einem kleinen schwarzen Gehölz fransige Wolken, deren leichter Flaum von einem stumpfen, leblosen Rosa war, das unveränderlich wirkte wie das auf den Federn eines Flügels, wo es ein für allemal so und nicht anders ist, oder auf dem Pastell, wo die Phantasie des Malers es endgültig festgelegt hat. Doch fühlte ich, daß diese Farbe aber weder tote Materie noch zufällige Laune, sondern Notwendigkeit und Leben war. Bald häuften sich hinter ihr große Reserven an Licht. Sie belebte sich, der Himmel ging in ein kräftiges Rot über, das ich mit dicht an die Scheiben gedrückten Augen besser zu sehen versuchte, denn ich fühlte, daß es in engem Zusammenhang mit dem tiefen Leben der Natur stand; da aber der Schienenweg die Richtung wechselte, machte der Zug eine Kurve, die Morgenszene wurde im Rahmen des Fensters von einem nächtlichen

Dorf mit blau im Mondschein liegenden Dächern und einem Waschhaus abgelöst, auf dem die opalenen Perlmuttertöne der Nacht unter einem noch von all seinen Sternen übersäten Himmel eine trübe Schicht bildeten, und ich war unglücklich, meinen rosa Lichtstreifen am Himmel aus den Augen verloren zu haben, als ich ihn von neuem, aber nun schon rot, im gegenüberliegenden Fenster bemerkte, wo er bei einer neuerlichen Kurve der Trasse wiederum verschwand; so verbrachte ich meine Zeit damit, von einer Seite zur anderen zu eilen, um die lückenhaft und in entgegengesetzter Sicht auftauchenden Fragmente meines schönen scharlachfarbenen, launenhaft flüchtigen Morgenhimmels zusammenzusetzen, sie zu rentoilieren, um eine Totalansicht, ein fortlaufendes Bild davon zu erlangen.

Die Landschaft wurde gebirgig, felsig, und der Zug hielt zwischen zwei Bergen auf einem kleinen Bahnhof an.[1] In der Tiefe der Schlucht, am Rande eines Gießbachs sah man nur ein Wärterhaus liegen, das so weit im Wasser stand, daß die Flut unter den Fenstern vorbeischoß. Wenn ein menschliches Wesen das Produkt eines Bodens sein kann, dessen besondere Reize man in ihm genießt, so mußte es – mehr noch als die junge Bäuerin, die ich so gern hätte auftauchen sehen, wenn ich in der Gegend von Méséglise und in den Wäldern von Roussainville allein umherstreifte – das große Mädchen sein, das ich aus diesem Haus treten und auf dem von der schräg einfallenden Morgensonne beschienenen Pfad mit einer Milchkanne in der Hand auf den Bahnhof zukommen sah. In dem Tal, dem die umliegenden Höhen die übrige Welt verbargen, sah sie sicher nie einen Menschen außer in diesen Zügen, die nur einen Augenblick hielten. Sie ging an den Wagen entlang und bot ein paar bereits erwachten Reisenden ihren Milchkaffee an. Vom Widerschein des Morgenlichts purpurn beschienen, war ihr Antlitz rosiger als der Himmel selbst. Ich fühlte bei ihrem Anblick den Durst nach Leben, der jedesmal wieder auflebt, wenn uns von neuem Schönheit und

Glück bewußt werden. Wir vergessen immer, daß beide etwas Individuelles sind, und ersetzen sie in unserem Geist durch einen konventionellen Typ, den wir aus einer Art von Querschnitt durch die Gesichter gewinnen, die uns gefallen, den Genüssen, die wir an uns erfahren haben, und so erhalten wir nur Abstraktionen, die kraftlos und matt bleiben müssen, da ihnen gerade der Wesenszug einer neuen und von allen uns bislang bekannten unterschiedenen Sache fehlt, jener Wesenszug, der der Schönheit und dem Glück eignet. Wir fällen über das Leben ein pessimistisches Urteil, das wir für richtig halten, da wir glauben, auch Glück und Schönheit in Rechnung gestellt zu haben; doch haben wir diese unterschlagen und durch Synthesen ersetzt, in denen von beiden keine Spur mehr vorhanden ist. So gähnt ein Literaturliebhaber von vornherein aus Langeweile, wenn man von einem neuen »schönen Buch« spricht, weil er sich darunter eine Art Absud aus allen schönen Büchern, die er gelesen hat, vorstellt, während ein schönes Buch einzigartig und unvorhersehbar ist, nicht aus der Summe aller ihm vorausgegangenen Meisterwerke besteht, sondern aus dem, was man durch vollkommene Aneignung dieser Summe nicht finden kann, denn es liegt ja anderswo. Sobald dann der eben noch blasierte Literaturliebhaber von diesem neuen Werk Kenntnis genommen hat, ist sein Interesse für die Wirklichkeit, die es schildert, erwacht. Ganz so, ohne Beziehung zu den Vorstellungen von Schönheit, die ich in Gedanken trug, wenn ich allein mit mir war, verschaffte das schöne Mädchen mir auf der Stelle den Vorgeschmack eines bestimmten Glücks (die einzige, immer an ein besonderes Geschehnis gebundene Form, in der wir den Geschmack des Glücks kosten können), eines Glücks, das sich verwirklichen ließe, wenn man mit ihr lebte. Doch auch hierin spielte das vorübergehende Aussetzen der Gewohnheit eine große Rolle. Ich ließ dem Milchmädchen zugute kommen, daß ihr mein Wesen ungeteilt mit seiner Fähigkeit, Freuden intensiv zu genießen, gegenüberstand. Gewöhnlich leben wir mit ei-

nem auf das Minimum reduzierten Teil unseres Wesens, die meisten unserer Fähigkeiten wachen gar nicht auf, weil sie sich in dem Bewußtsein zur Ruhe begeben, daß die Gewohnheit schon weiß, was sie zu tun hat, und ihrer nicht bedarf. An diesem Reisemorgen jedoch hatten die Unterbrechung der Routine meines Lebens, der Wechsel von Ort und Stunde, die Gegenwart jener Fähigkeiten unerläßlich gemacht. Meine Gewohnheit, seßhaft und keine Frühaufsteherin, war nicht zur Stelle, und alle meine Fähigkeiten eilten nunmehr herbei, sie zu ersetzen; um die Wette strebten sie – sich wie Wellen auftürmend – einer gleichen ungewohnten Höhe zu, alle, von der niedrigsten bis zur edelsten, von der Atmung, dem Appetit, dem Blutkreislauf bis zur Empfindungsfähigkeit und zur Einbildungskraft. Ich weiß nicht, ob, als ich glaubte, dieses Mädchen gleiche keiner anderen Frau, die wilde Poesie der Stätte ihr etwas von sich abgab, jedenfalls aber erwies sie jener den gleichen Dienst. Das Leben wäre mir köstlich erschienen, wenn ich es Stunde für Stunde einfach mit ihr verbringen, sie zu dem Gießbach und der Kuh, zum Zug begleiten, immer an ihrer Seite hätte sein können mit dem Bewußtsein, sie kenne mich, ich habe in ihren Gedanken einen festen Platz. Sie hätte mich mit den Reizen des Landlebens und den ersten Stunden des Tages vertraut gemacht. Ich gab ihr ein Zeichen, damit sie auch mir von ihrem Milchkaffee bringe. Ich verlangte danach, von ihr bemerkt zu werden. Sie sah mich nicht, ich rief. Über ihrer hochgewachsenen Gestalt war ihr Gesicht so golden und rosig, daß sie aussah, als betrachtete man sie durch ein Buntglasfenster. Sie machte kehrt, ich konnte meine Blicke nicht von ihrem Antlitz lassen, das immer größer wurde wie eine Sonne, in die man hineinschauen könnte, die immer dichter heranrückte und sich aus der Nähe betrachten ließe mit all ihrem blendenden Gold und Rot. Sie heftete ihren durchdringenden Blick auf mich, doch die Schaffner schlugen die Türen zu, der Zug setzte sich in Bewegung; ich sah sie den Bahnhof verlassen und wieder auf dem Pfad zurückkehren, es

war jetzt heller Tag: ich fuhr von der Morgenröte fort. Ob meine Hochstimmung durch dieses Mädchen hervorgerufen war oder ob jene im Gegenteil weitgehend das Vergnügen bewirkte, das ich bei ihrem Anblick empfand, auf alle Fälle war eins mit dem anderen derart verquickt, daß mein Wunsch, sie wiederzusehen, vor allem das geistige Verlangen war, dieses erhöhte Lebensgefühl nicht ohne weiteres untergehen zu lassen und von dem Wesen nicht auf ewig getrennt zu sein, das, wenn auch unwissentlich, daran teilgehabt hatte. Das lag nicht nur daran, daß der Zustand angenehm war. Vor allem gab er (wie die größere Spannung einer Saite oder das raschere Vibrieren eines Nervs eine andere Tonlage oder Farbe erzeugt) allem, was ich sah, einen anderen Klang, er führte mich als Mitwirkender in ein unbekanntes und unendlich viel interessanteres Universum ein; dieses schöne Mädchen, das ich noch immer sah, während der Zug sein Tempo beschleunigte, war wie der Teil eines Lebens, das anders war als das mir bekannte, davon getrennt durch eine Grenze, eines Lebens, in dem die durch die Dinge ausgelösten Empfindungen nicht mehr die gleichen waren, aus dem ich jetzt nicht mehr hätte heraustreten können, ohne mir selber zu sterben. Um das süße Gefühl zu behalten, mit diesem Leben doch noch verbunden zu sein, hätte es genügt, daß ich nahe genug bei der kleinen Station wohnte, um von diesem Bauernmädchen mir jeden Morgen meinen Milchkaffee reichen zu lassen. Aber ach! sie würde jenem anderen Leben stets fernbleiben, dem ich immer rascher zustrebte und in das ich mich nur ergab, indem ich Pläne ausheckte, die mir gestatten würden, eines Tages wieder den gleichen Zug zu benutzen und an diesem gleichen Bahnhof Aufenthalt zu haben; dieser Plan hatte zudem den Vorzug, jener eigennützigen, aktiven, praktischen, mechanischen, trägen und zentrifugalen Neigung Nahrung zu geben, die unserem Geist eigentümlich ist, denn er wendet sich gern von der Anstrengung ab, die man machen muß, um in seinem Inneren auf eine allgemeine und uneigennützige Weise einem ange-

nehmen Eindruck nachzugehen, den wir empfangen haben. Da wir aber andererseits gern weiter daran denken möchten, zieht unser Geist es vor, sich diesen Eindruck in der Zukunft vorzustellen und geschickt die Voraussetzungen zu arrangieren, unter denen er sich wiederholen kann, wodurch wir nichts über sein eigentliches Wesen erfahren, uns aber die ermüdende Anstrengung ersparen, ihn in uns selbst nachzuschaffen; wir dürfen statt dessen dann hoffen, ihn erneut von außen her zu erhalten.

Gewisse Städtenamen wie Vézelay, Chartres, Bourges oder Beauvais dienen dazu, in abgekürzter Form die wichtigste Kirche dort zu bezeichnen. Diese partielle Bedeutung, die wir ihnen so oft beilegen, verleiht schließlich – wenn es sich um Städte handelt, die wir noch nicht kennen – dem ganzen Namen eine bestimmte architektonische Gestalt, die dann, wenn wir die Vorstellung der Stadt – der Stadt, die wir noch nicht gesehen haben –, mit in ihn einbeziehen wollen, dieser – wie mit einer Gußform – die gleichen Steinornamente mit denselben Stilmerkmalen aufprägt und sie gleichsam zu einer einzigen großen Kathedrale macht. Balbec, den Namen von beinahe persischem Gepräge, las ich jedoch an einer Eisenbahnstation über einem Bahnhofsbüfett in weißen Lettern auf einem blauen Schild.[1] Ich durchquerte mit raschen Schritten den Bahnhof und den darauf mündenden Boulevard; ich fragte nach dem Strand, um nur die Kirche und das Meer zu sehen; die Leute aber sahen mich verständnislos an. Balbec-le-Vieux, Balbecen-Terre, wo ich mich befand, war weder ein Strand noch ein Hafen. Gewiß hatten nach der Legende die Fischer im Meer den wundertätigen Christus gefunden, dessen Entdeckung auf einem der Fenster dieser Kirche, nur ein paar Meter von mir entfernt, abgebildet war; und aus flutumspülten Klippen war auch der Stein des Schiffes und der Türme gewonnen.[1] Das Meer aber, das ich mir daraufhin so vorgestellt hatte, als breche es sich direkt unterhalb dieses Glasfensters, war mehr als fünf Meilen entfernt in Balbec-Plage, und der Kirch-

turm neben der Kuppel, den ich mir, weil ich gelesen hatte, er selbst rage wie eine trutzige normannische Klippe daneben empor, die vom Sturm gepeitscht und von Vögeln umkreist sei, immer so ausgemalt hatte, als würden seine Grundmauern vom Schaum der hoch hinauf leckenden Wogen getroffen, erhob sich an einem Platz, auf dem zwei Straßenbahnlinien zusammenkamen, einem Café gegenüber, an dem in goldenen Lettern das Wort »Billard« stand, vor einem Hintergrund aus Häusern, zwischen deren Dächern kein einziger Mast erschien. Und die Kirche – die gleichzeitig mit dem Café, dem Vorübergehenden, den ich nach dem Weg hatte fragen müssen, und dem Bahnhof, zu dem ich zurückkehren würde, in mein Bewußtsein getreten war – bildete eine Einheit mit allem übrigen, schien etwas Zufälliges, ein bloßes Produkt dieses Spätnachmittags zu sein, in dem ihre weich aufgeblähte Kuppel unter dem Himmel lag wie eine Frucht, deren rosige, goldene, schmelzende Haut unter dem gleichen Licht reifte, das die Schornsteine der Häuser umfloß. Doch wollte ich nur noch an den unvergänglichen Sinn der Skulpturen denken, als ich die Apostel wiedererkannte, von denen ich Abgüsse im Trocaderomuseum[2] gesehen hatte und die hier zu beiden Seiten der Hl. Jungfrau vor dem tiefen Portal mich erwarteten wie eine Ehrenkompanie. Mit wohlwollender, stumpfnäsiger und sanftmütiger Miene, gebeugtem Rücken, das »Halleluja« eines schönen Tages singend, schienen sie willkommenheißend auf mich zuzutreten. Doch man sah, daß ihr Ausdruck unveränderlich war wie der eines Toten und sich nur wandelte, wenn man sie rundum betrachtete. Ich sagte mir: hier ist es, das ist die Kirche von Balbec. Dieser Platz, der so aussieht, als kenne er seinen Ruhm, ist der einzige Ort der Welt, der die Kirche von Balbec besitzt. Was ich bislang gesehen habe, waren Photographien dieser Kirche und bloße Abgüsse dieser so berühmten Apostel und der Hl. Jungfrau des Portals. Jetzt aber ist es die Kirche selbst, ist es die Statue selbst, sie sind es; sie, die Einmaligen, das ist doch viel mehr.

Doch vielleicht war es auch weniger. Wie ein junger Mann am Tag eines Examens oder eines Duells die Sache, nach der man ihn gefragt, die Kugel, die er verschossen hat, gar nicht so bedeutsam findet, gemessen an den Reserven an Wissen und an Mut, die er in sich trägt und die er so gern unter Beweis gestellt hätte, so wurde mein Geist, der diese Jungfrau des Portals unabhängig von allen Reproduktionen, die ich davon gesehen, errichtet hatte – erhaben über alle Wechselfälle, die jene treffen konnten, intakt selbst wenn man sie zerstörte, ideal und von universalem Wert –, von Staunen erfaßt, als die Statue, die er tausendmal geformt hatte, auf ihre eigene Erscheinung in Stein beschränkt, in bezug auf die Reichweite meines Armes sich an einer Stelle befand, die ein Wahlaufruf und die Spitze meines Spazierstocks ihr streitig machen konnten, als sie mit dem Platz fest verbunden dastand, untrennbar von der Ecke, wo die Hauptstraße einmündete, unweigerlich den Blicken des Cafés und des Schalters der Lokalbahn ausgesetzt, das Antlitz vom letzten halben Strahl der Abendsonne beschienen – und bald, in ein paar Stunden, vom Licht der Straßenlaterne –, während die Diskontbank die andere Hälfte abbekam, gleichzeitig mit dieser Filiale eines Kreditinstituts von den Gerüchen aus der Bäckerei umweht; der Tyrannei des Besonderen war diese berühmte Jungfrau derart unterstellt, daß, wenn ich etwa meinen Namen hätte auf diesen Stein schreiben wollen, sie, die ich bislang mit einer allgemeingültigen Existenz und ungreifbarer Schönheit begabt hatte, die Muttergottes von Balbec, die nur hier vorhandene (was – ach! die einzige bedeutete), die auf ihrem schmutzigen Körper die gleiche Rußschicht trug wie die benachbarten Häuser, allen Bewunderern, die dorthin kamen, um sie zu betrachten, in ihrer Ohnmacht, sich davon befreien zu können, die Spur meines Kreidestücks und die Buchstaben meines Namens gezeigt hätte; das unsterbliche Kunstwerk, nach dessen Anblick ich so lange gelechzt hatte, war so wie auch die Kirche selbst zu einer kleinen steinernen Alten geworden, deren Kör-

pergröße ich messen und deren Runzeln ich zählen konnte. Die Zeit verging, ich mußte zum Bahnhof zurück, wo ich meine Großmutter und Françoise erwarten sollte, um mit ihnen zusammen nach Balbec-Plage zu fahren. Ich rief mir ins Gedächtnis zurück, was ich über Balbec gelesen hatte, sowie die Worte Swanns: »Es ist wundervoll, es ist wie Siena so schön.« Und indem ich für meine Enttäuschung die zufälligen Umstände, meine ungeeignete Verfassung, Müdigkeit, Unfähigkeit zu sehen, verantwortlich machte, versuchte ich mich mit dem Gedanken zu trösten, daß andere Städte für mich noch intakt geblieben seien und ich vielleicht nächstens wie durch einen Perlenregen hindurch in das kühle Tropfenschwirren von Quimperlé eindringen oder den grünlichrosigen Widerschein durchschreiten könnte, von dem Pont-Aven umflossen war; mit Balbec aber war es so, als hätte ich bei meinem Betreten der Stadt einen Namen ein wenig aufgetan, den ich hermetisch verschlossen hätte halten sollen und in den nun unter raschem Nutzen der Eintrittsmöglichkeit, die ich ihnen unvorsichtigerweise geschaffen hatte, und alle Bilder daraus verjagend, die so lange darin gelebt hatten, eine Straßenbahn, ein Café, den Platz überquerende Menschen, die Diskontbankfiliale hineinglitten und, durch eine Art von äußerem Luftdruck unwiderstehlich hineingepreßt, sich im Inneren der Silben eingenistet hatten, die, als sie sich über ihnen schlossen, das Portal der persischen Kirche von ihnen umrahmt beließen und sie für alle Zeiten nun in sich beherbergen mußten.

In der kleinen Lokalbahn, die uns nach Balbec-Plage bringen sollte, traf ich meine Großmutter wieder, aber allein, denn sie hatte den Einfall gehabt, Françoise vorauszuschicken, um alles von ihr gut vorbereiten zu lassen (ihr aber eine falsche Auskunft erteilt und daraufhin nur erreicht, daß jene in verkehrter Richtung weitergefahren war); in diesem Augenblick raste diese ahnungslos Nantes entgegen und würde vielleicht in Bordeaux erwachen. Kaum hatte ich in dem vom flüchtigen

Schein der Abendröte und der anhaltenden Hitze des Nachmittags erfüllten Abteil Platz genommen (der erstere gestattete mir leider, auf dem Gesicht meiner Großmutter deutlich festzustellen, wie sehr die letztere sie mitgenommen hatte), fragte sie mich: »Nun, und Balbec?«, mit einem so strahlenden Lächeln der Hoffnung auf das große Vergnügen, das mir, wie sie glaubte, zuteil geworden war, daß ich nicht wagte, ihr meine Enttäuschung sofort einzugestehen. Im übrigen beschäftigte mich der Eindruck, nach dem mein Geist verlangt hatte, um so weniger, je mehr wir uns dem Ort näherten, an den mein Leib sich gewöhnen sollte. An dem noch mehr als eine Stunde von uns entfernten Ziel dieser Fahrt suchte ich mir den Direktor des Hotels in Balbec vorzustellen, für den ich in diesem Augenblick noch gar nicht existierte, und hätte mich ihm gern in einer glanzvolleren Begleitung präsentiert als in der meiner Großmutter, die sicherlich eine Preisermäßigung von ihm erbitten würde. Ich sah ihn vor mir mit seiner gewiß von arroganter Herablassung geprägten Miene, sonst aber in sehr vagen Umrissen.

Jeden Augenblick hielt von neuem unsere kleine Eisenbahn an einer der Stationen, die Balbec-Plage vorausgingen und deren Namen sogar (Incarville, Marcouville, Doville, Pont-à-Couleuvre, Arambouville, Saint-Marsle-Vieux, Hermonville, Maineville)[1] mir seltsam vorkamen, während sie mich in einem Buch an die Namen gewisser Orte in der Nähe von Combray erinnert hätten. Doch für das Ohr eines Musikers haben zwei Motive, die rein materiell betrachtet aus mehreren der gleichen Noten bestehen, unter Umständen gar keine Ähnlichkeit, wenn sie sich durch die Klangfarbe unterscheiden, die sich aus Harmonik und Orchestrierung ergibt. So hätte auch nichts weniger als diese tristen, aus Sand, aus luftdurchströmten, leeren Weiten und Salz geformten Namen, über denen der Zusatz »ville« nur lose schwebte wie »flieg« in »Vöglein, Vöglein flieg«, den Gedanken an jene anderen Namen wie Roussainville oder Martinville in mir aufkommen

lassen, an denen, weil ich sie so oft aus dem Mund meiner Großtante bei Tisch, in der »Stube«, vernommen, ein gewisser dunkler Zauber haftete, unter den sich vielleicht ein Etwas von dem Geschmack des Eingemachten, dem Duft des Kaminfeuers oder des Papiers mischte, aus dem ein Buch von Bergotte gemacht war, von der Sandsteinfarbe des gegenüberliegenden Hauses; heute noch, wenn sie wie Luftblasen aus dem Grund meiner Erinnerung aufsteigen, selbst durch die darüber gelagerten Schichten anderer Milieus hindurch, die sie erst überwinden müssen, um bis zur Oberfläche zu gelangen, haben sie die ihnen von damals her innewohnende Kraft bewahrt.

Das ferne Meer von der Düne her überblickend oder schon wie für die Nacht zusammengerollt am Fuß der Hügel, von derbem Grün und der ungefälligen Form eines Kanapees im Zimmer eines Hotels, in dem man soeben angekommen ist, aus Villen zusammengesetzt, an die sich ein Tennisplatz und manchmal ein Kasino schloß, dessen Fahne, hohl gebläht und ängstlich aufgeschreckt, in der auffrischenden Brise klatschte, waren es kleine Urlaubsorte, die mir zum erstenmal ihre gewohnten Gäste zeigten, so wie sie sich äußerlich präsentieren – Tennisspieler mit weißen Mützen, den Bahnhofsvorsteher, der da bei seinen Rosen und Tamarisken lebte, eine Dame mit einem »Canotier«, die, auf den Alltagspfaden eines Lebens wandelnd, das ich nie kennen würde, ihren hinter ihr zurückgebliebenen Windhund rief und in ihr Chalet trat, in dem die Lampe schon brannte –, und mit diesen seltsam alltäglichen und verachtungsvoll geläufigen Bildern meinen fremden Blick und mein heimatloses Herz aufs grausamste verletzten. Doch wieviel schwerer wurde mein Leiden noch, als wir in der Halle des »Grand-Hôtels« von Balbec[1] mit ihrer monumentalen Treppe aus falschem Marmor im Hintergrund gelandet waren und meine Großmutter, unbekümmert darum, ob sie die Feindseligkeit und Verachtung der Fremden vermehrte, in deren Mitte wir leben sollten, mit dem Direktor die

»Bedingungen« aushandelte, einer Art von nickendem Pagoden, dessen Gesicht und Stimme eine Menge Narben aufwies (die auf dem ersteren die Exstirpation zahlreicher Pickel, auf der letzteren dagegen diejenige der verschiedenen Akzente, wie eine entlegene Herkunft und eine kosmopolitische Kindheit sie mit sich bringen, zurückgelassen hatte), im Smoking des Mannes von Welt und mit dem Blick des Psychologen begabt, der gewöhnlich bei Ankunft des »Bummelzugs« die großen Herren für Habenichtse und die Hoteldiebe für große Herren hielt! Offenbar völlig vergessend, daß er selbst weniger als fünfhundert Francs im Monat bezog, verachtete er aufs tiefste alle Personen, für die fünfhundert Francs – oder wie er sagte, »fünfundzwanzig Louis« – immerhin »ein Betrag« sind, und die er daraufhin der Klasse der Paria zuordnete, für die das Grand-Hôtel nicht geschaffen war. Allerdings gab es auch in diesem Hotelpalast Leute, die nicht viel ausgaben und dennoch die Achtung des Direktors genossen, sofern er nämlich sicher war, daß sie nicht aus Armut, sondern aus Geiz so sehr auf den Pfennig sahen. Der Geiz ist tatsächlich dem Prestige nicht abträglich, da er ein Laster und demgemäß in allen Gesellschaftsklassen zu Hause ist. Die Gesellschaftsklasse aber war das einzige, worauf der Direktor achtete, die Klasse oder vielmehr die äußeren Anzeichen, die ihm darauf hinzuweisen schienen, daß es sich um eine höhere handelte, wie zum Beispiel daß jemand nicht den Hut abnahm, wenn er die Halle betrat, Knickerbocker trug, einen auf Taille gearbeiteten Paletot anhatte, eine Zigarre mit einer gold und purpurnen Bauchbinde einem Etui aus gepreßtem Maroquinleder entnahm (alles Vorzüge, die mir leider fehlten). Er spickte seine geschäftlichen Bemerkungen mit gewählten, aber falsch angebrachten Wendungen.

Während ich von einer Bank aus hörte, wie meine Großmutter, ohne sich darüber zu entrüsten, daß er ihr seine Aufmerksamkeit mit dem Hut auf dem Kopf und vor sich hin pfeifend zuteil werden ließ, ihn in gespielter Naivität fragte:

»Und wie sind … Ihre Preise? … Oh, das ist doch viel zu hoch für meine bescheidene Börse«, nahm ich meine Zuflucht zu den verborgensten Bezirken meines Inneren, ich versuchte es mit Abwanderung ins Reich der ewigen Gedanken, zog alles Persönliche, alles Lebendige von der Oberfläche meines Körpers weg – bis sie fühllos wurde wie die der Tiere, die sich durch Inhibition totstellen, wenn man sie verletzt –, um nicht zu sehr an diesem Ort zu leiden, an dem mein völliger Mangel an Eingewöhnung mir angesichts derjenigen noch besonders zum Bewußtsein kam, über die eine elegante Dame bereits zu verfügen schien, der der Direktor dadurch seine Hochachtung ausdrückte, daß er mit dem Hündchen schäkerte, das ihr folgte, oder der junge Stutzer, der, eine Feder am Hut, ins Hotel zurückkam und fragte, ob »Post da sei«, alle jene Leute, kurz gesagt, für die es bedeutete, in ihr »home« zurückzukehren, wenn sie die Stufen aus falschem Marmor erklommen. Gleichzeitig fiel der Blick von Minos, Aiakos und Rhadamanthys[1] auf mich (ein Blick, in dem meine Seele hüllenlos versank wie in einem unbekannten Element, wo nichts mehr ihr Schutz gewährte), den mir mit äußerster Strenge einige Herren zusandten, die, obwohl vielleicht nur wenig in der Kunst des »Empfangens« geübt, den Titel »Empfangschef« trugen; etwas weiter weg saßen Leute hinter einer Glaswand in einem Leseraum, für dessen Beschreibung ich Dante abwechselnd die Farben hätte entnehmen müssen, mit denen er das Paradies und die Hölle ausmalt, je nachdem ich an das Glück der Erwählten dachte, die das Recht besaßen, hier in aller Ruhe zu lesen, oder an das Grauen, das meine Großmutter mir bereiten würde, wenn sie in ihrer Unbekümmertheit in bezug auf solche Eindrücke mir etwa zugemutet hätte, dort einzudringen.

Mein Gefühl der Einsamkeit nahm einen Augenblick später noch zu. Da ich meiner Großmutter gestanden hatte, ich fühlte mich nicht sehr wohl und glaubte, wir würden doch wieder nach Paris zurückkehren müssen, hatte sie widerspruchslos

erklärt, sie gehe nur ein paar Sachen besorgen, die wir auf jeden Fall brauchten, ob wir nun abreisten oder nicht (später stellte ich fest, daß alle für mich bestimmt waren, da Françoise Dinge bei sich hatte, die mir gefehlt haben würden). Während ich auf sie wartete, ging ich die Straßen auf und ab, wo sich eine Menschenmenge drängte, die dort eine zimmerhafte Wärme aufrechterhielt, und wo ein Frisiersalon und ein Konditorladen, in welch letzterem die Kunden ihre Eisportion angesichts der Statue Duguay-Trouins[1] verzehrten, noch geöffnet waren. Diese bereitete mir ungefähr das gleiche Vergnügen wie einem Patienten, der ihr Bild in einer »Illustrierten« beim Durchblättern im Wartezimmer eines Zahnarztes angetroffen hätte. Ich staunte, daß es Leute gab, die so verschieden von mir waren, daß mir der Hoteldirektor diesen Spaziergang in der Stadt als eine Zerstreuung hatte anraten können, und auch solche, für die dieser Ort der Qualen – wie jeder neue Wohnort es ist – sich als »ein entzückender Aufenthalt« präsentieren konnte, wie nämlich der Hotelprospekt verriet, der zwar übertreiben mochte, aber doch jedenfalls sich an eine Klientel wandte, deren Geschmack er entsprach. Allerdings rühmte er, um Leute ins Grand-Hôtel zu locken, nicht nur die »auserlesene Küche« und den »fabelhaften Blick auf die Kasinogärten«, sondern wies auch auf die »verpflichtenden Gebote Ihrer Majestät der Mode« hin, »die man nicht ungestraft verletzen kann, ohne als ein Banaus zu gelten, ein Urteil, dem kein wohlerzogener Mensch sich doch wohl aussetzen möchte«.

Das Verlangen nach meiner Großmutter wurde in mir noch durch die Befürchtungen verstärkt, ich könne ihr eine Enttäuschung bereitet haben. Sie verlor sicher allen Mut, mußte sie doch den Eindruck gewinnen, daß – wenn ich schon diese Anstrengung nicht vertrug – mir überhaupt keine Reise je guttun könne. Ich entschloß mich, sie lieber im Hotel zu erwarten; der Direktor kam selbst und drückte auf einen Knopf, und eine mir bis dahin unbekannte Person, die man »Liftboy«

nannte (und die am höchsten Punkt des Hotels, da, wo sich in einer normannischen Kirche das durchbrochene Türmchen befinden würde, wie ein Photograph in seinem verglasten Atelier oder ein Organist in seinem Gehäuse installiert war), glitt mit der Gelenkigkeit eines emsigen, gefangenen und gezähmten Eichhörnchens zu mir herab. Von neuem dann an einem Pfeiler hinaufgleitend, führte er mich mit sich zur Wölbung des kommerziellen Kirchenschiffs empor. Auf jeder Etage taten sich an den beiden Seiten kleiner Verbindungstreppen fächergleich düstere Korridore auf, durch die, ein Keilkissen auf dem Arm, ein Zimmermädchen ging. Ich paßte ihrem im Dunkel undeutlich gewordenen Gesicht die Maske meiner leidenschaftlichsten Träume auf, las aber in ihrem Blick, als er sich mir zuwandte, nur das Grauen des Nichts, das ich war. Um indessen die tödliche Angst zu zerstreuen, die mich im Verlauf des nie endenwollenden Aufstiegs, beim schweigenden Durchqueren des Mysteriums dieses völlig unpoetischen Helldunkels befiel, das nur durch eine vertikale Reihe von schmalen Fenstern erhellt wurde, die jeweils zu dem einzigen Water-Closet des Stockwerks gehörten, richtete ich das Wort an den jungen Organisten, den Urheber meiner Fahrt und Gefährten der Haft, der weiter die Register seines Instrumentes zog und die Bälge bediente. Ich entschuldigte mich, daß ich so viel Platz einnehme, ihm soviel Mühe mache, und fragte ihn, ob ich ihn auch nicht bei der Ausübung seiner Kunst behindere, für die ich, um dem Virtuosen zu schmeicheln, mehr als nur Neugier zur Schau trug: ich gestand ihm geradezu meine Vorliebe dafür ein. Doch er gab keine Antwort, sei es aus Erstaunen über meine Worte, Konzentration auf seine Tätigkeit, aus Gründen der Etikette, Schwerhörigkeit, Ehrfurcht vor dem Ort, an dem wir uns befanden, Angst vor Gefahr, Trägheit der Intelligenz oder wegen einer Vorschrift des Direktors.

Nichts vermittelt uns vielleicht so sehr den Eindruck der außerhalb von uns bestehenden Wirklichkeit wie der Wechsel

der Position, den sogar eine unbedeutende Person vor und nach dem Augenblick unserer Bekanntschaft mit ihr aus unserer Perspektive erfährt. Ich war derselbe Mensch, der am späten Nachmittag in die Kleinbahn nach Balbec gestiegen war, ich trug die gleiche Seele in mir. In dieser Seele aber befanden sich an der Stelle, wo um sechs Uhr noch neben der für mich bestehenden Unmöglichkeit, mir den Direktor, den Hotelpalast, das Personal vorzustellen, ein unklares ängstliches Erwarten des Augenblicks der Ankunft wohnte, jetzt die exstirpierten Pickel im Gesicht des kosmopolitischen Direktors (in Wirklichkeit war er ein naturalisierter Monegasse, obwohl er – so sagte er, da er immer Ausdrücke verwendete, die er für vornehm hielt, ohne zu bemerken, daß er es in fehlerhafter Weise tat – »von rumänischer Ursprünglichkeit« war), die Bewegung, mit der er den Liftboy herbeigeläutet hatte, oder der Liftboy selbst, jener ganze Fries von Figuren wie aus einem Kasperletheater, die aus der Pandorabüchse des Grand-Hôtels hervorgequollen waren, unleugbar vorhanden, nicht wegzuschaffen und, wie alles, was wirklich geworden ist, phantasieertötend. Doch wenigstens machte diese Veränderung, die ohne mein Zutun zustande gekommen war, mir bewußt, daß außerhalb von mir sich etwas begeben hatte – mochte es auch jedes wahren Interesses entbehren –, und ich war wie der Reisende, der, da er beim Aufbruch zu einem Ausflug die Sonne vor sich hatte, bemerkt, wie die Stunden vergangen sind, wenn er feststellt, daß sie nunmehr hinter ihm steht. Ich war halbtot vor Müdigkeit, hatte Fieber und wäre gern schlafen gegangen, aber mir fehlte alles, was ich dazu brauchte. Ich hätte mich gern wenigstens einen Augenblick auf meinem Bett ausstrecken mögen, aber wozu, da ich dort doch nicht jener Vielheit der Empfindungen hätte Ruhe gebieten können, in denen für jeden von uns das Körperbewußtsein enthalten ist, wenn nicht der Körper selbst; da aber die unbekannten Gegenstände, die ihn einkreisten, ihn zwangen, seine Wahrnehmungen im Zustand permanenter Abwehrbereit-

schaft zu halten, wurden meine Augen und mein Gehör, alle meine Sinne zu einer so gedrückten und unbequemen Lage (selbst bei ausgestreckten Beinen) verurteilt, wie die des Kardinals La Balue[1] in dem Käfig es war, in dem er weder stehen noch sitzen konnte. Unsere Aufmerksamkeit füllt ein Zimmer mit Gegenständen an, doch unsere Gewohnheit läßt sie wieder verschwinden und schafft uns selber darin Platz. Platz aber gab es für mich in meinem Zimmer in Balbec (das meines nur dem Namen nach war) nicht; es war voll von Dingen, die mich nicht kannten und mich so mißtrauisch anstarrten, wie ich es mit ihnen tat, und, ohne von meinem Dasein irgendwie Kenntnis zu nehmen, mir zu verstehen gaben, daß ich den Lauf des ihren störe. Die Pendeluhr – während ich zu Hause die meine nur ein paar Sekunden in der Woche hörte, nämlich dann, wenn ich aus tiefem Nachdenken auffuhr – hielt keinen Augenblick inne, in einer unbekannten Sprache daherzureden und sich offenbar in unfreundlicher Weise über mich zu äußern, denn die großen violetten Vorhänge hörten sie zwar ohne darauf zu reagieren, aber doch mit der gleichsam achselzuckenden Haltung von Personen an, die dadurch zeigen wollen, daß der Anblick gewisser Dritter sie stört. Sie gaben dem außerordentlich hohen Zimmer einen beinahe historischen Zug, der es für die Ermordung des Herzogs von Guise und spätere Besichtigung durch Touristen unter Führung eines Cook-Angestellten geeignet gemacht hätte – doch keineswegs für meinen Schlaf. Quälend wirkten auf mich auch die niederen, rings an den Wänden entlanglaufenden glasverkleideten Regale, besonders aber ein großer Spiegel, der schräg im Zimmer stehengeblieben war und vor dessen Verschwinden aus dem Raum mir keine Entspannung für mich denkbar schien. Unaufhörlich hob ich meine Blicke – für die die Gegenstände in meinem Pariser Zimmer keine ärgere Störung bedeuteten als meine eigenen Augäpfel, denn sie waren nichts anderes mehr als Anhängsel meiner Organe, ein erweitertes Ich – zu der erhöhten Decke dieses zuoberst im Hotel gelegenen

Belvederes, das meine Großmutter für mich ausgewählt hatte; und bis in jene Sphäre hinein, die intimer ist als die des Sehens und Hörens, bis in jene Region, in der wir die Art der Düfte unterscheiden, beinahe in mein innerstes Wesen, zu meinen letzten Rückzugspositionen drang der Geruch von Vetiver mit seinem Angriff, den ich nicht ohne Mühe mit dem unnützen, unaufhörlichen Gegenschlag eines alarmierten Schnüffelns erwiderte. Ohne Welt, ohne Zimmer, ohne Leib, der nicht von den mich umgebenden Feinden bedroht und bis ins innerste Gebein von Fieber heimgesucht gewesen wäre, war ich ganz allein und wäre am liebsten gestorben. Da trat meine Großmutter ein; und der Ausweitung meines beengten Herzens boten sich auf einmal unermeßliche Räume dar.

Sie trug ein Morgenkleid aus Perkal, das sie zu Hause immer anzog, wenn eines von uns krank war (weil es ihr so bequem sei, sagte sie, da sie selbst alles, was sie tat, egoistischen Motiven zuschrieb), und das zum Zweck unserer Pflege ihr Bedienten- oder Krankenwärterinnenkittel, ihr Schwesternhabit war. Während die Fürsorge, die alle diese Wesen uns angedeihen lassen, ihre Güte, die Anerkennung und der Dank, die man ihnen zollt, bei einem selbst den Eindruck jedoch vermehren, daß man für sie ein anderer ist, daß man allein ist und die Last seiner eigenen Gedanken und sein Verlangen zu leben für sich behalten muß, wußte ich, wenn ich mit meiner Großmutter war, daß mein Kummer, mochte er auch noch so groß sein, von einem noch umfassenderen Erbarmen aufgefangen wurde; daß alles, was mein war, meine Sorgen, mein Wollen bei meiner Großmutter in ihrem stärker als mein eigener Selbsterhaltungstrieb entwickelten Bedürfnis, mein Leben zu erhalten und seine Kraft zu mehren, aufgehoben war; meine Gedanken setzten sich unmittelbar in ihr fort, weil sie aus meinem Geist in ihren übergingen, ohne eine Veränderung der Person oder des Milieus zu erfahren. Und so – wie jemand, der vor dem Spiegel seine Krawatte binden will, ohne zu begreifen, daß das Ende, das er sieht, von ihm

aus nicht auf der Seite ist, nach der er die Hand bewegt, oder wie der Hund, der auf dem Boden den tanzenden Schatten eines Insekts verfolgt – warf ich mich, getäuscht durch den körperlichen Augenschein, wie immer in dieser Welt, in der wir die Seelen nicht unmittelbar wahrnehmen können, in die Arme meiner Großmutter und preßte meine Lippen auf ihr Gesicht, als gelangte ich so zu dem großen und weiten Herzen, das sie mir öffnete. Hielt ich meinen Mund in dieser Weise auf ihre Wangen, auf ihre Stirn gedrückt, so schöpfte ich daraus etwas so Wohltuendes, eine solche nährende Kraft, daß die unbewegliche, ernste, ruhige Gier eines Kindes in mir war, das an der Mutterbrust trinkt.

Ich wurde darauf nicht müde, ihr großes Gesicht zu betrachten, das den Schnitt einer schönen, durchglühten, friedvollen Wolke besaß, hinter der sich, wie man fühlte, das Strahlen der Zärtlichkeit barg. Und alles, was noch, selbst im schwächsten Ausmaß, in ihren Empfindungsbereich geriet, alles, was also noch in irgendeiner Weise zu ihr gehörte, wurde dadurch derart vergeistigt und geheiligt, daß ich mit meinen Handflächen ihr schönes, kaum ergrautes Haar so achtungsvoll, so behutsam und mit solcher Weichheit glättete, als berühre meine Liebkosung ihre Güte selbst. Sie war glücklich in jedem Mühen, das mich einer Mühe enthob, und ein Augenblick vollkommener Ruhe und Befriedigung für meine ermatteten Glieder war etwas so Köstliches für sie, daß sie, als ich im Augenblick, da ich bemerkte, wie sie mir beim Zubettgehen helfen und die Schuhe ausziehen wollte, eine Bewegung machte, als wolle ich sie daran hindern und mich selbst entkleiden, mit einem flehenden Blick meine Hände, die schon die ersten Knöpfe meines Rocks und meiner Stiefel berührten, zum Innehalten brachte.

»Oh, ich bitte dich«, sagte sie. »Es ist eine solche Freude für deine Großmama. Und vor allem vergiß nicht, an die Wand zu klopfen, wenn du etwas brauchst heute nacht, mein Bett steht mit dem Kopfende nach dem deinen zu, und die

Zwischenwand ist dünn. Versuche es gleich einmal, wenn du dich hingelegt hast, damit wir sehen, ob wir uns auch gut verständigen können.«

Und tatsächlich klopfte ich an jenem Abend dreimal, was ich dann eine Woche darauf, als ich krank war, ein paar Tage lang jeden Morgen wiederholte, weil meine Großmutter mir schon gleich in der Frühe meine Milch bringen wollte. Wenn ich gehört zu haben glaubte, daß sie aufgewacht sei, wagte ich es dann – damit sie nicht wartete und gleich danach weiterschlafen könnte –, dreimal schüchtern, schwach, aber dennoch deutlich hörbar an die Wand zu pochen, denn wenn ich fürchtete, ihren Schlaf zu stören, falls ich mich getäuscht haben sollte und sie doch noch schliefe, wollte ich doch auch nicht, daß sie dauernd auf einen Appell von meiner Seite wartete, den sie vielleicht beim erstenmal nicht deutlich vernommen hätte und den ich nicht zu wiederholen wagte. Und kaum hatte ich meine drei Schläge an die Wand getan, als ich auch schon drei andere hörte, in einem anderen Tonfall, als die meinen ihn hatten, von ruhiger Autorität geprägt; sie wurden um der größeren Deutlichkeit willen noch zweimal wiederholt und bedeuteten: Sorg dich nicht, ich habe gehört, ein paar Minuten noch, dann bin ich da; und sehr bald darauf trat meine Großmutter ein. Ich sagte ihr, ich hätte Angst gehabt, sie werde mich nicht hören oder glauben, ein Nachbar habe geklopft; sie aber lachte nur:

»Wie, ich sollte nicht heraushören, ob mein kleiner Schatz[1] oder ein anderer bei mir klopft? Aber unter Tausenden hätte deine Großmutter dein Pochen herausgehört! Meinst du, es gibt noch ein zweites auf der Welt, das so täppisch klingt und so fieberhaft ängstlich, ob es mich auch nicht aus dem Schlaf weckt oder aber zu schwach ist, als daß ich es hören kann? Auch wenn mein Spatz an die Wand nur pickte, würde man wissen, daß er es war, so einzigartig und so rührend, wie er ist. Ich hatte ihn doch auch jetzt schon einen Augenblick vor-

her gehört, wie er zögerte, sich im Bett umdrehte und auch sonst noch alles mögliche unternahm.«

Sie öffnete die Fensterläden ein wenig; auf dem Dach des vorspringenden Hotelanbaus machte die Sonne sich schon zu schaffen wie ein Dachdecker, der bereits früh am Morgen seine Arbeit beginnt und sie leise ausführt, um die Stadt nicht zu wecken, die noch schläft und deren Unbeweglichkeit ihn um so behender erscheinen läßt. Großmama sagte mir, wie spät es sei und was für Wetter wir haben würden, auch daß es gar nicht nötig sei, daß ich ans Fenster gehe, es liege Nebel über dem Meer; sie teilte mir mit, ob die Bäckerei schon geöffnet habe und was das für ein Wagen sei, den man hörte; es vollzog sich das unbedeutende Vorspiel, der belanglose *Introitus* des Morgens, bei dem noch niemand anwesend ist, ein kleiner Ausschnitt des Lebens rollte ab, der nur uns beiden gehörte, an den ich mich später am Tag gerne erinnern würde, wenn ich Françoise oder auch Fremden gegenüber eine Bemerkung über den Nebel machte, der heute früh um sechs zum Schneiden dicht gewesen sei; und zwar tat ich das weniger, um mein Wissen als um einen nur mir zuteil gewordenen Liebesbeweis zur Geltung zu bringen; wie süß war dieser erste Augenblick des Morgens, der wie eine Symphonie mit der rhythmischen Eröffnung eines Dialogs durch meine drei Schläge anhob, auf die die Zwischenwand, von zärtlicher Freude durchdrungen, harmonieträchtig, körperlos, von Engelstimmen schwingend mit drei anderen antwortete, die, leidenschaftlich erwartet, sich zweimal wiederholten und die ganze Seele meiner Großmutter sowie die Verheißung ihres Kommens in beschwingter Verkündigungsfreude und musikalischer Treue zu mir herübertrugen. Doch in dieser ersten Nacht nach der Ankunft begann ich, als meine Großmutter wieder gegangen war, von neuem zu leiden, wie ich es schon in Paris beim Verlassen des Hauses getan hatte. Vielleicht ist das Grauen, das ich empfand – und das auch viele andere verspüren –, wenn ich in einem unbekannten Zimmer schlafen

sollte, nur die bescheidenste, dumpfe, organische, beinahe unbewußte Form jenes großen verzweifelten Widerstandes, den die Dinge, die das Beste unseres gegenwärtigen Lebens ausmachen, unserer geistigen Bereitschaft entgegensetzen, die Bedingungen einer Zukunft zu unterschreiben, in der sie nicht vorkommen; jenes Widerstandes, der auch dem Entsetzen zugrunde lag, das mir so oft der Gedanke eingeflößt hatte, daß meine Eltern eines Tages sterben oder daß die Notwendigkeiten des Lebens mich zwingen könnten, fern von Gilberte zu leben oder mich auch nur für alle Zeiten in einem Land niederzulassen, wo ich meine Freunde nicht wiedersehen würde, eines Widerstandes, auf dem auch die Schwierigkeit für mich beruhte, an meinen eigenen Tod oder an ein Nachleben zu denken, wie es Bergotte den Menschen in seinen Büchern verhieß und in das ich meine Erinnerungen, meine Schwächen, meinen Charakter nicht würde mitnehmen können, die sich mit dem Gedanken nicht abfinden konnten, nicht mehr zu existieren, und für meine Person weder auf ein Nichts Wert legten noch auf eine Ewigkeit, in der sie nicht mehr wären.

Swann hatte eines Tages, als ich mich besonders krank fühlte, in Paris zu mir gesagt: »Sie sollten auf eine dieser herrlichen polynesischen Inseln[1] gehen, Sie werden sehen, Sie kommen nicht mehr zurück«; am liebsten hätte ich ihm zur Antwort gegeben: Aber dann sehe ich ja Ihre Tochter nicht mehr und lebe unter Menschen und Dingen, die sie niemals gesehen hat. Doch meine Vernunft sagte mir: Was macht das aus, da du nicht traurig darüber sein wirst? Wenn Monsieur Swann dir sagt, du wirst nicht wieder zurückkommen, so meint er ja damit, du wirst eben nicht zurückkehren wollen, und da du es nicht willst, wirst du dich da unten glücklich fühlen. Denn mein Verstand wußte, daß die Gewohnheit – die es sich jetzt zur Aufgabe machen würde, mir diese unbekannte Behausung angenehm erscheinen zu lassen, den Spiegel anders zu stellen, die Vorhänge umzufärben und die Uhr zum Stehen zu bringen – es auch übernimmt, dafür zu sorgen, daß

uns die Gefährten lieb werden, die uns zunächst mißfallen haben, die Gesichter umzuformen, den Klang einer Stimme sympathisch zu machen und die Neigung der Herzen zu wandeln. Gewiß können diese neuen Freundschaftsgefühle für Orte und Menschen nur auf dem Grund des Vergessens der alten entstehen; meine Vernunft aber stellte sich eben vor, daß ich ohne Schrecken die Möglichkeit eines Daseins ins Auge fassen könnte, in dem ich für immer von Wesen getrennt sein würde, an die ich mich nicht mehr erinnerte, und verhieß meinem Herzen dieses Vergessen gleichsam als eine Tröstung, während es doch seine Verzweiflung nur auf die Spitze trieb. Es ist dabei nicht so, daß nicht auch unser Herz, wenn die Trennung vollzogen ist, die schmerzstillende Wirkung der Gewohnheit zu verspüren bekäme; bis dahin aber leidet es noch. Und anstatt sich zu verlieren, wächst die Furcht vor einer Zukunft, in der uns der Anblick unserer Lieben und die Unterhaltung mit ihnen, das heißt das, woraus wir heute unsere größten Freuden ziehen, versagt sein werden, immer weiter an, wenn wir uns vorstellen, daß zu dem Schmerz eines solchen Verlustes noch etwas hinzutreten wird, was uns jetzt noch fürchterlicher als jener scheint, nämlich daß wir ihn nicht als Schmerz verspüren, sondern fühllos dagegen sind; denn dann wäre unser eigenes Ich verwandelt, und nicht nur der Reiz, den unsere Eltern, unsere Geliebte, unsere Freunde für uns haben, wäre für uns verloren, sondern auch unsere Neigung für sie; sie würde dann so völlig aus unserem Herzen herausgerissen sein, von dem sie heute einen beträchtlichen Teil ausmacht, daß wir uns in jenem Leben ohne sie gefallen könnten, das uns heute noch grauenhaft erscheint; das aber wäre der wahre Tod unsrer selbst, ein Tod, auf den freilich eine Auferstehung folgt, aber doch nur in Gestalt eines neuen Ichs, zu dessen liebender Anerkennung die zum Sterben verdammten Teile des alten Ichs sich nicht aufschwingen können. Sie sind es, sie – selbst die schwächsten noch, wie etwa die dumpfe Anhänglichkeit an die Ausmaße und die Atmo-

sphäre eines Zimmers –, die in einer Auflehnung sich sträuben und aufbäumen, in der man einen geheimen, partiellen, aber greifbaren und wirklichen Modus unseres Widerstandes gegen den Tod sehen muß, des langen, verzweifelten, täglichen Widerstandes gegen den bruchstückhaften, fortwährenden Tod, wie er sich durch unser ganzes Leben zieht und immer wieder Fetzen von uns selbst ablöst, auf deren verwesendem Stoff neue Zellen gedeihen. Für eine nervöse Natur aber, wie die meine es war (das heißt eine Natur, bei der die Nerven ihre Mittlerfunktion schlecht erfüllen, indem sie die Beschwerde der untergeordnetsten, zum Verschwinden verurteilten Elemente des Ichs deutlich spürbar, erschöpfend, in zahllosen Wellen und mit schmerzlichem Akzent bis zum Bewußtsein gelangen lassen, anstatt sie auf ihrem Weg aufzuhalten), bildete die beängstigte Unruhe, die ich angesichts dieser unbekannten und zu hohen Zimmerdecke empfand, nur der Protest einer in mir noch überlebenden Anhänglichkeit an eine vertraute niedrige. Sicher würde diese Anhänglichkeit verschwinden, wenn einmal eine andere ihren Platz einnähme (dann würden Tod und neues Leben unter dem Namen Gewohnheit ihre doppelte Aufgabe vollendet haben); doch bis zu ihrer Vernichtung würde die Anhänglichkeit jeden Abend leiden; besonders an diesem ersten Abend aber widersetzte sie sich in dem Gefühl, einer bereits zur Wirklichkeit gewordenen Zukunft gegenüberzustehen, in der es keinen Platz mehr für sie gäbe, und quälte mich mit ihren Klageschreien, sobald meine Blicke, da sie sich ja von dem, was sie verletzte, nicht abwenden konnten, sich an die für sie unerreichbare Decke zu heften versuchten.

Doch dann, am folgenden Morgen, welch eine Freude – nachdem einer der Hotelbediensteten mich geweckt und mir heißes Wasser gebracht hatte, während ich meine Toilette machte und vergebens die Sachen, die ich brauchte, in einem Koffer suchte, aus dem ich nur in völligem Durcheinander lauter Dinge zog, die mir zu nichts nützten, und ich schon an

das Vergnügen des Mittagessens und der Promenade dachte –, im Fenster und auf den Scheiben vor den Wandregalen wie durch die Bullaugen einer Schiffskajüte das Meer frei daliegen zu sehen, heiter und doch verschattet auf einer Hälfte seiner Weite, die von einer schmalen, beweglichen Linie abgeschlossen wurde, und mit den Augen den Wellen zu folgen, die eine nach der anderen wie Artisten von einem Sprungbrett schnellten! Unaufhörlich kehrte ich mit meinem steifgestärkten Handtuch, auf dem der Hotelname stand und mit dem ich mich vergebens abzutrocknen versuchte, an das Fenster zurück, um noch einmal einen Blick auf die gleißende, bergig schwellende weite Arena und die schneeigen Gipfel der stellenweise in durchscheinender Glätte leuchtenden Wogen aus Smaragd zu werfen, die mit gelassener Wucht und löwenhaft gefurchter Stirn das Niederbrechen und Niederströmen ihrer Hänge spielen ließen, auf die das Sonnenlicht sein gesichtsloses Lächeln setzte.[1] Durch dieses Fenster sollte ich künftig jeden Morgen meine ersten Blicke werfen, wie ein Reisender aus einer Postkutsche schaut, in der er geschlafen hat, um zu sehen, ob sich während der Nacht eine ersehnte Bergkette genähert oder entfernt hat – nur waren es hier die Hügelfolgen des Meeres, die, bevor sie tanzend wieder auf uns zukommen, so weit zurückweichen können, daß ich erst nach einer langen, sandigen Ebene ihre ersten Wellenlinien bemerkte, fern, in durchschimmernder Weite, duftig und bläulich wie jene Gletscher, die man auf dem Hintergrund der Bilder früher toskanischer Maler erkennt. Zu anderen Malen lachte die Sonne ganz in meiner Nähe auf Wellen von einem ebenso zärtlichen Grün herab, wie es den Alpenwiesen (in den Bergen, wo das Sonnenlicht hier und da aufscheint, als ob ein Riese in ungleichen Sätzen vergnügt die Hänge herunterspringen würde) weniger die Bodenfeuchtigkeit als die fließende Beweglichkeit des Lichtes verleiht. Überhaupt ist es in erster Linie das Licht, das – in jener Bresche, die Strand und Wellen in die übrige Welt schlagen, um ihm Durchgang zu gewähren und es aufzuspei-

chern, je nach der Richtung, aus der es kommt und der unser Auge folgt – das hügelige Gewoge des Meeres verschiebt und ihm seinen Platz zuweist. Die Verschiedenheit der Beleuchtung verändert nicht minder die Ausrichtung eines Ortes, stellt nicht weniger neue Ziele vor uns hin, die wir erreichen möchten, als ein auf einer Reise tatsächlich durchmessener, langer Weg. Wenn die Sonne am Morgen noch hinter dem Hotel lag und vor meinen Augen die beleuchteten Strandflächen bis zu den ersten Bollwerken des Meeres aufdeckte, schien sie mir davon eine neue Ansicht zu zeigen und mich einzuladen, auf der drehenden Bahn ihrer Strahlen eine bewegungslose und abwechslungsreiche Reise vorbei an den schönsten Aussichtspunkten der vielgestaltigen Landschaft der Stunden fortzusetzen. Seit diesem ersten Morgen bezeichnete mir die Sonne in der Ferne mit lächelnd erhobenem Finger die blauen Gipfel des Meeres, die auf keiner Karte der Welt einen Namen haben, bis sie dann, überwältigt von ihrem grandiosen Lauf über die hallende, wogende Fläche der Wellenkronen und Wellentäler, vor dem Wind ihre Zuflucht in mein Zimmer nahm, sich dort auf dem zerwühlten Bett breitmachte und ihre Schätze über dem naßgespritzten Waschtisch und dem offenen Koffer ausschüttete, wo gerade ihr unerhörter Glanz und unangebrachter Luxus die Unordnung um so mehr hervortreten ließ. Eine Stunde später im Speisesaal – während wir zu Mittag aßen und wie aus einer ledernen Kalebasse ein paar Tropfen goldgelben Zitronensaft auf zwei Seezungen träufelten, von denen auf unseren Tellern bald nur noch, gewellt wie eine Feder und tönend wie eine Zither, der Panasch ihrer Gräten übrigblieb – fand es meine Großmutter bedauerlich und grausam, auf den belebenden Hauch des Seewindes wegen der durchsichtigen, aber geschlossenen Fensterscheibe verzichten zu müssen, die uns wie das Glas vor einer Auslage vom Strand trennte, diesen aber gleichzeitig in seiner ganzen Ausdehnung unseren Blicken darbot und den Himmel so vollkommen mit einschloß, daß seine Azurtöne die Farbe der

Fenster und seine weißen Wolken nur fehlerhafte Stellen im Glas zu sein schienen. Ich selbst bildete mir ein, ich sitze »auf der Mole« oder in der Tiefe jenes »Boudoirs«, von dem Baudelaire spricht, und fragte mich, ob seine »Sonne, die auf dem Meer erstrahlt«[1] – anders als der schlichte Abendschein, der wie ein goldener zitternder Pfeil an der Oberfläche verharrt –, nicht die gleiche sei, die in diesem Augenblick das Meer topasfarben aufflammen, gären, blond und milchig wie Bier, schaumig wie Milch werden ließ, während augenblicksweise große blaue Schatten, die ein Gott durch spielendes Bewegen eines Spiegels am Himmel hin und her zu schieben schien, darauf entlangwanderten. Leider unterschied sich von jener nur auf die gegenüberliegenden Häuser schauende, »Salle« genannten Stube in Combray der kahle, von grünem Sonnenlicht wie ein Wasserbekken durchflutete Speisesaal von Balbec, vor dem, nur ein paar Meter entfernt, das anbrandende Meer und das helle Tageslicht wie vor der himmlischen Stadt einen unzerstörbaren, bewegten Wall aus Smaragd und Gold aufrichteten, nicht nur dem Äußeren nach. Da uns in Combray jeder kannte, kümmerten mich die Leute nicht. Beim Badeleben an der See aber kennt man seine Nachbarn nicht. Ich war noch nicht alt genug und noch zu empfindungsfähig, um schon auf das Vergnügen verzichtet zu haben, anderen zu gefallen und sie für mich zu gewinnen. Ich besaß noch nicht die noblere Gleichgültigkeit eines Weltmannes angesichts der Personen, die im Speisesaal zu Mittag aßen, oder auch nur die der jungen Männer und Mädchen, die auf der Strandpromenade vorübergingen; ich litt bei dem Gedanken, daß ich nicht mit ihnen Ausflüge machen könnte, doch immerhin weniger, als wenn etwa meine Großmutter sich über die mondänen Umgangsformen hinweggesetzt und, nur auf meine Gesundheit bedacht, die für mich demütigende Bitte an sie gerichtet hätte, mich als Gefährten zu ihren Spaziergängen zuzulassen. Sei es, daß sie sich in irgendeine der unbekannten Villen begaben oder mit dem Racket in der Hand heraustraten

und einen Tennisplatz aufsuchten oder auf Pferden ausritten, die mein Herz mit Hufen traten, ich sah ihnen mit leidenschaftlicher Neugier nach im blendenden Licht des Strandes, das die Proportionen im sozialen Gefüge verzerrt; ich verfolgte alle ihre Bewegungen durch die große Fensterwand hindurch, die soviel Licht einließ. Den Wind jedoch hielt sie von uns ab, und das war ein Mangel in den Augen meiner Großmutter, die, da sie den Gedanken nicht ertrug, ich könnte die Wohltat einer Stunde frischer Luft einbüßen, verstohlen einen der Flügel öffnete, wodurch mit einem Schlag die Menüs, Zeitungen, Schleier und Mützen aller beim Mittagessen sitzenden Personen sich in die Lüfte erhoben; sie selbst, vom himmlischen Hauch umweht, blieb ruhig und lächelte wie die heilige Blandina[1] inmitten der Schmähungen, in die, mein Gefühl der Einsamkeit und Trauer noch vermehrend, die verächtlich blickenden, zerzaust und wütend dasitzenden Gäste einmütig gegen uns einstimmten.[2]

Zu einem gewissen Teil – und das gab in Balbec der sonst gemeinhin einfach nur reichen, kosmopolitischen Einwohnerschaft dieser Art von Luxushotels einen betont regionalen Charakter – setzten sie sich aus hervorragenden Persönlichkeiten der wichtigsten Departements dieses Teiles von Frankreich zusammen, einem Gerichtspräsidenten aus Caen, einem Vorsitzenden der Anwaltskammer von Cherbourg, einem gewichtigen Notar aus Le Mans, die alle zur Ferienzeit von den verschiedensten Punkten aus, auf die sie sich während der übrigen Zeit des Jahres wie die Schützen bei der Treibjagd oder die Steine auf einem Damebrett verteilten, in diesem Hotel zusammenkamen. Sie hatten immer dieselben Zimmer und bildeten mit ihren Frauen, die sich aristokratisch gaben, eine kleine Gruppe, der sich noch ein berühmter Anwalt und ein bedeutender Arzt aus Paris angeschlossen hatten, die am Tag des Aufbruchs zu den übrigen sagten:

»Ach ja, richtig, Sie reisen ja nicht mit dem gleichen Zug wie wir, Sie haben es gut, Sie sind schon zum Mittagessen zurück.«

»Wieso gut? Das sagen Sie, der Sie in der Hauptstadt wohnen, in dem großen Paris, während ich in meiner armseligen Bezirkshauptstadt von einhunderttausend – nach der letzten Zählung allerdings sogar einhundertzweitausend – Seelen sitzen muß? Was ist das schon gegen Ihre zwei Millionen fünfhunderttausend? Wo Sie doch wieder Asphalt unter den Füßen und den Glanz des Pariser Lebens um sich haben werden?«

Sie sagten das mit einem bäuerlichen Rollen des *r* und übrigens ohne alle Bitterkeit, denn sie waren Leuchten in ihrer Provinz und hätten so gut wie andere nach Paris kommen können – dem Gerichtspräsidenten aus Caen war mehrmals ein Sitz im Kassationsgericht angeboten worden –, hatten aber vorgezogen zu bleiben, wo sie waren, aus Liebe zu ihrer Heimatstadt oder zum Leben in der Stille oder zum Ruhm, vielleicht auch, weil sie reaktionär waren oder weil sie auf die nachbarschaftlichen Beziehungen zu den Schlössern der Umgegend nicht verzichten wollten. Mehrere allerdings kehrten nicht sofort in ihre Bezirkshauptstadt zurück.

Da nämlich die Bucht von Balbec ein kleines Sonderuniversum inmitten des großen war, ein den Jahreszeiten gehorchendes Blumenbeet, in dessen Rund die verschiedenartigen Tage und die aufeinanderfolgenden Monate angeordnet waren in der Weise, daß man nicht nur an Tagen, an denen man Rivebelle[1] sah, was als Zeichen für nahendes Unwetter galt, dort den Sonnenschein auf den Häusern erkannte, während Balbec im Dunkel lag, sondern auch, wenn Balbec schon von Kälte heimgesucht war, sicher sein konnte, auf jenem anderen Ufer noch zwei oder drei weitere Sommermonate zu genießen, ließen diejenigen Stammgäste des Grand-Hôtels, deren Ferien spät begannen oder lange dauerten, sobald Regenfälle und Nebel begannen und der Herbst näherkam, ihre Koffer

auf ein Fischerboot bringen und reisten dem Sommer nach in Richtung Rivebelle oder Costedor. Diese kleine Gruppe im Hotel von Balbec begegnete jedem Neuankömmling mit mißtrauischen Blikken, und während alle so taten, als interessierten sie sich gar nicht für ihn, fragten sie doch ihren Freund, den Oberkellner, über ihn aus. Denn es war immer derselbe – Aimé –, der alle Jahre zur Saison erschien und ihnen ihre Tische reservierte; und da ihre Gattinnen wußten, daß seine Frau ein Baby erwartete, arbeiteten sie nach dem Essen alle an einem Stück Erstlingswäsche, während sie uns mit ihren Lorgnons musterten, meine Großmutter und mich, weil wir den Salat mit harten Eiern darin aßen, was als unfein galt und in den ersten Kreisen von Alençon nicht üblich war. Sie nahmen eine Haltung ironisch gefärbter Verachtung einem Franzosen gegenüber ein, der Majestät angeredet wurde und der sich tatsächlich selbst zum König einer nur von ein paar Wilden bevölkerten kleinen Insel des polynesischen Archipels aufgeworfen hatte.[1] Er bewohnte das Hotel mit seiner hübschen Freundin, der die Gassenbuben, wenn sie baden ging, nachriefen: »Hoch die Königin!«, weil sie dann Fünfzigcentimesstücke über sie regnen ließ. Der Kammerpräsident und der Vorsitzende der Anwaltskammer schienen sie sogar völlig zu ignorieren, und wenn einer ihrer Freunde einen Blick nach ihr warf, hielten sie es für ihre Pflicht, ihn darüber aufzuklären, daß sie nichts weiter als eine kleine Arbeiterin sei.

»Aber man hat mir doch gesagt, sie hätten in Ostende die königliche Kabine benutzt.«

»Natürlich! Die kann man mieten für zwanzig Francs. Das können Sie auch tun, wenn Sie Spaß daran haben. Ich aber weiß aus bester Quelle, daß man ihm, als er um eine Audienz beim König nachgesucht hat, zu verstehen gab, Seine Majestät lege keinen Wert auf die Bekanntschaft mit einem Operettenkönig.«

»Ach, wirklich? Das ist interessant! Was es für Leute gibt … !«

Sicherlich war das alles wahr, und doch empfanden der Notar, der Gerichtspräsident, der Anwaltskammervorsitzende, auch aus Verdruß darüber, daß für einen großen Teil der Menge sie selbst nur gutbürgerliche Leute waren, die diesen König und diese Königin, die mit Münzen nur so um sich warfen, nicht einmal kannten, angesichts dessen, was sie als Karneval bezeichneten, eine starke Mißstimmung und eine Empörung, die sie ganz offen äußerten, auch ihrem Freund, dem Oberkellner gegenüber, der daraufhin, wenn er gezwungenermaßen den mehr freigebigen als echten Souveränen gegenüber gute Miene machte, während er ihre Bestellung entgegennahm, von ferne seinen alten Kunden bedeutungsvoll zuzwinkerte. Vielleicht lag auch etwas von diesem gleichen Verdruß, daß sie nämlich fälschlich für weniger »chic« gehalten wurden und nicht erklären konnten, daß im Grunde sie selbst »chic« seien, dem Ausdruck »ein sauberer Herr« zugrunde, mit dem sie einen jungen Elegant bedachten, den schwindsüchtigen und der Lebewelt zugetanen Sohn eines Großindustriellen, der – alle Tage in einem neuen Rock, mit einer Orchidee im Knopfloch – Champagner zum Mittagessen trank und bleich, unnahbar, ein blasiertes Lächeln auf den Lippen, enorme Summen auf den Bakkarattisch des Kasinos warf, »mehr als er ausgeben kann«, erklärte mit der Miene eines Eingeweihten der Notar dem Gerichtspräsidenten gegenüber, dessen Frau »aus sicherer Quelle« wußte, daß dieser junge Mann, der so ganz »fin de siècle« war, seine armen Eltern vor Kummer noch ins Grab bringen werde.[1]

Andererseits wurden der Kammervorsitzende und seine Freunde nicht müde, mit ihren Sarkasmen eine alte reiche und vornehme Dame zu bedenken, weil sie sich nur mit ihrem ganzen Hauspersonal auf Reisen begab. Jedesmal, wenn die Frau des Notars und die Frau des Gerichtspräsidenten sie bei den Mahlzeiten im Speisesaal bemerkten, musterten sie sie unverfroren durch ihr Lorgnon hindurch mit der gleichen heiklen und argwöhnischen Miene, mit der sie ein Gericht

geprüft hätten, das hinter einem pompösen Namen ein fragwürdiges Aussehen zu verdecken scheint und das man nach dem ungünstigen Ergebnis methodischer Untersuchung mit abstandnehmender Geste und angewiderter Miene wieder hinaustragen läßt.

Sicher wollten sie damit nur bezeugen, daß gewisse Dinge – in diesem Falle bestimmte Vorrechte der alten Dame oder eine Beziehung zu ihr – ihnen nicht deshalb fehlten, weil sie sie nicht hätten haben können, sondern weil sie nicht wollten. Am Ende glaubten sie es selbst; das aber bedeutet die Unterdrückung jedes Verlangens nach Formen des Lebens, die man nicht kennt, sowie jeglicher Neugier darauf, das Aufgeben auch der Hoffnung, neuen Menschen zu gefallen, die bei diesen Frauen durch zur Schau getragene Verachtung und künstliche Munterkeit ersetzt wurde, was den Nachteil hatte, daß sie ihr Mißvergnügen hinter aufgesetzter Zufriedenheit verbergen und sich ständig selber belügen mußten, zwei Ursachen, weshalb sie unglücklich waren. Doch in diesem Hotel handelten offenbar alle nach dem gleichen Prinzip, obschon in verschiedenen Formen, und brachten wenn auch nicht der Eigenliebe, so doch gewissen Erziehungsgrundsätzen oder Denkgewohnheiten das köstliche Beben zum Opfer, das man fühlt, wenn man sich mit der Sphäre eines unbekannten Daseins vermischt. Zweifellos war der Mikrokosmos, in den die alte Dame sich einkapselte, nicht mit virulenter Bitterkeit vergiftet wie die Gruppe, aus der das wutbedingte Hohnlachen der Notarsfrau und der Präsidentengattin kam. Er war im Gegenteil von einem feinen, etwas ältlichen Duft durchhaucht, der deshalb nicht weniger künstlich war. Denn im Grunde hätte die alte Dame wahrscheinlich in dem Versuch, bezaubernd zu wirken und die geheimnisvolle Sympathie neuer Menschen zu gewinnen (wobei sie sich selber innerlich erneuert hätte), einen Reiz gefunden, der der Genugtuung abgeht, daß man nur Menschen der eigenen Kreise sieht und sich immer wieder ins Gedächtnis ruft, daß die Verkennung

durch andere, Schlechtinformierte, keine Rolle spielt, da diese Welt, der man angehört, die denkbar beste ist. Vielleicht fühlte sie, daß ihr schwarzes Wollkleid und ihre altmodische Haube, wäre sie als Unbekannte im Grand-Hôtel von Balbec abgestiegen, von irgendeinem jungen Lebemann belächelt worden wären, der von seinem »rocking-chair« aus so etwas wie »alte Schraube« gemurmelt hätte, oder sogar von einem angesehenen Mann wie dem Kammerpräsidenten, der zwischen seinen melierten Bartkoteletten frischgefärbte Wangen und muntere Augen bewahrt hatte, wie sie sie so gern mochte, und der auf der Stelle die Aufmerksamkeit der vergrößernden Linse des Lorgnons seines Ehegesponses auf dieses ungewöhnliche Phänomen gelenkt hätte; vielleicht lag es an dieser uneingestandenen Furcht vor der ersten Minute, von der man weiß, daß sie zwar kurz sein wird, die man aber doch scheut – wie den ersten Kopfsprung ins Wasser –, daß diese Dame, die einen Diener vorausschickte, um das Hotel von ihrer Person und ihren Gewohnheiten in Kenntnis zu setzen, rasch abwinkte, wenn der Direktor zu ihrer Begrüßung nahte, und sich – worin mehr Schüchternheit als Hochmut lag – schnellstens auf ihr Zimmer begab, in dem ihre eigenen Vorhänge, die die sonst am Fenster befindlichen ersetzten, ihre Wandschirme und Photographien zwischen sie und die Außenwelt, an die sie sich sonst hätte anpassen müssen, eine so wirksame Scheidewand ihrer Gewohnheiten errichteten, daß sie sich gleichsam in ihrem Heim befand, dessen Schoß sie nicht verlassen und das eigentlich statt ihrer sich auf Reisen begeben hatte.

Nachdem sie zwischen sich einerseits und das Hotelpersonal und die Lieferanten andererseits ihre eigenen Bedienten, die an ihrer Stelle den Kontakt mit jener neuen Menschheit herstellten und in der nächsten Umgebung ihrer Herrin die gewohnte Atmosphäre unterhielten, eingeschoben und den Schutzwall ihrer Vorurteile zwischen sich und den Badegästen aufgerichtet hatte, unbekümmert darum, ob sie etwa Leuten mißfiel, die ihre Freunde bei sich nicht empfangen hätten,

lebte sie dank der Korrespondenz mit ihren Freundinnen, dank der Erinnerung, dem inneren Bewußtsein ihrer Stellung, ihren guten Manieren, ihrer Zuständigkeit in allen Fragen der Höflichkeit auch weiterhin ganz in ihrer Welt. Alle Tage, wenn sie herunterkam, um in ihrer Kalesche[1] eine Spazierfahrt zu machen, wirkten ihre Kammerfrau, die ihr die Sachen nachtrug, und der ihr voranschreitende Diener wie Wachen, die ihr an den Toren einer mit den betreffenden Landesfarben beflaggten Botschaft mitten im fremden Land das Privileg der Exterritorialität garantierten. Sie verließ ihr Zimmer am Tag unserer Ankunft erst am späteren Nachmittag, und so sahen wir sie nicht im Speisesaal, in den uns der Direktor als Neuangekommene zur Stunde des Mittagessens eskortierte, wie ein Gefreiter seine Rekruten zum Kammerunteroffizier führt, der sie einkleiden soll; dafür aber sahen wir dort sehr bald einen Landjunker und seine Tochter aus wenig bekannter, aber sehr alter bretonischer Familie, Monsieur und Mademoiselle de Stermaria[2] , deren Tisch man uns in der Meinung, sie kämen erst am Abend zurück, zugewiesen hatte. Da sie nach Balbec nur gekommen waren, um von dort aus befreundete Schloßbesitzer der Nachbarschaft zu besuchen, verbrachten sie im Speisesaal des Hotels zwischen den Einladungen nach auswärts und den abgestatteten nur die unbedingt nötige Zeit. Ihr Dünkel bewahrte sie vor jeder menschlichen Sympathie, vor jedem Interesse an den Unbekannten, die rings um sie saßen und in deren Mitte Monsieur de Stermaria die eisige, eilige, distanzierte, unzugängliche, abweisende und übelgelaunte Miene bewahrte, die man an einem Bahnhofsbüfett inmitten von Reisenden aufsetzt, die man niemals gesehen hat, nie wiedersehen wird und mit denen einen nur die Tatsache in Beziehung setzt, daß man sein kaltes Huhn und seinen Platz im Abteil gegen sie zu verteidigen gedenkt. Kaum hatten wir mit dem Mittagessen begonnen, als man uns wieder aufzustehen bat, und zwar auf Veranlassung von Monsieur de Stermaria, der, soeben angekommen, ohne die geringste Ent-

schuldigung an unsere Adresse, den Oberkellner mit lauter Stimme dafür zu sorgen ersuchte, daß ein solches Versehen sich nicht wiederhole, denn es sei ihm unangenehm, wenn »Leute, die er nicht kenne«, an seinem Tisch säßen.

In dem Gefühl sodann, das eine gewisse Schauspielerin (die übrigens bekannter war durch ihre Eleganz, ihren Geist, ihre schönen Sammlungen von Meißener Porzellan als durch einige im Théâtre de l'Odéon gespielte Rollen), ferner ihren Freund, einen sehr reichen jungen Mann, dem zuliebe sie sich eine gewisse Bildung zugelegt hatte, und zwei sehr bekannte Männer aus der Aristokratie dazu veranlaßte, ganz für sich zu bleiben, nur zusammen zu reisen, in Balbec erst sehr spät zu lunchen, wenn alles schon fertig war, den Tag in ihrem Privatsalon mit Kartenspielen zu verbringen, lag sicher keinerlei Unfreundlichkeit, sondern nur das Bedürfnis nach Befriedigung gewisser Ansprüche, die sie bezüglich gewisser geistvoller Formen der Unterhaltung stellten, und ihre Neigung zu gewissen Raffinements der Küche, die ihnen gemeinsames Leben und Speisen zur ausschließlichen Freude, die Gesellschaft von Menschen aber, die nicht zu ihnen gehörten, unerträglich machte. Selbst an einer gedeckten Tafel oder an einem Spieltisch hatte jeder einzelne von ihnen das Bedürfnis zu wissen, daß der Gast neben ihm oder der ihm gegenüber sitzende Partner, wenn auch momentan nicht angewendet und ungenutzt, in sich jenes Wissen trage, das man braucht, um den Ramsch herauszukennen, der so viele Pariser Wohnungen schmückt und den die Besitzer für echtes »Mittelalter« oder für »Renaissance« halten, sowie gemeinsame Kriterien, um Gutes von Schlechtem zu unterscheiden. Zweifellos äußerte sich in solchen Momenten das Sonderdasein, das diese Freunde nie aufgeben wollten, nur noch durch eine gelegentliche komische Interjektion inmitten einer schweigend eingenommenen Mahlzeit oder während eines lautlosen Spiels oder in dem bezaubernden neuen Kleid, das die junge Schauspielerin für ein Mittagessen oder eine Pokerpartie angezogen hatte.

Dadurch aber, daß es sie ganz in die ihnen von Grund auf vertrauten Gewohnheiten einhüllte, waren sie gegen das Geheimnis des sie umgebenden Lebens wirksam abgeschirmt. Lange Nachmittage hindurch war das Meer nur wie eine Malerei von angenehmer Tönung im Boudoir eines reichen Junggesellen vor ihnen aufgehängt, und nur zwischen zwei Stichen warf einer der Spieler, weil er gerade nichts Besseres zu tun hatte, den Blick darauf, um einen Hinweis auf das Wetter oder die Stunde des Tages daraus zu entnehmen und die anderen daran zu erinnern, daß der Nachmittagstee sie erwartete. Am Abend aßen sie nicht im Hotel, wo die elektrischen Lampen den Speisesaal mit Licht überfluteten, so daß dieser gleichsam zu einem riesigen wunderbaren Aquarium wurde, vor dessen Glaswand die Arbeiterbevölkerung von Balbec, die Fischer und auch Kleinbürgerfamilien unsichtbar im Dunkel sich die Nasen plattdrückten, um das sich langsam in goldenem Hin- und Herwogen entfaltende Luxusleben aller dieser Leute anzuschauen, das für die Armen ebenso merkwürdig wie das von seltsamen Fischen oder Mollusken ist (eine große soziale Frage ist die, ob die Glaswand immer das Festmahl der Wundertiere umhegen wird oder ob nicht die Leute niederen Standes, die gierig in der Nacht mit dem Blick etwas zu erhaschen suchen, eines Tages kommen, sie aus dem Aquarium holen und verspeisen werden). Vielleicht aber fand sich inzwischen in der im Dunkel verharrenden, sich stauenden Menge irgendein Schriftsteller, ein Liebhaber menschlicher Ichthyologie, der, wenn er zusah, wie die Kinnbacken von alten weiblichen Ungetümen sich über einem Brocken der verschluckten Nahrung schlossen, sich ein Vergnügen daraus machte, diese nach Rassen, nach angeborenen und erworbenen Eigenschaften zu klassifizieren, welche letzteren auch erklären, warum eine alte serbische Dame, deren Kinnlade auf einen großen Seefisch hinweist, infolge der Tatsache, daß sie seit ihrer frühen Jugend sich in dem Süßwasserreservoir des Faubourg-Saint-

Germain aufgehalten hat, ihren Salat wie eine La Rochefoucauld verspeist.

Zu dieser Stunde sah man die drei Männer im Smoking auf die Frau warten, die sich verspätete, aber bald darauf in einer fast jedesmal neuen Toilette und mit Schals, die nach dem speziellen Geschmack ihres Liebhabers ausgewählt waren, nachdem sie auf ihrer Etage nach dem Lift geschellt hatte, diesem wie einer Spielzeugschachtel entstieg. Dann setzten sich alle vier, da sie fanden, daß die internationale Kulturpflanze des Palace-Hotelstils nach ihrem Anbau auch in Balbec die Blüte des Luxus mehr als die Frucht der guten Küche hervorgebracht habe, in einen Wagen und fuhren zum Abendessen nach einem eine halbe Meile entfernten kleinen renommierten Restaurant, wo sie mit dem Küchenchef endlose Beratungen über die Menügestaltung und die Zubereitung der Speisen abhielten. Während der Fahrt war die von Apfelbäumen gesäumte Landstraße hinter Balbec für sie einzig eine Entfernung, die man zurücklegen mußte – wenig verschieden im nächtlichen Dunkel von jener, die zwischen ihren Pariser Wohnungen und dem Café Anglais oder dem Tour d'Argent[1] lag –, um zu dem kleinen eleganten Restaurant zu gelangen, wo dann wiederum, während die Freunde des reichen jungen Mannes ihn um seine so prächtig gekleidete Geliebte beneideten, die Schals der jungen Schauspielerin vor der kleinen Gesellschaft wie ein weicher, duftender Schleier hingen und sie doch von der Welt abtrennten.

Sehr zum Schaden für meine innere Ruhe war ich weit davon entfernt, wie all diese Menschen zu sein. An vielen unter ihnen lag mir sehr wohl, ich wäre gern von einem Mann mit sorgenvoller Stirn und einem Blick, der sich hinter den Scheuklappen seiner Vorurteile und seiner Erziehung verbarg, beachtet worden, dem Grandseigneur der Gegend, der niemand anders war als der Schwager Legrandins: er kam manchmal zu Besuch nach Balbec und entleerte dann sonntags durch die wöchentliche Garden-Party, die seine Frau und

er gaben, das Hotel von einem Teil seiner Bewohner, da ein oder zwei von ihnen zu diesen Festen eingeladen wurden und die anderen, die nicht den Anschein erwecken wollten, als wären sie es nicht, statt dessen an diesem Tag einen größeren Ausflug machten. Er war übrigens bei seinem ersten Erscheinen im Hotel sehr schlecht empfangen worden, denn das soeben frisch von der Côte d'Azur hergeholte Personal hatte noch nicht gewußt, wer er war. Nicht nur ließ er einen Anzug aus weißem Flanell vermissen, sondern er hatte auch nach alter französischer Sitte und in Unkenntnis des Lebens in den Palace-Hotels beim Betreten der Halle, in der Damen saßen, seinen Hut gleich an der Tür abgenommen, woraufhin der Direktor den seinen nicht einmal anrührte, um den Gruß des Ankömmlings zu erwidern, denn er war der Meinung, dies müsse ein Mann von bescheidener Herkunft sein, sozusagen das, was er »mehr als ordinär« nannte. Nur die Frau des Notars hatte sich zu dem Eintretenden hingezogen gefühlt, der die ganze förmliche Gewöhnlichkeit der Vornehmen atmete, und mit dem unfehlbaren Unterscheidungsvermögen und der fraglosen Autorität einer Person, für die die erste Gesellschaft von Le Mans kein Geheimnis besitzt, hatte sie erklärt, daß man sich in seiner Gegenwart einem Manne von höchster Distinktion und vollendeter Erziehung gegenüber befinde, der anders sei als alles, was man sonst in Balbec treffe, das heißt Leute, die sie als unzulässig einstufte, solange ihr kein Zutritt zu ihnen gewährt wurde. Dieses günstige Urteil über Legrandins Schwager war vielleicht auf das unscheinbare Äußere dieses Mannes zurückzuführen, der so gar nichts Einschüchterndes besaß, vielleicht auch darauf, daß sie an diesem Gentlemanfarmer mit dem küsterhaften Auftreten die Freimaurerzeichen ihres eigenen Klerikalismus erkannte.

Es half nichts, daß ich in Erfahrung gebracht hatte, die jungen Leute, die jeden Tag vor dem Hotel aufsaßen und spazierenritten, seien die Söhne eines fragwürdigen Besitzers eines Modewarengeschäfts, dessen Bekanntschaft mein Vater

nie hätte machen mögen: das »Badeleben« verwandelte sie für meine Augen in Reiterstandbilder von Halbgöttern, und das Beste, was ich erhoffen konnte, war, sie würden niemals ihre Blicke auf einem so armen Jungen ruhen lassen, wie ich einer war, der ich den Speisesaal des Hotels nur verließ, um mich in den Sand zu setzen. Ich hätte sogar dem Abenteurer gern Sympathie eingeflößt, der König einer einsamen Insel des polynesischen Archipels gewesen war, ja selbst dem jungen Schwindsüchtigen, von dem ich mir immer gern vorstellte, daß er unter seinem anmaßenden Äußeren eine furchtsame, zärtliche Seele berge und an mich ganz allein vielleicht Schätze des Herzens verschwendet hätte. Da im übrigen (ganz im Gegensatz zu dem, was man gemeinhin von Reisebekanntschaften sagt) die Tatsache, daß man mit bestimmten Leuten gesehen wird, einem in solchen Seebädern, die man öfter besucht, ein Prestige verleiht, das im wirklichen Gesellschaftsleben nicht seinesgleichen hat, gibt es kaum etwas, was man, anstatt es sich etwa möglichst fernzuhalten, im Pariser Leben so sorgfältig pflegt wie gerade Badebekanntschaften. Mir machte es etwas aus, welche Meinung von mir alle diese nur jetzt und hier als gesellschaftliche Größen geltenden Leute von mir haben mochten, denn aufgrund meiner Neigung, mich in die Leute hineinzuversetzen und ihre eigene geistige Verfassung in mir nachzuschaffen, rangierte ich sie nicht ihrer eigentlichen Stellung gemäß, der sehr niedrigen zum Beispiel, die sie in Paris eingenommen hätten, sondern nach der, die sie sich selbst zuerkannten und die die ihre auch tatsächlich in Balbec war, wo das Fehlen eines allgemeingültigen Maßstabs ihnen eine Art von relativer Überlegenheit und besonderem Reiz verlieh. Ach, aber keine Nichtachtung konnte mich schmerzlicher treffen als die von Monsieur de Stermaria.

Schon bei ihrem ersten Eintreten nämlich war mir die Tochter aufgefallen mit ihrem hübschen blassen, fast bläulich durchscheinenden Gesicht, die besondere Haltung ihrer hochgewachsenen Gestalt, ihr Gang, die mir mit Recht ihre ererbte

Art und aristokratische Erziehung ins Bewußtsein riefen, und zwar um so deutlicher, als ich ihren Namen kannte – wie es mit jenen ausdrucksstarken musikalischen Motiven geht, die, von genialen Komponisten erfunden, so großartig das Knistern der Flamme, das Rauschen des Flusses und den Frieden der Felder für die Zuhörer malen, nachdem diese vorher das Programm überflogen und ihrer Phantasie den rechten Weg gewiesen haben. Indem die »Rasse« den Reizen von Mademoiselle de Stermaria die Vorstellung von deren Grund hinzufügte, machte sie jene verständlicher und vollkommener. Sie machte sie auch begehrenswerter, weil sie einen Hinweis darauf enthielt, wie schwer erreichbar sie seien, so wie ein hoher Preis den Wert eines Gegenstandes, der uns gefallen hat, für uns noch vermehrt. Der Stammbaum jedenfalls entsandte erlesene Säfte in diesen zarten Teint, der dadurch den verlockenden Duft einer exotischen Frucht oder eines berühmten Cru bekam.

Nun aber gab uns, meiner Großmutter und mir, der Zufall ein Mittel in die Hand, uns bei allen Bewohnern des Hotels ein unmittelbares Prestige zu verschaffen. An diesem ersten Tag noch, nämlich in dem Augenblick, als die alte Dame, aus ihren Gemächern kommend, die Treppe herunterstieg und dank dem vorausgehenden Diener und der Kammerfrau, die mit einem Buch und einer vergessenen Decke hinter ihr herlief, eine Macht auf die Seelen ausübte, die gleichzeitig Neugier und Respekt bewirkte und deren Ausstrahlung, wie man leicht sah, am allerwenigsten Monsieur de Stermaria sich entziehen konnte, neigte der Direktor sich zu meiner Großmutter, und aus Liebenswürdigkeit (so wie man den Schah von Persien oder die Königin Ranavalo[1] einem obskuren Zuschauer zeigt, der natürlich ohne Beziehung zu dem mächtigen Souverän bleiben wird, aber es vielleicht interessant findet, ihn aus nächster Nähe gesehen zu haben) raunte er ihr zu: »Die Marquise von Villeparisis«, während im gleichen Moment diese

Dame, als ihr Blick auf meine Großmutter fiel, einen Audruck freudigen Erstaunens nicht unterdrücken konnte.

Man kann sich vorstellen, daß mir das Erscheinen der mächtigsten Fee in der Gestalt einer kleinen alten Frau nicht mehr Vergnügen bereitet hätte, da mir ja bislang in einer Gegend, in der ich niemand kannte, jede Vermittlung fehlte, durch die ich mich Mademoiselle de Stermaria hätte nähern können. Ich meine niemand im praktischen Sinne. Ästhetisch betrachtet ist die Zahl der menschlichen Typen zu beschränkt, als daß man nicht oft, wo es auch sei, die Freude hätte, bekannte Gesichter zu erblicken, auch wenn man sie nicht wie Swann auf den Bildern der alten Meister sucht. So hatte ich zum Beispiel schon in den ersten Tagen unseres Aufenthalts in Balbec Legrandin wiedergefunden, desgleichen Swanns Concierge und Madame Swann selbst, den ersten als Kellner in einem Café, den zweiten als einen durchreisenden Fremden, den ich nicht wiedersah, und letztere als Bademeister.[1] Durch eine Art von magnetischer Anziehung sind gewisse äußere und innere Züge so unwiderstehlich miteinander verhaftet und verquickt, daß die Natur, wenn sie in dieser Weise eine Person in einen neuen Körper versetzt, sie nicht allzusehr verstümmelt. Der in einen Cafékellner verwandelte Legrandin hatte vollkommen seine Statur, das Profil der Nasen- und zum Teil auch der Kinnlinie behalten; Madame Swann aber war bei ihrem Übergang ins männliche Geschlecht und in die Stellung eines Bademeisters nicht nur ihrem gewohnten Äußeren, sondern auch einer gewissen Art des Sprechens treu geblieben. Nur konnte sie mir persönlich, wenn sie, mit rotem Gürtel bekleidet, beim geringsten Wellengang die Fahne hochzog, die das Baden im Meer verbot (Bademeister sind vorsichtig, da sie meist nicht schwimmen können), nicht nützlicher sein als in jenem Fresko vom *Leben Mose*, in dem Swann sie seinerzeit unter den Zügen der Tochter Jethros erkannte.[2] Doch diese Madame de Villeparisis war die wirkliche, und nicht etwa das Opfer einer Verzauberung, die ihr ihre Macht ge-

nommen hätte, vielmehr war sie imstande, die meine durch ein Wunder zu vertausendfachen, als trügen mich die Flügel eines Märchenvogels im Nu über die wenigstens in Balbec unendlich weite soziale Kluft hinweg, die mich von Mademoiselle de Stermaria trennte.

Unglücklicherweise lebte meine Großmutter, mehr als irgend jemand, ganz für sich in ihrer eigenen Welt. Sie hätte mich nicht einmal verachtet, sie hätte mich einfach nicht verstanden, wenn sie gewußt hätte, daß ich der Meinung von gewissen Leuten Wichtigkeit beilegte und Interesse an der Person von Leuten nahm, deren Existenz sie nicht einmal bemerkte und deren Namen sie niemals behalten würde, wenn wir Balbec verließen; ich wagte ihr nicht einzugestehen, daß ich mich innig gefreut hätte, wenn diese selben Leute sie im Gespräch mit Madame de Villeparisis hätten sehen können, denn ich merkte, daß die Marquise im Hotel ein großes Prestige besaß und ihre Freundschaft uns ein gewisses Ansehen selbst in den Augen von Monsieur de Stermaria gegeben hätte. Es war dabei keineswegs so, daß mir die Freundin meiner Großmutter als Aristokratin erschienen wäre: ich war zu sehr an diesen Namen gewöhnt, der meinen Ohren vertraut geworden war, bevor mein Geist sich mit ihm beschäftigte, nämlich schon als ich ihn, selbst noch ein Kind, bei uns zu Hause aussprechen hörte; und der Titel hatte ihm nur einen bizarren Zug hinzugesetzt wie etwa ein wenig gebräuchlicher Vorname, so wie es einem mit den Straßennamen geht, wo man auch in der Rue Lord-Byron oder der volkstümlichen und recht gewöhnlichen Rue Rochechouart oder der Rue Grammont nichts Vornehmeres sieht als in der Rue Léonce-Reynaud oder der Rue Hippolyte-Lebas.[1] Unter Madame de Villeparisis stellte ich mir ebensowenig eine ganz bestimmten Gesellschaftskreisen angehörige Persönlichkeit vor wie unter ihrem Vetter MacMahon, der sich für mich nicht von Carnot unterschied, der ebenfalls Präsident der Republik war[2] , oder von Raspail, dessen Photographie Françoise zugleich mit der von Pius IX.[3]

erworben hatte. Es war ein Grundsatz meiner Großmutter, daß man auf Reisen keine Bekanntschaften pflegen solle; man gehe nicht an die See, um Leuten zu begegnen, was man ja in Paris kann, soviel man will, man verliere mit ihnen nur im Austausch von Höflichkeiten und Banalitäten die kostbare Zeit, die man ungeteilt an der frischen Luft und angesichts des wogenden Meeres verbringen sollte; und da sie es bequemer fand, die gleiche Auffassung auch bei allen anderen vorauszusetzen, und unter alten Freunden, die der Zufall im gleichen Hotel zusammenführte, die Fiktion eines gegenseitigen Inkognitos für erlaubt hielt, begnügte sie sich bei der Nennung des Namens, den der Direktor ihr zuraunte, damit, die Augen abzuwenden und sich so den Anschein zu geben, als sehe sie Madame de Villeparisis nicht, die ihrerseits begriff, daß meine Großmutter auf die Erneuerung der Bekanntschaft keinen Wert legte, und gleichfalls ins Leere schaute. Sie entfernte sich, und ich blieb in meiner Einsamkeit zurück wie ein Schiffbrüchiger, der geglaubt hat, ein Schiff nehme Kurs auf ihn, nachdem es dann wieder verschwunden ist, ohne angehalten zu haben.

Auch sie nahm ihre Mahlzeiten im Speisesaal ein, doch am anderen Ende des Raums. Sie kannte keine von den Personen, die im Hotel wohnten oder jemanden dort aufsuchten, nicht einmal Monsieur de Cambremer; tatsächlich stellte ich fest, daß er sie nicht grüßte, als er eines Tages zum Mittagessen die Einladung des Anwaltskammervorsitzenden angenommen hatte, der, von der Ehre berauscht, den Edelmann an seinem Tisch zu haben, seinen Freunden der übrigen Tage möglichst aus dem Wege ging und ihnen gegenüber nur von weitem auf das historische Ereignis mit einem Augenzwinkern hinwies, das so diskret war, daß es nicht als Aufforderung zum Näherkommen ausgelegt werden konnte.

»Nun, ich muß sagen, Sie verstehen es; Sie sind auf der Höhe, sind chic«, sagte am Abend die Frau des Gerichtspräsidenten zu ihm.

»Chic? Wieso?« fragte der Anwaltskammervorsitzende zurück, indem er sein Vergnügen unter übertriebenem Staunen verbarg. »Wegen meiner Gäste, meinen Sie?» fragte er, da er sich zu längerem Vertuschen der Tatsachen außerstande fühlte. »Aber was ist denn daran chic, wenn man alte Freunde zum Mittagessen hat? Irgendwo müssen sie doch schließlich ihre Mahlzeit einnehmen!«

»Doch, natürlich ist das chic! Das waren doch die ›de‹[1] Cambremers, nicht wahr? Ich habe sie ja erkannt. Sie ist eine Marquise, und zwar eine richtige, nicht nur über die weibliche Linie.«

»Oh! Sie ist eine ganz schlichte Frau, sie ist reizend und dabei so natürlich. Ich dachte, Sie würden auch zu uns kommen, ich habe Ihnen gewinkt … ich hätte Sie gern bekannt gemacht!« sagte er, indem er durch leichte Ironie die Ungeheuerlichkeit dieses Ansinnens etwas korrigierte, wie Assuérus in dem Drama Racines, wenn er zu Esther sagt: »Soll ich von meinen Reichen dir die Hälfte geben?«[2]

»Nein, nein und aber nein, wir bleiben im Hintergrund wie das bescheidene Veilchen.«

»Sie haben unrecht damit, ich sage es Ihnen noch einmal«, antwortete der Vorsitzende, der jetzt, nachdem die Gefahr vorüber war, kühn zu werden begann. »Sie hätten Ihnen nichts getan. Nun, wie wäre es mit einem kleinen Bésigue?«

»Aber gern, wir wagten es nur nicht vorzuschlagen, jetzt, wo Sie mit Marquisen verkehren!«

»Aber ich bitte Sie! An ihnen ist wirklich nichts Besonderes. Morgen abend esse ich dort. Wollen Sie statt meiner gehen? Ich trete Ihnen gern die Einladung ab. Offen gestanden bliebe ich lieber hier.«

»Nein, nein! … da würde ich womöglich wegen reaktionärer Umtriebe abgesetzt«, rief über seinen Scherz tränenlachend der Gerichtspräsident. »Aber Sie«, fügte er zu dem Notar gewendet hinzu, »verkehren ja auch in Féterne.«[3]

»Oh, ich bin nur sonntags dort, man geht zur einen Tür hinein und zur anderen hinaus. Aber sie essen doch nicht zu Mittag bei mir wie bei dem Herrn Vorsitzenden.«

Monsieur de Stermaria war an jenem Tag nicht in Balbec, zum großen Bedauern des Anwaltskammervorsitzenden. Doch bemerkte dieser hinterlistig zu dem Oberkellner:

»Aimé, Sie können Monsieur de Stermaria sagen, er sei nicht der einzige Adlige in diesem Speisesaal. Haben Sie den Herrn gesehen, der heute mit mir zu Mittag gegessen hat? Hm? Mit einem kleinen Schnurrbart, sieht aus wie ein Militär? Na sehen Sie, das ist der Marquis von Cambremer.«

»Ach, wirklich? Das wundert mich nicht!«

»Da kann er sehen, daß er hier nicht der einzige mit einem Adelstitel ist. Das kann ihm gar nichts schaden. Diese Herren vertragen, daß man sie mal ein bißchen duckt. Aber natürlich, Aimé, brauchen Sie nichts zu sagen, wenn Sie nicht wollen, mir liegt ja im Grund nichts daran; übrigens kennt er ihn gut.«

Am folgenden Tag kam Monsieur de Stermaria, der wußte, daß der Anwaltskammervorsitzende für einen seiner Freunde einen Prozeß geführt hatte, und stellte sich ihm selbst vor.

»Unsere gemeinsamen Freunde, die Cambremers, wollten uns gerade zusammen einladen, aber es hat dann irgendwie mit den Tagen nicht gepaßt, ich weiß nicht mehr wieso«, sagte der Anwaltskammervorsitzende, der sich wie viele Lügner einbildete, man werde nicht einer belanglosen Einzelheit nachgehen, die gleichwohl (wenn durch Zufall die schlichte Wahrheit herauskommt, die damit in Widerspruch steht) genügt, einen Charakter als fragwürdig hinzustellen und für alle Zeiten Mißtrauen zu erwecken.

Wie immer, aber ungenierter, solange ihr Vater mit dem Kammervorsitzenden abseits stehend sprach, schaute ich Mademoiselle de Stermaria an. Die gewagte, aber immer schöne Eigenart ihrer Haltung, zum Beispiel wenn sie mit den Ellbogen auf dem Tisch ihr Glas mit beiden Händen in die Höhe hielt, die Kargheit eines rasch ermüdeten Blicks, die tief

innewohnende ererbte Härte, die man nur flüchtig überdeckt unter ihrem persönlichen Tonfall auf dem Grund ihrer Stimme verspürte – meine Großmutter war davon schockiert – und die wie eine Art von atavistischer Sperrung jedesmal einsetzte, wenn sie durch einen Blick oder einen Tonfall schließlich doch ihr eigenes Fühlen verraten hatte, alles das lenkte die Gedanken, wenn man sie anschaute, auf die Ahnenreihe, die ihr diese Gefühlsinsuffizienz, ja eigentliche Lücken in der Empfindungsfähigkeit, eine Art fehlender Breite des an allen Ecken und Enden zu knappen Stoffes mitgegeben hatte. Doch an gewissen Blikken, die einen Moment lang über den so rasch wieder brach und trocken daliegenden Grund ihrer Augen huschten, spürte man jene fast demütige Weichheit, die eine vorherrschende Neigung zu den Freuden der Sinne auch der Stolzesten verleiht, die bald nur noch eine einzige Art des Vorrangs anerkennt, nämlich den, den in ihren Augen der erhält, der ihr jene schenken kann, und wäre es ein Komödiant oder Jahrmarktsgaukler, um dessentwillen sie eines Tages vielleicht ihren Gatten verlassen wird; an einer gewissen Färbung von sinnenhaft lebendigem Rosa, die ihre blassen Wangen aufblühen ließ, ähnlich jener, die im Inneren der weißen Seerosen auf der Vivonne rötlich funkelte, glaubte ich zu verspüren, daß sie leicht darauf eingegangen wäre, wenn ich auf ihrer Person den Duft des poetischen Lebens hätte suchen wollen, das sie in der Bretagne führte und das sie aus zu langer Gewohnheit, aus innewohnender Distinktion, aus Abneigung gegen die Armut oder den Geiz der Ihrigen nicht so herrlich fand, das aber dennoch körperlich zu ihr gehörte. In dem nur bescheidenen Vorrat an Willen, der auf sie gekommen war und der ihrem Ausdruck etwas Kleinmütiges gab, hätte sie wahrscheinlich nicht die Kraft zum Widerstand gefunden. Der mit einer etwas altmodischen und anspruchsvollen Feder gekrönte graue Filzhut aber, den sie unentwegt zu jedem Essen trug, machte sie mir um so angenehmer, nicht etwa weil er gut zu ihrem silbern und rosa schimmernden

Teint paßte, sondern weil er mich vermuten ließ, sie sei arm, und sie mir deshalb näherbrachte. Durch die Anwesenheit ihres Vaters zu einer konventionellen Haltung gezwungen, stützte sie sich indessen bei der Wahrnehmung und der Klassifizierung derjenigen, die sie vor sich hatte, auf andere Prinzipien als er und sah deshalb an mir vielleicht weniger meine unbedeutende Stellung als mein Alter und mein Geschlecht. Wenn Monsieur de Stermaria eines Tages ohne sie ausgegangen wäre und womöglich auch noch Madame de Villeparisis sich an unseren Tisch gesetzt und ihr dadurch von uns eine Vorstellung vermittelt hätte, die mich zu einer Annäherung ermutigte, hätten wir vielleicht ein paar Worte austauschen, eine Verabredung treffen und uns näher aneinander anschließen können. Und wenn sie einmal ganz allein ohne ihre Eltern auf ihrem romantischen Schloß geblieben wäre, hätten wir vielleicht allein in der Abenddämmerung, in der über dem Dunkel des Wassers die rosa Blüten des Heidekrauts unter den vom Schlag der Wellen berührten Eichen um so lieblicher schimmerten, uns ergehen können. Zusammen hätten wir die Insel durchstreift, die für mich so viel Zauber barg, weil sie das gewohnte Leben von Mademoiselle de Stermaria umschloß und als stetes Gedenken auf dem Grund ihrer Augen lag. Denn es schien mir, daß ich nur dort und nach Durchmessen jener Stätten, die sie mit so vielen Erinnerungen umhüllten, sie wirklich hätte besitzen können – erst wenn mein Verlangen diesen Schleier weggerissen hätte, der von der gleichen Art war, wie ihn die Natur zwischen eine Frau und bestimmte andere Wesen breitet (in der gleichen Absicht, in der sie für alle den Akt der Zeugung vor die letzte Lust und für Insekten den Pollen, den sie weitertragen sollen, vor den Nektar setzt), damit diese, von der Illusion genarrt, sie würden auf diese Weise jene Frau vollständig besitzen, sich erst der Landschaften bemächtigen müsssen, in denen sie lebt und die, anregender für die Phantasie als der Sinnengenuß, dennoch ohne diesen nicht genügend Anziehungskraft hätten.

Ich mußte jedoch meine Blicke wieder von Mademoiselle de Stermaria wenden, denn schon hatte ihr Vater, offenbar in der Meinung, das bloße Bekanntwerden mit einer wichtigen Persönlichkeit sei ein kurioser, kurzer und in sich selbst ausreichender Akt, dessen ganzes Interesse man im Augenblick bereits durch einen Händedruck und einen durchdringenden Blick ohne unmittelbar anschließende Konversation oder weitere Beziehungen erschöpfe, sich wieder von dem Anwaltskammervorsitzenden verabschiedet und war an seinen Platz ihr gegenüber zurückgekehrt, wobei er sich die Hände rieb wie ein Mann, der eine wertvolle Erwerbung gemacht hat. Was den Anwaltskammerpräsidenten betraf, so hörte man mitunter, nachdem die erste Erregung über dieses Zusammentreffen sich gelegt hatte, wie er sich in gewohnter Weise an den Oberkellner wandte mit den Worten:

»Ich bin ja kein König, Aimé; gehen Sie doch zu dem König … Sagen Sie, Herr Präsident, sieht das nicht gut aus, die kleinen Forellen da? Wir wollen Aimé bitten, daß er uns auch welche bringt. Aimé, diese kleinen Fische da drüben sehen durchaus empfehlenswert aus. Bringen Sie uns davon, Aimé, und nicht zu knapp.«

Unaufhörlich wiederholte er den Namen Aimé, was dazu führte, daß, wenn er jemanden zum Abendessen eingeladen hatte, sein Gast bemerkte: »Ich sehe, Sie sind ja sehr gut bekannt in diesem Hause« und auch seinerseits fortwährend den Namen Aimé aussprechen zu müssen glaubte, und zwar aufgrund einer Neigung, in der Schüchternheit, Gewöhnlichkeit und Dummheit eine Rolle spielen, die aber jedenfalls gewisse Personen zu der Annahme führt, es sei geistreich und elegant, Leute, mit denen sie gerade zusammen sind, in allem zu kopieren. Er wiederholte ihn unablässig, aber doch mit einem Lächeln, denn er wollte gleichzeitig seine guten Beziehungen zu dem Oberkellner und seine Überlegenheit über ihn demonstrieren. Auch der Oberkellner lächelte jedesmal, wenn sein Name fiel, gleichzeitig gerührt und stolz; er wollte damit

zu erkennen geben, daß er die Ehre zu würdigen wisse und den Scherz verstehe.

So einschüchternd für mich auch die Mahlzeiten in dem großen, meist bis auf den letzten Platz gefüllten Speisesaal des Grand-Hôtels bereits waren, wurden sie es doch noch mehr, wenn auf ein paar Tage der Eigentümer (oder der von der Kommanditgesellschaft gewählte Generaldirektor, was weiß ich) nicht nur dieses einen, sondern noch sieben oder acht anderer Palace-Hotels, die überall über Frankreich verstreut lagen, auf seinen Inspektionsreisen vom einen zum anderen, in deren jedem er von Zeit zu Zeit eine Woche verbrachte, in Balbec erschien. Dann zeigte sich jeden Abend fast zu Beginn des Diners am Eingang des Speisesaals dieser kleine weißhaarige Mann mit roter Nase und einer außerordentlichen Beherrschtheit des Äußeren und korrekten Sicherheit, der, so schien es, in London so gut wie in Monte Carlo als einer der ersten Hoteliers Europas bekannt war. Eines Abends, als ich zu Beginn der Mahlzeit noch einmal hinausgegangen war und beim Zurückkommen an ihm vorbeikam, grüßte er mich, wahrscheinlich um zu bezeugen, daß ich mich in seinem Haus befand, doch tat er es mit einer Kälte, bei der ich nicht recht zu unterscheiden vermochte, ob ihr Grund in der Zurückhaltung eines Mannes lag, der sich nichts vergibt, oder in der Nichtachtung für einen ganz unbedeutenden Gast. Vor denen, die im Gegenteil gewichtige Persönlichkeiten waren, verneigte der Generaldirektor sich ebenso kühl, aber tiefer und mit in schamhafter Hochachtung gesenkten Augenlidern, als habe er bei einer Beerdigung den Vater der Verstorbenen vor sich oder das Allerheiligste. Außer bei diesen eisigen und seltenen Grußbezeigungen machte er keine Bewegung, wie um zu zeigen, daß seine funkelnden Augen, die ihm aus dem Kopf zu springen schienen, ohnehin alles sähen, alles regelten und dem »Diner im Grand-Hôtel« die bis ins letzte gehende Vollendung des Details und die Harmonie des Ganzen hinreichend garantierten. Er dünkte sich offensichtlich

mehr als ein Regisseur oder Orchesterdirigent, er fühlte sich schlechthin als Generalissimus. In der Überzeugung, daß eine von seiner Seite aufs äußerste gesteigerte Kontemplation genüge, um sicherzustellen, daß alles bereit sei und kein Fehler eine Katastrophe herbeiführen könne, und um sich ganz auf seine Verantwortung zu konzentrieren, enthielt er sich nicht nur jeder Gebärde, sondern bewegte nicht einmal seine vor Aufmerksamkeit gleichsam versteinerten Augäpfel, die die Operationen in ihrer Gesamtheit überschauten und lenkten. Ich spürte, daß selbst die Bewegungen meines Löffels ihm nicht entgingen, und wenn er sich auch nach der Suppe für den Rest des Abendessens entfernte, hatte mir sein Abnehmen der Parade den Appetit verschlagen. Der seine war ausgezeichnet, wie man beim Mittagessen feststellen konnte, das er wie ein schlichter Privatmann zur gleichen Stunde wie alle anderen im Speisesaal zu sich nahm. Sein Tisch hatte nur eine Besonderheit: während er speiste, blieb der andere Direktor, der gewöhnliche, neben ihm aufgepflanzt und machte Konversation. Denn da er der Untergebene des Generaldirektors war, suchte er ihm zu schmeicheln und hatte große Angst vor ihm. Die meine war geringer während des Mittagessens, denn verloren in der Menge der Gäste bewies er die Diskretion eines Generals in einem Restaurant, in dem auch Gemeine verkehren, das heißt er tat, als sähe er sie nicht. Wenn dann aber der von seinen »Chasseurs« umgebene Portier mir ankündigte: »Morgen früh geht er nach Dinard, von da nach Biarritz und hinterher nach Cannes«, atmete ich doch freier auf.

Mein Leben im Hotel war nicht nur traurig, weil ich selbst keine Bekanntschaften hatte, sondern auch unbequem, weil Françoise deren viele geknüpft hatte. Man hätte annehmen sollen, daß gerade das uns das Leben hätte erleichtern müssen. Das Gegenteil war der Fall. Wenn es für einfache Leute auch schwierig war, von Françoise als Bekannte behandelt zu werden – sie konnten das nur durch große Höflichkeit ihr gegenüber erreichen –, so waren sie doch andererseits, einmal so

weit gelangt, die einzigen, die wirklich bei ihr zählten. Ihr alter Sittenkodex besagte, daß sie gegenüber den Freunden ihrer Herrschaft keine Verpflichtungen habe und sehr wohl, wenn sie eilig war, eine Dame wegschicken könne, die gekommen war, um meine Großmutter zu besuchen. Jedoch ihren persönlichen Bekannten, das heißt den wenigen Leuten aus dem Volk gegenüber, die ihre schwer zu erwerbende Freundschaft dennoch errungen hatten, wurde ihre Handlungsweise durch ein ausgetüfteltes und strikt angewendetes Protokoll geregelt. So hatte Françoise die Bekanntschaft des Kaffeekochs und eines einfachen Zimmermädchens gemacht, das für eine belgische Dame schneiderte; daraufhin kam sie nicht mehr sofort nach dem Mittagessen herauf, um für meine Großmutter zu sorgen, sondern erst eine Stunde später, weil der Kaffeekoch ihr in seiner Küche einen Kaffee oder einen Kräutertee bereiten wollte oder weil das Zimmermädchen sie aufgefordert hatte, ihr beim Nähen zuzuschauen, und es unmöglich gewesen wäre, diese Einladungen abzulehnen, weil man das nicht tut. Im übrigen war man dem Mädchen, einer kleinen Waisen, die bei Fremden aufgewachsen war und noch manchmal ein paar Tage bei ihnen verbrachte, besondere Rücksicht schuldig. Solche Umstände erregten bei Françoise mit gutmütiger Verachtung gemischtes Mitleid. Sie, die Familie hatte und von ihren Eltern her ein kleines Haus, in dem ihr Bruder ein paar Kühe hielt, konnte in einer Entwurzelten nicht ihresgleichen sehen. Und da diese junge Person hoffte, am 15. August ihre Wohltäter besuchen zu dürfen, konnte Françoise sich nicht enthalten, mehrmals zu bemerken: »Ich muß wirklich lachen über sie. Sie sagt: Am fünfzehnten kann ich, so Gott will, nach Hause fahren. Nach Hause, hat sie gesagt! Es ist dabei nicht einmal ihr Dorf, es sind nur die Leute, die sie bei sich aufgenommen haben, und da redet sie von ihrem Zuhause, als wäre sie dort wirklich daheim. Das arme Ding! Was für ein Elend muß das sein, wenn man nicht einmal weiß, was das ist, ein Zuhause zu haben.« Wenn sich Françoise nur da-

rauf beschränkt hätte, sich mit den von Gästen mitgebrachten Mädchen anzufreunden, die mit ihr im Kuriersaal aßen und sie mit ihrer schönen Spitzenhaube und ihrem feinen Profil für irgendeine vielleicht adlige Dame hielten, die, durch die Umstände gezwungen oder durch Anhänglichkeit bewogen, meiner Großmutter als Gesellschafterin diente, wenn – mit einem Wort – Françoise nur Leute gekannt hätte, die nicht zum Hotel gehörten, wäre das Übel eigentlich nicht groß gewesen, weil sie sie dann nicht daran hätte hindern können, uns zu etwas zu nützen, aus dem einfachen Grunde, weil sie uns ja – selbst wenn sie sie nicht gekannt hätte – unmöglich zu etwas nütze hätten sein können. Sie hatte sich indessen auch mit dem Weinkellner, einem Mann aus der Küche und einer Etagenaufseherin angefreundet. Für unser tägliches Leben ergab sich daraus, daß Françoise – die am Tag ihrer Ankunft, als sie noch niemanden kannte, wegen der geringsten Kleinigkeit nicht genug hatte klingeln können, und dies sogar zu Stunden, da meine Großmutter und ich es nie zu tun gewagt hätten, und auf eine leichte Vorhaltung nur erwiderte: »Man zahlt ja auch teuer genug«, als koste es sie ihr eigenes Geld –, seitdem sie die Freundin einer Persönlichkeit des Küchenstabes geworden war, was uns zunächst für unsere Bequemlichkeit ganz vielversprechend schien, nicht mehr, selbst zu ganz normaler Zeit, zu schellen wagte, wenn meine Großmutter oder ich kalte Füße hatten; sie versicherte, es werde ungern gesehen, weil man deswegen noch einmal Feuer im Herd machen müsse, man störe das Personal damit beim Abendessen und werde die Leute verstimmen. Sie schloß dann immer mit einer Redensart, die trotz ihrer etwas vagen Form klar war und uns eindeutig unrecht gab: »Die Sache ist nämlich die …« Wir bestanden dann auf unserem Ansinnen nicht, aus Angst, sie könne uns mit einer anderen, belastenderen kommen, die lautete: »Das ist ja unerhört! …« So kam es also darauf heraus, daß wir kein heißes Wasser mehr kriegen konnten, weil Françoise mit dem befreundet war, der es warm machen mußte.

Endlich nahmen auch wir eine Verbindung auf, die trotz, aber auch dank meiner Großmutter zustande kam, denn sie und Madame de Villeparisis prallten eines Morgens in der Tür unmittelbar aufeinander und sahen sich gezwungen, miteinander zu reden, nicht ohne zuvor eine Mimik des Erstaunens, Zögerns, Zurückweichens, Zweifelns, schließlich der Höflichkeitsbezeigungen und Freudenbeteuerungen durchlaufen zu haben wie in bestimmten Szenen von Molière, wo wir annehmen sollen, daß zwei der handelnden Personen, die seit langem jede auf ihrer Seite nur ein paar Schritte voneinander entfernt Monologe halten, sich noch nicht gesehen haben, dann aber plötzlich einander bemerken, ihren Augen nicht trauen wollen, abgerissene Sätze stammeln und schließlich, wie der Chor auf den Dialog folgt, zur gleichen Zeit reden und einander in die Arme stürzen.[1] Aus Diskretion wollte Madame de Villeparisis meine Großmutter gleich wieder allein lassen, doch diese zog es ihrerseits vor, sie bis zum Mittagessen festzuhalten, denn sie wollte gern von ihr wissen, wie sie es anstelle, ihre Post früher als wir zu erhalten und zu guten Grilladen zu kommen (denn Madame de Villeparisis, die sehr viel Wert aufs Essen legte, schätzte nur wenig die Küche des Hotels, in dem man uns – wie meine immer so gern Madame de Sévigné zitierende Großmutter sagte – »Menüs, so pomphaft, daß man verhungern könnte«[2] servierte). Die Marquise machte es sich nun zur Gewohnheit, alle Tage, bis ihr Essen kam, sich im Speisesaal einen Augenblick zu uns zu setzen, ohne daß wir aufstehen oder uns im geringsten ihretwegen bemühen durften. Höchstens hielten wir uns, um mit ihr zu plaudern, nach dem Essen häufig etwas länger als sonst an unserem Tisch auf, zu jenem unschönen Zeitpunkt, da die Messer nachlässig neben den zerknüllten Servietten herumliegen.[3] Um in mir, damit ich Balbec auch weiterhin lieben könnte, die Vorstellung wachzuhalten, ich befände mich am äußersten Punkt der Erde[4] , bemühte ich mich für meinen Teil, in die Ferne zu blicken, nichts als das Meer zu sehen, darauf

die von Baudelaire beschriebenen Stimmungen zu erkennen und meine Blicke auf unserem Tisch nur an jenen Tagen ruhen zu lassen, wo irgendein großer Fisch aufgetragen wurde, der im Gegensatz zu Messern und Gabeln schon in jener Urzeit existiert hatte, als das erste Leben im Ozean entstand, zur Zeit der Kymmerier bereits; eine Art Seeungetüm, dessen Leib mit den unzähligen Rückenwirbeln und dem blau und rosa Geäder von der Natur erbaut worden war nach einem architektonischen Plan wie eine in vielen Farben gehaltene Meereskathedrale.

Wie ein Friseur, wenn ein Offizier, den er gerade mit besonderer Aufmerksamkeit bedient, in einem anderen Kunden einen Bekannten erkennt und mit ihm eine Unterhaltung beginnt, sich freut an der Feststellung, daß die beiden der gleichen Welt angehören, und unwillkürlich lächelt, während er eine Schale mit Seifenwasser in dem Bewußtsein holt, daß in seinem Etablissement zu den gewöhnlichen Geschäften eines bescheidenen Frisiersalons noch gesellschaftliche, ja sogar aristokratische Vergnügungen hinzutreten, so ging auch Aimé, als er sah, daß Madame de Villeparisis in uns alte Bekannte wiedergefunden hatte, unsere Mundspülschalen mit dem gleichen stolzbescheidenen und klugverschwiegenen Lächeln wie eine Gastgeberin holen, die sich im richtigen Augenblick zurückzuziehen weiß. Man hätte in ihm auch einen glücklichen, gerührten Vater sehen können, der, ohne zu stören, das Glück einer Verlobung umhegt, die sich an seiner Tafel angeknüpft hat. Im übrigen genügte es, den Namen einer Person mit einem Adelstitel auszusprechen, daß Aimé glücklich schien, ganz im Gegensatz zu Françoise, in deren Gegenwart man nicht »Graf Soundso« sagen konnte, ohne daß ihre Miene sich verfinsterte und ihre Rede herb und kurzangebunden wurde, was bedeutete, daß sie den Adel nicht geringer, sondern höher achtete, als Aimé es tat. Außerdem hatte Françoise den Vorzug, der ihr bei anderen als denkbar großer Fehler erschien, sie war stolz. Sie gehörte nicht zu jener lie-

benswürdigen, gutmütigen Art von Menschen, von denen Aimé einer war. Diese empfinden und bekunden das lebhafteste Vergnügen, wenn man ihnen eine mehr oder weniger pikante, jedenfalls aber noch nicht bekannte Tatsache erzählt, die nicht in der Zeitung gestanden hat. Françoise aber zeigte sich nicht gern über irgend etwas erstaunt. Hätte man in ihrer Gegenwart behauptet, Erzherzog Rudolf, von dessen Existenz sie bis dahin nicht die geringste Ahnung gehabt hatte, sei nicht tot, wie als erwiesen galt, sondern lebe noch, so hätte sie nur »jaja« gesagt, ganz, als wisse sie das schon längst.[1] Man muß übrigens, da sie selbst von uns, die sie doch in aller Ergebenheit ihre Herrschaft nannte und die wir sie fast völlig gebändigt hatten, nicht ohne eine Regung unterdrückten Zorns einen adeligen Namen nennen hörte, annehmen, daß die Familie, aus der sie hervorgegangen war, in ihrem Dorf eine ansehnlich behäbige und selbständige Stellung eingenommen hatte und in der Hochachtung, die man ihr zollte, sich einzig durch jene gleiche Kaste der Edelleute beeinträchtigt gefühlt hatte, bei denen Aimé von Kindheit auf gedient hatte, wenn dort nicht sogar aus Mitleid aufgezogen worden war. In den Augen von Françoise bedurfte also Madame de Villeparisis der Verzeihung dafür, daß sie adlig war. Doch besteht – wenigstens in Frankreich – gerade darin das Talent und die einzige Beschäftigung großer Herren und Damen. Françoise, die der Neigung aller Dienstboten folgte, über die Beziehungen ihrer Herrschaft zu anderen Personen ständig fragmentarische Beobachtungen anzustellen und daraus oft irrige Folgerungen zu ziehen – wie es die Menschen im allgemeinen in bezug auf das Leben der Tiere tun –, fand bei jeder Gelegenheit, man habe es uns gegenüber »an etwas fehlen lassen«, ein Schluß, zu dem sie übrigens ebensosehr ihre ungemeine Liebe zu uns als auch das Vergnügen verführte, das sie darin fand, uns etwas Unangenehmes zu sagen. Da sie nun aber so, daß jeder Irrtum ausgeschlossen war, die unermüdliche Zuvorkommenheit von Madame de Villeparisis uns und auch ihr selbst ge-

genüber feststellen mußte, sah Françoise ihr nach, daß sie Marquise war, und da sie nie aufgehört hatte, ihr dafür Dank zu wissen, zog sie sie schließlich allen anderen Personen unserer Bekanntschaft vor. Allerdings befleißigte sich auch keine von allen so unaufhörlich, gegen uns liebenswürdig zu sein. Jedesmal wenn meine Großmutter sich für ein Buch interessiert hatte, das Madame de Villeparisis las, oder die Früchte gelobt hatte, die jene von einer Freundin geschickt bekommen hatte, kam eine Stunde später ihr Diener zu uns herauf und brachte uns das Buch oder die Früchte. Wenn wir sie aber dann das nächste Mal sahen, begnügte sie sich als Antwort auf unseren Dank damit, eine Entschuldigung für ihr Geschenk in irgendeinem besonderen Nützlichkeitsmoment zu suchen: »Es ist kein Meisterwerk, aber die Zeitungen kommen so spät, da braucht man etwas zum Lesen« oder: »Es ist immer besser, hier an der See Obst zu haben, zu dem man Vertrauen haben kann.«

»Mir scheint, Sie essen niemals Austern«, sagte Madame de Villeparisis zu uns (und bestärkte dadurch noch meinen damaligen Ekel, denn das lebendige Fleisch der Austern widerte mich noch mehr an, als mir die schleimigen Quallen den Strand von Balbec verleideten), »sie sind köstlich an diesem Küstenstrich! Ach übrigens, ich werde meiner Jungfer sagen, sie soll Ihre Briefe mit meinen zusammen abholen. Wie? Ihre Tochter schreibt Ihnen jeden Tag? Aber was können Sie sich da nur zu sagen haben!« Meine Großmutter schwieg, doch es ist anzunehmen, daß sie es aus Entrüstung tat – sie, die doch meiner Mutter immer wieder die Worte der Madame de Sévigné in Erinnerung rief: »Sobald ich einen Brief bekommen habe, möchte ich auf der Stelle einen weiteren haben, ich kann nicht atmen ohne sie. Wenige Leute sind es wert, mich darin zu verstehen.« Und ich fürchtete schon, sie werde die sich daraus ergebende Folgerung auf Madame de Villeparisis anwenden: »Ich suche mir die heraus, die dieser kleinen Zahl angehören, und meide die übrigen.«[1] Sie begnügte sich aber

mit Lobsprüchen über das Obst, das Madame de Villeparisis uns am Vortag hatte bringen lassen. Die Früchte waren allerdings so schön, daß der Hoteldirektor, obwohl er wegen seiner verschmähten Obstschüsseln eifersüchtig war, zu mir gesagt hatte: »Ich bin wie Sie mehr von Obst besessen als von irgendeiner anderen Nachspeise.« Meine Großmutter sagte ihrer Freundin, sie habe ihre Gabe um so mehr geschätzt, als das Obst im Hotel meist abscheulich sei. »Ich kann nicht«, fügte sie hinzu, »wie Madame de Sévigné sagen, wir müßten, wenn wir durchaus Verlangen nach schlechten Früchten hätten, sie erst aus Paris kommen lassen.«[2] – »Ach ja, Sie lesen ja Madame de Sévigné. Ich habe Sie vom ersten Tag an mit ihren Briefen gesehen« (sie vergaß dabei, daß sie meine Großmutter ja nie im Hotel gesehen hatte, bevor sie sich mit ihr in der bewußten Tür traf). »Finden Sie diese unaufhörliche Sorge um ihre Tochter nicht etwas übertrieben, sie spricht doch zuviel davon, als daß es ganz aufrichtig sein könnte. Sie ist darin nicht natürlich.« Meine Großmutter fand jedes weitere Wort zuviel, und um nicht über Dinge, die ihr am Herzen lagen, mit jemandem sprechen zu müssen, der nichts davon verstand, verdeckte sie mit ihrer Handtasche die Memoiren der Madame de Beausergent.

Wenn Madame de Villeparisis Françoise in dem (von dieser »Mittag« genannten) Augenblick traf, da diese mit einer schönen Haube geschmückt und von allgemeiner Hochachtung umgeben »in den Kuriersaal zum Essen« ging, hielt sie sie einen Augenblick fest, um sie über unser Ergehen zu befragen. Françoise überbrachte uns dann die Worte der Marquise: »Sie hat gesagt: Sagen Sie ihnen von mir aus guten Tag«, wobei sie die Stimme von Madame de Villeparisis nachahmte, deren Rede sie genau wiederzugeben glaubte, obwohl sie sie nicht weniger entstellte als Plato die Ausführungen des Sokrates oder der hl. Johannes den Wortlaut der Reden Jesu. Françoise war natürlich von so viel Aufmerksamkeit sehr gerührt. Es mochte freilich sein, daß sie meiner

Großmutter nicht glaubte, sondern eher annahm, diese entstelle die Wahrheit zugunsten der Klassensolidarität – die Reichen hielten ja immer zusammen –, wenn sie versicherte, Madame de Villeparisis sei früher bezaubernd gewesen. Allerdings waren davon nur noch sehr schwache Spuren zu erkennen, aus denen nur jemand mit mehr künstlerischem Blick, als Françoise ihn besaß, die zerstörte Schönheit wieder hätte zusammensetzen können. Denn um zu begreifen, in welchem Maße eine alte Frau hübsch gewesen sein kann, muß man jeden Zug nicht nur betrachten, sondern auch übersetzen.

»Ich muß doch einmal daran denken, sie zu fragen, ob ich mich täusche oder ob sie nicht irgendwie mit den Guermantes verwandt ist«, sagte meine Großmutter und entfachte dadurch in mir ein Gefühl der Empörung. Wie hätte ich an eine gemeinsame ursprüngliche Verbindung zwischen zwei Namen glauben können, von denen der eine durch die niedere, schändliche Pforte der Erfahrung, der andere aber durch das goldene Tor der Phantasie in mein Bewußtsein getreten war?

Seit ein paar Tagen sah man in einer prunkvollen Equipage die hochgewachsene, rothaarige, schöne, mit einer etwas kräftigen Nase ausgestattete Prinzessin von Luxemburg[1] vorbeifahren, die für ein paar Wochen zur Sommerfrische in der Gegend weilte. Ihre Kalesche hatte vor dem Hotel gehalten, ihr Diener war hereingekommen, hatte mit dem Direktor gesprochen, war zum Wagen zurückgekehrt und hatte herrliche Früchte hereingetragen (die in einem einzigen Korb wie die Bucht von Balbec verschiedene Jahreszeiten vereinten), mit einer Karte dabei: »Die Prinzessin von Luxemburg«, auf der ein paar mit Bleistift geschriebene Worte standen. Welchem fürstlichen Gast, der hier inkognito weilte, mochten diese Früchte, meergrüne Pflaumen, die mit ihrer schimmernden Wölbung der Rundheit des Meeres in diesem Augenblick glichen, durchscheinende Trauben, die an ihren holzigen Stielen hingen wie ein klarer Tag im Herbst, Birnen von himmlischem Ultramarin, zugedacht sein? Denn die Prinzessin hatte

ja wohl nicht der Freundin meiner Großmutter einen Besuch machen wollen. Am folgenden Abend jedoch schickte uns Madame de Villeparisis die frische, goldene Traube sowie Pflaumen und Birnen, die wir gleichfalls wiedererkannten, obwohl die Pflaumen wie das Meer zur Stunde unseres Abendessens malvenfarben geschillert und über dem Ultramarin der Birnen ein paar rosige Wolkengebilde gelegen hatten. Ein paar Tage darauf begegneten wir Madame de Villeparisis, als wir gerade aus dem Symphoniekonzert kamen, das allmorgendlich am Strand stattfand. Überzeugt, daß die Werke, die ich dort hörte (das Vorspiel zu *Lohengrin*, die Ouvertüre zu *Tannhäuser* und anderes), die höchsten Wahrheiten ausdrückten, versuchte ich mich mit all meinen Kräften bis zu ihnen zu erheben, das Beste, das Tiefste, was in mir war, zum Verständnis dieser Wahrheiten aus mir herauszuholen und ihnen entgegenzubringen.

Bei dieser Gelegenheit nun, als wir aus dem Konzert kommend den Weg zum Hotel einschlugen, waren wir, meine Großmutter und ich, einen Augenblick auf der Strandpromenade stehengeblieben, um ein paar Worte mit Madame de Villeparisis zu wechseln, die uns mitteilte, sie habe im Hotel für uns Croque-monsieur sowie Œufs à la crème[1] bestellt; da nun sah ich von weitem die Prinzessin von Luxemburg auf uns zukommen, leicht auf ihren Sonnenschirm gestützt, was ihrer großen, prachtvollen Erscheinung eine leichte Neigung gab und damit jene arabeskenhafte Linie, die so sehr erstrebt wurde von den Frauen, die unter dem Kaiserreich schön gewesen waren und noch jetzt mit hängenden Schultern und etwas hochgezogenen Rücken, mit leicht geknickter Hüfte und durchgedrückten Knien es so gut verstanden, ihren Körper wie ein Seidentuch gleichsam um eine unbiegsame, schräg durch ihn hindurchlaufende Achse schweben zu lassen. Sie ging jeden Morgen aus, um einen Spaziergang ungefähr zu der Stunde zu machen, als alles schon wieder nach dem Bad zum Mittagessen heimkehrte, und da sie erst um halb zwei

speiste, suchte sie ihre Villa erst lange nachdem die Badegäste die menschenleere, glühendheiße Strandpromenade verlassen hatten, wieder auf. Madame de Villeparisis stellte meine Großmutter vor und wollte auch mich vorstellen, mußte aber nach meinem Namen fragen, den sie nicht mehr wußte. Sie hatte ihn vielleicht niemals gekannt oder mindestens schon seit Jahren vergessen, an wen meine Großmutter ihre Tochter damals verheiratet hatte. Der Name schien lebhaften Eindruck auf Madame de Villeparisis zu machen. Inzwischen hatte die Prinzessin von Luxemburg uns die Hand gereicht, und von Zeit zu Zeit wandte sie sich, während sie ihre Unterhaltung mit der Marquise fortsetzte, zu uns um, um meiner Großmutter und mir freundliche Blicke zuzuwerfen, die jenen embryonalen Kuß enthielten, den man mit einem Lächeln einem Kleinkind mit seiner Bonne zuwirft. Sie hatte sogar in ihrem Eifer, nicht so zu wirken, als throne sie in einer über der unseren liegenden Sphäre, zweifellos die Distanz falsch berechnet, denn infolge einer falschen Einstellung tränkten sich ihre Blicke mit derartiger Güte, daß ich den Augenblick kommen sah, da sie uns streicheln würde wie zwei nette Tiere, die im Jardin d'Acclimatation durch ein Gitter ihr den Kopf hinstreckten. Auf der Stelle übrigens nahm diese Vorstellung von Tieren und dem Bois de Boulogne festere Gestalt in mir an. Es war die Zeit, da die Strandpromenade von Händlern überflutet wird, die mit viel Geschrei Kuchen, Bonbons und Brötchen anbieten. Da die Prinzessin nicht wußte, wie sie uns ihr Wohlwollen bezeigen sollte, hielt sie den ersten besten an, der vorüberkam; er hatte nur noch ein kleines Roggenbrot von der Art, wie man sie zum Entenfüttern benützt. Die Prinzessin nahm es und sagte: »Das ist für Ihre Großmama«, reichte es aber mir und setzte mit einem feinen Lächeln hinzu: »Sie dürfen es ihr selbst geben«, wobei sie offenbar dachte, meine Freude werde vollkommener sein, wenn kein Mittler mehr zwischen mir und den Tieren blieb. Andere Händler kamen herbei, sie füllte meine Taschen mit allem, was sie bei sich

hatten, verschnürten Päckchen, gerollten Oblaten, Babas und Zuckerstangen. »Das essen Sie und geben auch Ihrer Großmutter davon ab«, sagte sie und ließ die Händler von dem kleinen, in roten Atlas gekleideten Neger bezahlen, der sie überallhin begleitete und den das ganze Strandpublikum bestaunte. Dann verabschiedete sie sich von Madame de Villeparisis und reichte auch uns die Hand, um uns ganz wie ihre Freundin als gute Bekannte zu behandeln, sich also zu uns herabzulassen. Diesmal aber wies sie uns offenbar in der Stufenleiter der Lebewesen eine minder niedrige Stellung zu, denn die Prinzessin gab meiner Großmutter mit den Mitteln eines zärtlichen, mütterlichen Lächelns, das man an einen Jungen wendet, dem man »Auf Wiedersehen« sagt wie einem Erwachsenen, zu verstehen, daß sie selbst nicht mehr sei als wir. Durch einen wunderbaren Fortschritt der Evolution war meine Großmutter keine Ente oder Antilope mehr, sondern bereits das geworden, was Madame Swann als »baby« bezeichnet hätte. Als die Prinzessin sich schließlich von uns allen dreien verabschiedet hatte, nahm sie ihren Spaziergang auf der besonnten Strandpromenade wieder auf, indem sie wie eine Schlange um einen Stab ihre prächtig geschwungene Gestalt sich an dem weißen, blaubedruckten Sonnenschirm entlangwinden ließ, den Madame de Luxembourg geschlossen in der Hand trug. Sie war meine erste Hoheit, denn die Prinzessin Mathilde war ihrem Auftreten nach gar nicht hoheitsmäßig. Die zweite sollte mich, wie man später sehen wird, nicht weniger durch ihre Leutseligkeit in Erstaunen setzen. Eine Form der Liebenswürdigkeit der Großen, die eine durch Wohlwollen bestimmte Mittlerstellung zwischen Souveränen und Bürgern einnehmen, wurde mir am folgenden Tag enthüllt, als Madame de Villeparisis zu uns sagte: »Sie hat Sie beide reizend gefunden. Sie besitzt ein gutes Urteilsvermögen und viel Herz. Sie ist sicher nicht wie so viele Potentaten und Hoheiten, sie hat wahren Wert.« Und mit überzeugter Miene sowie entzückt darüber, daß sie uns etwas Derartiges sagen

konnte, setzte Madame de Villeparisis hinzu: »Ich glaube, sie würde sich freuen, Sie wiederzusehen.«

Doch sagte sie an diesem gleichen Morgen, nachdem die Prinzessin von Luxemburg uns verlassen hatte, noch etwas anderes zu mir, was mir größeren Eindruck machte und mit bloßer Liebenswürdigkeit nichts zu tun hatte.

»Sind Sie der Sohn des Ministerialdirektors?« fragte sie. »Ihr Vater muß ein bezaubernder Mensch sein. Er macht ja im Augenblick eine recht schöne Reise.«

Ein paar Tage vorher hatten wir brieflich von Mama erfahren, daß mein Vater und sein Reisegefährte Monsieur de Norpois ihr Gepäck verloren hätten.

»Es hat sich wiedergefunden, oder vielmehr ist es nie wirklich verloren gegangen, so war's«, sagte Madame de Villeparisis, die, ohne daß wir begriffen, wie das möglich war, über die Einzelheiten dieser Reise weit besser informiert schien als wir.[1] »Ich glaube, Ihr Vater wird seine Rückkehr schon auf nächste Woche vorverlegen und darauf verzichten, auch noch nach Algeciras zu gehen. Aber er hat Lust, einen Tag länger auf Toledo zu verwenden, denn er ist ein Bewunderer eines Schülers von Tizian, dessen Namen ich vergessen habe und dessen Bilder man offenbar nur dort richtig sehen kann.«[2]

Ich aber fragte mich, durch welchen Zufall in dem teilnahmslosen Fernrohr, durch das Madame de Villeparisis aus erheblicher Distanz das summarische, winzige und vage Treiben der Menge all der ihr bekannten Leute betrachtete, dort, wo sie es auf meinen Vater richtete, ein ganz erstaunlich stark vergrößerndes Stück Glas eingeschoben war, das sie alle angenehmen Züge an ihm, die Zufälle, die ihn zur Rückkehr zwangen, die Zollschwierigkeiten an der Grenze oder seine Neigung für El Greco mit so großer Plastizität und den genauesten Details sehen ließ und ihr – indem es für sie den optischen Maßstab veränderte – diesen einzigen Menschen derart groß inmitten der anderen, ganz kleinen vor Augen stellte wie

jener Jupiter, dem Gustave Moreau, als er ihn neben einem schwachen Sterblichen darstellte, übermenschliche Ausmaße gegeben hat.[3]

Meine Großmutter verabschiedete sich von Madame de Villeparisis, damit wir einen Augenblick länger vor dem Hotel die frische Luft genießen könnten, bis man uns von drinnen her durch die Fensterscheibe ein Zeichen gab, unser Mittagessen sei aufgetragen. Wir hörten tumultuarischen Lärm. Es war die junge Geliebte des Königs der Wilden; sie hatte ihr Bad genommen und kehrte zum Mittagessen heim.

»Das ist wirklich eine Pest; man möchte am liebsten Frankreich verlassen!« rief der Anwaltskammervorsitzende, der in diesem Augenblick vorbeikam, wütend aus.

Die Frau des Notars hingegen schaute der falschen Souveränin mit weit aufgerissenen Augen nach.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie Madame Blandais mir auf die Nerven fällt, wenn sie diese Leute so anstarrt«, bemerkte der Anwaltskammervorsitzende zu dem Gerichtspräsidenten. »Ich könnte sie ohrfeigen. Auf diese Weise fühlt sich solch Pack ja auch noch wichtig genommen, und sie wollen ja gerade, daß man sich mit ihnen beschäftigt. Sagen Sie doch ihrem Mann, er möge sie darauf aufmerksam machen, wie lächerlich das ist; ich gehe mit den Leuten nicht mehr aus, wenn sie sich, wie es scheint, um solche Karnevalsfiguren kümmern.«

Das Auftreten der Prinzessin von Luxemburg, deren Equipage an dem Tag, als sie Früchte brachte, vor dem Hotel angehalten hatte, war natürlich der Damengruppe, das heißt den Frauen des Notars, des Anwaltskammervorsitzenden und des Gerichtspräsidenten, nicht entgangen, zumal sie schon seit einiger Zeit begierig auf die Enthüllung warteten, ob diese Madame de Villeparisis, die mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt wurde – alle diese Damen hätten brennend gern gesehen, es geschehe zu Unrecht –, eine wirkliche Marquise und nicht eine Abenteurerin sei. Wenn Madame de

Villeparisis die Halle durchschritt, hob die Frau des Gerichtspräsidenten, die überall Irreguläre witterte, die Nase von ihrer Handarbeit und sah ihr mit einer Miene nach, über die ihre Freundinnen sich einfach totlachen wollten.

»Also ich, müssen Sie wissen«, teilte sie voller Genugtuung mit, »nehme immer erst einmal das Schlimmste an. Ich glaube keiner Frau, daß sie verheiratet ist, bis sie mir nicht ihre Geburts- und Heiratsurkunde vorgewiesen hat. Im übrigen haben Sie nur keine Angst, ich gehe der Sache schon nach.«

Täglich fanden die Damen sich lachend bei ihr ein:

»Wir kommen, um zu hören, was es Neues gibt.«

Am Abend nach dem Besuch der Prinzessin von Luxemburg legte die Frau des Gerichtspräsidenten den Finger auf den Mund.

»Heute ist es soweit.«

»Oh, diese Madame Poncin! Sie ist doch wirklich einzig … aber sagen Sie, Liebe, was gibt es denn?«

»Es gibt«, antwortete sie, »daß eine Frau mit gelben Haaren, einem Kilo Rouge auf dem Gesicht und einem Wagen, der auf eine Meile im Umkreis nach einem bestimmten Gewerbe riecht und wie ihn nur diese Damen haben, heute gekommen ist, um unsere sogenannte Marquise zu besuchen.«

»Auweia! Pardauz! Was habe ich gesagt? Da sehen wir es ja! Aber sicher ist das die Dame, die uns auffiel, Sie wissen doch, Herr Anwaltskammervorsitzender; wir fanden, sie mache keine gute Figur, aber wir wußten nicht, daß sie zu der Marquise wollte. Eine Dame mit einem Neger, nicht wahr?«

»Ganz recht.«

»Oh, erzählen Sie. Den Namen wissen Sie nicht?«

»Doch, ich täuschte ein Versehen vor und habe die Karte genommen, sie hat ›Prinzessin von Luxemburg‹ als Decknamen gewählt! Da sehen Sie, wie recht ich mit meinem Mißtrauen hatte! Wirklich angenehm ist das, hier auf so engem Raum mit einer Art von Baronin d'Ange[1] zusammenzuwohnen.« Der Vorsitzende der Anwaltskammer zitierte zu dem

Gerichtspräsidenten gewendet Mathurin Régnier und seine *Macette*.[2]

Man darf übrigens nicht glauben, es handle sich hier um ein vorübergehendes Mißverständnis, wie es im zweiten Akt eines Vaudevilles entsteht, um im letzten glücklich aufgeklärt zu werden. Die Prinzessin von Luxemburg, eine Nichte des Königs von England und des Kaisers von Österreich, und Madame de Villeparisis wirkten immer, wenn die erstere ihre Freundin zu einer Spazierfahrt mit ihrem Wagen abholen kam, wie zwei jener zweifelhaften Personen von der Art, wie man sie sich in Badeorten nur schwer vom Leib halten kann. Dreiviertel der Herren des Faubourg Saint-Germain gelten in den Augen eines großen Teils des Bürgertums für verkommene Subjekte (was sie im übrigen als Individuen zuweilen auch sind), die infolgedessen von niemandem empfangen werden. Das Bürgertum denkt darin zu moralisch, denn ihre Makel würden in keiner Weise hindern, daß sie dort bereitwilligst empfangen würden, wo es selbst niemals verkehren wird. Sie aber leben so unbedingt in der Vorstellung, das Bürgertum sei sich darüber klar, daß sie mit zur Schau getragener Schlichtheit von sich selber reden und die erwiesenermaßen »Gestrandeten« unter ihren Freunden ruhig anschwärzen, was wesentlich zu dem Mißverständnis beiträgt. Wenn durch Zufall ein Mann der großen Welt zum einfachen Bürgertum in Beziehung steht, weil er infolge seines enormen Reichtums Präsident einer der bedeutendsten Finanzgesellschaften ist, möchten diese Leute, die endlich einen Adligen unter sich sehen, der es verdienen würde, dem Großbürgertum anzugehören, die Hand dafür ins Feuer legen, daß er mit dem Marquis nicht verkehrt, den sie als ruinierten Spieler für um so vereinsamter halten, je liebenswürdiger er sich zeigt. Sie lassen sich auch nicht einmal bekehren, wenn der Herzog, Aufsichtsratsvorsitzender der gigantischen Gesellschaft, seinem Sohn die Tochter des verschuldeten Marquis, dessen Name jedoch einer der ältesten Frankreichs ist, zur Ehe gibt – eben-

so wie ein Souverän seinen Sohn eher die Tochter eines entthronten Königs heiraten läßt als die eines in Amt und Würden befindlichen Staatspräsidenten. Das bedeutet, daß diese beiden Welten voneinander eine nur ebenso nebelhafte Vorstellung haben wie die Bewohner des einen Ufers der Bucht von Balbec vom gegenüberliegenden Ufer: von Rivebelle aus kann man Marcouville l'Orgueilleuse gerade noch sehen; selbst das aber ist noch trügerisch, denn man meint, man werde auch von Marcouville aus gesehen, während von dort aus in Wirklichkeit der Glanz von Rivebelle zum größten Teil unsichtbar bleibt.

Als der Arzt aus Balbec, konsultiert wegen eines Fieberanfalls, den ich gehabt hatte, feststellte, daß ich nicht den ganzen Tag bei großer Hitze am Strand in der Sonne verbringen dürfe, und zu meinem Gebrauch ein paar Rezepte ausgestellt hatte, nahm meine Großmutter die Rezepte mit jenem Anschein von Ehrfurcht entgegen, in dem ich sofort ihren festen Entschluß erkannte, keines davon ausführen zu lassen; im hygienischen Bereich aber beherzigte sie seinen Ratschlag und nahm das Anerbieten von Madame de Villeparisis an, gemeinsame Spazierfahrten mit ihr in ihrem Wagen zu machen.[1] Bis zur Stunde der Mittagsmahlzeit lief ich zwischen meinem Zimmer und dem meiner Großmutter hin und her.[2] Das ihre ging nicht wie das meine unmittelbar aufs Meer, sondern öffnete sich nach drei Seiten hin: auf einen Teil der Strandpromenade, auf einen Hof und landeinwärts; auch möbliert war es anders als meines; es standen Sessel darin, deren mit Metallfäden und rosa Blumen bestickte Bezüge den angenehm frischen Duft auszuhauchen schienen, der einem beim Eintritt entgegenkam. Und zu dieser Stunde, da sich Sonnenstrahlen aus verschiedenen Richtungen und gleichsam verschiedenen Stunden in den Zimmerecken brachen, neben einen Reflex, der von der Brandung herrührte, auf die Kommode einen Fronleichnamaltar setzten, der bunt wie die Blumen am Weg war, an die Wand die gefalteten, warm zitternden Flügel einer

Helligkeit hefteten, als ob sie gleich wieder fortflattern wollte, ein Viereck des provinziellen Teppichs aufheizten wie ein Bad unter dem kleinen Hoffenster, das die Sonne wie mit Weinlaubgehängen bekränzte, den Reiz und die Komplexität der Möbelausstattung mehrten, indem sie die blumige Seide der Sessel abzublättern und ihre Posamente loszulösen schienen, glich das Zimmer, das ich kurz durchschritt, bevor ich mich für die Ausfahrt umkleidete, einem Prisma, das die Farben des von außen her einfallenden Lichtes zerlegte, oder einem Bienenstock, in dem die Säfte des Tages, die ich kosten sollte, noch verteilt und zerstreut, doch berauschend und sichtbar vorhanden waren, oder einem Garten der Hoffnung, der im zitternden Weben der silbrigen Strahlen und rosigen Blütenblätter verschwamm. Vor allem anderen aber hatte ich meine Vorhänge schon ungeduldig aufgezogen, um zu wissen, was für ein Meer sich heute wie eine Nereide am Saum des Strandes spielend erging. Denn keines dieser Meere blieb länger als einen Tag. Am nächsten schon war ein anderes da, das manchmal dem vorigen glich. Nie aber habe ich zweimal dasselbe gesehen.

Es gab solche von so erlesener Schönheit, daß bei ihrem Anblick die Überraschung meine Freude noch steigerte. Womit war es verdient, daß an dem einen Morgen, nicht aber an einem anderen das spaltbreit geöffnete Fenster meinem bewundernden Blick die Nymphe Glaukonome zeigte, wie sie in träger, weich atmender Schönheit die Transparenz des von milchigen Nebeln durchzogenen Smaragdes besaß, durch den ich die stofflichen Elemente heranfluten sah, die ihm seine Farbe verliehen? Sie gab sich dem Spiel der Sonne mit einem Lächeln hin, das noch weicher wurde durch einen unsichtbaren Dunst, der, nichts anderes als der leere Raum über ihren durchsichtig schimmernden Konturen, sie gleich einer Göttin aus einem Marmorblock, dessen Reste der Künstler nicht wegschlagen mag, nur desto gesammelter und berückender uns vor Augen treten läßt. So lud sie uns denn, in ihrer einzig-

artigen Tönung, zu der Spazierfahrt auf den holprigen Straßen des Festlandes ein, von wo aus wir, untergebracht in der Kalesche von Madame de Villeparisis, den ganzen Tag und ohne sie je anzufassen die Kühle ihres weichen Wogens erblicken würden.[1]

Madame de Villeparisis ließ immer frühzeitig anspannen, damit wir Zeit hätten, bis nach Saint-Mars-le-Vêtu oder bis zu den Klippen von Quetteholme oder einem anderen Aussichtspunkt vorzudringen, der für ein langsames Gefährt ziemlich entfernt war und dessen Besuch einen Tagesausflug bedeutete. In meiner Freude auf die lange Wagenfahrt trällerte ich irgendeine jüngst gehörte Melodie und lief ungeduldig auf und ab, bis Madame de Villeparisis fertig wäre. War es ein Sonntag, so stand ihr Wagen nicht als einziger vor dem Hotel; mehrere Mietdroschken warteten nicht nur auf die Personen, die zu Madame de Cambremer nach deren Schloß Féterne eingeladen waren, sondern auch auf die, die, anstatt wie gestrafte Kinder daheim zu bleiben, lieber erklärten, der Sonntag in Balbec sei einfach tödlich langweilig, und gleich nach dem Mittagessen sich in ein benachbartes Seebad flüchteten oder ein Ausflugsziel aufsuchten; und oft, wenn man Madame Blandais fragte, ob sie bei den Cambremers gewesen sei, antwortete sie mit großer Bestimmtheit: »Nein, wir waren am Wasserfall von Le Bec«, als sei dies der einzige Grund, weshalb sie den Tag nicht in Féterne verbracht habe. Und der Vorsitzende der Anwaltskammer erbarmte sich dann und meinte:

»Da beneide ich Sie; ich hätte gern mit Ihnen getauscht, sicher ist das viel interressanter.«

Neben den Wagen vor dem Portalvorbau, unter dem ich wartete, stand eingepflanzt wie ein Bäumchen von seltener Art ein junger Chasseur, der nicht weniger durch die besondere Harmonie seines schimmernden Haars als durch die pflanzenhafte Zartheit seiner Epidermis in die Augen fiel. Drinnen, in der Halle, die dem Narthex oder der Katechumenenkirche

romanischer Basiliken entsprach und die von den nicht im Hotel wohnenden Personen betreten werden durfte, arbeiteten die Kameraden des den »Außendienst« versehenden Grooms nicht viel mehr als er, führten aber wenigstens dann und wann ein paar Bewegungen aus. Wahrscheinlich mußten sie am Morgen beim Reinigen helfen. Am Nachmittag jedoch spielten sie einfach die Rolle von Choristen, die, auch wenn sie nichts zu tun haben, zur Verstärkung der Komparserie auf der Bühne bleiben. Der Generaldirektor, derjenige, der mir solche Furcht einflößte, plante, ihre Zahl im folgenden Jahr beträchtlich zu vermehren, denn »große Dinge« schwebten ihm vor. Sein Beschluß aber ging dem Direktor des Hotels entschieden gegen den Strich, fand er doch, daß diese Kinder nichts als »Maulaffen« seien, womit er sagen wollte, sie ständen nur im Weg und »hielten Maulaffen feil«. Jedenfalls füllten sie zwischen Mittag- und Abendessen, zwischen dem Ab- und Wiederauftreten der Hotelgäste die Lücken der Handlung ähnlich wie die Schülerinnen der Madame de Maintenon aus, die in der Gewandung junger Israeliten stets dann ein Zwischenspiel zum besten geben, wenn Esther oder Joad von der Bühne verschwinden.[1] Der Chasseur draußen jedoch mit den subtilen Farbnuancen und der schlanken, grazilen Gestalt, in dessen Nähe ich darauf wartete, daß die Marquise herunterkäme, verharrte in seiner Unbeweglichkeit, in die sich Schwermut mischte, denn seine älteren Brüder hatten dem Hotel zugunsten glanzvollerer Karrieren wieder den Rücken gekehrt, und nun fühlte er sich vereinsamt auf dem Boden der Fremde. Endlich erschien Madame de Villeparisis. Sich um den Wagen zu kümmern und ihr beim Einsteigen behilflich zu sein hätte vielleicht zu den Funktionen dieses Chasseurs gehört. Doch er wußte, daß ein Gast, der seine eigenen Leute mitbringt, sich von ihnen bedienen läßt und gemeinhin im Hotel wenig Trinkgeld gibt und daß der Adel des einstigen Faubourg Saint-Germain es damit ebenso hält. Madame de Villeparisis nun gehörte beiden Kategorien an. Der baumarti-

ge Chasseur zog daraus den Schluß, daß er von der Marquise nichts zu erwarten habe; während er den Diener und die Zofe der Dame bei ihrer Installierung im Wagen behilflich sein ließ, stand er in pflanzenhafter Unbeweglichkeit da und hing wehmutsvoll seinen Träumen von dem beneidenswerten Los seiner Brüder nach.

Wir fuhren an; es ging am Bahnhof vorbei, und dann, nach einer Weile, bogen wir in einen ländlichen Weg ein, der mir – von der Abzweigung, wo er zwischen bezaubernden Obstgärten begann, bis zur beidseits von Äckern gesäumten Kurve, wo wir ihn verließen – bald ebenso vertraut wurde wie jener von Combray. Auf den Feldern tauchten vereinzelt Apfelbäume auf, die freilich ihre Blüten verloren hatten und nur noch Büschel von griffelbesetzten Fruchtknoten trugen, aber dennoch genügten, um mir ein Gefühl der Beglückung zu geben, denn ich erkannte an ihnen die unvergleichlichen Blätter, über deren Fläche wie über den Teppich einer für ein nun freilich verrauschtes Hochzeitsfest errichteten Estrade noch eben die weiße Seidenschleppe der zart errötenden Blüten hinweggeglitten war.

Wie oft habe ich in Paris im Mai des folgenden Jahres mir einen Apfelblütenzweig im Blumenladen gekauft und dann die ganze Nacht vor seinen Blüten gesessen, in denen die gleiche rahmige Substanz aufquoll, wie sie auch die Blattknospen mit ihrem Schaum überzog, und zwischen deren weißen Krönchen man hätte meinen können, der Händler habe – aus Freigebigkeit gegen mich oder aus erfinderischer Freude an sinnreichen Kontrasten – auf jeder Seite eine zusätzliche, passende rosa Blütenknospe hinzugefügt; ich schaute sie an, ließ sie unter der Lampe posieren – so lange, daß ich oft noch mit ihnen beschäftigt war, wenn schon die Morgenröte sie mit dem rosigen Hauch versah, den sie im selben Augenblick in Balbec haben mochten – und suchte sie kraft meiner Phantasie wieder an jenen Weg zurückzuversetzen, sie zu vervielfältigen, in dem vorbereiteten Rahmen auf die gerüstete Leinwand

jener Obstgärten aufzutragen, an deren Zeichnung ich mich so gut erinnerte und die ich so gern hätte wiedersehen mögen, was eines Tages auch geschah, zu jenem Zeitpunkt, da der Frühling mit der entzückenden Raffiniertheit des Genies seine Farben auf ihren Kanevas stickt.

Bevor ich in den Wagen stieg, hatte ich mir die Meereslandschaft ausgemalt[1] , die ich sehen würde und unter »strahlender Sonne«[2] anzutreffen hoffte, die ich aber in Balbec selbst immer nur bruchstücksweise zwischen allzu vielen Enklaven des Alltäglichen erblickte, wie sie mein Traum nicht zuließ, all den Badegästen nämlich, Kabinen und Vergnügungsjachten. Wenn dann aber der Wagen von Madame de Villeparisis auf einem Hügel nahe der Küste angekommen war und ich das Meer zwischen den Blättern der Bäume aufschimmern sah, gewiß, dann verschwanden aus so weiter Entfernung jene Einzelheiten aus der heutigen Zeit, die es gleichsam aus Natur und Geschichte herausgehoben hatten, und beim Anblick seiner Fluten konnte ich mich nun dem Gedanken ganz hingeben, daß sie die gleichen seien, die Leconte de Lisle uns in seiner *Orestie* beschreibt, wo »gleich einem Raubvogelzug im Morgenrot« die langhaarigen Krieger des Hellas der Heldenzeit »mit hunderttausend Rudern die tönende Flut durchschifften«.[1] Andererseits war ich dem Meer nicht mehr nah genug, es kam mir nicht lebendig vor, sondern lag da wie erstarrt, ich fühlte keine Kraft mehr unter seinen Farben, die zwischen den Blättern wie auf einem Bild aufgetragen waren; es erschien dort ebenso substanzlos wie der Himmel, nur dunkler getönt als er.

Da Madame de Villeparisis bemerkt hatte, daß ich Kirchen liebte, versprach sie mir, wir würden die eine oder die andere aufsuchen, besonders die von Carqueville, »die ganz von altem Efeu verdeckt ist«[2] , setzte sie mit einer Handbewegung hinzu, die die abwesende Fassade mit unsichtbarem, zartem Laubwerk kennerhaft zu umhüllen schien. Madame de Villeparisis fand oft gleichzeitig mit solch einer knapp veran-

schaulichenden Geste auch das treffende Wort, um den Zauber und die Eigenart eines Bauwerks zu verdeutlichen, wobei sie alle Fachausdrücke vermied, aber dennoch nicht verhehlen konnte, daß sie die Dinge sehr genau kannte, von denen sie sprach. Sie schien sich förmlich damit entschuldigen zu wollen, daß es eben doch, da eines der Schlösser ihres Vaters, in dem sie aufgewachsen war, in einer Gegend lag, wo es Kirchen im gleichen Stil wie die von Balbec gab, geradezu eine Schande gewesen wäre, wenn sie nicht Geschmack an der Baukunst bekommen hätte, zumal jenes Schloß eines der schönsten Denkmäler der Renaissancearchitektur sei. Da es aber auch ein regelrechtes Museum darstellte, außerdem Chopin und Liszt dort musiziert und Lamartine seine Gedichte vorgelesen, alle bekannten Künstler eines ganzen Jahrhunderts dort im Familienalbum Gedanken niedergelegt, Melodien aufgezeichnet und Skizzen hinterlassen hatten, führte Madame de Villeparisis aus natürlicher Grazie, guter Erziehung, echter Bescheidenheit oder Mangel an philosophischem Geist nur diese rein materielle Grundlage für ihre Kenntnis aller Künste an und tat am Ende so, als betrachte sie Malerei, Musik, Literatur und Philosophie als Apanage eines unter aristokratischen Lebensformen in einem berühmten, unter Schutz stehenden Baudenkmal aufgewachsenen jungen Mädchens. Man hätte meinen können, es gebe für sie keine anderen als ererbte Gemälde. Sie freute sich, daß meiner Großmutter ein Kollier gefiel, das sie trug und das im Ausschnitt ihres Kleides zu sehen war. Dies Schmuckstück war bereits auf dem Porträt einer von Tizian gemalten Ahnfrau von ihr zu sehen, das immer in Familienbesitz geblieben war. So war man wenigstens sicher, daß es ein echter Tizian sei. Von Bildern, die irgendein Krösus irgendwo käuflich erworben hatte, wollte sie nichts wissen; sie war von vornherein überzeugt, sie seien falsch, und hatte keine Lust, sie auch nur anzuschauen. Wir wußten, daß sie selbst Blumenaquarelle malte, und meine Großmutter, die diese hatte rühmen hören, fragte sie danach.

Madame de Villeparisis brachte aus Bescheidenheit das Gespräch sogleich auf andere Dinge, doch ohne mehr Staunen oder Vergnügen zu bekunden als eine hinlänglich bekannte Künstlerin, der man mit Komplimenten im Grunde nichts Neues sagt. Sie begnügte sich mit der Bemerkung, es sei ein reizender Zeitvertreib, weil, wenn auch die mit dem Pinsel hergestellten Blumen nichts Besonderes seien, doch der Vorgang des Malens einen veranlasse, in der Gesellschaft natürlicher Blumen zu leben, an deren Schönheit man, zumal wenn man sie, um sie nachzubilden, von nahem betrachte, sich niemals sattsehen könne. Doch in Balbec beurlaubte sich Madame de Villeparisis von dieser Tätigkeit, um ihre Augen zu schonen.

Wir beide, meine Großmutter und ich, stellten mit Verwunderung fest, um wieviel »liberaler« sie war als größtenteils die Bourgeoisie. Sie wunderte sich, daß man sich über die Austreibung der Jesuiten aufregen könne, denn dergleichen, meinte sie, sei immer vorgekommen, selbst zu Zeiten der Monarchie und in Spanien sogar. Sie nahm die Republik in Schutz, deren Antiklerikalismus sie nur in gewissem Umfang verwarf: »Ich würde es genauso arg finden, wenn man mich hindern wollte, zur Heiligen Messe zu gehen, sofern ich Lust dazu hätte, als wenn man mich zwänge hinzugehen, falls ich nicht möchte«, und verstieg sich sogar zu Äußerungen wie: »Oh! Dieser Adel von heute, was ist schon daran!« oder: »Ein Mensch, der nicht arbeitet, taugt nichts«, vielleicht nur, weil sie sich bewußt war, wie reizvoll, wie amüsant und wie denkwürdig sie aus ihrem Mund wirkten.

Wenn wir in dieser Weise oft fortschrittliche Meinungen – die freilich nicht bis zum Sozialismus gingen, der das rote Tuch für Madame de Villeparisis war – mit Freimut von einer jener Personen äußern hörten, bei denen wir in unserer gewissenhaften und schüchternen unparteiischen Art konservative Überzeugungen keineswegs verurteilt hätten, so waren meine Großmutter und ich nicht weit davon entfernt, unsere ange-

nehme Reisegefährtin als Maß und Muster der Wahrheit schlechthin anzusehen. Wir glaubten ihr aufs Wort, wenn sie ihr Urteil über die Tizians in ihrer Familie, die Kolonnade des heimischen Schlosses oder das Unterhaltungstalent des Königs Louis-Philippe abgab. Doch ähnlich den Gelehrten, die uns in bewunderndes Staunen versetzen, wenn wir sie aufägyptische Malerei oder etruskische Inschriften zu sprechen bringen, und die doch andererseits so banale Äußerungen über moderne Werke vorbringen, daß wir uns fragen, ob wir nicht die Bedeutung der Wissenschaften überschätzen, in denen sie zu Hause sind, da dort die gleiche Mittelmäßigkeit, mit der sie doch auch an jene herangegangen sein müssen, nicht so zutage tritt wie in ihren einfältigen Aufsätzen über Baudelaire, quittierte Madame de Villeparisis, sobald ich nach Chateaubriand, nach Balzac oder Victor Hugo fragte – alles Größen, die einst bei ihren Eltern verkehrt und die sie wenigstens flüchtig dort auch gesehen hatte – mit Lächeln meine Bewunderung, berichtete über sie pikante Einzelheiten, wie sie es eben über große Herren oder Politiker getan hatte, und urteilte streng über diese Schriftsteller, gerade weil sie es an jener Bescheidenheit, jenem Zurückstellen der eigenen Person, jener Kunst des Maßes hatten fehlen lassen, die sich mit einem einzigen treffenden Hinweis begnügt und nicht insistiert, die mehr als alles die Lächerlichkeit der Emphase scheut; an jenem stets richtigen Verhalten, an den Tugenden der Mäßigung im Urteil und der Schlichtheit, die – wie man sie gelehrt hatte – zu wahrhaft großen Naturen gehören; man sah deutlich, daß sie nicht zögerte, ihnen Männer vorzuziehen, die vielleicht tatsächlich wegen der genannten Eigenschaften vor einem Balzac, einem Victor Hugo, einem Vigny im Salon, in der Akademie, im Ministerrat etwas voraus hatten, Männer wie Molé, Fontanes, Vitrolles, Bersot, Pasquier, Lebrun, Salvandy oder Daru.[1]

»Es ist wie mit den Romanen von Stendhal, für die Sie eine so große Bewunderung zu hegen schienen. Sie würden ihn in

größtes Erstaunen versetzt haben, wenn Sie in diesem Ton zu ihm gesprochen hätten. Mein Vater, der ihn bei Monsieur Mérimée[1] traf – und der war wenigstens ein Mann von Talent –, hat mir oft erzählt, Beyle (so hieß er eigentlich) sei unaussprechlich vulgär gewesen, wenn auch geistreich im Tischgespräch, und er habe sich auf seine Bücher nichts eingebildet. Mit welchem Achselzucken er auf das übertriebene Lob Monsieur de Balzacs[2] geantwortet hat, wissen Sie ja selbst. Darin wenigstens war er ein Mann von Welt.« Sie besaß von allen diesen großen Männern Autographen und schien, auf die persönlichen Beziehungen ihrer Familie pochend, zu meinen, daß ihr Urteil über sie richtiger sei als das der jungen Leute, die, wie ich, sie nicht mehr selbst kennengelernt hatten.

»Ich glaube, ich kann da ein Wörtchen mitreden, denn sie alle verkehrten bei meinem Vater; und wie Monsieur Sainte-Beuve, der ein sehr geistvoller Mann war, immer sagte, man muß denen Glauben schenken, die sie von nahem gesehen haben und sich so über ihr Verdienst ein genaueres Urteil bilden konnten.«

Manchmal, wenn der Wagen eine ansteigende Straße zwischen bestellten Feldern erklomm, sah man am Weg hier und da ein paar zögernde Kornblumen auftauchen, die ganz denen in Combray glichen und dadurch die Äkker wirklicher werden ließen, ihnen eine Echtheitsgarantie hinzufügten, wie das kostbare Blümchen, mit dem gewisse alte Meister ihre Bilder signierten. Bald trugen uns unsere Pferde von ihnen fort, doch ein paar Schritte weiter trafen wir eine andere an, die in Erwartung unseres Kommens ihren blauen Stern aus dem Gras reckte; manche stellten sich keck an den Straßenrand; da war es ein richtiger Sternennebel, den meine fernen Erinnerungen und diese so zutraulich nahen Blumen bildeten.

Wir fuhren wieder den Hügel hinab; da kam uns dann – zu Fuß, auf dem Fahrrad, auf einem Karren, im Wagen – immer wieder eines jener Geschöpfe entgegen, die wie natürliche Blüten eines so schönen Tags und doch nicht wie Blumen der

Felder sind, denn jede birgt in sich etwas, was in der anderen nicht ist und uns daran hindert, mit nur ihresgleichen jenes Verlangen zu stillen, das sie selbst in uns erstehen läßt: irgendein Landmädchen, das seine Kuh vor sich hertreibt oder auf einem Bauernwagen halbsitzend gelagert ist, die Tochter eines Ladenbesitzers, die einen Spaziergang macht, die elegante junge Dame im Landauer auf dem Rücksitz den Eltern gegenüber. Gewiß hatte Bloch mir eine neue Ära eröffnet und die Bedeutung des Lebens für mich verwandelt an jenem Tag, da er mir sagte, daß die Träume, die ich auf meinen einsamen Wegen nach Méséglise in mir trug, wenn ich mich sehnte, ein Landmädchen in die Arme zu schließen, alles andere als ein Hirngespinst seien, dem keine außerhalb von mir existierende Wirklichkeit entspreche, sondern daß alle Mädchen, die man antreffe, ob die ländlichen oder die jungen Fräulein aus der Stadt, durchaus bereitwillig seien, solche Wünsche zu erhören. Und wenn ich auch jetzt, wo ich leidend war und niemals allein ausging, sie nicht würde besitzen können, war ich dennoch glücklich wie ein im Gefängnis oder Hospital auf die Welt gekommenes Kind, das lange Zeit gemeint hat, der menschliche Organismus vertrage nur trockenes Brot oder Medikamente, und das dann plötzlich erfährt, Pfirsiche, Aprikosen, Trauben seien nicht nur eine Zierde der Landschaft, sondern köstliche und bekömmliche Nahrungsmittel. Selbst wenn sein Gefängniswärter oder Krankenpfleger ihm nicht erlauben sollte, diese schönen Früchte zu pflücken, scheint ihm die Welt doch schon besser eingerichtet und das Dasein milder. Denn ein Verlangen kommt uns schöner vor, wir geben uns ihm mit größerem Vertrauen hin, wenn wir wissen, daß die Wirklichkeit um uns her ihm nicht entgegensteht, auch wenn wir es für uns selbst nicht verwirklichen können. Wir malen uns dann mit größerer Freude ein Leben aus, in dem, wenn wir einen Augenblick das kleine, zufällige und besondere Hindernis übersehen, das uns persönlich im Wege steht, wir uns eine Erfüllung recht wohl vorstellen können.

Was nun die schönen Mädchen anbelangt, die vorübergingen, so war ich von dem Augenblick an, da ich wußte, es sei möglich, ihre Wangen zu küssen, von Neugier auf ihre Seele erfüllt. Die Welt kam mir von da an interessanter vor.

Der Wagen von Madame de Villeparisis fuhr schnell. Ich hatte kaum Zeit, das Mädchen zu sehen, das uns entgegenkam; und doch – denn die Schönheit der menschlichen Wesen ist nicht wie die der Dinge, wir spüren vielmehr genau, daß sie der Zauber einzigartiger, bewußter und willensbegabter Geschöpfe ist –, sobald ihr individuelles Sein, eine nur geahnte Seele, ein mir unbekannter Wille, in einem auf wunderbare Weise verkleinerten und doch vollständigen Abbild auf dem Grund ihres zerstreuten Blicks erschien, fühlte ich in mir – eine geheimnisvolle Entsprechung des für den Blütenstempel bereits vorgerichteten Pollens – in embryohafter, ebenso winziger Form den Wunsch entstehen, das Mädchen nicht vorübergehen zu lassen, ohne daß ihr Bewußtsein meine Person in sich aufnähme, ohne daß ich ihre Wünsche hinderte, einem anderen zuzustreben, ohne daß ich mich in ihren Träumen eingenistet und an ihr Herz gerührt hätte. Unser Wagen entfernte sich inzwischen wieder, das schöne Mädchen blieb hinter uns zurück, und da sie von mir keine der Vorstellungen besaß, aus denen eine Person sich zusammensetzt, hatten mich ihre Augen, die mich noch kaum erblickt, auch schon wieder vergessen. Lag es daran, daß ich sie nur flüchtig gesehen hatte, daß sie mir so schön erschienen war? Vielleicht. Schon die Unmöglichkeit, bei einer Frau zu verweilen, die drohende Gefahr, ihr nie wieder zu begegnen, verleihen ihr plötzlich denselben Reiz, den ein Land in unseren Augen durch Krankheit oder Armut bekommt, die es uns unmöglich machen, es aufzusuchen, oder die letzten überschatteten Tage, die uns zu leben bleiben, durch den Kampf, in dem wir zweifellos unterliegen werden. So müßte, wäre nicht die Gewohnheit dafür ein Hindernis, das Leben denen köstlich erscheinen, die täglich vom Tode bedroht sind – allen Menschen dem-

nach. Auch ist der Schwung der Phantasie, vom Verlangen nach dem beflügelt, was wir nicht haben können, noch nicht durch ein vollkommenes Erfassen der Wirklichkeit eingeengt, wenn es sich um solche Begegnungen handelt, bei denen denn auch die Reize der Vorübergehenden im allgemeinen im direkten Verhältnis zu der Schnelligkeit ihres Entschwinden stehen. Wenn es dunkelt und der Wagen rasch fährt, gibt es in Land und Stadt keinen weiblichen Torso, verstümmelt wie ein antikes Marmorbild durch unser rasches Vorüberfahren und die ihn verschlingende Dämmerung, der nicht an jedem Kreuzweg im Feld oder aus der Tiefe jedes kleinen Ladens Pfeile der Schönheit in unser Herz entsendet, jener Schönheit, von der man manchmal versucht ist zu vermuten, sie sei in dieser Welt überhaupt nichts anderes als das Komplement, das einer fragmentarisch geschauten flüchtig Vorübereilenden durch unsere von unerfüllter Sehnsucht überreizte Phantasie jeweils hinzugesetzt wird.[1]

Hätte ich aussteigen und mit dem Mädchen sprechen können, das unseren Weg kreuzte, so hätte mir vielleicht ein kleiner Schönheitsfehler ihrer Haut, den ich vom Wagen aus nicht hatte sehen können, alle Illusionen geraubt. (Und dann wäre mir tatsächlich jedes Bemühen, in ihr Leben einzudringen, mit einem Mal unmöglich erschienen. Denn die Schönheit besteht in der Folge von Hypothesen, die durch die Häßlichkeit verengt werden, so daß der schon sichtbar gewordene Weg ins Unbekannte versperrt wird.) Vielleicht hätte ein einziges von ihr ausgesprochenes Wort oder ein Lächeln mir einen Schlüssel, einen unerwarteten Kode geliefert, um den Ausdruck ihres Gesichts und ihrer Haltung zu lesen, die auf der Stelle banal geworden wären. Es mag sein, denn ich bin niemals im Leben so begehrenswerten Mädchen begegnet wie an den Tagen, da ich mich in Gesellschaft irgendeiner gewichtigen Persönlichkeit befand, die ich trotz aller Vorwände, die ich ersann, nicht verlassen konnte: ein paar Jahre nach diesem ersten Sommer in Balbec machte ich in Paris eine Wagenfahrt

mit einem Freund meines Vaters, und als ich eine Frau bemerkte, die mit eiligen Schritten durch die Dunkelheit ging, dachte ich, wie sinnlos es doch sei, aus bloßen Schicklichkeitsgründen meinen Teil an Glück in dem einzigen Leben, das uns zweifellos beschieden war, einfach daranzugeben, und, ohne ein Wort der Entschuldigung abspringend, machte ich mich auf die Suche nach der Unbekannten, verlor sie an der Kreuzung zweier Straßen, fand sie in einer dritten wieder und stand endlich völlig außer Atem unter einer Straßenlaterne vor der alten Madame Verdurin, der ich überall aus dem Weg ging und die freudig überrascht in die Worte ausbrach: »Oh! Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie so gelaufen sind, nur um mir guten Tag zu sagen.«

In diesem Jahr in Balbec erklärte ich bei solchen Begegnungen meiner Großmutter und Madame de Villeparisis mit aller Bestimmtheit, wegen eines heftigen Kopfwehs sei es besser für mich, zu Fuß allein nach Hause zu gehen. Sie wollten mich absolut nicht aussteigen lassen. Und ich fügte dann das schöne Mädchen (das namenlos und beweglich und deshalb so viel schwerer wiederzufinden war als irgendein Monument) zur Sammlung aller jener hinzu, die ich so gern einmal von nahem gesehen hätte. Eine allerdings erblickte ich zu wiederholten Malen und dazu noch unter Bedingungen, die mich glauben ließen, ich könne sie nach Belieben kennenlernen. Es war ein Milchmädchen, das von einem Bauernhof eine Extralieferung Rahm ins Hotel brachte. Ich war der Meinung, auch sie habe mich erkannt, und tatsächlich schaute sie mich mit einer Aufmerksamkeit an, die vielleicht auf ihr Erstaunen über die ihr von mir gezollte zurückzuführen war. Am folgenden Mittag nun – es war ein Tag, an dem ich den ganzen Morgen im Bett liegenblieb – brachte mir Françoise, als sie die Vorhänge aufziehen kam, einen Brief, der für mich im Hotel abgegeben worden war. Ich kannte niemanden in Balbec. Ich zweifelte keinen Augenblick, es werde ein Brief des Milchmädchens sein. Ach, er war nur von Bergotte, der

mich auf der Durchreise anzutreffen versucht, doch auf die Auskunft hin, ich schliefe gerade, ein paar reizende Worte für mich zurückgelassen hatte; der Liftboy hatte sie in einen Umschlag gesteckt, den ich von dem Milchmädchen beschriftet wähnte. Ich war grenzenlos enttäuscht, und der Gedanke, es sei schwieriger und schmeichelhafter, einen Brief von Bergotte zu bekommen, tröstete mich nicht darüber, daß dieser nicht von dem Milchmädchen war. Auch dieses Mädchen bekam ich so wenig wieder zu Gesicht wie jene, die ich von Madame de Villeparisis' Wagen aus kurz gesehen hatte. Der Anblick und der Verlust aller dieser Wesen verstärkten den Zustand der Aufregung, in dem ich lebte, und ich ahnte jetzt, wieviel Weisheit in der Haltung der Philosophen liegt, die uns zur Beschränkung unserer Wünsche raten (wenn sie allerdings überhaupt dabei von dem Verlangen nach anderen Wesen reden, denn nur dieses kann uns solche Beängstigung schaffen, da es sich auf ein Unbekanntes mit eigenem Bewußtsein bezieht. Die Vermutung, die Philosophie könne dabei den Wunsch nach Reichtum im Auge haben, wäre gar zu absurd). Dennoch neigte ich dazu, diese Weisheit in Frage zu stellen, denn ich sagte mir, daß ja solche Begegnungen mich eine Welt noch schöner finden ließen, die in dieser Weise auf allen ländlichen Straßen gleichzeitig einzigartige und doch gewöhnliche Blumen aufsprießen läßt, flüchtige Schätze eines Tages, Extrageschenke einer Fahrt, deren zufallsbedingte Umstände allein, die sich vielleicht nicht jedesmal wiederholen würden, mich daran gehindert hatten, mich jener zu erfreuen; es waren Gaben, die mich einen neuen Geschmack am Dasein finden ließen.

Aber vielleicht begann ich bereits mit der Hoffnung, ich könne einmal, wenn ich freier mir selbst überlassen sei, auf anderen Wegen ähnliche Mädchen finden, den gänzlich individuellen Wunsch zu verfälschen, in der Nähe einer Frau zu leben, die man hübsch gefunden hat, und schon durch die blo-

ße Annahme, er lasse sich künstlich hervorrufen, erkannte ich wohl insgeheim seinen trügerischen Charakter an.

An dem Tag[1] , da Madame de Villeparisis uns nach Carqueville mitnahm, zu der unter Efeu verborgenen Kirche, von der sie gesprochen hatte und die, auf einer Anhöhe erbaut, das Dorf und den hindurchfließenden Wasserlauf beherrschte, über den noch immer die mittelalterliche kleine Brücke führte, dachte meine Großmutter, ich wäre vielleicht froh, wenn ich dieses Bauwerk allein betrachten könnte, und schlug ihrer Freundin vor, mit ihr in der Konditorei am Platz, den man deutlich sah und der unter seiner goldfarbenen Patina nur wie ein weiterer Teil eines durch und durch antiken Gegenstandes wirkte, den Nachmittagstee einzunehmen. Es wurde ausgemacht, daß ich sie dort treffen sollte. Um in dem grünen Block aus Laubwerk, vor dem sie mich stehenließen, eine Kirche zu erkennen, mußte man sich schon anstrengen; und tatsächlich, wie es Schülern geht, die den Sinn eines Satzes vollkommener begreifen, wenn man sie durch Übersetzen aus der Fremdsprache oder aus der Muttersprache in eine andere dazu zwingt, ihn der Formen zu entkleiden, an die sie zu sehr gewöhnt sind, mußte ich mir jetzt unaufhörlich wieder den Begriff der Kirche, den ich sonst beim Anblick von eindeutig kennzeichnenden Glockentürmen gar nicht zu bemühen brauchte, wieder vor Augen halten, um nicht an der einen Stelle zu vergessen, daß hier die Bogenform eines Efeutuffs durch ein Spitzbogenfenster gegeben und dort das Vordrängen der Blätter durch ein Relief am Kapitell zustande gekommen war. Doch dann erhob sich ein leichter Wind und ließ das wandelbare Portal erbeben, über das sich nun wie ein dahingleitender Lichtschimmer zitternde Wogen ausbreiteten; die Blätter glichen einer Brandung; und erschauernd schwemmte die pflanzliche Fassade die welligen, umschmeichelten und fliehenden Pfeiler mit sich fort.[1]

Als ich die Kirche verließ, sah ich vor der alten Brücke Dorfmädchen stehen, die, sicher des Sonntags wegen in ihren

besten Kleidern, den Burschen, die vorübergingen, neckende Worte zuriefen.[2] Weniger gut gekleidet als die übrigen, aber ihnen gleichwohl, wie es schien, durch eine geheime Macht überlegen – denn sie antwortete kaum auf das, was jene zu ihr sagten –, ernster und eigenwilliger saß eine Große halb auf dem Brückengeländer und ließ die Beine hängen; vor ihr stand ein kleiner Eimer mit Fischen, die sie offenbar gerade gefangen hatte. Ihre Haut war sonnengebräunt, ihre Augen sanft, hatten aber dabei einen Blick, der über alles, was sie umgab, hinwegzusehen schien; ihre kleine Nase war von feiner, bezaubernder Form. Meine Blicke ruhten auf ihrer Haut, und meine Lippen konnten beinahe glauben, sie seien meinen Augen gefolgt. Doch nicht nur ihren Körper hätte ich anrühren mögen, sondern auch die Person, die in ihm wohnte und mit der es nur eine Form des Anrührens geben konnte, die darin bestand, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, und nur eine Art, in sie einzudringen, nämlich die, in ihr einen Gedanken zu wekken.

Das Innere des schönen Fischermädchens war mir offenbar noch verschlossen, ich zweifelte, ob ich in ihr Bewußtsein eingedrungen sei, selbst nachdem ich bemerkt hatte, wie mein Bild sich flüchtig im Spiegel ihrer Augen abzeichnete mit einem Brechungseffekt, der mir genauso fremd blieb, als wäre ich in das Blickfeld einer Hirschkuh geraten. Doch ebenso, wie es mir nicht genügt haben würde, wenn meine Lippen von den ihren Lust empfangen hätten, sondern nur, wenn auch ich sie ihr hätte schenken können, so wollte ich, daß die Vorstellung von mir, die in dieses Wesen eindringen und dort haften bleiben würde, mir nicht nur seine Aufmerksamkeit, sondern auch seine Bewunderung, ja sein Verlangen eintrüge und es zwingen möchte, die Erinnerung an mich bis zu dem Tag zu bewahren, da ich sie wieder träfe. Doch schon sah ich ein paar Schritte entfernt den Platz, auf dem der Wagen von Madame de Villeparisis mich erwarten sollte. Ich hatte nur einen Augenblick Zeit; schon fühlte ich, wie die Mädchen über mein

Zögern zu lachen begannen. Ich hatte in der Tasche fünf Francs. Ich zog sie heraus, und bevor ich dem schönen Mädchen auseinandersetzte, was ich ihr auftragen wollte, hielt ich, um mehr Aussicht auf Gehör zu haben, das Geldstück eine Sekunde in Blickhöhe vor sie hin: »Sie scheinen aus diesem Dorf zu sein«, sagte ich zu dem Fischermädchen. »Würden Sie da so gut sein, eine kleine Besorgung für mich zu erledigen? Sie müßten bis zu der Konditorei gehen, die da auf einem Platz sein soll, ich weiß nicht genau wo, es muß vor der Tür ein Wagen auf mich warten. Passen Sie auf … Damit es auch sicher stimmt, fragen Sie, ob es der Wagen der Marquise von Villeparisis ist. Sie werden ihn übrigens leicht erkennen, es sind zwei Pferde davor.«

Ich wollte, daß sie gerade das erführe, um von mir eine große Meinung zu bekommen. Als ich aber die Worte »Marquise« und »zwei Pferde« ausgesprochen hatte, kam plötzlich eine große Befriedigung über mich. Ich spürte, daß das Fischermädchen sich an mich erinnern würde, und mit der Angst, ich würde sie nicht wiederfinden können, schwand auch schon in mir der Wunsch, sie überhaupt später noch einmal zu sehen. Es war, als hätte ich ihre Person mit unsichtbaren Lippen berührt und als hätte ich ihr gefallen. Diese gewaltsame Eroberung ihres Geistes aber, diese unkörperliche Inbesitznahme hatte ihr von ihrem Geheimnis ebensoviel genommen, wie physisches Besitzen es tut.

Wir[1] fuhren nach Hudimesnil hinab; plötzlich fühlte ich mich von jenem tiefen Glück erfüllt, das ich seit den Zeiten in Combray nicht mehr oft erlebt hatte, einem Glück ganz ähnlich dem, das mir unter anderem die Kirchtürme von Martinville schenkten. Doch erreichte es diesmal seine Vollendung nicht. Etwas abseits von der wellenförmig über einen Hügel führenden Landstraße, der wir folgten, hatte ich eben drei Bäume erblickt, die offenbar den Eingang bildeten zu einer überwölbten Allee und deren Form sich in einer Weise abzeichnete, wie ich sie nicht zum erstenmal sah; es gelang mir

nicht zu erkennen, von welchem Ort sie sich losgelöst haben mochten, doch hatte ich das Gefühl, er sei mir von früher her vertraut; nachdem mein Geist in dieser Weise einen Augenblick lang zwischen irgendeinem entlegenen Jahr und dem gegenwärtigen Augenblick hin und her gestrauchelt war, geriet die Umgebung von Balbec rings um mich her ins Schwanken, und ich fragte mich, ob diese Spazierfahrt nicht das Werk meiner Einbildung sei, Balbec ein Ort, den ich niemals anders denn in der Phantasie aufgesucht, Madame de Villeparisis eine Gestalt aus einem Roman und die drei alten Bäume aber die Wirklichkeit, in die man zurückkehrt, wenn man die Augen von dem Buch hebt, in dem man gelesen hat und in dem eine Gegend beschrieben wird, in die man sich am Ende tatsächlich versetzt meinte.

Ich schaute die drei Bäume an, ich sah sie deutlich vor mir, doch mein Geist spürte, daß sie etwas verdeckten, worüber er keine Macht besaß, so wenig wie über Gegenstände, die zu weit entfernt sind, als daß man sie mit gerecktem Arm und ausgestreckten Fingerspitzen anders als nur einen Augenblick an der Oberfläche streifen kann, ohne sie doch zu greifen. Man ruht dann eine kurze Weile aus, um den Arm noch weiter auszustrecken und noch weiter reichen zu können. Doch damit mein Geist in dieser Weise sich hätte sammeln und ausholen können, hätte ich allein sein müssen. Wie gern hätte ich mich wieder auf die Seite geschlagen wie früher auf den Spaziergängen in Richtung Guermantes, wenn ich mich von meinen Eltern absonderte! Ich dachte sogar, ich hätte es tun müssen. Ich erkannte jenes ganz besondere Glücksgefühl wieder, das zwar dem Geist eine gewisse Denkarbeit abverlangt, neben dem aber die Annehmlichkeiten bequemer Unbekümmertheit, die einen darauf verzichten lassen, höchst mittelmäßig erscheinen. Dieses Glücksgefühl, dessen Gegenstand ich nur erahnte, den ich selbst erst erschaffen mußte, erlebte ich nur selten, doch jedesmal kam es mir dann so vor, als ob alles, was in der Zwischenzeit geschehen war, bedeutungslos sei

und ich, würde ich mich allein seiner Wirklichkeit verschreiben, endlich ein wahres Leben beginnen könne. Ich hielt für einen Augenblick die Hand vor die Augen, um sie schließen zu können, ohne daß Madame de Villeparisis es sähe. Ich ließ einen Augenblick lang von allen Gedanken ab, dann sammelte ich sie jedoch um so mehr, faßte sie fest zusammen und entsandte sie machtvoll nach der Richtung der Bäume oder vielmehr nach jener Richtung in meinem Inneren, an deren Ende ich die Bäume in mir sah. Von neuem erfühlte ich hinter ihnen den gleichen bekannten Gegenstand, der aber doch undeutlich blieb und den ich nicht in mir heraufführen konnte. Inzwischen sah ich alle drei entsprechend der Vorwärtsbewegung des Wagens immer näher kommen. Wo hatte ich sie schon angeschaut? Um Combray herum gab es keinen Ort, wo sich in dieser Weise eine Allee auftat. Das Landschaftsbild, das sie wachriefen, hatte auch in der ländlichen Gegend Deutschlands keinen Platz, die ich einmal mit meiner Großmutter aufgesucht hatte, um dort eine Kur zu machen. Mußte ich vielleicht annehmen, sie kämen aus so fernen Jahren meines Lebens herauf, daß die sie umgebende Landschaft in meiner Erinnerung schon völlig ausgelöscht war und daß sie, wie jene Seiten, die man mit tiefer Bewegung in einem Werk wiederfindet, von dem man meint, man habe es nie gelesen, allein noch von allen Dingen aus dem vergessenen Buch meiner frühesten Kindheit nicht untergegangen waren? Gehörten sie vielleicht eher nur jenen Traumlandschaften an, die immer die gleichen sind, wenigstens für mich, denn ihr seltsames Aussehen war bei mir nur die im Schlaf sich vollziehende Objektivierung meines Bemühens vom Vortag, sei es in das Geheimnis eines Ortes einzudringen, unter dessen Äußerem ich es zu ahnen meinte, wie es mir so oft in der Gegend von Guermantes widerfahren war, oder zu versuchen, es von neuem in eine Stätte hineinzutragen, die ich so gern hatte sehen wollen und die mir von dem Tag an, da ich sie wirklich kannte, ganz trivial vorgekommen war, wie zum Beispiel Balbec?

Oder waren sie nur ein erst jüngst erstandenes Bild aus einem Traum der letzten Nacht, aber schon so verblaßt, daß es von weither zu mir gekommen schien? Oder hatte ich sie niemals gesehen, und verbargen sie hinter sich wie gewisse Bäume oder Grasbüschel, die ich in der Gegend von Guermantes gesehen hatte, einen Sinn, der so dunkel, so schwer zu erfassen war wie eine ferne Vergangenheit, so daß ich in ihrer Aufforderung, einem Gedanken in alle Tiefe zu folgen, eine Erinnerung sah, die ich wiedererkennen sollte? Oder aber bargen sie überhaupt keine Gedanken in sich, und nur eine Ermüdung meines Sehvermögens ließ sie mich doppelt sehen in der Zeit, so wie man manchmal Dinge im Raume doppelt sieht? Ich wußte es nicht. Indessen kamen sie auf mich zu, mythische Erscheinung vielleicht, ein Reigen von Hexen, von Nornen, die mir ihr Orakel verkünden wollten. Ich neigte eher dazu, sie für Erscheinungen aus der Vergangenheit zu halten, teure Kindheitsgefährten, entschwundene Freunde, die gemeinsame Erinnerungen wachrufen wollten. Wie Schatten schienen sie mich zu bitten, ich möchte sie mit mir nehmen, dem Dasein wiedergeben. In ihren kindlichen, leidenschaftlich bewegten Gebärden erkannte ich die ohnmächtige Trauer eines geliebten Wesens wieder, das den Gebrauch der Sprache verloren hat, das fühlt, es werde uns nicht sagen können, was es ausdrücken will und was wir nicht zu erraten vermögen. Bald darauf ließ sie der Wagen an einer Biegung des Weges hinter sich zurück. Er entführte mich, fort von dem, was allein ich für wahr hielt, was allein mich glücklich gemacht hätte; er glich meinem Leben.

Ich sah die Bäume entschwinden, sie streckten verzweifelt die Arme aus, ganz als wollten sie sagen: Was du heute von uns nicht erfährst, wirst du niemals erfahren. Wenn du uns auf den Grund dieses Weges zurücksinken läßt, aus dem wir uns bis zu dir haben heraufheben wollen, wird ein ganzer Teil deiner selbst, den wir dir bringen konnten, für immer verloren sein. Und tatsächlich, wenn ich auch künftighin wieder auf

diese Art von Glücksgefühl und angstvoller Unruhe stieß, der ich hier ein weiteres Mal begegnet war, und wenn ich eines Abends – zu spät, aber nun für immer – mich ihr fest verschwor, so habe ich doch niemals erfahren, was diese Bäume mir hatten zutragen wollen oder wo ich sie früher schon einmal gesehen hatte. Und als ich nach der Wendung des Wagens ihnen den Rücken kehrte und sie nicht mehr sah, war ich, während Madame de Villeparisis mich fragte, weshalb ich so nachdenklich sei, von Trauer erfüllt wie nach dem Verlust eines Freundes, als sei ich mir selber gestorben, als habe ich einen Toten verleugnet, einen Gott nicht erkannt.

Wir mußten an die Heimfahrt denken. Madame de Villeparisis, die ein gewisses Naturgefühl besaß, kälter als das meiner Großmutter, aber doch so, daß sie auch außerhalb von Museen oder aristokratischen Wohnsitzen die einfache, majestätische Schönheit gewisser ehrwürdiger Dinge erkannte, hieß den Kutscher die alte Straße nach Balbec nehmen, die wenig befahren wurde, aber mit alten Ulmen bestanden war, die wir alle bewunderten.

Nachdem wir diese alte Straße nun einmal kannten, kehrten wir wohl auch zur Abwechslung, sofern wir sie nicht schon beim Hinweg benutzt hatten, auf einer anderen zurück, die durch die Wälder von Chantereine und von Canteloup führte. Die Unsichtbarkeit der zahllosen Vögel, die dicht neben uns in den Bäumen einander Antwort gaben, verschaffte uns das gleiche Gefühl der Ruhe, wie man es bei geschlossenen Augen hat. An meinen Klappsitz gefesselt wie Prometheus an seinen Fels, hörte ich meine Okeaniden an.[1] Und wenn ich zufällig einen der Vögel von einem Blatt unter das andere schlüpfen sah, bestand für mich so wenig Beziehung zwischen ihm und dem Gesang, daß ich dessen Ursache nicht in dem huschenden, aufgeschreckten, blicklosen kleinen Körper zu erkennen glaubte.

Die Straße stieg, wie viele andere dieser Art, die man in Frankreich trifft, ziemlich steil an, um dann in sanftem Fall

wieder abwärts zu führen. In jenem Augenblick entdeckte ich an ihr keinen besonderen Reiz, ich war nur zufrieden, daß es nun wieder nach Hause ging. Doch in der Folge wurde sie für mich zu einem Freudenquell, da sie in meinem Gedächtnis eine Art von erstem Teilstück bildete, an das sich alle ähnlichen Straßen, auf die ich später im Laufe einer Spazierfahrt oder Reise geriet, augenblicklich und lückenlos anschließen und dank ihrer Hilfe unmittelbar die Verbindung mit meinem Herzen schaffen würden. Denn sobald die Kutsche oder das Automobil in eine dieser Straßen einlenkte, die wie eine Fortsetzung derjenigen aussahen, durch die ich mit Madame de Villeparisis gefahren war, sollte das, worauf mein gegenwärtiges Bewußtsein sich dann stützte wie auf eine ganz junge Vergangenheit (alle dazwischenliegenden Jahre waren wie weggefegt), die Summe der Eindrücke sein, die ich an diesen Spätnachmittagen dort, auf den Spazierfahrten in der Nähe von Balbec, gehabt hatte, als das Laub so gut duftete, Nebel aufstieg und man hinter dem nächsten Dorf zwischen den Bäumen die Abendröte sah, als sei sie nur der nächste, im Wald gelegene, ferne Ort, den man vor der Nacht nicht mehr erreichen würde. Diese Eindrücke sollten sich mit denen, die ich nunmehr in einer anderen Gegend auf einer ähnlichen Straße empfand, umspielt von allen den sonstigen Regungen des freien Atmens, der Neugier, der Trägheit, des Appetits, der Fröhlichkeit, die ihnen gemeinsam waren unter Ausschluß aller anderen, verbinden und sich verstärken, sollten die gefüllte Intensität einer eigenen Art von Lust und sogar einer bestimmten Form des Lebens erhalten, die ich übrigens selten Gelegenheit hatte wieder aufzunehmen, bei der aber dann durch die Rückschau in der Zeit inmitten der materiell wahrgenommenen immer ein guter Teil nur erinnerter, nur gedachter, nicht greifbarer Wirklichkeit hineinspielte, die mir in den Gegenden, die ich durchfuhr, über den ästhetischen Eindruck hinaus ein flüchtiges, aber überschwengliches Verlangen eingab, dort von nun an für immer zu leben. Wie oft ist es mir,

nur weil ich im Augenblick den Duft eines Blattes verspürte, Madame de Villeparisis auf einem Klappsitz gegenüber zu sein, der Prinzessin von Luxemburg zu begegnen, die ihr von ihrem Wagen aus einen Gruß zuwinkte, ins Grand-Hôtel zum Abendessen zurückzukehren als eine der unaussprechlichen Formen des Glücks erschienen, die weder Gegenwart noch Zukunft uns wiederschenken können und die man nur einmal auf Erden durchlebt!

Oft war es dunkel, bevor wir heimgekehrt waren.[1] Schüchtern zitierte ich Madame de Villeparisis, während ich auf den Mond am Himmel wies, einen schönen Ausspruch von Chateaubriand, von Vigny oder von Victor Hugo: »Uralter Schwermut Ahnen strömt von ihm aus« oder »beträn̈t wie Artemis an ihrer Brunnen Rande« oder »Brautnächtig war das Dunkel, hehr und feierlich«.[2]

»Finden Sie das etwa schön?« fragte sie mich, »›genial‹, wie Sie sagen? Ich muß Ihnen gestehen, ich bin immer ganz erstaunt, wie ernst man jetzt Dinge nimmt, die die Freunde dieser Herren, obwohl sie ihren Verdiensten gebührende Anerkennung zollten, als erste belächelten. Damals ging man noch nicht so verschwenderisch mit der Bezeichnung Genie um wie heute, wo es ein Schriftsteller schon als Beleidigung auffaßt, wenn man ihm sagt, er habe nur Talent. Sie zitieren mir einen pompösen Satz von Monsieur de Chateaubriand über den Mondschein. Sie werden sehen, daß ich meine Gründe habe, mich dem etwas zu verschließen. Monsieur de Chateaubriand kam sehr oft zu meinem Vater zu Besuch. Er war übrigens angenehm, wenn man allein mit ihm war, dann war er natürlich und amüsant, waren aber andere Leute zugegen, posierte er und wurde lächerlich; in Gegenwart meines Vaters stellte er die Behauptung auf, er habe dem König sein Rücktrittsgesuch an den Kopf geworfen und das Konklave gelenkt, wobei er ganz vergaß, daß mein Vater von ihm selbst damit betraut worden war, den König anzuflehen, er möge ihn wieder nehmen, und von ihm über die Wahl des Papstes die

unsinnigsten Prognosen hatte anhören müssen. Von diesem berühmten Konklave mußte man Monsieur de Blacas erzählen lassen, das war freilich ein anderer Mann als Monsieur de Chateaubriand.[1] Was nun die Phrasen dieses Herrn über den Mondschein betrifft, so waren sie bei uns zu Hause ganz einfach eine Art Pflichtübung geworden. Wann immer draußen vor dem Schloß der Mondschein auf den Wegen lag und ein neuer Gast anwesend war, riet man diesem, nach dem Diner mit Monsieur de Chateaubriand ein wenig ins Freie zu gehen. Wenn sie dann wiederkamen, nahm mein Vater den Gast unweigerlich auf die Seite: ›Nun, ist Monsieur de Chateaubriand recht gesprächig gewesen?‹ – ›O ja.‹ – ›Hat er vom Mondschein geredet?‹ – ›Ja. Woher wissen Sie …‹ – ›Warten Sie, hat er nicht gesagt …‹, und dann zitierte er den Satz. ›Ja aber, woher in aller Welt …?‹ – ›Und er hat auch vom Mondschein in der römischen Campagna gesprochen.‹ – ›Sie sind ein Hexenmeister.‹ Mein Vater war kein Hexenmeister, aber Monsieur de Chateaubriand begnügte sich damit, immer das gleiche fertig zubereitete Stückchen aufzutischen.«

Beim Namen Vigny lachte sie.

»Das ist der, der immer sagte: ›Ich bin Graf Alfred de Vigny.‹ Man ist Graf oder nicht, darauf kommt es gar nicht an.«

Vielleicht fand sie dann selbst, daß es immerhin nicht ohne Bedeutung sei, denn sie setzte hinzu:

»Erstens bin ich gar nicht sicher, daß er es überhaupt war, jedenfalls dann nur einer aus sehr kleinem Hause, dieser Herr, der in seinen Gedichten von seiner ›Helmzier des Edelmanns‹ gesprochen hat. Sehr geschmackvoll wirklich und für den Leser höchst interessant! Das ist so wie wenn Musset, ein schlichter Pariser Bürger, pathetisch sagt: ›Der goldene Sperber auf meinem Helm.‹ Niemals wird ein wirklicher Edelmann solche Dinge äußern. Musset hatte wenigstens als Dichter Talent. Abgesehen von *Cinq-Mars* habe ich dagegen niemals eine Zeile von Monsieur de Vigny lesen können, das Buch fällt mir vor Langeweile wieder aus der Hand. Monsieur

Molé, der all den Geist und Takt besaß, an dem Monsieur de Vigny es fehlen ließ, hat ihn schön zugerichtet, als er ihn in die Akademie aufnahm. Wie, Sie kennen seine Begrüßungsrede nicht? Sie ist ein Meisterwerk an Bosheit und offener Ironie.«[1]

Balzac, den sie mit Staunen von ihren Neffen so sehr bewundert sah, warf sie vor, er habe sich angemaßt, eine Gesellschaft zu schildern, in der er nicht empfangen wurde, und tausend Unwahrscheinlichkeiten über sie berichtet. Was Victor Hugo anbelangt, sagte sie uns, daß Monsieur de Bouillon, ihr Vater, der Freunde unter den jungen Romantikern besaß, dank ihnen bei der Premiere von *Hernani* dabeigewesen sei, doch nicht bis zum Schluß ausgeharrt habe, so lächerlich habe er die Verse dieses begabten, aber exaltierten Schriftstellers gefunden, der den Titel eines großen Dichters nur aufgrund eines Kuhhandels erhalten habe, als Belohnung für seine berechnende Nachsicht gegenüber den gefährlichen Irrlehren der Sozialisten.

Wir sahen nun schon das Hotel, seine am ersten Abend bei der Ankunft so feindselig strahlenden Lichter, die jetzt etwas Schützendes, Sanftes, Heimkehrkündendes hatten. Als der Wagen vor dem Eingang hielt, scharten sich auf den Stufen in naiver Dienstfertigkeit der Portier, die Grooms, der Liftboy, wegen unserer späten Rückkehr bereits in unbestimmte Besorgnis versetzt, die nunmehr zu vertrauten Gestalten geworden waren, zu jenen Wesen gehörig, die so oft im Laufe unseres Lebens wechseln wie wir selbst, in denen wir jedoch, sobald sie eine Zeitlang zum Spiegel unserer Gewohnheiten geworden sind, die tröstliche Gewißheit finden, uns treulich und freundschaftlich reflektiert zu sehen. Sie sind uns lieber als Freunde, die wir lange nicht gesehen haben, denn sie enthalten mehr von dem, was wir im Augenblick sind. Nur der tagsüber der Sonne ausgesetzte »Chasseur« war wegen der Abendkühle hereingenommen und in Wolle gehüllt worden, wodurch er, im Verein mit seinem geradezu pathetisch oran-

gefarbenen Haar und der eigenartigen rosa Blütenhaftigkeit seiner Wangen, mitten in der verglasten Halle an ein Treibhausgewächs erinnerte, das man vor Frostgefahr schützt. Von sehr viel mehr dienenden Geistern als nötig betreut, stiegen wir aus dem Wagen, unsere Helfer aber hatten nun einmal die Bedeutung des Vorgangs erkannt und sahen es als Ehrensache an, dabei mitzuwirken. Ich hatte einen Riesenhunger. Daher ging ich dann oft, um den Augenblick des Abendessens nicht noch zu verzögern, nicht erst in mein Zimmer hinauf, das schließlich doch wirklich so sehr das meine geworden war, daß ein Wiedersehen mit den langen violetten Vorhängen und den niederen Bücherregalen für mich bedeutete, daß ich mit dem Ich allein war, dessen Bild mir die Dinge wie die Menschen vermitteln; zusammen warteten wir in der Halle, bis der Oberkellner uns sagte, es sei angerichtet für uns. Dies war dann noch einmal eine Gelegenheit, Madame de Villeparisis zuzuhören.

»Wir nehmen wirklich Ihre Liebenswürdigkeit zu sehr in Anspruch«, sagte meine Großmutter.

»Aber wieso denn, ich bin entzückt, es macht mir doch soviel Freude«, antwortete ihre Freundin mit einem gewinnenden Lächeln und indem sie ihre Worte in einer Weise, die im Widerspruch zu ihrer sonstigen Schlichtheit stand, melodisch ausklingen ließ.

Tatsächlich war sie in solchen Augenblicken nicht natürlich, sie verhielt sich wieder ihrer Erziehung, jener aristokratischen Art getreu, durch die eine große Dame bürgerlichen Leuten zeigen soll, daß sie sehr gern mit ihnen zusammen und frei von Standesdünkel ist. Und der einzige Mangel wahrer Höflichkeit von ihrer Seite bestand tatsächlich im Übermaß ihrer Höflichkeiten; denn darin erkannte man die Routine der Dame aus dem Faubourg Saint-Germain, die, da sie in einer gewissen Sorte von Bürgerlichen immer schon die Unzufriedenen sieht, die sie eines Tages an ihnen haben wird, eifrig jede Gelegenheit benutzt, wo es nur möglich ist, im Rech-

nungsbuch ihrer Liebenswürdigkeit ihnen gegenüber einen Kredit vorzutragen, der ihr bei nächster Gelegenheit gestattet, auf die Debetseite das Diner oder den »Rout« zu schreiben, zu denen sie sie nicht einladen wird. Da der Geist ihrer Kaste sie in früherer Zeit ein für allemal geprägt hatte und sie nicht gewahr wurde, daß Gegebenheiten und Personen diesmal ganz andere waren und sie uns auch in Paris gern würde sehen wollen, trieb so jener Geist Madame de Villeparisis dazu, uns mit fieberhaftem Eifer, als sei die ihr für Liebenswürdigkeiten zugemessene Zeit nur kurz, während wir in Balbec waren, so häufig wie irgend möglich Rosen und Melonen zu schicken, Bücher zu leihen, uns zu Wagenfahrten einzuladen und mit herzlichen Reden zu überschütten. Dadurch aber sind – wie der blendende Glanz der Küste, die vielfarbigen Strahlungen und der Tiefseeschimmer der Räume, ja sogar die Reitstunden, durch die die Söhne von Handeltreibenden wie Alexander der Große zur Gottheit erhoben wurden – die täglichen Liebenswürdigkeiten, die Madame de Villeparisis uns erwies, zugleich mit der augenblicksbedingten sommerlichen Leichtigkeit, mit der meine Großmutter sie entgegennahm, in meiner Erinnerung als charakteristische Züge des Badelebens eingegraben geblieben.

»Geben Sie doch Ihre Mäntel ab, daß man sie in Ihre Zimmer bringe«.

Meine Großmutter reichte sie dem Direktor, und angesichts seiner Freundlichkeit mir gegenüber tat es mir leid, daß er offenbar unter diesem Mangel an Zartgefühl litt.

»Ich glaube, wir haben den Herrn verletzt«, meinte die Marquise. »Er hält sich wahrscheinlich für zu vornehm, Ihre Schals zu nehmen. Das erinnert mich daran, wie einmal, als ich noch ein kleines Mädchen war, der Herzog von Nemours zu meinem Vater, der im obersten Stockwerk des Palais Bouillon wohnte, mit einem großen Packen von Briefen und Zeitschriften hereinkam. Ich sehe heute noch den Herzog in seinem blauen Frack unter der Tür stehen, die mit sehr hüb-

schen Holzschnitzereien verziert war, ich glaube, Bagard[1] hat solches Zeug gemacht, Sie wissen schon, solche ganz feinen und so biegsamen Rundstäbchen, daß der Kunsttischler manchmal kleine Schälchen, Blumen und gleichsam Bänder, mit denen man einen Strauß zusammenhält, daraus geformt hat. ›Da schauen Sie, Cyrus‹, sagte er zu meinem Vater, ›was Ihr Portier mir für Sie mitgegeben hat. Er sagte mir: Wo Sie doch zum Herrn Grafen gehen, lohnt es sich ja nicht, daß ich auch noch hinaufsteige, aber geben Sie gut acht, daß die Schnur nicht reißt.‹ So, nun da Sie Ihre Sachen abgegeben haben, kommen Sie und setzen Sie sich dorthin«, sagte sie zu meiner Großmutter und nahm sie bei der Hand.

»Oh! Wenn es Ihnen nichts ausmacht, möchte ich den Sessel da lieber nicht! Er ist zu klein für zwei, aber zu groß für mich allein, ich würde mich unbehaglich fühlen.«

»Das erinnert mich – denn es war genauso einer – an einen Fauteuil, den ich lange hatte, aber schließlich nicht behalten konnte, weil meine Mutter ihn von der unglücklichen Herzogin von Praslin[1] hatte. Meine Mutter war zwar die schlichteste Person von der Welt, aber sie hatte noch Ideen aus einer anderen Zeit, die schon ich nicht mehr recht verstand; sie wollte sich zunächst Madame de Praslin nicht vorstellen lassen, weil sie nur eine geborene Mademoiselle Sebastiani war, während diese fand, es sei, da sie ja Herzogin war, nicht an ihr, sich vorstellen zu lassen. Tatsächlich aber«, setzte Madame de Villeparisis, vergessend, daß sie selbst für diese Art von Nuancen kein Verständnis besaß, hinzu, »hätte dieser Anspruch sich allenfalls vertreten lassen, wenn sie nur Madame de Choiseul gewesen wäre. Die Choiseul sind das Vornehmste, was es gibt, sie stammen von einer Schwester des Königs Ludwig des Dicken ab und haben in Bassigny souverän geherrscht. Ich gebe zu, daß wir als Familie bessere Verbindungen eingegangen sind und mehr Ruhm erworben haben, aber an Alter kommen beide Häuser fast auf das gleiche heraus. Aus diesen Fragen des Vorrangs ergaben sich dann komische

Zufälle, wie zum Beispiel ein Mittagessen, das mehr als eine Stunde zu spät serviert wurde, weil eine dieser Damen so lange brauchte, bis sie einwilligte, vorgestellt zu werden. Sie waren dann trotz allem intime Freundinnen geworden, und sie hatte meiner Mutter einen Sessel ganz in der Art von diesem hier geschenkt, in dem, wie Sie jetzt eben, niemand sitzen wollte. Eines Tages hörte meine Mutter einen Wagen im Hofe vorfahren. Sie fragte einen jungen Diener, wer es sei. ›Die Frau Herzogin von La Rochefoucauld, Frau Gräfin.‹ – ›Gut, ich empfange sie.‹ Eine Viertelstunde später ist noch immer niemand da: ›Nun, und die Herzogin von La Rochefoucauld? Wo bleibt sie denn eigentlich?‹ – ›Sie ist auf der Treppe und verschnauft, Frau Gräfin‹, antwortete der Diener, der erst kurz vorher vom Land gekommen war, wo meine Mutter klugerweise ihre Leute auswählte. Oft waren sie ihr schon vom ersten Lebenstag an bekannt. Auf diese Weise hat man immer rechtschaffenes Personal. Einen besseren Luxus gibt es nicht. Tatsächlich stieg die Herzogin mit größter Schwierigkeit Treppen, sie war so unförmig dick, daß meine Mutter, als sie zu ihr ins Zimmer trat, einen Augenblick in Verlegenheit war, wo sie sie placieren könne. In diesem Moment fiel ihr das Möbelstück der Madame de Praslin ins Auge. ›Aber bitte, setzen Sie sich doch‹, sagte meine Mutter und schob es ihr hin. Die Herzogin hatte gerade darin Platz. Trotz dieser Körperfülle war sie recht angenehm geblieben. ›Sie macht noch immer einen starken Eindruck, wo sie auch ins Zimmer tritt!‹ bemerkte einer unserer Freunde. ›Sie hinterläßt ihn vor allem, wenn sie wieder geht‹, antwortete meine Mutter, die ungenierter redete, als heute statthaft wäre. Bei Madame de La Rochefoucauld selbst, die als erste darüber lachte, nahm man kein Blatt vor den Mund und scherzte ganz unbefangen über ihre gewaltigen Ausmaße. ›Sind Sie allein?‹ fragte den Herzog von La Rochefoucauld einmal meine Mutter, die der Herzogin einen Besuch machen wollte und, an der Tür von deren Gatten empfangen, Madame de La Rochefoucauld nicht sah,

die im Hintergrund in einer Nische saß. ›Madame de La Rochefoucauld ist nicht da? Ich sehe sie jedenfalls nicht.‹ – ›Wie liebenswürdig Sie sind!‹ gab der Herzog zur Antwort, der zwar ein so schlechtes Urteilsvermögen besaß, wie ich es sonst kaum angetroffen habe, aber doch einen gewissen Mutterwitz.«

Als ich nach dem Abendessen mit meiner Großmutter wieder zu uns hinaufgegangen war, sagte ich zu ihr, vielleicht seien die Vorzüge, die uns an Madame de Villeparisis derart entzückten – Takt, Feinheit, Diskretion, vornehme Unaufdringlichkeit –, gar nichts so besonders Wertvolles, da diejenigen, die diese Eigenschaften im höchsten Maße besaßen, nur Persönlichkeiten seien wie Molé oder Loménie[1] , und wenn ihr Fehlen vielleicht auch den alltäglichen Umgang weniger angenehm gestalte, so habe es gewisse Leute nicht daran gehindert, Chateaubriand, Vigny, Hugo oder Balzac zu werden, eingebildete Menschen ohne Urteilsvermögen, über die man leicht spotten konnte, wie über Bloch … Beim Namen Bloch aber erhob meine Großmutter Einspruch. Sie rühmte mir Madame de Villeparisis. So wie man immer sagt, daß in der Liebe die Neigungen im Interesse der Arterhaltung gelenkt seien und daß dicke Männer, damit das aus einer Verbindung hervorgehende Kind eine möglichst normale Konstitution mit auf die Welt bringe, sich zu dünnen Frauen hingezogen fühlen, die dünnen aber zu dicken, so waren unbewußt auch die Erfordernisse meines von Nervosität, krankhafter Neigung zur Traurigkeit und Einsamkeit bedrohten Glücks im Spiel, wenn meine Großmutter den ersten Rang allen Eigenschaften des ruhigen Wägens und Urteilens zuerkannte, Vorzügen, die nicht Madame de Villeparisis persönlich eigentümlich waren, wohl aber einer Gesellschaft, in der ich Zerstreuung und Beruhigung finden könnte, einer Gesellschaft gleich der, in der man den Geist eines Doudan[1] hat blühen sehen, eines Monsieur de Rémusat[2] , ganz zu schweigen von einer Beausergent oder einem Joubert[3] , einer Sévigné, einen Geist

jedenfalls, der mehr Glück und mehr Würde in das Leben trägt als die diesem entgegengesetzten Formen der Verfeinerung, die einen Baudelaire, einen Poe, Verlaine, Rimbaud in Leiden und öffentliche Mißachtung geführt haben, wie meine Großmutter sie für ihren Enkel nicht wollte. Ich fiel ihr ins Wort, um sie zu küssen, und fragte sie dann, ob sie diesen oder jenen Satz bemerkt habe, den Madame de Villeparisis gesagt hatte und aus dem hervorgehe, daß sie größeren Wert auf ihre hohe Geburt legte, als sie zugeben wolle. In dieser Form unterbreitete ich meiner Großmutter jeweils meine Eindrücke, denn welches Maß an Achtung ich jemandem schuldete, wußte ich immer nur, nachdem sie es mir klargemacht hatte. Jeden Abend legte ich ihr meine skizzenhaften Eindrücke von all den menschlichen Wesen vor, die es eigentlich gar nicht für mich gab, denn sie waren ja nicht sie. Einmal machte ich die Bemerkung: »Ohne dich könnte ich nicht leben.« – »Sag nur das nicht«, antwortete sie in besorgtem Ton. »Wir müssen festeren Mut fassen. Was sollte denn sonst aus dir werden, wenn ich einmal verreise? Ich hoffe im Gegenteil, daß du dann sehr vernünftig und sehr glücklich sein wirst.« – »Ich könnte vernünftig sein, wenn es für ein paar Tage wäre, würde aber die Stunden zählen.« – »Aber wenn ich auf Monate verreise …« (bei der bloßen Vorstellung schon verkrampfte sich mein Herz) »auf Jahre … auf …«

Wir schwiegen beide. Wir wagten einander nicht anzusehen. Dennoch war mir ihre Angst noch schmerzlicher als die meine. Ich trat darum ans Fenster und sagte mit deutlicher Stimme und abgewandtem Blick zu ihr:

»Du weißt, wie sehr ich zu Gewohnheiten neige. In den ersten Tagen, die ich fern von den mir liebsten Menschen verleben muß, fühle ich mich unglücklich. Dann liebe ich sie zwar immer noch ebenso, aber gewöhne mich, und das Leben wird ruhig und angenehm; ich würde es dann auch ertragen, Monate und Jahre von ihnen getrennt zu sein …«

Ich mußte schweigen und unverwandt aus dem Fenster sehen. Meine Großmutter ging einen Augenblick aus dem Zimmer. Doch am folgenden Tag fing ich von Philosophie zu reden an, in möglichst beiläufigem Ton, aber doch so, daß meine Großmutter auf meine Worte achtgeben mußte; ich sagte, es sei doch merkwürdig, daß nach dem letzten Stand der Wissenschaft der Materialismus offenbar erledigt und das Wahrscheinlichste noch immer das ewige Leben der Seelen und ihre künftige Wiedervereinigung sei.

Madame de Villeparisis machte uns im voraus darauf aufmerksam, daß sie uns bald nicht mehr so oft werde sehen können. Ein junger Neffe von ihr, der sich auf Saumur[1] vorbereitete und zur Zeit ganz in der Nähe, in Doncières, in Garnison sei, sollte bei ihr ein paar Urlaubswochen verbringen, und ihm werde sie viel von ihrer Zeit widmen müssen. Auf unseren Ausflugsfahrten hatte sie uns gegenüber rühmend seine große Klugheit erwähnt, vor allem sein gutes Herz; schon stellte ich mir vor, er würde von Sympathie für mich erfüllt, ich würde sein bevorzugter Freund sein, und als vor seinem Eintreffen noch seine Tante meiner Großmutter zu verstehen gab, er sei unglücklicherweise einer üblen Person in die Hände gefallen, auf die er ganz versessen sei und die ihn nicht loslassen wolle, dachte ich, überzeugt, daß eine solche Art von Liebe schicksalhaft mit Geisteskrankheit, Verbrechen und Selbstmord enden müsse, an die kurze Zeit, die unserer Freundschaft vergönnt sein würde, einer Freundschaft, die in meinem Herzen doch schon so groß geworden war, bevor ich ihn überhaupt kannte, und ich beweinte sie bereits wie auch das viele Unglück, das ihn erwartete, ganz als handle es sich um ein geliebtes Wesen, von dem man uns mitgeteilt habe, es sei schwer krank und seine Tage seien gezählt.

An einem sehr heißen Nachmittag hielt ich mich im Speisesaal des Hotels auf, den man der Sonne wegen halb verdunkelt hatte, indem man die Vorhänge vorgezogen hatte, die das Licht von draußen gelb färbte und durch deren Zwischenräu-

me man das blaue Meer blitzen sah, als ich im mittleren Durchgang, der vom Strand zur Straße führte, einen jungen Mann, groß, schlank, mit freiem Hals, stolz erhobenem Haupt und durchdringendem Blick einherkommen sah, dessen Haut so hell war und dessen Haare so golden schimmerten, als hätten sie alle Strahlen der Sonne in sich aufgesogen.[1] In weiche, fast weiße Stoffe gekleidet, wie ich nie glaubte, daß ein Mann sie tragen könne, deren leichte Beschaffenheit nicht weniger als die Kühle des Speisesaals die Vorstellung von Hitze und schönem Wetter draußen weckten, schritt er schnell dahin. Seine Augen, aus deren einem ständig das Monokel glitt, hatten die Farbe des Meeres. Jeder schaute im Vorübergehen neugierig auf ihn hin; man wußte, daß der junge Marquis von Saint-Loupen-Bray[2] berühmt war wegen seiner Eleganz. Alle Zeitungen hatten den Anzug beschrieben, in dem er vor kurzem dem jungen Herzog von Uzès[3] bei einem Duell als Sekundant zur Seite gestanden hatte. Es schien, als müsse die ganz besondere Beschaffenheit seines Haars, seiner Augen, seiner Haut, seiner ganzen Erscheinung, dank deren er inmitten einer Menschenmenge aufgefallen wäre wie eine kostbare Ader azurblau schimmernden, leuchtenden Opals, die in gröberen Stoff eingesprengt ist, auch einem Leben entsprechen, das ganz anders als das der anderen Menschen wäre. Als noch vor der Liaison, über die Madame de Villeparisis geklagt hatte, die hübschesten Frauen der großen Welt ihn sich streitig machten, hatte infolgedessen seine Anwesenheit in einem Seebad zum Beispiel an der Seite der berühmten Schönheit, der er gerade den Hof machte, sie nicht nur in den Vordergrund des Interesses gerückt, sondern alle Blicke so gut wie auf sie auch auf ihn gelenkt. Wegen seines »Schicks«, seiner »salonlöwenhaften« Impertinenz, wegen seiner ungewöhnlichen Schönheit zumal fanden manche etwas Weibisches an ihm, ohne es ihm jedoch zum Vorwurf zu machen, denn es war bekannt, wie männlich er war und daß er Frauen leidenschaftlich liebte. Er war jener Neffe von Madame de

Villeparisis, von dem sie gesprochen hatte. Ich war entzückt bei dem Gedanken, ein paar Wochen lang die Bekanntschaft mit ihm pflegen zu dürfen, und wiegte mich in der Gewißheit, er werde mir seine Neigung zuwenden. Er durchmaß schnell das Hotel in seiner ganzen Breite, wobei er seinem Monokel nachzulaufen schien, das wie ein Schmetterling vor ihm herflatterte. Er kam vom Strand, und das Meer, das die großen Fenster der Halle bis zur Hälfte erfüllte, diente ihm als Hintergrund, vor dem er sich in voller Figur abhob, wie auf gewissen Porträts, mit denen die Maler unter Verzicht auf die leiseste Fälschung der Wirklichkeit, nur durch die Wahl einer geeigneten Umrahmung für ihr Modell – Polorasen, Golfplatz, Rennbahn, Deck einer Segeljacht –, ein modernes Gegenstück zu den Gemälden geben wollen, auf denen die Maler der Frührenaissance ein menschliches Antlitz im Vordergrund vor einer Landschaft zeigen. Ein mit zwei Pferden bespannter Wagen erwartete ihn vor der Tür; während sein Monokel auf der besonnten Straße weitertanzte, ergriff der Neffe der Madame de Villeparisis mit der Eleganz und Meisterschaft, die ein großer Pianist an den einfachsten Stellen geltend zu machen weiß, bei denen man es für unmöglich gehalten hätte, er könne sich einem zweitrangigen Interpreten überlegen zeigen, die Zügel, die der Kutscher ihm in die Hände gab, setzte sich neben ihn und ließ, während er einen Brief öffnete, den der Direktor ihm überreicht hatte, sein Gespann losfahren.

Wie groß war meine Enttäuschung in den folgenden Tagen, als ich jedesmal, wenn ich ihn im Hotel oder draußen im Freien traf – immer hocherhobenen Hauptes und ständig die Bewegungen seiner Glieder um sein tanzendes, flüchtiges Monokel gruppierend, das für sie den Schwerpunkt zu bilden schien –, feststellte, daß er sich uns nicht zu nähern beabsichtigte, und sogar sehen mußte, daß er uns nicht grüßte, trotz unzweifelhafter Kenntnis der Tatsache, daß wir mit seiner Tante befreundet waren! Der Liebenswürdigkeit gedenkend, die Madame de Villeparisis und vorher Monsieur de Norpois

mir gegenüber an den Tag gelegt hatten, meinte ich, daß sie am Ende eben nicht im Ernst Adlige seien und daß ein Geheimartikel in dem Kodex, nach dem die Aristokratie sich richtet, vielleicht Frauen und gewissen Diplomaten erlaubt, ihn in ihren Beziehungen mit Bürgerlichen außer acht zu lassen und aus Gründen, in die ich keinen Einblick hatte, auf jenen Standesdünkel zu verzichten, den ein junger Marquis hingegen unerbittlich zu zeigen hat. Mein Verstand hätte mir das Gegenteil sagen müssen. Doch das Charakteristische an dem lächerlichen Alter, in dem ich mich befand – ein keineswegs undankbares, ein sehr fruchtbares Alter –, ist eben, daß man den Verstand nicht befragt und daß einem die beiläufigsten Eigenheiten der Menschen unverbrüchlich zu ihrem Wesen zu gehören scheinen. Ganz von Ungeheuern und Göttern umringt, kennt man fast keine Ruhe. Man führt in diesen Jahren beinahe keine Geste aus, die man nicht nachher gern zurücknehmen möchte. Man sollte aber statt dessen gerade bedauern, daß man die Spontaneität nicht mehr besitzt, die sie uns ausführen ließ. Später sieht man die Dinge auf eine praktischere Art in vollkommener Übereinstimmung mit der übrigen Gesellschaft, die Jugend aber ist die einzige Zeit, in der man etwas lernt.

Die Anmaßung, die ich bei Monsieur de Saint-Loup erriet, und alles, was sie an ihm innewohnender Härte barg, fand sich durch seine Haltung jedesmal bestätigt, wenn er an uns vorbeiging, den Körper unbeugsam gestrafft, mit hochgetragenem Haupt und unerschütterlichem, ja mehr noch, auch mit unerbittlichem Blick; es gebrach ihm völlig an jener vagen Achtung, die wir den Rechten anderer Geschöpfe entgegenzubringen pflegen, selbst wenn sie nicht dazu noch unsere Tante kennen, und die bewirkte, daß ich mich vor einer alten Dame nicht genauso wie vor einem Laternenpfahl verhielt. Seine eisigen Allüren waren von den bezaubernden Briefen, die ich noch vor wenigen Tagen mit dem Ausdruck seiner Sympathie von ihm zu erhalten träumte, ebensoweit entfernt

wie die Begeisterungsstürme bei der Kammer und im Publikum, die ein Phantast in seiner Vorstellung mit einer unvergeßlichen Rede entfesselt, von der bescheidenen, ruhmlosen Situation, in der er sich, nachdem seine Stimme verhallt und die erträumten Beifallskundgebungen verrauscht sind, als der arme Tor wiederfindet, der er vorher war. Als Madame de Villeparisis, zweifellos im Bemühen, den schlechten Eindruck auszulöschen, den diese so augenfällige Enthüllung einer hochmütigen und bösen Gemütsart auf uns gemacht haben mußte, wiederum von der unerschöpflichen Güte ihres Großneffen (er war der Sohn einer ihrer Nichten und etwas älter als ich) zu reden begann, war ich von bewunderndem Staunen darüber erfüllt, wie man in der Gesellschaft unter Nichtachtung der Wahrheit Eigenschaften des Herzens denen leiht, die an einer Verdorrung dieses Organs leiden, mögen sie sich auch gegen die glanzvollen Erscheinungen ihres eigenen Milieus ganz liebenswürdig erweisen. Madame de Villeparisis führte selbst, wenn auch indirekt, eine Bestätigung dieser für mich bereits feststehenden wesenhaften Züge im Charakter ihres Neffen herbei, als ich eines Tages beide auf einem Weg traf, der so schmal war, daß sie uns wohl oder übel miteinander bekanntmachen mußte. Er schien gar nicht zu hören, daß man ihm einen Namen nannte, kein Muskel in seinem Gesicht bewegte sich; seine Augen, in denen sich auch nicht der leiseste Funke menschlichen Fühlens regte, zeigten in ihrer Ungerührtheit, in der vollkommenen Leere des Blicks eine Übersteigerung, ohne die sie sich in nichts von leblosen Spiegeln unterschieden hätten. Dann, während er diese stahlharten Augen auf mich heftete, als wolle er sich ein genaues Bild von mir machen, bevor er meinen Gruß erwiderte, schnellte er mit einem plötzlichen Ruck, der eher einem Muskelreflex als einem Willensakt zu entspringen schien und zwischen ihm und mir den größtmöglichen Zwischenraum schuf, zurück, streckte seinen Arm in ganzer Länge vor und reichte mir gleichsam von ferne die Hand. Ich glaubte, es handle sich mindestens

um ein Duell, als er sich am folgenden Tag mit der Karte bei mir anmeldete. Doch er sprach nur von Literatur und erklärte mir nach einer langen Unterhaltung, er habe die größte Lust, mich täglich mehrere Stunden zu sehen. Während dieses Besuches hatte er nicht nur ein leidenschaftliches Interesse für die Dinge des Geistes an den Tag gelegt, sondern mir auch eine Sympathie bezeigt, die in keinem Verhältnis zu dem Gruß vom Vortag stand. Nachdem ich festgestellt hatte, daß er die Begrüßung jedesmal in der gleichen Weise vollzog, wenn ihm jemand vorgestellt wurde, kam ich zu der Einsicht, daß es sich dabei einfach um eine mondäne Gepflogenheit handelte, die ein gewisser Teil seiner Familie angenommen und der gemäß seine Mutter, die auf seine untadelige Erziehung den größten Wert legte, seinen Körper dressiert hatte; er führte diese Art von Grußbezeigungen aus, ohne ihnen größere Beachtung zu zollen als seinen schönen Kleidern oder seinen schönen Haaren; es war dies eine Sache, der jene tiefe Bedeutung, die ich ihr anfänglich zugeschrieben hatte, völlig abging, etwas rein Erlerntes vielmehr wie die weitere Gepflogenheit von ihm, sich auf der Stelle auch den Eltern eines Menschen, den er kannte, vorstellen zu lassen: eine Gepflogenheit, die bei ihm so instinktiv geworden war, daß er, als er mich am Tag nach unserer ersten Begegnung wieder traf, grußlos auf mich zustürzte und mich ersuchte, ihn mit meiner Großmutter, die gerade bei mir war, bekanntzumachen, noch dazu mit so fieberhafter Eile, als beruhe diese Bitte auf einem Instinkt der Selbstverteidigung, wie er einer unwillkürlichen Abwehrbewegung vor einem Schlag oder dem Schließen der Augen vor einem überflutenden Schwall kochenden Wassers zugrunde liegt, ohne dessen vorbeugenden Schutz man in der nächsten Sekunde schon aufs höchste gefährdet wäre.

Nachdem die ersten Riten zur Vertreibung der bösen Geister einmal hinter uns lagen, sah ich, so wie eine zänkische Fee ihre bisherige Erscheinung ablegt und sich mit zauberhafter Anmut schmückt, diesen verächtlich dreinschauenden Men-

schen zu dem liebenswertesten und zuvorkommendsten jungen Mann werden, dem ich je begegnet war. Gut, sagte ich mir, ich habe mich schon einmal über ihn getäuscht, ich bin das Opfer eines Trugbilds gewesen, habe es aber dann nur durchschaut, um einem zweiten anheimzufallen, denn offenbar ist er ein adelsstolzer großer Herr, der das gerade verbergen will. Tatsächlich sollte die bezaubernde Wohlerzogenheit und gewinnende Art Saint-Loups ihn mir nach kurzer Zeit als ein anderes, aber doch von dem in meiner Phantasie entstandenen ganz verschiedenes Wesen erscheinen lassen.

Dieser junge Mann, der wie ein herablassender Aristokrat und überlegener Sportsmann wirkte, war von Achtung und Neugier nur für die Dinge des Geistes erfüllt, besonders für jene modernistischen Erscheinungsformen von Literatur und Kunst, die seiner Tante so lächerlich schienen; andererseits war er auch für das eingenommen, was sie als sozialistische Demagogie bezeichnete, war gegenüber seiner Kaste von tiefster Geringschätzung erfüllt und verbrachte Stunden mit dem Studium von Nietzsche und Proudhon.[1] Er war einer jener zu rascher Bewunderung entflammten »Intellektuellen«[2] , die ganz in einem Buch aufgehen und sich nur für große Gedanken interessieren. Das ging sogar so weit, daß bei Saint-Loup das Zutagetreten dieser sehr abstrakten und meinen gewohnten Beschäftigungen so fernen Tendenz mir zwar rührend erschien, mich aber auch ein wenig langweilte. Ich darf sagen, daß ich, nachdem ich erfahren hatte, wer sein Vater gewesen war, an Tagen, wo ich bei der Lektüre von Memoiren überall auf Anekdoten über den berühmten Grafen von Marsantes gestoßen war, in dem sich die ganz besondere Eleganz einer nun schon entlegenen Epoche verkörperte, noch träumerischen Geistes und von dem brennenden Verlangen erfüllt, Näheres über das Leben zu erfahren, das Monsieur de Marsantes geführt hatte, wütend war, daß Robert de Saint-Loup sich nicht damit begnügte, der Sohn seines Vaters zu sein, und anstatt mich in den etwas verblichenen Roman der

Existenz dieses Mannes einführen zu können, sich bis zum Verehrer Nietzsches und Proudhons erhoben hatte. Sein Vater hätte mein Bedauern nicht geteilt. Er war selbst ein gescheiter Mann, der über die Grenzen seines mondänen Daseins hinaussah. Er hatte kaum Zeit gehabt, seinen Sohn kennenzulernen, hatte aber gewünscht, daß dieser mehr taugen möge als er. Und ich kann mir gut vorstellen, daß er ihn im Gegensatz zur übrigen Familie bewundert und sich darüber gefreut hätte, daß jener das, was seine eigenen dürftigen Zerstreuungen waren, zugunsten strenger geistiger Zucht aufgegeben hatte, und daß er mit der Bescheidenheit des geistvollen Grandseigneurs insgeheim die Lieblingsautoren seines Sohnes gelesen hätte, um ermessen zu können, wie weit Robert über ihn hinausgewachsen war.

Es lag im übrigen der betrübliche Sachverhalt vor, daß zwar Monsieur de Marsantes mit seinem aufgeschlossenen Geist einen von ihm so sehr verschiedenen Sohn zu schätzen gewußt hätte, Robert de Saint-Loup selbst jedoch, da er zu denen gehörte, die glauben, das Verdienst sei an bestimmte Kunst- und Lebensformen gebunden, ein zwar zärtliches, aber auch ein wenig mit Herablassung gemischtes Andenken an einen Vater bewahrte, der sich sein Leben lang mit Jagden und Rennen beschäftigt, bei Wagner gegähnt und für Offenbach sich begeistert hatte. Saint-Loup war nicht klug genug, um zu begreifen, daß der intellektuelle Rang eines Menschen nichts mit einer bestimmten ästhetischen Formel zu tun hat, und hegte für die »Intellektualität« von Monsieur de Marsantes etwa die gleiche Art von Verachtung, wie sie für Boieldieu oder Labiche ein Sohn von Boieldieu oder Labiche gehegt hätte[1] , der seinerseits Adept der radikalsten Formen symbolistischer Dichtung und kompliziertester Musik gewesen wäre. »Ich habe meinen Vater nur sehr wenig gekannt«, pflegte Robert zu sagen. »Es scheint, daß er ein trefflicher Mann gewesen ist. Sein Mißgeschick bestand darin, daß er in diese klägliche Epoche hineingeboren war. Im Faubourg

Saint-Germain auf die Welt gekommen und dann auch noch in die Ära der *Belle-Hélène* [1] geraten zu sein muß für jede Existenz eine Katastrophe bedeuten. Als kleinbürgerlicher Fanatiker des »Rings« wäre vielleicht etwas ganz anderes aus ihm geworden. Es wird mir sogar erzählt, er habe die Literatur geliebt. Aber das kann ja gar keiner wissen, denn was er unter Literatur verstand, besteht aus Werken, die heute kein Mensch mehr liest.« Wenn ich Saint-Loup meinerseits etwas gar zu ernsthaft fand, begriff er wiederum nicht, daß ich es so wenig war. Da er alle Dinge nur nach dem Maß an Geist bewertete, das sie in sich bargen, und den phantasiebeflügelnden Zauber, den gewisse Dinge mir schenkten, die er oberflächlich fand, nicht begriff, staunte er, daß ich – dem er sich so sehr unterlegen glaubte – mich dafür zu interessieren vermochte.

Gleich in den ersten Tagen hatte Saint-Loup meine Großmutter für sich erobert, nicht nur durch die unaufhörliche Freundlichkeit, die er nicht müde wurde uns zu erweisen, sondern auch durch die natürliche Art, die er dabei, wie in allen Dingen, an den Tag legte. Natürlichkeit aber – wahrscheinlich, weil sie hinter den Künsten des Menschen die Natur durchblicken läßt – war die Eigenschaft, die meine Großmutter jeder anderen vorzog, sowohl in den Gärten, in denen sie nicht gern so regelmäßig angelegte Beete wie in Combray sah, wie auch in der Küche, wo sie allzu stark »garnierte« Speisen, bei denen man kaum noch erkennt, woraus sie eigentlich bestehen, verabscheute, oder auch im Vortrag eines Musikstücks auf dem Klavier, den sie nicht zu gekünstelt und routiniert haben wollte, so daß sie selbst bei den falschen Tönen Rubinsteins[2] , wenn er danebengriff, besondere Nachsicht übte. Diese Natürlichkeit stellte sie mit Entzücken sogar in Saint-Loups Kleidung fest, deren gefällige Eleganz nichts »Geschniegeltes« und »Gebügeltes« hatte und die weder streng noch steifleinen war. Erst recht schätzte sie an diesem reichen jungen Mann seine lässige, freie Art, von Luxus umgeben zu leben, ohne daß er »nach Geld roch« und ohne sich

damit wichtig zu machen; sie fand den Reiz dieser Natürlichkeit sogar in dem Unvermögen, das Saint-Loup geblieben war – während es sich gewöhnlich mit der Kindheit zur gleichen Zeit wie gewisse physiologische Eigentümlichkeiten dieses Lebensalters verliert –, seine Regungen auf seinem Gesicht nicht erkennen zu lassen. Wurde ihm etwas zuteil, was er sich wünschte, worauf er aber gleichwohl nicht gerechnet hatte, und sei es auch nur ein liebenswürdiges Wort, strahlte ein so jähes, heftiges, sich aufschwingendes und überströmendes Glück von ihm aus, daß er es nicht bei sich behalten und verbergen konnte; unwiderstehlich verzog ihm die Freude das Gesicht zur Grimasse; durch die überfeine Haut seiner Wangen schimmerte eine lebhafte Röte hindurch, in seinen Augen spiegelten sich Verlegenheit und Freude; meine Großmutter war denn auch ungemein empfänglich für diese liebreizende Kundgebung des Freimuts und der Unschuld, die im übrigen bei Saint-Loup zu der Zeit wenigstens, da ich seine Bekanntschaft machte, nicht täuschte. Ich habe aber jemand anderen gekannt – und es gibt viele solcher Leute –, bei dem die physiologische Aufrichtigkeit dieses flüchtigen Rotwerdens keineswegs die moralische Doppelzüngigkeit ausgeschlossen hat; oft beweist diese Röte nur, mit welcher Lebhaftigkeit – so stark, daß sie davor die Waffen strekken und sich offen dazu bekennen müssen – gewisse Naturen, die zu den gemeinsten Betrügereien imstande sind, Lustgefühle empfinden. Am bezauberndsten aber fand meine Großmutter die Natürlichkeit Saint-Loups in der völlig unkomplizierten Art, in der er seine Sympathie für mich bekundete, für die er Worte fand, wie sie selbst, sagte sie, nicht treffendere und zärtlichere hätte ausdenken, Worte, für die »Sévigné und Beausergent« hätten zeichnen können; er scheute sich nicht, über meine Fehler zu scherzen – er hatte sie mit einem Scharfblick erkannt, der meine Großmutter amüsierte –, aber doch nur so, wie sie selbst es getan hätte, auf eine liebevolle Art und verbunden mit fast übertriebener Bewunderung meiner guten Seiten, die

er mit einem Überschwang rühmte, der nichts von der kühlen Reserve hatte, durch die im allgemeinen junge Leute seines Alters sich ein Ansehen geben zu müssen glauben. Auch zeigte er in seinem Bemühen, jedem geringsten Unbehagen bei mir zuvorzukommen, mir Decken über die Beine zu legen, sobald es kühler wurde, und ohne daß ich es merkte, es ohne darüber zu sprechen so einzurichten, daß er abends länger bei mir blieb, wenn ich ihm traurig oder mißgestimmt vorkam – eine Aufmerksamkeit, die meine Großmutter vom gesundheitlichen Standpunkt aus, unter dem etwas mehr Abhärtung erwünscht gewesen wäre, beinahe zu weitgehend, als Beweis inniger Zuneigung jedoch um so rührender fand.

Es war sehr bald zwischen ihm und mir eine ausgemachte Sache, daß wir Freunde fürs Leben geworden seien, und er sagte »unsere Freundschaft«, als spreche er von etwas Wichtigem und Kostbarem, das außerhalb von uns selbst existierte und das er bald – wobei er von den Gefühlen für seine Geliebte absah – als das schönste Glück seines Lebens bezeichnete. Seine Worte weckten in mir eine Art von Kummer, und ich war in Verlegenheit, wie ich sie beantworten sollte, denn weder das Beisammensein mit ihm noch unsere Gespräche – zweifellos wäre es mit jedem anderen genau das gleiche gewesen – verschafften mir irgend etwas von dem Glück, das ich nur zu empfinden vermochte, wenn ich ohne Gefährten war. War ich allein, so fühlte ich manchmal aus den Tiefen meines Inneren einen jener Eindrücke aufsteigen, die mir ein köstliches Wohlgefühl gaben. Sobald ich mich aber in Gesellschaft eines anderen befand, sobald ich zu einem Freund sprach, vollzog mein Geist eine Wendung und lenkte seine Gedanken nunmehr auf jenen anderen und nicht mehr auf mich; wenn sie aber in dieser Richtung verliefen, verschafften sie mir nicht die geringste Freude. Wenn ich dann Saint-Loup verlassen hatte, brachte ich mit Hilfe von Worten eine gewisse Ordnung in die verworrenen Minuten, die ich mit ihm verlebt hatte; ich sagte mir, daß ich einen guten Freund besäße,

daß ein guter Freund eine Seltenheit sei, erfuhr aber an mir, von schwer zu erringenden Gütern umgeben, das genaue Gegenteil von dem Glück, das meinem Wesen gemäß war, nämlich aus mir selbst etwas herauf und ans Licht zu ziehen, was in halbem Dunkel in mir verborgen lag. Wenn ich mich zwei oder drei Stunden mit Robert de Saint-Loup unterhalten und er bewundert hatte, was ich zu ihm sagte, stellte ich mit einer Mischung aus Reue, Bedauern und Müdigkeit fest, wieviel besser es gewesen wäre, allein zu bleiben und mich endlich zu einer Arbeit zu rüsten. Andererseits sagte ich mir, daß man klug nicht nur für sich selber ist, daß auch die Größten das Verlangen nach Anerkennung hatten, daß ich nicht Stunden als verloren betrachten dürfe, in denen ich im Geiste meines Freundes eine hohe Meinung von mir hatte entstehen lassen; ich überredete mich leicht, daß ich darüber glücklich sein müsse, und wünschte mir um so lebhafter, dieses Glück nicht zu verlieren, als ich es niemals verspürt hatte. Man fürchtet mehr als für alle anderen Formen des Glücks den Verlust jener Schicksalsgaben, die uns immer fremd geblieben sind, weil unser Herz sich ihrer nicht bemächtigt hat. Ich fühlte mich imstande, die Tugenden der Freundschaft besser zu üben als viele andere (weil ich immer das Wohl meiner Freunde vor den persönlichen Nutzen stellen würde, der für andere eine Rolle spielt, bei mir jedoch nicht zählte), nicht aber dazu, das Glück durch ein Gefühl kennenzulernen, das, anstatt die zwischen meiner Seele und der der anderen bestehenden Unterschiede – wie es sie zwischen den Seelen von uns allen gibt – zu betonen, diese zu verwischen strebt. Dafür aber entdeckte ich zuweilen in Saint-Loup ein Wesen allgemeineren Charakters, nämlich den »Adligen«, der wie ein Geist im Inneren seine Glieder lenkte, seine Gebärden und Handlungen entscheidend dirigierte; dann, in solchen Augenblicken, war ich in seiner Nähe allein wie angesichts einer Landschaft, deren Harmonie ich erfaßt hätte. Er war nur noch ein Gegenstand, den mein Nachsinnen zu ergründen suchte. Wenn ich immer

wieder auf jenes frühere, jahrhundertealte Wesen, das in ihm wohnte, traf, jenen Aristokraten, der Robert gerade nicht sein wollte, empfand ich eine lebhafte Freude, die jedoch meinem Geist, nicht meinen Freundschaftsgefühlen entsprang. In der psychischen und physischen Beweglichkeit, die seinen Freundlichkeiten so große Anmut verlieh, in der gefälligen Art, mit der er meiner Großmutter einen Platz in seinem Wagen anbot und ihr einsteigen half, in der Geschicklichkeit, mit der er, wenn er fürchtete, es könne zu kalt für mich sein, vom Kutschbock sprang, um mir seinen eigenen Mantel um die Schulter zu legen, erkannte ich nicht nur die ererbte Gelenkigkeit der großen Jäger wieder, wie die Ahnen dieses jungen Mannes, der nur auf intellektuelle Werte ausging, sie Generationen hindurch gewesen waren, oder auch deren Geringschätzung des Reichtums, die, in ihm mit einem gewissen Behagen daran einzig deshalb gemischt, weil er dank ihm seine Freunde um so glanzvoller feiern konnte, für ihn die Veranlassung war, ihnen seinen Luxus gar so achtlos zu Füßen zu legen; vor allem aber erkannte ich darin die Gewißheit oder die Illusion, die jene großen Herren in sich genährt hatten, »mehr als andere« zu sein, und aufgrund deren sie Saint-Loup nicht das Verlangen hatten überliefern können, nach außen hin sichtbar zu machen, daß man »ebensoviel wie die anderen« ist, jene Furcht, zu liebenswürdig zu sein, die ihm so völlig abging, die durch so viel plumpe Unbeholfenheit die aufrichtigsten Freundschaftsbezeugungen eines Plebejers verunziert. Manchmal machte ich mir selber Vorwürfe, daß ich in dieser Weise gern meinen Freund wie ein Kunstwerk betrachtete, wobei das Zusammenspiel aller Teile seines Wesens, harmonisch abgestimmt durch eine allgemeine Idee, von der sie wie an Fäden gelenkt wurden, ihm selber unbewußt war und infolgedessen seinen rein persönlichen Vorzügen, den persönlichen geistigen und moralischen Werten auf die es ihm ausschließlich ankam, nichts hinzufügte.

Und doch waren sie in gewisser Weise deren Voraussetzung. Gerade weil er ein Adliger war, hatten jene geistige Betätigung und jene Hinneigung zum Sozialismus, die ihn dazu bewogen, die Gesellschaft anmaßender, schlechtgekleideter Studenten zu suchen, bei ihm etwas Reines und Selbstloses, was sie bei diesen nicht besaßen. Da er sich als Erben einer unwissenden, egoistischen Kaste sah, trachtete er aufrichtig danach, daß sie ihm seine aristokratische Herkunft vergeben möchten, während diese umgekehrt für jene eine Verlockung bedeutete, um derentwillen sie seinen Umgang suchten, wenngleich sie ihm gegenüber Kälte und sogar Unverfrorenheit zur Schau trugen. Auf diese Weise kam er dazu, Leuten Avancen zu machen, bei denen meine Eltern als treue Anhänger der Soziologie von Combray gar nicht verstanden hätten, daß er sich nicht von ihnen abwendete. Eines Tages[1] , als wir am Strand im Sand saßen, hörten wir beide, Saint-Loup und ich, aus dem mit Tuch bespannten Strandhäuschen, an das wir uns lehnten, Verwünschungen gegen die Judeninvasion ausstoßen, von der Balbec heimgesucht sei. »Man kann keine zwei Schritte gehen«, hörte man jemand sagen, »ohne daß man auf welche stößt. Ich bin nicht grundsätzlich gegen das Judentum eingenommen, doch hier herrscht ein Überangebot. Auf Schritt und Tritt hört man etwas wie: ›Nu hör Apraham, hab ich den Jakop gesein.‹ Man denkt, man sei in der Rue d'Aboukir.«[2] Der Mann, der in dieser Weise gegen Israel eiferte, trat endlich aus dem Häuschen; wir schauten auf und sahen den Antisemiten. Es war mein Kamerad Bloch. Saint-Loup bat mich auf der Stelle, eben diesen Bloch daran zu erinnern, daß er ihn beim Concours général[3] getroffen habe, wo Bloch den Ehrenpreis erhalten hatte, dann später noch einmal in einer Volkshochschule.[4]

Ich lächelte höchstens zuweilen, wenn ich bei Robert die Erziehung der Jesuiten an der Befangenheit feststellte, die eine Folge seiner Besorgnis war, jemanden zu kränken, und die jedesmal bei ihm spürbar wurde, wenn einer seiner Intel-

lektuellenfreunde in gesellschaftlicher Hinsicht einen Lapsus beging oder sich lächerlich machte, Dinge, die Saint-Loup weiter gar nicht wichtig nahm, über die aber, wie er wußte, jener andere sicher errötet wäre, hätte er sie bemerkt. So nun errötete Robert, als wäre er der Schuldige, zum Beispiel an jenem Tag, da Bloch ihm einen Besuch im Hotel mit dem Zusatz vorschlug:

»Da es mir ganz unmöglich ist, in dem Talmischick solcher Karawansereien zu warten, und die spielenden Zigeuner mir Übelkeit verursachen würden, sagen Sie doch bitte dem ›Leiftboy‹, er möge sie zum Schweigen bringen und Sie sofort von meinem Kommen benachrichtigen.«

Ich persönlich legte auf Blochs Besuche im Hotel keinen großen Wert. Er war in Balbec nicht allein, sondern unglückseligerweise mit seinen Schwestern, die dort ihrerseits wieder viele Verwandte und Freunde trafen. Die jüdische Kolonie aber war eher malerisch als angenehm. Es war in Balbec wie in gewissen Ländern, Rußland oder Rumänien zum Beispiel, wo die jüdische Bevölkerung, wie man in Erdkundebüchern liest, weniger begünstigt und schlechter assimiliert ist als etwa in Paris. Stets beieinander, mit keinem anderen Element durchsetzt, bildeten die Kusinen und die Oheime Blochs oder ihre Glaubensgenossen männlichen und weiblichen Geschlechts, wenn sie sich zum Kasino begaben – die einen in Richtung »Ball«, die anderen zum Bakkarat abzweigend – einen in sich homogenen Zug, der sich unverkennbar von den Leuten abhob, die zuschauten, wie sie vorübergingen, und die die Israeliten jedes Jahr wieder vorfanden, ohne je mit ihnen einen Gruß zu tauschen, ob es sich nun um den Kreis der Cambremer, den Clan des Gerichtspräsidenten, um die wohlhabende Bourgeoisie oder das Kleinbürgertum bis hinab zu gewissen einfachen Getreidehändlern aus Paris handelte, deren Töchter, schön, stolz, spöttisch lächelnd und französisch wie die Statuen an der Kathedrale von Reims, sich um keinen Preis unter diese Horde schlecht erzogener Mädels hätten mi-

schen mögen, die die Anpassung an die »Strandmode« so weit trieben, daß sie immer aussahen, als kämen sie gerade vom Krabbenfischen oder wären gerade am Tangotanzen. Die Männer aber erinnerten ungeachtet des Glanzes ihrer Smokings und ihrer Lackschuhe durch ihren übertrieben ausgeprägten Typus an die sogenannten »einfühlsamen« Versuche, bei denen gewisse Maler, wenn sie Szenen aus dem Evangelium oder aus *Tausendundeiner Nacht* zu illustrieren haben, im Gedanken an das Land, in dem die Handlung sich zuträgt, dem heiligen Petrus oder Ali Baba das Gesicht des größten »Bakkaratfanatikers« von Balbec geben. Bloch stellte mir seine Schwestern vor, denen er selbst mit der größten Derbheit über den Mund fuhr, die aber ihrerseits noch über die schwächsten Ausfälle ihres Bruders, der offenbar der Gegenstand ihrer Bewunderung und ihr Idol war, lauthals lachten. Es ist also wahrscheinlich, daß dieses Milieu wie jedes andere – vielleicht mehr als jedes andere – viele erfreuliche Seiten, Vorzüge und Tugenden besaß. Doch um sie gewahr zu werden, hätte man tiefer eindringen müssen. Dagegen aber stand, daß diese Gesellschaft keineswegs anziehend wirkte, selbst sich dessen bewußt war und in dieser Tatsache einen Beweis von Antisemitismus zu erkennen glaubte, gegen den sie in festgefügter, geschlossener Phalanx, in die übrigens niemand einzubrechen gedachte, zusammenhielt.

Die Sache mit dem »Leift« setzte mich übrigens um so weniger in Erstaunen, als Bloch einige Tage zuvor im Anschluß an die Frage, weshalb ich in Balbec sei (daß er selbst dort weilte, kam ihm offenbar ganz natürlich vor), von mir wissen wollte, ob es vielleicht in der Hoffnung sei, dort »schöne Bekanntschaften« zu machen, und auf meine Entgegnung, ich habe mir mit dieser Reise einen langgehegten Wunsch erfüllt, der freilich nicht ganz so stark in mir sei wie der, Venedig zu besuchen, geantwortet hatte: »Ja, ja, natürlich! Um dort mit schönen Damen Sorbet zu trinken, während man so tut, als sei man in die *Stones of Veneice* vertieft, in das Werk von Lord

John Ruskin, diesem finsteren Schwätzer und ärgsten Salbader, den es auf Erden gibt.«[1] Bloch glaubte also offenbar nicht nur, in England seien alle männlichen Einwohner Lords, sondern auch, der Vokal *i* werde dort durchweg wie *ei* ausgesprochen. Was nun Saint-Loup betraf, so fand er diesen Aussprachefehler um so geringfügiger, als er darin in erster Linie einen Mangel an jener Weltläufigkeit sah, die mein neuer Freund im gleichen Maß verachtete, wie er selbst sie besaß. Doch die Befürchtung, Bloch könne eines Tages erfahren, daß es »Venice« heißt und daß Ruskin nicht Lord war, und daraufhin nachträglich meinen, er habe sich vor Saint-Loup lächerlich gemacht, führte dazu, daß dieser ein Schuldgefühl hatte, als habe er es an der Nachsicht fehlen lassen, die er gleichwohl in so überreichlichem Maß besaß, und daß die Röte, die angesichts seines Irrtums eines Tages zweifellos Blochs Wangen färben würde, einstweilen im voraus und in Verkehrung der Dinge auf Saint-Loups Antlitz erschien. Denn er war überzeugt, daß Bloch seinem Irrtum mehr Wichtigkeit beimessen werde als er. Was übrigens dieser kurz darauf auch bewies, als er mich eines Tages »Lift« sagen hörte und mir ins Wort fiel: »So, es heißt also ›Lift‹?« In kühlem, hochmütigem Ton setzte er hinzu: »Das ist übrigens gar nicht so wichtig.« Einem Reflex gleich wird dieser Satz – er ist derselbe bei allen Menschen, die Eigenliebe besitzen – unter den schwerwiegendsten Umständen genausogut wie unter den harmlosesten vorgebracht; und er bezeichnet dann genauso wie in unserem Fall, daß die in Frage stehende Sache demjenigen, der sie als gar nicht wichtig hinstellt, äußerst wichtig erscheint; es handelt sich manchmal um einen Satz voller Tragik, um die Worte, die sich als erste – und wie herzzerreißend sind sie dann – auf den Lippen jedes einigermaßen stolz veranlagten Menschen einstellen, dem man durch die Verweigerung einer Gefälligkeit die letzte Hoffnung geraubt hat, an die er sich noch klammerte: »Gut, gut, das ist gar nicht so wichtig, ich finde schon einen anderen Weg«, wobei dieser andere Weg,

auf den angewiesen zu sein so gar nicht wichtig ist, manchmal der Selbstmord ist.

Dann äußerte Bloch allerlei Liebenswürdigkeiten mir gegenüber. Er hatte offenbar Lust, ausgesprochen freundlich zu mir zu sein. Dennoch fragte er mich: »Dieser de Saint-Loup-en-Bray übrigens, suchst du seinen Umgang aus der Neigung heraus, dich dem Adel zu nähern – einem sehr zweitrangigen Adel in diesem Fall, aber du bist ja noch immer naiv; offenbar hast du im Augenblick einen ganz hübschen Anfall von Snobismus. Sag ehrlich, bist du ein Snob? Ja,nicht wahr?« Das lag nicht etwa daran, daß seine Absicht, liebenswürdig zu sein, sich plötzlich gewandelt hätte. Doch was man ziemlich inkorrekt als »schlechte Erziehung« bezeichnet, war sein Fehler, ein Defekt also, der ihm selber entging und von dem er erst recht nicht meinte, daß andere sich daran stießen. Innerhalb des Menschengeschlechts ist die Häufigkeit der bei allen gleichmäßig auftretenden Tugenden nicht merkwürdiger als die Vielfalt der Fehler des einzelnen Individuums. Sicherlich ist nicht der gesunde Menschenverstand die »verbreitetste Sache von der Welt«[1] , sondern die Güte. In den fernsten, entlegensten Winkeln sieht man sie mit Staunen von selber aufsprießen wie in einem abgelegenen Tal eine Mohnblüte, die allen anderen auf der Welt ähnlich ist, die sie doch niemals sah, und nichts kennt als den Wind, der zuweilen ihr einsames, rotes Käppchen erzittern läßt. Selbst wenn diese Güte, durch Eigennutz lahmgelegt, nicht eigentlich ausgeübt wird, besteht sie gleichwohl, und jedesmal, wenn kein egoistischer Beweggrund in dieser Beziehung hindernd wirkt, zum Beispiel bei der Lektüre eines Romans oder einer Zeitung, entfaltet, belebt sie sich selbst im Herzen desjenigen, der, im wirklichen Leben ein Mörder, in seiner Eigenschaft als Leser des Feuilletonromans liebevoll zu dem Schwachen, Gerechten, Verfolgten sich neigt. Doch die Vielfalt der Fehler ist nicht minder staunenswert als die Ähnlichkeit der Tugenden. Auch die vollkommenste Person hat einen bestimmten Fehler, an

dem man Anstoß nimmt, ja der einen sogar zum Zorn reizen kann. Die eine verfügt über eine wunderbare Intelligenz, sieht alles von höherer Warte, sagt nie Böses über jemanden, vergißt aber die wichtigsten Briefe einzuwerfen, nachdem sie einen selbst gedrängt hat, sie ihr anzuvertrauen, und bringt einen um eine Begegnung von entscheidender Bedeutung, ohne sich zu entschuldigen, vielmehr lächelnd, weil sie ihren Stolz darein setzt, niemals zu wissen, wie spät es ist. Ein anderer ist so fein, so sanft, so zartfühlend in allen Dingen, daß er uns über unser Wesen immer nur das sagt, was geeignet ist, uns glücklich zu machen, aber man spürt ganz genau, daß er etwas verschweigt und in seinem Herzen begräbt, andere Ansichten nämlich, die dort bitter werden, und sein Vergnügen, uns zu sehen, ist zugleich so groß, daß wir eher vor Müdigkeit umfallen könnten, als daß er von uns ließe. Ein dritter ist aufrichtiger, treibt die Ehrlichkeit aber so weit, daß er einen, wenn man den nicht erfolgten Besuch bei ihm mit Unwohlsein entschuldigt hat, wissen läßt, man sei auf dem Weg zum Theater gesehen worden und habe recht gesund gewirkt oder er habe von unserer Verwendung für ihn nicht in vollem Umfang Gebrauch machen können – übrigens hätten ihm drei andere Personen die gleiche angeboten –, so daß er uns eigentlich kaum verpflichtet zu sein glaubt. Bei diesen beiden Gelegenheiten hätte der vorher geschilderte Freund so getan, als wisse er nichts von unserem Theaterbesuch, und auch so, als sei er in Unkenntnis darüber, daß andere ihm denselben Dienst hätten erweisen können. Der letzterwähnte Freund hingegen hat das Bedürfnis zu wiederholen oder aufzudecken, was einem am unangenehmsten zu hören ist; er selbst aber ist von seinem eigenen Freimut entzückt und erklärt mit Nachdruck: »Ich bin nun einmal so.« Andere wiederum reizen uns durch ihre übertriebene Neugier oder durch einen so völligen Mangel daran, daß man ihnen die aufregendsten Ereignisse erzählen kann, ohne daß sie wissen, wovon man überhaupt spricht; noch wieder andere brauchen Monate, um uns auf

einen Brief zu antworten, wenn dieser sich auf uns selbst und nicht auf sie bezieht, oder kommen nicht, wenn sie gesagt haben, sie wollten uns ein Anliegen vortragen, so daß wir selbst, um sie nur ja nicht zu verfehlen, uns nicht aus dem Haus wagen; sie aber lassen uns Wochen warten, weil sie von uns eine Antwort, die ihr Brief auch gar nicht erforderte, nicht erhalten haben und nun angeblich glauben, sie hätten uns erzürnt. Dann gibt es noch solche, die sich nur nach ihren eigenen Wünschen richten und nicht nach unseren fragen, reden, ohne daß wir nur ein Wörtchen einwerfen können, wenn sie gerade gut aufgelegt sind und Lust haben, uns zu sehen, wenn wir auch noch so dringende Arbeiten zu erledigen haben; wenn sie aber unter dem Wetter leiden oder schlechter Laune sind, kann man kein Wort aus ihnen herausziehen, sie setzen unseren Bemühungen eine schlaffe Indolenz entgegen und geben sich nicht mehr Mühe, auf das, was wir sagen, eine Antwort zu geben – und wäre es eine einsilbige –, als wenn sie taub wären. Jeder unserer Freunde hat in dieser Weise seine Fehler, so daß man, um ihn auch weiterhin zu lieben, notgedrungen den Versuch machen muß, darüber hinwegzusehen – indem man an seine Begabung, seine Güte, seine freundschaftlichen Gefühle denkt – oder wenigstens so zu tun, als wären sie nicht vorhanden, wozu man all seinen guten Willen braucht. Unglücklicherweise wird unser zähes Bemühen, die Untugend unseres Freundes nicht zu bemerken, noch von dem seinen übertroffen, sich ihr aufgrund seiner Verblendung oder derjenigen, die er bei den anderen voraussetzt, aufs unbefangenste hinzugeben. Denn er sieht sie nicht oder nimmt an, daß man sie nicht sieht. Da die Gefahr zu mißfallen vor allem auf der Schwierigkeit beruht, richtig einzuschätzen, was unbemerkt bleibt und was nicht, sollte man wenigstens aus Klugheit nie von sich selber sprechen, weil man bei diesem Thema ganz gewiß sein kann, daß die Ansicht der anderen und unsere eigene nie übereinstimmen werden. Wenn man ebenso große Überraschungen wie beim Besuch eines Hauses von ganz

durchschnittlichem Aussehen, dessen Inneres mit Schätzen, Einbruchswerkzeugen und Leichen angefüllt ist, bei der Entdeckung des wahren Lebens der anderen erlebt – der wirklichen Welt unter der scheinbaren Welt –, so wird man nicht weniger überrascht sein, wenn man an Stelle des Bildes, das man sich von sich selbst nach den Äußerungen gemacht hatte, die andere uns gegenüber tun, nunmehr an Hand dessen, was sie über uns in unserer Abwesenheit sagen, die ganz andere Vorstellung kennenlernt, die sie von uns hegen. Auf diese Weise können wir jedesmal, wenn wir von uns gesprochen haben, sicher sein, daß unsere harmlosen und vorsichtigen Bemerkungen, die mit einem Anschein von Höflichkeit und heuchlerischer Billigung zur Kenntnis genommen wurden, zu den bittersten oder ausgelassensten, auf alle Fälle für uns wenig schmeichelhaften Kommentaren Anlaß gegeben haben. Im besten Fall laufen wir Gefahr, Ärgernis zu erregen durch die Kluft zwischen unserer Vorstellung von uns und unseren Worten, eine Kluft, die im allgemeinen die Reden, die man über sich selber führt, ebenso lächerlich macht wie der Singsang vorgeblicher Musikfreunde, die das Bedürfnis verspüren, eine Lieblingsmelodie vor sich hinzusummen, wobei sie die Unzulänglichkeit ihres formlosen Gebrumms durch eine energische Mimik und einen Ausdruck von Bewunderung kompensieren, der durch das, was wir hören, keineswegs gerechtfertigt ist. Neben der schlechten Gewohnheit, von sich selbst und seinen Untugenden zu sprechen, muß auch noch die damit eng zusammengehörige erwähnt werden, die darin besteht, bei anderen die Fehler aufzuzeigen, die genau denen entsprechen, die man selber hat. Von solchen Mängeln aber spricht man dann immerzu, denn es ist dies gleichsam eine abgewandelte Art, von sich selber zu reden, bei der zu der Lust des Sichselbstabsolvierens die des Bekennens tritt. Im übrigen scheint es so, als stelle unsere Aufmerksamkeit, die gern möglichst viel bei dem verweilt, was uns charakterisiert, dies eben auch mehr als alles sonst bei anderen Leuten fest.

Ein Kurzsichtiger sagt von einem anderen: Er sieht beinahe nichts; ein Schwindsüchtiger hegt Zweifel über die pulmonale Unversehrtheit des Allergesündesten; wer sich nicht wäscht, spricht nur von den Bädern, die die anderen nicht nehmen; ein mit schlechtem Geruch Behafteter findet, daß man nicht gut riecht; ein betrogener Ehemann sieht überall betrogene Ehemänner, eine leichtlebige Frau stets nur leichtlebige Frauen und ein Snob nur Snobs. Dazu kommt noch, daß jedes Laster ebenso wie jeder Beruf seine Spezialkenntnisse erfordert und ausbildet, die man gern zur Schau trägt. Der Invertierte macht andere Invertierte ausfindig, der in die Gesellschaft eingeführte Maßschneider hat, noch ehe man ein Wort mit ihm geredet hat, den Stoff des Anzugs abgeschätzt, den man trägt, und die Finger zucken ihm vor Verlangen, die Qualität zu befühlen; und wenn wir nach einem Gespräch von ein paar Minuten einen Odontologen nach seiner wahren Meinung über uns befragen würden, gäbe er uns die Zahl unserer schlechten Zähne an. Nichts kommt ihm selber wichtiger und uns, die wir die seinen bemerkt haben, lächerlicher vor. Und nicht nur, wenn wir von uns sprechen, halten wir die anderen für blind, sondern wir handeln auch, als ob sie es wirklich wären. Jeder von uns hat seinen speziellen Gott, der ihm seinen Fehler verbirgt oder dessen Unsichtbarkeit verspricht, ebenso wie er Augen und Nase der Leute, die sich nicht waschen, vor den unsaubern Rändern, die ihre Ohren tragen, oder dem Schweißgeruch aus ihren Achselhöhlen verschließt und ihnen einredet, sie könnten diese Mängel sorglos in der Welt, die nichts bemerken werde, spazierenführen. Wer falsche Perlen trägt oder solche verschenkt, meint, man werde sie für echte halten. Bloch war unerzogen, neuropathisch, ein Snob und außerdem fühlte er, da er einer wenig angesehenen Familie entstammte, als lebe er auf dem Meeresgrund, über sich den unermeßlichen Druck, mit dem nicht nur die Christen der Oberfläche auf ihm lasteten, sondern auch die stufenweise übereinandergelagerten höheren jüdischen Kasten, von denen

jede die unmittelbar unter ihr stehende mit Geringschätzung behandelte. Um sich von einer jüdischen Familie zur anderen an die freie Luft emporzuarbeiten, hätte es für Bloch einer Spanne von mehreren Jahrtausenden bedurft. Besser war es, sich auf einem anderen Weg einen Durchbruch zu verschaffen.

Als Bloch mir gegenüber den Anfall von Snobismus erwähnte, den ich offenbar erlitten hatte, und mich aufforderte einzugestehen, ich sei ein Snob, hätte ich ihm antworten können: Wäre ich einer, würde ich mit dir nicht verkehren. So sagte ich nur, er sei nicht sehr nett zu mir. Er wollte sich darauf entschuldigen, freilich nach Art schlecht erzogener Menschen, die nur allzu glücklich sind, ihre eigenen Worte, wenn sie schon auf sie zurückkommen müssen, wenigstens noch zu verschärfen. »Vergib mir«, sagte er nun jedesmal, wenn er mich traf, »ich habe dir Kummer bereitet, ich habe dich gequält, ich war böse aus purem Vergnügen daran. Und dennoch – ein so besonderes Tier ist der Mensch im allgemeinen und dein Freund im besonderen – kannst du dir gar nicht vorstellen, welche freundschaftlichen Gefühle ich, der ich dich so grausam necke, trotz allem für dich hege. Oft, wenn ich an dich denke, bin ich zu Tränen gerührt.« Und er ließ ein Schluchzen vernehmen.

Was mich bei Bloch noch mehr in Erstaunen versetzte als seine schlechten Umgangsformen, war das völlig ungleiche Niveau seiner Unterhaltung. Dieser in allen Dingen so wählerische Junge, der von den angesehensten Schriftstellern der Zeit zu sagen pflegte: »Das ist ein ganz finsterer Idiot, ein vollendeter Dummkopf«, erzählte manchmal maßlos erheitert Geschichten, die keineswegs komisch waren, und zitierte als »wirklich beachtlich« irgendeinen völlig belanglosen Menschen. Diese Art, den Geist, den Wert eines Menschen, das Interesse, das er verdiente, mit zweierlei Maßen zu messen, erstaunte mich immer wieder bis zu dem Tag, da ich die Bekanntschaft von Bloch senior machte.

Ich hatte nicht geglaubt, daß wir jemals diese Ehre haben würden, denn Bloch junior hatte von mir zu Saint-Loup ziemlich schlecht gesprochen und ebenso von Saint-Loup zu mir. Zu Robert hatte er insbesondere gesagt, ich sei (immer noch) ein abscheulicher Snob. »Doch, doch, ich weiß, er ist ganz hingerissen, daß er Monsieur LLLLegrandin! kennt«, sagte er. Diese Art, ein Wort hervorzuheben, war bei Bloch das Zeichen gleichzeitig von Ironie und Literatur. Saint-Loup, der den Namen Legrandin nie gehört hatte, wunderte sich: »Wer ist das denn?« – »Oh, jemand ›sehr Feines‹«, antwortete Bloch lachend und indem er seine Hände fröstelnd in seine Rocktaschen versenkte, überzeugt, das malerische Schauspiel eines ganz außergewöhnlichen Provinzedelmanns zu genießen, der die von Barbey d'Aurevilly[1] geschilderten gänzlich in den Schatten stellte. Er tröstete sich über sein Unvermögen, Legrandin zu beschreiben, indem er ihm mehrere *l* gab und seinen Namen genießerisch schlürfte wie einen im tiefsten Kellerwinkel aufbewahrten Wein. Doch diese ganz subjektiven Freuden blieben den anderen verborgen. Einerseits redete er zwar zu Saint-Loup schlecht von mir, sagte aber andererseits nicht weniger Ungünstiges über ihn zu mir. Wir hatten beide gleich am nächsten Tag diese Nachrede in allen Einzelheiten zu Ohren bekommen, nicht daß wir sie einander unmittelbar wiederholt hätten, denn das wäre uns sehr anstößig erschienen; Bloch jedoch kam dies derart natürlich und beinahe unvermeidlich vor, daß er in seiner Unruhe und der sicheren Annahme, er sage jedem von uns beiden nur, was wir doch baldigst erführen, diesem Austausch zuvorkam, indem er Saint-Loup auf die Seite nahm und ihm gestand, er habe unfreundlich von ihm gesprochen, und zwar mit Absicht so, daß er es wieder erführe, und schwur ihm »bei Zeus dem Kroniden, dem Hüter der Eide«[1] , er liebe ihn und sei bereit, für ihn sein Leben hinzugeben, wobei er sich eine Träne aus dem Augenwinkel wischte. Am gleichen Tag richtete er es so ein, daß er mich allein sehen konnte, legte mir ebenfalls ein

Geständnis ab und erklärte mir, er habe nur zu meinem Besten gehandelt, denn er sei der Meinung, daß eine gewisse Art von mondänen Beziehungen für mich verderblich und ich selbst »viel zu gut dafür« sei. Dann ergriff er mit der Rührung eines Betrunkenen meine Hand – sein Rausch war dabei rein nervöser Natur – und sagte: »Glaube mir, und möge die nachtschwarze Ker mich auf der Stelle belangen und mir die Pforte des Hades auftun, die den Menschen verhaßt ist, wenn ich nicht gestern, als ich an dich und an Combray dachte, an meine unendliche Liebe zu dir, an gewisse Nachmittage während des Schulunterrichts, an die du gar nicht mehr denkst, die ganze Nacht durch geschluchzt habe. Ja, die ganze Nacht, ich schwöre es dir, und ach, ich weiß, denn ich kenne die Seelen der Menschen, daß du mir nicht glauben wirst.« Ich glaubte tatsächlich diesen Worten nicht, die ich soeben erst beim Reden erfunden wußte, und sein Schwur »bei der Ker« gab der Sache kein größeres Gewicht, denn der Griechenkult war bei Bloch nur rein literarisch zu werten. Sobald er übrigens selbst über eine unwahre Begebenheit gerührt war und wünschte, auch die anderen darüber gerührt zu sehen, sagte er: »Ich schwöre es dir«, mehr noch aus hysterischer Lust am Lügen als eigentlich von dem Wunsch beseelt, andere glauben zu machen, daß er die Wahrheit sage. Ich glaubte seinen Worten zwar nicht, war ihm aber nicht böse, denn ich hatte von meiner Mutter und meiner Großmutter die Eigenschaft geerbt, unfähig zum Groll zu sein, selbst Menschen gegenüber, die weit schuldiger waren, und nie über jemand den Stab zu brechen.

Bloch war übrigens kein eigentlich schlechter Junge, er konnte sehr nette Seiten haben. Und seitdem die Rasse von Combray, jene Rasse, der so absolut makellose Wesen wie meine Großmutter und meine Mutter entstammten, nun fast erloschen scheint und ich nur die Wahl zwischen ehrlichen, fühllosen und loyalen Rohlingen habe, bei denen schon der Ton der Stimme verrät, daß sie sich nicht im geringsten um

unser Leben scheren, und einer anderen Sorte von Leuten, die, solange sie bei uns weilen, uns verstehen und lieben und bis zu Tränen gerührt sind, dafür aber ein paar Stunden später grausam über uns scherzen, dann aber wiederum ebenso verständnisvoll, so reizend, so völlig im Einklang mit uns zurückkommen, glaube ich, daß mir, wenn auch nicht der moralische Wert, so doch die Gesellschaft der letzteren lieber ist.

»Du kannst dir nicht vorstellen, mit welchem Schmerz ich an dich denke«, sagte Bloch. »Im Grunde ist das ein eher jüdischer Zug an mir«, fügte er ironisch und mit zusammengekniffenen Lidern hinzu, als handle es sich darum, eine mikroskopische Dosis »jüdischen Bluts« richtig zu bestimmen – so wie es einer der großen Herren Frankreichs hätte sagen können (es aber nicht gesagt hätte), der unter seinen durchwegs christlichen Ahnen dennoch einen Samuel Bernard[1] oder noch früher die Hl. Jungfrau geführt hätte, von der, wie behauptet wird, die Lévy abstammen –, »das durchschlägt«, und er fügte hinzu: »Ich bin, wie du siehst, durchaus bereit, den übrigens sehr geringfügigen Anteil meiner jüdischen Herkunft an meinem Gefühlsleben anzuerkennen.« Er sprach diesen Satz aus, weil es ihm zugleich geistreich und mutig schien, die Wahrheit über seine Rasse zu sagen, eine Wahrheit, die er bei der gleichen Gelegenheit beträchtlich abzuschwächen verstand, so wie der Geizige, wenn er sich entschließt, seine Schulden zu zahlen, nur die Hälfte davon abzutragen über sich bringt. Diese Art von Schwindel, bei dem man zwar die Kühnheit besitzt, die Wahrheit einzugestehen, aber doch nur, indem man sie großenteils mit Lügen versetzt, die sie verfälschen, ist verbreiteter als man denkt, und selbst bei denjenigen, die ihn gewöhnlich nicht praktizieren, sind gewisse kritische Phasen im Leben, besonders wenn eine Liebesbeziehung im Spiel ist, der Anlaß, ihn gleichwohl zu betreiben.

Alle diese vertraulichen Schmähreden Blochs – zu Saint-Loup auf mich, zu mir auf Saint-Loup – endeten mit einer Einladung zum Abendessen. Ich bin nicht ganz sicher, ob er

nicht zunächst den Versuch gemacht hatte, Saint-Loup allein zu bekommen. Der Wahrscheinlichkeit nach muß ein solcher Versuch vermutet werden, doch war er nicht von Erfolg gekrönt, denn eines Tages trat Bloch mit folgenden Worten vor mich und Saint-Loup: »Teurer Meister und Sie, vom Ares geliebter Reitersmann, de Saint-Loup-en-Bray, der Rossebezähmer, da ich euch nun begegnet am Strande der wogendröhnenden Amphitrite, bei den Zelten der Meniers[1] mit den hurtigen Schiffen, wollen Sie beide einen Tag dieser Woche zu meinem weithin berühmten Vater mit dem untadeligen Herzen zum Abendessen kommen?« Er richtete diese Einladung an uns, weil er den Wunsch hatte, sich enger mit Saint-Loup anzufreunden, damit dieser ihn, so hoffte er, in aristokratische Kreise einführen möchte. Hätte ich selbst und zu meinen Gunsten diesen Wunsch geäußert, er wäre Bloch als Ausdruck des widerwärtigsten Snobismus erschienen und hätte gut zu der Meinung gepaßt, die er über eine ganze Seite meines Wesens hegte, die er – bislang wenigstens – nicht als die hervorstechendste ansah; bei sich selbst aber hielt er den gleichen Wunsch für den Beweis einer schönen geistigen Neugier, in der sich das Verlangen bekundete, soziale Regionen aufzusuchen, in denen er vielleicht etwas antreffen konnte, was in literarischer Hinsicht für ihn von Nutzen wäre. Als der alte Bloch von seinem Sohn erfuhr, er werde einen seiner Freunde zum Abendessen mitbringen, wobei dieser mit einer Art von sarkastischer Befriedigung Titel und Namen ausgesprochen hatte: »Der Marquis von Saint-Loup-en-Bray«, war er stark beeindruckt gewesen. »Der Marquis von Saint-Loup-en-Bray! Alle Wetter!« hatte er ausgerufen, unter Verwendung des Kraftausdrucks, der bei ihm das Zeichen höchster sozialer Ehrerbietung war. Auf seinen Sohn aber, dem es gelang, sich solche Beziehungen zu schaffen, warf er einen bewundernden Blick, der besagte: Er ist doch wirklich erstaunlich. Ist dieses Phänomen mein Sohn?, einen Blick, der meinem Kameraden ebensoviel Vergnügen bereitete wie eine

Erhöhung seines Monatswechsels um fünfzig Francs. Denn Bloch fühlte sich zu Hause nicht wohl; er litt darunter, daß sein Vater ihn auf der schiefen Bahn sah, weil er ihm in der Bewunderung von Leconte de Lisle, Heredia und anderen »Bohémiens« aufzugehen schien.[1] Beziehungen aber zu einem Saint-Loup-en-Bray, dessen Vater Präsident der Suezkanal-Gesellschaft gewesen war (Alle Wetter!), waren ein »unbestreitbarer« Erfolg. Um so größer war sein Bedauern, daß er aus Furcht, es könne beschädigt werden, das Stereoskop[2] zu Hause gelassen hatte. Nur der alte Bloch verstand die Kunst oder besaß das Recht, dieses Instrument zu bedienen. Er machte übrigens bewußt nur selten Gebrauch davon, einzig an Galaabenden, bei denen zusätzliche männliche Lohndiener ihres Amtes walteten. So bedeuteten denn diese Veranstaltungen mit Stereoskop in den Augen der Anwesenden eine Auszeichnung, ein Privileg und verliehen dem Hausherrn ein Prestige, wie nur das Talent es schafft, ein Prestige, das nicht größer hätte sein können, wären die vorgezeigten Ansichten von Monsieur Bloch in Person aufgenommen und der Apparat von ihm erfunden worden. »Waren Sie gestern nicht bei Salomon eingeladen?« fragte man in der Familie. »Nein, ich gehörte nicht zu den Auserwählten! Was war denn los?« – »Nun, alles groß aufgezogen, das Stereoskop und der ganze Klimbim.« – »Ah, das Stereoskop, das tut mir allerdings leid, denn offenbar ist Salomon bei der Vorführung großartig.« – »Was willst du«, sagte der alte Bloch zu seinem Sohn, »man muß ihm nicht alles auf einmal bieten, so bleibt immer noch was.« Wohl hatte er in seiner väterlichen Liebe und um das Herz seines Sohnes zu rühren daran gedacht, das Instrument eigens kommen zu lassen. Doch das war aus Zeitgründen »technisch nicht möglich«; so hatte man wenigstens geglaubt; tatsächlich aber wurde die Einladung verschoben, denn Saint-Loup mußte zu Hause bleiben wegen eines Onkels, der vorhatte, auf achtundvierzig Stunden zu Madame de Villeparisis zu Besuch zu kommen. Da dieser Onkel aufgrund seiner Lei-

denschaft für körperliche Übungen, vor allem für lange Wanderungen, von dem Schloß, wo er den Sommer verbrachte, den Weg großenteils (mit Übernachtungen auf Bauernhöfen) zu Fuß machen wollte, war der Zeitpunkt seiner Ankunft in Balbec ziemlich unbestimmt. So wagte Saint-Loup kaum sich wegzurühren und trug mir sogar auf, nach Incarville, wo sich das nächste Telegraphenbüro befand, die Depesche zu bringen, die mein Freund täglich seiner Geliebten schickte. Der Onkel, der erwartet wurde, trug den Vornamen Palamède; er hatte ihn von seinen Ahnen, den Fürsten von Sizilien, geerbt. Später dann, wenn ich bei meiner Lektüre von historischen Werken jenen Eigennamen bei irgendeinem Podestà oder Kirchenfürsten antraf, wo er wie eine schöne Renaissancemedaille wirkte – es hieß sogar, er sei antiken Ursprungs –, die immer in der Familie geblieben und von einem Nachkommen dem nächsten, vom Kabinett des Vatikans bis auf den Onkel meines Feundes als Vermächtnis weitergegeben worden war, empfand ich das Vergnügen, das jenen vorbehalten ist, die zwar nicht das Geld haben, sich eine Münzensammlung oder eine Pinakothek anzulegen, dafür aber alte Namen sammeln (Ortsnamen, die dokumentarisch und pittoresk sind wie eine alte Weltkarte, wie ein Stich aus der Vogelschau, ein altes Firmenschild oder eine Sammlung von Weistümern, Taufnamen, bei denen in den schönen französischen Wortausgängen noch ein Versagen der Zunge, die ethnisch bedingte Vulgarität des Tonfalls, die fehlerhafte Aussprache hörbar wird und nachklingt, durch die unsere Altvorderen lateinischen und germanischen Wörtern nachhaltige Verstümmelungen beibrachten, die später die erhabenen Gesetzgeberinnen der Grammatiken wurden) und sich schließlich mit diesem zusammengetragenen Material aus alten Klängen selber Konzerte geben nach Art derjenigen, die eine Gambe oder Viola d'amore erwerben, damit sie die Musik von ehedem auf alten Instrumenten spielen können. Saint-Loup erzählte mir, daß selbst in den geschlossensten Adelskreisen sein Onkel

Palamède als besonders schwer erreichbar, anmaßend und ahnenstolz gelte; mit der Frau seines Bruders und einigen anderen auserwählten Personen bilde er den sogenannten »Phönix-Club«. Selbst dort noch sei er wegen seiner hochfahrenden Äußerungen derart gefürchtet, daß früher sogar Leute, die seine Bekanntschaft auf dem Weg über seinen eigenen Bruder hatten machen wollen, von diesem abgewiesen wurden. »Nein, bitten Sie mich nicht, daß ich Sie meinem Bruder Palamède vorstelle. Auch wenn wir alle, meine Frau und ich, uns dafür verwendeten, würde doch nichts daraus. Oder aber Sie würden Gefahr laufen, ihn in wenig liebenswürdiger Laune anzutreffen, und das möchte ich nicht.« Im Jockey-Club hatten er und einige Freunde zweihundert Mitglieder namhaft gemacht, die sie sich niemals vorstellen zu lassen gedachten. Beim Grafen von Paris hatte er wegen seiner Eleganz und seines Hochmuts den Spitznamen »Prince«.

Saint-Loup erzählte mir auch manches aus der jetzt weit zurückliegenden Jugend seines Onkels. Er brachte damals alle Tage Frauen in seine Junggesellenwohnung, die er mit zwei Freunden teilte, beide schön wie er, weshalb man sie »die drei Grazien« nannte.

»Eines Tages hatte einer der heute im Faubourg Saint-Germain ›höchststehenden Männer‹, wie Balzac sagen würde, der aber in einer ersten ziemlich üblen Periode seltsamen Neigungen huldigte, meinen Onkel gebeten, ihm in dieser Junggesellenwohnung einen Besuch abstatten zu dürfen. Kaum angekommen, machte er dort aber nicht den Frauen, sondern meinem Onkel Palamède eine Liebeserklärung. Mein Onkel tat, als verstehe er nicht, nahm aber unter einem Vorwand seine beiden Freunde beiseite; sie kamen zurück, ergriffen den Schuldigen, zogen ihn nackt aus, prügelten ihn bis aufs Blut und jagten ihn bei einer Kälte von zehn Grad unter Null mit Fußtritten vor die Tür, wo er halbtot aufgefunden wurde, so daß eine gerichtliche Untersuchung bereits im Gange war, als der Unglückliche sie noch mit größter Mühe niederschlagen

konnte.[1] Mein Onkel würde sich heute für eine so grausame Exekution nicht mehr hergeben; du kannst dir gar nicht vorstellen, wie viele Leute aus dem Volk er, der unter Weltleuten so hochmütig ist, im Lauf der Zeit ins Herz geschlossen hat und nachhaltig protegiert, ganz gefaßt darauf übrigens, mit Undank belohnt zu werden. Einmal ist es ein Hotelbediensteter, den er irgendwo angetroffen hat und in Paris unterbringt, dann ein Bauernsohn, den er ein Handwerk lernen läßt. Das ist gerade die nette Seite bei ihm, im Gegensatz zu seiner mondänen Seite.« Saint-Loup gehörte nämlich zu jener Art von jungen Leuten aus der guten Gesellschaft, die auf Höhen leben, wo solche Aussprüche sprießen wie: »Was so nett an ihm ist … diese gewisse nette Seite, die er hat …«, Aussprüche, die eine recht kostbare Saat darstellen, aus der sich schnell eine gewisse Sicht der Dinge entwickelt, bei der man sich selbst für nichts erachtet und das »Volk« für alles, also gerade das Gegenteil vom Hochmut der Plebejer. »Offenbar kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen, wie bestimmend, wie tonangebend er in seiner Jugend für die ganze Gesellschaft war. Er selbst tat dabei nur, was ihm bei jeder Gelegenheit das angenehmste, das bequemste war; auf der Stelle aber wurde es von den Snobs nachgemacht. Hatte er im Theater Durst bekommen und sich etwas zu trinken in die Loge bestellt, waren in der folgenden Woche die kleinen Salons hinter jeder einzelnen mit Erfrischungen versehen. In einem regnerischen Sommer hatte er einen harmlosen Anfall von Rheumatismus und daraufhin einen leichten, aber warmen Mantel aus Vikuniawolle, wie man sie für Reisedecken verwendet, unter Beibehaltung der blauen und orangefarbenen Streifen anfertigen lassen.[1] Die großen Schneider wurden daraufhin alsbald von ihren Kunden überrannt, die alle langhaarige blaue Überzieher mit Fransen haben wollten. Wenn er aus irgendeinem Grund einem Diner in dem Schloß, in dem er gerade weilte, jede Steifheit nehmen wollte und, um diese Nuance zu betonen, keinen Frack mitgebracht, sondern sich

im Nachmittagsjackett an den Tisch gesetzt hatte, wurde es Mode, auf dem Lande im Tagesanzug zu speisen. Ob er zum Kuchenessen anstatt eines Löffels eine Gabel benutzte oder ein selbsterfundenes Eßgerät, das er für seinen persönlichen Gebrauch bei einem Goldschmied hatte herstellen lassen, oder auch seine Finger, es war von dem Augenblick an nicht mehr erlaubt, anderes zu verwenden. Einmal hatte er Lust gehabt, bestimmte Beethoven-Quartette (denn bei allen seinen Bizarrerien ist er keineswegs dumm, sogar recht begabt) wieder zu hören und zu diesem Zweck allwöchentlich Künstler kommen lassen, die sie ihm und seinen Freunden vorspielten.[2] Sofort wurde es in jenem Jahr große Mode, einen kleinen Kreis von Gästen einzuladen und mit ihnen Kammermusik zu hören. Ich glaube übrigens, er hat sich im Leben nichts entgehen lassen. Schön wie er war, hat er bestimmt Frauen gehabt, so viele er wollte! Ich könnte allerdings auch nicht genau sagen, welche es gewesen sind, denn er ist äußerst diskret. Doch ich weiß, daß er meine arme Tante weidlich betrogen hat, was aber nicht hinderte, daß er ganz reizend zu ihr war und sie ihn anbetete; er hat sie jahrelang beweint. Wenn er in Paris ist, besucht er noch heute fast jeden Tag ihr Grab.«

Als ich am Tag nach diesen Erzählungen Saint-Loups über den (übrigens vergeblich) erwarteten Onkel auf dem Nachhauseweg zum Hotel am Kasino vorbeikam, hatte ich das Gefühl, jemand, der nicht weit von mir entfernt war, hefte seinen Blick auf mich. Ich wandte den Kopf und bemerkte einen großen, ziemlich beleibten Mann von etwa vierzig Jahren mit einem schwarzen Schnurrbart; während er mit einem Stöckchen nervös auf seine Hosen schlug, waren seine vor Aufmerksamkeit geweiteten Augen auf mich gerichtet. Momentweise ließ er daraus in alle Richtungen Blicke von äußerster Aktivität hervorschießen, wie es gegenüber jemandem, den er nicht kennt, nur einer tut, in dem diese Person aus welchen Gründen auch immer Gedanken weckt, die einem anderen nicht kommen würden – beispielsweise ein Irrer oder ein Spi-

on. Er warf mir einen letzten gleichzeitig kühnen und doch von Vorsicht gelenkten, raschen und tiefen Blick zu; es war gleichsam ein letzter Schuß, den man abfeuert, ehe man flieht; dann, nachdem er sich nach allen Seiten umgeblickt hatte, nahm er mit einemmal eine zerstreute, hochmütige Miene an und wandte sich mit einer schroffen Drehung seines ganzen Körpers einem Plakat zu, in dessen Lektüre er sich vertiefte, während er eine Melodie vor sich hinsummte und eine Moosrose zurechtrückte, die er im Knopfloch trug.[1] Er nahm aus der Tasche ein Notizbuch, in dem er sich den Titel des angekündigten Schauspiels zu notieren schien, zog zwei- oder dreimal seine Uhr, rückte den runden schwarzen Strohhut tiefer in die Augen, wobei er gleichzeitig die Hand als Augenschirm an die Krempe hielt, als spähe er nach jemand aus, der nicht kommen sollte, machte eine Geste des Unwillens, wie man sie macht, wenn man zum Ausdruck bringen will, man habe genug gewartet, jedoch nie, wenn man wirklich wartet, schob dann den Hut zurück, so daß man eine kurzgeschnittene Bürstenfrisur darunter hervorschauen sah, an die sich jedoch auf jeder Seite ziemlich lange, gewellte »Taubenflügel« anschlossen, und schnaubte laut wie Leute, denen es zwar nicht wirklich zu warm ist, die aber das Bedürfnis verspüren, so zu tun als ob. Mir kam der Gedanke an einen Hoteldieb, der meine Großmutter und mich vielleicht schon die vorhergehenden Tage beobachtet hatte und der nun, während er seinen Einbruch vorbereitete, erkennen mußte, daß er von mir beim Ausspionieren erwischt worden war; um mich irrezuführen, versuchte er vielleicht durch seine veränderte Haltung nur Zerstreutheit und Uninteressiertheit zum Ausdruck zu bringen, tat dies aber auf eine so herausfordernd übertreibende Art, daß er mindestens ebensosehr wie die Zerstreuung meines möglichen Argwohns den Zweck im Auge zu haben schien, sich für eine Demütigung zu rächen, die ich ihm ohne mein Wissen zugefügt hätte, und mir den Gedanken nahezulegen, wenn auch nicht gerade, er habe mich nicht gesehen, so

doch, ich sei ein zu bedeutungsloses Objekt, als daß ich seine Aufmerksamkeit auf mich ziehen könnte. Er drückte den Rücken in einer Art von Trotzhaltung durch, preßte die Lippen zusammen, drehte die Schnurrbartenden auf und gab seinem Blick etwas Gleichgültiges, Hartes, ja beinahe Verletzendes. Jedenfalls erreichte er durch sein sonderbares Gebaren, daß ich ihn bald für einen Gauner, bald für einen Geistesgestörten hielt. Dabei war sein außergewöhnlich gepflegter Anzug viel würdiger und schlichter als die Kleidung aller Badegäste, die ich in Balbec sah, und auch tröstlich für meinen Rock, den die banale, blendende Weiße ihrer Strandanzüge allzuoft gedemütigt hatte. Doch da kam meine Großmutter mir entgegen, wir machten zusammen einen kleinen Spaziergang; eine Stunde später wartete ich auf sie vor dem Hotel, in das sie einen Augenblick gegangen war, als ich Madame de Villeparisis mit Robert de Saint-Loup und dem Unbekannten, der mich vor dem Kasino so scharf ins Auge gefaßt hatte, heraustreten sah. Blitzschnell ging sein Blick durch mich hindurch, genau wie im Augenblick unserer ersten Begegnung, und kehrte dann, als habe er mich gar nicht bemerkt, auf einen etwas tiefer vor ihm liegenden Punkt zurück, stumpf wie der ausdruckslose Blick, der vorgibt, außen nichts zu sehen, und innen nichts zu sehen vermag, der Blick, der einzig die Zufriedenheit widerspiegelt, sich von Wimpern umgeben zu fühlen, die er mit seiner beseligten Rundung weitet, der fromme Demutsblick gewisser Heuchler, der eingebildete Blick, den manche Dummköpfe haben. Ich sah, daß er sich umgezogen hatte. Der Anzug, den er jetzt trug, war noch dunkler als der vorige; sicher ist eben die wahre Eleganz von Schlichtheit weniger weit entfernt, als die falsche es ist; in der Wahl dieser Kleidung lag jedoch auch etwas anderes: wenn man genauer hinsah, spürte man, daß die Farbe nicht deshalb völlig darin fehlte, weil der Träger sie aus mangelndem Gefühl für ihren Reiz daraus verbannt hatte, sondern eher, weil er sie sich aus irgendeinem Grund untersagte. Die Enthaltsamkeit, von der diese Kleidung

zeugte, schien mehr aus der Befolgung einer Diät als aus einem Fehlen von Eßlust hervorgegangen zu sein. Ein dunkelgrüner Faden im Gewebe des Hosenstoffs war dennoch auf das Streifenmuster der Strümpfe mit einem Raffinement abgestimmt, das deutlich eine sonst überall bezähmte Neigung verriet, der dieses einzige Zugeständnis aus Duldung gemacht zu sein schien, während ein roter Tupfen auf der Krawatte unmerklich blieb wie eine Freiheit, die man sich nicht zu nehmen wagt.

»Wie geht es Ihnen? Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Neffen, den Baron von Guermantes, vorstelle«, sagte Madame de Villeparisis zu mir, während der Unbekannte, ohne mich anzublicken, ein kaum verständliches: »Erfreut« murmelte, auf das er sofort ein Räuspern folgen ließ, um seiner Liebenswürdigkeit etwas nur Gezwungenes zu geben; den kleinen Finger, Zeigefinger und Daumen krümmend, hielt er mir darauf den Mittelfinger und den unberingten Ringfinger hin, die ich unter dem Handschuh aus schwedischem Leder drückte; dann wandte er sich, ohne mir noch einen Blick zu schenken, wieder Madame de Villeparisis zu.

»Mein Gott, wo habe ich denn meine Gedanken«, sagte diese, »da spreche ich von dir als dem Baron von Guermantes. Ich stelle Ihnen vielmehr den Baron von Charlus vor. Nun«, fuhr sie fort, »schließlich ist das Versehen nicht schlimm, du bist ja doch auch ein Guermantes.«

Indessen war auch meine Großmutter dazugekommen, und wir gingen zusammen des Wegs. Saint-Loups Onkel würdigte mich nicht nur keines Wortes, sondern auch nicht einmal eines Blicks. Wenn er Unbekannte musterte (während dieses kurzen Spaziergangs ließ er zwei- oder dreimal seinen schrecklichen, durchbohrenden Blick sondengleich in unbedeutende Vorübergehende niedrigsten Standes eindringen), schaute er andererseits, nach mir selbst zu urteilen, keinen Augenblick Personen an, die er kannte – so wie ein Mitglied der Geheimpolizei mit besonderem Auftrag persönliche

Freunde in seine berufliche Überwachung nicht mit einbezieht. Ich ließ meine Großmutter, Madame de Villeparisis und ihn sich weiter unterhalten und blieb mit Saint-Loup ein paar Schritte zurück und sagte zu ihm:

»Habe ich recht gehört? Madame de Villeparisis hat zu Ihrem Onkel gesagt, er sei ein Guermantes?«

»Aber ja, natürlich, er heißt Palamède de Guermantes.«

»Sind das dieselben Guermantes, die ein Schloß in der Nähe von Combray haben und behaupten, von Genoveva von Brabant abzustammen?«

»Aber gewiß. Mein Onkel, der in allem Heraldischen Bescheid weiß wie nur irgendeiner, würde Ihnen antworten, daß unser ›Ruf‹, unser Schlachtruf, der später ›Passavant‹ lautete, zunächst ›Combraysis‹ war«, sagte er lachend, damit es nicht so aussähe, als bilde er sich auf das Vorrecht eines Schlachtrufs, das nur die beinahe souveränen Häuser, nämlich die großen Anführer eigener Heere, hatten, etwas ein. »Sein Bruder ist der derzeitige Besitzer des Schlosses Guermantes.«

So rückte sie also in die nächste Nähe der Guermantes, jene Madame de Villeparisis, die für mich so lange nur die Dame gewesen war, die mir einmal, als ich klein war, eine von einem Entchen gehaltene Pralinenschachtel geschenkt hatte und damals von der Gegend von Guermantes noch entfernter war, als wäre sie in der Gegend von Méséglise eingeschlossen gewesen; damals war sie in meinen Augen weniger glanzvoll, weniger bedeutend als der Optiker von Combray, jetzt aber machte sie eine jener phantastischen Haussen durch, die zusammen mit den ebensowenig vorausgesehenen Kursverlusten anderer Dinge, die wir besitzen, in unsere Jugend und in die Teile unseres Lebens, in denen noch ein wenig Jugend fortbesteht, Veränderungen hineintragen, die ebenso zahlreich sind wie die Metamorphosen Ovids.

»Stehen nicht in dem Schloß die Büsten aller ehemaligen Herren von Guermantes?«

»Ja, ein prächtiges Spektakel«, bemerkte ironisch Saint-Loup. »Unter uns gesagt, finde ich das alles etwas abgeschmackt. Es gibt aber auch anderes in Guermantes, das interessanter ist, nämlich ein rührend schönes Porträt meiner Tante, von Carrière[1] gemalt. Schön wie ein Whistler oder ein Velasquez«, fügte Saint-Loup hinzu, der in seinem Neophyteneifer nicht immer das richtige Maß für die Größe hatte. »Es gibt auch sehr eindrucksvolle Bilder dort von Gustave Moreau. Meine Tante ist die Nichte Ihrer Bekannten, der Madame de Villeparisis, sie ist von ihr erzogen worden und hat dann ihren Vetter geheiratet, der ebenfalls ein Neffe meiner Tante Villeparisis ist, den derzeitigen Herzog von Guermantes.«

»Und wer ist nun Ihr Onkel?«

»Er führt den Titel eines Baron von Charlus. An sich hätte mein Onkel Palamède nach dem Tod meines Großonkels den Titel eines Fürsten des Laumes annehmen müssen, den sein Bruder innehatte, bevor er Herzog von Guermantes wurde, denn in dieser Familie wechseln sie den Namen wie ihr Hemd. Doch mein Onkel hat über das alles seine höchst eigenen Ideen. Und da er findet, es werde jetzt ein solcher Mißbrauch mit italienischen Herzogs- und spanischen Grandentiteln usw. getrieben, hat er, obwohl er die Wahl zwischen vier oder fünf fürstlichen Titeln gehabt hätte, den eines Barons von Charlus beibehalten, aus Protest gleichsam und einer trügerischen Bescheidenheit, in der sehr viel Hochmut liegt. ›Heute‹, sagte er, ›wo jeder sich Prinz oder Fürst nennt, braucht man ja geradezu ein Unterscheidungsmerkmal; ich werde mir einen hohen Titel zulegen, wenn ich inkognito reisen will.‹ Nach seiner Behauptung gibt es keinen älteren Namen als den der Barone von Charlus; um zu beweisen, daß seine Baronie älter als die der Montmorency ist, die fälschlicherweise für sich in Anspruch nehmen, die ältesten Barone Frankreichs zu sein, während sie es nur in der Île-de-France waren, wo sie ihre Lehnsherrschaft hatten, wird mein Onkel

Ihnen stundenlange Erklärungen liefern, und zwar mit dem größten Vergnügen, denn, wiewohl sehr gescheit, sehr begabt, findet er, daß dies ein höchst anregendes Gesprächsthema ist«, setzte Saint-Loup mit einem Lächeln hinzu. »Da ich jedoch nicht bin wie er, werden Sie mich nicht dazu bringen, von Genealogie zu sprechen; ich kenne nichts Langweiligeres, nichts Überholteres, wirklich, das Leben ist zu kurz!«

Ich erkannte jetzt in dem harten Blick, der mich vor kurzem vor dem Kasino veranlaßt hatte, mich umzuwenden, denjenigen wieder, den ich in Tansonville auf mir hatte ruhen fühlen in dem Moment, als Madame Swann Gilberte gerufen hatte.

»Unter den zahllosen Geliebten, die Sie Ihrem Onkel, Monsieur de Charlus, nachsagten, war da nicht auch Madame Swann?«

»O nein! Er ist eng befreundet mit Swann und hat ihn immer nach Kräften unterstützt. Aber nie hat jemand behauptet, er sei der Liebhaber von Madame Swann. Sie würden überall auf große Verwunderung stoßen, wenn man annehmen müßte, Sie glaubten es.«

Ich wagte ihm nicht zu antworten, daß dies in Combray noch weit mehr der Fall gewesen wäre, hätte man angenommen, ich glaubte es nicht.

Meine Großmutter war von Monsieur de Charlus entzückt. Zweifellos legte er allen Fragen der Geburt und der gesellschaftlichen Stellung ungewöhnlich viel Wichtigkeit bei, und meine Großmutter hatte es bemerkt, doch ohne jene Strenge, bei der meist geheimer Neid und eine Art von Gereiztheit darüber eine Rolle spielen, daß ein anderer Vorteile genießt, die man auch gern hätte, doch nicht haben kann. Da aber meine Großmutter, zufrieden mit ihrem Geschick und frei von Sehnsucht nach einem Leben in einer glanzvolleren Gesellschaft, nur ihre Klugheit anwendete, um die Schattenseiten von Monsieur de Charlus zu beurteilen, sprach sie von Saint-Loups Onkel mit jener unbefangenen, heiteren und fast sympathisierenden Freundlichkeit, mit der wir den Gegenstand unserer

objektiven Beobachtung für das Vergnügen belohnen, das sie uns verschafft, zumal in diesem Fall der Gegenstand eine Figur war, deren wenn auch vielleicht nicht rechtmäßige, so doch wenigstens pittoreske Prätentionen sie in ihren Augen stark aus der Menge der Personen heraushob, denen sie sonst Gelegenheit hatte zu begegnen. Vor allem aber hatte meine Großmutter ihm aufgrund seiner Klugheit und Feinfühligkeit, die, wie man ahnen konnte, Monsieur de Charlus im Gegensatz zu so vielen mondänen Größen, über die Saint-Loup sich mokierte, in hohem Maße besaß, seine aristokratische Voreingenommenheit so leichthin verziehen. Diese freilich hatte der Onkel nicht wie der Neffe höheren Werten zum Opfer gebracht. Monsieur de Charlus hatte die beiden vielmehr harmonisch aufeinander abgestimmt. Da er als Nachkomme der Herzöge von Nemours und Fürsten von Lamballe Archive, Möbel, Wandteppiche sowie im Auftrag seiner Ahnen von Raffael, von Velasquez, von Boucher[1] gemalte Porträts besaß, konnte er mit Recht sagen, er »besuche« ein Museum und eine unvergleichliche Bibliothek, wenn er nur seine Familienandenken einer Besichtigung unterzog, und so wies er dem ganzen aristokratischen Erbe gerade jenen Rang zu, von dem sein Neffe es abgesetzt hatte. Vielleicht wollte er auch – weniger zu Ideologien neigend als Saint-Loup, nicht so leicht mit Worten zu begnügen, ein realistischer Kenner der Menschen – nicht ohne weiteres ein wesentliches Element des Vorrangs unter ihnen aus den Händen geben, das auf der einen Seite seiner Phantasie ideelle Genüsse schenkte und auf der anderen auch seiner auf nützliche Zwecke gerichteten Tätigkeit ein mächtiger Helfer sein konnte. Die Diskussion bleibt offen zwischen den Menschen dieser Art und jenen anderen, die einer höheren Forderung ihres Inneren folgend solche Vorteile opfern, um nur ihr Ideal zu verwirklichen, gleich Malern oder Schriftstellern, die auf ihre Virtuosität verzichten, kunstbegabten Völkern, die sich auf die neue Zeit einstellen, Kriegervölkern, die die Initiative zu einer allgemeinen Abrüstung

ergreifen, oder absoluten Regierungen, die demokratisch werden und harte Gesetze abschaffen, sehr häufig, ohne für ihr edles Bemühen in der Wirklichkeit einen Lohn zu erhalten; denn die einen büßen ihr Talent, die anderen ihre jahrhundertealte Vorherrschaft ein; der Pazifismus führt zuweilen zu neuen Kriegen und Nachsicht zu erhöhter Kriminalität. Wenn Saint-Loups Streben nach Aufrichtigkeit und Emanzipation von seinen Ursprüngen an sich als sehr edel gelten mußte, so konnte man, gemessen am äußeren Erfolg, sich nur beglückwünschen, daß Monsieur de Charlus gänzlich frei davon war; er hatte zum Beispiel einen großen Teil der wundervollen Holzschnitzereien des ehemaligen Palais der Guermantes in seine Wohnung übernommen, anstatt sie wie sein Neffe gegen ein Art-Nouveau-Mobiliar und Bilder von Lebourg[1] oder Guillaumin[2] einzutauschen. Das änderte freilich nichts daran, daß Charlus' Ideal in einer künstlichen Konstruktion bestand und, wenn dieses Beiwort für den Begriff des Ideals überhaupt erlaubt ist, ebensosehr gesellschaftlich wie künstlerisch bedingt war. Einige Frauen von großer Schönheit und ungewöhnlicher Bildung, deren Ahnfrauen zweihundert Jahre früher Trägerinnen des Glanzes und der Eleganz des Ancien régime gewesen waren, fand er so exquisit, daß er einzig an ihrer Gesellschaft Vergnügen zu finden vermochte, und zweifellos zollte er ihnen aufrichtige Bewunderung; zahllose historische und künstlerische Erinnerungen, die mit ihren Namen verknüpft waren, spielten jedoch eine große Rolle dabei, so wie die Vorliebe für das Altertum das große Vergnügen erklärt, das ein Gebildeter bei der Lektüre einer Horazischen Ode verspürt, die vielleicht weniger wertvoll ist als ein Gedicht unserer Tage, das diesen Liebhaber am Ende kalt lassen würde. Jede einzelne dieser Frauen war neben einer hübschen Frau aus bürgerlichen Kreisen für Charlus dasselbe wie gegenüber einem zeitgenössischen Gemälde, das eine Landstraße oder eine Hochzeitsfeier darstellt, jene alten Bilder, deren Geschichte man kennt, seitdem ein Papst oder König sie in

Auftrag gaben, und von denen man genau weiß, wie sie von einer Person auf die andere übergegangen sind, wobei ihr Verweilen bei der einen oder anderen aufgrund einer Schenkung, eines Kaufs, eines Raubs oder einer Erbschaft an irgendeine Begebenheit gemahnt oder zumindest an eine eheliche Verbindung von historischem Interesse erinnert, jedenfalls Kenntnisse aktiviert, die wir erworben haben, wodurch diese Kunstschätze einen neuen Nützlichkeitswert erhalten, da sie unseren Besitzerstolz auf unser Gedächtnis und unsere Gelehrsamkeit ausdehnen. Monsieur de Charlus beglückwünschte sich, daß ein dem seinen analoges Vorurteil diese großen Damen daran hinderte, mit weniger blaublütigen Frauen umzugehen, und sie sich seiner verehrenden Bewunderung in der vollen Unversehrtheit ihres unverfälschten Adels darboten wie gewisse Fassaden des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren Pilastern aus rosa Marmor, an denen die neuen Zeiten nichts geändert haben.

Monsieur de Charlus pries den wahren *Adel* des Geistes und Herzens jener Frauen, wobei er sich auf ein Wortspiel stützte, durch dessen Zwielichtigkeit er sich selbst täuschen ließ; es wohnte darin von vornherein die Verlogenheit solcher Bastardkonzeptionen, einer zweifelhaften Vermengung der Begriffe von Aristokratie, hoher Gesinnung und Kunst, dann auch jene Verlokkung, die für Wesen wie meine Großmutter gefährlich war, da sie das gröbere, aber im Grunde unbedenklichere Vorurteil eines Adligen, der nur auf die Ahnentafel und auf sonst nichts schaut, als überaus lächerlich empfunden hätte, aber wehrlos war, sobald sich etwas unter dem Mantel geistiger Überlegenheit ihr vor Augen stellte, so daß sie die Fürsten vor allen anderen Menschen beneidenswert fand, weil sie einen La Bruyère, einen Fénelon als Erzieher haben konnten.[1]

Vor dem Grand-Hôtel trennten die drei Guermantes sich von uns; sie gingen zum Mittagessen zur Prinzessin von Luxemburg. In dem Augenblick, als meine Großmutter sich von

Madame de Villeparisis und Saint-Loup verabschiedete, trat Monsieur de Charlus, der bislang das Wort nicht an mich gerichtet hatte, ein paar Schritte zurück, so daß er neben mir stand: »Ich werde heute abend nach dem Diner den Tee bei meiner Tante Villeparisis einnehmen«, sagte er zu mir. »Ich hoffe, Sie werden mir das Vergnügen machen, mit Ihrer Frau Großmutter gleichfalls dort zu erscheinen.« Dann schloß er sich wieder der Marquise an.

Obwohl Sonntag war, standen nicht mehr Mietwagen vor dem Hotel als zu Anfang der Saison. Die Frau des Notars zumal fand den Aufwand doch eigentlich reichlich groß, jedesmal eine Droschke zu mieten, um nicht zu den Cambremers zu fahren; so begnügte sie sich damit, auf ihrem Zimmer zu bleiben.

»Madame Blandais ist doch nicht krank?« fragte man den Notar, »wir haben sie heute den ganzen Tag nicht gesehen.«

»Sie klagt über Kopfweh, die Hitze, wissen Sie, der Gewitterdruck. Bei ihr genügt schon die geringste Kleinigkeit; aber ich denke doch, heute abend wird sie wieder erscheinen. Ich habe ihr geraten, zum Essen herunterzukommen. Es kann ihr nur gut tun.«

Ich hatte angenommen, Monsieur de Charlus habe, als er uns in dieser Form zu seiner Tante einlud – daß er sie davon in Kenntnis gesetzt hatte, bezweifelte ich nicht –, die Unhöflichkeit wiedergutmachen wollen, die er mir gegenüber während des Morgenspaziergangs an den Tag gelegt hatte. Als ich dann aber am Abend im Salon von Madame de Villeparisis deren Neffen begrüßen wollte, mochte ich noch so unermüdlich um ihn herumstreichen, er erzählte weiter mit schriller Stimme eine etwas abträgliche Geschichte über einen seiner Verwandten, so daß es mir nicht gelang, seinem Blick zu begegnen; ich entschloß mich also, ihm ziemlich laut guten Tag zu wünschen, damit er von meiner Anwesenheit Kenntnis nähme, kam jedoch zu der Überzeugung, er habe sie sehr wohl bemerkt; denn noch bevor ein Wort aus meinem Mund

gedrungen war, sah ich ihn, während ich mich verbeugte, seine zwei Finger ausstrecken, damit ich sie drücken könne, ohne daß er die Augen zu mir gewendet oder seine Rede unterbrochen hätte. Er hatte mich offenbar gesehen, ohne es sich anmerken zu lassen, und ich stellte nun fest, daß seine Augen, die niemals auf seinem Gesprächspartner ruhten, unaufhörlich nach allen Richtungen umherschweiften wie die eines aufgescheuchten Tieres oder jener Straßenhändler, die, während sie ihre verbotenen Artikel anpreisend zur Schau stellen, ohne dabei den Kopf zu wenden, die verschiedenen Himmelsrichtungen absuchen, aus denen die Polizei kommen kann. Ich war indessen etwas erstaunt, daß Madame de Villeparisis zwar erfreut schien, uns zu sehen, uns aber gleichwohl offenbar nicht erwartet hatte, und wunderte mich noch mehr, als Monsieur de Charlus zu meiner Großmutter sagte: »Ah! Das war eine sehr gute Idee von Ihnen, heute abend zu kommen, reizend, reizend, nicht wahr, verehrte Tante?« Sicher hatte er ihr Erstaunen bei unserem Kommen bemerkt und gedachte nun als Mann, der gewohnt war, die Richtung zu weisen und den Ton anzugeben, diese Verwunderung in Freude zu verwandeln, indem er hervorhob, er selbst sei entzückt, und damit gleichsam zu bestimmen, welche Gefühle über unser Erscheinen am Platze seien. Er verrechnete sich auch nicht, denn Madame de Villeparisis, die auf ihren Neffen große Rücksicht nahm und wußte, wie heikel er war, schien auf einmal an meiner Großmutter ganz neue Vorzüge zu entdecken und wurde nicht müde, sie mit allergrößter Zuvorkommenheit zu behandeln. Ich aber konnte nicht begreifen, daß Monsieur de Charlus seine kurze, aber deutlich beabsichtigte und vorsätzlich ausgesprochene Einladung von heute morgen vergessen haben sollte und jetzt als eine »gute Idee« meiner Großmutter bezeichnete, was doch nur seinem eigenen Kopf entsprungen war. In einem Hang zu genauen Klarstellungen, den ich bis in ein Alter hinein beibehalten habe, in dem ich dann endlich begriff, daß man nicht auf dem Weg direkter Befragung eines

Menschen die Wahrheit über seine Absicht erfährt und daß die Gefahr eines wahrscheinlich unbemerkt bleibenden Mißverständnisses geringer ist als die naiven Insistierens, wandte ich mich an Monsieur de Charlus: »Aber, Monsieur, erinnern Sie sich denn nicht? Sie selbst haben mich doch darum gebeten, daß wir heute abend kommen?« Kein Laut und keine Bewegung verrieten, daß Monsieur de Charlus meine Frage gehört hatte. Bei dieser Feststellung wiederholte ich sie wie die Diplomaten oder junge Menschen bei einer Kontroverse, wenn sie einen unermüdlichen, aber zwecklosen guten Willen daransetzen, vom Gegner Aufklärung zu erhalten, die jener nicht zu geben fest entschlossen ist. Monsieur de Charlus würdigte mich auch jetzt keiner Antwort. Doch meinte ich um seine Lippen das Lächeln derjenigen spielen zu sehen, die von sehr hoch oben her über den Charakter und die Erziehung der anderen sich endgültig ihre Meinung bilden.

Da er jede Erklärung ablehnte, versuchte ich selbst eine zu finden, brachte es aber nur dazu, zwischen mehreren zu schwanken, von denen keine die richtige sein konnte. Vielleicht erinnerte er sich nicht, oder ich hatte falsch verstanden, was er mir am Morgen gesagt hatte … Wahrscheinlicher war, daß er aus Hochmut nicht zugeben wollte, er habe Leute heranzuziehen gesucht, auf die er im Grunde herabsah, und nun ihnen die Initiative ihres Kommens zuzuschieben suchte. Wenn er aber auf uns herabsah, warum hatte er dann Wert darauf gelegt, daß wir kämen, oder vielmehr, daß meine Großmutter käme, denn von uns beiden richtete er an diesem Abend das Wort nur an sie, an mich aber kein einziges Mal. Während er höchst angeregt mit ihr und Madame de Villeparisis plauderte, hatte er nur, gleichsam hinter ihnen wie im Fond einer Loge versteckt, sekundenlang den prüfenden Blick seiner durchdringenden Augen auf mein Gesicht geheftet, und zwar so ernsthaft und völlig in Anspruch genommen, als entziffere er ein schwer lesbares Manuskript.

Ohne diese Augen wäre das Gesicht von Monsieur de Charlus zweifellos dem vieler anderer schöner Männer ähnlich gewesen. Und als Saint-Loup später einmal, als er von anderen Angehörigen des Hauses Guermantes sprach, bemerkte: »Nun ja, dies unverkennbar Rassige wie mein Onkel Palamède, der wirklich ein Grandseigneur bis in die Fingerspitzen ist, haben die allerdings nicht«, und mir damit bestätigte, daß Rasse und aristokratische Vornehmheit nichts Geheimnisvolles und keine unbekannten Faktoren sind, sondern aus Elementen bestehen, die ich mühelos und nicht sonderlich davon beeindruckt hatte erkennen können, fühlte ich, wie eine meiner Illusionen schwand. Doch dieses Gesicht, dem eine leichte Puderschicht etwas Maskenhaftes gab, blieb nicht so hermetisch verschlossen, wie Monsieur de Charlus gern gewollt hätte, denn seine Augen waren wie eine Mauerspalte, eine Schießscharte, die er als einzige nicht hatte schließen können und aus der man – je nach dem Standort, den man ihm gegenüber einnahm – jäh in das Strahlungsfeld irgendeines im Inneren verborgenen Mechanismus geriet, der nicht geheuer schien, nicht einmal für den, der ihn, ohne ihn gänzlich kontrollieren zu können, im Zustand eines labilen, ständig zusammenbrechenden Gleichgewichts in sich trug; und der stets auf der Lauer liegende, beunruhigte Blick dieser Augen weckte im Verein mit der Müdigkeit, die sich um sie herum in tiefen Ringen diesem noch so sorgfältig komponierten und arrangierten Antlitz aufprägte, den Gedanken an irgendein Inkognito, an die Verkleidung eines in Gefahr befindlichen Mächtigen oder auch nur eines gefährlichen, doch tragisch umwitterten Individuums. Ich hätte gern dieses Geheimnis erraten, das andere Männer nicht in sich trugen und das den Blick von Monsieur de Charlus so rätselvoll hatte erscheinen lassen, als ich ihn am Morgen beim Kasino sah. Doch in Anbetracht alles dessen, was ich jetzt über seine Verwandtschaft wußte, konnte ich nicht mehr glauben, daß dieser Blick der eines Diebes sei, noch nach dem, was ich aus der Art seiner

Unterhaltung entnahm, der eines Irren. Wenn er mir gegenüber so kühl blieb, während er zu meiner Großmutter so überaus liebenswürdig war, lag das vielleicht nicht an einer persönlichen Abneigung, denn auf eine ganz allgemeine Art konnte er, so milde er über Frauen urteilte, von deren Fehlern er gewöhnlich mit großer Nachsicht sprach, auf Männer, speziell junge, einen förmlichen Haß von einer Heftigkeit äußern, wie ihn gewisse Weiberfeinde gegen Frauen hegen. Zwei oder drei Elegants, weichliche Jünglinge, die zur Familie oder zum Freundeskreis von Saint-Loup gehörten und die dieser zufällig erwähnte, bezeichnete Monsieur de Charlus mit einem beinahe grimmigen Ausdruck, der sich weit von seiner gewöhnlichen Kühle entfernte, als »kleine Canaillen«. Ich merkte allmählich, daß er den jungen Männern von heute vor allem ihre Verweichlichung nachtrug.[1] »Sie sind wahrhaftige Weiber«, äußerte er wegwerfend über sie. Doch welche Art des Lebens hätte nicht verweichlicht wirken müssen neben dem, das er selbst von einem Mann verlangte und das ihm niemals kraftvoll und männlich genug war? (Er selbst sprang nach seinen Fußwanderungen, nach stundenlangen Läufen noch glühend erhitzt, in einen eisigen Fluß.) Er gestand einem Mann auch nicht das Tragen eines einzigen Ringes zu. Doch diese Voreingenommenheit für männliche Haltung hinderte ihn nicht, die erlesenste Empfindungsfähigkeit an den Tag zu legen. Als Madame de Villeparisis ihn bat, meiner Großmutter ein Schloß zu beschreiben, in dem Madame de Sévigné gewohnt hatte, und hinzusetzte, sie finde, dieser Verzweiflung über die Trennung von jener langweiligen Madame de Grignan hafte etwas Literarisches an, meinte er:

»Im Gegenteil, nichts scheint mir aufrichtiger. Es war dies übrigens eine Zeit, in der solche Gefühle großes Verständnis fanden. Der Einwohner von Monomotapa bei La Fontaine[2] , der zu seinem Freunde eilt, weil er ihn im Traum ein wenig traurig gefunden hat, die Taube, die in der Abwesenheit des Gefährten das größte aller Übel sieht, scheinen Ihnen, liebe

Tante, vielleicht ebenso übertrieben wie die Gefühle der Madame de Sévigné, wenn sie den Augenblick nicht erwarten kann, da sie mit ihrer Tochter allein sein wird. Die Worte sind so schön, die sie beim Abschied sagt: ›Diese Trennung bereitet mir einen Schmerz in der Seele, den ich fühle, als sei er ein körperlicher Schmerz. Während der Abwesenheit seiner Lieben ist man großzügig mit den Stunden. Man eilt voraus in die Zeit, nach der man sich sehnt.‹«[1] Meine Großmutter war entzückt, von diesen Briefen in genau der Weise sprechen zu hören, wie sie selbst es getan hätte. Andererseits war sie erstaunt, daß ein Mann sie so gut verstehen konnte. Monsieur de Charlus erkannte sie ein geradezu weibliches Zartgefühl zu, die Empfänglichkeit einer Frau. Später, als wir allein waren und von ihm sprachen, kamen wir beide darin überein, daß er den tiefgehenden Einfluß einer Frau, seiner Mutter oder später vielleicht einer Tochter, sofern er eine habe, an sich erfahren haben mußte. Einer Geliebten, sagte ich mir im Gedanken an die nachhaltige Wirkung, die mir auf Saint-Loup die seine auszuüben schien, denn auf diesem Weg hatte ich einen Eindruck davon bekommen, in welchem Maße die Frauen auf Männer, mit denen sie leben, verfeinernd wirken.

»Wenn sie dann mit ihrer Tochter zusammen war, hatte sie ihr wahrscheinlich überhaupt nichts zu sagen«, meinte Madame de Villeparisis.

»Doch, und wären es nur Dinge gewesen, die ›so leicht sind, daß nur wir beide sie bemerken‹.[2] Und auf alle Fälle war sie dann doch eben in ihrer Nähe. Wie La Bruyère uns gesagt hat, kommt es nur darauf an: ›Wenn man mit den Menschen zusammen ist, die man liebt, ist es ganz gleich, ob man mit ihnen spricht oder nicht.‹[3] Er hat recht; es ist das einzige Glück«, setzte Monsieur de Charlus mit melancholischer Stimme hinzu; »dieses Glück aber – das Leben ist nun einmal schlecht eingerichtet – kann man nur selten genießen; Madame de Sévigné war alles in allem weniger zu bedauern als

viele andere. Sie hat einen großen Teil ihres Lebens in Gesellschaft dessen, was sie liebte, verbracht.«

»Du vergißt, daß es sich nicht um Liebe handelte, sondern um ihre Tochter.«

»Es kommt im Leben nicht darauf an, was man liebt«, erklärte er in kompetentem, entschiedenem und fast schneidendem Ton, »sondern nur darauf, daß man liebt. Was Madame de Sévigné für ihre Tochter empfand, hat mehr Anspruch darauf, jener Leidenschaft verglichen zu werden, die Racine uns in *Andromaque* oder *Phèdre* beschreibt, als die banalen Beziehungen des jungen Sévigné zu seinen Mätressen. Ebenso die Liebe so manchen Mystikers zu seinem Gott. Daß wir die Grenzen des Liebesbegriffs so eng zu ziehen gewöhnt sind, ist nur aus unserer Unkenntnis des Lebens zu erklären.«

»Du hast für *Andromaque* und *Phèdre* etwas übrig?« fragte Saint-Loup seinen Onkel in leicht abschätzigem Ton.

»Es steckt mehr Wahrheit in einer Tragödie Racines als in allen Dramen von Monsieur Victor Hugo«, antwortete de Charlus.

»Diese mondänen Gestalten sind doch etwas Entsetzliches«, flüsterte Saint-Loup mir ins Ohr. »Racine Victor Hugo vorzuziehen ist immerhin enorm!« Er war ernstlich verstört durch die Äußerung seines Onkels, und nur die Genugtuung, Ausdrücke wie »immerhin« und vor allem »enorm« zu verwenden, bot ihm einigen Trost.

In jenen Betrachtungen über die Trauer, die darin besteht, fern von dem zu leben, was man liebt (Betrachtungen, die meine Großmutter veranlaßten, zu mir zu sagen, der Neffe von Madame de Villeparisis besitze doch ein ganz anderes Verständnis für gewisse Werke als seine Tante, vor allem aber sei eben auch etwas an ihm, was ihn völlig von anderen Pariser Lebemännern unterscheide), kehrte Monsieur de Charlus nicht nur eine Feinheit des Empfindens hervor, wie man es in der Tat sehr selten bei Männern antrifft; auch seine Stimme schwang sich – darin gewissen Altstimmen vergleichbar, de-

ren Mittellage nicht genügend ausgebildet ist und die beinahe wie ein Duett zwischen einem jungen Mann und einer Frau klingen –, wenn er solche zartsinnigen Gedanken ausdrückte, zu höheren Tönen empor und bekam ein ganz unerwartet weiches Timbre, in dem Chöre von Bräuten oder Schwestern ihre Zärtlichkeit auszuströmen schienen. Doch diese Brut junger Mädchen, die Monsieur de Charlus mit seinem Abscheu vor jedem weibischen Zug sicher mit tiefer Bekümmernis in seiner Stimme beheimatet gewußt hätte, brachte dort noch mehr zuwege, als nur gefühlvolle Weisen variierend wiederzugeben. Oft, während Monsieur de Charlus plauderte, hörte man ihr helles, kühlperlendes Gelächter, gleich jenem von Internatsschülerinnen oder koketter Mädchen, mit spitzzüngiger, schelmischer Lust über andere spotten.

Er erzählte, daß einer der früheren Wohnsitze seiner Familie, in dem Marie-Antoinette genächtigt habe und dessen Park von Le Nôtre gestaltet worden sei[1] , jetzt der reichen Bankiersfamilie Israël gehöre, die ihn erworben habe. »Israël, diesen Namen tragen die Leute, obwohl er mir ja eigentlich mehr eine Stammesbezeichnung oder ein ethnischer Begriff als ein Familienname zu sein scheint. Schwer zu sagen; vielleicht haben Personen dieser Gattung keine Namen und werden nur mit dem der Gemeinschaft, der sie angehören, bezeichnet. Aber das tut nichts zur Sache! Einst der Sitz der Guermantes und nun Besitz der Israëls!!!« rief er entrüstet aus. »Dabei fällt mir das Zimmer im Schloß von Blois ein, das mir der Aufseher mit den Worten zeigte: ›Hier verrichtete einst Maria Stuart ihr Gebet; jetzt tue ich da meine Besen hinstellen.‹ Natürlich will ich von jenen entwürdigten Räumen nichts mehr wissen, genauso wenig wie von meiner Kusine Clara de Chimay, die ihren Mann verlassen hat.[2] Doch bewahre ich die Photographie des Schlosses in noch intaktem Zustand auf, wie auch die der Fürstin zur Zeit, als ihre großen Augen noch für niemand einen Blick hatten als für meinen Cousin. Die Photographie erlangt ein wenig von jener Würde,

die ihr sonst fehlt, wenn sie nicht mehr eine Reproduktion des Wirklichen ist und uns Dinge zeigt, die nicht mehr existieren. Ich kann Ihnen eine davon geben, da diese Art von Architektur Sie offenbar interessiert«, setzte er zu meiner Großmutter gewandt hinzu. In diesem Moment bemerkte er, daß das bestickte Tuch in seiner Brusttasche mit seinem farbigen Rand hervorschaute, und ließ es rasch ganz darin verschwinden mit der erschreckten Miene einer schamhaften, aber nicht unschuldigen Frau, die Reize verbirgt, die sie aufgrund übertriebener Skrupel für ärgerniserregend hält. »Stellen Sie sich vor«, fuhr er fort, »daß diese Leute als erstes den Park von Le Nôtre zerstört haben, was genauso verbrecherisch ist, wie wenn man ein Gemälde von Poussin in Stücke reißt. Dafür allein müßten diese Israëls ins Gefängnis wandern. Allerdings«, setzte er lächelnd nach kurzem Schweigen hinzu, »gibt es sicherlich viele andere Dinge, weshalb sie dort hingehören! Jedenfalls können Sie sich ausmalen, wie zu dieser Architektur ein englischer Garten paßt!«

»Aber das Haus ist doch im gleichen Stil gebaut wie das Petit Trianon«, warf Madame de Villeparisis ein, »und auch vor dem hat Marie-Antoinette einen englischen Park angelegt.«[1]

»Der aber trotzdem die Fassade von Gabriel verschandelt«, antwortete Monsieur de Charlus. »Natürlich wäre es nun schon wieder Barbarei, den Hameau zu zerstören. Aber wie auch der Zeitgeist heute urteilen mag, ich bezweifle doch, daß man einer Laune von Madame Israël das gleiche Prestige zuerkennen kann wie dem Andenken der Königin.«

Indessen hatte meine Großmutter mir durch ein Zeichen zu verstehen gegeben, ich solle jetzt schlafen gehen, ungeachtet des Einspruchs von Saint-Loup, der zu meiner großen Beschämung vor Monsieur de Charlus die Traurigkeit erwähnt hatte, die mich so oft des Abends vor dem Einschlafen befiel und die sein Onkel sicherlich wenig männlich fand. Ich zögerte noch ein paar Minuten, ging aber dann und war überaus

erstaunt, als ich kurz darauf ein Klopfen an meiner Zimmertür und auf meine Frage, wer da sei, die Stimme von Monsieur de Charlus vernahm, der in sprödem Ton sagte:

»Hier ist Charlus. Darf ich eintreten, Monsieur? Monsieur«, fuhr er dann im selben Ton fort, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, »mein Neffe sagte eben, Sie seien immer vor dem Einschlafen ein wenig bedrückt, und außerdem erzählte er mir, Sie bewunderten die Bücher Bergottes. Da ich eines im Koffer habe, das Sie wahrscheinlich noch nicht kennen, bringe ich es Ihnen, um Ihnen über die Augenblicke hinwegzuhelfen, da Sie sich nicht glücklich fühlen.«

Ich dankte Monsieur de Charlus gerührt und sagte ihm, ich hätte im Gegenteil gefürchtet, daß das, was Saint-Loup über mein Unbehagen bei Einbruch der Nacht gesagt habe, mich in seinen Augen noch einfältiger habe erscheinen lassen, als ich ohnehin sei.

»Aber nicht doch«, antwortete er in sanfterem Ton. »Sie besitzen vielleicht keinerlei persönliches Verdienst; wie wenige haben es! Aber für eine Zeit noch haben Sie jedenfalls Ihre Jugend, und von ihr geht immer ein Zauber aus. Im übrigen besteht die größte Dummheit darin, Gefühle lächerlich oder blamabel zu finden, die man selbst nicht hat. Ich liebe die Nacht, und Sie sagen mir, daß es Ihnen davor graut; ich liebe den Duft der Rosen, habe aber einen Freund, der Fieber davon bekommt. Glauben Sie, ich achte ihn darum geringer als mich selbst? Ich bemühe mich, alles zu verstehen, und hüte mich, etwas zu verdammen. Alles in allem dürfen Sie sich nicht allzusehr beklagen; ich will nicht behaupten, diese Anwandlungen seien nicht unangenehm, ich weiß nur zu gut, daß man an Dingen kranken kann, die andere nicht verstehen. Aber wenigstens haben Sie Ihre Gefühle liebender Zuneigung ganz vortrefflich bei Ihrer Großmutter untergebracht. Sie sind ja so oft mit ihr zusammen. Und dann ist das auch eine erlaubte Form von Zärtlichkeit, ich meine eine Zärtlichkeit, die er-

widert wird. Es gibt so viele andere, von denen das nicht gilt!«

Er ging in meinem Zimmer auf und ab, betrachtete hier einen Gegenstand und hob dort einen anderen auf. Ich hatte den Eindruck, er wolle mir eine Eröffnung machen, finde aber nicht die rechten Worte dafür.

»Ich habe noch einen anderen Band Bergotte, ich werde ihn holen lassen«, setzte er hinzu und läutete. Nach einer Weile kam ein Groom. »Holen Sie mir den Oberkellner. Er ist der einzige, der einen Auftrag intelligent ausführen kann«, erklärte Monsieur de Charlus sehr von oben herab. »Monsieur Aimé, Herr Baron?« fragte der Groom. »Wie er heißt, weiß ich nicht, aber ja, möglich, ich glaube, ich habe gehört, daß er Aimé gerufen wird. Aber machen Sie schnell, ich habe keine Zeit.« – »Er ist sicher gleich hier, Herr Baron, ich habe ihn eben noch unten gesehen«, antwortete der Groom, um zu zeigen, wie gut er auf dem laufenden sei. Eine Weile verstrich. Dann kam der Groom zurück. »Herr Baron, Monsieur Aimé ist schon schlafen gegangen. Aber ich kann den Auftrag sehr gut ausführen.« – »Nein, sagen Sie ihm nur, er soll sich wieder erheben.« – »Herr Baron, das geht nicht, er schläft nicht hier.« – »Gut, dann lassen Sie uns in Ruhe.« – »Aber, Monsieur«, sagte ich, als der Groom gegangen war, »Sie sind wirklich zu liebenswürdig, an einem Band Bergotte habe ich doch genug.« – »Das scheint mir eigentlich auch.« Monsieur de Charlus setzte sich darauf von neuem in Bewegung. Einige Minuten vergingen, dann, nach kurzem Zaudern, machte er auf dem Absatz kehrt, warf mir ein messerscharfes »Gute Nacht, Monsieur« zu und verschwand. Nach all den erhabenen Gefühlen, die ich ihn an jenem Abend hatte äußern hören, bereitete er mir am folgenden Morgen, dem Tag seiner Abreise, eine beträchtliche Überraschung: in dem Augenblick nämlich, als ich am Strand gerade mein Bad nehmen wollte, kam er auf mich zu, um mir zu sagen, meine Großmutter wolle mich gleich, wenn ich aus dem Wasser zurück sei, bei sich

sehen, und setzte dann, während er mich plump vertraulich in den Hals zwickte, mit einem vulgären Lachen hinzu:

»Aber dieser kleine Schlingel pfeift ja auf seine alte Großmama, nicht wahr?»

»Monsieur, ich liebe und verehre sie!«

»Monsieur«, sagte er einen Schritt zurücktretend mit plötzlich eisiger Miene, »Sie sind noch jung und sollten die Gelegenheit nutzen, zwei Dinge zu lernen: erstens sollten Sie sich enthalten, Gefühle zu äußern, die zu natürlich sind, um nicht als selbstverständlich zu gelten; zweitens sollten Sie nicht so hitzig auf Dinge reagieren, die man Ihnen sagt und deren Sinn Sie noch gar nicht begriffen haben. Hätten Sie diese Vorsicht nicht soeben versäumt, so würden Sie vermieden haben, wie ein Tauber ins Blaue hinein daraufloszureden und dadurch eine weitere Lächerlichkeit zu der hinzuzufügen, die darin besteht, mit gestickten Ankern auf dem Badeanzug herumzulaufen. Ich habe Ihnen ein Buch von Bergotte geliehen, das ich dringend brauche. Lassen Sie es mir in einer Stunde durch den Oberkellner mit dem lachhaften und zu Unrecht getragenen Vornamen bringen, den Oberkellner, der, wie ich wohl vermuten darf, um diese Zeit nicht schläft. Sie erinnern mich noch daran, daß ich gestern etwas voreilig über den Zauber der Jugend zu Ihnen gesprochen habe; ich hätte Ihnen einen besseren Dienst damit erwiesen, hätte ich Sie auf das Ungestüm, die Plan- und Verständnislosigkeit dieses Alters aufmerksam gemacht. Ich hoffe, Monsieur, diese kleine Dusche wird Ihnen nicht minder gut tun als Ihr Bad. Aber stehen Sie doch nicht wie angewurzelt da, Sie könnten sich erkälten. Ich empfehle mich.«

Sicher taten ihm hinterher seine Worte leid, denn einige Zeit später erhielt ich – in einem Maroquineinband, auf dessen Vorderseite eine Kupferplatte in Halbrelief einen Stengel Vergißmeinnicht zeigte – das Buch, das er mir geliehen und das ich nicht durch Aimé, der, wie sich herausstellte, »Aus-

gang« hatte, sondern durch den Liftboy an ihn hatte zurückgehen lassen.

Als Monsieur de Charlus abgereist war, konnten Robert und ich endlich zu Bloch zum Abendessen gehen. Im Verlauf dieser kleinen Festlichkeit wurde ich mir darüber klar, daß die Geschichten, die unser Kamerad allzuleicht amüsant fand, zu denen gehörten, die der alte Bloch erzählte, und daß der »wirklich bemerkenswerte Mann« immer einer seiner Freunde war, der ihm in diesem Licht erschien. Es gibt eben eine Anzahl Leute, die man in der Kindheit bewundert: einen Vater, der die übrige Familie an Einfällen übertrifft, einen Lehrer, der in unseren Augen von der Metaphysik, die er lehrt, einen Abglanz erhält, einen Kameraden, der in seiner Entwicklung schon weiter fortgeschritten ist als wir (in meinem Fall Bloch) und der den Musset von »L'espoir en Dieu«[1] bereits ablehnt, während wir ihn noch lieben, aber, sobald auch wir beim guten Leconte oder Claudel angekommen sind, nur noch von Mussetschen Versen schwärmt wie:

À Saint-Blaise, à la Zuecca
Vous étiez, vous étiez bien aise …

San Biasio! Zuecca!
Wie schön, wie schön war's da

oder gern Fragmente zitiert wie:

Padoue est un fort bel endroit
Où de très grands docteurs en droit …
Mais j'aime mieux la polenta …
… Passe dans son domino noir
La Toppatelle.

Padua ist ein äußerst schöner Ort,

Ganz große Doctores in Jura haben dort …
Doch lieber mag ich Polenta …
… In ihrem schwarzen Domino zieht vorbei
Die Toppatella.

und von allen »Nuits« nichts gelten läßt außer:

Au Havre, devant l'Atlantique,
À Venise, à l'affreux Lido,
Où vient sur l'herbe d'un tombeau
Mourir la pâle Adriatique. [1]

In Le Havre vor dem Atlantik,
In Venedig, auf dem schrecklichen Lido,
Wo auf dem Gras eines Grabs
Die blasse Adria erstirbt.

Nun aber behält und zitiert man von jemandem, den man aufrichtig bewundert, in eben dieser Bewunderung sehr minderwertige Dinge, die man unvoreingenommen mit Strenge verurteilen würde, ebenso wie ein Schriftsteller in einem Roman unter dem Vorwand der Authentizität »Aussprüche« oder Personen anführt, die im lebendigen Ganzen nur totes Gewicht, einen nur mittelmäßigen Teil darstellen. Die Porträts, die Saint-Simon geschaffen hat, ohne sich vermutlich dabei selbst große Bewunderung zu zollen, sind diese Bewunderung dennoch wert, doch die Einfälle, die er von geistreichen Leuten seiner Bekanntschaft als besonders gelungen zitiert, haben ihr Mittelmaß bewahrt oder sind für uns unverständlich geworden. Er hätte als eigene Erfindung verschmäht, was er als Bemerkung der Madame Cornuel[1] oder Ludwigs XIV. beson-

ders fein getroffen findet – ein Phänomen, das man auch noch bei vielen anderen nachweisen und unterschiedlich interpretieren könnte; hier möge die eine genügen: nämlich daß man im Zustand des »Beobachters« auf einem weit niedrigeren Niveau bleibt, als wenn man schöpferisch tätig ist.

Mein Freund Bloch trug also gleichsam in sich eingesprengt einen alten Bloch, der seinem Sohn vierzig Jahre nachhinkte, geistlose Anekdoten erzählte und ebensosehr im Inneren meines Freundes darüber lachte, wie es der äußere, wirkliche Bloch senior tat, denn zu den Heiterkeitsausbrüchen des letzteren, zwischen denen er die Pointe zwei- oder dreimal wiederholte, damit dem Publikum auch ja keine Feinheit entginge, gesellte sich jeweils das laute Lachen, mit dem der junge die Geschichten des alten unweigerlich zu begrüßen pflegte. So kam es, daß Bloch junior, nachdem er eben noch die gescheitesten Dinge gesagt hatte, seinen Tribut an das Familienerbe entrichtete und uns zum dreißigsten Mal ein paar der Bonmots erzählte, die Bloch senior (gleichzeitig mit seinem Gehrock) bei den feierlichen Gelegenheiten hervorholte, wo Bloch junior jemand ins Haus brachte, dem zu Ehren so viel Aufwand sich lohnte: einen seiner Lehrer, einen Klassenkameraden, der alle Preise einheimste, oder an diesem bewußten Abend eben Saint-Loup und mich. Zum Beispiel: »Ein namhafter Militärschriftsteller, der einwandfrei logisch deduziert und an der Hand von Beweismaterial dargelegt hatte, daß aus unabweislichen Gründen im Russisch-Japanischen Krieg die Japaner geschlagen und die Russen siegreich sein würden«[1] oder: »Ein hervorragender Mann, der in politischen Kreisen als großer Finanzmann und in Finanzkreisen als großer Politiker gilt …« Diese Geschichten wechselten ab mit einer des Barons Rothschild und einer von Sir Rufus Israël, deren Person jeweils auf eine Weise eingeführt wurde, aus der man hätte annehmen können, Monsieur Bloch sei mit beiden persönlich bekannt.

Ich selbst ließ mich durch die Art und Weise täuschen, wie Vater Bloch von Bergotte sprach, und nahm an, dieser sei ein alter Freund von ihm. Alle berühmten Leute aber kannte Monsieur Bloch nur, »ohne mit ihnen bekannt zu sein«, deshalb etwa, weil er sie im Theater oder auf den Boulevards von weitem gesehen hatte. Er bildete sich im übrigen ein, seine eigene Erscheinung, sein Name, seine Persönlichkeit seien jenen nicht unbekannt und sie müßten bei seinem Anblick oft eine flüchtige Neigung unterdrücken, ihn zu grüßen. Wenn Leute aus der besseren Gesellschaft große Geister im Original kennen, da sie sie ja bei sich empfangen, verstehen sie sie deshalb nicht besser. Hat man aber auch nur kurze Zeit in der besseren Gesellschaft gelebt, so läßt einen die dort herrschende Torheit nur allzusehr wünschen, in bescheideneren, vermutlich aber intelligenteren Milieus zu leben, in denen man diese Größen nur kennt, »ohne mit ihnen bekannt zu sein«. Ich sollte das gerade bei einem Gespräch über Bergotte begreifen lernen. Monsieur Bloch war nicht der einzige, der bei sich zu Hause Erfolg hatte. Mein Kamerad hatte sogar bei seinen Schwestern noch größeren, indem er sie unaufhörlich in mürrischem Ton anfuhr, während er mit dem Kopf tief über den Teller gebeugt dasaß; sie lachten Tränen darüber. Außerdem hatten sie die Sprache ihres Bruders angenommen und beherrschten sie so vollkommen, als wäre sie für Leute von einiger Intelligenz absolut verpflichtend und die einzige in Frage kommende. Als wir ankamen, sagte die älteste Schwester zu einer der jüngeren: »Geh, künd es dem weisen Vater und der untadeligen Mutter.« – »Hündinnen«, sagte Bloch, »ich stelle euch hier Saint-Loup, den Reitersmann mit den hurtigen Wurfspeeren vor, der für ein paar Tage aus Doncières, dem rossenährenden, mit den Häusern aus schön geglättetem Marmor, herübergekommen ist.« Da er ebenso vulgär wie literarisch gebildet war, schloß er seine Rede gewöhnlich mit einem weniger homerischen Satz: »Hört mal, macht doch euren Peplos mit den schönen Agraffen etwas

mehr zu, was soll denn der ganze Klimbim? Schließlich ist das ja nicht mein Vater!«[1] Und die Demoiselles Bloch wollten sich vor Lachen ausschütten. Ich sagte ihrem Bruder, wie viele Freuden er mir dadurch verschafft hätte, daß er mir seinerzeit die Lektüre Bergottes empfahl, dessen Bücher ich vergötterte.

Der alte Bloch, der Bergotte nur von ferne und das Leben Bergottes nur aus Publikumsgeschwätz kannte, hatte auf genauso indirektem Weg nur mit Hilfe einer pseudoliterarischen Kritik von seinen Werken Kenntnis genommen. Er lebte in einer Welt der Halbheiten, in der man ins Leere hineingrüßt und aufgrund falscher Informationen sich eine Meinung bildet. Ungenauigkeit oder Inkompetenz mindern jedoch die Selbstsicherheit nicht, eher im Gegenteil. Denn das ist ja das wohltätige Wunder der Eigenliebe, daß die Menschen, denen glänzende Verbindungen und tiefe Kenntnisse, über die natürlich nur wenige verfügen können, abgehen, sich dennoch für bevorzugt halten, denn die Sicht, die man von den verschiedenen sozialen Stufen aus hat, bringt es mit sich, daß jeder den von ihm gerade eingenommenen Rang für den besten hält, so daß er auf die Größten als auf schlecht Weggekommene, Minderbegünstigte, Armselige herabsieht, von ihnen spricht und sie verleumdet, ohne sie zu kennen, sie verurteilt und verachtet, ohne sie zu verstehen. In den Fällen aber, bei denen die Vervielfältigung der schwachen persönlichen Vorzüge durch die Eigenliebe nicht ausreichen würde, um jedem die ihm großzügiger als anderen zugeteilte Dosis an Glück zu garantieren, die er braucht, gibt es den Ausweg des Neides, der den Unterschied verringern hilft. Allerdings muß man, wenn der Neid sich in verächtlichen Bemerkungen Luft macht, ein »Ich will nicht mit ihm bekanntgemacht werden« durch ein »Ich habe keine Möglichkeit, mit ihm bekanntgemacht zu werden« übersetzen. Das ist der verstandesmäßige Sinn. Der gefühlsmäßige Sinn aber ist: »Ich will nicht mit ihm bekanntgemacht werden.« Man weiß, daß es nicht wahr ist,

sagt es aber doch nicht nur, um anderen Sand in die Augen zu streuen, sondern weil man so fühlt, und das genügt, um die Distanz zu überbrücken, das heißt: es genügt zum Glück.

Da der egozentrische Gesichtspunkt jedem Menschen auf diese Weise gestattet, die Welt so zu sehen, als falle sie unterhalb von ihm stufenweise ab, während er oben als König thront, leistete Monsieur Bloch sich den Luxus, gnadenlos zu sein, wenn er des Morgens seine Schokolade trank und dabei die Unterschrift Bergottes unter einem Artikel der noch kaum entfalteten Zeitung entdeckte; er gewährte dem Autor dann verächtlich eine karg bemessene Audienz, gab sein Urteil ab und gestattete sich das komfortable Vergnügen, jeweils zwischen zwei Schlucken des glühendheißen Getränks zu äußern: »Dieser Bergotte ist unlesbar geworden. Dem Schafskopf fällt wirklich gar nichts mehr ein. Es ist um die Zeitung abzubestellen. Was für bombastische Sätze! Welcher Schwulst!« Und er nahm sich ein weiteres Butterbrot.

Die Illusion von Wichtigkeit, die den alten Bloch umgab, erstreckte sich übrigens noch etwas über seinen eigenen Vorstellungsbereich hinaus. Zunächst betrachteten seine Kinder ihn als anderen überlegen. Kinder haben immer eine Neigung, ihre Eltern entweder übertrieben herabzusetzen oder zu bewundern, und für einen guten Sohn ist der Vater immer der beste aller Väter, ganz abgesehen von allen objektiven Gründen, ihn zu bewundern. Im Fall des alten Bloch aber fehlten diese durchaus nicht, denn er war gebildet, gewandt und herzlich gegenüber den Seinen. In der engeren Familie ging man um so lieber mit ihm um, als im Gegensatz zur »Gesellschaft«, in der die Menschen nach einem übrigens absurden Maßstab und nach falschen, aber feststehenden Regeln beurteilt werden, nämlich aufgrund eines Vergleiches mit allen anderen eleganten Erscheinungen dieser Kreise, in der Abgeschiedenheit des bürgerlichen Lebens Diners und Familiensoireen sich um Personen drehen, die man für angenehm im Umgang und für geistreich erklärt, obwohl sie in einem rein ge-

sellschaftlich bestimmten Milieu sich nicht zwei Tage halten würden. Schließlich werden in jenen Kreisen die künstlichen Größenordnungen der Aristokratie, die hier nicht gelten, durch sogar noch verrücktere Vorstellungen von Distinktion ersetzt. So wurde Monsieur Bloch in der Familie und noch bei Verwandten ziemlich entfernten Grades wegen einer angeblichen Ähnlichkeit in seiner Art, den Schnurrbart zu tragen, und im Nasenansatz als ein »zweiter Herzog von Aumale« bezeichnet. (Und ist nicht auch in der Welt der Clubdiener einer, der die Mütze schief aufsetzt und einen sehr engen Livreerock trägt, so daß er wie ein ausländischer Offizier auszusehen meint, für seine Kameraden eine Art von Persönlichkeit?)

Die Ähnlichkeit war äußerst vage, aber sie spielte allmählich die Rolle einer Titulatur. Man fragte zurück: »Bloch? Welcher? Der Herzog von Aumale?«[1] wie man gesagt haben würde: »Die Prinzessin Murat? Welche? Die Königin (von Neapel)?«[2] Eine Anzahl anderer unbedeutender Züge verliehen ihm vollends in der Verwandtschaft eine Art Distinktion. Da er denn doch nicht so weit ging, einen eigenen Wagen anzuschaffen, mietete Monsieur Bloch von Zeit zu Zeit einen offenen Mylord mit zwei Pferden von einem Fuhrunternehmer und ließ sich, nachlässig im Fond gelagert, durch den Bois de Boulogne fahren, wobei er zwei Finger an die Schläfe legte, zwei weitere unter das Kinn, und wenn die Leute, die ihn nicht kannten, ihn auch daraufhin für einen »Angeber« hielten, war man in der Familie überzeugt, daß in Dingen des persönlichen Schicks von Onkel Salomon auch ein Gramont-Caderousse[3] noch etwas lernen könne. Er gehörte zu den Leuten, die, wenn sie sterben, aufgrund der Tatsache, daß sie mit dem Chefredakteur des *Radical* [4] am gleichen Tisch in einem Boulevard-Restaurant gespeist haben, in dieser Zeitung unter der Rubrik »Aus der Gesellschaft« als eine »den Parisern wohlbekannte Erscheinung« bezeichnet werden. Monsieur Bloch bemerkte Saint-Loup und mir gegenüber, Bergotte wisse sehr wohl, weshalb er, Bloch, ihn nicht grüße, und sobald

er ihm im Theater oder im Club begegne, weiche er seinen Blicken aus. Saint-Loup errötete, denn er überlegte sich, daß dieser Club bestimmt nicht der Jockey-Club sein könne, dessen Präsident sein Vater gewesen war. Andererseits mußte es ein verhältnismäßig exklusiver Club sein, denn Monsieur Bloch hatte gesagt, Bergotte würde dort heute nicht mehr aufgenommen werden. So fragte denn Saint-Loup, in der Befürchtung, er könne »den Gegner unterschätzen«, ob dieser Club vielleicht der Cercle de la rue Royale sei, der zwar in der Familie Saint-Loups als »deklassierend« galt, von dem er aber wußte, daß er einige Juden unter seinen Mitgliedern zählte. »Nein«, gab gleichzeitig stolz und verschämt Monsieur Bloch etwas gedehnt zurück, »es ist ein kleiner, aber weit angenehmerer Club, der Cercle des Ganaches.[1] Die Leute werden dort sehr streng beurteilt.« – »Ist nicht Sir Rufus Israël dort Präsident?« fragte der junge Bloch, um seinem Vater Gelegenheit zu einer verzeihlichen Lüge zu geben und ohne Ahnung davon, daß dieser Finanzmann in den Augen Saint-Loups nicht das gleiche Prestige besaß wie in den seinigen. Tatsächlich war nicht Sir Rufus Israël, sondern einer seiner Angestellten Mitglied dieses Clubs. Da dieser sich aber mit seinem Chef sehr gut stand, hatte er immer Karten des großen Finanzmanns zur Verfügung und konnte auch Monsieur Bloch eine geben, wenn dieser auf einer Strecke reiste, die einer der von Sir Rufus Israël mitverwalteten Gesellschaft gehörte, was Bloch senior jeweils zu der Bemerkung veranlaßte: »Ich gehe eben beim Club vorbei, um mir eine Empfehlung von Sir Rufus zu holen.« Die Karte erlaubte ihm dann, dem Zugpersonal gegenüber großartig aufzutreten. Die Demoiselles Bloch interessierten sich aber stärker für Bergotte und kamen auf ihn zurück, anstatt dem Thema der »Ganaches« weiter nachzugehen; die jüngste fragte ihren Bruder in todernstem Ton, denn sie glaubte, es gebe auf der Welt keine anderen Ausdrücke, um Leute von Genie zu bezeichnen, als die von ihm verwendeten: »Ist das wirklich ein so erstaunlicher Bursche, dieser

Bergotte? Gehört er zur Kategorie der großen Kanonen wie Villiers oder Catulle?«[2] – »Ich habe ihn verschiedene Male bei Premieren getroffen«, bemerkte Monsieur Nissim Bernard. »Er ist linkisch, eine Art Schlemihl.« Diese Anspielung auf die Erzählung von Chamisso war nicht weiter schlimm, aber die Bezeichnung »Schlemihl« gehörte zu jenem halb deutschen, halb jiddischen Dialekt, für dessen Verwendung im Privatleben Monsieur Bloch zwar schwärmte, den er aber vulgär und unangebracht fand, sobald man sich in der Gesellschaft von Fremden befand. Deshalb warf er einen strengen Blick auf seinen Onkel. »Er hat Talent«, sagte Bloch. »Aha!« machte seine Schwester achtungsvoll, als wolle sie damit ausdrücken, daß unter diesen Umständen meine Ansicht freilich entschuldbar sei. »Alle Schriftsteller haben Talent«, warf der alte Bloch verächtlich hin. »Es scheint sogar«, fuhr sein Sohn mit erhobener Gabel und ironisch-diabolisch zusammengekniffenen Lidern fort, »daß er sich um einen Sitz in der Académie bewirbt.« – »Was nicht noch! Dafür reicht es bei ihm aber denn doch nicht aus«, machte Vater Bloch seinem Unwillen Luft, denn offenbar teilte er nicht die Verachtung seines Sohnes und seiner Töchter für die Académie. »Er hat nicht das Format.« – »Außerdem ist die Académie ein Salon, und Bergotte hat überhaupt keine Beziehungen«, erklärte der Erbonkel von Madame Bloch, ein harmloser, sanftmütiger Mensch, dessen Name Bernard an sich wahrscheinlich schon die diagnostischen Fähigkeiten meines Großvaters auf den Plan gerufen hätte, jedoch in Anbetracht eines Gesichts, das aus dem Palast des Darius zu stammen und von Madame Dieulafoy[1] wiederhergestellt zu sein schien, noch unzureichend gewirkt haben würde, hätte nicht, von einem Kunstliebhaber gewählt, der offenbar dieser Gestalt aus dem alten Susa eine orientalische Krönung geben wollte, der Vorname Nissim ihn mit den Flügelschlägen eines menschenköpfigen Stiers von Khorsabad[2] umrauscht. Doch Monsieur Bloch ließ nicht nach, seinen Onkel zu kränken, sei es, daß die wehrlose

Gutmütigkeit seines Prügelknaben ihn reizte, sei es, daß er, weil die Villa, die er bewohnte, von Monsieur Nissim Bernard bezahlt wurde, gerade als Nutznießer zeigen wollte, er habe seine Unabhängigkeit gewahrt und trachte nicht danach, durch Schmeicheleien sich der Erbschaft des Geldsacks zu versichern. Dieser wiederum fühlte sich besonders dadurch verletzt, daß er vor dem Diener so grob behandelt wurde. Er murmelte einen unverständlichen Satz, von dem man nur die Worte vernahm: »Und das vor die Meschores!« Meschores bezeichnet in der Bibel den Diener des Herrn. Wenn sie unter sich waren, benutzten die Blochs den Ausdruck, um die Dienstboten zu bezeichnen, und amüsierten sich immer, weil die Gewißheit, weder von Christen noch vom Personal selbst verstanden zu werden, Monsieur Nissim Bernard und Monsieur Bloch in ihrem doppelten Eigenbewußtsein als »Herren« und als »Juden« schmeichelte. Dieser letztere Grund zur Genugtuung aber wurde zu einem des Mißvergnügens, wenn Besuch zugegen war. Dann fand Monsieur Bloch, daß sein Onkel, wenn er von »Meschores« sprach, allzusehr seine östliche Herkunft betone, ebenso wie eine Kokotte, die ihre Freundinnen mit ehrbaren Leuten zusammen einlädt, ärgerlich wird, wenn jene auf ihr Gewerbe anspielen oder unpassende Ausdrücke gebrauchen. Weit entfernt also, sich durch die Bitte seines Onkels irgendwie in seinem Verhalten beirren zu lassen, geriet Monsieur Bloch vollends außer sich und konnte sich kaum noch halten. Er ließ keine Gelegenheit mehr aus, um den unglücklichen Onkel zu beleidigen. »Natürlich, wenn sich die Gelegenheit bietet, irgendein dummes bourgeoises Vorurteil zu äußern, lassen Sie sie sich nicht entgehen. Dabei wären Sie der erste, der bei ihm katzbuckeln würde, wenn er hier wäre«, rief Monsieur Bloch, während Monsieur Nissim Bernard traurig König Sargons geringelten Bart über den Teller neigte. Seitdem mein Kamerad den seinen wachsen ließ, der ebenso kraus und blauschwarz war, glich er seinem Großonkel sehr. »Wie, Sie sind der Sohn des Marquis von

Marsantes? Ich habe ihn sehr gut gekannt«, sagte Monsieur Nissim Bernard zu Saint-Loup. Ich glaubte, er meine damit »gekannt« in dem Sinne, wie der Vater von Bloch Bergotte »kannte«, das heißt vom Sehen. Doch er setzte hinzu: »Ihr Vater war ein guter Freund von mir.« Bloch war indessen hochrot geworden, sein Vater blickte äußerst peinlich berührt darein, die Demoiselles Bloch prusteten vor Lachen. Bei Monsieur Nissim Bernard nämlich hatte die Neigung zur Großsprecherei, die bei Blochs Vater und seinen Kindern sich in gewissen Grenzen hielt, die Gewohnheit ständigen Lügens erzeugt. Zum Beispiel ließ sich Monsieur Nissim Bernard auf der Reise im Hotel, wie auch Bloch senior es hätte tun können, alle seine Zeitungen von seinem Bedienten mitten während des Mittagessens, wenn alle Gäste versammelt waren, in den Speisesaal bringen, nur damit jeder sah, daß er mit Kammerdiener reise. Doch sagte er auch – was sein Neffe niemals getan hätte – zu den Leuten, deren Bekanntschaft er im Hotel machte, er sei Senator. Er mochte noch so genau wissen, daß die Betreffenden eines Tages diese Titelanmaßung feststellen würden, er konnte im gegebenen Augenblick dem Drang nicht widerstehen, sich damit zu schmücken. Monsieur Bloch litt sehr unter den Lügen seines Onkels und allen unangenehmen Folgen, die ihm daraus erwuchsen. »Geben Sie gar nicht auf ihn acht, er ist ein elender Aufschneider«, sagte er halblaut zu Saint-Loup, der sich daraufhin nur um so mehr für ihn interessierte, da ihn alles fesselte, was die Psychologie des Lügners betraf. »Lügenhafter noch als der Ithaker Odysseus, den Athene gleichwohl den größten Lügner unter den Menschen nannte«, rundete Bloch, unser Kamerad, das Bild vollends ab. »Nein, also so etwas!« rief Monsieur Nissim Bernard. »Wenn ich gewußt hätte, daß ich hier mit dem Sohn meines Freundes speisen würde! In Paris habe ich in meinem Haus eine Photographie Ihres Vaters und zahllose Briefe von ihm. Er sagte immer ›Onkel‹ zu mir, niemand weiß weshalb. Er war ein bezaubernder Mensch mit funkelndem Witz. Ich erinnere

mich an ein gemeinsames Abendessen bei mir in Nizza, es waren außer ihm noch dabei Sardou, Labiche, Augier …« – »Molière, Racine, Corneille«, setzte Blochs Vater ironisch hinzu, während sein Sohn die Liste noch vervollständigte: »Plautus, Menander, Kalidasa.«[1] Verletzt hielt Nissim Bernard in seiner Erzählung inne, und unter asketischem Verzicht auf ein großes Vergnügen schwieg er bis zum Ende des Mahls.

»Saint-Loup mit dem ehernen Helme, nehmen Sie noch ein wenig von dieser Ente mit den fetttriefenden Schenkeln, auf welche der hochberühmte Geflügelopferer zahllose Spenden roten Weines ergoß.«

Gewöhnlich, wenn Monsieur Bloch zu Ehren eines besonders ausgezeichneten Kameraden seines Sohnes die Geschichten von Sir Rufus Israël und anderen aus dem tiefsten Kellerwinkel hervorgeholt hatte, zog er sich in dem Gefühl, seinen Sohn bis zu Tränen gerührt zu haben, zurück, um sich nicht in den Augen des »Lausejungen« zu »prostituieren«. Lag aber ein ganz einzigartiger Anlaß vor, etwa als sein Sohn die Agrégation erlangt hatte, fügte Monsieur Bloch der gewohnheitsmäßig aufgetischten Serie von Geschichtchen eine ironische Betrachtung hinzu, die er sich sonst eher für seine persönlichen Freunde aufsparte und die Bloch junior mit großem Stolz seinen eigenen Freunden zugute kommen sah: »Die Regierung hat etwas Unverzeihliches getan. Sie hat Monsieur Coquelin[1] nicht befragt! Monsieur Coquelin hat zu verstehen gegeben, er sei empört« (Monsieur Bloch setzte seine Ehre darein, sich reaktionär und ablehnend gegen Theaterleute zu geben).

Aber die Schwestern Blochs und ihr Bruder erröteten vor Freude bis über die Ohren, als ihr Vater, um sich den beiden »Labadensern«[2] seines Sohnes von der Seite wahrhaft königlicher Gastfreundschaft zu zeigen, den Auftrag gab, den Champagner zu bringen, und die Mitteilung einfließen ließ, er habe, um uns »etwas zu bieten«, drei Sperrsitze für die Auf-

führung genommen, die eine auf komische Opern spezialisierte Truppe an diesem Abend im Kasino gab. Er bedauerte, daß er keine Loge bekommen habe. Sie seien bereits alle verkauft gewesen. Im übrigen habe er häufig die Erfahrung gemacht, daß die Orchestersitze besser seien. Nun war zwar der Fehler des Sohnes, den er den anderen verborgen glaubte, seine Ungehobeltheit, der des Vaters aber der Geiz. Daher ließ er denn auch unter dem Namen Champagner uns einen kleinen Mousseux aus einer Karaffe einschenken und unter der Bezeichnung Sperrsitze um die Hälfte billigere Parkettplätze für uns reservieren, von der Gottheit seines Lasters geradezu mystisch davon überzeugt, man werde weder bei Tisch noch im Theater (wo alle Logen unbesetzt waren) den Unterschied bemerken. Nachdem Blochs Vater uns unsere Lippen aus den flachen Schalen hatte netzen lassen, die sein Sohn mit der Bezeichnung »tiefgründige Kratere« ausschmückte, durften wir ein Gemälde bewundern, an dem er so sehr hing, daß er es stets nach Balbec mitnahm. Er erklärte uns, es sei ein Rubens. Saint-Loup fragte naiv, ob es signiert sei. Errötend erklärte Monsieur Bloch, er habe die Signatur des Rahmens wegen abschneiden lassen, was gar keine Bedeutung habe, da er es ja nicht zu verkaufen gedenke. Dann verabschiedete er uns rasch, um sich in das *Journal officiel* [1] zu vertiefen, dessen Nummern überall im Haus herumlagen und dessen Lektüre ihm, wie er sich ausdrückte, durch seine »parlamentarische Tätigkeit« zur Pflicht gemacht sei; über die eigentliche Natur dieser Tätigkeit klärte er uns jedoch nicht auf. »Ich werde einen Schal nehmen«, bemerkte Bloch zu uns, »denn Zephir und Boreas jagen um die Wette über das fischreiche Meer, und wenn es nach dem Schauspiel etwas später wird, kehren wir erst wieder nach Hause zurück, wenn die rosenfingrige Eos am Horizont erscheint. Apropos«, fragte er Saint-Loup, als wir draußen waren (und ich hörte es mit Beben, denn ich ahnte schnell, daß Monsieur de Charlus der Gegenstand von Blochs ironischer Rede sein werde), »wer war denn diese

prächtige Vogelscheuche im dunklen Anzug, mit der ich Sie vorgestern morgen am Strande promenieren sah?« – »Das war mein Onkel«, gab Saint-Loup einigermaßen kühl zurück. Leider war ein solcher Fauxpas weit davon entfernt, Bloch als etwas zu erscheinen, was man besser vermiede. »Mein Kompliment«, sagte er und konnte sich dabei vor Lachen kaum halten, »das hätte ich mir denken können, er hat vorzüglichen Schick und eine unbezahlbare, höchstklassige Trottelvisage.« – »Sie täuschen sich vollkommen, er ist sogar ungewöhnlich gescheit«, erwiderte Saint-Loup voller Zorn. »Schade, das nimmt ihm etwas von seiner Vollkommenheit. Ich würde ihn übrigens riesig gern kennenlernen, denn ich bin gewiß, daß ich über diese Art von Figuren ganz tolle Dinger würde schreiben können. Diese da ist zum Totlachen, wenn man sie so vorbeigehen sieht. Doch würde ich an dieser Visage, die ich, nehmen Sie es mir nicht übel, eine gute Weile lang einfach zum Kugeln fand, das Karikaturistische stärker zurücktreten lassen, da es einem Künstler, der vor allem auf die plastische Schönheit seiner Sätze bedacht ist, im Grunde nichts zu sagen hat, und das Gewicht vor allem auf das Aristokratische an Ihrem Onkel legen, das alles in allem einen Bombeneffekt erzielt und dessen großer Stil, wenn die erste Heiterkeitsanwandlung sich gelegt hat, in die Augen springt. Aber«, fuhr er dann, diesmal zu mir gewandt fort, »es gibt da noch etwas, das einem ganz anderen Ideenkreis angehört, ich wollte dich etwas fragen, aber jedesmal, wenn wir zusammen sind, macht ein unsterblicher Gott, glückseliger Bewohner des Olympos, es mich völlig vergessen; gleichwohl hätte mir eine Auskunft von dir äußerst nützlich sein können und kann es auch fürderhin sein. Wer ist die schöne Person, mit der ich dich im Jardin d'Acclimatation getroffen habe und die von einem Herrn, der mir vom Sehen bekannt schien, und einem Mädchen mit langen Haaren begleitet war?« Ich hatte ja die Erfahrung gemacht, daß Madame Swann sich an Blochs Namen nicht erinnerte, denn sie hatte mir einen anderen genannt und

von meinem Kameraden als von jemandem gesprochen, der einem Ministerium zugeteilt sei; es war mir aber bisher nicht eingefallen, mich zu erkundigen, ob er dort arbeite. Wie aber konnte Bloch, von dem sie gesagt hatte, er habe sich ihr vorstellen lassen, ihren Namen nicht kennen? Ich war so erstaunt, daß ich nicht gleich Antwort gab. »Jedenfalls beglückwünsche ich dich«, sagte er zu mir, »du hast sicherlich mit ihr deine Zeit nicht verloren. Ich selbst war ihr ein paar Tage vorher im Vorortzug begegnet. Auch ich kam mit ihr schnell ›zum Zug‹, sie hat deinem untertänigen Diener ihre Gunst geschenkt, ich habe nie so nette Minuten verbracht, und wir wollten gerade ein Wiedersehen verabreden, als jemand, der sie kannte, die Geschmacklosigkeit beging, auf der vorletzten Station noch zu uns in den Wagen zu steigen.« Mein Schweigen gefiel Bloch offenbar nicht. »Ich hoffte«, sagte er, »durch dich in den Besitz ihrer Adresse zu kommen und so bei ihr ein paarmal in der Woche die Freuden des von den Göttern geliebten Eros zu genießen, doch insistiere ich nicht, da du den Verschwiegenen spielst einer Person zuliebe, die ein Gewerbe aus diesen Dingen macht und sich mir dreimal hintereinander, und zwar auf die raffinierteste Art, zwischen Paris und dem Point-du-Jour[1] hingegeben hat. Aber ich werde sie schon eines Abends wiederfinden.«

Ich machte Bloch kurz nach diesem Abendessen einen Besuch, den er erwiderte, doch ich war nicht zu Hause; er aber wurde, als er nach mir fragte, von Françoise bemerkt, die ihn, obwohl er damals in Combray bei uns gewesen war, zufällig bisher nie gesehen hatte. So wußte sie nur, es sei einer von »den Herren«, die ich kannte, dagewesen und habe nach mir gefragt, sie wisse aber nicht »zu welchem Behuf«; er sei gekleidet gewesen wie alle anderen Leute auch und habe ihr keinen besonderen Eindruck gemacht. Nun wußte ich zwar längst, daß gewisse soziale Vorurteile, die Françoise hegte, mir immer rätselhaft bleiben würden, da sie zum Teil wohl auf einer Verwechslung von Wörtern und Namen beruhten,

die sie irgendwo aufgeschnappt und ein für allemal mißverstanden hatte, konnte es aber doch nicht lassen, obwohl ich es doch längst aufgegeben hatte, in solchen Fällen etwas verstehen zu wollen, Versuche anzustellen – vergebliche übrigens –, um ausfindig zu machen, was der Name Bloch für Françoise Unerhörtes bedeuten mochte. Denn kaum hatte ich ihr gesagt, der junge Mann, den sie gesehen habe, sei Monsieur Bloch gewesen, als sie vor Verwunderung und Enttäuschung ein paar Schritte rückwärts trat. »Was Sie nicht sagen, das ist Monsieur Bloch?« rief sie mit so verstörter Miene aus, als müsse eine derart wunderbare Persönlichkeit über ein Aussehen verfügen, das »bekanntmachte«, daß man sich in Gegenwart eines der Großen der Erde befand, und so etwa wie jemand der Meinung Ausdruck gibt, eine historische Persönlichkeit rechtfertige nicht durchaus ihren Ruf, wiederholte sie in einem Ton nachhaltiger Betroffenheit, in der man für kommende Zeiten den Keim einer alle Dinge erfassenden Skepsis ahnte: »Nein so etwas, das also ist Monsieur Bloch! Wirklich, man hätte es nicht gemeint, wenn man ihn so sieht.« Sie schien mir sogar deswegen zu grollen, ganz als hätte ich ihr gegenüber diesen Bloch jemals »aufgebauscht«. Doch hatte sie die Gewogenheit, gleich hinzuzusetzen: »Nun, ich muß sagen, wenn das auch Monsieur Bloch ist, der junge Herr darf ruhig glauben, daß er ebensogut aussieht wie der.«

Bald darauf erlebte sie Saint-Loups wegen, den sie verehrte, eine ganz andersgeartete und weniger lang anhaltende Enttäuschung: sie erfuhr, daß er Republikaner sei. Obwohl sie beispielsweise von der Königin von Portugal mit jener Respektlosigkeit, die allerdings beim Volk gerade das Zeichen der größten Ehrerbietung ist, sagte: »Amélie, die Schwester von Philippe«[1] , war Françoise Royalistin. Vor allem aber schien ihr ein Marquis, ein Marquis, der sie bezaubert hatte und der sich nun als Anhänger der Republik erwies, nicht mehr echt. Sie bekundete darüber die gleiche schlechte Laune, als hätte ich ihr ein Kästchen geschenkt, das sie für Gold ge-

halten, für das sie mir schon überschwenglich gedankt und von dem ihr aber später ein Juwelier gesagt hätte, es sei nur Doublé. Sie entzog Saint-Loup auf der Stelle ihre Hochschätzung, schenkte sie ihm jedoch nach kurzer Zeit von neuem, nachdem sie sich zurechtgelegt hatte, er könne ja doch als Marquis von Saint-Loup nicht eigentlich Republikaner sein, sondern nur aus Eigennutz so tun, denn bei dieser Regierung, die man jetzt habe, werfe das sicher viel ab. Seit diesem Tag hörte ihre Kälte gegen ihn wie auch ihr vorwurfsvolles Wesen mir gegenüber mit einem Schlag auf. Wenn sie nun von Saint-Loup sprach, sagte sie: »So ein Heuchler«, aber mit einem breiten, gutartigen Lächeln, durch das sie zu verstehen gab, daß sie ihn wieder »achte« wie am ersten Tag und ihm verziehen habe.

Nun waren aber die Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit Saint-Loups über jeden Zweifel erhaben, und gerade diese große moralische Integrität, die nicht in einem egoistischen Trieb wie der Liebe ihr Genüge finden konnte, aber andererseits in ihm nicht auf jene zum Beispiel für mich bestehende Unmöglichkeit traf, seine geistige Nahrung anderswo als in sich selbst zu finden, befähigte ihn so wahrhaft zur Freundschaft, wie ich dazu unfähig war.

Nicht weniger täuschte sich Françoise über Saint-Loup, als sie sagte, es scheine ja auf den ersten Blick, als ob er das Volk nicht verachte, aber es sei nicht wahr, da brauche man ihn nur anzuschauen, wenn er böse auf seinen Kutscher sei. Tatsächlich war es mehrfach vorgekommen, daß Robert diesen mit einer gewissen Rauheit schalt, die bei ihm weniger einem Gefühl für die Verschiedenheit der Klassen als dem der zwischen ihnen bestehenden Gleichheit entsprang. »Aber warum«, antwortete er mir auf meine Vorwürfe, er habe diesen Kutscher etwas reichlich unfreundlich behandelt, »sollte ich besonders höflich mit ihm reden? Ist er nicht dasselbe wie ich? Steht er mir nicht ebensonahe wie ein Onkel oder Vetter von mir? Sie tun so, als müßte ich ihn rücksichtsvoll behandeln, also als

Untergebenen! Sie sprechen wie ein Aristokrat«, setzte er in abfälligem Ton hinzu.

Tatsächlich war, wenn überhaupt eine, die Aristokratie die Klasse, der er mit Voreingenommenheit und parteiischem Sinn gegenüberstand; das ging so weit, daß er ebensoviel Mühe hatte, an die Überlegenheit eines Mannes aus diesen Kreisen zu glauben, wie es ihm leichtfiel, die eines Proletariers für gegeben zu halten. Als ich ihm von der Prinzessin von Luxemburg erzählte, die ich in Gesellschaft seiner Tante getroffen hatte, sagte er nur:

»Eine Ziege wie alle ihresgleichen. Übrigens ist sie so etwas wie eine Kusine von mir.«

Da er ein Vorurteil gegen Menschen hegte, die in der mondänen Welt verkehrten, ging er selbst wenig in Gesellschaft, und die geringschätzige oder gar feindselige Haltung, die er dort annahm, vermehrte bei allen seinen nächsten Verwandten noch den Kummer über seine Verbindung mit »einer vom Theater«, eine Verbindung, von der sie behaupteten, sie sei verderblich für ihn und habe unter anderem auch in ihm jenen Geist der Verunglimpfung und des Widerspruchs entwickelt, ihn »aus dem Gleis gebracht«, und schließlich werde er sich noch vollkommen »deklassieren«. Daher äußerte sich denn auch eine Menge leichtlebiger junger Männer aus dem Faubourg Saint-Germain rücksichtslos über Roberts Geliebte. »Dirnen gehen ihrem Gewerbe nach«, sagten sie, »sie sind nicht besser und nicht schlechter als alle anderen; aber die da, nein! Ihr verzeihen wir nicht! Sie hat zuviel Unheil bei jemandem angerichtet, den wir gerne mögen.« Gewiß, er war nicht der erste mit einem Klotz am Bein. Die anderen jedoch amüsierten sich standesgemäß und behielten auch weiterhin die Ansichten ihrer Klasse über Politik, über alle anderen Dinge bei. Er aber, so fanden die Seinen, habe jetzt »etwas Bitteres«. Sie machten sich nicht klar, daß viele junge Männer der besseren Gesellschaft, die sonst geistig ungeformt, primitiv in ihren Freundschaftsgefühlen, ohne Zartheit und Ge-

schmack ihr Leben führen würden, häufig in ihrer Geliebten den wahren Lehrmeister finden und daß Verbindungen dieser Art die einzige Seelenschule sind, in der sie die Weihen einer höheren moralischen Kultur empfangen und den Wert eines nicht zweckgebundenen Wissens schätzen lernen. Selbst im niederen Volk (das im Hinblick auf die Roheit des Gefühlslebens so oft der großen Welt ganz ähnlich ist) bringt die Frau, da sie sensibler, feinsinniger und stärker der Muße zugetan ist, gewissen Formen des Zartgefühls größeres Interesse und manchen Schönheiten der Empfindung und der Kunst weit höhere Achtung entgegen und stellt sie, selbst wenn sie sie nicht versteht, über die Dinge, die dem Mann das Erstrebenswerteste scheinen: Stellung und Geld. Ob es sich nun aber wie bei Saint-Loup um die Geliebte eines jungen Mitglieds der eleganten Clubs oder eines jungen Arbeiters handelt (die Elektromonteure beispielsweise vertreten heute die wahre Ritterschaft), ihr Liebhaber hegt für sie zuviel Bewunderung und Respekt, als daß er diese nicht auch auf das ausdehnte, was sie selbst bewundert und respektiert; seine Wertskala wird dadurch vollkommen umgekehrt. Ihrem Geschlecht entsprechend ist sie schwach, sie leidet an unerklärlichen nervösen Störungen, für die der kräftige junge Mann, wenn er ihnen bei einem Mann oder einer anderen Frau, einer etwa, deren Neffe oder Vetter er ist, begegnete, nur ein Lächeln hätte. Die Frau aber, die er liebt, kann er nicht leiden sehen. Der junge Adlige, der wie Saint-Loup eine Geliebte hat, nimmt die Gewohnheit an, wenn er mit ihr in ein Restaurant essen geht, die Baldriantropfen in der Tasche bei sich zu führen, die sie brauchen könnte, und mit Nachdruck und ohne Ironie dem Kellner einzuschärfen, er möge darauf achten, die Türen leise zu schließen und kein feuchtes Moos für die Tischdekoration zu verwenden, damit seiner Freundin ein Unbehagen erspart bleibt, von dem er nie befallen wird und das für ihn eine geheimnisvolle Welt darstellt, an deren Wirklichkeit sie ihn zu glauben gelehrt hat, ein Unbehagen, um dessentwillen er sie

jetzt bedauert, ohne daß er es zuvor kennenlernen müßte, und für das er dann schließlich sogar Verständnis hat, wenn andere es empfinden. Die Geliebte Saint-Loups hatte ihm – wie die ersten Mönche des Mittelalters der Christenheit – Mitleid mit Tieren beigebracht, denn sie war eine leidenschaftliche Tierfreundin und verreiste niemals ohne ihren Hund, ihre Kanarienvögel und ihre Papageien. Saint-Loup wachte dann mütterlich über deren Wohl und lehnte alle Menschen, die nicht freundlich zu Tieren waren, als Rohlinge ab. Eine Schauspielerin nun andererseits oder eine sogenannte Schauspielerin wie die, die mit ihm zusammenlebte – mochte sie intelligent sein oder nicht, worüber ich nichts wußte –, hatte ihn, indem sie ihm die Unterhaltung der Damen der Gesellschaft langweilig und die Verpflichtung, einer Abendeinladung zu folgen, als eine Tortur erscheinen ließ, vor dem Snobismus bewahrt und ihn von seiner Oberflächlichkeit geheilt. Wenn dank der Rolle, die sie in seinem Leben spielte, gesellschaftliche Beziehungen einen geringeren Raum im Dasein des jungen Liebhabers einnahmen, hatte die Geliebte ihn – während, wenn er einfach ein junger Salonlöwe gewesen wäre, Eitelkeit oder Eigennutz seine Freundschaften ebensosehr geprägt wie eine gewisse Derbheit deren Charakter äußerlich gekennzeichnet hätte – andererseits gelehrt, Adel und Delikatesse in ihnen zu betätigen. Da sie mit weiblichem Instinkt bei Männern gewisse Gefühlseigenschaften hochschätzte, die ihr Liebhaber vielleicht verkannt oder sogar verlacht hätte, fand sie immer sehr schnell unter den Freunden Saint-Loups denjenigen heraus, der für ihn wahre Zuneigung hegte, und bevorzugte ihn. Sie wußte dann in der Weise auf ihn einzuwirken, daß er für diesen Dankbarkeit empfand und sie ihm auch zeigte, auf die Dinge achtgab, die ihm Vergnügen machten, auf jene auch, die ihm beschwerlich waren. Bald fing Saint-Loup, ohne daß sie ihn noch darauf aufmerksam machen mußte, von sich aus an, diese Dinge zu bedenken; so schloß er in Balbec, wo sie sich gar nicht befand, mir zu Gefallen, also

für jemand, den sie nie gesehen und von dem er ihr möglicherweise in seinen Briefen nicht einmal erzählt hatte, das Fenster des Wagens, in dem ich mit ihm saß, oder trug Blumen aus dem Zimmer, die mir Kopfweh machten, und wenn er beim Aufbrechen gleichzeitig mehreren Personen Lebewohl sagen mußte, richtete er es so ein, daß er sich von den anderen schon etwas früher verabschiedete, so daß er mit mir allein zurückblieb und auf diese Weise einen Unterschied zwischen mir und den übrigen machte, mich anders behandelte als sie. Seine Geliebte hatte seinen Geist dem Unsichtbaren geöffnet, sie hatte einen ernsteren Zug in sein Leben gebracht, die Zartheit seines Herzens erschlossen, doch entging das alles den Seinen, die unter Tränen immer wiederholten: »Dieses Frauenzimmer bringt ihn noch um, und in der Zwischenzeit bringt sie ihn um seine Ehre.« Allerdings hatte er all das Gute, was sie ihm geben konnte, schließlich bis zur Neige ausgeschöpft; jetzt war sie für ihn nur noch der Quell unaufhörlicher Leiden, denn sie mochte ihn nicht mehr sehen und machte ihm das Leben zur Qual. Eines schönen Tages hatte sie angefangen, ihn dumm und lächerlich zu finden, weil die Freunde, die sie in den Kreisen junger Schriftsteller und Schauspieler besaß, ihr versichert hatten, daß er dumm und lächerlich sei; sie wiederholte nun ihrerseits alles, was jene gesagt hatten, mit der Leidenschaftlichkeit und Ausschließlichkeit, die man an den Tag legt, wenn man von außen her übernommene Meinungen oder Verhaltensweisen, von denen man vorher überhaupt nichts wußte, sich zu eigen macht. Gern behauptete sie, wie jene Theaterleute es taten, daß zwischen ihr und Saint-Loup ein unüberbrückbarer Abgrund klaffe, weil er geradezu einer anderen Rasse angehöre; denn sie sei eine Intellektuelle, er aber, trotz allen gegenteiligen Beteuerungen, seiner Herkunft nach ein Feind der Intelligenz. Diese Ansicht kam ihr höchst tiefsinnig vor, und in den beiläufigsten Äußerungen, den unbedeutendsten Gebärden ihres Liebhabers suchte sie nach einer Bestätigung dafür. Als die gleichen

Freunde ihr auch noch überzeugend darlegten, sie zerstöre in einer so wenig für sie geeigneten Gesellschaft ihre, wie sie sagten, durchaus begründeten beruflichen Hoffnungen und ihr Freund werde auf sie abfärben, das Zusammenleben mit ihm ihre künstlerische Zukunft gefährden, trat zu ihrer Geringschätzung noch ein Haß auf Saint-Loup, als wolle er sie unbedingt mit einer tödlichen Krankheit infizieren. Sie sah ihn so wenig wie möglich, schob aber den Zeitpunkt eines endgültigen Bruchs noch hinaus, wobei mir ein solcher auch wenig wahrscheinlich schien. Saint-Loup brachte für sie derartige Opfer, daß sie, sofern sie nicht hinreißend war (allerdings hatte er mir nie eine Photographie von ihr zeigen wollen, sagte vielmehr immer: »Erstens ist sie keine Schönheit, und zweitens wirkt sie schlecht auf Photographien, ich habe auch nur Momentaufnahmen von ihr, die ich selbst mit meiner Kodak[1] gemacht habe und die einen ganz falschen Eindruck geben würden«), schwerlich einen zweiten Mann finden könnte, der zu Ähnlichem bereit gewesen wäre. Mir kam nicht in den Sinn, daß eine gewisse Besessenheit, sich einen Namen zu machen, selbst wenn man kein Talent hat, und die der eigenen Person wenn auch ganz privat entgegengebrachte Hochachtung von irgendwie imponierenden Persönlichkeiten sogar für eine kleine Kokotte entscheidendere Beweggründe sein können (es war dies übrigens bei Saint-Loups Geliebter vielleicht gar nicht der Fall) als die Freude am Geldgewinn. Saint-Loup, der, ohne recht zu verstehen, was in seiner Geliebten vorging, sie weder in ihren ungerechten Vorwürfen noch ihren Schwüren ewiger Liebe für ganz aufrichtig hielt, hatte doch öfter das Gefühl, sie werde mit ihm brechen, sobald es ihr möglich wäre, und mit dem Instinkt des Liebenden in ihm, der offenbar weitblickender war als seine sonstige Natur, hatte er ihr gegenüber eine praktische Klugheit walten lassen – die bei ihm nicht im Widerspruch stand zu der Stärke, ja der Blindheit seiner leidenschaftlichen Gefühle – und es abgelehnt, ihr ein Kapital zur Verfügung zu stellen, vielmehr zwar enorme

Summen aufgenommen, damit es ihr nie an etwas fehle, ihr die Beträge jedoch immer nur von Tag zu Tag in die Hand gegeben. Sicher aber würde sie, falls sie wirklich ernsthaft daran dachte, ihn einmal zu verlassen, den Zeitpunkt abwarten, wo sie »ihre Schäfchen im trockenen« hätte, was in Anbetracht der Summen, die Saint-Loup ihr gab, zwar nur kurze Zeit in Anspruch nehmen würde, aber doch vorläufig noch eine Verlängerung des Glücks – oder Unglücks – meines Freundes bedeutete.

Diese dramatische Periode ihrer Liaison – die jetzt in ihre kritische, für Saint-Loup am meisten quälende Phase eingetreten war, denn sie hatte ihm untersagt, in Paris zu bleiben, wo seine Gegenwart sie aufs äußerste reizte, und ihn gezwungen, seinen Urlaub in Balbec, nahe bei seiner Garnison, zu verleben – hatte eines Abends bei einer Tante Saint-Loups ihren Anfang genommen; er hatte erreicht, daß er seine Freundin zu ihr mitbringen und diese vor zahlreichen Geladenen Fragmente aus einem symbolistischen Drama rezitieren durfte, in dem sie auf einer avantgardistischen Bühne mitgewirkt und für das sie ihm die gleiche Begeisterung eingeflößt hatte, wie sie selbst sie hegte.

Doch als sie mit einem großen Lilienstengel in der Hand und in einem der »Ancilla Domini«[1] nachgebildeten Kostüm, das sie Robert als eine einmalige »künstlerische Vision« hingestellt hatte, vor diesem Parterre von eleganten Männern und Herzoginnen erschien, wurde sie mit einem Lächeln begrüßt, das durch den psalmodierenden Tonfall, die Ausgefallenheit gewisser Worte und ihre häufige Wiederholung sich in zunächst unterdrücktes, dann aber so unwiderstehlich ausbrechendes Gelächter verwandelte, daß die arme Rezitatorin nicht hatte weitersprechen können. Tags darauf war die Tante Saint-Loups einhellig getadelt worden, daß sie eine so groteske Künstlerin in ihrem Haus habe auftreten lassen. Ein sehr bekannter Träger eines Herzogstitels verhehlte ihr nicht, daß

sie es sich nur selbst zuzuschreiben habe, wenn man sie kritisiere:

»Zum Teufel auch, solche Nummern sollte man uns wirklich nicht zumuten! Hätte die Person noch Talent, aber keine Spur. Alles was recht ist, Paris ist nicht so dumm, wie man es hinstellt. Die Gesellschaft besteht nicht nur aus lauter Eseln. Dies kleine Fräulein hat offenbar geglaubt, sie könne Paris verblüffen. Aber so leicht verblüfft man Paris nicht. Es gibt denn doch noch Dinge, die man hier bei uns nicht schluckt.«

Die Künstlerin selbst aber hatte im Hinausgehen zu Saint-Loup gesagt: »Was für dumme Puten, was für rotznäsige Frauenzimmer und Flegel sind denn das, zu denen du mich da gebracht hast? Ich will dir nur sagen, unter den Männern war keiner, der nicht versucht hat, mir zuzuzwinkern und unter dem Tisch zu füßeln, und nur weil ich nicht darauf eingegangen bin, haben sie sich nachher gerächt.«

Solche Reden hatten Roberts Antipathie gegen die Menschen seiner Kreise in ein viel tieferes und schmerzlicheres Grauen verwandelt, das sich vor allem gegen diejenigen richtete, die es am wenigsten verdienten, nämlich ihm treu zugetane Verwandte, die als Abgesandte der Familie Saint-Loups Freundin zu überreden versuchten, mit ihm zu brechen, ein Schritt, den diese ihm gleichfalls als von nicht erhörter Liebe zu ihr inspiriert hinstellte. Obwohl Robert sofort den Verkehr mit ihnen allen abgebrochen hatte, meinte er doch, daß, wenn er fern von seiner Freundin weile, die Betreffenden oder andere seine Abwesenheit benutzen würden, um es von neuem bei ihr zu versuchen, und vielleicht ihre Gunst errungen hatten. Und wenn er von Lebemännern sprach, die ihre Freunde betrügen, Frauen zu verführen und in Stundenhotels zu locken versuchen, war sein Antlitz voller Leiden und Haß.

»Ich würde sie mit weniger schlechtem Gewissen umbringen als einen Hund, denn der ist wenigstens ein liebes, aufrichtiges, treues Tier. Solche Menschen verdienen viel eher

das Schafott als die Unglücklichen, die aus Armut und durch die Grausamkeit der Reichen zu Verbrechern werden.«

Den größten Teil seiner Zeit verbrachte er damit, seiner Geliebten Briefe und Telegramme zu schicken. Jedesmal wenn sie aus der Ferne – sie hinderte ihn auch weiterhin, nach Paris zu kommen – einen Vorwand für einen Streit mit ihm fand, erriet ich es sofort aus seinen verstörten Zügen. Da seine Geliebte ihm nie sagte, was sie ihm eigentlich vorwarf, kam er auf die Vermutung, daß sie, da sie sich darüber ausschwieg, es am Ende selbst nicht recht wisse und seiner einfach überdrüssig sei; gleichwohl aber hätte er gern eine Aussprache herbeigeführt und schrieb ihr daraufhin: »Sag mir, worin ich Unrecht tue. Ich bin ganz bereit, meine Schuld einzusehen«, wobei der Kummer, den er selbst empfand, ihn zur Überzeugung brachte, er habe sich falsch benommen.

Sie aber ließ ihn endlos auf ihre Antwort warten, die im übrigen immer völlig ungereimt war. So sah ich meist Saint-Loup mit leeren Händen und fast immer mit gramdurchfurchter Stirn von der Post zurückkommen, wo er als einziger im ganzen Hotel, abgesehen von Françoise, Briefe abholte und aufgab: er aus der Ungeduld des Liebenden heraus, sie aus tiefem Mißtrauen gegen die Hausbedienten. (Die Telegramme nötigten ihn jeweils zu einem noch viel weiteren Weg.)

Als einige Tage nach dem Abendessen bei Blochs meine Großmutter mir mit erwartungsfroher Miene erzählte, Saint-Loup habe sie gefragt, ob er sie nicht vor seiner Abreise aus Balbec photographieren dürfe, und ich sah, daß sie hierfür ihre schönste Toilette angelegt hatte und nur noch zwischen den verschiedenen Kopfbedeckungen schwankte, fühlte ich mich durch diese von ihrer Seite so ganz unerwartete Kinderei unangenehm berührt. Das ging sogar so weit, daß ich mich fragte, ob ich mich bisher über meine Großmutter nicht getäuscht, ob ich ihr nicht einen zu hohen Rang zugewiesen habe, ob sie wirklich über alles, was ihre Person betraf, so erha-

ben sei, wie ich immer gemeint hatte, ob sie nicht etwa das, was ich ihr nie zugetraut hätte, besitze: Koketterie.

Leider ließ ich mir diese Unzufriedenheit über die geplante Sitzung für eine Aufnahme und besonders über die Genugtuung, die meine Großmutter zu empfinden schien, so sehr anmerken, daß Françoise darauf aufmerksam wurde und diese unverzüglich, wenn auch ohne Absicht, noch vermehrte, indem sie mir eine sentimentale und gerührte Rede hielt, in die ich nicht einstimmen mochte.

»Oh! Monsieur, die arme liebe Madame! Wo sie doch so glücklich ist, daß jemand sie ›abnehmen‹ will, und sogar den Hut aufsetzt, den ihr ihre alte Françoise mit eigenen Händen so nett zurechtgemacht hat. Man muß ihr doch ihre Freude lassen, Monsieur.«

Ich redete mir ein, es sei nicht grausam, mich über die Gefühlsduselei von Françoise lustig zu machen, indem ich mir vor Augen hielt, daß auch meine Mutter und Großmutter, die doch in allen Dingen meine Vorbilder waren, es ja häufig täten. Doch als meine Großmutter sah, daß ich verstimmt schien, sagte sie zu mir, wenn dies Vorhaben mich verdrieße, verzichte sie darauf. Ich wollte das nicht und versicherte, ich sähe darin nichts, was man beanstanden könne, und ließ sie sich schön machen, glaubte aber einen Beweis von Scharfsinn und Geisteskraft zu geben, indem ich ein paar ironische und kränkende Worte fallen ließ, die das Vergnügen, das ihr dies Photographiertwerden zu bereiten schien, im wesentlichen aufheben sollten, so daß ich zwar den Galahut an meiner Großmutter ansehen mußte, aber doch den Erfolg zu verzeichnen hatte, daß von ihrem Antlitz jener freudige Ausdruck verschwunden war, der mich hätte glücklich stimmen müssen, statt dessen aber – wie es nur allzuoft geschieht, solange diejenigen, die wir am meisten lieben, noch am Leben sind – mir eher als die aufreizende Bekundung eines verkleinernden, abträglichen Zuges denn als eine köstliche Form des Glücks erschien, das ich ihr ja im Grunde so gern verschaffen wollte.

Meine schlechte Laune rührte vor allem daher, daß seit einer Woche meine Großmutter mich eher zu meiden schien und daß ich sie weder bei Tage noch am Abend einen Augenblick richtig für mich hatte haben können. Wenn ich am Nachmittag ins Hotel zurückkehrte, um ein Weilchen mit ihr allein zu sein, hieß es, sie sei nicht da; oder aber sie schloß sich mit Françoise zu endlosen Beratungen ein, die ich nicht stören durfte. Und wenn ich den Abend außerhalb des Hauses mit Saint-Loup verbracht hatte und während der Heimfahrt an den Augenblick dachte, da ich sie wiedersehen und küssen könnte, mochte ich noch so lange warten, daß sie endlich ihre paar kleinen Schläge gegen die Zwischenwand täte, um mir zu sagen, ich könne herüberkommen und ihr gute Nacht sagen, ich hörte und hörte nichts; schließlich ging ich zu Bett und war ihr etwas böse, daß sie mich mit einer an ihr ganz ungewohnten Gleichgültigkeit einer Freude beraubte, auf die ich so fest gerechnet hatte; mit einem wie in meiner Kinderzeit klopfenden Herzen lauschte ich noch lange auf die stummbleibende Stimme der Wand und schlief unter Tränen ein.

★

An diesem Tag wie an den vorhergehenden hatte Saint-Loup nach Doncières gehen müssen, wo bis zu dem Zeitpunkt, zu dem er endgültig dorthin zurückkehren mußte, seine Anwesenheit jetzt bis zum späten Nachmittag täglich erforderlich sein würde. Ich bedauerte, daß er nicht in Balbec war. Ich hatte ein paar junge Frauen aus dem Wagen steigen und den Weg teils zum Tanz im Kasino, teils zur Eiskonditorei nehmen sehen, Frauen, die mir von ferne bezaubernd erschienen waren. Ich befand mich in einer jener Perioden der Jugend, die, nicht von einer speziellen Liebe beherrscht, allem offenstehen und in denen man überall – wie ein Liebhaber die Frau, die er liebt – die Schönheit ersehnt, überall nach ihr trachtet,

sie überall erblickt. Wenn auch nur ein einziger wirklicher Zug – das wenige, was man an einer von ferne oder von hinten gesehenen Frau unterscheidet – in uns die Idee von Schönheit wachzurufen vermag, glauben wir schon, die Schönheit selbst erkannt zu haben; mit klopfendem Herzen beschleunigen wir den Schritt und werden immer halb und halb überzeugt bleiben, daß sie es diesmal war, sofern jene Frau verschwunden bleibt: nur wenn wir sie wieder einholen, werden wir unseren Irrtum gewahr.

Da sich mein Gesundheitszustand ständig verschlechterte, war ich außerdem versucht, schon die einfachsten Vergnügungen zu überschätzen, gerade weil sie mir so schwer zugänglich waren. Überall glaubte ich elegante Frauen zu sehen, weil ich am Strand zu müde, im Kasino oder in einer Konditorei aber zu schüchtern war, mich ihnen ernstlich zu nähern. Dennoch hätte ich für den Fall, daß ich bald sterben sollte, doch gar zu gern gewußt, wie in Wirklichkeit, aus der Nähe betrachtet, die hübschesten jungen Mädchen beschaffen seien, die das Leben für uns zur Verfügung hält, auch wenn ein anderer als ich oder sogar niemand von diesem Angebot hätte Gebrauch machen können (ich machte mir tatsächlich nicht klar, daß meiner Neugier ein Besitzbedürfnis zugrunde lag). Mit Saint-Loup zusammen hätte ich den Tanzsaal zu betreten gewagt. Da ich aber allein war, blieb ich einfach in Erwartung des Augenblicks, bis ich wieder mit meiner Großmutter zusammen sein könnte, vor dem Grand-Hôtel stehen, als ich – fast noch am äußersten Ende der Strandpromenade, von wo aus sie sich wie ein merkwürdiger einheitlicher Farbfleck auf mich zu bewegten – fünf oder sechs kleine Mädchen[1] sah, die in Aussehen und Auftreten so vollkommen anders waren als alles, was man sonst in Balbec sah, als es eine eben gelandete Schar von Möwen unbekannter Herkunft hätte sein können, die nun am Strand gemessenen Schrittes – während die Nachzügler flatternd die anderen einholen – einherpromenieren, wobei ihr Ziel den Badegästen, die von ihnen scheinbar gar

nicht wahrgenommen werden, ebenso verborgen bleibt, wie es für ihren Vogelgeist klar vorgegeben ist.

Eine dieser Unbekannten schob mit einer Hand ihr Fahrrad vor sich her; zwei andere waren mit Golfschlägern ausgerüstet; ihre Aufmachung aber unterschied sich völlig von der der anderen jungen Mädchen in Balbec, von denen einzelne wohl dem Sport huldigten, ohne jedoch dafür eine Spezialkleidung anzulegen.[1]

Es war die Stunde, da Damen und Herren täglich ihren Spaziergang auf der Strandpromenade machten, dem unerbittlichen Blitzen des Stiellorgnons ausgesetzt, das, als hätten sie irgendeinen Makel an sich, den sie in den kleinsten Einzelheiten zu untersuchen vorhabe, die Frau des Gerichtspräsidenten auf sie richtete, die stolz vor dem Musikpavillon inmitten jener gefürchteten Stuhlreihe thronte: dort, wo jene anderen selbst gleich darauf, aus Schauspielern nunmehr zu Kritikern geworden, sich niederlassen würden, um ihrerseits die Vorübergehenden zu beurteilen. Alle diese Leute, die die Strandpromenade entlanggingen, schlingerten, als befänden sie sich an Deck eines Schiffes (denn sie konnten ihre Beine nicht heben, ohne gleichzeitig die Arme zu bewegen, die Augen zu verdrehen, die Schultern zurechtzuschieben, durch einen ausgleichenden Ruck der entgegengesetzten Seite der auf der anderen vollführten Übung zu entsprechen und im Gesicht vor Anstrengung rot zu werden), und taten, um den Anschein zu erwekken, als kümmerten sie sich gar nicht um die anderen, obwohl sie insgeheim achtgaben, nicht an sie anzustoßen, ganz so, als ob sie die Personen, die an ihnen vorübergingen oder ihnen entgegenkamen, überhaupt nicht sähen; tatsächlich aber rannten sie dennoch gerade gegeneinander an oder blieben aneinander hängen, weil sie beiderseits der Gegenstand solcher unter dem Anschein der Nichtbeachtung versteckten Aufmerksamkeit gewesen waren; Liebe zu – und infolgedessen Furcht vor – der Masse ist eine der mächtigsten Triebkräfte der Menschen, sei es, daß sie den anderen gefallen, sie ver-

blüffen oder aber ihnen zeigen wollen, daß sie sie verachten. Bei einem einsam lebenden Menschen liegt der vollständigen und bis ans Lebensende dauernden Abschließung oft eine fehlgeleitete Liebe zur Masse zugrunde, eine Liebe, die so sehr jedes andere Gefühl überwiegt, daß er, da er beim Ein- und Ausgehen nicht die Bewunderung der Concierge, der Passanten, des vor der Tür wartenden Kutschers zu erringen vermag, es vorzieht, gar nicht mehr von ihnen gesehen zu werden, und jedwede Tätigkeit aufgibt, durch die ein Ausgehen erforderlich würde.

Inmitten all dieser Leute, von denen einige einem Gedanken nachhingen, dessen Wirken in ihrem Inneren sie dann durch ruckartige Gebärden und umherirrende Blicke verrieten, die ebensowenig Harmonie in sich trugen wie die schwankende Umsicht ihrer Nachbarn, schritten die Mädchen, die ich bemerkt hatte, mit der Beherrschung aller Gesten, die ein vollkommen durchtrainierter Körper und aufrichtige Mißachtung gegenüber der übrigen Menschheit verleihen, unbeirrt und locker geradeaus, wobei sie genau die Bewegungen ausführten, die sie ausführen wollten, in voller Unabhängigkeit aller ihrer Glieder voneinander und jener Unbewegtheit von Rumpf, Kopf und Armen, die gute Walzertänzerinnen auszeichnet. Sie waren von mir nicht mehr weit entfernt. Obwohl jede einen ureigenen Typ darstellte, waren sie alle schön; doch hatte ich in Wirklichkeit alle erst seit so kurzem wahrgenommen und es noch so wenig gewagt, sie fest ins Auge zu fassen, daß ich noch keine in ihrer Individualität von den anderen unterschied. Abgesehen von einer, die sich durch ihre gerade Nase, ihre brünette Hautfarbe von den anderen abhob wie in irgendeinem Renaissancegemälde einer der Heiligen Drei Könige von arabischem Typ, waren sie mir bislang nur entweder durch ein unbeirrt und eigensinnig lachendes Augenpaar oder (eine andere) durch Wangen bekannt, deren rosiger Teint eine Kupfertönung angenommen hatte, die an Geranien erinnerte, und selbst diese Einzelzüge hatte ich noch

nicht unauflöslich einem bestimmten dieser jungen Mädchen mehr als einem anderen angeheftet; und wenn ich (nach der Reihenfolge, in der sich dieses Zusammenspiel vor mir entfaltete, das so wunderbar war, weil die verschiedenartigsten Aspekte hier dicht nebeneinanderlagen und alle Farbenfolgen zusammenklangen, dennoch verworren freilich wie eine Musik, in der ich im Augenblick des Vorüberrauschens nicht die einzelnen Themen erkennen konnte, da ich sie wohl wahrnahm, jedoch auf der Stelle wieder vergaß) ein weißes Oval, schwarze Augen, grüne Augen auftauchen sah, wußte ich nicht, ob es die gleichen waren, auf deren Zauber ich kurz zuvor schon einmal gestoßen war, und konnte sie nicht diesem oder jenem Mädchen zuordnen, das ich etwa aus den anderen ausgesondert und herauserkannt hätte. Die Tatsache, daß dem von mir wahrgenommenen Bild deutliche Abgrenzungen, die ich freilich bald darauf herstellen würde, zwischen den einzelnen Erscheinungen noch fehlten, breitete über die Gruppe etwas harmonisch Gleitendes, ein fortwährendes Fluktuieren einer schwebenden, allen gemeinsamen, stets in Bewegung befindlichen Schönheit.

Vielleicht war es nicht nur eine zufällige Fügung des Lebens, daß alle diese Freundinnen, die sich da zueinandergesellt hatten, so schön waren; vielleicht hatten sich diese Mädchen (deren Gebaren schon ihre kühne, oberflächliche, harte Natur enthüllte), übermäßig empfindlich gegen alles Häßliche und Lächerliche, unfähig, einer Anziehung geistiger oder seelischer Art nachzugeben, in der Schar gleichaltriger Kameradinnen aufgrund eines gemeinsamen Widerwillens gegen alle die zusammengefunden, bei denen eine nachdenkliche und gefühlsbetonte Veranlagung sich in Schüchternheit, Befangenheit und Ungeschick, kurz durch etwas verriet, was sie wahrscheinlich eine »unsympathische Art« nannten, und diese Geschöpfe von sich ferngehalten, während sie sich im Gegenteil mit anderen anfreundeten, zu denen sie sich durch eine gewisse Mischung aus Anmut, Geschicklichkeit und körperli-

cher Eleganz hingezogen fühlten, in deren Gestalt allein sie sich den natürlichen Freimut einer anziehenden Wesensart und die Aussicht auf angenehme Stunden, die man miteinander verbringen würde, vorstellen konnten. Vielleicht befand sich auch die Klasse, der sie angehörten und die ich nicht genau hätte bestimmen können, an jenem Punkt ihrer Entwicklung, wo, sei es aufgrund zunehmenden Reichtums und größerer Muße, sei es dank den neuen Sportgewohnheiten, die selbst in gewisse bescheidenere Kreise eingedrungen waren, und einer Körperkultur, zu der sich noch nicht die des Geistes hinzugesellt hatte, eine soziale Schicht – wie die harmonischen und fruchtbaren Schulen der Bildhauerkunst, die noch keine gewundenen Ausdrucksformen suchen – ganz von selbst eine Fülle schöner Körper hervorbringt, Körper mit schönen Beinen, schönen Hüften und gesunden, ausgeruhten Gesichtern, mit einem Einschlag auch von Wendigkeit und List. Und waren diese hier nicht edel in sich ruhende Muster menschlicher Schönheit, die ich vor dem Hintergrund des Meeres wie besonnte Bildwerke an den Gestaden Griechenlands vor mir hatte?

Genauso, als wären sie innerhalb ihrer Schar, die wie ein leuchtender Komet über die Strandpromenade dahinzog, übereingekommen, daß die umgebende Menge aus Wesen einer anderen Rasse bestehe, die nicht einmal durch ihr Leiden in ihnen ein Gefühl der Solidarität hätte hervorrufen können, schienen sie sie überhaupt nicht zu sehen; sie zwangen die Personen, die stehengeblieben waren, sich vor ihnen zu teilen wie vor einer Maschine, die, einmal in Gang gesetzt, nicht erwarten läßt, daß sie den Fußgängern aus dem Wege geht, und begnügten sich höchstens damit, wenn irgendein alter Herr, dessen Existenz sie ignorierten und mit dem sie nichts zu tun haben wollten, mit furchtsamen oder wütenden, jedenfalls aber überstürzten und lächerlichen Gebärden geflüchtet war, einander lachend anzuschauen. Sie legten allem gegenüber, was nicht zu ihrer Gruppe gehörte, keine affektier-

te Verachtung an den Tag, ihre aufrichtige war ihnen genug. Doch konnten sie kein Hindernis sehen, ohne es zum puren Vergnügen – mit Anlauf oder aus dem Stand – zu nehmen, weil in ihnen jene Fülle, jenes Übermaß an Jugend war, das man unbedingt ausgeben muß, selbst wenn man traurig ist oder krank, wobei man mehr den Notwendigkeiten des Lebensalters gehorcht als der zufälligen Stimmung des Tages, so daß man nie eine Gelegenheit ausläßt, mit größtem Eifer zu springen oder zu gleiten, indem man sein langsames Dahinschreiten – wie Chopin es noch mit der schwermütigsten Passage tut – unterbricht und kleine anmutige Abstecher darin einstreut, in denen Laune sich mit Virtuosität vermischt. Die Gattin eines alten Bankiers hatte, nachdem sie zwischen verschiedenen Aufstellungsmöglichkeiten geschwankt hatte, für ihren Mann einen Sitzplatz auf seinem Faltstuhl da gewählt, wo er mit dem Gesicht zur Strandpromenade vor Wind und Sonne durch den Musikpavillon geschützt war. Nachdem sie ihn dort wohl geborgen sah, hatte sie ihn verlassen, um ihm eine Zeitung zu kaufen, aus der sie ihm zu seiner Zerstreuung etwas vorlesen wollte; diese kleinen Abwesenheiten, während deren sie ihn allein ließ, dehnte sie niemals über fünf Minuten aus, die ihm dennoch sehr lang vorkamen, doch legte sie sie ziemlich häufig ein, damit ihr alter Ehegefährte, dem sie ihre Fürsorge gleichzeitig zukommen ließ und verbarg, den Eindruck habe, er sei noch imstande zu leben wie die anderen und brauche keine Obhut. Das Podium der Musiker bildete über seinem Kopf ein natürliches, verlockendes Sprungbrett, auf dem ohne zu zögern die Älteste der kleinen Schar ihren Anlauf nahm; dann sprang sie über den erschrockenen Alten hinweg, wobei sie seine Strandmütze mit ihren gewandten Füßen berührte – zum großen Ergötzen der anderen Mädchen, besonders zweier grüner Augen in einem Puppengesicht, die einen Ausdruck von Heiterkeit und Bewunderung für diese Tat widerspiegelten, einen Ausdruck, in dem ich einen Anflug von Schüchternheit zu bemerken glaubte,

einer gleichsam schamhaften und doch vorwitzigen Schüchternheit, die die anderen nicht zeigten. »Der alte Knabe kann einem leid tun; der kratzt sicher bald ab«, bemerkte eines der Mädchen mit rauher Stimme und in halb ironischem Ton. Sie gingen noch ein paar Schritte weiter, blieben dann plötzlich für einen Augenblick stehen, ohne darauf achtzugeben, daß sie den Spaziergängern dadurch den Weg versperrten: ein kompaktes, ungewöhnliches und zwitscherndes Konglomerat von unregelmäßiger Formung, gleichsam eine Zusammenkunft von Vögeln, die sich zum Abflug sammeln; dann nahmen sie ihren langsamen Gang längs der Strandpromenade – vor dem Hintergrund des Meeres – wieder auf.[1]

Jetzt waren ihre bezaubernden Züge nicht mehr unklar und durcheinandergemischt. Ich hatte sie entwirrt und dann wieder in richtiger Anordnung (an Stelle des Namens, den ich ja nicht kannte) jeder einzelnen – um die Große herum, die über den alten Bankier gesprungen war – zugeteilt; der Kleinen, deren runde, rosige Wangen sich vor dem Meer abzeichneten samt ihren grünen Augen; der mit dem dunklen Teint und der geraden Nase, die sich so deutlich von der Schar der übrigen unterschied; einer anderen, deren Gesicht weiß wie ein Ei war, aus dem die kleine Nase in einem winzigen Haken herausprang wie ein Kükenschnabel, ein Gesicht, wie manche sehr junge Männer es haben; wieder einer andren, hochgewachsenen mit einer Pelerine (in der sie so armselig aussah, ganz im Gegensatz zu ihrem eleganten Auftreten, daß die Erklärung nahelag, das junge Mädchen müsse so hochgestellte Eltern haben, daß diese sich über die Meinung der Badegäste von Balbec völlig erhaben fühlten und keinen Wert auf eine in der Kleidung sich äußernde Eleganz ihrer Kinder legten, so daß es ihnen völlig gleichgültig war, wenn diese auf der Promenade in einem Aufzug erschienen, der kleinen Leuten allzu bescheiden vorgekommen wäre); einem Mädchen mit blitzenden, lachenden Augen und vollen, mattschimmernden Wangen unter einer tief in die Stirn gesetzten schwarzen Polomüt-

ze, das ein Fahrrad mit dermaßen nachlässigem Wiegen der Hüften vor sich herschob und, gerade als ich vorbeiging, mit lauter Stimme einen solchen Straßenjargon verwendete (ich hörte indessen den ärgerlichen Ausdruck »sein eigenes Leben leben« heraus), daß ich die Hypothese, die ich aufgrund der bewußten Pelerine aufgestellt hatte, wieder fallenließ und eher zu dem Schluß kam, alle diese Mädchen gehörten eher zur Bevölkerung des Velodroms und seien vermutlich die sehr jungen Geliebten der dortigen Radrennfahrer. Jedenfalls spielte bei keiner meiner Vermutungen die Idee, sie könnten tugendhafte junge Mädchen sein, eine Rolle. Schon im ersten Moment hatte ich – infolge der Art, wie sie lachend einander anschauten, und des reichlich freimütigen Blicks derjenigen mit den mattschimmernden Wangen – begriffen, daß sie es nicht waren. Im übrigen hatte meine Großmutter immer mit einer zu ängstlichen Sorge über mich gewacht, als daß ich nicht hätte glauben müssen, die Dinge, die man nicht tun dürfe, hingen alle in sich zusammen, und daß Mädchen, die es an Achtung vor dem Alter fehlen ließen, auch keine Bedenken haben würden, wenn es um verlockendere Vergnügungen gehe als um die, über einen Achtzigjährigen im Sprung hinwegzusetzen.

Obwohl sie sich nunmehr als einzelne Personen abzeichneten, entstand durch den Dialog, den ihre Blicke miteinander führten, jene von Anmaßung und Kameradschaftsgeist beseelten Blicke, in denen sich ständig bald Anteilnahme, bald herausfordernde Gleichgültigkeit entzündete, wie jedes der jungen Mädchen sie ausstrahlte, je nachdem ob es sich um ihre Freundinnen oder um die Vorübergehenden handelte, und auch durch das Bewußtsein, miteinander so eng vertraut zu sein, daß man sich immer gemeinsam auf den Weg machte und sich von allen anderen absonderte, zwischen ihren selbständigen und getrennten Körpern, während sie sich langsam vorwärtsbewegten, eine unsichtbare Verbindung, harmonisch jedoch wie eine gleichförmige, warmgetönte Schattenzone,

wie eine einzige Atmosphäre; denn sie wurden dadurch zu einem in seinen Teilen ebenso homogenen Ganzen, wie dieses von der Menge verschieden war, in der ihr Zug gemächlich einherschritt.

Während ich dicht an der Brünetten mit den vollen Wangen vorüberging, die das Rad vor sich herschob, begegnete ich ihrem lachenden Seitenblick, der aus den Tiefen der unmenschlichen Welt hervordrang, in der das Leben dieses kleinen Völkchens beschlossen lag, aus einer unzugänglichen, unbekannten Welt, in der die Vorstellung von dem, was ich war, gewiß weder jemals Eingang noch einen Platz würde finden können. Hatte mich das junge Mädchen mit der so tief über die Augen gezogenen Polomütze, da sie doch ganz mit dem beschäftigt war, was ihre Gefährtinnen sagten, überhaupt in der Sekunde gesehen, als der schwarze Strahl ihrer Augen mich traf ? Wenn sie mich aber gesehen hatte, was mochte ich in ihren Augen gewesen sein? Von welchem Universum aus nahm sie mich wahr? Es wäre für mich ebenso schwer zu sagen gewesen, wie es unmöglich ist, aus Eigenheiten eines Nachbargestirns, die man im Teleskop erkennt, den Schluß zu ziehen, daß dort Menschen wohnen, daß sie uns sehen, und sich vorzustellen, welche Gedanken dieser Anblick in ihnen weckt.

Würden wir denken, die Augen eines solchen Mädchens seien nichts als ein blitzendes Rund aus Glimmer, wären wir nicht begierig, ihr Leben zu kennen und es mit uns zu verbinden. Doch wir spüren eben, daß das, was in dieser reflektierenden Scheibe aufleuchtet, nicht nur auf ihrer materiellen Zusammensetzung beruht; daß darin vielmehr, wenn auch uns unbekannt, die schwarzen Schatten der Gedanken erscheinen, die dieses Wesen sich über die Leute und die Stätten macht, die es kennt – die Rasenfläche der Reitbahnen, den Sand der Wege, auf die feld- oder waldeinwärts pedaletretend diese kleine Peri[1] , verführerischer für mich als die des persischen Paradieses, mich hätte mitnehmen können –, die Schatten

auch des Hauses, in das sie zurückkehren wird, der Pläne, die sie hegt oder die die anderen mit ihr haben; vor allem aber, daß sie selbst es ist mit ihren Sehnsüchten, ihren Sympathien, ihren Abneigungen, ihrem unaufhörlich dunkel sich bekundenden Willen. Ich wußte, daß ich diese junge Radfahrerin nicht würde besitzen können, wenn ich nicht auch das besäße, was in ihren Augen lag. Ihr ganzes Leben folglich flößte mir Verlangen ein, ein schmerzliches Verlangen zwar, weil ich spürte, es sei unerfüllbar, und doch ein berauschendes, weil das, was mein Leben gewesen war, auf einmal aufgehört hatte, mein ganzes Leben zu sein, vielmehr nur noch ein kleiner Teil des vor mir liegenden Raumes war, den zu umfassen ich brennend wünschte, der aus dem Leben dieser Mädchen bestand und jene Fortsetzung und vielleicht sogar Mehrung des eigenen Ichs verhieß, in der das Glück besteht. Daß es zwischen uns keine gemeinsame Gewohnheit – wie auch keinen gemeinsamen Gedanken – gab, mußte es mir zweifellos schwerer machen, mich mit ihnen anzufreunden und ihnen zu gefallen. Vielleicht aber folgte auch gerade dank dieser Verschiedenheit, dank dem Bewußtsein, daß in der Zusammensetzung der Natur und der Handlungen dieser Mädchen kein einziges Element enthalten war, das ich kannte oder besaß, in mir auf die Sättigung der Durst – gleich dem, von dem ein dürstendes Erdreich brennt – nach einem Leben, das meine Seele, gerade weil sie bislang davon keinen Tropfen zu kosten bekommen hatte, um so gieriger in langen Zügen bis zu völligem Getränktsein in sich aufsaugen würde.

Ich hatte die Radfahrerin mit den blitzenden Augen so lange angeschaut, daß sie es bemerkt zu haben schien und zu der größten ihrer Gefährtinnen etwas sagte, was ich nicht verstand, worüber diese jedoch lachte. Eigentlich war die Brünette gar nicht die, die mir am besten gefiel, gerade weil sie brünett war und weil (seit jenem Tag, da ich von dem kleinen Pfad in Tansonville aus Gilberte gesehen hatte) ein rotblondes junges Mädchen mit goldgetönter Haut für mich das uner-

reichbare Ideal geblieben war. Hatte ich jedoch nicht Gilberte selbst vor allem geliebt, weil sie mir im Nimbus ihrer Freundschaft mit Bergotte und in der Aureole der gemeinsamen Kathedralenbesuche mit ihm erschienen war? Konnte ich mich nicht in der gleichen Weise daran freuen, daß diese Brünette mich angeschaut hatte (was mich hoffen ließ, daß es leichter sei, zunächst mit ihr in Beziehung zu treten), denn sie würde mich dann mit den anderen bekannt machen, mit der Erbarmungslosen, die über den alten Mann im Sprung hinweggesetzt war, der Grausamen, die gesagt hatte: »Der alte Knabe kann einem leid tun«, kurz, nacheinander mit allen, deren unzertrennliche Gefährtin zu sein sie zudem den Vorzug besaß? Und doch, die Vorstellung, ich könnte eines Tages der Freund des einen oder anderen dieser jungen Mädchen werden, diese Augen, deren unbekannte Blicke mich manchmal trafen, wenn sie gedankenlos über mich hinspielten wie ein Sonnenreflex auf einer Mauer, könnten jemals infolge einer ans Wunderbare grenzenden Alchimie in ihre unaussprechlichen Parzellen eine Idee von meinem Vorhandensein eindringen lassen, ja etwas wie Freundschaft für meine Person, ich selbst könnte eines Tages meinen Platz unter ihnen haben in dieser Prozession, die sie am Meeresufer vollführten – diese Vorstellung schien mir einen so unlöslichen Widerspruch in sich selbst zu enthalten, als wenn ich vor einem antiken Fries oder einem Fresko, auf dem ein Festzug dargestellt war, auf den Gedanken käme, ich, der Zuschauer, könne, von jenen Gestalten geliebt, unter den göttlich Dahinschreitenden einen Platz einnehmen.

War die Verwirklichung des Glücks, diese jungen Mädchen kennenzulernen, also unmöglich? Sicherlich wäre es nicht das erste dieser Art gewesen, auf das ich verzichtet hätte. Ich brauchte nur an die vielen Unbekannten zu denken, die ich allein schon in Balbec, wenn mich der Wagen rasch an ihnen vorübertrug, hatte aufgeben müssen. Und selbst noch, daß diese kleine Schar, die so edel wirkte, als sei sie aus griechi-

schen Jungfrauen zusammengesetzt, mir solche Freude schenkte, erklärte sich daraus, daß ihre Gruppe etwas von der flüchtigen Erscheinung solcher Vorübergehenden auf der Landstraße hatte. Diese Flüchtigkeit von Wesen, die wir nicht kennen und die uns zwingen, aus unserem gewohnten Leben herauszutreten, in dem die Makel der uns bekannten Frauen schließlich zutage treten, führt uns in jenen Zustand des Verfolgens hinein, in dem es für die Phantasie keine Grenzen mehr gibt. Entledigen wir aber unsere Freuden der Phantasie, so reduzieren wir sie auf sich selbst und damit auf ein Nichts. Wären mir diese jungen Mädchen von einer der Kupplerinnen – die ich, wie man gesehen hat, an sich nicht verachtete – angeboten worden, das heißt herausgenommen aus ihrem Element, das ihnen solch schillernden Farbenreichtum und so unbestimmte Umrisse gab, hätten sie mich weit minder entzückt. Geweckt durch die Ungewißheit, ihr Ziel zu erreichen, muß die Phantasie sich einen Zweck schaffen, der jenen anderen uns verbirgt, und dadurch, daß sie an die Stelle des sinnlichen Genusses die Vorstellung setzt, wir drängen in ein Leben ein, uns hindern, diesen Genuß als solchen zu erkennen, seinen wirklichen Geschmack zu kosten und auf seine tatsächliche Bedeutung zu beschränken. Zwischen uns und dem Fisch, der, sähen wir ihn erstmals, wenn er auf dem Tisch aufgetragen wird, nicht die tausend Listen und Schliche zu lohnen schiene, die zu seinem Fang erforderlich sind, muß das leichte Wellenspiel liegen, über das, ohne daß wir noch genau wissen, was wir damit anfangen wollen, ein glänzender Leib, eine undeutliche Form flitzt, an den Nachmittagen, da wir angelten, inmitten der Bewegtheit durchsichtiger, flüssiger Bläue.

Diesen jungen Mädchen kam auch die Verschiebung der sozialen Verhältnisse zugute, die für das Badeleben am Meer so charakteristisch ist. Alle Vorteile, die in unserer gewohnten Umgebung uns in jeder Richtung gleichsam eine Elle hinzusetzen, werden hier unsichtbar, ja sind in der Tat vollkommen abgeschafft; dafür schreiten dann Wesen, denen man fälsch-

lich solche Vorteile zuschreibt, nur noch mit dieser künstlich aufgesetzten Größe versehen einher. Dadurch war es sehr leicht möglich, daß Unbekannte, in diesem Fall die jungen Mädchen, in meinen Augen enormes Ansehen bekamen, hingegen unmöglich, meinen eigenen möglichen Rang ihnen gegenüber herauszustellen.

Wenn nun aber der Vorbeizug der kleinen Schar für sich genommen nur ein Ausschnitt aus der Flucht unzähliger vorüberziehender Erscheinungen war, die mich immer in Erregung versetzt hatte, so wurde diese Flucht doch hier zu einer so langsamen Fortbewegung, daß sie an Stillstand grenzte. Doch gerade die Tatsache, daß bei einem so langsamen Abrollen der Bilder die nicht mehr im Sturm enteilenden, sondern in aller Ruhe und Deutlichkeit sich präsentierenden Gesichter mir immer noch schön erschienen, hinderte mich zu glauben – wie ich es so oft getan hatte, wenn der Wagen von Madame de Villeparisis mich hinwegtrug –, daß, aus der Nähe betrachtet, sobald ich einen Augenblick haltgemacht hätte, irgendwelche Einzelheiten (eine pockennarbige Haut, ein Mangel in der Zeichnung der Nasenflügel, ein gedankenleerer Blick, ein grimassierendes Lächeln oder eine häßliche Figur) im Gesicht und am Körper der Frau an die Stelle jener getreten wären, die ich mir wahrscheinlich nur eingebildet hatte; denn die hübsche Linie eines Körpers oder die Ahnung von einem frischen Teint hatten genügt, damit ich in gutem Glauben irgendeine zauberhafte Schulter, einen berückenden Blick selbst dazu erfand, die ich als Erinnerung oder Vorurteil immer in mir trug, wobei freilich solches rasche Entziffern eines menschlichen Wesens uns den gleichen Irrtümern aussetzt wie eine zu schnelle Lektüre, bei der man aufgrund einer einzigen Silbe, ohne daß man sich die Mühe nimmt, auch die anderen zu identifizieren, an die Stelle des dastehenden Wortes aus dem Gedächtnis ein ganz anderes setzt. So konnte es diesmal nicht sein. Ich hatte mir ihre Gesichter genau angeschaut; von jedem hatte ich, wenn auch nicht alle Ansichten und nur sel-

ten ein Frontalbild, so doch zwei oder drei hinreichend unterschiedliche Aspekte gesehen, um die Berichtigung oder auch die Bestätigung und die »Probe« der verschiedenen Vermutungen von Linien und Farben, wie sie der erste Anblick vorzubringen wagt, durchführen zu können und um in ihnen durch die wechselnde Folge des Ausdrucks hindurch etwas unveränderbar Faktisches zu erblicken. Ich konnte mir denn auch mit Sicherheit sagen, daß es weder in Paris noch in Balbec unter den vorübergehenden Frauen, die meinen Blick gefesselt hatten, auch bei den günstigsten Hypothesen über ihre Beschaffenheit, sogar wenn ich mich mit ihnen dort hätte unterhalten können, niemals solche gegeben hatte, deren Erscheinen und Entschwinden, ohne daß ich sie hätte kennenlernen können, in mir größeres Bedauern hinterlassen hätten, als diese es tun würden, und keine, die mir die Vorstellung gegeben hätten, die Freundschaft mit ihnen könne ein derartiger Glücksrausch sein. Weder unter den Schauspielerinnen, den Bauernmädchen noch den Töchtern aus Klosterschulen hatte ich etwas so Schönes erblickt, etwas, das so sehr mit Unbekanntem versetzt, so unschätzbar wertvoll und allem Ermessen nach so völlig unerreichbar war. Sie boten ein so köstliches und vollkommenes Bild von unbekanntem, doch möglichem Glück im Leben, daß ich fast aus rein gedanklichen Gründen verzweifelt war, nicht unter einmaligen Bedingungen, die jeden möglichen Irrtum ausschlossen, die Erfahrung dessen machen zu können, was uns die Schönheit an Geheimnisvollem zu enthüllen hat, die Schönheit, nach der man verlangt und über deren ewige Unerreichbarkeit man sich dennoch tröstet, indem man – was Swann (vor Odette) immer verschmäht hatte – Freuden bei Frauen sucht, die man nicht eigentlich begehrte, so daß man stirbt, ohne jemals erlebt zu haben, wie dies andere Glücksgefühl beschaffen gewesen war. Zweifellos war es möglich, daß es in Wirklichkeit gar kein unbekanntes Glücksgefühl war, daß in der Nähe sein Geheimnis zerstob, daß es nur auf eine Projektion, eine Fata Morgana

des Begehrens herauskam. In diesem Fall aber konnte ich nur die Unentrinnbarkeit eines Naturgesetzes dafür verantwortlich machen – das, wenn es sich auf diese jungen Geschöpfe anwenden ließ, eben auf alle paßte – und nicht irgendeinen Makel an dem betreffenden Objekt. Denn hier handelte es sich um dasjenige, was ich unter allen ausgewählt hätte, wobei ich mit der Genugtuung eines Botanikers feststellen konnte, es werde kaum möglich sein, noch seltenere Arten als diese jungen Blüten aufzutreiben, die in diesem Augenblick vor mir die Horizontlinie des Meeres mit ihrer luftigen Hecke unterbrachen: gleichsam – als Schmuckstück eines Gartens auf der Klippe – ein Boskett aus Pennsylvaniarosen[1] , zwischen denen hindurch die ganze, von einem Dampfer durchmessene Bahn des Meeres zu sehen ist, und er gleitet so langsam auf der horizontalen, blauen, von einem Stiel zum anderen führenden Linie dahin, daß ein träger Schmetterling, der noch zögernd im Kelch der Blüte hängt, über die der Schiffsrumpf sich schon längst hinausgeschoben hat, mit seinem Abflug ruhig warten und dabei sicher sein kann, vor dem Dampfer anzukommen, bis nur noch ein winziger Streifen Azur dessen Bug von dem ersten Blütenblatt der Blume trennt, der er entgegenfährt.[2]

Ich kehrte zurück, da ich mit Robert zum Abendessen in Rivebelle verabredet war und meine Großmutter wünschte, ich solle mich an solchen Abenden vor dem Aufbruch eine Stunde auf mein Bett legen, eine Siesta, die ich aufärztliches Geheiß bald auch auf alle anderen Abende ausdehnen mußte.

Übrigens war es gar nicht nötig, für die Rückkehr die Strandpromenade zu verlassen und durch die Halle, also von der Rückseite her das Hotel zu betreten. Aufgrund einer Verschiebung, die mit der unserer Samstage in Combray Ähnlichkeit hatte, wo wir immer eine Stunde früher zu Mittag aßen, waren die Tage jetzt im Hochsommer so lang geworden, daß die Sonne noch hoch am Himmel stand, ganz als handle es sich erst um die Teestunde, wenn im Grand-Hôtel von

Balbec der Tisch bereits für das Abendessen gedeckt wurde. Daher blieben denn auch die großen ebenerdigen, auf die Promenade führenden Schiebefenster geöffnet. Ich brauchte nur einen schmalen Holzrahmen zu übersteigen und befand mich im Speisesaal, den ich durchschritt, um zum Aufzug zu gelangen.

Im Vorbeigehen warf ich dem Direktor in seinem Büro ein Lächeln zu und empfing ohne den leisesten Anflug von Abneigung ebenfalls eines von ihm; seitdem ich in Balbec war, hatte meine verstehende Aufmerksamkeit sein Gesicht gleichsam mit konservierenden Mitteln behandelt und allmählich verwandelt, als handle es sich um ein naturhistorisches Präparat. Seine Züge waren mir ganz geläufig geworden, von einem wenig interessanten, doch leicht entzifferbaren Sinn erfüllt wie eine Schrift, die man liest; sie glichen nun nicht mehr jenen bizarren, unausstehlichen Charakteren, die sein Gesicht mir an jenem ersten Tag gezeigt hatte, als ich eine Person vor mir sah, die jetzt vergessen oder, falls ich sie mir in Erinnerung rufen konnte, kaum wiederzuerkennen und schwerlich mit der unbedeutenden, höflichen Persönlichkeit zu identifizieren war, von der sie nur die häßliche und rasch hingeworfene Karikatur darstellte. Ohne die Schüchternheit und Traurigkeit jenes Ankunftsabends schellte ich jetzt nach dem Liftboy, der, während ich mich neben ihm im Aufzug in die Höhe erhob, wenn dieser wie ein beweglicher Thorax an einer Wirbelsäule nach oben zu gleiten schien, nicht mehr schweigsam war, sondern mich gern und häufig wissen ließ: »Es sind nicht mehr so viele Leute da wie vor vier Wochen. Jetzt fangen bald die Abreisen an, die Tage werden kürzer.« Er sagte das nicht, weil es stimmte, sondern weil er angesichts der Tatsache, daß ein Posten in einer wärmeren Region der Küste aufihn wartete, gern gesehen hätte, daß wir so bald wie möglich alle abreisten, damit das Hotel schließen und er, bevor er seine neue Stelle »wiederantreten« würde, noch ein paar freie Tage genießen könne. »Neu« und »wieder« waren übrigens

keine sich widersprechenden Ausdrücke, denn der Liftboy verwendete die Zusammensetzung mit »wieder« anstelle der gewöhnlichen, einfachen Verbformen.[1] Als einziges erstaunte mich, daß er sich herabließ, von einer »Stelle« zu sprechen, denn er gehörte jenem modernen Proletariat an, das aus der Sprache jede Spur des alten Dienstbarkeitssystems am liebsten auslöschen möchte. Im übrigen ließ er mich gleich darauf wissen, daß er in der »Position«, in die er »wiedereintreten« würde, eine hübschere »Uniform« und bessere »Bezüge« haben werde; die Wörter »Livree« und »Lohn« schienen ihm veraltet und unpassend. Da aber paradoxerweise bei den »Herrschaften« das alte Vokabular trotz allem den Begriff der Ungleichheit der Klassen überlebt hat, verstand ich nie so recht, wovon der Liftboy eigentlich sprach. Das einzige, was mich interessierte, war also, ob meine Großmutter im Hotel sei oder nicht. Meiner Frage zuvorkommend, teilte der Liftboy mir mit: »Die Dame ist eben aus Ihrem Zimmer gekommen.« Ich fiel jedesmal darauf herein und glaubte, daß es sich um meine Großmutter handle. »Nein, ich meine die Dame, die, glaube ich, bei Ihnen angestellt ist.« Da im alten bürgerlichen Sprachgebrauch, den man freilich außer Kraft setzen müßte, eine Köchin nicht als Angestellte bezeichnet wird, dachte ich einen Augenblick: Er täuscht sich, wir haben doch keine Fabrik und keine Angestellten. Da fiel mir mit einem Mal ein, daß die Bezeichnung »Angestellter« oder »Angestellte«, wie das Tragen eines Schnurrbärtchens für Kaffeehauskellner, eine Befriedigung der Eigenliebe bei den Bedienten darstellt, und daß die Dame, die soeben das Zimmer verlassen hatte, Françoise sei (die wahrscheinlich einen Besuch in der Kaffeeküche machte oder dem Zimmermädchen der belgischen Dame beim Nähen zusah); besagte Befriedigung aber genügte dem Liftboy noch nicht, denn von seiner eigenen Klasse sprach er gerührt als von »dem Arbeiter« oder »dem kleinen Mann« mit dem gleichen Singular, wie Racine ihn verwendet, wenn er »Der Arme …«[1] sagt. Gewöhnlich aber,

denn mein schüchterner Eifer vom ersten Tag lag nun schon sehr weit hinter mir, sprach ich nicht mehr mit dem Liftboy. Ihm konnte es nun widerfahren, daß er ohne Antwort blieb auf dieser kurzen Fahrt, in der er vertikal das Hotel durchschiffte, das jetzt leer dalag wie ein Spielzeughaus und rings um uns von Etage zu Etage seine verzweigten Korridore aussandte, in deren Tiefen das Licht in samtiger Dichte lagerte und in sich abstufender Intensität die Verbindungstüren und die Stufen der Innentreppen schmaler erscheinen ließ, wenn es sie in jenes Bernsteingold tauchte, das, unstofflich und geheimnisvoll, jenem Dämmerlicht gleicht, aus dem Rembrandt zuweilen einen Fenstersims oder einen Brunnenschwengel herausschneidet.[2] In jedem Stockwerk kündete ein goldener Lichtreflex auf dem Teppich die Abendsonne und die Toilettenfenster an.[3]

Ich fragte mich, ob die jungen Mädchen, die ich vorhin gesehen hatte, wohl in Balbec wohnten und wer sie sein mochten. Wenn sich das Verlangen in dieser Weise auf einen kleinen Menschenstamm richtet, den es selektiert, wird alles, was sich darauf beziehen kann, zum Anlaß von Erregung und schließlich von Wunschträumen. Auf der Strandpromenade hatte ich eine Dame sagen hören: »Das ist eine Freundin der kleinen Simonet«[1] , und zwar mit der selbstsicheren Miene genauen Unterrichtetseins, mit der jemand erklärt: »Das ist der unzertrennliche Kamerad des kleinen La Rochefoucauld.« Sofort aber hatte sich auf dem Gesicht der nun informierten Person eine neugierige Bereitschaft gezeigt, diejenige näher anzuschauen, die den Vorzug genoß, die »Freundin der kleinen Simonet« zu sein. Es schien sich hier um ein Vorrecht zu handeln, das nicht jedem beschieden war. Die Aristokratie ist nämlich etwas Relatives, und es gibt billige kleine Lokale, in denen der Sohn eines Möbelhändlers tonangebend ist und über einen Hofstaat verfügt wie ein junger Prinz von Wales. Ich habe seither oft versucht, mich daran zu erinnern, welchen Klang damals am Strand der Name Simonet in meinen Ohren

hatte; er war für mich noch unscharf umrissen, nicht nur in seiner Form, die ich nicht deutlich wahrgenommen hatte, sondern auch in seiner Bedeutung, in seinem Bezug auf diese oder vielleicht auf eine andere Person[2] ; jedenfalls haftete ihm jenes Unbestimmte und ganz Neue an, das danach für uns so aufregend wird, wenn dieser Name, dessen Lettern sich jeden Augenblick tiefer in uns einprägen, weil wir unaufhörlich darauf bezogen sind, dann schließlich (bei der »kleinen Simonet« sollte es für mich erst viele Jahre später eintreten) die erste Vokabel wird, die wir (im Moment des Erwachens oder auch nach einer Ohnmacht) wiederfinden, bevor wir uns noch der Stunde bewußt werden oder des Ortes, an dem wir sind, fast noch vor dem Wort »Ich«, als sei das Wesen, das dieser Name benennt, in höherem Maße wir als wir selber und als sei – nach ein paar Sekunden von Unbewußtheit – die vor jeder anderen endende Waffenruhe nur der Moment, in dem man an jenes Wesen nicht gedacht hat. Ich weiß nicht, weshalb ich mir am ersten Tag schon sagte, der Name Simonet müsse der eines der jungen Mädchen sein; ich hörte jedenfalls von da an nicht mehr auf, mich zu fragen, wie ich die Bekanntschaft der Familie Simonet machen könne, und zwar durch Leute, die in ihren Augen mehr wären als sie selbst – was nicht schwer sein konnte, wenn die Mädchen nur kleine Dirnen aus dem Volk waren –, damit die Simonets nicht abschätzig über mich urteilten. Denn man kann nicht vollkommen kennenlernen, nicht völlig sich unterwerfen, was einen verachtet, solange man diese Verachtung nicht hat besiegen können. Jedesmal aber, wenn das Bild so verschiedener Frauen in uns eindringt, haben wir, sofern nicht Vergessen oder damit konkurrierende andere Bilder es wieder ausschalten, keine Ruhe, bis wir diese Fremden in etwas umgewandelt haben, was uns gleicht, da unsere Seele in dieser Hinsicht mit eben derselben Art von aktiver Reaktion begabt ist wie unser physischer Organismus, der keinen Fremdkörper in sein Inneres läßt, ohne daß er sofort alles in Bewegung setzt, um das

Eingedrungene zu verdauen und zu assimilieren. Die kleine Simonet mußte die Hübscheste von allen sein, außerdem die, die meiner Meinung nach meine Geliebte hätte werden können, denn sie war die einzige, die zwei- oder dreimal mit halb zurückgewandtem Kopf von meinem gebannten Blick Kenntnis genommen zu haben schien. Ich fragte den Liftboy, ob er in Balbec eine Familie Simonet kenne. Da er nicht gern zugeben wollte, daß er nicht alles wußte, antwortete er, er glaube, er habe schon einmal über diesen Namen reden hören. Im obersten Stock angekommen, bat ich ihn, mir die letzten Fremdenlisten bringen zu lassen.

Ich verließ den Aufzug[1] , doch anstatt in mein Zimmer zu gehen, begab ich mich tiefer in den Korridor hinein, denn der Etagendiener hatte gerade, obwohl er sonst den Durchzug fürchtete, das Fenster am Ende des Ganges aufgemacht, das nicht auf das Meer, sondern auf Hügel und Tal ging, sie aber niemals erkennen ließ, denn seine Milchglasscheiben waren gewöhnlich geschlossen. Ich verweilte kurz an dieser Station und verrichtete meine Andacht vor der »Aussicht«, die ich nun endlich einmal auch noch jenseits des Hügels vor mir sah, an dessen Fuß das Hotel lag und auf dem in einer gewissen Entfernung nur ein einziges Haus hingesetzt war, dem die Perspektive und die abendliche Beleuchtung seine Umrißlinien beließen, außerdem aber eine köstliche Ziselierung und das Aussehen eines mit Samt ausgeschlagenen Kästchens gaben, als sei es eine jener Miniaturarchitekturen, ein Tempelchen oder eine kleine Kapelle aus Goldschmiedearbeit und Email, die als Reliquiare dienen und nur an seltenen Feiertagen der Verehrung der Gläubigen dargeboten werden. Doch diese kurze Anbetung hatte bereits zu lange gedauert, denn der Etagendiener, der in einer Hand ein Schlüsselbund hielt und mich mit der anderen grüßte, indem er sie an seine Küsterkappe legte, ohne diese jedoch zu lüften, da er die reine, frische Abendluft fürchtete, kam und klappte die beiden Flügel des Fensters wie die eines Altarschreins zu und entzog

damit das Miniaturbauwerk und die Reliquie aus Gold meiner Anbetung.[2] Ich trat in mein Zimmer.[3] Mit der fortschreitenden Jahreszeit wandelte sich das Bild, das ich dort in meinem Fenster vorfand. Zu Beginn herrschte jeweils noch hellichter Tag, und es war nur bei schlechtem Wetter dunkel; dann zeichnete in dem seegrünen Glas, das von rund sich wölbenden Wogen anzuschwellen schien, zwischen den Eisenstreben der Scheiben, wie in die Bleifassung eines Kirchenfensters eingelassen, das Meer über der im Hintergrund sich hinziehenden Felslinie der Bucht seine ausgefransten Dreiecke ab, gefiedert von unbeweglichem Schaum, der so fein gemalt war wie eine Feder oder ein Flaum von Pisanello, und mit dem unveränderlichen, rahmigweißen Email fixiert, mit dem auf Galléglässern eine Schneedecke dargestellt wird.[1]

Bald wurden die Tage kürzer, und in dem Augenblick, da ich das Zimmer betrat, neigte sich der violette Himmel, der von der Sonne wie von einer starren, geometrischen, nur für kurze Zeit sichtbaren und flammenden Gestalt stigmatisiert schien (wie in der Darstellung eines Wunderzeichens, einer mystischen Erscheinung), im Scharnier des Horizonts wie ein religiöses Bildwerk über dem Hauptaltar dem Meer zu[2] , während die verschiedenen Teile des Sonnenuntergangs, die in den Spiegeln der niedrigen Bücherschränke aus Mahagoniholz entlang den Zimmerwänden ausgestellt waren und die ich im Geiste mit dem wunderbaren Bildwerk verband, von dem sie losgelöst waren, mir wie jene mannigfaltigen Szenen vorkamen, mit denen irgendein alter Meister einst für eine Brüderschaft einen Schrein ausgeschmückt hat, dessen voneinander getrennte Teile einer neben dem anderen in einem Museumssaal zur Schau gestellt werden und nur durch die Phantasie des Betrachters an ihren Platz in der Predella des Retabels zurückversetzt werden.[3] Ein paar Wochen später war, wenn ich abends heraufkam, die Sonne schon untergegangen. Ähnlich jenem, den ich in Combray über dem Kalvarienberg sah, wenn ich vom Spaziergang zurückkehrte und mich an-

schickte, vor dem Abendessen in die Küche zu gehen, war es nun ein roter Himmelsstreifen über dem Meer, kompakt und glattgeschnitten wie Fleischgelée, und bald darauf war es – über dem schon kalt und blau wie eine Seebarbe daliegenden Meer – der Himmel von demselben Rosa wie einer der Lachse, die wir uns alsbald in Rivebelle würden servieren lassen, der in mir das freudige Gefühl erweckte, das ich etwas später beim Umkleiden für die Ausfahrt zum Abendessen empfinden würde.[1] Über der See, ganz nah am Strand, suchten – einander übersteigend und immer breiter gestaffelt – Schwaden sich zu erheben, von pechschwarzer Färbung, doch auch glänzend und fest wie Achat und von sichtbarer Schwere, denn die obersten neigten sich bis über den Schwerpunkt auf den verformten Stielen derjenigen hinaus, die ihnen so lange als Stütze gedient hatten, und schienen das schon bis zur halben Höhe des Himmels reichende Gerüst mit sich reißen und ins Meer stürzen zu wollen.[2] Der Anblick eines Schiffes, das sich wie ein Reisender in der Nacht entfernte, versetzte mich in dieselbe Stimmung, wie ich sie damals in der Eisenbahn gehabt hatte, als ich mich von der Notwendigkeit des Schlafes und dem Eingeschlossensein in ein Zimmer erlöst fühlte. In diesem hier fühlte ich mich ja auch nicht eingesperrt, da ich es in einer Stunde verlassen und mich in den Wagen setzen würde. Ich warf mich auf mein Bett, und als befände ich mich in der Koje eines der Schiffe, die ich ganz in meiner Nähe erblickte und die man in der Nacht mit Staunen weitergleiten sähe wie dunkel gewordene, schweigende Schwäne, die jedoch nicht schlafen, war ich allseits von den Bildern des Meeres umgeben.

Doch sehr oft waren es eben tatsächlich nur Bilder; ich vergaß, daß unter ihrer Farbe die traurige Leere des Strandes gähnte, über den der ruhelose Abendwind dahinstrich, wie ich ihn mit solcher Beängstigung bei meiner Ankunft in Balbec gespürt hatte; auch in meinem Zimmer war ich, ganz mit den jungen Mädchen beschäftigt, die ich hatte vorübergehen se-

hen, nicht mehr in einer genügend ruhigen und interesselosen Verfassung, daß in mir wirklich tiefe Eindrücke von Schönheit hätten entstehen können. Die Erwartung des Abendessens in Rivebelle versetzte mich in eine noch frivolere Stimmung, und meine Gedanken, die in solchen Augenblicken nur die Oberfläche meines Körpers bewohnten, den ich gleich darauf bekleiden würde, um den weiblichen Blicken, denen ich mich sehr bald in dem hellbeleuchteten Restaurant aussetzen würde, möglichst angenehm zu sein, waren gänzlich außerstande, Tiefe hinter der Farbe der Dinge zu sehen. Und wenn unter meinen Fenstern der unermüdliche, sanftgleitende Flug der Segler und Schwalben nicht wie ein Springbrunnen aufgestiegen wäre, wie ein lebendiges Feuerwerk, dessen Sprühen das reglose weiße Band langer, horizontaler Fahrspuren zusammenhielt – ohne das bezaubernde Wunder dieser lokalen Naturerscheinung, das die Ansichten, die ich vor Augen hatte, der Wirklichkeit verhaftete –, hätte ich meinen können, jene seien nur eine jeden Tag erneuerte Auswahl von Gemälden, die an dem Ort, an dem ich mich befand, auf willkürliche Weise und ohne eigentlichen Zusammenhang mit ihm, gezeigt würde. Das eine Mal war es eine Ausstellung japanischer Holzschnitte[1] : eine winzige Einbuchtung stellte die Sonne dar; sie war rot und rund wie der Mond; daneben sah eine gelbe Wolke aus wie ein See, vor dem sich schwarze Schwerter wie die Bäume seines Ufers abzeichneten; ein Querstrich von zartem Rosa, wie ich es seit meinem ersten Farbkasten nicht mehr gesehen hatte, schwoll an wie ein Fluß, an dessen beiden Ufern Boote auf dem Sand zu warten schienen, daß man sie wieder ins Wasser schob. Mit dem achtlosen, gelangweilten und frivolen Blick eines Kunstliebhabers oder einer Frau, die zwischen zwei Anstandsvisiten in eine Galerie hineinschaut, sagte ich mir dann: Merkwürdig dieser Sonnenuntergang heute, so ganz anders als sonst; doch habe ich solche zarten, solche erstaunlichen Töne auch schon früher gesehen.[1] Ein größeres Vergnügen bereiteten mir die Abende, an denen

ein vom Horizont aufgesaugtes, verflüssigtes Schiff so genau dieselbe Farbe wie er angenommen hatte, wie in einem impressionistischen Bild, daß es auch aus demselben Stoff wie er zu bestehen schien, ganz als habe man einfach Rumpf und Takelwerk als hauchdünnes Filigran aus dem dunstigen Himmelsblau herausgeschnitten. Manchmal füllte das Meer beinahe mein ganzes Fenster aus; durch einen Streifen Himmel gleichsam aufgestockt, war es an seinem oberen Rand nur durch eine Linie eingefaßt, die vom gleichen Blau war wie das Meer, weshalb ich glaubte, sie gehöre noch zum Meer und ihre andersartige Farbe sei lediglich einem Lichteffekt zu verdanken. An einem anderen Tag war das Meer nur im unteren Teil des Fensters gemalt, dessen ganze übrige Partie von so vielen in horizontalen Lagen ineinandergeschobenen Wolken ausgefüllt war, daß die Fensterscheiben aussahen, als enthielten sie aus einer besonderen Absicht des Künstlers heraus oder weil dies nun einmal seine Spezialität war, eine »Wolkenstudie«, während die Glasscheiben der Wandregale ähnliche Wolken, aber an einer anderen Stelle des Horizonts sowie in andersfarbigen Schattierungen zeigten und damit wie die bei gewissen zeitgenössischen Meistern beliebte Wiederholung des gleichen Motivs zu verschiedenen Tagesstunden wirkten, die nun in der Unbewegtheit der bildenden Kunst alle gleichzeitig im gleichen Raum in Pastell ausgeführt unter Glas betrachtet werden konnten.[2] Und manchmal war dem gleichförmig grauen Meer und Himmel höchst kunstvoll ein zartes Rosa hinzugesetzt, während ein kleiner Schmetterling, der unten am Fenster eingeschlafen war, mit seinen Flügeln unter dieser »Harmonie in Grau und Rosa« in Whistlers Manier die Lieblingssignatur des Meisters von Chelsea anzubringen schien.[1] Dann schwand auch das Rosa dahin, es gab nichts mehr zu sehen. Ich stand einen Augenblick auf, und bevor ich mich wieder ausstreckte, schloß ich die großen Vorhänge. Über ihnen gewahrte ich von meinem Bett aus noch einen übriggebliebenen hellen Streifen, der allmählich verblaßte und

schmaler wurde, doch ohne Trauer und Wehmut ließ ich über den Vorhängen jene Stunde sterben, zu der ich gewöhnlich bei Tisch saß, denn ich wußte, daß dies ein Tag von anderer Prägung war, länger als andere, so wie die Tage am Pol, die die Nacht nur einige Minuten unterbricht; ich wußte, daß dieser Dämmerung in glanzvoller Metamorphose das strahlende Licht des Restaurants von Rivebelle entspringen würde wie ein aus der Puppe schlüpfender Schmetterling. Ich sagte mir: Es ist Zeit, reckte meine Glieder auf dem Bett, stand auf, beendete meine Toilette; und ich fand einen Reiz an diesen nutzlosen Augenblicken, die alle materielle Last von sich abgestreift hatten und in denen ich, während die anderen unten zu Abend aßen, die in der trägen Ruhe dieses sinkenden Tages aufgespeicherten Kräfte nur dazu benutzte, mich abzutrocknen, den Smoking anzuziehen, die Krawatte zu binden, kurz, alle die Bewegungen auszuführen, die schon ganz von der Vorfreude bestimmt wurden, eine Frau wiederzusehen, die ich das vorige Mal in Rivebelle erblickt hatte, eine Frau, die mich anzuschauen schien und vielleicht den Tisch nur einen Augenblick in der Hoffnung verlassen hatte, daß ich ihr folgen werde; mit Vergnügen legte ich mir alle diese äußeren Reize zu, um mich frisch und wohl aufgelegt, frei, ohne Sorge einem neuen Leben zu weihen, in dem ich mich mit meiner Unsicherheit ganz auf die Ruhe Saint-Loups verlassen und unter den Gattungen der Naturgeschichte und den Produkten, die hier aus allen Ländern zusammenkamen, die auswählen würde, die in den ungewohnten, von meinem Freund prompt bestellten Gerichten meine Eßlust oder meine Phantasie zu reizen vermocht hätten.

Ganz am Schluß kamen dann die Tage, an denen ich nicht mehr von der Strandpromenade direkt in den Speisesaal gehen konnte, da die hohen Fenster jetzt geschlossen blieben, denn draußen war es dunkel, und der Schwarm der Armen und Neugierigen, die der strahlende, für sie unerreichbare Glanz angezogen hatte, hing wie im rauhen Wind erstarrte Trauben

an den schimmernden, glatten Wänden dieses Bienenhauses aus Glas.

Es klopfte; Aimé hatte es sich nicht nehmen lassen, mir selbst die letzten Fremdenlisten zu bringen.[1]

Bevor er sich zurückzog, legte er Wert darauf, mir mitzuteilen, daß Dreyfus unbedingt schuldig sei. »Es wird sich alles klar herausstellen«, setzte er hinzu, »nicht mehr in diesem Jahr, aber im nächsten bestimmt; ein Herr hat es mir gesagt, der sehr gute Beziehungen zum Generalstab hat.«[2] Ich fragte ihn, ob man sich denn nicht entschließen werde, alles gleich noch vor Ablauf des Jahres aufzudecken. »Er aber hat seine Zigarrette hingelegt«, fuhr Aimé fort, indem er mir die Szene mit dem leichten Kopf- und Zeigefingerschütteln vorspielte, durch das der Hotelgast zu verstehen gegeben hatte, man dürfe nicht zu viel auf einmal verlangen. »›Nicht in diesem Jahr, Aimé‹, hat er gesagt und mir dabei die Hand auf die Schulter gelegt, ›das ist nicht möglich, aber zu Ostern, ja!‹« Aimé schlug mir leicht auf die Schulter und bemerkte dazu: »Sie sehen, ich mache Ihnen genau vor, wie er es gesagt hat«, sei es, daß er durch den vertraulichen Umgang mit einer bedeutenden Persönlichkeit sich geschmeichelt fühlte, oder meinte, ich werde bei völliger Kenntnis des Sachverhalts den Wert dieses Arguments und unseren Grund zu neuer Hoffnung mehr zu schätzen wissen.

Nicht ohne ein stockendes Gefühl im Herzen traf ich bereits auf der ersten Seite der Fremdenliste auf den Eintrag »Simonet und Familie«. Ich hegte in mir alte Phantastereien aus der Zeit meiner Kindheit, in denen die zärtlichen Gefühle meines Herzens, das sie zwar empfand, sich aber nicht von ihnen unterschied, mir alle von einem Wesen kamen, das von mir so verschieden wie nur möglich war. Dieses Wesen ließ ich noch einmal vor mir in Gedanken entstehen unter Verwendung des Namens Simonet und in Erinnerung an die Harmonie, die unter jenen jungen Körpern geherrscht hatte, die ich am Strand in einer der Antike oder eines Giotto würdi-

gen sportlichen Prozession hatte einherschreiten sehen.[1] Ich war nicht sicher, welches der jungen Mädchen Mademoiselle Simonet war und ob überhaupt eine von ihnen so hieß, doch ich wußte, daß Mademoiselle Simonet mich liebte und ich versuchen würde, sie durch Saint-Loups Vermittlung kennenzulernen. Unglücklicherweise mußte er, da er nur unter dieser Bedingung eine Verlängerung seines Urlaubs hatte erwirken können, alle Tage nach Doncières zurückkehren; doch um ihn dazu zu bringen, daß er auf seine militärischen Verpflichtungen keine Rücksicht nahm, hatte ich mehr noch als auf seine freundschaftlichen Gefühle für mich auf jene selbe menschenkundliche Neugier zählen zu können geglaubt, die ich so oft – auch wenn ich die Person, von der man sprach, gar nicht gesehen hatte, beispielsweise nur, weil ich hatte sagen hören, der Obsthändler habe eine so hübsche Kassiererin – an den Tag gelegt hatte, wenn es sich darum handelte, eine neue Spezies der weiblichen Schönheit kennenzulernen. Diese Neugier hatte ich jedoch zu Unrecht bei Saint-Loup durch meine Reden über die bewußten jungen Mädchen zu erregen gehofft. Denn sie war bei ihm auf lange Zeit völlig paralysiert durch seine Liebe zu der Schauspielerin, deren Liebhaber er war. Und selbst wenn er sie bis zu einem gewissen Grade doch noch empfunden hätte, würde er sie unterdrückt haben aufgrund einer Art abergläubischer Überzeugung, von seiner eigenen Treue hänge die seiner Geliebten ab. Ohne daß er mir also versprochen hatte, sich aktiv für mich bei jenen jungen Mädchen einzusetzen, fuhren wir zum Diner nach Rivebelle.

In der ersten Zeit war die Sonne, wenn wir ankamen, gerade untergegangen, doch es war noch hell; im Garten des Restaurants, dessen Lichter noch nicht angezündet waren, legte sich die Hitze des Tages und lagerte sich wie auf dem Grund eines Gef äßes, an dessen Wänden das durchscheinende Gallert der Luft so stoffhaft wirkte, daß ein großes Rosenspalier an der dunklen Mauer, die es rosa äderte, wie Einschlüsse in einem Onyx aussah. Bald aber war es dann schon Nacht,

wenn wir aus dem Wagen stiegen, oft sogar schon, wenn wir aus Balbec wegfuhren, zumal wenn wir bei schlechtem Wetter, in der Hoffnung, der Sturm werde sich legen, erst spät hatten anspannen lassen. An jenen Tagen aber hörte ich ohne Trauer das Geräusch des Windes; ich wußte, es bedeutete nicht, daß ich meine Pläne aufgeben und in meinem Zimmer bleiben müsse, ich wußte, daß in dem großen Speisesaal, den wir bei den Klängen der Zigeunermusik betreten würden, die unzähligen Lampen mit Leichtigkeit über Finsternis und Kälte triumphierten, wenn sie ihnen mit ihren großen goldenen Kauter zu Leibe rückten, und fröhlich stieg ich an der Seite Saint-Loups in das Coupé[1] , das im strömenden Regen auf uns wartete. Seit einiger Zeit hatten mir Bergottes Worte, er sei entgegen meiner Behauptung überzeugt, daß ich vor allem für die Freuden des Geistes bestimmt sei, eine gewisse Hoffnung auf eine künftige Leistung zurückgegeben, die jeden Tag von neuem durch die Unlust zuschanden gemacht wurde, mit der ich mich an den Schreibtisch setzte, um eine kritische Studie oder einen Roman zu beginnen. Wer weiß, sagte ich mir, vielleicht ist das Vergnügen, mit dem man etwas verfaßt hat, doch nicht der unfehlbare Maßstab für den Wert eines schönen Textes; vielleicht stellt es nur einen nebensächlichen Zustand dar, der sehr oft noch hinzukommt, dessen Fehlen aber nicht notwendigerweise ein schlechtes Licht auf die Arbeit wirft. Vielleicht gibt es Meisterwerke, die unter Gähnen zustande gekommen sind. Meine Großmutter beschwichtigte meine Zweifel mit den Worten, ich werde gut und freudig arbeiten, sobald ich mich wohl befände. Da unser Arzt aber vorsichtigerweise auf die großen Gefahren aufmerksam gemacht hatte, die mein Gesundheitszustand in sich berge, und mir mehrere Vorschriften für mein gesundheitliches Verhalten mitgegeben hatte, um jede Komplikation zu vermeiden, stellte ich alle Vergnügungen jenem einen Zweck nach, den ich für unendlich viel wichtiger hielt als sie, nämlich kräftig genug zu werden, um das Werk zu schaffen, das ich vielleicht in mir trug,

und so übte ich, seitdem ich in Balbec war, eine gewissenhafte ständige Kontrolle über mich selber aus. Man hätte mich nicht dazu bringen können, die Tasse Kaffee anzurühren, die mir den Nachtschlaf geraubt hätte, den ich so nötig brauchte, um am folgenden Tag nicht müde zu sein. Sobald wir aber in Rivebelle ankamen, trat infolge der Erregung durch ein neues Vergnügen und den Einfluß der andersgearteten Region, in die das Außergewöhnliche uns entführt, nachdem wir einmal den tagelang geduldig gesponnenen Faden, der uns zur Weisheit leiten sollte, haben abreißen lassen – als werde es niemals mehr ein Morgen geben noch höhere Zwecke, die man verwirklichen will –, der genau funktionierende Mechanismus einer hygienischen Vorsorge, die zum Schutz dieser Zwecke erfunden war, außer Kraft. Während ein Diener mir meinen Paletot abnahm, sagte Saint-Loup zu mir:

»Werden Sie auch nicht frieren? Sie würden ihn vielleicht doch besser bei sich behalten, es ist nicht sehr warm.«

Ich antwortete: »Nein, nein« und fühlte vielleicht die Kälte auch tatsächlich nicht; jedenfalls aber wußte ich von der Angst, krank zu werden, von der Notwendigkeit, nicht zu sterben, der Wichtigkeit meiner Arbeit nichts mehr. Ich gab also meinen Paletot ab; wir traten in den Speisesaal unter den Klängen einer kriegerischen Marschmusik, die die Zigeuner spielten, und gingen durch die Reihen gedeckter Tische wie auf einer bequem vor uns sich öffnenden Via triumphalis, und obwohl wir fühlten, wie die Rhythmen des Orchesters, das uns solche militärische Ehren und eine so unverdiente Ehrung bereitete, unseren Körper mit freudiger Glut durchdrangen, verbargen wir unsere Gefühle unter einer ernsten, eisigen Miene und einer lässigen Art des Schreitens, um nicht den gewissen schneidigen Chansonetten zu gleichen, die zum Absingen eines schlüpfrigen Couplets auf eine kriegerische Melodie in der martialischen Haltung eines siegreichen Generals auf die Bühne stürzen.

Von diesem Augenblick an war ich ein neuer Mensch, nicht mehr der Enkel meiner Großmutter – ich würde mich vielmehr ihrer erst wieder erinnern, wenn ich das Lokal verließ –, sondern für Augenblicke Bruder jener Kellner, die unsere Bestellungen auszuführen kamen.

Das Quantum Bier und erst recht Champagner, das ich in Balbec nicht einmal im Lauf einer Woche zu konsumieren gedachte, dort wo gleichwohl mein ruhiges, klares Bewußtsein mir den Geschmack dieser beiden Getränke als etwas höchst Schätzenswertes, aber doch Entbehrliches erscheinen ließ, nahm ich jetzt im Lauf einer einzigen Stunde zu mir, nicht ohne auch noch ein paar Tropfen Portwein hinzuzufügen, obwohl ich aus Zerstreutheit auf seinen Geschmack gar nicht achtete; dem Geiger aber, der gerade zur Tafel aufgespielt hatte, spendete ich die beiden Louisdors, die ich mir vier Wochen lang für eine Anschaffung aufgespart hatte, an die ich nicht mehr dachte. Manche der zwischen den Tischen losgelassenen Kellner jagten, eine flache Schüssel auf der emporgehaltenen Hand, förmlich an uns vorbei; es schien der Zweck dieser Art von sportlichen Läufen zu sein, sie nicht fallen zu lassen. Und tatsächlich kamen die Schokoladensoufflés an ihrem Bestimmungsort an, ohne umzustürzen, die gedämpften Äpfel lagen trotz des Galopps, bei dem sie hätten herunterrollen müssen, noch wie am Ausgangspunkt schön um den Lammbraten angeordnet da. Ich bemerkte einen Servierkellner, der, sehr groß, mit einem prächtigen Gefieder aus schwarzen Haaren am Kopf, das Gesicht von einer Farbe, die eher an gewisse Vogelarten als an die menschliche Spezies gemahnte, unaufhörlich und scheinbar ziellos von einem Ende des Speisesaals zum anderen lief und an einen jener »Aras« erinnerte, wie sie die großen Vogelgehege der zoologischen Gärten mit ihrem leuchtenden Kolorit und ihrer unverständlichen Hast beleben. Bald jedoch ordnete sich dieses Schauspiel, für meine Blicke wenigstens, zu einem edleren und ruhigeren System. Die schwindelerregende Emsigkeit wurde

zu stiller Harmonie. Ich betrachtete die runden Tische, deren unübersehbare Menge sich durch die Restaurationsräume zog, als ebenso viele Planeten, wie sie auf allegorischen Bildern aus alter Zeit erscheinen. Eine unwiderstehliche Anziehungskraft bestand übrigens zwischen diesen verschiedenen Gestirnen, und an jedem der Tische hatten die Speisenden Augen nur für die, an denen sie nicht saßen, mit Ausnahme höchstens eines reichen Gastgebers, dem es gelungen war, einen berühmten Schriftsteller an den seinen zu ziehen, und der nun kraft einer Art von Tischrücken unbedeutende Äußerungen aus diesem herauszulocken trachtete, über die die Damen sich vor Staunen nicht zu lassen vermochten. Die Harmonie zwischen diesen gedeckten Sternen ließ gleichwohl ein unentwegtes Kreisen der zahllosen dienenden Trabanten zu, die, da sie nicht saßen, sondern standen, in einer höheren Sphäre ihre Bahnen zogen. Offenbar liefen sie, um die Hors d'œuvres herbeizuschaffen, den Wein zu wechseln und weitere Gläser zu bringen. Doch trotz dieser speziellen Gründe ließ ihr ewiges Kommen und Gehen zwischen den runden Tischen endlich doch die Gesetzmäßigkeit dieser schwindelerregenden und doch geordneten Bahnen erkennen. Hinter einem mächtigen Blumenarrangement thronend, saßen zwei grauenerregende Kassiererinnen über endlosen Zahlenkolonnen wie zwei Hexen, die nach astrologischen Berechnungen die Revolutionen vorauszusehen suchten, die dann und wann an diesem nach einem mittelalterlichen Stand der Wissenschaft konzipierten Himmelsgewölbe sich vollziehen mochten.

All die anderen Gäste taten mir ein bißchen leid, denn ich ahnte, daß für sie diese runden Tische keine Planeten waren und daß sie sich nicht in den Dingen einen Ausschnitt freizuhalten wußten, mit dessen Hilfe man sich über ihr gewöhnliches Aussehen hinwegsetzt und Analogien erkennt. Sie dachten daran, daß sie mit dieser oder jener Person zu Abend äßen, daß sie das so und so teuer zu stehen komme und daß es am nächsten Abend wieder das gleiche sein würde. Dem Ablauf

eines Zuges von jungen Bedienten aber, die, wahrscheinlich weil sie im Augenblick nichts Dringendes zu tun hatten, in der Art einer Prozession mit Brotkörben in den Händen vorüberwallten, standen sie absolut verständnislos gegenüber. Einige Bediente, zu jung noch und abgestumpft durch die Dachteln, die die Oberkellner ihnen im Vorbeigehen gaben, richteten melancholisch ihre Blicke auf einen fernen Traum und trösteten sich nur, wenn ein Gast aus dem Hotel in Balbec, in dem sie vorher gearbeitet hatten, sie wiedererkannte, das Wort an sie richtete und sie persönlich aufforderte, den Champagner hinauszutragen, da er nicht trinkbar sei, was sie mit Stolz erfüllte.

Ich hörte das ferne Grollen meiner Nerven, in denen ich ganz unabhängig von den umgebenden Objekten, die es mir hätten vermitteln können, bei jeder leichten Veränderung der Körperhaltung oder der Richtung meiner Aufmerksamkeit ein Wohlbehagen verspürte, so wie ein leichter Druck auf das geschlossene Auge eine Farbempfindung auslöst. Ich hatte schon viel Portwein getrunken, verlangte jedoch noch mehr, und zwar weniger im Hinblick auf das, das ich mir von weiteren Gläsern versprach, als vielmehr aufgrund jenes Behagens, das die vorangegangenen Gläser verursacht hatten. Ich ließ die Musik mein Vergnügen zu jeder einzelnen Note führen, wo es sich dann bereitwillig niederließ. Wenn jenes Restaurant in Rivebelle – darin jenen chemischen Industrien ähnlich, die Stoffe in großen Mengen herstellen, die sich in der Natur nur zufällig und nur selten finden – zu einem gleichen Zeitpunkt mehr Frauen, in denen sich für mich Glücksperspektiven eröffneten, unter seinem Dach barg, als mich der Zufall der Spazierfahrten oder der Reisen in einem ganzen Jahr hätte antreffen lassen, war die Musik, die wir hörten – für die kleine Besetzung hergerichtete Walzer, Teile aus deutschen Operetten, Chansons aus Tingeltangeln, die alle für mich neu waren –, in sich selbst wie eine Vergnügungsstätte, die über der anderen in den Lüften zu liegen schien und noch berauschender

war. Denn jede ihrer Weisen, ein Wesen für sich wie eine Frau, sparte nicht, wie eine solche es getan hätte, für den bevorzugten Einen ihr Geheimnis verborgener Wollust auf: sie bot es mir, sie lockte mich, trat mit kapriziöser oder kecker Gebärde vor mich hin, sie streifte, ja streichelte mich, als sei ich mit einemmal verführerischer, mächtiger oder reicher geworden; wohl entdeckte ich in diesen Klängen etwas Grausames; jedes zweckfreie Schönheitsgefühl, jeder Schimmer von Verstehen war ihnen nämlich fremd; für sie gibt es nur sinnliche Lust. So sind sie denn in seinem Unglück für den Eifersüchtigen, dem sie diese Lust – die Lust, die die geliebte Frau mit einem anderen kostet – als das einzige vor Augen führen, was auf der Welt für diejenige existiert, von der er ganz erfüllt ist, die unerbittlichste, ausweglose Hölle. Und während ich halblaut die Töne jener Melodie vor mich hinsummte und ihr den Kuß, mit dem sie mich berührt hatte, gleichsam wiedergab, wurde die ganz besondere Wollust, die sie mich kosten ließ, mir so lieb, daß ich meine Eltern verlassen hätte, um diesem Klang in jene einzigartige Welt zu folgen, die er im Unsichtbaren aus einem Liniengefüge errichtete, in dem Wehmut mit Feuer sich wechselnd verband. Obwohl ein Vergnügen dieser Art dem Wesen, zu dem es hinzutritt, nicht eigentlich einen höheren Wert verleiht – denn nur von ihm selber wird es erlebt – und obwohl, wenn wir in unserem Leben einer Frau, die uns bemerkt, mißfallen haben, sie nicht wissen konnte, ob wir in jenem Augenblick solcher nur uns bewußten inneren Beglückung teilhaftig waren oder nicht, so daß sie also ihr Urteil über uns in nichts geändert hätte, fühlte ich mich mächtiger, beinahe unwiderstehlich. Meine Liebe kam mir nicht mehr wie etwas vor, das unerwünscht sein, zum Lachen reizen könnte, sondern schien mir die rührende Schönheit und Verführungsgabe dieser Musik zu haben, die ihrerseits ein mit Sympathie erfüllter Raum war, in dem ich die Frau, die ich liebte, getroffen hätte und wir uns mit einemmal sehr nahe gekommen wären.

Das Restaurant wurde nicht nur von Halbweltdamen besucht, sondern auch von den Angehörigen der eleganten Oberschicht, die dort gegen fünf Uhr ihren Tee tranken oder große Abendgesellschaften gaben. Der Tee wurde in einer langen schmalen Glasgalerie serviert, die auf der Gartenseite einen Durchgang vom Vestibül zum Speisesaal bildete; vom Garten war sie, abgesehen von ein paar steinernen Säulen, nur durch hier und da geöffnete Glaswände getrennt. Außer häufigem Durchzug ergab sich daraus ein jäher, zwischendurch wieder aussetzender Einfall von Sonnenstrahlen und damit ein so grelles, unruhig flimmerndes Licht, daß man die Teetrinkerinnen fast nicht erkennen konnte; wenn sie dann an den je zwei und zwei aufgestellten Tischen saßen, die die ganze Länge des engen Durchgangs ausfüllten, und bei jeder Bewegung, die sie beim Teetrinken oder einer gegenseitigen Begrüßung machten, in allen Farben schillerten, sah das Ganze dann wie ein Behältnis aus, eine Reuse, in der der Fischer die glitzernden Fische untergebracht hat, die er gefangen hat und die nun, wenn sie sich halb aus dem Wasser heben und der Lichtschein sie trifft, in wechselndem Farbenspiel vor den Blicken der Beschauer gleißen.

Einige Stunden später, während des Abendessens, das natürlich im Speisesaal eingenommen wurde, zündete man die Lampen an, obwohl es draußen noch hell war, so daß im Garten neben den in noch lichter Dämmerung liegenden Pavillons, die aussahen wie die bleichen Trugbilder der Abenddämmerung, die Laubengänge, deren meergrünes Blattwerk von den letzten Strahlen der Sonne illuminiert wurde, von dem beleuchteten Raum aus, in dem man speiste, auf der anderen Seite der Scheiben nicht mehr, wie man hätte meinen sollen, jenen Damen vergleichbar schienen, die am Spätnachmittag in dem bläulich-goldenen Durchgang wie in einem feuchten, funkelnden Netz ihren Tee getrunken hatten, sondern wie die Vegetation eines riesigen, von übernatürlichem Licht erhellten blaßgrünen Aquariums wirkten. Man stand

von den Tischen auf, und nachdem die Gäste während der Mahlzeit, wiewohl sie ihre Zeit damit verbrachten, die am Nebentisch Sitzenden zu mustern, zu erkennen, sich ihre Namen nennen zu lassen, doch in vollkommener Kohäsion ihrer eigenen Tafelrunde verhaftet geblieben waren, verlor nun die Anziehungskraft, dank der sie für einen Abend um ihren Gastgeber kreisten, in dem Augenblick ihre Macht über sie, als sie sich zum Einnehmen des Nachtischmokkas in denselben Durchgang begaben, in dem auch der Tee serviert worden war; oft kam es vor, daß im Augenblick des Hinübergehens irgendeine solche wandelnde Tafelrunde eines oder mehrere ihrer Teilchen verlor, da die Anziehungskraft einer rivalisierenden Tafelrunde so stark auf diese eingewirkt hatte, daß sie sich für einen Augenblick von der ihren lösten, wo sie sofort durch andere Herren oder Damen ersetzt wurden, die ihre Freunde begrüßen kamen, ehe sie sich mit den Worten: »Ich muß jetzt wieder zu Monsieur X, ich bin heute abend sein Gast« zu ihren Leuten zurückbegaben. Man hatte für einen Augenblick den Eindruck, zwei separate Sträuße hätten einige ihrer Blumen ausgewechselt. Dann leerte sich auch die Galerie. Oft blieb es noch nach dem Abendessen so hell, daß dieser Durchgang nicht beleuchtet wurde, und unter den Bäumen, die sich draußen, auf der anderen Seite der Glasfenster, herniederneigten, sah er dann aus wie eine waldesdunkle Gartenallee. Manchmal verweilte dort in der Dämmerung noch eine Dame, die im Speisesaal diniert hatte. Als ich ihn eines Abends auf dem Weg zum Ausgang zu durchschritt, sah ich dort inmitten einer Gruppe von Unbekannten die schöne Prinzessin von Luxemburg sitzen. Ich lüftete den Hut, ohne stehenzubleiben. Sie erkannte mich und neigte lächelnd den Kopf; weit oberhalb dieses Grußes, doch der Bewegung folgend, klangen melodisch ein paar an mich gerichtete Worte auf, offenbar ein ausgesponnenes Gutenabendsagen, nicht damit ich stehenbliebe, sondern nur um den Gruß zu vervollständigen, um daraus eine Begrüßung in Worten zu machen.

Doch die Worte blieben so undeutlich, und der Klang, der allein mein Ohr berührte, verhallte so sanft und schien mir so voller Musik, als hebe im dunklen Astwerk der Bäume eine Nachtigall zu singen an. Wenn zufällig einmal Saint-Loup, um den Abend in der Gesellschaft einer Schar von Freunden, die wir getroffen hatten, zu beschließen, entschied, man begebe sich noch in das Kasino eines benachbarten Seebads, und mich, weil er mit ihnen zusammen fuhr, allein in einem Wagen unterbrachte, forderte ich den Kutscher auf, rasch zuzufahren, damit die Augenblicke schneller vergingen, in denen ich ohne fremde Hilfe – das heißt ohne mich aus jener Passivität wieder herauslösen zu müssen, in die ich wie in ein mich treibendes Räderwerk geraten war – meinem Empfindungsleben jene ständigen Wandlungen selbst bieten müßte, die ich seit meiner Ankunft in Rivebelle einzig von den anderen empfing. Ein etwaiger Zusammenstoß mit einem aus der entgegengesetzten Richtung kommenden Wagen auf einem der schmalen Wege, die nur für ein Gefährt Platz boten und auf denen tiefstes Dunkel herrschte, die Unsicherheit des an der Küste oft eingebrochenen Terrains, die Nähe der senkrecht ins Meer abfallenden Klippen, alles das fand in mir nicht den kleinen Kraftaufwand vor, der nötig gewesen wäre, damit die Vorstellung der Gefahr und die Furcht davor in mein Bewußtsein drang. So wenig nämlich das Verlangen nach Ruhm, vielmehr die Gewöhnung an zähen Fleiß es ist, die uns gestattet, ein Werk hervorzubringen, so wenig verhilft uns die Beschwingtheit des gegenwärtigen Augenblicks – vielmehr tun es die vernünftigen, in der Vergangenheit angestellten Überlegungen – dazu, uns die Zukunft zu sichern. Wenn ich nun aber schon bei meiner Ankunft in Rivebelle die Krücken verstandesmäßigen Argumentierens und der Selbstkontrolle von mir geworfen hatte, die uns in unserer Schwäche helfen, den rechten Weg einzuhalten, und einer Art moralischer Ataxie zum Opfer gefallen war, hatte der Alkohol, der meine Nerven in außergewöhnlicher Weise anspannte, den gegenwärtigen

Minuten einen Wert, einen Zauber verliehen, deren Wirkung nicht die war, mich geeigneter oder auch nur entschlossener zu machen, mich schützend vor sie zu stellen; denn da meine übersteigerte Stimmung sie mir tausendmal köstlicher als mein ganzes übriges Leben erscheinen ließ, löste sie sie gleichzeitig völlig davon ab; ich war in die Gegenwart eingeschlossen wie Helden oder Berauschte; im Augenblick völlig ausgelöscht, warf meine Vergangenheit nicht länger mehr jenen Schatten ihrer selbst vor mich hin, den wir Zukunft nennen; da ich den Zweck meines Lebens nicht länger in der Verwirklichung der Träume jener Vergangenheit, sondern in der Beseligung der gegenwärtigen Minute sah, ging mein Blick über sie nicht hinaus. Infolgedessen geschah es, daß ich aufgrund eines nur scheinbaren Widerspruchs gerade in dem Moment, da ich ein einzigartiges Glücksgefühl in mir verspürte, da ich fühlte, mein Leben könne herrlich sein, da es also in meinen Augen besonders wertvoll hätte sein müssen, alle Sorgen von mir warf, die es mir so lange bereitet hatte, und es ohne Zögern dem Risiko eines jederzeit möglichen Unglücks aussetzte. Ich tat dabei im übrigen nichts anderes, als auf einen einzigen Abend die ganze Sorglosigkeit zu konzentrieren, die sich bei anderen Menschen in verwässerter Form auf das ganze Dasein verteilt, in dem sie täglich ohne Not das Wagnis einer Seereise, eines Fluges in einem Aeroplan oder einer Spazierfahrt im Automobil auf sich nehmen, wo doch zu Hause ein Wesen auf sie wartet, das durch ihren Tod völlig vernichtet würde, oder von ihrem zerbrechlichen Hirn allein das baldige Zustandekommen des Buches abhängt, das für sie der einzige Daseinsgrund ist. Ebenso war es in dem Restaurant von Rivebelle an den Abenden, an denen wir dort blieben; wäre dann jemand mit der Absicht, mich umzubringen, gekommen, so hätte ich, da ich alles nur noch in unwirklicher Ferne sah: meine Großmutter, meine künftige Existenz, die Bücher, die ich schreiben wollte, da ich ganz dem Duft der Frau am Nebentisch, der Höflichkeit der Oberkellner, der Me-

lodienführung des Walzers, der eben gespielt wurde, hingegeben war, an das Bewußtsein des Augenblicks geheftet ohne Erstreckung über ihn hinaus und ohne anderen Zweck, als mich von ihm nicht zu lösen, hätte ich, sage ich, im Angesicht dieser Stunde mich töten, mich ohne Widerstand niedermachen lassen, reglos wie eine Biene, die vom Tabak betäubt den Instinkt verloren hat, den Vorrat ihrer angehäuften Mühen und die Hoffnung ihres Stocks zu erhalten.

Ich muß übrigens sagen, daß die Bedeutungslosigkeit, zu der die ernstesten Dinge durch den Kontrast zu der Heftigkeit meiner Exaltation heruntersanken, sich schließlich sogar auf Mademoiselle Simonet und ihre Freundinnen erstreckte. Ihre Bekanntschaft zu machen kam mir jetzt als ein leichtes, aber gleichgültiges Unterfangen vor, denn meine einzige gegenwärtige Empfindung hatte dank der ungewöhnlichen Macht, die sie über mich besaß, dank der Freude auch, die ihre geringsten Abwandlungen und selbst ihr schlichtes Weiterbestehen in mir weckten, ausschließlich Wichtigkeit für mich; alles übrige, Eltern, Arbeit, Vergnügungen, die jungen Mädchen von Balbec, wog dagegen nicht mehr als eine Schaumflocke in dem Sturm, der sie nicht zur Ruhe kommen läßt, und existierte nur noch in bezug auf diese innere Macht; der Rausch verwirklicht für ein paar Stunden den subjektiven Idealismus, den reinen Phänomenalismus: alles ist nur Schein und existiert nur als Funktion unseres erhabenen Selbst. Im übrigen ist nicht gesagt, daß eine wahrhafte Liebe, sofern wir eine haben, in einem solchen Zustand nicht fortbestehen kann. Wir aber fühlen, ebenso wie es in einer neuen Umgebung sein würde, daß unter einem unbekannten Druck die Ausmaße dieses Gefühls sich verwandelt haben, so daß wir nicht mehr in der Lage sind, es noch als die gleiche Größe zu betrachten. Dieselbe Liebe finden wir zwar wieder, aber an einer anderen Stelle, wo ihr Gewicht für uns leichter geworden ist, befriedet in der Empfindung des Augenblicks und uns selbst genügend, denn um das, was nicht unserer Gegenwart angehört, kümmern wir

uns nicht. Leider verändert der Faktor, der auf die Werte diese Wirkung hat, sie nur für diese Stunde der Trunkenheit. Die Personen, die uns nicht mehr wichtig schienen und die wir wie Seifenblasen mit unserem Hauch bewegten, werden morgen wieder ihr volles Gewicht erlangen, und von neuem werden wir uns der Arbeit widmen müssen, die uns nichts mehr bedeutete. Und was noch schlimmer ist: diese Mathematik von morgen, die gleiche wie die von gestern, deren Problemstellungen uns unweigerlich wieder zu schaffen machen werden, ist zugleich auch die, die uns selbst in jenen Stunden – außer in unseren eigenen Augen – regiert. Wenn sich in unserer Nähe eine tugendhafte oder uns abweisende Frau befindet, so scheint uns diese am Vortag noch so schwierige Angelegenheit – nämlich die Frage, wie wir ihr gefallen könnten – jetzt millionenfach leichter, ohne es in Wirklichkeit auch nur im geringsten geworden zu sein, denn nur in unseren Augen, unseren inneren Augen, haben wir eine Wandlung durchgemacht. Die Frau aber ist noch ebenso streng gegen uns, wenn wir uns ihr gegenüber eine Freiheit herausnehmen, wie wir es am nächsten Tag mit uns selber sind, weil wir dem Chasseur hundert Francs gegeben haben, und zwar aus ganz dem gleichen Grund, der für uns nur erst verspätet wirksam wird: das Fehlen der Trunkenheit.

Ich kannte keine der Frauen in Rivebelle, die mir alle, weil sie zu einem Teil meines Rausches geworden waren, so wie der Widerschein einen Teil des Spiegels ausmacht, tausendmal schöner erschienen als die immer weniger existierende Mademoiselle Simonet. Eine junge Blonde, die allein mit trauriger Miene dasaß, einen mit Feldblumen garnierten Strohhut auf dem Kopf, sah mich einen Augenblick mit träumerischer Miene an und kam mir durchaus sympathisch vor. Dann kam eine andere, schließlich eine dritte, endlich eine Dunkle mit warmleuchtendem Teint. Fast alle waren, wenn auch nicht mir, so doch Saint-Loup bekannt.

Bevor er die Bekanntschaft seiner gegenwärtigen Geliebten gemacht hatte, bewegte er sich so sehr in der verhältnismäßig begrenzten Lebewelt, daß unter den Frauen, die an diesen Abenden hier in Rivebelle dinierten – viele zufällig, die einen, da sie an die See gereist waren, um ihren Liebhaber zu treffen, die anderen, um dort einen zu finden –, sich kaum eine befand, die er nicht daher kannte, daß sie mit ihm oder einem seiner Freunde wenigstens eine Nacht verbracht hatte. Er grüßte sie nicht, wenn sie sich in Begleitung eines Mannes befanden, und sie selbst widmeten ihm zwar mehr Aufmerksamkeit als jedem anderen, weil seine allgemein bekannte Gleichgültigkeit gegenüber jeder Frau, die nicht seine Schauspielerin war, ihm in den Augen der hier anwesenden Frauen ein besonderes Prestige verlieh, taten aber gleichwohl, als kannten sie ihn nicht. Die eine flüsterte dann: »Das ist der kleine Saint-Loup. Er scheint noch immer an diesem Frauenzimmer zu hängen. Die große Liebe offenbar. Was für ein hübscher Junge! Ich finde ihn fabelhaft, riesig schick! Manche Frauen haben wirklich ein unverschämtes Glück. Schick in jeder Hinsicht. Ich habe ihn gekannt, als ich noch mit d'Orléans liiert war. Sie waren unsere zwei Unzertrennlichen. Damals trieb er es noch toll! Aber jetzt ist nichts mehr los mit ihm, er geht ihr nicht durch. Ja, die kann wirklich von Glück sagen. Dabei frage ich mich, was er an ihr finden mag. Irgendwo muß er doch einfältig sein. Sie hat Füße wie Schleppkähne, einen Bart wie eine Amerikanerin und schmutzige Unterwäsche! Ich glaube, nicht mal ein kleines Fabrikmädchen würde so was anziehen wollen. Schauen Sie sich nur mal seine Augen an, durchs Feuer könnte man für einen solchen Mann gehen. Halt, sei mal still, jetzt hat er mich wiedererkannt, er lacht, oh! er kannte mich damals gut. Er weiß genau, wer ich bin.« Zwischen diesen Frauen und ihm konstatierte ich ein stilles Einvernehmen. Ich hoffte, er würde mich ihnen vorstellen, ich könne sie um ein Stelldichein bitten und sie würden es mir gewähren, auch wenn es mir nicht möglich

gewesen wäre, davon Gebrauch zu machen. Denn ohne das würde ihren Gesichtern in meiner Erinnerung immer jener Teil fehlen – als sei er hinter einem Schleier verborgen geblieben –, der bei allen Frauen verschieden ist und den wir uns bei einer jeden nur vorstellen können, wenn wir ihn bei ihr gesehen haben, etwas, was einzig in dem Blick sichtbar wird, den sie uns zusendet, wenn sie unserem Verlangen entgegenkommt und verspricht, es zu befriedigen. Und dennoch waren ihre Gesichter auch so, ohne diese Vervollständigung, für mich viel mehr als dasjenige von Frauen, von denen ich gewußt hätte, daß sie tugendhaft seien, und sie schienen mir nicht wie ihres platt, ohne Tiefe, ohne Facetten, ohne Substanz zu sein. Zweifellos waren diese Gesichter nicht die gleichen für mich wie für Saint-Loup, der unter der für ihn durchsichtigen Gleichgültigkeit der unbewegten Züge, die ein angebliches Nichterkennen ausdrückten, oder unter der Alltäglichkeit eines Grußes, wie man ihn auch an jeden anderen gerichtet hätte, in der Erinnerung ein Bild auftauchen sah: zwischen aufgelöstem Haar ein in Verzückung geöffneter Mund und halbgeschlossene Augen, ein verborgenes Bild, gleich jenen, über die Maler, um das Gros der Betrachter zu täuschen, ein züchtiges Leintuch breiten. Sicher nun blieben andererseits für mich, der ich fühlte, daß nichts von mir in das Bewußtsein irgendeiner dieser Frauen eingedrungen war und sie dort auf unbekannten Wegen ihres Lebens begleiten würde, diese Gesichter verschlossen. Doch schon zu wissen, daß sie sich überhaupt auftun konnten, genügte mir, um in ihnen etwas zu sehen, was sie für mich nicht gehabt hätten, wären sie nur schöne Medaillen und nicht Medaillons, die in sich Liebesandenken bargen. Was Robert betraf, der nur mit Mühe auf seinem Stuhl stillsitzen konnte und unter dem Lächeln des Höflings das Verlangen verbarg, als Krieger zu handeln, so wurde ich mir, wenn ich ihn genau anschaute, darüber klar, wie sehr das energische Knochengefüge seines dreieckigen Gesichts das seiner Väter war und mehr zu einem leiden-

schaftlichen Bogenschützen paßte als zu einem zarten Liebhaber der schönen Künste. Unter der feinen Haut zeigte sich der kühne Bau, die feudale Architektur. Sein Kopf erinnerte an jene Türme alter Ritterburgen, deren sinnlos gewordene Zinnen zwar äußerlich sichtbar bleiben, im Inneren aber zu einer Bibliothek umgebaut worden sind.[1]

Als wir nach Balbec zurückfuhren, wiederholte ich mit Bezug auf eine der Unbekannten, der Saint-Loup mich vorgestellt hatte, kehrreimartig unaufhörlich, ohne eine Sekunde innezuhalten und fast ohne es zu merken: »Was für eine entzückende Frau!« Sicherlich wurden mir diese Worte mehr von meiner Nervenverfassung als von einem Urteil, das Bestand haben sollte, eingegeben. Dennoch, wären tausend Francs in meiner Tasche und die Juweliergeschäfte um jene Zeit noch geöffnet gewesen, hätte ich der Unbekannten einen Ring gekauft. Wenn sich die Stunden unseres Lebens in dieser Art auf allzu verschiedenen Ebenen abspielen, ergibt es sich, daß wir zuviel von uns selbst an alle möglichen Personen verwenden, die uns am nächsten Tag gar nicht mehr interessant scheinen. Doch fühlt man sich dann verantwortlich für das, was man ihnen am Vortag gesagt hat, und will seinem Versprechen Ehre machen.

Da ich an solchen Abenden erst spät nach Hause kam, suchte ich mit Vergnügen das nun nicht mehr feindselige Zimmer und mein Bett auf, das am Tag meiner Ankunft mir wie eine für alle Zeiten unmögliche Lagerstatt vorgekommen war und auf dem meine so matten Glieder jetzt Hilfe suchten; nacheinander versuchten Schenkel, Hüften und Schultern sich ganz in die Bettücher einzuschmiegen, die die Matratze umhüllten, als wolle meine Müdigkeit einem Bildhauer gleich einen Abguß des ganzen menschlichen Körpers anfertigen. Doch ich fand keinen Schlaf, ich fühlte den Morgen nahen; Ruhe und gute Gesundheit hatten mich verlassen. Überreizt wie ich war, schien mir auch, ich würde sie nie mehr finden. Ich hätte lange schlafen müssen, um sie zurückzuerlangen.

Hätte ich aber auch einschlummern können, wäre ich doch zwei Stunden später durch das Symphoniekonzert geweckt worden. Plötzlich schlief ich ein, ich fiel in jenen tiefen Schlaf, in dem sich für uns eine Rückkehr in die Jugend vollzieht, ein erneuter Ablauf der vergangenen Jahre, der Gefühle, die uns abhanden gekommen sind, eine Entstofflichung und Wanderung der Seelen, ein Wiedererscheinen der Toten, Trugbilder des Wahnsinns, ein Zurücktauchen in die elementarsten Reiche der Natur (denn man sagt zwar, daß wir oft im Traum Tiere erblicken, vergißt dabei aber, daß wir dann selbst fast immer rein tierhafte Wesen sind, denen jene Vernunft abgeht, die auf die Dinge das Licht der Gewißheit wirft; im Traum nun sehen wir das Schauspiel des Lebens lediglich als eine ungewisse, jeden Augenblick in Vergessen sinkende Vision, da die eben noch bestehende Wirklichkeit sofort von der nächsten abgelöst wird, wie eine Projektion der Laterna magica von der folgenden, sobald man das Glas gewechselt hat), alle jene Mysterien, von denen wir meinen, sie seien uns nicht bekannt, obwohl wir tatsächlich beinahe jede Nacht ebenso in sie eingeweiht werden wie in jenes andere große Mysterium von Untergang und Auferstehung. Die durch das schwere Abendessen in Rivebelle noch ruheloser gestaltete wechselweise und irrlichternde Erhellung ins Dunkel gesunkener Zonen meiner Vergangenheit schuf mich zu einem Wesen um, dem es das höchste Glück bedeutet hätte, Legrandin zu begegnen, mit dem ich mich im Traum eben unterhalten hatte.

Dann wurde mir selbst mein eigenes Dasein völlig durch eine neue Dekoration verborgen, die etwa jener glich, die ganz nahe der Bühnenrampe aufgestellt wird und vor der, während im Hintergrund die Kulissen ausgewechselt werden, die Schauspieler ein Zwischenspiel aufführen. Das Stück, in dem ich selbst mitwirkte, war im Geschmack orientalischer Erzählungen abgefaßt; ich wußte darin nichts mehr von meiner Vergangenheit noch überhaupt von mir selbst, gerade weil

die flüchtig aufgebaute Dekoration mir so nahe war; ich spielte nur die Rolle einer Person, der eine Bastonade und verschiedene andere Züchtigungen zuteil wurden eines Vergehens wegen, über das ich mir nicht klar war, das aber in zu reichlichem Genuß von Portwein bestand. Plötzlich wachte ich auf und stellte fest, daß mir dank einem langen Schlaf das Symphoniekonzert völlig entgangen war. Es war schon Nachmittag; ich las es von meiner Taschenuhr ab, nach einigen vergeblichen und von mehrfachem Zurücksinken auf mein Kopfkissen unterbrochenen Bemühungen, mich aufzurichten, wobei es sich um jenes Zurücksinken handelte, wie es dem Schlaf und auch anderen Formen des Rausches folgt, ob nun der Wein sie verursacht oder eine Rekonvaleszenz; zudem war ich mir schon, bevor ich auf die Uhr geschaut hatte, darüber klar, daß die Mittagsstunde vorüber war. Gestern abend war ich nur noch ein völlig ausgeleertes, gewichtsloses Wesen und konnte (wie man gelegen haben muß, um sich zum Sitzen aufzurichten, und geschlafen haben muß, um zum Schweigen imstande zu sein) nicht aufhören, mich zu bewegen und zu reden, hatte keinerlei Zusammenhalt, war schwerpunktlos hinausgeschleudert worden und hatte das Gefühl, ich könne meine düstere Bahn fortsetzen bis zum Mond. Wenn nun aber im Schlaf meine Augen die Zeit nicht hatten sehen können, hatte doch mein Leib es verstanden, sie zu berechnen; er hatte sie nicht auf einem oberflächlich vorgestellten Zifferblatt ermessen, sondern an einem immer erneuten Abwägen meiner sich wiederherstellenden Kräfte, die er wie eine gewaltige Turmuhr Zahn für Zahn aus meinem Gehirn in die Tiefe meines übrigen Körpers hatte hinabsinken lassen, wo sie jetzt bis über meine Knie hinaus den unberührten Überfluß ihres Vorrats aufgestapelt hatten. Wenn es stimmt, daß das Meer unser ursprüngliches Element gewesen ist und wir unser Blut durch Eintauchen in Wasser wiederbeleben müssen, so gilt gleiches für das Vergessen, das geistige Nichts; man scheint damit für einige Stunden aus der Zeit völlig herauszu-

treten; doch die Kräfte, die sich in dieser Zeit angesammelt haben, ohne ausgegeben worden zu sein, messen sie durch ihre Menge ebensogenau wie die Gewichte der Uhr oder die rinnenden Sandhügelchen in einem Stundenglas. Man verläßt übrigens einen solchen Schlaf nicht leichter als ein langes Wachsein, so sehr haben alle Dinge die Tendenz zur Dauer, und wenn es wahr ist, daß gewisse Narkotika uns einschläfern, so ist ein langer Schlaf ein noch stärkeres Narkotikum, nach dessen Gebrauch es einem schwerfällt, wieder aufzuwachen. Wie ein Seemann, der sehr wohl die Stelle an der Kaimauer sieht, an der er sein Boot festmachen kann, das aber noch vom Sturm geschaukelt wird, hatte ich zwar die Idee, nach der Uhr zu sehen und mich zu erheben, doch mein Leib sank jeden Augenblick in den Schlaf zurück; die Landung war schwierig, und bevor ich mich aufrichten konnte, um nach meiner Uhr zu greifen und die Stunde, die sie zeigte, mit derjenigen zu vergleichen, die mir durch die aufgehäufte Fülle kundgetan wurde, von der meine zerschlagenen Beine wußten, sank ich noch zwei- oder dreimal auf mein Kissen zurück.

Endlich erkannte ich klar: zwei Uhr nachmittags! Ich schellte, im gleichen Augenblick aber kehrte ich zurück in einen Schlaf, der diesmal unendlich viel länger sein mußte, wenn ich nach der Ausgeruhtheit und dem Gefühl einer unendlich langen, inzwischen vergangenen Nacht urteilte, das ich beim Erwachen in mir fand. Da dieses aber durch das Eintreten von Françoise zustande gekommen war, das seinerseits erst auf mein Klingelzeichen erfolgte, hatte dieser neue Schlaf, der meiner Meinung nach so viel länger gedauert haben mußte als der andere und mir solch großes Wohlgefühl und Vergessen verschafft hatte, nur eine halbe Minute gewährt.

Meine Großmutter erschien in meiner Zimmertür, und ich stellte ihr einige Fragen über die Familie Legrandin.

Wenn ich sage, ich hätte Ruhe und Gesundheit wiedergefunden, so genügt das eigentlich nicht, denn mehr als bloße

Entfernung hatte sie am Tag vorher von mir getrennt; ich hatte die ganze Nacht gegen eine Gegenströmung anzukämpfen gehabt, dann aber befand ich mich nicht nur in ihrer Nähe, sie waren in mir wieder eingekehrt. An bestimmten, noch etwas schmerzenden Stellen meines leeren Kopfes, der eines Tages aus seinem zerbrochenen Gefüge meine Gedanken für immer würde entweichen lassen, hatten diese noch einmal ihren Platz eingenommen und jenes Dasein wiedererlangt, von dem sie bislang leider so wenig Gebrauch gemacht hatten.

Einmal mehr war ich der Unmöglichkeit einzuschlafen, dem Weltuntergang, dem Kataklysmus meiner Nervenkrisen entronnen. Ich fürchtete nun alles das gar nicht mehr, was mich am Vorabend noch bedrohte, als ich den Schlaf nicht fand. Ein neues Leben tat sich vor mir auf; ohne eine einzige Bewegung zu machen, denn ich war noch zerschlagen, obwohl bereits wohlaufgelegt, genoß ich meine Müdigkeit mit Behagen; sie hatte mir die Knochen meiner Beine und Arme auseinandergerissen und zerbrochen; doch jetzt fühlte ich diese vor mir versammelt, bereit, sich wieder zu vereinen und sich sogleich zu erheben, wenn ich wie der mythische Architekt meinen Gesang anstimmte.[1]

Plötzlich dachte ich an die junge Blonde mit der traurigen Miene zurück, die ich in Rivebelle gesehen und die mich einen Augenblick lang angeschaut hatte. Im Laufe des Abends waren mir viele andere reizvoll erschienen, jetzt tauchte nur sie aus den Tiefen meiner Erinnerung empor. Es schien mir, als habe sie mich bemerkt, ich war darauf gefaßt, daß einer der Kellner in Rivebelle mir eine Botschaft von ihr bringen werde. Saint-Loup kannte sie nicht und meinte, sie sei eine anständige Frau. Es würde sehr schwierig sein, sie zu sehen, jedenfalls sie dauernd zu sehen. Doch ich war zu allem bereit, ich dachte nur noch an sie. Die Philosophie spricht oft im Hinblick auf unser Handeln von Freiheit und Zwang. Vielleicht gibt es nichts, was sich in uns zwangsläufiger abspielt – dank einer Auftriebskraft, die sich während des Geschehens

selbst noch nicht entfalten kann – als dieses Auftauchen – wenn unser Geist einmal zur Ruhe gekommen ist – einer Erinnerung, die die unterdrükkende Kraft der Ablenkung bis dahin den anderen gleichgestellt hatte und die jetzt hervorquillt, weil sie, ohne daß wir es wußten, mehr Reiz enthielt als die anderen, einen Reiz, den wir erst vierundzwanzig Stunden später wahrnehmen. Vielleicht gibt es aber auch nichts, was aus freieren Stücken geschieht, denn es wirkt noch keine Spur von Gewohnheit mit, jener Manie des Geistes, die bedingt, daß in der Liebe meist ausschließlich das Bild eines bestimmten Menschen wieder auflebt.

Dieser Tag folgte gerade auf den, an dem ich vor dem Hintergrund des Meeres den schönen Zug der jungen Mädchen hatte vorbeigehen sehen. Ich befragte über sie verschiedene Hotelgäste, die jedes Jahr nach Balbec kamen. Sie konnten mir keine Auskunft erteilen. Später erklärte mir eine Photographie, weshalb. Wer nämlich hätte jetzt, da sie kaum, aber dennoch schon spürbar, einem Alter entwachsen waren, in dem man sich vollkommen wandelt, in ihnen die noch ganz amorphe, wiewohl bereits köstliche, jedenfalls noch ganz kindliche Masse kleiner Mädchen wiedererkannt, die man nur wenige Jahre zuvor im Kreise um ein Strandzelt herum im Sand sitzen sah als ein lichtes, unbestimmtes Sternbild, in dem man zwei Augen, die stärker als die anderen blitzten, ein schelmisches Gesicht, einen blonden Kopf nur herauskannte, um diese Eindrücke schnell wieder in einem undeutlichen, milchstraßenähnlichen Sternennebel versinken zu sehen.

Sicherlich war damals, in jenen noch gar nicht fernliegenden Jahren, nicht wie am Tag zuvor, als ich sie zum erstenmal vor mir sah, die Sicht der Gruppe unscharf in den Konturen gewesen, sondern die Gruppe selbst. Damals befanden sich die noch allzu jungen Kinder erst in jenem elementaren Formungszustand, in dem die Persönlichkeit noch nicht auf das einzelne Gesicht sein unterscheidendes Siegel setzt. Wie jene primitivsten Organismen, in denen das Individuum kaum für

sich selbst existiert – es besteht eher im Polyparium als in den einzelnen Polypen, aus denen dieses zusammengesetzt ist –, blieben sie eng aneinandergedrängt. Manchmal stieß die eine ihre Nachbarin um, und dann lief eine nicht zu bändigende Heiterkeit, die scheinbar einzige Bekundung persönlichen Lebens, durch alle gleichzeitig hindurch, verwischte diese undeutlichen, verzerrten Gesichter und verschmolz sie in der Gallerte eines einzigen glitzernden und zitternden Klumpens. Auf einer alten Photographie von ihnen, die sie mir später einmal schenkten und die ich aufbewahrt habe, zählt die Gruppe kleiner Kinder schon gleich viele Figurantinnen wie später der Zug junger Frauen; man spürt, daß sie bereits damals am Strand als ein Fleck besonderer Art die Blicke auf sich gezogen haben mußten, kann sie aber im einzelnen darin nur durch eine verstandesmäßige Rekonstruktion erkennen, indem man nämlich allen möglicherweise in der Jugend eingetretenen Veränderungen so weit wie möglich Rechnung trägt: Verwandlungen, die während der Jugend bis zu dem Augenblick eintreten, in dem diese neu geschaffenen Formen Besitz von einer anderen Individualität ergreifen, die auch wieder zu identifizieren ist und bei der das schöne Antlitz wegen des gleichzeitigen Vorhandenseins einer großen Gestalt und gelockter Haare dann einige Chancen hat, früher einmal jene hutzelige Schrumpelgrimasse aus dem Photographiealbum gewesen zu sein; da aber die Entfernung, die die physischen Eigentümlichkeiten eines jeden dieser jungen Mädchen in kurzer Zeit zurückgelegt hatten, diese Eigentümlichkeiten zu einem sehr zweifelhaften Kriterium machte, andererseits aber das ihnen Gemeinsame, gleichsam kollektiv Eigentümliche damals schon sehr ausgeprägt war, kam es zuweilen vor, daß sogar ihre besten Freundinnen auf dieser Photographie sie miteinander verwechselten, so daß der Zweifel schließlich nur durch ein bestimmtes Zubehör der Kleidung behoben werden konnte, das die eine von ihnen, unter Ausschluß aller anderen, sicher war getragen zu haben. Auch

nach jenen Tagen, die so ganz anders waren als der, an dem ich sie auf der Strandpromenade erblickt hatte, so anders und doch noch so nah, überließen sie sich immer noch einem tollen Gelächter, wie ich es am Vortag hatte feststellen können, doch es war jetzt nicht mehr das brüsk ein- und aussetzende, fast automatische der Kindheit, das heißt eine krampfartig ausgelöste Entladung, die früher alle Augenblicke diese Köpfe hatte untertauchen lassen wie die Elritzenschwärme in der Vivonne, die sich zerstreuten und verschwanden, um gleich darauf in fester Gruppe wieder zu erscheinen; ihre Mienen waren jetzt beherrscht, ihre Augen zielbewußt, und es hatte tags zuvor schon der Unentschiedenheit und der Zittrigkeit meines ersten Wahrnehmens bedurft, um, wie es die frühere Heiterkeit und die alte Photographie getan hatten, die heute individualisierten und aus ihrer Einheit gelösten Sporaden der bleichen Madrepore unterschiedslos zu verschmelzen.

Gewiß hatte ich mir schon oft bei der Begegnung mit hübschen jungen Mädchen vorgenommen, sie wiederzusehen. Gewöhnlich tauchen sie nicht ein zweites Mal auf; im übrigen würde das Gedächtnis, das ihr Vorhandensein schnell vergißt, nur mit Mühe ihre Züge wiederfinden; unsere Augen würden sie vielleicht nicht wiedererkennen, und schon haben wir andere junge Mädchen vorbeigehen sehen, denen wir ebenfalls nicht wiederbegegnen werden. Andere Male aber, und so sollte es sich mit der unbefangenen kleinen Schar ergeben, führt der Zufall sie uns beharrlich von neuem über den Weg. Er scheint uns dann etwas Schönes zu sein, denn wir erkennen in ihm gleichsam einen Ansatz zur Ordnung, einen Versuch zur Gestaltung unseres Lebens; durch sein Wirken wird für uns die Treue zu Bildern, für deren Besitz wir später glauben werden von vornherein bestimmt gewesen zu sein und die wir ganz zu Beginn ohne ihn wie viele andere so schnell wieder hätten vergessen können, zu etwas Machbarem, Unumgänglichem und manchmal – nach Unterbrechungen, die uns viel-

leicht hoffen ließen, wir könnten aufhören, uns zu erinnern – zu etwas Grausamem.

Bald neigte sich der Aufenthalt Saint-Loups seinem Ende zu. Ich hatte die jungen Mädchen am Strand nicht wiedergesehen. Er verbrachte eine zu kurze Zeit des Nachmittags in Balbec, um sich mit ihnen beschäftigen und in meinem Interesse ihre Bekanntschaft machen zu können. Am Abend war er freier, und er führte mich weiterhin häufig nach Rivebelle. Es gibt in solchen Restaurants wie in öffentlichen Parks oder in Eisenbahnzügen oft Leute, die aussehen wie alle anderen, deren Name uns aber in Erstaunen setzt, wenn wir zufällig einmal danach fragen und entdecken, daß der ganz unauffällige Herr kein Geringerer als jener Minister oder Herzog ist, von dem wir so oft haben sprechen hören. Schon zwei- oder dreimal hatten Saint-Loup und ich in dem Restaurant in Rivebelle, wenn die meisten Leute bereits gingen, gesehen, wie sich ein Mann von großer Gestalt, mit kräftiger Muskulatur, regelmäßigen Zügen und graumeliertem Bart an einen Tisch setzte, jedoch darauf bedacht blieb, daß sein nachdenklicher Blick ins Leere ging. Eines Abends fragten wir den Wirt, wer dieser unbekannte, einsame, späte Abendgast sei. »Wie? Sie kannten den berühmten Maler Elstir nicht?« fragte er zurück. Swann hatte seinen Namen einmal in meiner Gegenwart genannt, ich hatte vergessen, bei welcher Gelegenheit; doch das Fehlen einer Erinnerung begünstigt oft wie das eines Satzgliedes bei der Lektüre nicht die Unsicherheit, sondern die Entstehung einer übereilten Gewißheit. »Das ist ein Freund von Swann, ein sehr bekannter, sehr bedeutender Künstler«, sagte ich zu Saint-Loup. Sogleich überlief Saint-Loup und mich wie ein Schauer der Gedanke, daß Elstir ein großer Künstler sei, ein berühmter Mann, dann aber auch, daß er, der uns den übrigen Abendgästen gleichsetzen mochte, von der Aufregung gar nichts ahnte, in die uns die Vorstellung seiner Begabung versetzte. Sicherlich wäre uns die Idee, er wisse von unserer Bewunderung nichts und auch nichts von

unserer Bekanntschaft mit Swann, weniger unangenehm gewesen, hätten wir uns nicht in einem Seebad aufgehalten. Wir waren aber dem Alter noch nicht entwachsen, in dem die Begeisterung sich offen kundtun muß, und lebten in einer Sphäre, in der das Inkognito schwer zu ertragen ist; so schrieben wir denn einen mit unseren Namen unterzeichneten Brief, in dem wir Elstir enthüllten, daß die beiden ein paar Schritte von ihm entfernt sitzenden Mitgäste zwei leidenschaftliche Verehrer seiner Kunst und beide ebenfalls Freunde seines großen Freundes Swann seien, und ihn gleichzeitig baten, ihm unsere Aufwartung machen zu dürfen. Ein Kellner übernahm es, dem berühmten Mann diese Botschaft zu überbringen.

Berühmt war nun Elstir zu jenem Zeitpunkt noch nicht ganz so sehr, wie der Wirt des Restaurants es behauptete und wie er es übrigens wenige Jahre darauf auch wirklich war. Doch er hatte als einer der ersten in diesem Gasthaus logiert, als es noch bloß eine Art Bauernhof war, und eine ganze Kolonie von Künstlern dorthin gezogen (die übrigens alle anderswohin ausgewandert waren, seitdem der Bauernhof, wo man im Freien unter einem schlichten Schutzverdeck speiste, zu einem Mittelpunkt des eleganten Lebens geworden war; Elstir selbst war in diesem Augenblick nach Rivebelle nur zurückgekehrt, weil seine Frau verreist war, mit der er nicht weit entfernt von dort wohnte). Ein großer Künstler aber ruft, selbst wenn er noch nicht völlig anerkannt ist, notwendigerweise einige Phänomene der Bewunderung hervor, wie der Gastwirt solche in den Fragen mehr als einer durchreisenden Engländerin hatte feststellen können, die begierig gewesen war, Einzelheiten über Elstirs Lebensführung zu erfahren, oder in der Zahl der Briefe, die dieser aus dem Ausland bekam. Dann hatte der Wirt auch noch bemerkt, daß Elstir bei der Arbeit nicht gern gestört werden wollte, daß er sich des Nachts erhob, um bei Mondschein ein junges Modell nackt am Meeresufer für sich sitzen zu lassen, und hatte sich gesagt, daß so vieles Mühen gewiß nicht umsonst sein könne noch die

Bewunderung der Touristen völlig gegenstandslos, als er dann auch noch in einem Bild von Elstir ein hölzernes Kreuz wiedererkannte, das am Eingang von Rivebelle stand. »Tatsächlich, das ist es«, hatte er staunend wieder und wieder gesagt. »Alle vier Teile sind da! Ah! Der gibt sich aber auch eine Heidenmühe!«

Und er war sich nicht einig, ob nicht ein kleiner »Sonnenaufgang über dem Meer«, den Elstir ihm geschenkt hatte, ein Vermögen wert sei.

Wir sahen ihn unseren Brief lesen, in die Tasche stekken, wir sahen ihn weiteressen, seine Sachen verlangen und sich zum Gehen wenden, und waren derart sicher, er sei von unserem Verhalten unangenehm berührt, daß wir jetzt gewollt hätten (genauso, wie wir es vorher gefürchtet hatten), wir könnten gehen, ohne von ihm weiter bemerkt zu werden. Nicht einen Augenblick dachten wir an das, was uns eigentlich das Wichtigste hätte scheinen müssen, nämlich daß unsere Begeisterung für Elstir, an deren Aufrichtigkeit wir keinen Zweifel zugelassen und zu deren Gunsten wir tatsächlich als Zeugnis unseren vor Erwartung stockenden Atem hätten anführen können, unser Verlangen, was auch immer an Schwierigem und Heroischem zu vollbringen für den großen Mann, eigentlich keine Bewunderung war, wie wir uns einbildeten, denn wir hatten ja noch niemals etwas von Elstir gesehen; unser Gefühl mochte die leere Vorstellung von einem »großen Künstler« zum Gegenstand haben, nicht aber ein Werk, das uns unbekannt war. Es konnte sich höchstens um eine leerlaufende Bewunderung handeln, um den nervlichen Rahmen, das Gefühlsgerüst einer inhaltslosen Bewunderung, das heißt um etwas, das ebenso untrennbar mit der Kindheit verbunden ist wie gewisse innere Organe, die beim Erwachsenen nicht mehr vorhanden sind; wir waren noch Kinder. Elstir indessen war schon beinahe an der Tür, als er einen Bogen machte und zu uns zurückkam. Ich wurde von einem köstlichen Schrecken erfaßt, wie ich ihn ein paar Jahre darauf nicht mehr hätte erle-

ben können, weil mit dem Älterwerden die Fähigkeit abnimmt, so merkwürdige Gelegenheiten herbeizuführen und Eindrücke solcher Art wahrzunehmen, und gleichzeitig der gewohnheitsmäßige Umgang in der Gesellschaft uns jeden Gedanken daran vergessen läßt.[1]

Unter den wenigen Worten, die Elstir zu uns sagte, nachdem er sich an unseren Tisch gesetzt hatte, war keines, das sich auf meine mehrmaligen Äußerungen zu Swann bezog. Ich begann zu glauben, daß er ihn gar nicht kenne. Dennoch forderte er mich auf, ihn in seinem Atelier in Balbec zu besuchen, eine Einladung, die er an Saint-Loup nicht richtete und die ich – eine Empfehlung von Swann, falls Elstir bekannt mit ihm war, hätte das vielleicht nicht vermocht, denn selbstlose Gefühle spielen im Leben der Menschen eine größere Rolle, als man meint – ein paar Bemerkungen verdankte, aus denen er entnehmen mußte, daß ich ein Verehrer der Künste sei. Er war mir gegenüber von einer Liebenswürdigkeit, die so hoch über der Saint-Loups wie die von diesem über den Freundlichkeiten eines Kleinbürgers stand. Neben der Liebenswürdigkeit eines großen Künstlers wirkt die eines großen Herrn, mag sie auch noch so bezaubernd sein, gespielt oder simuliert. Saint-Loup wollte gefallen, Elstir suchte zu geben, sich selbst zu geben. Alles, was er besaß, Gedanken, Werke und alles übrige, das er viel geringer veranschlagte, hätte er mit Freuden demjenigen dargebracht, der ihn verstanden hätte. Doch mangels erträglicher Gesellschaft lebte er völlig zurückgezogen und war so menschenscheu, daß ihm diese Haltung von den mondänen Kreisen als Pose und schlechte Erziehung, von den Behörden als Widerspruchsgeist, von seinen Nachbarn als Verrücktheit und von seiner Familie als Egoismus und Hochmut ausgelegt wurde.

Sicher hatte er in den ersten Zeiten gerade in seiner Einsamkeit mit Vergnügen daran gedacht, er würde durch das Medium seiner Werke aus der Entfernung denjenigen, die ihn verkannt oder beleidigt hatten, eine höhere Meinung von sich

vermitteln. Vielleicht lebte er damals nicht aus Gleichgültigkeit allein, sondern aus Liebe zu den anderen, und wie ich auf Gilberte verzichtet hatte, um ihr eines Tages wieder von neuem unter liebenswerteren Farben zu erscheinen, bestimmte er sein Werk ganz gewissen Leuten, sah es als eine Rückkehr zu ihnen an, durch die sie ihn, ohne ihn wiederzusehen, dennoch lieben, ihn bewundern, sich über ihn unterhalten würden; ein Verzicht ist nicht immer von Anfang an absolut, wenn wir uns noch mit unserer alten Seele darüber schlüssig werden, noch ehe er uns rückwirkend beeinflußt hat, mag es sich nun um den Verzicht eines Kranken, eines Mönchs, eines Künstlers oder eines Helden handeln. Doch während er vielleicht für bestimmte Personen hatte produzieren wollen, so hatte er doch im Produzieren für sich selbst gelebt, fern von der Gesellschaft, gegen die er gleichgültig geworden war; die Praxis der Einsamkeit hatte bewirkt, daß er diese nun liebte, wie es mit allem Großen geschieht, das wir anfangs fürchteten, weil wir es mit Kleinerem unvereinbar wußten, auf das wir Wert legten, das es uns aber nicht eigentlich wegnimmt; vielmehr löst es uns davon ab. Bevor wir jenes Große kennen, ist unsere größte Sorge, wie wir es mit gewissen Vergnügungen in Einklang bringen können, die keine Vergnügungen mehr sind, sobald wir es kennengelernt haben.

Elstir hielt sich nicht lange im Gespräch mit uns auf. Ich nahm mir vor, an einem der folgenden zwei oder drei Tage sein Atelier zu besuchen, doch am Tag nach diesem Abend, als ich meine Großmutter bis ans Ende der Strandpromenade zu den Falaisen von Canapville [1] begleitet hatte, begegneten wir auf dem Rückweg an der Ecke einer der kleinen Straßen, die im rechten Winkel zum Strand verlaufen, einem jungen Mädchen, das mit gesenktem Kopf wie ein widerwillig in den Stall zurückkehrendes Tier, ihre Golfschläger in der Hand, vor einer gebieterischen Person herschritt, wahrscheinlich ihrer »Miss« oder der einer ihrer Freundinnen; diese selbst glich Hogarths Porträt von Jeffries[1] mit ihrem Gesicht, das so

stark gerötet war, als sei ihr Lieblingsgetränk eher Gin als Tee, und der Verlängerung eines ergrauenden, aber keineswegs dünnen Schnurrbarts durch ein restliches Endchen Priem. Das Mädchen, das vor ihr herging, sah aus wie diejenige der kleinen Schar, die unter der schwarzen Polomütze ein so unbewegliches Gesicht mit runden Wangen und lustigen Augen gehabt hatte. Diese hier, die jetzt heimkehrte, trug ebenfalls eine schwarze Polomütze, schien mir freilich hübscher als die andere, die Profillinie gerader, die Nasenflügel länger und fülliger. Dann war mir die andere als ein stolzes, blasses Mädchen in Erinnerung, diese aber wirkte wie ein zur Ruhe gezwungenes Kind mit frischem, rosigem Teint. Doch schob sie wie jene ein Rad vor sich her und trug wie sie Handschuhe aus Rentierleder, so daß ich daraus schloß, die Unterschiede ergäben sich vielleicht nur aus meinem jeweiligen Standort und den Umständen, denn es war wenig wahrscheinlich, daß in Balbec ein zweites junges Mädchen existierte mit einem alles in allem so ähnlichen Gesicht, in dessen Aufmachung die gleichen Besonderheiten zusammentrafen. Sie warf einen raschen Blick in meine Richtung; wenn ich an den folgenden Tagen die kleine Schar am Strand wiedersah und selbst später noch, als ich alle jungen Mädchen, die ihr angehörten, bereits kannte, war ich nie ganz sicher, daß eine von ihnen – nicht einmal die, die jener am meisten glich, das Mädchen mit dem Fahrrad – wirklich diejenige sei, die ich an jenem Abend am Ende des Strandes an der Straßenecke erblickt hatte und die kaum, aber eben doch ein wenig anders aussah als jene, die mir im Zug der jungen Mädchen aufgefallen war.[1]

Von diesem Nachmittag an war ich, der ich an den vorhergehenden Tagen vor allem an die Große gedacht hatte, nun in erster Linie wieder an der mit den Golfschlägern interessiert, die meiner Meinung nach vermutlich Mademoiselle Simonet war. Von den anderen umgeben, blieb sie häufig stehen und zwang ihre Freundinnen, die viel auf sie zu geben schienen,

ebenfalls dazu. So, im Gehen innehaltend, mit blitzenden Augen unter der Polomütze, sehe ich sie noch jetzt als Silhouette auf der Bildwand des im Hintergrund liegenden Meeres, von mir durch eine durchsichtige ätherblaue Schicht – die seit damals verflossene Zeit – getrennt, ein erstes Bild, zart und leicht in meiner Erinnerung, ersehnt, überallhin verfolgt, dann vergessen, dann wiedergefunden, ein Gesicht, das ich oft seither in die Vergangenheit zurückprojiziert habe, um mir von einem jungen Mädchen, das in meinem Zimmer war, sagen zu können: Das ist sie!

Doch hätte ich vielleicht damals noch die mit dem geranienfarbenen Teint und den grünen Augen am liebsten kennengelernt. Welche im übrigen auch an einem bestimmten Tag diejenige sein mochte, die ich am liebsten sah, die anderen genügten, mich innerlich aufzuwühlen; auch wenn sich mein Verlangen bald auf die eine, bald auf die andere richtete, verband es sie immer noch – wie in dem verschwommenen Bild, das ich am ersten Tag wahrgenommen hatte – zu einer Einheit und machte aus ihnen eine kleine, von einem gemeinsamen Leben beseelte Welt für sich, die sie auch sicher bilden wollten; ich wäre, wenn ich der Freund irgendeiner von ihnen wurde – wie ein hochkultivierter Heide oder ein gewissenhafter Christ bei den Barbaren –, in eine verjüngende Gesellschaft eingedrungen, in der Gesundheit, Unbewußtheit, Lust und Grausamkeit, Unintellektualität und Freude herrschten.

Meine Großmutter, der ich von meiner Begegnung mit Elstir erzählt hatte und die sich auf den geistigen Gewinn freute, den ich aus seiner Freundschaft ziehen werde, fand es unverständlich und wenig nett, daß ich ihm noch keinen Besuch abgestattet hatte. Doch ich dachte nur an die kleine Schar, und in Ungewißheit darüber, zu welcher Stunde die jungen Mädchen auf der Promenade erscheinen würden, hatte ich nicht den Mut, mich von ihr zu entfernen. Meine Großmutter wunderte sich außerdem über meine Eleganz, denn ich hatte mich plötzlich an gewisse Anzüge erinnert, die ich unten

im Reisekoffer hatte liegenlassen. Nun zog ich täglich einen anderen an und hatte sogar nach Paris geschrieben, um mir neue Hüte und neue Krawatten schicken zu lassen.

Zu den Annehmlichkeiten des Lebens in einem Seebad wie Balbec tritt noch ein großer Reiz, wenn das Gesicht eines hübschen Mädchens, einer Muschelhändlerin, einer Kuchen- oder Blumenverkäuferin, in unsere Gedanken mit lebendigen Farben eingezeichnet, täglich vom frühen Morgen an für uns das Ziel eines jeden der müßigen, lichtdurchfluteten Tage bildet, die man am Strand verbringt. Sie sind dann gerade aus diesem Grund, wiewohl untätig, rege wie Arbeitstage, auf einen Augenblick in der nahen Zukunft ausgerichtet, von ihm magnetisch angezogen, leicht über den Boden gehoben auf ihn zuschwebend, jenen Augenblick nämlich, da man beim Kauf eines Sandtörtchens oder von Rosen oder Ammonshörnern sich daran erfreuen wird, auf einem weiblichen Antlitz Farben zu sehen, die ebenso unverfälscht aufgetragen sind wie auf einer Blume. Doch mit diesen kleinen Verkäuferinnen kann man erstens sprechen, was uns erspart, uns künstlich ein Bild von jenen Seiten an ihnen zu machen, die die einfache optische Wahrnehmung nicht erkennen läßt, ihr Leben zu rekonstruieren und, als ständen wir einem Porträt gegenüber, uns eine übertriebene Vorstellung von seinem Zauber zu machen; zweitens und vor allem aber kann man, eben weil man mit ihnen spricht, von ihnen erfahren, wo und zu welchen Stunden sie anzutreffen sind. So erging es mir mit den jungen Mädchen der kleinen Schar freilich nicht. Da ihre Gewohnheiten mir ganz unbekannt waren, suchte ich, wenn ich sie an gewissen Tagen nicht gesehen hatte und über den Grund ihres Fernbleibens nichts wußte, zu ermitteln, ob ein System darin sei, ob man sie etwa nur jeden zweiten Tag sehen könne oder nur bei bestimmtem Wetter oder ob es Tage gab, an denen sie niemals erschienen. Ich malte mir, die Zukunft vorwegnehmend, aus, wie ich, einmal ihr Freund geworden, sagen würde: »Ja, waren Sie denn an jenem Tag nicht da?« – »Nein,

natürlich nicht, es war ja ein Samstag, und samstags kommen wir niemals, weil …« Wenn es wenigstens so gewesen wäre, daß man einfach gewußt hätte, man brauche sich am traurigen Samstag gar nicht erst zu bemühen, man könne den Strand nach allen Richtungen durchmessen, unter dem Vorwand, ein Eclair verzehren zu wollen, sich vor der Auslage des Konditors niederlassen, den Kuriositätenladen aufsuchen, die Stunde des Bades, das Konzert, die Flut, den Sonnenuntergang, die Nacht abwarten und doch sicher sein, die ersehnte Schar nirgendwo zu erblicken. Doch der Schicksalstag wiederholte sich vielleicht nicht jede Woche. Vielleicht war es nicht unbedingt immer ein Samstag. Vielleicht hatten bestimmte atmosphärische Verhältnisse Einfluß darauf, oder sie hatten nicht das geringste damit zu tun. Wieviel geduldige, aber keineswegs heiter gelassene Beobachtung muß man auf die scheinbar unregelmäßigen Bahnen solcher unbekannten Welten verwenden, bis man sicher sein kann, daß man sich von einem zufälligen Zusammentreffen nicht hat täuschen lassen, daß die Berechnungen stimmen, bis man endlich die um den Preis grausamer Erfahrungen erlernten Gesetzmäßigkeiten dieser Astronomie der Leidenschaft beherrscht! Da ich mich erinnerte, sie an dem gleichen Wochentag wie heute nicht gesehen zu haben, sagte ich mir, sie würden gewiß nicht kommen, es sei ganz zwecklos, am Strand zu bleiben. Gerade dann aber sah ich sie. Umgekehrt aber traf es sich für einen Tag, der nach meiner Berechnung der Gesetze, die die Wiederkehr dieser Konstellation bestimmten, ein Glückstag hätte sein müssen, daß sie nicht erschienen. Zu dieser ersten Ungewißheit aber, ob sie an gewissen Tagen auftauchen würden oder nicht, trat noch eine schwerwiegendere hinzu, nämlich die, ob ich sie überhaupt wiedersehen würde, denn letztlich wußte ich nicht, ob sie nicht nach Amerika verreisten oder nach Paris zurückkehrten. Das genügte, daß ich sie zu lieben begann. Man kann wohl Neigung für eine Person empfinden. Um aber jene Niedergeschlagenheit auszulösen, jenes Gefühl

des Unwiederbringlichen, jene Beängstigung, die der Liebe vorausgeht, braucht es – und diese ist damit vielleicht mehr als irgendeine Person das wahre Objekt, das die Leidenschaft angstvoll so zu erfassen sucht – die Gefahr der strikten Unmöglichkeit. So waren schon jene Einflüsse am Werk, die sich bei vielen einander folgenden Liebeserlebnissen wiederholen (im übrigen auch, dann aber freilich eher im Großstadtleben, irgendwelchen Arbeiterinnen zuliebe entstehen können, deren freie Tage man nicht kennt und über deren Nichterscheinen am Fabriktor man sich entsetzt) oder jedenfalls immer wieder im Verlauf der meinen auftauchen sollten. Vielleicht sind sie mit der Liebe unzertrennlich verbunden; vielleicht tritt alles, was die Besonderheit der ersten Liebe ausgemacht hat, zu den folgenden hinzu, kraft der Erinnerung, durch Suggestion, Gewohnheit, und gibt in den nacheinander abrollenden Perioden unseres Lebens seinen verschiedenen Aspekten dennoch einen allgemeinen Charakter.

Ich nahm alle Vorwände wahr, um zu den Stunden an den Strand zu gehen, da ich hoffen konnte, sie anzutreffen. Als ich sie einmal während unserer Tischzeit dort gesehen hatte, erschien ich nur noch verspätet zum Mittagessen, weil ich auf der Strandpromenade endlos wartete, daß sie vorbeikämen; die kurze Zeit hindurch, die ich am Eßtisch sitzend verbrachte, befragten meine Blicke das Blau der Scheiben; vor dem Dessert schon stand ich wieder auf, um sie nicht zu verfehlen, falls sie zu einer anderen Stunde als sonst spazierengingen, und war gereizt gegen meine Großmutter, die mich unbewußt quälte, indem sie mich über die Stunde hinaus, die mir günstig schien, bei sich festhielt. Indem ich meinen Stuhl schräg stellte, versuchte ich ein größeres Stück Horizont zu überblicken; wenn ich durch Zufall irgendeines der Mädchen sah, war es, da sie ja alle an der gleichen besonderen Wesenssubstanz teilhatten, als sähe ich in einer beweglichen, diabolischen Halluzination ein wenig von dem feindlichen, so leidenschaftlich begehrten Traumbild vor mich hinprojiziert, das einen Au-

genblick zuvor – dort aber in ständiger Unbeweglichkeit verharrend – einzig in meinem Hirn beheimatet gewesen war.

Da ich sie alle liebte, liebte ich keine von ihnen, und doch bildete die mögliche Begegnung mit ihnen innerhalb meines Tages das einzig köstliche Element, das einzige, das in mir jene Hoffnungen entstehen ließ, die mich dazu gebracht hätten, alle Hindernisse zu durchbrechen, Hoffnungen, die oft von Wutanfällen gefolgt wurden, wenn ich sie dennoch nicht gesehen hatte. Zu diesem Zeitpunkt trat sogar meine Großmutter völlig hinter den jungen Mädchen zurück; eine Reise wäre mir verlockend erschienen, wenn sie mich an einen Ort geführt hätte, wo diese sich befinden mußten. Mit ihnen war mein Denken aufs angenehmste verhaftet, wenn ich mit anderem beschäftigt zu sein glaubte oder auch mit nichts. Wenn ich aber selbst unbewußt an sie dachte, so waren sie – noch unbewußter – für mich das blaue Auf- und Niederwogen des Meeres, die Silhouette eines Zuges vor dem Meereshintergrund. Das Meer vor allem hoffte ich wiederzufinden, wenn ich in eine Stadt ginge, wo sie wären. Selbst eine noch so ausschließliche Liebe zu einer Person ist immer Liebe zu etwas anderem.

Meine Großmutter bezeigte mir, weil ich mich jetzt so außerordentlich für Golfspiel und Tennis interessierte und mir die Gelegenheit entgehen ließ, einen Künstler, von dem sie wußte, daß er einer der größten sei, arbeiten zu sehen und sich äußern zu hören, eine Verachtung, die mir aus einer gewissen Enge des Denkens zu kommen schien. Ich hatte früher in den Anlagen der Champs-Élysées geahnt und mir seither erst recht klargemacht, daß wir, wenn wir in eine Frau verliebt sind, einfach einen Zustand unserer Seele in sie hineinprojizieren und daß infolgedessen nicht der Wert der Frau, sondern die Intensität des Zustands von Bedeutung ist; und daß ferner die Seelenbewegungen, die uns ein unbedeutendes junges Mädchen verschafft, uns erlauben können, tiefere Bezirke unseres Inneren in unser Bewußtsein heraufzuführen, persönlichere,

entlegenere, wesentlichere Regionen, als das Vergnügen der Unterhaltung mit einem bedeutenden Mann oder selbst die bewundernde Betrachtung seiner Werke uns zu erschließen vermöchte.

Am Ende mußte ich mich meiner Großmutter beugen, wenn auch mit um so größerem Mißbehagen, als Elstir ziemlich weit von der Strandpromenade entfernt in einer der neuesten Avenuen von Balbec wohnte. Die Hitze des Tages nötigte mich, die Straßenbahn zu benutzen, die durch die Rue de la Plage fuhr, und um mir vorstellen zu können, ich sei im alten kymrischen Reich, in der Heimat König Markes vielleicht oder an der Stelle, wo einst der Wald von Bronzeliande stand, gab ich mir Mühe, über den Talmiluxus der Bauten hinwegzusehen, die mir vor Augen kamen und unter denen die Villa Elstirs vielleicht die prunkvoll häßlichste war; er hatte sie dennoch gemietet, weil unter allen in Balbec vorhandenen nur sie die Einrichtung eines geräumigen Ateliers gestattete.[1]

Mit abgewendetem Blick durchquerte ich auch den Garten mit Rasenplatz – der in verkleinerter Form genau dem irgendeines Kleinbürgers in einem der Vororte von Paris entsprach –, mit Statuette eines galanten Gärtners, Glaskugeln, in denen man sich spiegeln konnte, Begonienbeeten als Einfassung und kleiner Laube, in der Schaukelstühle neben einem Eisentisch standen. Doch nach dem Empfang durch diese von städtischer Häßlichkeit geprägten Dinge gab ich auf die schokoladebraun gestrichenen, mit einer Hohlkehle verzierten Fußleisten nicht mehr acht, sobald ich das Atelier betreten hatte; ich fühlte mich vollkommen glücklich, denn angesichts all der Studien, die mich hier umgaben, wurde mir die Möglichkeit bewußt, mich zu einer an Freuden fruchtbaren poetischen Erkenntnis von vielerlei Formen zu erheben, die ich bislang aus der Gesamtschau der Wirklichkeit nicht ausgesondert hatte. Elstirs Atelier kam mir wie das Laboratorium einer Art neuer Weltenschöpfung vor, wo er aus dem Chaos all der Dinge, die wir sehen, indem er diese auf verschiedene rechteckige Lein-

wandstücke bannte, die hier kreuz und quer herumstanden, einmal eine Meereswoge, die sich wütend mit lila Schaum im Sande brach, ein andermal einen jungen Mann im weißen Rock, der an der Reling eines Bootes lehnte, herausgegriffen hatte. Der Rock des jungen Mannes und die sprühende Woge bezogen eine neue Würde aus der Tatsache, daß sie weiterexistierten, wiewohl ihnen nun gerade das fehlte, was als ihr Wesen galt, denn die Woge konnte nicht mehr netzen, der Rock niemanden mehr kleiden.

Im Augenblick meines Eintretens war der Schöpfer damit beschäftigt, mit dem Pinsel in der Hand die Form der untergehenden Sonne zu vollenden.

Fast alle Läden waren geschlossen, das Atelier war ziemlich kühl, und abgesehen von einer Stelle, wo das helle Tageslicht sein leuchtendes flüchtiges Muster der Wand aufdrückte, dunkel; nur ein kleines rechteckiges, von Geißblatt umrahmtes Fenster stand offen, das über ein Blumenbeet hinweg auf eine Straße blickte; deshalb war die Atmosphäre im größten Teil des Ateliers dämmerig, eine durchsichtige, kompakte Masse, die jedoch an den Bruchstellen, wo das Licht sie einfaßte, feucht glänzte wie ein Block aus Bergkristall, dessen eine Seite bereits behauen und poliert ist und hier und dort spiegelhell irisiert. Während Elstir auf meine Bitte weitermalte, ging ich in diesem Helldunkel umher und blieb bald vor diesem, bald vor jenem Bild stehen.

Die größte Zahl derer, die mich umgaben, waren nicht, was ich am liebsten von ihm gesehen hätte, nämlich Bilder, die seiner ersten und zweiten Periode entstammten – wie eine auf dem Tisch im Salon des Grand-Hôtels herumliegende englische Kunstzeitschrift sagte –, der mythologischen Periode und der von Japan beeinflußten[1] , die alle beide, wie es hieß, ganz ausgezeichnet in der Sammlung der Madame de Guermantes vertreten seien. Natürlich standen jetzt in seinem Atelier fast nur hier in Balbec gemalte Seestücke. Sie verhalfen mir jedoch zur Erkenntnis, daß ihr Reiz in einer Art Metamorphose

der dargestellten Dinge bestand, entsprechend derjenigen, die man in der Poesie als Metapher[1] bezeichnet, und wenn Gottvater die Dinge schuf, indem er sie benannte, so schuf Elstir sie von neuem, indem er ihnen ihren Namen entzog oder ihnen einen anderen gab. Die Namen, mit denen die Dinge bezeichnet werden, entsprechen immer verstandesmäßigen Begriffen, die unseren wahren Eindrücken fernstehen und uns zwingen, von ihnen all das fortzulassen, was sich nicht auf diese Begriffe bezieht.

Manchmal, wenn ich im Hotel in Balbec an meinem Fenster hinausschaute, während Françoise die Decken fortnahm, die das Licht abwehren sollten, oder abends, während ich den Augenblick erwartete, da ich mit Saint-Loup losfahren würde, war es vorgekommen, daß ich aufgrund eines Lichteffekts einen dunkleren Teil des Meeres für eine ferne Küste hielt oder voller Freude eine blaue, verfließende Zone betrachtete, ohne zu wissen, ob sie noch Meer oder schon Himmel war. Sehr schnell stellte mein Verstand dann zwischen den Elementen die Trennung wieder her, die mein Sinneseindruck ausgeschaltet hatte. So geschah es mir in Paris in meinem Zimmer, daß ich einen Streit mitanhörte, der bis zu wütendem Toben ging, solange ich das Geräusch nicht auf seine Ursache zurückgeführt hatte – beispielsweise das Rollen eines nahenden Wagens – und nun die schrillen, mißtönenden Stimmen daraus wieder ausschied, die mein Gehör wirklich wahrgenommen hatte, die aber, wie mein Verstand wußte, nicht von Rädern herrühren konnten. Doch gerade aus den seltenen Augenblicken, in denen man die Natur, wie sie ist, poetisch erlebt, bestand das Werk Elstirs. Eine seiner häufigsten Metaphern in den Seestücken, die er zur Zeit um sich hatte, bestand nun gerade darin, daß er in einer vergleichenden Annäherung von Erde und Meer jede Grenzlinie zwischen ihnen verschwinden ließ. Dieses stillschweigend und unermüdlich in ein und demselben Bild wiederholte Vergleichen führte jene vielgestaltige, machtvolle Einheit herbei, auf der, ohne daß es

ihnen immer deutlich bewußt wurde, die Begeisterung gewisser Kunstliebhaber für die Malerei Elstirs beruhte.[1]

Für eine Metapher dieser Art hatte zum Beispiel Elstir – auf einem Bild, das den Hafen von Carquethuit[2] darstellte, ein Werk, das eben erst vor wenigen Tagen vollendet worden war und das ich lange betrachtete – den Geist des Beschauers vorbereitet, indem er für das Städtchen nur maritime Ausdrucksmittel verwendete, für das Meer aber nur architekturale. Sei es nun, daß die Häuser einen Teil des Hafens verdeckten, eine Dockanlage oder vielleicht das Meer selbst, das, wie es in der Gegend von Balbec häufig der Fall ist, in tiefen Buchten in das Land eindringt, jedenfalls wurden auf der anderen Seite der vorgeschobenen Landzunge, auf der die Stadt gebaut war, die Dächer (wie von Schornsteinen oder Türmen) von Masten überragt, die aus den dazugehörigen Schiffen etwas gleichsam Städtisches, Erdgegründetes machten, ein Eindruck, den andere Schiffe noch verstärkten, die längs der Reede lagen, aber in so gedrängten Reihen, daß die Männer dort von einem Schiff zum anderen sich unterhielten, ohne daß man die trennende Wasserrinne erkennen konnte, und daß diese Fischerflottille weniger dem Meere zugehörig wirkte als zum Beispiel die Kirchen von Criquebec, die in der Ferne, allseits von Wasser umgeben, weil man sie ohne die Stadt sah, von Sonne und Wellenschaum überstäubt, aus den Fluten aufzusteigen schienen, aus Alabaster oder aus Schaum geblasen und in den Gürtel eines schillernden Regenbogens eingewebt als ein unwirkliches, mystisches Bild. Im Vordergrund des Strandes hatte der Maler die Augen daran gewöhnt, keine feste Grenze, keine unbedingte Scheidelinie zwischen Land und Meer zu erkennen. Männer, die Boote ins Meer schoben, schienen ebensogut auf der Flut wie auf dem Sand zu laufen, der, von Feuchtigkeit durchzogen, bereits die Bootswände spiegelte, als ob er Wasser sei. Die Brandungslinie verlief nicht gleichmäßig, sondern entsprechend den Formungen der Küste, die durch die Perspektive noch zerklüfteter schien, so daß ein

Schiff auf hoher See halb verborgen hinter den Außenwerken des Arsenals mitten in der Stadt zu schwimmen schien; Frauen, die zwischen den Klippen beim Krabbenfang waren, sahen aus, da sie von Wasser umgeben waren und da im Vergleich zu der kreisförmigen Schranke der Felsen der Strand (an den beiden dem Land zu gelegenen Seiten) so tief lag wie das Meer, als befänden sie sich in einer von Booten und Wellen überwölbten Grotte, die offen und doch sicher beschützt inmitten der durch ein Wunder zerteilten Wogen lag. Schon als Ganzes vermittelte das Bild jenen Eindruck der Häfen, wo das Meer ins Land hineinreicht und das Land schon maritim, die Bevölkerung aber amphibisch geworden ist, doch die Macht des maritimen Elements brach sich auch in jedem seiner Teile Bahn; und nahe bei den Felsen, am Eingang des Hafendamms, wo das Meer kräftiger brandete, merkte man an dem Bemühen der Seeleute und der schrägen Stellung der Fischerboote – die im spitzen Winkel vor der ruhigen Vertikale der Speicher, der Kirche und der Häuser der Stadt lagen, die die einen vom Fischfang heimkehrend betraten, die anderen gerade zu diesem Zweck verließen –, daß sie von der Brandung so heftig geschüttelt wurden wie von einem feurigen, ungestümen Tier, das sie im Aufbäumen, wären sie nicht so geschickt gewesen, zu Boden geworfen hätte. Eine Schar von Ausflüglern verließ den Hafen in einem Boot, das wie ein Karren durchgerüttelt wurde; ein fröhlicher, aber doch achtsamer Matrose lenkte es gleichsam wie an Zügeln, gab auf das heftig klatschende Segel acht, und jeder hielt sich vernünftig an seinem Platz, um das Gewicht nicht zu sehr auf eine Seite zu legen, so daß das Fahrzeug etwa kenterte, und so nun trotteten sie wie durch besonnte Felder in schattigere Lagen hinein, hügelauf, hügelab. Es war ein herrlicher Morgen trotz des Gewitters, das im Abziehen war, und man spürte auch noch, welch machtvollem Druck das schöne Gleichgewicht der unbeweglich daliegenden Boote standzuhalten hatte, während sie Sonne und Kühle in jenen Teilen genossen, wo das Meer so still war, daß die

Reflexe fast mehr Festigkeit und Wirklichkeit zu besitzen schienen als die durch einen Effekt des Sonnenlichts in Dunst sich auflösenden Schiffsrümpfe, die sich perspektivisch übereinanderschoben. Eigentlich wirkten sie sogar kaum wie verschiedene Teile ein und desselben Meeres, denn unter diesen Teilen gab es ebenso große Unterschiede wie zwischen einem beliebigen von ihnen und der aus den Fluten aufsteigenden Kirche oder den Schiffen hinter der Stadt. Erst der Verstand machte dann ein einziges Element aus dem, was hier schwarz und noch im düsteren Wetterschein, etwas weiter hin so blau und so blank wie der Himmel war, dort wiederum gleißend von Sonne, Dunst und Gischt, so kompakt, so erdhaft von Häusern erfaßt, daß man an eine Steinchaussee oder ein Schneefeld dachte, auf dem man mit erschrockenem Staunen ein Schiff scheinbar auf dem Trockenen einen steilen Abhang nehmen sah wie ein Wagen, der von Nässe triefend aus einer Furt auftaucht; wenn man aber gleich darauf auf der oberen, ungleichmäßigen Fläche dieses festen Plateaus schwankende Schiffe sah, begriff man, daß es sich bei aller Ungleichheit der verschiedenen Aspekte immer noch um das gleiche, identische Meer handelte.

Obwohl man mit Recht behauptet, daß es in der Kunst keinen Fortschritt, keine Entdeckungen gibt, sondern nur in den Wissenschaften, und daß jeder Künstler ganz für sich und aus einem ganz individuellen Impuls heraus von vorn anfangen muß, wobei ihm die Bemühungen der anderen weder helfen noch ihn hemmen können, muß man doch zugeben, daß in dem Maße, wie die Kunst gewisse Gesetze zur Geltung bringt – und sobald Technik und Industrie diese auch allgemein zugänglich gemacht haben –, die ältere Kunst rückblickend etwas von ihrer Originalität verliert. Seit Elstirs Anfängen haben wir das, was man »erstaunliche« Photographien von Landschaften und Städten nennt, kennengelernt. Wenn man genau festzustellen versucht, was die Liebhaber in solchem Falle mit diesem Beiwort belegen, wird man sehen, daß es

sich gewöhnlich auf ein neuartiges Bild einer an sich bekannten Sache bezieht, ein Bild, das sich von den gewohnten unterscheidet, neuartig, aber dennoch wahr ist und uns gerade deshalb doppelt fasziniert, weil es uns in Staunen versetzt, aus unserem gewohnten Geleise wirft und uns gleichzeitig dank der Erinnerung an einen früheren Eindruck in unser Inneres führt. Irgendeine dieser »wundervollen« Photographien wird vielleicht ein Gesetz der Perspektive veranschaulichen und uns eine Kathedrale, die wir gewöhnlich inmitten einer Stadt sehen, nun im Gegenteil von einem Blickpunkt aus zeigen, von dem aus sie dreißigmal höher wirkt als die Häuser und gleichsam unmittelbar über einem Fluß thront, von dem sie in Wirklichkeit ein gutes Stück entfernt liegt. Das Bestreben Elstirs, die Dinge nicht so darzustellen, wie sie seinem Wissen, sondern jenen optischen Täuschungen entsprechend waren, aus denen unsere erste Wahrnehmung besteht[1] , hatte ihn dazu geführt, gewisse Gesetze der Perspektive zur Geltung zu bringen, die damals noch mehr überraschten, denn die Kunst hat sie uns zuerst offenbart. Ein Fluß mit seinen Windungen, eine Bucht zwischen dicht an sie heranreichenden Steilküsten sahen aus, als bildeten sie inmitten einer Ebene oder in den Bergen einen nach allen Seiten hin geschlossenen See. Auf einer an einem glühendheißen Sommertag gemalten Ansicht von Balbec schien eine schmale Meerenge, in Mauern von rosa Granit eingeschlossen, nicht das Meer zu sein, das erst weiter draußen begann. Daß es sich immer noch um das Meer handelte, war nur durch die Möwen angedeutet, die, die feuchte Flut witternd, über der Stelle kreisten, die für den Beschauer aussah, als sei sie Stein. Auch noch andere Gesetze ließen sich aus diesem Bild ableiten, wie sie zum Beispiel am Fuß der mächtigen Klippen die winzige Anmut der weißen Segel offenbarte, die auf dem blauen Spiegel wie schlafende Schmetterlinge wirkten, oder gewisse Kontraste, die sich zwischen der Tiefe der Schatten und der blassen Weiße des Lichts ergaben.[2] Diese Schattenspiele, die die Photographie

gleichfalls zu einer banalen Sache gemacht hat, hatten Elstir so lebhaft interessiert, daß er sich früher darin gefiel, reine Spiegelungen zu malen, in denen etwa ein von einem Turm gekröntes Schloß auch nach unten zu in einen solchen auszulaufen schien, so daß es wie ein Rundbau in der Vertikale wirkte, sei es, daß die außerordentliche Klarheit eines Schönwettertages dem im Wasser widergespiegelten Schatten die Härte und den Glanz von Stein verlieh, sei es, daß die Morgennebel den Stein in einen Dunst auflösten, der keine größere Dichtigkeit als der flutende Schatten besaß. Ebenso begann über dem Meer hinter einem Waldstreifen ein zweites Meer, das, rosig überhaucht vom Schein der untergehenden Sonne, in Wahrheit der Himmel war. Das Licht, das gleichsam neue feste Körper erfand, schob die Bootswand, auf die es traf, hinter eine andere im Schatten liegende zurück und ordnete wie Stufen einer kristallenen Treppe die rein materiell betrachtet ebene, durch die morgendliche Beleuchtung des Meeres aber gebrochene Oberfläche an. Ein Fluß, der unter den Brücken einer Stadt hindurchgleitet, war von einem Blickpunkt aus so erfaßt, daß er zerstückelt schien, hier als See gebreitet, dort zu einem winzigen Wasserlauf zusammengezogen, an anderen Stellen durch einen dazwischengeschobenen waldgekrönten Hügel, auf dem der Stadtbewohner am Abend die kühle Abendluft genießt, völlig überdeckt; selbst der rhythmische Aufbau dieser durcheinandergewirbelten Stadt war gesichert nur durch die unbeugsame Vertikale der Glockentürme, die aber nicht aufstiegen, sondern eher an einem Lot ausgerichtet dem Gesetz der Schwere folgend von oben heruntersanken und den Takt angaben wie bei einem Triumphmarsch und unter sich die verworrenere Masse der im Nebel sich staffelnden Häuser längs des zerbrochenen und auseinandergetrennten Flusses festzuhalten schienen. Auf der Klippe oder auf den Bergen unterlag (da die ersten Werke Elstirs aus der Epoche stammten, in der man Landschaften durch Staffagefiguren gefälliger machte) auch noch der Weg,

dieser halb menschliche Teil der Natur, wie der Strom und das Meer dem zeitweiligen Verschwinden durch die Perspektive. Ob nun ein bergiger Grat oder der Gischt eines Wasserfalls oder das Meer daran hinderte, den Weg in seiner Ganzheit zu überschauen, wie sie dem Wanderer sichtbar ist, nicht aber uns, jedenfalls schien die in diesen Einsamkeiten verlorene kleine menschliche Gestalt in altmodischer Kleidung oft stockenden Fußes vor einem Abgrund zu stehen, der Pfad, dem sie folgte, endete hier, doch dreihundert Meter höher sah man dann in den Tannenwäldern mit gerührtem Blick und beruhigtem Herzen die schmale weiße Spur seines den Reisenden einladenden Sandes, dessen dazwischenliegende, den Wasserfall oder die Bucht umgehende Windungen ein Berghang unseren Blicken entzogen hatte.

Elstirs Bemühen, sich angesichts der Wirklichkeit von allen verstandesmäßigen Begriffen freizumachen, war um so bewundernswerter, als dieser Mann, der, bevor er malte, erst alles Wissen von sich streifte, aus Redlichkeit alles zu vergessen suchte – denn was man weiß, gehört nicht einem selbst –, an sich äußerst intelligent und hochgebildet war. Als ich ihm meine Enttäuschung angesichts der Kirche von Balbec gestand, sagte er: »Wie, dieses Portal hat Sie enttäuscht? Das ist doch die schönste Bilderbibel, die das Volk je lesen konnte.[1] Diese Heilige Jungfrau und all die Bas-Reliefs, die ihr Leben schildern, sind der zarteste und inspirierteste Ausdruck jenes langen Gedichts von Anbetung und Lobpreisung, das vom Mittelalter zum Ruhme der Gottesmutter immer weiter ausgesponnen wurde. Wenn Sie wüßten, über welche Eingebungen von Feingefühl, welche tiefen Gedanken, welche köstliche Poesie – ganz abgesehen von der ungemein gewissenhaften Genauigkeit in der Abbildung der heiligen Geschichte – dieser alte Steinmetz in sich getragen hat! Die Idee, daß die Engel den Leib der Heiligen Jungfrau, der zu heilig ist, als daß sie ihn unmittelbar zu berühren wagten, in einem großen Schleier tragen« (ich sagte ihm, daß das gleiche Thema in

Saint-André-des-Champs behandelt sei; er hatte Photographien des dortigen Portals gesehen, machte mich aber darauf aufmerksam, daß die eilende Geschäftigkeit der kleinen Bauern, die alle zugleich um die Heilige Jungfrau herlaufen, etwas anderes sei als der Ernst der beiden großen, in ihrer Schlankheit und Süße fast italienisch wirkenden Engel); »der Engel, der die Seele der Gottesmutter hinwegträgt, um sie mit dem Leib zu vereinigen; in der Begegnung der Heiligen Jungfrau mit Elisabeth die Gebärde dieser letzteren, mit der sie den Leib Mariens berührt und staunt, daß er schon mütterlich gewölbt ist; und der in einem Verband getragene Arm der Hebamme, die, ohne sich durch Berührung zu vergewissern, an die unbefleckte Empfängnis nicht hatte glauben wollen; und der Gürtel, den Maria dem heiligen Thomas zugeworfen hat, um ihn von ihrer Auferstehung zu überzeugen; der Schleier auch, den sie sich von der Brust reißt, um die Blöße ihres Sohnes damit zu verhüllen, auf dessen einer Seite die Kirche das Blut, den Trank der Eucharistie einsammelt, während auf der anderen die Synagoge, deren Herrschaft zu Ende gegangen ist, mit verbundenen Augen dasteht, ihr halb abgebrochenes Zepter in der Hand, und mit der Krone, die ihr vom Haupte fällt, auch die Tafeln des alten Bundes in den Staub sinken läßt; dann der Gatte, der, als er zur Stunde des Jüngsten Gerichts seiner jungen Frau aus dem Grabe hilft, ihre Hand, auf sein eigenes Herz legt, um sie zu beruhigen und ihr zu beweisen, daß es wirklich schlägt – ist das nicht prima als Einfall, gar nicht schlecht getroffen? Und der Engel, der Sonne und Mond vom Himmel abnimmt, die nun überflüssig geworden sind, da ja geschrieben steht, das Licht des Kreuzes werde siebenmal heller leuchten als das der Gestirne; und der, der die Hand ins Wasser taucht, um zu sehen, ob es auch warm genug für das Bad des Jesuskindes ist; und jener, der aus den Wolken tritt, um der Heiligen Jungfrau ihre Krone aufs Haupt zu setzen; und alle, die sich oben aus dem Himmel neigen zwischen den Altanen des himmlischen Jerusalem und die

Arme vor Grauen oder vor Freude heben beim Anblick der Qualen der Bösen und des Glücks der Erwählten! Denn hier haben Sie alle Himmelskreise vor sich, ein gigantisches theologisches und symbolisches Gedicht. Einfach irre, göttlich, tausendfach großartiger als alles, was man in Italien sehen kann, wo übrigens dieses Tympanon buchstäblich kopiert worden ist von Steinmetzen, die weit weniger genial waren. Denn verstehen Sie, das alles ist eine Frage des Genies. Es hat niemals eine Epoche gegeben, in der jedermann genial ist, das ist alles Geschwätz, so etwas wäre ja unerhörter als das Goldene Zeitalter. Der Kerl, der diese Fassade da gemacht hat, glauben Sie mir, war ebenso stark, er hatte ebenso tiefe Ideen wie die heutigen Künstler, die Sie am meisten bewundern.[1] Ich würde ihnen das zeigen, wenn wir einmal zusammen hingingen. Es gibt ein paar Stellen aus der Liturgie von Mariä Himmelfahrt, die mit einer Feinheit wiedergegeben sind, die sogar ein Redon nicht erreicht hat.«[2]

Diese große Himmelsvision, von der er da sprach, das ungeheure theologische Gedicht, das, wie ich begriff, dort niedergeschrieben stand, war nicht das, was meine gleichwohl von Verlangen erfüllten Augen, als ich vor der Fassade stand, dort gesehen hatten. Ich sagte etwas über die großen Heiligenfiguren, die, auf Stelzen stehend, eine Art Triumphstraße bildeten.

»Sie fängt bei Beginn der Zeiten an, um bei Jesus Christus zu enden«, sagte er. »Auf der einen Seite sehen wir seine Ahnen nach dem Geiste, auf der anderen die Könige von Juda, seine Ahnen nach dem Fleisch. Alle Zeitalter sind da. Hätten Sie besser hingeschaut, würden Sie nach dem, was Sie für bloße Stelzen halten, die darauf Einhergehenden benennen können. Denn unter den Füßen Mose hätten Sie das Goldene Kalb erkannt, unter denen Abrahams den Widder, unter denen Josephs den Bösen, der das Weib des Potiphar berät.«

Ich sagte ihm auch, daß ich ein fast persisches Bauwerk anzutreffen gemeint hatte und daß auch hierin vielleicht ein

Grund für meine Enttäuschung lag. »Nicht doch«, sagte er, »denn daran ist bestimmt etwas Wahres. Gewisse Teile der Kirche sind ganz orientalisch; eines der Kapitelle stellt so akkurat ein persisches Motiv dar, daß das Fortbestehen orientalischer Traditionen als Erklärung nicht ausreicht. Der Steinmetz hat offenbar irgendeinen Behälter als Vorlage benutzt, den Seeleute mitgebracht haben.« Und tatsächlich sollte er mir später die Photographie eines Kapitells zeigen, auf dem ich ganz chinesisch wirkende Drachen sah, die einander verschlangen, in Balbec aber war dieses Detail mir in der Gesamtheit des Bauwerks entgangen, das nicht dem entsprach, was bei den Worten »eine fast persische Kirche« mir vorgeschwebt hatte.

Die geistigen Freuden, die dieses Atelier mir bot, hinderten mich nicht, auch die uns fast unbemerkt umgebenden Dinge auf mich wirken zu lassen, die laue Wärme unter den Abschrägungen, das funkelnde Halbdunkel des Raums und zuletzt, vor dem geißblattumrahmten Fenster auf der ganz ländlichen Straße, die zähe Trockenheit der sonnenverbrannten Erde, die nur dank der Transparenz der Ferne und dem Schatten der Bäume unter leichten Schleiern lag. Vielleicht trug das unbewußte Wohlgefühl dieses Sommertages noch wie ein Zustrom von außen zu der Freude bei, die mir der »Hafen von Carquethuit« gab.

Ich hatte geglaubt, Elstir sei bescheiden, mußte aber einsehen, daß ich mich getäuscht hatte, denn ich bemerkte, wie ein Ausdruck von Trauer sich über seine Züge breitete, als ich in einer Dankesäußerung das Wort »Ruhm« gebrauchte. Menschen, die glauben, daß ihre Werke Bestand hätten – und das war bei Elstir der Fall –, nehmen die Gewohnheit an, sie in einer Epoche zu sehen, da sie selbst zu Staub zerfallen sind. Indem er sie aber in dieser Weise an das Nichts zu denken zwingt, stimmt der Gedanke an den Ruhm sie traurig, da er von dem an den Tod nicht zu trennen ist. Ich wechselte das Thema, um die Wolke stolzer Schwermut wieder zu zerstreu-

en, die ich, ohne es zu wollen, auf Elstirs Stirn heraufbeschworen hatte. »Es war mir geraten worden«, sagte ich im Gedanken an das Gespräch mit Legrandin in Combray, über das ich gern seine Meinung gehört hätte, »nicht in die Bretagne zu gehen, weil ein solcher Aufenthalt für einen ohnehin zum Träumen neigenden Geist unzuträglich sei.« – »Nicht doch«, antwortete Elstir, »wenn jemand zum Träumen neigt, darf man ihn nicht daran hindern oder ihm nur zeitweilig erlauben wollen, dieser Neigung zu folgen. Solange Sie Ihren Geist von seinen Träumereien abzulenken versuchen, wird er nicht fertig damit; Sie werden dann der Spielball von tausend Phantomen sein, deren Natur Sie nicht kennen. Wenig Traum ist gefährlich; was davon heilt, ist aber nicht weniger Traum, sondern mehr Traum: der ganze Traum. Man muß seine Träume ganz kennen, wenn man nicht mehr daran kranken will; es gibt eine gewisse Trennung zwischen Traum und Leben, die sich oft so gut bewährt, daß ich mich frage, ob man sie nicht auf gut Glück hin vorbeugend durchführen sollte, so wie gewisse Chirurgen behaupten, man müsse, um die Möglichkeit einer späteren Blinddarmentzündung auszuschalten, allen Kindern den Blinddarm herausnehmen.«

Elstir und ich waren jetzt durch das ganze Atelier hindurch bis an das rückwärtige Fenster gegangen, das über den Garten hinweg auf eine schmale Querstraße blickte, die beinahe nur ein kleiner ländlicher Weg war. Wir waren dort hingetreten, um die kühlere Luft des Spätnachmittags einzuatmen. Ich glaubte mich den jungen Mädchen der kleinen Schar sehr fern; unter ausdrücklichem Verzicht auf die Hoffnung, sie zu sehen, hatte ich ja der Bitte meiner Großmutter nachgegeben und den Weg zu Elstir gemacht. Denn wo das weilt, was man sucht, weiß man nicht, und häufig meidet man lange den Ort, wohin aus anderen Gründen einen alles zu ziehen versucht; wir aber ahnen nicht, daß wir gerade dort das Wesen, an das wir denken, würden antreffen können. Ich schaute gedankenlos auf den Feldweg, der ganz nahe außen am Atelier vorbei-

führte, aber nicht mehr zu Elstirs Grundstück gehörte. Plötzlich tauchte dort, mit raschen Schritten näher kommend, die junge Radfahrerin der kleinen Schar mit der tief über das schwarze Haar gezogenen Polomütze, den vollen Wangen, den munteren, etwas forschend verweilenden Blicken auf [1] ; und auf diesem von süßen Versprechungen märchenhaft angefüllten Wunderweg sah ich sie unter den Bäumen Elstir einen lächelnden Freundesgruß zusenden: ein Regenbogen, der unsere arme Erdenwelt für mich mit Sphären verband, die ich bis dahin für unerreichbar gehalten hatte. Sie kam sogar dicht heran, ohne eigentlich stehenzubleiben, um dem Maler die Hand zu reichen, wobei ich einen kleinen Schönheitsfleck an ihrem Kinn bemerkte. »Sie kennen die junge Dame?« fragte ich Elstir, und mir wurde klar, daß er mich ja ihr vorstellen, sie zu sich einladen könne. Damit war auch schon dieses friedliche Atelier mit dem ländlichen Horizont von noch mehr Herrlichkeit erfüllt, wie wenn in einem Haus, in dem es einem Kind ohnehin schon besonders gut gefällt, ihm nun auch noch mitgeteilt wird, daß aus jener schenkenden Güte heraus, mit der schöne Dinge und großherzige Naturen das, was sie geben, noch unendlich steigern möchten, zu seinem Vergnügen ein großartiger Imbiß vorbereitet wird. Elstir sagte mir, sie heiße Albertine Simonet, und nannte mir auch die Namen ihrer Freundinnen, nachdem ich sie ihm so genau beschrieben hatte, daß kein Zweifel mehr blieb. Über ihre soziale Stellung hatte ich mich getäuscht, allerdings nicht so, wie ich es sonst in Balbec tat. Meist hielt ich Söhne von Ladenbesitzern, die Reitsport trieben, für junge Prinzen. Diesmal hatte ich Mädchen aus den Kreisen einer sehr wohlhabenden Bourgeoisie, aus der Sphäre der Industrie und des Geschäftslebens, irrtümlich in ein zweideutiges Milieu versetzt. Jene Kreise waren an sich die, die mich am wenigsten interessierten, da sie für mich das Geheimnisvolle weder des Volkes noch einer Gesellschaftsschicht wie der der Guermantes besaßen. Und wenn ihnen nicht vor meinen geblendeten Augen durch die strah-

lende Leere des Strandlebens eine vorgängige Faszination verliehen worden wäre, die ihnen erhalten bleiben sollte, wäre ich vielleicht mit der Idee nicht fertig geworden, sie seien die Töchter reicher Kaufleute. Ich konnte nur staunen, welch eine wunderbare Werkstatt unerhört reichhaltiger und vielseitiger Bildhauerkunst das französische Bürgertum doch war. Was für überraschende Typen, welche guterfundene Charakterisierung des Gesichts, welche Entschiedenheit, Frische, Unverbrauchtheit der Züge stand ihr doch zu Gebote! Die geizigen alten Bürgersleute, die diese Dianen und Nymphen hervorgebracht hatten, schienen mir die größten aller Bildhauer zu sein. Bevor ich noch Zeit gefunden hatte, mir der sozialen Metamorphose dieser jungen Mädchen bewußt zu werden, hatte schon – so sehr bekommt die Entdeckung eines Irrtums, eine Veränderung in der Vorstellung, die wir von einer Person haben, den Charakter einer blitzschnell sich vollziehenden chemischen Reaktion – hinter den so gassenjungenhaften Gesichtern dieser jungen Mädchen, die ich für die Geliebten von Radrennfahrern oder Preisboxern gehalten hatte, der Gedanke Platz gegriffen, daß sie sehr wohl mit der Familie irgendeines Notars unserer Bekanntschaft in Beziehung stehen könnten. Ich hatte keine rechte Idee davon, wer Albertine Simonet eigentlich sei. Sie wußte ganz gewiß nicht, was sie eines Tages für mich bedeuten würde. Selbst wenn ich den Namen Simonet, den ich am Strand bereits hatte nennen hören, hätte schreiben sollen, würde ich ihm bestimmt zwei *n* gegeben haben, ohne zu ahnen, welchen Wert die Familie gerade darauf legte, sich nur mit einem zu schreiben. Je tiefer man im sozialen Stufengefüge hinuntersteigt, desto mehr trifft man auf einen solchen an Nichtigkeiten sich klammernden Snobismus, Nichtigkeiten, die freilich an sich vielleicht nicht bedeutungsloser sind als die Differenzierungen der Aristokratie, aber da sie undurchsichtiger und in jedem Einzelfall wieder ganz anders geartet sind, noch mehr befremden. Vielleicht hatte es Simonnets gegeben, die schlechte Geschäfte gemacht

hatten oder noch Schlimmeres. Jedenfalls hatten die Simonets sich immer wieder wie über eine Verleumdung ereifert, wenn jemand sie mit zwei *n* schrieb. Sie waren vielleicht ebenso stolz darauf, die einzigen Simonets mit einem *n* anstelle von zweien zu sein, wie es die Montmorencys auf ihren Anspruch waren, die ersten Barone Frankreichs zu sein.[1] Ich fragte Elstir, ob die jungen Mädchen in Balbec wohnten; für einige von ihnen bejahte er es. Die Villa, in der die eine lebte, lag denn auch gerade am äußersten Ende des Strandes, da, wo die Falaisen von Canapville begannen. Da dieses junge Mädchen sehr eng mit Albertine Simonet befreundet war, nahm ich erst recht an, daß sie es war, der ich mit meiner Großmutter begegnet war. Gewiß gab es so viele Straßen, die auf den Strand gingen, wo sie einen ganz gleichen Winkel bildeten, daß ich nicht genau hätte sagen können, welche die in Frage kommende war. Man möchte sich ganz genau an etwas erinnern, nur haftet eben schon im Augenblick selbst dem optischen Eindruck etwas Getrübtes an. Dennoch war es praktisch genommen sicher, daß Albertine und das junge Mädchen, das damals zu seiner Freundin auf Besuch ging, ein und dieselbe waren. Trotzdem: während die zahllosen Bilder der brünetten Golfspielerin, die ich später in mich aufgenommen habe, bei aller Verschiedenheit sich gleichwohl gewissermaßen decken (weil ich weiß, daß sie alle ihr zugehören) und ich mir beim schrittweisen Zurückverfolgen meiner Erinnerungen im Schutz dieser Identität und wie über einen inneren Verbindungsweg alle diese Eindrücke wieder vornehmen kann, ohne das Bewußtsein der Einheit der Person zu verlieren, muß ich, wenn ich bis zu dem jungen Mädchen zurückgehen will, auf das ich an jenem Tag mit meiner Großmutter gestoßen bin, mich erst wieder nach draußen begeben. Ich bin überzeugt, daß ich dann Albertine wiederfinde, die gleiche wie die, die so oft inmitten ihrer Freundinnen beim Spazierengehen stehenblieb und sich vor dem Horizont des Meeres abzeichnete; doch alle diese Bilder bleiben getrennt von jenem anderen,

weil ich ihm nicht rückblickend eine Identität verleihen kann, die es für mich in dem Augenblick nicht hatte, als es in mein Blickfeld trat; was auch die Wahrscheinlichkeitsrechnung mir darüber versichern mag, das junge Mädchen mit den vollen Wangen, das mir so kühn in die Augen blickte an der Ecke, wo die kleine Straße auf den Strand stößt, und von dem ich glaubte, ich könne vielleicht ihre Liebe erlangen, habe ich im wahren Sinn des Wortes wiedersehen niemals wiedergesehen.

Spielte wohl auch mein Schwanken zwischen den verschiedenen jungen Mädchen der kleinen Schar, die immer etwas von dem kollektiven Reiz behielten, der mich zu Beginn erregt hatte, unter den Gründen dafür eine Rolle, daß ich viel später, selbst in der Zeit meiner größten – meiner zweiten – Liebe zu Albertine, immer wieder ganz kurz in bestimmten Abständen eine gewisse Freiheit zurückgewann, sie auch nicht zu lieben? Weil meine Liebe zwischen all ihren Freundinnen umhergeirrt war, bevor sie sich endgültig für sie entschied, blieb zwischen meiner Liebe und Albertines Bild gelegentlich ein gewisses »Spiel«, das ihr gestattete, wie eine schlecht regulierte Beleuchtung sich auf andere zu richten, bevor sie sich wiederum mit ihr beschäftigte; die Beziehung zwischen dem Leiden meines Herzens und der Erinnerung an Albertine schien mir nicht zwingend zu sein, ich hätte es vielleicht dem Bild einer anderen Person ebenfalls zuordnen können. Das erlaubte mir, blitzartig für einen Augenblick die Wirklichkeit auszulöschen, nicht nur die äußere Wirklichkeit, wie bei meiner Liebe zu Gilberte (in der ich einen Zustand meines Inneren erkannt hatte, in dem ich aus mir selbst allein die Besonderheit, den speziellen Charakter des Wesens zog, das ich liebte, alles, was es für mein Glück unentbehrlich machte), sondern sogar die innere, ganz subjektive Wirklichkeit.

»Es vergeht kein Tag, da nicht die eine oder andere von ihnen bei meinem Atelier vorbeikommt und mir einen kurzen Besuch macht«, sagte Elstir zu mir, dessen Bemerkung mich

durch die Idee zur Verzweiflung brachte, daß ich, hätte ich ihn gleich besucht, als meine Großmutter mich dazu aufgefordert hatte, wahrscheinlich seit langem schon die Bekanntschaft Albertines hätte machen können.

Sie war jetzt verschwunden; vom Atelier aus sah man sie nicht mehr. Ich dachte, sie habe sich zu ihren Freundinnen auf die Promenade begeben. Hätte ich dort mit Elstir sein können, hätte ich ihre Bekanntschaft gemacht. Ich erfand tausend Vorwände, damit er einwilligte, mit mir einen kleinen Spaziergang am Strand entlang zu machen. Ich war nun innerlich nicht mehr so ruhig wie vor dem Auftauchen des jungen Mädchens im Rahmen des kleinen Fensters, das mir vorher mit seiner Geißblattgirlande so reizend erschienen war und nun so leer vorkam. Elstir bereitete mir eine mit Qualen gemischte Freude, als er mir sagte, er werde gern ein paar Schritte mit mir machen, müsse aber zuvor das Bild vollenden, an dem er gerade arbeitete. Es waren Blumen, aber nicht die, deren Bild ich mir lieber von ihm hätte anfertigen lassen als das irgendeiner Person, um aus der Enthüllung durch sein Genie zu erfahren, was ich bei ihrem Anblick so oft vergeblich gesucht hatte: Weißdorn, rosablühender Dorn, Kornblumen, Blüten des Apfelbaums. Während Elstir malte, sprach er von Botanik, doch ich hörte kaum hin; er genügte mir jetzt nicht mehr an sich selbst, er war nur noch der unerläßliche Mittler zwischen mir und den jungen Mädchen; das Prestige, das ihm vor wenigen Augenblicken noch seine Begabung verlieh, erschien mir nur noch in dem Maße wichtig, als es mir bei der kleinen Schar zugute kommen konnte, der ich durch ihn vorgestellt würde.

Ungeduldig den Augenblick erwartend, da er seine Arbeit beendet hätte, ging ich auf und ab; hier und da griff ich, um sie anzuschauen, nach einer der Studien, von denen viele, nach der Wand zugekehrt, hintereinander standen. So fiel mir auch ein Aquarell[1] in die Hand, das aus einer viel früheren Lebensepoche Elstirs stammen mußte und in mir jene beson-

dere Art von Entzükken weckte, das manche Werke uns nicht nur durch die wundervolle Ausführung bereiten, sondern auch durch einen so eigenartigen und anziehenden Gegenstand, daß wir ihm einen Teil des Zaubers zuschreiben, als habe der Maler ihn, den er stofflich bereits in der Natur verwirklicht vorgefunden hatte, nur zu entdecken, zu beobachten und wiederzugeben brauchen. Daß es solche Gegenstände geben mag, die auch ohne die Interpretation durch den Maler schön sind, befriedigt einen eingeborenen Materialismus in uns, den unsere Vernunft bekämpft, und bildet für die Abstraktionen der Ästhetik eine Art Gegengewicht. Es war – dieses Aquarell – das Porträt einer jungen Frau, die nicht eigentlich hübsch war, aber von originellem Typ; sie trug eine Kopfbedekkung, die aussah wie ein mit einem kirschroten Seidenband umwundener Melonenhut; in der einen ihrer mit fingerlosen Handschuhen bekleideten Hände hielt sie eine brennende Zigarette, während sie mit der anderen bis zur Kniehöhe eine Art von großem Gartenhut hob, einen einfachen Sonnenschutz aus Stroh. Neben ihr auf dem Tisch stand eine kleine Blumenvase mit Rosen. Oft, und so war es hier, rührt die Eigenart solcher Werke hauptsächlich davon, daß sie unter besonderen Bedingungen entstanden sind, die wir nicht auf der Stelle als solche erkennen können, etwa wenn der seltsame Aufzug eines weiblichen Modells ein Kostüm für einen Maskenball, oder aber der rote Mantel, den ein Greis trägt, als habe er ihn nur einer Laune des Malers zuliebe angelegt, seine Robe als Professor, als Ratsherr oder der Kardinalspurpur ist. Der zweideutige Charakter des Wesens, dessen Porträt ich vor Augen hatte, erklärte sich, ohne daß ich es begriff, daraus, daß es eine junge Schauspielerin aus früheren Jahren, halb als Mann verkleidet, darstellte. Ihre Melone jedoch, unter der die bauschigen, aber kurzgeschnittenen Haare sichtbar blieben, und der aufschlaglose Samtrock über einem weißen Plastron machten mich unsicher in bezug auf die Zeit dieser Mode und das Geschlecht des Modells, so daß ich nicht genau wußte, was ich

vor mir sah, außer jedenfalls das farblich hellste aller je gemalten Bilder. Mein Vergnügen daran wurde einzig durch die Befürchtung gestört, daß Elstir mich durch die Verspätung um eine Begegnung mit den jungen Mädchen brächte, denn die Sonne stand schon tief, und ihr Licht fiel schräg durch das kleine Fenster ein. Kein Detail in diesem Aquarell war einfach als Tatsache konstatiert und wegen seiner bestimmten Rolle in der kleinen Szene gemalt, das Kostüm, weil die Frau bekleidet sein mußte, die Vase wegen der Blumen, die sie enthielt. Das um seiner selbst willen liebevoll behandelte Glas der Vase sah aus, als umgebe es das Wasser, in das die Stengel der Nelken eintauchten, mit einem Stoff, der ebenso durchsichtig, beinahe ebenso flüssig wie es selber war; die Kleidung umhüllte die Frau mit einer Materie, die eine unabhängige und doch freundschaftlich verbindende Anmut besaß, ganz als könnten Werke der Kunstfertigkeit es an Anmut mit den Wunderwerken der Natur aufnehmen, als seien sie ebenso zart, so köstlich für die Berührung mit dem Blick, so frisch getönt wie ein Katzenfell, eine Nelkenblüte oder eine Taubenfeder. Die Weiße des fein gekörnten Plastrons, dessen loses Gefältel kleine maiblumenartige Glöckchen bildete, war von den hellen Lichtreflexen des Zimmers überschimmert, die, sternenförmig und spitz aufgesetzt, in ihrer feinen Nuancierung ihrerseits wie in den Wäschestoff eingewobene Blumengewinde wirkten. Der glänzende, wie Perlmutt schillernde Samt des Rocks sodann – hier und dort gesträubt, fellartig und rissig erscheinend – erinnerte an die gekräuselten Nelken in der Vase. Vor allem jedoch spürte man, daß Elstir, ganz unbekümmert um die mögliche Indezenz dieser Verkleidung für eine junge Schauspielerin, der das Talent, mit dem sie ihre Rolle spielen würde, sicher weniger wichtig war als die irritierende Anziehungskraft, die sie für die blasierten oder verderbten Blicke gewisser Zuschauer haben würde, gerade diese Vieldeutigkeit als ein ästhetisches Element, das betont zu werden verdiene, erfaßt und denn auch tatsächlich mit allen

Mitteln unterstrichen hatte. Wenn man die Linien des Gesichts verfolgte, schien es, als sei das Geschlecht der dargestellten Person schon halb bereit, sich als das eines etwas bubenhaften Mädchens zu enthüllen, dann aber schwand der Eindruck wieder, kehrte zurück, legte nun jedoch eher die Vorstellung von einem träumerischen, effeminierten und verderbten Epheben nahe, entzog sich, wurde ungreifbar. Ein Zug von sinnierender Trauer im Blick bildete gerade durch den Kontrast zu all jenem der Welt des leichten Lebens und des Theaters zugehörigen Beiwerk das durchaus nicht am wenigsten aufregende Element. Man dachte sich im übrigen, daß es künstlich zustande gekommen sei und daß das junge Wesen, das sich in einem so herausfordernden Kostüm zur Liebe anzubieten schien, es wahrscheinlich pikant gefunden hatte, dem noch den romantischen Ausdruck eines verborgenen Gefühls oder uneingestandenen Schmerzes hinzuzusetzen. Unter dem Bildnis stand: »*Miss Sacripant*, Oktober 1872.«[1] Ich konnte meine Bewunderung nicht verhehlen. »Oh, das ist nichts weiter, nur eine jugendliche Farbskizze, es handelte sich um ein Kostüm für eine Revue im Théâtre des Variétés.[2] All das liegt weit zurück.« – »Und was ist aus dem Modell geworden?« Ein durch meine Worte hervorgerufener Ausdruck der Betroffenheit ging auf Elstirs Gesicht der gleichgültigen und zerstreuten Miene voraus, die eine Sekunde später sich darauf ausbreitete. »Geben Sie schnell das Ding her«, sagte er zu mir, »ich höre meine Frau kommen, und obwohl die junge Person mit der Melone, wie ich Ihnen versichern kann, in meinem Leben keine Rolle gespielt hat, ist es doch nicht nötig, daß dieses Aquarell ihr vor Augen kommt. Ich habe es nur als ein amüsantes Dokument über das Theater jener Epoche aufbewahrt.« Bevor er das Aquarell hinter sich versteckte, warf Elstir, der es vielleicht seit langem nicht mehr gesehen hatte, einen aufmerksamen Blick darauf. »Ich sollte davon nur den Kopf behalten«, murmelte er, »der untere Teil ist wirklich zu schlecht, die Hände anfängerhaft.« Ich ver-

wünschte Madame Elstirs Erscheinen, das uns nun noch länger aufhalten würde. Auf dem Fenstersims lag jetzt nur mehr ein rosiger Widerschein. Unser Ausgang würde ganz zwecklos sein. Es bestand keine Hoffnung mehr, die jungen Mädchen zu treffen; damit wurde unwichtig, ob Madame Elstir uns bald oder später verließe. Im übrigen blieb sie nicht lange. Ich fand sie sehr langweilig; sie hätte schön sein können, wäre sie zwanzig Jahre alt gewesen und hätte einen Ochsen durch die Campagna geführt; doch ihr schwarzes Haar wurde weiß; sie war gewöhnlich, ohne einfach zu sein, denn sie hielt eine gewisse Feierlichkeit des Auftretens und eine majestätische Haltung für Erfordernisse ihrer statuenhaften Schönheit, der übrigens das Alter bereits jede Verführungskraft genommen hatte. Sie war sehr schlicht gekleidet. Man war gerührt und zugleich erstaunt, wenn Elstir bei jeder Gelegenheit mit sanftem, verehrungsvollem Stimmklang die Worte sagte, deren bloßes Aussprechen ihn mit Rührung und Ehrfurcht zu erfüllen schien: »Ma belle Gabrielle!«[1] Später, als ich die mythologische Malerei Elstirs kannte, wurde Madame Elstir auch in meinen Augen schön. Ich stellte fest, daß Elstir einem bestimmten in wenigen Linien, in gewissen Arabesken, die in seinem Werk unaufhörlich wiederkehrten, dargestellten Idealtyp, einem bestimmten Kanon tatsächlich einen fast göttlichen Charakter zuerkannt hatte, da er seine ganze Zeit, alles geistige Bemühen, dessen er fähig war, mit einem Wort sein Leben daran gewendet hatte, diese Linien immer besser zu erkennen und genauer wiederzugeben. Was dieser Idealtyp Elstir einflößte, war wirklich ein so ernster, ein so gebieterischer Kult, daß er sich darin niemals genug tun konnte; er war zum innersten Teil seiner selbst geworden, und Elstir hatte ihn daher auch niemals in Ruhe betrachten und sich daran berauschen können bis zu dem Tag, da er ihm außerhalb seiner selbst verwirklicht in der Gestalt einer Frau begegnete, in der Gestalt derjenigen, die später Madame Elstir geworden war, in der er ihn nun – wie es nur in dem, was nicht wir selber sind,

möglich ist – vorfinden konnte: verdienstvoll, rührend, göttlich. Welche Erholung für ihn, seine Lippen auf dies Schöne zu drücken, das er bis dahin so mühevoll aus sich selbst ziehen mußte, das sich nun aber, geheimnisvoll Leib und Fleisch geworden, zu immer neuer heilspendender Kommunion ihm bot! Elstir befand sich zu jener Zeit nicht mehr in der ersten Jugend, in der man nur von der Macht des Gedankens die Verwirklichung seines Ideals erwartet. Er näherte sich dem Alter, in dem man auf die körperliche Befriedigung als Antrieb für die Kraft des Geistes zählt, in dem Ermüdung des Geistes uns zum Materialismus und nachlassende Tatkraft zu vermehrter Beeinflußbarkeit durch passiv empfangene Eindrücke neigen läßt: Phänomene, die uns nach und nach für die Einsicht zugänglich machen, daß es vielleicht tatsächlich gewisse privilegierte Körper, Techniken, Rhythmen gibt, die so natürlich unserem Ideal entgegenkommen, daß wir selbst ohne Genie, durch bloße Wiedergabe der Bewegung einer Schulter, der Spannung eines Halses ein Meisterwerk hervorbringen könnten; es ist das Alter, in dem wir gern die Schönheit mit den Blicken streicheln, außerhalb von uns, in unserer Nähe, auf einem Wandteppich, auf einer schönen Handzeichnung von Tizian, die wir bei einem Antiquitätenhändler aufgetrieben haben, oder einer Geliebten, die ebenso schön ist wie die Zeichnung von Tizian. Als ich das begriffen hatte, konnte ich Madame Elstir nicht mehr ohne Vergnügen betrachten, und ihr Körper verlor in meinen Augen etwas von seiner Schwere, denn ich erfüllte ihn mit einer Idee: der, daß sie ein immaterielles Geschöpf, ein Porträt Elstirs sei. Sie war das für mich und zweifellos auch für ihn.[1] Die Gegebenheiten des Lebens zählen für den Künstler nicht, sie sind ihm nur eine Gelegenheit, sein Genie zu entfalten. Wenn man nebeneinander die von Elstir gemalten zehn Porträts verschiedener Personen sieht, merkt man, daß es in erster Linie Elstirs sind. Erst nach jener aufsteigenden, das Leben überdeckenden Flut des Genies, wenn das Gehirn ermüdet, verliert sich das

Gleichgewicht allmählich, und wie ein Strom, der nach dem Einbruch einer großen Flutwelle seinen normalen Lauf wieder aufnimmt, gewinnt das Leben von neuem die Oberhand. Solange aber die erste Periode andauerte, stellte der Künstler allmählich das Gesetz, die Formel seiner unbewußten Gabe heraus. Er weiß, wenn er ein Romanschriftsteller ist, welche Situationen, und wenn er Maler ist, welche Landschaften ihm den Stoff liefern, der an sich ganz unwichtig, aber doch für seine Tätigkeit so nötig wie ein Laboratorium oder eine Werkstatt ist. Er weiß, daß er seine Meisterwerke mit gedämpften Lichteffekten, mit Gewissensbissen, die einen Fehltritt unter anderen Aspekten erscheinen lassen, oder mit Frauen schafft, die statuengleich unter Bäumen oder halb in einem Gewässer plaziert sind.[2] Der Tag wird kommen, an dem er infolge der Abnutzung seines Hirns, angesichts dieser stofflichen Voraussetzungen, die sein Genie sich zunutze machte, nicht mehr die Kraft für die geistige Anstrengung, aus der allein das Werk entstehen kann, aufbringen, gleichwohl aber fortfahren wird, diese Voraussetzungen zu suchen, und glücklich ist, in ihrer Nähe zu leben, wegen der Steigerung seines geistigen Seins, die ihn zur Arbeit antreibt und durch jene Voraussetzungen zustande kommt; zugleich aber, weil er ihnen mit einer Art von abergläubischer Scheu gegenübersteht, als seien sie anderen überlegen, als sei in ihnen bereits das Kunstwerk zum guten Teil und gleichsam schon ausgeführt enthalten, geht er dann nicht mehr weiter als bis zu dem Aufsuchen und der verehrenden Betrachtung solcher Modelle. Er wird endlos mit reuigen Verbrechern sprechen, deren Gewissensbisse und seelische Gesundung das Thema seiner früheren Romane waren; er wird sich ein Landhaus in einer Gegend kaufen, wo das Licht durch Nebel gemildert wird; er wird lange Stunden hindurch badenden Frauen zusehen oder schöne Stoffe sammeln. Und so stellte die Schönheit des Lebens – ein Begriff, der eigentlich gar nichts besagt, ein Stadium, das vor der Kunst liegt und in dem ich Swann hatte verharren se-

hen – das dar, worauf aus Gründen nachlassender Schöpferkraft, einer Vergötterung der Formen, die jene einst begünstigt hatten, des Verlangens nach geringstmöglicher Anstrengung von einem gewissen Tage an Elstir nach und nach sich zurückziehen sollte.

Endlich hatte er an seinen Blumen den letzten Pinselstrich getan; ich verlor noch einen Augenblick damit, sie anzuschauen; es war kein Verdienst dabei, denn ich wußte ja, daß die jungen Mädchen nicht mehr am Strand sein würden; doch selbst wenn ich gewußt hätte, sie seien noch dort und ich würde sie wegen dieser Versäumnis von ein paar Minuten verfehlen, hätte ich doch das Bild angesehen, denn ich hätte mir gesagt, daß Elstir sich mehr für seine Blumen interessierte als für meine Begegnung mit den jungen Mädchen. Die Natur meiner Großmutter, eine Natur, die meinem vollendeten Egoismus ganz entgegengesetzt war, spiegelte sich eben doch in der meinigen. In einer Lage, in der irgendein mir gleichgültiger Mensch, dem ich stets Anhänglichkeit oder Achtung nur vorgetäuscht hatte, vor einer geringfügigen Unannehmlichkeit stände, während ich selber ernstlich gefährdet wäre, hätte ich nicht anders tun können als seinen Verdruß wichtig nehmen und beklagen, die für mich bestehende Gefahr aber als belanglos hinstellen in der Meinung, daß dies die Proportion sei, in der die Dinge dem anderen erscheinen müßten. Um genau zu sein, geht das sogar noch weiter, denn es handelt sich nicht nur darum, daß ich über die eigene Gefährdung mich nicht beklage, sondern daß ich sie sogar freiwillig auf mich nehme, anderen jedoch die sie betreffende, auch wenn ich selbst mich dadurch um so mehr exponiere, umgekehrt zu ersparen versuche. Das geht auf mehrere Gründe zurück, die mir durchaus nicht zur Ehre gereichen. Der eine besteht darin, daß ich, wenn ich auch bei kühlem Nachdenken glaubte, besonders am Leben zu hängen, doch jedesmal, wenn ich mich im Laufe meines Daseins von seelischen Problemen bedrückt oder auch nur von einer nervösen Unruhe befallen fühlte, die manchmal

so kindisch war, daß ich nicht wagen würde, hier davon zu sprechen, dann aber ein unvorhergesehener Zufall die Möglichkeit eines gewaltsamen Todes für mich heraufführte, diese neue Sorge mit den anderen verglichen mir so unbedeutend schien, daß ich ihr fast mit einem Gefühl der Erleichterung, ja der Heiterkeit ins Auge sah. So habe ich, wiewohl der am wenigsten tapfere Mensch der Welt, das kennengelernt, was vernunftmäßig betrachtet meiner Natur vollkommen fremd und unbegreiflich ist, nämlich den Rausch der Gefahr. Doch selbst wenn ich mich in dem Augenblick, da mich eine Gefahr – sogar eine wirklich tödliche – beträfe, in einem vollkommen ruhigen und glücklichen Gemütszustand befände, könnte ich, wenn ich mit einer anderen Person zusammen wäre, nicht anders als ihr einen geschützten Platz verschaffen und mich selbst an den gefährdeten stellen. Als eine hinlänglich große Zahl von Erfahrungen mich gelehrt hatte, daß ich immer und sogar mit Freuden so handelte, entdeckte ich zu meiner großen Beschämung den Grund: ich war, entgegen dem, was ich immer geglaubt und behauptet hatte, der Meinung der anderen gegenüber sehr empfindlich. Diese Art von uneingestandener Eigenliebe hat gleichwohl mit Eitelkeit oder Stolz nichts zu tun. Denn was diese beiden Regungen befriedigt, würde mir kein Vergnügen machen, und ich habe mich dementsprechend auch stets davon ferngehalten. Was aber die Leute betrifft, denen gegenüber es mir am vollkommensten gelungen ist, die kleinen Vorzüge zu verhehlen, die ihnen eine weniger geringschätzige Meinung von mir hätten vermitteln können, habe ich mir doch nie das Vergnügen versagt, ihnen zu zeigen, daß ich größere Anstrengungen mache, den Tod von ihrem Weg fernzuhalten als von meinem. Da mein Beweggrund in diesem Fall Eigenliebe und nicht Tugend ist, finde ich es sehr natürlich, daß bei jeder Gelegenheit die anderen anders handeln. Ich bin weit entfernt, sie deswegen zu tadeln, was ich vielleicht täte, wenn ich mich von einem Pflichtgefühl hätte leiten lassen, das ich für sie als ebenso bindend ansehen würde wie

für mich. Ich finde sie im Gegenteil sehr weise darin, daß sie ihr Leben schonen, wiewohl ich selbst das meine unwillkürlich stets hintanstelle, was mir besonders töricht und unrecht scheint, seitdem ich festzustellen glaubte, daß das Dasein vieler Leute, vor die ich mich stelle, wenn eine Bombe losgeht, weniger wertvoll ist. Übrigens waren am Tag meines Besuchs bei Elstir die Zeiten noch fern, da ich mir über diesen Wertunterschied klarwerden sollte, und zudem handelte es sich um keine Gefahr, sondern ganz einfach – und dies war bereits ein Vorzeichen meiner verderblichen Eigenliebe – nur darum, daß ich nicht so tun wollte, als liege mir an dem Vergnügen, das ich so glühend wünschte, mehr als an Elstirs Arbeit an seinem Aquarell, die er noch nicht beendet hatte. Endlich war sie es. Und als wir ins Freie kamen, stellte ich fest – so lang waren die Tage in jener Jahreszeit –, daß es weniger spät war, als ich meinte; wir gingen auf die Promenade. Wie viele Listen wandte ich auf, um Elstir an der Stelle festzuhalten, wo, wie ich glaubte, die jungen Mädchen noch vorbeikommen könnten! Ich wies ihn auf die Falaisen zu unserer Seite hin und brachte ihn unaufhörlich wieder auf sie zu sprechen, damit er die Stunde vergäße und noch ein Weilchen bliebe. Ich hatte das Gefühl, wir würden mehr Aussicht haben, den Weg der kleinen Schar zu kreuzen, wenn wir bis zum äußersten Ende des Strandes gingen. »Ich möchte so gern mit Ihnen zusammen diese Falaisen ein bißchen aus der Nähe betrachten«, sagte ich zu Elstir, da ich bemerkt hatte, daß eines der jungen Mädchen häufig nach dieser Seite zu wegging. »Auf dem Weg aber erzählen Sie mir von Carquethuit. Oh, ich würde gern nach Carquethuit gehen!« fügte ich hinzu, ohne daran zu denken, daß das grundlegend Neue, das sich so machtvoll in Elstirs »Hafen von Carquethuit« bekundete, vielleicht weit mehr durch die Sehweise des Malers zustande kam als etwa aufgrund einer besonderen Eigentümlichkeit jener Küstenpartie. »Seit ich das Bild gesehen habe, ist diese Gegend neben der Pointe du Raz, zu der es übrigens von hier eine ganze Rei-

se wäre, vielleicht das, was ich am liebsten kennenlernen würde.« – »Und sogar wenn es nicht näher wäre, würde ich Ihnen am Ende mehr zu Carquethuit raten«, antwortete Elstir. »Die Pointe du Raz ist ganz wunderbar, aber schließlich ist sie auch nur eine Variante der normannisch-bretonischen Küstenlandschaft, die Sie bereits kennen. Carquethuit ist etwas ganz anderes mit seinen Felsen über dem flachen Strand. Ich kenne in Frankreich nichts dem Vergleichbares, eher schon manche Ansichten von Florida.[1] Es ist sehr merkwürdig und zudem auch außergewöhnlich unberührt. Es liegt zwischen Clitourps und Nehomme, und Sie wissen, wie vollkommen öde dieser Landstrich ist; die Küstenlinie aber ist dort wirklich zauberhaft. Hier ist sie wie überall, aber ich kann Ihnen gar nicht sagen, welche Anmut und Weichheit sie dort an sich hat.«

Es wurde Abend; wir mußten heim; ich geleitete Elstir ein Stück zu seinem Haus zurück, als plötzlich, wie Mephisto vor Faust, am Ende der Straße gleich einer unwirklichen, diabolischen Konkretisierung einer meiner eigenen entgegengesetzten Wesensart, jener fast barbarischen, grausamen Vitalität, die meiner Schwäche, meiner übermäßigen Schmerzempfänglichkeit und meinem Intellektualismus so ganz fehlte, ein paar Tupfen jener unverwechselbaren Essenz, ein paar Sporaden aus der Zoophytenschar junger Mädchen auftauchten, die aussahen, als bemerkten sie mich nicht, obwohl sie sicher gerade über mich ironische Bemerkungen austauschten. Da ich voraussah, wie unvermeidlich es jetzt zu einer Begegnung zwischen ihnen und mir kommen und daß Elstir mich rufen werde, wandte ich mich wie ein Badender um, der die Welle über sich hinwegfluten lassen will; ich blieb stehen und ließ meinen berühmten Begleiter weitergehen, während ich in gebeugter Stellung, so, als interessierte ich mich plötzlich lebhaft für ihren Inhalt, vor der Auslage des Antiquitätenhändlers haltmachte, an der wir in diesem Augenblick vorüberkamen; es war mir ganz recht, daß es aussah, als könne ich sehr wohl an etwas anderes denken als an die jungen Mädchen, und ich

ahnte schon dunkel, daß ich, wenn Elstir mich riefe, um mich vorzustellen, mit jenem fragenden Blick, der weniger Erstaunen als den Wunsch verrät, nach außen erstaunt zu wirken – ein so schlechter Schauspieler ist ein jeder von uns oder ein so guter Physiognomiker unser Gegenüber –, ganz als wolle ich fragen: Meinen Sie mich? sogar noch mit dem Finger auf meine Brust weisen und dann schnell mit in Gehorsam und Gefügigkeit geneigtem Kopf herbeieilen werde, in meiner Miene mühsam den Verdruß verbergend, der Betrachtung der alten Fayencen entrissen zu sein, um Personen vorgestellt zu werden, an deren Bekanntschaft mir gar nichts lag. Inzwischen vertiefte ich mich in den Anblick des Schaufensters in der Erwartung des Augenblicks, da mein Name, von Elstir gerufen, mich treffen würde gleich einem erwarteten, ungefährlichen Geschoß. Die Gewißheit, den jungen Mädchen vorgestellt zu werden, hatte zum Ergebnis, daß ich Gleichgültigkeit gegen sie nicht nur heuchelte, sondern empfand. Seitdem das Vergnügen, sie kennenzulernen, unvermeidbar war, schrumpfte es in sich zusammen, wurde geringer und kleiner als das einer Unterhaltung mit Saint-Loup, eines Abendessens mit meiner Großmutter oder jener Ausfahrten in die Umgebung, die ich wahrscheinlich infolge der Bekanntschaft mit Mädchen, die wohl wenig Sinn für Sehenswürdigkeiten hatten, leider würde vernachlässigen müssen. Im übrigen verminderte sich das Vergnügen, das mir bevorstand, nicht nur durch seine unausweichliche Nähe, sondern auch durch das Ungeordnete seiner Verwirklichung. Gesetze, die ebenso exakt sind wie die der Hydrostatik, bestimmen die Anordnung der Bilder, die wir in einer bestimmten Reihenfolge aneinanderreihen, bis das plötzliche Eintreten der Ereignisse diese Ordnung über den Haufen wirft. Elstir würde mich rufen. Nicht so aber hatte ich mir unzählige Male am Strand, in meinem Zimmer, das Bekanntwerden mit diesen Mädchen vorgestellt. Was jetzt stattfinden sollte, war ein anderes Ereignis, auf das ich nicht vorbereitet war. Ich erkannte darin weder

mein Verlangen wieder noch seinen Gegenstand; ich bedauerte jetzt fast, mit Elstir ausgegangen zu sein. Besonders aber erklärte sich das Zusammenschrumpfen der Freude, die ich vorher zu empfinden geglaubt hatte, durch die Sicherheit, daß nichts sie mir noch würde rauben können. Dementsprechend aber erlangte sie in gleichsam elastischem Zurückschnellen ihren früheren Umfang zurück, sobald der Druck der Gewißheit wich, als ich mich nämlich entschloß, doch einmal den Kopf zu wenden, und Elstir ein paar Schritte von mir entfernt bei den Mädchen stehen, sich aber gerade von ihnen verabschieden sah. Das Gesicht derjenigen, die ihm am nächsten stand, hatte in seiner breiten, von ihren Blicken erhellten Form das Aussehen eines Kuchens, auf dem ein wenig Himmel schimmerte. Selbst in ruhendem Zustand ging von ihren Augen ein Eindruck von Beweglichkeit aus, so wie an gewissen stürmischen Tagen die Luft, obwohl unsichtbar, doch die Eile verrät, mit der sie über den Hintergrund des azurnen Himmels gleitet. Einen Augenblick lang trafen ihre Blicke die meinigen, so wie an Gewittertagen jagende Wolken auf eine Gefährtin stoßen, die weniger Eile hat, sie streifen, berühren und weiter ihres Weges ziehen. Sie kennen sich aber nicht und wallen immer ferner voneinander fort. So ruhten unsere Blicke einen Augenblick ineinander, und keiner wußte, was das Firmament vor ihm an Versprechungen und Drohungen für die Zukunft enthielt. Erst in der Sekunde, als ihr Blick gerade an dem meinen vorbeizog, ohne seine Geschwindigkeit zu vermindern, verschleierte er sich leicht. So verschwindet in einer hellen Nacht der im Wind vorwärtseilende Mond hinter einer Wolke, verhüllt einen Augenblick seinen Glanz und strahlt dann gleich aufs neue. Schon hatte Elstir sich aber von den jungen Mädchen getrennt, ohne mich zu rufen. Sie verschwanden in einer Nebenstraße, und er schloß sich mir wieder an. Alles war fehlgeschlagen.

Ich habe gesagt, daß Albertine mir an jenem Tag nicht als die gleiche erschienen war wie an den vorhergehenden und

daß sie mir überhaupt jedesmal anders erscheinen sollte. Doch ich spürte in diesem Augenblick, daß bestimmte Veränderungen in Aussehen, Bedeutung und Größe eines Menschen auch von der Wandelbarkeit gewisser zwischen diesem Wesen und uns bestehenden Gegebenheiten abhängen können. Eine, die in dieser Hinsicht eine der bedeutendsten Rollen spielt, ist die innere Überzeugung (an jenem Abend hatte die Überzeugung, dann die verlorene Überzeugung, ich würde sie kennenlernen, Albertine innerhalb von wenigen Sekunden zunächst fast bedeutungslos, dann überaus kostbar in meinen Augen gemacht; ein paar Jahre später führte die Überzeugung, dann die entschwundene Überzeugung, Albertine sei mir treu, ähnliche Wandlungen herbei).

Gewiß hatte ich in Combray schon je nach der Tageszeit, je nachdem ob der eine oder andere der beiden Modi für mich eintrat, von denen damals jeder einen Teil meines Empfindens beherrschte, den Kummer, nicht bei meiner Mutter zu sein, schwinden oder zunehmen sehen; er war so unmerklich, so schwach den ganzen Nachmittag hindurch wie das Licht des Mondes, solange die Sonne scheint, doch wenn die Nacht gekommen war, beherrschte er ganz allein an Stelle der rasch verwischten, eben noch wachen Erinnerungen meine verängstigte Seele. An jenem Tag aber, als ich Elstir die jungen Mädchen verlassen sah, ohne daß er mich gerufen hatte, machte ich die Erfahrung, daß die jeweils sich wandelnde Wichtigkeit, die eine Freude oder ein Kummer in unseren Augen hat, nicht unbedingt eine Folge des Wechsels zwischen zwei Stimmungen sein muß, sondern einer Verschiebung innerhalb unserer unsichtbaren Überzeugungen entspricht, die uns zum Beispiel den Tod gleichgültig erscheinen lassen, weil sie über ihn ein Licht von Unwirklichkeit gießen und uns so gestatten, für wichtig zu halten, daß wir uns zu einer musikalischen Abendunterhaltung begeben: einer Soiree, die doch jeden Reiz verlöre, wenn die Überzeugung, die diesen Abend mit mildem Licht umspielt, bei einer Ankündigung, die Guillotine

warte auf uns, im Nu dahinschwinden würde; diese Rolle der Überzeugungen war zwar einem Teil meines Ichs bekannt, nämlich meinem Willen, doch sein Wissen ist umsonst, solange sie Verstand und Gefühl weiterhin unbekannt ist; diese sind durchaus gutgläubig, wenn sie meinen, wir hätten Lust, eine Geliebte zu verlassen, von der einzig unser Wille sich bewußt ist, daß wir ihr verhaftet sind. Das kommt daher, daß ihre Sicht durch die Überzeugung getrübt wird, wir würden binnen kurzem wieder bei ihr sein. Wenn aber diese Überzeugung sich dann wieder in Nichts auflöst, wenn Verstand und Gefühl erfahren müssen, daß die Geliebte für immer fort ist, verlieren sie jedes Maß und sind wie von Sinnen, das geringste Vergnügen erscheint ihnen dann nachträglich unendlich groß.

Wandlung einer Überzeugung, Nichtigkeit der Liebe auch, die präexistent und schweifend, einfach an dem Bild einer bestimmten Frau haftenbleibt, weil diese Frau für sie fast unmöglich zu erreichen ist. Von da an denkt man weniger an die Frau, die man sich nur schwer vorzustellen vermöchte, als an die Mittel, wie man sie kennenlernen kann. Es entwickelt sich ein langer Prozeß von Ängsten, der genügt, unsere Liebe auf diejenige zu fixieren, die das noch kaum erkannte Objekt unseres Gefühls ist. Die Liebe wird unermeßlich groß, wir aber denken nicht daran, einen wie geringen Platz die wirkliche Frau darin einnimmt. Und wenn wir, so wie es mir ergangen war, als ich Elstir bei den jungen Mädchen stehenbleiben sah, auf einmal aufhören, unruhig zu sein, jene Angst zu empfinden, die unsere Liebe ausgemacht hat, scheint sie mit einem Schlag wesenlos zu werden, sobald die Beute, an deren Wert wir nicht genügend dachten, uns zugefallen ist. Was kannte ich von Albertine? Eine oder zwei vor das Meer gestellte Profilansichten, die bestimmt weniger schön waren als die der Frauen von Veronese, die ich nach rein ästhetischen Gesichtspunkten ihnen hätte vorziehen müssen. Konnte ich aber andere haben als solche Gesichtspunkte, wo ich doch, nachdem die

Beängstigung von mir gewichen war, nur diese stummen Profile wiederfand und nichts außer ihnen besaß? Seitdem ich Albertine gesehen hatte, hatte ich täglich tausend Betrachtungen über sie angestellt, ich hatte mit dem, was ich als »sie« bezeichnete, einen langen inneren Dialog geführt, in dem ich sie fragen, antworten, denken, handeln ließ, und in der unendlichen Serie der vorgestellten Albertinen, die in mir stündlich aufeinanderfolgten, kam die wirkliche Albertine, die ich am Strande erblickt hatte, nur am Anfang vor, so wie die Schauspielerin, die eine Rolle kreiert hat, die »Erstbesetzung«, im Verlauf einer langen Reihe von Aufführungen nur in den allerersten auftritt. Diese Albertine war kaum mehr als eine Silhouette, alles, was dazugekommen war, hatte ich selbst erfunden; so sehr haben in der Liebe die Dinge, die wir selber hinzutun – sogar unter einem rein quantitativen Gesichtspunkt –, das Übergewicht über diejenigen, die das geliebte Wesen uns zukommen läßt. Dies trifft sogar für durchaus echte Liebesbeziehungen zu. Es gibt solche, die nicht nur für ihr Entstehen, sondern auch für ihr Bestehen äußerst wenig brauchen, selbst wenn die körperliche Erfüllung bereits stattgefunden hat. Ein ehemaliger Zeichenlehrer meiner Großmutter hatte von irgendeiner obskuren Geliebten eine Tochter. Die Mutter starb kurz nach der Geburt, und der Zeichenlehrer trauerte ihr so sehr nach, daß er sie nicht lange überlebte. In seinen letzten Lebensmonaten kamen meine Großmutter und ein paar andere Damen aus Combray, die ihrem Lehrer gegenüber niemals auch nur eine Anspielung auf jene Frau gemacht hatten, mit der er übrigens auch nie offiziell zusammengelebt und nur wenig Umgang gehabt hatte, auf den Gedanken, die Zukunft des kleinen Mädchens sicherzustellen, indem sie sich zusammentaten und ihm eine Rente aussetzten. Meine Großmutter hatte den Vorschlag gemacht, doch manche ihrer Freundinnen ließen sich recht bitten; lohnte es sich um dieses kleine Mädchen so sehr, war sie überhaupt die Tochter dessen, der sich für ihren Vater hielt? Bei solchen Frauen, wie die Mutter eine

war, weiß man das ja nie. Endlich entschlossen sie sich doch. Die Kleine kam und bedankte sich. Sie war häßlich und dem alten Zeichenlehrer auf eine Weise ähnlich, die jeden Zweifel ausschloß; da ihr Haar ihre einzige Schönheit war, sagte eine der Damen zu dem Vater, der sie begleitete: »Was für schönes Haar sie doch hat.« Und in dem Gedanken, daß, da die Sünderin ja nicht mehr am Leben sei und der Lehrer auch schon mit einem Fuß im Grabe stehe, ein Wort über diese Vergangenheit, die man immer stillschweigend ignoriert hatte, keine Folgen mehr haben könne, setzte meine Großmutter hinzu: »Sie muß das doch geerbt haben. Hatte die Mutter der Kleinen denn auch so schönes Haar?« – »Ich weiß nicht«, gab der Vater in aller Unschuld zur Antwort. »Ich habe sie nie ohne Hut gesehen.«

Ich mußte wieder zu Elstir zurück. Dabei erblickte ich mich in einem Spiegel. Zu all dem Unglück, daß ich nicht mit den Mädchen bekannt gemacht worden war, mußte ich nun auch noch feststellen, daß meine Krawatte vollkommen schief saß und unter meinem Hut meine langen Haare hervorschauten, was mir sehr schlecht stand; immerhin war es ein glücklicher Zufall, daß sie mich, selbst in diesem Aufzug, mit Elstir getroffen hatten und mich nicht einfach vergessen konnten; ein anderer bestand darin, daß ich an diesem Tag auf den Rat meiner Großmutter hin meine hübsche Weste angezogen hatte, die ich um ein Haar im letzten Augenblick noch mit einer anderen, abscheulichen ausgetauscht hätte, und meinen schönsten Spazierstock bei mir führte; denn da ein Ereignis, das wir uns wünschen, sich zwar niemals so zuträgt, wie wir gedacht haben, weil vorteilhafte Voraussetzungen fehlen, auf die wir gerechnet hatten, dafür aber andere, unerhoffte sich einstellen, gleicht sich das Ganze wieder aus; wir haben auch so sehr das Schlimmste gefürchtet, daß wir dann schließlich alles in allem dem Zufall für seine Fügung eher dankbar sind. »Ich hätte so gern ihre Bekanntschaft gemacht«, sagte ich zu Elstir, als ich wieder bei ihm war. »Weshalb bleiben Sie denn

meilenweit zurück?« Dies waren jedenfalls seine Worte; sie drückten wahrscheinlich seine Gedanken nicht aus, denn wenn er den Wunsch gehabt hätte, den meinen zu erfüllen, wäre es für ihn leicht gewesen, mich herbeizurufen, vielleicht aber hatte er irgendwann derartige Phrasen gehört, wie sie ja bei gewöhnlichen Leuten gebräuchlich sind, wenn sie sich falsch benommen haben; denn sogar große Männer sind in gewissen Dingen den gewöhnlichen ähnlich und schöpfen alltägliche Entschuldigungen aus dem gleichen Vorrat wie jene, so wie sie das tägliche Brot beim gleichen Bäcker holen; vielleicht aber sind auch solche Redensarten, die gleichsam umgekehrt gelesen werden müssen, da ihr wörtlicher Text das Gegenteil der Wahrheit aussagt, die notwendige Wirkung, das graphische Negativ eines Reflexes. »Sie hatten es eilig.« Ich selbst war der Meinung, daß sie ihn vor allem daran gehindert hatten, jemanden herbeizurufen, der ihnen wenig sympathisch war; sonst hätte er es sicher getan, nach all den Fragen, die ich ihm über sie gestellt, und dem offenkundigen Interesse, das ich für sie an den Tag gelegt hatte. »Ich habe Ihnen von Carquethuit erzählt«, sagte er, bevor ich ihn unter seiner Haustür verließ. »Ich habe eine kleine Skizze gemacht, auf der man die Konturen der Küste besser erkennt. Das Bild ist zwar nicht allzu schlecht, doch es ist etwas anderes. Wenn Sie erlauben, möchte ich Ihnen zur Erinnerung an unsere Bekanntschaft meine Skizze schenken«, setzte er hinzu, denn wenn uns Leute vorenthalten, was wir uns wünschen, schenken sie uns gern etwas anderes.

»Ich hätte sehr gern«, sagte ich, »wenn Sie eine besitzen, eine Photographie von dem kleinen Porträt der Miss Sacripant. Was bedeutet der Name eigentlich?« – »Das war eine Rolle, die damals das Modell in einer dummen kleinen Operette spielte.« – »Verstehen Sie mich recht, ich kenne die Dargestellte nicht, Sie scheinen das Gegenteil anzunehmen.« Elstir schwieg einen Augenblick. »Es ist doch nicht etwa Madame Swann, bevor sie verheiratet war?« fragte ich mit jenem

unvermittelten Rühren an die Wahrheit, das alles in allem recht selten vorkommt, doch hinterher ausreicht, um das Theorem der Vorahnungen zu stützen, wenn man sorgfältig all die Irrtümer vergißt, die es entkräften würden. Elstir antwortete mir nicht. Tatsächlich stellte das Bild Odette de Crécy dar.[1] Sie hatte es aus vielen Gründen, von denen einige nur allzu offen zutage liegen, nicht behalten wollen. Es gab freilich auch noch andere. Das Porträt war vor jener Zeit gemalt, da Odette durch Disziplinierung ihrer Züge aus ihrem Gesicht und ihrer Gestalt jene Kreation gemacht hatte, die durch Jahre hindurch in den Hauptlinien von ihren Friseuren, ihren Schneidern und von ihr selbst – in ihrer Art, sich zu halten, zu sprechen, zu lächeln, die Hände, den Blick zu gebrauchen, zu denken – sorgfältig beachtet werden mußte. Es bedurfte der Verderbtheit eines längst erhörten Liebhabers, damit Swann den zahllosen Photographien jener Odette in Nevarietur-Ausgabe, die jetzt seine hinreißende Frau war, die kleine Photographie in seinem Zimmer vorzog, auf der man eine magere, eher unschöne junge Person mit bauschigem Haar und angespannten Zügen sah, die einen mit Stiefmütterchen garnierten Strohhut trug.

Selbst wenn das Porträt nicht wie Swanns Lieblingsphotographie vor der Systematisierung der Züge Odettes in Richtung auf einen neuen, majestätischen und bezaubernden Typus entstanden wäre, sondern erst hinterher, hätte doch Elstirs Sehweise genügt, um diesen Typ wieder in Unordnung zu bringen. Das künstlerische Genie wirkt sich in der Art jener sehr hohen Temperaturen aus, die Atomverbindungen auflösen und deren Bestandteile in einer völlig anderen Ordnung zu einem neuen Typus zusammenfügen können. Die ganze künstliche Harmonie, die eine Frau ihren Zügen aufgezwungen hat und deren Weiterbestehen sie täglich, bevor sie ausgeht, im Spiegel überwacht, wobei sie der Neigung des Hutes, der Anordnung des Haars, der Munterkeit des Blicks die Aufgabe zuweist, immer wieder den gleichen Effekt zu erzielen,

löst der Blick des großen Malers sekundenschnell in ihre Bestandteile auf; sein Auge nimmt an ihrer Stelle in den Zügen der Frau eine Umgruppierung vor, die schließlich einem bestimmten weiblichen oder künstlerischen Ideal entspricht, das er in sich trägt. Ebenso kommt es vor, daß von einem bestimmten Alter an das Auge des großen Forschers überall die Elemente entdeckt, die er für das Herstellen von Beziehungen braucht, die allein ihn interessieren. Wie jene Arbeiter und Spieler, die keine Umstände machen, sondern sich mit dem begnügen, was ihnen in die Hände fällt, könnten auch sie von allem und jedem sagen: Das reicht aus. So hatte eine Kusine der Prinzessin von Luxemburg, eine höchst selbstbewußte Schönheit, die damals für diese zu ihrer Zeit aufkommende Kunstauffassung schwärmte, den größten der naturalistischen Maler gebeten, ihr Porträt zu malen. Sogleich hatte das Auge des Künstlers auch schon gefunden, was es überall suchte. So sah man denn auf dem Bild an Stelle der großen Dame eine Art Laufmädchen und hinter ihr eine riesige, etwas schiefe violette Dekoration, die an die Place Pigalle erinnerte.[1] Auch wenn es so weit nicht kommt, wird doch das von einem großen Künstler gemalte Bildnis einer Frau keineswegs darauf angelegt sein, gewissen Ansprüchen der Dargestellten Rechnung zu tragen – wie etwa jenen, denen zuliebe sie, wenn sie zu altern beginnt, sich in einer Art von Schulmädchenkleid photographieren läßt, in dem ihre noch jugendlich gebliebene Figur derart vorteilhaft zur Geltung kommt, daß sie wie die Schwester oder sogar die Tochter ihrer Tochter aussieht, wozu diese nötigenfalls entsprechend »aufgemacht« neben ihr steht –, sondern wird im Gegenteil alle nachteiligen Züge hervorheben, die sie selbst sorgfältig zu verstekken sucht, die aber, wie beispielsweise ein gelblicher oder sogar grünlicher Teint, ihn erst recht zur Wiedergabe reizen, weil sie »Charakter« haben; diese genügen aber dann, um dem gewöhnlichen Betrachter alle Illusionen zu rauben und das Idealbild zu zertrümmern, dessen Gerüst die Frau so stolz aufrechthielt und

das ihrer einzigartigen, unverrückbaren Erscheinung einen Platz ganz außerhalb, ja oberhalb der übrigen Menschheit sicherte. Von ihrer Höhe herabgestürzt, des Typus entkleidet, in dessen Schutz sie unverletzlich thronte, ist sie nun nur noch eine beliebige Frau, an deren Überlegenheit wir keineswegs mehr glauben. In diesem Typus aber hatte für uns so sehr nicht nur die Schönheit einer Odette, sondern auch ihre Persönlichkeit, ihre Identität bestanden, daß wir vor dem Porträt, in dem sie so gar nichts mehr davon hat, am liebsten nicht nur ausrufen möchten: »Wie häßlich sieht sie hier aus!«, sondern auch: »Wie unähnlich ist das Bild!« Wir haben Mühe zu glauben, daß sie es wirklich ist. Wir erkennen sie nicht wieder. Und doch spüren wir, daß wir dieses Wesen dort schon gesehen haben. Freilich ist es nicht Odette; das Gesicht dieses Wesens, sein Körper, sein Aussehen sind uns wohlbekannt. Sie rufen uns nicht die bestimmte Frau, die sich niemals so hielt, deren übliche Pose niemals eine so seltsame und provozierende Arabeske zeichnet, wohl aber andere Frauen in die Erinnerung zurück, alle jene, die Elstir gemalt und die er stets, wie ganz verschieden sie auch sein mögen, gern in dieser Weise frontal gesehen dargestellt hat, mit dem gestreckten Fuß, der unter dem Rock vorschaut, dem großen runden Hut, der, mit der Hand in Höhe des Knies gehalten, das er gleichzeitig bedeckt, in einer gewissen Symmetrie der runden Scheibe des Gesichts entspricht. Schließlich aber zerpflückt ein solches Meisterporträt nicht nur den Typus einer Frau, so wie ihre Koketterie und ihre egoistische Auffassung der Schönheit ihn umschrieben haben, sondern macht, wenn es alt ist, das Original auch älter, und zwar nicht nur in der Weise einer Photographie, die es etwa in altmodischer Aufmachung zeigt. Auf einem Porträt trägt nicht nur die Art, wie eine Frau gekleidet war, sondern auch der Stil, in dem der Künstler malte, den Stempel der Zeit. Dieser Stil, Elstirs erster Stil, kam für Odette einer Geburtsurkunde gleich, die denkbar belastend war, weil sie dadurch nicht nur wie durch die Photographien

aus jener Epoche zu einer jüngeren Zeitgenossin der damals bekannten Kokotten gestempelt wurde, sondern weil er das Porträt als ebenso alt auswies wie jene, die Manet oder Whistler nach so vielen entschwundenen Modellen gemalt haben, die schon vergessen oder in die Geschichte eingegangen sind.

Zu solchen stillschweigenden Erwägungen, die ich an Elstirs Seite anstellte, während ich ihn nach Hause zurückbegleitete, veranlaßte mich meine Entdeckung hinsichtlich der Identität seines Modells, als diese erste Entdeckung mich eine zweite machen ließ, die, noch verwirrender für mich, die Identität des Künstlers selbst betraf. Er hatte Odette de Crécy porträtiert. Wäre es möglich, daß dieser geniale Mensch, dieser Weise, Einsiedler, Philosoph mit der wunderbaren Redegabe, der überlegen über den Dingen stand, jener lächerliche, widerwärtige Maler war, den die Verdurins seinerzeit protegierten? Ich fragte ihn, ob er sie gekannt habe, ob sie ihn vielleicht damals mit dem Beinamen Biche[1] belegt hätten. Er bejahte beides ohne Verlegenheit, als handle es sich um einen bereits entlegenen Teil seiner Existenz und als ahne er von der außergewöhnlichen Enttäuschung nichts, die er mir bereitete, doch als er die Augen hob, las er sie auf meinem Gesicht. Das seine nahm einen Ausdruck von Unzufriedenheit an. Da wir nun schon beinahe bei seiner Wohnung angekommen waren, hätte ein weniger an Geist und Herzensgüte herausragender Mensch mich vielleicht einfach etwas kühl verabschiedet und dann ein Wiedersehen vermieden. Nicht so Elstir; als wahrer Meister – und daß er ein solcher im wahrsten Sinne des Wortes war, bildete vom rein schöpferischen Gesichtspunkt aus vielleicht seinen einzigen Fehler, denn um ganz und gar in der Wahrheit des geistigen Seins aufgehen zu können, muß ein Künstler allein bleiben und nicht das Geringste von sich auch nur an Schüler verschwenden – suchte er aus jeder ihn oder andere betreffenden Begebenheit zur besseren Belehrung der jüngeren Menschen den Teil an Wahrheit herauszustellen, den sie enthielt. Anstatt Worte zu gebrauchen, bei denen seine

Eigenliebe auf ihre Rechnung gekommen wäre, wählte er lieber solche, die mich belehren konnten. »Kein Mensch ist so weise«, sagte er zu mir, »daß er nicht in irgendeiner Phase seiner Jugend Dinge gesagt oder sogar ein Leben geführt hätte, an die er nur ungern erinnert wird und die er am liebsten rückgängig machen würde. Er muß das jedoch nicht unbedingt bedauern, weil nur sicher sein kann, daß er – soweit wie möglich – ein Weiser geworden ist, wer durch alle Inkarnationen der Lächerlichkeit oder Schändlichkeit hindurchgegangen ist, die vor jener letzten Inkarnation liegen müssen. Ich weiß, daß manche jungen Leute, Söhne und Enkel hervorragender Männer, durch ihre Erzieher vom ersten Schultag an zum Adel des Geistes und zu moralischer Haltung angehalten werden. Sie haben vielleicht im Leben später nichts zu bereuen, sie könnten alles, was sie gesagt und getan, nachträglich veröffentlichen und unterschreiben, doch sind sie armselige Geister, kraftlose Ableger von Doktrinären, deren Weisheit negativ und unfruchtbar bleibt. Man kann die Weisheit nicht fertig übernehmen, man muß sie selbst entdecken auf einem Weg, den keiner für uns gehen und niemand uns ersparen kann, denn sie besteht in einer bestimmten Sicht der Dinge. Ein Leben, das Sie bewundern, eine Haltung, die Ihnen vornehm erscheint, sind nicht vom Vater oder vom Erzieher arrangiert, es sind ihnen vielmehr Anfänge vorausgegangen, die ganz anders geartet, nämlich von allem beeinflußt sind, was an Bösem oder Banalem in ihrer Umgebung vorhanden war. Sie stellen einen Kampf und einen Sieg dar. Ich weiß, daß das Bild dessen, was wir in einer früheren Periode gewesen sind, nicht mehr wiederzuerkennen und in jedem Fall unerfreulich ist. Verleugnen aber sollten wir es nicht, denn es legt Zeugnis davon ab, daß wir wirklich gelebt haben, daß wir gemäß den Gesetzen des Lebens und des Geistes aus den gemeinen Elementen des Lebens, aus dem Leben der Ateliers und der Künstlercliquen, wenn wir Maler sind, etwas gewonnen haben, was darüber hinausragt.« Wir waren vor seiner Tür ange-

langt. Ich war enttäuscht, daß ich die jungen Mädchen nicht kennengelernt hatte. Allerdings würde es jetzt eine Gelegenheit geben, ihnen im Leben wiederzubegegnen; sie zogen jetzt nicht mehr nur vor einem Horizont vorbei, an dem sie, wie ich hatte glauben können, nie wieder erscheinen würden. Sie waren nicht mehr von jenem mächtigen Wirbel umbraust, der sie von mir trennte und der im Grunde nur ein Symbol des ewig ruhelos bewegten, drängenden, von Ängsten genährten Verlangens war, das sie durch ihre Unerreichbarkeit, ihr vielleicht endgültiges Sichentziehen in mir weckten. Mein Verlangen nach ihnen konnte ich nun zur Ruhe bringen und in Reserve halten: neben so vielen anderen Wünschen, deren Verwirklichung ich aufschob, sobald ich wußte, daß sie möglich war. Ich trennte mich von Elstir und war wieder allein. Da sah ich auf einmal, ungeachtet meiner Enttäuschung, im Geiste all die Zufälle vor mir, die ich nicht für möglich gehalten hätte: daß Elstir gerade mit den jungen Mädchen so gut bekannt war, daß sie, die am Morgen noch für mich bloße Bilder mit dem Meer als Hintergrund gewesen waren, mich gesehen hatten, noch dazu als nahen Bekannten eines großen Malers, der jetzt von meinem Wunsch, sie kennenzulernen, wußte und ihn zweifellos unterstützen würde. All dies hatte mir Freude bereitet, doch meine Freude war mir verborgen geblieben gleich jenen Besuchern, die ruhig abwarten und sich erst bemerkbar machen, wenn die anderen wieder gegangen und wir allein sind. Dann wird uns ihre Anwesenheit offenbar, wir können ihnen sagen: Ich stehe zu Ihrer Verfügung, und leihen ihnen unser Ohr. Manchmal sind zwischen dem Augenblick, in dem solche Freuden bei uns eingetreten sind, und dem, da wir selbst in uns Einkehr halten, so viele Stunden vergangen, wir haben in der Zwischenzeit so viele Menschen gesehen, daß wir fürchten, die Freuden hätten nicht auf uns gewartet. Sie sind jedoch geduldig, sie ermatten nicht, und sobald die anderen gegangen sind, treten sie vor uns hin. Manchmal sind wir dann so ermüdet, daß es uns scheint, als hätte unser versagen-

des Denken nicht mehr genügend Kraft, um derartige Erinnerungen und Eindrücke festzuhalten, für die unser fragiles Ich die einzige Wohnstatt, der einzige Ort der Verwirklichung ist. Das aber würden wir bedauern, denn das Dasein hat eigentlich nur an jenen Tagen Sinn, wo der Staub der Realitäten magischen Sand mit sich führt, wo irgendein banaler Vorfall etwas romanhaft Bedeutungsvolles bekommt. Ein ganzes Vorgebirge der unerreichbaren Welt schiebt sich dann, in traumhaftes Licht getaucht, in unser Leben hinein, in dem wir wie einer, der eben erwacht, die Gestalten vor uns sehen, von denen wir mit so leidenschaftlicher Intensität geträumt haben, daß wir glaubten, nur im Traum könnten wir ihnen begegnen.

Die Beschwichtigung, die mir durch die Wahrscheinlichkeit widerfuhr, ich würde jetzt mit den jungen Mädchen nach Wunsch Bekanntschaft machen können, gewann um so größeren Wert für mich, als ich mich in den nächsten Tagen ihrer Beobachtung nicht hätte widmen können, da diese durch die Abreisevorbereitungen Saint-Loups in Anspruch genommen waren. Meine Großmutter wünschte, meinem Freund ihre Dankbarkeit für die vielen Freundlichkeiten zu bezeigen, die er uns beiden erwiesen hatte. Ich sagte ihr, er sei ein großer Bewunderer Proudhons, und legte ihr den Gedanken nahe, die zahlreichen Originalbriefe des Philosophen kommen zu lassen, die sie erworben hatte; Saint-Loup kam ins Hotel, wo sie am Vorabend seines Aufbruchs eingetroffen waren, um sie anzusehen. Er las sie mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit durch, wobei er jedes Blatt mit größter Ehrfurcht behandelte und sich die Sätze einzuprägen versuchte; dann stand er auf und entschuldigte sich bei meiner Großmutter, daß er so lange geblieben sei, bekam aber folgendes zur Antwort:

»Aber nicht doch, nehmen Sie sie mit, sie gehören Ihnen; ich habe sie kommen lassen, um sie Ihnen zu schenken.«

Er wurde von einer Freude erfüllt, die ihn überwältigte wie ein Körperzustand, der uns unwillkürlich packt; er wurde scharlachrot im Gesicht wie ein gescholtenes Kind, und meine

Großmutter war viel tiefer von seinen – übrigens erfolglosen – Bemühungen berührt, seiner Freude Herr zu werden, die ihn so heftig durchfuhr, als von allen Dankesworten, die er hätte hersagen können. Er aber, der glaubte, seine Dankbarkeit nur unzureichend ausgedrückt zu haben, bat mich noch am folgenden Tag vom Abteilfenster der lokalen Kleinbahn aus, die ihn in seine Garnison bringen sollte, deswegen um Entschuldigung. Diese Garnison war gar nicht weit entfernt. Er hatte daran gedacht, sich, wie er es häufig tat, wenn er am Abend zurückfahren mußte und es sich nicht um eine endgültige Abreise handelte, im Wagen dorthin zu begeben. Doch er hatte diesmal seine zahlreichen Gepäckstücke im Zug verstauen müssen und fand es daraufhin einfacher, ihn auch selbst zu benutzen, entsprechend dem Rat des Hoteldirektors, der auf Befragen geantwortet hatte: ob Wagen oder Eisenbahn, das sei »einigermaßen äquivok«. Er wollte damit ausdrücken, es sei äquivalent (etwa das also, was Françoise mit der Wendung »das macht überhaupt keinen anderen Unterschied« ausgedrückt hätte). »Gut«, hatte Saint-Loup sich entschieden, »ich werde also mit der ›Blindschleiche‹ fahren.« Wäre ich nicht müde gewesen, hätte ich auch einsteigen und meinen Freund nach Doncières begleiten mögen; so versprach ich ihm wenigstens, während wir auf dem Bahnhof von Balbec standen – also die ganze Zeit, die der Heizer des kleinen Zuges damit verbrachte, auf verspätete, ihm befreundete Leute zu warten, ohne die er nicht abfahren wollte, und verschiedene Erfrischungen zu sich zu nehmen –, ihn wöchentlich mehrmals zu besuchen. Da Bloch ebenfalls am Bahnhof erschienen war – sehr zum Mißvergnügen Saint-Loups – und mit anhörte, daß dieser mich bat, zum Mittagessen, zum Abendessen oder auch über Nacht nach Doncières zu kommen, sagte Saint-Loup zu ihm schließlich in äußerst kühlem Ton, der die erzwungene Liebenswürdigkeit der Einladung weitgehend aufheben und Bloch daran hindern sollte, diese ernst zu nehmen: »Wenn Sie je einen Nachmittag in Doncières verbringen, an dem ich ge-

rade dienstfrei habe, fragen Sie in der Kaserne nach mir, aber ich bin fast nie frei.« Vielleicht fürchtete Robert auch, ich würde allein nicht kommen, und wollte in der Annahme, daß ich am Ende mit Bloch mehr befreundet sei, als ich sagte, mir die Möglichkeit geben, einen Antreiber zu der Fahrt und Reisebegleiter zu haben.

Ich fürchtete, sein Ton und diese gewisse Art, jemand einzuladen, indem man ihm gleichzeitig rät, keinesfalls zu kommen, könnten Bloch verstimmt haben, und fand, Saint-Loup hätte sich besser seine Worte gespart. Doch ich hatte mich getäuscht, denn nach Abfahrt des Zuges warf Bloch, solange wir den gleichen Weg hatten, also bis zur Kreuzung der beiden Straßen, die wir getrennt verfolgten – ich zu meinem Hotel, er zu der Blochschen Villa – immer wieder die Frage auf, an welchem Tag wir nach Doncières fahren würden, denn »nachdem Saint-Loup so außerordentlich liebenswürdig zu ihm gewesen« sei, wäre es doch »von seiner Seite äußerst unhöflich«, seiner Einladung nicht zu folgen. Ich war froh, daß er nicht – oder doch mit so geringem Mißvergnügen, daß er tun wollte, als sei es ihm ganz entgangen – wahrgenommen hatte, in welchem so gar nicht dringenden, kaum eben noch höflichen Ton die Einladung ausgesprochen worden war. Allerdings hätte ich Bloch gern die Lächerlichkeit erspart, nun auf der Stelle nach Doncières zu fahren. Doch wagte ich nicht, ihm einen Rat zu geben, der ihm nur hätte mißfallen können, weil er ihm klargemacht hätte, Saint-Loup sei weniger drängend gewesen als er, Bloch, aufdringlich. Das war er nur in allzu hohem Maß, und obwohl alle Fehler, die er in dieser Richtung beging, durch bemerkenswerte Vorzüge aufgewogen wurden, die andere, zurückhaltendere Naturen wiederum nicht besaßen, trieb er doch die Taktlosigkeit so weit, daß es verstimmend wirkte. Die Woche durfte, wenn es nach ihm ging, nicht verstreichen, ohne daß wir nach Doncières fuhren (er sagte »wir«, denn ich glaube, er verließ sich etwas auf meine Anwesenheit, um die seine zu entschuldigen). Den

ganzen Weg lang, vor der zwischen Bäumen verloren dastehenden Turnhalle, am Tennisplatz, vor dem Gemeindeamt, beim Muschelhändler, hielt er mich an und beschwor mich, einen Tag zu bestimmen, und als ich es nicht tat, ließ er mich ärgerlich mit den Worten stehen: »Nun, wie Sie wollen, mein Herr! Ich jedenfalls muß anstandshalber fahren, da ich eingeladen bin.«

Saint-Loup fürchtete so sehr, meiner Großmutter nicht genügend gedankt zu haben, daß er mich noch einmal bat, es für ihn zu tun, und zwar in einem Brief, den ich am übernächsten Tag aus der Stadt von ihm erhielt, in der er in Garnison lag und die auf dem Briefumschlag mit ihrem von der Post daraufgestempelten Namen selbst zu mir zu eilen schien, um mir zu sagen, in ihren Mauern, in der Kavalleriekaserne Louis XVI, denke er an mich. Das Blatt trug das Wappen der Marsantes: ich erkannte darin einen Löwen über einer Pairskrone.

»Nach einer Fahrt, die«, so schrieb er mir, »gut verlaufen ist bei der Lektüre eines Buches, das ich am Bahnhof kaufte und das einen gewissen Arvède Barine[1] zum Autor hat (er ist Russe, vermute ich, und schreibt für einen Ausländer auffallend gut, aber sagen Sie mir Ihre Meinung darüber, Sie kennen ihn gewiß, Sie Born der Weisheit, der Sie ja alles gelesen haben), bin ich nun wieder in das rauhe Leben hier zurückgekehrt, in dem ich mich recht wie ein Verbannter fühle und wo mir alles abgeht, was ich in Balbec zurückgelassen habe, in dieses Leben, das in nichts mehr an unsere freundschaftliche Zuneigung erinnert und das kein Zauber des Geistigen mehr umwebt, ein Leben, dessen Umstände Sie gewiß verachten würden, das aber trotzdem nicht reizlos ist. Alles scheint mir anders geworden, seit ich in Urlaub gegangen bin, denn in der Zwischenzeit hat ja eine besonders wichtige Ära meines Lebens, die unserer Freundschaft, begonnen. Ich hoffe, daß sie niemals enden wird. Ich habe von ihr und von Ihnen nur zu einer einzigen Person gesprochen, nämlich zu meiner Freun-

din, die sich als Überraschung ausgedacht hatte, hier eine Stunde mit mir zu verbringen. Sie würde Sie sehr gern kennenlernen, und ich glaube auch, Sie würden sich mit ihr gut verstehen, da auch sie sich sehr für alles Literarische interessiert. Sonst habe ich mich, um an unsere Gespräche zurückzudenken, um jene Stunden wieder durchleben zu können, die ich niemals vergessen werde, von meinen Kameraden völlig zurückgezogen, die an sich nette Jungen sind, aber ganz außerstande, so etwas zu verstehen. Am liebsten hätte ich die Erinnerung an die mit Ihnen verbrachte Zeit an diesem ersten Tag ganz für mich genossen, ohne Ihnen zu schreiben. Aber dann fürchtete ich, Ihr erlesener Geist und übersensibles Herz könnten befremdet sein, wenn Sie keinen Brief bekämen, wofern Sie überhaupt geruhen, Ihre Gedanken bis zu dem rauhen Reitersmann schweifen zu lassen, der Ihnen noch manches aufgeben wird, bis er weniger ungehobelt, kultivierter und Ihrer würdiger ist.«

Im Grunde glich dieser Brief in seiner liebevollen Form denen, die ich, bevor ich Saint-Loup kannte, von ihm zu bekommen mir ausgemalt hatte in jenen Träumereien, aus denen die Kälte seiner ersten Begrüßung mich herausgerissen hatte, als sie mich mit einer eisigen Wirklichkeit konfrontierte, die freilich nicht andauern sollte. Nachdem ich den einen Brief empfangen hatte, erkannte ich jetzt, wenn zur Zeit des Mittagessens die Post gebracht wurde, jeden von ihm gleich heraus, denn er hatte immer jenes zweite Gesicht, das ein Wesen uns zukehrt, wenn es abwesend ist, und in dessen Zügen (den Schriftzügen nämlich) wir sicher mit gutem Grund eine individuelle Seele ebenso deutlich erkennen wie in der Nasenlinie oder dem Tonfall der Stimme.

Ich blieb jetzt gern noch bei Tisch sitzen, während schon abgetragen wurde, und wenn es sich nicht gerade um einen Zeitpunkt handelte, zu dem die jungen Mädchen der kleinen Schar vorbeikommen konnten, wandte ich meine Blicke nicht mehr ausschließlich der Seeseite zu. Seitdem ich Elstirs Aqua-

relle gesehen hatte, suchte ich deren Gegenstände in der Wirklichkeit wiederzufinden und liebte sie wie etwas Poetisches: die unterbrochene Gebärde der noch kreuz und quer umherliegenden Messer, die gebauschte Form einer nicht zusammengelegten Serviette, in die die Sonne ein Stückchen gelben Samt einwebt, das halbgeleerte Glas, das dadurch um so besser den edlen Kelch seiner Umrißlinien zeigt, und auf dem Grunde seiner durchsichtigen Substanz, die nur wie eine Verdichtung des Tageslichts wirkt, eine dunkle, aber von Lichtreflexen flimmernde Neige Wein, die Verschiebung der Größenordnungen, die Umwandlung der Flüssigkeiten durch den Beleuchtungseinfall, die Verwandlung der Pflaumen, die in der nur noch halbvollen Obstschale von grünen in blaue und von blauen in goldene Töne übergehen, die Promenade der abgenutzten Stühle, die zweimal am Tag sich um einen Tisch versammeln, der festlich gedeckt ist wie ein Altar, auf dem die Riten der Schlemmerei zelebriert werden sollen und wo in den Austernschalen ein paar Tropfen lustrierenden Wassers zurückgeblieben sind wie in winzigen steinernen Weihwasserbecken; ich versuchte die Schönheit dort zu erkennen, wo ich sie mir niemals vorgestellt hatte, in den gebräuchlichsten Dingen, jenem inneren Leben, das auf »Stilleben« dargestellt wird.[1]

Als ich ein paar Tage nach Saint-Loups Abreise Elstir dazu gebracht hatte, eine kleine Nachmittagsgesellschaft zu veranstalten, bei der ich Albertine treffen sollte, tat es mir leid, daß ich die momentane Frische und Eleganz, die beim Verlassen des Hotels an mir festzustellen war (dank einer ausgedehnteren Ruhe und der besonderen, meiner Toilette gewidmeten Aufmerksamkeit), nicht (ebenso wie den Kredit, der mir durch Elstir zuteil wurde) für die Eroberung einer anderen, interessanteren Person aufsparte, daß ich vielmehr alles dies für das bloße Vergnügen, Albertines Bekanntschaft zu machen, aufwenden sollte. Mein Verstand stellte mir dieses Vergnügen als ziemlich mittelmäßig hin, seitdem es mir sicher

war. Doch der Wille in mir teilte diese Illusion nicht einen Augenblick, der Wille, jener beharrliche, unentwegte Diener unserer einander ablösenden Persönlichkeiten; im Dunkel verborgen, unbeachtet, aber unablässig treu, wirkt er unberührt von den Wandlungen unseres Ichs unermüdlich daran, daß diesem nie fehlt, was es braucht. Während in dem Augenblick, da eine langersehnte Reise Gestalt annehmen soll, Verstand und Gefühl sich zu fragen beginnen, ob das Unternehmen wirklich die Mühe lohnt, läßt der Wille, der weiß, daß diese müßigen Herren die Reise sofort wieder ganz wundervoll fänden, wenn sie nicht statthaben könnte, die beiden noch vor dem Bahnhof darüber diskutieren und allerlei Hemmungen haben; er selber beschäftigt sich damit, die Fahrkarten zu besorgen und uns rechtzeitig zur Abfahrt ins Eisenbahnabteil zu setzen. Er ist ebenso unbeugsam wie Verstand und Gefühl veränderlich sind, da er aber schweigsam ist und seine Gründe nicht angibt, scheint er fast nicht dazusein; die anderen Teile unseres Ichs folgen seiner festen Entschlossenheit, doch ohne es zu merken, während sie deutlich vor sich nur ihre Unentschiedenheit sehen. Mein Verstand und mein Gefühl fingen also über den Wert des Vergnügens einer Bekanntschaft mit Albertine zu diskutieren an, während ich im Spiegel eitle und flüchtige, der Verschönerung dienende Dinge betrachtete, die die beiden gern für eine andere Gelegenheit unberührt aufgespart hätten. Mein Wille aber ließ den Augenblick des Aufbruchs nicht verstreichen und gab dem Kutscher zielbewußt Elstirs Adresse an. Mein Verstand und mein Gefühl konnten nun, da die Würfel gefallen waren, in Muße finden, es sei schade. Hätte mein Wille eine andere Adresse angegeben, wären sie zutiefst enttäuscht gewesen.

Als ich bei Elstir etwas später ankam, glaubte ich zunächst, Mademoiselle Simonet sei gar nicht im Atelier. Ich sah wohl ein junges Mädchen in einem Seidenkleid dasitzen, ohne Hut, doch ich erkannte weder ihr üppiges Haar noch Nase, noch Teint und fand überhaupt in ihr die Wesenheit nicht wieder,

die ich aus einer jungen Radfahrerin mir gewonnen hatte, die mit einer Polomütze auf dem Kopf am Meer entlanggefahren war. Und doch war es Albertine. Aber selbst als ich es wußte, kümmerte ich mich nicht um sie. Wenn man noch jung ist und in einen mondänen Kreis tritt, stirbt man zunächst sich selber ab, man wird ein anderer Mensch; denn jeder Salon ist eine neue Welt, in der man unter dem Gesetz einer veränderten geistigen Perspektive seine Aufmerksamkeit mit einer Kraft, als würden sie immer für uns ihre Wichtigkeit behalten, auf Personen, Tänze, Kartenspiele richtet, an die man am nächsten Tag schon nicht mehr denken wird. Da ich, um zu einer Unterhaltung mit Albertine zu gelangen, einem Weg folgen mußte, den ich mir nicht selbst vorgezeichnet hatte, einen Weg, der zunächst bei Elstir haltmachte, dann zu anderen Gruppen von Eingeladenen führte, denen mein Name genannt wurde, dann am Büfett vorbei, wo mir Erdbeertörtchen angeboten wurden, die ich auch aß, während ich unbeweglich eine Musik anhörte, die soeben einsetzte, wies ich diesen verschiedenen Episoden die gleiche Wichtigkeit zu wie dem Akt, mit dem ich Mademoiselle Simonet vorgestellt werden würde, wobei dieses Vorgestelltwerden nur mehr ein Vorgang unter vielen anderen schien und ich völlig vergessen hatte, daß er noch ein paar Minuten zuvor der einzige Zweck meines Kommens gewesen war. Geht es nicht übrigens genauso im tätigen Leben mit dem wahren Glück und Unglück, das uns betrifft? Inmitten anderer Personen erhalten wir von der, die wir lieben, die beglückende oder tödliche Antwort, auf die wir seit einem Jahr warteten. Wir aber müssen fortfahren zu plaudern, die Ideen fügen sich eine an die andere und bilden eine Schicht, deren Oberfläche von der viel tiefer liegenden, aber nur einen schmalen Raum einnehmenden Erinnerung daran, daß für uns das Unglück begonnen hat, höchstens von Zeit zu Zeit leise bewegt wird. Handelt es sich aber nicht um Unglück, sondern um Glück, so erinnern wir uns möglicherweise erst Jahre später, daß das größte Ereignis in unserem Gefühls-

leben sich vollzogen hat, ohne daß wir Zeit gehabt hätten, ihm größere Aufmerksamkeit zu widmen, ja kaum, uns seiner bewußt zu werden, weil es beispielsweise in eine mondäne Zusammenkunft fiel, zu der wir doch nur in Erwartung dieses Ereignisses uns begeben hatten.

In dem Augenblick, als Elstir mich zu kommen bat, damit er mich Albertine vorstellen könne, die etwas weiter entfernt saß, aß ich zunächst mein Mokkaeclair auf und fragte interessiert einen alten Herrn, dessen Bekanntschaft ich gemacht und dem ich geglaubt hatte, die Rose schenken zu dürfen, die er in meinem Knopfloch bewundert hatte, nach Einzelheiten über gewisse Volksfeste in der Normandie. Das soll nicht heißen, daß die dann erfolgte Vorstellung mir keine Freude bereitet hätte und nicht in meinen Augen von einem gewissen Ernst begleitet gewesen wäre. Was die Freude anlangte, so erfuhr ich sie an mir natürlich erst etwas später, als ich schon im Hotel, allein und wieder ich selbst geworden war. Es ist mit solchen Freuden wie mit Photographien. Was man in Gegenwart der Geliebten aufnimmt, ist nur ein Negativ, man entwickelt es später, wenn man zu Hause ist und wieder über die Dunkelkammer im Inneren verfügt, deren Eingang, solange man andere Menschen sieht, »vernagelt« ist.

Das Wissen um meine Freude wurde zwar auf diese Weise für mich um ein paar Stunden hinausgeschoben, doch kam mir die Bedeutung des Vorstellungsaktes sofort zum Bewußtsein. Mögen wir uns auch im Augenblick eines solchen Bekanntwerdens noch so sehr plötzlich als Inhaber eines uns zuteil gewordenen »Bons« für künftige Freuden fühlen, hinter dem wir seit Wochen hergelaufen sind, so werden wir uns doch auch bewußt, daß seine Aushändigung an uns nicht nur quälenden Bemühungen – was uns freilich mit Genugtuung erfüllen müßte – ein Ende bereitet, sondern auch dem Bestehen eines gewissen Wesens, das unsere Phantasie abgewandelt und unsere angstvolle Befürchtung, wir möchten es niemals kennenlernen, bedeutend vergrößert hatte. In dem Au-

genblick, da unser Name aus dem Mund des Vorstellenden hervorgeht, besonders sofern er, wie jetzt durch Elstir, von schmeichelhaften Kommentaren begleitet ist – diesem weihevollen Augenblick, der demjenigen gleicht, da ein Geist in einem Märchenspiel eine Person in eine andere verwandelt –, entschwindet uns diejenige, der wir uns nähern wollten; wie sollte sie auch sie selbst bleiben, da – kraft der Aufmerksamkeit, die die Unbekannte auf unseren Namen und unsere Person verwenden muß – in den noch gestern ins Unendliche gerichteten Augen (denen, wie wir glaubten, die unsrigen, umherirrend, schweifend, verzweifelnd, nach allen Richtungen gleitend, niemals begegnen könnten) der bewußte Blick, der für uns nicht zu ermittelnde Gedanke, den wir darin suchten, auf wunderbare Weise und doch ganz einfach durch unser eigenes Bild ersetzt worden ist, das da, wie auf den Grund eines lächelnden Spiegels, aufgemalt erscheint? Wenn unser eigenes Verkörpertwerden in dem, was uns ganz und gar von uns verschieden schien, die Person, der wir vorgestellt worden sind, mehr als alles zu verändern vermag, bleibt die Gestalt dieser Person doch immer noch ziemlich verschwommen, und wir können uns fragen, ob sie ein Gott, ein Tisch oder ein Tiegel sein wird.[1] Doch ebenso geschickt wie jene Zeroplastiker, die in fünf Minuten vor unseren Augen eine Büste entstehen lassen, werden die paar Worte, die die Unbekannte uns sagt, diese Gestalt genauer umreißen und ihr etwas Endgültiges geben, das alle Hypothesen ausschließt, deren Spielball unser Verlangen und unsere Einbildungskraft noch am Vortag waren. Gewiß war Albertine für mich schon vor dieser Nachmittagseinladung nicht mehr so ganz das reine Phantom, würdig, uns unser ganzes Leben lang heimzusuchen, wie es eine Vorübergehende bleiben wird, von der wir gar nichts wissen und die wir kaum richtig gesehen haben. Ihre Verwandtschaft mit Madame Bontemps hatte jene wunderbaren Hypothesen bereits eingeschränkt, indem sie eine der Richtungen verlegte, nach der diese sich hätten weiter ausbreiten können. In dem

Maße, wie ich dem jungen Mädchen näherkam und sie besser kennenlernte, vollzog sich die Bekanntschaft mit ihr durch einen Subtraktionsprozeß, denn jeder einzelne der durch Phantasie und Verlangen bestimmten Teile ihres Wesens wurde durch eine Kenntnis ersetzt, die unendlich viel weniger wert war, eine Kenntnis, zu der allerdings im Bereich des Lebens etwas hinzukam: eine Art Äquivalent dessen, was Finanzgesellschaften nach Einlösung der Stammaktien ausgeben und was man Genußschein nennt. Ihr Name, ihre Verwandtschaft waren die ersten Schranken für meine Vermutungen. Die Liebenswürdigkeit, die sie entfaltete, während ich von ganz nahem nunmehr den kleinen Schönheitsfleck auf der Wange unterhalb des Auges wiederfinden konnte, war eine weitere Beschränkung; endlich fiel mir noch ihr Gebrauch des Adverbs »vollkommen« an Stelle von »ganz« auf, als sie nämlich von zwei verschiedenen Personen sagte, die eine sei »vollkommen verrückt, aber doch sehr nett« und von jemand anderem, er sei ein »vollkommen gewöhnlicher, vollkommen langweiliger Mensch«. So wenig erfreulich nun auch dieser Gebrauch des Wortes »vollkommen« sein mag, bezeichnet er doch einen gewissen Grad von Zivilisiertheit und Kultur, deren ich die radfahrende Bacchantin, die orgiastische Muse des Golfspiels nicht für fähig gehalten hätte. Das hindert im übrigen auch nicht, daß Albertine nach dieser ersten Verwandlung noch mehrmals für mich eine andere werden sollte. Die Vorzüge und Fehler, die ein Mensch zuvorderst auf seinem Gesicht zur Schau trägt, ordnen sich zu einem ganz anderen Gebilde, wenn wir ihn von einer neuen Seite her ansehen – so wie in einer Stadt die auf einer Linie verteilten Bauwerke von einem anderen Blickpunkt aus staffelförmig nach der Tiefe angeordnet sind und sich in ihren Größenverhältnissen zueinander verschieben. Zunächst einmal fand ich, daß Albertine aus der Nähe gesehen eher befangen wirkte als erbarmungslos; sie schien mir eher wohlanständig als ungezogen, nach solchen Äußerungen zu schließen wie »sie führt sich schlecht

auf, sie führt sich ziemlich komisch auf«, mit denen sie alle jungen Mädchen bedachte, die ich vor ihr erwähnte; endlich war jetzt auch noch der Teil ihres Gesichts, der unwillkürlich die Blicke auf sich zog, eine gerötete Schläfe, die nicht sehr schön aussah, und nicht mehr jener seltsame Blick, an den ich bis dahin so oft zurückgedacht hatte. Indessen war dies nur ein zweiter Eindruck, und sicher gab es noch andere, die ich nacheinander würde verarbeiten müssen. So könnte man nur, nachdem man nicht ohne tastende Versuche solche anfänglichen optischen Irrtümer erkannt hat, zu einer genauen Kenntnis eines Wesens gelangen, wenn diese Kenntnis überhaupt möglich wäre. Doch sie ist es nicht; denn während das Bild, das wir von ihnen haben, sich allmählich berichtigt, wandelt sich auch das Wesen, das kein bewegungsloser Punkt in unserem Objektiv ist; wir glauben es wieder einzufangen, und schon verschiebt es sich wieder; wenn wir es endlich klarer zu sehen meinen, ist uns nur gelungen, die alten Bilder, die wir von ihm in uns aufgenommen hatten, deutlicher wahrzunehmen; doch sie stellen jenes Wesen nicht mehr dar.

Dennoch ist trotz der unvermeidlichen Enttäuschungen, die er uns bringen wird, ein solcher Schritt in der Richtung auf das, was man nur halb erschaut hat, aber sich in aller Muße zunächst einmal hat vorstellen können, der einzige, der zuträglich für die Sinne ist und deren Hunger wach erhält. Von welcher trüben Langeweile muß das Leben der Menschen erfüllt sein, die aus Trägheit oder Schüchternheit sich unmittelbar im Wagen zu Freunden begeben, die sie kennenlernten, ohne zuvor von ihnen geträumt zu haben, und niemals auf der Fahrt bei dem zu verweilen wagen, was sie sich eigentlich wünschen!

Ich kehrte in Gedanken an die Nachmittagseinladung nach Hause zurück, sah vor mir das Mokkaeclair, das ich erst aufgegessen hatte, bevor ich mich von Elstir zu Albertine führen ließ, die Rose, die ich dem alten Herrn geschenkt hatte, all die ohne unser Wissen von den Umständen ausgewählten Dinge,

die für uns mit ihrer einmaligen und zufälligen Konstellation das Bild einer ersten Begegnung bestimmen. Dieses Bild glaubte ich dann aber von einem ganz anderen, weit von mir entfernten Blickpunkt aus zu betrachten, als mir klar wurde, daß es nicht nur für mich existiert hatte. Als ich nämlich einige Monate später mit Albertine über den ersten Tag unserer Bekanntschaft sprach, rief sie mir zu meinem großen Erstaunen das Mokkaeclair in Erinnerung, auch die Blume, die ich verschenkt hatte, kurz alles, von dem ich glaubte, es sei, ich kann nicht einmal sagen wichtig nur für mich, sondern überhaupt nur von mir bemerkt worden, wovon ich aber jetzt in der Vorstellungswelt Albertines eine Abschrift, eine Fassung entdeckte, deren Vorhandensein ich nicht vermutet hatte. Schon an jenem ersten Tag, als ich auf dem Heimweg das Erinnerungsbild betrachtete, das ich in mir trug, erkannte ich, welch ein Taschenspielertrick hier kunstgerecht ausgeführt worden war und wie ich mich einen Augenblick lang mit einer Person unterhalten hatte, die, ohne daß sie das geringste von jener hatte, der ich so lange am Meeresstrand folgte, mit gauklerhafter Fingerfertigkeit dieser untergeschoben war. Ich hätte es übrigens von vornherein erraten können, denn das junge Mädchen vom Strand war ja von mir gefertigt worden. Da ich sie aber in meinen Gesprächen mit Elstir nun einmal mit Albertine identifiziert hatte, fühlte ich trotzdem die moralische Verpflichtung, die einer nur vorgestellten Albertine gemachten Liebesversprechungen nunmehr gegenüber der anderen zu erfüllen. Wie einer, der sich durch Stellvertretung verlobt und sich danach verpflichtet fühlt, den vertretenden Teil zu ehelichen. Wenn übrigens, wenigstens einstweilen, aus meinem Leben eine Beängstigung entschwunden war, zu deren Beschwichtigung bereits die wohlanständigen Manieren, der Ausdruck »vollkommen« und die entzündete Stelle an der Schläfe genügt hatten, so weckte diese Erinnerung doch in mir eine andere Art von Verlangen, das, wiewohl sanft und keineswegs quälend, gleich einem geschwisterlichen Gefühl,

auf die Dauer doch ebenso gefährlich werden konnte, indem es mich unentwegt wünschen ließ, diese neue Person zu küssen, deren korrekte Umgangsformen, Schüchternheit und unerwartete Umgänglichkeit den nutzlosen Lauf meiner Phantasie hemmten, dafür aber einer gerührten Dankbarkeit Raum gaben. Da außerdem die Erinnerung sogleich beginnt, Aufnahmen herzustellen, die unabhängig voneinander bestehen, und jede Verbindung, jede fortschreitende Ordnung zwischen den vorgestellten Szenen zu verhindern weiß, hebt innerhalb der Sammlung, die sie uns vorlegt, die letzte nicht notwendigerweise die vorhergehenden auf. Gegenüber der unbedeutenden und rührenden Albertine, mit der ich gesprochen hatte, sah ich die geheimnisvolle vor dem Meer als Hintergrund. Beide waren jetzt Erinnerungen, das heißt Bilder, von denen mir das eine nicht wahrer schien als das andere. Um aber das Kapitel dieser ersten Vorstellung abzuschließen: als ich den kleinen Schönheitsfleck auf der Wange unter dem Auge suchte, erinnerte ich mich daran, daß ich bei Elstir am Fenster, als Albertine gegangen war, diesen Fleck auf ihrem Kinn gesehen hatte. Ich war mir eben bei ihrem Anblick des Vorhandenseins eines solchen Schönheitsflecks bewußt, doch meine umherirrende Erinnerung siedelte ihn auf Albertines Gesicht einmal an dieser und einmal an jener Stelle an.

Wie enttäuscht ich auch war, in Mademoiselle Simonet ein von allen mir bekannten so wenig sich unterscheidendes Mädchen gefunden zu haben, sagte ich mir doch – ebenso wie meine Enttäuschung über die Kirche von Balbec meinen Wunsch nicht beeinträchtigte, nach Quimperlé, Pont-Aven oder nach Venedig zu gehen –, daß ich durch Albertine wenigstens, wenn sie schon selbst meinen Erwartungen nicht entsprach, ihre Freundinnen, die kleine Schar, kennenlernen könnte.

Ich glaubte erst, es werde mir nicht gelingen. Da sie ebenso wie ich noch sehr lange in Balbec bleiben würde, hatte ich gefunden, das Beste sei, sich nicht um eine Begegnung mit ihr

zu bemühen, sondern ruhig abzuwarten, bis die Gelegenheit sich bot. Doch wenn diese sich alle Tage ergäbe, stand sehr zu befürchten, daß Albertine sich damit begnügen würde, von fern meinen Gruß zu erwidern, der in diesem Fall, täglich während der ganzen Saison wiederholt, mich nicht würde weiterbringen können.

Kurz darauf wurde ich eines Morgens, als es geregnet hatte und beinahe kalt war, auf der Strandpromenade von einem jungen Mädchen mit Barett und Muff angesprochen, das so anders aussah als diejenige, die ich bei Elstirs kleiner Gesellschaft getroffen hatte, daß es für den Geist eine fast unerfüllbare Zumutung schien, ein und dieselbe Person in ihr zu erkennen; es gelang mir zwar, aber erst nach einer Sekunde überraschten Staunens, das, glaube ich, Albertine nicht entging. Da ich mich andererseits in diesem Augenblick der »guten Manieren« erinnerte, die mir so aufgefallen waren, setzten mich jetzt umgekehrt der rüde Ton und ihr ganzes, der »kleinen Schar« angepaßtes Gehaben in Erstaunen. Zudem war die Schläfe nicht mehr der zentrale und beruhigende Blickpunkt in ihrem Gesicht, entweder weil ich mich auf ihrer anderen Seite befand oder weil das Barett die Stelle bedeckte oder die Entzündung eben nicht chronisch war. »Was für ein Wetter!« sagte sie. »Im Grunde ist das mit dem ewigen Sommer in Balbec doch nur blödes Gerede. Sie tun wohl hier überhaupt gar nichts, wie? Sie lassen sich weder auf dem Golfplatz blicken noch bei den Kasinobällen; reiten tun Sie offenbar auch nicht. Das muß ja furchtbar langweilig für Sie sein! Finden Sie nicht, daß man vollkommen verdummt, wenn man immer am Strand hockt? Aha, Sie räkeln sich gern in der Sonne, was? Sie haben ja Zeit im Überfluß. Na, ich sehe jedenfalls, Sie sind nicht wie ich. Ich schwärme nämlich für alles, was Sport ist! Bei den Sogne-Rennen[1] sind Sie wohl auch nicht gewesen? Wir sind mit der Tramway hingefahren, das verstehe ich ja allerdings, daß diese Schneckenpost Sie nicht reizt! Wir haben zwei Stunden gebraucht! Mit meinem

Drahtesel wäre ich dreimal hin- und zurückgekommen.« Ich, der ich Saint-Loup bewundert hatte, als er ganz natürlich die lokale Kleinbahn wegen ihres gewundenen Dahinkriechens als »Blindschleiche« bezeichnet hatte, fühlte mich jetzt durch die Leichtigkeit eingeschüchtert, mit der Albertine von »Tramway« und »Schneckenpost« sprach. Ich spürte ihre Meisterschaft in der Wortwahl auf einem Gebiet, auf dem sie, wie ich fürchtete, meine Unterlegenheit verachtungsvoll feststellen würde. Dabei hatte sich mir der Reichtum an Synonymen, über den die kleine Schar zur Bezeichnung der Kleinbahn verfügte, noch nicht offenbart. Beim Sprechen hielt Albertine den Kopf unbeweglich still, spannte die Nasenflügel und machte einen spitzen Mund. Daraus ergab sich ein schleppender, nasaler Tonfall, bei dem vielleicht eine ererbte provinzielle Gewohnheit, jugendliches, geziertes Nachahmen des britischen Phlegmas, der Unterricht einer Erzieherin aus dem Ausland und eine hypertrophe Schwellung der Nasenschleimhaut eine Rolle spielen mochten. Diese Sprechweise, die sie übrigens bald wieder aufgab, wenn sie die Leute besser kannte und in ihre natürliche Kindlichkeit zurückverfiel, hätte für unerfreulich gelten können. Doch sie war eigentümlich und entzückte mich. Jedesmal, wenn ich sie ein paar Tage lang nicht getroffen hatte, sprach ich mir mit Genuß die Worte: »Sie lassen sich nie auf dem Golfplatz blicken« in dem gleichen näselnden Tonfall, mit dem sie selbst sie gesagt hatte, und in ihrer ganz geraden, den Kopf unbeweglich lassenden Haltung vor. Ich hatte dann das Gefühl, es gebe keinen begehrenswerteren Menschen als sie.

Wir bildeten an diesem Morgen eines jener Paare, mit denen die Strandpromenade hier und da punktiert war, die zusammentrafen, anhielten, gerade lang genug, um ein paar Worte auszutauschen, und dann wieder getrennt nach verschiedenen Richtungen weitergingen. Ich benutzte jene Reglosigkeit, um endgültig zu ermitteln und mir einzuprägen, wo der Schönheitsfleck saß. Ebenso wie ein Thema aus der Sona-

te von Vinteuil, das mich entzückt hatte und das in meinem Gedächtnis zwischen dem Andante und dem Finale hin und her schwankte bis zu dem Tag, da ich es anhand der Partitur im Scherzo entdecken und ihm in meiner Erinnerung seinen unverrückbaren Platz zuweisen konnte, blieb der kleine Schönheitsfleck, den ich mir abwechselnd auf der Wange und auf dem Kinn vorgestellt hatte, nun für alle Zeiten über der Oberlippe gleich unter der Nase stehen. So begegnen wir auch staunend Versen, die wir auswendig können, in einem Stück, in dem wir sie nicht vermutet hätten.

Als solle vor der Kulisse des Meeres in der unbegrenzten Fülle und Vielheit seiner Formen jenes ganze reiche Schauspiel inszeniert werden, das der schöne Vorbeizug der gleichzeitig golden und rosig strahlenden, von Sonne und Wind gebräunten Jungfrauen darstellte, tauchte in diesem Augenblick die Gruppe von Albertines Freundinnen auf – mit den schönen Beinen, den geschmeidigen Körpern, und doch alle gänzlich voneinander verschieden – und bewegte sich auf einer parallelen, dem Meer etwas näher liegenden Bahn in unserer Richtung. Ich bat Albertine um die Erlaubnis, sie ein Stück zu begleiten. Leider begnügte sie sich damit, ihnen mit der Hand zuzuwinken. »Aber Ihre Freundinnen werden sich beschweren, wenn Sie sie allein lassen«, sagte ich in der Hoffnung, wir würden zusammen ein Stück spazierengehen. Ein junger Mann mit regelmäßigen Zügen trat, zwei Tennisschläger in der Hand, zu uns heran. Es war der Bakkaratspieler, über dessen Leichtsinn die Frau des Gerichtspräsidenten sich nicht beruhigen konnte. Mit kühler, unbewegter Miene, die er wahrscheinlich für das Letzte an Vornehmheit hielt, sagte er Albertine guten Tag. »Kommen Sie vom Golfplatz, Octave?« fragte sie ihn. »Wie ist es gegangen? Waren Sie gut in Form?« – »Ach, scheußlich, scheußlich«, sagte er, »ich hatte so ein Pech.« – »War Andrée auch da?« – »Ja, sie hat siebenundsiebzig gemacht.«[1] – »Oho, das ist ja ein Rekord.« – »Gestern sind es bei mir zweiun-

dachtzig geworden.« Er war der Sohn eines sehr reichen Industriellen, der eine ziemlich bedeutende Rolle bei der bevorstehenden Weltausstellung[2] spielen sollte. Ich war erstaunt, in welchem Grad sich bei diesem jungen Mann und den anderen sehr wenig zahlreichen männlichen Freunden der jungen Mädchen die Kenntnis alles dessen, was die Kleidung und die Art, sie zu tragen, Zigarren, Bargetränke, Pferde betraf – er war in diese Dinge bis in die kleinsten Details eingeweiht, und mit stolzer Unfehlbarkeit erreichte er in dieser Hinsicht etwas wie die schweigsame Bescheidenheit des großen Gelehrten –, isoliert von allem anderen, ohne die geringste Entsprechung auf dem Gebiet der Kultur des Geistes, entwickelt hatte. Er zögerte keinen Augenblick, wenn es sich darum handelte, ob bei dieser oder jener Gelegenheit ein Smoking oder ein Pyjama angebracht sei, hatte aber keine Ahnung davon, in welchem Fall man ein bestimmtes Wort verwenden kann oder nicht, ja nicht einmal von den einfachsten Regeln der französischen Sprache. Die Diskrepanz zwischen diesen beiden Bereichen der Kultur war offenbar genauso schon bei seinem Vater vorhanden, der als Präsident des Hauseigentümerverbandes von Balbec in einem offenen Brief an die Wähler, den er an allen Mauern anschlagen ließ, die folgende Wendung gebrauchte: »Ich habe den Bürgermeister aufsuchen wollen, um mit ihm davon zu sprechen, doch hat er meine gerechten Beschwerden nicht zu Worte kommen lassen.« Octave heimste im Kasino bei sämtlichen Boston- und Tangowettbewerben Preise ein, woraufhin er, wenn er gewollt hätte, in jenem »Seebadmilieu«, in dem die jungen Mädchen nicht nur im übertragenen Sinn ihren »Tänzer« heiraten, eine nette Partie hätte machen können. Er zündete sich eine Zigarre an und sagte dabei zu Albertine gewendet: »Sie erlauben doch«, in dem Ton, mit dem jemand die Erlaubnis erbittet, während eines Gespräches noch rasch eine dringende Arbeit erledigen zu dürfen. Denn er mußte immer »etwas zu tun haben«, obwohl er übrigens nie etwas tat. Da völliges Nichtstun aber die

gleichen Wirkungen hervorbringt wie übertriebenes Arbeiten, und zwar sowohl auf psychischem wie auf körperlichem Gebiet, hatte die unaufhörliche Abwesenheit jedes geistigen Impulses hinter der Denkerstirn des bewußten Octave den Effekt, ihn trotz seiner nach außen hin zur Schau getragenen Ruhe mit einem völlig unergiebigen Denkbedürfnis zu erfüllen, das ihn des Nachts am Schlaf hinderte, wie es einem überarbeiteten, mit metaphysischen Problemen ringenden Philosophen hätte widerfahren können.

In dem Gedanken, daß ich bei näherer Bekanntschaft mit ihren Freunden die jungen Mädchen häufiger würde sehen können, war ich schon fast im Begriff, mich ihm vorstellen zu lassen. Ich sagte es zu Albertine, sobald er mit den Worten: »Scheußlich, scheußlich, so ein Pech«, sich empfohlen hatte. Ich glaubte, ihr damit nahezulegen, sie solle es doch das nächstemal tun. »Aber hören Sie mal«, rief sie aus, »ich kann Sie doch nicht mit einem Gigolo bekannt machen! Es wimmelt hier nämlich von Gigolos. Aber mit Ihnen könnten solche Leute kein Gespräch führen. Der hier spielt sehr gut Golf, aber das ist auch alles. Soviel weiß ich jedenfalls, Ihr Fall wäre er überhaupt nicht.« – »Ihre Freundinnen werden sich beklagen, wenn Sie sich gar nicht um sie kümmern«, sagte ich noch einmal in der Hoffnung, sie werde mir vorschlagen, mit ihr zusammen zu den anderen zu gehen. »Ach wo, die brauchen mich nicht.« Wir stießen auf Bloch, der mich mit einem wissenden, anzüglichen Lächeln grüßte, dann aber, befangen durch die Gegenwart Albertines, die er nicht kannte oder doch wenigstens »nur vom Sehen« kannte, mit einer steifen, ablehnenden Bewegung den Kopf auf die Brust herabsenkte. »Wer ist denn dieser ungeschliffene Kerl?« fragte mich Albertine. »Ich weiß nicht, weshalb er mich grüßt, er kennt mich doch gar nicht. Ich habe ihn deshalb auch nicht wiedergegrüßt.« Ich hatte keine Zeit, Albertine zu antworten, denn Bloch kam geradenwegs auf mich zu: »Entschuldige, wenn ich störe, aber ich möchte dir doch sagen, daß ich morgen nach Doncières

fahre! Ich kann nicht länger warten, ohne unhöflich zu sein. Ich frage mich schon, was de Saint-Loup-en-Bray von mir denken mag. Laß dir also sagen, daß ich jedenfalls den Zug um zwei Uhr benutze; tu du, was du willst.« Ich aber dachte nur noch daran, wie ich Albertine wiedersehen und versuchen könnte, ihre Freundinnen kennenzulernen, und Doncières, wohin sie nicht gingen und von wo ich erst zurückkäme, wenn sie den Strand schon verlassen hatten, kam mir vor wie ein Ort am anderen Ende der Welt. Ich sagte also Bloch, es sei mir unmöglich, zu fahren. »Gut, dann fahre ich eben allein. Ich werde Saint-Loup – um seinem Klerikalismus zu schmeicheln – die törichten Alexandriner des Herrn Arouet vortragen:

Apprends que mon devoir ne dépend pas du sien;

Qu'il y manque, s'il veut; je dois faire le mien. [1]

Auf seinem Sinn der Pflicht darf nicht der meine ruhn;

Genügt er seiner nicht, muß ich doch meine tun.«

»Ich gebe zu, er ist ein ganz hübscher Junge«, sagte Albertine zu mir,»aber ich kann gar nicht sagen, wie widerwärtig er mir ist!«

Ich hatte nie daran gedacht, daß Bloch ein hübscher Junge sein könnte; er war es in der Tat. Mit seinem etwas stark gebauten Kopf, seiner kräftig gebogenen Nase, seinen äußerst gescheiten Zügen, denen man zugleich ansah, wie überzeugt er von seiner Gescheitheit war, hatte er eigentlich ein angenehmes Gesicht. Daß er jedoch Albertine gefallen könnte, war

unmöglich. Das mochte vielleicht mit ihren schlechten Seiten zusammenhängen, mit der Härte, der Fühllosigkeit der kleinen Schar, ihrer Grobheit gegenüber allem, was nicht sie selbst war. Übrigens ließ später, als ich die beiden miteinander bekannt gemacht hatte, Albertines Abneigung nicht nach. Bloch gehörte Kreisen an, in denen zwischen dem Spott, den man mit der feinen Gesellschaft treibt, und dem daneben bestehenden Respekt vor den guten Sitten, wie ihn ein Mann, der »auf sich hält«, haben soll, gewissermaßen ein besonderer Kompromiß geschlossen wird, der sich von den Gepflogenheiten der feinen Gesellschaft unterscheidet und dabei zugleich eine besonders aufreizende Spielart mondänen Auftretens darstellt. Machte man Bloch mit einem anderen Menschen bekannt, so verbeugte er sich mit einer Miene, in der sich skeptisches Grinsen mit übertriebener Hochachtung mischte, und wenn es ein Mann war, sagte er »Ich bin entzückt, mein Herr« mit einer Stimme, der man außer der Ironie über die eben gesprochenen Worte auch das Bewußtsein anhörte, jemandem zu gehören, der kein Rüpel ist. Nachdem er so jeweils die erste Sekunde einem Brauch widmete, den er einhielt und zugleich verspottete (wie er zum Beispiel am 1. Januar sagte: »Ein gutes und glückliches wünsch' ich Ihnen«), setzte er gleich hinterher eine listige, übergescheite Miene auf und brachte irgendwelche »ausgeklügelten Dinge« vor, in denen meist viel Wahrheit steckte, die aber Albertine »auf die Nerven gingen«. Als ich ihr an diesem ersten Tag sagte, er heiße Bloch, bemerkte sie: »Das habe ich mir doch gedacht, daß das ein Itzig ist. Ganz typisch: aufdringlich wie eine Wanze.« Im übrigen sollte Bloch später Albertine auch noch auf andere Weise mißfallen. Wie viele Intellektuelle konnte er einfache Dinge nicht einfach sagen. Er versah sie mit einem preziös gewählten Adjektiv und verallgemeinerte dann. Es verstimmte Albertine, die nicht gern hatte, daß man sich mit ihrem Tun und Lassen beschäftigte, wenn Bloch, als sie sich den Fuß verstaucht hatte und Ruhe halten mußte, erklärte: »Sie ist auf der

Chaiselongue, aber dank der Gabe der Ubiquität auch bei allfälligen Golf- und etwaigen Tennispartien anzutreffen.« Das war zwar nur »Literatur«, hätte aber genügt, um Albertine – wegen der ihr möglicherweise daraus erwachsenden Unannehmlichkeiten bei Leuten, denen sie eine Einladung abgesagt hatte, weil sie sich nicht rühren könne – auf das Gesicht und auf die Stimme eines Burschen, der so etwas sagte, allergisch werden zu lassen. Wir trennten uns, Albertine und ich, nachdem wir ausgemacht hatten, uns einmal zu einem gemeinsamen Ausgang zu treffen. Ich hatte mit ihr gesprochen, ohne zu wissen, wohin meine Worte fielen und wie sie aufgenommen würden, ganz als wenn ich Kieselsteine in einen bodenlosen Abgrund geworfen hätte. Daß unsere Reden gewöhnlich von der Person, an die wir uns wenden, mit einem Sinn erfüllt werden, den diese ihrem eigenen Wesen entnimmt und der höchst verschieden von dem ist, den wir selber in diese Worte gelegt haben, ist eine Tatsache, die das tägliche Leben uns unaufhörlich lehrt. Wenn wir uns aber außerdem noch in Gegenwart eines Menschen befinden, dessen Erziehung (wie es für mich bei Albertine der Fall war) uns völlig unbekannt und unvorstellbar ist wie auch seine Neigungen, seine Lektüre, seine Prinzipien, wissen wir nicht, ob unsere Worte etwas in ihm wecken, was ihnen stärker entspricht als im Falle eines Tieres, dem wir trotzdem gewisse Dinge begreiflich machen wollen. So kam es, daß der Versuch, mich mit Albertine anzufreunden, mir wie eine Berührung mit dem schlechthin Unbekannten, ja Unmöglichen erschien, ebenso schwierig wie das Zureiten eines Pferdes, ebenso erholsam wie das Züchten von Bienen oder Rosen.

Ein paar Stunden zuvor hatte ich noch geglaubt, Albertine werde meinen Gruß nur von fern erwidern. Nun hatten wir uns nach Verabredung eines gemeinsamen Ausflugs getrennt. Ich nahm mir vor, Albertine gegenüber bei unserer nächsten Begegnung kecker aufzutreten, und legte mir (jetzt, da ich voll und ganz den Eindruck hatte, daß sie ziemlich leichtfertig

sei) im voraus einen Plan zurecht, was ich ihr alles sagen und was alles an Freuden ich mir von ihr erbitten würde. Doch der Geist unterliegt wechselnden Einflüssen ebensosehr wie die Pflanze, wie die Zelle oder wie ein chemisches Element, und das Milieu, in dem er beim Eintauchen eine Änderung erfährt, wird durch die Umstände, durch einen neuen Rahmen gebildet. Anders geworden durch die Tatsache ihrer Gegenwart, sagte ich, als ich dann wieder mit Albertine zusammen war, zu ihr etwas ganz anderes, als ich mir vorgenommen hatte. Dann wieder erinnerte ich mich an die gerötete Schläfe und fragte mich, ob Albertine nicht eine Freundlichkeit höher einschätzen würde, deren Uneigennützigkeit ihr klar würde. Endlich schüchterten mich gewisse Blicke, eine bestimmte Art ihres Lächelns ein. Sie konnten ein Ausfluß leichter Sitten oder auch nur der etwas törichten Heiterkeit eines mutwilligen, doch im Grunde ehrenhaften jungen Mädchens sein. Der gleiche Ausdruck, ob physiognomisch oder sprachlich, ließ verschiedene Deutungen zu; ich zögerte wie ein Schüler bei den Schwierigkeiten einer Übersetzung aus dem Griechischen.

Jenes Mal stießen wir fast sofort auf die Große, Andrée, diejenige, die über den alten Herrn hinweggesprungen war; Albertine mußte mich mit ihr bekannt machen. Ihre Freundin hatte ungewöhnlich helle Augen; es war, als schaute man in einer dunklen Wohnung durch die offene Tür in ein vom Licht der Sonne und vom grünlichen Widerschein des glitzernden Meeres durchtränktes Zimmer.

Fünf Herren kamen vorbei, die ich vom Sehen gut kannte, seitdem ich in Balbec war. Oft hatte ich mich gefragt, wer sie sein mochten. »Das sind keine sehr schicken Leute«, meinte Albertine mit geringschätzigem Lächeln. »Der kleine Alte mit den gelben Handschuhen sieht doch komisch aus, ist doch toll hergerichtet, was? Das ist der Zahnarzt von Balbec, sonst ein ganz ordentlicher Mann; der Dicke ist der Bürgermeister, nicht der ganz kleine Dicke – den müssen Sie auch schon ge-

sehen haben, das ist der Tanzmeister aus dem Kasino, er ist spießig, uns kann er nicht leiden, weil wir zuviel Lärm machen, seine Stühle demolieren und ohne Teppich tanzen wollen, er gibt uns deshalb auch niemals einen Preis, obwohl wir die einzigen sind, die hier tanzen können. Der Zahnarzt ist ein ganz braver Mann, ich hätte ihm guten Tag gesagt, um den Tanzmeister zu ärgern, aber ich konnte nicht, weil Monsieur de Sainte-Croix bei ihnen ist, der dem Senat angehört; er kommt aus einer sehr guten Familie, hat sich aber von den Republikanern kaufen lassen; kein Mensch, der auf sich hält, grüßt ihn noch. Er kennt meinen Onkel, weil der in der Regierung ist, aber meine übrige Familie schaut ihn nicht mehr an. Der Magere mit dem Regenmantel ist der Dirigent des Kurorchesters. Was, den kennen Sie nicht? Er ist einfach göttlich! Haben Sie nicht die *Cavalleria rusticana* [1] gehört? Ach, das finde ich ideal! Heute abend gibt er ein Konzert, aber wir können nicht hingehen, weil es im Rathaussaal ist. Im Kasino machte es nichts, aber im Rathaussaal, aus dem das Kruzifix entfernt worden ist[1] – Andrées Mutter träfe der Schlag, wenn wir dort hingingen. Sie werden mir zwar entgegenhalten, daß ja der Mann meiner Tante in der Regierung ist. Aber was wollen Sie, Tante ist Tante. Ich liebe sie übrigens deshalb noch nicht! Sie hat immer nur den Wunsch gehabt, mich irgendwie loszuwerden. Die Frau, die wirklich wie eine Mutter zu mir gewesen ist und von der das doppelt verdienstvoll war, weil sie ja nicht meine Mutter war, ist eine Freundin, aber die liebe ich dafür auch wie eine Mutter. Ich werde Ihnen gelegentlich eine Photographie von ihr zeigen.« Wir wurden einen Augenblick unterbrochen, denn der Golfchampion und Bakkaratspieler Octave kam und begrüßte uns. Ich glaubte, etwas Gemeinsames zwischen ihm und mir entdeckt zu haben, denn aus dem Gespräch ging hervor, daß er mit den Verdurins verwandt und bei ihnen recht gern gesehen sei. Aber er sprach mit Verachtung von den berühmten Mittwochabenden, bemerkte, Verdurin sei der Gebrauch des Smokings unbekannt

und es sei denn doch eher peinlich, wenn man ihm in gewissen Music-Halls begegnete, wo man sich lieber nicht mit »Tag, kleiner Bengel« von einem Herrn begrüßt gesehen hätte, der eine Jacke und eine schwarze Krawatte trug wie ein Provinznotar. Dann ließ Octave uns wieder allein, und bald darauf verabschiedete sich auch Andrée, die vor der kleinen Villa, in der die Ihren wohnten, angekommen war, ohne daß sie auf dem ganzen Spaziergang ein Wort zu mir gesagt hatte. Ich bedauerte ihr Verschwinden um so mehr, als, während ich Albertine gegenüber bemerkte, ihre Freundin verhalte sich ziemlich kühl zu mir, und bei mir selbst die Schwierigkeit, die Albertine mit dem Herstellen einer Verbindung zwischen mir und ihren Freundinnen zu haben schien, mit der Feindseligkeit verglich, auf die bei ihnen Elstir mit der Erfüllung meines Wunsches an jenem ersten Tag gestoßen zu sein schien, zwei junge Mädchen vorüberkamen, die ich grüßte: die Demoiselles d'Ambresac; auch Albertine sagte ihnen guten Tag.

Ich meinte, mein Ansehen bei Albertine werde dadurch gewinnen. Sie waren die Töchter einer Verwandten von Madame de Villeparisis, die auch mit Madame de Luxembourg bekannt war. Monsieur und Madame d'Ambresac, die eine kleine Villa in Balbec besaßen und außerordentlich reich waren, führten ein denkbar einfaches Leben, der Mann trug stets die gleiche Jacke, die Frau ein dunkles Kleid. Alle beide grüßten meine Großmutter jeweils höchst ehrerbietig, doch führte das zu keiner weiteren Annäherung. Die sehr hübschen Töchter zogen sich eleganter an, es war aber eine städtische Eleganz, die an die See nicht recht paßte. Mit ihren langen Kleidern und großen Hüten sahen sie aus, als gehörten sie einer anderen Menschenart an als Albertine. Diese wußte sehr gut, wer die beiden waren. »Ah! Sie kennen die kleinen d'Ambresacs? Na, da kennen Sie aber sehr feine Leute. Übrigens sind sie sehr einfach«, setzte sie hinzu, als ob das ein Widerspruch wäre. »Sie sind sehr nett, aber so wohlerzogen, daß sie nicht ins Kasino dürfen, besonders unseretwegen

nicht, weil wir uns schlecht benehmen. Sie gefallen Ihnen? Na, das ist Geschmackssache. Es sind nichts als weiße Gänschen. Das kann seinen Reiz haben. Wenn Sie für weiße Gänschen schwärmen, dann sind Sie dort an der richtigen Adresse. Die scheinen damit gefallen zu können, denn eine von ihnen ist schon verlobt mit einem Marquis de Saint-Loup. Die Jüngere ist sehr traurig darüber, denn sie war in den jungen Mann verliebt. Mich regt schon ihre Art mit spitzem Mund zu sprechen auf. Und außerdem ziehen sie sich so lächerlich an. Sie gehen in seidenen Kleidern zum Golf. In ihrem Alter sind sie schon anspruchsvoller gekleidet als manche älteren Damen, die sich zu kleiden verstehen. Schauen Sie Madame Elstir an, das ist eine elegante Frau.« Ich antwortete, daß Madame Elstir mir sehr einfach in ihrer Kleidung vorgekommen sei. Albertine lachte. »Sie ist tatsächlich sehr einfach angezogen. Aber einfach himmlisch. Und um das zu erreichen, was Sie einfach nennen, gibt sie ein Wahnsinnsgeld aus.« Die Kleider von Madame Elstir wurden von denen gar nicht bemerkt, die keinen sicheren und maßvollen Geschmack in Dingen der Kleidung hatten. Mir selbst ging dieser Geschmack ab. Elstir besaß ihn im höchsten Grade, wenn man Albertine Glauben schenken wollte. Ich hatte weder das geahnt noch daß die eleganten, aber einfachen Dinge, mit denen sein Atelier angefüllt war, Wunderwerke darstellten, die er lange Zeit heiß ersehnt und von einer Versteigerung zur anderen verfolgt hatte – er kannte ihre ganze Geschichte –, bis zu dem Tag, da er genug Geld verdiente, um sie erwerben zu können. Doch darüber konnte Albertine, die ebensowenig davon verstand wie ich, mir weiter nichts erzählen. Dagegen wußte sie in puncto Toilette – durch einen Instinkt der Koketterie und vielleicht auch durch den schmerzlichen Verzicht eines armen jungen Mädchens geleitet, das dann um so uneigennütziger und mit feinem Empfinden bei den Reichen schätzt, was sie selbst als Schmuck nicht besitzen kann – sehr wohl zu berichten, wie raffiniert Elstir in dieser Hinsicht sei: so überempfindlich so-

gar, daß er geradezu alle Frauen schlecht angezogen fand, daß eine bestimmte Proportion oder eine Nuance für ihn eine ganze Welt bedeuteten und er für seine Frau zu unerhörten Preisen Sonnenschirme, Hüte, Mäntel herstellen ließ, deren Reize er Albertine auseinandergesetzt hatte und die eine Person ohne Geschmack nicht mehr bemerkt hätte, als ich es bis dahin tatsächlich tat. Übrigens hegte Albertine, die selbst etwas Malerei getrieben hatte, ohne dabei, wie sie selber sagte, irgendeine Begabung dafür zu besitzen, große Bewunderung für Elstir, und dank dem, was er ihr gesagt und gezeigt hatte, verstand sie sich auf Bilder in einem Maße, das zu ihrer Begeisterung für die *Cavalleria rusticana* in krassem Widerspruch stand. In Wirklichkeit nämlich, obwohl man es noch kaum merkte, war sie sehr intelligent, und soweit die Dinge, die sie sagte, dumm waren, lag es weniger an ihr als an ihrem Milieu und ihrem Alter. Elstir hatte auf sie einen ausgezeichneten, aber nur teilweise wirksamen Einfluß gehabt. Die verschiedenen Formen der Intelligenz waren bei Albertine nicht bis zu dem gleichen Grad der Entwicklung gelangt. Ihr Verständnis für Malerei hatte bei ihr fast dasjenige für Kleidung und alle Formen der Eleganz eingeholt, wogegen ihr musikalischer Geschmack dahinter sehr weit zurückgeblieben war.

Es half nicht viel, daß Albertine wußte, wer die Demoiselles d'Ambresac waren, denn da derjenige, der das Größere kann, nicht notwendigerweise auch das Geringere vermag, fand ich sie, nachdem ich diese jungen Mädchen gegrüßt hatte, nicht geneigter als zuvor, mich mit ihren Freundinnen bekannt zu machen. »Es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie solches Aufhebens um sie machen. Kümmern Sie sich doch gar nicht um sie. Es ist nichts an ihnen. Was können denn solche Mädels schon für einen Menschen bedeuten, wie Sie einer sind? Andrée ist wenigstens bemerkenswert intelligent. Sie ist ein liebes Mädchen, obwohl vollkommen launenhaft, aber die anderen sind wirklich furchtbar dumm.« Nachdem ich mich von Albertine getrennt hatte, verspürte ich plötzlich großen

Kummer, daß mir Saint-Loup nichts von seiner Verlobung gesagt hatte und etwas so Unrechtes tat wie sich zu verheiraten, ohne mit seiner Geliebten gebrochen zu haben. Wenige Tage darauf jedoch wurde ich Andrée vorgestellt, und da sie ziemlich lange mit mir sprach, benutzte ich die Gelegenheit, ihr zu sagen, daß ich sie gern am folgenden Tag sehen würde, doch sie antwortete mir, es sei unmöglich, da sie ihre Mutter bei ziemlich schlechtem Befinden angetroffen habe und sie nicht allein lassen wolle. Zwei Tage später besuchte ich Elstir, und er erzählte mir, daß Andrée eine große Sympathie für mich hege; ich antwortete ihm: »Ich selbst habe viel Sympathie für sie vom ersten Tag an gehabt, ich wollte sie gerne am nächsten Tag wiedersehen, aber sie konnte nicht.« – »Ja, ich weiß, sie hat es mir erzählt«, sagte Elstir, »es tat ihr furchtbar leid, aber sie hatte eine Einladung zu einem Picknick zehn Meilen von hier angenommen, wohin sie im Break[1] fahren sollte, und konnte nicht mehr absagen.« Obwohl diese Lüge, da Andrée mich so wenig kannte, an sich ganz unbedeutend war, hätte ich doch nicht weiter mit einem Menschen umgehen sollen, der dazu fähig war. Denn was die Leute getan haben, tun sie unaufhörlich auch weiterhin. Und wenn man jedes Jahr wieder einen Freund besucht, der das erste Mal sich zu einer Verabredung nicht hat einfinden können oder erkältet war, so wird man ihn das nächste Mal mit einer anderen Erkältung antreffen, die er gerade bekommen hat, man wird ihn bei einer weiteren Begegnung verfehlen, zu der er nicht erschienen ist, und zwar immer aus dem gleichen Grund, an dessen Stelle er verschiedenartige Gründe zu haben glaubt, die aus den gerade gegebenen Umständen folgen.

An einem der Vormittage, die auf denjenigen folgten, als Andrée mir gesagt hatte, sie müsse bei ihrer Mutter bleiben, ging ich ein Stück mit Albertine spazieren, die ich dabei angetroffen hatte, wie sie gerade am Ende einer Schnur ein merkwürdiges Attribut in die Höhe hob, das sie der »Abgötterei« von Giotto[2] ähnlich erscheinen ließ; das Ding heißt übrigens

»Diabolo«[3] und ist derart aus der Mode gekommen, daß vor dem Porträt eines jungen Mädchens mit einem solchen Gegenstand künftige Kommentatoren gelehrte Ansichten werden äußern können, nicht anders als darüber, was irgendeine der allegorischen Figuren der Arenakapelle in der Hand halten mag.[1] Kurz darauf kam ihre ärmlich und hartherzig aussehende Freundin, jene, die am ersten Tag mit höhnischem Grinsen gesagt hatte: »Der alte Knabe kann einem leid tun« und damit den alten Herrn meinte, den Andrées leichte Füße gestreift hatten, und fragte Albertine: »Guten Tag, ich störe euch doch nicht?« Sie hatte ihren Hut abgenommen, der ihr offenbar lästig war, und ihre Haare lagen, wie eine bezaubernde unbekannte Spezies aus dem Pflanzenreich mit zartem bis ins einzelne gegliedertem Laub, auf ihrer Stirn. Gereizt vielleicht darüber, daß sie so barhaupt daherkam, antwortete Albertine ihr nicht; sie bewahrte ein eisiges Schweigen, doch die andere blieb trotzdem, wurde aber von Albertine stets in einer gewissen Entfernung von mir gehalten, denn diese richtete es so ein, daß sie jeweils ein paar Augenblicke mit ihr allein war und dann wieder mit mir vorausging, so daß wir die andere hinter uns zurückließen. Ich mußte Albertine schließlich in Gegenwart ihrer Freundin bitten, dieser vorgestellt zu werden. In dem Augenblick aber, als Albertine meinen Namen nannte, sah ich auf dem Gesicht und in den blauen Augen des jungen Mädchens, das mir so grausam vorgekommen war, als es gesagt hatte: »Der alte Knabe kann einem leid tun«, ein herzliches, liebevolles Lächeln flüchtig aufblitzen, außerdem reichte sie mir die Hand. Ihr Haar war golden, aber nicht nur das Haar, denn wenn auch ihre Wangen rosig und ihre Augen blau wirkten, so waren sie doch wie der noch rötliche Morgenhimmel, durch den überall das Gold des Tages schon hindurchzublitzen scheint.

Da ich sofort Feuer fing, sagte ich mir, sie sei eben in der Liebe noch ein scheues Kind, sicher aber eben aus Liebe zu mir trotz Albertines ablehnendem Verhalten doch bei uns ge-

blieben und wohl glücklich, mir schließlich durch ihren guten, lächelnden Blick zu verstehen zu geben, daß sie ebenso sanft mit mir zu sein vorhabe, wie sie schrecklich zu anderen war. Gewiß hatte sie mich am Strand sogar schon bemerkt, als ich sie noch nicht kannte, und seither an mich gedacht; vielleicht hatte sie sich, um sich von mir bewundern zu lassen, über den alten Herrn lustig gemacht und an den folgenden Tagen mißmutig ausgesehen, weil es ihr nicht gelang, meine Bekanntschaft zu machen. Vom Hotel aus hatte ich sie oft bemerkt, wie sie des Abends am Strand spazieren ging. Das tat sie wahrscheinlich in der Hoffnung, mir zu begegnen. Jetzt aber, befangen in der Gegenwart Albertines, wie sie es auch inmitten der kleinen Schar gewesen wäre, heftete sie sich offensichtlich trotz der immer kühler werdenden Haltung ihrer Freundin in der Hoffnung an uns, als letzte zurückzubleiben und mit mir eine Verabredung treffen zu können für einen Augenblick, da es ihr möglich sein würde, ohne Wissen ihrer Familie und ihrer Freundinnen zu entweichen und mich an einer verschwiegenen Stelle zu treffen, vor der Messe oder nach dem Golf. Es war um so schwieriger, sich mit ihr zu verabreden, als Andrée schlecht mit ihr stand und sie gar nicht mochte. »Ich habe lange genug ihre schreckliche Falschheit ausgehalten«, sagte Andrée zu mir, »ihre Kriecherei und die unzähligen Gemeinheiten, die sie mir gegenüber begangen hat. Ich habe alles über mich ergehen lassen wegen der anderen. Aber was sie letzthin gemacht hat, ging denn doch zu weit.« Und sie erzählte mir einen von dem jungen Mädchen in Umlauf gesetzten Klatsch, der tatsächlich geeignet war, Andrée zu schaden.

Doch die Worte, die Gisèles Blick mir für den Augenblick zu verheißen schien, da Albertine uns allein zurückgelassen hätte, konnten mir nicht gesagt werden, weil Albertine, die sich hartnäckig zwischen uns beide drängte, allmählich nur noch ganz kurz und schließlich überhaupt nicht mehr auf die Reden ihrer Freundin Antwort gab und diese schließlich das

Feld räumte. Ich machte Albertine Vorwürfe, daß sie so unangenehm gewesen sei. »Das wird sie lehren, etwas taktvoller zu sein. Sie ist keine schlechte Person, aber sie kann einem furchtbar auf die Nerven fallen. Sie braucht ja nicht überall ihre Nase hineinzustecken. Warum heftet sie sich denn derart an unsere Sohlen, wo sie doch niemand darum gebeten hat; es war höchste Zeit, daß ich sie einmal habe abfahren lassen. Übrigens finde ich abscheulich, wie sie ihr Haar trägt, geradezu ordinär.« Ich betrachtete die Wangen Albertines, während sie mit mir sprach, und fragte mich, welchen Duft und Geschmack sie wohl haben mochten: an jenem Tag waren sie nicht von unverfälschter Frische, sondern wie poliert, von gleichförmigem, ins Violette spielendem Rosa, wie gewisse Rosen, die mit einer Wachsschicht überzogen sind. Ich war so leidenschaftlich entzückt von ihnen, wie man es manchmal von einer Blumensorte ist. »Das ist mir nicht aufgefallen«, antwortete ich ihr. »Sie haben sie dabei sehr genau angeschaut, es sah aus, als wollten Sie sie mindestens porträtieren«, antwortete Albertine, ohne sich durch die Tatsache besänftigt zu fühlen, daß ich in diesem Augenblick sie selbst so intensiv anschaute. »Ich glaube dennoch nicht, daß sie Ihnen gefallen würde. Flirten liegt ihr gar nicht. Sie mögen sicher gern junge Mädchen, mit denen man flirten kann. Na, jedenfalls wird sie keine Gelegenheit haben, sich weiter an uns zu heften und sich wegschicken zu lassen, denn sie fährt heute nachmittag nach Paris zurück.« – »Und Ihre anderen Freundinnen reisen auch?« – »Nein, nur sie mit ihrer Miss, weil sie ihre Prüfungen noch einmal machen muß. Sie muß jetzt büffeln, die Arme. Das ist kein Vergnügen, kann ich Ihnen sagen. Es kommt natürlich vor, daß man ein gutes Thema erwischt. Zufall ist ja alles. Ein Mädchen, mit dem wir befreundet sind, hat dieses gehabt: ›Schildern Sie einen Unfall, den sie mitangesehen haben.‹ Das ist nun wirklich Glück. Aber ich kenne auch eine, die hatte, und noch dazu schriftlich, zu behandeln: ›Mit wem wären Sie lieber befreundet, mit Alceste

oder Philinte?‹.[1] Da hätte ich Blut und Wasser geschwitzt! Von allem anderen abgesehen ist das gar keine Frage, die man jungen Mädchen stellen kann. Junge Mädchen sind mit anderen Mädchen befreundet, und man nimmt von ihnen nicht an, daß sie Herren als Freunde haben.« (Dieser Satz, der mir zeigte, wie wenig Aussicht ich hatte, in die kleine Schar aufgenommen zu werden, ließ mich zittern.) »Aber auf alle Fälle, auch wenn die Frage an junge Männer gestellt wird – was soll man denn eigentlich darüber zu sagen finden? Mehrere Familien haben an den *Gaulois* [2] geschrieben und sich darüber beschwert, daß solche schwierigen Fragen gestellt werden. Das Tollste aber ist, daß in einer Sammlung der besten Arbeiten preisgekrönter Schülerinnen das Thema zweimal auf absolut entgegengesetzte Weise behandelt worden ist. Alles hängt eben davon ab, wer prüft. Der eine wollte hören, Philinte sei ein schmeichlerischer und unaufrichtiger Weltmann, der andere, man könne zwar Alceste seine Bewunderung nicht versagen, aber er sei doch zu bitter und jedenfalls als Freund komme viel eher Philinte in Betracht. Wie sollen sich denn da die unglücklichen Schülerinnen auskennen, wenn die Lehrer selbst unter sich nicht einig sind? Und dabei ist das noch gar nichts, es wird jedes Jahr schlimmer. Wenn Gisèle durchkommt, dann bestimmt nur dank einer gehörigen Dosis Vitamin B.«

Ich kehrte ins Hotel zurück, meine Großmutter war nicht da; ich wartete lange auf sie, und als sie endlich kam, beschwor ich sie, sie möge mir doch aufgrund unvorhergesehener Umstände erlauben, einen Ausflug zu machen, der vielleicht achtundvierzig Stunden dauern werde; ich aß mit ihr zu Mittag, bestellte einen Wagen und ließ mich zum Bahnhof bringen. Gisèle würde sicher bei meinem Anblick nicht erstaunt sein; wenn wir erst in Doncières in den Pariser Zug umgestiegen wären, würde es einen Wagen mit Seitengang geben, in dem ich, während die Miss ihr Schläfchen machte, Gisèle in dunkle Ecken ziehen und mit ihr eine Begegnung in

Paris verabreden könnte für die Zeit nach meiner Rückkehr, die ich soviel wie möglich beschleunigen wollte. Je nachdem wie sie es wünschte, würde ich sie bis Caen oder Évreux begleiten und mit dem nächsten Zug zurückfahren. Doch was würde sie wohl denken, wenn sie erführe, daß ich lange zwischen ihr und ihren Freundinnen geschwankt, daß ich ebensogut bereit gewesen wäre, mich in Albertine oder das junge Mädchen mit den hellen Augen oder in Rosemonde zu verlieben! Jetzt, da mich eine auf Gegenseitigkeit beruhende Liebe mit Gisèle verbinden sollte, war ich von Reue erfüllt. Ich hätte ihr übrigens völlig wahrheitsgemäß versichern können, daß Albertine mir nicht mehr gefiel. Ich hatte an diesem Morgen gesehen, wie sie wegging und mir fast den Rücken kehrte, um mit Gisèle zu sprechen. Auf ihrem mißmutig geneigten Kopf hatte ihr Haar, das hinten anders geordnet und noch schwärzer war, geglänzt, als wäre sie eben aus dem Wasser gekommen. Ich hatte an ein nasses Huhn denken müssen, und dieses Haar war für mich ein Anlaß gewesen, Albertine mit einer anderen Seele zu bedenken als der, die ich mir vordem hinter ihrem violetten Gesicht und dem geheimnisvollen Blick vorgestellt hatte. Einen Augenblick lang hatte ich nichts als den Hinterkopf mit dem glänzenden Haar bemerkt und sah nun auch weiterhin nur das. Unser Gedächtnis gleicht den Geschäften, die im Schaufenster einmal die eine und einmal die andere Photographie der gleichen Person ausstellen. Gewöhnlich bleibt dann für einige Zeit nur die letzte im Blickfeld der Betrachtung. Während der Kutscher sein Pferd antrieb, hörte ich Worte der Dankbarkeit und Liebe aus dem Mund Gisèles, die alle aus ihrem gutartigen Lächeln und ihrer ausgestreckten Hand hervorgingen: denn in den Epochen meines Lebens, in denen ich nicht verliebt war, es aber gern gewesen wäre, trug ich nicht nur ein körperliches Schönheitsideal in mir, das ich, wie man gesehen hat, in jeder Vorübergehenden wiederzuerkennen glaubte, wenn sie mir nur genügend fernblieb, damit ihre undeutlichen Züge dieser Identifizierung nicht widerstre-

ben konnten, sondern auch noch ein – stets zur Verkörperung bereites – seelisches Phantom der Frau, die sich in mich verlieben und mir in der Liebeskomödie, die ich seit meiner Kindheit fertig im Kopf hatte und in der, wie ich mir einbildete, jedes nette junge Mädchen gern mitgespielt hätte, sofern sie für die Rolle einigermaßen geeignete körperliche Voraussetzungen besaß, das Stichwort geben würde. Welch neuen »Star« auch immer ich berufen mochte, um die Rolle zu kreieren oder neu zu besetzen, Szenarium, Peripetien und sogar der Text des Stückes blieben *ne varietur*.

Ein paar Tage später kannte ich trotz Albertines geringer Bereitwilligkeit, uns bekannt zu machen, die gesamte kleine Schar vom ersten Tag, die noch vollzählig in Balbec war (mit Ausnahme von Gisèle, die ich wegen eines längeren Aufenthalts an einer heruntergelassenen Schranke und einer Fahrplanänderung nicht mehr am Zug hatte treffen können, der bereits fünf Minuten vor meiner Ankunft abgefahren war, und an die ich übrigens auch schon gar nicht mehr dachte), dazu noch zwei oder drei weitere ihrer Freundinnen, die ich auf meinen Wunsch ebenfalls kennenlernte. Da so die Hoffnung auf die Freuden, die ich in der Bekanntschaft eines neuen jungen Mädchens finden würde, mir durch eine andere zuteil wurde, die mich mit ihr bekannt gemacht hatte, war die letzte immer so etwas wie eine Rosensorte, die man aus einer anderen erzielt. Und wenn ich dann in diesem Blumengewinde von einer Blüte zur anderen eilte, führte mich die Freude, wieder eine andere kennenzulernen, auch wieder zu jener, die sie mir vermittelt hatte, mit einer Dankbarkeit zurück, unter die sich ebensoviel Verlangen mischte wie unter meine neue Hoffnung. Bald verbrachte ich alle meine Tage mit den jungen Mädchen.

Ach! auch in der frischesten Blüte kann man bereits die kaum wahrnehmbaren Punkte erkennen, die für den ahnenden Geist das bezeichnen, was durch den Vorgang des Verdorrens oder Fruchttragens der heute noch blühenden Körper, die

schon unabänderlich festgelegte, prädestinierte Form des späteren Samenstandes sein wird. Man geht mit Vergnügen den Linien einer Nase nach, die einer kleinen, von morgendlicher Flut köstlich geschwellten Welle gleicht, die unbeweglich und geeignet zum Nachbilden scheint, weil das Meer derart ruhig ist, daß man die Gezeiten nicht wahrnimmt. Die menschlichen Gesichter scheinen sich in dem Augenblick, da man sie anschaut, nicht zu ändern, weil die Umwandlung, die sie erfahren, zu langsam vonstatten geht, als daß wir sie bemerken könnten. Man brauchte aber neben diesen jungen Mädchen nur ihre Mutter oder Tante zu sehen, um die Entfernung abschätzen zu können, die unter Einwirkung der inneren Anziehungskraft eines gemeinhin schrecklichen Typus diese Züge in weniger als dreißig Jahren zurückgelegt haben würden: bis zu jener Stunde, da der Blick kraftlos wird, bis zu dem Zeitpunkt, da das Gesicht, nun schon ganz unter den Horizont gesunken, keinen Schein von Licht mehr erhält. Ebenso tief eingewurzelt, ebenso unentrinnbar wie jüdischer Patriotismus oder christlicher Atavismus bei denen, die sich frei dünken von allen Banden ihrer Rasse, wohnten – ich wußte es – unter dem rosigen Blütenstand von Albertine, Rosemonde oder Andrée, ihnen selber noch unbekannt und für spätere Gelegenheiten in Reserve gehalten, eine dicke Nase, wulstige Lippen oder eine Körperfülle, die überraschen würden, in Wirklichkeit aber schon in der Kulisse warteten, bereit, auf die Bühne zu treten: unvorhergesehen, schicksalsmäßig, ganz wie etwa diese oder jene Art von Dreyfus-Anhängerschaft, von Klerikalismus, von nationalistischem und von feudalistischem Heldenmut, die der Appell der Umstände aus einer dem Individuum selbst vorausgehenden Natur plötzlich hervorbrechen läßt, einer Natur, dank der es denkt, lebt, sich entwickelt, stärker wird oder stirbt, ohne daß es sie von den speziellen Beweggründen, die es mit ihr verwechselt, unterscheiden könnte. Selbst in geistiger Beziehung hängen wir von den Naturgesetzen weit stärker ab, als wir denken, und unser Geist besitzt

von vornherein wie gewisse Kryptogamen oder Grasarten Eigentümlichkeiten, für die wir uns frei zu entscheiden vermeinen. Doch wir erfassen nur die sekundären Ideen, ohne die Grundursache zu bemerken (jüdische Rasse, französische Familie und andere), aus der sie notwendig hervorgegangen sind und die sich zum gegebenen Zeitpunkt in uns manifestiert. Und vielleicht, während die einen uns das Ergebnis einer Überlegung, die anderen die Folge eines Diätfehlers zu sein scheinen, haben wir von unserer Familie, ebenso wie Schmetterlingsblütler eine bestimmte Form ihrer Samen, die Ideen übernommen, von denen wir leben, wie auch die Krankheit, an der wir sterben werden.

Wie auf einer Pflanzung, wo die Blüten zu verschiedener Zeit zu Früchten reifen, hatte ich sie am Strand von Balbec bereits als alte Damen gesehen, als jene vertrockneten Fruchtschoten, jene schwammigen Wurzelknollen, die meine Freundinnen eines Tages sein würden. Doch was tat das? Noch war Blütezeit. Wenn daher Madame de Villeparisis mich zu einer Spazierfahrt einlud, suchte ich nach einer Entschuldigung, weshalb ich nicht mitkommen könne. Besuche bei Elstir machte ich nur, wenn meine neuen Freundinnen mich begleiteten. Ich fand selbst keinen Nachmittag mehr, um nach Doncières zu fahren und Saint-Loup zu besuchen, wie ich ihm versprochen hatte. Gesellschaftliche Veranstaltungen, ernsthafte Gespräche, sogar der Gedankenaustausch mit einem Freund, die an die Stelle meiner Ausgänge mit den jungen Mädchen getreten wären, hätten auf mich die gleiche Wirkung gehabt, als wenn man uns zur Stunde der Mittagsmahlzeit nicht an den Eßtisch führte, sondern aufforderte, ein Album zu betrachten. Gestandene und junge Männer sowie ältere, reifere Frauen, mit denen wir glauben gern zusammenzusein, erscheinen uns lediglich auf einer Fläche ohne Tiefe und ohne Substanz, weil wir von ihnen nur durch die auf sich selbst beschränkte visuelle Wahrnehmung Kenntnis nehmen; auf junge Mädchen jedoch richtet sie sich als Beauftragte der an-

deren Sinne; diese verstehen es, eine nach der anderen die verschiedenen, duftenden, betastbaren und wohlschmeckenden Eigenschaften zu finden, die sie in dieser Weise sogar ohne Zuhilfenahme der Hände und der Lippen kosten; und dank der Kunst des Transponierens und der Gabe des Synthetisierens, wie das Liebesverlangen sie beherrscht und besitzt, vermögen sie unter der Farbe der Wangen oder der Brust die Wonnen des Berührens, Kostens und verbotener Kontakte entstehen zu lassen und verleihen dadurch diesen Mädchen dieselbe honigartige Konsistenz, die sie hervorbringen, wenn sie in einem Rosengarten Nektar eintragen oder ihre Nahrung in einem Weinberg suchen, dessen Trauben sie mit den Augen verzehren.

Wenn es regnete, verbrachten wir, obwohl das schlechte Wetter Albertine nicht schreckte, denn man sah sie oft in ihrem Gummimantel auf dem Rad durch strömenden Regen fahren, den Tag im Kasino, das an solchen Tagen zu meiden für mich undenkbar gewesen wäre. Ich hegte die größte Verachtung für die Demoiselles d'Ambresac, die es nie betreten hatten. Gern aber half ich meinen Freundinnen, dem Tanzmeister Streiche zu spielen. Wir erhielten gewöhnlich eine Rüge von seiten des Pächters oder der Angestellten, die sich direktoriale Gewalt anmaßten, weil meine Freundinnen – selbst Andrée, die ich deshalb am ersten Tag für ein so mänadenhaftes Geschöpf gehalten hatte, die aber gerade zart, sehr geistig und dieses Jahr auch noch recht leidend war, jedoch trotzdem sich weniger nach ihrem Gesundheitszustand als nach den Impulsen ihres Lebensalters richtete, das sich über alles hinwegsetzt und in Ausgelassenheit Gesunde und Kranke vereint – nicht von der Eingangshalle bis zum Festsaal gehen konnten, ohne mit Anlauf über die Stühle hinwegzusetzen, dann wieder mit um des Gleichgewichts willen graziös nach den Seiten ausgestreckten Armen auf dem Parkett zurückzugleiten und zu singen, alle Künste dabei vereinend in dieser ersten Jugend wie die Poeten der Frühzeit, bei denen

die Gattungen der Dichtkunst noch nicht geschieden sind und die in einem epischen Gedicht Ratschläge für den Ackerbau mit theologischen Belehrungen mischen.[1]

Diese Andrée, die mir am ersten Tag als die kühlste von allen erschienen war, erwies sich als unendlich viel zartsinniger, liebevoller, nachdenklicher als Albertine, für die sie die liebevolle Zärtlichkeit einer älteren Schwester hegte. Sie setzte sich im Kasino neben mich und war auch im Gegensatz zu Albertine imstande, auf einen Walzer zu verzichten, oder sogar, wenn ich müde war, nicht ins Kasino zu gehen und dafür ins Hotel zu kommen. Sie drückte ihre freundschaftlichen Gefühle für mich oder für Albertine in Nuancen aus, die ihr sehr verfeinertes Verständnis für die Dinge des Herzens bewiesen, was zum Teil vielleicht auf ihren zarten Gesundheitszustand zurückging. Sie hatte immer ein heiteres Lächeln der Entschuldigung für das kindische Wesen Albertines, die mit naiver Heftigkeit zu erkennen gab, welche unwiderstehliche Verlockung für sie gewisse Vergnügungen bedeuteten, denen sie niemals wie Andrée ein Gespräch mit mir entschieden vorgezogen hätte … Beim Nahen des Zeitpunkts, da sie zu einer Teegesellschaft auf dem Golfplatz gehen wollten, machte sie sich dafür zurecht, wenn wir in jenem Augenblick zusammen waren, und wandte sich dann an Andrée: »Nun, Andrée, worauf wartest du? Du weißt doch, daß heute dieser Tee auf dem Golfplatz ist.« – »Nein, ich bleibe hier und unterhalte mich mit ihm«, antwortete Andrée, indem sie auf mich wies. »Aber du weißt doch, daß Madame Durieux dich eingeladen hat«, rief Albertine, als könne sich Andrées Absicht, bei mir zu bleiben, einzig aus ihrer Unkenntnis der Tatsache erklären, daß sie eingeladen sei. »Ach Kind, sei nicht so dumm«, antwortete Andrée. Albertine drang nicht weiter in sie, denn sie fürchtete, man könne ihr vorschlagen, ebenfalls zu bleiben. So schüttelte sie nur den Kopf: »Also tu, was du willst«, antwortete sie, so wie man zu einem Kranken sagt, der sich aus Mutwillen immer mehr zugrunde richtet: »Ich springe, denn

ich glaube, deine Uhr geht nach«, und raste davon. »Sie ist reizend, aber man hat es nicht leicht mit ihr«, meinte Andrée und sah ihrer Freundin mit einem Lächeln nach, das liebevoll und mißbilligend war. Wenn Albertine in dieser Neigung zu Vergnügungen etwas von der Gilberte der ersten Zeit hatte, so ist es eben so, daß zwischen den Frauen, die wir nacheinander lieben, eine freilich eine gewisse Entwicklung durchmachende Ähnlichkeit besteht, die mit einer Unveränderlichkeit unserer Anlage zusammenhängt, denn diese wählt sie ja aus und geht an allen denen vorbei, die nicht Wesen sind, welche mit uns kontrastieren und uns zugleich entsprechen, das heißt, sich eignen, unseren Sinnen zu genügen und uns Leiden des Herzens zu bereiten. Diese Frauen sind ein Produkt unserer Anlage, ein Bild, eine umgekehrte Projektion, ein »Negativ« unseres eigenen Gefühlslebens. So könnte ein Romanschriftsteller[1] in der Lebensgeschichte seines Helden dessen aufeinanderfolgende Liebeserlebnisse fast genau gleich darstellen und dadurch den Eindruck erwecken, er kopiere nicht etwa bloß sich selbst, sondern er erschaffe Neues, denn in einer künstlichen Neuerung liegt weniger Gestaltungskraft als in einer Wiederholung, aus der sich eine neue Wahrheit ergeben soll. Er sollte außerdem noch im Charakter des Liebenden gewisse Symptome für Variation aufzeigen, wie sie jeweils zutage treten, wenn man in neue Regionen, in andere Breitengrade des Lebens übergeht. Und vielleicht würde er noch eine weitere Wahrheit ausdrükken, wenn er, während er bei allen anderen Personen die Charaktere schildert, der geliebten Frau aber gar keinen gibt. Wir kennen den Charakter der Menschen, die uns gleichgültig sind, wie aber sollten wir von dem etwas wissen, den ein Wesen besitzt, das ganz mit unserem Leben verschmilzt, das wir sehr bald von uns selbst nicht mehr zu trennen vermögen, über dessen Beweggründe wir unaufhörlich angstvolle Vermutungen anstellen, die wir immer wieder von neuem korrigieren müssen? Einer Sphäre entspringend, die jenseits des Verstandesmäßigen liegt, schießt der Schwung

unserer Neugier auf die Frau, die wir lieben, über den Charakter dieser Frau hinaus. Selbst wenn wir bei ihm stehenbleiben könnten, wollten wir es wahrscheinlich nicht. Der Gegenstand unseres ruhelosen Forschens ist wesentlicher, als die Besonderheiten dieses Charakters es sind, die nur den kleinen rautenförmigen Teilen der Epidermis gleichen, deren verschiedenartige Kombinationen die blühende Einmaligkeit der Haut bilden. Unsere intuitive Strahlung geht durch die Besonderheiten hindurch, und die Bilder, die sie uns zurückbringt, sind nicht die eines bestimmten Gesichts, sondern zeigen die düster-schmerzliche Allgemeingültigkeit eines Skeletts.

Da Andrée sehr reich war, Albertine aber arm und verwaist, ließ Andrée sie großherzig an ihrem Luxus teilhaben. Ihre Gefühle für Gisèle entsprachen übrigens nicht ganz dem, was ich angenommen hatte. Es traf bald Nachricht von der Examinandin ein, und als Albertine den Brief vorwies, den sie von ihr erhalten hatte und der dazu bestimmt war, der kleinen Schar Gisèles Rückreise und ihre Heimkehr zu schildern, wobei die Schreiberin sich entschuldigte, daß sie zu faul sei, auch gleich noch den anderen zu schreiben, hörte ich überrascht, wie Andrée, die ich tödlich mit ihr zerstritten glaubte, bemerkte: »Ich werde ihr morgen schreiben, denn wenn ich erst einen Brief von ihr abwarte, kann es lange dauern, sie ist ja so schlampig darin.« Dann setzte sie zu mir gewandt hinzu: »Sie würden sie sicher nicht sehr besonders finden, aber sie ist ein nettes Ding, ich habe sie wirklich sehr gern.« Ich schloß daraus, daß das Zerstrittensein bei Andrée nicht lange anhielt.

Wenn wir außer an jenen Regentagen mit den Rädern auf die Falaisen oder ins Land hineinfuhren, suchte ich mich schon eine Stunde vorher schön zu machen und war höchst ungehalten, wenn Françoise mir nicht alles zurechtgelegt hatte.

Nun aber richtete sie sogar in Paris ihre Gestalt, die das Alter etwas zu krümmen begann, wütend zu voller Größe auf, wenn jemand irgend etwas an ihr auszusetzen hatte, sie, die so

demutsvoll, so bescheiden und freundlich war, solange man ihrer Eigenliebe schmeichelte. Da diese die Haupttriebkraft ihres Lebens war, standen die Zufriedenheit und gute Laune bei ihr im direkten Verhältnis zur Schwierigkeit der Dinge, die man von ihr verlangte. Was sie in Balbec zu tun hatte, war so leicht, daß sie fast immer Unzufriedenheit zeigte: eine Unzufriedenheit, die plötzlich ins Riesenhafte wuchs und sich noch durch einen ironischen Ausdruck von Stolz verstärkte, wenn ich mich in dem Augenblick, da ich zu meinen Freundinnen wollte, darüber beklagte, mein Hut sei nicht abgebürstet oder meine Krawatten befänden sich nicht an ihrem Platz. Sie, die sich in anderen Fällen noch so viel Mühe machen konnte, um dann zu finden, sie habe eigentlich gar nichts getan, rühmte sich bei der einfachen Vorhaltung, ein Rock sei nicht da, wo er hingehöre, nicht nur, mit welcher Sorgfalt sie alles weggelegt habe, um es nicht »im Staub herumfahren« zu lassen, sondern beklagte sich nach ausdrücklichem Hinweis auf ihre Verdienste, daß das hier in Balbec überhaupt keine Ferien für sie seien; keine zweite fände sich, meinte sie, die ein solches Leben mit uns führen würde. »Das verstehe ich nicht, wie man seine Sachen so herumliegen lassen kann. Sie sollten nur mal sehen, wer sonst sich in diesem Wirr-und-Warr noch zurechtfinden würde. Da kennt sich ja kein Teufel mehr aus.« Oder aber sie begnügte sich damit, eine wahrhaft königliche Miene aufzusetzen, mir flammende Blicke zuzusenden und ein Schweigen zu wahren, das sie allerdings auf der Stelle brach, sowie sie die Tür hinter sich geschlossen hatte und durch den Gang schritt; dieser hallte dann von Reden wider, deren beleidigenden Charakter ich wohl erriet, die aber doch so undeutlich blieben wie die ersten Worte, die Schauspieler unmittelbar vor ihrem Auftritt hinter dem Pfeiler zu sprechen haben. Übrigens zeigte sich Françoise, auch wenn nichts fehlte und sie sonst gut aufgelegt war, jedesmal von ihrer mißliebigsten Seite, wenn ich mich umzog, um mit meinen Freundinnen auszugehen. Denn unter Zugrundelegung

von scherzhaften Äußerungen, die ich selber in meinem Bedürfnis, von den Mädchen zu sprechen, ihr gegenüber getan hatte, benahm sie sich, als müsse sie mir enthüllen, was ich, sofern es stimmte – das aber war eben nicht der Fall, denn Françoise hatte mich mißverstanden –, ja besser als sie gewußt hätte. Sie hatte wie alle Leute ihren ganz eigenen Charakter; eine Persönlichkeit gleicht bei keinem Menschen einem geraden Weg, sondern setzt uns durch merkwürdige, aber unvermeidbare Umwege, die andere nicht bemerken und denen wir selber nur mit Unbehagen nachgeben, in Erstaunen. Jedesmal wenn ich bei dem Punkt: »Hut nicht da, wo er hingehört« oder »Name Andrée oder Albertine« anlangte, wurde ich von Françoise gezwungen, gewundenen und sinnlosen Umwegen zu folgen, die mich viel Zeit kosteten. Das gleiche geschah, wenn ich Sandwiches mit Chester und Salat richten und Obsttörtchen einkaufen ließ, um sie zur Stunde des Nachmittagsimbisses mit den jungen Mädchen auf der Falaise zu verzehren; jene hätten ebensogut auch selbst abwechselnd dafür sorgen können, wenn sie nicht so aufs Geld sähen, erklärte Françoise, in ihrer Auffassung gestärkt durch atavistische Züge provinzieller Raffgier und Gewöhnlichkeit, so daß man bei dieser Abneigung hätte meinen können, die aufgeteilte Seele der verewigten Eulalie habe sich, anmutiger als in der Person von Saint-Éloi, in den reizenden Gestalten meiner Freundinnen der kleinen Schar verkörpert. Ich hörte diese Anschuldigungen in dem wütenden Bewußtsein an, daß ich hier vor einem der Kreuzungspunkte stand, an denen der vertraute ländliche Weg, den sonst Françoises Charakter für mich darstellte, wenn auch glücklicherweise nicht für lange Zeit, vollkommen ungangbar wurde. War dann der Rock wiedergefunden und waren die Sandwiches bereit, holte ich Albertine, Andrée, Rosemonde, manchmal auch andere ab, und zu Fuß oder Fahrrad brachen wir auf.

Früher hätte ich es vorgezogen, solche Ausflüge fänden bei schlechtem Wetter statt. Damals wollte ich in Balbec die

»kymrische Landschaft« wiederfinden, die schönen Tage aber paßten nicht dazu, sie waren etwas wie ein vulgäres Eindringen des trivialen Sommers der Badegäste in diese antike, von Nebeln verhangene Region. Jetzt aber suchte ich alles mit Leidenschaft auf, was ich einst verschmäht hatte, was ich nicht hatte sehen wollen, nicht nur die Effekte des Sonnenlichts, sondern auch Regatten und Pferderennen, und zwar aus dem gleichen Grund, aus dem ich früher nur stürmisches Meer hatte sehen wollen, nämlich weil beide Aspekte für mich mit ästhetischen Vorstellungen zusammenhingen. Gemeinsam mit meinen Freundinnen hatte ich Elstir mehrmals besucht, und an den Tagen, als die jungen Mädchen da waren, hatte er uns besonders gern rasch hingeworfene Skizzen gezeigt, die hübsche Seglerinnen darstellten, oder auch eine Zeichnung, die er von einer nahe bei Balbec gelegenen Pferderennbahn gemacht hatte.[1] Ich hatte Elstir zunächst schüchtern eingestanden, daß ich zu den Veranstaltungen dort nicht habe gehen wollen. »Sie tun unrecht daran«, sagte er zu mir, »das ist so hübsch und merkwürdig dazu. Da ist zunächst einmal dieses sonderbare Wesen, der Jockey, auf den alle Blicke gerichtet sind und der trübselig und grau in seinem leuchtenden Dreß vor dem Sattelplatz steht, eins mit dem bockenden Pferd, das er immer wieder an den Zügel bekommt; es wäre allein schon interessant, seine professionellen Gesten festzuhalten und den leuchtenden Fleck, den er gleich der Farbe der einzelnen Pferde auf der Rennbahn bildet! Alle Dinge machen eine Verwandlung durch in dieser lichtdurchfluteten Weite der Rennbahn, wo man überrascht wird durch eine Unmenge von Schatten und Reflexen, die man nur dort zu sehen bekommt! Und wie besonders hübsch können die Frauen dort sein! Die Eröffnungsveranstaltung war ungemein reizvoll, es waren höchst elegante Erscheinungen dort in diesem feuchten, holländischen Licht, wo man selbst in der Sonne noch das Aufsteigen der Wasserkühle spürte. Niemals habe ich Frauen im Wagen ankommen oder den Feldstecher an die

Augen heben sehen in einer solchen Flut von Licht, die wahrscheinlich durch die Feuchtigkeit des Meeres zustande kommt. Mein Gott, wie gern hätte ich das gemalt; ich war wirklich nach diesen Rennen wie verrückt, von einer wahren Arbeitswut gepackt!« Dann entzündete er sich mehr noch an der Schilderung der Veranstaltungen des Jachtclubs als der Pferderennen, und es ging mir auf, daß Regatten und sportliche Veranstaltungen, bei denen gutangezogene Frauen in dem seegrünen Licht einer maritimen Rennbahn baden, für einen modernen Künstler ebenso interessante Motive abgeben können wie für Veronese oder Carpaccio die Feste, die sie so gern geschildert haben. »Ihr Vergleich stimmt um so genauer«, bemerkte dazu Elstir, »als aufgrund der Lage der Stadt, in der sie wirkten, diese Feste zum Teil ja ebenfalls auf dem Wasser stattfanden. Nur beruhte die Schönheit der Fahrzeuge von damals mehr auf ihrer Wucht und ihrer komplizierten Form. Es gab Turniere auf dem Wasser wie hier, meist wurden sie zu Ehren irgendeiner Gesandtschaft abgehalten, ähnlich wie sie Carpaccio in seiner *Legende der heiligen Ursula* [1] dargestellt hat. Die Schiffe hatten eine kräftige, sozusagen eine architekturale Bauweise und wirkten amphibienhaft, als habe sich hier und da ein kleineres Venedig inmitten des größeren aufgebaut, wenn sie, mit Zugbrücken am Ufer festgemacht, mit karmesinroter Seide und persischen Teppichen belegt und mit den Frauen in kirschrotem Brokat oder grünem Damast an Bord, ganz nahe vor den mit vielfarbigem Marmor eingelegten Balkonen lagen, über die andere Frauen sich zum Schauen niederbeugten in ihren Kleidern mit schwarzen, weißgeschlitzten Ärmeln, die mit Perlenschnüren zusammengehalten und mit Spitzen besetzt waren. Man wußte nicht mehr, wo das Land aufhörte und wo das Wasser begann, was noch Palast war und was bereits Schiff, Karavelle, Galeasse oder der Bucentaurus selbst.« Albertine hörte mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit diesen Toilettebeschreibungen zu, der Schilderung des Luxus, wie Elstir sie uns gab. »Oh! wie gern sähe

ich solche Spitzen, wie Sie sie erwähnen, Point de Venise ist besonders hübsch«, rief sie aus; »überhaupt würde ich schrecklich gern nach Venedig fahren!« – »Sie werden vielleicht schon bald«, sagte Elstir zu ihr, »die herrlichen Stoffe betrachten können, die man da unten getragen hat. Man sah sie früher nur noch auf den Bildern der venezianischen Maler oder sonst ganz selten irgendwo in einem Kirchenschatz, ab und zu geriet ein Stück auch einmal auf eine Versteigerung. Doch jetzt heißt es, ein venezianischer Künstler, Fortuny[2] , habe das Geheimnis ihrer Herstellung wiederentdeckt und schon in ein paar Jahren würden die Frauen in ebenso herrlichen Brokaten mit orientalischen Mustern wie denjenigen, mit denen Venedig seine Patrizierinnen schmückte, spazierengehen oder noch besser zu Hause bleiben können. Ich weiß nicht einmal, ob ich mich darüber so sehr freuen soll, ob es nicht zu sehr nach einem Anachronismus in der Kleidung aussehen wird für die Frauen von heute, selbst wenn sie bei Regatten darin paradieren, denn, um auf unsere modernen Vergnügungsjachten zurückzukommen, sie sind ganz das Gegenteil von dem, was man zu den Zeiten hatte, als Venedig noch die ›Königin der Adria‹ war. Der größte Reiz einer Jacht, der Möblierung einer Jacht und der dorthin passenden Kleidung liegt in der Einfachheit aller Dinge, die zum Meer gehören, und ich liebe das Meer! Ich gestehe Ihnen, daß ich die heutigen Moden denen der Zeit Veroneses und sogar der Carpaccios vorziehe. Was an unseren Jachten so hübsch ist – ich meine vor allem die mittleren, die großen interessieren mich nicht, das sind schon richtige Schiffe, es ist da wie mit den Hüten, der Reiz liegt immer im richtigen Maß –, ist das Einfache, Einheitliche, Helle, das Grau, das bei bedecktem, ins Blaugraue spielenden Himmel eine sahnige Unschärfe annimmt. Der Raum, in dem man sich aufhält, muß wirken wie ein kleines Café. Mit den Damenkleidern auf einer Jacht ist es ebenso: was hier reizvoll ist, sind leichte, weiße oder einfarbige Kleider aus Leinen, aus Linon, aus Rohseide, aus

Drell, die in der Sonne und vor dem blauen Hintergrund des Meeres die geradezu leuchtende Weiße eines Segels bekommen. Es gibt übrigens sehr wenige Frauen, die sich gut anziehen, manche allerdings tun es wirklich ganz fabelhaft. Bei den Rennen erschien Mademoiselle Léa mit kleinem weißem Hut und weißem Sonnenschirm, das sah bezaubernd aus. Ich weiß nicht, was ich darum geben würde, dieses Schirmchen zu haben.« Ich hätte gern gewußt, worin dieser kleine Schirm sich von anderen unterschied, und aus anderen Gründen, nämlich denen der weiblichen Eitelkeit, hätte Albertine es erst recht gern gewußt. Doch wie bei Françoise, die von Soufflés sagte: »Man muß den Dreh eben heraushaben«, so bestand der Unterschied im Schnitt. »Er war«, sagte Elstir, »ganz klein, ganz rund wie ein chinesisches Schirmchen.« Ich führte die Sonnenschirme verschiedener Damen an, offenbar aber war das alles nicht das Richtige. Elstir fand sie samt und sonders abscheulich. Für ihn, einen Mann von schwer zu befriedigendem, erlesenem Geschmack, machte ein Nichts, das in Wirklichkeit alles bedeutete, einen riesigen Unterschied zwischen dem aus, was drei Viertel aller Frauen trugen und was er schrecklich fand, und einer hübschen Sache, die ihn förmlich entzückte und – ganz im Gegensatz zu mir, der ich jeden Luxus als ertötend für den Geist betrachtete – seinen Künstlerehrgeiz entflammte, »ebenfalls so hübsche Sachen zu machen«. »Da sehen Sie, diese Kleine hier hat sofort verstanden, wie Hut und Sonnenschirm waren«, sagte Elstir und zeigte auf Albertine, deren Augen vor Begehrlichkeit funkelten. »Wie gern wäre ich reich und hätte eine Jacht«, sagte sie zu dem Maler. »Ich würde Sie dann wegen der Inneneinrichtung bestimmt zu Rate ziehen. Was für schöne Reisen würde ich machen! Und wie hübsch müßte es sein, nach Cowes[1] zur Regatta zu fahren! Und ein Automobil! Finden Sie es auch hübsch, was die Frauen jetzt im Automobil tragen?« – »Nein«, antwortete Elstir. »Aber das wird schon noch kommen. Überhaupt gibt es nur wenige Couturiers, ein oder zwei, Callot, der

aber noch ein bißchen viel in Spitzen macht, Doucet, Cheruit, manchmal auch Paquin.[2] Die anderen sind schauderhaft.« – »Besteht denn wirklich ein so enormer Unterschied zwischen einer Toilette von Callot und der, die irgendein beliebiger Damenschneider macht?« fragte ich Albertine. »Aber ein enormer, Sie braver Junge«, antwortete sie mir. »Ach, Verzeihung! Nur ist es leider so, daß das, was anderswo dreihundert Francs kostet, bei ihnen auf zweitausend kommt. Aber es sieht sich gar nicht ähnlich, nur für Leute, die wirklich nichts davon verstehen.« – »Ganz recht«, stimmte Elstir bei, »obwohl ich nicht so weit gehen möchte zu sagen, der Unterschied sei so groß wie der zwischen einer Statue der Kathedrale von Reims und einer von der Kirche Saint-Augustin.[1] Apropos Kathedralen[2] «, wandte er sich dann vor allem zu mir, weil sich dies auf ein Gespräch bezog, an dem die Mädchen nicht teilgenommen hatten und das sie auch gar nicht interessiert hätte, »ich verglich Ihnen gegenüber neulich die Kirche von Balbec mit einer mächtigen Klippe, einer riesigen Aufschichtung von Steinen dieser Landschaft hier, aber umgekehrt« – er zeigte mir ein Aquarell – »sehen Sie sich diese Steilküste an (es ist eine Skizze, die ich ganz hier in der Nähe bei Les Creuniers gemacht habe) und sagen Sie selbst, ob nicht diese wuchtig und zugleich fein geschnittenen Felsen an eine Kathedrale erinnern.« Tatsächlich hätte man meinen können, es seien riesige Rundbogen aus rosigem Stein. Da sie an einem glühendheißen Tag gemalt waren, schienen sie jedoch wie zu Staub zermürbt, verflüchtigt durch die Hitze, die das Meer schon halbleer getrunken hatte, so daß es über dem ganzen Bild beinahe im Zustand der Verdunstung zu lagern schien. In dieser Beleuchtung, deren Überhelle die Wirklichkeit fast auflöste, flüchtete diese sich in dunkel-durchsichtige Gebilde, die durch den Kontrast einen Eindruck um so packenderen, unmittelbareren Lebens machten: die Schatten. Nach Kühle dürstend, hatten die meisten die flammende Weite des offenen Meeres verlassen und sich vor der Sonne an den Fuß

der Felsen geflüchtet; andere, die langsam auf dem Meer dahergeschwommen kamen wie Delphine, hefteten sich an die Flanken der dahinsegelnden Boote, deren Wandungen auf der fahlen Flut sie mit ihren glänzenden, blauen Leibern erweiterten. Vielleicht lag es an dem Lechzen nach Kühle, das von ihnen ausging und einem erst recht das Gefühl für die Hitze des Tages gab, jedenfalls bedauerte ich laut und bewegt, Les Creuniers nicht zu kennen. Albertine und Andrée versicherten mir, ich sei gewiß schon hundertmal da gewesen. In diesem Fall aber war das geschehen, ohne daß ich wußte noch ahnte, daß eines Tages dieser Anblick mir einen solchen Durst nach Schönheit einflößen könnte, einer Schönheit, die nicht eigentlich wie die von mir bisher in den Falaisen von Balbec gesuchte die der Natur, sondern eher die der Architektur war. Ausgerechnet ich, der ich doch ausgezogen war, um das Reich der Stürme zu sehen, der ich auf meinen Ausfahrten mit Madame de Villeparisis, wenn wir es oft nur von ferne wie ein zwischen den Bäumen hingemaltes Bild erblickten, das Meer nie wirklich, nie elementar, nie lebendig genug fand – es fehlte der Eindruck emporgeschleuderter Wassermassen – und der ich es bewegungslos nur unter einem winterlichen Grabtuch aus Nebel hätte sehen mögen, ich hätte mir schwerlich vorstellen können, daß ich jetzt von einem Meer träumen würde, das aus einem farb- und substanzlosen weißlichen Dunst bestand. Den Zauber eben dieses Meeres aber hatte Elstir so gut wie die, die in den vor Hitze trägen Booten träumten, bis auf den Grund ausgekostet, so daß es ihm gelungen war, das unmerkliche Zurückfluten des Wassers, den Pulsschlag einer glücklichen Minute[1] wiederzugeben und auf der Leinwand festzuhalten; beim Anblick dieses magischen Porträts war man plötzlich derart in Liebe entflammt, daß man nur noch im Sinn hatte, die Welt zu durcheilen, um den entflohenen Tag in seiner schläfrigen, unendlich flüchtigen Anmut wiederzufinden.

Vor meinen Besuchen bei Elstir, das heißt bevor dank dem Anblick eines seiner Seestücke, auf dem eine junge Frau in einem Linon- oder Barègekleid auf einer Jacht mit amerikanischer Flagge dargestellt war[1] , in meiner Einbildungskraft die mentale »Kopie« eines weißen Linonkleides und einer Flagge entstanden war und dort sogleich das unstillbare Verlangen hervorrief, auf der Stelle weiße Linonkleider und Flaggen vor dem Meer zu sehen, als hätte ich dazu noch nie Gelegenheit gehabt, hatte ich mir immer Mühe gegeben, beim Anblick des Meeres aus meinem Gesichtsfeld nicht nur die Badegäste im Vordergrund, sondern auch die Jachten mit den Segeln, die so übermäßig weiß waren wie die Strandanzüge, sowie auch alles sonstige auszuschließen, was in mir die Vorstellung beeinträchtigen konnte, daß ich die unvordenkliche Flut vor mir hatte, die ihr gleiches, rätselvolles Dasein schon vor der Entstehung des Menschengeschlechts geführt hatte; dazu gehörten auch die strahlenden Tage, die dieser nebelumhüllten und sturmgepeitschten Küste in meinen Augen das triviale Aussehen des allerorts herrschenden Sommers verliehen und mir einfach wie eine Pause vorkamen, wie die Entsprechung dessen, was in der Musik ein vor Spielbeginn ausgezählter Takt ist; jetzt aber schien mir das schlechte Wetter ein verhängnisvoller Zwischenfall zu sein, der keinen Platz in einer Welt der Schönheit mehr fand; ich wünschte mir dringend, in der Wirklichkeit wiederzufinden, was mich so sehr begeisterte, und hoffte, das Wetter werde günstig bleiben, damit ich von der Höhe der Falaisen die gleichen blauen Schatten sehen könnte wie auf dem Bild von Elstir.

Unterwegs benutzte ich jetzt meine Hände nicht mehr als Schirm wie in jenen Tagen, da ich die Natur noch als beseelt von einem Leben auffaßte, das älter ist als das Erscheinen des Menschen, etwas, das all den eintönigen Errungenschaften der Industrie entgegensteht, bei deren Anblick ich bislang auf den Weltausstellungen und bei den Modistinnen gegähnt hatte vor Langeweile; so versuchte ich damals, vom Meer nur den Aus-

schnitt zu sehen, auf dem kein Dampfer zu entdecken war, so daß es für mich das Uraltewige blieb, einem Weltalter angehörig, da es eben erst vom Festland geschieden worden war, oder doch wenigstens so, wie es in den ersten Zeiten Griechenlands gewesen sein mochte, so daß die Verse des »alten Leconte«, die Bloch so teuer waren, wirklich darauf paßten:

Ils sont partis, les rois des nefs éperonnées,

Emmenant sur la mer tempétueuse, hélas!

Les hommes chevelus de l'héroïque Hellas.

Sie zogen dahin, die Könige der gespornten Schiffe,

und führten hinweg über die stürmische See, o Schmerz!

die langhaarigen Männer des heldischen Hellas.[1]

Ich konnte die Modistinnen nicht mehr verachten, seitdem Elstir mir gesagt hatte, daß die zarte Gebärde, mit der sie am Ende die Schleifen oder Federn eines fertigen Hutes in einer letzten zärtlichen Liebkosung wieder etwas auflockern, ihn ebensosehr wie die Bewegungen der Jockeys zur Wiedergabe reizte (Albertine hatte das besonders entzückt). Was die Modistinnen anging, so mußte ich allerdings meine Rückkehr nach Paris abwarten, und was die Rennen und Regatten, meine Rückkehr nach Balbec, denn vor dem nächsten Sommer fanden keine mehr statt. Selbst eine Jacht, die Frauen in weißem Linon hinwegführt, war nicht mehr aufzutreiben.

Oft begegneten wir den Schwestern Blochs, die ich grüßen mußte, seitdem ich bei ihrem Vater zum Abendessen gewesen

war. Meine Freundinnen kannten sie nicht. »Ich darf mit Israelitinnen nicht verkehren«, sagte Albertine. Die Art, wie sie das Wort »Israelitinnen« (mit scharfem *s*) aussprach, bewies zur Genüge, auch wenn man den Rest des Satzes nicht gehört hätte, daß Sympathie gegenüber den Angehörigen des auserwählten Volkes nicht das Gefühl war, das die jungen Töchter frommer Familien der Bourgeoisie beseelte; man hätte sie sicher leicht noch glauben machen können, die Juden brächten kleine Christenkinder um. »Außerdem haben sie scheußliche Manieren, Ihre Freundinnen«, meinte Andrée mit einem Lächeln, in dem deutlich ihre Überzeugung lag, daß die Mädchen nicht meine Freundinnen seien. »Wie alles, was mit den zwölf Stämmen zu tun hat«, setzte Albertine noch altklug hinzu. Ehrlich gesagt, machten Blochs Schwestern, zu elegant angezogen und gleichzeitig halb nackt, schmachtend und keck, anspruchsvoll und schmuddelig, keinen hervorragenden Eindruck. Eine ihrer Kusinen, die noch nicht fünfzehn Jahre alt war, versetzte die Kasinobesucher in Empörung durch ihre offen zur Schau getragene Bewunderung für Mademoiselle Léa, die Bloch senior zwar als talentierte Schauspielerin schätzte, von der aber bekannt war, daß ihre Neigungen nicht in erster Linie nach der Seite der Herren gingen.

An manchen Tagen vesperten wir in einem der Bauernhöfe, die gleichzeitig Gaststätten waren. Es gab eine ganze Reihe davon: Des Écorres, Marie-Thérèse, La Croix d'Heuland, Bagatelle, Californie, Marie-Antoinette. Dieser letzte war bei der kleinen Freundinnenschar ganz besonders beliebt.

Manchmal aber stiegen wir auch, anstatt zu einem solchen Bauernhof zu gehen, bis auf die Falaise hinauf, setzten uns oben angekommen ins Gras und packten unsere mitgenommenen Sandwich- und Kuchenpakete aus.[1] Meine Freundinnen zogen die Sandwiches vor und wunderten sich, wenn ich nur einen mit flamboyanten Zuckerfiguren verzierten Schokoladekuchen oder ein Aprikosentörtchen aß. Mit einem Chester- oder Salatsandwich, unwissenden und neumodischen ku-

linarischen Erfindungen, wußte ich eben nichts anzufangen. Die Kuchen aber trugen Wissen in sich, die Törtchen waren mitteilsam. Es gab in den ersteren fad-cremige und in den letzteren frisch-fruchtige Geschmacksnuancen, die vieles wußten von Combray, von Gilberte, nicht nur der Gilberte von Combray, sondern auch derjenigen von Paris, bei deren Nachmittagstees ich sie wiedergefunden hatte. Sie erinnerten mich an die Kuchenteller mit den Bildern aus *Tausendundeiner Nacht*, deren »Sujets« meine Tante Léonie derart unterhaltsam fand, wenn Françoise ihr den einen Tag »Aladin und die Wunderlampe«, einen anderen »Das Märchen vom Schlafenden und vom Wachenden« oder »Sindbad der Seefahrer« brachte, wie er sich mit seinen Reichtümern nach Bassora einschifft. Ich hätte sie gern wieder angeschaut, meine Großmutter aber wußte nicht, wo sie geblieben waren, und meinte übrigens auch, es seien ganz ordinäre Teller irgendwoher aus der Gegend. Und trotzdem: im Grau von Combray und der Champagne überhaupt waren ihre Vignetten vielfarbig eingelassen, wie in der schwarzen Kirche die Glasfenster mit den bewegten Edelsteinen, wie im Dämmerlicht meines Zimmers die Projektionen der Laterna magica, wie in der Ansicht des Bahnhofs und der kleinen Nebenlinie die Butterblumen aus Indien und die Flieder aus Persien, wie die Sammlung von chinesischem Porzellan meiner Großtante in ihrer finsteren, altjüngferlichen Provinzbehausung.[1]

Auf der Falaise ausgestreckt, sah ich vor mir nur Wiesen und über ihnen nicht etwa die sieben Himmel der christlichen Physik, sondern nur zwei übereinanderliegende, einen dunkleren – das Meer – und darüber einen von blasserem Ton. Wir vesperten, und wenn ich auch noch irgendein kleines Andenken mitgebracht hatte, das der einen oder anderen meiner Freundinnen gefallen könnte, stieg in ihren durchschimmernden Gesichtern, die sich im Nu röteten, die Freude mit so plötzlicher Heftigkeit auf, daß ihr Mund nicht die Kraft hatte, sie zurückzuhalten und, um sie nicht länger zu unterdrükken,

einem Lachanfall freien Lauf ließ. Sie waren alle um mich versammelt; und zwischen ihren Gesichtern, die nur wenig voneinander entfernt waren, zeichnete die trennende Luft azurne Zwischenwege, wie ein Gärtner sie schafft, um genügend Raum zu haben, damit er in seinem Rosengarten selbst umhergehen kann.

Wenn unser mitgebrachter Vorrat erschöpft war, spielten wir Spiele, die ich zuvor langweilig gefunden hätte, manchmal so kindliche wie »Bäumchen, wechsel dich« oder »Wer zuerst lachen muß«, auf die ich aber jetzt um nichts auf der Welt mehr verzichtet hätte; die Morgenröte der Jugend, die auf diesen Gesichtern noch purpurn leuchtete, die mich aber in meinem Alter schon verlassen hatte, ließ in ihrem Licht alles, was vor ihnen lag, erschimmern, und wie auf den zarten Schöpfungen mancher Maler der Frührenaissance hoben die unbedeutendsten Einzelheiten ihres Daseins sich von einem Goldgrund ab. Zumeist verschwammen sogar die Gesichter dieser jungen Mädchen in einem allesumwebenden Morgenrot, aus dem die Züge sich noch nicht deutlich abgelöst hatten. Man sah nichts als den reizvollen Farbton und hätte dahinter nicht das erkennen können, was ein paar Jahre später ein Profil sein würde. Was man heute sah, war noch nicht endgültig ausgeprägt und brauchte noch nichts weiter zu sein als eine gelegentlich hervortretende Ähnlichkeit mit irgendeinem verstorbenen Familienmitglied, dem die Natur diese kleine nachträgliche Ehrung bereitet hatte. Der Augenblick kommt so schnell, da nichts mehr zu erwarten, da der Körper bereits in einer Unbeweglichkeit erstarrt ist, die keine Überraschungen mehr verspricht, da man alle Hoffnung verliert, wenn – an einen sommerlichen Baum mit schon dürren Blättern gemahnend – die noch jungen Gesichter von bereits gelichtetem oder ergrauendem Haar umgeben sind; der strahlende Morgen ist so kurz, daß man am Ende nur mehr jene ganz jungen Mädchen liebt, deren Körpersubstanz noch aufgeht wie ein kostbarer Teig. Sie sind nur erst eine fügsame Materie, die jeden

Augenblick ihre Form von einem flüchtigen, sie gerade beherrschenden Eindruck her empfängt. Es kommt einem fast so vor, als wäre jede abwechselnd eine kleine Statuette der Heiterkeit, des jugendlichen Ernstes, der Schelmerei, des Staunens, von einem spontanen, alleserfassenden, aber doch flüchtigen Ausdruck bestimmt. Diese Plastizität verleiht der freundlichen Zuvorkommenheit, die ein junges Mädchen uns erweist, einen so farbigen Reiz. Gewiß darf sie auch bei der Frau nicht fehlen, und eine, der wir nicht gefallen, oder die uns nicht merken läßt, daß wir ihr gefallen, nimmt in unseren Augen eine langweilige Gleichförmigkeit an. Doch auch diese Zuvorkommenheit führt von einem bestimmten Alter an nicht mehr die weichen Wellenbewegungen über ein vom Existenzkampf verhärtetes Gesicht hin, dem dieser für alle Zeiten ein militantes oder ekstatisches Aussehen gegeben hat. Das eine scheint – durch die unaufhörliche Beugung unter den Gehorsam einem Gatten gegenüber – mehr das eines Soldaten als das einer Frau, das andere, das seine Formung von den Opfern her erhalten hat, die eine Mutter täglich für ihre Kinder auf sich nimmt, ein Apostelkopf. Noch ein anderes ist – nach Jahren der Stürme und Prüfungen – das Gesicht eines alten Seebären, und allein die Kleidung verrät das Geschlecht der Frau. Sicher können die Aufmerksamkeiten, die eine Frau für uns hat, sofern wir sie lieben, immer noch neue Reize über die Stunden breiten, die wir mit ihr verbringen. Doch ist sie für uns nicht immer wieder eine andere Frau. Ihre Heiterkeit haftet äußerlich an einem an sich nicht mehr wandlungsfähigen Gesicht. Die Jugend aber liegt diesseits solcher gänzlichen Verfestigung, und daher kommt es, daß man in der Nähe junger Mädchen ein Gefühl der Erfrischung verspürt, wie es einem das Schauspiel unaufhörlich sich wandelnder Formen schenkt, der Formen, die dauernd in einem fließenden Zusammenspiel begriffen sind, das an die unaufhörliche Neuschöpfung der Urelemente der Natur gemahnt, denen man sich beim Anblick des Meeres hingeben kann.

Nicht nur eine mondäne Nachmittagsgesellschaft oder eine Spazierfahrt mit Madame de Villeparisis hätte ich dem »Ringlein-Spiel« oder den »Fragen hinter der Tür« meiner Freundinnen geopfert. Mehrmals ließ Robert de Saint-Loup mir sagen, er habe, da ich ihn doch nicht in Doncières besuchen komme, um einen Urlaub von vierundzwanzig Stunden nachgesucht und werde in Balbec erscheinen. Jedesmal schrieb ich ihm, er möge das doch nicht tun, und entschuldigte mich mit der Behauptung, gerade an jenem Tag müsse ich mit meiner Großmutter einen mir durch Familienrücksichten auferlegten Besuch in der Nachbarschaft machen. Sicherlich hegte er eine schlechte Meinung von mir, wenn er dann durch seine Tante erfuhr, worin diese Verpflichtung bestanden hatte und wer bei mir in diesem Fall die Stelle meiner Großmutter vertrat. Und dennoch hatte ich vielleicht nicht unrecht, wenn ich die Vergnügungen nicht nur des Gesellschaftslebens, sondern auch die der Freundschaft der Freude opferte, mich den ganzen Tag in diesem Garten zu ergehen. Die Wesen, die die Möglichkeit besitzen, für sich zu leben – allerdings sind das eigentlich die Künstler, und ich war seit langem überzeugt, daß aus mir niemals einer werden würde –, haben auch die Verpflichtung dazu; die Freundschaft nun enthebt sie dieser Pflicht und zwingt sie zum Verzicht auf sich selber. Das Gespräch sogar, das die der Freundschaft eigene Ausdrucksweise ist, stellt eine oberflächliche Abschweifung dar, bei der für uns nichts zu gewinnen ist. Wir können ein Leben lang Gespräche führen, ohne etwas anderes zu tun, als die inhaltliche Leere einer Minute unendlich zu wiederholen, während der Gang der Gedanken in der einsamen Arbeit künstlerischen Schaffens sich in Richtung der Tiefe vollzieht als der einzigen Richtung, die uns nicht verschlossen ist und in der wir, mit größerer Mühe freilich, zu einer Wahrheit vorzudringen vermögen. Die Freundschaft ist nicht nur wie das Gespräch ohne positiv fördernden Wert, sondern dazu auch noch verderblich. Denn die Regung von Überdruß, die in Gesellschaft ihres Freundes alle

diejenigen unbedingt verspüren müssen, deren Entwicklungsgesetz ganz in ihrem Inneren ruht – Überdruß deswegen nämlich, weil sie ganz an der Oberfläche ihrer Persönlichkeit bleiben müssen, anstatt ihre Entdeckungsreise in die Tiefe fortzusetzen –, heißt die Freundschaft uns wiederum korrigieren, sobald wir von neuem uns allein überlassen sind; sie verlangt von uns, daß wir mit Rührung im Herzen an die Worte zurückdenken, die unser Freund uns gesagt hat, und sie als einen kostbaren Beitrag ansehen, während wir doch nicht wie irgendwelche Bauwerke sind, an die man von außen her Steine herantragen kann, sondern vielmehr wie Bäume, die aus ihrem eigenen Lebenssaft den nächsten Knoten ihres Stammes und das nächste Stockwerk ihrer Laubkrone herausbilden. Ich belog mich selbst, ich unterbrach das Wachstum in der Richtung, in der ich wahrhaft wachsen und glücklich sein konnte, wenn ich mich dazu beglückwünschte, von einem so guten, so gescheiten, so gerngesehenen Menschen wie Saint-Loup geliebt und bewundert zu werden, wenn ich meine Einsicht nicht auf meine eigenen dunklen Eindrücke richtete, die zu entwirren meine Aufgabe gewesen wäre, sondern auf die Worte meines Freundes, an denen ich, indem ich sie mir wieder und wieder vorsprach – oder vielmehr von jenem anderen Ich wiederholen ließ, das in uns lebt und auf das man immer so gern die Last des Denkens abschiebt –, eine Schönheit zu finden mich bemühte, die weit ablag von jener anderen, der ich schweigend nachging, wenn ich wirklich allein war, und die Robert, mir selbst, meinem Leben einen höheren Wert geben würde. In dem Leben, zu dem ein solcher Freund mir verhalf, fühlte ich mich behaglich vor Einsamkeit geschützt, edelmütig verlangend, mich selbst für ihn aufzuopfern, kurz, völlig außerstande, mich selbst zu verwirklichen. Bei diesen jungen Mädchen hingegen empfand ich zwar auch ein egoistisches Glück, doch wenigstens beruhte es nicht auf der Lüge, die uns glauben machen will, daß wir nicht unabänderlich allein sind, und die, wenn wir mit anderen reden, uns an der Einsicht hin-

dert, daß nicht wir mehr die Sprechenden sind, sondern daß wir uns nach dem Bild jener Fremden formen und nicht nach einem Ich, das von dem ihren verschieden ist. Die Worte, die die jungen Mädchen der kleinen Schar mit mir wechselten, waren nicht sehr interessant, im übrigen eher spärlich, auf meiner Seite sogar von langem Schweigen durchsetzt. Das aber hinderte mich nicht, wenn sie zu mir sprachen, beim Zuhören das gleiche Vergnügen zu empfinden wie bei ihrem Anblick und in der Stimme jeder einzelnen von ihnen ein lebendig getöntes Bild zu erkennen. Mit Entzücken hörte ich ihrem Zwitschern zu. Lieben verstärkt die Fähigkeit, zu unterscheiden und zu differenzieren. In einem Wald hört ein Vogelliebhaber die Stimmen der verschiedenen Vogelarten heraus, die der Laie nicht zu unterscheiden vermag. Der Liebhaber junger Mädchen weiß, daß menschliche Stimmen noch sehr viel variantenreicher sind. Jede besitzt mehr Noten als das klangvollste Instrument. Die Kombinationen, in denen die Stimme sie zusammenfaßt, sind ebenso unerschöpflich wie die unendliche Vielfalt der Persönlichkeiten. Wenn ich mit einer meiner Freundinnen plauderte, bemerkte ich, daß das originale, einmalige Bild ihrer Individualität mir ebensosehr durch die Modulationen ihrer Stimme wie durch die Züge ihres Gesichts mit künstlerischer Feinsinnigkeit vorgezeichnet und mit tyrannischer Gewalt aufgezwungen wurde und daß hier zwei verschiedenartige Schauspiele, jedes auf seiner Ebene, die gleiche besondere Wirklichkeit vermittelten. Gewiß war auch die Linienführung der Stimme genauso wie die des Gesichts noch nicht endgültig festgelegt; die erstere würde noch mutieren und die zweite sich wandeln. Wie Kinder für die Verdauung der Milch eine Drüse besitzen, die bei Erwachsenen nicht mehr vorhanden ist, so gab es in dem Gezwitscher dieser Mädchen Töne, wie sie bei Frauen nicht mehr anzutreffen sind. Und auf diesem noch vielfältigeren Instrument spielten sie mit den Lippen, von der Hingabe und dem Feuereifer der kleinen musizierenden Engel bei Bellini[1]

erfüllt, Eigenschaften, die ebenfalls ausschließlich der Jugend vorbehalten sind. Später würden die jungen Mädchen den Akzent enthusiastischen Überzeugtseins verlieren, der den einfachsten Dingen solchen Reiz verlieh, ob nun Albertine in gewichtigem Ton Wortspiele vorbrachte, die die Jüngeren mit Bewunderung aufnahmen, bis endlich das tolle Gelächter bei ihnen mit der unwiderstehlichen Heftigkeit des Niesens ausbrach, oder ob Andrée von ihren Schulaufgaben, die noch kindischer als ihre Spiele waren, mit jugendlichem Ernst sprach; so klangen ihre Worte vollkommen ungewohnt, wie Gedichtstrophen aus frühester Zeit, als die Poesie sich noch kaum von der Musik unterschied und auf verschiedenen Tonhöhen deklamiert wurde. Trotz allem zeichnete sich in der Stimme einer jeden dieser kleinen Persönlichkeiten schon deutlich eine individuelle Sicht des Lebens ab, eine derart individuelle Sicht, daß es eine falsche Vereinfachung bedeutet hätte, von der einen zu sagen: »Sie nimmt alles mit Humor«, von der anderen: »Sie stellt eine Behauptung nach der anderen auf« oder von der dritten: »Sie hält immer erst einmal inne und wartet ab, was die anderen sagen«. Die Züge unseres Gesichts sind eigentlich nichts anderes als bestimmte, durch Gewohnheit festgewordene Gebärden. Wie der Untergang von Pompeji oder wie die Metamorphose einer Schmetterlingspuppe hat die Natur uns in unseren gewohnten Bewegungen fixiert. In der gleichen Weise enthält der Tonfall unserer Stimme unsere Lebensphilosophie, das, was der betreffende Mensch sich selbst bei jeder Gelegenheit über die Dinge zurechtlegt. Sicherlich gehörten solche Züge nicht ausschließlich diesen Mädchen an. Sie gehörten ihren Eltern. Das Individuum webt in etwas, das allgemeiner ist als es selbst. In dieser Hinsicht geben die Eltern den Kindern nicht nur jene gewohnheitsmäßige Gebärde mit, die sich in den Zügen des Gesichts und der Stimme ausdrückt, sondern auch eine bestimmte Art zu sprechen, gewisse zur Formel gewordene Sätze, die, fast ebenso unbewußt wie ein Tonfall der Stimme, fast

ebenso tief verwurzelt wie jene, auf eine Lebensansicht hinweisen. Freilich gibt es gewisse solcher Wendungen, die jungen Mädchen von ihren Eltern nicht vor einem bestimmten Alter preisgegeben werden, meist nicht bevor sie erwachsene Frauen geworden sind. Man spart sie einstweilen noch auf. So konnte, wenn man etwa von den Bildern eines Freundes von Elstir sprach, Andrée, die noch Zöpfe trug, von dem Ausdruck »Als Mann scheint er bezaubernd zu sein«, dessen sich ihre Mutter und ihre verheiratete Schwester bedienten, noch keinen persönlichen Gebrauch machen. Doch mit der Erlaubnis, zum Palais-Royal[1] zu gehen, würde sich das ergeben. Schon seit ihrer ersten Kommunion sogar pflegte Albertine wie eine Freundin ihrer Tante zu sagen: »Mir wäre das ziemlich fürchterlich.« Man hatte ihr auch die Gewohnheit zum Geschenk gemacht, sich wiederholen zu lassen, was jemand sagte, um auf diese Weise ihr Interesse zu zeigen und ihren Willen, sich darüber selbst eine Meinung zu bilden. Wenn man zu ihr sagte, die Bilder eines Malers seien gut oder sein Haus recht hübsch, fragte sie erst zurück: »So, seine Bilder sind gut? Ja? Das Haus ist hübsch?« Auf noch allgemeinere Art schließlich als das Familienerbe wirkte sich der würzige, von der Herkunftsprovinz auferlegte Stoff aus, aus dem sie ihre Stimmen bezogen und dessen genaue Färbung ihre Intonation annahm. Wenn Andrée ganz schlicht ein ernstes Thema anschlug, so ließen die Saiten ihres stimmlichen Instruments unweigerlich den singenden Klang aus dem Périgord ertönen – in schönster Harmonie übrigens mit der südlichen Reinheit ihrer Züge; und den unausgesetzten Schelmereien Rosemondes antwortete der nördliche Stoff ihres Gesichts und ihrer Stimme, ob sie wollte oder nicht, mit dem Akzent ihrer Heimatprovinz. Zwischen dieser Provinz und der Veranlagung des jungen Mädchens, die die Modulationen bestimmte, nahm ich ein schönes Zwiegespräch wahr. Ein Zwiegespräch, nicht etwa eine Zwietracht. Keine solche vermöchte das Mädchen mit seinem Heimatboden zu entzweien. Die beiden sind ein und dasselbe. Im übri-

gen macht die Rückwirkung der lokalen Materialien auf den schöpferischen Geist, der sich ihrer bedient und dem sie neue Frische zutragen, das Werk nicht weniger individuell, und es spiegelt, ob es sich nun um einen Architekten, einen Kunsttischler oder einen Komponisten handelt, mit nicht geringerer Genauigkeit selbst die feinsten Züge der Persönlichkeit des Künstlers wider, wenn dieser genötigt war, mit dem Mühlenkalkstein von Senlis oder dem roten Sandstein von Straßburg zu arbeiten, wenn er die Eigenmaserung der Esche berücksichtigt oder bei der Aufzeichnung seiner Noten den Umfang, die Klangfarbe und die Möglichkeiten von Flöte oder Bratsche bedacht hat.

Ich war mir darüber klar, und dennoch sprachen wir so wenig! Während ich in meinen Worten Madame de Villeparisis oder Saint-Loup gegenüber bei einem Zusammensein mehr Vergnügen geäußert haben würde, als ich tatsächlich empfand, da ich sie jedesmal mit einem Gefühl von Ermüdung verließ, ging, wenn ich inmitten dieser jungen Mädchen lagerte, die Fülle meiner Empfindungen weit über unsere kargen, spärlichen Reden hinaus und überflutete mein Schweigen und meine Unbeweglichkeit mit wahren Wogen von Glück, deren Plätschern sich am Fuß dieser jungen Rosen brach.

Für einen Genesenden, der den ganzen Tag in einem Blumen- oder Obstgarten der Ruhe pflegt, durchzieht der Duft von Blüten und Früchten die tausend Nichtigkeiten seines Farniente nicht gründlicher, als für mich jene Farbe und jener Duft es taten, die meine Blicke auf diesen jungen Mädchen sammelten und deren Süße schließlich mich selber ganz durchwob. So bilden Trauben an der Sonne ihren Zucker. Und so auch schufen jene so einfachen Spiele in ihrem langsamen, ununterbrochenen Lauf in mir, wie es denen geschieht, die nichts anderes tun als am Strand liegen, Salzluft einatmen und sich von der Sonne bräunen lassen, eine Entspannung, ein Lächeln stillen Glücks, ein unbestimmtes Strahlen, das auch meine Augen ergriff.

Manchmal weckte eine nette Aufmerksamkeit der einen oder anderen von ihnen in mir starke Schwingungen, die eine Zeitlang das Verlangen nach den anderen mehr in die Ferne rückten. So hatte Albertine eines Tages gesagt: »Hat eine von euch einen Bleistift mit?« Andrée hatte einen, Rosemonde ein Stück Papier, und dann hatte Albertine gesagt: »Meine Lieben, ich verbiete euch, herzusehen, was ich schreibe.« Nachdem sie kunstvoll jeden Buchstaben einzeln auf das Papier, das auf ihren Knien ruhte, gemalt hatte, hatte sie es mir mit den Worten gegeben: »Geben Sie acht, daß keiner es sieht.« Ich hatte es entfaltet und die von ihr geschriebenen Worte darauf gefunden: »Ich mag Sie sehr gern.«

»Aber anstatt Dummheiten aufzuschreiben«, rief sie dann mit einem von bezwingendem, leidenschaftlichem Ernst erfüllten Blick auf Andrée und Rosemonde, »will ich euch jetzt lieber den Brief zeigen, den ich heute früh von Gisèle bekommen habe.[1] Ich bin ja dumm, ich habe ihn in der Tasche, und wenn ich mir vorstelle, wie sehr er uns nützen kann!« Gisèle hatte sich verpflichtet gefühlt, ihrer Freundin zur Weitergabe an die anderen den Aufsatz zu schicken, den sie zur Erlangung ihres Zeugnisses hatte abfassen müssen. Albertines Befürchtungen wegen der Schwierigkeit der vorgelegten Themen wurde von den beiden, zwischen denen Gisèle zu wählen gehabt hatte, noch übertroffen. Das eine hieß: »Sophokles schreibt aus der Unterwelt an Racine, um ihn über den Mißerfolg von *Athalie* zu trösten«, das andere: »Madame de Sévigné schreibt nach der ersten Aufführung von *Esther* an Madame de La Fayette und spricht ihr ihr Bedauern aus, daß sie nicht dabei war.« Nun hatte Gisèle in einem Anfall von Übereifer, der ihre Prüfer offenbar gerührt hatte, das erste, schwierigere der beiden Themen gewählt und es so hervorragend gut behandelt, daß sie eine Vierzehn und das besondere Lob der Prüfungskommission davongetragen hatte. Sie hätte ein »Sehr gut« bekommen, hätte sie nicht im Spanischen versagt. Der Aufsatz, dessen Abschrift Gisèle an Albertine ge-

schickt hatte, wurde sofort von dieser vorgelesen, weil sie das gleiche Examen vor sich hatte und gern die Meinung Andrées hören wollte, die ihr als die weitaus tüchtigste von ihnen gute Tips geben konnte. »Sie hat wirklich Glück gehabt«, meinte Albertine, »gerade dieses Thema hatte die Lehrerin, bei der sie Französisch hat, schon mit ihr durchgeackert.« Der von Gisèle verfaßte Brief des Sophokles an Racine begann wie folgt: »Mein lieber Freund, verzeihen Sie, daß ich Ihnen schreibe, ohne daß ich die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu sein; beweist indessen nicht gerade Ihre Tragödie *Athalie*, wie gründlich Sie sich mit meinen bescheidenen Werken abgegeben haben? Sie haben Verse nicht nur den Helden oder Hauptpersonen des Stücks in den Mund gelegt, sondern auch andere ganz entzückende – erlauben Sie mir, Ihnen dies ohne schmeichlerische Übertreibung zu sagen – für die Chöre verfaßt, die in der griechischen Tragödie sicherlich ganz gut paßten, in Frankreich aber geradezu eine Neuerung sind. Zudem hat hier Ihr Talent, das ohnehin so geschmeidig, so akkurat, so bezaubernd, so fein, so zart sich äußert, eine Kraft erreicht, zu der ich Sie nur beglückwünschen kann. Athalie selbst, Joad, das sind Personen, die auch Ihr Rivale Corneille nicht eindrucksvoller hätte hinstellen können. Die Charaktere sind kraftvoll, die Handlung schlicht und dabei packend. Hier ist einmal eine Tragödie, bei der nicht die Liebe die Triebfeder ist; ich kann Ihnen dafür nur aufrichtig Anerkennung zollen. Die berühmtesten Vorschriften sind nicht immer die richtigsten. Als Beispiel führe ich Ihnen an:

De cette passion la sensible peinture
Est pour aller au cœur la route la plus sûre. [1]

Von dieser Leidenschaft ein treues Bild zu geben,
macht mehr als anderes den Weg zum Herzen eben.

Sie haben bewiesen, daß das religiöse Gefühl, das in Ihren Chören einen so überschwenglichen Ausdruck findet, nicht weniger zu rühren weiß. Das große Publikum vielleicht mag sich täuschen lassen, doch die wahren Kenner werden Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es war mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen meine wärmsten Glückwünsche auszusprechen, denen ich, verehrter Kollege, den Ausdruck meiner aufrichtigen Verehrung hinzufüge.«

Albertines Augen hatten während dieser ganzen Vorlesung in hellem Eifer immer wieder aufgeblitzt. »Man sollte meinen, sie hätte es abgeschrieben«, rief sie, als sie fertig war. »Nie hätte ich Gisèle für fähig gehalten, so etwas hinzulegen. Und diese Verse, die sie da zitiert! Wo hat sie das bloß her?« Albertines Bewunderung nahm noch ebenso wie ihre gespannteste Aufmerksamkeit – allerdings das Objekt wechselnd – zu, während sie Andrée zuhörte und sie fast »mit den Augen aufspießte«, als diese in ihrer Eigenschaft als das größte und am meisten bewanderte Mädchen von Gisèles Aufsatz auf Befragen zunächst mit einer gewissen Ironie sprach, dann aber scheinbar nur ganz beiläufig, jedoch in einer Weise, hinter der sich nur schlecht ein wirklicher Ernst verbarg, dazu überging, auf ihre Art den Aufsatz noch einmal zu schreiben. »Er ist gar nicht übel«, meinte sie zu Albertine gewandt, »aber wenn ich du wäre und das gleiche Thema bekäme, was gar nicht ausgeschlossen ist, denn es wird gern gegeben, machte ich es nicht genauso. Ich denke mir manches anders: Erst einmal hätte ich an Gisèles Stelle nicht einfach losgelegt, sondern mir in aller Ruhe auf einem anderen Blatt meine Gliederung gemacht. Zuerst die Fragestellung und die Exposition des Themas; dann die allgemeinen Ideen, die man zu entwickeln hätte. Schließlich die Würdigung, der Stil und die Schlußfolgerung. Wenn man in dieser Weise von einer gedrängten Übersicht ausgeht, weiß man, woran man sich zu halten hat. Gleich bei der Exposition des Themas, oder, wenn du willst, Titine, da es nun mal ein Brief ist, sobald man zur

Sache kommt, hat Gisèle vorbeigehauen. An einen Mann des 17. Jahrhunderts hätte Sophokles nicht schreiben dürfen: ›Mein lieber Freund‹.« – »Sie hätte ihn besser sagen lassen: Mein lieber Racine«, warf Albertine mit größter Lebhaftigkeit ein. »Das wäre viel besser gewesen.« – »Nein«, antwortete Andrée etwas von oben herab, »sie hätte schreiben müssen: ›Sehr geehrter Herr‹. Auch als Schlußformel hätte sie etwas finden müssen wie: ›Gestatten Sie, sehr geehrter Herr (höchstens sehr verehrter Herr), daß ich Ihnen sage, mit welchen Gefühlen außerordentlicher Wertschätzung ich verbleibe als Ihr ganz ergebener Diener.‹ Andererseits behauptet Gisèle, die Chöre in *Athalie* seien eine Neuerung. Sie vergißt aber *Esther* und zwei wenig bekannte Tragödien, die gerade in diesem Jahr der Lehrer durchgenommen hat, so daß man schon mit Sicherheit bestanden hat, wenn man sie zitiert, sie sind sein Steckenpferd: *Les Juives* von Robert Garnier und *Aman* von Montchrestien.« Andrée nannte die beiden Titel nicht ohne ein Gefühl wohlmeinender Überlegenheit, das sich in einem übrigens ganz anmutigen Lächeln kundtat. Albertine hielt es nicht mehr aus: »Andrée, du bist fabelhaft«, rief sie. »Du mußt mir die beiden Titel aufschreiben, ja? Stell dir vor, wenn die Sache drankäme, sogar nur im Mündlichen, würde ich die Stücke sofort erwähnen, und das würde dann einen Riesen-eindruck machen.« Jedesmal aber wenn Albertine künftighin Andrée bat, ihr die Titel der beiden Stücke zu sagen, damit sie sich diese notiere, behauptete die gelehrte Freundin, sie wisse sie nicht mehr, und hat sie ihr nie angegeben. »Dann:«, fuhr Andrée mit unmerklicher Herablassung ihren kindischeren Gefährtinnen gegenüber, aber doch froh, sich bewundern zu lassen, und im Grunde eifriger auf ihre Redaktion dieses Aufsatzes bedacht, als sie es sich anmerken lassen wollte, in ihrer Rede fort, »Sophokles in der Unterwelt weiß doch sicher über alles Bescheid. Es ist ihm gewiß bekannt, daß *Athalie* nicht vor einem großen Publikum, sondern nur in Gegenwart des Sonnenkönigs und einiger bevorzugter Hofleute aufgeführt

worden ist. Was Gisèle an dieser Stelle über die Wertschätzung durch die wirklichen Kenner bemerkt, ist gar nicht schlecht, könnte aber noch etwas weiter ausgeführt werden. Der unsterblich gewordene Sophokles dürfte sehr wohl die Gabe der Weissagung besitzen und bereits vorauswissen, daß nach Voltaire *Athalie* nicht nur ›das Meisterwerk Racines, sondern des menschlichen Geistes‹ sein wird.« Albertine trank alle diese Worte in sich hinein. Ihre Augen flammten. Mit tiefster Entrüstung wies sie den Vorschlag Rosemondes, man wolle jetzt endlich spielen, zurück. »Schließlich«, bemerkte Andrée noch im gleichen beiläufigen, leichten, etwas spöttischen, aber ziemlich leidenschaftlich überzeugten Ton, »wäre wohl Gisèle, wenn sie erst einmal sorgfältig notiert hätte, welche allgemeinen Gedanken man entwickeln müßte, vielleicht auch auf dasselbe gekommen wie ich und hätte den Unterschied zwischen der religiösen Inspiration der Chöre des Sophokles und der Racines aufgezeigt. Ich hätte Sophokles die Bemerkung machen lassen, daß, wenn die Chöre Racines ebenso wie die der griechischen Tragödie von religiösem Gefühl erfüllt sind, es sich dennoch nicht um die gleichen Götter handelt. Der Joads hat mit dem des Sophokles nichts zu tun. Und das würde dann am Ende der Erörterung zu dem Schluß führen: ›Es macht nichts aus, daß es sich um verschiedene Arten des Glaubens handelt.‹ Sophokles würde nie und nimmer bei diesem Punkt allzusehr verweilen. Er würde fürchten, die Überzeugungen Racines zu verletzen; nur noch ein paar Worte über seine Lehrer von Port-Royal müßte er einflechten und dann seinen jüngeren Rivalen dazu beglückwünschen, daß sein poetisches Genie sich zu solchen Höhen aufgeschwungen hat.«

Albertine war vor Bewunderung und Aufmerksamkeit derart erhitzt, daß ihr der Schweiß in großen Tropfen über die Stirn lief. Andrée aber behielt die heitere Lässigkeit eines weiblichen Dandy bei. »Es wäre auch gar nicht übel«, meinte sie, bevor es nun wieder ans Spielen ging, »ein paar Urteile

von berühmten Kritikern anzuführen.« – »Ja«, stimmte Albertine ihr bei, »das ist mir auch schon gesagt worden. Im allgemeinen hält man sich am besten an Sainte-Beuve und Merlet, nicht wahr?« – »Du hast nicht ganz unrecht«, antwortete Andrée, die sich auch diesmal weigerte, trotz der Bitten Albertines, die beiden weiteren Namen aufzuschreiben, »Merlet und Sainte-Beuve sind nicht schlecht. Aber vor allem muß man Deltour und Gasq-Desfossés zitieren.«[1]

Während dieser ganzen Zeit dachte ich an den kleinen Notizzettel, den Albertine mir zugesteckt hatte: »Ich mag Sie sehr gern«, und eine Stunde später, als wir die Wege hinuntergingen, die für meinen Geschmack etwas zu steil nach Balbec hinabführten, sagte ich mir, daß sie es sei, mit der ich meinen Roman haben würde.

Der durch die Gesamtheit der Zeichen, an denen wir gemeinhin erkennen, daß wir verliebt sind, charakterisierte Zustand – Anweisungen, die ich im Hotel gab, mich wegen keines Besuches zu wecken, es handle sich denn um das eine oder andere der jungen Mädchen, Herzklopfen, mit dem ich sie erwartete (welche auch immer in Aussicht stand), mein Zorn an solchen Tagen, wenn ich keinen Friseur zum Rasieren fand und verunziert vor Albertine, Rosemonde oder Andrée erscheinen mußte –, dieser abwechslungsweise in Gedanken an die eine oder an die andere von neuem entstehende Zustand war ohne Zweifel so verschieden von dem, was wir Liebe nennen, wie das menschliche Leben von dem der Zoophyten verschieden ist, bei denen die Existenz, die Individualität möchte man fast sagen, sich auf verschiedene Organismen verteilt. Doch die Naturgeschichte lehrt uns, daß ein solcher tierischer Organismus beobachtet werden kann; und auch unser eigenes Dasein, sofern es schon etwas fortgeschritten ist, gibt ebenso gut über das wirkliche Vorhandensein von vordem uns unbekannten Zuständen Auskunft, durch die wir hindurchgehen müssen, um sie nachher wieder zu verlassen. So war es bei mir mit dem Zustand einer Verliebtheit, die

gleichzeitig auf mehrere junge Mädchen verteilt war. Verteilt, oder vielmehr eigentlich ungeteilt, denn meistens war gerade, was so köstlich, von allem übrigen verschieden und im Begriff war, mir so teuer zu werden, daß die Hoffnung, es am nächsten Tag wiederzufinden, die schönste Freude meines Lebens bildete, eben jene Gruppe der jungen Mädchen in ihrer Gesamtheit, so wie sie sich mir an den Nachmittagen auf der Falaise zeigte, während jener winddurchwehten Stunden, da sich auf der Grasfläche die meine Phantasie so erregenden Figuren von Albertine, Rosemonde, Andrée niedergelassen hatten, und zwar ohne daß ich hätte sagen können, welche davon mir diesen Ort so einzig kostbar machte und welche ich am meisten hätte lieben mögen. Zu Beginn einer Liebe wie an ihrem Ende sind wir nicht ausschließlich an den Gegenstand dieser Liebe gebunden; das Verlangen zu lieben, aus dem diese entsteht (und dann die Erinnerung, die uns bleibt), schweift vielmehr in einer Zone noch auswechselbarer Reize umher – es können dies sogar ganz einfach Reize der Natur, des guten Essens oder des angenehmen Wohnens sein –, die so harmonisch miteinander verbunden sind, daß man in keinem von ihnen sich verloren fühlt. Da ich im übrigen den Mädchen gegenüber bisher noch nicht durch Gewöhnung abgestumpft war, besaß ich die Fähigkeit, sie zu sehen, und das bedeutete in diesem Fall, daß mich in ihrer Gegenwart jedesmal von neuem ein tiefes Erstaunen befiel. Sicherlich beruht ein Erstaunen dieser Art zum Teil darauf, daß ein Wesen uns dann eine neue Seite seiner selbst enthüllt; so groß aber ist die Vielfalt eines jeden, so unerschöpflich der Reichtum der Linien seines Gesichts und seiner Körperformen, jener Linien, von denen sich, nachdem wir die Betreffende verlassen haben, infolge der willkürlichen Vereinfachung durch unsere Erinnerung, nur so wenige einstellen, je nachdem unser Gedächtnis diese oder jene auffallende Eigentümlichkeit ausgewählt, ausgesondert und übertrieben hat, daß zum Beispiel aus einer Frau, die uns groß vorgekommen ist, die Studie eines weibli-

chen Wesens von unproportionierter Länge oder aus einer anderen, die wir als rosig und blond in Erinnerung hatten, eine reine »Harmonie in Gold und Rosa«[1] wird; in dem Augenblick, da diese Frau dann von neuem in unserer Nähe ist, strömen alle anderen vergessenen Eigenschaften, die diese erste wieder ausgleichen, in ihrer verwirrenden Fülle herbei, vermindern die Größe der Gestalt, überfluten die rosigen Töne und setzen an die Stelle dessen, was wir allein zu sehen erwarteten, andere Eigentümlichkeiten, an deren Beobachtung wir uns von der ersten Begegnung her erinnern, so daß wir nicht mehr verstehen, wie wir so wenig auf ihren Anblick haben gefaßt sein können. In unserer Erinnerung sahen wir einen Pfau: wir eilten auf ihn zu und finden eine Pfingstrose vor. Dieses unvermeidliche Erstaunen ist nicht das einzige; denn daneben besteht noch ein anderes, das der Verschiedenheit entspringt, nun aber nicht der Verschiedenheit zwischen den Stilisierungen der Erinnerung und der Wirklichkeit, sondern zwischen dem Wesen, das wir das letzte Mal sahen, und demjenigen, das uns heute unter einem anderen Blickwinkel erscheint und uns einen ganz neuen Aspekt enthüllt. Das menschliche Antlitz ist wirklich wie das jenes Gottes einer östlichen Theogonie eine ganze Traube von Gesichtern, die, auf verschiedenen Ebenen nebeneinandergestellt, nicht auf einmal überblickbar sind.

Zum großen Teil aber rührt unser Erstaunen daher, daß uns das Wesen gerade auch ein identisches Gesicht zukehrt. Wir müßten eine so große Anstrengung machen, alles nachzuschaffen, was von einer Seite, die nicht wir selbst sind, uns zugetragen wird – und wäre es nur der Geschmack einer Frucht –, daß wir, kaum ist ein Eindruck in uns eingedrungen, schon unmerklich den abschüssigen Weg der Erinnerung einschlagen und, ohne dessen gewahr zu werden, in kürzester Zeit weit von dem entfernt sind, was wir empfunden haben. Dergestalt wirkt jede neue Begegnung als eine Art Berichtigung, die uns zu dem zurückführt, was wir schon vorher ge-

sehen haben. Wir erinnerten uns bereits nicht mehr daran, so sehr bedeutet nämlich »ein Wesen sich in Erinnerung rufen« in Wirklichkeit »es vergessen«. Doch solange wir noch zu sehen vermögen, erkennen wir den vergessenen Zug in dem Augenblick wieder, da er wieder vor uns erscheint, wir sind gezwungen, die abgewichene Linie wieder richtig zu führen, und so bestand die unaufhörliche, fruchtbare Überraschung, die für mich diese täglichen Begegnungen mit den schönen jungen Mädchen am Meeresstrand so erholsam entspannend machte, so gut wie aus Entdeckungen auch aus Erinnerung. Wenn man dem noch die Erregung durch das hinzufügt, was sie für mich waren, nämlich niemals ganz, was ich geglaubt hatte, wodurch die Hoffnung auf das nächste Wiedersehen mit ihnen der vorausgegangenen Hoffnung viel weniger glich als der noch lebendig vibrierenden Erinnerung an unsere letzte Unterhaltung, wird man verstehen, daß jeder Spaziergang mit ihnen meinen Gedanken einen heftigen Antrieb gab, und zwar keineswegs in der Richtung, die ich mir in der Einsamkeit meines Zimmers bei ausgeruhtem Kopf zurechtgelegt hatte. Jene Richtung war vergessen und aufgegeben, wenn ich summend wie ein Bienenkorb von allen Reden, die mich innerlich erregt hatten und die noch in mir nachhallten, wieder nach Hause kam. Jedes Wesen zerfällt, wenn wir es nicht mehr sehen; erscheint es dann das nächste Mal wieder vor uns, findet gleichsam eine Neuschöpfung statt, die verschieden von den früheren, von allen anderen ist. Denn bei diesen Neuschöpfungen gibt es mindestens zwei Varianten. Wenn wir uns an einen energischen Blick, eine kühne Miene erinnern, so werden wir unvermeidlich das nächste Mal von einem beinahe sehnsuchtsvollen, weichen Profil, einer Spur träumerischer Süße überrascht, von Dingen, auf die wir bei unserer vorausgehenden Erinnerung nicht geachtet hatten, ja es sind dies fast die einzigen Züge, die uns diesmal in Erstaunen versetzen oder überhaupt auffallen. Durch die Gegenüberstellung unserer Erinnerung und dieser neuen Wirklich-

keit wird unsere Enttäuschung oder Überraschung bestimmt, sie tritt als Korrektur der Wirklichkeit auf und belehrt uns darüber, daß wir uns schlecht erinnert haben. Der das vorige Mal vernachlässigte Aspekt des Gesichts, der aus diesem Grunde für uns nun gerade der packendste ist, der wirklichste, der berichtigendste, wird nun seinerseits zum Gegenstand unserer Träumereien und Erinnerungen. Ein weich gerundetes Profil, ein sanfter, träumerischer Gesichtsausdruck ist nunmehr das, was wir wiederzusehen wünschen. Von neuem wird dann beim nächsten Mal der eigenwillige Ausdruck des kühnen Blicks, der spitzen Nase, der fest zusammengepreßten Lippen, die Abweichung unseres Verlangens von seinem Objekt korrigieren, an das es sich so eng zu halten glaubte. Natürlich betraf dieses treue Festhalten an den ersten rein physischen Eindrücken, die ich jedesmal bei meinen Freundinnen wiederfand, nicht nur ihre Gesichtszüge, denn es hat sich ja gezeigt, daß ich ebenso empfänglich für ihre vielleicht noch erregenderen Stimmen war (die Stimme bietet eben nicht einfach, wie das Gesicht es tut, eine besondere, mit den Sinnen erfaßbare Oberfläche dar; sie gehört zu dem unzugänglichen Abgrund, vor dem uns der Schwindel hoffnungsloser Küsse erfaßt), in denen wie in dem einzigartigen Klang eines kleinen Instruments das ganze Wesen jeder einzelnen lag, das nur ihr eigen war. Durch einen bestimmten Tonfall bezeichnet, erstaunte mich immer wieder die eine oder andere dieser Stimmen durch ihren aufschlußreichen Klang, wenn ich sie wiedererkannte, nachdem ich sie vergessen hatte. So kam es, daß die Berichtigungen, die ich bei jeder neuen Begegnung vornehmen mußte, um wieder zu einer vollkommen angemessenen Auffassung zu gelangen, ebensogut in den Tätigkeitsbereich eines Instrumentenstimmers oder Gesangmeisters wie eines Zeichners gehörten.

Der harmonische Zusammenklang, in dem sich eine Zeitlang durch den Widerstand, den jede einzelne dem Vorherrschen der anderen entgegensetzte, die verschiedenen Gefühls-

schwingungen befanden, die die jungen Mädchen in mir erzeugten, wurde schließlich zugunsten Albertines aufgelöst, und zwar an einem Nachmittag, als wir »Ringlein, Ringlein, du mußt wandern« spielten.[1] Es war in einem kleinen Wäldchen auf der Falaise. Zwischen zwei Mädchen stehend, die nicht eigentlich der kleinen Schar angehörten, die aber zur Vergrößerung unseres Kreises hinzugezogen worden waren, hielt ich meine Blicke neidvoll auf einen jungen Mann gerichtet, der Albertines Nachbar war, denn ich sagte mir, daß ich, wenn ich an seiner Stelle wäre, die Hände meiner Freundin in jenen unverhofften Minuten hätte berühren können, die vielleicht nicht wiederkehrten und mich bedeutend weitergebracht haben würden. Schon rein an sich, ohne die zweifellos daraus sich ergebenden Folgen, wäre die Berührung dieser Hände mir ganz köstlich erschienen. Es war dabei nicht so, daß ich nicht schon schönere Hände gesehen hätte als die Albertines. Selbst in der Gruppe ihrer Freundinnen besaßen die schlankeren und feingliedrigeren Andrées eine Art Eigenleben, sie folgten gefügig dem Befehl ihrer jungen Gebieterin und waren doch unabhängig, sie streckten sich oft vor ihr wie edle Windspiele aus, träge, lässig träumend, dann plötzlich eins ihrer Glieder regend, was alles Elstir bewogen hatte, von diesen Händen eine ganze Reihe von Studien zu machen. Auf einem dieser Blätter, wo man Andrée vor einem Feuer sich wärmen sah, zeigten sie in diesem Licht das golden Durchschimmerte von zwei Blättern im Herbst. Die Hände Albertines, die fülliger waren, gaben einen Augenblick nach, dann übten sie einen Widerstand gegen die drückende Hand aus, was eine ganz besondere Empfindung vermittelte. Albertines Händedruck besaß eine sinnliche Süße, die gut zu dem rosigen, ins Malvenfarbene spielenden Hautton ihrer Wangen paßte. Der sanfte Druck schien einem den Weg ins Innere dieses Mädchens nach der Seite ihrer Sinne hin zu eröffnen, ebenso wie die Klangfülle ihres Lachens, das indezent wie Taubengurren oder gewisse Schreie war. Sie gehörte zu

den Frauen, deren Hand zu drücken ein so großes Vergnügen ist, daß man der Kulturentwicklung dafür dankbar ist, das »Shakehands« zu einem erlaubten Akt der Begegnung zwischen jungen Männern und Mädchen gemacht zu haben. Wenn die willkürlich gewählten Formen der Höflichkeit den Händedruck durch eine andere Geste ersetzt hätten, würde ich alle Tage die unberührbaren Hände Albertines mit einer Neugier, den Kontakt mit ihnen zu erleben, betrachtet haben, wie ich sie jetzt auf die sinnliche Beschaffenheit ihrer Wangen verspürte. Doch bei der Vorstellung, ich könne ihre Hände lang in den meinen halten, wenn ich ihr Nachbar beim Ringleinspiel wäre, hatte ich jetzt nicht nur dieses Vergnügen selbst im Sinn; wieviel Geständnisse, Liebeserklärungen, die ich bislang in meiner Schüchternheit für mich behalten hatte, hätte ich gewissen Händedrucken anvertrauen können, und wie leicht wäre es ihr selbst gewesen, mir durch den gleichen Druck zu zeigen, daß sie mich verstanden habe; welch geheimes Einvernehmen hätte das bedeutet, welch einen Beginn der Lust! Meine Liebe konnte in einigen in dieser Weise neben ihr verbrachten Minuten größere Fortschritte machen, als es seit dem Beginn unserer Bekanntschaft möglich gewesen war. In dem Gefühl, daß diese Minuten nicht von Dauer sein konnten, sondern zu Ende gingen, denn wir würden bestimmt nicht ewig bei diesem kleinen Spiel bleiben, und daß es zu spät sei, sobald wir damit aufhörten, hielt es mich nicht mehr an meinem Platz. Ich ließ mir mit Absicht den Ring fortnehmen, und als ich in der Mitte stand und ihn vorbeilaufen sah, tat ich, als ob ich ihn nicht bemerkte, folgte ihm aber mit den Blicken bis zu dem Augenblick, da er in den Händen von Albertines Nachbar sein mußte; sie selber war vor Lachen und in der Erregung des Spiels über und über rosig erglüht. »Hier sind wir gerade in dem ›bois joli‹[1] , von dem im Spiel die Rede ist«, sagte Andrée zu mir und wies auf die Bäume ringsum mit einem Lächeln im Blick, das nur für mich bestimmt war und über die anderen Spieler hinwegzugleiten schien, als sei-

en nur wir beide gescheit genug, von außen her über das Spiel eine Bemerkung rein poetischen Charakters zu machen. Sie trieb sogar dieses anmutige Tändeln ihres Geistes so weit, daß sie, ohne eigentlich Lust dazu zu haben, leise vor sich hinsang: »Il a passé par ici, le furet du Bois, Mesdames, il a passé par ici, le furet du Bois joli«, wie die Menschen, die nicht nach Trianon gehen können, ohne dort ein Fest nach Art der Marie-Antoinette zu veranstalten, oder es reizvoll finden, eine bestimmte Melodie in dem Rahmen zu singen, für den sie komponiert worden ist. Ich wäre zweifellos eher betrübt gewesen, an dieser Darbietung keinen Gefallen zu finden, hätte ich Muße gehabt, darüber nachzudenken. Doch mein Geist war anderswo. Spieler und Spielerinnen begannen sich über meine Dummheit zu wundern, daß ich den Ring nicht nahm. Ich sah vor mir Albertine, so schön, so gleichgültig und so fröhlich, noch nicht wissend, daß sie gleich meine Nachbarin werden würde, wenn ich im richtigen Augenblick den Ring mit Hilfe eines Tricks, den sie nicht ahnte und über den sie sich geärgert hätte, in den richtigen Händen festmachte. In der Hitze des Spiels hatten die langen Haare Albertines sich halb gelöst und fielen ihr in gelockten Strähnen über die Wangen, deren Inkarnat unter dem matten Braun noch rosiger schimmerte. »Sie haben die Flechten der Laura Dianti, der Eleonore von Guyenne und ihrer von Chateaubriand so sehr geliebten Nachfahrin.[2] Sie sollten die Haare immer etwas aufgelockert tragen«, sagte ich ihr ins Ohr, um mich ihr damit schon etwas mehr zu nähern. Jetzt war der Ring bei Albertines Nachbar angelangt. Sofort sprang ich auf ihn zu, bog ihm rücksichtslos die Finger auseinander und ergriff den Ring. Er mußte an meinen Platz in der Mitte des Kreises treten, und ich nahm den seinen an Albertines Seite ein. Wenige Minuten zuvor hatte ich den jungen Mann noch beneidet, als ich sah, wie seine leicht über die Schnur gleitenden Hände in jedem Augenblick die Albertines berührten. Jetzt, da die Reihe an mir war, fühlte ich, zu schüchtern, um diesen Kontakt zu suchen,

zu aufgeregt, um ihn zu genießen, nichts als meines Herzens raschen, schmerzhaften Schlag. An einem bestimmten Punkt beugte Albertine sich zu mir vor und tat so, mit einer Miene des Einverständnisses auf ihrem vollen rosigen Gesicht, als halte sie den Ring, um den Suchenden zu täuschen und zu verhindern, daß er nach der Seite schaute, wo er sich gerade befand. Ich begriff auf der Stelle, daß sich das Geheimnisvolle in Albertines Blick auf diese List bezog, war aber verwirrt, als ich in ihren Augen das wenn auch nur für die Bedürfnisse des Spiels vorgetäuschte Bild eines Geheimnisses, eines Einverständnisses sah, das zwischen ihr und mir nicht wirklich bestand, von nun an jedoch möglich und für mich jedenfalls von göttlicher Süße schien. Als ich mich noch an diesem Gedanken berauschte, fühlte ich den leichten Druck der Hand Albertines auf der meinigen und ihren streichelnden Finger, der unter den meinen glitt, auch bemerkte ich, daß sie mir gleichzeitig auf eine möglichst unverfängliche Art zuzwinkerte. Mit einem Schlag kristallisierten sich in mir eine Menge bislang verworrener Hoffnungen: Sie nutzt das Spiel, um mir zu zeigen, wie gern sie mich mag, dachte ich auf dem Gipfel der Freude, von dem ich gleich wieder hinunterstürzte, als Albertine wütend zu mir sagte: »Aber so nehmen Sie ihn doch, ich halte ihn Ihnen schon stundenlang hin.« Überwältigt von Kummer ließ ich die Schnur fahren, der Suchende bemerkte den Ring, stürzte sich darauf, und ich mußte wieder in die Mitte treten; verzweifelt blickte ich auf den wilden Ringelreihen um mich her; die Spielerinnen warfen mir spöttische Worte zu, und ich war genötigt, als Antwort darauf zu lachen, während ich wenig Lust dazu spürte und Albertine immer wieder sagte: »Man spielt nicht, wenn man nicht aufpassen will und nichts dabei herauskommt, als daß andere verlieren. An den Tagen, wo wir spielen, wird er nicht wieder eingeladen, Andrée, sonst komme ich nicht mehr.« Andrée, die über Kinderspiele hinaus war und ihr Lied vom »Bois joli« vor sich hinsang, das aus Nachahmungsdrang und ohne Überzeu-

gung auch Rosemonde aufnahm, wollte von Albertines Vorwürfen ablenken und sagte zu mir: »Wir sind nur zwei Schritte von Les Creuniers entfernt, das Sie so gern sehen wollten. Wissen Sie was, ich werde Sie auf einem reizenden Weg hinführen, während diese Verrückten hier weiterspielen, als ob sie achtjährige Kinder wären.« Da Andrée außergewöhnlich nett zu mir war, sagte ich ihr unterwegs alles über Albertine, was mir geeignet schien, um deren Neigung zu gewinnen. Sie antwortete mir, auch sie möge Albertine gern und finde sie sehr nett; dennoch schienen ihr meine Komplimente an die Adresse ihrer Freundin kein Vergnügen zu machen. Plötzlich blieb ich mitten auf dem kleinen Hohlweg stehen, tief im Herzen berührt von einer süßen Kindheitserinnerung: Ich hatte eben an den gezähnten, glänzenden Blättern, die sich vor den Eingang des Pfades schoben, einen leider schon seit Frühlingsende abgeblühten Weißdornbusch erkannt.[1] Um mich webte eine Atmosphäre von ehemaligen Maiandachten, sonntäglichen Nachmittagen, von vergessenem Glauben und vergessenen Irrungen. Ich hätte sie gerne festgehalten. Ich blieb einen Augenblick stehen, und in bezaubernd verständnisvoller Weise ließ Andrée mich eine Weile im Zwiegespräch mit den Blättern des Strauches.[2] Ich fragte diese nach den Blüten, jenen Weißdornblüten, die übermütigen, koketten und zugleich frommen jungen Mädchen so ähnlich sind. »Die jungen Damen sind schon lange fort«, antworteten mir die Blätter. Und sie dachten vielleicht dabei, daß ich, der ich mich als ihr großer Freund ausgab, dafür recht schlecht über ihre Gewohnheiten Bescheid wisse. Ein großer Freund, der sie aber seit vielen Jahren nicht wiedergesehen hatte trotz aller Versprechungen. Und dennoch, wie Gilberte meine erste Liebe zu einem jungen Mädchen gewesen war, waren sie meine erste Liebe zu einer Blume gewesen. »Ja, ich weiß, sie gehen immer gegen Mitte Juni fort«, antwortete ich, »aber es macht mir Vergnügen, die Stätte zu sehen, wo sie hier Wohnung genommen hatten. Sie haben mich in Combray in meinem Zimmer be-

sucht; als ich krank war, hat meine Mutter sie zu mir geführt. Und am Samstagabend trafen wir uns bei der Maiandacht. Gehen sie auch hier dorthin?« – »O natürlich! Man legt den größten Wert auf die jungen Damen in der Kirche von Saint-Denis-du-Désert, der nächsten Pfarrgemeinde.« – »Kann ich sie wiedersehen?« – »Nicht vor Mai nächsten Jahres.« – »Aber sind sie dann auch sicher da?« – »Sie kommen alle Jahre.« – »Ich weiß nur nicht, ob ich die Stelle wiederfinden werde.« – »O doch! Die jungen Damen sind so vergnügt. Sie setzen mit Lachen nur aus, wenn sie ein Kirchenlied singen; Sie entdecken sie bestimmt: gleich am Anfang des Weges spüren Sie dann schon ihren Duft.«

Ich schloß mich Andrée wieder an und begann von neuem, Albertines Lob zu singen. Es schien mir unmöglich, daß sie es ihr etwa nicht wiederholte, ich legte es ihr nahe genug. Dennoch habe ich nie gehört, daß etwas davon zu Albertine gedrungen wäre. Gleichwohl besaß Andrée eine viel größere Einsicht in die Dinge des Herzens und ein feiner ausgebildetes Zartgefühl als jene; den Blick, das Wort, die Handlungsweise finden, die möglichst wohldurchdacht Vergnügen machen könnten, eine Überlegung verschweigen, die Schmerz hätte zufügen können, das Opfer (mit der Miene, als sei es keins) einer Stunde des Spiels, sogar einer Nachmittagseinladung, eines Gartenfestes zu bringen, um bei einem Freund oder einer Freundin zu bleiben, die gerade traurig waren, und ihnen auf diese Weise zu zeigen, daß sie ihre Gesellschaft bloßen oberflächlichen Vergnügungen vorziehe, waren bei ihr ganz gewöhnliche Äußerungen des Takts. Wenn man sie aber etwas näher kannte, hätte man meinen können, sie sei wie jene heroischen Feiglinge, die keine Furcht haben wollen und deren Bravour deshalb besonders verdienstvoll ist; daß nämlich auf dem Grund ihrer Natur nichts von jener Güte zu finden war, die sie aus moralischer Noblesse, aus Feinfühligkeit und aus dem edlen Willen, sich als gute Freundin zu erweisen, bei jeder Gelegenheit bekundete. Wenn man hörte, wie reizend

sie sich bei mir über eine mögliche Zuneigung zwischen Albertine und mir auslieβ, schien es, als müsse sie mit allen Kräften tätig sein, um zu ihrer Verwirklichung beizutragen. Doch aus Zufall vielleicht machte sie von all den belanglosen kleinen Möglichkeiten, die ihr zu Gebote standen, um mir zu einer Annäherung an Albertine zu verhelfen, keinerlei Gebrauch, und ich möchte nicht schwören, ob nicht mein Bemühen, von Albertine geliebt zu werden, auf seiten ihrer Freundin, wenn auch nicht gerade geheime Machenschaften mit dem Zweck, dem entgegenzuwirken, so doch einen übrigens ausgezeichnet verhehlten Zorn hervorgerufen hat, den sie aus Zartgefühl vielleicht in sich selbst bekämpfte. Zu den tausend subtilen Äußerungen der Güte, über die Andrée verfügte, wäre Albertine außerstande gewesen, und dennoch war ich der Güte jener ersteren nicht so sicher, wie ich es später der entsprechenden Regung bei der anderen wurde. Andrée, die sich dem überschäumenden Leichtsinn Albertines gegenüber immer zärtlich nachsichtig verhielt, hatte für sie im Umgang stets die Worte und das Lächeln einer Freundin bereit, mehr noch: sie handelte auch danach. Ich habe sie Tag für Tag, um die arme Freundin an ihrem Luxus teilnehmen zu lassen und sie glücklich zu machen, selbstlos mehr Mühe auf sich nehmen sehen, als ein Höfling es tut, der die Gunst seines Souveräns gewinnen will. Sie war reizend mit ihren sanften, wehmütigen und beseelten Wendungen, wenn man in ihrer Gegenwart die Armut Albertines beklagte, und bemühte sich tausendmal mehr um sie als um irgendeine Freundin aus reicher Familie. Wenn aber jemand bemerkte, Albertine sei vielleicht gar nicht so arm, wie es immer hieß, verschleierte eine kaum merkliche Wolke die Stirn und die Augen Andrées; sie schien dann verstimmt. Und wenn man so weit ging zu sagen, daß es vielleicht alles in allem weniger schwer sein werde, sie zu verheiraten, als man immer dachte, widersprach sie mit aller Macht und wiederholte beinahe gereizt: »Doch, leider. Sie wird nicht zu verheiraten sein! Ich weiß es und mache mir

viel Kummer deshalb!« Mir selbst gegenüber sagte sie als einzige der jungen Mädchen nie weiter, was etwa Unangenehmes über mich geredet worden war; ja mehr noch: wenn ich selbst es ihr erzählte, tat sie so, als glaube sie es nicht, oder gab dafür eine Erklärung, die die betreffende Rede harmlos erscheinen ließ; die Gesamtheit dieser Eigenschaften ist das, was man mit Takt bezeichnet. Es besitzen ihn die Leute, die, wenn wir zu einem Duell gehen, uns beglückwünschen und hinzufügen, es sei doch gar nicht nötig gewesen, die Forderung anzunehmen, um in unseren Augen den Mut noch größer erscheinen zu lassen, den wir bewiesen haben, ohne dazu gezwungen zu sein. Sie sind das Gegenteil der Leute, die unter denselben Umständen sagen: »Es war sicher sehr ärgerlich für Sie, sich schlagen zu müssen, andererseits aber durften Sie ja eine solche Beleidigung nicht einfach hinnehmen. Sie konnten wirklich nicht anders.« Doch hat eben alles zwei Seiten. Wenn das Vergnügen oder wenigstens die Gleichgültigkeit, mit der unsere Freunde etwas Kränkendes weitersagen, was über uns geredet worden ist, uns beweist, daß sie in dem Augenblick, da sie zu uns sprechen und spitze Nadeln und Messer in uns versenken, als wäre es in Werg, sich nicht in uns hineinversetzen, so kann andererseits die Kunst, uns immer zu verbergen, was in dem, wie über unsere Handlungsweise gesprochen wird, oder in der Meinung, die diese ihnen selbst eingeflößt hat, uns unangenehm sein könnte, bei der anderen Kategorie von Freunden, den Freunden mit Herzenstakt, eine starke Dosis von Verheimlichung beweisen. Dagegen läßt sich nichts einwenden, wenn diese Freunde tatsächlich nichts Böses denken können und das, was man von uns sagt, sie selbst in dem Maße schmerzt, wie wir darunter leiden würden. Ich nahm an, ohne freilich dessen völlig sicher zu sein, daß dies bei Andrée der Fall war.

Wir waren aus dem Wäldchen hinausgetreten und hatten einen gewundenen, ziemlich einsamen Weg eingeschlagen, auf dem Andrée sich ausgezeichnet zurechtfand. »Da sehen

Sie«, sagte sie plötzlich zu mir, »das ist das berühmte Les Creuniers. Und Sie haben noch besonderes Glück, denn Sie sehen es gerade bei der Witterung und in der Beleuchtung, wie Elstir es gemalt hat.« Doch ich war noch zu traurig, bei dem Ringleinspiel von solcher Höhe der Hoffnungen heruntergestürzt zu sein. Nicht ganz mit dem Vergnügen, das ich sonst sicher empfunden hätte, konnte ich daher plötzlich zu meinen Füßen, zwischen die Felsen geschmiegt, wo sie sich vor der Hitze schützten, unter einer dunklen Lasur, so schön, als seien sie von Leonardo gemalt, die Meeresgöttinnen erkennen, die Elstir belauscht und überrascht hatte, die wundervollen Schattengestalten, geschützt und verstohlen, beweglich und schweigend, bereit, beim ersten Anbranden von Licht unter den Stein zu gleiten und sich in einem Loch zu verstecken, aber auch ebensoschnell, wenn die Bedrohung durch den Sonnenstrahl vorübergegangen war, wieder hervorzukommen zum Felsen und zu den Algen, während die Sonne die Falaisen und den farblos gewordenen Ozean zu Staub werden ließ; so schienen sie Klippen und Meer in ihrem Schlummer zu bewahren, als deren unbeweglich schwebende Hüterinnen, wobei sie ihre anschmiegsamen Leiber an die Wasserfläche hefteten, wo der aufmerksame Blick ihrer dunklen Augen funkelte.

Wir gingen wieder zu den anderen Mädchen zurück, um heimzukehren. Ich wußte jetzt, ich liebte Albertine, aber ach! ich legte keinen Wert darauf, es sie wissen zu lassen. Seit den Tagen der Spiele in den Anlagen der Champs-Élysées hatte sich nämlich meine Auffassung von der Liebe gewandelt, wenn auch die Wesen, an die sie sich nacheinander heftete, fast identisch waren. Einerseits schwebte mir das Geständnis, die Erklärung meines zärtlichen Gefühls im Angesicht der Geliebten nicht mehr als eine der wichtigen und unerläßlichen Szenen der Liebe vor; auch schien mir diese selbst nicht mehr eine außerhalb von mir bestehende Wirklichkeit, sondern nur ein subjektives Hochgefühl zu sein. Um diese meine Freude

aber zu erhalten, würde, das spürte ich, Albertine um so eher alles, was nötig war, tun, je weniger sie von meinen Empfindungen wußte.

Während des ganzen Heimwegs war das von dem lichten Schimmer der ganzen Mädchengruppe überflutete Bild Albertines nicht das einzige, das mir vor Augen stand. Doch wie der Mond, der nur ein weißes Wölkchen von besonders deutlich umrissener, unveränderlicher Gestalt ist, solange das Tageslicht wirkt, nach dessen Verlöschen erst seine Kraft entfaltet, so stieg, nachdem ich ins Hotel zurückgekehrt war, allein die Erscheinung Albertines in meinem Herzen auf und leuchtete darin. Mein Zimmer war mir auf einmal ganz neu. Gewiß war es schon längst nicht mehr das feindliche Zimmer des Ankunftsabends. Wir wandeln unsere Behausung unaufhörlich um; und in dem Maße, wie die Gewohnheit uns vom Fühlen entbindet, entfernen wir die störenden Momente der Farbe, der Proportion, des Geruchs, in denen unser Unbehagen sich objektivierte. Es war nun auch nicht mehr jenes Zimmer, das dann noch weiterhin stark auf mein Gefühlsleben eingewirkt hatte – freilich nicht mehr, um mich leiden zu machen, sondern um mir Freude zu schenken –, jene Kelter der schönen Tage, wie ein Wasserbecken, das sie bis zu halber Höhe mit spiegelndem, lichtgetränktem Azur erfüllten, über den augenblicksweise, ungreifbar und weiß wie ein Ausfluß der Tageshitze ein flüchtiges, irisierendes Segel dahinzog; auch nicht das rein ästhetische Zimmer der malerischen Abendstunden; es war das Zimmer, in dem ich nun schon so lange lebte, daß ich es nicht mehr sah. Jetzt aber fing ich an, von neuem Augen dafür zu haben, doch diesmal von dem egoistischen Gesichtspunkt der Liebe aus. Ich meinte, der schöne, schräggestellte Spiegel, die eleganten, von Glasscheiben geschützten Bücherregale müßten Albertine, wenn sie mich besuchen käme, für mich einnehmen. An Stelle eines bloßen Durchgangsortes, an dem ich einen Augenblick verbrachte, bevor ich an den Strand oder nach Rivebelle enteilte,

wurde mein Zimmer wieder zu etwas, was wirklich und mir lieb war, es erneuerte sich, denn ich betrachtete und bewertete jetzt jedes Möbel darin mit den Augen Albertines.

Ein paar Tage nach der Begebenheit mit dem Ringleinspiel waren wir, da wir uns auf einem Ausflug etwas zu weit entfernt hatten, sehr froh, in Maineville zwei Dogcarts[1] mit je zwei Plätzen aufzutreiben, die uns ermöglichen würden, zum Abendessen wieder zu Hause zu sein; mein schon sehr lebhaft gewordenes Liebesgefühl für Albertine hatte zur Folge, daß ich zuerst Rosemonde und dann Andrée vorschlug, zu mir in den Wagen zu steigen, und nicht ein einziges Mal Albertine; dann aber, während ich immer noch eifrig Andrée und Rosemonde aufforderte, brachte ich sie alle durch sekundäre Erwägungen über Zeit, Weg und Mäntelunterbringung dazu, es gleichsam gegen meinen Willen am praktischsten zu finden, ich nähme Albertine zu mir, in deren Gesellschaft ich mich anscheinend nur wohl oder übel schickte. Da nun zwar die Liebe danach strebt, ein anderes Wesen in einen Bestandteil des Liebenden zu verwandeln, wir uns aber leider keines nur durch Gespräche anzuverwandeln vermögen, mochte Albertine während dieser Heimfahrt noch so nett zu mir sein: als ich sie bei sich zu Hause abgesetzt hatte, ließ sie mich glücklich, aber noch mehr nach ihr lechzend als beim Aufbruch zurück; ich sah die Augenblicke, die wir zusammen verbracht hatten, nur als einen Auftakt an, der, an sich ohne Wichtigkeit, von anderen Augenblicken gefolgt sein würde. Und dennoch besaß er jenen ersten Zauber, der niemals wiederkehrt. Noch hatte ich von Albertine nichts erbeten. Sie mochte sich wohl denken, was ich mir wünschte, konnte aber nicht sicher sein und stellte sich vielleicht vor, ich suchte mit ihr nur eine auf keinen bestimmten Zweck gerichtete Verbindung, in der meine Freundin jenes köstliche Unbestimmte, jenen Reichtum an erwarteten Überraschungen finden mochte, das man das Romantische nennt.

In der folgenden Woche gab ich mir kaum Mühe, Albertine zu sehen. Ich tat, als liege mir mehr an Andrée. Die Liebe setzt ein, und man möchte für die Frau, die man liebt, der Unbekannte bleiben, den sie lieben kann, doch man braucht sie, man muß vielleicht nicht so sehr ihren Körper als ihre Aufmerksamkeit und ihr Herz anrühren. Man läßt in einen Brief eine Bosheit einfließen, die die Gleichgültige dazu zwingt, uns um eine Freundlichkeit zu bitten, und die Liebe zieht aufgrund einer unfehlbar funktionierenden Technik eine Schraube in dem ineinandergreifenden Räderwerk an, von dessen Getriebe erfaßt wir weder nicht mehr lieben noch geliebt werden können. Ich widmete Andrée die Stunden, in denen die anderen zu irgendeiner Nachmittagsveranstaltung gingen, die, wie ich wußte, Andrée mit Vergnügen für mich aufgeben würde, auch wenn es gegen ihre Neigung gewesen wäre, aus Adel des Geistes, um weder bei den anderen noch bei sich selbst den Gedanken zu wecken, daß sie auf ein mehr oder weniger nur gesellschaftliches Vergnügen Wert lege. Ich richtete mich also so ein, daß ich sie jeden Abend völlig für mich hatte, nicht in dem Gedanken, Albertine dadurch eifersüchtig zu machen, sondern um mein Ansehen in ihren Augen dadurch zu erhöhen oder es wenigstens nicht zu verlieren, wenn ich einmal Albertine von meiner ihr und nicht Andrée geltenden Neigung etwas merken lassen würde. Ich erzählte auch Andrée nichts davon aus Angst, sie könne es Albertine weitersagen. Wenn ich von Albertine mit Andrée sprach, gab ich eine Kälte vor, durch die sich Andrée vielleicht weniger täuschen ließ als ich mich durch ihre scheinbare Gutgläubigkeit. Sie tat so, als nehme sie meine Gleichgültigkeit gegen Albertine für bare Münze, wünsche selbst aber eine möglichst enge Beziehung zwischen Albertine und mir. Wahrscheinlich hingegen ist, daß sie weder an das eine glaubte noch das andere ihren Wünschen entsprach. Während ich ihr sagte, ich mache mir aus ihrer Freundin nicht viel, dachte ich nur an eins, nämlich wie ich wohl eine Beziehung zu Madame Bontemps her-

stellen könnte, die sich für kurze Zeit in der Nähe von Balbec aufhielt und bei der Albertine demnächst drei Tage verbringen sollte. Natürlich ließ ich Andrée von diesem Wunsch nichts merken, und wenn ich mit ihr von Albertines Familie sprach, so nur mit allen Zeichen größter Unaufmerksamkeit. Die klaren Antworten Andrées schienen meine Aufrichtigkeit nicht in Frage zu stellen. Doch weshalb entschlüpfte ihr an einem jener Tage die Bemerkung: »Ich habe *ausgerechnet* Albertines Tante gesehen«? Freilich hatte sie nicht gesagt: Aus Ihren beiläufig hingeworfenen Äußerungen habe ich entnommen, daß Sie einzig darauf sinnen, wie Sie Albertines Tante begegnen könnten. Und dennoch schien sich auf das Vorhandensein einer solchen Vorstellung in Andrées Geist, die sie freundlicherweise vor mir nicht erörtern wollte, das Wort »ausgerechnet« zu beziehen. Es gehörte zur gleichen Familie wie gewisse Blicke und Gebärden, die zwar nicht logisch, rational und unmittelbar an die Möglichkeit appellieren, daß der Zuhörer uns versteht, dennoch aber in ihrer innersten Bedeutung zu ihm gelangen, genausogut wie die im Telefondraht zu Elektrizität verwandelte menschliche Rede wieder zu Worten und verständlich wird. Um in Andrées Geist die Vorstellung, ich interessierte mich für Madame Bontemps, wieder auszulöschen, sprach ich nicht nur nachlässig, sondern boshaft von ihr; ich sagte, ich sei dieser exaltierten Person früher einmal begegnet und hoffe, es werde so bald nicht wieder vorkommen. Tatsächlich aber war ich auf alle Weise bestrebt, ihr wieder zu begegnen.

Ich versuchte bei Elstir – jedoch mit der Bitte, daß niemand etwas davon erführe – zu erreichen, daß er mich bei ihr erwähnte und mich mit ihr zusammenbrächte. Er versprach mir, die Begegnung zu vermitteln, obwohl mein Wunsch ihn erstaunte, denn er hielt sie für eine verachtenswerte, intrigante und ebenso uninteressante wie an ihrem Vorteil interessierte Person. In dem Gedanken, daß, wenn ich wirklich Madame Bontemps irgendwo träfe, Andrée es früher oder später erfah-

ren würde, glaubte ich, es sei besser, es ihr selbst zu sagen. »Was man am liebsten umgehen möchte, ist oft gerade das, was man plötzlich nicht vermeiden kann«, sagte ich zu ihr. »Nichts kann langweiliger für mich sein, als die Bekanntschaft mit Madame Bontemps zu erneuern, aber ich entgehe dem nicht. Elstir lädt mich mit ihr zusammen ein.« – »Ich habe niemals einen Augenblick daran gezweifelt«, rief Andrée in bitterem Ton aus, während ihr geweiteter und veränderter Blick sich auf irgend etwas Unsichtbares zu heften schien. Diese Worte Andrées drückten, wenn auch auf eine nicht gerade sehr ordnungsgemäße Art, einen Gedanken aus, der kurz zusammengefaßt etwa so lauten würde: Ich weiß, daß Sie Albertine lieben und jede nur erdenkliche Anstrengung machen, mit ihrer Familie in Kontakt zu kommen. Doch bildeten sie nur die formlosen und ergänzungsbedürftigen Fragmente jenes Gedankens, den ich durch mein Daranrühren gegen Andrées Willen bei ihr ausgelöst hatte. Ebenso wie jenes »ausgerechnet« erhielten diese Worte ihren Sinn erst aus zweiter Hand, das heißt, sie gehörten zur Kategorie jener, die (im Gegensatz zu den direkt bejahenden Sätzen) Respekt oder Mißtrauen hervorrufen oder sogar zu Entzweiung führen.

Da Andrée mir nicht geglaubt hatte, als ich ihr sagte, Albertines Familie interessiere mich nicht, nahm sie offenbar an, ich sei in Albertine verliebt. Und wahrscheinlich war sie darüber nicht glücklich.

Gewöhnlich war sie bei meinen Zusammenkünften mit ihrer Freundin dabei. Doch gab es auch Tage, an denen ich diese allein traf, Tage, die ich fiebernd erwartete, die aber ertraglos vorübergingen, ohne daß jener eine denkwürdige kam, dessen Rolle ich jeweils unverzüglich an den folgenden weitergeben mußte, der sie ebensowenig würde spielen können; so brandeten die Tage wie Berge von Wogen an, und ihre Gipfel wurden von immer neuen abgelöst.

Ungefähr vier Wochen nach jenem Tag, da wir »Ringlein, Ringlein, du mußt wandern« gespielt hatten, hieß es, Alberti-

ne werde am folgenden Morgen aufbrechen, um zwei Tage bei Madame Bontemps zu verbringen, jedoch, um den Frühzug zu erreichen, die Nacht vorher im Grand-Hôtel schlafen, von wo aus sie mit dem Omnibus, ohne die Freundinnen, bei denen sie wohnte, zu stören, rechtzeitig für den ersten Zug am Bahnhof sein könne. Ich sprach darüber mit Andrée. »Das kann ich mir absolut nicht vorstellen«, antwortete diese mißvergnügt. »Im übrigen hätten Sie gar nichts davon, denn ich bin sicher, Albertine wird Sie nicht sehen wollen, wenn sie allein im Hotel wohnt. Das wäre nicht sehr stilvoll«, fügte sie unter Anwendung eines Wortes hinzu, das sie seit kurzem besonders gern in dem Sinne von »was man tut« gebrauchte. »Ich sage Ihnen das, weil ich Albertines Ansichten kenne. Denn mir kann es ja ganz egal sein, ob Sie sie sehen oder nicht, nicht wahr?«

Zuerst stieß Octave zu uns, der sich nicht bitten ließ, Andrée genau mitzuteilen, wieviel Löcher er gestern beim Golf gemacht hatte, dann Albertine, die spazierenging und dabei ihr Diabolo handhabte wie eine Nonne ihren Rosenkranz. Dank diesem Spiel konnte sie stundenlang allein sein, ohne sich zu langweilen. Kaum war sie zu uns getreten, als mir auch schon die eigenwillige Spitze ihrer Nase auffiel, die ich aus ihrem Bild ausgelassen hatte, wann immer ich in den letzten Tagen an sie dachte; unter ihrem schwarzen Haar stand die gerade Stirn – und nicht zum erstenmal – zu der unbestimmten Vorstellung, die ich davon zurückbehalten hatte, im Gegensatz, während sie mich durch ihre Weiße förmlich blendete; vom Staub der Erinnerung befreit, erstand Albertine von neuem vor mir. Das Golfspiel gewöhnt an einsame Freuden. Das Diabolospiel vermittelt bestimmt auch eine solche. Doch fuhr Albertine auch, als sie sich uns angeschlossen hatte, mit uns plaudernd in ihrem Spiel fort, ganz wie eine Dame, die in Gegenwart der sie besuchenden Freundinnen ruhig weiterhäkelt. »Madame de Villeparisis, scheint es«, sagte sie zu Octave, »hat sich bei Ihrem Vater beschwert« (und ich hörte

hinter diesem »scheint es« einen der klingenden Nachschläge, die Albertine eigentümlich waren; jedesmal, wenn ich feststellen mußte, daß ich sie wieder vergessen hatte, erinnerte ich mich doch gleichzeitig daran, wie hinter ihnen früher schon der entschiedene, sehr französische Gesichtsausdruck Albertines schattenhaft aufgetaucht war. Ich hätte blind sein und dennoch ebensogut gewisse beschwingte, etwas provinzielle Wesenszüge an ihr aus diesen Noten so gut herausspüren können wie an ihrer Nasenspitze. Jene und diese entsprachen sich ganz und gar, sie hätten füreinander eintreten können; ihre Stimme war ganz wie die, die angeblich das Bildtelefon der Zukunft verwirklichen soll: im Klang zeichnete sich deutlich die visuelle Erscheinung ab). »Sie hat übrigens nicht nur an Ihren Vater geschrieben, sondern gleichzeitig auch an den Bürgermeister von Balbec, daß er das Diabolospielen auf der Promenade verbieten soll, sie hat nämlich so ein Ding ins Gesicht bekommen.«

»Ja, ich habe von ihrer Beschwerde gehört. Das ist einfach lächerlich. Es gibt eh zu wenig Zerstreuung hier.«

Andrée mischte sich nicht in die Unterhaltung, sie kannte – übrigens ebensowenig Albertine und Octave – Madame de Villeparisis nicht. »Ich weiß nicht, weshalb diese Dame daraus so eine Geschichte macht«, meinte sie gleichwohl, »die alte Madame de Cambremer hat auch etwas abbekommen und sich nicht beklagt.« – »Ich werde Ihnen sagen, woher dieser Unterschied kommt«, antwortete Octave mit großem Ernst, während er ein Streichholz anzündete, »meiner Meinung nach besteht er darin, daß Madame de Cambremer von jeher eine Dame von Welt gewesen, Madame de Villeparisis aber nur emporgekommen ist. Spielen Sie heute nachmittag Golf?« Er verließ uns, dasselbe tat Andrée. Ich blieb mit Albertine allein. »Sehen Sie«, sagte sie zu mir, »ich trage jetzt das Haar so, wie Sie es gern mögen, schauen Sie nur meine Tolle an. Alle lachen mich aus, niemand weiß, weshalb ich mich so frisiere. Meine Tante neckt mich sicher auch damit. Aber ich

werde auch ihr den wahren Grund nicht sagen.« Ich sah von der Seite die Wangen Albertines, die oft blaß wirkten, aber jetzt von frisch pulsierendem Blut gerötet waren, das durch sie hindurchschimmerte und ihnen die Leuchtkraft gewisser Wintermorgen gab, an denen die von der Sonne beschienenen Steine aussehen wie rosa Granit und gleichsam Freude ausstrahlen. Diejenige, die mir jetzt eben der Anblick von Albertines Wangen schenkte, war genauso stark, doch leitete sie zu einem anderen Wunsch über, der nicht im Spazierengehen, sondern im Küssen sein Ziel hatte. Ich fragte sie, ob ihre Absicht wirklich die sei, von der man mir erzählt hatte. »Ja«, antwortete sie, »ich schlafe heute nacht in Ihrem Hotel, und da ich ein bißchen erkältet bin, werde ich mich sogar schon vor dem Abendessen hinlegen. Sie können mir bei meinem Nachtessen am Bett Gesellschaft leisten, und hinterher können wir irgend etwas spielen, was Sie gern mögen. Es wäre mir ja lieb gewesen, wenn Sie morgen früh zum Bahnhof kämen, aber das sieht vielleicht komisch aus, nicht gerade vor Andrée, die ist ja zu klug, aber vor den anderen, die sicher auch da sind; das gäbe eine schöne Geschichte, wenn meine Tante es erfährt; aber heute abend können wir gut zusammensein. Davon wird meine Tante ja nichts erfahren. Ich verabschiede mich jetzt von Andrée. Also bis nachher. Kommen Sie recht früh, damit wir viel Zeit für uns haben«, setzte sie lächelnd hinzu. Bei diesen Worten dachte ich noch weiter zurück als nur an die Zeit, da ich Gilberte liebte, an die Zeiten nämlich, da die Liebe für mich eine Wesenheit darstellte, die nicht nur außerhalb von mir bestand, sondern auch tatsächliche Wirklichkeit werden konnte. Während die Gilberte, die ich in den Champs-Élysées-Anlagen sah, eine andere war als die, die ich in mir wiederfand, wenn ich mir selbst überlassen war, erkannte ich mit einemmal in der wirklichen Albertine, derjenigen, die ich alle Tage sah, die ich von bürgerlichen Vorurteilen beherrscht und ihrer Tante gegenüber vollkommen offen glaubte, die Albertine meiner Phantasie: jene Al-

bertine, von der ich mich, als ich noch gar nicht mit ihr bekannt war, heimlich auf der Strandpromenade beobachtet geglaubt hatte und die widerstrebend nach Hause zu gehen schien, als sie feststellte, daß ich mich entfernte.

Ich ging mit meiner Großmutter zum Abendessen und spürte in mir ein Geheimnis, das ihr unbekannt war. So würden auch mit Albertine morgen ihre Freundinnen zusammensein, ohne zu wissen, daß etwas Neues zwischen uns bestand, und wenn Madame Bontemps ihre Nichte auf die Stirn küßte, würde auch sie nicht ahnen, daß ich zwischen ihnen war in Gestalt der neuen Haarfrisur, die den jedermann sonst verborgenen Zweck erfüllte, mir zu gefallen, mir, der ich bis dahin Madame Bontemps so glühend beneidet hatte, weil sie, mit den gleichen Personen verwandt wie ihre Nichte, bei der gleichen Gelegenheit Trauer zu tragen und die gleichen Familienbesuche zu machen verpflichtet war; nun aber bedeutete ich mehr für Albertine als sogar ihre Tante. Bei ihrer Tante, soviel stand fest, würde sie an mich denken. Was würde sich in den nächsten Augenblicken ereignen? Ich hatte keine genaue Vorstellung davon. Jedenfalls erschienen mir das Grand-Hôtel und der Abend nicht mehr leer; sie enthielten mein Glück. Ich schellte nach dem Lift, um mich zu dem Zimmer hinauffahren zu lassen, das Albertine bekommen hatte, es lag nach dem Land zu. Die geringfügigsten Bewegungen, wie zum Beispiel die, mit der ich mich auf der Bank des Fahrstuhls niederließ, waren mir angenehm, weil sie in unmittelbarer Beziehung zu meinem Herzen standen; ich sah in den Seilen, an denen der Apparat sich hob, in den paar Tritten, die ich danach noch ersteigen mußte, nichts als das Getriebe, die Substanz gewordenen Stufen meiner Freude. Ich hatte nur noch zwei oder drei Schritte im Korridor zu machen bis zu der Tür, hinter der der kostbare Stoff dieses rosigen Körpers sich barg – zu dem Zimmer, das, selbst wenn Wunderbares dort vor sich gehen sollte, jene Dauer und für einen uneingeweihten Durchreisenden jenes Aussehen behalten würde, als gleiche es allen ande-

ren, eine Eigenschaft, die die Dinge zu beharrlich verschwiegenen Zeugen, zuverlässigen Vertrauten und unverletzlichen Hütern unserer Freuden macht. Diese wenigen Schritte vom Treppenabsatz bis zum Zimmer Albertines, Schritte, die niemand mehr aufhalten konnte, legte ich mit Entzücken, mit einer Vorsicht zurück, als wandle ich in einem neuen Element und schiebe im Vorwärtsschreiten Glück vor mir her, gleichzeitig aber auch mit einem bis dahin unbekannten Gefühl von Allmacht, als trete ich ein Erbe an, das mir von jeher gehörte. Ich war auch auf einmal überzeugt, daß ich zu Unrecht noch zweifelte, denn sie hatte mir ja gesagt, ich solle kommen, wenn sie zu Bett gegangen sei. Alles war klar, ich bebte vor Freude und hätte Françoise, die mir in den Weg kam, beinahe umgerannt; ich eilte mit blitzenden Augen auf das Zimmer der Freundin zu. Ich fand Albertine im Bett. Ihr weißes Nachthemd, das ihren Hals freiließ, veränderte die Proportionen des Gesichts, das durch Bettruhe, Schnupfen oder Abendessen tiefer gerötet wirkte als sonst; ich dachte an die Farben, die ich ein paar Stunden zuvor auf der Strandpromenade neben mir gesehen hatte und deren Geschmack ich nun endlich kennenlernen würde; über ihre Wangen fiel eine der langen schwarzen Locken des Haares, das sie mir zu Gefallen frei herabhängen ließ. Sie blickte mir lächelnd entgegen. Neben ihr lag im Fensterausschnitt das mondbeschienene Tal. Der Anblick des nackten Halses von Albertine, ihrer hochroten Wangen versetzte mich in einen solchen Rausch (das heißt, verlegte für mich die Wirklichkeit der Welt nicht mehr in die Natur, sondern in jenen reißenden Strom von Empfindungen, die ich kaum meistern konnte), daß durch ebendiesen Anblick das Gleichgewicht zwischen dem unermeßlichen, unzerstörbaren Leben, das mein Wesen durchwogte, und dem im Vergleich dazu so kärglichen Leben des Weltalls gebrochen war. Das Meer, das ich neben dem Tal im Rahmen des Fensters liegen sah, die hochgewölbten Brüste der ersten Falaisen von Maineville, der Himmel, an dem der Mond erst aufstieg, alles

schien federleicht für meine zwischen den Lidern geweiteten Augäpfel, die bereit und imstande schienen, ganz andere Lasten, alle Berge der Welt auf ihrer zarten Oberfläche zu tragen. Ihre Wölbung fühlte sich nicht einmal vom Rund des Horizonts genügend ausgefüllt. Was immer jedoch die Natur mir an Leben hätte anbieten können, schien mir merkwürdig dünn, der Atem des Meeres wäre mir kurz vorgekommen im Vergleich zu dem ungeheuren Atemstrom, der meine Brust hob. Ich neigte mich über Albertine, um sie zu küssen. Hätte der Tod mich jetzt ereilt, er wäre mir gleichgültig oder vielmehr unmöglich erschienen, denn das Leben war nicht außerhalb von mir, es war in mir; mit einem Lächeln des Mitleids nur hätte ich einen Philosophen den Gedanken äußern hören, ich werde eines wenn auch noch fernen Tages sterben, die ewigen Kräfte der Natur jedoch würden mich überleben, die Kräfte jener Natur, unter deren göttlichem Schritt ich nur ein Sandkorn sei; noch nach mir werde es diese rund sich wölbenden Falaisen geben, das Meer, den Mondschein und den Himmel! Wie sollte das möglich sein, wie könnte die Welt länger dauern als ich, da ja nicht ich verloren in ihr schwebte, sondern vielmehr sie in mich eingeschlossen war, in mich, den sie bei weitem nicht ausfüllte, in mich, der ich angesichts des für die Anhäufung so vieler anderer Schätze ausreichenden Raumes in mir Himmel, Meer und Falaisen verächtlich in eine Ecke warf. »Hören Sie sofort auf, oder ich schelle«, rief Albertine, als ich mich auf sie stürzen und sie küssen wollte. Ich aber sagte mir, daß nicht umsonst ein junges Mädchen einen jungen Mann heimlich zu sich kommen läßt, so daß ihre Tante nichts davon erfährt, daß im übrigen Keckheit denen zum Erfolg verhilft, die die Situation rasch zu nutzen wissen; in dem Erregungszustand, in dem ich mich befand, trat Albertines rundes Gesicht, das von innen her erhellt schien wie von gedämpftem Licht, so plastisch wie ein rotierendes Feuerrad hervor und kreiste vor meinen Blicken wie die Gestalten Michelangelos, die ein unbeweglicher, schwindelerre-

gender Wirbel fortzureißen scheint.[1] Jetzt würde ich den Duft und den Geschmack dieser unbekannten rosigen Frucht endlich kennenlernen. Ich hörte einen hastig einsetzenden, langanhaltenden, gellenden Ton. Albertine hatte mit aller Kraft geschellt. [2] Ich hatte geglaubt, meine Liebe zu Albertine gründe sich nicht auf die Hoffnung des körperlichen Besitzens. Als mir jedoch aus der Erfahrung jenes Abends hervorzugehen schien, solches Besitzen sei unmöglich, und ich es nun, nachdem ich am ersten Tag auf der Strandpromenade keineswegs daran gezweifelt hatte, daß Albertine leicht zu haben sei, und danach einige Zwischenhypothesen aufgestellt hatte, für endgültig ausgemacht hielt, sie sei absolut tugendhaft, als sie außerdem bei ihrer Rückkehr von dem Besuch bei ihrer Tante acht Tage darauf kühl zu mir bemerkte: »Ich verzeihe Ihnen, es tut mir sogar leid, daß ich Ihnen Kummer bereitet habe, doch fangen Sie niemals wieder an damit«, da geschah es – im Gegensatz zu dem, was sich ereignete, als Bloch zu mir gesagt hatte, man könne alle Frauen haben, und ganz als hätte ich anstatt eines wirklichen jungen Mädchens eine Wachspuppe gekannt –, daß sich mein Verlangen, in ihr Leben einzudringen, ihr in Gegenden zu folgen, in denen sie ihre Kindheit verbracht hatte, oder von ihr in ein sportliches Leben eingeführt zu werden, nach und nach von ihr löste; meine im Intellekt wurzelnde Neugier darauf, was sie über diese oder jene Dinge denke, überlebte meinen Glauben, ich würde sie küssen können, nicht. Meine Träume beschäftigten sich mit ihr nicht mehr, seitdem sie nicht mehr von der Hoffnung des Besitzenkönnens her, von der ich sie so unabhängig geglaubt hatte, ihre Nahrung erhielten. Von da an fanden sie sich frei – je nach dem Reiz, den ich an jeder einzelnen von ihnen an einem gewissen Tag entdeckt hatte, vor allem aber je nach der Möglichkeit und der Aussicht, die ich vor mir sah, von ihr geliebt zu werden –, diese oder jene der Freundinnen Albertines zum Gegenstand zu wählen, zunächst einmal Andrée. Gleichwohl, hätte Albertine nicht existiert, ich hätte

vielleicht nicht das Vergnügen empfunden, das mir jetzt zusehends mehr in den Tagen, die folgten, die Freundlichkeit Andrées bot. Albertine erzählte niemandem etwas von der Abfuhr, die ich mir bei ihr geholt hatte. Sie war eines jener hübschen Mädchen, die schon in frühester Jugend (durch ihre Schönheit, vor allem aber aufgrund einer Anmut und eines Charmes, die etwas Rätselhaftes behalten und ihren Quell vielleicht in Reserven an Lebenskraft haben, an denen von der Natur minder Begünstigte sich laben wollen), immer – in ihrer Familie, inmitten ihrer Freundinnen und in der Gesellschaft – mehr Erfolg hatten als schönere oder reichere Mädchen; sie gehörte zu den Wesen, von denen, schon vor dem Alter der Liebe und erst recht, wenn es gekommen ist, immer mehr erhofft wird, als sie selber sich wünschen und als sie geben können. Schon als Kind war Albertine stets von vier oder fünf kleinen Kameradinnen aufs höchste bewundert worden, unter denen sich Andrée befand, die ihr doch so sehr überlegen war und es auch ganz gut wußte (vielleicht war auch diese ganz unwillkürliche Anziehungskraft Albertines der erste Anlaß zur Entstehung der kleinen Schar gewesen). Diese Anziehungskraft wirkte sich sogar bis in verhältnismäßig glänzende Kreise aus, wo, wenn etwa eine Pavane getanzt werden sollte, Albertine eher zugezogen wurde als ein Mädchen von besserer Herkunft. Die Folge war, daß sie, obwohl ohne einen Sou Mitgift und zu relativ bescheidenen Ansprüchen genötigt und ganz auf Monsieur Bontemps angewiesen, der als Geizkragen galt und sich nur wünschte, sie loszuwerden, dennoch nicht nur zu einzelnen Veranstaltungen, sondern auch als Logierbesuch zu Personen eingeladen wurde, die vielleicht in den Augen Saint-Loups keineswegs für elegant und vornehm gegolten hätten, jedoch für die Mutter Rosemondes oder die Mutter Andrées – sehr reiche Frauen, die aber jene Leute nicht persönlich kannten – etwas Enormes darstellten. So verbrachte Albertine jedes Jahr mehrere Wochen in der Familie eines Vorstandsmitglieds der Banque de France, eines Mannes, der

außerdem Präsident des Aufsichtsrats einer großen Eisenbahngesellschaft war. Die Frau dieses Finanzgewaltigen empfing höchst angesehene Persönlichkeiten, hatte aber ihren »Jour« der Mutter Andrées nie bekanntgegeben, woraufhin diese die Dame zwar unhöflich fand, aber deshalb nicht weniger an allem, was sich bei jener abspielte, ein außerordentliches Interesse nahm. Sie trieb daher auch jedes Jahr Andrée wieder an, Albertine in die Villa in Balbec einzuladen, weil es, sagte sie, ein gutes Werk sei, einem Mädchen einen Aufenthalt an der See anzubieten, das selbst nicht die Mittel zum Reisen hatte und um das seine Tante sich kaum bekümmerte; Andrées Mutter wurde dabei wohl kaum durch die Hoffnung bestimmt, daß das Mitglied des Vorstands der Banque de France und seine Frau, wenn sie hörten, wie nett Albertine von ihr und ihrer Tochter behandelt wurde, eine gute Meinung von ihr bekommen würden; noch weniger konnte sie hoffen, daß Albertine, obschon so gutherzig und so geschickt, es erreichen würde, daß sie oder wenigstens Andrée zu den Gardenparties des Finanzmanns eingeladen würde. Jeden Abend aber beim Essen war sie ungeachtet ihrer gleichgültigen und nichtachtenden Miene entzückt, wenn Albertine erzählte, was sich im Schloß während ihres Aufenthaltes dort zugetragen hatte und welche Leute als Gäste dort gewesen seien, Leute, die Andrées Mutter fast alle vom Sehen oder dem Namen nach kannte. Der Gedanke aber, daß sie sie immer nur in dieser Weise das heißt in Wirklichkeit gar nicht, kannte (sie nannte das freilich die Leute »schon immer« kennen), stimmte sie ein klein wenig melancholisch, während sie Albertine mit hochmütig zerstreuter Miene und fast ohne den Mund zu öffnen Fragen über sie stellte, und hätte sie über ihre eigene Situation unsicher und besorgt machen können, wäre sie nicht mit den an den Maître d'hôtel gerichteten Worten: »Sagen Sie dem Küchenchef, die Erbsen sind nicht zart genug«, wieder »auf den Boden der Tatsachen« zurückgekehrt, wo ihre seelische Harmonie rasch wiederhergestellt wurde.

Ihr heiterer Gleichmut kehrte dann zurück. Sie war fest entschlossen, Andrée natürlich nur einen Mann von ausgezeichneter Familie heiraten zu lassen, der aber reich genug sein müßte, daß auch sie einen Küchenchef und zwei Kutscher halten könnte. Darin lag das Tatsächliche, die greifbare Wahrheit einer Situation. Daß aber Albertine im Schloß des Vorstandsmitglieds der Banque de France mit dieser oder jener Dame gespeist und daß diese Dame sie sogar für den nächsten Winter eingeladen hatte, gab nichtsdestoweniger dem jungen Mädchen in den Augen der Mutter Andrées eine Art von besonderem Ansehen, das sehr wohl mit Mitleid und sogar einer gewissen durch Armut bedingten Verachtung zu vereinen war, einer Verachtung, die durch den Umstand noch genährt wurde, daß Monsieur Bontemps die Fahne im Stich gelassen und – sogar angeblich irgendwie in den Panamaskandal[1] verwickelt – seinen Frieden mit der republikanischen Regierung gemacht hatte. Das hinderte übrigens Andrées Mutter nicht, der Wahrheit zuliebe den Leuten, die so taten, als glaubten sie, Albertine sei geringerer Herkunft, mit flammender Entrüstung entgegenzutreten. »Wieso, sie ist aus denkbar gutem Hause, das sind doch die Simonets mit nur einem *n*!« Gewiß schien in diesem Milieu, in dem sich das alles zutrug, einem Milieu, in dem das Geld eine so wichtige Rolle spielt und in dem natürliche Eleganz zwar bewirken kann, daß man eingeladen, nicht jedoch daß man geheiratet wird, keine irgendwie in Betracht kommende Partie für Albertine als Folge der Hochschätzung, deren sie sich erfreute, durch die aber doch ihre Armut nicht hinreichend kompensiert wurde, sich ergeben zu können. Doch auch schon an sich, auch ohne den Ertrag einer berechtigtermaßen auf Ehe hinzielenden Hoffnung erregten diese »Erfolge« den Neid gewisser Mütter, die böse, ja wütend waren, daß Albertine bei der Frau des Vorstandsmitglieds der Banque de France »wie Kind im Hause« war, ja auch bei der Mutter Andrées, von der sie sonst kaum etwas wußten. Daher sagten sie denn auch zu Freunden,

die sie mit jenen beiden Damen gemeinsam hatten, jene würden sicher empört sein, wenn sie die Wahrheit wüßten, das heißt, was Albertine der einen (und »vice versa«) an intimen Einzelheiten erzählte, in die man ihr unklugerweise bei der anderen Einblick gewährte, tausend kleine Geheimnisse, deren Enthüllung der Betreffenden höchst unangenehm sein müsse. Diese neidischen Frauen sagten das in der Hoffnung, es werde – weitererzählt – dazu führen, Albertine mit ihren Beschützerinnen auseinanderzubringen. Doch hatten derartige Aufträge, wie so häufig, keinen Erfolg. Man sah ihnen zu sehr an, daß sie von Bosheit eingegeben waren, und verachtete daraufhin diejenigen nur um so mehr, die sich dazu hergegeben hatten. Andrées Mutter hatte über Albertine bereits eine zu feste Meinung, um sie noch zu ändern. Sie betrachtete Albertine als ein »unglückliches« Mädchen, das aber eine ausgezeichnete Charakterveranlagung habe; all ihr Denken sei darauf ausgerichtet, anderen Freude zu machen.

Wenn diese Art von Beliebtheit, die Albertine genoß, kein praktisches Ergebnis zu zeitigen schien, hatte sie doch der Freundin Andrées den besonderen Charakter jener Menschen verliehen, deren Umgang immer von anderen gesucht wird und die es nie nötig haben, sich selbst anzubieten (etwas, was sich aus analogen Gründen am anderen Ende der Gesellschaftsskala bei sehr eleganten Frauen findet), eine Besonderheit, die darin besteht, daß man Erfolge nie betont, sondern eher zu verbergen sucht. Albertine sagte niemals von jemandem: »Er möchte mich gern sehen«, sondern sprach von allen mit großer Liebenswürdigkeit und so, als wäre sie selbst ihnen nachgelaufen und habe ihre Freundschaft gesucht. War von einem jungen Mann die Rede, der ihr ein paar Minuten zuvor unter vier Augen die bittersten Vorwürfe gemacht hatte, weil sie ihm ein Rendezvous verweigerte, rühmte sie sich deswegen anderen gegenüber nicht, sie war auch nicht böse auf ihn, sondern sprach sich freundlich über ihn aus: »Er ist ein so netter Junge.« Es war ihr sogar lästig, daß sie derart gefiel,

weil es sie in die Lage brachte, Kummer bereiten zu müssen, während sie von Natur aus gern anderen Freude machte. Sie tat das mit solchem Vergnügen, daß sie sich eine Art des Lügens angewöhnt hatte, die sonst von manchen berechnenden Leuten und von Emporkömmlingen praktiziert wird. Diese Art von Unaufrichtigkeit, die im Keim übrigens bei einer ungeheuer großen Zahl von Menschen vorliegt, besteht darin, daß man sich bei einer einzelnen Tat nicht damit begnügt, nur einer einzigen Person Freude zu machen. Wenn zum Beispiel die Tante Albertines wünschte, daß ihre Nichte sie zu einer nicht sehr interessanten Tee-Einladung begleite, so hätte ja Albertine sich mit dem moralischen Profit bescheiden können, ihrer Tante damit ein Vergnügen zu bereiten. Doch wenn die Einladenden sie freundlich empfingen, zog sie vor, ihnen zu sagen, sie habe sich schon lange gewünscht, sie einmal zu besuchen, und habe nun bei dieser Gelegenheit die Erlaubnis ihrer Tante erwirkt. Das genügte ihr noch nicht: an der Veranstaltung nahm auch eine ihrer Freundinnen teil, die großen Kummer hatte. Albertine sagte zu ihr: »Ich wollte dich nicht allein lassen, ich dachte, es täte dir vielleicht gut, wenn ich mich um dich kümmerte. Wenn du willst, gehen wir von hier aus lieber anderswohin, ich tue, was du willst, nur möchte ich dich so gern weniger traurig sehen« (was übrigens auch stimmte). Manchmal kam es vor, daß der fiktive Zweck den wahren zunichte machte. So begab sich Albertine, um für eine ihrer Freundinnen eine Gefälligkeit zu erbitten, zu einer bestimmten Dame. Doch bei dieser gutherzigen und sympathischen Person angekommen, folgte das junge Mädchen unwissentlich jenem Grundsatz der mehrfachen Nutzbarmachung einer einzelnen Handlung und fand es liebenswürdiger, so zu tun, als sei der einzige Zweck ihres Besuchs, die Dame zum bloßen Vergnügen wiederzusehen. Diese war unendlich gerührt, daß Albertine aus purer Freundschaft einen so weiten Weg zurückgelegt habe. Als Albertine die Dame so tief bewegt sah, liebte sie sie nur noch mehr. Nur ereignete sich jetzt

folgendes: sie empfand so lebhaft das Vergnügen der Freundschaft, um dessentwillen sie angeblich gekommen war, daß sie fürchtete, die Dame möchte an ihren tatsächlich aufrichtigen freundschaftlichen Gefühlen zweifeln, wenn sie sie um die Gefälligkeit für die Freundin bäte. Die Dame würde glauben, Albertine sei allein deshalb gekommen, was ja stimmte, sie würde daraus jedoch schließen, daß Albertine kein selbstloses Interesse gehabt habe, sie zu sehen, was falsch war. Albertine ging also wieder fort, ohne jene Gefälligkeit erbeten zu haben, so wie Männer, die in der Hoffnung, die Gunst einer Frau zu erlangen, sehr gut zu ihr gewesen sind, ihr aber dann nachher gar keine Liebeserklärung machen, um diesem Gutsein den Charakter des Edelmuts zu erhalten. In anderen Fällen kann man zwar nicht sagen, daß der wahre Zweck zugunsten eines zusätzlichen und nachträglich eingebildeten aufgegeben wurde, doch der erste war dem zweiten derart entgegengesetzt, daß die betreffende Person, die Albertine so sehr durch Bekanntgabe des einen rührte, tief verletzt gewesen wäre, hätte sie den zweiten durchschaut. Im weiteren Verlauf dieser Erzählung wird man sehr viel später diese Art von Widersprüchen besser verstehen lernen. Es sei hier noch an Hand eines Beispiels aus einem ganz anderen Bereich erklärt, wie häufig sie sich in den verschiedensten Situationen des Lebens ergeben. Ein Ehemann hat seine Geliebte in der Stadt untergebracht, in der er in Garnison ist. Seine Frau, die in Paris geblieben und mehr oder weniger mit dem wahren Sachverhalt vertraut ist, fühlt sich unglücklich; sie schreibt ihrem Mann Briefe, aus denen Eifersucht spricht. Seine Geliebte aber sieht sich gezwungen, einen Tag in Paris zu verbringen. Der Ehemann kann ihrer Bitte nicht widerstehen, sie dorthin zu begleiten, und erwirkt einen Urlaub von vierundzwanzig Stunden. Da er aber ein seelenguter Mensch ist und darunter leidet, daß er seiner Frau Kummer macht, begibt er sich zu dieser, sagt ihr unter von Herzen kommenden Tränen, er habe unter dem verstörenden Eindruck ihrer Briefe sich

einen Augenblick freigemacht, um sie zu trösten und in die Arme zu schließen. So macht er es möglich, durch ein und dieselbe Reise gleichzeitig seiner Geliebten und seiner Frau einen Beweis seiner Zuneigung zu geben. Wenn aber diese letztere erführe, aus welchem Grund er nach Paris gekommen ist, würde sich ihre Freude zweifellos in tiefen Kummer verwandeln, sofern nicht ein Wiedersehen mit dem Undankbaren sie auf alle Fälle mehr beglückt, als sie unter seinen Lügen leidet. Zu denjenigen, die mir am konsequentesten das Prinzip des mehrfachen Zwecks anzuwenden schienen, gehörte auch Norpois. Er übernahm es zuweilen, zwischen zwei verfeindeten Freunden zu vermitteln, und erreichte dadurch, daß er als der gefälligste aller Menschen galt. Es genügte ihm aber nicht, so zu tun, als erweise er nur demjenigen einen Dienst, der ihn darum gebeten hatte, sondern er stellte auch dem anderen seine Aktion so hin, als sei sie nicht auf eine Bitte des ersteren unternommen, sondern im Interesse des letzteren, wovon er seinen Gesprächspartner um so leichter überzeugte, als dieser durch die Vorstellung von ihm als »dem hilfsbereitesten Menschen der Welt«[1] bereits zu seinen Gunsten voreingenommen war. Um es mit keinem zu verderben, übernahm er also auch – wie man im Musiktheater sagt – den Part der Gegenstimme. In dieser Weise setzte er seinen Einfluß nie einem Risiko aus: durch die von ihm geleisteten Dienste verlor er nicht etwa einen Teil seines Kredits, sondern machte ihn nutzbar. Andererseits vermehrte jede Gefälligkeit, die er ja zweimal zu erweisen schien, noch seinen Ruf, ein hilfsbereiter, und zwar mit Erfolg hilfsbereiter Freund zu sein, dessen Bemühungen kein Schlag ins Wasser, sondern ersprießlich waren, wie die Dankbarkeit von gleich zwei Interessenten bewies. Diese Doppeldeutigkeit im Entgegenkommen war – mit Ausnahmen, wie sie stets innerhalb der menschlichen Natur bestehen – ein wichtiges Element seines Wesens. Oft bediente sich im Ministerium Norpois meines Vaters, der ziemlich naiv war, und ließ ihn dabei glauben, er diene ihm selbst.

Da Albertine mehr gefiel, als sie eigentlich wollte, und ihre Erfolge nicht erst laut zu verkünden brauchte, bewahrte sie Schweigen über die Szene, die sie mit mir an ihrem Bett gehabt hatte; ein häßliches Mädchen hätte Gott und der Welt davon erzählt. Im übrigen blieb mir ihr Verhalten bei dieser Gelegenheit immer noch unverständlich. Was die Hypothese ihrer unbedingten Tugend betraf (dieser hatte ich zunächst die Heftigkeit zugeschrieben, mit der sie es ablehnte, sich von mir küssen und umarmen zu lassen, doch spielte die Hypothese der Tugend keineswegs eine entscheidende Rolle in meiner Vorstellung von der Gutherzigkeit und inneren Anständigkeit meiner Freundin), so hatte ich mehrfach Gelegenheit, sie zu revidieren. Diese Hypothese stand so ganz und gar im Widerspruch zu der, die ich am ersten Tag beim Anblick Albertines aufgestellt hatte! Ferner waren viele ihrer Handlungsweisen, die alle in Freundlichkeiten mir gegenüber bestanden (einer schmeichelnden, manchmal besorgten, unruhigen, auf meine Vorliebe für Andrée eifersüchtigen Freundlichkeit), dazu angetan, die brüske Gebärde, mit der sie damals, um sich mir zu entziehen, nach der Schelle griff, wesentlich abzuschwächen. Warum mochte sie mich aufgefordert haben, den Abend an ihrem Bett zu verbringen? Warum gebrauchte sie dauernd mir gegenüber die Sprache der Zärtlichkeit? Worauf kann der Wunsch beruhen, einen Freund zu sehen, die Furcht, er möge die Freundin vorziehen, das Verlangen schließlich, ihm Freude zu machen, ihm in romantischer Weise zu verstehen zu geben, niemand werde erfahren, daß er den Abend bei einem verbracht hat, wenn man ihm dann doch ein so schlichtes Vergnügen versagt und es für einen selbst auch kein Vergnügen ist? Ich konnte gleichwohl nicht glauben, daß Albertine so tugendhaft war, und fragte mich schließlich, ob ihrer Empörung nicht Koketterie zugrunde gelegen habe, zum Beispiel das Gefühl, mit einem unangenehmen Geruch behaftet zu sein, der mir hätte mißfallen können, oder Ängstlichkeit, die Vorstellung etwa, die sie in ihrer Unkenntnis über die Eigen-

tümlichkeiten der Liebe haben mochte, mein Zustand nervöser Schwäche könne sich durch einen Kuß auch auf sie übertragen.

Sie war bestimmt tief betrübt, daß sie mir eine Freude hatte versagen müssen, und machte mir einen kleinen goldenen Bleistift zum Geschenk aus jener tugendhaften Perversität heraus, mit der bestimmte Leute, von der Liebenswürdigkeit eines anderen gerührt, jedoch entschlossen, ihm nicht zu gewähren, was er sich eigentlich wünscht, ihm auf andere Art eine Gunst erweisen: der Kritiker, dessen Artikel dem Romanschriftsteller so sehr schmeicheln würden, lädt diesen statt dessen zum Abendessen ein, die Herzogin läßt sich von dem Snob nicht ins Theater begleiten, stellt ihm ihre Loge jedoch für einen Abend zur Verfügung, an dem sie selbst sie nicht benutzt. So sehr werden diejenigen, die nur das Geringfügigste tun, wo sie auch nichts tun könnten, durch Skrupel dazu bewogen, doch etwas zu tun! Ich sagte Albertine, sie bereite mir mit dem Geschenk des Bleistifts ein großes Vergnügen, nicht ein so großes jedoch, wie sie es an jenem Abend, als sie im Hotel übernachtete, mir mit der Erlaubnis, sie zu küssen, bereitet hätte. »Es hätte mich so glücklich gemacht! Was bedeutete das schon für Sie? Ich bin wirklich erstaunt, daß Sie es mir nicht gestattet haben.« – »Mich erstaunt eher«, sagte sie, »daß Sie es erstaunlich finden. Ich frage mich, was für junge Mädchen Sie wohl außer mir kennen, da mein Verhalten Sie derart gewundert hat.« – »Es tut mir furchtbar leid, daß Sie böse auf mich sind, aber auch jetzt kann ich Ihnen nicht sagen, daß ich finde, ich hätte unrecht gehabt. Meiner Meinung nach sind das Dinge, die an sich gar nichts bedeuten, und ich verstehe nicht, daß ein junges Mädchen, dem es so leicht fällt, Vergnügen zu machen, sich darauf nicht einlassen will. Verstehen Sie mich recht«, fügte ich hinzu, um wenigstens zum Teil ihren moralischen Vorstellungen Genüge zu tun und im Gedanken daran, wie sie und ihre Freundinnen über die Freundin der Schauspielerin Léa hergezogen waren, »ich

will nicht behaupten, daß ein junges Mädchen alles tun kann und daß es überhaupt nichts Unmoralisches gibt. Sehen Sie, diese Beziehungen zum Beispiel, von denen Sie neulich sprachen, nämlich die zwischen einer jungen Person, die in Balbec wohnt, und einer Schauspielerin; so etwas finde ich schändlich, so schändlich sogar, daß ich der Meinung bin, nur Feinde des jungen Mädchens können das erfunden haben, und es ist gar nicht wahr. Es kommt mir unwahrscheinlich, ja unmöglich vor. Aber sich küssen zu lassen, und dazu noch von einem Freund, wo Sie doch sagen, ich sei Ihr Freund …« – »Das sind Sie, aber ich habe andere Freunde vor Ihnen gehabt. Ich habe junge Männer gekannt, die, das kann ich Ihnen versichern, ebensoviel Freundschaft für mich hegten wie Sie. Aber keiner von ihnen hätte so etwas gewagt. Sie wußten, daß sie wenigstens ein paar Ohrfeigen dafür hätten einstecken müssen. Im übrigen dachten sie nicht einmal daran, wir drückten uns herzlich die Hand, ganz freundschaftlich, als gute Kameraden; niemals war die Rede davon, daß man sich küssen könnte, was unserer Freundschaft aber keinen Abbruch tat. Ehrlich, wenn Sie auf meine Freundschaft Wert legen, können Sie noch zufrieden sein! Ich muß Sie wirklich schon recht gern haben, um Ihnen zu verzeihen. Aber ich bin sicher, daß Sie sich nichts aus mir machen. Geben Sie nur zu, daß vielmehr Andrée Ihnen gefällt. Im Grunde haben Sie recht, sie ist viel netter als ich, und sie ist dazu noch entzückend! … Ah! diese Männer!« Trotz meiner erst so kurz zurückliegenden Enttäuschung wirkten solche freimütigen Worte, während sie mir gleichzeitig große Achtung für Albertine einflößten, äußerst wohltuend auf mich. Vielleicht hatte diese Wirkung später für mich große und quälende Folgen. Denn mit ihr begann sich in mir ein fast brüderliches Gefühl zu bilden, ein geistig-seelischer Kern, der in meiner Liebe zu Albertine immer fortbestehen sollte. Ein solches Gefühl kann die Ursache größter Leiden sein, denn um wirklich durch eine Frau zu leiden, muß man vollkommen an sie geglaubt haben. Für den

Augenblick blieb diese Keimzelle geistig-seelischer Achtung und Freundschaft in meine Seele eingesenkt wie ein Wartestein.[1] Dieser hätte für sich allein genommen nichts gegen mein Glück vermocht, wenn er in diesem Zustand geblieben wäre, ohne anzuwachsen, in völliger Unbeweglichkeit, wie er sie im folgenden Jahr und erst recht während der letzten Wochen meines ersten Aufenthaltes in Balbec bewahrte. Er wohnte in mir wie einer jener Gäste, die man, wäre man klug, aus dem Haus wiese, statt dessen aber doch unbehelligt an ihrem Platz beläßt, so harmlos scheinen sie im Augenblick durch ihre Schwäche und Verlorenheit inmitten einer ihnen fremden Seele.

Meine Träume waren jetzt wieder frei, sich der einen oder anderen Freundin Albertines zuzuwenden, zunächst einmal Andrée, deren Freundschaftsbeweise mich vielleicht weniger beeindruckt hätten, wäre ich nicht sicher gewesen, daß Albertine sie bemerkte. Gewiß hatte mir die Vorliebe, die ich schon lange für Andrée zur Schau getragen hatte – in Gewohnheiten des Gesprächs oder Erklärungen der Zuneigung –, etwas wie den wohlvorbereiteten Rohstoff einer Liebe zu ihr geliefert, der bislang nur ein aufrichtiges Gefühl fehlte, das mein jetzt freigewordenes Herz hätte hineinlegen können. Dafür aber, daß ich Andrée wirklich geliebt hätte, war sie zu intellektuell, zu nervös, zu kränklich, mir zu ähnlich. Erschien Albertine mir jetzt wie entleert, so war Andrée von etwas erfüllt, was ich zu gut kannte. Damals am ersten Tag hatte ich am Strand in ihr die Geliebte eines Rennfahrers gesehen, die selbst berauscht war von der Liebe zum Sport; Andrée aber sagte mir, wenn sie angefangen habe, Sport zu treiben, so sei es einzig auf Anordnung des Arztes geschehen, als Mittel gegen Neurasthenie und Stoffwechselstörungen; ihre schönsten Stunden aber verbringe sie mit der Übersetzung eines Romans von George Eliot.[1] Meine Enttäuschung, die Folge eines ursprünglichen Irrtums über Andrées Natur, hatte tatsächlich keinerlei Bedeutung für mich. Doch der Irrtum war einer von denen,

die, wenn sie das Entstehen der Liebe ermöglichen und als Irrtümer erst erkannt werden, sobald jene nicht mehr verändert werden kann, zum Quell der Leiden werden. Diese Irrtümer – die ganz anderer, sogar entgegengesetzter Natur sein können als die meinen in bezug auf Andrée – beruhen oft, wie besonders im Fall Andrées, darauf, daß jemand in hinreichendem Maße Ausdruck und Haltung dessen annimmt, was er nicht ist, was er aber sein möchte, um im ersten Augenblick Illusionen zu schaffen. Zu dem äußeren Augenschein tritt durch ein gewisses Posieren, ein entlehntes Verhalten, durch den Wunsch, sich von guten oder bösen Leuten bewundert zu fühlen, eine Verfälschung der Worte und Gesten hinzu. Es gibt Zynismen und Grausamkeiten, die einer Nachprüfung ihrer Echtheit ebensowenig standhalten wie gewisse Arten der Güte und der Großherzigkeit. Ebenso wie man oft hinter einem für seine Wohltätigkeit bekannten Mann einen eitlen Geizhals erkennen muß, läßt das Prahlen mit dem Laster eine Messalina hinter einem rechtschaffenen Mädchen voll bürgerlicher Vorurteile vermuten. Ich hatte geglaubt, in Andrée eine gesunde und ursprüngliche Natur zu finden, während sie ein Wesen war, das die Gesundheit nur suchte wie vielleicht viele andere auch, in denen sie selbst sie hatte finden wollen, die aber in Wirklichkeit nichts davon besaßen, so wie ein dicker Arthritiker mit rotem Gesicht und in weißem Flanellanzug nicht notwendigerweise ein Herkules sein muß. Nun aber gibt es Umstände, unter denen es nicht gleichgültig ist für das Glück, ob die Person, die man um ihrer scheinbaren Gesundheit willen liebt, in Wirklichkeit eines jener kranken Geschöpfe ist, die ihr gesundes Aussehen nur von anderen beziehen, wie die Planeten ihr Licht entlehnen oder gewisse Körper der Elektrizität nur als Leiter dienen.

Wie dem auch sei: Andrée war doch wie Rosemonde und Gisèle, mehr sogar als sie, eine Freundin Albertines, die ihr Leben teilte und ihre Art sich zu geben so stark angenommen hatte, daß ich am ersten Tag die beiden kaum voneinander

unterschied. Zwischen diesen jungen Mädchen, die wie Rosenzweige waren und deren hauptsächlicher Reiz darin bestand, daß sie sich vom Hintergrund des Meeres abhoben, herrschte für mich der gleiche Zustand der Ungeteiltheit wie zu jener Zeit, da ich sie nicht persönlich kannte und da das Erscheinen der einen oder anderen von ihnen mich so stark aufwühlte, weil ich daraus ersah, die kleine Schar sei nicht fern. Jetzt noch schenkte mir der Anblick jeder einzelnen von ihnen ein Vergnügen, bei dem in einem Umfang, den ich nicht genau hätte bestimmen können, die Hoffnung eine Rolle spielte, die anderen ihr später folgen zu sehen, oder selbst wenn sie an jenem Tag nicht kamen, die Möglichkeit, von ihnen zu sprechen, und die Gewißheit, sie würden gleichwohl erfahren, daß ich am Strand gewesen sei.

Nicht nur verzaubert, wie in den ersten Tagen, sondern mit wirklicher Bereitschaft zur Liebe schwankte ich jetzt zwischen ihnen allen hin und her, so sehr stellte eine jede von Natur einen Ersatz für die andere dar. Es wäre nicht das Traurigste für mich gewesen, von derjenigen unter ihnen verlassen zu werden, die ich am meisten liebte; sondern mir wäre sogleich die die Liebste geworden, die mich verlassen hätte, denn das Ganze an Trauer und Träumereien, die ohne festes Ziel zwischen ihnen allen schwebten, hätte ich dann sofort an sie geheftet. In diesem Fall hätte ich außerdem unbewußt auch allen ihren Freundinnen, in deren Augen ich dann bald jedes Ansehen verloren haben würde, in der Person jener einen nachgetrauert, da ich ihnen allen ja eine Art kollektiver Liebe entgegenbrachte, wie der Politiker oder Schauspieler sie für das Publikum hat, über dessen Treulosigkeit er sich nie trösten kann, nachdem es ihm einmal seine Gunst geschenkt hat. Selbst jene Gunst, auf die ich bei Albertine nicht gestoßen war, hoffte ich jetzt plötzlich bei derjenigen zu finden, die mich am Abend mit einem Wort oder Blick verlassen hatte, welche ich zu meinen Gunsten hätte auslegen können, und auf die sich daraufhin für einen Tag mein Verlangen richtete.

Es irrte zwischen ihnen allen mit um so größerer Wolllust umher, als auf diesen beweglichen Gesichtern eine relative Fixierung der Züge doch so weit begonnen hatte, daß man, vielleicht noch wandelbar, noch schwebend, ein sich formendes Bild darin erkennen konnte. Den Unterschieden, die zwischen ihnen bestanden, entsprachen wohl nur in sehr geringem Maße Unterschiede in der Länge und Breite der einzelnen Züge, die vielleicht von einem der jungen Mädchen zum anderen, so verschieden sie einem auch vorkommen konnten, beinahe deckungsgleich gewesen wären. Doch unsere Kenntnis von Gesichtern ist nichts Mathematisches. Zunächst beginnt sie nicht damit, daß man Teile abmißt, sondern sie nimmt einen Ausdruck in seiner Gesamtheit zum Ausgangspunkt.[1] Bei Andrée zum Beispiel schien der kluge Blick der sanften Augen unmittelbar zu der schmalen Nase überzuleiten, die fein gezeichnet war wie eine einfache Kurve, welche nur gezogen wäre, damit in einer einzigen Linie sich die Tendenz zur Zartheit ausdrücken könnte, die zuvor auf das Doppellächeln der Zwillingsblicke verteilt gewesen war. Eine ebenso feine Linie zeichnete sich in ihren Haaren ab, weich und tief wie die Spur des Windes, der durch den Sand hindurchstreift. Und hier war sie offenbar ererbt, denn die weißen Haare der Mutter Andrées waren auf die gleiche Art durchwogt, wobei sie sich an einer Stelle bauschten, an einer anderen zusammensanken wie Schnee, der je nach den Unebenheiten des Terrains sich hebt oder senkt. Gewiß, verglichen mit der feinen Zeichnung derjenigen Andrées schien die Nase von Rosemonde breite Oberflächen aufzuweisen wie ein hoher Turm, der auf machtvollem Fundament ruht. Wenn auch der Ausdruck der verschiedenen Gesichter genügt, damit man an ungeheure Unterschiede zwischen dem glaubt, was nur ein unendlich Kleines trennt, und wenn ferner ein unendlich Kleines für sich allein bereits einen eigenen Ausdruck, eine Individualität herausbilden kann, so war es doch nicht nur das unendlich Kleine der Linien und die Eigenart des

Ausdrucks, die diese Gesichter so unüberbrückbar schieden. Zwischen denen meiner Freundinnen schuf die Färbung eine viel tiefgreifendere Verschiedenheit, nicht einmal so sehr durch die differenzierte Schönheit der Tönungen, mit denen sie sie bedachte und die so verschiedenartig waren, daß ich angesichts von Rosemonde – die von schwefligem Rosa überflutet schien, auf das noch der grünliche Schimmer der Augen einwirkte – und angesichts von Andrée – deren blasse Wangen von ihrem schwarzen Haar so viel an strenger Vornehmheit empfingen – das gleiche Vergnügen verspürte, als schaute ich abwechselnd eine Geranie am Ufer des besonnten Meeres und eine Kamelie im nächtlichen Dunkel an, als hauptsächlich dadurch, daß die unendlich kleinen Verschiedenheiten der Linien ins Maßlose vergrößert und die Beziehungen der Oberflächen zueinander vollkommen verwandelt wurden durch ebenjenes neue Element der Farbe, das, ebenso wie es Tönungen verteilt, in hohem Maße auch Dimensionen erschafft oder zumindest verändert. Auf diese Weise zogen Gesichter, die vielleicht auf eine ganz ähnliche Art gebaut waren, je nachdem ihnen die Flammen eines roten Haarschopfes eine rosige Tönung oder das weißliche Licht matte Blässe verlieh, sich auseinander oder verbreiterten sich, wurden zu etwas anderem, wie jene Versatzstücke des russischen Balletts, die manchmal bei Tageslicht besehen nichts weiter als eine einfache runde Papierscheibe sind, die aber die Genialität eines Bakst[1] je nach der flammendroten oder mondbleichen Beleuchtung, in die er die Bühnen taucht, wie eine harte Türkisplatte auf der Fassade eines Palastes wirken oder bengalischrosa in einem Garten weich aufschimmern läßt. So messen wir die Gesichter wohl, wenn wir von ihnen Kenntnis nehmen, doch wir tun es als Maler und nicht als Vermessungsbeamte.

Es war mit Albertine wie mit ihren Freundinnen. An manchen Tagen, schmal, mit grauer Gesichtsfarbe, trüber Miene, einem schräg auf den Grund der Augen laufenden durchsich-

tig-violetten Schein, wie man ihn manchmal unter der Flut des Meeres sieht, wirkte sie traurig wie eine Verbannte. An anderen hielt ihr geglättetes Gesicht auf seiner strahlenden Fläche alle Wünsche meiner Begierde auf und hinderte sie, tiefer einzudringen, außer ich sah sie dann plötzlich von der Seite her; denn ihre Wangen, die obenauf matt getönt waren wie weißes Wachs, schimmerten rosig durch, was einem solche Lust gab, sie zu küssen, an diesen anderen, sich entziehenden Teint heranzugelangen. Zu anderen Malen tränkte das Glück ihre Wangen mit einer so beweglichen Helligkeit, daß die verflüssigte, verschwimmende Haut gleichsam darunterliegende Blicke durchschimmern ließ: sie schien dadurch zwar von anderer Farbe, nicht aber von anderem Stoff als die Augen zu sein; manchmal, wenn man gedankenlos ihr mit braunen Pünktchen übersätes Gesicht betrachtete, in dem nur zwei blauere Flecken schwammen, so sah man gleichsam das Ei eines Distelfinken, oft aber auch einen opalfarbenen, nur an zwei Stellen bearbeiteten und polierten Achat, in dem innerhalb des braunen Steins die durchsichtigen Flügel eines leuchtendblauen Schmetterlings schimmerten: die Augen nämlich, in denen die Körpersubstanz zum Spiegel wird und uns die Illusion gibt, als könne man hier mehr denn an anderen Stellen des Körpers bis zur Seele vordringen. Sehr häufig aber war sie stärker getönt und dadurch lebendiger; zuweilen war in dem sonst weißen Gesicht rosig nur die Nasenspitze, die so fein geformt war wie die einer undurchdringlich blickenden kleinen Katze, die zum Spielen verlockt; manchmal waren ihre Wangen wie poliert, so daß der Blick über ihr rosiges Email hinglitt wie über das einer Miniatur, wobei der halbgeöffnet darübergelegte Deckel ihres schwarzen Haares es noch zarter und geheimnisvoller erscheinen ließ; es kam vor, daß die Farbe der Wangen den ins Violette spielenden rosa Ton von Zyklamen hatte, und manchmal sogar, wenn sie überstark durchblutet oder fiebrig war und dadurch den Eindruck einer kränklichen Veranlagung erweckte, was mein Verlangen auf

eine sinnlichere Stufe herabsetzte und ihrem Blick etwas Verderbteres und Krankhafteres verlieh, den düsteren Purpurton gewisser Rosensorten, ein fast schwarzes Rot; jede dieser Albertinen aber war wieder anders wie jeder neue Auftritt einer Tänzerin, bei dem Farbe, Form, Charakter, je nach dem unaufhörlich wechselnden Spiel eines Scheinwerfers, völlig andere sind. Vielleicht nahm ich, weil die Wesen, die ich zu jener Zeit in ihrer Person erschaute, so verschieden waren, später die Gewohnheit an, selbst ein anderer zu werden, je nachdem, an welche Albertine ich dachte: ein Eifersüchtiger, ein Gleichgültiger, ein Genießer, ein Melancholiker, ein von Jähzorn Gepackter – Charaktere, die nicht nur im zufälligen Wiederaufleben der Erinnerung entstanden, sondern auch unter der Wirkung, dank der Mittlerschaft der subjektiven Überzeugung, die mich ein und dieselbe Erinnerung auf verschiedenartige Weise bewerten ließ. Denn immer auf sie mußte ich wieder zurückgreifen, auf jene subjektiven Überzeugungen, die meist unsere Seele unbewußt beherrschen und dennoch für unser Glück entscheidender sind als dieses oder jenes Wesen, das wir vor uns sehen; denn durch jene hindurch sehen wir es ja, sie und nur sie weisen diesem erblickten Wesen seine vorübergehende Bedeutung zu. Genaugenommen müßte ich jedem einzelnen Ich, das künftighin an Albertine gedacht hat, einen von den anderen unterschiedenen, neuen Namen geben; noch mehr aber jeder der Albertinen, die – niemals einander ganz gleich – vor mir erschienen, genau wie das, was ich aus Bequemlichkeit einfach »das Meer« nannte und was in Wirklichkeit viele verschiedene Meere waren, die einander folgten und vor denen Albertine sich wie eine weitere Nymphe abzeichnete. Vor allem aber müßte ich – auf die gleiche Weise, wiewohl zweckmäßiger, wie man in einer Geschichte, die man erzählt, das Wetter schildert, das an dem betreffenden Tag herrschte – immer die Überzeugung benennen, die an diesem oder jenem Tag, wenn ich Albertine sah, meine Empfindungen beherrschte, deren Stimmung wie auch das Ausse-

hen der Menschen oder der Meere ausmachte, abhängig von jenen kaum merklichen Wolkenbildungen, die die Farbe eines jeden Dinges verändern durch ihre Dichte, ihre Beweglichkeit, ihre Verflüchtigung und ihr Entschwinden – ähnlich jenen, die Elstir eines Abends gewaltsam zerteilt hatte, indem er es unterließ, mich den jungen Mädchen vorzustellen, bei denen er stehengeblieben war und deren Bilder mir plötzlich schöner erschienen, als sie sich entfernten –, Wolkenbildungen, die ein paar Tage darauf von neuem entstanden, als ich die Mädchen kennengelernt hatte, ihren Glanz verhüllten und sich häufig zwischen sie und meine Augen schoben, weich verdichtet, sanft gleitend wie der Schleier der Leukothea[1] bei Vergil.

Alle diese Gesichter hatten wohl ihren Sinn für mich stark gewandelt, seitdem die Art, wie man darin lesen mußte, mir bis zu einem gewissen Grad durch ihre Worte deutlich gemacht wurde, Äußerungen, denen ich einen um so größeren Wert beilegen konnte, als ich sie durch meine Fragen in sich abwandelnder Form ganz nach Wunsch hervorrief, so wie ein Experimentator durch Gegenproben seine Hypothesen kontrolliert. Im Grunde ist es ja eine Lösungsart für das Problem des Daseins wie jede andere, wenn wir die Dinge und die Personen, die uns aus der Ferne schön und geheimnisvoll erschienen sind, nahe genug an uns heranrücken, um uns darüber klarzuwerden, daß sie ohne Geheimnis und ohne Schönheit sind; es ist eine der hygienischen Maßnahmen, zwischen denen man wählen kann, eine Maßnahme, die vielleicht nicht sehr empfehlenswert ist, die uns aber jedenfalls das Leben in einer gewissen Ruhe verbringen und auch – insofern sie uns gestattet, nichts zu bereuen, da wir ja überzeugt sein können, das Beste erlangt zu haben, nur daß dieses Beste eben weiter nichts Besonderes war – den Tod ertragen läßt.

Ich hatte in den Tiefen des Bewußtseins dieser Mädchen die Mißachtung der Keuschheit, die Erinnerung an häufige und flüchtige Leidenschaften durch Maximen des Anstands

ersetzt, die vielleicht einmal durchbrochen werden könnten, aber doch bisher diese Mädchen, die sie aus einem bürgerlichen Milieu auf den Lebensweg mitbekommen hatten, vor jedem Fehltritt bewahrten. Wenn man sich aber zu Anfang auch nur in kleinen Dingen getäuscht hat, wenn man unter irrigen Voraussetzungen oder aufgrund falscher Erinnerung nach dem Urheber eines böswilligen Geredes forscht oder sich fragt, wohin ein verlegter Gegenstand geraten sein mag, kann es vorkommen, daß man seinen Irrtum nur entdeckt, um an seine Stelle nicht die Wahrheit, sondern eine andere Täuschung zu setzen. Ich zog hinsichtlich der Sitten der jungen Mädchen und meiner Art, mich ihnen gegenüber zu verhalten, alle Folgerungen aus dem Wort Unschuld, das ich beim vertraulichen Gespräch in ihren Mienen gelesen hatte. Vielleicht aber hatte ich hier bei der übereilten Entzifferung einen Fehler gemacht, und dieses Wort stand dort ebensowenig geschrieben wie der Name Jules Ferry auf dem Programm jener Nachmittagsvorstellung, in der ich die Berma zum erstenmal gesehen hatte, was mich aber nicht gehindert hatte, Norpois gegenüber zu behaupten, Jules Ferry schreibe zweifellos auch Einakter für die Bühne.[1]

Wie sollte auch nicht für eine jede meiner Freundinnen aus der kleinen Schar das letzte Gesicht, das ich an ihr gesehen hatte, das einzige sein, an das ich mich zurückerinnerte, da doch aus unseren Erinnerungen, die sich auf ein Wesen beziehen, der Verstand alles eliminiert, was in unseren alltäglichen Beziehungen nicht von unmittelbarem Nutzen ist (sogar und erst recht, wenn diese Beziehungen eine leichte Färbung von Liebe haben, die, weil sie nie genug bekommt, stets schon im Augenblick lebt, der noch kommen wird)? Er läßt die Kette der vergangenen Tage vorbeigleiten und hält mit Macht nur das letzte Ende fest, das oft aus völlig anderem Metall besteht als die ins Dunkel entglittenen Glieder, und auf unserer Reise durch das Leben hält er für einzig wirklich das Land, in dem wir uns gegenwärtig befinden. Meine ersten, nun schon fernen

Eindrücke konnten gegen ihre täglich fortschreitende Deformierung keine Hilfe in meinem Gedächtnis finden; während der langen Stunden, die ich in Gesprächen, beim Picknick oder beim Spiel mit den jungen Mädchen verbrachte, dachte ich nicht einmal mehr daran, daß sie die gleichen unerbittlichen und sinnenfrohen Jungfrauen waren, die ich freskenartig vor dem Meer hatte vorbeiziehen sehen.

Geographen und Archäologen führen uns wohl auf die Insel der Kalypso, sie graben den Palast des Minos aus.[1] Doch Kalypso ist jetzt nur mehr eine Frau und Minos ein König ohne Göttlichkeit. Selbst die Vorzüge und Fehler, die, wie uns die Geschichte lehrt, diesen höchst realen Personen zu eigen gewesen sind, weichen oft stark von denen ab, die wir den Fabelwesen gleichen Namens zugeschrieben hatten. So hatte sich auch die ganze anmutige Meeresmythologie, die ich in den ersten Tagen aufgebaut hatte, in ein Nichts aufgelöst. Es ist indessen nicht ganz gleichgültig, ob es uns zuweilen gelingt, unsere Zeit im vertrauten Umgang mit dem zu verbringen, was wir für unerreichbar hielten und wonach wir verlangten. Im Verkehr mit Menschen, die wir zunächst unangenehm gefunden haben, bleibt immer, selbst inmitten eines künstlich zustande gekommenen Vergnügens an ihrer Gesellschaft, der vergällende Geschmack der Unzulänglichkeiten zurück, die sie jetzt ganz erfolgreich verbergen. In Beziehungen aber, wie ich sie zu Albertine und ihren Freundinnen hatte, hinterläßt die wirkliche Freude, die sie entstehen ließ, einen Duft, den kein Kunstgriff im Treibhaus gezogenen Früchten, Trauben etwa, die nicht in der Sonne gereift sind, jemals zu geben vermag. Die übernatürlichen Geschöpfe, die sie einen Augenblick lang für mich gewesen waren, trugen noch immer, ohne daß ich mir dessen bewußt war, etwas Wunderbares in die banalsten Beziehungen, die ich zu ihnen hatte, bewahrten vielmehr diese Beziehungen davor, jemals banal zu werden. Mein Verlangen hatte so begierig nach der Bedeutung der Augen geforscht, die mich heute kannten und mir

lächelnd begegneten, die aber am ersten Tag meine Blicke gekreuzt hatten wie Strahlen aus einer anderen Welt, es hatte überall und genau dosiert Farbe und Duft auf die rosigen Gesichter dieser jungen Mädchen verteilt, die sich oben auf den Falaisen niedergelassen hatten und mir einfach einen Sandwich reichten oder Ratespiele veranstalteten, daß es mir oft am Nachmittag, wenn ich so ausgestreckt dalag, erging wie jenen Malern, die die Größe der Antike im modernen Leben suchen und einer Frau, die sich die Nägel schneidet, den Adel des »Dornausziehers«[1] verleihen oder – wie Rubens – Göttinnen aus den Frauen ihrer Bekanntschaft machen, um eine mythologische Szene zu schaffen, und ich diese rings um mich im Gras gelagerten schönen braunen und blonden Gestalten von so verschiedenartiger Ausprägung anschaute, ohne ihnen vielleicht alle Elemente von Mittelmäßigkeit zu nehmen, mit denen die tägliche Erfahrung sie erfüllt hatte, und dennoch, auch ohne daß ich mich ihrer göttlichen Abstammung wieder entsann, nicht anders als sei ich nun, wie Herakles und Telemach, Gespiele junger Nymphen.

Dann hörten die Kurkonzerte auf, das schlechte Wetter begann, meine Freundinnen verließen Balbec, nicht alle zusammen wie die Schwalben, aber doch sämtlich in der gleichen Woche. Albertine hatte den Anfang gemacht, ganz plötzlich, ohne daß eine ihrer Freundinnen weder damals noch später verstand, weshalb sie so kurz entschlossen nach Paris zurückkehrte, wohin weder Arbeit noch Zerstreuungen sie ernstlich rufen konnten. »Sie hat kein wie und kein was gesagt und ist einfach fort«, brummte Françoise, die im übrigen gern gesehen hätte, wir hätten es auch so gemacht. Sie fand uns unerlaubt anspruchsvoll den Hausangestellten gegenüber, deren Zahl freilich schon bedeutend vermindert war, deren restlicher Bestand aber noch von den wenigen Gästen zurückgehalten wurde, und auch dem Direktor gegenüber, der »hier nur Geld verbrauchte«. Tatsächlich hatte das Hotel, das mit der Schließung nicht mehr lange warten würde, fast alle Gäste abreisen

sehen; nie zuvor war es so angenehm zu bewohnen gewesen. Das war zwar die Meinung des Direktors nicht; an der Flucht der Salons vorbei, in denen man fröstelnd saß und an deren Tür kein Groom mehr wachte, durchmaß er der Länge nach die Flure, bekleidet mit einem neuen Gehrock und vom Friseur derartig bearbeitet, daß sein ausdrucksloses Gesicht aus einer Mischung zu bestehen schien, bei der auf einen Teil Fleisch gleich drei Teile Kosmetika kamen, und mit stets neuen Krawatten (solche Formen der Eleganz kosten weniger, als für Heizung und Personal zu sorgen; wer nicht mehr in der Lage ist, einer Wohltätigkeitseinrichtung zehntausend Francs zu spenden, spielt noch mühelos den Wohltäter, indem er dem Telegraphenboten, der ihm eine Depesche bringt, fünf Francs als Trinkgeld gibt). Er sah aus, als inspiziere er das Nichts, als wolle er mit seiner gepflegten äußeren Erscheinung die Misere, die man überall im Hotel verspürte, denn die Saison war nicht gut gewesen, als einen vorübergehenden Zustand hinstellen und als suche er wie der Geist eines Souveräns die Ruinen dessen auf, was einst sein Palast gewesen war. Besonders unzufrieden war er, als die lokale Kleinbahn, weil es nicht mehr genügend Reisende zu befördern gab, bis zum nächsten Frühjahr den Verkehr einstellte. »Was hier fehlt«, sagte der Direktor, »das sind Verkehrsverbände.« Trotz des Defizits, das er zu verbuchen hatte, machte er große Pläne für die folgenden Jahre. Und da er immerhin imstande war, sich schöne Wendungen zu merken, wenn sie sich auf das Hotelgewerbe bezogen und geeignet waren, es zu verherrlichen, erklärte er: »Ich habe nicht genügend Unterstützung durch das Personal gehabt, obwohl ich im Speisesaal ein ausgezeichnetes Team beisammen hatte; das Außenpersonal ließ ein wenig zu wünschen übrig: Sie werden sehen, was für eine Phalanx ich nächstes Jahr aufgebaut haben werde.« Inzwischen nötigte ihn die Einstellung des lokalen Bahnbetriebs, die Post abholen zu lassen und den Gästen einen Wagen zur Verfügung zu stellen. Oft bat ich, mich neben den Kutscher setzen zu dürfen;

auf diese Weise machte ich bei jedem Wetter Spazierfahrten wie in dem Winter, den ich in Combray verbracht hatte.

Manchmal jedoch hielt der allzu heftig peitschende Regen uns, meine Großmutter und mich, da das Kasino geschlossen war, wie in einer Schiffskajüte bei schwerer See in den fast völlig leeren Räumen fest, wo dann täglich wie auf einer Überfahrt wieder eine andere der Personen, an denen wir drei Monate lang vorübergegangen waren, ohne sie zu kennen, der Gerichtspräsident aus Rennes, der Anwaltskammervorsitzende aus Caen, eine amerikanische Dame und ihre Töchter, zu uns kamen, eine Unterhaltung begannen und Mittel und Wege zur Verkürzung der Stunden fanden, irgendein Talent hervorholten, die Gesellschaft ein Spiel lehrten, uns einluden, mit ihnen Tee zu trinken oder Musik zu machen oder sie zu einer bestimmten Stunde zu treffen und gemeinsam Zerstreuungen zu ersinnen, in denen das wahre Geheimnis, sich gegenseitig Freude zu machen, liegt; denn dieses besteht am ehesten darin, uns ganz anspruchslos dazu zu verhelfen, daß wir die Zeiten der Langeweile besser bestehen, mit uns also am Ende unseres Aufenthaltes Freundschaften anzuknüpfen, die dann gleich darauf durch ihre kurz nacheinander erfolgende Abreise abgebrochen wurden. Ich machte sogar die Bekanntschaft des reichen jungen Mannes, des einen seiner beiden adligen Freunde und der Schauspielerin, die für ein paar Tage nochmals anwesend war; ihr kleiner Kreis jedoch setzte sich nur mehr aus drei Personen zusammen, da der andere Freund nach Paris zurückgekehrt war. Sie baten mich, mit ihnen in ihrem Restaurant zu Abend zu essen. Sie waren aber, glaube ich, ganz zufrieden, als ich der Einladung nicht folgte. Doch hatten sie sie in sehr liebenswürdiger Form vorgebracht, und obwohl sie eigentlich von dem reichen jungen Mann ausging – die anderen waren nur seine Gäste –, hatte doch die Schauspielerin, da der Freund, der sie begleitete, der Marquis Maurice de Vaudémont, aus sehr großem Hause war, als sie mich

fragte, ob ich nicht mitkommen wolle, um mir zu schmeicheln, instinktiv hinzugesetzt:

»Es würde Maurice sehr freuen.«

Und als ich sie alle drei in der Halle traf, war es auch Monsieur de Vaudémont – der reiche junge Mann hielt sich im Hintergrund –, der zu mir sagte:

»Sie würden uns nicht das Vergnügen machen, heute mit uns zu Abend zu essen?«

Alles in allem hatte ich wenig von Balbec gehabt, was in mir erst recht den Wunsch unterhielt, wieder hinzugehen. Es schien mir, ich hätte mich nicht lange genug dort aufgehalten. Das war nicht die Ansicht meiner Freunde, die mir schrieben und anfragten, ob ich eigentlich für immer dort bleiben wolle. Und wenn ich sah, daß es der Name Balbec war, den sie wohl oder übel auf den Briefumschlag schreiben mußten, so wie ja auch mein Fenster anstatt auf ein Feld oder eine Straße auf die Felder des Meeres ging und ich des Nachts sein Wogenrollen vernahm, dem ich vor dem Einschlafen einer Barke gleich meinen Schlaf anvertraute, lebte ich in der Illusion, dieses Zusammenleben mit der See müsse mich unbewußt mit dem Begriffihres Zaubers durchtränken, so wie man im Schlaf seine Schulaufgaben lernt.

Der Direktor bot mir für das nächste Jahr bessere Zimmer an, doch ich hatte mich jetzt mit dem meinen angefreundet, in das ich eintrat, ohne je den Vetiverduft wieder wahrzunehmen, und dessen Proportionen, einst äußerst hemmend für mein Denken, von ebendiesem Denken schließlich so stark in ihren Einzelheiten aufgenommen wurden, daß ich Entwöhnungsmethoden anwenden mußte, als ich in Paris wieder in meinem alten Zimmer schlief, das ziemlich niedrig war.

Wir hatten Balbec nun wirklich verlassen müssen, Kälte und Nässe wurden zu arg, als daß wir noch länger in einem Hotel ohne Kamine und Heizkörper hätten bleiben können. Ich vergaß übrigens beinahe auf der Stelle diese letzten Wochen. Was ich unverändert immer wieder vor mir sah, wenn

ich an Balbec dachte, war die Zeit, in der jeden Morgen während der schönen Jahreszeit, da ich am Nachmittag mit Albertine und ihren Freundinnen ausgehen wollte, meine Großmutter mich auf Anordnung des Arztes zwang, im Dunkel liegen zu bleiben. Der Direktor gab Befehl, daß auf meiner Etage kein Lärm gemacht werden dürfe, und überwachte selbst die Befolgung seiner Anweisungen. Wegen des allzu hellen Tageslichts hielt ich so lange wie möglich die großen violetten Vorhänge geschlossen, die mir am ersten Abend eine derart feindliche Miene gezeigt hatten. Da es aber trotz der Klammern, mit denen Françoise, die sich als einzige darauf verstand, sie wieder zu lösen, diese Vorhänge jeden Abend aneinandersteckte, damit das Licht nicht hindurchdrang, und ungeachtet der Decken, der Tischdecke aus rotem Cretonne und sonstiger zusammengetragener Stoffe, die sie noch zusätzlich anbrachte, niemals gelang, eine wirkliche Abdichtung zu erreichen, herrschte keine vollkommene Dunkelheit, und durch die Vorhänge hindurch zeichnete sich auf dem Teppich ein scharlachrotes Gewirr von Anemonenblättern ab, auf die ich dann für einen Augenblick meine nackten Füße setzen mußte. Auf der dem Fenster gegenüberliegenden Wand, die zum Teil von der Sonne beschienen war, rückte ein vertikal schwebender Goldzylinder langsam vor wie die Feuersäule, die den Kindern Israel in der Wüste vorauszog.[1] Ich legte mich wieder hin; da ich gezwungen war, regungslos, nur in der Phantasie, alle Freuden der Spiele, des Schwimmens, des Wanderns, zu denen der Morgen einlud, gleichzeitig zu genießen, pochte mein Herz vor Freude laut wie eine in vollem Gang befindliche Maschine, die sich aber nicht fortbewegt und ihren Schwung nur in sich selbst kreisend entladen kann.

Ich wußte, daß meine Freundinnen auf der Strandpromenade waren, doch ich sah sie nicht, wie sie vor den vielförmigen Hügelketten des Meeres vorüberzogen, wo ganz im Hintergrund inmitten bläulicher Gipfel wie ein italienisches Städtchen manchmal in einer Wolkenlichtung der kleine Ort

Rivebelle, klar im einzelnen von der Sonne nachgezeichnet, erschien. Ich sah meine Freundinnen nicht, erriet aber (während die Rufe der Zeitungsverkäufer, die Françoise als »Journalisten« bezeichnete, die Rufe der Badenden und der spielenden Kinder wie der Schrei von Seevögeln, das sanft sich brechende Geräusch der Wellen skandierend, zu meinem Belvedere aufstiegen) ihre Anwesenheit, ich vernahm ihr Lachen, das wie das der Nereiden von weichem Plätschern umspült an meine Ohren drang. »Wir haben hinaufgeschaut«, sagte dann am Abend Albertine, »ob Sie wohl kommen würden. Ihre Fensterläden waren aber zu, sogar als die Kurmusik spielte.« Um zehn Uhr fand dieses Konzert tatsächlich unter meinen Fenstern statt. Zwischen den Stimmen der Instrumente brach bei hohem Seegang immer wieder in unaufhörlichem Fluß das Geräusch der anrollenden Wellen durch, umwallte den Geigenstrich mit seinen kristallenen Windungen und ließ seinen Schaum über einer immer wieder vom Meer verschlungenen Unterwassermusik aufsprühen. Ich wurde ungeduldig, weil mir meine Sachen noch nicht gebracht worden waren, so daß ich mich hätte anziehen können. Es schlug zwölf, und endlich kam Françoise. Monatelang war in diesem Balbec, nach dem ich mich so sehr gesehnt hatte, weil ich es mir sturmgepeitscht und in Nebeln verloren vorstellte, das schöne Wetter so unbeirrt strahlend gewesen, daß ich, wenn sie das Fenster öffnete, immer mit Sicherheit erwarten konnte, denselben in der Ecke der Außenmauer liegenden Sonnenstreifen von stets gleichem Farbton zu sehen, der weniger wie ein tiefbewegendes Zeichen des Sommers als vielmehr trübselig wie ein Stück starr und künstlich dort eingefügter Lasur wirkte. Und während Françoise die Klammern von den Oberlichtern entfernte, die Stoffe abnahm, die Vorhänge aufzog, gleißte der Sommertag, den sie enthüllte, so tot, so zeitlos wie eine prunkvolle, jahrtausendealte Mumie, die unsere alte Dienerin vorsichtig aus ihren Leinenbinden schälte, bevor sie sie,

in ihrem goldenen Gewande einbalsamiert, vor mir aufstrahlen ließ.

ANHANG

NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Du côté de chez Swann schließt mit einem nostalgischen Rückblick auf die Zeit, als Madame Swann unter den bewundernden Blicken der Vorübergehenden im Bois de Boulogne promenierte. Daß sich in der Figur Madame Swanns nicht nur eine vergangene Eleganz, sondern eine ganze Epoche, die Belle Époque, verkörpert, wird dem Leser allerdings erst im zweiten, 1919 erschienenen Band der *Recherche* vor Augen geführt. *À l'ombre des jeunes filles en fleurs*, »Im Schatten junger Mädchenblüte«, wie Eva Rechel-Mertens subtil übersetzt hat, ist in zwei Teile gegliedert: »Autour de Mme Swann« (»Im Umkreis von Madame Swann«) und »Noms de pays: Le pays« (»Namen und Orte: Orte«). Während der erste Teil noch ganz zu der mit dem Titel des ersten Bandes bezeichneten Sphäre gehört (Marcel dringt nun in die Welt Swanns ein, zu der er bisher bloß »unterwegs« war), wird im zweiten Teil das Versprechen des Titels eingelöst. Die Blütenmetapher bezieht sich nämlich weniger auf Gilberte oder die exotische Blütenpracht im Umkreis von Madame Swann als auf die Schar der jungen Mädchen, denen Marcel in Balbec begegnet.

Eine erste größere Handlungssequenz der *Jeunes filles* entwickelt im Rahmen eines Tagesablaufes zwei bedeutende Ereignisse im Leben des Romanhelden: Am Nachmittag darf er zum erstenmal ins Theater, wo zwei Akte aus Racines

Phèdre mit der Berma gegeben werden, und am Abend begegnet er dem Marquis von Norpois, der erstmals bei Marcels Eltern zum Abendessen eingeladen ist. Auch in thematischer Hinsicht sind die Matinee mit der Berma und das Diner mit Norpois auf kunstvolle Weise miteinander verbunden. Die Kunst des Zusammenstellens und des Zusammenfügens (»composer«) durchzieht die ganze Sequenz als Leitmotiv: Zusammenstellen einer Tafelrunde, eines Repertoires, eines Effektenfonds; Zubereiten eines Gerichts; Verfassen eines Textes. Die Krone gebührt an diesem Tag der Köchin (Françoise wird als »Michelangelo der Küche« bezeichnet), die mit ihrem Bœuf à la gelée vorführt, was ein Meisterwerk ist. Dem Triumph der Köchin steht der Mißerfolg des Romanhelden gegenüber. Weder gelingt es ihm, etwas zu schreiben, was er, wie sein Vater es wünscht, durch Vermittlung von Norpois in der *Revue des Deux Mondes* publizieren könnte, noch vermag er, fixiert auf seine falschen Erwartungen, zu erkennen, was die Kunst der Berma ausmacht. Offensichtlich geht es beim Diner mit Norpois nicht nur um einen gesellschaftlichen Anlaß oder um Kochrezepte, sondern auch um das Problem von Produktion und Rezeption von Kunstwerken. Während Françoise und Marcel als Beispiele für schöpferische Tätigkeit stehen, wird mit der Figur von Norpois der gesellschaftliche Kontext von Kunst ins Spiel gebracht. Norpois' Rolle ist die eines Initiators und eines Kritikers. Seinen Ratschlägen hat es Marcel zu verdanken, daß er die Matinee mit der Berma besuchen und – wichtiger noch – eine literarische Karriere ins Auge fassen darf. Doch unter Literatur versteht Norpois nicht dasselbe wie Marcel. Das vernichtende, im Augenblick aber als Orakel angehörte Urteil des Ex-Diplomaten über Bergotte und über ein frühes Prosastück Marcels, das dem Gast mangels einer aktuelleren Talentprobe vorgelegt wird, macht den literarischen Hoffnungen des Romanhelden ein Ende. In Norpois' überlegener Art, über alles und jedes zu urteilen, verbirgt sich eine Parodie des selbstsi-

cheren Tons der *Revue des Deux Mondes*. Es wird sich später herausstellen, daß sein Urteil nur gerade im kulinarischen Bereich Bestand hat. Die ausführlichen Gespräche über das Haus Swann, in dem Norpois kürzlich zu Gast war, dienen dazu, das Diner mit Norpois mit dem Hauptstrang der Erzählung, nämlich dem am Ende von *Swann* unterbrochenen Bericht von Marcels Liebe zu Gilberte, zu verknüpfen.

Innerhalb des erzählerischen und thematischen Gefüges der *Recherche* ist diese Liebesgeschichte mit ihren aufeinanderfolgenden Phasen von Annäherung und Entfremdung eine Variation der im ersten Band erzählten Liebe Swanns zu Odette. Marcel tritt an die Stelle Swanns, Gilberte (die Tochter) an jene Odettes (der Mutter). Es erstaunt nicht, daß das Pendel zurückschwingt und Marcel in dem Maße, wie er sich von Gilberte entfernt, tiefer in die Welt von Madame Swann eindringt.

Die Schilderung von Madame Swanns Salon nimmt die mit dem Familienkreis in Combray, dem Kreis der Verdurins und der Soiree bei der Marquise von Saint-Euverte in *Swann* begonnene satirische Analyse der Gesellschaft wieder auf. Jetzt sind die bei den Swanns verkehrenden bürgerlichen Regierungskreise an der Reihe.

Als ergänzendes und korrigierendes Gegenstück zum Abendessen mit Norpois in Marcels Elternhaus folgt ein Mittagessen mit Bergotte im Hause Swann. Bei dieser Gelegenheit trifft Marcel zum erstenmal mit dem seit langer Zeit bewunderten Dichter zusammen. Er sieht sich jedoch nicht dem Bergotte seiner Vorstellung gegenüber, dem sanften Barden mit wallendem weißen Haar, sondern einem jüngeren Mann mit einer krummen Nase und einem schwarzen Spitzbärtchen. Im Gespräch jedoch weicht die anfängliche Enttäuschung, besonders bei Bergottes Ausführungen über die Kunst der Berma; und als Marcel von Bergotte auch noch erfährt, Norpois sei ein Dummkopf, gewinnt er das Vertrauen in die Literatur und in seine eigene Sensibilität zurück. Diese näm-

lich bleibt ungerührt bei den von Norpois als literarisch hingestellten Themen (»Das Unendlichkeitsgefühl am Westufer des Viktoria-Sees« usw.), belebt sich aber, sobald sie den speziellen Akzent, die persönliche Stimme eines Dichters vernimmt oder von ganz bescheidenen Sinneseindrücken angeregt wird, beispielsweise von blühendem Weißdorn, drei Kirchtürmen im Abendlicht oder, wie es unmittelbar nach dem Diner mit Norpois geschieht, vom feucht-modrigen Geruch in einem Klosetthäuschen. Daß solche Eindrücke aber den speziellen Akzent eines Dichters bestimmen können und er gerade durch sie zum Dichter wird, erfährt Marcel erst in der *Wiedergefundenen Zeit*. Vorläufig werden sie wie alles andere vom Strom der verlorenen Zeit hinweggetragen.

Was die zeitgeschichtliche Situierung dieses Romanteils betrifft, so liegen die darin erwähnten oder angedeuteten Ereignisse etwa in den Jahren zwischen den beiden Weltausstellungen von 1889 und 1900. Mit den Aufzählungen renommierter Restaurants, Confiserien, Modehäuser, Blumengeschäfte usw. kann der erste Romanteil als eine Chronik der Belle Époque gelesen werden. Madame Swanns Salon mit den Chrysanthemen und Schneeballblüten, ihr Wintergarten, ihre Ausfahrten und Spaziergänge, ihre blumigen Roben, ihr blütenförmiger, schattenspendender Sonnenschirm erklären nun nachträglich die Nostalgie, mit der sich der Erzähler am Schluß des ersten Bandes an Madame Swann im Bois erinnert.

Im zweiten Teil des Romans setzt die Erzählung neu ein. Sie überspringt zwei Jahre im Leben Marcels und führt ihn in neue geographische Gegenden und neue soziale Welten. Der im Titel »Namen und Orte« thematisierte Gegensatz zwischen der Magie der Namen und der Gewöhnlichkeit der Orte, zwischen imaginierter und realer Wirklichkeit – man erinnert sich an die Begegnungen mit der Herzogin von Guermantes, mit

der Berma oder mit Bergotte – wird nun am Beispiel des lange erträumten Balbec und besonders seiner Kirche dargelegt. Anstelle der Kirche im persischen Stil auf ihrer sturmumwogten Klippe trifft Marcel auf ein graues Bauwerk, das im Lärm der Straßenbahn und im Gestank einer danebenliegenden Kneipe unterzugehen droht. Erst die späteren Ausführungen Elstirs über die Kirche von Balbec werden Marcel – ähnlich wie jene Bergottes über das Spiel der Berma – seine Enttäuschung vergessen lassen und ihm zeigen, worin die Schönheit und die Eigenart dieses Kunstwerks bestehen.

Die einzelnen Szenen, Episoden und Handlungssequenzen folgen dem Rhythmus einer Badesaison und zeigen die zusammengewürfelte Gesellschaft eines Kurortes. In Balbec kreuzen einander Adlige und Bürgerliche, Faubourg Saint-Germain und Provinzadel, jüdische Bankiers aus der Hauptstadt und Magistratspersonen aus den nahen Städten der Normandie, ferner Sportler, Künstler und Intellektuelle. Neben den kürzeren Charakterporträts von Gästen und Angestellten des Hotels stehen die Begegnungen mit drei Angehörigen der Familie der Guermantes (die Marquise von Villeparisis, Robert de Saint-Loup und der Baron von Charlus) und die Schilderung des jüdischen Milieus im Umkreis der Blochs, die zu größeren Handlungseinheiten ausgebaut sind. Die Spazierfahrten im Wagen von Madame de Villeparisis mit dem Besuch der von Efeu überwucherten Kirche von Carqueville, der Begegnung mit dem Fischermädchen und Marcels Erregung angesichts der drei Bäume von Hudimesnil bilden in ihrer kunstvollen Fügung eine dem Diner mit Norpois vergleichbare Handlungssequenz. Auch bei den Ansichten Madame de Villeparisis' über Literatur fühlt man sich an Norpois erinnert. In die Zukunft hingegen weist die Figur des Barons von Charlus, der mit seinem Gebaren Marcel Rätsel über Rätsel aufgibt. Dem Leser allerdings dürfte es schwerfallen, die Ahnungslosigkeit des Romanhelden zu teilen.

Mit dem Auftauchen der jungen Mädchen auf der Strandpromenade von Balbec erreicht die Handlung endlich den vom Bandtitel angekündigten Punkt. Liest man die *Recherche* als die Geschichte von Marcels Leben und vergleicht man die Spiele mit Gilberte in den Anlagen der Champs-Élysées oder im Hause Swann mit den Ausflügen und Spielen, zu denen Marcel die jungen Mädchen in Balbec begleitet, so wird man die ersteren noch der Welt der Kindheit, die letzteren jener der Adoleszenz zuordnen. Im Übergang von einem Romanteil zum anderen bleibt jedoch ein Grundthema der *Recherche* erhalten. Am Beispiel der jungen Mädchen zeigt Proust ein weiteres Mal, in welchem Maße unsere Kenntnis anderer Menschen auf subjektiven Vorstellungen beruht, wie sehr das Bild, das man sich von einer Person, einem Ort oder einer Sache macht, der Phantasie entspringt. Die Konfrontation mit der Wirklichkeit kann wohl ein anfängliches Phantasiebild zerstören (Madame de Guermantes, Bergotte, die Kirche von Balbec), sie garantiert jedoch keineswegs objektive Erkenntnis. Im Falle der jungen Mädchen ist es überhaupt erst die Begegnung auf der Strandpromenade, die Phantasie und Erkenntnisdrang in Bewegung versetzt. Nachdem Marcel sich anfänglich vorgestellt hat, es wären leichtfertige Mädchen aus dem einfachen Volk, erfährt er später, daß sie aus gutbürgerlichen Kreisen stammen, und nimmt nun an, ihr Lebenswandel sei untadelig. Dennoch geht das Spiel von Vermutungen, Täuschungen und Enttäuschungen weiter. Albertine erscheint bald als ausschweifende Bacchantin, bald als störrisches Mädchen, bald als wohlerzogene junge Dame. Als sie einmal eine Nacht im Grand-Hôtel verbringt und Marcel auf ihr Zimmer bittet, glaubt er, es handle sich um die Einladung zu einem Stelldichein. Wie er sie aber küssen will, klingelt sie nach dem Personal. Die für Marcel vollkommene Unberechenbarkeit Albertines bildet die Keimzelle der Albertine-Teile der *Recherche*, das heißt von *Die Gefangene* und *Die Flüchtige*, wo Proust die These, es sei unmöglich, jemanden, den man liebt,

wirklich zu kennen, zu einer eigentlichen Allegorie des sich entziehenden Sinns ausbaut. Vorläufig aber, gleich nach dem Auftauchen der Schar von jungen Mädchen, stellt sich die Frage »Wer ist Albertine?« in weit bescheidenerer Form, nämlich: »Wer ist die kleine Simonet?« Diesen Namen hat Marcel auf der Strandpromenade aufgeschnappt, und auf ihn fixiert sich sogleich seine Neugier. Im Hotel läßt er sich die neuesten Fremdenlisten bringen, wo tatsächlich der Name Simonet erscheint. Er überträgt den Namen auf das anziehendste der jungen Mädchen, eine Radfahrerin mit schwarzer Polomütze. Später erfährt er von Elstir, der ihn auch mit ihr bekannt macht, sie heiße Albertine Simonet. Daß sich die Simonets im Gegensatz zu allen anderen Simonnets mit nur einem *n* schreiben, wird als eine Art von Snobismus erklärt. Wer jedoch genau hinsieht, erblickt im Namen der kleinen Simonet jenen Monets, des großen Impressionisten, und versteht ihn als einen Hinweis auf das in diesem Romanteil dominierende Thema der Malerei.

Tatsächlich hat sich Proust nirgends so intensiv mit Malerei und mit malerischer Schreibtechnik auseinandergesetzt wie im zweiten Teil der *Jeunes filles*. Die Seestücke aus *Freuden und Tage*, die Stilleben aus dem Essay über Chardin und Rembrandt oder die Landschaften und die Bildbeschreibungen aus dem Kapitel »Ein Kunstsammler. – Monet, Sisley, Corot« in *Jean Santeuil* werden jetzt wieder aufgenommen und zu einer Art Panorama der Malerei sowie einer Demonstration malerischer Schreibtechnik ausgebaut. Es beginnt mit dem Szenarium: Die Küstengegend von Balbec verdankt ihre Ausformung – ihre Klippen, ihre Strände, ihre Ausblicke auf das Meer – nicht nur Prousts Aufenthalten in der Bretagne und der Normandie, sondern auch seiner Kenntnis der zeitgenössischen Malerei. Auch die handelnden Personen scheinen oft einem Bild zu entsteigen: Bei ihrem Auftauchen erinnern

die jungen Mädchen an die Strandbilder Boudins, Manets oder Monets, später an Renoir, und gelegentlich posieren sie in der Art einer Tänzerin von Degas; Marcel dagegen, der sich in ihrer Mitte beim Picknick niederläßt, gleicht einem der jungen Männer in Manets *Déjeuner sur l'herbe*. Und wenn er in seinem Hotelzimmer den Abendhimmel über dem Meer betrachtet, nimmt Proust dies zum Anlaß, eine Reihe literarischer Seestücke zu verfassen. Literarische Stilleben dagegen entstehen im Zusammenhang mit den Tafelfreuden im Grand-Hôtel und in Rivebelle.

Das Atelier Elstirs, das seinerseits als Panorama ausgeformt ist, bildet das Zentrum dieses Romanteils. Es ist ein halbdunkler Raum mit einem einzigen offenen Fenster als Lichtquelle, eine Art magische Grotte, in der Elstir seine Kunstwerke erschafft. Wie Bergotte die Literatur und Vinteuil die Musik, so verkörpert Elstir in der *Recherche* die Malerei. Schon im Anlaut seines Namens klingt der Name eines Malers an (Helleu), und ein anderer Malername (Whistler) ist anagrammatisch in »Elstir« eingeschrieben. Auch seine Kunst ist eine eigentliche Zusammenfassung der zeitgenössischen Malerei, von Manets Pastellen zu Moreaus Symbolfiguren, von Turners Landschaften zu Monets Klippen und Stränden, von Degas' Pferderennen zu den Yachtszenen Manets, Monets oder Bonnards. Bei seinem Besuch in Elstirs Atelier betrachtet Marcel zwei Bilder mit besonderer Aufmerksamkeit. In beiden hat Proust – wie in den anderen imaginären Kunstwerken der *Recherche* – wesentliche Aspekte seiner eigenen Kunst bildhaft dargestellt. Beim ersten, einer eben vollendeten Ansicht des Hafens von Carquethuit, geht es wie beim Bœuf à la gelée von Françoise zu Beginn der *Jeunes filles* um die Inbezugsetzung, die Verbindung und schließlich die Verschmelzung verschiedener Bereiche im Raum eines einzigen Kunstwerks. Genauso wie sich im Kunstwerk der Köchin dank dem langsamen, sorgfältig kontrollierten Kochvorgang der Geschmack des Rindfleischs und derjenige der Karotten verbinden, so entsteht in

den Bildern Elstirs die Atmosphäre, die spezielle »Stimmung«, durch eine systematische Vertauschung von Meer und Land, ein Verfahren, das Proust mit der rhetorischen Figur der Metapher erläutert. Beim anderen Bild, einem Aquarell aus Elstirs Frühzeit, liegen die Bezüge zu Prousts Roman weniger auf der stilistischen Ebene als auf derjenigen der Thematik und der Handlung. Es ist das Porträt einer Schauspielerin in Männerkleidung, und es trägt die Inschrift »Miss Sacripant, Oktober 1872«. Seine zarten Töne, die aufreizende Haltung des Modells und der englische Name erinnern an die Episode mit der Dame in Rosa aus *Swann*, und tatsächlich handelt es sich bei der Porträtierten um Odette, bei dem Porträtisten aber (dem jetzigen Elstir) um jenen Monsieur Biche, dem man im kleinen Kreis der Verdurins bereits begegnet ist.

Daß die Malerei gerade an dieser Stelle der *Recherche* in den Vordergrund rückt, ist kein Zufall. Marcels Weg zum Künstlertum folgt einer von der idealistischen Ästhetik geprägten Hierarchie, die von den noch stark an die Materie gebundenen Künsten der Architektur und der Bildhauerei über die Malerei, die Schauspielkunst und die Musik zur Literatur führt. Die Kirche von Combray, das Portal von Saint-André-des-Champs in *Swann* sowie die mit Efeu überwucherte Kirche von Carqueville in den *Jeunes filles* stellen eine erste Stufe in Marcels ästhetischer Erfahrung dar. Der kindlich-magischen, Augustin Thierry und Ruskin verpflichteten Auffassung von mittelalterlicher Kunst, die Marcels Enttäuschung angesichts der Kirche von Balbec zugrunde liegt, stellt Proust das wissenschaftliche Verständnis eines Émile Mâle gegenüber, den er in den Ausführungen Elstirs über dieselbe Kirche zu Wort kommen läßt. In ähnlicher Weise wird im ersten Teil der *Jeunes filles* Marcels Enttäuschung über das Spiel der Berma durch die Worte Bergottes korrigiert. Bevor jedoch im folgenden Band der *Recherche* (*Guermantes*) die Erkenntnis vom Wesen der Schauspielkunst gelebte Erfahrung wird, dringt Marcel dank Elstirs Vermittlung in die Geheimnisse

der Malerei ein. Als Proust im Laufe des Jahres 1912 verschiedenen Verlagen – Fasquelle, La Nouvelle Revue Française, Ollendorff und schließlich Grasset – seinen Roman anbot, bestand dieser aus zwei Bänden, »Le temps perdu« und »Le temps retrouvé«, die unter dem Gesamttitel »Les intermittences du cœur« zusammengefaßt waren. Der erste Band war im Typoskript abgeschlossen; er umfaßte die Teile »Combray«, »Un amour de Swann« und »Nom de pays«, mit einem ersten Aufenthalt in Querqueville, dem späteren Balbec. In diesem Teil war nur von den drei Guermantes, nicht aber von den jungen Mädchen die Rede. Alles übrige, darunter ein Kapitel über einen zweiten Aufenthalt in Querqueville mit dem Titel »À l'ombre des jeunes filles en fleurs«, ein dritter Aufenthalt an der Küste mit den Szenen bei den Verdurins sowie die Schlußkapitel des Romans »L'adoration perpétuelle« und »Le bal de têtes«, existierte vorerst nur in den Entwurfheften. Während der Drucklegung von *Swann* stellte sich heraus, daß der Roman in drei Bände aufgeteilt werden mußte. So entstanden im Sommer 1913 die Bandtitel »Du côté de chez Swann«, »Le côté de Guermantes« und »Le temps retrouvé« sowie der neue Gesamttitel »À la recherche du temps perdu«. Neben der Prousts Schreibgestus innewohnenden Tendenz zur Endlosigkeit haben zwei äußere Ereignisse, ein öffentliches und ein privates, nämlich der Erste Weltkrieg und Prousts dramatische Beziehung zu Alfred Agostinelli, die Fertigstellung des 1913 geplanten Romans verhindert. Grasset hat zwar den zweiten Band der damaligen *Recherche* noch gesetzt, doch legte die Mobilmachung vom 2. August 1914 jede verlegerische Tätigkeit lahm. Erst 1917, nachdem Proust von Grasset zu Gallimard, das heißt zum Verlag der Nouvelle Revue Française, gewechselt hatte, konnte ein weiterer Band in Druck gegeben werden. In der Zwischenzeit hatte sich Prousts Roman jedoch erheblich verändert. Die neu eingeführte Figur Albertines und die neu entstandenen, um Albertine kreisenden Teile der *Recherche*

bleiben nicht ohne Folgen für die unmittelbare Fortsetzung von *Swann*, das heißt für den zweiten Band der *Recherche*. Um die Bewegung auf Albertine hin zu beschleunigen, faßt nun Proust die beiden ersten ursprünglich geplanten Aufenthalte in Balbec zu einem einzigen zusammen (Begegnung mit den drei Guermantes, mit den jungen Mädchen und mit Elstir). Andererseits baut er im ersten Teil des Romans die Liebesgeschichte mit Gilberte aus, so daß sich jetzt »À l'ombre des jeunes filles en fleurs« als Bandtitel anbietet. 1918 ist der Band fertig gedruckt, erscheint jedoch erst 1919, beinahe gleichzeitig mit *Pastiches et mélanges* und einer neuen Auflage von *Du côté de chez Swann*.

Mit *À l'ombre des jeunes filles en fleurs* gelingt Proust endlich der Durchbruch. Der Roman erhält den Prix Goncourt. Im Echo auf diese Wahl spielen zwar noch alte Vorurteile gegen den großbürgerlichen Privatier von der Rive droite mit, doch setzt sich nun das Bewußtsein von Prousts außerordentlicher Bedeutung durch.

Die erste deutsche Übersetzung von *À l'ombre des jeunes filles en fleurs* stammt von Walter Benjamin und Franz Hessel, denen nach dem Mißerfolg von Schottlaenders *Weg zu Swann* die Fortsetzung anvertraut wurde. Sie erschien unter dem Titel *Im Schatten der jungen Mädchen* 1927 im Verlag Die Schmiede in Berlin. Die vorliegende Ausgabe folgt der Übersetzung Eva Rechel-Mertens aus dem Jahr 1954. Der Titel »Im Schatten junger Mädchenblüte«, der auf einige Kritik gestoßen war, wurde – mit Überzeugung – beibehalten. Der Text wurde durchgehend revidiert und stellenweise neu gefaßt.

Was den Kommentar betrifft, sind wir in erster Linie Daria Galateria, der Autorin des ersten Kommentars der *Jeunes filles* [24] zu Dank verpflichtet. Weitere wertvolle Hinweise

verdanken wir Pierre-Louis Rey [3] und [4] und Danièle Gasiglia-Laster [5].

Zürich, im August 1994

ANMERKUNGEN UND KOMMENTAR

Zahlen in eckigen Klammern weisen auf die entsprechenden Titel der Bibliographie; einfache Seitenangaben beziehen sich auf den vorliegenden Band.

Seite 5: Zum Titel »Im Schatten junger Mädchenblüte« Marcel Plantevignes, den Proust im Sommer 1908 in Cabourg kennenlernte, beansprucht die Autorschaft des Titels »À l'ombre des jeunes filles en fleurs«. Proust habe ihm scherzend gesagt, schreibt er in seinen Erinnerungen (*Avec Marcel Proust* [36] S. 304): »Sie sind immer von einer Girlande junger Mädchen umgeben.« Plantevignes habe geantwortet: »Man fühlt sich so geborgen im Schutz ihrer vertraulichen Blüte, gleichsam in ihrem beschützenden Schatten.« Daraufhin habe er »Im Schatten junger Mädchenblüte« als Romantitel vorgeschlagen und hinzugefügt: »Das klingt zwar für eine Prosa wie die Ihre etwas allzusehr nach billigem Fortsetzungsroman.« Proust hat es anders gesehen und die Möglichkeit erkannt, in diesem Titel verschiedene intertextuelle Bezugslinien zu einer poetischen Metapher von schillernder, nostalgischer Schönheit zusammenzufassen. Die nun schon ferne Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts – Symbolismus, Dekadentismus, Fin de siècle – leuchtet noch einmal auf. Wagners Blumenmädchen aus *Parsifal* klingen an, die den Helden von seiner Suche nach dem Graal abzuhalten versuchen, wie die jungen Mädchen Marcel daran hindern, sich seinem Werk zu widmen. Ebenso bedeutsam ist der Bezug auf Baudelaires »vierges en fleurs« aus »Lesbos«, einem der nach Ansicht der Staatsanwaltschaft die öffentliche Moral verletzenden und deshalb verbotenen Gedichte der *Fleurs du mal*, oder jener auf Nervals »filles du feu«, die Proust im Carnet de 1908 mehrmals erwähnt. Man denkt auch an Monets *Femmes au jardin* (Musée d'Orsay) und die unzähligen blühenden Mädchen Renoirs.

Seite 7: Zum Titel »Im Umkreis von Madame Swann« In der Originalausgabe erscheint der Text als kompakte, nur durch Sternchen gegliederte Einheit. Die Angabe der Teile und die Zwischentitel erscheinen lediglich am Schluß des Bandes im Inhaltsverzeichnis. Sie lauten für den ersten Teil: »ERSTER TEIL: IM UMKREIS VON MADAME SWANN – Wege und Wandlungen der Charaktere. – Der Marquis von Norpois. – Bergotte. – Wie ich vorübergehend meine Begegnungen mit Gilberte einstelle; erste, flüchtige Skizze des Kummers wegen einer Trennung und des unregelmäßigen Fortschreitens des Vergessens.« In Analogie zum

ersten Band und in Anlehnung an die neueren französischen Ausgaben übernehmen wir Angaben und Titel der Teile, verzichten jedoch auf die nähere Spezifizierung des Inhalts.

1 Für die Figur des Marquis von Norpois wurden verschiedene Modelle vorgeschlagen; eines davon, der Diplomat Camille Barrère, der häufig im Hause Proust verkehrte, fühlte sich entsprechend gekränkt, als er sich wiederzuerkennen glaubte. Anne Henry erkennt in Norpois eine Inkarnation der *Revue des Deux Mondes*. Sie glaubt, Proust habe bei der Ausarbeitung von Norpois' Tiraden (während des Ersten Weltkrieges) auf die in der *Revue* erschienenen politischen Artikel von Francis Charmes aus den neunziger Jahren zurückgegriffen. Vgl. *Proust romancier*, Paris, Flammarion, 1983. Seither hat Antoine Compagnon nachgewiesen, daß Proust die aktuellen Berichte über das Kriegsgeschehen und über die politische Lage als Vorlage benützte. Zu der folgenden Erzählsequenz des Diners mit Norpois vgl. Keller, *Proust lesen* [28].

Seite 12:

1 Im vorangehenden Text werden folgende Ereignisse erwähnt: der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71; der 16. Mai 1877, an dem der monarchistisch gesinnte Staatspräsident Mac-Mahon den republikanischen Ministerpräsidenten Jules Simon absetzte und den legitimistischen Herzog von Broglie mit der Bildung der neuen Regierung betraute; die Schulden Ägyptens gegenüber Frankreich und England nach dem Bau des Suez-Kanals.

2 *Le journal des débats politiques et littéraires.* Die 1789 gegründete, republikanische Tageszeitung vertrat von 1890 an eine konservative, nach 1895 eine liberale Position. Die Bemerkung Prousts bezieht sich wohl eher auf die konservative Periode.

Seite 14:

1 Proust illustriert seine These, wonach nicht literarische oder politische Ansichten, sondern geistiges Kaliber Menschen miteinander verbindet, indem er mittelmäßige Akademiemitglieder (Legouvé, Du Camp, Mézières) einem genialen Dichter (Claudel) sowie geistvolle Nationalisten (Maurras, Léon Daudet) einem mittelmäßigen (Berry) gegenüberstellt, der sich seinerseits mit mittelmäßigen »Progres-

sisten« (Ribot, Deschanel) eins wissen wird. Der Romancier und Dramatiker Ernest Legouvé (1807-1903) hat sich mit dem Drama *Adrienne Lecouvreur* (1849, in Zusammenarbeit mit Eugène Scribe) einen Namen gemacht. Maxime Du Camp (1822-1894) hielt bei seiner Aufnahme in die Académie française im Jahre 1880 eine Lobrede auf Victor Hugo. Trotz seines progressistischen Gehabes gleicht seine Rhetorik oft jener des Marquis von Norpois. Alfred Mézières (1826-1915) ist vor allem durch seine kritischen Studien zu Shakespeare, Dante, Petrarca und Goethe bekannt. Paul Claudel (1868-1955) hat sich in einer von der Zeitschrift *Les Guèpes* (März 1911) veranlaßten Umfrage negativ über Hugo und positiv über Boileau geäußert. Als Mitglied der Abgeordnetenkammer vertrat Georges Berry (1852-1915) zunächst eine monarchistisch-nationalistische, nach 1905 eine progressistische Position. Alexandre Ribot (1842-1923), ein gemäßigter Republikaner, war 1890 und 1893 Außenminister, 1895 Ministerpräsident. Paul Deschanel (1855-1922), Parteiführer der Republikaner, war mehrmals Präsident der Abgeordnetenkammer und 1920 Staatspräsident. Charles Maurras (1868-1952) und Léon Daudet (1868-1942) sind die von Proust trotz ihres Antisemitismus bewunderten und geschätzten Begründer und Redakteure der *Action française*. Zu Maurras und Daudet vgl. *Essays* [9] S. 414.

Seite 15:
1 König Theodosius ist Zar Nikolaus II . nachgebildet, der 1896 Frankreich einen Staatsbesuch abstattete.

Seite 18:
1 In einigen Entwürfen setzt Proust den Namen einer realen Schauspielerin: Sarah Bernhardt. Bei der Einarbeitung der Episode in das fiktive Universum des Romans versucht er es zuerst mit »Brema« (in Anlehnung an den Namen der englischen Sängerin Marie Bréma), entscheidet sich dann jedoch für »Berma«. Ob Proust Sarah Bernhardt in *Phèdre*, einer ihrer wichtigsten Rollen, jemals gesehen hat, ist ungewiß, doch ist die Matinee mit der Berma einer Gala-Veranstaltung vom 19. Mai 1892 in der Opéra (zugunsten der Opfer der Hungersnot in Rußland) nachge-

bildet, in deren Rahmen Sarah Bernhardt (wie die Berma) die große Geständnisszene aus dem zweiten Akt von *Phèdre* interpretierte.

2 Die Rezepte Norpois' bilden eine thematische Vorbereitung der Rezepte von Françoise.

Seite 20:

1 Der Bezug auf die *Revue des Deux Mondes* wird an dieser Stelle explizit. Die 1829 gegründete Zeitschrift wurde von 1893-1903, in der Zeit also, in der die Romanhandlung spielt, von Ferdinand Brunetière geleitet, der ihr im literarischen Bereich eine streng akademisch-klassizistische Ausrichtung gab. Eine franko-russische Allianz, wie sie Norpois am Herzen liegt, wurde von der *Revue* seit 1875 propagiert.

Seite 21:

1 Wie Daria Galateria [24] anmerkt, ist der gemeinsame Nenner der beiden Tragödien Racines und des Dramas von Musset eine intensive Mutter-Sohn-Beziehung.

2 Gemeint ist die Pesaro-Madonna, die Proust aus eigener Anschauung und dank seiner Ruskin-Lektüre kannte. Der andere Tizian der Frari-Kirche, die *Himmelfahrt Mariae*, befand sich von 1818 bis 1919, also zur Zeit der Venedigaufenthalte Ruskins und Prousts, in der Accademia.

3 Zu Prousts Vorliebe für Carpaccio vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [8] S. 106, Anm. 4.

4 Beginn von Phèdres Geständnis gegenüber Hippolyte im 2. Akt (Vers 584-585). In den Entwürfen zitiert Proust Vers 634 aus derselben Szene: »Oui, Prince, je languis, je brûle pour Thésée« / »Ja, Fürst, ich schmachte, ich dürste nach Theseus«. Mit der Korrektur gibt er dem Thema der Abreise gegenüber dem der Leidenschaft den Vorzug. Bei Racine gehören Abreise und Flucht leitmotivisch zu Hippolyte; bei Proust werden sie zum Leitmotiv der geliebten Frau: Odette, Gilberte, Albertine. Die das ganze Werk Prousts durchziehenden Zitate aus *Phèdre* illustrieren nicht nur einen ödipalen, sondern auch einen homosexuellen Themenkomplex. Immer wieder hat Proust die von ihm bewunderten und geliebten jungen Männer mit Racineschen Helden in Verbindung gebracht. Vgl. *Essays* [9] S. 234

und 434. Auch die erste Begegnung Marcels mit Saint-Loup (S. 434) ist von racineschen Untertönen begleitet.

Seite 22:
1 1855 uraufgeführte Komödie von Alexandre Dumas fils.

Seite 23:
1 Zu Proust und Anatole France vgl. *Freuden und Tage* [7] und *Swann* [10] passim.

Seite 24:
1 Die als Zitat gekennzeichnete Passage geht nicht auf die Broschüre von Anatole France zurück (vgl. *Swann* [10] S. 146, Anm. 1), sondern auf Jules Lemaitres Kritik einer Aufführung von *Phèdre* mit Sarah Bernhardt im Théâtre de la Renaissance am 27. November 1893. Vgl. *Impressions de théâtre* [17] Bd. 8, S. 73-81.

Seite 27:
1 »Composer« ist das zentrale Thema der ganzen um das Diner mit Norpois und die Matinee mit der Berma kreisenden Erzählsequenz. Vgl. unser Nachwort.

Seite 28:
1 Im Hinblick auf das geplante Mausoleum für Julius *II*. verbrachte Michelangelo 1505 acht Monate in den Steinbrüchen von Carrara. Ausgeführt wurden lediglich die Mosesstatue (in San Piero in Vincoli, Rom) und einige Sklavenfiguren (Accademia, Florenz). Nach dem Tod von Julius ii. arbeitete Michelangelo an den Gräbern der Medici in San Lorenzo (Florenz). Die von Proust erwähnte Krankheit holte sich Michelangelo bei der Auslese der Marmorblöcke in Pietrasanta (1518-1519).

2 Das auch unter dem Namen »Maison du jambon d'York« bekannte Geschäft lag in der Rue Drouot.

Seite 36:
1 Bronzestatue von Benvenuto Cellini in der Loggia dei Lanzi (Florenz).

Seite 37:
1 In der »Telemachie« (*Odyssee* i-iv) und in den *Aventures de Télémaque* (1699) von Fénelon ist Mentor (beziehungsweise Athena in der Gestalt Mentors) der Begleiter und Erzieher des Helden. Anacharsis ist die Hauptfigur eines in seiner Zeit äußerst erfolgreichen Erziehungsromans des Abbé Jean-Jacques Barthélemy

(1716-1795): *Voyage du jeune Ana- charsis en Grèce au IV e siècle de l'ère vulgaire* (1788). Der junge skythische Philosoph Anacharsis repräsentiert »barbarische« Unverdorbenheit.

Seite 39:
1 Sitz des französischen Außenministeriums.

2 Vgl. das Kapitel »Die École des Sciences politiques« in *Jean Santeuil* [14]. Dort wird diese Art von Literatur durch Themen wie »Das Unendlichkeitsbewußtsein am Ufer des Tschadsees« oder »Der Aufschwung zum Besseren auf der Balkanhalbinsel« bezeichnet.

Seite 40:
1 In der *Revue des Deux Mondes* wurden diese beiden Anlagemöglichkeiten äußerst positiv beurteilt. Möglicherweise hat Proust die Ratschläge Norpois erst nach der Oktoberrevolution eingefügt, wollte er doch zeigen, daß Norpois einzig im kulinarischen Bereich Vertrauen verdient.

Seite 41:
1 1831 erschienener Roman von Victor Hugo.

Seite 42:
1 Bei dem Norpois vorgelegten Text handelt es sich offensichtlich um das Prosastück über die Kirchtürme von Martinville. Vgl. *Swann* [10] S. 265.

Seite 45:
1 Auch bei der Bezeichnung anderer Länder hält sich Norpois an die gängigsten Klischees. John Bull (Stier) für England geht auf ein gegen den Herzog von Marlborough gerichtetes Pamphlet von John Arbuthnot aus dem Jahre 1712 zurück. Uncle Sam für United States of America erscheint zum erstenmal 1813. Die Viktorianische Epoche ist in bezug auf die Handlung des Romans die Gegenwart.

Seite 46:
1 Ein Rezept für »Bœuf mode en gelée« findet sich in *Zu Gast bei Marcel Proust* [20]. In einem Brief vom 12. Juli 1909 an seine Köchin, Céline Cottin, schreibt Proust: »Ich sende Ihnen mein aufrichtiges Kompliment und meinen herzlichen Dank für den wundervollen Bœuf mode. Ich möchte in dem, was ich diese Nacht tun werde, ebenso erfolgreich sein wie Sie, möchte, daß mein Stil ebenso glänzend,

ebenso klar, ebenso fest wie Ihr Fleischgelée sei – meine Ideen ebenso schmackhaft wie Ihre Karotten, ebenso bekömmlich und köstlich wie Ihr Rindfleisch. In der Hoffnung, mein eigenes Werk einst zu vollenden, gratuliere ich Ihnen zu dem Ihren.« Vgl. *Correspondance* [6] Bd. ix, S. 139. Die Einarbeitung des Bœuf mode in den Roman erfolgt jedoch erst nach 1913.

2 Die Bezeichnung eines Meisterkochs mit »Vatel« geht auf Condés Maître d'hôtel zurück, der sich ins Schwert stürzte, als er feststellte, daß bei einem dem König an einem Fastentag offerierten Essen zu wenig Fisch vorhanden war. Ein Brief der Madame de Sévigné vom 26. April 1671 berichtet von diesem Ereignis.

3 Dieses Gericht ist ein weiteres Zeichen für Norpois' Russophilie.

Seite 47:

1 Die Inbezugsetzung verschiedener Sphären (Essen, Konversation) geschieht hier durch eine Reihe lexikalisierter Metaphern.

2 Während das Hauptgericht den gelungenen Text symbolisiert, den Text, in dem die einzelnen Elemente miteinander in Beziehung treten und durch einen einheitlichen Stil, eine einheitliche Atmosphäre (das Fleischgelée) zusammengehalten werden, steht die Beilage für den schöpferischen Mißerfolg. Beim Ananas-Trüffeln-Salat sind die einzelnen Ingredienzen zu disparat, als daß sie sich harmonisch vermischen könnten. Norpois' Urteil ist zwar stumm, doch ebenso vernichtend wie jenes über Marcels Prosastück.

Seite 48:

1 »Ukas« ist ein weiteres Zeichen für Russophilie.

Seite 51:

1 Die Consulta ist der Sitz des italienischen, die Wilhelmstraße jener des deutschen Außenministeriums. Im Palazzo Farnese (mit den Fresken der Carracci) residiert der französische Botschafter in Rom.

2 »Für den König von Preußen arbeiten.« Das Sprichwort bedeutet etwa: um seinen Lohn geprellt werden. Es wird sowohl mit Voltaire als auch mit einem gewissen Bestuschew in Verbindung gebracht. Diesem hatte Friedrich der Große für

seine Bemühungen um die russische Neutralität in einem der Schlesischen Kriege 40 000 Florin versprochen. Bezahlt hat er nie.

Seite 52:
1 Auch nachdem Königin Victoria vom Saint-James-Palast in den Buckingham-Palast umgezogen war, wurden in der Diplomatensprache der englische Hof und die englische Regierung nach ihrem alten Sitz bezeichnet, wo das Außenministerium weiterhin untergebracht war; das Ufer der Newa bezeichnet das russische Außenministerium in Sankt Petersburg; der Palazzo Montecitorio ist der Versammlungsort der italienischen Abgeordnetenkammer; Ballhaus steht für das österreichisch-ungarische Außenministerium.

2 Baron Louis war Finanzminister unter Napoleon, Ludwig *XVIII*. und in der nach der Juli-Revolution 1830 eingesetzten provisorischen Regierung.

Seite 53:
1 Man weiß bereits, daß König Theodosius sich am Bayrischen Königshof aufgehalten hat, bevor er einen osteuropäischen Thron bestieg. Hier erfährt man, er gehöre zu der bayrischen Familie der Öttingen.

Seite 54:
1 Eher als um das Glückwunschtelegramm Wilhelms II . zum achtzigsten Geburtstag (1. April 1895) Bismarcks, den er fünf Jahre zuvor zum Rücktritt gezwungen hatte, handelt es sich wohl um die sogenannte Krügerdepesche, das heißt das Glückwunschtelegramm Wilhelms ii. vom 3. Januar 1896 an Paulus Krüger, den Präsidenten von Transvaal, nach der erfolgreichen Abwehr eines britischen Angriffs. Wegen der Krügerdepesche wäre es beinahe zum Krieg zwischen England und Deutschland gekommen.

Seite 55:
1 Um welche Person es sich bei dieser Anspielung handelt, wird man erst später erfahren.

Seite 56:
1 Auch in diesem Punkt repräsentieren Norpois' Klischees den offiziellen Geschmack.

2 Das Grab Tourvilles (Marine-Admiral unter Ludwig XIV .) befindet sich in der Kirche Saint-Eustache in Paris.

Seite 57:
1 Die sprichwörtliche Wendung bezeichnet blindes Nachfolgen. Sie geht auf eine Szene aus Rabelais' *Quart Livre* (1552) zurück, in der sich Panurge an dem Kaufmann Dindenault rächt: Während einer Seereise kauft er ihm ein Schaf ab und wirft es ins Meer, worauf sich alle anderen Schafe Dindenaults, seine Hirten und schließlich der Kaufmann selbst ebenfalls ins Wasser stürzen.

Seite 58:
1 Äußerst nahrhafte Süßspeise, bestehend aus Maronenpüree, mit Maraschino vermischt, kandierten Früchten, geschlagener Sahne und aufgesetzten Marrons glacés. Vgl. *Zu Gast bei Marcel Proust* [20]. Benannt ist sie – und deshalb wählt sie Proust im Zusammenhang mit Norpois – nach dem russischen Politiker Graf von Nesselrode (1780-1862), der sich für eine Öffnung Rußlands nach Westen einsetzte. Auch die Wahl von Karlsbad steht im Zusammenhang mit Norpois' politischen Ideen. Man beachte, wie die Bemerkung über die Nachspeise sich nahtlos in die Konversation einfügt.

Seite 59:
1 Anspielung auf Molières *Sganarelle ou le Cocu imaginaire*. Das ausgelassene Wort ist »cocu« (gehörnt).

Seite 63:
1 Im Institut de France wurden 1795 fünf Akademien zusammengefaßt: Académie française, Académie des Inscriptions et des Belles Lettres, Académie des Sciences, Académie des Beaux-Arts, Académie des Sciences morales et politiques.

2 Nach dem böhmischen Biologen Gregor Mendel (1822-1884) benannter Wissenschaftszweig, der sich mit den genetischen Eigenschaften der Pflanzen beschäftigt.

Seite 67:
1 Die folgenden Äußerungen Norpois' über Bergotte sind eine Satire der Kritik Sainte-Beuves und sainte-beuvescher Prägung, wie sie die *Revue des Deux Mondes* praktiziert. Prousts Polemik gegenüber Sainte-Beuve (von den Entwürfen zum *Contre Sainte-Beuve* bis zu den letzten Essays) betrifft unter anderem die kategori-

sche Ablehnung alles Raffinierten, Zarten, »Schwächlichen«, »Nicht-Männlichen« (von Homosexualität gar nicht zu reden) sowie die Beurteilung eines Werkes aufgrund persönlicher Bekanntschaft mit dem Autor.

Seite 70:
1 In der *Galerie des contemporains illustres par un homme de rien* (1840-1847) von Louis de Loménie (1815-1878) findet sich nichts Negatives über Vigny. Anders bei Sainte-Beuve. Vgl. den Bericht über Vignys Rede anläßlich seiner Aufnahme in die Académie française in *Nouveaux lundis* [19] Bd. vi, S. 429 ff.

2 *Cinq-Mars* (1826), Roman von Vigny. »Laurette ou le cachet rouge« ist das erste Kapitel aus Vignys Roman *Servitude et grandeur de la vie militaire* (1835).

Seite 71:
1 Fürst Metternich war österreichischer Botschafter in Paris von 1859-1870. Seine Frau spielte eine nicht unbedeutende Rolle am Hofe Napoleons III . und danach in Wien. Proust ist ihr am 25. Mai 1898 bei einem Empfang im Hause Madeleine Lemaires begegnet.

Seite 72:
1 Das schillernde Hin und Her zwischen Tochter und Mutter ist ein zentrales Thema dieses Romanteils.

Seite 73:
1 Gemeint ist Mentor. Vgl. S. 37, Anm. 1.

Seite 74:
1 »Premier Paris« bedeutet Leitartikel.

2 Die Académie des Inscriptions et des Belles Lettres wurde 1663 von Colbert gegründet. In ihren Tätigkeitsbereich fallen Alte Geschichte, Epigraphik, Archäologie, Alte Sprachen und Literaturen. Vgl. S. 63, Anm. 1.

Seite 75:
1 Anspielung auf Gaston Masperos *Lectures historiques. Histoire ancienne. Egypte. Assyrie. Au temps de Ramsès et d'Assourbani- pal*, Paris, Hachette, 1890. Nähere Angaben in Correspondance [6] Bd. vi, S. 308.

Seite 78:
1 Mit dem Zeitungsbericht über die Matinee der Berma sowie den folgenden Bemerkungen der Eltern über Norpois und jenen von Françoise über die Pariser

Restaurants wird das Thema der kritischen Beurteilung, das die ganze Handlungssequenz durchzieht, wiederaufgenommen und mit den Ereignissen des Tages in Beziehung gesetzt.

Seite 83:

1 Bressant war auf die Rolle des jugendlichen Liebhabers, Thiron auf komische Rollen spezialisiert. *L'Aventurière* (1848) ist eine Komödie von Émile Augier, die 1860 mit Bressant wiederaufgenommen wurde. *Le gendre de M. Poirier* (1854), eine in Zusammenarbeit mit Jules Sandeau entstandene Komödie Augiers, wurde von 1880 mit Thiron gegeben. Die Wahl der beiden Titel steht im Zusammenhang mit den Gesprächen über Swanns Heirat mit Odette de Crécy. In *L'Aventurière* geht es um eine Kokotte, die sich gutbürgerlich verheiraten möchte, im *Gendre de M. Poirier* um die Mesalliance eines Aristokraten mit einer Bürgerlichen.

Seite 85:

1 In der folgenden Passage werden einige renommierte Restaurants in Prousts Stadtviertel aufgezählt. Das Restaurant Henry lag an der Place Gaillon, in der Straßengabelung zwischen Rue Saint-Augustin und Rue Porte-Mahon; das Café Weber in der Rue Royale bei der Madeleine; es war bis 1914 ein Treffpunkt von Literaten und Politikern. Proust war zwischen 1900 und 1905 häufig im Weber zu sehen. Ciro's (nicht »Cirro«) lag in der Rue Daunou. Das Café Anglais schließlich befand sich gegenüber der Opéra-Comique am Boulevard des Italiens. Seine große Zeit erlebte es im Zweiten Kaiserreich, als ausländische Fürsten sich in der ersten Etage ihre Privatsalons hielten. Mit der Aufzählung renommierter Restaurants beginnt eine Topographie der Belle Époque. Sie wird später fortgesetzt mit Angaben zu Hutmachern, Chemisiers, Restaurants im Bois, Modehäusern, Blumengeschäften, Confiserien und Elektrofachgeschäften. In den *Sechs Vorschlägen für das nächste Jahrtausend* dient Proust zusammen mit Flaubert, Gadda, Musil, Perec u. a. als Beispiel für das Prinzip der enzyklopädischen Vielfalt, das Italo Calvino in das dritte Jahrtausend hinüberretten möchte.

Seite 87:

1 Daß der reaktionäre Papst Pius *IX*. und der in zwei Revolutionen engagierte Chemiker François-Vincent Raspail (1794-1878) in einem Atemzug erwähnt werden, ist erstaunlich. Textgeschichtlich läßt sich das seltsame Paar dadurch erklären, daß in einem frühen Entwurf nicht Françoise, sondern nur Marcel die »kleinen, ovalen Photographien« kauft und eben nimmt, was oder wen er gerade vorfindet: Pius ix., Kardinal Antonelli, Raspail, Viktor-Emanuel und Abd El-Kader. Vgl. Pléiade [3] Bd. i, S. 478, Anm. 1.

Seite 90:
1 Zitat aus Vignys Gedicht »Le Cor«.

2 Die erste Ausstellung der Société des Aquarellistes fand 1879 in der Rue Laffitte statt. Von 1882 an stellten die Aquarellisten bei Georges Petit, Rue de Sèze, aus. Die »große Mode« dauerte von 1879 bis 1883, doch wurden die Ausstellungen bis 1914 fortgesetzt. Die mit Proust befreundete Malerin Madeleine Lemaire hat an mehreren Ausstellungen teilgenommen.

3 Gemeint sind die beiden Palais des Architekten Jacques-Ange Gabriel (1698-1782) an der Nordseite der Place de la Concorde. Im folgenden werden sie mit dem Palais de l'Industrie und dem Trocadéro verglichen. Im Palais de l'Industrie – für die Weltausstellung von 1855 gebaut und im Hinblick auf jene von 1900 durch das Grand Palais und das Petit Palais ersetzt – fand der jährliche »Salon de peinture, de sculpture et de gravure« statt. Auch der Trocadéro wurde für eine Weltausstellung, jene von 1878, gebaut; 1937 wurde der Bau durch das Palais Chaillot ersetzt.

Seite 91:
1 Die beiden Triumphbögen wurden errichtet, um die kriegerischen Erfolge Ludwigs *XIV*. zu feiern.

2 Opéra-bouffe von Offenbach aus dem Jahre 1858.

Seite 93:
1 Zum Undine-Motiv vgl. das Vorwort von Danièle Gasiglia-Laster in [5].

Seite 95:
1 Für den Leser wiederholen sich hier die Themen der Madeleine-Episode aus *Swann*; innerhalb der Chronologie der Ereignisse aber wird hier Marcels erste

Erfahrung der mémoire involontaire (unwillkürliches Sich-Erinnern) erzählt. Die einzelnen Momente des inneren Vorgangs (plötzliches Glücksgefühl, Versuch, dessen Grund zu erkennen, Auftauchen der Erinnerung) sind kunstvoll mit den äußeren Gegebenheiten der Handlung (Brief an Swann, Klosettanlage mit der Marquise, Ringkampf mit Gilberte, Orgasmus, Heimkehr) verwoben.

Seite 96:
1 1847 gegründete Confiserie am Boulevard de la Madeleine, später am Boulevard des Italiens.

2 Zu dem in diesem Abschnitt zusammengefaßten Themenkomplex vgl. Serge Doubrovsky, *La place de la madeleine*, Paris, Mercure de France, 1974, S. 48-49.

Seite 98:
1 Die Erinnerung an Onkel Adolphe und die Dame in Rosa unterstreicht das Thema schamhaft verborgener Erotik, das Proust in dieser Passage variiert.

2 Ein analoger Satz steht in der Madeleine-Episode. Beide dienen als Vorbereitung der Matinee Guermantes im letzten Band der *Recherche*.

Seite 104:
1 Cottards Wortspiel beruht auf der Homonymie von »olé« und »au lait«.

Seite 106:
1 Auf dem geraden Weg. Man beachte den Gegensatz zwischen Form und Inhalt dieser Devise.

Seite 107:
1 Eine Angelegenheit des Geistes. Der Ausdruck stammt aus Leonardo da Vincis Trattato della pittura. Proust kennt ihn wohl durch die Vermittlung von Gabriel Séailles, in dessen Werk *Léonard de Vinci, biographie critique* (Paris, Henri Laurens, 1903) er auf S. 108 zitiert wird. Vgl. *Essays* [9] S. 416.

Seite 109:
1 Wer hier den Anleitungen Prousts genau folgt, liest »Albertine«.

Seite 111:
1 Am Schluß der *Orestie* von Aischylos werden die Erynnien, die unerbittlichen Rachegöttinnen, zu Eumeniden, den Göttinnen der Besänftigung. Das Thema wurde von Leconte de Lisle in seiner Tragödie *Les Érynnies* (1873) wieder aufgegriffen.

2 Einmal mehr bezieht Proust sein Wissen aus dem Werk Ruskins. Der Hinweis auf die Blümchen Leonardos fand er in der Einleitung zu Band xxxii seiner Ausgabe. Vgl. *Works* [18] Bd. xxxii, S. xxxi und S. 537.

Seite 112:
1 Der biblische Leuchter (vgl. *2. Mose* 25, 31-37) hat wohl sieben Lichter, jedoch nur sechs Arme.

Seite 113:
1 Auf S. 106 steht die Devise unter dem Bild.

2 Der nach Heinrich *II.* benannte, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausgeprägte Stil bevorzugt geometrische Formen und verzichtet auf die floralen Dekorationselemente des Manierismus. Er war beim Großbürgertum des ausgehenden 19. Jahrhunderts sehr beliebt.

Seite 114:
1 Jean Baptiste Berlier hat sich hauptsächlich als Ingenieur einen Namen gemacht. Er schuf das System der pneumatischen Briefbeförderung (»bleus« oder »petits bleus«), von dem in *Swann* mehrmals die Rede ist, sowie die ersten Linien der Pariser Untergrundbahn (1894). Seine Pläne für einen Eisenbahntunnel unter dem Ärmelkanal wurden allerdings nicht verwirklicht.

Seite 115:
1 In *La vie de Jésus* (1863) versucht Renan (der hier mit Marcels Vater parallel gesetzt wird), das Leben Jesu als historische Wirklichkeit darzustellen. So zeigt er beispielsweise zu Beginn, daß sich das Haus Jesu von einem ganz gewöhnlichen Haus im heutigen Nazareth wohl kaum unterschied.

Seite 116:
1 Es überschneiden sich hier die Paläste des Darius in Persepolis und Susa und die mit gebrannten Tontafeln verzierten Paläste Sargons in Khorsabad.

Seite 118:
1 Jean-Léon Gérôme (1824-1904): einer der bedeutendsten Vertreter des offiziellen Kulturbetriebs. Auf welches seiner – meist in den »Salons« gezeigten – Bilder hier angespielt wird, ist ungewiß. Eine analoge Szene steht am Ende von »Eine

Liebe von Swann«, wo Madame Cottard im Gespräch mit Swann von einem Bild Machards schwärmt. Vgl. *Swann* [10] S. 542.

2 Die an der Ecke zwischen Rue Cambon und Rue du Mont-Thabor gelegene Teestube war in erster Linie für ihre Croissants bekannt. Daria Galateria merkt an, daß gemäß Baedeker bei Colombin nachmittags im englischen Stil Tee serviert wurde. Daher Odettes Vorliebe.

Seite 120:
1 Gemäß den Theorien von Friedrich-August Wolf (vgl. *Pro- legomena ad Homerum*, 1795) sind die *Ilias* und die *Odyssee* nicht Werke eines einzelnen Dichters, sondern Kompilationen von Texten aus verschiedenen Epochen.

Seite 124:
1 In der 1878 gegründeten Finanzgesellschaft haben besonders katholische Kreise investiert. Der angeblich von protestantischen und jüdischen Bankiers herbeigeführte Krach datiert von 1882.

2 Gemäß wagnerscher Kompositionstechnik begleitet Proust das erste Auftreten Albertines mit einem ihrer Leitmotive (»drôle de touche«).

Seite 129:
1 Die Inschrift auf dem Grab der dreihundert unter Leonidas in den Thermopylen gefallenen Spartanern gehörte um die Jahrhundertwende noch zum allgemeinen Bildungsgut.

Seite 130:
1 Vgl. das Porträt von Madame Cottard in Besuchsstaffage in *Swann* [10] S. 541.

2 Die »Opportunisten«, deren Programm 1881 von Gambetta präzisiert wurde, regierten von 1879 bis 1885 und von 1890 bis 1895, zuerst unter Gambetta, dann unter Jules Ferry. Von 1893 an nannten sie sich »Progressisten«. Sie suchten zu Beginn der Dritten Republik Kontakte und Kompromisse mit den konservativen Kräften.

3 In ihrem 1881 vorgelegten, von Clemenceau inspirierten Programm verlangten die »Radikalen« eine neue Verfassung: Abschaffung der Präsidentschaft und des Senats, Trennung von Kirche und Staat, allgemeine Wehrpflicht, Autonomie der Gemeinden.

Seite 131:
1 Zur Dreyfus-Affäre vgl. den Kommentar von Mariolina Bongiovanni Bertini in *Jean Santeuil* [14]. Dreyfus wurde 1894 verurteilt, die Affäre begann jedoch erst 1897.

Seite 132:
1 Die 1835 von Charles Havas gegründete Presseagentur erlangte bald weltweite Bedeutung.

2 Etwa »Vetter Dümmlich« – in Anlehnung an Balzacs *La cou- sine Bette* und *Le cousin Pons*.

Seite 134:
1 Odettes Mangel an Bildung äußert sich darin, daß sie anstatt einer Provinz ein Departement nennt.

Seite 139:
1 In der ersten Gästeliste fehlt der Name des Fürsten von A.

Seite 143:
1 Der Landauer ist ein vierrädriger Wagen mit vier bis sechs Plätzen, dessen Verdeck zur Hälfte nach vorn und zur Hälfte nach hinten hinuntergeklappt werden kann.

Seite 144:
1 Bei Charvet, Place Vendôme, bezog die männliche Eleganz der Belle Époque ihre Hemden und Kravatten.

2 Zum Rezept der Œufs à la crème vgl. *Swann* [10] S. 85, Anm. 1.

Seite 146:
1 Anspielung auf den bösen Zauberer in Wagners *Parsifal*. Klingsor ist in den *Jeunes filles* auch dank seinem Zaubergarten mit den Blumenmädchen präsent.

Seite 151:
1 Proust hat sich erst nach 1913 mit Beethovens späten Quartetten befaßt. Er hat sie mehrmals im Konzert gehört und besaß auch – soweit sie erhältlich waren – die entsprechenden Pianola-Rollen. Von seiner vergeblichen Suche nach den Rollen des 14. Quartetts für sein eben angeschafftes Pianola berichtet er an Mme. Straus am 6. Januar 1914: »Wenn ich nicht allzu traurig bin, liegt mein Trost in der Musik; ich habe das Theatrophon durch den Kauf eines Pianola ergänzt. Leider sind

die Stücke, die ich spielen möchte, nicht erhältlich. Das sublime 14. Quartett Beethovens gibt es in ihren Rollen nicht.« Vgl. *Correspondance* [6] Bd. xiii, S. 31-32.

Seite 155:
1 Obwohl Swann die Schopenhauersche Auffassung von Musik bekannt ist (Musik als unmittelbarer Ausdruck des Willens und deshalb als höchste aller Künste), bleibt er seinem eigenen Musikverständnis treu, einer Haltung, die Proust »idolâtrie« nennt. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [8] S. 176 ff.; zu Prousts Auffassung von Musik siehe auch *Essays* [9] S. 553 f.; zu Proust und Schopenhauer: Henry, *Marcel Proust. Théories pour une esthétique* [27].

2 Der im nördlichen Teil des Bois de Boulogne gelegene Jardin d'Acclimatation war zugleich zoologischer und botanischer Garten. Das Palmarium wurde 1893 eröffnet; es beherbergte nicht nur Palmen, sondern auch ein elegantes Restaurant.

3 Der Pavillon d'Armenonville in der Allée des Acacias ist ein weiteres elegantes Restaurant im Bois.

Seite 156:
1 Gemeint ist: ehrgeizig in gesellschaftlichen Dingen.

2 Das Porträt befindet sich im Museum von San Marco in Florenz.

Seite 157:
1 Gemeint sind die Porträts von Cosimo, Piero und Lorenzo de' Medici im Zug der heiligen drei Könige (Palazzo Medici-Riciardi, Florenz).

2 Es handelt sich um *Fédora*, ein 1882 mit Sarah Bernhardt in der Titelrolle uraufgeführtes Stück. Am Schluß des ersten Aktes bricht Fédora über dem Körper ihres ermordeten Gatten in Klagen aus. Mit der wenig anspruchsvollen Rolle der Leiche wurden reihum verschiedene Pariser Berühmtheiten betraut, u. a. der mit Sarah Bernhardt befreundete Prinz von Wales.

3 Von 1883 an fanden im Jardin d'Acclimatation Zurschaustellungen exotischer Volksgruppen statt. Im Rahmen der Weltausstellung von 1889 war dann eine Sonderschau mit ganzen Dörfern aus den Kolonien zu sehen.

Seite 158:
1 Zu Coquelin und dessen mulattenhaften Freund vgl. die Szene im Bois de Boulogne am Schluß von *Swann*.

2 Ein Mylord (oder Viktoria) ist ein ein- oder zweispännig zu fahrender vierrädriger offener Luxuswagen mit einem unter dem Bock verborgenen Notsitz für drei Personen.

Seite 161:
1 Trotz der Bezeichnung handelt es sich um eine provenzalische Spezialität: der Hummer wird in Butter und Weißwein gekocht und an einer würzigen Tomatensoße serviert. Vgl. *Zu Gast bei Marcel Proust* [20].

Seite 166:
1 Der deutsche Maler Franz Xaver Winterhalter wirkte von 1834 an in Paris; zuerst als Hofmaler Louis-Philippes, dann Napoleons III .

2 Prinzessin Mathilde war die Tochter von Jérôme Bonaparte, dem jüngsten Bruder Napoleons, der von 1807 bis 1814 König von Westphalen war, und einer Tochter des Königs von Württemberg. Während der ersten Jahrzehnte der Dritten Republik bildete ihr Salon in Paris ein eigentliches literarisches Zentrum. Vgl. die Chronik »Ein historischer Salon. Der Salon Ihrer Kaiserlichen Hoheit Prinzessin Mathilde« in *Essays* [9], die Proust bei der Ausarbeitung der Szene in den *Jeunes filles* als Vorlage diente.

3 Gemeint ist der Bischof Pierre Cauchon (der Name wird mit langem, geschlossenem *o* gesprochen), der im Prozeß gegen Jeanne d'Arc (1431) den Vorsitz führte.

4 P. P. C. meint »pour prendre congé«. Mit dieser abgekürzten Mitteilung wurden vor einer Abreise die Karten versehen, die man bei seinen Bekannten abwarf.

5 Gemeint ist die nach ihrer pfälzischen Herkunft Princesse Palatine genannte Gattin des Bruders von Ludwig xiv., Charlotte Elisabeth, deren Briefwechsel sich durch teutonisch kruden Ton auszeichnet. Proust kannte wohl die 1895 beim Mercure de France in der Reihe »Le Temps retrouvé« erschienene Ausgabe.

Seite 167:
1 Anspielung auf den Geburtsort der Prinzessin, Triest, und auf ihren Aufenthalt in Florenz im Jahre 1837.

Seite 169:
1 Im Schloß von Compiègne verbrachte Napoleon III . jeweils die herbstliche Jagdsaison.

Seite 170:
1 Die violetten Reflexe auf den rosaroten Alpilles weisen auf die Bilder, die Monet zu Beginn des Jahres 1884 an der italienischen Riviera gemalt hat, zum Beispiel *Palmiers à Bordi- ghera* (Metropolitan Museum of Art, New York), das 1908 und 1914 bei Durand-Ruel ausgestellt war, oder *Vue de Vin- timille* (Art Gallery, Glasgow). Dieses Bild war 1899 in der Impressionisten-Ausstellung bei Durand-Ruel zu sehen, die Proust in Begleitung von Charles Ephrussi (einem der »Modelle« von Charles Swann) besuchte. Die Smaragdtöne des Canal Grande gehen auf Ruskin zurück (vgl. *Swann* [10] S. 565, Anm. 1), doch sind sie auch auf den Ansichten des *Palazzo de Mula* (u. a. National Gallery, Washington und Art Institute, Chicago) zu sehen, die Monet 1908 gemalt und 1912 in Paris ausgestellt hat.

Seite 172:
1 Hier beginnt eine Handlungssequenz, das Mittagessen mit Bergotte, die sich zu dem Diner mit Norpois komplementär verhält.

2 Zweirädriger, leichter Wagen, der von einem erhöhten, hinter der gedeckten Kabine angebrachten Kutschersitz aus gelenkt wird.

Seite 177:
1 Zu Bergottes Stil vgl. *Swann* [10] S. 139 ff.

Seite 179:
1 Freies Zitat aus Saint-Simons *Memoiren*. Die Wahl dieses Beispiels ist, wie Daria Galateria gezeigt hat [24], nicht ganz harmlos, denn in der Folge des Textes äußert sich Saint-Simon über Villars Homosexualität, die auch in den Briefen der auf S. 166 erwähnten Princesse Palatine zur Sprache kommt.

Seite 181:
1 Ein kartesianisches Teufelchen oder kartesianischer Taucher ist ein zur Demonstration von Schwimmen, Schweben, Sinken und Steigen eines Körpers in einer Flüssigkeit verwendetes hohles Glasfigürchen, das in einem Glaszylinder je nach Luftdruck seine Stellung verändert.

Seite 183:
1 Anspielung auf die Figur Walther von Stolzings, der die Regeln des Meistergesangs nicht kennt und sich unmittelbar von der Natur inspirieren läßt.

Seite 186:
1 Die Vorliebe für diese Szene aus Stendhals *Le rouge et le noir* wird in *Jean Santeuil* Henri de Régnier zugeschrieben. Vgl. [14] S. 415.

2 Wie Giovanni Macchia in *L'angelo delle notte* [30] gezeigt hat, kann auch Bergottes literarischer Geschmack auf Anatole France bezogen werden. Die Ablehnung Dostojewskis äußert sich in einem mit »Les Criminels« überschriebenen Artikel aus dem Jahre 1888 (*La vie littéraire* [16] Bd. ii, S. 75 ff.), in dem Hector Malots Roman *Conscience* und *Schuld und Sühne* einander gegenübergestellt werden. Vorkämpfer für die großen zeitgenössischen Autoren des Auslands waren: Melchior de Vogüé, dessen Werk *Le roman russe* (1888) – besonders was Tolstoj betrifft – unmittelbare Wirkung hatte; die 1891 gegründete *Revue blanche*; Antoines Théâtre Libre und Lugné-Poes Théâtre de l'Œuvre, wo u. a. Maeterlinck, Hauptmann, Ibsen, Strindberg gespielt wurden. Von Dostojewski brachte Copeau 1911 eine Adaptation der *Brüder Karamasow* heraus. 1923 widmete ihm die *Nouvelle revue française* eine Sondernummer. Im Gegensatz zu Anatole France (und Bergotte) hat Proust (wie es auch die Intellektuellen in der *Recherche* tun) stets für die literarische Avantgarde Partei ergriffen.

3 Vgl. Anatole Frances Artikel »M. Guy de Maupassant et les conteurs français« aus dem Jahre 1887 (*La vie littéraire* [16] Bd. i, S. 47 ff.), in dem er die Autoren der »douceur« den Autoren der »force« entgegenstellt.

4 Gegenüberstellung von *Atala* (1891), einer Erzählung voller romantischer (oft auch süßlicher) Exotik, und *La vie de Rancé* (1844), dem letzten Werk Chateaubriands, in dem er in völlig unsentimentaler Weise über das Leben des Gründers des Trappistenordens nachdenkt.

Seite 187:
1 Über die Schwächen der späten Werke von France, Barrès und Chateaubriand vgl. *Essays* [9] S. 366.

Seite 192:
1 Die Vergleiche Bergottes entsprechen dem antikisierenden Stil von Sarah Bernhardts Aufführungen von *Phèdre* im Théâtre de la Renaissance (1893). Ein erster

bezieht sich auf eine Metope vom Zeus-Tempel in Olympia, auf der die elfte Arbeit des Herakles (Raub der Hesperidenäpfel) dargestellt ist. Auf der im Museum von Olympia aufbewahrten Metope ist jedoch nicht eine Hesperide, sondern Athena zu sehen. Die folgenden Hinweise kreisen um das Erechtheion auf der Athener Akropolis. Swann erwähnt die Kariatiden der erhaltenen Tempels aus dem 5. Jahrhundert, Bergotte aber denkt an die im Akropolis-Museum aufbewahrten Koren eines früheren Tempels aus dem 6. Jahrhundert. Die Grabstele der Hegeso von der Keramikon-Nekropole befindet sich im Athener Nationalmuseum.

Seite 193:
1 Dieser Aspekt von Bergottes Werk ist dem berühmten »Gebet auf der Akropolis« von Renan entlehnt (in *Souvenirs d'enfance et de jeunesse*, 1883).

Seite 195:
1 In *Phèdre* überschneiden sich antike und moderne Elemente, antike Tragödie und jansenistische Gnadenlehre. Port-Royal ist die von den Jansenisten geführte Schule, in der Racine erzogen wurde.

Seite 197:
1 Die Anekdote geht auf eine Stelle in Saint-Simons *Memoiren* zurück. Dazu muß man wissen, daß Madame de Maintenon die Maitresse des Königs und früher mit Scarron verheiratet gewesen war.

Seite 200:
1 Vgl. das Kapitel »Ondines et Mélusines« in Danièle Gasiglia-Lasters Vorwort zu ihrer Ausgabe der *Jeunes filles* ([5] S. 61).

Seite 201:
1 Komödie von Plautus, deren Stoff (die Ähnlichkeit von zwei Zwillingen) unter dem gleichen Titel von Régnard (1705) wiederaufgenommen wurde.

Seite 202:
1 Die das Weiterleben des Namens Swann betreffende Passage ist ein später Zusatz, der die weitere Entwicklung Gilbertes – nach dem Tod ihres Vaters – vorbereitet.

2 Vers 1233 aus *Phèdre*. Daria Galateria hat angemerkt, daß Proust die Zitate aus *Phèdre* auf die einzelnen Romanfiguren abstimmt. So kreisen die bisher im Zu-

sammenhang mit Marcel zitierten Verse meist um das Thema inzestuöser Liebe, während Swann hier aus der großen Eifersuchtsszene des 4. Aktes zitiert.

Seite 210:
1 In dieser Anspielung überschneiden sich zwei Anbetungen der heiligen drei Könige von Bernardino Luini, die beide von Ruskin in *Fors Clavigera* erwähnt werden: ein Fresko im Presbyterium von Saronno bei Mailand und ein Bild im Louvre. Vgl. *Works* [18] Bd. xxvii.

Seite 214:
1 Nach dem Willen Ludwigs *XIV*. sollte dieser Titel dem Kronprinzen vorbehalten bleiben.

2 Diese nur kurze Zeit herrschende Sitte ist zum erstenmal im *Dictionnaire du savoir-vivre* (1898) der Vicomtesse Nacla belegt.

Seite 215:
1 Die Anführungsstriche weisen auf die bei Laurens erschienene Reihe »Les villes d'art célèbres«, deren Bände über Florenz, Rom und Venedig von Proust häufig benutzt wurden.

Seite 216:
1 Mit diesen Worten beginnt eine berühmte Arie aus der fünften Szene des vierten Aktes von Fromenthal Halévys Oper *La Juive* (1835).

Seite 217:
1 Themen (Profanierung) und Requisiten (Kanapee) rücken diese Episode in die Nähe der »Sadismus«-Szene von Montjouvain. Vgl. *Swann* [10] S. 233 ff.

Seite 218:
1 Zur narratologischen Bestimmung dieser sonst nirgends in der *Recherche* auftauchenden Kusine und des nicht näher eingeordneten Ereignisses vgl. Genette »Discours du récit« in [26] S. 93 f.

Seite 222:
1 Odette tut es hier Madame Arman de Caillavet gleich, deren Vermittlung die Artikel in *Le Temps* von Anatole France (ihrem Geliebten und Zierde ihres Salons) zu verdanken sind.

2 Die ausführliche – um nicht zu sagen umständliche und langfädige – Schilderung von Marcels Liebe zu Gilberte (S. 223-237, 260-270 und 279-298) fehlt in der

Romanfassung von 1913. Es handelt sich um späte Zusätze im Hinblick auf die *Jeunes filles* als selbständigen Band der *Re- cherche*.

Seite 238:
1 Odette benennt ihren offiziellen Empfangstag nach Offenbachs Operette *M. Choufleury restera chez lui le 24 janvier* (1861). Damit kokettiert sie auf elegant-selbstironische Weise mit ihren gesellschaftlichen Ambitionen, denn in der Figur Choufleurys zeigt sich der Snobismus in grotesker Übertreibung.

2 Vierrädriger geschlossener Wagen mit zwei Plätzen.

Seite 239:
1 Unter dem Pseudonym P.-J. Stahl veröffentlichte der Verleger Pierre-Jules Hetzel zahlreiche Kinderbücher. In der Reihe »Bibliothèque de Mlle Lili« findet sich beispielsweise die 1891 erschienene Lieferung *Mademoiselle Lili aux Champs-Élysées*, eine »Quelle« für die Spiele Marcels und Gilbertes in den Anlagen der Champs-Élysées.

Seite 242:
1 Zwanglos. Ramon Fernandez berichtet, Proust habe ihn eines Nachts, als die Gothas Paris bombardierten, überraschend besucht, um aus seinem Munde zu hören, wie »senza rigore« richtig ausgesprochen werde. Vgl. »L'accent perdu«, *Nouvelle revue française*, 1. Januar 1923 (»Hommage à Marcel Proust«).

2 Nach ihrem Bruch mit der Marquise du Deffand, deren Gesellschafterin sie zuvor gewesen war, eröffnete Julie de Lespinasse 1764 ihren eigenen Salon, in dem sich die geistige Elite der Zeit versammelte.

Seite 243:
1 Pseudonym von Alice Fleury (1842-1902), deren Romane häufig in Rußland spielen.

2 Das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ist die große Zeit der Chrysanthemen. Im November 1897 fand in Paris eine vielbeachtete Chrysanthemenschau statt. Zu den Chrysanthemen der früheren Odette vgl. Swann [10] S. 320.

Seite 245:
1 Vgl. S. 46, Anm. 2.

Seite 248:

1 Das um 1890 bedeutende Modehaus in der Rue de Rivoli war auf englische Mode spezialisiert.

2 Raudnitz hatte Niederlassungen in der Rue Royale und an der Place Vendôme.

Seite 252:
1 In der *Ilias* ist Automedon der Wagenlenker des Achilles. Sein Name wurde zur Antonomasie für Kutscher und später für Chauffeur.

Seite 253:
1 In der Vorlage geht es darum, ob die Chrysanthemen »belles« oder »beaux« seien. Das Wort hat um 1890 das Genus gewechselt.

2 Nach den Modehäusern nennt Proust im folgenden drei Blumengeschäfte: Lemaître, Boulevard Haussmann; Debac, Boulevard Malesherbes; Lachaume, Rue Royale.

Seite 255:
1 Es folgen die Confiserien: Rebattet, Faubourg Saint-Honoré; Bourbonneux, Place du Havre.

Seite 256:
1 *Lohengrin* wurde 1887 im Éden Théâtre aufgeführt, mußte aber nach der ersten Vorstellung wegen deutschfeindlicher Demonstrationen abgesetzt werden. 1891 folgten die Aufführungen in der Opéra.

Seite 259:
1 1900 eröffnetes Elektrofachgeschäft in der Rue du Faubourg Saint-Honoré. Zu diesem Zeitpunkt galt elektrischer Strom noch als absoluter Luxus. Man zählte in Paris erst 2000 Abnehmer. Mit dem Palast der Elektrizität an der Weltausstellung von 1900 erfolgte dann der Durchbruch.

2 Paris war die erste mit einem Telephonnetz ausgerüstete Stadt; 1886 wurde eine Leitung nach Brüssel, 1891 eine weitere nach England gelegt.

Seite 271:
1 Eher als um die 1883 eingegangene Confiserie handelt es sich hier um Alphonse Giroux et Cie. »Bibeloterie, tableaux, éventails«, Boulevard des Capucines. »Bibeloter« (»stöbern«) ist eine Lieblingsbeschäftigung der früheren Odette. Vgl. *Swann* [10] S. 355.

Seite 272:
1 Eines der Modelle Odettes, Laure Hayman, besaß eine Sammlung von Meißner Porzellan. Außerdem nannte sie den sie verehrenden Marcel Proust »mon petit Saxe psychologique«.

Seite 274:
1 Beide erwähnten Bilder Botticellis befinden sich in den Uffizien.

Seite 276:
1 Vgl. das Porträt Odettes in »Eine Liebe Swanns«, in dem Proust die Mode der achtziger Jahre vorführt (*Swann* [10] S. 288).

Seite 277:
1 Bezeichnung für einen kurzen Frauenmantel.

2 Bezeichnung für im Nacken der Frau spielende Hutbänder.

3 Daß Proust auch von Literatur und besonders von seiner eigenen spricht, zeigt sich nicht nur in dem ausdrücklichen Vergleich von Madame Swanns Kleidung mit einem »schönen Stil«.

Seite 279:
1 Die Anhäufung historischer »Anspielungen«, von »Zitaten« ist charakteristisch für die Mode jener Zeit. Vgl. *Mode-Lexi- kon* [29] und François Boucher, *Histoire du costume*, Paris, Flammarion, 1965.

Seite 282:
1 Die Summe entspricht 1994 etwa 120 000 Francs.

Seite 284:
1 Zitat aus *Les Caractères* iv (»Du cœur«), 20; *Œuvres complètes*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1951, S. 135.

Seite 288:
1 Vorausdeutender Hinweis auf die Liebe Marcels zu Albertine.

Seite 291:
1 Wie die Liebe Swanns zu Odette endet die Liebe Marcels zu Gilberte mit einem Traum. Vgl. *Swann* [10] S. 547 ff.

Seite 292:
1 Vgl. *1. Mose*, 41.

2 Die Liebe Marcels oszilliert nicht nur zwischen den Generationen (Gilberte, Odette), sondern auch – zumindest im Traum – zwischen den Geschlechtern.

Seite 299:
1 Es handelt sich um ein Versehen Prousts. Der Zobelpelz ist braun. Der Vorabdruck dieses Textes in der *Nouvelle revue française* vom 1. Juni 1919 und die späteren Ausgaben geben »hermine« (Hermelin), was dem Kontext entspricht.
2 Titel eines Gedichts von Théophile Gautier aus *Émaux et ca- mées* (1849). Man denkt auch an Whistlers *Junges Mädchen in Weiß: Symphonie in Weiß* (Tate Gallery, London).
3 Anspielung auf Wagners *Parsifal*. Prousts erste Begegnung mit *Parsifal* datiert vom 14. Januar 1894; in einem Konzert Colonnes hörte er u. a. die Szene mit den Blumenmädchen und den Karfreitagszauber.

Seite 300:
1 Gewiß nicht ohne Ironie nannte sich ein 1886 gegründeter Club, der seinen Sitz in der Avenue du Bois hatte, Club des Pannés (der Mittellosen).

Seite 301:
1 Das plötzliche Auftauchen Madame Swanns und die vorangestellten Adjektive erinnern an Baudelaires Gedicht »À une passante« aus den »Tableaux parisiens« der *Fleurs du mal*.

Seite 304:
1 Die Avenue du Bois (heute Foch) verbindet die Place de l'Étoile mit dem Bois de Boulogne.

Seite 306:
1 Von Leconte de Lisle in den *Poèmes antiques* (1852) besungene Philosophin und Mathematikerin aus Alexandria (370-415).

Seite 307:
1 Es handelt sich um den schon in Swann erwähnten Prinzen von Sagan, einen der elegantesten Männer im Paris der Jahrhundertwende.

Seite 308:
1 Nach Sagan nennt Proust zwei weitere Dandys der Belle Époque.

Seite 309: Zu »Namen und Orte: Orte« Zur Gliederung des Bandes vgl. die Anmerkung zu S. 5. Für den zweiten Teil der *Jeunes filles* gibt das Inhaltsverzeichnis der Originalausgabe folgende Angaben: »ZWEITER TEIL: NAMEN UND ORTE: ORTE. – (Erster Aufenthalt in Balbec, junge Mädchen am Strand). / Erste Skizzen zu Monsieur de Charlus und Robert de Saint Loup. – Ein Diner bei Bloch. – Die Diners von Rivebelle. – Albertine tritt auf.«

1 Man tut gut daran, die »zwei Jahre« nicht allzu genau an den im Roman erwähnten historischen Ereignissen zu messen. Diese weisen für den Schluß der ersten Teils auf Mai 1897, für den Beginn des zweiten, das heißt die Reise nach Balbec, teils auf 1898, teils auf 1897.

2 Balbec heißt in den Entwürfen Querqueville (mit Betonung des Themas »Kirche«), auf den Druckfahnen Bricquebec (mit Betonung des bretonisch-normannischen Elements), schließlich Balbec (mit Betonung des orientalischen Elements).

Seite 314:

1 Der Hinweis auf Maler und Bilder hat expositorische Bedeutung, ist doch die Malerei eines der Hauptthemen des folgenden Romanteils. Proust bezieht sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf zwei Bilder im Louvre, Mantegnas Kreuzigung sowie Veroneses Kalvarienberg und mit Sicherheit, wenn auch etwas weniger ausdrücklich, auf Monets Ansichten der Gare Saint-Lazare.

2 Rundbau, an dessen Wänden ein historisches Ereignis oder eine Landschaft dargestellt ist. Panoramen waren im ganzen 19. Jahrhundert eine beliebte Attraktion.

Seite 315:

1 Briefe vom 27. April, 23. Mai und 12. August 1689.

2 Brief vom 28. Juni 1671.

3 In *Swann* heißen die Tanten Céline und Rosa.

Seite 316:

1 Gemeint ist die Kirche Notre-Dame in Saint-Lô, deren Tympanon mit der abschließenden Fiale von Ruskin als Beispiel für den Flamboyantstil angeführt wird. Vgl. *The Seven Lamps of Architecture*, *Works* [18] Bd. vii, S. 211.

Seite 318:

1 Vgl. zum Beispiel den von Proust in seinem Vorwort zu *La Bible d'Amiens* zitierten Text aus *Praeterita*: *Nachgeahmtes und Vermischtes* [8] S. 102, Fußnote 1.

2 Brief vom 9. Februar 1671: »Ich habe eine Karte vor mir und kenne jeden Ort, wo ihr übernachtet.«

Seite 319:
1 Auch die Nennung von Chardin und Whistler hat expositorische Funktionen. Auf beide Maler wird Proust zurückkommen: auf Chardin im Zusammenhang mit Stilleben, auf Whistler im Zusammenhang mit Seestücken. Über die Selbstporträts Chardins hat sich Proust schon in seinem Essay »Chardin und Rembrandt« geäußert. *Essays* [9] S. 95-99.

Seite 320:
1 Anspielung auf *Les heures d'Anne de Bretagne* (1508) von Jean Bourdichon.

Seite 321:
1 Bei diesem zitatartigen Ausspruch handelt es sich um ein Plutarch-Pastiche.

2 Brief vom 9. Februar 1671.

3 Ortsteil von Saint-Cloud.

Seite 322:
1 Zu diesem Themenkomplex (Verborgene oder verbotene Lust, Schuldgefühle gegenüber der Großmutter usw.) vgl. *Swann* [10] S. 19, Anm. 1.

Seite 323:
1 Fiktive Gestalt. Modell gestanden haben die Memoiren der Comtesse de Boigne: *Récits d'une tante* (1907-1908). Proust hat dazu im *Figaro* eine Rezension geschrieben. Vgl. *Essays* [9] S. 306 ff.

Seite 325:
1 Pauline de Simiane (1674-1737) war die Enkelin der Madame de Sévigné. Sie hat an der Herausgabe der Briefe ihrer Großmutter mitgearbeitet, dabei aber die Briefe ihrer Mutter (Mme. de Grignan) vernichtet. Ihre eigenen Briefe wurden von La Harpe 1773 erstmals veröffentlicht. Proust zitiert nach der Ausgabe von 1862 (in Bd. XI der *Lettres de Madame de Sévigné*, Hachette, »Les grands écrivains de la France«). Die Zitate stammen aus Briefen vom 15. März 1735, 8. März 1734, 3. Februar 1735, 17. November 1734, 13. und 17. Januar 1735.

Seite 328:
1 Bei der landschaftlichen Inszenierung von Marcels Reise nach Balbec erinnert sich Proust nicht nur an seine Aufenthalte in der Normandie, sondern auch an die Reise mit Reynaldo Hahn in die Bretagne (1895) und – hier besonders deutlich – an jene nach Évian (1903), von der er am 8. oder 9. September Georges de Lauris

Bericht erstattet: »Im Zug habe ich überhaupt keinen Moment ans Schlafen gedacht. Ich habe den Sonnenaufgang gesehen, was mir schon lange nicht mehr passiert ist: etwas Schönes, eine meiner Meinung nach reizendere Umkehrung des Sonnenuntergangs.« Vgl. *Correspondance* [6] Bd. iii, S. 418.

Seite 332:
1 Am Beispiel von Balbec und besonders seiner Kirche wiederholt sich im Bereich der Orte eine Erfahrung, die Marcel mit der Herzogin von Guermantes oder mit Bergotte im Bereich der Personen gemacht hat: die Magie des Namens wird durch die reale Person beziehungsweise durch den wirklichen Ort zerstört.

Seite 333:
1 Zu den Modellen der Kirche von Balbec vgl. Jo Yoshida, »Métamorphose de l'église de Balbec: un aperçu génétique du 'voyage au Nord'«, *Bulletin d'informations proustiennes* 14 (1983).

2 Im 1882 eröffneten, von Viollet-le-Duc konzipierten Musée des Monuments Français befinden sich Kopien mittelalterlicher Bildwerke.

Seite 337:
1 Es handelt sich teils um reale, teils um erfundene Namen.

Seite 338:
1 Das Grand-Hôtel von Balbec hat viele gemeinsame Züge mit jenem von Cabourg, wo Proust von 1907 bis 1914 jeweils im Sommer abgestiegen ist.

Seite 340:
1 Die drei Richter in der Unterwelt der griechischen Mythologie.

Seite 341:
1 Eine Gedenkbüste des bretonischen Kriegshelden Duguay-Trouin (1673-1736) steht in Saint-Malo. Proust hat sie anläßlich einer Kreuzfahrt im Jahre 1904 gesehen.

Seite 344:
1 Der Kardinal Jean La Balue (1421-1491) wurde von Ludwig XI ., den er verraten hatte, elf Jahre lang in einem engen Verlies gefangengehalten.

Seite 348:

1 In den Entwürfen schwankt Proust zwischen »chou« und »loup« (so nannte ihn seine Mutter). Mit »chou« wählt er eine größere Distanz zur biographischen Realität.

Seite 350:
1 Der Ratschlag Swanns eröffnet verschiedene Bezüge. Im literarischen Kontext denkt man an Robert Louis Stevenson, der in der Hoffnung, seine Gesundheit wiederzufinden, 1867 Tahiti besuchte und von 1888 bis zu seinem Tode (1894) auf Samoa lebte; im Zusammenhang mit Swanns Kunstkennerschaft an Gauguin; im Rückblick auf seine Liebe zu Odette an den Seefahrer La Pérouse, der bei der Erkundung Ozeaniens ums Leben gekommen ist. Vgl. *Swann* [10] S. 497, Anm. 2.

Seite 353:
1 In der Folge bildet dieses Fenster den Rahmen für zahlreiche weitere »Bilder«.

Seite 355:
1 Das erste Zitat weist auf das Prosagedicht »Le Port«; das zweite und dritte stammt aus dem Gedicht »Chant d'automne« in den *Fleurs du mal.*

Seite 356:
1 Christliche Sklavin, die 177 den Märtyrertod erlitt. Zur Ergötzung des Pöbels wurde sie in ein Netz eingewickelt einem wilden Stier preisgegeben, der sie in die Luft schleuderte. Der Bericht von ihrem Martyrium ist in der *Historia ecclesiastica* (v,1) von Eusebius überliefert.

2 Der ironische Unterton der Passage wird durch die drei Adjektive unterstrichen, die in der Vorlage am Satzschluß stehen. Zu der später in der *Recherche* von der Marquise von Cambremer vorgetragenen Regel der drei Adjektive vgl. Keller, *Proust lesen* [28] S. 30, Anm. 5.

Seite 358:
1 Der Name von Rivebelle erinnert an das in der Nähe von Cabourg gelegene Riva-Bella.

Seite 359:
1 Anspielung auf Jacques Lebaudy, den Sohn eines Zucker-Millionärs, der, nach Erwerbung eines Landstrichs in der Sahara, sich zum Kaiser und seine Geliebte,

die Sängerin Marguerite Dellier, zur Kaiserin der Sahara ausgerufen hatte. Wie die Geschichte endet, erfährt man bei Painter, *Marcel Proust* [34] Bd. ii, S. 234.

Seite 360:
1 Bei der Suche nach Vorbildern für diese Figur (sie wird später Octave genannt) ist man auf Marcel Plantevignes gestoßen, einen jungen Mann, mit dem Proust 1908 in Cabourg bekannt wurde. Da sich später in der *Recherche* Octave als genialer Schriftsteller entpuppt, darf die Figur jedoch auch mit Jean Cocteau in Beziehung gebracht werden, dessen Name in »Octave« anklingt.

Seite 363:
1 Leichte Kutsche mit Faltverdeck.

2 Die Entwürfe zeigen, daß der Figur des bretonischen Burgfräuleins ursprünglich eine bedeutendere Rolle im Roman zugedacht war. Mademoiselle de Stermaria (in den Entwürfen auch »Penhoët«, »Cauderon«, »Quimperlé« oder »Silaria«) wurde von Albertine in den Hintergrund gedrängt. Vgl. Georgette Tupinier, »Autour de cinq ébauches de Mlle de Stermaria«, *Cahiers Marcel Proust* 6, Paris, Gallimard, 1973.

Seite 366:
1 La Tour d'Argent, eines der berühmtesten Pariser Restaurants, ist heute noch in Betrieb. Es liegt am Quai de la Tournelle in der Nähe der Notre-Dame. Zum Café Anglais vgl. S. 85, Anm. 1.

Seite 370:
1 Anspielung auf die letzte Königin Madagaskars, die von 1897 an im Exil lebende Ranavalo *III*.

Seite 371:
1 Als Beispiele wählt Proust drei zweideutige, schillernde Figuren aus der Welt der *Recherche*: Legrandin, der seinen Snobismus und seine Homosexualität verbirgt; Swanns Concierge, der sich von einer Erynnie zu einer Eumenide wandelt; Odette, die schon in *Swann* den Verdacht lesbischer Veranlagung auf sich zieht und dem Leser in den *Jeunes filles* noch in Männerkleidung begegnen wird.

2 Vgl. *Swann* [10] S. 324, Anm. 1.

Seite 372:

1 Die drei erstgenannten Straßen sind nach adligen, die zwei folgenden nach bürgerlichen Persönlichkeiten benannt.

2 Mac-Mahon entstammte dem alten, Carnot dem Amtsadel.

3 Vgl. S. 87, Anm. 1

Seite 374:
1 Der Gebrauch des Adelsprädikats in dieser Form verrät Unkenntnis gesellschaftlicher Gepflogenheiten.

2 Zitat aus Racines Tragödie *Esther* (ii,7; Vers 660).

3 Der Name erinnert an einen Ort in der Nachbarschaft von Évian: Féternes.

Seite 384:
1 Möglicherweise denkt Proust an die vierte Szene des ersten Aktes von *L'école des femmes*.

2 Brief vom 30. Juli 1689.

3 Im Hintergrund stehen die Stilleben Chardins und Prousts Essay »Chardin und Rembrandt«. Auch dort spricht Proust von dem »traurigen Augenblick, da das Mittagessen beendet und der Tisch noch nicht gänzlich abgedeckt ist«. Über das Bild »La Raie«, an das man sich im folgenden erinnert fühlt, schreibt er dort: »Er [der Rochen] ist aufgeschlitzt, und Sie können die Schönheit seiner feinen, vielfältigen Architektur bewundern, gefärbt von rotem Blut, von blauen Nerven und weißen Muskeln, wie das Schiff einer polychromen Kathedrale.« (*Essays* [9] S. 89 und 94)

4 Zur geographischen und literarischen Situierung Balbecs vgl. *Swann* [10] S. 192, Anm. 1, und S. 555, Anm. 1.

Seite 386:
1 Anspielung auf den mysteriösen Tod von Erzherzog Rudolf, Sohn des Kaisers Franz-Joseph, im Jahre 1889.

Seite 388:
1 Eher als um eigentliche Zitate handelt es sich um ein Pastiche. Vgl. die Briefe vom 11. und 18. Februar 1671.

2 Brief vom 9. September 1694.

Seite 390:

1 Modell gestanden hat die Prinzessin von Sagan, die den Sommer jeweils in Trouville verbrachte. Sie wohnte in der Villa Persane und ließ sich auf der Strandpromenade von einem kleinen Neger begleiten. Vgl. Prousts Charakterisierung der Prinzessin und der Marquise von Gallifet, »beide in ihrer heute nahezu unbeschreiblichen Eleganz einstiger Schönheiten des Kaiserreichs«. (*Essays* [9] S. 370).

Seite 391:
1 Croque-monsieur ist ein warmer Schinken-Käse-Toast; zu Œufs à la crème vgl. *Swann* [10] S. 85, Anm. 1.

Seite 394:
1 Wie der Romanheld wird der Leser nur tröpfchenweise von der Beziehung zwischen Norpois und Madame de Villeparisis unterrichtet. Nachträglich versteht er nun gewisse Anspielungen Norpois' auf eine ihm bekannte Person. Vgl. S. 55.

2 Es handelt sich um El Greco. Vgl. das 1911 bei Plon erschienene Werk von Maurice Barrès: *Greco ou le secret de Tolède*. Proust hat sich gegenüber Georges de Lauris im Dezember 1907 begeistert über einen Greco geäußert, den er bei Maria de Madrazo, der Schwester Reynaldo Hahns, gesehen hatte: »ein wirklich göttlicher Greco, mit ebenso wertvollen Farbtönen – in ihrer Art – wie die eines Vermeer.« Vgl. *Correspon- dance* [6] Bd. vii, S. 319. Er kannte auch einen Artikel Montesquious im »Supplément littéraire« des *Figaro* vom 26. September 1908: »Autour du Greco«; in erweiterter Form, unter dem Titel »Précurseurs et distancés« in *Majeurs et mineurs* (1917).

3 Anspielung auf das Bild *Jupiter et Sémélé* (1896) im Musée Gustave Moreau, über das sich Proust auch in einem Brief an Montesquiou vom 27. April 1905 Gedanken macht. Dort spricht er von dem »viermal überlebensgroßen Zeus«. Vgl. *Correspondance* [6] Bd. v, S. 115. Zu Proust über Moreau vgl. die Fragmente in *Essays* [9] S. 510-520; zu Proust und Moreau, Patrick Gauthier, »Proust et Gustave Moreau«, *Eu- rope*, August-September 1970.

Seite 397:

1 Unter diesem Decknamen agiert in der schon auf S. 22 erwähnten Komödie *Le Demi-Monde* von Alexandre Dumas die Protagonistin, Suzanne, eine Halbweltdame, die eine bürgerliche Heirat anstrebt.

2 Anspielung auf die xiii. Satire von Mathurin Régnier (1573-1613). Macette ist eine Kupplerin, die in ihren alten Tagen zur reuigen Sünderin wird.

Seite 398:

1 Hier beginnt eine Handlungssequenz, »Spazierfahrten mit Madame de Villeparisis«, die in der kunstvollen Verknüpfung der Ereignisse und Themen dem »Diner mit Monsieur de Norpois« vergleichbar ist. Die beiden Sequenzen sind auch durch gemeinsame Themen (Gespräche über Literatur, Parodie Sainte-Beuves) sowie durch ihre Stellung innerhalb des Romans (zu Beginn des ersten beziehungsweise des zweiten Teils) miteinander verbunden. Die Liaison des Marquis mit der Marquise spielt somit nicht nur auf der Ebene der Handlung, sondern auch auf der der Komposition des Textes.

2 Wie in den beiden Kapiteln von »Combray« bildet das Zimmer hier eine erzählerische Keimzelle.

Seite 400:

1 Den Ausblick aus dem Fenster gestaltet Proust als Seestück. In Analogie zur Geschichte der Malerei (die sich auch im Werk Elstirs spiegelt) wird er in späteren Seestücken der *Jeu- nes filles* auf die mythologische Staffage verzichten. Bei Hesiod, in der von Leconte de Lisle 1896 übersetzten *Theo- gonie* (Vers 256), ist Glaukonome eine Nereide, »die gerne lächelt«.

Seite 402:

1 Anspielung auf Racines letzte Tragödien, *Esther* (1689) und *Athalie* (1691), die von den Schülerinnen des Mädchenpensionats der Madame de Maintenon aufgeführt wurden. In beiden Tragödien tritt ein Chor junger Israeliten auf.

Seite 403:

1 Die Tätigkeit des Romanhelden, »composer le tableau de la mer«, ist ein Bild für die Schreibarbeit des Autors.

2 Vgl. S. 355, Anm. 1.

Seite 404:

1 Die Zitate stammen aus der Eingangspassage von Leconte de Lisles Tragödie *Les Érynnies* (1873).

2 Modell gestanden hat die romanische Kirche von Criquebœuf in der Nähe von Honfleur. Wie »Querqueville« (in den Entwürfen anstelle von Balbec) enthält der Name »Carqueville« das Element »Kirche«.

Seite 407:

1 Es zeigt sich, daß Proust – wie schon im »Diner mit Norpois« – die in den Jahren 1908-1909 begonnene Auseinandersetzung mit Sainte-Beuve in seinem Roman weiterführt: Madame de Villeparisis ist eine Inkarnation der literarischen Ansichten Sainte-Beuves. Den verkannten Dichtern stehen die bewunderten Staatsmänner, Professoren, Akademiemitglieder – ordnungsliebende Literaten der offiziellen Welt – gegenüber. Da die Nachwelt nicht wie Sainte-Beuve geurteilt hat und die von Madame de Villeparisis geschätzten Autoren gründlich vergessen sind, stellen wir diese kurz vor: Louis Mathieu, Graf Molé (1781-1855). Ministerpräsident unter Louis-Philippe von 1836-1839. 1840 Wahl in die Académie française. Autor von Memoiren. Louis de Fontanes (1757-1821). Dichter und Politiker unter Napoleon und während der Restaurationszeit. Baron Vitrolles (1774-1854). Royalistischer Politiker. Autor der *Mémoires et relations politiques* (1841). Pierre-Ernest Bersot (1816-1880). Schriftsteller und Philosoph. 1866 Wahl in die Académie des Sciences morales et politiques. 1871 Wahl zum Rektor der École Normale Supérieure. Mitarbeiter des *Journal des Débats*. Étienne-Denis, Herzog Pasquier (1767-1862). Politiker des Empire und der Restauration. 1842 Wahl in die Académie française. Seine Memoiren erschienen 1893. Pierre-Antoine Lebrun (1785-1873). Dichter und Dramatiker. 1828 Wahl in die Académie française. Pair de France unter der Juli-Monarchie, Senator im Zweiten Kaiserreich. Narcisse-Achille, Graf von Salvandy (1795-1856). Politiker der Restaurationszeit und der Juli-Monarchie. 1835 Wahl in die Académie française. Pierre-Bruno, Graf Daru (1767-1829). Politiker und Literat. Autor einer *Histoire de la République de Venise*. 1806 Wahl in die Académie française.

Seite 408:
1 Zu Prousts Geringschätzung von Mérimée vgl. *Swann* [10] S. 484, Anm. 1.

2 Anspielung auf den am 25. September 1840 in der *Revue de Paris* erschienenen Artikel Balzacs über *La Chartreuse de Parme*.

Seite 411:
1 Der ganze Abschnitt steht unter dem Zeichen Baudelaires. Besonders deutlich sind die Anklänge an das Gedicht »À une passante« aus den *Fleurs du mal*.

Seite 414:
1 Aus der Folge mehrerer, sich wiederholender Spazierfahrten (die, wie Genette sagt, im »Iterativ« erzählt werden) wird im folgenden eine einzelne (im »Singulativ« erzählte) herausgegriffen.

Seite 415:
1 Im unmittelbaren Kontext steht das Motiv der mit Efeu überwachsenen Kirche in Verbindung mit der Problematik des richtigen Verstehens, das Nähe und Distanz, Identifikation und Abstraktion voraussetzt. Es gehört auch in den Kontext der Hierarchie der Künste, zeigt es doch, wie die mit der Materie noch eng verbundene Kunst der Architektur von der Natur eingeholt und überdeckt wird. Vgl. unser Nachwort. Stilistisch ist diese »Ansicht der Kirche von Carqueville« jener poetischen Prosa zuzurechnen, die Jean Milly mit dem Begriff »style Bergotte« bezeichnet. Vgl. *La phrase de Proust* [33].

2 Die folgende Begegnung mit dem schönen Fischermädchen steht parallel zu der Betrachtung der Kirche. Daß sie von »Erfolg« (einem schlecht und recht verschlüsselten Orgasmus) gekrönt ist, zeugt von der oberflächlichen, im Mondänen befangenen Verfassung des Romanhelden, wird doch dieser Erfolg durch die Wörter »Marquise« und »deux chevaux« herbeigeführt.

Seite 417:
1 Als dritte Begegnungsszene (nach der mit Efeu überwachsenen Kirche und dem Fischermädchen) folgt die Episode der drei Bäume am Weg von Hudimesnil: Wie in der Naturekstase angesichts der Kirchtürme von Martinville und wie in der durch den feucht-modrigen Geruch in einer Klosettanlage ausgelösten Erinnerungsekstase wird Marcel beim Anblick der drei Bäume ein weiteres Mal in jenen

Zustand versetzt, in dem er sich der Welt entrückt und dem Wesen der Dinge – und damit seiner eigentlichen Bestimmung – nahe fühlt. Selbstverständlich bringt der Leser die drei Bäume auch mit der Madeleine in Beziehung, einem Erlebnis, das dem Romanhelden noch bevorsteht. Zur Erklärung des ekstaseähnlichen Zustandes werden mehrere Hypothesen vorgetragen: Erinnerungs- oder Traumbild, Paramnesie … lauter Phänomene, mit denen sich die zeitgenössische Psychologie beschäftigt hat. Vgl. beispielsweise Bergsons Aufsatz »Le souvenir du présent ou la Fausse Reconnaissance« in der *Revue philosophique*, Dezember 1908. Wenn es Marcel nicht gelingt, seinem Eindruck auf den Grund zu gehen, so liegt das einerseits an der gesprächigen Madame de Villeparisis, die ihm jedes Nachdenken verunmöglicht – in der »erfolgreichen« Begegnung mit den Kirchtürmen hatte sich der Kutscher in eisernes Schweigen gehüllt –, andererseits auch an seiner eigenen, der Oberfläche der Dinge verhafteten Geistesverfassung. Was jedoch auf der Handlungsebene und in den Erklärungsversuchen des Erzählers verborgen bleibt, erhellt sich im Kontext der Komposition. Für den Helden und den Erzähler bleiben die drei Bäume ein Geheimnis, für den Autor aber und damit für den Leser sind sie ein weiteres Signal für das Thema Malerei. Mit ihnen schreibt Proust ein zentrales Motiv der Landschaftsmalerei in seinen Text ein. Vgl. z. B. Dürers Zeichnung »Drei Lindenbäume« (ehem. Kunsthalle Bremen), die Charles Ephrussi in seinem 1882 erschienenen Werk *Albert Dürer et ses dessins* (Paris, Quantin) auf S. 108 erwähnt, oder Rembrandts oft kopierte Radierung »Drei Bäume«, ein Meisterwerk der Landschaftsdarstellung.

Seite 422:
1 Vgl. den Chor der Okeaniden, die im *Gefesselten Prometheus* von Aischylos die Leiden des Helden beklagen.

Seite 423:
1 Zu den folgenden Gesprächen über literarische Mondscheinszenen vgl. Luzius Keller, »Beseelte Landschaften und Landschaften der Seele. Prousts Verhältnis zur Romantik am Beispiel seines Dialoges mit Chateaubriand«, in *Roman- tik. Auf-*

bruch zur Moderne, hg. Karl Maurer und Winfried Wehle, München, Fink Verlag, 1991.

2 Die Zitate stammen aus Chateaubriands Erzählung *Atala*, aus Vignys Gedicht »La maison du berger« (Vers 335) und aus Hugos Gedicht »Booz endormi« (Vers 69).

Seite 424:
1 Als Papst Leo XII . im Jahre 1829 starb, war Chateaubriand Botschafter in Rom, der Herzog von Blacas Botschafter in Neapel. Beide verfolgten das Konklave, in dem Kardinal Castiglione zum Papst gewählt wurde (Pius viii.), mit großer Aufmerksamkeit.

Seite 425:
1 Die vorangehenden Zitate stammen aus Vignys Gedicht »L'esprit pur« (*Les Destinées*) und aus Mussets Sonett »À M. Alfred Tattet« (*Poésies nouvelles*). Die Sitzung der Académie française, in der Molé die Aufnahmerede für Vigny hielt, fand am 29. Januar 1846 statt. Sainte-Beuve hat in der *Revue des Deux Mondes* begeistert von dieser Rede berichtet. Der Text findet sich jetzt in seinen *Portraits littéraires*.

Seite 428:
1 Anspielung auf den Bildhauer César Bagard (1639-1709) aus Nancy. Man nannte ihn auch »Le Grand César«.

Seite 429:
1 Anspielung auf die nach dreiundzwanzigjähriger Ehe von ihrem Gatten ermordete Herzogin von Choiseul-Praslin, Tochter des Generals Sebastiani.

Seite 431:
1 Zu Molé vgl. S. 407, Anm. 1, zu Loménie, S. 70, Anm. 1.

Seite 432:
1 Ximénès Doudan (1800-1872). Literat und Politiker. Seine *Mélanges et lettres* (4 Bände) sind 1876 erschienen.

2 Graf Charles von Rémusat (1797-1875). Politiker und Philosoph. 1846 Wahl in die Académie française.

3 Joseph Joubert (1754-1824). Mit Chateaubriand und Fontanes befreundeter Philosoph und Moralist. Seine *Pensées* wurden 1838 von Chateaubriand herausgegeben.

Seite 433:
1 In Saumur befand sich die École d'application de cavalerie, eine militärische Eliteschule.

Seite 434:
1 Der Auftritt Saint-Loups wird von racineschen und baudelaireschen Untertönen begleitet. Man denkt an die Verse 273 und 638-642 aus *Phèdre* und an das Gedicht »À une passante«. Auf die Verwandtschaft von Baudelaire mit Racine hat Proust in seinen kritischen Schriften mehrmals hingewiesen, am eindrücklichsten im Essay »Über Baudelaire«.

2 Zum Namen von Robert de Saint-Loup vgl. Serge Gaubert, »Le jeu de l'alphabet« in *Recherche de Proust* [40], und Maria Paganini, »Das Ende der Eifersucht«, in *Marcel Proust. Bezüge und Strukturen*, Frankfurt am Main, Insel Verlag, 1987.

3 Ein weiteres Racine-Signal: in der südfranzösischen Stadt Uzès hat Racine seine Jugend verbracht.

Seite 440:
1 Pierre-Joseph Proudhon (1809-1865). Theoretiker der europäischen Arbeiterbewegung, dessen Gesellschaftsutopien anarchistische Züge aufweisen.

2 Der Begriff »Intellektueller« erscheint in dieser Verwendung zum erstenmal im »Manifeste des intellectuels« (Herbst 1898). Dort protestierten Gelehrte und Schriftsteller (darunter Proust) gegen die Verfolgung von Oberstleutnant Picquart, der sich für eine Revision des Prozesses gegen Dreyfus einsetzte.

Seite 441:
1 François-Adrien Boieldieu (1775-1834) zeichnete sich in der Gattung Opéra-bouffe, Eugène Labiche (1815-1888) in jener der Gesellschaftskomödie und des Vaudeville aus.

Seite 442:

1 Opéra-bouffe von Offenbach aus dem Jahre 1864 nach einem Libretto von Meilhac und Halévy. Vgl. *Swann* [10] S. 484, Anm. 1.

2 Zum Pianisten Anton Rubinstein (1829-1894) vgl. auch *Swann* [10] S. 274, Anm. 2.

Seite 448:
1 Der größte Teil der folgenden Episode mit Bloch und dessen Familie in Balbec ist nach 1913 entstanden.

2 Zumeist von Juden bewohnte Straße zwischen der Porte Saint-Denis und der Börse.

3 Der Concours général stand den Schülern der oberen Klassen des Gymnasiums offen. Verlangt wurde ein Französischaufsatz über ein gegebenes Thema.

4 Die Gründung der ersten Volkshochschulen in Frankreich fällt in das Jahr 1898.

Seite 450:
1 Im Augenblick, da Proust Ruskins Venedig-Buch, dem die *Recherche* zahlreiche Motive und Farbtöne verdankt, ausdrücklich nennt, tut er es in Form einer profanierenden, befreienden Karikatur. Möglicherweise steckt in Blochs falscher Aussprache von Venice auch ein Seitenhieb auf Robert de Montesquiou, der in seinem 1895 erschienenen Gedichtband *Le parcours du rêve au souvenir* (xxxiv) »Venice« sich auf »so nice«reimen läßt: »*Venedig, Venise*, Venice / Qui fait dire à l'Anglais so nice«. In der »édition définitive« seiner Gedichte (1908) hat Montesquiou allerdings auf diese Strophe verzichtet.

Seite 452:
1 Anspielung auf den Anfang von Descartes' *Discours de la méthode* (1637), wo nicht von der Güte, sondern vom gesunden Menschenverstand die Rede ist. Mit diesem abgewandelten Zitat beginnt eine jener längeren, der klassischen französischen Moralistik verpflichteten Passagen, wie sie auch in *Freuden und Tage* oder *Jean Santeuil* zu finden sind. Man wird das Gefühl nicht recht los, Proust absolviere hier eine Pflichtübung.

Seite 458:
1 Dandies aus der Provinz, besonders aus den kleinen Städten der Bretagne und der Normandie, gehören zu den Protagonisten der im Band *Les Diaboliques* (1874)

zusammengefaßten Erzählungen von Barbey d'Aurevilly. Vgl. auch Barbeys 1845 erschienenes Werk *Du dandysme et de G. Brum- mell*.

Seite 459:
1 Mit der Sprache Blochs karikiert Proust den Stil von Leconte de Lisle.

Seite 461:
1 Der bedeutende Finanzmann Samuel Bernard (1651-1739) war nicht Jude, sondern konvertierter Protestant.

Seite 462:
1 Anspielung auf die berühmte Jacht »Ariane« des Schokoladefabrikanten Gaston Menier.

Seite 463:
1 Zur Zeit, in der die Handlung spielt, hatten die beiden »Bohémiens« ihren festen Sitz in der Académie française; Leconte de Lisle seit 1886, Heredia seit 1894.

2 Auf der biographischen Ebene verweist das Stereoskop auf das Ehepaar Greffulhe. Vgl. Painter, *Marcel Proust* [34] Bd. ii, S. 217.

Seite 466:
1 In den Entwürfen ist dieser »Unglückliche« der Marquis von Vaugoubert. Man wird später in der *Recherche* sowohl dem Opfer als auch dem Henker in ähnlichem Zusammenhang (Homosexualität, Geißelung) wiederbegegnen. Vgl. Compagnon, *Proust entre deux siècles* [21] S. 72.

Seite 467:
1 Marcel Plantevignes berichtet, Proust habe sich einen Vikuniamantel machen lassen, wie Robert de Montesquiou einen besaß. Vgl. *Avec Marcel Proust* [36] S. 41.

2 Proust selbst hat sich zu Hause Quartette vorspielen lassen. Vgl. Painter, *Marcel Proust* [34] Bd. ii, S. 383-384.

Seite 468:
1 Zahlreiche Elemente in diesem Porträt (der Blick, die Körperhaltung, die Moosrose im Knopfloch) weisen auf Robert de Montesquiou.

Seite 472:
1 Wir übernehmen die aufschlußreiche Anmerkung von Daria Galateria ([24] S. 1306): »Obwohl er mit Dichtern und Künstlern wie Verlaine, Rodin, Matisse, den

Fauves oder den Symbolisten in Verbindung stand, folgte Eugène Carrière (1849-1906) keiner der ausgeprägten Strömungen seiner Zeit und malte mitten im Impressionismus Monochromien in Grautönen. Was seine Themen betrifft, hielt er sich – neben seiner Tätigkeit als Porträtmaler (berühmt ist sein *Verlaine*) – an biedermeierliche Sentimentalitäten. Er war einer der berühmtesten, wenn auch nicht der bezeichnendsten Maler seiner Zeit. Die Bewunderung Saint-Loups beruht vielleicht auch darauf, daß Carrière sich gegen Ende des Jahrhunderts mit verschiedenen sozialen Fragen auseinandersetzte, besonders auch mit den Volkshochschulen.«

Seite 475:
1 Proust nennt Maler aus drei Ländern (Italien, Spanien, Frankreich) und drei Epochen (Renaissance, Barock, Rokkoko).

Seite 476:
1 Albert Lebourg (1849-1928). Landschaftsmaler im Umkreis der Impressionisten.

2 Armand Guillaumin (1841-1927). Gehörte von der ersten Ausstellung (1874) an zu der Bewegung der Impressionisten. Die lebhaften Farben seiner späteren Werke rücken ihn in die Nähe der Fauves.

Seite 478:
1 1684 übernahm La Bruyère die Erziehung des damals sechzehnjährigen Herzogs von Bourbon, eines Enkels des Großen Condé; 1689 übernahm Fénelon jene des damals zweijährigen Herzogs von Burgund, des ältesten Sohnes des Kronprinzen, eines Enkels also von Ludwig XIV . Fénelons *Les aventures de Télémaque* (1699) entstand im Zusammenhang mit dieser Aufgabe.

Seite 483:
1 Vgl. die Kapitel »Monsieur de Lomperolles« und »Lomperolles Tod« in *Jean Santeuil* [14].

2 Anspielung auf zwei Fabeln La Fontaines: »Les deux amis« (viii,11) und »Les deux pigeons« (ix,2).

Seite 484:
1 Freies Zitat nach Briefen vom 18. Februar 1671 und vom 10. Januar 1669.

2 Vgl. den Brief vom 29. Mai 1675.

3 Freies Zitat nach *Les Caractères*, »Du Cœur« 23.

Seite 486:
1 Anspielung auf das 1640 von Mansart am Quai Malaquais errichtete Hôtel de Chimay.

2 Die Fürstin von Chimay, eine gebürtige Amerikanerin, ist 1896 mit einem Geiger aus dem Zigeunerorchester von Chez Maxim's durchgebrannt.

Seite 487:
1 Das zwischen 1762 und 1768 vom Architekten Jacques-Ange Gabriel (vgl. S. 90, Anm. 3) errichtete Petit Trianon ist im klassizistischen Stil gebaut. 1783 wurde der französische, von Jussieu gezeichnete Garten durch den vom Architekten Richard Migne und dem Maler Hubert Robert entworfenen frühromantischen »Hameau« ersetzt.

Seite 491:
1 Philosophisch-mystisches Gedicht von 1838 (in *Poésies nou- velles*).

Seite 492:
1 Zitate aus »Chanson«, »À mon frère revenant d'Italie« und »Nuit de Décembre« (alle in *Poésies nouvelles*).

Seite 493:
1 Saint-Simon, Madame de Sévigné u. a. haben mehrere Bonmots dieser geistreichen Dame, in deren Salon die große Welt ihrer Zeit verkehrte, überliefert. Vgl. auch Prousts Saint-Simon-Pastiche in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [8] S. 82.

Seite 494:
1 Während die fiktiven Ereignisse in Balbec um 1898 spielen, datiert der (von den Japanern gewonnene) Russisch-Japanische Krieg von 1904-1905.

Seite 495:
1 Anspielung auf eine berühmte Replik aus Georges Feydeaus Komödie *La dame de chez Maxim's* (1899): »Eh! allez donc, c'est pas mon père.« Im Zusammenhang mit den Schwestern Blochs erhält das Zitat eine besondere Färbung, läßt Proust doch häufig ödipale und homosexuelle Thematik im jüdischen Kontext aufscheinen. Vgl. *Swann* [10] S. 55, Anm. 1.

Seite 498:
1 Vierter Sohn des Bürgerkönigs Louis-Philippe. Vgl. *Swann* [10] S. 381, Anm. 1.

2 Gemeint ist die Prinzessin von Wagram, die nach ihrer Heirat (1851) mit einem Murat (dessen Großvater tatsächlich König von Neapel war) diesen Titel beanspruchte. Sie ist nicht zu verwechseln mit der wirklichen Königin von Neapel, die später in der *Recherche* auftritt.

3 Charles-Robert de Gramont-Caderousse, aus einer angesehenen Familie, führte ein Leben voller Skandale.

4 1871 gegründete Tageszeitung.

Seite 499:

1 Nach dem Jockey-Club war der Cercle de la rue Royale der exklusivste Pariser Club. Außer Charles Haas, einem der Modelle Swanns, gehörten ihm keine Juden an. »Ganaches« bedeutet soviel wie Einfaltspinsel. Im Stück *Les Ganaches* (1862) von Victorien Sardou werden die Parteigänger früherer Monarchien als »ganaches« bezeichnet.

2 Der symbolistische Dichter Villiers de l'Isle-Adam (1838-1889) war um die Jahrhundertwende nur in avantgardistischen Kreisen bekannt. Catulle Mendès (1841-1909) war einer der tonangebenden Dichter des von Bloch geschätzten Parnasse.

Seite 500:

1 Anspielung auf die französischen Grabungen in Susa (1885). Das im Louvre ausgestellte Löwenjagdfresko wurde von Jane Dieulafoy, die an den Grabungen teilgenommen hatte, rekonstruiert.

2 Anspielung auf die menschenköpfigen Stiere aus Khorsabad im Louvre.

Seite 503:

1 Die Reihe moderner, klassischer und antiker Dramatiker wird abgeschlossen durch den auch von Herder und Goethe geschätzten indischen Dichter Kalidasa (5.-4. Jh. v. Chr.). Sein Hauptwerk, das Drama *Sakuntala*, wurde 1803 ins Französische übersetzt und 1884 sowie 1896 neu aufgelegt.

Seite 504:

1 Berühmter Schauspieler. Mitglied des Ensembles der Comédie Française. Vgl. *Swann* [10] S. 605, Anm. 1.

2 Das Wort meint »ehemaliger Schulkamerad«. Es geht zurück auf die Komödie von Labiche *L'affaire de la rue de Lourcine* (1857), in der sich zwei ehemalige Pensionäre der Pension Labadens wiederbegegnen.

Seite 505:
1 Vom Innenministerium herausgegebenes Bulletin, das Gesetze und Verordnungen publiziert und über die Beratungen des Parlaments Bericht erstattet.

Seite 507:
1 Haltestelle in Auteuil. Daß die Ringbahn von Saint-Lazare bis Point-du-Jour nur eine Strecke von 9 Kilometern zurücklegt, ist bei der Rede Blochs zu berücksichtigen.

Seite 508:
1 Gemeint ist die Schwester des Herzogs von Orléans, Marie-Amélie, die 1886 den portugiesischen Prinzen Carlos heiratete. Dieser war – als Carlos I . – von 1889-1909 König von Portugal.

Seite 514:
1 Die ersten Kodak kamen 1888 auf den Markt. In der Folge wurde in Frankreich bald der Name (Kodak) für die Sache (Photoapparat) verwendet.

Seite 516:
1 Anspielung auf das berühmte Bild von Dante Gabriel Rossetti *Ecce Ancilla Domini* (1850) in der Tate Gallery, London. Die folgende Passage charakterisiert einen Aspekt des Fin de siècle, der beispielsweise auch in der *Revue blanche* zutage tritt.

Seite 521:
1 Die »kleinen Mädchen« (»fillettes«) sind ein Relikt aus früheren Entwürfen, in denen Marcel bei einem ersten Aufenthalt am Meer einer Gruppe kleiner Mädchen und bei einem zweiten einer Schar junger Mädchen begegnet.

Seite 522:
1 Das Zweirad wurde im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts u. a. vom Prinzen von Sagan in Mode gebracht. Ob es – angesichts der herrschenden Mode – auch für Frauen geeignet sei, war umstritten. Vgl. die Umfrage von C. de Loris: *La femme à bicyclette. Ce qu'elles pensent* (1896). Die Attribute der jungen Mädchen weisen auf die damals modernsten Sportarten.

Seite 527:
1 Der Auftritt der Mädchenschar erinnert in seiner ganzen Inszenierung an Strandbilder von Boudin. Der Vergleich mit einem dahinziehenden Schiff weist auf Baudelaires Gedicht »Le beau navire« aus den *Fleurs du mal*. Vgl. Juliette Hassine, *Essai sur Proust et Baudelaire*, Paris, Nizet, 1979, S. 176.

Seite 530:
1 Im französischen Kontext sind die Peris (persische Feen) hauptsächlich durch Hugos Gedicht »La fée et la péri« (*Odes et ballades*) bekannt. Näher bei Prousts Vergleich jedoch steht das 1912 von den Ballets russes aufgeführte Tanzpoem *La Péri* von Paul Dukas.

Seite 536:
1 Die Bezeichnung Pennsilvaniarosen weist auf die von Proust benützte botanische Spezialliteratur, das Bild als solches aber auf die Dekorationsmalerei der Nabis.

2 Den vorangehenden Auftritt der »jeunes filles en fleurs« (der Titelfiguren des Bandes) hat Proust in zahlreichen Entwürfen vorbereitet. Vgl. das umfangreiche Dossier in der Pléiade-Ausgabe [3] Bd. II , S. 927-960.

Seite 538:
1 In der Vorlage basiert das Wortspiel auf »rentrer« und »entrer«.

Seite 539:
1 »Der Arme« für »die Armen« (oder »die armen Leute«) steht zweimal in Racines Tragödie *Athalie* (Vers 837 und 1406).

2 Die hier erwähnten Motive weisen auf den *Barmherzigen Sa- mariter* im Louvre, ein Bild, das heute Constantin-Daniel van Renesse zugeschrieben wird. Vgl. Prousts Essay »Chardin und Rembrandt«, in *Essays* [9] S. 101 und 554-555.

3 Bevor die Malerei im Roman zu einem Element der Handlung wird (Begegnung mit Elstir), bildet sie einen thematischen Bezugspunkt. Proust stellt seine literarischen Bilder (im Stile Boudins, der Nabis oder Rembrandts) oft an den Schluß eines Abschnitts.

Seite 540:
1 Erste Erwähnung von Albertines Familiennamen. »Simonet« ersetzt den in den Entwürfen verwendeten Namen »Bouqueteau« oder »Boucteau«.

2 Wer die in dieser Bemerkung – und in der insistenten Wiederholung von »Simonet« auf den folgenden Seiten – enthaltene Anregung aufnimmt und nach der Bedeutung des Namens Simonet und nach der durch ihn bezeichneten Person zu suchen beginnt, stößt bald einmal auf Monet. Die »kleine Simonet« weist auf den großen Impressionisten.

Seite 542:

1 An dieser Stelle beginnt eine der bemerkenswertesten Textsequenzen der *Jeunes filles.* Sprachliche Bilder, wie sie schon im vorangehenden den Text gestalten, sind nun zu einer eigentlichen Bildergalerie aneinandergereiht. Zum Strukturprinzip der Bilderfolge vgl. auch *Swann* [10] S. 468.

2 Ein erstes Bild zeigt ein modernes Sujet (Hügel, Haus, Abendlicht), das jedoch durch die Vergleiche mit der sakralen Kunst des Mittelalters in Verbindung gebracht wird.

3 Nach diesem Satz vollzieht sich ein erzählerischer Registerwechsel. Das bisher Erzählte (vom Auftauchen der jungen Mädchen bis zum Betreten des Zimmers) geschieht an einem bestimmten Tag; das folgende aber betrifft die ganze in Balbec verbrachte Saison. So entsteht eine Pause in der Handlung, während der der Leser die nun folgenden Bilder »betrachten« kann.

Seite 543:

1 Der gemeinsame Bezugspunkt des Renaissance-Malers Antonio Pisano, gen. Pisanello (vor 1395-1455) und des Finde-siècle-Glaskünstlers Émile Gallé (1846-1904) ist Robert de Montesquiou. Von Montesquious Bewunderung für Pisanello spricht Proust in seinem Essay »Ein Lehrer des Schönen« (vgl. *Essays* [9] S. 289 f.). Dort ist vom Porträt der Ginevra d'Este im Louvre die Rede; hier denkt Proust wohl eher an die Vogelzeichnungen des Codex Vallardi (auch im Louvre). Zu Montesquious Bewunderung für Gallé vgl. das Kapitel »Orfèvre et verrier. Gallé et Lalique« in *Les ro- seaux pensants* (1897).

2 Auch in diesem Bild überschneiden sich moderne und mittelalterliche sowie literarische und malerische Elemente. Hinsichtlich seiner Farben erinnert das Bild an die Verse 61-64 von Baudelaires Gedicht »Le Voyage« ; die Formen und be-

sonders der merkwürdige Ausdruck »stigmatisiert« weisen jedoch deutlich auf Giottos *Stigmatisierung des hl. Franziskus* im Louvre.

3 Es überschneiden sich hier zwei Bereiche mittelalterlicher sakraler Kunst: Schrein und Altar. Wie Christiane Robin gezeigt hat (»Le retable de la cathédrale«, *Études proustiennes* iii, Paris, Gallimard, 1979, S. 67-93), dienen Memlings Reliquienschrein der hl. Ursula (1499) in Brügge und der Genter Altar (1432) van Eycks als Vorbilder. In seinem wegweisenden Essay *L'espace proustien* (1963) hat Georges Poulet Altar und Predella als Bild für die *Recherche* gedeutet: »Hier hat Prousts Phantasie schließlich die vollkommene Metapher gefunden, in der sich das Werk mit Hilfe der angemessensten symbolischen Form darstellt.« (*Marcel Proust. Zeit und Raum*, [37] S. 107).

Seite 544:

1 Ähnliche Effekte finden sich auf Bildern und Aquarellen von Manet, Whistler, Helleu oder Blanche. Vgl. zum Beispiel Manets *Bâteaux en mer, soleil couchant* im Musée des Beaux-Arts, Le Havre.

2 Die pechschwarze Färbung der Nebelschwaden und der konstruktive Charakter des Bildes weisen auf die Meereslandschaften Courbets.

Seite 545:

1 Das Interesse von Künstlern und Sammlern für den japanischen Holzschnitt beginnt mit der Weltausstellung von 1855. Dank dem großen Erfolg der japanischen Pavillons an den Weltausstellungen von 1867, 1878 und 1889 wurden auch Erzeugnisse des japanischen Kunsthandwerks zu beliebten Sammelobjekten. Vgl. die Einrichtung von Odettes Haus in *Swann* [10] S. 320-322.

Seite 546:

1 Die Verfassung des Romanhelden (Oberflächlichkeit, Dilettantentum) steht in scharfem Gegensatz zu der Meisterschaft, mit der Proust seine sprachlichen Bilder gestaltet.

2 Man denkt in erster Linie an Monets Ansichten der Kathedrale von Rouen (1895).

Seite 547:

1 Der amerikanische Maler J. A. Mc Neill Whistler (1834-1903) hatte sich im Londoner Stadtteil Chelsea niedergelassen, lebte aber auch in Paris, wo er in seinem Atelier Malunterricht erteilte. Vgl. *Essays* [9] S. 343, Anm. 7. Er war ein großer Bewunderer japanischer Kunst. In Paris gehörte er zu dem Künstlerkreis um Robert de Montesquiou, den er auch porträtierte. Sein Porträt der Lady Meux, das auch den Titel »Harmonie en gris et rose« trägt, war 1892 in Paris ausgestellt (heute in der Frick Collection, New York). Es ist mit einem Schmetterling signiert. Über die Pariser Whistler-Ausstellung von 1905 hat sich Proust in Briefen an seine Mutter (15. Juni) und Marie Nordlinger (24. Juni) geäußert.

Seite 548:
1 Hier wird der Hauptstrang der Erzählung wiederaufgenommen. Was für den Romanhelden vielleicht eine Minute dauert, nämlich das Warten auf nähere Auskunft über die Simonets, wird für den Leser zu einem mehrseitigen Gang durch eine Bildergalerie, bei dem er mehr als einmal dem im Namen Simonet anklingenden Monet begegnet.

2 Diese Anspielung datiert den Aufenthalt in Balbec auf Sommer 1898. Vgl. die Anmerkung von Mariolina Bongiovanni Bertini zur Dreyfus-Affäre in *Jean Santeuil* [14] S. 1165-1169.

Seite 549:
1 Die Verbindung antiker und giottesker Kunst findet sich schon bei Ruskin am Beispiel einer der Szenen des Lebens Mariae in der Capella degli Scrovegni: Vgl. *Works* [18] Bd. xxiv, S. 65. Proust seinerseits verbindet die moderne technische Welt, Ruskin und Giotto in seinem Ruskin-Pastiche. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [8].

Seite 550:
1 Geschlossener Wagen für zwei Personen.

Seite 566:
1 Vgl. das Porträt des Fürsten von Polignac in *Essays* [9] S. 221.

Seite 570:
1 Anspielung auf Amphion, Sohn des Zeus und der Antiope, der beim Bau der Ringmauer von Theben die Steine mit dem Klang seiner Lyra in Bewegung setzte.

Seite 578:
1 Die Begegnung mit Elstir hat ihre Vorlage in der Begegnung mit dem Schriftsteller C. in *Jean Santeuil* ([14] S. 10 ff.). Im Hintergrund steht ein biographisches Ereignis, nämlich die Begegnung mit dem amerikanischen Maler Alexander Harrison, den Proust und Reynaldo Hahn 1895 in Beg-Meil kennenlernten.

Seite 579:
1 Das wirkliche Canapville liegt nicht an der Küste, sondern zwischen Trouville und Pont-l'Évêque.

Seite 580:
1 Anspielung auf das Porträt des Advokaten Jeffreys im Kreis seiner Familie (1730) in der National Gallery, Washington. Wie schon bei ihrem ersten Auftreten – mit dem jünglingshaften Sprung Andrées über den alten Bankier und dem burschikosen Kommentar Gisèles – sind die jungen Mädchen in ein Bezugsnetz eingewoben, in dem die Geschlechter sich leicht verschieben.

Seite 581:
1 Damit läßt Proust das Hauptthema der Albertine-Teile der *Recherche* aufscheinen: Albertine als Verkörperung unseres Unvermögens, in das Innere anderer Menschen einzudringen, als Symbol des sich entziehenden Sinns.

Seite 587:
1 Mit diesem Abschnitt beginnt – nach der Ausstellung von Seestücken – eine weitere als Bildergalerie ausgestaltete Handlungssequenz: der Besuch im Atelier Elstirs. Die einleitenden Anspielungen sind, wie Daria Galateria gezeigt hat, nicht zufällig. Mit den Kymmeriern weist Proust auf die im dunkeln liegenden Grenzbereiche des Lebens, mit König Marke auf Tristans schuldhafte Liebe zu Isolde; Bronzeliande ist der Wald, in dem der Zauberer Merlin mit der Fee Viviane in freiwilliger Zurückgezogenheit lebt. Zur Entstehung der Sequenz vgl. Jo Yoshida, »La genèse de l'atelier d'Elstir«, *Bulletin d'informations proustiennes* 8, Herbst 1978.

Seite 588:

1 Elstirs mythologische Phase weist auf den frühen Turner, besonders aber auch auf Gustave Moreau. Zu den Malern, die sich speziell für japanische Kunst interessieren, gehören Degas, Manet, Monet, Pissarro und Whistler.

Seite 589:
1 Die Metapher ist ein zentraler Begriff in Prousts Ästhetik und eine zentrale Figur seines Stils. Vgl. Gérard Genette, »Proust palimpseste«, in *Figures* [25] und »Métonymie chez Proust«, in *Figures III* [26]. Über den rhetorischen Begriff im engeren Sinn hinaus meint Proust mit »Metapher« das Übertragen oder Inbezugsetzen von Bedeutungen überhaupt.

Seite 590:
1 Vgl. das Kapitel »Ein Kunstsammler. – Monet, Sisley, Corot« in *Jean Santeuil*. Was die Aufhebung von Grenzlinien betrifft, so finden sich zahlreiche Beispiele in Prousts eigenem Werk (von dem ja ohnehin auf dem Umweg über die Malerei hier die Rede ist).

2 Die Ansicht des Hafens von Carquethuit gehört zu den großen imaginären Kunstwerken der *Recherche*. Wie für die Kirchen von Combray, Saint-André-des-Champs und Balbec, die Sonate und das Septett Vinteuils oder für Bergottes Stil wurden zahlreiche Modelle in Vorschlag gebracht, u. a. Turners Ansichten der Häfen von Plymouth und Scarorought aus der Serie *Harbours of England*, die Ruskin ausführlich beschreibt und die in Prousts Ruskin-Ausgabe abgebildet sind. Vgl. *Works* [18] Bd. xiii. Weitere Bezüge ergeben sich zu Hafenansichten von Boudin, Manet und Monet, doch geht es im wesentlichen um die impressionistische Malerei als solche. Vgl. Michel Butor, »Les œuvres imaginaires de Proust«, in *Répertoire II*, Paris, Minuit, 1972.

Seite 594:
1 Vgl. den von Proust in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [8] S. 166 zitierten Ausspruch Turners: »meine Sache ist es zu zeichnen, was ich sehe, nicht, was ich weiß.«

2 Vgl. die Beschreibung eines Falaisenbildes von Monet in *Jean Santeuil* [14] S. 1091.

Seite 596:
1 Mit den folgenden Ausführungen öffnet Elstir dem Romanhelden die Augen für die Schönheit der Kirche von Balbec. Es handelt sich um eine Reihe von teils wörtlichen Zitaten aus Émile Mâles Werk *L'art religieux en France au XIII*e siècle (1898), das Proust schon 1899 anläßlich seiner Ruskin-Studien konsultiert hat. Mit Ruskin und Mâle stehen sich eine schwärmerisch-mystische und eine wissenschaftliche Auffassung mittelalterlicher Kunst gegenüber. Marcels Enttäuschung vor der Kirche von Balbec steht mit der ersteren, Elstirs Ausführungen stehen mit der letzteren in Zusammenhang.

Seite 598:
1 Auf der Ebene der Handlung ist die saloppe Ausdrucksart Elstirs, wie man bald sehen wird, ein Relikt aus früheren Jahren; auf biographischer Ebene ist sie mit einem Besuch Prousts im Atelier Vuillards in Cabourg in Verbindung zu bringen. Anfang September 1907 schreibt er an Reynaldo Hahn: »Gestern habe ich Vuillard getroffen, der eine blaue Arbeitsbluse anhatte […] Er sagt ständig mit starker Betonung: 'ein Typ wie Giotto, nicht wahr, oder ein Typ wie Tizian, die wußten es ebenso gut wie Monet, nicht wahr, ein Typ wie Raffael usw.' Er sagt sicher alle zwanzig Sekunden 'Typ', doch ist er jemand ganz Köstliches.« Vgl. *Correspondance* [6] Bd. vii, S. 267.

2 Anspielung auf Odilon Redons *Apokalypse des hl. Johannes*, eine Lithographienfolge aus dem Jahre 1899.

Seite 601:
1 Mit der Plötzlichkeit, die den ästhetischen Augenblick kennzeichnet, erscheint im Rahmen des Fensters – wie ein weiteres Bild Elstirs – die junge Radfahrerin mit der Polomütze.

Seite 603:
1 Ein weiteres Mal wird der Name Simonet mit auffallender Häufigkeit wiederholt. Außerdem wird das Problem der außergewöhnlichen Schreibweise hier ausdrücklich thematisiert. Für die Simonets bedeutet das eine *n* Distinktion, für Proust und für uns ist es ein Signal für Monet und damit für das Thema Malerei.

Seite 606:

1 Nach der Ansicht des Hafens von Carquethuit rückt nun ein weiteres Werk Elstirs ins Zentrum des Interesses. Die einzelnen Phasen der um dieses Aquarell kreisenden Sequenz und die raffinierte Weise, wie sie in den Handlungsablauf und in den Kontext des ganzen Romans eingearbeitet sind, erinnern an die Episode, in der der feucht-modrige Geruch einer Klosettanlage das Arbeitskabinett von Onkel Adolphe heraufbeschwört. Vgl. S. 98. Stilistisch weist das Werk auf die Aquarell- und Pastellmalerei von Manet bis Whistler. Das Thema (eine Frau in Männerkleidung) erscheint auch bei Renoir (*Madame Henriot en page*, Gallery of Fine Arts, Columbus) und in mehreren Porträts von Manet und von Whistler.

Seite 609:
1 An dieser Stelle erhält das Porträt seinen Titel und wird datiert. Der Titel »Miss Sacripant« bezieht sich auf die komische Oper *Sacripant* von Jules Duprato (Libretto von Philippe Gille), die 1866 im Théâtre des Fantaisies-Parisiennes gespielt wurde. »Sacripant« (nach der Figur des Sacripante aus Boiardos *Orlando innamorato*) bedeutet »Gauner«, »Wichtigtuer«. Die Hauptrolle des Stücks, Giovanino – ein sentimentaler Dieb – wurde von einer Frau gespielt. Außerdem verkleidet sich Giovanino in den letzten Szenen als Frau. Auf biographischer Ebene darf angemerkt werden, daß Prousts Vater eine Photographie der an der Opéra-Comique tätigen Sängerin Marie Van Zandt besaß. Die Photographie, die die Sängerin in Männerkleidung darstellte, war mit einer Widmung vom 23. Oktober 1881 versehen. Man weiß, daß sich Doktor Adrien Proust häufig als Arzt vom Dienst in der Opéra-Comique einteilen ließ. Vgl. *Correspondance* [6] Bd. vii, S. 242, Anm. 14.

2 Im 1807 gegründeten Théâtre des Variétés, am Boulevard Montmartre, wurden hauptsächlich Vaudevilles und Operetten gespielt.

Seite 610:
1 Die Anrede »Ma belle Gabrielle« entspricht dem Titel eines 1855 erschienenen Romans von Auguste Maquet, impliziert jedoch hier in erster Linie Bezüge zur Malerei: Man denkt an *Gabrielle d'Estrées im Bade* (Musée Condé, Chantilly),

eines der Hauptwerke der Schule von Fontainebleau. Außerdem hieß Renoirs Modell Gabrielle.

Seite 612:
1 Zu Madame Elstir vgl. auch die Kapitel »Madame Martial« und »Der Maler Bergotte. – Die Eheleute Delven. – Madame Cressmeyrs Diner« in *Jean Santeuil* [14].

2 Obwohl diese Hinweise sehr allgemein gehalten sind, erinnert man sich an Bemerkungen Prousts über George Eliot in *Essays* [9] S. 495-497, sowie an Motive aus Manets *Déjeu- ner sur l'herbe*.

Seite 616:
1 An dieser Stelle scheint eine Erinnerung an den amerikanischen Maler Alexander Harrison durch. Am 20. August 1903 schreibt Proust an Georges de Lauris: »Sie müssen unbedingt zur Pointe du Raz gehen […]. Es handelt sich um schicksalsschwere, hoch und heilig verfluchte Orte, die man kennen muß. Ich gebe aber zu, daß ich Penn'march, dem Sie nicht ausweichen können, tausendmal vorziehe; es ist eine Art Mischung von Holland, Indien und Florida (Harrison *di- xit*).« Vgl. *Correspondance* [6] Bd. iii, S. 408.

Seite 625:
1 Die Identifizierung des Modells (Odette im Jahre 1872, als junge, etwa zwanzigjährige Schauspielerin, vor ihrer Heirat mit Monsieur de Crécy) erfolgt auf ähnlich plötzliche Weise wie jene des feucht-modrigen Geruchs im Arbeitskabinett von Onkel Adolphe. Seit der Episode mit der Dame in Rosa (*Swann* [10] S. 108 ff.) weiß man um die Verbindung (die Liaison) zwischen Odette und Onkel Adolphe.

Seite 627:
1 Ort, Sujet und Farbe weisen auf die Malerei der Nabis, besonders auf die zahlreichen Darstellungen der Place Clichy und der Place Pigalle von Bonnard, die regelmäßig bei Bernheim-Jeune zu sehen waren.

Seite 629:
1 Die Entdeckung, daß Elstir und der geschwätzige Monsieur Biche aus »Eine Liebe Swanns« ein und dieselbe Person sind, und eine letzte Lektion des immer

noch gerne redenden Malers beschließen die Episode (Porträt der Miss Sacripant) und gleichzeitig die Handlungssequenz (Besuch in Elstirs Atelier).

Seite 636:
1 Es handelt sich nicht, wie Saint-Loup glaubt, um einen russischen Autor. Unter diesem Pseudonym veröffentlichte Mme. Charles Vincens (1840-1908) historische und biographische Werke über das Leben am Hof im 17. Jahrhundert, über Bernardin de Saint-Pierre und über Musset. Als Mitarbeiterin des *Journal des Débats* schrieb sie u. a. auch über Ibsen und Tolstoj.

Seite 638:
1 Mit den Stilleben in Chardins Manier wird das Panorama der Malerei vervollständigt. Wie schon in den ersten Stilleben à la Chardin (S. 384) greift Proust hier auf seinen unveröffentlichten Essay aus dem Jahre 1895 zurück. Vgl. *Essays* [9] S. 375.

Seite 642:
1 Anspielung auf La Fontaines Fabel »Der Bildhauer und die Zeus-Statue« (IX , 6): »Was wird mein Meißel daraus machen? Wird es ein Gott, ein Tisch oder ein Trog sein?«

Seite 648:
1 La Sogne ist eine der Stationen der Kleinbahn. In *Sodom und Gomorra* erklärt Brichot die Etymologie des Namens.

Seite 651:
1 Offensichtlich ist Proust mit dem Golfspiel nicht vertraut. Während er glaubt, man müsse eine möglichst hohe Punktzahl erreichen, geht es beim Golf darum, die Runde von 18 Löchern mit einer möglichst geringen Zahl von Schlägen zurückzulegen.

2 Wenn die Ereignisse in Balbec um 1898 spielen, ist die Weltausstellung von 1900 gemeint.

Seite 653:
1 Leicht abgewandeltes Zitat aus Corneilles Tragödie *Polyeucte* (Verse 795-796). Bloch schreibt die Verse fälschlicherweise Voltaire zu, dessen eigentlicher Name François-Marie Arouet ist.

Seite 657:
1 Eine französische Fassung von Mascagnis Oper wurde von 1892 an in der Opéra-Comique gegeben. Zu Prousts Geringschätzung des italienischen Verismus vgl. auch *Essays* [9] S. 348.

Seite 658:
1 Anspielung auf die Entfernung der Kruzifixe aus öffentlichen Gebäuden im Zuge der Laizisierung.

Seite 662:
1 Vierrädriger Wagen mit zwei gegenüberliegenden Sitzbänken, in dem sechs Personen Platz finden.

2 Anspielung auf die Figur der »Infidelitas« aus der Reihe der Laster und Tugenden in der Arenakapelle. Giottos Figur trägt ein kleines Götzenbild in der Hand, das ihr eine Schlinge um den Hals gelegt hat und sie von Gott wegzieht.

3 Beim Diabolo wird ein Holz- oder Gummikörper, der die Form eines doppelten Kegels hat, auf einer an zwei Stäbchen befestigten Schnur wie ein Kreisel in Bewegung versetzt, in die Luft geworfen und wieder aufgefangen. Das Spiel war zu Zeit des Ersten Kaiserreichs und der Restauration beliebt und kam – auf dem Umweg über England – um 1907 plötzlich wieder für kurze Zeit in Mode. Beim Erscheinen der *Jeunes filles* im Jahre 1919 evoziert es eine vergangene, verlorene Zeit.

Seite 663:
1 Tatsächlich haben sich auch die Kommentatoren Prousts mit dieser Textstelle befaßt, am ausführlichsten Daria Galateria [24]. Niemand hat jedoch bemerkt, daß Proust sich in der Bezeichnung des Spiels getäuscht hat. Was Albertine in der Hand hält und was auch den Vergleich mit Giottos »Infidelitas« rechtfertigt, ist nicht ein Diabolo, sondern ein Jo-Jo. Das Jo-Jo ist ein Geschicklichkeitsspiel, bestehend aus zwei miteinander verbundenen kleinen runden Scheiben, die mittels ruckartiger Armbewegungen an einer zwischen beiden Scheiben befestigten Schnur auf und ab laufen. Da Diabolo und Jo-Jo jeweils gleichzeitig in Mode und aus der Mode kommen, werden die beiden Spiele häufig verwechselt. Wenn dann auf S. 725-726 Madame de Villeparisis sich beschwert, weil sie vom Flugkörper

eines Diabolos am Kopf getroffen wurde, kann es sich nicht mehr um ein Jo-Jo handeln.

Seite 666:
1 Anspielung auf das antithetische Freundespaar aus Molières *Misanthrope*. Daria Galateria hat nachgewiesen, daß das Thema tatsächlich am 7. November 1882 bei der Bakkalaureatsprüfung gegeben wurde.

2 1868 gegründete, konservative Tageszeitung. Aufgrund ihrer monarchistischen, antisemitischen Ansichten und auch wegen der Chroniken aus der Gesellschaft war *Le Gaulois* die beliebteste Zeitung der mondänen Welt und der konservativen Kreise überhaupt.

Seite 672:
1 Anspielung auf Werke wie Hesiods *Werke und Tage*, auf das Proust schon mit dem Titel seines Erstlingswerks Bezug genommen hat.

Seite 674:
1 Offensichtlich spricht Proust hier von sich selbst.

Seite 678:
1 Mit den Jachten und den Pferderennen fügt Proust zwei weitere Motivkreise der modernen Malerei in seinen Roman ein. Bei den Jachtszenen denkt man an Manet, Monet oder Bonnard, bei den Pferderennen an Degas.

Seite 680:
1 Der zwischen 1490 und 1496 entstandene Bilderzyklus befindet sich in der Accademia in Venedig. Prousts Kenntnis von Carpaccio geht auf seine Ruskinlektüre und auf seine Aufenthalte in Venedig im Jahre 1900 zurück. Vgl. *Nachge- ahmtes und Vermischtes* [8] S. 106, Anm. 14.

2 Die Erwähnung des katalanischen Malers und Modeschöpfers Mariano Fortuny (1871-1949) ist ein später Zusatz. Er steht im Zusammenhang mit der Arbeit an den späteren, um Albertine kreisenden Episoden der *Recherche*. Fortuny eröffnete 1907 ein Modeatelier in Venedig und kurz darauf zwei Vertretungen in Paris. Zu Proust und Fortuny vgl. Gérard Macé, *Le manteau de Fortuny*, Paris, Gallimard, 1987, und Jean Millys Einführung in seine Ausgabe von *La Prisonnière*, Paris, Flammarion, »GF«, 1984.

Seite 682:
1 Seebad auf der Insel Wright im Ärmelkanal.

2 Die besten Informationen zu diesen vier eleganten Modehäusern der Jahrhundertwende finden sich bei Daria Galateria ([24] S. 1327). Callot sœurs lag in der Rue Taitbout; das Haus war auf Spitzen spezialisiert und liebte Mousselineverzierungen. Doucet, Rue de la Paix, war das wohl exklusivste Modegeschäft. Seine nüchterne Eleganz und die Vorliebe für Schwarz entsprechen dem modernen Geschmack Elstirs. Cheruit befand sich an der Place Vendôme. Das 1891 eröffnete Atelier Madame Paquins, Place Vendôme, belieferte mit seinen Ballkleidern Damen von Welt und Halbwelt.

Seite 683:
1 Die Kirche Saint-Augustin wurde zwischen 1860 und 1871 von Victor Baltard erbaut.

2 Im folgenden werden Monets Falaisen-Bilder in den Text eingeschrieben.

Seite 684:
1 Nachklang der idealistischen Ästhetik des frühen Proust. Der »Pulsschlag einer glücklichen Minute« entspricht den »Stunden des Aufbrechens« und den »Augenblicken tiefer Erleuchtung« im Prolog und im Vorwort von *Jean Santeuil*.

Seite 685:
1 Man denkt im speziellen an zwei Bilder Manets aus dem Jahre 1874: *En bâteau* (Metropolitan Museum of Art, New York) und *Argenteuil* (Musée des Beaux-Arts, Tournai).

Seite 686:
1 Vgl. S. 404, Anm. 1

Seite 687:
1 Auch mit den folgenden Picknickszenen nimmt Proust ein Motiv der Malerei auf, nämlich das »déjeuner sur l'herbe«.

Seite 688:
1 Zu den Tellern von Tante Léonie vgl. *Swann* [10] S. 85.

Seite 694:
1 Vgl. die musizierenden Engel von Giovanni Bellini auf den Altarbildern aus San Giobbe (jetzt in der Accademia, Venedig), in San Zaccaria und in der Frarikirche.

Seite 696:
1 Wir nehmen an, es handle sich nicht um das Theater, sondern um den Garten des Palais-Royal mit seinen Arkaden.

Seite 698:
1 Die nun folgende Satire französischer Schulbildung ist ein später Zusatz auf den Druckfahnen. Vgl. eine analoge Bemerkung im Vorwort zu Jacques-Émiles Blanches *Propos de peintre* in *Essays* [9] S. 383.

Seite 700:
1 Zitat aus Boileaus *Art poétique* iii, 95-96.

Seite 703:
1 Sainte-Beuve hat ein umfangreiches Werk über Port-Royal verfaßt. Gustave Merlet, Félix Deltour sowie Édouard, Alfred und Léon Gasq-Desfossés beschäftigten sich alle mit der Vermittlung der klassischen Literatur im gymnasialen und universitären Unterricht.

Seite 705:
1 Pastiche eines Titels von Whistler. Vgl. S. 547, Anm. 1.

Seite 709:
1 Eine Vorstufe zur Szene mit dem Ringleinspiel steht in *Jean Santeuil* [14] S. 991 ff.

Seite 711:
1 Beim »jeu du furet« wurden folgende Verse gesungen: »Il court, il court le furet du bois, mesdames, il court le furet du bois joli. Il a passé par ici« (»Es läuft, es läuft das Frettchen im Wald, Ihr Frauen, es läuft das Frettchen im schönen Wald. Hier kam's vorbei«).

2 Laura Dianti, die Geliebte Alfonso d'Estes, gilt als Modell von Tizians *Mädchen mit dem Spiegel* im Louvre. Éléonore de Guyenne (1122-1204) hatte zwar eine berühmte Haartracht, aber keine Nachfahrin, die von Chateaubriand geliebt wurde. Es handelt sich um eine Verwechslung mit Marguerite de Provence, über deren Nachfahrin, die Marquise von Custine, in den *Mémoires d'outre-tombe* folgendes zu lesen ist: »Die Marquise von Custine hatte die langen Haare der Marguerite de Provence, der Gemahlin Ludwigs des Heiligen, geerbt, deren Blut in ihren Adern floß.« Vgl. [15] Bd. i, S. 472.

Seite 713:
1 Im Französischen führt kein weiter Weg von der von Marcel geliebten Frau, Albertine, zu den von ihm geliebten Weißdornblüten: »aubépine« ist die »alba spina«.

2 Die Szene weist auf ein Ereignis während Prousts erstem Aufenthalt auf Schloß Réveillon mit Reynaldo Hahn. An die Haltung des Freundes erinnert Proust auch in *Freuden und Tage* und in *Jean Santeuil*. Vgl. Keller, *Proust lesen* [28] S. 50 ff.

Seite 720:
1 Leichter, zweirädriger Wagen mit tiefem Wagenkasten, den man von der Rückseite her besteigt.

Seite 730:
1 Anspielung auf die Erschaffung der Gestirne in der Sixtinischen Kapelle.

2 Eine erste Version dieser Szene steht im Kapitel »Von Freundschaft zu sinnlichem Verlangen« in *Jean Santeuil*.

Seite 734:
1 Bestechungsaffäre im Zusammenhang mit dem 1889 gescheiterten französischen Projekt eines schleusenlosen Kanals durch den Isthmus von Panama. Zahlreiche Vertreter der Politik und der Hochfinanz waren in den Skandal verwickelt.

Seite 739:
1 Vgl. das Kapitel »Baron Scipion« in *Jean Santeuil*.

Seite 743:
1 »Wartestein« (»pierre d'attente«) bezeichnet in der Baukunde einen aus einer Seitenmauer vorspringenden Stein, an den spätere Zusatzbauten angeschlossen werden können.

Seite 744:
1 Nach Henry Gréville (S. 243) und Arvède Barine (S. 636) nennt Proust eine weitere unter männlichem Pseudonym schreibende Frau. Hinter George Eliot verbirgt sich Mary Ann Evans (1819-1880). Proust schätzte besonders die Romane *The Mill on the Floss* (1860) und *Middlemarch* (1871-1872).

Seite 746:

1 Bei den folgenden Skizzen zu Mädchenporträts fühlt man sich an den von Proust und besonders auch von Robert de Montesquiou geschätzten Maler Paul Helleu (1859-1927) erinnert.

Seite 748:
1 Leon Bakst (1866-1924) war der Bühnenbildner von Diaghilevs Ballets russes. Im Juni 1910 hat Proust zum erstenmal einer Aufführung dieser Truppe beigewohnt.

Seite 751:
1 Leukothea ist die Göttin der Gischt. Proust kennt sie wohl nicht aus Vergil, der sie in der *Aeneis* zwar nennt (v,241 und 823), sondern aus dem Werk Ruskins, wo sie häufig erwähnt wird.

Seite 752:
1 Daria Galateria [24] vermutet, Marcel verwechsle im Gespräch mit Norpois den französischen Staatsmann Jules Ferry mit dem Theaterautor Gabriel Ferry.

Seite 753:
1 Anspielungen auf die Nachforschungen Victor Bérards über die Geographie der *Odyssee*, z. B. in *Les Phéniciens de l'Odys- see* (der erste Band dieses Werks datiert von 1902), und auf die Ausgrabungen von Sir Arthur Evans in Knossos.

Seite 754:
1 Hellenistische Bronzeplastik im Konservatorenpalast in Rom. Eine Kopie des *Dornausziehers* befindet sich im Louvre. Daß hinter den Malern, die die Größe der Antike im modernen Leben suchen, Degas steht, zeigt eine Briefstelle aus dem Jahre 1913. Proust schreibt an Gabriel Astruc: »Ich meine, daß das wirklich Antike, das, was in der modernen Kunst dem jungen Helden entspricht, der sich den Dorn auszieht, nicht irgendein akademisches Gemälde ist, das das Antike nachäfft, sondern eine moderne Frau von Degas, die sich einen Zehennagel oder ein Häutchen vom Fuß abzupft.« Vgl. *Correspondance* [6] Bd. xii, S. 390.

Seite 759:
1 Vgl. *2. Mose* xiii, 21.

RESÜMEE

IM SCHATTEN JUNGER MADCHENBLÜTE

Erster Teil: »Im Umkreis von Madame Swann«

Veränderungen in der Persönlichkeit Swanns und Cottards (7). Der Marquis von Norpois (11). Er verkörpert den »esprit de gouvernement« (13). Dank seinen Ratschlägen darf Marcel das Theater besuchen und eine literarische Karriere ins Auge fassen (18).

Nachmittagsvorstellung mit der Berma und Diner mit Norpois: Erwartungen Marcels (20). Françoise im Schöpferrausch (27). Enttäuschung Marcels; seine Unfähigkeit, das Spiel der Berma als Kunstwerk zu erfassen (32). Intuition der Masse (35). Norpois' Auffassung von Literatur (39). Seine Börsentips (41). Er liest ein Prosastück Marcels (42). Seine Meinung über die Berma (45). Kommentare zum Bœuf à la gelée (46), zum Ananas- und Trüffelsalat (47), zum Besuch des Königs Theodosius (48), zu Balbec (55), zum Ehepaar Swann (56). Kritik an Bergotte und an Marcels Prosastück (67). Überschwengliche Gefühle Marcels gegenüber Norpois; weshalb dieser Marcel bei den Swanns nicht erwähnt (75). Zeitungsnotiz über die Matinee der Berma (78). Marcels Eltern kommentieren die Ausführungen Norpois' (82). Françoise kritisiert die berühmten Restaurants von Paris (85).

Annäherung an Gilberte: Neujahrswünsche und -hoffnungen des verliebten Marcel (86). Gilbertes Bild verblaßt in seiner Erinnerung (91). Gilbertes Eltern sind Marcel nicht wohlgesinnt; Brief Marcels an Swann (93). Glückszustand dank dem Modergeruch im Toilettenhäuschen der Champs-Élysée-Anlagen (95). Erotischer Ringkampf mit Gilberte (97). Erinnerung an den Modergeruch im Arbeitskabinett von Onkel Adolphe in Combray (98). Erkrankung Marcels (99). Cottards Diagnose (103). Seine Milchkur (104). Brief von Gilberte (106); ihre Unterschrift (109).

Im Hause Swann: Gilbertes Nachmittagseinladungen (112). Der Schokoladekuchen (115). Odettes Salon (117). Die berühmte Albertine (124). Das soziale Kaleidoskop und die Dreyfus-Affäre (131). Odettes Gleichgültigkeit gegenüber dem Faubourg Saint-Germain (133). Swann amüsiert sich mit soziologischen Experimenten (137). Swanns gegenwärtiges Gefühlsleben (142). Einladungen zum Mittagessen im Winter (144). Odette spielt das kleine Thema aus der Sonate Vinteuils (149). Swann findet in der Sonate eine vergangene Zeit (153). Madame Blatin im Jardin d'Acclimatation (157). Die gemeinsame Wohnung von Swann und Odette (161). Ausfahrten mit den Swanns (164). Begegnung mit der Prinzessin Mathilde (166). Gilbertes Egoismus (170).

Mittagessen mit Bergotte: Der imaginierte und der wirkliche Bergotte (174). Bergottes mündlicher Ausdruck und sein schriftlicher Stil (177). Bergotte als

Mensch und als Schriftsteller (189). Seine Meinung über die Berma (192), über Norpois (195). Gilbertes Ähnlichkeit mit ihren Eltern (198). Bergotte findet Marcel intelligent, aber die Freuden des Geistes bedeuten Marcel nichts (205). Cottard und Doktor Boulbon (207). Marcels Eltern ändern ihre Ansicht über Bergotte (213).

Entfernung von Gilberte: Warum Marcel Gilberte nicht zu sich einlädt (213). Bloch führt Marcel in ein Bordell (214). »Rachel quand du Seigneur« (216). Das Kanapee von Tante Léonie (217). Marcel vertagt die Arbeit an dem geplanten Werk (219). Entzweiung mit Gilberte (224). Liebeskummer und Wiederannäherungspläne (227). Besuche bei Madame Swann (237). Ihr Wintergarten (239). Chrysanthemen (243). Madame Bontemps und Madame Cottard (244). Odette und Madame Verdurin (250). Elegante Adressen für Blumen und Konfekt (253). Langsamer Selbstmord des Ichs, das in Marcel Gilberte liebt (264). Odettes Einrichtung (271). Odette findet ihren definitiven Typus von Schönheit (273). Die Vase aus Chinaporzellan (282). Gilberte in Begleitung eines »jungen Mannes« beim Abendspaziergang (283). Marcel geht nicht zu einem Diner, an dem er Albertine getroffen hätte (287). Traum Marcels (291). Er erkennt, daß seine Liebe zu Gilberte der Vergangenheit angehört (297).

Madame Swann: Ihr Salon in »Weiß-Dur« (299). Spaziergänge Odettes im Bois de Boulogne (300). Langlebigkeit der dank Odette empfangenen poetischen Eindrücke (308).

Zweiter Teil: »Namen und Orte: Orte«

Reise nach Balbec: Betrachtungen über Gewohnheit, Vergessen und Erinnerung (309). Reisen im Automobil und Reisen im Zug (312). Mysterium der Bahnhöfe; der Bahnhof Saint-Lazare (313). Die Großmutter plant eine Reise auf den Spuren von Madame de Sévigné (315). Françoise im Reisekostüm (319). Versuche der Mutter, Marcel über die Trennung zu trösten (320). Die Großmutter muß zustimmen, daß Marcel sich betrinkt (321). Ihre Lieblingsautoren (323). Bewunderung Marcels für Madame de Sévigné (324). Sonnenaufgang, aus dem fahrenden Zug betrachtet (326). Die Milchkaffeeverkäuferin (328). Die Kirche von Balbec. Marcels Enttäuschung (333). Stationen der lokalen Kleinbahn (337).

Ankunft im Grand-Hôtel: Der Direktor (338). Lift und Liftboy (342). Die Qual, ein neues Zimmer bewohnen zu müssen (344). Marcel und seine Großmutter. Sie will ihm die Stiefel aufschnüren (347). Erster Blick aus dem Fenster auf das Meer (352).

Hotelpersonal und Hotelgäste: Erste Skizze von Madame de Villeparisis (360). Monsieur und Mademoiselle de Stermaria (363). Die Sonntagseinladungen der Cambremers (367). Der Generaldirektor (379). Bekanntschaften von Françoise (381). Begegnung mit Madame de Villeparisis (383). Die Prinzessin von Luxemburg (391).

Spazierfahrten mit Madame de Villeparisis: Das Hotelpersonal bei der Abfahrt (401). Flüchtige Begegnungen mit jungen Mädchen (409). Die Kirche von Carqueville (414). Das schöne Fischermädchen (415). Die drei Bäume von

Hudimesnil (417). Madame de Villeparisis' Ansichten über Vigny, Chateaubriand und Hugo (423). Begegnung mit Robert de Saint-Loup: Seine Erscheinung (434). Betrachtungen über die Freundschaft (444). Saint-Loup als Kunstwerk (447). Bloch und die jüdische Kolonie in Balbec (448). Das Stereoskop von Blochs Vater (463). Begegnung mit dem Baron von Charlus (468). Seine Ansichten über Madame de Sévigné (483). Sein zweideutiges Verhalten (488).

Diner bei den Blochs: Bloch und Blochs Vater (491). Bloch und Blochs Schwestern (495). Mythomanie von Blochs Onkel Nissim Bernard (502). Bloch und Madame Swann in der Ringbahn (506). Urteil von Françoise über Bloch und Saint-Loup (507). Saint-Loups Liaison (510). Die Großmutter läßt sich von Saint-Loup photographieren (518).

Die Schar junger Mädchen: Erste Begegnung mit den jungen Mädchen am Strand von Balbec (521). Andrées Sprung über einen alten Herrn (527). Die Radfahrerin mit der Polomütze (528). Die »kleine Simonet« (540). Ansichten des Meeres im Fenster von Marcels Hotelzimmer im Laufe der Saison (542). Aimé und die Dreyfus-Affäre (548). Diners in Rivebelle mit Saint-Loup (550). Das geplante Werk gerät in Vergessenheit (551). Euphorischer Rauschzustand Marcels (552). Begegnung mit Elstir (575). Ein Mädchen mit schwarzer Polomütze (580).

Das Atelier Elstirs: Seine Villa (587). Seestücke (589). Metaphern (590). *Der Hafen von Carquethuit* (590). Elstir erklärt Marcel die Schönheit der Kirche von Balbec (596). Die Radfahrerin mit schwarzer Polomütze taucht wieder auf; Elstir nennt ihren Namen: Albertine Simonet (601). Die Simonets mit einem *n*. *Miss Sacripant* (606). Madame Elstir (610). Marcel verpaßt eine Gelegenheit, von Elstir den jungen Mädchen vorgestellt zu werden (617). Die reale Albertine und die Vielzahl von imaginierten Bildern Albertines (619). Odette ist das Modell, Monsieur Biche, der Maler von *Miss Sacripant* (625).

Abreise Saint-Loups: Die Großmutter schenkt ihm Briefe von Proudhon (633). Einladung Saint-Loups an Marcel und an Bloch, nach Doncières zu kommen (634). Ein Brief Saint-Loups (636). Stilleben (637). Nachmittagseinladung bei Elstir (638). Albertine als wohlerzogene junge Dame (639). Albertine auf der Strandpromenade als burschikoses Mädchen (648). Albertines Schönheitsfleck (649). Octave (650). Bloch und Albertine (653). Albertines Vorliebe für *Cavalleria rusticana* (657). Ihr Geschmack in Modefragen (660). Albertines Diabolo (662). Marcel verliebt sich in Gisèle (663). Blütezeit und Reifezeit auf dem menschlichen Antlitz (669). Andrées Aufmerksamkeiten (672). Unzufriedenheit von Françoise (676). Dank Elstir entdeckt Marcel die Schönheit des modernen Balbec: Jachtszenen, Pferderennen (678). Fortuny (680). Picknickszenen auf den Falaisen (687). Der Aufsatz Gisèles (698). Das Ringleinspiel (709). Marcel und Andrée (713). Verblühter Weißdorn (713). Les Creuniers (717). Versuche Marcels, mit Albertines Tante, Madame Bontemps, in Verbindung zu treten (722). Albertine verbringt eine Nacht im Grand-Hôtel (727). Der verweigerte Kuß (730). Porträtstudien zu den jungen Mädchen (746). Vervielfältigung der Bilder Albertines und des Ichs (750). Die jungen Mädchen verlassen Balbec. Ende der Saison im Grand-

Hôtel (754). In der Erinnerung bleibt das Bild eines sonnendurchfluteten Balbec (758).

BIBLIOGRAPHIE

I. Werke von Marcel Proust:

1 *Contre Sainte-Beuve* précédé de *Pastiches et mélanges* et suivi de *Essais et articles*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
2*Jean Santeuil* précédé de *Les plaisirs et les jours*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
3*À la recherche du temps perdu*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1987-1989 (4 Bände).
4*À l'ombre des jeunes filles en fleurs*, Paris, Gallimard, »folio«, 1988.
5*À l'ombre des jeunes filles en fleurs*, Paris, Flammarion, »GF«, 1987.
6*Correspondance*, Paris, Plon, 1970-1993 (21 Bände).

II. Deutsche Übersetzungen:

7*Freuden und Tage und andere Erzählungen und Skizzen aus den Jahren 1892-1896*. Deutsch von Luzius Keller (»Der Gleichgültige« von Elisabeth Borchers), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988.
8*Nachgeahmtes und Vermischtes* (»Pastiches et mélanges«). Deutsch von Henriette Beese, Ludwig Harig und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1989.
9*Essays, Chroniken und andere Schriften*. Deutsch von Henriette Beese, Luzius Keller und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
10*Unterwegs zu Swann* (»Du côté de chez Swann«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1994.
11*Im Schatten der jungen Mädchen* (»À l'ombre des jeunes filles en fleurs«). Deutsch von Walter Benjamin und Franz Hessel, Berlin, Verlag Die Schmiede, 1926.
12*Im Schatten junger Mädchenblüte* (»À l'ombre des jeunes filles en fleurs«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, Zürich, Rascher Verlag, 1954.
13*Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (»À la recherche du temps perdu«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, »suhrkamp taschenbuch«, 1981-1984 (10 Bände).

14*Jean Santeuil*. Deutsch von Eva Rechel-Mertens und Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992 (2 Bände).

III. Weitere Primärliteratur:

15Chateaubriand, François-René: *Mémoires d'outre-tombe*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1951 (2 Bände).
16France, Anatole: *La vie littéraire*, Paris, Calmann-Lévy, 1925 (4 Bände).
17Lemaitre, Jules: *Impressions de théâtre*, Paris, Lecène et Oudin, 1888-1898 (10 Bände).
18Ruskin, John: *The Works*, London, G. Allen, »Library Edition«, 1903-1912 (39 Bände).
19Sainte-Beuve, Charles-Augustin: *Nouveaux lundis*, Paris, Michel Lévy, 1863-1872 (13 Bände).

IV. Sekundärliteratur:

20Borrel, Anne u. a.: *Zu Gast bei Marcel Proust*, München, Heine, 1992.
21Compagnon, Antoine: *Proust entre deux siècles*, Paris, Seuil, 1989.
22Curtius, Ernst Robert: *Marcel Proust* (1925), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1964.
23Deleuze, Gilles: *Proust und die Zeichen*, Frankfurt a. M. / Berlin / Wien, Ullstein, 1978.
24Galateria, Daria: Kommentar zu *All'ombra delle fanciulle in fiore*, in Marcel Proust, *Alla ricerca del tempo perduto*, Milano, Mondadori, 1983, Bd. I.
25Genette, Gérard: *Figures*, Paris, Seuil, 1966.
26Id.: *Figures III*, Paris, Seuil, 1972.
27Henry, Anne: *Marcel Proust. Théories pour une esthétique*, Paris, Klincksieck, 1981.
28Keller, Luzius: *Proust lesen*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1991.
29Loschek, Ingrid: *Reclams Mode und Kostümlexikon*, Stuttgart, Philipp Reclam jun., 1987.

30Macchia, Giovanni: *L'angelo della notte*, Milano, Rizzoli, 1979; jetzt auch in französischer Übersetzung: *L'ange de la nuit*, Paris, Gallimard, 1992.
31Mâle, Émile: *L'art religieux du XIIIe siècle en France*, Paris, Armand Colin, 1910.
32Michel-Thiriet, Philippe: *Das Proust Lexikon*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
33Milly, Jean: *La phrase de Proust*, Paris, Larousse, 1975.
34Painter, George: *Marcel Proust. Eine Biographie*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1962 / 1968.
35Pichon, Yann le: *Le musée retrouvé de Marcel Proust*, Paris, Stock, 1990.
36Plantevignes, Marcel: *Avec Marcel Proust*, Paris, Nizet, 1966.
37Poulet, Georges: *Marcel Proust. Zeit und Raum*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1966.
38*Proust et les peintres. Proust illustré*, Chartres, Musée des Beaux-Arts, 1991.
39*Prousts Figuren und ihre Vorbilder*, Photos von Paul Nadar, Text von W. H. Adams, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988.
40*Recherche de Proust*, Hg. Gérard Genette und Tzvetan Todorov, Paris, Seuil, 1980.
41Rey, Pierre-Louis: *À l'ombre des jeunes filles en fleurs de Marcel Proust*, Paris, Champion, 1983.
42Steel, Gareth H.: *Chronology and Time in À la recherche du temps perdu*, Genève, Droz, 1979.
43Tadié, Jean-Yves: *Proust*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1987.

NAMENREGISTER

Abd El-Kader 784
Agostinelli, Alfred 771
Aischylos 786 , 811
Alexander der Große 428
Anne de Bretagne 319
Antoine, André 793
Antonelli, Kardinal 784
Arbuthnot, John 779
Arouet, François-Marie s. Voltaire Astruc, Gabriel 835
Augier, Émile 503 , 783 Aumale, Herzog von 497 f.

Bagard, César 428 , 811
Bakst, Léon 748 , 834
Baltard, Victor 831
Balzac 132 , 136 , 407 f., 425 , 431 , 465 , 788 , 809
Barbey d'Aurevilly, Jules-Amédée 458 , 814
Barine, Arvède 636 , 834
Barrère, Camille 774
Barrès, Maurice 14 , 793 , 806
Barthélemy, Jean-Jacques 778
Bartolomeo, Fra 156
Baudelaire, Charles 407 , 432 , 773 , 809 , 812 , 819 , 821
Beethoven 79 , 151 f., 467 , 832
Bellini, Giovanni 694 , 832
Benjamin, Walter 772
Bérard, Victor 835
Bergson, Henri 810
Berlier, Jean-Baptiste 114 , 787
Bernard, Samuel 461 , 814
Bernardin de Saint-Pierre, Jacques Henri 828
Bernhardt, Sarah 776 f., 790
Bernheim-Jeune 828
Berry, Georges 14 , 775
Bersot, Pierre-Ernest 407 , 808
Bestuschew 780
Beyle, Henri, s. Stendhal
Bismarck 14 , 55 , 67
Blacas, Herzog von 424 , 811
Blanche, Jacques-Émile 821 , 832
Boiardo, Matteo 827
Boieldieu, François-Adrien 441 , 813

Boigne, Comtesse de 801
Boileau, Nicolas 14 , 775 , 832
Bonaparte, Jérôme 791
Bonaparte, Louis 169
Bongiovanni Bertini, Mariolina 788 , 823
Bonnard, Pierre 769 , 828 , 831
Botticelli 274 f., 798
Boucher, François 475 , 798
Boudin, Eugène 769 , 819 f., 825
Bourbon, Herzog von 816
Bourdichon, Jean 801
Bréma, Marie 776
Bressant, Jean-Baptiste 83 , 783
Broglie, Victor, Herzog von 774
Brunetière, Ferdinand 776
Burgund, Herzog von 815
Butor, Michel 825

Caillavet, Madame Arman de 795
Calvino, Italo 784
Carlos I. 818
Carnot, Sadi 372 , 805
Carpaccio 21 , 679 ff., 776 , 831
Carracci 780
Carrière, Eugène 472 , 815
Castellane, Antoine de 308
Castiglione, Kardinal 811
Cauchon, Pierre 791
Cellini, Benvenuto 36 , 778
Chamisso, Adalbert von 500
Chardin 319 , 768 , 801 , 805 , 828
Charme, Francis 774
Chartres, Herzog von 134
Chateaubriand 79 , 136 , 186 , 407 , 423 ff., 431 , 711 , 793 , 811 f., 833
Chimay, Fürstin von 486 , 816
Choiseul-Praslin, Herzogin 429 f., 812
Chopin 405 , 526
Claudel, Paul 14 , 491 , 775
Clemenceau, Georges Benjamin 788
Cocteau, Jean 804
Colbert, Jean-Baptiste 783
Compagnon, Antoine 774 , 814
Condé, Louis II de Bourbon, gen. der Große Condé 779 , 815
Copeau, Jacques 793

Coquelin, Constant 504 , 790
Corneille, Pierre 503 , 699 , 829
Cornuel, Madame 493
Corot, Camille 768
Cottin, Céline 779
Courbet, Gustave 822
Custine, Marquise von 833

Dante 340 , 775
Darius 116 , 787
Daru, Pierre-Bruno, Graf 407 , 809
Daudet, Léon 14 , 775
Deffand, Marquise du 796
Degas, Edgar 769 , 824 , 831 , 835
Dellier, Marguerite 804
Deltour, Nicolas-Félix 703 , 832
Descartes, René 813
Deschanel, Paul 14 , 775
Diaghilev, Serge de 834
Dianti, Laura 711 , 833
Dieulafoy, Jane 500 , 818
Dostojewski, Fedor 186 , 792
Doubrovsky, Serge 785
Doudan, Ximénès 432 , 812
Dreyfus, Alfred 131 , 548 , 788 , 813 , 823
Du Camp, Maxime 14 , 775
Duguay-Trouin, René 341 , 803
Dukas, Paul 819
Dumas, Alexandre, fils 166 , 777 , 807
Duprato, Jules 826
Durand-Ruel 791
Dürer, Albrecht 811

Eleonore von Guyenne 711 , 833
Eliot, George 186 , 744 , 827 , 834
Ephrussi, Charles 791 , 811
Este, Alfonso d' 833
Este, Ginevra d' 821
Eusebius 803
Evans, Mary Ann, s. auch Eliot 834
Evans, Sir Arthur 835

Fénelon 478 , 778 , 815
Fernandez, Ramon 796
Ferry, Gabriel 834
Ferry, Jules 752 , 788 , 834
Feydeau, Georges 817
Flaubert, Gustave 166 , 784
Fleury, Alice, s. auch Gréville 796
Fontanes, Louis de 407 , 808 , 812
Fortuny, Mariano 680 , 831
France, Anatole 23 , 792 f., 795
Franz-Joseph, Kaiser 806
Friedrich der Große 780

Gabriel, Jacques-Ange 90 , 487 , 785 , 816
Gadda, Emilio 784
Galateria, Daria 772-834
passim Gallé, Émile 543 , 821
Gallifet, Marquise de 806
Gambetta, Léon 788
Garnier, Robert 701
Gasc-Desfossés, Alfred, Édouard und Léon 703 , 832
Gasiglia-Laster, Danièle 772 , 785 , 794
Gaubert, Serge 812
Gauguin, Paul 803
Gauthier, Patrick 807
Gautier, Théophile 799
Genette, Gérard 795 , 809 , 824
Gérôme, Jean-Léon 118 , 787
Gille, Philippe 827
Giotto 594 , 662 , 821 , 823 , 825 , 829
Goethe 775 , 818
Gozzoli, Benozzo 157
Gramont-Caderousse, Charles-Robert de 817
Greco, Domenikos Theotokopulos, gen. El 394 , 806
Greffulhe, Graf und Gräfin 814
Gréville, Henry 243 , 834
Grignan, Madame de 483 , 801
Guillaumin, Armand 476 , 815
Guise, Henri, Herzog von 344

Haas, Charles 817
Hahn, Reynaldo 802 , 806 , 823 , 825 , 833
Halévy, Fromental 217 , 795
Halévy, Ludovic 813
Harrison, Alexander 823 , 827 f.
Hassine, Juliette 819
Hauptmann, Gerhart 793
Havas, Charles 788
Hayman, Laure 797
Helleu, Paul 769 , 821 , 834
Henry, Anne 774 , 789
Herder, Johann Gottfried 818
Heredia, José Maria de 463 , 814
Hesiod 807 , 830
Hessel, Franz 772
Hetzel, Pierre-Jules, s. auch Stahl 796
Hogarth, William 580
Horaz 477
Hugo, Victor 14 , 153 , 407 , 423 , 425 , 431 , 485 , 775 , 778 , 811 , 819

Ibsen, Henrik 186 , 793 , 828

Jeanne d'Arc 166
Joubert, Joseph 432 , 812
Julius II. 28 , 777
Jussieu, Antoine de 816

Kalidasa 503 , 818
Kant, Immanuel 115
Keller, Luzius 774 , 804 , 811 , 833
Krüger, Paulus 781

La Balue, Jean 344 , 803
La Bruyère, Jean de 284 , 478 , 484 , 815
La Fayette, Madame de 698
La Fontaine, Jean de 483 , 816 , 828
La Harpe, Jean François 801
La Pérouse, Jean-François de Galoup, Graf v. 803
La Rochefoucauld, Familie 366
Labiche, Eugène 441 , 503 , 813 , 818
Lamartine, Alphonse de 405
Lauris, Georges de 802 , 806 , 827
Lebaudy, Jacques 804
Lebourg, Albert 476 , 815
Lebrun, Pierre-Antoine 407 , 809
Leconte de Lisle, Charles Marie 404 , 463 , 491 , 686 , 786 , 799 , 807 f., 814
Legouvé, Ernest 14 , 775
Lemaire, Madeleine 782
Lemaitre, Jules 777
Le Nôtre, André 486 f.
Leo XII. 811
Leonardo da Vinci 107 , 111 , 718 , 786
Leonidas 788
Lespinasse, Julie de 242 , 796
Liszt, Franz 136 , 405
Loménie, Louis 70 , 431 , 782 , 812
Loris, C. de 819
Lotte von der Pfalz 166 , 791 f.
Louis, Baron 52 , 780
Louis-Philippe 407 , 790 , 808 , 817
Ludwig der Dicke 429
Ludwig der Heilige 833
Ludwig XI. 803
Ludwig XIV. 91 , 197 , 214 , 493 , 785 , 795 , 815
Ludwig XVIII. 780
Lugné-Poe, Aurélien 793
Luini, Bernardino 210 , 795

Mac-Mahon, Marschall 372 , 774 , 805
Macchia, Giovanni 792
Macé, Gérard 831
Machard, Jules-Louis 787
Madrazo, Maria de 806
Maeterlinck, Maurice 793
Maintenon, Madame de 401 , 794 , 808
Mâle, Émile 770 , 825

Malot, Hector 793
Manet, Édouard 628 , 769 , 821 , 824-827, 831 f.
Mansart, François 816
Mantegna, Andrea 215 , 313 , 800
Maquet, Auguste 827
Marguerite de Provence 833
Maria Stuart 486
Marie-Antoinette 486 f., 711
Marlborough, Herzog v. 779
Mascagni, Pietro 829
Maspero, Gaston 75 , 783
Mathilde, Prinzessin 166 f., 791
Matisse, Henri 815
Maupassant, Guy de 793
Maurras, Charles 14 , 775
Medici, Cosimo de' 790
Medici, Familie 157
Medici, Lorenzo de' 790
Medici, Piero de' 790
Meilhac, Henri 813
Memling, Hans 821
Menander 503
Mendel, Gregor 782
Mendès, Catulle 499 , 817
Menier, Gaston 814
Mérimée, Prosper 408 , 809
Merlet, Gustave 703 , 832
Metternich, Fürst und Fürstin 71 , 782
Mézières, Alfred 14 , 775
Michelangelo 27 , 46 , 730 , 764 , 777 f. Migne, Richard 816
Milly, Jean 809 , 831
Molé, Louis Mathieu, Graf 407 , 425 , 431 , 808 , 811 f.
Molière 59 , 153 , 384 , 503 , 782 , 830
Monet, Claude 768 f., 773 , 791 f., 800 , 820 , 822 , 824-826, 831
Montchrestien, Antoine de 701 Montesquiou, Robert de 806 f., 813-816, 821 f., 834
Montmorency, Familie 308 , 473 , 603
Moreau, Gustave 394 , 473 , 769 , 807 , 824
Mozart 43
Murat, Prinzessin 498
Musil, Robert 784
Musset, Alfred de 167 , 425 , 491 , 776 , 811 , 828

Nacla, Vicomtesse 795 Napoleon I. 166 , 169 , 780 , 791
Napoleon III. 166 , 782 , 790 f.

Nemours, Herzog von 428
Nerval, Gérard de 41 , 773
Nesselrode, Graf von 781
Nietzsche, Friedrich 10 , 440 f.
Nikolaus II. 168 , 776
Nordlinger, Marie 822

Offenbach, Jacques 441 , 785 , 796 , 813
Orléans, Marie-Amélie, Herzogin von 508 , 818
Orléans, Philippe, Herzog von 134 , 508 , 818
Öttingen, Familie 780
Ovid 472

Paganini, Maria 812
Painter, George 804 , 814 f.
Paris, Graf von 65 f., 82 , 134 , 136 , 465
Pasquier, Étienne-Denis, Herzog 407 , 809
Perec, Georges 784
Petit, Georges 784
Petrarca 775
Picquart, Georges 813
Pisanello s. Pisano Pisano, Antonio, gen. Pisanello 543 , 821
Pissarro, Camille 824
Pius IX. 87 , 372 , 784
Pius VIII. 811
Plantevignes, Marcel 773 , 804 , 814
Plato 389
Plautus 503 , 794
Plutarch 801
Poe, Edgar Allan 432
Polignac, Fürst von 823
Poulet, Georges 831
Poussin, Nicolas 487
Praslin s. Choiseul-Praslin Proudhon
Pierre Joseph 440 f., 632 , 812
Proust, Adrien 827

Rabelais, François 781

Racine, Jean 193 , 197 , 374 , 485 , 503 , 539 , 698 f., 702 f., 763 , 776 f., 794 , 805 , 808 , 812 , 820
Raffael 475
Ranavalo III. 370 , 805
Raspail, François-Vincent 87 , 372 , 784
Rechel-Mertens, Eva 763 , 772
Redon, Odilon 598 , 826
Regnard, Jean-François 794
Régnier, Henri de 792 Régnier, Mathurin 397 , 807
Regulus 321
Rembrandt 115 , 539 , 768 , 811 , 820
Rémusat, Charles, Graf von 432 , 812
Renan, Ernest 115 , 787 ,94
Renoir, Pierre Auguste 769 , 773 , 826 f.
Rey, Pierre-Louis 772
Ribot, Alexandre 14 , 775
Rimbaud, Arthur 432
Robert, Hubert 816
Robin, Christiane 821
Rodin, Auguste 815
Rossetti, Dante Gabriel 818
Rothschild, Familie 133 , 494
Rubens 164 , 504 , 754
Rubinstein, Anton 442 , 813
Rudolf, Erzherzog 386 , 806
Ruskin, John 318 , 450 , 770 , 776 , 786 , 791 , 795 , 800 , 813 , 823 , 825 , 831 , 834

Sagan, Prinz von 307 , 799 , 819
Sagan, Prinzessin von 806
Saint-Simon, Louis, Herzog von 96 , 179 , 493 , 792 , 794 , 816
Sainte-Beuve, Charles-Augustin 70 , 166 , 408 , 703 , 782 , 807 f., 811 , 832
Salvandy, Narcisse-Achille, Graf von 407 , 809
Sandeau, Jules 783
Sardou, Victorien 157 , 503 , 817
Sargon II. 502 , 787
Savonarola, Girolamo 156
Scarron, Paul 197 , 794
Schopenhauer, Arthur 789
Schottlaender, Rudolf 772
Scribe, Eugène 775
Séailles, Gabriel 786
Sebastiani, General 812
Sévigné, Madame de 315 , 318 , 321 , 323-326, 384 , 388 , 432 , 444 , 483 , 485 , 698 , 779 , 801 , 816

Shakespeare 775
Simiane, Pauline de 801
Simon, Jules 774
Sisley, Alfred 768
Sokrates 389
Sophokles 698 f., 702 f.
Stahl, P.-J. 239 , 796
Stendhal 407 f., 792
Stevenson, Robert Louis 803
Straus, Madame 789
Strindberg, August 793

Taine, Hippolyte 166
Thierry, Augustin 770
Thiron, Charles Joseph Jean 83 , 783
Tizian 21 , 394 , 405 f., 611 , 825 , 833
Tolstoj, Leo 186 , 793 , 828
Tourville, Graf von 56 , 781
Tupinier, Georgette 804
Turner, William 769 , 824 f.

Van Eyck, Jan 821
Van Renesse, Constantin-Daniel 820 Van Zandt, Marie 827
Vatel 46 ,245, 779
Velasquez 473 , 475
Verlaine, Paul 432 , 815
Vermeer 156 , 806
Veronese 313 , 622 , 679 , 681 , 800
Victoria, Königin 780
Vigny, Alfred de 70 , 407 , 423 , 425 , 431 , 782 , 784 , 811
Viktor-Emmanuel 784
Villars, Claude Louis Hector, Herzog von 179 , 792
Villiers de l'Isle-Adam, Auguste de 499 , 817
Vincens, Madame Charles s. auch Barine 828
Viollet-le-Duc, Eugène-Emmanuel 802
Vergil 751 , 834
Vitrolles, Baron 407 , 808
Vogüé, Melchior de 793
Voltaire 653 , 702 , 780 , 829
Vuillard, Édouard Jean 825

Wagner, Richard 10 , 215 , 441 , 773 , 789 , 799
Wagram, Prinzessin von 817
Wales, Prinz von 540 , 790
Watteau, Antoine 272
Whistler, James 319 , 473 , 629 , 799 , 801 , 821 f., 824 , 826 , 832
Wilhelm II. 781
Winterhalter, Franz Xaver 166 , 790
Wolf, Friedrich August 120 , 787

Yoshida, Jo 802 , 824

INHALT

Erster Teil

Im Umkreis von Madame Swann

Zweiter Teil

Namen und Orte: Orte

ANHANG

Nachwort

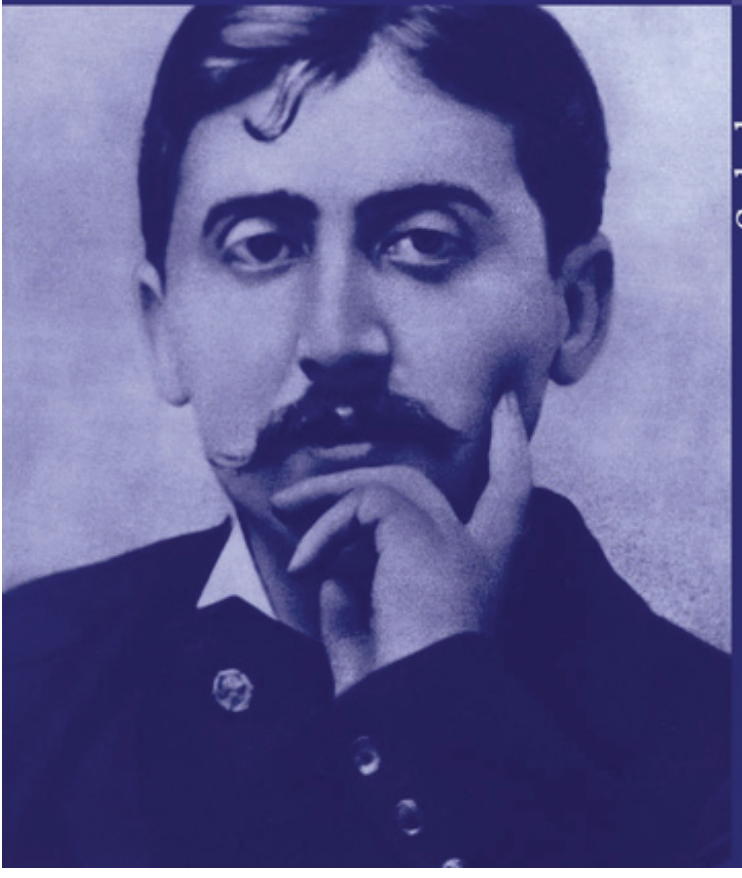
Anmerkungen und Kommentar

Resümee

Bibliographie

Namenregister

Marcel Proust
Guermantes
Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 3



Suhrkamp

MARCEL PROUST

AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN ZEIT 3

GUERMANTES

SUHRKAMP

1430

Originaltitel:

À la recherche du temps perdu.

Le Côté de Guermantes

Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens;

revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel.

ebook Suhrkamp Verlag Berlin 2010

© für diese deutschsprachige Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Alle Rechte vorbehalten

www.suhrkamp.de

eISBN 978-3-518-74260-0

Léon Daudet gewidmet

Dem Autor

von Le voyage de Shakespeare,

von Le partage de l'enfant,

von L'astre noir,

von Fantômes et vivants,

von Le monde des images,

von so manchem Meisterwerk.

Dem unvergleichlichen Freund

als Zeichen

der Dankbarkeit und Bewunderung. [1]

M. P.

I

Das morgendliche Vogelgezwitscher kam Françoise fade vor.[1] Jedes Wort der »Mädchen« ließ sie auffahren; ihr Hinundherlaufen ging ihr auf die Nerven, und sie fragte sich, was sie bloß treiben. Wir waren nämlich umgezogen. Gewiß hatten sich die Dienstboten im »Sechsten« unseres alten Wohnhauses nicht weniger geräuschvoll aufgeführt, doch die kannte sie; mit ihrem Kommen und Gehen hatte sie Freundschaft geschlossen. Jetzt begegnete sie sogar der Stille mit quälender Aufmerksamkeit. Und weil unser neues Viertel ebenso ruhig zu sein schien, wie der Boulevard, an dem wir vordem wohnten, lärmig gewesen war, trieb das Lied eines Vorübergehenden (deutlich hörbar selbst von ferne, wenn es leise klingt wie ein Orchestermotiv) Tränen in die Augen der aus ihrer Heimat vertriebenen Françoise. Während ich mich über sie lustig gemacht hatte, wie sie, untröstlich darüber, ein Haus verlassen zu müssen, in dem wir allgemein »von überallher so hochgeschätzt« waren, weinend ihre Koffer packte, den Riten von Combray folgend und unter Beteuerungen, das unsrige sei allen denkbaren sonstigen Häusern weit überlegen gewesen, kam ich, der ich mir ebenso schwer neue Dinge aneignete, wie es mir leichtfiel, alte aufzugeben, jetzt unserer bejahrten Bediensteten wieder näher, als ich sah, daß der Einzug in ein Haus, wo sie vom Concierge, der uns noch nicht kannte, die für ihre gesunde seelische Ernährung benötigten Achtungsbezeigungen nicht bekommen hatte, sie in einen Zustand fast der Verkümmerung versetzt hatte. Sie allein konnte mich verstehen; ihr Laufbursche sicherlich nicht; für ihn, der so wenig

aus Combray war, wie man es überhaupt nur sein konnte, kam der Umzug in ein anderes Viertel einer Art von Urlaub gleich, bei dem die Neuheit der Dinge ebensoviel Erholung bot wie eine Reise; er glaubte sich auf dem Lande; ein Schnupfen verschaffte ihm noch dazu – als habe er etwa durch ein schlecht schließendes Fenster in der Eisenbahn »etwas eingefangen« – das köstliche Gefühl, er sei weit in der Welt herumgekommen; bei jedem Nieser beglückwünschte er sich, eine so schicke Stelle gefunden zu haben, denn von jeher hatte er sich eine Herrschaft gewünscht, die viel auf Reisen geht. Ohne einen Gedanken an ihn zu verschwenden, wandte ich mich daher direkt an Françoise; genauso wie ich über ihre Tränen bei einem Abschied gelacht hatte, der mich ungerührt ließ, zeigte sie sich eiskalt angesichts meiner Traurigkeit, denn sie teilte sie. Mit der angeblichen »Sensibilität« der Nervösen nimmt ihr Egoismus zu; sie ertragen bei den anderen das Zurschaustellen eines Unbehagens nicht, dem sie bei sich selbst in ständig zunehmendem Maße Beachtung schenken. Françoise, die nicht die allerkleinste derartige Regung bei sich unterdrückte, wandte den Kopf ab, wenn ich litt, um mir nicht die Genugtuung zu geben, mein Leiden beklagt oder auch nur bemerkt zu sehen. Ebenso machte sie es, sobald ich mit ihr über unser neues Heim reden wollte. Als sie im übrigen nach zwei Tagen ein paar Kleidungsstücke holen mußte, die in dem alten zurückgeblieben waren, kam sie – während ich infolge des Umzugs noch »Temperatur« hatte und ähnlich einer Boa, die einen Ochsen verschluckt hat, mich wegen einer langen Truhe, die ich erst »verdauen« mußte, schmerzhaft aufgebläht fühlte – zurück und tat mit weiblicher Treulosigkeit kund, daß sie gemeint habe, auf unserem alten Boulevard ersticken zu müssen, daß sie sich auf dem Weg dorthin ganz »verfahren« vorgekommen sei, daß sie niemals so unbequeme Treppen gesehen habe, daß sie nicht »für ein Königreich« und wenn man ihr Millionen böte – lauter ganz grundlose Annahmen – dorthin zurückkehren würde und daß alles (das heißt das, was

die Küche und die Korridore anging) in unserem neuen Heim viel besser »angeordnet« sei. Nun ist es wohl an der Zeit zu sagen, daß dieses – wir waren hierher gezogen, weil es meiner Großmutter nicht besonders gut ging (ein Grund, den ihr gegenüber zu nennen wir uns gehütet hatten) und sie bessere Luft benötigte – eine Wohnung war, die zum Stadtpalais der Guermantes gehörte.

In dem Alter, da die Namen[1] uns das Bild des Unergründbaren zeigen, das wir selbst in sie hineingelegt haben, zu demselben Zeitpunkt, da sie für uns auch einen wirklichen Ort benennen und uns demnach zwingen, das eine mit dem anderen in einem Maße gleichzusetzen, daß wir aufbrechen, um in einer Stadt nach einer Seele zu suchen, die sie nicht enthalten kann, die aus ihrem Namen zu vertreiben wir aber auch nicht mehr die Macht haben, verleihen sie nicht nur Städten und Flüssen eine Individualität, wie allegorische Bilder es tun, färben sie auf mannigfaltige Weise und bevölkern mit Wunderbarem nicht nur das physische Universum, sondern auch das soziale: jedes Schloß, jedes berühmte Stadthaus oder Palais besitzt dann seine Dame oder seine Fee, wie die Wälder ihre Schutzgeister und die Gewässer ihre Gottheiten haben. Manchmal, verborgen in der Tiefe ihres Namens, verwandelt sich die Fee je nach den Launen unserer Phantasie, die sie am Leben erhält; als nämlich die Atmosphäre, in der Madame de Guermantes in meinem Inneren existierte – Jahre über bloß Widerschein eines Laterna-magica-Glases oder eines Kirchenfensters – ihre Farben zu verlieren begann, da durchtränkten sie mit einem Mal ganz anders geartete Träume mit der schäumenden Nässe von Wildbächen.

Die Fee aber verkümmert, wenn wir mit der wirklichen Person, der ihr Name entspricht, in Berührung kommen, denn der Name beginnt nun, die Person widerzuspiegeln, der aber nichts von der Fee innewohnt; die Fee kann wieder aufleben, wenn wir zu der Person Abstand gewonnen haben; bleiben wir ihr aber nahe, so stirbt die Fee endgültig und mit ihr der

Name, wie es dem Hause Lusignan erging, das an dem Tag erlöschen sollte, da die Fee Melusine[1] entschwände. Dann ist der Name, unter dessen sukzessiven Übermalungen wir doch am Ursprung das schöne Porträt einer nie gekannten Fremden wiederfinden könnten, deren Bekanntschaft wir nie gemacht, nur noch der mit einer Photographie versehene Personalausweis, aufgrund dessen wir wissen, ob wir eine vorübergehende Person kennen, ob wir sie zu grüßen haben oder nicht. Sobald aber eine Empfindung aus vergangenen Jahren es unserem Gedächtnis möglich macht – wie jene Musikapparate, die Ton und Stil der darauf spielenden Künstler aufzeichnen und konservieren –, uns den Namen mit der ganz eigenen Klangfarbe vorzuspielen, die er damals für unser Ohr besaß, und dazu den scheinbar unverwandelten, wie er uns heute klingt, spüren wir, welche Entfernung zwischen den einzelnen Träumen liegt, die seine immergleichen Silben im Lauf der Zeit für uns bedeutet haben. Einen Augenblick lang können wir seinem wiederaufklingenden Blätterwerk[2] aus einstigen Lenzen wie kleinen Farbtuben die genaue, vergessene, geheimnisvolle und frisch gebliebene Tönung der Tage entnehmen, an die wir uns zu erinnern glaubten, während wir, wie schlechte Maler, unserer gesamten, auf derselben Leinwand ausgespannten Vergangenheit die konventionellen und immergleichen Farbtöne der willentlichen Erinnerung auftrugen. In Wirklichkeit aber verwendete jeder einzelne der Augenblicke, aus denen die Vergangenheit besteht, um etwas Einzigartiges von unverwechselbarer Harmonie zu erschaffen, die Farben von damals, die wir nicht mehr kennen, die mich aber, um bei unserem Beispiel zu bleiben, immer noch plötzlich entzücken, wenn durch irgendeinen Zufall der Name Guermantes nach so vielen Jahren eine Sekunde lang den von dem heutigen so ganz verschiedenen Klang wieder annimmt, den er für mich am Hochzeitstag von Mademoiselle Percepied besaß, und ich jenen weichen, allzu lebhaft und neu glänzenden Mauveton wieder vor mir sehe, der die sich bauschende

Krawatte der jungen Herzogin mit seinem Samt überzog, und zugleich, wie eine wiederaufblühende, unpflückbare Sinngrünblüte, ihre mit einem blauen Lächeln durchsonnten Augen. Der Name Guermantes von damals ist aber auch wie einer jener kleinen Ballons, in die man Sauerstoff oder ein anderes Gas eingeschlossen hat: bringe ich ihn zum Platzen und lasse herausströmen, was er enthält, so atme ich die Luft von Combray in jenem bestimmten Jahr, an jenem bestimmten Tag, durchflutet von Weißdornduft, den der Wind über den Platz trug, Vorbote des Regens, wenn er abwechselnd die Sonne verscheuchte oder ihr erlaubte, sich über den roten Wollteppich in der Sakristei zu breiten und ihn mit einem glänzenden, in Geranientönen fast rosa schimmernden Inkarnat sowie mit jener im freudigen Hochgefühl sozusagen wagnerschen Süße zu überziehen, die dem Feierlichen so viel Adel bewahrt.[1] Doch selbst wenn außerhalb solcher seltenen Minuten, in denen wir plötzlich spüren, wie die ursprüngliche Wesenheit erbebt, wie sie inmitten der jetzt toten Silben wieder ihre Form und ihre Ziselierung gewinnt, die Namen im schwindelerregenden Wirbel des täglichen Lebens, in dem sie nur noch eine rein praktische Verwendung finden, jede Farbe verloren haben wie die Regenbogenfarben eines Kreisels, der sich zu schnell dreht und dadurch grau erscheint, so treten uns doch, sobald wir in träumerischem Nachdenken, um in die Vergangenheit zurückzukehren, die unablässige Bewegung, die uns fortträgt, zu verlangsamen, ja aufzuhalten suchen, eine neben der anderen, aber deutlich voneinander verschieden, die Tönungen allmählich wieder vor Augen, in denen wir denselben Namen im Laufe unseres Daseins sukzessive wahrgenommen haben.

Welche Form sich in diesem Namen Guermantes für mich abzeichnete, als meine Amme – die gewiß ebensowenig wie heute ich selber wußte, zu wessen Ehren es geschrieben worden war – mich mit dem alten Lied *Gloire à la marquise de Guermantes* in den Schlaf wiegte, oder als ein paar Jahre spä-

ter der alte Marschall von Guermantes mein Kindermädchen mit Stolz erfüllte, weil er in den Anlagen der Champs-Élysées mit den Worten stehenblieb: »Was für ein schönes Kind!« und einer Bonbonniere im Taschenformat ein Schokoladetäfelchen entnahm, ist mir nicht bekannt. Jene Jahre meiner frühen Kindheit sind nicht mehr in mir, sie liegen außerhalb meiner Person, ich kann über sie – wie über Dinge, die sich vor meiner Geburt zugetragen haben – einzig aus den Erzählungen der anderen etwas erfahren. Doch später finde ich in mir zeitlich aufeinanderfolgend sieben oder acht verschiedene Bilder dieses Namens vor; die ersten waren die schönsten: nacheinander nämlich gab mein Traum, durch die Wirklichkeit gezwungen, eine unhaltbare Stellung auf, verschanzte sich erneut etwas weiter hinten, bis er sich neuerlich zurückziehen mußte. Und sooft Madame de Guermantes sich wandelte, tat dies auch ihre Wohnstätte, die ebenfalls aus diesem Namen hervorgegangen war. Er wurde von Jahr zu Jahr durch das eine oder andere aufgeschnappte Wort, das meine Träumereien veränderte, neu befruchtet; und jene Wohnstätte spiegelte diese Träumereien dann selbst auf ihren Steinen wider, die eine reflektierende Oberfläche bekommen hatten wie eine Wolke oder ein See. Eine Turmfeste ohne stoffliche Dichte, die eigentlich nur ein breiter Streifen orangefarbenen Lichtes war, von deren Höhe der Lehnsherr und seine Dame über Leben und Tod ihrer Vasallen geboten, hatte – im hintersten Teil jener »Gegend von Guermantes«, in der ich an so vielen schönen Nachmittagen mit meinen Eltern dem Lauf der Vivonne gefolgt war – dem von Wildbächen durchströmten Besitz Platz gemacht, wo die Herzogin mich das Forellenfischen und die Namen der Blumen lehrte, die die niederen Umfriedungsmauern mit dem Schmuck ihrer rotvioletten Blütentrauben bedeckten[1] ; dann war es der angestammte Besitz gewesen, die poetische Domäne, auf der das stolze Geschlecht der Guermantes, wie ein goldener, fleuronverzierter Turm, der die Zeiten durchquert, sich schon über Frankreich erhob, als

der Himmel noch leer war über den Stätten, an denen später Notre-Dame von Paris und Notre-Dame von Chartres emporragen sollten, als auf der Höhe des Hügels von Laon die Kathedrale sich noch nicht festgesetzt hatte wie die Arche Noah auf dem Gipfel des Ararat, bis zum Rand mit Patriarchen und Gerechten gefüllt, die sich angstvoll aus den Fenstern beugen, um zu sehen, ob Gottes Zorn sich beschwichtigt hat, beladen mit den Pflanzen, die auf Erden Frucht tragen sollen, und überquellend von Tieren, die sogar zu den Türmen herausschauen, wo Ochsen, die friedlich auf dem Dach sich ergehen, von oben herab die Ebenen der Champagne betrachten; als der Wanderer, der Beauvais bei Tagesende verließ, noch nicht die ihn begleitenden schwarzen und verzweigten Flügel der Kathedrale sah, die sich sachte drehend vor dem goldenen Schirm des Sonnenuntergangs entfalten.[2] Freilich war dieses Guermantes, wie der Handlungsrahmen eines Romans, eine Phantasielandschaft, die ich mir nur mit Mühe vorstellen konnte und deshalb um so lieber entdeckt hätte, gleichsam als Enklave zwischen wirklichen Ländereien und Landstraßen gelegen, die sich auf einmal, zwei Meilen von einem Bahnhof entfernt, mit heraldischen Besonderheiten färben würden; ich rief mir die Namen von benachbarten Orten ins Gedächtnis, als seien sie am Fuß des Parnaß oder Helikon gelegen, Orte, die mir wertvoll schienen wie – in der wissenschaftlichen Topographie – die materiellen Voraussetzungen für die Erzeugung eines rätselhaften Phänomens. Ich sah wieder die unten auf den Kirchenfenstern von Combray aufgemalten Wappenschilder, deren Felder sich Jahrhundert für Jahrhundert mit all den Seigneurien angefüllt hatten, die durch Heirat oder Kauf dieses berühmte Haus aus allen Gegenden Deutschlands, Italiens und Frankreichs um sich geschart hatte: unermeßliche Ländereien im Norden, mächtige Städte im Süden waren zu Guermantes gestoßen, hatten sich mit Guermantes vereint und unter Aufgabe ihres stofflichen Charakters ihren heraldischgrünen Turm oder ihr silbernes Kastell allegorisch

in sein azurblaues Feld eingeschrieben. Ich hatte von den berühmten Wandteppichen in Guermantes gehört und stellte sie mir mittelalterlich und blau vor, etwas derb, wie eine Wolke, die sich gegen den amarantenen, legendären Namen abhebt, zu Füßen des vorzeitlichen Waldes, in dem Childebert so häufig jagte, und in die rätselvolle Tiefe jener Ländereien, in die Ferne jener Jahrhunderte mit ihren Geheimnissen glaubte ich ebensogut wie durch eine Reise eindringen zu können, wenn ich mich einfach in Paris Madame de Guermantes, Lehensherrin des Ortes und Dame vom See[1] , einen Augenblick näherte, als müßten ihr Antlitz und ihre Worte den lokalen Zauber des Dickichts und der Gestade besitzen sowie dieselben von Jahrhunderten geprägten Züge des alten Rechtsspiegels ihrer Archive. Dann aber hatte ich die Bekanntschaft Saint-Loups gemacht und von ihm erfahren, daß das Schloß Guermantes[2] erst seit dem siebzehnten Jahrhundert, da die Familie es erworben hatte, deren Namen trüge. Vorher hatte sie in der Nachbarschaft residiert, doch ihr Titel stammte nicht aus dieser Gegend. Das Dorf Guermantes war erst nach dem Schloß erbaut und nach ihm benannt worden; damit es dessen Anblick nicht beeinträchtige, bestimmte ein in Kraft gebliebenes Servitut die Straßenführung und die Höhe der Häuser. Was die Wandteppiche betraf, so waren sie von Boucher; ein Guermantes, der Kunstliebhaber war, hatte sie im neunzehnten Jahrhundert gekauft; sie hingen neben ein paar mittelmäßigen Jagdbildern, die er selbst gemalt hatte, in einem äußerst häßlichen, mit billigem rotem Baumwollstoff und Plüsch drapierten Salon. Durch solche Enthüllungen hatte Saint-Loup dem Namen Guermantes wesensfremde Elemente in das Schloß eingeführt, die es mir nicht länger erlaubten, allein aus der Klangfülle jener Silben das Mauergefüge der Bauwerke abzuleiten. So war denn auf dem Grund dieses Namens das in seinem See sich spiegelnde Schloß verblaßt, und als Wohnstätte, die Madame de Guermantes umgab, war mir ihr Pariser Stadtpalais erschienen, das Hôtel de Guermantes, hell leuch-

tend wie sein Name, denn kein materielles, opakes Element unterbrach und trübte seine Transparenz. Wie Kirche nicht nur Gotteshaus, sondern auch die versammelten Gläubigen bedeutet, umfaßte das Palais Guermantes alle, die das Leben der Herzogin teilten, doch waren diese Vertrauten, die ich niemals gesehen hatte, für mich nur berühmte Namen von poetischem Klang, und weil sie ausschließlich Leute kannten, die ihrerseits auch nichts als Namen waren, vermehrten und beschützten sie das Mysterium der Herzogin noch, indem sie sie mit einem weiten Halo umgaben, der höchstens ganz allmählich schwächer wurde.

Da ich mir bei den Festen, die sie gab, bezüglich der Geladenen keinen Körper, keinen Schnurrbart, keinen Stiefel vorstellte, keinen von ihnen geäußerten Satz, der banal gewesen wäre oder auch in menschlicher, vernunftmäßig zu fassender Weise originell, verlieh dieser Wirbel von Namen, der weniger Materie als ein Geistermahl oder ein Gespensterball mit sich führte und eine Meißener Porzellanfigur – Madame de Guermantes – umwogte, ihrem gläsernen Palais eine vitrinenhafte Transparenz. Dann, als Saint-Loup mir Anekdoten über den Hauskaplan und die Gärtner seiner Kusine erzählt hatte, war das Palais Guermantes – wie in früheren Zeiten vielleicht ein Louvre – zu einem Schloß geworden, das aufgrund eines alten, bizarrerweise weiterbestehenden Rechts mitten in Paris noch von seinen Erblanden umgeben war, auf denen sie noch immer ihre lehnsherrlichen Vorrechte genoß. Doch auch diese letzte Wohnstätte schwand dahin, als wir ganz in der Nähe von Madame de Villeparisis eine neben der von Madame de Guermantes gelegene Wohnung in einem Flügel ihres Stadtpalais bezogen. Es war eines jener alten Gebäude, wie sie vielleicht auch heute noch existieren, deren Ehrenhof – ob es sich nun dabei um Anschwemmungen der immer stärker ansteigenden Flut der Demokratie handelte oder um ein Vermächtnis älterer Zeiten, in denen die verschiedenen Handwerke sich um den Lehensherrn versammel-

ten – oft von Ladenräumen und Werkstätten, ja sogar von der Bude eines Schuhmachers oder Schneiders flankiert war, wie jene, die man an die Seiten der Kathedralen sich anlehnen sieht, soweit die Ingenieursästhetik diese nicht freigelegt hat; oder es gab dort einen schusternden Concierge, der Hühner und Blumen züchtete – und zuhinterst, in dem eigentlichen »Palais«, eine »Gräfin«, die, wenn sie in ihrer alten zweispännigen Kalesche ausfuhr, mit ein paar Kapuzinerblumen am Hut, die dem Gärtchen der Concierge-Loge entsprungen schienen (neben dem Kutscher saß ein Lakai, der vor jedem aristokratischen Palais im Stadtviertel abstieg, um Karten abzugeben), unterschiedslos ein Lächeln und einen winkenden Gruß den in diesem Augenblick vorüberkommenden Kindern des Concierge oder den bürgerlichen Mietern des Hauses zusandte, die sie mit herablassender Liebenswürdigkeit und egalitärem Dünkel in denselben Topf warf.

In dem Haus, in dem wir jetzt Wohnung genommen hatten, war die große Dame ganz hinten im Hof eine Herzogin, elegant und noch jung. Es war Madame de Guermantes, und dank Françoise gewann ich ziemlich schnell Einblick in das Palais. Denn die Guermantes (die Françoise gemeinhin als »die da hinten« oder »da unten« bezeichnete) bildeten vom frühen Morgen an den Gegenstand ihres Interesses; schon während sie Mama frisierte, warf sie einen verbotenen, unwillkürlichen und verstohlenen Blick in den Hof und meinte: »Sieh an, zwei Klosterschwestern; die geh'n bestimmt nach hinten« oder »Oh! die schönen Fasanen am Küchenfenster, da braucht man nicht erst zu fragen, wo die herkommen, der Herzog wird auf Jagd gewesen sein«, bis zum Abend, wenn sie, während sie mir meine Nachtsachen herauslegte, entferntes Klavierspiel oder das Echo einer Singstimme hörte, beziehungsvoll bemerkte: »Sie haben Gäste da unten, da geht's heute hoch her!« In ihrem regelmäßigen Gesicht unter den nun schon weiß gewordenen Haaren rückte dann ein lebendiges und zurückhaltendes Jugendlächeln für einen Augenblick

alle Züge an ihren Platz und richtete sie in gezierter, kunstfertiger Ordnung aufeinander aus, als wäre es zu einem Kontertanz.

Kein Augenblick aber im Leben der Guermantes erregte so lebhaft die Neugierde von Françoise, befriedigte sie so sehr und bereitete ihr gleichzeitig mehr Kummer als derjenige, in dem die große Einfahrt ihre Flügel öffnete und die Herzogin ihren Wagen bestieg. Das geschah, jeweils kurz nachdem unsere Dienstboten jene Art von feierlichem Passahmal zu Ende zelebriert hatten, das niemand unterbrechen darf, eine heilige, »ihr Mittagessen« genannte Handlung, während der sie derart »tabu« waren, daß sogar mein Vater sich nicht erlaubt hätte zu schellen, zumal er wußte, daß auch beim fünften Mal ebensowenig wie beim ersten sich irgend etwas rühren würde, so daß er diese Ungehörigkeit umsonst begangen hätte, nicht jedoch ohne Nachteil für sich selbst. Denn Françoise (die, seitdem sie eine alte Frau geworden war, zu allem und jedem ein Gesicht zog) hätte nicht verfehlt, ihm den ganzen Tag ein Antlitz zu zeigen, auf dem mit kleinen roten Malen wie in Keilschrift, zwar äußerlich sichtbar, aber doch auf eine schwer zu entziffernde Weise, die lange Geschichte ihrer Leiden und die tiefen Gründe ihrer Unzufriedenheit aufgezeichnet standen. Sie sprach sich auch darüber aus, aber nur gleichsam in die Kulisse hinein, so daß wir kein Wort verstanden. Sie nannte das – übrigens glaubte sie, es sei ganz entsetzlich für uns, es würde uns »wurmen«, wir würden uns »zu Tode kränken« – den lieben langen Tag »stille Messen lesen«.

Nachdem die letzten Riten vollzogen waren, schenkte sich Françoise, die wie in der christlichen Urkirche gleichzeitig Zelebrant und Gläubiger war, ein letztes Glas Wein ein, nahm die Serviette vom Hals, faltete sie, indem sie sich einen Rest von Kaffee oder rotgefärbtem Wasser von den Lippen wischte, schob das Tuch in den Serviettenring, dankte mit leidender Miene »ihrem« Laufburschen, der, um seinen Eifer zu beweisen, zu ihr sagte: »Madame, so nehmen Sie doch noch ein

wenig Trauben; sie sind exsellent«, worauf sie unter dem Vorwand, man komme um vor Hitze in dieser »elenden Küche«, das Fenster öffnete. Da sie, während sie den Fenstergriff drehte und frische Luft schöpfte, gleichzeitig äußerst geschickt und ganz beiläufig in den Hof schaute, stellte sie dort verstohlen, aber eindeutig fest, daß die Herzogin noch nicht bereit war, ließ ihre nichtachtenden, leidenschaftlichen Blicke eine Sekunde auf dem angespannten Wagen ruhen und hob, nachdem ihre Augen diese kurze Aufmerksamkeit an die Dinge der Welt gewandt hatten, diese dann zum Himmel, dessen Klarheit sie bereits erraten hatte, als sie die weiche Luft und die Wärme der Sonne spürte; dann schaute sie nach der Ecke des Daches hin, auf der jeden Frühling, gerade über dem Schornstein meines Zimmers, Tauben ihr Nest bauten, die ganz denen glichen, die in Combray in ihrer Küche gurrten.

»Ach Combray, Combray«, rief sie aus. (Der fast gesungene Tonfall, in dem sie diese Invokation vortrug, hätte ebenso wie die arlesische[1] Reinheit ihrer Züge bei Françoise einen südfranzösischen Ursprung vermuten lassen und den Gedanken nahelegen können, daß die verlorene Heimat, der sie nachtrauerte, nur eine Wahlheimat war. Aber vielleicht würde man sich täuschen, denn es gibt offenbar keine Provinz, die nicht ihren »Süden« hätte, und wie vielen Savoyarden oder Bretonen begegnet man nicht, bei denen man in vollem Umfang jene weiche Verschiebung von Längen und Kürzen antrifft, die für die Franzosen des Südens charakteristisch ist!) »Ach Combray, wann werde ich dich wiedersehen, meine liebe, gute Heimat, wann werde ich den lieben, langen Tag bei deinem Weißdorn und unserem lieben, guten Flieder sein können und den Finken und der Vivonne zuhören, die murmelt, als ob jemand halblaut redet, anstatt auf die elende Schelle unseres jungen Herrn achtgeben zu müssen, der keine halbe Stunde vergehen läßt, ohne daß er mich durch diesen Malefizkorridor hetzt! Und dann findet er nicht einmal, ich mache schnell genug; man müßte ihn schon gehört haben, ehe

er noch läutet, und wenn man sich eine Minute verspätet, bekommt er gleich einen fürchterlichen Wutanfall! Herrje, mein liebes, gutes Combray! Vielleicht sehe ich dich erst wieder, wenn ich tot bin, wenn man mich wie einen Stein ins Grabloch wirft. Deinen schönen Weißdorn rieche ich dann freilich nicht mehr. Doch selbst im Todesschlaf, glaube ich, werde ich noch das dreifache Schellen hören, das mir schon hier das Leben zur Hölle macht.«

Sie wurde aber von den Rufen des Westenmachers im Hof unterbrochen, jenes Mannes, der meiner Großmutter schon an dem Tag, als sie Madame de Villeparisis besuchen ging, so gut gefallen hatte und der keinen geringeren Platz in der Sympathie von Françoise einnahm. Er hatte, als er unser Fenster öffnen hörte, bereits eine Zeitlang die Aufmerksamkeit seiner Nachbarin auf sich zu ziehen versucht, um ihr guten Tag zu wünschen. Für Monsieur Jupien veredelte dann die Koketterie des jungen Mädchens, das Françoise gewesen war, das mürrische Gesicht unserer langjährigen, von Alter, Übellaunigkeit und der Hitze des Herdfeuers schwerfällig gewordenen Köchin, und sie sandte mit einer überaus reizvollen Mischung von Zurückhaltung, Zutrauen und Schamhaftigkeit dem Westenmacher einen anmutigen Gruß, ohne sich ihm jedoch in Worten mitzuteilen, denn wenn sie auch Mamas Anweisungen darin überschritt, daß sie in den Hof hinunterschaute, hätte sie doch nicht gewagt, ihnen soweit Trotz zu bieten, daß sie durchs Fenster einen Schwatz hielt, was zur Folge gehabt hätte, daß es von Madames Seite – wie Françoise es nannte – »einen absetzte«. Sie wies auf die bespannte Kalesche, als wolle sie sagen: Schöne Pferde, was?, murmelte aber dabei: »So was von Schabracke!«, und zwar vor allem, weil sie wußte, daß er, die Hände hohl vor den Mund haltend, damit sie ihn auch verstehe, wenn er nur halblaut sprach, ihr antworten würde: *Ihr* könntet doch auch welche haben, wenn Ihr nur wolltet, vielleicht noch mehr als die, aber Ihr mögt all das ja nicht!

Nach einer bescheidenen, ausweichenden und entzückten Gebärde, die etwa bedeutete: Jeder nach seiner Fasson; bei uns ist man fürs Schlichte, schloß Françoise das Fenster wieder aus Angst, Mama könne auftauchen. Die »Ihr«, die mehr Pferde hätten halten können als die Guermantes, waren wir; aber Jupien hatte recht, wenn er »Ihr« sagte, denn abgesehen von gewissen rein persönlichen Freuden der Eigenliebe (wie zum Beispiel, wenn sie pausenlos hustete und alle im Haus fürchteten, angesteckt zu werden, mit einem aufreizenden Grinsen zu erklären, sie sei überhaupt nicht erkältet), lebte Françoise ähnlich jenen Pflanzen, die von einem Tier, mit dem sie gänzlich eins sind und von dem sie mit der Nahrung, die es für sie erbeutet, frißt, verdaut und ihnen im letzten, gänzlich mühelos zu assimilierenden Zustand darbietet, gefüttert werden, in Symbiose mit uns; wir waren es, die mit unseren Tugenden, unserem Vermögen, unserem Lebenszuschnitt, unserer gesellschaftlichen Stellung ihr die kleinen Befriedigungen der Eigenliebe erschaffen mußten, aus denen – wenn man dazu noch das anerkannte Recht nahm, den Kult der Mittagsmahlzeit frei, nach altem Brauch auszuüben, einschließlich des darauffolgenden Luftschöpfens am Fenster, eines gemächlichen Herumbummelns auf den Straßen, wenn sie Einkäufe für den Haushalt machte, und des Ausgangs am Sonntag, wo sie ihre Nichte besuchte – sich das für ihr Leben unerläßliche Maß an Zufriedenheit ergab. Daher versteht man auch, daß Françoise an den ersten Tagen gleichsam verkümmerte, in einem Haus, in dem sämtliche Ehrentitel meines Vaters noch unbekannt waren, und zwar aufgrund eines Leidens, das sie selbst als Weh bezeichnete, Weh in dem starken Sinn, den das Wort »ennui« bei Corneille oder unter der Feder jener Soldaten hat, die sich schließlich das Leben nehmen, weil sie an zu starkem »Heimweh« nach ihrer Verlobten oder ihrem Heimatdorf leiden. Das Weh von Françoise war ausgerechnet von Jupien schnell geheilt worden, denn er verschaffte ihr auf der Stelle ein ebenso lebhaftes und vielseitiges Ver-

gnügen, wie unser Entschluß, Wagen und Pferde zu halten, ihr bereitet hätte. »Ganz nette Leute, diese Juliens« (Françoise paßte gern neue Wörter den ihr schon bekannten an), »hochanständige Menschen, es steht ihnen ins Gesicht geschrieben.« Jupien hatte in der Tat Sinn dafür – und gab es auch allen Leuten zu verstehen –, daß wir, wenn wir uns keine Equipage hielten, eben keine wollten. Dieser Freund von Françoise war selten zu Hause, da er einen Angestelltenposten in einem Ministerium bekommen hatte. Nachdem er zunächst als Westenmacher mit dem »Mädel« gearbeitet hatte, das meine Großmutter einst für seine Tochter hielt, war dieser Beruf für ihn gänzlich uninteressant geworden, als das junge Ding, das damals, als meine Großmutter jenen Besuch bei Madame de Villeparisis machte, beinahe noch ein Kind, bereits aufs beste wieder einen Rocksaum annähen konnte, sich der Damenschneiderei zugewandt hatte und Rocknäherin geworden war. Zunächst als Gehilfin in einem Atelier, wo man sie nur brauchte, um eine Naht zu verstärken, einen Volant zu reihen, einen Knopf oder Druckknopf zu befestigen, ein Taillenband mittels Schlaufen anzupassen, war sie bald zur »Zweiten«, dann zur »Ersten« aufgerückt, und nachdem sie sich eine Kundschaft aus lauter Damen der besten Gesellschaft gesichert hatte, arbeitete sie bei sich zu Hause, das heißt in unserem Hof, meist mit einer oder zwei ihrer jungen Kameradinnen aus dem Atelier, die bei ihr das Handwerk erlernten. Seitdem war die Anwesenheit Jupiens weniger erforderlich geworden. Wohl hatte die Kleine, die inzwischen herangewachsen war, noch häufig Westen zu nähen. Aber da sie von ihren Freundinnen unterstützt wurde, brauchte sie niemanden sonst. So hatte denn Jupien, ihr Onkel, eine Stellung gesucht. Anfangs stand es ihm frei, mittags nach Hause zu gehen, dann aber hatte er endgültig den Platz des Angestellten bekommen, dem er zunächst nur als Hilfskraft zugeteilt war, und kam nun nicht vor der Stunde des Abendessens heim. Seine »Ernennung« erfolgte glücklicherweise erst einige Wo-

chen nach unserem Einzug, so daß die Liebenswürdigkeit Jupiens noch lange genug auf Françoise einwirken konnte, um ihr ohne allzu großes Leiden über die ersten, so schweren Zeiten hinwegzuhelfen. Ohne den Nutzen zu verkennen, den er auf diese Weise für Françoise als »Übergangsmedikament« besaß, muß ich allerdings bekennen, daß Jupien mir auf den ersten Blick nicht besonders gefallen hatte. Wenn man ihn aus ein paar Schritten Entfernung sah, ließen seine Augen, deren mitleidiger, verzweifelter und versunkener Blick gleichsam überquoll, unter gänzlicher Aufhebung des Eindrucks, den ohne ihn seine dicken Wangen und seine blühende Gesichtsfarbe gemacht hätten, den Gedanken aufkommen, er sei sehr krank oder soeben von einem schweren Trauerfall heimgesucht worden. Nicht nur konnte davon keine Rede sein, vielmehr wirkte er, sobald er sprach, in makelloser Weise übrigens, eher spöttisch und kalt. Aus diesem Mißverhältnis zwischen seinem Blick und seinen Worten ergab sich etwas Falsches, was nicht sympathisch war und was ihn ebenso befangen zu machen schien, wie es ein Gast im Straßenanzug bei einer Abendgesellschaft ist, wo alles im Frack erscheint, oder jemand, der einer Hoheit Antwort geben soll, aber nicht recht weiß, wie man mit ihr zu sprechen hat, und die Schwierigkeit dadurch umgeht, daß er seine Sätze so verkürzt, daß fast nichts mehr bleibt. Jene von Jupien – denn das war ja nur ein Vergleich – waren hingegen bezaubernd. Als Entsprechung vielleicht zu jener Überflutung seines Gesichts durch die Augen (etwas, auf das man nicht mehr achtgab, wenn man ihn erst kannte) stellte ich tatsächlich sehr bald bei ihm eine ungewöhnliche Intelligenz fest, zudem eine der natürlichsten literarisch geprägten, die ich je hatte kennenlernen dürfen, insofern nämlich, daß er – wahrscheinlich ohne alle Bildung – spontan über die geistreichsten sprachlichen Wendungen verfügte oder sie sich durch rasches Überfliegen einiger Bücher angeeignet hatte. Die begabtesten Menschen, die ich kennengelernt hatte, waren jung gestorben. Ich war denn auch über-

zeugt, Jupiens Leben werde frühzeitig enden. Er besaß Güte, Mitgefühl, die zartesten, großherzigsten Gefühle. Seine Rolle im Leben von Françoise war nach kurzer Zeit nicht mehr unabdingbar. Sie hatte gelernt, andere für ihn einspringen zu lassen.

Selbst wenn irgendein Lieferant oder Dienstbote uns ein Paket brachte, nahm Françoise, wiewohl sie so tat, als beschäftige sie sich überhaupt nicht mit ihm, und ihm nur mit unbeteiligter Miene einen Stuhl zuwies, die wenigen Augenblicke, die er in der Küche verbrachte, während er auf einen Bescheid von Mama wartete, so geschickt wahr, daß einer nur selten das Haus wieder verließ, ohne daß sich die unverbrüchliche Gewißheit in seinen Geist eingegraben hätte, daß wir, »wenn wir keine hatten, eben keine wollten«. Wenn sie übrigens so großen Wert darauf legte, daß jedermann wußte, wir »hätten Geld« (wobei sie »d'argent« sagte und nicht »de l'argent«, denn sie wußte nichts vom Gebrauch dessen, was Saint-Loup als »partitiven Artikel« bezeichnete, und so hieß es: »avoir d'argent« oder »apporter d'eau«), wir seien reich, so war zwar nicht der Reichtum an sich, der Reichtum ohne Tugend in ihren Augen das höchste Gut, aber Tugend ohne Reichtum entsprach ebensowenig ihrem Ideal. Reichtum war für sie eine notwendige Voraussetzung, ohne die der Tugend Verdienst und Zauber abgehen würde. Sie trennte diese beiden so wenig voneinander, daß sie schließlich einer jeden die Eigenschaften der anderen zuerkannte, Annehmlichkeiten in der Tugend suchte und im Reichtum etwas Erbauliches fand.

Wenn sie das Fenster wieder geschlossen hatte, ziemlich schnell (denn sonst hätte sie von Mama, scheint es, »wer weiß was zu hören bekommen«), begann Françoise unter Seufzen den Küchentisch abzuräumen.

»Es gibt auch Guermantes, die in der Rue de la Chaise wohnen«, meinte der Kammerdiener, »ich hatte einen Freund, der dort gearbeitet hat; er war da zweiter Kutscher. Und ich kenne jemand, nicht dieser alte Freund, sondern sein Schwa-

ger, der hat seinerzeit mit einem Pikör des Barons von Guermantes im gleichen Regiment gedient. ›Doch was soll's, er ist ja nicht mein Vater!‹«[1] fügte der Kammerdiener hinzu, der, ebenso wie er gewöhnlich den Gassenhauer des Jahres auf den Lippen führte, jeweils auch seine Reden mit den aktuellsten Scherzen würzte.

Mit den Augen einer schon bejahrten Frau, die freilich in Combray, in unbestimmter Ferne, alles sahen, bemerkte Françoise den Scherz nicht, der in diesen Worten lag, wohl aber, daß einer darin liegen mußte, denn sie standen mit dem Rest der Rede in keiner Beziehung und waren mit Vehemenz von jemandem hingeworfen worden, den sie als Spaßmacher kannte. Daher lächelte sie wohlwollend und bewundernd, als wolle sie sagen: »Dieser Victor ist doch immer derselbe!« Im übrigen war sie glücklich, denn sie wußte, daß das Anhören solcher Einfälle von fern etwas mit ehrbaren, gesellschaftlichen Vergnügungen zu tun hatte, um derentwillen ja so eifrig Toilette gemacht und eine Erkältung in Kauf genommen wird. Und schließlich glaubte sie auch, der Kammerdiener sei ihr freundschaftlich gesinnt, weil er sich nicht genug tun konnte, ihr mit Entrüstung die furchtbaren Maßnahmen auszumalen, die die Republik gegen die Geistlichkeit plane. Françoise hatte noch nicht begriffen, daß unsere gefährlichsten Gegner nicht diejenigen sind, die uns widersprechen und uns zu überzeugen versuchen, sondern jene, die Nachrichten übertreiben oder erfinden, die uns Kummer bereiten, diesen aber dabei nicht einmal einen Anschein von Berechtigung geben, der unseren Schmerz lindern und uns vielleicht eine leise Achtung vor einer Partei einflößen würde, die sie uns vielmehr um jeden Preis, damit unsere Qual vollkommen sei, als erbarmungslos und unbegrenzt mächtig vor Augen stellen.

»Die Herzogin muß ja mit all dem da verschwiegert sein«, nahm Françoise die Unterhaltung bei den Guermantes aus der Rue de la Chaise wieder auf, so wie man in einem Stück beim Andante weiterspielt. »Ich weiß nicht mehr, wer mir gesagt

hat, daß der eine von denen eine Kusine vom Herzog geheiratet hat. Auf alle Fälle ist es dieselbe ›Verbandschaft‹. Eine große Familie, diese Guermantes!« setzte sie respektvoll hinzu, indem sie die Größe des Hauses Guermantes gleichzeitig auf die Zahl seiner Glieder und den Glanz seines Ruhmes gründete wie Pascal die Wahrheit der Religion auf die Vernunft und die Autorität der Heiligen Schrift.[1] Denn da ihr nur das eine Wort »groß« für die beiden Dinge zur Verfügung stand, schienen sie ihr ein und dasselbe zu sein; wie gewisse Steine wies ihr Vokabular hier und da eine Trübung auf, die dann verdunkelnd bis auf ihr Denken wirkte.

»Ich frage mich, ob das nicht diejenigen sind, welche ihr Schloß in Guermantes, zehn Meilen von Combray haben; dann sind sie auch mit ihrer Kusine von Alger verwandt.« Meine Mutter und ich haben uns lange gefragt, wer diese Kusine von Alger sein könne, und es dauerte eine ganze Weile, bis wir begriffen, daß Françoise mit dem Namen Alger die Stadt Angers[2] meinte. Das Fernliegende kann uns vertrauter sein als das Nahe. Françoise, der der Name Alger von den fürchterlichen Datteln her bekannt war, die wir jeweils zum Neujahrstag bekamen, wußte den von Angers nicht. Ihre Redeweise war wie die französische Sprache selbst, vor allem ihre Ortsbezeichnungen, mit Irrtümern reich durchsetzt. »Ich wollte schon mal ihren Maître d'hôtel danach fragen. Wie spricht man ihn schon wieder an?« unterbrach sie sich, wie wenn sich ihr eine Frage der Etikette stellen würde; dann gab sie sich selbst die Antwort: »Ach ja, man spricht ihn mit Antoine an«, als ob Antoine ein Titel wäre. »Der könnte mir's schon berichten, aber der tut ja so wichtig und so schwierig, als ob ihm die Zunge weg ist oder als hat er reden zu lernen vergessen. Er gibt nicht einmal Antwort, wenn man mit ihm spricht« (wobei sie »faire réponse« sagte wie Madame de Sévigné). »Aber«, fuhr sie unaufrichtig fort, »wenn ich vor meiner eigenen Tür gekehrt habe, kümmere ich mich nicht darum, was vor den anderen liegt. Auf alle Fälle, ganz ko-

scher ist das nicht. Und dann ist er auch kein Mann mit Schneid.« (Dieses Urteil hätte den Gedanken nahelegen können, Françoise habe ihre Ansicht über die Tapferkeit geändert, die doch in ihren Combrayer Tagen die Männer ihrer Meinung nach zu wilden Tieren erniedrigte, aber so war es nicht. Schneid bedeutete nur Anstelligkeit.) »Es heißt auch, daß er wie eine Elster stiehlt, aber man muß ja nicht immer auf jedes Geschwätz hören. Hier bleibt ja niemand, von wegen den Hausmeistersleuten, die eifersüchtig sind und die Herzogin aufhetzen. Aber man kann schon sagen, daß dieser Antoine ein rechter Faulpelz ist, und seine ›Antoinesse‹ ist nicht besser als er«, setzte Françoise hinzu, die in ihrem Bemühen, zu Antoine ein Femininum zu finden, das die Frau des Maître d'hôtel bezeichnen könnte, sich bei ihrer sprachschöpferischen Tätigkeit wahrscheinlich unbewußt wieder an »chanoine« und »chanoinesse« erinnerte. Sie traf es damit gar nicht so schlecht. Noch heute gibt es in der Nähe von Notre-Dame eine Rue Chanoinesse[1] genannte Straße, die diesen Namen (weil dort nur »chanoines« wohnten) von den Franzosen von damals erhalten hat, deren Zeitgenossin Françoise in Wirklichkeit war. Gleich darauf lieferte sie übrigens ein weiteres Beispiel für eine solche Bildung des Femininums, denn sie setzte hinzu: »Aber ganz todsicher gehört das Schloß Guermantes der Herzogin. Sie ist doch im Dorf die ›Madame la mairesse‹. Das ist schon was.«

»Das will ich glauben, daß das was ist«, sagte der Laufbursche im Brustton der Überzeugung, denn er hatte die Ironie nicht durchschaut.

»Das meinst du, mein Sohn, daß das was ist! Aber für Leute, wie die das sind, bedeutet es weniger als nichts, Maire und Mairesse zu sein. Herrje! wenn das Schloß Guermantes mir gehörte, mich sähe man nicht oft in Paris. Was müssen doch solche Herrschaften, die immerhin keine Bettler sind, wie Monsieur und Madame, für Ideen haben, daß sie lieber hier bleiben in dieser elenden Stadt, als daß sie jeden Augenblick,

wo sie frei sind und niemand sie hält, statt dessen nach Combray fahren. Worauf warten sie bloß, um sich zur Ruhe zu setzen, wo sie doch haben, was man braucht; wollen sie erst sterben? Herrje! wenn ich nur trockenes Brot zu essen und im Winter Holz zum Heizen hätte, dann wäre ich schon längst wieder daheim, im bescheidenen Haus, das mein Bruder in Combray hat. Da spürt man doch wenigstens, daß man lebt, man hat nicht all diese Häuser vor sich, und nachts ist so wenig Lärm, daß man die Frösche mehr als zwei Meilen weit quaken hört.«

»Das muß aber schön sein, Madame«, rief der junge Laufbursche begeistert, als sei letzteres Merkmal ebenso charakteristisch für Combray wie für Venedig das Leben in den Gondeln.

Da er im übrigen weniger lange im Hause war als der Kammerdiener, brachte er Françoise gegenüber Dinge zur Sprache, die nicht ihn selbst interessierten, sondern sie. Und Françoise, die jedesmal das Gesicht verzog, wenn man von ihr als von der Köchin sprach, hegte für den Laufburschen, der sie als »die Wirtschafterin« bezeichnete, jene Art von Wohlwollen, die gewisse Fürsten zweiten Ranges jungen Leuten gegenüber an den Tag legen, wenn diese sie in bester Absicht mit Hoheit anreden.

»Wenigstens weiß man, was man tut und in was für einer Jahreszeit man lebt. Da ist es nicht wie hier, wo man zum heiligen Osterfest sowenig einen schäbigen Stengel Hahnenfuß wie an Weihnachten sieht und wo ich nicht das kleinste Angelusläuten höre, wenn ich mit meinen alten Gliedern aus dem Bett steige. Da hört man jede Stunde, es ist nur eine bescheidene Glocke, aber man sagt sich doch: ›Jetzt kommt mein Bruder vom Feld zurück‹, man sieht, wie der Tag zu Ende geht, man läutet für das, was die Erde uns schenkt[1] , man hat Zeit, sich noch einmal umzudrehen, bevor man Licht anmacht. Hier wird es Tag, es wird Nacht, man geht schlafen,

und man kann sowenig sagen, was man eigentlich tut, wie das liebe Vieh.«

»Méséglise muß ja auch sehr hübsch sein«, fiel ihr der Laufbursche ins Wort, dessen Ansicht nach die Unterhaltung eine etwas abstrakte Wendung nahm und der sich zufälligerweise daran erinnerte, daß er uns bei Tisch von Méséglise hatte sprechen hören.

»Oh! Méséglise«, sagte Françoise mit dem breiten Lächeln, das man stets auf ihre Lippen brachte, wenn man die Namen von Combray, von Méséglise, von Tansonville aussprach. Sie bildeten einen so wichtigen Teil ihrer eigenen Existenz, daß sie, sobald sie ihr in einer Unterhaltung von außen her entgegentraten, ihre Heiterkeit weckten, wie es ein Lehrer tut, wenn er im Unterricht auf irgendeine zeitgenössische Persönlichkeit anspielt, deren Namen die Schüler nie von der Höhe des Katheders her zu vernehmen geglaubt hätten. Ihre Freude kam ihr auch aus dem Bewußtsein, daß diese Orte für sie etwas waren, was sie für die anderen nicht sein konnten, alte Kameraden, mit denen man vieles gemeinsam unternommen hat; sie lächelte ihnen zu, als ob sie sie geistreich fände, denn sie fand in ihnen viel von sich selber wieder.

»Ja, das kann man wohl sagen, mein Sohn, Méséglise ist recht hübsch«, fuhr sie mit feinem Lächeln fort; »aber wieso hast denn du von Méséglise gehört?«

»Wieso ich von Méséglise gehört habe? Aber das ist doch ganz bekannt; ich habe viel davon gehört, und zwar mehr als einmal«, behauptete er mit jener verbrecherischen Ungenauigkeit von Informanten, die jedesmal, wenn wir uns ein objektives Bild von der Wichtigkeit machen wollen, die eine uns selbst betreffende Sache für andere hat, es uns verunmöglichen, damit zum Ziel zu kommen.

»Ah! Das könnt Ihr mir glauben, daß es dort unter den Kirschbäumen angenehmer ist als am Herd.«

Sogar von Eulalie sagte sie nur Gutes. Denn seitdem Eulalie tot war, hatte Françoise vollkommen vergessen, daß sie sie

bei Lebzeiten so wenig gemocht hatte, wie sie eben alle die nicht mochte, die nichts zu beißen und zu brechen hatten, die »am Hunger krepierten« und dann wie rechte Taugenichtse dank der Güte der Reichen sich auch noch »fein taten«. Sie litt nicht mehr darunter, daß es Eulalie so gut verstanden hatte, jede Woche von meiner Tante sich etwas »in die Hand drücken« zu lassen. Was nun diese betraf, so wurde Françoise nicht müde, ihr Lob zu singen.

»Aber Sie waren doch damals in Combray selbst, bei einer Kusine von Madame?« fragte der junge Laufbursche.

»Ja, bei Madame Octave, o ja! das war eine wirklich fromme Frau, meine lieben Leute, und da war alles vorhanden, immer ein guter Happen im Haus, alles vom Schönsten und Besten, eine gute Frau, das kann man wohl sagen, der war kein Rebhuhn, kein Fasan leid, nichts, da konnte man zu fünft, zu sechst kommen, Fleisch war immer da und noch dazu die allerbesten Stücke, weißer und roter Wein, und alles, was man braucht!« (Françoise gebrauchte die Verbalkonstruktion »leid sein« ohne Präposition und ganz im Sinne La Bruyères[1] .) »Alles fiel ihr immer zur Last, auch wenn die Familie monatelang und jah-re-lang im Hause blieb.« (Diese Betrachtung hatte nichts Kränkendes für uns, denn Françoise gebrauchte »zur Last fallen« für »zu Lasten gehen«, also nicht im moralischen Sinn.) »Ah! Ihr könnt mir glauben, hungrig ging da keiner fort. Wie es uns der Herr Pfarrer auch gesagt hat: wenn eine Frau darauf rechnen kann, schnurstracks in den Himmel zu kommen, so ist es ganz todsicher sie. Die arme Madame, ich höre sie noch sagen mit ihrer schwachen Stimme: ›Françoise, Sie wissen, ich esse selber nichts, aber ich will, daß es für alle so gut ist, als äße ich selber!‹ Klar war es nicht für sie. Ihr hättet sie sehen sollen, sie wog nicht mehr als ein Säcklein Kirschen. Es war schon gar nichts mehr an ihr dran. Aber sie wollte mir nicht glauben und ging und ging einfach nicht zum Arzt. Oh! dort in Combray wäre nichts husch-husch verdrückt worden. Sie wollte, daß das Personal

anständig genährt war. Hier aber haben wir ja erst heute kaum Zeit gehabt, einen Brocken zu uns zu nehmen. Alles geht wie der Teufel!«

Besonders regten sie die gerösteten Brotscheiben[2] auf, die mein Vater zu essen pflegte. Sie war überzeugt, daß er es nur tat, um sich wichtig zu machen und sie »auf Touren zu bringen«. »Ich muß sagen«, stimmte der Laufbursche ihr zu, »ich habe so etwas noch nie und nirgends gesehen!« Er machte diese Bemerkung, als habe er alles gesehen und als erstreckten sich die aus einer tausendjährigen Erfahrung gewonnenen Einsichten bei ihm auf alle Länder und ihre Gebräuche, wobei jener des gerösteten Brotes nirgendwo vorgekommen war. »Ja, ja«, brummte der Kammerdiener[1] , »aber das alles kann sich ja ändern. Die Arbeiter sollen in Kanada streiken, und der Minister hat neulich abend zu Monsieur gesagt, daß er dafür zweihunderttausend Francs bekommen hat.« Der Kammerdiener war weit entfernt, ihn deswegen zu tadeln; nicht, daß er nicht selbst vollkommen ehrlich gewesen wäre, aber da er alle Politiker für korrupt hielt, kam ihm die Annahme von Schmiergeldern weniger schwerwiegend vor als das kleinste Diebstahlsdelikt. Er fragte sich nicht einmal, ob er diesen historischen Ausspruch auch wirklich recht gehört hatte und wunderte sich keineswegs über die Unwahrscheinlichkeit, daß es der Schuldige selbst war, der sich in dieser Weise meinem Vater gegenüber geäußert hatte, ohne daß dieser ihn hinauswarf. Doch die Philosophie von Combray erlaubte es Françoise nicht, zu hoffen, ein Streik in Kanada könne Auswirkungen auf den Gebrauch von geröstetem Brot haben. »Solange die Welt bestehen bleibt«, sagte sie, »wird es immer Herren geben, die einen herumhetzen, und Diener, die sich nach ihren Launen werden richten müssen.« Ungeachtet dieser Theorie von der ewigen Hetze fragte sich meine Mutter, die offenbar die Dauer von Françoises Mittagessen nicht mit der gleichen Elle wie jene maß, seit einer Viertelstunde schon: »Was mögen sie bloß machen, jetzt sind sie schon mehr als zwei Stun-

den bei Tisch.« Und schüchtern läutete sie drei- oder viermal. Françoise, »ihr« Laufbursche und der Kammerdiener hörten das Klingelzeichen nicht wie einen an sie gerichteten Appell und in dem Gedanken, daß sie daraufhin zu erscheinen hätten, wohl aber wie die ersten Töne von Instrumenten, die gestimmt werden, wenn ein Konzert bald wiederbeginnt und man spürt, daß die Pause nur noch Minuten dauern wird. Wenn aber die Klingelzeichen sich zu mehren begannen und immer dringlicher wurden, bequemten unsere Hausbedienten sich, davon Notiz zu nehmen; sie befanden dann, sie hätten bis zur Wiederaufnahme der Arbeit nicht mehr viel Zeit vor sich, und bei einem noch etwas ausdrucksvolleren Läuten, als die letzten es gewesen waren, ergaben sie sich schließlich seufzend in ihr Los; der Laufbursche ging und rauchte eine Zigarette vor der Tür; nach ein paar Betrachtungen über uns, wie etwa »die haben wohl die Rasitis«, stieg Françoise in ihr Mansardenzimmer, um ihre Sachen zu versorgen, und der Maître d'hôtel, der sich aus meinem Zimmer Briefpapier geholt hatte, erledigte in Eile seine private Korrespondenz.

Trotz der dünkelhaften Art ihres Maître d'hôtel hatte mich Françoise bereits in den ersten Tagen darüber aufklären können, daß die Guermantes ihr Palais nicht aufgrund unvordenklicher Rechte bewohnten, sondern kraft eines verhältnismäßig neuen Mietvertrages, und daß der Garten, auf den das Gebäude nach der mir unbekannten Seite zu ging, ziemlich klein und den anderen anstoßenden Gärten vollkommen ähnlich war; und ich erfuhr schließlich auch, es gebe dort weder einen Blutgerichtsgalgen noch eine befestigte Mühle zu sehen, weder einen Karpfenteich noch einen Taubenschlag auf Pfeilern, weder Zwangsbackhaus, Hallenscheune, Gerichtslaube noch Stein- oder Zug-, geschweige denn Hänge- oder Zollbrücken, weder Turmspitzen, Wandchartas noch Denkmäler aus heldischer Frühzeit.[1] Doch wie Elstir der Bucht von Balbec, als sie ihr Geheimnis verloren hatte und für mich ein beliebiger, mit jedem anderen auswechselbarer Teil der Salzwassermengen

auf dem Erdball geworden war, plötzlich wieder Individualität verliehen hatte, indem er mir sagte, sie sei die Opalbucht Whistlers in seinen Harmonien in Blau und Silber[1] , so hatte der Name Guermantes unter den Schlägen von Françoise bereits die letzte aus ihm entsprossene Behausung sterben sehen, als ein alter Freund meines Vaters eines Tages in bezug auf die Herzogin folgendes sagte: »Sie nimmt im Faubourg Saint-Germain eine einzigartige Stellung ein, sie führt das eleganteste Haus im Faubourg Saint-Germain.« Gewiß war der erste Salon, das erste Haus im Faubourg Saint-Germain nur sehr wenig verglichen mit den sonstigen Wohnstätten, die ich mir nacheinander erträumt hatte. Doch schließlich hatte auch diese noch, die die letzte sein sollte, etwas, was (wie bescheiden es sich auch ausnehmen mochte) über das bloß Stoffliche hinausging und eine geheimnisvolle Andersartigkeit einschloß.

Es war um so notwendiger für mich, im »Salon« von Madame de Guermantes, in ihren Freunden, das Geheimnis ihres Namens suchen zu können, als ich es in ihrer Person nicht fand, wenn ich sie des Morgens zu Fuß oder am Nachmittag im Wagen das Haus verlassen sah. Gewiß war sie mir schon in der Kirche von Combray im Blitzstrahl einer Metamorphose erschienen, mit nicht mehr veränderbaren Wangen, die undurchdringlich waren für die Farben des Namens Guermantes und der Nachmittage am Ufer der Vivonne; sie erschien mir anstelle meines zerstobenen Traumbilds, wie ein Schwan oder ein Weidenbaum, die nunmehr, als neue Gestalten eines verwandelten Gottes oder einer Nymphe, den Gesetzen der Natur unterworfen, auf dem Wasser gleiten oder vom Wind zerzaust würden. Doch kaum war ich nicht mehr in Gegenwart ihrer Person, als sich die aufgelösten Spiegelungen schon wieder zusammenfügten wie die rosigen und grünen Reflexe der untergegangenen Sonne hinter dem Ruder, dessen Schlag sie zum Verschwinden gebracht hat, und in der Stille meines Denkens hatte es der Name schnell verstanden, sich die Erinnerung an dieses Gesicht zu eigen zu machen. Jetzt aber sah

ich sie oft an ihrem Fenster, im Hof, auf der Straße, und wenn es mir nicht gelang, den Namen Guermantes zu einem Teil von ihr werden zu lassen, zu denken, sie sei Madame de Guermantes, so legte ich meinem Geist und seiner Ohnmacht zur Last, daß er den Akt, den ich von ihm forderte, nicht zu vollenden vermochte; sie, unsere Nachbarin, aber schien dem gleichen Irrtum verfallen zu sein, ja viel mehr noch, ihn ohne Sorge, ohne irgendwelche Bedenken, wie ich sie hatte, ja sogar ohne allen Argwohn, daß es sich um einen Irrtum handle, zu begehen. So bewies Madame de Guermantes in ihrer Kleidung das gleiche Bemühen, der Mode zu folgen, wie wenn sie sich nun für eine Frau wie alle andern ansähe und nach jener Eleganz der Toilette strebe, in der beliebige andere Frauen ihr gleichkommen, sie vielleicht übertreffen konnten; ich hatte auf der Straße beobachtet, wie ihre bewundernden Blicke auf einer gutangezogenen Schauspielerin ruhten; und am Morgen konnte ich sie vor ihrem Spaziergang – ganz als ob die Meinung der Leute auf der Straße, deren Gewöhnlichkeit sie dadurch noch unterstrich, daß sie ihr unerreichbares Dasein ganz zwanglos unter ihnen durch die Menge trug, für sie ein Tribunal sein könnte – vor dem Spiegel stehen sehen, wie sie mit einer der Verstellung und Ironie völlig entbehrenden Hingabe, mit Leidenschaft, mit ungehaltenen Gesten, mit Eitelkeit, gleich einer Königin, die sich dazu herabläßt, in einer Komödie bei Hofe als Soubrette aufzutreten, diese so tief unter ihr stehende Rolle der eleganten Frau spielte; und in dem mythologischen Vergessen ihrer angeborenen Größe prüfte sie, ob ihr Schleier auch straff gezogen sei, glättete ihre Ärmel, zupfte den Mantel zurecht, so wie der göttliche Schwan alle Bewegungen seiner Tiergattung macht, seine aufgemalten Augen zu beiden Seiten seines Schnabels hält, ohne Blicke hineinzulegen, und sich unvermittelt auf einen Knopf oder Regenschirm stürzt, ganz Schwan, ohne sich zu erinnern, daß er ein Gott ist. Doch wie ein Reisender, den der erste Anblick einer Stadt enttäuscht hat, sich sagt, daß er vielleicht tiefer in ihren

Zauber eindringen wird, sobald er ihre Museen besucht, Bekanntschaft mit ihren Einwohnern schließt, in den Bibliotheken arbeitet, sagte ich mir, daß ich, wenn ich erst einmal von Madame de Guermantes empfangen worden wäre, wenn ich zu ihrem Freundeskreis gehörte und tiefer in ihr Dasein eindringen könnte, gewiß in Erfahrung bringen würde, was unter seiner orangefarbenen, strahlenden Hülle ihr Name für andere Leute tatsächlich und objektiv einschloß, da ja schließlich der Freund meines Vaters gesagt hatte, das Milieu der Guermantes sei etwas ganz Besonderes innerhalb des Faubourg Saint-Germain.

Das Leben, das man meiner Vorstellung nach dort führte, entstammte einer von jeder Erfahrung so grundverschiedenen Quelle und schien mir etwas so Einzigartiges zu sein, daß ich mir bei den Abendgesellschaften der Herzogin keine Leute denken konnte, die ich auch anderswo schon getroffen hätte, keine realen Personen. Denn da sich diese ja nicht mit einem Mal eine andere Natur zulegen konnten, hätten sie dort Reden geführt, die den mir bekannten entsprachen; ihre Gesprächspartner hätten sich vielleicht so weit herabgelassen, ihnen in der gleichen menschlichen Sprache zu antworten, und es hätte somit auf einer Abendgesellschaft im ersten Salon des Faubourg Saint-Germain Augenblicke gegeben, die aufs Haar solchen glichen, wie ich sie schon durchlebt hatte: das aber war unmöglich. Freilich war mein Geist von gewissen Schwierigkeiten bedrängt, und die Gegenwart des Leibes Jesu Christi in der Hostie schien mir kein undurchdringlicheres Geheimnis zu bergen als jener erste Salon des Faubourg, der auf dem rechten Ufer lag und dessen Möbel, wie ich es von meinem Zimmer aus hören konnte, am Morgen ausgeklopft wurden. Auch wenn die Demarkationslinie, die mich vom Faubourg Saint-Germain trennte, nur ideeller Natur war, kam sie mir doch nicht weniger wirklich vor; ich spürte deutlich, daß die auf der anderen Seite dieses Äquators ausgebreitete Fußmatte der Guermantes, von der meine Mutter, als sie, wie

ich selbst, sie eines Tages hinter ihrer geöffneten Haustür liegen sah, zu sagen gewagt hatte, sie sei in recht schlechtem Zustand, bereits der Faubourg Saint-Germain war. Wie hätte übrigens ihr Speisezimmer, ihre düstere Galerie mit den roten Plüschmöbeln, die ich manchmal von unserem Küchenfenster aus erkennen konnte, in meinen Augen nicht den geheimnisvollen Zauber des Faubourg Saint-Germain besitzen, auf eine wesenhafte Art einen Teil davon bilden, im geographischen Sinn bereits darin gelegen sein sollen, wo doch die Tatsache, daß man in diesem Speisezimmer empfangen worden war, bedeutete, daß man im Faubourg Saint-Germain verkehrt, seine Luft eingeatmet hatte, weil diejenigen, die, bevor man zu Tisch ging, sich neben Madame de Guermantes auf das Ledersofa in der Galerie gesetzt hatten, alle dem Faubourg Saint-Germain angehörten? Gewiß konnte man gelegentlich auch außerhalb des Faubourg, auf gewissen Abendgesellschaften, majestätisch thronend inmitten des gewöhnlichen Volkes eleganter Leute, einen dieser Männer sehen, die nur Namen sind und die, wenn man sie sich vorzustellen versucht, abwechselnd die Gestalt eines Turniers oder einer dominialen Waldung annehmen. Aber hier, im ersten Salon des Faubourg Saint-Germain, in der düsteren Galerie, gab es keine anderen als sie. Sie waren, aus einem kostbaren Stoff geschaffen, die Säulen, die den Tempel trugen. Selbst bei zwanglosen Einladungen konnte Madame de Guermantes ihre Gäste nur unter ihnen wählen, und bei den Diners für zwölf Personen glichen sie, wenn sie um den gedeckten Tisch versammelt waren, den goldenen Statuen der Apostel in der Sainte-Chapelle, symbolische Pfeiler und Weihegestalten vor dem Tisch des Herrn.[1] Und was den kleinen Gartenplatz anging, der, von hohen Mauern umschlossen, hinter dem Hauptgebäude lag und in dem Madame de Guermantes im Sommer nach dem Abendessen die Liköre und die Orangeade reichen ließ: wie hätte ich nicht denken sollen, daß es ebenso unmöglich sei, auf den Eisenstühlen dort – die die gleiche Macht besaßen wie das

Ledersofa – zwischen neun und elf Uhr abends zu sitzen, ohne den ganz besonderen Windhauch des Faubourg Saint-Germain einzuatmen, wie etwa eine Siesta in der Oase von Figuig[2] zu halten, ohne daß man sich damit auch in Afrika befand? Nur Einbildungskraft und innere Überzeugung sind imstande, gewisse Wesen, gewisse Dinge von allen anderen zu unterscheiden und eine Aura zu erschaffen. Ach! Gewiß würde es mir nie vergönnt sein, meine Schritte zu den malerischen Stätten, landschaftlichen Besonderheiten, lokalen Sehenswürdigkeiten, künstlichen Werken des Faubourg Saint-Germain zu lenken. Und so begnügte ich mich damit, ehrfürchtig zu erschauern, wenn ich von hoher See aus (ohne Hoffnung, dort je anzulegen) wie ein vorgeschobenes Minarett, eine erste Palme, einen Beginn von exotischer Produktion oder Vegetation, die abgenutzte Fußmatte am Ufer liegen sah.

Doch wenn das Palais Guermantes für mich bei der Tür zu seinem Vestibül begann, so mußten die dazugehörenden Ländereien sich nach der Auffassung des Herzogs wohl noch viel weiter erstrecken, denn da er alle Mieter als Pächter, Bauernlümmel oder als Käufer enteigneter kirchlicher Güter ansah, deren Meinung nicht zählt, rasierte er sich morgens im Nachthemd am Fenster, begab sich je nachdem, ob es ihm mehr oder weniger warm war, in Hemdsärmeln, im Pyjama, in einem zottigen schottischen Jackett mit ausgefallenen Farben, in hellen, leichten Überziehern, die kürzer waren als sein Jackett, in den Hof und ließ sich von einem seiner Piköre ein neues Pferd vorführen, das er erworben hatte. Mehr als einmal beschädigte dieses die Auslage Jupiens, der dann den Herzog dadurch in Empörung versetzte, daß er Anspruch auf Schadenersatz erhob. »Allein schon wenn man daran denkt, wieviel Gutes die Herzogin im Hause und in der Gemeinde tut«, sagte Monsieur de Guermantes, »ist es von diesem Quidam eine Unverschämtheit, etwas von uns zu verlangen.« Doch Jupien gab nicht nach und machte allen Anschein, gar nicht zu wissen, was die Herzogin denn eigentlich je »Gutes« getan

hatte. Dennoch stimmte es, aber da man seine Wohltätigkeit nicht auf alle ausdehnen kann, ist die Erinnerung daran, daß man sie dem einen erwiesen hat, ein Grund, dem anderen gegenüber, bei dem man dann um so größere Unzufriedenheit erregt, darauf zu verzichten. Unter anderen Gesichtspunkten übrigens als dem der Wohltätigkeit schien dem Herzog das Stadtviertel, in dem er wohnte – und zwar auf eine weite Entfernung hin –, nur eine Fortsetzung seines Hofes zu sein, eine verlängerte Bahn für seine Pferde. Nachdem er sich angesehen hatte, wie ein neues Pferd allein trabte, ließ er es anspannen und alle benachbarten Straßen durchfahren, wobei der Pikör neben dem Wagen herlief, die Zügel hielt und wieder und wieder das Gefährt vor dem Herzog vorbeiführte, der riesig, massig, hellgekleidet, die Zigarre im Mund, mit hocherhobenem Kopf und neugierig blitzendem Monokel bis zu dem Augenblick auf dem Bürgersteig stand, da er sich auf den Sitz schwang und das Pferd selber lenkte, um es zu erproben; dann fuhr er mit dem neuen Gespann ab, um seine Mätresse in den Champs-Élysées zu treffen. Im Hof pflegte Monsieur de Guermantes zwei Ehepaare zu grüßen, die mehr oder weniger seiner Welt angehörten: ein entfernt mit ihm verwandtes, das wie ein Arbeiterpaar nie zu Hause war und sich um die Kinder nicht kümmerte, denn schon am Morgen begab die Frau sich in die »Schola«[1] , um Kontrapunkt und Fugentechnik zu studieren, und der Mann in sein Atelier, wo er Holzschnitzereien und Lederpunzarbeiten machte; ferner Baron und Baronin von Norpois, die, beide immer in Schwarz, die Frau wie eine Stuhlvermieterin und der Mann wie ein Leichenträger, mehrmals am Tag das Haus verließen, um in die Kirche zu gehen. Sie waren Neffen des ehemaligen Botschafters, den wir kannten und den mein Vater einmal auf dem Treppenabsatz getroffen hatte, ohne zu begreifen, woher er kam; denn mein Vater meinte, daß eine so bedeutende Persönlichkeit, die mit den hervorragendsten Männern Europas in Beziehung gestanden hatte und wahrscheinlich gegenüber eitlem aristokratischen

Standesbewußtsein vollkommen gleichgültig war, kaum jene klerikalen, beschränkten und bedeutungslosen Adligen besuchen werde. Sie wohnten erst seit kurzem im Haus; Jupien, der über den Hof kam, um dem Mann etwas mitzuteilen, als dieser gerade Monsieur de Guermantes begrüßte, nannte ihn, da er seinen Namen nicht genau wußte, »Monsieur Norpois«.

»Ha! ›Monsieur Norpois!‹ Ha! Das ist wirklich gut! Nur weiter so! Bald wird dieses Individuum Sie ›Citoyen Norpois‹ nennen!« rief, zu dem Baron gewandt, der Herzog von Guermantes. Endlich konnte er seiner Abneigung gegen Jupien Luft machen, der ihn mit »Monsieur« und nicht mit »Monsieur le Duc« anzureden pflegte.

Eines Tages, als Monsieur de Guermantes eine Auskunft brauchte, die mit der beruflichen Tätigkeit meines Vaters zusammenhing, hatte er sich ihm höchst liebenswürdig vorgestellt. Von da an bat er ihn häufig um einen nachbarschaftlichen Dienst, und sobald er ihn bemerkte, wie er die Treppe herunterkam, schon ganz in seine Aufgaben vertieft und einzig darauf bedacht, jeder Begegnung auszuweichen, ließ der Herzog seine Stallburschen stehen, trat im Hof auf meinen Vater zu, zog ihm mit der ererbten Dienstfertigkeit der ehemaligen Kämmerer des Königs den Kragen am Überzieher zurecht, nahm ihn bei der Hand, die er, während er sie in der seinen hielt, liebkoste, um mit kurtisanenhafter Schamlosigkeit darzutun, daß er ihm gegenüber mit Berührungen durch seinen kostbaren Körper keineswegs geize, und führte ihn, der nur ungehalten auf Flucht sann, an der Longe bis ans Haustor und noch darüber hinaus. Eines Tages hatte er uns, wie wir ihm entgegenkamen, als er gerade mit seiner Frau im Wagen ausfuhr, in großartigster Weise gegrüßt; sicher hatte er ihr bei dieser Gelegenheit meinen Namen genannt, doch welche Aussicht bestand schon, daß sie ihn oder meine Züge im Gedächtnis behielt? Und außerdem, welch klägliche Empfehlung war es, bloß als einer ihrer Mieter bezeichnet zu werden! Eine gewichtigere wäre es gewesen, wäre ich der Herzogin bei

Madame de Villeparisis begegnet, die mich gerade durch meine Großmutter hatte bitten lassen, ich möge sie doch besuchen; in Kenntnis der Tatsache, daß ich einmal die Absicht hegte, mich literarisch zu betätigen, hatte sie hinzugesetzt, ich werde Schriftsteller bei ihr treffen. Mein Vater aber fand, ich sei noch zu jung, um in Gesellschaft zu gehen, und da mein Gesundheitszustand ihm auch weiterhin Sorgen machte, legte er keinen Wert darauf, mir unnötige Gelegenheiten zu erneutem Verweilen außer Haus zu verschaffen.

Da einer der Guermantesschen Bedienten sich häufig mit Françoise unterhielt, hörte ich, wie einige Salons erwähnt wurden, in denen die Herzogin verkehrte, stellte mir aber darunter nichts vor: Waren sie von dem Augenblick an, da sie einen Teil ihres Lebens darstellten, das ich nur durch ihren Namen sah, nicht ganz unbegreiflich geworden?

»Heute abend ist eine große Soiree mit chinesischen Schattenspielen[1] bei der Prinzessin von Parma[2] «, sagte der Diener, »doch wir gehen nicht hin, weil Madame mit dem Fünfuhrzug auf zwei Tage nach Chantilly zum Herzog von Aumale[3] fährt, aber nur die Zofe und der Kammerdiener begleiten sie. Ich bleibe hier. Es wird der Prinzessin von Parma freilich gar nicht recht sein, sie hat mindestens viermal an Madame geschrieben.«

»Da haben Sie dieses Jahr gar nicht vor, nach Schloß Guermantes zu gehen?«

»Zum ersten Male nicht, nein; es ist, weil der Herzog seinen Rheumatismus hat, und da hat der Doktor verboten, daß er wieder hingeht, bis dort die Heizung eingebaut ist; sonst waren wir alle Jahre dort bis zum Januar. Wenn die Heizung nicht fertig wird, geht die Frau Herzogin vielleicht für ein paar Tage nach Cannes zur Herzogin von Guise[4] , aber sicher ist es noch nicht.«

»Und gehen Sie auch ins Theater?«

»In die Oper manchmal, und manchmal zu den Abonnementsabenden der Prinzessin von Parma, die alle acht Tage

sind; was man da sieht, scheint ganz schick zu sein: Theaterstücke, Opern, was das Herz begehrt. Die Frau Herzogin hat selbst kein Abonnement nehmen wollen, aber wir gehen doch immer abwechselnd in die Loge der einen oder anderen Freundin von Madame, oft in die der Fürstin von Guermantes, die Frau von einem Vetter vom Herzog. Sie ist die Schwester vom Herzog in Bayern. Und Sie steigen nun jetzt so einfach in Ihre Etage hinauf ?« fragte der Diener, der, obwohl er sich mit den Guermantes identifizierte, doch von den *Herrschaften* im allgemeinen eine politische Vorstellung hatte, die es ihm erlaubte, Françoise mit dem gleichen Respekt zu behandeln, als stehe sie in den Diensten einer Herzogin. »Sie sind gut in Form, Madame.«

»Ach! Wenn nur die Beine noch richtig wollten! Im Flachen geht es noch« (im Flachen bedeutete auf dem Hof oder auf den Straßen, wo Françoise gar nicht ungern spazierenging, also überall da, wo es eben war), »aber diese Malefiztreppen …! Auf Wiedersehen also, Monsieur, wir begegnen uns vielleicht noch einmal heute abend.«

Es lag ihr um so mehr daran, mit dem Bedienten weiterzuschwatzen, als sie von ihm erfahren hatte, daß die Söhne der Herzöge oft einen Fürstentitel führen, den sie bis zum Tod ihres Vaters behalten. Offensichtlich ist die Verehrung des Adels, mit einem gewissen Geist der Auflehnung gemischt und auf ihn abgestimmt, dem Volk aus dem französischen Boden als Erbteil mitgegeben und wirkt kräftig weiter in ihm. Denn Françoise, zu der man über Napoleons Genialität oder über drahtlose Telegraphie[1] sprechen konnte, ohne ihre Aufmerksamkeit zu erregen und ohne daß sie auch nur einen Augenblick ihre Bewegungen verlangsamt hätte, während sie die Asche aus dem Kamin holte oder den Tisch deckte, brach, wenn ihr solche Besonderheiten zu Ohren kamen, wie daß der jüngste Sohn des Herzogs von Guermantes gewöhnlich Fürst von Oléron hieß, in die Worte aus: »Das ist aber schön!« und blieb verzückt stehen wie vor einem farbigen Kirchenfenster.

Von dem Kammerdiener des Fürsten von Agrigent, der sich mit Françoise angefreundet hatte, wenn er, was häufig vorkam, Briefe bei der Herzogin abzugeben hatte, erfuhr sie auch, er habe in ersten Gesellschaftskreisen häufig von einer Heirat zwischen dem Marquis von Saint-Loup und Mademoiselle d'Ambresac reden gehört und daß es fast eine beschlossene Sache sei.

Diese Villa oder jene Parterreloge, in die Madame de Guermantes ihr Leben einfließen ließ, waren in meinen Augen nicht minder märchenhafte Orte als ihre Wohnräume. Die Namen Guise, Parma, Guermantes-Bavière unterschieden von allen anderen die Landaufenthalte der Herzogin sowie die alltäglichen Feste, die durch die Räderspur ihres Wagens mit ihrem Palais verbunden blieben. Sie sagten mir zwar, daß deren Abfolge das Leben von Madame de Guermantes ausmachte, über dieses selbst aber gaben sie mir keinen Aufschluß. Diese Landaufenthalte und Feste bildeten lauter nähere Bestimmungen des Lebens der Herzogin, versahen es aber nur mit einem neuen Geheimnis, ohne daß es im geringsten das seine lüftete, das, inmitten der Fluten des Lebens aller anderen Menschen von einer Trennwand geschützt, eingeschlossen in ein Gefäß, lediglich seinen Ort wechselte. Die Herzogin mochte zwar in der Karnevalszeit vor dem Hintergrund des Mittelmeers ihr Dejeuner einnehmen, tat dies aber dann in der Villa der Herzogin von Guise, wo die Königin der Pariser Gesellschaft in ihrem weißen Pikeekleid inmitten anderer zahlreicher Fürstlichkeiten nur noch ein Gast wie die anderen war, für mich jedoch dadurch nur um so aufregender wurde, gewissermaßen noch mehr sie selbst, weil sie sich immer wieder erneuerte wie eine Primaballerina, die, der Laune eines Pas gehorchend, nacheinander die Stelle jeder einzelnen ihrer Schwestern aus der Ballettgruppe einnimmt; sie mochte zwar chinesische Schattenspiele betrachten, tat dies aber dann auf einer Soiree der Prinzessin von Parma, oder eine Tragödie,

eine Oper anhören, aber dann in der Parterreloge der Fürstin von Guermantes.

Da wir in der körperlichen Erscheinung einer Person alle Möglichkeiten ihres Lebens, die Erinnerung an die Menschen, die sie kennt und die sie soeben verlassen hat oder zu denen sie sich begibt, festzumachen suchen, glaubte ich, wenn ich von Françoise erfahren hatte, Madame de Guermantes werde zu Fuß zur Prinzessin von Parma zum Dejeuner gehen, und sie dann gegen Mittag mit ihrem Kleid aus zartrosa Satin und darüber ihrem Gesicht von gleicher Tönung wie eine vom Abendrot angeleuchtete Wolke sah, sämtliche Freuden des Faubourg Saint-Germain vor mir zu haben, in engem Raum enthalten, wie in einer Muschel, zwischen den mit rosa Perlmutt schimmernd überzogenen Schalen.

Mein Vater hatte im Ministerium einen Freund, einen gewissen A. J. Moreau[1] , der, um sich von den anderen Moreaus zu unterscheiden, Wert darauf legte, stets die beiden Initialen vor seinen Namen zu setzen, so daß er abgekürzt nur noch A. J. genannt wurde. Ich weiß nun nicht, wie dieser A. J. zu einem Sperrsitz für einen Galaabend der Oper gekommen war; jedenfalls schickte er ihn meinem Vater, und da die Berma, die ich seit meiner ersten Enttäuschung nicht mehr gesehen hatte, einen Akt aus *Phèdre* spielen sollte, erreichte es meine Großmutter, daß mein Vater die Karte mir überließ.

Ehrlich gesagt legte ich auf die Möglichkeit, die Berma zu sehen, die mich ein paar Jahre zuvor in so große Aufregung versetzt hatte, jetzt überhaupt keinen Wert. Nicht ohne Melancholie allerdings stellte ich meine Gleichgültigkeit einer Sache gegenüber fest, der ich einst Gesundheit und Ruhe gern geopfert hatte. Dabei war ich nicht weniger leidenschaftlich als damals darauf bedacht, die kostbaren Parzellen der Wirklichkeit, die meine Einbildungskraft ahnte, von nahem betrachten zu können. Doch suchte diese sie jetzt nicht mehr in der Diktion einer großen Schauspielerin; seit meinen Besuchen bei Elstir hatte ich auf bestimmte Werke der Gobe-

linkunst oder der modernen Malerei jenen inneren Glauben übertragen, den ich einst dem Spiel, der tragischen Kunst der Berma entgegengebracht hatte; da mein Glaube und meine Leidenschaft der Diktion und den Gebärden der Berma keinen unaufhörlichen Kult mehr darbrachten, hatte das »Duplikat«, das ich von ihnen im Herzen trug, allmählich seine Kräfte verloren wie jene anderen »Duplikate«, nämlich die Toten im alten Ägypten, die man dauernd nähren mußte, um ihr Leben zu erhalten.[1] Diese Kunst war dürftig und hinfällig geworden. Sie besaß keine Tiefe, sie barg keine Seele mehr.

In dem Augenblick, da ich dank dem Billett, das ich von meinem Vater erhalten hatte, die große Treppe in der Oper hinaufstieg, bemerkte ich vor mir einen Mann, den ich im ersten Moment für Monsieur de Charlus hielt, dem er in seiner Haltung glich; als er den Kopf wandte, um von einem Angestellten eine Auskunft zu erhalten, sah ich, daß ich mich getäuscht hatte, doch zögerte ich nicht, den Unbekannten nach der Art nicht nur seiner Kleidung, sondern auch der, wie er mit dem Kontrolleur und den beiden Logenschließerinnen sprach, die ihn warten ließen, derselben Gesellschaftsklasse zuzuordnen. Denn trotz aller individuellen Eigentümlichkeiten bestand damals noch zwischen einem beliebigen reichen Dandy aus jenem bestimmten Teil der Aristokratie und einem beliebigen reichen Dandy aus der Finanzwelt oder Großindustrie ein sehr deutlicher Unterschied. Da wo einer dieser letzteren geglaubt hätte, seinen Schick durch einen barschen und hochmütigen Ton einem Untergebenen gegenüber zu beweisen, schien es der Grandseigneur mit seiner milde lächelnden Art als Privileg seiner guten Erziehung zu betrachten, gespielte Demut und Geduld walten zu lassen oder sich als irgendein beliebiger Zuschauer zu geben. Wahrscheinlich hätte mehr als nur ein reicher Bankierssohn, der in diesem Augenblick das Theater betreten und gesehen hätte, wie er unter einem leutseligen Lächeln die unüberschreitbare Schwelle zu dem kleinen Sonderuniversum in seinem Inneren

verbarg, diesen großen Herrn für einen Mann von geringer Herkunft gehalten, hätte er nicht seine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem kurz zuvor in den illustrierten Journalen veröffentlichten Porträt eines Neffen des Kaisers von Österreich, des Prinzen von Sachsen, der sich zur Zeit gerade in Paris aufhielt, entdeckt. Ich wußte, daß dieser ein naher Freund der Guermantes war. Als ich selbst neben dem Kontrolleur stand, hörte ich den – wirklichen oder mutmaßlichen – Prinzen von Sachsen lächelnd sagen: »Ich weiß die Nummer der Loge nicht, doch ihre Kusine hat mir gesagt, ich brauchte nur nach ihrer Loge zu fragen.«

Es war vielleicht der Prinz von Sachsen; und vielleicht war die Herzogin von Guermantes (die ich in diesem Fall dabei beobachten könnte, wie sie gerade einen Augenblick ihres unvorstellbaren Lebens in der Parterreloge ihrer Kusine verlebte) die Person, die ihm bei den Worten vorschwebte: »Ihre Kusine hat mir gesagt, ich brauchte nur nach ihrer Loge[1] zu fragen«, so daß dieser lächelnde und ganz besondere Blick und diese so schlichten Worte mein Herz (weit mehr als eine abstrakte Träumerei) mit den abwechselnd wirkenden Fühlfäden eines möglichen Glücks und eines ungewissen Zaubers liebkosten. Zumindest öffnete er mit diesen an den Kontrolleur gerichteten Worten eine Abzweigung, die aus einem gewöhnlichen Abend meines alltäglichen Lebens hinausführte, einen möglichen Durchgang zu einer neuen Welt; der Korridor, in den man ihn wies, nachdem er das Wort »Baignoire« ausgesprochen hatte, und den er alsbald betrat, war feucht und von Rissen durchzogen, er schien zu Meeresgrotten, zum mythologischen Reich der Wassernymphen zu führen. Ich sah vor mir nur einen sich entfernenden Herrn im Frack; aber ich ließ um ihn her wie einen ungeschickt gehandhabten Reflektor und ohne daß es mir gelang, ihn genau auf ihn einzustellen, den Gedanken spielen, er sei der Prinz von Sachsen und im Begriff, die Herzogin von Guermantes aufzusuchen. Und obwohl er allein war, schien diese außer-

halb von ihm bestehende Vorstellung, ungreifbar, grenzenlos und ruckartig wie Scheinwerferlicht, ihm vorauszugehen und ihn zu führen, wie jene für die übrige Menschheit unsichtbare Gottheit, die dem griechischen Helden zur Seite steht.[1]

Ich ging zu meinem Platz, während ich versuchte, mir einen Vers aus *Phèdre* zu vergegenwärtigen, an den ich mich nicht genau erinnerte. So wie ich ihn mir vorsprach, hatte er nicht die geforderte Anzahl Silben; da ich diese aber nicht zu zählen versuchte, kam es mir vor, als ob zwischen seinem Ungleichgewicht und einem klassischen Vers kein gemeinsames Maß bestünde. Ich wäre nicht erstaunt gewesen, wenn man aus diesem monströsen Satz mehr als sechs Silben hätte heraustrennen müssen, um einen zwölfsilbigen Vers daraus zu machen. Doch auf einmal fiel er mir wieder ein, die unverrückbaren Kanten einer unmenschlichen Welt schwanden wie durch Zauberschlag; die Silben des Verses füllten gerade das Maß eines Alexandriners; was zuviel war, löste sich so leicht und geschmeidig wie eine Luftblase, die hochsteigt, um an der Wasseroberfläche zu platzen. Tatsächlich war die Ungeheuerlichkeit, mit der ich gerungen hatte, nur eine einzige Silbe gewesen.

Eine Reihe von Sperrsitzen waren an der Theaterkasse zum Verkauf freigegeben und von Snobs oder Neugierigen erworben worden, die einmal Leute, die sie sonst nie aus der Nähe sahen, in Muße betrachten wollten. Und tatsächlich war es ein Stück ihres gewöhnlich verborgenen, wirklichen mondänen Lebens, das man hier in aller Öffentlichkeit vor sich haben würde, denn da die Prinzessin von Parma selbst zwischen ihren Freunden die Parterre- und die anderen Logen sowie die Balkonplätze verteilt hatte, war der Zuschauerraum eine Art Salon, in dem jeder beliebig seinen Platz wechselte, um sich neben der einen oder anderen Freundin niederzulassen.

Neben mir saßen ziemlich gewöhnliche Leute, die zwar die Abonnenten nicht kannten, aber zeigen wollten, daß sie recht wohl imstande waren, sie zu erkennen, und laut ihre Namen

nannten. Sie bemerkten außerdem noch, diese Abonennten benähmen sich hier wie in ihrem Salon, womit sie sagen wollten, sie gäben auf die Aufführung selbst gar nicht acht. Dabei war das Gegenteil der Fall. Ein hochbegabter Student, der einen Sperrsitz erstanden hat, um die Berma zu sehen, denkt nur daran, seine Handschuhe nicht zu beschmutzen, seine Zufallsnachbarn nicht zu belästigen, sondern für sich einzunehmen, mit einem immer wiederkehrenden Lächeln einen Blick zu suchen, der sich abwendet, oder mit unhöflicher Miene sich einem Blick zu entziehen, der dem seinen begegnet ist, wenn er im Zuschauerraum einen Bekannten entdeckt hat, den er sich nach ewig langem Hin und Her ausgerechnet in dem Augenblick zu begrüßen entschließt, da die drei Schläge ertönen, bevor er noch zu dem Betreffenden vorgedrungen ist, und ihn nunmehr zwingen, wie die Juden durch das Rote Meer[1] zwischen der von allen Seiten anbrandenden Flut der Zuschauer und Zuschauerinnen, die er zum Aufstehen nötigt und denen er die Roben zerreißt oder auf die Stiefeletten tritt, sich seinen Weg zu bahnen. Ganz anders die Angehörigen der vornehmen Gesellschaft: Gerade weil sie in ihren Logen saßen (hinter der Brüstung der Ränge) wie in kleinen schwebenden Salons, bei denen man eine Wand entfernt hätte, oder wie in kleinen Cafés, in denen man sich eine Bavaroise bestellt, ohne durch die goldgerahmten Spiegel und die roten Sitze des im neapolitanischen Stil eingerichteten Etablissements sich eingeschüchtert zu fühlen, gerade weil sie ihre Hand ungerührt auf die goldenen Schäfte der Säulen legten, die diesen Tempel der Gesangskunst stützten, gerade weil sie von den übertriebenen Ehrenbezeigungen nicht beeindruckt waren, die zwei Skulpturen ihnen zu erweisen schienen, indem sie zu den Logen Palmen und Lorbeer emporhoben, hätten sie allein den Geist frei gehabt, um dem Stück zu lauschen, wenn sie nur Geist gehabt hätten.

Am Anfang war nur ein ungewisses Dunkel, in dem man plötzlich, gleich dem blitzenden Strahl eines unsichtbaren,

kostbaren Steines, den phosphoreszierenden Schein zweier berühmter Augen oder wie ein Henri-Quatre-Medaillon[1] auf schwarzem Hintergrund das geneigte Profil des Herzogs von Aumale auftauchen sah, dem eine unsichtbare Dame zurief: »Monseigneur müssen gestatten, daß ich Monseigneur den Mantel abnehme«, worauf der Fürst antwortete: »Aber nicht doch, nicht doch, Madame d'Ambresac.« Sie tat es trotz dieses schwachen Widerstandes und wurde wegen dieser so großen Ehre allseits mit Neid bedacht.

In den anderen Parterrelogen aber hatten sich fast überall die weißen Gottheiten, die diese düsteren Grotten bewohnten, in den dunklen Hintergrund geflüchtet und blieben unsichtbar. Doch mit fortschreitender Handlung auf der Bühne lösten ihre entfernt menschenähnlichen Gestalten sich sachte eine nach der anderen von den Wänden, hoben sich aus den Tiefen des Dunkels dem Licht zu, ließen ihre halbnackten Körper auftauchen, um an der senkrechten Grenze und der helldunklen Oberfläche innezuhalten, wo ihre schimmernden Gesichter erschienen, hinter dem lächelnden, leichten Rieseln und Schäumen ihrer Federfächer, unter einem von Perlen durchflochtenen Purpurhaar, das sich im Wogenschlag der Brandung gewellt zu haben schien; dann begannen die Sperrsitze, die Welt der Sterblichen, die auf ewig von dem dämmrigen und durchscheinenden Reich getrennt war, dessen Gemarkung hier und da, auf ihrer flüssigen und glatten Oberfläche, die klaren, von Lichtreflexen glitzernden Augen der Wassergöttinnen bezeichneten. Denn die Klappsitze der Uferregion, die monströsen Gestalten im Parterre bildeten sich in diesen Augen einzig nach den Gesetzen der Optik und dem jeweiligen Einfallswinkel ab, wie es uns mit jenen zwei Bestandteilen der äußeren Wirklichkeit zu gehen pflegt, denen wir im Bewußtsein, daß sie nicht einmal in rudimentärer Form eine der unseren ähnliche Seele besitzen, kein Lächeln und keinen Blick schenken könnten, ohne an unserem Verstand zu zweifeln: den Mineralien und Leuten, mit denen wir keinen Um-

gang haben. Auf der anderen Seite hingegen, die ihr Reich umfaßte, wandten die strahlenden Meerjungfrauen sich jeden Augenblick lächelnd zu bärtigen Tritonen um, die an Felsvorsprüngen über dem Abgrund hingen, oder zu irgendeinem Halbgott dieser Gewässer mit einem Schädel aus poliertem Uferstein, auf den die Flut eine glatte Alge angespült hatte, und einem Blick aus einer Scheibe Bergkristall. Sie neigten sich zu ihnen hin und boten ihnen Bonbons an; manchmal teilte sich die Flut vor einer neuen Nereide, die verspätet, lächelnd und beschämt aus dem dunklen Grund heraufstieg; war dann der Akt zu Ende und keine Hoffnung mehr, die melodischen Geräusche der Erde zu hören, die sie an die Oberfläche gelockt hatten, tauchten die göttlichen Schwestern alle gleichzeitig wieder unter und verschwanden im Dunkel. Von all den Grotten aber, auf deren Schwelle leichtsinnige Anteilnahme an den Werken der Menschen die neugierigen, unnahbaren Göttinnen lockte, war die berühmteste jenes halbdunkle Gebilde, das unter dem Namen Baignoire der Fürstin von Guermantes bekannt war.

Wie eine große Göttin, die von fern die Spiele der niedereren Gottheiten überwacht, war die Fürstin absichtlich etwas im Hintergrund auf einem seitlichen Sofa sitzen geblieben, das rot wie ein Korallenriff neben einem langgezogenen, glasartigen Widerschein, wahrscheinlich einem Spiegel, stand, der an eine jener senkrechten, dunklen und flüssigen Flächen gemahnte, wie sie ein Lichtstrahl in das blendend helle Kristall des Wassers schneidet. Gleichzeitig Feder und Blüte wie gewisse Meerespflanzen, fiel eine große weiße Blume, einer flaumigen Vogelschwinge ähnlich, von dem Haupt der Fürstin an einer ihrer Wangen herab, deren Linien sie mit koketter, verliebter und lebendiger Geschmeidigkeit folgte, und schien sie wie ein rosiges Ei in dem alkyonischen Frieden eines Eisvogelnestes[1] umfangen zu wollen. Auf dem Haar der Fürstin lag ein zartes Netz, das bis zu den Brauen herabfiel und weiter unten auf der Brust wieder zum Vorschein kam. Es bestand

aus kleinen weißen Muscheln, wie sie in gewissen Teilen der Südsee gefischt werden und die hier, mit Perlen durchsetzt, ein Meeresmosaik bildeten, das kaum aus den Wogen hervorzuschimmern schien und zeitweise im Schatten versank, auf dessen Grund sich selbst dann noch eine menschliche Gegenwart in der strahlenden Beweglichkeit der Augen der Fürstin verriet. Die Schönheit, die dieses eine Fabelwesen so hoch über die anderen Töchter des Halbschattens stellte, war nicht rein materiell und ausschließlich in ihren Nacken, ihre Schultern und Arme oder ihre Taille eingezeichnet. Doch war ihr köstlicher und unvollendeter Umriß der ganz bestimmte Ausgangspunkt, der unentbehrliche Ansatz, aus dem die unsichtbaren Linien hervorgingen, die das Auge unwillkürlich weiterführte zu einer wundervollen Zeichnung, die um diese Frau herum entstand, wie die auf das Dunkel projizierte Erscheinung einer Idealgestalt.

»Das ist die Fürstin von Guermantes«, sagte meine Nachbarin zu dem Herrn, der sie begleitete; sie ließ dabei vor dem Worte Fürstin eigens mehrere *f* aufklingen, um zu zeigen, daß die Bezeichnung lächerlich war. »Mit ihren Perlen hat sie ja nicht gespart. Auch wenn ich so viele hätte, würde ich sicher nicht derartig damit paradieren; ich finde das gar nicht fein.«

Und doch fühlten alle, die sich umsahen, wer im Saal sei, und die Fürstin erkannten, wie sich in ihren Herzen der legitime Thron der Schönheit erhob. Bei der Herzogin von Luxemburg, Madame de Morienval, Madame de Saint-Euverte und vielen anderen nämlich wurde einem die Identifizierung ihres Gesichts durch das Zusammentreffen einer dicken roten Nase mit einer Hasenscharte oder zweier runzliger Wangen mit einem Schnurrbartanflug ermöglicht. Diese Züge genügten übrigens, um Zauber auszuüben, da sie nur die konventionelle Bedeutung einer Schrift besaßen und einen berühmten Namen erkennen ließen, der imponierend war; doch weckten sie schließlich auch den Gedanken, daß der Häßlichkeit etwas Aristokratisches anhaftet und daß es nicht darauf ankommt,

ob das Gesicht einer großen Dame, sofern es distinguiert wirkt, auch schön ist. Doch wie manche Künstler anstelle des Schriftzugs ihres Namens unten auf ihre Bilder eine an sich schöne Form, einen Schmetterling, eine Eidechse, eine Blume setzen[1] , so prägte die Fürstin der Ecke ihrer Loge die Form eines wunderschönen Körpers und Gesichtes auf und bewies dadurch, daß Schönheit die edelste aller Signaturen sein kann; denn die Anwesenheit von Madame de Guermantes, die ins Theater nur Personen mitnahm, die auch sonst ihrem engsten Kreis angehörten, war in den Augen der Kenner in Sachen Aristokratie das beste Echtheitssiegel für das Bild, das ihre Loge darstellte, sozusagen eine Szene aus dem häuslichen, ganz speziellen Leben der Fürstin in ihren Münchner und Pariser Palais.

Da unsere Phantasie wie ein kaputter Leierkasten immer etwas anderes als die gewünschte Melodie spielt, war jedesmal, wenn ich von der Fürstin Guermantes-Bavière hatte sprechen hören, die Erinnerung an gewisse Werke des sechzehnten Jahrhunderts in mir aufgeklungen. Jetzt mußte ich ihre Person davon entledigen, als ich sah, wie sie einem dicken Herrn im Frack Zuckerbonbons anbot. Gewiß war ich deswegen weit entfernt zu meinen, sie und ihre Gäste seien Wesen wie andere auch. Ich war mir völlig im klaren darüber, daß alles, was sie dort trieben, nur ein Spiel war und daß sie als eine Art Ouvertüre zu den Akten ihres wirklichen Lebens (dessen wichtigsten Teil sie ganz offenbar nicht hier verlebten) aufgrund von mir unbekannten Riten so tun mußten, als ob sie Bonbons anböten und ablehnten, also vollkommen sinnentleerte Gebärden vollführten, die im voraus festgelegt waren wie die Schritte einer Tänzerin, die sich bald auf die Zehenspitzen stellt, bald um einen Schleier dreht. Wer weiß? Vielleicht sagte in diesem Augenblick, während sie ihre Bonbons anbot, die Göttin in diesem ironischen Ton (denn ich sah, wie sie lächelte): »Möchten Sie ein Bonbon?«[1] Doch was machte mir das schon aus? Ich hätte es köstlich raffiniert ge-

funden, wenn eine Göttin diese im Stil von Mérimée oder Meilhac[2] gewollt trokkenen Worte an einen Halbgott gerichtet hätte, der wußte, welches die erhabenen Gedanken waren, die sie beide aufhoben, sicherlich für den Augenblick, in dem sie ihr wirkliches Leben wieder aufnehmen würden, und jetzt den Spielregeln folgend mit demselben geheimnisvollen Anflug von Spott antwortete: »O ja, danke, ich nehme gern diese Kirsche hier.« Ich hätte diesen Dialog mit dem gleichen leidenschaftlichen Interesse angehört wie eine Szene aus *Le mari de la débutante* [3] , wo mir das Fehlen jeglicher Poesie und aller großen Gedanken, die mir so vertraute Dinge waren und die Meilhac, wie ich meine, mit Leichtigkeit in sie hätte hineinlegen können, an sich schon als eine Art von Eleganz erschien, eine konventionelle Eleganz, die dadurch um so geheimnisvoller und aufschlußreicher wurde.

»Der Dicke da ist der Marquis von Ganançay«, sagte mit wissender Miene mein Nachbar, der den hinter ihm geflüsterten Namen falsch verstanden hatte.

Mit vorgestrecktem Hals, schräg geneigtem Kopf und mit seinem großen, runden, fest an das Glas des Monokels geklebten Auge verschob sich der Marquis von Palancy langsam im durchscheinenden Dunkel und schien das Publikum im Parterre ebensowenig zu sehen wie ein Fisch, der ohne das leiseste Bewußtsein von der Menge neugieriger Zuschauer hinter der Glasscheibe eines Aquariums vorbeischwimmt.[1] Manchmal hielt er für einen Augenblick inne, ehrwürdig, kurzatmig und moosbedeckt, und die Zuschauer hätten dann nicht sagen können, ob er Beschwerden habe, schlafe, schwimme, gerade Eier lege oder auch einfach nur atme. Niemand erregte so viel Neid in mir wie er, so vertraut war er offensichtlich mit dieser Loge und so ungerührt ließ er sich von der Fürstin Bonbons anbieten; sie warf ihm dann einen Blick ihrer schönen, aus einem Diamanten geschnittenen Augen zu, die sich in solchen Momenten allerdings unter der Wirkung von Geist und freundschaftlichen Gefühlen zu verflüssigen schienen, wäh-

rend sie im Ruhezustand und auf ihre bloße materielle Schönheit, ihren mineralogischen Glanz beschränkt, sobald auch nur der leiseste Reflex sie eine Sekunde bewegte, die Tiefe des Parketts mit ihrem unmenschlichen, waagrechten und strahlenden Feuer in Flammen setzten. Doch rückte jetzt, weil der Akt aus *Phèdre*, in dem die Berma auftrat, beginnen sollte, die Fürstin an die Logenbrüstung vor; dabei sah ich, als sei sie selbst eine Bühnenerscheinung, in der neuen Lichtzone, die sie durchquerte, nicht nur die Farbe, sondern auch die stoffliche Beschaffenheit ihres Schmucks sich wandeln. Und in der jetzt trockengelegten, gänzlich aufgetauchten Logengrotte, die nicht mehr zur Wasserwelt gehörte, war die Fürstin nicht mehr eine Nereide, sondern erschien als eine mit einem weißblauen Turban geschmückte wundervolle, vielleicht als Zaire oder Orosmane[1] kostümierte Tragödin; als sie sich dann in der vordersten Reihe niedergelassen hatte, erkannte ich in dem alkyonischen Nest, das flaumig, hellglänzend und samtig das rosige Perlmutt ihrer Wangen umhegte, einen riesigen Paradiesvogel.

Doch wurden meine Blicke von der Loge der Fürstin durch eine kleine, schlecht angezogene, häßliche Frau mit flammenden Augen abgelenkt, die, von zwei jungen Männern begleitet, sich ein paar Plätze von mir entfernt niederließ. Dann ging der Vorhang auf. Nicht ohne Melancholie stellte ich fest, daß mir nichts von meiner einstigen Verfassung geblieben war, als ich meinen Geist, um nur ja nichts von dem außergewöhnlichen Phänomen zu verpassen, das zu sehen ich mich bis ans Ende der Welt begeben hätte, in Bereitschaft hielt wie jene empfindlichen Platten, die die Astronomen in Afrika oder auf den Antillen zum Zweck der genauesten Beobachtung eines Kometen oder einer Sonnenfinsternis aufstellen[2] ; als ich zitterte, irgendeine Trübung (Indisposition der Künstlerin, ein Zwischenfall im Publikum) könne das Schauspiel daran hindern, sich mit größtmöglicher Intensität zu entfalten; als ich glaubte, ihm nicht unter den günstigsten Voraussetzungen

beizuwohnen, wenn ich mich nicht in genau jenes Theater begeben hätte, das ihr wie ein Altar geweiht war, in dem mir damals sogar die von ihr selbst ernannten Billetkontrolleure mit der weißen Nelke einen wenn auch untergeordneten Teil ihres Auftretens unter dem kleinen roten Vorhang zu bilden schienen und desgleichen die Sockel des Gewölbes über einem Parterre voller schlecht gekleideter Leute, die Logenschließerinnen, die das Programm mit ihrer Photographie verkauften, die Roßkastanien auf dem Square, all diese Gefährten, all diese Vertrauten meiner Eindrücke von damals, die mit diesen untrennbar verbunden waren. *Phèdre*, die »Geständnisszene«[1] und die Berma besaßen damals für mich eine Art absoluter Existenz. Abseits von der Welt der alltäglichen Erfahrung bestanden sie an und für sich, ich mußte zu ihnen gehen, so weit wie möglich in sie einzudringen versuchen, und würde, indem ich Augen und Seele weit auftat, immer noch wenig genug von ihnen in mich aufnehmen können. Wie angenehm aber schien mir das Leben: Daß das meine so belanglos war, hatte überhaupt keine Bedeutung, ebensowenig wie die Augenblicke, in denen man sich anzieht oder zum Ausgehen fertig macht, denn jenseits davon existierten ja in absoluter Weise, voller Güte, schwer zu erreichen und unmöglich ganz zu besitzen jene substantielleren Realitäten wie *Phèdre* oder »die Diktion der Berma«. Gesättigt mit solchen Träumereien von Vollkommenheit in der dramatischen Kunst, von denen man eine erhebliche Dosis hätte extrahieren können, wenn man damals meinen Geist zu einer beliebigen Zeit des Tages und vielleicht der Nacht analysiert hätte, war ich wie eine Batterie, die ihre Elektrizität entwickelt. Es war sogar ein Moment gekommen, da ich, auch krank und selbst wenn ich daran zu sterben vermeint hätte, unweigerlich aufgebrochen wäre, um die Berma zu hören. Jetzt aber hatte alles das wie ein Hügel, der von fern aus Azur zu bestehen scheint, von nahem aber sich wieder in unsere gewöhnliche Sicht der Dinge einfügt, die Welt des Absoluten verlassen und war nur

noch eine Sache wie jede andere, die ich zur Kenntnis nahm, weil ich nun einmal da war; die Schauspieler waren Menschen aus der gleichen Substanz wie die, die ich kannte, und bemühten sich, jene Verse aus *Phèdre* möglichst gut zu sprechen, die ihrerseits keine erhabene und individuelle, von allem andern getrennte Essenz mehr bildeten, sondern mehr oder weniger gelungene Verse waren, die sich jederzeit wieder in das unermeßliche Material an französischen Versen einfügen konnten, dem sie angehörten. Ich empfand dabei ein um so tieferes Gefühl von Mutlosigkeit, als der Gegenstand meines eigensinnigen, beharrlich tätigen Verlangens zwar nicht mehr existierte, die Veranlagung jedoch zu solch fixierten, von Jahr zu Jahr wechselnden Träumen weiterhin bestand und in mir jähe, jeder Gefahr spottende Impulse auslöste. Jener Tag, an dem ich, obschon erkrankt, mich aufmachte, um in einem Schloß ein Bild von Elstir oder einen gotischen Wandteppich anzuschauen, glich so sehr dem Tag, da ich nach Venedig hatte reisen sollen, oder dem, an dem ich die Berma sehen ging, auch dem meiner Abreise nach Balbec, daß ich im voraus wußte, der gegenwärtige Gegenstand meines Opferwillens würde mich nach kurzer Zeit kalt lassen, ich würde dann ganz in seiner Nähe vorbeikommen können, ohne das Bild oder die Wandteppiche, um derentwillen ich in jenem Augenblick schlaflose Nächte und schmerzhafte Anfälle nicht gescheut haben würde, anschauen zu gehen. An der Unbeständigkeit seines Gegenstandes stellte ich die Vergeblichkeit meines Bemühens fest, zugleich aber auch seine Ungeheuerlichkeit, an die ich nicht geglaubt hatte, wie jene Neurastheniker, deren Müdigkeit sich verdoppelt, sobald man sie darauf hinweist, daß sie müde sind. Inzwischen aber umgab mein Traum alles, was sich mit ihm in Verbindung setzen ließ, mit einem Nimbus. Und selbst in meinen sinnlichsten Träumen noch, die immer nach einer bestimmten Richtung gingen, sich um das gleiche Wunschbild gruppierten, hätte ich als ersten Antrieb eine Vorstellung erkennen können, der ich mein Leben geop-

fert haben würde und in deren absolutem Mittelpunkt, wie während der Träumereien über meiner Lektüre an den Nachmittagen im Garten von Combray, die Vorstellung von Vollkommenheit stand.

Ich hatte nicht mehr die gleiche Nachsicht wie früher für die angemessenen Bemühungen um den Ausdruck von Liebe oder Zorn, die mir damals in Rede und Spiel von Aricie, Ismène und Hippolyte aufgefallen waren. Wohl versuchten jene Künstler – es waren dieselben – immer noch mit der gleichen Verständigkeit hier ihrer Stimme einen zärtlichen Ton oder eine wohlberechnete Ungewißheit zu unterlegen, da ihre Gebärden mit tragischer Größe oder flehender Sanftmut zu versehen. Ihr Tonfall hieß der Stimme: »Klinge süß und singe wie eine Nachtigall, sei wie eine Liebkosung« oder im Gegenteil: »Du mußt zornig klingen«, und dann stürzte er sich auf sie im Wunsch, sie frenetisch mitzureißen. Sie aber, widerspenstig, ohne Beziehung zu ihrer Diktion, blieb unveränderlich ihre natürliche Stimme mit ihren physisch bedingten Mängeln und Reizen, ihrer alltäglichen Gewöhnlichkeit und Geziertheit, und breitete so eine Palette von akustischen oder gesellschaftlichen Phänomenen aus, die das in den vorgetragenen Versen ausgedrückte Gefühl nicht verändert hatte.

Ebenso versuchte das Gebärdenspiel dieser Schauspieler ihren Armen, ihrem Peplonmantel zu sagen: »Seid majestätisch.« Doch die unfolgsamen Glieder ließen zwischen Schulter und Ellenbogen einen Bizeps erscheinen, der von der Rolle nichts wußte; sie drückten auch weiterhin die Belanglosigkeit des Alltagslebens aus und setzten an Stelle racinischer Nuancen nur ihr Muskelspiel ins Licht; die Gewandfalten aber, die sie in Wallung brachten, fielen wieder in die Vertikale zurück, wobei den Fallgesetzen nur eine einfallslose, textile Elastizität entgegenstand. In diesem Augenblick konnte die kleine Frau neben mir nicht mehr an sich halten: »Überhaupt kein Beifall! Und wie sie angezogen ist! Die ist doch zu alt, die kann nicht mehr, in solchen Fällen gibt man eben auf.«

Auf das »Pst« der Nachbarn hin versuchten die beiden jungen Männer, mit denen sie gekommen war, sie zum Schweigen zu bringen, und ihre Wut brach nur noch durch die Augen hervor. Diese Wut konnte übrigens nur dem Erfolg, dem Ruhm gelten, denn die Berma, die so viel Geld verdient hatte, besaß nichts als Schulden. Da sie immerfort Verabredungen freundschaftlicher oder geschäftlicher Natur traf, die sie nicht einhalten konnte, hatte sie in allen Straßen Boten, die liefen, um sie als unabkömmlich zu melden, in den Hotels vorbestellte Suiten, die sie niemals bezog, Ozeane von Parfüm, um ihre Hündchen zu waschen, und sämtlichen Direktoren Abstandsgelder zu bezahlen. In Ermangelung namhafterer Ausgaben und weil sie weniger sinnlich war als Kleopatra, hätte sie Mittel und Wege gefunden, in Rohrpostbriefen und Wagen der Urbaine[1] Provinzen und Königreiche zu vergeuden. Die kleine Dame aber war eine Schauspielerin, die kein Glück gehabt hatte und die Berma mit allen Fibern haßte. Diese hatte eben die Bühne betreten. Und dann, o Wunder, wie die Lektionen, mit denen wir uns am Abend vergeblich abgemüht haben und die wir nach dem Schlafen spielend hersagen können, oder wie auch die Gesichter der Toten, die die leidenschaftlichen Anstrengungen unseres Gedächtnisses zu fassen suchen, ohne sie wiederzufinden, die aber, wenn wir nicht mehr an sie denken, uns lebenswahr vor Augen stehen, drängte sich das Talent der Berma, das mir entgangen war, als ich so begierig war, sein Wesen zu erfassen, jetzt, nach so vielen Jahren des Vergessens, in dieser Stunde der Gleichgültigkeit mit der Kraft der Evidenz auf. Um dieses Talent als solches erkennen zu können, brachte ich früher sozusagen von dem, was ich hörte, die eigentliche Rolle in Abzug, die Rolle als Gemeingut aller Schauspielerinnen, die die Phèdre spielten, und wie ich sie zuvor studiert hatte, um imstande zu sein, sie zu subtrahieren und als Resultat allein das Talent von Madame Berma zu erhalten. Doch das Talent, das ich außerhalb der Rolle wahrzunehmen suchte, bildete mit ihr eine Einheit. So verhält es

sich auch bei einem großen Komponisten (es scheint, daß dies bei Vinteuil der Fall war, wenn er Klavier spielte): sein Spiel ist in solchem Maß das eines großen Pianisten, daß man überhaupt nicht mehr weiß, ob dieser Künstler Pianist ist, weil eben dieses Spiel (da es keineswegs diesen ganzen Aufwand an Muskelanstrengungen dazwischensetzt, die hier und da von effekthascherischen Glanzpunkten gekrönt sind, dieses ganze Schlammgespritze von Noten, in dem der unbedarfte Zuhörer das Talent in seiner materiellen, greifbaren Wirklichkeit zu finden meint) so durchsichtig geworden ist, so erfüllt von dem, was es interpretiert, daß man es nicht mehr sieht und es nur noch ein Fenster bildet, das sich auf ein Meisterwerk hin öffnet.[1] Die Absichten, die wie ein grandioser oder zarter Saum die Stimme und Mimik Aricies, Ismènes oder Hippolytes umrahmten, hatte ich zu erkennen vermocht; Phèdre aber hatte sie verinnerlicht, und meinem Geist war es nicht gelungen, der Diktion und den Gesten jene Eigenerfindungen zu entreißen, jene Effekte aus der kargen Schlichtheit ihrer festgefügten Oberfläche herausragen zu sehen, so tief waren sie in ihr aufgesogen. Die Stimme der Berma, in der auch nicht der kleinste Rest von unbelebter und dem Geiste fremder Materie übrigblieb, hatte nichts von jenem Tränenüberfluß, den man über die marmorglatten Stimmen von Aricie und Ismène strömen sah, weil sie sich nicht damit durchtränken konnten, sondern war bis in die letzte Faser hinein aufs feinste geschmeidigt, wie das Instrument eines großen Geigers, bei dem man, wenn man seinen Klang lobt, nicht eine physische Eigenschaft, sondern eine seelische Überlegenheit meint; und wie in einer antiken Landschaft, in der an die Stelle einer verschwundenen Nymphe eine unbelebte Quelle tritt, hatte sich hier eine erkennbare und bewußte Absicht in eine gewisse Klangfarbe von eigenartiger, angemessener und kühler Reinheit verwandelt. Die Arme der Berma, die sich unter der eigentlichen Wirkung der Verse an ihre Brust zu heben schienen, getragen von demselben Ausströ-

men, das auch ihre Stimme über die Lippen drängte, wie Laubwerk von überquellendem Wasser bewegt wird; ihre Haltung auf der Bühne, die sie langsam herangebildet hatte und wieder ändern würde, die aus Gedanken von einer ganz anderen Tiefgründigkeit bestand als jene, deren Spur man in den Gebärden ihrer Mitspieler erkannte, aus Gedanken jedoch, die, von ihrem willentlichen Ausgangspunkt losgelöst, in einer Art Strahlung aufgingen, wo sie rings um die Person der Phèdre reiche und vielfältige Elemente zum Schwingen brachten, die der gebannte Zuschauer nicht für die Leistung der Künstlerin, sondern für eine Gegebenheit des Lebens hielt; selbst die weißen Schleier, die, ermattet und ergeben, belebter Stoff zu sein schienen, gewoben aus jenem halb heidnischen, halb jansenistischen Leiden, um das sie sich wie ein fragiler, fröstelnder Kokon zusammenzogen; all das, Stimme, Haltungen, Gebärden, Schleier waren für jenen Leib einer Idee, den ein Vers darstellt (einen Leib, der im Gegensatz zum menschlichen Leib vor die Seele nicht eine undurchsichtige Schranke setzt, die es verhindert, jene wahrzunehmen, sondern etwas wie ein geläutertes, von Leben durchhauchtes Kleid, wo jene sich ausbreitet und man sie auffindet), nur darüber gebreitete, zusätzliche Hüllen, die, anstatt die Seele zu verschleiern, sie im Gegenteil um so leuchtender aufschimmern ließ – die Seele hatte sie sich ganz angeglichen und sie mit ihrem Wesen durchdrungen –, wie durchscheinend gewordene Lagerungen verschiedener Substanzen, deren Schichtung den zuinnerst eingeschlossenen Strahl, der sie durchdringt, nur um so reicher bricht und den flammendurchtränkten Stoff, der ihn umhüllt, nur um so reichhaltiger, kostbarer und schöner macht. So umgab die Interpretation der Berma das Werk mit einem zweiten, gleichfalls vom Genius lebendig durchhauchten Werk.

Tatsächlich war mein Eindruck, wiewohl angenehmer als der frühere, nicht eigentlich verschieden von ihm. Nur maß ich ihn nicht mehr an einer vorgefaßten, abstrakten und fal-

schen Vorstellung von dramatischem Genie, und ich begriff, daß dramatisches Genie genau das war. Etwas später sagte ich mir, daß ich wohl deshalb, als ich das erste Mal die Berma hörte, kein Vergnügen empfand, weil ich mich ihr, wie früher bei meinen Begegnungen mit Gilberte in den Anlagen der Champs-Élysées, mit allzu großem Verlangen näherte. Zwischen diesen beiden Enttäuschungen bestand vielleicht nicht nur diese, sondern noch eine weitere, tiefere Ähnlichkeit. Der Eindruck, den eine Person, ein Werk (oder eine Interpretation) von ausgeprägtem Charakter in uns hinterlassen, ist etwas ganz Besonderes. Wir tragen in uns die Vorstellungen von »Schönheit«, »Erhabenheit des Stils« oder »Pathos«, die wir uns zur Not einreden könnten, in der Banalität eines korrekten Talents, eines korrekten Gesichts wiederzufinden, doch nun hat unser angespannter Geist die Beharrlichkeit einer Form vor sich, für die er kein intellektuelles Äquivalent besitzt und in der er das Unbekannte erst freisetzen muß. Er hört einen schrillen Klang, eine in ganz bizarrer Weise interrogative Betonung und fragt sich: »Ist das schön? Ist mein Empfinden Bewunderung? Ist dies Reichtum des Klangkolorits, Adel, Kraft?« Und was ihm antwortet, ist von neuem die Stimme, ein seltsamer Frageton, das despotische Sichaufzwingen eines Eindrucks durch ein Wesen, das man nicht kennt, eines ganz materiellen Eindrucks, in dem die »Erhabenheit der Interpretation« keinen Raum mehr hat. Und deshalb müssen gerade die wahrhaft schönen Werke, wenn man ihnen ehrlich lauscht, uns am meisten enttäuschen, da es in unserer Sammlung von Vorstellungen keine gibt, die einem individuellen Eindruck entspricht.

Gerade das war es, was das Spiel der Berma mir vor Augen führte. Das genau war Adel, Intelligenz der Diktion. Jetzt wurde mir das Verdienst einer erhabenen, poetischen, kraftvollen Interpretation bewußt: oder vielmehr war es eben dies, wofür man übereinkunftgemäß diese Ruhmestitel erteilt, doch genau so, wie man mit dem Namen Mars, Venus oder Saturn

Gestirne belegt, die nichts Mythologisches an sich haben. Wir leben mit den Sinnen in der einen Welt, wir denken und benennen in einer anderen und können zwischen den beiden zwar eine gewisse Übereinstimmung herstellen, doch die Kluft nicht wirklich überbrücken. Es war tatsächlich ein wenig dieser Zwischenraum, diese Kluft gewesen, die ich überschreiten mußte, als ich bei meinem ersten Besuch einer Aufführung mit der Berma ihren Worten so angespannt lauschte, aber Mühe gehabt hatte, meine Vorstellungen von »Adel der Interpretation«, von »Originalität« wiederzufinden, und in begeisterten Applaus erst ausgebrochen war nach einem Moment der Leere, und mehr so, als sei er nicht aus meinem Eindruck selbst hervorgegangen, sondern als ob ich ihn zu meinen vorgefaßten Vorstellungen in Beziehung setzte, zu dem Vergnügen, mit dem ich mir vorsagen durfte: »Endlich höre ich die Berma.« Der Unterschied zwischen einer Person oder einem Werk mit ausgeprägtem individuellen Charakter und der Vorstellung von Schönheit besteht indessen genauso zwischen dem, was jene uns empfinden lassen, und der Vorstellung von Liebe oder Bewunderung. Daher erkennt man diese Vorstellungen auch nicht wieder. Ich hatte keinen Genuß davon gehabt, daß ich die Berma sah (ebensowenig wie von den Begegnungen mit Gilberte). Daraufhin hatte ich mir gesagt: »Ich bewundere sie also nicht.« Indessen dachte ich damals nur daran, mich ganz in das Spiel der Berma zu vertiefen, war einzig damit beschäftigt und bemüht, mein Denken soweit wie möglich allem zu öffnen, was dieses Spiel enthielt: Jetzt begriff ich, daß eben das Bewunderung ist.

War aber das Genie, das durch die Interpretation der Berma ja nur offenbar wurde, ausschließlich das Genie Racines?

Ich glaubte es zunächst. Ich sollte aber eines besseren belehrt werden, als der Akt aus *Phèdre* zu Ende und der Applaus vorüber war, während dem meine alte, wuterfüllte Sitznachbarin ihre winzige Gestalt aufgereckt und sich halb abgewandt sowie die Muskeln ihres Gesichts zur Unbeweglichkeit ge-

zwungen und die Arme über der Brust gekreuzt hatte, um zu zeigen, daß sie sich nicht an den Beifallsbekundungen der anderen beteiligte, und um den in ihren Augen sensationellen Protest, der allerdings unbemerkt blieb, wirksamer zur Geltung zu bringen. Das nun folgende Stück war eine jener Novitäten, von denen ich einst dachte, sie müßten aufgrund ihrer mangelnden Berühmtheit unbedeutend sein, sozusagen von nur lokalem Interesse, da sie ja außerhalb der Aufführung, die man von ihnen gab, gar nicht existierten.[1] Doch ich hatte nicht wie bei einem klassischen Stück das enttäuschende Gefühl dabei, die Ewigkeit eines Meisterwerks auf die Länge der Bühnenrampe und die Dauer einer Vorstellung beschränkt zu sehen, die ihm ebenso gerecht wurde wie irgendeinem unbedeutenden Stück. Zudem dachte ich mir zu jeder Stelle, die dem Publikum zu gefallen schien und eines Tages bekannt sein würde, mangels jener Berühmtheit, die sie in der Vergangenheit nicht hatte, diejenige hinzu, die sie in der Zukunft besitzen würde, in einem umgekehrten geistigen Bemühen als dem, durch das man sich Meisterwerke in der Zeit ihres ersten, unsicheren Erscheinens vorzustellen versucht, als ihr Titel, den man noch nie gehört hatte, nicht mit Sicherheit eines Tages im gleichen Lichte neben dem der anderen Werke des Autors aufstrahlen zu müssen schien. Diese Rolle aber würde eines Tages in die Liste ihrer Glanzrollen neben der der Phädra aufgenommen werden. Nicht, daß ihr nicht jeder literarische Wert abgegangen wäre; doch die Berma war in ihr ebenso großartig wie in *Phèdre*. Da wurde mir klar, daß das Werk des Schriftstellers für die Tragödin nur der an sich fast belanglose Stoff für das von ihr zu schaffende Meisterwerk der Darstellungskunst ist, so wie der große Maler, dessen Bekanntschaft ich in Balbec gemacht hatte, Elstir, als Sujet zweier gleichwertiger Bilder im einen Fall ein charakterloses Schulgebäude, im andern eine Kathedrale gewählt hatte, die in sich bereits ein Meisterwerk war. Und wie der Maler Gebäude, Karren, Personen in einem großen Lichteffekt auflöst,

der sie homogen werden läßt, so breitete die Berma riesige Flächen von Grauen, von Zärtlichkeit über die gleichmäßig eingeschmolzenen, gleichmäßig gedämpften oder hervorgehobenen Worte aus, die eine mittelmäßige Künstlerin einzeln abschattiert hätte. Sicherlich hatte ein jedes eine eigene Bedeutung, und die Diktion der Berma hinderte nicht, daß man die Verse als solche empfand. Liegt ein erstes Element von komplexer Ordnung und Schönheit nicht gerade darin, daß man beim Aufklingen eines Reims – das heißt etwas, das in einem gleich und anders ist wie der vorhergehende Reim, durch ihn hervorgerufen, aber doch mit der Variation eines neuen Gedankens – zwei Systeme, ein gedankliches und ein metrisches, sich übereinanderlegen hört? Die Berma aber faßte die Worte, die Verse sogar, selbst ganze »Tiraden« in Einheiten zusammen, die weiter angelegt waren, als jene es sind, und an deren Schnittstellen es ein Genuß war, zu spüren, wie sie gezwungen waren, Halt zu machen, auszusetzen; so liebt es ein Dichter, vor dem Reim das Wort einen Augenblick zurückzuhalten, das hervorbrechen will, und ein Komponist, die verschiedenen Worte des Librettos in einem Rhythmus zu verschmelzen, der ihnen entgegensteht, sie aber mitreißt. Und so verstand es auch die Berma, in die Sätze des modernen Bühnendichters so gut wie in die Verse Racines jene weiten Visionen von Schmerz, von Seelengröße, von Leidenschaft hineinzulegen, die ihre eigenen Meisterwerke waren und an denen man sie erkannte, wie man in den Porträts, die ein Maler nach verschiedenen Modellen gemalt hat, stets denselben Maler erkennt.

Ich hätte mir jetzt nicht mehr wie früher gewünscht, ich könne die einzelnen Haltungen der Berma oder den schönen Farbeffekt, den sie nur sekundenlang durch eine sofort wieder erlöschende Beleuchtung erzielte und der nicht wiederkehrte, ein für allemal fixieren oder sie hundertmal hintereinander einen Vers wiederholen lassen. Ich sah ein, daß mein damaliges Verlangen anspruchsvoller war als der Wille des Dichters,

der Schauspielerin, des großen Ausstattungskünstlers, der sich um die Inszenierung kümmerte, und daß dieser nur beiläufig über einen Vers hingehauchte Reiz, die sich unaufhörlich wandelnden, ruhelosen Gesten, die einander ablösenden Bilder das flüchtige Ergebnis, der momentgebundene Zweck, das unstete Meisterwerk selbst waren, um das es der Bühnenkunst zu tun ist und das die Aufmerksamkeit eines allzu begeisterten Zuschauers im Versuch, es festzuhalten, zerstören würde. Ich legte sogar nicht einmal Wert darauf, an einem anderen Tag die Berma noch einmal zu sehen; ich war jetzt befriedigt von ihr; nur wenn ich zu sehr bewunderte, als daß ich nicht von dem Gegenstand meiner Bewunderung hätte enttäuscht werden müssen, ob dieser Gegenstand nun Gilberte oder die Berma war, verlangte ich im voraus von dem Eindruck eines kommenden Tages den Genuß, den der Eindruck des Vortags mir vorenthalten hatte. Ohne daß ich danach trachtete, der Freude, die ich empfand, in noch größere Tiefen nachzugehen, obwohl ich sie dadurch vielleicht fruchtbarer hätte machen können, sagte ich mir in der Ausdrucksweise eines bestimmten früheren Mitschülers: »Die Berma ist bei mir ganz klar erstplaziert«, wobei ich unklar fühlte, daß das Genie der Berma vielleicht nicht gerade eine besonders treffende Entsprechung in diesem Ausdruck meiner Vorliebe und der ihr zuerkannten »Erstplazierung« fand, wie sehr mich der Satz auch beruhigen mochte.

In dem Augenblick, als das zweite Stück begann, blickte ich nach der Parterreloge von Madame de Guermantes. In einer Bewegung, aus der sich eine bezaubernde Linie ergab, die mein Geist ins Leere hinein verfolgte, wandte die Fürstin den Kopf nach der Tiefe der Loge; ihre Gäste standen und hatten den Blick ebenfalls nach hinten gerichtet, und durch das Spalier, das sie bildeten, trat in ihrer göttinnengleichen Sicherheit und Größe, aber auch mit einer ganz unbekannten Sanftmut, die auf einer vorgespielten und lächelnden Beschämung beruhte, daß sie so spät kam und alle anderen mit-

ten in der Vorstellung zum Aufstehen zwang, ganz in weißen Musselin gehüllt, die Herzogin von Guermantes. Sie ging auf ihre Kusine zu, machte vor einem blonden jungen Mann, der in der ersten Reihe saß, eine tiefe Verbeugung und sandte dann nach rückwärts hin den erhabenen Meeresungeheuern, die im Hintergrund der Grotte schwebten, den Halbgöttern des Jockey-Clubs[1] – die in diesem Augenblick, zumal Monsieur de Palancy, die Männer waren, an deren Stelle ich mich am liebsten befunden hätte –, den vertraulichen Gruß einer alten Freundin zu, gleichsam als Anspielung darauf, daß man sich ja seit fünfzehn Jahren regelmäßig sieht. Ich spürte das Rätsel dieses lächelnden Blicks, mit dem sie ihre Freunde bedachte, konnte es aber nicht lösen; während sie ihnen nacheinander die Hand reichte, glomm darin ein bläulicher Strahl auf, der mir vielleicht, hätte ich ihn in sein Spektrum zerlegen und seine Kristallisationsformen analysieren können, die Essenz des unbekannten Lebens enthüllt haben würde, das in diesem Augenblick darin spielte. Der Herzog von Guermantes folgte seiner Frau, begleitet von dem spiegelnden Reflex seines Monokels, dem Aufblitzen seiner Zähne, dem Weiß seiner Nelke oder seines gefältelten Plastrons, wobei er Brauen, Lippen und Frack öffnete, um ihrem Glanz Platz zu machen; mit einer Bewegung seiner ausgestreckten Hand, die er, hoch aufgerichtet, ohne den Kopf zu bewegen, auf ihre Schultern senkte, hieß er die Ungeheuer geringen Grades, die ihm Platz machten, sich wieder zu setzen, und verbeugte sich darauf tief vor dem blonden jungen Mann. Man hätte meinen können, die Herzogin habe erraten, daß ihre Kusine, deren Übertreibungen – so nannte sie schnell einmal von ihrem geistvoll französischen, äußerst maßvollen Standpunkt aus die Poesie und die Schwärmerei germanischer Herkunft – sie dem Vernehmen nach verspottete, heute abend eine der Toiletten tragen würde, in denen sie ihr »kostümiert« vorkam, und daß sie ihr eine Lektion in gutem Geschmack erteilen wollte. Statt des wundervollen, weichen Federgeriesels, das vom Kopf der Fürstin

auf deren Hals niederfiel, statt ihres mit Muscheln und Perlen durchwirkten Netzes trug die Herzogin im Haar nur ein schlichtes Reihergesteck, das über ihrer gebogenen Nase und den etwas hervortretenden Augen beinahe wie der Federschopf des Vogels selbst aussah. Ihr Hals und ihre Schultern hoben sich aus einer schneeigen Flut von Musselin, über der ein Fächer aus Schwanenfedern flatterte; ihr Kleid aber, dessen Oberteil einzig mit zahllosen Pailletten – in Stäbchen- oder Plättchenform aus Metall, oder Brillanten – verziert war, folgte eng, mit britannischer Akkuratesse, ihrem Körper. Doch so verschieden die beiden Toiletten auch waren, sah man doch, als die Fürstin ihrer Kusine den Platz überließ, den sie bis dahin selbst eingenommen hatte, wie sie, einander zugekehrt, sich gegenseitig bewunderten.[1]

Vielleicht würde am folgenden Tag Madame de Guermantes mit einem Lächeln von der etwas allzu komplizierten Haartracht der Fürstin sprechen, aber sicher erklären, daß diese eben doch bezaubernd und wunderbar zurechtgemacht gewesen sei; und die Fürstin, die nach ihrem eigenen Geschmack die Art, wie ihre Kusine sich kleidete, etwas kühl, etwas trocken, etwas couturierhaft fand, würde in dieser strengen Nüchternheit ein erlesenes Raffinement erkennen. Im übrigen glich die zwischen ihnen bestehende Harmonie, das prästabilierte kosmische Gravitätsgesetz ihrer Erziehung, die Gegensätze nicht nur der Aufmachung, sondern auch der Haltung aus. An den unsichtbaren magnetischen Linien, die die Eleganz der Umgangsformen zwischen ihnen schuf, hielt sich das offenherzige Naturell der Fürstin zurück, während die Geradheit der Herzogin sich von ihnen anziehen ließ, biegsamer wurde, zu Süße und Charme sich wandelte. Wie man in dem Stück, das gerade gespielt wurde, wenn man hätte begreifen wollen, was die Berma an persönlicher Poesie darin verströmte, nur ihre Rolle, die allein sie spielen konnte, einer beliebigen anderen Schauspielerin hätte anzuvertrauen brauchen, so hätte der Zuschauer, der den Blick zum Balkon er-

hob, dort in zwei Logen sehen können, wie ein »Arrangement«, von dem sie glaubte, es sei ganz im Genre der Fürstin von Guermantes, der Baronin von Morienval nur ein exzentrisches, prätentiöses und anstandswidriges Aussehen gab, und wie die gleichzeitig beharrliche und kostspielige Anstrengung, es an Toiletten und Schick der Herzogin gleichzutun, bei Madame de Cambremer nur dazu führte, daß sie wie eine auf Draht gezogene, steife, langweilige, eckige Provinzpensionärin wirkte, mit einem vertikal auf dem Kopf aufgepflanzten Federbusch, wie er die Pferde bei Leichenzügen ziert. Vielleicht war der Platz dieser letzteren Dame überhaupt nicht in einem Saal, wo die Logen nur mit den glänzendsten Frauen des Jahres (selbst die der oberen Ränge, die von unten her riesigen, mit menschlicher Flora durchsetzten und durch die roten Bänder der mit Plüsch verkleideten Zwischenwände an die Wölbung des Zuschauerraumes gehefteten Körben glichen) ein Eintagspanorama schufen, das durch Tod, Skandale, Krankheiten und Zwiste bald sich wandeln würde, in diesem Moment aber vor Aufmerksamkeit, Hitze, Benommenheit, Staub, Eleganz und Langeweile in einem jener ewigen tragischen Augenblicke unbewußter Erwartung und regloser Betäubung erstarrt war, wie sie hinterher gesehen vor der Explosion einer Bombe oder dem ersten Aufzüngeln einer Feuersbrunst geherrscht zu haben scheinen.

Der Grund, weshalb Madame de Cambremer anwesend war, bestand darin, daß die Prinzessin von Parma, die wie die meisten echten Hoheiten frei von Snobismus war, sich aber auf gute Werke sehr viel einbildete, im verzehrenden Bestreben, solche zu tun, wie es bei ihr nicht geringer war als ihre Neigung für das, was sie als Kunst betrachtete, hier und da einige Logen an Damen wie Madame de Cambremer abgegeben hatte, die nicht zur hohen aristokratischen Gesellschaft gehörten, mit denen sie aber durch ihre Wohltätigkeitsveranstaltungen in Verbindung stand. Madame de Cambremer ließ keinen Blick von der Herzogin und der Fürstin von

Guermantes, was ihr um so leichter fiel, als es bei ihr, die ja nicht eigentlich in Beziehung zu ihnen stand, nicht so aussehen konnte, als bemühe sie sich darum, von ihnen gegrüßt zu werden. Von diesen beiden großen Damen empfangen zu werden war aber dennoch das Ziel, das sie seit zehn Jahren mit beharrlicher Ausdauer verfolgte. Sie hatte sich ausgerechnet, daß sie es zweifellos innerhalb von fünf Jahren erreichen werde. Doch da sie an einer Krankheit litt, die unheilbar war und deren erbarmungslosen Charakter sie zu kennen glaubte, da sie sich auf ihre medizinischen Kenntnisse etwas einbildete, fürchtete sie, sie werde so lange nicht mehr leben. Auf alle Fälle war sie an diesem Abend glücklich darüber, daß all jene Damen, die sie nur flüchtig kannte, an ihrer Seite einen mit ihnen befreundeten jungen Mann sahen, den Marquis von Beausergent, Bruder der Madame d'Argencourt, der in beiden Kreisen gleichermaßen verkehrte und mit dessen Anwesenheit die Damen des zweiten sich gern unter den Blicken derjenigen des ersten schmückten. Er saß hinter Madame de Cambremer auf einem Stuhl, den er schräg gestellt hatte, um in die anderen Logen besser hineinschauen zu können. Er kannte alle, die sie besetzt hielten, und um mit der bezaubernden Eleganz seiner wohlgestalteten, strammen Figur, seines hellen Kopfes mit dem blonden Haar zu grüßen, erhob er sich jeweils halb mit aufrechtem Oberkörper, mit einem Lächeln in den blauen Augen und mit einer Mischung von Ehrerbietung und Unbefangenheit, so daß er in dem schräggestellten Rechteck, vor dem er saß, wie eine jener alten Gravüren wirkte, auf denen ein hochmütiger, aber zu vollkommener Höflichkeit erzogener großer Herr abgebildet ist. Er nahm häufig solche Einladungen Madame de Cambremers, sie ins Theater zu begleiten, an; im Saal und beim Aufbruch im Vestibül blieb er tapfer neben ihr inmitten einer Schar glänzenderer Freundinnen, die er dort antraf und mit denen er zu sprechen vermied, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen, als ob er sich in zweifelhafter Gesellschaft befände. Wenn dann die Fürstin von Guermantes

vorüberkam, schön und beschwingt wie Diana mit dem hinter ihr herschleppenden unvergleichlichen Mantel, während aller Augen sich nach ihr umwandten und ihr folgten (die von Madame de Cambremer mehr als alle anderen), vertiefte sich Monsieur de Beausergent in eine Unterhaltung mit seiner Nachbarin und beantwortete das freundschaftliche, strahlende Lächeln der Fürstin nur in befangener und forcierter Weise, mit der wohlerzogenen Zurückhaltung und barmherzigen Kühle eines Menschen, dessen Aufmerksamkeiten im Augenblick als peinlich empfunden werden könnten.

Hätte Madame de Cambremer nicht gewußt, daß die Loge der Fürstin gehörte, hätte sie doch gemerkt, daß Madame de Guermantes die Eingeladene war, an dem Anschein eines größeren Interesses nämlich, das diese der Bühne und dem Zuschauerraum entgegenbrachte, um sich ihrer Gastgeberin gegenüber liebenswürdig zu erweisen. Gleichzeitig aber mit dieser zentrifugalen führte eine umgekehrt wirkende, jedoch dem gleichen Verlangen nach Liebenswürdigkeit entspringende Kraft die Aufmerksamkeit der Herzogin auf ihre eigene Toilette, ihr Reihergesteck, ihr Kollier, ihre Taille und auch auf die der Fürstin selbst zurück, als deren Untergebene und Sklavin die Kusine sich hinzustellen schien, so als sei sie nur gekommen, um sie zu sehen, ihr aber auch zu folgen, wenn es der Inhaberin der Loge etwa einfiele, sich anderswohin zu begeben; den übrigen Saal betrachtete sie nur wie eine Versammlung kurios anzuschauender Fremder, obschon sie dort eine große Zahl von Freunden besaß, in deren Loge sie sich in anderen Wochen befand und denen gegenüber sie dann unfehlbar die gleiche ausschließliche, beziehungs- und wochenweise wiederkehrende Loyalität walten ließ. Madame de Cambremer war erstaunt, die Herzogin an diesem Abend zu sehen. Sie wußte, daß sie immer sehr lange in Guermantes blieb, und hatte sie noch dort vermutet. Man hatte ihr allerdings erzählt, daß manchmal, wenn in Paris eine ihrer Meinung nach interessante Aufführung stattfand, Madame de

Guermantes, gleich nachdem sie mit den Jagdgästen den Tee eingenommen hatte, einen ihrer Wagen anspannen ließ und bei Sonnenuntergang im Trab durch den dämmerigen Wald und dann die Landstraße entlangfuhr, um in Combray den Zug zu nehmen und abends in Paris zu sein. Vielleicht ist sie eigens aus Guermantes gekommen, um die Berma zu sehen, dachte bewundernd Madame de Cambremer. Und sie erinnerte sich, daß sie Swann in dem zweideutigen Jargon, der ihm mit Monsieur de Charlus gemeinsam war, hatte bemerken hören: »Die Herzogin ist eines der vornehmsten Wesen von Paris, von raffiniertester, sorgfältigster Auslese.« Ich meinerseits, der ich aus dem Namen Guermantes, dem Namen Bavière, dem Namen Condé das Leben und Denken der beiden Kusinen ableitete (bei ihren Gesichtern gelang mir das nicht mehr, denn die hatte ich ja gesehen), hätte ihr Urteil über *Phèdre* lieber gekannt als das des größten Kritikers der Welt. Denn in seinem Urteil hätte ich nur Geist finden können, einen Geist, der dem meinen zwar überlegen, aber doch von gleicher Beschaffenheit war. Doch was die Herzogin und die Fürstin von Guermantes dachten und was mir bezüglich der Beschaffenheit dieser beiden poetischen Geschöpfe eine unschätzbare Dokumentierung geliefert hätte, stellte ich mir anhand ihrer Namen vor; ich vermutete einen irrationalen Zauber darin, und mit dem Durst und der Sehnsucht eines Fiebernden verlangte ich nach ihrer Meinung über *Phèdre*, damit sie mir den Zauber der Sommernachmittage wiedergäbe, an denen ich in Richtung Guermantes gegangen war.

Madame de Cambremer versuchte festzustellen, welche Art von Toilette die beiden Kusinen trügen. Ich für meinen Teil zweifelte nicht, daß diese ihnen ganz persönlich eigentümlich sei, nicht nur in dem Sinne, wie die Livreen mit rotem Kragen oder blauen Aufschlägen früher ausschließlich den Häusern Guermantes und Condé vorbehalten waren, sondern eher wie einem Vogel sein Gefieder zu eigen ist, das nicht nur einen Schmuck seiner Schönheit, sondern eine Fortsetzung seines

Körpers darstellt. Die Kleidung dieser beiden Frauen kam mir wie eine schneeige oder farbig schillernde Materialisierung ihres inneren Lebens vor, und wie ich bei den Bewegungen der Fürstin nicht gezweifelt hatte, daß sie einer verborgenen Idee entsprächen, schienen mir die Federn, die von ihrem Haupt herniederfielen, und das gleißende, paillettenbesetzte Oberteil ihrer Kusine eine Bedeutung zu haben, für jede der beiden Frauen ein Attribut zu sein, das nur ihr eigen war und dessen Bedeutung ich gern gekannt hätte: der Paradiesvogel schien mir so untrennbar zu der einen zu gehören wie zu Juno der Pfau, und daß irgendeine Frau sich anmaßen könnte, die paillettenbesetzte Taille der anderen zu tragen, war mir ebenso undenkbar wie daß sich jemand der blitzenden, fransigen Ägis der Minerva bemächtigte. Und wenn ich zu ihrer Loge hinaufschaute, war es, viel eher als bei der mit leblosen Allegorien bemalten Saaldecke, als ob ich, dank des plötzlichen, wunderbaren Aufreißens der Wolkenschicht, die sie sonst verhüllt, die Versammlung der Götter erblickt hätte, wie sie gerade dem Schauspiel der Menschen zuschauten, unter einem roten Baldachin, in einer schimmernden Lichtung zwischen zwei Pfeilern, die den Himmel trugen. Ich betrachtete diese Augenblicksapotheose mit einer Erregung, die etwas Beruhigendes bekam durch die Gewißheit, von den Unsterblichen unerkannt zu bleiben; die Herzogin hatte mich gemeinsam mit ihrem Gatten wohl einmal gesehen, erinnerte sich aber bestimmt nicht mehr daran, und ich litt keineswegs darunter, daß sie von ihrem Logenplatz aus die anonymen und kollektiven Korallenbauten vor Augen hatte, die das Publikum der Sperrsitze bildete, denn ich fühlte, wie mein ganzes Wesen glücklich darin aufging, als ich in ihrem Blick – wahrscheinlich hatten die Gesetze der Lichtbrechung in diesem Moment die vagen Umrisse des jeder individuellen Existenz baren Protozoons, das ich war, in den gleichmütigen Strom der zwei blauen Augen eingezeichnet – etwas aufleuchten sah: Von einer Göttin zu einer Frau geworden, die mir plötz-

lich noch tausendmal schöner vorkam, hob die Herzogin die weißbehandschuhte Hand, die sie auf der Logenbrüstung hatte ruhen lassen, sie winkte mir freundschaftlich zu, gleichzeitig fühlten sich meine Blicke von der ungewollten Glut und den Feuern aus den Augen der Fürstin gekreuzt, die sie, ohne es zu wissen, in Brand versetzt hatte, einfach weil sie sich umwandte, um zu sehen, wen ihre Kusine grüßte; sie aber, die mich erkannt hatte, ließ den blitzenden, himmlischen Funkenregen ihres Lächelns auf mich niederfallen.

Von nun an machte ich jeden Morgen lange vor der Stunde, zu der sie auszugehen pflegte, einen weiten Umweg, um mich an der Ecke der Straße zu postieren, die sie gewöhnlich durchschritt, und wenn der Augenblick ihres Kommens mir zu nahen schien, ging ich mit zerstreuter Miene und nach der anderen Seite schauend zurück und blickte erst zu ihr auf, wenn ich mich mit ihr auf gleicher Höhe befand, als hätte ich es keineswegs erwartet, sie zu treffen.[1] An den ersten Tagen wartete ich sogar, um ganz sicher zu sein, sie nicht zu verpassen, vor dem Haus. Und jedesmal, wenn das Tor sich öffnete (um nacheinander zahllose Personen herauszulassen, die nicht die waren, auf die ich wartete), setzte sich der Stoß, mit dem dies geschah, in meinem Herzen als Schwingung fort, die eine ganze Weile brauchte, um zur Ruhe zu kommen. Denn noch nie war ein fanatischer Anbeter einer großen Schauspielerin, mit der er nicht bekannt ist und um derentwillen er frierend vor dem Künstlerausgang steht, niemals eine zum äußersten getriebene oder verzückte Menge, die sich zusammenschart, um mit Schmähungen oder Jubelgeschrei den Verurteilten oder den großen Mann zu begrüßen, mit dessen Erscheinen sie jedesmal rechnet, wenn ein Geräusch aus dem Inneren des Gefängnisses oder Palastes dringt, so bewegt, wie ich es war, wenn ich auf das Kommen jener großen Dame wartete, die in ihrer schlichten Toilette durch die Anmut ihres Ganges (ganz und gar verschieden von der Art, mit der sie einen Salon oder

eine Loge betrat) aus ihrer Morgenpromenade – nur sie von allen Menschen in der Welt promenierte in meinen Augen – ein Gedicht von Eleganz und den erlesensten Schmuck, die eigenartigste Blüte des schönen Wetters zu machen verstand. Nach drei Tagen aber begab ich mich, damit der Concierge mir nicht auf die Schliche kam, sehr viel weiter weg, an einen beliebigen Punkt des Weges, den die Herzogin zu nehmen pflegte. Solche kleinen Ausgänge vor dem Mittagessen waren bei schönem Wetter auch schon vor jenem Theaterabend für mich keine Seltenheit gewesen; wenn es geregnet hatte, verließ ich bei der ersten Aufhellung das Haus für einen kleinen Spaziergang und erblickte dann plötzlich auf dem noch feuchten Trottoir, das vom Licht wie mit einer goldenen Lackierung überzogen dalag, in der Apotheose einer in sonnengeröteten, blonden Nebeln flimmernden Straßenkreuzung ein Schulmädchen, gefolgt von ihrer Erzieherin, oder ein Milchmädchen mit weißen Ärmeln und blieb dann bewegungslos mit einer Hand auf dem Herzen stehen, das bereits einem fremden Leben entgegenschlug; ich versuchte, mir die Straße, die Stunde und die Haustür zu merken, hinter der das Mädchen (dem ich manchmal noch nachging) verschwunden war, um nicht wiederzukehren. Glücklicherweise verhinderte die Flüchtigkeit dieser so zärtlich aufgenommenen Bilder, die wiederzusehen ich mir vornahm, daß sie sich allzu nachhaltig in meiner Erinnerung befestigten. Immerhin war ich weniger betrübt darüber, daß ich krank war, daß ich nie den Mut fand, mich an die Arbeit zu machen, ein Buch zu beginnen, die Erde schien mir wohnlicher, das Leben in seinem Ablauf interessanter zu sein, seitdem ich sah, daß auf den Straßen von Paris so gut wie auf den Fahrwegen rings um Balbec solche unbekannten Schönheiten blühten, wie ich sie so oft aus der Tiefe der Wälder von Méséglise hatte heraufbeschwören wollen und deren jede ein lustvolles Verlangen weckte, das nur sie allein zu stillen befähigt schien.

Als ich aus der Oper nach Hause kam, hatte ich für den folgenden Tag zu den Bildern, die ich wiedersehen wollte, das von Madame de Guermantes hinzugefügt, ihre hohe Gestalt mit dem licht und blond darüber schimmernden Haar, mit dem Zärtlichkeit verheißenden Lächeln, das sie mir aus der Loge ihrer Kusine zugesandt hatte. Ich würde den Weg einschlagen, den, wie Françoise mir sagte, die Herzogin jeweils nahm, aber dennoch versuchen, um zwei jungen Mädchen wiederzubegegnen, die ich zwei Tage zuvor gesehen hatte, das Ende einer Lektion und einer Katechismusstunde nicht zu versäumen. Inzwischen aber fühlte ich immer wieder das glitzernde Lächeln von Madame de Guermantes und die Empfindung von Süße, die es mir geschenkt hatte. Und ohne recht zu wissen, was ich tat, versuchte ich mich darin (wie eine Frau die Wirkung prüft, die auf einem Kleid eine bestimmte Sorte von Knöpfen aus Schmuckstein hervorbringen würde, die ihr jemand geschenkt hat), sie neben eine Reihe von romantischen Vorstellungen zu setzen, die ich seit langem hegte und die durch die Kühle Albertines, Gisèles vorzeitigen Aufbruch und vorher schon durch die mit Absicht herbeigeführte, allzu langdauernde Trennung von Gilberte freigeworden waren (die Vorstellung zum Beispiel, ich würde von einer Frau geliebt, führe ein gemeinsames Leben mit ihr); dann hielt ich die Bilder der einen oder anderen der beiden jungen Mädchen neben diese Vorstellungen, denen ich gleich darauf die Erinnerung an die Herzogin anzupassen versuchte. Neben diesen Vorstellungen war die Erinnerung an Madame de Guermantes in der Oper allerdings nur sehr wenig, ein kleines Sternchen neben dem langen Schweif eines leuchtenden Kometen; außerdem war ich mit jenen Vorstellungen schon sehr lange vertraut gewesen, bevor ich Madame de Guermantes kannte, die Erinnerung hingegen besaß ich in sehr unvollkommenem Maße, zeitweilig kam sie mir ganz aus dem Sinn; während der Stunden aber, da sie, eben noch gleichberechtigt neben den undeutlichen Bildern anderer hübscher Frauen, allmählich eine

einzige und endgültige – jedes Bild eines anderen weiblichen Wesens ausschließende – Verbindung mit meinen romantischen Vorstellungen einging, die so weit vor der Begegnung mit ihr lagen, während jener Stunden, in denen ich die Erinnerung am deutlichsten vor mir hatte, hätte ich mir vornehmen sollen, genau zu ergründen, was eigentlich sie war; doch wußte ich damals noch nicht, welche Bedeutung sie für mich bekommen sollte; sie war einfach nur süß wie ein erstes Rendezvous mit Madame de Guermantes, das sich in meinem Innern abspielte, sie war die erste Skizze, die einzig wahre, die einzig nach dem Leben gezeichnete, die einzige, die wirklich Madame de Guermantes war; während der wenigen Stunden, in denen ich das Glück hatte, sie zu besitzen, ohne darauf achtgeben zu können, muß sie gleichwohl überaus reizvoll gewesen sein, diese Erinnerung, da immer zu ihr, damals noch aus freien Stücken, ohne Hast, ohne Ermüdung, ohne irgend etwas angstvoll Drängendes meine Liebesvorstellungen zurückkehrten; später bekam sie in dem Maße, wie jene Vorstellungen sie stärker fixierten, durch sie zwar eine größere Kraft, wurde aber selbst ungewisser; bald sogar fand ich sie nicht mehr; und in meinen Träumereien entstellte ich sie bestimmt vollends, denn jedesmal, wenn ich Madame de Guermantes sah, konstatierte ich eine immer wieder andersartige Abweichung zwischen dem, was ich mir vorgestellt hatte, und dem, was ich sah. Gewiß bemerkte ich jetzt noch täglich in dem Augenblick, da Madame de Guermantes am anderen Ende der Straße auftauchte, ihre hochgewachsene Gestalt, das Gesicht mit dem hellen Blick unter dem locker sich bauschenden Haar, alles Dinge, um derentwillen ich gekommen war; wenn ich hingegen einige Sekunden später meine Blicke, nachdem ich sie in eine andere Richtung gelenkt hatte, um so zu tun, als überrasche mich diese Begegnung, die ich mit Absicht gesucht hatte, zu der Herzogin hinübersandte, sobald sie sich genau auf meiner Höhe befand, war das, was ich wahrnahm, ein Gesicht mit roten Flecken darauf, denen ich nicht ansah,

ob sie von der kühlen Luft oder von Kupferrose herrührten, und einem mürrischen Ausdruck, ein Gesicht, das sich nur in einer sehr kühlen und von der Liebenswürdigkeit des Abends der Aufführung von *Phèdre* weit entfernten Art als Erwiderung des Grußes neigte, den ich ihm täglich mit einer Miene der Überraschung entrichtete und der ihm nicht zuzusagen schien. Nach einigen Tagen, während deren die Erinnerung an die beiden jungen Mädchen in ungleichem Kampf um die Herrschaft über meine Liebesträume mit der an die Herzogin lag, war es dennoch diese letztere, die fast von selbst am häufigsten in mir aufstieg und die Konkurrentinnen aus dem Felde schlug; auf sie übertrug ich schließlich, alles in allem immer noch freiwillig und gleichsam nach Lust und Laune, meine Liebesgedanken. Ich dachte nicht mehr an die Mädchen aus der Katechismusstunde noch an die junge Person, die die Milch austrug; und dennoch hoffte ich nicht mehr, auf der Straße wiederzufinden, was ich dort zu suchen gekommen war, weder die bei der Theateraufführung in einem Lächeln verheißene Zärtlichkeit noch den Umriß der Gestalt und das helle Gesicht unter dem blonden Haar, die nur von weitem so wirkten. Jetzt hätte ich nicht einmal mehr sagen können, wie Madame de Guermantes beschaffen war, woran ich sie erkannte, denn jeden Tag fand ich in der Gesamtheit ihrer Erscheinung das Gesicht genauso verwandelt wie Kleid und Hut.

Warum war ich mir an einem gewissen Tag, als ich im Näherkommen unter einer malvenfarbenen Kapotte ein sanftes glattes Gesicht sah, dessen Reize sich um zwei blaue Augen mit einer Symmetrie verteilten, in der sich die Linie der Nase aufgelöst zu haben schien, mit freudiger Erregung bewußt, daß ich nicht heimkehren würde, ohne Madame de Guermantes begegnet zu sein? Warum verspürte ich den gleichen Schauer, heuchelte ich dieselbe Gleichgültigkeit, wandte ich die Augen auf die gleiche zerstreute Weise ab wie am Vortag, wenn in einer Seitenstraße und unter einer kleinen

marineblauen Toque eine Vogelnase im Profil auftauchte, längs einer roten Wange, die von einem stechenden Auge quer durchschnitten wurde, gleichsam die Erscheinung einer ägyptischen Gottheit? Einmal war das, was ich sah, nicht nur eine Frau mit einem Vogelschnabel, sondern fast selbst schon ein Vogel: Kleid und Toque von Madame de Guermantes bestanden ganz aus Pelz, und da man keinen Stoff daran wahrnahm, schien sie von Natur mit einem Haarkleid bedeckt, so wie gewisse Geier, deren dichtes, einheitlich gefärbtes, gelbbraunes weiches Gefieder wie eine Art Fellüberzug wirkt. Inmitten dieses natürlichen Gefieders krümmte der kleine Kopf seinen Vogelschnabel, und die leicht hervortretenden Augen waren scharf und blau.[1]

An einem anderen Tag war ich stundenlang auf der Straße auf und ab gegangen, ohne Madame de Guermantes zu entdecken, als sich plötzlich in der Tiefe eines Milchladens, der sich in diesem aristokratischen und volkstümlichen Viertel zwischen zwei Palais versteckte, das verlegene und ganz neue Gesicht einer eleganten Dame abzeichnete, die sich gerade Petits Suisses zeigen ließ, und mich, bevor ich noch Zeit hatte, sie zu erkennen, wie ein Blitz, der weniger lange brauchte, um zu mir zu gelangen, als die übrige Erscheinung, der Blick der Herzogin traf; ein anderes Mal, als ich ihr nicht begegnet war und es bereits Mittag läutete, fand ich, längeres Warten habe nun keinen Zweck, und machte mich traurig auf den Heimweg; ganz meiner Enttäuschung hingegeben, schaute ich, ohne ihn eigentlich zu sehen, einem wegfahrenden Wagen nach, und auf einmal ging mir auf, daß die Kopfbewegung, die eine Dame am Wagenfenster gemacht hatte, mir galt, und daß diese Dame, deren blasse, müde oder im Gegenteil lebendig gespannte Züge unter einem runden Hut mit aufrechtem Reiherstutz das Gesicht einer Fremden ergeben hatten, die ich nicht zu erkennen meinte, Madame de Guermantes war, von der ich mich hatte grüßen lassen, ohne sie auch nur wiederzugrüßen. Manchmal aber traf ich sie beim Nachhausekommen an der

Ecke der Portierloge, wo der abscheuliche Concierge, dessen prüfende Blicke ich haßte, gerade dabei war, höchst respektvoll zu dienern und wahrscheinlich ihr gleichzeitig so manches zu »überbringen«. Denn das gesamte Personal der Guermantes verfolgte, hinter den Fenstervorhängen versteckt, bebend dieses Zwiegespräch, von dem es nichts hörte, das aber gewiß die Herzogin bewegen würde, dem einen oder anderen der Bedienten, den der Singvogel verpfiffen hatte, den Ausgang zu entziehen. Aufgrund all der sukzessiven Erscheinungen von verschiedenen Gesichtern der Herzogin von Guermantes, Gesichtern, die sich in einem variablen Verhältnis, manchmal in geringerem, manchmal in höherem Maß, an der Gesamtheit ihrer Aufmachung beteiligten, war meine Liebe nicht an irgendeinen bestimmten, veränderlichen Teil des Körpers und der Kleidung geknüpft, die je nach den Tagen ihren Platz wechselten und die sie selbst völlig verändern oder erneuern konnte, ohne daß meine innere Erregung sich dadurch wandelte, weil, was ich durch sie hindurch spürte, hinter dem neuen Kragen und der unbekannten Wange, immer Madame de Guermantes war. Was ich liebte, war die unsichtbare Person, die das alles in Bewegung setzte, war sie, deren Feindseligkeit mich bekümmerte, deren Herannahen mich bestürzte, deren Leben ich fassen und deren Freunde ich hätte verjagen wollen. Sie konnte eine blaue Feder am Hut hissen oder einen flammendroten Teint zur Schau stellen, ohne daß ihre Handlungen für mich an Bedeutung verloren hätten.

Auch wenn ich nicht selbst gespürt hätte, daß Madame de Guermantes es als lästig empfand, mir alle Tage zu begegnen, hätte ich es indirekt aus der Miene voll Kälte, Tadel und Mitleid erfahren, die Françoise mir zeigte, wenn sie mir half, mich für meine Morgenausgänge zurechtzumachen. Sobald ich nach meinen Sachen verlangte, spürte ich, wie Gegenwind auf den geballten und aufgewühlten Zügen ihres Gesichts aufkam. Ich machte gar nicht erst den Versuch, Françoises Vertrauen zu gewinnen, ich fühlte, es würde mir nicht gelin-

gen. Sie besaß, um sofort zu wissen, was mir oder meinen Eltern an Unangenehmem zustoßen könnte, eine Fähigkeit, deren Wesen ich niemals begriffen habe. Vielleicht war sie nicht einmal übernatürlicher Art, sondern hätte sich durch die ihr speziell zur Verfügung stehenden Informationsquellen hinreichend erklären lassen; so erhalten wilde Völkerschaften gewisse Nachrichten schon Tage, bevor die Post sie der europäischen Kolonie überbringt, und zwar nicht durch Telepathie, sondern auf dem Weg von Feuerzeichen, die sie von Hügel zu Hügel übermitteln. Desgleichen hatten vielleicht auch in diesem besonderen Fall meiner täglichen Spaziergänge die Dienstboten des Hauses Madame de Guermantes sagen hören, wie leid sie es sei, mich unweigerlich auf ihrem Weg anzutreffen, und diese Äußerungen ihrer Herrin an Françoise weitergegeben. Nun hätten freilich meine Eltern für meine persönliche Bedienung jemand anderen als Françoise bestimmen können, doch gewonnen hätte ich dabei nichts. Françoise war in gewissem Sinn weniger eine Bediente als die übrigen. In ihrer Art zu fühlen, gut und mitleidvoll, hart und hochmütig, schlau und beschränkt zu sein, eine weiße Haut und rote Hände zu haben war und blieb sie immer eine Tochter vom Lande, deren Eltern nicht arm gewesen waren, dann aber, ins Unglück geraten, sie »in Stellung« hatten geben müssen. Ihre Anwesenheit in unserem Haus war Landluft und Zusammenleben in einem Bauerngut vor fünfzig Jahren, die beide dank einer gleichsam umgekehrten Reise – weil es das Landleben ist, das zu dem Reisenden kommt – zu uns getragen worden waren. Wie die Auslagen hinter Glas in einem ländlichen Museum mit den kuriosen Handarbeiten angefüllt sind, die die Bäuerinnen in gewissen Provinzen noch ausführen, so wurde unsere Pariser Wohnung mit den Worten von Françoise ausgestattet, die einem örtlichen, traditionsgebundenen Geist entsprangen und sehr alten Regeln gehorchten. Sie verstand es, darin wie mit farbigen Fäden die Kirschbäume und die Vögel ihrer Kindheit und das Bett einzuzeichnen, in dem ihre

Mutter verstorben war und das sie noch deutlich vor sich sah. Trotz alledem aber hatte sie, seitdem sie in Paris in unsere Dienste getreten war – und jede andere hätte es erst recht getan –, die Vorstellungen, die Rechtslehre und die Rechtsauslegung der Dienstboten aus den anderen Stockwerken angenommen, wobei sie sich für den Respekt, den sie uns bezeigen mußte, dadurch schadlos hielt, daß sie uns die Grobheiten wiederholte, die die Köchin im vierten Stock ihrer Herrin gegenüber geäußert hatte, und zwar mit einer solchen wahrhaft dienstbotenhaften Genugtuung, daß wir etwas wie Solidarität mit der abscheulichen Mieterin aus dem vierten Stock empfanden und uns zum erstenmal sagten, daß wir vielleicht tatsächlich Herrschaft seien. Diese Veränderung im Charakter von Françoise war vielleicht unvermeidlich. Bestimmte Formen der Existenz sind so wenig normal, daß sie zwangsläufig gewisse Fehlbildungen hervorbringen müssen, beispielsweise die Existenz, die der König in Versailles unter seinen Höflingen führte, seltsam wie die eines Pharao oder Dogen, und weit mehr noch als die des Königs die der Höflinge. Die Existenz der Dienstboten aber ist bestimmt von einer noch monströseren Seltsamkeit, die nur die Gewöhnung uns verbirgt. Doch selbst wenn ich Françoise fortgeschickt hätte, wäre ich bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein verurteilt gewesen, denselben Dienstboten um mich zu haben. Verschiedene andere mochten später in meine Dienste treten; obwohl sie die allgemeinen Fehler der Dienstboten bereits mitbrachten, machten sie gleichwohl bei mir eine rasche Veränderung durch. Wie die Regeln des Angriffs die der Parade bestimmen, entwickelten alle, um von gewissen Schroffheiten meines Charakters nicht behelligt zu werden, in dem ihren eine immer identische, am ganz gleichen Ort sich ausbildende Rückzugsstellung; hingegen machten sich alle die Lücken in dem meinen zunutze, um an diesen Punkten Posten vorzuschieben. Meine Lücken kannte ich ebensowenig wie die Vorsprünge, zwischen denen sie lagen und die sie überhaupt erst hervorstehen lie-

ßen, eben gerade deswegen, weil es Lücken waren. Meine Dienstboten aber lehrten sie mich in dem Maße erkennen, wie ihre Fehler wuchsen. Durch die Fehler, die sie sich unweigerlich zulegten, lernte ich meine angeborenen und unveränderlichen Fehler kennen, ihr Charakter führte mir gleichsam einen Negativabzug des meinigen vor Augen. Meine Mutter und ich, wir hatten uns früher weidlich über Madame Sazerat lustig gemacht, die die Bedienten immer als »dieses Volk, diese Abart« bezeichnete. Aber ich muß sagen, der Grund, weshalb ich Françoise nicht durch irgend jemand anderen zu ersetzen wünschte, war, daß dieser andere genauso und unvermeidlich dem Volk der Dienstboten im allgemeinen und der besonderen Abart der meinigen angehört haben würde.

Um auf Françoise zurückzukommen: Ich habe niemals in meinem Leben eine Niederlage erlebt, ohne auf den Zügen von Françoise bereits im voraus dem Ausdruck des Beileids begegnet zu sein; und wenn ich in meinem Verdruß darüber, von ihr bedauert zu werden, zu behaupten versuchte, ich sei erfolgreich gewesen, so zerschellten meine Lügen nutzlos an ihrer respektvollen, aber deutlich sichtbaren Ungläubigkeit und ihrem Bewußtsein der eigenen Unfehlbarkeit. Denn sie kannte die Wahrheit; aber sie verschwieg sie und machte nur mit den Lippen eine kurze Bewegung, als habe sie noch einen vollen Mund und schlucke einen letzten, guten Bissen. Sie verschwieg sie? Wenigstens habe ich das lange Zeit geglaubt, denn damals stellte ich mir noch vor, daß man die Wahrheit an andere durch das Mittel der Worte weitergibt. Selbst gesprochene Worte, die man an mich richtete, prägten sich mit ihrer unveränderlichen Bedeutung so tief in mein empfängliches Gemüt ein, daß ich es ebensowenig für möglich hielt, daß jemand, der mir gegenüber behauptete, er liebe mich, mich in Wahrheit nicht liebte, wie etwa Françoise selbst daran gezweifelt hätte, nachdem sie es in einer Zeitung gelesen hatte, daß ein Priester oder irgendein anderer Herr imstande sei, uns auf briefliche Anforderung hin gratis ein unfehlbares Mit-

tel gegen alle Krankheiten oder ein Rezept zu schicken, wie wir unser Einkommen vervielfachen könnten. (Wenn jedoch andererseits unser Arzt ihr eine ganz einfache Salbe gegen den Schnupfen verschrieb, jammerte ausgerechnet sie, die selbst den ärgsten Leiden mit solcher Härte begegnete, über das, was sie habe einatmen müssen, und behauptete, es »rupfe ihr die Nase« und sie wisse nicht wohin vor Schmerz.) Als erste aber gab mir Françoise ein Beispiel dafür (das ich erst später verstehen sollte, als es mir von neuem und auf schmerzhaftere Art gegeben wurde und zudem, wie man in den letzten Bänden dieses Werkes sehen wird, von einer mir weit teureren Person[1]), daß eine Wahrheit nicht ausgesprochen werden muß, um dennoch ruchbar zu werden, und daß man sie vielleicht mit größerer Sicherheit, ohne auf eine mündliche Mitteilung zu warten oder überhaupt nur darauf zu hören, aus tausend äußeren Zeichen entnehmen kann, selbst aus manchen unsichtbaren Phänomenen, die in der Welt der menschlichen Charaktere etwa dem entsprechen, was in der physischen Welt die atmosphärischen Veränderungen sind. Ich hätte es am Ende ahnen können, da es damals mir selbst häufig passierte, daß ich Dinge sagte, die keine Wahrheit enthielten, während ich diese durch viele unwillkürliche Kundgebungen meines Körpers und meiner Handlungen offenbarte (die von Françoise ganz richtig ausgelegt wurden); ich hätte es vielleicht ahnen können, aber zu diesem Zweck hätte ich wissen müssen, daß ich damals manchmal log und täuschte. Lüge und Täuschung aber wurden bei mir, wie bei allen Menschen, nur immer auf eine so spontane und beiläufige Weise wegen eines ganz bestimmten Vorteils und zu dessen Verteidigung in Tätigkeit gesetzt, daß mein auf ein schönes Ideal ausgerichteter Geist meinen Charakter diese dringenden und jämmerlichen Bedürfnisse im Dunkeln verrichten ließ und mit keinem Blick davon Kenntnis nahm. Wenn Françoise des Abends lieb zu mir war und um die Erlaubnis bat, sich in meinem Zimmer zu setzen, schien es mir, als ob ihr Gesicht

durchsichtig würde und ich in ihr nur Güte und Freimut erblickte. Jupien aber, der hier und da zu Indiskretionen neigte, wovon ich erst lange danach einen Eindruck bekam, hat mir später enthüllt, sie habe gesagt, ich sei den Strick nicht wert, mit dem man mich hängen würde, und ich hätte versucht, ihr alles erdenkliche Leid zuzufügen. Diese Worte Jupiens entwickelten sogleich vor meinen Augen einen in ganz unbekannten Tönungen gehaltenen Abzug meiner Beziehungen zu Françoise, einen Abzug, der vollkommen verschieden war von dem, auf dem meine Blicke oft mit Gefallen ruhten und der ohne jede Unschärfe eine Françoise zeigte, die mich anbetete und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, mich zu rühmen, so daß ich begriff, wie nicht nur die physische Welt vollkommen anders ist, je nachdem, von wo aus wir sie sehen, sondern daß jede Wirklichkeit von der, die wir unmittelbar zu sehen meinen, tatsächlich aber mit Hilfe von nicht in Erscheinung tretenden, gleichwohl aber wirksamen Vorstellungen gestalten, vielleicht genauso verschieden ist, so wie die Bäume, die Sonne, der Himmel nicht wären, wie wir sie sehen, würden sie von Wesen wahrgenommen, die anders organisierte Augen hätten als wir oder überhaupt zum Zweck der Wahrnehmung über andere Werkzeuge als Augen verfügten, und daher von Bäumen, Himmel und Sonne andere als visuelle Entsprechungen vermittelt bekämen. Doch so wie er war, wirkte der Ausblick, den Jupien mir eines Tages auf die reale Welt eröffnete, ungemein bestürzend auf mich. Dabei handelte es sich nur um Françoise, die mir weiter nicht wichtig war. Verhielt es sich etwa mit anderen zwischenmenschlichen Beziehungen ebenso? Und welches Maß von Verzweiflung würde mich eines Tages überkommen, wenn das gleiche auch für die Liebe galt? Das war das Geheimnis der Zukunft. Damals handelte es sich erst um Françoise. Dachte sie wirklich so, wie sie sich Jupien gegenüber geäußert hatte? Hatte sie es nur gesagt, um Jupien gegen mich einzunehmen, vielleicht, damit wir nicht seine Nichte engagierten, um sie, Françoise, zu er-

setzen? Auf alle Fälle begriff ich, daß es ganz unmöglich war, auf unmittelbare Weise zuverlässig in Erfahrung zu bringen, ob Françoise mich gern hatte oder verabscheute. Und so war sie es, die mir als erste zu der Erkenntnis verhalf, daß ein Mensch nicht, wie ich geglaubt hatte, mit seinen guten und schlechten Eigenschaften, seinen uns betreffenden Plänen und Absichten klar umrissen und unverrückbar uns vor Augen steht (wie ein Garten mit seinen Blumenbeeten, den man durch ein Gittertor vor sich liegen sieht), sondern ein dunkles Schattengebilde ist, in das wir nie eindringen können, für das es keine direkte Erkenntnisart gibt, das uns zwar zu zahllosen Überzeugungen kommen läßt aufgrund von Worten oder sogar Handlungen, die uns beide nur unzulängliche und im übrigen widersprüchliche Auskünfte erteilen, ein Schattengebilde, in dem wir uns abwechselnd mit gleicher Glaubwürdigkeit das Aufglimmen des Hasses und der Liebe vorstellen können.

Ich liebte Madame de Guermantes wirklich. Das größte Glück, das ich von Gott hätte erbitten können, wäre gewesen, daß er alle nur möglichen Katastrophen auf sie niedergehen lasse und daß sie, ruiniert, allen Ansehens und aller Vorrechte, die mich von ihr trennten, beraubt, ohne Haus und Heim sowie ohne Bekannte, die sie überhaupt noch grüßten, zu mir komme, um bei mir Zuflucht zu suchen. Ich stellte mir vor, sie tue es. Und selbst an den Abenden, da irgendeine Veränderung der Atmosphäre oder meines Befindens in mein Bewußtsein eine vergessene Schriftrolle brachte, auf der Eindrücke von früher verzeichnet waren, zog ich es vor – anstatt die in mir entstehenden Kräfte der Erneuerung zu nutzen, anstatt sie dafür zu verwenden, in mir selbst Gedanken zu entziffern, die mir gewöhnlich entglitten, anstatt mich endlich an die Arbeit zu machen –, laut Selbstgespräche zu führen, auf eine irrlichternde, ganz dem Äußeren verhaftete Art zu denken, die nur ein zweckloses Rede- und Gebärdenspiel war, ein reiner, vollkommen unfruchtbarer Abenteuerroman ohne jeden Wahrheitsgehalt, in dem die ins Elend geratene Herzogin

mich um Hilfe anflehte, mich, der ich infolge entgegengesetzter Umstände reich und mächtig geworden war. Und wenn ich auf diese Weise Stunden damit zugebracht hatte, mir Umstände auszudenken und dann Sätze zu formulieren, die ich zu der Herzogin sagen würde, wenn ich sie unter meinem Dach aufnahm, blieb die Situation die gleiche; ich hatte mich, in Wirklichkeit leider, dafür entschieden, die Frau zu lieben, die vielleicht die größte Zahl von verschiedenartigen Vorteilen auf sich vereinigte und in deren Augen ich deswegen nicht hoffen konnte, auch nur irgendein Ansehen zu genießen; denn sie war ebenso reich wie der Reichste, der daneben nicht auch noch adlig war, ganz zu schweigen von ihrem persönlichen Charme, durch den sie tonangebend und unter allen gewissermaßen die Königin war.

Ich fühlte, daß ich ihr mit meinem allmorgendlichen Aufkreuzen lästig fiel; aber auch wenn ich es über mich gebracht hätte, es für zwei oder drei Tage zu unterlassen, wäre diese Enthaltung, die für mich ein so großes Opfer bedeutet hätte, von Madame de Guermantes wahrscheinlich nicht bemerkt worden, oder sie hätte sie irgendeiner von meinem Willen unabhängigen Verhinderung zugeschrieben. Tatsächlich hätte ich es nicht anders fertiggebracht, nicht mehr auf ihrem Weg aufzutauchen, als wenn ich mich so eingerichtet hätte, daß es mir wirklich unmöglich wurde, denn das immer neu in mir entstehende Verlangen, ihr zu begegnen, eine Sekunde lang Gegenstand ihrer Beachtung, die Person, die sie grüßen mußte, zu sein, war stärker als das Unbehagen, ihr dadurch zu mißfallen. Ich hätte für einige Zeit weggehen sollen, brachte es aber nicht über mich. Manchmal erwog ich es. Dann hieß ich Françoise, meine Koffer packen, und gleich danach, sie wieder auspacken. Und da der Nachahmungsteufel und der Wunsch, mit der Zeit zu gehen, die natürlichste und selbstsicherste Form zerstört, sagte Françoise, die diesen Ausdruck vom Vokabular ihrer Tochter bezog, ich sei »plem«.[1] Sie mochte das nicht, meinte, ich sei »unstet«, denn sobald sie

nicht mit den Modernen wetteifern wollte, verwendete sie die Sprache Saint-Simons. Allerdings mochte sie es noch weniger, wenn ich mich als Herrschaft gebärdete. Sie wußte, daß es mir von Natur nicht gegeben war und daß es nicht zu mir paßte; sie drückte es so aus: »Er will da was, was ihm gar nicht steht.« Ich hätte es höchstens über mich gebracht, in eine Richtung abzureisen, die mich Madame de Guermantes näher gebracht hätte. Unmöglich war das nicht. Wäre ich ihr nicht tatsächlich näher gewesen als morgens auf der Straße – wo ich einsam, gedemütigt, mit dem sicheren Gefühl, daß nicht einer der Gedanken, die ich ihr hätte senden wollen, jemals zu ihr drang, in einem ständigen Auf-der-Stelle-treten spazierenging, was ewig so weitergehen konnte, ohne mich im geringsten weiterzubringen –, wenn ich statt dessen zwar viele Meilen von Madame de Guermantes fortreiste, aber zu jemandem, den sie kannte, den sie in der Wahl seines Umgangs heikel wußte, der mich aber schätzte, ihr von mir erzählen und wenn auch vielleicht nicht erreichen würde, was ich von ihr wollte, ihr doch meine Wünsche zu verstehen geben könnte, jemand, der allein schon durch die Tatsache, daß ich mit ihm erwägen würde, ob er diese oder jene Botschaft an sie übernehmen könne oder nicht, meinen einsamen stummen Träumereien eine neue, in Worte gekleidete, aktive Form verliehe, die mir wie ein Fortschritt, fast wie eine Verwirklichung vorkommen würde? Was in dem geheimnisvollen Leben der »Guermantes«, die sie war, vorging, das, womit sich meine Traumgedanken ständig beschäftigten, darein einzudringen, selbst auf indirekte Weise, wie mit einem Hebel, indem ich jemanden ansetzte, dem der Zutritt zum Palais der Herzogin, zu ihren Abendeinladungen, und die Möglichkeit zu langen Unterhaltungen mit ihr nicht verwehrt waren – wäre das nicht, wiewohl aus größerer Entfernung, ein wirksamerer Kontakt als meine allmorgendliche Kontemplation auf der Straße?

Die Freundschaft, die Bewunderung, die Saint-Loup für mich hegte, schienen mir unverdient und waren mir gleichgül-

tig geblieben. Mit einem Male aber bekamen sie einen Wert für mich; ich hätte gern gesehen, daß er sie Madame de Guermantes offenbare, und wäre imstande gewesen, ihn zu bitten, es zu tun. Denn sobald man verliebt ist, möchte man all die kleinen unbekannten Vorteile, die man besitzt, vor der geliebten Frau ausbreiten können, wie es sonst im Leben Unglückliche und lästige Schwätzer tun. Man leidet darunter, daß sie sie nicht kennt, und sucht sich damit zu trösten, daß sie vielleicht, gerade weil sie nicht sichtbar sind, in die Vorstellung, die sie von uns hat, die Möglichkeit ihr unbekannter Vorteile mit einbezieht.

Seit langem hatte Saint-Loup nicht nach Paris kommen können, sei es, wie er behauptete, weil er dienstlich in Anspruch genommen war, sei es – viel eher – wegen des Kummers, den seine Geliebte ihm bereitete, mit der er schon zweimal dicht vor dem Bruch gestanden hatte. Er hatte mir schon oft gesagt, daß es ihn sehr freuen würde, wenn ich ihn in seiner Garnison besuchte, deren Name mir am übernächsten Tag nach seiner Abreise aus Balbec so große Freude bereitet hatte, als ich ihn auf dem Kuvert des ersten Briefes las, den ich von meinem Freund erhielt. Weniger weit von Balbec entfernt, als die rein binnenländische Landschaft vermuten ließ, handelte es sich um eines jener ganz vom Aristokratischen und Militärischen her geprägten Festungsstädtchen, weithin umgeben vom flachen Land, über dessen Horizont an schönen Tagen so oft eine Art intermittierende Klangwolke schwebt, die – wie eine Pappelreihe, deren Windungen den Lauf eines nicht sichtbaren Flusses nachzeichnen – den jeweiligen Stellungswechsel eines Regiments während einer Übung anzeigt, daß sogar die Atmosphäre der Straßen, Alleen und Plätze von einer Art beständigem, musikalisch-kriegerischem Flimmern angesteckt ist und selbst der derbste Lärm von Karren oder Straßenbahnen in unbestimmbare Trompetensignale übergeht, die dem halluzinierten Ohr durch die Stille endlos zugetragen werden. Es lag nicht so weit von Paris entfernt,

daß ich nicht mit dem Schnellzug noch gleichentags hätte zurückfahren – heim zu Mutter und Großmutter – und in meinem eigenen Bett hätte schlafen können. Kaum war mir das klargeworden, reichte mein Wille, so sehr erregte mich schmerzliches Verlangen, nicht mehr aus, um zu beschließen, nicht nach Paris zurückzukehren und in der Stadt zu bleiben; er reichte aber auch nicht aus, um zu verhindern, daß ein Angestellter meinen Koffer zu einer Droschke trug, und ebensowenig, daß ich, als ich hinter ihm herging, in den erbärmlichen Seelenzustand eines Reisenden verfiel, der auf seine Sachen achtgibt und den keine Großmutter erwartet, daß ich mit der Ungezwungenheit desjenigen, der aufgehört hat, sich zu fragen, was er will, und daraufhin aussieht, als wisse er, was er will, in den Wagen stieg und dem Kutscher die Adresse der Kavalleriekaserne gab. Ich nahm an, Saint-Loup werde diese Nacht in dem Hotel, in dem ich absteigen wollte, schlafen, um mir die erste Berührung mit dieser fremden Stadt weniger beängstigend zu machen. Ein Posten ging ihn holen, und ich wartete am Kasernentor, vor diesem gewaltigen, im Novembersturm hallenden Schiff, aus dem – denn es war sechs Uhr abends – jeden Augenblick Soldaten zu zweit auf die Straße traten, mit wiegendem Schritt, als gingen sie in einem exotischen Hafen an Land, in dem sie gerade Anker geworfen hätten.

Saint-Loup erschien mit seinem vor ihm hertanzenden, in alle Richtungen flatternden Monokel; ich hatte mich nicht namentlich melden lassen und brannte darauf, seine Überraschung und Freude mitzugenießen.

»Ach! Wie dumm«, rief er, als er, bis zu den Ohren errötend, meiner ansichtig geworden war, »jetzt habe ich gerade den Wochendienst übernommen und bin acht Tage lang nicht dienstfrei!«

Sehr besorgt darüber, mich die erste Nacht allein verbringen zu sehen – er kannte ja besser als irgend jemand meine abendlichen Angstzustände, die er in Balbec so häufig konsta-

tiert und gelindert hatte –, unterbrach er seine Ausbrüche des Bedauerns, um sich mir zuzuwenden und mir ein freundliches Lächeln und zärtliche, ungleiche Blicke zuzuwerfen, denn teils kamen sie unmittelbar aus seinem Auge, teils durch sein Monokel; alle jedoch wiesen auf die Bewegung hin, die er beim Wiedersehen mit mir empfand, und auf jene wichtige Sache, die ich nicht verstand, die mir aber jetzt wichtig war, nämlich unsere Freundschaft.

»Mein Gott! Wo werden Sie schlafen? Wirklich, ich rate Ihnen nicht zu dem Hotel, wo wir in Pension sind, es ist neben der Ausstellung, da wird jetzt dauernd etwas los und alles überfüllt sein. Nein, besser wäre das Hôtel de Flandre, ein kleines ehemaliges Palais aus dem achtzehnten Jahrhundert mit antiken Wandteppichen. Das macht ganz schön auf ›historischer Herrensitz‹.«

Saint-Loup gebrauchte bei jeder Gelegenheit die Wendung »auf etwas machen« für »aussehen wie etwas«, weil die gesprochene Sprache so gut wie die geschriebene von Zeit zu Zeit das Bedürfnis nach solchen Abwandlungen des Wortsinns, solchen Verfeinerungen im Ausdruck hat. Doch wie Journalisten häufig auch nicht wissen, welcher literarischen Schule sie gewisse »Raffinements« verdanken, die sie verwenden, so bestand der Wortschatz, und sogar die Diktion Saint-Loups in der Nachahmung dreier verschiedener Ästheten, von denen er keinen kannte, deren Sprachmoden ihm aber indirekt eingeimpft worden waren. »Im übrigen«, schloß er, »ist das Hotel ganz gut auf Ihre ›Gehörshyperästhesie‹ abgestimmt. Sie werden keine Nachbarn haben. Ich gebe allerdings zu, daß das ein armseliger Vorteil ist, denn da letztlich schon morgen ein anderer Gast erscheinen kann, wäre es schließlich – wegen eines Prekariums also – nicht der Mühe wert, dieses Hotel zu wählen. Nein, eben des Äußeren wegen empfehle ich es Ihnen. Die Zimmer sind recht nett, alle Möbel sind antik und bequem, das hat etwas sehr Beruhigendes.« Für mich aber, der ich weniger künstlerisch empfand als Saint-

Loup, blieb die Freude an einem hübschen Haus ganz an der Oberfläche, ja, sie bedeutete mir fast nichts und konnte meine einsetzende Angst nicht bannen, die mir ebenso peinigend war wie die, die ich einst in Combray verspürt hatte, wenn meine Mutter mir nicht gute Nacht sagen kam, oder die ich am Tag meiner Ankunft in Balbec angesichts des zu hohen, nach Vetiver riechenden Zimmers empfunden hatte. Saint-Loup merkte es gleich an meinem starren Blick.

»Aber das schert Sie ja einen Dreck, ein hübsches Palais! Mein armer Junge, Sie werden ja ganz blaß; und ich rede hier wie ein Rohling von Wandteppichen, die Sie vor lauter Unbehagen nicht einmal anschauen könnten. Ich kenne das Zimmer, das man Ihnen geben würde; persönlich finde ich es richtig fröhlich, aber ich bin mir darüber klar, daß es für Sie, mit Ihrer Sensibilität, nicht dasselbe ist. Glauben Sie nicht, daß ich Sie nicht verstehe. Ich selbst reagiere nicht so, kann mich aber sehr gut in Sie hineinversetzen.«

Ein Fähnrich, der auf dem Hof ein Pferd zuritt und vor allem, ohne auf den Gruß der vorüberkommenden Soldaten zu achten, damit beschäftigt war, es springen zu lassen, doch jeden mit Invektiven überschüttete, der ihm in den Weg kam, lächelte Saint-Loup gerade zu; als er jedoch sah, daß ein Freund bei ihm war, grüßte er korrekt. Doch sein Pferd bäumte sich hoch auf, und Schaum flog ihm ums Maul. Saint-Loup warf sich ihm entgegen, faßte es beim Zügel, brachte es zur Ruhe und kam wieder zu mir.

»Ja«, sagte er dann, »Sie können sicher sein, daß ich sehr gut begreife und bedaure, was Sie durchmachen müssen; ich bin unglücklich«, setzte er hinzu, indem er mir liebevoll die Hand auf die Schulter legte, »bei dem Gedanken, daß ich, hätte ich bei Ihnen bleiben, mit Ihnen bis zum Morgen plaudern können, es vielleicht vermocht hätte, Ihre Bedrücktheit etwas von Ihnen zu nehmen. Ich würde Ihnen gern etwas zu lesen borgen, aber in diesem Zustand können Sie sicher auch nicht lesen. Es ist leider ganz ausgeschlossen, daß man mir

erlaubt, mich vertreten zu lassen; ich habe es schon zweimal gemacht, weil mein Mädel kam.«

Er runzelte die Brauen aus Verdruß über seine Lage, aber auch infolge der Anspannung, mit der er wie ein Arzt auf Linderung meiner Leiden sann.

»Lauf und mach Feuer in meinem Zimmer«, befahl er einem Soldaten, der vorüberging. »Marsch, ein bißchen schneller, dalli.«

Dann wandte er sich von neuem mir zu, und das Monokel sowie der kurzsichtige Blick wiesen auf unsere große Freundschaft hin.

»Nein, wirklich! Sie hier, in dieser Kaserne, in der ich so oft an Sie gedacht habe, ich kann meinen Augen nicht trauen, es ist mir, als träumte ich. Wie steht es mit Ihrer Gesundheit, so im großen ganzen eher besser, ja? Sie müssen mir das alles gleich erzählen. Wir gehen jetzt zu mir hinauf, wir wollen ja nicht so lange im Hof herumstehen, denn es bläst ja, daß Gott erbarm, ich merke es schon gar nicht mehr, aber Sie, der Sie nicht daran gewöhnt sind, erkälten sich noch dabei, fürchte ich. Und haben Sie sich schon an die Arbeit gemacht? Nein? Sie sind sonderbar. Wenn ich ihre Begabung hätte, würde ich, glaube ich, von morgens bis abends schreiben. Aber Ihnen macht es mehr Spaß, überhaupt nichts zu tun. Es ist wirklich Pech, daß immer solche mittelmäßigen Geister wie ich zur Arbeit bereit sind, die aber, die könnten, wollen nicht! Und dabei habe ich Sie noch gar nicht gefragt, wie es Ihrer Frau Großmutter geht. Ihren Proudhon[1] habe ich immer bei mir.«

Ein Offizier, groß, schön, majestätisch, kam langsam und feierlich die Treppe herab. Saint-Loup grüßte und ließ die unaufhörlichen Bewegungen seines Körpers erstarren, solange er die Hand am Käppi hielt. Aber er hatte sie mit so viel Kraft dorthin versetzt, sich dabei so schlagartig aufgerichtet und ließ sie, nachdem er salutiert hatte, mit einem so jähen Ruck zurücksinken, wobei er die Stellung von Schulter, Bein und Monokel völlig veränderte, daß es ein Moment weniger der

Starre als vielmehr vibrierender Spannung war, in dem die soeben bis zum äußersten durchgeführten Bewegungen und die, die erst begannen, sich gegenseitig aufhoben. Der Offizier indessen, der ohne näher zu kommen, ruhig, gütig, würdevoll, napoleonisch, alles in allem das genaue Gegenteil von Saint-Loup, vorüberging, hob ebenfalls, doch ohne Eile, die Hand an sein Käppi.

»Ich muß rasch noch dem Rittmeister etwas sagen«, flüsterte mir Saint-Loup zu, »seien Sie so nett und gehen Sie auf meine Stube voraus, es ist die zweite rechts im dritten Stock, ich komme sofort nach.«

Im Sturmschritt enteilend, das nach allen Richtungen flatternde Monokel immer voraus, marschierte er geradewegs auf den würdigen und gemessenen Rittmeister zu, dessen Pferd in diesem Augenblick vorgeführt wurde und der, bevor er sich zum Aufsitzen anschickte, ein paar Befehle mit einem Adel der Gestik gab, der ausgearbeitet war wie für ein historisches Gemälde, als zöge er in eine Schlacht des Ersten Kaiserreichs, während er in Wirklichkeit einfach nach Hause ritt, in die Wohnung, die er für die Zeit seines Aufenthalts in Doncières[1] gemietet hatte und die an einem Platz gelegen war, der wie in vorwegnehmender Ironie diesem Napoleoniden gegenüber »Place de la République« hieß. Ich begab mich auf die Treppe und wäre bei jedem Schritt beinahe auf den mit Nägeln beschlagenen Stufen ausgeglitten, während mein Blick auf Mannschaftsstuben mit kahlen Wänden und der doppelt ausgerichteten Reihe von Betten und Effektenstapel[2] fiel. Man wies mich zu dem Zimmer Saint-Loups. Ich blieb einen Augenblick vor der geschlossenen Tür stehen, denn ich hörte, wie sich etwas bewegte: irgend etwas wurde gerückt, etwas anderes fiel; ich hatte das Gefühl, das Zimmer könne nicht leer sein, es sei jemand darin. Doch es war nur das frisch angemachte Feuer, das brannte. Es konnte nicht stillhalten, schob laufend die Holzscheite herum, und dies auf sehr ungeschickte Weise. Als ich eintrat, ließ es ein Scheit herunterrol-

len, brachte ein anderes zum Schwelen. Und selbst wenn es sich nicht bewegte, gab es wie unerzogene Leute unaufhörlich irgendwelche Geräusche von sich, die sich mir in dem Augenblick, als ich die Flamme aufzüngeln sah, als Feuergeräusche enthüllten; hätte ich sie aber von der andern Seite der Wand her vernommen, würde ich bestimmt gemeint haben, sie rührten von jemandem her, der sich schneuzte und auf und ab ging. Schließlich nahm ich in dem Zimmer Platz. Bespannungen aus Libertyseide und alten deutschen Stoffen aus dem achtzehnten Jahrhundert schützten es vor dem Geruch, den das übrige Gebäude ausströmte, einem derben, faden und gärigen Geruch wie von Graubrot. Hier, in diesem hübschen Raum, hätte ich glücklich und in Frieden speisen und schlafen können. Saint-Loup schien darin fast leiblich gegenwärtig zu sein dank den Büchern, die auf seinem Arbeitstisch lagen neben den Photographien, unter denen ich die meine und die von Madame de Guermantes erkannte, und dank dem Feuer, das sich jetzt an den Kamin gewöhnt hatte und, wie ein Tier in brennender, schweigender und treuer Erwartung hingekauert, nur von Zeit zu Zeit einen Glutbrocken, der gleich zerbröselte, niederfallen ließ oder mit einer Flamme an der Kaminwand leckte.[1] Ich hörte Saint-Loups Taschenuhr ticken, die nicht weit von mir entfernt sein konnte. Das Ticken wechselte fortwährend den Platz, weil ich die Uhr nicht sah; es schien mir von hinten, von vorn, von rechts, von links zu kommen und manchmal in weiter Ferne völlig zu versiegen. Plötzlich entdeckte ich die Uhr auf dem Tisch. Von da an hörte ich das Ticken an einem festen Ort, von dem es sich nicht mehr rührte. Mindestens glaubte ich, es von dieser Stelle aus zu vernehmen; in Wirklichkeit hörte ich es dort nicht, sondern ich sah es vielmehr dort, denn Töne haben keinen Ort. Zumindest bringen wir sie mit Vorgängen in Zusammenhang, und sie haben deshalb den Nutzen, uns auf jene aufmerksam zu machen und sie als notwendig und natürlich erscheinen zu lassen. Gewiß kommt es vor, daß ein Kranker,

dem man die Ohren hermetisch verschlossen hat, das Geräusch eines Feuers nicht mehr hört, wie es im Augenblick in Saint-Loups Kamin vor sich hinschwatzte und dabei emsig Glut und Asche fabrizierte, um sie dann in sein Körbchen fallen zu lassen; daß er auch die vorbeifahrende Straßenbahn nicht mehr hört, deren Musik in regelmäßigen Abständen über dem Hauptplatz von Doncières aufstieg. Wenn dieser Kranke liest, werden die Seiten des Buches sich so lautlos wenden, als blättere ein Gott sie um. Das dumpfe Poltern eines einlaufenden Bades wird zart und leicht und entschwebt wie himmlisches Flüstern. Das Zurücktreten des Lärms, sein Schwächerwerden, benimmt ihm die übliche Aggressivität; eben noch verstört durch Hammerschläge, die das Dachgewölbe über unserem ganzen Dasein zu erschüttern schienen, finden wir jetzt Vergnügen daran, sie aufzunehmen, wie ein leichtes, zartes und entferntes Raunen von Laub, das auf der Straße mit dem Zephir spielt. Man legt Patiencen mit Karten, die man nicht hört, so daß man meint, man habe sie gar nicht berührt und sie bewegten sich von selbst, sie kämen unserem Wunsch, mit ihnen zu spielen, zuvor und spielten vielmehr mit uns. Bei dieser Gelegenheit kann man sich fragen, ob man es in der Liebe (nehmen wir noch die Liebe zum Leben und die Liebe zum Ruhm hinzu, da es ja offenbar Menschen gibt, die diese letzten beiden Gefühle kennen) nicht denen gleichtun sollte, die dem Lärm in der Weise begegnen, daß sie nicht flehentlich sein Aufhören erbitten, sondern sich die Ohren verstopfen, und, ihrem Beispiel folgend, seine Aufmerksamkeit und seine Widerstandskraft auf einen selbst richten sollte, indem man ihnen als zu bezwingendes Objekt nicht das äußere Wesen, das man liebt, zuweist, sondern die eigene Fähigkeit, durch dieses Wesen zu leiden.

Um aber auf den Klang zurückzukommen: Vergrößert man die in den Gehörgang eingeführten Kügelchen noch, so zwingen sie das junge Mädchen, das über unserm Kopf in stürmischen Melodien schwelgte, zum Pianissimo; tränkt man eines

dieser Kügelchen zudem mit einer fetten Substanz, so gehorcht das ganze Haus seiner despotischen Herrschaft, und seine Gesetze gelten bis in die Außenwelt. Das Pianissimo genügt nicht mehr, das Kügelchen schließt augenblicklich den Klavierdeckel, und die Musikstunde findet ein plötzliches Ende; der Herr, der über unserem Kopf umherspazierte, stellt seinen Rundgang mit einem Mal ein; der Verkehr der Wagen und Straßenbahnen wird stillgelegt, als erwarte man ein Staatsoberhaupt. Diese Herabsetzung der Tonstärke stört sogar manchmal den Schlaf, anstatt ihn zu begünstigen. Gestern noch haben die unablässigen Geräusche, die uns pausenlos die Vorgänge auf der Straße und im Hause schilderten, uns schließlich eingeschläfert wie ein langweiliges Buch; heute, auf der Oberfläche der über unseren Schlaf gebreiteten Stille, kann sich ein Anschlagen, das etwas stärker als die übrigen ist, schon bemerkbar machen, flüchtig wie ein Seufzer, ohne Verbindung mit einem anderen Klang und dadurch geheimnisvoll; und das Bedürfnis nach einer Erklärung, das von ihm ausgeht, genügt, um uns aufzuwecken. Nimmt man aber umgekehrt dem Kranken für einen Augenblick die das Trommelfell abdeckende Watte aus den Ohren, bricht plötzlich das Licht, die strahlende Sonne des Schalls blendend wieder hervor und wird dem Universum wieder geboren; das verbannte Volk der Geräusche kehrt schleunigst zurück; man wohnt, als werde sie von musizierenden Engeln psalmodiert, der Auferstehung der Stimmen bei. Die leeren Straßen füllen sich einen Augenblick lang mit den raschen, aufeinanderfolgenden Flügeln der singenden Straßenbahnen. In seinem Zimmer selbst hat der Kranke soeben, nicht wie Prometheus das Feuer, wohl aber das Geräusch des Feuers erschaffen.[1] Und wenn man die Watteballen verstärkt oder lockert, ist es, als betätige man abwechselnd die beiden Pedale, die man am Klangkörper der äußeren Welt angebracht hat.

Doch gibt es auch Geräuschminderungen, die nicht vorübergehend sind. Wer völlig taub geworden ist, kann nicht

einmal neben sich Milch in einem Kocher erhitzen, ohne mit den Augen, bei geöffnetem Deckel, dem weißen, hyperboreischen, schneesturmähnlichen Reflex aufzulauern, jenem Warnsignal, dem man klüglich dadurch Rechnung trägt, daß man – wie der Herr den Wogen gebietet – den Stecker herauszieht; denn das aufsteigende, spastische Ei der kochenden Milch ist schon dabei, mittels einiger steiler Wölbungen seinen Höchststand zu erreichen, schwillt an, bläht ein paar halb gekenterte Segel, die der Rahm faltig aufgeworfen hatte, entsendet in den Sturm noch eines aus Perlmutt, das der Stromunterbruch zusammen mit allen anderen, wenn das elektrische Unwetter rechtzeitig beschwört wird, um sich selbst kreisen und, in lose Magnolienblüten verwandelt, endgültig abdriften lassen wird. Hätte der Kranke aber nicht schnell genug die nötigen Vorsichtsmaßnahmen getroffen, würden seine Bücher und seine Uhr bald von der milchigen Springflut verschlungen und kaum mehr aus dem weißen Meer hervorragen, so daß er seine alte Bedienstete zu Hilfe rufen müßte, die ihm, wäre er selbst ein berühmter Politiker oder ein großer Schriftsteller, erklären würde, er hätte nicht mehr Verstand als ein fünfjähriges Kind. Ein andermal ist in diesem Zauberzimmer vor der geschlossenen Tür ein Mensch erschienen, der vordem nicht da war, ein Besucher, den man nicht hat eintreten hören und der bloß gestikuliert wie in einem jener kleinen Marionettentheater, die etwas so Erquickendes haben für diejenigen, die des gesprochenen Wortes überdrüssig sind. Jener gänzlich Taube aber ergeht sich jetzt mit Entzücken, da der Verlust eines Sinnes der Welt ebensoviel Schönheit hinzufügt wie seine Erlangung, auf einer fast paradiesischen Erde, auf der der Klang noch nicht erschaffen ist. Die mächtigsten Wasserfälle entrollen nur für seine Augen ihre kristallenen Schleier, die friedvoller sind als das reglose Meer und rein wie Wasserspiele im Garten Eden. Da der Lärm vor dem Einsetzen seiner Taubheit die wahrnehmbare Form für die Ursache eines Vorgangs war, scheint der lautlosen Bewegung von Gegenständen

keine Ursache mehr zugrunde zu liegen; von aller Klanglichkeit befreit, beweisen sie eine eigenmächtige Tatkraft und scheinen lebendig zu sein; sie bewegen sich, machen halt, sie fangen von selbst Feuer. Von selbst fliegen sie davon wie die geflügelten Ungetüme der Vorzeit. In dem einsamen Haus ohne Nachbarn, wo der Taube wohnt, wird die Bedienung, die bereits in früheren Phasen des Gebrechens zurückhaltender geworden war und leise vonstatten ging, jetzt von Stummen ausgeführt, und dies in einer fast heimlichen Weise, wie beim König in einem Märchenspiel. Ebenfalls wie auf der Bühne ist das Bauwerk, das der Taube von seinem Fenster aus sieht – eine Kaserne, eine Kirche, ein Rathaus –, nur eine Theaterdekoration. Wenn es eines Tages einstürzt, wird es zwar eine Staubwolke und sichtbare Trümmer entsenden; selbst jedoch weniger materiell als ein Theaterschloß, obgleich viel massiver gebaut, wird es in dieser Zauberwelt zusammenfallen, ohne daß das Stürzen seiner schweren Quadersteine die Keuschheit der Stille mit der Gewöhnlichkeit eines Geräusches beschmutzt.

Die weit weniger absolute Stille in der kleinen Kasernenstube, wo ich mich seit einigen Augenblicken aufhielt, fand jetzt ein Ende. Die Tür ging auf, Saint-Loup trat schwungvoll ein und ließ sein Monokel aus dem Auge gleiten.

»Oh, Robert, wie angenehm ist es bei Ihnen«, sagte ich zu ihm, »wie schön, wenn es erlaubt wäre, hier zu essen und zu übernachten!«

Wäre es nicht verboten gewesen, hätte ich hier tatsächlich eine Ruhe genossen, die frei von aller Traurigkeit gewesen wäre, beschützt durch diese Atmosphäre von Stille, Wachsamkeit und Frohsinn, die von tausend disziplinierten und unerschütterlichen Seelen ausging, von tausend sorglosen Gemütern innerhalb dieser großen Gemeinschaft der Kaserne, in der – da hier die Zeit die Form des Handelns angenommen hatte – den tristen Glokkenschlag die gleichen fröhlichen Fanfarenstöße ersetzten, deren klangvolles, staubwolkenartig

aufgefächertes Andenken stets über den Straßen und Plätzen der Stadt schwebte; eine Stimme, die wußte, daß sie gehört wurde, und musikalisch war dadurch, daß sie nicht nur das Gebot einer Obrigkeit war, das Gehorsam fordert, sondern auch jenes einer weisen Fügsamkeit, das den Weg zum Glück öffnet.

»Aha! Sie würden lieber hier bei mir in meinem Zimmer schlafen als allein ins Hotel gehen«, sagte lachend Saint-Loup.

»O Robert, Sie sind wirklich grausam mit ihrer Ironie«, antwortete ich, »wo Sie doch wissen, daß das unmöglich ist und wie sehr ich mich dort quälen werde.«

»Was Sie sagen, ist«, gab er zurück, »sehr schmeichelhaft für mich, denn ich habe gerade selbst den Gedanken gehabt, Sie würden sicher heute abend lieber hier bleiben. Und gerade um die Erlaubnis dazu habe ich soeben beim Rittmeister nachgesucht.«

»Und er hat es erlaubt?« rief ich aus.

»Er hat gar keine Schwierigkeiten gemacht.«

»Oh! Ich finde ihn göttlich!«

»Das wäre allerdings zu viel gesagt. Doch lassen Sie mich jetzt meinen Burschen rufen und ihm sagen, er soll sich um unser Nachtessen kümmern«, setzte er hinzu, während ich mich umwandte, um meine Tränen zu verbergen.

Manchmal kam der eine oder andere der Kameraden Saint-Loups ins Zimmer. Er warf sie wieder hinaus.

»Geh, mach, daß du fortkommst!«

Ich bat ihn, sie doch bleiben zu lassen.

»Aber nicht doch, Sie würden sich totlangweilen mit diesen ganz ungebildeten Burschen, die von nichts anderem reden können als von Pferderennen oder sogar nur von Pferdestriegeln. Und auch mir würden sie diese köstlichen Augenblicke verderben, auf die ich mich so sehr gefreut habe. Sie müssen übrigens recht verstehen: wenn ich von der Mittelmäßigkeit meiner Kameraden spreche, so soll das nicht heißen, daß al-

les, was beim Militär ist, von vornherein ohne Intellektualität sein muß. Weit gefehlt. Es gibt hier einen Major, der ganz hervorragend ist. Er hat einen Kurs abgehalten, in dem die Kriegsgeschichte wie eine logische Beweisführung, eine Art Algebra behandelt wurde. Selbst in ästhetischer Hinsicht hat seine abwechselnd induktive und deduktive Methode eine Schönheit, für die Sie sicher empfänglich wären.«

»Das ist aber nicht der Rittmeister, der mir erlaubt hat, hier zu bleiben?«

»Nein, Gott sei Dank nicht, denn der Mann, den Sie wegen einer Kleinigkeit göttlich finden, ist der größte Dummkopf, den die Erde jemals getragen hat. Er ist vollkommen, solange es um Kost und Uniform seiner Leute geht; er hockt stundenlang mit dem Kammerunteroffizier und dem Regimentsschneider zusammen. Da sehen Sie, wes Geistes Kind er ist. Er verachtet übrigens, wie alle anderen auch, den hervorragenden Major, von dem ich eben sprach. Niemand möchte Umgang mit ihm, weil er Freimaurer ist und nicht zur Beichte geht. Niemals würde der Fürst von Borodino[1] diesen Kleinbürger bei sich empfangen. Das ist immerhin allerhand von seiten eines Mannes, dessen Urgroßvater ein unbedeutender Pächter war und der wahrscheinlich ohne die Napoleonischen Kriege auch einer geworden wäre. Im übrigen ist er sich bis zu einem gewissen Grad seiner Situation in der Gesellschaft bewußt: er ist weder Fisch noch Fleisch. Im Jockey sieht man ihn kaum, so befangen fühlt er sich dort, dieser sogenannte Prinz«, setzte Robert hinzu, der, durch einen gleichen Nachahmungstrieb dazu verleitet, die sozialen Theorien seiner Lehrer und die gesellschaftlichen Vorurteile seiner Eltern zu übernehmen, mit der Liebe zur Demokratie, ohne es zu wissen, Verachtung dem Empireadel gegenüber verband.

Ich betrachtete die Photographie seiner Tante, und der Gedanke, daß Robert, da er ja diese Photographie besaß, sie mir vielleicht schenken könne, machte ihn mir noch lieber und ließ mich wünschen, ihm tausend Dienste zu erweisen, die mir

alle im Austausch gegen jene geringfügig schienen. Denn diese Photographie war wie eine weitere Begegnung, die noch zu jenen hinzutrat, die ich mit Madame de Guermantes bereits gehabt hatte; ja mehr noch, sie stellte eine ausgedehnte Begegnung dar, als wäre die Herzogin dank einem jähen Fortschritt in unseren Beziehungen im Gartenhut bei mir stehengeblieben und habe mir zum erstenmal Zeit gelassen, hier die Rundung der Wange, dort die Nackenlinie oder den Ansatz der Braue (alles Dinge, die mir bislang beim raschen Vorübergehen, im Überwältigtsein durch den momentanen Eindruck und durch die Lückenhaftigkeit der Erinnerung verborgen geblieben waren) in Ruhe anzuschauen; ihr Anblick aber, genauso wie der von Brust und Armen einer Frau, die ich sonst immer nur im hochgeschlossenen Kleid gesehen hätte, kam für mich einer berauschenden Entdeckung, ja einer Gunstbezeigung gleich. Diese Linien, deren Betrachtung mir beinahe unerlaubt erschien, könnte ich dort studieren wie in einer Abhandlung über die einzige Geometrie, die für mich Wert haben konnte. Als ich später Robert einmal anschaute, bemerkte ich, daß auch er ein wenig wie eine Photographie seiner Tante war; auf eine geheimnisvolle Weise, die für mich beinahe ebenso aufwühlend war, hatten, wenn auch sein Gesicht nicht unmittelbar aus dem ihren hervorgegangen war, alle beide dennoch einen gemeinsamen Ursprung. Die Züge der Herzogin von Guermantes, so wie sie in meiner Vision von Combray hafteten, die wie ein Falkenschnabel geformte Nase, die stechenden Augen, schienen auch als Muster gedient zu haben, um danach – in einem weiteren, ähnlichen und zarten, allzu feinhäutigen Exemplar – das Gesicht von Robert zuzuschneiden, das sich mit dem seiner Tante nahezu deckte. Neidvoll blickte ich an ihm auf die charakteristischen Züge der Guermantes, jenes Geschlechts, das ganz in seiner Eigenart erhalten geblieben war inmitten einer Welt, in der es sich nicht verliert und abgesondert in seiner Glorie ornithologischer Göttlichkeit weiterbesteht, denn es scheint in mythi-

scher Vorzeit aus der Verbindung einer Göttin mit einem Vogel hervorgegangen zu sein.[1]

Ohne ihre Gründe zu kennen, war Robert gerührt von meiner Ergriffenheit. Diese steigerte sich noch in dem Wohlbefinden, das durch die Wärme des Feuers hervorgerufen wurde und durch den Champagner, der gleichzeitig Schweißtropfen auf meiner Stirn und Tränen aus meinen Augen perlen ließ; er begleitete ein Rebhühnchen; ich aß es mit dem Staunen eines Außenstehenden ganz gleich welcher Art, der in einer bestimmten, ihm unbekannten Lebensform auf Dinge stößt, die er daraus verbannt glaubte (eines Freidenkers zum Beispiel, der in einem Pfarrhaus ein ausgezeichnetes Abendessen vorgesetzt bekommt). Am folgenden Morgen beim Erwachen nahm ich mir vor, aus Saint-Loups Fenster, das von hoch oben her die ganze Gegend überschaute, einen neugierigen Blick auf meine Nachbarin, die Landschaft, zu werfen, die ich am Vortag nicht hatte sehen können, da ich zu spät, das heißt erst zu der Stunde, als sie bereits in nächtlichem Schlummer lag, angekommen war. Doch so früh sie auch wach war, sah ich sie trotzdem, als ich das Fenster öffnete, ähnlich, wie man sie von einem Schloßfenster aus sieht, nach der Seite des Teiches zu, noch in ihr weiches weißes Morgengewand aus Nebeln gehüllt, unter dem man beinahe nichts erkennen konnte. Ich wußte aber, daß, bevor noch die Soldaten im Hof mit dem Striegeln der Pferde fertig waren, sie ihre Hüllen abgelegt haben würde. Bis dahin konnte ich nichts anderes sehen als direkt hinter der Kaserne eine dürre Anhöhe, die ihren mageren, runzeligen Rücken schon aus dem Nachtdunkel erhoben hatte. Durch die Ajourvorhänge des Rauhreifs spähte ich unentwegt nach dieser Fremden, die mich zum erstenmal ansah. Doch als es mir zur Gewohnheit geworden war, in die Kaserne zu kommen, bewirkte das Bewußtsein, die Anhöhe sei da – realer demzufolge, auch wenn ich sie nicht sah, als das Hotel in Balbec oder unser Haus in Paris, an die ich jetzt nur dachte wie an Abwesende, wie an Tote, das heißt, an ihr Vorhanden-

sein kaum mehr glaubte –, daß ihre reflektierte Form, selbst wenn ich mir darüber keine Rechenschaft ablegte, sich auch noch hinter meinen geringsten Eindrücken in Doncières abzeichnete, zum Beispiel, um mit jenem Morgen zu beginnen, hinter dem angenehmen Eindruck von Wärme, der mir die von Saint-Loups Burschen bereitete Schokolade vermittelte, in diesem behaglichen Zimmer, das mir wie ein optischer Mittelpunkt zur Betrachtung der Anhöhe vorkam (denn die Vorstellung, man könne etwas anderes tun, als sie anschauen – etwa auf ihr spazierengehen –, wurde durch den dort lagernden Nebel zunichte gemacht). Indem er die Form der Anhöhe durchtränkte und sich mit dem Geschmack der Schokolade, ja mit dem ganzen Gewebe meiner damaligen Gedanken vermischte, durchdrang dieser Nebel, ohne daß ich im geringsten an ihn gedacht hätte, alle meine Gedanken dieser Zeit mit seiner Feuchte, so wie ein bestimmtes unverwüstliches, massives Gold mit meinen Eindrücken von Balbec verbunden blieb oder die nachbarliche Gegenwart von Außentreppen aus schwärzlichem Sandstein den Grau-in-Grau-Charakter meiner Eindrücke von Combray bestimmte. Er verharrte übrigens an jenem Vormittag nicht lange; zuerst versuchte es die Sonne vergeblich mit einigen gegen ihn ausgesandten Pfeilen, die ihn mit Brillanten durchwirkten und schließlich die Oberhand gewannen. Nun konnte die Anhöhe ihre graue Flanke den Strahlen darbieten, die eine Stunde später, als ich in die Stadt hinabging, dem Rot des Laubes sowie dem Rot und Blau der Wahlplakate auf den Mauern etwas Übersteigertes verliehen, das auch mich erfaßte und mich singend einherschreiten ließ, wobei ich mich zurückhalten mußte, um vor Freude keine Luftsprünge zu vollführen.

Doch am zweiten Tag mußte ich dann im Hotel schlafen. Ich wußte im voraus, daß mich dort unweigerlich die Traurigkeit erwartete. Sie war wie ein erstickender Geruch, den für mich jedes neue Zimmer aushauchte, das heißt jedes Zimmer schlechthin: in dem, das ich gewöhnlich bewohnte, war ich

nicht gegenwärtig, mein Denken blieb anderswo beschäftigt und schickte an seiner Stelle nur die Gewohnheit hin. Doch konnte ich diese weniger empfindliche Dienerin nicht damit betrauen, sich um meine Sachen in einem neuen Land zu kümmern, wohin ich ihr vorausgeeilt war, wo ich allein eintraf, wo mich mit den Dingen zunächst jenes Ich in Kontakt bringen mußte, das ich nur im Abstand von Jahren, aber stets unverändert wieder antraf, wie es, nicht größer geworden seit Combray oder seit meiner ersten Ankunft in Balbec, auf der Ecke eines halbausgepackten Koffers untröstlich vor sich hinweint.

Nun, diesmal täuschte ich mich. Ich hatte keine Zeit traurig zu sein, denn ich war nicht einen Augenblick allein. Von dem ehemaligen Palais nämlich war ein Überschuß an Luxus geblieben, der in einem modernen Hotel nicht nutzbar zu machen war und der nun, ohne jede praktische Bestimmung, in seiner Untätigkeit ein Eigenleben führte: Korridore, die hin und her liefen und auf deren durch keinen Zweck bedingtes Kommen und Gehen man unaufhörlich stieß, Vorzimmer, langgestreckt wie Galerien und ausgestattet wie Salons, die eher wirkten, als wohnten sie dort selbst, anstatt daß sie einen Teil des Wohnraums bildeten; man hatte sie für keines der Zimmer verwenden können, und so trieben sie sich bei meinem herum und kamen auf der Stelle, um mir ihre Gesellschaft anzubieten; eine Art von müßigen, aber nicht lärmigen Nachbarn oder von untergebenen Geistern der Vergangenheit, denen man erlaubt hatte, ein geräuschloses Dasein vor der Tür der Gästezimmer zu führen; jedesmal, wenn ich sie auf meinem Weg fand, begegneten sie mir mit stiller Zuvorkommenheit. Jedenfalls war die Vorstellung einer Unterkunft, eines bloßen Behältnisses für unsere gegenwärtige Existenz, das uns einzig vor Kälte und den Blicken der anderen schützt, vollkommen unvereinbar mit dieser Behausung, dieser Ansammlung von Räumen, die ebenso wirklich waren wie die Menschen einer Siedlung, die zwar lautlos leben, denen man

aber zwangsläufig begegnen, aus dem Wege gehen oder mit einer einladenden Geste nahen mußte, wenn man nach Hause kam. Man bemühte sich, nicht zu stören, und betrachtete nicht ohne Respekt den großen Salon, der seit dem achtzehnten Jahrhundert die Gewohnheit angenommen hatte, sich zwischen seinen altgoldenen Pfeilern, unter dem Wolkenhimmel seiner gemalten Decke, auszustrecken. Eine etwas vertraulichere Neugier überkam einen angesichts der kleinen Räume, die ihn ohne jede Rücksicht auf Symmetrie in großer Zahl umringten und sich in bestürzter, ungeordneter Flucht bis an den Garten hinzogen, zu dem sie höchst bequem auf drei ausgetretenen Stufen einen Übergang fanden.

Wenn ich ausgehen oder heimkehren wollte, ohne den Lift zu benutzen oder auf der Haupttreppe gesehen zu werden, bot mir eine kleine, private, nicht mehr benutzte Stiege ihre Stufen dar, die so geschickt aneinandergefügt waren, daß sie in ihrer dichten Staffelung jene vollkommene Proportion aufzuweisen schienen, die oftmals in der Sphäre der Farben, der Düfte, der Geschmackswahrnehmungen eine ganz besondere Art von sinnlichem Genuß in uns auszulösen vermag. Um aber die Lust am bloßen Hinauf- und Hinabsteigen kennenzulernen, hatte ich hierherkommen müssen, wie ein andermal an einen Kurort in den Alpen[1] , um zu merken, daß der gewöhnlich gar nicht beachtete Vorgang des Atmens unendlich genußreich sein kann. Ich erlebte jenes vollkommene Wegfallen der Anstrengung, das uns sonst nur die Dinge bereiten, die wir seit langem gewöhnt sind, als ich meine Füße zum erstenmal auf diese Stufen setzte, die mir vertraut waren, ehe ich sie kannte, als besäßen sie, vielleicht in ihnen verwahrt oder einverleibt von den einstigen Besitzern, deren Schritt sie täglich getragen hatten, die vorausgenommene Süße von Gewohnheiten, die ich noch gar nicht besaß und die höchstens nachlassen konnte, sobald ich sie mir wirklich zu eigen gemacht hatte. Ich öffnete ein Zimmer, die Doppeltür schloß sich hinter mir, die Wandbespannung ließ eine Stille mit eintreten, über die

ich mich mit einem Gefühl des Rausches ganz als Herrscher fühlte; ein mit Kupferappliken geschmückter Kamin, von dem man zu Unrecht angenommen hätte, er verstünde sich bloß darauf, die Kunst des Directoire zu repräsentieren, machte mir Feuer, und ein niedriger Fauteuil auf Füßchen half mir, mich so bequem zu wärmen, als säße ich auf dem Teppich. Die Wände trennten in sanfter Umarmung den Raum von der übrigen Welt; um das einzulassen und einzuschließen, was zu seiner Vervollständigung nötig war, öffneten sie sich vor dem Büchergestell und machten für die Bettnische Platz, zu deren beiden Seiten Säulen mühelos die etwas höhere Decke des Alkovens trugen. Zum Innern des Hauses hin folgten zwei Kabinette, die so breit waren wie das Zimmer selbst; und um die Andacht, die man dort suchen kam, zu durchduften, hatte das letzte einen wollüstigen Rosenkranz aus Iriswurzelkügelchen an der Wand hängen. Wenn ich die Türen offen ließ, während ich mich in dieses hinterste Gemach zurückzog, begnügten sie sich nicht damit, dieses – ohne daß es deswegen seine Harmonie einbüßte – zu verdreifachen und meinen Blick nach dem Genuß der Sammlung jenen der Ausdehnung kosten zu lassen, sie fügten auch noch dem Genuß meiner Einsamkeit, die zwar unverletzlich blieb, aber nicht mehr eingeschlossen war, das Gefühl von Freiheit hinzu.[1] Dieses Kämmerchen ging auf einen Hof, den ich am folgenden Morgen glücklich war, zum Nachbarn zu haben, als ich ihn – gleich einer einsamen Schönheit – erblickte, wie er zwischen seinen hohen, fensterlosen Mauern gefangen lag, zusammen mit nur gerade zwei gelb gewordenen Bäumen, die aber genügten, um dem klaren Himmel eine malvenfarbene Süße zu verleihen.

Bevor ich schlafen ging, wollte ich mein Zimmer verlassen, um mein ganzes zauberisches Reich zu erforschen. Ich folgte einer langen Galerie, die mir nacheinander mit allem huldigte, was sie zu bieten hatte, falls ich noch nicht schläfrig war: ein Lehnsessel in der Ecke, ein Spinett, auf einer Konsole ein

blauer Fayencetopf mit Zinerarien darin, und in einem altem Rahmen die geisterhafte Erscheinung einer Dame von einst mit gepudertem, von blauen Blüten durchflochtenem Haar und einem Nelkenstrauß in der Hand. Als ich bis ans Ende vorgedrungen war, erklärte mir ihre massive Wand, in der sich keine Tür mehr öffnete, in treuherziger Weise: »Jetzt mußt du zurück, aber du siehst, du bist hier wie zu Hause«, während der weiche Teppich, da auch er es an nichts fehlen lassen wollte, noch hinzusetzte, ich könne, wenn ich diese Nacht nicht schlafe, sehr wohl barfuß hierherkommen, und die Fenster, die ohne Läden offenen Blicks auf die Felder schauten, mir versicherten, daß sie sowieso kein Auge zutun würden und daß ich, zu wie später Stunde ich auch käme, nicht befürchten müsse, irgend jemanden zu wecken. Und hinter einem Wandvorhang entdeckte ich nur einen winzig kleinen Raum, der, von der Mauer aufgehalten, nicht entschlüpfen konnte, sich dort ganz beschämt verborgen hatte und mich erschreckt aus seinem vom Mondschein bläulich erhellten Ochsenauge anschaute. Ich ging schlafen, doch die Gegenwart des Federbetts, der Säulchen, des kleinen Kamins stellte meine Aufmerksamkeit auf eine andere Fahrstufe ein als in Paris, so daß ich mich dem gewohnten Trott meines Herumträumens nicht überlassen konnte. Da aber gerade dieser ganz besondere Zustand der Aufmerksamkeit den Schlaf umspielt, auf ihn einwirkt, ihn verändert, ihn auf diese oder jene Erinnerungsreihe harmonisch abstimmt, waren auch die Bilder, die in dieser ersten Nacht meine Träume erfüllten, einer Gedächtnisschicht entlehnt, die eine völlig andere war als jene, aus der mein Schlaf sonst zu schöpfen pflegte. Wenn ich im Schlaf zunächst versucht gewesen war, mich wieder nach der Richtung meines üblichen Gedächtnisses hin forttragen zu lassen, so genügten das ungewohnte Bett und die angenehme Aufmerksamkeit, die ich auf meine Körperlage verwenden mußte, sooft ich mich umdrehte, um den neuen Faden meiner Träume wieder richtig zu spannen oder gespannt zu

halten. Es ist mit dem Schlaf wie mit der Wahrnehmung der äußeren Welt. Eine Veränderung in unseren Gewohnheiten genügt, sie uns poetisch erscheinen zu lassen, und wir brauchen nur beim Auskleiden ungewollt auf unserem Bett eingeschlummert zu sein, damit die Dimensionen des Schlafes sich wandeln und seine Schönheit uns fühlbar wird. Man wacht auf und stellt auf der Taschenuhr fest, daß es vier Uhr ist; es ist erst vier Uhr morgens, wir aber glauben, der ganze Tag müsse verflossen sein, so sehr scheint uns dieser minutenlange Schlaf, den wir gar nicht suchten, vom Himmel gestiegen dank einem Recht von Gottes Gnaden, unbeschränkt und machtvoll wie der goldene Reichsapfel eines Kaisers. Am Morgen, als ich eben mit Unbehagen daran dachte, daß mein Großvater schon bereit sei und man auf mich warte, um in Richtung Méséglise aufzubrechen, wurde ich durch die Fanfarenstöße eines Regiments geweckt, das alle Tage unter meinen Fenstern vorüberkam. Zwei- oder dreimal aber – ich erzähle das, weil man das Leben der Menschen nicht richtig beschreiben kann, wenn man es nicht in den Schlaf eintaucht, der es umspült und Nacht für Nacht benetzt wie das Meer eine Halbinsel – war der dazwischenliegende Schlaf widerstandsfähig genug, um dem Anprall der Musik standzuhalten, und ich hörte nichts. An den anderen Tagen gab er einen Augenblick nach; doch vom Schlafe noch samtig umhüllt, wurde mein Bewußtsein, wie eines jener vorgängig anästhesierten Organe, von dem eine Ausbrennung, die zunächst gar nicht spürbar war, nur ganz gegen das Ende hin und wie ein leichtes Prickeln wahrgenommen wird, nur ganz sanft von den spitzen Klängen der Pfeifen berührt, die es mit einem unbestimmten und frischen Morgengezwitscher umschmeichelten: und nach jener kurzen Unterbrechung, in der die Stille Musik geworden war, setzte sie mit meinem Schlaf wieder ein, noch ehe die Dragoner ganz vorüber waren, und entzog mir die letzten Blütengarben des emporsteigenden Klangbuketts. Die Zone meines Bewußtseins aber, die von den emporschießenden Sten-

geln gestreift worden war, blieb so schmal, so eng vom Schlaf umgeben, daß ich später, als Saint-Loup mich fragte, ob ich die Musik gehört hätte, unsicher war, ob der Klang der Fanfare nicht ebenso eingebildet gewesen war wie jener, den ich tagsüber nach dem geringsten Geräusch über dem Pflaster der Stadt aufsteigen hörte. Vielleicht hatte ich ihn nur im Traum vernommen, aus Angst, dadurch aufgeweckt zu werden, oder im Gegenteil besorgt, ich möchte nicht rechtzeitig wach sein, um den Vorbeimarsch zu sehen. Denn oft, wenn ich in dem Augenblick weiterschlief, da ich gemeint hatte, der Lärm habe mich im Gegenteil geweckt, glaubte ich, wiewohl schlummernd, noch eine Stunde lang wach zu sein, und spielte mir mit zarten Schattenfiguren auf dem Schirm meines Schlafes die mannigfaltigen Schauspiele vor, die er mich zu sehen hinderte, denen ich aber beizuwohnen wähnte.

Was man am Tag vielleicht getan hätte, führt man tatsächlich manchmal, wenn man eingeschlafen ist, nur im Traum aus, das heißt nach der Wendung zum Schlaf auf einem anderen Weg, als wenn man wach gewesen wäre.[1] Die gleiche Geschichte spielt und hat einen anderen Schluß. Trotz allem ist die Welt, in der man während des Schlafes lebt, eine so andere, daß Menschen, die den Schlaf nur mit Mühe finden, vor allem aus der unsrigen herauskommen wollen. Nachdem sie stundenlang verzweifelt mit geschlossenen Augen Gedanken gewälzt haben, die gleich wie jene sind, die sie bei offenen Augen gehabt hätten, fassen sie wieder Mut, wenn sie bemerken, daß die vorhergehende Minute mit einem Gedanken trächtig war, der sich in offensichtlichem Widerspruch zu den Gesetzen der Logik und der Evidenz der Gegenwart befindet, weil diese kurze »Absenz« bedeutet, daß das Tor offensteht, durch das sie vielleicht bald der Wahrnehmung der Wirklichkeit entrinnen und mehr oder weniger weit davon entfernt haltmachen können, was ihnen einen mehr oder weniger »guten« Schlaf schenken wird. Ein großer Schritt aber ist bereits getan, wenn man dem Wirklichen den Rücken kehrt, wenn

man die ersten Höhlen erreicht, in denen die »Autosuggestionen« wie Hexen das höllische Geköch eingebildeter Krankheiten oder eines Wiederausbruchs einer nervösen Erkrankung zubereiten und auf die Stunde lauern, in der die Anfälle während der Unbewußtheit des Schlafes sich wieder zeigen und so heftig ausbrechen, daß sie ihm ein Ende bereiten.

Nicht weit von dort liegt der behütete Garten, in dem wie unbekannte Blumen die verschiedenen Arten des Schlafes wachsen, die ganz anders sind, je nachdem sie aus dem Stechapfel, aus indischem Hanf oder den verschiedenartigen Ätherextrakten hervorgehen, ob es sich um einen Belladonnaschlaf oder einen durch Opium oder Baldrian erzeugten handelt, Blumen, die geschlossen bleiben bis zu dem Tag, da der auserwählte Unbekannte sie berührt, sie zum Aufblühen bringt und auf lange Stunden hin die Düfte ihrer besonderen Träume in einem staunenden und bestürzten Wesen aufsteigen läßt.[1] In den Tiefen des Gartens befindet sich das Kloster mit den offenen Fenstern, in dem die Lektionen hergesagt werden, die man vor dem Einschlafen gelernt hat und erst beim Erwachen auswendig kann, wobei als Vorzeichen für diesen Moment das Ticken des inneren Weckers hörbar wird, den wir so gut eingestellt haben, daß unsere Haushälterin, wenn sie uns sagen kommt: »Es ist jetzt sieben Uhr«, uns schon hellwach vorfindet. An den dunklen Wänden dieses Zimmers, das auf die Träume geht – in dem jenes Vergessen des Liebeskummers unablässig seine Arbeit vorantreibt, die manchmal durch einen Alptraum voller Reminiszenzen unterbrochen und zurückgeworfen wird, aber schnell wieder neu einsetzt –, hängen, selbst wenn man schon wieder erwacht ist, Erinnerungen an Träume, doch so verdunkelt, daß man sie zum erstenmal oft erst mitten am Nachmittag bemerkt, wenn der Strahl einer ihnen verwandten Vorstellung sie zufällig trifft; einige von ihnen sind, wiewohl harmonisch und klar, solange wir schliefen, schon so entstellt worden, daß wir sie nicht wiedererkennen und sie eiligst begraben, wie allzu schnell verwesende

Tote oder Gegenstände, die in so schlechtem Zustand und fast schon zu Staub geworden sind, daß auch der geschickteste Restaurator ihnen nicht wieder eine Form verleihen oder etwas aus ihnen machen könnte.

Nahe beim Eingangstor liegt der Steinbruch, aus dem der Tiefschlaf die Substanzen entnimmt, die den Kopf mit derart harten Schutzschichten umgeben, daß, um den Schläfer wieder aufzuwecken, sein eigener Wille selbst an einem strahlenden Morgen mit kräftigen Axthieben auf ihn einhämmern muß, wie ein junger Siegfried. Dahinter noch liegen die Alpträume – von denen die Ärzte in ihrer Unkenntnis behaupten, sie ermüdeten mehr als Schlaflosigkeit, während sie doch im Gegenteil dem Denkenden gestatten, dem Zustand wacher Aufmerksamkeit zu entrinnen –, die Alpträume mit ihren phantasievollen Bilderbüchern, in denen unsere verstorbenen Eltern einen schweren Unfall haben, der eine baldige Gesundung nicht ausschließt. In der Zwischenzeit verwahren wir sie in einem kleinen Rattenkäfig, in dem sie, kleiner als weiße Mäuse und bedeckt mit dicken roten Pusteln, aus denen je eine Feder sprießt, uns ciceronianische Reden halten. Nach diesem Album kommt die Platte des Erwachens, die uns den Verdruß beschert, gleich in ein seit fünfzig Jahren abgebrochenes Haus heimkehren zu müssen, dessen Bild dann, je mehr der Schlaf von uns weicht, von mehreren anderen abgelöst wird, bevor wir bei dem anlangen, das uns erst vor Augen tritt, wenn die Drehscheibe stillsteht, und das mit jenem übereinstimmt, das wir im Wachzustand sehen.

Manchmal hatte ich nichts gehört, weil ich mich in einem jener Schlafzustände befand, in die man fällt wie in ein Loch, wobei man ganz froh ist, etwas später daraus herausgerissen zu werden, noch schwer und übersatt, in der Verdauung alles dessen begriffen, was einem – gleich den Nymphen, die Herkules ernährten[1] – jene flinken vegetativen Kräfte, deren Aktivität sich während unseres Schlafes verdoppelt, zugetragen haben.

Man nennt dies einen bleiernen Schlaf, und es macht den Anschein, man selbst sei in den Sekunden, die auf einen solchen Schlaf folgen, zu einem bloßen Bleimännchen geworden. Man ist gar niemand mehr. Wie bringt man es überhaupt fertig, wenn man dann seine Gedanken, seine Persönlichkeit wie einen verlorenen Gegenstand sucht, sein eigenes Ich und nicht statt dessen ein anderes wiederzufinden? Warum, wenn man wieder zu denken beginnt, verkörpert sich nicht in uns eine andere Persönlichkeit als die vorhergehende? Es ist unklar, was die Wahl bestimmt und weshalb man unter den Millionen von menschlichen Wesen, die man sein könnte, ausgerechnet nach dem greift, das man am Abend vorher gewesen ist. Was leitet uns, wenn wirklich eine Unterbrechung stattgefunden hat (wenn der Schlaf vollkommen uneingeschränkt gewesen ist, oder die Träume gänzlich verschieden von uns)? Es hat ja tatsächlich ein Tod stattgefunden, wie wenn das Herz zu schlagen aufgehört hat und wir durch rhythmisches Ziehen an der Zunge wiederbelebt werden. Sicher weckt das Zimmer, selbst wenn wir es nur einmal gesehen haben, Erinnerungen in uns, an denen ältere haften, oder es schliefen einige in uns, die uns nun erst zu Bewußtsein kommen. Die Auferstehung beim Erwachen – nach dem wohltuenden Anfall von geistiger Umnachtung, die der Schlaf darstellt – muß im Grunde dem ähnlich sein, was sich zuträgt, wenn uns ein Name, ein Vers, ein vergessener Refrain wieder in den Sinn kommt. Und vielleicht kann auch die Auferstehung der Seele nach dem Tod als ein Gedächtnisphänomen verstanden werden.

Als ich ausgeschlafen hatte, da lockte mich der durchsonnte Himmel, während die Frische jener letzten, so lichterfüllten, so kalten Herbstmorgen, mit denen der Winter beginnt, mich zurückhielt; um die Bäume zu betrachten, an denen die Blätter wie auf einer unsichtbar im Raum gespannten Leinwand nur noch durch ein oder zwei goldene oder rosa Farbtupfen angedeutet waren, hob ich den Kopf und reckte den Hals, wobei

ich den übrigen Körper unter meinen Decken verborgen hielt. Wie eine Larve im Zustand der Verwandlung war ich ein Zwittergeschöpf, dessen verschiedenen Teilen nicht mehr das gleiche Element behagte; meinem Blick genügte Farbe ohne Wärme; meine Brust hingegen legte auf Wärme Wert und machte sich nichts aus Farben. Ich stand erst auf, als das Feuer angezündet war, und betrachtete das so durchsichtige, zarte Bild des malven- und goldfarbenen Morgens, dem ich künstlich die fehlenden Partien von Wärme hinzufügte, indem ich mein Feuer schürte, das brannte und rauchte wie eine gute Pfeife und mir, wie eine solche es getan hätte, einen zugleich derben, weil auf materiellem Wohlbehagen beruhenden, und, weil sich hinter ihm die verwischten Konturen einer reinen Vision abzeichneten, ästhetischen Genuß bereitete. Mein Ankleidekabinett war mit einer tiefroten Tapete bezogen, die mit schwarzen und weißen Blumen übersät war. Man sollte meinen, ich hätte mich nur schwer an diese Blumen gewöhnen können, doch sie schienen mir einfach neu, zwangen mich, nicht in Konflikt, sondern in Kontakt mit ihnen zu treten, die Fröhlichkeit und die Lieder meines Aufstehens etwas abzuwandeln; sie versetzten mich einfach gewaltsam ins Herz einer Art Mohnblüte, wo die Welt sich mir ganz anders darbot als in Paris, ins Herz dieses wie eine fröhliche spanische Wand mich umschließenden neuen Hauses, das ganz anders lag als das meiner Eltern und von reiner Luft durchströmt war. An gewissen Tagen bewegte mich das Verlangen, meine Großmutter wiederzusehen, oder auch die Furcht, sie könne krank sein; oder es fiel mir eine Angelegenheit ein, die ich in Paris nicht erledigt hatte und die nicht vorwärtskam, manchmal auch eine Schwierigkeit, in die zu geraten selbst hier mir gelungen war. Die eine oder andere dieser Sorgen hatte mich am Schlafen gehindert, und ich war machtlos gegen meine Traurigkeit, die sekundenschnell für mich mein ganzes Dasein ausfüllte. Dann schickte ich vom Hotel aus jemand in die Kaserne mit einem Wort für Saint-Loup; ich bat ihn, so gut zu

sein und, wenn irgend möglich – ich wußte, daß es sehr schwierig war –, einen Augenblick bei mir vorbeizukommen. Nach einer Stunde war er dann da; und sobald ich sein Schellen vernahm, fühlte ich mich von meinen Sorgen befreit. Ich wußte, daß sie zwar stärker waren als ich, er aber stärker war als sie, und meine Aufmerksamkeit löste sich von ihnen, um sich ihm, der zu entscheiden hatte, zuzuwenden. Er war kaum eingetreten, und schon umfloß mich die frische Luft, in der er seit dem Morgen sich so lebhaft betätigt hatte, dieses so ganz von meinem Zimmer verschiedene Lebenselement, an das ich mich sofort durch entsprechende Reaktionen anpaßte.

»Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, daß ich Sie gestört habe; mich quält etwas, wie Sie sicher schon erraten haben.«

»Aber nicht doch, ich habe ganz einfach gemeint, Sie hätten Lust, mich zu sehen, und fand das riesig nett. Ich war entzückt, daß Sie nach mir schickten. Aber was ist? Wo fehlt es denn? Was kann ich für Sie tun?«

Er hörte meine Ausführungen an und antwortete mir präzis; doch schon vor seinem ersten Wort hatte er mich sich selbst ähnlich gemacht; neben den wichtigen Beschäftigungen, die ihn so eilig, so angeregt, so zufrieden machten, schienen mir die Sorgen, die mich eben noch unablässig plagten, so nebensächlich wie ihm selbst; ich war wie jemand, der, weil er seit mehreren Tagen die Augen nicht mehr aufbringt, einen Arzt rufen läßt, der ihm sanft und geschickt die Lider auseinanderzieht, ein Sandkorn entfernt und es ihm zeigt; der Patient ist geheilt und beruhigt. Alle meine Scherereien lösten sich dank einem Telegramm, das Saint-Loup für mich aufzugeben versprach. Das Leben schien mir so anders und so schön, und ich war von einem solchen Überfluß an Kraft erfüllt, daß ich etwas tun wollte.

»Was haben Sie jetzt vor?« fragte ich Saint-Loup.

»Ich verlasse Sie gleich, denn in drei Viertel Stunden rücken wir zu einer Übung aus, bei der ich benötigt werde.«

»Da hat es Sie also sehr gestört, hierher zu kommen?«

»Nein, gar nicht, der Rittmeister war sehr nett; er sagte, wenn es Ihretwegen sei, müsse ich gehen, aber ich möchte nicht, daß es aussieht, als nütze ich es aus.«

»Aber wenn ich ganz schnell aufstehe und unabhängig von ihnen dorthin gehe, wo ihre Übung stattfindet – es würde mich sehr interessieren, und in den Pausen könnte ich vielleicht ein Wort mit Ihnen wechseln.«

»Davon rate ich Ihnen ab; Sie haben nicht geschlafen und sich mit einer Sorge geplagt, die, wie ich Ihnen versichere, jeder Wichtigkeit entbehrt; jetzt aber, wo sie sie los sind, sollten Sie sich auf die andere Seite drehen und schlafen, das wird wunderbar nützen gegen die Demineralisation Ihrer Nervenzellen; schlafen Sie nicht zu schnell ein, denn gleich kommt unsere verdammte Musik unter ihren Fenstern vorbei; aber gleich danach, glaube ich, werden Sie Ruhe haben, und wir sehen uns diesen Abend beim Essen wieder.«

Doch etwas später ging ich oft und sah dem Regiment bei der Felddienstübung zu, nämlich als ich anfing, mich für die militärischen Theorien zu interessieren, die die Freunde Saint-Loups beim Abendessen entwickelten, und als es der Wunsch meiner Tage wurde, ihre verschiedenen Vorgesetzten aus der Nähe zu sehen, so wie jemand, der die Musik zu seiner Hauptbeschäftigung macht und seine Zeit in Konzertsälen verbringt, auch Vergnügen daran hat, in Cafés zu verkehren, in denen man Orchestermusiker trifft. Um auf das Übungsgelände zu kommen, mußte ich einen weiten Weg zurücklegen. Am Abend nach dem Essen überfiel mich oft eine solche Müdigkeit, daß mein Kopf mir in einer Art von Schwindel auf die Brust sank. Tags darauf stellte ich fest, daß ich die Fanfare ebensowenig gehört hatte wie in Balbec das Kurkonzert nach den Abenden, an denen mich Saint-Loup zum Diner nach Rivebelle ausführte. Und in dem Augenblick, da ich aufstehen wollte, spürte ich auf köstliche Weise, daß ich dazu nicht imstande war; ich fühlte mich an einen tiefen, unsichtbaren Grund gebunden durch die vor Müdigkeit spürbar geworde-

nen Verästelungen muskulärer Nährwurzeln. Ich fühlte mich kraftgeschwellt, das Leben erstreckte sich weiter vor mir; das kam daher, daß ich zu jener guten Kindheitsmüdigkeit zurückgekehrt war, wie ich sie in Combray nach den Tagen hatte, an denen wir in Richtung Guermantes spazierengegangen waren. Die Dichter behaupten, daß wir für Augenblicke das in uns wiederfinden, was wir einst gewesen sind, wenn wir in ein bestimmtes Haus, einen bestimmten Garten treten, in denen wir unsere Jugend verbracht haben. Doch sind dies höchst gewagte Pilgerfahrten, in deren Verlauf man ebenso viele Enttäuschungen wie Erfüllungen erlebt. Jene Orte, die Jahre überdauern und verschiedenen Zeiten angehören, finden wir besser in uns selbst. Dazu können uns in einem gewissen Maß eine große Müdigkeit und eine gute Nacht, wie sie jener folgt, verhelfen. Sie führen uns nämlich in die tiefsten Gänge des Schlafes, in denen keine Spiegelung des wachen Daseins und kein Erinnerungsschimmer mehr den inneren Monolog erhellt, wofern nicht sogar dieser verstummt, und graben dabei alle Schichten unseres Körpers so gründlich um, daß wir dort, wo unsere Muskeln sich einsenken, ihre gewundenen Verzweigungen ausschicken und neues Leben einsaugen, den Garten unserer Kindheit wiederfinden. Es ist nicht nötig zu reisen, um ihn aufzusuchen, man muß in die Tiefe steigen, um ihn wiederzufinden. Was die Erde trug, ist nicht mehr auf ihr, sondern unter ihr; ein Ausflug genügt nicht, um die tote Stadt zu besichtigen, man muß Ausgrabungen vornehmen. Doch wird man sehen, wie gewisse flüchtige und zufällige Eindrücke viel besser noch in die Vergangenheit führen, mit einer subtileren Genauigkeit, einem Flug, der leichter, immaterieller, schwindelnder, unfehlbarer und unvergänglicher ist als solche organische Verrenkungen.

Manchmal war meine Müdigkeit noch größer: ich hatte, ohne mich ausruhen zu können, die Übungen mehrere Tage hintereinander verfolgt. Welch ein Segen war dann die Heimkehr ins Hotel! Wenn ich mich ins Bett sinken ließ, war mir,

als sei ich Zauberern und Hexenmeistern entronnen, wie sie die von unserem siebzehnten Jahrhundert so geliebten »Romane« bevölkern.[1] Mein bis tief in den nächsten Morgen ausgedehnter Schlaf war dann nur noch ein bezauberndes Märchen. Bezaubernd und vielleicht sogar voller wohltätiger Kräfte. Ich sagte mir, daß es aus den schlimmsten Leiden noch eine Zuflucht gibt, daß man immer, wenn nichts Besseres, so doch Ruhe finden kann. Solche Überlegungen führten mich recht weit.

An den Ruhetagen, an denen Saint-Loup gleichwohl keinen Stadturlaub hatte, suchte ich ihn häufig in der Kaserne auf. Sie lag weit draußen; ich mußte die Stadt verlassen und einen Viadukt überschreiten, zu dessen beiden Seiten man weit ins Land hinaussah. Fast immer blies ein starker Wind an diesem hochgelegenen Ort und drängte sich in die an drei Seiten des Hofes gelegenen Gebäude, die unaufhörlich grollten wie eine Höhle der Winde.[2] Während ich, solange er noch Dienst hatte, auf Robert vor seiner Zimmertür oder im Eßraum wartete und mich dabei mit dem einen oder anderen seiner Freunde, denen er mich vorgestellt hatte (und die ich in der Folge manchmal besuchte, auch wenn er selber nicht da war), unterhielt, wobei ich durchs Fenster, hundert Meter unter mir, die kahlen Felder überschaute, auf denen aber schon hier und da die neue Saat, oft vom Regen benetzt und von der Sonne beleuchtet, grüne Streifen von der Leuchtkraft und flüssigklaren Durchsichtigkeit einer Emailschicht auslegte, kam es oft vor, daß ich die anderen von ihm sprechen hörte; ich konnte sehr bald einen Eindruck gewinnen, wie geschätzt und beliebt er war. Bei einigen Freiwilligen, die anderen Schwadronen angehörten, reichen jungen Bürgerssöhnen, die die Gesellschaft des Hochadels nur von außen her kannten, ohne in sie einzudringen, wurde die Sympathie für das, was sie von Saint-Loups Charakter wußten, noch durch das Ansehen verstärkt, das in ihren Augen der junge Mann besaß, den sie oft Samstag abends, wenn sie auf Urlaub nach Paris kamen, im Café de la Paix[1]

mit dem Herzog von Uzès und dem Prinzen von Orléans[2] hatten soupieren sehen. Und deshalb hatten sie seinem hübschen Gesicht, seiner schlenkrigen Art zu gehen, zu grüßen, im ständigen Elan seines Monokels, im »Styling« seiner zu hohen Käppis und seiner Hosen aus zu feinem und zu rosarotem Tuch die Vorstellung eines speziellen »Schicks« beigefügt, der ihrer Meinung nach den elegantesten Offizieren des Regiments abging, selbst dem majestätischen Rittmeister, dank dem ich in der Kaserne hatte übernachten können und der im Vergleich dazu übermäßig gespreizt und beinahe gewöhnlich wirkte.

Der eine berichtete, der Rittmeister habe ein neues Pferd gekauft. »Der kann so viele Pferde kaufen, wie er will. Sonntag morgen bin ich Saint-Loup in der Allée des Acacias[3] begegnet, der reitet doch mit einem ganz anderen Schick!« antwortete ein zweiter, der wußte, wovon er sprach; denn diese jungen Leute gehörten einer Klasse an, die, wenn sie auch nicht mit dem gleichen mondänen Personenkreis verkehrt, durch Geld und Muße sich doch von der Aristokratie in der Kenntnis aller der eleganten Dinge, die für Geld zu haben sind, nicht unterscheidet. Höchstens wirkte ihre Eleganz zum Beispiel in der Kleidung etwas beabsichtigter und korrekter als die unbefangene und zwanglose Eleganz Saint-Loups, die meiner Großmutter in Balbec so sehr gefallen hatte. Für diese Söhne von reichen Bankiers oder Börsianern war es ein erhebendes Gefühl, wenn sie nach dem Theater noch ein paar Austern essen gingen, an einem Nachbartisch den Fähnrich Saint-Loup sitzen zu sehen. Viel wurde darüber in der Kaserne am Montag nach dem Urlaub erzählt: den einen, der in Roberts Schwadron stand, hatte er »sehr nett« gegrüßt, ein anderer war zwar nicht in der gleichen Schwadron, glaubte aber trotzdem von Saint-Loup erkannt worden zu sein, denn dieser habe zwei- oder dreimal sein Monokel nach ihm gerichtet.

»Ja, mein Bruder hat ihn im la Paix gesehen«, sagte ein anderer, der selbst den Tag bei seiner Freundin verlebt hatte, »er soll übrigens einen Frack angehabt haben, der zu weit war und zu locker fiel.«

»Was für eine Weste hatte er denn an?«

»Keine weiße, sondern eine malvenfarbene mit einer Art Palmenmuster, toll!«

Für die Altgedienten (Leute aus dem Volk, die vom Jockey-Club nichts wußten und Saint-Loup einfach in die Kategorie der sehr reichen Unteroffiziere einreihten, der sie alle zuteilten, die, ob verarmt oder nicht, einen bestimmten Lebensstandard aufrechterhielten, eine ansehnliche Summe an Einkünften oder Schulden aufzuweisen hatten und den Soldaten gegenüber freigebig auftraten) waren der Gang, das Monokel, die Hosen und die Käppis von Saint-Loup, wenn sie auch nichts Aristokratisches darin sahen, doch nicht weniger interessant und bedeutungsvoll. Sie erkannten in diesen Besonderheiten den Charakter, die Eigenart wieder, die sie ein für allemal diesem beliebtesten aller Unteroffiziere und Fähnriche des Regiments zugeschrieben hatten: Manieren, wie sie kein anderer besaß, und Nichtachtung dessen, was die Vorgesetzten wohl denken mochten, all das schien ihnen die natürliche Konsequenz seiner Freundlichkeit gegenüber dem einfachen Soldaten zu sein. Der Morgenkaffee in der Mannschaftsstube oder die Ruhe auf den Betten am Nachmittag kamen ihnen besser vor, wenn einer der Altgedienten dieser genüßlich oder träge sich rekelnden Korporalschaft mit irgendeinem saftigen Detail über das Käppi von Saint-Loup aufwarten konnte.

»Genauso hoch wie mein Effektenstapel.«

»Mensch, du sohlst was zusammen, so hoch wie mein Stapel, das glaubst du ja selber nicht«, fiel ihm ein junger Lizentiat der Philosophie ins Wort, der diesen Jargon gebrauchte, um nicht rekrutenhaft zu wirken, und es wagte zu widerspre-

chen, um sich eine Tatsache bestätigen zu lassen, die ihn entzückte.

»So! Nicht so hoch wie mein Stapel? Hast du es vielleicht gemessen? Ich kann dir nur sagen, der Oberstleutnant hat ihn angeschaut, als wolle er ihn ins Loch stecken. Aber unser glorioser Saint-Loup läßt sich dadurch nicht imponieren, kümmert sich um sein Zeug, Kopf auf, Kopf ab, und immer dieser Trick mit dem Monokel. Mal sehen, was der Häuptling dazu meint. Na, es kann natürlich sein, daß er gar nichts sagt, aber Spaß macht's ihm sicherlich nicht. Dabei ist das Käppi noch gar nichts gegen die dreißig Stück, die er offenbar in der Stadt, bei sich zu Hause, hat.

»Woher willst denn du das wissen, Mensch? Von unserem alten Schnäpser etwa?« fragte der junge Lizentiat, indem er pedantisch darauf hielt, die neuen Ausdrucksformen zu benutzen, die er erst frisch gelernt hatte und mit denen er nicht ohne Stolz seine Unterhaltung schmückte.

»Woher ich das weiß? Von seinem Burschen, klar, oder nicht?«

»Richtig, das ist auch so einer, der sich nicht zu beklagen hat.«

»Das kannst du glauben, der streicht mehr Kies ein als ich! Und außerdem erbt er allerhand Abgelegtes und wer weiß was sonst noch von ihm. Dem war seine Ration in der Kantine nie groß genug. Schon kommt der de Saint-Loup daher, und der Küchenbulle hat was zu hören gekriegt: ›Ich verlange, daß er anständig zu essen bekommt, soll es meinetwegen kosten, was es will.‹«

Der Altgediente glich dabei die Belanglosigkeit der Worte durch Stimmaufwand aus und hatte mit dieser recht mäßigen Wiedergabe den allergrößten Erfolg.

Wenn ich die Kaserne verlassen hatte, ging ich noch ein paar Schritte spazieren, und begab mich dann, bis zu dem Zeitpunkt, da ich täglich mit Saint-Loup in dem Hotel, in dem er und seine Freunde Pension genommen hatten, zu Abend aß,

gleich nach dem Dunkelwerden in mein eigenes Hotel, um zwei Stunden zum Ruhen und Lesen für mich zu haben. Das Abendlicht fügte zu den Zinnentürmchen[1] des Schlosses am Platz kleine, zu den Backsteinen passende rosa Wolken und vollendete die Harmonie, indem es das Ziegelrot der Steine mit einem Schimmer etwas abtönte. Ein solcher Strom von Leben floß dann meinen Nerven zu, daß keine meiner Bewegungen ihn zu erschöpfen vermochte; jeder meiner Schritte schnellte aus der Berührung mit dem Straßenpflaster elastisch zurück, ich meinte die Flügel Merkurs an den Fersen zu haben.[2] Einer der Brunnen war von rötlichem Schimmer durchwebt, während in dem anderen das Mondlicht dem Wasser bereits die Farbe eines Opals verlieh. Zwischen ihnen spielten kleine Jungen, kreischten und kreisten, wobei sie offenbar wie Mauersegler oder Fledermäuse einem bestimmten Gebot der Stunde folgten. Neben dem Hotel waren die Palais der früheren königlichen Verwaltung und die Orangerie von Ludwig xvi., in denen sich jetzt die Sparkasse und das Generalkommando befanden, von innen her von den bereits entzündeten mattgoldenen Gaslampen erleuchtet, was bei der noch herrschenden Tageshelle diesen hohen, breiten Fenstern aus dem achtzehnten Jahrhundert mit ihrem letzten Schimmer von Sonnenuntergang gut anstand, wie ein Schmuck aus blondem Schildpatt einem lebhaft geröteten Gesicht, und mich bewog, mein Feuer und meine Lampe aufzusuchen, die sich als einzige in der Fassade meines Hotels gegen die Dämmerung wehrte und der zuliebe ich heimkehrte, bevor es vollends Nacht war, zum bloßen Vergnügen, wie man es für eine Vespermahlzeit tut. In meiner Unterkunft blieb mir die Empfindungsfülle von draußen bewahrt. Sie wölbte in solcher Weise das Erscheinungsbild von Oberflächen, die uns sonst oft platt und leer dünken, die gelbe Flamme des Feuers, die derbe himmelblaue Tapete, auf die der Abend wie ein Schuljunge rosa Schnörkel gemalt hatte, die merkwürdig gemusterte Decke des runden Tisches, auf dem ein Stapel liniertes Papier

und ein Tintenfaß neben einem Roman von Bergotte auf mich warteten, daß seither alle diese Dinge nicht aufgehört haben, für mich mit dem Reichtum einer ganz besonderen Existenz angefüllt zu sein, die ich, wie ich glaube, aus ihnen herausfiltern könnte, wenn ich ihnen noch einmal begegnen dürfte. Ich dachte mit Freuden an die Kaserne zurück, die ich soeben verlassen hatte und deren Wetterfahne sich nach allen Winden drehte. Wie ein Taucher, der durch einen bis über die Wasseroberfläche reichenden Schlauch atmet, hatte ich das Gefühl, mit dem gesunden Leben und der frischen Luft verbunden zu sein, weil als Verbindungspunkt für mich diese Kaserne da war, dieser hohe Aussichtsturm, der die von Kanälen aus grünem Email durchzogenen Äcker überschaute und in dessen Magazinen und Gebäuden ich mich dank einem Privileg, das mir kostbar schien und das ich mir für alle Zeiten wünschte, zu jeder beliebigen Stunde in der Gewißheit bewegen durfte, dort stets willkommen zu sein.

Um sieben Uhr zog ich mich um und ging noch einmal aus, um mit Saint-Loup in dem Hotel zu dinieren, in dem er in Pension war. Ich ging gern zu Fuß dorthin. Es herrschte tiefe Dunkelheit, und am dritten Tag bereits kam bei einbrechender Nacht ein eisiger Wind auf, der Schnee zu verheißen schien. Während ich so dahinging, hätte ich eigentlich unausgesetzt an Madame de Guermantes denken müssen; nur um den Versuch zu machen, ihr nähergebracht zu werden, hatte ich ja Robert in seiner Garnison aufgesucht. Doch eine Erinnerung, ein Kummer sind überaus beweglich. An manchen Tagen entfernen sie sich so weit, daß wir sie kaum noch erkennen und annehmen, sie seien weg. Dann achten wir auf andere Dinge. Und die Straßen dieser Stadt waren für mich auch noch nicht wie dort, wo wir gewöhnlich leben, zu einfachen Mitteln geworden, um von einem Ort zum andern zu gelangen. Das Leben, das die Bewohner dieser unbekannten Welt führten, müßte, so schien mir, wundervoll sein, und oft hielten mich die beleuchteten Fenster irgendeines Wohnhauses lange un-

beweglich in der Nacht fest und unterbreiteten meinen Blicken die wahrhaften und geheimnisvollen Szenen von Leben, in die ich nicht eindrang.[1] Hier zeigte der Geist des Feuers mir in einem in Purpur getauchten Bild die Bude eines Maronenverkäufers, in der zwei Fähnriche, die ihre Koppel auf den Stühlen daneben abgelegt hatten, Karten spielten, ohne zu ahnen, daß ein Magier sie aus dem Dunkel der Nacht hervorzauberte wie eine Theaterszene und ihr Bild, ganz wie sie in dieser Minute waren, für einen Passanten heraufbeschwor, der stehengeblieben war und den sie nicht sehen konnten. In einem kleinen Trödelladen warf eine halb niedergebrannte Kerze ihren rötlichen Schein auf einen Stich und verwandelte ihn in eine Rötelstudie, während das gegen das Dunkel ankämpfende Licht einer großen Lampe ein Stück Leder in weichem Braun gerbte und einen Dolch mit funkelnden Tupfen niellierte, über Bilder, die nur schlechte Kopien waren, einen kostbaren Goldton wie die Patina der Vergangenheit oder den Firnis eines Meisters goß und schließlich aus diesem trüben Loch, das nur Ramsch und alte Schinken barg, einen Rembrandt[1] von unermeßlichem Wert machte. Manchmal hob ich den Blick zu irgendeiner alten, weiträumigen Wohnung, deren Läden nicht geschlossen waren und in der amphibienhafte Männer und Frauen sich Abend für Abend darauf einrichteten, in einem anderen Element als am Tage zu leben, und langsam in der öligen Flüssigkeit umherschwammen, die bei hereinbrechender Nacht unaufhörlich aus den Bassins der Lampen quillt, um die Räume bis zum Rande ihrer Wände aus Stein und Glas anzufüllen, und in deren Mitte die Körper der Bewohner bei jeder Bewegung ein goldenes, zähflüssiges Gewoge erzeugten. Ich setzte meinen Weg fort, und in dem düsteren Gäßchen bei der Kathedrale zwang mich oft, wie einst auf dem Weg nach Méséglise, die Kraft meines Verlangens innezuhalten; ich meinte, eine Frau werde auftauchen, um es zu stillen; wenn ich im Finstern dann plötzlich ein Kleid vorüberstreifen fühlte, hielt mich die Heftigkeit der Lust, die ich

empfand, davon ab zu glauben, diese Berührung sei nur zufällig erfolgt, und ich versuchte, eine erschreckte Passantin in die Arme zu schließen. Dieses gotische Gäßchen besaß für mich etwas so Wirkliches, daß es mir, hätte ich dort eine Frau auftreiben und besitzen können, unmöglich gewesen wäre, nicht zu glauben, die archaische Sinnenlust vereine uns, und wäre diese Frau auch eine einfache Straßendirne gewesen, die dort jeden Abend stand, der aber der Winter, die ungewohnte Umgebung, die Dunkelheit und das Mittelalter ihren geheimnisvollen Zauber geliehen hätten. Ich dachte an die Zukunft: der Versuch, Madame de Guermantes zu vergessen, schien mir grauenhaft, aber vernünftig und zum erstenmal machbar, am Ende sogar leicht. In der absoluten Stille dieses Viertels hörte ich vor mir reden und lachen, was von halbbetrunkenen Leuten kommen mußte, die heimkehrten. Ich hielt inne, um sie zu sehen, und blickte nach der Seite, von der das Geräusch zu kommen schien. Doch ich mußte lange warten, denn die Stille ringsum war so tief, daß sie mit äußerster Klarheit und Kraft noch weit entfernte Laute durchgelassen hatte. Schließlich erschienen die Passanten nicht, wie ich geglaubt hatte, vor mir, sondern sehr weit hinter mir. Sei es, daß eine Brechung an der Straßenkreuzung oder den dazwischenliegenden Häusern diesem akustischen Irrtum zugrunde lag, oder sei es, daß es überhaupt sehr schwer ist, einen Klang zu lokalisieren, wenn wir nicht wissen, woher er kommt – ich hatte mich über seine Entfernung genauso wie über seine Richtung getäuscht.

Der Wind wurde stärker. Er war ganz stachelig und körnig vom kommenden Schnee; ich kehrte auf die Hauptstraße zurück und sprang in die kleine Straßenbahn, von deren Plattform aus ein Offizier, der sie scheinbar nicht sah, den Gruß tölpelhafter Soldaten mit vom Frost bepinselten Gesichtern erwiderte, die auf dem Trottoir vorüberkamen; in dieser Stadt, die der jähe Übergang vom Herbst zu diesem Winteranfang weiter nach Norden verlegt zu haben schien, erinnerten sie an

die hochroten Gesichter, mit denen Brueghel seine fröhlichen, schmausenden und durchfrorenen Bauern malt.

Gerade in dem Hotel aber, in dem ich mich mit Saint-Loup und seinen Freunden traf und in das die nahenden Feiertage viele Leute aus der Nachbarschaft und zahlreiche Fremde geführt hatten, fand, während ich den direkten Weg durch den Hof nahm, der den Blick in rotglühende Küchen freigab, in denen Hähnchen am Spieß sich drehten und Spanferkel gebraten wurden, wo noch lebende Hummer in das – wie es der Gastwirt nannte – »ewige Feuer« geworfen wurden, ein Zusammenströmen (ganz einer »Volkszählung in Bethlehem«[1] würdig, wie die alten flämischen Meister sie malten) von Ankommenden statt, die sich in Gruppen im Hof versammelten und den Wirt oder einen seiner Gehilfen (die sie mit Vorliebe in ein Quartier der Innenstadt verwiesen, wenn sie ihnen nicht vertrauenerweckend genug aussahen) fragten, ob sie Verpflegung und Unterkunft bekommen könnten, während ein Küchenjunge mit einem sich sträubenden Federvieh vorüberlief, das er am Hals gefaßt hielt. Und auch in dem großen Speisesaal, den ich am ersten Tage durchschritt, um zu dem kleinen Raum zu gelangen, in dem mein Freund auf mich wartete, erinnerten an ein mit der Naivität der alten Zeit und in flandrischer Übertreibung gemaltes biblisches Festmahl all die unzähligen Fische, Poularden, Auerhähne, Schnepfen, Tauben, die, fertig dressiert und dampfend, von atemlosen Kellnern, die auf dem Parkett entlangglitten, um rascher zur Stelle zu sein, zum sofortigen Tranchieren herbeigetragen und auf der ungeheuren Anrichte abgestellt wurden, wo sie aber – da viele Gäste mit Essen schon fast fertig waren, als ich kam – sich vielfach ungenutzt häuften, ganz als entspreche ihre Fülle und die Eile, mit der sie herbeigeschafft wurden, weit mehr als den Bestellungen der Gäste der Achtung vor dem Buchstaben der Heiligen Schrift, der gewissenhaft befolgt, aber in naiver Weise durch realistische Einzelheiten illustriert wurde, die dem lokalen Leben entnommen waren und zugleich dem äs-

thetisch und religiös bedingten Bedürfnis entsprangen, durch die Fülle der Speisen und den Eifer der Auftragenden den Glanz des Festes augenfällig zu machen. Einer der Bedienten stand am Ende des Saales nachdenklich neben einem Serviertisch; um ihn – der allein ruhig genug schien, mir eine Antwort zu geben – danach zu fragen, in welchem Raum für uns gedeckt sei, ging ich zwischen den hier und da brennenden Rechauds hindurch, die die Mahlzeiten für die Nachzügler warmhielten (was nicht hinderte, daß in der Mitte des Saales die Desserts bereits von den Händen einer riesenhaften menschlichen Gestalt bereitgehalten wurden, die manchmal die Flügel einer Ente aus, wie es schien, Kristall, in Wirklichkeit aber aus Eis stützten, das täglich mit Hilfe eines glühenden Eisens von einem bildhauerisch begabten Koch in ausgesprochen flämischem Geschmack ziseliert wurde), und auf die Gefahr hin, von den anderen umgerannt zu werden, geradewegs auf jenen Bedienten zu, in dem ich eine Figur zu erkennen glaubte, die traditionellerweise in solchen Darstellungen der biblischen Geschichte erscheint und deren stumpfnäsiges, naives und schlecht gezeichnetes Gesicht mit träumerischem Ausdruck er haargenau wiedergab, wobei sich in eben diesem Ausdruck schon halb die Vorahnung spiegelte, dem Wunder der göttlichen Gegenwart beizuwohnen, von der die anderen noch nichts merken. Zur Vervollständigung muß noch gesagt werden, daß dieses Szenarium – bestimmt wegen der nahenden Festtage – mit einem himmlischen Zusatz ergänzt worden war, der sich restlos aus dem Personal der Cherubim und Seraphim rekrutierte. Ein junger musizierender Engel, dessen Blondhaar das Gesicht eines Vierzehnjährigen umrahmte, spielte zwar nicht eigentlich ein Instrument, stand aber vor sich hinträumend vor einem Gong oder einem Tellerstapel, während weniger kindliche Engel die endlosen Räume des Saales durcheilten, wobei sie die Luft mit unaufhörlichem Schwirren von Servietten, die in der Form der spitz zulaufenden Flügel auf Bildern der Frührenaissance an ihrem Körper

herniederfielen, in Bewegung versetzten. Ich entrann diesen undefinierbaren Regionen, die von einem Palmenvorhang verhüllt wurden, aus dem die himmlischen Kellner von ferne gesehen aus dem Empyreum niederzusteigen schienen, und bahnte mir einen Weg bis zu dem kleinen Nebenraum, in dem Saint-Loups Tisch stand. Ich traf dort einige seiner Freunde an, die immer mit ihm speisten, adlige junge Leute bis auf ein oder zwei Bürgerliche, in denen die Adligen jedoch schon seit der Schulzeit Freunde gewittert hatten und mit denen sie gerne Umgang pflegten, wodurch sie bewiesen, daß sie der Bourgeoisie, selbst der republikanisch gesinnten, nicht grundsätzlich ablehnend gegenüberstanden, sofern ihre Angehörigen saubere Hände hatten und zur Messe gingen. Gleich das erste Mal zog ich Saint-Loup, bevor man sich zu Tisch setzte, in eine Ecke des Speiseraums, und in Gegenwart all der anderen, doch ohne daß sie es hörten, sagte ich zu ihm:

»Robert, Zeit und Ort sind schlecht gewählt, um Ihnen das zu sagen, aber es dauert nur einen Augenblick. Ich vergesse immer, Sie in der Kaserne danach zu fragen. Ist die Dame, deren Photographie auf Ihrem Tisch steht, nicht Madame de Guermantes?«

»Gewiß, es ist meine gute Tante.«

»Ach ja, das stimmt ja, ich bin wirklich dumm; natürlich habe ich es gewußt, ich dachte nur nicht daran; mein Gott, Ihre Freunde müssen ja ungeduldig werden, wir müssen ganz schnell reden, sie schauen schon herüber; wir verschieben es vielleicht auf ein anderes Mal, es ist gar nicht so wichtig.«

»Doch, doch, machen Sie nur, die können ruhig warten.«

»Auf keinen Fall, ich möchte nicht unhöflich sein; sie sind alle so nett; wissen Sie, es liegt mir eigentlich nichts daran.«

»Sie kennen sie, diese treffliche Oriane?«

Diese »treffliche Oriane«, wie wenn er »diese gute Oriane« gesagt hätte, bedeutete keineswegs, daß Saint-Loup Madame de Guermantes für besonders trefflich hielt. In solchen Fällen sind gut, prächtig, trefflich nichts anderes als Verstärkungen

des Demonstrativpronomens; sie weisen auf eine beiden Gesprächspartnern bekannte Person, von der man nicht recht weiß, wie man sie gegenüber jemandem bezeichnen soll, der nicht zu unserem engsten Kreis gehört. »Gut« ist eine Art Vorspiel und erlaubt einem dadurch, einen Augenblick zu warten, bis man etwas gefunden hat wie: »Sehen Sie sie oft?« oder »Ich habe sie schon monatelang nicht gesehen« oder »Ich treffe sie am Dienstag« oder »Die Jüngste kann sie auch nicht mehr sein«.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie lustig ich finde, daß Sie hier ihre Photographie stehen haben; wir wohnen nämlich jetzt in ihrem Haus, und ich habe über sie so unglaubliche Dinge gehört« (ich wäre allerdings sehr verlegen gewesen, mich darüber näher zu erklären), »daß ich mich riesig für sie interessiere, vom literarischen Gesichtspunkt aus, Sie verstehen schon, von einem balzacianischen Standpunkt aus, genauer gesagt; doch Sie sind ja so klug, Sie begreifen alles, noch ehe man ganz deutlich geworden ist; wir wollen aber schnell zu Ende kommen, was werden Ihre Freunde sonst von meiner Erziehung denken!«

»Sie denken sicher gar nichts; ich habe ihnen gesagt, daß Sie ganz fabelhaft sind, und daraufhin fühlen sie sich Ihnen gegenüber viel befangener als umgekehrt.«

»Sie sind wirklich zu nett. Aber was ich sagen wollte: Madame de Guermantes ahnt nicht, daß ich Sie kenne, nicht wahr?«

»Darüber weiß ich gar nichts; ich habe sie seit letztem Sommer nicht gesehen, da ich keinen Urlaub genommen habe, seit sie wieder zurück ist.«

»Ich muß ihnen nämlich sagen, jemand hat mir versichert, daß sie mich für einen kompletten Idioten hält.«

»Das glaube ich nicht; Oriane ist kein Genie, aber dumm ist sie nicht.«

»Sie wissen, ich lege im allgemeinen gar keinen Wert darauf, daß Sie Ihre gute Meinung von mir überall verkünden,

von Eigenliebe bin ich frei. So ist es mir zum Beispiel beinahe leid, daß Sie sich so liebenswürdig über mich Ihren Freunden gegenüber geäußert haben (zu denen wir in zwei Sekunden zurückkehren wollen). Aber was nun Madame de Guermantes betrifft, so würden Sie mir eine große Freude bereiten, wenn Sie ihr, sogar eher ein bißchen stark aufgetragen, zu verstehen gäben, was Sie von mir denken.«

»Furchtbar gern, wenn es weiter nichts ist, das ist leicht zu machen. Aber was kann Ihnen in aller Welt ausmachen, welche Meinung sie von Ihnen hat? Ich glaube, es ist ihnen im Grunde auch völlig gleichgültig; auf alle Fälle, wenn Sie sonst nichts wollen, so können wir ja darüber ruhig noch vor den anderen reden, oder wenn wir wieder allein sind, denn ich fürchte, es strengt Sie zu sehr an, hier im Stehen und in so unbequemer Weise zu sprechen, wo wir doch so viele Gelegenheiten haben, uns zu zweit zu sehen.«

Gerade die Unbequemlichkeit aber hatte mir Mut gemacht, mich überhaupt Robert zu eröffnen; die Gegenwart der anderen war ein Vorwand für mich, meinen Reden eine kurzangebundene und etwas zusammenhanglose Form zu geben, die es mir leichter machte, meinem Freund die Lüge zu verbergen, ich hätte seine Verwandtschaft mit der Herzogin vergessen; außerdem blieb ihm selbst auf diese Weise keine Zeit, mich nach dem Grund zu fragen, weshalb ich solchen Wert darauf legte, daß Madame de Guermantes mich mit ihm befreundet wisse, erführe, daß ich intelligent undsoweiter sei, Fragen, die mich um so mehr in Verlegenheit gebracht hätten, als ich darauf keine Antwort hätte geben können.

»Robert, das wundert mich, daß Sie, wo Sie doch so gescheit sind, nicht verstehen, daß man nicht erst lange diskutiert, was einem Freund Freude bereitet, sondern es einfach tut. Sie könnten von mir verlangen, was Sie wollen, ich wäre sogar sehr glücklich, wenn Sie mich um irgend etwas bäten, und Sie können sicher sein, ich würde von Ihnen nicht erst eine Erklärung verlangen. Ich möchte jetzt beinahe mit mei-

nem Ansinnen an Sie noch weitergehen; ich lege auf eine Bekanntschaft mit Madame de Guermantes keinen Wert; aber um Sie auf die Probe zu stellen, hätte ich Ihnen sagen sollen, ich hätte den Wunsch, mit Madame de Guermantes zu dinieren, und ich weiß im voraus, Sie hätten mir die Bitte nicht erfüllt.«

»Ich hätte es nicht nur getan, sondern ich tue es sogar.«

»Wann?«

»Sobald ich wieder in Paris bin; in drei Wochen bestimmt.«

»Wir werden ja sehen, im übrigen wird sie nicht wollen. Ich kann Ihnen aber gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin.«

»Ach was, das ist doch nicht der Rede wert.«

»Sagen Sie das nicht, es ist unendlich viel, denn jetzt sehe ich, was für ein guter Freund Sie sind; ob das, um was ich Sie bitte, wichtig ist oder nicht, unangenehm oder nicht, ob mir wirklich daran liegt, oder ob ich Sie nur prüfen will, spielt dabei keine Rolle; Sie sagen, Sie werden es tun, und beweisen dadurch Einsicht und Herz. Ein verständnisloser Freund hätte erst lange gefragt.«

Gerade das hatte er getan; aber vielleicht wollte ich ihn bei der Eigenliebe fassen; vielleicht aber war ich auch ehrlich, weil mir der einzige Prüfstein für das Verdienst einer Freundschaft der Nutzen zu sein schien, den sie für mich in der einzigen Sache hatte, dir mir wichtig schien, nämlich meiner Liebe. Dann setzte ich, sei es unaufrichtig, sei es aus einer wirklichen, durch Dankbarkeit gesteigerten Zuneigung, aus Eigennutz und unter dem Eindruck aller der Züge von Madame de Guermantes, die die Natur auch ihrem Neffen Robert hatte zukommen lassen, hinzu:

»Jetzt müssen wir zu den anderen gehen, und ich habe Sie erst um eines von zwei Dingen gebeten, um das weniger wichtige sogar; das andere liegt mir mehr am Herzen, doch fürchte ich, Sie werden nicht wollen: wäre es Ihnen unangenehm, wenn wir uns duzten?«

»Unangenehm? Aber sicher nicht! *Freude! Tränen der Freude! Ungeahnte Glückseligkeit!*«[1]

»Oh, wie ich Ihnen danke … dir danke. Nein, Sie müssen den Anfang machen! Es macht mir so viel Freude, daß Sie jetzt die Sache mit Madame de Guermantes ruhig lassen können, wenn Sie wollen, das Duzen genügt mir vollauf.«

»Man kann doch das eine tun und muß das andere nicht lassen.«

»Robert! Hören Sie!« sagte ich noch zu Saint-Loup während des Abendessens, »– ach! das ist wirklich eine komische Unterhaltung, immerzu diese Unterbrechungen, und überhaupt – Sie wissen noch, die Dame, von der ich vorhin sprach …?«

»Ja.«

»Sie wissen, welche ich meine?«

»Aber hören Sie mal, Sie halten mich wohl für einen Trottel, einen *Kretin*?«

»Sie könnten mir nicht ihre Photographie geben?«

Ich hatte vorgehabt, ihn darum zu bitten, daß ich sie mir ausleihen dürfte. Aber im Augenblick des Sprechens wurde ich schüchtern, fand meine Bitte zudringlich, und um es nicht merken zu lassen, brachte ich sie nun noch plumper und unverblümter heraus, als ob es sich um etwas ganz Natürliches handelte.

»Nein, da müßte ich sie erst um Erlaubnis bitten«, antwortete er mir.

Gleichzeitig errötete er. Ich begriff, daß er einen Hintergedanken hatte, mir einen unterstellte, daß er meiner Liebe nur halb zu Diensten sein würde, mit einem Vorbehalt, der gewissen moralischen Grundsätzen entstammte; in diesem Augenblick schien er mir abscheulich.

Dennoch rührte es mich, wie anders Saint-Loup zu mir war, seitdem wir nicht mehr allein, sondern mit seinen Freunden zusammen waren. Seine verstärkte Liebenswürdigkeit wäre mir gleichgültig gewesen, wenn ich sie für etwas Gewolltes

angesehen hätte; doch spürte ich, daß sie unbeabsichtigt war und nur alles das enthielt, was er in meiner Abwesenheit vermutlich über mich sagte, aber verschwieg, wenn ich mit ihm allein war. Bei unseren Unterhaltungen zu zweit ahnte ich wohl, welches Vergnügen er darin fand, doch dieses äußerte sich fast nie direkt. Bei den gleichen Aussprüchen von mir, wie er sie sonst kommentarlos, wenn auch mit sichtlichem Behagen anhörte, beobachtete er jetzt aus den Augenwinkeln, ob sie auch den Eindruck, den er sich erhoffte und der dem entsprach, was er ihnen angekündigt hatte, auf seine Freunde machten. Die Mutter einer Debütantin verfolgt nicht mit gespannterer Aufmerksamkeit die Repliken ihrer Tochter und die Reaktion des Publikums. Hatte ich irgendeine einigermaßen witzige Äußerung getan, über die er, allein mit mir, nur gelächelt hätte, fürchtete er, sie sei nicht recht verstanden worden, und fragte noch einmal: »Wie? Wie?«, um mich zu einer Wiederholung zu veranlassen und die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken; indem er sich dann sogleich den anderen zuwandte und unwillkürlich durch seinen lachenden Blick das Zeichen zur allgemeinen Heiterkeit gab, führte er mir zum erstenmal vor Augen, welche Meinung er von mir hegte und sicher den anderen gegenüber oft auch ausgesprochen hatte. Auf diese Weise sah ich mich plötzlich von außen wie jemand, der seinen Namen in der Zeitung liest oder sich in einem Spiegel erblickt.

An einem dieser Abende wollte ich gerade eine ziemlich lustige Geschichte über Madame Blandais erzählen, stockte aber auf der Stelle, weil mir einfiel, daß Saint-Loup sie schon kannte und mich, als ich sie ihm am Tage nach meiner Ankunft hatte erzählen wollen, mit den Worten unterbrochen hatte: »Das haben Sie mir schon in Balbec erzählt.« Um so erstaunter war ich, als er mich ermunterte fortzufahren und versicherte, er kenne die Geschichte nicht, er möchte sie sehr gern hören. Ich sagte: »Sie haben es nur im Augenblick vergessen, Sie werden sie gleich wieder erkennen.« – »Aber

nein, ich schwöre dir, du irrst dich. Du hast sie mir noch nie erzählt. Fahr nur fort.« Während meiner ganzen Erzählung heftete er dann fieberhaft seine entzückten Blicke bald auf mich, bald auf seine Kameraden. Erst als ich unter allgemeinem Gelächter damit zu Ende gekommen war, begriff ich, daß er angenommen hatte, sie werde diesen eine hohe Meinung von meinem Esprit vermitteln, und daß er deswegen so getan hatte, als kenne er sie nicht. So ist die Freundschaft.

Am dritten Abend unterhielt sich einer seiner Freunde, mit dem zu sprechen ich die beiden ersten Male keine Gelegenheit gehabt hatte, lange mit mir; ich hörte dann, wie er Saint-Loup mit gedämpfter Stimme wissen ließ, welch großes Vergnügen er daran fand. Tatsächlich sprachen wir fast den ganzen Abend miteinander vor unseren mit Sauternes gefüllten Gläsern, die wir nicht leerten, getrennt von den anderen und gegen sie abgeschirmt durch die prächtigen Schleier einer jener Sympathien unter Männern, die, wenn keine physische Anziehungskraft ihnen zugrunde liegt, die einzigen schlechthin geheimnisvollen sind. Ebenso rätselhaft war mir in Balbec das Gefühl erschienen, das Saint-Loup mir entgegenbrachte und das nicht identisch war mit dem Interesse an unseren Unterhaltungen, sondern von allen materiellen Banden befreit, unsichtbar und ungreifbar gleichwohl in ihm so spürbar gegenwärtig war wie eine Art von Phlogiston[1] oder Gas, daß er heiter darüber sprechen konnte. Vielleicht lag aber etwas noch Erstaunlicheres in dieser hier an einem einzigen Abend geborenen Sympathie, die einer innerhalb von wenigen Minuten in der Wärme des kleinen Raumes aufgeblühten Blume glich. Ich konnte es nicht lassen, Robert, als er mit mir von Balbec sprach, zu fragen, ob es wirklich beschlossen sei, daß er Mademoiselle d'Ambresac heirate. Er erklärte mir, es sei weder beschlossen noch sei überhaupt jemals davon die Rede gewesen, er habe sie niemals gesehen und wisse nicht einmal, wer sie sei. Hätte ich in diesem Augenblick einige von den Leuten aus der Gesellschaft gesehen, die diese Heirat ange-

kündigt hatten, so würden sie mir die bevorstehende Vermählung von Mademoiselle d'Ambresac mit jemandem, der nicht Saint-Loup war, und die Saint-Loups mit einer anderen Dame als Mademoiselle d'Ambresac mitgeteilt haben. Ich hätte sie sehr in Erstaunen gesetzt, wenn ich sie an ihre so ganz anders gearteten und noch gar nicht weit zurückliegenden Prophezeiungen erinnert hätte. Damit dieses Spielchen weitergehen und die falschen Nachrichten vervielfachen kann, wobei es sie in möglichst großer Zahl sukzessive auf jedem Namen anhäuft, hat die Natur diese Art von Spielern mit einem Gedächtnis beschenkt, dessen Ausmaße in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Leichtgläubigkeit stehen.

Saint-Loup hatte mir von einem anderen seiner Kameraden erzählt, der auch anwesend war und mit dem er sich besonders gut verstand, denn sie beide waren in diesem Kreis die einzigen Verfechter einer Revision des Dreyfus-Prozesses.[1]

»Oh! Der ist nicht wie Saint-Loup, er ist ein Besessener«, sagte mein neuer Freund zu mir; »dazu ist er nicht einmal aufrichtig. Am Anfang hat er immer gesagt: Man muß bloß abwarten, es ist da ein Mann, den ich sehr gut kenne, er ist sehr klug und sehr gütig, der General de Boisdeffre[2] ; auf dessen Meinung kann man sich unbesehen verlassen. Als er aber erfuhr, daß Boisdeffre für die Schuld von Dreyfus eintrat, war Boisdeffre auf einmal nichts mehr wert; der Klerikalismus und die Vorurteile des Generalstabs hinderten ihn, aufrichtig zu urteilen, obwohl niemand so klerikal gesinnt ist oder war – nämlich vor seinem Dreyfus – wie eben unser Freund. Nun sagte er, auf alle Fälle werde man bald wissen, wie alles in Wahrheit sei, denn die Angelegenheit komme jetzt in die Hände von Saussier[3] , dieser aber, ein Soldat der Republik (unser Freund entstammt einer ultramonarchistischen Familie), sei ein Mann wie ein Fels mit einem unbeugsamen Gewissen. Als Saussier aber Esterhazy[4] für unschuldig erklärte, hat er für diesen Urteilsspruch wiederum Erklärungen gefunden, die nicht Dreyfus, sondern General Saussier belasteten.

Der Geist des Militarismus mache Saussier blind (wobei Sie wissen müssen, daß er selbst ebenso militaristisch wie klerikal ist oder es zumindest war, denn jetzt weiß ich überhaupt nicht mehr, was ich von ihm denken soll). Seine Familie ist ganz außer sich wegen der Überzeugungen, die er jetzt vertritt.«

»Wissen Sie«, sagte ich, und dabei wandte ich mich auch an Saint-Loup, um nicht den Eindruck zu erwekken, ich sondere mich mit seinem Kameraden ab, und um auch ihn in die Unterhaltung zu ziehen, »das, was man von dem Einfluß des Milieus behauptet, gilt in besonderem Maße für das intellektuelle Milieu. Man ist der Mensch seiner Überzeugung; es gibt sehr viel weniger Überzeugungen als Menschen, daher sind alle Menschen mit derselben Überzeugung einander gleich. Da eine Überzeugung nichts Materielles an sich hat, verändern die Menschen, die nur die materielle Umwelt der Menschen einer Überzeugung sind, diese in keiner Weise.«

In diesem Augenblick unterbrach mich Saint-Loup, weil einer der jungen Offiziersanwärter lächelnd auf mich gezeigt und dabei gesagt hatte: »Duroc, Duroc, wie er leibt und lebt.« Ich wußte nicht, was das heißen sollte, aber ich bemerkte, daß der Ausdruck des beeindruckten Gesichts mehr als wohlwollend war. Saint-Loup gab sich mit diesem Vergleich nicht zufrieden. In einem Freudenrausch, den das Vergnügen, mich vor seinen Freunden glänzen zu lassen, gewiß noch verstärkte, wiederholte er mit äußerster Gewandtheit, indem er mich abrieb wie ein Pferd, das als erstes durchs Ziel gegangen ist: »Du bist der intelligenteste Mensch, den ich kenne, weißt du.« Er besann sich und setzte hinzu: »Neben Elstir. Du bist doch nicht etwa böse, nicht wahr? Du verstehst, pure Gewissenhaftigkeit. Beispiel: Wie wenn man zu Balzac gesagt hätte: Sie sind der größte Romancier des Jahrhunderts, neben Stendhal. Übertriebene Gewissenhaftigkeit, du verstehst, im Grunde immense Bewunderung. Nein? Du meinst, das mit Stendhal stimmt nicht?« setzte er mit naivem Vertrauen in mein Urteil hinzu, das sich in einem fragenden, bezaubernd lächelnden

und beinahe kindlichen Blick seiner grünen Augen bekundete. »Aha doch, ich sehe, du bist derselben Meinung wie ich, Bloch verabscheut Stendhal, ich finde das saublöd von ihm. Die *Chartreuse* ist doch etwas Enormes, nicht? Ich bin froh, daß du derselben Meinung bist. Was magst du am liebsten in der *Chartreuse*? Antworte«, drängte er in jugendlichem Ungestüm. Seine bedrohliche physische Kraft gab dabei seiner Frage etwas beinahe Erschreckendes. »Mosca? Fabrice?«[1] Ich gab schüchtern zur Antwort, Mosca habe etwas von Monsieur de Norpois. Daraufhin Lachgewitter des jungen Siegfried – Saint-Loup. Ich hatte noch nicht hinzugesetzt: »Aber Mosca ist viel gescheiter und weniger pedantisch«, als ich Robert bereits Bravo rufen und tatsächlich in die Hände klatschen hörte, während er fast erstickte vor Lachen und rief: »Das ist unerhört treffend! Ausgezeichnet! Du bist fabelhaft.« Wenn ich am Reden war, schien Saint-Loup sogar der Beifall der anderen zuviel, er verlangte Schweigen. Wie ein Kapellmeister seine Musiker unterbricht, indem er mit dem Taktstock abklopft, weil jemand Lärm gemacht hat, tadelte er den Störenfried: »Gibergue«, meinte er, »seien Sie still, solange gesprochen wird. Sie können das nachher sagen. Fahren Sie fort«, wandte er sich an mich.

Ich atmete auf, denn ich fürchtete schon, er werde verlangen, daß ich noch einmal von vorn anfinge.

»Und da eine Überzeugung«, fuhr ich fort, »etwas ist, was an den materiellen Interessen nicht teilhaben kann und daraus keinen Nutzen zu ziehen vermöchte, sind Menschen einer Überzeugung nicht vom materiellen Interesse beeinflußt.«

»Nun, was sagt ihr? Da bleibt euch die Spucke weg, was?« rief bewundernd, nachdem ich zu Ende war, Saint-Loup, der mir mit ebenso angstvoller Sorge gefolgt war, als hätte ich einen Seiltanz vollbracht. »Was wollten Sie sagen, Gibergue?«

»Ich sagte, der Herr erinnere mich sehr an Major Duroc. Mir war, als hörte ich ihn reden.«

»Daran habe ich auch schon oft gedacht«, antwortete Saint-Loup, »es bestehen wirklich Ähnlichkeiten, aber Sie werden sehen, daß der hier über vieles verfügt, was Duroc nicht hat.«

Ebenso wie ein Bruder dieses Freundes von Saint-Loup – ein Student an der Schola – über jedes neue musikalische Werk gar nicht wie seine Eltern, seine Vettern, seine Clubkameraden dachte, sondern genau wie die übrigen Studenten an der Schola Cantorum, hatte dieser adlige Fähnrich (den Bloch sich als etwas ganz Außerordentliches vorstellte, als ich von ihm erzählte, weil er, tief beeindruckt davon, daß jener der gleichen Partei angehöre wie er, ihn sich dennoch wegen seiner aristokratischen Abkunft und seiner religiösen und militärischen Erziehung denkbar anders dachte, ihn mit dem gleichen Zauber wie einen Eingeborenen aus fernen Landen ausgestattet sah) eine »Mentalität«[1] , wie man damals zu sagen anfing, die derjenigen aller Anhänger von Dreyfus im allgemeinen und Blochs im besonderen entsprach und die sich weder von Traditionen seiner Familie noch von Rücksichten auf seine Laufbahn in irgendeiner Weise beeinflussen ließ. So hatte ein Vetter Saint-Loups eine junge orientalische Fürstin[2] geheiratet, die, wie es hieß, ebenso schöne Verse machte wie die von Victor Hugo oder Alfred de Vigny, in der man aber trotzdem einen Geist vermutete, der anders war, als man es sich vorstellen konnte, den Geist einer orientalischen Fürstin in der Abgeschlossenheit eines Palastes aus *Tausendundeiner Nacht*. Den Schriftstellern, die das Vorrecht genossen, mit ihr Bekanntschaft zu schließen, blieb die Enttäuschung oder vielmehr die Freude vorbehalten, Gesprächen beizuwohnen, die nicht die Vorstellung von einer Scheherazade, wohl aber die eines Genies vom Schlage eines Alfred de Vigny oder eines Victor Hugo erweckten.

Es machte mir besonderen Spaß, mit diesem jungen Mann wie auch mit den anderen Freunden Saint-Loups und mit Robert selbst von der Kaserne, den Offizieren der Garnison und der Armee im allgemeinen zu reden. Dank dem ungeheuer

vergrößerten Maßstab, in dem wir alle auch noch so kleinen Dinge sehen, in deren Mitte wir speisen, uns unterhalten, unser wirkliches Leben führen, dank der ungeheuren Bedeutungszunahme, die sie erfahren und die bewirkt, daß der ganze abwesende Rest der Welt es mit ihnen nicht aufnehmen kann, sondern verglichen damit die Unwirklichkeit eines Traums annimmt, hatte ich angefangen, mich für die verschiedenen Persönlichkeiten in der Kaserne zu interessieren, für die Offiziere, die ich auf dem Kasernenhof sah, wenn ich Saint-Loup besuchte, oder, falls ich wach war, wenn das Regiment unter meinen Fenstern vorbeizog. Ich hätte gern Näheres über den Major gewußt, den Saint-Loup so bewunderte, und über den Kurs in Kriegsgeschichte, der mich »sogar rein ästhetisch« entzückt hätte. Ich wußte, daß Saint-Loup an einer zu oft etwas hohlen Rhetorik krankte, die jedoch zu anderen Malen auch auf eine Aneignung von tieferen Ideen hinwies, die zu begreifen er sehr wohl imstande war. Bedauerlicherweise stand Saint-Loup in allem, was die Armee betraf, zur Zeit unter dem Einfluß der Dreyfus-Affäre. Er sprach wenig darüber, weil er als einziger in seiner Tafelrunde Anhänger von Dreyfus war; die anderen waren leidenschaftlich gegen die Revision, mit Ausnahme meines Tischnachbarn, meines neuen Freundes, dessen Meinungen ziemlich vage schienen. Als überzeugter Bewunderer des Obersten, den man als hervorragenden Offizier ansah und der der Stimmung gegen die Armee in verschiedenen Tagesbefehlen sehr deutlich entgegengetreten war, aufgrund deren er als Gegner von Dreyfus galt, hatte mein Nachbar erfahren, sein Vorgesetzter habe einige Bemerkungen fallenlassen, die den Eindruck nahelegten, er selber zweifle an Dreyfus' Schuld und hege auch weiterhin Achtung vor Picquart.[1] In diesem letzteren Punkt war auf alle Fälle das Gerücht betreffend der relativen Dreyfus-Anhängerschaft des Obersten ganz unbegründet, so wie es mit allen Gerüchten geht, die, aus unbekannter Quelle stammend, sich um jede große Affäre ranken. Denn kurz darauf hatte

dieser Oberst, der beauftragt war, den ehemaligen Chef des Nachrichtenbüros zu befragen, diesen mit einer Grobheit und Verachtung behandelt, die ohnegleichen war. Wie dem aber auch sei, und obwohl er nicht gewagt hatte, sich direkt bei dem Obersten zu erkundigen, hatte mein Nachbar Saint-Loup gegenüber die Höflichkeit bewiesen, ihm mitzuteilen (in dem Ton, in dem eine katholische Dame einer jüdischen Dame anvertraut, daß ihr Pfarrer die Pogrome in Rußland mißbilligt und die große Gesinnung gewisser Israeliten bewundert), der Oberst stehe der Parteinahme für Dreyfus – einer bestimmten Art dieser Parteinahme jedenfalls – nicht mit der fanatischen, engherzigen Ablehnung gegenüber, die man ihm nachgesagt hatte.

»Das erstaunt mich nicht«, sagte Saint-Loup, »denn er ist ein gescheiter Mensch. Dennoch machen ihn die ständischen Vorurteile und der Klerikalismus blind. Ach!« meinte er, zu mir gewandt, »Major Duroc, unser Lehrer für Kriegsgeschichte, von dem ich dir erzählt habe, das ist jemand, der offenbar unsere Überzeugungen wirklich teilt. Das Gegenteil hätte mich übrigens gewundert, da er nicht nur hochgradig intelligent, sondern auch Radikalsozialist und Freimaurer ist.«

Ebensosehr aus Höflichkeit Saint-Loups Freunden gegenüber, denen seine dreyfusfreundlichen Glaubensbekenntnisse eher peinlich waren, als auch weil mich das übrige mehr interessierte, fragte ich meinen Nachbarn, ob es stimme, daß dieser Major aus seinem kriegsgeschichtlichen Unterricht eine Darlegung von wahrhaft ästhetischer Schönheit mache.

»Das stimmt unbedingt.«

»Und was verstehen Sie darunter?«

»Nun, zum Beispiel sind doch, wenn Sie etwa die Erzählung eines Kriegsberichterstatters lesen, die geringfügigsten Tatsachen, die kleinsten Ereignisse darin Ausdruck einer Überzeugung, die man herauslösen muß und die oft sogar noch andere hinter sich birgt wie ein Palimpsest. Auf diese Weise haben Sie ein nicht weniger geistig bestimmtes Ganzes

vor sich wie in irgendeiner Wissenschaft oder Kunst. Das ist intellektuell sehr befriedigend.«[1]

»Darf ich um ein Beispiel bitten, wenn es nicht unbescheiden ist?«

»Ja, das läßt sich schwer so ohne weiteres erklären«, fiel Saint-Loup hier ein. »Du liest zum Beispiel, ein bestimmtes Korps habe versucht … Aber hier sind schon gleich der Name des Korps und seine Zusammensetzung bestimmt nicht ohne Bedeutung. Wird die Operation nicht zum ersten Mal unternommen, zum Zweck der gleichen Operation aber ein anderes Korps verwendet, so kann das ein Zeichen dafür sein, daß die früheren durch die besagte Unternehmung aufgerieben oder stark geschwächt wurden, also nicht mehr imstande sind, sie erfolgreich durchzuführen. Dann muß man zu ermitteln versuchen, welches das Korps war, das heute nicht mehr existiert; hat es sich um Stoßtruppen gehandelt, die für Sturmangriffe in Reserve lagen, so hat ein neues, weniger qualifiziertes Korps wenig Aussicht auf Erfolg dort, wo jene gescheitert sind. Außerdem, sofern es sich nicht mehr um den Beginn des Feldzugs handelt, kann dieses neue Korps sehr wohl aus lauter Ausschuß gebildet sein, was in bezug auf die dem Kriegführenden noch zur Verfügung stehenden Kräfte sowie die Nähe oder Ferne des Augenblicks, da sie denen des Gegners unterlegen sein werden, wertvolle Rückschlüsse zuläßt, die der Operation, die dieses Korps unternimmt, eine ganz neue Bedeutung geben werden, denn wenn es nicht mehr imstande ist, seine Verluste aufzufüllen, müssen es selbst seine Erfolge mit mathematischer Sicherheit zum Untergang führen. Außerdem ist die Nummernbezeichnung des ihnen gegenüberstehenden Verbandes von nicht geringerer Bedeutung. Wenn es sich zum Beispiel dabei um eine viel schwächere Einheit handelt, die bereits mehrere wichtige Einheiten des Feindes aufgerieben hat, so ändert die Unternehmung selbst ihren Charakter, denn sollte sie auch mit dem Verlust der vom Verteidiger gehaltenen Stellung enden, so kann doch die Tatsache,

daß sie einige Zeit gehalten worden ist, ein recht großer Erfolg sein, wenn man dabei mit sehr schwachen Kräften weit bedeutendere des Gegners außer Gefecht gesetzt hat. Du kannst dir vorstellen, daß, wenn schon eine Untersuchung über die eingesetzten Verbände derart wichtige Rückschlüsse zuläßt, erst recht eine gründliche Untersuchung über die genaue Position, die von da aus zugänglichen Straßen und Eisenbahnen sowie der Nachschublinien, denen sie zum Schutz dient, von größter Bedeutung ist. Man muß, möchte ich sagen, den gesamten geographischen Kontext mitstudieren«, setzte er lächelnd hinzu. (Tatsächlich befriedigte ihn dieser Ausdruck so sehr, daß er künftig jedesmal, sogar nach Monaten noch, sooft er ihn verwendete, auf die gleiche Art lächelte.) »Wird die Operation von einem der beiden Kriegführenden vorbereitet, und du liest dann, daß eine seiner Patrouillen in der Nähe der Stellung von dem anderen Kriegführenden vernichtet worden ist, so ist eine der Folgerungen, die du ziehen kannst, daß er versucht hat, sich über die Verteidigungsmaßnahmen zu informieren, durch die der andere die Attacke des Gegners zum Scheitern bringen will. Eine besonders heftige Aktion an einem Punkt kann in der Absicht erfolgen, ihn einzunehmen, aber auch in der, den Gegner dort festzuhalten und ihm nicht da entgegenzutreten, wo er angegriffen hat, oder auch nur eine Finte sein und durch verstärkten Angriff eine Wegnahme von Truppen an dieser Stelle verschleiern«. (Das war zum Beispiel eine klassische Finte der Napoleonischen Kriege.) »Um andererseits den Sinn eines Manövers zu verstehen, seinen mutmaßlichen Zweck und in der Folge davon, von welchen anderen es begleitet sein oder welche es nach sich ziehen wird, ist es wichtig, nicht einfach die Verlautbarungen des Oberkommandos zu beachten, die vielleicht eigens dazu bestimmt sind, den Gegner zu täuschen und eine mögliche Schlappe zu verdecken, sondern vor allem das Militärreglement des betreffenden Landes zu kennen. Es steht immer zu vermuten, daß ein Manöver, das eine Armee hat ausführen wollen, dasjenige

ist, das das geltende Reglement unter gleichen Umständen vorschreibt. Wenn zum Beispiel das Reglement vorschreibt, einen Frontalangriff mit einem Flankenstoß zu verbinden, im Bericht des Oberkommandos aber, nachdem diese zweite Attacke gescheitert ist, behauptet wird, sie sei ohne Verbindung mit der ersten vorgenommen worden und nur als Ablenkungsmanöver gedacht, so besteht eine große Wahrscheinlichkeit, daß die Wahrheit aus dem Reglement hervorgeht und nicht aus dem, was das Oberkommando sagt. Dabei muß man aber nicht nur das Reglement der jeweiligen Armee berücksichtigen, sondern auch ihre Tradition, ihre Gewohnheiten, ihre Prinzipien. Das Studium der diplomatischen Aktion, die immer in Wechselbeziehung zur militärischen steht, darf ebenfalls nicht außer acht gelassen werden. Scheinbar unbedeutende Zwischenfälle, die im damaligen Augenblick nicht richtig verstanden worden sind, können beweisen, daß der Feind im Vertrauen auf Hilfe, deren Ausbleiben eben diese Zwischenfälle offenbaren, tatsächlich nur einen Teil seiner strategischen Operationen vorgenommen hat. Wenn du also die Kriegsgeschichte zu lesen verstehst, so wird das, was für die meisten Leser nur ein verworrener Bericht ist, für dich rational genauso folgerichtig wie ein Bild für den Kenner, der zu sehen versteht, was eine Figur an sich trägt oder in der Hand hält, während der unvorbereitete Museumsbesucher von einem unklaren Farbengewoge überwältigt wird und Kopfweh davon bekommt. Aber wie bei gewissen Bildern, bei denen die Feststellung, daß die dargestellte Figur einen Kelch hält, noch nicht genügt, weil man auch noch wissen muß, weshalb ihr der Maler einen solchen in die Hand gegeben hat und was sich darin symbolisch ausdrückt, sind gewöhnlich diese militärischen Operationen – sogar abgesehen von ihrem unmittelbaren Zweck – im Geist des Generals, der den Feldzug leitet, älteren Schlachten nachgebildet, die, wenn du willst, so etwas wie die Vergangenheit, die Bibliothek, die Gelehrsamkeit, die Etymologie, die Aristokratie der neuen Schlachten ausma-

chen. Beachte, daß ich im Augenblick nicht von der lokalen, oder – wie soll ich sagen – räumlichen Identität der Schlachten spreche. Auch diese gibt es natürlich. Ein Schlachtfeld ist im Laufe der Jahrhunderte nie der Schauplatz einer einzigen Schlacht gewesen oder wird es nicht bleiben. Wenn es überhaupt Schlachtfeld geworden ist, so deswegen, weil es aufgrund gewisser Voraussetzungen der geographischen Lage, der geologischen Beschaffenheit, auch bestimmter Nachteile, die dem Gegner zum Verhängnis werden können (zum Beispiel einen Fluß, der es in zwei Hälften teilt) zum Schlachtfeld besonders geeignet ist. Es ist Schlachtfeld gewesen und wird es wieder sein. Man macht nicht aus jedem beliebigen Zimmer ein Maleratelier und nicht aus jedem beliebigen Ort ein Schlachtfeld. Es gibt Stätten, die dafür vorbestimmt sind. Aber noch einmal, nicht davon wollte ich reden, sondern von dem Schlachttypus, den man imitiert, einer Art von strategischem Abbild, das man herstellt, einem taktischen Pastiche, wenn du willst: wie die Schlacht bei Ulm, Lodi, Leipzig oder Cannae.[1] Ich weiß nicht, ob es noch Kriege geben wird und zwischen welchen Völkern; aber wenn es welche gibt, so kannst du sicher sein, daß es (und zwar von seiten des Heerführers ganz bewußt) wieder ein Cannae, ein Austerlitz, ein Roßbach, ein Waterloo[2] geben wird, ganz zu schweigen von anderen. Mancher spricht es auch offen aus. Der Feldmarschall von Schlieffen und General von Falkenhausen haben im voraus gegen Frankreich ein Cannae geplant, im Stil von Hannibal, mit Fixierung des Gegners auf der ganzen Front und Vorstoß auf beiden Flügeln, besonders auf dem rechten in Belgien, während Bernhardi die schräge Schlachtordnung von Friedrich dem Großen bevorzugt, also eher ein Leuthen als ein Cannae.[3] Andere legen ihre Ansichten weniger offen dar, aber ich garantiere dir, mein Lieber, daß Beauconseil, der Schwadronchef, den ich dir neulich vorgestellt habe und der ein Offizier mit einer ganz großen Zukunft ist, seinen kleinen Angriff am Pratzen[4] gebüffelt hat, ihn bis ins kleinste kennt,

ihn in Reserve hält und, wenn er je Gelegenheit dazu bekommt, sein Ziel nicht verfehlen und ihn uns von A bis Z servieren wird. Der Durchbruch durch das Zentrum bei Rivoli[5] , ganz klar, der wird wieder aufgelegt werden, wenn es noch Kriege gibt. Er ist nicht veralteter als die *Ilias*. Ich muß noch hinzusetzen, daß einem fast gar nichts anderes übrigbleibt als Frontalangriffe, weil man nicht noch einmal in den Irrtum von Siebzig verfallen, sondern angreifen, nichts als angreifen will.[6] Mich beunruhigt einzig dabei, daß, wenn ich sonst nur rückständige Geister finde, die sich dieser großartigen Doktrin widersetzen, dennoch einer meiner jüngsten Lehrmeister, der wirklich genial ist, Mangin[7] , fordert, daß man – natürlich nur provisorisch – der Defensive ihr Recht lassen soll. Man kommt in arge Bedrängnis, was man ihm antworten soll, wenn er als Beispiel Austerlitz zitiert, wo die Verteidigung nur das Vorspiel für Angriff und Sieg[1] gewesen ist.«

Diese Theorien Saint-Loups beglückten mich. Sie ließen mich hoffen, daß ich bei diesem Aufenthalt in Doncières bezüglich der Offiziere, von denen ich beim Sauternes reden hörte, während er auf sie seinen bezaubernden Widerschein warf, nicht demselben Vergrößerungseffekt zum Opfer gefallen war, der mir in Balbec den König und die Königin von Ozeanien, die kleine Gesellschaft der vier Genießer, den jungen Spieler, den Schwager Legrandins enorm erscheinen ließ, während sie jetzt in meinen Augen zu völliger Wesenlosigkeit zusammengeschrumpft waren. Was mir heute gefiel, würde mir aber vielleicht nicht morgen schon gleichgültig sein, wie es mir bisher immer ergangen war; das Wesen, das ich in diesem Augenblick noch war, würde vielleicht nicht zur alsbaldigen Vernichtung bestimmt sein, da ja für die ungestüme und flüchtige Leidenschaft, die ich an diesen wenigen Abenden allem entgegenbrachte, was das militärische Leben betraf, Saint-Loup durch das, was er mir über Kriegskunst erzählte, eine geistige Begründung hinzugesetzt hatte, die von bleibender Natur war und mich derart zu fesseln vermochte, daß ich

ohne Selbsttäuschung glauben konnte, ich würde auch nach meiner Abreise der Tätigkeit meiner Freunde in Doncières Interesse entgegenbringen und sehr bald in ihre Mitte zurückkehren. Um noch gewisser zu sein, daß es sich bei dieser Kriegskunst wirklich um eine Kunst im geistigen Sinne des Wortes handle, sagte ich zu Saint-Loup:

»Alles, was Sie sagen, Verzeihung, was du sagst, interessiert mich sehr; aber schau, es gibt da noch etwas, worüber ich mir nicht im klaren bin. Ich habe das Gefühl, daß ich mich durchaus für Kriegskunst begeistern könnte, doch dafür müßte ich glauben können, daß sie nicht vollkommen anders ist als andere Künste und die erlernte Regel nicht alles dabei ausmacht. Du sagst, man kopiere die Schlachten nach dem Muster der früheren. Ich finde das tatsächlich ästhetisch, daß man, wie du sagtest, unter einer modernen Schlacht eine ältere sieht; ich kann dir gar nicht beschreiben, wie sehr mir diese Vorstellung zusagt. Aber hat dann das Genie des Feldherrn gar keine Bedeutung mehr? Wendet er wirklich nur die Regeln an? Oder gibt es bei gleichem Wissen große Generäle, wie es große Chirurgen gibt, die, wenn rein materiell betrachtet zwei ganz gleiche Krankheitsfälle vorliegen, dennoch aufgrund einer winzigen Kleinigkeit, die vielleicht aus ihrer Erfahrung stammt, aber eben entsprechend ausgelegt werden muß, wissen, daß sie in einem Fall lieber dies, im anderen jenes tun, im einen operieren, im anderen jedoch davon Abstand nehmen sollen?«

»Davon bin ich überzeugt! Du kannst feststellen, daß Napoleon nicht angegriffen hat, wenn nach allen Regeln eine Attacke für angezeigt gelten mußte, weil ein dunkles Vorgefühl ihm davon abgeraten hat, siehe Austerlitz oder 1806 seine Instruktionen an Lannes.[1] Doch kannst du auch sehen, wie Heerführer systematisch dieses oder jenes Manöver Napoleons nachahmen und das diametral entgegengesetzte Resultat erzielen. Dafür hat 1870 mindestens zehn Beispiele geliefert.[2] Doch selbst für die Auslegung dessen, was der Gegner tun

kann, darf man das, was er tut, nur als ein Symptom betrachten, das verschiedene Deutungen zuläßt. Davon hat jede eine gleiche Chance, die richtige zu sein, wenn man sich an ein vernunftmäßiges Überlegen und an die Wissenschaft hält, ebenso wie in gewissen komplizierten Fällen die gesamte medizinische Wissenschaft der Welt nicht ausreicht, um zu entscheiden, ob der unsichtbare Tumor Fibromcharakter hat oder nicht, ob eine Operation geboten ist oder nicht. Das beruht dann auf einem Flair, einer Wahrsagekunst à la Madame de Thèbes[3] (du verstehst schon), die beim großen Heerführer wie beim großen Arzt die Entscheidung bestimmt. So habe ich dir gesagt, um ein Beispiel herauszugreifen, was eine Aufklärungsmission vor dem Beginn der Schlacht bedeuten kann. Sie kann aber zehn weitere Dinge bedeuten, zum Beispiel, daß man den Feind glauben machen will, man beabsichtige auf einem Punkt anzugreifen, während man es auf einen anderen abgesehen hat, oder überhaupt ihn täuschen möchte, so daß er die Vorbereitungen für die wirklich geplante Unternehmung nicht sieht; ihn veranlassen will, Truppen heranzuführen, diese festzuhalten, sie an einem anderen Ort zu fixieren als an dem, wo sie gebraucht würden; sich ein Bild von den Streitkräften machen, über die der Feind verfügt, bei ihm vorfühlen, ihn dazu zwingen, seine Karten aufzudecken. Die Tatsache sogar, daß bei einer Unternehmung manchmal enorme Truppenmassen aufgewendet werden, ist nicht immer ein Beweis dafür, daß diese Unternehmung die eigentlich geplante ist, denn man kann sie, obschon sie nur eine Finte ist, tatsächlich durchführen, damit diese Finte um so glaubhafter wirkt. Wenn ich Zeit hätte, dir unter diesem Gesichtspunkt die Napoleonischen Kriege zu erklären, könnte ich dir mit Sicherheit zeigen, daß die einfachen klassischen Bewegungen, die wir studieren und die du uns bei der Felddienstübung machen siehst, während du einfach nur zum Vergnügen spazierengehst, du schlechter Kerl – ach nein, ich weiß ja, du bist krank, verzeih! … In einem Krieg jedenfalls, wenn man hinter

ihnen die Wachsamkeit, die Überlegungen und eingehenden Erwägungen des Oberkommandos spürt, bewegen sie einen innerlich wie die Strahlen, die von einem einfachen Leuchtturm ausgehen und die rein materiell betrachtet Licht sind, in Wirklichkeit aber die Ausstrahlungen des Geistes, Licht, das den Raum durchdringt, um den Schiffen eine Gefahr anzuzeigen. Ich habe vielleicht sogar unrecht, dir nur die militärische Literatur auseinanderzusetzen. In Wirklichkeit diktieren – ähnlich wie Bodenbeschaffenheit, Windrichtung und Lichteinfall darüber entscheiden, nach welcher Seite ein Baum sich entwickelt – die Bedingungen, unter denen ein Feldzug unternommen wird, sowie die Besonderheiten des Landes, in dem man manövriert, in gewisser Weise die Pläne, unter denen der General seine Wahl treffen kann, und begrenzen sie. Auf diese Weise kannst du am Hang einer Bergkette, in einer Folge von Tälern, auf gewissen Ebenen fast mit der Notwendigkeit und grandiosen Schönheit der Lawinen auch den Zug der Armeen im Geiste voraussehen.«

»Du willst mir jetzt also Freiheit beim Heerführer und Ahnungsvermögen beim Gegner, der in seinen Plänen lesen will, nicht mehr zugestehen, wie du sie mir eben noch eingeräumt hast.«

»Aber keineswegs! Erinnerst du dich noch an das Buch eines Philosophen, das wir zusammen in Balbec gelesen haben, vom Reichtum der Welt der Möglichkeiten im Vergleich zur wirklichen Welt?[1] Nun, dasselbe gilt auch in der Kriegskunst. In einer gegebenen Situation stehen vier Pläne zur Verfügung, die man befolgen sollte und unter denen der General seine Wahl treffen kann, so wie eine Krankheit verschiedene Entwicklungen einschließt, auf die der Arzt gefaßt sein muß. Und auch hier geben menschliche Schwäche und Größe Anlaß zu neuer Ungewißheit. Denn nehmen wir einmal an, daß unter diesen vier Plänen der General umständehalber (Nebenziele, die er erreichen will, Zeitknappheit oder unzureichende Zahl und schlechter Verpflegungszustand seiner Bestände) dem

ersten den Vorzug gibt, der zwar weniger ausgereift ist, dafür aber weniger Aufwand braucht, rascher zum Ziel führen kann und sich auf dem Boden einer reicheren Gegend abspielt, die seine Armee ernähren könnte. Nachdem er einmal mit diesem ersten Plan begonnen hat, den der zunächst noch unsicher tastende Feind bald einmal zu lesen versteht, ist es durchaus möglich, daß er damit nicht durchkommt, weil zu große Hindernisse ihm entgegenstehen – das ist, was ich die Imponderabilien der menschlichen Schwäche nennen möchte –, daß er ihn aufgibt und den zweiten, dritten oder vierten in die Tat umzusetzen versucht. Aber es kann auch sein, daß er den ersten nur angewandt hat – und da ist im Spiel, was ich eher menschliche Größe nennen würde –, um den Gegner zu täuschen, ihn festzulegen, so daß er ihn an einer Stelle überraschen kann, wo jener auf keinen Angriff gefaßt war. So wurde Mack bei Ulm, während er den Feind von Westen her erwartete, von Norden her umzingelt, wo er sich sicher glaubte. Mein Beispiel ist übrigens nicht sehr gut. Ulm ist eher das Beispiel einer Umzingelungsschlacht, wie man sie in Zukunft immer wieder erleben wird, weil hier nicht nur ein klassisches Muster vorliegt, an dem die Generäle sich inspirieren werden, sondern auch eine gewissermaßen notwendige Form (notwendig unter anderen, was immer noch die Wahl, die Abweichung offenläßt), notwendig wie ein bestimmter Typ der Kristallbildung. Doch tut das alles nichts zur Sache, denn diese Szenarien bleiben theoretisch. Ich komme noch einmal auf unser Philosophiebuch zurück, es ist wie mit den Grundsätzen vernünftigen Denkens oder den naturwissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten: die Wirklichkeit entspricht ihnen, aber nur ungefähr; denke an den großen Mathematiker Poincaré[1] ; es ist nicht erwiesen, daß die Mathematik im strengsten Sinne exakte Wissenschaft ist. Was die Reglements betrifft, von denen ich vorhin sprach, so sind sie doch alles in allem von sekundärer Bedeutung und werden zudem von Zeit zu Zeit abgeändert. Wir bei der Kavallerie zum Beispiel zehren von

einer *Felddienstordnung* aus dem Jahre 1895, von der man sagen kann, daß sie überholt ist, da sie auf der alten und veralteten Lehre basiert, daß die Reiterattacke nur moralische Wirkung hat durch den Schrecken, den solch ein Angriff beim Gegner auslöst.[1] Tatsächlich aber denken die klügsten unserer militärischen Instruktoren, namentlich auch der Major, von dem ich dir erzählte, daß die Entscheidung vielmehr in einem richtigen Handgemenge fallen wird, bei dem man mit Säbel und Lanze aufeinander losgeht und in dem der Zäheste Sieger bleibt, nicht nur moralisch durch den hervorgerufenen Schrecken, sondern ganz materiell.«

»Saint-Loup hat recht, und höchstwahrscheinlich wird die nächste *Felddienstordnung* dieser Entwicklung Rechnung tragen«, fiel hier mein Nachbar ein.

»Es ist mir nicht unlieb, daß du zustimmst, denn deine Meinungen scheinen auf meinen Freund mehr Eindruck zu machen als meine«, meinte Saint-Loup mit einem Lächeln, sei es, daß die beginnende Sympathie zwischen seinem Kameraden und mir ihn ein wenig ärgerte, sei es, daß er es als nett erachtete, sie zu bestätigen, indem er sie offiziell anerkannte. »Doch ich habe vielleicht die Bedeutung der Reglements doch etwas zu sehr geschmälert; sie werden geändert, das stimmt. Solange sie aber bestehen, wirken sie bestimmend auf die militärische Lage ein, auf die Feldzugssowie auf die Aufmarschpläne. Wenn sie eine falsche strategische Auffassung widerspiegeln, können sie der Ausgangspunkt für die Niederlage sein. Das alles ist wohl etwas technisch für dich«, setzte er zu mir gewandt hinzu. »Im übrigen laß dir sagen, daß dasjenige, was die Entwicklung der Kriegskunst am meisten beschleunigt, die Kriege selber sind. Im Lauf eines auch nur einigermaßen ausgedehnten Feldzugs sieht man, wie der eine der Kriegführenden sich die Lehren zunutze macht, die ihm Erfolge und Fehler des Gegners erteilen, gleichzeitig aber auch die Methoden des anderen vervollkommnet, der nun seinerseits jenen wieder zu übertrumpfen versucht. Aber das

gehört der Vergangenheit an. Bei den gewaltigen Fortschritten der Artillerie werden künftige Kriege, wenn es überhaupt noch Kriege gibt, so kurz sein, daß, noch ehe man daran denken kann, die Lehren des Krieges zu nutzen, Frieden geschlossen sein wird.«

»Sei nicht so empfindlich«, sagte ich zu Saint-Loup, indem ich an das anknüpfte, was er vor seinen letzten Bemerkungen gesagt hatte. »Ich habe dir doch so eifrig gelauscht!«

»Wenn du es nicht wieder übelnimmst, möchte ich mit deiner Erlaubnis«, sagte der Freund Saint-Loups, »zu dem, was du eben bemerktest, hinzufügen, daß, wenn die Schlachten einander nachahmen und überlagern, die Ursache nicht nur im Geiste der Führer zu suchen ist. Es kann vorkommen, daß ein Fehler des Heerführers (zum Beispiel seine Unterschätzung der Stärke des Gegners) ihn dazu verleitet, von seinen Truppen übertriebene Opfer zu verlangen, Opfer, die gewisse Einheiten mit einer so unerhörten Selbstverleugnung vollbringen, daß ihre Rolle dadurch jener der Einheit X in der Schlacht Y gleicht, so daß beide daraufhin in der Geschichte als analoge Fälle zitiert werden, wie – um bei 1870 zu bleiben – das Verhalten der preußischen Garde bei Saint-Privat und das der Turcos bei Froeschwiller und Wissembourg.«[1]

»Aha! analog, genau! Das stimmt! Du bist wirklich intelligent«, rief Saint-Loup.

Ich war nicht unempfänglich für diese letzten Beispiele, wie ich es nie war, wenn man mir unter dem Besonderen das Allgemeine zeigte. Doch interessierte mich immer noch vor allem das Genie des Heerführers; ich wäre mir gern darüber klar geworden, worin es eigentlich bestand, wie unter gegebenen Umständen der geniale Feldherr da, wo der weniger geniale dem Gegner keinen Widerstand mehr leisten könnte, es erreicht, die wankende Front wieder zu konsolidieren, was nach Saint-Loup durchaus möglich und von Napoleon mehr als einmal zustande gebracht worden war. Um die militärische Größe überhaupt zu begreifen, bat ich um eine vergleichende

Charakteristik der Generäle, deren Namen ich kannte – welcher am ehesten eine Führernatur, ein begabter Taktiker sei –, auf die Gefahr hin, meine neuen Freunde zu langweilen, die es sich aber zumindest nicht anmerken ließen und mir mit unermüdlicher Freundlichkeit Rede standen.

Ich fühlte mich losgelöst (nicht nur von der eisigen Nacht, die sich weithin erstreckte und aus der von Zeit zu Zeit der Pfiff einer Lokomotive zu uns drang, der das Vergnügen, hier zu sein, nur um so lebhafter machte, oder das Schlagen einer Stunde, die gottlob noch weit von jener lag, da diese jungen Männer ihre Säbel nehmen und heimkehren müßten), sondern auch von allen äußeren Sorgen, fast auch von der Erinnerung an Madame de Guermantes, und zwar durch die Freundlichkeit Saint-Loups, die gleichsam verdichtet wurde durch die zusätzliche Freundlichkeit seiner Freunde, durch die Wärme auch dieses kleinen Speisesaals und durch die Schmackhaftigkeit der raffinierten Gerichte, die uns hier vorgesetzt wurden. Diese Gerichte schenkten meiner Phantasie ebensoviel Freude wie meinem Appetit; manchmal umgab sie noch ein kleines Stück jener Natur, aus der sie stammten: die höckrige Weihwasserschale der Auster, in der noch ein paar Tropfen Salzwasser zurückbleiben, oder das knorrige Rebholz und das gelb gewordene Laub der Weintraube, nicht eßbar, poetisch und fern wie eine Landschaft, aufeinanderfolgende, in den Verlauf des Diners eingestreute Evokationen einer Siesta im Weinberg und eines Ausflugs auf dem Meer; an anderen Abenden wurde nur durch den Koch die ursprüngliche Eigenart der Speisen hervorgehoben, wenn er sie in ihrem dazugehörigen Rahmen wie ein Kunstwerk präsentierte; ein Fisch im Sud wurde auf einer langen irdenen Schüssel hereingebracht, wo er von einer Streu aus bläulichen Kräutern sich plastisch abhob, unversehrt, aber noch eingerollt, weil er lebend in das kochende Wasser geworfen worden war, und, satellitenartig von kranzförmig angeordneten Schaltieren wie Taschenkreb-

sen, Krabben und Muscheln umgeben, wie eine Keramik von Bernard Palissy[1] wirkte.

»Ich bin eifersüchtig, ich bin wütend«, sagte Saint-Loup, halb scherzend und halb im Ernst in Anspielung auf die endlosen Separatgespräche, die ich mit seinem Freund führte. »Finden Sie ihn klüger als mich? Lieben Sie ihn mehr als mich? Haben Sie jetzt überhaupt nur noch für ihn etwas übrig?« (Männer, die einer Frau leidenschaftlich zugetan sind und ganz in der Gesellschaft von galanten Frauenfreunden leben, erlauben sich Scherze, die andere, weil sie etwas Bedenkliches darin sehen könnten, sich niemals leisten würden.)

Sobald wieder eine allgemeine Unterhaltung aufkam, vermied man, von Dreyfus zu sprechen, aus Furcht, man könne Saint-Loup verletzen. Doch eine Woche darauf machten zwei seiner Kameraden eine Bemerkung darüber, wie seltsam sie es fänden, daß er, der in einer rein militärischen Umgebung lebe, ein so entschiedener Dreyfus-Anhänger, ja beinahe militärfeindlich sei. »Das kommt eben daher«, sagte ich, da ich mich nicht auf Einzelheiten einlassen wollte, »daß das Milieu längst nicht so viel Einfluß hat, wie man meint … « Ich wollte es eigentlich dabei bewenden lassen und die Überlegungen nicht wiederholen, die ich Saint-Loup gegenüber ein paar Tage zuvor angestellt hatte. Dessen ungeachtet und weil ich zumindest diesen Satz fast wörtlich Saint-Loup gegenüber geäußert hatte, wollte ich mich entschuldigen und setzte hinzu: »Das habe ich ja gerade neulich schon … « Doch ich hatte nicht mit der Kehrseite von Roberts wohlmeinender Bewunderung für mich und einige andere Personen gerechnet. Diese Bewunderung ergänzte sich durch eine so vollkommene Aneignung der Gedanken des anderen, daß er zwei Tage später vergessen hatte, daß eben diese Gedanken nicht seine eigenen waren. Auch mit Bezug auf meine bescheidene Darlegung glaubte nunmehr Saint-Loup, ganz als habe sie von jeher in seinen Gedanken gewohnt und als mache ich damit bloß einen klei-

nen Übergriff in seine Domäne, mich dort willkommen heißen und mir rechtgeben zu müssen.

»Natürlich! Das Milieu hat weiter keine Bedeutung.«

Und mit dem gleichen Nachdruck, ganz als fürchte er, ich könne ihm ins Wort fallen oder ihn nicht verstehen, setzte er hinzu:

»Einen wirklichen Einfluß hat nur das geistige Milieu! Man ist der Mensch seiner Überzeugung«!

Er verstummte einen Augenblick mit dem Behagen eines Menschen nach einem guten Mahl, ließ sein Monokel fallen, schaute mich mit bohrendem Blick an und fuhr mit herausfordernder Miene fort:

»Alle Menschen mit derselben Überzeugung sind einander gleich.« Er erinnerte sich offenbar nicht mehr daran, daß vor wenigen Tagen erst ich ihm gesagt hatte, was er umgekehrt so gut im Gedächtnis behalten hatte.

Ich traf in Saint-Loups Restaurant nicht jeden Abend in gleicher Verfassung ein. Wenn eine Erinnerung, ein Kummer zuweilen so sehr von uns weichen können, daß wir sie nicht mehr bemerken, so kehren sie doch auch wieder zurück und lassen uns lange nicht los. Es gab Abende, an denen ich auf meinem Weg zum Restaurant, quer durch die Stadt, eine so starke Sehnsucht nach Madame de Guermantes empfand, daß ich kaum atmen konnte: es war, als habe ein geschickter Anatom einen Teil meiner Brust entfernt und ihn durch einen gleichen Teil unkörperlichen Schmerzes ersetzt, durch ein gleiches Maß an Sehnsucht und an Liebe. Wurden auch die Nahtstellen noch so gut miteinander verbunden, lebt man doch mit großem Unbehagen in seiner Haut, nachdem das Verlangen nach einem fernen Wesen den Platz unserer innersten Organe eingenommen hat; es scheint dort mehr Raum auszufüllen als sie, man fühlt es unaufhörlich, und welch Widersinn liegt zudem darin, einen Teil seines Körpers *denken* zu müssen! Nur fühlt man sich gleichsam gewachsen dadurch. Beim geringsten Windhauch seufzt man in Bedrückung, aber

auch in Sehnsucht auf. Ich schaute zum Himmel empor. Wenn er klar war, sagte ich mir: Vielleicht ist sie auf dem Land und sieht dieselben Sterne wie ich, und, wer weiß, ob Robert nicht, wenn ich ins Restaurant komme, zu mir sagen wird: »Ich habe eine gute Nachricht, meine Tante hat mir geschrieben, sie möchte dich sehen, sie kommt hierher.« Nicht nur ins Firmament schrieb ich den Gedanken an Madame de Guermantes in dieser Weise ein. Ein weicherer Lufthauch, der vorüberstrich, schien mir eine Botschaft von ihr zu bringen wie einst von Gilberte auf den Feldern von Méséglise: Man wandelt sich nicht, man nimmt in seine Gefühle für ein anderes Wesen viele schlummernde Elemente auf, die es weckt, obwohl sie ihm eigentlich fremd sind. Außerdem ist etwas in uns immer bemüht, diese speziellen Gefühle auf eine größere Wahrheit hinzuführen, das heißt, sie zu einem allgemeineren, der ganzen Menschheit eigenen Gefühl in Beziehung zu setzen, mit dem in Verbindung zu treten die Individuen und die Leiden, die sie uns bereiten, nur ein Anlaß sind: Was meinem Leiden etwas an Freude beimischte, war mein Bewußtsein, daß es ein kleiner Teil der universalen Liebe war. Gewiß schloß ich aus der Tatsache, daß ich bestimmte Elemente der Traurigkeit, die ich Gilbertes wegen empfunden hatte oder am Abend in Combray, wenn Mama nicht in meinem Zimmer blieb, oder auch bei dem Gedanken an manche Seiten von Bergotte, in dem Leiden wiederzuerkennen glaubte, das ich an mir erfuhr und mit dem Madame de Guermantes, ihre Kühle, ihre Abwesenheit nicht so eindeutig verbunden waren wie Ursache und Wirkung im Geist eines Gelehrten, nicht etwa, daß Madame de Guermantes nicht eben diese Ursache wäre. Gibt es nicht einen unbestimmten physischen Schmerz, der in ganz andere Körperzonen als nur in die erkrankten ausstrahlt, diese aber verläßt, sobald der Arzt genau den Punkt trifft, aus dem er wirklich stammt? Und doch gab ihm in unseren Augen seine Ausdehnung vorher einen so unbestimmbaren und schicksalhaften Charakter, daß wir, unfähig ihn zu erklären

oder zu lokalisieren, es für unmöglich hielten, je davon geheilt zu werden. Während ich dem Restaurant zustrebte, sagte ich mir: Seit vierzehn Tagen schon habe ich Madame de Guermantes nicht gesehen. Vierzehn Tage, eine Ewigkeit für mich, der ich, wenn es sich um Madame de Guermantes handelte, nach Minuten zählte! Für mich nahmen nicht nur die Sterne und der Windhauch, sondern sogar die errechenbaren Bruchteile der Zeit etwas Schmerzlich-Poetisches an. Jeder Tag war jetzt die bewegliche Scheitellinie eines ungewissen Hügels: auf der einen Seite, das spürte ich, konnte ich zum Vergessen niedersteigen; auf der anderen trieb mich das Verlangen, die Herzogin wiederzusehen, voran. Ich war bald der einen, bald der anderen nah, ganz ohne stabiles Gleichgewicht. Eines Tages sagte ich mir: Heute abend wird vielleicht ein Brief da sein, und als ich zum Essen erschien, wagte ich Saint-Loup zu fragen:

»Du hast nicht vielleicht Nachricht aus Paris?«

»Doch«, gab er düster zurück, »und zwar schlechte.«

Ich atmete auf, als ich begriff, daß nur er Kummer hatte und daß die Nachricht von seiner Geliebten kam. Doch ich sah bald ein, daß eine der Folgen davon sein würde, daß Robert mich auf lange Zeit nicht zu seiner Tante werde mitnehmen können.

Ich erfuhr, daß zwischen ihm und seiner Geliebten ein Streit ausgebrochen war, sei es auf schriftlichem Weg oder daß sie ihn einmal am Vormittag zwischen zwei Zügen getroffen hatte. Und wenn Streit – selbst ein weniger bedeutender – zwischen ihnen ausbrach, schien es bisher nie eine Lösung gegeben zu haben. Denn die Gründe, weshalb sie schlechter Laune war, mit den Füßen stampfte, weinte, waren ebenso unbegreiflich wie die von Kindern, die sich in einem dunklen Zimmer verschanzen, nicht zum Essen erscheinen, jede Erklärung ablehnen und nur um so verzweifelter schluchzen, wenn man ihnen aus Ratlosigkeit ein paar Klapse versetzt. Saint-Loup litt furchtbar unter diesem Zerwürfnis, doch ist das eine

zu einfache Formulierung, die von seinem Schmerz eine falsche Vorstellung vermittelt. Als er wieder allein war und nur noch an seine Geliebte denken konnte, wie sie mit einer gewissen Hochachtung vor ihrem so energisch auftretenden Liebhaber abgereist war, nahmen angesichts des Unvermeidlichen die Ängste der ersten Stunden ein Ende, und das Aufhören von Angst ist etwas so Wohltuendes, daß das einmal zur Gewißheit gewordene Zerwürfnis für ihn etwas von dem Zauber einer Versöhnung annahm. Das, woran er kurz darauf zu leiden begann, war ein zusätzlicher, sekundärer Schmerz, der unablässig aus ihm selber heraufflutete, bei dem Gedanken nämlich, daß sie vielleicht doch eine Wiederannäherung erstrebt hatte und möglicherweise ein Wort von ihm erwartete, daß sie inzwischen, um sich zu rächen, an einem bestimmten Abend und Ort etwas Bestimmtes tun würde, und daß er ihr nur ein Telegramm, er komme, zu schicken brauche, damit sie es nicht tat, daß vielleicht andere sich die Zeit zunutze machen könnten, die er verlor, und daß es in ein paar Tagen zu spät sein würde, sie wiederzubekommen, weil sie dann anderweitig vergeben wäre. Über all diese Eventualitäten wußte er rein nichts, seine Geliebte hüllte sich in ein Schweigen, das ihn vor Schmerz wahnsinnig machte, so daß er sich sogar Fragen stellte wie die, ob sie nicht vielleicht in Doncières versteckt oder nach Indien abgereist sei.

Man sagt, Schweigen sei eine Macht; in einem ganz anderen Sinne stellt es sogar eine furchtbare Macht in den Händen derjenigen dar, die geliebt werden. Es steigert die Beängstigung des Wartenden. Nichts lädt so sehr dazu ein, sich einem Wesen zu nähern, als gerade das, was einen von ihm trennt, und welche unüberschreitbarere Barriere gibt es als das Schweigen? Man sagt auch, Schweigen sei eine Marter und könne denjenigen, der im Kerker dazu verurteilt ist, um den Verstand bringen. Doch welche Marter – noch größer als Schweigen – besteht darin, es von der Seite des geliebten Wesens ertragen zu müssen! Robert fragte sich: Was tut sie wohl,

daß sie so beharrlich schweigt? Sicher betrügt sie mich mit anderen? Oder er wiederholte sich: Was habe ich denn getan, daß sie sich derart in Schweigen hüllt? Sie haßt mich vielleicht für immer. Dann aber gab er sich selbst die Schuld. So brachte ihn das Schweigen tatsächlich um den Verstand, vor Eifersucht und vor Reue. Grausamer übrigens als das Schweigen im Kerker, wird ein solches Schweigen selbst zum Kerker. Eine Mauer, zwar immateriell, aber undurchdringlich, schiebt sich dazwischen als luftleerer Raum, den das Augenlicht des Verlassenen nicht durchdringen kann. Gibt es eine schrecklichere Beleuchtung als die des Schweigens, die uns nicht eine, sondern tausend Abwesende zeigt, die alle eine andere Art von Verrat an uns üben? Manchmal meinte Robert in einem plötzlichen Gefühl der Entspannung, das Schweigen werde auf der Stelle enden, der erwartete Brief sei unterwegs. Er sah ihn kommen, lauschte auf jedes Geräusch, wähnte seinen Durst schon gestillt, flüsterte: »Der Brief ! Der Brief !« Und dann, nachdem er in dieser Weise die eine imaginäre Oase zärtlicher Liebe vor sich gesehen hatte, fand er sich wieder, wie er durch die reale Wüste des endlosen Schweigens stapfte.

Er durchlitt, ohne einen einzigen auszulassen, im voraus alle Schmerzen eines endgültigen Bruchs, den er in anderen Augenblicken glaubte vermeiden zu können, so wie Leute, die alle ihre Angelegenheiten im Hinblick auf eine Auswanderung regeln, zu der es nachher gar nicht kommt, und deren Denken, das nicht mehr weiß, wo es sich morgen ansiedeln soll, von ihnen losgelöst einen Augenblick umherflattert gleich dem Herzen, das man dem Kranken aus der Brust nimmt und das vom übrigen Körper getrennt noch weiterschlägt. Jedenfalls verlieh ihm die Hoffnung, seine Geliebte werde zurückkehren, den Mut, in diesem Zustand des Bruchs auszuharren, so wie der Glaube, man könne lebend aus dem Kampf zurückkehren, einem hilft, dem Tod ins Auge zu sehen. Und da die Gewohnheit von allen menschlichen Ge-

wächsen am wenigsten Nährboden zum Leben braucht und sich als erste auf dem scheinbar trostlosesten Felsen ansiedelt, hätte er sich vielleicht, indem er den Bruch zunächst als Finte einsetzte, am Ende noch ernstlich daran gewöhnt. Doch die Ungewißheit hielt ihn in einem Zustand, der mit der Erinnerung an jene Frau verknüpft war und so der Liebe glich. Er zwang sich indessen dazu, ihr nicht zu schreiben, wobei er vielleicht dachte, es sei ein weniger grausames Leiden, ohne seine Geliebte zu leben, als unter bestimmten Bedingungen mit ihr, oder daß es nach der Art, wie sie auseinandergegangen waren, unerläßlich sei, auf eine Entschuldigung von ihrer Seite zu warten, damit sie das bewahrte, was ihm gegenüber – wie er glaubte – wenn nicht an Liebe, so doch an Achtung und Respekt in ihr vorhanden war. Er begnügte sich damit, zum Telephon zu gehen, das man in Doncières eben eingerichtet hatte, um von einem Stubenmädchen, das er bei seiner Freundin plaziert hatte, Nachrichten einzuholen oder ihr Instruktionen zu geben. Diese Verbindungen waren aber schwierig zu bewerkstelligen und raubten ihm noch mehr Zeit, weil aufgrund der Meinungen ihrer literarischen Freunde bezüglich der Häßlichkeit der Hauptstadt, besonders aber mit Rücksicht auf ihre Tiere, ihre Hunde, ihren Affen, ihre Kanarienvögel und ihren Papagei, dessen unaufhörliches Gekreisch der Hausbesitzer in Paris nicht mehr hatte dulden wollen, Roberts Mätresse eine kleine Villa in der Nähe von Versailles gemietet hatte. Er jedoch, in Doncières, schlief des Nachts keinen Augenblick mehr. Einmal war er bei mir, von Müdigkeit übermannt, ein wenig eingeschlummert. Plötzlich aber fing er zu reden an, er wollte aufspringen, etwas verhindern, und sagte: »Ich höre sie, Sie werden doch nicht … Sie werden doch nicht … « Da erwachte er. Er erzählte mir, er habe eben geträumt, er sei auf dem Land bei dem Quartierwachtmeister gewesen. Dieser habe versucht, ihn von einem gewissen Teil des Hauses fernzuhalten. Er, Saint-Loup, habe erraten, daß jener einen äußerst reichen und äußerst lasterhaften Leutnant

bei sich beherberge, der, wie er wußte, seine Freundin sehr begehrte. Plötzlich habe er im Traum deutlich die regelmäßig wiederkehrenden Schreie gehört, die seine Mätresse im Augenblick der Lust auszustoßen pflege. Er habe den Quartierwachtmeister zwingen wollen, ihn zu dem Zimmer zu führen. Der aber habe ihn zurückgehalten, ihn gehindert, sich dorthin zu begeben, und zwar mit einer ganz bestimmten, über eine solche Indiskretion empörten Miene, daß er, Robert, es niemals werde vergessen können.

»Ein ganz blödsinniger Traum, stieß er noch völlig außer Atem hervor.«

Ich aber merkte sehr wohl, daß er in der nächsten Stunde mehrmals dicht daran war, seine Freundin anzurufen und eine Versöhnung zu suchen. Mein Vater hatte seit kurzem Telephon, aber ich wußte nicht, ob Saint-Loup damit besonders gedient gewesen wäre. Im übrigen schien es mir nicht sehr passend, meinen Eltern, oder auch nur dem bei ihnen in der Wohnung angebrachten Apparat, die Rolle eines Vermittlers zwischen Saint-Loup und seiner Mätresse zuzuerteilen, von welch vornehmen und edlen Gefühlen jene auch immer beseelt sein mochte. Der Alptraum, den Saint-Loup gehabt hatte, verwischte sich wieder etwas in seinem Bewußtsein. Mit abwesendem, starrem Blick suchte er mich während dieser schrecklichen Tage auf, deren Abfolge in meinen Augen gleichsam die prachtvolle Rundung eines mit harten Schlägen geschmiedeten Geländers bildete, an dem Robert Halt machte und sich fragte, welchen Entschluß seine Freundin fassen würde.

Schließlich fragte sie an, ob er zu verzeihen bereit wäre. Kaum hatte er begriffen, daß der Bruch vermieden war, sah er auch schon die Schattenseiten einer neuen Annäherung. Im übrigen litt er schon weniger und hatte sich fast mit einem Schmerz abgefunden, dessen ganze Schärfe ihn vielleicht nach ein paar Monaten wieder befallen würde, falls das Verhältnis von neuem begann. Er zögerte nicht lange. Und viel-

leicht zögerte er nur, weil er endlich sicher war, seine Geliebte wieder haben zu können, es zu können und also auch zu tun. Nur bat sie ihn, um ihr seelisches Gleichgewicht wiederzufinden, er möge zu Neujahr nicht nach Paris zurückkommen. Er aber hatte nicht den Mut, nach Paris zu gehen, ohne sie zu sehen. Andererseits hatte sie eingewilligt, mit ihm zu verreisen, dazu aber brauchte er einen richtigen Urlaub, den der Rittmeister Borodino ihm nicht gewähren wollte.

»Es tut mir leid wegen unseres Besuchs bei meiner Tante, der auf diese Weise verschoben werden muß. Aber zu Ostern bin ich bestimmt wieder in Paris.«

»Zu diesem Zeitpunkt können wir nicht zu Madame de Guermantes gehen, denn da bin ich schon in Balbec. Aber es macht gar nichts aus.«

»In Balbec? Aber da wart ihr doch erst im August.«

»Ja, aber in diesem Jahr soll ich meiner Gesundheit wegen schon früher hin.«

Seine einzige Besorgnis war, ich könne seine Geliebte nach dem, was er mir erzählt hatte, ungünstig beurteilen. »Sie ist nur heftig, weil sie zu freimütig ist, zu aufrichtig in ihren Gefühlen. Aber sie ist ein wundervolles Geschöpf. Du kannst dir nicht vorstellen, wieviel poetischen Sinn und Zartgefühl sie besitzt. Den Allerseelentag verbringt sie jedes Jahr in Brügge.[1] Das ist doch Klasse, nicht? Wenn du sie je kennenlernst, wirst du sehen, sie hat eine Art von Größe … « Und da er völlig unter dem Einfluß einer gewissen Redeweise stand, die im Umkreis dieser Frau in literarischen Milieus verbreitet war, setzte er hinzu: »Sie hat etwas Astrales, sogar etwas vom Vates, du verstehst, was ich meine, wie der Dichter, der beinahe ein Priester war.«

Während des ganzen Abendessens suchte ich nach einem Vorwand dafür, daß Saint-Loup seine Tante bitten könnte, mich zu empfangen, ohne seine Ankunft in Paris abzuwarten. Dieser Vorwand wurde mir durch das Verlangen geliefert, erneut Bilder von Elstir zu sehen, dem großen Maler, den

Saint-Loup und ich in Balbec kennengelernt hatten. Mein Vorwand enthielt übrigens etwas Wahres: Bei meinen bisherigen Besuchen in Elstirs Atelier hatte ich nämlich von seiner Malerei erwartet, sie führe mich zum Verständnis und zur Liebe von Dingen, die wertvoller wären als sie selbst, ein wirkliches Tauwetter, ein richtiger Provinzplatz, lebendige Frauen am Strand (ich hätte bei ihm höchstens Bilder jener Wirklichkeiten in Auftrag gegeben, denen ich nicht auf den Grund hatte kommen können, beispielsweise ein Weg mit Weißdorn, nicht etwa damit er mir ihre Schönheit festhalte, sondern sie mir entdecke), jetzt aber richtete sich mein Verlangen gerade auf die Originalität und den verführerischen Zauber seiner Bilder, und was ich jetzt vor allem sehen wollte, waren weitere Elstirs.

Es kam mir außerdem so vor, als seien noch seine geringsten Bilder etwas anderes als die Meisterwerke selbst größerer Maler. Sein Werk war wie ein umfriedetes Reich mit unüberschreitbaren Grenzen und aus unvergleichlichem Stoff. Aus den wenigen Zeitschriften, in denen Studien über ihn veröffentlicht waren und die ich begierig sammelte, hatte ich erfahren, daß er seit kurzem erst Landschaften und Stilleben malte, eigentlich aber mit mythologischen Szenen begonnen hatte (von zweien davon hatte ich Photographien in seinem Atelier gesehen); darauf habe er lange Zeit unter dem Einfluß der japanischen Malerei gestanden.

Einige der für seine verschiedenen Stilarten besonders charakteristischen Bilder befanden sich in der Provinz. Ein bestimmtes Haus in Les Andelys[1] , das eine seiner schönsten Landschaften barg, erschien mir so kostbar und flößte mir ein so lebhaftes Reiseverlangen ein wie ein Dorf in der Gegend von Chartres, dessen Mühlkalkstein ein berühmtes Kirchenfenster umrahmt; und zu dem Besitzer dieses Meisterwerkes, dem Mann, der im Innern seines kunstlosen Hauses an der Hauptstraße einsiedlerhaft wie ein Astrologe einen solchen Spiegel der Welt befragte, wie ein Bild von Elstir es ist, und

der dafür vielleicht mehrere Tausend Francs gezahlt hatte, fühlte ich mich mit jener Sympathie hingezogen, die bis ins Herz, ja selbst in den Charakter hinein diejenigen eint, die in einem wesentlichen Punkt gleicher Meinung sind.[1] Nun waren in einer dieser Zeitschriften drei wichtige Werke meines Lieblingsmalers mit dem Vermerk versehen, sie seien im Besitz von Madame de Guermantes. Alles in allem konnte ich also ganz aufrichtig an dem Abend, als Saint-Loup mir die Reise seiner Geliebten nach Brügge angekündigt hatte, ihn während des Essens in Gegenwart seiner Freunde ansprechen, als geschähe es spontan:

»Hör mal, entschuldige. Ein letztes Wort über die Dame, von der wir gesprochen haben. Du erinnerst dich noch an Elstir, den Maler, den ich in Balbec kennenlernte?«

»Aber wie sollte ich nicht, natürlich erinnere ich mich.«

»Und auch noch daran, wie sehr ich ihn bewunderte?«

»Sehr gut, und auch an den Brief, den wir ihm hatten bringen lassen.«

»Nun also, einer der Gründe, wenn auch nicht der wichtigste, ein beiläufiger Grund sozusagen, weshalb ich die bewußte Dame kennenlernen möchte – du weißt doch noch, von welcher die Rede ist?«

»Aber ja doch! Komm zur Sache!«

»Dieser Grund also ist, daß sie bei sich zu Hause zumindest ein sehr schönes Bild von Elstir hat.«

»So? Das wußte ich gar nicht.«

»Elstir wird sicherlich zu Ostern in Balbec sein; Sie wissen ja, daß er jetzt fast das ganze Jahr dort am Meer verbringt. Ich hätte dieses Bild sehr gern vor meiner Abreise gesehen. Ich weiß nun nicht, ob Sie sich so gut mit Ihrer Tante stehen, daß Sie sie, wenn Sie mich geschickt genug herausstreichen, so daß sie nicht gut ablehnen kann, darum bitten könnten, sie möge mich das Bild auch ohne Sie ansehen lassen, da Sie ja nicht in Paris sind?«

»Natürlich, da kann ich für sie garantieren; lassen Sie das nur meine Sache sein.«

»Robert, wie ich Sie mag.«

»Sie sind sehr nett, daß Sie mich so mögen, aber noch netter wäre, Sie duzten mich, wie Sie versprochen haben und wie du auch bereits angefangen hattest zu tun.«

»Ich hoffe, Sie hecken da nicht etwa Ihre Abreise aus«, sagte einer der Freunde Roberts zu mir. »Sie wissen doch, wenn Saint-Loup in Urlaub fährt, ändert sich deshalb nichts, wir sind da. Es wird vielleicht weniger amüsant für Sie sein, aber wir werden uns um so mehr Mühe geben, Sie über seine Abwesenheit hinwegzutrösten.«

Tatsächlich verlautete, als alles glaubte, die Freundin Roberts werde allein nach Brügge fahren, daß der Rittmeister Borodino, der bisher dagegen gewesen war, nun doch dem Fähnrich Saint-Loup einen längeren Urlaub nach Brügge bewilligt habe. Das beruhte auf folgendem. Der Fürst, der sich viel auf sein üppiges Haar einbildete, war ein eifriger Kunde des ersten Friseurs der Stadt, der früher als Gehilfe beim ehemaligen Hofcoiffeur Napoleons iii. gearbeitet hatte. Rittmeister Borodino stand sich ausgezeichnet mit dem Friseur, denn ungeachtet seines majestätischen Gehabes war er schlicht im Umgang mit einfachen Leuten. Der Friseur aber, bei dem der Fürst mindestens fünf Jahre mit seinen Zahlungen im Rückstand war, wobei Fläschchen mit »Portugal« und »Eau des Souverains« sowie Brenneisen, Rasiermesser und Streichriemen ebenso ins Gewicht fielen wie Shampooing, Haarschneiden und so weiter, hegte größere Achtung für Saint-Loup, der immer gleich bar bezahlte, dazu mehrere Equipagen und Reitpferde besaß. Da er über Saint-Loups Kummer, daß er nicht mit seiner Mätresse zusammen verreisen könne, unterrichtet war, machte er mit aller Wärme davon dem Fürsten, der gefesselt in einen weißen Umhang dasaß, in dem Augenblick Mitteilung, als der Barbier seinen Kopf nach hinten bog und ihm gleichsam an die Kehle ging. Die Erzählung der galanten

Abenteuer eines jungen Mannes entlockte dem fürstlichen Rittmeister ein Lächeln bonapartistischer Nachsicht. Es ist wenig wahrscheinlich, daß er dabei an seine unbezahlte Rechnung dachte, doch die Empfehlung des Friseurs machte ihn ebensosehr zur guten Laune geneigt wie die eines Herzogs zur schlechten. Er hatte das Kinn noch voller Seife, als der Urlaub versprochen war; am gleichen Abend wurde er unterschrieben. Was den Friseur anging, der die Angewohnheit hatte, sich unausgesetzt zu brüsten, und sich zu diesem Zweck mit einer außergewöhnlichen Fähigkeit zum Lügen völlig erfundene Erfolge zuschrieb, so ließ er, als er für einmal Saint-Loup einen wirklichen Dienst erwiesen hatte, nicht nur gar nichts davon in der Welt verlauten, sondern erzählte Robert – als könne die Eitelkeit nun einmal nicht aufs Lügen verzichten und überließe, wenn sie gar keine Gelegenheit dazu finde, ihren Platz lieber der Bescheidenheit – von der ganzen Sache kein Wort.

Alle Freunde Roberts sagten mir, daß, solange ich in Doncières bliebe oder wann immer ich wiederkäme und er nicht da sei, ihre Wagen, Pferde, Häuser und freie Zeit mir zur Verfügung stünden, und ich fühlte, daß diese jungen Leute aus vollem Herzen ihren Luxus, ihre Jugend und ihre Kräfte in den Dienst meiner Schwäche stellten.

»Warum übrigens«, meinten die Freunde Saint-Loups, nachdem sie mir zum Dableiben zugeredet hatten, »wollen Sie nicht jedes Jahr wiederkommen? Sie sehen ja selbst, daß das bescheidene Leben hier Ihnen gut gefällt! Und dazu noch interessieren Sie sich für alles, was im Regiment vorgeht, wie ein Altgedienter.«

Begierig bat ich sie nämlich immer wieder, die verschiedenen Offiziere, deren Namen ich kannte, nach der mehr oder weniger großen Bewunderung, die sie in ihren Augen verdienten, einzuordnen, so wie ich es einst mit meinen Schulkameraden in bezug auf die Schauspieler des Théâtre-Français gemacht hatte. Wenn einer der Freunde Saint-Loups über einen

General, den ich von den anderen immer an erster Stelle hatte nennen hören, einen Galliffet oder Négrier etwa, sagte: »Aber Négrier ist als Stabsoffizier doch recht mäßig«, und statt dessen den neuen, unverbrauchten, schmackhaften Namen Pau oder Geslin de Bourgogne[1] in die Debatte warf, war ich ebenso glücklich überrascht wie einst, wenn die abgegriffenen Namen Thiron oder Febvre von dem plötzlich aufsteigenden Glanz des ungebräuchlichen Names Amaury[2] verdrängt wurden. »Selbst Négrier überlegen? Aber worin? Nennen Sie mir ein Beispiel.« Ich verlangte danach, daß es tiefgreifende Unterschiede noch unter den Angehörigen der niederen Offizierschargen des Regiments gäbe, und hoffte, in der Begründung dieser Unterschiede das Wesen dessen zu ermitteln, was soldatische Überlegenheit sei. Einer von denen, über die ich am liebsten reden gehört hätte, weil ich ihn am häufigsten gesehen hatte, war der Fürst von Borodino. Doch weder Saint-Loup noch seine Freunde, wenn sie auch in ihm dem stattlichen Offizier Gerechtigkeit widerfahren ließen, dessen Schwadron in unvergleichlicher Haltung daherkam, mochten ihn als Menschen. Ohne freilich von ihm in dem gleichen Ton zu reden wie von gewissen aus dem Mannschaftsstand hervorgegangenen, freimaurerischen Offizieren, die mit den anderen nicht verkehrten und neben ihnen einen scheuen, adjudantenhaften Eindruck machten, schienen sie doch Monsieur de Borodino nicht zu den übrigen adligen Offizieren zu rechnen, von denen er sich tatsächlich in seiner ganzen Haltung, selbst Saint-Loup gegenüber, unterschied. Diese anderen, die sich die Tatsache zunutze machten, daß Robert nur Fähnrich war und seine mächtige Familie sich also glücklich schätzen konnte, wenn er zu Vorgesetzten eingeladen wurde, die von den Seinen sonst mit Herablassung behandelt worden wären, ließen sich keine Gelegenheit entgehen, ihn an ihrem Tisch zu begrüßen, wenn sich dort irgendein großes Tier befand, das einem jungen Untergebenen nützlich sein konnte. Als einziger unterhielt der Rittmeister Borodino nur – aller-

dings ausgezeichnete – rein dienstliche Beziehungen zu Robert. Das kam daher, daß der Fürst, dessen Großvater vom Kaiser zum Marschall und Prinz-Herzog ernannt worden war, mit dessen Familie er sich danach durch Heirat verband, dessen Vater dann ferner eine Kusine Napoleons iii. geheiratet hatte und zweimal Minister nach dem Staatsstreich[1] gewesen war, spürte, daß er trotz alledem in den Augen Saint-Loups und in der Gesellschaft der Guermantes kein großes Ansehen hatte, wobei jene andererseits für ihn, da er sich nicht auf den gleichen Standpunkt stellte wie sie, nicht besonders zählten. Er ahnte, daß er für Saint-Loup – er, der mit den Hohenzollern[2] Verschwägerte – kein wirklicher Adeliger, sondern der Enkel eines Pächters war, sah aber seinerseits in Saint-Loup den Sohn eines Mannes, dessen Grafentitel vom Kaiser bestätigt worden war – man nannte das im Faubourg Saint-Germain »les comtes refaits«[3] – und der diesen um eine Präfektur, dann um irgendeinen anderen Posten weit unter Seiner Durchlaucht dem Staatsminister Fürsten von Borodino angegangen hatte, dessen Anrede in Schriftstücken »Monseigneur« lautete und der ein Neffe des Kaisers war.

Mehr als ein Neffe vielleicht. Von der ersten Fürstin von Borodino hieß es, sie habe sich Napoleon i. gegenüber sehr entgegenkommend gezeigt und sei ihm nach Elba gefolgt, die zweite aber habe es mit Napoleon iii. gehalten. Und wenn man auf dem ruhevoll gleichmütigen Gesicht des Rittmeisters nicht die eigentlichen Gesichtszüge, wohl aber die einstudierte Majestät der Maske Napoleons i. entdeckte, so hatte dieser Offizier zumal in seinem melancholisch gutmütigen Blick und dem herabhängenden Schnurrbart etwas, was an Napoleon iii. erinnerte; letzteres sogar auf eine so frappierende Art, daß, als er nach der Schlacht bei Sedan[1] darum gebeten hatte, den Kaiser begleiten zu dürfen, und mit seinem Ersuchen von Bismarck abgewiesen worden war, dieser bei einem zufälligen Blick auf den jungen Mann, der sich gerade entfernen wollte, plötzlich, durch die Ähnlichkeit betroffen, anderen Sinnes

wurde, ihn zurückrief und ihm die Genehmigung gab, die er ihm wie allen anderen noch eben verweigert hatte.

Wenn der Fürst von Borodino weder Saint-Loup noch anderen Angehörigen des Faubourg Saint-Germain im Regiment Avancen machen wollte (während er häufig zwei bürgerliche Leutnants einlud, die sehr angenehme Menschen waren), so deshalb, weil er, der sie alle von der Höhe seiner imperialen Größe aus betrachtete, unter seinen Untergebenen den Unterschied machte, daß die einen Untergebene waren, die sich selbst als solche erachteten und mit denen er gern verkehrte, da er unter der Maske der Majestät von schlichter, jovialer Gemütsart war, die anderen jedoch Untergebene, die sich für überlegen hielten, was er nicht duldete. Während also alle Offiziere des Regiments Saint-Loup den Hof machten, beschränkte sich der Fürst von Borodino, dem jener durch den Marschall von X. empfohlen worden war, darauf, ihn im Dienst, wo Saint-Loup übrigens sich mustergültig führte, mit Verbindlichkeit zu behandeln, doch empfing er ihn nicht bei sich, außer bei einer speziellen Gelegenheit, wo er gewissermaßen gezwungen war, ihn einzuladen, und wo er, da sie sich während meines Aufenthaltes ergab, ihn bat, mich mitzubringen. Ich konnte an jenem Abend, als Saint-Loup am Tisch seines Hauptmanns saß, mit Leichtigkeit sogar noch an den Manieren und der Art von Eleganz der beiden den Unterschied erkennen, der zwischen den zwei Aristokratien[1] bestand: dem alten Adel und dem des Kaiserreichs. Aus einer Kaste hervorgegangen, deren Fehler, selbst wenn er sie mit seinem ganzen Verstand ablehnte, ihm dennoch in Fleisch und Blut übergegangen waren und die, da sie seit mindestens hundert Jahren aufgehört hat, eine wirkliche Autorität auszuüben, in der gönnerhaften Liebenswürdigkeit, die einen Teil der ihr zuteil werdenden Erziehung bildet, nichts anderes mehr als eine Übung wie Reiten oder Fechten sieht, etwas, was ohne ernsthaften Zweck, zum bloßen Vergnügen kultiviert wird, namentlich Bürgerlichen gegenüber, die dieser Adel hinläng-

lich verachtet, um zu glauben, sein umgängliches Verhalten schmeichle ihnen und seine Zwanglosigkeiten ehrten sie, ergriff Saint-Loup freundschaftlich die Hand jedes beliebigen Bürgerlichen, der ihm vorgestellt wurde, dessen Namen er vielleicht nicht verstanden hatte, und redete ihn im Gespräch (wobei er unaufhörlich die Beine übereinanderschlug, sie wieder nebeneinander setzte, sich zurücklehnte, in nachlässiger Haltung, mit dem Fuß in der Hand) mit »mein Lieber« an. Ganz anders Borodino: einem Adel angehörig, dessen Titel noch ihre Bedeutung bewahrten, waren sie doch mit reichen Majoraten, dem Lohn glorreicher Dienste verbunden und erinnerten an hohe Stellungen, in denen man vielen befiehlt und die Menschen kennen muß, betrachtete Fürst Borodino seinen Rang – wenn auch nicht mit der Deutlichkeit des persönlichen, klaren Bewußtseins, so doch in seinem Körper, in Gebärde und Haltung – als eine tatsächliche Prärogative; an die gleichen Bürgerlichen, die Saint-Loup auf die Schulter geklopft und am Arm gefaßt hätte, wandte er sich mit majestätischer Freundlichkeit, in der eine von Größe durchdrungene Zurückhaltung die heitere Leutseligkeit, die in seiner Natur lag, etwas minderte, und in einem gleichzeitig von aufrichtigem Wohlwollen und gewolltem Stolz bestimmten Ton. Das ließ sich sicher darauf zurückführen, daß er den großen Botschaften und dem Hofe weniger fern stand, an dem sein Vater die höchsten Chargen innegehabt hatte und wo Saint-Loups Manieren, seine Art, den Ellbogen auf den Tisch zu stützen und den Fuß in die Hand zu nehmen, übel aufgenommen worden wären; vor allem aber hing es damit zusammen, daß er die Bourgeoisie weniger verachtete, daß er in ihr das große Reservoir sah, aus dem der erste Kaiser seine Marschälle und Adligen geholt und in dem der zweite einen Fould[1] , einen Rouher[2] gefunden hatte.

Gewiß konnten in ihm, dem Sohn oder Enkel eines Kaisers, der nur noch eine Schwadron befehligte, die Sorgen und Aufgaben seines Vaters und seines Großvaters mangels geeigne-

ter Gegenstände nicht weiterleben, zumindest nicht in seinen Gedanken. Doch wie der Geist eines Künstlers noch Jahre, nachdem er erloschen ist, an der Statue, die er geschaffen hat, weiterformt, so hatte, was seine Vorfahren beschäftigte, in Monsieur de Borodino Gestalt angenommen, hatte sich materialisiert, inkarniert und spiegelte sich in seinem Gesicht. Tadelte er einen Gefreiten, hatte seine Stimme die Lebhaftigkeit des ersten Kaisers, stieß er den Rauch einer Zigarette aus, tat er es mit der nachdenklichen Melancholie des zweiten. Wenn er in Zivil durch die Straßen von Doncières daherkam, legte ein bestimmtes Feuer in seinen Augen, das unter der Melone hervordrang, um den Rittmeister die Aura eines fürstlichen Inkognito; man erbebte, wenn er das Büro des Hauptquartiermeisters betrat, von seinem Adjutanten und dem Furier gefolgt, wie von Berthier und Masséna.[3] Wenn er einen Hosenstoff für seine Schwadron aussuchte, so fixierte er den Kammerunteroffizier mit einem Blick, der Talleyrand[1] irremachen und Alexander[2] hätte täuschen können; und bei einer Ausrüstungsinspektion hielt er manchmal plötzlich inne und ließ seine wundervollen blauen Augen vor sich hinträumen, zwirbelte seinen Schnurrbart und sah ganz so aus, als sei er in Gedanken mit der Neugestaltung Preußens und Italiens beschäftigt.[3] Sogleich aber wurde er von Napoleon iii. wieder zu Napoleon i., stellte fest, daß das Lederzeug nicht gewienert sei, und wollte von der Mannschaftsverpflegung kosten. Und bei sich zu Hause, in seinem Privatleben, waren es die Frauen bürgerlicher Offiziere (soweit sie nicht zu den Freimaurern gehörten), die von ihm ein königsblaues Sèvresgeschirr vorgesetzt bekamen, wie es einem Botschafter würdig gewesen wäre (Napoleon hatte es seinem Vater geschenkt, und in dem Provinzhaus, das er an der Stadtanlage bewohnte, wirkte es noch kostbarer, wie das seltene Porzellan, das Touristen mit besonderem Vergnügen im rustikalen Schrank eines alten, zu einem beliebten und erfolgreichen Ausflugslokal umgewandelten Herrensitzes betrachten); und dazu noch weitere Ge-

schenke des Kaisers: jene vornehmen, bezaubernden Umgangsformen, die ihrerseits – wäre man nicht für gewisse Leute als ein »von« sein Leben lang einem völlig ungerechten Ostrazismus ausgeliefert – auf einem Repräsentationsposten eine hervorragende Wirkung erzielt hätten, dann die vertraulichen Gesten, seine Güte, seine Huld und schließlich unter ebenfalls königsblauem, glorreiche Bilder bergendem Email, die geheimnisvolle, leuchtende und weiterlebende Reliquie seines Blicks. Zu den bürgerlichen Beziehungen, die der Fürst in Doncières unterhielt, ist folgendes zu sagen. Der Oberstleutnant spielte ganz wundervoll Klavier, die Frau des Oberstabsarztes sang, als wäre sie mit einem ersten Preis des Konservatoriums ausgezeichnet. Dieses letztere Paar und ebenso der Oberstleutnant und seine Gattin speisten jede Woche bei Monsieur de Borodino. Sie fühlten sich sicherlich dadurch geehrt, denn sie wußten, daß der Fürst, wenn er auf Urlaub in Paris weilte, bei Madame de Pourtalès[1] , bei den Murat[2] und so weiter dinierte, doch sie sagten sich: Er ist schließlich nur ein einfacher Rittmeister, er muß sich glücklich schätzen, daß wir zu ihm kommen. Im übrigen ist er für uns ein wahrer Freund. Doch als Monsieur de Borodino, der seit langem Anstrengungen machte, sich Paris mehr anzunähern, nach Beauvais versetzt wurde und umzog, vergaß er die beiden musikalischen Ehepaare so vollkommen wie das Theater von Doncières und das kleine Restaurant, aus dem er oft sein Essen hatte kommen lassen, und zu ihrer großen Empörung bekamen weder der Oberstleutnant noch der Oberstabsarzt, die so oft bei ihm zu Abend gegessen hatten, im Leben wieder eine Nachricht von ihm.

Eines Morgens gestand mir Saint-Loup, er habe an meine Großmutter geschrieben, um von mir Nachricht zu geben und um ihr den Gedanken nahezulegen, sie solle, da eine Telephonverbindung zwischen Doncières und Paris bestand, einmal mit mir sprechen. Kurz, am gleichen Tag noch werde sie mich an den Apparat rufen lassen, und er riet mir, gegen drei

Viertel vier auf der Post zu sein. Das Telephon war in jener Epoche noch nicht so gebräuchlich wie heute.[3] Und doch braucht die Gewohnheit so wenig Zeit, die heiligen Kräfte, mit denen wir in Kontakt stehen, ihres Geheimnisses zu berauben, daß ich, als die Verbindung nicht sofort zustande kam, einzig den Gedanken, die Sache sei sehr langwierig und sehr unbequem, sowie beinahe die Absicht hegte, mich deshalb zu beschweren: Wie wir alle jetzt, fand ich, daß der an jähen Überraschungen reiche, bewunderungswürdige, märchenhafte Vorgang nicht rasch genug funktioniere, obwohl nur ein paar Augenblicke notwendig sind, um das Wesen, mit dem wir sprechen wollen – unsichtbar und doch gegenwärtig, während es selbst in der Stadt, die es bewohnt (im Falle meiner Großmutter also Paris) unter einem anderen Himmel als dem unseren, bei einem Wetter, das nicht unbedingt das gleiche sein muß wie bei uns, am Tisch sitzt inmitten von Umständen und Beschäftigungen, über die wir nichts wissen, von denen jenes Wesen uns aber berichten wird –, über Hunderte von Meilen hinweg (es selbst sowie die ganze Umgebung, in der es verhaftet bleibt) in dem Augenblick, da unsere Laune es befiehlt, an unser Ohr zu bringen. Wir sind dann wie eine Gestalt im Märchen, der auf ihren Wunsch eine Zauberin in übernatürlicher Helle die Großmutter oder Verlobte erscheinen läßt, wie sie gerade in einem Buche blättert, Tränen vergießt, Blumen pflückt, ganz dicht bei dem Betrachter und dennoch fern, das heißt an dem Ort, an dem sie sich wirklich befindet. Wir brauchen, damit sich dieses Wunder vollzieht, unsere Lippen nur der magischen Membrane zu nähern und – manchmal etwas zu lange, ich gebe es zu – die wachsamen Jungfrauen zu rufen, deren Stimme wir täglich hören, ohne je ihr Gesicht zu kennen, und die unsere Schutzengel in jenem schwindelerregenden Dunkel sind, über dessen Pforten sie eifersüchtig wachen; die Allmächtigen, durch die die Abwesenden neben uns aufsteigen, ohne daß es erlaubt wäre, sie zu gewahren; die Danaiden des Unsichtbaren, die unablässig die

Urnen der Töne leeren, füllen und einander übergeben; die ironischen Furien, die, während wir einer Freundin etwas Vertrauliches zuflüsterten, in der Hoffnung, daß niemand uns höre, uns grausam »Hier Amt« zurufen; die ewig gereizten Dienerinnen des Mysteriums, die argwöhnischen Priesterinnen des Unsichtbaren, die Telephonfräulein![1]

Und sobald unser Ruf in der Nacht voller Erscheinungen, der allein sich unsere Ohren öffnen, ergangen ist, ertönt ein leises Geräusch, ein abstraktes Geräusch – das der überwundenen Entfernung –, und die Stimme des teuren Wesens spricht zu uns.

Sie ist es, die Stimme erreicht uns, ist da. Doch wie fern sie ist! Wie oft vermochte ich sie nicht ohne Beklemmung zu vernehmen, als ob ich im Bewußtsein, nur nach langen Reisestunden diejenige sehen zu können, deren Stimme meinem Ohr so nahe war, um so besser spürte, was an Enttäuschendem im bloßen Schein einer noch so süßen Annäherung liegt und wie fern wir oft geliebten Personen in dem Augenblick sind, da es scheint, wir brauchten nur die Hand auszustrecken, um sie festzuhalten. Realpräsenz dieser so nahen Stimme – bei tatsächlicher Trennung! Aber Vorwegnahme auch einer ewigen Trennung! Oft, wenn ich in der Weise zuhörte, ohne die zu sehen, die von so weit her zu mir sprach, schien es mir, als riefe diese Stimme aus Tiefen, aus denen man nicht wieder hinaufsteigt, und so habe ich die Angst kennengelernt, die mich eines Tages ganz umfangen sollte, wenn eine Stimme (sie allein, einem Körper enthoben, den ich niemals wiedersehen sollte) auf ähnliche Weise wiederkam, um an meinem Ohr Worte zu flüstern, die ich im Vorüberhuschen von Lippen hätte küssen mögen, die für immer zu Staub zerfallen sind.

An jenem Tage in Doncières fand leider das Wunder nicht statt. Als ich auf dem Postamt erschien, hatte meine Großmutter schon angerufen; ich trat in die Kabine, die Leitung war besetzt, jemand sprach, der sicher nicht wußte, daß niemand da war, um ihm zu antworten, denn als ich den Hörer auf-

nahm, begann das Stück Holz zu reden wie Pulcinella; ich zwang es zur Ruhe wie beim Puppenspiel, indem ich es wieder an seinen Platz zurücklegte, aber, wie Pulcinella, fing es, sobald ich es wieder aufnahm, von neuem zu schwatzen an. Ich gab die Sache schließlich auf, hängte den Hörer endgültig ein, erstickte damit die Zuckungen dieses tönenden Stumpfes, der bis zur letzten Sekunde plapperte, und suchte den Beamten auf, der mir sagte, ich möge einen Augenblick warten; dann sprach ich, und nach ein paar Augenblicken der Stille hörte ich auf einmal die Stimme, die ich zu Unrecht so gut zu kennen meinte, denn bis dahin hatte ich jedesmal, wenn meine Großmutter mit mir sprach, das, was sie sagte, in der aufgeschlagenen Partitur ihres Gesichts verfolgt, auf der die Augen so viel Platz einnahmen; doch ihrer Stimme selbst lauschte ich heute zum erstenmal. Da aber diese Stimme mir in ihren Proportionen von dem Augenblick an, da sie ein Ganzes darstellte, ganz verändert schien und isoliert zu mir drang ohne die Begleitung der Gesichtszüge, entdeckte ich erst, wie sanft sie war; vielleicht übrigens war sie es nie in diesem Maße gewesen, denn meine Großmutter, die spürte, daß ich fern und unglücklich war, glaubte sich einer überströmenden Zärtlichkeit hingeben zu dürfen, die sie sonst, aus erzieherischen »Prinzipien« heraus, zurückhielt und verbarg. Sie war sanft, doch gerade in ihrer Sanftheit auch unendlich traurig, wie abgeklärt, mehr als nur wenige menschliche Stimmen es jemals gewesen sein mögen, ohne jede Härte, ohne jedes Element von Widerstand gegen andere, ohne jede Spur von Egoismus; verletzlich vor lauter Zartheit, schien sie in jeder Sekunde nahe daran, zu brechen, in einem reinen Tränenstrom zu enden; zudem nahm ich jetzt, da ich sie allein vor mir hatte, ohne die Maske des Gesichts, zum erstenmal darin die Kümmernisse wahr, die sie im Laufe des Lebens zermürbt hatten.

War es übrigens wirklich nur die Stimme, die mir durch ihr isoliertes Auftreten jenen Eindruck machte, der mir das Herz zerriß? Wohl nicht; vielmehr schien mir das Alleinsein der

Stimme ein Symbol zu sein, das geisterhafte Bild, der unmittelbare Effekt eines anderen Alleinseins, jenes meiner Großmutter, die zum erstenmal von mir getrennt war. Die Befehle oder Verbote, die sie mir im normalen Verlauf des Lebens unaufhörlich erteilte, der Unmut des Gehorchens oder das Fieber der Auflehnung, die meine zärtliche Liebe zu ihr neutralisierten, das alles trat in diesem Augenblick zurück und war vielleicht auch künftig gebannt (da meine Großmutter ja nicht mehr verlangte, mich in ihrer Nähe und unter ihrer Aufsicht zu haben, sondern gerade im Begriff war, ihrer Hoffnung Ausdruck zu geben, daß ich ganz in Doncières bliebe oder jedenfalls meinen Aufenthalt dort so lange wie möglich ausdehnte, weil es meiner Gesundheit und meiner Arbeit zuträglich sein könnte); so war denn auch, was ich unter der kleinen, an mein Ohr gepreßten Glocke festhielt, unsere von allen diametralen, täglich auf sie Gegendruck ausübenden Kräften befreite, und jetzt, da sie mein ganzes Gewicht aufhob, unwiderstehlich gewordene gegenseitige Liebe. Der Vorschlag meiner Großmutter, ich solle doch noch bleiben, flößte mir ein angstvolles, wahnwitziges Verlangen ein, auf der Stelle heimzukehren. Die Freiheit, die sie mir nunmehr ließ und die von ihrer Seite zu erlangen ich nie für möglich gehalten hätte, schien mir mit einem Mal so traurig, wie es meine Freiheit nach ihrem Tod sein könnte (wo ich sie noch lieben würde, sie aber für immer auf mich verzichtet hätte). Ich rief: »Großmutter, Großmutter«, und hätte sie am liebsten geküßt; aber nur die Stimme war bei mir, so ungreifbar wie die geisterhafte Erscheinung, die mich vielleicht wieder aufsuchen würde, wenn meine Großmutter tot wäre. »Sprich zu mir!« – doch da trat ein, was mich noch einsamer machte: ich hörte die Stimme auf einmal nicht mehr. Meine Großmutter nahm meine nicht mehr wahr, sie stand nicht mehr in Verbindung mit mir, wir hatten aufgehört, uns einander gegenüber zu befinden, eines für das andere hörbar zu sein, ich rief sie noch weiter im Dunkel tappend an und hatte das Gefühl, daß auch

ihre Rufe sich verlieren mußten. Ich zitterte vor Angst, dieselbe Angst, die ich in weit entlegener Vergangenheit als kleines Kind einmal empfunden hatte, als ich sie in einer Menschenmenge verloren hatte, weniger die Angst, sie nicht wiederzufinden, als jene, zu spüren, daß sie nach mir suchte und sich sagen mußte, daß auch ich sie suche; einer Angst, die jener überaus ähnlich war, die ich an dem Tag empfinden würde, da man zu denen spricht, die nicht mehr antworten können und denen man doch zumindest alles zu verstehen geben möchte, was man ihnen nicht gesagt hat, samt der Zusicherung, daß man selbst nicht leidet. Es kam mir so vor, als habe ich bereits einen geliebten Schatten unter anderen Schatten sich verlieren lassen, und allein vor dem Apparat wiederholte ich immer wieder vergeblich: »Großmutter, Großmutter«, so wie Orpheus, nachdem er allein geblieben ist, immer wieder den Namen der Toten vor sich hinspricht. Ich entschloß mich, das Postamt zu verlassen und Robert in seinem Restaurant zu treffen, um ihm zu sagen, ich würde vielleicht eine Depesche erhalten, die mich zu sofortiger Abreise zwänge, und wollte für alle Fälle einen Blick in den Fahrplan werfen. Und doch, bevor ich diesen Entschluß faßte, hätte ich gern ein letztes Mal die Töchter der Nacht angerufen, die Botinnen des Wortes, die Gottheiten ohne Antlitz; aber die launenhaften Hüterinnen hatten die Zauberpforten nicht wieder auftun wollen, vielleicht konnten sie es auch nicht; wie unermüdlich sie auch den ehrwürdigen Erfinder des Buchdrucks und den jungen Prinzen, den Liebhaber von impressionistischer Malerei und Automobilen (der ein Neffe des Rittmeisters Borodino war), beschwörten, Gutenberg und Wagram[1] ließen ihr Flehen ohne Antwort, worauf ich ging, denn ich spürte, das Unsichtbare würde gegen alles Bitten taub bleiben.

Als ich bei Robert und seinen Freunden eintraf, offenbarte ich ihnen nicht, daß ich mit dem Herzen nicht mehr bei ihnen war und daß meine Abreise schon unwiderruflich beschlossen war. Saint-Loup schien mir zu glauben, doch später erfuhr

ich, daß er von der ersten Minute an durchschaut hatte, daß meine Ungewißheit nur gespielt war und er mich am nächsten Tag nicht mehr vorfinden werde. Während seine Freunde vor ihren erkaltenden Gerichten sitzend mit ihm aus dem Fahrplan den Zug heraussuchten, den ich nehmen könnte, um nach Paris zurückzukehren, und während in der kalten, sternklaren Nacht das Pfeifen der Lokomotiven zu hören war, empfand ich gewiß nicht mehr den gleichen Frieden, wie ihn mir an so vielen Abenden die Freundschaft der einen und das ferne Vorüberziehen der anderen geschenkt hatten. Dabei unterließen sie nicht, auch an diesem Abend zwar in anderer Form, aber in gleichem Sinne zu wirken. Meine Abreise bedrückte mich weniger, sobald ich nicht mehr allein daran denken mußte, sobald ich mit ihrer Bewerkstelligung die normalere und gesundere Tatkraft meiner energiegeladenen Freunde, der Kameraden Roberts, und jener anderen kraftvollen Wesen, der Eisenbahnzüge, beschäftigt sah, deren Kommen und Gehen morgens wie abends zwischen Doncières und Paris rückblickend das, was meine lange Trennung von meiner Großmutter an zu Kompaktem und Unerträglichem an sich hatte, in tägliche Rückkehrmöglichkeiten auflöste.

»Ich zweifle nicht an der Wahrheit deiner Worte und daran, daß du noch nicht reisen willst«, sagte Saint-Loup mit einem Lächeln zu mir, »aber tu so, als reistest du, und sag mir morgen frühzeitig adieu, damit ich auf keinen Fall riskiere, dich nicht mehr zu sehen; ich esse gerade morgen in der Stadt, der Rittmeister hat es mir erlaubt; um zwei Uhr muß ich wieder in der Kaserne sein, denn wir rücken dann für den ganzen Tag aus. Sicher wird die Herrschaft, bei der ich etwa drei Kilometer von hier entfernt zu Tisch bin, mich zur Zeit zurückfahren, so daß ich um zwei Uhr in der Kaserne bin.«

Er hatte kaum zu Ende geredet, als man von meinem Hotel nach mir schickte; ich werde von der Post ans Telephon gerufen. Ich rannte hin, denn sie mußte gleich schließen. Das Wort »Ferngespräch« kehrte unaufhörlich in allen Antworten wie-

der, die die Angestellten mir gaben. Ich hatte fürchterliche Angst, denn meine Großmutter hatte nach mir gefragt, und das Büro mußte schließen. Endlich war die Verbindung da. »Bist du es, Großmama?« Eine Frauenstimme mit starkem englischen Akzent antwortete mir: »Ja, aber ich erkenne Ihre Stimme nicht.« Auch ich erkannte die Stimme nicht, die zu mir sprach, und meine Großmutter sagte nie »Sie« zu mir. Endlich klärte sich alles auf. Der junge Mann, den seine Großmutter hatte ans Telephon rufen lassen, trug fast den gleichen Namen wie ich und wohnte in einer Dependance des Hotels. Da der Anruf am selben Tag kam, an dem ich mit meiner Großmutter telephonieren wollte, hatte ich nicht einen Augenblick gezweifelt, daß sie mich rufen ließ. Aber es lag nur ein zufälliges Zusammentreffen vor, aufgrund dessen die Post und das Hotel einen doppelten Irrtum begangen hatten.

Am folgenden Morgen verspätete ich mich etwas und fand Saint-Loup, der schon zu seinem Essen in einem Schloß der Nachbarschaft aufgebrochen war, nicht mehr vor. Gegen halb zwei Uhr machte ich mich für alle Fälle auf den Weg zur Kaserne, um gleich bei seiner Ankunft dort zu sein, als ich beim Überqueren einer der dorthin führenden Alleen einen Tilbury[1] näherkommen sah, der das gleiche Ziel hatte wie ich und der so dicht an mir vorbeifuhr, daß ich mich in Sicherheit bringen mußte; ein Fähnrich mit Monokel im Auge kutschierte, es war Saint-Loup. Neben ihm saß der Freund, mit dem er zu Mittag gegessen hatte und dem ich schon einmal im Hotel, wo Robert zu Abend aß, begegnet war. Ich wagte Robert nicht anzurufen, da er nicht allein war, doch da ich gern gesehen hätte, wenn er hielte und mich mitnähme, suchte ich seine Aufmerksamkeit durch einen sehr förmlichen Gruß auf mich zu ziehen, der durch die Gegenwart eines Unbekannten hinlänglich motiviert zu sein schien. Ich wußte, daß Robert kurzsichtig war, hatte aber doch geglaubt, daß er, falls er mich sähe, mich auch erkennen würde; tatsächlich sah er wohl meinen Gruß und erwiderte ihn, aber er hielt dennoch nicht; eilig weiterfahrend

ohne ein Lächeln, ohne auch nur einen Muskel in seinem Gesicht zu verziehen, begnügte er sich damit, einen Augenblick lang die Hand an den Rand seines Käppis zu halten, so wie er einen Soldaten gegrüßt haben würde, den er persönlich nicht kannte.[1] Ich beeilte mich, zur Kaserne zu kommen, doch war es noch ziemlich weit; als ich eintraf, nahm das Regiment im Hof Aufstellung, wo ich nicht bleiben konnte; ich war unglücklich, daß ich mich von Saint-Loup nicht hatte verabschieden können; ich ging in seine Stube hinauf, doch dort war er nicht mehr; ich konnte mich bei einer Gruppe revierkranker Soldaten, Rekruten, die vom Marsch dispensiert waren, dem jungen Studierten, einem Altgedienten, erkundigen, die zusahen, wie das Regiment sich formierte.

»Haben Sie nicht den Fähnrich Saint-Loup gesehen?« fragte ich.

»Er ist schon wieder hinuntergegangen, Monsieur«, erklärte der Altgediente.

»Ich habe ihn nicht gesehen«, versicherte der Studierte.

»Du hast ihn nicht gesehen«, fragte der Altgediente zurück, ohne sich noch weiter um mich zu kümmern, »du hast unseren gloriosen Saint-Loup nicht gesehen? Sieht toll aus mit seinen neuen Buxen! Wenn der Häuptling das sieht, reines Offizierstuch!«

»Ach! Was du daherredest«, warf der junge Studierte ein, der als Revierkranker nicht mitmarschierte und mit nicht ganz guten Gefühlen den Versuch machte, den Altgedienten keck entgegenzutreten. »Dein Offizierstuch ist genau so ein Tuch wie das da.«

»Meinst du?« fragte wütend der Altgediente zurück, der von den Buxen gesprochen hatte.

Er war empört, daß der junge Studierte in Zweifel zog, daß diese Buxen aus Offizierstuch waren, doch als Bretone, der in einem Dorf zur Welt gekommen war, das Penguern-Stereden heißt, hatte er das Französische ebenso mühsam erlernt wie ein Engländer oder Deutscher, und wenn er sich erregt fühlte,

sagte er zwei- oder dreimal »wie bitte«, um sich Zeit zu geben, seine Worte zu finden; nach dieser Vorbereitung überließ er sich dann seiner Eloquenz, wobei er sich auf das Wiederholen der paar Worte beschränkte, die er besser als andere kannte, doch ohne Hast, weil er gegen seine Unvertrautheit mit der Aussprache Vorkehrungen traf.

»Ha! So ein Tuch wie das da?« setzte er neu ein, mit einem Zorn, der mehr und mehr der Intensität und der Langsamkeit seiner Rede zugute kam. »Ha! So ein Tuch wie das da! Wenn ich dir sage, es ist Offizierstuch, wenn-ich-es-dir-sage, sage-ich-es-dir, weil ich es weiß, klar? Mit Gequatsche und trüber Suppe muß man uns nichts vormachen, klar?«

»Ja freilich, dann!« lenkte der durch diese Argumentation überzeugte junge Studierte ein.

»Da kommt ja grad der Häuptling! Aber schau dir mal den Saint-Loup an, wie er die Beine rumschlenkert, und den Kopf. Und das soll ein UO sein? Und dann das Monokel, immer ein bißchen in alle Richtungen.«

Ich bat die Soldaten, die meine Anwesenheit nicht genierte, mich ebenfalls aus dem Fenster sehen zu lassen. Sie hinderten mich nicht daran, rückten aber auch nicht zur Seite. Ich sah Rittmeister Borodino majestätisch vorbeitraben, in der Illusion, wie mir schien, er befinde sich in der Schlacht bei Austerlitz. Ein paar Passanten hatten sich vor dem Kasernentor versammelt, um den Aufbruch des Regiments mitanzusehen. Wie er da aufrecht zu Pferde saß, mit etwas fettem Gesicht, Wangen von napoleonischer Fülle und helldurchdringendem Blick, schien der Fürst einer Halluzination zu unterliegen, so wie es mir selbst jedesmal geschah, wenn nach dem Vorüberfahren der Straßenbahn die auf das Rädergeräusch folgende Stille mir von undeutlichen musikalischen Schwingungen durchsetzt und durchzogen schien. Ich war unglücklich, daß ich Saint-Loup nicht adieu gesagt hatte, brach aber gleichwohl auf, denn mein einziges Anliegen war, zu meiner Großmutter zurückzukehren; bis zu diesem Tag stellte ich mir

hier in der kleinen Stadt meine Großmutter, sooft ich daran dachte, was sie wohl allein jetzt anfangen mochte, so vor, wie sie in meiner Anwesenheit war, wobei ich mich selbst ausließ, ohne mir klarzumachen, welche Wirkung diese Auslassung auf sie haben mochte; jetzt mußte ich mich so schnell wie möglich in ihren Armen von dem bis dahin ungeahnten und plötzlich durch ihre Stimme heraufbeschworenen Phantom einer Großmutter befreien, die wirklich von mir getrennt war, die sich darein ergeben hatte, die, was mir bei ihr nie aufgefallen war, ein bestimmtes Alter besaß und die eben einen Brief von mir erhalten hatte in der leeren Wohnung, in der ich mir bei meiner Abreise nach Balbec schon Mama vorgestellt hatte.

Ach, gerade dieses Phantom sah ich vor mir, als ich, ohne daß meine Großmutter von meiner Rückkehr in Kenntnis gesetzt worden wäre, in den Salon trat und sie beim Lesen antraf. Ich war da, oder vielmehr, ich war noch nicht da, denn sie wußte es ja nicht, und wie eine Frau, die man bei einer Handarbeit überrascht, die sie wegstecken wird, wenn man eintritt, war sie Gedanken hingegeben, die sie niemals mir gegenüber gezeigt hatte. Von meiner Person war – durch das wenig dauerhafte Privileg, das uns erlaubt, während des kurzen Augenblicks des Heimkommens überraschend unserer eigenen Abwesenheit beizuwohnen – nur der Zeuge, der Beobachter in Hut und Reisemantel, der Fremde da, der nicht zum Haus gehört, der Photograph, der kommt, um eine Aufnahme von Stätten zu machen, die man nicht wiedersehen wird. Was auf ganz mechanische Weise in diesem Moment in meinen Augen zustande kam, als ich meine Großmutter bemerkte, war wirklich eine Photographie. Einen Menschen, den wir lieben, sehen wir immer nur in dem belebten System, in der ständigen Bewegung unserer unablässigen Zuneigung, die die Bilder seines vor uns erscheinenden Gesichts gar nicht erst bis zu uns gelangen läßt, sondern gleich mit ihrem Wirbel erfaßt, sie der Vorstellung zuschreibt, die wir uns von jeher

von ihm machen, und sie dieser anpaßt, mit dieser zusammenfallen läßt. Wie denn hätte ich, da mir die Stirn, die Wangen meiner Großmutter das Zarteste und Beständigste ihres Geistes bedeuteten, da jeder gewohnheitsmäßige Blick eine Totenbeschwörung und jedes geliebte Gesicht ein Spiegel der Vergangenheit ist, wie hätte ich nicht über alles hinwegsehen sollen, was an ihr schwerfälliger geworden war und sich verändert hatte, wo doch unser Auge selbst angesichts der gleichgültigsten Schauspiele des Lebens, von Gedanken beladen, darin der klassischen Tragödie gleich, alle Bilder fortläßt, die nicht zur Handlung beitragen, und nur die zurückbehält, die deren Ziel verständlich machen können? Wenn aber anstatt unserer Augen ein rein materielles Objektiv, eine photographische Platte geschaut hat, dann sehen wir zum Beispiel auf dem Hof des Institut[1] anstatt eines heraustretenden Académicien, der eine Droschke herbeirufen will, nur seinen schwankenden Gang, sein Bemühen, nicht hintenüber zu fallen, die Parabel seines Falls, als wäre er betrunken oder der Boden mit Glatteis bedeckt. Dasselbe geschieht, wenn eine grausame List des Zufalls unsere verständige und pietätvolle Zuneigung daran hindert, rechtzeitig zur Stelle zu sein, um vor unseren Blicken zu verbergen, was sie nie schauen sollen, wenn ihr diese zuvorkommen, als erste zur Stelle sind und nun, sich selbst überlassen, rein mechanisch arbeiten wie ein Filmstreifen, um uns anstelle des geliebten Menschen, der schon lange nicht mehr existiert, dessen Tod unsere Zuneigung uns jedoch immer verschweigen wollte, den neuen Menschen zu zeigen, dem sie hundertmal am Tag eine geliebte, trügerische Ähnlichkeit verlieh. Und wie ein Kranker, der sich seit langem nicht mehr angeschaut hat und laufend die Physiognomie, die er nicht sieht, nach dem Idealbild zusammenfügt, das er im Geiste von sich hat, zurückschreckt, wenn er in einem Spiegel inmitten eines trockenen, verwüsteten Gesichts wie eine Pyramide in Ägypten die schräge, rötliche Erhebung einer gigantischen Nase erkennt, erblickte ich, für den meine

Großmutter noch ein Teil meiner selbst war und der ich sie niemals anderswo gesehen hatte als in meiner Seele, stets an derselben Stelle der Vergangenheit, durch die transparente Schicht zusammenhängender, übereinanderliegender Erinnerungen, ganz plötzlich, in unserem Salon, der Bestandteil einer neuen Welt war, der Welt der Zeit, wo die Fremden leben, von denen man sagt: »Er wird langsam alt«, zum erstenmal und bloß sekundenlang, denn sie verschwand schnell wieder, auf dem Kanapee, unter der Lampe, rot, schwerfällig und gewöhnlich, kränkelnd, vor sich hinsinnierend und mit leicht irrem Blick ein Buch musternd, eine verzagte alte Frau, die ich nicht kannte.

Auf meine Bitte, die Elstirs bei Madame de Guermantes zu sehen, hatte Saint-Loup geantwortet: »Da kann ich für sie garantieren.« In der Tat war es unglücklicherweise nur er, der für sie garantiert hatte. Wir garantieren ohne weiteres für die anderen, wenn wir mit ihnen in Gestalt von kleinen, beweglichen Bildern nach unserem Belieben im Geiste manövrieren. Natürlich sind wir uns selbst dann der Schwierigkeiten bewußt, die sich aus ihrer von der unsrigen so verschiedenen Natur ergeben, und wir unterlassen es nicht, dieses oder jenes Mittel einzusetzen, das auf sie eine starke Wirkung hat – wie Eigennutz, Überredung, Rührung – und die gegenläufigen Tendenzen aufhebt. Doch die Unterschiede zu unserer Natur malt unsere Natur selbst sich aus; wir selbst räumen die Schwierigkeiten aus dem Weg; wir selbst dosieren die wirkenden Kräfte. Wenn wir aber dann die Bewegungen, die wir in unserem Geiste mit jener Person einstudiert haben und die sie in unserem Sinn handeln lassen, von ihr im Leben ausgeführt erwarten, sieht alles ganz anders aus, wir stoßen auf unvorhergesehene Widerstände, die unüberwindlich sein können. Bestimmt einer der stärksten bildet bei einer nicht verliebten Frau der unüberwindliche, widerliche Ekel, der ihr der sie liebende Mann einflößt: Während der langen Wochen, in denen Saint-Loup noch fern von Paris weilte, forderte mich

seine Tante, die er, wie ich mit Sicherheit annahm, eindringlich darum gebeten hatte, kein einziges Mal auf, sie zu besuchen, um bei ihr Elstirs Bilder anzuschauen.

Zeichen von Kälte wurden mir von seiten einer anderen Person des Hauses zuteil. Diese Person war Jupien. Fand er, ich hätte, als ich aus Doncières kam, bei ihm eintreten und ihm guten Tag sagen sollen, noch bevor ich zu mir hochging? Meine Mutter bestritt das und meinte, man dürfe sich nicht wundern. Françoise habe ihr gesagt, er sei nun einmal so, er habe öfter solche unvermittelten und grundlosen Anfälle von schlechter Laune. Doch seien sie immer nach kurzer Zeit vorüber.

Der Winter ging indessen zu Ende. Eines Morgens vernahm ich nach mehreren Wochen mit heftigen Niederschlägen und Stürmen – an Stelle des gestaltlosen, dehnbaren und finsteren Windes, der mich mit der Lust durchrüttelte, ans Meer zu fahren – in meinem Kamin das Gurren der Tauben, die in der Mauer nisteten: schillernd, unerwartet wie eine erste Hyazinthe, die sacht ihr nährendes Herz aufreißt, auf daß daraus in seidigem Lila ihre klingelnde Blüte aufsteige, ließ es wie ein offenes Fenster in mein noch geschlossenes, dunkles Zimmer die laue Luft, den Glanz und die Müdigkeit eines ersten schönen Tages eindringen. An diesem Morgen überraschte ich mich dabei, wie ich einen Schlager vor mich hinsummte, der mir seit dem Jahr, in dem ich nach Florenz und Venedig hätte reisen sollen, entfallen war. So tief wirkt die Atmosphäre, wie die Tage sie zufällig mit sich führen, auf unseren Organismus ein und holt aus dunklen Vorratsräumen, in denen wir sie der Vergessenheit überantwortet hatten, dort eingeschriebene Melodien herauf, die unser Gedächtnis nicht entziffert hatte. Ein bewußterer Träumer begleitete bald diesen Musikanten, den ich in mir hörte, ohne zunächst erkannt zu haben, was er spielte.

Gewiß, ich war mir darüber klar, daß nicht aus speziellen, an Balbec haftenden Gründen mir die Kirche dort bei meiner

Ankunft ohne jenen Zauber erschien, den sie für mich besaß, ehe ich sie kannte; daß in Florenz, in Parma oder in Venedig meine Einbildungskraft ebensowenig meine Augen beim Sehen werde ersetzen können. Ich war mir darüber klar. Genauso hatte ich an einem Neujahrsabend bei Einbruch der Nacht vor einer Litfaßäule die Entdeckung gemacht, daß die Vorstellung, gewisse Festtage unterschieden sich wesensmäßig von den anderen, auf Illusion beruhte.[1] Gleichwohl konnte ich nicht verhindern, daß die Erinnerung an die Zeit, da ich glaubte, ich werde die Osterwoche in Florenz verbringen, diese noch immer zur ständigen Atmosphäre der Stadt der Blumen machte und gleichzeitig den Ostertagen etwas Florentinisches und Florenz etwas Österliches verlieh. Die Osterwoche war noch fern; doch hoben sich in der Reihe der Tage, die sich vor mir dehnten, die heiligen Tage deutlicher hinter den dazwischenliegenden ab. Von einem Lichtstrahl getroffen wie einzelne Häuser eines Dorfes, das man in der Ferne in einem Licht- und Schatteneffekt erblickt, zogen sie allen Sonnenschein auf sich.

Das Wetter war milder geworden. Meine Eltern, die mir zum Spazierengehen rieten, lieferten mir damit einen Vorwand, meine Morgenausgänge fortzusetzen. Ich hatte sie einstellen wollen, weil ich dabei Madame de Guermantes begegnete. Aber gerade deswegen dachte ich unaufhörlich an diese Spaziergänge und fand deshalb jeden Augenblick einen neuen Grund, sie zu unternehmen, der nicht in Beziehung zu Madame de Guermantes stand und mich leicht davon überzeugte, daß ich, auch wenn es sie nicht gegeben hätte, doch zu dieser gleichen Stunde ausgegangen wäre.

Ach! Wenn für mich die Begegnung mit jeder anderen Person gleichgültig gewesen wäre, so spürte ich, daß für sie jede andere als die mit mir erträglich gewesen wäre. Sie wurde auf diesen Morgenspaziergängen von vielen Dummköpfen gegrüßt, die sie auch als solche betrachtete. Doch hielt sie ihr Auftauchen, wenn auch nicht gerade für eine Verheißung von

Freuden, so doch für eine Wirkung des Zufalls. Sie blieb sogar manchmal mit diesen Leuten stehen, denn es gibt Augenblicke, da man das Bedürfnis hat, aus sich herauszutreten und die Gastfreundschaft einer anderen Seele zu akzeptieren, wofern diese Seele, wie bescheiden und häßlich sie auch sein mag, eine fremde Seele ist, während die Herzogin mit größter Ungehaltenheit fühlte, daß sie in meinem Herzen sich selbst gefunden hätte. So kam es denn auch, daß ich, selbst wenn ich aus einem anderen Grund den selben Weg nahm als nur dem, ihr zu begegnen, in dem Augenblick, da sie vorüberkam, wie ein Missetäter zitterte; manchmal antwortete ich dann, um dadurch einen Ausgleich für den etwaigen Überschwang meiner Avancen zu schaffen, kaum auf ihren Gruß oder starrte sie an, ohne überhaupt zu grüßen, womit ich natürlich nur erreichte, sie noch mehr zu reizen und zu bewirken, daß sie begann, mich unverschämt und unerzogen zu finden.

Sie trug jetzt leichtere Kleider oder zumindest solche von hellerer Farbe, und in der Straße, die sie hinunterging, vor den engen Läden, die sich zwischen die ausladenden Fassaden der alten Adelspaläste schoben, am Vordach der Butter-, der Obst- und der Gemüsehändlerin, als wäre es Frühling, waren Markisen gegen die Sonne angebracht. Ich sagte mir, daß diese Frau, die ich von ferne ihres Weges gehen, ihren Sonnenschirm aufspannen, die Straße überschreiten sah, nach der Meinung der Kenner die größte zur Zeit lebende Meisterin in der Kunst sei, diese Bewegungen auszuführen und daraus etwas Köstliches zu machen. Sie kam indessen näher: in Unkenntnis dieser weitreichenden Berühmtheit reckte sich ihr schmaler, undurchdringlicher Körper, der nichts davon in sich aufgenommen hatte, schräg unter einer Schärpe aus violetter Surah-Seide; ihre hellen, verdrossenen Augen blickten zerstreut vor sich hin und hatten mich vielleicht bemerkt; sie biß sich leicht auf die Lippen; wenn sie ihren Muff zurechtrückte, einem Bedürftigen ein Almosen gab oder bei einer Händlerin einen Veilchenstrauß kaufte, sah ich ihr mit der gleichen

Neugier zu, mit der ich den Pinselstrichen eines großen Malers gefolgt wäre. Und wenn sie mir, auf meiner Höhe angelangt, einen manchmal von einem dünnen Lächeln begleiteten Gruß zuwarf, war es, als habe sie für mich – mit dazugesetzter Widmung – eine Tuschezeichnung angefertigt, die ein Meisterwerk war.[1] Jedes ihrer Kleider kam mir wie die natürliche, notwendige Umgebung, wie die Projektion einer besonderen Ansicht ihrer Seele vor. An einem dieser Vormittage in der Fastenzeit, an dem sie sich zu einem Imbiß in die Stadt begab, traf ich sie in einem Kleid aus hellrotem Samt, das am Hals leicht ausgeschnitten war. Das Gesicht von Madame de Guermantes wirkte träumerisch unter ihrem blonden Haar. Ich war weniger traurig gestimmt als sonst, weil die Schwermut ihres Ausdrucks, die Art von Abschließung, die diese überaus kräftige Farbe zwischen sie und die übrige Menschheit legte, ihr etwas Unglückliches und Einsames gab, das mich beschwichtigte. Dieses Kleid schien mir die sie umgebende Materialisation der scharlachfarbenen Strahlen eines Herzens, das ich an ihr nicht kannte und das ich vielleicht hätte trösten können; im mystischen Licht dieses sanft flutenden Gewebes Zuflucht suchend, erinnerte sie mich an eine Heilige aus den ersten Zeiten der Christenheit. Dann aber schämte ich mich, durch meinen Anblick diese Märtyrerin zu quälen. »Doch schließlich ist die Straße ja für alle da.«

»Die Straße ist für alle da«, wiederholte ich mir und gab dabei diesen Worten einen anderen Sinn, denn ich betrachtete voller Bewunderung, wie die Herzogin von Guermantes tatsächlich in der bevölkerten, oft regennassen Straße, die dann kostbar wurde, wie es bisweilen die Straße in den alten Städten Italiens ist, dem öffentlichen Leben Augenblicke ihres verborgenen Lebens beimischte, wie sie sich so, geheimnisvoll inmitten der Menge, einem jeden zeigte, mit der prächtigen Zwecklosigkeit großer Werke. Da ich am Morgen ausging, nachdem ich die ganze Nacht wach gewesen war, hielten meine Eltern mich dazu an, mich am Nachmittag etwas

hinzulegen und den Schlaf zu suchen. Man hat, um ihn finden zu können, nicht viel Überlegung nötig, dagegen ist Gewohnheit sehr nützlich dabei, und sogar auch das Fehlen jeglichen Nachdenkens überhaupt. Zu diesen Stunden aber ging mir beides ab. Bevor ich einschlief, dachte ich so lange, ich werde es nie dazu bringen, daß, selbst wenn ich schlief, noch etwas an Gedankentätigkeit in mir verblieb. Es war nur ein schwacher Schimmer in fast völliger Dunkelheit, doch genügte er, damit mein Schlaf zunächst die Vorstellung, ich könne nicht schlafen, widerspiegelte, dann als Reflex dieser Spiegelung den Gedanken, ich habe im Schlaf die Vorstellung, daß ich nicht schlafe, und nach einer neuerlichen Brechung mein Erwachen … zu einem neuen Schlaf, in dem ich Freunden, die in mein Zimmer getreten waren, erzählen wollte, ich habe soeben im Schlaf geglaubt, ich schliefe nicht. Diese Schatten waren kaum deutlich erkennbar; eine ausgeprägte und ganz nutzlose Feinheit der Wahrnehmung wäre nötig gewesen, um sie zu erfassen. So habe ich später in Venedig lange nach Sonnenuntergang, wenn es schon gänzlich Nacht zu sein schien, dank dem gleichwohl schon unsichtbaren Echo eines letzten Lichttons, das wie durch ein optisches Pedal unendlich lange angehalten über den Kanälen schwang, den Widerschein der wie für alle Zeiten in schwärzerem Samt sich dehnenden Paläste auf dem Dämmergrau des Wassers erblickt. Einer meiner Träume war die Synthese dessen, was meine Einbildungskraft sich im Wachzustand oft vorzustellen versucht hatte, einer gewissen Meereslandschaft und ihrer mittelalterlichen Vergangenheit. Im Schlaf sah ich eine gotische Stadt inmitten eines Meeres mit erstarrten Fluten, wie auf einem Kirchenfenster.[1] Ein Meeresarm durchschnitt die Stadt; das grüne Wasser breitete sich bis zu meinen Füßen aus; am gegenüberliegenden Ufer umspülte es eine orientalische Kirche, dann Häuser, die sich noch im vierzehnten Jahrhundert befanden, so daß man, wenn man sich zu ihnen begab, rückläufig dem Fluß der Zeiten folgte. Diesen Traum, in dem die

Natur Kunst erlernt hatte, in dem das Meer gotisch geworden war, dieser Traum, in dem ich zum Unmöglichen vorzustoßen glaubte, hatte ich, so schien es mir, schon oft geträumt. Da es aber eine Eigentümlichkeit von Traumphantasien ist, sich in die Vergangenheit hinein zu vervielfältigen und einem, wiewohl neu, vertraut zu erscheinen, glaubte ich, ich hätte mich getäuscht. Doch mußte ich feststellen, daß ich diesen Traum tatsächlich oft hatte.

Selbst die Beschränkungen, die für den Schlaf charakteristisch sind, spiegelten sich in dem meinen, doch in symbolischer Weise: ich konnte im Dunkeln die Gesichter meiner anwesenden Freunde nicht erkennen, denn man schläft ja mit geschlossenen Augen; ich, der ich mir im Traum unaufhörlich wortreiche Reden hielt, fühlte den Ton in meiner Kehle stocken, sobald ich mit ihnen sprechen wollte, denn man artikuliert nicht im Schlaf; ich wollte zu ihnen treten, vermochte aber die Beine nicht zu rühren, denn gehen kann man dann ebenfalls nicht; und plötzlich schämte ich mich, vor ihnen zu erscheinen, denn man schläft ja ohne Kleider. So, mit blinden Augen, versiegelten Lippen, gefesselten Beinen und nacktem Körper, hatte die Gestalt des Schlafes, die mein Schlaf selber projizierte, das Aussehen einer jener großen allegorischen Gestalten, in denen Giotto den Neid mit einer Schlange im Mund darstellt und die Swann mir geschenkt hatte.[2]

Saint-Loup kam nur für ein paar Stunden nach Paris. Während er mir versicherte, er habe keine Gelegenheit gehabt, mit seiner Kusine zu sprechen, verriet er sich in naiver Weise durch die Bemerkung: »Sie ist gar nicht mehr nett, so gar nicht mehr die Oriane von einst, ich weiß nicht, wer sie mir so verwandelt hat. Ich kann dir nur sagen, sie ist es nicht wert, daß du dich um sie bemühst. Du tust ihr zuviel Ehre an. Soll ich dich nicht lieber meiner Kusine Poictiers vorstellen?« setzte er hinzu, völlig ahnungslos, daß er mir damit nicht das geringste Vergnügen bereiten würde. »Das ist eine wirklich intelligente junge Frau, die dir gefallen würde. Sie hat meinen

Vetter, den Herzog von Poictiers, geheiratet, der zwar ein guter Junge ist, aber etwas zu simpel für sie. Ich habe ihr von dir erzählt. Sie hat mich gebeten, dich einmal mitzubringen. Sie ist ungleich hübscher als Oriane, und jünger. Es ist wirklich jemand sehr Nettes, weißt Du, wirklich Klasse.« Es waren dies erst neuerdings – dafür aber um so intensiver – von Robert aufgegriffene Ausdrücke, die besagen sollten, jemand sei sensibel: »Ich will nicht gerade behaupten, daß sie für Dreyfus ist, da muß man eben auch ihr Milieu in Rechnung stellen, aber immerhin sagt sie: ›Wenn er unschuldig ist, wäre es doch schrecklich daß er auf der Teufelsinsel leben muß.‹ Du verstehst, was ich meine? Sie tut auch viel für ihre früheren Erzieherinnen und hat verboten, daß man sie zur Dienstbotentreppe weist. Ich kann dir versichern, sie ist wirklich Klasse. Im Grunde mag Oriane sie nicht, weil sie merkt, daß die andere intelligenter ist.«

Obwohl im Augenblick völlig vom Mitleid für einen Lakai der Guermantes in Anspruch genommen – der Arme konnte seine Verlobte nicht einmal dann besuchen, wenn die Herzogin ausgegangen war, da diese Tatsache sofort von der Concierge-Loge rapportiert worden wäre –, war Françoise doch tief betrübt, daß sie Saint-Loups Besuch versäumt hatte, was aber daran lag, daß sie zur Zeit selbst Besuche machte. Unweigerlich ging sie an den Tagen aus, da ich sie nötig brauchte. Immer galten die Visiten ihrem Bruder, ihrer Nichte und vor allem ihrer eigenen Tochter, die seit kurzem in Paris lebte. Schon der rein familiäre Charakter dieser Besuche Françoisens vermehrte meinen Unmut darüber, daß ich auf ihre Dienste verzichten mußte, denn ich sah voraus, daß sie von einem jeden wie von einer Sache sprechen würde, die nach den Gesetzen von Saint-André-des-Champs ganz unerläßlich sei. Daher hörte ich ihre Entschuldigungen auch niemals ohne eine höchst ungerechte üble Laune an, die noch auf die Spitze getrieben wurde durch die Art, wie Françoise nicht etwa sagte: »Ich habe meinen Bruder, ich habe meine Nichte besucht«,

sondern: »Ich habe den Bruder besucht, ich bin im Vorbeigehen auf einen Sprung bei der Nichte (oder meiner Nichte, der Metzgersfrau) gewesen«. Was ihre Tochter anbetraf, so hätte Françoise lieber gesehen, sie wäre nach Combray zurückgekehrt. Doch die frischgebackene Pariserin, die bereits wie eine Frau von Welt Abkürzungen – wenn auch ziemlich gewöhnliche – gebrauchte, pflegte zu erklären, die Woche, die sie jeweils in Combray verbringen müsse, werde ihr recht lange werden, wo sie dort doch nicht einmal den *Intran* [1] lesen könne. Noch weniger wollte sie die Schwester von Françoise, ihre Tante, besuchen, die in einer gebirgigen Provinz lebte, »denn die Berge«, sagte sie mit einer neuen, scheußlichen Verwendung dieses Verbs, »interessieren doch überhaupt nicht«. Sie konnte sich nicht entschließen, nach Méséglise zurückzukehren, wo »alle Welt so albern ist« und wo auf dem Markt die alten Gevatterinnen und »Bauerntrullen« eine Verwandtschaft mit ihr entdecken wollten und sagen würden: »Ja meiner Treu, das ist wohl nicht das Kind vom Bazireau selig?« Sie wäre lieber gestorben, als sich dort wieder endgültig niederzulassen, jetzt, wo sie »vom Pariser Leben gekostet« hatte, und Françoise, traditionalistisch von Natur, quittierte gleichwohl mit wohlgefälligem Lächeln die Neuerungssucht, die die neugebackene »Pariserin« verkörperte, wenn diese sagte: »Weißt du, Mutter, wenn du keinen Ausgang hast, sagst du mir's einfach per Rohrpost.«

Es war wieder kalt geworden. »Ausgehen? Wozu? Um sich den Tod zu holen?« meinte Françoise, die während der Woche, die ihre Tochter, der Bruder und die Metzgersfrau in Combray verbrachten, lieber zu Hause blieb. Im übrigen erklärte sie – eine letzte Sektiererin, in der undeutlich die physikalische Lehre meiner Tante Léonie fortlebte – angesichts dieses unzeitgemäßen Wetters: »Das ist noch das Überbleibsel von Gottes Zorn!« Ich aber beantwortete ihre Klagen nur mit einem sehnsüchtigen Lächeln, da ich um so immuner gegen solche Prophezeiungen war, als es auf alle Fälle für mich wie-

der schön werden würde; schon sah ich die Morgensonne auf den Hügeln von Fiesole glitzern und wärmte mich an ihren Strahlen; ihre Kraft zwang mich, die Augenlider lächelnd zu öffnen und wieder halb zu schließen, wie kleine Nachtleuchten aus Alabaster füllten sie sich mit rosa Licht. Nicht nur die Glocken kamen aus Italien zurück[1] , Italien selbst war mit ihnen gekommen. Meinen getreuen Händen würde es nicht an Blumen fehlen, um den Jahrestag der Reise zu ehren, die ich einst hätte machen sollen, denn seitdem das Wetter in Paris wieder kalt geworden war, wie in einem anderen Jahr zur Zeit unserer Vorbereitungen für den Aufbruch am Ende der Fastenzeit, öffneten in der eisig sie umfließenden Luft die Kastanien und Platanen auf den Boulevards und der Baum im Hof unseres Hauses schon halb ihre Blattknospen, wie es in einer Schale klaren Wassers die Narzissen, Jonquillen und Anemonen des Ponte-Vecchio tun.

Mein Vater hatte uns erzählt, er wisse jetzt dank A. J., wohin Monsieur de Norpois gehe, wenn er ihn im Haus traf.

»Er geht zu Madame de Villeparisis«, berichtete er, »er kennt sie nämlich sehr gut, ich wußte gar nichts davon. Es scheint, daß sie eine wundervolle Frau ist, eine geistig hochstehende Frau. Du solltest sie besuchen«, sagte er zu mir. »Im übrigen war ich sehr erstaunt. Er hat mir Monsieur de Guermantes als einen sehr vornehmen Menschen geschildert; ich hatte ihn immer für einen Grobian gehalten. Er soll unendlich viel wissen und einen erstklassigen Geschmack besitzen, nur ist er sehr stolz auf seinen Namen und seine verwandtschaftlichen Beziehungen. Im übrigen ist nach dem, was Norpois sagt, seine Stellung wirklich enorm, nicht nur hier, sondern in ganz Europa. Es scheint, daß der Kaiser von Österreich und der Zar ihn völlig als Freund behandeln. Der alte Norpois hat mir gesagt, Madame de Villeparisis möge dich sehr gern und du könntest in ihrem Salon interessante Leute kennenlernen. Er selbst hat sich sehr lobend über dich geäußert, du wirst ihn bei ihr treffen, und er könnte dir manchen

guten Rat geben, selbst wenn du Schriftsteller werden willst. Denn ich sehe schon, daß es darauf hinauslaufen wird. Man mag ja auch das als eine schöne Laufbahn ansehen; es ist freilich nicht gerade, was ich mir für dich gewünscht habe, aber du bist nun bald ein Mann, wir werden nicht ewig bei dir sein, da dürfen wir dich nicht hindern, deiner Berufung zu folgen.«

Wenn ich wenigstens hätte anfangen können zu schreiben! Doch unter welchen Voraussetzungen ich auch an die Ausführung dieser Absicht ging (ebenso wie derjenigen, keinen Alkohol mehr zu trinken, frühzeitig zu Bett zu gehen, zu schlafen, wohlauf zu sein), ob mit Inbrunst, mit Methode, mit Vergnügen, ob ich auf einen Spaziergang verzichtete, ihn aufschob und mir als Belohnung aufsparte, ob ich eine Stunde des Wohlbefindens oder die erzwungene Untätigkeit eines Tages benutzen wollte, an dem ich krank war, ein weißes, von keinem Schriftzug bemakeltes Blatt ging jedesmal als Ertrag meiner Mühen hervor, unausweichlich wie bei gewissen Kartenkunststücken die eine Karte, die man immer zieht, wie sehr man vorher das ganze Spiel auch durchgemischt hat. Ich war bloß das Werkzeug von Gewohnheiten, nämlich nicht zu arbeiten, nicht zu Bett zu gehen, nicht zu schlafen, die sich um jeden Preis durchsetzen mußten; wenn ich ihnen nicht widerstand, wenn ich mich mit dem Vorwand begnügte, den sie aus dem ersten besten Umstand zogen, den der betreffende Tag ihnen bot, damit sie sich nach ihrem Belieben entfalten konnten, kam ich am ehesten noch glimpflich davon – ich ruhte dennoch ein paar Stunden wenigstens gegen Morgen, ich las ein wenig und vermied größere Exzesse; wenn ich ihnen aber entgegenhandeln wollte, den Anspruch stellte, mich früh hinzulegen, nur Wasser zu trinken, zu arbeiten, so nahmen sie es übel, sie griffen zu starken Mitteln und machten mich vollends krank; ich mußte die Alkoholdosis verdoppeln, ich ging zwei Tage lang überhaupt nicht zu Bett, ich konnte nicht einmal mehr lesen, und ich nahm mir einmal mehr vor, besonnener, das heißt weniger vernünftig zu sein, wie ein Opfer, das

sich ausrauben läßt aus Furcht, wenn es Widerstand leistet, ermordet zu werden.

Mein Vater war Monsieur de Guermantes in der Zwischenzeit ein- oder zweimal begegnet, und jetzt, da Monsieur de Norpois ihm gesagt hatte, der Herzog sei ein bemerkenswerter Mann, hörte er aufmerksamer auf seine Worte. Es traf sich, daß sie im Hof auf Madame de Villeparisis zu sprechen kamen. »Er hat mir gesagt, sie sei seine Tante; er spricht den Namen Viparisi aus. Er sagt, sie sei ganz außergewöhnlich klug. Er hat sogar hinzugefügt, sie halte ein ›bureau d'esprit‹«[1] , fügte mein Vater hinzu, fasziniert von der Unbestimmtheit dieses Ausdrucks, den er zwar ein- oder zweimal in irgendwelchen Memoiren angetroffen hatte, mit dem er aber keinen klaren Sinn verband. Meine Mutter hatte so großen Respekt vor ihm, daß sie unter dem Eindruck, er finde nicht unwichtig, daß Madame de Villeparisis ein »bureau d'esprit« halte, dieser Tatsache ebenfalls eine gewisse Bedeutung beilegte. Obwohl sie von meiner Großmutter seit eh und je wußte, wie die Marquise einzuschätzen war, bildete sie sich doch auf der Stelle eine vorteilhaftere Meinung von ihr. Meine Großmutter, die nicht ganz wohlauf war, stand einem solchen Besuch zunächst eher ablehnend gegenüber, nahm späterhin aber an der Sache keinen Anteil mehr. Seitdem wir in unserer neuen Wohnung waren, hatte Madame de Villeparisis sie mehrmals um einen Besuch gebeten. Immer hatte meine Großmutter geantwortet, daß sie zur Zeit nicht ausgehe, und zwar mit einem jener Briefe, die sie aus einer neuen, uns unverständlichen Gewohnheit heraus nie mehr selber verschloß, sondern zu diesem Zweck an Françoise weitergab. Ich selbst machte mir zwar keine deutliche Vorstellung von einem »bureau d'esprit«, hätte mich aber gar nicht gewundert, die alte Dame aus Balbec an einem »bureau«, das heißt Schreibtisch, sitzend anzutreffen, was übrigens auch geschah.

Mein Vater hätte überdies noch gern gewußt, ob die Unterstützung des Botschafters ihm viele Stimmen im Institut ein-

tragen werde, wo er sich um Aufnahme als freies Mitglied bewerben wollte.[1] Tatsächlich war es so, daß er zwar nicht an der Unterstützung von Monsieur de Norpois zu zweifeln wagte, aber doch nicht ganz sicher war. Er hatte gemeint, es handle sich um bösartiges Gerede, als man ihn im Ministerium hatte wissen lassen, Monsieur de Norpois, der dort allein in seiner Person das Institut zu verkörpern wünsche, werde einer Kandidatur alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg legen, die ihm übrigens auch noch besonders ungelegen komme, da er im Augenblick eine andere begünstige. Gleichwohl hatte es meinem Vater einigen Eindruck gemacht, daß der hervorragende Nationalökonome Leroy-Beaulieu[1] , der ihm geraten hatte, sich zu bewerben, und dabei seine Aussichten überschlug, unter den Kollegen, auf die er bei dieser Gelegenheit fest rechnen könne, Monsieur de Norpois nicht nannte. Mein Vater wagte den ehemaligen Botschafter nicht direkt zu fragen, hoffte aber, daß ich von Madame de Villeparisis mit seiner Ernennung in der Tasche nach Hause kommen werde. Dieser Besuch stand nun unmittelbar bevor. Die Werbetätigkeit Monsieur de Norpois', der imstande war, meinem Vater zwei Drittel Stimmen in der Akademie zu sichern, schien ihm um so wahrscheinlicher, als die Gefälligkeit des Botschafters sprichwörtlich war und sogar Leute, die ihm nicht sehr wohlgesinnt waren, anerkannten, daß niemand so gern wie er einem andern einen Gefallen tue.[2] Zudem protegierte er im Ministerium meinen Vater weit mehr als irgendeinen anderen Beamten.

Mein Vater hatte noch eine andere Begegnung, die ihn zunächst in Staunen, dann in äußerste Empörung versetzte. Er traf auf der Straße Madame Sazerat, die durch die Beschränktheit ihrer Mittel gezwungen war, ihr Leben in Paris auf einige seltene Aufenthalte bei einer Freundin zu begrenzen. Niemand langweilte meinen Vater so sehr wie Madame Sazerat, so daß Mama ihm einmal im Jahr mit sanfter, bittender Stimme sagen mußte: »Hör, Lieber, einmal muß ich jetzt

Madame Sazerat einladen, sie bleibt sicher nicht lange«, oder sogar: »Höre, ich möchte dich um ein großes Opfer bitten. Mache Madame Sazerat einen kleinen Besuch. Du weißt, ich falle dir nicht gern mit solchen Dingen zur Last, aber es wäre wirklich sehr nett von dir.« Mein Vater lachte, wurde etwas ärgerlich und machte dann den Besuch. Obwohl also Madame Sazerat nur mäßig unterhaltend für ihn war, trat mein Vater, als er ihr begegnete, den Hut ziehend auf sie zu, doch zu seinem tiefen Erstaunen begnügte sich Madame Sazerat mit einem eisigen Gruß, als erweise sie einem Mann, der eine schlechte Tat begangen hat und nun dazu verurteilt ist, fortan in einer gesonderten Welt zu leben, nur notgedrungen diese Höflichkeit. Mein Vater war verärgert und verblüfft nach Hause gekommen. Am nächsten Tag begegnete meine Mutter Madame Sazerat in einem Salon. Diese gab ihr nicht die Hand und lächelte ihr nur auf eine vage und kummervolle Art zu wie einer Person, mit der man als Kind spielte, aber seit damals alle Beziehungen abgebrochen hat, weil die Betreffende ein zügelloses Leben geführt, einen Sträfling oder – noch schlimmer – einen geschiedenen Mann geheiratet hat. Nun hatten meine Eltern Madame Sazerat immer die größte Achtung eingeflößt und auch entgegengebracht. Doch war Madame Sazerat (was meine Mutter nicht wußte) als einzige ihrer Art in Combray Anhängerin von Dreyfus. Mein mit Monsieur Méline[1] befreundeter Vater war von Dreyfus' Schuld überzeugt. Ziemlich unfreundlich hatte er Kollegen hinauskomplimentiert, die ihn gebeten hatten, sich in eine Liste zugunsten einer Revision einzutragen. Er sprach acht Tage lang nicht mit mir, nachdem er erfahren hatte, daß ich eine andere Haltung vertrat. Seine Ansichten waren bekannt. Man war nahe daran, ihn als Nationalisten zu bezeichnen. Was meine Großmutter anbelangt, die, so schien es, als einzige in der Familie von einem großherzigen Zweifel hätte entflammt sein sollen, so beantwortete sie jede Anspielung auf die eventuelle Unschuld von Dreyfus mit einem Kopfschütteln, dessen Sinn wir

damals nicht begriffen, das aber demjenigen ähnlich war, mit dem jemand zu verstehen gibt, man möge ihn nicht in ernsteren Erwägungen stören. Meine Mutter, die zwischen der Liebe zu meinem Vater und der Hoffnung, ich sei intelligent, hin- und herschwankte, verharrte in einer Unentschiedenheit, die sie in Schweigen übersetzte. Mein Großvater endlich, dessen Herz für die Armee schlug (obwohl seine Dienstpflichten bei der Garde Nationale[1] der Alptraum seiner reifen Jahre gewesen waren), sah in Combray niemals ein Regiment am Gartenzaun vorbeiziehen, ohne daß er den Hut abnahm, wenn der Oberst und die Fahne erschienen. Alles das genügte Madame Sazerat, um meinen Vater und meinen Großvater, deren uneigennützigen und ehrenhaften Lebenswandel sie bestens kannte, für Helfershelfer des Unrechts zu halten. Man verzeiht individuelle Verbrechen, nicht aber die Teilnahme an einem kollektiven Delikt. Sobald sie erfuhr, daß er gegen Dreyfus war, schob sie zwischen sich und ihn Kontinente und Jahrhunderte. Das ist die Erklärung, weshalb angesichts einer so großen zeitlichen und räumlichen Distanz ihr Gruß für meinen Vater fast unwahrnehmbar bleiben mußte und sie nicht im Traum einen Händedruck oder Worte in Erwägung gezogen hätte, weil diese ja die Welten, die sie trennten, nie überbrücken könnten.

Saint-Loup, der nach Paris kommen sollte, hatte mir versprochen, mich bei Madame de Villeparisis einzuführen, wo ich, ohne es ihm gegenüber zu äußern, Madame de Guermantes zu begegnen hoffte. Er bat mich, in einem Restaurant mit ihm zu speisen, in Begleitung seiner Geliebten, die wir hinterher zu einer Probe bringen wollten. Wir sollten sie am Vormittag an ihrem Wohnort in der Nähe von Paris abholen.

Ich hatte Saint-Loup gebeten, als Restaurant für unser Mittagessen (im Leben jener jungen Adligen, die Geld ausgeben, spielt das Restaurant eine ebenso wichtige Rolle wie stoffgefüllte Truhen in arabischen Märchen) das zu wählen, in dem

Aimé, wie er mir gesagt hatte, eine Stelle als Oberkellner annehmen wollte, bis wieder die Saison in Balbec begann. Für mich, der ich so viel von Reisen träumte und so selten eine unternahm, war die Vorstellung höchst reizvoll, jemanden wiederzusehen, der mehr als einen Teil meiner Erinnerungen an Balbec bildete, nämlich einen Teil von Balbec selbst: einen Menschen, der alle Jahre dort war und der, wenn Ermattung oder meine Vorlesungen mich zwangen, in Paris zu bleiben, an den langen Juliabenden in Erwartung der Gäste, die zum Diner kommen würden, nichtsdestoweniger die Sonne zum Meer hinabsteigen und darin untertauchen sah jenseits der großen Glasfenster des Speisesaals, hinter denen zu der Stunde, da ihr Licht verlöschte, die unbeweglichen Flügel ferner Schiffe wie exotische Nachtschmetterlinge in einer Vitrine bläulich schimmerten. Im Kontakt mit dem Kraftfeld des machtvollen Magneten Balbec wurde dieser Oberkellner zu einem Magneten für mich. Ich hoffte, durch die bloße Unterhaltung mit ihm in Verbindung mit Balbec zu treten und an Ort und Stelle etwas vom Zauber der Reise verwirklicht zu haben.

Schon am Morgen verließ ich das Haus, wo Françoise seufzend zurückblieb, weil der verlobte Lakai am Abend zuvor erneut seine Braut nicht hatte besuchen können. Françoise hatte ihn in Tränen angetroffen; er hatte um ein Haar den Concierge geohrfeigt, sich dann aber beherrscht, denn ihm lag an seiner Stelle.

Bevor ich bei Saint-Loup anlangte, der mich vor seiner Tür erwarten wollte, stieß ich auf Legrandin, den wir seit Combray aus den Augen verloren hatten und der, obwohl nun schon ergraut, sein jugendliches, freimütiges Aussehen bewahrt hatte. Er blieb stehen.

»Aha! Sie sind ja ein ganz schicker Mann geworden«, sagte er, »und dazu noch im Gehrock! Das ist freilich eine Livree, zu der ich mich in meiner Unabhängigkeit nie verstehen würde. Sie gehen natürlich in Gesellschaft und machen Besuche!

Um nur, wie ich es tue, vor irgendeinem halbverfallenen Grabmal zu träumen, sind meine Lavallièrekrawatte und mein Jackett gut genug. Sie wissen, daß ich viel Sinn für den Stoff besitze, aus dem Ihre Seele bereitet ist; darum werden Sie auch verstehen, wie überaus leid es mir tut, zu sehen, wie Sie bei den Heiden Ihr besseres Selbst verleugnen. Damit, daß Sie auch nur einen Augenblick in der eklen Atmosphäre der Salons, in der ich nicht atmen könnte, zu verweilen vermögen, richten Sie sich für die Zukunft, sprechen den Fluch des Propheten über sich selber aus. Ich kann das von hier aus sehr gut sehen, Sie besuchen die »leichtfertigen Herzen«, die Welt der Schlösser; das ist ja das Laster unserer zeitgenössischen Bourgeoisie. Oh, diese Aristokraten! Die Revolution hat unrecht getan, sie nicht alle zu köpfen. Das ist ein finsteres Lumpenpack, soweit sie nicht einfach infame Trottel sind. Doch freilich, mein armer Junge, wenn Sie das nun einmal amüsiert …! Während sie zu einem *Five-o'clock* eilen, wird Ihr alter Freund glücklicher sein als Sie, denn allein in einem Faubourg wird er den rosigen Mond am violetten Himmel aufziehen sehen. In Wahrheit ist es so, daß ich nun einmal nicht auf diese Erde gehöre, auf der ich mich wie ein Verbannter fühle; es braucht die ganze Kraft des Gravitationsgesetzes, um mich darauf festzuhalten und zu verhindern, daß ich in andere Sphären entweiche. Ich stamme von einem anderen Stern. Adieu, nehmen Sie dem Bauersmann von der Vivonne, der auch der Bauersmann von der Donau[1] geblieben ist, seinen alten Freimut nicht übel. Um Ihnen zu beweisen, daß ich Wert auf Sie lege, werde ich Ihnen meinen letzten Roman übersenden. Aber Sie werden gewiß dafür nicht viel übrig haben; er ist Ihnen sicher nicht dekadent genug, nicht genug fin de siècle, sondern zu frank und zu frei; für Sie muß es Bergotte sein, Sie haben es selbst gesagt, ein bißchen Hautgout für den blasierten Gaumen der raffinierten Genießer. In Ihren Kreisen hält man mich gewiß für einen alten Kitschmolch; mein Fehler ist, daß ich in das, was ich schreibe,

mein Herz hineinlege; das trägt man heute nicht mehr; und dann ist das Leben des einfachen Volkes nicht vornehm genug, um eure versnobten Dämchen zu interessieren. Nun gut, versuchen Sie dann und wann der Worte des Herrn zu gedenken: Gehet hin und tuet desgleichen, so werdet ihr selig werden.[1] Adieu mein Freund.«

Ich verließ Legrandin nicht einmal mit einem Gefühl der Verstimmung. Gewisse Erinnerungen sind wie gemeinsame Freunde, sie verstehen sich darauf, Versöhnungen zuwege zu bringen; inmitten der von Butterblumen übersäten Wiesen, wo Ruinen aus der Feudalzeit sich türmten, verband die schmale Holzbrücke Legrandin und mich genauso wie die beiden Ufer der Vivonne.

Als wir Paris hinter uns gelassen hatten, wo trotz des beginnenden Frühlings die Bäume an den Boulevards noch kaum die ersten Blätter zeigten, und die Ringbahn uns, Saint-Loup und mich, in dem Dorf absetzte, wo seine Geliebte wohnte, ergriff uns ein wahrer Rausch beim Anblick all der Gärtchen, die mit den riesigen weißen Ruhealtären der blühenden Obstbäume beflaggt waren. Es war wie eines jener besonderen, poetischen, flüchtigen und lokalen Feste – in diesem Fall ein von der Natur gegebenes Fest –, deren Besucher an bestimmten Tagen des Jahres von weit her anreisen. Die Kirschblüten haften wie ein weißes Futteral so eng an den Zweigen, daß man von weitem zwischen den noch kaum blühenden und kaum belaubten Bäumen an diesem sonnigen, aber noch so kalten Tag hätte glauben können, dort mache sich, nachdem er anderswo geschmolzen war, der Schnee noch zu schaffen. Die großen Birnbäume dagegen hüllten jedes Haus, jeden bescheidenen Hof in üppigeres, dichteres und leuchtenderes Weiß, ganz als begingen alle Behausungen und Gehöfte des Dorfes am selben Tag ihre Erstkommunion.

Diese Dörfer in der Umgebung von Paris haben vor ihren Toren die Parkanlagen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts noch bewahrt, die die »Folien« der Intendanten und

Favoritinnen waren. Ein Gärtner hatte einen davon, der unterhalb der Landstraße lag, zur Kultur von Obstbäumen nutzbar gemacht (oder vielleicht einfach den Plan eines riesigen Obstgartens aus jener Zeit beibehalten). Diese auf Lücke gesetzten Birnbäume, die weiter auseinander standen und in der Blüte weniger fortgeschritten waren als die, die ich bisher gesehen hatte, bildeten große – durch niedere Mauern abgetrennte – Vierecke weißer Blüten, auf deren einzelnen Seiten das Licht sich in unterschiedlicher Art spiegelte, so daß all diese dachlosen, Wind und Wetter ausgesetzten Gemächer wie die eines Sonnenpalastes wirkten, den man auf irgendeinem fernen Kreta[1] hätte antreffen können; man dachte auch an die Kammern eines Reservoirs oder gewisser Anlagen am Meerufer, die der Mensch für Fisch- oder Austernzucht einrichtet, wenn das Licht je nach ihrer Lage auf den Spalieren spielte wie auf frühlingshaften Gewässern und hier und da zwischen dem durchbrochenen, azurerfüllten Gitterwerk der Äste die weißglitzernde Gischt einer sonnendurchfluteten, schäumenden Blüte anbranden ließ.[2]

Es war ein altes Dorf, und vor seinem bejahrten, gleichsam gebrannten und vergoldeten Rathaus standen wie Maibäume oder Fahnenstangen drei große Birnbäume, mit weißem Satin galant beflaggt, als wäre es für ein lokales Bürgerfest.

Nie hatte Robert mir gegenüber zärtlicher von seiner Freundin gesprochen als während dieser Fahrt. Sie als einzige war in seinem Herzen verwurzelt; seine Aussichten beim Militär, seine gesellschaftliche Situation, seine Familie waren ihm zwar nicht gleichgültig, zählten jedoch nichts mehr im Vergleich zu den geringsten Dingen, die seine Geliebte betrafen. Nur diese hatten Ansehen in seinen Augen, unendlich viel mehr Ansehen als die Guermantes und alle Herrscher der Erde. Ich weiß nicht, ob er es bei sich selber so ausdrückte, daß sie ihrem Wesen nach aus höherer Substanz bestand, doch weiß ich, daß er nur das achtete und zu Herzen nahm, was sie anging. Durch sie war er fähig, zu leiden, glücklich zu sein,

vielleicht zu töten. Es gab nichts wirklich Interessantes, Packenderes für ihn als das, was seine Geliebte wollte oder tun würde, das, was höchstens aus ganz flüchtigen Zeichen auf dem schmalen Raum ihres Gesichts oder unter ihrer bevorzugten Stirn ablesbar, in ihr vorgehen mochte. So zartfühlend er in allem übrigen war, faßte er eine glanzvolle Heirat einzig ins Auge, um seine Freundin auch weiterhin unterhalten und für sich haben zu können. Wenn man sich gefragt hätte, wie hoch er sie einschätzte, so hätte man ihren Preis vermutlich immer zu niedrig angesetzt. Er heiratete sie nur deshalb nicht, weil ein Instinkt für das Zweckmäßige ihn erkennen ließ, daß sie, sobald sie nichts mehr von ihm zu erwarten hätte, ihn verlassen oder zumindest ganz ihren Neigungen leben werde und daß man sie in der Hoffnung auf das erhalten müsse, was der nächste Tag brächte. Denn er hielt für möglich, daß sie ihn vielleicht nicht liebte. Gewiß mußte der weitverbreitete Affekt, den man Liebe nennt, ihn zeitweilig zwingen – wie er es bei allen Menschen tut – zu glauben, sie liebe ihn. Aber in der Praxis merkte er doch, daß ihre Liebe zu ihm sie nicht hinderte, nur um seines Geldes willen bei ihm zu bleiben, und daß sie an dem Tag, da sie von ihm nichts mehr zu erwarten hätte, ihn schleunigst (hierin – so glaubte er – ein Opfer der Theorien ihrer literarischen Freunde und obwohl sie ihn liebte) verlassen würde.

»Ich werde ihr heute, wenn sie nett ist«, sagte er zu mir, »ein Geschenk machen, das sie ganz bestimmt freuen wird. Es handelt sich um ein Kollier, das sie bei Boucheron[1] gesehen hat. Für mich ist es im Augenblick eigentlich etwas zu teuer: dreißigtausend Francs. Aber der arme Schatz hat wirklich sonst nicht viel Schönes im Leben. Sie wird sich riesig freuen. Sie hat mir davon erzählt und gesagt, sie kenne jemanden, der es ihr vielleicht schenkt. Ich glaube zwar nicht, daß das wahr ist, aber ich habe für alle Fälle mit Boucheron, der der Lieferant meiner Familie ist, ausgemacht, daß er es für mich reserviert. Ich freue mich bei dem Gedanken, daß du sie heute se-

hen wirst; nach ihrem Äußeren ist sie nichts Besonderes, weißt du« (ich spürte genau, daß er das Gegenteil dachte und das nur sagte, damit meine Bewunderung um so größer wäre), »sie hat vor allem ein ausgezeichnetes Urteil; in deiner Gegenwart wird sie vielleicht nicht viel zu sagen wagen, aber ich freue mich im voraus auf alles, was sie hinterher über dich zu mir bemerken wird; weißt du, sie sagt Sachen, die man erst allmählich in ihrer ganzen Tiefe begreift; sie hat wirklich etwas Pythisches.«[2]

Auf dem Weg zu dem Haus, in dem sie wohnte, gingen wir an kleinen Gärten vorbei, vor denen ich unwillkürlich stehenblieb, denn in allen standen die Kirsch- und Birnbäume in Blüte; vermutlich gestern noch leer und unbewohnt wie ein Besitz, der keinen Mieter gefunden hat, waren sie mit einem Male bevölkert und verschönt durch die tags zuvor neu angekommenen Gäste, deren schöne weiße Roben man durch den Gitterzaun an den Kreuzungen der Gartenwege sehen konnte.

»Hör mal, da du, wie ich sehe, das alles anschauen möchtest, du Dichterseele«, sagte Robert zu mir, »warte hier auf mich, meine Freundin wohnt ganz nah, ich hole sie ab.«[1]

Während ich auf ihn wartete, ging ich ein paar Schritte an den bescheidenen Gärtchen vorbei. Wenn ich den Kopf hob, sah ich manchmal junge Mädchen an den Fenstern; doch sogar im Freien, in der Höhe eines niederen Stockwerks wiegten sich hier und da, beweglich und leicht in ihrem frischen lila Kleid, im Blätterwerk schwebend, junge Fliederbüschel im leichten Lufthauch, ohne auf den Vorübergehenden zu achten, der den Blick zu ihrem Zwischenstock aus Laub erhob. Ich erkannte in ihnen die violetten Knäuelchen, die am Eingang von Swanns Park, gleich hinter dem weißen Zaun, an warmen Frühlingsnachmittagen für einen entzückenden rustikalen Webteppich bereitstanden. Ich schlug einen Fußweg ein, der zu einer Wiese führte. Ein kühler Wind wehte dort, so lebhaft wie in Combray; doch inmitten der fetten, feuchten und ländlichen Erde, die am Ufer der Vivonne hätte sein können, war

nichtsdestoweniger, pünktlich zur Verabredung wie die Schar seiner Gefährten, ein großer weißer Birnbaum erschienen, der lächelnd gleich einem Vorhang aus stofflich und greifbar gewordenem Licht seine im Wind zuckenden, doch von den Strahlen silbrig überzogenen und geglätteten Blüten der Sonne entgegenstreckte.

Da erschien plötzlich Saint-Loup mit seiner Geliebten, und im selben Augenblick erkannte ich in dieser Frau, die für ihn alles an Liebe, alle überhaupt erdenkliche Süßigkeit des Lebens darstellte, deren geheimnisvoll in einem Körper wie in einem Tabernakel eingeschlossene Persönlichkeit noch dazu der Gegenstand war, der unaufhörlich die Phantasie meines Freundes beschäftigte, den zu kennen ihm auf ewig unmöglich schien, dieser Frau, bei deren Anblick er sich beständig fragte, wer sie wohl hinter dem Schleier ihrer Blicke und ihres Leibes sein mochte, erkannte ich »Rachel quand du Seigneur«[1] wieder, dieselbe, die vor einigen Jahren – die Frauen verändern so schnell ihre Stellung in jener Welt, sofern sie es überhaupt tun – zu der Kupplerin sagte: »Also, wenn Sie mich morgen abend für jemanden brauchen, lassen Sie mich holen.«

Und wenn man sie dann »geholt hatte« und sie sich allein mit dem Jemand im Zimmer befand, wußte sie so genau, was man von ihr wollte, daß sie – nicht ohne vorher in Befolgung einer Regel weiblicher Vorsicht oder eines Rituals die Tür verschlossen zu haben – sogleich anfing, ihre Sachen abzulegen, wie man es beim Arzt tut, der einen abhören soll, und höchstens dabei innehielt, wenn der »Jemand«, der nicht für Nacktheit schwärmte, ihr sagte, sie könne ihr Hemd anbehalten, so wie manche Ärzte, die ein sehr feines Ohr haben und für ihren Patienten eine Erkältung fürchten, sich damit begnügen, Atmung und Herzschlag durch die Unterwäsche hindurch zu auskultieren. Dieser Frau also, deren Leben, Gedanken, Vergangenheit und Vorbesitzer mir so gleichgültig waren, daß ich, wenn sie mir etwas darüber hätte erzählen wollen, nur aus

Höflichkeit geschwiegen und kaum wirklich zugehört hätte, hatte Saint-Loup, wie ich deutlich spürte, seine Unruhe, Besorgnis, Liebe derart zugewandt, daß für ihn, was für mich ein mechanisches Spielzeug darstellte, der Gegenstand unendlicher Leiden geworden war, der den Preis des Lebens selbst hatte. Als ich diese völlige Diskrepanz unserer Eindrücke bedachte (da ich ja die Bekanntschaft von »Rachel quand du Seigneur« in einem Bordell gemacht hatte), wurde mir klar, daß viele Frauen, für die Männer leben, leiden, sich umbringen, an sich oder in den Augen anderer das gleiche sein können, was Rachel in den meinen war. Die Vorstellung, daß man ihr Leben mit schmerzlicher Neugier betrachten könne, hatte etwas Unfaßbares für mich. Ich hätte Robert über viele Bettgeschichten von ihr aufklären können, die in meinen Augen die unwichtigste Sache der Welt waren. Wie sehr aber hätten sie ihn geschmerzt. Und was hatte er nicht darum gegeben, etwas darüber zu erfahren, was ihm jedoch nie gelungen war.

Ich ermaß nun, was die menschliche Einbildungskraft alles in so ein bißchen Gesicht legen kann, wie es das dieser Frau war, wenn ebendiese Einbildungskraft zuerst sich ihrer bemächtigt hat, und umgekehrt: in was für rein materielle und völlig wertlose, kümmerliche Elemente sich zersetzen konnte, was Ziel und Zweck so zahlloser Träumereien war, wenn die Wahrnehmung auf entgegengesetztem Weg stattgefunden hat, nämlich in Form einer denkbar trivialen Bekanntschaft. Ich sah ein, daß etwas, was mir keine zwanzig Francs wert gewesen war, als es mir für ebendiesen Preis in einem Bordell angeboten wurde, wo es für mich nur eine Frau war, die gern zwanzig Francs verdienen wollte, mehr als eine Million, mehr als eine hochangesehene Familie oder eine allgemein beneidete Stellung im Leben wert sein kann, wenn man sich in ihr ein unbekanntes Wesen vorzustellen beginnt, das interessant zu kennen, mühsam zu erringen und schwer festzuhalten ist. Gewiß sahen Robert und ich das gleiche kleine, schmale Gesicht. Aber wir waren dahin auf zwei ganz verschiedenen

Wegen gelangt, die niemals eine Verbindung zueinander hätten, und würden es darum niemals von der gleichen Seite sehen. Dieses Gesicht mit seinen Blicken, seinem Lächeln, seinen Mundbewegungen, hatte ich von außen her kennengelernt als das einer beliebigen Frau, die für zwanzig Francs alles tun würde, was ich von ihr verlangte. Daher waren mir die Blicke, das Lächeln, die Mundbewegungen bezeichnend nur für ganz allgemeine Handlungen erschienen, an denen nichts Individuelles war, und niemals wäre ich neugierig darauf gewesen, hinter ihnen nach einer Persönlichkeit zu suchen. Doch was mir gewissermaßen bei der Abfahrt angeboten worden war, dieses Gesicht mit willigem Ausdruck, war für Robert ein Reiseziel gewesen, das er durch unendlich viele Hoffnungen, Zweifel, Verdächtigungen und Träume hindurch angesteuert hatte. Er ließ es sich mehr als eine Million kosten, unter Ausschluß von anderen zu haben, was mir wie jedem Beliebigen für zwanzig Francs angeboten worden war. Weshalb er es um diesen Preis nicht hatte haben können, mag am Zufall eines Augenblicks liegen, jenes Augenblicks, in dem diejenige, die sich bereits hinzugeben schien, sich entzieht, weil sie vielleicht ein Rendezvous oder einen anderen Grund hat, an dem betreffenden Tag etwas heikler zu sein. Hat sie es mit einem stark in Gefühlen lebenden Menschen zu tun, beginnt, selbst wenn sie es nicht merkt, besonders aber, wenn sie es merkt, ein furchtbares Spiel. Unfähig, seine Enttäuschung zu überwinden und auf diese Frau zu verzichten, stellt er ihr nach, sie meidet ihn, so daß für ein nicht mehr erhofftes Lächeln tausendmal mehr bezahlt wird, als es der letzten Gunst angemessen gewesen wäre. Es kommt in solchen Fällen sogar manchmal vor – wenn man nämlich in einer Mischung aus Naivität im Urteil und Feigheit dem Leiden gegenüber die Torheit besessen hat, aus einer Dirne ein unerreichbares Idol zu machen –, daß man diese letzte Gunst oder sogar einen ersten Kuß nie erlangt oder nicht einmal mehr zu erbitten wagt, um Beteuerungen platonischer Gefühle nicht Lügen zu strafen. Es ist

dann ein großer Schmerz, aus dem Leben zu scheiden, ohne jemals erfahren zu haben, wie der Kuß jener Frau schmecken mag, die man am meisten geliebt hat. Allerdings war es Saint-Loup zu seinem Glück gelungen, alle Gunst Rachels, auch die letzte, zu erlangen. Sicher würde er, wenn er jetzt erfahren hätte, daß sie zuvor für einen Louis[1] jedem Beliebigen offeriert worden war, furchtbar gelitten, aber dennoch eine Million gegeben haben, um sie sich zu bewahren, denn alles, was er erfahren hätte, würde ihn nicht – denn was über menschliche Kraft geht, kann nur ohne unser Zutun durch Einwirkung irgendeines großen Naturgesetzes geschehen – von dem Weg abgebracht haben, auf dem er sich befand und auf dem dieses Gesicht ihm nur durch den Schleier selbstgeschaffener Träume sichtbar werden konnte. Die Unbewegtheit dieses schmalen Gesichts glich der eines Blatts Papier, das dem ungeheuren Druck zweier Atmosphären ausgesetzt wird; sie schien mir durch zwei Unendliche im Gleichgewicht gehalten, die an sie grenzten, ohne sich zu berühren, denn sie wurden durch sie voneinander getrennt. Wenn wir beide, Robert und ich, sie betrachteten, sahen wir sie tatsächlich nicht von der gleichen Seite des Geheimnisses her.

Nicht etwa daß mir »Rachel quand du Seigneur« als etwas Geringes erschienen wäre, vielmehr empfand ich die Macht der menschlichen Einbildungskraft und die Illusion, auf der die Schmerzen der Liebe beruhen, als etwas Großes. Robert sah mir an, daß ich bewegt war. Ich wandte den Blick den Birn- und Kirschbäumen des gegenüberliegenden Gartens zu, damit er glaube, ich sei von ihrer Schönheit gerührt. Tatsächlich rührte sie mich auf etwas ähnliche Weise, auch sie legte mir solche Dinge nahe, die man nicht nur mit den Augen sieht, sondern im Herzen fühlt. Als ich jene Bäume in dem Garten für fremde Götter hielt, hatte ich mich da nicht getäuscht wie Maria Magdalena, die in einem anderen Garten an einem Tag des Jahres, der bald wiederkehren sollte, eine menschliche Gestalt sah und »glaubte, es sei der Gärtner«?[1]

Wächter über Erinnerungen des goldenen Zeitalters, Bürgen der Verheißung, daß die Wirklichkeit nicht sei, was man glaubt, daß der Glanz der Poesie und das wunderbare Strahlen der Unschuld darin aufleuchten und zur Belohnung werden können, die wir zu verdienen uns bemühen werden – waren die großen weißen Geschöpfe, die sich wunderbar neigten, um dem Ruhen, Fischen oder Lesen Schatten zu spenden, nicht vielmehr Engel? Ich wechselte ein paar Worte mit der Geliebten Saint-Loups. Wir durchquerten das Dorf. Die Häuser waren schmutzig. Doch noch neben den elendesten, denen, die aussahen, als seien sie von einem Salpeterregen verbrannt, stand ein geheimnisvoller Wanderer, der einen Tag an dieser vom Fluch getroffenen Stätte verweilte, ein strahlender Engel[1], der weithin über sie den blendenden Schutz seiner in Unschuld blühenden Flügel breitete: es war ein Birnbaum. Saint-Loup ging mit mir ein paar Schritte voraus:

»Es wäre mir lieb gewesen, wir hätten beide zusammen gewartet, ich hätte sogar noch lieber mit dir allein zu Mittag gegessen und wäre lieber mit dir zusammengeblieben bis zu dem Augenblick, wo wir zu meiner Tante gehen. Aber dem armen Mädel macht es solches Vergnügen, und sie ist so reizend zu mir, weißt du, so daß ich es ihr nicht habe abschlagen können. Sie wird dir übrigens gefallen, sie ist literarisch bewandert und sehr sensitiv, und dann ist es auch so nett, mit ihr im Restaurant zu essen, sie ist so sympathisch, so schlicht und immer mit allem zufrieden.«

Dennoch glaube ich, daß gerade an diesem Vormittag Robert zum einzigen Mal wahrscheinlich einen Augenblick lang aus dieser Frau entwich, die er ganz allmählich, von Liebkosung zu Liebkosung, zusammengesetzt hatte, und plötzlich in einer gewissen Entfernung zu ihm eine andere Rachel wahrnahm, ihre Doppelgängerin, doch vollkommen verschieden von ihr, eine, die ein einfaches Straßenmädchen darstellte. Als wir den schönen Obstgarten verließen, wollten wir uns zum Zug nach Paris begeben, als auf dem Bahnhof Rachel, die ein

paar Schritte vor uns ging, von gewöhnlichen »Schnepfen«, wie sie selbst eine war, erkannt und angesprochen wurde; da sie zuerst glaubten, sie sei allein, riefen sie ihr zu: »He, Rachel! Komm mit, Lucienne und Germaine sind schon im Wagen, es ist gerade noch Platz; komm, wir gehen zusammen zum Skating[1] «. Sie waren schon drauf und dran, ihr zwei »Ladenschwengel«, ihre Liebhaber, die sie begleiteten, vorzustellen, als sie Rachels leicht genierte Miene bemerkten, neugierig ihren Blick etwas weiter schweifen ließen, uns sahen und sich unter Entschuldigungen von ihr verabschiedeten, was sie etwas verlegen, aber freundschaftlich erwiderte. Es waren arme kleine Dirnen, mit Kragen aus falschem Otterpelz, die ungefähr so aussahen wie Rachel seinerzeit, als Saint-Loup ihr erstmals begegnet war. Er kannte sie nicht, er wußte nicht, wie sie hießen, hatte aber, als er sah, wie gut sie sich mit seiner Freundin zu stehen schienen, doch eine leise Ahnung, daß diese in einem seinerseits nie vermuteten, von demjenigen, das er mit ihr führte, ganz verschiedenen Leben vielleicht einen Platz gehabt hatte oder vielleicht noch hatte, einem Leben, in dem man die Frauen für einen Louis bekam, während er Rachel jährlich mehr als hunderttausend Francs gab. Er hatte nur eine ganz undeutliche Vorstellung von diesem Leben, aber darin doch auch von einer Rachel, die ganz anders war als die ihm bekannte, einer Rachel, die diesen beiden Mädchen glich, einer Rachel für zwanzig Francs. Alles in allem hatte Rachel sich für ihn einen Augenblick lang verdoppelt, er hatte in seiner Rachel das Hürchen Rachel gesehen, die wirkliche Rachel, wofern überhaupt die Dirne Rachel wirklicher als die andere war. Robert hegte vielleicht einen Augenblick den Gedanken, daß er sich aus dieser Hölle, in der er lebte, mit der Aussicht und der Notwendigkeit einer reichen Heirat, eines Handels mit seinem Namen, um auch weiterhin Rachel hunderttausend Francs pro Jahr geben zu können, am Ende leicht hätte losreißen und wie diese Ladenschwengel von ihren Dirnen die Gunst seiner Geliebten billig würde ha-

ben können. Doch wie sollte er das anstellen? Sie hatte sich nichts zuschulden kommen lassen. Verwöhnte er sie weniger, so würde sie weniger nett sein, ihm nicht mehr Dinge sagen oder schreiben, die ihn tief ergriffen und die er etwas prahlerisch seinen Kameraden vortrug, wobei er angelegentlich betonte, wie nett es von ihr sei, ohne freilich zu erwähnen, daß er sie glanzvoll aushielt, ja daß er ihr überhaupt etwas gab, und daß die Widmungen unter einer Photographie oder die Formel, mit der sie eine Depesche schloß, die Transmutation von hunderttausend Francs in ihrer konzentriertesten und wertvollsten Form darstellten. Wenn er sich zu erzählen hütete, daß die erlesenen Nettigkeiten Rachels von ihm bezahlt wurden, so wäre es doch falsch – gleichwohl wendet man absurderweise diese mehr als einfältige Beweisführung auf alle Liebhaber, die tüchtig blechen, sowie auf viele Ehemänner an – zu behaupten, er schweige aus Eigenliebe oder Eitelkeit. Saint-Loup war klug genug, um sich darüber klar zu sein, daß er alle Freuden der Eitelkeit leicht und ohne Gegenleistung in der Gesellschaft dank seines großen Namens und seines hübschen Gesichts gefunden hätte und daß hingegen seine Liaison mit Rachel ihn der Gesellschaft etwas entfremdet und bewirkt hatte, daß er dort weniger hoch im Kurs stand. Nein, diese Eigenliebe, die sich darin äußert, daß man die scheinbaren Zeichen der Gunst von seiten derjenigen, die man liebt, umsonst erlangen will, ist einfach ein Derivat der Liebe, das Verlangen nämlich, vor sich selbst und den anderen von dem Wesen, das man so sehr liebt, wiedergeliebt zu erscheinen. Rachel schloß sich uns wieder an und ließ die beiden Schnepfen in ihr Abteil steigen; doch ebenso wie der falsche Otterpelz der beiden und das geckenhafte Äußere der Ladenschwengel bewahrten ihm die Namen Lucienne und Germaine die neue Rachel einen Augenblick lang gegenwärtig. Einen Augenblick lang stellte Saint-Loup sich eine Existenz auf der Place Pigalle[1] vor, mit unbekannten Freunden, anrüchigen Abenteuern, Nachmittagen voller harmloser Vergnügungen,

Ausflügen oder Lustpartien, in jenem Paris, wo in den beiderseits des Boulevard de Clichy gelegenen Straßen ihm nicht die gleiche Sonne zu scheinen schien als dort, wo er sich mit seiner Freundin erging, sondern eine andere, denn die Liebe und der Schmerz, der eins mit ihr ist, haben wie der Rausch die Macht, die Dinge in unseren Augen voneinander zu unterscheiden. Was er argwöhnisch vermutete, war fast ein unbekanntes Paris inmitten von Paris; seine Liaison kam ihm wie die Erforschung eines fremden Lebens vor, denn wenn in seiner Gesellschaft Rachel ein wenig wie er selber war, so lebte sie trotzdem einen Teil ihres wirklichen Lebens mit ihm, sogar den wertvollsten, wegen der Unsummen, die er an sie wandte, den Teil, um dessentwillen ihre Freundinnen sie so sehr beneideten und der es ihr erlauben würde, sich eines Tages aufs Land zurückzuziehen oder sich an einem der großen Theater zu produzieren, nachdem sie ihr Schäfchen ins trockene gebracht hätte. Robert hätte seine Freundin gern gefragt, wer Germaine und Lucienne seien, was sie zu ihr gesagt haben würden, wenn sie zu ihnen ins Abteil gestiegen wäre, wie sie zusammen mit ihren Kolleginnen einen Tag verbracht hätte, der vielleicht nach den Freuden des Skating glorios in der »Taverne de l'Olympia« geendet hätte, wenn er, Robert, und ich nicht dagewesen wären. Eine Sekunde lang erregte die Gegend um das Olympia, die ihm bis dahin vollkommen abgeschmackt vorgekommen war, seine Neugier, weckte seinen Schmerz, und die Sonne dieses Frühlingstages auf der Rue Caumartin, auf der vielleicht, ohne die Bekanntschaft mit Robert, Rachel jetzt sich zwanzig Francs verdient hätte, flößten ihm eine unbestimmte Sehnsucht ein. Aber wozu sollte er Rachel Fragen stellen, wo er doch im voraus wußte, daß die Antwort entweder schlichtes Schweigen oder eine Lüge oder etwas sein würde, das für ihn sehr schmerzlich wäre und ihn gleichwohl über nichts aufklären würde? Die Schaffner schlossen die Wagentüren, wir stiegen rasch in einen Wagen erster Klasse; Rachels wundervolle Perlen lehrten Robert, was

für eine kostbare Frau sie war, er streichelte sie und gab ihr wieder ihren Platz in seinem Herzen, wo er sie, ihm ganz verinnerlicht, betrachtete, wie er es immer getan hatte – außer in dem kurzen Augenblick, da er sie auf einer Place Pigalle von der Art, wie sie die impressionistischen Maler[1] darstellen, erblickt hatte –, und dann fuhr der Zug ab.

Es stimmte übrigens, daß sie »literarisch bewandert« war. Sie unterbrach sich in ihren Ausführungen über Bücher, Art Nouveau[2] und Tolstoj[3] nur, um Saint-Loup Vorwürfe zu machen, er trinke zuviel Wein.

»Ach! Wenn du einmal ein Jahr mit mir leben könntest, würde ich dich dazu bringen, daß du nur Wasser trinkst, das würde dir viel besser bekommen.«

»Einverstanden! Fangen wir gleich damit an.«

»Aber du weißt doch, wieviel ich zu arbeiten habe« (denn sie nahm es mit der Schauspielkunst sehr ernst). »Was würde außerdem deine Familie sagen?«

Und nun erging sie sich in Vorwürfen gegen seine Familie, die mir übrigens sehr gerechtfertigt schienen und denen Saint-Loup, während er in punkto Champagner weiterhin in der Opposition blieb, durchaus beipflichtete. Ich, der ich selbst das Weintrinken für Saint-Loup so gefährlich fand und spürte, welch guten Einfluß seine Geliebte auf ihn hatte, war ganz geneigt, ihm zu raten, er solle doch seine Familie vollkommen ignorieren. Die Tränen traten der jungen Frau in die Augen, als ich unvorsichtigerweise etwas von Dreyfus sagte.

»Dieser arme Märtyrer«, sagte sie und hielt ein Schluchzen zurück, »sie treiben es noch so weit, daß er da unten stirbt.«

»Sei unbesorgt, Zézette[1] , er kommt bestimmt zurück, er wird bestimmt freigesprochen, der Irrtum wird bestimmt anerkannt werden.«

»Aber bis dahin ist er tot! Immerhin werden seine Kinder dann einen Namen tragen, an dem kein Makel mehr haftet. Aber wenn ich mir vorstelle, was er aushalten muß, möchte ich sterben vor Kummer! Und wollen Sie mir glauben, daß

Roberts Mutter, eine fromme Frau, findet, er müsse auf der Teufelsinsel bleiben, selbst wenn er unschuldig ist? Ist so etwas nicht grauenhaft?«

»Ja, das stimmt hundertprozentig, das findet sie«, gab Robert zu. »Sie ist meine Mutter, ich kann nichts gegen sie sagen, aber sicher ist sie nicht so sensibel wie Zézette.«

In Wahrheit verliefen die »so netten« Dejeuners mit ihr im allgemeinen sehr schlecht. Denn sobald Saint-Loup mit seiner Geliebten sich an einem öffentlichen Ort befand, bildete er sich ein, sie blicke nach allen anwesenden Männern, seine Miene verdüsterte sich, sie bemerkte seine schlechte Laune, der sie vielleicht zum bloßen Vergnügen weitere Nahrung gab; wahrscheinlicher aber war, daß sie aus törichter Eigenliebe, durch seinen Ton verletzt, nicht den Anschein erwecken wollte, als liege ihr daran, ihn wieder freundlich zu stimmen; sie tat, als könnte sie von diesem oder jenem Mann den Blick nicht losreißen, und außerdem war es nicht immer nur bloßes Spiel. Allerdings, daß der Herr, der im Theater oder im Café neben ihnen saß, oder auch nur der Kutscher des Mietwagens, den sie genommen hatten, leidlich angenehm aussah, hatte Robert dank seiner Eifersucht schon vor seiner Freundin festgestellt; er sah auf der Stelle in ihm eines jener verruchten Wesen, von denen er mir in Balbec erzählt hatte und die die Frauen zum bloßen Vergnügen verderben und entehren; er flehte seine Geliebte an, den Kerl nicht anzuschauen, und machte sie überhaupt dadurch erst auf ihn aufmerksam. Manchmal fand sie sogar, Robert beweise bei seinen argwöhnischen Befürchtungen einen so guten Geschmack, daß sie aufhörte, ihn zu necken, damit er sich beruhige und einwillige, irgendeine Besorgung zu machen und sie Zeit bekäme, mit dem Unbekannten ein Gespräch anzuknüpfen, oft auch eine Verabredung zu treffen oder sogar einen kleinen Seitensprung zu arrangieren. Ich sah gleich, als wir das Restaurant betraten, daß Robert unruhig wurde. Es war ihm nämlich sofort aufgefallen – was uns in Balbec entgangen war –, daß Aimé inmit-

ten seiner gewöhnlichen Kollegen ganz unwillkürlich den bescheidenen Glanz einer Romantik ausstrahlte, die ein paar Jahre lang von feinem Haar und einer griechischen Nase ausgeht und ihn von der Menge der übrigen Bediensteten unterschied. Diese, die alle schon ältlich waren, stellten außerordentlich häßliche, ausgeprägte Typen von heuchlerischen Geistlichen, scheinheiligen Beichtvätern, häufiger aber noch von ehemaligen Komödianten dar, deren zuckerweiße Stirn man höchstens noch in den Porträtsammlungen wiederfindet, wie sie das ehrwürdig bescheidene Foyer kleiner altmodischer Theater zieren, wo sie in den Rollen von Kammerdienern oder großen Prälaten dargestellt sind, und deren pompöser Typus dieses Restaurant, dank einer besonders sorgfältigen Auswahl des Personals, vielleicht auch aufgrund einer erblichen Nominierung, in einer Art von Augurenkollegium zu bewahren schien. Da Aimé uns wiedererkannt hatte, war unglücklicherweise er es, der unsere Bestellung entgegennahm, während der Zug der Operettenpriester [1] zu anderen Tischen wallte. Aimé erkundigte sich nach der Gesundheit meiner Großmutter, und ich fragte ihn nach seiner Frau und seinen Kindern. Er gab mir mit gerührter Miene Auskunft, denn er war ein guter Familienvater. Er wirkte gescheit und energisch, dabei ehrerbietig. Roberts Geliebte begann, ihn mit auffallendem Interesse zu betrachten. Doch die tiefliegenden Augen Aimés, denen eine leichte Kurzsichtigkeit etwas verstohlen Abgründiges gab, verrieten in einem unbeweglichen Gesicht seine Eindrücke nicht. In dem Provinzhotel, wo er manche Jahre diente, bevor er nach Balbec kam, hatte wahrscheinlich die hübsche, jetzt etwas verblichene und ermüdete Zeichnung seines Gesichts, die während so vieler Jahre wie etwa ein Stich mit dem Prinzen Eugène[1] im Hintergrund des Speisesaals zu sehen war, kaum neugierige Blicke auf sich gezogen. Er hatte also lange, sicherlich weil es an Kennern fehlte, vom künstlerischen Wert seines Gesichts nichts gewußt und war außerdem wohl bei seiner zurückhaltenden Natur wenig geneigt, diesen

besonders herauszustellen. Höchstens hatte vielleicht einmal eine durchreisende Pariserin, die in jener Stadt Station machte, ein Auge auf ihn geworfen, ihn aufgefordert, ihr auf dem Zimmer zu servieren, bevor sie wieder den Zug nahm, und in die durchsichtige, einförmige und tiefe Leere dieser Existenz als guter Ehemann und Provinzbediensteter das Geheimnis einer Eintagsliebschaft gelegt, das kein Mensch je darin entdecken würde. Doch mußte Aimé merken, mit welcher Beharrlichkeit die Blicke der jungen Künstlerin an ihm hafteten. Jedenfalls entging sie Robert nicht, unter dessen Stirn ich eine Röte sich ansammeln sah, die nicht lebhaft war wie die, die ihn bei einer plötzlichen Gefühlswallung färbte, sondern schwach und fleckig.

»Dieser Ober ist offenbar sehr interessant, Zézette?« fragte er seine Geliebte, nachdem er Aimé ziemlich kurz vom Tisch verabschiedet hatte. »Es sieht aus, als wolltest du eine Skizze von ihm anfertigen.«

»Jetzt fängt er schon wieder an, ich habe es ja gewußt.«

»Wer fängt an, mein Schatz? Wenn ich unrecht habe, will ich nichts gesagt haben, bitte schön. Aber ich habe doch wohl noch das Recht, dich vor diesem Domestiken zu warnen, den ich von Balbec her kenne (sonst wäre mir das völlig wurst), und der einer der größten Lumpen ist, die die Erde je getragen hat.«

Sie schien Robert gehorchen zu wollen und begann mit mir eine Unterhaltung über Literatur, an der auch er teilnahm. Es war nicht ohne Reiz, mit ihr zu plaudern, denn die Werke, die ich bewunderte, waren ihr gut bekannt, und unser Urteil stimmte annähernd überein; da ich aber von Madame de Villeparisis gehört hatte, sie habe kein Talent, maß ich dieser Bildung keine große Bedeutung bei. Sie wußte sehr witzig über tausenderlei zu scherzen und wäre durchaus angenehm gewesen ohne ihre ärgerliche Vorliebe für den Literaten- und Künstlerjargon. Sie wandte diesen übrigens auf alles an, und da sie – um ein Beispiel zu nennen – die Gewohnheit ange-

nommen hatte, von einem Bild, wenn es impressionistisch, oder einer Oper, wenn sie wagnerianisch war, zu sagen »ah, das ist *wirklich Klasse*«, sagte sie einmal, als ein junger Mann sie aufs Ohr geküßt hatte und gerührt über ihren gespielten Schauer bescheiden abwinkte: »Doch, doch, als Gefühl, finde ich, ist das *wirklich Klasse*.« Vor allem aber erstaunte mich, daß sie die für Robert typischen Ausdrücke (die übrigens wahrscheinlich von Literaten aus ihrem Bekanntenkreis stammten) vor ihm und er sie vor ihr verwendete, als könne man notwendigerweise nur so sprechen und ohne sich bewußt zu werden, daß Originalität, die allen gehört, hinfällig wird.

Sie stellte sich beim Essen mit ihren Händen so ungeschickt an, daß man auf die Vermutung kam, sie müsse auf der Bühne überaus hilflos sein. Geschicklichkeit brachte sie nur in der Liebe auf, infolge jenes rührenden Ahnungsvermögens von Frauen, die den Körper des Mannes so sehr lieben, daß sie von vornherein erraten, was diesem von dem ihren doch so ganz verschiedenen Körper am meisten Lust bereitet.

Als das Gespräch auf das Theater überging, beteiligte ich mich nicht mehr daran, denn bei diesem Kapitel wurde Rachel allzu bösartig. Allerdings nahm sie in mitleidigem Ton – gegen Saint-Loup, was bewies, daß sie sie in seiner Gegenwart oft kritisierte – die Berma in Schutz und sagte: »O nein, sie ist eine bemerkenswerte Frau. Natürlich kann uns, was sie macht, nicht mehr rühren, es entspricht nicht mehr ganz dem, was uns vorschwebt, aber man muß sie sich eben zu dem Zeitpunkt denken, wo sie angefangen hat; wir verdanken ihr sehr viel. Sie hat Sachen gemacht, die wirklich Klasse waren. Und dann ist sie eine so wackere Frau und hat ein großes Herz. Die Dinge, die uns interessieren, sind ihr von Natur nicht gegeben, doch hat sie, neben einem ganz faszinierenden Gesicht, auch eine hübsche Geistesqualität mitbekommen.« (Nicht alle ästhetischen Urteile werden in der gleichen Weise durch die Sprache der Finger begleitet. Wenn es sich um Malerei handelt, begnügt man sich, um zu bedeuten, es sei das ein schö-

nes, pastos gemaltes Stück, mit einem Herausschnellen des Daumens. Die »hübsche Geistesqualität« aber stellt bereits höhere Anforderungen. Man braucht dazu zwei Finger oder besser gesagt, zwei Fingernägel, als wolle man ein Stäubchen wegschnippen.) Von dieser Ausnahme abgesehen, sprach Saint-Loups Geliebte jedoch von den bekanntesten Künstlern in einem Ton ironischer Überlegenheit, der mich reizte, weil ich – und hierin irrte ich – meinte, sie sei ihnen unterlegen. Sie merkte sehr deutlich, daß ich sie für eine mittelmäßige Künstlerin und umgekehrt sehr viel von denen hielt, die sie verachtete. Doch nahm sie es nicht übel, weil das noch nicht erkannte große Talent, wie sie es besaß, auch wenn es seiner noch so sicher ist, immer eine gewisse Bescheidenheit einschließt, und weil wir Beachtung nicht im Verhältnis zu unseren verborgenen Gaben verlangen, sondern zu unserer bereits erlangten Stellung. (Eine Stunde später konnte ich im Theater feststellen, daß die Freundin Saint-Loups denselben Künstlern, über die sie ein so strenges Urteil gefällt hatte, mit sehr viel Respekt begegnete.) Daher legte sie auch, obwohl mein Schweigen sie sicher über meine Gedanken nicht im Zweifel gelassen hatte, großen Wert darauf, daß wir zusammen zu Abend speisten, und beteuerte, niemals habe ihr eine Unterhaltung so sehr zugesagt wie die mit mir. Wenn wir auch noch nicht in dem Theater waren, wohin wir uns nach dem Essen begeben sollten, schienen wir uns doch in einem »Foyer« zu befinden, das mit den alten Porträts der Truppe des Palais-Royal bebildert war, denn die Kellner hatten genau solche Gesichter, wie sie zusammen mit einer ganzen außergewöhnlichen Schauspielergeneration offenbar verschwunden sind; gleichzeitig wirkten sie wie Akademiemitglieder: unbeweglich an einem Büffet stehend, musterte einer die Birnen mit dem Gesicht und dem selbstlosen Interesse, die Monsieur de Jussieu[1] an den Tag hätte legen können. Andere neben ihm warfen in den Speisesaal Blicke kühler Neugier, wie sie bereits arrivierte Mitglieder des Institut dem Publikum zuwer-

fen, während sie ein paar Worte wechseln, die unhörbar bleiben. Diese Gesichter waren unter den Stammgästen berühmt. Man machte sich indessen auf einen Neuen aufmerksam, der mit ramponierter Nase und salbungsvollen Lippen ein klerikales Aussehen hatte und zum erstenmal seines Amtes waltete; alles schaute mit Interesse dem Neugewählten zu. Bald aber begann Rachel, vielleicht um Robert zum Aufbruch zu bewegen und mit Aimé allein zu bleiben, einem jungen Börsianer, der am Nebentisch mit einem Freunde speiste, schöne Augen zu machen.

»Zézette, ich möchte dich bitten, diesen jungen Mann nicht so anzuschauen«, sagte Saint-Loup, auf dessen Gesicht die eben noch zögernden roten Flecken sich zu einem blutigen Nebel verdichtet hatten, der die aufgelösten Züge meines Freundes anschwellen und dunkler werden ließ, »wenn du uns hier zur Schau stellen willst, möchte ich lieber allein zu Mittag essen und im Theater auf dich warten.«

In diesem Augenblick kam jemand Aimé ausrichten, ein Herr wünsche ihn von seinem Wagen aus zu sprechen. Saint-Loup, der in ständiger Unruhe lebte und fürchtete, es handle sich um eine Liebesbotschaft an die Adresse seiner Freundin, blickte durch das Fenster und bemerkte im Fond seines Coupés, mit enganliegenden, schwarz gestreiften weißen Handschuhen und einer Blume im Knopfloch, Monsieur de Charlus.

»Da siehst du es«, sagte er leise zu mir, »meine Familie stellt mir sogar hier noch nach. Ich bitte dich, ich selber kann das ja nicht, aber da du den Oberkellner ja gut kennst, der uns sicher verraten wird, bitte ihn, nicht an den Wagen zu gehen. Er soll höchstens einen Kellner hinschicken, der nicht weiß, wer ich bin. Wenn mein Onkel hört, daß ich hier nicht bekannt bin, kommt er sicher nicht herein, ich weiß ja, wie er ist, er haßt diese Art von Restaurants. Aber ist es nicht geradezu widerwärtig, daß so ein alter Schürzenjäger wie er, der

auch jetzt noch nicht die Segel streicht, mir unaufhörlich eine Lektion erteilen will und mir nachspioniert!«

Auf meine Weisung schickte Aimé einen seiner Burschen hinaus und ließ sagen, er selbst sei im Augenblick zu beschäftigt und wenn nach dem Marquis de Saint-Loup gefragt werde, solle man ausrichten, dieser Herr sei hier unbekannt. Bald fuhr der Wagen weiter. Saint-Loups Geliebte aber, die unsere leise geflüsterten Worte nicht gehört hatte und meinte, es handle sich um den jungen Mann, dem sie, wie Robert ihr vorwarf, schöne Augen machte, brach in heftige Schmähungen aus.

»So? Jetzt ist es also dieser junge Mensch am Nebentisch? Du tust wirklich gut, mich aufzuklären; es ist ja großartig, unter solchen Umständen zu Mittag zu essen! Kümmern Sie sich nur nicht um sein Gerede, er ist nur ein bißchen gereizt, und sowieso«, setzte sie zu mir gewandt hinzu, »sagt er das nur, weil er glaubt, es mache sich elegant und weltmännisch, wenn er den Eifersüchtigen spielt.«

Und mit Händen und Füßen begann sie Zeichen zu geben, daß sie mit den Nerven am Ende sei.

»Aber Zézette, für mich vielmehr ist das Ganze unangenehm. Du blamierst uns ja in den Augen dieses Herrn, der überzeugt sein muß, daß du ihm Avancen machst, und der mir selber ausgesprochen mies vorkommt.«

»Mir gefällt er aber sehr, und zwar, weil er bezaubernde Augen hat und die Frauen auf eine Weise ansieht, daß man gleich merkt, wie sehr er sie lieben muß.«

»Halt wenigstens den Mund, bis ich aufgebrochen bin, wenn du schon ganz von Sinnen bist«, rief Robert. »Kellner, meine Sachen!«

Ich wußte nicht, ob ich ihm folgen sollte.

»Nein, ich muß allein sein«, sagte er zu mir in dem gleichen Ton, in dem er eben zu seiner Geliebten gesprochen hatte, als sei er genauso böse auf mich. Sein Zorn war wie ein und dasselbe musikalische Thema, nach dem in einer Oper

mehrere Wechselreden gesungen werden, wobei sie dem Sinne und dem Charakter nach, im Libretto, völlig voneinander verschieden sind, durch jenes aber im selben Grundgefühl verbunden werden. Als Robert gegangen war, rief Rachel Aimé herbei und bat ihn um verschiedene Auskünfte. Dann wollte sie von mir wissen, wie ich ihn fände.

»Er hat einen so amüsanten Blick, nicht wahr? Mich würde es amüsieren zu wissen, was er eigentlich denkt, verstehen Sie, ich würde mich gern oft von ihm bedienen lassen und ihn mit auf Reisen nehmen. Aber nicht mehr als das. Wenn man alle die Leute lieben müßte, die einem gefallen, wäre das eigentlich *ziemlich schrecklich*. Robert hat ganz unrecht, sich bei allem gleich etwas zu denken. Solche Sachen spielen sich bei mir nur im Kopf ab, er könnte ganz ruhig sein.« Sie sagte das alles mit einem Blick auf Aimé. »Da schauen Sie nur einmal, was für schwarze Augen er hat, ich möchte wirklich gern wissen, was dahinter steckt.«

Bald darauf wurde ihr ausgerichtet, Robert bitte sie in ein Chambre séparée, in das er sich durch einen anderen Eingang, ohne das Restaurant noch einmal zu durchqueren, begeben hatte, um sein Dejeuner zu beenden. So blieb ich zunächst allein, bis Robert mich gleichfalls rufen ließ. Ich fand seine Geliebte auf dem Sofa vor, lachend unter den Küssen und Liebkosungen, mit denen er sie überschüttete. Sie tranken Champagner. »Hallöchen, Sie!« sagte sie zu ihm; sie hatte diese Wendung vor kurzem gelernt, und sie schien ihr das Nonplusultra an Zärtlichkeit und Geist. Ich hatte schlecht gegessen, fühlte mich unbehaglich, und ohne daß dabei Legrandins Worte eine Rolle spielten, tat es mir leid beim Gedanken, daß ich diesen ersten Frühlingsnachmittag im Chambre séparée eines Restaurants begann und in den Kulissen eines Theaters beenden sollte. Nachdem sie auf die Uhr geblickt hatte, ob es auch nicht zu spät würde, bot sie mir Champagner an, reichte mir eine ihrer Orientzigaretten und löste für mich eine Rose aus ihrem Ausschnitt. Da sagte ich

mir: Ich bin mit meinem Tag trotz allem nicht ganz schlecht gefahren; die Stunden, die ich mit dieser jungen Frau verbringe, sind für mich nicht verloren, denn ich habe durch sie etwas so Anmutiges bekommen, daß man es gar nicht zu teuer bezahlen kann: eine Rose, eine parfümierte Zigarette und ein Glas Champagner. Ich sagte es mir, weil ich dadurch diesen Stunden der Langeweile einen ästhetischen Wert zuerkennen wollte, um sie so zu rechtfertigen, zu retten. Vielleicht hätte ich mir klarmachen sollen, daß allein mein Bedürfnis, einen Grund zu finden, der mich über meine Langeweile tröstete, bereits den Beweis erbrachte, daß ich nichts Ästhetisches verspürte. Was Robert und seine Geliebte betraf, so schienen sie sich weder an ihren Streit von eben zu erinnern noch an die Tatsache, daß ich dabeigewesen war. Sie machten keine Bemerkung darüber, suchten nach keiner Entschuldigung dafür, ebensowenig wie für den Gegensatz, den ihr jetziges Verhalten dazu darstellte. Dank dem Champagner, den ich mit ihnen trank, ergriff mich allmählich ein ähnlicher Rauschzustand wie in Rivebelle, doch vermutlich nicht genau der gleiche. Nicht nur jede Art von Rausch – von jenem, den die Sonne oder das Reisen schenkt bis hin zu jenem, der von Müdigkeit oder Wein herrührt –, sondern auch jeder Grad des Rausches, der seine besondere »Lotzahl« tragen sollte wie der Meeresboden, deckt in uns genau in der Tiefe, in der er sich befindet, einen besonderen Menschen auf. Das Séparée, in dem Robert sich befand, war klein, doch der einzige Spiegel, der es zierte, war so beschaffen, daß er in unendlicher Perspektive dreißig andere zu reflektieren schien; die elektrische Lampe über dem Rahmen gab gewiß am Abend, wenn sie brannte, von einer Prozession von dreißig ihr ähnlichen Reflexen gefolgt, sogar dem einsamen Trinker dort die Vorstellung, daß der Raum rings um ihn her sich in der gleichen Weise vervielfältige wie seine durch den Rausch gesteigerten Empfindungen und daß er, allein in diese kleine Klause eingeschlossen, dennoch über etwas in seiner unendlich langen und schimmernden Flucht

weit Ausgedehnteres herrsche als eine Allee im »Jardin de Paris«.[1] Da nun aber ich in diesem Augenblick der bewußte Trinker war, suchte ich ihn im Spiegel und entdeckte ihn plötzlich, wie er mir häßlich und fremd daraus entgegenschaute. Das Glücksgefühl des Rausches war stärker als der Widerwille; aus Fröhlichkeit oder Übermut lächelte ich ihm zu, und gleichzeitig lächelte er zurück. Ich aber stand so sehr unter der flüchtigen Macht des Augenblicks, in dem die Empfindungen so stark sind, daß ich nicht weiß, ob nicht mein einziger Kummer im Gedanken lag, daß dieses abscheuliche Ich, das ich soeben erblickt hatte, vielleicht seinen letzten Tag erlebte und ich diesem Fremden in meinem ganzen Leben nie wieder begegnen würde.

Robert war nur ärgerlich, daß ich vor seiner Geliebten nicht stärker zu glänzen bemüht war.

»Wie war das mit diesem Herrn, dem du heute morgen begegnet bist, der Snobismus mit Astronomie vereint … erzähle es ihr, ich weiß es nicht mehr genau«, und er blickte sie von der Seite an.

»Aber, mein Lieber, du hast wirklich schon alles darüber gesagt, was es zu sagen gibt.«

»Ach, du bist langweilig. Dann erzähle ihr doch etwas von Françoise in den Champs-Élysées-Anlagen, das wird ihr gefallen.«

»Ach ja, Bobbey hat mir so viel von Françoise erzählt.« Dann nahm sie Saint-Loup beim Kinn, und aus Mangel an Erfindungsgabe sagte sie wieder, während sie es ans Licht drehte: »Hallöchen, Sie!«

Seitdem ich in Schauspielern nicht mehr ausschließlich Wesen sah, die durch ihren Vortrag und ihr Spiel Depositäre einer künstlerischen Wahrheit sind, interessierten sie mich an und für sich; es machte mir Spaß, mir vorzustellen, ich hätte Personen aus einem alten Roman mit Szenen aus der Theaterwelt[1] vor mir, und zu sehen, wie die junge Naive beim Auftauchen eines neuen Gesichts, das einem eben eingetretenen

jungen Herren gehört, mit zerstreuter Miene die Liebeserklärung des jugendlichen Liebhabers in dem Stück entgegennimmt, während dieser zwar seine feurige Tirade herunterrasselt, gleichzeitig aber einen gluterfüllten Seitenblick auf eine alte Dame in einer Loge dicht an der Bühne wirft, deren wundervolle Perlen es ihm angetan haben; so sah ich, besonders dank den Einblicken, die mir Saint-Loup in das Privatleben der Schauspieler gewährte, wie ein zweites, stummes und ausdrucksvolles Spiel hinter dem gesprochenen Stück ablief, das mich im übrigen, wiewohl mittelmäßig, interessierte, weil ich erlebte, wie im Rampenlicht – entstanden aus der Überstülpung des Gesichts eines Schauspielers mit einem zweiten Gesicht, aus Schminke und Karton, aus der Überstülpung der persönlichen Seele mit dem Part einer Rolle – für die Dauer einer Stunde diese flüchtigen und lebhaften Individualitäten keimen und aufblühen, die die Figuren eines Stückes sind, verführerische Wesen, die man liebt, bewundert, bedauert, denen man weiterhin begegnen möchte, nachdem man das Theater verlassen hat, die sich aber inzwischen schon in einen Schauspieler, der nicht mehr dem Stand der Person in dem Stück angehört, in einen Text, der nicht mehr das Gesicht des Schauspielers zeigt, in farbigen Puder, den das Taschentuch abwischt, aufgelöst haben, also kurz gesagt, wieder zu Elementen geworden sind, die nichts mehr von jenen in sich haben, infolge der sofort nach Ende des Schauspiels vollzogenen Zersetzung, die gleich der eines geliebten Menschen bewirkt, daß man an der Wirklichkeit des Ich zweifelt und über das Geheimnis des Todes nachdenkt.

Eine Nummer des Programms war mir äußerst peinlich. Eine junge Frau, die Rachel und mehrere ihrer Freundinnen nicht leiden konnten, gab darin mit ein paar alten Chansons ein Debüt, auf das sie all ihre Zukunftshoffnungen und diejenigen ihrer Angehörigen gesetzt hatte. Diese junge Frau hatte ein zu ausladendes, beinahe lächerlich wirkendes Hinterteil, eine hübsche, aber zu dünne Stimme, die infolge der Aufre-

gung noch schwächer wurde und zu jener kräftigen Muskulatur in scharfem Gegensatz stand. Rachel hatte dafür gesorgt, daß im Zuschauerraum verteilt eine gewisse Zahl von Freunden und Freundinnen die Rolle übernahm, durch ihre Sarkasmen die als schüchtern bekannte Anfängerin aus dem Konzept zu bringen, auf daß sie den Kopf verlöre und ein vollkommenes Fiasko produziere, worauf der Direktor ihr ein Engagement verweigern würde. Schon bei den ersten Tönen, die die Unglückliche hervorbrachte, begannen ein paar eigens hierfür rekrutierte Zuschauer sich gegenseitig kichernd auf ihre Hinterseite aufmerksam zu machen; ein paar Frauen, die ebenfalls eingeweiht waren, lachten laut, und jeder schüchtern geflötete Ton vermehrte die künstlich geschürte Heiterkeit, die in einen Skandal auszuarten drohte. Die Unglückliche, die vor Kummer unter ihrer Schminke schwitzte, versuchte einen Augenblick lang sich zu behaupten, warf dann aber auf das Publikum verzweifelte und indignierte Blicke, die das Hohngeschrei nur auf die Spitze trieben. Aus Nachahmungstrieb, in dem Wunsch, geistreich und unerschrocken zu wirken, machten nun auch unvoreingenommene, hübsche Schauspielerinnen mit, zwinkerten den andern in boshaftem Einverständnis zu, krümmten sich und schrien vor Lachen, so daß nach dem zweiten Chanson, obwohl im ganzen fünf vorgesehen waren, der Regisseur den Vorhang fallen ließ. Ich bemühte mich, dem Zwischenfall ebensowenig Aufmerksamkeit zu schenken wie dem Leiden meiner Großmutter, wenn mein Großonkel, um sie zu necken, meinen Großvater zum Kognaktrinken anstiftete, denn die Vorstellung der Bosheit hatte immer etwas allzu Quälendes für mich. Allein, wie vielleicht Mitleid mit dem Unglück etwas nicht ganz Zutreffendes ist, weil unsere Phantasie einen Schmerz nachzubilden versucht, von dem sich der Unglückliche, muß er doch gegen diesen Schmerz ankämpfen, in keiner Weise rühren läßt, so besitzt wahrscheinlich auch in der Seele des Bösen die Bosheit nicht den Charakter jener ungetrübt lustvollen Grausamkeit, deren Vor-

stellung uns so schmerzt. Der Haß facht sie an, der Zorn verleiht ihr ein Feuer und eine Kraft, die nichts sehr Freudiges an sich haben; es brauchte schon Sadismus, um Genuß darin zu finden, denn der Böse glaubt ja, einem Bösen Leiden zu bereiten. Rachel lebte sicher in der Überzeugung, die Schauspielerin, der sie diese Leiden bereitete, sei völlig uninteressant, sie selbst kämpfe jedenfalls dadurch, daß sie sie auspfeifen ließ, für die Sache des guten Geschmacks und erteile einer unwürdigen Kollegin eine Lektion. Gleichwohl wollte ich über den Vorfall lieber nicht reden, da ich ja weder den Mut noch die Macht gehabt hatte, ihn zu verhindern; es wäre mir zu schmerzvoll gewesen, die Gefühle, von denen die Peiniger der Debütantin beseelt waren, dadurch, daß ich Gutes von ihr sagte, solchen der befriedigten Grausamkeit anzugleichen.

Doch der Beginn dieser Vorstellung interessierte mich noch in anderer Hinsicht. Er half mir, die Art der Täuschung, der Saint-Loup mit Bezug auf Rachel unterlag, teilweise zu verstehen, jene Illusion, die eine unüberbrückbare Kluft zwischen meinem und seinem Bild von seiner Geliebten geschaffen hatte, als wir sie am gleichen Morgen unter den blühenden Birnbäumen sahen. Rachel spielte in dem kurzen Stück nicht viel mehr als eine unbedeutende Statistenrolle. Doch so gesehen, war sie eine andere Frau. Rachel hatte eines jener Gesichter, denen erst die Entfernung – es brauchte nicht unbedingt die zwischen Zuschauerraum und Bühne zu sein, da ja auch die Welt für solche Dinge nur ein größeres Theater ist – eine Zeichnung gibt und die, von nahem gesehen, wieder zu Staub zerfallen. Stand man dicht neben ihr, sah man nur einen Sternnebel, eine mit Sommersprossen und winzigen Pickeln übersäte Milchstraße, sonst nichts. In entsprechender Entfernung aber war das alles nicht mehr sichtbar, und über den verwischten, resorbierten Wangen stieg wie ein Halbmond eine so feine, makellose Nase auf, daß man sich gewünscht hätte, Rachels Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, sie, sooft man es wünschte, wiederzusehen, sie bei sich zu haben und

besitzen zu können, wofern man sie niemals anders und aus der Nähe gesehen hatte. Für mich lag dieser Fall nicht vor, wohl aber für Saint-Loup, als er sie zum erstenmal spielen sah. Damals hatte er sich gefragt, wie er sich ihr nähern, wie sie kennenlernen könne, eine ganze Wunderwelt hatte sich in ihm aufgetan – die, in der sie lebte –, von der köstliche Strahlungen ausgingen, in die einzudringen er aber nicht fähig sein würde. Er verließ das Theater und sagte sich eben, es sei Wahnsinn, ihr schreiben zu wollen, sie werde ihm doch nicht antworten, und war völlig bereit, sein ganzes Vermögen und seinen Namen für dieses Geschöpf hinzugeben, das in einer den allzu bekannten Wirklichkeiten derart überlegenen Welt in ihm zu Hause war, einer von Verlangen und Traum in Schönheit getauchten Welt, als er aus dem Theater, einem alten kleinen, selbst einer Bühnendekoration ähnlichen Gebäude durch den Künstlerausgang die muntere und mit kleidsamen Hüten geschmückte Gruppe der mitwirkenden Künstler heraustreten sah. Junge Leute, die sie kannten, hatten sich eingefunden, um auf sie zu warten. Da die Zahl der menschlichen Schachfiguren kleiner ist als die der Kombinationen, die sich aus ihnen ergeben können, findet sich in einem Saal, in dem sämtliche Personen fehlen, die man hätte kennen können, eine, von der man geglaubt hatte, man werde nie Gelegenheit haben, sie wiederzusehen, und die zu einem so richtigen Augenblick auftritt, daß der Zufall von der Vorsehung gesandt erscheint, obwohl sich sicherlich ein anderer Zufall an seiner Stelle ergeben hätte, wären wir an einem andern Ort als diesem gewesen, wo andere Wünsche entstanden wären und wir irgendeinen anderen alten Bekannten gefunden hätten, der bei ihrer Erfüllung behilflich gewesen wäre. Die goldenen Pforten der Traumwelt hatten sich hinter Rachel bereits geschlossen, bevor Saint-Loup sie hatte herauskommen sehen, so daß die Sommersprossen und Pickel wenig Bedeutung hatten. Sie mißfielen ihm trotzdem, und dies um so mehr, als er deshalb nicht mehr allein war und nicht mehr die gleiche Kraft zum

Träumen besaß wie im Theater. Sie aber bestimmte weiterhin, obwohl er sie nicht mehr gewahren konnte, seine Handlungen, so wie es die Gestirne tun, die uns durch ihre Anziehung sogar während jener Stunden beherrschen, da sie uns nicht sichtbar sind. So bewirkte das Verlangen nach der Schauspielerin mit den feinen Gesichtszügen, die jetzt nicht einmal in Roberts Erinnerung gegenwärtig war, daß er sich auf den alten Kameraden stürzte, der zufällig da war, und sich der gesichtslosen Person mit den Sommersprossen vorstellen ließ, da sie ja dieselbe war, während er sich vorbehielt, späterhin klarzustellen, welche der beiden dieselbe Person wirklich sei. Sie war in Eile und richtete bei dieser Gelegenheit nicht einmal das Wort an Saint-Loup; erst nach mehreren Tagen konnte er bei ihr erreichen, daß sie sich von ihren Kolleginnen trennte und er sie nach Hause begleiten durfte. Er liebte sie bereits. Das Bedürfnis zu träumen, das Verlangen glücklich zu sein durch die, von der man geträumt hat, führen dazu, daß nicht viel Zeit nötig ist, damit man alle seine Hoffnungen in die Hand derjenigen legt, die ein paar Tage zuvor nur eine zufällige, unbekannte und gleichgültige Erscheinung auf den Brettern der Bühne war.

Als wir nach Fallen des Vorhangs die Bühne betraten[1] , wollte ich, befangen durch die Tatsache, daß wir uns hier befanden, ein lebhaftes Gespräch mit Robert anfangen; da ich keine Ahnung hatte, welche Haltung an diesem mir neuen Ort angebracht sei, würde so die meinige ganz durch unser Gespräch bestimmt sein und man würde meinen, ich sei dadurch so absorbiert und abgelenkt, daß man nur natürlich fände, wenn ich nicht genau den Gesichtsausdruck annähme, den ich an einem Ort hätte zeigen sollen, an dem zu befinden ich mir, meinen Reden nach zu urteilen, kaum bewußt war; in aller Eile griff ich das erstbeste Thema auf:

»Weißt du«, sagte ich zu Robert, »daß ich dir am Tage meiner Abreise adieu sagen gekommen bin, wir haben nie

Gelegenheit gehabt, davon zu sprechen. Ich habe dich auf der Straße gegrüßt.«

»Ach, sprich nicht davon«, antwortete er, »es tat mir furchtbar leid; wir sind uns ganz in der Nähe der Kaserne begegnet, aber ich konnte nicht halten, ich war schon sehr spät daran. Ich kann dir versichern, daß es mir tatsächlich sehr naheging.«

So hatte er mich also erkannt! Ich sah noch seinen so unpersönlichen Gruß vor mir, den er mir mit der Hand am Käppi zuteil werden ließ, ohne mit einem Blick kundzutun, daß er mich kannte, oder durch eine Bewegung mir zu verstehen zu geben, daß er bedauerte, nicht halten zu können. Offenbar hatte für ihn die Fiktion, mich nicht zu erkennen, die er damals gewählt hatte, eine Menge Dinge vereinfacht. Doch ich war sehr erstaunt, daß er diesen Entschluß so blitzschnell hatte fassen können, bevor eine Reflexbewegung seinen ersten Eindruck hätte durchblicken lassen. Ich hatte schon in Balbec bemerkt, daß neben der naiven Aufrichtigkeit seines Gesichts, durch dessen durchscheinende Haut man das jähe Aufströmen gewisser Gefühlsregungen so deutlich erkennen konnte, sein Körper durch die Erziehung perfekt darauf dressiert war, aus Gründen der Schicklichkeit eine gewisse Zahl von Täuschungsmanövern auszuführen, und daß er wie ein vollkommener Schauspieler im militärischen oder gesellschaftlichen Leben abwechselnd verschiedene Rollen spielen konnte. In einer dieser Rollen liebte er mich sehr und verhielt sich mir gegenüber beinahe wie ein Bruder; er war mein Bruder gewesen und wurde wieder mein Bruder, inzwischen aber war er einen Augenblick lang eine andere Figur, die mich nicht kannte und die, während sie die Zügel hielt, mit dem Monokel im Auge, ohne einen Blick oder ein Lächeln, die Hand an den Schirm des Käppis hob, um mir einen korrekten militärischen Gruß zuteil werden zu lassen!

Die noch aufgestellten Kulissen, zwischen denen ich hindurchging, wirkten aus der Nähe betrachtet und von allem

entblößt, was ihnen nach den Berechnungen des großen Malers, der sie entworfen hatte, Entfernung und Beleuchtung hinzufügen, erbärmlich, und Rachel machte, als ich ihr näherkam, einen nicht geringeren Zerstörungsprozeß durch. Die Flügel ihrer reizenden Nase waren in der Perspektive zwischen Saal und Bühne hängengeblieben, genauso wie die plastische Wirkung der Dekoration. Sie war es nicht mehr, ich erkannte sie nur noch an ihren Augen, in die sich ihre Identität geflüchtet hatte. Form und Glanz dieses jungen Gestirns, das eben noch so strahlend gewesen war, existierten nicht mehr. Als ob man sich dem Mond näherte, der dadurch seinen Anschein von rosig-goldener Konsistenz einbüßen würde, erkannte ich nun auf dem kurz zuvor noch so ebenmäßigen Gesicht nichts als Protuberanzen, Flekken, Spalten. Trotz der Zusammenhanglosigkeit, in die, aus der Nähe gesehen, nicht nur das weibliche Gesicht, sondern auch die bemalte Leinwand sich auflöste, war ich zufrieden dabei, mich hier zu befinden, im Bühnenbild umherzuspazieren, im Rahmen dessen, was früher meine Liebe zur Natur langweilig und künstlich gefunden hätte, dessen Darstellung durch Goethe im *Wilhelm Meister* mir jedoch eine gewisse Schönheit offenbart hatte; und ich war schon ganz hingerissen, als ich inmitten der Journalisten und mondänen Herren, die mit den Schauspielerinnen befreundet waren und hier wie im Stadtleben Grüße austauschten, plauderten und rauchten, einen jungen Mann mit einer schwarzen Samtkappe und einem hortensienfarbenen Frauenrock sah, der, die Wangen mit Rötelstift gezeichnet wie ein Albumblatt von Watteau[1] , mit lächelndem Munde und zum Himmel erhobenen Blick anmutige Zeichen mit der Handfläche beschrieb, beschwingt umherhüpfte und einer so völlig anderen Gattung anzugehören schien als all die vernünftigen Männer in Jackett und Gehrock, in deren Mitte er wie ein Narr seinem ekstatischen Traum nachging, den Sorgen ihres Lebens so entrückt, den Gepflogenheiten ihrer Zivilisation noch so fern, den Naturgesetzen so entbunden, daß es

etwas ebenso Entspannendes und Erfrischendes wie der Anblick eines unter eine Menschenmenge verirrten Schmetterlings war, den natürlichen Arabesken zuzusehen, die unter dem Bühnenhimmel seine beflügelten, kapriziösen und geschminkten Sprünge beschrieben. Im selben Augenblick auch schon bildete Saint-Loup sich ein, seine Geliebte schenke diesem Tänzer, der dabei war, zum letzten Mal eine Figur aus der Balletteinlage zu proben, in der er gleich auftreten sollte, zuviel Aufmerksamkeit, und seine Blicke verfinsterten sich.

»Du könntest auch nach einer anderen Seite schauen«, bemerkte er mit düsterer Miene zu ihr. »Du weißt doch, solche Tänzer sind den Strick nicht wert, auf dem sie sich produzieren sollten, um sich den Hals zu brechen; und solche Kerle sind genau die, die sich hinterher rühmen, du habest sie mit Interesse bedacht. Außerdem hörst du ja, daß du aufgefordert wirst, zum Umziehen in deine Garderobe zu gehen. Du wirst dich schon wieder verspäten.«

Drei Herren – Journalisten –, die Saint-Loups wütende Blicke sahen, traten amüsiert näher heran, um zu hören, was gesprochen wurde. Und weil gerade ein Bühnenbild auf der anderen Seite aufgestellt wurde, wurden wir dicht an sie herangedrängt.

»Oh, ich kenne ihn doch, er ist ein Freund von mir«, sagte die Geliebte Saint-Loups mit einem Blick auf den Tänzer. »Er ist wirklich hübsch gebaut, sieh dir nur diese Händchen an, die selber tanzen wie alles übrige an ihm.«

Der Tänzer sah sich nach ihr um, und in dem Augenblick, als seine menschliche Person unter dem sylphenhaften Geschöpf zum Vorschein kam, das darzustellen er sich übte, geriet die starre graue Gallerte seiner Augen ins Zittern und fing zwischen seinen steifen und bemalten Wimpern zu blitzen an; gleichzeitig verlängerte ein Lächeln die beiden Mundwinkel in seinem mit rotem Pastell bemalten Gesicht; dann wiederholte er, um die junge Frau zu amüsieren, wie eine Sängerin, die uns aus Gefälligkeit die Melodie noch einmal vorsummt,

bei deren Wiedergabe wir sie, wie wir ihr eben versichert, bewundert haben, noch einmal die Bewegung der Handflächen, wobei er mit großer Feinheit in der Wiedergabe und kindlichem Humor ein Pastiche seiner selbst zum besten gab.

»Nein, das ist wirklich zu nett, wie er sich selber nachmacht«, rief Rachel und klatschte in die Hände.

»Ich bitte dich, mein Liebes«, sagte Saint-Loup mit verzweifelter Stimme, »stell dich doch nicht derart zur Schau, du machst mich fertig; ich schwöre dir, wenn du noch ein Wort sagst, begleite ich dich nicht in deine Garderobe, sondern gehe; komm, spiel doch jetzt nicht die Bösartige. – Steh hier nicht in diesem Zigarrenqualm herum, es wird dir schaden«, sagte er darauf zu mir mit jener zuvorkommenden Aufmerksamkeit, die er seit Balbec mir gegenüber an den Tag legte.

»Es wäre wirklich ein Glück, wenn du gingest.«

»Ich warne dich, ich komme nicht wieder zurück.«

»Ich wage es nicht zu hoffen.«

»Hör zu, du weißt, ich habe dir das Kollier versprochen, wenn du nett bist, doch wenn du mich so behandelst … «

»Oh, das wundert mich nicht bei dir. Du hast mir ein Versprechen gegeben, da hätte ich mir schon denken können, daß du es nicht halten wirst. Du willst großtun mit deinem Geld, aber ich bin nicht auf meinen Vorteil aus wie du. Dein Kollier ist mir schnurzegal. Ich habe jemand, der es mir schenken wird.«

»Niemand sonst kann es dir schenken, denn ich habe es für mich bei Boucheron reservieren lassen und habe sein Wort, daß er es nur mir verkauft.«

»Das ist ja gerade, was ich sage. Du willst mich erpressen und hast alles im voraus bedacht. Das kommt ganz auf das heraus, was man immer sagt: Marsantes, *Mater Semita* [1] , man spürt die Rasse«, antwortete Rachel, die damit auf eine Etymologie anspielte, die, wiewohl auf einem groben Mißverständnis beruhend – denn »*Semita*« bedeutet »Pfad« und nicht »semitisch« –, von den Nationalisten auf Saint-Loup ange-

wendet wurde wegen seiner Dreyfus-Anhängerschaft, die er gleichwohl der Schauspielerin verdankte. (Diese hatte am allerwenigsten Grund, Madame de Marsantes, an der auch die Ethnographen der Gesellschaft beim besten Willen nichts Jüdisches finden konnten außer ihrer Verwandtschaft mit den Lévy-Mirepoix[1] , als Jüdin zu bezeichnen.) »Aber es ist noch nicht aller Tage Abend, da kannst du sicher sein. Ein unter solchen Voraussetzungen gegebenes Versprechen hat gar keinen Wert. Du hast mich hintergangen. Boucheron wird das erfahren, und außerdem wird er für sein Kollier das Doppelte bekommen. Du kannst ganz ruhig sein, du hörst bald von mir.«

Robert hatte in jeder Beziehung recht. Doch sind die Umstände immer so verwickelt, daß wer hundertmal recht hat, doch einmal nicht recht gehabt haben kann. Ich konnte nicht umhin, mich an den unerfreulichen und doch ganz unschuldigen Satz zu erinnern, den er einmal in Balbec hatte fallen lassen: »Auf diese Weise habe ich sie in der Hand.«

»Du hast falsch verstanden, was ich dir wegen des Kolliers gesagt habe. Ich hatte es dir nicht in aller Form versprochen. In dem Augenblick, wo du alles unternimmst, damit ich mich von dir trenne, ist es ganz natürlich, wie du einsehen wirst, daß ich es dir nicht schenke. Ich verstehe nicht, wie du darin einen Verrat sehen oder behaupten kannst, ich sei auf meinen Vorteil aus. Du kannst auch nicht sagen, daß ich mit meinem Geld großtue, ich habe dir immer gesagt, ich bin ein armer Schlucker, der selbst keinen Sou besitzt. Du hast wirklich unrecht, die Sache so aufzufassen, mein Liebes. Wieso bin ich auf meinen Vorteil aus? Das einzige, worauf ich im Innersten bedacht bin, bist du selbst.«

»Ja, ja, rede nur immerzu«, meinte sie ironisch und deutete die Gebärde des Einseifens an. Dann wandte sie sich wieder dem Tänzer zu:

»Unglaublich! Er ist wirklich einzigartig mit seinen Händen. Ich als Frau könnte das nicht, was er da macht.« Und

unmittelbar zu jenem gewandt, flüsterte sie mit einem Seitenblick auf Roberts verzerrte Züge: »Schau, wie er leidet«, in einer momentanen Wallung sadistischer Grausamkeit, die übrigens mit ihrer wahren Zuneigung zu Saint-Loup gar nichts zu tun hatte.

»Hör jetzt, zum letzten Mal, ich schwöre dir, du kannst machen, was du willst, und wenn es dir in acht Tagen auch noch so leid tut, ich komme nicht wieder zurück; das Maß ist voll, gib acht, es ist unwiderruflich, du wirst es eines Tages bereuen, aber dann ist es zu spät.«

Vielleicht war er ehrlich, und die Qual, sich von seiner Geliebten zu trennen, schien ihm weniger grausam als die, unter bestimmten Bedingungen bei ihr zu bleiben.

»Aber, mein lieber Junge«, sagte er dann zu mir, »bleib doch nicht hier, ich bitte dich, du wirst zu husten anfangen.«

Ich wies auf die Kulisse, durch die es mir im Augenblick unmöglich war, mich vom Platz zu rühren. Er berührte leicht seinen Hut und sagte zu dem Journalisten:

»Würden Sie wohl die Güte haben, mein Herr, Ihre Zigarre wegzuwerfen, mein Freund verträgt den Rauch nicht.«

Seine Geliebte wartete nicht auf ihn, sondern machte sich auf den Weg zu ihrem Ankleideraum, blickte aber noch einmal zurück:

»Machen es diese Händchen auch so mit den Frauen?« rief sie dem Tänzer vom Hintergrund der Bühne her mit einer künstlich melodischen und unschuldigen Naivenstimme zu, »du siehst ja selbst aus wie eine Frau, ich glaube, man würde sich sehr gut mit dir und einer meiner Freundinnen verstehen.«

»Soviel ich weiß, ist Rauchen nicht verboten; wer krank ist, soll zu Hause bleiben«, meinte der Journalist.

Der Tänzer lächelte der Schauspielerin geheimnisvoll zu.

»Oh, sei still, du machst mich toll«, rief sie ihm zu, »das wird noch was geben!«

»Jedenfalls, mein Herr, sind Sie nicht sehr höflich«, sagte Saint-Loup immer noch in einem sehr korrekten und ruhigen Ton bloßer Feststellung zu dem Journalisten, ganz als spreche er nur rückblickend seine Meinung über einen abgeschlossenen Vorfall aus.

In diesem Augenblick sah ich, wie Saint-Loup den Arm vertikal über seinen Kopf hob, als gebe er jemandem, den ich nicht sah, ein Zeichen, oder wie ein Dirigent, und tatsächlich – genau so übergangslos wie auf ein einfaches Signal mit dem Bogen[1] in einer Symphonie oder bei einem Ballett leidenschaftlich bewegte Rhythmen auf ein anmutig daherschreitendes Andante folgen – ließ er nach den höflich geäußerten Worten seine Hand in einer klatschenden Ohrfeige auf die Wange des Journalisten fallen.

Jetzt, nachdem auf die wohlabgewogenen Reden der Diplomaten, auf die lächelnden Künste des Friedens der wütende Sturm des Krieges gefolgt war, in dem ein Streich den anderen nach sich zieht, wäre ich nicht allzu erstaunt gewesen, die beiden Widersacher in ihrem Blute schwimmen zu sehen. Was ich aber nicht verstehen konnte (wie die Leute, die finden, daß es gegen alle Spielregeln ist, wenn ein Krieg zwischen zwei Ländern ausbricht, ohne daß zuvor von mehr als nur einer Grenzregelung die Rede war, oder wenn ein Kranker stirbt, obwohl vorher bloß von einer Leberschwellung gesprochen wurde), war, wie Saint-Loup auf jene Worte, die sich in einer nahezu liebenswürdigen Atmosphäre bewegten, eine Geste folgen lassen konnte, die in keiner Weise aus ihnen hervorging, die durch sie nicht angekündigt worden war, die Geste des erhobenen Arms, die nicht nur gegen das Völkerrecht, sondern auch gegen das Kausalitätsprinzip verstieß und gleichsam durch eine Urzeugung des Zorns *ex nihilo* geschaffen schien. Glücklicherweise kam von dem Journalisten, der unter der Heftigkeit des Schlages geschwankt und erbleichend eine Sekunde gezögert hatte, keine Gegenaktion. Von seinen Freunden hatte der eine sofort den Kopf weggedreht und mit

Interesse auf der Seite, wo die Kulissen standen, jemanden betrachtet, der sich dort natürlich nicht befand; der zweite tat, als sei ihm ein Staubkorn ins Auge gekommen, zupfte an seinem Lid herum und machte gequälte Grimassen; der dritte[1] aber stürzte davon mit dem Ruf:

»Mein Gott, ich glaube, der Vorhang geht auf, wir kommen nicht mehr zu unseren Plätzen.«

Ich hätte gern mit Saint-Loup gesprochen, aber er war derart von seiner Empörung über den Tänzer erfüllt, daß sie genau an der Oberfläche seiner Augäpfel stand; wie eine Versteifung von innen her straffte sie seine Wangen, so daß seine seelische Erregung sich in völliger Regungslosigkeit seines Äußeren zeigte; er besaß nicht einmal die Gelöstheit, so viel »Spiel«, wie nötig gewesen wäre, um ein Wort von mir zu empfangen und zu beantworten. Als die Freunde des Journalisten sahen, daß alles vorüber war, kehrten sie noch zitternd zu ihm zurück. Beschämt gleichwohl, daß sie ihn im Stich gelassen hatten, legten sie größten Wert darauf, ihn glauben zu machen, sie hätten nichts bemerkt. Daher verbreiteten sie sich denn auch, der eine über das Stäubchen im Auge, der andere über den Fehlalarm, den er mit seiner irrigen Meinung, man hebe den Vorhang, ausgelöst hatte, der dritte über die außergewöhnliche Ähnlichkeit eines Vorübergehenden mit seinem Bruder. Sie bezeigten ihm gegenüber sogar einen gewissen Unmut darüber, daß er an ihren Eindrükken so gar nicht teilgenommen habe.

»Wie, du hast nichts bemerkt? Ja, hast du denn keine Augen im Kopf?«

»Doch, daß ihr alle Memmen seid«, brummte der geohrfeigte Journalist.

Inkonsequent mit Bezug auf die Fiktion, auf die sie sich versteift hatten und der zuliebe sie – doch dachten sie nicht daran – hätten tun müssen, als begriffen sie nicht, was er sagte, äußerten sie sich nunmehr in Sätzen, wie sie unter solchen Umständen traditionell üblich sind: »Reg dich nur nicht gleich

auf, sei nicht so empfindlich, wer wird denn immer gleich rot sehen!«

Am Morgen angesichts der Birnbäume war mir aufgegangen, auf welcher Illusion Roberts Liebe zu »Rachel quand du Seigneur« beruhte. Ebenso war ich mir klar darüber, wieviel Wirklichkeit anderseits die Leiden besaßen, die aus dieser Liebe entstanden. Allmählich zog sich das, was er jetzt seit einer Stunde unaufhörlich durchmachte, in sein Inneres zurück, und ein verfügbarer milder Streifen erschien in seinen Augen. Wir verließen beide das Theater und gingen zunächst ein kleines Stück zu Fuß. Ich hatte mich einen Augenblick an einer Ecke der Avenue Gabriel[1] verweilt, an der ich früher oft Gilberte hatte auftauchen sehen. Sekundenlang versuchte ich, mir jene fernen Impressionen ins Gedächtnis zurückzurufen und wollte eben Saint-Loup im »Turnschritt« einholen, als ich sah, daß ein ziemlich schlechtgekleideter Mann vertraulich auf ihn einzureden schien. Ich schloß daraus, es müsse sich um einen persönlichen Freund von Robert handeln; doch schienen sie einander immer näher zu kommen; dann sah ich mit der Plötzlichkeit einer Himmelserscheinung eiförmige Körper in schwindelerregender Schnelligkeit sämtliche nur möglichen Stellungen einnehmen, aus denen sich eine unaufhörlich wechselnde Konstellation vor Saint-Loup ergab. Wie aus einer Schleuder geschnellt, schienen sie mindestens sieben an der Zahl zu sein. Dennoch waren es nur die beiden Fäuste Saint-Loups, die infolge ihres raschen Platzwechsels in diesem scheinbar zweckfremden, rein dekorativen Muster sich vervielfältigten.[2] Dieses ganze Feuerwerk war jedoch nichts als eine Tracht Prügel, die Saint-Loup austeilte und deren nicht ästhetischer, sondern aggressiver Charakter mir erst durch den Anblick des unansehnlich gekleideten Herrn enthüllt wurde, der gleichzeitig jede Haltung, einen Kiefer und viel Blut zu verlieren schien. Er gab den Leuten, die sich fragend herandrängten, lügenhafte Erklärungen ab, wandte den Kopf und blieb, als er bemerkte, daß Saint-Loup sich endgül-

tig entfernte und mir anschloß, stehen, wobei er ihm grollend und sichtlich betrübt, doch keineswegs wütend nachsah. Saint-Loup hingegen war es, obwohl er nichts abbekommen hatte; seine Augen funkelten noch vor Zorn, als er schon wieder bei mir war. Der Zwischenfall hatte nichts, wie ich zuerst gemeint hatte, mit den Ohrfeigen im Theater zu tun. Es handelte sich um einen heißblütigen Spaziergänger, der angesichts des schönen Soldaten, der Saint-Loup war, diesem Anträge gemacht hatte. Mein Freund konnte sich über die Frechheit dieser »Brüder« gar nicht beruhigen, die nicht einmal mehr das nächtliche Dunkel abwarteten, um sich hervorzuwagen, und er sprach von dem Ansinnen, das man ihm gestellt hatte, mit der gleichen Empörung wie die Zeitungen von einem bewaffneten Raubüberfall, zu dem man sich am hellichten Tag im Herzen von Paris erkühnt hätte. Dennoch war der Geprügelte insofern entschuldbar, als auf einer gewissen Neigungsebene das Verlangen ziemlich schnell in die Nähe der Lust rückt, so daß bloße Schönheit schon wie Bereitschaft erscheint. Daß Saint-Loup schön war, ließ sich aber auf keinen Fall bestreiten. Prügel wie jene, die er soeben ausgeteilt hatte, haben für Leute von der Art dessen, der ihn angesprochen hatte, den Wert, daß sie ihnen zu ernstlichem Nachdenken Anlaß geben, aber doch nur auf zu kurze Zeit, als daß sie sich bessern und so gerichtlicher Bestrafung entgehen könnten. Deshalb also, auch wenn Saint-Loup seine Prügel, ohne viel nachzudenken, ausgeteilt hatte, bringen es Maßnahmen dieser Sorte, selbst wenn sie den Gesetzen Beihilfe leisten, nicht fertig, die Sitten zu vereinheitlichen.

Diese Zwischenfälle, und sicher jener, der ihn am meisten beschäftigte, flößten Robert wohl das Verlangen ein, eine Weile allein zu sein. Gleich darauf bat er mich, uns zu trennen; ich solle ruhig zu Madame de Villeparisis vorausgehen, er werde nachkommen, ziehe aber vor, daß wir nicht zusammen einträfen, damit es eher so aussehe, als sei er eben erst in Paris angekommen, und wir nicht den Eindruck erweckten,

wir hätten einen Teil des Nachmittags bereits zusammen verbracht.

Wie ich schon vor meiner Bekanntschaft mit Madame de Villeparisis in Balbec vermutet hatte, bestand ein großer Unterschied zwischen ihrem Milieu und dem von Madame de Guermantes.[1] Madame de Villeparisis war eine jener Frauen, die, obwohl sie einem ruhmreichen Hause entstammen und durch Heirat einem zweiten ebenso berühmten zugehören, doch keine große gesellschaftliche Stellung einnehmen und, wenn man von ein paar Herzoginnen, die ihre Nichten oder Schwägerinnen sind, und sogar ein oder zwei gekrönten Häuptern, alten Familienbeziehungen, absieht, in ihrem Salon nur Leute dritten Ranges empfangen, Bürgerliche, Provinz- oder heruntergekommener Adel: Leute, deren Anwesenheit mondäne Größen und Snobs seit langer Zeit schon vertrieben hat, sofern diese nicht durch verwandtschaftliche Verpflichtungen oder allzu langjährige Freundschaftsbeziehungen zum Erscheinen gezwungen sind. Gewiß fiel es mir bald nicht mehr schwer zu begreifen, wieso Madame de Villeparisis in Balbec so gut, ja besser als wir, über die geringsten Details der Spanienreise meines Vaters mit Norpois im Bilde gewesen war. Trotzdem kam man aber nicht auf den Gedanken, daß die seit zwanzig Jahren bestehende Liaison zwischen der Marquise und dem Botschafter den Grund für ihre Deklassierung in einer Welt abgeben konnte, in der die glanzvollsten Erscheinungen unter den Frauen sich mit weit weniger achtbaren Liebhabern als diesem in der Leute Mund brachten, wobei Norpois höchstwahrscheinlich für die Marquise seit langem nichts anderes mehr war als ein alter Freund. Hatte Madame de Villeparisis einst noch andere Abenteuer gehabt? Hatte sie damals, mit einer leidenschaftlicheren Wesensart begabt als jetzt in ihrem beschwichtigten und frommen Alter, dem gleichwohl eine gewisse Nuance aus jenen glühend verlebten Jahren anhaften mochte, in ihrer langen Provinzabgeschiedenheit gewissen Skandalen nicht aus dem Wege zu ge-

hen verstanden, von denen jüngere Generationen nichts mehr wußten, deren Auswirkung sie aber in der gemischten und fehlerhaften Zusammensetzung eines Salons erkannten, der eigentlich dazu bestimmt schien, einer der lautersten zu sein, dem nichts Mittelmäßiges beigemengt wäre? Hatte sie sich in jenen Zeiten durch die »Lästerzunge«, die ihr Neffe ihr nachsagte, Feinde gemacht? Hatte diese sie dazu gebracht, gewisse Erfolge bei Männern zu nutzen, um sich an Frauen zu rächen? Alles das war möglich; und sicher war die erlesene, von Feingefühl getragene Art – die nicht nur die Ausdrücke, sondern auch den Tonfall bestimmte –, mit der Madame de Villeparisis von Schamgefühl und von Güte sprach, nicht angetan, diese Vermutung zu entkräften; denn oft sind diejenigen, die nicht nur gut über gewisse Tugenden zu reden wissen, sondern auch ihren Zauber spüren und sie ausgezeichnet begreifen (und in ihren Memoiren ein würdiges Bild von ihnen zu zeichnen imstande sind), ohne ihr selbst anzugehören, aus der stummen, ungehobelten und kunstlosen Generation hervorgegangen, die jene Tugenden praktizierte. Diese spiegelt sich in ihnen, setzt sich aber in ihnen nicht fort. An Stelle des Charakters, den jene ältere Generation besaß, findet man eine Empfindungsfähigkeit und einen Verstand, die sich nicht in Handeln umsetzen. Mochte es nun im Leben der Madame de Villeparisis solche Skandale gegeben haben, die der Glanz ihres Namens überstrahlt und ausgelöscht hätte, sicher war jedenfalls dieser Verstand, der fast mehr der eines zweitrangigen Schriftstellers als der einer Frau von Welt war, die Ursache ihres gesellschaftlichen Abstiegs.

Freilich waren es wenig begeisternde Vorzüge, wie zum Beispiel ruhiges Abwägen und Maß in allen Dingen, für die Madame de Villeparisis vor allem eintrat; doch um vom Maßhalten in ganz adäquater Weise zu sprechen, genügt das Maß selbst nicht, sondern es bedarf dazu gewisser schriftstellerischer Qualitäten, die auf einer wenig maßvollen Begeisterung beruhen; ich hatte in Balbec festgestellt, daß Madame de

Villeparisis dem Genie gewisser großer Künstler verständnislos gegenüberstand; ihre Gabe erschöpfte sich darin, fein über sie zu spotten und ihrem eigenen Unverständnis eine geistreiche und anmutige Form zu geben. Doch wurden dieser Geist und diese Anmut in dem hohen Grad, den sie bei ihr erreichten, in sich selbst – auf einer anderen Ebene, und wenn sie auch zur Verkennung größter Meisterwerke führten – wahrhaft künstlerische Eigenschaften. Solche Eigenschaften aber setzen in jeder gesellschaftlichen Stellung einen – wie die Ärzte sagen – selektiven Krankheitsprozeß in Gang, der so zersetzend ist, daß selbst die fest Etablierten ihm nicht jahrelang widerstehen können. Was Künstler Verstand nennen, scheint der eleganten Gesellschaft reine Anmaßung, denn unfähig, den einzigen Standpunkt einzunehmen, von dem aus jene ersteren alles beurteilen, gänzlich blind gegenüber der speziellen Anziehungskraft, die jene einen bestimmten Ausdruck wählen oder einen bestimmten Vergleich ziehen läßt, empfinden sie nämlich im Umgang mit ihnen eine Ermüdung und Gereiztheit, aus der sehr rasch Abneigung erwächst. Dennoch bewies Madame de Villeparisis in der Konversation ebenso wie in ihren später veröffentlichten Memoiren eine ausgesprochen mondäne Anmut.[1] Weil sie an wichtigen Dingen vorbeigegangen war, ohne sie zu vertiefen, oft ohne sie überhaupt zu bemerken, hatte sie von den Jahren ihres Daseins, die sie übrigens mit viel gesundem Sinn und Charme schilderte, nur das Oberflächlichste in der Erinnerung behalten. Doch auch ein Buch, das sich nur an ungeistige Themen hält, ist noch ein Werk des Geistes, und um in einem Buch oder einer Plauderei, was keinen großen Unterschied macht, den vollendeten Eindruck von Oberflächlichkeit zu erzeugen, bedarf es einer Dosis von Ernst, zu dem eine ausschließlich oberflächliche Person unfähig wäre. In manchen von Frauen geschriebenen und als Meisterwerk geltenden Memoiren hat mich immer dieser oder jener Satz, der als ein Beispiel leichter Grazie zitiert wird, auf den Gedanken gebracht, daß die

Verfasserin, um zu einer solchen Leichtigkeit zu gelangen, früher ein etwas schwerfälliges Wissen, eine abstoßende Bildungsfülle habe besitzen müssen und daß sie als junges Mädchen wahrscheinlich unter ihren Freundinnen als unerträglicher Blaustrumpf gegolten hatte. Zwischen bestimmten schriftstellerischen Qualitäten und gesellschaftlichem Mißerfolg ist nämlich der Zusammenhang derart zwingend, daß der Leser, der sich heute in die Memoiren der Madame de Villeparisis vertieft, aus diesem oder jenem treffenden Beiwort, diesen oder jenen einander ablösenden Metaphern den respektvollen, aber eisigen Gruß erschließen kann, den der alten Marquise auf der Treppe einer Botschaft irgendeine snobistische Person wie Madame Leroi zuteil werden ließ, die vielleicht eine Karte bei ihr abgab, wenn sie sich zu den Guermantes begab, aber niemals einen Fuß in ihren Salon setzte aus Angst, sie könne sich dort inmitten all der Arztund Notarsgattinnen gesellschaftlich deklassieren. Ein Blaustrumpf mochte Madame de Villeparisis wohl in ihrer frühen Jugend gewesen sein, und von ihrem Wissen berauscht, hatte sie damals wahrscheinlich gegenüber weniger intelligenten und weniger gebildeten Angehörigen der großen Welt nicht mit scharfen Bemerkungen gespart, solchen, die der Betroffene nicht vergißt.

Das Talent ist zudem kein nachträglich angesetztes Anhängsel, das man künstlich noch zu jenen andersgearteten Qualitäten hinzufügt, die zum Erfolg im gesellschaftlichen Leben verhelfen, um dann aus dem Ganzen das zu machen, was in der vornehmen Welt als eine »vollendete Dame« gilt. Es ist vielmehr das lebendige Produkt einer Veranlagung, in der meist viele Vorzüge fehlen, dafür aber eine Sensibilität vorherrscht, deren sonstige Auswirkungen, ohne daß sie in einem Buch sichtbar würden, im Laufe des täglichen Lebens sehr deutlich an den Tag treten können, wie beispielsweise gewisse Formen der Neugier, bestimmte Liebhabereien, der Wunsch, hierhin oder dorthin zum bloßen Vergnügen zu ge-

hen, nicht aber zu dem Zweck, gesellschaftliche Beziehungen zu mehren, aufrechtzuerhalten oder ihnen überhaupt nur Raum zu geben. Ich hatte in Balbec Madame de Villeparisis gesehen, wie sie zurückgezogen unter ihren Leuten lebte und keinen Blick auf die in der Halle sitzenden Personen verwendete. Doch hatte ich geahnt, daß diese Enthaltung nicht Gleichgültigkeit war, und es scheint auch, als habe sie sich in dieser Haltung nicht von jeher verschanzt. Sie gefiel sich darin, dann und wann einen Menschen zu kennen, der keinerlei Anspruch darauf geltend machen konnte, in ihrem Salon empfangen zu werden, manchmal, weil sie ihn schön gefunden hatte, oder auch nur, weil man ihn ihr als amüsant geschildert hatte, oder weil er ihr anders als alle ihre Bekannten vorgekommen war, das heißt als jene Leute, die sie damals noch nicht schätzte, weil sie glaubte, sie würden sie nie sitzenlassen, und die samt und sonders zum Feinsten des Faubourg Saint-Germain gehörten. Diesem oder jenem von ihr beehrten Bohemien oder Kleinbürger mußte sie ihre Einladung, die er ja nicht zu würdigen wußte, mit einer Beharrlichkeit zuschicken, durch die sie nach und nach in den Augen der Snobs an Ansehen verlor, denn diese bewerten gewöhnlich einen Salon mehr nach den Leuten, die von der Dame des Hauses nicht zugelassen werden, als nach denen, die sie bei sich empfängt. Gewiß, wenn Madame de Villeparisis in einem gegebenen Moment ihrer Jugend, als sie übersättigt war von dem Ergötzen, zur Creme der Aristokratie zu gehören, sich sozusagen einen Spaß daraus gemacht hatte, die Menschen vor den Kopf zu stoßen, unter denen sie lebte, und ihre eigene Stellung bewußt zu untergraben, so hatte sie doch begonnen, dieser Stellung wieder Bedeutung beizumessen, nachdem sie sie eingebüßt hatte. Sie hatte den Herzoginnen zeigen wollen, daß sie mehr sei als sie, indem sie alles sagte und tat, was jene nicht zu sagen und nicht zu tun wagten. Jetzt aber, da jene mit Ausnahme von nahen Verwandten nicht mehr bei ihr erschienen, fühlte sie sich herabgesetzt und hätte gerne wieder geherrscht,

doch in anderer Weise als kraft ihres Geistes. Sie hätte Anziehungskraft auf alle diejenigen ausüben mögen, die sie so sorgfältig von sich ferngehalten hatte. Wie viele Frauenleben, die freilich wenig bekannt sind (denn seinem Alter entsprechend hat jeder eine ganz verschiedene Phase davon kennengelernt, und die Diskretion der alten Leute hindert die Jungen daran, sich eine Vorstellung von der Vergangenheit zu machen und den gesamten Zyklus zu erfassen), erscheinen auf diese Weise in entgegengesetzte Perioden aufgeteilt, wobei die letzte ganz darauf verwendet wird, wiederzuerlangen, was man in der zweiten fröhlich in alle Winde verstreut hat! Auf welche Weise verstreut? Die jungen Leute können es sich um so weniger vorstellen, als sie eine alte und höchst respektable Marquise von Villeparisis vor Augen haben und sich nicht denken können, daß die gesetzte Memoirenschreiberin von heute, die so würdevoll ihre weiße Perücke trägt, vordem eine äußerst lebenslustige Person gewesen ist, die vielleicht Männern, die seither im Grab liegen, manche schöne Stunde bereitet und ihr Vermögen fröhlich mit ihnen durchgebracht hat. Auch daß sie mit beharrlichem, in ihrer Natur begründetem Fleiß die Stellung, die sie dank ihrer hohen Geburt innehatte, zugrunde richtete, bedeutet im übrigen nicht, daß Madame de Villeparisis selbst zu jenen entlegenen Zeiten keinen großen Wert auf eben diese Stellung gelegt hätte. Genauso können Einsamkeit und Untätigkeit, in denen ein Neurastheniker seine Tage verbringt, täglich von ihm selbst von morgens bis abends mit allen Schlichen herbeigeführt worden sein, ohne ihm deswegen selbst erträglich zu scheinen, und während er sich müht, dem Netz, das ihn gefangenhält, eine neue Masche hinzuzufügen, träumt er möglicherweise von nichts als Bällen, Jagdpartien und Reisen. Wir sind unausgesetzt darum bemüht, unser Leben zu gestalten, kopieren dabei aber unwillkürlich wie eine Zeichnung die Züge der Person, die wir sind, und nicht derjenigen, die wir gern sein möchten. Die herablassenden Grüße der Madame Leroi mochten in gewisser Weise die

wahre Natur der Marquise ausdrücken, keinesfalls aber entsprachen sie dem Wunschbild ihrer selbst.

Freilich konnte in dem Moment, als Madame Leroi nach einem bei Madame Swann beliebten Ausdruck Madame de Villeparisis »schnitt«, diese sich damit zu trösten versuchen, daß eines Tages die Königin Marie-Amélie[1] zu ihr gesagt hatte: »Ich liebe Sie wie eine Tochter.« Doch existierten solche königlichen Liebenswürdigkeiten, da sie geheim und unbekannt blieben, nur für die Marquise, verstaubt wie ein Diplom eines ehemaligen Trägers des ersten Preises des Conservatoire. Die einzigen wahren gesellschaftlichen Vorteile sind jene, die wirklich Leben schaffen, insofern sie verschwinden können, ohne daß der, der sie genossen hat, versuchen muß, sie festzuhalten oder nach außen hin bekanntzugeben, weil schon am gleichen Tag hundert neue an ihre Stelle treten. Wenn Madame de Villeparisis an jene Worte der Königin dachte, hätte sie sie freilich gern gegen die immerwährende Fähigkeit, eingeladen zu werden, die Madame Leroi besaß, eingetauscht, so wie in einem Restaurant ein großer unbekannter Künstler, dessen Genie aus den Zügen seines schüchternen Gesichts oder dem unmodischen Schnitt seines abgeschabten Rockes nicht herauszulesen ist, gern der junge Börsenspekulant wäre, der zwar gesellschaftlich gesehen aus der untersten Schicht kommt, jedoch am Nachbartisch mit zwei Schauspielerinnen speist und unaufhörlich von der kriecherischen Eilfertigkeit des Gastwirts, des Oberkellners, der Kellner, der Laufburschen und sogar der Küchenjungen umdrängt wird, die in Reih und Glied grüßend aus der Küche aufmarschieren wie im Märchenspiel, während der Weinkellner, staubig wie seine Flaschen, krummbeinig und blinzelnd erscheint, als habe er sich, aus dem Keller kommend, den Fuß verstaucht, bevor er zum Licht des Tages emporgetaucht ist.

Man muß allerdings sagen, daß im Salon der Madame de Villeparisis die Abwesenheit von Madame Leroi, wenn sie auch die Hausherrin tief betrübte, in den Augen einer großen

Zahl der Geladenen unbemerkt blieb. Sie ahnten nichts von der besonderen Stellung Madame Lerois, die nur der eleganten Welt bekannt war, und zweifelten nicht daran, daß die Empfänge der Marquise – dasselbe glauben heute die Leser ihrer Memoiren – die glänzendsten von Paris waren.

Bei jenem ersten Besuch, den ich dem Rat Norpois' an meinen Vater folgend bei Madame de Villeparisis machte, nachdem ich Saint-Loup verlassen hatte, fand ich sie in ihrem Salon, von dessen mit gelber Seide bespannten Wänden sich die Kanapees und die wundervollen Beauvaisfauteuils in einem rosa, fast violetten Ton reifer Himbeeren abhoben. Neben den Porträts der Guermantes und der Villeparisis sah man – ein Geschenk der Dargestellten selbst – diejenigen der Königin Marie-Amélie, der Königin von Belgien, des Fürsten von Joinville, der Kaiserin von Österreich.[1] Madame de Villeparisis, die eine schwarze Spitzenhaube aus alten Zeiten trug (sie behielt sie aus dem gleichen instinktiven Sinn für das Lokal- und Zeitkolorit bei, aus dem ein Hotelbesitzer in der Bretagne, der, wie pariserisch der Kreis seiner Gäste auch geworden sein mag, es dennoch für klüger hält, seine Serviermädchen in der Trachtenhaube und weiten Ärmeln erscheinen zu lassen), saß an einem kleinen Schreibtisch, auf dem neben ihren Pinseln, der Palette und einem begonnenen Blumenaquarell in Gläsern, Schalen und Tassen Moosrosen, Zinnien oder Venushaar vor ihr aufgestellt waren; in Anbetracht des hereinflutenden Besucherstroms hatte sie in diesem Augenblick aufgehört zu malen, und die Blumen sahen aus, als würden sie in irgendeinem Stich des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Ladentisch einer Blumenhändlerin zum Kauf angeboten.[2] In diesem Salon, der fürsorglich leicht geheizt war, da die Marquise sich bei der Rückkehr von ihrem Schloß erkältet hatte, befand sich unter den bei meinem Eintritt bereits Anwesenden ein Archivar, mit dem Madame de Villeparisis am Morgen Handschreiben historischer Persönlichkeiten geordnet hatte, die an sie gerichtet waren und die in

den Memoiren, an denen sie zur Zeit schrieb, faksimiliert als Belegmaterial erscheinen sollten; außerdem ein feierlich steifer und etwas befangener Historiker, der auf die Kunde, sie besitze durch Erbschaft ein Porträt der Herzogin von Montmorency[1] , erschienen war, um von ihr die Erlaubnis zu erbitten, eine Reproduktion dieses Porträts als Illustration seines Werkes über die Fronde zu benutzen; zu diesen Besuchern gesellte sich noch mein ehemaliger Kamerad Bloch, jetzt ein junger Bühnenautor, auf den sie rechnete, damit er ihr umsonst Schauspieler besorge, die bei ihren nächsten Matineen auftreten könnten. Freilich war das gesellschaftliche Kaleidoskop gerade in einer Drehung begriffen, und die Dreyfus-Affäre sollte die Juden auf den letzten Platz der sozialen Stufenleiter hinunterbefördern. Aber wenn auch der Dreyfus-Zyklon bereits wütete, so gehen doch zu Beginn eines Sturmes die Wogen meist noch nicht so hoch. Zudem hatte sich Madame de Villeparisis, während ein ganzer Teil ihrer Familie gegen die Juden eiferte, bislang von der Affäre ferngehalten und sich nicht darum gekümmert. Schließlich konnte auch ein junger Mann wie Bloch, den niemand kannte, unbemerkt bleiben, während große, für ihre Partei repräsentative Juden bereits gefährdet waren. Er trug jetzt am Kinn einen kleinen kommaförmigen Ziegenbart, einen Zwikker, einen langen Überrock und, als sei es eine Papyrusrolle, einen Handschuh in der Hand. Rumänen, Ägypter und Türken mögen die Juden verabscheuen.[2] Doch in einem französischen Salon sind die Unterschiede zwischen den Völkern nicht derart ausgeprägt, und ein Israelit, der dort seinen Einzug hält, als käme er aus der tiefsten Wüste, mit hyänenhaft gekrümmtem Leib, schräggestelltem Kopf und unter unaufhörlichen »Salaams«, befriedigt vollkommen den Geschmack am Orientalischen. Dazu ist es freilich notwendig, daß dieser Jude nicht zur »Gesellschaft« gehört, sonst sieht er leicht aus wie ein Lord, und sein Benehmen ist derart französiert, daß eine widerspenstig wie Kapuzinerkresse nach den unerwartetsten Richtungen

herausspringende Nase eher an Mascarille[1] erinnert als an Salomon. Da aber Bloch nicht durch die schmeidigende Gymnastik des »Faubourg« hindurchgegangen noch durch Kreuzung mit England oder Spanien geadelt worden war, blieb er für einen Freund exotischer Eindrücke ebenso merkwürdig und reizvoll anzuschauen – ungeachtet seiner europäischen Kleidung – wie ein Jude von Decamps.[2] Bewundernswerte Kraft der Rasse, die aus der Tiefe der Zeiten bis in das moderne Paris hinein, in den Korridoren unserer Theater, hinter den Schaltern unserer Büros, bei einer Beerdigung, auf der Straße, eine intakte Phalanx vorrücken läßt, die die moderne Haartracht stilisiert, den Gehrock absorbiert, vergessen läßt, bändigt und schließlich alles in allem jener der assyrischen Schreiber im Festgewand gleichgeblieben ist, die auf dem Fries eines Bauwerks aus Susa die Tore zum Palast von Darius[3] verteidigt. (Eine Stunde später stellte sich Bloch irrigerweise vor, daß aus antisemitischem Übelwollen heraus Monsieur de Charlus sich erkundigte, ob er einen jüdischen Vornamen trage, während die Frage einfach ästhetischer Neugier und einer Neigung für Lokalkolorit entsprang.) Im übrigen entspricht die Formulierung von der Permanenz der Rassen nur ungenau dem Eindruck, den wir von Juden, Griechen oder Persern erhalten, von allen jenen Völkern, denen man besser ihre Verschiedenheit beläßt. Wir kennen aus antiken Malereien das Gesicht der alten Griechen, wir haben am Giebel eines Palastes in Susa die Assyrer dargestellt gesehen. Wenn wir aber im gesellschaftlichen Leben Orientalen der einen oder anderen Volksgruppe begegnen, kommt es uns vor, als befänden wir uns in Gegenwart von Geschöpfen, die durch die Kraft des Spiritismus zur Erscheinung gebracht wurden. Wir machten uns nur ein oberflächliches Bild; jetzt hat es an Tiefe gewonnen, es breitet sich in drei Dimensionen aus, es bewegt sich. Die junge Griechin, Tochter eines reichen Bankiers, die im Augenblick en vogue ist, sieht aus wie eine jener Figurantinnen, die in einem gleichzeitig historischen und ästhetischen

Ballett die griechische Kunst in Fleisch und Blut symbolisieren[1] ; dabei macht die Inszenierung auf dem Theater diese Bilder eher alltäglicher; das Schauspiel aber, dem wir beim Eintritt einer Türkin oder eines Juden in einen Salon beiwohnen, belebt die Gesichter, die dadurch um so merkwürdiger werden, ganz als würden die Gestalten tatsächlich durch ein Medium beschworen. Die Seele (oder vielmehr jene Wenigkeit, zu der bei solchen Materialisationen – bisher wenigstens – die Seele zusammenschrumpft) der alten Griechen oder der alttestamentarischen Juden, die wir zuvor nur in Museen erahnen konnten, scheint, einem gleichzeitig unbedeutenden und transzendenten Dasein entrückt, diese verwirrende Mimik jetzt vor uns aufzuführen. In der sich entziehenden jungen Griechin ist das, was wir vergebens an uns drücken möchten, eine Gestalt, die wir einst auf der Wölbung einer Vase bewundert haben. Wenn ich im Licht des Salons von Madame de Villeparisis Aufnahmen von Bloch gemacht hätte, wäre ich sicher gewesen, dabei ein Bild von Israel zu erhalten, das, weil es nicht der Menschheit zu entstammen scheint, ebenso beunruhigend und, weil es ihr doch allzu sehr ähnelt, ebenso enttäuschend gewesen wäre, wie Geisterphotographien[2] es sind. In weiterem Sinn allerdings gibt es ja überhaupt nichts, bis hinunter zu den unbedeutenden Reden von Leuten, unter denen wir leben, was nicht einen Eindruck des Übernatürlichen auslöste in unserer armen alltäglichen Welt, in der selbst ein Genie, von dem wir, wie beim Tischrücken im Kreis versammelt, das Geheimnis des Unendlichen erwarten, nur diese Worte ausspricht – dieselben, die soeben von Blochs Lippen kamen: »Man möge doch auf meinen Zylinderhut achtgeben.«

»Mein Gott, was die Minister anbetrifft, mon cher Monsieur«, sagte gerade Madame de Villeparisis, wobei sie sich insbesondere an meinen alten Schulfreund wandte und eine Unterhaltung fortsetzte, die durch mein Erscheinen unterbrochen worden war, »die Minister wollte niemand empfangen. So klein ich auch damals gewesen bin, erinnere ich mich

doch, wie der König meinen Großvater bat, Monsieur Decazes[1] zu einer Redoute einzuladen, auf der mein Vater mit der Herzogin von Berry[2] tanzen sollte. ›Sie tun mir einen Gefallen damit, Florimond‹, hatte der König gesagt. Mein Großvater, der etwas schwerhörig war und den Namen ›Monsieur de Castries‹[3] gehört zu haben meinte, hatte die Bitte nur ganz natürlich gefunden. Als er begriff, daß es sich um Monsieur Decazes handelte, dachte er einen Augenblick an Widerstand, doch fügte er sich und schrieb noch am gleichen Abend an Monsieur Decazes, wobei er ihn inständig bat, ihm die Freude und Ehre zuteil werden zu lassen, seinen Ball zu besuchen, der in der nächsten Woche stattfinden sollte. Denn in jenen Zeiten war man noch höflich, Monsieur, und eine Gastgeberin hätte sich nicht damit begnügen können, ihre Visitenkarte mit dem handgeschriebenen Zusatz ›Zu einer Tasse Tee‹ oder ›Thé dansant‹ oder ›Thé musical‹ zu verschicken. Aber wenn man die Formen der Höflichkeit gründlich beherrschte, so verstand man sich nicht minder auf eine gewisse Art von Impertinenz. Monsieur Decazes nahm die Einladung an, doch am Abend vor dem Ball wurde bekanntgegeben, wegen eines Unwohlseins, von dem mein Großvater befallen sei, werde die Redoute abgesagt. So hatte er dem König gehorcht, aber Monsieur Decazes doch nicht bei seinem Ball … Ja, Monsieur, ich erinnere mich noch sehr gut an Monsieur Molé[4] , das war ein Mann von Geist, er hat es bewiesen, als Monsieur de Vigny in die Académie aufgenommen wurde, aber er war sehr förmlich, und ich sehe ihn noch, wie er in seinem eigenen Haus mit dem Zylinder in der Hand zum Abendessen herunterkam.«

»Aha! Da sieht man wirklich diese ganze Zeit mit ihrem höchst verderblichen Philistertum vor sich, denn sicher war es damals ganz allgemein Sitte, im eigenen Haus den Hut in der Hand zu haben«, bemerkte Bloch, der diese einzigartige Gelegenheit zu nutzen gedachte, wo er sich bei einer Augenzeugin über die Eigentümlichkeiten des aristokratischen Lebens

von ehedem informieren konnte, während der Archivar, der eine Art zeitweiliger Sekretär der Marquise war, gerührte Blicke auf sie warf, die zu besagen schienen: Da sehen Sie, wie sie ist, sie weiß alles, sie hat alle gekannt, Sie können sie fragen, was Sie wollen, sie ist fabelhaft.

»Aber nicht doch«, antwortete Madame de Villeparisis, während sie das Glas mit dem Venushaar, das sie gleich hinterher weiter zu malen gedachte, näher an sich heranrückte, »es war ganz einfach eine Gewohnheit von Monsieur Molé. Ich habe niemals meinen Vater zu Hause mit Hut gesehen, außer natürlich, wenn der König kam, denn da der König überall in seinem Hause weilt, ist der Hausherr dann nur mehr Gast in seinem eigenen Salon.«

»Aristoteles bemerkte in Kapitel zwei …«, warf Monsieur Pierre, der Historiker der Fronde, versuchsweise ein, jedoch so schüchtern, daß niemand darauf achtgab. Seit mehreren Wochen von einer nervös bedingten Schlaflosigkeit befallen, bei der alle Behandlungen fehlschlugen, legte er sich gar nicht mehr hin und ging, zerschlagen vor Müdigkeit, nur noch aus, wenn seine Arbeiten eine Ortsveränderung unbedingt notwendig machten. Unfähig, häufiger diese für andere ganz unproblematischen Expeditionen zu unternehmen, die ihn ebensoviel kosteten, als müsse er dafür vom Mond herabkommen, war er immer erstaunt, daß das Leben der anderen nicht ständig daraufhin eingerichtet war, den jähen Kraftanstrengungen des seinigen ein Höchstmaß an Nutzen zu verschaffen. Er stand manchmal vor einer geschlossenen Bibliothek, die er nur aufsuchen konnte, nachdem er sich künstlich aufgerichtet und mit einem Überrock stabilisiert hatte, wie eine Gestalt von Wells.[1] Glücklicherweise hatte er Madame de Villeparisis zu Hause angetroffen und würde so Gelegenheit haben, das Porträt zu sehen.

Bloch schnitt ihm das Wort ab.

»Ach wirklich«, bemerkte er zu dem, was Madame de Villeparisis über das Protokoll bei königlichen Visiten gesagt

hatte, »davon habe ich ja gar nichts gewußt« (als sei es merkwürdig, daß er es nicht wußte).

»Übrigens, wenn wir von dieser Art von Besuchen sprechen, wissen Sie, was für einen dummen Streich mir gestern vormittag mein Neffe Basin gespielt hat?« fragte Madame de Villeparisis den Archivar. »Anstatt sich unter seinem Namen zu melden, hat er mir ausrichten lassen, die Königin von Schweden[2] wünsche mir einen Besuch zu machen.«

»Haha! Das hat er Ihnen so einfach ausrichten lassen! Das ist ja zum Schreien!« rief Bloch und platzte los, während der Historiker mit schüchterner Grandezza lächelte.

»Ich war einigermaßen erstaunt, weil ich erst vor ein paar Tagen vom Land zurückgekommen war; um ein wenig Ruhe zu haben, hatte ich gebeten, man möge nichts darüber verlauten lassen, daß ich in Paris sei, und fragte mich, woher die Königin von Schweden es bereits wissen könnte«, fuhr Madame de Villeparisis fort, während sie die Besucher ihrem Staunen überließ, daß ein Besuch der Königin von Schweden für ihre Gastgeberin an sich nichts Außergewöhnliches sei.

Wenn am Morgen Madame de Villeparisis mit dem Archivar die dokumentarischen Grundlagen für ihre Memoiren gesichtet hatte, erprobte sie jetzt gewiß, ganz unwillkürlich, deren Mechanismus und magische Wirkung auf ein Durchschnittspublikum, das repräsentativ war für jenes, aus dem eines Tages ihre Leser stammen sollten. Der Salon der Marquise mochte sich zwar von einem wirklich eleganten Salon unterscheiden, in dem viele von den bürgerlichen Damen gefehlt hätten, die sie bei sich empfing, und andererseits viele von den glanzvollen Erscheinungen der großen Welt anwesend gewesen wären, die Madame Leroi schließlich in ihr Haus zu ziehen vermocht hatte, aber diese Nuance tritt in ihren Memoiren nicht hervor, in denen gewisse mittelmäßige Beziehungen, die die Verfasserin besaß, verschwinden, weil sie keine Gelegenheit haben, erwähnt zu werden; und Besucherinnen, die nicht bei ihr verkehrten, vermißt man nicht,

weil in dem zwangsläufig beschränkten Rahmen solcher Erinnerungen nur wenige Personen auftreten können und, wenn diese Personen fürstlichen Geblüts oder historisch bedeutsame Erscheinungen sind, der maximale Eindruck von Eleganz, den Memoiren überhaupt dem Publikum vermitteln können, erreicht ist. Nach dem Urteil Madame Lerois war der Salon von Madame de Villeparisis drittklassig, und Madame de Villeparisis litt unter dem Urteil von Madame Leroi. Doch weiß heute kaum noch jemand, wer Madame Leroi war, und ihr Urteil spielt jetzt keine Rolle mehr, während der Salon von Madame de Villeparisis, den die Königin von Schweden besuchte, und in dem der Herzog von Aumale, der Herzog von Broglie, Thiers, Montalembert, Monseigneur Dupanloup[1] verkehrten, als einer der glänzendsten des neunzehnten Jahrhunderts bei einer Nachwelt gelten wird, die sich seit den Zeiten Homers und Pindars nicht gewandelt hat und für die eine beneidenswerte Stellung im Leben gleichbedeutend ist mit einer hohen, königlichen oder quasi königlichen Geburt und der Freundschaft von Königen, Staatenlenkern und berühmten Männern.

Von alledem aber hatte Madame de Villeparisis etwas in ihrem jetzigen Salon und in ihren hier und da leicht nachgebesserten Erinnerungen, mit deren Hilfe sie jenen in die Vergangenheit hinein verlängerte. Außerdem führte Monsieur de Norpois seiner Freundin, da er ihr eine wirkliche Position in der großen Welt nicht wiederzuverschaffen vermochte, statt dessen ausländische und französische Staatsmänner zu, die ihn brauchten und wußten, daß die einzige wirksame Art, ihn zu hofieren, darin bestand, bei Madame de Villeparisis zu verkehren. Vielleicht kannte auch Madame Leroi diese herausragenden europäischen Persönlichkeiten. Doch als Frau mit angenehmen Umgangsformen, die den blaustrumpfhaften Ton meidet, hütete sie sich ebensosehr, mit Premierministern über die Orientfrage[1] zu sprechen wie über das Wesen der Liebe mit Philosophen und Romanciers. »Liebe?« hatte sie

einmal einer prätentiösen Dame auf deren Frage »Was halten Sie von der Liebe?« geantwortet. »Liebe? Mache ich oft, doch drüber reden tu' ich nie.« Wenn sie Berühmtheiten der Literatur oder Politik bei sich sah, begnügte sie sich wie die Herzogin von Guermantes damit, sie Poker spielen zu lassen. Sie hatten das oft viel lieber als die hochtrabenden Gespräche über allgemeine Ideen, zu denen Madame de Villeparisis sie zwang. Doch haben solche Gespräche, die die mondäne Gesellschaft womöglich lächerlich fand, den »Erinnerungen« der Madame de Villeparisis einiges an bemerkenswerten Passagen geliefert, an politischen Exkursen, die sich in Memoiren ebensogut ausnehmen wie in Tragödien im Stile Corneilles. Nur von Salons übrigens wie dem der Madame de Villeparisis erhält die Nachwelt Kunde, weil Damen à la Madame Leroi nicht zu schreiben verstehen und – selbst wenn sie es könnten – keine Zeit dazu hätten. Und wenn die literarischen Neigungen einer Villeparisis den Grund für die Verachtung einer Leroi abgeben, so kommt doch andererseits die Verachtung solcher Lerois den literarischen Neigungen all der Villeparisis' in hohem Maß zugute, weil sie den Blaustrümpfen unter den Damen erst die für eine schriftstellerische Laufbahn unerläßliche Muße verschafft. Gott will, daß ein paar gut geschriebene Bücher erscheinen, und zu diesem Zweck füllt er das Herz der Leroi mit Verachtung an, denn er weiß, daß, lüden sie die Villeparisis zu sich ein, diese sofort ihr Schreibzeug im Stich und für acht Uhr anspannen ließen.

Gleich darauf trat langsam und feierlichen Schrittes eine hochgewachsene alte Dame ein, die unter ihrem Strohhut mit hochgeschlagener Krempe eine monumentale weiße Frisur im Stil Marie-Antoinettes den Blicken darbot. Ich wußte damals nicht, daß sie eine von den drei Frauen war, die man damals noch in der Pariser Gesellschaft sehen konnte und die, wie Madame de Villeparisis, obwohl von hoher Geburt, aus Gründen, die sich im Dunkel der Zeiten verloren und über die einzig ein alter Beau aus jener Epoche hätte Auskunft geben

können, so weit heruntergekommen waren, daß sie nur eine Hefe von Leuten bei sich sahen, von denen sonst niemand etwas wissen wollte. Jede dieser Damen[1] hatte ihre »Herzogin von Guermantes«, das heißt eine berühmte Nichte, die ihr ihren Pflichtbesuch machte, hätte aber keinesfalls vermocht, die »Herzogin von Guermantes« der anderen beiden in ihren Salon zu ziehen. Madame de Villeparisis hatte viel Umgang mit diesen beiden Damen, mochte sie aber nicht. Vielleicht rückte ihr die der ihren so ganz ähnliche Lage der beiden ihre eigene unangenehm vor Augen. Verbittert, blaustrumpfhaft, bemüht, durch die Zahl der bei ihnen gespielten Einakter sich die Illusion eines Salons zu verschaffen, trugen sie außerdem untereinander Rivalitäten aus, die ihr im Laufe eines bewegten Lebens beträchtlich geschrumpftes Vermögen, indem es sie zwang, auf den Pfennig zu sehen, sich die unbezahlte Mitwirkung eines Künstlers zu sichern, in einen regelrechten Kampf ums Dasein ausarten ließ. Zudem mußte die Dame mit der Marie-Antoinette-Frisur, wenn sie Madame de Villeparisis sah, jedesmal daran denken, daß die Herzogin von Guermantes nicht zu ihren Freitagen kam. Sie tröstete sich dann damit, daß bei diesen selben Freitagen als gute Verwandte niemals die Fürstin von Poix[1] fehlte, die ihre Guermantes war und die, obwohl intim mit der Herzogin befreundet, niemals bei Madame de Villeparisis erschien.

Bei all dem vereinte – von dem Palais am Quai Malaquais zu den Salons der Rue de Tournon, der Rue de la Chaise und des Faubourg Saint-Honoré[2] – ein ebenso starkes wie verhaßtes Band die drei gefallenen Gottheiten, und gern hätte ich in einem mythologischen Lexikon der Gesellschaft nachgeschlagen, um in Erfahrung zu bringen, welches galante Abenteur, welch ruchlose Vermessenheit ihre Strafe nach sich gezogen hatte. Die gleiche glänzende Herkunft sowie der gleiche Fall in die Ungnade trugen wohl das Ihre zu jenem Bedürfnis bei, das sie dazu trieb, sich gleichzeitig zu hassen und zu besuchen. Außerdem fand jede von ihnen in den anderen ein be-

quemes Mittel, ihren Besuchern Höflichkeiten zu erweisen. Wie hätten diese nicht annehmen müssen, sie seien zum innersten Kreis des Faubourg vorgestoßen, wenn man sie in einem Salon einer mit hohen Titeln geschmückten Dame vorstellte, deren Schwester einen Herzog von Sagan oder einen Fürsten von Ligne geheiratet hatte? Und dies um so mehr, als in den Zeitungen von jenen vorgeblichen Salons weit mehr die Rede war als von den eigentlichen. Selbst die der höchsten Gesellschaft angehörigen Neffen, die irgendein Freund darum bat, ihn in die erste Gesellschaft einzuführen, pflegten (allen voran Saint-Loup) zu erklären: »Ich werde Sie bei meiner Tante Villeparisis einführen oder bei meiner Tante X, das ist ein sehr interessanter Salon.« Vor allem aber wußten sie, daß ihnen das weniger Mühe machen würde, als die besagten Freunde bei den eleganten Nichten oder Schwägerinnen dieser Damen präsentieren zu wollen. Sehr alte Männer und junge Frauen, die es von jenen erfahren hatten, sagten mir, daß, wenn diese alten Damen nicht empfangen würden, so wegen der außergewöhnlichen Zügellosigkeit ihrer Lebensführung, die mir, wenn ich zu bedenken gab, daß das doch nicht unbedingt der Eleganz entgegenstünde, als etwas hingestellt wurde, was über alle heute bekannten Ausmaße hinausgegangen sei. Das skandalöse Verhalten dieser gemessenen Damen, die sehr gerade auf ihren Stühlen saßen, wurde im Munde der davon Berichtenden zu etwas, was ich mir nicht vorstellen konnte, zu etwas, was den Größenbegriffen prähistorischer Epochen, etwa des Mammutzeitalters, entsprach. Kurz, diese drei Parzen im weißen, bläulichen oder rosigen Haar hatten eine unermeßliche Zahl von Männern umgarnt und ins Verderben gestürzt. Ich nahm an, daß die Menschen von heute die Laster jener Fabelzeiten übertreiben, so wie die Griechen einen Ikarus, Theseus, Herkules aus Männern machten, die sich wenig von jenen unterschieden, die sie in viel späteren Zeiten zu Gottheiten erheben sollten. Doch man stellt die Summe der Laster eines Menschen immer erst fest, wenn er kaum mehr

imstande ist, ihnen zu frönen, und man nach dem Ausmaß der von der Gesellschaft auferlegten Sühne, die inzwischen in Kraft getreten ist und die man allein noch konstatiert, sich eine übertriebene Vorstellung von dem Verbrechen macht, das jener einst beging. In der Galerie symbolischer Gestalten, die die Gesellschaft ja ist, treten die wahrhaft leichtlebigen Frauen, die vollkommenen Messalinen immer mit dem gemessenen Aussehen einer mindestens siebzigjährigen, hochmütigen Dame auf, die empfängt, wen sie kann, aber nicht, wen sie möchte, bei der die Frauen, deren Verhalten ein wenig zu wünschen übrigläßt, nicht verkehren wollen, der der Papst immer seine »Goldene Rose«[1] verleiht und die manchmal über die Jugend Lamartines eine von der Académie française preisgekrönte Schrift verfaßt hat.[2] »Guten Tag, Alix«, sagte Madame de Villeparisis zu der Dame mit der weißen Marie-Antoinette-Frisur, die ihrerseits einen durchdringenden Blick auf die Versammelten warf, um ausfindig zu machen, ob in diesem Salon nicht irgendein Exemplar vorhanden war, das für den ihren hätte nützlich sein können und das sie in diesem Fall selbst entdecken müßte, denn Madame de Villeparisis, daran zweifelte sie nicht, wäre sicher boshaft genug, es vor ihr verstecken zu wollen. So war Madame de Villeparisis denn auch ängstlich bemüht, der alten Dame Bloch nicht vorzustellen, und zwar aus Furcht, er würde denselben Einakter wie bei ihr in dem Palais am Quai Malaquais aufführen. Das war übrigens nur eine Retourkutsche. Bei der alten Dame war nämlich am Abend zuvor Madame Ristori[3] aufgetreten und hatte Gedichte vorgetragen, wobei dafür gesorgt war, daß Madame de Villeparisis, der die italienische Künstlerin weggeschnappt wurde, nichts von dem Ereignis erfuhr, ehe es stattgefunden hatte. Damit diese es nicht aus der Zeitung ersähe und gekränkt wäre, kam sie es ihr erzählen, als hätte sie gar keine Schuldgefühle. Madame de Villeparisis, die von einem Vorstellen meiner Wenigkeit nicht die gleichen Unzuträglichkeiten erwartete wie von einer Begegnung der

Dame mit Bloch, gab der Marie-Antoinette vom Seinequai meinen Namen preis. Da diese durch ein Minimum an Bewegungen auch in ihrem Alter noch jene an eine Göttin von Coysevox[4] gemahnende Linie zu bewahren trachtete, die vor vielen Jahren das Entzücken der jungen Lebewelt gebildet hatte und von Scheinliteraten jetzt in Bouts-rimés[1] besungen wurde – wobei sie im übrigen die Gewohnheit einer hochmütigen und kompensierenden Steifheit angenommen hatte, die allen Personen gemeinsam ist, die ein besonderes Mißgeschick dazu zwingt, unaufhörlich anderen Avancen zu machen –, neigte sie nur in eisiger Majestät leicht den Kopf, wandte ihn nach der anderen Seite und gab sich so wenig mit mir ab, als existierte ich nicht. Mit ihrer auf einen doppelten Zweck zielenden Haltung schien sie Madame de Villeparisis bedeuten zu wollen: »Sie sehen, daß ich nicht etwa jeder Bekanntschaft nachlaufe und daß solche jungen Schnösel mich nicht – unter keinem Gesichtspunkt, Sie Lästerzunge! – interessieren.« Aber als sie sich eine Viertelstunde darauf zurückzog, benutzte sie das Durcheinander des Aufbruchs, um mir rasch zuzuraunen, ich solle doch am kommenden Freitag in ihrer Loge erscheinen, mit einer anderen der drei, deren tönender Name – sie war übrigens eine geborene Choiseul – mir enormen Eindruck machte.

»Ich denk', Monsieur, Sie woll'n was über die Herzogin von Montmorency schreiben«, sagte Madame de Villeparisis zu dem Historiker der Fronde mit der brummigen Miene, die ganz ohne ihr Zutun ihre große Liebenswürdigkeit mit den Runzeln einer schmollenden Zerknitterung durchsetzte, mit einem physiologischen Altersverdruß und einer Affektiertheit, die darin bestand, den fast bäurischen Ton der alten Aristokratie nachzuahmen. »Ich zeig' Ihnen gleich ihr Bild, das Original der Kopie, die im Louvre hängt.«

Sie erhob sich, legte ihre Pinsel neben die Blumen, und die kurze Schürze, die dabei zum Vorschein kam und die sie trug, um sich nicht mit ihren Farben zu beschmutzen, verstärkte

noch den Eindruck, man habe schon fast eine Bäuerin vor sich, der ohnehin schon durch ihre Haube und ihre dicke Brille entstand, wenn auch in völligem Widerspruch zu ihrem luxuriösen Aufwand an Dienerschaft, dem Maître d'hôtel, der den Tee und das Gebäck gereicht hatte, dem livrierten Diener, dem sie schellte, damit er das Porträt der Herzogin von Montmorency, der Äbtissin eines der berühmtesten Damenklöster im östlichen Frankreich[1] , beleuchte. Alle hatten sich erhoben. »Ganz amüsant ist dabei, daß in solchen Stiften, in denen unsere Großtanten häufig Äbtissinnen waren, die Töchter des Königs keine Aufnahme gefunden hätten. Es waren sehr geschlossene Institutionen.« – »Was, die Töchter des Königs wären nicht aufgenommen worden? Wie das?« fragte Bloch, aufs höchste erstaunt. »Nun, weil das Haus Frankreich seit seiner Mesalliance nicht mehr genügend Wappen führte.« Blochs Erstaunen wuchs noch. »Eine Mesalliance?? Das Haus Frankreich? Wieso?« – »Weil sie sich mit den Medici[2] verbanden, natürlich«, antwortete Madame de Villeparisis im Tone größter Selbstverständlichkeit. »Das Porträt ist schön, nicht wahr? Und in vorzüglichem Zustand«, setzte sie hinzu.

»Meine liebste Freundin«, sagte die à la Marie-Antoinette frisierte Dame, »erinnern Sie sich noch, wie ich Ihnen Liszt gebracht habe, der dann behauptet hat, dies hier sei die Kopie?«

»Ich habe die größte Hochachtung vor der Meinung Liszts in musikalischen Dingen, aber nicht in Fragen der Malerei! Zudem war er schon etwas senil, doch ich erinnere mich nicht, daß er dergleichen gesagt hat. Nicht Sie haben ihn übrigens zu mir gebracht. Ich hatte schon x-mal mit ihm bei der Fürstin Sayn-Wittgenstein[3] diniert.«

Alix' Streich hatte nicht gesessen, sie schwieg und blieb unbeweglich stehen. Ihr von vielen Puderschichten gipsartig überzogenes Gesicht sah wie versteinert aus. Mit ihrem Profil von an sich edler Linie glich sie, auf ihrem dreieckigen,

moosbewachsenen Sockel, den die Mantille verhüllte, der verwitterten Göttin eines Parks.

»Oh, da ist noch ein schönes Porträt«, rief der Historiker.

Die Tür ging auf, und die Herzogin von Guermantes trat ein.

»Ah, sieh da, guten Tag«, sagte Madame de Villeparisis ohne ein Kopfnicken zu ihr und zog ihre Hand aus der Schürzentasche, um sie der Ankommenden zu reichen; dann wandte sie sich gleich wieder von ihr ab und dem Historiker zu: »Das ist das Porträt der Herzogin von La Rochefoucauld …«

Ein junger Bedienter mit kecker Miene und bezaubernden Zügen (die jedoch, damit sie vollkommen zur Geltung kämen, so knapp zurechtgestutzt waren, daß die Nase etwas rot und die Haut leicht entzündet war, als trügen sie noch die Spur der eben erfolgten plastischen Inzision) trat ein und überreichte auf einem Tablett eine Karte.

»Es ist der Herr, der schon mehrmals gekommen ist und Madame besuchen wollte.«

»Haben Sie ihm gesagt, daß ich Gäste habe?«

»Er hat gehört, daß gesprochen wird.«

»Also gut, von mir aus, lassen Sie ihn eintreten. Es ist ein Herr, der mir vorgestellt worden ist«, sagte Madame de Villeparisis. »Er hat mich wissen lassen, es sei sein großer Wunsch, hier empfangen zu werden. Ich habe ihm niemals zu kommen erlaubt. Aber er war bestimmt schon fünfmal da, man darf die Leute schließlich nicht vor den Kopf stoßen. Meine Herren«, sagte sie zu mir und dem Historiker der Fronde, »ich mache Sie mit meiner Nichte, der Herzogin von Guermantes, bekannt.«

Ebenso wie ich verneigte sich der Historiker bei der Vorstellung vor ihr tief und, offenbar in der Vermutung, daß irgendeine freundliche Bemerkung diesem Gruß folgen müsse, belebten sich seine Blicke, er öffnete schon den Mund, als er beim Anblick der Herzogin erstarrte, die die Selbständigkeit ihres Oberkörpers dazu benutzt hatte, diesen in übertriebener

Höflichkeit vorzuschnellen und mit großer Präzision wieder zurückzunehmen, ohne daß ihr Gesicht und ihr Blick Kenntnis davon zu haben schienen, daß jemand vor ihr stand; nachdem sie einen leichten Seufzer ausgestoßen hatte, begnügte sie sich, um die Nichtigkeit des Eindrucks kundzutun, den der Anblick des Historikers und der meinige auf sie gemacht hatten, damit, bestimmte Bewegungen der Nasenflügel auszuführen, mit einer Exaktheit, die die vollkommene Passivität ihrer untätigen Aufmerksamkeit bezeugte.

Der aufdringliche Besucher trat ein, ging mit naiver und inbrünstiger Miene direkt auf Madame de Villeparisis zu; es war Legrandin.

»Ich danke Ihnen sehr, Madame«, sagte er mit starker Betonung des »sehr«, »daß Sie mich empfangen; es ist ein Vergnügen seltener und erlesener Art, das Sie einem alten Einsiedler bereiten, und ich darf versichern, daß es noch lange…«

Bei meinem Anblick stockte er jäh.

»Ich zeigte diesem Herrn hier gerade das schöne Porträt der Herzogin von La Rochefoucauld, der Frau des Verfassers der *Maximes*; es stammt aus meiner Familie.«

Madame de Guermantes begrüßte indessen Alix und entschuldigte sich, daß sie – in diesem Jahr sowenig wie in allen vorangehenden – sie habe besuchen können. »Von Ihrem Befinden habe ich ja durch Madeleine[1] gehört«, setzte sie hinzu.

»Sie war heute mittag bei mir zu Tisch«, antwortete die Marquise vom Quai Malaquais, voller Genugtuung darüber, daß Madame de Villeparisis das gleiche nie sagen könne.

Ich unterhielt mich inzwischen mit Bloch, und in der Befürchtung, er könne mich – nach dem, was ich über die Änderung im Verhalten seines Vaters ihm gegenüber gehört hatte – um das Leben beneiden, das ich führen durfte, sagte ich zu ihm, das seine sei doch weitaus glücklicher. Diese Worte waren von meiner Seite in rein liebenswürdigem Sinn gemeint. Doch überzeugt Liebenswürdigkeit Menschen mit viel Eigenliebe leicht von ihrem bevorzugten Los oder flößt ihnen das

Bedürfnis ein, die anderen davon zu überzeugen. »Ja, mein Leben ist wirklich wundervoll«, erwiderte er mit beseligtem Blick. »Ich habe drei gute Freunde, jeder weitere wäre zuviel, eine hinreißende Geliebte, ich bin unendlich glücklich. Wenigen Sterblichen nur schenkt Vater Zeus solche Fülle der Freuden.« Ich glaube, er war vor allem bemüht, sich herauszustreichen und meinen Neid zu erregen. Vielleicht lag auch ein Bedürfnis nach Originalität seinem Optimismus zugrunde. Es wurde vollends offenbar, daß er nicht mit den landläufigen Banalitäten wie »Oh, das war gar nicht der Rede wert usw.« antworten mochte, als er auf meine Frage: »War es nett?«, die sich auf eine nachmittägliche Tanzveranstaltung bei ihm bezog, an der ich nicht hatte teilnehmen können, ungeziert und leichthin, als handle es sich nicht um ihn, antwortete: »O ja, es war wirklich sehr nett, denkbar gut gelungen, ganz entzückend sogar.«

»Was Sie uns da sagen, interessiert mich ungemein«, sagte Legrandin zu Madame de Villeparisis, »denn gerade neulich erst dachte ich bei mir, wieviel Sie von ihm haben in der wachsamen Präzision des Ausdrucks, einem gewissen Etwas auch, was ich mit zwei einander widersprechenden Ausdrücken als lapidares Tempo und unsterbliche Momentaufnahme bezeichnen möchte. Heute abend hätte ich am liebsten alles aufgezeichnet, was Sie sagen, aber ich behalte es auch so. Ihre Worte sind, wie – glaube ich – Joubert[1] bei Gelegenheit sagte, dem Erinnern gewogen. Haben Sie nie Joubert gelesen? Wenn ich dabei denke, wie sehr Sie ihm gefallen hätten! Ich werde mir gleich heute abend noch erlauben, Ihnen seine Werke zu schicken, und stolz darauf sein, Ihnen seinen Geist präsentieren zu dürfen. Er besaß nicht Ihre Kraft. Aber auch er besaß sehr viel Anmut.«

Ich hatte Legrandin sogleich begrüßen wollen, aber er hielt sich beständig möglichst weit von mir entfernt, bestimmt in der Hoffnung, ich werde auf diese Weise die Schmeicheleien

nicht hören, die er mit raffiniertem Geschick bei jeder Gelegenheit an Madame de Villeparisis verströmte.

Sie zuckte lächelnd die Achseln, als wolle er sich über sie lustig machen, und wandte sich wieder an den Historiker.

»Und diese hier ist die berühmte Marie de Rohan, Herzogin von Chevreuse, die in erster Ehe mit Monsieur de Luynes[2] verheiratet war.«

»Oh, meine Liebe, bei Madame de Luynes fällt Yolande[3] mir ein; sie war gestern bei mir; wenn ich gewußt hätte, daß Sie am Abend nicht besetzt sind, hätte ich nach Ihnen geschickt; Madame Ristori, die überraschend erschien, hat in Gegenwart der Verfasserin Gedichte der Königin Carmen Sylva[4] rezitiert, einfach unerhört schön!«

Was für eine Gemeinheit! dachte Madame de Villeparisis. Sicher deswegen hat sie neulich leise mit Madame de Beaulaincourt und Madame de Chaponay getuschelt. »Ich war zwar frei«, antwortete sie, »aber gekommen wäre ich nicht. Ich habe Madame Ristori in ihrer guten Zeit gehört, heute ist sie nur noch ein Wrack. Die Gedichte von Carmen Sylva sind mir zudem ein Greuel. Die Ristori war einmal hier bei mir, die Herzogin von Aosta hatte sie mitgebracht; damals rezitierte sie einen Gesang des *Inferno* von Dante.[1] Darin ist sie wirklich ganz unvergleichlich.«

Alix nahm den Schlag ohne Wanken hin. Sie stand da wie ein Marmorbild. Ihr Blick war durchdringend und leer, ihre Nase bewahrte ihren noblen Schwung. Doch eine Wange blätterte ab. Eine leichte, sonderbare grün und rosa Vegetation überwucherte ihr Kinn. Ein weiterer Winter noch würde Alix vielleicht zur Strecke bringen.

»Schauen Sie her, Monsieur, wenn Sie die Malerei lieben«, sagte Madame de Villeparisis zu Legrandin, um weiteren Komplimenten, die bereits einsetzten, vorzubeugen, »das ist das Porträt von Madame de Montmorency.«

Sobald er sich etwas entfernt hatte, benutzte Madame de Guermantes die Gelegenheit, um ihre Tante mit einem ironischen Seitenblick auf ihn fragend anzusehen.

»Monsieur Legrandin«, raunte die Marquise ihr zu; »er hat eine Schwester, die Madame de Cambremer heißt, was dir im übrigen wohl ebensowenig sagt wie mir.«

»Wie bitte, die kenne ich doch ausgezeichnet«, entfuhr es Madame de Guermantes, die sofort die Hand vor den Mund legte. »Oder vielmehr ich kenne sie nicht, aber ich weiß nicht, was in Basin gefahren ist, der irgendwo ihrem Mann begegnet ist und dieser dicken Person gesagt hat, sie solle mich doch besuchen. Ich kann Ihnen gar nicht schildern, wie ich diese Heimsuchung überstanden habe. Sie hat mir erzählt, sie sei in London gewesen, und hat mir sämtliche Bilder im British[2] aufgezählt. Leibhaftig, wie ich vor Ihnen stehe, werde ich auf dem Heimweg bei diesem Monstrum mein Kärtchen hinschmeißen. Glauben Sie nur ja nicht, das sei so leicht, denn unter dem Vorwand, sie sei sterbenskrank, ist sie immer zu Hause, und ob man um sieben Uhr abends hingeht oder um neun Uhr früh, sie ist immer da und bereit, einem Erdbeertörtchen anzubieten. Aber doch, natürlich ist sie ein Monstrum«, setzte Madame de Guermantes auf einen fragenden Blick ihrer Tante hinzu. »Eine ganz unmögliche Person: Sie sagt ›Federfuchser‹ und solche Sachen.« – »Was soll das heißen, ›Federfuchser‹?« wollte Madame de Villeparisis von ihrer Nichte wissen. »Ich habe keine Ahnung!« rief die Herzogin in geheucheltem Unmut aus. »Ich will auch keine haben. Ich spreche diese Sprache nicht.« Dann aber, als sie sah, daß ihre Tante wirklich nicht wußte, was Federfuchser bedeutete, wollte sie doch die Genugtuung haben zu zeigen, daß sie ebenso gebildet wie auf die Reinheit der Sprache bedacht sei, und um sich über ihre Tante lustig zu machen wie zuvor über Madame de Cambremer, fuhr sie mit einem gequälten Lachen, das durch einen Rest vorgeblicher Verstimmtheit noch etwas gezwungen wirkte, fort: »Also im Ernst, das weiß heute

jeder, ein Federfuchser ist ein Schreiberling, einer, der einen mit der Feder fuchst. Mir graut vor solchen Wörtern, man bekommt Zahnweh vor lauter Gespreiztheit. Nie würde man mich dazu bringen, so etwas in den Mund zu nehmen. Schau an, das ist der Bruder! Ich habe das noch gar nicht realisiert. Eigentlich ist es ja klar. Auch sie legt sich platt auf den Bauch vor lauter Ergebenheit und ist ebenfalls eine wandelnde Bibliothek. Sie schmeichelt einen wie er und fällt nicht weniger auf die Nerven. Ich kann mich jetzt schon ganz gut in die Idee dieser Verwandtschaft hineindenken.«

»Setz dich, wir trinken jetzt eine Tasse Tee«, sagte Madame de Villeparisis zu Madame de Guermantes, »bediene dich selbst, du brauchst dir ja nicht die Porträts deiner Urgroßmütter anzuschauen, du kennst sie ebensogut wie ich.«

Madame de Villeparisis setzte sich bald wieder an ihre Malerei. Alle traten zu ihr heran; ich benutzte die Gelegenheit, um zu Legrandin zu gehen, und da ich in seiner Anwesenheit bei Madame de Villeparisis nichts Tadelnswertes fand, sagte ich, ohne daran zu denken, daß ich ihn gleichzeitig verletzen und die Meinung in ihm erzeugen würde, ich lege es darauf gerade an, zu ihm: »Nun, Monsieur, so bin ich also schon fast entschuldigt, mich in einem Salon zu befinden, da ich Sie ja hier treffe.« Legrandin schloß aus diesen Worten (jedenfalls war das das Urteil, das er ein paar Tage darauf über mich fällte), ich sei ein zutiefst bösartiges kleines Subjekt und einzig auf Niederträchtigkeiten aus.

»Sie könnten zunächst einmal so höflich sein, mir guten Tag zu sagen«, antwortete er, ohne mir die Hand zu geben, und mit einer wütenden, vulgären Stimme, die ich bei ihm nie vermutet hätte und die, ohne jede rationale Beziehung zu dem, was er gewöhnlich sagte, eine um so unmittelbarere und schlagendere zu einer ihn jetzt erfüllenden Empfindung hatte. Da wir nämlich stets zu verheimlichen trachten, was wir empfinden, haben wir noch nie daran gedacht, wie wir es äußern würden. Und plötzlich läßt sich in uns ein unbekanntes, wüs-

tes Tier vernehmen, dessen Stimmklang unter Umständen denjenigen, der dieses unwillkürliche, elliptische und fast unwiderstehlich hervorbrechende Geständnis unseres Charakterfehlers oder Lasters entgegennimmt, ebenso erschreckt wie das unvermittelt, indirekt und auf bizarre Weise erfolgte Bekenntnis eines Verbrechers, der sich gedrängt fühlt, einen Mord zu gestehen, für den man ihn nicht schuldig hielt. Natürlich wußte ich wohl, daß der eventuell sogar subjektiv vorhandene Idealismus großer Philosophen diese nicht hindert, weiterhin den Freuden der Tafel zuzusprechen oder sich mit großer Zähigkeit um einen Sitz in der Académie zu bewerben. Aber Legrandin brauchte wirklich nicht so oft daran zu erinnern, daß er eigentlich einen anderen Planeten bewohne, wenn alle seine konvulsivischen Regungen des Zorns oder der Liebenswürdigkeit von dem leidenschaftlichen Wunsch beherrscht wurden, eine gute Position auf diesem hier zu erringen.

»Natürlich, wenn ich förmlich verfolgt und zwanzigmal darum gebeten werde, irgendwo zu erscheinen«, fuhr er mit leiser Stimme fort, »kann ich mich ja bei allem Recht auf persönliche Freiheit nicht wie ein Flegel betragen.«

Madame de Guermantes hatte sich gesetzt. Da ihr Name mit ihrem Titel verbunden war, fügte er ihrer realen Person das Herzogtum hinzu, das sich um sie herum abzeichnete, und ließ inmitten des Salons im Umkreis des Puffsessels, wo sie sich befand, die schattige, goldene Kühle der Wälder von Guermantes herrschen. Mich wunderte nur, diese Ähnlichkeit nicht deutlicher auf dem Gesicht der Herzogin zu lesen, das nichts Pflanzliches an sich hatte und in dem höchstens die geplatzten Äderchen der Wangen – die, so schien es mir, der Name Guermantes mit seinem Wappen hätte schmücken müssen – als eine Folge, nicht aber als Bild von langen Ausritten im Freien gelten konnten. Später, als sie mir bereits gleichgültig geworden war, kannte ich viele spezielle Züge der Herzogin, besonders (um im Augenblick bei dem zu verweilen, des-

sen Reiz ich damals schon spürte, ohne ihn deutlich erkennen zu können) ihre Augen, in die wie in ein Bild der blaue Himmel eines französischen Nachmittags eingefangen war, weithin sichtbar und überflutet von Licht, auch wenn es im Augenblick nicht strahlt; eine Stimme ferner, die man bei den ersten heiseren Lauten fast dem Pöbel zugerechnet hätte und in der, wie auf den Stufen der Kirche von Combray oder auf der Konditorei am Marktplatz, das träge ölige Gold ländlichen Sonnenscheins lag. An diesem ersten Tag aber bemerkte ich nichts, denn in der Atmosphäre meiner leidenschaftlich gespannten Aufmerksamkeit verflüchtigte sich auf der Stelle das wenige, was ich hätte aufnehmen und worin ich etwas von dem Namen Guermantes hätte wiederfinden können. Jedenfalls sagte ich mir, daß eben doch sie es tatsächlich sei, die für alle Welt der Name Herzogin von Guermantes bezeichnete; das unfaßbare Leben, das dieser Name bedeutete, enthielt tatsächlich dieser Leib; er hatte es mitten unter andersartige Wesen hereingetragen, in diesen Salon, der es von allen Seiten her umgab und auf den es einen so starken Einfluß ausübte, daß ich da, wo dieses Leben sich nicht mehr weiter ausbreitete, eine Linie züngelnder Erregtheit die Grenzen markieren zu sehen meinte: an der Peripherie der Glocke, die auf dem Teppich ihr Rock aus blauer Chinaseide bildete, und in den hellen Pupillen der Herzogin, am Schnittpunkt der sie beschäftigenden Gedanken, der Erinnerungen, der unbegreiflichen, verächtlichen, amüsierten und merkwürdigen Überlegungen, die ihren Blick füllten, und der von außen kommenden Bilder, die sich darin widerspiegelten. Vielleicht hätte es mich etwas weniger bewegt, wenn ich sie an einer Soiree bei Madame de Villeparisis angetroffen hätte, anstatt sie hier an einem der »Jours« der Marquise zu sehen, bei einem jener Tees, die für die Frauen nur eine kurze Rast im Ablauf ihres Ausgangs bilden und wo sie, mit dem gleichen Hut auf dem Kopf, den sie bei ihren Besorgungen schon getragen haben, in die Flucht aufeinanderfolgender Salons die Außenluft hineintragen und

einen besseren Blick auf das spätnachmittägliche Paris gestatten als die hohen geöffneten Fenster, durch die das Rollen der Mylords dringt: Madame de Guermantes trug einen mit Kornblumen geschmückten flachen Strohhut; was jene mir aber in die Erinnerung riefen, waren nicht die besonnten Stunden ferner Jahre, da ich sie so oft in den Ackerfurchen von Combray oder auf der Böschung bei der Hecke von Tansonville gepflückt hatte, sondern der Geruch und der Staub der Dämmerstunde, wie sie in dem Augenblick, da Madame de Guermantes sie durchquert hatte, über der Rue de la Paix lagen. Mit lächelnder, nichtachtender, zerstreuter Miene, die aneinander gepreßten Lippen zu einem Schmollmündchen geschürzt, zeichnete sie mit der Spitze ihres Sonnenschirms, wie mit dem längsten Fühler ihres geheimnisumwobenen Lebens, Kreise auf den Teppich, dann ruhte ihr Blick mit der gleichgültigen Aufmerksamkeit, die sogleich jeden Berührungspunkt zwischen einem selbst und dem aufhebt, was man ins Auge faßt, abwechselnd auf jedem einzelnen von uns und inspizierte dann die Kanapees und die Sessel, wobei dieser Blick etwas weicher wurde dank jener menschlichen Sympathie, die durch die wenn auch bedeutungslose Anwesenheit von Dingen erweckt wird, die man kennt, Dinge, die beinahe Personen sind; diese Möbel waren nicht wie wir, sie gehörten auf unbestimmte Weise zu ihrer eigenen Welt, sie waren mit dem Leben ihrer Tante verknüpft; dann kehrte dieser Blick von dem Beauvais-Möbel wieder zu der Person zurück, die darauf saß, und füllte sich erneut mit Scharfsichtigkeit und Mißbilligung, die zu äußern Madame de Guermantes aus Respekt vor ihrer Tante sich nicht erlaubt, die sie aber schließlich auch empfunden hätte, wäre statt unserer auf diesen Sesseln ein Fettfleck oder eine Staubschicht zu konstatieren gewesen.

Der bedeutende Schriftsteller G. trat ein; er kam, um Madame de Villeparisis einen Besuch abzustatten, den er als eine Fron empfand. Die Herzogin war zwar entzückt, ihn zu sehen, machte ihm aber kein Zeichen, jedoch ganz von selbst fand er

sich bei ihr ein, da ihr Charme, ihr Takt, ihre unkomplizierte Art sie in seinen Augen als geistvoll erscheinen ließen. Außerdem gebot die Höflichkeit, daß er sie begrüßte, denn da er berühmt und im Umgang angenehm war, lud ihn Madame de Guermantes häufig zum Essen ein, manchmal ganz intim nur mit ihr und ihrem Gatten, oder machte sich im Herbst in Guermantes die gute Bekanntschaft mit ihm zunutze, um ihn zuweilen abends mit irgendwelchen Hoheiten zu sich zu bitten, die neugierig darauf waren, ihn kennenzulernen. Denn die Herzogin sah gern gewisse Männer der geistigen Elite bei sich, vorausgesetzt freilich, daß sie Junggesellen waren, eine Bedingung, die sie, selbst wenn sie verheiratet waren, ihr gegenüber stets erfüllten, denn da ihre immer mehr oder weniger gewöhnlichen Frauen in einem Salon, in dem nur die elegantesten Schönheiten von Paris auftraten, störend gewirkt hätten, wurden die Herren immer ohne sie gebeten, der Herzog aber, um jeder Empfindlichkeit im voraus zu begegnen, erklärte diesen unfreiwilligen Witwern, daß die Herzogin Frauen nicht bei sich empfange, die Gesellschaft von Frauen nicht ertrage, fast als handle es sich um eine ärztliche Vorschrift oder als erkläre er, sie könne nicht in einem Zimmer sein, in dem es nach etwas Bestimmtem rieche, nichts stark Gesalzenes essen, in der Bahn nicht rückwärts zur Fahrtrichtung sitzen oder unmöglich ein Korsett tragen. Allerdings trafen diese großen Männer bei den Guermantes die Prinzessin von Parma, die Prinzessin von Sagan (die Françoise, da sie ständig von ihr reden hörte, schließlich im Glauben, die Grammatik erfordere dieses Femininum, als »die Sagante« bezeichnete) und noch viele andere an, deren Anwesenheit aber damit begründet wurde, daß sie zur Familie gehörten oder Jugendfreundinnen seien, die man schwer übergehen könne. Überzeugt oder nicht durch die Erklärungen des Herzogs von Guermantes betreffs der merkwürdigen Krankheit der Herzogin, nicht mit Frauen verkehren zu können, gaben die Eingeladenen sie an ihre Gattinnen weiter. Einige dieser letzteren waren der Meinung, die

Krankheit sei nur ein Vorwand der Eifersucht, weil die Herzogin allein über einen Hofstaat von Anbetern verfügen wolle. Noch Naivere glaubten, die Herzogin habe vielleicht einen merkwürdigen Lebensstil, ja vielleicht sogar eine anrüchige Vergangenheit, um derentwillen andere Frauen nicht bei ihr verkehren wollten, und nun mache sie aus der Not eine Art von eigenwilliger Laune. Die Besten jedoch kamen, wenn sie ihre Männer Wunderdinge über die geistreichen Äußerungen der Herzogin berichten hörten, zu der Überzeugung, diese sei allen anderen Frauen derart überlegen, daß sie sich in ihrer Gesellschaft langweile, da diese ja über nichts Vernünftiges zu reden imstande seien. Tatsächlich langweilte die Herzogin sich in der Gesellschaft von Frauen, wofern deren fürstlicher Rang ihnen nicht ein besonderes Interesse sicherte. Doch täuschten sich die kaltgestellten Ehefrauen, wenn sie meinten, die Herzogin wolle nur Männer bei sich sehen, um von Literatur, von Naturwissenschaft und Philosophie zu sprechen. In Wahrheit redete sie nicht davon, niemals jedenfalls mit wirklich bedeutenden Leuten. Wenn aufgrund einer Familientradition gleich der, durch die die Töchter hervorragender Militärs auch noch inmitten ihrer eitelsten Beschäftigungen ihre Achtung vor allem bewahren, was die Armee betrifft, sie selbst als Enkelin von Frauen, die mit Thiers, Mérimée und Augier befreundet waren, die Meinung hegte, man müsse in seinem Salon vor allem geistvollen Männern einen Platz einräumen, hatte sie andererseits auch von der gleichzeitig herablassenden und zwanglosen Art, mit der diese berühmten Männer in Guermantes empfangen worden waren, den Zug übernommen, Leute von Talent wie Familienbekannte anzusehen, durch deren Begabung man sich nicht blenden läßt und zu denen man nicht von ihren Werken spricht, was sie ja im übrigen nicht interessieren würde. Ferner neigte sie dank der Art von Geist, die ein Mérimée, ein Meilhac und ein Halévy[1] entfaltet hatten und die auch die ihrige war, im Gegensatz zum verbalen Gefühlsüberschwang einer vorausgegangenen Epo-

che zu einer Art der Konversation, die alle großen Worte und Bekundungen erhabener Gefühle ablehnt und die bewirkte, daß sie etwas wie Eleganz darin entwickelte, in Anwesenheit eines Dichters oder Musikers nur von den Gerichten zu sprechen, die aufgetragen wurden, oder von dem Kartenspiel, das gleich folgen sollte. Diese Enthaltung hatte für einen nicht eingeweihten Dritten etwas Verwirrendes, das bis zum schlicht Geheimnisvollen ging. Wenn Madame de Guermantes ihn fragte, ob er gern mit diesem oder jenem berühmten Dichter zusammen eingeladen sein würde, so erschien er von Neugier verzehrt pünktlich auf die Minute. Die Herzogin sprach mit dem Dichter über das Wetter. Dann wurde zu Tisch gegangen. »Mögen Sie Eier gern auf diese Art?« fragte sie den Dichter. Angesichts der Billigung, auf die das Gericht bei ihm stieß – wie auch bei ihr, denn sie fand alles exquisit, was es bei ihr gab, sogar den abscheulichen Apfelwein, den sie aus Guermantes kommen ließ –, bedeutete sie dem Diener: »Noch einmal Eier für Monsieur«, während jener Dritte ängstlich aufpaßte, daß ihm nur nicht entginge, was die beiden bestimmt sich zu sagen beabsichtigt hatten, da ja der Dichter und die Herzogin es trotz unerhörter Schwierigkeiten möglich gemacht hatten, sich vor der Abreise des ersteren noch einmal zu sehen. Doch die Mahlzeit nahm ihren Fortgang, die Speisen wurden nacheinander abgetragen, nicht ohne Madame de Guermantes Gelegenheit zu geistreichen Scherzen oder amüsanten Geschichtchen zu geben. Der Dichter aß indessen weiter, ohne daß Herzog und Herzogin daran gedacht zu haben schienen, daß er ein Dichter sei. Bald ging das Dejeuner zu Ende, man verabschiedete sich, und nicht ein Wort war über die Dichtkunst gefallen, die sie alle doch liebten, von der aber infolge einer Zurückhaltung ganz im Geiste derjenigen, von der mir Swann einen Vorgeschmack gegeben hatte, keiner der Anwesenden sprach. Diese Zurückhaltung gehörte ganz einfach zum guten Ton. Für den Dritten aber hatte sie, wenn er einen Augenblick darüber nachdachte, et-

was sehr Melancholisches, und die Mahlzeiten im Milieu der Guermantes erinnerten dann an die Stunden, die schüchterne Liebende oft zusammen verbringen, ohne sich bis zu dem Augenblick, da sie sich trennen müssen, etwas anderes als Banalitäten zu sagen und – sei es aus Befangenheit, aus Scham oder Ungeschick – ohne daß das große Geheimnis, das sie so brennend gern einander mitgeteilt hätten, aus dem Herzen über die Lippen gelangt. Im übrigen muß man aber hinzufügen, daß dieses Sichausschweigen über tiefgründige Dinge, deren Erörterung man unaufhörlich vergebens erwartet, zwar für die Herzogin charakteristisch, aber doch keine unumstößliche Regel bei ihr war. Madame de Guermantes hatte ihre Jugend in einem etwas anderen Milieu verbracht, das zwar ebenso aristokratisch, jedoch weniger glänzend, dafür aber weniger oberflächlich als das, in dem sie nunmehr lebte, und dabei hochkultiviert gewesen war. Infolgedessen ruhte ihre gegenwärtige Frivolität auf einem solideren Untergrund, einer Art von unsichtbarem geistigem Nährboden, aus dem selbst die Herzogin (sehr selten freilich, denn sie haßte alle Pedanterie) dieses oder jenes Zitat von Victor Hugo oder Lamartine hervorholte, eines, das, immer am richtigen Platz und mit einem von Gefühl beseelten Blick ihrer schönen Augen angebracht, unweigerlich überraschte und entzückte. Manchmal gab sie sogar völlig unprätentiös, doch mit schlichter Treffsicherheit einem der Académie angehörigen dramatischen Autor einen scharfsinnigen Rat, durch den sie ihn veranlaßte, eine Situation in seinem Stück weniger kraß zu gestalten oder eine andere Schlußwendung herbeizuführen.

Wenn ich im Salon Madame de Villeparisis' wie in der Kirche von Combray, bei der Heirat von Mademoiselle Percepied, Mühe gehabt hatte, in dem schönen, allzu menschlichen Gesicht Madame de Guermantes' das Unbekannte ihres Namens wiederzufinden, glaubte ich wenigstens, wenn sie spräche, würde ihre Unterhaltung – abgründig, geheimnisvoll – die Fremdartigkeit eines mittelalterlichen Wandteppichs,

eines gotischen Kirchenfensters aufweisen. Damit aber die Worte einer Frau, die Madame de Guermantes hieß, auch wenn ich sie nicht geliebt hätte, mich nicht enttäuschten, hätten sie nicht nur geistreich, schön und tief sein, sondern auch den amarantfarbenen Widerschein der letzten Silbe ihres Namen tragen müssen, die Färbung, die ich zu meiner Verwunderung schon am ersten Tage nicht in ihrer Person gefunden und schließlich in ihr Denken hinüber verlagert hatte. Gewiß hatte ich bereits Madame de Villeparisis, Saint-Loup, Menschen also, deren Geist nichts Außergewöhnliches darstellte, ganz nebenbei den Namen Guermantes aussprechen hören, einfach als den einer Person, die auf Besuch kommen oder mit der man dinieren sollte, und gar nicht, als ob sie in diesem Namen ein paar Morgen herbstlich goldener Wälder und eine ganze geheimnisvolle Provinzregion erkennen würden. Doch das war wohl von ihrer Seite eine gewisse Verstellung, so wie die klassischen Dichter uns nicht auf die tiefsinnigen Absichten aufmerksam machen, die sie gleichwohl gehabt haben, eine Haltung, die ich nachzuahmen bemüht war, wenn ich in ganz natürlichem Ton sagte: die Herzogin von Guermantes, als sei es ein Name, der anderen geglichen hätte. Im übrigen versicherte jedermann, sie sei eine sehr intelligente Frau, besitze die Gabe geistreicher Konversation und lebe in einer der interessantesten kleinen Coterien – Worte, die zu Komplizen meiner Träume wurden. Denn wenn sie von geistreicher Coterie, von intelligenter Unterhaltung sprachen, so stellte ich mir darunter keineswegs eine Intelligenz vor, wie ich sie schon kannte, wäre es selbst die der größten Geister; nicht aus Menschen wie Bergotte setzte ich diese Coterie zusammen. Nein, unter Intelligenz verstand ich eine unaussprechliche, goldene, von Waldesfrische durchströmte Gabe. Auch wenn sie noch so intelligente Gedanken geäußert hätte (intelligent in dem Sinn, wie ich das Wort verstand, wenn es sich um einen Philosophen oder einen Kritiker handelte), hätte Madame de Guermantes vielleicht mehr noch meine Erwartung einer

so ungewöhnlichen Gabe enttäuscht, als wenn sie sich in einem belanglosen Gespräch damit begnügt hätte, von Kochrezepten und dem Mobiliar von Schlössern zu sprechen oder die Namen von ihren Nachbarinnen und Verwandten aufzuzählen, die mir immerhin ihr Leben näher vor Augen gerückt hätten.

»Ich wähnte hier Basin anzutreffen, er wollte Sie besuchen kommen«, sagte Madame de Guermantes zu ihrer Tante.

»Ich habe deinen Mann schon mehrere Tage nicht gesehen«, antwortete Madame de Villeparisis in empfindlichem und gekränktem Ton. »Ich habe ihn gar nicht oder höchstens einmal wiedergesehen seit diesem reizenden Streich, den er mir gespielt hat, als er sich als Königin von Schweden bei mir anmelden ließ.«

Um zu lächeln, biß sich Madame de Guermantes leicht auf die Lippen, wie wenn sie mit dem Mund ihr Gesichtsschleierchen gefaßt hätte.

»Wir haben gestern mit ihr bei Blanche Leroi diniert, Sie würden sie nicht wiedererkennen, sie ist ungeheuer dick geworden, ich bin sicher, sie ist krank.«

»Ich habe gerade diesen Herren erklärt, daß du findest, sie sieht aus wie ein Frosch.«

Madame de Guermantes gab eine Art rauhen Ton von sich, der bedeutete, daß sie pflichtschuldigst lachte.

»Ich wußte nicht, daß ich einen so netten Vergleich gebraucht habe, aber in diesem Falle ist es dem Frosch gelungen, so fett zu werden wie der Ochs.[1] Oder vielmehr stimmt das nicht ganz, denn ihre ganze Korpulenz hat sich auf den Bauch konzentriert, sie sieht eher wie ein Frosch in anderen Umständen aus.«

»Das ist wirklich ein witziges Bild«, meinte Madame de Villeparisis, die ihrer Besucher wegen im Grunde auf den Esprit ihrer Nichte stolz war.

»Es ist in erster Linie *arbiträr*«, antwortete Madame de Guermantes, wobei sie dieses sehr gewählte Adjektiv ironisch heraushob, wie Swann es getan hätte, »denn ich gebe zu, ich

habe einen Frosch noch niemals niederkommen sehen. Dieser Frosch jedenfalls, der übrigens keiner von denen ist, die einen König haben wollen[2] , denn ich habe sie niemals munterer gesehen als seit dem Tod ihres Gemahls[3] , wird einen Tag in der nächsten Woche bei uns dinieren. Ich habe gesagt, ich würde Sie für alle Fälle verständigen.«

Madame de Villeparisis ließ eine Art von undeutlichem Brummen hören.

»Ich weiß, sie hat vorgestern bei Madame von Mecklenburg diniert«, sagte sie. »Hannibal de Bréauté war da. Er hat mir, wie ich sagen muß, sehr witzig davon erzählt.«

»Bei diesem Essen war jemand, der sehr viel witziger ist als Babal«, sagte Madame de Guermantes, die, obschon sie sehr eng mit Monsieur de Bréauté-Consalvi befreundet war, es gern betonte, indem sie ihn mit dieser Abkürzung bezeichnete. »Nämlich Monsieur Bergotte.«

Ich war nicht auf den Gedanken gekommen, daß Bergotte als witzig gelten könne; zudem gehörte er für mich der intelligenten Menschheit an, das heißt, ich sah ihn unendlich weit entfernt von dem geheimnisvollen Reich, das ich unter den Purpurdraperien einer Theaterloge erblickt hatte, wo Monsieur de Bréauté die Herzogin zum Lachen gebracht und mit ihr in der Sprache der Götter jene unvorstellbare Sache: eine Unterhaltung unter Angehörigen des Faubourg Saint-Germain, geführt hatte. Ich war tief betrübt, das Gleichgewicht der Dinge sich derart verschieben und Bergotte vor Monsieur de Bréauté den Vorrang erhalten zu sehen. Besonders verzweifelt aber war ich, daß ich Bergotte an dem Abend der *Phèdre*-Aufführung aus dem Wege gegangen war, anstatt mich zu ihm zu gesellen, zumal ich jetzt Madame de Guermantes zu Madame de Villeparisis sagen hörte:

»Das ist der einzige Mensch, den ich gern kennenlernen möchte«, setzte die Herzogin hinzu, bei der man unausgesetzt, wie bei einem geistigen Wechsel der Gezeiten, eine Flut von Neugier hinsichtlich berühmter Intellektueller beobachten

konnte, wie sie sich auf ihrem Weg mit einer Gegenströmung von aristokratischem Snobismus kreuzte. »Das würde mir wirklich Vergnügen bereiten!«

Die Anwesenheit Bergottes an meiner Seite, die ich so leicht hätte herbeiführen können, von der ich aber gedacht hätte, sie sei geeignet, Madame de Guermantes eine schlechte Meinung von mir zu geben, hätte dagegen sicher bewirkt, daß sie mich in ihre Loge gewinkt und mich gebeten hätte, den großen Schriftsteller einmal zu einem Dejeuner mitzubringen.

»Sehr liebenswürdig scheint er nicht gerade zu sein, er ist Monsieur de Cobourg vorgestellt worden und hat ihn keines Wortes gewürdigt«, setzte Madame de Guermantes hinzu, wobei sie auf diesen merkwürdigen Zug hinwies, wie sie von einem Chinesen berichtet hätte, der sich mit Papier schneuzt. »Er hat kein einziges Mal ›Monseigneur‹ zu ihm gesagt«, erzählte sie weiter, mit einer amüsierten Miene angesichts dieser Einzelheit, die für sie etwa die Bedeutung der Weigerung eines Protestanten besaß, bei einer Audienz beim Papst vor dem Heiligen Vater niederzuknien.

In ihrem Interesse für die Eigentümlichkeiten Bergottes schien sie diese übrigens keineswegs tadelnswert zu finden, vielmehr ein Verdienst darin zu sehen, ohne daß sie selbst genau gewußt hätte, um welche Art von Verdienst es sich dabei handelte. Ungeachtet dieser seltsamen Auffassung von der Originalität Bergottes hatte ich doch später Anlaß, es nicht ganz nebensächlich zu finden, daß Madame de Guermantes zur Verwunderung vieler anderer Bergotte witziger fand als Monsieur de Bréauté. Solche vereinzelten, subversiven und trotz allem gerechten Urteile werden durch die wenigen den anderen überlegenen Menschen in die Gesellschaft hineingebracht. Dort aber legen sie in den ersten Grundlinien die Hierarchie von Werten an, wie die folgende Generation sie fixieren wird, anstatt sich immer und ewig an die überkommene zu halten.

Graf d'Argencourt, belgischer Geschäftsträger und durch Heirat Großneffe der Madame de Villeparisis, trat hinkend ein, sogleich gefolgt von zwei jungen Männern, dem Baron von Guermantes und Seiner Durchlaucht dem Herzog von Châtellerault, den Madame de Guermantes zerstreut und ohne sich von ihrem Puff zu rühren, mit den Worten begrüßte: »Guten Tag, mein kleiner Châtellerault«, denn sie war eng befreundet mit der Mutter des jungen Herzogs, der deswegen schon von Kindheit an den größten Respekt vor ihr hatte. Groß, schlank, Haut und Haar golden schimmernd, ganz und gar vom Schlage Guermantes, erweckten diese beiden jungen Männer den Eindruck, als verdichte sich in ihnen der abendliche Frühlingsschein, der den großen Salon erfüllte. Einer Sitte folgend, die zu jenem Zeitpunkt in Mode war, stellten sie ihre Zylinderhüte neben sich auf den Boden. Der Historiker der Fronde vermutete, sie seien befangen wie ein Bauer, der ins Rathaus tritt und nicht weiß, was er mit seinem Hut anfangen soll. Da er glaubte, ihnen in ihrer vermeintlichen Ungeschicklichkeit und Verlegenheit barmherzigerweise zu Hilfe kommen zu müssen, sagte er zu ihnen: »Aber nicht doch, stellen Sie sie doch nicht auf den Boden, das schadet ihnen ja.«

Ein Blick des Barons von Guermantes, der die Ebene seiner Pupillen schräg stellte, führte darin plötzlich ein helles, schneidendes Blau herauf, das den wohlmeinenden Historiker erstarren ließ.

»Wie heißt dieser Herr?« fragte mich der Baron, den Madame de Villeparisis mir gerade vorgestellt hatte.

»Monsieur Pierre«, flüsterte ich ihm zu.

»Pierre? Von was?«

»Pierre ist sein Name, er ist ein Historiker von großem wissenschaftlichem Ruf.«

»Ah! … was Sie nicht sagen.«

»Nein, das ist eine neue Mode bei diesen Herren, daß sie ihre Hüte auf den Boden stellen«, erklärte Madame de Villeparisis, »ich bin wie Sie, ich gewöhne mich auch nicht

daran. Aber es ist mir immerhin lieber als bei meinem Neffen Robert, der den seinen stets im Vorzimmer[1] läßt. Ich sage ihm oft, wenn er so hereinkommt, er sehe wie der Uhrmacher aus, und frage ihn, ob er die Wanduhren aufziehen kommt.«

»Sie haben eben, Madame, vom Hut Monsieur Molés gesprochen; wir werden noch wie Aristoteles ein Kapitel über die Hüte zusammenstellen«[2] , sagte der Historiker der Fronde, der sich dank dem Eingreifen von Madame de Villeparisis wieder etwas sicherer fühlte, aber doch noch mit so schwacher Stimme, daß außer mir ihn niemand vernahm.

»Die kleine Herzogin ist wirklich ganz erstaunlich«, sagte Monsieur d'Argencourt, indem er auf Madame de Guermantes wies, die sich mit G. unterhielt. »Sobald ein bekannter Mann in einem Salon ist, hält er sich ständig an ihrer Seite. Klar, daß das eine Koryphäe ist, wenn er dort sitzt. Es kann ja nicht jeden Tag de Borelli, Schlumberger oder d'Avenel[1] sein. Aber dann ist es doch mindestens Pierre Loti oder Edmond Rostand.[2] Gestern abend, bei den Doudeauville[3] , wo sie, nebenbei gesagt, ganz fabelhaft aussah mit ihrem Smaragddiadem und ihrem rosa Abendkleid mit Schleppe, hatte sie auf der einen Seite Monsieur Deschanel[4] und auf der anderen den deutschen Botschafter; sie vertrat ihnen gegenüber ihren eigenen Standpunkt in der chinesischen Frage; das große Publikum, das sich in respektvoller Entfernung hielt und nicht hörte, was sie sagten, fragte sich, ob es nicht Krieg geben werde. Tatsächlich, sie sah aus wie eine Cercle haltende Königin.«[5]

Einer nach dem anderen war zu Madame de Villeparisis getreten, um ihr beim Malen zuzusehen.

»Diese Blumen haben ein wirklich himmlisches Rosa«, bemerkte Legrandin, »ich meine das, was man als Himmelrosa bezeichnen muß. Denn es gibt ein Himmelrosa, wie es ein Himmelblau gibt. Aber«, raunte er, um möglichst nur von der Marquise verstanden zu werden, »ich glaube, ich bevorzuge doch das Seidige, das lebendige Inkarnat des Abbildes, das

Sie davon schaffen. Oh, Sie stellen Pisanello und Van Huysum[6] mit ihrem peinlich genauen, toten Herbarium weit in den Schatten.«

Ein Künstler, und mag er noch so bescheiden sein, ist immer einverstanden, wenn man ihm vor seinen Rivalen den Vorrang gibt, und ist lediglich bemüht, jenen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

»Das kommt ihnen nur so vor, weil sie Blumen aus jener Zeit gemalt haben, die wir nicht mehr kennen; aber sie verfügten doch über ein großes Wissen.«

»Oh, Blumen aus jener Zeit, ist das gut gesagt«, rief Legrandin.

»Sie malen da wirklich wundervolle Kirschblüten … oder sind es Dijonrosen«, bemerkte der Historiker der Fronde, nicht ohne ein gewisses Zaudern bei der Bestimmung der Pflanzen, sonst aber mit wieder gefestigter Stimme, denn er hatte den Zwischenfall mit den Hüten jetzt so ziemlich vergessen.

»Nein, es sind Apfelblüten«, fiel die Herzogin von Guermantes zu ihrer Tante gewandt ein.

»Aha! Da sieht man, daß du ein Landkind bist; du kennst wie ich die Blumen.«

»Aha! Ach ja, natürlich! Ich glaubte, die Apfelblüte sei schon vorüber«, bemerkte der Historiker der Fronde aufs Geratewohl, um sich zu entschuldigen.

»Aber ganz im Gegenteil, sie blühen noch nicht, sie tun es auch höchstens in vierzehn Tagen, vielleicht sogar in drei Wochen erst«, berichtigte der Archivar, der, da er sich um die Besitzungen der Marquise kümmerte, über ländliche Dinge besser Bescheid wußte.

»Ja, und das nur hier in der Nähe von Paris, wo sie immer etwas früher kommen. In der Normandie zum Beispiel, bei seinem Vater«, sagte sie mit einem Blick auf den Herzog von Châtellerault, »der prächtige Apfelbäume am Meer hat, wie

auf einem japanischen Wandschirm, sind sie erst nach dem 20. Mai so richtig rosa.«

»Ich sehe sie niemals«, sagte der junge Herzog, »weil ich Heuschnupfen[1] davon bekomme, es ist wirklich einfach Klasse.«

»Heuschnupfen? Davon habe ich noch nie etwas gehört«, meinte der Historiker.

»Das ist die Modekrankheit jetzt«, bemerkte der Archivar.

»Es kommt ganz darauf an, vielleicht würden Sie nichts bekommen, wenn es ein wirkliches Apfeljahr wäre. Sie wissen ja, wie die Normannen sagen. ›In einem rechten Apfeljahr‹«[2] , zitierte Monsieur d'Argencourt, der, da er nicht ganz französisch war, sich um so pariserischer zu geben bemühte.

»Du hast ganz recht«, stimmte Madame de Villeparisis ihrer Nichte bei, »es sind Apfelblüten aus dem Süden. Eine Blumenhändlerin hat mir diese Zweige geschickt mit der Bitte, sie von ihr anzunehmen. Das wundert Sie, Monsieur Vallenères, nicht wahr«, setzte sie zu dem Archivar gewandt hinzu, »daß eine Blumenhändlerin mir Blumen schickt? Aber wenn ich auch schon eine alte Frau bin, kenne ich doch ein paar Leute und habe noch einige Freunde«, meinte sie mit einem Lächeln, das man allgemein für treuherzig hielt, während ich persönlich eher glaubte, sie fand es eben pikant, wenn sie bei so vielen großen Beziehungen sich scheinbar auf die Freundschaft einer Blumenhändlerin etwas einbildete.

Bloch stand jetzt auf, um seinerseits die Blumen zu bewundern, die Madame de Villeparisis malte.

»Ihnen kann es doch gar nichts ausmachen, Marquise«, sagte der Historiker, nachdem er seinen Platz wieder eingenommen hatte, »auch wenn es wieder einmal zu einer der großen Revolutionen käme, wie sie so viele Blätter der Geschichte Frankreichs mit Blut gezeichnet haben – und mein Gott, in den heutigen Zeiten kann man ja nie wissen«, fügte er hinzu, wobei er einen vorsichtigen Blick in die Runde warf, als wolle er feststellen, ob nicht vielleicht irgendein »subver-

siv Gesinnter« sich in diesem Salon befände, wenn er es auch nicht annahm, »bei Ihrem Talent und den fünf Sprachen, die Sie sprechen, würden Sie sich immer aus der Affäre ziehen«. Der Historiker der Fronde genoß einen Zustand relativer Ruhe, denn er hatte seine Schlaflosigkeit vergessen. Plötzlich aber fiel ihm wieder ein, daß er seit sechs Tagen kein Auge zugetan hatte, und schon bemächtigte sich, vom Verstande herrührend, eine schwere Ermüdung seiner Beine, beugte seine Schultern und bewirkte, daß seine traurigen Züge wie die eines Greises schlaff herunterhingen.

Bloch wollte eine Geste machen, um seine Bewunderung auszudrücken, warf aber dabei mit dem Ellbogen die Vase mit dem Zweig um, so daß das ganze Wasser über den Teppich rann.[1]

»Sie haben wahrhaftig Feenfinger«, sagte in diesem Augenblick zur Marquise der Historiker, der uns gerade den Rücken zukehrte und Blochs Ungeschicklichkeit nicht bemerkt hatte.

Dieser jedoch glaubte, die Worte seien auf ihn gemünzt, und um die Beschämung über seine Ungeschicklichkeit durch eine freche Bemerkung zu verbergen, erklärte er:

»Das ist gar nicht so wichtig, ich bin nicht naß geworden.«

Madame de Villeparisis schellte, ein Diener kam, um den Teppich trockenzureiben und die Glasscherben zu entfernen. Sie lud die beiden jungen Männer zu ihrer Matinee ein ebenso wie die Herzogin von Guermantes, der sie noch etwas speziell ans Herz zu legen hatte:

»Vergiß nicht, Gisèle und Berthe« (den Herzoginnen von Auberjon und von Portofino) »zu sagen, daß sie etwas vor zwei Uhr da sein sollten, um mir zu helfen«, sagte sie, ganz wie sie zu irgendwelchen gemieteten Lohndienern geäußert hätte, sie möchten etwas früher da sein, um die Fruchtschalen anzuordnen.

Ihre fürstlichen Verwandten bedachte sie ebensowenig wie Monsieur de Norpois mit jenen Liebenswürdigkeiten, die sie

für den Historiker, Cottard, Bloch oder mich aufwendete, und jene schienen für sie nur deshalb interessant, weil sie sie unserer Neugier zur Nahrung vorlegen konnte. Sie war sich eben bewußt, daß sie mit Menschen keine Umstände zu machen brauchte, für die sie nicht eine mehr oder weniger glänzende Dame der großen Welt war, sondern die empfindliche und mit Rücksicht zu behandelnde Schwester ihres Vaters oder ihres Onkels. Es hätte ihr gar nichts genützt, ihnen gegenüber glänzen zu wollen, denn nichts hätte jene über die Stärke oder Schwäche ihrer Position getäuscht, da sie ja ihre Geschichte besser als irgend jemand kannten und in ihr das berühmte Geschlecht respektierten, aus der sie hervorgegangen war. Vor allem aber waren sie für sie nichts weiter mehr als ein abgestorbener Restbestand, der keine Früchte mehr tragen würde: sie würden sie weder mit ihren neuen Freunden bekanntmachen noch ihre Freuden mit ihr teilen. Sie konnte nichts sonst von ihnen erlangen als ihre Anwesenheit oder die Möglichkeit, von ihnen bei ihrem Fünfuhrempfang zu sprechen, wie später in ihren Memoiren, von denen jener nur eine Art Generalprobe darstellte, eine erste Lesung vor einem kleinen Kreis. Die Gesellschaft, die zu interessieren, zu blenden, zu fesseln diese vornehmen Verwandten ihr dienten, die der Cottards, der Blochs, die von berühmten Theaterschriftstellern und Historikern der Fronde in jeglicher Spielart, war für Madame de Villeparisis – in Ermangelung jenes Teils der eleganten Welt, der bei ihr nicht verkehrte – diejenige, in der Bewegung, Erneuerung, Zerstreuung und Leben waren; aus diesen Leuten konnte sie gesellschaftliche Vorteile ziehen (um derentwillen es sich wohl lohnte, ihnen manchmal, ohne daß sie sie jemals kennenlernten, Gelegenheit zu geben, der Herzogin von Guermantes zu begegnen): Abendeinladungen mit bedeutenden Männern, deren Arbeiten sie interessiert hatten, eine Operette oder eine fertig einstudierte Pantomime, die der Autor bei ihr aufführen ließ, und Logen für besonders interessante Vorstellungen. Bloch stand auf, um zu gehen. Laut hatte er

zwar verkündet, daß die Sache mit der umgeworfenen Blumenvase gar nicht so wichtig sei; was er aber leise sagte, lautete freilich anders und wich auch noch von dem, was er bei sich dachte, ab: »Wenn man keine genügend bewanderte Bedienstete hat, die eine Vase so hinstellen können, daß die Besucher nicht Gefahr laufen, sich zu durchnässen oder sogar zu verletzen, sollte man lieber auf all diesen Luxus verzichten«, brummte er leise. Er gehörte zu den empfindlichen und »nervösen« Leuten, die nicht ertragen können, eine Ungeschicklichkeit begangen zu haben, sich diese allerdings nicht eingestehen und den ganzen Tag durch sie verderben lassen. Wütend gab er sich den düstersten Gedanken hin und beschloß, keinen Schritt mehr in die Gesellschaft zu tun. In solchen Augenblicken braucht man etwas Zerstreuung. Glücklicherweise sollte gleich darauf Madame de Villeparisis ihn zurückhalten. Sei es, daß sie die Meinungen ihrer Freunde kannte und von der steigenden Flut des Antisemitismus wußte, sei es aus Zerstreutheit, jedenfalls hatte sie ihn den Anwesenden nicht vorgestellt. Er aber, der wenig weitläufig war, glaubte, daß er beim Gehen sie gleichwohl grüßen müsse, um Savoir-vivre an den Tag zu legen, doch ohne Liebenswürdigkeit; er neigte mehrmals seine Stirn, vergrub das bärtige Kinn in den Vatermörder und musterte jeden einzelnen durch seinen Zwicker mit kalter, verdrossener Miene. Doch Madame de Villeparisis hielt ihn auf; sie wollte noch mit ihm von dem kurzen Einakter sprechen, der bei ihr aufgeführt werden sollte, und außerdem wünschte sie nicht, daß er gehe, ohne die Genugtuung einer Begegnung mit Norpois gehabt zu haben (den sie mit Verwunderung immer noch ausbleiben sah), und obwohl dieses gegenseitige Bekanntmachen überflüssig geworden war, denn Bloch war bereits entschlossen, den beiden Künstlern, von denen er gesprochen hatte, vorzuschlagen, im Interesse ihres Ruhms bei der Marquise umsonst aufzutreten, an einem jener Empfänge, bei denen die Elite Europas zugegen war. Er hatte sogar noch zusätzlich eine Tragödin in Vorschlag ge-

bracht, »mit blaugrünen Augen, schön wie Hera«[1] , die, mit einem Sinn für »plastische Schönheit« begabt, lyrische Prosa sprechen sollte. Doch als er ihren Namen nannte, hatte Madame de Villeparisis dankend abgelehnt, denn es war die Freundin von Saint-Loup.

»Ich habe da bessere Nachrichten«, sagte sie mir leise ins Ohr, »ich glaube, die Sache liegt bereits in den letzten Zügen, sie werden sich wohl bald trennen. Obwohl ein Offizier eine abscheuliche Rolle in der ganzen Sache gespielt hat«, setzte sie hinzu. (Denn Roberts Familie begann Monsieur de Borodino tödlich zu hassen, weil er Saint-Loup auf die dringende Fürsprache des Friseurs den Urlaub für Brügge bewilligt hatte, und beschuldigte ihn, eine infame Verbindung zu begünstigen.) »Das ist jemand ganz Übles«, sagte Madame de Villeparisis in dem sittenstrengen Ton selbst der verderbtesten Guermantes. »Ganz, ganz übel«, wiederholte sie zischend. Man spürte deutlich, daß sie der Meinung war, er sei bei allen Orgien dabei. Da aber Liebenswürdigkeit bei der Marquise die vorherrschende Gewohnheit war, ging der Ausdruck stirnrunzelnder Strenge gegenüber dem schrecklichen Rittmeister, dessen Name »Fürst von Borodino« sie mit ironischer Emphase aussprach, weil sie eine Frau war, für die das Kaiserreich nicht zählte, in ein zärtliches, für mich bestimmtes Lächeln über, das ein mechanisches Augenzwinkern vager Komplizenschaft mit mir begleitete.

»Ich habe de Saint-Loup-en-Bray gern gemocht«, meinte Bloch, »obwohl er ein elender Hund ist, denn er besitzt eine ausgezeichnete Kinderstube. Ich mag das, nicht ihn, sondern Leute mit guter Kinderstube, weil das etwas so Seltenes ist«, fuhr er fort, ohne zu merken, weil es ihm an Kinderstube fehlte, wie sehr seine Reden mißfielen. »Ich werde ihnen ein, wie ich finde, sehr schlagendes Beispiel für seine vollkommene Wohlerzogenheit anführen. Ich habe ihn einmal mit einem jungen Mann zusammen getroffen, wie er gerade seinen Wagen mit den wohlgeformten Felgen besteigen wollte, nachdem

er selbst die herrlichen Riemen den zwei mit Hafer und Gerste wohlgenährten Rossen übergeworfen hatte, die man mit funkelnder Peitsche nicht erst anzutreiben braucht. Er stellte uns einander vor, aber ich verstand den Namen des jungen Mannes nicht, denn man versteht ja nie den Namen der Personen, mit denen man bekannt gemacht wird«, setzte er grinsend hinzu, weil das einer der Witze seines Vaters war. »De Saint-Loup-en-Bray blieb ganz schlicht, er betrieb gar keinen besonderen Aufwand für den jungen Mann und schien in keiner Weise befangen zu sein. Zufällig aber hörte ich ein paar Tage darauf, daß der junge Mann der Sohn von Sir Rufus Israëls war!«

Das Ende dieser Geschichte wirkte weniger schockierend als der Anfang, denn es blieb unverständlich für die Anwesenden. In der Tat nämlich war Sir Rufus Israëls in den Augen Blochs und seines Vaters eine Persönlichkeit von fast königlichem Ansehen, vor der Saint-Loup erzittern mußte, hingegen für das Milieu der Guermantes nur ein in der Gesellschaft geduldeter fremder Parvenü, auf dessen Freundschaft man sich beim besten Willen nichts einbilden konnte, eher umgekehrt!

»Ich habe es«, fuhr Bloch fort, »durch Sir Rufus Israëls' Bevollmächtigten gehört, der ein Freund meines Vaters und ein wirklich außergewöhnlicher Mensch ist. Ja, eine höchst interessante Persönlichkeit«, bekräftigte er energisch in dem enthusiastischen Ton, mit dem man nur Überzeugungen vertritt, die man sich nicht selbst gebildet hat. »Aber höre mal«, fragte er mich darauf mit stark gedämpfter Stimme, »wie groß mag wohl Saint-Loups Vermögen sein? Du weißt ja, daß die Sache selbst mir an sich so gleichgültig ist wie nur irgend etwas sonst, ich frage nur aus balzacschem Interesse, du verstehst doch. Und du weißt auch nicht, wie es angelegt ist, ob in französischen oder ausländischen Werten, oder in Grundbesitz?«

Ich konnte ihm keinerlei Auskunft erteilen. Bloch gab nun das Flüstern wieder auf und bat sehr laut um die Erlaubnis, die Fenster öffnen zu dürfen; ohne die Antwort abzuwarten, ging er bereits darauf zu. Madame de Villeparisis aber sagte, es sei ganz unmöglich, da sie erkältet sei. »Nun ja, wenn es Ihnen nicht bekommt … «, antwortete Bloch, sichtlich enttäuscht. »Aber man kann sagen, es ist hier wirklich heiß!« Er lachte ein bißchen und ließ seinen Blick Zustimmung heischend in die Runde schweifen, als erwarte er von den Anwesenden Unterstützung gegen Madame de Villeparisis. Bei all diesen wohlerzogenen Leuten fand er sie jedoch nicht. Seine blitzenden Augen, die niemanden hatten auf Abwege bringen können, mußten sich damit abfinden, wieder ernst zu werden; in Anerkennung seiner Niederlage erklärte er jedoch: »Es sind mindestens zweiundzwanzig Grad hier. Fünfundzwanzig? Das wundert mich weiter nicht. Ich triefe beinahe von Schweiß. Und es ist mir nicht wie dem weisen Antenor, dem Sohn des Flusses Alpheios, gegeben, in die väterliche Woge zu tauchen, meine Hitze zu stillen, bevor ich mich in die schön geglättete Wanne setze und mit duftendem Öle salbe.«[1] In jenem gewissen Bedürfnis sodann, zum Nutzen der anderen medizinische Theorien zu entwickeln, die dem eigenen Wohlbefinden zuträglich wären, setzte er hinzu: »Wenn Sie meinen, es ist besser für Sie! Ich selbst bin vom Gegenteil überzeugt. Gerade dadurch erkälten Sie sich.«

Bloch hatte sich bei der Idee, mit Monsieur de Norpois bekannt gemacht zu werden, entzückt gezeigt. Er hätte sehr gern, erklärte er, diesen auf die Dreyfus-Affäre zu sprechen gebracht.

»Es handelt sich da um eine Mentalität, die mir wenig bekannt ist, und es wäre recht reizvoll, einen so vielbeachteten Diplomaten zu interviewen«, sagte er in sarkastischem Ton, um nicht den Eindruck zu erwecken, er fühle sich dem Botschafter unterlegen.

Madame de Villeparisis bedauerte, daß er auch diese Worte so laut ausgesprochen hatte, legte ihnen aber keine große Bedeutung bei, als sie sah, daß der Archivar, dessen nationalistische Ansichten sie gleichsam am Gängelband führten, zu weit entfernt stand, um sie zu hören. Schon peinlicher war ihr zu hören, wie Bloch, getrieben von dem Dämon seiner schlechten Erziehung, der ihm eben schon den Sinn getrübt hatte, sie fragte, wobei er bei dem väterlichen Spruch auflachte:

»Habe ich nicht irgendwo von ihm eine gelehrte Untersuchung gelesen, in der er auseinandersetzt, aus welchen unwiderleglichen Gründen der Russisch-Japanische Krieg mit dem Sieg der Russen und der Niederlage der Japaner enden müsse?[1] Ist er nicht bereits etwas trottelig? Ich meine, ich hätte ihn doch gesehen, wie er seinen Stuhl erst fest ins Auge faßte, bevor er wie auf Rollen hinrutschte, um sich daraufzusetzen?«

»Aber nie im Leben! Warten Sie einen Augenblick«, sagte die Marquise, »ich weiß gar nicht, wo er bleibt.«

Sie schellte, und da sie in gar keiner Weise verheimlichte, sondern sogar gern zeigte, daß ihr alter Freund den größten Teil seiner Zeit bei ihr verbrachte, trug sie dem eintretenden Diener auf:

»Sagen Sie doch Monsieur de Norpois, er möge kommen, er ordnet gerade Papiere in meinem Büro. Er wollte in zwanzig Minuten hier sein, und jetzt warte ich bereits eindreiviertel Stunden auf ihn. Er wird mit Ihnen über die Dreyfus-Affäre sprechen, über alles, was Sie wollen«, setzte sie in grämlichem Ton zu Bloch gewandt hinzu, »er billigt nicht sehr, was zur Zeit geschieht.«

Monsieur de Norpois stand sich nämlich schlecht mit dem gegenwärtigen Kabinett, doch wurde Madame de Villeparisis durch ihn politisch auf dem laufenden gehalten, auch wenn er es sich nicht erlaubt hätte, ihr Leute aus Regierungskreisen ins Haus zu bringen (sie hielt trotz allem an dem Stolz der Dame aus dem Hochadel fest und blieb abseits der und über den Beziehungen, die er zu pflegen gezwungen war). Ebensowe-

nig aber hätten die betreffenden Politiker des Regimes von Norpois verlangt, daß er sie Madame de Villeparisis vorstelle. Mehrere unter ihnen hatten ihn aber bei ihr auf dem Lande aufgesucht, wenn sie seine Unterstützung in einer schwierigen Lage brauchten. Die Adresse war bekannt. Man betrat zwar das Schloß, sah jedoch die Schloßherrin nicht. Beim Abendessen sagte sie dann: »Ich habe gehört, Monsieur, daß man sie heute belästigt hat. Gibt es Positives zu verzeichnen?«

»Sie haben es doch nicht eilig?« wandte sich Madame de Villeparisis an Bloch.

»Nein, nein, ich wollte nur gehen, weil ich nicht ganz wohlauf bin; ich soll sogar eine Kur in Vichy machen wegen meiner Gallenblase«, setzte er hinzu, indem er diese Worte mit satanischer Ironie vortrug.

»Soso, gerade dahin geht auch mein Großneffe Châtellerault, Sie sollten sich mit ihm verabreden. Ist er eigentlich noch da? Wissen Sie, er ist sehr nett«, sagte Madame de Villeparisis völlig unvoreingenommen und im guten Glauben, daß Menschen, die sie beide kannte, keinen Grund haben könnten, sich nicht miteinander anzufreunden.

»Oh! Ich weiß nicht, ob ihm das recht wäre, ich kenne ihn doch kaum, er steht da weiter hinten«, sagte Bloch, gleichzeitig verlegen und entzückt.

Offenbar hatte der Maître d'hôtel seinen Norpois betreffenden Auftrag nicht ganz richtig ausgeführt. Um nämlich glauben zu machen, er treffe eben erst von draußen her ein und habe die Dame des Hauses noch nicht gesehen, hatte Monsieur de Norpois aufs Geratewohl im Vorzimmer einen Hut ergriffen, trat nun ein und küßte Madame de Villeparisis sehr förmlich die Hand, wobei er sich nach ihrem Ergehen mit einem Interesse erkundigte, wie man es nur nach einer langen Abwesenheit an den Tag legt.[1] Er ahnte nicht, daß die Marquise dieser Komödie im voraus jede Wahrscheinlichkeit genommen hatte; sie bereitete ihr denn auch schnell ein Ende, indem sie Norpois und Bloch in einen Nebensalon führte.

Bloch, der gesehen hatte, mit welch erlesener Liebenswürdigkeit einem Mann begegnet wurde, von dem er noch nicht wußte, daß es Monsieur de Norpois war, und mit welch abgezirkelt förmlichen, anmutigen und tiefen Verbeugungen der Botschafter darauf antwortete, fühlte sich diesem Zeremoniell weit unterlegen; in seinem Verdruß darüber, daß ihm dergleichen niemals zuteil werden würde, und um möglichst zufrieden zu wirken, sagte er zu mir: »Was ist denn das für ein Trottel?« Im übrigen fand Bloch diese Begrüßungsformalitäten bei Norpois, da sie die beste Seite an ihm unangenehm berührten, nämlich den größeren Freimut eines modernen Milieus, vielleicht zum Teil aufrichtig lächerlich. Sogleich aber kamen sie ihm nicht mehr komisch vor und entzückten ihn vielmehr von der Sekunde an, wo er selber Gegenstand dieser Aufmerksamkeiten wurde.

»Exzellenz«, sagte Madame de Villeparisis, »ich möchte Sie mit Monsieur bekannt machen. Monsieur Bloch, seine Exzellenz der Marquis von Norpois.« Sie hielt darauf, trotz des rauhen Tones, den sie Norpois gegenüber anstimmte, ihn mit »Exzellenz« anzureden, aus Lebensart sowohl wie aus übertriebener Hochachtung vor dem Rang eines Botschafters, einer Hochachtung, die der Marquis ihr eingeimpft hatte, ferner aber auch, um einem bestimmten Manne gegenüber solche weniger vertraulichen, förmlicheren Manieren an den Tag zu legen, wie sie dadurch, daß sie so deutlich von der Unbefangenheit abstechen, mit der die anderen Gewohnheitsgäste behandelt werden, im Salon einer vornehmen Dame diesen sogleich als ihren Liebhaber kennzeichnen.

Monsieur de Norpois ließ den blauen Blick in seinen weißen Bart hinabtauchen, neigte tief die hochgewachsene Gestalt, als verbeuge er sich vor allem, was der Name Bloch ihm an Weithinbekanntem und Hervorragendem vor Augen rückte, und murmelte: »Ich bin entzückt«, während sein junger Gesprächspartner gerührt, aber in dem Gefühl, der berühmte Diplomat gehe doch etwas zu weit, eifrig bemüht war, die

Dinge richtigzustellen, und sagte: »Nicht doch, im Gegenteil, wenn jemand entzückt ist, so bin ich es.« Das Zeremoniell jedoch, das Monsieur de Norpois seiner alten Freundin zuliebe gegenüber jedem Unbekannten, den diese ihm vorstellte, wieder spielen ließ, schien Madame de Villeparisis als Höflichkeitsbezeigung für Bloch nicht zu genügen, denn zu diesem gewandt setzte sie hinzu:

»Fragen Sie ihn nur alles, was Sie wissen wollen, führen Sie ihn in eine Ecke, wenn Ihnen das angenehmer scheint: er wird entzückt sein, mit Ihnen zu plaudern. Ich glaube, Sie wollten mit ihm über die Dreyfus-Affäre sprechen«, fuhr sie fort, wobei es sie ebensowenig kümmerte, ob das Monsieur de Norpois auch recht sein werde, wie sie daran gedacht hätte, das Porträt der Herzogin von Montmorency um Erlaubnis zu bitten, bevor sie es für den Historiker besser beleuchten ließ, oder den Tee, bevor sie eine Tasse davon anbot.

»Sprechen Sie deutlich mit ihm«, sagte sie zu Bloch, »er hört schwer, aber er wird Ihnen alles sagen, was Sie von ihm wissen wollen, er hat Bismarck und Cavour gut gekannt. Nicht wahr, Monsieur«, wandte sie sich sehr laut an ihren Freund, »Sie haben Bismarck doch gut gekannt?«

»Haben Sie zur Zeit irgend etwas in Arbeit?« fragte mich Norpois mit beziehungsvollem Blick, als er mir herzlich die Hand drückte. Ich benutzte die Gelegenheit, um ihm in verbindlicher Weise den Hut abzunehmen, den er aus Höflichkeit mitzuführen sich verpflichtet fühlte, weil ich feststellen mußte, daß es meiner war, den er zufällig erwischt hatte. »Sie haben mir da einmal ein etwas gewundenes Werklein gezeigt, wo Sie sich mit Haarspaltereien aufhielten. Ich habe Ihnen freimütig meine Meinung darüber gesagt: das Stück war es nicht wert, zu Papier gebracht zu werden. Haben Sie jetzt etwas Neues unter der Feder? Sie schwärmen für Bergotte, wenn ich mich recht entsinne?« – »Oh, sprechen Sie mir ja nicht schlecht von Bergotte«, rief die Herzogin herüber. »Ich bestreite nicht, daß er ein gewisses Maltalent besitzt, niemand

wird das tun, Herzogin. Er versteht sich darauf, mit dem Stichel und der Ätze zu hantieren, nicht aber, wie Monsieur Cherbuliez[1] , eine große Komposition hinzuwerfen. Doch scheint es mir, daß unsere Zeit die Gattungen durcheinanderbringt und daß es dem Romanschriftsteller besser ansteht, den Knoten einer Handlung zu schürzen und die Herzen zu erbauen, als mit der kalten Nadel ein Frontispiz oder eine Schlußvignette zu schnörkeln. Am Sonntag werde ich Ihren Vater bei unserem guten A. J. treffen«, setzte er mit einer Wendung zu mir hinzu.

Ich hoffte einen Augenblick, als ich ihn mit Madame de Guermantes sprechen sah, er werde mir vielleicht für einen Besuch bei ihr die Hilfestellung geben, die er mir bei Madame Swann verweigert hatte. »Daneben gilt meine große Bewunderung«, sagte ich zu ihm, »dem Maler Elstir. Die Herzogin von Guermantes soll von ihm ein paar herrliche Sachen haben, darunter jenen hinreißenden Bund Radieschen[1] , den ich auf der Ausstellung sah und unendlich gern wiedersehen würde; ich finde, dieses Bild ist wahrhaft ein Meisterwerk!« Tatsächlich, wäre ich eine der Tagesgrößen gewesen und befragt worden, welchem Werk der Malerei ich den Vorzug gebe, hätte ich diesen Radieschenbund genannt.

»Ein Meisterwerk?« rief Norpois mit einem Ausdruck des Staunens und des Tadels. »Das Ding hat nicht einmal den Anspruch, ein Bild zu sein, es ist eine einfache Skizze« (damit hatte er recht). »Wenn Sie diese flüchtig hingeworfene Zeichnung ein Meisterwerk nennen, was sagen Sie dann zu der *Vierge* von Hébert oder von Dagnan-Bouveret?«[2]

»Ich habe gehört, daß Sie Roberts Freundin nicht hier haben wollen«, sagte Madame de Guermantes zu ihrer Tante, nachdem Bloch den Botschafter auf die Seite geführt hatte, »ich glaube, daß Sie es nicht bereuen werden, Sie wissen, daß sie ein Graus ist, sie hat keinen Schimmer Talent und ist außerdem geradezu grotesk.«

»Woher kennen Sie sie denn, Herzogin?« fragte Monsieur d'Argencourt.

»Wie? Sie wissen nicht, daß sie früher als bei allen anderen bei mir aufgetreten ist? Ich bin freilich nicht gerade stolz darauf«, gab Madame de Guermantes lachend zurück, war aber doch glücklich darüber, bekanntzugeben, wenn schon von dieser Schauspielerin die Rede war, daß man deren Lächerlichkeiten zum erstenmal bei ihr hatte genießen können. »Doch schauen Sie, ich muß jetzt gehen«, setzte sie hinzu, ohne sich von ihrem Platz zu rühren.

Sie sah nämlich gerade ihren Gatten eintreten und spielte mit ihren Worten auf die Komik der Tatsache an, daß sie hier mit ihm einen gemeinsamen Besuch zu machen schien wie ein jungverheiratetes Paar, und gar nicht auf das oft schwierige Verhältnis zwischen ihr und diesem mächtigen Burschen, der, obwohl reiferen Alters, immer noch das Leben eines jungen Mannes führte. Während er über die große Zahl von Personen, die um den Teetisch saßen, liebenswürdig höfliche, maliziöse und von der untergehenden Sonne geblendete Blicke gleiten ließ, aus seinen kleinen runden Pupillen, die so exakt im Auge saßen wie das »Schwarze«, das er als ausgezeichneter Schütze unfehlbar visierte und traf, schob sich der Herzog mit vorsichtig stutzender Langsamkeit voran, ganz als ob er, von einer so glänzenden Versammlung eingeschüchtert, fürchtete, auf Schleppen zu treten oder Gespräche zu stören. Das ständige Lächeln eines etwas angesäuselten guten Königs zu Yvetot[1] , eine halbgespreizte Hand, die wie eine Haifischfloße neben seiner Brust trieb und die er unterschiedslos von alten Freunden wie von Unbekannten, die ihm vorgestellt wurden, drücken ließ, erlaubten es ihm, ohne eine einzige Geste machen zu müssen oder seinen leutseligen, müßigen, königlichen Rundgang zu unterbrechen, der Beflissenheit aller Genüge zu tun, indem er bloß murmelte: »Guten Abend, mein Bester, guten Abend, lieber Freund, sehr angenehm, Monsieur Bloch, guten Abend, Argencourt«, während er mir, als er meinen

Namen hörte, die besonders ehrende Anrede: »Guten Abend, junger Nachbar, wie geht es Ihrem Vater? Welch ein trefflicher Mann!« zuteil werden ließ. Aufwendige Achtungsbezeigungen ließ er einzig Madame de Villeparisis zukommen, die ihn mit einer Kopfbewegung begrüßte, während sie eine Hand aus ihrer Schürzentasche zog.

Enorm reich in einer Welt, in der diese Eigenschaft immer seltener wird, hatte er die Vorstellung von seinem Riesenvermögen zu einem bleibenden Bestandteil seiner Person gemacht, so daß bei ihm die Eitelkeit des Grandseigneurs noch verstärkt wurde durch die des Finanzgewaltigen, wobei die feine Erziehung des ersteren nur knapp ausreichte, um die Selbstgefälligkeit des letzteren in Grenzen zu halten. Man verstand übrigens, daß er das Glück, das er zum Unglück seiner eigenen bei anderen Frauen hatte, nicht nur seinem Namen und seinem Vermögen verdankte, denn er war noch immer sehr schön, mit einem Profil, das die Reinheit und Klarheit der Konturen eines griechischen Gottes aufwies.[1]

»Wirklich? Sie ist bei Ihnen aufgetreten?« insistierte d'Argencourt bei der Herzogin.

»Aber ja doch, sie hat etwas vorgetragen mit einem Liliensstrauß in der Hand und auch noch mit Lilien ›aufm‹ Kleid.« (Wie Madame de Villeparisis tat sich auch Madame de Guermantes auf eine sehr bäuerliche Aussprache gewisser Wörter etwas zugute, obwohl sie das R nicht rollte, wie ihre Tante es tat.)

Bevor Monsieur de Norpois nolens volens Bloch in eine Fensternische entführte, in der sie miteinander sprechen konnten, war ich noch einmal für einen Augenblick zu dem alten Diplomaten getreten und hatte ihm rasch ein paar Worte wegen des Akademiesitzes für meinen Vater gesagt. Er wollte zunächst die Unterhaltung auf einen späteren Zeitpunkt verschieben. Aber ich warf ein, daß ich bis dahin schon in Balbec sein werde. »Wie, Sie gehen schon wieder nach Balbec? Aber Sie sind ja der reinste Globetrotter!« Dann hörte er mich an.

Bei dem Namen Leroy-Beaulieu betrachtete Norpois mich argwöhnisch. Ich stellte mir vor, er habe vielleicht Monsieur Leroy-Beaulieu gegenüber abträglich über meinen Vater gesprochen, und fürchtete, der Nationalökonom hätte es diesem erzählt. Sogleich schien er von einer wahrhaft liebevollen Zärtlichkeit für meinen Vater beseelt. Dann, nach einer jener Verlangsamungen des Redeflusses, wo dann ein Wort gleichsam gegen den Willen des Sprechers hervorbricht, weil die Unwiderstehlichkeit seiner Überzeugung die stammelnden Versuche, sie zu verschweigen, zunichte macht, sagte er förmlich ergriffen: »Nein, nein, Ihr Vater darf sich nicht bewerben. Er darf es nicht tun, in seinem Interesse, um seiner selbst willen, aus Achtung vor seinem Verdienst, das groß ist und das er durch ein solches Abenteuer kompromittieren würde. Dafür ist er zu schade. Selbst wenn er berufen wird, hätte er dabei nichts zu gewinnen und alles zu verlieren. Gottlob ist er kein Redner. Das aber ist das einzige, was bei meinen lieben Kollegen zählt, selbst wenn einer dabei immer nur dasselbe Lied singt. Ihr Vater hat im Leben ein wichtiges Ziel vor sich; auf das muß er seine Schritte richten und sich nicht dadurch ablenken lassen, daß er hier oder dort auf Büsche klopft, seien es auch die eher dornigen als blühenden im Hain des Akademos.[1] Zudem würde er nur wenige Stimmen auf sich vereinigen. Die Akademie läßt ihre Postulanten gern erst eine Probezeit durchmachen, bis sie sie in ihren Schoß aufnimmt. Für den Augenblick ist nichts zu machen. Ob nicht späterhin, möchte ich nicht behaupten. Doch die Korporation selbst müßte sich dann um ihn bemühen. Sie wendet freilich mit mehr blindem Fetischismus als Glück das *Farà da sè* [2] unserer Nachbarn jenseits der Alpen an. Leroy-Beaulieu hat mit mir über alles das in einer Weise gesprochen, die mir nicht recht gefallen hat. Er schien mir übrigens da ganz offenbar mit Ihrem Vater unter einer Decke zu stekken. Ich habe ihm möglicherweise etwas zu deutlich zu verstehen gegeben, daß er, der gewöhnt ist, sich mit Baumwolle und Metallen zu beschäftigen, die

Rolle der Imponderabilien verkennt, wie Bismarck sich ausgedrückt hat. Was vor allem vermieden werden muß, ist, daß sich Ihr Vater bewirbt: *Principiis obsta*![3] Seine Freunde würden sich in einer heiklen Lage befinden, wenn er sie vor vollendete Tatsachen stellte. Schauen Sie«, sagte er unvermittelt und mit einer Miene vollkommener Offenheit, während er seine blauen Augen voll auf mich richtete, »ich werde Ihnen etwas sagen, was Sie von meiner Seite in Erstaunen setzen wird, der ich doch Ihrem Vater so sehr zugetan bin. Gerade weil ich es bin, gerade deshalb (wir sind die zwei Unzertrennlichen, *Arcades ambo*)[1] , weil ich weiß, welche Dienste er seinem Land erweisen, welche Klippen er für es zu umschiffen vermag, wenn er das Ruder nicht aus der Hand gibt, würde ich ihm – aus Zuneigung, aus Hochachtung, aus Patriotismus – meine Stimme vorenthalten. Im übrigen habe ich es ihm, glaube ich, bereits angedeutet.« (Ich meinte, in diesem Augenblick das strenge assyrische Profil Leroy-Beaulieus in seinen Augen sich abzeichnen zu sehen.) »Wenn ich jetzt doch für ihn stimmte, würde ich also gewissermaßen mich selbst desavouieren.« Verschiedentlich qualifizierte Norpois seine Kollegen als Fossilien. Wenn man von anderen Gründen absieht, belegt jedes Mitglied eines Clubs oder einer Akademie seine Kollegen gern mit der Bezeichnung einer der seinen völlig entgegengesetzten Wesensart: weniger wegen des Vorteils, sagen zu können: »Ja, wenn es nur von mir abhinge!«, als wegen der Genugtuung, seine eigene Mitgliedschaft als um so schwerer erreichbar und deshalb als um so schmeichelhafter darzustellen. »Ich möchte ihnen also sagen«, schloß er, »daß mir im Interesse aller ein triumphaler Einzug Ihres Vaters dort in zehn oder fünfzehn Jahren weit lieber wäre.« Damals meinte ich, diese Worte seien wo nicht von Eifersucht, so doch von einem absoluten Mangel an Bereitschaft zu Gefälligkeiten diktiert; später jedoch erhielten sie durch die Ereignisse selbst einen ganz anderen Sinn.

»Möchten Sie nicht vielleicht im Institut den Brotpreis zur Zeit der Fronde zur Sprache bringen?« fragte Norpois schüchtern der Historiker der Fronde. »Sie würden damit einen hervorragenden Erfolg haben« (was hieß, für mich eine Bombenreklame machen), setzte er hinzu, indem er den Botschafter mit einem Kleinmut, aber auch mit einer Zärtlichkeit anlächelte, die ihm die Lider hob und Augen, groß und weit wie der Himmel, sehen ließ. Ich glaubte, diesem Blick schon einmal begegnet zu sein, obschon ich den Historiker erst seit heute kannte. Plötzlich erinnerte ich mich: ich hatte den gleichen Blick in den Augen eines brasilianischen Arztes gesehen, der Erstikkungsanfälle wie die meinigen durch abwegige Inhalationen von irgendwelchen Pflanzenessenzen heilen zu können behauptete. Da ich ihm, um seine Sorgfalt für meine Person möglichst noch zu erhöhen, erzählt hatte, daß ich Professor Cottard kenne, hatte er mir, als liege es im Interesse dieses letzteren, gesagt: »Wenn Sie ihm von dieser Behandlung erzählten, könnte er darüber einen aufsehenerregenden Vortrag in der Académie de médecine halten!« Er hatte nicht gewagt, weiter in mich zu dringen, mich aber mit dem gleichen schüchtern eigennützigen, flehentlichen Frageblick angeschaut, den ich soeben bei dem Historiker der Fronde bewundert hatte. Freilich kannten sich die beiden Männer nicht und waren sich auch nicht ähnlich, aber psychologische Gesetze haben wie die physikalischen eine gewisse Allgemeingültigkeit. Wenn die dafür notwendigen Voraussetzungen die gleichen sind, erhellt ein und derselbe Blick die verschiedenen menschlichen Lebewesen wie ein gleicher Morgenhimmel über weit auseinandergelegenen und einander ganz fremden Gegenden der Welt. Ich hörte die Antwort des Botschafters nicht, denn mit etwas stärker werdendem Stimmengewirr scharte sich jetzt alles um die malende Madame de Villeparisis.

»Sie wissen doch, von wem wir sprechen, Basin?« fragte die Herzogin ihren Mann.

»Natürlich, ich kann es mir denken«, gab der Herzog zur Antwort. »Ja, das war nicht gerade, was wir eine Schauspielerin von hohem Rang nennen.«

»Nie im Leben«, fuhr Madame de Guermantes zu Monsieur d'Argencourt gewendet fort, »haben Sie etwas so Lächerliches gesehen.«

»Es war geradezu tolldreist«, mischte Monsieur de Guermantes sich ein, dessen sonderbarer Wortschatz gleichzeitig den gesellschaftlichen Kreisen erlaubte, zu behaupten, er sei nicht dumm, und den literarischen, ihn für den schlimmsten aller Trottel zu halten.

»Ich kann nicht verstehen«, fing die Herzogin wieder an, »wie Robert sich in so etwas je hat verlieben können. Oh, ich weiß natürlich, daß man über solche Dinge nicht streiten soll«, setzte sie mit dem reizenden Schmollmündchen eines Philosophen und einer schon abgeklärten Empfindsamen hinzu. »Ich weiß, daß jedermann sich schlechthin in jeden verlieben kann. Außerdem«, fügte sie hinzu (denn wenn sie sich auch immer noch über die neue Literatur lustig machte, so war diese doch vielleicht in der durch die Zeitungen popularisierten Form oder aufgrund von bestimmten Gesprächen etwas in sie eingedrungen), »ist das ja gerade das Schöne an der Liebe, weil sie dadurch ›mysteriös‹ wird.«

»Mysteriös! Oh! Ich muß sagen, das geht für mich etwas zu weit, liebe Kusine«, sagte Graf d'Argencourt.

»Doch, die Liebe ist schon etwas sehr Mysteriöses«, fuhr die Herzogin mit dem sanften Lächeln der liebenswürdigen Frau von Welt, aber auch der intransigenten Überzeugtheit einer Wagnerianerin fort, die einem Angehörigen exklusiver Clubs gegenüber die Meinung vertritt, die *Walküre* bestehe nicht nur aus Lärm. »Im übrigen weiß man eigentlich nie, weshalb ein Mensch einen anderen liebt – vielleicht gar nicht aus den Gründen, die wir annehmen«, setzte sie lächelnd hinzu, womit sie durch ihre Auslegung die Idee im Grunde wieder von sich wies, die sie soeben propagiert hatte. »Man weiß

ja im Grunde niemals etwas Gewisses«, schloß sie mit einem skeptischen und müden Ausdruck im Gesicht. »Deshalb ist es ja auch ›intelligenter‹, nicht wahr, daß man die Wahl von Liebenden gar nicht erst diskutiert.«

Nachdem sie jedoch diesen Grundsatz aufgestellt hatte, verstieß sie auf der Stelle gegen ihn, indem sie Saint-Loups Wahl kritisierte.

»Trotzdem, nicht wahr, finde ich es erstaunlich, daß eine lächerliche Person einem verführerisch erscheinen kann.«

Als Bloch hörte, daß von Saint-Loup die Rede war und begriff, daß dieser in Paris war, fing er so abscheulich schlecht über ihn zu sprechen an, daß alles darüber empört war. Er begann jetzt Haßgefühle in sich zu hegen, und man spürte, daß er, um ihnen Genüge zu tun, vor nichts zurückschrecken würde. Nachdem er als Grundsatz festgelegt hatte, er selbst sei eine sittlich sehr hochstehende Persönlichkeit und die Art von Leuten, die den La Boulie[1] besuchten (einen Sportclub, der ihm elegant erschien), gehörten ins Zuchthaus, hielt er alle Schläge, die er gegen sie führte, für höchst verdienstvoll. Einmal ging er sogar so weit, von einem Prozeß zu sprechen, den er gegen einen seiner Freunde vom La Boulie anstrengen wolle. Im Laufe dieses Prozesses gedachte er eine bewußt lügnerische Aussage zu machen, deren Haltlosigkeit jedoch der Betroffene nicht würde beweisen können. Auf diese Weise wollte Bloch, der übrigens seinen Plan nicht ausgeführt hat, jenen nach Kräften zur Verzweiflung und zum Wahnsinn treiben. Was war da Böses daran, wo doch der Mann, den er in dieser Weise angreifen wollte, einer war, der einzig daran dachte, was schick sei, einer aus dem La Boulie, und solchen Leuten gegenüber jedes Mittel erlaubt ist, besonders wenn ein Heiliger wie er selbst, Bloch, es in Anwendung brachte?

»Trotzdem, denken Sie an Swann«, warf d'Argencourt ein, der endlich begriff, was seine Kusine hatte sagen wollen, die Richtigkeit ihres Urteils mit Erstaunen einsehen mußte und

nun in seinem Gedächtnis nach Leuten suchte, die ihm persönlich nicht zusagende Personen geliebt hatten.

»Ach! Swann, das ist nicht dasselbe«, widersprach die Herzogin. »Trotzdem war das sehr erstaunlich, denn sie war schlichtweg idiotisch, aber lächerlich war sie nicht, und hübsch ist sie auch gewesen.«

»Hm, hm,« brummte Madame de Villeparisis.

»Nein? Sie fanden sie nicht hübsch? Sie hatte doch etwas ›Sch‹armantes, wunderhübsche Augen, hübsches Haar, sie war und ist immer noch zauberhaft gekleidet. Jetzt, das gebe ich zu, ist sie abscheulich, aber sie war eine entzückende Person. Ich bin darum nicht weniger betrübt, daß Charles sie geheiratet hat, wo es doch ganz überflüssig war.« Die Herzogin glaubte damit nichts besonders Bemerkenswertes zu sagen, aber als d'Argencourt lachte, wiederholte sie den Satz, sei es, daß sie ihn selber komisch fand oder daß sie den Lachenden nett gefunden hatte, dem sie nun etwas schöntat, um den Zauber des Gemüts dem des Geistes hinzuzufügen. Dann fuhr sie fort: »Ja, nicht wahr, es war nicht nötig, aber schließlich war sie nicht ohne Reiz, und ich verstehe sehr gut, daß jemand sie liebt, während das Fräulein von Robert, ich versichere Ihnen, zum Totlachen ist. Ich weiß, daß man mir das alte Sprüchlein von Augier entgegenhalten wird: ›Was macht das Fläschchen aus, wenn man nur trunken ist!‹[1] Nun, Robert ist vielleicht trunken, aber in der Wahl des Fläschchens hätte er doch mehr Geschmack beweisen können! Stellen Sie sich vor, zunächst einmal stellte sie die Forderung, ich solle mitten in meinem Salon eine Treppe aufstellen. Das ist ja auch eine Kleinigkeit, nicht wahr, und sie hatte mir auch angekündigt, daß sie platt auf den Stufen zu liegen gedenke. Und dann hätten Sie wirklich hören sollen, was sie deklamierte! Ich kenne nur die eine Szene daraus, aber ich glaube nicht, daß man sich so etwas überhaupt vorstellen kann. Es nennt sich *Les sept princesses*.«[1]

»*Les sept princesses*! Ui ui uiii, das nenne ich aber Snobismus«, rief d'Argencourt. »Aber warten Sie mal, ich kenne das ganze Stück. Der Verfasser hat es dem König geschickt, der kein Wort davon verstand und mich bat, ich solle es ihm erklären.«

»Es handelt sich doch nicht etwa um den Sâr Peladan?«[2] fragte der Historiker der Fronde in der Absicht, etwas Witziges und Aktuelles zu sagen, aber mit so leiser Stimme, daß die Frage unbemerkt blieb.

»So? Sie kennen *Les sept princesses*?« wandte sich die Herzogin an d'Argencourt. »Da gratuliere ich Ihnen. Ich kenne freilich nur eine davon, bin aber seither auch gar nicht mehr neugierig auf die sechs anderen. Wenn sie alle so sind wie die, die ich gesehen habe!«

Welch dumme Pute!, dachte ich, gereizt wegen der eisigen Begrüßung, die sie mir hatte zuteil werden lassen. Ich fand eine Art von bitterer Genugtuung darin, ihr völliges Unverständnis für Maeterlinck zu konstatieren. Und wegen einer solchen Frau laufe ich Morgen für Morgen kilometerweit, ich bin wirklich gut! Jetzt möchte ich sie nicht mehr geschenkt. Solcherart waren die Worte, die ich zu mir selbst sagte; sie stellten das Gegenteil von meinen Gedanken dar; es waren Äußerungen, wie man sie in der Konversation tut, wie wir dergleichen in Augenblicken sagen, in denen wir, zu ruhelos, um für uns zu bleiben, mangels eines anderen Gesprächspartners mit uns selbst so unaufrichtig wie mit einem Fremden zu reden das Bedürfnis verspüren.

»Ich kann es gar nicht beschreiben«, fuhr die Herzogin fort, »es war einfach zum Kranklachen. Das wurde denn auch weidlich getan, etwas zu sehr sogar, denn die kleine Person hat das nicht geschätzt, und im Grund hat es mir Robert stets übelgenommen. Ich bedaure das nicht einmal, denn wenn alles gut abgelaufen wäre, hätte das Fräulein vielleicht wiederkommen wollen, und ich frage mich, wie sehr Marie-Aynard das goutiert hätte.«

So wurde in der Familie Roberts Mutter genannt, Madame de Marsantes, Witwe des Aynard de Saint-Loup, um sie von ihrer Kusine, der Fürstin von Guermantes-Bavière, einer anderen Marie, zu unterscheiden, zu deren Vornamen Neffen, Vettern und Schwäger entweder den Vornamen ihres Mannes oder einen weiteren ihrer eigenen hinzusetzten, so daß sie manchmal Marie-Gilbert, manchmal Marie-Hedwige genannt wurde.

»Erst fand am Abend vorher eine Art Generalprobe statt, die etwas ganz Exquisites war!« fuhr Madame de Guermantes in ironischem Tonfall fort. »Stellen Sie sich vor: sie sprach einen Satz, nein, nicht einmal, einen viertel Satz und hielt dann inne; und fünf Minuten lang, ich übertreibe nicht, kam nichts mehr.«

»Ui ui uiii!« rief d'Argencourt.

»Mit aller Höflichkeit habe ich anzudeuten gewagt, daß das vielleicht ein bißchen seltsam wirken könne. Da hat sie mir wörtlich zur Antwort gegeben: ›Man muß alles immer so sprechen, als erfinde man es eben selbst.‹ Wenn man darüber nachdenkt, ist das wirklich phänomenal, eine solche Antwort!«

»Aber ich glaubte, Gedichte rezitiere sie nicht schlecht«, meinte einer der beiden jungen Leute.

»Die hat doch keine Ahnung, was ein Gedicht ist«, antwortete Madame de Guermantes. »Ich selbst habe sie übrigens gar nicht erst zu hören brauchen. Es hat mir genügt zu sehen, wie sie mit ihren Lilien dahergekommen ist! Ich habe sofort gemerkt, daß sie kein Talent hat, als ich die Lilien sah!«

Alles lachte.

»Sie sind mir doch nicht böse, liebe Tante, wegen meines Scherzes neulich mit der Königin von Schweden? Da bin ich und flehe um Vergebung.«

»Nein, ich bin dir nicht böse; ich gebe dir sogar die Erlaubnis, einen Bissen zu dir zu nehmen, wenn du hungrig bist.«

»Bitte, Monsieur Vallenères, spielen Sie Tochter des Hauses«, wandte sich Madame de Villeparisis sodann zu dem Archivar mit einem traditionell gewordenen Scherz.

Während sein Zylinder neben ihm auf dem Teppich deponiert war, richtete sich Monsieur de Guermantes in dem Fauteuil, in den er sich hatte sinken lassen, wieder auf und begutachtete mit befriedigtem Blick die Teller mit Petits fours, die ihm angeboten wurden.

»Aber gern, jetzt, wo ich anfange, mich in dieser vornehmen Versammlung heimisch zu fühlen, nehme ich gerne ein Baba, sie sehen ausgezeichnet aus.«

»Monsieur spielt aber die Rolle der Haustochter ganz vorzüglich«, nahm d'Argencourt aus Nachahmungstrieb den Scherz der Marquise noch einmal auf.

Der Archivar präsentierte den Teller mit den Petits fours dem Historiker der Fronde.

»Sie machen das aber ganz vorzüglich«, wiederholte dieser aus Schüchternheit und in dem Bemühen, das Wohlwollen der Anwesenden zu erringen.

Deshalb warf er auch verstohlen denen, die schon das gleiche wie er bemerkt hatten, einen Blick des Einverständnisses zu.

»Sagen Sie mir, meine liebe Tante«, fragte Monsieur de Guermantes Madame de Villeparisis, »wer war denn der ganz gut aussehende Herr, der gerade ging, als ich kam? Offenbar kenne ich ihn, denn er grüßte mich aufwendig, aber ich ihn nicht; Sie wissen ja, Namen sind nicht meine Stärke, sehr unangenehm für mich«, setzte er mit einer Miene der Genugtuung hinzu.

»Monsieur Legrandin.«

»Aha! Oriane hat doch eine Kusine, deren Mutter, wenn ich nicht irre, eine geborene Grandin ist. Jaja, ich weiß genau, das sind Grandin de l'Éprevier.«

»Nein«, antwortete Madame de Villeparisis, »mit denen hat es nichts zu tun. Diese hier sind einfach Grandin, Grandin von

und zu gar nichts. Aber sie wären es noch so gerne von allem möglichen. Die Schwester von diesem heißt Madame de Cambremer.«

»Aber bitte, Basin, Sie wissen doch, wen die Tante meint«, rief die Herzogin entrüstet. »Er ist der Bruder von diesem riesigen Huftier, das Sie neulich aus einer seltsamen Laune heraus zu mir auf Besuch geschickt haben. Es ist eine Stunde lang geblieben, ich dachte, ich werde verrückt. Doch schwante es mir bereits, daß es sie sein mußte, die es war, als ich eine Person hereinkommen sah, die ich nicht kannte und die wie eine Kuh aussah.«

»Hören Sie, Oriane, sie hatte mich nach Ihrem Empfangstag gefragt; ich konnte ja nicht direkt grob zu ihr sein, und bitte schön«, setzte er in kläglichem Ton hinzu, nicht ohne verstohlen einen lächelnden Blick in die Versammlung zu werfen, »übertreiben Sie nicht, wie eine Kuh sieht sie nicht aus.«

Er wußte, daß die Verve seiner Frau sich gerne durch Widerspruch anregen ließ, den Widerspruch des gesunden Menschenverstandes, der sich zum Beispiel dagegen richtet, daß man eine Frau mit einer Kuh verwechselt (auf diese Weise, indem sie ein erstes Bild noch überbot, waren Madame de Guermantes oft ihre besten Aussprüche gelungen). Und der Herzog, ohne es sich anmerken zu lassen, war immer ganz unschuldig zur Stelle, um ihr zum Gelingen ihres Tricks behilflich zu sein, so wie es in einem Eisenbahnabteil der heimliche Komplize eines Kümmelblättchenspielers tut.

»Ich gebe ja zu, sie sieht nicht aus wie eine Kuh, sondern wie mehrere Kühe«, rief Madame de Guermantes. »Ich schwöre Ihnen, ich war in größter Verlegenheit, als ich diese Kuhherde im Hut in meinen Salon treten und sich nach meinem Ergehen erkundigen sah. Einerseits hätte ich am liebsten geantwortet: ›Liebe Kuhherde, du mußt dich täuschen, du kannst doch mit mir keinen Umgang haben, wo du doch eine Kuhherde bist‹, andererseits habe ich schließlich, als ich in

meinem Gedächtnis herumsuchte, angenommen, Eure Cambremer sei die Infantin Dorothea, die einmal vorbeikommen wollte und auch einiges vom Rind hat, so daß ich beinahe Königliche Hoheit zu einer Kuhherde gesagt und in der dritten Person zu ihr gesprochen hätte. Sie trägt auch eine Art von Wampe vor sich her wie die Königin von Schweden. Im übrigen war dieser Sturmangriff nach allen Regeln der Kunst durch Artilleriebeschuß vorbereitet. Endlos lange vorher schon hatte sie mich mit ihren Karten bombardiert, ich fand sie überall, auf allen Möbeln, wie Prospekte. Ich wußte gar nicht, was diese Reklame bedeuten sollte. Man stieß bei mir überall auf ›Marquis und Marquise de Cambremer‹ mit einer Adresse, die ich vergessen habe und auf gar keinen Fall zu benutzen gedenke.«

»Aber es ist doch sehr schmeichelhaft, wie eine Königin auszusehen«, bemerkte der Historiker der Fronde.

»Ach, mein Gott, Monsieur, Könige und Königinnen stellen heutzutage nichts Besonderes mehr vor!« antwortete Monsieur de Guermantes, weil er sich einbildete, ein freier, moderner Geist zu sein, und auch weil er nicht den Anschein erwecken wollte, Wert auf seine Beziehungen zu Königshäusern zu legen, die ihm äußerst viel bedeuteten.

Bloch und Norpois, die inzwischen aufgestanden waren, befanden sich jetzt in unserer Nähe.

»Nun, Monsieur«, fragte Madame de Villeparisis, »haben Sie mit ihm über die Dreyfus-Affäre gesprochen?«

Monsieur de Norpois hob die Augen zum Himmel, lächelte aber dabei, ganz als wolle er diesen zum Zeugen anrufen, welchen ungeheuerlichen Launen seiner Dulzinea er gehorchen müsse. Dennoch äußerte er sich Bloch gegenüber mit großer Leutseligkeit über die schrecklichen, ja vielleicht mörderischen Jahre, die Frankreich zu bestehen habe. Da das wahrscheinlich bedeutete, daß Norpois (dem Bloch jedoch gesagt hatte, er glaube an die Unschuld von Dreyfus) ein leidenschaftlicher Dreyfus-Gegner war, schmeichelte die Lie-

benswürdigkeit des Botschafters, seine Miene, durch die er seinem Gesprächspartner recht zu geben und keineswegs anzudeuten schien, sie könnten verschiedener Meinung sein, ja als verbünde er sich mit ihm zum gemeinsamen Angriff gegen die Regierung, der Eitelkeit Blochs und erregte seine Neugier. Welches waren die wichtigen Punkte, auf die Norpois nicht einging, über die er aber stillschweigend bei Bloch und sich selber Einmütigkeit vorauszusetzen schien, welche Meinung also hatte er von der Affäre, die ihnen beiden hätte gemeinsam sein können? Bloch war um so erstaunter über die rätselhafte Einmütigkeit, die zwischen ihm und Norpois zu bestehen schien, als diese sich nicht nur auf die Politik beschränkte, da Madame de Villeparisis Monsieur de Norpois gegenüber sich offenbar ziemlich eingehend über Blochs literarische Tätigkeit geäußert hatte.

»Sie sind kein Mensch dieser Zeit«, sagte der ehemalige Botschafter zu ihm, »und ich beglückwünsche Sie dazu, Sie gehören damit nicht dieser Epoche an, in der es kein selbstloses Forschen mehr gibt und in der dem Publikum nur mehr Obszönitäten oder Ungereimtheiten verkauft werden. Bemühungen wie die Ihrigen müßten Ermutigung finden, wenn wir eine Regierung besäßen, die diesen Namen verdiente.«

Bloch fühlte sich geschmeichelt, als einziger in diesem universellen Niedergang obenaufzuschwimmen. Aber auch hier hätte er gerne Näheres gewußt, zum Beispiel, welche Ungereimtheiten Monsieur de Norpois meinte. Bloch glaubte in gleicher Richtung wie viele andere tätig zu sein, er hatte sich selbst nicht für etwas so Exzeptionelles gehalten. Er kam auf die Dreyfus-Affäre zurück, doch gelang es ihm nicht, die Meinung Norpois' herauszubekommen. Er versuchte, das Gespräch auf die Offiziere zu bringen, deren Namen zu dieser Zeit oft in den Zeitungen wiederkehrten; sie erregten größere Neugier als die Politiker, die in die gleiche Affäre verwickelt waren, weil sie nicht wie jene bereits bekannt waren und in einer besonderen Tracht, aus der Tiefe eines anderen Lebens

und eines streng gewahrten Schweigens eben erst aufgetaucht waren und gesprochen hatten, wie Lohengrin, wenn er dem von einem Schwan gezogenen Nachen entsteigt.[1] Durch Vermittlung eines nationalistischen Anwalts seiner Bekanntschaft hatte Bloch mehrmals an den Verhandlungen im Zola-Prozeß teilnehmen können.[2] Am Morgen trat er dort jeweils – um den Saal erst am Abend wieder zu verlassen – mit einem Vorrat an Sandwiches und einer Flasche Kaffee an wie beim Concours général[3] oder beim schriftlichen Abiturientenexamen, und da dieser Wechsel in seinen Gewohnheiten einen krankhaften Erregungszustand seiner Nerven hervorrief, der durch den Kaffee und die dramatischen Wendungen des Prozesses aufs äußerste gesteigert wurde, trat er derart verliebt in alles, was sich dort zugetragen hatte, wieder auf die Straße, daß er, abends, kaum heimgekehrt, von neuem in den schönen Traum eintauchen wollte und in einem Restaurant, in dem beide Parteien verkehrten, eiligst Freunde von ihm aufsuchte, mit denen er sich endlos über die Vorgänge des Tages ausließ, während er durch ein Abendessen, das er in gebieterischem Ton bestellte, wodurch er sich eine Illusion von Macht verschaffte, das Fasten und die Anstrengungen eines so früh begonnenen und ohne Mittagsmahl verlaufenen Tages erfolgreich ausglich. In seinem ständigen Hin und Her zwischen der Ebene der Erfahrung und jener der Phantasie möchte der Mensch gern die Vorstellungswelt der Leute, die er kennt, ergründen und die Menschen, deren Leben er sich vorstellen mußte, kennenlernen. Auf die Fragen Blochs antwortete Norpois:

»Zwei Offiziere sind in die laufende Affäre verwickelt, von denen ich früher einen Mann (Monsieur de Miribel[1]) habe sprechen hören, zu dessen Urteil ich stets größtes Vertrauen hatte und der große Stücke auf sie hielt: es handelt sich um Oberstleutnant Henry und Oberstleutnant Picquart.«

»Nur hat«, fiel Bloch ihm ins Wort, »die göttliche Athene, die Tochter des Zeus, in den Sinn eines jeden von ihnen das Gegenteil von dem gelegt, was in dem Sinn des anderen ist.

Wie zwei Löwen bekämpfen sie sich. Oberst Picquart nahm in der Armee eine große Stellung ein, doch hat ihn die Moira[2] auf die Seite geführt, die nicht die seinige war. Das Schwert der Nationalisten wird seinen zarten Leib zerteilen und ihn den gefräßigen Tieren und Vögeln zum Raub überlassen, deren Speise das Fett der Toten ist.«

Norpois gab keine Antwort.

»Worüber palavern die denn da in ihrer Ecke?« fragte Monsieur de Guermantes die Marquise, indem er auf Bloch und Norpois wies.

»Über die Dreyfus-Affäre.«

»Ei, den Teufel auch! Wissen Sie übrigens, wer ein blindwütiger Anhänger von Dreyfus ist? Ich wette eins zu hundert, daß Sie es nicht erraten: mein Neffe Robert! Ich kann Ihnen sogar sagen, daß es im Jockey-Club, als man dort von seinen Heldentaten erfuhr, einen richtigen Aufstand gegeben hat, sie haben Zeter und Mordio geschrien. Da seine Aufnahme in acht Tagen auf der Tagesordnung steht … «

»Natürlich«, warf die Herzogin ein, »wenn sie alle so sind wie Gilbert, der immer der Meinung war, man müsse sämtliche Juden nach Jerusalem zurückschikken … «

»Oh! Dann sind wir uns ja vollkommen einig, der Fürst von Guermantes und ich«, ergriff d'Argencourt das Wort.

Der Herzog schmückte sich gern mit seiner Frau, aber er liebte sie nicht. Da er sehr »süffisant« war, haßte er, unterbrochen zu werden, zudem hatte er in seinem eigenen Haus die Gewohnheit, zu seiner Frau rücksichtslos zu sein. Nun stieg in ihm ein doppelter Zorn auf, jener des schlechten Ehemanns, dem man ins Wort fällt, und jener des Redekünstlers, dem man nicht zuhört; er brach kurz ab und warf der Herzogin einen Blick zu, der alle umher in Verlegenheit brachte.

»Was überkommt Sie da, uns von Gilbert und Jerusalem zu erzählen?« entfuhr es ihm schließlich. »Darum geht es nicht. Aber«, setzte er in etwas beschwichtigterem Ton hinzu, »Sie müssen doch zugeben, wenn einer von uns im Jockey abge-

lehnt wird, noch dazu Robert, dessen Vater zehn Jahre hindurch Präsident gewesen ist, wäre das die Höhe. Was wollen Sie, meine Liebe, die Leute haben natürlich gestutzt und große Augen gemacht. Ich kann ihnen nicht einmal unrecht geben; Sie wissen, daß ich persönlich keine Rassenvorurteile habe, ich finde, das paßt nicht in unsere Zeit, und ich habe den Ehrgeiz, mit meiner Zeit zu gehen, aber schließlich, den Teufel auch! Wenn man Marquis de Saint-Loup heißt, ist man eben kein Dreyfus-Anhänger, was soll ich da noch sagen!«

Monsieur de Guermantes sprach die Worte »wenn man Marquis de Saint-Loup heißt« mit großer Emphase aus. Natürlich wußte er, daß es mehr bedeutete, »Herzog von Guermantes« zu heißen. Seine Eigenliebe neigte denn auch dazu, die Überlegenheit des Titels eines Herzogs von Guermantes allzusehr zu betonen; jetzt aber trieben ihn vielleicht weniger die Regeln des guten Geschmacks als die Gesetze der Einbildungskraft dazu, dessen Bedeutung etwas zurückzustellen. Jeder sieht schön gefärbt, was er aus der Entfernung, was er bei anderen sieht. Denn die allgemeinen Gesetze, die für die Perspektive der Einbildungskraft gelten, sind für Herzöge ebenso verbindlich wie für andere Menschen. Und nicht nur die Gesetze der Einbildungskraft, sondern auch die der Sprache. Hier aber kamen das eine oder andere von den zwei Gesetzen der Sprache zur Anwendung. Das eine will, daß man sich wie die Menschen seiner eigenen geistigen Klasse ausdrückt und nicht wie die der Kaste, der man entspringt. Demzufolge konnte Monsieur de Guermantes, selbst wenn er vom Adel sprechen wollte, mit seiner Ausdrucksweise dem untersten Kleinbürgertum seinen Tribut zollen, wo man gesagt hätte: »Wenn man Herzog von Guermantes heißt«, während ein Mann von höherer Bildung, ein Swann, ein Legrandin sich nicht so ausgedrückt hätten. Ein Herzog kann Spießerromane schreiben, selbst wenn sie das Leben der großen Welt zum Gegenstand haben, da hier Adelsbriefe von keinem Nutzen sind, und die Schriften eines Plebejers können

dagegen das Beiwort »aristokratisch« verdienen. Welches in diesem Fall der Bourgeois war, den Monsieur de Guermantes hatte sagen hören: »Wenn man soundso heißt«, wußte er sicherlich nicht. Ein anderes Gesetz der Sprache besteht indessen darin, daß von Zeit zu Zeit, so wie gewisse Krankheiten auftauchen und wieder verschwinden, von denen man später nichts mehr hört, auf unerklärliche Weise, sei es spontan, sei es durch einen Zufall – wie dem, der in Frankreich ein amerikanisches Unkraut sprießen ließ, dessen Same sich im Plüsch einer Reisedecke verfangen hatte und auf die Eisenbahnböschung gefallen war – Ausdrücke in Mode kommen, die man innerhalb desselben Jahrzehnts von Leuten hört, die sich darüber nicht verständigt haben. Ebenso nun, wie ich in einem bestimmten Jahr Bloch, der von sich selbst sprach, sagen hörte, daß »die charmantesten, die glänzendsten, die bestsituierten, die anspruchsvollsten Leute festgestellt haben, es gebe einen einzigen Menschen, den sie intelligent und angenehm finden, den sie nicht missen mögen, nämlich Bloch«, und den gleichen Satz aus dem Mund vieler anderer junger Männer vernahm, die ihn nicht kannten und Bloch nur durch ihren eigenen Namen ersetzten, sollte ich auch oft dieses »wenn man … heißt« zu hören bekommen.

»Was wollen Sie«, fuhr der Herzog fort, »bei dem Geist, der dort herrscht, ist das ganz begreiflich.«

»Es ist vor allem lustig«, antwortete die Herzogin, »wenn man bedenkt, welche Ansichten seine Mutter hat, die uns mit der ›Patrie française‹[1] von morgens bis abends anödet.«

»Ja, aber es ist nicht nur seine Mutter. Sie dürfen uns da keine faulen Fische auftischen. Es gibt da eine Jungfer, eine Lebedame von der schlimmsten Sorte, die mehr Einfluß auf ihn hat und ausgerechnet eine Landsmännin dieses Herrn Dreyfus ist. Sie hat mit ihrer Denkweise Robert angesteckt.«

»Sie wissen vielleicht nicht, Durchlaucht, daß es jetzt ein neues Wort für solcherlei Denkarten gibt«, sagte der Archivar, der Sekretär der antirevisionistischen Komitees war. »Man

sagt neuerdings ›Mentalität‹.[2] Das bedeutet genau das gleiche, aber dafür weiß niemand, was es heißen soll. Es ist das Feinste vom Feinen, der, wie man sagt, ›letzte Schrei‹.«

Er hatte inzwischen den Namen von Bloch erfahren; als er nun sah, wie dieser Norpois mit Fragen überhäufte, geriet er in eine Unruhe, die bei der Marquise eine andersgeartete, aber ebenso heftige hervorrief. Sie zitterte nämlich vor dem Archivar und gab sich vor ihm als Dreyfus-Gegnerin aus, so daß sie jetzt seine Vorwürfe fürchtete, wenn er sich darüber klar würde, daß sie einen mehr oder weniger mit dem »Syndicat«[1] verbundenen Juden empfangen hatte.

»Aha! ›Mentalität‹ – das muß ich mir notieren, damit ich es auch brauchen kann«, sagte der Herzog. (Das war keine rhetorische Floskel, denn er besaß tatsächlich ein kleines mit »Zitaten« angefülltes Heft, das er vor großen Diners durchzulesen pflegte.) »›Mentalität‹ ist gut. Es gibt da immer wieder neue Wörter, die in Umlauf kommen, aber nicht alle halten sich. Neulich habe ich gelesen, daß ein Schriftsteller als ›talentiert‹ bezeichnet wurde. Das soll einer verstehen. »Ich bin allerdings seither nicht wieder darauf gestoßen.«

»›Mentalität‹ wird aber häufiger gebraucht als ›talentiert‹«, sagte der Historiker der Fronde, um bei der Unterhaltung mitzutun. »Ich bin Mitglied einer Kommission im Unterrichtsministerium, da habe ich es schon mehrere Male gehört, auch in meinem Club, dem Volney[2] , und sogar bei einem Diner bei Monsieur Émile Ollivier.«[3]

»Ich, der ich nicht die Ehre habe, dem Unterrichtsministerium anzugehören«, antwortete der Herzog in geheuchelter Bescheidenheit, aber mit so abgrundtiefer Eitelkeit, daß sein Mund wider Willen lächelte und seine Augen den Anwesenden vor Vergnügen funkelnde Blicke zuwarfen, unter deren Ironie der arme Historiker errötete, »ich, der ich nicht die Ehre habe«, fing er nochmals an und genoß es, sich zuzuhören, »dem Unterrichtsministerium anzugehören noch dem Volney (ich gehöre nur zum Cercle de l'Union[4] und zum Jockey-

Club), Sie sind nicht Mitglied des Jockey, Monsieur?« fragte er den Historiker, der noch mehr errötete und, da er eine Unverschämtheit vermutete, sie aber nicht verstand, an allen Gliedern zu zittern begann, »und der ich nicht einmal bei Monsieur Émile Ollivier diniere, muß zugeben, daß ich ›Mentalität‹ nicht kannte. Ich bin sicher, Ihnen, Argencourt, geht es ebenso. Sie wissen doch, weshalb man die Beweise für Dreyfus' Verrat nicht vorlegen kann. Offenbar ist er der Liebhaber der Frau des Kriegsministers, so jedenfalls wird gemunkelt.«

»Ah! Und ich glaubte von der Frau des Ministerpräsidenten«, sagte d'Argencourt.

»Ich finde Sie alle furchtbar langweilig mit dieser Affäre«, sagte die Herzogin von Guermantes, die aus gesellschaftlichen Gründen Wert darauf legte, immer zu zeigen, daß sie in ihrer Meinung ganz unabhängig war. »Für mich hat sie jedenfalls, was den Umgang mit Juden betrifft, keinerlei Bedeutung, aus dem einfachen Grund, weil ich keine kenne und in dieser glückseligen Lage auch zu bleiben gedenke. Auf der anderen Seite aber finde ich unerträglich, wie uns jetzt unter dem Vorwand, daß sie loyal sind, nichts in jüdischen Geschäften kaufen und ›Tod den Juden‹ auf ihren Sonnenschirm schreiben, eine Unzahl von Damen Durand oder Dubois, die wir sonst niemals gekannt hätten, von Marie-Aynard oder Victurnienne[1] zugemutet werden. Vorgestern war ich bei Marie-Aynard. Früher war es reizend bei ihr. Jetzt setzt sie einem all die Leute vor, um die man sein Leben lang einen Bogen gemacht hat, unter dem Vorwand, sie seien gegen Dreyfus, und daneben trifft man bei ihr noch andere, von denen man keine Ahnung hat, wer sie sind.«

»Nein, es handelt sich um die Frau des Kriegsministers. Wenigstens läuft das Gerücht durch die Alkoven«, nahm der Herzog das Thema wieder auf, denn er verwendete im Gespräch gewisse Ausdrücke, die er dem Ancien régime zuschrieb. »Schließlich, was mich betrifft, so weiß man jedenfalls, daß ich völlig anders denke als mein Cousin Gilbert. Ich

bin kein Feudalherr wie er, ich würde mit einem Neger spazierenfahren, wenn er zu meinen Freunden gehörte, und mich um die Meinung von dem und jenem den Teufel kümmern, aber schließlich müssen Sie mir immerhin zugeben, daß man sich, wenn man Saint-Loup heißt, nicht die Zeit damit vertreibt, das genaue Gegenteil dessen zu vertreten, was alle Welt denkt, die mehr Verstand als Voltaire und sogar als mein Herr Neffe besitzt. Vor allem aber läßt man sich nicht zu dem herbei, was ich Gefühlsakrobatik nennen möchte, noch dazu acht Tage, bevor über die Aufnahme in den Club entschieden wird! Das ist denn doch ein zu starkes Stück! Nein, vermutlich hat seine kleine Schnalle ihn aufgehetzt. Sie hat ihm wahrscheinlich eingeredet, daß er damit zur Klasse der ›Intellektuellen‹ gehören würde. Die Intellektuellen sind nämlich das große Thema jener Herren. Übrigens gibt es dazu ein hübsches, aber sehr böses Wortspiel.«

Und der Herzog zitierte leise, nur für die Herzogin und d'Argencourt bestimmt: *Mater semita* [1] , was tatsächlich schon im Jockey-Club umlief, denn von allen Flugsamen sind diejenigen, deren Flügel so solide festgemacht sind, daß sie denkbar weit von ihrem Entstehungsort noch ausgestreut werden, Scherze dieser Art.

»Wir könnten ja den Herrn dort um Aufklärung bitten, der aussieht wie eine Art Blaustrumpf«, sagte er, indem er auf den Historiker wies. »Aber besser ist, man spricht nicht davon, um so mehr als die Sache selbst überhaupt nicht stimmt. Ich bin nicht so ehrgeizig wie meine Kusine Mirepoix, die behauptet, sie könne ihre Familie bis in die Zeit vor Christi Geburt und auf den Stamm Levi[2] zurückverfolgen, mache mich jedoch anheischig zu beweisen, daß es in meiner Familie niemals einen Tropfen jüdischen Blutes gegeben hat. Aber wir dürfen uns am Ende trotzdem nichts vormachen: ganz gewiß können die reizenden Meinungen meines Herrn Neffen einigen Lärm in Landerneau[1] verursachen. Um so mehr, als Fezensac krank ist, so daß Duras alles leiten wird, und man weiß ja, was für

ein Schaumschläger der ist«, sagte der Herzog, der den genauen Sinn gewisser Wörter nie hatte begreifen können, und meinte, ein Schaumschläger sei nicht ein Wichtigtuer, sondern ein Umstandskrämer.

»Auf alle Fälle, sollte dieser Dreyfus unschuldig sein«, fiel hier die Herzogin ein, »so beweist er es auf nicht sehr überzeugende Weise. Was für idiotische, emphatische Briefe schreibt er doch von seiner Insel![2] Ich weiß nicht, ob Monsieur Esterhazy mehr taugt als er, aber er hat doch in der Art, wie er sich ausdrückt, einen ganz anderen Schick, ganz andere Farben. Die Anhänger von Monsieur Dreyfus werden sich kaum darüber freuen. Sie haben wirklich Pech, daß sie ihren Unschuldigen nicht auswechseln können.«[3] Alles lachte erheitert. »Haben Sie das Bonmot Orianes gehört«, wandte sich der Herzog erwartungsvoll fragend an Madame de Villeparisis. »Ja, ich finde ihn sehr witzig.« Das genügte dem Herzog nicht: »Nun, ich für meinen Teil finde ihn nicht witzig; oder vielmehr, es ist mir völlig egal, ob er witzig ist oder nicht. Ich mache mir überhaupt nichts aus Esprit.« D'Argencourt protestierte. »Er glaubt kein Wort von dem, was er sagt«, flüsterte die Herzogin. »Das kommt sicher daher, daß ich in der Kammer saß, wo ich glänzende Reden zu hören bekam, die nichts besagten. Da habe ich vor allem klare Logik schätzengelernt. Das ist wohl der Grund, weshalb ich nicht wiedergewählt wurde. Witz ist mir gleichgültig.« – »Basin, mein Lieber, spielen Sie sich doch nicht als Joseph Prudhomme[4] auf, Sie wissen ja genau, daß niemand mehr auf Esprit gibt als Sie.« – »Lassen Sie mich doch ausreden. Gerade weil ich für eine gewisse Art von Possen unempfänglich bin, schätze ich oft den Esprit, den meine Frau besitzt. Denn er geht in der Regel von einer treffenden Beobachtung aus. Sie urteilt wie ein Mann, formuliert wie ein Schriftsteller.«

Bloch versuchte, Norpois auf Oberst Picquart zu bringen.

»Man kann unmöglich bestreiten«, erklärte Norpois, »daß seine Aussage absolut notwendig war. Ich weiß, daß wegen

dieser Meinung, die ich vertrete, mehr als einer meiner Kollegen Zetermordio geschrien hat, aber meiner Ansicht nach war die Regierung verpflichtet, dem Obersten das Wort zu erteilen. Aus einer solchen Sackgasse kann man nicht mit einer einfachen Pirouette wieder heraushüpfen, oder man riskiert, ganz tief in den Dreck zu fallen. Was den Offizier selbst anbelangt, so hat seine Aussage in der ersten Verhandlung einen äußerst günstigen Eindruck hinterlassen. Wenn man ihn gesehen hat, wie er dastand in seiner hübschen Jägeruniform und in ganz schlichtem, freimütigem Ton erzählte, was er gesehen hatte, was er geglaubt hatte, und dann sagte: ›Bei meiner Soldatenehre‹« (hier erbebte die Stimme von Norpois in einem leichten, patriotischen Tremolo) »›ist dies meine aufrichtige Überzeugung‹, kann man nicht leugnen, daß es überaus eindrucksvoll war.«

Aha, er ist also für Dreyfus, da gibt es nicht den leisesten Zweifel mehr, dachte Bloch.

»Was ihm aber die Sympathien gründlich verscherzt hat, die er zunächst auf sich zu ziehen vermochte, war seine Gegenüberstellung mit dem Archivar Gribelin[1] , als man nämlich diesen treuen Diener des Vaterlandes, für den es nur ein Ja oder Nein gibt, hörte und mitanschaute« (Norpois versah die folgenden Worte mit dem inbrünstigen Akzent der ehrlichen Überzeugung), »wie er seinem Vorgesetzten furchtlos die Stirn bot und in einem Ton, der keine Widerrede duldete, zu ihm sagte: ›Herr Oberst, Sie wissen, ich habe niemals gelogen, Sie wissen, ich bleibe auch in diesem Augenblick wie stets und immer bei der Wahrheit.‹ Nun drehte sich der Wind, und Oberst Picquart mochte in den nächsten Verhandlungen Himmel und Erde in Bewegung setzen, letzten Endes erlitt er doch ein Fiasko.«

Nein, entschieden ist er Dreyfus-Gegner, das ist sonnenklar, sagte sich Bloch. Aber wenn er Picquart für einen Verräter hält, der lügt, wie kann er dann seine Enthüllungen doch in Betracht ziehen und sie schildern, wie wenn er sie bemer-

kenswert fände und für aufrichtig hielte? Und wenn er hingegen einen Gerechten in ihm sieht, der sein Gewissen erleichtert, wie kann er dann vermuten, daß er bei der Gegenüberstellung mit Gribelin gelogen hat?

Vielleicht sprach Monsieur de Norpois deswegen in dieser Art mit Bloch, als wären sie einer Meinung, weil er so leidenschaftlich gegen Dreyfus war, daß er fand, die Regierung sei es nicht genug, und ihr ebenso feindlich gegenüberstand wie die Dreyfus-Anhänger. Vielleicht auch, weil er sich in der Politik für tiefgründigere Dinge interessierte, die auf einer ganz anderen Ebene lagen, so daß er von dieser Warte aus die Dreyfus-Affäre nur als eine Nebenerscheinung sah, die es nicht verdiente, daß ein um die großen Fragen der Außenpolitik besorgter Patriot sich mit ihr aufhielt. Vielleicht auch – und das ist wahrscheinlicher –, weil die Grundsätze seiner politischen Weisheit sich einzig auf Fragen der Form, des Verfahrens, der Opportunität bezogen und ganz ungeeignet waren, solche Grundprobleme anzugehen, so wie in der Philosophie die reine Logik für die Lösung der Fragen des Seins unzuständig ist, oder daß eben diese Weisheit es ihm gefährlich erscheinen ließ, solche Gegenstände zu behandeln, und daß er deshalb aus Vorsicht lieber nur von den Begleitumständen sprach. Bloch aber täuschte sich, wenn er glaubte, daß Norpois, selbst wenn er weniger vorsichtig von Natur und weniger ausschließlich formal in seinem Denken gewesen wäre und selbst wenn es es gewollt hätte, ihm die Wahrheit über die Rolle Henrys, Picquarts, du Paty de Clams[1] , über alle wichtigen Punkte der Affäre hätte sagen können. Für Bloch konnte es keinen Zweifel geben, daß Norpois tatsächlich die Wahrheit über all diese Dinge kannte. Wie hätte er nicht genau Bescheid wissen sollen, wo er doch mit den Ministern auf so vertrautem Fuße stand? Sicherlich dachte Bloch, die politische Wahrheit könne von den hellsichtigsten Geistern annähernd rekonstruiert werden, aber wie ein großer Teil der öffentlichen Meinung bildete er sich ein, sie sei stets, unbe-

streitbar und materiell in den Geheimakten des Präsidenten der Republik und des Ministerpräsidenten enthalten, die die Minister von ihr in Kenntnis setzen würden. Nun ist es aber selten, daß, selbst wenn die politische Wahrheit in Dokumenten Eingang findet, diese mehr Wert besitzen als ein Röntgenbild, von dem man gemeinhin glaubt, die Krankheit des Patienten sei darin buchstäblich abgemalt, während diese Aufnahme tatsächlich nur ein Element der Beurteilung darstellt, das zu vielen anderen hinzutritt, die der Arzt abwägt und anhand deren er seine Diagnose erstellen wird. Daher entzieht sich die politische Wahrheit auch gerade, wenn man sich wohlunterrichteten Männern nähert und engste Berührung mit ihr zu haben scheint. Selbst späterhin, um bei der Dreyfus-Affäre zu bleiben, als so Aufsehen erregende Dinge geschahen wie Henrys Geständnis und sein darauffolgender Selbstmord, wurden diese Tatsachen auf der Stelle von den dreyfusfreundlichen Ministern und auf der anderen Seite von Cavaignac und Cuignet, die selbst die Fälschung aufgedeckt und das Verhör geführt hatten, auf entgegengesetzte Weise ausgelegt; ja, sogar noch mehr: selbst unter den dreyfusfreundlichen Ministern gleicher Couleur wurde, wiewohl sie sich im gleichen Geiste auf die gleichen Beweisstücke stützten, die Rolle Henrys auf völlig verschiedene Weise interpretiert, wobei die einen in ihm einen Spießgesellen von Esterházy sahen, die anderen diese Rolle hingegen du Paty de Clam zuwiesen, sich damit aber einer These ihres Gegners Cuignet anschlossen und in totale Opposition zu ihrem Parteigänger Reinach[1] gerieten. Alles, was Bloch aus Norpois herausbringen konnte, war, daß es zweifellos außerordentlich bedauerlich wäre, wenn tatsächlich der Chef des Generalstabs, Monsieur de Boisdeffre, Monsieur Rochefort eine geheime Mitteilung hätte zukommen lassen.[2]

»Sie können versichert sein, daß der Kriegsminister seinen Generalstabschef – zum mindesten *in petto* [3] – zu allen Teufeln gewünscht haben muß. Ein offizielles Dementi wäre mei-

nes Erachtens nicht zuviel des Guten gewesen. Doch der Kriegsminister drückt sich darüber *inter pocula* [4] äußerst drastisch aus. Es gibt im übrigen gewisse Themen, bei denen es sehr unklug wäre, eine Unruhe zu erzeugen, über die man in der Folge nicht Herr bleiben kann.«

»Aber die Stücke sind doch offenkundig gefälscht«, meinte Bloch.

Norpois antwortete nicht, sondern erklärte, daß er die Sympathiebezeigungen des Prinzen Henri von Orléans nicht für glücklich halte.[5]

»Übrigens sind sie nur geeignet, die Ruhe des Gerichtshofes zu stören und Unruhe zu stiften, was im einen wie im anderen Sinne äußerst bedauerlich wäre. Sicherlich muß man antimilitaristischen Umtrieben einen Riegel vorschieben, aber auch ein Gezänk, das von derjenigen Seite der Rechten unterhalten wird, die, anstatt der patriotischen Idee zu dienen, nur darauf bedacht ist, sie sich dienstbar zu machen, können wir nicht brauchen. Frankreich ist keine Replik südamerikanischer Zustände, das Bedürfnis nach einem Pronunciamiento-General besteht bei uns gottlob nicht.«

Es gelang Bloch nicht, das Gespräch auf die Frage nach Dreyfus' Schuld zu bringen, noch von Norpois eine Prognose über den Ausgang des gegenwärtig zur Verhandlung stehenden Zivilprozesses zu erlangen. Dafür aber schien Norpois mit einem gewissen Vergnügen bei den Folgen dieses Urteilsspruchs zu verweilen.

»Wenn es zu einer Verurteilung kommt«, sagte er, »wird sie wahrscheinlich kassiert, denn selten nur kommt es bei Prozessen mit so vielen Zeugenaussagen nicht zu Formfehlern, auf die die Verteidiger sich berufen können. Was nun die Szene des Prinzen von Orléans betrifft, so bezweifle ich sehr, ob sie ganz nach dem Geschmack seines Vaters gewesen ist.«

»Sie meinen, Chartres[1] ist für Dreyfus?« fragte die Herzogin mit einem feinen Lächeln, runden Augen, rosigen Wan-

gen, wobei sie die Nase kaum über ihren Teller mit Petit fours hob und eine schockierte Miene aufsetzte.

»Durchaus nicht, ich wollte nur sagen, daß in der ganzen Familie[2] von dieser Seite her ein Sinn für Politik vorhanden ist, dessen *nec plus ultra* man an der bezaubernden Prinzessin Clémentine hat bewundern können und den ihr Sohn Prinz Ferdinand als ein kostbares Erbe übernommen hat. Der Fürst von Bulgarien hätte Esterházy jedenfalls nicht in die Arme geschlossen.«

»Er hätte einem einfachen Soldaten den Vorzug gegeben«, murmelte Madame de Guermantes, die oft mit dem Bulgaren beim Fürsten von Joinville dinierte und ihm einmal, als er fragte, ob sie nicht eifersüchtig sei, zur Antwort gegeben hatte: »Doch, Hoheit, auf Ihre Armbänder.«

»Gehen Sie heute abend nicht zum Ball bei Madame de Sagan?«[3] fragte Norpois Madame de Villeparisis, um der Unterhaltung mit Bloch endlich ein Ende zu machen. Bloch mißfiel dem Botschafter eigentlich nicht, denn er sagte uns später nicht ohne Naivität und bestimmt unter dem Eindruck der in Blochs Sprache zurückgebliebenen Spuren der neohomerischen Mode, die er im Grunde schon überwunden hatte: »Er ist ganz amüsant, mit seiner etwas antiquierten, etwas feierlichen Redeweise. Es fehlte nur noch, daß er sagte *les doctes Sœurs* wie Lamartine oder Jean-Baptiste Rousseau.[1] So etwas findet sich selten bei der heutigen Jugend und war schon selten in der vorhergehenden. Wir selbst waren seinerzeit eher romantisch.« Doch so speziell ihm sein Gesprächspartner auch schien, Norpois fand nunmehr doch, die Unterhaltung habe lange genug gedauert.

»Nein, Monsieur, ich gehe nicht mehr auf Bälle«, antwortete sie mit einem reizenden Altfrauenlächeln. »Gehen Sie denn alle hin? Das paßt sich auch für Ihr Alter«, setzte sie mit einem Blick hinzu, der gleichzeitig Monsieur de Châtellerault, ihren Freund und Bloch umfaßte. »Eingeladen bin ich auch«, betonte sie in dem scherzhaften Vorgeben, sie bilde sich da-

rauf etwas ein. »Man ist sogar persönlich gekommen, um mich einzuladen.« (»Man« war die Prinzessin von Sagan.)

»Ich habe keine Einladungskarte«, sagte Bloch in dem Glauben, Madame de Villeparisis werde ihm eine anbieten und Madame de Sagan sich glücklich schätzen, den Freund einer Frau bei sich zu sehen, um deren Anwesenheit sie sich persönlich bemüht hatte.

Die Marquise bemerkte nichts dazu, und Bloch bestand nicht weiter darauf, denn er hatte ein ernsteres Anliegen mit ihr zu besprechen, um dessentwillen er sich soeben die Erlaubnis zu einem nochmaligen Besuch am übernächsten Tage ausgebeten hatte. Da er gehört hatte, wie die beiden jungen Männer sagten, sie seien aus dem Cercle de la Rue Royale ausgetreten, in den jeder beliebige aufgenommen werde, wollte er Madame de Villeparisis bitten, ihm die Aufnahme dort zu ermöglichen.

»Sind das nicht Leute mit ziemlich falschem Schick, und außerdem ziemliche Snobs, diese Sagans?« fragte er mit sarkastischer Miene.

»Aber gar nicht, sie sind das Beste, was in dieser Sorte zu haben ist«, antwortete d'Argencourt, der sich sämtliche Pariser Witze zu eigen gemacht hatte.

»Ach so«, bemerkte Bloch halb ironisch, »dann ist das also das, was man eine *Festlichkeit* nennt, eins der großen *gesellschaftlichen Ereignisse* der Saison!«

Erheitert wandte Madame de Villeparisis sich an Madame de Guermantes:

»Sag selbst, ist das ein großes gesellschaftliches Ereignis, der Ball bei Madame de Sagan?«

»Mich muß man das nicht fragen«, gab die Herzogin ironisch zurück, »ich bin noch nicht so weit, daß ich weiß, was ein großes gesellschaftliches Ereignis ist. Überhaupt ist das Mondäne nicht eben meine Stärke.«

»Ach! Und ich dachte das Gegenteil«, sagte Bloch in dem Glauben, die Herzogin habe ihre Worte ernst gemeint.

Zur Verzweiflung von Norpois fuhr er fort, ihm eine Reihe von Fragen über die Dreyfus-Affäre zu stellen; dieser erklärte, daß »auf den ersten Blick« Oberst du Paty de Clam ihm den Eindruck eines etwas wirren Kopfes mache, der vielleicht nicht ganz glücklich ausgewählt sei, um eine delikate Angelegenheit zu führen, die so viel Kaltblütigkeit und Unterscheidungsvermögen erfordere wie eine gerichtliche Untersuchung.

»Ich weiß, daß die Sozialisten mit Pauken und Trompeten seinen Kopf verlangen, ebenso wie die sofortige Freilassung des Gefangenen auf der Teufelsinsel. Aber ich meine, wir sind noch nicht so weit, daß wir derart unter dem kaudinischen Joch von Monsieur Gérault-Richard[1] und Konsorten durchgehen müßten. Bisher ist diese Affäre klar wie dicke Tinte. Ich will nicht behaupten, es gäbe nicht auf beiden Seiten ziemlich üble Schandtaten zu kaschieren. Daß auch einige mehr oder weniger selbstlose Fürsprecher Ihres Schützlings gute Vorsätze haben können, will ich nicht bestreiten, aber Sie wissen ja, daß der Weg zur Hölle damit gepflastert ist«, setzte er mit einem verschmitzten Blick hinzu. »Wesentlich für die Regierung ist, das Gefühl zu vermitteln, sie befinde sich weder in den Händen der Linksparteien, noch sei sie auf Gnade und Ungnade den Forderungen irgendeiner Prätorianerarmee ausgeliefert, die, glauben Sie mir, die wahre Armee nicht ist. Es versteht sich von selbst, daß, wenn eine neue Tatsache zum Vorschein käme, ein Revisionsverfahren eingeleitet würde. Die Folge davon ist evident. Es zu fordern hieße offene Türen einrennen. An diesem Tag müßte die Regierung laut und deutlich ihre Stimme erheben oder ein für allemal auf das verzichten, was ihre wesentliche Prärogative ist. Sophistereien nützen dann nichts mehr. Man muß Dreyfus Richter geben. Das wird auch zu machen sein, denn obwohl man in unserem holden Frankreich, wo man so gern sich selbst schlechter macht, als man ist, die Gewohnheit angenommen hat zu meinen, oder die Meinung zu verbreiten, man müsse, um den Worten Wahrheit und Gerechtigkeit Nachhall zu verschaffen, den Kanal über-

queren – was oft nur ein verkapptes Mittel ist, sich an die Spree zu begeben –, gibt es Richter nicht nur in Berlin.[2] Aber werden Sie auch, wenn die Regierung dann handelt, dieser Regierung folgen? Wenn die Regierung Sie auffordern wird, Ihre Bürgerpflicht zu erfüllen, werden Sie dann auch ihre Stimme hören und sich geschlossen hinter sie stellen? Werden Sie auch nicht taub sein gegen ihren Appell an das patriotische Gewissen, sondern laut mit ›Hier‹ antworten?«

Norpois stellte Bloch diese Fragen mit einem Ungestüm, das meinen Kameraden gleichzeitig einschüchterte und ihm schmeichelte, denn der Botschafter tat, als wende er sich in ihm an eine ganze Partei, er befragte Bloch, als genieße dieser das Vertrauen jener Partei und könne die Verantwortung für die Entscheidungen übernehmen, die dort getroffen würden. »Wenn Sie dann nicht abrüsteten«, fuhr Norpois fort, ohne die kollektive Antwort Blochs abzuwarten, »wenn Sie, bevor noch die Tinte des Dekrets trocken ist, das das Revisionsverfahren einleiten wird, auf irgendwelche Einflüsterungen hin doch nicht abrüsteten und in einer unfruchtbaren Opposition verharrten, die gewissen Elementen als *ultima ratio* der Politik erscheint, wenn Sie sich in Ihre Zelte verkriechen und Ihre Schiffe verbrennen würden, so wäre es zu Ihrem eigenen Verderben. Sind Sie denn an der Leine derjenigen, die den Umsturz begünstigen? Haben Sie ihnen ein Pfand in die Hand gegeben?« Bloch war in Verlegenheit, was er antworten solle, Norpois ließ ihm dazu gar keine Zeit. »Wenn das Gegenteil wahr ist, wie ich gern annehmen will, und wenn Sie ein wenig von dem besitzen, was leider so manchen Ihrer Führer und Freunde abzugehen scheint, nämlich politischen Sinn, werden Sie am gleichen Tage, da die Sache der Strafgerichtskammer vorgelegt ist, wofern Sie sich nicht von denen umgarnen lassen, die gern im Trüben fischen, gewonnenes Spiel haben. Ich will nicht behaupten, daß der gesamte Generalstab aus der Sache heil herauskommen wird, aber es wäre ja schon sehr gut, wenn er zum Teil wenigstens das Gesicht behielte, ohne

Öl ins Feuer zu gießen und den Hader zu schüren. Es versteht sich im übrigen von selbst, daß es an der Regierung ist, Recht zu sprechen und die allzu lange Liste der ungeahndeten Verbrechen abzuschließen, gewiß nicht auf den Druck hin, der von sozialistischen Kreisen oder irgendeiner Soldateska ausgeübt wird«, fügte er hinzu, indem er Bloch in die Augen blickte, vielleicht von dem Instinkt aller Konservativen geleitet, sich Unterstützung im feindlichen Lager zu sichern. »Die Aktion der Regierung muß ohne Rücksicht auf alle Angebote durchgeführt werden, woher diese auch kommen mögen. Die Regierung steht gottlob unter der Befehlsgewalt weder des Obersten Driant[1] noch – am entgegengesetzten Pol – von Monsieur Clemenceau.[2] Man muß die gewerbsmäßigen Provokateure endgültig matt setzen und sie daran hindern, wieder das Haupt zu erheben. Frankreich verlangt in seiner überwältigenden Majorität nach Arbeit und nach Ordnung! In dieser Hinsicht gibt es keinen Zweifel für mich. Doch darf man nicht Angst davor haben, der öffentlichen Meinung Aufklärung zuteil werden zu lassen, und wenn einige Hammel von der Sorte, die unser Rabelais[3] so gut kannte, sich kopfüber ins Wasser stürzen sollten, täte man gut daran, ihnen zu zeigen, daß dieses Wasser mit Absicht von einer Brut getrübt worden ist, die nicht aus unserem Lande stammt, um die gefährlichen Untergründe dadurch den Blicken zu verschleiern. Die Regierung darf nicht den Anschein erwecken, als trete sie nur in äußerster Notwehr aus ihrer Passivität heraus, wenn sie schließlich und endlich das Recht ausübt, das ihr ihrem Wesen nach zusteht, nämlich die Dame Justitia in Bewegung zu setzen. Die Regierung wird auf alles hören, was Sie ihr nahelegen. Wenn eindeutig feststeht, daß ein Justizirrtum vorliegt, wird sie eine erdrückende Mehrheit für sich haben, die ihr freie Hand verschafft.«

»Sie, Monsieur«, sagte Bloch, indem er sich an d'Argencourt wandte, dem er gleichzeitig mit den übrigen

Anwesenden vorgestellt worden war, »sind doch sicher für Dreyfus; im Ausland ist man es allgemein.«

»Das ist doch eine Angelegenheit, die nur die Franzosen unter sich angeht, nicht wahr?« antwortete d'Argencourt mit jener besonderen Art von Insolenz, bei der man dem anderen eine Meinung unterschiebt, von der man ganz offenbar weiß, daß er sie nicht teilt, da er ja soeben eine diametral entgegengesetzte geäußert hat.

Bloch errötete; d'Argencourt blickte lächelnd um sich, und wenn dieses Lächeln, während er es an die übrigen Besucher wandte, Bloch gegenüber böswillig war, mäßigte er es mit einer Note von Herzlichkeit, als er es schließlich auf meinem Freund ruhen ließ, um ihm den Vorwand zu benehmen, sich über die Worte zu ärgern, die er soeben gehört hatte, wiewohl diese damit nicht weniger grausam wurden. Madame de Guermantes flüsterte d'Argencourt etwas ins Ohr, was ich nicht verstand, ganz offenbar aber mit Blochs Religionszugehörigkeit zu tun hatte, denn in diesem Augenblick glitt über das Gesicht der Herzogin der ganz bestimmte Ausdruck, dem die Furcht, von der als Zielscheibe dienenden Person gehört zu werden, etwas Zögerndes und Unaufrichtiges verleiht, während sich jene merkwürdige und böswillige Heiterkeit darunter mischt, die eine Menschengruppe uns einflößt, der wir uns von Grund auf fremd fühlen. Um wieder etwas mehr Oberwasser zu bekommen, wandte Bloch sich dem Herzog von Châtellerault zu: »Sie, Monsieur, sind Franzose, aber Sie wissen doch bestimmt, daß man im Ausland für Dreyfus ist, obwohl immer behauptet wird, man wisse in Frankreich nicht, was im Ausland vorgeht. Übrigens weiß ich, daß man mit Ihnen reden kann, Saint-Loup hat es mir gesagt.« Doch in dem deutlichen Gefühl, daß alle Anwesenden sich gegen Bloch wandten, sagte der junge Herzog, der, wie man es so häufig in der großen Welt findet, feige war und im übrigen über einen raffinierten, sarkastischen Witz verfügte, der ihm von Monsieur de Charlus durch Atavismus zuzukommen

schien: »Sie werden mich entschuldigen, Monsieur, wenn ich mit Ihnen nicht über Dreyfus diskutiere, doch das ist eine Sache, über die ich grundsätzlich nur mit Japhetiten[1] spreche.« Alle lächelten, nur Bloch nicht, obwohl er selbst ja die Gewohnheit hatte, sich ironisch über seine jüdische Herkunft zu äußern, über die Seite seines Wesens, die etwas zum Sinai neigte. Doch an Stelle eines der Sätze, die er offenbar im Augenblick nicht zur Hand hatte, ließ der Mechanismus seines Innern einen anderen zu Blochs Mund aufsteigen. Man hörte nichts als die Worte: »Ja, woher wissen Sie denn …? Wer hat Ihnen gesagt?«, als ob er der Sohn eines Sträflings sei. Andererseits bewies in Anbetracht seines Namens, der nicht gerade für christlich gilt, und seines Gesichts sein Erstaunen eine gewisse Naivität.

Da die Äußerungen von Norpois ihn nicht völlig befriedigt hatten, trat er zu dem Archivar und fragte ihn, ob man bei Madame de Villeparisis nicht manchmal du Paty de Clam oder Joseph Reinach begegne. Der Archivar antwortete nicht; er war Nationalist und predigte unaufhörlich der Marquise, es werde bald einen Krieg zwischen den Lagern geben und sie solle vorsichtiger in der Wahl ihrer Bekannten sein. Er fragte sich, ob Bloch nicht ein geheimer Abgesandter des Syndicat sei, gekommen, um diesem Nachrichten zu verschaffen, und beeilte sich, Madame de Villeparisis von den Fragen in Kenntnis zu setzen, die Bloch ihm soeben gestellt hatte. Sie war der Meinung, daß er zumindest unerzogen, möglicherweise sogar gefährlich für die Stellung von Norpois sei. Schließlich wollte sie dem Archivar Genugtuung geben, dem einzigen Menschen, den sie etwas fürchtete und der sie, wenn auch ohne großen Erfolg, indoktrinierte (jeden Morgen las er ihr den Artikel von Judet im *Petit Journal* [2] vor). Sie wollte also Bloch bedeuten, er brauche nicht wiederzukommen, und fand ohne Mühe in ihrem mondänen Repertoire die Szene, mittels deren eine große Dame jemandem die Tür weist, eine Szene, in der keineswegs der streng verweisende Finger und die blit-

zeschleudernden Blicke vorkommen, die man sich dabei vorzustellen pflegt. Als Bloch zu ihr trat, um auf Wiedersehen zu sagen, schien sie in den Tiefen ihres großen Lehnstuhls nur halb einer unbestimmten Schläfrigkeit entrissen. Ihre versunkenen Blicke hatten nur mehr den schwachen, reizvollen Schimmer einer Perle. Die Worte, mit denen Bloch sich empfahl, vermochten im Antlitz der Marquise kaum ein schwebendes Lächeln zu entfachen, entlockten ihr jedoch kein Wort; sie reichte ihm auch nicht die Hand. Diese Szene setzte Blochs Verwunderung die Krone auf, da aber ein Kreis von Personen Zeuge davon war, war er der Meinung, sie könne, ohne ihm Unannehmlichkeiten zu bereiten, nicht noch länger andauern, und um auf die Marquise Druck auszuüben, streckte er ihr die Hand, die sie nicht ergriffen hatte, selbst ostentativ entgegen. Madame de Villeparisis war schockiert. Doch sicherlich wollte sie zwar dem Archivar sowie dem ganzen dreyfusfeindlichen Clan eine sofortige Genugtuung bereiten, gleichzeitig aber auch für die Zukunft sich alle Möglichkeiten offenhalten, und so begnügte sie sich damit, die Lider zu senken und die Augen halbgeschlossen zu halten.

»Ich glaube, sie schläft«, sagte Bloch zu dem Archivar, der, da er sich durch die Marquise bestärkt fühlte, eine indignierte Miene aufsetzte. »Adieu, Madame«, brüllte er.

Die Marquise machte mit den Lippen die ganz leichte Bewegung einer Sterbenden, die den Mund öffnen möchte, deren Blick jedoch nichts mehr erkennt. Dann wandte sie sich, überströmend von wiedergefundenem Leben, dem Marquis d'Argencourt zu, während Bloch sich mit der Überzeugung entfernte, sie sei bereits völlig »verkalkt«. Voller Neugier und in der Absicht, einen so seltsamen Vorfall aufzuhellen, suchte er sie nach ein paar Tagen wieder auf. Sie empfing ihn sehr freundlich, denn sie war eine liebenswürdige Frau, und der Archivar war nicht anwesend; sie legte auch Wert auf den Einakter, den Bloch bei ihr aufführen lassen sollte, und schließlich hatte sie die Rolle einer großen Dame, die sie spie-

len wollte, gespielt, was allgemein bewundert und noch am gleichen Abend in verschiedenen Salons kommentiert wurde, nach einer Version allerdings, die mit der Wahrheit schon keine Beziehung mehr hatte.

»Sie sprachen da von *Les sept princesses*, Herzogin, Sie wissen (ich bin freilich nicht stolz darauf), daß der Autor dieses … wie soll ich sagen, dieses Produkts einer meiner Landsleute ist«, bemerkte d'Argencourt mit einer Ironie, in die sich die Genugtuung mischte, besser als die anderen über den Verfasser eines Werkes Bescheid zu wissen, von dem soeben die Rede gewesen war. »Ja, er ist seines Zeichens Belgier«, setzte er hinzu.

»Wirklich? Aber wir machen Sie dennoch nicht für irgend etwas in *Les sept princesses* verantwortlich. Zum Glück für Sie und Ihre Landsleute haben Sie gar keine Ähnlichkeit mit dem Verfasser dieses Unsinns. Ich kenne sehr liebenswürdige Belgier, Sie selbst, Ihren König, der ein bißchen schüchtern, aber sehr geistreich ist, meine Cousins Ligne und viele andere, aber glücklicherweise drücken sie alle sich nicht wie der Verfasser der *Sept princesses* aus. Im übrigen muß ich offen sagen, es ist sinnlos darüber zu sprechen, weil es einfach gar nichts ist. Das sind Leute, die versuchen, dunkel zu wirken, und in Kauf nehmen, lächerlich zu sein, um so zu verbergen, daß sie keine Ideen haben. Wenn etwas dahinter steckte, würde ich, das gebe ich offen zu, über gewisse Gewagtheiten gern hinwegsehen«, setzte sie ernsthaft hinzu, »sobald tatsächlich etwas wie ein Gedanke darin enthalten wäre. Ich weiß nicht, ob Sie das Stück von Borelli[1] gesehen haben. Es gibt Leute, die schockiert darüber sind; ich aber, und wenn man mich steinigt«, sagte sie, ohne zu merken, daß sie dieser Gefahr nicht sonderlich stark ausgesetzt war, »gebe offen zu, daß ich es ungemein interessant gefunden habe. Aber *Les sept princesses*! Die eine von ihnen hat ja offenbar für meinen Neffen etwas übrig, aber ich kann doch nicht den Familiensinn so weit treiben, daß … «

Die Herzogin brach kurz ab, denn eine Dame trat ein, es war Roberts Mutter, die Vicomtesse von Marsantes. Madame de Marsantes galt im Faubourg Saint-Germain als ein höheres Wesen von engelhafter Güte und Ergebenheit. Ich hatte davon gehört und keinen besonderen Grund, darüber verwundert zu sein, da ich in diesem Augenblick noch nicht wußte, daß sie die leibliche Schwester des Herzogs von Guermantes war. Später habe ich mich immer wieder darüber gewundert, wie in dieser Gesellschaft melancholische, reine, hingeopferte und wie ideale Kirchenfensterheilige verehrte Frauen demselben genealogischen Stamm entsprießen konnten wie deren rohe, sittenlose und gemeine Brüder. Wenn Geschwister sich in den Zügen so sehr gleichen wie der Herzog von Guermantes und Madame de Marsantes, schienen sie mir auch dieselbe Art von Verstand und Herz besitzen zu müssen, so wie eine gleiche Person zwar gute und schlechte Zeiten, aber doch aller Voraussicht nach keine großen Ideen bei einem beschränkten Geist oder erhabene Selbstverleugnung bei einem harten Herzen haben kann.

Madame de Marsantes besuchte die Vorlesungen von Brunetière.[1] Sie versetzte den Faubourg Saint-Germain in Begeisterung und wirkte auch, mit ihrem Heiligenleben, an seiner Erbauung. Doch die morphologische Verknüpfung der hübschen Nase mit dem durchdringenden Blick bestimmte mich gleichwohl, Madame de Marsantes in dieselbe Geistes- und Seelenfamilie einzureihen wie ihren herzoglichen Bruder. Ich konnte nicht glauben, daß die bloße Tatsache, eine Frau und vielleicht unglücklich gewesen zu sein, sowie jene, die Meinung aller auf seiner Seite zu haben, bewirken könnte, daß man von den Seinen so verschieden sein sollte wie in den Chansons de geste, wo alle Tugend und Anmut in der Schwester grausamer Gesellen verkörpert ist. Es schien mir, daß die Natur, mit geringerer Freiheit ausgestattet als die alten Dichter, sich mehr oder weniger ausschließlich der der Familie gemeinsamen Elemente bedienen mußte, und konnte ihr

eine so große Erneuerungskraft nicht zutrauen, daß sie aus den gleichen Werkstoffen, die zur Herstellung eines Dummkopfes und eines Flegels dienten, auch einen großen Geist ohne jeden Makel der Torheit, eine von aller Roheit unbefleckte Heilige zu erschaffen imstande war. Madame de Marsantes trug ein Kleid aus weißer Surah-Seide, mit einem großen Palmenmuster, aus dem sich Stoffblumen heraushoben, in Schwarz. Sie hatte nämlich drei Wochen zuvor ihren Cousin Montmorency verloren, was sie nicht hinderte, Besuche zu machen und kleinen Dinereinladungen zu folgen, doch in Trauer. Sie war eine große Dame. Durch Atavismus war ihre Seele erfüllt mit der Frivolität der Höflinge, mit allem, was diese an Oberflächlichem und Steifem an sich haben. Madame de Marsantes war nicht fähig gewesen, ihren Eltern lange nachzutrauern, doch um nichts in der Welt hätte sie im ersten Monat nach dem Tod eines Cousins etwas Farbiges getragen. Sie war mehr als liebenswürdig zu mir, weil ich Roberts Freund war und nicht der gleichen Welt angehörte wie Robert. Diese Güte war von gespielter Schüchternheit begleitet, von jenem intermittierenden Zurücknehmen der Stimme, des Blickes, des Gedankens, den man wieder an sich zieht wie einen indiskreten Rock, um ja nicht zu viel Platz einzunehmen und bei aller Geschmeidigkeit so kerzengerade zu verharren, wie es die gute Erziehung verlangt. Eine gute Erziehung übrigens, die man nicht allzu wörtlich auffassen darf, da mehrere dieser Damen sehr schnell in sittliche Schamlosigkeit verfallen, ohne jemals der fast kindlichen Korrektheit ihrer Manieren verlustig zu gehen. Madame de Marsantes fiel im Gespräch etwas auf die Nerven, weil sie jedesmal, wenn es sich um einen Bürgerlichen handelte, zum Beispiel um Bergotte oder Elstir, sagte, wobei sie das Wort hervorhob, es heraushob, es in zwei verschiedenen Tonarten mit einer Modulation psalmodierte, die der Familie Guermantes eigentümlich war: »Ich hatte die *Ehre*, die große *Eh*-re, Monsieur Bergotte zu begegnen, die Bekanntschaft von

Monsieur Elstir zu machen«, sei es, um ihre Demut bestaunen zu lassen, sei es aus der gleichen Neigung heraus, aus der Monsieur de Guermantes auf ungebräuchliche Wendungen zurückgriff, um gegen die derzeitigen unerzogenen Umgangsformen zu protestieren, aufgrund deren die Leute sich nicht hinlänglich als »geehrt« bezeichneten. Welcher von diesen beiden Gründen nun der richtige war, auf jeden Fall merkte man, daß Madame de Marsantes, wenn sie sagte: »Ich hatte die *Ehre*, die große *Eh*-re«, einer großen Rolle gerecht zu werden und zu zeigen glaubte, daß sie die Namen verdienter Männer ebenso zu behandeln wisse, wie sie ihre Träger selbst in ihrem Schlosse empfangen hätte, wären sie irgendwo in der Nachbarschaft gewesen. Da andererseits ihre Familie groß und ihr sehr teuer war und sie, umständlich in der Äußerung und zu langen Erklärungen neigend, verwandtschaftliche Beziehungen doch erklären wollte, ergab es sich (ohne irgendein Bedürfnis von ihrer Seite, Staunen zu erregen, und obwohl sie richtig gerne nur von rührenden Bauern und edlen Jagdhütern sprach), daß sie bei jeder Gelegenheit sämtliche mediatisierten Häuser Europas namentlich anführte, was ihr Personen aus weniger glanzvollen Familien nicht verziehen und, falls sie etwas intellektuell veranlagt waren, als Stumpfsinn verhöhnten.

Auf dem Land wurde Madame de Marsantes wegen ihrer Mildtätigkeit verehrt, vor allem aber, weil die Reinheit eines Blutes, in dem seit mehreren Generationen nur vorhanden war, was es an Größtem in der Geschichte Frankreichs gab, ihrer Art, mit Menschen umzugehen, alles entzogen hatte, was Leute aus dem Volk als »Getue« bezeichnen, und ihr vollkommene Schlichtheit verlieh. Sie scheute sich nicht, eine arme Frau zu küssen, die unglücklich war, und ihr zu sagen, sie solle sich im Schloß einen Wagen Holz abholen. Sie war, so sagte man, eine vollkommene Christin. Ihr lag viel daran, Robert kolossal reich zu verheiraten. Eine große Dame sein heißt die Rolle einer großen Dame spielen, und das heißt zu

einem Teil Schlichtheit spielen. Es ist dies ein Spiel, das sehr teuer wird, um so mehr als Schlichtheit nur unter der Bedingung bewundert wird, daß die anderen wissen, man könnte auch anders als schlicht sein, man sei nämlich überaus reich. Später, als ich erzählte, daß ich sie gesehen hatte, wurde mir gesagt: »Sie haben sicher gemerkt, daß sie einst hinreißend war.« Wahre Schönheit aber ist so eigenartig und so neu, daß man sie nicht als Schönheit erkennt. Ich stellte an jenem Tag nur fest, sie habe eine sehr kleine Nase, intensiv blaue Augen, einen langen Hals und ein trauriges Gesicht.

»Höre«, sagte Madame de Villeparisis zu der Herzogin von Guermantes, »ich glaube, ich werde gleich den Besuch einer Frau bekommen, die du nicht kennenlernen willst, ich sage es dir lieber vorher, damit es dich nicht derangiert. Du kannst im übrigen ganz beruhigt sein, ich werde sie später nie wieder bei mir haben, sie soll heute nur ein einziges Mal hier erscheinen. Es handelt sich um die Frau von Swann.«

Als Madame Swann sah, welche Proportionen die Dreyfus-Affäre annahm, und fürchten mußte, daß die Herkunft ihres Mannes sich gegen sie wenden könnte, hatte sie ihn angefleht, niemals mehr von der Unschuld des Verurteilten zu sprechen. Wenn er nicht anwesend war, ging sie noch weiter und bekannte sich zu glühendem Nationalismus, worin sie übrigens nur dem Beispiel von Madame Verdurin folgte, bei der ein latenter bürgerlicher Antisemitismus zum Ausbruch gelangt war und sich ins schlichtweg Maßlose gesteigert hatte. Madame Swann hatte dank dieser Haltung Aufnahme in einige Frauenligen der antisemitischen Gesellschaft gefunden, die sich damals zu bilden begannen, und Beziehungen zu mehreren Personen der Aristokratie angeknüpft. Es mag befremdlich erscheinen, daß die Herzogin von Guermantes, die doch mit Swann so sehr befreundet war, diesem Beispiel in keiner Weise folgte und seinem Wunsch – aus dem er ihr gegenüber auch kein Hehl gemacht hatte –, ihr seine Frau vorzustellen, nie nachgegeben hatte. Es wird sich aber später zeigen, daß

das eine Folge des besonderen Charakters der Herzogin war, die in der Meinung lebte, sie »habe dies oder das nicht zu tun«, und despotisch anderen aufzwang, was ihr gesellschaftlicher »freier Wille« mit größter Willkür beschlossen hatte.

»Ich danke Ihnen, daß Sie mich vorwarnen«, antwortete die Herzogin. »Es wäre mir tatsächlich sehr unangenehm. Aber da ich sie vom Sehen kenne, werde ich eben rechtzeitig aufbrechen.«

»Ich kann dir versichern, Oriane, sie ist eine sehr angenehme Person, eine verdienstvolle Frau«, sagte Madame de Marsantes.

»Ich zweifle nicht daran, verlange aber nicht danach, mich selbst davon zu überzeugen.«

»Bist du bei Lady Israëls eingeladen?« fragte Madame de Villeparisis die Herzogin, um das Thema zu wechseln.

»Gottlob kenne ich sie nicht«, antwortete Madame de Guermantes. »Das müssen Sie Marie-Aynard fragen. Sie kennt sie, und ich habe mich immer gefragt, wie sie dazu kommt.«

»Ich habe tatsächlich ihre Bekanntschaft gemacht«, antwortete Madame de Marsantes, »ich gestehe meine Fehler ein. Aber ich bin entschlossen, sie fortan nicht mehr zu kennen. Sie scheint eine der Schlimmsten zu sein und macht keinen Hehl daraus. Im übrigen sind wir alle zu vertrauensvoll und zu gastfrei gewesen. Ich werde mit niemandem mehr verkehren, der dieser Nation angehört. Während man alten Vettern in der Provinz, mit denen man blutsverwandt ist, seine Tür verschloß, öffnete man sie den Juden. Jetzt haben wir den Dank dafür. Ach! Ich darf ja nichts sagen, ich habe einen so prächtigen Sohn, aber in jugendlichem Unverstand bringt er jetzt alle nur möglichen Ungereimtheiten hervor«, setzte sie zu d'Argencourt gewandt hinzu, weil dieser eben eine Bemerkung über Robert hatte fallenlassen. »Doch da wir gerade von Robert reden«, wandte sie sich an Madame de Villeparisis, »ist er nicht hier gewesen? Heute ist Samstag, da hätte er

möglicherweise auf vierundzwanzig Stunden in Paris sein können, und in diesem Fall hätte er Ihnen sicher einen Besuch abgestattet.«

In Wirklichkeit glaubte Madame de Marsantes, ihr Sohn werde keinen Urlaub bekommen; da sie aber auf alle Fälle wußte, daß er so oder so nicht bei Madame de Villeparisis erschienen wäre, hoffte sie, wenn sie so täte, als habe sie ihn anzutreffen geglaubt, für ihn bei seiner empfindlichen Tante für alle Besuche, die er nicht gemacht hatte, Verzeihung zu erwirken.

»Robert hier! Aber ich habe niemals auch nur ein Wort von ihm gehört; ich glaube, ich habe ihn seit Balbec nicht gesehen.«

»Er ist so beschäftigt, er hat so viel zu tun«, sagte Madame de Marsantes.

Ein kaum spürbares Lächeln kräuselte die Brauen von Madame de Guermantes, die den Kreis betrachtete, den sie mit der Spitze ihres Sonnenschirms auf den Teppich zeichnete. Jedesmal, wenn der Herzog allzu offenkundig seiner Gattin untreu gewesen war, hatte Madame de Marsantes ostentativ gegen ihren eigenen Bruder die Partei ihrer Schwägerin ergriffen. Diese bewahrte ein dankbares und zugleich nachtragendes Andenken an diesen Beistand und konnte Robert wegen seiner Eskapaden nicht so ganz böse sein. In diesem Augenblick ging die Tür wieder auf, und herein trat – er.

»Sieh da«, sagte Madame de Guermantes, »Sanct Lupus in fabula … «[1]

Madame de Marsantes, die mit dem Rücken zur Tür saß, hatte ihren Sohn nicht hereinkommen sehen. Als sie ihn erblickte, durchzuckte die Freude diese Mutter wirklich wie ein Flügelschlag, ihr Körper erhob sich halb, ihr Gesicht bebte, und sie heftete auf Robert einen ungläubig staunenden Blick:

»Wie, du bist gekommen? Wie schön! Welche Überraschung!«

»Ach so! Sanct Lupus, Saint-Loup … jetzt verstehe ich«, sagte der belgische Diplomat und lachte dröhnend.

»Ja, köstlich«, bemerkte trocken Madame de Guermantes, die Wortspiele haßte und dieses hier nur angebracht hatte, indem sie so tat, als mache sie sich über sich selbst lustig.

»Guten Tag, Robert«, sagte sie; »nun, da sieht man, wie man seine Tante vergißt.«

Sie sprachen einen Augenblick zusammen und zweifelsohne von mir, denn während Saint-Loup zu seiner Mutter trat, wandte Madame de Guermantes sich mir zu.

»Guten Tag, wie geht es Ihnen?« fragte sie.

Sie ließ das Licht ihres blauen Blicks auf mich niederfallen, zögerte einen Augenblick, entrollte den Stengel ihres Arms, um ihn auszustrecken, und neigte ihren Körper, der gleich wieder in die aufrechte Stellung zurückschnellte wie ein Strauch, den man niedergebogen hat und der, wenn man ihn losläßt, in seine natürliche Lage zurückkehrt. So verhielt sie sich unter dem Blitzen der Blicke Saint-Loups, der sie beobachtete und aus der Distanz verzweifelte Versuche machte, um von seiner Tante noch etwas mehr zu erreichen. Da er befürchtete, die Unterhaltung werde stocken, trat er hinzu, um ihr Stoff zu geben, und antwortete für mich:

»Es geht ihm nicht besonders gut, er ist etwas abgespannt; im übrigen ginge es ihm vielleicht besser, wenn er dich öfter sähe, denn ich möchte dir nicht verhehlen, daß er dich sehr gern sieht.«

»Ach! Das ist aber liebenswürdig«, sagte Madame de Guermantes in gewollt banalem Ton, als habe ich ihr ihren Mantel gereicht. »Ich fühle mich sehr geschmeichelt.«

»Höre, ich gehe einen Augenblick zu meiner Mutter, ich überlasse dir meinen Platz«, sagte Saint-Loup zu mir und zwang mich dadurch, mich neben seine Tante zu setzen.

Wir schwiegen alle beide.

»Ich sehe Sie manchmal am Vormittag«, sagte sie zu mir, als teile sie mir dadurch etwas Neues mit und als sähe ich sie

bei dieser Gelegenheit selbst nicht. »Das ist sehr gut für die Gesundheit.«

»Oriane«, sagte halblaut Madame de Marsantes, »Sie meinten doch, Sie würden Madame de Saint-Ferréol einen Besuch abstatten, wären Sie da wohl so nett, ihr auszurichten, daß sie mich zum Diner nicht erwarten soll? Ich möchte zu Hause bleiben, wo ich doch Robert hier habe. Ich weiß nicht, ob ich Sie bitten dürfte, im Vorbeifahren auszurichten, man solle sofort die Zigarren besorgen, die Robert so gern raucht, sie heißen ›Corona‹, es sind keine mehr da.«

Robert trat heran; er hatte nur den Namen Madame de Saint-Ferréol gehört.

»Wer ist denn das schon wieder, Madame de Saint-Ferréol?« fragte er in scharfem, gleichzeitig verwundertem Ton, denn er tat gern so, als sei ihm alles unbekannt, was die Gesellschaft betraf.

»Aber, Liebling, das weißt du doch«, sagte seine Mutter, »sie ist die Schwester von Vermandois; sie hatte dir das schöne Billard geschenkt, das du so mochtest.«

»Wie, das ist die Schwester von Vermandois? Davon hatte ich keine Ahnung. Ach! meine Familie ist großartig«, fuhr er halb zu mir gewendet fort, wobei er, ohne es zu merken, Blochs Tonfall übernahm, wie er sich auch seiner Ideen bediente, »sie steht mit unerhörten Leuten in Verbindung, die alle mehr oder weniger Saint-Ferréol heißen« (und er betonte bei jedem Wort die Schlußkonsonanten); »sie geht zu Bällen und fährt in Equipagen und führt eine ganz fabelhafte Existenz. Es ist kaum zu glauben.«

Madame de Guermantes ließ in der Kehle das leichte, kurze und unüberhörbare Geräusch wie jenes eines erzwungenen Lächelns, das man unterdrückt, vernehmen, um damit zu zeigen, daß sie, soweit sie durch die Verwandtschaft dazu verpflichtet war, am Esprit ihres Neffen Anteil nahm. Ein Diener meldete, der Fürst von Faffenheim-Münsterburg-Weinigen lasse Monsieur de Norpois ausrichten, er sei da.

»Holen Sie ihn doch herein, Monsieur«, sagte Madame de Villeparisis zu dem ehemaligen Botschafter, der dem deutschen Premierminister entgegenging.

Doch die Marquise rief ihn zurück:

»Warten Sie, Monsieur: Soll ich ihm die Miniatur der Kaiserin Charlotte[1] zeigen?«

»Oh! Ich nehme an, er wird entzückt sein«, sagte der Botschafter im Tone tiefer Ergriffenheit und so, als beneide er den glücklichen Minister um die Gunst, die ihn erwartete.

»Oh! Bei ihm weiß ich, daß er loyal ist«, sagte Madame de Marsantes, »das ist bei Ausländern eine Seltenheit. Aber ich bin informiert. Er ist der Antisemitismus in Person.«

Der Name des Fürsten bewahrte in der Freimütigkeit, mit der seine ersten Silben – wie man in der Sprache der Musik sagt – einsetzten, und in der stammelnden Wiederholung, die sie skandierte, den Schwung, die manierierte Naivität und die schwerfälligen germanischen »Feinheiten«, die sich wie grünliches Astwerk auf dem dunkelblauen Email von »Heim« abzeichneten, wobei dieses den Mystizismus eines rheinischen Kirchenfensters hinter den blaßgoldenen, feinen Ziselierungen des deutschen achtzehnten Jahrhunderts entfaltete. Dieser Name enthielt unter den verschiedenen Namen, aus denen er bestand, den eines kleinen deutschen Thermalkurortes, in dem ich als Kind mit meiner Großmutter gewesen war[1] : er lag am Fuße eines Gebirges, das Goethe mit seinen Spaziergängen beehrt hatte und aus dessen Rebgeländen wir berühmte Weine mit zusammengesetzten Namen, die tönend waren wie die Beiwörter, die Homer seinen Helden verleiht, im Kurhof tranken. Kaum hatte ich also den Namen des Fürsten aussprechen hören, als er mir auch schon, noch bevor ich mich an jenen Kurort erinnerte, kleiner zu werden schien, sich mit Menschlichkeit zu füllen begann, sich mit einem kleinen Raum in meinem Gedächtnis begnügte, dem er sich bereitwillig, traulich, malerisch, anschaulich, leicht zugesellte, in einer Weise, der etwas Autorisiertes und Vorschriftsmäßiges anhaftete.

Mehr noch: als Monsieur de Guermantes Erklärungen über die Person des Fürsten abgab, nannte er mehrere seiner Titel, und unter ihnen erkannte ich den Namen eines Dorfes an dem Fluß, wo ich jeden Abend nach der Kur inmitten der Mückenschwärme rudern ging, sowie den eines Waldes, der so weit entfernt lag, daß der Arzt mir einen Ausflug dorthin nicht erlaubt hatte. Tatsächlich war es ja ganz verständlich, daß sich die Herrschaft des Fürsten auf die Nachbargegenden erstreckt hatte und daß nun von neuem bei der Aufzählung seiner Titel die Namen auftauchten, die man ganz dicht beieinander auf der Karte lesen konnte. So trat mir hinter dem Visier eines Fürsten des Heiligen Römischen Reiches und Marschalls der fränkischen Lande das Antlitz einer geliebten Erde entgegen, auf der oft für mich die Strahlen des Spätnachmittags geruht hatten – wenigstens so lange, bis der Rheingraf und Kurfürst von der Pfalz eingetreten war. Denn ich hatte innerhalb von ein paar Sekunden erfahren, daß er die Einkünfte, die er aus seinem von Gnomen und Nixen bevölkerten Wald und Fluß bezog sowie aus dem verzauberten Berg, auf dem sich eine alte, das Andenken an Luther und Ludwig den Deutschen noch bewahrende Burg erhebt, dazu verwendete, fünf Charron-Automobile[1] , ein Stadtpalais in Paris und eines in London, am Montag eine Loge in der Oper und für die »Mardis« eine im Théâtre-Français zu halten. Es kam mir nicht so vor – und er selbst schien es nicht zu glauben –, daß er sich irgendwie von anderen Männern der gleichen Vermögensklasse und desselben Alters unterschied, die über eine weniger poetische Herkunft verfügten. Er besaß die gleiche Bildung, die gleichen Ideale wie sie, freute sich seines Rangs, jedoch nur wegen der Vorteile, die er ihm bot, und hatte nur noch einen Ehrgeiz im Leben: den, zum korrespondierenden Mitglied der Académie des Sciences morales et politiques ernannt zu werden, und das war auch der Grund, weshalb er bei Madame de Villeparisis erschienen war. Wenn er, dessen Frau den exklusivsten gesellschaftlichen Kreis von Berlin

präsidierte, den Wunsch geäußert hatte, bei der Marquise vorgestellt zu werden, so war es nicht deswegen, weil er von vornherein ein Verlangen danach verspürt hätte. Seit Jahren schon nagte der Ehrgeiz, ins »Institut« berufen zu werden, an ihm, doch hatte er zu seinem Kummer niemals mehr als fünf Mitglieder der Akademie zuversichtlich bereit gewußt, zu seinen Gunsten zu stimmen. Es war ihm bekannt, daß Norpois für seine Person allein über mindestens zehn Stimmen verfügte, zu denen er durch geschickte Schachzüge sicher noch andere würde hinzufügen können. Daher hatte auch der Fürst, der jenen von Rußland her kannte, wo sie beide gleichzeitig Botschafter gewesen waren, Norpois aufgesucht und alles getan, um ihn sich geneigt zu machen. Doch wie viele Liebenswürdigkeiten er auch an ihn wandte, indem er dem Marquis russische Auszeichnungen verschaffte und ihn in Artikeln über auswärtige Politik zitierte, er hatte bislang in ihm einen Undankbaren gefunden, einen Mann, für den alles Entgegenkommen nicht zu zählen schien, der seine Kandidatur nicht um einen Schritt vorangebracht und ihm nicht einmal seine eigene Stimme zugesagt hatte! Gewiß empfing ihn Norpois mit äußerster Zuvorkommenheit, er wollte sogar nicht, daß er die leiseste Unbequemlichkeit auf sich nehme und etwa sich »bis an seine Tür bemühe«, sondern suchte den Fürsten persönlich in seinem Palais auf und antwortete auf den Satz des Deutschordensritters: »Ich wäre gern ihr Kollege« im Brustton der Überzeugung: »Oh! Ich würde mich ungemein glücklich schätzen.« Ein Naivling, ein Cottard hätte sich bestimmt gesagt: Na also, er sucht mich von selbst in meinem Hause auf, er legt Wert darauf, zu mir zu kommen, weil er mich für eine bedeutendere Persönlichkeit hält, als er selbst eine ist, er sagt mir, er werde sich glücklich schätzen, mich in der Akademie zu sehen, und Worte haben doch, zum Teufel auch, einen Sinn. Wenn er mir nicht ausdrücklich vorschlägt, für mich zu stimmen, so sicherlich nur, weil er nicht auf den Gedanken kommt. Er spricht so viel von meinem gro-

ßen Einfluß, er denkt wohl, die Tauben fliegen mir gebraten in den Mund, ich hätte mit Leichtigkeit beliebig viele Stimmen für mich, und bietet mir die seine deswegen nicht an, aber ich muß ihn nur unter vier Augen einmal festnageln und ihm auf den Kopf zusagen: »Stimmen Sie für mich«, und dann muß er es einfach tun.

Fürst Faffenheim jedoch war kein Naivling; er war das, was Cottard einen »gewitzten Diplomaten« genannt hätte; er wußte, daß Norpois nicht ein weniger gewitzter war und keineswegs jemand, der nicht sehr wohl gewußt hätte, daß er durch Bereitstellung seiner Stimme einem Kandidaten angenehm sein konnte. Als Botschafter und Minister des Äußeren hatte der Fürst für sein Land – so wie er es heute für sich selber tat – Unterhaltungen gepflogen, bei denen man im voraus weiß, wie weit man gehen will und was man bestimmt nicht sagen wird. Er wußte sehr wohl, daß in der Diplomatensprache eine Unterhaltung ein Angebot bedeutet. Deshalb hatte er für Norpois den Sankt-Andreas-Orden[1] erwirkt. Doch hätte er seiner Regierung über das Gespräch berichten müssen, das er hierauf mit Norpois geführt hatte, hätte er seine Depesche folgendermaßen abfassen können: »Ich mußte feststellen, daß ich mich auf dem falschen Weg befand.« Denn sobald er erneut auf das Institut zu sprechen gekommen war, hatte Norpois wiederum bemerkt:

»Ich sähe das gern, sehr gern für meine Kollegen, die es sich, wie ich meine, zur hohen Ehre anrechnen müssen, daß Sie an sie gedacht haben. Ihre Kandidatur ist natürlich äußerst interessant, freilich etwas außerhalb der üblichen Gepflogenheiten. Sie wissen ja, die Akademie bewegt sich gern immer in ihrem gewohnten Trott, sie schrickt vor allem, was ein bißchen neu ist, zurück. Persönlich sehe ich einen Mangel darin. Wie oft habe ich es meinen Kollegen schon zu verstehen gegeben. Ich weiß nicht einmal, ob nicht bei einer Gelegenheit – Gott verzeihe mir – das Wort ›verknöchert‹ meinen Lippen entflohen ist«, hatte er mit einem indignierten Lächeln, halb-

laut und gleichsam »beiseite« wie auf der Bühne, hinzugesetzt, während er dem Fürsten einen raschen, schrägen Blick aus seinem blauen Auge zuwarf wie ein alter Mime, der seine Wirkung abschätzen will. »Sie verstehen, Fürst, daß ich nicht mitansehen möchte, daß eine so hervorragende Persönlichkeit, wie Sie es sind, sich auf eine Partie einläßt, die im voraus verloren ist. Solange die Ideen meiner Kollegen derart rückständig sind, halte ich für klug, sich äußerste Zurückhaltung aufzuerlegen. Glauben Sie mir aber, daß in dem Augenblick, da ich auch nur den geringsten Geist der Erneuerung verspürte und eine lebendigere Tendenz sich abzeichnen sähe in einem Kollegium, das eine gewisse Veranlagung zur Nekropolis hat, wenn ich auch nur im leisesten eine Chance für Sie errechnen könnte, ich der erste wäre, Ihnen einen Wink zu geben.«

Der Sankt-Andreas-Orden war ein Fehlschlag, stellte der Fürst bei sich fest, die Verhandlungen sind keinen Schritt vorangekommen; es war nicht das, was er wollte. Ich habe den falschen Schlüssel gewählt.

Dies war eine Art der Überlegung, die sehr wohl auch Norpois, der aus der gleichen Schule wie der Fürst hervorgegangen war, hätte anstellen können. Man mag sich über die pedantische Albernheit lustig machen, mit der sich Diplomaten vom Schlage Norpois' verzückt über ein alles in allem belangloses Wort in einer offiziellen Mitteilung ergehen. Doch muß man diese Kinderei auch von einer anderen Seite aus betrachten: die Diplomaten wissen, daß in der Waage, in der jenes europäische oder sonstige Gleichgewicht hergestellt wird, das man den Frieden nennt, gute Gefühle, schöne Reden und Beteuerungen äußerst wenig bedeuten und daß das eigentliche, entscheidende Gewicht anderswo liegt, in der Möglichkeit, die der Gegner, je nachdem wie stark er ist, hat oder aber nicht hat, auf dem Wege des Tausches einen Wunsch zu befriedigen. Diese Art von Wahrheiten, die ein so vollkommen selbstloses Wesen wie beispielsweise meine Großmutter nicht begriffen hätte, war etwas, womit Norpois und der Fürst

von Faffenheim-Munsterburg-Weinigen schon oft zu tun gehabt hatten. Als Geschäftsträger in Ländern, mit denen wir um ein Haar in kriegerische Verwicklungen geraten wären, hatte Norpois in seiner Sorge um die Entwicklung der Dinge genau gewußt, daß nicht die Wörter »Krieg« oder »Frieden« entscheidende Hinweise enthalten, sondern ein anderes, scheinbar ganz banales, das aber allen Schrecken oder Segen in sich birgt, das der Diplomat mit Hilfe seines Chiffresystems auf der Stelle lesen und auf das er, um die Würde Frankreichs zu wahren, durch ein anderes ebenso banales Wort antworten wird, hinter dem aber der Minister des feindlichen Landes sogleich sieht: Krieg. Nach einem alten Brauch ähnlich jenem, nach dem für die erste Annäherung zweier füreinander ausersehener Menschen die Form einer zufälligen Begegnung bei einer Vorstellung des Théâtre du Gymnase[1] gewählt wird, fand das Gespräch, in dem das Schicksal das Wort »Krieg« oder das Wort »Frieden« diktieren würde, gewöhnlich nicht im Arbeitszimmer des Ministers, sondern auf einer Bank in einem »Kurgarten« statt, in dem sowohl der Minister als auch Norpois aus den Thermalquellen in kleinen Gläsern einen heilenden Brunnen zu sich nahmen. Durch eine Art von schweigender Übereinkunft trafen sie sich zur Zeit der Trinkkur und machten vorerst zusammen einen kleinen Rundgang auf einer Kurpromenade, die unter ihrem harmlosen Äußeren im Bewußtsein beider Partner so tragisch war wie ein Mobilmachungsbefehl. In einer privaten Angelegenheit nun, wie diese Bewerbung um die Aufnahme in das Institut, hatte der Fürst das gleiche System von Induktionen angewendet wie in seiner diplomatischen Laufbahn, die gleiche Methode, die hinter überlagerten Symbolen zu lesen erlaubt.

Sicherlich kann man nicht behaupten, daß meine Großmutter und ihre so wenig zahlreichen Artgenossen die einzigen gewesen wären, denen diese Art von Kalkül unverständlich blieb. Der Durchschnitt der Menschheit, alle die Leute, die im voraus vorgezeichnete Laufbahnen verfolgen, teilen bis zu

einem gewissen Grad durch ihren Mangel an Intuition die Unwissenheit, in der sich meine Großmutter infolge ihrer noblen Selbstlosigkeit befand. Man muß oft bis in die Kreise ausgehaltener Personen, Männer oder Frauen, hinabsteigen, bis man den Beweggrund für die scheinbar unschuldigsten Handlungen und Worte in ganz vitalen Interessen und Notwendigkeiten finden kann. Wenn eine Frau, die man bezahlen wird, einem sagt: »Sprechen wir nicht von Geld«, so weiß ein jeder, daß das, wie in der Musik, ein vor Spielbeginn ausgezählter Takt ist; und wenn sie später erklärt: »Du hast mich zu sehr verletzt, du hast mir zu oft die Wahrheit verheimlicht, ich kann nicht mehr«, so heißt das: Ein anderer Beschützer bietet ihr mehr. Dabei ist das lediglich die Sprache einer Kokotte, die den Damen der Gesellschaft einigermaßen nahesteht. Weit schlagendere Beispiele bieten die Apachen. Monsieur de Norpois und dem deutschen Fürsten waren die Apachen freilich unbekannt, doch sie pflogen gewohnten Umgang mit den Nationen, die ebenfalls, bei all ihrer Größe, Lebewesen sind, und zwar egoistische und abgefeimte, die man nur durch Gewalt bändigen kann und durch Rücksicht auf ihre Interessen, die sie bis zum Mord treiben können, einem seinerseits symbolträchtigen Mord, denn schon ein einfaches Zögern zu kämpfen oder die Weigerung zu kämpfen kann für eine Nation den Untergang bedeuten. Da jedoch von all dem in den verschiedenen Gelb-, Weiß- oder anderen Büchern[1] nichts steht, ist das Volk mit Vorliebe pazifistisch; ist es kriegerisch gesinnt, so aus Instinkt, aus Haß, aus Rachsucht, und nicht aus den für die Staatsoberhäupter, die von einem Norpois beraten werden, entscheidenden Gründen.

Im folgenden Winter war der Fürst schwer krank; er erholte sich, doch blieb sein Herz unheilbar angegriffen.

Ei der Teufel, sagte er sich, jetzt gilt’s keine Zeit verlieren mit dem Institut; denn wenn das zu lange dauert, riskiere ich zu sterben, ehe ich ernannt bin. Das wäre wirklich unangenehm.

Er verfaßte über die Politik der letzten zwanzig Jahre eine Studie für die *Revue des Deux Mondes* und äußerte sich darin an mehreren Stellen äußerst schmeichelhaft über Norpois. Dieser machte ihm einen Besuch und sagte ihm, daß er ihm sehr verbunden sei. Er setzte hinzu, er wisse gar nicht, wie er ihm danken solle. Der Fürst sagte sich wie jemand, der einen anderen Schlüssel an einem Schloß probiert: Dieser ist auch nicht der richtige, und da er sich etwas erschöpft fühlte, als er den Marquis hinausbegleitete, dachte er: Sapristi, diese Burschen sind imstande und lassen mich krepieren, bevor ich gewählt worden bin. Eile tut not.

Am gleichen Abend traf er Monsieur de Norpois in der Oper:

»Mein lieber Botschafter«, sagte er zu ihm, »Sie haben doch heute morgen bemerkt, Sie wüßten nicht, wie Sie mir ihre Dankbarkeit bezeigen könnten; das ist nun ganz und gar übertrieben, denn Sie schulden mir nichts, aber ich möchte dennoch so unzart sein, Sie beim Wort zu nehmen.«

Norpois hatte keine geringere Hochachtung vor dem Takt des Fürsten als jener vor dem seinigen. Er begriff auf der Stelle, daß der Fürst von Faffenheim nicht vorhabe, ihn um etwas zu bitten, sondern ihm etwas zu offerieren, und mit lächelnder Bereitwilligkeit schickte er sich an, ihn anzuhören.

»Also gut, Sie werden mich freilich recht unbescheiden finden. Es gibt da zwei Personen, denen ich, wenn auch auf ganz verschiedene Weise, wie Sie verstehen werden, überaus zugetan bin, die seit kurzem in Paris leben und auch weiter hier zu leben gedenken: es handelt sich um meine Frau und die Großherzogin Jean. Sie werden ein paar Diners veranstalten, vor allem zu Ehren des Königs und der Königin von England[1] , ihr Traum aber wäre, ihren Gästen die Bekanntschaft mit einer Dame bieten zu können, für die sie beide, ohne sie zu kennen, die größte Bewunderung hegen. Ich gestehe, daß ich bislang nicht wußte, wie ich diesen Wunsch erfüllen könnte, erfahre nun aber soeben ganz zufällig, daß Sie die Dame

kennen; ich weiß, daß sie sehr zurückgezogen lebt und nur wenige Leute empfängt, *happy few*; doch wenn Sie mir Ihre Unterstützung leihen, bin ich bei dem Wohlwollen, das Sie mir immer bezeigt haben, sicher, daß sie Ihnen erlauben würde, mich ihr vorzustellen und ihr die Bitte der Großherzogin und der Fürstin vorzutragen. Vielleicht würde sie sich herbeilassen, zu einem Diner mit der Königin von England zu erscheinen, und wer weiß, wenn wir sie nicht zu sehr langweilen, die Osterferien mit uns in Beaulieu bei der Großherzogin Jean zu verbringen. Diese Dame ist die Marquise von Villeparisis. Ich gestehe, daß die Hoffnung, einer der ständigen Besucher eines solchen »bureau d'esprit« zu werden, mich darüber trösten, mir jedes Bedauern nehmen würde, auf meine Kandidatur am Institut verzichten zu müssen. Ideenaustausch und subtile Gesprächskunst werden ja auch bei ihr gepflegt.«

Mit einem Gefühl unaussprechlichen Vergnügens konnte der Fürst feststellen, daß das Schloß nunmehr nachgab, daß dieser Schlüssel endlich paßte.

»Eine solche Entscheidung wäre ganz überflüssig, lieber Fürst«, antwortete Norpois; »nichts läßt sich besser mit dem Institut in Einklang bringen als besagter Salon, der geradezu eine Pflanzschule künftiger Akademiemitglieder ist. Ich werde Ihr Anliegen der Marquise von Villeparisis übermitteln; sie wird sich dadurch sehr geschmeichelt fühlen. Was allerdings das Diner bei Ihnen betrifft … Sie geht nur wenig aus, das wird vielleicht schwieriger sein. Aber ich werde Sie bei ihr einführen, und dann können Sie ja selbst Ihre Sache vertreten. Vor allem aber geben Sie den Gedanken an die Akademie nicht auf; gerade morgen in vierzehn Tagen esse ich, bevor wir zusammen zu einer wichtigen Sitzung gehen, mit Leroy-Beaulieu, ohne den keine Neuwahl zustande kommt; ich hatte bei ihm bereits ein Wort über Sie fallenlassen, Ihr Name ist ihm natürlich sehr wohl bekannt. Er brachte damals ein paar Einwände vor. Aber wie die Dinge liegen, braucht er die Un-

terstützung meiner Gruppe bei einer demnächst fälligen Wahl, und ich habe die Absicht, erneut einen Vorstoß zu unternehmen; ich werde ihm ganz offen sagen, welche freundschaftlichen Bande uns vereinen, und nicht verhehlen, daß ich im Fall einer Bewerbung von Ihrer Seite alle meine Freunde dahin bearbeiten würde, zu Ihren Gunsten zu stimmen« (der Fürst stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus), »und er weiß, daß ich Freunde habe. Ich bin der Meinung, daß Sie, wenn es mir gelänge, Ihnen seine Hilfe zu sichern, sehr ernsthafte Chancen hätten. Kommen Sie doch an jenem Abend um sechs Uhr zu Madame de Villeparisis, ich werde Sie einführen und Ihnen dann auch gleich über mein Gespräch vom Vormittag berichten.«

Das war für den Fürsten von Faffenheim der Anlaß gewesen, bei Madame de Villeparisis zu erscheinen. Tief enttäuscht wurde ich, als er den Mund auftat. Wenn eine Epoche charakteristische und allgemeine Züge schafft, die stärker sind als die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation, so daß in einem illustrierten Lexikon, das bis zu einem authentischen Porträt der Minerva alles führt, Leibniz mit seiner Perücke und seiner Halskrause sich wenig von Marivaux oder Samuel Bernard[1] unterscheidet, hatte ich doch nicht daran gedacht, daß anderseits eine Nationalität auch besondere Züge besitzt, die stärker als alle Kasten sind. Diese taten sich mir nicht durch Reden kund, von denen ich von vornherein annahm, ich würde das Raunen der Elfen und den Tanz der Kobolde in ihnen vernehmen, sondern in einer Transposition, die nicht minder diesen poetischen Ursprung bestätigte: die Tatsache nämlich, daß, als er sich – klein, mit rotem Gesicht und schmerbäuchig – vor Madame de Villeparisis verneigte, dieser Rheingraf sein »Ponchour, Matame la Marquise« mit dem gleichen Akzent vorbrachte wie ein elsässischer Concierge.

»Darf ich Ihnen nicht eine Tasse Tee oder ein Stück Torte reichen, sie ist wirklich sehr gut«, sagte die Herzogin zu mir in dem Bestreben, so liebenswürdig wie möglich gewesen zu

sein. »Ich mache in diesem Haus die Honneurs, als wenn es das meine wäre«, setzte sie in ironischem Ton hinzu, der ihrer Stimme etwas Gutturales gab, als ob sie ein heiseres Lachen unterdrückt hätte.

»Monsieur«, sagte Madame de Villeparisis zu Norpois, »Sie denken doch auch daran, daß Sie dem Fürsten etwas wegen der Akademie sagen wollten?«

Madame de Guermantes senkte den Blick und drehte ihr Handgelenk um neunzig Grad, um auf ihre Uhr zu schauen.

»Oh! Mein Gott, es ist Zeit, daß ich mich von meiner Tante verabschiede, wenn ich noch meinen Besuch bei Madame de Saint-Ferréol machen will, und zum Abendessen muß ich zu Madame Leroi.«

Sie erhob sich, ohne mir adieu zu sagen. Sie hatte eben Madame Swann bemerkt, die sich offenbar durch meine Anwesenheit ziemlich geniert fühlte. Bestimmt dachte sie daran, daß sie als erste mir gesagt hatte, sie sei von Dreyfus' Unschuld überzeugt.

»Ich möchte nicht, daß meine Mutter mich Madame Swann vorstellt«, sagte Saint-Loup. »Sie ist eine ehemalige Dirne. Ihr Mann ist Jude, und jetzt macht sie es uns national. Ach schau, da kommt mein Onkel Palamède.«

Die Anwesenheit von Madame Swann besaß für mich ein besonderes Interesse dank einem Ereignis, das sich ein paar Tage zuvor zugetragen hatte und das berichtet werden muß wegen der Folgen, die es sehr viel später haben sollte und die man zu gegebener Zeit im einzelnen kennenlernen wird.[1] Ein paar Tage also vor diesem Besuch hatte ich selbst nämlich einen ganz unerwarteten bekommen, und zwar den von Charles Morel, dem mir persönlich nicht bekannten Sohn des ehemaligen Kammerdieners meines Großonkels. Dieser Großonkel (derselbe, bei dem ich die Dame in Rosa getroffen hatte) war im vorhergehenden Jahr gestorben. Sein alter Kammerdiener hatte mehrmals die Absicht geäußert, mir einen Besuch zu machen; ich wußte nicht, was er damit bezweckte, aber ich

hätte ihn gern gesehen, denn ich hatte durch Françoise erfahren, daß er einen wahren Kult mit dem Andenken meines Onkels trieb und bei jeder Gelegenheit zum Friedhof pilgerte. Da er aber genötigt war, in seiner Heimat seine Gesundheit zu pflegen und lange dort bleiben würde, schickte er mir seinen Sohn gleichsam als Abgesandten. Ich war überrascht, einen hübschen Burschen von achtzehn Jahren eintreten zu sehen, der eher teuer als geschmackvoll angezogen war, aber gleichwohl wie alles andere, nur nicht wie ein Kammerdiener wirkte. Er legte übrigens von vornherein Wert darauf, sich von dem dienstbaren Stand, aus dem er hervorgegangen war, abzunabeln, indem er mir mit einem Lächeln der Genugtuung mitteilte, er habe einen ersten Preis des Conservatoire erhalten. Der Zweck seines Besuches war der folgende: sein Vater hatte aus den Erinnerungsstücken an meinen Onkel Adolphe einige zur Seite gelegt, die er aus Gründen der Schicklichkeit meinen Eltern nicht hatte zukommen lassen wollen, von denen er aber annahm, sie würden für einen jungen Mann meines Alters von Interesse sein. Es waren Photographien von berühmten Schauspielerinnen und großen Kokotten, die mein Onkel gekannt hatte, die letzten Bilder dieses Daseins eines alten Viveurs, das er hermetisch von seinem Familienleben getrennt hielt.[1] Während der junge Morel sie mir zeigte, wurde ich mir bewußt, daß er es besonders darauf anlegte, zu mir wie zu seinesgleichen zu sprechen. Einfach »Sie« und so selten wie möglich »Monsieur« zu sagen bereitete ihm ungemeines Vergnügen, wie es nicht anders sein konnte bei dem Sohn eines Vaters, der zu meinen Eltern immer in der »dritten Person« gesprochen hatte. Fast alle Photographien waren mit einer Widmung versehen wie: »Meinem besten Freunde«. Eine undankbarere und gewitztere Schauspielerin hatte geschrieben: »Dem besten der Freunde«, was, wie man mir versichert hat, ihr zu behaupten erlaubte, daß mein Onkel keineswegs und bei weitem nicht ihr bester Freund war, wohl aber der Freund, der ihr die größte Zahl an kleinen Diensten

erwiesen hatte, der Freund, den sie ausnutzte, ein guter Kerl, fast ein gutmütiger Trottel. Wie sehr aber der junge Morel auch seiner Herkunft zu entkommen versuchte, man spürte doch, wie der Schatten meines Onkels Adolphe, verehrungswürdig und in den Augen des alten Kammerdieners zu übermäßigen Proportionen angewachsen, unaufhörlich und fast wie etwas Heiliges über der Kindheit und Jugend des Sohnes geschwebt haben mußte. Während ich die Photographien ansah, begutachtete Charles Morel mein Zimmer. Und als ich nach einem geeigneten Aufbewahrungsort Umschau hielt, sagte er (in einem Ton, der einen Vorwurf gar nicht erst auszudrücken brauchte, so sehr lag er bereits in den Worten selbst): »Aber wie ist es möglich, daß ich kein einziges Bild Ihres Onkels in diesem Zimmer sehe?« Ich fühlte, wie ich errötete, und stotterte nur: »Ich glaube, ich habe gar keines.« – »Wie? Sie haben keine einzige Photographie von Ihrem Onkel Adolphe, der Sie so sehr geliebt hat! Ich werde Ihnen eine aus dem Haufen schicken, den mein alter Herr besitzt, und hoffe, Sie werden ihr einen Ehrenplatz geben, da über dieser Kommode, die Sie ja gerade von Ihrem Onkel haben.« In Wirklichkeit hatte die Tatsache, daß sich in meinem Zimmer kein Bild meines Onkels Adolphe befand, insofern nichts besonders Verletzendes, als ich ja auch nirgends eine Photographie von meinen Eltern aufgestellt hatte. Aber es war unschwer zu erraten, daß für den Vater Morel, der diese Betrachtungsweise auch seinem Sohn eingeimpft hatte, mein Onkel die wichtige Persönlichkeit der Familie war, von der auf meine Eltern nur ein bescheidener Abglanz fiel. Ich selbst stand mehr in Gunst, weil mein Onkel täglich behauptet hatte, ich werde bestimmt einmal etwas wie ein Racine oder Vaulabelle[1] , und Morel mich als eine Art von Adoptivsohn und Wahlkind von ihm betrachtete. Ich war mir schnell darüber klar, daß der Sohn Morel ein richtiger »Karrierist« war. So fragte er mich an diesem Tag, ob ich nicht für ihn, der ein wenig komponierte und sehr wohl imstande war, Verse in Musik zu setzen, einen

Dichter wisse, der in der Welt der »Aristos« eine bedeutende Stellung einnehme. Ich nannte ihm einen. Er kannte die Werke dieses Dichters nicht und hatte nie seinen Namen gehört, notierte ihn aber sogleich. Nur wenig später erfuhr ich, er habe an diesen Dichter geschrieben, als fanatischer Bewunderer seiner Werke habe er eines seiner Sonette in Musik gesetzt und würde sich sehr glücklich schätzen, wenn der Librettist es im Salon der Gräfin X aufführen lassen würde. Damit hatte er etwas zu rasch die Karten aufgedeckt. Der entrüstete Dichter antwortete nicht.[1]

Im übrigen schien Charles Morel neben Ehrgeiz auch eine lebhafte Neigung für konkretere Wirklichkeiten zu hegen. Er hatte im Hof die Nichte Jupiens bemerkt, die gerade an einer Weste arbeitete, und obwohl er mir gegenüber behauptete, er brauche nur gerade dringend eine farbige Weste, spürte ich doch, daß das junge Mädchen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er zögerte nicht, mich zu bitten, mit ihm hinunterzugehen und ihn vorzustellen, »aber nicht als jemand, der mit Ihrer Familie zu tun hat, sie verstehen, ich zähle auf Ihre Diskretion, was meinen Vater anbetrifft, sagen Sie nur, ein großer Künstler, mit dem Sie befreundet sind. Sie verstehen, Ladenbesitzern muß man imponieren.« Obwohl er mir nahegelegt hatte, ich könne vielleicht, wenn ich ihn auch zu wenig kenne, das verstehe er, um »lieber Freund« zu ihm zu sagen, vor dem jungen Mädchen doch etwas wie »nicht gerade lieber Meister natürlich, obwohl …, so doch, wenn Sie wollen, Sie als großer Künstler« fallenlassen, vermied ich gleichwohl im Laden, ihn, wie Saint-Simon gesagt hätte, zu »qualifizieren«, und begnügte mich, seine Anreden mit »Sie« ebenfalls mit einem »Sie« zu quittieren. Unter den verschiedenen Samtstoffen gewahrte er einen von so grellem, ja schreiendem Rot, daß er selbst bei seinem schlechten Geschmack die Weste später niemals tragen konnte. Das junge Mädchen ging mit ihren beiden »Lehrtöchtern« wieder an die Arbeit, aber mir schien, als beruhe der Eindruck auf Gegenseitigkeit und als habe

Charles Morel, den sie für jemanden aus »meiner Sphäre« hielt (nur eleganter und reicher) ihr ausnehmend gut gefallen. Da ich sehr erstaunt gewesen war, unter den Photographien, die sein Vater mir schickte, eine von Elstirs Porträt der Miss Sacripant (das heißt Odettes) zu finden, sagte ich zu Charles Morel, während ich ihn zum Tor begleitete: »Ich fürchte, Sie werden mir da keine Auskunft geben können. Hat mein Onkel diese Dame sehr gut gekannt? Ich sehe nicht recht, in welcher Epoche seines Lebens ich sie unterbringen soll, es interessiert mich aber sehr wegen Monsieur Swann … « – »Ach ja, genau, das habe ich vergessen, Ihnen zu sagen: mein Vater hat mir speziell aufgetragen, Ihre Aufmerksamkeit auf diese Dame zu lenken. Tatsächlich hat diese Halbweltdame an jenem Tag bei Ihrem Onkel zu Mittag gespeist, als Sie ihn zum letzten Mal gesehen haben. Mein Vater wußte damals nicht recht, ob er sie einlassen solle. Es scheint, Sie haben diesem Frauenzimmer sehr gefallen, sie hoffte, Sie wiederzusehen. Aber gerade zu jenem Zeitpunkt scheint es dann, sagt mein Vater, Krach in der Familie gegeben zu haben, und Sie haben Ihren Onkel niemals wiedergesehen.« Um ihr von weitem Lebewohl zu sagen, lächelte er in diesem Augenblick der Nichte Jupiens zu. Sie sah ihm nach und bewunderte gewiß sein mageres Gesicht von regelmäßigem Zuschnitt, sein lockeres Haar, seine munteren Augen. Ich dachte, als ich ihm die Hand drückte, an Madame Swann und suchte mir mit Staunen – so weit waren sie in meiner Erinnerung verschieden und entfernt voneinander – klarzumachen, daß ich sie fortan mit der »Dame in Rosa« gleichsetzen müsse.[1]

Es dauerte nicht lange, so saß Charlus neben Madame Swann. Verächtlich gegenüber den Männern und hofiert von den Frauen, war er bei allen gesellschaftlichen Anlässen, an denen er teilnahm, bald neben der elegantesten von ihnen zu finden, mit deren Toilette er auch seinen eigenen Körper geschmückt fühlte. In seinem Gehrock oder Frack erinnerte der Baron an jene von einem großen Koloristen geschaffenen

Porträts eines Mannes in Schwarz, neben dem aber auf einem Stuhl ein schimmernder Domino liegt, den er auf einem Kostümfest zu tragen gedenkt.[1] Dieses Tête-à-tête, meistens übrigens mit irgendeiner Hoheit, verschaffte Charlus die Art von Distinktion, die er besonders liebte. Es hatte auch beispielsweise zur Folge, daß jeweils die Dame des Hauses bei einem Fest den Baron als einzigen vorn in den Stuhlreihen der Damen sitzen ließ, während die anderen Männer sich im Hintergrund drängelten. Außerdem war Charlus, scheinbar vollkommen damit in Anspruch genommen, der entzückten Dame sehr laut amüsante Geschichten zu erzählen, der Notwendigkeit enthoben, den anderen guten Tag zu sagen, also irgend jemandem seine Aufwartung zu machen. Hinter der parfümierten Schranke, die für ihn die erwählte Schönheit bildete, fand er sich in einem Salon isoliert wie in einer Loge inmitten des Zuschauerraums, und wenn jemand ihn gleichsam durch seine schöne Gefährtin hindurch grüßte, war er entschuldigt, wenn er nur sehr kurz und ohne im Gespräch mit der Dame innezuhalten, dankte. Gewiß gehörte Madame Swann rangmäßig nicht dem Kreis der Personen an, mit denen er sich gern zeigte. Doch hielt er viel darauf, Bewunderung für sie und Freundschaft für Swann an den Tag zu legen, wußte, daß seine Aufmerksamkeit ihr schmeicheln würde und fühlte sich selbst geschmeichelt, daß er gegenüber der hübschesten unter allen anwesenden Damen seinen Höflichkeitspflichten nachkam.

Madame de Villeparisis war übrigens von dem Besuch des Barons nur mäßig entzückt. Er mochte zwar seine Tante sehr, bei aller Hellsichtigkeit für ihre Schwächen. Aber gelegentlich schrieb er ihr, in einer plötzlichen Aufwallung von Zorn oder aufgrund eingebildeter Verdächtigungen, ohne seinem Impuls den geringsten Widerstand zu leisten, Briefe von unglaublicher Heftigkeit, in denen er Kleinigkeiten als wichtig darstellte, die er bisher gar nicht bemerkt zu haben schien. Unter anderen Beispielen kann ich das folgende anführen,

weil ich in der Zeit meines Aufenthalts in Balbec davon erfuhr: Madame de Villeparisis, die fürchtete, sie hätte nicht genügend Geld bei sich, um ihren Aufenthalt in Balbec länger auszudehnen, aber aus Geiz unnötige Kosten vermeiden und deshalb kein Geld aus Paris kommen lassen wollte, hatte sich von Charlus dreitausend Francs geborgt. Vier Wochen darauf hatte dieser, aus irgendeinem belanglosen Grund gegenüber seiner Tante verärgert, auf dem Wege telegraphischer Überweisung die Summe zurückverlangt. Er erhielt zweitausendneunhundertneunzig und einige Francs. Als er seiner Tante kurz darauf in Paris begegnete und sich freundschaftlich mit ihr unterhielt, machte er sie in aller Behutsamkeit auf den Irrtum der mit der Überweisung betrauten Bank aufmerksam. »Wieso soll das ein Irrtum sein«, antwortete Madame de Villeparisis, »die telegraphische Überweisung kostet sechs Francs fünfundsiebzig.« – »Ah, natürlich, wenn es absichtlich war, ist es in Ordnung«, erwiderte Charlus. »Ich hatte es Ihnen nur für den Fall gesagt, daß Sie es nicht wüßten, denn wenn die Bank es mit Ihnen weniger nahestehenden Personen ebenso gemacht hätte, wäre es Ihnen sicher unangenehm.« – »Nein, nein, es war kein Irrtum.« – »Im Grunde haben Sie vollkommen recht gehabt«, schloß Charlus heiter und küßte der Tante zärtlich die Hand. Tatsächlich war er ihr keineswegs böse und lächelte nur über diese kleine Knauserei. Einige Zeit darauf aber, als er meinte, seine Tante habe ihn in einer Familienangelegenheit hintergehen und gegen ihn »ein Komplott schmieden« wollen, und diese sich auch noch in ziemlich törichter Weise ausgerechnet hinter den Geschäftsleuten verschanzte, mit denen er sie gegen sich verschworen wähnte, hatte er ihr einen Brief geschrieben, der nur so strotzte von Wut und Unverschämtheit. »Ich werde mich nicht damit begnügen, meine Rache zu nehmen,« fügte er als Postskriptum hinzu, »ich werde Sie obendrein auch noch lächerlich machen. Gleich morgen werde ich jedem, der es hören will, die Geschichte von der telegraphischen Überweisung

und von den sechs Francs fünfundsiebzig erzählen, die Sie von dreitausend, die ich Ihnen geliehen hatte, zurückbehalten haben; in Verruf werde ich Sie bringen.« Statt dessen war er am nächsten Tag zu seiner Tante gegangen und hatte sie um Verzeihung gebeten wegen dieses Briefes, der wirklich abscheuliche Dinge enthielt. Wem übrigens hätte er die Geschichte mit der telegraphischen Überweisung noch erzählen können? Da er keine Rache, sondern ehrliche Versöhnung wollte, hätte er die Sache mit der Überweisung freilich jetzt verschwiegen. Doch vorher, obschon er sich sehr gut mit seiner Tante stand, hatte er sie überall herumerzählt, nicht aus Bosheit, sondern um die Leute zum Lachen zu bringen und weil er nun einmal die Indiskretion in Person war. Er hatte sie herumerzählt, aber ohne daß Madame de Villeparisis es erfuhr. Als sie nun aus seinem Brief sah, daß er sie dadurch zu kompromittieren gedenke, daß er Umstände bekanntmachte, unter denen richtig gehandelt zu haben er ihr, ihr selbst gegenüber, zugestanden hatte, schloß sie, daß er sie habe täuschen wollen und unaufrichtig gegen sie gewesen sei, als er sie seiner Zuneigung versicherte. Alles das hatte sich inzwischen gelegt, aber keiner von beiden wußte recht, was der andere von ihm hielt. Sicher handelt es sich hier um einen Fall von intermittierendem Zerstrittensein, der ziemlich speziell war. Ganz anders war der zwischen Bloch und seinen Freunden. Noch anders war der zwischen Charlus und, wie sich zeigen wird, ganz anders gearteten Personen als Madame de Villeparisis. Trotzdem sollte man sich dabei an die Tatsache erinnern, daß die Meinung, die wir voneinander hegen, die Freundschafts- und Familienbeziehungen nur dem Anschein nach etwas Festes an sich haben, in Wirklichkeit sind sie ewig beweglich wie das Meer. So erklären sich die vielen Scheidungsgerüchte über Eheleute, die ein Herz und eine Seele schienen und bald darauf wieder zärtlich voneinander sprechen; so die zahllosen Ungeheuerlichkeiten, die ein Freund über den andern sagt, von dem wir ihn unzertrennlich glaub-

ten und mit dem wir ihn auch wieder ausgesöhnt finden, noch ehe wir uns von unserem Erstaunen erholt haben; und so auch die vielen Bündniswechsel, die in kürzester Zeit zwischen den Völkern stattfinden.

»Mein Gott, da tut sich was, zwischen meinem Onkel und Madame Swann«, sagte Saint-Loup zu mir. »Und Mama, die in aller Unschuld dazwischenplatzt und sie stört. Dem Reinen ist alles rein!«[1]

Ich sah mir Monsieur de Charlus an. Sein grauer Haarschopf, sein lächelndes Auge, dessen Braue durch das Monokel hochgehoben wurde, und sein Knopflochsträußchen aus roten Blüten bildeten gleichsam die drei beweglichen Angelpunkte eines in die Augen fallenden, unstet zuckenden Dreiecks. Ich hatte nicht gewagt, ihn zu grüßen, denn er bedachte mich keines Blicks. Und doch war ich überzeugt, er habe mich gesehen, obgleich er nicht nach meiner Seite gewandt saß; während er Madame Swann, deren prachtvoller pensee Mantel bis auf ein Knie des Barons hinüberflutete, irgendeine Geschichte vortrug, schweiften seine Blicke unruhig umher wie die eines Straßenhändlers, der das Erscheinen der »Polente« befürchtet, und hatten sicher bis in jeden Winkel den Salon durchforscht und alle Personen entdeckt, die sich darin aufhielten. Monsieur de Châtellerault ging zu ihm und begrüßte ihn, ohne daß irgend etwas im Gesicht des Barons darauf schließen ließ, daß er den jungen Herzog schon bemerkt hatte, bevor er vor ihm stand. So behielt Monsieur de Charlus bei größeren Anlässen wie diesem ein beinahe konstantes Lächeln ohne bestimmte Richtung oder spezielles Ziel bei, das also schon vor dem Gruß der Ankommenden bestand und deshalb, wenn diese in seinen Wirkungsbereich traten, keineswegs irgendeine Liebenswürdigkeit ihnen gegenüber bedeutete. Allein, ich mußte wohl oder übel Madame Swann Guten Tag sagen. Da sie aber nicht wußte, ob ich Madame de Marsantes und Monsieur de Charlus kenne, war sie ziemlich kühl; offenbar befürchtete sie, ich werde den Wunsch äußern,

durch sie vorgestellt zu werden. Ich trat dann auf Monsieur de Charlus zu und bedauerte es sofort wieder, denn obwohl er mich sehr wohl sehen mußte, gab er es in keiner Weise zu verstehen. In dem Augenblick, in dem ich mich vor ihm verbeugte, fand ich, weit von seinem Körper weggestreckt, von dem er mich mit der ganzen Länge seines Armes fernhielt, einen Finger, dem sozusagen nur der Bischofsring fehlte, denn es wirkte ganz so, als halte er mir zum Kuß die hierfür geweihte Stelle hin, und gleichsam ohne Wissen des Barons schien ich durch einen Einbruch, für den er mich die Verantwortung tragen ließ, in die Permanenz, den Bereich der anonymen, leeren Austeilung seines Lächelns hineingeraten zu sein. Diese Kälte war nicht besonders dazu angetan, Madame Swann von der ihrigen abzubringen.

»Wie müde du aussiehst und wie sorgenvoll«, sagte Madame de Marsantes zu ihrem Sohn, der gekommen war, um Charlus zu begrüßen.

Tatsächlich schien Roberts Blick augenblicksweise in eine Tiefe abzugleiten, die er dann sofort wieder verließ wie ein Taucher, der auf den Grund gekommen ist. Dieser Grund, dessen Berührung für Robert so schmerzhaft war, daß er ihn gleich wieder verließ, um einen Augenblick später wieder zu ihm hinabzusinken, war die Vorstellung, daß er mit seiner Geliebten gebrochen habe.

»Nun, laß nur«, setzte seine Mutter hinzu, indem sie ihm die Wange streichelte, »laß nur, ich freue mich auf alle Fälle sehr, meinen kleinen Jungen zu sehen.«

Da aber diese Zärtlichkeitsbekundung Robert zu verdrießen schien, zog Madame de Marsantes ihren Sohn in den Hintergrund des Salons, wo in einer mit gelber Seide bespannten Nische ein paar Beauvaissessel ihre rotvioletten Bezüge gruppierten wie purpurne Schwertlilien in einem Feld von Butterblumen. Madame Swann, die jetzt allein war und gesehen hatte, daß ich mit Saint-Loup befreundet war, gab mir ein Zeichen, mich zu ihr zu setzen. Da ich ihr seit so langem nicht

begegnet war, wußte ich nicht, worüber ich sprechen sollte. Ich verlor meinen Hut nicht aus den Augen unter all denen, die auf dem Teppich standen, fragte mich aber voller Neugier, wem ein anderer gehören mochte, der nicht der des Herzogs von Guermantes war, jedoch im Futter ein G mit einer Herzogskrone trug. Ich wußte von allen Besuchern, wer sie waren, und fand darunter keinen einzigen, dem er gehören konnte.

»Wie nett Monsieur de Norpois ist«, sagte ich zu Madame Swann, indem ich auf ihn wies. »Robert de Saint-Loup behauptet zwar, er sei ein Greuel, aber … «

»Er hat ganz recht«, antwortete sie.

Da ich sah, daß sie dabei an etwas dachte, was sie mir verbarg, drang ich weiter in sie. Ganz zufrieden vielleicht, in diesem Salon, wo sie niemanden kannte, durch die Unterhaltung mit einem der Eingeladenen stark in Anspruch genommen zu wirken, zog sie mich auf die Seite.

»Ich kann mir denken, was Monsieur de Saint-Loup Ihnen andeuten wollte«, antwortete sie, »doch erzählen Sie es ihm nicht weiter, er würde mich für indiskret halten, und an seiner Achtung ist mir sehr gelegen, wissen Sie, mein Ideal ist der ›honnête homme‹. Kürzlich hat Charlus bei der Fürstin von Guermantes diniert; irgendwie kam die Rede auf Sie. Norpois soll dann gesagt haben – es ist wirklich ganz albern, machen Sie sich nur keine Gedanken deswegen, niemand hat der Sache irgendwelche Bedeutung beigelegt, man kannte den Erzähler nur zu genau –, Sie seien ein nahezu hysterischer Schmeichler.«

Ich habe schon früher von meiner Verblüffung darüber berichtet, daß ein Freund meines Vaters, wie Norpois es war, sich über mich so hatte äußern können. Noch verblüffter war ich, als ich erfuhr, daß meine Erregtheit an jenem schon so weit zurückliegenden Tag, als ich von Madame Swann und Gilberte gesprochen hatte, der Fürstin von Guermantes zur Kenntnis gekommen war, von der ich glaubte, sie wisse gar

nichts von mir. Alle unsere Handlungen, Worte und Verhaltensweisen sind von der »Welt«, von den Menschen, die nicht unmittelbar Zeugen davon waren, durch ein Medium getrennt, dessen Durchlässigkeit unendlich variabel ist und uns unbekannt bleibt; ich wußte zwar aus Erfahrung, daß diese oder jene wichtigen Dinge, die wir sehr gern verbreitet gesehen hätten (wie etwa meine so begeisterten Äußerungen über Madame Swann, die ich gegenüber jedermann und bei jeder Gelegenheit fallen ließ in der Hoffnung, daß unter so vielen Saatkörnern doch eines aufgehen werde), auf der Stelle unter den Scheffel gestellt wurden, oft gerade wegen unseres Wunsches; wie viel weiter aber war ich deshalb davon entfernt anzunehmen, ein winziges Wörtchen, das wir selbst vergessen, ja niemals ausgesprochen haben, das unterwegs durch die unvollkommene Refraktion eines anderen Wortes entstanden ist, könne unaufhaltsam über unendliche Distanzen – in diesem Fall bis zu der Fürstin von Guermantes – weitergetragen werden, um auf unsere Kosten das Mahl der Götter zu ergötzen. Was wir von unserem Auftreten im Gedächtnis behalten, bleibt den Allernächsten verborgen; Worte aber, die wir vergessen oder überhaupt nicht gesagt haben, werden Heiterkeit noch auf fernen Planeten erwecken, und das Bild, das die anderen sich von unserem Tun und Treiben machen, sieht dem, das wir uns selbst machen, nicht ähnlicher als einer Zeichnung ein mißratener Abzug, auf dem an manchen Punkten an Stelle eines schwarzen Striches ein leerer Fleck und statt weißer Flächen ein unerklärlicher Schnörkel erscheint. Es kann übrigens vorkommen, daß das, was nicht aufgezeichnet wurde, irgendein irrealer Zug ist, den wir uns zuerkennen, während umgekehrt das, was nur hinzugedichtet scheint, uns tatsächlich eigen ist, jedoch so wesensmäßig zu uns gehört, daß es uns entgeht. So kann der seltsame Abzug, der uns so wenig getroffen scheint, zuweilen die – freilich wenig schmeichelhafte, aber tiefreichende und nützliche – Ähnlichkeit einer Röntgenaufnahme besitzen. Das aber ist kein Grund, uns da-

rin wiederzuerkennen. Wer die Gewohnheit hat, im Spiegel seinem hübschen Gesicht und schönen Oberkörper zuzulächeln, dann aber sein Röntgenbild zu sehen bekommt, wird angesichts dieses knöchernen Rosenkranzes, den man ihm als ein Bild seiner selbst vorlegt, denselben Verdacht auf einen Irrtum hegen wie ein Ausstellungsbesucher, der, vor dem Bildnis einer jungen Frau stehend, im Katalog »Ruhendes Dromedar« liest. Später sollte ich diese Abweichung zwischen unserem Bild, wie wir selbst es uns malen und wie ein Mitmensch es sieht, bei anderen feststellen, die still und zufrieden in einer Sammlung von Photographien leben, die sie selbst von sich gemacht haben, während ringsumher gräßliche Fratzen grinsen, die ihnen gewöhnlich unsichtbar bleiben, bei deren Anblick sie aber in Erstarrung versetzt würden, wenn ein Zufall sie ihnen mit der Bemerkung vor Augen hielte: »Das sind Sie«.

Vor ein paar Jahren noch wäre ich sehr froh gewesen, Madame Swann erzählen zu können, »zu welchem Behuf« ich zu Norpois so zutraulich gewesen war, da ja dieser »Behuf« in dem Wunsch, sie kennenzulernen, bestand. Doch hatte ich den Wunsch nicht mehr, ich liebte Gilberte nicht mehr. Andererseits gelang es mir nicht, Madame Swann mit der Dame in Rosa meiner Kindheit zu identifizieren. Daher sprach ich von der Frau, die mich im Augenblick innerlich in Anspruch nahm.

»Haben Sie eben die Herzogin von Guermantes gesehen?« fragte ich Madame Swann.

Da die Herzogin Madame Swann nicht grüßte, wollte diese so tun, als halte sie sie für eine belanglose Erscheinung, deren Gegenwart man nicht einmal bemerkt.

»Ich weiß nicht, ich habe nicht *realisiert*«, antwortete sie unangenehm berührt und unter Verwendung eines aus dem Englischen übernommenen Ausdrucks.

Ich hätte dennoch gern nähere Auskunft nicht nur über Madame de Guermantes, sondern auch über alle die Menschen

gehabt, die in ihrer Nähe lebten, und ganz wie Bloch, taktlos wie alle, die in der Unterhaltung nicht den anderen gefallen, sondern in egoistischer Weise sie selbst interessierende Fragen klären wollen, erkundigte ich mich, um mir das Leben von Madame de Guermantes möglichst genau vorstellen zu können, bei Madame de Villeparisis nach Madame Leroi.

»Ja, ich weiß«, sagte sie mit gespielter Herablassung, »die kommt doch aus dem Holzgroßhandel. Ich weiß, daß sie jetzt in der Gesellschaft verkehrt, aber ich muß Ihnen sagen, ich bin eben doch etwas alt, um neue Bekanntschaften zu machen. Ich habe so interessante und liebenswürdige Menschen gekannt, daß ich wirklich glaube, Madame Leroi würde dem nichts hinzufügen können.«

Madame de Marsantes, die die Rolle der Ehrendame bei der Marquise spielte, stellte mich dem Fürsten vor und hatte es kaum getan, als Norpois seinerseits das gleiche unternahm, und zwar mit den wärmsten Worten. Womöglich fand er angebracht, mir eine Artigkeit zu erweisen, die seinen Kredit in keiner Weise in Anspruch nahm, da ich gerade schon vorgestellt worden war; womöglich glaubte er auch, ein Ausländer, selbst ein berühmter, sei mit den französischen Salons weniger vertraut und könne meinen, ein junger Herr der ersten Gesellschaft werde ihm vorgestellt; womöglich wollte er auch eines seiner Vorrechte ausüben: jenes, das Gewicht seiner hochrangigen diplomatischer Empfehlung einzubringen oder jenes, aus einer archaisierenden Neigung heraus zu Ehren des Fürsten den dieser Hoheit schmeichelnden Brauch wieder aufleben zu lassen, nach dem zwei Paten nötig waren, wenn man ihr vorgestellt werden wollte.

Madame de Villeparisis wandte sich mit lauter Stimme an Norpois, denn sie empfand das Bedürfnis, mir von ihm sagen zu lassen, sie habe es nicht zu bedauern, daß sie Madame Leroi nicht kenne.

»Nicht wahr, Herr Botschafter«, meinte sie, »Madame Leroi ist doch eine Person ohne jedes Interesse und unter dem

Niveau der Leute, die ich hier in meinem Hause habe? Ich habe sicher recht, sie nicht heranzuziehen?«

Sei es Unabhängigkeit oder Müdigkeit, Norpois jedenfalls begnügte sich damit, durch ein äußerst respektvolles, aber jeder Bedeutung bares Neigen des Kopfes darauf zu antworten.

»Es gibt doch wirklich, Monsieur«, sagte Madame de Villeparisis darauf lachend zu ihm, »ungemein komische Leute. Wollen Sie mir glauben, daß ich heute den Besuch eines Herrn gehabt habe, der mir einreden wollte, es mache ihm mehr Vergnügen, meine Hand zu küssen, als die einer jungen Frau?«

Mir war sofort klar, daß sie Legrandin meinte. Norpois lächelte mit leichtem Augenzwinkern, als sei dies eine so natürliche Begierde, daß man sie niemand verübeln könne, ja fast der Beginn eines Romans, den er bereit war zu verzeihen oder sogar zu begünstigen, mit einer perversen Nachsicht im Stile von Voisenon[1] oder von Crébillon fils.[2]

»Viele Hände von jungen Frauen wären außerstande zu machen, was ich da eben gesehen habe«, sagte der Fürst und wies dabei auf die angefangenen Aquarelle von Madame de Villeparisis.

Er fragte sie darauf, ob sie die Blumen von Fantin-Latour gesehen habe, die zur Zeit gerade ausgestellt wurden.[3]

»Sie sind wirklich erstrangig und, wie man heute sagt, von einem echten Könner gemalt, einem der Meister der Palette«, erklärte Norpois; »ich bin indessen der Meinung, daß sie nicht den Vergleich mit denen von Madame de Villeparisis aushalten können, in denen ich den Kolorit der Blume besser wiedergegeben finde.«

Selbst wenn man voraussetzt, daß die Parteilichkeit des alten Liebhabers, die Gewohnheit zu schmeicheln und die in einer Coterie herrschenden Meinungen die Worte des ehemaligen Botschafters diktierten, so bewiesen sie eben doch, auf welchem völligen Nichtvorhandensein wahren Geschmacks

das künstlerische Urteil von mondänen Menschen beruht, das so willkürlich ist, daß es durch ein Nichts zu den schlimmsten Absurditäten hingeleitet werden kann, weil es auf dem Weg zu ihnen auf keinen wirklich empfundenen Eindruck stößt, der es aufhält.

»Es ist bei mir kein Verdienst, daß ich die Blumen kenne, ich habe immer in Feldern und Wiesen gelebt«, antwortete bescheiden Madame de Villeparisis. »Aber«, setzte sie anmutig hinzu, wobei sie sich zu dem Fürsten wandte, »wenn ich bereits in früher Jugend einen etwas genaueren Einblick bekommen habe als andere Landkinder, so verdanke ich das einem sehr prominenten Landsmann von Ihnen, nämlich dem Herrn von Schlegel. Ich habe ihn in Broglie getroffen, wohin meine Tante Cordelia (die Marschallin von Castellane) mich mitgenommen hatte. Ich erinnere mich sehr gut, daß Monsieur Lebrun, Monsieur de Salvandy und Monsieur Doudan ihn auf Blumen zu sprechen brachten.[1] Ich war ein ganz kleines Mädchen und konnte noch nicht recht begreifen, was er sagte. Aber er spielte gern mit mir, und nach seiner Rückkehr in Ihr Land schickte er mir ein schönes Herbarium in Erinnerung an eine Spazierfahrt im Phaethon[2] zum Val Richer[3] , bei der ich auf seinen Knien eingeschlafen war. Ich habe dieses Herbarium immer aufbewahrt, und es hat mich gelehrt, auf viele Eigentümlichkeiten der Pflanzen zu achten, die mir sonst nicht aufgefallen wären. Als Madame de Barante ein paar Briefe der Madame de Broglie[4] veröffentlicht hat, die so schön und gekünstelt waren wie sie selbst, hatte ich gehofft, einige der Gespräche mit Herrn von Schlegel darin festgehalten zu sehen. Aber sie war eine Frau, die in der Natur nur nach Argumenten für die Religion Ausschau hielt.«

Robert rief mich in den Hintergrund des Salons, wo er sich mit seiner Mutter aufhielt.

»Wie nett du gewesen bist«, sagte ich; »wie soll ich dir nur danken? Können wir vielleicht morgen zusammen zu Abend essen?«

»Morgen, wenn du willst, aber dann mit Bloch; ich habe ihn vor der Tür getroffen; nach einem Augenblick der Kühle, weil ich ihn unabsichtlich auf zwei Briefe ohne Antwort gelassen hatte (er hat mir nicht gesagt, daß er deswegen verletzt war, ich habe es aber erraten), war er so liebevoll zu mir, daß ich mich gegen einen solchen Freund nicht undankbar zeigen kann. Unter uns gesagt, ich habe das Gefühl, daß es, von seiner Seite zumindest, eine Freundschaft fürs Leben ist.«

Ich glaube nicht einmal, daß Robert sich unbedingt täuschte. Wütendes Anschwärzen war bei Bloch oft die Auswirkung lebhafter Sympathie, die er unerwidert glaubte. Und da er für das Leben der anderen wenig Phantasie besaß, stellte er sich nicht vor, daß man krank oder verreist usw. sein konnte, so daß ein Schweigen von acht Tagen ihm schnell einmal von absichtlicher Kälte herzurühren schien. Ich habe daher auch nie geglaubt, daß seine heftigsten Ausfälle als Freund und später als Schriftsteller aus tiefster Seele kamen. Sie nahmen ungemein zu, wenn man ihnen mit eisiger Würde begegnete oder sie mit Seichtheiten quittierte, die ihn ermutigten, den Angriff zu verdoppeln, doch wichen sie oft einer warmen Sympathie. »A propos nett«, fuhr Saint-Loup fort, »du behauptest zwar, daß ich es dir gegenüber gewesen bin. Aber ich war im Grunde gar nicht nett, denn meine Tante sagt, du gingest ihr aus dem Weg und hättest kein Wort zu ihr gesagt. Sie fragt sich, ob du nicht etwas gegen sie hast.«

Auch wenn ich mich von diesen Worten hätte täuschen lassen, so hätte mich doch zu meinem Glück unsere, wie ich glaubte, unmittelbar bevorstehende Abreise nach Balbec an einem Versuch gehindert, Madame de Guermantes wiederzusehen und ihr zu versichern, ich habe nichts gegen sie, und sie so in die Notwendigkeit zu versetzen, mir zu beweisen, sie habe vielmehr etwas gegen mich. Aber ich brauchte mich ja nur daran zu erinnern, daß sie mir nicht einmal angeboten hatte, ihre Elstirs zu besichtigen. Im übrigen war das keine Enttäuschung; ich hatte keineswegs erwartet, daß sie davon zu

mir etwas sagen werde; ich wußte, daß ich ihr nicht gefiel, daß ich nicht hoffen durfte, sie werde mich jemals lieben; da ich sie vor meiner Abreise aus Paris nicht wiedersehen sollte, war das Äußerste, was ich mir hatte wünschen können, dank ihrer Güte anstelle einer mit Angst und Trauer vermischten Erinnerung einen ungetrübt sanftmütigen, unendlich und unversehrt anhaltenden Eindruck von ihr nach Balbec mitzutragen.

Immer wieder unterbrach sich Madame de Marsantes in ihrem Gespräch mit Robert, um mir zu sagen, wie oft er ihr von mir erzählt habe und wie sehr er mich liebe; sie bemühte sich in einer Weise um mich, die mir beinahe weh tat, weil ich ihre Angst spürte, sich meinetwegen mit diesem Sohn zu zerstreiten, den sie heute noch nicht gesehen hatte, mit dem endlich allein zu sein sie ungeduldig erwartete und über den sie weniger Macht zu haben glaubte als ich, so daß sie auf die meinige Rücksicht nehmen wollte. Da sie zuvor gehört hatte, wie ich Bloch nach dem Ergehen von Monsieur Nissim Bernard, seinem Onkel, fragte, erkundigte sich Madame de Marsantes, ob das derselbe sei, der in Nizza gelebt habe.

»In diesem Fall hat er dort Monsieur de Marsantes vor meiner Heirat gekannt«, sagte sie. »Mein Mann hat mir oft von ihm als von einem ausgezeichneten Mann mit einem gütigen, großen Herzen gesprochen.«

Kaum zu glauben, daß er für einmal nicht gelogen hat, hätte Bloch gedacht.

Die ganze Zeit über hätte ich Madame de Marsantes gern zu verstehen gegeben, daß Robert ihr unendlich mehr zugetan sei als mir und daß ich, auch wenn sie mir feindselig entgegengetreten wäre, nie versuchen würde, ihn gegen sie einzunehmen, ihn von ihr zu lösen. Aber seitdem Madame de Guermantes gegangen war, konnte ich Robert freier beobachten und bemerkte nun erst, daß sich in ihm von neuem eine Art von Zorn zu regen schien, der sich auf seinem hart und düster gewordenen Gesicht abzeichnete. Ich fürchtete, er

möchte sich in der Erinnerung an die Szene dieses Nachmittags mir gegenüber gedemütigt fühlen, weil er sich so rauh von seiner Geliebten hatte behandeln lassen, ohne ihr entgegenzutreten.

Plötzlich machte er sich von seiner Mutter los, die ihm den Arm um den Hals gelegt hatte, trat zu mir, zog mich hinter den kleinen blühenden Ladentisch von Madame de Villeparisis, an dem diese sich wieder niedergelassen hatte, und gab mir ein Zeichen, ihm in den kleinen Salon zu folgen. Ich eilte ihm nach, als Monsieur de Charlus, der glauben mochte, ich strebe dem Ausgang zu, den Fürsten von Faffenheim, mit dem er sich unterhielt, brüsk stehenließ und eine blitzartige Wendung vornahm, durch die er sich genau mir gegenüber befand. Mit Beunruhigung sah ich, daß er den Hut genommen hatte, in dessen Tiefe ein G mit einer Herzogskrone eingeprägt war. Unter der Tür des kleinen Salons sagte er mir, ohne mich anzusehen:

»Da Sie jetzt offenbar in Gesellschaft gehen, machen Sie mir doch einmal das Vergnügen, mich zu besuchen. Es ist allerdings ziemlich kompliziert«, setzte er mit einer Miene berechnender Geistesabwesenheit hinzu, als handle es sich dabei um ein Vergnügen, das er nicht wieder zu haben fürchtete, wenn er sich die Gelegenheit, die Mittel zu seiner Verwirklichung mit mir zu vereinbaren, entgehen ließe. »Ich bin wenig zu Hause, Sie müssen mir vorher schreiben. Aber ich möchte Ihnen das lieber in größerer Ruhe erklären. Ich werde in ein paar Minuten aufbrechen. Begleiten Sie mich vielleicht ein Stück? Ich halte Sie nicht lange auf.«

»Sie sollten achtgeben, Baron«, sagte ich zu ihm. »Sie haben aus Versehen den Hut eines anderen Besuchers genommen.«

»Sie wollen mich hindern, meinen Hut mitzunehmen?«

Ich vermutete – da mir dergleichen selbst kurz vorher zugestoßen war – daß er, weil jemand ihm den seinen entführt hatte, aufs Geratewohl einen anderen genommen hatte, um nicht

barhaupt heimzukehren, und daß ich ihn durch Aufdecken seiner List in Verlegenheit brachte. Ich bestand deshalb auch nicht darauf. Ich bemerkte, ich müsse erst noch rasch ein paar Worte mit Robert wechseln. »Er ist gerade im Gespräch mit diesem Trottel von Herzog von Guermantes«, setzte ich hinzu. »Reizend, was Sie mir da sagen, ich richte es gern meinem Bruder aus.« – »Ach! Sie meinen, Monsieur de Charlus könne sich dafür interessieren?« (Ich stellte mir vor, daß ein Bruder von ihm ebenfalls Charlus heißen müsse. Saint-Loup hatte mir zwar in Balbec ein paar Belehrungen in dieser Hinsicht erteilt, doch hatte ich sie vergessen.)[1] »Wer redet denn von Monsieur de Charlus?« fragte der Baron sehr von oben herab. »Gehen Sie nur zu Robert. Ich weiß, daß Sie heute morgen an einem dieser ausgelassenen Dejeuners teilgenommen haben, die er mit einer Frau abhält, die Schande über ihn bringt. Sie sollten Ihren Einfluß benutzen, ihm begreiflich zu machen, welchen Kummer er seiner armen Mutter und uns allen bereitet, indem er unseren Namen in die Gosse zieht.«

Ich hätte ihm gern geantwortet, daß bei dem würdelosen Mahl nur von Emerson, Ibsen und Tolstoj[2] die Rede gewesen war und daß die junge Person Robert ermahnt hatte, nur Wasser zu trinken. Um Robert, dessen Stolz ich verletzt glaubte, etwas Balsam zu spenden, suchte ich seine Geliebte zu entschuldigen. Ich wußte nicht, daß er in diesem Augenblick ungeachtet seines Zorns auf sie sich selbst Vorwürfe machte. Sogar bei Streitigkeiten zwischen einem Guten und einer Bösen, und wenn das Recht ganz klar auf einer Seite ist, kommt es immer vor, daß eine ganz unbedeutende Angelegenheit der Bösen den Anschein geben kann, in einem Punkte nicht unrecht zu haben. Und da sie alle anderen Punkte übergeht, wird, wofern der Gute sie braucht und unter der Trennung leidet, sein geschwächtes Selbstgefühl ihn gegen sich selber einnehmen, er wird sich an die aus der Luft gegriffenen Vorwürfe erinnern, die gegen ihn vorgebracht wurden, und sich fragen, ob diese nicht doch irgendwo begründet waren.

»Ich glaube, ich hatte unrecht in der Sache mit dem Kollier«, sagte Robert zu mir. »Ich habe es sicher nicht böse gemeint, aber ich weiß, daß die anderen sich nicht auf den gleichen Standpunkt stellen wie wir. Sie hat eine harte Kindheit gehabt. Für sie bin ich eben trotzdem der Reiche, der glaubt, für Geld sei alles zu haben, gegen den der Arme nicht aufkommen kann, ob es sich nun darum handelt, Boucheron auf seiner Seite zu haben oder vor Gericht einen Prozeß zu gewinnen. Gewiß war sie grausam gegen mich, obwohl ich immer nur ihr Bestes wollte. Aber ich verstehe das, sie denkt, ich wolle sie fühlen lassen, daß man sie mit Geld halten kann, was nicht der Wahrheit entspricht. Wo sie mich doch so sehr liebt! Was mag sie wohl denken, diese arme Kleine! Wenn du wüßtest, sie ist so voll Zartgefühl, ich kann es dir gar nicht sagen, sie hat oft für mich großartige Dinge gemacht. Wie unglücklich muß sie in diesem Augenblick sein! Auf alle Fälle, was auch geschieht, ich will nicht, daß sie mich für einen Flegel hält, ich laufe zu Boucheron und hole das Kollier. Wer weiß, vielleicht sieht sie, wenn ich das tue, daß sie unrecht hatte. Siehst du, ich kann eben den Gedanken einfach nicht ertragen, daß sie jetzt solchen Kummer hat! Was man selber leidet, ist nichts, denn das kennt man. Aber wenn ich mir sagen muß, daß sie unglücklich ist, und es mir doch nicht vorstellen kann, könnte ich wahnsinnig werden; ich würde sie lieber nie wiedersehen als sie leiden lassen. Soll sie doch glücklich sein ohne mich, wenn es sein muß, ich verlange sonst nichts. Hör zu, du weißt ja, für mich bedeutet alles, was sie angeht, unermeßlich viel, es ist für mich eine geradezu kosmische Angelegenheit; ich fahre jetzt schnellstens zu dem Juwelier und dann gleich zu ihr, um sie um Verzeihung zu bitten. Aber bis ich bei ihr bin, was mag sie da von mir denken? Wenn sie nur wüßte, daß ich komme! Du könntest doch für alle Fälle bei ihr erscheinen; wer weiß, vielleicht renkt sich alles wieder ein. Vielleicht«, sagte er mit einem Lächeln, als wage er nicht, an einen solchen Traum zu glauben, »essen

wir alle drei auf dem Land zu Abend. Aber das kann man noch gar nicht wissen, ich bin ihr gegenüber so ungeschickt; arme Kleine, am Ende verletze ich sie womöglich noch einmal. Und vielleicht steht ihr Entschluß überhaupt schon unwiderruflich fest.«

Robert zog mich ganz unerwartet energisch zu seiner Mutter hin.

»Adieu«, sagte er zu ihr, »ich muß gehen. Ich weiß noch nicht, wann ich wieder Urlaub habe, bestimmt nicht vor vier Wochen. Sobald ich etwas weiß, schreibe ich Ihnen.«

Sicherlich war Robert keiner jener Söhne, die glauben, wenn sie in einer Gesellschaft mit ihrer Mutter zusammentreffen, durch eine Haltung betonter Ungeduld ihr gegenüber das Lächeln und die Grüße, die sie an Fremde wenden, aufwiegen zu müssen. Nichts ist verbreiteter als diese abscheuliche Rache derjenigen, die offenbar meinen, Grobheit gegenüber den Ihrigen sei eine natürliche Ergänzung zum Galaanzug. Was die arme Mutter auch sagt, unverzüglich bekämpft ihr Sohn, als sei er gegen seinen Willen zu der Veranstaltung hingeschleppt worden und lasse sich nun seine Anwesenheit teuer bezahlen, mit ironischem, scharfem, grausamem Widerspruch jede schüchtern vorgebrachte Behauptung; ohne ihn dadurch die Waffen ablegen zu lassen, unterwirft die Mutter sich unverzüglich der Meinung jenes höhergearteten Wesens, das sie in dessen Abwesenheit wieder jedem gegenüber als einen wundervollen Charakter preisen wird und das ihr dennoch keinen seiner schärfsten Pfeile erspart. Saint-Loup war an sich keineswegs so, doch seine Beängstigung durch die Trennung von Rachel bewirkte, daß er aus anderen Gründen nicht minder hart gegen seine Mutter war, als solche Söhne es gegen die ihre sind. Bei seinen Worten aber sah ich bei Madame de Marsantes jene gleiche flügelschlagartige Bewegung, die sie beim Eintreten ihres Sohnes nicht hatte unterdrücken können und die sie jetzt wieder in die Höhe zwang; doch war es nun

ein angstvolles Gesicht, Augen voll tiefen Grams, die sie auf ihn heftete.

»Wie, Robert, du gehst? Ist das dein Ernst? Mein lieber Junge! Der einzige Tag, an dem ich dich haben könnte!«

Und fast leise, im allernatürlichsten Tonfall und mit einer Stimme, aus der sie alle Traurigkeit zu verbannen suchte, um nicht ihrem Sohn ein Mitleid einzuflößen, das vielleicht grausam für ihn oder doch nutzlos wäre, geeignet nur, ihn zu reizen, fügte sie, als handle es sich nur um einen Ausdruck gesunder Vernunft, hinzu:

»Du weißt, daß es nicht nett ist, was du da tust.«

Dieser schlichten Feststellung aber mischte sie so viel Schüchternheit bei, um ihm zu zeigen, daß sie ihn nicht etwa in seiner Freiheit einschränken wolle, so viel Zärtlichkeit, damit er ihr nicht vorwerfe, sie wolle ihn an seinen Vergnügungen hindern, daß Saint-Loup nicht umhin konnte, etwas wie die Möglichkeit von Rührung in sich zu entdecken, das heißt etwas, was ihn daran hindern würde, den Abend mit seiner Freundin zu verbringen. Deshalb wurde er wütend:

»Das ist sehr bedauerlich, aber nett oder nicht, es ist nun einmal so.«

Und nun machte er seiner Mutter die Vorwürfe, von denen er bestimmt fühlte, daß er sie womöglich selbst verdiente; so haben Egoisten immer das letzte Wort: ihr Entschluß steht von vornherein unabänderlich fest; deshalb erachten sie, je rührender das Gefühl ist, an das man in ihnen appelliert, um sie umzustimmen, für um so verdammenswerter nicht sich selbst, die sie diesem Gefühl widerstehen, sondern jene, die sie in die Notwendigkeit versetzen, ihm widerstehen zu müssen, so daß ihre eigene Härte bis zu äußerster Grausamkeit gehen kann, ohne dabei in ihren Augen die Schuld derer nicht um so größer erscheinen zu lassen, die unzart genug sind, zu leiden, recht zu haben und ihnen in dieser feigen Art den Schmerz zufügen, gegen das eigene Mitleid zu handeln. Übrigens gab es Madame de Marsantes von selbst auf, weiter in

ihn zu dringen, denn sie fühlte, sie könnte ihn doch nicht mehr zurückhalten.

»Ich verlasse dich jetzt«, sagte er zu mir, »aber, Mama, halten Sie ihn nicht zu lange auf, er muß gleich noch einen Besuch machen.«

Ich war mir klar darüber, daß meine Anwesenheit Madame de Marsantes kein Vergnügen bereiten konnte, aber es war mir lieber, daß sie nicht – wie etwa bei einem gemeinsamen Aufbruch mit Robert – meinen konnte, ich habe mit jenen Vergnügungen etwas zu tun, die ihn ihr raubten. Gern hätte ich mir eine Entschuldigung für sein Verhalten einfallen lassen, weniger aus Liebe zu ihm als aus Mitleid mit ihr. Doch sie selbst nahm das Gespräch wieder auf:

»Der arme Junge«, sagte sie zu mir, »ich bin sicher, ich habe ihm Verdruß bereitet. Sehen Sie, Monsieur, Mütter sind nun einmal sehr egoistisch; er hat ja dabei so wenig Vergnügungen, wo er so selten nach Paris kommt. Mein Gott, wenn er noch nicht fort wäre, riefe ich ihn am liebsten noch einmal, nicht um ihn zurückzuhalten natürlich, nur um ihm zu sagen, daß ich ihm nicht böse bin und finde, daß er ganz recht hatte. Es macht Ihnen doch nichts aus, wenn ich im Treppenhaus nachschaue?«

Wir gingen zusammen hin.

»Robert! Robert!« rief sie. »Nein, er ist fort, es ist zu spät.«

Jetzt hätte ich ebensogern den Auftrag übernommen, Robert mit seiner Geliebten auseinanderzubringen, wie ein paar Stunden zuvor, ihn dazu zu bewegen, daß er ganz mit ihr lebte. In dem einen Fall hätte Saint-Loup mich für einen treulosen Freund erachtet, im anderen seine Familie in mir seinen bösen Genius gesehen. Dennoch war ich, bis auf ein paar Stunden Unterschied, ein und derselbe Mensch.

Wir kehrten in den Salon zurück. Als Madame de Villeparisis Saint-Loup nicht wieder zurückkommen sah, tauschte sie mit Norpois jenen spöttisch fragenden und nicht gerade von tiefem Mitleid bewegten Blick, mit dem man auf

eine allzu eifersüchtige Ehefrau oder übertrieben zärtliche Mutter weist (die den anderen ein erheiterndes Schauspiel bieten) und der bedeutet: »Sieh mal an! Hier hat es offenbar etwas abgesetzt.«

Robert ging zu seiner Geliebten und brachte ihr den kostbaren Schmuck, den er ihr gemäß ihren gemeinschaftlichen Konventionen nicht hätte geben dürfen. Es kam übrigens auf dasselbe heraus, denn sie wollte ihn nicht, und auch später gelang es ihm nie, sie zur Annahme zu bewegen. Manche Freunde Roberts meinten, solche Beweise der Selbstlosigkeit seien pure Berechnung, damit sie ihn fester an sich binden könnte. Gleichwohl hing sie nicht am Geld, höchstens um es auszugeben, ohne rechnen zu müssen. Ich habe selbst mitangesehen, wie sie aufs Geratewohl Leuten, die sie für arm hielt, sinnlose Mildtätigkeiten erwies. »In diesem Augenblick«, sagten die gleichen Freunde zu Robert, um durch schlechte Nachrede eine Selbstlosigkeit Rachels zu entwerten, »ist sie sicher in den Wandelgängen des Folies-Bergère. Diese Rachel ist wirklich ein Rätsel, eine wahre Sphinx.« Wie viele auf Eigennutz bedachte – da ausgehaltene – Frauen sieht man übrigens nicht mit einem Zartgefühl, das auf dem Boden solcher Existenzen gedeiht, der Großzügigkeit ihres Liebhabers ganz von selbst bei tausend kleinen Dingen Grenzen setzen!

Robert wußte kaum etwas von allen den Fällen, in denen seine Geliebte ihm untreu gewesen war, brütete aber über Nichtigkeiten, die verglichen mit ihrem wahren Leben nichts zu bedeuten hatten, einem Leben nämlich, das sie jeden Tag erst begann, nachdem er gegangen war. Daß sie ihm untreu war, davon wußte er kaum etwas. Man hätte ihm darüber berichten können, ohne im geringsten sein Vertrauen zu Rachel zu erschüttern, denn ein reizendes Gesetz der Natur, das sich noch in den komplexesten Gesellschaften zeigt, will, daß man in völliger Unkenntnis dessen lebt, was man liebt. Auf der einen Seite des Spiegels sagt sich der Verliebte: Sie ist ein Engel, nie wird sie sich mir hingeben, es bleibt mir nichts, als

zu sterben, und dennoch liebt sie mich; sie liebt mich so sehr, daß sie vielleicht … doch nein, das ist nicht möglich. Und wie viele Kleinodien legt er dann im Taumel seines Begehrens, in der Angst der Erwartung dieser Frau zu Füßen, wie eilt er, um Geld zu borgen und ihr eine Sorge zu ersparen! Doch auf der anderen Seite der Trennwand, die jene Reden ebensowenig durchläßt wie die Kommentare der Spaziergänger vor einem Aquarium, sagt man sich in der Öffentlichkeit: Was? Die kennen Sie nicht? Da gratuliere ich Ihnen, sie hat wer weiß wie viele Männer ausgeraubt, ruiniert. Ein schlimmeres Frauenzimmer gibt es überhaupt nicht. Eine Schurkin! Und durchtrieben dazu! Vielleicht ist dieses letztere Beiwort nicht unbedingt falsch gewählt, denn selbst ein Skeptiker, der nicht wirklich in diese Frau verliebt ist, dem sie aber gefällt, sagt zu seinen Freunden: »Aber nein, mein Lieber, eine Kokotte ist sie ganz und gar nicht; ich will nicht sagen, daß sie nicht in ihrem Leben das eine oder andere Abenteuer gehabt hat, aber sie ist keine Frau, die man für Geld haben kann, oder zumindest wäre es dann allzu teuer. Für fünfzigtausend Francs macht sie es; oder dann umsonst.« Er selbst aber hat fünfzigtausend Francs für sie ausgegeben und sie einmal gehabt; da sie jedoch bei ihm einen Helfershelfer gefunden hat in Gestalt seiner Eigenliebe, hat sie ihm einzureden vermocht, er sei einer von denen, die sie umsonst gehabt hätten. So ist die Gesellschaft: jeder hat ein Doppelwesen, und selbst die bekannteste oder auch die übelstbeleumdete Persönlichkeit wird von irgendeiner anderen nie anders wahrgenommen als im Schoß und Schutz einer Muschelschale oder eines lieblichen Kokons, einer entzückenden Kuriosität der Natur. Es gab in Paris zwei durchaus ehrenwerte Männer, die Saint-Loup nicht mehr grüßte und von denen er nur mit entrüstungsbebender Stimme sprach, wobei er sie Ausbeuter schutzloser Frauen nannte: beide hatte Rachel nämlich ruiniert.

»Ich mache mir nur einen Vorwurf«, sagte Madame de Marsantes ganz leise zu mir, »nämlich daß ich ihm gesagt

habe, er sei nicht nett. Ihm, diesem prachtvollen Sohn, wie es keinen zweiten gibt, sage ich ausgerechnet das einzige Mal, wo ich ihn sehe, ich fände ihn nicht nett; lieber hätte ich Stockschläge bekommen, denn ich bin ganz sicher, daß jedes Vergnügen heute abend – und er hat schon nicht viele – ihm durch dieses ungerechte Wort verdorben wird. Aber ich will Sie nicht aufhalten, Sie sind sicher in Eile.«

Madame de Marsantes sagte mir mit ängstlicher Besorgnis auf Wiedersehen. Dieses Gefühl bezog sich auf Robert; sie war aufrichtig darin. Doch dann hörte sie auf, es zu sein, um wieder große Dame zu werden:

»Es hat mich so sehr *interessiert*, ich war *beglückt*, es hat mir so sehr *geschmeichelt*, ein Weilchen mit Ihnen zu plaudern. Vielen, vielen Dank!«

Geradezu demütig heftete sie ihre dankbar entzückten Blicke auf mich, als sei die Unterhaltung mit mir eines der größten Vergnügen gewesen, die ihr das Leben beschert hatte. Diese bezaubernden Blicke paßten sehr gut zu den schwarzen Blumen auf dem weißen Kleid mit dem Rankenmuster; sie waren die einer großen Dame, die sich auf ihr Metier versteht.

»Aber ich habe gar keine Eile, Madame«, antwortete ich ihr; »im übrigen warte ich noch auf Monsieur de Charlus, mit dem ich zusammen aufbrechen will.«

Madame de Villeparisis hatte diese letzten Worte gehört. Sie schien darüber verstimmt. Hätte es sich nicht um eine Sache gehandelt, bei der eine Regung dieser Art ganz ausgeschlossen war, hätte ich gemeint, Madame de Villeparisis fühle sich in ihrem Schamgefühl verletzt. Doch kam mir eine solche Hypothese nicht einmal in den Sinn. Ich war zufrieden mit Madame de Guermantes, mit Saint-Loup, mit Madame de Marsantes, Monsieur de Charlus und Madame de Villeparisis, ich überlegte nicht, sondern redete fröhlich darauflos, aufs Geratewohl.

»Sie wollen mit meinem Neffen Palamède aufbrechen?« sagte sie.

In der Meinung, es könne auf Madame de Villeparisis einen sehr günstigen Eindruck machen, daß ich mit ihrem Neffen, von dem sie soviel hielt, sehr gut bekannt sei, gab ich voll Freude Auskunft: »Er hat mich gebeten, ihn nach Hause zu begleiten. Ich bin entzückt darüber. Übrigens bin ich weit stärker befreundet mit ihm, als Sie meinen, Madame, und würde alles tun, um es noch mehr zu werden.«

War sie zuerst nur verstimmt gewesen, schien Madame de Villeparisis nunmehr besorgt: »Warten Sie nicht auf ihn«, sagte sie ängstlich zu mir, »er spricht gerade mit dem Fürsten von Faffenheim. Er denkt schon nicht mehr daran, was er Ihnen gesagt hat. Kommen Sie, brechen Sie schleunigst auf, nutzen Sie den Augenblick, er kehrt Ihnen gerade den Rücken.«

Die Unruhe von Madame de Villeparisis, die sich hier zum erstenmal zeigte, hätte in einer anderen Situation dem Schamgefühl entspringen können. Hätte man nur ihr Gesicht zu Rate gezogen, wäre man nahe daran gewesen, ihren beharrlichen Widerstand auf eine Regung der Tugend zurückzuführen. Ich meinerseits hatte keine Eile, Robert und seine Geliebte zu treffen. Doch Madame de Villeparisis schien solchen Wert darauf zu legen, mich auf der Stelle aufbrechen zu sehen, daß ich, in der Meinung, sie wolle vielleicht mit ihrem Neffen wichtige Angelegenheiten besprechen, mich von ihr verabschiedete. Neben ihr saß Monsieur de Guermantes in olympischer Großartigkeit schwer auf seinem Stuhl. Man hätte meinen können, die in seinen sämtlichen Gliedern allgegenwärtige Vorstellung von seinen großen Reichtümern verleihe ihm einen besonders hohen Dichtigkeitsgrad, als seien diese im Tiegel zu einem einzigen Barren in Menschengestalt zusammengeschmolzen worden, um einen Mann von diesem Preis zu schaffen. In dem Augenblick, da ich ihm auf Wiedersehen sagte, erhob er sich höflich von seinem Sitz, und ich fühlte die träge Masse von dreißig Millionen, die durch die alte französische Erziehung in Bewegung gesetzt, emporgetragen wurde

und nun vor mir stand. Ich meinte jene Statue des Jupiter Olympios zu sehen, die Phidias, wie man sagt, aus purem Gold gegossen hatte.[1] So viel Macht besaß die jesuitische Erziehung über Monsieur de Guermantes, zumindest über seinen Körper, denn über den Geist des Herzogs herrschte sie nicht ebenso unbeschränkt. Monsieur de Guermantes lachte über seine eigenen Witze, doch verzog er keine Miene bei denen der anderen.

Auf der Treppe hörte ich hinter mir eine Stimme, die mich rief:

»So also warten Sie auf mich, Monsieur!«

Es war Charlus.

»Macht es Ihnen etwas aus, ein paar Schritte zu Fuß zu gehen?« fragte er sehr kühl, als wir im Hof angekommen waren. »Wir gehen, bis ich eine Droschke gefunden habe, die mir paßt.«

»Sie wollten mit mir über etwas reden, Monsieur?«

»Ach ja, richtig, ich wollte Ihnen gewisse Dinge sagen, aber ich weiß nicht recht, ob ich es wirklich tun soll. Ich bin zwar überzeugt, daß sie Ihnen unschätzbare Möglichkeiten eröffnen könnten. Doch ahne ich auch, daß das Ganze in meinem Alter, wo man anfängt, auf Ruhe Wert zu legen, viel Zeitverlust und Störungen aller Art in mein Leben trüge. Nun, ich frage mich, ob es sich bei Ihnen lohnt, daß ich mir um Ihretwillen all diese Mühe mache, und ich habe nicht das Vergnügen, Sie genügend zu kennen, um das zu entscheiden. Vielleicht verlangt es Sie auch nicht genug nach dem, was ich für Sie tun könnte, als daß ich mir deswegen so viele Ungelegenheiten mache, denn ich sage Ihnen noch einmal ganz offen, Monsieur, für mich kann es sich dabei wahrscheinlich nur um Ungelegenheiten handeln.«

Ich wandte lebhaft ein, daß er unter diesen Umständen nicht daran denken dürfe. Dieser Abbruch der Unterhandlungen schien jedoch nicht nach seinem Geschmack.

»Solche höflichen Redensarten haben keinen Sinn«, erklärte er in hartem Ton. »Es gibt nichts Angenehmeres, als sich für einen Menschen Ungelegenheiten zu machen, um den es sich lohnt. Für die Besten unter uns sind Beschäftigung mit Kunstdingen, Stöbern in Antiquitätengeschäften, Sammlungen, Gärten nichts als Ersatz, Notbehelf, Alibis. Wir sitzen in unserem Faß und verlangen wie Diogenes nach einem Menschen.[1] Wir ziehen Begonien, schneiden Taxus, weil wir nichts Besseres haben und der Taxus und die Begonien es sich gefallen lassen. Lieber aber würden wir unsere Zeit einem menschlichen Bäumchen widmen, wenn wir sicher wären, daß es die Mühe lohnt. Das einzig ist die Frage; Sie müssen sich ja selbst einigermaßen kennen! Lohnen Sie die Mühe oder nicht?«

»Um nichts in der Welt, Monsieur, möchte ich Ihnen Anlaß zu Verdruß geben«, sagte ich zu ihm, »und was mich betrifft, so glauben Sie mir, daß alles, was von Ihnen kommt, mir größtes Vergnügen bereiten wird. Es bewegt mich zutiefst, daß Sie in dieser Weise mir Ihre Aufmerksamkeit widmen und mir nützlich sein wollen.«

Zu meinem großen Erstaunen dankte er mir für diese Worte nahezu überschwenglich. Mit jener intermittierenden Vertraulichkeit, die mir schon in Balbec aufgefallen war und mit der Härte seines Tons im Gegensatz stand, hakte er sich bei mir ein und sagte:

»Mit der Unbedachtheit Ihres Lebensalters könnten Sie manchmal Worte vorbringen, die imstande wären, einen unüberbrückbaren Abgrund zwischen uns aufzureißen. Die aber, die Sie soeben gesprochen haben, sind von der Art, daß sie mich bewegen und veranlassen können, viel für Sie zu tun.«

Während er Arm in Arm mit mir weiterging und mir diese Worte sagte, die, wiewohl mit Verachtung gemischt, doch äußerst liebevoll waren, heftete Charlus seine Blicke bald mit jener intensiven Starrheit, jener bohrenden Härte auf mich, die mir am ersten Vormittag, als ich ihn vor dem Kasino in

Balbec bemerkt hatte, aufgefallen waren, ja sogar schon viele Jahre zuvor, als ich ihn im Park von Tansonville bei dem rosigen Weißdorn neben Madame Swann hatte stehen sehen, die ich damals für seine Mätresse hielt; bald ließ er sie umherschweifen und prüfend an den zu dieser Stunde geringer Inanspruchnahme in großer Zahl vorüberkommenden Droschken haften, und zwar mit solcher Eindringlichkeit, daß mehrere hielten, weil der Kutscher glaubte, man wolle bei ihm einsteigen. Doch Charlus schickte sie gleich wieder fort.

»Von denen ist keiner, was ich will«, sagte er, »es ist eine Frage der Laternen, also der Stadtgegend, wohin sie wieder zurückfahren. Ich wünschte, Monsieur, Sie täuschten sich nicht über den völlig selbstlosen und wohltätigen Charakter des Vorschlags, den ich Ihnen machen will.«

Noch mehr als in Balbec fiel mir auf, wie sehr seine Redeweise der Swanns ähnlich war.

»Sie sind intelligent genug, vermute ich, nicht etwa anzunehmen, daß ich ihn aus ›Beziehungsmangel‹, aus Furcht vor Einsamkeit oder aus Langeweile mache. Von meiner Familie muß ich nicht sprechen, denn es scheint mir, daß ein Bursche in Ihrem Alter, der dem« (und er betonte das Wort mit Genugtuung) »Kleinbürgertum angehört, die Geschichte Frankreichs kennen sollte. Es sind die Leute aus meinen Kreisen, die nichts lesen und unwissend sind wie die Lakaien. Einst wurden nur adligste Herren als Kammerdiener des Königs zugelassen; heute sind die adligsten Herren kaum noch mehr als Kammerdiener. Doch junge Bürgerliche wie Sie lesen, und Sie kennen bestimmt so gut wie ich die schöne Stelle bei Michelet: ›Wahrlich groß erscheinen mir die mächtigen Guermantes. Was ist schon neben ihnen der armselige kleine König von Frankreich, der sich in seinem Pariser Palast verschanzt?‹[1] Ich spreche nicht gern von dem, was ich selber bin, aber schließlich, wie Ihnen vielleicht zu Ohren gekommen ist – ein ziemlich aufsehenerregender Artikel in der *Times* [1] hat darauf angespielt –, hat der Kaiser von Österreich, der mich

immer mit seiner Huld beehrte und Verwandschaftsbeziehungen mit mir zu pflegen die Güte besaß, in einem öffentlich bekanntgewordenen Gespräch einst erklärt, daß der Graf von Chambord, hätte er neben sich einen Mann gehabt, der so tief wie ich in die Untergründe der europäischen Politik Einblick gehabt hätte, heute König von Frankreich wäre.[2] Ich habe schon oft gedacht, Monsieur, daß in mir – nicht aufgrund meiner bescheidenen Gaben, sondern durch Umstände, von denen Sie vielleicht eines Tages Kenntnis erhalten werden – ein Schatz von Erfahrung ruht, ein unbezahlbares geheimes Aktenmaterial, das ich persönlich zu nutzen nicht für richtig erachtet habe, das aber unschätzbaren Wert für einen jungen Mann besäße, dem ich in wenigen Monaten vermitteln könnte, was ich in mehr als dreißig Jahren erworben habe und vielleicht als einziger besitze. Ich spreche nicht von den geistigen Genüssen, die die Bekanntschaft mit gewissen Geheimnissen für Sie bedeuten müßte, für die ein Michelet unserer Tage Jahre seines Lebens gäbe, da durch sie gewisse Ereignisse ein von Grund auf anderes Gesicht erhalten würden. Ich spreche dabei nicht nur von Ereignissen, die bereits stattgefunden haben, sondern von der Verkettung von Umständen überhaupt« (es war dies einer der Lieblingsausdrücke von Charlus, und oft, wenn er ihn anbrachte, legte er seine beiden Hände zusammen wie zum Gebet, doch mit gestreckten Fingern, ganz als wolle er durch dieses Gebärdenspiel die Umstände veranschaulichen, die er nicht näher bezeichnete, sowie ihre Verkettung). »Ich könnte Ihnen eine unbekannte Erklärung nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft geben.«

Charlus unterbrach sich, um mir Fragen über Bloch zu stellen, von dem bei Madame de Villeparisis die Rede gewesen war, ohne daß er zuzuhören schien. In dem Tonfall, den er vom Inhalt dessen, was er sagte, so gut zu trennen verstand, daß man den Eindruck hatte, er denke an etwas ganz anderes und spreche nur mechanisch aus bloßer Höflichkeit, fragte er mich, ob mein Kamerad jung und schön sei, usw. Hätte Bloch

ihn gehört, so wäre es ihm noch schwerer gefallen als bei Norpois – doch aus ganz anderen Gründen –, sich darüber klar zu werden, ob Charlus für oder gegen Dreyfus sei. »Sie tun ganz recht, wenn Sie Ihren Gesichtskreis erweitern wollen«, sagte Charlus, nachdem er mir diese Fragen über Bloch gestellt hatte, »unter Ihren Freunden ein paar Ausländer zu haben.« Ich gab ihm zur Antwort, daß Bloch Franzose sei. »Ah!« meinte Charlus, »ich glaubte, er sei Jude.« Die Behauptung einer solchen Unvereinbarkeit erweckte in mir die Vorstellung, Monsieur de Charlus sei ein größerer Dreyfus-Gegner als irgendeine der Personen, denen ich begegnet war. Er aber erhob im Gegenteil Einspruch gegen die Beschuldigung, Dreyfus habe Verrat geübt. Freilich in folgender Form: »Soviel ich weiß, sagen die Zeitungen, Dreyfus habe ein Verbrechen gegen sein Vaterland begangen; ich glaube wenigstens, es heißt so, ich schenke den Zeitungen keine Aufmerksamkeit. Ich lese sie, wie man sich die Hände wäscht, ohne zu finden, es lohne sich, dafür Interesse aufzubringen. Auf alle Fälle ist dieser Vorwurf gegenstandslos; der Landsmann Ihres Freundes hätte ein Verbrechen gegen sein Vaterland begangen, hätte er Judäa verraten; aber was hat er mit Frankreich zu tun?« Ich warf ein, daß, wenn es jemals Krieg gäbe, die Juden ebenfalls wie andere mobilisiert würden. »Vielleicht, wobei nicht feststeht, ob das nicht unüberlegt wäre. Aber wenn man Senegalesen und Madegassen kommen läßt, so werden sie, vermute ich, Frankreich ohne große Begeisterung verteidigen, das wäre nur natürlich. Ihr Dreyfus könnte eher wegen Übertretung der Regeln der Gastfreundschaft verurteilt werden. Aber lassen wir das. Vielleicht könnten Sie Ihren Freund bitten, mich irgendeinem schönen Fest im Tempel, einer Beschneidung oder einer Darbietung jüdischer Sänger, beiwohnen zu lassen. Oder er könnte einen Saal mieten und mir mit irgendeinem biblischen Divertissement aufwarten, so wie die Mädchen von Saint-Cyr Racines Szenen aus den *Psalmen* aufführten, um Ludwig xiv. zu zerstreuen.[1] Vielleicht könnten

Sie sogar irgendwelche komischen Auftritte veranstalten, zum Beispiel einen Kampf zwischen Ihrem Freund und seinem Vater, bei dem er ihn verletzen würde wie David den Goliath. Das würde eine ergötzliche Farce ergeben. Er könnte sogar, wenn er schon dabei ist, tüchtig auf seiner Mutter herumprügeln, dem alten Aas oder Rabenaas, wie meine alte Kinderfrau sagen würde. Das wäre ganz ausgezeichnet und kein unerfreulicher Anblick für uns beide, hm?, mein junger Freund; denn wir lieben doch exotische Schauspiele, und Prügel für diese außereuropäische Kreatur wären eine verdiente Züchtigung für ein altes Kamel.« Als er diese abscheulichen und an Wahnsinn grenzenden Reden führte, drückte Charlus meinen Arm so fest, daß es schmerzte. Ich erinnerte mich, wie die Familie des Barons viele Züge seiner bewundernswerten Güte jener alten Kinderfrau gegenüber anführte, deren molièrehafte Volkssprache er soeben in Erinnerung gerufen hatte, und sagte mir, daß die bisher, wir mir schien, wenig untersuchten Beziehungen zwischen Güte und Schlechtigkeit – so vielfältig sie auch sein mögen – in ein und demselben Herzen interessant festzustellen wären.

Ich teilte ihm mit, daß Madame Bloch jedenfalls nicht mehr am Leben sei und daß ich für fraglich hielte, wieweit Monsieur Bloch Vergnügen an einem Spiel haben würde, das ihn ohne weiteres ein Auge kosten könnte. Charlus schien böse zu werden. »Das«, meinte er, »ist eine Frau, die unrecht gehabt hat, zu sterben. Was nun die Augen angeht, so ist ja die Synagoge gerade blind, sie sieht die Wahrheit des Evangeliums nicht.[1] Auf alle Fälle bedenken Sie, welche Ehre es für alle diese unglücklichen Juden sein muß, die vor der törichten Wut der Christen zittern, sehen zu dürfen, daß ein Mann wie ich geruht, sich an ihren Spielen zu ergötzen.« In diesem Augenblick sah ich Bloch senior daherkommen, wahrscheinlich ging er seinem Sohn entgegen. Er sah uns nicht, aber ich bot Charlus an, ihn ihm vorzustellen. Ich hatte nicht geahnt, welchen Zorn ich bei meinem Begleiter damit entfesseln würde:

»Ihn mir vorstellen! Ja, haben Sie denn gar kein Gefühl für Werte! So leicht lernt man mich nicht kennen. Im vorliegenden Falle läge zudem eine doppelte Unschicklichkeit vor in Gestalt der Jugendlichkeit des Vorstellenden und der Unwürdigkeit des Vorgestellten. Höchstens könnte ich, wenn man mir eines Tages eine asiatische Vorstellung der geschilderten Art böte, an diesen gräßlichen Wicht ein paar gnädige Worte richten, aber nur unter der Bedingung, daß er sich von seinem Sohn gehörig hat durchprügeln lassen. Ich könnte dann so weit gehen, ihm meine Befriedigung auszudrükken.« Monsieur Bloch im übrigen gab auf uns gar nicht acht. Er war gerade dabei, Madame Sazerat ausführlich zu grüßen, was von ihr sehr gut aufgenommen wurde. Ich war darüber erstaunt, denn früher in Combray war sie empört gewesen, daß meine Eltern den jungen Bloch empfingen, so antisemitisch war sie eingestellt. Aber die Parteinahme für Dreyfus hatte wie ein Luftstrom vor einigen Tagen Monsieur Bloch bis zu ihr hingeweht. Der Vater meines Freundes hatte Madame Sazerat reizend gefunden und fühlte sich durch den Antisemitismus dieser Dame ganz besonders geschmeichelt, denn er sah darin einen Beweis für die Aufrichtigkeit ihrer Überzeugung und die Wahrheit ihrer Meinung, daß Dreyfus unschuldig sei; auch die Tatsache, daß sie ihm erlaubt hatte, sie zu besuchen, erhielt dadurch besonderen Wert. Er hatte sich nicht einmal verletzt gefühlt, als sie gedankenlos in seiner Gegenwart bemerkte: »Drumont[1] legt es darauf an, die Revisionisten mit Protestanten und Juden in einen Topf zu werfen. Welch reizende Promiskuität!« – »Bernard«, hatte er voller Stolz beim Nachhausekommen zu Nissim Bernard gesagt, »sie hat Rassenvorurteile, weißt du!« Nissim Bernard aber hatte nichts geantwortet, sondern nur einen Engelsblick zum Himmel emporgesandt. In seiner Trauer über das Unglück der Juden und in Erinnerung an seine Freundschaften mit Christen, bei einer im Laufe der Jahre wachsenden Neigung zu Manieriertheit und geziertem Wesen – aus welchen Gründen wird man

später sehen –, sah er jetzt wie eine präraffaelitische Larve aus, auf der sich unangebrachterweise Bartstoppel festgesetzt hatten, so wie man manchmal in Opale eingeschlossene Haare findet.

»Diese ganze Dreyfus-Affäre«, fuhr, immer noch meinen Arm haltend, Monsieur de Charlus fort, »hat nur eine Schattenseite, nämlich daß sie die Ordnung der Gesellschaft auflöst (ich will nicht sagen der guten Gesellschaft, denn seit langem schon verdient die Gesellschaft diese lobende Bezeichnung nicht mehr) durch den Zustrom aller dieser Herren und Damen von und zu Kamel, Kamelle und Kamelmeier, kurz und gut, ganz unbekannter Leute, die ich neuerdings sogar bei meinen Kusinen antreffe, weil sie der ›Ligue de la Patrie française‹ angehören, die antijüdisch oder so etwas ist, als ob eine politische Überzeugung zu gesellschaftlicher Anerkennung berechtigte.«

Diese frivole Seite des Barons rückte ihn in größere Nähe der Herzogin von Guermantes. Ich strich ihm gegenüber diese Ähnlichkeit heraus. Da er zu glauben schien, ich kenne die Herzogin nicht, erinnerte ich ihn an den Abend in der Oper, wo es so ausgesehen hatte, als verstecke er sich vor mir. Er erklärte mit solchem Nachdruck, er habe mich nicht gesehen, daß ich ihm schließlich geglaubt hätte, wenn nicht bald darauf ein kleiner Zwischenfall mir den Gedanken nahegelegt hätte, daß Charlus vielleicht aus Hochmut nicht wünschte, mit mir gesehen zu werden.

»Doch kehren wir wieder zu Ihnen zurück«, sagte er, »zu meinen Plänen für Ihre Person. Es besteht, Monsieur, zwischen gewissen Männern eine Art Freimaurertum, von dem ich Ihnen nicht erzählen kann, das aber zu den Seinen zur Zeit vier europäische Souveräne zählt. Nun sind Leute aus der Umgebung des einen – es ist der deutsche Kaiser – darauf aus, ihn von seinem Hirngespinst zu heilen. Das ist eine sehr ernste Sache, die zum Kriege führen kann.[1] Ohne weiteres, jawohl, Monsieur. Sie kennen doch die Geschichte von dem

Mann, der meinte, in einer Flasche die Prinzessin von China zu haben. Das war eine Wahnidee. Er wurde davon geheilt. Doch sobald er nicht mehr verrückt war, verblödete er.[2] Es gibt Leiden, von denen man die Menschen nicht heilen soll, weil sie der einzige Schutz gegen weit ernstere sind. Einer meiner Cousins litt an einer Magenkrankheit, er konnte nichts vertragen. Die hervorragendsten Magenspezialisten behandelten ihn ohne Erfolg. Ich brachte ihn zu einem bestimmten Arzt (der, beiläufig bemerkt, auch ein sehr merkwürdiges Individuum ist und über den es viel zu sagen gäbe). Dieser erriet sofort, daß die Krankheit nervöser Art war, er überzeugte seinen Patienten, empfahl ihm, unbesorgt alles zu essen, wozu er Lust hätte, es werde ihm sicher bekommen. Aber mein Cousin war auch nierenkrank. Was der Magen vollkommen gut verdaut, kann die Niere schließlich nicht mehr ausscheiden, und anstatt mit einer eingebildeten Magenkrankheit, die ihn zur Befolgung einer Diät gezwungen hatte, alt zu werden, starb er mit vierzig Jahren bei gesundem Magen an Nieren, denen nicht mehr zu helfen war. Wenn Sie Ihrem eigenen Lebensalter weit voraus wären, könnten Sie vielleicht einmal sein, was ein hervorragender Mann der Vergangenheit hätte werden können, wenn ein gütiger Genius inmitten einer Welt, die davon nichts wußte, die Gesetze der Dampfkraft und der Elektrizität ihm enthüllt haben würde. Seien Sie nicht dumm, lehnen Sie nicht aus Bescheidenheit ab. Verstehen Sie, daß ich, wenn ich Ihnen einen großen Dienst erweise, der Meinung bin, daß Sie mir einen nicht minder bedeutenden erweisen. Seit langem schon interessieren mich die Menschen der mondänen Gesellschaft nicht mehr, ich habe nur noch eine Leidenschaft, und die besteht darin, die Fehler meines Lebens dadurch wieder gutzumachen, daß ich von dem, was ich weiß, einer noch unverdorbenen und zur Begeisterung für die Tugend befähigten Seele den Nutzen zukommen lasse. Ich habe großen Kummer gehabt, über den ich mich Ihnen eines Tages vielleicht mitteilen werde, ich habe meine Frau verloren, die

das schönste, edelste, vollkommenste Wesen war, das man sich erträumen konnte. Ich habe junge Verwandte, die nicht gerade unwürdig, aber unfähig sind, die geistige Erbschaft zu übernehmen, von der ich spreche. Wer weiß, ob nicht Sie derjenige sind, in dessen Hände sie übergehen wird, derjenige, dessen Leben ich lenken und auf solche Höhen werde emporführen können? Das meinige würde dabei ja ebenfalls nur gewinnen. Vielleicht würde ich, wenn ich Sie mit den großen diplomatischen Verflechtungen vertraut mache, selbst wieder Geschmack daran finden und mich endlich daranmachen, interessante Dinge zu unternehmen, an denen Sie teilhaben würden. Aber bevor man das weiß, muß ich Sie häufig sehen, sehr häufig, jeden Tag.«

Ich wollte mir diese unverhoffte Geneigtheit des Barons zunutze machen und ihn bitten, mir eine Begegnung mit seiner Schwägerin zu verschaffen, aber in diesem Augenblick wurde mein Arm durch eine Art von elektrischem Schlag beiseite geschleudert. Dieser rührte daher, daß Charlus unerhört rasch seinen Arm unter dem meinen weggezogen hatte. Obwohl er, während er redete, unaufhörlich seine Blicke nach allen Seiten schweifen ließ, hatte er erst jetzt Monsieur d'Argencourt erkannt, der aus einer Seitenstraße kam. Als dieser uns sah, schien er unangenehm berührt, warf mir einen mißtrauischen Blick zu, fast dem für ein Wesen anderer Rasse bestimmten Blick gleich, den Madame de Guermantes an Bloch gewandt hatte, und versuchte, uns aus dem Weg zu gehen. Aber es schien beinahe, als lege Charlus Wert darauf, ihm zu zeigen, daß er sich keineswegs vor ihm zu verbergen wünsche, denn er rief ihn her und sagte etwas gänzlich Belangloses zu ihm. Vielleicht, weil er fürchtete, d'Argencourt erkenne mich nicht wieder, erklärte Charlus, ich sei sehr befreundet mit Madame de Villeparisis, der Herzogin von Guermantes und Robert de Saint-Loup; er selbst, Charlus, sei ein alter Freund meiner Großmutter und schätze sich glücklich, einen Teil der Sympathie, die er für sie hege, auf den

Enkel übertragen zu dürfen. Nichtsdestoweniger stellte ich fest, daß d'Argencourt, dem mein Name bei Madame de Villeparisis kaum genannt worden war und dem Charlus so ausführlich über meine Familie berichtete, kühler zu mir war als vor einer Stunde; sehr lange Zeit hindurch blieb es bei jeder Begegnung ebenso. Er betrachtete mich an jenem Abend mit einer Neugier, die nichts von Sympathie in sich schloß, ja, er schien sogar einen gewissen Widerwillen zu überwinden, als er mir beim Abschied nach kurzem Zögern seine Hand hinstreckte, die er sofort wieder zurückzog.

»Ich bedaure diese Begegnung,« sagte Charlus zu mir. »Dieser d'Argencourt, gut geboren, aber schlecht erzogen, ein mehr als mittelmäßiger Diplomat, miserabler Ehemann und übler Schürzenjäger, ein Schurke wie aus einem Schmierenstück, ist einer jener Menschen, die unfähig sind, wirklich große Dinge zu begreifen, aber sehr wohl imstande, sie gründlich zu hintertreiben. Ich hoffe, daß unsere Freundschaft eines davon sein wird, wenn sie zustande kommen sollte, und hoffe, daß Sie mir die Ehre erweisen werden, sie dann so sehr wie ich selbst vor den Fußtritten eines dieser Esel zu bewahren, die aus Mangel an Beschäftigung, aus Ungeschicklichkeit oder Bosheit zerschlagen, was für die Dauer bestimmt zu sein schien. Leider sind die meisten Leute der Gesellschaft aus diesem Holz geschnitzt.«

»Die Herzogin von Guermantes scheint sehr intelligent zu sein. Wir sprachen doch eben von einem eventuellen Krieg. Offenbar hat sie in dieser Hinsicht große Kenntnisse.«

»Sie hat gar keine«, gab Charlus kurz angebunden zurück. »Frauen, und übrigens auch viele Männer, verstehen nichts von dem, wovon ich sprechen wollte. Meine Schwägerin ist eine entzückende Frau, die sich einbildet, noch in der Zeit der Romane Balzacs zu leben, wo die Frauen auf die Politik Einfluß genommen haben. Der Umgang mit ihr könnte sich im gegenwärtigen Augenblick nur ungünstig für Sie auswirken, wie übrigens jeder Verkehr in der Gesellschaft. Das ist gerade

eines der sehr wichtigen Dinge, die ich Ihnen sagen wollte, als dieser Dummkopf uns unterbrochen hat. Das erste Opfer, daß Sie mir bringen müssen – ich werde ebenso viele von Ihnen fordern, wie ich Ihnen Geschenke mache –, besteht darin, die Gesellschaft zu meiden. Ich habe darunter gelitten, Sie bei dieser lächerlichen Veranstaltung zu sehen. Sie werden mir antworten, daß ja auch ich soeben dort war, aber für mich handelt es sich dabei nicht um eine mondäne Veranstaltung, sondern um einen Familienbesuch. Wenn Sie dann später einmal ein gemachter Mann sind, können Sie ruhig, falls es Ihnen Spaß macht, für einen Augenblick in die Gesellschaft hinuntersteigen. Ich brauche Ihnen ja nicht zu sagen, wie nützlich ich Ihnen dabei sein kann. Das ›Sesam‹ des Hauses Guermantes und aller derer, bei denen es sich lohnt, daß ihre Tür sich Ihnen öffnet, ist in meiner Hand. Ob und wann das geschehen soll, darüber bestimme ich. Im Augenblick sind Sie ein Katechumene. Ihre Anwesenheit dort hatte etwas Anstößiges. Man muß vor allem der Unschicklichkeit aus dem Wege gehen.«

Da Charlus schon von diesem Besuch bei Madame de Villeparisis sprach, wollte ich mich erkundigen, welcher denn genau sein Verwandtschaftsgrad mit ihr war und wer sie eigentlich sei, aber die Frage kam mir etwas anders auf die Lippen, als ich wollte, und so erkundigte ich mich, was es mit der Familie Villeparisis eigentlich auf sich habe.

»Mein Gott, die Antwort ist nicht leicht«, erwiderte Charlus mit einer Stimme, die auf den Wörtern Schlittschuh zu laufen schien. »Das ist etwa so, als wenn Sie mich fragten, was genau denn nichts sei. Meine Tante, die sich alles erlauben kann, hat durch ihre Wiederverheiratung mit einem gewissen unbedeutenden Monsieur Thirion der Laune nachgegeben, den größten Namen Frankreichs im reinen Nichts untergehen zu lassen. Dieser Thirion hat gemeint, er könne sich ohne weiteres, wie es in Romanen geschieht, einen aristokratischen Namen zulegen, dessen Träger erloschen sind. Die Geschichte

überliefert nicht, ob ihn der Name La Tour d'Auvergne verlockte, ob er zwischen Toulouse und Montmorency schwankte. Auf alle Fälle traf er eine andere Wahl und wurde Monsieur de Villeparisis. Da es Träger dieses Namens seit 1702 nicht mehr gibt, habe ich geglaubt, er wolle bescheiden darauf hinweisen, daß er aus Villeparisis sei, einem kleinen Ort in der Nähe von Paris[1] , daß er dort etwa eine Anwaltskanzlei oder ein Friseurgeschäft unterhalte. Meine Tante aber hörte auf diesem Ohr nicht – sie ist im übrigen in dem Alter, in dem man auf keinem mehr hört. Sie hat nun behauptet, dieser Marquistitel sei in der Familie gewesen, sie hat uns allen geschrieben, wollte die Angelegenheit in Ordnung bringen, warum, weiß ich nicht. Wenn man schon einen Namen annimmt, der einem nicht zukommt, tut man besser daran, keine großen Geschichten darum zu machen, so wie unsere treffliche Freundin, die angebliche Gräfin von M., die es entgegen den Ratschlägen von Madame Alphonse Rothschild[2] ablehnte, den Peterspfennig[3] wegen eines Titels zu vermehren, der dadurch nicht echter geworden wäre. Das Komische ist nun, daß meine Tante von diesem Augenblick an sich das Monopol auf sämtliche Gemälde gesichert hat, die sich auf die wirkliche Familie Villeparisis beziehen, mit der Thirion selig in keiner Weise verwandt gewesen ist. Das Schloß meiner Tante ist eine Art von Hamsterlager für alle – ob echten oder unechten – Porträts der Angehörigen dieses Hauses geworden, unter deren anwachsender Flut gewisse Guermantes und Condé, immerhin auch keine kleinen Fische, verschwinden mußten. Die Bilderhändler stellen alljährlich neue für sie her. In ihrem Speisezimmer auf dem Lande hängt sogar ein Porträt Saint-Simons, wegen der ersten Ehe seiner Nichte mit einem Monsieur de Villeparisis und unter Nichtachtung der Tatsache, daß der Verfasser der *Mémoires* vielleicht noch auf andere Weise einen Anspruch auf das Interesse der Besucher hat als nur dadurch, daß er kein Urgroßahn von Monsieur Thirion ist.«

Da sie nun also nur eine Madame Thirion war, vollendete Madame de Villeparisis den Abstieg, den sie in meinen Augen bereits begonnen hatte, als ich die gemischte Zusammensetzung ihres Salons bemerkt hatte. Ich fand es ungerecht, daß eine Frau, bei der auch noch Titel und Name fast ganz neuen Datums waren, dank der Freundschaft mit Mitgliedern von Königsfamilien den Zeitgenossen ohne weiteres Sand in die Augen streuen konnte und es mit der Nachwelt ebenso tun sollte. Nun wurde sie wieder zu dem, wofür ich sie in meiner Kindheit gehalten hatte, nämlich eine Person, an der nichts Aristokratisches war, und die hohe Verwandtschaft, mit der sie sich umgab, gehörte in meinen Augen nicht zu ihr. Sie war auch weiterhin ganz reizend zu uns. Ich besuchte sie manchmal, und sie schickte mir von Zeit zu Zeit ein Zeichen des Gedenkens. Aber ich hatte keineswegs das Gefühl, daß sie zum Faubourg Saint-Germain gehörte, und wenn ich irgendeine Auskunft über den Faubourg hätte haben wollen, so wäre sie die letzte gewesen, an die ich mich gewandt hätte.

»Im gegenwärtigen Augenblick«, fuhr Charlus fort, »würden Sie durch Umgang mit der Gesellschaft Ihrer Position nur schaden, und dabei Ihren Geist und Ihren Charakter verderben. Vor allem und besonders aber wird man darauf sehen müssen, mit welchen Personen Sie kameradschaftlich verkehren. Halten Sie sich Mätressen, wenn Ihre Familie nichts dagegen hat, das geht mich nichts an, ich möchte Sie sogar eher dazu ermutigen, Sie kleiner Schlingel, Sie Schlingel, der Sie bald nötig haben werden, sich rasieren zu lassen«, sagte er, indem er mein Kinn berührte. »Doch die Wahl der männlichen Freunde ist ungleich wichtiger. Von zehn jungen Männern sind acht kleine Lumpen, kleine Schurken, die geeignet sind, Ihnen Schaden zuzufügen, der nicht wieder gutzumachen ist. Sehen Sie, mein Neffe Saint-Loup ist allenfalls ein guter Kamerad für Sie. Für Ihre Zukunft nützt er Ihnen nichts; doch dafür genüge ich vollauf. Doch alles in allem, um mit ihm auszugehen, wenn Sie einmal gerade genug von mir ha-

ben sollten, scheinen keine ernstlichen Bedenken gegen ihn zu sprechen, glaube ich. Er ist wenigstens ein Mann und nicht einer von diesen Weichlingen, auf die man heute überall stößt, die aussehen wie kleine Stricher und morgen vielleicht ihre unschuldigen Opfer aufs Schafott bringen.« (Ich kannte den Sinn des Slangausdrucks »Stricher« nicht. Wer ihn aber gekannt hätte, wäre ebenso erstaunt gewesen wie ich. Leute aus der Gesellschaft drücken sich gern in Slang aus, und Leute, denen man gewisse Dinge zum Vorwurf machen kann, zeigen gern, daß sie sich keineswegs von ihnen zu reden scheuen. Ein Beweis von Unschuld in ihren Augen. Doch haben sie jedes Maß verloren, merken nicht mehr, von welchem Punkt an gewisse Scherze zu speziell werden, zu schockierend, mehr zu einem Beweis der Verderbtheit als der Harmlosigkeit.) »Er ist nicht wie die anderen, er ist sehr nett, sehr tüchtig.«

Ich lächelte unwillkürlich über das Adjektiv »tüchtig«, das durch den Tonfall, in dem Charlus es aussprach, den Sinn von »tugendhaft« oder »anständig« zu bekommen schien, wie man von einer kleinen Arbeiterin sagt, sie sei »ein tüchtiges Mädchen«. In diesem Augenblick kam eine Droschke in bedenklichem Zickzack vorbei; ein junger Kutscher, der seinen Sitz auf dem Bock verlassen hatte, lenkte den Wagen vom Fond aus, wo er auf den Polstern saß und halb betrunken wirkte. Mit einer lebhaften Bewegung hielt Charlus ihn an. Der Kutscher verhandelte eine Weile.

»In welche Richtung wollen Sie denn?«

»In Ihre« (was mich erstaunte, denn Charlus hatte bereits mehrere Droschken mit Laternen der gleichen Farbe abgelehnt).

»Aber ich will nicht wieder auf den Bock. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich im Wagen bleibe?«

»Nein, nur lassen Sie das Verdeck herunter. Also denken Sie über meinen Vorschlag nach«, sagte Charlus zu mir, bevor er mich verließ, »ich gebe Ihnen ein paar Tage Zeit, damit Sie es sich überlegen, schreiben Sie mir dann. Ich wiederhole, ich

muß Sie jeden Tag sehen und von Ihnen Beweise Ihrer Loyalität, Ihrer Verschwiegenheit erhalten, für die Sie übrigens, wie mir scheint, durchaus Garantien bieten. Aber ich habe mich im Laufe meines Lebens so oft durch den Augenschein täuschen lassen, daß ich mich auf ihn nicht länger verlassen möchte. Sackerlot! es ist ja wohl das mindeste, daß ich, bevor ich einen Schatz weggebe, weiß, in welche Hände er gelangt. Bedenken Sie also gut, was ich Ihnen biete, Sie sind am Scheideweg wie Herkules[1] – dessen kräftige Muskulatur Sie leider nicht zu besitzen scheinen. Richten Sie sich so ein, daß Sie nicht lebenslänglich bedauern müssen, nicht den Weg der Tugend gewählt zu haben. Wie«, sagte er dann zu dem Kutscher, »Sie haben das Verdeck noch nicht heruntergelassen? Ich muß es wohl selbst einklappen? Im übrigen glaube ich, daß ich auch besser selbst fahre, wenn ich bedenke, in welchem Zustand Sie offenbar sind.«

Mit einem Satz war er neben dem Kutscher im Fond des Wagens, der in raschem Trab davonfuhr.

Was mich betrifft, so erlebte ich, kaum nach Hause gekommen, das Pendant zu der Unterhaltung, die eben zwischen Bloch und Norpois stattgefunden hatte, aber in abgekürzter, pervertierter und grausam gewordener Form, nämlich in Gestalt eines Streites zwischen unserem Maître d'hôtel, der für, und dem der Guermantes, der gegen Dreyfus war. Die Wahrheiten und Gegenwahrheiten, die oben bei den Intellektuellen der Liga für das französische Vaterland und der Liga für Menschenrechte[2] aufeinanderprallten, waren tatsächlich bis in die Tiefen des Volkes hinabgedrungen. Monsieur Reinach[3] steuerte Menschen, die ihn nie gesehen hatten, durch ihre Gefühle, während für ihn die Dreyfus-Affäre ein unwiderlegbares Theorem war, das sich seinem Verstand stellte und dessen Richtigkeit er durch seine Wirkung bewies, nämlich durch den erstaunlichsten Erfolg rationaler Politik (einen gegen Frankreich gerichteten Erfolg, sagten manche), den man je erlebt hat. Innerhalb von zwei Jahren ersetzte er eine Regie-

rung Billot durch eine Regierung Clemenceau, revolutionierte die öffentliche Meinung und holte Picquart aus dem Gefängnis, um dem Undankbaren im Kriegsministerium einen Posten zu geben. Vielleicht wurde dieser die Massen so trefflich steuernde Rationalist selbst durch seine Abstammung gesteuert. Wenn philosophische Systeme, die den höchsten Grad von Wahrheit enthalten, ihren Urhebern letzten Endes durch gefühlsmäßige Impulse diktiert werden, wie sollte man dann vermuten, daß in einer rein politischen Angelegenheit wie der Dreyfus-Affäre nicht Gründe dieser Art, den Argumentierenden unbewußt, dem Verstand gebieten können? Bloch glaubte auf logischem Weg zu seiner Parteinahme für Dreyfus gekommen zu sein und wußte doch, daß seine Nase, sein Haar und seine Haut ihm durch seine Rasse auferlegt worden waren. Gewiß ist der Verstand freier; dennoch gehorcht auch er Gesetzen, die er sich nicht selbst gegeben hat. Der Fall des Maître d'hôtel der Guermantes und des unsrigen lag nun ganz besonders. Die Wogen der beiden Strömungen pro und contra Dreyfus, die Frankreich von oben nach unten spalteten, gingen ziemlich lautlos, aber das gelegentliche Echo, das sie fanden, war doch echt. Wenn man jemand inmitten eines Gesprächs, das absichtlich nicht die Affäre zum Gegenstand hatte, verstohlen irgendeine politische Neuigkeit mitteilen hörte, die meist falsch, doch stets wunschgeboren war, so konnte man von dem Gegenstand seiner Vorhersage auf die Richtung seiner Neigungen schließen. So stießen an ein paar Punkten ein schüchternes Apostolat auf der einen Seite und heilige Empörung auf der anderen aufeinander. Die beiden Diener, die ich beim Nachhausekommen mitanhörte, machten eine Ausnahme von der Regel. Der unsere gab zu verstehen, daß Dreyfus schuldig, der der Guermantes, daß er unschuldig sei. Sie taten das nicht, um ihre Überzeugungen zu bemänteln, sondern aus Bosheit und Streitsucht. Unser Diener, unsicher, ob die Revision zustande kommen werde, wollte im voraus für den Fall einer Niederlage dem Diener der Guermantes das

Vergnügen rauben zu meinen, eine gerechte Sache habe eine Schlappe erlitten. Der Diener der Guermantes dachte, daß bei einer Ablehnung der Revision der unsere sich mehr ärgern würde, wenn auf der Teufelsinsel ein Unschuldiger festgehalten würde. Der Concierge schaute ihnen zu. Ich hatte den Eindruck, daß nicht er es war, der Zwietracht unter die Bediensteten der Guermantes brachte.

Ich stieg zu unserer Wohnung hinauf und fand meine Großmutter bei noch schlechterem Befinden vor.[1] Seit einiger Zeit klagte sie, ohne recht zu wissen, was ihr eigentlich fehlte, über ihre Gesundheit. Im Zustand der Krankheit merken wir, daß wir nicht allein existieren, sondern an ein Wesen aus einem ganz anderen Reich gefesselt sind, von dem uns Abgründe trennen, das uns nicht kennt und dem wir uns unmöglich verständlich machen können: unseren Körper. Einen beliebigen Straßenräuber, dem wir auf einer Landstraße begegnen, können wir vielleicht für etwas, was sein eigenes Interesse berührt, wenn nicht für unser Unglück, empfänglich stimmen. Aber Mitleid von unserem Körper zu verlangen ist, als wollten wir mit einem Kraken ein Gespräch eröffnen, für den unsere Worte nicht mehr Sinn hätten als das Geräusch des Wassers und mit dem zu stetem Zusammenleben verurteilt zu sein uns mit Grauen erfüllen würde. Die körperlichen Beschwerden meiner Großmutter entgingen oft ihrer unaufhörlich auf uns gerichteten Aufmerksamkeit. Wenn sie zu sehr unter ihnen litt, bemühte sie sich vergebens, sie zum Zweck der Heilung zu verstehen. Blieben nun die Krankheitserscheinungen, deren Schauplatz ihr Körper war, ihrem Bewußtsein dunkel und unfaßbar, so waren sie doch klar und verständlich für die Wesen, die dem gleichen Reich des Physischen wie jene angehören und an die der menschliche Geist sich schließlich gewandt hat, um zu erfassen, was sein Körper sagt, so wie man, um die Antworten eines Fremden zu verstehen, jemand aus demselben Land als Dolmetscher wählt. Sie vermögen mit unserem Körper zu sprechen und uns zu sagen, ob sein Zorn

ernst zu nehmen ist oder bald beschwichtigt sein wird. Cottard, der zu meiner Großmutter gerufen wurde und uns gleich in der ersten Minute, als wir ihm sagten, sie sei krank, durch die mit feinem Lächeln vorgebrachte Frage: »Krank? Es wird doch keine diplomatische Krankheit sein?« auf die Nerven gefallen war, Cottard versuchte es, um die Unruhe seiner Patientin in den Griff zu bekommen, mit einer Milchdiät. Aber die ewigen Milchsuppen taten ihre Wirkung nicht, weil meine Großmutter sehr viel Salz hineingab, dessen Unzuträglichkeit zu jener Zeit unbekannt war (weil Widal seine Entdeckungen noch nicht gemacht hatte[1]). Denn da die Medizin ein Kompendium aufeinanderfolgender und einander widersprechender Irrtümer der Ärzte ist, hat man, wenn man die vorzüglichsten unter ihnen an sein Krankenbett ruft, beste Aussicht, eine Wahrheit um Hilfe anzugehen, die wenige Jahre darauf als falsch erkannt sein wird. An die Medizin zu glauben wäre also der größte Wahnwitz, wofern es nicht ein noch größerer wäre, nicht an sie zu glauben, denn aus dieser Häufung von Irrtümern sind auf lange Sicht ein paar Wahrheiten hervorgegangen. Cottard hatte empfohlen, die Temperatur meiner Großmutter zu messen. Ein Thermometer wurde geholt. Fast in ganzer Höhe war die Röhre frei von Quecksilber. Mit Mühe nur erkannte man den silbernen Salamander, geduckt auf dem Grund seines Wännleins. Er schien vollkommen tot. Das Glasrohr wurde meiner Großmutter in den Mund geschoben. Wir brauchten es nicht lange dort zu belassen; das kleine Hexenwesen benötigte nicht viel Zeit für sein Horoskop. Wir fanden es unbeweglich in halber Höhe seines Turmes vor, von wo es sich nicht wegrührte und uns mit größter Genauigkeit die Ziffer bezeichnete, die wir von ihm hatten wissen wollen und die alle Überlegungen, die meine Großmutter in ihrer Seele über sich hätte anstellen können, ihr nicht geliefert hätten: 38,3°. Zum ersten Mal empfanden wir eine gewisse Unruhe. Wir schüttelten das Thermometer kräftig, um das schicksalsschwere Zeichen wieder auszulöschen,

als könnten wir das Fieber selbst gleichzeitig mit der angezeigten Temperatur zum Schwinden bringen. Ach! Es war nur zu klar, daß die kleine vernunftlose Sibylle diese Antwort nicht aufs Geratewohl gegeben hatte, denn am folgenden Tag war das Thermometer kaum wieder meiner Großmutter zwischen die Lippen geschoben worden, als fast auf der Stelle, in einem einzigen Satz, mit imponierender Sicherheit und Intuition für eine uns unsichtbare Tatsache, die kleine Prophetin auch schon am gleichen Punkt stehengeblieben war und, in unerbittlicher Unbeweglichkeit, mit ihrem glitzernden Stab uns wiederum die Zahl 38,3° zeigte. Sie sagte nichts weiter, blieb taub gegen alles Wünschen, Wollen, Bitten; dies schien ihr letztes, warnendes, drohendes Wort zu sein. Um nun zu versuchen, sie zu einer modifizierten Antwort zu zwingen, wandten wir uns an ein anderes Geschöpf des gleichen Reiches, das aber noch mächtiger ist, da es sich nicht damit begnügt, den Körper zu befragen, sondern ihm auch zu befehlen vermag: ein Fiebermittel der gleichen Klasse wie das Aspirin, das man damals noch nicht verwendete.[1] Wir hatten das Thermometer nicht unter 37,5° gesenkt, weil wir hofften, auf diese Weise brauche es gar nicht erst zu steigen. Wir ließen meine Großmutter das Fiebermittel einnehmen und führten das Thermometer darauf von neuem ein. Wie ein unerbittlicher Wächter, dem man die durch Protektion erlangte Genehmigung einer vorgesetzten Stelle vorweist und der mit der Feststellung, daß sie in Ordnung ist, meint: »Gut, da kann ich nichts sagen, wenn es so ist, treten Sie nur ein«, rührte die wachsame Pförtnerin sich diesmal nicht. Dafür aber schien sie uns mürrisch zu bedeuten: »Was soll Euch das nützen? Ihr kennt ja das Chinin, es gibt mir den Befehl, mich nicht von der Stelle zu rühren, einmal, zehnmal, zwanzigmal. Dann aber wird es der Sache müde, ich kenne es, Ihr könnt mir glauben. Das hält nicht ewig an, und danach seid ihr keinen Schritt weiter.« Nun entdeckte meine Großmutter in ihrem Inneren die Gegenwart eines Geschöpfs, das den menschlichen Leib

besser kannte, als meine Großmutter es tat, die Gegenwart eines Zeitgenossen verschwundener Geschlechter, eines Ureinwohners aus einem Zeitalter vor der Erschaffung des denkenden Menschen; sie verspürte, wie dieser jahrtausendealte Verbündete, ein wenig derb sogar, ihren Kopf, ihr Herz, ihren Ellbogen abtastete; er erkundete das Terrain und bereitete alles vor für den prähistorischen Kampf, der gleich darauf einsetzen sollte. In einem Augenblick war die Python[2] zermalmt, das Fieber von dem mächtigen chemischen Element überwunden, dem meine Großmutter durch die Naturreiche hindurch, über alle Tiere und Pflanzen hinweg, gern gedankt hätte. Sie war ganz gerührt von dieser über so viele Jahrhunderte hinweg erfolgten Begegnung mit einem Element, dessen Erschaffung vor der der Pflanzen lag. Das Thermometer für seinen Teil hielt, wie eine von einer älteren Gottheit im Augenblick besiegte Parze, seine silberne Spindel still. Doch ach! Andere untergeordnete Geschöpfe, die der Mensch zur Jagd auf das geheimnisvolle Wild abgerichtet hat, das er in den Tiefen seines Innern nicht verfolgen kann, spürten grausamerweise täglich einen Eiweißwert auf, der zwar schwach, aber doch hinlänglich beständig war, um auch seinerseits auf irgendeinen chronischen Zustand hinzuweisen, den wir nicht wahrnehmen konnten. Bergotte hatte in mir das instinktive Bedenken brüskiert, das mich veranlaßte, meine Intelligenz zurückzustellen, als er mir Doktor du Boulbon als einen Arzt schilderte, der mich nicht langweilen und auf den ersten Blick vielleicht merkwürdige, aber meiner geistigen Eigenart entsprechende Behandlungsweisen finden würde. Doch die Vorstellungen wandeln sich in uns, sie triumphieren über die Widerstände, die wir ihnen vorerst entgegensetzen, und ziehen ihre Nahrung aus schon vorhandenen, reichhaltigen geistigen Reserven, von denen wir nicht wußten, daß sie für jene bereitlagen. Jetzt nun ließ ich Doktor du Boulbon – wie es jedesmal geschieht, wenn das, was wir über einen Unbekannten hören, in uns die Vorstellung von einem großen

Talent, einer Art von Genie zu wecken vermag – in den Tiefen meines Geistes des grenzenlosen Vertrauens teilhaftig werden, das uns derjenige einflößt, der mit tieferem Blick als andere die Wahrheit erkennt. Ich wußte zwar, daß er eher ein Spezialist für nervöse Erkrankungen war, dem Charcot[1] vor seinem Tod vorausgesagt hatte, er würde beherrschend auf dem Gebiet der Neurologie und der Psychiatrie. »Ja? Ich weiß nicht, möglich ist das ja«, meinte Françoise, die gerade zugegen war und zum ersten Mal die Namen Charcot und du Boulbon hörte. Das hinderte sie aber keineswegs zu sagen: »Das ist schon möglich.« Ihre »Das ist schon möglich«, ihre »Vielleicht«, ihre »Ich weiß nicht« waren in solchen Fällen höchst aufreizend. Man hatte Lust, ihr zu entgegnen: »Natürlich wissen Sie es nicht, da Sie ja gar nichts von der Sache verstehen, von der die Rede ist; wie können Sie überhaupt sagen, daß es möglich ist oder nicht, wo Sie doch gar nichts darüber wissen? Auf alle Fälle können Sie jetzt nicht behaupten, Sie wüßten nicht, was Charcot über du Boulbon usw. gesagt hat, Sie wissen es, weil Sie es von uns gehört haben, und Ihr ›Vielleicht‹ und Ihr ›Es ist möglich‹ sind hier nicht am Platze, denn das ist nun einmal wirklich so.«

Da ich ungeachtet seiner mehr auf dem Gebiet der seelisch-nervösen Leiden liegenden Kompetenz wußte, daß du Boulbon ein großer Arzt, ein außergewöhnlicher Mensch mit einem erfindungsreichen, tiefgründigen Geist war, beschwor ich meine Mutter, ihn herbeizurufen; die Hoffnung, daß er durch eine richtige Einsicht in die Krankheit sie vielleicht heilen werde, überwand schließlich unsere Befürchtungen, meine Großmutter durch Beiziehen eines beratenden Arztes zu erschrecken. Was bei meiner Mutter endlich den Ausschlag gab, war, daß, unbewußt von Cottard ermutigt, meine Großmutter nicht mehr ausging und auch kaum noch das Bett verließ. Sie antwortete uns freilich mit dem Brief der Madame de Sévigné über Madame de La Fayette: »Es hieß, sie sei töricht, daß sie nicht mehr ausgehen wolle. Ich sagte zu den Leuten,

die so übereilte Urteile fällten: Madame de La Fayette ist nicht töricht, weiter sagte ich nichts. Sie hat erst sterben müssen, um zu beweisen, daß sie recht damit hatte, das Haus nicht mehr zu verlassen.«[1] Der herbeigerufene du Boulbon gab zwar nicht Madame de Sévigné, die wir ihm nicht zitierten, wohl aber meiner Großmutter unrecht. Anstatt sie zu auskultieren, richtete er seine wunderbaren Blicke auf sie, in denen vielleicht die Illusion lag, die Patientin gründlich zu durchleuchten, oder der Wunsch, in ihr diese scheinbar spontane, aber bestimmt mechanisch gewordene Illusion zu erzeugen, oder in der Absicht, sie nicht merken zu lassen, daß er an ganz andere Dinge dachte, oder um Einfluß auf sie zu gewinnen – und begann, von Bergotte zu sprechen.

»Ja, das will ich meinen, Madame, daß er Bewunderung verdient; Sie lieben ihn wirklich mit gutem Grund! Und welches seiner Bücher ziehen Sie denn vor? Ach! Wirklich! Mein Gott, es mag tatsächlich vielleicht sein bestes sein. Auf alle Fälle ist es sein bestkomponierter Roman. Claire ist ein bezauberndes Wesen. Und welche der Männergestalten dort sagt Ihnen am meisten zu?«

Ich glaubte erst, er bringe sie in dieser Weise auf Literatur zu sprechen, weil die Medizin ihn persönlich langweile, vielleicht auch, um die Weite seines Geistes darzutun oder sogar in therapeutischer Absicht, nämlich um der Kranken Vertrauen einzuflößen, ihr zu zeigen, daß er nicht beunruhigt sei, um sie von ihrem Zustand irgendwie abzulenken. Später allerdings habe ich begriffen, daß er, der ja bemerkenswert vor allem in der Behandlung von Geisteskranken und durch seine Arbeiten über das menschliche Gehirn war, sich durch seine Fragen eine Meinung darüber hatte bilden wollen, ob das Gedächtnis meiner Großmutter noch intakt sei. Fast widerwillig befragte er sie darauf mit düster starrendem Blick über ihre Lebensweise. Dann mit einem Mal, als erkenne er die Wahrheit und sei entschlossen, um jeden Preis bis zu ihr vorzudringen, sah er nach einer vorausgehenden Gebärde, mit der er

nur mühevoll den Ansturm seiner letzten Hemmungen und aller Einwände, die wir möglicherweise machen würden, beiseite zu schieben und sie dabei von sich abzuschütteln schien, meine Großmutter tiefsinnig an, nunmehr unbehindert und als spüre er endlich festen Boden unter den Füßen, und sagte, die Worte in einem sanften, einnehmenden Ton akzentuierend, wobei der wechselnde Stimmfall ganz vom Geist bestimmt war (seine Stimme übrigens blieb während des ganzen Besuches so, wie sie in Natur war, nämlich sanft, und unter seinen buschigen Augenbrauen erfüllte Güte seinen ironischen Blick):

»Es wird Ihnen gutgehen, Madame, an dem nahen oder fernen Tag – es hängt nur von Ihnen ab, ob es schon heute sein wird –, an dem Sie begreifen, daß Ihnen nichts fehlt, und an dem Sie die gewohnte Lebensweise wieder aufnehmen. Sie haben mir gesagt, Sie essen nichts und gehen nicht aus dem Hause?«

»Aber, Monsieur, ich habe ja etwas Fieber.«

Er berührte ihre Hand.

»In diesem Augenblick jedenfalls nicht. Und was ist das schon für eine Entschuldigung! Wissen Sie nicht, daß wir Tuberkulosekranke, die bis 39° haben, im Freien lassen und mit Überernährung behandeln?«

»Aber ich habe auch etwas zu viel Eiweiß.«

»Das sollten Sie gar nicht wissen. Sie haben das, was ich unter dem Namen ›Mentalalbumin‹ beschrieben habe. Wir haben alle einmal im Laufe einer Indisposition eine kleine Eiweißkrise gehabt, die unser Arzt auf der Stelle zum chronischen Zustand erhob, indem er uns davon Mitteilung machte. Auf ein Leiden, das die Ärzte mit Medikamenten heilen (jedenfalls soll so etwas schon vorgekommen sein), erzeugen sie zehn neue bei ganz gesunden Leuten, indem sie ihnen jenen pathogenen Wirkstoff einimpfen, der tausendmal virulenter als alle Mikroben ist, nämlich die Idee der Krankheit. Eine solche Vorstellung hat Macht über alle Temperamente, wirkt

aber besonders stark auf nervöse Naturen ein. Wenn man ihnen sagt, ein geschlossenes Fenster in ihrem Rücken sei geöffnet, fangen sie schon zu niesen an; wenn man sie glauben macht, es sei Magnesia in ihrer Suppe, bekommen sie Koliken, und wenn man ihnen suggeriert, ihr Kaffee sei stärker als gewöhnlich, tun sie nachts kein Auge zu. Wollen Sie mir glauben, Madame, daß ich nur Ihre Augen zu sehen und zu hören brauche, wie Sie sich ausdrücken, ja sogar nur Ihre Frau Tochter und Ihren Enkel, der Ihnen so ähnlich sieht, anzusehen nötig habe, um zu wissen, mit wem ich es zu tun habe?«

»Deine Großmama könnte sich vielleicht, wenn der Doktor es erlaubt, in einem ruhigen Parkweg der Champs-Élysées in die Nähe des Lorbeerbosketts setzen, vor dem du früher gespielt hast«, sagte meine Mutter zu mir; sie wollte damit indirekt du Boulbon befragen, und ihre Stimme bekam dadurch etwas Schüchternes und Unterwürfiges, das sie nicht gehabt hätte, wenn sie nur mich angesprochen hätte. Der Doktor wandte sich zu meiner Großmutter, und da er nicht weniger belesen als gelehrt war, äußerte er sich folgendermaßen:

»Gehen Sie in die Champs-Élysées, Madame, und setzen Sie sich neben das Lorbeerboskett, das Ihr Enkel so liebt. Der Lorbeer wird für Sie heilsam sein. Er hat reinigende Wirkung. Nachdem Apollo die Pythonschlange getötet hatte, hielt er seinen Einzug in Delphi mit einem Lorbeerzweig in der Hand. Er wollte sich damit gegen die tödlichen Keime der giftigen Bestie schützen. Sie sehen, der Lorbeer ist das älteste, verehrungswürdigste und, möchte ich hinzusetzen – was ebenfalls seinen Wert in Therapie und Prophylaxe hat – das schönste Antiseptikum.«

Da ein großer Teil ihres Wissens den Ärzten von ihren Kranken kommt, neigen sie leicht zu der Meinung, dieses Wissen der Patienten sei bei allen das gleiche, und schmeicheln sich, denjenigen, bei dem sie sich im Augenblick befinden, mit einer Bemerkung in Erstaunen zu setzen, die sie von den Kranken übernommen haben, die sie früher pflegten. Da-

her sagte denn auch der Doktor du Boulbon mit dem feinen Lächeln eines Parisers, der im Gespräch mit einem Bauern hofft, diesen dadurch zu blenden, daß er ein Wort aus dessen Dialekt benutzt, zu meiner Großmutter: »Wahrscheinlich vermögen stürmische Nächte Sie zum Schlafen zu bringen, wenn alle starken Schlafmittel versagen.« – »Ganz im Gegenteil, Monsieur, Sturm hindert mich unbedingt am Schlaf.« Doch Ärzte sind empfindlich. »Au!« murmelte du Boulbon stirnrunzelnd, als habe ihn jemand auf den Fuß getreten und als sei die Schlaflosigkeit meiner Großmutter in Sturmnächten für ihn eine persönliche Beleidigung. Doch war seine Eigenliebe wiederum nicht übermäßig, und da er als »überlegener Geist« sich für verpflichtet hielt, an die Medizin nicht zu glauben, fand er sehr bald zu seiner philosophischen Gelassenheit zurück.

Aus dem leidenschaftlichen Wunsch heraus, von Bergottes Freund beruhigt zu werden, führte meine Mutter zur Stützung seiner These noch an, daß eine leibliche Kusine meiner Großmutter aufgrund eines nervösen Leidens sieben Jahre lang in ihrem Schlafzimmer in Combray eingeschlossen verbracht habe, ohne öfter als ein- oder zweimal in der Woche überhaupt aufzustehen.

»Da sehen Sie, Madame, ich wußte es nicht und hätte es Ihnen doch sagen können.«

»Aber, Monsieur, ich bin gar nicht wie sie, eher im Gegenteil; mein Arzt kann mich immer schwer im Bett festhalten«, sagte meine Großmutter, sei es, daß die Theorien des Doktors sie etwas reizten, oder daß sie den Wunsch hatte, ihm alle erdenklichen Einwände zu unterbreiten, damit er sie zurückweise und sie nach seinem Weggehen nicht die geringsten Zweifel mehr an seiner erfreulichen Diagnose in sich würde hegen können.

»Aber natürlich, Madame, man kann ja nicht, verzeihen Sie mir den Ausdruck, alle Manien gleichzeitig haben; Sie haben zwar diese nicht, dafür aber andere. Gestern habe ich ein Sa-

natorium für Nervenkranke besucht. Im Garten stand ein Mann auf einer Bank, unbeweglich wie ein Fakir, den Hals in einer Weise geneigt, die höchst unbequem sein mußte. Als ich ihn fragte, was er dort mache, antwortete er mir, ohne sich zu rühren oder den Kopf zu wenden: ›Herr Doktor, ich neige sehr zu Rheumatismus und Erkältungen; nun habe ich mich etwas zuviel im Freien bewegt, und während ich mich dadurch törichterweise erhitzte, lag mein Hals dicht an meinem Flanellzeug. Entferne ich ihn jetzt davon, bevor ich mich abgekühlt habe, kann ich ganz sicher sein, daß ich einen steifen Hals und vielleicht eine Bronchitis bekomme.‹ Und sicher hätte er sie gekriegt. ›Sie sind mir ein schöner Neurastheniker‹, sagte ich zu ihm. Und was meinen Sie, welchen Grund er dafür anführte, daß er keiner sei? Daß, während alle anderen Insassen der Anstalt die Manie hätten, sich zu wiegen, so daß man ein Vorlegeschloß an der Waage habe anbringen müssen, damit sie nicht den ganzen Tag sich immerzu wiegten, er selbst nur mit Gewalt dazu zu bringen sei, auf die Waage zu steigen, so wenig sage es ihm zu. Er tat sich viel darauf zugute, die Manie der übrigen nicht zu teilen, ohne daran zu denken, daß auch er die seine hatte und diese ihn vor einer anderen bewahrte. Fühlen Sie sich bitte durch diesen Vergleich nicht verletzt, Madame, zumal dieser Mann, der aus Furcht vor Erkältung den Hals nicht zu bewegen wagte, der größte Dichter unserer Tage ist. Dieser arme Besessene ist die höchste mir bekannte Intelligenz. Nehmen Sie ruhig auf sich, als nervös bezeichnet zu werden. Sie gehören der großartigen und beklagenswerten Familie an, die das Salz der Erde ist. Alles, was wir an Großem kennen, ist von Nervösen geschaffen. Sie und keine anderen haben Religionen begründet und Meisterwerke hervorgebracht. Niemals wird die Welt genügend wissen, was sie ihnen verdankt, noch vor allem, was sie gelitten haben, um es ihr zu schenken. Wir genießen kunstvolle Musik, schöne Bilder, tausend erlesene Köstlichkeiten, doch wissen wir nicht, was sie ihre Schöpfer an Schlaflosigkeit, an Tränen, an

krampfhaftem Lachen, an Nesselfieber, Asthma, Epilepsie gekostet haben, oder an Todesangst, die schlimmer als alles ist und die Sie vielleicht kennen, Madame«, hier wandte er sich lächelnd meiner Großmutter zu, »denn, gestehen Sie es nur, als ich kam, sind Sie recht ängstlich gewesen. Sie hielten sich für krank, bedenklich krank vielleicht. Gott weiß, von welchem Leiden Sie die Symptome an sich zu entdecken glaubten. Und Sie täuschten sich auch nicht, denn Sie haben sie gehabt. Nervenleiden machen die genialsten Pastiches. Es gibt keine Krankheit, die sie nicht zu kopieren verstehen. Sie ahmen täuschend den Blähungszustand der Dyspepsie, die Übelkeit der Schwangerschaft, die Arhythmie des kranken Herzens, das Fieber der Tuberkulose nach. Wie aber sollten sie, da sie sogar den Arzt irrezuführen vermögen, nicht den Kranken täuschen? Ach! glauben Sie nicht, ich nehme Ihre Leiden nicht ernst; ich dürfte mich nicht anheischig machen, Sie davon zu heilen, wenn ich sie nicht verstünde. Aber sehen Sie, eine gute Beichte sollte auf Gegenseitigkeit beruhen. Ich habe Ihnen gesagt, daß es ohne nervöse Affektion keinen großen Künstler gibt, und was mehr ist«, setzte er mit bedeutungsvoll erhobenem Zeigefinger hinzu, »auch keinen großen Gelehrten. Ich gehe sogar noch weiter, es gibt, ich will noch nicht einmal sagen, keinen guten Arzt, sondern keinen auch nur anständigen Arzt für nervöse Erkrankungen, der nicht selbst eine solche hätte. In der Sphäre der Nervenpathologie ist jeder Arzt, der nicht allzu viele Dummheiten von sich gibt, ein halbgeheilter Kranker, so wie ein Kritiker ein Dichter ist, der keine Verse mehr macht, ein Polizist ein Dieb, der seinen Beruf an den Nagel gehängt hat. Ich, Madame, glaube nicht wie Sie, zuviel Eiweiß zu haben, ich habe keine nervöse Abneigung vor kräftigem Essen und frischer Luft, aber ich kann nicht einschlafen, ohne wenigstens zwanzigmal wieder aufgestanden zu sein und nachgesehen zu haben, ob meine Tür auch geschlossen ist. Und in dem bewußten Sanatorium, in dem ich den Dichter angetroffen habe, der den Hals nicht be-

wegt, habe ich mir ein Zimmer reservieren lassen, denn unter uns gesagt, verbringe ich dort meinen Urlaub, um mich pflegen zu lassen, wenn sich vor lauter Krankenpflege meine eigene Krankheit verschlimmert hat.«

»Aber, Monsieur, brauche ich denn etwa auch eine solche Kur?« warf meine Großmutter schaudernd ein.

»Das wäre überflüssig, Madame. Die Symptome, die Sie aufweisen, werden vor meinem Wort zurückweichen. Und außerdem haben Sie einen Mächtigen zur Seite, den ich jetzt zu Ihrem Arzt ernenne, nämlich Ihr Leiden selbst, Ihre nervöse Überempfindlichkeit. Selbst wenn ich wüßte, wie ich sie heilen könnte, würde ich mich wohl hüten, es zu tun. Es genügt, daß ich dieses Leiden unter meine Aufsicht bekomme. Ich sehe, Sie haben da auf Ihrem Tisch eines der Werke von Bergotte. Von Ihrer Nervosität geheilt, würden Sie ihn nicht mehr lieben. Soll ich mir nun das Recht zuerkennen, Ihnen anstatt der Freuden, die sie Ihnen verschafft, gesunde Nerven zu schenken, die außerstande sein würden, sie Ihnen zu gewähren? Diese Freuden selbst aber sind eine mächtige Arznei, die mächtigste von allen vielleicht, die es gibt. Nein, ich habe nichts gegen Ihre nervöse Erregbarkeit; ich verlange bloß von ihr, daß sie auf mich hört; ich vertraue Sie ihr an. Sie selbst soll jetzt rückläufig tätig werden. Die Kraft, die sie darauf verwendet hat, Sie am Spazierengehen und an genügender Nahrungsaufnahme zu hindern, soll sie jetzt nutzbar machen, Sie zum Essen, zum Lesen, zum Ausgehen, zu jeder Art von Zerstreuung zu bewegen. Sagen Sie mir nicht, Sie seien zu müde dazu. Müdigkeit ist die organische Verwirklichung einer vorgefaßten Idee. Fangen Sie damit an, diese Idee nicht mehr in sich zu hegen. Und wenn Sie jemals eine kleine Unpäßlichkeit haben, was jedem von uns zustoßen kann, so wird es sein, als hätten Sie sie nicht, denn sie wird inzwischen aus Ihnen das gemacht haben, was Talleyrand mit einem tiefsinnigen Wort als einen ›eingebildeten Gesunden‹ bezeichnet hat. Sehen Sie, die Heilung hat schon eingesetzt, Sie haben

mich in ganz gerader Haltung aufrecht sitzend angehört, sich nicht einmal angelehnt, Ihr Blick ist klar, Ihr Aussehen gut, und das eine halbe Stunde lang schon, Sie haben es gar nicht gemerkt, Madame, ich habe die Ehre!«

Als ich Doktor du Boulbon hinausbegleitet hatte und nun in das Zimmer zurückkehrte, in dem meine Mutter sich allein befand, war der Kummer, der mich seit Wochen bedrückte, verflogen; ich fühlte, daß meine Mutter jetzt ihrer Freude freien Lauf lassen und Zeuge der meinen sein würde, ich verspürte jene Unmöglichkeit, das Warten auf den nahen Augenblick zu ertragen, in dem ein Mensch an unserer Seite tief bewegt sein wird, ein Gefühl, das auf anderer Ebene ein wenig der Furcht gleicht, die man bei der Gewißheit empfindet, daß jemand durch eine im Augenblick noch geschlossene Tür eintreten wird, um einen zu erschrecken; ich wollte Mama etwas sagen, doch meine Stimme versagte, und ich brach in Tränen aus; eine ganze Weile stand ich dann mit dem Kopf gegen ihre Schulter gelehnt und umgab meinen Schmerz, da ich wußte, daß er aus meinem Leben fort war, mit meinen Tränen, kostete ihn, nahm ihn hin, ja liebte ihn, so wie wir gern in tugendhaften Vorsätzen schwelgen, die die Umstände uns nicht auszuführen gestatten. Françoise erregte meinen Zorn, weil sie an unserer Freude keinen Anteil nahm. Sie war tief bewegt, weil es zu einer furchtbaren Szene zwischen dem Lakai der Guermantes und dem spionierenden Concierge gekommen war. Die Herzogin in ihrer Güte hatte einschreiten, einen Scheinfrieden stiften und dem Lakai verzeihen müssen. Denn sie war gut, und die Stelle bei ihr wäre ideal gewesen, hätte sie nicht auf »Tratsch« gehört.

Seit ein paar Tagen schon hatte sich herumgesprochen, daß meine Großmutter krank war, und man hatte begonnen, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Saint-Loup hatte mir geschrieben: »Ich will nicht diese Stunden benutzen, wo es Deiner lieben Großmutter nicht gutgeht, um Dir Vorwürfe (eigentlich weit mehr als das) zu machen, die zu ihr in keiner

Beziehung stehen. Aber ich müßte lügen, wenn ich darüber hinwegginge und Dir sagte, ich könne jemals Dein hinterhältiges Verhalten vergessen oder Dir Deine Schurkerei und Deinen Verrat verzeihen.« Doch Freunde von mir, die meine Großmutter nicht für sehr krank hielten oder wohl nicht einmal wußten, daß sie es überhaupt war, hatten mich gebeten, sie am folgenden Tag in den Champs-Élysées abzuholen, um von dort aus gemeinsam mit ihnen einen Besuch zu machen und schließlich an einem Diner auf dem Lande teilzunehmen, von dem ich mir gute Unterhaltung versprach. Ich hatte keinen Grund mehr, auf diese beiden Vergnügen zu verzichten. Als man meiner Großmutter gesagt hatte, sie müsse jetzt in Befolgung der Vorschriften des Doktors du Boulbon viel spazierengehen, war ja, wie man gesehen hat, sofort von den Champs-Élysées die Rede gewesen. Es wäre ganz einfach für mich, sie dahin zu begleiten, dann, während sie dort lesend saß, mich mit meinen Freunden über den Treffpunkt zu verständigen und noch zur Zeit, wenn ich mich beeilte, mit ihnen den Zug nach Ville d'Avray zu erreichen. Zur festgesetzten Stunde aber wollte meine Großmutter nicht ausgehen, da sie zu müde war. Doch eingedenk der Lehren von du Boulbon brachte meine Mutter die Energie auf, böse zu werden und sie zur Folgsamkeit zu zwingen. Sie weinte fast bei dem Gedanken, meine Großmutter werde in ihre nervöse Schwäche zurückfallen und sich nicht wieder daraus aufraffen. Nie hatte so geeignetes schönes, warmes Wetter für ihren Ausgang geherrscht. Die Sonne wob bei ihrem langsamen Vorrücken hier und da unbeständige Schleier in die durchbrochene Festigkeit des Balkons und versah die Steinquader mit einem lauen Überzug, einem verwischten, goldenen Lichtkreis. Da Françoise keine Zeit mehr gehabt hatte, ihrer Tochter »eine Rohrpost« zu schicken, verließ sie uns gleich nach dem Mittagessen. Es war schon viel von ihr, daß sie vorher noch zu Jupien hineinging, um an einem leichten Mantel, den meine Großmutter zum Ausgehen anziehen wollte, ein paar Stiche

nachnähen zu lassen. Da ich in diesem Augenblick von meinem Morgenspaziergang zurückkehrte, ging ich mit ihr zu dem Westenmacher hinein. »Führt Ihr junger Herr Sie zu mir«, sagte Jupien zu Françoise, »führen Sie ihn mir zu oder führen ein günstiger Wind und Fortuna Sie beide unter mein Dach?« Obwohl er keine höhere Schule besucht hatte, beachtete Jupien die Syntax in ebenso natürlicher Weise, wie Monsieur de Guermantes, trotz mannigfaltiger Bemühungen, dagegen verstieß. Nachdem Françoise gegangen und der Mantel ausgebessert war, mußte meine Großmutter sich wohl oder übel für den Ausgang rüsten. Sie hatte eigensinnig abgelehnt, daß Mama bei ihr bliebe, und brauchte nun ganz allein für ihre Toilette unendlich lange Zeit; jetzt, da ich wußte, daß sie bei guter Gesundheit war, fand ich sie – in jener seltsamen Gleichgültigkeit, die wir gegen unsere Angehörigen hegen, solange sie am Leben sind, und die bewirkt, daß wir an sie erst zu allerletzt denken – sehr egoistisch, weil sie so lange machte auf die Gefahr hin, es könne für mich zu spät werden, wußte sie doch, daß ich eine Verabredung mit Freunden hatte und in Ville-d'Avray zu Abend essen wollte. Aus Ungeduld ging ich schließlich schon die Treppe hinunter, nachdem es zweimal geheißen hatte, sie werde gleich fertig sein. Endlich kam sie nach (ohne mich wegen ihrer Verspätung um Entschuldigung zu bitten, wie sie es sonst in solchen Fällen tat, rot und zerstreut wie eine Person, die eilig ist und die Hälfte ihrer Sachen vergessen hat), als ich schon an der halboffenen Glastür angekommen war, durch die, ohne die eisigen Innenwände des Hauses im geringsten zu erwärmen, die fließende, stimmenerfüllte, laue Außenluft wie aus einem Behälter einströmte.

»Mein Gott, wo du dich mit Freunden triffst, hätte ich wohl doch einen anderen Mantel anziehen sollen. Ich glaube, ich sehe in diesem etwas ärmlich aus.«

Es fiel mir auf, wie rot sie im Gesicht war, und schloß daraus, daß sie sich sehr beeilt haben mußte, nachdem sie sich

verspätet hatte. Als wir die Droschke am Eingang der Rue Gabriel, in den Champs-Élysées, verlassen hatten, sah ich, daß meine Großmutter sich wortlos abgewandt hatte und auf den kleinen alten Pavillon mit dem grünen Gitterwerk zuging, in dem ich eines Tages auf Françoise gewartet hatte. Derselbe Parkwächter wie damals war auch jetzt wieder bei der »Marquise«, als ich, meiner Großmutter folgend, die, da ihr offenbar übel geworden war, ihre Hand vor den Mund hielt, die Stufen des kleinen ländlichen, inmitten der Gartenanlagen erbauten Theaters emporstieg. Am Eingang saß immer noch, wie in jenen Jahrmarktsschaubuden, wo der Clown, schon vollkommen bereit für seinen Auftritt und frisch bemehlt, selbst bei der Tür das Eintrittsgeld einstreicht, die »Marquise« an der Kasse, mit ihrem breiten, unregelmäßigen, dick weißgeschminkten Gesicht, mit der kleinen Mütze aus roten Blumen und schwarzer Spitze, die auf ihrer rötlichen Perücke thronte. Ich glaube aber nicht, daß sie mich wiedererkannte. Der Parkwächter hatte ein Weilchen auf die Beaufsichtigung der Grünanlagen, auf deren Ton seine Uniform abgestimmt war, verzichtet und saß plaudernd neben ihr.

»Nun«, sagte er, »Sie sind immer noch hier. Sie denken wohl nicht daran, sich zurückzuziehen.«

»Und warum sollte ich mich denn zurückziehen, Monsieur? Wollen Sie mir sagen, wo ich es besser hätte als hier, größere Annehmlichkeiten und alles so bequem? Und immer ein Kommen und Gehen, immer Abwechslung; es ist das, was ich mein kleines Paris nenne; meine Kundschaft hält mich über alles, was vorgeht, auf dem laufenden. Sehen Sie, da gibt es einen, der vor noch nicht fünf Minuten hier war, ein Beamter in einer Position ganz oben. Nun gut, Monsieur!« rief sie mit einem Feuer, als sei sie bereit, diese Behauptung mit Gewalt zu verfechten, wenn etwa der Vertreter der Obrigkeit Miene gemacht hätte, ihre Richtigkeit zu bestreiten, »seit acht Jahren, verstehen Sie mich recht, alle Tage, die Gott werden läßt, Punkt Schlag drei Uhr ist er hier, immer höflich, niemals ein

lautes Wort, nie macht er etwas schmutzig; er bleibt eine halbe Stunde hier, um seine Zeitungen zu lesen und seine kleinen Geschäfte zu verrichten. Einen einzigen Tag ist er nicht gekommen. Im Augenblick habe ich es nicht einmal gemerkt, aber am Abend sagte ich plötzlich zu mir: Sieh da, dieser Herr ist nicht erschienen, vielleicht ist er gestorben. Es ging mir wirklich nahe, ich schließe die Leute ins Herz, wenn sie nett sind. Ich war daher sehr froh, als ich ihn am nächsten Tage wiedersah, und habe zu ihm gesagt: ›Monsieur, es ist Ihnen doch gestern nichts passiert?‹ Da sagt er mir wirklich genau so, nein, ihm sei selbst nichts passiert, aber seine Frau sei gestorben. Und das habe ihn derart durcheinandergebracht, daß er nicht habe kommen können. Er sah wahrhaftig traurig aus – Sie verstehen, Leute, die fünfundzwanzig Jahre verheiratet waren! –, aber doch auch richtig froh, daß er wieder hier war. Man spürte, wie sehr er in seinen kleinen Gewohnheiten gestört worden war. Ich habe versucht, ihn etwas aufzurichten, und zu ihm gesagt: ›Man darf sich nicht gehenlassen. Kommen Sie nur wie bisher, bei Ihrem Kummer brauchen Sie um so mehr eine kleine Abwechslung.‹«

Die »Marquise« war jetzt in einen sanfteren Ton verfallen, denn sie hatte bemerkt, daß der Hüter der Boskette und Rasenflächen ihr gutmütig zuhörte, ohne an Widerspruch zu denken, denn er ließ seinen Säbel, der eher einem Gartengerät oder Attribut der Parkpflege glich, friedlich in der Scheide.

»Und dann«, sagte sie, »suche ich mir meine Kunden auch aus, ich empfange nicht jeden beliebigen hier in meinen Salons, wie ich immer sage. Sieht es nicht aus wie in einem Salon mit meinen Blumen? Ich habe sehr liebenswürdige Kunden, immer bringt mir der eine oder der andere ein Zweiglein schönen Flieder, Jasmin oder sogar Rosen mit, meine Lieblingsblumen.«

Ich errötete bei dem Gedanken, diese Dame werde vielleicht keine gute Meinung von uns haben, da wir ihr niemals Flieder oder schöne Rosen mitbrachten, und um mich ihrem

ungünstigen Urteil körperlich zu entziehen – oder doch wenigstens nur in contumaciam von ihr gerichtet zu werden –, strebte ich dem Ausgang zu. Aber nicht immer sind es im Leben die Leute, die schöne Rosen bringen, zu denen man am liebenswürdigsten ist: die »Marquise«, die annahm, ich langweile mich, sprach mich an:

»Soll ich Ihnen nicht eine kleine Kabine aufschließen?«

Und als ich ablehnte, setzte sie lächelnd hinzu:

»Nein, Sie möchten nicht? Das Angebot kam von Herzen, aber ich weiß, daß das Bedürfnisse sind, die man noch nicht zu haben braucht, weil man nicht dafür zahlt.«

In diesem Augenblick kam sehr eilig eine schlechtgekleidete Frau herein, die sie jedenfalls zu verspüren schien. Doch sie gehörte nicht zur Gesellschaft der »Marquise«, denn mit der Rohheit eines Snobs erklärte diese schroff:

»Es ist nichts frei, Madame.«

»Wird es lange dauern?« fragte die arme Frau mit rotem Gesicht unter ihrem gelben Blumenhut.

»Oh, Madame, ich rate Ihnen, anderswo hinzugehen, Sie sehen ja, diese zwei Herren warten schon«, sagte sie, indem sie auf mich und den Parkwächter wies, »und ich habe nur ein Kabinett, die anderen werden repariert … Bei solchen Leuten zahlt es sich nicht aus«, sagte die »Marquise«. »So etwas gehört nicht hierher, so etwas kennt keine Reinlichkeit, keine Rücksichtnahme, und es wäre ja noch schöner, wenn ich nachher eine Stunde bloß saubermachen würde für Madame. Den zwei Sous, die sie zahlt, traure ich nicht nach.«

Endlich kam meine Großmutter wieder heraus, und da ich annahm, sie werde nicht durch ein Trinkgeld ihre Unbescheidenheit, so lange zu bleiben, wieder gutmachen, zog ich mich zurück, um an der Verachtung nicht teilzuhaben, mit der die »Marquise« sie sicherlich strafen würde; ich machte ein paar Schritte in einen Parkweg hinein, aber ganz langsam, damit meine Großmutter mich leicht einholen und ihren Weg mit mir fortsetzen könne. Das geschah auch bald darauf. Ich

glaubte, sie werde zu mir sagen: »Ich habe dich lange warten lassen, ich hoffe, du verpaßt Deine Freunde nicht«, doch sie äußerte kein Wort, so daß ich etwas enttäuscht nicht zu reden beginnen wollte; als ich endlich nach ihr hinsah, bemerkte ich, daß sie zwar neben mir ging, aber den Kopf von mir wegwandte. Ich fürchtete, es sei ihr immer noch übel. Ich sah genauer hin und war erschrocken über ihren ruckartigen Gang. Ihr Hut saß schief, ihr Mantel war beschmutzt, sie sah unordentlich und mißvergnügt aus und hatte das rote, gequälte Gesicht von jemandem, der von einem Wagen umgefahren oder aus dem Straßengraben gezogen worden ist.

»Ich hatte Angst, Großmama, dir sei übel geworden; fühlst du dich jetzt besser?« fragte ich.

Bestimmt meinte sie, es sei unmöglich, mir keine Antwort zu geben, ohne mich zu beunruhigen.

»Ich habe die ganze Unterhaltung zwischen der ›Marquise‹ und dem Wächter angehört«, sagte sie zu mir. »Das war doch im höchsten Grade Guermantes und kleiner Kreis der Verdurins, Gott! In welch galantem Stil war das gesagt!«[1] Und sie zog auch noch geflissentlich einen Ausspruch ihrer eigenen Marquise, Madame de Sévigné, heran: »Als ich sie hörte, dachte ich, sie bereiteten mir einen recht köstlichen Abschied.«[2]

Diese Worte richtete sie an mich, Worte, in die sie ihr ganzes Feingefühl, ihre Freude am Zitieren, ihr Gedächtnis für die Klassiker hineingelegt hatte, etwas mehr sogar, als sie es üblicherweise getan hätte, wie um zu zeigen, daß sie das noch alles besaß. Doch die Sätze selbst erriet ich mehr, als daß ich sie vernahm, denn mit so röchelnder Stimme brachte sie sie hervor und zwischen so fest zusammengebissenen Zähnen, daß die Furcht vor neuem Erbrechen als Erklärung nicht genügen konnte.

»Weißt du was«, sagte ich möglichst beiläufig, damit es nicht so aussah, als legte ich ihrem Unwohlsein allzuviel Bedeutung bei, »da dir nicht ganz gut ist, könnten wir doch,

wenn du lieber möchtest, wieder nach Hause gehen; ich möchte doch nicht in den Champs-Élysées mit einer Großmutter spazierengehen, die eine Magenverstimmung hat.«

»Ich wagte nicht, es vorzuschlagen wegen deiner Freunde«, antwortete sie mir. »Armer Junge! Aber wenn es dir recht ist, wäre es wohl das beste.«

Ich fürchtete, sie könne selbst bemerken, in welcher Weise sie diese Worte aussprach.

»Komm«, sagte ich brüsk zu ihr, »ermüde dich nicht mit Sprechen, wenn dir nicht gut ist; das hat doch keinen Sinn, warte lieber damit, bis wir zu Hause sind.«

Sie lächelte mich traurig an und drückte mir die Hand. Sie hatte begriffen, daß sie mir nicht verbergen konnte, was ich sofort erriet: sie hatte eben einen leichten Schlaganfall gehabt.

II

ERSTES KAPITEL

Krankheit meiner Großmutter. Krankheit Bergottes. Der Herzog und der Arzt. Niedergang meiner Großmutter. Ihr Tod.

Mitten durch die Menge der Spaziergänger hindurch gelangten wir wieder auf die andere Seite der Avenue Gabriel. Ich ließ meine Großmutter auf einer Bank warten und ging eine Droschke holen. Sie, in deren Seele ich mich immer bei der Beurteilung selbst der belanglosesten Person versetzt hatte, war mir jetzt verschlossen, sie war ein Teil der Welt außerhalb von mir geworden; mehr als jedem Vorübergehenden mußte ich ihr verschweigen, was ich von ihrem Zustand hielt, und meine Unruhe verbergen. Ich hätte mich ihr nicht freimü-

tiger als irgendeiner fremden Person eröffnen können. Sie hatte mir soeben die Gedanken und Kümmernisse, die ich ihr seit meiner Kindheit für alle Zeiten anvertraut hatte, zurückgegeben. Sie war noch nicht tot. Ich war schon allein. Selbst ihre Anspielungen auf die Guermantes, auf Molière und auf unsere Gespräche über den kleinen Kreis hatten etwas Haltloses, Grundloses, Unwirkliches, denn sie kamen aus dem Nichts eben jenes Wesens, das morgen vielleicht nicht mehr existierte und für das sie keinen Sinn mehr hätten, aus jenem Nichts – unfähig, sie zu begreifen –, das meine Großmutter bald sein würde.

»Das mag schon sein, Monsieur, aber Sie sind bei mir nicht angemeldet, Sie haben keine Nummer. Überhaupt habe ich heute keine Sprechstunde. Sie haben doch gewiß Ihren Hausarzt. Ich kann mich nicht an seine Stelle setzen, es sei denn, daß er mich beizieht. Das ist eine Frage der Deontologie …«

In dem Augenblick, als ich eine Droschke heranwinkte, hatte ich den berühmten Professor E.[1] getroffen, der mit meinem Vater und meinem Großvater befreundet oder zumindest gut bekannt war und in der Avenue Gabriel wohnte; einer plötzlichen Eingebung folgend hatte ich ihn in dem Augenblick angehalten, als er ins Haus treten wollte, denn ich dachte, er könne vielleicht meiner Großmutter einen guten Rat geben. Doch nachdem er sich seine Post hatte geben lassen, wollte er mich rasch loswerden, und ich konnte nur mit ihm reden, indem ich ihn im Fahrstuhl, bei dessen Bedienung er meine Hilfe ablehnte – eine Manie von ihm –, nach oben begleitete.

»Aber, Herr Professor, ich bitte Sie ja nicht, meine Großmutter zu empfangen; nach dem, was ich Ihnen sage, werden Sie ja auch begreifen, daß sie dazu schlecht in der Lage wäre; ich möchte Sie lediglich ersuchen, in einer halben Stunde bei uns vorbeikommen, bis dahin wird sie zu Hause sein.«

»Bei Ihnen vorbeikommen? Aber was glauben Sie denn! Ich speise heute abend beim Handelsminister und habe vorher

noch einen Patienten zu besuchen, ich muß mich jetzt gleich umziehen; zu allem Unglück hat auch noch einer meiner beiden Fräcke einen Riß und der andere hat kein Knopfloch für die Orden. Ich bitte Sie, tun Sie mir den Gefallen und rühren Sie die Knöpfe im Fahrstuhl nicht an, Sie verstehen nicht damit umzugehen, man muß da vorsichtig sein. Dieses Knopfloch wird mich auch noch verspäten. Also gut, aus Freundschaft für die Ihrigen werde ich Ihre Großmutter ansehen, wenn sie jetzt sofort kommt. Aber ich sage Ihnen im voraus, daß ich nur eine knappe Viertelstunde für sie erübrigen kann.«

Ich hatte mich gleich wieder auf den Rückweg gemacht, ohne auch nur den Fahrstuhl zu verlassen, den Professor E. selbst nach unten in Gang gesetzt hatte, wobei er mir noch einen mißtrauischen Blick nachsandte.

Wir sagen wohl, die Stunde des Todes sei ungewiß, doch wenn wir das sagen, stellen wir uns diese Stunde in weiter, vager Ferne vor, wir denken nicht daran, daß sie irgendeine Beziehung zu dem bereits begonnenen Tag haben und daß der Tod – oder sein erster partieller Zugriff, nach dem er uns nicht mehr loslassen wird – noch am gleichen Nachmittag erfolgen könnte, der uns so gar nicht ungewiß scheint, an diesem Nachmittag, für den der Gebrauch der Stunden bereits im voraus festgelegt ist. Man hält an seinem Spaziergang fest, um pro Monat die erforderliche Menge an frischer Luft zusammenzubekommen, man hat sich bei der Wahl des Mantels verweilt, den man mitnehmen will, oder des Kutschers, der geholt werden soll, man sitzt im Wagen, der Tag liegt ganz vor einem und erscheint nur deshalb kurz, weil man rechtzeitig wieder zu Hause sein möchte, um eine Freundin zu empfangen; man wünschte, es wäre morgen ebenso schön, und man ahnt nicht, daß der Tod, der auf einer anderen Ebene in uns wandelte, gerade diesen Tag für seinen Auftritt gewählt hat: in ein paar Minuten, ungefähr dann, wenn der Wagen die Champs-Élysées erreicht haben wird. Vielleicht werden diejenigen, die üblicherweise vom Grauen vor der völligen An-

dersartigkeit des Todes heimgesucht werden, etwas Beruhigendes in dieser Art von Tod sehen – dieser Form des ersten Kontakts mit dem Tode –, weil er dabei ein bekanntes, vertrautes, alltägliches Aussehen bekommt. Ein gutes Mittagsmahl ist ihm vorausgegangen und eine gleiche Ausfahrt, wie Gesunde sie unternehmen. Eine Rückkehr im offenen Wagen legt sich über seine erste Attacke; wie krank auch meine Großmutter war, schließlich hätten mehrere Personen sagen können, daß sie sie um sechs Uhr, als wir von den Champs-Élysées zurückkamen, gegrüßt hätten und daß sie bei herrlichem Wetter im offenen Wagen vorübergefahren sei. Legrandin, der auf die Place de la Concorde zuging, zog vor uns den Hut, während er mit verwunderter Miene stehenblieb. Ich, der ich mich noch nicht vom Leben gelöst hatte, fragte meine Großmutter, ob sie den Gruß erwidert habe, und erinnerte sie daran, wie empfindlich er sei. Meine Großmutter, die mich sicher ziemlich töricht fand, hob die Hand, als wolle sie sagen: »Was macht das schon aus? Das ist doch völlig bedeutungslos.«

Ja, man hätte berichten können, daß soeben meine Großmutter, während ich nach einer Droschke suchte, in der Avenue Gabriel auf einer Bank gesessen habe und kurz darauf im offenen Wagen vorbeigefahren sei. Doch wäre das wirklich wahr gewesen? Die Bank braucht, um ihren Platz in der Avenue einzunehmen – wenn sie auch gewissen Gesetzen des Gleichgewichts untersteht –, keine Energie. Doch damit ein lebendes Wesen sich aufrecht hält, selbst auf einer Bank oder in einem Wagen, bedarf es einer Kraftanstrengung, die wir gewöhnlich nicht stärker wahrnehmen als (weil er nach allen Richtungen wirkt) den atmosphärischen Druck. Wenn wir in uns ein Vakuum schaffen und dann den Druck der Luft ertragen müßten, würden wir vielleicht in dem Augenblick vor unserem Zusammenbruch gerade noch das furchtbare Gewicht empfinden, das hinfort durch nichts mehr ausgeglichen wäre. Ebenso erfordert, wenn die Abgründe der Krankheit

und des Todes sich in uns öffnen und wir dem Tumult, mit dem die Welt und unser eigener Körper über uns herfallen, nichts mehr entgegenzusetzen haben, das bloße Ertragen des Gewichts unserer eigenen Muskeln oder des zerrüttenden, bis ins Mark gehenden Erschauerns, ja auch nur das unbewegliche Verharren in dem, was wir gemeinhin als die passive Haltung einer Sache ansehen, wenn man nur dabei einen normal erhobenen Kopf und ruhigen Blick bewahren will, vitale Energie und wird zum Gegenstand eines erschöpfenden Kampfes.

Und Legrandin hatte uns gerade deshalb so erstaunt angestarrt, weil er mit allen, die gerade vorüberkamen, sehen konnte, wie in der Droschke, in deren Fond sie zu sitzen schien, meine Großmutter unterging, in den Abgrund glitt, wobei sie sich verzweifelt an den Kissen hielt, die ihren in die Tiefe stürzenden Körper kaum zu halten vermochten, eine Gestalt mit zerzaustem Haar und wirrem Blick, die unfähig war, dem Ansturm der Bilder länger zu begegnen; ihre Pupillen versagten. Man hatte sie sehen können, obwohl sie neben mir saß, versunken in jener unbekannten Welt, aus deren Tiefe sie schon die Schläge erhalten hatte, deren Spuren sie trug, als ich sie kurz zuvor in den Champs-Élysées erblickt hatte, Hut, Antlitz und Mantel entstellt von der Hand des unsichtbaren Engels, mit dem sie gerungen hatte.

Ich bin seither auf den Gedanken gekommen, daß der Augenblick des Schlaganfalls für meine Großmutter vielleicht gar nicht so ganz überraschend gekommen war, daß sie ihn seit langem vorausgesehen und in seiner Erwartung gelebt hat. Sicherlich hatte sie nicht gewußt, wann der verhängnisvolle Augenblick wirklich eintreten werde, und lebte in der Ungewißheit eines Liebenden, den ein Zweifel derselben Art dazu führt, bald unvernünftige Hoffnungen, bald ungerechtfertigten Verdacht bezüglich der Treue seiner Geliebten zu hegen. Doch es ist selten, daß schwere Krankheiten wie diejenige, die sie endlich voll ins Antlitz getroffen hatte, nicht lange vorher

bereits in dem Kranken, den sie töten werden, sich einnisten und in dieser Zeit wie ein Nachbar oder ein Mieter, der einen »Kontakt« sucht, seine Bekanntschaft machen.[1] Um eine furchtbare Bekanntschaft handelt es sich dabei, weniger wegen der Leiden, die sie mit sich bringt, als wegen der seltsamen Neuheit der endgültigen Beschränkung, die sie dem Leben auferlegt. Wir sehen uns in diesem Fall nicht erst im Moment des Todes sterben, sondern Monate, manchmal Jahre vorher, das heißt, seitdem er in so häßlicher Weise in uns Einzug gehalten hat. Die Kranke macht die Bekanntschaft des Fremden, den sie in ihrem Hirn auf und ab gehen hört. Gewiß kennt sie ihn vom Sehen nicht, aber aus den Geräuschen, die sie ihn regelmäßig machen hört, leitet sie seine Gewohnheiten ab. Ist er ein Übeltäter? Eines Morgens hört sie ihn nicht mehr. Er ist fort. Ach, daß er es doch für alle Zeiten wäre! Am Abend ist er wieder da. Welche Absichten hegt er? Der zur Beratung hinzugezogene Arzt, den man auf Ehre und Gewissen fragt wie eine angebetete Geliebte, antwortet mit Schwüren, die man am einen Tag glaubt, am anderen verwirft. Mehr noch im übrigen als die einer Geliebten spielt der Arzt die Rolle eines Bedienten, bei dem man sich erkundigt. Er gibt den unbeteiligten Dritten ab. Das Wesen, in das wir dringen und von dem wir argwöhnen, daß es uns hintergehen könnte, ist das Leben selbst, und obwohl wir in ihm schon nicht mehr das gleiche sehen wie zuvor, glauben wir ihm doch oder bleiben jedenfalls im Zweifel bis zu dem Tag, da es uns schließlich verlassen hat.

Ich setzte meine Großmutter in Professor E. s Fahrstuhl; gleich darauf erschien er selbst und ließ uns in sein Sprechzimmer eintreten. Dort aber, so eilig er es hatte, wandelte sich seine schroffe Miene, so stark ist die Macht der Gewohnheit, und er pflegte mit seinen Patienten liebenswürdig zu scherzen. Da er meine Großmutter als sehr belesen kannte und es auch selber war, zitierte er ihr zwei oder drei Minuten lang in Anspielung auf den strahlenden Tag schöne Verse über den

Sommer. Er hatte sie in einen Lehnstuhl gesetzt und sich selbst ihr gegenüber mit dem Rücken gegen das Licht niedergelassen, so daß er sie gut sah. Seine Untersuchung war gründlich, sie erforderte sogar, daß ich das Zimmer für einen Augenblick verließ. Er fuhr noch weiter damit fort, und als er fertig war, fing er, wiewohl die Viertelstunde fast vergangen war, noch einmal meine Großmutter mit Zitaten zu unterhalten an. Er richtete sogar ein paar ganz geistreiche Scherzworte an sie; ich hätte sie zwar lieber an einem anderen Tag vernommen, aber sie beruhigten mich doch vollkommen durch den heiteren Ton, in dem der Doktor sie vortrug. Ich erinnerte mich daraufhin, daß Monsieur Fallières als Senatspräsident vor etlichen Jahren einen vermeintlichen Schlaganfall gehabt, zur Verzweiflung seiner politischen Gegner drei Tage darauf bereits seine Tätigkeit wieder aufgenommen hatte und sich, wie man sagte, darauf vorbereitete, über kurz oder lang für die Wahl des Präsidenten der Republik sich als Kandidaten aufstellen zu lassen.[1] Mein Vertrauen auf eine rasche Wiederherstellung meiner Großmutter war um so vollständiger, als ich in dem Augenblick, da ich mich an das Beispiel Monsieur Fallières' erinnerte, aus meinen Gedanken an eine solche Parallele durch ein freimütiges Lachen aufgescheucht wurde, mit dem Professor E. einen spaßhaften Ausspruch beendete. Darauf zog er seine Uhr, runzelte fieberhaft die Brauen, denn er sah, daß er sich um fünf Minuten verspätet hatte, und, während er sich von uns verabschiedete, schellte er, damit er auf der Stelle seinen Frack bekäme. Ich ließ meine Großmutter vorausgehen, schloß noch einmal die Tür und bat den Gelehrten, mir die Wahrheit zu sagen.

»Ihre Großmutter ist verloren«, sagte er zu mir. »Es handelt sich um einen Schlaganfall, der auf eine Urämie[2] zurückgeht. An sich ist Urämie nicht unbedingt eine tödliche Krankheit, doch dieser Fall scheint mir hoffnungslos. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie gern ich mich täuschen würde. Im übrigen sind Sie bei Cottard ja in denkbar besten Händen. Sie ent-

schuldigen mich«, sagte er, als ein Zimmermädchen mit dem Frack des Professors eintrat. »Sie wissen, daß ich eine Abendeinladung beim Handelsminister habe und vorher noch einen Besuch machen muß. Ach! Das Leben ist nicht immer rosig, wie man in Ihrem Alter noch meint.«

Daraufhin reichte er mir liebenswürdig die Hand. Ich hatte die Tür hinter mir geschlossen, und ein Diener geleitete uns in das Vorzimmer, meine Großmutter und mich, als wir hinter uns einen lauten Zornausbruch vernahmen. Das Zimmermädchen hatte vergessen, das Knopfloch für die Orden einzuschneiden. Das würde nun weitere zehn Minuten in Anspruch nehmen. Der Professor tobte noch immer, während ich auf dem Treppenflur meine Großmutter ansah, die verloren war. Jeder Mensch ist doch völlig allein. Wir setzten unseren Heimweg fort.

Die niedergehende Sonne entflammte eine endlose Mauer, an der unsere Droschke entlang mußte, bevor sie zu der Straße gelangte, in der wir wohnten; und auf der Mauer zeichnete sich der Schatten, den das Abendlicht von Pferd und Wagen warf, schwarz von dem rötlichen Grund ab, wie ein Leichenwagen auf einer pompejanischen Terrakotta.[1] Endlich kamen wir an. Ich bat die Kranke, sich unten an der Treppe im Vestibül hinzusetzen, und ging hinauf, um meine Mutter vorzubereiten. Ich sagte ihr, die Großmutter komme etwas unwohl heim, es sei ihr schwindlig geworden. Gleich bei meinen ersten Worten erschien auf dem Gesicht meiner Mutter der Ausdruck äußerster, wiewohl schon derart resignierter Verzweiflung, daß ich begriff, sie habe ihn seit langen Jahren in sich bereitgehalten für einen ungewissen, letzten Tag. Sie stellte keine Frage; es schien, daß sie, wie die Bosheit die Leiden der anderen gern übertreibt, aus Liebe nicht zugeben wollte, daß ihre Mutter schwer leidend sei, zumal an einer Krankheit, die den Geist in Mitleidenschaft ziehen kann. Mama erschauerte, ihr Gesicht weinte ohne Tränen, sie gab eilends Order, den Arzt zu holen, doch als Françoise wissen wollte, wer krank

sei, konnte sie ihr nicht antworten; die Stimme blieb ihr in der Kehle stecken. Dann ging sie schnell mit mir die Treppe hinunter, wobei sie aus ihrem Gesicht das Schluchzen wischte, das es in Falten gelegt hatte. Meine Großmutter wartete unten auf der Bank im Vestibül; sobald sie uns hörte, richtete sie sich auf, hielt sich gerade und winkte meiner Mutter heiter mit der Hand. Ich hatte ihr den Kopf zur Hälfte mit einer Mantille aus weißer Spitze umhüllt, angeblich damit sie im Treppenhaus nicht friere. Ich wollte nicht, daß meine Mutter zu sehr die Veränderung des Gesichts, die Verschiebung des Mundes bemerke; meine Vorsicht war vergeblich: meine Mutter trat zu Großmama, küßte ihr die Hand, als wäre es die ihres Gottes, stützte und hob sie bis zum Fahrstuhl hin mit unendlicher Behutsamkeit, in der außer der Furcht, ungeschickt zu sein und ihr wehzutun, die Demut lag, die sich unwürdig weiß zu berühren, was sie an Allerkostbarstem kennt; doch nicht ein einziges Mal hob sie den Blick zu dem Gesicht der Kranken. Vielleicht um sie nicht traurig zu stimmen bei dem Gedanken, ihr Anblick habe ihre Tochter beunruhigen können. Vielleicht aus Furcht vor einem zu starken Schmerz, dem sie nicht zu begegnen wagte. Vielleicht aus Ehrfurcht, weil sie glaubte, sie dürfe nicht pietätlos die Spur einer Schwächung des Geistes auf dem verehrten Antlitz feststellen. Vielleicht um später das Bild des wahren Antlitzes ihrer Mutter unversehrt in sich tragen zu können, strahlend von Geist und Güte. So stiegen sie nebeneinander empor, meine Großmutter halb in ihrer Mantille verborgen, meine Mutter mit abgewandten Augen.

Zu gleicher Zeit gab es jemand, dessen Augen nicht davon abließen, auf den veränderten Zügen meiner Großmutter – Zügen, die ihre Tochter nicht anzusehen wagte – das abzulesen, was man erahnen konnte, jemand, der einen verblüfften, unverhohlenen Blick voll schlimmer Vorahnung darauf heftete: Françoise. Nicht, daß sie meine Großmutter nicht aufrichtig liebte (sie war sogar enttäuscht und fast empört angesichts der Kälte Mamas, von der sie am liebsten gesehen hätte, sie

würfe sich schluchzend in die Arme ihrer Mutter), aber sie hatte einen gewissen Hang, immer das Schlimmste ins Auge zu fassen, und von ihrer Kindheit her zwei Dinge beibehalten, die sich auszuschließen scheinen, die aber, wenn sie zusammentreffen, sich gegenseitig verstärken: die mangelnde Erziehung der Leute aus dem Volk, die ihre Eindrücke nicht zu verbergen trachten, zum Beispiel den schmerzlichen Schrecken, den in ihnen der Anblick einer physischen Veränderung auslöst, die nicht bemerken zu wollen zartfühlender wäre, und die fühllose Derbheit der Bäuerin, die den Libellen die Flügel ausreißt, bevor sie Gelegenheit hat, einem Hähnchen den Hals umzudrehen, und die nicht genügend Schamgefühl besitzt, um das Interesse zu verbergen, das der Anblick körperlichen Leidens in ihr weckt.

Als meine Großmutter dank der vollendeten Sorgsamkeit von Françoise zu Bett gebracht war, bemerkte sie, daß sie leichter sprechen konnte; der von der Urämie bewirkte kleine Riß oder die Verstopfung eines Gefäßes war wohl sehr leicht gewesen. Da wollte sie Mama nicht im Stich lassen, sondern ihr in den grausamsten Augenblikken beistehen, die diese jemals durchgemacht hatte.

»Na denn, mein Kind«, sagte sie und ergriff ihre Hand, während sie die andere vor dem Mund behielt, um damit die andauernde leichte Schwierigkeit zu erklären, mit der sie gewisse Worte aussprach, »ist das das ganze Mitleid, das du für deine Mutter übrig hast? Du scheinst nicht zu wissen, wie unangenehm so eine Magenverstimmung ist!«

Da richteten sich zum erstenmal die Augen meiner Mutter leidenschaftlich auf jene meiner Großmutter, während sie das übrige Gesicht gar nicht sehen wollten, und die Reihe falscher Schwüre, die man nicht halten kann, eröffnend, sagte sie zu ihr:

»Mama, du bist sicher bald wieder gesund, deine Tochter bürgt dir dafür.«

Und sie schloß ihre allerstärkste Liebe, ihren ganzen Willen, daß ihre Mutter gesunden möge, in einen Kuß, dem sie ihre Gefühle anvertraute und den sie mit all ihren Gedanken, ja mit ihrem ganzen Wesen bis an den Rand ihrer Lippen geleitete, um ihn demütig und fromm auf die verehrte Stirn niederzulegen.

Meine Großmutter klagte über eine Art Anschwemmung von Decken, die dauernd von derselben Seite her ihr linkes Bein bedrückte und nicht wegzubringen war. Sie machte sich aber nicht klar, daß der Grund dafür in ihr selber lag (so daß sie jeden Tag Françoise ungerechterweise beschuldigte, sie »baue« ihr Bett nicht richtig zurecht). Mit einer krampfhaften Bewegung warf sie auf jene Seite das Schaumgewirr ihrer feinen Wolldecken, die sich dort allmählich festsetzten wie Sand in einer Bucht, die (wenn nicht ein Damm Einhalt gebietet) rasch durch die mit der Flut erfolgenden ständigen Anspülungen versandet.

Meine Mutter und ich (unsere Lüge wurde freilich von vornherein durch Françoise scharfsichtig und verletzend aufgedeckt) wollten nicht einmal zugeben, daß meine Großmutter ernstlich krank war, als hätte das den Feinden, die sie im übrigen gar nicht hatte, Vergnügen bereiten können und als wäre es liebevoller zu finden, es gehe ihr gar nicht so schlecht, eigentlich aus dem gleichen instinktiven Gefühl heraus, das mich hatte vermuten lassen, Andrée bedauere Albertine zu nachdrücklich, um sie wirklich zu lieben. Aus Anlaß großer Krisen treten bei den Einzelnen und bei der Masse die gleichen Phänomene auf. Wer sein Vaterland nicht liebt, sagt in einem Krieg nichts Schlechtes von ihm, hält es jedoch für verloren, bedauert es und sieht schwarz für die Zukunft.

Françoise erwies uns durch ihre Fähigkeit, auf Schlaf zu verzichten und die härtesten Arbeiten auf sich zu nehmen, einen unschätzbar großen Dienst. Wenn sie endlich nach mehreren Nächten, während deren sie auf den Füßen geblieben war, sich einmal hinlegte und man sie eine Viertelstunde,

nachdem sie eingeschlafen war, schon wieder wecken mußte, war sie so froh, mühselige Dinge auf sich zu nehmen, als seien es die einfachsten von der Welt, daß, anstatt mürrisch zu wirken, ihr Gesicht von Befriedigung und Bescheidenheit strahlte. Nur zur Stunde der Messe und zur Stunde des Frühstücks hätte meine Großmutter im Sterben liegen können, Françoise wäre rechtzeitig fortgewesen, um nicht zu spät zu kommen. Sie konnte und wollte sich nicht durch ihren jungen Laufburschen vertreten lassen. Sicherlich hatte sie von Combray her eine sehr hohe Meinung von den Pflichten eines jeden uns gegenüber mitgebracht; sie hätte nicht geduldet, daß einer unserer Leute es an »Respekt« uns gegenüber hätte fehlen lassen. Das hatte sie zu einer so edlen, machtvollen und wirksamen Erzieherin gemacht, daß wir niemals bei uns Dienstboten hatten, die so verdorben gewesen wären, daß sie nicht schleunigst ihre Auffassung vom Leben gewandelt und so weit geläutert hätten, daß sie den »Sou vom Franc«[1] nicht mehr annahmen und herbeistürzten – wie wenig dienstfertig sie bisher gewesen sein mochten –, um mir selbst das kleinste Päckchen aus den Händen zu nehmen, und mir die Mühe, es zu tragen, ersparen wollten. Doch hatte Françoise in Combray auch die Gewohnheit angenommen – und nach Paris importiert –, daß sie bei ihrer Arbeit keine Hilfe neben sich duldete. Daß jemand ihr Beistand leisten wollte, betrachtete sie als Kränkung, und manche Dienstboten hatten wochenlang den Morgengruß von ihr nicht erwidert bekommen, ja gingen sogar in Urlaub, ohne daß sie ihnen adieu gesagt hätte, wobei sie keineswegs wußten, weshalb, in Wirklichkeit jedoch allein aus dem Grund, weil sie ihr an einem Tag, als sie selbst sich nicht sehr wohl fühlte, etwas von ihrer Arbeit hatten abnehmen wollen. Von dem Augenblick an aber, als es meiner Großmutter so schlecht ging, sah Françoise ihre Arbeit in erhöhtem Maße als die ihre an. Sie, die allein darauf einen Anspruch besaß, wollte sich ihre Rolle an solchen Galatagen nicht fortnehmen lassen. Ihr junger Laufbursche, der von ihr

kaltgestellt worden war und nicht wußte, was er tun sollte, begnügte sich nicht mehr damit, nach Victors Beispiel sich Briefpapier aus meinem Zimmer zu holen, sondern entnahm auch Gedichtbände aus meiner Bibliothek. Über ihnen verbrachte er lesend mehr als die Hälfte des Tages, teils aus Bewunderung für die Dichter, die diese Werke geschaffen hatten, teils auch, um die Briefe, die er in der anderen Hälfte seiner Zeit seinen Freunden im Dorf schrieb, mit Zitaten zu schmücken. Ganz offenbar glaubte er, ihnen damit zu imponieren. Da er aber kein sehr folgerichtiger Denker war, hatte er sich die Meinung gebildet, diese Gedichte, die er in meiner Bibliothek fand, seien jedermann bekannt und es sei ganz üblich, sich darauf zu beziehen. Das ging so weit, daß er in seinen Briefen an jene Bauern, mit deren Staunen er rechnete, unter seine eigenen Betrachtungen Verse von Lamartine mischte, wie man »kommt Zeit, kommt Rat« oder auch nur »grüß Gott« gesagt hätte.

Da meine Großmutter Qualen litt, gab man ihr Morphium. Dieses linderte zwar ihre Schmerzen, vermehrte aber unglücklicherweise auch ihr Eiweiß. Die Streiche, die wir gegen das in meiner Großmutter sitzende Übel führen wollten, trafen immer daneben; sie selbst, ihr elender Körper empfing sie wie ein vorgehaltener Schild, ohne daß sie ihr Leiden in mehr als einem schwachen Stöhnen äußerte; und wir vermochten die Schmerzen, die wir ihr bereiteten, durch keine Wohltat aufzuwiegen. Wir hatten das grausame Übel, das wir austilgen wollten, nur gestreift; wir stachelten es nur weiter an und beschleunigten vielleicht die Stunde, in der die Gefangene verschlungen werden sollte.[1] An den Tagen, an denen der Eiweißbefund allzu beunruhigend war, untersagte Cottard nach kurzem Zögern den Gebrauch von Morphium. Dieser so unbedeutende, so gewöhnliche Mann hatte in den kurzen Augenblicken des Überlegens, in denen er die Gefahren der einen und anderen Behandlung in sich gegeneinander abwog, bis er sich für eine entschied, die Größe eines Feldherrn, der,

obgleich im übrigen Leben vulgär, ein großer Stratege ist, in einem Augenblick großer Gefahr nach kurzem Überlegen sich für das militärisch Klügste entscheidet und sagt: »Front nach Osten.« Medizinisch gesehen durfte man, wie wenig Hoffnung überhaupt sein mochte, dieser urämischen Krise begegnen zu können, vor allem die Nieren nicht überlasten. Andererseits wurden die Schmerzen meiner Großmutter, wenn sie kein Morphium bekam, unerträglich; sie begann dann immer wieder eine bestimmte Bewegung, die sie ohne Stöhnen kaum ausführen konnte; zum großen Teil besteht der Schmerz in dem Bedürfnis des Organismus, sich einen neuen Zustand, der ihn beunruhigt, bewußt zu machen, sein Empfindungsvermögen diesem Zustand anzupassen. Man kann diesen Ursprung des Schmerzes in gewissen Fällen von Unbehagen konstatieren, die solche nicht für alle und jeden sind. In einem mit Rauch oder einem durchdringenden Geruch erfüllten Raum können zwei derber gebaute Menschen sich aufhalten und ihren Geschäften nachgehen; ein dritter, der feiner besaitet ist, wird unaufhörlich Unruhe verraten. Pausenlos wird seine Nase ängstlich dem Geruch nachschnüffeln, den er eigentlich versuchen müßte, möglichst nicht wahrzunehmen, den er aber durch genauere Kenntnis seinem unangenehm berührten Geruchsvermögen besser anzupassen sich bestrebt. Daher kommt es gewiß, daß starkes Beschäftigtsein mit etwas anderem den Zahnschmerz weniger fühlbar macht. Wenn meine Großmutter nun derart litt, rann der Schweiß von ihrer breiten, malvenfarbenen Stirn, auf der die weißen Haarsträhnen sich verklebten, und wenn sie glaubte, wir seien nicht im Zimmer, stieß sie Schreie aus wie: »Ach! es ist entsetzlich!«, wenn sie aber meine Mutter sah, wandte sie sofort all ihre Energie daran, auf ihrem Gesicht die Spuren des Schmerzes auszulöschen, oder sie wiederholte dieselben Klagen, setzte aber Erklärungen hinzu, die den von meiner Mutter vernommenen nachträglich einen anderen Sinn gaben.

»Ach! mein Kind, es ist entsetzlich, daß man bei diesem schönen Sonnenschein hier liegen muß, wenn man so gern spazierengehen möchte, ich weine vor Wut über eure Verordnungen.«

Aber die Qual in ihrem Blick, den Schweiß auf ihrer Stirn, das krampfhafte, gleich wieder unterdrückte Aufbäumen ihrer Glieder konnte sie dennoch nicht verhindern.

»Es tut mir nichts weh, ich beklage mich nur, weil ich schlecht liege, die wirren Haare stören mich, mir ist ein bißchen übel, ich habe mich an der Wand gestoßen.«

Meine Mutter aber, zu Füßen des Bettes, festgenagelt an diese Qual, als wolle sie mit ihrem Blick die leidende Stirn und den das Übel verbergenden Körper durchdringen, um es endlich zu treffen und wegzuschaffen, meine Mutter sagte:

»Nein, Mamachen, wir werden dich nicht so leiden lassen, wir werden schon etwas finden, gedulde dich noch einen Augenblick; darf ich dich küssen, wenn du dich dabei nicht zu rühren brauchst?«

Und über das Bett gebeugt, herniedersinkend und halb knieend, als hülfe Demut, daß die leidenschaftliche Opfergabe ihrer selbst erhört werde, neigte sie in ihrem Gesicht ihr ganzes Leben zu meiner Großmutter hin, wie in einem Ciborium, das sie ihr reichte, reliefartig mit so leidenschaftlichen, so verzweifelten und so sanften Grübchen und Falten geschmückt, daß man nicht wußte, ob sie der Meißel eines Kusses, eines Seufzers oder eines Lächelns darin eingegraben hatte. Auch meine Großmutter versuchte, ihr Gesicht Mama darzureichen. Es war dermaßen verändert, daß man sie, hätte sie die Kraft gehabt auszugehen, höchstwahrscheinlich nur an der Feder ihres Huts erkannt hätte. Wie wenn man einem Bildhauer sitzt, schienen sich ihre Züge in einseitiger und ausschließlicher Bemühung einem bestimmten Modell anzupassen, das wir nicht kannten. Diese Bildnerarbeit ging ihrer Vollendung entgegen, und das Gesicht meiner Großmutter war nicht nur kleiner geworden, es hatte sich auch verhärtet.

Die Adern, die es durchzogen, schienen nicht Marmoradern, sondern die eines rauheren Gesteins zu sein. Ständig nach vorn gebeugt durch die Mühe zu atmen und gleichzeitig vor Ermüdung in sich zusammengesunken, glich ihr verwittertes, geschrumpftes und grausam ausdrucksvolles Gesicht dem rohen, rötlich violetten, fuchsigen und verzweifelten Haupt einer wilden, von einem primitiven, beinahe prähistorischen Künstler geformten Grabhüterin. Doch das Werk war noch nicht gänzlich vollbracht. Es blieb noch, das Werk zu zerbrechen, und dann in dieses Grab – das man so mühevoll, in so heftiger Verkrampfung bewacht hatte – hinabzusteigen.

In einem jener Augenblicke, da man nach einem volkstümlichen französischen Ausdruck vor Verzweiflung nicht weiß, »welchem Heiligen man sich weihen soll«, als meine Großmutter viel hustete und nieste, folgten wir dem Rat eines Verwandten, der behauptete, wenn wir uns an den Spezialisten X wendeten, würden wir in drei Tagen damit über den Berg sein. Leute, die man in der Gesellschaft trifft, sagen das von ihrem Arzt, und man glaubt es, wie Françoise an die Reklameanzeigen in den Zeitungen glaubte. Der Spezialist erschien mit seinem Arztbesteck, in dem die Erkältungen seiner sämtlichen Patienten ruhten wie die Winde im Schlauch des Äolus.[1] Meine Großmutter lehnte strikt ab, sich untersuchen zu lassen. Da es uns peinlich war, den Spezialisten umsonst bemüht zu haben, gaben wir seinem ausdrücklich geäußerten Wunsch nach, unsere Nasen zu inspizieren, obschon diesen gar nichts fehlte. Er widersprach und behauptete, daß alles, ob Migräne oder Koliken, Herzkrankheit oder Diabetes, nichts als ein mißverstandenes Nasenleiden sei. Jedem einzelnen von uns sagte er: »Sie haben da eine kleine Verdickung, die ich gern wieder ansehen würde. Schieben Sie es nicht zu lange auf. Mit einer kleinen Ausbrennung befreie ich Sie davon.« Wir dachten freilich an anderes. Dennoch fragten wir uns: Befreien? Aber wovon? Kurz, unser aller Nasen waren krank. Er täuschte sich nur, insofern er diese Feststellung im Präsens

machte. Denn gleich am folgenden Tage hatten seine Untersuchungen und vorläufigen Pflästerchen ihre Wirkung getan. Jeder von uns hatte seinen Katarrh. Als der Spezialist meinem Vater auf der Straße begegnete, wie er gerade von Hustenanfällen geschüttelt wurde, lächelte er bei dem Gedanken, ein Ignorant könne auf den Gedanken kommen, sein Eingreifen trage die Schuld daran. Er hatte uns untersucht, als wir schon krank waren.

Die Krankheit meiner Großmutter gab verschiedenen Personen Gelegenheit, ein Übermaß oder einen Mangel an Teilnahme zu beweisen, die uns ebensosehr überraschten wie die bei dieser Gelegenheit offenbar werdenden Zufalls- oder Freundschaftsbande, von denen wir nichts ahnten. Die Sympathiebezeigungen aber, die uns von Personen zuteil wurden, die unaufhörlich wissen wollten, wie es um die Patientin stand, enthüllten uns den Ernst einer Krankheit, die wir bislang nicht genügend isoliert und von den tausend schmerzlichen Eindrücken getrennt hatten, die in der Nähe meiner Großmutter auf uns eindrangen. Durch eine Depesche verständigt, verließen ihre Schwestern Combray dennoch nicht. Sie hatten einen Künstler entdeckt, der ihnen ausgezeichnet Kammermusik vorspielte, bei deren Anhören sie besser als am Krankenbett Sammlung und wehmütige Erbauung zu finden meinten, deren Form gleichwohl ungewöhnlich schien. Madame Sazerat schrieb an Mama, aber wie eine Person, die durch eine plötzlich aufgelöste Verlobung (die Auflösung lag in ihrer Parteinahme für Dreyfus) auf immer mit uns auseinandergeraten ist. Bergotte hingegen verbrachte jeden Tag mehrere Stunden mit mir.

Er hatte immer gern eine Zeitlang hintereinander ein und dasselbe Haus aufgesucht, wo man keine Ansprüche an ihn stellte. Früher aber hatte er es getan, um dort pausenlos reden zu können, jetzt, um lange zu schweigen, ohne daß jemand ihn zum Sprechen aufforderte. Denn er war sehr krank: die einen sagten, er leide wie meine Großmutter an Albuminurie,

nach anderen war er an einem Tumor erkrankt. Jedenfalls wurde er immer schwächer; mit Mühe nur erklomm er unsere Treppe, und mit noch größerer stieg er sie hinab. Obwohl er sich auf das Geländer stützte, strauchelte er oft, und ich glaube, er wäre zu Hause geblieben, hätte er nicht gefürchtet, ganz die Übung und damit die Möglichkeit solcher Ausgänge zu verlieren, er, der »Mann mit dem Spitzbärtchen«, den ich vor gar nicht sehr langer Zeit als alerten Menschen kennengelernt hatte. Er konnte kaum noch sehen und hatte sogar oft mit Sprechen Mühe.

Zu gleicher Zeit aber hatten seine Werke, die damals, als Madame Swann noch ihre schüchternen Verbreitungsversuche patronisierte, nur besonders belesenen Leuten bekannt gewesen waren, nunmehr in aller Augen zu stattlichem Ansehen erstarkt, im großen Publikum eine außerordentliche Expansionskraft erlangt. Natürlich kommt es vor, daß ein Autor erst nach seinem Tod berühmt wird. Er aber wohnte noch lebend, in seinem langsamen Hinschreiten zum noch nicht erreichten Tod, dem Aufstieg seiner Werke zum Ruhme bei. Ein verstorbener Autor kann wenigstens ohne Ermüdung berühmt sein. Der strahlende Glanz seines Namens macht an seinem Grabstein halt. In der Taubheit ewigen Schlafes belästigt der Ruhm ihn nicht. Für Bergotte aber war die Antithese nicht völlig durchgeführt. Er existierte noch genug, um unter dem Tumult zu leiden. Er bewegte sich noch, freilich mit Mühe, während seine Werke, munter umherspringend wie geliebte Töchter, deren ungestüme Jugend und geräuschvolle Heiterkeit einen jedoch ermüdet, täglich neue Bewunderer bis an sein Krankenbett führten.

Seine Besuche erfolgten für mich ein paar Jahre zu spät, denn ich bewunderte ihn nicht mehr ganz so sehr, was nicht im Widerspruch zu seinem zunehmenden Ansehen zu stehen braucht. Ein Werk ist selten schon ganz verstanden und allgemein durchgesetzt, ohne daß das eines anderen, einstweilen noch unbekannten Schriftstellers bereits begonnen hat, bei

einigen wählerischen Geistern einen neuen Kult an die Stelle dessen zu setzen, dessen Herrschaft sich endlich beinahe durchgesetzt hat. In den Büchern Bergottes, die ich wieder und wieder las, standen mir die Sätze so klar vor Augen wie meine eigenen Gedanken, die Möbel in meinem Zimmer, die Wagen auf der Straße. Alle Dinge darin waren leicht zu sehen, wenn auch nicht gerade so, wie man sie immer gesehen hatte, wohl aber so, wie man sie jetzt zu sehen gewohnt war. Nun aber hatte ein neuer Schriftsteller Werke zu veröffentlichen begonnen, in denen die Dinge auf ganz andere Weise zueinander in Beziehung gesetzt waren als in mir selbst, so daß ich fast nichts von dem verstand, was er schrieb. Er sagte zum Beispiel: »Die Wasserschläuche bewunderten die schöne Unterhaltung der Straßen (und das war leicht, ich glitt diesen Straßen entlang), die alle fünf Minuten von Briand und Claudel ausgingen.«[1] Hier konnte ich nicht mehr folgen, weil ich einen Städtenamen erwartet hatte, wo ein Personennamen stand. Nur hatte ich dabei das Gefühl, daß nicht der Satz schlecht gebaut sei, sondern ich selbst nicht kraftvoll und beweglich genug, ihn bis zu Ende zu gehen. Ich versuchte es noch einmal und arbeitete mit Händen und Füßen, um bis zu dem Punkt zu gelangen, von dem aus ich die neuen Beziehungen zwischen den Dingen sehen würde. Jedesmal, wenn ich ungefähr in der Mitte des Satzes angekommen war, erschlaffte ich wie später beim Militär aus Anlaß der Übungen am »Schwebebalken«. Gleichwohl hegte ich für den neuen Schriftsteller die Bewunderung, die ein ungeschicktes Kind, das die schlechteste Note im Turnen erhält, einem anderen, geschickteren gegenüber aufbringt. Bergotte, dessen Klarheit mir nun wie Unvermögen erschien, bewunderte ich von da an weniger. Es gab eine Zeit, in der man die Dinge gut erkannte, wenn Fromentin[2] sie malte, aber nicht mehr, sobald Renoirs Hand sie schuf.

Leute von Geschmack sagen uns heute, Renoir sei ein großer Maler des achtzehnten Jahrhunderts. Doch wenn sie das

sagen, vergessen sie die Zeit, nämlich wieviel davon sogar noch im neunzehnten vergehen sollte, bis Renoir als großer Künstler gewürdigt worden ist. Um zu solcher Anerkennung zu gelangen, muß ein origineller Maler, ein origineller Künstler vorgehen wie ein Augenarzt. Die Behandlung durch ihre Malerei, ihre Prosa ist nicht immer angenehm. Wenn sie beendet ist, sagt uns der Arzt: Jetzt sehen Sie hin! Und siehe da, die Welt (die nicht einmal erschaffen wurde, sondern so oft, wie ein origineller Künstler aufgetreten ist) kommt uns ganz anders vor als die frühere, jedoch überzeugend und klar. Frauen gehen die Straße entlang, die völlig anders aussehen als die von ehedem, weil sie Renoirs sind, eben jene Renoirs, in denen wir früher überhaupt keine Frauen erkennen wollten. Auch die Wagen sind Renoirs, das Wasser und der Himmel; wir haben Lust, in dem Wald spazierenzugehen, der uns am ersten Tag wie alles andere als ein Wald vorkam, eher zum Beispiel wie eine Stickerei mit vielen Farbtönen, in denen aber gerade diejenigen fehlten, die einen Wald ausmachen. Das ist die neue, vergängliche Welt, die jetzt erschaffen wurde. Sie wird bis zur nächsten erdgeschichtlichen Katastrophe dauern, die durch einen neuen, originellen Maler oder Schriftsteller heraufgeführt werden wird.[1]

Derjenige, der bei mir die Stelle Bergottes einnahm, hatte für mich etwas Anstrengendes nicht durch Zusammenhanglosigkeit, sondern eher durch die – völlig kohärente – Neuheit von Beziehungen, denen ich nicht nachzugehen gewöhnt war. Der immer gleiche Punkt, an dem ich spürte, wie ich zurückfiel, zeigte mir die Identität meines jeweiligen Bestrebens an. Wenn ich im übrigen in einem von tausend Fällen dem Schriftsteller bis zum Ende des Satzes folgen konnte, so hatte das, was ich sah, immer so viel Witz, Wahrheit und Reiz wie die Dinge, die ich früher bei der Lektüre von Bergotte entdeckt hatte, doch war es weitaus bezaubernder. Ich dachte daran, daß vor noch nicht gar so vielen Jahren eine gleiche Erneuerung der Welt, wie ich sie jetzt von seinem Nachfolger

erwartete, mir von Bergotte zuteil geworden war. Schließlich fragte ich mich sogar, ob die Unterscheidung eigentlich auf Wahrheit beruht, die wir immer zwischen der Kunst, die seit den Zeiten Homers nicht weitergekommen sein soll, und der Wissenschaft mit ihren unaufhörlichen Fortschritten machen. Vielleicht glich vielmehr die Kunst darin der Wissenschaft; jeder neue originelle Schriftsteller schien mir einen Fortschritt über den hinaus zu bedeuten, der ihm vorangegangen war; wer sagte mir, daß in zwanzig Jahren, wenn ich mühelos dem heute neuen würde folgen können, nicht ein anderer auftauchen würde, vor dem der gegenwärtige dann sich schnurstracks zu Bergotte gesellen würde? Diesem letzteren gegenüber erwähnte ich den neuen Schriftsteller. Er verleidete ihn mir weniger dadurch, daß er mir seine Kunst als ungefüge, oberflächlich und leer hinstellte, als daß er mir erzählte, er sei ihm begegnet und habe ihn Bloch zum Verwechseln ähnlich gefunden. Dieses Bild zeichnete sich von da an auf den Seiten des Buches ab, und ich fühlte mich nicht mehr genötigt, mich der Mühe zu unterziehen, es verstehen zu wollen. Daß Bergotte schlecht über ihn geredet hatte, geschah, glaube ich, weniger aus Neid auf seinen Erfolg als aus Unkenntnis seiner Werke. Er las beinahe nichts. Der größte Teil seines Denkens war schon aus seinem Hirn in seine Bücher übergegangen. Er war ausgezehrt, als hätte man seine Bücher aus ihm herausoperiert. Sein Fortpflanzungstrieb hielt ihn jetzt nicht mehr zur Tätigkeit an, da er fast allem, was er gedanklich in sich trug, äußere Gestalt verliehen hatte. Er führte das vegetative Leben eines Rekonvaleszenten, einer Wöchnerin; seine schönen Augen blickten unbeweglich vor sich hin, von etwas Unbestimmtem geblendet wie die Augen eines Mannes, der ausgestreckt am Meeresstrand liegt und in vager Träumerei nur jeder einzelnen kleinen Welle mit den Blicken folgt. Wenn ich im übrigen weniger Interesse an einem Gespräch mit ihm hatte, als das früher der Fall gewesen wäre, so empfand ich deswegen keine Reue. Er war so sehr Gewohnheitsmensch, daß die ein-

fachsten wie die raffiniertesten Gepflogenheiten, wenn er sie erst einmal angenommen hatte, ihm während einer gewissen Zeit unentbehrlich wurden. Ich weiß nicht, woraufhin er ein erstes Mal gekommen war, dann aber geschah es jeden weiteren Tag, weil er es am Vortag so gehalten hatte. Er kam zu uns, wie er in ein Café gegangen wäre, damit niemand mit ihm sprach, damit er – selten genug – sprechen konnte, so daß man alles in allem kein Zeichen dafür hätte entdecken können, daß er von unserem Kummer innerlich bewegt war oder Vergnügen daran fand, mit mir zusammen zu sein, wenn man überhaupt irgend etwas aus dieser Beharrlichkeit hätte ableiten wollen. Sie verfehlte jedoch nicht, einen gewissen Eindruck auf meine Mutter zu machen, die empfänglich für alles war, was als Huldigung an ihre Patientin gelten konnte. Alle Tage sagte sie deshalb zu mir: »Vergiß vor allem nicht, ihm herzlich zu danken.«

Wir hatten – es war dies eine diskrete frauliche Aufmerksamkeit wie die Teemahlzeit, die zwischen zwei Sitzungen die Gefährtin eines Malers reicht – als Gratisdreingabe zu den Besuchen ihres Ehemanns den von Madame Cottard. Sie kam und bot uns ihre Kammerfrau an oder erklärte sich bereit, falls wir männliche Bedienung vorzögen, »alle Hebel in Bewegung zu setzen«, und bemerkte, als wir ablehnten, sie hoffe wenigstens, das sei von unserer Seite kein »Schlupfloch«, womit in ihrem Kreis der falsche Vorwand, unter dem man Einladungen abschlägt, bezeichnet wird. Sie versicherte, der Professor, der zu Hause nie von seinen Patienten spreche, sei genauso betrübt, als handle es sich um sie selbst. Man wird später sehen, daß das, sogar wenn es auf Wahrheit beruhte, sehr wenig und sehr viel gewesen wäre von seiten des ungetreuesten und dankbarsten aller Ehemänner.[1]

Ebenso nützliche, aber in ihrer Art unendlich rührendere Angebote (eine Art, die eine Mischung war von höchster Intelligenz, seltenem Großmut und glücklichstem Ausdruck) ließ mir der Erbgroßherzog von Luxemburg zukommen.[2] Ich

hatte ihn in Balbec kennengelernt, wo er zum Besuch einer seiner Tanten, der Prinzessin von Luxemburg, geweilt hatte, als er erst Graf von Nassau war. Ein paar Monate darauf hatte er die bezaubernde Tochter einer anderen Prinzessin von Luxemburg geheiratet, die als einzige Tochter eines Fürsten, der ein riesiges Mühlenimperium besaß, außerordentlich reich war. Daraufhin hatte ihn der Großherzog von Luxemburg, der selbst keine Kinder hatte und seinen Neffen Nassau abgöttisch liebte, durch die Kammer zum Thronfolger erklären lassen. Wie in allen Ehen dieser Art ist der Ursprung des Vermögens Hinderungsgrund und causa efficiens in einem. Ich erinnerte mich an diesen Grafen von Nassau als an einen der hervorragendsten jungen Männer, denen ich je begegnet war, schon damals von einer düster strahlenden Liebe zu seiner Verlobten verzehrt. Ich war sehr gerührt über die Briefe, die er mir während der Krankheit meiner Großmutter schrieb, und Mama, die ihrerseits tief bewegt war, griff traurig einen Ausspruch ihrer Mutter auf: die Sévigné hätte es nicht besser sagen können.

Am sechsten Tag mußte Mama, um den Bitten meiner Großmutter nachzugeben, diese einen Augenblick verlassen und so tun, als gehe sie sich ausruhen. Ich hätte, damit meine Großmutter einschlafen könne, gewünscht, Françoise wäre ganz still bei ihr sitzen geblieben. Trotz meiner dringenden Bitten verließ sie jedoch das Zimmer; sie liebte meine Großmutter zwar, in ihrem klarblickenden Pessimismus aber gab sie sie bereits auf. Sie hätte ihr gern alle erdenkliche Fürsorge zukommen lassen, doch man hatte ihr mitgeteilt, daß draußen ein Elektromonteur wartete, der schon sehr lange in seiner Firma tätig und Schwiegersohn des Inhabers war, zudem in unserem Hause, in das er bereits seit langen Jahren kam, besonders aber von Jupien sehr geschätzt wurde. Dieser Arbeiter war bestellt worden, bevor meine Großmutter krank geworden war. Meiner Ansicht nach hätte man ihn wieder fortschicken oder ruhig warten lassen können. Doch das Protokoll von

Françoise gestattete dergleichen nicht; für sie hätte dies bedeutet, es an Zartgefühl diesem braven Mann gegenüber fehlen zu lassen; der Zustand meiner Großmutter zählte daneben nicht mehr. Als ich nach einer Viertelstunde am Ende meiner Nervenkraft sie in der Küche suchen ging, fand ich sie mit ihm plaudernd auf dem Vorplatz des Personalaufgangs, dessen Tür offenstand, was den Vorteil hatte, daß, wenn jemand von uns kam, die dort Stehenden so tun konnten, als seien sie gerade im Begriff auseinanderzugehen, jedoch den Nachteil, einen abscheulichen Luftzug zu verursachen. Françoise verließ also den Arbeiter, nicht ohne ihm noch ein paar zuvor vergessene Höflichkeitsworte an seine Frau und seinen Schwager nachzurufen. Dieses für Combray so charakteristische Bemühen, nur ja allen Formen zu genügen, übertrug Françoise auch auf die Außenpolitik. Toren bilden sich ein, das weite Feld sozialer Phänomene biete eine ausgezeichnete Gelegenheit, tiefer in die menschliche Seele einzudringen, während sie doch einsehen sollten, daß sie vielmehr nur durch Hinabsteigen in die Tiefen des Individuums eine Chance haben, diese Phänomene zu verstehen.[1] Françoise hatte dem Gärtner in Combray tausendmal wiederholt, der Krieg sei das unsinnigste aller Verbrechen und nur das Leben etwas wert. Als aber der Russisch-Japanische Krieg ausbrach, war es ihr dem Zaren gegenüber peinlich, daß wir nicht in den Krieg zogen, um »den armen Russen« zu helfen, »wo man doch eine Allianz mit ihnen ist«, sagte sie. Sie fand es sehr unzart Nikolaus ii. gegenüber, der »immer so gute Worte für uns gehabt« hatte; das ging auf den gleichen Kodex zurück, der ihr untersagte, Jupiens Bitte abzuschlagen, ein Gläschen Likör anzunehmen, obwohl sie wußte, daß »es ihr schwer aufliegen« würde, und der gleiche Kodex bewirkte, daß sie so kurz vor dem Tod meiner Großmutter geglaubt hätte, den gleichen Formfehler zu begehen, den sie in Frankreichs Neutralität Japan gegenüber erblickte, wenn sie sich diesem redlichen

Arbeiter gegenüber nicht persönlich entschuldigte, wo er sich unseretwegen solchen Unbequemlichkeiten unterzogen hatte.

Sehr bald wurden wir glücklicherweise Françoises Tochter wieder los, die für ein paar Wochen Paris verlassen mußte. Zu den üblichen Ratschlägen, die man in Combray der Familie eines Kranken erteilte: »Sie müßten es nur einmal mit einer kleinen Reise, einer Luftveränderung versuchen, dann kämen Sie wieder zu Appetit usw.«, hatte sie die fast einzige Idee hinzugefügt, die sie sich selbst zurechtgelegt hatte und die sie bei jeder Begegnung unermüdlich wiederholte, als wolle sie sie den anderen förmlich ins Bewußtsein hämmern: »Sie hätte sich eben von Anfang an *radikal* kurieren müssen.« Sie befürwortete dabei keine Art der Kur mehr als die andere, sofern sie nur *radikal* war. Françoise hingegen machte die Beobachtung, daß meine Großmutter wenig Medikamente erhielt. Da diese ihrer Meinung nach nur dazu dienten, einem den Magen zu verderben, war sie froh darüber, noch mehr jedoch empfand sie es als Demütigung. Sie hatte im Süden Frankreichs verhältnismäßig wohlhabende Verwandte, deren in jugendlichem Alter erkrankte Tochter mit dreiundzwanzig Jahren gestorben war; Jahre hindurch bis zu ihrem Ende hatten die Eltern sich für Arzneien, verschiedene Ärzte und Pilgerfahrten von einem Kurort zum andern verausgabt. Das nun kam Françoise wie eine Art Luxus vor, ganz als hätten ihre Verwandten sich Rennpferde gehalten oder ein Schloß gekauft. Sie selbst, so betrübt sie waren, fanden etwas wie eine Genugtuung darin, daß sie sich solche Ausgaben gemacht hatten. Sie besaßen nichts mehr, vor allem nicht mehr, was ihnen das Kostbarste war, ihre Tochter, aber sie wiederholten doch gern, daß sie ebensoviel und mehr für sie getan hätten als die reichsten Leute. Die ultravioletten Strahlen, denen man die Unglückliche monatelang mehrmals am Tage ausgesetzt hatte, schmeichelten besonders ihrem Selbstbewußtsein. Der Vater, der trotz seines Schmerzes in diesem Ruhm geradezu schwelgte, sprach schließlich von seiner Tochter wie von ei-

ner Operndiva, für die er sich ruiniert hätte. Françoise war nicht unempfänglich für eine solche Inszenierung; diejenige, die die Krankheit meiner Großmutter umgab, schien ihr etwas ärmlich, allenfalls für eine Krankheit auf einem kleinen Provinztheater gut genug.

Es kam ein Moment, da die Wirkung der Urämie meiner Großmutter auf die Augen schlug. Ein paar Tage lang sah sie überhaupt nichts mehr. Ihre Augen wirkten dabei nicht wie die einer Blinden, sondern blieben die gleichen. Ich bemerkte es nur an einem gewissen Begrüßungslächeln, das schon einsetzte, sobald man die Tür öffnete und das bis zu dem Augenblick anhielt, da man ihre Hand ergriff, um ihr guten Tag zu sagen, einem Lächeln, das zu früh begann und stereotyp auf ihren Lippen blieb, unbeweglich und immer geradeaus gerichtet, damit es von allen Seiten her wahrnehmbar sei, weil der Blick nicht mehr da war, um es zu regulieren, ihm den rechten Moment, die Richtung anzuzeigen, es zu entfalten und je nach der Ortsveränderung oder der Miene des Eintretenden abzuwandeln; denn es blieb allein, ohne ein Lächeln der Augen, das die Aufmerksamkeit des Besuchers ein wenig von ihm abgelenkt hätte, und bekam dadurch in seiner Unbeholfenheit eine übermäßige Bedeutung: es wirkte übertrieben freundlich. Dann kehrte die Sehkraft wieder vollkommen zurück, aber von den Augen wandte sich das nomadische Leiden den Ohren zu. Ein paar Tage lang war meine Großmutter taub. Da sie Angst hatte, durch das plötzliche Eintreten von jemandem, den sie nicht hatte kommen hören, überrascht zu werden, drehte sie (obwohl sie nach der Wand lag) jeden Augenblick jäh den Kopf nach der Tür. Doch blieb diese Halsbewegung ungeschickt, denn man paßt sich nicht innerhalb weniger Tage einer Umstellung an, die bedingt, daß man Geräusche sieht oder sie wenigstens mit den Augen hört. Schließlich ließen ihre Schmerzen nach, doch die Schwierigkeit beim Sprechen nahm zu. Wir mußten meine Großmutter fast alles zweimal sagen lassen.

Als sie merkte, daß man sie nicht mehr verstand, verzichtete sie nun darauf, überhaupt etwas zu sagen, und lag unbeweglich da. Wenn sie meine Anwesenheit wahrnahm, ging ein Zucken durch ihren Körper wie bei Personen, die plötzlich an Atemnot leiden, sie wollte zu mir sprechen, brachte aber nur unverständliche Laute hervor. Im Gefühl ihrer Ohnmacht ließ sie dann den Kopf niedersinken, streckte sich flach in ihrem Bett mit ernstem, marmorgleichem Gesicht und reglos auf der Bettdecke ruhenden Händen aus oder beschäftigte sich mit einer rein materiellen Tätigkeit, zum Beispiel damit, mit einem Taschentuch ihre Finger abzuwischen. Sie wollte nicht denken. Dann kam eine dauernde Unruhe über sie. Unaufhörlich wollte sie aufstehen. Wir hinderten sie daran, so gut wir konnten, aus Angst, sie könne ihren gelähmten Zustand bemerken. Als sie eines Tages einen Augenblick allein geblieben war, fand ich sie stehend im Nachthemd, wie sie versuchte, das Fenster aufzumachen. Als man einmal in Balbec eine Witwe gegen ihren Willen gerettet hatte, nachdem sie ins Wasser gesprungen war, hatte meine Großmutter mir gesagt (vielleicht unter dem Eindruck eines jener Vorgefühle, die wir manchmal aus dem gleichwohl so dunklen Mysterium unseres organischen Lebens ziehen, in dem sich offenbar die Zukunft abbildet), sie kenne keine größere Grausamkeit als die, eine Verzweifelte dem Tode zu entreißen, den sie selbst gewollt hat, und sie wieder ihrem Martyrium anheimzugeben.

Wir konnten meine Großmutter gerade noch festhalten, sie leistete meiner Mutter mit fast brutalem Ringen Widerstand, dann aber, besiegt, mit Gewalt in einen Sessel gezwungen, hörte sie auf zu wollen, zu bedauern, ihr Gesicht wurde teilnahmslos, und sie begann sorgfältig die Härchen von ihrem Nachthemd abzulesen, die ein Pelzmantel, der ihr rasch übergeworfen worden war, zurückgelassen hatte.

Ihr Blick veränderte sich vollkommen, er war oft unruhig, klagend, hohl, es war nicht mehr ihr Blick von früher, es war der mürrische Blick einer faselnden Greisin.

Françoise hatte sie so oft gefragt, ob sie nicht frisiert sein wolle, daß sie schließlich überzeugt war, der Wunsch gehe von meiner Großmutter aus. Sie holte Bürsten, Kämme, Eau de Cologne, einen Frisierumhang herbei und sagte: »Davon kann ja Madame Amédée nicht müde werden, daß ich ihr die Haare mache; wenn man auch noch so schwach ist, Kämmen hält man immer aus.« Das sollte heißen, man ist eben nie zu schwach, als daß eine andere Person einen kämmen könnte. Doch als ich ins Zimmer trat, sah ich in den grausamen Händen von Françoise, die so entzückt schien, als gebe sie meiner Großmutter damit die Gesundheit zurück, unter dem traurig herumhängenden Greisenhaar, das die Berührung mit dem Kamm kaum noch aushielt, einen Kopf, der sich nicht halten konnte, wie man ihn rückte, und in einem unaufhörlichen Wirbel von Erschöpfung und Schmerz herniedertaumelte. Ich merkte, daß Françoise gleich fertig sein würde, und wagte nicht, den Vorgang mit den Worten »Genug jetzt« zu beschleunigen, aus Furcht, sie werde nur ungehorsam sein. Wohl aber stürzte ich mich dazwischen, als Françoise, damit meine Großmutter sehe, ob sie richtig frisiert sei, in ahnungsloser Roheit ihr mit dem Spiegel nahte. Ich war zunächst glücklich, ihn noch rechtzeitig aus ihren Händen gerissen zu haben, bevor meine Großmutter, von der man sorgfältig jeden Spiegel ferngehalten hatte, hineinschauen und unversehens ein Bild ihrer selbst erkennen würde, das sie sich nicht vorstellen konnte. Aber ach! als ich mich einen Augenblick darauf über sie neigte, um die schöne Stirn zu küssen, die so geplagt worden war, sah sie mich mit erstaunter, mißtrauischer, empörter Miene an: sie hatte mich nicht erkannt.

Nach der Meinung unseres Arztes war das ein Symptom dafür, daß der Blutandrang in dem Gehirn zunahm. Man mußte ihm Erleichterung verschaffen. Cottard zögerte. Françoise hoffte einen Augenblick, man werde »Schöpfköpfe« verwenden. Sie suchte in meinem Lexikon, um zu erfahren, wie diese wirkten, konnte sie aber nicht finden. Auch wenn sie

»Schröpfköpfe« anstatt »Schöpfköpfe« gesagt hätte, hätte sie dieses Wort nicht eher gefunden, denn sie suchte ebensowenig unter »Schöpf« wie unter »Schröpf«; tatsächlich sagte sie zwar »Schöpfköpfe«, doch sie schrieb (und glaubte deshalb man schreibe) »Tschöpfköpfe«. Zu ihrer Enttäuschung zog Cottard – ohne sich viel davon zu versprechen – Blutegel vor. Als ich ein paar Stunden später zu meiner Großmutter kam, wanden sich an Nacken, Schläfen und Ohren angesetzte schwarze Schlänglein in ihrem blutigen Haar wie in dem der Medusa. Doch in ihrem bleichen, befriedeten, völlig regungslosen Gesicht sah ich weit offen, in strahlender Ruhe ihre schönen Augen von einst (vielleicht noch überreicher an Geist, als sie vor ihrer Krankheit waren, weil sie, unfähig zu sprechen oder sich zu bewegen, nur ihren Augen ihr Denken anvertrauen konnte, das Denken, das bald einen ungeheuren Raum in uns einnimmt und uns ungeahnte Schätze bietet, bald in ein Nichts zu zerrinnen scheint, um dann wie durch Urzeugung aus der Schröpfung von ein paar Tropfen Blut wieder von neuem zu entstehen), ihre Augen, sanft und flüssig wie Öl, in denen das neu entzündete Licht mit seinem Schein der Kranken das wiedergewonnene Universum erhellte. Ihre Ruhe war jetzt nicht mehr die Weisheit der Verzweiflung, sondern die der Hoffnung. Sie war sich bewußt, daß es ihr besser ging, sie wollte vorsichtig sein, sich nicht bewegen, ließ mir nur das Geschenk eines schönen Lächelns zuteil werden, damit ich wisse, daß sie sich besser fühle, und drückte mir leicht die Hand.

Ich wußte, mit welchem Widerwillen meine Großmutter gewisse Tiere sah, erst recht aber an sich herankommen ließ. Ich wußte auch, daß sie im Hinblick auf eine höhere Notwendigkeit die Blutegel dennoch ertrug. Daher brachte mich Françoise zur Verzweiflung, als sie kichernd wie einem Kind, mit dem man schäkert, meiner Großmutter unaufhörlich wiederholte: »Ei! was da für kleine Tierchen auf Madame herumlaufen.« Zudem war es respektlos unserer Kranken gegenüber,

als sei sie kindisch geworden. Meine Großmutter aber, auf deren Zügen der unerschütterliche Mut der Stoiker lag, schien es nicht einmal zu hören.

Ach! Sobald die Blutegel wieder weg waren, setzte der Blutandrang nur um so heftiger wieder ein. Ich war sehr überrascht, daß zu diesem Zeitpunkt, als es meiner Großmutter so schlecht ging, Françoise alle Augenblicke verschwand. Sie hatte sich nämlich ein Trauerkleid bestellt und wollte die Schneiderin nicht warten lassen. Im Leben der meisten Frauen läuft alles, selbst der größte Schmerz, schließlich auf eine Anprobe hinaus.

Ein paar Tage später, als ich schlief, rief meine Mutter mich mitten in der Nacht. Mit der liebevollen Aufmerksamkeit, die Menschen in wirklich tiefem Leid auch für die kleinsten Unannehmlichkeiten der anderen aufbringen, sagte sie zu mir:

»Verzeih mir, daß ich dich im Schlaf störe.«

»Ich habe nicht geschlafen«, behauptete ich im Erwachen.

Das sagte ich in gutem Glauben. Die große Veränderung, die das Erwachen in uns bewirkt, besteht weniger darin, daß es uns in das helle Leben des Bewußtseins hinaufführt, als daß es uns die Erinnerung an das etwas gedämpftere Licht nimmt, in dem unser Geist vorher ruhte wie auf dem opalenen Grund der Fluten. Die halb verschleierten Gedanken, auf denen wir noch eben einhergeschifft sind, haben in uns eine Bewegung erzeugt, die vollkommen ausreichte, um sie als Wachsein bezeichnen zu können. Doch das Erwachen trifft dann auf eine Interferenz des Gedächtnisses. Kurz darauf nennen wir diese Gedanken Schlaf, weil wir uns nicht mehr daran erinnern. Solange aber das strahlende Gestirn, das im Augenblick des Erwachens dem Schläfer rückblickend seinen ganzen Schlaf mit seinem Schimmer erhellt, noch leuchtet, erweckt es in ihm sekundenlang den Glauben, es habe sich nicht um Schlaf, sondern um Wachsein gehandelt; doch in Wirklichkeit ist dieses Gestirn nur eine Sternschnuppe, die mit ihrem Erlö-

schen die trügerische Existenz, aber auch die Erscheinungen des Traumes entführt und nur dem, der wirklich erwacht, zu sagen gestattet: »Ich habe geschlafen.«

Mit einer so sanften Stimme, als fürchte sie, mir weh zu tun, fragte mich meine Mutter, ob es mir nicht zu schwer falle aufzustehen; meine Hände streichelnd, setzte sie hinzu:

»Mein armes Kind, jetzt wirst du nur noch auf deinen Papa und deine Mama zählen können.«

Wir traten in das Zimmer. Im Halbkreis über das Bett gekrümmt, röchelte, wimmerte dort ein anderes Wesen als meine Großmutter, eine Art von Tier, das ihr Haar angelegt zu haben und unter ihren Bettdecken zu liegen schien, die es mit krampfartigen Bewegungen hin und her zerrte. Die Augenlider waren gesenkt, und nur weil sie schlecht schlossen, nicht etwa, weil sie sich öffneten, nahm man einen verschleierten, triefenden Streifen des Augapfels wahr, der das Dunkel einer organischen Vision und eines inneren Leidens widerspiegelte. Diese ganze Unruhe richtete sich nicht an uns, die sie nicht sah und nicht kannte. Doch wenn es nur noch ein Tier war, was sich da bewegte, wo war dann meine Großmutter? Man erkannte gleichwohl noch die Form ihrer Nase, die zu dem übrigen Gesicht nicht mehr im richtigen Verhältnis stand, in deren Winkel aber auch jetzt noch ein kleiner Schönheitsfleck saß, ihre Hand, die die Decken mit einer Gebärde zur Seite schob, die früher bedeutet hätte, daß diese sie störten, jetzt aber nichts besagte.

Mama bat mich, ein wenig Essigwasser zu holen, um die Stirn meiner Großmutter damit zu befeuchten. Es war das einzige, was sie erfrischte, meinte Mama, als sie sah, wie jene versuchte, ihr Haar zur Seite zu schieben. Doch von der Tür her wurde mir gewunken. Die Kunde, daß meine Großmutter in den letzten Zügen liege, hatte sich auf der Stelle im Haus verbreitet. Eine jener Extrahilfen, die man in solchen Ausnahmezeiten kommen läßt, um die Dienstboten zu entlasten, wodurch Sterbefälle einen gewissen Festcharakter erhalten,

hatte den Herzog von Guermantes eingelassen, der jetzt im Vorzimmer stand und nach mir fragte; ich konnte ihm nicht entrinnen.

»Ich habe gerade, mein lieber Herr, die schlimme Nachricht erhalten. Zum Ausdruck meiner Teilnahme möchte ich Ihrem Herrn Vater die Hand drücken.«

Ich entschuldigte mich mit dem Bemerken, daß es sehr schwierig sei, ihn in diesem Moment zu stören. Monsieur de Guermantes erschien wie in dem Augenblick, da man abreisen will. Er selbst aber war derart von der Wichtigkeit dieser Höflichkeitsbezeigung uns gegenüber erfüllt, daß er alles andere übersah und durchaus in den Salon eintreten wollte. Im allgemeinen hatte er die Gewohnheit, auf eine vollständige Durchführung der Formalitäten bedacht zu sein, mit denen er jemand beehren wollte, und so nahm er wenig Rücksicht darauf, ob der Koffer gepackt war oder der Sarg vor der Tür stand.

»Haben Sie Dieulafoy[1] rufen lassen? Ach! Das ist ein großer Fehler. Wenn Sie es mir gesagt hätten, wäre er mir zuliebe gekommen, er schlägt mir niemals etwas ab, obwohl er zur Herzogin von Chartres nicht gegangen ist. Sie sehen, hierin erkenne ich mir ohne weiteres den Vorrang vor einer Prinzessin von Geblüt zu. Im übrigen sind wir ja vor dem Tode alle gleich«, setzte er hinzu, nicht um mich davon zu überzeugen, daß meine Großmutter nunmehr seinesgleichen würde, sondern weil ihm vielleicht zu Bewußtsein kam, daß ein längeres Gespräch über seinen Einfluß auf Dieulafoy und seinen eigenen Vorrang vor der Herzogin von Chartres nicht sehr geschmackvoll wäre. Sein Rat erstaunte mich im übrigen nicht. Ich wußte, daß man bei den Guermantes den Namen Dieulafoys stets (nur mit etwas mehr Respekt) wie den eines unvergleichlich guten »Lieferanten« aussprach. Die alte Herzogin von Mortemart, geborene Guermantes[2] (es ist unverständlich, weshalb man, wenn man von einer Herzogin spricht, fast immer sagt: »die alte Herzogin von …« oder im

Gegenteil, wenn sie jung ist, mit watteauhaft feinem Lächeln, »die kleine Herzogin von«) empfahl in ernsten Fällen beinahe mechanisch mit einem Augenzwinkern »Dieulafoy, Dieulafoy«, nicht anders als wenn man einen Eiskonditor brauchte: »Poiré Blanche«, oder für Petits four: »Rebattet, Rebattet«.[1] Ich selbst aber wußte nicht, daß mein Vater gerade Dieulafoy zu uns gebeten hatte.

In diesem Augenblick trat meine Mutter, die mit Ungeduld auf die Sauerstoffbeutel wartete, die meiner Großmutter die Atmung erleichtern sollten, in das Vorzimmer, wo sie schwerlich Monsieur de Guermantes vermuten konnte. Ich hätte ihn am liebsten irgendwo versteckt. Überzeugt jedoch, daß nichts wesentlicher sei, ihr darüber hinaus nichts mehr schmeicheln könne und seinen Ruf eines vollendeten Edelmanns unverbrüchlicher befestigen werde, packte er mich kräftig am Arm, und obgleich ich mich wie gegen eine Vergewaltigung mit unaufhörlichen: »Monsieur, Monsieur, Monsieur« dagegen verwahrte, zog er mich mit den Worten zu Mama hin: »Wollen Sie mir bitte die große Ehre erweisen, mich Ihrer Frau Mutter vorzustellen?«, wobei seine Stimme sich bei dem Wort »Mutter« etwas überschlug. Er war aber so sehr überzeugt, daß die Ehre auf ihrer Seite sei, daß er sich nicht enthalten konnte, trotz seiner Trauermiene gleichzeitig zu lächeln. Ich konnte nicht anders als meiner Mutter seinen Namen nennen, was ihn auf der Stelle zu Bücklingen und Kratzfüßen veranlaßte; er war drauf und dran, eine komplette Begrüßungszeremonie einzuleiten. Er hatte sogar vor, ein Gespräch zu beginnen, als meine von Schmerz völlig überwältigte Mutter nur sagte, ich solle mich beeilen; sie gab überhaupt keine Antwort auf die Phrasen des Herzogs, der, in der Erwartung, empfangen zu werden, nunmehr allein im Vorzimmer blieb; er wäre wohl schließlich gegangen, hätte er nicht im gleichen Augenblick Saint-Loup eintreten sehen, der am selben Morgen in Paris angekommen und auf die schlechte Nachricht hin sofort herbeigeeilt war. »Ach! Das ist wirklich ausgezeichnet!« rief

er freudig aus, indem er seinen Neffen so kräftig am Ärmel packte, daß er ihm diesen fast zerriß, ganz ohne sich um die Anwesenheit meiner Mutter zu kümmern, die wiederum durch das Vorzimmer kam. Es war, so glaube ich, Saint-Loup trotz seines aufrichtigen Kummers nicht unangenehm, angesichts seiner Stimmung mir gegenüber ein Zusammentreffen mit mir zu vermeiden. Mit seinem Onkel, der ihm etwas sehr Wichtiges zu sagen hatte, um ein Haar deswegen nach Doncières gefahren wäre und vor Freude ganz außer sich war, daß er sich diese Unbequemlichkeit nun sparen konnte, begab er sich gleich wieder weg. »Ah, wenn man mir gesagt hätte, ich brauchte nur über den Hof zu gehen, um dich hier zu finden, hätte ich gemeint, man macht sich einen Spaß mit mir. Dein Freund Bloch würde sagen, es ist zum Schreien komisch.« Noch während er sich mit Robert entfernte, den er an der Schulter festhielt, wiederholte er: »Wie dem auch sei, es ist wirklich, als hätte ich einen Strick vom Galgen berührt oder so etwas ähnliches; ich habe richtigen Dusel.« Das alles will nicht besagen, daß der Herzog von Guermantes schlecht erzogen gewesen wäre. Im Gegenteil. Aber er gehörte zu den Menschen, die außerstande sind, sich an die Stelle eines anderen zu versetzen, womit sie den Ärzten und den Sargträgern gleichen, und nachdem sie eine Miene des Bedauerns aufgesetzt und gesagt haben: »Welch schmerzlicher Augenblick für Sie«, nötigenfalls sogar uns umarmt und etwas Ruhe angeraten haben, eine Agonie oder eine Beerdigung nur noch als eine mehr oder weniger exklusive gesellschaftliche Veranstaltung betrachten, bei der sie mit vorübergehend unterdrückter Munterkeit nach der Person Ausschau halten, mit der sie von ihren eigenen Angelegenheiten sprechen oder die sie bitten können, sie einem anderen vorzustellen, oder der sie in ihrem Wagen einen Platz für die Rückfahrt anbieten wollen. Während der Herzog von Guermantes sich dazu beglückwünschte, daß »ein guter Wind« ihn seinem Neffen in die Arme getrieben habe, war er gleichwohl so erstaunt über den Empfang,

den er begreiflicherweise bei meiner Mutter gefunden hatte, daß er später erklärte, sie sei ebenso unangenehm wie mein Vater liebenswürdig, scheine an einer Art Anfällen von Geistesabwesenheit zu leiden, während deren sie gar nicht höre, was man zu ihr sage, und seiner Meinung nach habe sie nicht alle beieinander, vielleicht sei sie sogar nicht ganz richtig im Kopf. Er war dabei gern bereit, wie man mir sagte, den damaligen Umständen Rechnung zu tragen und zu erklären, er habe den Eindruck gehabt, meine Mutter sei durch jenes Ereignis sehr »mitgenommen« gewesen. Der ganze Rest der im Krebsgang auszuführenden Begrüßungsgesten und Ergebenheitsbezeigungen, die man ihn nicht hatte vollenden lassen, war ihm offensichtlich in den Beinen steckengeblieben, und im übrigen verstand er von Mamas Kummer so wenig, daß er am Vorabend der Beerdigung mich fragte, ob ich denn gar nicht versuche, sie auf andere Gedanken zu bringen.

Ein Schwager meiner Großmutter, der Pater geworden war und den ich persönlich nicht kannte, telegraphierte nach Österreich, wo sich der Prior seines Ordens aufhielt, und nachdem er durch eine besondere Gunst die Erlaubnis dazu erhalten hatte, kam er noch am selben Tag. Tief betrübt las er neben dem Sterbebett Gebete und Meditationen, ohne seinen bohrenden Blick von der Kranken zu wenden. In einem Augenblick, da meine Großmutter ohne Bewußtsein war, tat mir der Anblick der Trauer dieses Priesters weh, und ich betrachtete ihn. Er schien über mein Mitleid erstaunt, und darauf vollzog sich nun etwas Merkwürdiges. Er legte seine beiden Hände vor sein Gesicht wie ein in schmerzliche Betrachtung versunkener Mensch, aber da er meinte, ich werde wieder wegsehen, hatte er zwischen seinen Fingern einen kleinen Spalt offengelassen. In dem Augenblick, wo meine Blicke ihn verließen, bemerkte ich sein scharfes Auge, das sich das Versteck hinter den Fingern zunutze gemacht hatte, um zu beobachten, ob mein Schmerz wohl auch aufrichtig sei. Er hielt sich dahinter verschanzt wie im Schatten des Beichtstuhls. Als

er feststellte, daß ich ihn sah, schloß er das bis dahin halboffene Gitter sogleich hermetisch ab. Ich habe ihn später wiedergesehen, aber niemals war zwischen uns von dieser Minute die Rede. Vielmehr hielten wir an der stillschweigenden Übereinkunft fest, ich hätte nicht gesehen, wie er mich auszuspähen versuchte. Ein Priester hat wie ein Irrenarzt immer etwas von einem Untersuchungsrichter. Doch wo ist der Freund, und sei er uns noch so lieb, bei dem es in der Vergangenheit, die wir mit ihm gemeinsam haben, nicht solche Minuten gäbe: Minuten, von denen wir aus Bequemlichkeit lieber annehmen, er habe sie vergessen?

Der Arzt nahm eine Morphiuminjektion vor und ließ zur Erleichterung der Atmung Sauerstoff kommen. Meine Mutter, der Doktor, die Schwester hielten die Beutel; sobald einer aufgebraucht war, reichte man ihnen einen anderen. Ich war einen Augenblick aus dem Zimmer gegangen. Als ich wieder zurückkam, war etwas wie ein Wunder geschehen: zu der Begleitung eines gedämpften Surrens schien meine Großmutter an uns einen langen seligen Sang zu richten, der das Zimmer rasch mit seiner Musik durchwob. Ich begriff bald, daß er kaum weniger unbewußt war und ebenso mechanisch wie vorher das Röcheln. Vielleicht spiegelte er ganz schwach ein durch das Morphium bewirktes Wohlgefühl wider. Er ergab sich vor allem, da die Luft nicht mehr in ganz der gleichen Weise durch die Bronchien ging, aus einem Registerwechsel in der Atmung. Durch die Doppelwirkung des Sauerstoffs und des Morphiums befreit, kam der Atem meiner Großmutter nicht mehr gequält und stöhnend aus ihrer Brust, sondern glitt rasch und leicht wie ein Schlittschuhläufer dem köstlichen Fluidum zu. Vielleicht mischten sich unter ihren Hauch, der so fühllos war wie der Wind in der Flöte eines Schilfrohrs, in diesem Gesang ein paar menschlichere Seufzer, die, beim Nahen des Todes sich lösend, wie Regungen von Leid oder Glück eines Wesens wirken, das schon nicht mehr fühlt, und fügten, ohne dessen Rhythmus zu verändern, einen melodi-

scheren Klang zu dem langausgesponnenen Thema hinzu, das immer höher anstieg, dann wieder heruntersank, um gleich darauf aus der leicht gewordenen Brust von neuem dem Sauerstoff nachzueilen. Dann, wenn er ganz hoch oben angelangt war und mit Macht die hohe Note hielt, schien der Gesang, mit einem wie in höchster Lust flehentlichen Flüstern vermischt, für Augenblicke überhaupt zu vergehen, so wie eine Quelle versiegt.

Wenn Françoise einen großen Kummer hatte, verspürte sie, obwohl ihr diese einfache Kunst versagt war, den so überflüssigen Drang, ihn auszudrücken. Da sie meine Großmutter völlig aufgab, legte sie Wert darauf, uns ihre eigenen Regungen bekanntzugeben. So wiederholte sie immer nur: »Es ist mir wirklich sehr arg«, ganz in dem gleichen Ton, in dem sie nach zu reichlichem Genuß von Kohlsuppe sagte: »Sie liegt mir schwer im Magen«, was in beiden Fällen nicht so staunenswert war, wie sie zu meinen schien. Trotz solch schwacher Übersetzung war ihr Schmerz doch sehr groß, vermehrt außerdem durch den Verdruß, daß ihre Tochter, die noch in Combray festgehalten wurde (das die frischgebackene Pariserin jetzt »cambrousse«, das heißt »Krähwinkel«, nannte und wo sie sich »pétrousse«, das meint »wie ein Bauernlümmel«, vorkam), wahrscheinlich nicht zur Trauerfeier werde kommen können, von der Françoise sich etwas Großartiges versprach. Da sie unsere geringe Neigung zu Herzensergüssen kannte, hatte sie sich für alle Fälle im voraus Jupien für alle Abende der Woche bestellt. Sie wußte, daß er zur Stunde der Beisetzung nicht frei sein werde, und sie wollte ihm wenigstens nach ihrer Heimkehr »davon berichten«.

Schon mehrere Nächte wachten mein Vater, mein Großvater und einer meiner Vettern bei meiner Großmutter und gingen nicht mehr aus dem Haus. Ihre fortgesetzte Aufopferung legte schließlich eine Maske der Gleichgültigkeit an, und die unaufhörliche Untätigkeit neben dem Sterbebett ließ sie Gespräche führen, wie sie auch etwa von langen Eisenbahnfahr-

ten nicht fortzudenken sind. Im übrigen weckte in mir dieser Vetter (ein Neffe meiner Großtante) ebensoviel Antipathie, wie er gemeinhin an verdienter Achtung entgegengebracht bekam.

Er »war immer da« bei ernsten Anlässen und so unermüdlich am Sterbebett, daß die betroffenen Familien, da die Ansicht bestand, er sei, trotz seines robusten Aussehens, seiner Baßstimme und seines Feuerwehrmannbartes, von etwas zarter Gesundheit, ihn immer in den üblichen umschreibenden Formeln beschworen, nicht zur Beerdigung zu kommen. Ich wußte im voraus, daß Mama, die auch im unermeßlichsten Schmerz an die anderen dachte, ihm auf eine ganz andere Art nahelegen werde, was er zu hören gewohnt war:

»Versprechen Sie mir, daß Sie ›morgen‹ nicht kommen. Tun Sie es ›ihr‹ zuliebe. Gehen Sie wenigstens nicht mit ›dorthin‹. Sie hätte Sie gebeten, nicht zu kommen.«

Nichts half; er war immer der erste im »Haus«, weshalb man ihm in einem anderen Kreis einen Beinamen gegeben hatte, den wir nicht kannten: man nannte ihn die »verbetene Blumenspende«. Und bevor er zu »allem« ging, hatte er an »alles gedacht«, was ihm die Worte eintrug: »Ihnen kann man gar nicht danken.«

»Wie?« fragte mit kräftiger Stimme mein Großvater, der etwas schwerhörig geworden und dem etwas entgangen war, was mein Vetter zu meinem Vater sagte.

»Ach, weiter nichts«, gab der Vetter zurück. »Ich habe nur erzählt, daß ich heute früh einen Brief aus Combray bekommen habe, wo schauderhaftes Wetter ist, während es hier sonnig und zu heiß ist.«

»Und doch steht das Barometer sehr tief«, warf mein Vater ein.

»Wo, sagst du, ist schlechtes Wetter?« wollte mein Großvater wissen.

»In Combray.«

»Ach! Das wundert mich nicht, jedesmal, wenn wir hier Regen haben, ist es in Combray schön, und umgekehrt. Mein Gott, ihr sprecht von Combray: hat jemand daran gedacht, Legrandin zu benachrichtigen?«

»Ja, machen Sie sich keine Sorge, es ist schon geschehen«, sagte mein Vetter, dessen von einem zu starken Bart bräunlich schimmernde Wangen sich zu einem unmerklichen Lächeln der Befriedigung darüber verzogen, daß er daran gedacht hatte.

In diesem Augenblick stürzte mein Vater hinaus, ich glaubte, es sei eine Besserung oder eine Verschlimmerung eingetreten. Es war aber nur Doktor Dieulafoy, der eben ankam. Mein Vater ging in den benachbarten Salon und begrüßte ihn wie einen Schauspieler, der im Hause auftreten soll. Man hatte ihn kommen lassen, nicht um zu behandeln, sondern um zu konstatieren, als eine Art Notar. Doktor Dieulafoy mag tatsächlich ein großer Arzt, ein wundervoller Lehrer gewesen sein; zu diesen verschiedenen Rollen, in denen er sich auszeichnete, fügte er noch eine weitere hinzu, in der er vierzig Jahre hindurch unerreicht dastand, eine ebenso klar umrissene Rolle wie die des Vernünftigen, des Bramarbas oder des Heldenvaters; sie bestand darin, den Eintritt der Agonie oder den Tod festzustellen. Schon sein Name wies auf die Würde hin, mit der er seines Amtes waltete, und wenn die Dienerin ankündigte: »Monsieur Dieulafoy«, glaubte man sich in einem Stück von Molière. Zur Würde seiner Haltung trug auch noch die diskrete Eleganz seiner bezaubernden Erscheinung bei. Die an sich etwas zu auffällige Schönheit seines Gesichts wurde durch die Anpassung an den traurigen Anlaß gedämpft. In seinem noblen schwarzen Gehrock trat der Professor ein, traurig ohne Künstelei, sprach niemandem eine Teilnahme aus, die nicht aufrichtig wirkte, und beging nie den leisesten Verstoß gegen den gebotenen Takt. Zu Füßen eines Sterbebettes war er und nicht der Herzog von Guermantes der Grandseigneur. Nachdem er meine Großmutter untersucht hatte, ohne

sie zu ermüden und mit einer Zurückhaltung, die ein Akt der Höflichkeit dem behandelnden Arzt gegenüber war, sprach er ein paar leise Worte zu meinem Vater, verbeugte sich respektvoll vor meiner Mutter, zu der, wie ich deutlich fühlte, mein Vater um ein Haar gesagt hätte: »Professor Dieulafoy.« Doch schon hatte dieser den Kopf abgewandt, da er sich nicht vordrängen wollte, und trat in denkbar bester Form wieder ab, indem er schlicht das Kuvert mit der Gage einsteckte, das man ihm übergab. Es sah dabei so aus, als habe er es überhaupt nicht bemerkt, und wir selbst fragten uns einen Augenblick, ob wir es ihm wirklich gegeben hätten, mit einer so taschenspielerhaften Geschicklichkeit ließ er es verschwinden, ohne auch nur das geringste einzubüßen von dem höchstens noch gesteigerten Ernst des berühmten Konsiliarius in seinem langen Gehrock mit Seidenaufschlägen und mit seinem schönen Kopf voll edlen Mitgefühls. Seine Gelassenheit und seine Lebhaftigkeit zeigten, daß er, wenn er auch noch hundert Besuche vor sich hatte, nicht den Eindruck erwecken wollte, er sei in Eile. Denn er war der Takt, die Einsicht und die Güte selbst. Dieser hervorragende Mann ist nicht mehr. Andere Ärzte, andere Professoren mögen ihn erreicht und vielleicht übertroffen haben. Doch das »Rollenfach«, in dem sein Wissen, seine körperlichen Vorzüge, seine vortreffliche Erziehung ihm solche Triumphe verschafften, existiert nicht mehr, weil die Nachfolger fehlten, die es hätten aufrechterhalten können. Mama hatte Doktor Dieulafoy nicht einmal bemerkt, da außer meiner Großmutter nichts für sie existierte. Ich erinnere mich (und hier greife ich vor), daß auf dem Friedhof, wo man sie wie eine überirdische Erscheinung schüchtern zum Grabe treten sah und sie selbst einem entschwundenen Wesen nachzublicken schien, das schon weit entfernt von ihr war, mein Vater zu ihr sagte: »Norpois war im Haus, in der Kirche und auf dem Friedhof, er hat eine für ihn äußerst wichtige Sitzung versäumt, du solltest ihm ein Wort sagen, er wäre sicher sehr empfänglich dafür«, meine Mutter jedoch, als der

Botschafter sich vor ihr verbeugte, nur ihr tränenlos sanftes Gesicht zu neigen imstande war. Zwei Tage zuvor – um noch einmal vorzugreifen, bevor ich an das Bett, in dem die Kranke in den letzten Zügen lag, zurückkehre –, während man bei meiner verstorbenen Großmutter die Totenwache hielt, schrak Françoise beim leisesten Geräusch zusammen, denn sie lehnte nicht unbedingt den Glauben an Geister ab, und sagte: »Ich habe das Gefühl, das ist sie.« Aber anstelle von Grauen flößten diese Worte meiner Mutter, die so gern gewollt hätte, die Toten kehrten wieder, um ihre Mutter zuweilen in ihrer Nähe zu wissen, nur unendlich süße Gefühle ein.

Doch kehren wir zu den letzten Stunden der Sterbenden zurück. Mein Großvater fragte meinen Vetter:

»Wissen Sie, was ihre Schwestern uns telegraphiert haben?«

»Ja, Beethoven! Ich habe es gehört; man sollte es einrahmen lassen, aber ich wundere mich nicht.«

»Meine arme Frau, die so sehr an ihnen hing«, sagte mein Großvater und trocknete sich eine Träne ab. »Man darf ihnen nicht böse sein. Sie sind total verrückt, ich habe es immer gesagt. Was ist los, gibt man ihr keinen Sauerstoff mehr?«

Meine Mutter meinte:

»Aber dann wird Mama wieder mühsam atmen.«

Der Arzt antwortete ihr:

»O nein! Die Wirkung des Sauerstoffs hält noch eine Weile an, wir fahren dann später damit fort.«

Mir schien, niemand würde das sagen, wenn es sich um eine Sterbende handelte, und wenn die gute Wirkung anhielt, so müsse das bedeuten, daß man noch etwas über ihr Leben vermochte. Das Zischen des Sauerstoffs hörte ein paar Sekunden lang auf. Aber die beglückte Klage der Atmung strömte immer weiter, leicht, stockend, unvollendet, immer wieder beginnend. Dann wieder schien alles zu Ende zu sein, der Atem hielt an, sei es wegen der gleichen Umschaltung der Register wie in der Atmung eines Schlafenden, sei es infolge einer

naturbedingten Unregelmäßigkeit, der Wirkung der Anästhesie, der fortschreitenden Asphyxie, oder durch ein Versagen des Herzens. Der Arzt griff wieder nach dem Puls meiner Großmutter, doch schon war es, als münde, den versiegenden Strom auffüllend wie ein Nebenfluß, ein neuer Gesang in das unterbrochene Thema ein. Dieses aber setzte sich nun in einer anderen Tonart, doch mit dem gleichen unerschöpflichen Aufschwung fort. Wer weiß, ob nicht, sogar meiner Großmutter unbewußt, zahllose glückliche und zärtliche Regungen, die durch das Leiden so lange hintangehalten waren, jetzt sich aus ihr lösten wie jene leichteren Gase, die sich vordem unter Druck eingeschlossen befanden? Man hätte meinen können, daß alles, was sie uns zu sagen hatte, jetzt aus ihr herausströmte, daß sich dieser beredte Eifer, diese Mitteilsamkeit an uns wendete. Am Fuß des Bettes, gekrümmt von jedem Ansturm dieser Agonie, nicht weinend, doch immer wieder von Tränen benetzt, hatte meine Mutter etwas von dem gedankenlosen Jammer eines Blattes, das der Regen peitscht und das vom Wind hin- und hergezerrt wird. Man hieß mich meine Augen trocknen, bevor ich meine Großmutter noch einmal küßte.

»Und ich dachte, sie sieht nichts mehr«, meinte mein Vater.

»Man kann nie wissen«, antwortete der Arzt.

Als ich mit den Lippen meine Großmutter berührte, bewegten sich ihre Hände und ein langer Schauer durchlief ihren ganzen Körper, vielleicht war es ein Reflex, vielleicht aber haben auch gewisse zärtliche Gefühle ihre Hyperästhesie, die durch den Schleier der Unbewußtheit hindurch erkennt, was zu lieben sie der Sinne beinahe nicht bedarf. Plötzlich richtete meine Großmutter sich halb auf und machte eine heftige Bewegung wie jemand, der sein Leben verteidigen will. Françoise hielt diesem Anblick nicht stand, sie brach in Schluchzen aus. Im Gedanken an die Worte des Arztes wollte ich sie aus dem Zimmer führen. In diesem Moment tat meine Großmutter weit die Augen auf. Ich warf mich auf Françoise, um ihre

Tränen zu verbergen, während meine Eltern zu der Kranken sprechen würden. Das Geräusch des Sauerstoffs hatte aufgehört, der Arzt trat von dem Bett zurück. Meine Großmutter war tot.

Einige Stunden darauf konnte Françoise, ohne ihr damit Schmerzen zu bereiten, ein letztes Mal das schöne Haar meiner Großmutter kämmen, das eben erst ergraute und bislang weniger alt gewirkt hatte als sie selbst. Jetzt dagegen war es das einzige, was das wieder junggewordene Gesicht mit der Krone des Alters versah: die Runzeln mit allem, was so viele Jahre des Leidens ihm Verkrampftes, Angeschwollenes, Gespanntes oder Erschlafftes hinzugefügt hatten, waren daraus verschwunden. Wie in der fernen Zeit, da ihre Eltern für sie einen Gatten ausgesucht hatten, zeichneten ihre Züge das sanfte Bild von Reinheit und Fügsamkeit, ihre Wangen glühten von keuscher Hoffnung, einem Traum von Glück, ja unschuldsvoller Fröhlichkeit, die die Jahre nach und nach zerstört hatten. Das entschwundene Leben hatte die Enttäuschungen des Lebens mit sich fortgetragen. Ein Lächeln schien auf den Lippen meiner Großmutter zu liegen. Wie der Bildhauer des Mittelalters hatte der Tod sie auf dieses letzte Lager in der Gestalt eines jungen Mädchens gebettet.

ZWEITES KAPITEL

Besuch Albertines. Aussicht auf eine reiche Heirat für einige Freunde Saint-Loups. Der Esprit der Guermantes in Anwesenheit der Prinzessin von Parma. Seltsamer Besuch bei Monsieur de Charlus. Ich begreife seinen Charakter immer weniger. Die roten Schuhe der Herzogin.

Es war ein gewöhnlicher Herbstsonntag; dennoch fühlte ich mich wie neugeboren; das Dasein lag unberührt vor mir, denn am Morgen war nach einer Reihe milder Tage kalter Nebel aufgekommen, der sich erst gegen Mittag hob. Nun genügt aber ein Wetterwechsel, um die Welt und uns selbst neuzuschaffen. Früher, wenn der Wind durch meinen Kamin blies, lauschte ich seinem Pochen gegen die Klappe mit ebenso großer Ergriffenheit, als wäre es, gleich dem berühmten Pochen der Streicher zu Beginn der c-Moll-Sinfonie, der unwiderstehliche Ruf eines geheimnisvollen Schicksals gewesen.[1] Jede plötzliche Veränderung in der Natur gibt uns die Möglichkeit einer ähnlichen Verwandlung, indem sie unsere Wünsche harmonisch dem neuen Zustand der Dinge anpaßt. Gleich beim Erwachen hatte der Nebel aus mir anstelle des zentrifugalen Wesens, das man an schönen Tagen ist, einen Menschen gemacht, der sich von der Außenwelt abschließt, den es nach dem Winkel am Feuer und dem geteilten Lager verlangt, einen fröstelnden Adam auf der Suche – in dieser veränderten Welt – nach einer häuslichen Eva.

In der weichen grauen Tönung morgendlicher Felder und dem Geschmack einer Tasse Schokolade fand für mich die ganze Einzigartigkeit des physischen, geistigen und seelischen Daseins Raum, das ich ungefähr ein Jahr zuvor nach Doncières mitgebracht hatte und das mit der länglichen Form eines kahlen Hügels als Wappen – der auch unsichtbar immer gegenwärtig blieb – in mir eine Reihe von Freuden bildete, die von allen anderen völlig verschieden waren und die ich Freunden nicht hätte beschreiben können in dem Sinne, daß die reich ineinander verwobenen Eindrücke, die ihnen ihre spezifischen Farben und Klänge verliehen, sie für mich unbewußt viel eher charakterisierten als die Tatsachen, die ich hätte erzählen können. Unter diesem Gesichtspunkt war die neue Welt, in die der Nebel dieses Morgens mich tauchte, eine mir schon bekannte Welt (was sie nur wahrer machte), die aber eine Zeitlang in Vergessenheit geraten war (woraufhin sie ihre ganze Frische jetzt von neuem zurückerhielt). Ich konnte in Ruhe einige der Nebelbilder betrachten, die mein Gedächtnis in mir aufbewahrte, zum Beispiel verschiedene Bildausschnitte »Morgen in Doncières«[1] , wie ich sie damals gleich am ersten Tag in der Kaserne oder ein anderes Mal in einem benachbarten Schloß vor mir gesehen, in das mich Saint-Loup für vierundzwanzig Stunden mitgenommen hatte, von dem Fenster aus, dessen Vorhänge ich im Morgengrauen hochhob, bevor ich mich noch einmal hinlegte; eines der Bilder hatte mir einen Reiter gezeigt, während das andere (auf dem schmalen Saum zwischen einem Teich und einem großenteils in der eintönig fließenden Weichheit der Nebellandschaft verschwimmenden Wald) einen Kutscher darstellte, der gerade einen Riemen blankrieb; beide waren mir wie die vereinzelten, dem Auge, das sich an die geheimnisvolle Unbestimmtheit sich lichtenden Dunkels jeweils erst gewöhnen muß, kaum wahrnehmbaren Gestalten erschienen, die aus einem verwischten Fresko schattenhaft erstehen.

Von meinem Bett aus betrachtete ich heute diese Erinnerungsbilder, denn ich hatte mich noch einmal hingelegt, um in dieser Situation den Abend zu erwarten, an dem ich, die Abwesenheit meiner für ein paar Tage in Combray weilenden Eltern nutzend, der Aufführung eines kleinen Stückes bei Madame de Villeparisis beiwohnen wollte. Nach ihrer Rückkehr hätte ich es vielleicht nicht zu tun gewagt; meine Mutter wünschte in ihrem gewissenhaften Kult des Gedächtnisses an meine Großmutter, daß die Zeichen der ihr gewidmeten Trauer freiwillig und aufrichtig seien; sie hätte mir diesen Ausgang nicht untersagt, aber ihn mißbilligt. Hätte ich sie jedoch während ihres Aufenthalts in Combray um Rat gefragt, so hätte sie mir nicht mit einem betrübten: »Tu was du willst, du bist alt genug, um selbst zu wissen, was du für angemessen hältst« geantwortet, sondern sich Vorwürfe gemacht, mich allein in Paris zurückgelassen zu haben; für meinen Kummer aber, den sie an dem ihrigen maß, wären ihr Ablenkungen wünschenswert erschienen, die sie sich selber nicht gönnte, von denen sie jedoch in diesem Falle sicher annehmen durfte, daß meine stets und vor allem um meine Gesundheit und mein inneres Gleichgewicht besorgte Großmutter sie mir angeraten hätte.

Vom Morgen an war die neue Warmwasserheizung in Betrieb. Das unangenehme Geräusch, mit dem sie von Zeit zu Zeit eine Art von Schluckauf betätigte, hatte keine Beziehung zu meinen Erinnerungen an Doncières. Durch ihr andauerndes Zusammentreffen in mir an jenem Nachmittag gingen sie jedoch eine so enge Verbindung miteinander ein, daß jedesmal, wenn ich (nach längerer Entwöhnung) das Geräusch der Zentralheizung von neuem vernahm, jene Erinnerungen gleichzeitig in mir auftauchen sollten.

Nur Françoise war im Haus. Das graue Tageslicht, das sich wie feiner Regen ergoß, wob unaufhörlich zarte Netze, in denen die Sonntagsspaziergänger wie von Silber umflossen daherkamen. Ich hatte den *Figaro*, den ich alle Tage gewissenhaft kaufen ließ, seitdem ich einen Artikel dort eingesandt

hatte, der allerdings noch nicht erschienen war, an das Fußende meines Bettes geworfen[1] ; trotz der fehlenden Sonne zeigte mir die Intensität des Tageslichts an, daß wir erst mitten am Nachmittag waren. Die Tüllvorhänge vor dem Fenster, die milchig und brüchig aussahen, wie sie es bei schönem Wetter nie taten, wiesen die gleiche Mischung von Zartheit und spröder Zerbrechlichkeit auf wie Libellenflügel oder venezianisches Glas. Es fiel mir um so schwerer, an diesem Sonntag allein zu sein, als ich am Morgen Mademoiselle de Stermaria[2] einen Brief hatte überbringen lassen. Robert de Saint-Loup, den seine Mutter nach schmerzlich fehlgeschlagenen Versuchen dazu hatte bringen können, mit seiner Geliebten zu brechen, und der gleich darauf nach Marokko geschickt worden war, um die zu vergessen, die er schon seit einiger Zeit nicht mehr liebte, hatte mir durch ein paar am Vortag bei mir eingetroffene Zeilen seine nahe bevorstehende Ankunft für einen sehr knapp bemessenen Urlaub angekündigt. Da er in Paris nur ein kurzes Gastspiel geben würde (seine Familie fürchtete bestimmt, er könne dort sonst seine Beziehungen zu Rachel wieder aufnehmen), machte er mir, um mir zu zeigen, daß er inzwischen an mich gedacht habe, die Mitteilung, er sei in Tanger Mademoiselle oder vielmehr Madame (denn sie war nach dreimonatiger Ehe geschieden) de Stermaria begegnet. Da Robert sich an meine Bemerkungen in Balbec erinnerte, hatte er für mich ein Rendezvous mit der jungen Frau erwirkt. Sie sei gern bereit, mit mir zu dinieren, hatte sie ihm zur Antwort gegeben, sobald sie auf ihrer Rückreise in die Bretagne ein paar Tage in Paris verbringen werde. Er riet mir, schleunigst an Madame de Stermaria zu schreiben, denn sie sei sicher schon da. Der Brief Saint-Loups hatte mich nicht in Erstaunen versetzt, obwohl mir von ihm keine Nachricht mehr zugekommen war, seitdem er mich zur Zeit der Krankheit meiner Großmutter der Treulosigkeit und des Verrats bezichtigt hatte. Ich hatte damals sehr gut begriffen, was vorgefallen war. Rachel, die es gern darauf anlegte, seine Eifersucht zu

wecken – auch hatte sie noch zusätzliche Gründe, um auf mich böse zu sein –, hatte ihrem Geliebten eingeredet, ich hätte versteckte Annäherungsversuche bei ihr gemacht, um während Roberts Abwesenheit Beziehungen zu ihr zu pflegen. Wahrscheinlich glaubte er auch jetzt noch, es sei wahr, aber er war eben nicht länger in sie verliebt, so daß es ihm, ob wahr oder nicht, vollkommen gleichgültig geworden war und nur unsere Freundschaft weiterlebte. Als ich einmal bei einem Wiedersehen mit ihm das Gespräch auf jene Vorwürfe bringen wollte, hatte er nur ein gutes, liebevolles Lächeln für mich, durch das er sich gleichsam entschuldigte, dann aber brachte er das Gespräch auf etwas anderes. Es war nicht so, daß er nicht etwas später in Paris Rachel doch manchmal wieder gesehen hätte. Die Geschöpfe, die in unserem Leben eine große Rolle gespielt haben, verlassen es nur selten mit einem Schlag und für alle Zeiten. Sie tauchen augenblicksweise wieder darin auf (so daß man manchmal an einen Neubeginn der Liebe glaubt), bis sie endgültig verschwinden. Der Bruch Saint-Loups mit Rachel war für ihn sehr schnell weniger schmerzlich geworden, und zwar dank dem beschwichtigenden Vergnügen, das ihm die unaufhörlichen Geldwünsche seiner Freundin bereiteten. Die Eifersucht, die die Liebe überdauert, kann nicht viel mehr enthalten als andere Formen der Einbildungskraft. Wenn man drei oder vier Vorstellungsbilder mit auf die Reise nimmt, die sich im übrigen unterwegs verlieren werden (die Lilien und Anemonen auf dem Ponte Vecchio, die persische Kirche im Nebel und so weiter[1]), so ist der Koffer schon gut gefüllt. Wenn man seine Geliebte verläßt, möchte man, daß sie, bis man sie vergessen hat, nicht in den Besitz von drei oder vier möglichen Gönnern übergehe, die man sich vorstellen kann, auf die man also eifersüchtig ist: alle, die man sich nicht vorstellt, zählen nämlich nicht. Die häufigen Bitten um Geld nun, die eine ehemalige Geliebte an uns richtet, geben uns zwar kein vollständigeres Bild ihres Lebens, als Fieberkurven es uns von ihrer Krankheit vermit-

teln würden. Doch die letzteren würden doch ein Zeichen dafür sein, daß sie krank ist, und die ersteren erlauben uns die freilich etwas vage Annahme, die Verlassene oder Verlassende habe an reichen Beschützern nichts Besonderes aufgetrieben. Daher wird jede diesbezügliche Bitte mit dem Vergnügen entgegengenommen, das eine Windstille im Leiden des Eifersüchtigen erzeugen muß, und die Geldsendung geht prompt ab; denn man möchte, daß es ihr an nichts fehle, außer an Liebhabern (jedenfalls soweit es sich um einen der drei, die man für möglich hält, handelt), bis man sich selbst ein wenig erholt hat und ohne Schwächeanwandlung den Namen des Nachfolgers zur Kenntnis nehmen kann. Manchmal kam Rachel ziemlich spät am Abend noch und bat ihren ehemaligen Liebhaber, er möge sie an seiner Seite bis zum Morgen schlafen lassen. Das besaß für Robert einen großen, sanften Reiz, denn er wurde sich, wie eng miteinander verbunden sie immerhin gelebt hatten, allein schon durch die Tatsache bewußt, daß er sie, auch wenn er für sich die größere Hälfte des Bettes in Anspruch nahm, doch keineswegs am Schlaf hinderte. Er begriff, daß sie sich neben seinem Körper behaglicher als irgendwo sonst fühlte, daß ihr an seiner Seite – und wäre es selbst in einem Hotel – wie in einem altbekannten Zimmer zumute war, das einem vertraut geworden ist und in dem man deshalb besser schläft. Er merkte, daß seine Schultern und Beine, sein ganzes Selbst überhaupt für sie, auch wenn er aus innerer Unruhe oder wegen vieler unerledigter Arbeit schlecht schlief, eines jener vollkommen gewohnten Dinge war, die einen nicht stören können, ja, deren Wahrnehmung das Gefühl der Ruhe noch vertieft.

Um aber auf das früher Gesagte zurückzukommen, so hatte mich Roberts Brief aus Marokko in um so größere Aufregung versetzt, als ich zwischen den Zeilen las, was er nicht gewagt hatte, ausdrücklicher zu schreiben. »Du kannst sie sehr wohl in ein Séparée einladen«, erklärte er mir darin. »Sie ist eine reizende junge Person, ganz entzückend im Umgang, ihr wer-

det euch sehr gut verstehen, und ich bin überzeugt, du wirst einen sehr netten Abend verbringen.« Da meine Eltern am Ende der Woche, Samstag oder Sonntag, wieder heimkehrten und ich von da an gezwungen sein würde, alle Abende zu Hause zu essen, hatte ich auf der Stelle an Madame de Stermaria geschrieben, um ihr bis Freitag jeden ihr genehmen Abend vorzuschlagen. Man hatte geantwortet, ich würde am gleichen Abend gegen acht einen Brief erhalten. Die Zeit bis dahin wäre mir recht schnell vergangen, hätte ein Besuch mir über den dazwischenliegenden Nachmittag hinweggeholfen. Wenn sich die Stunden mit Gesprächen umhüllen, kann man sie nicht mehr messen, nicht einmal sehen, sie verschwinden, und plötzlich taucht die schnellfüßige, weggezauberte Zeit fern von der Stelle, an der sie uns entglitten ist, wieder auf und erweckt unsere Aufmerksamkeit. Wenn wir aber allein sind, führt die unaufhörliche Beschäftigung damit uns immer wieder den noch fernen, jedoch unablässig erwarteten Augenblick mit der einförmig steten Wiederholung eines Ticktacks ins Bewußtsein zurück und unterteilt oder multipliziert vielmehr die Stunden durch alle die einzelnen Minuten, die wir in der Gesellschaft von Freunden nicht gezählt hätten. Da mein beständig wiederkehrendes Verlangen ihn mit den von Leidenschaft erfüllten Wonnen verglich, die ich – leider – erst in einigen Tagen mit Madame de Stermaria genießen würde, kam mir dieser Nachmittag, den ich allein verbringen sollte, äußerst leer und melancholisch vor.

Von Zeit zu Zeit hörte ich das Geräusch des aufsteigenden Fahrstuhls, ihm folgte jedoch ein zweites Geräusch, nicht das von mir erhoffte, das Anhalten auf meiner Etage, sondern ein anderes, völlig verschiedenes, das der Fahrstuhl machte, um seinen emporsteigenden Weg zu den höheren Etagen fortzusetzen, und das für mich später, weil es so oft die Desertion meiner Etage bedeutete, wenn ich Besuch erwartete, sogar als ich keine Besuche mehr ersehnte, zu einem in sich selbst schmerzvollen Geräusch geworden ist, in dem gleichsam das

Urteil auf Verlassensein ertönte. Müde, ergeben, auf Stunden noch mit seiner ewigwährenden Aufgabe beschäftigt, wob der graue Tag an seinen Perlmuttposamenten, und ich stellte mir betrübt vor, wie ich mit ihm allein zusammenbleiben würde, der mich so wenig kannte, wie eine Näherin, die, nahe am Fenster sitzend, um bei der Arbeit besser zu sehen, von der sonst noch im Zimmer befindlichen Person keine Notiz nimmt. Auf einmal, ohne daß ich hatte schellen hören, öffnete Françoise die Tür und ließ Albertine ein, die lächelnd, schweigend und rundlich hereinkam und in ihrem ganzen Körper, für mich bereitgehalten, damit ich sie weiterleben könne, und in meine Nähe gerückt, die vergangenen Tage von Balbec mit sich führte, wohin ich nie zurückgekehrt war. Gewiß findet jedesmal, wenn wir eine Person wiedersehen, zu der unsere – auch noch so belanglosen – Beziehungen sich geändert haben, eine Gegenüberstellung zweier Epochen statt. Dazu ist gar nicht nötig, daß eine alte Geliebte als Freundin zu uns kommt, es genügt, daß uns jemand in Paris einen Besuch macht, den wir im Alltag bestimmter Lebensgewohnheiten gekannt haben, und daß jenes Leben aufgehört hat, sei es auch nur seit einer Woche. Aus jedem der lachenden, prüfenden, leicht befangenen Züge Albertines konnte ich Fragen ablesen wie: Und Madame de Villeparisis? Und der Tanzlehrer? Und die Konditorei? Als sie Platz genommen hatte, schien ihr Rücken zu bemerken: Na, eine Falaise gibt es hier ja nicht, aber Sie erlauben doch wohl, daß ich mich trotzdem zu Ihnen setze, wie ich es in Balbec gemacht hätte? Sie kam mir vor wie eine Zauberin, von der mir ein Spiegel der Zeit vorgehalten wurde. Darin glich sie allen denen, die wir selten wiedersehen, die aber früher eng mit uns zusammengelebt haben. Doch bei Albertine kam noch anderes hinzu. Ich war ja selbst in Balbec bei unseren täglichen Begegnungen immer wieder überrascht gewesen, so sehr war sie täglich neu. Jetzt aber hatte ich Mühe, sie überhaupt zu erkennen. Ohne jenen rosigen Schimmer, von dem sie früher umflossen waren, traten

ihre Züge jetzt wie die einer Statue hervor. Sie hatte ein anderes Gesicht oder vielmehr endlich überhaupt ein Gesicht; ihr Körper hatte sich gestreckt. Es war fast nichts mehr von der Hülle vorhanden, die sie umgeben hatte und auf deren Oberfläche sich in Balbec ihre zukünftige Gestalt noch kaum abzeichnete.

Diesmal kehrte Albertine früher als gewöhnlich nach Paris zurück. Meist kam sie erst im Frühling, so daß ich, schon seit ein paar Wochen von den Gewittern beunruhigt, die über die ersten Blüten hingingen, in meinem freudigen Gefühl die Rückkehr Albertines und jene der schönen Jahreszeit nicht voneinander trennte. Daß es hieß, sie sei wieder da, und daß sie bei mir vorbeigekommen war, genügte, um sie mir wieder wie eine Rose am Meeresstrand vor Augen zu rücken. Ich weiß nicht, ob dann Sehnsucht nach Balbec oder nach ihr mich erfüllte, da vielleicht das Verlangen nach ihr eine träge, kraftlose und unvollkommene Form war, Balbec besitzen zu wollen, als wenn die materielle Aneignung einer Sache, das Bewohnen einer Stadt dasselbe wie eine geistige Besitzergreifung sei. Im übrigen erschien sie mir sogar rein materiell betrachtet, wenn meine Phantasie sie nicht mehr vor dem Horizont des Meeres wiegte, sondern sie unbeweglich vor mir stand, wie eine recht ärmliche Rose, vor der ich gern die Augen verschlossen hätte, um nicht diesen oder jenen Makel an den Blütenblättern zu erkennen, sondern vielmehr zu glauben, ich atme die Seeluft am Strande ein.

Ich kann es hier sagen, obwohl ich damals noch nicht wußte, was erst später geschehen sollte. Sicher ist es vernünftiger, sein Leben an Frauen als an Briefmarken, alte Schnupftabakdosen oder sogar Bilder und Statuen zu wenden. Nur sollte das Beispiel dieser anderen Sammlungen uns nahelegen zu wechseln, nicht nur eine einzige Frau zu haben, sondern viele Frauen. Die reizenden Verbindungen, die ein junges Mädchen mit einer Strandlandschaft, dem steinernen Haargeflecht einer Statue an einer Kirche oder einem Kupferstich eingeht, mit

allem, um dessentwillen man in einer von ihnen, sooft sie ins Zimmer tritt, ein bezauberndes Bild liebt, diese Verbindungen sind nicht sehr dauerhaft. Sobald man ganz und gar mit einer Frau lebt, sieht man nichts mehr von dem, um dessentwillen man sich in sie verliebt hat; sicherlich kann die Eifersucht diese beiden getrennten Elemente wieder zusammenbringen. Wenn nach einer langen Zeit gemeinsamen Lebens ich schließlich in Albertine nichts mehr sehen sollte als eine gewöhnliche Frau, so hätte doch vielleicht irgendeine Affäre zwischen ihr und jemandem, den sie in Balbec geliebt hätte, genügt, um den Strand und die sich brechende Flut von neuem in ihr Gestalt annehmen zu lassen und mit ihr zu verschmelzen. Nur entzücken diese sekundären Verbindungen nicht mehr unsere Augen, unserem Herzen sind sie fühlbar und verhängnisvoll. Man kann unter einer so gefährlichen Form die Erneuerung des Wunders nicht für wünschenswert halten. Doch ich eile Jahre voraus. Jedenfalls kann ich hier nur bedauern, daß ich nicht einsichtsvoll genug gewesen bin, mir einfach eine Frauensammlung zuzulegen, so wie man alte Lorgnetten sammelt, von denen eine Vitrine nie zuviel enthält: immer wartet ein leerer Platz auf eine neue, noch erlesenere.

Entgegen dem üblichen Ablauf ihrer Landaufenthalte kam Albertine in diesem Jahr unmittelbar von Balbec aus nach Paris, und noch dazu war sie dort kürzere Zeit als andere Jahre geblieben. Ich hatte sie seit langem nicht gesehen. Da ich nicht einmal dem Namen nach die Personen kannte, mit denen sie in Paris verkehrte, erfuhr ich in den Perioden, da sie mich nicht besuchen kam, nichts von ihr. Oft dauerten diese Perioden recht lange. Dann tauchte plötzlich eines schönen Tages Albertine wieder auf, doch ihre rosigumwobene Erscheinung und ihre schweigsamen Besuche gaben mir nur wenig Aufschluß darüber, was sie in der Zwischenzeit getrieben haben mochte; diese blieb in dem Dunkel ihres Lebens verborgen,

das zu durchdringen mein Blick sich nicht sonderlich bemühte.

Diesmal jedoch schienen mir gewisse Zeichen darauf hinzudeuten, daß neue Dinge in diesem Leben vorgegangen sein mußten. Vielleicht aber durfte man auch aus ihnen einzig schließen, daß man sich im Alter Albertines sehr rasch wandelt. Ihre Intelligenz zum Beispiel trat jetzt deutlicher zutage, und als ich sie an den Tag erinnerte, an dem sie so großen Eifer darauf verwendet hatte, die anderen zu ihrer Idee zu bekehren, Sophokles müsse schreiben: »Mein lieber Racine«, war sie die erste, die aus vollem Hals darüber lachen mußte.[1] »Andrée hatte recht, ich war dumm«, sagte sie, »Sophokles mußte schreiben: ›Sehr geehrter Herr‹.« Ich antwortete ihr, daß »Geehrter Herr« oder »Sehr geehrter Herr«, wie Andrée gewollt hatte, nicht weniger komisch sei als ihr »Lieber Racine« oder »Mein lieber Freund«, wie Gisèle damals vorschlug, daß aber die eigentlich Dummen jene Lehrer waren, die von Sophokles an Racine gerichtete Briefe verfassen ließen. Hier aber kam Albertine nicht mehr mit. Sie wollte nicht einsehen, daß so etwas einfältig war; ihre Intelligenz hatte sich zwar weiter geöffnet, doch voll entfaltet war sie noch nicht. Es gab jedoch anziehendere Neuerungen bei ihr; ich verspürte in dem gleichen hübschen Mädchen, das sich an mein Bett gesetzt hatte, etwas, das anders geworden war, und in den Linien, die in Ausdruck und Zügen eines Gesichts gemeinhin den Willen ausdrücken, einen Frontwechsel, eine Wendung, ganz als seien in ihr jene Widerstände zerbrochen, gegen die ich in Balbec eines schon fernen Abends vergeblich angekämpft hatte, als wir gleichsam ein Pendant zu unserer heutigen Gruppe – jedoch in umgekehrter Anordnung – bildeten, da damals sie im Bett lag und ich neben ihr saß. Von dem Wunsch beseelt und doch nicht mutig genug, mich zu versichern, sie werde sich nunmehr küssen lassen, bat ich sie jedesmal, wenn sie aufstehen und wieder gehen wollte, doch noch etwas zu bleiben. Es war nicht ganz leicht zu erreichen,

denn obwohl sie nichts zu tun hatte (sonst wäre sie ohnehin gleich wieder fortgesprungen), war sie eine Person, die auf Pünktlichkeit hielt; außerdem zeigte sie sich mir gegenüber wenig liebenswürdig und schien an meiner Gesellschaft kaum mehr Gefallen zu finden. Dennoch setzte sie sich jedesmal nach einem Blick auf ihre Uhr meinen Bitten nachgebend wieder hin, so daß sie mehrere Stunden mit mir verbracht hatte, ohne daß ich ihr irgend etwas angesonnen hätte; die Worte, die ich ihr sagte, knüpften an die an, die ich ihr in den vorhergehenden Stunden gesagt hatte, und drückten in keiner Weise aus, was ich dachte und begehrte; sie liefen endlos parallel dazu. Nichts verhindert so sehr wie das Begehren, daß die Dinge, die man sagt, auch nur im entferntesten denen gleichen, die man denkt. Die Zeit drängt, und dennoch scheint es, als wolle man Zeit gewinnen, indem man Themen anschlägt, die völlig von dem abliegen, was uns einzig beschäftigt. Man plaudert einfach, während doch die Worte, die man aussprechen möchte, auch von einer Bewegung begleitet wären, wofern man nicht sogar – um sich das Vergnügen des Unmittelbaren zu machen und die Neugier auf die dadurch hervorgerufenen Reaktionen zu befriedigen –, ohne ein Wort zu sagen und ohne überhaupt um Erlaubnis zu bitten, diese Bewegung tatsächlich schon gemacht hat. Gewiß liebte ich Albertine überhaupt nicht: als Tochter des Nebels da draußen konnte sie nur das Verlangen der Phantasie befriedigen, das der Wetterumschlag in mir wachgerufen hatte und das zwischen den Wünschen lag, die einerseits die Kochkunst, andererseits die Kunst der Monumentalplastik befriedigen können; denn ich träumte dabei von der Möglichkeit, meinem Fleisch einen anderen, warmen Stoff beizumischen und gleichzeitig mit ein paar Stichen an meinem ausgestreckten Körper einen divergierenden Körper zu befestigen, dem Körper der Eva gleich, der nur ganz leicht mit den Füßen an Adams Seite haftete, an dem Körper, zu dem sie beinahe senkrecht steht in jenen romanischen Basreliefs der Kathedrale von Balbec, die so edel

und ruhevoll, fast noch wie ein antiker Fries die Erschaffung des Weibes darstellen[1] ; der liebe Gott wird dort überall wie von zwei Ministranten von zwei kleinen Engeln begleitet, in denen man – gleich jenen geflügelten und umherflatternden Geschöpfen des Sommers, die der Winter überrascht und verschont hat – Eroten aus Herkulanum wiedererkennt, die mitten im dreizehnten Jahrhundert noch leben und ihren letzten Flug über die ganze Fassade des Portals breiten, müde, doch nicht ohne die Anmut, die man von ihnen erwarten kann.[2]

Was nun jene Lust angeht, die mein Verlangen erfüllt und mich dadurch von dieser Phantasterei befreit hätte, die ich aber genausogern bei jeder beliebigen anderen hübschen Frau gesucht hätte, so würde ich auf die Fragen, worauf sich eigentlich – im Verlauf des endlosen Gesprächs, bei dem ich Albertine die einzige Sache verschwieg, die mich wirklich in Gedanken beschäftigte – meine optimistische Annahme in bezug auf möglicherweise zu erreichende Gefälligkeiten gründete, vielleicht zur Antwort gegeben haben, ich hätte sie aus der Tatsache geschöpft, daß Albertine jetzt (während die vergessenen Eigenheiten ihrer Stimme für mich von neuem die Umrisse ihrer Persönlichkeit nachzeichneten) in ihrem Vokabular bestimmte Worte führte, die früher nicht darin enthalten waren, oder doch wenigstens nicht in dem Sinn, in dem sie sie jetzt gebrauchte. Als sie mir gegenüber behauptete, Elstir sei dumm, und ich lebhaft protestierte, gab sie lächelnd zurück:

»Sie verstehen mich nicht recht, ich wollte natürlich nur sagen, er war bei dieser Gelegenheit dumm, im übrigen steht ja fest, daß er jemand ganz Hervorragendes ist.«

In gleicher Weise erklärte sie, um die Eleganz des Golfclubs in Fontainebleau[1] zu charakterisieren:

»Es handelt sich dort wirklich um eine Selektion.«

Anläßlich eines Duells, das ich gehabt hatte, bezeichnete sie meine Sekundanten als »erstklassig«[2] , und als sie mein Gesicht betrachtete, bekannte sie, sie würde mich gern »einen

Schnurrbart tragen« sehen. Sie ging sogar so weit – und da glaubte ich, sehr große Chancen zu haben – mit einem Ausdruck, den sie, wie ich hätte schwören können, ein Jahr zuvor nicht kannte, festzustellen, daß seit ihrer letzten Begegnung mit Gisèle eine gewisse »Zeitspanne« verstrichen sei. Freilich hatte Albertine schon, als ich sie in Balbec traf, über einen ansehnlichen Vorrat von Wendungen verfügt, der belegt, daß man aus einer wohlsituierten Familie stammt, Wendungen, die die Mutter von Jahr zu Jahr an ihre Tochter weitergibt, so wie sie ihr, je erwachsener sie wird, bei wichtigen Gelegenheiten nach und nach ihren Schmuck überläßt. Daß Albertine aufgehört hatte, ein kleines Mädchen zu sein, war eines Tages offenbar geworden, als sie, um für das Geschenk zu danken, das eine fremde Dame ihr gemacht hatte, ihre Gefühle in die Worte kleidete: »Ich bin ganz beschämt.« Madame Bontemps hatte unwillkürlich ihrem Gatten einen Blick zugeworfen und dieser daraufhin bemerkt:

»Was willst du, sie ist bald vierzehn.«

Die fortgeschrittene frauliche Reife trat zutage, als Albertine von einem jungen Mädchen sagte, das sich schlecht benahm: » Man kann nicht einmal sehen, ob sie hübsch ist, sie hat ja ein ›Kilo Rouge‹ auf dem Gesicht.« Endlich wies sie sich, obwohl sie noch ein junges Mädchen war, schon als Frau ihres Milieus und ihrer Stellung aus, als sie von jemandem, der zum Faxenmachen neigte, sagte: »Ich kann ihn nicht ansehen, ich bekomme sonst Lust, es ebenso zu machen«, oder wenn man sich mit Nachahmungen belustigte: »Das Komischste, wenn Sie sie nachmachen, ist, daß Sie ihr tatsächlich gleichen.«[1] All das ist dem allgemeinen Sprachschatz der Gesellschaft entnommen. Doch gerade Albertines Milieu schien mir nicht in der Lage, ihr »hervorragend« in dem Sinn zu liefern, wie mein Vater von einem Kollegen, den er noch nicht kannte und dessen Klugheit man ihm rühmte, zu äußern pflegte: »Er ist scheint's jemand ganz Hervorragendes.« »Selektion«, selbst auf den Golfclub bezogen, schien mir eben-

sowenig zu der Familie Simonet zu passen wie etwa dasselbe Wort mit dem Zusatz »natürlich« zu einem Text, der mehrere Jahrhunderte vor den Arbeiten Darwins[2] herausgekommen wäre. »Zeitspanne« kam mir noch verheißungsvoller vor. Endlich wurde mir deutlich, daß in Albertine Umwälzungen stattgefunden hatten, die ich zwar nicht kannte, die mich jedoch zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, als sie mit der Befriedigung einer Person, deren Meinung nicht gleichgültig ist, Worte äußerte wie:

»Was ›meines Erachtens‹ das beste wäre … Ich finde, das ist die beste, die eleganteste Lösung.«

Das war so neu, so offenkundig eine Anschwemmung, die auf derart kapriziöse Umwege innerhalb ihr früher unbekannter Bereiche schließen ließ, daß ich bei »meines Erachtens« Albertine näher an mich heranzog und sie bei der »elegantesten Lösung« bereits auf meinem Bettrand saß.

Zweifellos kommt es vor, daß wenig kultivierte Frauen, die einen hochgebildeten Mann heiraten, solche Wendungen von ihm als Morgengabe erhalten. Und bald nach der Wandlung, die der Hochzeitsnacht folgt, bemerkt man, wenn sie ihre Besuche machen und sich gegenüber ihren alten Freundinnen reservierter geben, mit Erstaunen, daß sie Frauen geworden sind, daran, daß sie bei der Erklärung, eine Frau sei intelligent, das Wort intelligent mit zwei *l* aussprechen; das aber gerade ist das Zeichen einer Veränderung, und es schien mir, daß zwischen dem Vokabular jener mir bekannten Albertine – einem Vokabular, dessen größte Kühnheit darin bestand, daß sie von einer merkwürdigen Erscheinung »so ein Typ« sagte, wenn man ihr ein Spiel vorschlug, die Antwort gab: »Ich habe kein Geld zu verlieren«, oder wenn eine ihrer Freundinnen ihr einen Vorwurf machte, den sie nicht gerechtfertigt fand: »Ach! Du bist wirklich grandios, ›magnifique‹!«, das heißt Worte, die in diesem Fall durch eine Art Tradition des Bürgertums vorgegeben und damit ebenso alt wie das *Magnifikat* [1] waren und die ein etwas erbostes, aber ihrer Sache sicheres

junges Mädchen, wie man sagt, »ganz natürlich« gebraucht, das heißt, weil sie sie von ihrer Mutter gelernt hat wie Beten oder Grüßen. Das alles hatte ihr Madame Bontemps gleichzeitig mit dem Haß gegen die Juden und der Vorliebe für Schwarz, worin man immer anständig und comme il faut ist, beigebracht, ohne formelle Unterweisung, vielmehr so, wie sich der eben ausgeschlüpfte Distelfink nach dem Gezwitscher seiner Distelfinkeltern richtet und damit selbst zum richtigen Distelfinken wird. Trotz allem schien mir »Selektion« auf fremdem Boden gewachsen und »elegante Lösung« ermutigend. Albertine war die gleiche nicht mehr, würde demnach vielleicht auch nicht mehr in gleicher Weise handeln und reagieren.

Nicht nur hegte ich keine Liebe mehr für sie, sondern ich hatte auch nicht mehr wie in Balbec zu fürchten, ich könne in ihr freundschaftliche Gefühle mir gegenüber zerstören, denn solche existierten nicht mehr. Es bestand kein Zweifel, daß ich ihr seit langem vollkommen gleichgültig geworden war. Ich war mir bewußt, daß ich für sie keinesfalls mehr der »kleinen Schar« angehörte, deren Mitglied zu sein ich früher so sehr erstrebt und beseligt genossen hatte. Da sie ferner nicht einmal mehr wie damals in Balbec freimütig und gutartig wirkte, machte ich mir keine großen Skrupel; dennoch glaube ich, daß, was mich letztlich bestimmte, eine nochmalige philologische Feststellung war. Als ich der Kette meiner Äußerungen, hinter denen sich das Verlangen meines Innern verbarg, noch ein weiteres Glied hinzufügte, indem ich zu der nun auf meinem Bettrand sitzenden Albertine etwas über eines der Mädchen aus der »kleinen Schar« bemerkte, das weniger groß als die übrigen war, das ich aber doch recht hübsch gefunden hatte, antwortete sie mir: »O ja, sie sieht wie eine kleine Musmi[1] aus.« Ganz bestimmt war, als ich Albertines Bekanntschaft machte, das Wort Musmi ihr noch unbekannt. Wahrscheinlich hätte sie es im normalen Verlauf der Dinge auch niemals kennengelernt, und ich hätte von mir aus darin

überhaupt keinen Nachteil gesehen, denn kein Wort ist haarsträubender als dieses. Wenn man es hört, verspürt man die gleiche Art von Zahnweh, wie wenn man ein zu großes Stück Eis in den Mund genommen hat. Doch hübsch wie sie war, konnte selbst »Musmi« aus Albertines Mund mir nicht mißfallen. Statt dessen schien es mir wenn auch nicht unbedingt auf eine äußere Einweihung, so doch auf eine innere Entwicklung schließen zu lassen. Unglücklicherweise war es unterdessen so spät, daß ich sie hätte gehen heißen müssen, wenn sie noch rechtzeitig für ihr Abendessen nach Hause kommen und ich früh genug für meines aufstehen wollte. Dieses bereitete mir Françoise, und sie ließ es nicht gern warten; ohnehin fand sie sicherlich, es verstoße gegen einen Artikel ihres Kodex, daß Albertine mir in Abwesenheit meiner Eltern einen so ausgedehnten Besuch mache, aufgrund dessen sich alles verspäten würde. Doch »Musmi« entkräftete alle diese Gründe, und ich sagte rasch:

»Stellen Sie sich vor, ich bin überhaupt nicht kitzlig, Sie können mich eine Stunde lang kitzeln, ich spüre nichts.«

»Wirklich!«

»Wenn ich es Ihnen doch sage.«

Zweifellos verstand sie, daß dies der ungeschickte Ausdruck eines Begehrens war, denn wie jemand, der einem ein Empfehlungsschreiben anbietet, um das man nicht zu bitten wagte, von dessen Nützlichkeit unsere Worte aber den anderen überzeugt haben, fragte sie mit der demütigen Bereitschaft der Frau:

»Soll ich es einmal versuchen?«

»Wenn Sie wollen? Aber es wäre dann bequemer, wenn Sie sich auch auf meinem Bett ausstreckten.«

»Ist es so recht?«

»Nein, Sie müssen sich richtig hinlegen.«

»Bin ich auch nicht zu schwer?«

Als sie eben diese Worte ausgesprochen hatte, öffnete sich die Tür, und Françoise trat mit einer Lampe ein. Albertine

hatte gerade noch Zeit, sich wieder auf den Stuhl zu setzen. Vielleicht hatte Françoise diesen Augenblick gewählt, um uns in Verlegenheit zu bringen, nachdem sie vorher an der Tür gehorcht oder sogar durch das Schlüsselloch geschaut hatte. Es bedurfte eigentlich einer solchen Vermutung nicht, sie mochte sehr wohl verschmäht haben, sich durch Augenschein von etwas zu überzeugen, was ihr Instinkt schon genügend gewittert hatte, denn dadurch, daß sie mit mir und meinen Eltern lebte, hatten uns gegenüber schließlich Furcht, Vorsicht, Aufmerksamkeit und List ihr jene Art von instinktiver, geradezu ahnungsvoller Einsicht in alle Dinge gegeben, wie sie der Seemann für das Meer, der Jäger für das Wild, und der Krankheit gegenüber, wenn auch nicht der Arzt, so jedenfalls oft der Kranke besitzt. Alles, was sie in Erfahrung zu bringen wußte, hätte mit ebenso gutem Grund verblüffen können, wie der hohe Stand gewisser Kenntnisse bei den Alten, gemessen an den fast gänzlich fehlenden Informationsmöglichkeiten, die sie besaßen (die von Françoise waren nicht zahlreicher: sie bestanden in ein paar Gesprächsfetzen, die kaum den zwanzigsten Teil unserer Tischunterhaltung ausmachten und die der Diener aufgegriffen und in der Anrichte ungenau wiedergegeben hatte). Noch dazu gingen ihre Irrtümer in der gleichen Weise wie die der Alten, zum Beispiel die Fabeln, an die Platon[1] glaubte, mehr auf ein falsches Weltbild und auf vorgefaßte Meinungen als auf die Unzulänglichkeit der unmittelbaren Quellen zurück. So konnten noch in unseren Tagen die größten Entdeckungen über die Gewohnheiten der Insekten von einem Gelehrten gemacht werden, der kein Laboratorium und keinerlei technische Ausrüstung besaß.[2] Wenn nun die Einschränkungen, die sich aus ihrer dienenden Stellung ergaben, sie nicht daran gehindert hatten, eine Methode auszubilden, die für die angestrebte Kunst unerläßlich war – und die darin bestand, uns durch Mitteilung von Ergebnissen in Verlegenheit zu bringen –, so hatte der Zwang noch mehr getan; die Fessel hatte sich nicht damit begnügt, die Entfaltung nicht

zu behindern, sondern machtvoll an ihr mitgewirkt. Zweifellos ließ Françoise kein Hilfsmittel ungenutzt, beispielsweise Sprechweise und Haltung. Da sie (während sie niemals glaubte, was wir ihr sagten und wovon wir sie überzeugen wollten) nicht den Schatten eines Zweifels allem gegenüber aufkommen ließ, was irgendeine Person ihres eigenen Standes ihr noch so Absurdes erzählte und was gleichzeitig unseren Ideen vollständig zuwiderlief, bezeigte die Haltung, mit der sie unsere Versicherungen zur Kenntnis nahm, ihre Ungläubigkeit, und ebenso bewies der Ton, in dem sie (denn die indirekte Rede gestattete ihr, uns ungestraft die schlimmsten Beleidigungen ins Gesicht zu sagen) die Erzählung einer Köchin wiedergab, die ihr berichtet hatte, sie habe ihre Herrschaft bedroht und von ihr, indem sie sie in aller Gegenwart »Mistvieh« nannte, zahllose Vergünstigungen erlangt, daß das alles für sie ein Evangelium war. Françoise setzte sogar hinzu: »Wenn ich die Herrschaft gewesen wäre, mir hätte das etwas ausgemacht.« Da mochten wir trotz unserer ursprünglich geringen Sympathie für die Dame im vierten Stock beim Bericht eines so schlechten Beispiels wie beim Anhören einer unwahrscheinlichen Fabel noch so sehr die Achsel zucken, als sie ihn vortrug, der Ton der Erzählerin wußte dabei das schneidend Scharfe einer keinen Widerspruch zulassenden und in äußerstem Maße aufreizenden Behauptung zu finden.

Wie nun aber die Schriftsteller oft, wenn sie durch die Tyrannei eines Monarchen oder einer Poetik, durch die Strenge der prosodischen Regeln oder die einer Staatsreligion geknebelt sind, zu einer Macht der Konzentration gelangen, die sie sich unter der Herrschaft einer freiheitlichen politischen Richtung oder literarischen Anarchie erspart hätten, so sprach Françoise, da sie uns nicht frei heraus antworten konnte, wie Teiresias, und geschrieben hätte sie wie Tacitus.[1] Sie verstand, alles, was sie nicht unmittelbar sagen konnte, in einen Satz hineinzubringen, den wir nicht als ein Vergehen anprangern konnten, ohne uns selbst zu bezichtigen, in weniger sogar als

einen Satz, ein Schweigen, eine bestimmte Art, einen Gegenstand hinzustellen.

Wenn ich aus Unachtsamkeit auf meinem Schreibtisch unter anderen Briefen einen ganz bestimmten hatte liegen lassen, den sie nicht hätte sehen dürfen, etwa weil darin von ihr in einer abträglichen Weise die Rede war, die Wohlwollen ihr gegenüber ebensowenig bei dem Absender wie bei dem Empfänger voraussetzte, so begegnete am Abend, wenn ich beunruhigt nach Hause kam und geradenwegs in mein Zimmer ging, mein Blick oben auf den wohlgeordneten Briefen zuallererst dem kompromittierenden Dokument, so wie es natürlich auch Françoise in die Augen gefallen war; sie hatte es obenauf, fast ganz für sich, mit sprechender, eloquenter Deutlichkeit exponiert, die mich schon an der Tür wie ein Schrei zusammenfahren ließ. Sie war Meisterin in einer Regie, die dem Zuschauer – in Abwesenheit von Françoise – jeden Zweifel benahm, daß sie alles wüßte, so daß er diese Gewißheit schon besaß, wenn sie gleich ihren Auftritt hatte. Um in dieser Weise die unbelebte Materie sprechen zu lassen, verfügte sie über die gleichzeitig geniale und geduldig tüftelnde Kunst eines Irving[1] oder Frédérick Lemaître.[2] In diesem Augenblick, als sie die Lampe über mir und Albertine erhoben hielt, so daß keiner der Abdrücke von dem Körper des jungen Mädchens auf meiner Bettdecke im Dunkel blieb, wirkte Françoise wie die *Gerechtigkeit, die das Verbrechen erhellt*.[3] Dem Gesicht Albertines tat diese Beleuchtung keine Einbuße. Sie legte auf den Wangen denselben sonnigen Firnis frei, der mich in Balbec entzückt hatte. Dieses Gesicht Albertines, das im Freien manchmal als ganzes von einer Art fahler Blässe war, zeigte dagegen, je mehr die Lampe es beleuchtete, so glänzend, so gleichmäßig gefärbte, so feste, glatte Flächen, daß man sie dem kräftigen Inkarnat gewisser Blumen hätte vergleichen können. In meiner Überraschung über das unerwartete Eintreten von Françoise rief ich lebhaft aus:

»Was? Schon die Lampe? Mein Gott, wie das blendet!«

Mit dem zweiten dieser Sätze beabsichtigte ich zweifellos, meine Verwirrung zu bemänteln, mit dem ersten, meine Verspätung zu entschuldigen. Françoise antwortete mit schonungslosem Doppelsinn:

»Dunkel ist Ihnen wohl lieber wie hell?«

»Lieber als hell?« raunte Albertine mir ins Ohr, wobei mich die vertrauliche Lebhaftigkeit entzückte, mit der sie mir diese Korrektur im Ton einer grammatikalischen Frage zuflüsterte und mich so gleichzeitig zum Lehrer und Komplizen machte.[1]

Als Françoise aus dem Zimmer gegangen war und Albertine wieder auf meinem Bett saß, sagte ich zu ihr:

»Wissen Sie, ich habe vor allem Angst, wenn wir es so weitertreiben, daß ich Sie schließlich unbedingt küssen muß.«

»Das wäre allerdings schlimm.«

Ich folgte dieser Aufforderung nicht auf der Stelle. Ein anderer hätte sie sogar überflüssig finden können, denn Albertines Sprechweise hatte bereits etwas so sinnlich Schmeichelndes, daß sie beim bloßen Reden schon einen zu küssen schien. Ein Wort von ihr war eine Gunstbezeigung, und von ihrer Unterhaltung fühlte man sich überschüttet mit Küssen. Und doch war diese Aufforderung mir sehr angenehm. Sie wäre es mir auch von seiten eines anderen hübschen Mädchens in ihrem Alter gewesen; aber daß Albertine jetzt so leicht zu haben sein sollte, bereitete mir mehr als nur Vergnügen, es war wie ein Gegenüberstellen von lauter schönheitgetränkten Bildern. Ich rief mir zunächst Albertine am Strand ins Gedächtnis zurück, wie sie, gleichsam gemalt vor dem Hintergrund des Meeres, keine wirklichere Existenz für mich hatte als Geistererscheinungen auf der Bühne, bei denen man nicht weiß, ob man die Schauspielerin, die die betreffende Rolle spielt, wirklich vor sich hat oder eine Komparsin, die sie im Augenblick vertritt, oder nur eine Projektion. Dann hatte sich die wirkliche Frau aus dem Lichtkegel herausgelöst, sie war mir entgegengekommen, aber nur, damit ich merken sollte, daß sie in der wirklichen Welt keineswegs

jene leichte Geneigtheit zur Liebe besaß, mit der man sie in dem magischen Bild ausgestattet glaubte. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß man sie unmöglich berühren oder küssen, daß man nur mit ihr plaudern konnte, daß sie für mich keine Frau war, sowenig wie jene gewissen Weintrauben aus Jade, eine unverzehrbare Tafeldekoration vergangener Zeiten, wirkliche Weintrauben waren. Nun aber erschien sie mir auf einer dritten Ebene, wirklich wie in der zweiten Phase meiner Bekanntschaft mit ihr, doch leicht zu haben wie in der ersten; auf eine um so köstlichere Art leicht zu haben, als ich so lang geglaubt hatte, sie sei es nicht. Meine erst erworbene Kenntnis des Lebens (jenes nicht mehr ganz so ungebrochenen, jenes weniger einfachen Lebens, als ich es früher geglaubt) hatte mich einstweilen zum Agnostizismus geführt. Wie kann man noch etwas als wahr hinstellen, wenn das, was man für wahrscheinlich hielt, sich später als falsch erwies, um in dritter Instanz wiederum wahr zu werden? (Ach, und leider war ich noch nicht am Ende meiner Entdeckungen, soweit sie Albertine betrafen.) Abgesehen sogar von dem romanhaften Reiz jener Erkenntnis, das Leben lege eine nach der anderen in immer größerer Fülle verschiedene Ebenen frei (den entgegengesetzten Reiz genoß Saint-Loup während der Diners in Rivebelle, wenn er unter den Masken, die das Leben auf einem ruhigen Gesicht übereinandergelegt hatte, Züge wiederfand, die er einst unter den Lippen gehalten hatte), war jedenfalls das Wissen, Albertines Wangen küssen zu können, für mich vielleicht ein noch größeres Vergnügen als jenes, sie wirklich zu küssen. Groß ist der Unterschied zwischen dem physischen Besitzen einer Frau, an die wir uns nur mit unserem Körper drängen, weil sie selbst nichts als ein Stück Fleisch ist, und dem eines jungen Mädchens, das man mit ihren Freundinnen am Strand an ganz bestimmten Tagen gesehen hat, ohne daß man wußte, weshalb an diesen und nicht an anderen, so daß man fürchtete, man werde sie nie wieder zu sehen bekommen. Das Leben hatte mir in diesem Fall

freundlicherweise den Roman der jungen Person in aller Ausführlichkeit enthüllt, es hatte mir, um sie zu sehen, immer wieder andere optische Instrumente in die Hand gegeben und dem sinnlichen Verlangen eine vervielfältigende und abwandelnde Begleitmusik aus beseelteren und schwerer zu befriedigenden Wünschen hinzugefügt: Wünschen, die in einem gewissen Zustand der Lähmung verharren und jenes Verlangen allein vorschikken, wenn es nur um die Besitzergreifung von einem Stück Fleisch geht; wenn es aber darum geht, ein Gefilde der Erinnerungen in Besitz zu nehmen, aus denen sie sich sehnsuchtskrank verbannt fühlten, erheben sich diese Wünsche leidenschaftlich neben jenem Verlangen, steigern es, können ihm zwar nicht bis zur Erfüllung, bis zu der in der erhofften Form ganz unmöglichen Assimilation einer unkörperlichen Wirklichkeit folgen, kommen ihm jedoch auf halbem Weg entgegen und geben ihm im Augenblick der Erinnerung, der Rückkehr von neuem das Geleit; anstelle der noch so frischen, aber anonymen, jedes Geheimnisses, jedes Nimbus entbehrenden Wangen der ersten besten jene Wangen zu küssen, von denen ich so lange geträumt hatte, das würde bedeuten, den Geschmack, den Reiz einer so oft schon betrachteten Farbe zu erfahren. Man hat eine Frau gesehen: ein einfaches Bild in der Szenerie des Lebens, beispielsweise Albertine vor dem Hintergrund des Meeres; dann aber kann man dieses Bild ablösen, an seine Seite ziehen und nach und nach seine Konturen und Farben genauer kennenlernen, ganz als habe man es hinter die Gläser eines Stereoskops[1] gestellt. Deswegen sind die etwas schwierigen Frauen, die man nicht auf der Stelle besitzt, von denen man nicht einmal gleich weiß, ob man sie jemals besitzen wird, die einzig interessanten. Denn sie kennenzulernen, ihnen näherzukommen und sie zu erobern heißt das Bild des Menschen nach Form, Größe und Relief zu variieren, es ist eine Lektion in Relativismus: man lernt einen Körper einzuschätzen, eine Frau, deren Schönheit man wiederfindet, sobald sie in der Szenerie des Lebens ihre

silhouettenhafte Zierlichkeit wiedergewinnt. Frauen, die man zunächst bei einer Kupplerin kennenlernt, sind nicht interessant, denn sie bleiben unveränderlich.

Zudem waren mit Albertine alle Eindrücke einer Serie von Meeresbildern verbunden, die mir besonders ans Herz gewachsen waren. Es kam mir vor, als könne ich auf den beiden Wangen des jungen Mädchens den ganzen Strand von Balbec küssen.

»Wenn ich Sie wirklich küssen darf, so möchte ich es lieber auf etwas später verschieben und mir den Moment richtig aussuchen. Sie dürfen dann nur nicht vergessen, daß Sie es mir erlaubt haben. Was ich brauche, ist also ein ›Gutschein für einen Kuß‹.«

»Muß ich das schriftlich geben?«

»Wenn ich mir nun doch gleich einen nehme, bekomme ich dann später noch einen?«

»Sie machen mir Spaß mit Ihren Gutscheinen, ich werde Ihnen von Zeit zu Zeit welche ausstellen.«

»Sagen Sie, ich muß Sie rasch noch etwas fragen. In Balbec, als ich Sie noch nicht kannte, hatten Sie oft so einen harten, gewissermaßen durchtriebenen Blick; Sie können mir wohl nicht sagen, was Sie in solchen Augenblicken dachten?«

»Ah? Nein, das weiß ich nicht mehr.«

»Warten Sie, ich will Ihnen helfen: eines Tages ist zum Beispiel Ihre Freundin Gisèle mit einem Satz über einen Stuhl gesprungen, auf dem ein alter Herr saß. Versuchen Sie doch, sich zu erinnern, was Sie in dem Augenblick gedacht haben.«[1]

»Gisèle war das Mädchen, mit dem wir am wenigsten verkehrten, sie gehörte zu uns in gewisser Weise, aber doch nicht ganz. Wahrscheinlich habe ich gedacht, sie sei unerzogen und gewöhnlich.«

»Ach! Und das ist alles?«

Ich hätte sie gern, bevor ich sie küßte, von neuem ganz mit dem Geheimnis erfüllt, das sie damals am Strand für mich besaß, als ich sie noch nicht kannte, hätte gern in ihr das Land

entdeckt, in dem sie zuvor gelebt hatte; statt seiner aber, wenn es mir schon unbekannt blieb, konnte ich wenigstens alle Erinnerungen an die Zeit in Balbec wieder aufleben lassen, das Geräusch der Wellen, die sich unter meinem Fenster brachen, und das Geschrei der Kinder. Doch während meine Augen über das schöne rosige Rund ihrer Wangen glitten, deren sanftgeschwungene Flächen an den ersten in bewegten Linien verlaufenden Wellen ihres schönen schwarzen Haares endeten, das sich steil erhob und daneben tiefeingebuchtete Täler bildete, mußte ich mir sagen: Jetzt werde ich, nachdem es mir in Balbec nicht geglückt war, endlich den Geschmack der unbekannten Rose, der Wange Albertines kennenlernen. Und da die Kreise, die wir Dinge und Wesen im Laufe unseres Daseins durchmessen lassen können, nicht sehr zahlreich sind, werde ich das meine vielleicht in gewisser Weise für erfüllt halten dürfen, wenn ich dieses blühende Antlitz, das ich unter allen erwählte, aus seinem fernen Rahmen heraus auf die neue Ebene überführt habe, auf der ich endlich von ihm Kenntnis durch die Lippen haben werde. Ich sagte mir das alles, weil ich glaubte, daß es ein Erkennen durch die Lippen gebe; ich sagte mir, ich werde den Geschmack dieser fleischlichen Rose kosten, weil ich nicht daran gedacht hatte, daß der Mensch, ein zwar offenbar weniger rudimentäres Geschöpf als der Seeigel oder sogar der Walfisch, dennoch einer gewissen Anzahl wesentlicher Organe entbehrt, zum Beispiel keines besitzt, das zum Küssen dient. Dieses fehlende Organ ersetzt er durch die Lippen und kommt dadurch vielleicht zu einem etwas befriedigenderen Ergebnis, als wenn ihm zur Liebkosung der Geliebten nichts anderes zur Verfügung stünde als ein Hauer aus Hornsubstanz. Die Lippen aber, die dafür gemacht sind, dem Gaumen den Geschmack verlockender Dinge zuzuführen, müssen sich, ohne ihren Irrtum zu begreifen und sich ihre Enttäuschung einzugestehen, damit begnügen, auf der Oberfläche umherzutappen und sich an der Verschlossenheit der undurchdringlichen, begehrten Wange zu stoßen. Im übrigen

können in diesem Augenblick die Lippen, auch wenn sie die Haut berühren und selbst unter der Voraussetzung, sie wären erfahrener und besser für ihre Aufgabe gerüstet, sicherlich den Geschmack ebensowenig genießen, den die Natur, so wie es nun einmal ist, ihnen nicht wahrzunehmen erlaubt, denn in dieser trostlosen Zone, in der für sie keine Nahrung zu finden ist, sind sie ganz allein, da der Blick und dann das Geruchsvermögen sie seit langem schon sich selbst überlassen haben. In dem Maße, wie mein Mund begann, sich den Wangen zu nähern, die zu küssen meine Blicke ihm vorgeschlagen hatten, sahen diese zunächst, indem sie sich verschoben, neue Wangen; auch der Hals wirkte aus größerer Nähe und wie durch eine Lupe betrachtet in seiner Grobkörnigkeit so robust, daß dadurch der Charakter des Gesichts sich änderte.

Die neusten Techniken der Photographie – die einer Kathedrale alle Häuser zu Füßen legen, die uns so oft aus der Nähe fast ebenso hoch wie die Türme vorgekommen waren, die dieselben Gebäude wie ein Regiment bald in Schützenlinie, bald im Schwarm oder in Blöcken aufmarschieren lassen, die eben noch so weit voneinander entfernten Säulen der Piazzetta dicht aneinanderrücken, die nahe gelegene S. Maria della Salute forttragen und es möglich machen, auf einem blassen und entfernten Hintergrund einen unermeßlichen Horizont unter einem Brückenbogen, in einer Fensteröffnung, zwischen den Blättern eines im Vordergrund stehenden und stärker hervortretenden Baumes unterzubringen, oder nacheinander derselben Kirche die Arkaden jeder beliebigen anderen als Rahmen zu geben[1] – nur sie können in meinen Augen ebenso wie ein Kuß aus dem, was wir für ein Ding mit eindeutig definiertem Aussehen gehalten haben, die tausend anderen erstehen lassen, die es ebenfalls ist, da jedes sich aus einer allen anderen gleichberechtigten Perspektive ergibt. Kurz, ebenso wie in Balbec Albertine mir immer wieder anders erschienen war, so sah ich jetzt – als ob ich durch eine ans Wunderbare grenzende Beschleunigung den raschen

Wechsel in Perspektive und Ton, den eine Person bei unseren verschiedenen Begegnungen mit ihr ohnehin für uns aufweist, in ein paar Sekunden hätte hineinpressen wollen, um experimentell von neuem das Phänomen zu erzeugen, durch das das Individuum vermannigfacht erscheint, und wie aus einem Etui die einen Möglichkeiten, die sie einschließt, aus den anderen hervorzuziehen – auf dem kurzen Weg, den meine Lippen bis zu ihrer Wange zurücklegten, zehn Albertinen vor mir; dieses eine junge Mädchen war wie eine Göttin mit mehreren Köpfen, und der eben noch erblickte Kopf machte, wenn ich versuchte, ihm näher zu kommen, einem anderen Platz. Wenigstens solange ich ihn noch nicht berührt hatte, konnte ich diesen Kopf sehen, und ein leichter Duft drang von ihm zu mir. Aber ach! – denn für den Kuß sind Nase und Auge ebensoschlecht plaziert wie die Lippen schlecht beschaffen – plötzlich hörten meine Augen auf zu sehen, meine Nase, ihrerseits, plattgedrückt, nahm überhaupt keinen Geruch mehr wahr, und ohne mir darum von dem Geschmack der ersehnten Rosenfarbe mehr zu verraten, sagten mir diese scheußlichen Zeichen, ich küsse nun endlich die Wange Albertines.

Ließ sie mich wohl deshalb so leicht nehmen, was sie mir einst mit so strenger Miene verwehrt hatte, weil wir (wie bei der Umdrehung fester Körper) die umgekehrte Szene spielten wie in Balbec[1] , weil ich im Bett lag, sie aber auf war, einer brutalen Attacke ausweichen und die Lust nach ihrem Belieben lenken konnte? (Gewiß unterschied sich von jener Miene von damals der wollüstige Ausdruck, den heute ihr Gesicht bei der Annäherung meiner Lippen annahm, nur durch eine unendlich kleine Abweichung der Linien, in der jedoch die ganze Distanz zwischen der Gebärde eines Menschen liegen kann, der einem Verwundeten den Rest gibt, und der eines selbstlosen Helfers, zwischen einem erhabenen und einem widerwärtigen Porträt.) Ich wußte nicht, ob für ihre veränderte Haltung einem unfreiwilligen Wohltäter, der in diesen letzten Monaten in Paris oder in Balbec zu meinen Gunsten tätig ge-

wesen war, Ehre und Dank gebührte, und nahm einfach an, daß für diesen Wandel die Art unserer Gruppierung der Hauptgrund sei. Einen anderen jedoch gab Albertine mir selber an, nämlich den folgenden: »Ach! Damals in Balbec kannte ich Sie ja nicht, ich hätte glauben können, Sie hätten schlechte Absichten.« Ich war über diese Begründung verblüfft. Albertine gab sie zweifellos in völlig gutem Glauben. Wie schwierig ist es für eine Frau, in den Bewegungen ihrer Glieder, in den Empfindungen ihres Körpers, wenn sie mit einem guten Freund zusammen ist, die unbekannte Sünde zu erkennen, in die hineingezogen zu werden sie bei einem Fremden befürchten würde!

Welche Veränderungen auch seit einiger Zeit in Albertines Leben eingetreten sein mochten, Veränderungen, aus denen man sich vielleicht hätte erklären können, daß sie jetzt so leicht meinem plötzlich aufbrechenden, rein physischen Verlangen zugestand, was sie in Balbec voller Abscheu meiner Liebe verweigert hatte, es vollzog sich jedenfalls in Albertine an jenem selben Abend eine weit erstaunlichere, sobald ihre Liebkosungen bei mir jene Befriedigung hervorgerufen hatten, die sie bestimmt selbst feststellen mußte, wobei ich fürchtete, sie könne die gleiche Geste der verletzten Scham und Abwehr machen wie damals Gilberte in einem ähnlichen Augenblick hinter dem Lorbeerboskett in den Champs-Elysées.[1]

Doch gerade das Gegenteil trat ein. Schon in dem Augenblick, da ich sie neben mich auf das Bett gezogen hatte und sie zu streicheln begann, hatte Albertine einen Gesichtsausdruck bekommen, den ich an ihr nicht kannte, eine Mischung aus eifriger Bereitwilligkeit und fast kindlicher Einfalt. Indem er alle üblichen Sorgen und Ansprüche auslöschte, gab der Augenblick, der der Lust vorangeht – wie der, der dem Tod folgt –, ihren verjüngten Zügen gleichsam die Unschuld der Kindheit zurück. Zweifellos wird jedes Wesen, dessen Talent ganz plötzlich in Anspruch genommen wird, bescheiden, eifrig und anmutig; besonders wenn es sich bewußt ist, uns

durch dieses Talent ein großes Vergnügen zu machen, ist es selbst glücklich darüber und möchte es uns so vollkommen wie möglich geben. Doch in diesem neuen Gesichtsausdruck Albertines lag mehr als nur berufsmäßige Selbstlosigkeit, Gewissenhaftigkeit und Großzügigkeit, es war eine Art von altüberkommener, spontaner Hingabe; weiter als in ihre eigene Kindheit, in die Jugend ihrer Rasse war sie zurückgekehrt. Ganz anders als ich, der ich nichts weiter als eine körperliche Befriedigung gesucht und schließlich gefunden hatte, schien Albertine der Ansicht zu sein, es sei ihrerseits eine grobe Unschicklichkeit anzunehmen, die physische Lust sei nicht von seelischen Regungen begleitet und sie stelle einen Endpunkt dar. Sie, die es eben noch so eilig hatte, sagte jetzt, gewiß weil sie fand, daß Küsse Liebe bedeuten und daß Liebe wichtiger ist als jede andere Verpflichtung, bei meiner Mahnung, sie müsse doch zum Abendessen zu Hause sein:

»Aber das macht nichts, ich habe doch Zeit, solange ich will.«

Es schien ihr peinlich zu sein, gleich nach dem, was sie getan hatte, wieder aufzustehen, peinlich aus einem Gefühl der Wohlanständigkeit, ebenso wie Françoise, wenn sie ohne jeden Durst doch für richtig hielt, mit maßvoller Heiterkeit das Gläschen Wein anzunehmen, das Jupien ihr anbot, nicht gewagt hätte, sofort nach dem letzten Zug zu gehen, auch wenn eine noch so dringende Pflicht sie rief. Albertine – und das mochte zusammen mit einem weiteren, den man später sehen wird, einer der mir nicht bewußten Gründe sein, weshalb ich sie begehrte – war eine der Verkörperungen der jungen französischen Bäuerin, deren Modell an der Fassade von Saint-André-des-Champs in Stein gehauen zu sehen ist.[1] Ich fand in ihr genau wie in Françoise, die gleichwohl bald ihre erbittertste Feindin sein sollte, Höflichkeit dem Gast und Fremden gegenüber, Zucht und Anstand, Achtung vor der Lagerstatt.

Françoise, die nach dem Tod meiner Tante glaubte, nur in ganz rührseligem Ton sprechen zu dürfen, hätte in den Mona-

ten, die der Heirat ihrer Tochter vorausgingen, ungehörig gefunden, wenn diese mit ihrem Verlobten nicht Arm in Arm spazierengegangen wäre. Albertine, die regungslos neben mir lag, sagte zu mir:

»Sie haben hübsches Haar, Sie haben schöne Augen, Sie sind überhaupt nett.«

Als ich nach meiner Bemerkung, es sei schon spät, hinzufügte: »Glauben Sie mir nicht?« antwortete sie, was vielleicht auch stimmte, doch erst seit zwei Minuten und für wenige Stunden nur:

»Ich glaube Ihnen immer.«

Sie sprach von mir, meiner Familie, meinem gesellschaftlichen Milieu. »Oh! Ich weiß«, sagte sie, »Ihre Eltern verkehren mit sehr feinen Leuten. Und Sie selbst sind befreundet mit Robert Forestier und mit Suzanne Delage.« Im ersten Augenblick sagten mir diese Namen überhaupt nichts. Dann erinnerte ich mich plötzlich, daß ich tatsächlich in den Champs-Élysées mit Robert Forestier gespielt, ihn aber niemals wiedergesehen hatte. Was Suzanne Delage betraf, so war sie die Großnichte von Madame Blandais, und ich hatte einmal zu einer Tanzstunde bei ihren Eltern gehen, ja sogar eine kleine Rolle in einem Salonstück bei ihnen spielen sollen. Die Befürchtung aber, ich könne vor Lachen herausplatzen und Nasenbluten bekommen, hatte mich daran gehindert, so daß ich sie tatsächlich niemals gesehen hatte. Ich hatte einzig früher zu verstehen geglaubt, die Swannsche Erzieherin mit der Feder am Hut sei zuvor bei ihren Eltern in Stellung gewesen, vielleicht war es aber eine Schwester oder auch nur eine Freundin dieser Erzieherin. Ich wandte Albertine gegenüber ein, daß Robert Forestier und Suzanne Delage eine sehr geringe Rolle in meinem Leben spielten. »Das mag ja sein, aber Ihre Mütter kennen sich doch gut, immerhin weiß man dadurch, wo Sie hingehören. Ich begegne oft Suzanne Delage in der Avenue de Messine[1] , sie hat sehr viel Schick.« Unsere Mütter kannten sich nur in der Phantasie von Madame Bon-

temps, die, da sie erfahren hatte, daß ich früher mit Robert Forestier spielte (es scheint, daß ich ihm Verse aufgesagt habe), meinte, alte Familienbeziehungen lägen dem zugrunde. Niemals, so hat man mir erzählt, konnte Mamas Name in ihrer Gegenwart fallen, ohne daß sie bemerkte: »Ach ja, das ist dieser Kreis der Delage, der Forestier, ich weiß schon«, womit sie meinen Eltern einen Pluspunkt erteilte, den sie nicht verdienten.

Im übrigen waren Albertines gesellschaftliche Vorstellungen außerordentlich töricht. Sie hielt die Simonnet mit zwei *n* für tieferstehend nicht nur als die Simonet mit einem *n*, sondern auch als alle erdenklichen sonstigen Leute. Daß jemand den gleichen Namen trägt wie man selbst, ohne der gleichen Familie anzugehören, ist ein gewichtiger Grund, ihn zu verachten. Sicher gibt es Ausnahmen davon. Es kann vorkommen, daß zwei Simonnet (die einander bei einer der Zusammenkünfte vorgestellt werden, bei denen man das Bedürfnis hat, über irgend etwas zu reden und dabei auch in äußerst optimistischer Stimmung ist, zum Beispiel, wenn man bei einem Begräbnis mit dem Trauergefolge zum Friedhof geht), sobald sie erfahren, daß sie den gleichen Namen tragen, mit beiderseitigem gutem Willen, jedoch fruchtlos bemüht sind, irgendwelche verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen sich festzustellen. Das aber ist ein Ausnahmefall. Viele Leute sind wenig ehrenhaft, aber wir wissen nichts davon oder geben nicht darauf acht. Wenn aber die Namensgleichheit bewirkt, daß wir jenen zugedachte Briefe zugestellt bekommen oder umgekehrt, regt sich in uns ein häufig gerechtfertigtes Mißtrauen mit Bezug auf ihren charakterlichen Wert. Wir fürchten, es könne Verwechslungen geben, und setzen vorsorglich eine angewiderte Miene auf, wenn von ihnen die Rede ist. Stoßen wir auf unseren auch von jenen getragenen Namen in der Zeitung, kommt es uns so vor, als hätten sie ihn uns geraubt. Die Sünden der übrigen Glieder des Gesellschaftskörpers lassen uns kalt. Schwerer legen wir sie einzig

den Trägern unseres Namens zur Last. Unser Haß gegen die anderen Simonnet ist um so stärker, als es sich nicht um einen Individualhaß handelt, sondern einen, der erblich bedingt ist. Nach zwei Generationen erinnert man sich nur noch an die verächtliche Miene, die die Großeltern für die anderen Simonnet übrig hatten; den Grund dafür kennen wir nicht; wir wären aber nicht erstaunt, wenn die Sache ursprünglich mit einem Mord ihren Anfang genommen hätte. Das alles geht so bis zu dem gar nicht seltenen Tag, wo es zwischen einer Simonnet und einem Simonnet, die überhaupt nicht miteinander verwandt sind, zu einer Heirat kommt.

Albertine sprach jedoch nicht nur von Robert Forestier und Suzanne Delage; aufgrund einer Art von Verpflichtung zu Vertraulichkeiten, wie sie, zu Anfang wenigstens, während einer ersten Phase körperliche Nähe schafft, bevor sie nämlich eine Sonderart von Unaufrichtigkeit und Verschleierung dem gleichen Wesen gegenüber hervorbringt, erzählte sie mir auch ganz spontan eine ihre eigene Familie und einen Onkel Andrées betreffende Geschichte, über die sie mir in Balbec jegliche Aufklärung verweigert hatte; offenbar meinte sie, es dürfe nunmehr nicht so aussehen, als habe sie noch irgendein Geheimnis vor mir. Jetzt hätte ihre beste Freundin ihr etwas für mich Nachteiliges berichten können, sie hätte sich eine Pflicht daraus gemacht, es mir zuzutragen. Ich drängte sie, nach Hause zu gehen, und sie brach auch schließlich auf, doch so verlegen für mich wegen meiner Grobheit, daß sie beinahe lachte, um mich zu entschuldigen, wie eine Gastgeberin, bei der jemand im schlichten Rock erscheint und die das zwar hinnimmt, aber keinesfalls dagegen gleichgültig ist.

»Sie lachen?« sagte ich zu ihr.

»Ich lache nicht, ich lächle Sie nur an«, antwortete sie in liebevollem Ton. »Wann sehe ich Sie wieder?« setzte sie in der selbstverständlichen Annahme hinzu, daß das, was wir getan hatten, da es ja gemeinhin deren Krönung ist, doch wenigstens das Vorspiel einer großen Freundschaft sein müsse,

einer bereits vorgeformten Freundschaft, zu deren Entdeckung und offenem Eingeständnis wir nunmehr verpflichtet seien, da sie allein erklären konnte, daß es zwischen uns so weit gekommen war.

»Da Sie es mir gestatten, werde ich Sie, sobald ich kann, wieder holen lassen.«

Ich wagte ihr nicht zu sagen, daß ich alles der Möglichkeit, Madame de Stermaria zu sehen, unterordnen wollte.

»Leider muß ich es dem Augenblick überlassen, ich weiß es niemals voraus«, sagte ich zu ihr. »Wäre es möglich, daß ich Sie auch abends holen lasse, wenn ich gerade frei bin?«

»Das geht in Kürze sehr gut, denn dann bekomme ich einen Extraeingang bei meiner Tante. Im Augenblick aber ist es noch nicht möglich. Ich werde jedoch aufs Geratewohl morgen oder übermorgen nachmittag vorbeikommen. Sie brauchen mich nur zu empfangen, wenn es gerade geht.«

Als sie an der Tür stand, hielt sie nur, offenbar etwas verwundert, daß ich ihr nicht zuvorkam, ihre Wange hin, wohl in der Meinung, daß jetzt kein ausgesprochenes physisches Verlangen nötig war, damit wir einander küßten. Da die kurzen Beziehungen, die wir eben miteinander gehabt hatten, zu denen gehörten, die bisweilen durch vollkommene Intimität und durch Herzenswahl herbeigeführt werden, hatte Albertine geglaubt, jenes Gefühl improvisieren und für den Augenblick den auf dem Bett ausgetauschten Küssen hinzufügen zu müssen, dessen Ausdruck sie gewesen wären für einen Ritter und seine Dame, wie ein gotischer Spielmann sie verstand.

Als die junge Pikardin, die der Bildner von Saint-André-des-Champs an seinem Portal hätte darstellen können, mich verlassen hatte, brachte Françoise mir einen Brief, der mich mit Freude erfüllte, denn er war von Madame de Stermaria und enthielt ihre Zusage zu einem Diner am Mittwoch. Von Madame de Stermaria, das heißt, für mich weniger von der wirklichen Madame de Stermaria als von derjenigen, an die ich den ganzen Tag vor Albertines Ankunft gedacht hatte. Das

ist der schreckliche Betrug der Liebe: sie läßt uns zuerst nicht mit einer Frau spielen, die der äußeren Welt angehört, sondern mit einer Puppe im Inneren unseres Hirns; sie allein haben wir im übrigen auch immer zur Verfügung, sie allein werden wir besitzen, und die Willkür der Erinnerung, die fast ebenso absolut ist wie die der Phantasie, kann sie von der wirklichen Frau ebenso verschieden gemacht haben, wie es das wirkliche Balbec von dem erträumten Balbec war; eine künstliche Schöpfung, der zu gleichen wir die wirkliche Frau nach und nach zu unserer eigenen Qual zwingen werden.

Albertine hatte mich so lange aufgehalten, daß das kleine Theaterstück bereits zu Ende war, als ich bei Madame de Villeparisis erschien; wenig erpicht darauf, dem Strom der Gäste zu begegnen, der sich unter lebhaftem Kommentieren der großen Neuigkeit, der angeblich bereits vollzogenen Trennung des Herzogs und der Herzogin von Guermantes, im Aufbruch befand, hatte ich mich, bis ich die Dame des Hauses würde begrüßen können, auf eine verlassene Bergere im zweiten Salon gesetzt, als ich aus dem ersten, wo sie zweifellos in der vordersten Stuhlreihe gesessen hatte, majestätisch, hochgewachsen und umwallt von einer gelben Atlasrobe, an der riesige schwarze, reliefartig hervortretende Mohnblüten befestigt waren, die Herzogin heraustreten sah. Ihr Anblick erregte mich nicht im geringsten mehr. Eines Tages hatte mir meine Mutter die Hände auf die Stirn gelegt (wie immer, wenn sie mir weh zu tun fürchtete) und zu mir gesagt: »Hör doch auf mit deinen Ausgängen, um Madame de Guermantes zu begegnen, das ganze Haus spricht schon über dich. Schau doch, wie krank deine Großmutter ist, du hast wirklich Ernsteres zu tun, als dich am Weg einer Frau zu postieren, die auf dich pfeift«, und mit einem Mal, wie wenn ein Hypnotiseur uns aus einem fernen Land zurückruft, in dem wir zu verweilen meinten, und uns die Augen wieder öffnet, oder ein Arzt, der durch Appellieren an unser Gefühl für Pflicht und Realität uns von einer eingebildeten Krankheit heilt, in der wir uns gefie-

len, hatte sie mich aus einem zu lange währenden Traum aufgeweckt. Der folgende Tag war der letzten Loslösung von dieser Krankheit gewidmet, der ich nun entsagte, und ganze Stunden sang ich feuchten Auges die Worte aus Schuberts *Adieu* [1] :

... Adieu, des voix étranges
T'appellent loin de moi,
Céleste sœur des Anges.

… Leb wohl, seltsame Stimmen
rufen dich weg von mir,
himmlische Schwester der Engel.

Dann aber war es vorbei. Ich hatte meine Morgenausgänge eingestellt, und zwar so leichthin, daß ich daraus die – wie man später sehen wird, falsche – Prognose ableitete, ich werde mich im Laufe meines Lebens leicht daran gewöhnen, eine Frau nicht mehr wiederzusehen. Als dann später Françoise mir berichtet hatte, Jupien wolle sich vergrößern und suche einen Laden in unserem Viertel, wollte ich einen für ihn finden (ganz glücklich auch, beim Flanieren in der Straße, die ich schon von meinem Bett aus wie einen Strand hell rufen hörte, wenn die Eisenjalousien der Milchläden hochgezogen waren, die Milchmädchen mit ihren weißen Ärmeln zu sehen) und konnte meine Ausgänge wiederaufnehmen. Unbeschwerten Gemütes übrigens, denn ich war mir bewußt, daß ich sie nicht mehr in der Absicht unternahm, Madame de Guermantes zu begegnen; so läßt eine Frau, die unendliche Vorsichtsmaßregeln trifft, solange sie einen Liebhaber hat, sobald sie mit ihm bricht, seine Briefe herumliegen auf die Gefahr hin, ihrem Gatten das Geheimnis eines Fehltritts zu entdecken, des-

sentwegen sie sich nicht mehr ängstigt, seit sie aufgehört hat, ihn zu begehen.

Ich mußte zu meinem großen Leidwesen erfahren, daß fast alle Häuser von Unglücklichen bewohnt waren. Hier weinte eine Frau unausgesetzt, weil ihr Mann sie betrog. Dort traf das Umgekehrte zu. An einem anderen Ort versuchte eine arbeitsame Mutter, die von ihrem dem Trunk ergebenen Sohn geschlagen wurde, ihr Leiden vor den Augen der Nachbarn zu verbergen. Die halbe Menschheit weinte. Und als ich sie dann kannte, befand ich sie für derart unerträglich, daß ich mich fragte, ob nicht der ehebrecherische Mann oder die ungetreue Frau recht haben, denn sie waren es nur, weil das legitime Glück sich ihnen versagt hatte, und sie zeigten sich gegenüber jeder anderen Person als ihrer Frau oder ihrem Mann liebenswürdig und loyal. Bald darauf hatte ich nicht einmal mehr den Vorwand, Jupien nützlich zu sein, um meine morgendlichen Pilgergänge fortzusetzen. Es stellte sich nämlich heraus, daß dem Kunsttischler auf unserem Hof, dessen Werkstatt von Jupiens Laden nur durch eine dünne Zwischenwand getrennt war, vom Hausverwalter gekündigt worden war, weil er zu laut klopfte. Jupien konnte sich gar nichts Besseres wünschen, die Werkstatt besaß ein Souterrain, das als Holzlager diente und das mit unseren Kellern in Verbindung stand. Jupien konnte dort seinen Kohlenvorrat halten, die Zwischenwand abschlagen und damit einen einzigen großen Ladenraum gewinnen. Da er den Preis, den der Herzog von Guermantes ihm machte, sehr hoch fand, ließ Jupien dann doch die Räume durch andere besichtigen, damit jener, durch die Aussicht entmutigt, es werde sich kein Mieter finden, nachgebe und die Miete heruntersetze; bei dieser Gelegenheit witterte übrigens Françoise, die bemerkt hatte, daß der Concierge die Tür des Ladenraums, der vermietet werden sollte, selbst wenn die Stunden der Besichtigung vorüber waren, nur »angelehnt« ließ, eine vom Concierge gestellte Falle, in die er die Verlobte des Guermantesschen Dieners (durch die Hoffnung, hier ein

verstohlenes Liebesnest zu finden) locken wollte, um sie zu erwischen.

Wie dem auch sei, obwohl es also kein Ladenlokal für Jupien mehr zu suchen galt, ging ich auch weiterhin vor dem Mittagessen aus. Oft begegnete ich auf meinen Ausgängen Monsieur de Norpois. Es kam dann vor, daß er, im Gespräch mit einem Kollegen begriffen, einen Blick auf mich warf, mit dem er mich von Kopf bis Fuß musterte, dann aber die Augen wieder auf seinen Begleiter richtete, ohne mir zugelächelt oder mich gegrüßt zu haben, ganz als sei ich ihm gar nicht bekannt. Denn bei solchen gewichtigen Diplomaten hat eine gewisse Art des Blicks nicht den Zweck, einem zu verstehen zu geben, daß man von ihnen bemerkt worden ist, sondern daß sie einen nicht gesehen und mit ihrem Kollegen eine ernste Angelegenheit zu besprechen haben. Eine hochgewachsene Frau, der ich oft ganz nah beim Hause begegnete, war weniger zurückhaltend. Obwohl ich sie nicht kannte, drehte sie sich nach mir um, wartete – vergeblich – vor den Auslagen der Geschäfte auf mich, lächelte mir zu, als wolle sie mich küssen, und machte eine Gebärde schmelzender Hingegebenheit. Doch nahm sie sofort wieder eine Miene eisiger Reserve an, wenn sie einen Bekannten traf. Seit langem schon wählte ich bei diesen Morgengängen, je nachdem, was ich zu tun hatte, selbst für die unbedeutendsten Zeitungskäufe, den direkten Weg, ohne zu bedauern, wenn er sich außerhalb der gewohnten Bahn befand, der die Spaziergänge der Herzogin folgten, und wenn er einen Teil davon bildete, wählte ich ihn ohne Bedenken und ohne Verstellung, weil er jetzt für mich kein verbotener Weg mehr war, auf dem ich einer Undankbaren die Gunst abnötigte, sich gegen ihren Willen vor mir sehen zu lassen. Indessen hatte ich nicht daran gedacht, daß meine Heilung, indem sie mir Madame de Guermantes gegenüber eine normale Haltung gab, parallel dazu das gleiche bei ihr bewirkte und eine Liebenswürdigkeit, eine freundschaftliche Gesinnung von ihrer Seite ermöglichte, die mir

nichts mehr bedeutete. Bis dahin wären die vereinten Bemühungen der ganzen Welt, mich ihr näherzubringen, durch den Unstern, unter dem eine unglückliche Liebe steht, zum Erliegen gekommen. Feen, die mächtiger als die Menschen sind, haben es so bestimmt, daß in solchen Fällen nichts fruchtet bis zu dem Tag, da wir aus aufrichtigem Herzen uns sagen: Ich liebe nicht mehr. Ich hatte Saint-Loup damals übelgenommen, daß er mich nicht zu seiner Tante mitgenommen hatte. Doch nicht besser als irgend jemand sonst war er imstande gewesen, den bösen Zauber zu brechen. Solange ich Madame de Guermantes liebte, machten mir die Zeichen freundlicher Gesinnung, die ich von anderen erhielt, und ihre Komplimente nichts als Kummer, nicht nur, weil sie nicht von ihr kamen, sondern auch aus dem Grund, weil sie nichts davon erfuhr. Doch hätte sie auch davon gewußt, es hätte mir gar nichts genutzt. Selbst im einzelnen Ablauf einer Neigung hilft eine Abwesenheit, die Ablehnung einer Einladung, eine unfreiwillige, unbewußte Strenge weit mehr als alle Schönheitsmittel und die gewählteste Kleidung. Viele würden emporkommen, wenn man in diesem Sinn die Kunst emporzukommen lehrte.

In dem Augenblick, als sie, in Gedanken ganz mit der Erinnerung an irgendwelche Freunde beschäftigt, die ich nicht kannte, die sie aber vielleicht gleich bei einer anderen Abendveranstaltung wieder treffen würde, den Salon durchschritt, bemerkte Madame de Guermantes mich auf meiner Bergere; jetzt war ich wirklich ein Gleichgültiger, der nur liebenswürdig sein wollte, während ich vorher, als ich sie liebte, so oft ohne Erfolg versucht hatte, gleichgültig zu scheinen; sie änderte ihre Richtung, kam auf mich zu, und mit dem Lächeln, das sie an jenem Abend in der Oper für mich gehabt hatte und das von dem peinlichen Gefühl, von jemand geliebt zu werden, den sie selbst nicht liebte, nicht mehr behindert wurde, sagte sie zu mir:

»Nein, lassen Sie sich nicht stören, Sie erlauben doch, daß ich mich einen Augenblick zu Ihnen setze?« Dabei hob sie

mit anmutiger Bewegung ihren ungeheuer weitgeschweiften Rock, der sonst die ganze Bergere eingenommen hätte.

Größer als ich und noch um den Umfang ihres Kleides vermehrt, streifte sie mich beinahe mit ihrem wundervollen nackten Arm, der durch einen kaum merklichen, aber ganz dichten Flaum wie von goldenem Dunst umflimmert war, und mit der blonden Flut ihres Haars, das mir seinen Duft zusandte. Da sie neben mir kaum Platz hatte, konnte sie sich nicht leicht zu mir umdrehen; genötigt, mehr vor sich hin als nach meiner Seite zu blicken, nahm sie einen sanften, träumerischen Ausdruck an wie in einem Porträt.

»Haben Sie Nachricht von Robert?« fragte sie mich.

Madame de Villeparisis kam in diesem Augenblick vorbei.

»Nun Monsieur, Sie kommen ja hübsch früh, dafür, daß Sie sich so selten blicken lassen.«

Als sie sah, daß ich mit ihrer Nichte sprach, glaubte sie uns vielleicht enger verbunden, als sie wußte, und fuhr fort:

»Aber ich will Sie nicht in Ihrem Gespräch mit Oriane stören« (etwas Kuppelei gehört nun einmal zu den Pflichten einer Gastgeberin). »Wollen Sie nicht Mittwoch mit ihr zum Abendessen kommen?«

Das war der Tag, an dem ich mit Madame de Stermaria ausgehen wollte, ich lehnte ab.

»Und Samstag?«

Da meine Mutter am Samstag oder Sonntag wieder nach Hause kam, wäre es wenig freundlich gewesen, nicht an beiden Abenden mit ihr zusammen zu essen; ich dankte also zum zweitenmal.

»Ah! Sie sind ja nicht gerade jemand, der leicht zu haben ist.«

»Warum besuchen Sie mich nie?« fragte mich Madame de Guermantes, als Madame de Villeparisis sich entfernt hatte, um die Künstler zu beglückwünschen und der Diva einen Rosenstrauß zu überreichen, der seinen Wert allein durch die Hand der Spenderin erhielt, denn er hatte nur zwanzig Francs

gekostet (das war im übrigen ihr Höchstpreis, wenn jemand nur einmal gesungen hatte; diejenigen, die bei allen Matineen oder Abendgesellschaften mitwirkten, erhielten von der Marquise selbstgemalte Rosen). »Es ist langweilig, wenn man sich immer nur bei anderen sieht. Wenn Sie schon nicht mit mir bei meiner Tante dinieren wollen, warum kommen Sie nicht zu mir zum Diner?«

Ein paar Personen, die unter irgendeinem Vorwand so lange wie möglich dageblieben waren, kamen schließlich heraus, und als sie die Herzogin im Geplauder mit einem jungen Mann auf einem Möbel sitzen sahen, das nur für zwei Platz hatte, dachten sie, man habe sie lückenhaft informiert und nicht die Herzogin, sondern der Herzog habe die Trennung, und zwar meinetwegen, verlangt, und alsbald beeilten sie sich, diese Neuigkeit zu verbreiten. Ich wußte besser als irgend jemand, wie falsch sie war. Doch ich war überrascht, daß in einer dieser schwierigen Perioden, wie es die einer beabsichtigten, aber noch nicht vollzogenen Trennung ist, die Herzogin, anstatt ganz zurückgezogen zu leben, ausgerechnet jemanden einlud, den sie so wenig kannte. Ich hegte jetzt den Verdacht, daß einzig der Herzog dagegen gewesen war, daß sie mich empfing, und daß sie nun, da er sie verließ, keinen Hinderungsgrund mehr sah, sich mit den Leuten zu umgeben, die ihr angenehm waren.

Zwei Minuten zuvor wäre ich höchst überrascht gewesen, hätte jemand mir gesagt, die Herzogin von Guermantes werde mich um einen Besuch, ja sogar zum Diner bitten. Wie sehr ich mir auch vor Augen stellte, daß der Salon der Guermantes nicht die Eigenheiten verkörpern konnte, die ich aus seinem Namen ableitete, hatte ich ihm doch aufgrund der Tatsache, daß er mir verschlossen war, notwendigerweise ein Dasein zuerkannt wie etwa den Salons, deren Beschreibung ich in einem Roman gelesen hatte oder deren Bild mir im Traum begegnet war, und stellte ihn mir nun, selbst wenn ich sicher war, daß er allen übrigen gleiche, völlig verschieden davon

vor; zwischen mir und ihm lag die Schranke, an der die Wirklichkeit endet. Bei den Guermantes dinieren war so etwas wie der Antritt einer lang ersehnten Reise, war, als wenn ein in meinem Kopf erwachsenes Wunschbild leibhaft vor meinen Augen stünde und ich die Bekanntschaft einer Traumgestalt machte. Ich hätte allerdings annehmen können, es werde sich um eines jener Abendessen handeln, zu dem die Gastgeber jemanden mit den Worten einladen: »Kommen Sie, wir sind *ganz* unter uns«, wobei sie so tun, als setzten sie bei dem Paria ihre eigene Furcht voraus, daß er bei ihnen ihren Freunden begegnen könne, und versuchen, ein beneidenswertes Vorrecht, das nur den Intimen des Hauses gewährt wird, aus eben jener Quarantäne des Ausgeschlossenen zu machen, der gegen seinen Willen die Rolle des mit Gunst bedachten Gesellschaftsfremden spielen muß. Ich hatte aber gerade das Gefühl, daß Madame de Guermantes den Wunsch hegte, mich an dem Angenehmsten teilnehmen zu lassen, was sie zu bieten hatte, als sie mir sagte (und dabei ließ sie vor meinen Augen gleichsam die veilchenblaue Schönheit einer Ankunft bei der Tante von Fabrice und das Wunder, dem Grafen Mosca vorgestellt zu werden, aufsteigen[1]):

»Freitag abend wären Sie wohl nicht frei für ein Abendessen im kleinen Kreis? Es wäre riesig nett. Wir haben die Prinzessin von Parma, die ganz reizend ist; überhaupt würde ich Sie nicht einladen, außer damit Sie bei uns angenehme Leute treffen.«

Während sie in den mittleren Gesellschaftsschichten, die von einer ewigen Aufwärtsbewegung erfaßt sind, im Stich gelassen wird, spielt die Familie dagegen eine bedeutende Rolle in den unbeweglichen Schichten, wie dem Kleinbürgertum und dem Hochadel, der nicht versuchen kann emporzustreben, weil es, von seinem besonderen Gesichtspunkt aus, über ihm nichts gibt. Die Freundschaft, die mir »die Tante Villeparisis« und Robert bezeigten, hatte mich vielleicht in den Augen von Madame de Guermantes und ihren Freunden,

die immer unter sich und in ein und derselben Coterie lebten, zum Gegenstand eines neugierigen Interesses gemacht, das ich nicht vermutete.

Sie hatte von jenen Verwandten eine familiäre, alltägliche, banale Kenntnis, ganz anders als wir sie uns vorstellen, und wenn wir einmal dazugehören, dann werden unsere Handlungen nicht etwa wie das Sandkorn im Auge oder der Wassertropfen in der Luftröhre ausgeschieden, sie bleiben vielmehr manchmal in dieser Kenntnis eingeschrieben, werden kommentiert und Jahre noch, nachdem wir selbst sie vergessen haben, in dem Palais erzählt, wo wir überrascht sind, sie vorzufinden wie einen Brief von uns in einer kostbaren Autographensammlung.

Bei gewöhnlichen Angehörigen der vornehmen Welt kann es vorkommen, daß jemand seine fortwährend bestürmte Haustür verschließen muß. Bei den Guermantes war das nicht der Fall. Vor ihrer Tür kam eben nur höchst selten ein Fremder vorbei. Wenn es einmal geschah, daß die Herzogin auf jemanden aufmerksam gemacht wurde, dachte sie nicht daran, sich um seinen gesellschaftlichen Wert zu kümmern, da das etwas war, was sie verlieh, nicht, was sie empfangen konnte. Sie dachte dann nur an seine wirklichen Vorzüge, und Madame de Villeparisis wie Saint-Loup hatten ihr ja gesagt, daß ich solche besäße. Bestimmt hätte sie ihnen das nicht geglaubt, wenn sie nicht mit angesehen hätte, daß es ihnen niemals gelang, mich einzuladen, wann sie wollten, daß ich also keinen gesellschaftlichen Ehrgeiz besaß, was der Herzogin als Zeichen dafür galt, daß ein Fremder zu den »angenehmen Leuten« gehöre.

Man mußte nur einmal sehen, wie sich bei einem Gespräch über Frauen, die sie nicht besonders mochte, ihr Gesichtsausdruck veränderte, sobald man zum Beispiel auf die Schwägerin der einen zu sprechen kam. »Oh, die ist reizend«, sagte sie mit wissender und überzeugter Miene. Der einzige Grund, den sie dafür angeben konnte, war, daß die betreffende Dame ab-

gelehnt hatte, sich der Marquise von Chaussegros oder der Fürstin von Silistra vorstellen zu lassen. Sie überging dabei, daß sie auch ihr selbst, der Herzogin von Guermantes, nicht hatte vorgestellt werden wollen. Dem war aber so, und von dem Tage an kreisten die Gedanken der Herzogin um die Frage, was sich wohl bei einer so schwer zugänglichen Dame abspielen mochte. Sie war ganz versessen darauf, bei ihr zu verkehren. In der vornehmen Welt ist man so daran gewöhnt, umworben zu werden, daß, wer sie meidet, wie ein Phönix erscheint und Aufmerksamkeit erregt.

War der wahre Grund für meine Einladung, wie er sich im Geiste der Herzogin (seitdem ich sie nicht mehr liebte) herausgebildet hatte, der, daß ich ihre Verwandten nicht umwarb, obwohl ich von ihnen umworben wurde? Ich weiß es nicht. Auf alle Fälle wollte sie, nachdem sie sich einmal entschlossen hatte, mich einzuladen, mir das Beste bieten, was ihr zur Verfügung stand, und diejenigen ihrer Freunde fernhalten, die mich am Wiederkommen hätten hindern können, da sie selbst sie langweilig fand. Ich hatte nicht gewußt, welchem Umstand ich die Kursänderung der Herzogin zuschreiben sollte, als sie ihre Sternenbahn verließ, sich zu mir setzte und mich zum Abendessen einlud, alles Wirkungen unbekannter Ursachen. Da wir keinen Spezialsinn für die Erkenntnis solcher Zusammenhänge besitzen, stellen wir uns die Leute, die wir wenig kennen – wie ich die Herzogin –, so vor, als dächten sie nur in den seltenen Momenten, da sie uns vor Augen haben, an uns. Allerdings ist dieses ideale Vergessen, in dem wir uns vorstellen, uns bei ihnen zu befinden, völlig willkürlich. Während wir uns so in der Stille der Einsamkeit wie in der Stille einer schönen Nacht die verschiedenen Königinnen der Gesellschaft vorstellen, wie sie in unendlicher Entfernung ihrer Bahn am Himmel folgen, können wir uns deshalb nicht erwehren, vor Unbehagen oder Freude zusammenzuzucken, wenn von da oben wie ein Meteor, auf dem unser Name steht, wo wir doch glaubten, dieser sei auf der Venus oder der Kas-

siopeia unbekannt, eine Einladung zu einem Diner oder eine bösartige Klatschgeschichte auf uns herunterfällt.

Manchmal hatte vielleicht die Herzogin von Guermantes, wenn sie in Nachahmung der Perserfürsten, die dem Buch Esther zufolge sich die Namen der Untertanen vorlesen ließen, die ihren besonderen Diensteifer bewiesen hatten, die Liste in Betracht kommender Leute durchflog, bei meinem Namen gedacht: Einen, den wir gelegentlich zum Essen einladen werden. Doch andere Überlegungen waren dazwischengetreten

(De soins tumultueux un prince environné
Vers de nouveaux objets est sans cesse entraîné) [1]

(Ein Fürst, vom Sturm der Sorgen rings umdrängt,
Wird stets zu neuen Zielen abgelenkt)

bis zu dem Augenblick, da sie mich einsam wie Mardochai an der Pforte des Palastes vorfand; nachdem mein Anblick ihr Gedächtnis aufgefrischt hatte, wollte sie Ahasverus gleich mich jetzt mit Gaben überschütten.

Indessen muß ich sagen, daß eine Überraschung ganz entgegengesetzter Art derjenigen folgen sollte, die diese Einladung Madame de Guermantes' mir bereitet hatte. Da ich von meiner Seite bescheidener und dankbarer gefunden hatte, mein freudiges Erstaunen nicht zu verhehlen, sondern es gerade in fast übertriebener Weise zu bekunden, hatte Madame de Guermantes, die noch zu einer letzten Abendveranstaltung aufbrach, mir fast wie eine Rechtfertigung und zudem besorgt, ich möchte vielleicht nicht genau wissen, wer sie sei, weil ich über die Aufforderung, zu ihr zu kommen, so verwundert schien, hinzugesetzt: »Sie wissen doch, ich bin die

Tante von Robert de Saint-Loup, der Sie riesig gern hat, und außerdem haben wir uns ja hier auch schon getroffen.« Meiner Antwort, daß ich das wohl wisse, fügte ich noch hinzu, ich kenne auch Monsieur de Charlus, und er sei »in Balbec und Paris sehr freundlich zu mir gewesen«. Madame de Guermantes schien erstaunt, und ihre Augen suchten gleichsam nach einer Bestätigung auf einer früheren Seite des Buches ihrer Erinnerung. »Wie? Sie kennen Palamède?« Dieser Vorname nahm im Munde von Madame de Guermantes durch die unwillkürliche Schlichtheit, mit der sie von einem so glänzenden Manne sprach, der eben für sie nur ihr Schwager und der Vetter war, mit dem zusammen sie aufgewachsen war, eine große Weichheit an. In das undurchsichtige Grau, in dem das Leben der Herzogin von Guermantes vor mir lag, ließ dieser Name Palamède die Helligkeit langer Sommertage fallen, an denen sie als junges Mädchen im Garten von Guermantes mit ihm gespielt hatte. Zudem waren in dieser seit langem verflossenen Epoche ihres Lebens Oriane de Guermantes und ihr Vetter Palamède sehr verschieden von dem gewesen, zu dem sie seither geworden waren, besonders Monsieur de Charlus, der damals ganz und gar seinen künstlerischen Neigungen gelebt hatte, die er jetzt so sehr im Zaume hielt, daß ich höchst erstaunt war, späterhin zu hören, den ungeheuren Fächer mit den schwarz und gelben Irisblüten, den die Herzogin in diesem Augenblick entfaltete, habe er bemalt. Sie hätte mir auch eine kleine Sonatine zeigen können, die er ehemals für sie komponierte. Es war mir völlig unbekannt, daß der Baron über all diese Talente verfügte, sprach er doch niemals von ihnen. Gleichsam im Vorübergehen möchte ich übrigens bemerken, daß Monsieur de Charlus keineswegs entzückt war, in seiner Familie kurz Palamède zu heißen. Daß Mémé ihm nicht gefiel, war nur zu begreiflich. Solche törichten Abkürzungen sind ein Beweis für das Unverständnis der Aristokratie für ihre eigene Poesie (das gleiche findet sich übrigens beim Judentum, wo zum Beispiel ein

Neffe von Lady Rufus Israëls mit Vornamen Moïse im gesellschaftlichen Verkehr nur »Momo« genannt wurde) und zugleich für die Besorgtheit dieser Menschen, nur ja nicht so zu tun, als legten sie dem Aristokratischen irgendwelche Bedeutung bei. Monsieur de Charlus nun besaß aber in diesem Punkt mehr poetische Einbildungskraft und trug auch seinen Hochmut ungenierter zur Schau. Doch war der Grund, weshalb er für den Namen »Mémé« so wenig eingenommen war, nicht dieser, da sich das gleiche Gefühl auch auf den schönen Taufnamen Palamède bezog. Die Wahrheit ist, daß er in der Meinung und dem Bewußtsein, einer fürstlichen Familie zu entstammen, gern gesehen hätte, sein Bruder und seine Schwägerin hätten von ihm als von »Charlus« gesprochen, so wie die Königin Marie-Amélie oder der Herzog von Orléans[1] ihre Söhne, Enkel, Neffen und Brüder mit »Joinville, Nemours, Chartres, Paris« bezeichneten.

»Was für ein Heimlichtuer dieser Mémé doch ist«, rief sie. »Wir haben lang und breit in seiner Gegenwart über Sie gesprochen, und er hat uns gesagt, er würde sich sehr glücklich schätzen, Ihre Bekanntschaft zu machen, absolut so, als ob er Sie noch niemals gesehen hätte. Sie müssen doch zugeben, daß er sonderbar ist und – was ich eigentlich von einem Schwager, den ich sehr liebe und bewundere, nicht sagen sollte – manchmal ein bißchen verrückt?«

Ich war sehr erstaunt, diesen Ausdruck auf Monsieur de Charlus angewendet zu finden, und sagte mir, daß diese partielle Verrücktheit vielleicht gewisse Dinge erkläre, zum Beispiel, daß er so entzückt von dem Vorhaben schien, Bloch um eine Züchtigung seiner eigenen Mutter zu ersuchen. Es wurde mir jetzt klar, daß nicht nur in dem, was er sagte, sondern auch darin, wie er es sagte, Monsieur de Charlus ein bißchen verrückt war. Wenn man einen Advokaten oder Schauspieler zum erstenmal hört, staunt man, wie anders ihre Stimme jetzt klingt als im Gespräch. Da man aber feststellt, daß alle es offenbar ganz natürlich finden, sagt man nichts darüber und

gesteht es sich selbst kaum ein, begnügt sich vielmehr damit, das Talent zu bewundern. Höchstens denkt man von einem Schauspieler des Théâtre-Français: Warum, statt seinen erhobenen Arm sinken zu lassen, hat er ihn während mindestens zehn Minuten ruckweise, mit wiederholten Ruhepausen zurückgenommen? Oder von Labori[1] : Warum bringt er, sobald er den Mund auftut, solche tragischen und unerwarteten Töne hervor, um die einfachsten Dinge zu sagen? Da aber alle anderen diese Tatsache a priori gelten lassen, nimmt man keinen Anstoß daran. In gleicher Weise sagte man sich auch, wenn man richtig darüber nachdachte, daß Monsieur de Charlus von sich mit einem gewissen Pathos sprach, in einem Ton, der keineswegs der des gewöhnlichen Redens war. Es schien mir, daß man jede Minute zu ihm hätte sagen sollen: Warum schreien Sie denn so, und warum treten Sie so anmaßend auf? Nur schien sich eben alle Welt stillschweigend damit abgefunden zu haben. So schloß man sich denn dem Zuhörerkreis an, der ihn bewunderte, während er seine Tiraden vorbrachte. Doch gewiß hätte zuzeiten ein Fremder gemeint, er höre das Geschrei eines Wahnwitzigen.

»Sind Sie sicher, daß das nicht eine Verwechslung ist und daß Sie wirklich meinen Schwager Palamède meinen?« fragte die Herzogin noch einmal mit der leichten Überheblichkeit, die ihre Natürlichkeit manchmal überlagerte. »Er mag ein noch so großer Geheimnistuer sein, dies scheint mir doch etwas stark! …«

Ich antwortete, ich sei mir meiner Sache ganz sicher, und Monsieur de Charlus müsse meinen Namen falsch verstanden haben.

»Gut, also ich verlasse Sie jetzt«, sagte Madame de Guermantes, als ob sie ungern gehe, »ich muß noch auf einen Sprung zu der Fürstin von Ligne. Kommen Sie nicht auch hin? Nein? Gehen Sie nicht gern aus? Sie haben im Grunde recht, man langweilt sich zu Tode. Aber ich muß leider hin! Sie ist meine Kusine, es wäre nicht sehr nett wegzubleiben.

Egoistisch wie ich bin, bedaure ich, daß Sie nicht hingehen, ich hätte Sie mitnehmen, sogar nach Hause bringen können. Also, dann auf Wiedersehen, ich freue mich auf Freitag.«

Daß Monsieur de Charlus meinetwegen vor Monsieur d'Argencourt errötet war, mochte noch hingehen. Daß er mich aber seiner eigenen Schwägerin gegenüber, die eine so hohe Meinung von ihm hatte, verleugnete, wo seine Bekanntschaft mit mir doch etwas ganz Natürliches war, da ich ja sowohl seine Tante wie seinen Neffen kannte, ging über meinen Verstand.

Ich möchte diese Episode mit der Bemerkung abschließen, daß Madame de Guermantes darin wirkliche Größe besaß, daß sie einen Vorfall völlig auslöschte, den andere nie ganz vergessen hätten. Hätte sie auch nie mitansehen müssen, wie ich hinter ihr herlief, sie bei ihren Morgenspaziergängen aufspürte und verfolgte, hätte sie mir auch niemals für meinen täglichen Gruß mit gereizter Ungeduld danken müssen und niemals Saint-Loup mit seinen Bitten abgewiesen, daß sie mich einladen solle, so hätte sie doch keinesfalls mir gegenüber eine noblere und natürlichere Liebenswürdigkeit an den Tag legen können. Sie hielt sich nicht bei nachträglichen Erklärungen auf, bei Anspielungen, einem zweideutigen Lächeln oder vieldeutigen Bemerkungen, auch bewies sie in ihrer gegenwärtigen Liebenswürdigkeit, ohne etwas nachzutragen und ohne Vorbehalte, eine ebenso stolze, gradlinige Haltung wie in ihrer majestätischen Statur, besonders aber waren die Vorwürfe, die sie einem in der Vergangenheit hätte machen können, ausgetilgt, die letzten Reste davon waren so vollständig aus ihrem Gedächtnis oder zumindest aus ihrem Verhalten verbannt, daß man in ihren Zügen, jedesmal wenn sie mit allerschönster Schlichtheit zu behandeln hatte, was bei so vielen anderen Vorwand für einen Rest von Kühle oder heimliche Anklagen gewesen wäre, eine Art von Läuterung feststellen konnte.

Gewiß wunderte ich mich über die Veränderung, die sich in ihr mir gegenüber vollzogen hatte. Wieviel mehr aber wunderte ich mich, in mir ihr gegenüber eine weit größere vorzufinden! Hatte es nicht einen Zeitpunkt gegeben, an dem ich Kraft und Zuversicht einzig daraus zog, daß ich, immer neue Pläne schmiedend, jemanden suchte, der mir eine Einladung zu ihr besorgen und nach dieser ersten mir noch viele weitere Glücksmöglichkeiten für mein immer anspruchsvolleres Herz hätte beschaffen können? Nur weil es mir unmöglich war, ein Mittel zu finden, war ich nach Doncières zu Robert de Saint-Loup gereist. Jetzt war ich zwar auch durch die Folgen, die sich aus einem Brief von ihm ergaben, in inneren Aufruhr versetzt, aber wegen Madame de Stermaria und nicht wegen Madame de Guermantes.

Ich möchte, um mit diesem Abend zu Ende zu kommen, noch hinzufügen, daß sich dort etwas zutrug, was, einige Tage darauf allerdings dementiert, mich in Staunen versetzte, mich für einige Zeit mit Bloch auseinanderbrachte und in sich selbst einen jener merkwürdigen Widersprüche darstellt, deren Aufklärung man erst am Ende dieses Bandes (*Sodom I* [1]) finden wird. Bei Madame de Villeparisis nämlich rühmte Bloch unablässig, mit welcher Liebenswürdigkeit Monsieur de Charlus, sooft er ihn auf der Straße treffe, ihm in die Augen schaue, als kenne er ihn, habe Lust, ihn kennenzulernen, oder wisse doch wenigstens sehr wohl, wer er sei. Ich lächelte zuerst, da Bloch sich in Balbec mit solcher Heftigkeit gegen den gleichen Monsieur de Charlus ausgesprochen hatte. Ich war nun einfach der Meinung, Bloch hielte es wie sein Vater mit Bezug auf Bergotte, das heißt, er kenne ihn eben »vom Sehen«, und das, was er für liebenswürdiges Anschauen halte, sei einfach ein zerstreuter Blick. Doch Bloch präzisierte seinen Eindruck so sehr und schien seiner Sache so gewiß, als er sagte, ein- oder zweimal habe Monsieur de Charlus ihn ansprechen wollen, daß ich in Erinnerung daran, wie ich einmal dem Baron gegenüber etwas über meinen Kameraden gesagt

und jener mir auf dem Rückweg von einem Besuch bei Madame de Villeparisis verschiedene Fragen über ihn gestellt hatte, zu der Vermutung kam, Bloch lüge nicht, sondern Monsieur de Charlus habe eben seinen Namen, die Tatsache, daß er mein Freund sei, in Erfahrung gebracht, und dergleichen mehr. Daher fragte ich denn auch kurze Zeit darauf bei einem Theaterbesuch Monsieur de Charlus, ob ich ihm Bloch vorstellen dürfe, und holte ihn auf sein Bejahen herbei. Kaum aber fiel sein Blick auf Bloch, als sich auf seinen Zügen ein sofort wieder unterdrücktes Staunen malte, das gleich darauf dem flammendsten Zorn wich. Er reichte weder Bloch die Hand noch antwortete er ihm, sobald dieser das Wort an ihn richtete, anders als mit der hochfahrendsten Miene und in gereiztem, verletzendem Ton. Bloch mußte daher, da ja nach seinen eigenen Worten Monsieur de Charlus ihn immer mit einem Lächeln bedacht hatte, zu der Annahme kommen, ich habe in der kurzen Einführungsrede, die ich in Anbetracht der mir bekannten Vorliebe des Barons für korrekte Formen der Vorstellung meines Kameraden hatte vorausgehen lassen, nicht auf eine empfehlende, sondern herabsetzende Weise von ihm gesprochen. Bloch verließ uns zerschlagen wie einer, der immer wieder ein bockendes Pferd zu besteigen oder gegen Wellen, die einen immer wieder auf den Uferkies werfen, anzuschwimmen versucht hat, und redete das nächste halbe Jahr kein einziges Wort mit mir.

Die Tage, die meinem Diner mit Madame de Stermaria vorausgingen, waren nicht etwa köstlich, sondern unerträglich für mich. Im allgemeinen scheint uns die Zeit, die uns von unseren Vorhaben trennt, um so länger, je kürzer sie in Wirklichkeit ist, weil wir einen kürzeren Maßstab anlegen oder einfach deshalb, weil wir sie überhaupt messen. Das Papsttum, sagt man, rechnet nach Jahrhunderten, vielleicht aber liegt ihm Rechnen grundsätzlich fern, weil sein Ziel und Ende im Unendlichen ruht. Das meine aber stand in einer Distanz von nur drei Tagen vor mir, ich zählte die Sekunden und über-

ließ mich Träumen, die schon der Beginn von Zärtlichkeiten sind, von Zärtlichkeiten, die wir zu unserer stummen Raserei nicht von der Frau selbst zur Vollendung führen lassen können (gerade diese Liebkosungen, ausschließlich sie, keine anderen). Wenn es alles in allem wahr ist, daß die Schwierigkeit, ein begehrtes Objekt zu erlangen, das Begehren danach steigert (die Schwierigkeit, nicht die Unmöglichkeit, denn diese letztere hebt das Begehren auf), so wird doch ein rein physischer Wunsch durch die Gewißheit seiner Erfüllung an einem nicht mehr fernen und fest begrenzten Zeitpunkt zu etwas kaum weniger Aufregendem, als Ungewißheit es ist; fast ebenso wie angstvoller Zweifel macht auch das Fehlen des Zweifels die Erwartung eines unfehlbar eintretenden Genusses unerträglich, denn aus diesem Erwarten macht die Sicherheit zahllose Erfüllungen und durch die große Zahl der vorweggenommenen Vorstellungen wird die Zeit in so kleine Einheiten eingeteilt, wie es sonst durch die Angst geschieht.

Was mir nottat, war, Madame de Stermaria zu besitzen: Schon seit Tagen hatten meine unablässig geschäftigen Wünsche diesen Genuß in meiner Einbildung vorbereitet, nur diesen; ein anderer (das heißt der Genuß mit einer anderen) wäre nicht bereit gewesen, da Genuß nur die Verwirklichung eines vorhergehenden Verlangens ist, und zwar nicht stets des gleichen; vielmehr ändert sich dieses gemäß den tausend Kombinationen der Träumerei, den Zufällen der Erinnerung, der Befindlichkeit des Temperaments, der Reihenfolge der verfügbaren Wünsche, deren letzterfüllte sich ausruhen, bis die in der Erfüllung erfahrene Enttäuschung wieder einigermaßen vergessen ist; ich hatte schon die große Landstraße der allgemeinen Begierden verlassen und den Seitenpfad einer ganz besonderen eingeschlagen; um ein anderes Rendezvous zu wünschen, hätte ich von zu weither auf jene große Straße zurückkehren und dann einen anderen Pfad wählen müssen. Madame de Stermaria auf der Insel im Bois de Boulogne zu besitzen, auf die ich sie zum Abendessen eingeladen hatte – das war der

Genuß, den ich mir in jeder Minute ausmalte. Er wäre selbstverständlich zerstört worden, hätte ich auf dieser Insel ohne Madame de Stermaria zu Abend gegessen; vielleicht hätte es ihn auch wesentlich geschmälert, hätte ich, selbst mit ihr, anderswo zu Abend gegessen. Übrigens gehen die Umstände des Genusses, den wir uns vorstellen, der Frau oder der Art von Frauen, die dafür geeignet sind, voraus. Sie verlangen ihn, und den Ort auch; und sie lassen deshalb in unserer launenhaften Phantasie abwechselnd die eine oder andere Frau oder Gegend, ein Zimmer aufsteigen, das wir zu anderen Zeiten gewiß verschmäht hätten. Als Geschöpfe der Umstände kommen gewisse Frauen nicht ohne das große Bett in Frage, in dem man an ihrer Seite den Frieden finden kann, andere verlangen für die ihnen in versteckterer Absicht gespendeten Zärtlichkeiten Blätter im Wind und nächtliche Quellen, sind leicht und flüchtig wie sie.

Gewiß war mir schon, noch bevor ich Saint-Loups Brief erhalten hatte und als von Madame de Stermaria noch nicht die Rede war, die Insel im Bois besonders geeignet für Liebesgenuß erschienen, weil ich einmal dort die Trauer darüber ausgekostet hatte, daß es für mich dort nichts dergleichen zu verbergen gab. An den Seeufern, die zu dieser Insel führen und auf denen in den letzten Wochen des Sommers die Pariserinnen spazierengehen, die noch nicht abgereist sind, irrt man, ohne zu wissen, wo man ein junges Mädchen wiederfinden könnte oder ob sie Paris nicht überhaupt schon verlassen hat, in der Hoffnung umher, sie vorübergehen zu sehen, sie, in die man sich beim letzten Ball des Jahres verliebt und die man auf keiner Gesellschaft vor dem nächsten Frühjahr wiedersehen wird.[1] In dem Gefühl, man befinde sich am Vortag der Abreise des geliebten Wesens – oder auch bereits an dem Tag, der darauf folgt –, geht man am Ufer des leise bewegten Wassers die schönen Wege entlang, auf denen schon ein erstes rotes Blatt wie eine letzte Rose erblüht, man sucht den Horizont ab, auf dem unsere Augen – durch ein umgekehrtes Gaukelspiel

wie das des Panoramas, unter dessen Kuppel die Wachsfiguren des Vordergrunds der gemalten Leinwand des Hintergrunds den illusorischen Anschein von Tiefe und Plastik geben – ohne Übergang von dem künstlich angelegten Park zu den natürlichen Höhen von Meudon und des Mont Valérien schweifen, nicht wissend, wo sie die Grenze suchen sollen, und das freie Land in das Werk der Gartenkunst miteinbeziehen, dessen künstliche Reize sie über dieses selbst weit hinaus projizieren; so tragen seltene, in Freiheit aufgezogene Vögel eines Tiergartens jeden Tag im Verlauf ihrer Spazierflüge eine exotische Note noch in die angrenzenden Wälder hinein. Zwischen dem letzten Fest des Sommers und dem winterlichen Exil durchmißt man angstvoll dieses romantische Reich ungewisser Begegnungen und verliebter Schwermut und wäre ebensowenig überrascht, wenn es außerhalb des geographischen Universums läge, wie wenn man auf der Terrasse von Versailles, jenem Observatorium, um das sich die Wolken am blauen Himmel im Stil van der Meulens lagern, nachdem man sich dergestalt aus der Natur emporgehoben hat, erführe, daß da, wo sie wieder beginnt, am Ende des großen Kanals, die Dörfer, die man am meerblau gleißenden Horizont nicht erkennt, Fleurus oder Nymwegen heißen.[2]

Wenn dann die letzte Equipage vorübergefahren ist und man trauernd begreift, daß sie nicht mehr kommen wird, geht man zum Essen auf die Insel; über den Zitterpappeln, die das Geheimnis des Abends unaufhörlich in die Erinnerung rufen, aber kaum darauf eine Antwort geben, setzt ein rosa Wölkchen einen letzten lebendigen Ton in den zur Ruhe gehenden Himmel ein. Ein paar lautlose Regentropfen fallen auf das uralte Wasser, das aber in göttlicher Kindheit immer den bläulichen Ton des Himmels behält und schnell das Bild von Wolken und Blumen wieder vergißt. Nachdem dann die Geranien vergeblich durch erhöhte Leuchtkraft ihrer Farben gegen die Düsternis der Dämmerung angekämpft haben, hüllt Nebel die Insel ein, die in Schlaf versinkt; man wandert an

dem Wasser in feuchter Dunkelheit entlang, in der höchstens einmal das lautlose Vorbeiziehen eines Schwans einen überrascht, wie in seinem Bett in der Nacht die einen Augenblick lang weit geöffneten Augen und das Lächeln eines Kindes, das man nicht wach glaubte. Man möchte dann um so mehr eine verliebte Frau bei sich haben, als man sich einsam fühlen und allen Dingen weit entrückt wähnen könnte.

Wie glücklich aber wäre ich, auf diese Insel, auf der im Sommer sogar häufig Nebel herrschte, Madame de Stermaria jetzt zu führen, da die schlechte Jahreszeit, das Ende des Herbstes herangekommen war. Wenn das Wetter seit Sonntag nicht von sich aus alle Länder in Meeresküstengrau getaucht hätte, in denen ich in der Phantasie lebte – so wie andere Jahreszeiten sie mir duftend, leuchtend, italienisch zeigten –, hätte die Hoffnung, Madame de Stermaria zu besitzen, genügt, damit zwanzigmal in jeder Stunde ein Nebelvorhang meine in einförmiger Sehnsucht schmachtende Phantasie umflort haben würde. Auf alle Fälle ließ der Nebel, der seit dem Vortag sogar in Paris herrschte, mich nicht nur unaufhörlich an die Heimat der jungen Frau denken, die ich eingeladen hatte, sondern da wahrscheinlich war, er werde sehr viel dichter noch als in der Stadt den Bois zumal am Seeufer heimsuchen, stellte ich mir vor, daß er die Schwaneninsel für mich ein wenig in jene Insel der Bretagne[1] verwandeln werde, deren dunstige Meeresluft in meinen Augen wie ein Kleid die bleiche Silhouette von Madame de Stermaria von jeher umflossen hatte. Wenn man jung ist, in dem Alter, in dem ich meine Spaziergänge in der Gegend von Méséglise gemacht hatte, verleiht unser Wunschleben, unser Glaube dem Gewand einer Frau eine ganz individuelle und einmalige Eigenart. Man geht der Wirklichkeit nach. Da sie einem aber immer wieder entgleitet, bemerkt man schließlich, daß bei all den vergeblichen Versuchen, die auf das Nichts stießen, etwas Festes bleibt, und gerade das suchte man. Nun beginnt man klarer zu sehen und zu erkennen, was man liebt; man versucht, es sich zu verschaf-

fen, und wäre es auch nur durch einen Trick. Nachdem der Glaube nun einmal verloren ist, bedeutet dann die Kleidung einen Ersatz dafür, der mittels bewußter Illusion geschaffen wird. Ich wußte sehr wohl, daß ich eine halbe Stunde von zu Hause entfernt nicht die Bretagne finden würde. Doch wenn ich umschlungen mit Madame de Stermaria im Dunkel der Insel am Ufer des Sees spazierenginge, würde ich es machen wie andere, die, da es nicht angeht, in ein Kloster einzudringen, wenigstens eine Frau, bevor sie sie besitzen, als Nonne verkleiden.

Ich durfte sogar hoffen, mit der jungen Frau zusammen etwas Wellengeplätscher zu hören, denn am Vorabend des geplanten Diners erhob sich ein Sturm. Ich fing gerade an, mich zu rasieren, um mich zur Insel zu begeben und dort ein Séparée zu sichern (obwohl zu dieser Zeit des Jahres die Insel leer und das Restaurant verödet lag) sowie das Menü für den folgenden Abend zu bestimmen, als Françoise mir Albertine meldete. Ich ließ sie gleich hereinkommen, gleichgültig dagegen, daß sie mich durch ein schwarzes Kinn entstellt antreffen würde, sie, für die ich mich in Balbec niemals schön genug gefunden und die mich zu jener Zeit ebensoviel Aufregung und Mühe gekostet hatte wie Madame de Stermaria jetzt. Ich legte Wert darauf, daß diese von dem morgigen Abend einen möglichst günstigen Eindruck bekäme. Daher bat ich Albertine, mich gleich zur Insel zu begleiten und mir bei der Zusammenstellung des Menüs behilflich zu sein.[1] Die, der man alles zu geben bereit war, wird so rasch durch eine andere ersetzt, daß man selbst staunt, wie geneigt man ist, was man hat, ohne Hoffnung auf Dauer zu jeder Stunde von neuem zu verschenken. Bei meinem Vorschlag schien das lächelnde, rosige Gesicht Albertines unter der flachen, tief bis auf Augenhöhe in die Stirn gezogenen Toque zu zögern. Sie hatte wohl andere Pläne; jedenfalls verzichtete sie mit Leichtigkeit darauf, zu meiner großen Genugtuung, denn mir lag viel da-

ran, eine junge Hausfrau bei mir zu haben, die es besser verstehen würde als ich, ein Diner zu bestellen.

Ganz sicher hatte sie in Balbec für mich etwas völlig anderes bedeutet. Doch schafft die Vertrautheit – auch wenn sie uns im Augenblick nicht intim genug ist – mit einer Frau, in die wir verliebt sind, zwischen ihr und uns trotz der Unzulänglichkeiten, die uns dabei quälen, soziale Bande, die unsere Liebe, ja sogar die Erinnerung an unsere Liebe überdauern. Dann entnehmen wir mit Staunen und Erheiterung angesichts derjenigen, die jetzt für uns nur noch Mittel und Weg zu einer anderen ist, aus unserem Gedächtnis, was ihr Name ursprünglich an ganz Einzigartigem für jenes andere Wesen bedeutete, das wir ehemals waren, ähnlich wie wir (einzig in Gedanken mit der Person beschäftigt, die wir sehen werden) dem Kutscher als Adresse den Boulevard des Capucines oder die Rue du Bac angeben und uns erst später daran erinnern, daß diese Namen ursprünglich mit dem Namen der Kapuzinerinnen zu tun hatten, deren Kloster sich dort befand, oder mit der Fähre, die über die Seine ging.[1]

Freilich hatten meine Wünsche von damals in Balbec den Körper Albertines so wohl gereift und so frische und süße Reize darin versammelt, daß ich auf unserer Fahrt zum Bois, während der Wind gleich einem umsichtigen Gärtner die Bäume schüttelte, die Früchte zum Fallen brachte, die toten Blätter zusammenfegte, mir sagte, daß ich mich, wenn Gefahr bestanden hätte, Saint-Loup habe sich getäuscht oder ich habe seinen Brief falsch verstanden und mein Diner mit Madame de Stermaria führe mich zu nichts, für den gleichen Abend sehr spät mit Albertine verabredet hätte, um während einer Stunde bloßer Wollust den Körper zu umarmen, dessen sämtliche, nunmehr überreichlichen Reize meine Neugier einst ermittelt und abgewogen hatte, und so die Erregung, vielleicht auch die Traurigkeit dieser beginnenden Liebe zu Madame de Stermaria zu vergessen. Sicherlich aber hätte ich mir bei der Annahme, Madame de Stermaria werde mir am ersten Abend

keinerlei Gunst gewähren, mein Zusammentreffen mit ihr ziemlich enttäuschend vorgestellt. Zu gut kannte ich aus Erfahrung die beiden Stadien, die in uns aufeinander folgen, wenn wir beginnen, eine Frau zu lieben, die wir begehrten, ohne sie zu kennen, wobei wir in ihr eher ihre besondere Lebenssphäre liebten als sie selbst, die wir noch kaum kennen; ich wußte, wie sich jene beiden Stadien auf bizarre Weise im Bereich der Tatsachen spiegeln, das heißt nicht mehr in uns selbst, sondern in unseren Begegnungen mit ihr. Verlockt von der Poesie, die sie für uns verkörperte, haben wir gezögert, ohne je mit ihr gesprochen zu haben. Wird sie sie selbst sein oder eine andere? Die Träume heften sich dann sogleich an sie und verwachsen mit ihr. Die erste Begegnung, die bald folgen wird, müßte diese beginnende Liebe widerspiegeln. Doch nichts dergleichen tritt ein. Als müsse auch das äußere Leben ein erstes Stadium durchlaufen, sprechen wir mit der, die wir schon lieben, auf die allerbelangloseste Art: »Ich habe Sie gebeten, mit mir auf dieser Insel zu speisen, weil ich dachte, dieser Rahmen müsse Ihnen gefallen. Ich habe Ihnen im übrigen nichts Besonderes zu sagen. Aber ich fürchte, es wird hier recht feucht, und Sie frieren vielleicht?« – »Aber nicht doch.« – »Sie sagen das gewiß aus Liebenswürdigkeit. Ich gestatte Ihnen, Madame, noch eine Viertelstunde gegen die Kälte anzukämpfen, um Sie nicht zu quälen, aber nach dieser Viertelstunde bringe ich Sie mit Gewalt nach Hause. Ich will auf keinen Fall, daß Sie sich einen Schnupfen holen.« Und ohne ihr etwas gesagt zu haben, bringen wir sie nach Hause und nehmen bestenfalls eine bestimmte Art des Blicks als Erinnerung von ihr mit, sinnen aber gleichwohl nur auf ein Wiedersehen mit ihr. Das zweite Mal dann (wenn wir auch den Blick, die einzige Erinnerung, nicht wiederfinden, trotzdem aber nur daran denken, wie wir sie wieder treffen könnten) ist das erste Stadium überholt. Inzwischen ist nichts geschehen. Und anstatt bei den Annehmlichkeiten des Restaurants zu verweilen, ohne daß die neue Person, die wir häßlich

finden, von der wir aber wünschten, sie höre jeden Tag ihres Lebens von uns sprechen, erstaunt darüber ist: »Wir werden viele Hindernisse überwinden müssen, die sich zwischen unseren Herzen auftürmen. Meinen Sie, daß es uns gelingen wird? Können Sie sich vorstellen, daß wir unserer Feinde Herr werden und auf eine glückliche Zukunft hoffen dürfen?« Doch solche kontrastierenden, erst belanglosen, dann der Liebe zugewandten Unterhaltungen würden diesmal nicht stattfinden, ich konnte mich auf Saint-Loups Brief verlassen. Madame de Stermaria würde sich gleich am ersten Abend hingeben und ich demnach nicht nötig haben, Albertine als Lückenbüßerin für den Rest des Abends zu mir zu zitieren. Das war unnötig, Robert übertrieb nie, und sein Brief war klar!

Albertine sprach wenig zu mir, denn sie merkte, daß ich mit etwas beschäftigt war. Wir gingen ein paar Schritte zu Fuß durch das grottenhafte grüne Meeresdunkel eines dichten Hochwaldes, über dessen Kuppeln wir den Wind dahinwirbeln und den Regen niederprasseln hörten. Auf dem Boden zertrat ich dürre Blätter, die wie Muscheln im Grund versanken, und stieß mit dem Spazierstock Kastanien fort, die stachlig wie Seeigel waren.

An den Zweigen folgten krampfhaft zuckende letzte Blätter dem Wind nur so weit, wie ihr Stengel reichte, doch manchmal löste sich dieser, dann fielen sie zu Boden und liefen dort seinem Wehen nach. Ich stellte mir freudig vor, um wieviel ferner noch und auf alle Fälle völlig verlassen die Insel im Bois morgen sein werde, wenn dieses Wetter anhielt. Wir stiegen wieder in unseren Wagen, und da der Sturm sich gelegt hatte, bat mich Albertine, bis Saint-Cloud[1] weiterzufahren. So wie unten die welken Blätter, folgten oben die Wolken dem Wind. Und zugvogelgleich machten sich Abende, deren rosa, blaue und grüne Überlagerungen in einer kegelschnittförmigen Öffnung am Himmel zu erkennen waren, zur Reise in schönere Länder bereit. Um eine Marmorgöttin mehr aus der Nähe zu betrachten, die sich von ihrem Sockel empor-

schwang und den großen Wald – in dem sie ganz allein lebte und der ihr geweiht zu sein schien – mit dem mythologischen, halb tierischen, halb heiligen Schrecken ihrer wilden Sprünge erfüllte, stieg Albertine einen kleinen Hügel hinan, während ich am Weg auf sie wartete. So von unten her gesehen, nun nicht mehr rund und füllig wie neulich auf meinem Bett, als ich die Körnung ihres Halses unter der Lupe meiner ganz nah herangebrachten Augen betrachtete, sondern fein ziseliert, sah sie selbst jetzt wie eine kleine Statue aus, über die die glücklichen Stunden in Balbec ihre Patina breiteten. Als ich wieder allein bei mir zu Hause war und daran dachte, daß ich heute nachmittag eine Spazierfahrt mit Albertine gemacht, am übernächsten Tag bei Madame de Guermantes zu Abend essen würde und einen Brief Gilbertes zu beantworten hatte – alle drei Frauen hatte ich ja geliebt –, sagte ich mir, daß unser soziales Leben einem Maleratelier voll beiseitegelegter Skizzen gleicht, in denen wir einmal einen Augenblick lang unser Verlangen nach einer großen Liebe glaubten festhalten zu können; doch wurde mir dabei nicht bewußt, daß manchmal, wenn die Skizze noch nicht allzulange geruht hat, wir sie am Ende noch einmal vornehmen und ein ganz anderes, vielleicht bedeutenderes Werk daraus machen, als wir ursprünglich planten.

Am nächsten Tag war es kalt und schön: man spürte bereits den Winter (und tatsächlich war die Jahreszeit so weit fortgeschritten, daß wir nur durch ein Wunder in dem fast kahlen Bois noch einige grüngoldne Kuppeln hatten finden können). Beim Erwachen sah ich wie vor dem Fenster der Kaserne in Doncières den gleichmäßig perlfarbenen weißen Nebel, der fröhlich im Sonnenlicht wogte, wie gesponnener Zucker so dicht und weiß. Dann verbarg sich die Sonne, und im Lauf des Nachmittags wurde er noch dichter. Es wurde früh dunkel, ich machte Toilette, aber zum Aufbruch war es noch zu früh; ich beschloß, Madame de Stermaria einen Wagen zu schicken. Ich wagte nicht einzusteigen, um sie nicht zu zwingen, die

Fahrt mit mir zusammen zu machen, gab aber dem Kutscher ein Briefchen für sie mit, in dem ich sie fragte, ob sie erlaube, daß ich sie abholen käme. Inzwischen streckte ich mich auf dem Bett aus, schloß die Augen eine Minute, und öffnete sie dann wieder. Über den Vorhängen sah man nur noch einen ganz kleinen Streifen Tageslicht, der immer matter wurde. Ich kannte diese fruchtlose Stunde, die wie die tiefe Vorhalle des Genusses war, ich hatte ihre dunkle, köstliche Leere in Balbec kennengelernt, wenn ich, allein in meinem Zimmer wie jetzt, während die anderen beim Abendessen waren, ohne Traurigkeit den Tag über den Fenstervorhängen ersterben sah, da ich wußte, bald, nach einer Nacht so kurz wie die Nächte am Pol, werde das Licht nur strahlender im Glanz von Rivebelle auferstehen. Ich sprang vom Bett, band die schwarze Krawatte um, bürstete mein Haar, legte eine letzte Hand an eine späte Toilette, wie ich es in Balbec tat, als ich nicht an mich, sondern an die Frauen dachte, die ich in Rivebelle sehen würde, und ihnen dabei im voraus in dem schrägstehenden Spiegel meines Zimmers zulächelte, lauter Verrichtungen, die deshalb die Vorzeichen eines von Lichtern und Musik durchdrungenen Vergnügens geblieben sind. Wie magische Zeichen riefen sie es herbei, ja verwirklichten es bereits; dank ihnen hatte ich von seinem tatsächlichen Vorhandensein eine so bestimmte Vorstellung, von seinem berauschenden, leichtsinnigen Zauber einen so vollkommenen Genuß, wie wenn ich im Hochsommer in Combray die Hammerschläge des Pakkers hörte und in der Kühle meines dunklen Zimmers die Wärme der Sonne genoß.

Schon war es auch nicht mehr ganz Madame de Stermaria, mit der ich unbedingt zusammentreffen wollte. Nunmehr gezwungen, mit ihr meinen Abend zu verbringen, hätte ich lieber gesehen, da es der letzte vor der Rückkehr meiner Eltern war, ich hätte ihn frei für mich und könnte versuchen, Frauen von Rivebelle wiederzufinden. Ich wusch mir ein letztes Mal die Hände und trocknete sie mir auf dem kleinen Vergnü-

gungsspaziergang, den ich durch die Wohnung machte, erst im dunklen Speisezimmer ab. Die Tür zu dem erleuchteten Vorzimmer schien offenzustehen, doch was ich für den hellen Spalt der Tür gehalten hatte, die in Wirklichkeit geschlossen war, erwies sich als der weiße Widerschein meines Handtuchs in einem an die Wand gelehnten Spiegel, der für die Ankunft meiner Mutter aufgestellt werden sollte. Ich dachte bei dieser Gelegenheit an die vielen Sinnestäuschungen zurück, denen ich in unserer Wohnung schon erlegen war, nicht alle übrigens optischer Natur, denn in den ersten Tagen hatte ich geglaubt, unsere Nachbarin halte einen Hund, wegen des langanhaltenden, beinahe menschlichen Aufheulens, das ein gewisses Wasserrohr in der Küche jedesmal hervorbrachte, wenn jemand den Hahn öffnete. Und wenn sich die Wohnungstür unter der Wirkung des Luftzugs im Treppenhaus ganz langsam von selbst schloß, führte sie dabei immer die wollüstigen, seufzenden Melodieschraffierungen aus, die sich am Schluß der Tannhäuserouvertüre über den Pilgerchor[1] legen. Ich hatte soeben mein Handtuch wieder hingelegt, als ich Gelegenheit bekam, einer weiteren Aufführung dieses hinreißend schönen Stücks sinfonischer Musik beizuwohnen, denn es hatte geklingelt und ich beeilte mich, dem Kutscher, der mir die Antwort brachte, die Tür des Vorzimmers zu öffnen. Ich dachte, sie würde lauten: »Die Dame ist unten im Wagen« oder »Die Dame erwartet Sie«. Doch er hielt einen Brief in der Hand. Ich zögerte einen Augenblick, zur Kenntnis zu nehmen, was Madame de Stermaria geschrieben hatte, denn solange sie die Feder in der Hand hielt, konnte alles anders verlaufen, jetzt aber war es, losgelöst von ihrer Persönlichkeit, ein Schicksal, das allein seinen Weg verfolgte und an dem sie nichts mehr ändern konnte. Ich bat den Kutscher, hinunterzugehen und einen Augenblick zu warten, obwohl er sich murrend über den Nebel ausließ. Sobald er fort war, öffnete ich den Umschlag. Auf der Visitenkarte stand: »Vicomtesse Alix von Stermaria«. Die von mir eingeladene Frau hatte geschrie-

ben: »Es tut mir schrecklich leid, aber es ist etwas dazwischengekommen, so daß ich nicht mit Ihnen heute abend auf der Insel im Bois zu Abend essen kann. Ich hatte mich so darauf gefreut. Aus Stermaria werde ich Ihnen eingehender schreiben. Bedauernde Grüße.« Ich stand regungslos da, tief betroffen von diesem Schlag. Karte und Umschlag waren mir vor die Füße gefallen wie die Hülse aus dem Gewehr, nachdem der Schuß losgegangen ist. Ich hob sie wieder auf, analysierte diesen Satz. Sie sagt, sie kann nicht mit mir auf der Insel im Bois zu Abend essen. Man könnte daraus schließen, daß sie es anderswo möglich machen würde. Ich werde nicht so aufdringlich sein, sie trotzdem abholen zu lassen, doch verstehen könnte man es so. Und von dieser Insel im Bois konnte ich meine Gedanken, nachdem sie sich dort seit vier Tagen im voraus mit Madame de Stermaria eingerichtet hatten, nicht zurückholen. Unwillkürlich nahm mein Verlangen von neuem den Weg, dem es seit so vielen Stunden folgte, und ungeachtet der Nachricht, die noch zu neu war, um dagegen aufzukommen, bereitete ich mich instinktiv noch immer für den Aufbruch vor, so wie ein Schüler, der im Examen bereits durchgefallen ist, noch eine weitere Frage beantworten möchte. Endlich entschloß ich mich, Françoise zu sagen, sie möge hinuntergehen und den Kutscher bezahlen. Ich suchte im Korridor, fand sie nicht und ging dann durchs Speisezimmer; mit einem Male hallten meine Schritte nicht mehr auf dem Parkett, wie sie es bis dahin getan hatten, sondern verloren sich dumpf in einer Stille, die mir, bevor ich die Ursache kannte, ein Gefühl von Ersticken und Eingesperrtsein gab. Es waren die Teppiche, die man angefangen hatte für die Rückkehr meiner Eltern festzunageln[1] , Teppiche, die so schön sind in glücklichen Morgenstunden, wenn in ihrem Durcheinander die Sonne uns erwartet wie ein Freund, der uns zum Mittagsmahl auf dem Land abholt, und auf sie den sonst auf Wäldern ruhenden Blick fallen läßt; nun aber bedeuteten sie umgekehrt die erste Vorkehrung für die winterliche Haft, in der ich ge-

zwungen sein würde, ganz in der Familie zu leben und zu speisen, und nicht länger mehr würde ausgehen können, wann ich gerade wollte.

»Seien Sie vorsichtig«, rief Françoise mir zu, »sie sind noch nicht festgenagelt. Ich hätte Licht machen sollen. Wir haben schon Ende ›Sektember‹, die schönen Tage sind vorbei.«

Bald Winter; in der Ecke des Fensters, wie auf einem Glas von Gallé[1] , eine hartgefrorene Schneeader; und selbst in den Champs-Élysées, anstelle der jungen Mädchen, die man erwartet, nichts als die einsamen Spatzen.

Zu meiner Verzweiflung, mich mit Madame de Stermaria nicht treffen zu können, kam noch hinzu, daß ihre Antwort mich vermuten ließ, sie habe, während ich seit Sonntag Stunde um Stunde nur für dieses Abendessen lebte, bestimmt kein einziges Mal auch nur daran gedacht. Später hörte ich von einer unbedachten Liebesheirat mit einem jungen Mann, den sie sicher damals schon sah und um dessentwillen sie meine Einladung vermutlich vollkommen vergessen hatte. Denn hätte sie daran gedacht, hätte sie wohl nicht den Wagen abgewartet, den ich ihr aufgrund unserer Verabredung ja gar nicht zu schicken brauchte, um mich wissen zu lassen, sie sei nicht frei. Meine Träume von dem jungen Edelfräulein auf der Nebelinsel hatten einer noch nicht ins Dasein getretenen Liebe schon den Weg bereitet. Jetzt konnten Enttäuschung und Zorn sowie ein verzweifeltes Verlangen, diejenige dennoch in die Gewalt zu bekommen, die sich mir eben entzogen hatte – indem sie auch meine Empfindungsfähigkeit einspannten –, die mögliche Liebe fixieren, die mir bisher, wenn auch auf trägere Weise, allein meine Phantasie dargeboten hatte.

Wie viele solche Gesichter von jungen Mädchen und jungen Frauen gibt es nicht in unserer Erinnerung, und wieviel mehr noch in unserem Vergessen, die alle voneinander verschieden sind und die wir mit Zauber und unserem leidenschaftlichen Verlangen, sie wieder vor uns zu sehen, nur des-

halb bedacht haben, weil sie sich uns im letzten Augenblick entzogen? Bei Madame de Stermaria war noch viel mehr im Spiel als das, und um sie zu lieben, hätte mir jetzt genügt, daß ich sie wiedersähe, daß diese so starken, aber zu kurzen Eindrücke sich erneuerten, die das Gedächtnis allein während der Abwesenheit in sich aufzubewahren nicht die Kraft besaß. Die Umstände fügten es anders, das Wiedersehen fand nicht statt. Nicht sie liebte ich, aber sie hätte es sein können. Und eines der Dinge, die mir meine bald darauf folgende große Liebe um so grausamer machten, war, daß ich mir in der Erinnerung an diesen Abend sagen mußte, sie hätte sich, wären ein paar unbedeutende Umstände anders ausgefallen, sehr wohl auf eine andere Frau, auf Madame de Stermaria richten können; ihre Verbindung mit derjenigen, die sie mir so bald danach eingab, war demzufolge nicht – wie ich es doch so gern, so dringend hätte glauben wollen – absolut notwendig und vorausbestimmt.

Françoise hatte mich allein im Eßzimmer zurückgelassen, nachdem sie mir gesagt hatte, ich solle dort nicht bleiben, solange kein Feuer angemacht sei. Sie ging daran, ein Nachtmahl zu richten, denn noch vor der Ankunft meiner Eltern, an diesem Abend bereits, begann die häusliche Klausur für mich. Ich bemerkte einen enormen Stapel noch nicht ausgerollter Teppiche an der Ecke des Büfetts, und mein Haupt darin verbergend, Staub und Tränen hinunterschluckend wie die Juden, die sich zum Zeichen der Trauer Asche aufs Haupt streuten, fing ich zu schluchzen an.[1] Ich erschauerte, doch nicht nur, weil das Zimmer kalt war, sondern weil eine beachtliche Temperatursenkung (gegen deren Drohung und, wie ich offen sagen muß, leise Annehmlichkeit man sich nicht zu wehren versucht) durch eine bestimmte Art von Tränen zustande kommt, die wie ein feiner, eisiger, durchdringender Regen, scheinbar ohne je enden zu wollen, unseren Augen tropfenweise entrinnen. Plötzlich hörte ich draußen eine Stimme rufen:

»Kann ich hereinkommen? Françoise hat mir gesagt, du müßtest im Eßzimmer sein. Ich wollte dich nämlich fragen, ob du nicht mit mir irgendwo zu Abend essen willst, wenn es dir nicht zu arg ist bei dem Nebel draußen, den man mit dem Messer schneiden kann.«

Es war – am Morgen angekommen, während ich ihn noch in Marokko oder auf See glaubte – Robert de Saint-Loup.

Ich habe schon gesagt (und gerade Saint-Loup hatte mir, ohne es zu wissen, in Balbec zu dieser Erkenntnis verholfen), was ich von der Freundschaft halte[2] , nämlich so wenig, daß ich nur mit Mühe begreifen kann, daß große Geister, zum Beispiel Nietzsche, die Naivität besessen haben, ihr einen gewissen intellektuellen Wert zuzubilligen und infolgedessen sich Freundschaften zu versagen, die nicht auf geistiger Wertschätzung beruhten. Es hat mich tatsächlich immer gewundert zu sehen, wie ein Mann, der die Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber so weit trieb, daß er sich aus Gewissensbedenken von der Musik Wagners lossagte, meinen konnte, die Wahrheit könne sich in wesensmäßig so verworrenen und unangemessenen Ausdrucksformen verwirklichen, wie es das Handeln im allgemeinen und im besonderen Freundschaften sind, und es könne irgendeinen Sinn haben, daß man seine Arbeit verläßt, um auf die irrige Nachricht vom Brand des Louvre[1] einen Freund aufzusuchen und mit ihm zu weinen. In Balbec war ich so weit gekommen, das Vergnügen, mit jungen Mädchen zu spielen, als weniger verderblich für das geistige Leben, dem es wenigstens fremd bleibt, zu erachten als die Freundschaft, deren ganzes Bestreben es ist, den einzigen wirklichen und (es sei denn durch das Mittel der Kunst) nicht mitteilbaren Teil unserer selbst einem oberflächlichen Ich zum Opfer zu bringen, das nicht wie das andere Freude in sich selber findet, sondern eine verschwommene Rührung dabei verspürt, wenn es von außen her gestützt und in einer fremden Individualität gleichsam hospitalisiert wird, wo es dann, beglückt über den ihm zuteil gewordenen Schutz, sein Wohlbe-

hagen in Zustimmung ausströmen läßt und Vorzüge bewundert, die es an sich selbst als Fehler bezeichnen und zu korrigieren bemüht sein würde. Im übrigen können die Verächter der Freundschaft ganz illusionslos – jedoch nicht ohne Gewissensbisse – die besten Freunde der Welt sein, ebenso wie ein Künstler, der ein Meisterwerk in sich trägt und der fühlt, daß es seine Pflicht wäre, zu leben, um zu arbeiten, dennoch, um nicht Gefahr zu laufen, als Egoist zu gelten oder es zu sein, sein Leben für eine unnütze Sache hingibt, und zwar um so mutiger, je selbstloser die Gründe waren, um derentwillen er es lieber nicht weggeschenkt hätte. Welches aber auch meine Meinung über die Freundschaft sein mochte, es gibt – um nur von dem Genuß zu sprechen, den sie mir verschaffte, einem so untergeordneter Art, daß er seinen Platz zwischen Müdigkeit und Langeweile hat – kein so verderbliches Gebräu, das nicht zu gewissen Zeiten als das Aufputschmittel, das wir gerade benötigen, kostbar und tröstlich werden und uns die Wärme geben könnte, die wir in uns selbst nicht zu finden vermögen.

Gewiß war ich weit davon entfernt, Saint-Loup darum bitten zu wollen, er möge, wie ich es vor einer Stunde ersehnt hatte, mich mit Frauen von Rivebelle zusammenbringen; die Spur, die mein Kummer um Madame de Stermaria in mir hinterlassen hatte, wollte nicht so schnell ausgelöscht sein, aber in dem Augenblick, da ich in meinem Herzen keinen Grund zum Glücklichsein spürte und dann Saint-Loup eintrat, war es doch wie ein Einbruch von Güte, Heiterkeit, Leben, die zwar außerhalb von mir lagen, aber sich mir anboten und nichts anderes verlangten, als mir zu gehören. Er selbst verstand meinen Schrei der Dankbarkeit und meine Rührungstränen nicht. Wo außerdem könnte man eine paradoxere Art von Herzlichkeit finden als bei solchen Freunden – Diplomaten, Forschern, Fliegern oder Soldaten – wie Saint-Loup einer war, die am nächsten Tag schon wieder ins Feld ziehen müssen und von da aus wer weiß wohin, für sich selbst aber an

dem uns gewidmeten Abend etwas erleben, was so kurz ist und so vereinzelt bleibt, daß man sich wundert, wieso es ihnen so unbeschreiblich lieb sein kann und warum sie es ihrerseits nicht länger auszudehnen oder häufiger zu wiederholen suchen, wenn es ihnen so viel bedeutet. Eine Mahlzeit mit uns, also etwas ganz Natürliches, schenkt diesen Reisenden das gleiche ungewöhnlich köstliche Vergnügen wie unsere Boulevards einem Asiaten. Wir brachen gemeinsam zum Abendessen auf, und während wir die Treppe hinuntergingen, dachte ich an Doncières zurück, wo ich mich jeden Abend mit Robert im Restaurant traf, und an die kleinen vergessenen Speisesäle. Vor allem aber mußte ich an einen denken, an den ich mich nie wieder erinnert hatte, einen Raum nicht in dem Hotel, in dem Saint-Loup gewöhnlich zu Abend aß, sondern in einem weit bescheideneren, einem Mittelding zwischen Gasthof und Familienpension, in dem man von der Wirtin und einem Serviermädchen bedient wurde. Ein Schneetreiben hatte mich dort festgehalten. Im übrigen aß Robert an dem betreffenden Abend sowieso nicht im Hotel, und ich hätte nicht noch weitergehen wollen. Man brachte mir die Speisen nach oben in ein ganz und gar mit Holz getäfeltes Gemach. Die Lampe ging während des Essens aus, und die Magd zündete zwei Kerzen für mich an. Ich tat so, als sehe ich nicht gut, und als ich ihr meinen Teller reichte, auf den sie mir die Kartoffeln tat, führte ich ihr mit der Hand den nackten Unterarm. Als ich sah, daß sie nicht zurückzuckte, streichelte ich ihn, zog sie, ohne ein Wort zu sagen, ganz an mich heran, blies die Kerze aus und schlug ihr vor, mich nach Geld zu durchsuchen. Während der folgenden Tage schien mir für Liebesfreuden nicht nur diese Magd, sondern auch das entlegene, holzgetäfelte Speisezimmer unerläßlich zu sein. Gleichwohl kehrte ich bis zu meiner Abreise aus Doncières aus Gewohnheit, aus Freundschaft alle Abende in jenes zurück, in dem Robert und seine Freunde speisten. Doch hatte ich auch an jenes Hotel, in dem sie sich eingemietet hatten, seit langem nicht mehr

gedacht. Wir nutzen unser Leben kaum, lassen in den spätdämmernden Sommerabenden oder den frühen Winternächten die Stunden unvollendet, die doch ein wenig Friede oder Genuß einzuschließen schienen. Aber unbedingt verloren sind diese Stunden nicht. Wenn neue Augenblicke der Freude ihre Stimme erheben, die an sich ebenso dünn und einlinig bleiben würden, untermalen und stützen jene anderen sie durch eine reiche Orchestrierung. So wachsen sie sich zu einem Typus bestimmten Glücksempfindens aus, wie man es nur von Zeit zu Zeit antrifft, das aber fortbesteht; im vorliegenden Fall lag es im Aufgeben alles übrigen, um in einem angenehmen Rahmen, der dank der Erinnerung in einer Naturszenerie Vorfreude auf künftige Reisen weckt, mit einem Freund zu Abend essen, der unser schlafendes Leben mit seiner ganzen Energie, seiner ganzen Zuneigung aufrüttelt und uns eine Art von Vergnügen empfinden läßt, wie wir es aus eigener Kraft oder in gesellschaftlichen Zerstreuungen uns niemals verschaffen könnten; wir werden einzig für ihn da sein, ihm Freundschaftsschwüre schwören, die tags darauf vielleicht nicht gehalten würden, denn sie bleiben in den Wänden der Stunde eingeschlossen, in der sie entstanden sind; Saint-Loup gegenüber konnte ich sie unbedenklich tun, da er mit einer Gefühlskälte, in der viel Lebensweisheit und eine Ahnung lag, daß Freundschaft nichts Tiefes werden kann, am kommenden Tag bereits wieder abgereist sein würde.

Wenn ich auf der Treppe beim Hinuntergehen die Abende von Doncières noch einmal durchlebte, trug mich, als wir auf der Straße standen, mit einem Mal die fast völlig eingebrochene Nacht, in der der Nebel die Straßenlaternen ausgelöscht zu haben schien, so daß man sie nur ganz schwach aus größter Nähe erkannte, zu irgendeiner entlegenen Abendankunft in Combray zurück, als die Stadt erst ganz lückenhaft beleuchtet war und man in der feuchten, lauen, heimelig-weihevollen dunklen Krippenstimmung, die kaum hier und da mit einem matten Schimmer, nicht stärker als das Licht einer Kerze,

bestirnt war, sich nach Hause tastete. Wie viele Unterschiede trennten doch jenes im übrigen nicht näher bestimmbare Jahr in Combray von den Abenden in Rivebelle, die ich soeben über den Fenstervorhängen wiedergesehen hatte! Als ich diese Unterschiede feststellte, wurde ich von einer Begeisterung erfaßt, die, wäre ich allein geblieben, fruchtbar hätte sein können und mir so den Umweg vieler unnützer Jahre erspart hätte, die noch vergehen sollten, bevor die unsichtbare Berufung, deren Geschichte in diesem Werk erzählt wird[1] , an den Tag trat. Wäre das an diesem Abend geschehen, so würde jener Wagen[2] verdient haben, für mich noch denkwürdiger zu bleiben als der des Doktor Percepied, auf dessen Bock ich die kleine Beschreibung – ich hatte sie gerade vor kurzem wiedergefunden, etwas überarbeitet und erfolglos an den *Figaro* geschickt – der Glockentürme von Martinville[1] verfaßt hatte. Wir können unsere vergangenen Jahre nicht Tag für Tag, in ihrer kontinuierlichen Abfolge vor uns vorüberziehen lassen, sondern erleben sie in der unabänderlichen Erinnerung an die Kühle oder die Sonnenflut eines Morgens oder eines Abends im Schatten eines abgeschiedenen, eingefriedeten, unbeweglichen Ortes, gefangen und verloren weitab von allem anderen, und die stufenweisen Veränderungen – nicht nur in unserer Umwelt, sondern auch in unseren Träumen und unserem sich ständig entwickelnden Charakter –, die uns im Leben unmerklich von einer Zeit zu einer anderen, davon völlig verschiedenen geführt haben, werden so aufgehoben; ist das wohl der Grund, weshalb wir zwischen unseren Erinnerungen, wenn wir eine neue, einem anderen Jahr entnommene betrachten, infolge von Auslassungen und ungeheuren Gedächtnislücken etwas wie den Abgrund eines Höhenunterschieds, wie die Unvereinbarkeit zweier nicht vergleichbarer atmosphärischer Eigenschaften und räumlicher Tönungen feststellen? Zwischen den Erinnerungen jedoch, die mich jetzt so kurz nacheinander befallen hatten, denen aus Combray, Doncières und Rivebelle, verspürte ich in diesem Augenblick – weit mehr als

nur eine Entfernung in der Zeit – jene Entfernung, die zwischen verschiedenen Welten bestehen würde, deren Stoff nicht der gleiche ist. Wenn ich in einem Werk den Stoff hätte nachbilden wollen, in den meine selbst unbedeutendsten Erinnerungen aus Rivebelle eingezeichnet waren, so hätte ich die bis dahin dem düsteren rauhen Sandstein von Combray gleichende Substanz mit rosigen Adern durchziehen und mit einem Schlag durchscheinend, füllig, kühl und klangvoll machen müssen. Doch Robert, der dem Kutscher die nötigen Anweisungen gegeben hatte, nahm jetzt neben mir im Wagen Platz. Die Ideen, die mir erschienen waren, entflohen. Diese Göttinnen geruhen zuweilen, sich einem einsamen Sterblichen zu zeigen, an einer Wegbiegung, in seinem Zimmer sogar, während er schläft, und aufrecht im Türrahmen stehend, bringen sie ihm ihre Verkündigung. Doch sobald man zu zweit ist, verschwinden sie; Menschen in Gesellschaft bekommen sie nie zu Gesicht. So fand ich mich in die Sphäre der Freundschaft zurückversetzt.

Als Robert kam, hatte er mich zwar schon vor dem dichten Nebel gewarnt, aber während wir plauderten, hatte dieser unaufhörlich weiter zugenommen. Dies war jetzt nicht mehr der leichte Dunst, den ich mir über der Insel gewünscht hatte, wo er Madame de Stermaria und mich umhüllen sollte. Auf zwei Schritte Entfernung verlor sich das Licht der Gaslaternen, und dann war so tiefe Nacht wie draußen auf freiem Feld, in einem Wald oder vielmehr einer weich verschwimmenden Insel der Bretagne, auf die ich mich hätte begeben mögen; ich fühlte mich verloren wie an der Küste eines nördlichen Meeres, wo man zwanzigmal dem Tod ins Auge sieht, bevor man den einsamen Gasthof erreicht; kein Spiel mehr, das man sucht, wurde der Nebel jetzt vielmehr eine Gefahr, gegen die man ankämpft, so daß wir, um unsern Weg zu finden und wohlbehalten anzukommen, die Schwierigkeiten, die Unruhe und endlich die – für den Unbedrohten gar nicht begreifliche – Freude genossen, die die Sicherheit dem rat- und richtungslo-

sen Wanderer schenkt. Eine einzige Sache hätte um ein Haar durch die ärgerliche Überraschung, die sie mir einen Augenblick lang bereitete, mein Vergnügen an unserer abenteuerlichen Unternehmung gestört. »Weißt du, ich habe Bloch erzählt«, sagte Saint-Loup zu mir, »daß du ihn gar nicht so sehr magst und verschiedenes an ihm recht gewöhnlich findest. So bin ich nun einmal, ich liebe klare Situationen«, setzte er mit selbstzufriedener Miene und in einem Ton hinzu, der keinen Widerspruch zuließ. Ich war verblüfft. Nicht nur hatte ich absolutestes Vertrauen in Saint-Loup, in die Loyalität seiner Freundschaft – und diese hatte er verraten durch das, was er Bloch gesagt hatte –, es schien mir auch, daß ihn außerdem seine Fehler ebensosehr wie seine Tugenden daran hätten hindern müssen, es zu tun, nämlich jenes ungewöhnliche Wissen in Sachen Umgangsformen, das die Höflichkeit bis zu einem gewissen Mangel an Freimut treiben konnte. War seine triumphierende Miene die, die wir annehmen, um unsere Verlegenheit beim Eingestehen einer Sache zu bemänteln, von der wir wissen, daß wir sie nicht hätten tun dürfen? Bedeutete sie Ahnungslosigkeit? Oder Dummheit, durch die er einen Fehler, den ich nicht an ihm kannte, zur Tugend erhob? Oder handelte es sich um einen Anfall von vorübergehender schlechter Laune mir gegenüber, die ihn trieb, mich zu verlassen, oder um die Registrierung eines Anfalls schlechter Laune gegen Bloch, dem er um jeden Preis, selbst um den, mich zu kompromittieren, etwas Unangenehmes hatte sagen wollen? Nebenbei bemerkt, war sein Gesicht, während er diese gemeinen Worte zu mir sagte, von einer abscheulichen Verzerrung gezeichnet, die ich nur ein- oder zweimal im Leben an ihm bemerkt habe und die, zunächst etwa in der Mitte des Gesichts auftretend, den Lippen, sobald sie bei ihnen angekommen war, einen häßlichen und niederen Zug verlieh, beinahe etwas wie eine flüchtige und wahrscheinlich von irgendeinem Ahnen herstammende Bestialität. In diesen Augenblicken, die zweifellos nur alle zwei Jahre einmal vorkamen, fand offenbar eine partielle

Verfinsterung seines eigenen Ich statt: die Persönlichkeit eines Vorfahren zog über ihn hin und spiegelte sich in ihm. Ganz wie die Miene der Befriedigung, die Robert zur Schau trug, gaben auch seine Worte »Ich liebe klare Situationen« zum gleichen Zweifel Anlaß und hätten den gleichen Tadel verdient. Ich wollte ihm sagen, daß, wenn man klare Situationen liebt, man solchen Anfällen von Freimut nur mit Bezug auf Dinge, die einen selbst angehen, nachgeben und nicht bequem auf Kosten anderer tugendhaft sein sollte. Doch schon hielt der Wagen vor der Tür des Restaurants, dessen breite, mit erleuchteten Glasscheiben versehene Fassade als einziges aus dem Dunkel hervorschimmerte.[1] Sogar der von der behaglichen Helle im Inneren durchleuchtete Nebel schien bereits vom Trottoir her mit der Freude von Dienern, in deren Mienen ein Widerschein der Stimmung des Hausherrn liegt, auf den Eingang zu weisen; er spielte in den zartesten Tönungen und zeigte die Tür wie die Lichtsäule, die die Israeliten führte.[2] Solche gab es übrigens viele unter den Gästen. In diesem Restaurant nämlich hatten sich lange Zeit Bloch und seine Freunde abends getroffen, berauscht von einem Fasten, das ebenso hungrig macht wie das wenigstens nur einmal im Jahr stattfindende rituelle Fasten, von Kaffee und politischer Erregung.[3] Da jede Form von intellektueller Begeisterung den Gewohnheiten, die mit ihr verknüpft sind, eine überragende Bedeutung, einen höheren Wert beimißt, schafft jede etwas lebhafte Neigung um sich her eine in dieser Neigung vereinte Gesellschaft, in der jeder einzelne mehr als alle sonstige Wertschätzung die der übrigen Mitglieder erstrebt. Hierher gehören, selbst in einer kleinen Provinzstadt, die Musikbegeisterten; den größten Teil ihrer Zeit und den besten ihrer Einnahmen verwenden sie auf Kammermusikveranstaltungen, auf Zusammenkünfte, bei denen über Musik gesprochen wird, zumal in dem bestimmten Kaffeehaus, wo sie sich unter ebenso begeisterten Dilettanten oder Tisch an Tisch mit Orchestermusikern finden. Andere, die für das Flugwesen schwär-

men, legen Wert darauf, von dem alten Kellner in der Bar geschätzt zu werden, die wie ein Glaskasten über dem Flugplatz hängt; vom Wind geschützt wie im Innern einer Leuchtturmkuppel, können sie dort in Gesellschaft eines Fliegers, der gerade nicht in den Lüften schwebt, den Ablauf der Bewegungen eines Piloten verfolgen, der seine Loopings ausführt, während ein anderer, der kurz vorher noch unsichtbar war, mit dem gewaltigen Flügelrauschen eines Vogel Rock[1] unerwartet landet. Für die kleine Coterie, die sich zusammengefunden hatte, um die flüchtigen Emotionen des Zola-Prozesses weiter durchzukosten und nachhaltiger zu gestalten, besaß dieses Kaffeehaus in gleicher Weise eine große Wichtigkeit. Doch waren sie den jungen Angehörigen des Adels ein Dorn im Auge, die den anderen Teil der regelmäßigen Besucher stellten und einen zweiten Saal für sich mit Beschlag belegten, der von dem ersteren nur durch eine mit Blattpflanzen dekorierte Balustrade getrennt war. Sie sahen Dreyfus und seine Anhänger als Verräter an, obwohl fünfundzwanzig Jahre später, als die Ideen Zeit gehabt hatten, sich zu ordnen, und die Parteinahme für Dreyfus im Verlauf der Geschichte eine gewisse Eleganz bekommen hatte, die mit dem Bolschewismus kokettierenden, tanzwütigen Söhne dieser selben jungen Aristokraten, von den »Intellektuellen« befragt, erklären sollten, sie wären sicherlich, wenn sie in jener Zeit gelebt hätten, Dreyfusianer gewesen, ohne daß sie jedoch deshalb mehr über die »Affäre« wußten als über die Gräfin Edmond de Pourtalès oder die Marquise von Galliffet, andere zur Zeit ihrer Geburt bereits erloschene Gestirne.[2] Denn an jenem Nebelabend waren die Aristokraten im Kaffeehaus, die später die Väter jener rückblickend dreyfusfreundlichen Intellektuellen werden sollten, noch Junggesellen. Gewiß hatte für jeden einzelnen von ihnen seine Familie eine reiche Heirat ins Auge gefaßt, doch war sie noch für keinen von ihnen in die Tat umgesetzt. Noch im rein potentiellen Zustand befindlich, war diese gleichzeitig von mehreren gewünschte reiche Heirat

(es standen zwar verschiedene »gute Partien« in Aussicht, doch war die Zahl der wirklich beachtlichen Mitgiften viel geringer als die der Bewerber) einzig dazu gut, unter den jungen Leuten eine gewisse Rivalität zu schaffen.

Das Unglück wollte, daß ich, da Saint-Loup noch ein paar Minuten draußen mit dem Kutscher verhandelte, der uns nach dem Abendessen abholen sollte, allein eintreten mußte. Es fing damit an, daß ich in der mir ungewohnten Drehtür das Gefühl hatte, ich fände niemals wieder heraus. (Für Liebhaber eines präziseren Vokabulars sei angemerkt, daß man eine solche Tür, die sich in einer Trommel bewegt, trotz ihres friedlichen Aussehens nach dem englischen »revolving door« auch Revolvertür nennt.) An diesem Abend nun blieb der Patron, da er aus Besorgnis, naß zu werden, nicht vor die Tür trat und auch seine Gäste nicht verlassen wollte, wenigstens in der Nähe des Eingangs stehen, um das Vergnügen zu haben, die fröhlichen Klagen der Ankommenden mitanzuhören, die befriedigt strahlten wie Leute, hinter denen die Beschwerlichkeit des Weges und die Furcht vor dem Verirren lag. Nun wurde die heitere Jovialität seiner Begrüßung durch den Anblick eines Unbekannten gestört, der offenbar aus den gläsernen Flügeln der Tür nicht wieder herausfinden konnte. Bei diesem flagranten Zeichen von Unwissenheit runzelte er die Brauen wie ein Examinator, der große Lust verspürt, das *Dignus est intrare* [1] nicht auszusprechen. Mein Pech erreichte seinen Gipfel, als ich mich in den für die Aristokratie reservierten Raum setzen wollte, aus dem er mich rauh, mit einer Grobheit, der auf der Stelle alle Kellner nacheiferten, an einen Platz in der anderen Abteilung verwies. Der Platz gefiel mir um so weniger, als die Bank, auf der er sich befand, bereits stark besetzt war (außerdem lag mir gegenüber die den Israeliten vorbehaltene Tür, die – diesmal keine Drehtür – unaufhörlich klappte und jedesmal schreckliche Kälte einließ). Doch lehnte der Patron die Zuweisung eines anderen mit den Worten ab: »Nein, mein Herr, ich kann Ihretwegen nicht alle an-

deren Gäste stören.« Er vergaß übrigens bald den späten und lästigen Gast, der ich war, so spannend gestaltete sich für ihn der Eintritt jedes Neuankommenden, der, bevor er sein Glas Bier, sein halbes kaltes Hähnchen oder seinen Grog bestellte (die Dinerzeit war seit langem vorbei) wie in alten Romanen dadurch seinen Obolus entrichten mußte, daß er in dem Augenblick, da er die warme, sichere Zufluchtsstätte betrat, in der dank dem Gegensatz zu der bestandenen Unbill des Wetters Heiterkeit und Kameradschaftlichkeit wie am Biwakfeuer miteinander wetteiferten, von seinen Abenteuern berichtete.

Der eine erzählte, sein Wagen habe – der Kutscher glaubte sich an der Place de la Concorde – dreimal den Invalidendom umkreist, ein anderer, der seine sei bei dem Versuch, die Champs-Élysées hinunterzugelangen, in einem Gebüsch am Rond-Point steckengeblieben und habe dreiviertel Stunden gebraucht, um wieder herauszukommen. Dann folgten Klagen über den Nebel, die Kälte oder die Totenstille der Straßen, vorgebracht und angehört mit außergewöhnlich fröhlicher Miene, die sich aus der angenehmen Atmosphäre der Gaststätte, in der es außer an meinem Platz überall warm war, sowie aus dem hellen Licht, in dem die schon an das Dunkel gewohnten Augen blinzelten, und aus dem Geräusch der plaudernden Stimmen erklärte, das auch den Ohren wieder das Gefühl normaler Betätigung gab.

Den Ankommenden fiel das Schweigen schwer. Die eigenartigen Dinge, die ihnen zugestoßen waren und die sie für etwas Einmaliges erachteten, brannten ihnen auf der Zunge, und sie versuchten, jemand zu erspähen, mit dem sie ein Gespräch anknüpfen konnten. Sogar dem Patron schien das Gefühl für soziale Unterschiede abhanden gekommen zu sein. »Seine Durchlaucht, der Fürst Foix ist von der Porte Saint-Martin bis hierher dreimal falsch gefahren«, scheute er sich nicht, einem jüdischen Advokaten gegenüber lachend zu bemerken, wobei er wie bei einer Vorstellung auf den berühmten Aristokraten deutete, der an jedem anderen Tag von jenem

durch eine Schranke, weit schwerer zu überschreiten als die grüne Hürde zwischen den Abteilungen, getrennt geblieben wäre. »Dreimal! Da sieh einer an«, sagte der Advokat und berührte seinen Hut. Dem Fürsten gefiel diese Phrase der Anbiederung nicht sehr. Er gehörte zu einer Gruppe innerhalb des Adels, deren einzige Beschäftigung darin zu bestehen schien, sich in Impertinenz zu üben, die sie sogar dem Adel selbst gegenüber an den Tag legte, sofern er nicht allerersten Ranges war. Einen Gruß nicht erwidern, den Höflichen, wenn er dann nochmals zu grüßen sich unterfing, höhnisch auslachen oder mit wütender Miene den Kopf in den Nacken werfen, einen alten Mann, der ihnen einen Dienst erwiesen hatte, einfach nicht wiedererkennen wollen, Händedruck und Gruß nur Herzögen und ganz intimen Freunden von Herzögen, die diese ihnen vorstellten, vorbehalten – das war der Stil dieser jungen Männer, in erster Linie des Fürsten Foix. Eine solche Haltung wurde noch begünstigt durch die Unbedachtheit der ersten Jugend (wo man selbst im Bürgertum sich undankbar und ungehobelt zeigt, zum Beispiel wenn man monatelang vergißt, einem Wohltäter zu schreiben, der seine Frau verloren hat, und diesen schließlich der Einfachheit halber nicht mehr grüßt), hauptsächlich jedoch ging sie auf einen durch Snobismus auf die Spitze getriebenen Kastengeist zurück. Tatsache ist, daß ebenso wie gewisse Nervenleiden, deren akute Anzeichen sich im reiferen Alter verlieren, dieser Snobismus sich gewöhnlich späterhin nicht mehr in jener feindseligen Form bei denen bekundet, die so unausstehliche junge Männer gewesen sind. Ist einmal die Jugend vorbei, wird man selten in der Unverschämtheit verharren. Man hatte gemeint, es gebe darüber hinaus nichts, und entdeckt nun mit einemmal, auch wenn man noch so hochfürstlich ist, daß Musik und Literatur existieren, ja sogar Abgeordnetenwürde. Die Rangordnung der menschlichen Werte wandelt sich daraufhin, und man läßt sich in Gespräche selbst mit Leuten ein, die man in früherer Zeit vernichtend angeschaut hat. Mögen die darin

eine Genugtuung finden, die die Geduld hatten zu warten, und die gutartig genug sind – wenn man es so nennen darf –, ein Vergnügen darin zu finden, daß man ihnen, wenn sie auf die Vierzig gehen, die Liebenswürdigkeit entgegenbringt und eine höfliche Geneigtheit zeigt, die man ihnen, als sie zwanzig waren, vorenthalten hat.

Über den Fürsten von Foix muß noch, da sich die Gelegenheit hier bietet, gesagt werden, daß er einer Coterie von zwölf bis fünfzehn und einer engeren Gruppe von vier jungen Männern angehörte. Die Coterie von zwölf bis fünfzehn war dadurch gekennzeichnet, was allerdings, glaube ich, für den Fürsten nicht zutraf, daß jeder dieser jungen Männer zwei Gesichter zeigte. Verschuldet bis über die Ohren, galten sie in den Augen ihrer Lieferanten als arme Schlucker trotz des Vergnügens, mit dem jene sie mit »Herr Graf, Herr Marquis, Durchlaucht« anredeten. Sie hofften sich durch das bekannte Mittel der »reichen Heirat«, des »schweren Sacks«, wie man auch sagt, aus der Affäre zu ziehen; da aber die großen Mitgiften, nach denen sie trachteten, nur vier oder fünf an der Zahl waren, richteten insgeheim mehrere ihre Geschütze auf die gleiche Braut. Ihr Geheimnis war so gut gewahrt, daß, wenn einer von ihnen mit den Worten das Kaffeehaus betrat: »Ihr Lieben, Teuern steht meinem Herzen zu nah, als daß ich euch meine Verlobung mit Mademoiselle d'Ambresac vorenthalten möchte«, von allen Seiten Zurufe kamen, darunter eine Anzahl aus dem Munde derjenigen, die geglaubt hatten, die Sache selbst bereits in der Tasche zu haben, und nun nicht genügend Kaltblütigkeit besaßen, um im ersten Augenblick einen Schrei der Wut und Bestürzung unterdrücken zu können. »Ja, macht dir denn das Heiraten wirklich Spaß, Bibi?« konnte der Fürst von Châtellerault dann nicht sich enthalten zu fragen, während er in seiner Verwunderung und Verzweiflung die Gabel aus den Händen verlor, denn er hatte gemeint, die Verlobung von Mademoiselle d'Ambresac werde zwar demnächst publik sein, aber mit ihm, Châtellerault. Und dabei

war Gott sein Zeuge, daß sein Vater den Ambresac geschickt alles nur mögliche Abträgliche über Bibis Mutter eingegeben hatte. »Es macht dir also Spaß, dich zu verheiraten?« rief er unwillkürlich ein zweites Mal aus, doch Bibi war gewappnet, da er ja Zeit gehabt hatte, sich seine Haltung zurechtzulegen, seitdem die Sache »halboffiziell« war; lächelnd gab er zur Antwort: »Ich bin sehr zufrieden, nicht, weil ich mich verheirate, denn dazu hatte ich gar nicht so recht Lust, sondern weil ich Daisy d'Ambresac heirate, die ich entzückend finde!« Während Bibi diese Antwort formulierte, hatte der Prinz von Châtellerault sich gefaßt und dachte bereits daran, daß er jetzt schleunigst eine halbe Drehung in Richtung auf Mademoiselle de la Canourgue oder Miss Forster – das waren die großen Partien Nummer zwei und drei – vornehmen, seine Gläubiger, die eine Vermählung Châtellerault-Ambresac erwarteten, beschwichtigen und den Leuten, denen er gesagt hatte, Mademoiselle d'Ambresac sei charmant, erklären müsse, dies sei zwar für Bibi eine recht nette Partie, doch er selbst würde durch eine Heirat mit ihr seine ganze Familie gegen sich aufgebracht haben. Madame de Soléon – behauptete er weiter – habe sogar erklärt, sie jedenfalls werde das junge Paar bei sich keinesfalls empfangen.

Doch wenn sie auch in den Augen der Lieferanten, Gastwirte und dergleichen als arme Schlucker galten, wurden sie, zweigesichtig wie sie waren, sobald sie sich in der vornehmen Gesellschaft befanden, ganz anders beurteilt, nicht mehr nach der Zerrüttung ihres Vermögens und den erbärmlichen Beschäftigungen, denen sie nachgingen, um es wiederherzustellen. Sie wurden hier wieder der Fürst, der Herzog von Soundso und nur nach der Bedeutung ihrer Ahnentafel eingeordnet. Ein Herzog, der beinahe Milliardär war und alle Vorteile auf sich zu vereinigen schien, rangierte hinter ihnen, weil sie selbst als Oberhaupt ihres Hauses vormals souveräne Fürsten irgendeines kleinen Landes gewesen waren, in denen sie das Recht hatten, Münze schlagen zu lassen usw. Oft senkte in

diesem Kaffeehaus der eine den Blick, wenn der andere eintrat, damit der Ankömmling ihn nicht zu grüßen brauchte. Er hatte nämlich auf seiner utopischen Jagd nach dem Reichtum einen Bankier zum Essen eingeladen. Jedesmal, wenn jemand aus der hohen Gesellschaft unter solchen Umständen mit einem Bankier in Verbindung tritt, bringt ihn dieser um seine hunderttausend Francs, was den ersteren nicht davon abhält, mit einem anderen von neuem damit zu beginnen. Immer wird man Kerzen weihen und Ärzte konsultieren.

Fürst Foix jedoch, der selber reich war, gehörte nicht nur zu jener eleganten Coterie von fünfzehn jungen Männern, sondern auch zu einer geschlosseneren und unzertrennlichen Gruppe von vieren, unter denen sich auch Saint-Loup befand. Man lud niemals den einen ohne die anderen ein und nannte sie die vier Gigolos. Man sah sie stets auf dem Korso zusammen, und auf den Schlössern erhielten sie Zimmer mit Verbindungstüren, woraufhin, zumal sie alle sehr schön waren, über ihre Intimität manche Gerüchte umliefen. Ich konnte diese, soweit sie Saint-Loup betrafen, in aller Form dementieren. Merkwürdigerweise aber kam später heraus, daß diese Gerüchte wohl für alle vier durchaus zutrafen, doch jeder einzelne in bezug auf die drei anderen davon keine Ahnung gehabt hatte. Und doch hatte jeder versucht, über die anderen in dieser Hinsicht Gewißheit zu erlangen, sei es um einem eigenen Wunsch oder eher noch einem Groll zu genügen, um eine Heirat zu hintertreiben oder den überführten Freund in der Hand zu haben. Zu den vier Platonikern hatte sich ein fünfter (denn zu den Gruppen von vieren gehören stets mehr als vier) hinzugesellt, der es mehr als alle anderen war. Doch hielten ihn religiöse Bedenken zurück, bis er, lange nachdem sich die Gruppe der Vier aufgelöst und er selbst geheiratet hatte, ja Familienvater geworden war, als er in Lourdes darum betete, das nächste Kind möge ein Knabe, oder ein Mädchen, sein, sich in der Zwischenzeit über die Soldaten hermachte.

Trotz der Wesensart des Fürsten wurde dadurch, daß diese Worte zwar in seiner Gegenwart fielen, nicht aber direkt an ihn gerichtet waren, sein Zorn weniger erregt, als das sonst der Fall gewesen wäre. Überdies haftete diesem Abend etwas Außergewöhnliches an. Und schließlich hatte der Advokat keine größere Aussicht, zu dem Fürsten von Foix in irgendeine Beziehung zu treten, als der Kutscher, der den edlen Herrn hierhergefahren hatte. Daher glaubte dieser denn auch den Gesprächspartner, der dank der Gunst des Nebels zu einer Art Reisegefährte wurde, wie man ihm an einer von Winden gepeitschten oder in Dunst gehüllten Küste am Ende der Welt begegnen mag, mit einer Antwort beehren zu können, tat es aber mit hochfahrender Miene und mit den wie in die Kulisse gesprochenen Worten: »Wenn man sich nur verlieren würde – aber man findet sich nicht wieder.« Die Richtigkeit dieser Betrachtung frappierte den Patron, der das gleiche schon mehrmals am Abend hatte aussprechen hören.

Tatsächlich hatte er die Gewohnheit, das, was er hörte oder las, stets mit einem gewissen, bereits bekannten Text zu vergleichen, und fühlte dann Bewunderung in sich aufkommen, wenn er zwischen beiden keinen Unterschied fand. Diese Geistesverfassung verdient Beachtung, denn, auf politische Unterhaltungen oder auf die Lektüre der Zeitungen angewendet, ist sie die Basis der politischen Meinungsbildung und bringt auf diese Weise große Begebenheiten in Fluß. Viele Kaffeehausbesitzer in Deutschland, die sich nur von ihrer Bewunderung für einen Gast oder durch ihre gewohnte Zeitung bestimmen ließen, wenn sie sagten, Frankreich, England und Rußland suchten mit Deutschland Streit, haben im Augenblick von Agadir[1] einen Krieg immerhin möglich gemacht, der allerdings dann doch nicht ausgebrochen ist. Wenn die Historiker es mit einem gewissen Recht aufgegeben haben, die Taten der Völker durch den Willen der Könige zu erklären, so müssen sie die psychologische Verfassung des mittelmäßigen Individuums an dessen Stelle setzen.

In der Politik verwendete der Patron des Restaurants, in das ich eben eingetreten war, seine Rezitationslehrermentalität seit einiger Zeit ausschließlich auf eine bestimmte Anzahl von Abschnitten über die Dreyfus-Affäre. Traf er in den Äußerungen eines Gastes oder den Spalten einer Zeitung nicht auf die vertrauten Ausdrücke, erklärte er, der Artikel sei todlangweilig oder der Gast unaufrichtig. Fürst von Foix hingegen setzte ihn derart in Erstaunen, daß er ihm kaum Zeit ließ, seinen Satz zu vollenden: »Gut gesagt, Durchlaucht, gut gesagt« (was alles in allem soviel bedeutete wie fehlerlos rezitiert), »genau so ist es, genau«, rief er – um mit *Tausendundeiner Nacht* zu sprechen – »in hoher Freude und Glückseligkeit«.[1] Der Fürst aber war bereits im kleinen Saal verschwunden. Da im übrigen auch nach den merkwürdigsten Ereignissen das Leben weitergeht, bestellten nun diejenigen, die aus dem Nebelmeer emporgetaucht waren, die einen ihr Getränk, die anderen ihr Souper, darunter auch junge Leute vom Jockey-Club, die wegen des außergewöhnlichen Charakters, der diesem Tag anhaftete, nicht zögerten, sich an zwei Tischen im großen Saal zu installieren, und sich auf diese Weise ganz in meiner Nähe befanden. So hatte die Katastrophe sogar zwischen dem kleinen und dem großen Saal unter allen diesen vom Behagen des Restaurants erfaßten Besuchern nach ihrem langen Umherirren im Nebelmeer eine Vertraulichkeit, aus der ich allein ausgeschlossen war und der wohl jene gleichen mochte, die in der Arche Noah geherrscht hatte. Plötzlich sah ich, wie der Patron sich in Bücklingen erging und die Oberkellner vollzählig herbeieilten, worauf sich alle Gäste umwandten. »Schnell, rufen Sie Cyprien, einen Tisch für den Herrn Marquis von Saint-Loup«, rief der Patron, für den Robert nicht nur ein großer Herr war, der ein wirkliches Prestige sogar in den Augen des Fürsten von Foix besaß, sondern auch ein Gast, der ein Leben im großen Stil führte und in diesem Restaurant sehr viel Geld ausgab. Die Gäste im großen Saal schauten ihn neugierig an, die des kleinen aber riefen um die Wette ihren

Freund zu sich herbei, der sich eben unter der Tür noch die Schuhe abputzte. Doch in dem Augenblick, da er in den kleinen Saal treten wollte, bemerkte er mich im großen. »Lieber Gott, was machst du denn da und noch dazu gegenüber der offenen Tür«, rief er nicht ohne einen wütenden Blick auf den Patron, der sie auf der Stelle schloß, doch dabei die Schuld auf die Kellner schob: »Ich sage ihnen immerzu, sie soll geschlossen bleiben.«

Ich war genötigt, meinen Tisch und einige davorstehende zur Seite zu rücken, um ihm entgegenzugehen. »Weshalb stehst du auf? Du ißt vielleicht lieber hier als im kleinen Saal? Aber mein armer Junge, du erfrierst sicher noch. Seien Sie bitte so freundlich und sperren Sie diese Tür ein für allemal ab«, sagte er zu dem Patron. »Aber gewiß, sofort, Herr Marquis, die Gäste, die jetzt noch kommen, sollen eben durch den kleinen Saal gehen, Punkt, Schluß.« Um seinen Eifer zu bekräftigen, gab er diese Maßnahmen gleich an den Oberkellner und mehrere Kellner weiter, wobei er seine Worte mit furchtbaren Drohungen für den Fall begleitete, sie würden nicht haargenau befolgt. Er ließ mir übertriebene Zeichen seiner Hochachtung zukommen, damit ich vergäße, daß diese nicht gleich bei meiner Ankunft eingesetzt hatten, sondern erst beim Eintreten Saint-Loups; weil ich nicht glauben sollte, daß das alles nur der Tatsache entsprang, daß sein reicher, aristokratischer Kunde mir so viel freundschaftliche Teilnahme bezeigte, sandte er mir ab und zu heimlich ein Lächeln zu, mit dem er mir offenbar seine ganz persönliche Sympathie ausdrükken wollte.

Bei den Worten eines der hinter mir sitzenden Gäste wandte ich einen Augenblick lang den Kopf. Anstatt der üblichen Bestellung: »Ja gut, ein halbes Hähnchen und Champagner dazu, aber nicht zu trocken, bitte«, hörte ich: »Ich wäre mehr für Glyzerin, jawohl, wie Sie sagen, recht heiß.« Ich bemühte mich, den Asketen zu sehen, der sich ein solches Menü auferlegte. Schnell aber wandte ich den Kopf wieder zu Saint-

Loup, um von dem seltsamen Feinschmecker nicht erkannt zu werden. Es war einfach ein mir bekannter Arzt. Ein Patient hatte sich den Nebel zunutze gemacht und ihn, um ihn zu konsultieren, in diesem Kaffehaus festgenagelt. Die Mediziner sagen nämlich wie die Börsianer stets »ich«.

Indessen ließ ich den Blick auf Robert ruhen, und es kamen mir dabei mancherlei Gedanken. Es gab in diesem Kaffeehaus – und auch sonst hatte ich sie im Leben angetroffen – viele Fremde, Intellektuelle oder Bohemiens jeglicher Art, die, an das Gelächter gewöhnt, das sie durch ihre auffallenden Havelocks, ihre romantischen Halsbinden und noch mehr durch ihre ungeschickten Bewegungen erregten, dazu übergegangen waren, es geradezu herauszufordern, um zu zeigen, daß es ihnen nichts ausmache, die aber im übrigen Menschen von hohem geistigem und moralischem Rang waren, dazu mit einer außergewöhnlichen Sensibilität begabt. Sie mißfielen – besonders die Juden, natürlich die nichtassimilierten, von den übrigen kann nicht die Rede sein – den Personen, die einen seltsamen, verschrobenen Anblick nicht vertragen (so mißfiel Bloch Albertine). Im allgemeinen stellte man späterhin fest, daß, wenn ihre zu langen Haare, zu großen Nasen und Augen, ihre abrupten, theatralischen Bewegungen gegen sie sprachen, es doch kindisch war, sie danach beurteilen zu wollen; sie besaßen viel Geist und Herz und wurden durch den Gebrauch, den sie davon machten, zu wirklich liebenswerten Menschen. Besonders unter den Juden gab es wenige, deren Eltern nicht eine Großherzigkeit, einen geistigen Horizont, eine Aufrichtigkeit besaßen, neben denen die Mutter Saint-Loups und der Herzog von Guermantes eine traurige Figur machten mit ihrer inneren Dürre, ihrer oberflächlichen Religiosität, die nur öffentliche Ärgernisse brandmarkte, und ihrer familienbezogenen Apologie eines Christentums, das unweigerlich (auf den unvorhergesehenen Wegen der einzig geschätzten Vernunft) auf eine kolossale Geldheirat hinauslief. Doch wie sich auch die Fehler seiner Eltern in der Neuschöpfung von Tugenden

verbinden mochten, bei Saint-Loup herrschte jedenfalls die reizvollste Offenheit des Herzens und des Geistes. Das aber muß zum unsterblichen Ruhm Frankreichs gesagt werden: treffen diese Eigenschaften bei einem reinen Franzosen zusammen, möge er nun dem Adel oder dem Volk entstammen, so blühen sie – daß sie sich üppig entfalten, wäre zuviel gesagt, denn immer herrscht Maß und eine gewisse Beschränkung dabei – mit einer Anmut auf, die der Fremde, so schätzenswert er auch sein mag, uns nicht bietet. Gewiß besitzen auch die anderen jene geistigen und seelischen Tugenden, die dadurch, daß man zuerst durch allerlei Ungefälliges, Anstößiges und Lächerliches hindurch muß, nicht weniger wertvoll sind. Aber etwas sehr Hübsches und vielleicht ausschließlich Französisches liegt doch darin, daß, was schön ist unter dem Gesichtspunkt der Rechtlichkeit, was kostbar ist gemäß Geist und Gefühl, von vornherein sich reizvoll auch den Augen präsentiert und, anmutig in der Tönung, vollkommen durchziseliert, in Stoff und Form die innere Vollkommenheit schon nach außen hin deutlich zur Anschauung bringt. Ich betrachtete Saint-Loup und sagte mir, wie hübsch es doch sei, wenn nicht physische Unschönheit als Vorhof innerer Anmut dient, vielmehr die Flügel der Nase so zart und von so vollkommener Zeichnung wie die der kleinen Schmetterlinge auf den Wiesenblumen rings um Combray sind; das wahre *opus francigenum* [1] , sagte ich mir, dessen Geheimnis seit dem dreizehnten Jahrhundert nicht verlorengegangen ist und das mit unseren Kirchen nicht untergehen würde, liegt nicht so sehr in den steinernen Engeln von Saint-André-des-Champs als in den jungen adligen, bürgerlichen oder bäuerlichen Franzosen mit dem zart modellierten Gesicht und dem freimütigen Ausdruck, Zügen, die ebenso traditionell geblieben sind wie die auf dem berühmten Portal, doch weiterhin schöpferisch bleiben.

Nachdem der Patron sich einen Augenblick entfernt hatte, um selbst die Schließung der Tür zu beaufsichtigen und über

die Ausführung unserer Bestellung zu wachen (er hatte darauf bestanden, daß wir »Schlachtfleisch« wählten und nicht Geflügel, das offenbar nicht großartig war), kam er uns sagen, Seine Durchlaucht der Fürst von Foix lasse den Herrn Marquis bitten, ihm zu erlauben, an einem Tisch in unserer Nähe zu speisen. »Aber sie sind ja alle besetzt«, stellte Robert mit einem Blick auf die Tische fest, die den meinen blockierten. »Das würde nichts ausmachen«, erwiderte der Patron, »denn wenn der Herr Marquis es wünscht, könnte ich mit Leichtigkeit die Herren dort bitten, anderswo Platz zu nehmen. Für den Herrn Marquis läßt sich so etwas doch machen!« – »Das mußt du entscheiden«, sagte Saint-Loup zu mir, »Foix ist ein guter Junge, ich weiß nicht, ob du ihn langweilig finden wirst, er ist nicht so dumm wie viele andere.« Ich gab Robert zur Antwort, er werde mir sicher gefallen, heute aber, da wir endlich einmal zusammen zu Abend äßen und ich darüber so glücklich sei, bliebe ich allerdings ebensogern mit ihm allein. »Oh, was für einen hübschen Mantel er doch hat, Seine Durchlaucht«, bemerkte der Patron, während wir beratschlagten. »Stimmt, ich habe ihn auch schon gesehen« antwortete Saint-Loup. Ich wollte ihm noch erzählen, daß Monsieur de Charlus mich seiner Schwägerin gegenüber verleugnet habe, und ihn fragen, was wohl der Grund sein möge, doch schon näherte sich der Fürst von Foix und hinderte mich daran. Da er feststellen wollte, ob wir seiner Bitte nachgeben würden, befand er sich nur noch zwei Schritte von uns entfernt. Robert machte uns bekannt, verhehlte jedoch seinem Freunde nicht, daß er mit mir noch zu reden habe und daraufhin lieber allein in meiner Gesellschaft bleibe. Der Fürst entfernte sich, begleitete aber seine Abschiedsverbeugung zu mir hin mit einem lächelnden Blick auf Saint-Loup, durch den er offenbar jenen für die Kürze einer ersten Begegnung verantwortlich machen wollte, die er selbst sich eher länger gewünscht hätte. In diesem Augenblick aber schien Robert plötzlich ein Gedanke zu kommen, und er entfernte sich zugleich mit seinem Freund.

»Setz dich schon immer und fang zu essen an, ich komme gleich wieder«, hatte er vorher noch rasch zu mir gesagt, dann verschwand er im kleinen Saal. Mir war sehr unangenehm, die jungen Lebemänner rings um mich her überaus lächerliche und übelwollende Geschichten über den jugendlichen Erbgroßherzog von Luxemburg (den vormaligen Grafen von Nassau) erzählen zu hören, dessen Bekanntschaft ich in Balbec gemacht und der mir während der Krankheit meiner Großmutter in so überaus zartfühlender Weise seine Anteilnahme zu verstehen gegeben hatte. Der eine behauptete, er habe zu der Herzogin von Guermantes gesagt: »Ich verlange, daß alles sich von den Plätzen erhebt, wenn meine Frau erscheint«, worauf die Herzogin geantwortet habe (was nicht nur witzlos, sondern auch wahrheitswidrig gewesen wäre, denn die Großmutter der jungen Prinzessin war über jeden Vorwurf erhaben): »So, alle sollen sich vor deiner Frau erheben, das ist wenigstens mal was anderes, wenn man bedenkt, daß ihrer Großmutter zuliebe die Männer sich hingelegt haben.«[1] Dann wurde noch erzählt, er habe, als er in diesem Jahr seine Tante, die Prinzessin von Luxemburg, in Balbec besuchte, sich beim Direktor (meinem Freund) beklagt, daß man auf der Mole nicht die luxemburgische Flagge gehißt habe. Nun aber war diese Flagge weniger bekannt und nicht in ständiger Benutzung wie die von England oder Italien, und so habe ihre Beschaffung zum großen Verdruß des jungen Erbgroßherzogs ein paar Tage gedauert. Ich glaubte von dieser Geschichte kein Wort, beschloß aber, sobald ich wieder nach Balbec käme, den Hoteldirektor zu fragen und mich zu versichern, daß sie tatsächlich auf reiner Erfindung beruhe.

Während ich auf Saint-Loup wartete, bat ich den Patron, mir Brot bringen zu lassen. »Sofort, Herr Baron«, sagte er dienstfertig. »Ich bin nicht Baron«, antwortete ich ihm mit komisch gemeinter Betrübnis. »Oh, bitte um Verzeihung, Herr Graf !« Ich fand nicht mehr Zeit, zum zweitenmal Einspruch zu erheben, wonach ich wahrscheinlich zum »Herrn

Marquis« avanciert wäre; so schnell, wie er vorausgesagt hatte, erschien Saint-Loup wieder im Eingang mit dem langen Vikunjamantel des Fürsten, von dem er ihn offenbar erbeten hatte, damit ich nicht friere. Er machte mir von weitem ein Zeichen, ich solle ruhig sitzen bleiben, und kam näher, aber man hätte noch einmal meinen Tisch wegrücken oder ich selbst den Platz wechseln müssen, damit er sich setzen konnte. Sobald er in den großen Saal trat, schwang er sich daher auf die roten Samtbänke, die rings an der Wand entlangliefen und auf denen außer mir nur noch drei oder vier junge Mitglieder des »Jockey« saßen, Bekannte von Robert, die im kleinen Saal keinen Platz mehr hatten finden können. Zwischen den Tischen liefen in einer gewissen Höhe elektrische Schnüre hindurch; ohne sich dadurch stören zu lassen, nahm Saint-Loup wie ein Turnierpferd geschickt jedes Hindernis; wenn auch verlegen, daß er das meinetwegen und nur in dem Bestreben tat, mir eine höchst einfache Bewegung zu ersparen, war ich doch von staunender Bewunderung über die Sicherheit erfüllt, mit der mein Freund diese Akrobatik ausführte; ich blieb nicht der einzige; denn wenn Patron und Kellner ihn wahrscheinlich von seiten eines weniger aristokratischen und weniger splendiden Gastes nicht so gern gesehen hätten, waren sie jetzt fasziniert wie Kenner am Wiegeplatz; ein Pikkolo stand, wie gelähmt, unbeweglich mit einer Schüssel da, auf die die Gäste auf der anderen Seite bereits warteten, und als Saint-Loup, der hinter seinen Freunden vorbei mußte, auf die Kante des Rückenpolsters stieg und sich darauf in vollkommenem Gleichgewicht weiterbewegte, wurden aus der Tiefe des Saales leise Beifallskundgebungen laut. Als er endlich bei mir angekommen war, bremste er seinen Schwung mit der Exaktheit eines Kommandeurs vor der Tribüne eines Herrschers, verneigte sich und reichte mir höflich ergeben den Vikunjamantel, den er gleich darauf, als er neben mir saß, ohne daß ich dabei eine Bewegung zu machen brauchte, als leichten warmen Umhang um meine Schultern breitete.[1]

»Eh ich's vergesse«, sagte Robert zu mir, »mein Onkel Charlus möchte gern mit dir reden. Ich habe ihm versprochen, dafür zu sorgen, daß du ihn morgen abend besuchst.«

»Ich wollte auch gerade von ihm sprechen. Aber morgen abend bin ich zum Essen bei deiner Tante Guermantes.«

»Ja, morgen scheint ein Riesenrummel bei Oriane zu sein. Ich bin nicht eingeladen. Doch mein Onkel Palamède möchte, daß du nicht hingehst. Kannst du nicht noch absagen? Auf alle Fälle suche hinterher meinen Onkel Palamède noch auf. Ich glaube, er legt großen Wert darauf. So um elf Uhr kannst du gut bei ihm sein. Elf Uhr, vergiß es nicht, ich übernehme es, ihn zu benachrichtigen. Er ist sehr empfindlich. Wenn du nicht kommst, ist er böse auf dich. Bei Oriane ist immer früh Schluß. Ich hätte übrigens allen Grund, die gute Oriane zu sehen wegen meiner Abkommandierung nach Marokko, von wo ich weg möchte. Sie ist in solchen Dingen so nett und hat viel Einfluß auf General Saint-Joseph, auf den es ankommt dabei. Aber sprich nicht davon. Ich habe schon ein Wort zu der Prinzessin von Parma gesagt, es klappt sicher auch so. Ah! Marokko ist sehr interessant. Ich könnte dir viel erzählen. Sehr gescheite Leute dort. Man spürt die geistige Ebenbürtigkeit.«

»Du glaubst nicht, daß die Deutschen es wegen Marokko zum Krieg kommen lassen?«

»Nein, es ärgert sie zwar, und sie haben nicht ganz unrecht damit. Aber der Kaiser ist für den Frieden. Sie tun uns gegenüber immer so, als wollten sie Krieg, doch nur, um uns kleinzubekommen. Vgl. Pokerspiel.[1] Der Fürst von Monaco, ein Agent Wilhelms ii., teilt uns vertraulich mit, Deutschland werde über uns herfallen, wenn wir uns nicht fügen.[2] Da fügen wir uns denn. Täten wir es aber nicht, so käme es genausowenig zum Krieg. Du brauchst dir nur vorzustellen, was für eine kosmische Angelegenheit so ein Krieg heute wäre. Das wäre eine größere Katastrophe als die Sintflut[3] oder die Götterdämmerung, nur von kürzerer Dauer.«

Er sprach von Freundschaft, von Neigung, von Wehmut (wiewohl er wie alle Reisenden seiner Art am folgenden Tag auf ein paar Monate aufs Land gehen und erst achtundvierzig Stunden vor seiner Rückkehr nach Marokko oder anderswohin noch einmal nach Paris kommen würde), doch diese in mein an diesem Abend warmes, empfängliches Herz geworfenen Worte entfachten darin eine süße Träumerei. Die seltenen mit ihm zu zweit verbrachten Stunden, besonders aber diese, sind mir seither unvergeßlich geblieben. Für ihn wie für mich war dies der Abend der Freundschaft. Und doch brachte ich ihm wohl (aus diesem Grund auch von Gewissensbissen geplagt) in jenem Augenblick kaum, so fürchte ich, eine Freundschaft von der Art entgegen, wie er sie mir am liebsten eingeflößt haben würde. Noch ganz erfüllt von dem Vergnügen, mit dem ich ihn im kurzen Galopp hatte näherkommen und mit Grazie sein Ziel erreichen sehen, spürte ich, daß dieses Vergnügen dadurch zustande kam, daß jede seiner längs der Wand auf der Banklehne ausgeführten Bewegungen ihren Sinn und ihren Grund wohl vielleicht in der ganz persönlichen Natur Saint-Loups hatte, in höherem Grade aber noch in der, die ihm durch Geburt und Erziehung von seiner Familie her überkommen war.

Eine Sicherheit des Geschmacks, die sich im Bereich nicht des Schönen, sondern der Umgangsformen äußert und angesichts einer neuen Situation den vornehmen Mann – wie einen Musiker, den man bittet, ein ihm unbekanntes Stück zu spielen – das ihr gemäße Gefühl, die ihr gemäße Bewegung sowie die geeignetsten Verfahren, die geeignetste Technik ergreifen ließ und daraufhin diesem Geschmack gestattete, sich zu entfalten ohne den Zwang irgendwelcher anderer Erwägungen, wie sie so viele junge Bürgerliche paralysiert hätten ebensosehr aus Furcht, in den Augen der anderen durch ihren Verstoß gegen die Regeln des Anstands lächerlich zu erscheinen, wie in den Augen des Freundes übereifrig zu wirken, eine Furcht, an deren Stelle bei Robert ein Hochmut trat, den er

sicherlich in seinem Herzen nie empfunden hatte, den er aber als Erbe in seinem Körper trug, der die Umgangsformen seiner Vorfahren einer Jovialität untergeordnet hatte, die, wie sie glaubten, in jedem Fall schmeichelhaft und entzückend wirken müsse; dazu eine noble Großzügigkeit, die all den materiellen Vorzügen keine Beachtung schenkte (verschwenderische Ausgaben in diesem Restaurant hatten ihn hier wie anderswo vollends zum tonangebenden Gast und großen Liebling gemacht, und diese Situation wurde in der Beflissenheit deutlich, die nicht nur das Personal, sondern auch die ganze Jeunesse dorée ihm gegenüber an den Tag legte) und ihn diese in den Staub treten ließ wie jene mit Purpurplüsch bespannten Bänke, die er tatsächlich und symbolisch mit Füßen getreten hatte gleich einem prachtvollen Läufer, der meinem Freund nur deshalb gefiel, weil er ihm erlaubte, graziöser und geschwinder zu mir zu gelangen; das waren die Tugenden (alle gehören wesensmäßig zum Adel), die hinter diesem Körper – der nicht undurchlässig und dunkel war, wie meiner es gewesen wäre, sondern sinnerfüllt und klar – aufschimmerten, wie durch ein Kunstwerk hindurch die unermüdlich wirkende Kraft, die es geschaffen hat, und die Bewegungen von Roberts leichtfüßigem Lauf der Wand entlang ebenso klar verständlich und reizvoll machten wie die von Reitern auf einem Marmorfries. Ach, hätte Robert gedacht, hat es denn da noch Sinn, daß ich meine Jugend damit verbracht habe, die Geburt zu verachten und Hochachtung einzig vor Geist und Gerechtigkeit zu haben, abseits von den mir aufgezwungenen Freunden linkische und schlechtgekleidete Gefährten zu erwählen, wofern sie nur gut zu reden verstanden, wenn das einzige Wesen, das in mir wirkungsvoll hervortritt und von dem man eine kostbare Erinnerung bewahrt, nicht das ist, das mein Wille in Streben und Bewährung nach seinem Bild geschaffen hat, sondern ein anderes, das nicht die Frucht meiner Mühen ist, ja nicht einmal Ich selbst, sondern das ich immer verachtete und in mir zu überwinden bemüht war? Lohnt es sich, daß ich den

Freund, der meinem Herzen am nächsten stand, geliebt habe, wie ich es tat, wenn dann die größte Freude, die er an mir findet, darauf beruht, daß er in mir etwas viel Allgemeineres als mich selbst entdeckt, eine Freude nämlich, die keineswegs, wie er sagt, ehrlicherweise aber selbst nicht glauben kann, Freude an der Freundschaft ist, sondern ein intellektueller, ein uninteressierter Genuß, dem Kunstgenuß verwandt? Heute fürchte ich, Saint-Loup hat zuweilen dergleichen gedacht. Und dennoch hätte er sich in diesem Fall getäuscht. Hätte er nicht, wie er es tat, etwas Höheres geliebt als die ihm eingeborene körperliche Gewandtheit, hätte er sich nicht so lange Zeit von seinem Adelsstolz losgesagt, so wäre mehr Absichtlichkeit und Schwere in dieser Gewandtheit gewesen und mehr wichtigtuerische Gewöhnlichkeit in seinen Umgangsformen. Wie Madame de Villeparisis viel Ernst nötig gehabt hatte, um in ihrer Unterhaltung und in ihren Memoiren den Eindruck der Frivolität zu erwecken, was etwas Geistiges ist, ebenso mußte, damit dem Körper Saint-Loups so viel Adel innewohnen konnte, das Bewußtsein von Adel sich aus seinem höheren Dingen zugewandten Denken zurückgezogen und, von seinem Körper hinlänglich absorbiert, sich dort in unbewußten, edlen Linien festgesetzt haben. Damit war auch seine geistige Distinktion gegenwärtig in seiner physischen, die ohne die erstere nicht vollkommen gewesen wäre. Ein Künstler braucht seine Gedanken in seinem Werk nicht direkt auszudrücken, damit dieses deren Eigenart spiegelt; es ist sogar behauptet worden, das höchste Lob Gottes liege in der Verneinung des Atheisten, der die Schöpfung so vollkommen findet, daß er auf den Schöpfer verzichten kann. Ich war mir tatsächlich genau bewußt, daß ich mehr als nur ein Kunstwerk in dem jungen Reiter bewunderte, der längs der Wand den Tempelfries seiner Kavalkade entrollte; der junge Fürst (ein Nachkomme jener Katharina von Foix, die Königin von Navarra und eine Enkelin Karls vii. war[1]), den er mir zuliebe hatte stehen lassen, die Vorzüge der Geburt und des Vermö-

gens, die er vor mir sich neigen ließ, die hochmütigen, körpergewandten Ahnen, die in seiner Selbstsicherheit und Gewandtheit sowie der höfischen Grazie nachlebten, mit der er um meinen fröstelnden Körper den Vikunjamantel gebreitet hatte – waren das nicht in seinem Leben sozusagen viel ältere Freunde als ich, Freunde, durch die ich mich für immer von ihm getrennt hätte glauben müssen und die er mir dennoch aufopferte aufgrund einer Entscheidung, die man nur auf den Höhen des Geistes mit jener souveränen Freiheit treffen kann, deren Abbild die Bewegungen Roberts waren und in der sich vollkommene Freundschaft verwirklicht?

Was der vertraute Umgang mit einem Guermantes – an Stelle der Vornehmheit, die er bei Robert bekam, weil bei ihm der ererbte Hochmut nur das zu unbewußter Anmut gewordene Kleid wahrhafter geistiger Bescheidenheit war – an ordinärem Dünkel enthüllt hätte, davon hatte ich weniger bei Monsieur de Charlus, bei dem mir bisher unverständlich gebliebene Charakterfehler die aristokratischen Gewohnheiten überlagert hatten, als bei dem Herzog von Guermantes einen Begriff bekommen. Doch auch dieser hatte in seiner Gewöhnlichkeit, durch die er meiner Großmutter so sehr mißfallen hatte, als sie ihm vormals bei Madame de Villeparisis begegnet war, noch Erscheinungsformen altüberkommener Größe aufzuweisen, die mir spürbar wurden, als ich am Tag nach dem mit Saint-Loup verbrachten Abend bei ihm speiste.

Diese Seiten waren mir weder bei ihm noch bei der Herzogin bewußt geworden, als ich die beiden das erste Mal bei ihrer Tante getroffen hatte, ebensowenig wie ich gleich am ersten Tag die Unterschiede zwischen der Berma und ihren Kolleginnen entdeckt hatte, obwohl bei dieser die Besonderheiten unendlich viel eindrucksvoller waren als bei Leuten der Gesellschaft, denn sie werden um so frappanter, je wirklicher, je faßbarer für den Geist die Gegenstände sind. Doch wie leicht auch die sozialen Nuancen wiegen mögen (in einem Maße, daß, wenn ein wahrheitsgetreuer Schilderer wie Sainte-

Beuve nacheinander die feinen Unterschiede zwischen dem Salon der Madame Geoffrin, der Madame Récamier und Madame de Boigne aufzeigen will, diese alle so ähnlich scheinen, daß die Hauptwahrheit, die, dem Autor unbewußt, aus seinen Studien sich ergibt, die völlige Nichtigkeit des Salonlebens ist[1]), so konnte ich doch – und zwar aus dem gleichen Grunde wie bei der Berma –, als die Guermantes mir gleichgültig geworden waren und das kleine Tröpflein Originalität, das sie enthielten, nicht mehr in meiner Phantasie verdunstete, dieses Tröpflein auffangen, wie unwägbar leicht es auch war.

Da die Herzogin an dem Abend bei ihrer Tante von ihrem Mann nichts gesagt hatte, fragte ich mich in Anbetracht der umlaufenden Scheidungsgerüchte, ob er bei dem Diner überhaupt anwesend sein werde. Aber ich erhielt bald Gewißheit darüber, denn zwischen den im Eingang herumstehenden Dienern, die sicher (da sie mich bislang vermutlich in derselben Weise betrachtet hatten wie die Kinder des Kunsttischlers im Hof, das heißt möglicherweise mit mehr Sympathie als ihr Herr, aber doch als jemanden, der auf keinen Fall bei ihm eingeladen werden könnte) nach dem Grund für diese revolutionäre Neuerung suchten, sah ich Monsieur de Guermantes hindurchschlüpfen, der mein Kommen erspäht hatte, um mich auf der Schwelle zu empfangen und mir selbst aus dem Mantel zu helfen.

»Madame de Guermantes wird mehr als glücklich sein«, sagte er in einem Ton, der geschickt darauf angelegt war, überzeugend zu wirken. »Gestatten Sie, daß ich Sie von ihren Klamotten befreie« (er fand es gleichzeitig leutselig und komisch, die Sprache des Volkes zu sprechen). »Meine Frau fürchtete schon, Sie könnten uns im Stich lassen, obwohl Sie ja selbst den Tag bestimmt hatten. Seit heute früh sagen wir uns: ›Paß auf, er wird nicht kommen.‹ Ich muß gestehen, Madame de Guermantes hat Sie aber doch besser erkannt. Sie sind nicht leicht zu bekommen, ich selbst war überzeugt, Sie würden uns sitzenlassen.«

Der Herzog war ein so schlechter Ehemann, so brutal sogar, wie es hieß, daß man ihm dankbar war, wie Bösewichtern für eine Anwandlung von Sanftmut, als er die Worte »Madame de Guermantes« aussprach, durch die es so aussah, als breite er einen schützenden Flügel über die Herzogin, damit sie eins mit ihm sei. Indessen faßte er zutraulich meine Hand und machte sich eine Pflicht daraus, mich zu leiten und in die Salons einzuführen. Ein bestimmter Ausdruck der Umgangssprache kann im Mund eines Bauern gefallen, weil er das Überleben einer lokalen Tradition, die Spur einer historischen Begebenheit aufzeigt, selbst wenn diese demjenigen, der dergestalt darauf anspielt, unbekannt sein sollte; in gleicher Weise entzückte mich die Höflichkeit, die Monsieur de Guermantes mir den ganzen Abend über erwies, als ein Rest von jahrhundertealten Gewohnheiten, solchen vor allem, die aus dem siebzehnten Jahrhundert stammten. Die Menschen vergangener Zeiten scheinen uns unendlich fern. Wir wagen nicht, bei ihnen tiefe Absichten vorauszusetzen über die hinaus, die sie ausdrücklich äußern; wir sind erstaunt, einer Regung, die ungefähr den unseren gleicht, bei einem Helden von Homer oder in einer geschickten taktischen Finte Hannibals wiederzubegegnen, zum Beispiel, wenn er in der Schlacht bei Cannae seine linke Flanke eindrücken ließ, um den Gegner durch Einschließung zu überrumpeln.[1] Es ist beinahe so, als stellen wir uns beide, den Epiker und den Feldherrn, so entfernt von uns vor wie ein Tier, das wir in einem zoologischen Garten sehen.[2] Selbst über gewisse Persönlichkeiten am Hof Ludwigs xiv. staunen wir, wenn wir Beweise von Höflichkeit in ihren Briefen an irgendeinen Mann untergeordneten Ranges finden, der ihnen zu gar nichts nützen kann; wir wundern uns darüber, weil sie uns auf einmal bei diesen großen Herren eine ganze Welt von Überzeugungen enthüllen, die sie niemals direkt ausdrücken, von denen sie aber beherrscht sind, besonders die, daß man aus Höflichkeit gewisse Gefühle vorgeben

und gewissenhaft bestimmte Funktionen der Liebenswürdigkeit erfüllen muß.

Diese eingebildete Ferne der Vergangenheit ist vielleicht einer der Gründe, die uns zu verstehen erlauben, daß selbst große Schriftsteller eine geniale Schönheit an den Werken mittelmäßiger Mystifikatoren wie Ossian[1] entdeckt haben. Wir sind so erstaunt, bei Barden der Vorzeit moderne Ideen zu finden, daß wir in Bewunderung ausbrechen, wenn wir in dem, was wir für eine alte gälische Dichtung halten, einer Idee begegnen, die wir bei einem Zeitgenossen höchstens ganz geistreich gefunden hätten. Ein begabter Übersetzer braucht einem antiken Autor, den er mehr oder weniger treu rekonstruiert, nur Stücke hinzuzufügen, die, mit dem Namen eines Zeitgenossen gezeichnet und für sich allein gedruckt, bestenfalls leidlich angenehm scheinen würden, und schon verleiht er seinem Dichter, der nun auf der Klaviatur mehrerer Jahrhunderte spielt, bewegende Größe. Der bewußte Übersetzer wäre zum Verfasser nur eines mittelmäßigen Buches imstande gewesen, wäre dieses Buch als Originalwerk von ihm selbst erschienen. Als Übersetzung ausgegeben, scheint es jedoch die eines Meisterwerks zu sein. Die Vergangenheit ist keineswegs so flüchtig, sie bleibt und verharrt bewegungslos. Nicht nur können Monate nach Ausbruch eines Krieges ohne Eile durchgebrachte Gesetze noch nachdrücklich auf ihn Einfluß nehmen, nicht nur kann ein Richter noch immer, nachdem ein Verbrechen fünfzehn Jahre lang unaufgeklärt geblieben ist, Elemente aufdecken, die geeignet sind, zu seiner Erhellung zu dienen: noch nach vielen Jahrhunderten kann ein Gelehrter, der in einer fernen Region die Ortsnamen und die Sitten der Bewohner studiert, in ihnen irgendeiner lange vor dem Christentum entstandenen Sage auf die Spur kommen, die, zu Zeiten Herodots[2] bereits unverstanden, wo nicht vergessen, dennoch in dem Namen, den ein Felsen trägt, oder in einem religiösen Brauch wie eine dichter gewordene, undenklich alte, beständige Emanation inmitten der Gegenwart wei-

terlebt. Eine solche Emanation, wenn auch erheblich jüngerer Herkunft, eine Emanation des Hoflebens bekundete sich zwar nicht gerade in den oft recht gewöhnlichen Umgangsformen des Herzogs, jedoch in dem Geist, der sie bestimmte. Ich sollte noch einen Geschmack davon bekommen, etwas wie einen abgelagerten Duft dieses Geistes spüren, als ich ihn etwas später im Salon wieder traf. Denn ich war nicht sogleich hineingegangen.

Beim Verlassen des Eingangs hatte ich Monsieur de Guermantes gesagt, es sei mein größter Wunsch, seine Elstirs zu sehen. »Aber ich stehe Ihnen ganz zur Verfügung. Sind Sie befreundet mit Monsieur Elstir? Ich bedaure unendlich … denn ich kenne ihn ein wenig, er ist ein sehr liebenswürdiger Mann, das, was unsere Väter einen Ehrenmann nannten: ich hätte ihn um die Gunst bitten sollen, zum Diner zu kommen. Er hätte sich sicher sehr geschmeichelt gefühlt, wenn er den Abend in Ihrer Gesellschaft hätte verbringen dürfen.« Sehr wenig »ancien régime«, wenn er in dieser Weise es zu sein sich bemühte, wurde der Herzog es gleich darauf, ohne es zu wollen. Als er mich gefragt hatte, ob er mir die Bilder zeigen solle, geleitete er mich, indem er in der anmutigsten Weise mir an jeder Tür den Vortritt ließ und sich entschuldigte, wenn er einmal, um mir den Weg zu zeigen, vorangehen mußte – eine kleine Szene, die gewiß (seit der Zeit, da Saint-Simon berichtet, daß ein Vorfahre der Guermantes ihn in eben derselben Weise und mit der gleichen skrupulösen Beobachtung der gesellschaftsüblichen Pflichten des Edelmanns in seinem Hause herumgeführt habe), bis sie sich durch die Zeiten zu uns vorgeschoben hatte, von vielen anderen Guermantes für viele andere Besucher aufgeführt worden war. Da ich dem Herzog aber gesagt hatte, ich wäre sehr gern einen Augenblick mit den Bildern allein, hatte er sich diskret mit der Bemerkung zurückgezogen, ich fände ihn nachher im Salon.

Doch wie ich nun mit den Elstirs allein war, dachte ich überhaupt nicht mehr an die Essenszeit; wie in Balbec hatte ich wieder die Fragmente dieser Welt mit ihren unbekannten Farben vor mir, die nur die Projektion der ganz besonderen Sehweise des großen Malers waren, wie sie seine Worte keineswegs vermittelten. Die Teile der Wand, die seine untereinander sämtlich homogenen Bilder bedeckten, waren wie die leuchtenden Projektionen einer Laterna magica, die in diesem Fall der Kopf des Künstlers selbst gewesen wäre, dessen Seltsamkeit man nicht hätte erraten können, solange man nur den Menschen kannte, das heißt, solange er nur die auf die Lampe aufgesetzte Laterne ohne ein eingeschobenes buntes Glas sah. Unter diesen Bildern interessierten mich einige, die in der vornehmen Gesellschaft als besonders lächerlich galten, mehr als die anderen, und zwar darin, daß sie jene optischen Illusionen wiederherstellten, die uns beweisen, daß wir die Objekte nicht identifizieren würden, wenn wir nicht unseren Verstand dabei zur Hilfe nähmen. Wie oft entdecken wir nicht im Wagen fahrend eine lange helle Straße, die ein paar Meter vor uns ihren Anfang nimmt, während wir uns in Wirklichkeit nur vor einer Mauerfläche befinden, die so stark beleuchtet ist, daß die Illusion der Tiefe in uns entsteht! Ist es von da aus betrachtet nicht logisch – nicht auf dem künstlichen Umweg des Symbols, sondern aufgrund einer bewußten Umkehr zur Wurzel des Eindrucks selbst –, eine Sache durch jene andere darzustellen, die wir im Aufzucken einer ersten Illusion für sie gehalten haben? Oberfläche und Umfang sind in Wirklichkeit unabhängig von den Gegenstandsbezeichnungen, die unser Gedächtnis auf sie heftet, sobald wir sie erkennen. Elstir versuchte, aus dem, was er mit den Sinnen erkannte, das herauszunehmen, was er bereits wußte; sein Bemühen hatte oft darin bestanden, das Aggregat aus Verstandeseinsichten aufzulösen, das wir Wahrnehmung nennen.[1]

Die Leute, die diese »Greuel« so überaus mißbilligten, wunderten sich, daß Elstir selbst Chardin oder Perronneau[2]

bewunderte, Maler also, die in Gesellschaftskreisen geschätzt waren. Sie waren sich nicht darüber klar, daß Elstir seinerseits der Wirklichkeit gegenüber (mit der seinem Geschmack anhaftenden Neigung zu gewissen Experimenten) das Bemühen eines Chardin oder Perronneau erneuert hatte und daß er infolgedessen, wenn er aufhörte, für sich selbst zu arbeiten, in ihnen Versuche der gleichen Art bewunderte, gewissermaßen vorweggenommene Bruchstücke seiner eigenen Werke. Doch setzte man in der Gesellschaft dem Werke Elstirs nicht in Gedanken jene Perspektive der Zeit hinzu, die erlaubte, die Malerei Chardins zu lieben oder wenigstens ohne Mißgefühle zu betrachten. Gleichwohl hätten sich die ältesten unter ihnen sagen können, daß sie im Laufe ihres Lebens, in dem Maße wie die Jahre sie davon hinwegtrugen, die unüberbrückbare Kluft zwischen dem, was sie als ein Meisterwerk Ingres' ansahen, und dem, wovon sie angenommen hatten, es werde immer ein abscheuliches Geschmier bleiben (zum Beispiel der *Olympia* von Manet) sich hatten vermindern sehen, bis diese beiden Bilder wie Zwillingsschöpfungen wirkten.[3] Doch man macht sich ja keine Lektion zunutze, weil man nicht versteht, bis zu den allgemeinen Ideen vorzudringen, und weil man sich immer einbildet, man erlebe etwas, was in der Vergangenheit seinesgleichen nicht hat.

Es machte mir Eindruck, in zwei Bildern (beide waren realistischer und gehörten einer früheren Manier an) den gleichen Herrn zu entdecken, einmal im Frack in seinem Salon, das andere Mal in Rock und Zylinder bei einer Volksbelustigung am Wasser, bei der er offenbar nichts zu suchen hatte[1] : ein Hinweis darauf, daß er für Elstir mehr war als nur ein gewohntes Modell, ein Freund, vielleicht ein Gönner, den er, so wie vormals Carpaccio gewisse Notabeln von Venedig[2] – vollkommen naturgetreu – in seinen Gemälden figurieren ließ, oder auch in der Weise, wie es Beethoven Vergnügen bereitete, über ein Lieblingsstück den verehrten Namen des Erzherzogs Rudolf [3] zu setzen. Von diesem Fest am Wasser ging ein

ganz besonderer Zauber aus. Der Fluß, die Kleider der Frauen, die Segel der Boote, die unzähligen Reflexe der einen und der anderen waren in diesem Gemäldeviereck, das Elstir aus einem glorreichen Sommernachmittag ausgeschnitten hatte, einfach nebeneinandergesetzt. Was an dem Kleid der Frau entzückte, die, atemlos und erhitzt, einen Augenblick aufgehört hatte zu tanzen, schillerte in gleicher Weise auf der Leinwand eines ruhigstehenden Segels, im Wasser des kleinen Hafens, am hölzernen Steg, am Laubwerk und am Himmel. Ebenso wie auf einem der Bilder, die ich in Balbec gesehen hatte, das Hospital, genau so schön unter dem lapislazuliblauen Himmel[4] wie die Kathedrale, kühner als Elstir, der Theoretiker, als Elstir, der Mann von Geschmack und Verehrer des Mittelalters, zu singen schien: »Es gibt keine Gotik, es gibt kein Meisterwerk, das Hospital ohne Stil ist ebensoviel wert wie das hochberühmte Portal«, meinte ich jetzt zu hören: »Die etwas gewöhnliche Dame, die ein spazierengehender Dilettant anzusehen vermieden und aus dem poetischen Bild, das die Natur ihm bietet, geistig eliminiert hätte, diese Frau ist auch schön; ihr Kleid empfängt das gleiche Licht wie die Segel der Boote; es gibt keine mehr oder weniger kostbaren Dinge, das ordinäre Kleid und das in sich selbst hübsche Segel sind beide Spiegel des gleichen Reflexes: der Wert liegt einzig in den Blicken des Malers.« Dieser nämlich hatte es verstanden, den Gang der Stunden auf immer anzuhalten, in dem lichterfüllten Augenblick, als die Dame erhitzt war und zu tanzen aufgehört hatte, als ein Schattenkreis sich um den Baum legte und die Segel auf Goldlack dahinzugleiten schienen. Doch gerade weil der Augenblick so greifbar geworden war, machte dieses in allen Teilen feststehende Bild die Flüchtigkeit der Stunde überaus bewußt, man spürte, daß die Dame bald heimkehren, die Boote verschwinden, der Schatten seinen Platz wechseln, die Nacht kommen werde, man ahnte, daß die Lust ein Ende hat, das Leben vorübergeht und die Augenblicke, die in so vielen nebeneinander aufge-

setzten Lichtreflexen festgehalten waren, sich nicht wiederfinden lassen. Noch ein ganz anderer Aspekt dessen, was ein Augenblick ist, wurde mir durch einige Aquarelle mit mythologischen Szenen bewußt, die aus Elstirs Anfängen stammten und gleichfalls diesen Salon schmückten.[1] Die »Fortschrittlichen« in der Gesellschaft gingen »bis« zu dieser Manier noch mit, weiter aber nicht. Diese Aquarelle stellten gewiß nicht das Beste dar, was Elstir gemacht hatte, doch schon die Aufrichtigkeit in der Auffassung des Gegenstandes benahm ihm etwas von seiner Gefühlskälte. So waren die Musen zum Beispiel als Wesen dargestellt, die einer fossilen Gattung angehören, als Wesen aber, die man möglicherweise nicht selten in mythologischer Vorzeit zu zweien oder dreien am Abend auf einem Bergpfad hatte herankommen sehen. Manchmal erging sich ein Dichter, einer Rasse angehörig, die einem Zoologen gleichfalls als eine ganz besondere Spezies erschienen wäre (charakterisiert durch eine gewisse Asexualität), mit einer Muse, so wie in der Natur Geschöpfe von verschiedenen, aber befreundeten Arten sich gesellig zusammentun. Auf einem dieser Aquarelle sah man einen von langer Bergwanderung erschöpften Dichter, den ein ihm begegnender Zentaur, von seiner Müdigkeit gerührt, auf den Rücken nimmt und nach Hause trägt. Auf mehr als einem ist die unermeßliche Landschaft (in der die Szene aus der Mythologie und die Fabelhelden einen winzigen Platz einnehmen und wie verloren erscheinen) von den Gipfeln bis zum Meer hin mit einer Exaktheit wiedergegeben, die nicht nur die Stunde, sondern fast die Minute anzeigt, so präzis ist das Untergehen der Sonne, so genau die Flüchtigkeit der Schatten dargestellt. Dadurch verleiht der Künstler dem mythologischen Symbol, indem er es in den Augenblick einschreibt, eine Art von erlebter, geschichtlicher Wirklichkeit, er malt und erzählt es im Passé défini.

Während ich Elstirs Bilder betrachtete, hatte ich unaufhörlich das Schellen der ankommenden Gäste gehört und mich

angenehm in diesem Ton gewiegt. Der Stille aber, die darauf folgte und nun schon sehr lange andauerte, gelang es schließlich, mich aus meiner Träumerei aufzuwecken – weniger schnell allerdings, aber sonst ähnlich dem Schweigen, das auf Lindors Musik folgt und Bartholo aufweckt.[1] Ich fürchtete, man habe mich vergessen, sei bereits zu Tisch gegangen, und eilte schleunigst in den Salon. An der Tür des Kabinetts mit den Elstirs fand ich einen wartenden Diener; war er so alt oder hatte er gepudertes Haar, kurz, er erinnerte mich an einen spanischen Minister; er erwies mir den gleichen Respekt, den er einem König zu Füßen gelegt haben würde. Ich sah ihm an, daß er noch eine Stunde auf mich gewartet hätte, und dachte mit Schaudern an die Verzögerung des Diners, die ich verschuldet hatte, zumal ich versprochen hatte, um elf Uhr bei Monsieur de Charlus zu sein.

Der spanische Minister führte mich (unterwegs stieß ich auch noch auf den Diener, der vom Concierge so sehr aufs Korn genommen war und der mir, als ich ihn nach seiner Verlobten fragte, glückstrahlend und die Güte der Frau Herzogin rühmend berichtete, sie würden morgen beide frei haben, so daß er den ganzen Tag mit ihr verbringen könnte) in den Salon, wo ich Monsieur de Guermantes bei schlechter Laune anzutreffen fürchtete. Statt dessen empfing er mich mit einer offensichtlich zum Teil etwas künstlichen und von Höflichkeit diktierten Freude, die jedoch im übrigen auch echt war, denn sie wurde ihm einerseits durch seinen Magen eingegeben, den eine solche Verspätung ausgehungert hatte, und andererseits auch durch das Bewußtsein einer gleichen Ungeduld bei allen seinen Gästen, die den ganzen Salon erfüllten. Tatsächlich erfuhr ich später, daß sie fast dreiviertel Stunden auf mich gewartet hatten. Der Herzog von Guermantes war zweifellos der Meinung, daß eine Verlängerung des allgemeinen Martyriums um zwei Minuten dieses nicht schlimmer machen könne und daß, da die Höflichkeit ihn veranlaßt hatte, den Augenblick des Zutischgehens bis jetzt hinauszuschieben, diese

Höflichkeit um so vollkommener wäre, wenn er nicht auf der Stelle servieren ließe, so daß es ihm dadurch gelänge, mich zu überzeugen, ich habe mich nicht verspätet und niemand habe auf mich warten müssen. So fragte er mich denn, als hätten wir noch eine Stunde bis zum Abendessen Zeit und als seien noch gar nicht alle Gäste da, wie ich die Elstirs fände. Doch gleichzeitig ging er, ohne sich etwas von den Kontraktionen seines Magens anmerken zu lassen, im Einvernehmen mit der Herzogin, um keine weitere Sekunde zu verlieren, zum Akt des Vorstellens über. Da erst bemerkte ich, daß rings um mich her, um mich, der ich bis zu diesem Tage – abgesehen von meinem Praktikum im Salon von Madame Swann – bei meiner Mutter, in Combray und in Paris, ein ganz anderes, entweder gönnerhaftes oder reserviertes Verhalten von seiten mürrischer Damen der bürgerlichen Gesellschaft gewohnt war, die mich als Kind behandelten, ein Szenenwechsel sich vollzogen hatte, demjenigen vergleichbar, der Parsifal plötzlich unter die Blumenmädchen[1] versetzt. Diejenigen, die mich nun umgaben, ganz dekolletiert (ihre entblößten Schultern zeigten sich zu beiden Seiten eines gewundenen Mimosenzweiges oder unter den weiten Blütenblättern einer Rose) begrüßten mich mit lauter langen, dahinschmelzenden und zärtlichen Blicken, als hindere sie einzig ihre Schüchternheit, mich zu küssen. Viele von ihnen waren nichtsdestoweniger äußerst ehrenwert, was die Sitten betrifft. Viele, nicht alle, denn auch die Tugendhaftesten hatten gegen die Leichtlebigen nicht jene Abneigung, die meine Mutter empfunden hätte. Extravaganzen in der Lebensführung, die von frommen Freundinnen entgegen allem Augenschein abgeleugnet wurden, schienen in der Welt der Guermantes viel weniger bedeutungsvoll als die Beziehungen, die man aufrechtzuerhalten verstanden hatte. Man tat, als wisse man nicht, daß jeder, der da wollte, mit dem Körper einer Gastgeberin hantierte, wofern nur der »Salon« unangetastet blieb. Da der Herzog sich sehr wenig seinen Gästen gegenüber genierte (sie wußten seit lan-

gem voneinander alles Wissenswerte), hingegen vor mir, dessen Art von Überlegenheit ihm unbekannt war und ihm ungefähr die gleiche Achtung einflößte wie den großen Herren am Hofe Ludwigs xiv. die bürgerlichen Minister, war er offenbar der Meinung, die Tatsache, daß ich seine Gäste nicht kenne, habe, wenn schon für sie Bedeutung, so doch für mich keinerlei Wichtigkeit, und während ich mich darum sorgte, welchen Eindruck ich auf sie machen würde, dachte er einzig daran, wie sie auf mich wirken mochten.

Gleich zu Beginn übrigens gab es eine kleine Szene zweifacher Verwirrung. In dem Augenblick, als ich in den Salon getreten war, hatte mich Monsieur de Guermantes, ohne mir auch nur Zeit zu lassen, der Herzogin guten Tag zu sagen, als wolle er der betreffenden Person, der er zu bedeuten schien: Hier ist Ihr Freund, Sie sehen, ich schleppe ihn schon für Sie herbei, eine angenehme Überraschung bereiten, zu einer ziemlich kleinen Dame hingeführt. Diese Dame selbst hatte bereits, bevor ich, von dem Herzog gedrängt, vor ihr angekommen war, mir unaufhörlich ihre großen, sanften schwarzen Augen mit jenem fortwährend wiederholten ermunternden Lächeln zugewandt, das wir einem alten Bekannten zukommen lassen, der uns vielleicht nicht wiedererkennt. Da dies gerade auf mich zutraf und es mir nicht gelang, mich zu erinnern, wer sie sei, wandte ich den Kopf ab, solange wir vorwärts schritten, damit ich auf dieses Lächeln nicht zu antworten brauchte, bis ich ihr vorgestellt und damit aus der Verlegenheit gezogen würde. Während dieser Zeit fuhr die Dame fort, das mir bestimmte Lächeln in vagem Gleichgewicht auf ihren Lippen schweben zu lassen. Sie sah aus, als habe sie Eile, es endlich fallen zu lassen und mich sagen zu hören: »Oh! Madame, das ist aber schön! Wie wird Mama sich freuen, daß wir uns hier begegnet sind!« Ich war ebenso ungeduldig, ihren Namen zu erfahren, wie ihrerseits sie, zu sehen, daß ich sie verständnisvoll grüßte, damit sie ihr wie ein Gis unendlich ausgehaltenes Lächeln schließlich ablegen dürfte.

Doch Monsieur de Guermantes benahm sich, wenigstens meiner Meinung nach, so ungeschickt dabei, daß es mir schien, als habe er nur meinen Namen genannt und mich über den der Pseudo-Unbekannten, die noch nicht einmal auf die gute Idee kam, sich selber vorzustellen – so offen schienen ihr die für mich dunklen Gründe unserer Intimität zutage zu liegen –, in Unkenntnis gelassen. Tatsächlich reichte sie mir, als ich bei ihr angekommen war, nicht die Hand, sondern ergriff vertraulich die meine und sprach zu mir, als sei ich ebenso wie sie auf dem laufenden über all die guten Erinnerungen, auf die sie sich im Geiste bezog. Sie sagte mir, wie sehr Albert – wie ich annehmen mußte, ihr Sohn – es bedauern werde, daß er nicht mitgekommen sei. Ich suchte unter meinen alten Kameraden nach einem, der Albert hieße, fand aber nur Bloch; Madame Bloch jedoch konnte die Dame, die ich vor mir hatte, nicht sein, denn die war seit langen Jahren tot. Vergebens bemühte ich mich zu erraten, welche uns beiden gemeinsame Vergangenheit sie im Sinn haben mochte. Doch nicht deutlicher entdeckte ich es auf dem Grund der durchsichtigen Jettschwärze ihrer großen, sanften Augen, die einzig ihr Lächeln durchließen, als man eine Landschaft durch ein schwarzes, wenn auch von Sonne durchstrahltes Glas erkennen kann. Sie fragte mich, ob sich mein Vater auch nicht zu sehr überanstrenge, ob ich nicht eines Tages mit Albert das Theater besuchen wolle, ob es mir gesundheitlich besser gehe, und als meine Antworten das geistige Dunkel, in dem ich tappte, nur durchbrachen, um ihr zu verstehen zu geben, ich fühle mich an diesem Abend nicht sehr wohl, rückte sie selbst einen Stuhl für mich heran und war in einer Weise um mich bemüht, wie es mir von anderen Freunden meiner Eltern nie zuteil geworden war. Endlich wurde mir das Rätsel durch die Worte des Herzogs von Guermantes: »Sie findet Sie reizend« gelöst, die mein Ohr in einer Weise trafen, als habe es sie schon einmal gehört. Es waren diejenigen, die Madame de Villeparisis zu meiner Großmutter und mir gesagt hatte, als wir der Prinzessin von

Luxemburg vorgestellt worden waren.[1] Da begriff ich alles; die Dame vor mir hatte zwar mit der Prinzessin von Luxemburg nichts zu tun, doch an der Redeweise dessen, der sie mir präsentierte, erkannte ich, was für eine Art Tier das war. Es war eine Hoheit. Sie kannte weder meine Familie noch mich; aus dem edelsten und vermögendsten Geschlecht der Welt hervorgegangen – denn selbst eine Tochter des Fürsten von Parma, hatte sie einen ebenso fürstlichen Vetter geheiratet –, verlangte sie jedoch in ihrer Dankbarkeit dem Schöpfer gegenüber danach, ihrem Nächsten, sollte er auch noch so arm und noch so bescheidener Herkunft sein, zu verstehen zu geben, daß sie ihn nicht verachte. Tatsächlich hätte ich es an der Art des Lächelns erraten müssen, hatte ich doch die Prinzessin von Luxemburg am Strand kleine Roggenbrötchen kaufen sehen, die sie dann wie einer Hirschkuh im Jardin d'Acclimatation meiner Großmutter reichte. Doch dies war erst die zweite Prinzessin von Geblüt, der ich vorgestellt wurde, und man wird mich entschuldigen, daß ich die gemeinsamen Züge in der Liebenswürdigkeit der Großen damals noch nicht so klar herausgefunden hatte. Hatten sie sich zudem nicht selber bemüht, mir die Lehre zu erteilen, daß man sich nicht so sehr auf diese Liebenswürdigkeit verlassen kann, da ja die Herzogin von Guermantes, die mir in der Oper so freundlich zugewinkt hatte, später ärgerlich gewesen war, als ich sie auf der Straße grüßte, ganz wie jene Leute, die, wenn sie einmal jemandem ein Goldstück geschenkt haben, der Meinung sind, damit sei's ein für allemal getan? Bei Monsieur de Charlus war der Gegensatz zwischen Wohlgeneigtheit und Ablehnung noch viel augenfälliger. Später habe ich, wie man sehen wird, Hoheiten und Majestäten einer andern Art kennengelernt, Königinnen, die nur Königin spielten und nicht in der Art und Weise ihrer Standesgenossen, sondern wie die Königinnen bei Sardou[1] sprachen.

Wenn Monsieur de Guermantes so große Eile an den Tag gelegt hatte, mich vorzustellen, so deshalb, weil die Tatsache,

daß in einer Gesellschaft jemand einer königlichen Hoheit noch unbekannt ist, als ganz untragbar gilt und keine Sekunde länger geduldet werden kann. Dieselbe Eile hatte Saint-Loup gezeigt, als er darauf drang, daß ich ihn meiner Großmutter vorstelle. Aufgrund eines stehengebliebenen Rests aus dem Hofleben übrigens, den man als gesellschaftliche Höflichkeit bezeichnet, eines Rests, der nichts Oberflächliches ist, in dem vielmehr nach einer Art von Umkehrung die Oberfläche wesentlich und zur Tiefe wird, sahen der Herzog und die Herzogin von Guermantes eine beherzigenswertere Pflicht als die mindestens von dem einen Teil des Paares häufig vernachlässigten der Mildtätigkeit, der Sittenreinheit, des Mitleids und der Gerechtigkeit, in dem unumgänglichen Gebot, zu der Prinzessin von Parma immer nur in der dritten Person zu sprechen.

Da ich noch niemals in meinem Leben in Parma gewesen war (was ich mir schon seit weit zurückliegenden Osterferien wünschte), hätte die Tatsache, daß ich nunmehr seine Fürstin kennenlernte – sie besaß, wie ich wußte, den schönsten Palast dieser einzigartigen Stadt, in der alles homogen sein mußte, so isoliert von der übrigen Welt lag sie zwischen den glatten Mauern und eingeschlossen in der wie an einem windstillen Sommerabend über der Piazza eines italienischen Städtchens erstickenden Atmosphäre ihres kompakten und allzu süßen Namens –, in einer Art von fragmentarischer und ohne Bewegung meinerseits vor sich gehender Ankunft dort an die Stelle dessen, was ich mir vorzustellen versuchte, das setzen müssen, was wirklich in Parma existierte; in der Algebra der Reise in die Stadt Giorgiones[1] war das wie eine erste Gleichung, ein erster Vergleich mit dieser Unbekannten. Seit Jahren hatte ich – so wie es ein Parfümeur mit einem Block von fettiger Substanz macht – den Namen der Prinzessin von Parma mit dem Duft von Tausenden von Veilchen getränkt, nun aber begann, sobald ich die Prinzessin erblickte, die ich mir bis dahin mindestens wie eine Sanseverina[2] vorgestellt hatte, eine zweite

Operation, die allerdings erst einige Monate später vollkommen zu Ende geführt war und darin bestand, mit Hilfe anderer chemischer Knetverfahren jedes ihm anhaftende Veilchenaroma und allen stendhalischen Duft aus dem Namen der Prinzessin zu vertreiben, um an ihre Stelle das Bild einer kleinen dunkelhaarigen Frau zu setzen, die der Wohltätigkeit lebte und eine so demütige Liebenswürdigkeit betätigte, daß man auf der Stelle erriet, in welchem standesbewußten Hochmut diese wurzelte. Im übrigen war die Prinzessin, ungeachtet einiger Verschiedenheiten, anderen großen Damen gleich und darin so wenig stendhalisch wie zum Beispiel in Paris im Quartier de l'Europe die Rue de Parme, die weniger dem Namen Parma als vielmehr allen anliegenden Straßen ähnlich sieht und weniger an die Chartreuse, in der Fabrice stirbt, als vielmehr an den Wartesaal der Gare Saint-Lazare gemahnt.[1]

Ihre Liebenswürdigkeit ging auf zwei Gründe zurück. Der eine, allgemeinere, lag in der Erziehung, die diese Tochter von Souveränen erhalten hatte. Ihre Mutter (die nicht nur mit allen königlichen Familien Europas alliiert, sondern auch – anders als das herzogliche Haus Parma – reicher als irgendeine regierende Fürstin war) hatte ihr seit dem zartesten Alter die von stolzer Demut diktierten Lehren eines evangelischen Snobismus eingeimpft; nun schien jeder Zug im Gesicht der Tochter, die Linien ihrer Schultern, die Bewegungen ihrer Arme zu wiederholen: »Sei eingedenk, daß, wenn Gott dich auf den Stufen eines Thrones hat zur Welt kommen lassen, du diese Tatsache nicht benutzen darfst, um diejenigen zu verachten, denen die göttliche Vorsehung (sie sei gepriesen dafür!) dich an Geburt und Reichtum überlegen gewollt. Sei im Gegenteil gütig zu den Kleinen. Deine Ahnen sind Grafen und Herzöge von Jülich und Kleve gewesen von 647 an[2] ; Gott hat in seiner Güte dafür gesorgt, daß du fast alle Aktien des Suezkanals und dreimal so viele Royal Dutch wie Edmond de Rothschild hast; dein Stammbaum in direkter Linie ist von den Genealogen seit dem Jahre 63 der christlichen Zeitrech-

nung belegt; zwei Kaiserinnen sind deine Schwägerinnen. Daher darfst du beim Sprechen nicht an so große Privilegien erinnern, obwohl sie fraglos vorhanden sind (denn man kann nichts ändern am Alter der Familie, und Erdöl wird immer gebraucht), es ist aber überflüssig, extra darauf hinzuweisen, daß du besser geboren bist als sonst irgend jemand und daß deine Geldanlagen erstklassig sind, da ja alle Welt es weiß. Sei hilfreich den Unglücklichen. Laß denen, die tiefer als dich zu stellen die himmlische Güte dir die Gnade erwiesen hat, zukommen, was du ihnen zuteil werden lassen kannst, ohne deinem Rang etwas zu vergeben, das heißt geldliche Beihilfe und selbst Krankenpflege, aber natürlich nie eine Einladung zu deinen Abendgesellschaften, was ihnen gar nicht gut täte, wohl aber durch Verminderung deines Prestiges deinen Wohltaten etwas von ihrer Wirkung benähme.«

So versuchte denn selbst in den Augenblicken, da sie nichts Gutes tun konnte, die Prinzessin zu zeigen oder zumindest durch alle äußeren Zeichen einer stummen Sprache glaubhaft zu machen, daß sie sich für nichts Besseres halte als die Personen, unter denen sie sich befand. Sie legte allen gegenüber die bezaubernde Höflichkeit an den Tag, die wohlerzogene Menschen jederzeit für ihre Untergebenen bereithalten, um sich nützlich zu machen, schob ihren Stuhl zurück, um mehr Platz zu lassen, hielt mir die Handschuhe, bot mir alle jene Dienste an, die zwar bei hochmütigen Frauen bürgerlicher Abkunft als unwürdig gelten, die Souveräninnen jedoch ebensogern erweisen wie, instinktiv und aufgrund beruflicher Gewöhnung, ehemalige Dienstboten.

Der andere Grund für die Liebenswürdigkeit der Herzogin mir gegenüber war ein speziellerer, doch wurde sie keinesfalls von einer geheimnisvollen Sympathie für mich diktiert. Im Augenblick allerdings blieb mir keine Zeit dafür, diesem zweiten Grund weiter nachzugehen. Schon nämlich zog mich der Herzog, der offenbar mit dem Vorstellen schnell zu Ende kommen wollte, zu einem anderen der Blumenmädchen hin.

Als ich ihren Namen hörte, sagte ich ihr, ich sei an ihrem nicht weit von Balbec liegenden Schloß einmal vorbeigekommen. »Oh! Und ich wäre so glücklich gewesen, es Ihnen zeigen zu dürfen«, sagte sie mit fast leiser Stimme, um desto bescheidener zu erscheinen, doch in tiefempfundenem Ton, in dem das Bedauern schwang, die Gelegenheit zu einem so ganz besonderen Vergnügen versäumt zu haben; mit gewinnendem Blick setzte sie hinzu: »Ich hoffe, es ist noch nicht alles verloren. Außerdem muß ich Ihnen sagen, daß Sie das Schloß meiner Tante Brancas wahrscheinlich weit mehr interessiert haben würde; es ist von Mansart erbaut und die Perle der Provinz.«[1] Nicht nur sie wäre hocherfreut gewesen, mir ihr Schloß zu zeigen, sondern auch ihre Tante Brancas entzückt, mich in dem ihren zu empfangen, wie mir jedenfalls diese Dame versicherte, die offenbar der Meinung war, besonders in einer Zeit, in der der Landbesitz eine Tendenz zeigte, in die Hände von Finanzleuten zu fallen, die keine Lebensart hatten, sei es um so wichtiger, daß die Großen weiterhin die hohe Tradition herrschaftlicher Gastfreundschaft aufrechterhielten, durch Worte, die zu nichts verpflichteten. Dazu kam, daß sie wie alle Personen ihres Milieus bemüht war, Dinge zu sagen, die ihrem Gesprächspartner Vergnügen bereiteten und ihm eine denkbar hohe Meinung von sich selbst einflößten, so daß er glaubte, er schmeichle denen, an die er schriebe, ehre durch seine Anwesenheit seine Gastgeber, und man brenne förmlich darauf, seine Bekanntschaft zu machen. Daß man den anderen eine solche günstige Meinung von sich selbst zu geben versucht, kommt allerdings zuweilen auch in bürgerlichen Kreisen vor. Man begegnet dort dieser wohlwollenden Haltung in Form einer persönlichen Tugend, die irgendeinen Fehler kompensiert, leider nicht bei den zuverlässigsten Freunden, wohl aber bei den angenehmsten Kameraden. Jedenfalls blüht sie dort nur vereinzelt. Bei einem Großteil der Aristokratie jedoch besteht dieser Charakterzug nicht mehr als individuelles Merkmal; durch Erziehung gepflegt,

gestützt durch die Vorstellung von der eigenen Größe, die nicht zu fürchten braucht, sie könne sich zu weit herablassen, die keine Rivalen kennt, aber weiß, daß sie durch Leutseligkeit andere glücklich machen kann und sich darin gefällt, es auch zu tun, ist sie zum Gattungsmerkmal einer Klasse geworden. Selbst diejenigen, bei denen zu entgegengesetzte schlechte Charakteranlagen verhindern, daß sie in ihrem Herzen sich entfalten kann, führen unbewußt ihre Spur in ihrem Wortschatz oder ihrem Gebärdenspiel mit.

»Sie ist eine ganz ausgezeichnete Frau«, bemerkte Monsieur de Guermantes zu mir über die Prinzessin von Parma, »und eine ›große Dame‹, wenn irgendeine es ist.«

Während ich den Damen vorgestellt wurde, machte sich ein Herr durch zahlreiche Zeichen von Unruhe bemerkmar: es war Graf Hannibal von Bréauté-Consalvi. Spät angekommen, hatte er nicht mehr Zeit gehabt, sich über die Eingeladenen zu informieren, und als er in mir bei meinem Eintreten in den Salon einen Gast erkannte, der nicht zur Gesellschaft der Herzogin gehörte und somit ganz außerordentliche Verdienste haben mußte, um dennoch zugelassen zu sein, befestigte er sein Monokel in der von Brauen überdachten Höhlung seines Auges, in der Meinung offenbar, es werde ihm bei der Feststellung helfen, was für eine Art Mensch ich sei. Er wußte, daß Madame de Guermantes jene kostbare Beigabe von wahrhaft überlegenen Frauen, nämlich das, was man einen Salon nennt, besaß, das heißt, daß sie zuweilen zu den Eingeladenen aus ihrer eigenen Welt noch irgendeine Berühmtheit hinzuzog, die durch Entdekkung eines neuen Heilmittels oder Schaffung eines Meisterwerks im Vordergrund des Interesses stand. Der Faubourg Saint-Germain hatte sich noch nicht ganz davon erholt, daß die Herzogin sich nicht gescheut hatte, zum Empfang des Königs und der Königin von England auch Monsieur Detaille[1] zu bitten. Nur schwer kamen die geistbeflissenen Damen des Faubourg darüber hinweg, nicht eingeladen worden zu sein, so herrlich interessant hätten sie es ge-

funden, diesem seltsamen Genie nahe zu kommen. Madame de Courvoisier[2] behauptete, auch Monsieur Ribot[3] sei zugegen gewesen, doch war dies eine Erfindung, einzig dazu bestimmt, den Glauben zu erwecken, Oriane suche für ihren Mann die Ernennung zum Botschafter zu erreichen. Um dem Skandal die Krone aufzusetzen, hatte sich Monsieur de Guermantes mit einer Galanterie, die dem Marschall von Sachsen[4] Ehre gemacht hätte, im Schauspielerfoyer der Comédie-Française eingefunden und Mademoiselle Reichenberg[5] gebeten, bei ihm vor dem König Gedichte vorzutragen, was auch geschah und in den Annalen der Routs ein noch nie dagewesenes Ereignis darstellte. In Anbetracht solch zahlreicher Überraschungen (die im übrigen seine vollste Billigung fanden, denn er selbst war ebensosehr eine Zierde wie – in der gleichen Weise wie die Herzogin von Guermantes, nur in männlicher Gestalt – eine Weihe für einen Salon) sah Monsieur de Bréauté, als er sich fragte, wer ich wohl sein mochte, für seine Forschungsarbeit ein weites Feld vor sich. Einen Augenblick tauchte der Name von Monsieur Widor[6] in seinem Bewußtsein auf; dann aber entschied er, ich sei für einen Organisten wohl reichlich jung und Monsieur Widor auch als Erscheinung nicht markant genug, um empfangen zu werden. Wahrscheinlicher kam ihm vor, daß ich ganz einfach der neue Attaché der Schwedischen Gesandtschaft sei, von dem neulich die Rede war; er war drauf und dran, sich bei mir nach dem Befinden König Oskars[1] zu erkundigen, der ihn mehrere Male sehr liebenswürdig bei sich empfangen hatte; doch als der Herzog, um mich vorzustellen, meinen Namen genannt hatte, konstatierte Monsieur de Bréauté, daß dieser ihm absolut unbekannt sei, und zögerte, da ich nun einmal anwesend war, nicht mehr länger, in mir eine Berühmtheit zu sehen. Oriane tat es ja offenbar nicht darunter und verstand sich auf die Kunst, Männer, von denen man sprach, in ihren Salon zu ziehen, natürlich nur in einem Prozentsatz von eins zu hundert, sonst hätte sie ihn deklassiert. Monsieur de Bréaute leckte sich also die

Mundwinkel und blähte lüstern die Nasenflügel auf, da nun sein Appetit nicht nur auf ein gutes Abendessen, auf das er ganz sicher rechnen konnte, geweckt worden war, sondern auch auf den sonstigen Charakter dieser Veranstaltung, die, durch meine Anwesenheit unweigerlich interessant gemacht, einen pikanten Gesprächsstoff für das Dejeuner mit dem Herzog von Chartres am folgenden Tag abgeben würde. Er sah freilich noch nicht klar, ob ich nun eigentlich derjenige sei, dessen Serum gegen Krebs zur Zeit erprobt wurde, oder der Mann, dessen neuer Einakter im Théâtre-Français eben geprobt wurde, aber als großer Intellektueller und Liebhaber von »Reiseerzählungen« machte er mir unaufhörlich zahllose kleine Verbeugungen und sandte mir Zeichen des Einverständnisses und durch sein Monokel[2] filtrierte Formen des Lächelns zu, ob nun in der falschen Vorstellung befangen, ein Mann von besonderen Verdiensten werde ihn besser würdigen, wenn er ihm die Meinung glaubhaft nahelegte, er, Graf Bréauté-Consalvi, schätze die Privilegien des Geistes nicht minder hoch als die der Geburt, oder aber einfach aus dem Bedürfnis und einer gleichzeitigen Schwierigkeit heraus, seine Befriedigung auszudrücken, da er ja nicht wußte, in welcher Sprache er mit mir reden solle, alles in allem jedenfalls so, als befinde er sich in der Gegenwart eines der »Eingeborenen« eines unbekannten Landes, an dessen Küste sein Floß angelegt hätte und mit dessen Einwohnern er in gewinnsüchtiger Absicht unter aufmerksamer Beobachtung ihrer Sitten und Gebräuche, ohne deswegen seine unaufhörlichen Freundschaftsbekundungen zu unterbrechen noch zu versäumen, wie jene Stämme laute Schreie der Wohlgeneigtheit auszustoßen, Straußeneier und Gewürze gegen Glasperlen einzutauschen versuchte. Nachdem ich mein möglichstes getan hatte, den Ausdruck seiner Freude zu erwidern, drückte ich dem Herzog von Châtellerault die Hand, dem ich bereits bei Madame de Villeparisis begegnet war, von welcher er mir sagte, sie sei eine ganz geriebene Person. Er war außerordentlich

»Guermantes« mit seinem blonden Haar, dem stark betonten Profil, den Stellen, an denen die Haut auf der Wange angegriffen wirkt, kurz in allem, was man schon auf den aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert stammenden Bildnissen dieser Familie bemerkt. Doch da ich die Herzogin nicht mehr liebte, besaß ihre Reinkarnation in einem jungen Mann keine Anziehungskraft für mich. Ich las die Linie des Hakens, den die Nase des Herzogs von Châtellerault beschrieb, wie die Signatur eines Malers, den ich lange studiert hatte, der mich aber überhaupt nicht mehr interessierte. Darauf begrüßte ich auch den Fürsten von Foix, und sehr zum Schaden meiner Fingergelenke, die leicht zerquetscht aus dieser Berührung hervorgingen, überließ ich meine Hand dem Schraubstock eines deutschen Händedrucks, der von einem ironischen oder gutmütigen Lächeln des Fürsten von Faffenheim begleitet war, jenes Freundes von Monsieur de Norpois, der infolge der diesem Milieu eigenen Vorliebe für Beinamen so allgemein Fürst Von hieß, daß er selbst mit »Fürst Von« oder im intimen Kreis sogar nur mit »Von« unterschrieb. Diese Abkürzung konnte man zur Not noch verstehen, da sie durch die Länge eines mehrteiligen Namens gerechtfertigt schien. Weniger begriff man, weshalb Elisabeth bald durch Lili, bald durch Bebeth ersetzt werden mußte, so wie es in einem anderen Kreis von Kikims wimmelte. Es ist verständlich, daß man sich, obwohl diese Leute sonst Muße haben und unentwegt Zerstreuungen nachgehen, für »Quiou« entschieden hat, um mit »Montesquiou« nicht Zeit zu vertrödeln. Doch man sieht weniger ein, daß sie viel dabei gewannen, wenn sie einen ihrer Vettern Dinand anstatt Ferdinand nannten. Man darf übrigens nicht glauben, daß die Guermantes bei den Vornamen ein für allemal die Methode der Wiederholung von Silben anwendeten. Zwei Schwestern, die Gräfin von Montpeyroux und die Vicomtesse von Vélude, die ungemein umfangreich waren, hörten sich, ohne es im geringsten übelzunehmen und ohne daß jemandem darüber zu lächeln einfiel – so alt war die

Gewohnheit schon –, nie anders nennen als »Baby« und »Putzi«. Madame de Guermantes, die Madame de Montpeyroux abgöttisch liebte, hätte sich im Falle einer schweren Erkrankung dieser letzteren unter Tränen bei ihrer Schwester erkundigt: »Ich habe gehört, es geht ›Baby‹ sehr schlecht.« Madame de l'Éclin, die das Haar in Bandeaus trug, die ihr die Ohren gänzlich verdeckten, wurde nie anders als »Taubchen« genannt. Manchmal begnügte man sich damit, zu dem Namen oder Vornamen des Ehemannes ein a hinzuzusetzen, um seine Frau zu bezeichnen. Der geizigste, gemeinste, unmenschlichste Mann im Faubourg hieß mit Vornamen Raphaël, so zeichnete denn seine Reizende, seine Blume, die auf demselben Felsen gedieh, mit Raphaëla; doch sind dies nur einfache Beispiele für zahllose herrschende Regeln, von denen wir jeweils bei Gelegenheit einige aufzeigen können.

Hierauf bat ich den Herzog, mich dem Fürsten von Agrigent vorzustellen. »Wie, Sie kennen den trefflichen Grigri noch nicht!« rief der Herzog aus und nannte dem Fürsten meinen Namen. Der dieses letzteren, den Françoise so oft im Munde führte, war mir immer wie ein durchsichtiges Glasgebilde vorgekommen, hinter dem ich, am Ufer des violetten Meeres von den schrägen Strahlen einer goldenen Sonne berührt, die rosigen Würfel einer antiken Stadt liegen sah, von der, wie ich nicht zweifelte, der nur dank einem kurzen Wunder vorübergehend in Paris weilende Fürst, in meiner Phantasie ebenso lichtüberflutet sizilianisch und glorreich patiniert, der tatsächliche Souverän sei. Doch ach, der ordinäre Hampelmann, dem ich vorgestellt wurde und der sich mit einer Halbdrehung zu mir wandte, um mir mit plumper Ungezwungenheit, die er selbst für elegant hielt, guten Tag zu sagen, hatte so wenig Beziehung zu seinem Namen wie zu einem Kunstwerk, das er besessen hätte, ohne den geringsten Widerschein davon auf seiner Person zu tragen, ja ohne es vielleicht auch jemals nur angesehen zu haben. Dem Fürsten von Agrigent ging in einem Maße alles Fürstliche und alles,

was an Agrigent hätte erinnern können, ab, daß man vermuten mußte, sein Name, der völlig von ihm gelöst, durch nichts mit seinem Wesen verbunden schien, habe die Macht gehabt, alles, was in diesem Manne wie in jedem anderen an unbestimmter Poesie vielleicht vorhanden war, an sich zu ziehen und es nach dieser Operation in seine magischen Silben einzuschließen. Wenn die Operation stattgefunden hatte, so war sie auf alle Fälle bestens ausgeführt worden, denn es war nicht mehr möglich, aus diesem Verwandten der Guermantes auch nur ein winziges Atom von Charme herauszuholen. Auf diese Weise war er gleichzeitig als einziger Mensch auf der Welt Fürst von Agrigent, vielleicht aber auch derjenige, der es am wenigsten war. Im übrigen war er sehr froh, es zu sein, jedoch in der Weise, wie ein Bankier sich freut, zahlreiche Aktien eines Bergwerks zu besitzen, ohne sich im geringsten darum zu scheren, ob dieses Bergwerk den hübschen Namen »Ivanhoé« oder »Primerose« trägt oder nur einfach »Premier« heißt.[1] Während nun inzwischen die Vorstellungen, deren Schilderung so viel Zeit in Anspruch genommen hat, die aber, gleich bei meinem Eintritt in den Salon beginnend, nur ein paar Minuten gedauert hatten, zu Ende gingen und Madame de Guermantes in fast flehendem Ton zu mir sagte. »Ich bin ganz sicher, Basin ermüdet Sie damit, daß er Sie von einer zur anderen führt, Sie sollen natürlich unsere Freunde kennenlernen, aber wir wollen Sie vor allem nicht ermüden, damit Sie oft wiederkommen«, gab der Herzog mit einer linkischen und zaghaften Bewegung (er hätte es gern schon vor jener für mich mit der Betrachtung der Bilder Elstirs ausgefüllten Stunde getan) das Zeichen, daß nunmehr angerichtet werden könne.

Es muß noch gesagt werden, daß einer der Eingeladenen fehlte, nämlich Monsieur de Grouchy, dessen Frau, eine geborene Guermantes, allein erschienen war, da ihr Gatte unmittelbar von der Jagd, an der er tagsüber teilgenommen hatte, herkommen wollte. Dieser Monsieur de Grouchy, ein Nach-

komme des Grouchy aus dem Ersten Kaiserreich, von dem fälschlich behauptet wird, sein Fehlen zu Beginn der Schlacht bei Waterloo sei der Hauptgrund für Napoleons Niederlage gewesen[2] , entstammte einer ausgezeichneten, aber dennoch in den Augen der von Adelsstolz Besessenen unzulänglichen Familie. Daher pflegte der Fürst von Guermantes, der viele Jahre später für seine Person weniger heikel sein sollte, zu seinen Nichten zu sagen: »Welch Unglück für die arme Madame de Guermantes« (die Vicomtesse von Guermantes, Mutter Madame de Grouchys), »daß sie ihre Kinder nicht hat verheiraten können.« – »Aber Onkel, die Älteste hat doch Monsieur de Grouchy geheiratet.« – »Das nenne ich keine Heirat! Nun, es heißt, Onkel François bewerbe sich um die Jüngste, da werden sie wenigstens nicht alle sitzenbleiben.«

Kaum war der Befehl zum Servieren gegeben, als sich auch schon in weitkreisender, mehrfacher Simultanbewegung die Türen des Speisezimmers mit beiden Flügeln auftaten; ein Maître d'hôtel, der wie ein Zeremonienmeister aussah, verneigte sich vor der Prinzessin von Parma und verkündete: »Madame, es ist angerichtet« in einem Ton, als meldete er: »Madame liegt im Sterben«[1] , doch breitete er damit nicht Trauer über die Versammlung, denn geradezu übermütig, wie bei einem sommerlichen Volksfest in Robinson[2] , begaben sich die Paare eins hinter dem anderen in das Speisezimmer und trennten sich dann, an ihren Plätzen angekommen, wo Diener ihnen den Stuhl unterschoben; die letzte, Madame de Guermantes, trat zu mir, damit ich sie zu Tisch führe, was ich auch entgegen möglicher Befürchtungen ohne den leisesten Schatten von Schüchternheit tat, denn als Jägerin, deren Anmut dank perfekter Beherrschung der Muskeln besondere Leichtigkeit bekommt, vollzog sie, offenbar bei der Feststellung, daß ich auf der falschen Seite sei, eine so genau abgemessene Wendung, daß ich ihren Arm im Rahmen eines ganz natürlich sich ergebenden Rhythmus sicherer, edler Bewegungen auf dem meinen fand. Ich folgte diesen Bewegungen

um so unbefangener, als die Guermantes ihnen ebensowenig Wichtigkeit beilegten wie seinem Wissen ein wahrer Gelehrter, durch den man sich infolgedessen weniger eingeschüchtert fühlt als durch einen Ignoranten; andere Türen öffneten sich, durch die die dampfende Suppe hereingetragen wurde; es war, als finde dieses Diner auf einem geschickt gelenkten Marionettentheater statt, bei dem die verspätete Ankunft des jungen Gastes auf ein Zeichen des Meisters hin alle Fäden in Bewegung setzt.

Zaghaft und nicht majestätisch überlegen hatte der Herzog den Wink erteilt, auf den hin dieses umfangreiche, klug erdachte, gefügige, imponierende Uhrwerk aus mechanischen und menschlichen Impulsen in Gang gebracht worden war.[1] Die Unentschiedenheit der Geste schadete in meinen Augen der Wirkung des ihr gehorchenden Schauspiels nicht. Ich war mir nämlich bewußt, daß das, was sie so zögernd und befangen gemacht hatte, die Befürchtung war, mich merken zu lassen, man habe nur auf mich gewartet, um mit dem Essen zu beginnen, und man habe lange auf mich gewartet, so wie Madame de Guermantes besorgt gewesen war, die unausgesetzte Folge von Vorstellungen im Salon könne mich nach dem Anschauen so vieler Bilder ermüden und mich daran hindern, mich wohl zu fühlen. So offenbarte der Mangel an Größe dieser Geste wahre Größe, genauso wie die Gleichgültigkeit des Herzogs seinem Luxus gegenüber Rücksichtnahme auf einen an sich unbedeutenden Gast, den er ehren wollte. Das soll nicht heißen, daß Monsieur de Guermantes nicht in anderer Hinsicht recht gewöhnlich war, gewisse lächerliche Züge des übermäßig reichen Mannes und den Hochmut eines Parvenüs besaß, der er gar nicht war. Doch wie ein Beamter oder ein Priester ihr mittelmäßiges Talent ins Unendliche vervielfältigt sehen (der Welle gleich, die das ganze nachdrängende Meer hinter sich hat) durch die Mächte, auf die sie sich stützen, die Administration des französischen Staates und die katholische Kirche, so fühlte Monsieur de Guermantes sich durch eine

andere Macht, die urechteste aristokratische Höflichkeit, getragen. Diese Höflichkeit machte vor vielen Leuten halt. Madame de Guermantes hätte weder Madame de Cambremer noch Monsieur de Forcheville in ihrem Hause empfangen. Doch in dem Augenblick, da jemand, wie es bei mir der Fall war, möglicherweise dem Milieu der Guermantes angegliedert werden konnte, bot diese Höflichkeit Schätze schlichter Gastlichkeit dar, die – wenn denkbar – noch glanzvoller waren als die alten Salons und das köstliche Mobiliar, das sie immer noch zierte.

Wenn Monsieur de Guermantes jemandem ein Vergnügen bereiten wollte, so verfügte er, um an dem betreffenden Tag jenen zur Hauptperson zu machen, über eine Kunst, die Umstände und Ort geschickt zu nutzen verstand. In Guermantes hätten zweifellos diese »Gunstbeweise« und »Huldbezeigungen« eine andere Form angenommen. Der Herzog hätte für mich anspannen lassen, um mit mir allein vor dem Diner eine Spazierfahrt zu machen. So wie sie einem jetzt entgegentraten, fühlte man sich von seinen Bemühungen so stark und unmittelbar ergriffen wie – beim Lesen von Memoiren aus der Zeit – von denen Ludwigs xiv., wenn er gütig, lächelnd und mit einer halben Verneigung jemandem antwortet, der als Bittsteller zu ihm kommt. Doch muß man dabei in beiden Fällen im Auge behalten, daß solche Höflichkeit nicht über das hinausreicht, was eben dieses Wort besagt.[1]

Ludwig xiv. (dem der auf seine Stellung pochende Adel seiner Zeit vorwarf, er achte zu wenig auf die Etikette, so wenig sogar, daß er nach Saint-Simon im Vergleich zu Philipp von Valois, zu Karl dem Fünften usw. nur ein geringer König gewesen ist[2]) ließ bis ins kleinste gehende Instruktionen ausarbeiten, damit die Prinzen von Geblüt und die Gesandten wüßten, bei welchen Souveränen sie links zu gehen und zu sitzen hatten. In gewissen Fällen zieht man angesichts der Unmöglichkeit, zu einer allgemein befriedigenden Lösung zu gelangen, einen Kompromiß vor, wie etwa, daß der Sohn

Ludwigs xiv., Monseigneur, einen bestimmten fremden Souverän nur draußen im Freien begrüßen darf, so daß es nicht heißen kann, beim Betreten des Schlosses habe der eine den Vortritt vor dem andern gehabt[1] ; als der Kurfürst von der Pfalz den Herzog von Chevreuse bei sich zu Tisch empfängt, schützt er, um nicht links von ihm sitzen zu müssen, Krankheit vor und speist mit ihm, während er selbst im Bett liegt, was alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumt.[2] Da Monsieur le Duc jeweils zu vermeiden weiß, bei Monsieur Kammerdienst zu tun, findet dieser auf den Rat des Königs, seines Bruders, der ihn übrigens zärtlich liebt, einen Vorwand, um seinen Vetter zum Lever zu sich kommen zu lassen und ihn dazu zu zwingen, ihm das Hemd zu reichen.[3] Doch sobald es sich um ein tieferes Gefühl handelt, um Dinge des Herzens, wandelt die in Dingen der Höflichkeit so unerbittliche Pflicht vollkommen ihr Angesicht. Ein paar Stunden nach dem Tod dieses Bruders, einer der Personen also, die er am meisten geliebt hat, zu einem Zeitpunkt also, da Monsieur nach dem Ausspruch des Herzogs von Montfort »noch ganz warm« war, singt Ludwig xiv. Opernarien, wundert sich, daß die Herzogin von Burgund, die ihrem Schmerz nur mit Mühe zu gebieten weiß, eine so schwermütige Miene zeigt, und befiehlt in dem Wunsche, die allgemeine Fröhlichkeit sofort wieder herzustellen, dem Herzog von Burgund, damit die Höflinge seinem Beispiel folgen, eine Partie Brelan[4] zu eröffnen. Tatsache ist, daß man nicht nur in seinem bewußten gesellschaftlichen Verhalten, sondern auch in den unwillkürlichsten mündlichen Äußerungen, den Sorgen, der Zeiteinteilung des Herzogs von Guermantes auf den gleichen Widerspruch stieß: die Guermantes empfanden Schmerz nicht tiefer als die übrige Menschheit, man kann sogar sagen, ihre Empfindungsfähigkeit sei hinter der der anderen etwas zurückgeblieben; dennoch stand ihr Name täglich in den Nachrichten aus der Gesellschaft, die der *Gaulois* [5] brachte, infolge der fabelhaft hohen Ziffer von Beisetzungen, bei denen sie unverzeihlich ge-

funden hätten, sich nicht in die Liste der Kondolierenden eintragen zu lassen. Wie der Reisende in fast unveränderter Form die lehmgedeckten Häuser oder die Terrassen vorfindet, die Xenophon oder der heilige Paulus[1] schon gekannt haben könnten, so fand ich in den Umgangsformen des Herzogs von Guermantes, diesem durch Liebenswürdigkeit rührenden und durch Härte empörenden Mann, der ein Sklave der kleinsten formellen Verpflichtungen war, sich über die geheiligtsten Bindungen jedoch seelenruhig hinwegsetzte, nach Ablauf von zwei Jahrhunderten noch vollkommen intakt jene dem Hofleben unter Ludwig xiv. eigentümliche Verbildung vor, durch die Gewissensskrupel aus dem Bereich der Gefühle und der Moral in die Sphäre des Protokolls verlagert worden sind.

Der andere Grund für die Liebenswürdigkeit, die die Prinzessin von Parma mir erwies, war speziellerer Art. Sie war von vornherein überzeugt, daß alles, was sie bei der Herzogin von Guermantes antraf, ob Dinge oder Menschen, von höherer Qualität sei als das, was sie in ihrem Hause hatte. Tatsächlich tat sie auch bei allen anderen so, als sei dies der Fall; angesichts des einfachsten Gerichts, der landläufigsten Blumen begnügte sie sich nicht damit, in Verzückung zu geraten, sondern bat um die Erlaubnis, am folgenden Tag durch ihren Koch das Rezept holen oder von ihrem Chefgärtner die Blumensorte in Augenschein nehmen zu lassen, Persönlichkeiten mit hohem Einkommen, die eigene Wagen, vor allem aber großen Berufsstolz besaßen und sich tief gedemütigt fühlten, wenn sie sich nach einem Gericht, das sie selbst verschmähten, erkundigen oder eine Nelkenart zum Muster nehmen sollten, nicht halb so schön »gesprenkelt«, »chiniert« oder großblumig wie diejenigen, die sie seit langem schon bei der Prinzessin zogen. Doch wenn allen anderen gegenüber die Bewunderung für die geringsten Details gekünstelt war und nur demonstrieren sollte, daß die Prinzessin sich durch die Überlegenheit ihres Rangs und Reichtums nicht zu einem von ihren früheren Lehrern untersagten, bei ihrer Mutter mühsam

unterdrückten und Gott nicht wohlgefälligen Stolz verleiten ließ, so betrachtete sie den Salon der Herzogin von Guermantes allen Ernstes als eine privilegierte Stätte, an der man aus dem Staunen nur herauskam, um alsbald erst recht in Entzücken zu geraten. Ganz im allgemeinen übrigens, was aber nicht ausreichen würde, um diesen Geisteszustand hinlänglich zu erklären, waren die Guermantes recht verschieden von der übrigen aristokratischen Gesellschaft, nämlich von seltenerer und kostbarerer Substanz. Auf den ersten Blick hatte ich eher den entgegengesetzten Eindruck gehabt, sie gewöhnlich und jedenfalls nicht anders als andere Männer und Frauen gefunden, doch nur deshalb, weil ich wie in Balbec, in Florenz, in Parma auch in ihnen zunächst nur Namen gesehen hatte. Gewiß, in diesem Salon glichen alle die Damen, die ich mir wie Meißner Porzellanfiguren vorgestellt hatte, gleichwohl eher den meisten übrigen Frauen. Doch ebenso wie Balbec oder Florenz konnten die Guermantes, nachdem sie zunächst für die Phantasie eine Enttäuschung bedeutet hatten, insofern sie mehr ihresgleichen als ihrem Namen ähnlich sahen, später doch, wenn auch in geringerem Maße, dem Verstand bestimmte Eigentümlichkeiten offenbaren, die sie auszeichneten. Sogar ihre physischen Merkmale, das eigentümliche, manchmal bis ins Violette spielende Rosa ihrer Haut, ein gewisses, gleichsam lichtspendendes Blond ihres selbst bei Männern feinen Haars, das sich zu sanftgoldenen Büscheln häufte, halb Mauermoos, halb Katzenfell (ein lichter Glanz, dem eine gewisse Brillanz des Geistes entsprach, denn man sprach ebenso wie vom Teint und dem Haar der Guermantes vom Esprit der Guermantes – wie man vom Esprit der Mortemart[1] sprach –, einer gewissen Form gesellschaftlicher Verfeinerung, die aus der Zeit noch vor Ludwig xiv. stammte und um so leichter von allen anerkannt wurde, als sie selbst ihn proklamierten), all das bewirkte, daß in der schon an sich kostbaren Materie der adligen Gesellschaft, in die man sie hier und da eingelassen fand, die

Guermantes sichtbar blieben, leicht zu erkennen und zu verfolgen wie die Adern, deren Blond Jaspis und Onyx zeichnen, oder genauer noch wie das leichtschwebende Gewirr heller Härchen, die als biegsame Strahlen die Flächen des Moosachats durchziehen.

Die Guermantes – wenigstens die, die dieses Namens würdig waren – besaßen nicht nur eine erlesene Qualität der Haut, des Haars und des durchscheinenden Blicks, sondern hatten auch eine Art sich zu halten, zu gehen, zu grüßen, einen anzusehen, bevor sie die Hand gaben, die Hand zu geben, durch die sie sich insgesamt von jedem anderen Angehörigen der besseren Gesellschaft ebenso stark unterschieden wie dieser von einem Bauern in seinem Arbeitskittel. Und trotz ihrer Liebenswürdigkeit fragte man sich dann: Haben sie nicht geradezu das Recht – obwohl sie es zu verbergen versuchen –, wenn sie uns gehen sehen, grüßen, aufbrechen, das heißt alle die Dinge tun, die von ihnen ausgeführt so anmutig werden wie der Flug der Schwalbe oder die Neigung der Rose, bei sich selbst zu denken: Jene gehören einer anderen Rasse an als wir, und wir sind die Fürsten der Erde? Später begriff ich, daß die Guermantes mich tatsächlich für einer anderen Rasse zugehörig erachteten, einer Rasse jedoch, die ihren Neid erregte, weil ich Vorzüge besaß, von denen ich nichts wußte und die sie ausdrücklich für die einzig wichtigen zu halten behaupteten. Noch später ging mir auf, daß dieses Glaubensbekenntnis nur zur Hälfte aufrichtig war und daß bei ihnen Verachtung oder Befremden mit Bewunderung und Neid zusammenhausten. Die physische Geschmeidigkeit, die ein so wesentlicher Zug der Guermantes war, gelangte auf zwei Arten zum Ausdruck: dank der einen Art – sie zeigte sich ständig, in jedem Augenblick – wußte ein Guermantes, wenn er zum Beispiel eine Dame begrüßte, von sich eine Silhouette zu zeichnen, die aus dem instabilen Gleichgewicht asymmetrischer, vom Spiel der Nerven jedoch ausgeglichener Bewegungen bestand, das eine Bein etwas schleppend, vielleicht

absichtlich, vielleicht auch weil er es auf der Jagd mehrmals gebrochen hatte und es jetzt, um das andere Bein einzuholen, dem Rumpf eine Krümmung auferlegte, dem das Anheben einer Schulter als Gegengewicht diente, während sich das Monokel im Auge installierte, die Braue emporhob und gleichzeitig die Haartracht sich zur Begrüßung neigte; die andere Geschmeidigkeit hatte sich – wie die Form der Welle, des Windes oder des Kielwassers für immer entscheidend die der Muschel oder des Bootes bestimmt – in einer Art von fixierten Bewegung gleichsam stilisiert, die in der Kurve der gebogenen Nase und unter den etwas hervorstehenden blauen Augen, oberhalb der zu schmalen Lippen, aus denen bei den Frauen eine rauhe Stimme hervorkam, an den fabelhaften Ursprung erinnerte, den im sechzehnten Jahrhundert der gute Wille schmarotzender Genealogen mit gräzistischem Einschlag dieser Familie beigelegt hatte, die zwar zweifelsohne alt, aber doch nicht so alt war, wie jene behaupteten, wenn sie sie aus der mythologischen Befruchtung einer Nymphe durch einen göttlichen Vogel herleiten wollten.[1]

Die Guermantes waren in geistiger Hinsicht nicht weniger merkwürdig als in ihrer körperlichen Erscheinung. Abgesehen von dem Fürsten Gilbert (dem Gatten von »Marie-Gilbert«, der überlebten Anschauungen huldigte und seine Frau zu seiner Linken Platz nehmen ließ, wenn sie spazierenfuhren, weil sie, wenn auch aus königlichem Blut, weniger hochgeboren war als er; er war aber eine Ausnahme und in seiner Abwesenheit Gegenstand spöttischer Bemerkungen der Familie und immer neuer Anekdoten) gaben die Guermantes, obwohl sie selbst der allerobersten Schicht der Aristokratie angehörten, vor, auf Adel keinen Wert zu legen. Die Theorien der Herzogin, die nun allerdings derartig Guermantes war, daß sie gewissermaßen zu etwas anderem, etwas Angenehmerem wurde, stellten so unbedingt den Geist über alles andere und waren in der Politik so sozialistisch, daß man sich fragte, wo sich in ihrem Palais der Hausgeist verbarg, der dafür sorgte, daß

der aristokratische Lebenszuschnitt aufrechterhalten wurde, und, immer unsichtbar, aber offenbar bald im Vorzimmer, bald im Salon, bald im Ankleidezimmer versteckt, die Dienstboten dieser Frau, die nicht an Titel glaubte, daran erinnerte, stets »Madame la Duchesse« zu ihr zu sagen, und diese Frau selbst, die nur die Lektüre liebte und sich nichts aus anderen Menschen machte, wenn die Uhr acht schlug, zu ihrer Schwägerin zum Diner zu fahren und sich zu diesem Zweck zu dekolletieren.

Derselbe Familiengenius stellte Madame de Guermantes die Position der Herzoginnen, zumindest der ersten unter ihnen, die wie sie Multimillionärinnen waren, und den Zwang, langweiligen Tee- und Dinereinladungen oder Routs Stunden opfern zu müssen, in denen sie interessante Dinge hätte lesen können, als unangenehme Notwendigkeiten hin etwa wie Regenwetter, die Madame de Guermantes akzeptierte, während sie ihre ketzerischen Bemerkungen darüber machte, aber ohne doch so weit zu gehen, daß sie nach den Gründen für ihr Akzeptieren suchte. An dem seltsamen Zufall, daß der Maître d'hôtel zu Madame de Guermantes, dieser Frau, die nur an den Geist glaubte, stets »Madame la Duchesse« sagte, schien sie sich jedoch nicht zu stoßen. Niemals hatte sie daran gedacht, ihn zu bitten, ganz einfach »Madame« zu ihr zu sagen. Wenn man seinen guten Willen bis zur äußersten Grenze treiben wollte, hätte man meinen können, daß sie in ihrer Zerstreutheit nichts als »Madame« vernahm und das weitere angehängte Wort vollkommen überhörte. Doch auch wenn sie Taubheit vorgab, war sie deshalb nicht stumm. Jedesmal nämlich, wenn sie ihrem Gatten etwas ausrichten ließ, sagte sie zu dem Diener: »Erinnern Sie Seine Durchlaucht …«

Der Familiengenius fand übrigens auch noch andere Möglichkeiten der Beschäftigung, zum Beispiel hatte er das Gespräch auf die Moral zu bringen. Gewiß gab es Guermantes, die eher geistreich waren, und andere von eher moralischer Artung, und gewöhnlich waren es nicht dieselben. Die erste-

ren aber – selbst ein Guermantes, der Fälschungen begangen hatte und beim Spiel betrog, im übrigen aber der reizendste von allen und jeder neuen und richtigen Idee zugänglich war – wußten noch besser über Moral zu reden als die letzteren, und zwar auf die gleiche Weise wie Madame de Villeparisis in den Momenten, wo der Familiengenius sich durch den Mund der alten Dame äußerte. Bei ganz gleichen Gelegenheiten sah man plötzlich die Guermantes einen fast ebenso altväterisch treuherzigen, aber wegen ihres größeren Charmes rührenderen Ton als die Marquise anschlagen, um zum Beispiel über eine Dienerin die Beobachtung zu machen: »Man sieht gleich, daß sie einen guten Fond hat, das Mädchen ist nicht vulgär, sie muß guter Leute Kind sein, sicher ist sie immer auf dem rechten Weg geblieben.« In diesen Augenblicken äußerte sich der Familiengenius in einem bestimmten Tonfall. Manchmal aber auch trat er in einer gewissen Wendung, einer Miene hervor, die bei der Herzogin ganz die gleiche war wie bei ihrem Großvater, dem Marschall, einer Art von unmerklichem Zucken (ähnlich dem der Schlange, des karthagischen Genius der Familie Barkas[1]), dank dem ich bei meinen Morgenspaziergängen von plötzlichem Herzklopfen befallen worden war, wenn ich mich, noch ehe ich Madame de Guermantes erkannt hatte, von ihr aus dem Hintergrund eines kleinen Milchgeschäfts beobachtet fühlte. Dieser Hausgeist hatte sich bei einer Gelegenheit eingemischt, die nicht nur den Guermantes keineswegs gleichgültig war, sondern auch den Courvoisier, die die Kehrseite der Familie darstellten und, obwohl von ebenso hohem Rang wie die Guermantes, vollkommen anders waren als sie (dadurch, daß die Großmutter des Fürsten von Guermantes eine Courvoisier war, erklärten die Guermantes sogar seine ausgeprägte Neigung, immer nur von Geburt und Adel zu sprechen, als sei dies die einzig wichtige Sache auf der Welt). Nicht nur erkannten die Courvoisier dem Geist keineswegs denselben Rang zu wie die Guermantes, sie hatten auch nicht die gleiche Vorstellung

davon. Für einen Guermantes (auch wenn er selber dumm war) bedeutete geistreich sein dasselbe wie Spitzzüngigkeit, die Gabe, Bosheiten zu sagen, sich durchzusetzen; es hieß auch, daß man seinen Standpunkt in bezug auf Malerei, Musik, Architektur zu vertreten wußte und englisch sprach. Die Courvoisier besaßen vom Geist eine weniger vorteilhafte Vorstellung: wofern man nicht ihrer eigenen Welt angehörte, bedeutete geistreich sein für sie nicht viel weniger, als daß man sicher Vater und Mutter ermordet habe. Geist war für sie eine Art Brecheisen, mit dessen Hilfe Leute, die weiß woher kommen mochten, die Türen der angesehensten Salons aufbrachen, und man wußte bei den Courvoisier, daß man hinterher immer brennend bereute, solche »Subjekte« empfangen zu haben. Den belanglosesten Äußerungen geistreicher Menschen, die nicht zu ihrer Welt gehörten, setzten die Courvoisier ein systematisches Mißtrauen entgegen. Als einmal jemand gesagt hatte: »Aber Swann ist jünger als Palamède«, hatte Madame de Gallardon geantwortet: »Das erzählt er euch jedenfalls; und wenn er es sagt, so könnt ihr sicher sein, daß er darin für sich einen Vorteil sieht.« Ja mehr noch, als von zwei sehr eleganten Ausländerinnen, die bei den Guermantes verkehrten, gesagt wurde, man habe zuerst die eine eingeführt, weil sie die ältere sei, hatte Madame de Gallardon gefragt: »Aber ist sie denn überhaupt die ältere?«, nicht gerade so, als ob diese Art von Personen gar kein Alter hätten, aber doch derart, als ob sie, wahrscheinlich ohne Geburts- und Taufschein und von ungewissem Herkommen, eben mehr oder weniger jung sein müßten wie Kätzchen aus einem gleichen Korb, unter denen einzig ein Veterinär sich wirklich auskennen konnte. In gewisser Beziehung hielten übrigens die Courvoisier, strenger als es die Guermantes taten, die Reinheit des Adels aufrecht, dank der Enge ihres Geistes und der Bosheit ihres Herzens. Ebenso wie die Guermantes (für die unterhalb der königlichen Familien und einiger anderer wie der Ligne, La Trémoïlle[1] und so fort alle

anderen nur kleine Fische waren) überaus hochfahrend mit Leuten aus alter Familie umgingen, die um Guermantes herum wohnten, gerade weil sie auf Vorzüge zweiten Ranges, auf die die Courvoisier ihr Augenmerk richteten, überhaupt nicht achtgaben, machte ihnen das Fehlen solcher Vorzüge nur sehr wenig aus. Gewisse Frauen von nicht sehr hohem Rang in ihrer Heimatprovinz, aber glänzend verheiratet, reich, hübsch, bei den Herzoginnen beliebt, waren für Paris, wo man wenig über genealogische Fragen orientiert ist, ein ausgezeichneter und eleganter Importartikel. Es kam vor, wiewohl selten, daß solche Frauen auf dem Weg über die Prinzessin von Parma oder dank ihrer eigenen Liebenswürdigkeit bei gewissen Guermantes sogar empfangen wurden. Die entrüstete Ablehnung aber von seiten der Courvoisier ließ gleichwohl niemals nach. Zwischen fünf und sechs Uhr bei ihrer Kusine auf Leute zu stoßen, mit deren Eltern ihre eigenen Eltern im Perche[1] nicht zu verkehren wünschten, wurde für sie ein Grund ständig wachsenden Grolls und der Gegenstand unerschöpflicher Erörterungen. In dem Augenblick zum Beispiel, in dem die reizende Gräfin G. bei den Guermantes eintrat, erschien auf dem Gesicht der Madame de Villebon genau der Ausdruck, als müsse sie den Vers vortragen:

Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là,[2]

Und hält nur einer stand, so werde ich es sein

einen Vers, der ihr im übrigen unbekannt war. Diese Courvoisier hatte fast jeden Montag ein Eclair mit sehr viel Schlagsahne ein paar Schritte von der Gräfin G. entfernt verzehrt, doch ohne Resultat. Vielmehr gestand Madame de

Villebon in vertraulicher Unterhaltung ein, sie könne nicht begreifen, wieso ihre Kusine Guermantes eine Frau bei sich empfange, die nicht einmal der zweiten Gesellschaft von Châteaudun angehöre: »Was hat es dann für einen Zweck, daß meine Kusine in ihren Beziehungen so wählerisch ist? Das heißt doch, über die Gesellschaft sich lustig machen«, schloß Madame de Villebon mit einem anderen Gesichtsausdruck, einem in der Verzweiflung schelmisch lächelnden, unter den man bei einem Rätselspiel eher den der Gräfin natürlich ebenso unbekannten Vers hätte setzen können:

Grâce aux dieux! Mon malheur passe mon espérance.[3]

Den Göttern sei Dank! Mein Leid übertrifft mein Hoffen.

Eilen wir im übrigen den Ereignissen etwas voraus und stellen fest, daß die »persévérance« (das Beharren), die sich in dem darauffolgenden Vers auf »espérance« (das Hoffen) reimt und die Madame de Villebon an den Tag legte, um Madame G. die kalte Schulter zu zeigen, nicht völlig ohne Nutzen war. Sie verlieh vielmehr Madame de Villebon in den Augen der Gräfin G. einen solchen, übrigens rein imaginären Nimbus, daß man, als die Tochter der Gräfin G., die hübscheste und reichste junge Person auf den Bällen jener Zeit, heiratsfähig wurde, mit Staunen erlebte, daß sie alle Träger von Herzogstiteln abwies. Das kam daher, daß ihre Mutter in Erinnerung an die allwöchentlichen Kränkungen, die ihr in der Rue de Grenelle[1] im Gedanken an Châteaudun zuteil geworden waren, für ihre Tochter nur einen einzigen Gatten wünschte: einen jungen Villebon.

Nur in einem Punkt begegneten sich Guermantes und Courvoisier, nämlich in der im übrigen unendlich variablen Kunst, Distanz zu betonen. Die Umgangsformen der

Guermantes waren nicht bei allen vollkommen gleich. Doch gingen zum Beispiel alle Guermantes, zumindest die, die es wirklich waren, wenn man ihnen vorgestellt wurde, zu einer Art von Zeremonie über, als ob die Tatsache, daß sie jemandem die Hand reichten, mindestens so bedeutsam sei wie ein Ritterschlag. In dem Augenblick, da ein Guermantes – auch wenn er erst zwanzig Jahre alt war, bewegte er sich bestimmt schon in den Bahnen seiner Vorfahren – den Vorstellenden einen Namen nennen hörte, ließ er auf den Träger, als sei er noch keineswegs entschlossen, diesem guten Tag zu sagen, einen im allgemeinen blauen Blick von der Kälte des Stahles fallen, den er bereit schien, in die tiefsten Tiefen von dessen Herzen zu senken. Dies übrigens meinten die Guermantes wirklich zu tun, da sie sich alle für Psychologen ersten Ranges hielten. Sie glaubten außerdem durch eine solche Musterung des Vorgestellten die Liebenswürdigkeit des darauffolgenden Grußes, der nunmehr aus sorgfältiger Sachkenntnis erfolgen würde, bedeutend zu vermehren. Alles dies trug sich aus einer Entfernung zu, die, wenn auch klein für einen Waffengang, für einen Händedruck jedoch enorm erschien und in diesem zweiten Fall genau so eisig wirkte, wie sie es in dem ersteren getan hätte; wenn daher der besagte Guermantes nach rascher Erforschung selbst der verschwiegensten Winkel der Seele und der Ehrenhaftigkeit des Kontrahenten diesen nunmehr einer Begegnung mit ihm für würdig erachtete und ihm seine Hand am äußersten Ende des langausgestreckten Arms in einer Weise entgegenhielt, daß es aussah, als überreiche er ein Florett für den Einzelkampf, war diese Hand so weit von dem Guermantes selbst entfernt, daß, wenn er den Kopf neigte, schwer zu unterscheiden war, ob er den Vorgestellten grüßte oder die eigene Hand. Manche Guermantes, die kein Gefühl für das richtige Maß besaßen oder unter einem Zwang standen, sich selbst unaufhörlich zu wiederholen, übertrieben die Sache, indem sie diese Zeremonie bei jeder Begegnung wieder von neuem vollführten. In Anbetracht der Tatsache, daß

sie dann nicht mehr jene psychologische Erforschung vorzunehmen brauchten, für die der »Familiengenius« ihnen seine Fähigkeiten zur Verfügung gestellt hatte – da sie sich ja an deren Ergebnis noch erinnern mußten –, ließ sich der eindringliche, durchbohrende Blick zu Beginn der Handreichung nur noch als eine rein automatische Reaktion des Auges oder durch eine Gabe der Faszination erklären, die sie zu besitzen meinten. Die Courvoisier, deren Physis andersgeartet war, hatten vergebens versucht, sich ebenfalls diesen seelenforschenden Blick zuzulegen, sich dann aber auf hochmütige Steifheit oder flüchtige Nachlässigkeit zurückgezogen. Umgekehrt aber schienen einige wenige Guermantes weiblichen Geschlechts ihre Art, als Dame zu grüßen, von den Courvoisier entlehnt zu haben. In dem Augenblick nämlich, wo man einer dieser Guermantes vorgestellt wurde, machte sie eine tiefe Verneigung, bei der sie dem Vorgestellten ungefähr in einem Winkel von fünfundvierzig Grad Kopf und Brust näherte, während der (bei ihr sehr lange) Unterkörper bis zur Taille, die als Angelpunkt diente, vollkommen unbeweglich blieb. Doch kaum hatte sie in dieser Weise den Oberteil ihres Körpers so weit nach vorn manövriert, als sie ihn auch schon wieder in etwa gleicher Länge über die Vertikale hinaus nach hinten schnellen ließ. Durch diese zweite Bewegung wurde, was durch die erste scheinbar konzediert worden war, wieder aufgehoben.[1] Man blieb nicht einmal wie beim Zweikampf Herr über das gewonnene Terrain, sondern die Ausgangspositionen wurden wiederhergestellt. Diese gleiche Annullierung der Liebenswürdigkeit durch Erneuerung der Distanz (die Couvoisierscher Herkunft war und zeigen sollte, daß die mit der ersten Bewegung gemachten Avancen nur eine momentane Finte waren) vollzog sich in ebenso deutlicher Form bei den Courvoisier wie bei den Guermantes in Briefen, die man von ihrer Hand, zumal in der ersten Zeit der Bekanntschaft mit ihnen, erhielt. Der Hauptteil mochte Sätze enthalten, die man, so schien es, nur an einen Freund schreiben würde, doch

vergebens hätte man sich rühmen zu dürfen geglaubt, derjenige der Dame zu sein, denn das Schreiben begann mit »Sehr geehrter Herr« und endete mit »In vorzüglicher Hochachtung«. Zwischen diesem kühlen Beginn und dem eisigen Schluß, die dem ganzen Rest einen vollkommen anderen Sinn verliehen, waren dann freilich unter Umständen (wenn es sich zum Beispiel um eine Antwort auf einen Kondolenzbrief handelte) die rührendsten Schilderungen des Kummers eingeschoben, den die betreffende Dame Guermantes beim Hinscheiden ihrer Schwester gehabt hatte, der innigen Gefühle, die beide verbunden hatten, der Schönheiten der Gegend, in der sie den Sommer verbrachte, der Tröstungen, die sie dem Zauber ihrer Enkelkinder verdankte: das alles war nur noch ein Brief, wie man sie in Sammlungen findet, doch schuf er zwischen dem Empfänger und der Schreiberin keine größere Intimität, als sei er von Plinius dem Jüngeren oder Madame de Simiane[1] verfaßt.

Tatsächlich schrieben gewisse Damen Guermantes schon die ersten Male »Mein lieber Freund« oder »Lieber Freund«, und zwar waren dies nicht immer die schlichtesten unter ihnen, sondern eher die, die zwar im Kreis von Königen, andererseits aber ziemlich »leichtfertig« und dank ihrem Hochmut in dem Glauben lebten, alles, was von ihnen komme, müsse Vergnügen bereiten, zumal sie in ihrer Verderbtheit sich angewöhnt hatten, mit keiner der Befriedigungen, die sie zu bieten hatten, zu kargen. Da im übrigen eine gemeinsame Urahnin unter Ludwig xiii. genügte, damit ein junger Guermantes, wenn er von der Marquise von Guermantes sprach, diese als »Tante Adam« bezeichnete, waren die Guermantes so zahlreich, daß selbst für so einfache Riten, wie zum Beispiel die Begrüßung bei der Vorstellung, die verschiedensten Spielarten existierten. Jede etwas raffinierte Untergruppe hatte ihren eigenen Ritus, der von den Eltern auf die Kinder überging wie das Rezept eines Wundbalsams und eine besondere Art, Konfitüre herzustellen. Man hat gesehen, wie Saint-Loups Hände-

druck, sobald man ihm vorgestellt wurde, gleichsam gegen seinen Willen sich auslöste, ohne Teilnahme des Blicks und ohne Hinzufügung eines Grußes. Jeder beklagenswerte Bürgerliche, der aus irgendeinem besonderen Grund – was übrigens ziemlich selten vorkam – einem Angehörigen der Untergruppe Saint-Loup vorgestellt wurde, zerbrach sich angesichts dieses so abrupt herausgeschleuderten Minimums an Begrüßung, das den Stempel gewollter Geistesabwesenheit trug, den Kopf, was der oder die Guermantes gegen ihn haben mochte. Er war dann sehr erstaunt zu hören, daß er oder sie vielmehr für angezeigt hielt, der Person, die ihn vorgestellt hatte, zu schreiben, wie sehr er ihnen gefallen habe und daß sie hofften, ihn bald einmal wiederzusehen. Ebenso auf eine ganz bestimmte Gruppe beschränkt wie die mechanische Geste Saint-Loups blieben die komplizierten, raschen (von Monsieur de Charlus als lächerlich bezeichneten) tänzelnden Sprünge des Marquis von Fierbois und die ernsten, abgezirkelten Schritte des Fürsten von Guermantes. Doch hier den ganzen Reichtum der Choreographie der Guermantesschen Sippe zu beschreiben verbietet sich in Anbetracht der zahlenmäßigen Stärke des betreffenden Ballettcorps.

Um auf die Abneigung zurückzukommen, die die Courvoisier der Herzogin von Guermantes entgegenbrachten, so hätten jene ersteren einen Trost darin finden können, die letztere zu bedauern, solange sie noch ein junges Mädchen war, denn sie hatte damals in wenig glücklichen Vermögensverhältnissen gelebt. Leider aber hatte eine Rußschicht *sui generis* den Reichtum der Courvoisier zu allen Zeiten überdeckt und den Augen entzogen, so daß er, wiewohl beträchtlich, immer im Dunkel blieb. Eine an sich schon sehr reiche Courvoisier mochte eine noch so ansehnliche Partie machen, es ergab sich immer, daß das junge Ehepaar keine eigene Wohnung in Paris hatte, sondern dort bei den Schwiegereltern »abstieg« und den Rest des Jahres in der Provinz im Rahmen einer Gesellschaft lebte, die zwar ungemischt, aber auch glanzlos war. Während

Saint-Loup, der fast nichts als Schulden hatte, ganz Doncières durch seine Gespanne blendete, benutzte ein sehr reicher Courvoisier dort immer nur die Straßenbahn. Umgekehrt erregte (übrigens viele Jahre zuvor) Mademoiselle de Guermantes (Oriane), die eigentlich nichts besaß, durch ihre Toiletten größeres Aufsehen als alle Courvoisier zusammen durch die ihrigen. Sogar der Skandaleffekt ihrer Aussprüche machte gleichsam Reklame für ihre Kleider und ihre Frisur. Sie hatte es gewagt, zum russischen Großfürsten[1] zu sagen: »Na schön, Kaiserliche Hoheit, Sie wollen scheint's Tolstoj[2] ermorden lassen?« Das war auf einem Diner, zu dem man die im übrigen betreffend Tolstoj wenig informierten Courvoisier nicht geladen hatte. Ebensowenig waren sie es über die griechischen Schriftsteller, jedenfalls nach einer Äußerung der alten Herzogin von Gallardon zu schließen (der Schwiegermutter der Fürstin von Gallardon, die damals noch ein junges Mädchen war), die, nachdem Oriane sie fünf Jahre lang nicht ein einziges Mal mit ihrem Besuch beehrt hatte, jemandem antwortete, der sie nach den Gründen für deren Fernbleiben fragte: »Es scheint, daß sie in der Gesellschaft Aristoteles rezitiert« (sie meinte Aristophanes). »So etwas dulde ich bei mir nicht.«

Man kann sich vorstellen, wie sehr der »Ausfall« von Mademoiselle de Guermantes über Tolstoj, wenn sie die Courvoisier empörte, die Guermantes in bewunderndes Staunen versetzte und darüber hinaus noch alles, was mehr oder weniger mit ihnen zusammenhing. Die alte Gräfin d'Argencourt, geborene Seineport, die vielerlei Leute bei sich sah, weil sie selber ein Blaustrumpf, ihr Sohn dagegen ein grauenhafter Snob war, erzählte den Ausspruch vor Literaten weiter und setzte hinzu: »Oriane de Guermantes, ein feines Köpfchen, schlau wie ein Fuchs, für alles begabt; sie malt Aquarelle, die eines großen Malers würdig sind, und macht Verse, wie nur wenig große Dichter sie können; und dabei, müssen Sie wissen, als Familie, das Beste, was es überhaupt gibt, ihre

Großmutter war Mademoiselle de Montpensier[1] , und sie ist die achtzehnte Oriane de Guermantes ohne eine einzige Mesalliance, das reinste, älteste Blut, das es in Frankreich gibt.« So geschah es denn auch, daß die vermeintlichen Schriftsteller, die Halbintellektuellen, die Madame d'Argencourt bei sich sah, Oriane de Guermantes, die sie niemals persönlich kennenzulernen Gelegenheit haben würden, sich als etwas vorstellten, das an Herrlichkeit und Erlesenheit die Prinzessin Badrul Budur[2] übertraf, und nicht nur bereit waren, für sie zu sterben, wenn sie hörten, daß eine so hochadelige Person Tolstoj über alles andere erhob, sondern auch eine neue Bekräftigung ihrer Liebe zu Tolstoj und ihres Widerstands gegen das Zarentum in sich aufsprießen fühlten. Diese liberalen Ideen hatten sich in ihnen ganz allmählich abschwächen, ihr Prestige selbst in Frage stellen können, so daß sie sich nicht mehr recht hervorwagten, als ihnen plötzlich von Mademoiselle de Guermantes, das heißt von einer so unzweifelhaft wertvollen und zu einer solchen Äußerung autorisierten jungen Person, die das Haar flach auf der Stirn trug (wozu eine Courvoisier sich niemals verstanden hätte) eine solche Hilfe zuteil wurde. Manche gute oder auch schlechte Sache gewinnt so beträchtlich an Wert, wenn sich Leute für sie einsetzen, die für uns eine Autorität sind. Bei den Courvoisier zum Beispiel bestanden die Riten der Liebenswürdigkeit auf der Straße in einem bestimmten äußerst häßlichen und in sich selbst sehr wenig liebenswürdigen Gruß, von dem man aber wußte, daß er die distinguierte Art war, jemandem guten Tag zu sagen, so daß alle Leute ihr Lächeln und ihre Freundlichkeit dämpften und sich statt dessen bemühten, diese kalte Gymnastik nachzuahmen. Die Guermantes im allgemeinen aber, und im besonderen Oriane, die sich gleichwohl besser als irgend jemand in solchen Ritualen auskannten, zögerten nicht, wenn sie einen vom Wagen aus erblickten, freundlich mit der Hand zu winken, und deuteten in einem Salon, während sie die Courvoisier ihren affektierten steifen Grußbezeigungen über-

ließen, reizende Verneigungen an, reichten einem die Hand wie einem Kameraden und lächelten aus ihren blauen Augen, so daß auf einmal, dank dem Verhalten der Guermantes, in die Substanz dessen, was schick ist, eine Substanz, die bis dahin etwas hohl und bröckelig war, alles das einging, was einem lieb gewesen wäre, man jedoch bemüht war, sich zu verbieten, nämlich der freundliche Willkommensgruß, das Überströmen echter Liebenswürdigkeit, die Spontaneität. Auf dieselbe Weise, aber auf dem Wege einer diesmal weniger gerechtfertigten Rehabilitierung, gelangen Personen, die in sich eine instinktive Neigung zu schlechter Musik und zu Melodien haben, die zwar banal sind, aber etwas Schmeichelndes und leicht Eingängiges besitzen, dank einer durch Symphoniekonzerte erworbenen Kultur dazu, in sich selbst diesen Geschmack abzutöten. Wenn sie aber auf diesem Punkt angelangt sind und dann bei dem strahlenden Kolorit der Orchestrierung eines Richard Strauss bewundernd erleben müssen, daß dieser Komponist mit einer Nachsicht, die eines Auber würdig wäre, die landläufigsten Motive aufgreift, findet das, was diese Personen geliebt haben, plötzlich durch eine hohe Autorität eine Rechtfertigung, von der sie hell entzückt sind; und nun berauschen sie sich bedenkenlos und mit doppelter Dankbarkeit, wenn sie in der *Salome* hören, was sie in *Les Diamants de la Couronne* [1] nicht hatten lieben dürfen.

Authentisch oder nicht, war doch auf alle Fälle der Ausspruch, den Mademoiselle de Guermantes dem Großfürsten gegenüber getan haben sollte und der von Haus zu Haus getragen wurde, eine Gelegenheit für Berichte, wie außerordentlich elegant gekleidet Oriane bei diesem Diner erschienen sei. Wenn jedoch der Luxus (und das war es gerade, was ihn für die Courvoisier ganz unzugänglich machte) nicht aus dem Reichtum hervorgeht, sondern aus der Verschwendung, so hält diese jedenfalls länger an, wenn sie durch jenen gestützt wird, und kann sich dann in vollem Glanz entfalten. Angesichts der Prinzipien, zu denen sich nicht nur Oriane, sondern

auch Madame de Villeparisis offen bekannten, nämlich daß der Adel nicht zähle, daß es lächerlich sei, sich mit Rangfragen zu beschäftigen, daß Geld nicht glücklich mache, daß nur Geist, Herz, Talent Wichtigkeit besitze, konnten die Courvoisier also hoffen, daß aufgrund dieser Erziehung, die sie von der Marquise empfangen hatte, Oriane nur jemanden heiraten würde, der nicht der Gesellschaft angehöre, einen Künstler, einen Vorbestraften, einen Habenichts, einen Freidenker, daß sie endgültig in die Kategorie derer eintreten werde, die die Courvoisier als »Entgleiste« bezeichneten. Sie durften das um so mehr hoffen, als Madame de Villeparisis in diesem Augenblick in gesellschaftlicher Hinsicht eine schwierige Krise durchmachte (noch keine der wenigen glanzvollen Persönlichkeiten, die ich bei ihr traf, war damals zu ihr zurückgekehrt) und einen tiefen Abscheu der Gesellschaft gegenüber zur Schau trug, die sich von ihr zurückzog. Selbst wenn sie von ihrem Neffen, dem Fürsten von Guermantes, sprach, mit dem der Kontakt nicht abgebrochen war, konnte sie nicht genug über ihn spotten, weil er von Standesdünkel besessen war. In dem Augenblick aber, als es sich darum gehandelt hatte, für Oriane einen Gatten zu finden, waren nicht länger die von Tante und Nichte vertretenen Prinzipien bestimmend gewesen, sondern der geheimnisvolle »Familiengenius«. So unfehlbar, als wenn Madame de Villeparisis und Oriane niemals von etwas anderem als von Geldanlagen oder Genealogie und nicht etwa von literarischen Verdiensten und Vorzügen des Herzens gesprochen hätten, ja, als wenn die Marquise für einige Tage – wie es später geschehen sollte – tot in der Kirche von Combray aufgebahrt läge, wo jedes Familienmitglied nur noch ein Guermantes war unter Aufgabe von Individualität und Vornamen, wie es auf den großen schwarzen Draperien das bloße purpurfarbene G unter der Herzogskrone[1] bekundete, wußte der Familiengenius auf den reichsten und bestgeborenen Mann, auf die glanzvollste Partie des Faubourg Saint-Germain, auf den ältesten Sohn des Her-

zogs von Guermantes, den Fürsten des Laumes, die Wahl der intellektuellen, der auflehnungsfreudigen, der evangelisch schlichten Madame de Villeparisis zu lenken. Zwei Stunden lang sah am Tage der Hochzeit Madame de Villeparisis alle die adeligen Personen bei sich, über die sie sich sogar mit den wenigen Intimen bürgerlicher Abkunft lustig machte, die sie eingeladen hatte und bei denen der Fürst des Laumes damals denn auch seine Karte abgab, bevor er im folgenden Jahr die Verbindung wieder fallenließ. Um das Unglück der Courvoisier vollzumachen, wurden die Maximen, nach denen Geist und Talent die einzige Art gesellschaftlicher Überlegenheit darstellten, sofort nach der Heirat bei der Fürstin des Laumes von neuem propagiert. Beiläufig sei hier bemerkt, daß in dieser Hinsicht der Gesichtspunkt, aus dem heraus Saint-Loup, als er mit Rachel zusammenlebte, mit den Freunden Rachels verkehrte und unter dem er Rachel hatte heiraten wollen, im Grunde – wie grauenhaft es auch der Familie erscheinen mochte – weniger verlogen war als der der Guermantesschen Fräulein im allgemeinen, die den Geist rühmten und beinahe nicht zulassen wollten, daß man an der Gleichheit der Menschen zweifle, während doch alles dies im richtigen Augenblick zu ganz dem gleichen Resultat führte, als hätten sie sich zu entgegengesetzten Grundsätzen bekannt, das heißt zur Heirat mit einem steinreichen Herzog. Saint-Loup dagegen handelte seinen Theorien entsprechend, woraufhin es hieß, er sei auf schlechtem Wege. Gewiß war in moralischer Hinsicht Rachel tatsächlich wenig zufriedenstellend. Doch es ist nicht sicher, daß bei einer Person, die vielleicht nicht mehr wert, jedoch Herzogin und Besitzerin vieler Millionen gewesen wäre, Madame de Marsantes nicht einer Heirat zugestimmt hätte.

Um aber auf die Fürstin des Laumes zurückzukommen (die bald darauf durch den Tod ihres Schwiegervaters Herzogin von Guermantes werden sollte), so war es noch ein zusätzliches Unglück für die Courvoisier, daß die Theorien der jun-

gen Fürstin in ihrer Sprache verhaftet blieben und in keiner Weise ihr Verhalten bestimmten; denn so schadete diese Philosophie (wenn man es so nennen darf) der aristokratischen Eleganz ihres Salons durchaus nicht. Natürlich stellten sich alle die Personen, die Madame de Guermantes nicht empfing, vor, daß dies nur geschähe, weil sie ihr nicht geistreich genug seien, und manche reiche Amerikanerin, die vielleicht noch nie ein anderes Buch besessen hatte als ein kleines altes, niemals aufgeschlagenes Exemplar der Gedichte von Parny[1] , das, weil es aus der »Zeit« war, auf einem Möbel ihres kleinen Salons zu liegen pflegte, bekundete ihre Achtung vor geistigen Qualitäten dadurch, daß sie verzehrende Blicke auf die Herzogin von Guermantes heftete, wenn diese die Oper betrat. Gewiß auch war Madame de Guermantes aufrichtig, wenn sie eine Person um ihres Geistes willen erwählte. Sagte sie von einer Frau, sie scheine »charmant« zu sein, oder von einem Mann, er sei so geistvoll wie kein anderer, so glaubte sie keine anderen Gründe zu haben, ihn zu empfangen, als diesen Charme oder Geist, und der Genius der Guermantes griff in dieser letzten Minute nicht ein: tiefer, am dunklen Eingang zu der Region, in der die Guermantes ihr Urteil bildeten, hatte er seinen Sitz und verhinderte wachsam, daß die Guermantes einen Mann geistvoll oder eine Frau charmant fanden, wenn diese nicht einen gesellschaftlichen Wert repräsentierten, ob für die Gegenwart oder für die Zukunft. Sonst wurde der Mann für hochgelehrt erklärt, doch in der Art etwa wie ein Lexikon, oder aber für gewöhnlich und mit dem Witz eines Handlungsreisenden begabt, die hübsche Frau hatte eine unmögliche Art des Auftretens oder sprach zuviel. Was die Leute anbetraf, die keine gesellschaftliche Stellung hatten, so waren sie, schrecklich zu sagen, Snobs. Monsieur de Bréauté, dessen Schloß dicht neben dem der Guermantes gelegen war, verkehrte nur mit Hoheiten. Doch er machte sich lustig über sie und träumte einzig davon, in Museen zu leben. Daher war auch Madame de Guermantes indigniert, wenn man ihr ge-

genüber Monsieur de Bréauté als Snob bezeichnete. »Wie? Babal ein Snob? Aber Sie wissen ja nicht, was Sie sagen, lieber Freund, genau das Gegenteil ist der Fall, er verabscheut berühmte Leute, man bringt ihn nicht dazu, jemanden kennenzulernen. Selbst bei mir macht er es so! Lade ich ihn mit jemand Neuem ein, kommt er höchstens unter entsetzlichem Gestöhne herbei.«

Gewiß legten sogar in der Praxis die Guermantes auf Geist viel größeren Wert als die Courvoisier. In positiver Hinsicht trug dieser Unterschied zwischen den Guermantes und den Courvoisier bereits beachtliche Früchte. So hatte die Herzogin von Guermantes, die im übrigen in ein Geheimnis eingehüllt blieb, von dem von ferneher so viele Dichter träumten, jenes Fest gegeben, von dem wir bereits sprachen, bei dem der König von England sich so wohl gefühlt hatte wie nirgends sonst, denn sie hatte die Idee gehabt, die den Courvoisier nie gekommen wäre, und zudem die Kühnheit, für die jene nie den Mut aufgebracht hätten, außer den bereits genannten Persönlichkeiten den Komponisten Gaston Lemaire und den Dramatiker Grandmougin einzuladen.[1] Vor allem aber machte sich ihr Intellektualismus in negativer Hinsicht bemerkbar. Wenn der benötigte Koeffizient an Geist und an Charme immer geringer wurde, je mehr der Rang der Person sich hob, die bei der Herzogin von Guermantes eingeladen werden wollte, bis er geradezu Null erreichte, wenn es sich um die wichtigsten gekrönten Häupter handelte, so stieg andererseits dieser Koeffizient um so höher an, je weiter man unter dieses königliche Niveau sich wieder hinunterbegab. Bei der Prinzessin von Parma zum Beispiel traf man eine ganze Reihe von Personen an, die die Hoheit empfing, weil sie sie schon als Kind gekannt hatte, weil sie mit irgendeiner Herzogin entfernt verwandt waren oder der Person dieses oder jenes Souveräns nahestanden, mochten diese Personen auch im übrigen häßlich, langweilig oder selbst töricht sein. Für einen Courvoisier nun hätte das Etikett »beliebt bei der Prinzessin von Parma«,

»Tante der Herzogin von Arpajon«, »verbringt jedes Jahr drei Monate bei der Königin von Spanien« genügt, damit sie solche Leute einluden. Madame de Guermantes aber, die seit zehn Jahren ihren Gruß bei der Prinzessin von Parma höflich entgegennahm, hatte sie niemals die Schwelle ihres Hauses überschreiten lassen, denn sie war der Meinung, es sei mit einem Salon im sozialen Sinne des Wortes genauso wie im materiellen, wo es, um ihn häßlich zu machen, schon genügt, daß man Möbel, die man nicht hübsch findet, zum Ausfüllen oder als Beweis des Reichtums darin stehenläßt. Ein solcher Salon gleicht einem Werk, in dem man gewisse Phrasen beibehalten hat, die Wissen, Brillanz und Leichtigkeit des Ausdrucks demonstrieren sollen. Wie bei einem Buch oder einem Haus bildet die Grundlage für die Qualität eines »Salons« – so dachte jedenfalls mit Recht die Herzogin von Guermantes – der Verzicht.

Viele Freundinnen der Prinzessin von Parma, denen gegenüber die Herzogin von Guermantes sich seit Jahren begnügte, in angemessener Weise zu grüßen oder das Abgeben von Karten zu erwidern, ohne sie jedoch jemals einzuladen oder zu ihren Festen zu gehen, beklagten sich diskret bei der Hoheit, die dann an den Tagen, wo sie den Herzog von Guermantes allein bei sich sah, ihm ein Wort deswegen zu sagen unternahm. Doch dieser gewitzte große Herr war zwar für die Herzogin ein schlechter Ehemann, insofern er Mätressen hatte, andererseits aber ein absolut zuverlässiger Kumpan in allem, was das gute Funktionieren ihres Salons (einschließlich des Esprits von Oriane, der ja dessen Hauptanziehungspunkt bildete) betraf, und antwortete daher: »Ja, kennt meine Frau sie denn? Aha! Dann allerdings hätte sie es tun sollen. Aber ich will Eurer Königlichen Hoheit die Wahrheit sagen, Oriane macht sich im Grunde nichts aus der Unterhaltung mit Frauen. Sie ist immer von einem ganzen Hofstaat überlegener Geister umgeben – ich selbst bin ja gar nicht ihr Mann, ich bin nur ihr erster Kammerdiener. Außer einer ganz kleinen Zahl von sol-

chen, die selbst sehr geistreich sind, langweilen sie alle Frauen. Sagen Sie selbst, Königliche Hoheit, Sie, die Sie so feinsinnig sind, werden nicht behaupten, die Marquise von Souvré[1] habe Geist. Ja, ich verstehe schon, die Prinzessin empfängt sie aus lauter Güte. Und außerdem ist sie mit ihr bekannt. Sie sagen mir, Oriane habe sie schon gesehen. Das mag ja sein, aber sehr wenig, kann ich da versichern. Zudem muß ich Königliche Hoheit auch sagen, ein bißchen bin ich selbst an der Sache schuld. Meine Frau ermüdet sehr leicht und möchte doch andererseits gern liebenswürdig sein; wenn ich ihr immer nachgäbe, so würden die Besuche überhaupt kein Ende nehmen. Erst gestern abend hatte sie Temperatur, aber sie fürchtete, der Herzogin von Bourbon Kummer zu bereiten, wenn sie sie nicht besucht. Ich habe ein Machtwort sprechen müssen und einfach verboten, daß angespannt wird. Wissen Sie, Königliche Hoheit, ich habe die größte Lust, Oriane nicht einmal zu sagen, daß Sie mir wegen Madame de Souvré einen Wink gegeben haben. Oriane liebt Eure Königliche Hoheit so sehr, daß sie sicher sofort Madame de Souvré einlüde, das wird dann wieder eine Visite mehr geben, und außerdem zwingt es uns noch, auch mit der Schwester Beziehungen anzuknüpfen, deren Gatten ich sehr gut kenne. Ich glaube, ich werde Oriane gar nichts sagen, wenn die Prinzessin es mir erlaubt. Wir werden ihr auf diese Weise viel Mühe und Aufregung ersparen. Ich kann zudem versichern, daß Madame de Souvré dabei nichts verliert. Sie besucht doch überall die glänzendsten Veranstaltungen. Wir selbst empfangen ja eigentlich gar nicht, wir haben nichts weiter als unsere belanglosen kleinen Diners. Madame de Souvré würde sich tödlich langweilen!« Die Prinzessin von Parma, naiverweise überzeugt, daß der Herzog von Guermantes ihre Bitte an die Herzogin nicht weitergeben werde, und bekümmert, die ersehnte Einladung für Madame de Souvré nicht erhalten zu haben, fühlte sich um so mehr geschmeichelt, eine der gewohnten Geladenen eines so schwer zugänglichen Salons zu

sein. Gewiß ging diese Befriedigung nicht ohne Unannehmlichkeiten ab. So mußte die Prinzessin von Parma jedesmal, wenn sie Madame de Guermantes einlud, sich die größte Mühe geben, um nur ja niemanden dazuhaben, der der Herzogin mißfallen und sie am Wiederkommen hindern könnte.

An den gewöhnlichen Tagen stand der Salon der Prinzessin von Parma (nach dem Diner, das sie nach alter Sitte früh und mit einigen Gästen einnahm) den ständigen Besuchern und auf eine allgemeinere Weise der gesamten französischen und ausländischen Hocharistokratie offen.[1] Der Empfang vollzog sich in der Form, daß beim Verlassen des Speisezimmers die Prinzessin auf einem Kanapee an einem großen runden Tisch Platz nahm, mit zwei der angesehensten Damen, die bei ihr gespeist hatten, plauderte, in einem »Magazin« blätterte oder Karten spielte (einer Gewohnheit an deutschen Höfen folgend, tat sie manchmal nur, als ob sie spiele), sei es, indem sie eine Patience legte, sei es, daß sie eine markante Persönlichkeit zum wirklichen oder vermeintlichen Partner nahm. Gegen neun Uhr tat sich die Flügeltür des großen Salons unaufhörlich auf, schloß sich dann wieder und öffnete sich von neuem, um die Besucher einzulassen, die in aller Eile diniert hatten (oder, wenn sie irgendwo zum Diner eingeladen waren, dort den Kaffee ausließen und sagten, sie würden gleich wiederkommen, da sie in der Tat nur die Absicht hatten, »zur einen Tür hinauszugehen und zur anderen wieder hereinzukommen«), um sich nach den Stunden der Prinzessin zu richten. Ganz in ihr Spiel oder ihre Plauderei vertieft, tat diese jedoch so, als sehe sie die ankommenden Damen erst in dem Augenblick, da sie nur noch zwei Schritte von ihr entfernt waren, und erhob sich dann anmutig und mit einem gütigen Lächeln für die Besucherinnen. Diese machten inzwischen vor der aufrecht dastehenden Hoheit eine Reverenz, bei der sie so tief in die Knie sanken, daß ihre Lippen sich in Höhe der schönen Hand befanden, die sehr tief herunterhing, und sie küssen konnten. In diesem Augenblick aber hob die Prinzessin je-

desmal, als sei sie von neuem über ein Protokoll erstaunt, das sie gleichwohl gut kannte, die Kniende scheinbar ganz spontan und mit unvergleichlicher Anmut und Liebenswürdigkeit auf und küßte sie auf die Wange. Anmut und Liebenswürdigkeit, wird man sagen, die die Demut voraussetzten, mit der die Besucherin ihre Knie beugte. Dies war sicher so; und es scheint, daß in einer auf Gleichheit gegründeten Gesellschaft die Höflichkeit nicht, entsprechend der üblichen Meinung, aus Mangel an Erziehung verschwinden würde, sondern weil bei den einen die Achtung vor einem Prestige verschwände, das, um wirksam zu sein, auf Einbildung beruhen muß, vor allem aber bei den anderen die Liebenswürdigkeit, die man um so mehr verschwendet und verfeinert, wenn man fühlt, daß sie für die Empfänger einen unendlich hohen Wert besitzt, einen Wert, der in einer auf Gleichheit begründeten Welt plötzlich in nichts zerfallen würde, wie alles, was nur fiduziarischen Wert hat. Doch ist dieses Verschwinden der Höflichkeit in einer neuen Gesellschaft nicht sicher, und wir sind manchmal viel zu sehr geneigt zu glauben, daß die gegenwärtigen Voraussetzungen für einen Stand der Dinge die einzig möglichen seien. Durchaus gute Köpfe haben geglaubt, eine Republik könne weder eine Diplomatie noch Bündnisse zuwege bringen[1] oder die Landbevölkerung werde die Trennung von Kirche und Staat[2] niemals ertragen. Alles in allem würde die Höflichkeit in einer auf Gleichheit beruhenden Gesellschaft kein größeres Wunder sein als die Eisenbahn und die militärische Verwendung des Aeroplans. Außerdem beweist nichts, daß es ein Unglück wäre, wenn die Höflichkeit tatsächlich verlorenginge. Und würde eine Gesellschaft nicht insgeheim Hierarchien gerade in dem Maße ausbilden, wie sie sich demokratischer gestaltet? Das ist durchaus möglich. Die politische Macht der Päpste ist nur gewachsen, seitdem sie weder einen Staat noch eine Armee haben; die Kathedralen genossen in den Augen eines im siebzehnten Jahrhundert lebenden frommen Christen weit weniger Ansehen als bei einem Atheisten

des zwanzigsten, und wäre die Prinzessin von Parma Souveränin eines Staates gewesen[3] , so wäre ich sicherlich in dem gleichen Maße auf die Idee gekommen, von ihr zu sprechen, wie von einem Präsidenten der Republik, das heißt überhaupt nicht.

Nachdem sie die Empfängerin solcher Gunstbezeigungen emporgehoben und geküßt hatte, setzte sich die Prinzessin wieder und fuhr in ihrer Patience fort, nicht ohne dem neuen Gast, wenn es eine angesehene Dame war, einen Sessel angeboten und eine Minute mit ihr geplaudert zu haben.

Wenn der Salon zu voll wurde, schaffte die mit dem Ordnungsdienst betraute Hofdame Platz, indem sie die Freunde des Hauses in eine neben dem Salon gelegene enorme Halle führte, die mit Porträts sowie auf das Haus Bourbon bezüglichen Merkwürdigkeiten angefüllt war. Die regelmäßigen Tischgäste spielten dann bereitwillig den Cicerone und berichteten interessante Dinge, denen die jungen Leute zu lauschen nicht die Geduld aufbrachten, da sie ihr Augenmerk lieber auf die lebendigen Hoheiten richteten (und natürlich auch darauf, daß sie selber diesen von den Hofdamen und Ehrenfräulein vorgestellt würden), als daß sie sich mit dem Betrachten von Reliquien verstorbener Souveräninnen abgaben. Ganz in Anspruch genommen von den Bekanntschaften, die sie machen, und den Einladungen, die sie ergattern könnten, wußten sie auch nach Jahren absolut nichts von dem, was dieses kostbare Urkundenmuseum der Monarchie besaß, sondern erinnerten sich nur dunkel daran, daß es mit Kakteen und Riesenpalmen geschmückt war, dank denen dieses Zentrum des aristokratischen Lebens eher dem Palmengarten[1] im Jardin d'Acclimatation ähnlich sah.

Vermutlich um sich zu kasteien, kam die Herzogin von Guermantes manchmal an solchen Abenden auf eine Verdauungsvisite zu der Prinzessin, die sie dann nicht von ihrer Seite ließ, während sie mit dem Herzog scherzte. Doch wenn die Herzogin zum Diner kam, hütete sich die Prinzessin, ihre

gewohnten Gäste gleichfalls dazuhaben, und schloß, gleich nachdem die Tafel aufgehoben war, ihre Tür aus Furcht, die nicht ganz sorgfältig ausgewählten Besucher könnten der anspruchsvollen Herzogin mißfallen. Wenn an solchen Abenden nicht vorher benachrichtigte Getreue an ihrer Tür erschienen, sagte ihnen der Hausmeister: »Ihre Königliche Hoheit empfängt heute abend nicht«, und sie gingen wieder. Viele Freunde der Prinzessin wußten übrigens im voraus, daß sie an solchen Tagen nicht eingeladen waren. Es war dies eben eine exklusive Einladungsserie, zu der vielen von denen der Zutritt verwehrt blieb, die gern daran teilgenommen hätten. Die Ausgeschlossenen konnten nahezu mit Bestimmtheit die Erwählten nennen und sagten zueinander in gekränktem Ton: »Sie wissen ja, Oriane de Guermantes geht ohne ihren gesamten Stab nirgendwo hin.« Mit Hilfe von diesem suchte die Prinzessin von Parma die Herzogin wie durch eine sie umgebende Mauer vor Personen zu schützen, deren Erfolg bei ihr mindestens zweifelhaft war. Doch bei mehreren bevorzugten Freunden der Herzogin, mehreren Mitgliedern dieses glanzvollen »Generalstabs« fiel es der Prinzessin von Parma schwer, liebenswürdig zu sein, da diese zu ihr es wirklich so gut wie gar nicht waren. Gewiß konnte es die Prinzessin von Parma nachvollziehen, daß man sich in der Gesellschaft der Herzogin von Guermantes wohler fühlte als in der ihrigen. Sie mußte wohl oder übel feststellen, daß bei den Empfangstagen der Herzogin sich die Leute drängten und sie selbst dort oft drei oder vier Hoheiten antraf, die sich ihr gegenüber damit begnügten, ihre Karten abzugeben. Wie sehr sich die Prinzessin auch bemühte, Orianes Bonmots zu behalten, ihre Kleider zu kopieren, bei ihren Tees die gleichen Erdbeertörtchen reichen zu lassen wie jene, es kam immer wieder einmal vor, daß sie den ganzen Tag mit einer Hofdame und einem ausländischen Legationsrat allein blieb. Wenn also jemand (wie zum Beispiel in früheren Zeiten Swann) nie den Tag zu Ende gehen ließ, ohne zwei Stunden bei der Herzogin verbracht zu haben, je-

doch nur alle zwei Jahre einmal einen Besuch bei der Prinzessin von Parma machte, so hatte diese nicht einmal Oriane zuliebe große Lust, einem x-beliebigen Swann so weit »Avancen« zu machen, daß sie ihn zum Diner einlud. Kurz, die Herzogin zu sich zu laden, versetzte die Prinzessin von Parma immer in große Verlegenheit, so sehr quälte sie die Angst, Oriane könne alles schlecht finden. Andererseits aber und aus dem gleichen Grund war die Prinzessin von Parma, wenn sie bei Madame de Guermantes dinierte, von vornherein sicher, alles sehr gut, ja geradezu köstlich zu finden, und hatte immer nur die eine Sorge, nicht verstehen, festhalten, gefallen, Ideen und Menschen nicht in sich aufnehmen zu können. Unter diesem Gesichtspunkt erregte meine Anwesenheit ebensosehr ihre Aufmerksamkeit und Begehrlichkeit, wie es eine bestimmte Art, den Tisch mit Girlanden von Früchten zu garnieren, getan hätte, unsicher, wie sie nun einmal war, welches von beiden, die Tischdekoration oder meine Gegenwart, einen entscheidenderen jener Reize bilden mochte, die das Geheimnis des Erfolgs von Orianes Empfängen waren, und in ihrem Zweifel fest entschlossen, möglichst für ihr nächstes Diner das eine wie das andere zu haben. Was übrigens vollkommen die rauschhafte Neugier rechtfertigte, mit der die Prinzessin von Parma zu der Herzogin kam, war jenes einzigartige, gefährliche, erregende Element, in das die Prinzessin mit einer Mischung aus Furcht, Ergriffenheit und Entzücken eintauchte (wie an der See in eines der »Wellenbäder«, dessen Gefahren die Badewärter einfach deswegen so ausdrücklich betonen, weil keiner von ihnen schwimmen kann), das sie angeregt, glücklich, verjüngt wieder verließ und das man als den Geist, den Esprit der Guermantes bezeichnete. Der Geist der Guermantes – eine ebensowenig existierende Substanz wie die Quadratur des Kreises, wenn man der Herzogin glauben wollte, die sich für die einzige Guermantes hielt, die ihn wirklich besaß – war eine Qualitätsbezeichnung wie die Rillettes de Tours[1] oder die Biscuits aus Reims. Zweifellos hatten (da

eine intellektuelle Eigenart zu ihrer Weiterleitung nicht der gleichen Wege bedarf wie Haarfarbe oder Teint) bestimmte intime Freunde der Herzogin, die nicht ihres Blutes waren, gleichwohl teil an diesem Geist, während er andererseits in gewisse, für jede Art von Geist allzu unzugängliche Guermantes nicht hatte eindringen können. Die mit der Herzogin nicht verwandten Träger dieses Geistes der Guermantes waren gemeinhin dadurch charakterisiert, daß sie glänzende Männer gewesen waren, begabt für eine Karriere – sei es in den Künsten, der Diplomatie, der Forensik oder beim Militär –, der sie jedoch das Leben in einer Coterie vorgezogen hatten. Vielleicht hätte man diese Vorliebe aus einem gewissen Mangel an Originalität, Initiative, Willen, Gesundheit oder Glück erklären können, oder aber aus Snobismus.

Bei einigen aber (doch bildeten diese, wie man bemerken muß, die Ausnahme) hatte der Salon Guermantes sozusagen gegen ihren Willen den Stein des Anstoßes für ihre Karriere gebildet. So hatten ein Arzt, ein Maler und ein Diplomat, die eine große Zukunft vor sich zu haben schienen, in ihrer Karriere, für die sie gleichwohl glänzender begabt waren als viele andere, nichts erreicht, weil ihr intimer Verkehr im Hause Guermantes die beiden ersteren als Salonlöwen abstempelte und den dritten als Reaktionär, was alle drei verhindert hatte, bei ihresgleichen Anerkennung zu finden. Der altehrwürdige Talar und das rote Barett, die sich die Wahlkollegien der Fakultäten immer noch umlegen und aufsetzen[2] , ist – oder war jedenfalls vor nicht allzu langer Zeit – nicht nur ein rein äußeres Überbleibsel einer engstirnigen Vergangenheit, eines in sich selbst beharrenden Sektierertums. Unter dem Barett mit den goldenen Quasten waren, wie die Hohenpriester unter der spitzen Mütze der Juden, die »Professoren« noch in den Jahren, die der Dreyfus-Affäre vorangingen, befangen in streng pharisäischem Geist. Du Boulbon war im Grunde ein Künstler, aber er kam noch einmal davon, weil er sich aus dem gesellschaftlichen Leben nichts machte. Cottard verkehrte bei

den Verdurins, doch war Madame Verdurin seine Patientin, außerdem gewährte sein gewöhnliches Wesen ihm einen gewissen Schutz, und schließlich empfing er zu Hause nur die Fakultät, zu Liebesmahlen, über denen ein Hauch von Karbol lag. In den festgefügten Körperschaften aber, in denen übrigens die Strenge der Vorurteile nur die Kehrseite schönster Integrität und höchster moralischer Grundsätze ist, die in duldsameren, freieren und zu rascher Auflösung neigenden Milieus sehr leicht zu Schaden kommen, war ein Professor in seiner wie das Amtskleid eines Dogen (das heißt eines Herzogs) von Venedig, der in seinem Palast eingeschlossen bleibt, aus scharlachfarbenem, mit Hermelin gefüttertem Atlas gefertigten Robe ebenso tugendhaft, ebenso stark edlen Prinzipien verhaftet, aber auch ebenso erbarmungslos jedem fremden Element gegenüber wie jener andere, ausgezeichnete, aber furchterregende Herzog, der Herzog von Saint-Simon.[1] Das fremde Element war der der Welt zugewandte Arzt, der andere Umgangsformen, andere Beziehungen besaß. Um es recht gut zu machen, hoffte der Unglückliche, von dem wir hier sprechen, damit er nicht von seinen Kollegen angeklagt würde, sie zu verachten (auf diese Idee konnte nur ein Gesellschaftsmensch kommen!), wenn er ihnen schon die Herzogin vorenthielt, sie dadurch zu entwaffnen, daß er gemischte Abendessen veranstaltete, bei denen das medizinische Element in das mondäne eingelassen war. Er wußte nicht, daß er so sein eigenes Todesurteil unterschrieb, aber erfuhr es allerdings, sooft der Rat der Zehn[1] (in diesem Falle waren es etwas mehr) einen freiwerdenden Lehrstuhl zu besetzen hatte, jeweils aber der Name eines normaleren Arztes, auch wenn er mittelmäßiger war, aus der Schicksalsurne hervorging und das »Veto« in der altehrwürdigen Fakultät ebenso feierlich, lächerlich und furchtbar ertönte wie das »Juro«, das Molière bei seinem Tode noch auf den Lippen hatte.[2] Ebenso erging es dem Maler, der für alle Zeiten als Salonlöwe abgestempelt war – während Leute aus der Gesellschaft, die sich mit Kunst

befaßten, es so weit gebracht hatten, in erster Linie als Künstler angesehen zu werden –, so auch dem Diplomaten, der zu viele reaktionäre Bindungen hatte.

Doch war dieser Fall der seltenere. Die Art von distinguierten Männern, die den Grundstock des Guermantesschen Salons bildeten, war derjenige von Leuten, die freiwillig (so glaubten sie wenigstens) auf alles übrige, auf alles, was unvereinbar war mit dem Geist der Guermantes, der Höflichkeit der Guermantes, mit dem undefinierbaren Charme, der jeder einigermaßen zentralisierten »Körperschaft« so verhaßt war, verzichtet hatten.

Leute freilich, die wußten, daß einer dieser ständigen Besucher des Salons der Herzogin früher einmal die goldene Medaille im Salon erhalten, ein anderer als Sekretär der »Conférence des avocats« aufsehenerregende Anfangserfolge in der Kammer gehabt, ein dritter mit Geschick Frankreich im Ausland vertreten hatte, hätten diese Männer, die seit zwanzig Jahren nichts mehr leisteten, als gescheiterte Existenzen ansehen können. Doch diese Eingeweihten waren gering an Zahl, und die Interessierten selbst wären die letzten gewesen, wieder daran zu erinnern, da sie ja eben aufgrund des Guermantesschen Geistes fanden, diese alten Auszeichnungen besäßen keinen Wert. War es nicht gerade dieser Geist, der gewisse hochangesehene Minister, der eine mochte etwas pathetisch, der andere ein Liebhaber von Kalauern sein, für einen Langweiler, einen Schulfuchs oder auch für einen Ladenschwengel erklärte, obwohl die Zeitungen ihr Loblied sangen, während allerdings Madame de Guermantes an ihrer Seite gähnte und Zeichen der Ungeduld gab, wenn die Unvorsichtigkeit einer Gastgeberin ihr den einen oder anderen zum Tischnachbarn gegeben hatte? Da die Tatsache, daß jemand ein Staatsmann erster Ordnung war, bei der Herzogin keineswegs eine Empfehlung bedeutete, waren diejenigen ihrer Freunde, die auf eine zivile oder militärische »Karriere« verzichtet oder nicht wieder für die Kammer kandidiert hatten, der Meinung, sie

hätten, wenn sie täglich zu ihrer großen Freundin zum Dejeuner kamen und mit ihr plauderten, sie bei irgendwelchen Hoheiten trafen, die übrigens – wenigstens behaupteten sie es – von ihnen wenig geschätzt wurden, das bessere Teil erwählt, wenn auch ein gewisser melancholischer Zug, den sie inmitten allgemeiner Fröhlichkeit doch behielten, ein wenig die Wohlbegründetheit dieses Urteils in Zweifel zu stellen schien.

Man muß freilich auch anerkennen, daß die Verfeinerungen des gesellschaftlichen Lebens und der Charme der Unterhaltung bei den Guermantes, wenn auch in noch so hauchdünner Form, tatsächlich vorhanden waren. Kein offizieller Titel kam in diesem Milieu dem Zauber gewisser Bevorzugter der Herzogin gleich, die noch die mächtigsten Minister nicht in ihren Kreis zu ziehen vermocht hätten. Wenn in diesem Salon so viel intellektueller Ehrgeiz und so viele edle Bestrebungen für immer begraben lagen, so sproß doch wenigstens aus ihrem Staub die erlesenste Blüte hoher gesellschaftlicher Kultur. Gewiß, geistreiche Männer, wie Swann zum Beispiel, hielten sich für etwas Besseres als verdienstvolle Männer, auf die sie herabsahen; das kam daher, daß die Herzogin nicht die Klugheit über alles stellte, sondern den Esprit, eine ihrer Meinung nach höhere, seltenere, erlesenere Form der Klugheit, die sich in einer verbalen Spielart des Talents sublimierte. Und als Swann ehedem bei den Verdurins Brichot trotz seines Wissens pedantisch und Elstir trotz seines Genies grobschlächtig fand, so war es die Infiltration des Esprits der Guermantes, die ihn in dieser Weise urteilen ließ. Nie hätte er gewagt, einen von ihnen der Herzogin vorzustellen, denn er konnte sich im voraus ausmalen, mit welcher Miene sie die Tiraden Brichots und die Albernheiten Elstirs aufgenommen hätte, da ja der Geist der Guermantes anspruchsvolle, lange Reden sowohl des ernsten wie des komischen Genres als unerträglichen Stumpfsinn abtat.

Was nun die Guermantes von Fleisch und Blut betrifft, so waren sie nicht alle vom Geist der Guermantes so völlig er-

griffen, wie es beispielsweise in literarischen Klüngeln geschehen kann, wo alle dieselbe Aussprache, dieselbe Intonation und folglich auch dieselbe Art des Denkens annehmen. Nicht etwa daß in mondänen Kreisen Originalität stärker zum Ausdruck käme und sich der Imitation widersetzte, vielmehr hat die Imitation nicht nur das Fehlen einer grundlegenden Originalität zur Voraussetzung, sondern auch ein entsprechend feines Ohr, das einem zuerst erkennen läßt, was man dann imitiert. Unter den Guermantes aber gab es einige, denen dieser musikalische Sinn ebenso vollständig abging wie den Courvoisier.

Um zur Veranschaulichung jenes Spiel zu nehmen, das man in einem besonderen Sinn des Wortes »Imitieren«[1] nennt (und das bei den Guermantes »Karikieren« hieß), so mochte sich Madame de Guermantes noch so gut darauf verstehen, die Courvoisier waren ebenso unfähig, etwas davon zu merken, als wären sie anstatt Männer und Frauen ein Karnickelhaufen gewesen, denn der Tick oder der Tonfall, den die Herzogin nachzumachen suchte, war ihnen niemals bewußt geworden. Wenn sie den Herzog von Limoges »imitierte«, erhoben die Courvoisier Einspruch: »Aber nein! So spricht er doch nicht. Ich habe noch gestern mit ihm bei Bebeth gegessen, er hat den ganzen Abend mit mir geredet, aber er sprach gar nicht so«, während die einigermaßen kultivierten Guermantes tönten: »Mein Gott, wie tolldreist Oriane doch ist! Und das Verrückteste ist, daß sie ihm tatsächlich gleicht, wenn sie ihn kopiert! Ich glaube, ihn selber zu hören. Bitte, Oriane, noch etwas Limoges!« Diese Guermantes nun (man braucht nicht bis zu jenen – ganz und gar bemerkenswerten – zu gehen, die, wenn Madame de Guermantes den Herzog von Limoges imitierte, bewundernd ausriefen: »Ah! man muß sagen, Sie ›haben‹ ihn« oder ›du hast ihn‹) mochten vielleicht nach der Meinung von Madame de Guermantes (worin sie auch recht hatte) durchaus geistlos sein; dadurch, daß sie die Bonmots der Herzogin mitanhörten und weitertrugen, hatten sie dennoch halb-

wegs erreicht, ihre Ausdrucks- und Urteilsweise, das, was Swann wie die Herzogin selbst als ihre »Redaktion«[1] bezeichnet hätten, so weit nachzuahmen, daß sie selbst in ihrer Unterhaltung etwas an sich hatten, das in den Augen der Courvoisier auf grauenhafte Weise dem Esprit Orianes ähnlich sah und von ihnen als Geist der Guermantes bezeichnet wurde. Da jene Guermantes für Oriane nicht nur Verwandte, sondern auch Bewunderer darstellten, ging sie (die die übrige Familie von sich fernhielt und sich jetzt durch solche Nichtachtung für die Böswilligkeiten rächte, die sie als junges Mädchen von dieser erfahren hatte) zuweilen zu ihnen, meist in Begleitung des Herzogs, in der schönen Jahreszeit, wenn sie mit ihm ausfuhr. Diese Besuche waren ein Ereignis. Das Herz schlug der Fürstin von Épinay, die in ihrem großen Parterresalon empfing, etwas schneller, wenn von weitem wie das erste Aufleuchten einer harmlosen Feuersbrunst oder wie die »Aufklärer« einer nicht erwarteten Invasion die Herzogin in etwas schräger Haltung, mit einem entzückenden Hut auf dem Kopf und vorgeneigtem Sonnenschirm, von dem ein Duft von Sommer niederströmte, langsam den Hof überquerte. »Sieh da, Oriane«, sagte sie, was wie »Achtung« klang und ihre Besucherinnen vorsichtig warnen sollte, damit man Zeit für einen geordneten Rückzug habe und die Salons ohne Panik räume. Die Hälfte der anwesenden Personen wagte nicht zu bleiben und erhob sich alsbald. »Aber nicht doch, warum denn? Setzen Sie sich doch wieder. Ich bin so froh, wenn ich Sie noch ein Weilchen dabehalten darf«, sagte die Fürstin (die große Dame markierend) leichthin und ungezwungen, aber doch mit einer etwas gekünstelt klingenden Stimme: »Sie haben sich doch vielleicht etwas zu sagen. – Wirklich, sind Sie so in Eile? Nun, dann muß ich zu Ihnen kommen«, antwortete sie denen, die sie doch lieber gehen sah. Der Herzog und die Herzogin grüßten sehr höflich Leute, die sie hier seit Jahren trafen, ohne sie deswegen näher zu kennen, und die ihnen aus Zurückhaltung kaum guten Tag zu sagen wagten.

Sobald sie fort waren, erbat der Herzog liebenswürdig Auskünfte über sie, damit es so aussehe, als interessiere er sich für die speziellen Eigenschaften von Leuten, die bei ihm nicht verkehrten, weil ein böses Schicksal es so wollte, oder wegen Orianes Nervenzustand, für den der Umgang mit Frauen schlecht war: »Wer war diese kleine Dame in dem rosa Hut?« – »Aber, mein lieber Cousin, Sie haben sie doch schon oft gesehen, das ist die Vicomtesse von Tours, geborene Lamarzelle!« – »Wissen Sie, sie ist wirklich hübsch, sie sieht auch ganz geistvoll aus; wenn sie nicht einen kleinen Fehler an der Oberlippe hätte, wäre sie ganz einfach entzückend! Gibt es auch einen Vicomte von Tours? Er langweilt sich sicher nicht. Oriane, wissen Sie, an wen mich diese Augenbrauen, der Haaransatz erinnern? An Ihre Kusine Hedwige de Ligne.« Die Herzogin von Guermantes, deren Stimmung jeweils sank, wenn von der Schönheit einer anderen Frau die Rede war, ließ das Thema fallen. Sie hatte nicht mit der Neigung ihres Gemahls gerechnet, der immer gern zeigen wollte, daß er über Leute, die er nicht empfing, gleichwohl gut auf dem laufenden sei, wodurch er seriöser zu wirken meinte als seine Frau. »Aber«, sagte er mit nachdrücklicher Betonung, »Sie haben den Namen Lamarzelle genannt. Ich erinnere mich doch, als ich in der Kammer war, eine ganz hervorragende Rede gehört zu haben …« – »Das war der Onkel der jungen Frau, die Sie eben gesehen haben.«[1] – »Ah, welch Talent! Nein, danke, mein liebes Kind«, sagte er zu der Vicomtesse von Égremont, die Madame de Guermantes nicht leiden konnte. Die Vicomtesse aber wich keinen Schritt von der Seite der Fürstin von Épinay, bei der sie sich freiwillig für die Rolle eines Zimmermädchens hergab (dabei keineswegs abgeneigt, wenn sie nach Hause kam, das ihrige zu schlagen) und wo sie, wenn auch mit verlegener, bekümmerter Miene, wenn das herzogliche Paar kam, die Mäntel abnahm, sich nützlich zu machen suchte und aus Diskretion sich erbot, in das Nebenzimmer zu gehen, »machen Sie keinen Tee für uns, wir wol-

len nur ruhig plaudern, wir sind einfache Leute, ganz ohne Umstände. Im übrigen«, setzte er zu Madame d'Épinay gewandt hinzu (die Égremont stand inzwischen errötend, demütig, ehrgeizig und inbrünstig dabei), »können wir leider nur eine Viertelstunde bleiben!« Diese Viertelstunde war ganz und gar von einer Art Ausstellung der Bonmots angefüllt, die die Herzogin im Laufe der Woche zum Besten gegeben hatte und die sie selbst wohl nicht wieder aufgetischt hätte; doch sehr geschickt brachte sie der Herzog, indem er so tat, als stelle er sie wegen der dadurch hervorgerufenen Zwischenfälle zur Rede, dazu, sie gleichsam gegen ihren Willen noch einmal vorzubringen.

Die Fürstin von Épinay, die ihre Kusine liebte und wußte, daß sie eine Schwäche für Komplimente hatte, geriet in Ekstase über ihren Hut, ihren Sonnenschirm, ihren Esprit. »Sagen Sie ihr über ihre Toiletten, was immer Sie wollen«, bemerkte der Herzog in dem brummigen Ton, den er gern annahm, aber durch ein maliziöses Lächeln milderte, damit man seine Unzufriedenheit nicht etwa ernst nähme, »aber um Himmels willen nichts über ihren Esprit. Ich würde sehr gern darauf verzichten, eine so geistreiche Frau zu haben. Wahrscheinlich spielen Sie auf das schlechte Wortspiel an, das sie auf meinen Bruder Palamède gemacht hat«, setzte er hinzu, sehr wohl wissend, daß dieses Wortspiel der Fürstin und der übrigen Familie bis jetzt noch unbekannt war, jedoch entzückt, seine Frau in Szene setzen zu können. »Erstens finde ich es einer Person, die manchmal, wie ich zugeben muß, recht hübsche Sachen sagt, unwürdig, solche schlechten Wortspiele zu machen, vor allem aber in bezug auf meinen Bruder, der sehr empfindlich ist, und wenn das zur Folge hat, daß er sich mit mir überwirft, dann war das alles ja schön der Mühe wert!«

»Aber wir kennen es ja gar nicht! Ein Wortspiel von Oriane? Das ist sicher wundervoll, ach bitte, erzählen Sie doch.«

»Aber nein, auf keinen Fall«, sagte der Herzog wiederum in dem mürrischen, aber doch von einem Lächeln begleiteten

Ton, »ich bin sehr froh, daß Sie noch nichts davon gehört haben. Aufrichtig gesprochen, ich liebe meinen Bruder sehr.«

»Aber hören Sie, Basin«, fiel hier die Herzogin ein, deren Auftritt gekommen war, da ihr Mann ihr das Stichwort gab, »ich verstehe nicht, weshalb Sie sagen, Palamède könne darüber böse sein, Sie wissen genau, das Gegenteil wäre der Fall. Er ist viel zu klug, um diesen dummen Scherz übelzunehmen, der nicht im geringsten verletzend ist. Sie werden noch den Eindruck erwecken, als hätte ich etwas Boshaftes gesagt. Ich habe nur eine nicht einmal komische Antwort gegeben, erst durch Ihre Entrüstung machen Sie daraus eine Wichtigkeit. Ich verstehe Sie nicht.«

»Aber Sie spannen uns ja auf die Folter. Um was handelt es sich denn?«

»Oh! Natürlich eigentlich nichts Ernstliches«, rief Monsieur de Guermantes. »Sie haben vielleicht gehört, daß mein Bruder seiner Schwester Marsantes gern Brézé[1] , das Schloß seiner Frau, schenken wollte.«

»Ja, aber man hat uns gesagt, sie will es gar nicht haben, sie möge die Gegend nicht, in der es liegt, das Klima bekomme ihr nicht.«

»Ja gut, das alles gerade sagte jemand zu meiner Frau und setzte hinzu, wenn mein Bruder dieses Schloß seiner Schwester als Geschenk anbiete, so tue er es weniger, um ihr ein Vergnügen zu bereiten, als vielmehr, um sie zu necken, sie zu ›taquinieren‹. ›Er ist nämlich sehr, was man »taquin« nennt, euer Charlus‹, setzte die betreffende Person hinzu. Nun wissen Sie ja, dies Brézé ist ein hochfeudaler Besitz, altes Krongut und gut und gern ein paar Millionen wert, die schönsten Wälder Frankreichs sind ein Teil davon. Viele Leute würden sich solche Taquinerien gern gefallen lassen. Als nun Oriane dieses Wort auf Charlus anwenden hörte, weil er ein so schönes Schloß zu verschenken gedachte, hat sie ganz unwillkürlich, wie ich gestehen muß, ohne alle Bosheit – es fuhr ihr blitzschnell heraus – gerufen: ›Taquin, taquin … jawohl:

Taquinius Superbus!‹[2] Sie verstehen«, setzte wiederum auf seine mürrische Art, nicht ohne sich zuvor der Wirkung des Esprits seiner Frau durch einen Blick in die Runde versichert zu haben, der Herzog hinzu, der mit Bezug auf die Kenntnisse von Madame d'Épinay in alter Geschichte ziemlich skeptisch war, »das ging auf Tarquinius Superbus, den römischen König[1] ; es ist albern, ein schlechtes Wortspiel, Orianes gar nicht würdig. Außerdem denke ich, der ich umsichtiger bin, wenn auch weniger witzig als meine Frau, dabei an die möglichen Folgen: wenn das Unglück will, daß jemand es meinem Bruder berichtet, gibt es eine schöne Geschichte. Um so mehr«, fügte er hinzu, »als ja Palamède wirklich sehr hochmütig und zudem sehr empfindlich ist, sehr auf Zuträgereien hört, so daß, wie man, abgesehen von der Geschichte mit dem Schloß, zugeben muß, Taquinius Superbus sehr gut auf ihn paßt. Das rettet ja immer wieder die Bonmots meiner Frau, daß selbst, wenn sie sich zu trivialen Halbwahrheiten herabläßt, sie trotz allem geistvoll bleibt und die Leute richtig erfaßt.«

So frischten, einmal dank Taquinius Superbus, ein andermal dank einem anderen Bonmot, die Besuche des Herzogs und der Herzogin in der Familie jedesmal deren Vorrat an Anekdoten auf, und die Wogen, die sie aufgerührt hatten, legten sich erst eine geraume Weile, nachdem die Frau von Geist und ihr Impresario aufgebrochen waren. Zunächst genoß man mit den Bevorzugten, die dabei gewesen (nämlich geblieben) waren, noch einmal die Einfälle Orianes. »Kannten Sie das nicht, das mit Taquinius Superbus?« fragte die Fürstin von Épinay. »Doch«, antwortete errötend die Marquise von Baveno, »die Prinzessin Sarsina-La Rochefoucauld[2] hatte es mir erzählt, aber in etwas anderer Form. Natürlich war es sicher viel interessanter, es in Gegenwart meiner Kusine erzählen zu hören«, setzte sie hinzu, wie man sagen würde »es vom Komponisten begleitet zu hören«. – »Wir sprechen eben von dem neuesten Bonmot Orianes, die gerade hier gewesen ist«,

erklärte man einer Besucherin, die daraufhin untröstlich war, nicht eine Stunde eher gekommen zu sein.

»Wie, Oriane war hier?«

»Aber ja doch, wären Sie nur etwas früher gekommen«, antwortete ihr die Fürstin von Épinay ohne eigentlichen Vorwurf, aber doch so, daß sie der Ungeschickten zu verstehen gab, was sie sich verscherzt hatte. Ihre Schuld, wenn sie bei der Erschaffung der Welt oder der letzten Vorstellung der Madame Carvalho[1] nicht dabei gewesen war. »Was sagen Sie da zu dem letzten Bonmot Orianes? Ich muß sagen, daß ich Taquinius Superbus ganz ausgezeichnet finde.« Dieses Bonmot wurde noch am folgenden Tage beim Essen unter intimen Freunden, die man extra deswegen einlud, kalt genossen und mit verschiedenen Saucen die ganze Woche hindurch serviert. Sogar als die Fürstin in dieser Woche der Prinzessin von Parma ihren jährlichen Besuch abstattete, ergriff sie die Gelegenheit, Ihre Hoheit zu fragen, ob sie den Ausspruch schon kenne, und gab ihn nochmals zum besten. »Ach! Taquinius Superbus«, sagte die Prinzessin und riß in apriorischer Bewunderung weit die Augen auf, in denen gleichzeitig die flehentliche Bitte um eine zusätzliche Erklärung lag, die die Fürstin von Épinay ihr denn auch zuteil werden ließ: »Ich muß gestehen, daß ich Taquinius Superbus als Redaktion ganz ausgezeichnet finde«, schloß die Fürstin. In Wirklichkeit paßte das Wort »Redaktion« in keiner Weise für ein solches Wortspiel, doch die Fürstin von Épinay, die sich einbildete, den Geist der Guermantes vollkommen assimiliert zu haben, hatte von Oriane die Ausdrücke »redigieren«, »Redaktion« übernommen und verwendete sie ohne besonderes Unterscheidungsvermögen. Nun aber erkannte die Prinzessin von Parma, die Madame d'Épinay nicht sehr liebte, weil sie sie häßlich fand, geizig wußte und im Vertrauen auf Andeutungen der Courvoisier auch noch für boshaft hielt, das Wort »Redaktion« wieder, das sie von Madame de Guermantes gehört hatte und allein nicht hätte anwenden können. Sie hatte

den Eindruck, daß tatsächlich die »Redaktion« den Reiz von Taquinius Superbus ausmache, und ohne völlig ihre Abneigung gegen die häßliche und geizige Dame zu vergessen, verspürte sie doch ein solches Gefühl der Bewunderung für eine Frau, die in diesem Maße den Geist der Guermantes besaß, daß sie die Fürstin von Épinay in die Oper einzuladen gedachte. Es hielt sie nur der Gedanke zurück, daß es vielleicht besser wäre, zuerst Madame de Guermantes zu Rate zu ziehen. Was Madame d'Épinay betraf, die im Unterschied zu den Courvoisier sich um Oriane sehr bemühte und sie liebte, aber auf ihre Beziehungen eifersüchtig war und sich gelegentlich über die Bemerkungen ärgerte, die die Herzogin vor aller Welt über ihren Geiz machte, so erzählte sie, als sie nach Hause kam, wie schwer es der Prinzessin von Parma gefallen sei, Taquinius Superbus zu verstehen, und wie snobistisch Oriane doch sei, daß sie solch eine Gans in ihrem engsten Kreis aufnehme. »Ich hätte übrigens nie mit der Prinzessin von Parma verkehren können, auch wenn ich gewollt hätte, Monsieur d'Épinay hätte es mir niemals erlaubt wegen ihrer Unmoral«, sagte sie zu den Freunden, die sie zum Abendessen hatte, wobei sie auf gewisse rein erfundene Ausschweifungen von Madame de Parme anspielte. »Doch selbst wenn ich einen weniger strengen Gatten gehabt hätte, würde ich es, wie ich zugeben muß, nicht fertiggebracht haben. Ich begreife nicht, wie Oriane sie dauernd sehen kann. Ich selbst gehe einmal im Jahr zu ihr und bin immer froh, wenn ich es hinter mir habe.« Was nun die Courvoisier betraf, die sich zum Zeitpunkt des Besuches von Madame de Guermantes bei Victurnienne befanden, so schlug die Ankunft der Herzogin sie gewöhnlich in die Flucht, weil sie den »übertriebenen Kotau« der Leute vor Oriane nicht mitansehen mochten. Am Tag von Taquinius Superbus blieb ein einziger. Er begriff den Scherz nicht ganz, aber immerhin halb, denn er war gebildet. Die Courvoisier wiederholten von da an immer wieder, Oriane habe den Onkel Palamède »Tarquinius Superbus« genannt,

was ihn ja auch ihrer Meinung nach recht gut charakterisiere. »Doch warum nur machen alle solche Geschichten mit Oriane?« setzten sie hinzu. »Man macht ja wirklich mehr Aufhebens von ihr als von einer Königin. Was ist denn eigentlich an Oriane? Ich will nicht sagen, daß die Guermantes nicht wirklich alte Familie seien, aber die Courvoisier stehen ihnen in keiner Weise nach, weder an Berühmtheit noch an Alter, noch was große Verbindungen betrifft. Man darf nicht vergessen, daß im Camp du drap d'or[1] , als der König von England Franz i. fragte, welcher der edelste der anwesenden Herren sei, der König von Frankreich antwortete: ›Sire, das ist Courvoisier!‹« Wenn im übrigen alle Courvoisier dageblieben wären, so hätten die Bonmots sie um so weniger berührt, als die Vorfälle, die jeweils dazu Anlaß gaben, von ihnen unter einem ganz anderen Gesichtspunkt betrachtet wurden. Wenn zum Beispiel eine Courvoisier bei einem Empfang zufällig zu wenig Stühle hatte oder im Gespräch mit einer Besucherin, die sie nicht erkannt hatte, deren Namen verwechselte, oder wenn einer der Bedienten etwas Lächerliches zu ihr sagte, so war das der Courvoisier höchst unangenehm, sie errötete, zitterte vor Aufregung und bedauerte solch ein Mißgeschick. Und wenn sie einen Besucher hatte und Oriane kommen sollte, so fragte sie in ängstlich strengem Ton: »Kennen Sie sie denn?« aus Besorgnis, der Besucher könne, falls er mit ihr nicht bekannt sei, durch seine Gegenwart auf Oriane einen schlechten Eindruck machen. Madame de Guermantes aber nahm solche Vorfälle zum Anlaß für Erzählungen, über die alle Guermantes Tränen lachten, so daß man die Erzählerin beinahe darum beneiden mußte, daß sie nicht genügend Stühle gehabt, eine Dummheit gesagt oder einem Bedienten durchgelassen oder auch jemand bei sich gehabt hatte, den niemand kannte, so wie man froh darüber sein muß, daß die großen Schriftsteller von den Männern gemieden und von den Frauen verraten worden sind, wenn ihre Demütigungen und Leiden zum Ansporn ihres Genies oder doch wenigstens zum Stoff ihrer Werke wurden.

Die Courvoisier waren auch nicht imstande, sich zu dem Sinn für das Moderne aufzuschwingen, den die Herzogin von Guermantes in das Leben der Gesellschaft einführte und aus dem sie, mit sicherem Instinkt das Gebot der Stunde erfassend, etwas geradezu Künstlerisches da gestaltete, wo eine rein logische Anwendung starrer Regeln ebenso schlechte Resultate erzielt hätte, wie wenn jemand, der in der Liebe oder in der Politik Erfolge anstrebt, buchstäblich in seinem eigenen Leben die Taten eines Bussy d'Amboise[1] wiederholen wollte. Wenn die Courvoisier ein Familiendiner gaben oder ein Diner für eine Fürstlichkeit, so schien ihnen die Hinzuziehung eines Mannes von Geist, der vielleicht mit ihrem Sohn befreundet war, eine Anomalie, die nur die schlechteste Wirkung haben könne. Eine Courvoisier, deren Vater Minister des Kaisers gewesen war und die eine Matinee zu Ehren der Prinzessin Mathilde geben sollte, schloß in einer Art von geometrischer Beweisführung[2] , daß sie hierzu nur Bonapartisten einladen dürfe. Nun kannte sie solche aber kaum. Alle eleganten Frauen, alle angenehmen Männer ihrer Bekanntschaft wurden unerbittlich verbannt, weil sie nach der Logik der Courvoisier infolge ihrer legitimistischen Meinungen oder Verbindungen der Kaiserlichen Hoheit hätten mißfallen können. Diese, die bei sich die Blüte des Faubourg Saint-Germain[3] empfing, war einigermaßen erstaunt, als sie bei Madame de Courvoisier nur irgendeine Witwe eines ehemaligen kaiserlichen Präfekten antraf, die dafür bekannt war, daß sie an allen Tischen schmarotzte, die Witwe eines Postdirektors und sonst ein paar durch ihre Treue zu Napoleon iii., ihre Dummheit und ihre Langweiligkeit bekannte Leute. Die Prinzessin Mathilde verströmte gleichwohl in großherziger und liebenswürdiger Art ihre souveräne Anmut an die fatalen Vogelscheuchen, die die Herzogin von Guermantes ihrerseits einzuladen sich wohl hütete, als es an ihr war, die Prinzessin zu empfangen, vielmehr, ohne apriorische Betrachtungen über den Bonapartismus anzustellen, durch das anmutigste Bou-

quet von allem ersetzte, was es an Schönem, Bedeutendem und Berühmtem gab und wovon sie infolge eines gewissen Gefühls dafür durch Takt und Fingerspitzengefühl erriet, daß es der Nichte des Kaisers angenehm sein würde, selbst wenn die betreffenden Personen der Familie des Königs angehörten. Es fehlte nicht einmal der Herzog von Aumale[1] , und als die Prinzessin im Augenblick, als sie sich zurückzog, Madame de Guermantes, die ihren Hofknicks machte und sich über ihre Hand neigte, aufhob und auf beide Wangen küßte, so konnte sie tatsächlich aus vollem Herzen der Herzogin versichern, daß sie niemals einen hübscheren Tag verbracht, niemals einem gelungeneren Fest beigewohnt habe. Die Prinzessin von Parma war eine Courvoisier in ihrer Unfähigkeit, in das Leben der Gesellschaft eine Erneuerung zu bringen, doch anders als bei den Courvoisier erzeugten die Überraschungen, die ihr die Herzogin von Guermantes unaufhörlich bereitete, bei ihr nicht Abneigung, sondern bewunderndes Staunen. Dieses Moment der Überraschung wurde durch die Tatsache der stark zurückgebliebenen Kultur der Prinzessin noch vermehrt. Madame de Guermantes selbst war allerdings viel weniger fortschrittlich, als sie meinte. Aber es genügte, daß sie es mehr war als die Prinzessin von Parma, um diese zu verblüffen, und da jede Kritikergeneration sich darauf beschränkt, das Gegenteil der von ihren Vorgängern erkannten Wahrheiten zu predigen, so brauchte jene nur zu sagen, daß Flaubert, dieser Feind des Bürgertums, vor allem ein Bourgeois gewesen sei, oder daß sich in Wagners Musik viel Italienisches finde[1] , um der Prinzessin für den Preis immer neuer erhöhter Anstrengung, gleich einem Menschen, der im Sturm schwimmt, Horizonte zu eröffnen, die ihr unerhört schienen und schleierhaft blieben. Ihr Staunen galt übrigens den Paradoxien in Aussprüchen nicht nur über künstlerische Werke, sondern selbst über Personen ihrer gemeinsamen Bekanntschaft und auch über Ereignisse in der Gesellschaft. Sicher war die Unfähigkeit der Prinzessin von Parma, den wahren Geist der Guermantes von den

nur unzulänglich erlernten äußeren Formen dieses Geistes zu unterscheiden (woraufhin sie an den hohen intellektuellen Wert einiger männlicher und besonders weiblicher Mitglieder der Familie Guermantes glaubte, über die sie hinterher zu ihrer Verwirrung die Herzogin lächelnd sagen hörte, sie seien dumme Ziegen), eine der Ursachen für die Bewunderung, mit der die Prinzessin die Meinungen von Madame de Guermantes über andere Personen zur Kenntnis nahm. Es gab indessen noch eine andere Ursache, die ich mir, da ich zu jener Zeit mehr Bücher als Menschen und die Literatur besser als die Gesellschaft kannte, erklärte, indem ich mir vor Augen stellte, daß die Herzogin, die ganz in diesem Leben der Gesellschaft aufging, dessen Tatenlosigkeit und Unfruchtbarkeit zu einem wirklichen Leben unter Menschen in dem Verhältnis stehen wie in der Kunst die Kritik zum Schöpfertum, wohl auf die Personen ihrer Umgebung die Wandelbarkeit der Gesichtspunkte und die ungesunde Gier des Pedanten übertrug, der im Verlangen, den Durst seines ausgetrockneten Geistes zu stillen, irgendein noch etwas frisches Paradox aufgreift und sich nicht scheut, die erlabende Meinung zu vertreten, die schönere *Iphigénie* sei die von Piccini und nicht die von Gluck[1] , notfalls auch, die wahre *Phèdre* sei die von Pradon.[2]

Wenn eine kluge, gebildete, geistreiche Frau einen schüchternen Dummkopf geheiratet hatte, den man selten sah und von dem man niemals etwas hörte, fand Madame de Guermantes für sich selbst eines schönen Tages einen geistigen Genuß darin, nicht nur die Frau herabzusetzen, sondern auch deren Gatten zu »entdecken«. Bei dem Ehepaar Cambremer zum Beispiel hätte sie, wenn sie damals in diesem Kreis gelebt hätte, dekretiert, Madame de Cambremer sei dumm, der interessante, verkannte, reizvolle, von einer schwatzhaften Frau zum Schweigen verurteilte, im Grunde jedoch tausendmal wertvollere Teil der Marquis, und die Herzogin hätte bei einer solchen Erklärung das gleiche erfrischende Gefühl gehabt wie ein Kritiker, der nach siebzig Jah-

ren der Bewunderung für *Hernani* gesteht, er ziehe eigentlich *Le Lion amoureux* [3] vor. Aufgrund der gleichen krankhaften Sucht nach willkürlichen Neuerungen behauptete Madame de Guermantes eines schönen Tages, nachdem man von eh und je eine Mustergattin, eine wahre Heilige bedauert hatte, weil sie mit einem Nichtsnutz verheiratet war, dieser Nichtsnutz sei ein zwar leichtsinniger, aber herzensguter Mensch, den nur die unversöhnliche Härte seiner Frau zu eigentlichen Verirrungen getrieben habe. Ich wußte, daß nicht nur im Vergleich zwischen den einzelnen Werken in ihrer langen Folge durch die Jahrhunderte hindurch, sondern auch innerhalb ein und desselben Werkes die Kritik Vergnügen darin findet, etwas ins Dunkel hinabzustoßen, was so lange strahlend dagestanden hatte, und anderes heraufzuholen, was ewiger Finsternis anheimgegeben schien. Ich hatte nicht nur Bellini, Winterhalter, die Architekten der Gegenreformation[1] oder einen Kunstschreiner aus der Restaurationszeit den Platz der genialen Künstler einnehmen sehen, die man für überlebt erklärt hatte, einzig weil müßige Intellektuelle ihrer müde geworden waren, wie eben Neurastheniker immer rasch ermüden und nach Wechsel verlangen. Ich hatte bei Sainte-Beuve nacheinander den Kritiker und den Dichter[2] vorziehen oder Mussets Dichtung mit Ausnahme einzelner höchst unbedeutender Stücke ablehnen sowie seine Erzählungen[3] verherrlichen sehen. Zweifellos haben gewisse Essayisten unrecht, über die berühmtesten Szenen des *Cid* oder von *Poyeucte* eine bestimmte Tirade aus dem *Menteur* zu stellen, die wie ein alter Stadtplan Auskunft über das Paris der damaligen Zeit erteilt[4] , nur ist ihre Vorliebe, die man zwar nicht durch Motive des Geschmacks, aber doch immerhin durch dokumentarischen Wert rechtfertigen kann, für die verrückte Kritik noch zu rational. Diese gibt den ganzen Molière für einen Vers aus *L'Etourdi* [5] hin und findet zwar den ganzen *Tristan* von Wagner todlangweilig, nimmt aber ein hübsches Hornmotiv (im Augenblick, da die Jagd vorüberzieht[6]) aus. Diese Abwegigkeit verhalf

mir dazu, diejenige von Madame de Guermantes zu verstehen, wenn sie das Urteil fällte, ein Mann aus ihrer Welt, der als brav, aber dumm bekannt war, sei ein monströser Egoist und schlauer, als man meine, ein anderer, dessen Großherzigkeit man allgemein rühmte, in Wahrheit der Geiz in Person, eine gute Mutter kümmere sich nicht um ihre Kinder, und eine Frau, die man für lasterhaft hielt, hege edle Gefühle. Verdorben durch die Nichtigkeit des Lebens in der Gesellschaft, waren Geist und Empfindungsfähigkeit bei Madame de Guermantes allzu flakkernd geworden, als daß nicht Abneigung sehr schnell bei ihr auf Begeisterung folgte (wobei sie immer bereit war, sich von neuem zu jener Art von Geist hingezogen zu fühlen, die sie abwechselnd gesucht und wieder aufgegeben hatte) und der Reiz, den sie an einem Mann von Herz entdeckt hatte, sich nicht, sobald er sie zu häufig aufsuchte und von ihr Richtlinien zu erhalten suchte, die ihm zu geben sie unfähig war, in Gereiztheit verwandelte, von der sie glaubte, sie rühre von ihrem Bewunderer her, die aber im Grunde nur der Unfähigkeit, wahres Vergnügen zu finden, entsprang, in der man steckenbleibt, solange man es immer nur sucht. Die Wandlungen im Urteil der Herzogin machten vor niemandem halt, ausgenommen vor ihrem Mann. Er allein hatte sie niemals geliebt; in ihm hatte sie immer einen eisernen Charakter gespürt, der ihre Launen nicht beachtete und ihre Schönheit übersah, brutal und von jenem unbeugsamen Willen beseelt, unter dessen Gesetz nervöse Menschen allein Ruhe finden können. Monsieur de Guermantes dagegen, der immer einem gleichen Typ weiblicher Schönheit nachjagte, ihn aber in häufig wechselnden Geliebten suchte, hatte, sobald er wieder eine verlassen, immer nur eine einzige, stets gleichbleibende Verbündete, mit der er sich über die Verlassene lustig machen konnte: eine Verbündete, die ihn oft durch ihr Geschwätz reizte, von der er aber wußte, daß alle sie für die schönste, tugendhafteste, gescheiteste, gebildetste Frau der Aristokratie hielten, für eine Frau, die er, Monsieur de

Guermantes, sich glücklich schätzen könne, gefunden zu haben, die alle seine Unregelmäßigkeiten deckte, wie niemand sonst zu empfangen verstand und ihrem Salon den Ruf erhielt, der erste des Faubourg Saint-Germain zu sein. Diese Meinung der anderen teilte er zudem selbst; seiner Frau gegenüber oft mißgelaunt, war er dennoch stolz auf sie. Wenn er, ebenso geizig wie prunkliebend, ihr die kleinste Summe für wohltätige Zwecke oder für die Dienstboten verweigerte, hielt er es doch für erforderlich, daß sie die prächtigsten Toiletten, die schönsten Equipagen besaß. Endlich legte er Wert darauf, den Esprit seiner Gattin in Szene zu setzen. Sooft nun Madame de Guermantes in bezug auf die von ihr plötzlich vertauschten Verdienste und die Fehler eines ihrer Freunde ein neues, schmackhaftes Paradox gefunden hatte, brannte sie darauf, es vor Personen, die fähig waren, es zu kosten, zu erproben, den Geschmack seiner psychologischen Originalität und den Glanz der lapidaren Bosheit vorzuführen. Zweifellos bargen diese neuen Meinungen gewöhnlich nicht mehr Wahrheit als die alten, oft sogar weniger; doch gerade das Willkürliche und Unerwartete gab ihnen etwas Intellektuelles und machte sie für die Weiterverbreitung aufregend. Nur war der Patient, auf den jeweils diese Psychologie der Herzogin angewandt wurde, im allgemeinen einer ihrer intimen Freunde, von dem diejenigen, denen sie ihre Neuentdeckung mitzuteilen wünschte, noch gar nicht wußten, daß er sich nicht mehr auf dem Höhepunkt der Gunst bei ihr befand. Auch machte der Ruf einer unvergleichlich gefühlvollen, sanften und ergebenen Freundin, den Madame de Guermantes genoß, es ihr schwer, mit dem Angriff zu beginnen. Sie konnte höchstens nachträglich gleichsam gezwungen damit in Erscheinung treten, indem sie eine beschwichtigende und scheinbar die Sache selbst negierende Antwort gab, tatsächlich aber den Partner unterstützte, der es auf sich nahm, sie zu provozieren; das aber war gerade die Rolle, in der Monsieur de Guermantes jeweils sein Bestes gab.

Was nun die Ereignisse in der Gesellschaft betraf, so bereitete es Madame de Guermantes ein willkürlich theatralisches Vergnügen, auch darüber unvermutete Urteile zu fällen, die die Prinzessin von Parma mit unaufhörlichen, köstlichen Überraschungen aufpeitschten. Doch dieses Vergnügen der Herzogin versuchte ich weniger mit Hilfe der literarischen Kritik als durch den Vergleich mit dem politischen Leben und den Parlamentsberichten zu verstehen. Die aufeinanderfolgenden, einander widersprechenden Edikte, durch die Madame de Guermantes unaufhörlich die Ordnung der Werte bei den Personen ihres Kreises umstürzte, reichten offenbar zu ihrer Zerstreuung nicht aus; sie suchte daher in der Art, wie sie ihr eigenes gesellschaftliches Verhalten regelte und von ihren geringsten Entschlüssen in dieser Hinsicht Mitteilung machte, sich jene künstlichen Erregungen zu verschaffen und jenen willkürlich konstruierten Pflichten zu genügen, die die Gefühle der Volksvertretungen anregen und über den Geist der Politiker Macht gewinnen.[1] Hat ein Minister in der Kammer erklärt, er glaube das Rechte getan zu haben, indem er einer Maxime gefolgt sei, die tatsächlich dem Mann mit gesundem Menschenverstand ganz einfach erscheint, wenn er am folgenden Tag den Sitzungsbericht in seiner Zeitung liest, so fühlt sich dieser Leser mit gesundem Menschenverstand jedoch plötzlich beunruhigt und beginnt zu zweifeln, ob er recht gehabt habe, dem Minister beizupflichten, wenn er sieht, daß dessen Rede unter lebhafter Erregung angehört und von tadelnden Einwürfen wie »schlimm, sehr schlimm« unterbrochen worden ist, vorgebracht von einem Abgeordneten, dessen Namen und Titel so lang sind und von so anhaltender Unruhe im Saal gefolgt, daß in der Gesamtunterbrechung die Worte »schlimm, sehr schlimm« weniger Platz einnehmen als ein Halbvers in einem Alexandriner. Früher zum Beispiel, als Monsieur de Guermantes, Fürst des Laumes, noch in der Kammer saß, las man manchmal, obwohl der Passus in erster Linie für den Wahlbezirk von Méséglise bestimmt war, um

dort den Wählern zu zeigen, daß sie ihre Stimme nicht einem untüchtigen oder stummen Kandidaten gegeben hatten, in den Pariser Zeitungen:

»Monsieur de Guermantes-Bouillon, Fürst des Laumes: ›Schlimm, sehr schlimm!‹ (*Sehr gut! Sehr gut! im Zentrum und auf einigen Bänken der Rechten, lebhafte Unruhe bei der äußersten Linken.*)«

Der Leser mit gesundem Menschenverstand wahrt dem weisen Minister noch einen Schatten von Treue, doch sein Herz wird von weiteren Schlägen erschüttert durch die ersten Worte des neuen Redners, der dem Minister antwortet:

»›Das Staunen, die Verblüffung – ich sage nicht zuviel (*lebhafte Erregung im rechten Teil des Halbrunds*) – über die Worte eines Mannes, der, so vermute ich, immer noch Mitglied der Regierung ist … ‹ (*donnernder Applaus; einige Abgeordnete drängen sich zur Ministerbank; der Unterstaatssekretär im Postministerium nickt beifällig von seinem Platz aus.*)«

Dieser »donnernde Applaus« überwindet die letzten Widerstände des Lesers mit gesundem Menschenverstand[1] ; ein an sich unbedeutendes Vorgehen empfindet er als eine Schmach für die Kammer, etwas Ungeheuerliches; und es kann sich dabei nötigenfalls um etwas ganz Normales handeln, wie zum Beispiel zu fordern, die Reichen sollen mehr bezahlen als die Armen, die Aufhellung eines Unrechts oder den Frieden dem Krieg vorzuziehen; nun wird er das skandalös finden und darin die Verletzung gewisser Prinzipien sehen, an die er überhaupt nicht gedacht hatte, die nicht in das Herz des Menschen eingeschrieben sind, aber wegen der Zurufe, die sie entfesseln, und der geschlossenen Majoritäten, die sich dahinterstellen, sein Inneres stark aufrühren.

Allerdings ist diese Raffiniertheit der Politiker, die mir half, das Milieu der Guermantes und später andere Milieus zu erklären, lediglich eine Perversion jener interpretatorischen Feinheit, die oft mit dem Ausdruck »zwischen den Zeilen

lesen« bezeichnet wird. Führt die Perversion dieser Feinheit in den Parlamentssälen zu Absurdität, so führt der Mangel dieser Feinheit im großen Publikum zu Dummheit, denn dieses nimmt alles »buchstäblich«, ahnt nicht, daß es sich um eine Absetzung handelt, wenn ein hoher Würdenträger »auf seinen Wunsch« seiner Funktionen enthoben wird, und sagt sich: »Er ist nicht abgesetzt, es geschah ja auf seinen Wunsch«; es vermutet keine Niederlage, wenn die Russen sich mit einer strategischen Bewegung vor den Japanern auf festere, im voraus angelegte Stellungen zurückziehen, keine Verweigerung, wenn eine Provinz, die vom deutschen Kaiser Unabhängigkeit verlangt, von diesem Autonomie in religiösen Dingen erhält. Um auf die Kammersitzungen zurückzukommen, so ist es übrigens möglich, daß bei ihrer Eröffnung sogar die Abgeordneten selbst einen ähnlichen Standpunkt einnehmen wie der Mann mit dem gesunden Menschenverstand, der später den Bericht darüber liest. Erfahren sie, daß streikende Arbeiter ihre Abgesandten zu einem Minister geschickt haben, so fragen sie sich vielleicht ganz naiv: Ach? Was mögen sie einander wohl gesagt haben? Wir wollen nur hoffen, daß alles sich wieder gut eingerenkt hat, und das noch in dem Moment, da der Minister bereits unter tiefem Schweigen, das schon eine Vorbereitung auf künstliche Aufregungen bedeutet, die Tribüne betritt. Die ersten Worte des Ministers: »Ich brauche der Kammer nicht erst zu sagen, daß ich eine zu hohe Auffassung von den Pflichten der Regierung habe, um eine Delegation zu empfangen, deren Autorität nicht anzuerkennen meines Amtes ist« sind ein Theatercoup, denn dies war die einzige Hypothese, die der gesunde Menschenverstand der Abgeordneten nicht aufgestellt hätte. Doch gerade weil es ein Theatercoup ist, erhält er einen so rauschenden Applaus, daß erst nach einigen Minuten der Minister sich Gehör verschaffen und, zu seiner Bank zurückgekehrt, zudem die Glückwünsche seiner Kollegen entgegennehmen kann. Der allgemeine Eindruck bei der Menge ist ebenso groß wie an jenem Tag, da er es unter-

ließ, zu einem großen offiziellen Festakt den Magistratspräsidenten einzuladen, der gegen ihn Opposition getrieben hatte, und man erklärt, daß er im einen wie im anderen Fall als wahrer Staatsmann gehandelt hat.

Monsieur de Guermantes hatte in jener Epoche seines Lebens zum großen Entsetzen der Courvoisier sich oft unter den Kollegen befunden, die den Minister beglückwünschten. Später habe ich erzählen hören, daß er selbst zu einer Zeit, in der er eine ziemlich bedeutende Rolle in der Kammer spielte und für ein Ministerium oder eine Botschaft in Aussicht genommen war, persönlich, wenn ein Freund ihn um eine Gefälligkeit bitten kam, unendlich viel einfacher auftrat und im Bereich der Politik viel weniger den großen Mann herauskehrte als irgendein anderer, der nicht Herzog von Guermantes war. Er sagte zwar, der Adel habe weiter keine Bedeutung und er betrachte seine Kollegen ganz als seinesgleichen, doch glaubte er davon kein Wort. Er suchte politische Funktionen zu erhalten, gab auch vor, ihnen Wertschätzung entgegenzubringen, aber verachtete sie dennoch, und da er für das eigene Gefühl immer der Herzog von Guermantes blieb, richteten jene Funktionen nicht um seine Person den Wall großer Verantwortungen auf, der andere so schwer zugänglich macht. Dadurch aber schützte sein Hochmut nicht nur seine Umgangsformen, die von betonter Umgänglichkeit blieben, sondern auch das, was er an wirklicher Schlichtheit besitzen mochte, gegen jede Gefährdung.

Um nun auf ihre künstlichen und gleich denen der Politik große Unruhe verbreitenden Entscheidungen zurückzukommen, so brachte Madame de Guermantes die übrigen Mitglieder der Familie, die Courvoisier, den ganzen Faubourg und mehr als alle die Prinzessin von Parma durch die unerwarteten Dekrete, hinter denen man Prinzipien ahnte, die um so mehr in Erstaunen versetzten, je weniger man darauf gefaßt gewesen war, ebensosehr aus der Fassung. Wenn der neue Gesandte Griechenlands einen Maskenball gab, so wählte jeder sein

Kostüm, und man fragte sich, für welches sich wohl die Herzogin entscheiden werde. Die eine meinte, sie werde als Herzogin von Burgund erscheinen, eine andere hielt eine Verkleidung als Prinzessin von Darjabâr für wahrscheinlich, eine dritte sah sie bereits als Psyche.[1] Als dann schließlich eine Courvoisier sie gefragt hatte: »Und als was kommst du, Oriane?«, rief sie damit die einzige Antwort hervor, an die man nicht gedacht hatte, nämlich: »Als überhaupt nichts!«, eine Antwort, die alle Zungen in Bewegung setzte, da sie die Meinung Orianes über die wahre gesellschaftliche Position des neuen griechischen Gesandten und über das ihm gegenüber angebrachte Verhalten offenbarte, das heißt die Meinung, die man hätte voraussehen sollen, nämlich daß eine Herzogin zum Kostümball des neuen Gesandten »nicht zu gehen hatte«. »Ich sehe keine Notwendigkeit, zu dem griechischen Gesandten zu gehen, ich kenne ihn nicht, ich bin keine Griechin, warum soll ich hingehen? *Ich* habe dort nichts zu suchen«, sagte die Herzogin.

»Aber alle gehen hin, es soll entzückend werden«, rief Madame de Gallardon.

»Aber es ist auch entzückend, zu Hause am Kamin zu sitzen«, antwortete Madame de Guermantes.

Die Courvoisier konnten es nicht fassen, aber die Guermantes, wenn sie auch nicht dazu neigten, ihrem Beispiel zu folgen, hatten doch Verständnis dafür. »Natürlich ist nicht jeder in der Lage wie Oriane, mit allen Gepflogenheiten zu brechen. Doch man kann nicht einmal sagen, daß sie ganz unrecht hat, wenn sie uns zeigen will, daß wir wirklich übertreiben und vor Fremden auf dem Bauche kriechen, von denen man nicht immer weiß, woher sie eigentlich kommen.«

Sicherlich hatte die Herzogin, da sie wußte, welche Kommentare unvermeidlich die eine wie die andere Haltung hervorrufen würde, ein ebenso großes Vergnügen daran, ein Fest zu besuchen, bei dem man nicht auf ihr Erscheinen zu rechnen gewagt hatte, wie daran, zu Hause zu bleiben oder den Abend

einer Veranstaltung, zu der »alles hinging«, mit ihrem Mann im Theater zu verbringen, andererseits aber auch, wenn man glaubte, sie werde die schönsten Diamanten durch ein historisches Diadem in Schatten stellen, ohne ein einziges Schmuckstück und anders gekleidet aufzutreten, als man zu Unrecht für einzig möglich gehalten hatte. Obwohl sie gegen Dreyfus war (dabei von seiner Unschuld überzeugt, ebenso wie sie ihr Leben in der großen Welt verbrachte, während sie es eigentlich mit den Ideen hielt), hatte sie eines Abends bei der Fürstin von Ligne eine große Sensation hervorgerufen, als sie sitzen blieb, während alle Damen sich beim Eintreten des Generals Mercier[1] erhoben, später aber aufstand und ostentativ nach ihren Leuten verlangte, als ein nationalistischer Redner mit seinem Vortrag begann, wodurch sie zeigen wollte, daß sie eine gesellschaftliche Veranstaltung für politische Reden ungeeignet finde. Alles hatte den Kopf nach ihr umgedreht bei einem Karfreitagskonzert, das sie, obwohl Voltairianerin, verlassen hatte, weil sie ungehörig fand, Christus aufs Podium zu bringen. Man weiß, was selbst für die großen Damen der Gesellschaft der Augenblick des Jahres bedeutet, wenn die Festlichkeiten beginnen. Das geht so weit, daß die Marquise von Amoncourt, die aus Redebedürfnis, krankhafter Manie oder auch Mangel an Feingefühl oft in die Lage kam, Dummheiten zu sagen, einem Bekannten, der ihr nach dem Tod ihres Vaters, Monsieur de Montmorency, einen Kondolenzbesuch machte, antworten konnte: »Es ist vielleicht noch besonders traurig, wenn einen solch ein Kummer in dem Augenblick trifft, wo man Hunderte von Einladungskarten am Spiegel stecken hat.« Wenn man nun zu diesem Zeitpunkt des Jahres die Herzogin von Guermantes zum Abendessen einlud und sich beeilte, damit sie noch nicht vergeben sei, lehnte sie aus dem einzigen Grund ab, an den die Angehörigen der Gesellschaft niemals gedacht hatten: sie begab sich auf eine Kreuzfahrt, um die norwegischen Fjorde[1] zu besuchen, die sie interessierten. Die gesamte Gesellschaft war verblüfft, und ohne

geradezu die Herzogin nachzuahmen, empfand doch jedermann angesichts dieser Handlungsweise jenes gewisse Gefühl der Erleichterung, das man bei der Lektüre von Kant hat, wenn man nach den rigorosesten Demonstrationen des Determinismus entdeckt, daß über der Welt der Notwendigkeit noch die der Freiheit ist. Jede Erfindung, auf die man nie gekommen wäre, regt den Geist selbst der Leute an, die aus ihr keinen Nutzen ziehen können. Die Erfindung der Dampfschiffahrt war eine Kleinigkeit gegenüber dem Einfall, sich der Dampfschiffahrt in der seßhaften Epoche der »season« zu bedienen. Die Idee, man könne freiwillig auf hundert Einladungen zum Diner oder Dejeuner, das Doppelte an Tees, das Dreifache an Abendgesellschaften, auf die glanzvollsten Montagabende in der Oper und die Dienstage im Théâtre-Français verzichten, um die Fjorde Norwegens zu besichtigen, erschien den Courvoisier nicht erklärlicher als *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer* [2] , vermittelte ihnen aber die gleiche Empfindung von Unabhängigkeit und Charme. So konnte man denn auch täglich nicht nur hören: »Kennen Sie Orianes letztes Bonmot?« sondern auch: »Kennen Sie den letzten Einfall Orianes?« Und sowohl »der letzte« als auch »das letzte« Orianes wurden jeweils mit den Worten aufgenommen: »Typisch Oriane«, »ganz Orianes Stil«, »Oriane in Reinkultur«. Der letzte Einfall Orianes war zum Beispiel, daß sie, als sie im Namen einer patriotischen Gesellschaft ein Antwortschreiben an den Kardinal X, Bischof von Mâcon, richten mußte, den Monsieur de Guermantes gewöhnlich, wenn er von ihm sprach, »Monsieur de Mascon« nannte, weil er fand, darin komme das alte Frankreich zum Ausdruck, und jeder sich vorzustellen versuchte, wie dieser Brief abgefaßt sein würde, es wohl bis zur Anrede »Eminenz« oder »Monseigneur« brachte, doch dann nicht recht weiter wußte, begann der Brief Orianes zum allgemeinen Staunen mit: »Herr Kardinal« in Anlehnung an einen alten akademischen Brauch oder mit »Lieber Cousin«, da dieser Ausdruck unter den Kirchenfürs-

ten, den Guermantes und den Souveränen, wenn sie Gott darum baten, er möge die einen und anderen »in seinen heiligen und würdigen Schutz nehmen«, einst üblich war. Damit von einem »neuesten Einfall Orianes« die Rede war, genügte es, daß man, als eine Aufführung stattfand, bei der ganz Paris anwesend war und ein sehr hübsches Stück gespielt wurde, Madame de Guermantes in der Loge der Prinzessin von Parma, der Fürstin von Guermantes oder vieler anderer suchte, die sie eingeladen hatten, sie aber schließlich ganz ohne Begleitung in Schwarz mit einem winzigen Hütchen im Parkett entdeckte, wo sie bereits rechtzeitig für den einleitenden Einakter Platz genommen hatte. »Bei einem Stück, das sich lohnt, hört man hier besser«, erklärte sie zum Entsetzen der Courvoisier und bewundernden Staunen der Guermantes und der Prinzessin von Parma, die mit einem Mal entdeckten, daß das »Genre«, den Anfang eines Stücks zu hören, neuer, origineller und eigentlich gescheiter sei (was von Oriane ja auch gar nicht verwundern konnte), als erst nach einem großen Diner und kurzer Anwesenheit bei einer Abendgesellschaft zum letzten Akt zu erscheinen. Dies waren die verschiedenen Arten der Überraschung, auf die die Prinzessin von Parma, wie sie wußte, vorbereitet sein mußte, wenn sie Madame de Guermantes eine Frage literarischer oder gesellschaftlicher Art vorlegte, und die jedesmal, wenn sie bei der Herzogin zu Abend speiste, bewirkten, daß Ihre Königliche Hoheit sich auch an das geringfügigste Thema nur mit der gleichzeitig beunruhigten und lustvollen Vorsicht einer Badenden heranwagte, die zwischen zwei Wellen aus dem Wasser auftaucht.

Unter den Elementen, die in zwei oder drei anderen ungefähr gleichwertigen und im Faubourg Saint-Germain ebenfalls führenden Salons fehlten, durch ihr Vorhandensein aber in dem der Herzogin von Guermantes diesen von jenen unterschieden, so wie Leibniz zugesteht, daß jede Monade zwar einerseits das Universum widerspiegelt, aber ihm doch etwas ganz Einzigartiges hinzufügt, war eines der weniger sympa-

thischen gewöhnlich das Auftreten von einer oder zwei sehr schönen Frauen, die nur ihrer Schönheit sowie dem Gebrauch, den Monsieur de Guermantes von ihr gemacht hatte, das Recht entnahmen, dort zu erscheinen, und deren Gegenwart auf der Stelle wie in anderen Salons gewisse Gemälde, auf die man zu seiner Überraschung stößt, in diesem hier offenbarten, daß der Hausherr ein glühender Bewunderer weiblicher Reize sei. Sie sahen sich alle ein wenig gleich, denn der Herzog schätzte große, gleichzeitig majestätische und doch zwanglos sich gebende Frauen eines bestimmten Stils, der zwischen der *Venus von Milo* und der *Nike von Samothrake* zu suchen war[1]; oft blond, seltener dunkel, manchmal rothaarig wie die derzeit letzte, die bei diesem Diner anwesend war, die Vicomtesse von Arpajon; er hatte sie so sehr geliebt, daß er sie lange Zeit dazu zwang, ihm bis zu zehn Depeschen täglich zu schicken (was der Herzogin etwas auf die Nerven ging), daß er mit ihr durch Brieftauben korrespondierte, wenn er in Guermantes war; er konnte lange Zeit so wenig auf sie verzichten, daß er während eines Winters, den er in Parma hatte verbringen müssen, jede Woche nach Paris kam, das heißt zwei Reisetage auf sich nahm, einzig, um sie zu sehen.

Gewöhnlich waren diese schönen Statistinnen seine Geliebten gewesen, waren es aber nicht mehr (dies traf zum Beispiel auf Madame d'Arpajon zu) oder waren auf dem Punkt angekommen, wo sie aufhörten, es zu sein. Vielleicht hatten indessen das Prestige, das die Herzogin für sie besaß, und die Hoffnung, in ihrem Salon empfangen zu werden – denn diese Frauen gehörten selbst zwar sehr aristokratischen Milieus, aber doch solchen zweiter Ordnung an –, sie letzten Endes noch mehr als die Schönheit und Großzügigkeit des Herzogs bestimmt, seinen Wünschen nachzugeben. Im übrigen hätte die Herzogin ihrem Eindringen in den Guermantesschen Salon keinen unbedingten Widerstand entgegengesetzt; sie wußte, daß sie schon in mehr als einer von ihnen eine Verbündete gefunden hatte, dank der sie tausend Dinge erreichte, nach

denen sie Verlangen trug und die Monsieur de Guermantes seiner Frau unerbittlich abschlug, solange er nicht in eine andere verliebt war. So lag es denn auch, wenn sie bei der Herzogin erst empfangen wurden, nachdem ihre Liaison mit dem Herzog weit fortgeschritten war, mehr daran, daß dieser letztere jedesmal, wenn er am Beginn einer großen Liebe stand, gemeint hatte, es werde sich um eine kleine belanglose Affäre handeln, für die eine Einladung bei seiner Frau ein allzu hoher Preis sei. Tatsächlich aber ergab es sich, daß er diese für sehr viel weniger bereits anbot, für einen ersten Kuß, weil unvorhergesehene Widerstände aufgetreten waren, oder auch umgekehrt, weil er auf gar keinen Widerstand stieß. In der Liebe führt oft die Dankbarkeit, der Wunsch, Vergnügen zu bereiten, zu größeren Geschenken, als Hoffnung und Selbstsucht vordem erwarten ließen. Dann aber wurde die Verwirklichung dieses Angebots durch andere Umstände in Frage gestellt. Zunächst waren alle Frauen, die dem Liebesverlangen Monsieur de Guermantes' entsprochen hatten, und manchmal sogar jene, die ihm noch widerstanden, eine nach der anderen von ihm zu einer Art von Klausur verurteilt worden. Er gestattete ihnen nicht, irgend jemand zu sehen, verbrachte fast alle Stunden bei ihnen und beschäftigte sich mit der Erziehung ihrer Kinder, denen er manchmal, nach einer später hervortretenden frappanten Ähnlichkeit zu schließen, einen Bruder oder eine Schwester gab. Wenn ferner zu Beginn der Liaison eine Einladung bei Madame de Guermantes, die der Herzog keineswegs ins Auge faßte, im Geiste der betreffenden Geliebten eine Rolle gespielt haben mochte, so hatte die Liaison selbst die Gesichtspunkte dieser Frau verschoben; der Herzog war dann für sie nicht nur der Gatte der elegantesten Frau von Paris, sondern ein Mann, den sie liebte, ein Mann auch, dem sie oft die Mittel für einen größeren Luxus und die Neigung dazu verdankte, wodurch die frühere Rangordnung ihrer snobistischen und ihrer eigennützigen Zielsetzungen sich geradezu umgekehrt hatte; endlich war manchmal die Geliebte des

Herzogs von allesumfassender Eifersucht der Herzogin gegenüber erfüllt. Doch war dieser Fall der seltenste. Im übrigen, wenn der Tag der Vorstellung endlich gekommen war (zu einem Zeitpunkt, da die Betreffende gewöhnlich dem Herzog – dessen Handlungen wie die aller übrigen Menschen häufiger von früheren Handlungen bestimmt wurden, deren erster Beweggrund gar nicht mehr bestand – schon ziemlich gleichgültig geworden war), ergab es sich oft, daß gerade Madame de Guermantes die Geliebte hatte empfangen wollen, in der sie eine wertvolle Verbündete gegen ihren schrecklichen Gatten zu finden hoffte. Abgesehen von seltenen Augenblicken zu Hause, da der Herzog, wenn die Herzogin zuviel sprach, Worte und vor allem Arten des Schweigens fand, die vernichtend wirkten, war es nicht so, daß Monsieur de Guermantes seiner Frau gegenüber das nicht wahrte, was man die »Formen« nennt. Leute, die sie nicht kannten, konnten sich in dieser Hinsicht täuschen. Manchmal, im Herbst, zwischen den Rennen in Deauville, der Badereise, dem Aufbruch nach Guermantes und zur Jagd, in den wenigen Wochen, die man in Paris verbringt, begleitete der Herzog die Herzogin, die gern ins Café-concert ging, einen Abend dorthin. Das Publikum bemerkte dann gleich in einer der offenen Logen, in denen nur Platz für zwei Personen ist, diesen Herkules im »Smoking« (da man ja in Frankreich jeder mehr oder weniger englischen Sache den Namen gibt, den sie in England nicht trägt[1]), wie er, das Monokel im Auge, in seiner großen, aber schönen Hand, an deren Ringfinger ein Saphir blitzte, eine dicke Zigarre, aus der er von Zeit zu Zeit eine Rauchwolke zog, die Augen meist auf die Bühne richtete, wenn er aber ins Publikum schaute, in dem er übrigens absolut niemand kannte, die Intensität seines Blickes durch einen Anflug von Sanftmut, Reserve, Höflichkeit und Achtung milderte. Wenn ein Couplet ihm komisch und nicht allzu unpassend schien, wandte er sich lächelnd seiner Frau zu und teilte mit einem Zeichen des Einverständnisses und der Güte die unschuldige

Heiterkeit mit ihr, die dieses neue Chanson ihm verschaffte. Die Zuschauer konnten dann glauben, es gebe keinen besseren Ehemann als ihn, und niemand sei beneidenswerter als die Herzogin, das heißt diese Frau, mit deren Person kein einziges wesentliches Interesse im Leben des Herzogs verknüpft war, die er nicht liebte und nie aufgehört hatte zu betrügen. Wenn die Herzogin sich ermüdet fühlte, sahen die Leute, wie Monsieur de Guermantes aufstand, ihr selbst den Mantel umlegte, ihre Kolliers arrangierte, damit sie nicht im Futter hängenblieben, und ihr den Weg zum Ausgang mit respektvollem Eifer bahnte, den sie mit der Kühle der Weltdame quittierte, die darin nur normale gute Lebensart sieht, manchmal auch sogar mit der gewissen ironischen Bitterkeit der enttäuschten Ehefrau, die keine Illusionen mehr zu verlieren hat. Doch trotz dieses äußeren Anscheins, der einen Teil jener Höflichkeit darstellt, die die Pflichten aus einer tieferen Schicht an die Oberfläche heraufgeholt hat – zu einer gewissen schon sehr entlegenen Zeit, die für die Überlebenden jedoch noch weiter andauert –, war das Leben der Herzogin schwer. Monsieur de Guermantes wurde großzügig und menschlich immer nur einer neuen Mätresse zuliebe, die, wie es meist geschah, die Partei der Herzogin ergriff; und diese sah dann, wie für sie Freigebigkeit gegenüber Untergebenen, Barmherzigkeit gegenüber den Armen, ja sogar für sich selbst, später, ein neues, herrliches Automobil wieder möglich wurden. Doch machte die Gereiztheit, die gewöhnlich ziemlich schnell in Madame de Guermantes Personen gegenüber aufkam, die ihr allzu ergeben waren, vor den Geliebten des Herzogs nicht halt. Sie hatte jeweils bald von ihnen genug. In diesem Augenblick nun rührte die Liaison des Herzogs mit Madame d'Arpajon an ihr Ende. Eine andere Geliebte erschien bereits am Horizont.

Gewiß begann die Liebe, die Monsieur de Guermantes nacheinander für sie alle empfunden hatte, eines Tages von neuem, sich bemerkbar zu machen; vorerst aber machte diese Liebe aus ihnen bei ihrem Dahingehen eine Hinterlassen-

schaft, als wären sie schöne Marmorstatuen – schön in den Augen des Herzogs, der dadurch ein wenig zum Künstler wurde, denn er hatte diese Statuen geliebt und zeigte nun Verständnis für Linien, die er ohne die Liebe nicht gewürdigt hätte –, deren Formen im Salon der Herzogin nebeneinanderstanden, nachdem sie sich lange Zeit befehdet, in Eifersucht und Streit verzehrt und schließlich in Friede und Liebe versöhnt hatten; zudem war diese Freundschaft selbst eine Wirkung der Liebe, denn nur diese hatte Monsieur de Guermantes bei denjenigen, die seine Mätressen gewesen waren, zu der Entdeckung von Tugenden verholfen, die bei jedem menschlichen Wesen existieren, aber nur im Rahmen der Liebesfreuden bemerkbar werden, so daß eigentlich die verflossene Geliebte, die zu einem »guten Kameraden« geworden ist und was auch immer für uns tun würde, ein Klischee ist wie das des Arztes oder des Vaters, wenn der Betreffende nicht Arzt oder Vater, sondern ein Freund ist. In einer ersten Periode jedoch pflegte die Frau, die Monsieur de Guermantes zu vernachlässigen begann, sich zu beklagen, Szenen zu machen, sich anspruchsvoll zu zeigen, aufdringlich und zänkisch zu werden. Der Herzog begann dann, sie unangenehm zu finden. Das war für Madame de Guermantes die Gelegenheit, wahre oder nur unterstellte Fehler einer Person, die ihr schon lange auf die Nerven fiel, hinlänglich ins Licht zu rücken. Als gutartig bekannt, nahm Madame de Guermantes die telephonischen Anrufe, Vertrauensausbrüche und Tränen der Verlassenen entgegen, ohne darüber zu klagen. Hinterher lachte sie darüber mit ihrem Mann, dann auch mit einigen intimen Freunden; und da sie glaubte, durch das Mitleid, das sie der Unseligen erwies, ein Anrecht darauf zu haben, sie zu necken, genierte Madame de Guermantes sich nicht, mit ihrem Gatten Blicke ironischer Verständigung zu tauschen, sobald die betreffende Frau etwas vorgebracht hatte, vorausgesetzt nur, daß es in den Rahmen der Lächerlichkeit hineinpaßte, die Herzog und Herzogin in letzter Zeit ihr angedichtet hatten.

Als man jetzt zu Tisch ging, fiel der Prinzessin von Parma wieder ein, daß sie Madame d'Heudicourt in die Oper einzuladen plante, und da sie gern gewußt hätte, ob es Madame de Guermantes auch genehm sei, suchte sie es zu sondieren. In diesem Augenblick trat Monsieur de Grouchy ein, dessen Zug entgleist und eine Stunde auf der Strecke stehengeblieben war. Er entschuldigte sich, so gut es ging. Wäre seine Frau eine Courvoisier gewesen, wäre sie gestorben vor Scham. Madame de Grouchy aber war nicht umsonst eine Guermantes. Als ihr Mann sich wegen der Verspätung entschuldigte, ergriff sie das Wort und sagte:

»Ich sehe, daß selbst in Kleinigkeiten Zuspätkommen eine Familientradition bei euch ist.«

»Setzen Sie sich, Grouchy, und lassen Sie sich nicht verstimmen«, sagte der Herzog. »Wenn ich auch mit meiner Zeit gehe, so muß ich doch anerkennen, die Schlacht von Waterloo hatte ihr Gutes, da sie die Restauration der Bourbonen ermöglichte, dazu noch auf eine Weise, die sie unpopulär machte. Aber ich sehe ja, Sie sind ein richtiger Nimrod!«[1]

»Ja, ich habe tatsächlich ein paar schöne Stücke mitgebracht. Ich werde mir erlauben, morgen der Herzogin ein Dutzend Fasanen zu schicken.«

Eine Idee schien in den Augen von Madame de Guermantes aufzuglimmen. Sie bestand darauf, Monsieur de Grouchy dürfe sich nicht die Mühe machen, die Fasanen zu schicken; und sie winkte den verlobten Diener heran, mit dem ich beim Verlassen des Salons mit den Elstirs gesprochen hatte.

»Poullein«, sagte sie, »Sie gehen und holen die Fasanen beim Herrn Grafen ab und bringen sie gleich her, denn nicht wahr, Grouchy, Sie erlauben doch, daß ich damit einige Höflichkeiten erweise? Wir essen ja nicht allein zwölf Fasanen, Basin und ich.«

»Aber übermorgen wäre auch noch früh genug«, meinte Monsieur de Grouchy.

»Nein, ich möchte lieber schon morgen«, beharrte die Herzogin auf ihrem Willen.

Poullein war bleich geworden, die Verabredung mit seiner Verlobten fiel dadurch ins Wasser. Das reichte der Herzogin zu ihrer Zerstreuung aus, denn sie hielt darauf, nach außen hin menschlich zu wirken.

»Ich weiß, Sie haben morgen Ausgang«, sagte sie zu Poullein, »Sie brauchen ja nur mit Georges zu tauschen; er soll eben morgen ausgehen und übermorgen zu Hause bleiben.«

Am nächsten Tag aber würde Poulleins Verlobte nicht frei sein. Er legte gar keinen Wert darauf, dann noch Ausgang zu haben. Sobald Poullein das Zimmer verlassen hatte, machten alle der Herzogin Komplimente wegen ihrer Güte den Leuten gegenüber.

»Aber ich handle an ihnen nur so, wie ich möchte, daß man es mir gegenüber täte.«

»Eben! Die Leute können wirklich sagen, daß sie bei Ihnen eine gute Stelle gefunden haben.«

»So weit ist es damit auch nicht her, aber ich glaube, sie sind mir zugetan. Der da ist etwas aufreizend, weil er verliebt ist, er meint, er müsse dauernd den Melancholischen spielen.«

In diesem Augenblick trat Poullein wieder ein.

»Tatsächlich«, sagte Monsieur de Grouchy, »er sieht aus, als habe er das Lächeln verlernt. Man muß mit den Leuten gut sein, aber auch nicht zu gut.«

»Ich gebe zu, furchtbar streng bin ich mit ihnen nicht; den ganzen Tag hat er morgen nichts weiter zu tun als die Fasanen zu holen, zu Hause zu bleiben und sein Teil davon zu essen.«

»Viele wären gern an seiner Stelle«, sagte Monsieur de Grouchy, »der Neid ist ja blind.«

»Oriane«, bemerkte die Prinzessin von Parma, »ich habe neulich den Besuch Ihrer Kusine d'Heudicourt gehabt, offenbar ist sie eine ungewöhnliche Frau; nun, sie ist eine

Guermantes, damit ist ja schon alles gesagt, aber es heißt freilich, sie sei ein bißchen boshaft …«

Der Herzog heftete auf seine Frau einen langen Blick gewollter Verblüffung. Madame de Guermantes fing zu lachen an. Die Prinzessin bemerkte es schließlich.

»Aber … sind Sie vielleicht nicht … meiner Meinung?« fragte sie besorgt.

»Madame ist wirklich zu liebenswürdig, auf Basins Mienen achtzugeben. Bitte, Basin, geben Sie sich nicht den Anschein, Sie wollten etwas Unfreundliches über unsere Verwandten andeuten.«

»Findet er sie allzu boshaft?« fragte die Prinzessin lebhaft interessiert.

»Oh! Keineswegs«, gab die Herzogin zurück. »Ich weiß nicht, wer Königliche Hoheit gesagt haben mag, daß sie boshaft ist. Sie ist im Gegenteil eine ausgezeichnete Person, die über niemand Böses sagt noch jemandem Schlechtes zufügt.«

»Ah!« meinte die Prinzessin von Parma, erleichtert aufatmend, »ich hatte ja auch nichts dergleichen bemerkt. Aber da ich weiß, daß es oft schwierig ist, nicht etwas boshaft zu sein, wenn man über viel Geist verfügt …«

»Ah! Davon hat sie allerdings noch weniger.«

»Weniger Geist? …« fragte die Prinzessin bestürzt.

»Bitte, Oriane«, fiel der Herzog in klagendem Ton ein, während er nach rechts und links amüsierte Blicke warf, »du hast doch gehört, die Prinzessin hat dir gesagt, sie sei in geistiger Hinsicht eine ungewöhnliche Frau.«

»Ist sie es denn nicht?«

»Ungewöhnlich ist sie, nämlich ungewöhnlich dick.«

»Hören Sie nicht auf ihn, Madame, er ist nicht aufrichtig. Sie ist dumm wie eine Gans«, fuhr Madame de Guermantes mit lauter, rauher Stimme fort, denn viel mehr als aus dem Herzog, wenn er es nicht absichtlich darauf anlegte, sprach aus ihr das alte Frankreich, was sie oft herauskehrte, und zwar auf eine Art, die der spitzenjabothaften, überfeinerten ihres

Gatten entgegengesetzt, in Wirklichkeit aber viel raffinierter war, nämlich durch eine fast bäurische Sprache, die einen herben, köstlichen Erdgeruch hatte. »Aber sie ist die beste Frau von der Welt. Und dann weiß ich auch nicht einmal, ob man die Sache in diesem Stadium überhaupt als Dummheit bezeichnen kann. Ich glaube, ich habe niemals ein solches Geschöpf gesehen; sie ist ein Fall für den Arzt, es hat etwas Pathologisches, eine Art ›Schwachsinnige‹, ein Kretin, eine ›Idiotin‹ wie in den Melodramen oder in der *Arlésienne*.[1] Ich frage mich immer, wenn sie hier ist, ob nicht gerade der Augenblick gekommen sein könnte, wo ihr Verstand erwacht; das macht mir jedesmal Angst.« Die Prinzessin bewunderte, wiewohl noch tief erschüttert durch das Urteil selbst, diese Ausdrucksweise. »Sie hat mir ebenso wie Madame d'Épinay Ihren Einfall mit Taquinius Superbus zitiert. Er ist wirklich köstlich«, bemerkte sie.

Monsieur de Guermantes erklärte mir das Bonmot. Ich hatte die größte Lust, ihm zu erzählen, daß sein Bruder, der mich nicht zu kennen behauptete, mich am selben Abend um elf Uhr erwarte. Doch hatte ich Robert nicht gefragt, ob ich über das Rendezvous sprechen dürfe, und da die Tatsache, daß Monsieur de Charlus es eigentlich festgesetzt hatte, in Widerspruch zu dem stand, was er der Herzogin gesagt hatte, hielt ich für taktvoller, darüber zu schweigen.

»Taquinius Superbus ist nicht übel«, sagte Monsieur de Guermantes. »Aber Madame d'Heudicourt hat Ihnen wahrscheinlich nicht einen viel hübscheren Ausspruch von Oriane zitiert, mit dem sie ihr neulich auf eine Dejeunereinladung geantwortet hat?«

»O nein! So sagen Sie doch!«

»Bitte, Basin, seien Sie doch still. Erstens ist die Bemerkung dumm und wird bei der Prinzessin den Eindruck erwecken, daß ich an Intelligenz selbst meiner einfältigen Kusine noch nachstehe. Übrigens weiß ich auch gar nicht, weshalb

ich ›meine Kusine‹ sage, sie ist Basins Kusine. Ein bißchen ist sie mit mir allerdings auch verwandt.«

»Oh!« rief die Prinzessin bei dem Gedanken, sie könne Madame de Guermantes dumm finden, in einem Ton aus, durch den sie leidenschaftlich dagegen protestierte, irgend etwas könne die Herzogin von der Höhe herabstürzen, die sie in ihrer Bewunderung einnahm.

»Und dann haben wir ihr nun bereits die Vorzüge des Geistes abgesprochen; da meine Anspielung von neulich auch noch darauf abzielt, ihr solche des Herzens streitig zu machen, scheint sie mir hier inopportun.«

»›Streitigmachen‹!, ›inopportun‹!, wie sie das wieder sagt«, rief der Herzog, mit erheuchelter Ironie, im Grunde jedoch nur, um die allgemeine Bewunderung auf seine Frau zu lenken.

»Basin, machen Sie sich doch nicht lustig über ihre eigene Frau.«

»Königliche Hoheit müssen nämlich wissen«, fuhr der Herzog fort, »daß Orianes Kusine überlegen, gutmütig, dick sein mag, alles was man will, aber nicht – wie soll ich sagen – gerade verschwenderisch.«

»O ja, ich weiß, sie ist knickerig«, fiel ihm die Prinzessin ins Wort.

»Ich würde mir nicht erlaubt haben, diesen Ausdruck zu gebrauchen, aber er trifft den Nagel auf den Kopf. Das nun wirkt sich im Zuschnitt des Hauses und ganz speziell in der Küche aus, die ausgezeichnet ist, aber sehr knapp.«

»Es führt zu recht komischen Szenen sogar«, mischte hier Monsieur de Bréauté sich ein. »Ich habe einmal, mein lieber Basin, in Heudicourt einen Tag verbracht, an dem Oriane und Sie erwartet wurden. Es waren opulente Vorbereitungen getroffen worden, doch am Nachmittag brachte der Diener eine Depesche des Inhalts, daß Sie nicht kommen würden.«

»Kein Wunder«, sagte die Herzogin, die nicht nur schwer zu haben war, sondern auch Wert darauf legte, daß es jedermann wußte.

»Ihre Kusine las das Telegramm, war recht unglücklich darüber, verlor jedoch nicht den Kopf und sagte sich, es sei überflüssig, für einen so unbedeutenden Gast wie mich große Umstände zu machen; sie rief den Diener noch einmal zurück: ›Sagen Sie dem Koch, er soll die Hähnchen streichen‹, trug sie ihm auf. Am Abend dann hörte ich, wie sie zum Maître d'hôtel sagte: ›Nun, wo bleibt der Rest vom gestrigen Rinderbraten? Weshalb wird er nicht serviert?‹«

»Im übrigen aber muß man sagen, man tafelt dort recht gut«, bemerkte der Herzog, der sich mit diesem Ausdruck wieder besonders »ancien régime« fühlte. »Ich kenne kein Haus, in dem man besser ißt.«

»Und weniger«, fügte die Herzogin hinzu.

»Das ist sehr gesund und völlig ausreichend für einen simpeln Bauernkerl wie mich«, sagte der Herzog. »Man fühlt sich nie zu satt.«

»Freilich, wenn man es als Kur betrachtet, ist das natürlich etwas anderes, jedenfalls eher diätetisch als reichlich. So gut übrigens ist die Küche nun auch wieder nicht«, setzte die Herzogin hinzu, die nicht gern hatte, wenn eine andere Tafel als die ihrige den Namen der »besten von Paris« erhielt. »Bei meiner Kusine ist es wie mit den konstipierten Schriftstellern, die alle fünfzehn Jahre einen Einakter zutage fördern oder ein Sonett. Das sind dann diese sogenannten Meisterwerke en miniature, ein köstliches Nichts, kurz das, was ich am meisten hasse. Zénaïdes Küche ist nicht schlecht, aber man fände sie mittelmäßiger, wenn sie weniger sparsam wäre. Es gibt Dinge, die ihr Koch ausgezeichnet macht, und andere, die er eben nicht kann. Wie überall woanders auch habe ich bei ihr manchmal sehr schlecht gegessen, nur hat es mir hinterher weniger ausgemacht, weil der Magen ja stärker auf Quantität als auf Qualität reagiert.«

»Gut, aber um zum Ende zu kommen«, sagte der Herzog, »Zénaïde wollte absolut, daß Oriane zum Dejeuner käme; da aber meine Frau nicht sehr gern ausgeht, sträubte sie sich zunächst und wollte herausbringen, ob man sie nicht unter dem Vorwand, es handle sich um eine kleine intime Sache, in eine große Affäre hineinzuziehen versuchte; vergebens bemühte sie sich zu ermitteln, welche Gäste zugegen sein würden. ›Komm doch, du mußt kommen‹, drang Zénaïde in sie und rühmte dabei die guten Sachen, die es geben würde. ›Du bekommst ein Kastanienpüree, weiter sage ich nichts, und dann sind sieben kleine »Bouchées à la reine« vorgesehen.‹ – ›Sieben Bouchées‹, rief Oriane, ›dann sind wir mindestens acht!‹«

Als einige Augenblicke später die Prinzessin begriffen hatte, lachte sie laut wie Donnergegroll. »Oh! ›Dann sind wir mindestens acht‹, das ist aber gut! Wie großartig ist das ›redigiert‹!« sagte sie, nachdem sie in einer äußersten Bemühung den Ausdruck wiedergefunden hatte, den Madame d'Épinay gebraucht hatte und der sich diesmal als passender erwies.

»Oriane, die Prinzessin hat eben sehr hübsch gesagt, es sei großartig ›redigiert‹!«

»Aber, lieber Freund, Sie brauchen es mir nicht erst zu wiederholen, ich weiß doch, wie geistreich die Prinzessin ist«, antwortete Madame de Guermantes, die einen Ausspruch gern gelten ließ, wenn er erstens aus dem Munde einer Hoheit kam und zweitens ihrem eigenen Geist zum Ruhm gereichte. »Ich bin sehr stolz darauf, daß die Prinzessin meine bescheidenen Redaktionen schätzt. Im übrigen erinnere ich mich gar nicht mehr, so etwas gesagt zu haben. Wenn, dann war es bestimmt, um Zénaïde zu schmeicheln, denn wenn es sieben Bouchées, also Häppchen, gab, so hätten die entsprechenden Happer, wenn ich so sagen darf, gewiß das Dutzend überschritten.«

Inzwischen sagte die Gräfin d'Arpajon, die mich vor dem Essen hatte wissen lassen, ihre Tante würde sehr glücklich sein, mir ihr Schloß in der Normandie zu zeigen, über den Kopf des Fürsten von Agrigent hinweg zu mir, sie selbst wür-

de mich vor allem gern an der Côte d'Or bei sich sehen, weil sie dort, in Pont-le-Duc, zu Hause sei.

»Die Archive des Schlosses würden Sie interessieren. Es liegen dort ungemein interessante Briefwechsel zwischen den markantesten Persönlichkeiten des siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Ich bringe mit ihnen köstliche Stunden zu, ich lebe in der Vergangenheit«, versicherte die Gräfin, die, wie Monsieur de Guermantes mir im voraus zu verstehen gegeben hatte, sich überaus gut in der Literatur auskannte.

»Sie besitzt alle Manuskripte von Monsieur de Bornier«[1] , griff die Prinzessin noch einmal das Thema Madame d'Heudicourt auf, denn auf alle Fälle wollte sie klarstellen, weshalb sie sich mit ihr eingelassen habe.

»Das muß sie geträumt haben, ich glaube, sie kannte ihn nicht einmal«, erklärte die Herzogin.

»Dabei ist besonders interessant, daß diese Briefwechsel von Leuten aus verschiedenen Ländern stammen«, bemerkte die Gräfin d'Arpajon, die, mit den bedeutendsten herzoglichen und sogar regierenden Häusern Europas verwandt, jedesmal glücklich war, wenn sie daran erinnern konnte.

»Aber doch, Oriane«, beharrte der Herzog nicht ohne Absicht auf seiner Meinung. »Sie müssen sich doch an das Diner erinnern, bei dem Monsieur de Bornier neben Ihnen saß.«

»Wenn Sie sagen wollen, Basin«, fiel ihm die Herzogin ins Wort, »daß ich Monsieur de Bornier gekannt habe … Natürlich, er hat mich sogar mehrmals besucht, aber ich habe mich nie entschließen können, ihn einzuladen, denn ich hätte dann jedesmal die Wohnung desinfizieren müssen. An das bewußte Diner erinnere ich mich nur allzugut, es war aber überhaupt nicht bei Zénaïde, die Bornier in ihrem Leben nicht gesehen hat und wahrscheinlich meint, wenn sie etwas von der *Fille de Roland* hört, es handle sich um eine Prinzessin Bonaparte, von der es heißt, sie sei mit dem Sohn von dem König von Griechenland verlobt[1] ; nein, es war in der österreichischen Bot-

schaft! Der charmante Hoyos[2] hatte geglaubt, er mache mir ein Vergnügen, wenn er dieses stinkige Akademiemitglied auf den Stuhl neben mir plazierte. Ich glaubte, eine Gendarmerieabteilung als Nachbarschaft zu haben. Während des Essens mußte ich mir dauernd die Nase zuhalten, erst beim Gruyère habe ich aufzuatmen gewagt!«

Monsieur de Guermantes, der seinen geheimen Zweck erreicht hatte, beobachtete verstohlen auf den Gesichtern der Geladenen, welchen Eindruck die Erzählung seiner Gattin machte.

»Für mich liegt übrigens ein besonderer Reiz in Briefwechseln«, bemerkte, obwohl das Gesicht des Fürsten von Agrigent dazwischenlag, die Dame, die sich so gut in der Literatur auskannte und in ihrem Schloß so merkwürdige Briefe in Verwahrung hatte.

»Haben Sie auch schon bemerkt, daß oft die Briefe eines Schriftstellers besser sind als sein übriges Werk?[3] Wie heißt doch dieser Autor, der *Salammbô* geschrieben hat?«

Um die Unterhaltung nicht noch in die Länge zu ziehen, hätte ich gern unterlassen, darauf Antwort zu geben; aber ich hatte das Gefühl, damit den Fürsten von Agrigent zu verstimmen, der den Eindruck zu erwecken versuchte, er wisse zwar sehr wohl, von wem *Salammbô* sei, wolle aber aus purer Höflichkeit mir das Vergnügen lassen, ihn zu nennen; tatsächlich jedoch war er in größter Verlegenheit.

»Flaubert«, sagte ich schließlich, doch überdeckte das Zeichen der Zustimmung, das der Kopf des Fürsten gab, den Klang meiner Antwort, so daß meine Zuhörerin nicht genau wußte, ob ich Paul Bert gesagt hatte oder Fulbert[1] – beides Namen, die sie nicht vollauf befriedigten.

»Wie merkwürdig jedenfalls«, fuhr sie fort, »und wieviel besser als seine Bücher ist doch sein Briefwechsel! Er erklärt im übrigen sein Wesen, denn aus dem, was er über die Mühe mitteilt, die ihn die Abfassung eines Buches kostet, ersieht

man, daß er kein wirklicher Schriftsteller, kein Mann von Begabung war.«[2]

»Sie sprechen da von Briefen, ich finde die von Gambetta[3] großartig«, bemerkte die Herzogin, um zu zeigen, daß sie sich nicht scheue, sich für einen Proletarier und Radikalen zu interessieren. Monsieur de Bréauté begriff, welche Geistesstärke in dieser Kühnheit beschlossen lag, warf einen gleichzeitig weinseligen und gerührten Blick in die Runde und putzte darauf sein Monokel.

»Mein Gott, diese *Fille de Roland* war aber eine verdammt langweilige Sache«, meinte Monsieur de Guermantes mit einem Gefühl der Befriedigung, über ein Werk von oben herab urteilen zu können, das ihn so sehr gelangweilt hatte, vielleicht auch aus jenem Gefühl des *suave mari magno* [4] heraus, das wir bei einem guten Abendessen im Gedenken an solche fürchterlichen Abende verspüren. »Aber das Stück enthält doch ein paar schöne Verse und verrät patriotischen Sinn.«

Ich gab zu verstehen, daß ich kein Bewunderer von Monsieur de Bornier sei.

»Ach? Haben Sie etwas gegen ihn?« wollte der Herzog neugierig wissen, denn er meinte immer, wenn man eine schlechte Meinung über jemand äußere, müsse man persönlich gegen ihn eingenommen sein, eine wohlmeinende Äußerung über eine Frau aber bedeute den Beginn eines Flirts.

»Ich sehe doch, Sie haben einen Pik auf ihn. Was hat er Ihnen denn getan? Das müssen Sie uns erzählen. Sie vertuschen etwas zwischen ihm und Ihnen, sonst würden Sie nicht so über ihn herfahren. *La Fille de Roland* ist ja recht lang, aber doch sehr echt empfunden.«

»›Empfunden‹ ist das richtige Wort für einen Autor, der so empfindlich riecht«, unterbrach ironisch Madame de Guermantes. »Wenn der arme Kleine da jemals mit ihm zusammen war, verstehe ich, daß er die Nase voll hat!«

»Ich muß im übrigen bekennen, Madame«, fuhr der Herzog zu der Prinzessin von Parma gewandt fort, »daß ich abgese-

hen von *La Fille de Roland* in der Literatur und sogar in der Musik furchtbar altmodisch bin; die ältesten Ladenhüter rühren mich noch. Sie werden es kaum glauben, aber wenn sich am Abend meine Frau ans Klavier setzt, bitte ich Sie manchmal um etwas Auber, etwas Boieldieu, etwas Beethoven sogar! Das ist mein Geschmack. Bei Wagner hingegen schlafe ich auf der Stelle ein.«[1]

»Da haben Sie unrecht«, sagte Madame de Guermantes, »trotz seiner unerträglichen Längen ist Wagner doch genial. *Lohengrin* ist ein Meisterwerk. Selbst in *Tristan* kommt hier und da eine recht gelungene Stelle vor. Der Chor der Spinnerinnen im *Fliegenden Holländer* aber ist einfach wundervoll.«[2]

»Nicht wahr, Babal«, meinte Monsieur de Guermantes zu Monsieur de Bréauté hin, das ziehen wir vor:

Les rendez-vous de noble compagnie

Se donnent tous en ce charmant séjour. [3]

In diesen reizenden Gefilden

Gibt sich die Welt ein edles Stelldichein.

Das ist entzückend. Und *Fra Diavolo*, die *Zauberflöte*, *Le Chalet*, *Figaros Hochzeit*, *Les diamants de la couronne*, das ist doch noch Musik! [1] In der Literatur geht es mir ebenso. Ich schwärme für Balzac, *Le Bal de Sceaux*, *Les Mohicans de Paris*.« [2]

»Mein Lieber, wenn Sie auf Balzac zu sprechen kommen, werden wir niemals fertig. Bewahren Sie das für einen Tag

auf, wo Mémé hier ist. Bei ihm geht es ja so weit, daß er ihn geradezu auswendig kann.«

Gereizt durch diese Unterbrechung nahm der Herzog seine Frau ein paar Sekunden unter das Feuer eines drohenden Schweigens.[3] Inzwischen hatte Madame d'Arpajon mit der Prinzessin von Parma über die tragische und sonstige Dichtung Betrachtungen ausgetauscht, die nicht deutlich zu mir drangen, bis ich doch eine vernahm, die von Madame d'Arpajons Lippen kam: »Oh, ich gestehe gern alles zu, ich halte ihm zugute, daß er uns die Welt so häßlich zeigt, da er zwischen häßlich und schön eben nicht unterscheiden kann, oder vielmehr, weil er in seiner unerträglichen Eitelkeit meint, alles, was er sagt, sei schön. Ich erkenne mit Eurer Königlichen Hoheit an, daß in der besagten Dichtung lächerliche und unverständliche Dinge, Verstöße gegen den guten Geschmack enthalten sind, daß sie schwer zu begreifen ist, daß man beim Lesen ebensoviel Mühe hat, als wenn sie chinesisch oder russisch geschrieben wäre, denn offenbar ist das alles andere, nur kein Französisch, aber windet man sich dennoch durch, wird man reichlich belohnt durch die Fülle der Phantasie!« Den Beginn dieses kleinen Exkurses hatte ich nicht gehört. Schließlich begriff ich aber nicht nur, daß es sich bei dem Dichter, der unfähig sei, zwischen schön und häßlich zu unterscheiden, um Victor Hugo handelte, sondern auch, daß das Gedicht, das so schwer wie ein chinesischer oder russischer Text zu verstehen sei, das »Lorsque l'enfant paraît, le cercle de famille/Applaudit à grands cris …«[1] beginnende Stück aus der ersten Epoche des Dichters war, mit dem er Madame Deshoulières[2] vielleicht noch nähersteht als dem Victor Hugo der *Légende des Siècles*.[3] Weit davon entfernt, Madame d'Arpajon lächerlich zu finden, sah ich sie (als die erste an diesem höchst realen und durchschnittlichen Tisch, an dem ich mich so enttäuscht niedergelassen hatte) mit den Augen des Geistes von der Spitzenhaube gekrönt, unter der die runden Rollen langer Stocklocken hervorschauen, wie Madame

de Rémusat, Madame de Broglie, Madame de Saint-Aulaire[4] sie getragen haben, alle jene vornehmen Damen, die in ihren entzückenden Briefen mit so viel Belesenheit und so passend Sophokles, Schiller und die *Imitatio Christi* [5] zitierten, aber andererseits den ersten Gedichten der Romantik mit jener Mischung aus Grauen und Langeweile begegneten, wie sie für meine Großmutter von der Lektüre der letzten Gedichte von Stéphane Mallarmé einfach untrennbar war.

»Madame d'Arpajon schwärmt für die Poesie«, bemerkte zu Madame de Guermantes gewandt die Prinzessin, die noch ganz unter dem Eindruck des leidenschaftlichen Tones stand, in dem diese Rede vorgebracht worden war.

»Nein, sie versteht absolut nichts davon«, gab die Herzogin halblaut zurück; es kam ihr dabei zugute, daß Madame d'Arpajon, die gerade einen Einwurf des Generals Beautreillis beantwortete, von ihren eigenen Worten zu sehr in Anspruch genommen war, als daß sie hörte, was die Herzogin flüsterte. »Sie wird literarisch, seitdem sie sich verlassen fühlt. Ihre Hoheit müssen wissen, daß die ganze Last auf mir ruht, denn zu mir kommt sie jedesmal und jammert, wenn Basin sie nicht besucht, das heißt fast alle Tage. Dabei kann doch ich nichts dafür, wenn sie ihm langweilig wird; ich kann ihn nicht zwingen, zu ihr zu gehen, obwohl mir lieber wäre, er hielte treuer zu ihr, denn dann müßte ich sie weniger häufig sehen. Doch sie geht ihm furchtbar auf die Nerven, was auch gar nicht verwunderlich ist. Sie ist keine üble Person, aber langweilig in einem Maß, wie man sich überhaupt nicht vorstellen kann. Ich bekomme immer solches Kopfweh von ihren Besuchen, daß ich jedesmal hinterher Pyramidon[1] nehmen muß. Und alles das, weil es Basin gefallen hat, mich ein Jahr lang ein bißchen mit ihr zu betrügen. Wenn man dann noch einen Diener im Hause hat, der in ein kleines Straßenmädchen verliebt ist und ein Gesicht zieht, wenn ich die junge Person nicht bitte, doch ein Weilchen auf ihr einträgliches Pflaster zu verzichten und mit mir Tee zu trinken. Ach! Das Leben ist eine Last«, schloß

die Herzogin mit einem Ausdruck von Erschöpfung. Lästig fiel Madame d'Arpajon dem Herzog besonders, weil er seit kurzem der Liebhaber einer anderen war, wie ich hörte, der Marquise von Surgis-le-Duc.

Der um seinen freien Tag betrogene Diener war gerade beim Servieren. Ich hatte den Eindruck, daß seine Traurigkeit ihn besonders unsicher machte, denn als er die Schüsseln Monsieur de Châtellerault anbot, entledigte er sich seiner Aufgabe derart ungeschickt, daß der Ellbogen des Herzogs mehrmals den seinen berührte. Dieser aber war dem errötenden Diener gar nicht böse deswegen, vielmehr ließ er den Blick seiner hellblauen Augen lächelnd über ihn gleiten. Diese Wohlgelauntheit schien mir von seiten des Gastes ein Beweis besonderer Güte zu sein. Doch brachte seine anhaltende heitere Stimmung mich auch auf die Idee, er empfinde vielleicht bei dem Gedanken an die Verlegenheit des Dieners eine Art Schadenfreude.

»Aber, meine Liebe, Sie wissen doch wohl, daß Sie keine Neuentdeckung machen, wenn Sie von Victor Hugo sprechen«, sagte die Herzogin jetzt zu Madame d'Arpajon, die, wie sie beobachtete, den Kopf etwas beunruhigt wieder zu ihr gewandt hatte. »Machen Sie sich keine Hoffnung, damit einen Neuling zu lancieren. Daß er Talent hat, ist bekannt. Abscheulich ist nur der Victor Hugo der letzten Epoche, seine *Légende des siècles*, die einzelnen Titel weiß ich nicht mehr. Aber die *Feuilles d'automne*, die *Chants du crépuscule* enthalten Stellen, die ein Dichter, ein wahrer Dichter geschrieben hat. Selbst in den *Contemplations*«, setzte die Herzogin hinzu, der die übrigen Anwesenden mit gutem Grund nicht zu widersprechen wagten, »stehen noch hübsche Sachen. Aber ich gestehe offen ein, daß ich mich über die *Crépuscules* nicht recht hinauswage! In den schönen Gedichten jedoch von Victor Hugo – und die gibt es wirklich – stößt man oft auf Ideen, auf ganz tiefsinnige sogar.«[1]

Und mit sicherem Gefühl, mit einer Intonation, die den traurigen Gedanken mit aller Kraft hervorhob, ihn jenseits der Stimme sichtbar machte, und mit träumerischem, anmutigem Blick sagte sie langsam:

»Hören Sie:

La douleur est un fruit, Dieu ne le fait pas croître

Sur la branche trop faible encor pour le porter, [2]

Der Schmerz ist eine Frucht, die Gott nicht auf zu

schwachem Zweig gedeihen läßt,

oder auch:

Les morts durent bien peu …

Hélas, dans le cercueil ils tombent en poussière,

Moins vite qu'en nos cœurs! [3]

Die Toten haben keine Dauer …

Ach! im Sarg zerfallen sie zu Staub

Weniger schnell als in unseren Herzen!«

Und während ein desillusioniertes Lächeln die anmutig geschwungene Linie ihres schmerzlichen Mundes kräuselte, ließ die Herzogin den nachdenklichen Blick ihrer hellen, bezaubernden Augen auf Madame d'Arpajon ruhen. Ich fing jetzt an, sie zu kennen, ebenso wie ihre schleppende, in ihrer Rauheit so angenehme Stimme. In diesen Augen und in dieser Stimme fand ich viel von Combrays Landschaft wieder. Gewiß kamen in der zuweilen gesuchten Ackerrauheit dieser Stimme mehrere Dinge zusammen: der völlig provinzielle Ursprung eines Teils der Familie Guermantes, der länger bodenständig, auch kühner, ungezähmter und herausfordernder geblieben war; die Gewohnheit zumal gesellschaftlich ausgezeichneter und dabei geistvoller Leute, die wissen, daß es nicht etwa fein ist, mit spitzen Lippen zu sprechen, Gewohnheit aber auch des Adels, der lieber mit seinen Bauern als mit Bürgern auf gleichem Fuße verkehrt – alles Eigenheiten, die Madame de Guermantes dank ihrer königinnenhaften Stellung leichter, gleichsam mit vollen Segeln ins Treffen führen konnte. Anscheinend hatten fast die gleiche Stimme irgendwelche Schwestern von ihr, die sie nicht leiden konnte, Schwestern, die, weniger intelligent und zudem vergleichsweise bürgerlich verheiratet – wenn man dieses Wort verwenden darf, wo es sich um Verbindungen mit unbekannteren, zurückgezogen in ihre Provinz oder in Paris, in einem glanzlosen Faubourg Saint-Germain lebenden Adligen handelte – diese Stimme in einer nach Kräften beherrschten, gemilderten und geglätteten Form besaßen, wie es denn sehr selten ist, daß einer von uns den Mut zu seiner Eigenart hat und nicht danach strebt, den meistgerühmten Vorbildern nachzueifern. Doch Oriane war soviel intelligenter, soviel reicher, besonders aber soviel mehr in Mode als ihre Schwestern, sie hatte als Fürstin des Laumes einen so entscheidenden Einfluß auf den Prinzen von Wales ausgeübt, daß sie begriff, welchen großen Charme diese disharmonische Stimme bei ihr besaß, und daraufhin im Bereich der Gesellschaft mit der Kühnheit der Originalität und des

Erfolges daraus machte, was im Bereich des Theaters eine Réjane oder eine Jeanne Granier (ohne daß dabei ein Vergleich hinsichtlich der Bedeutung und des Talents dieser beiden Schauspielerinnen[1] beabsichtigt ist) aus der ihren gemacht haben, nämlich etwas Wundervolles und Charakteristisches, was vielleicht Schwestern der Réjane und der Granier, von denen niemand etwas weiß, wie einen Mangel zu verschleiern suchten.

Zu so vielen Gründen, ihre lokal bedingte Originalität zu erhalten, hatten die Lieblingsautoren von Madame de Guermantes, Mérimée, Meilhac und Halévy, noch mit dem Respekt vor dem »Natürlichen« nicht nur eine Suche nach dem Prosaischen hinzugesetzt, wodurch sie sich zur Poesie erhob, sondern auch eine rein gesellschaftliche Geistigkeit, die vor meinem Auge Landschaften heraufbeschwor. Im übrigen war die Herzogin durchaus imstande, indem sie zu diesen Einflüssen eine künstlerische Absicht hinzufügte, für die meisten Wörter eine Aussprache zu wählen, die ihr am ehesten nach Île-de-France oder der Champagne zu klingen schien, da sie, wenn auch nicht ganz in dem Maße wie ihre Schwägerin Marsantes, fast nur einen unverfälschten Wortbestand benutzte, dessen ein alter französischer Schriftsteller sich hätte bedienen können. Und wenn man die moderne, gemischte, ja zusammengewürfelte Sprache satt hatte, war es eine wahre Erholung, dem Plaudern Madame de Guermantes' zuzuhören, auch wenn man genau wußte, sie drücke viel weniger damit aus – beinahe (war man mit ihr allein und minderte, klärte sie ihren Redefluß) wie einem alten Lied zu lauschen. Wenn ich dann Madame de Guermantes anschaute und ihr lauschte, so fand ich, gefangen von dem ständigen, ruhigen Nachmittag ihrer Augen, den Himmel der Île-de-France oder Champagne mit dem gleichen Neigungswinkel wie bei Saint-Loup in zartblauer Schrägheit vor mir ausgespannt.

So repräsentierte Madame de Guermantes durch diese verschiedenen Formationen zugleich das älteste aristokratische

Frankreich, dann aber auch die viel spätere Art, auf die eine Herzogin von Broglie unter der Julimonarchie Victor Hugo hätte schätzen und tadeln können, und schließlich eine lebhafte Neigung für die Literatur, die auf Mérimée und Meilhac zurückging. Die erste dieser Formationen gefiel mir besser als die zweite und half mir die Enttäuschung der Reise in den Faubourg Saint-Germain und die Ankunft dort, beide so verschieden von dem, was ich geglaubt hatte, wirksamer zu kompensieren, doch zog ich die zweite der dritten noch vor. Während Madame de Guermantes, fast ohne es zu wollen, Guermantessches Wesen offenbarte, war ihre Neigung zu Pailleron, ihr Wohlgefallen an Dumas fils[1] überlegt und gewollt. Da dieses Wohlgefallen meinem Geschmack zuwiderging, lieferte sie meinem Geiste zwar Literatur, wenn sie vom Faubourg Saint-Germain sprach, doch schien mir niemals auf eine so stupide Art selbst nur Faubourg Saint-Germain zu sein, als wenn sie von Literatur redete.

Unter dem starken Eindruck der letzten Verse rief Madame d'Arpajon:

Ces reliques du cœur ont aussi leur poussière! [2]

Auch diese Reliquien des Herzens zerfallen zu Staub!

»Das müssen Sie mir, Monsieur, auf meinen Fächer schreiben«, sagte sie zu dem Herzog.

»Die arme Frau! Wie leid sie mir tut«, sagte die Prinzessin von Parma zu Madame de Guermantes.

»Nein, nein, Ihre Hoheit dürfen sich nicht rühren lassen, sie hat nur, was sie verdient.«

»Aber … verzeihen Sie, daß ich das gerade Ihnen sage … sie liebt ihn wirklich sehr!«

»Aber nicht doch, sie ist ganz außerstande dazu, sie glaubt, daß sie ihn liebt, so wie sie in diesem Augenblick glaubt, Victor Hugo zu zitieren, weil sie einen Vers von Musset aufsagt. Sehen Sie«, setzte die Herzogin in melancholischem Ton hinzu, »niemand wäre mehr als ich von einem wahren Gefühl gerührt. Aber ich werde Ihnen ein Beispiel nennen. Gestern hat sie Basin eine fürchterliche Szene gemacht. Königliche Hoheit glauben vielleicht, sie habe es deswegen getan, weil er andere, weil er sie nicht mehr liebt; aber kein Gedanke, es war nur, weil er ihre Söhne nicht im Jockey-Club vorschlagen will! Finden Königliche Hoheit, daß das wirklich das Verhalten einer Liebenden ist? Nein! Ich möchte sogar behaupten«, fügte die Herzogin mit Entschiedenheit hinzu, »sie ist eine Person von seltener Gefühllosigkeit.«

Indessen hatte der Herzog seine Frau mit vor Befriedigung blitzenden Augen »aus dem Stegreif« von Victor Hugo sprechen und sogar einige Verse von ihm zitieren hören. Er mochte sich oft über die Herzogin ärgern, in solchen Augenblicken war er stolz auf sie. »Oriane ist wirklich ungewöhnlich. Sie kann über alles reden, sie hat alles gelesen. Sie konnte nicht vorher wissen, daß das Gespräch heute abend auf Victor Hugo kommen würde. Auf welchem Gebiet man sie auch zu fassen bekommt, immer ist sie parat und kann es mit den gelehrtesten Leuten aufnehmen. Dieser junge Mann hier muß ja ganz geblendet sein.«

»Aber wir wollen lieber von etwas anderem reden«, fügte Madame de Guermantes hinzu, »sie ist sehr empfindlich. Sie halten mich gewiß für altmodisch«, fuhr sie zu mir gewandt fort, »ich weiß, daß es heute als eine Schwäche gilt, wenn man Ideen in der Poesie liebt oder eine Poesie, in der Gedanken wohnen.«

»Das soll altmodisch sein?« fragte die Prinzessin von Parma mit einem leisen Erschauern unter dieser neuen Welle, auf die sie nicht gefaßt gewesen war, obwohl sie wußte, daß ihr die Unterhaltung der Herzogin von Guermantes immer solche

einander ablösenden köstlichen Schocks vorbehielt, den atemraubenden Schreck, die gesunde Ermüdung, nach denen sie unwillkürlich an die Notwendigkeit dachte, ein Fußbad in einer Kabine zu nehmen und darauf um der »Reaktion« willen besonders schnell zu gehen.

»Ich für meine Person, Oriane«, sagte Madame de Brissac, »bin Victor Hugo nicht böse, weil er Ideen hat, ganz im Gegenteil, sondern weil er sie im Widerwärtigen sucht. Im Grund ist er es, der uns an das Häßliche in der Literatur gewöhnt hat.[1] Dabei gibt es doch im Leben schon Häßliches genug. Warum es nicht vergessen, wenigstens solange man liest? Ein quälendes Schauspiel, von dem man sich im Leben abwenden würde, zieht Victor Hugo geradezu an.«

»Victor Hugo ist aber doch wohl nicht ganz so realistisch wie Zola?« wollte die Prinzessin von Parma wissen.

Bei dem Namen Zola rührte sich kein Muskel im Gesicht von Monsieur de Beautreillis. Die Anti-Dreyfus-Gesinnung des Generals ging zu tief, als daß er versucht hätte, ihr Ausdruck zu verleihen. Sein mildes Schweigen aber, wenn andere an diese Dinge rührten, erweckte bei den Laien den gleichen Eindruck von Zartgefühl wie das Betragen eines Priesters, der in der Unterhaltung die Pflichten der Religion aus dem Spiel läßt, oder eines Finanzmannes, der sich Mühe gibt, nicht die von ihm geleiteten Unternehmen zu empfehlen, oder eines Herkules, der sich sanftmütig gibt und keine Faustschläge austeilt.

»Ich weiß, Sie sind mit dem Admiral Jurien de La Gravière[1] verwandt«, sagte augenzwinkernd zu mir Madame de Varambon, die Hofdame der Prinzessin, eine herzensgute, aber beschränkte Frau, die seinerzeit durch die Mutter des Herzogs zu ihrer Stellung gekommen war. Sie hatte noch nicht das Wort an mich gerichtet, und niemals konnte ich späterhin – ungeachtet aller Verwarnungen durch die Prinzessin und meines eigenen Protests – ihre Meinung korrigieren, ihr beibringen, daß ich nicht das Allergeringste mit dem in die

Akademie aufgenommenen Admiral zu tun habe, der mir noch dazu vollkommen unbekannt war. Die eigensinnige Beharrlichkeit, mit der die Hofdame der Prinzessin von Parma in mir einen Neffen des Admirals Jurien de La Gravière sehen wollte, war an sich nur einfach lächerlich. Doch der Irrtum, den sie beging, war eigentlich nur ein ins Extrem getriebener und erstarrter Sonderfall unter sehr vielen leichteren, feiner nuancierten, unwillkürlichen oder gewollten Irrtümern, die unseren Namen auf der Karteikarte begleiten, die die Gesellschaft für uns angelegt hat. Ich erinnere mich, daß ein Freund der Guermantes, der den lebhaften Wunsch geäußert hatte, meine Bekanntschaft zu machen, mir als Grund dafür angab, ich sei so gut mit seiner Kusine, Madame de Chaussegros, bekannt: »Sie ist reizend und mag Sie so gern.« Ganz vergeblich bestand ich aus einem Verlangen nach Ehrlichkeit darauf, es müsse sich um einen Irrtum handeln, ich kenne Madame de Chaussegros nicht. »Dann kennen Sie eben ihre Schwester, das kommt auf dasselbe heraus. Sie hat Sie in Schottland getroffen.« Ich war in meinem Leben nicht in Schottland gewesen und nahm mir aus Wahrheitsliebe, doch unnützerweise, die Mühe, meinen Gesprächspartner darauf hinzuweisen. Madame de Chaussegros selbst hatte gesagt, sie kenne mich, und befand sich offenbar aufgrund einer ersten Verwechslung, die den Anstoß gab, in gutem Glauben, denn niemals unterließ sie es, mir die Hand zu reichen, sobald sie mich irgendwo sah. Da aber alles in allem die Kreise, die ich besuchte, genau die gleichen waren wie die von Madame de Chaussegros, hatte alle Bescheidenheit keinen Sinn. Daß ich mit den Chaussegros eng befreundet wäre, war zwar wörtlich genommen ein Unsinn, gesellschaftlich gesehen aber entsprach es meiner Stellung, wofern bei einem so jungen Menschen wie mir von einer Stellung überhaupt die Rede sein konnte. Der Freund der Guermantes mochte mir also über mich selbst an sich nur falsche Dinge sagen, er erniedrigte mich jedoch weder noch erhöhte er mich (immer in gesellschaftlicher Hinsicht) durch

das Bild, das er sich auch weiterhin von mir machte. Und schließlich wird für die, die nie Theater spielen, die Langeweile, immer in der gleichen Person zu leben, einen Augenblick durchbrochen – als wenn sie die Bühne beträten –, sobald jemand anders sich von Ihnen eine falsche Vorstellung macht und meint, Sie seien mit einer Dame befreundet, die Sie gar nicht kennen, der Sie aber im Laufe einer bezaubernden Reise begegnet sein sollen, auf die Sie sich niemals begeben haben. Das sind unser Dasein vervielfältigende, ganz liebenswürdige Irrtümer, wofern sie nicht die unbeugsame Starrheit desjenigen annehmen, an dem ihr Leben lang trotz meines Leugnens die törichte Hofdame der Prinzessin von Parma festhielt, die ein für allemal auf der Meinung beharrte, ich sei mit dem langweiligen Admiral Jurien de La Gravière verwandt. »Sie ist etwas schwach im Kopf«, sagte der Herzog zu mir, »und dann, glaube ich, sollte sie nicht so viele Trankopfer darbringen, ich habe das Gefühl, daß sie etwas unter die Herrschaft des Bacchus geraten ist.« In Wirklichkeit hatte Madame de Varambon nur Wasser getrunken, der Herzog aber brachte gern seine Lieblingswendungen an.

»Aber Zola ist doch kein Realist, er ist ein Dichter!« sagte Madame de Guermantes, die sich an den kritischen Studien inspirierte, die sie im Laufe der letzten Jahre gelesen und ihrer persönlichen Denkform angepaßt hatte. Bis hierher hatte die Prinzessin von Parma in dem für ihre Verhältnisse bewegten Bad von Geist, das sie an diesem Abend nahm und von dem sie sich eine besonders heilkräftige Wirkung versprach, angenehm geplätschert, indem sie sich von den Paradoxen tragen ließ, die eines nach dem anderen anbrandeten; vor diesem letzten aber, das enormer als die anderen war, wich sie aus Furcht, umgeworfen zu werden, mit einem Sprung zurück. Mit stockender Stimme, als ob ihr der Atem versage, stieß sie nur die Worte hervor:

»Zola ein Dichter!«

»Aber ja doch«, gab die Herzogin lachend und von diesem Erstickungseffekt geradezu entzückt zurück. »Ihre Hoheit brauchen nur darauf achtzugeben, wie er alles vergrößert, womit er in Berührung kommt.[1] Man wird mir sagen, er rühre eben nur an … nun, sagen wir, was Glück bringt. Aber er macht daraus etwas Ungeheures; eine Art von epischem Misthaufen! Er ist der Homer der Kloake![2] Er weiß nicht, woher er genügend große Buchstaben für das Wort des Generals Cambronne[3] nehmen soll.«

Trotz der starken Ermüdung, die die Prinzessin allmählich verspürte, war sie hochentzückt; nie hatte sie sich wohler gefühlt. Nicht einmal gegen einen Aufenthalt in Schönbrunn[4] , was immerhin das einzige war, was ihr geschmeichelt haben würde, hätte sie diese herrlichen Diners eingetauscht, die Madame de Guermantes durch eine kräftige Zugabe von Salz so anregend für sie machte.

»Er schreibt es mit einem großen C«, rief Madame d'Arpajon.

»Eher mit einem großen M, sollte ich meinen, meine Liebe«, korrigierte Madame de Guermantes, nicht ohne ihrem Gatten heiter zugezwinkert zu haben, als ob sie sagen wollte: »Kann man denn so dumm sein!« – »Übrigens hat gerade«, wandte sich Madame de Guermantes mit einem sanften, lächelnden Blick an mich, offenbar weil sie als vollendete Gastgeberin sich über den Künstler, der mich besonders interessierte, unterrichtet zeigen und mir vielleicht auch Gelegenheit geben wollte, mein Wissen vorzuführen, »übrigens«, sagte sie, wobei sie leicht ihren Federfächer bewegte, so sehr war sie in diesem Augenblick von dem Bewußtsein erfüllt, ihren Pflichten der Gastfreundschaft nachzukommen, und, um auch keine einzige zu verletzen, ein Zeichen gab, man möge mir noch einmal die Spargeln mit Sauce Mousseline[1] reichen, »übrigens hat gerade, glaube ich, Zola eine Studie über Elstir, diesen Maler[2] geschrieben, von dem Sie eben ein paar Bilder gesehen haben, die einzigen übrigens von ihm, die ich mag«,

setzte sie hinzu. Tatsächlich hatte sie für Elstirs Malerei gar nichts übrig, fand aber alles erstklassig, was im Hause war. Ich fragte Monsieur de Guermantes, ob er den Namen des Herrn kenne, der mit dem Zylinder auf dem Kopf inmitten der Volksbelustigung zu sehen sei, der gleiche, von dem die Guermantes außerdem das Porträt im Gesellschaftsanzug besaßen, das ungefähr aus der gleichen Periode stammte, in der Elstirs Persönlichkeit noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen war und noch etwas unter dem Einfluß Manets[3] stand. »Lieber Gott«, sagte er, »ich weiß zwar, daß es irgend jemand ganz Bekanntes und auf seinem Gebiet ganz Bedeutendes ist, aber Namen sind nun einmal nicht meine Stärke. Er schwebt mir dabei auf der Zunge, es ist Monsieur … Monsieur … na, ganz gleich, ich weiß es eben nicht mehr.[4] Swann könnte es Ihnen sagen, er war derjenige, der Madame de Guermantes zum Ankauf dieser Dinger veranlaßt hat. Sie ist immer zu gut, sie möchte niemanden durch eine Ablehnung kränken; unter uns gesagt, glaube ich, er hat uns da rechte Schinken angedreht. Ich weiß nur so viel, daß dieser Herr für Monsieur Elstir eine Art von Mäzen ist; er hat ihn bekannt gemacht und ihm oft dadurch aus der Patsche geholfen, daß er Bilder bei ihm bestellt hat. Aus Dankbarkeit – wenn man es so nennen will, das ist Geschmackssache – hat er ihn an diesem Ort gemalt, wo er in seinem Gesellschaftsanzug reichlich komisch wirkt. Er mag ja eine Koryphäe sein, aber bei welcher Gelegenheit man einen Zylinder trägt, weiß er offenbar nicht. Hier, zwischen allen diesen Frauenzimmern ohne Hut, sieht er wie ein angesäuselter kleiner Provinznotar aus. Aber hören Sie, Sie scheinen ja vollkommen besessen zu sein von diesen Bildern. Wenn ich das geahnt hätte, würde ich mich gründlich erkundigt haben, um Ihnen Auskunft zu geben. Im übrigen lohnt es aber nicht, daß Sie sich so viel Mühe machen, in diese Malerei einzudringen, als ob es sich um *La Source* von Ingres oder *Les enfants d'Édouard* von Paul Delaroche[1] handelte. Was man daran schätzt, ist, daß es fein beo-

bachtet und amüsant pariserisch ist, aber dann geht man doch wieder zur Tagesordnung über. Man muß von der Sache nicht viel verstehen, um sie sich anzuschauen. Ich weiß wohl, daß es nur flüchtige Skizzen sind, aber ich finde sie doch etwas zu wenig durchgearbeitet. Swann hatte tatsächlich die Stirn, uns zum Kauf eines *Spargelbundes* [2] zu raten. Wir haben das Bild daraufhin sogar ein paar Tage im Hause gehabt. Es war nichts weiter als das darauf, ein Bund Spargel, genau wie die, die Sie gerade schlukken, die Spargel von Herrn Elstir aber habe ich nicht geschluckt. Er verlangte dreihundert Francs dafür. Dreihundert Francs für ein Bund Spargel! Einen Louis höchstens sind sie wert, und auch das nur, solange es noch die ersten sind. Das fand ich denn doch etwas stark. Fügt er zu solchen Sachen dann noch Staffagefiguren hinzu, bekommt das Ganze etwas Halbweltliches, Pessimistisches, das mir gründlich mißfällt. Ich bin erstaunt, daß ein kultivierter Mensch, ein Feingeist wie Sie so etwas lieben kann.«

»Aber ich weiß gar nicht, warum Sie so etwas sagen, Basin«, meinte die Herzogin, die nicht gern sah, wenn man herabsetzte, was ihre Salons enthielten. »Ich bin weit davon entfernt, alles ohne Unterschied in Elstirs Bildern gelten zu lassen. Sie sind teils mehr, teils weniger gelungen. Talentlos aber sind sie nie. Und man muß zugeben, daß die, die ich gekauft habe, ungewöhnlich schön sind.«

»Oriane, in diesem Genre ziehe ich bei weitem die kleine Sache von Vibert[1] vor, die wir auf der Aquarellausstellung gesehen haben. Es ist ein Nichts, wenn Sie wollen, kaum handtellergroß, aber Geist ist drin bis in die Fingerspitzen: dieser abgezehrte schmutzige Missionar vor dem üppigen Prälaten, der mit seinem Hündchen spielt, das ist ein kleines Gedicht an Einfallsreichtum, ja sogar an Tiefe.«

»Ich glaube, Sie kennen Monsieur Elstir«, sagte die Herzogin zu mir. »Persönlich ist er sehr nett.«

»Er ist gescheit«, warf der Herzog ein, »man staunt, wenn man mit ihm spricht, daß er als Maler etwas so Gewöhnliches hat.«

»Er ist mehr als gescheit, er ist geistreich«, sagte die Herzogin mit der verständnisvoll genießerischen Miene eines Menschen, der weiß, wovon er spricht.

»Hatte er nicht Ihr Porträt angefangen, Oriane?« erkundigte sich die Prinzessin von Parma.

»Ja, in Krebsrot«[2] , sagte die Herzogin, »aber durch dieses Opus wird sein Name nicht auf die Nachwelt kommen. Es ist schauderhaft. Basin wollte es vernichten.«

Diesen Satz sprach Madame de Guermantes häufig aus. Andere Male aber schätzte sie es höher ein. »Ich schätze seine Bilder nicht, aber er hat früher einmal ein schönes Porträt von mir gemacht.« Das eine dieser Urteile wandte sich gewöhnlich an die Personen, die zu der Herzogin etwas über ihr Porträt sagten, das andere an die, die nichts davon sagten, denen sie aber zu verstehen geben wollte, daß es existiere. Das erste war von Koketterie inspiriert, das zweite von Eitelkeit.

»Wie kann man etwas Schauderhaftes aus einem Porträt von Ihnen machen! Dann ist es eben kein Porträt, sondern eine Lüge. Ich, die ich kaum einen Pinsel halten kann, würde, glaube ich, wenn ich Sie malte und nur wiedergäbe, was ich sehe, ein Meisterwerk schaffen«, bemerkte naiv die Prinzessin von Parma.

»Er sieht mich wahrscheinlich, wie ich mich sehe, das heißt, ohne besondere Reize«, meinte Madame de Guermantes mit dem gleichzeitig melancholischen, bescheidenen und schmeichelnden Blick, der ihr am geeignetsten schien, sie anders wirken zu lassen, als Elstir sie dargestellt hatte.

»Dieses Porträt müßte den Beifall von Madame de Gallardon finden«, sagte der Herzog.

»Weil sie von Malerei nichts versteht?« fragte die Prinzessin von Parma, da sie wußte, daß Madame de Guermantes ihre Kusine tief verachtete. »Aber sie ist eine ausgezeichnete Frau,

nicht wahr?« Der Herzog setzte eine Miene tiefen Erstaunens auf.

»Bitte, Basin, sehen Sie denn nicht, daß die Prinzessin sich über Sie lustig macht?« (Die Prinzessin dachte nicht daran.) »Sie weiß so gut wie Sie, daß die Gallardonna eine Giftkröte ist«, fuhr die Herzogin fort, deren sich gern auf solche alten volkstümlichen Ausdrücke beschränkendes Vokabular so schmackhaft war wie die Gerichte, die man in den köstlichen Büchern von Pampille[1] finden kann: Gerichte, die in Wirklichkeit jedoch rar geworden sind; es sind ja Speisen, in denen Gelees, Butter, Fleischsaft, Klößchen noch echt und unverfälscht verwendet werden und für die sogar das Salz aus den Salzteichen der Bretagne beschafft werden muß: am Tonfall, an der Wahl der Worte merkte man, daß die Redewendungen der Herzogin in ihrer Grundsubstanz unmittelbar aus Guermantes kamen. Dadurch unterschied sich Madame de Guermantes nachdrücklich von ihrem Neffen Saint-Loup, in den so viele neue Ideen und Ausdrücke Eingang gefunden hatten; es ist schwierig, wenn man von den Ideen Kants und dem Weltschmerz Baudelaires kommt, das reine Französisch Heinrichs iv. zu schreiben, so daß gerade die Reinheit der Sprache der Herzogin ein Zeichen der geistigen Begrenzung war sowie dafür, daß ihr Geistes- und Gefühlsleben sich jeder Neuheit verschloß. Auch hier gefiel mir der Geist von Madame de Guermantes gerade durch das, was er nicht enthielt (und was ausgerechnet den Stoff meines eigenen Denkens bildete), und durch alles, was er gerade deswegen hatte erhalten können: jene verführerische Kraft geschmeidiger Körper, die zehrende Gedankenarbeit, seelische Skrupel oder nervöse Erregtheit nicht geschwächt haben. Ihr Geist, der aus einer so viel älteren Formation stammte als der meinige, war für mich etwas Ähnliches wie das, was mir das Schreiten der jungen Mädchen der kleinen Schar am Meeresufer gegeben hatte. Madame de Guermantes besaß für mich in einer durch Liebenswürdigkeit, durch Achtung gegenüber geistigen Werten

gezähmten und fügsam gewordenen Form die Energie und den Reiz eines grausamen kleinen Mädchens der Aristokratie aus der Umgebung von Combray, das von Kindheit an ritt, den Katzen das Rückgrat zerschmetterte, den Hasen die Augen ausriß, aber ebenso wie sie eine Blume der Tugend geblieben war und auch, da sie die gleiche Art von Eleganz besaß, viele Jahre zuvor die glanzvollste Geliebte des Prinzen von Sagan hätte sein können. Nur war sie unfähig zu begreifen, was ich in ihr gesucht – den Reiz des Namens Guermantes – und was an wenigem ich gefunden hatte: einen provinziellen Rest von Guermantes. Unsere Beziehungen beruhten auf einem Mißverständnis, das eines Tages offenbar werden müßte, sobald meine Verehrung, anstatt sich an die vergleichsweise ungewöhnliche Frau zu wenden, die sie zu sein glaubte, einer anderen ebenso mittelmäßigen, aber den gleichen unwillkürlichen Charme ausströmenden gelten würde. Es ist dies ein ganz natürliches Mißverständnis, das immer zwischen einem träumerischen jungen Mann und einer Frau von Welt stehen, ihn aber tief im Innersten beunruhigen wird, solange er die Natur seiner Einbildungsfähigkeit noch nicht erkannt und sich noch nicht mit den unvermeidlichen Enttäuschungen abgefunden hat, die die Menschen ebenso wie Theater, Reisen und selbst Liebe ihm bereiten müssen.

Monsieur de Guermantes hatte erklärt (nach dem Gespräch über die Spargeln von Elstir und dem Genuß derjenigen, die im Anschluß an das Poulet financière auf den Tisch gekommen waren), daß die grünen, gesproßten Stengel, die – wie jene köstliche Autorin, die mit É. de Clermont-Tonnerre zeichnet, so spaßig sagt, »nicht die imponierende Steifheit ihrer Schwestern besitzen« – mit Eiern gegessen werden sollten.[1] »Den einen freut's, den anderen reut's und umgekehrt«, bemerkte dazu Monsieur de Bréauté.[2] »In der Provinz Kanton in China kann man dem Gast kein eleganteres Gericht vorsetzen als durch und durch verfaulte Ortolaneneier.« Monsieur de Bréauté, der eine Studie über die Mormonen verfaßt hatte –

erschienen in der *Revue des Deux Mondes* –, verkehrte nur in den allerersten aristokratischen Milieus, unter diesen aber wieder nur in denjenigen, die einen gewissen Ruf der Geistigkeit besaßen. Auf diese Weise erkannte man an seiner Anwesenheit, zumal wenn diese häufiger festzustellen war, ob eine Frau einen Salon hatte oder nicht. Er behauptete, die Gesellschaft zu verabscheuen, und versicherte jeder Herzogin einzeln, daß er nur wegen ihres Geistes und ihrer Schönheit bei ihr verkehre. Alle Frauen waren davon überzeugt. Jedesmal, wenn er sich, den Tod in der Seele, darein ergab, eine große Abendgesellschaft bei der Prinzessin von Parma zu besuchen, bot er sie alle auf, damit sie ihm Kraft verliehen, und erschien nur so, in einem ihm wohlbekannten Kreis. Damit sein Ruf eines großen Intellektuellen den seiner Rolle als Gesellschaftsmensch noch überleben möchte, wandte er gewisse Grundsätze des Geistes der Guermantes an und begab sich mit eleganten Frauen auf lange wissenschaftliche Expeditionen in der Ballsaison, und wenn eine snobistische Person, also eine, die noch keine Stellung einnahm, plötzlich überall auftauchte, legte er eine unerbittliche Ablehnung an den Tag, ihre Bekanntschaft zu machen, sich ihr vorstellen zu lassen. Sein Haß gegen die Snobs ging aus seinem Snobismus hervor, legte aber naiven Menschen, das heißt aller Welt, die Überzeugung nahe, daß er frei davon sei.

»Babal weiß immer alles!« rief die Herzogin von Guermantes. »Ich finde ein Land entzückend, in dem man ganz sicher gehen will, daß der Milchhändler einem auch wirklich gründlich verfaulte Eier verkauft, Eier aus dem Jahr des Kometen. Ich sehe mich selbst, wie ich meine gebutterten Brotstreifchen in sie eintauche. Ich muß ja sagen, bei Tante Madeleine[1] « (Madame de Villeparisis) »kommen freilich manchmal halbverfaulte Sachen auf den Tisch, sogar Eier« (Madame d'Arpajon protestierte lebhaft). »Aber gehen Sie, Phili, Sie wissen es doch so gut wie ich. Das Küken ist dort schon im Ei. Ich weiß nicht, wie sie die Zurückhaltung auf-

bringen, noch drin zu bleiben. Das ist keine Omelette, sondern eine Kükenzucht, aber wenigstens steht es nicht auf dem Menüzettel. Sie haben recht daran getan, daß Sie vorgestern nicht zum Abendessen gekommen sind. Es hat eine Rautenscholle in Karbolsäure gegeben! Das war kein Gericht mehr für den Tisch, sondern für eine Isolierstation. Wirklich, Norpois treibt die Treue bis zum Heldentum: er nahm noch einmal davon!«

»Ich meine, ich habe Sie bei ihr an jenem Tage gesehen, wo sie diesem Monsieur Bloch diese Abfuhr erteilt hat.« (Vielleicht, um einem israelitischen Namen einen um so fremdartigeren Klang zu geben, sprach Monsieur de Guermantes das *ch* nicht wie *k* aus, sondern wie in dem deutschen Wort »hoch«.) »Er hatte von ich weiß nicht mehr welchem Poeten gesagt, er finde ihn sublim. Vergebens versuchte Châtellerault, Monsieur Bloch an die Schienbeine zu treten, dieser begriff nicht, sondern glaubte vielmehr, mein Neffe meine mit der Bewegung seines Knies eigentlich die dicht neben ihm sitzende junge Person.« (Monsieur de Guermantes errötete hier leicht.) »Er war sich nicht darüber klar, daß er unsere Tante mit diesem planlos zuerkannten ›sublim‹ ärgerte. Kurz, Tante Madeleine, die nicht auf den Mund gefallen ist, stellte ihn sofort: ›Sagen Sie mal, Monsieur, welches Beiwort heben Sie sich eigentlich für Monsieur de Bossuet[1] auf?‹« (Monsieur de Guermantes glaubte, Monsieur und eine Adelspartikel vor einem berühmten Namen sei in hohem Maße »ancien régime«). »Es war das reine Theater.«

»Und was hat dieser Monsieur Bloch geantwortet?« fragte zerstreut Madame de Guermantes, die, in diesem Augenblick von ihrer Originalität im Stich gelassen, meinte, die germanische Aussprache ihres Gatten kopieren zu sollen.

»Oh, glauben Sie mir, Monsieur Bloch hat sich sang- und klanglos aus dem Staub gemacht; er ist noch immer flüchtig.«

»Ach ja, ich erinnere mich noch gut, daß ich Sie an jenem Tag gesehen habe«, sagte sehr betont Madame de Guermantes, als ob eine solche Erinnerung von ihrer Seite etwas sehr

Schmeichelhaftes für mich haben müsse. »Es ist immer recht interessant bei meiner Tante. Bei der letzten Abendgesellschaft, auf der ich Sie getroffen habe, wollte ich Sie fragen, ob der alte Herr, der an uns vorbeiging, nicht François Coppée[1] sei. Sie müssen doch alle diese Namen im Kopf haben«, setzte sie in ehrlichem Neid auf meine Beziehungen zu Dichtern, doch auch aus Liebenswürdigkeit mir gegenüber hinzu, das heißt, um vor ihren Gästen einen in der Literatur so bewanderten jungen Mann ins rechte Licht zu rücken. Ich versicherte der Herzogin, ich hätte keine berühmte Erscheinung bei der Abendgesellschaft von Madame de Villeparisis bemerkt. »Wie!« rief Madame de Guermantes unbedacht aus, denn sie gab auf diese Weise zu, daß ihre Hochachtung vor der Welt der Literatur und Verachtung der großen Welt oberflächlicher waren, als sie behauptete und vielleicht auch glaubte, »wie, es waren keine berühmten Schriftsteller da? Da muß ich mich wirklich wundern, man sah so viele unmögliche Figuren dort!«

Ich erinnerte mich sehr gut an jenen Abend wegen eines an sich belanglosen Vorfalls. Madame de Villeparisis hatte Bloch Madame Alphonse de Rothschild vorgestellt, doch mein Kamerad hatte den Namen nicht verstanden, glaubte, mit einer alten, etwas verrückten Engländerin zu tun zu haben und antwortete deshalb nur sehr einsilbig auf die weitschweifigen Worte der ehemaligen Schönheit. Als Madame de Villeparisis sie darauf mit einem andern Herrn bekannt machte und diesmal sehr laut und deutlich sagte: »Baronin Alphonse de Rothschild«, pumpte die plötzliche Vorstellung von so viel Millionen und Macht, die man sich klüglich in Raten hätte vorstellen sollen, das Blut derartig stark in Blochs Arterien, daß er nah an einem Herz- oder Hirnschlag in Gegenwart der liebenswürdigen alten Dame ausrief: »Wenn ich das gewußt hätte!«, ein Aufschrei, dessen Dummheit ihn eine Woche lang am Schlaf hinderte. Dieser Ausspruch Blochs war an sich ohne besonderes Interesse, doch ich erinnerte mich daran als

an einen Beweis, daß man im Leben unter der Einwirkung einer außergewöhnlichen Erregung tatsächlich manchmal sagt, was man denkt.

»Ich glaube, Madame de Villeparisis ist nicht unbedingt … moralisch«, sagte die Prinzessin von Parma, die wußte, daß man die Tante der Herzogin nicht besuchte, und aus deren Worten entnahm, daß man hier frei von ihr sprechen dürfe. Da Madame de Guermantes aber diese Bemerkung nicht zu billigen schien, setzte sie hinzu: »Aber bei einer so hoch entwickelten Intelligenz sieht man ja über alles hinweg.«

»Sie machen sich da von meiner Tante die Vorstellung, die man gemeinhin von ihr hat«, antwortete die Herzogin, »und die alles in allem ganz falsch ist. Gerade erst gestern hat Mémé es zu mir gesagt.« Sie errötete, eine mir unbekannte Erinnerung trübte einen Augenblick lang ihren Blick. Ich kam auf den Gedanken, daß Monsieur de Charlus sie vielleicht gebeten hatte, mich auszuladen, da er mich ja durch Robert hatte bitten lassen, nicht zu ihr zu gehen. Ich hatte den Eindruck, daß das – mir im übrigen unbegreifliche – Rotwerden des Herzogs vorhin, als er einen Augenblick von seinem Bruder sprach, nicht auf denselben Grund zurückgeführt werden könne. »Meine arme Tante, sie wird den Ruf einer Person aus dem Ancien Régime, eines blendenden Geistes und zügelloser Libertinage niemals wieder los. Es gibt dabei keine bürgerlichere, seriösere, trübseligere Art von Geist als den ihren; sie wird immer als Beschützerin der Künste gelten, weil sie einmal die Geliebte eines großen Malers war, was aber ein Bild ist, hat auch er ihr niemals beibringen können; in ihrer Lebensführung ist sie so weit von aller Lasterhaftigkeit entfernt und eigentlich für die Ehe geschaffen, derart für sie von Geburt veranlagt, daß sie, da sie ihren Gatten nicht behalten konnte, der im übrigen ein Filou war, niemals eine Liaison gehabt hat, die sie nicht so ernst genommen hätte wie eine legitime Verbindung einschließlich derselben Empfindlichkeiten, der gleichen Streitereien und der gleichen Treue. Im übri-

gen sind das ja oft die alleraufrichtigsten, denn schließlich gibt es alles in allem mehr untröstliche Liebhaber als Ehemänner.«

»Immerhin, Oriane, Sie sollten doch gerade an Ihren Schwager Palamède denken, von dem Sie eben gesprochen haben; keine Geliebte kann hoffen, so sehr beweint zu werden wie die arme Madame de Charlus.«

»Ach!« antwortete die Herzogin, »Königliche Hoheit müssen mir erlauben, daß ich da nicht ganz der gleichen Meinung bin. Nicht jeder möchte auf dieselbe Weise beweint sein, jeder hat auch darin seinen speziellen Geschmack.«

»Jedenfalls bringt er ihr doch einen wahren Kult seit ihrem Tode entgegen. Freilich tut man manchmal für die Toten Dinge, die man für die Lebenden nicht getan hätte.«

»Zuerst einmal«, antwortete die Herzogin von Guermantes in einem träumerischen Ton, der im Widerspruch zu ihrer spöttischen Absicht stand, »geht man zu ihrem Begräbnis, was man ja für die Lebenden nicht tut!« Monsieur de Guermantes warf einen Blick voller Schalkhaftigkeit auf Monsieur de Bréauté, als wolle er ihn auffordern, über die geistvolle Bemerkung der Herzogin zu lachen. »Ich jedenfalls gestehe offen ein«, fuhr Madame de Guermantes fort, »daß die Art, auf die ich von einem Manne, den ich liebe, beweint werden möchte, nicht die meines Schwagers ist.«

Das Gesicht des Herzogs verfinsterte sich, er hatte nicht gern, wenn seine Frau in dieser Weise drauflosurteilte, besonders nicht über Monsieur de Charlus. »Sie sind wirklich schwierig. Seine Trauer hat auf alle Leute höchst erbaulich gewirkt«, sagte er in schroffem Ton. Die Herzogin aber behandelte ihren Mann mit jener Art von Kühnheit, die Dompteure oder Menschen, die mit einem Verrückten zusammenleben und nicht fürchten, ihn zu reizen, in sich zu entwickeln pflegen:

»Gut, gut, wenn Sie wollen, erbaulich, dagegen sage ich nichts. Er geht alle Tage zum Friedhof und erzählt ihr, wie

viele Personen er zum Dejeuner gehabt hat, er trauert ihr ungemein nach, aber doch mehr wie einer Kusine, einer Großmutter, einer Schwester. Die Trauer eines Gatten ist das nicht. Freilich sind sie ja zwei Heilige gewesen. Das gibt der Trauer wohl ein besonderes Gesicht.« Monsieur de Guermantes, der sich über das Geschwätz seiner Frau ärgerte, ließ seine geradezu geladenen Blicke mit furchterregender Unbeweglichkeit auf ihr ruhen. »Ich sage das nicht, um über den armen Mémé zu lästern, der, nebenbei bemerkt, heute abend nicht frei war«, fuhr die Herzogin fort, »ich erkenne an, daß er ungemein gut ist, er ist wundervoll, er hat ein Zartgefühl, ein Herz, wie Männer es im allgemeinen gar nicht haben. Er hat das Herz einer Frau, unser Mémé!«

»Was Sie da sagen, ist ja absurd«, fiel Monsieur de Guermantes ihr lebhaft ins Wort. »Mémé hat gar nichts Weibisches, niemand ist männlicher als er.«

»Aber ich sage ja gar nicht, daß er auch nur im geringsten weibisch ist. Verstehen Sie doch wenigstens richtig, was man sagt«, bemerkte die Herzogin. »Ach, dieser! Immer glaubt er, man will seinem Bruder etwas am Zeuge flicken …« setzte sie zu der Prinzessin von Parma gewandt hinzu.

»Das ist doch riesig nett. Es ist wundervoll, wenn man so etwas hört. Nichts Schöneres, als wenn zwei Brüder sich lieben«, sagte die Prinzessin von Parma, wie viele Leute aus dem Volke es getan hätten, denn man kann einer dem Blute nach fürstlichen, aber dem Geiste nach gleichwohl sehr volksnahen Familie angehören.

»Da wir gerade von Ihrer Familie sprechen, Oriane«, sagte die Prinzessin, »ich habe gestern Ihren Neffen Saint-Loup gesehen; ich glaube, er möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten.« Der Herzog von Guermantes runzelte seine jupiterhafte Stirn; wenn er selbst eine Gefälligkeit nicht erweisen wollte, sah er auch nicht gern, daß seine Frau sich damit abgab, denn er wußte, es würde auf das gleiche herauskommen, und die Personen, die die Herzogin um ihre Vermittlung angehen

müßte, würden ihr Entgegenkommen auf die gemeinsame Schuldseite des Ehepaars einschreiben, genau als wenn er, der Ehemann, allein um etwas gebeten hätte.

»Warum hat er mich nicht selbst darum gebeten?« sagte die Herzogin. »Er war gestern zwei Stunden hier, und Gott weiß, wie er mich gelangweilt hat. Er wäre nicht blöder als irgendein anderer, wenn er wie so viele Leute von Welt den Verstand besäße, einfach dumm zu bleiben. Nur dieser Anstrich von Wissen ist fürchterlich. Er will einen Geist haben, der allem geöffnet ist … allen Dingen nämlich, die er nicht versteht. Wie er von Marokko spricht, kaum zu ertragen.«

»Er kann nicht wieder hin wegen Rachel«, bemerkte Fürst Foix.

»Aber wo sie doch gebrochen haben«, fiel Monsieur de Bréauté ein.

»Sie haben so wenig gebrochen, daß ich sie vor zwei Tagen in Roberts Junggesellenwohnung angetroffen habe. Sie wirkten nicht wie Leute, die miteinander verzankt sind, kann ich Sie versichern«, antwortete Fürst Foix, der alle Gerüchte gern verbreitete, die einer Heirat Roberts zum Schaden gereichen konnten; im übrigen mochten die gelegentlichen Rückfälle einer Verbindung, die in Wirklichkeit zu Ende war, ihn tatsächlich täuschen.

»Diese Rachel hat mir von Ihnen erzählt. Ich sehe sie manchmal morgens so im Vorübergehen in den Champs-Élysées; leichte Ware, wie Sie sagen, was man bei Ihnen einen lockeren Vogel nennt, eine Art ›Kameliendame‹, natürlich im bildlichen Sinn.« Diese Rede hielt mir der Fürst Von, der Wert darauf legte, den Anschein zu erwecken, was die französische Literatur und die Feinheiten des Pariser Lebens betrifft, völlig auf dem laufenden zu sein.[1]

»Genau, es ist wegen Marokko …«, rief die Prinzessin, die rasch nach diesem Strohhalm griff.

»Was will er eigentlich mit Marokko?« fragte streng Monsieur de Guermantes, »Oriane kann da absolut nichts für ihn tun; er weiß das auch sehr wohl.«

»Er glaubt, er habe die Strategie erfunden«, fuhr Madame de Guermantes fort, »und dann verwendet er unmögliche Ausdrücke für die belanglosesten Dinge, was ihn aber nicht hindert, in seinen Briefen Tintenkleckse zu machen. Neulich hat er gesagt, er habe ›sublime‹ Kartoffeln gegessen und eine ›sublime‹ Parterreloge mieten können.«

»Er spricht Latein«, überbot der Herzog sie noch.

»Wie, Latein?« fragte die Prinzessin.

»Mein Ehrenwort! Hoheit brauchen nur Oriane zu fragen, ob ich übertreibe.«

»Durchaus nicht, Madame, neulich hat er in einem einzigen Satz ohne abzusetzen gesagt: ›Ich kenne kein Beispiel eines *Sic transit gloria mundi*, das ich rührender fände!‹ Ich kann Königliche Hoheit den Satz hier sagen, weil wir uns zwanzigmal erkundigt und Philologen zu Rate gezogen haben, um ihn zusammenzubringen, aber Robert hat das so in einem Atem herausgebracht, man konnte kaum merken, daß da Latein drin war, er wirkte wie eine Figur aus dem *Eingebildeten Kranken*! Das Ganze bezog sich übrigens auf den Tod der Kaiserin von Österreich!«[1]

»Die arme Frau!« rief die Prinzessin. »Sie war solch ein wundervolles Geschöpf.«

»Ja«, antwortete die Herzogin, »etwas verrückt, etwas überspannt, aber eine herzensgute Frau, eine liebenswürdige, wirklich nette Verrückte. Ich habe nur niemals begriffen, weshalb sie sich nicht ein gutsitzendes Gebiß gekauft hat, ihres ging immer los, bevor sie ihre Sätze beendet hatte, sie mußte sich unterbrechen, um es nicht zu verschlucken.«

»Diese Rachel hat mir von Ihnen erzählt, sie hat mir gesagt, der kleine Saint-Loup schwärme für Sie, er hänge mehr an Ihnen als an ihr«, sagte zu mir Fürst Von, wobei er fortfuhr

wie ein Scheunendrescher zu essen, mit hochrotem Kopf und einem Lächeln, das ständig seine sämtlichen Zähne entblößte.

»Aber dann muß sie doch eifersüchtig auf mich sein und mich verabscheuen«, antwortete ich.

»Keineswegs, sie hat viel Gutes von Ihnen gesagt. Die Geliebte des Fürsten von Foix vielleicht wäre eifersüchtig, wenn er mehr an Ihnen hinge als an ihr. Verstehen Sie nicht? Begleiten Sie mich nach Hause, da werde ich Ihnen das alles erklären.«

»Ich kann nicht, ich gehe um elf Uhr zu Monsieur de Charlus.«

»So? Er hat mich gestern gebeten, heute bei ihm zu Abend zu essen, aber ich sollte nicht später kommen als Viertel vor elf. Wenn Sie durchaus zu ihm gehen wollen, so begleiten Sie mich doch wenigstens bis zum Théâtre-Français, dann sind Sie ja in der Peripherie«, sagte der Fürst, der offenbar meinte, daß das »in der Nähe« oder vielleicht »im Zentrum« bedeute.

Doch seine weitaufgerissenen Augen in dem fülligen, schönen roten Gesicht machten mir angst, und ich dankte ihm mit dem Hinweis, ein Freund werde mich abholen. Diese Antwort schien mir nichts Verletzendes zu enthalten. Der Fürst jedoch hatte offenbar einen anderen Eindruck, denn niemals wieder richtete er das Wort an mich.

»Ich muß gerade der Königin von Neapel[1] einen Besuch machen, wie groß wird ihr Kummer sein!« sagte die Prinzessin von Parma, oder wenigstens schien mir, sie habe es gesagt. Denn die Worte waren nur undeutlich durch jene näheren zu mir gedrungen, die gleichwohl sehr leise Fürst Von an mich gerichtet hatte, der wohl fürchtete, wenn er lauter spreche, von Monsieur de Foix gehört zu werden.

»So? Wirklich?« antwortete die Herzogin, »das macht ihr, glaube ich, gar nichts aus.«

»Gar nichts? Sie bewegen sich immer in Extremen, Oriane«, sagte Monsieur de Guermantes, der wieder die Rolle der

Klippe spielte, die sich der Woge entgegenstellt, so daß diese ihre Schaumkronen um so höher aufstieben lassen muß.

»Basin weiß dabei besser als ich, daß ich die Wahrheit sage«, antwortete die Herzogin, »aber er meint, er muß streng tun wegen Ihrer Gegenwart, er hat Angst, ich könne Anstoß erregen.«

»O nein, ich bitte Sie«, rief die Prinzessin von Parma, die fürchtete, daß ihretwegen sich irgend etwas an diesen köstlichen Mittwochabenden der Herzogin von Guermantes ändern könnte, an dieser verbotenen Frucht, von der sogar die Königin von Schweden noch nicht hatte kosten dürfen.

»Dabei hat sie ihm selbst geantwortet, als er sie mit konventioneller Trauermiene fragte: ›Majestät sind in Trauer, darf ich fragen, um wen? Ist es ein tiefer Schmerz für Eure Majestät?‹ – ›Nein, es ist keine tiefe Trauer, es ist eine leichte Trauer, eine ganz leichte, es ist wegen meiner Schwester!‹ In Wahrheit ist sie entzückt, Basin weiß es sehr wohl, sie hat uns am gleichen Tag zu einem Fest eingeladen und mir zwei Perlen geschenkt. Ich wünschte, sie verlöre alle Tage eine Schwester! Sie beweint ihre Schwester nicht, sondern belacht sie. Sie sagt sich wahrscheinlich wie Robert diesen gewissen Satz mit *sic transit* vor, ich weiß nicht mehr, wie es weitergeht«, setzte sie bescheiden hinzu, obwohl sie es recht gut wußte.

Im übrigen sagte Madame de Guermantes das nur, um geistreich zu sein, war es aber auf eine höchst unangemessene Art, denn wie die gleichfalls auf tragische Weise umgekommene Herzogin von Alençon[1] hatte auch die Königin von Neapel ein großes Herz und beklagte aufrichtig die Ihrigen. Madame de Guermantes kannte die edlen bayrischen Schwestern, ihre Kusinen, zu gut, um sich darüber in Unkenntnis zu befinden.

»Er wäre so gern nicht nach Marokko zurückgegangen«, sagte die Prinzessin von Parma, die den Namen Roberts wieder aufgriff, da ganz unfreiwillig Madame de Guermantes ihn

ihr wieder wie einen rettenden Anker zugeworfen hatte. »Ich glaube doch, Sie kennen den General Monserfeuil.«

»Sehr wenig«, antwortete die Herzogin, die diesen Offizier sehr gut kannte. Die Prinzessin erklärte, was Saint-Loup gerne wollte.

»Mein Gott, wenn ich ihn sehe …, es kann natürlich sein, daß ich ihm begegne«, antwortete, um nicht einfach abzulehnen, die Herzogin, deren Beziehungen zu dem General Monserfeuil sich rapid zu lockern schienen, seitdem es sich darum handelte, etwas von ihm zu erbitten. Diese unklare Haltung genügte jedoch dem Herzog nicht.

»Sie wissen sehr gut«, fiel er seiner Frau ins Wort, »daß Sie ihn nicht sehen werden, Oriane, und dann haben Sie ihn auch schon zweimal um Dinge gebeten, die er nicht getan hat. Meine Frau hat eine wahre Passion, liebenswürdig zu sein«, fuhr er immer mehr in Zorn geratend fort, denn er wollte die Prinzessin zwingen, ihre Bitte zurückzuziehen, ohne daß dadurch ein Zweifel über die Liebenswürdigkeit der Herzogin aufkam, vielmehr sollte die Prinzessin von Parma die Sache lieber seinem eigenen von Grund auf launischen Charakter zur Last legen. »Robert selbst vermöchte alles bei Monserfeuil. Nur weil er nicht weiß, was er will, läßt er ihn durch uns bitten, denn er ist sich klar, daß es keine bessere Art gibt, die Sache zum Scheitern zu bringen. Oriane hat Monserfeuil schon um zu vieles gebeten. Eine weitere Bitte ihrerseits ist jetzt von vornherein ein Grund für ihn, sie abzuschlagen.«

»Ach! Unter diesen Umständen ist es wohl doch besser, wenn die Herzogin nichts unternimmt«, sagte die Prinzessin von Parma.

»Natürlich ist es besser«, stellte der Herzog abschließend fest.

»Der arme General, er hat wieder bei den Wahlen eine Niederlage erlitten«, bemerkte die Prinzessin von Parma, um das Thema zu wechseln.

»Oh! Das ist nicht schlimm, es war erst das siebente Mal«, sagte der Herzog, der, da er selbst auf die Politik hatte verzichten müssen, gegen politische Mißerfolge der anderen nichts einzuwenden hatte. »Er hat sich damit getröstet, seiner Frau wieder ein Kind zu machen.«

»Was! Die arme Madame Monserfeuil ist schon wieder in anderen Umständen«, rief die Prinzessin aus.

»Und wie!« antwortete die Herzogin, »das ist das einzige ›arrondissement‹, in dem der arme General immer erfolgreich ist.«[1]

Von nun an wurde ich unaufhörlich, wenn auch manchmal nur in kleinem Kreis, zu diesen Mahlzeiten eingeladen, deren Gäste ich mir früher vorgestellt hatte wie die Apostel der Sainte-Chapelle. Sie kamen dort tatsächlich wie die ersten Christen zusammen, nicht nur um eine im übrigen ausgezeichnete stoffliche Nahrung zu sich zu nehmen, sondern zu einer Art von gesellschaftlichem Abendmahl; das führte dazu, daß ich nach einigen wenigen Abendessen die Bekanntschaft fast aller Freunde meiner Gastgeber gemacht hatte; sie stellten mich ihnen mit einem so betonten Einschlag von Wohlwollen vor (wie jemanden, den sie von jeher in väterlicher Weise protegiert hätten), daß es keinen unter ihnen gab, der nicht geglaubt hätte, dem Herzog und der Herzogin gegenüber etwas zu versäumen, wenn er einen Ball gäbe, ohne daß ich auf der Liste stand; gleichzeitig aber, während man einen der köstlichen Château-Yquem trank, die der Keller der Guermantes barg, delektierte ich mich an den Ortolanen, zubereitet nach verschiedenen Rezepten, die der Herzog mit großem Geschick entwikkelte und variierte. Indessen war für diejenigen, die schon öfters an dem heiligen Tisch gesessen hatten, die Entgegennahme solcher frommen Speisung nicht unbedingt notwendig. Alte Freunde des Herzogs und der Herzogin von Guermantes kamen nach dem Abendessen – als »Zahnstocher«, wie Madame Swann gesagt haben würde –, ohne daß man sie erwartet hatte, und nahmen im Winter eine

Tasse Lindenblütentee in der strahlenden Helle des großen Salons, im Sommer ein Glas Orangeade im Dunkel des kleinen rechteckigen Gartens ein. Bei diesen Nachtischeinladungen im Garten der Guermantes hatte man nie etwas anderes als diese Orangeade gesehen.[1] Es haftete ihr etwas Rituelles an. Zusätzlich andere Erfrischungen anzubieten, hätte wie ein Verstoß gegen die Tradition gewirkt, ebenso wie ein Rout im Faubourg Saint-Germain kein Rout mehr ist, wenn eine Theater- oder Musikaufführung damit verbunden wird. Es muß so aussehen, als käme man – und wenn es fünfhundert Personen wären – ganz einfach, um beispielsweise die Fürstin von Guermantes zu besuchen. Man bewunderte meinen Einfluß, weil es mir gelang, gleichzeitig mit der Orangeade noch eine Karaffe mit eingemachtem Kirsch- oder Birnensaft zu erhalten. Dabei wurde mir der Fürst von Agrigent verhaßt, der einer jener Menschen war, denen es an Phantasie, doch nicht an Begehrlichkeit fehlt, sich groß darüber verwundern, was man trinkt, und um die Erlaubnis bitten, ein wenig davon zu kosten. Auf diese Weise verminderte der Fürst von Agrigent jedesmal meine Ration und verdarb mir deshalb die Freude daran. Denn dieser Fruchtsaft ist niemals in genügend großer Menge vorhanden, um den Durst zu stillen. Nichts wird man weniger leid als diese Umsetzung der Farbe in einen Geschmack, wenn eine Frucht durch das Einkochen noch einmal zur Jahreszeit der Blüte zurückzukehren scheint. Purpurn erglühend wie ein Obstgarten im Frühling oder kühl und farblos wie der Zephir unter den Blütenbäumen, läßt der Duft sich darin gleichsam destilliert einatmen und betrachten, der Fürst von Agrigent aber hinderte mich regelmäßig, mich daran sattzutrinken. Trotz dieser Fruchtsäfte wurde die traditionelle Orangeade ebenso wie der Lindenblütentee beibehalten. Unter so bescheidener Gestalt fand die gesellschaftliche Kommunion gleichwohl statt. Darin waren nun zweifellos die Freunde von Monsieur und Madame de Guermantes dennoch, wie ich sie mir zuerst vorgestellt hatte, ganz anders geblieben, als ihr

enttäuschender Anblick glauben machen konnte. Viele alte Herren nahmen bei der Herzogin gleichzeitig mit dem unabänderlichen Getränk einen oft wenig liebenswürdigen Empfang in Kauf. Aus Snobismus konnte es nicht sein, da sie selbst einen Rang einnahmen, dem kein anderer überlegen war, auch nicht aus Liebe zum Luxus: sie liebten ihn vielleicht, aber hätten in geringeren gesellschaftlichen Verhältnissen einen glanzvolleren haben können, denn an diesen gleichen Abenden hätte die reizende Gattin eines enorm reichen Finanzmannes alles getan, um jene alten Herren bei den pompösen Jagdgesellschaften zu sehen, die sie zwei Tage lang für den König von Spanien[1] geben wollte. Sie hatten dennoch abgelehnt und waren aufs Geratewohl nachsehen gekommen, ob die Herzogin von Guermantes wohl zu Hause sei. Sie waren nicht einmal gewiß, dort auf Meinungen zu stoßen, die den ihrigen unbedingt entsprachen, oder auch nur auf besonders warme Gefühle; Madame de Guermantes gab manchmal über die Dreyfus-Affäre, die Republik, die antireligiösen Gesetze oder mit gedämpfter Stimme sogar über diese Besucher selbst, ihre Gebrechen oder den langweiligen Charakter ihrer Konversation Betrachtungen zum besten, die sie bewußt überhören mußten. Bestimmt lag es, wenn sie dort an ihren Gewohnheiten festhielten, an der raffinierten Erziehung des gesellschaftlichen Feinschmeckers, an dem sicheren Gefühl für die vollendete, ganz erste Qualität des gesellschaftlichen Gerichts mit dem vertrauten, beruhigenden, aromatischen, ungemischten, von jeder Verfälschung freien Geschmack, dessen Ursprung und Geschichte sie ebensogut kannten wie diejenige, die es ihnen bot; sie waren eben darin »nobler« geblieben, als sie selber wußten. Unter diesen Besuchern nun, denen ich nach dem Essen vorgestellt wurde, befand sich zufällig auch der General Monserfeuil, von dem die Prinzessin von Parma gesprochen hatte und Madame de Guermantes, in deren Salon er einer der Gewohnheitsgäste war, nicht wußte, daß er an diesem Abend gerade erscheinen werde. Er ver-

beugte sich vor mir, als er meinen Namen hörte, als ob ich der Vorsitzende des Obersten Kriegsrates sei. Ich hatte es einfach einer natürlichen Ungefälligkeit zugeschrieben, in der sich der Herzog wie in Sachen Esprit, wenn auch nicht in Sachen Liebe, zum Komplizen seiner Frau machte, wenn die Herzogin sozusagen ablehnte, Monsieur de Monserfeuil ihren Neffen ans Herz zu legen. Ich sah darin eine um so schuldhaftere Gleichgültigkeit, als ich aus einigen beiläufigen Worten der Prinzessin von Parma entnehmen zu müssen glaubte, daß Roberts Posten gefährlich sei und daß man klug daran täte, einen Wechsel herbeizuführen. Nun aber empörte ich mich über die tatsächliche Bosheit von Madame de Guermantes, als die Prinzessin von Parma schüchtern vorschlug, selbst und auf ihre Rechnung mit dem General zu sprechen, und die Herzogin alles tat, um die Hoheit davon abzubringen.

»Aber, Königliche Hoheit«, rief sie, »Monserfeuil hat keinerlei Einfluß und Macht bei der neuen Regierung. Es wäre ein Schlag ins Wasser.«

»Ich glaube, er hört uns vielleicht«, flüsterte die Prinzessin, die die Herzogin dadurch auffordern wollte, etwas leiser zu sprechen.

»Königliche Hoheit brauchen keine Angst zu haben, er ist stocktaub«, sagte die Herzogin, ohne die Stimme zu dämpfen, so daß der General jedes Wort verstand.

»Ich meine nur, Monsieur de Saint-Loup ist an einem Ort, wo er nicht sehr sicher ist«, setzte die Prinzessin hinzu.

»Was wollen Sie«, gab die Herzogin zurück, »da geht es ihm wie allen Leuten, nur mit dem Unterschied, daß er selbst dorthin wollte. Und außerdem ist es gar nicht gefährlich; Sie können sich denken, daß ich mich sonst darum kümmern würde. Ich hätte beim Abendessen ein Wort darüber zu Saint-Joseph gesagt. Er ist viel einflußreicher und ein großer Arbeiter! Sie sehen, er ist schon fort. Außerdem wäre es taktvoller, mit ihm darüber zu sprechen als mit diesem hier, der selbst drei Söhne in Marokko hat und für sie keine Versetzung hat

beantragen wollen. Er könnte einem das entgegenhalten. Wenn Königliche Hoheit durchaus wollen, werde ich mit Saint-Joseph reden … wenn ich ihn sehe, oder mit Beautreillis. Aber wenn ich sie nicht sehe, machen Sie sich um Robert nicht allzuviel Kummer. Wir haben uns neulich erklären lassen, wo genau er ist. Ich glaube, er könnte es nirgends besser treffen als dort.«

»Was für eine hübsche Blume. Ich habe niemals etwas Ähnliches gesehen; nur Sie, Oriane, haben solche wundervollen Sachen«, sagte die Prinzessin von Parma, die aus Besorgnis, der General von Monserfeuil könnte die Herzogin gehört haben, die Unterhaltung auf etwas anderes bringen wollte. Ich erkannte eine Pflanze von der Art, wie Elstir sie in meinem Beisein gemalt hatte.[1]

»Ich bin glücklich, daß sie Ihnen gefällt; sie ist entzükkend, sehen Sie nur diese kleine malvenfarbene Halskrause, die die Blüten tragen; nur, wie es auch bei sehr hübschen und sehr gut angezogenen Personen vorkommt, haben sie einen häßlichen Namen und riechen außerdem schlecht.[2] Dennoch liebe ich sie sehr. Was aber traurig ist, sie werden aussterben bei mir.«

»Aber sie stehen ja im Topf, es sind doch keine Schnittblumen«, sagte die Prinzessin.

»Ja«, antwortete lachend die Herzogin, »aber das ändert nichts, es sind nämlich alles nur Damen. Es ist eine Art von Pflanze, bei der die Damen und die Herren nicht auf gleichem Fuße leben. Ich stehe also da wie die Leute, die eine Hündin halten, ich müßte einen Ehemann für meine Blüten suchen. Sonst werde ich niemals Junge von ihnen bekommen.«

»Wie merkwürdig, dann ist also in der Natur …«

»Ja, es gibt gewisse Insekten, die es übernehmen, wie bei Fürstlichkeiten eine Heirat durch Prokuration zustande zu bringen, ohne daß Bräutigam und Braut sich jemals gesehen haben. Ich kann versichern, daß ich meinem Diener immer ans Herz lege, die Pflanze soviel wie möglich ans Fenster zu

stellen, einmal nach dem Hof, einmal nach der Gartenseite zu, immer in der Hoffnung, daß das unerläßliche Insekt einmal kommt. Aber das müßte ein großer Zufall sein. Stellen Sie sich vor, das Insekt muß dazu gerade einer Person der gleichen Gattung, aber des anderen Geschlechts einen Besuch gemacht haben und dann auf den Gedanken kommen, in unserem Haus seine Karte abzugeben. Bis jetzt ist es nicht erschienen, ich glaube, meine Pflanze trägt ihr Kränzlein noch in Ehren, ich muß aber offen sagen, etwas mehr Schamlosigkeit freute mich mehr. Sehen Sie, das ist wie mit dem schönen Baum bei uns im Hof, er wird kinderlos sterben, denn diese Art ist nun einmal sehr selten in unserer Gegend. Bei ihm muß der Wind die Verbindung herstellen, aber die Mauer ist dafür etwas zu hoch.«

»Da brauchten Sie ja nur«, meinte Monsieur de Bréauté, »die Mauer um ein paar Zentimeter abtragen zu lassen, das würde schon genügen. Zu solchen Operationen muß man sich eben entschließen. Der Vanillegeschmack in diesem ausgezeichneten Eis, das Sie uns gerade vorsetzten, Herzogin, kommt von einer Pflanze, die Vanillestrauch heißt. Dieser bringt wohl männliche und weibliche Blüten zugleich hervor, aber eine Art von harter Scheidewand, die zwischen ihnen steht, verhindert jede Vereinigung. So konnte man niemals Früchte von ihnen haben bis zu dem Tage, wo ein junger Neger von La Réunion, der Albius hieß – was nebenbei bemerkt recht komisch für einen Schwarzen ist, weil das weiß bedeutet –, auf den Gedanken kam, mit Hilfe eines kleinen Stichels die getrennten Organe in Verbindung zu setzen.«[1]

»Babal, Sie sind himmlisch, Sie wissen alles«, rief die Herzogin.

»Aber auch Sie, Oriane, haben mich so viele Dinge gelehrt, von denen ich nichts ahnte«, hielt ihr die Prinzessin entgegen.

»Da muß ich Eurer Königlichen Hoheit sagen, daß Swann mir immer viel von Botanik erzählt hat.[1] Manchmal, wenn es uns zu langweilig war, zu einem Tee oder einer Nachmittags-

aufführung zu gehen, sind wir aufs Land gefahren, und er zeigte mir dort ganz außerordentliche Blumenhochzeiten, was viel lustiger ist als die Hochzeiten der Menschen und ohne Lunch und ohne Sakristei stattfindet. Nur hatten wir niemals Zeit, etwas weiter zu fahren. Jetzt, wo man Automobile hat, müßte das ganz reizend sein. Leider hat er in der Zwischenzeit eine noch viel erstaunlichere Heirat gemacht, durch die alles schwierig wird. Ach! Königliche Hoheit, das Leben ist fürchterlich, man verbringt seine Zeit damit, Dinge zu tun, die einen langweilen, und wenn man zufällig jemand kennenlernt, mit dem man Interessantes erleben könnte, dann muß er ausgerechnet so eine Heirat machen wie Swann. Vor die Wahl gestellt zwischen dem Verzicht auf botanische Ausflüge und der Notwendigkeit, mit einer Person zu verkehren, deren Umgang kompromittierend ist, habe ich mich für das erste von den beiden Übeln entschieden. Überdies braucht man im Grunde gar nicht weit zu gehen. Es scheint vielmehr, als passierte schon hier in meinem winzigen Garten bei hellichtem Tag mehr Ungehöriges als nachts … im Bois de Boulogne! Nur merkt man nicht soviel davon, weil sich zwischen Blumen das alles sehr einfach vollzieht, man sieht nur einen kleinen orangefarbenen Regen oder eine stark bestäubte Fliege, die ihre Füßchen abwischt oder eine Dusche nimmt, bevor sie in einen Blütenkelch eindringt. Damit ist alles vollzogen!«[2]

»Die Kommode, auf der die Pflanze steht, ist aber auch ganz herrlich, sie ist Empire, glaube ich«, sagte die Prinzessin, die, da sie mit den Werken Darwins und seiner Nachfolger nicht sehr vertraut war, die scherzhaften Anspielungen der Herzogin nur unvollkommen verstand.

»Nicht wahr, sie ist schön? Ich bin glücklich, daß sie Eurer Königlichen Hoheit auch gefällt«, antwortete die Herzogin. »Sie ist ein wundervolles Stück. Ich muß dazu bemerken, daß ich immer für Empire geschwärmt habe, selbst zu einer Zeit, wo es nicht in Mode war. Ich erinnere mich, daß ich in Guermantes von meiner Schwiegermutter gescholten wurde,

weil ich befohlen hatte, vom Speicher alle die herrlichen Empiremöbel herunterzuholen, die Basin von den Montesquiou geerbt hatte, und damit den Flügel zu möblieren, den ich bewohnte.«[1]

Monsieur de Guermantes lächelte. Dabei mußte er sich doch erinnern, daß sich die Dinge ganz anders zugetragen hatten. Nachdem aber die Scherze der Fürstin des Laumes über den schlechten Geschmack ihrer Schwiegermutter während der kurzen Zeit, die der Fürst in seine Frau verliebt war, auf der Tagesordnung gestanden hatten, überlebte eine gewisse Geringschätzung für die geistige Unterlegenheit der ersteren die Liebe zu der letzteren, eine Geringschätzung, die sich im übrigen mit viel Anhänglichkeit und Ehrfurcht verband.

»Die Iéna haben den gleichen Sessel mit Wedgwood-Inkrustationen.[2] Er ist schön, aber ich ziehe meinen vor«, erklärte die Herzogin mit der gleichen Miene der Unparteilichkeit, als gehöre ihr keines der beiden Stücke. »Ich erkenne im übrigen an, daß sie wunderbare Sachen haben, wie ich sie nicht besitze.«

Die Prinzessin von Parma bewahrte Schweigen.

»Ach ja, freilich, Königliche Hoheit kennen ja ihre Sammlung nicht. Oh! Königliche Hoheit müßten absolut einmal mit mir hingehen. Dieser Salon ist eine der köstlichsten Sachen von Paris, ein wirklich noch lebendiges Museum.«

Da dieser Vorschlag eine der Kühnheiten der Herzogin darstellte und in höchstem Maße dem Genre Guermantes entsprach, denn die Iéna waren für die Prinzessin von Parma bloße Usurpatoren, weil der Sohn dieses Hauses wie der ihrige den Titel eines Herzogs von Guastalla[1] trug, enthielt sich Madame de Guermantes, als sie solches vorschlug, nicht (so sehr trug ihre Voreingenommenheit für ihre eigene Originalität den Sieg über die Hochachtung vor der Prinzessin von Parma davon), den anderen Gästen amüsiert lächelnde Blicke zuzuwerfen. Auch diese bemühten sich zu lächeln, gleichzeitig erschreckt, bewundernd, vor allem aber entzückt bei der Vor-

stellung, daß sie Zeugen des »letzten« Streiches von Oriane gewesen seien und ihn noch »brühwarm« würden berichten können. Sie waren nicht einmal so überaus erstaunt, denn sie wußten ja, daß die Herzogin die Kunst besaß, sich über alle Vorurteile Courvoisierscher Art hinwegzusetzen, nur um das Leben pikanter und angenehmer zu machen. So hatte sie doch tatsächlich im Laufe der letzten Jahre die Prinzessin Mathilde mit dem Herzog von Aumale zusammengebracht, der an den eigenen Bruder der Prinzessin den berühmten Brief geschrieben hatte: »In meiner Familie sind alle Männer tapfer und alle Frauen keusch«[2] , da aber Fürstlichkeiten immer Fürstlichkeiten bleiben, auch wenn sie es scheinbar vergessen wollen, hatten sich der Herzog von Aumale und die Prinzessin Mathilde bei Madame de Guermantes gegenseitig derart gefallen, daß sie später einander besucht, das heißt dieselbe Leichtigkeit im Hinweggehen über das Vergangene an den Tag gelegt hatten wie Ludwig xviii., als er Fouché[3] , der für den Tod seines Bruders gestimmt hatte, zum Minister machte. Madame de Guermantes hegte in sich den gleichen Plan einer Annäherung für die Prinzessin Murat und die Königin von Neapel.[4] Einstweilen jedoch schien die Prinzessin von Parma ebenso befangen, wie die Thronerben der Niederlande und Belgiens, die ihrerseits Prinz von Oranien und Herzog von Brabant[1] waren, es gewesen wären, wenn man ihnen Monsieur de Mailly-Nesle, Prinzen von Oranien, oder Monsieur de Charlus, Herzog von Brabant, hätte vorstellen wollen. Zunächst aber einmal rief die Herzogin, die durch Swann und Monsieur de Charlus (obwohl dieser letztere entschlossen war, die Iéna zu ignorieren) mit großer Mühe schließlich zum Empirestil bekehrt worden war, aus:

»Ja, wirklich, Madame, ich kann gar nicht sagen, wie schön Sie das finden werden! Ich gestehe, daß der Empirestil mir immer großen Eindruck gemacht hat, aber bei den Iéna, dort wird es zu einer Halluzination. Diese Art, wie soll ich sagen, von … Zurückbranden des ägyptischen Feldzugs und dann

auch von Wiederaufsteigen des Altertums bis zu uns, was da alles in unsere Häuser eindringt, Sphingen, die sich an den Füßen unserer Sessel niederkauern, Schlangen, die sich um Kandelaber winden, eine riesige Muse, die uns mit einer kleinen Fackel bei unserer Bouillottepartie leuchtet oder ruhig auf dem Kaminsims steht und sich an die Pendeluhr lehnt, dann all diese pompejanischen Leuchten, die kleinen Ruhebetten in der Form eines Bootes, die aussehen, als habe man sie auf dem Nil entdeckt und Moses müsse gleich daraus hervortreten, die antiken Quadrigen, die an den Nachttischen entlanggaloppieren!«

»Man sitzt aber nicht sehr gut auf den Empiremöbeln«, wagte die Prinzessin einzuwerfen.

»Tatsächlich«, antwortete die Herzogin, »aber«, fügte sie mit einem nachdrücklichen Lächeln hinzu, »ich sitze gern schlecht auf Mahagonistühlen, die mit granatrotem Velours oder grüner Seide bezogen sind. Ich liebe diesen Mangel an Bequemlichkeit bei Kriegern, die nur den kurulischen Sessel kennen und mitten in einem großen Salon ihre Liktorenbündel niederlegen und ihre Lorbeeren häufen. Ich muß sagen, bei den Iéna denkt man keinen Augenblick daran, wie man sitzt, wenn man, a fresco auf die Wand gemalt, ein großes Weibstück von Viktoria vor sich hat. Mein Herr Gemahl wird finden, daß ich eine schlechte Royalistin bin, aber sehr gesinnungstreu bin ich nun einmal nicht. Bei diesen Leuten, das muß ich unbedingt sagen, fängt man schließlich an, alle diese N und die vielen Bienen zu lieben. Mein Gott, unter den Königen sind wir ja in der letzten Zeit, was Ruhm anbelangt, nicht sehr verwöhnt worden, diese Krieger aber, die so viele Siegeskränze mitbrachten, daß sie sie schließlich auch noch auf den Lehnen der Sessel ablegten, haben doch einen gewissen Schick. Königliche Hoheit sollten wirklich.«

»Mein Gott, wenn Sie meinen«, sagte die Prinzessin, »aber sehr einfach scheint mir das nicht zu sein.«

»Aber Königliche Hoheit werden sehen, daß alles sehr gut verläuft. Sie sind freundliche Leute und gar nicht dumm. Wir haben sogar Madame de Chevreuse mitgenommen«, setzte die Herzogin hinzu, da sie die Macht des Beispiels kannte, »sie war einfach entzückt. Der Sohn ist sogar recht angenehm … Was ich jetzt sagen werde, gehört sich eigentlich nicht«, bemerkte sie, »aber er hat ein Zimmer und besonders ein Bett, in dem man schlafen möchte – ohne ihn! Und was noch weniger passend ist, ich habe ihn einmal besucht, während er krank darin lag. Neben ihm an der Seitenwand des Bettes streckte sich eine lange zauberhafte Sirene mit einem Schuppenschwanz aus Perlmutter aus, die in der Hand etwas wie Lotosblüten trug. Ich kann nur sagen«, setzte Madame de Guermantes hinzu – wobei sie extra langsam sprach, um die Worte, die sie mit dem Rund ihrer Lippen gleichsam zu modellieren schien, und die Feingliedrigkeit ihrer langen ausdrucksvollen Hände noch mehr hervorzuheben, während sie auf die Prinzessin einen sanften, aber beharrlichen und tiefen Blick heftete – »mit all diesen Palmzweigen und dem goldenen Kranz an der Seitenwand wirkte das Ganze tiefbewegend, es war ganz so wie auf dem Bilde *Der junge Mann und der Tod* von Gustave Moreau[1] (Königliche Hoheit kennen sicher dies Meisterwerk).«

Die Prinzessin von Parma, die noch nicht einmal den Namen des Malers gehört hatte, machte heftige Kopfbewegungen und lächelte mit aller Leidenschaft, um ihre Bewunderung für dieses Bild zu bekunden. Doch die Ausdruckskraft ihrer Mimik konnte schließlich nicht das Aufglimmen ersetzen, das unseren Augen fernbleibt, solange wir nicht wissen, wovon man zu uns spricht.

»Er ist ein hübscher Bursche, glaube ich?« fragte sie.

»Nein, denn er sieht wie ein Tapir aus. Seine Augen sind etwa die einer Königin Hortense[2] , wie man sie auf Lampenschirmen sieht. Aber wahrscheinlich hat er es für einen Mann doch etwas lächerlich gefunden, diese Ähnlichkeit zu pflegen,

und so verliert sie sich bereits in seinen enkaustischen Wangen, mit denen er wie ein Mameluck ausschaut. Man hat das Gefühl, sie werden jeden Morgen frisch gewichst. Swann«, setzte sie, auf das Bett des jungen Herzogs zurückkommend, hinzu, »war ganz überrascht von der Ähnlichkeit dieser Sirene mit dem *Tod* von Gustave Moreau. Im übrigen aber«, fuhr sie rasch, jedoch in ernstem Ton, damit alles nur desto mehr lache, fort, »brauchen wir uns nicht weiter aufzuregen, denn es war nur ein Schnupfen, und dem jungen Mann geht es heute wieder ganz ausgezeichnet.«

»Es heißt, er sei ein Snob?« fragte Monsieur de Bréauté mit etwas boshaftem Gesichtsausdruck und so gespannt, als erwarte er von der Antwort die gleiche Präzision, wie wenn jemand fragt: Ich habe gehört, er hat an der rechten Hand nur vier Finger, stimmt das?

»Mein Gott, n … ein«, antwortete Madame de Guermantes mit einem Lächeln sanfter Nachsicht. »Vielleicht ein klein wenig Snob, ganz an der Oberfläche, denn er ist ja noch riesig jung. Aber es sollte mich wundern, wenn er es wirklich wäre, denn er ist gescheit«, setzte sie hinzu, als bestehe ihrer Meinung nach eine absolute Unvereinbarkeit zwischen Snobismus und Intelligenz. »Er ist feinsinnig, witzig sogar, wie ich gesehen habe«, fügte sie mit der Miene eines Feinschmeckers und Kenners lächelnd hinzu, als bedürfe es, um die Witzigkeit eines anderen zu beurteilen, eines gewissen Ausdrucks von Heiterkeit und als kämen ihr die munteren Einfälle des Herzogs von Guastalla gerade wieder in den Sinn. »Da er im übrigen nirgends eingeführt ist, könnte sich dieser Snobismus gar nicht betätigen«, fuhr sie fort, ohne daran zu denken, daß sie damit die Prinzessin von Parma nicht gerade ermutigte.

»Ich frage mich, was der Fürst von Guermantes sagen wird, der sie einfach nur Madame Iéna nennt, wenn er erfährt, daß ich zu ihr gegangen bin.«

»Aber wieso denn«, rief mit außerordentlicher Lebhaftigkeit die Herzogin, »Königliche Hoheit wissen doch, daß aus-

gerechnet wir an Gilbert« (sie bereute es heute bitterlich) »ein ganzes Spielzimmer im Empirestil abgegeben haben, das von Quiou-Quiou stammte und ein wahres Wunder an Schönheit ist! Wir hatten bei uns nicht genügend Platz, obwohl ich finde, daß es sich hier besser machte als bei ihm. Es ist einzigartig schön, halb etruskisch, halb ägyptisch …«

»Ägyptisch?« fragte die Prinzessin, der das Wort etruskisch nicht viel sagte.

»Mein Gott, von beiden ein wenig, Swann behauptet es, er hat es mir erklärt, nur bin ich, wie Königliche Hoheit wissen, ja eine arme Ignorantin. Und dann hat doch eigentlich, Hoheit, muß man sagen, das Ägypten des Empire mit dem wirklichen Ägypten überhaupt nichts zu tun, noch ihre Römer mit den Römern, noch ihr Etrurien …«

»Ach, wirklich!« sagte die Prinzessin.

»Es ist tatsächlich etwa wie das, was man unter dem Zweiten Kaiserreich ein Louis-Quinze-Kostüm nannte, damals in der Jugendzeit von Anna de Mouchy[1] oder der Mutter unseres lieben Brigode.[2] Eben noch hat Basin von Beethoven gesprochen. Neulich wurde uns etwas von ihm vorgespielt, ein recht schönes, vielleicht etwas kühles Stück, in dem ein russisches Thema vorkommt.[3] Es ist wirklich rührend zu denken, daß Beethoven das für russisch hielt. Ebenso haben die chinesischen Maler Bellini zu kopieren geglaubt.[4] Im übrigen ist es ja auch im gleichen Lande so, daß, sobald einer die Dinge auf eine etwas neue Art betrachtet, die Mehrzahl der Leute nicht versteht, was er ihnen zeigt. Es dauert dann mindestens vierzig Jahre, bis sie es begreifen.«

»Vierzig Jahre!« rief die Prinzessin erschrocken aus.

»Natürlich«, fuhr die Herzogin fort, wobei sie mehr und mehr ihren Worten (die fast ganz und gar meine Worte waren, denn gerade ich hatte in ihrer Gegenwart eine entsprechende Idee entwickelt) durch ihre Aussprache etwas hinzusetzte, was man im Druck Kursivschrift nennt, »er ist eine Art erstes, einzelnes Individuum einer Gattung, die es noch nicht gibt

und die sich stark vermehren wird, ein Individuum, das über eine Art von ›Sinn‹ verfügt, den die Menschengattung seiner Zeit nicht besitzt. Ich kann mich dabei nicht als Beispiel zitieren, denn ich habe immer ja gerade alle interessanten, wenn auch noch so neuen Kundgebungen des Geistes schon in ihren Anfängen geliebt. Kürzlich also war ich mit der Großfürstin im Louvre, und da gingen wir an der *Olympia* von Manet vorbei. Jetzt staunt kein Mensch mehr darüber. Sie wirkt nachgerade wie eine Sache von Ingres! Und doch habe ich weiß Gott wie viele Lanzen für dieses Bild brechen müssen, auf dem ich nicht alles liebe, das aber sicherlich das Werk eines Meisters ist. Allerdings gehört es vielleicht nicht unbedingt in den Louvre.«[1]

»Geht es der Großfürstin gut?« fragte die Prinzessin von Parma, der die Tante des Zaren[2] unendlich viel vertrauter war als das Modell von Manet.

»Ja, wir haben von Eurer Königlichen Hoheit gesprochen. Im Grunde«, fuhr die Herzogin fort, die an ihrer Idee festhielt, »ist es wahr, wie mein Schwager Palamède sagt, daß man zwischen sich und jeder anderen Person die Mauer einer fremden Sprache verspürt. Im übrigen gestehe ich, daß das auf niemanden so zutrifft wie auf Gilbert. Wenn es Eurer Königlichen Hoheit Vergnügen macht, zu den Iéna zu gehen, so wird es ja nicht weiter darauf ankommen, was dieser arme Kerl dabei denken könnte, der zwar eine liebe harmlose Kreatur ist, aber schließlich doch Ideen aus einer anderen Welt in sich trägt. Ich fühle mich meinem Kutscher, meinen Pferden näher und blutsverwandter als diesem Mann, der sich dauernd auf das bezieht, was man unter Philipp dem Kühnen oder Ludwig dem Dicken[3] gedacht hätte. Man muß sich nur vorstellen, daß er, wenn er auf dem Land spazierengeht, die Bauern gutmütig mit seinem Spazierstock beiseite schiebt und dabei sagt: ›Macht Platz, ihr Bauernvolk!‹ Ich bin im Grunde ebenso erstaunt, wenn er zu mir spricht, als richte eine der großen liegenden Figuren der alten gotischen Gräber an mich

das Wort. Dieses lebende Steinbild mag zwar mein Cousin sein, aber es flößt mir Furcht ein, und ich habe nur den einen Wunsch, es ruhig in seinem Mittelalter zu belassen. Abgesehen davon muß ich zugeben, daß er nie jemanden ermordet hat.«

»Ich habe gerade mit ihm bei Madame de Villeparisis gespeist«, sagte der General, doch ohne zu lächeln oder auf den Scherz der Herzogin einzugehen.

»War Monsieur de Norpois da?« fragte Fürst Von, der immer an die Académie des Sciences morales dachte.

»Ja«, sagte der General, »er hat sogar von Ihrem Kaiser gesprochen.«

»Kaiser Wilhelm scheint sehr klug zu sein, aber die Malerei von Elstir mag er nicht. Ich trage ihm das gar nicht nach«, bemerkte die Herzogin, »denn ich teile seine Sehweise, obwohl allerdings Elstir von mir ein schönes Porträt gemacht hat. Ach! Sie kennen es nicht? Es ist nicht ähnlich, aber merkwürdig ist es schon. Er ist interessant während der Sitzungen. Aus mir hat er eine Art von Greisin gemacht, etwa wie die *Vorsteherinnen* von Frans Hals.[1] Ich denke, Sie kennen diese Sublimitäten, um einen Ausdruck zu gebrauchen, der meinem Neffen so teuer ist?« fragte zu mir gewandt die Herzogin, während sie ihren schwarzen Federfächer leicht auf und ab bewegte. Mehr als aufrecht in ihrem Stuhl sitzend, warf sie in edler Haltung den Kopf nach hinten, denn so sehr sie jederzeit eine große Dame war, liebte sie es doch auch ein wenig, die große Dame zu spielen. Ich sagte, ich sei früher in Amsterdam und im Haag gewesen, aber um bei begrenzter Zeit nicht alles durcheinanderzubringen, hätte ich Haarlem nicht besucht.[2]

»Oh! der Haag, welch Museum!« rief Monsieur de Guermantes. Ich sagte zu ihm, er habe bestimmt Vermeers *Ansicht von Delft* [3] bewundert. Doch der Herzog war weniger bewandert als hochmütig. Daher begnügte er sich denn auch mit selbstgefälliger Miene, wie jedesmal, wenn man zu ihm

von einem Werk eines Museums oder auch des Salon sprach, an das er sich nicht erinnerte, zu erklären: »Wenn es dort zu sehen ist, habe ich es gesehen!«

»Wie? Sie haben eine Reise nach Holland gemacht und sind nicht in Haarlem gewesen?« rief die Herzogin. »Aber wenn Sie auch nur eine Viertelstunde dafür gehabt hätten, es ist etwas ganz Außerordentliches, die Bilder von Hals gesehen zu haben. Ich möchte sagen, daß jemand, der sie nur von der oberen Plattform einer Straßenbahn aus, ohne anzuhalten, im Freien ausgestellt sähe, noch vor Staunen die Augen aufreißen würde.« Diese Wendung schockierte mich als vollkommene Verkennung der Art und Weise, wie sich künstlerische Eindrücke bilden, denn sie schien vorauszusetzen, daß unser Auge nur ein einfacher Registrierapparat ist, der Momentaufnahmen macht.

Glücklich, daß sie mit solcher Kompetenz zu mir über die Gegenstände sprach, die mich interessierten, bestaunte Monsieur de Guermantes die berühmte Geistesgegenwart seiner Frau, hörte, was sie über Frans Hals sagte und dachte: Sie ist auf allen Gebieten glänzend beschlagen. Mein junger Gast kann sich sagen, daß er eine große Dame alten Stils in vollem Sinne des Wortes vor sich hat, wie es heute keine zweite gibt. So sah ich alle beide nun schon entfernt von dem Namen Guermantes, in dem ich sie mir einst enthalten gedacht und darüber sinniert hatte, wie sie darin ihr unbegreifliches Leben führten, jetzt anderen Männern und Frauen gleich; sie waren nur ein wenig hinter ihren Zeitgenossen zurückgeblieben, doch beide in ungleicher Weise, ähnlich darin so vielen Ehepaaren des Faubourg Saint-Germain, bei denen die Frau die Kunst besessen hat, im Goldenen Zeitalter stehenzubleiben, der Mann aber das Pech, bei einer unvorteilhafteren Epoche der Vergangenheit haltzumachen, sie noch ganz Louis-Quinze, der Ehemann jedoch pompöses Louis-Philippe. Daß Madame de Guermantes den anderen Frauen ähnlich war, hatte für mich zunächst eine Enttäuschung bedeutet, aus Re-

aktion darauf aber war diese Tatsache unter dem Beistand der guten Weine fast zu einem Gegenstand staunender Bewunderung geworden. Ein Don Juan d'Austria, eine Isabella d'Este[1], die für uns in einer Welt der Namen ihren Platz haben, stehen zur großen Geschichte so wenig in Beziehung wie die Gegend von Méséglise zur Gegend von Guermantes. Isabella d'Este war in Wirklichkeit höchstwahrscheinlich eine sehr unbedeutende Prinzessin, ähnlich denjenigen, die es unter Ludwig xiv. zu keiner besonderen Stellung am Hofe gebracht haben. Da sie uns aber aus einer einzigartigen Substanz zu bestehen und somit unvergleichlich scheint, können wir sie uns nicht von geringerem Format denken als ihn, so daß uns ein Souper mit Ludwig xiv. nur ein gewisses Interesse zu bieten schiene, während wir in Isabella d'Este, aufgrund eines übernatürlichen Zusammenwirkens, mit eigenen Augen eine Romanheldin zu erblicken vermeinen würden. Wenn wir nun aber bei näherer Beschäftigung mit ihr diese Isabella d'Este geduldig aus der Märchenwelt in die der Geschichte überführt und festgestellt haben, daß ihr Leben und Denken nichts von jener geheimnisvollen Fremdartigkeit enthielt, die uns ihr Name nahegelegt hat, so wissen wir dieser Prinzessin, nachdem unsere Enttäuschung überwunden ist, unendlich Dank dafür, daß sie von der Malerei Mantegnas Kenntnisse gehabt hat, die fast den bisher von uns mißachteten – wie Françoise hätten wir gesagt: »tiefer geht es nimmer« – des Monsieur Lafenestre[2] gleichkamen. Nachdem ich die unzugänglichen Höhen des Namens Guermantes erklommen hatte, erlebte ich, als ich den Abhang, der nach innen zu in das Leben der Herzogin hinunterführte, herabgeglitten war und dort unten die auch sonst vertrauten Namen Victor Hugo, Frans Hals und – leider – auch Vibert fand, das gleiche Staunen wie ein Reisender, der, um sich die Einzigartigkeit der Sitten in einem wilden Tal Zentralamerikas oder Nordafrikas vorzustellen, die geographische Entfernung und die Fremdartigkeit der Bezeichnungen der Flora konstatiert hat, es an sich erfährt, wenn

er, den Vorhang der Riesenaloen und Manzanillen durchschreitend, Einwohner entdeckt, die (vielleicht sogar vor den Ruinen eines römischen Theaters oder einer der Venus geweihten Säule) damit beschäftigt sind, *Mérope* oder *Alzire* [1] zu lesen. So entfernt nun und abseits, so hoch über den gebildeten bürgerlichen Frauen, die ich kennengelernt hatte, besaß die gleiche Kultur, durch die Madame de Guermantes sich ohne Eigennutz, ohne Gründe des Ehrgeizes bemüht hatte, sich auf die Ebene derjenigen herabzulassen, die sie nie kennen würde, den rühmlichen, in seiner Nutzlosigkeit fast rührenden Charakter eines Wissens auf dem Gebiet der phönizischen Altertümer bei einem Politiker oder Arzt.

»Ich hätte Ihnen einen sehr schönen zeigen können«, bemerkte liebenswürdig Madame de Guermantes zu mir, das Gespräch bei Frans Hals wiederaufnehmend, »den schönsten sogar, behaupten einige, ich selber habe ihn von einem deutschen Cousin geerbt. Unglücklicherweise wurde das Schloß damit ›belehnt‹; kannten Sie den Ausdruck nicht? Ich auch nicht«, setzte sie aus einer gewissen Neigung hinzu (durch die sie sich modern glaubte), sich über alte Bräuche, denen sie unbewußt gleichwohl so leidenschaftlich anhing, lustig zu machen. »Ich freue mich sehr, daß Sie meine Elstirs gesehen haben, aber ich muß zugeben, ich hätte mich noch viel mehr gefreut, wenn Sie meinem Frans Hals die Ehre hätten erweisen können, diesem ›belehnten‹ Bild.«

»Ich kenne es«, sagte der Fürst Von, »es ist doch das des Großherzogs von Hessen.«[2]

»Genau das, sein Bruder hat meine Schwester geheiratet«, sagte Monsieur de Guermantes, »und außerdem war seine Mutter eine richtige Kusine der Mutter Orianes.«

»Was aber Monsieur Elstir betrifft«, setzte der Fürst hinzu, »so habe ich zwar keine Meinung über seine Werke, da ich sie nicht kenne, möchte mir jedoch die Bemerkung erlauben, daß es mir unangebracht scheint, den Haß, mit dem der Kaiser ihn

verfolgt, gegen ihn ins Feld zu führen. Der Kaiser verfügt über eine ganz wunderbare Intelligenz.«

»Ja, ich habe zweimal mit ihm diniert, einmal bei meiner Tante Sagan, einmal bei meiner Tante Radziwill, und ich muß sagen, ich habe ihn sehr merkwürdig gefunden. Einfach ist er keineswegs! Er stellt etwas Amüsantes vor, etwas ›Erziel-tes‹«, sagte sie, indem sie das Wort hervorhob, »etwas wie eine grüne Nelke: es setzt mich in Erstaunen und gefällt mir nicht übermäßig, es ist erstaunlich, daß man das hat machen können, doch ich finde, man hätte ebenso gut daran getan, es nicht zu können. Ich hoffe, ich schockiere Sie nicht?«[1]

»Der Kaiser verfügt über eine ganz unerhörte Intelligenz«, begann Fürst Von erneut, »er liebt die Künste leidenschaft-lich; in bezug auf Kunstwerke hat er einen gewissermaßen unfehlbaren Geschmack, niemals täuscht er sich; wenn etwas schön ist, erkennt er es sofort und verfolgt es mit seinem Haß. Wenn er etwas haßt, so besteht kein Zweifel, daß es ausge-zeichnet ist.« Alles lächelte.

»Da bin ich ja beruhigt«, sagte die Herzogin.

»Ich würde den Kaiser«, fuhr der Fürst fort, der das Wort Archäologe französisch nicht korrekt aussprach (das heißt mit *sch* statt mit *k*) und dabei keine Gelegenheit vorübergehen ließ, es zu verwenden, »mit einem alten Archäologen« (der Fürst sagte Arschäologen[2]) »vergleichen, den wir in Berlin haben. Vor den alten assyrischen Bildwerken fängt der alte Arschäologe stets zu weinen an. Ist aber eines eine moderne Fälschung, also nicht wirklich antik, weint er nicht. Will man also wissen, ob ein arschäologisches Objekt wirklich antik ist, so bringt man es zu dem alten Arschäologen. Weint er, so wird das Stück für das Museum angekauft. Bleiben seine Au-gen trocken, so schickt man es dem Händler zurück und ver-klagt ihn als Fälscher. Jedesmal nun, wenn ich in Potsdam zur Tafel geladen bin, merke ich mir alle Stücke, von denen der Kaiser mir sagt: ›Das müssen Sie unbedingt sehen, es ist ein-fach genial‹, und hüte mich, je einen Blick darauf zu werfen.

Zieht er aber gegen eine Ausstellung zu Felde, so eile ich auf dem nächsten Wege hin.«[1]

»Ist Norpois nicht für eine anglo-französische Annäherung?« fragte Monsieur de Guermantes.

»Wozu würde Ihnen das nützen?« fragte der Fürst, der die Engländer nicht leiden konnte, mit gleichzeitig gereizter und schlauer Miene zurück. »Die Engländer sind doch derartig dumm. Ich weiß natürlich, daß sie Ihnen nicht in militärischer Hinsicht helfen würden. Aber man kann sie doch nach der Dummheit ihrer Generale beurteilen. Einer meiner Freunde hat kürzlich mit Botha gesprochen, Sie wissen, dem Burenführer. Der hat zu ihm gesagt: ›Eine Armee wie diese ist doch etwas Schreckliches. Ich mag die Engländer sonst ganz gern, aber stellen Sie sich vor, daß ich, der ich nur ein Bauer bin, sie in allen Schlachten habe verprügeln können. Und als ich in der letzten einer zwanzigfachen Übermacht der Feinde schließlich erlag, habe ich noch, als ich mich gezwungenermaßen ergab, zweitausend Gefangene gemacht! Das war nur, weil ich ein einfacher Bauernanführer bin. Hätten aber diese Dummköpfe sich je einer richtigen europäischen Armee zu stellen, zittert man bei dem Gedanken, was passieren würde!‹[2] Im übrigen brauchen Sie ja nur zu sehen, wie ihr König, den Sie ja ebensogut kennen wie ich, in England als großer Mann gilt.«

Ich hörte kaum auf diese Geschichten, sie waren von der Art, wie Monsieur de Norpois sie meinem Vater erzählte: den Träumereien, die ich liebte, lieferten sie keinen Nährstoff; und würden sie auch jene Stoffe besessen haben, die ihnen abgingen, so hätten diese schon sehr stimulierend sein müssen, damit mein inneres Leben in diesen mondänen Stunden hätte erwachen können, in denen ich nur meine Epidermis, mein wohlfrisiertes Haar und meine Hemdenbrust bewohnte, das heißt nichts von dem empfinden konnte, was mir im Leben Freude gab.

»Oh! Da bin ich nicht Ihrer Meinung«, sagte Madame de Guermantes, die fand, daß der deutsche Fürst es an Takt fehlen lasse. »Ich finde König Eduard reizend. Er ist so schlicht und viel feinsinniger, als man gemeinhin glaubt. Und die Königin ist sogar noch jetzt das Allerschönste, was es für mich gibt auf der Welt.«[1]

»Aber Herzogin«, gab der Fürst, der nicht bemerkte, daß er mißfiel, etwas gereizt zurück, »wenn der Prinz von Wales ein einfacher Privatmann gewesen wäre, so hätte es keinen Club gegeben, der ihn nicht hinausgeworfen hätte, und niemand hätte sich herbeigelassen, ihm auch nur die Hand zu geben. Die Königin ist entzükkend, außergewöhnlich sanft und beschränkt. Aber schließlich hat doch ein Königspaar etwas Schockierendes, das buchstäblich von seinen Untertanen ausgehalten wird, das sich von den großen jüdischen Finanzleuten alle Ausgaben bezahlen läßt und sie dafür zu Baronets ernennt. Das ist wie beim Fürsten von Bulgarien …«[2]

»Er ist unser Cousin«, sagte die Herzogin, »und ein geistreicher Mann.«

»Er ist auch mein Cousin«, sagte der Fürst, »aber wir halten ihn deswegen nicht für einen Ehrenmann. Nein, an uns müßten Sie sich annähern, das ist der größte Wunsch des Kaisers, aber er möchte, daß es von Herzen kommt. Er sagt: ›Was ich will, ist ein Händedruck, nicht höfliches Hutabnehmen!‹ Dann wären Sie unbesiegbar. Das wäre praktischer als die anglo-französische Annäherung, die Monsieur de Norpois predigt.«

»Sie kennen ihn, ich weiß«, sagte die Herzogin zu mir, um mich in die Unterhaltung mit einzubeziehen. Als ich mich daran erinnerte, daß Monsieur de Norpois gesagt hatte, ich habe so ausgesehen, als wolle ich ihm die Hand küssen[1] , und dachte, er werde diese Geschichte bestimmt Madame de Guermantes erzählt, auf alle Fälle aber von mir in boshafter Weise gesprochen haben, da er ja trotz seiner Freundschaft mit meinem Vater nicht gezögert hatte, mich lächerlich zu machen, tat ich nicht, was ein Mann von Welt getan hätte. Ein

solcher hätte gesagt, er verabscheue Monsieur de Norpois und habe es ihm gezeigt; er hätte es gesagt, damit es so aussähe, als sei er die freiwillige Ursache der üblen Nachrede des Gesandten, die dann nichts weiter gewesen wäre als eine lügnerische und eigennützige Gegenmaßnahme. So äußerte ich im Gegenteil, ich glaube zu meinem großen Bedauern, daß Monsieur de Norpois nichts für mich übrig habe. »Da täuschen Sie sich«, antwortete mir Madame de Guermantes. »Er mag sie sogar sehr. Sie können Basin fragen; wenn ich im Ruf stehe, zu liebenswürdig zu sein, ist er es jedenfalls nicht. Er wird Ihnen sagen, daß wir niemals Norpois von jemandem so nett haben sprechen hören wie von Ihnen. Neulich hat er Ihnen eine sehr angenehme Stellung im Ministerium verschaffen wollen. Da er aber wußte, daß Sie leidend sind und sie nicht hätten annehmen können, war er zartfühlend genug, von seiner guten Absicht nicht einmal etwas zu Ihrem Vater zu sagen, den er ungemein schätzt.« Monsieur de Norpois war wahrhaftig der Letzte, von dem ich eine Gefälligkeit erwartet hätte. Da er spottlustig und sogar ziemlich boshaft war, glaubten diejenigen, die sich wie ich durch das Gebaren eines unter der Eiche Recht sprechenden Ludwig des Heiligen[2] und durch den leicht gerührten, etwas zu harmonisch hervorquellenden Klang seiner Stimme hatten täuschen lassen, tatsächlich an regelrechte Perfidie, wenn sie von einer Bosheit hörten, die dieser Mann, der sein Herz in seine Worte zu legen schien, über sie geäußert haben sollte. Solche Bosheiten aber waren ziemlich häufig bei ihm. Das hinderte ihn jedoch nicht, Sympathien zu hegen, diejenigen zu preisen, die er nun einmal mochte, und ein Vergnügen daran zu finden, ihnen behilflich zu sein.

»Es wundert mich im übrigen nicht, daß er Sie schätzt«, sagte Madame de Guermantes zu mir, »denn er ist sehr klug. Und ich verstehe sehr gut«, setzte sie für die übrigen hinzu, wobei sie auf ein Heiratsprojekt anspielte, von dem ich nichts wußte, »daß meine Tante, die ihn schon als alte Geliebte nicht

mehr sehr amüsiert, als neue Ehegattin ihm höchst überflüssig scheint. Noch dazu glaube ich, auch seine Geliebte ist sie schon lange nicht mehr. Sie verkehrt, mit Verlaub, nur mit dem lieben Gott. Sie ist bigotter als man glaubt, und Norpois-Boas kann wie in dem Gedicht Victor Hugos sagen:

Voilà longtemps que celle avec qui j'ai dormi,

O Seigneur, a quitté ma couche pour la vôtre! [1]

Schon lange, Herr, hat die, mit der ich schlief,

mein Lager für das deine aufgegeben!

Meine arme Tante ist wahrhaftig wie gewisse avantgardistische Künstler, die ihr Leben lang gegen die Académie wüten, dann aber zum Schluß ihre eigene kleine Akademie gründen, oder wie die entlaufenen Priester, die sich nachträglich eine Privatreligion zurechtbasteln. Da hätte man besser gleich die Kutte anbehalten oder nicht zusammengegluckt. Und wer weiß«, setzte die Herzogin mit nachdenklicher Miene hinzu, »vielleicht tut sie es im Hinblick auf künftige Witwenschaft. Es gibt nichts Melancholischeres als eine Trauer, die man nicht tragen darf.«

»Ach! Wenn Madame de Villeparisis eines Tages Madame de Norpois hieße, würde unser Cousin Gilbert, glaube ich, vor Ärger krank werden«, meinte der General de Saint-Joseph.

»Der Fürst von Guermantes ist reizend, aber er hält tatsächlich sehr auf Geburt und Etikette«, sagte die Prinzessin von Parma. »Ich habe zwei Tage bei ihm auf dem Lande verbracht, als leider die Fürstin krank war. Baby war mit dabei«

(das war der Beiname, den man Madame d'Hunolstein wegen ihres stattlichen Umfangs gab). »Der Fürst erwartete mich am Fuß der Freitreppe, bot mir den Arm und tat, als sehe er Baby überhaupt nicht. Wir stiegen dann zum ersten Stock hinauf, und als er am Eingang des Salons zur Seite trat, um mich vorgehen zu lassen, sagte er: ›Oh, guten Tag, Madame d'Hunolstein‹ (er nennt sie immer nur so seit ihrer Trennung), wobei er so tat, als bemerke er Baby erst jetzt, denn er wollte zeigen, daß er sie nicht schon dort unten zu begrüßen hätte.«

»Das verwundert mich keineswegs. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen«, bemerkte der Herzog, der sich für außerordentlich modern, für einen größeren Verächter der Geburt als andere und sogar für einen Republikaner hielt, »daß ich mit meinem Cousin nicht viele Ideen gemeinsam habe. Königliche Hoheit können sich vorstellen, daß wir uns in bezug auf die meisten Fragen wie Tag und Nacht verhalten. Aber ich muß sagen, wenn meine Tante Norpois heiratete, wäre ich dieses eine Mal der gleichen Meinung wie Gilbert. Wenn man die Tochter eines Florimond de Guise[1] ist und dann eine solche Heirat eingeht, da lachen ja, wie man sagt, die Hühner, das ist nun mal so.« Diese letzten Worte, die der Herzog gewöhnlich inmitten eines Satzes aussprach, waren hier völlig fehl am Platz. Er hatte aber ein unaufhörliches Bedürfnis, sie auszusprechen, so daß er sie an das Ende einer Periode setzte, wenn sie anderswo keinen Platz gefunden hatten. Es war dies für ihn unter anderem gleichsam eine Frage der Metrik. »Man muß im übrigen sagen«, fügte er hinzu, »daß die Norpois brave Edelleute von guter Herkunft und guten Schlages sind.«

»Hören Sie, Basin, es hat gar keinen Zweck, daß Sie sich über Gilbert lustig machen, wenn Sie dann doch genau so sprechen wie er«, sagte Madame de Guermantes, für die die »Güte« einer Herkunft oder eines Weines genau wie für den Fürsten oder den Herzog von Guermantes auf ihrem Alter beruhte. Doch weniger freimütig als ihr Vetter und geschickter als ihr Mann, legte sie Wert darauf, im Gespräch den Geist

der Guermantes nicht zu verleugnen, also in Worten den Rang zu verachten, um ihn desto mehr in der Tat zu ehren.

»Aber sind Sie nicht sogar so etwas verwandt?« fragte der General de Saint-Joseph. »Es scheint mir doch, als habe Norpois eine La Rochefoucauld geheiratet?«

»So ist es allerdings nicht ganz, sie stammte aus der Linie der Herzöge von La Rochefoucauld, meine Großmutter aber aus der der Herzöge von Doudeauville. Sie ist gleichzeitig auch die Großmutter von Édouard Coco, dem rechtschaffensten Mann der Familie«, antwortete der Herzog, der über Rechtschaffenheit etwas oberflächliche Ansichten hegte, »und die beiden Zweige haben sich seit Ludwig xiv. nicht wieder vereinigt; das wäre doch etwas lange her.«

»Sieh da, das ist interessant, ich wußte das gar nicht«, sagte der General.

»Im übrigen«, fuhr Monsieur de Guermantes fort, »war seine Mutter, glaube ich, die Schwester des Herzogs von Montmorency und hatte zuerst einen La Tour d'Auvergne zum Mann. Aber da diese Montmorency kaum noch Montmorency sind, und diese La Tour d'Auvergne überhaupt keine La Tour d'Auvergne mehr, sehe ich nicht, wieso ihm das eine große Stellung geben soll. Er sagt, und das wäre immerhin schwerwiegender, daß er von Saintrailles[1] abstammt, und da wir ebenfalls in direkter Linie …«

Es gab in Combray eine Rue de Saintrailles, an die ich niemals wieder gedacht hatte. Sie führte von der Rue de la Bretonnerie zur Rue de l'Oiseau, und da Saintrailles, dieser Gefährte der Jeanne d'Arc, dadurch, daß er eine Guermantes geheiratet hatte, dieser Familie die Grafschaft Combray einbrachte, sah man sein Wappen mit dem der Guermantes im Geviert auf einem der Kirchenfenster von Saint-Hilaire. Ich sah wieder Stufen aus schwärzlichem Sandstein vor mir, während der Klang einer Stimme diesen Namen Guermantes in dem vergessenen Ton wieder heraufführte, in dem ich ihn einst gehört hatte: so verschieden von demjenigen, in dem er

die liebenswürdigen Gastgeber bezeichnete, an deren Tisch ich heute abend saß. Wenn der Name Herzogin von Guermantes für mich ein Sammelname war, so deshalb, weil ich nicht allein in der Geschichte durch Aneinanderreihung aller der Frauen, die ihn getragen hatten, sondern auch im Laufe meiner kurzen Jugend in dieser einzigen Herzogin von Guermantes so viele verschiedene Frauen einander hatte überlagern sehen, wobei immer die eine verschwand, sobald die folgende genügend Plastizität für mich besaß. Die Wörter wandeln ihre Bedeutung im Lauf der Jahrhunderte nicht so sehr wie die Namen für uns im Zeitraum einiger Jahre. Unser Gedächtnis und unser Herz sind für die Treue nicht groß genug. Wir haben in unserem jeweils gegenwärtigen Denken nicht genügend Raum, um den Toten neben den Lebenden einen Platz zu bewahren. Wir sind gezwungen, auf dem zu bauen, was vorausgegangen ist und nur durch den Zufall einer Grabung von der Art derjenigen, die der Name Saintrailles in mir unternahm, von neuem wieder zum Vorschein kommt. Ich hielt für zwecklos, das alles zu erklären, und hatte sogar kurz zuvor gewissermaßen gelogen, als ich auf die Frage des Herzogs von Guermantes: »Sie kennen unser Nest nicht?« nicht geantwortet hatte. Vielleicht wußte er sogar, daß ich es kannte, und bestand nur aus guter Erziehung nicht weiter auf seiner Erkundigung. Madame de Guermantes zog mich aus meiner Träumerei.

»Ich finde alles das tödlich öde. Hören Sie, so langweilig ist es bei mir nicht immer. Ich hoffe, Sie kommen zur Entschädigung recht bald wieder zum Abendessen, dann aber ohne Genealogie«, sagte halblaut zu mir die Herzogin, die zu einem Verständnis für die Art des Reizes, den ich bei ihr finden konnte, und auch zu der Bescheidenheit, mir nur wie ein Herbarium voll altmodischer Pflanzen gefallen zu wollen, gleich unbefähigt war.

Gerade das, wovon Madame de Guermantes glaubte, es müsse meine Erwartungen enttäuschen, rettete dann doch

schließlich – denn der Herzog und der General ließen nicht ab, auch weiterhin von genealogischen Dingen zu reden – meinen Abend davor, eine vollendete Enttäuschung zu werden. Wie hätte ich bislang nicht eine solche verspüren sollen? Indem jeder der Tischgäste den geheimnisvollen Namen, unter dem ich ihn von ferne nur gekannt und mir vorgestellt hatte, mit einem Körper und einer Intelligenz ausstaffierte, die nicht anders oder dann minderwertiger als bei allen meinen Bekannten waren, hatte er mir den Eindruck banaler Gewöhnlichkeit gemacht, wie ihn die Einfahrt in den dänischen Hafen Helsingör jedem machen muß, der fiebernd *Hamlet* gelesen hat. Sicherlich hatten diese geographischen Regionen und diese frühe Vergangenheit, die Hochwälder und gotische Kirchtürme in ihre Namen legten, ihre Gesichter, ihren Geist und ihre Vorurteile in einem gewissen Maß geformt, sie blieben aber darin nur wie die Ursache in der Wirkung enthalten, das heißt nur so, daß vielleicht der Verstand sie herauslösen, die Phantasie jedoch sie nie aufspüren konnte.

Nun aber gaben mit einem Schlag diese altertümlichen Vorurteile den Freunden von Monsieur und Madame de Guermantes ihre verlorene Poesie zurück. Gewiß machten die Kenntnisse, über die die Adligen verfügten, aus ihnen Kenner, Herkunftskenner der Sprache, Etymologen nicht der Wörter, sondern der Namen (und auch das nur im Vergleich mit dem unwissenden Durchschnitt der Bourgeoisie; denn ist zwar bei gleicher Mittelmäßigkeit ein Frommer besser imstande, über die Liturgie Auskunft zu geben, als ein Freidenker, so kann dagegen oft ein antiklerikaler Archäologe seinem Pfarrer sogar über alles, was dessen Kirche betrifft, einiges beibringen), doch besaßen diese Kenntnisse, um bei der Wahrheit, das heißt beim Geist zu bleiben, für diese großen Herren nicht einmal den Zauber, den sie für einen Bürgerlichen gehabt hätten. Sie wußten vielleicht besser als ich, daß die Herzogin von Guise Prinzessin von Kleve, Orléans und Porcien[1] war und dergleichen Dinge mehr, doch sie hatten schon vor diesen

Namen die Züge der Herzogin von Guise gekannt, die von da an der Name für sie widerspiegelte. Ich hatte mit der Fee angefangen, auch wenn sie bald sterben sollte; sie hingegen mit der Frau.

In bürgerlichen Familien sieht man manchmal Eifersüchte daraus entstehen, daß die jüngere Tochter vor der älteren heiratet. Ebenso führt die aristokratische Welt, besonders die der Courvoisier, aber auch die der Guermantes, das Ansehen ihres Adels auf einfache Fragen des häuslichen Vorrangs zurück infolge einer Kinderei, die ich zuerst, und das machte für mich ihren einzigen Reiz aus, aus Büchern kennenlernte. Scheint nicht Tallemant des Réaux[2] von den Guermantes anstatt von den Rohan zu sprechen, wenn er mit augenscheinlichem Wohlgefallen berichtet, daß Monsieur de Guémenée seinem Bruder zugerufen habe: »Du kannst ruhig hereinkommen, hier ist ja nicht der Louvre!« und von dem Chevalier de Rohan (weil er der natürliche Sohn des Herzogs von Clermont war) sagte: »Immerhin ist der ein Prinz!« Das einzige, was mir bei dieser Unterhaltung Kummer bereitete, war die Tatsache, daß die absurden Geschichten über den Erbgroßherzog von Luxemburg in diesem Salon ebensogut wie bei den Kameraden Saint-Loups Glauben fanden. Es war dies entschieden eine Epidemie, die vielleicht nur zwei Jahre dauern würde, aber alle erfaßte. Man griff die gleichen falschen Berichte auf und fügte andere hinzu. Ich mußte feststellen, daß die Prinzessin von Luxemburg selbst, während sie so tat, als verteidige sie ihren Neffen, Waffen lieferte, um ihn anzugreifen: »Sie haben unrecht, ihn in Schutz zu nehmen«, sagte Monsieur de Guermantes zu mir, wie schon Saint-Loup getan hatte. »Sehen Sie, selbst wenn ich von unseren Verwandten absehe, bei denen eine einzige Meinung herrscht, braucht man doch nur mit seinen Bedienten zu sprechen; das sind im Grunde die Leute, die uns am besten kennen. Die Prinzessin von Luxemburg hatte ihrem Neffen ihren kleinen Neger überlassen. Der Neger kam weinend zurück: ›Großherzog mich

geschlagen, ich nicht Kanaille. Großherzog böse, unerhört!‹ Ich spreche wirklich aus eigener Kenntnis, er ist ein Cousin von Oriane.«

Ich kann im übrigen gar nicht sagen, wie oft ich an diesem Abend die Worte Cousin und Kusine hörte. Einerseits rief Monsieur de Guermantes fast bei jedem Namen, der ausgesprochen wurde, aus: »Aber das ist ja ein Cousin von Oriane!«, mit der gleichen Freude wie ein Mensch, der sich im Wald verirrt hat und am Ende zweier Pfeile, die in entgegengesetzter Richtung auf einer Tafel angebracht und von einer sehr kleinen Kilometerzahl gefolgt sind, die Bezeichnungen Casimir-Perier und Croix du Grand-Veneur[1] liest, woraufhin er weiß, daß er auf dem rechten Weg ist. In ganz anderer Absicht (die hier die Ausnahme bildete) wurden dagegen die Wörter Cousin und Kusine von der Frau des türkischen Botschafters gebraucht, die nach dem Essen gekommen war. Von gesellschaftlichem Ehrgeiz verzehrt und mit einer außerordentlich anpassungsfähigen Intelligenz begabt, eignete sie sich mit der gleichen Leichtigkeit die Geschichte vom Zug der Zehntausend[2] oder Kenntnisse über die sexuelle Perversion in der Vogelwelt an. Es wäre unmöglich gewesen, sie auf einer Unkenntnis über die neuesten deutschen Arbeiten zu ertappen, mochten sie nun von Volkswirtschaft, Geisteskrankheiten, den verschiedensten Formen der Onanie oder von der Philosophie Epikurs handeln. Es war, nebenbei bemerkt, gefährlich, dieser Frau zuzuhören, denn unaufhörlich im Irrtum befangen, bezeichnete sie Damen von einwandfreiester Tugend als überaus leichtfertige Geschöpfe, warnte einen vor einem von den reinsten Absichten geleiteten Herrn und erzählte Geschichten, die aus einem Buch zu stammen schienen, freilich nicht wegen ihrer Wohlbegründetheit, sondern weil sie so unwahrscheinlich waren.

Sie wurde zu jener Zeit wenig eingeladen. Mehrere Wochen hindurch besuchte sie zwar solche glanzvollen Frauen wie die Herzogin von Guermantes, aber im allgemeinen war

sie erzwungenermaßen, was die Hocharistokratie anbetraf, bei obskuren Nebenlinien hängengeblieben, mit denen die Guermantes keinen Umgang mehr hatten. Sie hoffte ganz wie eine Angehörige der großen Gesellschaft zu wirken, wenn sie die hervorragendsten Namen von Leuten zitierte, die wenig in den ersten Salons verkehrten, mit denen sie aber befreundet war. Monsieur de Guermantes nahm dann zunächst an, es handle sich um Bekannte, die häufig bei ihnen speisten, und verspürte freudig erregt festen Boden unter den Füßen, stieß auch sogleich seinen Sammelruf aus: »Aber das ist ja ein Cousin von Oriane! Ich kenne ihn wie meine Tasche. Er wohnt in der Rue Vaneau. Seine Mutter war eine geborene d'Uzès!«

Die Botschafterin mußte darauf wohl oder übel eingestehen, daß ihr Beispiel aus einer kleineren Tiergattung stammte.[1] Sie versuchte dann eine Verbindung zwischen ihren Freunden und denen von Monsieur de Guermantes herzustellen, indem sie sich von der Seite an ihn heranpirschte: »Ich weiß genau, welche Sie meinen. Nein, die sind es nicht, sondern ihre Cousins.« Doch diese Rückzugsphrase der armen Botschafterin kam sehr rasch zum Erliegen. Denn enttäuscht bemerkte Monsieur de Guermantes nur: »Ah! dann weiß ich nicht, welche Sie meinen.« Die Botschafterin erwiderte darauf nichts mehr, denn wenn sie schon immer nur die Vettern von denjenigen kannte, die man eigentlich kennen müßte, so waren diese Vettern mit jenen oft nicht einmal verwandt. Dann brandete es von seiten des Herzogs von Guermantes wieder von neuem heran: »Aber das ist ja eine Kusine von Oriane«, Worte, die in jedem seiner Sätze den gleichen Zweck zu erfüllen schienen wie gewisse Beiwörter, die den lateinischen Dichtern so bequem sind, weil sie ihnen für ihre Hexameter einen Daktylus oder Spondeus liefern. Dies »Aber das ist ja eine Kusine von Oriane« schien mir allerdings völlig natürlich, wenn es mit Bezug auf die Fürstin von Guermantes losbrach, da diese ja tatsächlich eine sehr nahe Verwandte der

Herzogin war. Die Botschafterin schien diese Fürstin nicht zu mögen. Sie sagte ganz leise zu mir: »Sie ist dumm. Aber nicht doch, sie ist gar nicht so schön. Diesen Ruf hat sie sich nur angemaßt. Im übrigen«, setzte sie mit überzeugter, unangenehm resoluter Miene hinzu, »ist sie mir außerordentlich unsympathisch.« Oft aber ging die Vetternschaft sehr viel weiter, da Madame de Guermantes sich eine Pflicht daraus machte, »Liebe Tante« zu Personen zu sagen, mit denen sie keine gemeinsamen Vorfahren fand, wenn sie nicht wenigstens bis auf Ludwig xv. zurückging; dementsprechend konnte denn auch, jedesmal wenn das Unglück der Zeiten es mit sich brachte, daß eine Milliardärin einen Fürsten heiratete, dessen Urgroßvater ebenso wie derjenige von Madame de Guermantes mit einer Tochter Louvois' vermählt gewesen war, die amerikanische Dame ein besonderes Vergnügen darin finden, gleich bei einem ersten Besuch im Hôtel de Guermantes, wo sie im übrigen mehr oder weniger schlecht aufgenommen und mehr oder weniger gründlich zerpflückt wurde, zu der Herzogin, die es mit mütterlichem Lächeln geschehen ließ, »Liebe Tante« zu sagen. Doch mir lag wenig daran, was die »Geburt« für Monsieur de Guermantes oder Monsieur de Beauserfeuil[1] bedeutete. In ihren Gesprächen über diesen Gegenstand suchte ich ein rein poetisches Vergnügen. Ohne es selbst zu kennen, verschafften sie es mir, so wie es Landarbeiter oder Seeleute getan hätten, wenn sie von Ackerbau oder von Ebbe und Flut sprachen, das heißt von Wirklichkeiten, mit denen sie selbst zu nah verbunden sind, um die Schönheit zu sehen, die ich meinerseits daraus zu gewinnen bemüht war.[2]

Mehr noch als an ein bestimmtes Geschlecht erinnerte manchmal ein Name an ein Ereignis oder ein historisches Datum. Als ich hörte, wie Monsieur de Guermantes ausführte, daß die Mutter von Bréauté eine Choiseul, seine Großmutter eine Lucinge war, glaubte ich unter dem banalen Hemd mit den einfachen Perlenknöpfen in zwei Kristallkugeln erhabene

Reliquien bluten zu sehen: das Herz der Madame de Praslin und das des Herzogs von Berry[3] ; andere waren wollüstiger, so die feinen langen Haare von Madame Tallien oder Madame de Sabran.[4]

Manchmal war, was ich sah, nicht nur eine bloße Reliquie.[1] Bewanderter als seine Frau in dem, was ihre Vorfahren gewesen waren, kamen bei Monsieur de Guermantes Erinnerungen zutage, die seiner Unterhaltung das schöne Ansehen eines alten Herrensitzes gaben, in dem zwar keine wirklichen Meisterwerke, aber doch eine Fülle von echten, mittelmäßigen, aber stattlichen Bildern vorhanden sind, die in ihrer Gesamtheit vornehm wirken. Als der Fürst von Agrigent gefragt hatte, weshalb Fürst Von, als er von dem Herzog von Aumale sprach, »mein Onkel« gesagt habe, antwortete Monsieur de Guermantes: »Weil der Bruder seiner Mutter, der Herzog von Württemberg, eine Tochter Louis-Philippes geheiratet hat.« Da sah ich einen ganzen alten Schrein vor mir, ähnlich denen, die Carpaccio oder Memling gemalt haben[2] , von dem ersten Feld an, in dem die Prinzessin bei der Hochzeitsfeier ihres Bruders, des Herzogs von Orléans, in einem schlichten Gartenkleid erschien, um ihrer Verstimmung darüber Ausdruck zu geben, daß ihre Gesandten, die für sie um die Hand des Fürsten von Syrakus angehalten hatten, zurückgewiesen wurden, bis zu dem letzten, auf dem sie eines Knaben genesen ist, des Herzogs von Württemberg (eben jenes Onkels des Fürsten, mit dem ich soeben zu Abend gegessen hatte)[3] , und zwar in dem Schlößchen Fantaisie, einer jener Stätten, die ebenso aristokratisch sind wie gewisse Familien. Auch diese Stätten, die eine Generation überdauern, sehen, wie sich mehr als eine historische Persönlichkeit mit ihnen verknüpft. In der eben genannten leben zum Beispiel nebeneinander die Erinnerungen an die Markgräfin von Bayreuth, an jene andere etwas phantastische Prinzessin (die Schwester des Herzogs von Orléans), der, wie man sagte, der Name des Schlosses ihres Gatten so gut gefallen hat, an den König von Bayern und endlich

den Fürsten Von, der gerade dieses Schloß dem Herzog von Guermantes mit der Bitte, ihm dorthin zu schreiben, als Adresse angegeben hatte, denn er hatte es geerbt und vermietete es nur während der Wagnerfestspiele an den Fürsten von Polignac, einen anderen köstlichen »Phantasten«.[1] Wenn Monsieur de Guermantes, um zu erklären, wie er mit Madame d'Arpajon verwandt war, so weit und so einfach von der Kette der verschlungenen Hände von drei bis fünf Ahninnen zu Marie-Louise oder zu Colbert sich zurückleiten lassen mußte, war es immer wieder das gleiche: ein großes historisches Ereignis trat in allen diesen Fällen nur beiläufig, verkleidet, entstellt, verkleinert im Namen eines Besitztums oder in den Vornamen einer Frau auf, die so gewählt worden waren, weil sie die Enkelin von Louis-Philippe und Marie-Amélie war, die nun nicht mehr als König und Königin von Frankreich eine Rolle spielten, sondern nur aufgrund des Erbes, das sie in ihrer Eigenschaft als Großeltern hinterließen. (Ähnlich, wenn auch aus anderen Gründen, nimmt in einem Balzac-Lexikon, in dem die berühmtesten Persönlichkeiten nur entsprechend ihrer Stellung in der *Comédie humaine* vorkommen, Napoleon einen viel geringeren Platz ein als Rastignac und auch den nur, weil er sich mit Leuten wie Mademoiselle de Cinq-Cygne[2] unterhalten hat.) So schließt die Aristokratie in ihrem gewichtigen Bau, der, von nur wenigen Fenstern durchbrochen, wenig Licht eindringen läßt und denselben Mangel an Auflokkerung, aber auch die gleiche massive geschlossene Mächtigkeit aufweist wie die romanische Architektur – hinter schroffen Mauern verborgen – die Gesamtheit der Geschichte ein.

Allmählich bedeckten sich die Räume meines Gedächtnisses in dieser Weise mit Namen, die sich ordneten und zusammenfügten in Beziehung zu anderen, und untereinander immer zahlreichere Verknüpfungen eingingen, so daß sie jene vollendeten Kunstwerke nachahmten, in denen kein einziger Pinselstrich nur für sich besteht, sondern jeder Teil abwech-

selnd von den anderen her seinen Daseinsgrund erhält, wie er andererseits den ihrigen bestimmt.

Als der Name Luxemburg wieder aufs Tapet gekommen war, erzählte die türkische Botschafterin, der Großvater der jungen Frau (derjenige, der das ungeheure, aus Mehl und Teigwaren entstandene Vermögen besaß) habe den Prinzen von Luxemburg zum Mittagessen eingeladen, dieser aber habe eine Absage mit folgender Adresse geschickt: »An Monsieur de …, Müller«, worauf der Großvater geantwortet habe: »Ich bin um so betrübter, daß Sie nicht haben kommen können, lieber Freund, als ich doch einmal in der Intimität mich Ihrer hätte erfreuen können. Wir wären nämlich in der Intimität gewesen, in einem ganz kleinen Kreis, der nur aus dem Müller, seinem Sohn und Ihnen bestanden hätte.« Diese Geschichte war nicht nur widerwärtig für mich, da ich wußte, wie psychologisch unmöglich es war, daß mein lieber Nassau dem Großvater seiner Frau (als dessen Erben er sich noch dazu betrachten mußte) schrieb und ihn dabei als Müller titulierte, vielmehr trat die Dummheit schon in den ersten Worten deutlich hervor, da die Bezeichnung Müller zu offensichtlich verwendet war, um den Titel der Fabel La Fontaines[1] entsprechend vorzubereiten. Doch im Faubourg Saint-Germain wird man, sobald nur der Torheit das verschlimmernde Element der Bösartigkeit zugesetzt wird, derart kindischalbern, daß jeder fand, die Geschichte sei großartig und der Großvater, von dem jeder sofort im Vertrauen erklärte, er sei ein ganz hervorragender Mann, habe mehr Geist gezeigt als der Gatte seiner Enkelin. Der Herzog von Châtellerault wollte diese Geschichte benutzen, um diejenige zu erzählen, die ich im Kaffeehaus gehört hatte: »Für sie legten sich alle hin.« Doch schon bei den ersten Worten, als er gesagt hatte, der Großherzog von Luxemburg habe verlangt, daß Monsieur de Guermantes sich beim Eintreten seiner Gattin erhebe, fiel die Herzogin ihm protestierend ins Wort: »Nein, er ist zwar sehr lächerlich, aber so lächerlich denn doch nicht.« Ich war im Innern überzeugt,

daß alle diese Geschichten, die sich auf den Großherzog von Luxemburg bezogen, gleich falsch waren und daß ich jedesmal, wenn ich mich in Gegenwart eines Mitwirkenden oder Zeugen befände, das gleiche Dementi würde anhören müssen. Ich fragte mich indessen, ob das der Herzogin von Guermantes auf ihre Wahrheits- oder ihre Eigenliebe zurückzuführen sei. Auf jeden Fall stellte sie diese letztere hinter ihrer Bosheit zurück, denn sie setzte lachend hinzu: »Im übrigen habe auch ich meine kleine Lektion bekommen, denn er hat mich zum Tee eingeladen aus dem Wunsch heraus, mich mit der Großherzogin von Luxemburg bekannt zu machen; so nennt er geschmackvollerweise seine Frau in dem Brief an seine Tante. Ich habe mit Bedauern abgelehnt und hinzugefügt: ›Was die Großherzogin von Luxemburg – in Anführungsstrichen – betrifft, so sage ihr nur, wenn sie mich besuchen will, sei ich immer donnerstags von fünf Uhr an zu Hause.‹ Er hat es mir sogar noch ein zweites Mal zu geben versucht. Als ich in Luxemburg war, habe ich ihm telephoniert und ihn an den Apparat rufen lassen. Seine Königliche Hoheit gingen zu Tisch, kehrten von der Tafel zurück, zwei Stunden verstrichen ohne jedes Resultat, da aber habe ich zu einem anderen Mittel gegriffen: ›Wollen Sie bitte den Grafen von Nassau ans Telephon rufen!‹ Das saß, und er war noch in derselben Minute da.« Alles lachte über die Erzählung der Herzogin und andere ähnliche, das heißt, wie ich überzeugt bin, über lauter Lügen, denn einem klügeren, besseren, einsichtigeren, kurz gesagt ausgezeichneteren Mann als jenem Luxemburg-Nassau bin ich niemals begegnet. Es wird sich in der Folge zeigen, daß ich recht behielt. Ich muß dabei anerkennen, daß inmitten all ihrer Gemeinheiten Madame de Guermantes doch eine nette Bemerkung für ihn fand:

»Er war nicht immer so«, sagte sie; »bevor er den Verstand verlor, das heißt sich wie der Mann in den Märchenbüchern aufführte, der glaubt, er sei König geworden, war er nicht so töricht, und in der ersten Zeit seiner Verlobung sprach er so-

gar in einer sympathischen Weise davon wie von einem unerhofften Glück: ›Es ist wie ein Märchen, ich werde in Luxemburg in einer Zauberkarosse einziehen müssen‹, sagte er zu seinem Onkel d'Ornessan, der ihm, da ja, wie Sie wissen, Luxemburg nicht groß ist, zur Antwort gab: ›Mit einer Zauberkarosse kommst du, fürchte ich, nicht hinein. Ich rate dir, nimm lieber eine Ziegenkarre.‹ Nassau aber war deswegen nicht böse, er war vielmehr der erste, der uns die Bemerkung wiedererzählte und herzlich darüber lachte.«

»Ornessan ist ein geistreicher Mann, er weiß auch, woher er es hat, seine Mutter ist eine Montjeu. Es geht ihm schlecht, dem armen Ornessan.«

Dieser Name besaß die Kraft, die faden Bosheiten zu unterbrechen, die sonst unaufhörlich weitergegangen wären. Tatsächlich erklärte Monsieur de Guermantes, daß die Urgroßmutter von Monsieur d'Ornessan die Schwester von Marie de Castille-Montjeu gewesen sei, der Gemahlin Timoléons von Lothringen, und infolgedessen eine Tante Orianes. Auf diese Weise kehrte das Gespräch zu genealogischen Fragen zurück, während die törichte türkische Botschafterin mir ins Ohr flüsterte: »Sie scheinen ja sehr gut bei dem Herzog von Guermantes angeschrieben zu sein, nehmen Sie sich nur in acht«, und als ich eine Erklärung erbat: »Sie verstehen schon, was ich andeuten will, er ist ein Mann, dem man ohne Bedenken seine Tochter anvertrauen könnte, aber nicht seinen Sohn.« Wenn jedoch ein Mann die Frauen jemals leidenschaftlich und ausschließlich geliebt hat, so war es der Herzog von Guermantes. Aber der Irrtum, das Gegenteil der Wahrheit, in dem die Botschafterin befangen war, war ihr Lebenselement, außerhalb dessen sie sich nicht zu bewegen vermochte. »Sein Bruder Mémé, der mir übrigens aus anderen Gründen« (er grüßte sie nicht) »von Grund auf unsympathisch ist, ist über die Sitten des Herzogs tief betrübt. Ebenso ihrer beider Tante Villeparisis. Ach, für diese Frau schwärme ich. Sie ist eine Heilige, der richtige Typus der großen Dame von

einst. Sie ist nicht nur die Tugend, sondern auch die Zurückhaltung selbst. Immer noch sagt sie ›Monsieur‹ zu dem Botschafter Norpois, den sie doch alle Tage sieht und der nebenbei bemerkt in der Türkei ein ausgezeichnetes Andenken hinterlassen hat.«

Ich antwortete der Botschafterin nicht einmal mehr, da ich die Genealogien hören wollte. Sie waren nicht alle von Wichtigkeit. Es kam im Laufe des Gesprächs sogar vor, daß eine der unerwarteten Familienverbindungen, von denen ich durch Monsieur de Guermantes erfuhr, eine Mesalliance war, doch immerhin nicht ohne Reiz, denn da sie unter der Julimonarchie einen Herzog von Guermantes und einen Herzog von Fezensac mit den beiden entzückenden Töchtern eines berühmten Seefahrers vereinigt hatte, versah sie die beiden Herzoginnen mit der unerwarteten Pikanterie einer bürgerlich-exotischen, einer louisphilippisch-indischen Grazie.[1] Oder aber ein Norpois hatte unter Ludwig xiv. die Tochter des Herzogs von Mortemart geheiratet, dessen berühmter Titel in jener fernen Epoche den Namen Norpois, den ich unscheinbar fand und für neu halten konnte, mit der Schönheit einer Medaille tief und nachhaltig prägte. In diesem Fall übrigens trug nicht nur der weniger bekannte Name von dieser Zusammenfügung einen Gewinn davon: der andere, der durch zuviel Glanz alltäglich geworden war, machte mir größeren Eindruck unter dem neuen, unbekannteren Aspekt, so wie unter den Porträts eines glanzvollen Koloristen das faszinierendste ein ganz in Schwarz gehaltenes sein kann.[1] Die neue Beweglichkeit, mit der mir diese Namen begabt schienen, die jetzt an die Seite von anderen traten, denen ich sie so fern geglaubt hätte, ging nicht nur auf meine Unwissenheit zurück; diesen Wechseltanz, den sie in meinem Geist aufführten, hatten sie mit ebenso großer Leichtigkeit in jenen Epochen vollzogen, in denen ein Titel, der immer mit einem Landbesitz verbunden war, diesem von einer Familie in eine andere folgte, so daß ich zum Beispiel in dem schönen Feudalbau, den der Titel

eines Herzogs von Nemours oder eines Herzogs von Chevreuse darstellt, nacheinander hineingepaßt wie in die gastliche Behausung eines Einsiedlerkrebses, einen Guise, einen Prinzen von Savoyen, einen Orléans, einen Luynes entdecken konnte. Manchmal stritten sich einige oder mehrere um eine gleiche Schale, so um den Titel des Prinzen von Oranien die königliche Familie der Niederlande und die Herren von Mailly-Nesle, um die Herzogschaft von Brabant der Baron von Charlus und das belgische Königshaus; viele andere wiederum um den Titel des Prinzen von Neapel, des Herzogs von Parma oder des Herzogs von Reggio. Manchmal war das Gegenteil der Fall, die Muschelschale war seit so langer Zeit von den längst verstorbenen Besitzern freigegeben, daß ich niemals auf den Gedanken gekommen wäre, dieses oder jenes Schloß habe noch in nur kurz zurückliegender Zeit ein Familienname sein können. So verspürte ich, als Monsieur de Guermantes auf eine Frage Beauserfeuils antwortete: »Nein, meine Kusine war eine leidenschaftliche Royalistin, sie war die Tochter des Marquis von Féterne, der eine gewisse Rolle in der Erhebung der Chouans[2] spielte« – das heißt, als ich aus dem Namen Féterne, der für mich seit meinem Aufenthalt in Balbec ein Schloßname gewesen war, das werden sah, was ich niemals darin vermutet hatte, nämlich einen Familiennamen –, das gleiche Erstaunen wie in einer Märchenaufführung, in der Türme und Freitreppe lebendig und zu Personen werden. In diesem Sinn kann man sagen, daß die Geschichte, selbst vom einfachen genealogischen Standpunkt aus betrachtet, alten Steinen das Leben wiedergibt. In der Pariser Gesellschaft gab es Männer, die eine ebenso große Rolle spielten, wegen ihrer Eleganz oder wegen ihres Geistes ebenso gesucht waren und sogar eine ebenso hohe Geburt aufzuweisen hatten wie der Herzog von Guermantes oder der Herzog von La Trémoïlle. Heute sind sie in Vergessenheit geraten, denn da sie keine Nachkommen hatten, ist ihr Name, den man nie mehr hört, wie ein unbekannter Name verhallt; höchstens als Sachbe-

zeichnung, hinter der wir keinen Personennamen vermuten, lebt er manchmal noch nach in einem fernen Schloß oder Dorf. Der Tag mag bald kommen, wo der Reisende, der im entlegensten Burgund bei einem kleinen Dorf Charlus haltmacht, um dort die Kirche zu besichtigen – wofern er nicht hinreichend belesen oder zu eilig ist, um die Grabsteine genau anzuschauen –, nicht mehr wissen wird, daß der Name Charlus derjenige eines Mannes war, der bei den Größten seiner Zeit als ihresgleichen galt.[1] Diese Überlegung rief mir in die Erinnerung zurück, daß ich aufbrechen müsse und daß, während ich den genealogischen Bemerkungen von Monsieur de Guermantes lauschte, die Stunde näher kam, für die ich eine Verabredung mit seinem Bruder hatte. Wer weiß, spann ich meine Gedanken weiter aus, ob nicht eines Tages Guermantes sogar nur noch ein Ortsname sein wird, außer für Archäologen, die zufällig in Combray hängenbleiben und vor dem Kirchenfenster mit dem Bild Gilberts des Bösen die Geduld aufbringen, den Reden von Théodores Nachfolger zu lauschen oder den vom Pfarrer verfaßten Führer zu lesen.[1] Doch solange ein großer Name nicht erloschen ist, wirft er sein volles Licht weiterhin auf alle, die ihn trugen; und bestimmt beruht zum Teil das Interesse, das in meinen Augen die Berühmtheit dieser Familien besaß, darauf, daß man vom heutigen Tag ausgehend sie schrittweise bis weit über das vierzehnte Jahrhundert hinaus zurückverfolgen und Memoiren und Korrespondenzen aller Vorfahren von Monsieur de Charlus, dem Fürsten von Agrigent, der Prinzessin von Parma in einer Vergangenheit wiederfinden kann, in der undurchdringliches Dunkel die Ursprünge einer bürgerlichen Familie bedecken würde, in der wir aber unter dem rückwirkenden Scheinwerferlicht eines Namens den Ursprung und das Fortbestehen gewisser charakteristischer Eigenschaften des Nervensystems, gewisser Laster und Verirrungen der oder jener Guermantes zu unterscheiden vermögen. Fast pathologisch denjenigen von heute ähnlich, erregen sie von Jahrhundert zu

Jahrhundert das beunruhigte Interesse ihrer Briefpartner – ganz gleich, ob sie vor Liselotte von der Pfalz und Madame de Motteville oder nach dem Fürsten von Ligne[2] gelebt haben.

Im übrigen war meine historische Neugier schwach im Verhältnis zu meinem ästhetischen Vergnügen. Die zitierten Namen hatten die Wirkung, die Gäste der Herzogin ihrer Körperlichkeit wieder zu entkleiden; jene mochten wohl Fürst von Agrigent oder Cystria heißen, ihre Masken aus Körper und Geistlosigkeit oder Gewöhnlichkeit hatten sie trotzdem zu irgendwelchen Menschen gemacht, so daß ich im Grunde bei der Fußmatte im Vestibül nicht, wie ich geglaubt hatte, an der Schwelle, sondern am Ende der Zauberwelt der Namen gelandet war. Der Fürst von Agrigent sogar wurde, nachdem ich gehört hatte, daß seine Mutter eine Damas, eine Enkelin des Herzogs von Modena[1] war, wie von einem flüchtig mit ihm verbundenen chemischen Element von der Gestalt und den Worten befreit, die ein Erkennen verhinderten, und ging nun mit Damas und Modena, die nichts als Titel waren, eine weitaus reizvollere Verbindung ein. Jeder Name, der durch die Anziehungskraft eines anderen, mit dem ich ihm keinerlei Verbindung zugetraut hatte, den unbeweglichen Platz verließ, den er in meinem Hirn, durch Gewöhnung getrübt, eingenommen hatte, und sich mit den Mortemart, den Stuart oder den Bourbonen verband, verschlang sich mit diesen zu einem Rankengebilde von anmutigstem Effekt und wechselnden Farbtönen. Der Name Guermantes selbst empfing von allen den schönen erloschenen und deshalb um so leidenschaftlicher wieder entzündeten Namen, mit denen ich ihn jetzt erst verknüpft wußte, einen neuen, einen rein poetischen Sinn. Allerhöchstens fand ich als äußerste Blüte jedes Seitentriebs, der von dem stolzen Stamm ausging, hier das Antlitz eines weisen Königs, dort jenes einer berühmten Fürstin, wie den Vater von Heinrich iv. oder die Herzogin von Longueville.[2] Da aber diese Gesichter im Gegensatz zu denen meiner Tischgenossen für mich von keiner Schicht materieller Erfah-

rung und weltlicher Mittelmäßigkeit überzogen waren, blieben sie in ihrer schönen Zeichnung und ihren wechselnden Reflexen den Namen wesensgleich, wie sie in regelmäßigen Intervallen und jeweils verschiedener Färbung am Stammbaum der Guermantes sich abzeichneten, und trübten mit keinem fremden, lichtundurchlässigen Stoff die durchsichtigen, vielfarbig schillernden Knospen, die wie die Vorfahren Jesu zurück bis zu Jesse auf den alten Kirchenfenstern zu beiden Seiten des gläsernen Baums blühten.[3]

Schon mehrmals hatte ich mich zurückziehen wollen, und zwar neben anderen Gründen hauptsächlich wegen des unbedeutenden Charakters, den meine Gegenwart dieser Versammlung offenbar gab, die doch gerade eine von diesen war, die ich mir lange Zeit so schön vorgestellt hatte, und ohne einen hemmenden Zeugen wäre sie dies wohl auch gewesen. Mein Aufbruch wenigstens würde den Gästen erlauben, nachdem der Profane gegangen war, endlich mit ihrer Geheimsitzung zu beginnen. Sie würden nun die Mysterien zelebrieren können, zu deren Zelebrierung sie sich versammelt hatten, denn offenbar waren sie doch nicht hier, um über Frans Hals oder den Geiz zu reden, noch dazu auf die gleiche Art wie Leute des Bürgertums. Es wurden nur Nichtigkeiten vorgebracht, gewiß, weil ich da war, und ich verspürte Gewissensbisse, weil offensichtlich diese hübschen Frauen durch meine Gegenwart hingehalten und daran gehindert wurden, in dem köstlichsten seiner Salons das geheimnisvolle Leben des Faubourg Saint-Germain zu führen. Doch trieben Monsieur und Madame de Guermantes ihren Opfermut so weit, daß sie selbst diesen Aufbruch, den ich jeden Augenblick vollziehen wollte, immer weiter hinausrückten, indem sie mich zu bleiben baten. Und was noch merkwürdiger war, mehrere der Damen, die so eifrig, entzückt, geschmückt und mit schönen Steinen übersät gekommen waren, um durch meine Schuld nur einem Fest beizuwohnen, das sich im Grunde so wenig von denen unterschied, die anderswo als im Faubourg Saint-

Germain gegeben wurden, wie man sich in Balbec in einer Stadt fühlt, die sich von dem unterscheidet, was unsere Augen gewöhnlich sehen – mehrere dieser Damen zogen sich nicht enttäuscht zurück, wie man hätte vermuten sollen, sondern dankten überschwenglich Madame de Guermantes für den köstlichen Abend, den sie verbracht hatten, ganz, als ob an sonstigen Tagen, an denen ich nicht zugegen war, nichts anderes geschehe.

War es wirklich nur solcher Diners wegen, wie das heutige eines war, daß alle diese Personen Toilette machten und es ablehnten, bürgerlichen Damen den Zutritt zu ihren Salons zu gewähren? Wegen solcher Diners, wie dieses hier eines war? Diners, die genauso verliefen, auch ohne meine Anwesenheit? Ich hegte einen Augenblick diesen Verdacht, aber er war doch zu absurd. Der einfache gesunde Menschenverstand hieß mich ihn von mir weisen. Hätte ich ihm aber in mir Eingang gewährt, was wäre dann von dem seit Combray in meiner Vorstellungswelt schon stark an Leuchtkraft verminderten Namen Guermantes noch übriggeblieben?

Außerdem waren diese Blumenmädchen in erstaunlichem Maße leicht zufriedenzustellen und ebensosehr darauf aus, andere zufriedenzustellen, denn mehr als eine, an die ich während des ganzen Abends nur zwei oder drei Worte gerichtet hatte, deren Torheit mich erröten ließ, legte Wert darauf, bevor sie den Salon verließ, mir zu versichern, während sie ihre schönen Augen zärtlich auf mir ruhen ließ und die Orchideengirlande über ihrer Brust zurechtrückte, welch lebhaftes Vergnügen es für sie gewesen sei, mich kennenzulernen, und sie wünsche, »etwas zu arrangieren« – das war eine verschleierte Anspielung auf eine Einladung zum Diner –, sobald sie mit Madame de Guermantes einen Tag ausgemacht habe. Keine dieser Blumendamen brach vor der Prinzessin von Parma auf. Ihre Gegenwart – man darf vor einer Hoheit nicht fortgehen – war einer der beiden Gründe, die ich nicht erraten hatte, um derentwillen die Herzogin so nachdrücklich

auf meinem Bleiben bestand. Sobald die Prinzessin von Parma sich erhoben hatte, war es wie eine Befreiung. Nachdem alle Damen vor der Prinzessin ihren Hofknicks gemacht hatten und von ihr aufgehoben worden waren, erteilte sie ihnen einen Kuß, der wie ein Segen war, um den sie zuvor auf Knien gebeten hätten, die Erlaubnis, ihren Mantel und ihre Leute zu verlangen. Auf diese Weise fand vor der Tür gleichsam eine laute Deklamation großer Namen aus der Geschichte Frankreichs statt. Die Prinzessin von Parma hatte Madame de Guermantes untersagt, sie ins Vestibül hinunterzubegleiten, aus Furcht, sie könne sich erkälten, und der Herzog hatte hinzugesetzt: »Bitte, Oriane, wo Königliche Hoheit es Ihnen doch erlaubt, denken Sie daran, was der Arzt Ihnen gesagt hat.«

»Ich glaube, die Prinzessin von Parma hat sich *sehr gefreut*, mit Ihnen zu Abend zu essen.« Die Formel war mir bekannt. Der Herzog war quer durch den Salon gekommen, um sie mit verbindlicher und überzeugter Miene vor mir auszusprechen, ganz als übergebe er mir ein Diplom oder biete mir Petits fours an, und ich spürte an dem Vergnügen, das er in diesem Augenblick zu empfinden schien und das seinem Gesicht einen weichen Ausdruck verlieh, daß dies die Art von Verpflichtungen war, deren er sich bis ans Ende seines Lebens entledigen würde, so wie man gewisse leicht wahrzunehmende Ehrenämter auch noch im Zustand der Altersschwäche beizubehalten pflegt.

Gerade als ich aufbrechen wollte, kehrte die Hofdame der Prinzessin in den Salon zurück, da sie vergessen hatte, herrliche Nelken aus Guermantes mitzunehmen, die die Herzogin Madame de Parme geschenkt hatte. Ihrem ziemlich roten Kopf nach konnte man schließen, daß die Hofdame einen Rüffel bekommen hatte, denn die Prinzessin, sonst gegen jedermann so wohlwollend, konnte angesichts der Torheit ihrer Gesellschafterin schwer ihre Ungeduld zügeln. So kam diese denn auch schnell mit den Nelken zurück, aber um unbefan-

gen und unabhängig zu tun, warf sie mir im Vorbeigehen die Worte zu: »Die Prinzessin findet, ich halte sie auf, sie möchte, wir wären schon fort, aber die Nelken möchte sie auch. Ja was denn! Ich bin doch kein kleiner Vogel, daß ich an zwei Stellen zu gleicher Zeit sein kann.«

Ach! Der Grund, daß man sich vor einer Hoheit nicht erheben durfte, war nicht der einzige. Ich konnte nicht auf der Stelle aufbrechen, denn noch ein anderer kam hinzu: der nämlich, daß der berühmte Luxus, der den Courvoisier so fremd war und an dem die Guermantes, ob reich oder ruiniert, ihre Freunde in höchstem Maß teilnehmen ließen, nicht nur ein materieller Luxus war, sondern auch, wie ich es schon oft mit Robert de Saint-Loup erfahren hatte, ein Luxus an bezaubernden Worten, liebenswürdigen Handlungen, einer Eleganz der Rede, die von wirklichem inneren Reichtum genährt wurde. Da aber im Müßiggang des Gesellschaftslebens dieser ohne Verwendung bleibt, suchte er sich manchmal auf dem Weg eines plötzlichen, um so drängenderen Überschwangs mitzuteilen, der den Glauben hätte wecken können, Madame de Guermantes empfinde Zuneigung. Das tat sie übrigens auch in dem Augenblick, da sie ihn ausströmen ließ, denn sie fand dann in der Gesellschaft des Freundes oder der Freundin, mit denen sie zusammen war, eine Art von Rausch, der aber nichts Sinnliches hatte, sondern jenem glich, in den die Musik manche Menschen versetzt. Es kam dann vor, daß sie eine Blume oder ein Medaillon von ihrem Kleid löste und sie jemandem schenkte, mit dem sie gern einen noch längeren Abend verlebt hätte, wobei sie doch ein melancholisches Gefühl dafür besaß, daß eine solche Verlängerung zu nichts anderem hätte führen können als zu eitlen Gesprächen, in denen nichts über jenes nervöse Vergnügen und jene flüchtige Erregung hinausgegangen wäre, die der ersten Frühlingswärme gleichen – aufgrund des Gefühls von Müdigkeit und Trauer, das sie hinterlassen. Der Freund selbst durfte sich freilich nicht allzusehr täuschen lassen durch Versprechungen, berau-

schender als je vernommen, wie diese Frauen sie vorbrachten, denn wo sie mit solcher Macht die Süße eines Augenblicks verspüren, machen sie mit einer von gewöhnlichen Geschöpfen nicht gekannten Zartheit und Noblesse ein rührendes Meisterwerk der Anmut und der Güte daraus und haben von sich selbst nichts mehr zu geben, sobald ein anderer Augenblick heraufgekommen ist. Ihre Zuneigung überlebt den Überschwang nicht, der sie diktiert; die geistige Wendigkeit aber, durch die es ihnen gelingt, all die Dinge zu erraten, die wir gern von ihnen hören wollten, und sie uns zu sagen, wird ihnen ein paar Tage später ebensogut gestatten, unsere lächerlichen Seiten zu erfassen und damit einen anderen ihrer Besucher zu amüsieren, mit dem sie dann gerade einen jener beschwingten »Moments musicaux«[1] durchleben, die so flüchtig sind.

Im Vestibül, wo ich von den Dienern meine »Snowboots« verlangte, die ich zum Schutz gegen den Schnee mitgenommen hatte (denn es waren ein paar rasch in Matsch verwandelte Flocken gefallen), wobei ich mir nicht klargemacht hatte, wie wenig elegant das sei, überfiel mich bei dem verächtlichen Lächeln aller Anwesenden ein Schamgefühl, das seinen Höhepunkt erreichte, als ich bemerkte, daß die Prinzessin von Parma noch nicht gegangen war und mich sah, wie ich meine amerikanischen Gummischuhe überzog. Die Prinzessin kam auf mich zu. »Oh! Was für eine gute Idee«, rief sie, »wie praktisch das ist! Da seh einer diesen klugen jungen Mann. Meine Liebe, so etwas müssen wir unbedingt kaufen«, sagte sie zu ihrer Hofdame, während die Ironie der Diener sich in Achtung verwandelte und die Gäste sich um mich drängten, um sich zu erkundigen, wo ich diese Wunderdinger habe finden können. »Mit denen da werden Sie nichts zu fürchten haben, selbst wenn es von neuem schneit und Sie noch weit zu gehen haben, da gibt es ja für Sie gar keine schlechte Jahreszeit mehr«, sagte die Prinzessin zu mir.

»Oh, was das anbelangt, können Königliche Hoheit ganz beruhigt sein«, bemerkte die Hofdame mit überlegener Miene, »es wird nicht mehr schneien.«

»Was wissen denn Sie davon?« fragte etwas spitz die treffliche Prinzessin von Parma, die einzig durch die Dummheit ihrer Hofdame zur Gereiztheit gebracht werden konnte.

»Ich kann Königliche Hoheit versichern, es wird nicht wieder schneien, es ist technisch unmöglich.«

»Wie das?«

»Es kann nicht mehr schneien, es ist das Nötige dagegen getan worden, sie haben Salz gestreut!«[1]

Die naive Dame bemerkte weder den Zorn der Prinzessin noch die Heiterkeit der anderen Anwesenden, denn anstatt zu schweigen, sagte sie mit einem lieblichen Lächeln ohne Rücksicht darauf, daß ich jede verwandtschaftliche Beziehung zu dem Admiral Jurien de La Gravière abgelehnt hatte: »Im übrigen, was tut's? Dieser Herr ist sicher ans Wasser gewöhnt. Gutes Blut verleugnet sich nicht.«

Als Monsieur de Guermantes die Prinzessin von Parma hinausgeleitet hatte, sagte er, indem er meinen Überzieher ergriff: »Jetzt werde ich Ihnen mal beim Einsteigen helfen.« Er lächelte nicht einmal mehr, als er diesen Ausdruck gebrauchte, denn gerade die gewöhnlichsten waren dadurch, daß die Guermantes eine so betonte Einfachheit zur Schau trugen, aristokratisch geworden.

Ein Überschwang, der nur in Melancholie einmündete, weil er künstlich war, wenn auch in anderer Weise als derjenige von Madame de Guermantes: das war auch, was ich nun empfand, als ich ihr Haus verlassen hatte und in dem Wagen saß, der mich zu Monsieur de Charlus tragen sollte. Wir können ganz nach unserer Wahl uns der einen oder der anderen von zwei Kräften hingeben; die eine steigt aus uns selber auf, sie entströmt den Erlebnissen unseres Inneren, die andere kommt uns von außen zu. Die erste trägt von Natur eine Freude in sich, wie sie dem Leben schöpferischer Menschen entquillt.

Die andere Strömung, die auf uns die Bewegtheit zu übertragen versucht, von der Personen außer uns bestimmt werden, ist nicht von Genuß begleitet; doch können wir ihr rückwirkend etwas Ähnliches hinzusetzen in Gestalt eines Rausches, der so künstlich ist, daß er sehr schnell zu Überdruß und Traurigkeit wird; daher die vielen trüben Gesichter in der mondänen Gesellschaft, daher auch die vielen nervösen Zustände, die zuweilen bis zum Selbstmord führen. In dem Wagen nun, der mich zu Monsieur de Charlus brachte, war ich im Bann jener zweiten Art von Überschwang, die so ganz verschieden von dem ist, den ein persönliches Erlebnis wie dasjenige uns verschafft, das ich in anderen Wagen gehabt hatte, einmal in Combray in dem Gefährt des Doktor Percepied, aus dem ich auf dem Hintergrund des Sonnenuntergangs die Glockentürme von Martinville[1] sich hatte abzeichnen sehen; eines Tages auch in Balbec in der Kalesche von Madame de Villeparisis, als ich versuchte, die Erinnerung zu entwirren, die eine Baumallee[2] mir entgegentrug. In diesem dritten Wagen aber hatte ich vor den Augen des Geistes die Dinergespräche bei Madame de Guermantes, die mir so langweilig vorgekommen waren, zum Beispiel die Erzählungen des Fürsten Von über den deutschen Kaiser, den General Botha und die englische Armee. Ich hatte sie in das innere Stereoskop geschoben, dank dem wir, sobald wir nicht mehr wir selber sind, sondern, mit einer Gesellschaftsseele begabt, unser Leben nur noch von den anderen empfangen wollen und allem, was sie sagen und was sie tun, Plastizität verleihen. Wie ein Betrunkener, der zärtliche Regungen einem Kaffeekellner gegenüber verspürt, der ihn bedient hat, bewunderte ich staunend das Glück, das ich in jenem Augenblick zwar gar nicht empfunden hatte, nämlich mit jemandem zu Abend gegessen zu haben, der Wilhelm ii. so gut kannte und über ihn ja wirklich recht geistreiche Anekdoten erzählt hatte, und als ich mir zugleich mit dem deutschen Akzent des Fürsten die Geschichte von General Botha wieder ins Gedächtnis rief, lachte ich ganz laut, als

sei dieses Lachen notwendig – wie gewisse Beifallskundgebungen, die das Gefühl der Bewunderung im Innern vermehren –, um die Komik der Erzählung stärker zur Wirkung zu bringen. Hinter den vergrößernden Gläsern nahmen selbst diejenigen der Urteile von Madame de Guermantes, die mir töricht erschienen waren (zum Beispiel die über Frans Hals, den man von einer Straßenbahn aus hätte sehen sollen) außergewöhnlich viel Leben und Tiefe an[1] , und ich muß sagen, daß dieser Überschwang, wenn er auch sehr schnell verflog, doch nicht unbedingt sinnlos war. Ebenso wie es vorkommen kann, daß wir eines schönen Tages glücklich sind, eine Person kennenzulernen, die wir am meisten verachteten, weil sich ergibt, daß sie mit einem jungen Mädchen in Zusammenhang steht, das wir lieben und mit dem sie uns bekannt machen kann, wodurch sie uns gerade jene Nützlichkeit und Annehmlichkeit gewährt, von der wir sie für immer völlig bar geglaubt hätten, gibt es auch keine Bemerkungen oder Beziehungen, von denen man ganz sicher sein kann, daß man nicht eines Tages irgend etwas aus ihnen herausholen wird. Was mir Madame de Guermantes über die Bilder gesagt hatte, die sogar von einer Straßenbahn aus interessant zu sehen wären, war falsch, aber enthielt ein Körnchen Wahrheit, das mir in der Folge viel bedeutete.

Ebenso waren die Verse von Victor Hugo, die sie mir zitiert hatte, wie man offen gestehen muß, solche aus einer Epoche noch vor derjenigen, in der er mehr als ein neuer Mensch geworden ist, hat er doch in der Evolution eine noch unbekannte, mit komplexeren Organen begabte literarische Spezies zum Erscheinen gebracht. In jenen ersten Gedichten denkt Victor Hugo noch selbst, anstatt sich wie die Natur damit zu begnügen, daß er zu denken gibt. »Gedanken« drückte er damals noch in der unmittelbarsten Form aus, fast in dem Sinn, in dem der Herzog das Wort verwendete, wenn er, da er es altmodisch und lästig fand, wenn die Gäste bei großen Festen in Guermantes in das Album des Schlosses außer ihrem Na-

menszug auch noch eine philosophisch-poetische Betrachtung eintrugen, Neulinge in flehendem Ton davon zurückhielt: »Ihr Name, mein Lieber, aber keinen Gedanken!«[1] Diese Gedanken aber freilich von Victor Hugo (die in seiner *Légende des siècles* sowenig enthalten sind wie Arien oder Melodien in den Werken Wagners aus der zweiten Periode) waren gerade das, was Madame de Guermantes an diesem ersten Victor Hugo liebte. Doch nicht völlig zu Unrecht. Sie waren rührend, und schon umgab sie, ohne daß ihre Form bereits jene Tiefe erreicht hätte, zu der sie später gelangen sollte, ein Gewoge von vielfältigen Worten und reichgefügten Reimen, etwas ganz unvereinbar Verschiedenes von Versen, die man beispielsweise bei Corneille entdecken kann; noch verhalten, intermittierend und dadurch nur um so ergreifender, ist die Romantik allerdings noch nicht bis zu den physischen Quellen des Lebens vorgedrungen, hat den unbewußten, der Verallgemeinerung zugänglichen Organismus, in dem Ideen sich bergen, noch nicht verändert. Daher hatte ich auch unrecht, mich bisher auf die letzten Gedichtbände Victor Hugos zu beschränken. Nur mit einem unendlich kleinen Teil der ersten freilich schmückte Madame de Guermantes ihre Konversation. Doch gerade dadurch, daß man einen vereinzelten Vers zitiert, verzehnfacht man seine Anziehungskraft. Diejenigen, die im Laufe dieses Diners in mein Gedächtnis eingegangen oder darin wieder wach geworden waren, zogen ihrerseits die Stücke so magnetisch an, in deren Gefüge sie sonst erschienen waren, und riefen sie so machtvoll herbei, daß meine wie elektrisierten Hände kaum länger als achtundvierzig Stunden der Kraft widerstehen konnten, die sie zu jenem Band zog, in dem die *Orientales* mit den *Chants du crépuscule* vereint waren. Ich verwünschte den Françoise unterstellten Laufburschen, der mein Exemplar der *Feuilles d' automne* als Geschenk in seine Heimat entsandt hatte, und schickte ihn auf der Stelle aus, ein neues zu kaufen. Ich las die Bände von vorn bis hinten wieder durch und fand erst wieder Ruhe, als

ich plötzlich da, wo sie mich von dem Licht umflossen erwarteten, mit dem Madame de Guermantes sie überflutet hatte, die von ihr zitierten Verse wiedererkannte. Aus allen diesen Gründen glich das Geplauder mit der Herzogin jenen Kenntnissen, die man aus einer veralteten, unvollständigen und zur Bildung des Geistes ganz ungeeigneten Schloßbibliothek schöpft, in der fast alles fehlt, was wir lieben, die uns aber manchmal eine merkwürdige Information liefert oder sogar einen Hinweis auf eine schöne Stelle, die wir nicht kannten und bei deren Lektüre wir uns künftig mit großer Freude erinnern werden, daß wir die Begegnung mit ihr einem wundervollen Herrensitz verdanken. Wir sind dann, weil wir auf die Vorrede Balzacs zur *Chartreuse* [1] oder auf unveröffentlichte Briefe von Joubert[2] gestoßen sind, geneigt, uns den Wert des Lebens übertrieben groß vorzustellen, das wir dort geführt haben und dessen unfruchtbare Oberflächlichkeit wir über dem unverhofften Geschenk eines solchen Abends vergessen.[3]

Wenn unter diesem Gesichtspunkt diese Welt im ersten Augenblick nicht dem hatte entsprechen können, was meine Phantasie von ihr erwartet hatte, und mich infolgedessen zunächst mehr durch das überraschte, was sie mit allen anderen Welten gemeinsam hatte, als durch das, worin sie sich von ihnen unterschied, so zeigte sie sich mir doch nach und nach als etwas durchaus Besonderes. Die großen Herren sind fast die einzigen, von denen man ebensoviel wie von Bauern lernt; ihre Unterhaltung ist mit allem geschmückt, was den Boden und die Landsitze betrifft, so wie man früher an diesen Stätten lebte, oder die alten Bräuche, alles, wovon die Welt des Geldes keine Ahnung hat. Selbst wenn man an einen Aristokraten denkt, der seine Ansprüche stark heruntergeschraubt und sich ganz seiner Zeit angepaßt hat, so setzen ihn doch seine Mutter, seine Oheime, seine Großtanten, sobald er sich seine Kindheit in die Erinnerung zurückruft, mit dem in Beziehung, was ein heute fast unbekanntes Leben sein konnte. In einem Sterbezimmer von heute hätte Madame de Guermantes auf

Verstöße gegen die alten Bräuche zwar nicht aufmerksam gemacht, aber sie doch auf der Stelle bemerkt. Sie war schockiert, wenn sie bei einer Beerdigung Frauen unter den Männern sah, während doch für die Frauen eine gesonderte Zeremonie stattzufinden hatte. Was beispielsweise das Bahrtuch anbelangte, von dem Bloch sicherlich gemeint hätte, sein Gebrauch sei ausschließlich den Beisetzungen vorbehalten wegen der Bahrtuchquasten, von denen immer in den Berichten über Beerdigungen die Rede war, so konnte Monsieur de Guermantes sich noch der Zeit erinnern, wo er es als Kind bei der Hochzeit von Monsieur de Mailly-Nesle hatte verwenden sehen. Während Saint-Loup seine kostbare Stammbaumtafel, alte Porträts der Familie Bouillon, Briefe Ludwigs xiii. verkauft hatte, um Gemälde von Carrière[1] und Art-Nouveau-Möbel[2] zu kaufen, hatten Monsieur und Madame de Guermantes, von einem Gefühl bewegt, in dem die glühende Liebe zur Kunst allerdings vielleicht eine geringere Rolle spielte und das ihnen selber nichts Besonderes hinzusetzte, ihre wundervollen Boullemöbel[1] behalten, die ein Ensemble darstellten, das für einen Künstler denn doch weit anziehender war. Ebenso wäre ein Literat von ihrer Unterhaltung entzückt gewesen, da sie für ihn – ein Hungriger hat kein Verlangen nach einem anderen Hungrigen – ein lebendiges Lexikon all jener Ausdrücke dargestellt hätte, die jeden Tag mehr in Vergessenheit geraten: Krawatten à la Saint-Joseph[2] , blaue Marienkinder[3] und so weiter, Ausdrücke, die man nur noch bei denjenigen findet, die sich zu liebenswürdigen und wohlwollenden Bewahrern der Vergangenheit machen. Das Vergnügen, das in ihrer Gesellschaft ein Schriftsteller viel eher als unter anderen Schriftstellern findet, ist nicht ohne Gefahren, denn er kommt in die Lage zu meinen, die Dinge der Vergangenheit hätten einen Reiz in sich selbst, und neigt dazu, sie einfach so, wie sie sind, in sein Werk zu übernehmen, das in diesem Falle totgeboren wäre und eine Langeweile ausströmte, über die er sich dann mit den Worten tröstete: »Es ist

hübsch, denn es ist wahr, so drückt man sich eben aus.« Diese aristokratischen Unterhaltungen hatten übrigens bei Madame de Guermantes den Reiz, daß sie in vorzüglichem Französisch geführt wurden. Deswegen ließen sie auch von seiten der Herzogin die Heiterkeit über solche Worte, wie Saint-Loup sie gebrauchte: »vatisch«, »kosmisch«, »pythisch«, »sublim«, ebenso wie angesichts seiner bei Bing[4] gekauften Möbel legitim erscheinen.

Trotz allem waren die Geschichten, die ich bei Madame de Guermantes hörte – darin ganz anders als das, was mich die Weißdornblüten oder eine Madeleine hatten empfinden lassen –, mir im Grunde fremd. Nachdem sie einen Augenblick in mich eingegangen waren, der ich nur körperlich von ihnen besessen war, hätte man meinen können, daß sie (entsprechend ihrer gesellschaftsgebundenen und nicht individuellen Natur) es eilig hatten, sich wieder aus mir zu entfernen. Ich rückte in meinem Wagen unruhig hin und her, wie eine Pythia. Ich sah einem neuen Diner entgegen, auf dem ich selbst eine Art von Fürst X oder Herzogin von Guermantes werden und die gleichen Geschichten erzählen könnte. Inzwischen ließen sie meine Lippen erbeben, mit denen ich sie stammelnd zusammensuchte, und vergebens mühte ich mich, meinen durch Zentrifugalkraft schwindelnd davongetragenen Geist wieder in mich zurückzuführen. Mit einer fieberhaften Ungeduld, nicht länger in mir allein in meinem Wagen ihr Gewicht tragen zu müssen, wobei ich mich im übrigen über den Mangel an Unterhaltung dadurch hinwegtäuschte, daß ich laut mit mir selber sprach, schellte ich denn auch an der Tür von Monsieur de Charlus, und in langen Monologen, in denen ich mir noch einmal hersagte, was ich ihm erzählen wollte, ohne daran zu denken, daß vielleicht er mir etwas zu sagen hätte, verbrachte ich die ganze Zeit, während der ich mich in einem Salon gedulden mußte, in den ein Diener mich hatte eintreten lassen und den näher anzuschauen ich im übrigen viel zu aufgeregt war. Ich hatte ein solches Verlangen danach,

daß Monsieur de Charlus die Geschichten anhörte, auf deren Weitergabe an ihn ich brannte, daß ich grausam enttäuscht war bei dem Gedanken, der Herr des Hauses schlafe vielleicht und ich werde heimgehen und zu Hause mit meinem Wortrausch fertigwerden müssen. Tatsächlich hatte ich eben festgestellt, daß ich bereits fünfundzwanzig Minuten in diesem Salon war, in dem man mich vielleicht vergessen hatte und von dem ich trotz meiner langen Wartezeit höchstens hätte sagen können, er sei außerordentlich groß, vorherrschend in Grün gehalten und enthalte einige Porträts. Das Bedürfnis zu sprechen hindert nicht nur am Hören, sondern auch am Sehen, und in einem solchen Fall kommt das Fehlen jeder Beschreibung des äußeren Milieus bereits der Schilderung eines inneren Zustands gleich. Ich wollte gerade den Salon verlassen und möglichst jemanden herbeirufen, notfalls aber, wenn ich auf niemanden stieße, selbst meinen Weg bis zu den Vorzimmern suchen und mir die Tür öffnen lassen, als in dem Augenblick, da ich mich erhoben hatte und ein paar Schritte über das mosaikartig angelegte Parkett machte, ein Diener mit besorgter Miene erschien. »Der Herr Baron hat bis jetzt Besprechungen gehabt«, sagte er zu mir, »mehrere Personen warten noch auf ihn. Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, damit er Monsieur empfängt, ich habe den Sekretär schon zweimal anrufen lassen.«

»Nein, bitte bemühen Sie sich nicht. Ich war mit dem Herrn Baron verabredet, aber es ist schon sehr spät, und wenn er heute abend beschäftigt ist, komme ich lieber an einem andern Tag.«

»O nein, Monsieur darf nicht fortgehen«, rief der Kammerdiener. »Der Herr Baron könnte unzufrieden sein. Ich werde es nochmals versuchen.«

Mir fiel dabei ein, was ich über die Diener des Barons von Charlus und deren Ergebenheit ihrem Herrn gegenüber hatte erzählen hören. Man konnte zwar nicht völlig von ihm sagen, wie einst von dem Fürsten von Conti, daß er ebensosehr dem

Diener wie dem Minister zu gefallen suche[1] , aber er hatte so gut verstanden, aus den geringsten Dingen, die er verlangte, eine Art Gunst zu machen, daß am Abend, wenn er die in respektvoller Entfernung um ihn versammelten Diener mit dem Blick überflog und sagte: »Coignet, den Leuchter!« oder »Ducret, das Hemd!«, die anderen sich murrend vor Neid demjenigen gegenüber zurückzogen, der von ihrem Herrn ausgezeichnet worden war. Zwei, die einander haßten, hatten jeweils versucht, einander die Gunst zu entziehen, indem sie unter den törichtesten Vorwänden dem Herrn Baron eine Bestellung ausgerichtet hatten, wenn er schon früher hinaufgegangen war, in der Hoffnung, dann für jenen Abend mit dem Amt des Leuchterträgers oder Hemdbringers belohnt zu werden. Wenn er unmittelbar das Wort an einen von ihnen richtete wegen einer Sache, die nichts mit der Bedienung zu tun hatte, viel mehr aber noch, als er eines Winters im Garten, da er wußte, daß einer seiner Kutscher erkältet war, zu diesem nach zehn Minuten sagte: »Bedecken Sie sich doch«, sprachen die andern vierzehn Tage lang mit dem Betreffenden kein Wort aus Eifersucht auf die Gnade, die ihm zuteil geworden war.

Ich wartete noch zehn Minuten, dann aber wurde ich, nachdem man mich gebeten hatte, nicht zu lange zu bleiben, da der Herr Baron bereits ermüdet sei und schon mehrere höchst wichtige Personen habe abweisen lassen, die seit langen Tagen mit ihm verabredet waren, zu ihm geführt. Diese Inszenierung, mit der Monsieur de Charlus sich umgab, schien mir von viel weniger Größe geprägt als die Schlichtheit seines Bruders Guermantes; doch schon hatte die Tür sich aufgetan, und ich erblickte den Baron, in einem Hausrock aus chinesischer Seide mit bloßem Hals auf einem Kanapee liegend. Gleichzeitig bemerkte ich auf einem Stuhl einen Reflex-Zylinder und einen Gehpelz, ganz als sei der Baron eben erst nach Hause gekommen. Der Kammerdiener zog sich zurück. Ich glaubte, Monsieur de Charlus werde auf mich zukommen.

Doch ohne eine einzige Bewegung zu machen, richtete er nur den Blick seiner unbarmherzig strengen Augen auf mich. Ich trat näher, sagte ihm guten Tag, er reichte mir nicht die Hand, antwortete mir nicht und bat mich nicht, einen Stuhl zu nehmen. Nach einer Weile fragte ich ihn, wie man es bei einem ungezogenen Arzt tun würde, ob ich absolut stehen bleiben müsse. Ich tat es ohne böse Absicht, doch die kühle Miene des Zorns, die Monsieur de Charlus zur Schau trug, schien sich noch zu vertiefen. Ich wußte übrigens nicht, daß er auf dem Land in seinem Schloß Charlus die Gewohnheit hatte, nach dem Abendessen – so sehr liebte er es, den König zu spielen[1] – sich auf einem Fauteuil im Rauchzimmer auszustrecken und die Gäste um sich herum stehen zu lassen. Er bat dann den einen um Feuer, bot dem anderen eine Zigarre an und bemerkte erst nach ein paar Minuten: »Aber, Argencourt, setzen Sie sich doch, nehmen Sie einen Stuhl, mein Lieber«, nachdem er sie schon möglichst lange hatte stehen lassen, nur um ihnen zu zeigen, daß von ihm allein die Erlaubnis zum Sitzen erteilt werden könne. »Setzen Sie sich in den Louis-Quatorze-Sessel«, sagte er mit befehlender Miene und offenbar mehr, um mich zu größerem Abstand zu zwingen, als mich zum Sitzen aufzufordern. Ich nahm einen Fauteuil, der nicht weit entfernt von mir stand. »Ah! Das nennen Sie einen Louis-Quatorze-Sessel! Sie sind ja wirklich ein gebildeter junger Mann!« rief er höhnisch aus. Ich war so verdutzt, daß ich mich nicht rührte, weder um zu gehen, wie ich hätte tun sollen, noch um meinen Sessel zu wechseln, so wie er es wollte. »Mein Herr«, sagte er, wobei er jedes Wort einzeln betonte und die unverschämtesten darunter mit einem Doppelkonsonanten eröffnete, »das Gespräch, das ich auf Bitten einer Person, die nicht genannt zu werden wünscht, Ihnen zu gewähren geruhe, wird hinter unsere Beziehungen ein für allemal einen Schlußpunkt setzen. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich Besseres erhofft hatte; ich würde vielleicht ein wenig den Sinn der Worte forcieren, was man aus bloßer Selbstachtung schon

nicht tun soll, selbst jemandem gegenüber nicht, der ihren Wert nicht kennt, wenn ich Ihnen sagte, ich hätte für Sie Sympathie gehabt. Ich glaube gleichwohl, daß ›Wohlwollen‹ in seinem auf allerwirksamste Weise schirmherrlichen Sinn weder über das, was ich empfunden habe, noch das, was ich Ihnen zu zeigen vorhatte, stark hinausgehen würde. Ich hatte Sie gleich nach meiner Rückkehr von Paris aus noch in Balbec wissen lassen, daß Sie auf mich zählen könnten.« Da ich mich daran erinnerte, mit welcher schroffen Rede Monsieur de Charlus sich in Balbec von mir verabschiedet hatte[1] , machte ich eine Geste der Verneinung. »Wie!« rief er zornig aus (und tatsächlich unterschied sich sein verkrampftes weißes Gesicht ebensosehr von seinem gewöhnlichen Antlitz wie das Meer, wenn man an einem stürmischen Morgen anstelle der gewohnten lächelnden Oberfläche tausend Schlangen aus Schaum und Geifer darauf bemerkt), »Sie behaupten, meine Botschaft – fast war es eine Erklärung –, daß Sie sich meiner zu erinnern hätten, nicht erhalten zu haben? Welchen Schmuck trug denn das Buch, das ich Ihnen schickte?«

»Ein sehr hübsches Ornament«, sagte ich zu ihm.

»Ah!« antwortete er in verächtlichem Ton, »wie schlecht wissen die jungen Franzosen in den Kunstwerken unseres Landes Bescheid. Was würde man von einem jungen Berliner sagen, der die *Walküre* nicht kennt? Sie scheinen Ihre Augen nicht zum Sehen zu haben, da Sie mir ja sagten, Sie hätten zwei Stunden vor jenem Meisterwerk verbracht! Ich sehe, Sie verstehen ebensowenig von Blumen wie von Stilen: erwidern Sie nichts, was die Stile anbetrifft«, rief er mit einer vor Wut sich überschlagenden Stimme. »Sie wissen ja nicht einmal, worauf Sie sich niedersetzen. Sie bieten Ihrem Hinterteil eine Directoire-Chauffeuse als Louis-Quatorze-Sessel an. Eines Tages werden Sie die Knie von Madame de Villeparisis für den Abtritt halten und wer weiß was dort tun. Ebensowenig haben Sie auf dem Einband des Buches von Bergotte das Vergißmeinnichtmotiv am Sturz der Kirche von Balbec er-

kannt. Gab es eine deutlichere Art, Ihnen zu verstehen zu geben: ›Vergessen Sie mich nicht‹?«[2]

Ich schaute Monsieur de Charlus an. Gewiß zeichnete er sich durch einen prachtvollen, wiewohl abstoßenden Kopf vor seiner übrigen Familie aus. Man hätte sagen können, ein alternder Apoll; doch ein grüngelber galliger Geifer schien aus seinem bösen Mund hervorquellen zu wollen. Was die Intelligenz anbetraf, konnte man nicht leugnen, daß die seinige durch weite Öffnung des Zirkels viele Dinge erfaßte, die dem Herzog von Guermantes stets unbekannt bleiben würden. Doch mit wie schönen Worten er auch seine Haßausbrüche schmückte, so spürte man doch, selbst wenn verletzter Stolz und enttäuschte Liebe, Groll, Sadismus und Ironie mit einer fixen Idee darin abwechselten, daß dieser Mann zu morden imstande war und dann mit Logik und schönen Worten beweisen würde, er habe recht daran getan und sei deswegen doch um viele Ellen seinem Bruder, seiner Schwägerin und sonstigen Verwandten voraus.

»Wie in der *Übergabe von Breda* [1] von Velázquez«, fuhr er fort, »der Sieger demjenigen entgegengeht, der in demütiger Lage ist, so wie es jedes edle Wesen tun soll, habe ich, da ich alles war und Sie nichts, Ihnen gegenüber den ersten Schritt getan! Sie haben töricht auf das reagiert, was mir selbst nicht ansteht, als Größe zu bezeichnen. Aber ich habe mich dadurch nicht entmutigen lassen. Unsere Religion predigt nun einmal Geduld. Diejenige, die ich Ihnen gegenüber bewiesen habe, wird mir hoffentlich einmal angerechnet werden, auch daß ich über ein Verhalten nur gelächelt habe, das man als Unverschämtheit bezeichnen könnte, wenn es in Ihrer Macht läge, mir gegenüber, der ich so hoch über Ihnen stehe, solche zu betätigen; doch von alledem, mein Herr, ist keine Rede mehr. Ich habe Sie der Prüfung unterworfen, die der einzige hervorragende Mann meiner Welt so geistvoll als die Prüfung durch übergroße Liebenswürdigkeit bezeichnet und mit gutem Grund für die furchtbarste von allen erklärt, die einzige, die

wirklich Spreu von Weizen zu scheiden vermag.[1] Ich würde Ihnen kaum vorwerfen, daß Sie sich ihr ohne Erfolg unterzogen haben, denn nur wenige gehen siegreich daraus hervor. Mindestens aber, und das ist die Folgerung, die ich aus den letzten Worten ziehen möchte, die wir auf Erden miteinander wechseln, gedenke ich vor Ihren verleumderischen Absichten fortan sicher zu sein!«

Ich war bislang nicht auf den Gedanken gekommen, der Zorn von Monsieur de Charlus könne durch eine kränkende Äußerung veranlaßt sein, die man ihm zugetragen habe. Ich durchforschte mein Gedächtnis; zu keinem Menschen hatte ich über ihn gesprochen. Irgendein Böswilliger hatte die ganze Geschichte erfunden. Ich erklärte also Monsieur de Charlus, ich hätte absolut nichts über ihn gesagt. »Ich denke doch nicht, daß Sie mir böse sein werden, weil ich Madame de Guermantes erzählt habe, ich stände mit ihnen in Beziehung.« Er lächelte verachtungsvoll, ließ seine Stimme bis zu den höchsten Registern aufsteigen und sagte dann ganz sanftmütig in der schrillsten und unverschämtesten Tonlage:

»Oh! Monsieur« (von da an kehrte er mit äußerster Langsamkeit zu einem natürlichen Tonfall zurück, wobei er sich unterwegs an den bizarren Eigenheiten dieser absteigenden Tonfolge zu berauschen schien), »ich meine, Sie haben sich selbst unrecht getan, indem Sie sich bezichtigen, gesagt zu haben, wir hätten zueinander ›Beziehungen‹. Ich erwarte keine große Genauigkeit in der Wortwahl von einem Menschen, der mit Leichtigkeit ein Chippendalemöbel[2] für einen Rokokostuhl ansieht, aber schließlich denke ich nicht«, setzte er mit vokalen Liebkosungen hinzu, die immer ironischer wurden und auf seinen Lippen sogar ein entzückendes Lächeln spielen ließen, »ich denke doch nicht, daß Sie wirklich gesagt oder geglaubt haben, wir hätten ›Beziehungen‹! Sollten Sie sich gerühmt haben, mir ›vorgestellt‹ worden zu sein, ›mit mir geplaudert‹ zu haben, flüchtig ›bekannt‹ mit mir zu sein, von mir fast ohne Mühe von Ihrer Seite erreicht zu haben, eines

Tages vielleicht mein ›Schützling‹« sein zu können, so würde ich im Gegenteil ganz natürlich und gescheit finden, daß Sie dergleichen taten. Der außerordentlich starke Altersunterschied zwischen uns erlaubt mir, ohne ins Absurde zu fallen, ruhig anzuerkennen, daß eine solche ›Vorstellung‹, eine solche ›Plauderei‹, solch vager Beginn von ›Bekanntschaft‹ für Sie etwas war, was nicht an mir ist als Ehre zu bezeichnen, aber schließlich doch einen Vorzug für Sie bedeutete. Ihre Torheit, finde ich, lag nicht darin, daß Sie diesen Vorzug bekanntgegeben haben, sondern daß Sie ihn sich nicht zu erhalten wußten. Ich möchte sogar hinzufügen«, sagte er, indem er jäh für einen Augenblick von hochmütigem Zorn zu einer so sehr von Trauer durchtränkten Sanftmut überging, daß ich glaubte, er werde zu weinen anfangen, »als Sie den Vorschlag, den ich Ihnen in Paris gemacht hatte, unbeantwortet ließen, kam mir das von Ihrer Seite so unglaublich vor, da Sie mir doch wohlerzogen und aus guter ›bürgerlicher‹ Familie schienen« (bei diesem Adjektiv allein trat in seiner Stimme ein leises arrogantes Pfeifen auf), »daß ich naiv genug war, an alle solche Dummheiten zu glauben, die in Wirklichkeit nie vorkommen, wie verlorengegangene oder falsch adressierte Briefe. Ich gebe zu, das war meinerseits sehr naiv, doch der heilige Bonaventura wollte lieber glauben, daß ein Ochse fliegen, als daß ein Klosterbruder die Unwahrheit sagen könne.[1] Aber gut, das ist nun alles vorbei. Mein Vorschlag hat Ihnen nicht gefallen, so sei denn nicht mehr die Rede davon. Ich finde nur, Sie hätten« (jetzt waren wirklich Tränen in seiner Stimme), »und wäre es mit Rücksicht auf mein Alter gewesen, mir dennoch schreiben können. Ich hatte für Sie unendlich verlockende Dinge im Sinn, die ich mich wohl gehütet hatte, Ihnen aufzuzählen. Sie haben lieber abgelehnt, ohne etwas von dem, was Sie ausschlugen, zu wissen, das ist Ihre Angelegenheit. Aber, wie ich schon sagte, man kann immer schreiben. Ich in Ihrer Situation oder sogar in meiner hätte es getan. Deswegen ziehe ich meine der Ihren vor, ich sage des-

wegen, weil ich des Glaubens bin, daß alle Situationen im Leben gleich sind, und ich habe mehr Sympathie für einen klugen Arbeiter als für viele Herzöge. Aber ich kann sagen, daß ich meine Situation vorziehe, denn ich weiß: was Sie getan haben, das habe ich in meinem ganzen Leben, das nachgerade ziemlich lang ist, nie getan.« (Sein Kopf war dem Dunkel zugewandt, ich konnte nicht sehen, ob aus seinen Augen wirklich Tränen flossen, wie seine Stimme vermuten ließ.) »Ich sagte schon, daß ich Ihnen hundert Schritte entgegengekommen bin, das aber hat nur zur Wirkung gehabt, daß Sie zweihundert vor mir zurückgewichen sind. Jetzt ist es an mir, mich zu entfernen, wir kennen uns also künftig nicht mehr. Ich werde Ihren Namen vergessen, nicht aber Ihren Fall, damit ich an Tagen, da ich versucht sein könnte zu glauben, daß Menschen über Herz und Höflichkeit oder auch nur über so viel Klugheit verfügen, daß sie sich eine unvergleichliche Chance nicht entgehen lassen, mich daran erinnere, wie sehr ich sie damit überschätze. Nein, daß Sie gesagt haben, Sie kennten mich, als es noch stimmte – denn künftig wird es nicht mehr wahr sein –, kann ich nur natürlich finden und sehe es als eine Huldigung, das heißt als angenehm an. Leider haben Sie an anderem Orte und bei anderer Gelegenheit recht andersartige Äußerungen getan.«

»Monsieur, ich schwöre Ihnen, ich habe nichts gesagt, was Sie verletzen könnte.«

»Und wer sagt Ihnen, daß ich verletzt bin?« rief er wütend aus und erhob sich mit einem so heftigen Ruck von der Chaiselongue, auf der er bislang unbeweglich verharrt hatte. Weißgelb geifernde Schlangen krümmten sich auf seinem Gesicht, während seine Stimme abwechselnd schrill und dumpfgrollend war wie ein ohrenbetäubend rasender Orkan. (Die Lautstärke, mit der er gewöhnlich sprach und die schon immer bewirkte, daß sich draußen auf der Straße Unbekannte nach ihm umwandten, war jetzt verhundertfacht wie ein Forte, wenn es nicht vom Klavier, sondern vom Orchester gespielt

und zudem zum Fortissimo wird. Monsieur de Charlus brüllte.) »Meinen Sie wirklich, es stehe in Ihrer Macht, mich überhaupt zu verletzen? Wissen Sie denn nicht, mit wem Sie eigentlich reden? Glauben Sie, der giftige Speichel von fünfhundert kleinen Kerlen wie Sie, selbst wenn sie sich aufeinander hocken, könne auch nur meine erhabenen Zehen berühren?«

Seit ein paar Sekunden war in mir auf den Wunsch, Monsieur de Charlus zu überzeugen, daß ich von ihm Schlechtes weder gehört noch gesagt habe, eine rasende Wut gefolgt, verursacht durch die Worte, die ihm meiner Meinung nach einzig sein ungemessener Hochmut diktierte. Vielleicht gingen sie im übrigen zum Teil wenigstens auf diesen Hochmut zurück. Fast alles sonstige stammte aus einem Gefühl, von dem ich noch nichts wußte; es war also nicht meine Schuld, daß ich diesem nicht Rechnung trug. Wenigstens aber hätte ich statt jenes unbekannten Gefühls eine Beimischung von Verrücktheit in diesem Hochmut entdecken können, hätte ich an die Worte von Madame de Guermantes gedacht. Doch kam mir in diesem Augenblick der Gedanke an Verrücktheit nicht einmal in den Sinn. Es tobte sich in ihm meiner Meinung nach nichts als Hochmut aus, so wie in mir nichts als Wut bestand, die in dem Augenblick, als Monsieur de Charlus aufhörte zu brüllen, um von seinen erhabenen Zehen mit einer Majestät zu sprechen, die von einer angewiderten Grimasse des Abscheus seinen obskuren Verleumdern gegenüber begleitet wurde, nicht länger zu bändigen war. Mit einer impulsiven Bewegung wollte ich auf irgend etwas losschlagen, ein Rest von Besinnung jedoch hielt mich von einem Mann zurück, der so viel älter war als ich, und wegen ihrer Würde als Kunstgegenstände sogar von den Meißner Porzellanfiguren, die ihn umgaben; so stürzte ich mich denn auf den neuen Zylinder des Barons, schleuderte ihn zu Boden, trampelte darauf herum und ließ nicht locker, bis ich ihn völlig zerfetzt hatte; ich zerrte das Futter heraus und zerriß die Krone[1] , ohne auf das wütende

Gebrüll von Monsieur de Charlus zu hören, das immer noch weiterging; ich durchschritt das Zimmer, um zu gehen, und öffnete die Tür. Zu meiner großen Verblüffung standen auf beiden Seiten zwei Diener, die sich langsam entfernten, damit es so aussehe, als hätten sie sich dort nur gerade auf einem zu ihrem Dienst gehörigen Weg befunden. (Ich habe später ihre Namen erfahren, der eine hieß Burnier, der andere Charmel.) Nicht einen Augenblick ließ ich mich durch die Erklärung täuschen, die ihr langsames Schreiten mir nahezulegen schien. Sie war unwahrscheinlich; drei andere kamen mir glaubhafter vor: erstens, daß der Baron manchmal Gäste empfing, gegen die er (aber warum?) Hilfe brauchen mochte, so daß er für nötig hielt, sichere Unterstützung in der Nähe zu wissen; zweitens, daß die Diener sich, durch Neugier angezogen, zum Horchen angeschickt hatten, zumal sie nicht annehmen konnten, daß ich so bald wieder herauskommen werde; drittens, daß die ganze Szene, die mir Monsieur de Charlus gemacht hatte, vorbereitet und gespielt war und daß er selbst aus Neigung zur Komödie vielleicht in Verbindung mit einem *nunc erudimini* [2] , aus dem jeder Nutzen ziehen konnte, diese Zuhörerschaft gewünscht hatte.

Mein Zorn hatte den des Barons nicht beschwichtigt. Daß ich das Zimmer verließ, schien ihm lebhaften Kummer zu bereiten, er rief mich selbst zurück, ließ mich rufen, und lief schließlich in völligem Vergessen, daß er einen Augenblick zuvor von seinen »erhabenen Zehen« gesprochen und mich damit zum Zeugen seiner eigenen Vergöttlichung gemacht zu haben glaubte, so schnell er konnte hinter mir her, erreichte mich noch im Vestibül und verstellte mir die Tür: »Nur ruhig Blut«, sagte er, »seien Sie doch nicht kindisch, kehren Sie eine Minute zurück; wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es, und wenn ich Sie gezüchtigt habe, so, weil ich Sie eben liebe.« Mein Zorn war verraucht, ich ließ ihm das Wort züchtigen hingehen und folgte dem Baron, der einen Diener rief und ihn ohne jede Bezeigung von gekränkter Eigenliebe die Fet-

zen des zerrissenen Hutes wegtragen hieß, der durch einen anderen ersetzt wurde.

»Wollen Sie mir nicht sagen, wer mich so hinterhältig verleumdet hat?« fragte ich Monsieur de Charlus. »Ich bleibe nur, um es zu erfahren, damit ich den Infamen zur Rechenschaft ziehen kann.«

»Wer es ist? Ja wissen Sie das denn nicht? Behalten Sie nicht, was Sie sagen? Meinen Sie, daß Personen, die mir den Dienst erweisen, mich von solchen Dingen zu unterrichten, nicht zunächst einmal von mir Verschwiegenheit verlangen? Und glauben Sie, ich werde nicht halten, was ich versprochen habe?«

»Ist es wirklich unmöglich, daß Sie es mir sagen?« fragte ich, wobei ich ein letztes Mal in meinem Gedächtnis (wo ich aber auf niemand stieß) nachsuchte, zu wem ich etwas über Monsieur de Charlus gesagt haben könnte.

»Haben Sie denn nicht gehört, daß ich meinem Berichterstatter Schweigen versprochen habe?« fuhr er mit schneidender Stimme fort. »Ich sehe, daß Sie außer einer Neigung zu niederträchtigen Reden auch noch die zu sinnloser Beharrlichkeit haben. Sie sollten wenigstens so viel Klugheit besitzen, ein letztes Gespräch zu einer Bemerkung zu nutzen, die nicht absolut gegenstandslos ist.«

»Monsieur«, antwortete ich, indem ich ging, »Sie beleidigen mich, ich bin machtlos, weil Sie mehr als doppelt so alt sind wie ich, wir kämpfen mit ungleichen Waffen; andererseits vermag ich Sie nicht zu überzeugen, wiewohl ich Ihnen geschworen habe, ich hätte nichts gesagt.«

»Dann lüge ich also!« rief er in furchterregendem Ton und sprang mit einem Satz auf mich zu, so daß er mir auf zwei Schritte nahe kam.

»Sie sind belogen worden.«

Nun aber wurde seine Stimme sanft, liebevoll, melancholisch, so wie in Symphonien, die ohne Pause zwischen den einzelnen Sätzen gespielt werden, ein anmutiges, liebenswür-

diges, idyllisches Scherzo auf die Donnerschläge des ersten Teils folgt: »Das ist sehr gut möglich. Im Grunde sind hinterbrachte Reden ja nur selten wahr. Ihr Fehler ist es, wenn Sie nicht die Gelegenheit, mich zu sehen, die ich Ihnen geboten hatte, benutzt und mir durch offene und täglich wiederholte Worte ein Vertrauen eingeflößt haben, das das einzige und allmächtige Vorbeugungsmittel gegen eine Nachrede geliefert hätte, durch die Sie wie ein Verräter erschienen sind. In jedem Falle, wahr oder falsch, die Nachrede hat ihre Wirkung getan. Ich kann mich nicht mehr von dem Eindruck befreien, den sie in mir hervorgebracht hat. Ich kann nicht einmal sagen, daß, wer sein Kind lieb hat, es züchtigt, denn ich habe Sie wohl gezüchtigt, aber ich liebe Sie nicht mehr.« Während er diese Worte sagte, hatte er mich gezwungen, mich wieder zu setzen, und hatte geklingelt. Ein anderer Diener trat ein. »Bringen Sie etwas zu trinken und bestellen Sie, man soll den Wagen anspannen.« Ich sagte, ich hätte keinen Durst, es sei bereits sehr spät und außerdem sei ich selbst mit einem Wagen gekommen. »Den hat man wahrscheinlich bezahlt und heimgeschickt«, antwortete er mir, »denken Sie nicht mehr daran. Ich lasse anspannen und Sie nach Hause fahren … aber wenn Sie fürchten, es sei zu spät … ich hätte Ihnen auch hier ein Zimmer geben können …« Ich sagte, meine Mutter werde unruhig sein. »Ja! Wahr oder falsch, die Nachrede hat ihre Wirkung getan. Meine etwas voreilige Sympathie war zu früh erblüht, und wie jene Apfelbäume, von denen Sie in Balbec so poetisch gesprochen haben, hat sie dem ersten Reif nicht standzuhalten vermocht.« Wäre die Sympathie, die Monsieur de Charlus mir entgegenbrachte, nicht zerstört worden, so hätte er gleichwohl nicht anders handeln können, da er ja, während er sagte, wir seien für immer entzweit, mich zum Bleiben und Trinken aufforderte, mich bat, im Hause zu schlafen, und mich heimbringen lassen wollte. Er sah sogar so aus, als fürchte er den Augenblick, da er sich von mir trennen und wieder allein sein werde. Es war die gleiche ein wenig be-

drückte Art von Furcht, die seine Schwägerin und Kusine Guermantes zu empfinden schien, als sie vor einer Stunde mich hatte zwingen wollen, noch ein Weilchen zu bleiben, und in einer gleichen vorübergehenden Neigung zu mir bemüht gewesen war, der Minute Dauer zu verleihen.

»Leider«, fuhr er fort, »habe ich nicht die Gabe, noch einmal zur Blüte zu bringen, was dahingewelkt ist. Meine Sympathie für Sie ist ein für allemal tot. Nichts kann sie wieder erwecken. Ich glaube, es ist meiner nicht unwürdig, wenn ich gestehe, daß ich es bedaure. Ich fühle mich immer ein wenig wie Boas bei Victor Hugo:

Je suis veuf, je suis seul, et sur moi le soir tombe. [1]

Verwitwet bin ich, einsam, und der Abend senkt sich

über mich. Ich durchschritt mit ihm den großen grünen Salon. Aufs Geratewohl sagte ich ihm, wie schön ich diesen fände. »Nicht wahr?« antwortete er mir, »man muß ja etwas lieben. Die Täfelungen sind von Bagard. [1] Besonders hübsch ist, sehen Sie, daß sie den Beauvaisbezügen der Sessel und den Konsolen angepaßt sind. Wie Sie bemerken, wiederholt sich überall ein und dasselbe Motiv. Es gab nur noch zwei Behausungen, in denen das so war: den Louvre und das Haus des Herrn von Hinnisdal. [2] Aber natürlich, sobald ich in dieser Straße wohnen wollte, hat sich ein altes Chimaysches Palais [3] gefunden, das niemand gesehen hatte, weil es eigens für mich hierher gekommen ist. Alles in allem ist es recht gut. Es könnte noch besser sein, aber so übel ist es nicht. Nicht wahr, es gibt hübsche Sachen hier: das Porträt meiner beiden Onkel, des Königs von Polen und des Königs von England, von

Mignard. [4] Aber was sage ich Ihnen, Sie wissen es ebensogut wie ich, da Sie ja in diesem Salon gewartet haben. Nein? Ah! dann hat man Sie also in den blauen Salon geführt«, bemerkte er mit einer Miene, sei es der arroganten Erhabenheit über meinen Mangel an Neugier, sei es der persönlichen Überlegenheit und um anzudeuten, daß er sich nicht erkundigt hätte, wo man mich habe warten lassen. »Hier, sehen Sie, in diesem Kabinett sind alle Hüte, die Madame Elisabeth, die Fürstin von Lamballe und die Königin getragen haben. [5] Das interessiert Sie nicht, man sollte meinen, daß Sie gar nichts sehen. Vielleicht ist Ihr Sehnerv erkrankt? Wenn Sie diese Art von Schönheit mehr zu würdigen wissen, so ist hier ein Regenbogen von Turner, der eben zwischen zwei Rembrandts zum Zeichen unserer Versöhnung aufzuleuchten scheint. Sie hören zudem, Beethoven schließt sich ihm an.« Und tatsächlich unterschied man jetzt die ersten Akkorde des dritten Satzes der *Pastorale*, »Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm«, die nicht weit von uns, wahrscheinlich im ersten Stock, von Musikern aufgeführt wurde. Ich fragte naiv, durch welchen Zufall man das spiele und wer die Musiker seien. »Je nun! Das weiß man nicht. Man weiß nie. Das ist eben unsichtbare Musik. Hübsch, nicht wahr?« setzte er in einem eher arroganten Ton hinzu, der für mich gleichwohl ein wenig den Einfluß und Tonfall von Swann verriet. »Aber Sie machen sich ja sowenig daraus wie ein Fisch aus einem Apfel. Sie wollen nach Hause gehen. Auf die nötige Hochachtung vor Beethoven und vor mir kommt es Ihnen nicht an. Sie bringen selbst Gericht und Verdammung über sich«, setzte er mit einer Miene zärtlicher Trauer hinzu, als der Augenblick gekommen war, daß ich wirklich ging. »Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Sie nicht nach Hause begleite, wie ich eigentlich um der guten Form willen müßte«, sagte er noch zu mir. »Bei meinem Wunsch, Sie nicht wiederzusehen, spielt es keine Rolle, ob ich noch fünf Minuten länger mit Ihnen zusammen bin. Aber ich bin müde und habe viel zu tun.« Indessen bemerkte er, daß

schönes Wetter war. »Also gut! Doch, ich fahre noch aus. Es ist herrlicher Mondschein draußen, ich will ihn im Bois genießen, nachdem ich Sie an Ihrem Haus abgesetzt habe. Wie! Sie wissen sich nicht zu rasieren, selbst an einem Abend, an dem Sie zum Diner eingeladen sind, haben Sie noch ein paar Härchen an sich«, meinte er, indem er mein Kinn zwischen gleichsam magnetisch angezogene zwei Finger nahm, die nach kurzem Zaudern zu meinen Ohren hinaufglitten wie die Finger eines Barbiers. »Ah! Es wäre angenehm, diese ›Mondlandschaft in Blau‹ [1] im Bois mit jemandem wie Sie anzusehen«, bemerkte er mit plötzlicher und wie es schien unwillkürlicher Weichheit; dann fuhr er mit trauriger Miene fort: »Denn Sie sind trotz allem nett, Sie könnten netter sein als irgend jemand«, sagte er, indem er väterlich meine Schulter berührte. »Früher, muß ich sagen, habe ich Sie recht unbedeutend gefunden.« Ich hätte annehmen müssen, daß er mich auch jetzt noch unbedeutend fand. Ich brauchte mir ja nur ins Gedächtnis zurückzurufen, wie wütend er noch vor kaum einer halben Stunde zu mir gesprochen hatte. Dennoch hatte ich den Eindruck, daß er in diesem Augenblick aufrichtig war, daß sein gutes Herz über das die Oberhand gewann, was ich für ein Delirium des Argwohns und des Hochmuts hielt. Der Wagen stand vor uns, und er zog die Unterhaltung immer noch in die Länge. »Gut jetzt«, sagte er plötzlich, »steigen Sie ein, in fünf Minuten sind wir bei Ihnen angekommen. Dann werde ich Ihnen einen guten Abend sagen, der unter unsere Beziehungen für immer den Schlußstrich setzen wird. Es ist besser, da wir uns nun einmal für immer verlassen müssen, daß wir es wie in der Musik mit einem vollendeten Schlußakkord tun.« Trotz der feierlichen Versicherung, daß wir uns niemals wiedersehen würden, hätte ich geschworen, daß Monsieur de Charlus, ärgerlich darüber, daß er sich eben so weit vergessen, und in seiner Besorgnis, mir Kummer bereitet zu haben, nicht böse gewesen wäre, wenn er mich noch einmal wiedersehen könnte. Ich täuschte mich nicht, denn gleich da-

rauf fuhr er fort: »Aber halt! Jetzt habe ich ja das Wichtigste vergessen. Im Gedenken an Ihre Frau Großmutter habe ich für Sie eine merkwürdige Ausgabe der Briefe von Madame de Sévigné binden lassen. Das wird jetzt doch verhindern, daß diese Begegnung schon unsere letzte ist. Man muß sich darüber trösten und sich sagen, daß man komplizierte Affären selten an einem Tag abwickeln kann. Bedenken Sie, wie lange der Wiener Kongreß [1] gedauert hat.«

»Aber ich könnte es holen lassen, ohne Sie zu stören«, wandte ich höflich ein.

»Wollen Sie wohl schweigen, Sie junger Tor«, ereiferte er sich, »und nicht groteskerweise so tun, als achteten Sie die Ehre gering, wahrscheinlich (ich sage nicht gewiß, denn vielleicht wird Ihnen ein Diener die Bände übergeben) von mir empfangen zu werden.« Dann fuhr er beruhigter fort: »Aber ich will Sie nicht mit solchen Worten entlassen, keine Dissonanzen! Vor dem ewigen Schweigen der Dominantakkord.« Für seine eigenen Nerven schien er mir eine unmittelbare Rückkehr nach so scharfen Worten endgültigen Bruches zu fürchten. »Sie wollen nicht noch bis zum Bois mit mir kommen«, sagte er zu mir nicht in fragendem, sondern in nur feststellendem Ton, wie mir schien, nicht um mir einen Vorschlag zu machen, sondern weil er für seine Eigenliebe eine Ablehnung fürchtete. »Nun also gut«, sagte er, immer noch verweilend, »jetzt ist der Augenblick, wo, wie Whistler gesagt hat, die Bürger nach Hause gehen« (vielleicht wollte er mich bei der Eitelkeit packen) »und wo man gut daran tut, die Augen zu öffnen. Aber Sie wissen ja nicht einmal, wer Whistler[1] ist.« Ich wechselte das Thema und fragte ihn, ob die Fürstin Iéna eine kluge Frau sei. Monsieur de Charlus fiel mir ins Wort und schlug dabei den verachtungsvollsten Ton an, den ich je bei ihm gehört hatte.

»Ah! Sie spielen hier auf ein System der Namengebung an, mit dem ich nichts zu tun habe. Es gibt vielleicht eine Aristokratie bei den Einwohnern von Tahiti[2] , aber ich muß geste-

hen, ich kenne sie nicht. Der Name, den Sie soeben ausgesprochen haben, ist allerdings seltsamerweise vor einigen Tagen erst an mein Ohr gedrungen. Ich wurde gefragt, ob ich geruhen würde, mir den jungen Herzog von Guastalla[3] vorstellen zu lassen. Das Ansuchen setzte mich in Erstaunen, denn der Herzog von Guastalla braucht mir nicht erst vorgestellt zu werden, aus dem guten Grunde, weil er mein Cousin ist und mich von jeher kennt; er ist der Sohn der Prinzessin von Parma, und als wohlerzogener junger Verwandter versäumt er niemals, mir am Neujahrstag seine Aufwartung zu machen. Doch wie sich herausstellte, handelte es sich nicht um meinen Verwandten, sondern um einen Sohn der Person, für die Sie sich interessieren. Da es keine Fürstin dieses Namens gibt, habe ich vermutet, es werde sich um eine arme Kreatur handeln, die unter dem Pont d'Iéna[1] kampiert und phantasievollerweise den Namen einer Fürstin von Iéna angenommen hat, so wie man von dem Panther von Batignolles oder dem Stahlkönig[2] spricht. Aber nein, es handelte sich um eine reiche Person, deren äußerst schöne Möbel ich in einer Ausstellung bewundert hatte, Möbel, die vor dem Namen des Eigentümers den Vorzug haben, nicht gefälscht zu sein. Was den angeblichen Herzog von Guastalla betrifft, so konnte er vielleicht der Wechselmakler meines Sekretärs sein. Mit Geld erreicht man ja viel. Aber nein; der Kaiser war offenbar derjenige, der sich den Spaß gemacht hat, diesen Leuten einen Titel zu geben, der gar nicht verfügbar war. Vielleicht hat man darin einen Beweis von Macht, von Unwissenheit oder von Bosheit zu sehen. Ich finde vor allem, er hat damit diesen unfreiwilligen Usurpatoren einen recht schlechten Streich gespielt. Aber schließlich kann ich Ihnen über das alles keine rechte Aufklärung geben, meine Kompetenz erstreckt sich nur auf den Faubourg Saint-Germain, wo Sie unter allen diesen Courvoisier und Gallardon, wenn Sie jemanden finden, der Ihnen Eingang verschafft, alte Fregatten antreffen können, die eigens aus Balzac entnommen scheinen und die Ihnen Spaß

machen werden. Natürlich hat das alles nichts mit dem Prestige der Fürstin von Guermantes zu tun, aber ohne mich und mein ›Sesam-öffne-dich‹ ist die Behausung dieser Dame unzugänglich.«

»Das Palais der Fürstin von Guermantes ist tatsächlich sehr schön.«

»Oh, es ist nicht sehr schön. Es ist das Schönste, was es gibt; nach der Fürstin natürlich.«

»Ist die Fürstin von Guermantes denn noch hervorragender als die Herzogin von Guermantes?«

»Oh! Da gibt es gar keinen Vergleich.« (Es ist auffallend, wie die Leute aus der großen Welt, sobald sie etwas Phantasie haben, nach Maßgabe ihrer Sympathien oder bestehender Reibungen diejenigen, deren Situation überaus solide und aufs beste fixiert zu sein schien, krönen oder entthronen.) »Die Herzogin von Guermantes« (vielleicht wollte er dadurch, daß er sie nicht Oriane nannte, die Distanz zwischen ihr und mir vergrößern) »ist wundervoll und sehr viel mehr als alles, was Sie in ihr vermuten können. Aber mit ihrer Kusine ist sie nicht zu vergleichen. Diese ist genau das, was sich die Leute aus den Markthallen unter der Fürstin Metternich[1] vorstellen, aber die Metternich glaubte, Wagner lanciert zu haben, weil sie Victor Maurel[2] gekannt hat. Die Fürstin von Guermantes oder vielmehr ihre Mutter kannte den richtigen Wagner. Das ist allein schon ein Prestige, ganz zu schweigen von der unglaublichen Schönheit dieser Frau. Und dann allein die Gärten der Esther!«[3]

»Kann man sie nicht besichtigen?«

»Aber nicht doch. Man müßte eingeladen sein und *niemand* wird eingeladen, außer ich befürworte es.« Gleich darauf aber zog er, nachdem er ihn eben ausgeworfen hatte, den Köder dieses Angebots wieder zurück und reichte mir die Hand, denn wir waren an meinem Hause angekommen. »Meine Rolle ist beendet, mein Herr; ich füge nur noch ein paar Worte hinzu. Ein anderer wird Ihnen vielleicht eines Tages seine

Sympathie anbieten, wie ich es getan habe. Möge das gegenwärtige Beispiel Ihnen als Lehre dienen. Gehen Sie nicht daran vorbei. Eine Sympathie ist immer eine Kostbarkeit. Was man allein im Leben nicht vollbringt, weil es Dinge gibt, die man aus sich selbst weder erstreben noch tun, noch wollen, noch erlernen kann, vermag man zu mehreren, ohne daß man deswegen dreizehn sein muß wie in dem Roman von Balzac, noch vier wie in den *Drei Musketieren*. Adieu.«[1]

Er war offenbar müde und verzichtete auf die Idee, den Mondschein zu bewundern, denn er bat mich, dem Kutscher zu sagen, er möge ihn nach Hause fahren. Gleich darauf machte er eine rasche Bewegung, als bereue er seinen Entschluß. Ich aber hatte die Order schon weitergegeben und ging, um nicht länger zu verweilen, zur Haustür und schellte, ohne mehr daran gedacht zu haben, daß ich ja Monsieur de Charlus über den deutschen Kaiser und den General Botha so packende Dinge hatte erzählen wollen, die ich durch seinen unerwartet niederschmetternden Empfang nur noch in weiter Entfernung von mir sah.

Als ich nach Hause kam, fand ich auf meinem Schreibtisch einen Brief, den der junge Laufbursche von Françoise an einen seiner Freunde geschrieben und dort vergessen hatte. Seit meine Mutter verreist war, tat er sich keinerlei Zwang mehr an, noch schwerer aber verging ich mich selbst, als ich diesen Brief, der ohne Umschlag offen dalag und – das war meine einzige Entschuldigung – als böte er sich mir förmlich dar, ebenso zwanglos las:

Lieber Freund und Cousin,

ich hoffe die Gesundheit ist immergut und das gleiche gilt für die ganze kleine Familie besonders meinen jungen Patensohn Joseph den ich noch nicht das Vergnügen habe zu kennen aber ziehe ihn allen andern vor da er mein Patenkind ist, des Herzensheiligstes muß auch zu staub zerfallen, o rühret

nicht daran mit frevler Hand. [2] *Im übrigen lieber Freund und Cousin wer sagt dir ob morgen nicht du und deine liebe Frau meine Kusine Marie in die Tiefe des Meeres gestürzt sein werdet, wie der Matrose der sich hoch am Mastbaum* [3] *hält, denn dies Leben ist nur ein dunkles Tal.* [4] *Lieber Freund ich muß dir sagen daß meine haupt Beschäftigung, da wirst du sicher staunen, jetzt die Poesie ist der ich mich mit Wonne überlasse, denn irgendwie muß man ja seine Zeit verbringen. Daher lieber Freund sei nicht allzu erstaunt wenn ich noch nicht auf deinen letzten Brief geantwortet habe, und kannst du nicht verzeihn, so laß Vergessen walten.* [1] *Wie du weißt, ist die Mutter von Madame unter unaussprechlichen Leiden dahingegangen die sie recht ermüdet haben denn sie hat bis zu drei Ärzte gehabt. Der Tag ihrer Beisetzung war ein schöner Tag denn alle Bekannten von Monsieur sind in scharen gekommen auch mehrere Minister sie haben zwei Stunden gebraucht um zum Friedhof zu gehen, da macht ihr sicher große Augen in eurem Dorf denn solange wird es gewiß bei der Mutter Michu nicht dauern. So wird mein Leben nur ein einziglang Schluchzen* [2] *sein. Ich habe riesigen Spaß an dem Motorrad das ich neuerdings lerne. Was würdet ihr sagen, lieber Freund, wenn ich damit in Les Ecorres angebraust käme doch lasse ich darob kein Schweigen walten denn vor des Unglücksrausch' versagt mir der Verstand.* [3] *Ich sehe viel die Herzogin von Guermantes alles Leute, von denen du niemals auch nur den Namen gehört hast auf unserem unwissenden Land. Ich werde dir daher auch mit Vergnügen die Bücher von Racine und Victor Hugo und die ausgewählten Gedichte von Chênedollé* [4] *und Alfred de Musset schicken, denn ich möchte das Land dem ich mein Leben verdanke* [5] *von der Un-Wissenheit heilen die schicksalhaft muß zum Verbrechen führen. Ich weiß nicht mehr was ich noch schreiben soll und schicke dir wie der Pelikan von langer Fahrt ermattet* [6] *meine besten Grüße wie auch deiner Frau und meinem Patenkind und deiner Schwester Rose. Möge man von ihr einst sagen können: als Rose lebt*

sie nur solang die Rosen leben [7] , wie Victor Hugo gedichtet hat, das Sonett von Arvers [8] , Alfred de Musset, alle diese großen Genies, die in den Flammen des Scheiterhaufens haben umkommen müssen wie Jeanne d'Arc. Bald wird eine weitere Botschaft folgen, nimm meinen Kuß gleich dem von einem
Bruder hin Périgot Joseph.

Wir fühlen uns durch jedes Leben angezogen, das für uns etwas Unbekanntes darstellt, eine letzte Illusion, die noch zerstört werden kann. Gleichwohl geben die geheimnisvollen Worte, mit denen Monsieur de Charlus mich dazu gebracht hatte, mir die Fürstin von Guermantes als ein Außergewöhnliches, von allem, was ich kannte, verschiedenes Wesen vorzustellen, keine hinreichende Erklärung für die Verblüffung, die mich erfaßte – und gleich danach die Furcht, Opfer eines schlechten Scherzes zu sein, mit dem jemand mich aus einem Haus hatte hinauswerfen lassen wollen, in dem ich ungeladen erschienen war –, als ich ungefähr zwei Monate nach dem Diner bei der Herzogin, und während diese in Cannes war, einen Briefumschlag öffnete, dessen Aussehen mir nichts Außergewöhnliches ankündigte, und auf einer Karte die gedruckten Worte las: »Die Fürstin von Guermantes, geborene Herzogin in Bayern, empfängt am ***.« Gewiß war eine Einladung zu der Fürstin von Guermantes vom gesellschaftlichen Standpunkt aus wohl nicht schwerer zu erlangen als eine solche zum Diner bei der Herzogin, und meine schwachen heraldischen Kenntnisse belehrten mich dahin, daß der Fürstentitel dem eines Herzogs nicht überlegen sei. Außerdem sagte ich mir, daß die Intelligenz einer Frau von Welt ihrer Essenz nach nicht so verschieden von der ihrer Standesgenossen sein könne, wie Monsieur de Charlus behauptete, noch gänzlich anders als die einer anderen Frau. Doch ähnlich wie Elstir, wenn er einen perspektivischen Effekt wiedergeben wollte, ohne sich dabei an die physikalischen Kenntnisse zu halten, über

die er durchaus verfügen mochte, malte mir meine Einbildungskraft nicht das aus, was ich wußte, sondern was sie sah; was sie sah, das heißt, was ihr der Name zeigte. Nun aber hatte, selbst als ich die Herzogin noch nicht kannte, der Name Guermantes mit dem Titel Fürstin davor mir immer, wie eine Note, eine Farbe oder eine Quantität durch das mathematische oder ästhetische »Versetzungszeichen«, das davor steht, aus den sie umgebenden Werten vollkommen herausgehoben werden, etwas ganz anderes vor Augen gestellt. Mit diesem Titel findet man ihn vornehmlich in den Memoiren aus der Zeit Ludwigs xiii. und Ludwigs xiv., des englischen Hofes, der Königin von Schottland oder der Herzogin von Aumale[1] ; das Palais der Fürstin von Guermantes stellte ich mir als mehr oder weniger von der Herzogin von Longueville und dem großen Condé [2] besucht vor, deren Gegenwart sehr unwahrscheinlich machte, daß ich selbst seine Schwelle jemals überschreiten würde.

Durch viele Dinge, die mir Monsieur de Charlus gesagt hatte, war meine Phantasie gewaltig angeregt worden, und ohne der Tatsache Rechnung zu tragen, daß ja die Wirklichkeit sie bei der Herzogin von Guermantes recht enttäuscht hatte (da es mit den Personennamen wie mit den Ortsnamen geht), war sie nunmehr lebhaft auf Orianes Kusine ausgerichtet. Im übrigen vermochte mich Monsieur de Charlus nur deshalb einige Zeit über den Wert und die fiktive Verschiedenheit der Angehörigen der adligen Gesellschaft zu täuschen, da er sich selbst über sie täuschte, und das vielleicht wiederum nur deshalb, weil er nichts tat, nicht schrieb, nicht malte, nicht einmal auf eine ernsthafte und nachhaltige Weise las. Er war zwar den Angehörigen der Adelskreise um mehrere Grade überlegen, zog aber aus ihnen und dem Schauspiel, das sie boten, den Stoff für seine Konversationen, wobei er allerdings von ihnen nicht verstanden wurde. Da er als Künstler sprach, konnte er höchstens den trügerischen Reiz dieser Gesellschaftsmenschen herausstellen, aber nur für Künstler, denen gegenüber er

die Rolle des Rentieres bei den Eskimos hätte spielen können. Dieses wertvolle Tier frißt für jene von den Felsen der Einöde Flechten und Moose ab, die sie selbst weder entdecken noch nutzbar machen könnten, die aber, vom Ren verdaut, für die Bewohner des äußersten Nordens zu einem verwertbaren Nahrungsmittel werden.

Ich möchte hinzufügen, daß die Bilder, die Monsieur de Charlus von der Gesellschaft entwarf, durch die Mischung aus wilden Haßgefühlen und schwärmerischen Sympathien noch an Leben gewannen. Sein Haß richtete sich speziell gegen junge Männer, seine Anbetung galt besonders bestimmten Frauen.

Wenn unter diesen die Fürstin von Guermantes von Monsieur de Charlus auf den höchsten Thron erhoben wurde, so vermochten doch seine geheimnisvollen Worte über den unzugänglichen Palast Aladins, in dem seine Kusine wohne, meine Verblüffung nicht zu erklären.

Trotz allem, was bei künstlichen Übersteigerungen auf die verschiedenen subjektiven Gesichtspunkte, von denen ich noch zu sprechen haben werde, zurückzuführen ist, bleibt doch bestehen, daß es in allen diesen Wesen eine objektive Wirklichkeit und infolgedessen auch Unterschiede zwischen ihnen gibt.

Wie auch sollte es anders sein? Die Menschheit, mit der wir umgehen und die so wenig unseren Träumen gleicht, ist dessen ungeachtet dieselbe, die wir in Memoiren und Briefen hervorragender Männer beschrieben finden und gern kennengelernt hätten. Von dem höchst unbedeutenden Greis, mit dem wir gemeinsam zu Abend speisen, haben wir in einem Buch über den Krieg von 1870 mit Ergriffenheit einen stolzen Brief an den Prinzen Friedrich Karl[1] gelesen. Man langweilt sich bei einem Diner, weil die Phantasie abwesend ist; anderseits unterhält man sich gut mit der Lektüre eines Buches, weil sie anwesend ist. Und doch handelt es sich in beiden Fällen um die gleichen Personen. Wir hätten gern Madame de

Pompadour[2] gekannt, die eine Mäzenatin der Künste war, hätten uns aber in ihrer Nähe ebensosehr gelangweilt wie bei den modernen Egerien, zu denen wir uns nicht entschließen können ein zweites Mal zu gehen, weil sie so mittelmäßig sind. Nichtsdestoweniger aber bestehen solche Unterschiede. Die Menschen sind einander niemals ganz gleich, und ihre Art, sich uns gegenüber zu verhalten – sogar, wie man sagen könnte, bei gleicher freundschaftlicher Gesinnung –, verrät Unterschiede, die einander ergänzen und somit letzten Endes neutralisieren. Als ich die Bekanntschaft von Madame de Montmorency machte, sagte sie mir gern unangenehme Dinge, hatte ich aber irgendeine Hilfe nötig, so bot sie rücksichtslos – um für mich zu erreichen, was ich wollte – alles auf, was sie an Kredit besaß. Manche andere hingegen – wie zum Beispiel Madame de Guermantes – hätte mir nie den geringsten Kummer bereiten mögen, sagte von mir nur, was mir Vergnügen machte, überhäufte mich mit aller erdenklichen Liebenswürdigkeit, die zu dem geradezu üppigen seelischen Luxus der Guermantes gehörte, aber hätte ich darüber hinaus das Geringste von ihr erbeten, so hätte sie keinen Finger gerührt, um es mir zu verschaffen, so wie in jenen Schlössern, wo man ein Automobil und einen Kammerdiener zu seiner Verfügung hat, aber unmöglich zu einem Glas Apfelwein kommt, das in der Ordnung des Festes nicht vorgesehen ist. War nun eine wirkliche Freundin für mich Madame de Montmorency, die mich so gern verletzte, doch immer hilfsbereit war, oder Madame de Guermantes, die an dem geringsten Mißvergnügen litt, das in mir entstehen konnte, doch nicht das leiseste Bemühen aufbrachte, um mir nützlich zu sein? Außerdem hieß es, die Herzogin von Guermantes spreche nur von oberflächlichen Dingen, ihre Kusine aber bei einem mittelmäßigeren Geist immer von interessanten. Die Formen des Geistes sind so vielfältig, so entgegengesetzt nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Gesellschaft, daß nicht nur Baudelaire und Mérimée das Recht haben, einander zu verachten.[1] Diese Eigenheiten bil-

den bei allen Personen ein derart zusammenhängendes und tyrannisches System von Blicken, Reden und Handlungen, daß es, wenn wir uns in ihrer Gegenwart befinden, allem anderen überlegen scheint. Bei Madame de Guermantes schienen mir ihre wie ein Theorem aus ihrer Geistesart abgeleiteten Worte die einzig richtigen. Ich war im Grunde ihrer Meinung, wenn sie bemerkte, Madame de Montmorency sei dumm und habe einen offenen Geist für alle Dinge, die sie nicht verstehe, oder wenn sie, sobald sie eine Bosheit von deren Seite erfuhr, bemerkte: »So etwas nennen Sie eine liebenswürdige Frau, ich nenne das ein Untier.« Doch diese Tyrannei der Wirklichkeit, die wir vor uns haben, die Evidenz des Lampenlichts, die das bereits ferne Morgenrot einer bloßen Erinnerung gleich verblassen läßt, trat vollkommen zurück, wenn ich Madame de Guermantes fern war und eine ganz andere Dame, die sich mit mir auf den gleichen Fuß stellte in der Meinung, die Herzogin stehe weit unter uns, die Bemerkung machte: »Oriane interessiert sich im Grunde für nichts und für niemanden«, und sogar behauptete (was in Gegenwart von Madame de Guermantes unmöglich erschienen wäre, so sehr vertrat sie selbst das Gegenteil): »Oriane ist ein Snob.« Da keine Mathematik uns erlaubt, Madame d'Arpajon und Madame de Montpensier in homogene Größen zu verwandeln, hätte ich unmöglich die Frage beantworten können, welche von beiden in meinen Augen der anderen überlegen sei.

Unter den Eigentümlichkeiten des Salons der Fürstin von Guermantes war die am meisten zitierte seine Exklusivität, die sich zum Teil aus der königlichen Geburt der Fürstin erklärte, vor allem aber auf dem fast fossilen Rigorismus der aristokratischen Vorurteile des Fürsten basierte, auf Vorurteilen somit, über die herzuziehen sich der Herzog und die Herzogin in meiner Gegenwart nicht hatten entgehen lassen, woraufhin es mir naturgemäß noch unwahrscheinlicher vorkam, daß ein Mann mich eingeladen haben sollte, für den es nur Hoheiten und Herzöge gab und der bei jedem Diner eine Szene machte,

weil er bei Tisch nicht den Platz einnahm, auf den er unter Ludwig xiv. Anspruch gehabt hätte, einen Platz übrigens, den aufgrund seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit in Dingen der Geschichte und der Genealogie er als einziger kannte. Aus diesem Grund sprachen sich viele Angehörige des Hochadels zugunsten des Herzogs und der Herzogin aus, wenn von den Verschiedenheiten zwischen diesen und ihren Vettern die Rede war. »Der Herzog und die Herzogin sind viel moderner, viel gescheiter, sie beschäftigen sich nicht wie die anderen nur mit Ahnentafeln, ihr Salon ist dem ihrer Cousins um dreihundert Jahre voraus«, waren die gewöhnlichen Redensarten, an die ich nur zu denken brauchte, um jetzt mit Beben die Einladungskarte zu betrachten, die dadurch noch sehr viel mehr so aussah, als sei sie mir durch jemanden zugeschickt worden, der mich zum besten halten wollte.

Wären Herzog und Herzogin von Guermantes nicht in Cannes gewesen, hätte ich versuchen können, durch sie in Erfahrung zu bringen, ob meine Einladung echt sei. Der Zweifel, in dem ich mich befand, war noch dazu keineswegs, wie ich mir einen Augenblick eingebildet hatte, ein Gefühl, das ein Angehöriger der Gesellschaft nicht haben könnte und das demgemäß ein Schriftsteller, auch wenn er im übrigen zur Gesellschaft gehört hätte, wiedergeben müßte, um vollkommen »objektiv« zu sein und jede Klasse auf ihre Weise zu schildern. Ich habe tatsächlich kürzlich in einem bezaubernden Memoirenband Ungewißheiten niedergelegt gefunden, die ganz denen glichen, in die ich selbst durch die Einladungskarte der Fürstin geriet. »Georges und ich« (oder Hély und ich, ich habe das Buch nicht bei der Hand, um es genau festzustellen) »waren so erpicht darauf, in dem Salon von Madame Delessert zugelassen zu werden, daß wir, als wir von ihr eine Einladung erhielten, für klug erachteten, jeder seinerseits, der Frage nachzugehen, ob es sich auch nicht um einen Aprilscherz handle.« Der Erzähler ist aber kein Geringerer als Graf d'Haussonville (derjenige, der eine Tochter des Herzogs

von Broglie heiratete) und der andere junge Mann, der »seinerseits« sichergehen will, daß er nicht einer Mystifikation zum Opfer fällt, ist, je nachdem er Georges oder Hély heißt, einer der beiden unzertrennlichen Freunde des Grafen d'Haussonville, Monsieur d'Harcourt oder Fürst Chalais.[1]

An dem Tag, an dem die Soiree bei der Fürstin von Guermantes stattfinden sollte, erfuhr ich, daß Herzog und Herzogin von Guermantes am Abend zuvor nach Paris zurückgekehrt seien. Der Ball bei der Fürstin hätte sie nicht zur Rückkehr veranlaßt, doch einer ihrer Vettern war sehr krank, und dann wollte der Herzog eine Redoute auf keinen Fall versäumen, die in dieser Nacht stattfand und auf der er als Ludwig xi. und seine Frau als Isabelle von Bayern[2] erscheinen sollten. Ich beschloß am Vormittag zu ihr zu gehen. Sie waren aber früh ausgefahren und noch nicht zurückgekehrt; ich versuchte zuerst von einer kleinen Kammer aus, die ich für einen guten Wachtposten hielt, die Ankunft des Wagens zu erspähen. In Wirklichkeit hatte ich mein Observatorium aber sehr schlecht gewählt, denn ich überblickte von dort aus kaum unseren Hof, dafür aber einige andere, was mich auch ohne Nutzen für einen Augenblick unterhielt. Nicht nur in Venedig gibt es solche Aussichtspunkte, von denen man mehrere Häuser gleichzeitig überblickt, wodurch sich die Maler verlocken ließen, sondern ebensogut in Paris. Ich sage Venedig nicht aufs Geratewohl. An seine Armenviertel nämlich erinnern gewisse Armenviertel von Paris des Morgens mit ihren hohen, sich trichterförmig erweiternden Schornsteinen, denen die Sonne lebhafte rosige oder lichtrote Töne verleiht; ein ganzer Garten blüht dann über den Häusern auf, und zwar in so vielfältigen Nuancen, daß man meinen möchte, über der Stadt habe ein Tulpenliebhaber aus Delft oder Haarlem seinen Garten angelegt. Die außerordentliche Nähe übrigens der Häuser im Verhältnis zu den gegenüberliegenden Fenstern, die auf den gleichen Hof gehen, machen aus einem jeden den Rahmen, in dem eine Köchin mit gesenktem Blick vor sich

hinträumt, oder etwas weiter fort ein junges Mädchen sich die Haare kämmen läßt von einer Alten, deren Hexengesicht man kaum im Dunkel erkennt. So bildet jeder Hof für den Nachbarn im nächsten Haus dadurch, daß das Geräusch durch den Zwischenraum unterbunden wird, mit den lautlosen Gesten, die er in einem Rechteck vor Augen führt, das hinter den geschlossenen Fenstern unter Glas ruht, eine Ausstellung von hundert nebeneinander aufgereihten Bildern holländischer Malerei.[1] Gewiß, das Hôtel de Guermantes bot nicht die gleiche Art von Ansichten, aber ebenfalls merkwürdige, besonders von dem seltsamen Triangulationspunkt aus, an dem ich mich placiert hatte; der Blick wurde hier durch nichts aufgehalten bis zu den fernen Höhen, die, da das vergleichsweise gestaltlos davorliegende Terrain stark abfiel, von dem Palais der Fürstin von Silistra und der Marquise von Plassac, der sehr edlen Kusinen von Monsieur de Guermantes, die ich nicht kannte, gebildet wurden. Bis zu diesem Palais hin (es war das ihres Vaters, Monsieur de Bréquigny) gab es nichts als wenig hoch emporragende Mitteltrakte von Häusern, die in den verschiedensten Richtungen sich erstreckten und, ohne den Blick aufzuhalten, durch ihre schrägen Fronten die Entfernung noch größer erscheinen ließen. Das von roten Ziegeln gedeckte Türmchen der Remise, in der der Marquis von Frécourt seine Wagen stehen hatte, endete freilich in einer höheren Spitze, die aber so dünn war, daß sie nichts verdeckte, und erinnerte dadurch an die hübschen alten Bauwerke der Schweiz, die sich vereinzelt am Fuß eines Berges in die Höhe strekken. Alle diese unbestimmten und auseinanderfließenden Punkte, an denen die Augen Ruhe fanden, ließen, als wären sie durch mehrere Straßen und zahlreiche Vorberge getrennt, das Palais der Madame de Plassac entfernter erscheinen, das in Wirklichkeit ganz nahe lag, aber zauberhaft entrückt war wie eine Alpenlandschaft. Wenn seine quadratisch aufgeteilten Fenster, die in der Sonne blitzten wie Folien von Bergkristall, für den Morgenputz geöffnet wurden, so hatte man, beim

Anblick der in den verschiedenen Stockwerken Teppiche klopfenden und mit Flederwischen hantierenden Diener, die im einzelnen kaum zu erkennen waren, das gleiche Vergnügen, als wenn man in einer Landschaft von Turner oder Elstir einen Reisenden in einer Postkutsche oder einen Bergführer auf verschiedenen Höhen des Gotthardpasses erkennt.[1] Doch von diesem »Gesichtspunkt« aus, den ich eingenommen hatte, hätte ich möglicherweise die Heimkehr von Monsieur und Madame de Guermantes nicht bemerken können, so daß ich, als ich am Nachmittag wieder frei war, meinen Spähposten aufzusuchen, mich einfach auf die Treppe stellte, von der aus das Öffnen der Einfahrt für mich nicht unbemerkt bleiben konnte: auf dieser Treppe richtete ich mich jetzt häuslich ein, obwohl mir dort nicht so glanzvoll mit den durch die Entfernung winzig erscheinenden Dienern, die in der Hausreinigung begriffen waren, die alpinen Schönheiten des Hôtel de Bréquigny und Tresmes vor Augen treten konnten. Dieses Warten auf der Treppe aber sollte für mich so bedeutende Folgen haben und mir eine freilich nicht mehr turnersche, wohl aber eine sittlich-moralische Landschaft von solcher Bedeutung eröffnen, daß es besser ist, den Bericht darüber noch kurze Zeit aufzuschieben und denjenigen über meinen Besuch bei den Guermantes, nachdem ich wußte, sie seien wieder zu Hause, ihm voranzustellen.[1] Der Herzog empfing mich allein in der Bibliothek. Im Augenblick, als ich eintrat, kam ein kleiner Mann heraus mit schlohweißem Haar, von armseligem Aussehen und mit einer bescheidenen schwarzen Krawatte, wie der Notar in Combray und einige Freunde meines Großvaters sie getragen hatten. Doch wirkte er schüchterner als diese, und während er mich tief grüßte, wollte er nicht die Treppe benutzen, bevor ich nicht vorbeigegangen war. Der Herzog rief ihm aus der Bibliothek etwas nach, was ich nicht verstand, und der andere beantwortete diesen Zuruf mit neuen Grußbezeigungen, die er an die Mauer wendete, da der Herzog ihn nicht sehen konnte, und unaufhörlich wiederholte

wie Leute am Telephon ihr völlig überflüssiges Lächeln; er hatte eine Falsettstimme und bot mir noch einmal mit der Unterwürfigkeit eines Geschäftsmannes einen guten Tag. Er mochte übrigens tatsächlich ein Geschäftsmann aus Combray sein, so sehr hatte er die provinzielle, altmodische und sanfte Art der kleinen Leute, der bescheidenen Greise jener Gegend an sich.

»Sie werden Oriane gleich sehen«, sagte der Herzog zu mir, als ich eintrat. »Da eben Swann kommen soll, um ihr die ersten Abzüge seiner Studie über das Münzwesen des Malteserordens zu bringen und, was noch schlimmer ist, eine Riesenphotographie, auf der diese Münzen von beiden Seiten dargestellt sind[2] , hat Oriane sich lieber zuvor ankleiden wollen, um bis zu dem Augenblick, wo wir zum Diner aufbrechen, sich ihm widmen zu können. Wir haben schon so viele Sachen, daß wir nicht wissen, wohin damit, und ich frage mich, wo wir auch diese Photographie noch unterbringen sollen. Aber meine Frau ist zu liebenswürdig, sie macht gar zu gern anderen ein Vergnügen. Sie fand es nett, Swann zu bitten, all diese Großmeister des Ordens nebeneinander betrachten zu können, deren Medaillen er in Rhodos gefunden hat. Denn ich habe wohl Malta gesagt, aber es handelt sich um Rhodos. Doch ist es der gleiche Orden des heiligen Johannes von Jerusalem.[1] Im Grunde interessiert sie sich nur dafür, weil Swann sich damit beschäftigt. Unsere Familie ist vielfach mit dieser ganzen Geschichte verknüpft; selbst heute noch ist mein Bruder, den Sie kennen, einer der höchsten Würdenträger des Malteserordens. Aber hätte ich Oriane dies alles erzählt, hätte sie nicht einmal zugehört. Dagegen genügt es, daß Swann durch seine Untersuchungen über die Templer (es ist unglaublich, wie leidenschaftlich sich die Leute der einen Religion für das Studium der anderen interessieren) auf die Geschichte der Ritter von Rhodos geführt worden ist, die die Erben der Templer sind, damit auch Oriane auf der Stelle die Köpfe dieser Ritter sehen will.[2] Sie waren dabei recht kleine Leute im

Vergleich zu den Lusignan, die Könige von Zypern gewesen sind und von denen wir in direkter Linie abstammen.[3] Da aber Swann sich bisher nicht mit ihnen beschäftigt hat, will auch Oriane von den Lusignan nichts wissen.« Ich konnte dem Herzog nicht sofort sagen, weshalb ich gekommen war. Tatsächlich erschienen einige Verwandte oder Freundinnen wie die Fürstin von Silistra und die Herzogin von Montrose, um der Herzogin einen Besuch zu machen, die oft vor dem Diner noch empfing; da sie sie aber nicht antrafen, blieben sie einen Augenblick bei dem Herzog. Die erste dieser Damen (die Fürstin von Silistra), die schlicht und nüchtern gekleidet war, aber liebenswürdig wirkte, hielt einen Stock in der Hand. Ich fürchtete zunächst, sie sei verletzt oder behindert; sie war aber sehr gut zu Fuß. Betrübt berichtete sie von einem Vetter des Herzogs – nicht von der Seite der Guermantes, sondern, wenn dies überhaupt möglich war, einer noch glänzenderen –, dessen schon seit einiger Zeit angegriffene Gesundheit sich plötzlich verschlechtert hatte. Es war aber offensichtlich, daß der Herzog, obwohl er seine Anteilnahme an dem Geschick des Vetters bezeigte und mehrmals sagte: »Der arme Mama! Er ist ein so guter Junge«, eine günstige Diagnose stellte. Tatsächlich besaß für ihn das Diner, an dem er teilnehmen sollte, eine gewisse Anziehungskraft. Die große Soiree bei der Prinzessin war ihm nicht unangenehm, vor allem aber wollte er nachts um ein Uhr mit seiner Frau zu einem großen Souper mit Kostümball gehen, für den ein Kostüm als Ludwig xi. für ihn selbst und eines als Isabelle von Bayern für die Herzogin schon bereitlagen.[1] Der Herzog gedachte nun aber nicht, sich in seinen verschiedenen Unterhaltungen durch die Krankheit des guten Amanien d'Osmond stören zu lassen. Zwei andere Damen, die gleichfalls Stockträgerinnen waren, Madame de Plassac und Madame de Tresmes, alle beide Töchter des Grafen von Bréquigny, kamen in der Absicht, Basin einen Besuch abzustatten, und erklärten, der Zustand des Vetters Mama sei hoffnungslos. Nach einem Achselzucken wechselte der Her-

zog das Thema und fragte, ob sie am Abend bei Marie-Gilbert sein würden. Sie antworteten mit Nein wegen des Zustandes von Amanien, der bereits das Äußerste befürchten ließe, und sie hatten auch für das Abendessen abgesagt, zu dem der Herzog ging und dessen Gäste sie aufzählten, darunter den Bruder des Königs Theodosius und die Infantin Maria-Concepción. Da der Marquis von Osmond ihr Verwandter in einem weniger nahen Grade war als der Basins, schien ihr »Abfall« für den Herzog eine Art indirekten Tadels für sein Verhalten darzustellen, woraufhin er sich wenig liebenswürdig zeigte. Daher und obwohl sie von den Höhen des Hôtel Bréquigny herabgestiegen waren, um die Herzogin zu besuchen (oder vielmehr, um ihr den alarmierenden und für die Verwandten mit jeder gesellschaftlichen Veranstaltung unvereinbaren Charakter der Krankheit ihres Cousins mitzuteilen), blieben sie auch nicht lange, sondern bewehrt mit ihren Alpenstöcken traten Walpurge und Dorothée (dies waren die Vornamen der beiden Schwestern) den steilen Pfad zum Gipfel wieder an. Ich habe niemals daran gedacht, mich bei den Guermantes zu erkundigen, was diese Stöcke bedeuteten, auf die man so häufig in gewissen Bezirken des Faubourg Saint-Germain stieß. Vielleicht betrachteten die Damen den ganzen Pfarrbereich als ihre Domäne und machten, da sie nicht gerne eine Mietdroschke nahmen, ausgedehnte Ausflüge darin, für die sie in Anbetracht alter Knochenbrüche, die sie maßloser Teilnahme an Jagden und den bei dieser Gelegenheit sich häufig ergebenden Stürzen beim Reiten verdankten, oder aufgrund von einfachem Rheumatismus, der durch die Feuchtigkeit des linken Ufers und der alten Schlösser zustande gekommen war, unbedingt einen Stock benötigten. Vielleicht waren sie auch gar nicht zu einer so weitläufigen Expedition im Viertel aufgebrochen, sondern nur in ihren Garten hinuntergegangen (der sehr nahe bei dem der Herzogin lag), um Früchte zu holen, die sie für das Kompott brauchten, und kamen nun, bevor sie nach Hause zurückkehrten, der Herzogin von Guermantes

guten Abend sagen, wobei sie immerhin weder Gartenschere noch Gießkanne bei sich führten. Der Herzog schien gerührt, daß ich gleich am Tag seiner Rückkehr bei ihnen erschien. Doch seine Miene verfinsterte sich, als ich ihm sagte, ich wolle seine Frau bitten, sich zu erkundigen, ob ihre Kusine mich wirklich eingeladen habe. Ich deutete damit eine jener Gefälligkeiten an, die Monsieur und Madame de Guermantes nicht gern erwiesen. Der Herzog sagte mir, es sei zu spät: wenn die Fürstin mir keine Einladung geschickt habe, so werde es jetzt aussehen, als wolle er sie darum bitten. Seine Cousins hätten ihm schon einmal ein solches Ansinnen abgelehnt und er wolle auf gar keinen Fall den Anschein erwecken, als wünsche er direkt oder indirekt Einfluß auf ihre Listen zu nehmen, »sich einzumischen«; schließlich wisse er nicht einmal, ob er und seine Frau, die bereits zum Diner eingeladen seien, nicht gleich darauf nach Hause zurückkehren würden, und in diesem Falle sei die beste Entschuldigung, die Soiree nicht besucht zu haben, daß sie der Fürstin ihre Rückkehr nach Paris einfach unterschlügen; wäre dem nicht so gewesen, hätten sie sich beeilt, sie davon in Kenntnis zu setzen und in meiner Sache ein Wort geschrieben oder angerufen, sicherlich zu spät, denn so oder so seien die Listen der Fürstin bestimmt geschlossen. »Sie stehen sich doch nicht schlecht mit ihr?« fragte er mich mit argwöhnischer Miene, denn die Guermantes fürchteten immer, sie möchten über die letzten Zerwürfnisse nicht auf dem laufenden sein und man wolle sie vielleicht auf ihrem Rücken bereinigen. Da schließlich der Herzog die Gewohnheit hatte, alle Entscheidungen, die wenig liebenswürdig wirken konnten, auf seine Kappe zu nehmen, sagte er plötzlich, als sei die Idee ihm eben erst gekommen: »Wissen Sie was, mein lieber Junge, ich habe sogar die größte Lust, Oriane gar nichts von dem zu sagen, was Sie da erwähnten. Sie wissen, wie liebenswürdig sie ist, außerdem hat sie Sie furchtbar gern, sie würde sofort zu ihrer Kusine schicken wollen trotz allem, was ich dagegen einwenden könnte, und

wenn sie nach dem Abendessen müde ist, gibt es dann keine Entschuldigung, sie muß dann einfach zu der Soiree. Nein, ich werde ihr ganz entschieden nichts sagen. Übrigens werden Sie sie gleich sehen. Also kein Wort davon, bitte. Wenn Sie sich doch noch entschließen, zu meinen Cousins zu gehen, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern, welches Vergnügen es für uns sein wird, den Abend mit Ihnen zu verbringen.« Die Motive der Menschlichkeit sind etwas so Geheiligtes für jeden, bei dem sie ins Feld geführt werden, daß man sich ihnen unbedingt beugen muß, ob man sie nun für aufrichtig hält oder nicht; ich wollte nicht den Anschein erwecken, als schwankte ich auch nur einen Augenblick zwischen der Einladung für mich und einer möglichen Ermüdung der Herzogin von Guermantes, und versprach daher, zu ihr kein Wort von dem Zweck meines Besuches zu sagen, ganz als fiele ich auf die kleine Komödie herein, die Monsieur de Guermantes mir soeben vorgespielt hatte. Ich fragte den Herzog, ob er glaube, daß ich möglicherweise bei der Fürstin Madame de Stermaria sehen werde.

»Aber nicht doch«, antwortete er mit der Miene eines Experten. »Ich kenne den Namen, den Sie da nennen, weil ich ihm öfter in den Jahrbüchern der Clubs begegne, aber das ist keinesfalls die Art von Leuten, die bei Gilbert verkehrt. Sie treffen dort nur eine Gesellschaft an, die ungemein comme-il-faut und äußerst langweilig ist, Herzoginnen mit Titeln, die man längst für erloschen hielt und die man eigens für diese Gelegenheit noch einmal hervorgeholt hat, sämtliche Botschafter, viel Coburg, ausländische Hoheiten, aber von Stermaria bestimmt keine Spur. Schon bei der bloßen Zumutung würde Gilbert krank. Aber hören Sie, Sie lieben doch die Malerei, ich muß Ihnen ein herrliches Bild zeigen, das ich meinem Cousin abgekauft habe, das heißt, ich habe es zum Teil gegen die Elstirs eingetauscht, die wir nun einmal ganz entschieden nicht besonders mochten. Es ist mir als ein Philippe de Champagne[1] verkauft worden, aber ich glaube, der

Maler ist noch ein Größerer. Wissen Sie, was ich denke? Ich halte es für einen Velázquez und noch dazu aus der besten Zeit«, sagte der Herzog, während er mir fest in die Augen blickte, sei es um meinen Eindruck genau festzustellen, sei es um ihn zu steigern. Ein Diener trat ein.

»Die Frau Herzogin läßt Eure Durchlaucht bitten, Monsieur Swann zu empfangen, da die Frau Herzogin noch nicht ganz fertig ist.«

»Führen Sie Monsieur Swann herein«, sagte der Herzog, nachdem er auf seine Uhr geblickt und gesehen hatte, daß ihm selbst noch ein paar Minuten blieben, bevor er sich umziehen mußte. »Meine Frau, die ihn gebeten hat zu kommen, ist natürlich nicht fertig. Wir brauchen übrigens vor Swann nicht von der Soiree bei Marie-Gilbert zu sprechen«, sagte der Herzog zu mir. »Ich weiß nicht, ob er eingeladen ist. Gilbert mag ihn sehr, weil er ihn für einen natürlichen Enkel des Herzogs von Berry hält, das ist eine lange Geschichte. (Sonst können Sie sich ja denken, mein Vetter, den der Schlag schon rührt, wenn er einen Juden nur auf hundert Meter Entfernung sieht!) Aber schließlich wird das alles jetzt schwieriger durch die Dreyfus-Affäre. Swann hätte verstehen müssen, daß er noch mehr als irgendein anderer jede Beziehung zu diesen Leuten hätte abbrechen müssen, statt dessen hält er im Gegenteil höchst fatale Reden.«

Der Herzog rief den Diener zurück, um in Erfahrung zu bringen, ob jener andere, den er zu seinem Vetter d'Osmond geschickt hatte, schon wiedergekommen sei. Tatsächlich war der Plan des Herzogs der folgende: da er mit Recht annahm, sein Vetter liege im Sterben, legte er Wert darauf, ein Bulletin noch vor seinem Tode zu haben, das heißt vor der obligatorischen Trauer. Gedeckt durch die offizielle Gewißheit, daß Amanien noch am Leben sei, würde er sich dann zu seinem Diner, zu der Soiree des Fürsten und zu dem Ball aus dem Staube machen, bei dem er als Ludwig xi. auftreten und ein höchst pikantes Rendezvous mit einer neuen Geliebten haben

wollte; weitere Nachrichten würde er dann erst am folgenden Morgen einziehen, nachdem diese Vergnügungen alle vorbeigerauscht waren. Dann würde man Trauer tragen, falls Amanien im Laufe des Abends bereits dahingegangen wäre. »Nein, Durchlaucht, er ist noch nicht zurück.« – »In Dreiteufelsnamen! Bei uns geschieht auch alles erst in letzter Minute«, sagte der Herzog bei dem Gedanken, daß Amanien vielleicht Zeit gehabt haben würde, noch rechtzeitig für eine Abendzeitung »abzukratzen« und ihn um den Besuch des Balls zu bringen. Er ließ den *Temps* holen, in dem nichts stand.

Ich hatte Swann sehr lange nicht gesehen und fragte mich einen Augenblick, ob er früher auch schon seinen Schnurrbart gestutzt oder vielleicht sein Haar nicht so bürstenförmig getragen hätte, denn ich fand etwas verändert an ihm; das lag aber nur daran, daß er tatsächlich »verändert« war, denn er war sehr leidend, und die Krankheit bringt in dem Gesicht ebenso tiefe Veränderungen hervor, als wenn man sich den Bart stehen läßt oder den Scheitel auf die andere Seite verlegt. (Swanns Krankheit war diejenige, an der seine Mutter gestorben war und die sie in dem gleichen Alter befallen hatte, in dem er eben jetzt stand. Unsere Existenzen sind durch die Erblichkeit ebensovoll von kabbalistischen Chiffren und Prophezeiungen, als ob es noch Hexen gäbe, und wie es eine bestimmte Lebensdauer für die Menschheit im allgemeinen gibt, so gibt es auch eine für die Familien im besonderen, das heißt innerhalb der Familie für die Glieder, die einander gleichen.) Swann war mit einer Eleganz gekleidet, die ganz wie diejenige seiner Frau zu dem, was er war, noch hinzufügte, was er gewesen war. Zu einem enganliegenden perlgrauen Überrock, der seine hochgewachsene, schlanke Gestalt zur Geltung brachte, trug er weiße Handschuhe mit schwarzen Raupen und einen grauen Zylinder in einer geschweiften, sich nach oben erweiternden Form, die Delion nur noch für ihn, den Prinzen von Sagan, Monsieur de Charlus, den Marquis von Modène,

Monsieur Charles Haas und den Grafen Louis de Turenne herstellte.[1] Ich war erstaunt über das bezaubernde Lächeln und den liebevollen Händedruck, mit denen er meinen Gruß erwiderte, denn ich glaubte, er werde mich nach so langer Zeit nicht sofort erkannt haben. Ich drückte ihm meine Verwunderung aus. Er nahm sie mit einem herzlichen Lachen und einer kleinen Beigabe von Entrüstung entgegen sowie einem neuen Händedruck, als hieße es, die Intaktheit seines Denkens oder die Aufrichtigkeit seiner Zuneigung in Frage stellen, wenn man vermutete, er erkenne mich nicht. Und dennoch war gerade dies der Fall, er identifizierte mich erst, wie ich viel später erfahren habe, einige Minuten darauf, als im Gespräch mein Name fiel. Keinerlei Veränderung in seinem Gesicht, seinen Worten oder den Dingen, die er mir sagte, verriet jedoch die Entdekkung, zu der ihn ein Wort von Monsieur de Guermantes hinführte, so groß war seine Beherrschung und Sicherheit im Spiel des Gesellschaftslebens. Er legte dabei übrigens gleichfalls jene Ungezwungenheit der Umgangsformen und jene ganz persönliche Initiative selbst in Dingen der Kleidung an den Tag, die für das Genre Guermantes so charakteristisch waren. So war denn auch der Gruß, den mir, ohne mich wiederzuerkennen, der alte »Clubman« hatte zuteil werden lassen, nicht der kühle und steife des Weltmannes, der sich einzig an die Formen hält, sondern ein Gruß, der ganz erfüllt war von wirklicher Herzlichkeit und einer echten Grazie, wie zum Beispiel auch bei der Herzogin von Guermantes (die sogar so weit ging, einen als erste anzulächeln, bevor man sie noch gegrüßt hatte, wenn man sie traf), in bewußtem Gegensatz zu den mechanischeren Grußformen bei den meisten anderen Damen des Faubourg Saint-Germain. Dementsprechend war auch sein Hut, den er, einer bereits im Abklingen begriffenen Gewohnheit folgend, neben sich auf den Boden stellte, mit grünem Leder gefüttert, was im allgemeinen nicht üblich war, weil es (wie er sagte) weniger leicht schmutze, in Wirklichkeit aber, weil es hübsch aussah.

»Kommen Sie, Charles, Sie sind ja ein großer Kenner, ich muß Ihnen etwas zeigen, dann aber, liebe Kinder, muß ich Sie um Erlaubnis bitten, Sie einen Augenblick allein zu lassen, während ich in meinen Frack schlüpfe; im übrigen denke ich, Oriane wird jetzt sehr bald kommen.« Er zeigte Swann seinen »Velázquez«. »Aber mir scheint doch, den kenne ich«, sagte Swann mit der Miene eines Kranken, für den Sprechen bereits eine Anstrengung bedeutet.

»Ja«, antwortete der Herzog, der bei dem Zögern, mit dem der Kenner seine Bewunderung auszudrücken bereit war, etwas nachdenklich wurde. »Sie haben das Bild wahrscheinlich bei Gilbert gesehen.«

»Ach ja! Tatsächlich, ich erinnere mich.«

»Wofür halten Sie es?«

»Nun, wenn es vorher bei Gilbert war, wird es wahrscheinlich einer Ihrer ›Ahnen‹ sein«, meinte Swann in einer Mischung aus Ironie und Achtung vor einer Größe, die zu verkennen er unhöflich und lächerlich gefunden hätte, die er aber aus Gründen des Geschmacks nur in gleichsam spielerischer Form zu erwähnen bereit war.

»Aber sicherlich«, gab der Herzog unwirsch zurück. »Es ist Boson, ich weiß nicht mehr der wievielte, von Guermantes, aber darauf kommt es nicht an. Sie wissen ja, daß ich nicht so feudalistisch wie mein Cousin bin. Ich habe da etwas von Rigaud[1] gehört, von Mignard, von Velázquez sogar!« sagte der Herzog, indem er auf Swann den Blick zugleich eines Inquisitors und eines Folterers warf, da er gleichzeitig in seinen Gedanken lesen und seine Antwort in eine bestimmte Richtung zwingen wollte. »Also heraus mit der Sprache«, schloß er (denn wenn man ihm die Gelegenheit dazu verschaffte, künstlich eine Meinung zu provozieren, die er gerne hören wollte, war er imstande, nach einigen Sekunden zu glauben, sie sei spontan erfolgt), »aber bitte, keine Schmeichelei. Glauben Sie, daß es sich um eine dieser Koryphäen handelt, die ich eben nannte?«

»Nnnnein«, antwortete Swann.

»Gut also, schließlich verstehe ich nichts davon, nicht ich habe zu entscheiden, von wem das Ding da ist. Aber Sie, ein Liebhaber, ein Meister dieses Fachs, wem schreiben Sie es zu?«

Swann zögerte einen Augenblick beim Anblick dieses Bildes, das er offenbar scheußlich fand. »Der Bosheit«[1] , gab er lächelnd dem Herzog zur Antwort, der eine Regung der Wut nicht ganz unterdrücken konnte. Als sie vorüber war, sagte er: »Sie sind beide wirklich sehr nett, warten Sie bitte einen Augenblick auf Oriane. Ich ziehe nur meinen Schwalbenschwanz an und komme wieder zurück. Ich werde meiner Ehehälfte sagen lassen, daß Sie beide auf sie warten.«

Ich sprach mit Swann einen Augenblick über die Dreyfus-Affäre und fragte ihn, wie es komme, daß alle Guermantes Dreyfus-Gegner seien. »Zunächst einmal, weil alle diese Leute im Grunde Antisemiten sind«, antwortete Swann, der gleichwohl aus Erfahrung wußte, daß einige von ihnen es nicht waren, jedoch – wie alle Menschen, die leidenschaftlich an einer Meinung hängen –, um zu erklären, daß gewisse Personen sie nicht teilten, bei ihnen lieber eine Art fixer Idee, ein Vorurteil voraussetzte, gegen das man nichts machen konnte, als Gründe, die eine Diskussion zugelassen hätten. Im übrigen, vorzeitig am Ende seines Lebens angekommen, verabscheute er wie ein müde gehetztes Tier, dem man noch weiter zusetzt, diese Verfolgungen und kehrte in den religiösen Frieden seiner Väter zurück.

»Was den Fürsten von Guermantes angeht«, sagte ich, »so ist es allerdings wahr, ich habe gehört, er sei Antisemit.«

»Oh! Von dem schweigen wir lieber. Es geht bei ihm so weit, daß er, als er Offizier war und fürchterliche Zahnschmerzen hatte, sie lieber weiter aushielt, als den einzigen Zahnarzt der Gegend zu konsultieren, da dieser Jude war; und lieber hat er einen Flügel seines Schlosses, in dem ein Feuer ausgebrochen war, in Flammen aufgehen lassen, als daß er im

Nachbarschloß um Pumpen gebeten hätte, da dieses einem Rothschild gehörte.«

»Werden Sie zufällig heute abend auch dort sein?«

»Ja«, antwortete er, »obwohl ich eigentlich sehr müde bin. Aber er hat mir einen Rohrpostbrief geschickt und mich wissen lassen, er habe mir etwas zu sagen. Ich fühle aber, daß ich in den nächsten Tagen zu elend sein werde, um zu ihm zu gehen oder ihn zu empfangen, das regt mich dann sicher auf, und da möchte ich es lieber jetzt gleich hinter mich bringen.«

»Aber der Herzog von Guermantes ist kein Antisemit.«

»Sie sehen ja, daß er es doch ist, da er gegen Dreyfus ist«, antwortete Swann, ohne zu bemerken, daß das eine Petitio principii war. »Das hindert mich aber nicht, daß es mir leid tut, diesen Mann – was sage ich! diesen Herzog – so enttäuscht zu haben, indem ich seinen angeblichen Mignard, oder was es sonst sein soll, nicht bewundert habe.«

»Aber die Herzogin?« bemerkte ich, auf die Dreyfus-Affäre zurückkommend. »Sie ist doch gescheit.«

»Ja, sie ist reizend. Meiner Meinung nach übrigens war sie es sogar mehr, als sie noch Fürstin des Laumes hieß. Ihr Geist hat etwas Kantigeres bekommen. Alles war damals weicher, als sie noch eine ganz junge große Dame war, aber schließlich, ob jünger oder älter, Männer oder Frauen, was wollen Sie, alle diese Leute gehören einer anderen Menschenart an. Man hat nicht ungestraft tausend Jahre Feudalwesen in seinem Blut. Natürlich meinen sie, es mache für ihre Meinungen nichts aus.«

»Aber Robert de Saint-Loup ist doch ganz und gar auf der Seite von Dreyfus?«

»So? Um so besser, besonders da ja, wie Sie wissen, seine Mutter sehr gegen ihn ist. Ich hatte schon gehört, er sei für Dreyfus, aber sicher war ich nicht. Es freut mich jedoch wirklich sehr. Im übrigen wundert es mich nicht, denn er ist sehr intelligent. Und das ist schon viel.«

Die Parteinahme für Dreyfus hatte Swann außerordentlich naiv gemacht und seiner Sehweise einen bedeutenderen Stoß versetzt als früher seine Heirat mit Odette. Diese neue Deklassierung hätte man freilich besser als Reklassierung bezeichnet; im Grunde war sie nur ehrenhaft für ihn, da er durch sie wieder auf die Bahn zurückgeführt wurde, auf der die Seinen dahergekommen waren und von der er mit seinem aristokratischen Verkehr abgewichen war. Doch gerade in dem Augenblick, da der so scharf blickende Swann aufgrund der Gaben, die er seiner Herkunft verdankte, eine Wahrheit zu sehen vermochte, die in der gehobenen Gesellschaft noch verborgen blieb, war er gleichwohl von komischer Verblendung befallen. Alle Bewunderung und alle Verachtung unterstellte er einem neuen Kriterium, der Haltung im Dreyfus-Konflikt. Daß er Madame Bontemps aufgrund ihrer Parteinahme gegen Dreyfus dumm fand, war nicht erstaunlicher, als daß er sie zur Zeit seiner Heirat gescheit gefunden hatte. Ebenso war es nicht sehr schwerwiegend, daß die neue Welle auch seine politischen Urteile berührte und ihn vergessen ließ, daß er Clemenceau[1] als einen Geldmenschen und Spion Englands (es war dies eine absurde Idee des Kreises um die Guermantes) angesehen hatte, denselben Clemenceau, von dem er jetzt behauptete, er habe ihn immer für gewissenhaft und unbeugsam gehalten wie Cornély.[1] »Nein, ich habe niemals etwas anderes behauptet. Sie müssen das verwechseln.« Sogar über seine politischen Urteile hinaus unterhöhlte die neue Flut bei Swann auch die literarischen Meinungen, bis hin zu der Art, ihnen Ausdruck zu geben. Barrès war jetzt völlig talentlos und selbst seine Jugendarbeiten schwächliche Machwerke, die man kaum noch lesen konnte.[2] »Versuchen Sie es nur, Sie kommen sicher nicht durch. Hingegen Clemenceau! Persönlich bin ich nicht antiklerikal, aber wie sehr wird einem doch bewußt, wenn man die beiden vergleicht, daß Barrès eben kein Rückgrat hat. Dieser alte Clemenceau ist wirklich ein großer Mann. Und wie er seine Sprache beherrscht!« Im übri-

gen wären die Dreyfus-Gegner nicht im Recht gewesen, wenn sie sich über solche Narrheiten eine Kritik erlaubt hätten. Sie erklärten, man sei für Dreyfus, weil man jüdischen Ursprungs sei. Wenn ein gläubiger Katholik wie Saniette ebenfalls für die Revision eintrat, so war es, weil Madame Verdurin, die sich als wilde Radikale gebärdete – vor allem war sie gegen die »Pfaffen« eingenommen –, ihn bearbeitet hatte. Saniette sei mehr dumm als boshaft und wisse nicht, wie sehr die Patronne ihm schade. Wenn man einwandte, Brichot sei ebenso befreundet mit Madame Verdurin und gleichwohl Mitglied der »Patrie française«, so hieß es, er sei eben klüger.

»Sehen Sie ihn manchmal?« fragte ich Swann im Laufe unseres Gesprächs über Saint-Loup.

»Nein, niemals. Er hat mir neulich geschrieben, ich möge den Herzog von Mouchy und einige andere bitten, für seine Aufnahme beim Jockey-Club einzutreten, wo er übrigens glatt wie ein Brief bei der Post durchgelaufen ist.«

»Trotz der Affäre?!«

»Es ist darauf nicht einmal die Sprache gekommen. Im übrigen muß ich Ihnen sagen, daß ich selbst seither keinen Fuß mehr dorthin setze.«

Monsieur de Guermantes trat wieder ein und bald darauf auch seine Frau, ganz fertig nunmehr, groß und strahlend schön in einem roten Atlaskleid, dessen Rock eine Pailletten-bordüre schmückte. Im Haar trug sie eine große purpurrot gefärbte Straußenfeder und um die Schultern einen Tüllschal von dem gleichen Ton. »Wie gut Ihr Hut mit dem grünen Futter aussieht«, bemerkte die Herzogin, der niemals etwas entging. »Bei Ihnen, Charles, ist übrigens alles hübsch, was Sie tragen und was Sie sagen, was Sie lesen und was Sie tun.« Swann, der aussah, als habe er gar nicht gehört, betrachtete die Herzogin wie ein Bild von Meisterhand und suchte darauf ihren Blick, wobei er die Lippe vorschob, als wolle er etwas wie »Alle Wetter!« sagen. Madame de Guermantes lachte hell. »Meine Toilette gefällt Ihnen? Da bin ich wirklich froh.

Dabei muß ich sagen, mir selbst gefällt sie gar nicht so sehr«, fuhr sie mit mißvergnügter Miene fort. »Mein Gott, ist das langweilig, daß man sich umziehen und ausgehen muß, wenn man so viel lieber bei sich zu Hause bliebe!«

»Was für wundervolle Rubine!«

»Ja! Mein guter Charles, man sieht wenigstens, daß Sie etwas davon verstehen, Sie sind nicht wie Monserfeuil, dieser ungehobelte Mensch, der mich fragte, ob es echte sind. Ich muß sagen, ich habe niemals solche schönen gesehen. Sie sind ein Geschenk der Großfürstin. Für meinen Geschmack sind sie etwas groß, etwa wie Bordeauxgläser, die man zu voll gegossen hat, aber ich trage sie, weil wir heute abend die Großfürstin bei Marie-Gilbert treffen«, setzte Madame de Guermantes hinzu, ohne zu wissen, daß sie mit dieser Behauptung die des Herzogs dementierte.

»Was ist denn heute bei der Prinzessin los?« fragte Swann.

»Gar nichts weiter«, beeilte der Herzog sich zu sagen, der bei der Frage Swanns glaubte, daß dieser nicht eingeladen sei.

»Aber wieso denn, Basin? Es ist doch alles aufgeboten, was Rang und Namen hat. Es wird sicher lebensgefährlich, weil todlangweilig sein. Hübsch könnte«, setzte sie mit einem zarten Ausdruck zu Swann gewandt hinzu, »wenn das Gewitter, das in der Luft liegt, nicht ausbricht, der wundervolle Park sein, Sie kennen ihn ja. Ich war vor vier Wochen dort zur Zeit, als der Flieder in Blüte stand, man kann sich keine Vorstellung machen, wie wunderschön das war. Dazu noch der Springbrunnen, es ist wirklich wie Versailles in Paris.«

»Was für eine Art von Frau ist die Fürstin denn?« fragte ich.

»Aber Sie kennen sie doch, Sie haben sie ja hier gesehen, sie ist schön wie der Tag, aber auch etwas blöd, sehr nett dabei trotz ihrer echt germanischen Erhabenheit, voll Herz und voll Ungeschick.«

Swann war zu klug, um nicht zu sehen, daß Madame de Guermantes in diesem Augenblick bemüht war, den berühm-

ten »Esprit Guermantes« zu produzieren, und zwar auf ziemlich billige Art, denn sie tischte nur noch einmal in weniger glücklicher Form alte Aussprüche von sich auf. Doch um der Herzogin zu beweisen, daß er ihre Absicht, etwas Komisches zu sagen, wohl verstanden habe, und als sei es sogar wirklich komisch gewesen, lächelte er ihr etwas gezwungen zu, wobei er mir durch diese bestimmte Art der Unaufrichtigkeit das gleiche Unbehagen verursachte, das mich früher befallen hatte, wenn ich mitanhörte, wie meine Eltern mit Vinteuil über die Verderbtheit gewisser Milieus sprachen (wo ihnen doch wohl bekannt war, daß in Montjouvain eine noch viel größere herrschte) oder wie Legrandin seine Rede für einfältige Leute aufs feinste nuancierte oder zartgewählte Beiwörter suchte, von denen er ganz genau wußte, daß ein reiches oder hochmondänes, aber ungebildetes Publikum dafür kein Verständnis hatte.

»Aber Oriane, was sagen Sie da«, bemerkte Monsieur de Guermantes, »Marie soll dumm sein? Sie hat alles gelesen und ist musikalisch wie eine Nachtigall.«

»Aber mein lieber guter Basin, Sie sind wirklich naiv wie ein neugeborenes Kind. Als ob man nicht das alles sein könnte und dennoch ein bißchen blöd. Blöd ist im übrigen übertrieben, sie ist nur wie von Nebeln umwogt, sie ist Hessen-Darmstadt, Heiliges Römisches Reich und blablabla. Schon ihre Aussprache macht mich nervös. Aber ich gebe im übrigen zu, daß sie dennoch eine ganz reizende Närrin ist. Allein schon diese Idee, von ihrem deutschen Thron herabzusteigen, um ganz bürgerlich einen schlichten Privatmann zu ehelichen. Allerdings hat sie ihn sich ausgesucht! Aber, mein Gott«, fuhr sie zu mir gewandt fort, »Sie kennen ja Gilbert gar nicht! Sie können sich vielleicht von ihm eine Vorstellung machen, wenn ich Ihnen sage, er ist einmal ernstlich krank geworden, weil ich meine Karte bei Madame Carnot[1] abgegeben hatte … Aber, mein guter Charles«, sagte die Herzogin, um das Thema zu wechseln, denn sie bemerkte, daß die Geschichte mit der

bei Madame Carnot abgegebenen Karte Monsieur de Guermantes irritierte, »wissen Sie auch, daß Sie mir die Photographie mit unseren Rittern von Rhodos nicht geschickt haben, die ich doch um Ihretwillen mag und so gern sehen würde.«

Der Herzog hatte indessen unverwandt seine Frau fixiert. »Oriane, Sie sollten dann wenigstens die Wahrheit sagen und nicht die Hälfte verschweigen. Man muß nämlich wissen«, stellte er zu Swann gewandt berichtigend fest, »daß die Frau des damaligen englischen Botschafters, die eine herzensgute Frau war, aber ein bißchen auf dem Mond lebte und überhaupt zu solchen Ungereimtheiten neigte, die ziemlich barocke Idee gehabt hat, uns mit dem Präsidenten der Republik und seiner Frau einzuladen. Wir waren beide, selbst Oriane, einigermaßen überrascht, um so mehr, als die Botschafterin ungefähr die gleichen Personen kannte wie wir und nicht nötig hatte, uns mit einem so seltsamen Club zusammenzubringen. Es war ein Minister da, der gestohlen hatte. Nun, Schwamm darüber, aber es hatte uns jedenfalls niemand gewarnt, wir saßen in der Falle, und im übrigen muß man anerkennen, daß alle diese Leute sehr höflich gewesen sind. Nur hätte das ja eigentlich genügt. Madame de Guermantes, die mir nicht häufig die Ehre erweist, mich um Rat zu fragen, hat es als ihre Pflicht erachtet, im Laufe der Woche ihre Karte im Élysée abzugeben. Gilbert ist vielleicht etwas weit gegangen, wenn er darin geradezu einen Makel auf unseren Namen sah. Aber man darf nicht vergessen, daß, abgesehen von der Politik, Monsieur Carnot, der sich im übrigen ganz seiner Stellung gemäß verhalten hat, der Enkel eines Mitglieds des Revolutionstribunals ist, das an einem Tage elf der Unseren umgebracht hat.«[1]

»Und warum, Basin, sind Sie dann jede Woche zum Abendessen nach Chantilly gegangen?[2] Der Herzog von Aumale ist ebensogut der Enkel eines Mitglieds des Revolutionstribunals, nur mit dem Unterschied, daß Carnot ein treffli-

cher Mann war und Philippe-Égalité ein abscheuliches Biest.«[3]

»Ich bitte um Verzeihung, wenn ich unterbreche, aber ich möchte doch bemerken, daß ich die Photographie geschickt habe«, sagte Swann. »Ich verstehe nicht, wieso sie nicht in Ihre Hände gelangt ist.«

»Das wundert mich nicht so sehr«, sagte die Herzogin. »Meine Bedienten sagen mir nur, was ihnen genehm erscheint. Wahrscheinlich mögen sie den Johanniterorden nicht.« Sie schellte.

»Sie wissen, Oriane, wenn ich nach Chantilly zum Abendessen ging, so war es immer ohne Begeisterung.«

»Ohne Begeisterung, ja, aber mit einem Nachthemd für den Fall, daß der Prinz Sie aufforderte, über Nacht dazubleiben, was er im übrigen selten tat, grobschlächtig wie er war, gleich allen Orléans … Wissen Sie übrigens, mit wem wir heute bei Madame de Saint-Euverte dinieren?« fragte Madame de Guermantes ihren Gatten.

»Außer den Gästen, von denen Sie schon wissen, wird, in letzter Stunde eingeladen, der Bruder des Königs Theodosius anwesend sein.«

Bei dieser Nachricht strahlten die Züge der Herzogin Befriedigung und ihre Worte Unmut aus. »Ach du lieber Gott, immer noch mehr Fürsten.«

»Aber dieser ist nett und gescheit«, sagte Swann.

»Und dennoch nicht völlig«, antwortete die Herzogin, die aussah, als suche sie die rechten Worte, um ihren Gedanken mehr Neuheit zu verleihen. »Haben Sie noch nicht bei den Fürsten festgestellt, daß die, die nett sind, nie vollkommen nett sind? Aber doch, es ist so, ich versichere Sie! Sie müssen immer über alles eine Meinung haben. Da sie aber keine besitzen, verbringen sie jeweils den ersten Teil ihres Lebens damit, uns nach der unseren zu fragen, und im zweiten tischen sie sie uns dann wieder auf. Sie müssen immer unbedingt sagen, das eine sei gut gespielt worden, das andere weniger gut.

Darin sind sie alle gleich. Sehen Sie, gerade dieser kleine Theodosius der Jüngere (ich kann mich nicht auf seinen Namen besinnen) hat mich gefragt, was das denn sei, ein Orchestermotiv. Ich habe ihm geantwortet«, sagte die Herzogin mit blitzenden Augen und einem Lachen, das ihre schönen roten Lippen umspielte: ›Ein Orchestermotiv ist ein Orchestermotiv.‹ Na gut! Im Grunde war er natürlich nicht zufrieden damit. Ach! mein guter Charles«, fuhr sie mit leidender Miene fort, »wie langweilig kann es doch sein, wenn man bei anderen zu Abend essen muß! Es gibt Abende, an denen man lieber sterben möchte! Allerdings mag Sterben ebenso langweilig sein, man weiß ja nicht, wie es tut.«

Ein Diener erschien. Es war der junge Verlobte, der Meinungsverschiedenheiten mit dem Hausmeister gehabt hatte, bis die Herzogin in ihrer Güte zwischen den beiden einen Scheinfrieden zuwege gebracht hatte.

»Soll ich heute abend Erkundigungen einziehen, wie es dem Herrn Marquis von Osmond geht?« fragte er.

»Um Gottes willen nicht, nicht vor morgen früh! Ich will sogar nicht einmal, daß Sie heute abend hier zu Hause sind. Sein Diener, den Sie ja kennen, braucht nur zu kommen, Ihnen Nachricht zu geben und Ihnen zu sagen, daß Sie uns holen sollen. Gehen Sie aus, verschwinden Sie, wohin immer Sie wollen; amüsieren Sie sich, verbringen Sie die Nacht außer Haus. Ich brauche Sie hier nicht vor morgen früh.«

Eine ungeheure Freude überflutete das Gesicht des Bedienten. Endlich würde er lange Stunden mit seiner Verlobten verbringen können, die er kaum noch sehen konnte, seitdem in der Folge einer neuen Szene mit dem Hausmeister die Herzogin ihm freundlich erklärt hatte, es sei besser für ihn, gar nicht auszugehen, um neue Konflikte zu vermeiden. Bei dem Gedanken, endlich einen freien Abend zu haben, schwamm er plötzlich in einem Glück, das die Herzogin bemerkte und auf der Stelle begriff. Sofort zog es ihr das Herz zusammen und kribbelte sie in allen Gliedern beim Anblick dieses Glücks,

das jemand ohne ihr Wissen und verborgen vor ihr zu genießen gedachte, eines Glücks, über das sie gereizt und auf das sie eifersüchtig war. »Nein, Basin, er muß hierbleiben, er soll sich sogar nicht aus dem Hause rühren.«

»Aber Oriane, das ist doch Wahnsinn, alle deine Leute sind da, außerdem kommt um zwölf Uhr noch der Kostümschneider mit der Person, die dich zum Ball ankleiden soll. Er kann uns doch gar nichts nützen, und da er allein von allen mit Mamas Diener befreundet ist, möchte ich ihn lieber wer weiß wie weit von hier wissen.«

»Hören Sie, Basin, überlassen Sie das mir. Ich muß ihm heute abend bestimmt noch einen Auftrag geben, ich weiß noch nicht genau wann. Rühren Sie sich also nicht eine Minute von hier fort«, sagte sie zu dem Diener, der völlig verzweifelt war.

Wenn es immer Streit gab und niemand bei der Herzogin bleiben wollte, so war die Person, auf die dieser unaufhörliche Kleinkrieg zurückging, freilich keinesfalls zu entfernen, aber der Concierge war es nicht. Gewiß vertraute ihm für die grobe Arbeit, für die Torturen, deren Anwendung mühevoll war, für die Zwistigkeiten, die mit Schlägen endeten, die Herzogin die schweren Instrumente an. Im übrigen spielte er seine Rolle, ohne sich bewußt zu sein, daß jemand sie ihm zuerteilt hatte. Wie die Dienstboten bewunderte er die Güte der Herzogin, und die wenig klarblickenden Bedienten besuchten nach ihrem Weggang oft noch Françoise und sagten, das Haus des Herzogs könnte die beste Stelle von ganz Paris sein, wenn nicht die Portierloge wäre. Die Herzogin spielte die Loge aus, wie lange Zeit der Klerikalismus, die Freimaurerei, die Judengefahr und dergleichen mehr ausgespielt worden sind. Ein Diener trat ein.

»Warum ist das Paket nicht heraufgebracht worden, das Monsieur Swann geschickt hat? A propos (Sie wissen, Charles, Mama ist sehr krank) ist Jules, der sich nach dem Befin-

den des Herrn Marquis von Osmond erkundigen sollte, noch nicht wieder zurück?«

»Er ist gerade gekommen, Durchlaucht. Man rechnet jeden Augenblick mit dem Ableben des Herrn Marquis.«

»Ah! Er lebt!« rief der Herzog mit einem Seufzer der Erleichterung aus. »Man rechnet, man rechnet, o du heiliges Einmaleins! Wo noch Leben ist, ist auch Hoffnung«, belehrte uns der Herzog mit fröhlicher Miene. »Man hatte ihn mir schon als tot und begraben geschildert. In acht Tagen wird er munterer sein als ich.«

»Die Ärzte haben gesagt, er wird den Abend nicht überstehen. Der eine wollte in der Nacht noch einmal wiederkommen. Ihr Chef hat gesagt, es habe keinen Zweck. Der Herr Marquis wäre eigentlich schon tot; er lebt nur noch, weil man ihm einen Einlauf mit Kampferöl gegeben hat.«

»So schweigen Sie doch, Sie Idiot«, rief der Herzog auf dem Gipfel des Zorns. »Wer hat Sie denn danach gefragt? Sie haben gar nicht begriffen, was man Ihnen sagt.«

»Mir hat man gar nichts gesagt, sondern Jules.«

»Werden Sie wohl schweigen«, brüllte der Herzog, und zu Swann gewandt, fuhr er fort: »Welch Glück, daß er lebt! Allmählich wird er wieder zu Kräften kommen. Nach einem solchen Anfall lebt er noch. Das ist ja ausgezeichnet. Man kann nicht alles auf einmal verlangen. Das ist gewiß gar nicht unangenehm, so eine kleine Auffrischung mit Kampferöl.« Der Herzog rieb sich die Hände: »Er ist am Leben, was will man noch mehr? Nach allem, was er durchgemacht hat, ist das wirklich sehr schön. Er ist sogar zu beneiden um eine so gute Natur. Oh, die Kranken! Jeder nimmt tausend Rücksichten auf sie, mit denen uns niemand umgibt. Heute mittag erst hat mir so ein Kerl von einem Koch eine Hammelkeule mit Sauce béarnaise vorgesetzt, die übrigens, wie ich anerkennen muß, ausgezeichnet war, aber gerade deshalb habe ich so viel davon genommen, daß es mich jetzt noch im Magen drückt. Deswegen aber erkundigt niemand sich nach meinem Befinden wie

nach dem des lieben Amanien. Man erkundigt sich sogar zu viel. Das muß ihn ja ermüden. Man sollte ihm lieber Ruhe gönnen. Man bringt den Guten ja um, wenn man unaufhörlich jemanden zu ihm schickt.«[1]

»Nun, wie ist es«, sagte die Herzogin zu dem Diener, der sich zurückzog, »ich hatte gebeten, daß die eingepackte Photographie heraufgebracht wird, die Monsieur Swann mir geschickt hat.«

»Frau Herzogin, das Paket ist so groß, daß ich nicht wußte, ob es durch die Tür gehen würde. Wir haben es im Vestibül abgestellt. Wünschen Frau Herzogin, daß ich es heraufbringe?«

»Ach so! Nein, man hätte es mir sagen sollen, aber wenn es so groß ist, werde ich es gleich beim Hinuntergehen anschauen.«

»Ich habe auch vergessen, Frau Herzogin zu sagen, daß die Frau Gräfin Molé heute morgen ihre Karte für Frau Herzogin dagelassen hat.«

»Wie? heute morgen?« fragte die Herzogin mit unzufriedener Miene, wohl auch, weil sie fand, daß eine so junge Person sich nicht erlauben dürfe, ihre Karte am Vormittag abzugeben.

»Gegen zehn Uhr, Frau Herzogin.«

»Zeigen Sie mir die Karte.«

»Auf alle Fälle, Oriane, wenn Sie sagen, es sei eine komische Idee von Marie gewesen, Gilbert zu heiraten«, kam der Herzog auf die frühere Unterredung zurück, so haben Sie eine sonderbare Art, Geschichte zu schreiben. Wenn jemand dumm bei dieser Heirat gewesen ist, so war es Gilbert selbst, weil er ausgerechnet eine so nahe Verwandte des Königs von Belgien geheiratet hat, wo dieser sich doch den Namen Brabant anmaßt, der eigentlich uns zusteht. Rundheraus gesagt, sind wir vom gleichen Blut wie die Hessen, aber die ältere Linie. Es ist ja immer dumm, von sich selbst zu reden«, fuhr er zu mir gewandt fort, »aber schließlich, wann je wir nicht

nur nach Hessen, sondern auch nach Kassel oder wohin immer in ganz Kurhessen gegangen sind, haben die Landgrafen stets in der liebenswürdigsten Weise zu verstehen gegeben, daß uns der Vortritt und der erste Platz zukommt, da wir ältere Linie sind.«[1]

»Aber schließlich, Basin, werden Sie mir doch nicht erzählen wollen, daß diese Person, die Majorsrang in allen Regimentern ihres Landes hatte und die man schon mit dem König von Schweden hatte verloben wollen …«

»Aber Oriane, das ist denn doch zu stark. Man sollte meinen, Sie wüßten nicht, daß der Großvater des Königs von Schweden noch in Pau seinen Kohl angebaut hat, als wir schon neun Jahrhunderte lang in ganz Europa ganz obenan gewesen sind.«[2]

»Das hindert aber nicht, daß, wenn es auf der Straße hieße: ›Da schau, das ist der König von Schweden‹, alles, um ihn zu sehen, bis zur Place de la Concorde laufen würde. Wenn aber einer sagt: ›da geht Monsieur de Guermantes‹, weiß niemand, wer das ist.«

»Das ist auch gerade ein Grund!«

»Im übrigen kann ich nicht verstehen, wie Sie, wenn nun einmal der Titel des Herzogs von Brabant an die Königsfamilie von Belgien übergegangen ist, noch darauf Anspruch erheben können.«

Der Diener kam mit der Karte der Gräfin Molé zurück oder vielmehr mit dem, was sie als Karte dagelassen hatte. Unter dem Vorwand, sie habe keine bei sich, hatte sie aus ihrer Tasche einen Brief genommen, den sie erhalten hatte, den Inhalt eingesteckt und den Umschlag mit dem Namen Gräfin Molé angeknickt. Da der Umschlag entsprechend dem Format des in jenem Jahre modernen Briefpapiers ziemlich groß war, nahm diese handgeschriebene »Karte« doppelt soviel Platz ein wie eine gewöhnliche Visitenkarte.

»Da sieht man ja die berühmte Schlichtheit von Madame Molé«, bemerkte ironisch die Herzogin. »Sie will uns glauben

machen, sie habe keine Karte, und dabei gleichzeitig ihre Originalität beweisen. Aber wir kennen das alles, nicht wahr, mein guter Charles, wir sind etwas zu alt und selbst originell genug, als daß wir Esprit von einer kleinen Dame lernen müssen, die erst seit vier Jahren ausgeht. Sie ist reizend, aber sie scheint mir doch nicht genügend Format zu haben, um sich einbilden zu können, die Welt sei so leicht zu verblüffen, daß man nur einen Briefumschlag um zehn Uhr früh als Karte abzugeben braucht. Die alte Mutter Maus wird ihr zeigen, daß sie in diesem Kapitel ebenso beschlagen ist wie sie!«

Swann mußte lachen, wenn er sich vorstellte, welche Impertinenz die Herzogin, die im übrigen auf den Erfolg der Gräfin Molé etwas eifersüchtig war, im »Esprit Guermantes« als Antwort für die Besucherin finden werde.

»Was den Titel des Herzogs von Brabant anlangt, so habe ich Ihnen schon hundertmal gesagt, Oriane«, begann der Herzog von neuem, doch ohne auf ihn zu hören, schnitt die Herzogin ihm das Wort ab.

»Mein guter lieber Charles, ich sehne mich jetzt nach Ihrer Photographie.«

»Aha! *extinctor draconis latrator Anubis*«[1] , sagte Swann.

»Ja, Sie haben etwas so Hübsches darüber gesagt und einen Vergleich mit dem heiligen Georg in Venedig angestellt. Nur verstehe ich nicht, was ›Anubis‹ soll.«

»Wie ist denn der, der ein Vorfahr Babals ist?« wollte Monsieur de Guermantes wissen.

»Sie möchten sich also seinen Vorfahren vorführen lassen«, sagte Madame de Guermantes mit völlig ungerührter Miene, um zu zeigen, daß sie selbst keinen Wert auf dieses Wortspiel legte. »Ich möchte sie alle sehen«, setzte sie hinzu.

»Hören Sie, Charles, wir wollen doch hinuntergehen, bis der Wagen vorgefahren ist«, sagte der Herzog, »Sie machen uns eben eine Vestibülvisite, weil meine Frau ja doch keine Ruhe gibt, solange sie Ihre Photographie nicht gesehen hat. Ich persönlich bin freilich weniger ungeduldig«, setzte er mit

einer Miene der Befriedigung hinzu. »Ich bin ein ruhiger Mensch, aber meine Frau bringt uns eher um, als daß sie darauf verzichtet.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, Basin«, sagte die Herzogin, »wir wollen ins Vestibül gehen, da wissen wir wenigstens, wo wir hinkommen, während ich wirklich nicht einsehe, wohin du mit deinen Grafen von Brabant kommen willst.«

»Ich habe Ihnen hundertmal wiederholt, daß der Titel an das Haus Hessen«, sagte der Herzog (während wir die Photographie ansehen gingen und ich an diejenigen dachte, die mir Swann früher in Combray mitgebracht hatte) »durch die Vermählung eines Brabant im Jahre 1241 mit der Tochter des letzten Landgrafen von Thüringen und Hessen gekommen ist, so daß sogar eher der Titel des Prinzen von Hessen an die Familie Brabant als derjenige des Herzogs von Brabant an Hessen übergegangen ist.[1] Sie wissen doch außerdem, daß unser Schlachtruf der der Herzöge von Brabant gewesen ist: ›Limbourg à qui l'a conquis‹[2] , bis wir das Wappen der Brabant mit dem der Guermantes vertauscht haben, womit wir übrigens, wie ich finde, unrecht taten; auch das Beispiel der Gramont kann mich nicht dazu bringen, meine Meinung zu ändern.«[3]

»Aber«, antwortete Madame de Guermantes, »da es doch der König von Belgien erobert hat … Im übrigen heißt der belgische Thronfolger Herzog von Brabant.«

»Aber, meine Liebe, was Sie da sagen, hat weder Hand noch Fuß und ist schon von Grund auf verkehrt. Sie wissen ebensogut wie ich, daß es Titel gibt, die auch weiterbestehen, wenn das Territorium von einem Usurpator annektiert worden ist. Der König von Spanien zum Beispiel bezeichnet sich ebenfalls gerade als Herzog von Brabant, wodurch er an einen Besitzanspruch erinnert, der jünger als der unsere, aber immerhin älter als der des Königs von Belgien ist.[1] Er nennt sich auch Herzog von Burgund, König von West- und Ostindien sowie Herzog von Mailand. Tatsächlich aber besitzt er eben-

sowenig Burgund oder Indien oder Brabant, wie ich selbst dieses letztere besitze, oder der Prinz von Hessen es besitzt! Zudem führt der König von Spanien auch noch den Titel eines Königs von Jerusalem, der Kaiser von Österreich ebenfalls, und doch besitzt keiner von beiden die Stadt Jerusalem.[2]

Er hielt einen Augenblick inne, da er sich offenbar wegen des Namens Jerusalem genierte, der vielleicht Swann in Anbetracht der derzeitigen »Affäre« peinlich sein könnte, fuhr aber dann um so schneller fort:

»Was Sie da sagen, gilt von allem übrigen auch. Wir sind Herzöge von Aumale gewesen, eine Herzogschaft, die ebenso regulär an das Haus Frankreich gegangen ist wie Joinville und Chevreuse an das Haus d'Albert. Wir erheben ebensowenig Anspruch auf diese Titel wie auf den des Marquis von Noirmoutiers, der uns gehört hat und ganz regulär an das Haus La Trémoïlle gefallen ist. Aber daraus, daß gewisse Abtretungen zu Recht bestehen, folgt nicht, daß sie es alle tun. Zum Beispiel«, fuhr er zu mir gewandt fort, »trägt der Sohn meiner Schwägerin den Titel eines Fürsten von Agrigent, der uns von Johanna der Wahnsinnigen zugekommen ist, sowie den La Trémoïlle derjenige des Fürsten von Tarent. Napoleon hat aber diesen Titel Tarent einem Soldaten gegeben[3] , der im übrigen ein guter Militär gewesen sein mag, aber hier jedenfalls hat der Kaiser noch unrechtmäßiger verfügt als Napoleon iii., wenn er einen Herzog von Montmorency kreierte, denn wenigstens war Périgords Mutter eine Montmorency[4] , während Napoleons i. Tarent von Tarent nichts hatte als den Willen des Kaisers, daß er es sei. Das hinderte Chaix d'Est-Ange[1] jedoch nicht, in Anspielung auf Ihren Onkel Condé den kaiserlichen Beauftragten zu fragen, ob er den Titel des Herzogs von Montmorency in den Gräben von Vincennes aufgelesen habe.«[2]

»Hören Sie, Basin, ich wünsche mir gar nichts Besseres, als Ihnen in die Gräben von Vincennes und sogar nach Tarent zu folgen. Und bei dieser Gelegenheit, lieber Charles, möchte ich

Sie gleich fragen, was ich schon erwähnen wollte, als wir von dem heiligen Georg in Venedig sprachen. Wir haben nämlich die Absicht, Basin und ich, den nächsten Frühling in Italien und Sizilien zu verbringen. Wie anders würde das sein, stellen Sie sich nur vor, wenn Sie mit uns kämen! Ich meine damit nicht nur, welche Freude es für uns wäre, Sie bei uns zu haben, sondern bedenken Sie doch auch, was in Anbetracht von allem, was Sie mir schon oft über die Erinnerungen dort an die Normannenherrschaft und an die Antike erzählt haben, eine solche Reise mit Ihnen werden könnte! Das heißt, daß sogar Basin, was sage ich, Gilbert, Gewinn davon hätten, denn ich habe das Gefühl, daß alles, sogar die Ansprüche auf die Krone von Neapel und all dies Zeug mich interessieren würde, wenn Sie es mir in alten romanischen Kirchen erklären würden oder in kleinen Dörfern, die hoch oben nisten wie auf den Bildern der alten Meister. Aber jetzt wollen wir Ihre Photographie ansehen. Nehmen Sie die Umhüllung ab«, sagte die Herzogin zu dem Diener.

»Aber Oriane, doch nicht heute abend! Sie können sie ja morgen ansehen«, flehte der Herzog sie an, der mir durch Zeichen sein Entsetzen signalisiert hatte, als er das ungeheure Format der Photographie bemerkte.

»Aber es macht mir doch gerade Spaß, sie mit Charles anzusehen«, sagte die Herzogin mit einem Lächeln, in dem gleichzeitig etwas künstlich Begehrliches und psychologisch Scharfsinniges lag, denn in ihrem Wunsch, Swann gegenüber liebenswürdig zu sein, sprach sie von dem Vergnügen, das sie beim Anblick dieser Photographie haben würde wie von dem, das sich ein Kranker von dem Genuß einer Orange verspricht, oder so, als habe sie gleichzeitig einen heimlichen Ausflug mit Freunden verabredet und einen Biographen von Neigungen unterrichtet, die schmeichelhaft für sie waren.

»Dann wird er Sie eben extra deswegen nochmals besuchen«, erklärte der Herzog, so daß seine Frau ihm schließlich nachgeben mußte. »Ihr könnt dann drei Stunden zusammen

davor verbringen, wenn es euch Spaß macht«, setzte er ironisch hinzu. »Aber wo wollen Sie eigentlich ein Spielzeug von diesen Ausmaßen aufbewahren?«

»In meinem Schlafzimmer natürlich, damit ich es jederzeit vor Augen haben kann.«

»Na schön! Machen Sie das, wie Sie wollen. Wenn es in Ihrem Schlafzimmer hängt, besteht noch die größte Aussicht, daß ich es niemals sehe«, sagte der Herzog, ohne zu bedenken, daß er damit ziemlich gedankenlos den negativen Charakter seiner ehelichen Beziehungen offenbarte.

»Gut, aber packen Sie es sehr sorgfältig aus«, befahl die Herzogin dem Diener. (Sie gab ganz genaue Anweisungen aus Liebenswürdigkeit gegen Swann.) »Sorgen Sie dafür, daß auch die Umhüllung erhalten bleibt!«

»Sogar die Hülle muß noch respektiert werden«, flüsterte mir der Herzog mit zum Himmel erhobenen Armen ins Ohr. »Wissen Sie, Swann«, setzte er hinzu, »ich, der ich nur ein armer und höchst prosaischer Ehemann bin, bewundere vor allem, wie Sie eine Hülle dafür von diesem Umfang haben auftreiben können. Wo haben Sie denn die entdeckt?«

»Das Haus, das die Photogravüren herstellt, besorgt solche Sendungen oft. Aber sie wissen nicht, was sich gehört, denn ich sehe, sie haben daraufgeschrieben: ›La duchesse de Guermantes‹ ohne ›Madame‹.«

»Ich verzeihe es ihnen«, sagte zerstreut die Herzogin, der plötzlich ein Gedanke zu kommen schien, der sie erheiterte; sie unterdrückte ein leichtes Lächeln und wandte sich dann rasch wieder an Swann: »Nun, wie ist es, werden Sie mit uns nach Italien kommen?«

»Ich glaube, es wird nicht möglich sein.«

»Nun, da hat Madame de Montmorency mehr Glück bei Ihnen gehabt. Mit ihr sind Sie in Venedig und Vicenza gewesen. Sie hat mir gesagt, daß man mit Ihnen Dinge sieht, die man sonst nie sehen würde, von denen niemand gesprochen hat, Sie hätten ihr unerhörte Sachen gezeigt; selbst an dem,

was auch sonst bekannt ist, habe sie Einzelheiten begriffen, an denen sie sonst zwanzigmal vorübergegangen wäre, ohne sie zu bemerken. Offenbar hat sie mehr erreicht als wir … Sie werden den riesigen Umschlag der Photographien, die Monsieur Swann uns geschickt hat, nehmen«, sagte sie zu dem Diener, »und ihn heute abend um halb elf Uhr bei der Gräfin Molé in meinem Auftrag geknickt abgeben.«

Swann mußte lachen.

»Ich möchte aber doch gern wissen«, fragte ihn Madame de Guermantes, »wie Sie zehn Monate im voraus schon wissen wollen, daß es unmöglich ist.«

»Meine liebe Herzogin, ich werde es Ihnen sagen, wenn Sie Wert darauf legen, aber zunächst einmal sehen Sie ja, daß ich recht leidend bin.«

»Ja, mein guter Charles, ich finde, Sie sehen gar nicht besonders aus, Ihr Teint will mir nicht gefallen. Aber ich bitte Sie ja auch nicht in den nächsten acht Tagen, sondern es ist noch zehn Monate hin. In zehn Monaten hat man doch Zeit, sich wieder zu kurieren, wie Sie wohl zugeben werden.«

In diesem Augenblick meldete ein Diener, daß der Wagen vorgefahren sei. »Also auf, Oriane, aufs Pferd«, sagte der Herzog, der bereits seit längerem ungeduldig scharrte, als gehöre er selbst zu dem wartenden Gespann.

»Also sagen Sie mir jetzt ganz kurz den Grund, der Sie hindern könnte, mit uns nach Italien zu gehen?« fragte die Herzogin, die sich erhob, um sich von uns zu verabschieden.

»Meine liebe Freundin, weil ich dann schon mehrere Monate tot sein werde. Nach der Meinung der Ärzte, die ich aufgesucht habe, wird mir am Ende des Jahres die Krankheit, an der ich leide und die mich im übrigen auch sogleich dahinraffen kann, im besten Fall noch drei oder vier Monate zu leben übriglassen, das wäre sogar schon das Äußerste«, antwortete lächelnd Swann, während der Diener die Glastür des Vestibüls öffnete, um die Herzogin hindurchzulassen.

»Was sagen Sie da?« rief die Herzogin, während sie eine Sekunde auf ihrem Gang zum Wagen innehielt und ihre schönen, schwermütigen blauen Augen mit einem Ausdruck der Unsicherheit zu ihm erhob. Zum ersten Mal in ihrem Leben zwischen zwei so ganz verschiedenen Pflichten stehend wie der, in ihren Wagen zu steigen, um sich zu einer Dinereinladung zu begeben, und der, einem Sterbenden Mitleid zu bezeigen, fand sie in ihrem Kodex des richtigen Verhaltens keine Regel, die sie anwenden konnte, und da sie nicht recht wußte, welcher von beiden Pflichten sie den Vorrang geben sollte, hielt sie es für das beste, so zu tun, als glaube sie nicht daran, daß die zweite Alternative sich jemals stellen könne, um desto beruhigter der ersten folgen zu können, die im Augenblick weniger anstrengend war, und sah die beste Art, den Konflikt zu lösen, darin, ihn einfach zu negieren.

»Sie wollen wohl scherzen?« sagte sie zu Swann.

»Das wäre allerdings ein ganz reizender Scherz«, gab Swann ironisch zurück. »Ich weiß nicht, weshalb ich es Ihnen sage, ich habe bislang ja hier noch nie von meiner Krankheit gesprochen, aber da Sie mich danach fragen und ich jetzt von einem Tag auf den andern sterben kann … Doch vor allem möchte ich nicht, daß Sie sich verspäten, Sie sind zum Diner eingeladen«, setzte er hinzu, weil er wußte, daß für die anderen ihre eigenen mondänen Verpflichtungen dem Tod eines Freundes vorgehen, und er sich aus Höflichkeit an ihre Stelle versetzte. Doch auch die Höflichkeit der Herzogin gestattete ihr, undeutlich zu spüren, daß das Diner, zu dem sie ging, für Swann wohl weniger zählen mochte als sein eigener Tod. So ließ sie denn, während sie weiter auf den Wagen zuschritt, die Schultern fallen und sagte: »Sorgen Sie sich nicht um das Diner, es hat gar keine Bedeutung!« Aber diese Worte versetzten den Herzog in schlechte Laune, und er rief: »Wie lange wollen Sie denn noch schwatzen, Oriane, und mit Swann Ihre Jeremiaden austauschen, Sie wissen doch, Madame de Saint-Euverte hält darauf, daß man sich Schlag acht zu Tisch

setzt. Wissen Sie eigentlich, was Sie wollen? Ihre Pferde warten nun schon fünf Minuten. Ich bitte Sie um Verzeihung, Charles«, fuhr er zu Swann gewandt fort, »aber es ist nachgerade zehn Minuten vor acht. Oriane kommt immer zu spät, wir brauchen mehr als fünf Minuten bis zu der alten Saint-Euverte.«

Madame de Guermantes ging jetzt entschlossen auf den Wagen zu und verabschiedete sich zum letzten Mal von Swann: »Hören Sie, wir müssen über das alles noch sprechen, ich glaube kein Wort von dem, was Sie mir da sagen, wir reden noch darüber. Man hat Ihnen sicher nur einen Schreck eingejagt, aber kommen Sie zum Dejeuner, wann immer es Ihnen paßt« (für Madame de Guermantes lief alles immer auf ein Dejeuner hinaus). »Sie brauchen nur den Tag und die Stunde zu nennen.« Und indem sie ihren roten Rock aufhob, setzte sie den Fuß auf das Trittbrett. Sie wollte gerade einsteigen, als beim Anblick dieses Fußes der Herzog mit furchtbarer Stimme rief: »Oriane, was tun Sie da, Sie Unglücksmensch, Sie haben ja noch die schwarzen Schuhe an! Zu einer roten Toilette! Gehen Sie sofort wieder hinauf und ziehen die roten Schuhe an, oder besser noch«, sagte er zu dem Diener, »richten Sie der Jungfer der Frau Herzogin aus, sie soll sofort die roten Schuhe herunterbringen.«[1]

»Aber mein Lieber«, brachte die Herzogin mit sanfter Stimme vor, da es ihr peinlich war, daß Swann, der mit mir hinausging und erst den Wagen abfahren lassen wollte, diese Worte noch hörte, »wir sind doch schon so spät daran …«

»Nicht doch, wir haben noch gut Zeit. Es ist erst zehn vor acht, wir brauchen ja schließlich keine zehn Minuten bis zum Parc Monceau, und was wollen Sie, selbst wenn es halb neun wird, gedulden sie sich auch, Sie können doch nicht in einem roten Kleid und schwarzen Schuhen erscheinen. Im übrigen werden wir nicht die letzten sein, da sind immer diese Sassenages, oder nicht, sie kommen nie früher als zwanzig Minuten vor neun.«

Die Herzogin ging in ihr Zimmer hinauf.

»Was sagen Sie nun«, wandte sich Monsieur de Guermantes an uns, »da macht man sich lustig über die armen Ehemänner, aber sie haben doch auch ihr Gutes. Ohne mich wäre Oriane in schwarzen Schuhen zum Diner gegangen.«

»Es sah nicht schlecht aus«, meinte Swann, »ich hatte die schwarzen Schuhe bemerkt, aber es störte mich nicht.«

»Das mag schon sein«, antwortete der Herzog, »aber eleganter ist es doch, wenn sie die gleiche Farbe haben wie das Kleid. Und außerdem können Sie ganz beruhigt sein, gleich nach der Ankunft hätte sie es bemerkt, und ich hätte dann gehen und die Schuhe holen können. Auf diese Weise wäre ich erst um neun Uhr zu meinem Abendessen gekommen. Adieu jetzt, meine Lieben«, sagte er und schob uns sanft hinaus, »gehen Sie, ehe Oriane wieder herunterkommt. Nicht daß sie Sie beide nicht sehr gern sähe, im Gegenteil, sie sieht Sie nur zu gern. Wenn sie Sie noch hier findet, fängt sie wieder zu reden an. Sie ist schon sehr müde und wird halbtot zum Abendessen kommen. Außerdem gestehe ich offen ein, daß ich umfalle vor Hunger. Ich habe heute mittag sehr schlecht gegessen, als ich von der Bahn kam. Es gab zwar eine unerhörte Sauce béarnaise, aber trotzdem bin ich gar nicht böse, wenn ich mich bald zu Tisch setzen kann. Fünf Minuten vor acht! O diese Frauen. Sie wird noch erreichen, daß wir beide Magenschmerzen bekommen. Sie ist weit weniger robust, als man glaubt.«

Es machte dem Herzog gar nichts aus, von den Leiden seiner Frau und den seinen zu einem Sterbenden zu sprechen, denn jene interessierten ihn mehr und schienen ihm wichtiger. Daher rief er denn auch nur aus guter Erziehung und angeborener Munterkeit, nachdem er uns freundlich auf den Weg gebracht hatte, mit Stentorstimme von der Tür Swann, der sich bereits im Hof befand, nach:

»Und dann lassen Sie sich nur von den Ärzten keine Dummheiten einreden. Potz Blitz! Das sind ja alles Esel. Sie

sind solide wie der Pont-Neuf und werden uns noch alle begraben!«

ANHANG

NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Die Aufteilung von Prousts Roman in einzelne Bände gehorcht nicht nur kompositorischen Prinzipien, sondern auch verlegerischen Zwängen. Wie schon bei der Drucklegung von *Swann*, sah sich Proust angesichts der wachsenden Textmasse bei *Guermantes* gezwungen, die vorgesehene Gliederung abzuändern. Während der erste Band der *Recherche* um einen Teil beschnitten wurde und einen neuen Schluß erhielt, bricht *Guermantes* mitten in einer Erzählsequenz ab und setzt im folgenden Band ebenso unvermittelt wieder ein. *Le côté de Guermantes I* erschien im Oktober 1920, *Le côté de Guermantes II* zusammen mit *Sodome et Gomorrhe I* im Mai 1921. Der scheinbar willkürliche Schnitt läßt jedoch gewisse Bedeutungszusammenhänge deutlicher zutage treten, als es ein nicht aufgeteilter Band »Guermantes« getan hätte. Mit dem Schlaganfall der Großmutter am Ende von *Guermantes I* geht die Jugendzeit des Romanhelden zu Ende. Befreit von der umsorgenden Aufsicht einer moralischen Instanz wird Marcel in der Folge die Welt erkunden und erfahren können. Auch der 1921 erschienene Band bildet in einem gewissen Sinn eine Einheit, indem der erste Teil von *Sodom und Gomorra*, der den Band beschließt, nicht nur im Hinblick auf die folgenden, sondern auch im Rückblick auf die vorangehenden Romanteile gelesen werden kann; er liefert nämlich die Erklärung der in *Guermantes II* besonders zahlreichen Anspielungen auf das Thema Homosexualität. Guermantes weist auf

Sodom voraus. Sozusagen im Gegenzug gehört die Soiree bei der Fürstin von Guermantes, die in dem ersten Kapitel des 1922 erschienenen Bandes *Sodome et Gomorrhe II* erzählt wird, eher zu der Welt von Guermantes als zu Sodom und Gomorra. Trotz all dieser Verbindungen und Verschränkungen kann jeder einzelne der sieben Teile der *Recherche* als ein eigenständiges, durchkomponiertes Ganzes gelesen werden. Die Ouvertüre zu *Guermantes* besteht aus zwei Teilen. Zu Beginn macht sich die Welt, die in der Folge den Text mit ihrem Lärm, ihrem Gelärme und Gerede, erfüllt, nur leise – mit morgendlichem Vogelgezwitscher und einem in der Ferne aufklingenden Lied – bemerkbar. In Abwandlung einer gewöhnlich auf den Romanhelden bezogenen Situation läßt Proust Françoise im ungewohnten Klang dieser Geräusche die Qual einer ungewohnten Umgebung erleiden, der neuen Wohnung nämlich, in die Marcels Familie mit Rücksicht auf die Gesundheit der Großmutter eingezogen ist und die in einem Nebenbau des Guermantesschen Stadtpalais' liegt. Nach diesem auf Françoise bezogenen musikalischen Auftakt setzt Proust neu ein. Es folgen die Phantastereien Marcels, die den Namen Guermantes seit der frühen Zeit in Combray in immer neuen Farben erscheinen lassen.

Die Annäherung an die wirklichen Guermantes und die große Welt, die sie verkörpern, das heißt den Faubourg Saint-Germain, vollzieht sich über zwei in sich verschlungene Handlungsstränge, ein Kompositionsmuster, das schon zu Beginn der *Jeunes filles* zur Anwendung kam. Dort verknüpft Proust das Abendessen mit Norpois und Marcels Theaterbesuch, hier die Gespräche über die Guermantes in der Küche unter der Dienerschaft und die Phantastereien Marcels, für den – als ironische Pointe seiner Phantasievorstellungen – die Fußmatte im Vestibül des Guermantesschen Palais' die eigentliche Schwelle zum Faubourg Saint-Germain darstellt.

Zum erstenmal erblickt Marcel die Welt, von der er träumt, anläßlich eines Theaterbesuchs in der Opéra. Proust macht

daraus eine der spektakulärsten Szenen seines Romans. Wie er es in einer frühen musikalischen Chronik aus dem Jahr 1895 erprobt hat und wie es bei zeitgenössischen Malern zu sehen ist – man denke an Degas, Renoir oder Toulouse-Lautrec – läßt Proust die große Welt sich im Zuschauerraum eines Theaters zur Schau stellen. Daraus entsteht ein literarisches, aus der doppelten Bedeutung des Wortes »baignoire« (»Parkettloge« und »Badewanne«) heraus entwickeltes Bravourstück. Die Logen werden zu Grotten, die eleganten Damen zu Nereiden und die befrackten Herren zu Tritonen; es ist, als würde im Zuschauerraum eine Opéra bouffe von Offenbach inszeniert. Gleichsam nebenbei wird auch auf der Bühne gespielt, und ebenso beiläufig entdeckt Marcel, worin das Geheimnis der Schauspielkunst besteht, denn diesmal konzentriert er sich nicht mehr wie bei seinem ersten Theaterbesuch krampfhaft auf das Spiel der Berma, so daß er vom Genie der Künstlerin unmittelbar berührt werden kann. Wichtiger jedoch als die Kunst der Berma ist für den Handlungsverlauf jenes blitzende Lächeln, mit dem die Herzogin von Guermantes aus der Loge ihrer Kusine heraus den jungen Mann im Parkett grüßt und diesen in schwärmerischer Liebe entbrennen läßt.

Von nun an unternimmt Marcel täglich Morgenspaziergänge, um der Herzogin zu begegnen, einen Blick von ihr zu erhaschen, ja einen Gruß zu erzwingen. Wer durch die Schilderung einer krankhaften Schwärmerei hindurchliest, entdeckt eine Reihe von Porträtskizzen und Pariser Straßenszenen, die von Bonnard stammen könnten.

Es folgt – eingelassen in die Erzählsequenz der Morgenspaziergänge – die Episode in der Garnisonsstadt Doncières. Sie ist zwar durch die Versuche Marcels, über Robert de Saint-Loup mit der Herzogin von Guermantes in Kontakt zu treten, in die Haupthandlung eingebunden, bildet aber innerhalb des Romanganzen eine Art Mikrokosmos. Neben Marcels Ängsten in einem neuen Zimmer, neben den Betrachtun-

gen über Schlafen, Träumen und Erwachen, über die Stille, über das Wahrnehmen von Geräuschen trifft man auf Szenen aus dem Soldatenleben in einer kleinen Garnisonsstadt, Diskussionen über die Dreyfus-Affäre, wie sie Proust schon in *Jean Santeuil* entworfen hat, sowie auf Betrachtungen über die Kriegskunst, die ein direktes Echo bilden auf die Berichterstattung über den Ersten Weltkrieg. Ein Telephongespräch mit der Großmutter (das von Proust mehrmals verwendete Bravourstück über die Telephonfräuleins), das Marcel bestimmt, sogleich nach Paris zurückzukehren, beschließt die Doncières-Episode.

Bei seiner Rückkehr nach Paris trifft Marcel auf eine von Alter und Krankheit gezeichnete Großmutter und auf einen Vater, der ihn nun plötzlich dazu drängt, eine literarische Karriere zu ergreifen und den Salon von Mme. de Villeparisis zu besuchen, weil das nach der Meinung des Marquis von Norpois für eine solche Karriere förderlich ist. Einmal mehr stehen die Romanfiguren antithetisch zueinander : Für die Großmutter, deren Einfluß nun zu Ende geht, braucht Kunst schützende Abgeschiedenheit, für den Vater, das heißt für Norpois, dessen Meinungen er vertritt, entsteht Kunst mitten in der Welt. Nach erfolglosen Versuchen, Robert für sich einzuspannen, nimmt Marcel seine morgendlichen Spaziergänge wieder auf.

Die folgenden Episoden und Szenen hat Proust in dem zeitlichen Rahmen eines ausführlich beschriebenen Tages zusammengefaßt: Während ein Spaziergang mit Robert in der Pariser Banlieue und Marcels Ekstase vor blühenden Obstbäumen Proust Gelegenheit zu einer weiteren, schon öfters erprobten Stilübung geben, sind die Szenen mit und zwischen Robert und dessen Freundin, die auf biographischer Ebene an Prousts Beziehung zu Bertrand de Fénelon erinnern, Anlaß zu psychologischen, soziologischen und ästhetischen Betrachtungen über Liebe, Freundschaft, Snobismus und Künstlertum.

Der Besuch bei Mme. de Villeparisis an einem ihrer Empfangstage eröffnet die Reihe von großen Gesellschaftsszenen, die erst am Ende der *Recherche* mit der Matinee bei der Fürstin von Guermantes beschlossen wird. Ausgehend von der Salonchronik, in der er sich mit seinen *Figaro*-Artikeln der Jahre 1903 und 1904 geübt hat, und den Routs Balzacs, die er 1908 in einem weiteren *Figaro*-Artikel pastichiert, formt Proust aus der Gesellschaftsszene ein erzählerisches Instrument, das ihm erlaubt, verschiedene Handlungsstränge und Themenkomplexe zu organisieren und zu entwickeln. Im Zentrum dieser ersten Szene steht der Künstler in seiner Beziehung zur Welt. Nicht von ungefähr schreibt Mme. de Villeparisis an ihren Memoiren und malt sie inmitten des Kreises ihrer Besucher Blumenaquarelle. Norpois' Auffassung von Kunst sowie Prousts Erinnerung an den Salon von Madeleine Lemaire finden hier ihre genaue Inszenierung. Im Hinblick auf den eigentlichen Faubourg Saint-Germain bildet Mme. de Villeparisis' Salon eine Art Vorstufe oder – je nach Gesichtspunkt – Vorhölle. Aus dem Hochadel verkehren hier nur einige nahe Verwandte der Hausherrin; im übrigen setzt sich der Besucherkreis aus Diplomaten wie Norpois, Literaten wie Bloch, Wissenschaftlern und Künstlern zusammen. Immerhin erhält Marcel endlich Gelegenheit, das Objekt seiner Träume aus der Nähe zu betrachten, wobei die eisige Begrüßung durch Mme. de Guermantes und ihre banausischen Auslassungen über Maeterlinck alle Phantastereien und Illusionen zusammenbrechen lassen: Die Königin des Faubourg ist nichts anderes als eine dumme Pute.

Eine für Marcel noch unverständliche, für den Leser aber überdeutliche Szene mit M. de Charlus, der Marcel nun schon zum zweiten Mal vorschlägt, die moralische Führung seines Lebens zu übernehmen, beschließt den ereignisreichen Tag.

Die folgende Episode, »Krankheit und Tod der Großmutter«, steht im Zentrum von *Guermantes*; sie ist gleichzeitig ein thematisches Zentrum der ganzen *Recherche*. Innerhalb

der Geschichte Marcels markiert sie das Ende der behüteten und überwachten Jugendzeit, und sie bildet den Grund jenes schmerzvollen Augenblicks unwillkürlicher Erinnerung in *Sodom und Gomorra II*, den Proust mit dem ursprünglich für das Romanganze vorgesehenen Titel als »intermittences du cœur« bezeichnet. Auf biographischer Ebene erinnert die Episode an den Tod der Mutter, der für das Aufbrechen von Prousts schöpferischer Energie von wohl entscheidender Bedeutung war. Am literarischen Horizont treten die Todesszenen Tolstojs oder Maeterlincks, mit denen sich Proust in *Freuden und Tage* (beispielsweise in »Der Tod des Baldassare Silvande« oder in »Das Ende der Eifersucht«) auseinandergesetzt hat, hinter dem flaubertschen Modell zurück. Wie Flaubert in *Madame Bovary*, schreibt Proust gleichzeitig eine Todesszene voller genauer pathologischer sowie psychologischer Beobachtung und eine beißende Ärzte- und Gesellschaftssatire.

Nach dem Tod der Großmutter überspringt die Erzählung einige Monate und setzt im zweiten Kapitel von *Guermantes II* neu ein. Für den Neuanfang verwendet Proust jene seit den Entwürfen zum *Contre Sainte-Beuve* vorbereitete Situation, in der beim Aufwachen die atmosphärischen Verhältnisse den Gedanken und Träumereien Marcels eine bestimmte Richtung geben. An diesem nebligen Herbstmorgen erinnert er sich an Doncières und träumt von einem Liebesabenteuer mit Mme. de Stermaria. Fürs erste jedoch taucht Albertine auf, die sich von Marcel jetzt, da er sie nicht mehr liebt, küssen läßt, was ebenso minutiös, mit ebensolcher Liebe zum anatomischen, pathologischen und psychologischen Detail beschrieben wird wie kurz zuvor das Sterben der Großmutter. Parallel dazu öffnen sich Marcel jetzt, da er Mme. de Guermantes nicht mehr liebt, die bisher verschlossenen Tore ihres Salons. Auf einer Abendgesellschaft bei Mme. de Villeparisis wird Marcel von der Herzogin zu einem Diner eingeladen. Marcels Gedanken sind jedoch auf Mme. de Stermaria fixiert, die er zu einem

Diner auf der Schwaneninsel im Bois de Boulogne einlädt. Als sich die Dame im letzten Augenblick entschuldigt, findet Marcel Trost bei Robert de Saint-Loup, der ihn beim Souper in einem eleganten Restaurant seinen adligen Freunden vorstellt. Es sind lauter Episoden und Szenen, die Marcels Fixierung auf die Welt, seinen gesellschaftlichen Ehrgeiz und seine mondäne Eitelkeit erzählen, lauter Beispiele für »temps perdu«, weniger im Sinn von verlorener als von eigentlich vertaner Zeit.

Beinahe die Hälfte des Textvolumens von *Guermantes II* wird von einer einzigen Gesellschaftsszene, dem Diner bei den Guermantes, eingenommen. Nach dem deklassierten Salon Mme. de Villeparisis' betritt Marcel nun endlich die Welt jenseits der Fußmatte im Vestibül der Guermantes, das heißt den wahren Faubourg Saint-Germain. Was er aber dort antrifft, ist nicht jene Versammlung fabelhafter Wesen, die ein Mysterium zelebrieren, es sind recht gewöhnliche, wenn nicht sogar vulgäre Damen und Herren, die sich über ganz gewöhnliche Dinge auf äußerst gewöhnliche Art und Weise unterhalten. Allerdings läßt Proust seinen Romanhelden zu Beginn des Besuchs vor den Elstirs der Guermantes einen ruhigen Augenblick finden, bevor sich dann der Herzog von Guermantes sehr laut – und sehr lustig – über die Malerei Elstirs ausläßt. Aus der Eintönigkeit des gesellschaftlichen Geredes ragen die Sprüche der Herzogin heraus, die von aller Welt bewundert werden. Wie beim Familienkreis in Combray oder beim kleinen Kreis der Verdurins stellt Proust auch in der Welt der Guermantes die Sprache ins Zentrum seiner Gesellschaftssatire.

Guermantes schließt mit zwei Szenen, in denen sich komische und tragische Elemente miteinander verbinden. In der ersten zertrampelt Marcel im Zorn über das unerklärliche Verhalten des Barons von Charlus dessen Zylinder; in der zweiten tritt der todkranke Swann ein letztes Mal auf, witzelt ein letztes Mal mit der Herzogin und wird schließlich von den

Guermantes stehengelassen, die sich nur noch um die »roten Schuhe der Herzogin« kümmern.

Das Ende von *Guermantes* ist kunstvoll mit dem folgenden Band der *Recherche* verbunden. Vor der Szene mit Swann macht Marcel eine Entdeckung von solcher Tragweite, daß Proust den Bericht darüber aufschiebt und kurz die restlichen Ereignisse des Tages erzählt. Dadurch wird die Begegnung von Charlus und Jupien zur Eröffnungsszene von *Sodom und Gomorra*.

Die in *Guermantes* erzählten Ereignisse erstrecken sich über einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren. Bezieht man die Handlung auf das reale Zeitgeschehen, was dank der Anspielungen auf die Dreyfus-Affäre bis zu einem gewissen Grad möglich ist, so läßt sich der Einzug in die neue Wohnung zu Beginn des Bandes auf den Spätsommer 1897 datieren. Der Abend in der Opéra findet im Herbst, der zweiwöchige Aufenthalt in Doncières im Dezember 1897 statt. Der ausführlich beschriebene Tag mit dem Empfang bei Mme. de Villeparisis spielt einige Tage vor Ostern, »Krankheit und Tod der Großmutter« einige Wochen später im Sommer 1898. Die Ereignisse im zweiten Kapitel von *Guermantes II* liegen in einer Herbstwoche desselben Jahres, mit Ausnahme der Szene mit den roten Schuhen, die »etwa zwei Monate später« spielt, das heißt im Frühjahr 1899.

In einem gewissen Sinn beginnt die Arbeit an *Guermantes* mit Prousts literarischen Anfängen. So können beispielsweise – in ironischem Widerspruch zum Titel – die beiden »Verlorenen Formen« aus *Freuden und Tage* (1896) als ein erster Entwurf zu den Porträts der Herzogin und der Fürstin von Guermantes angesehen werden. Ebenso finden die Genrebilder aus der Doncières-Episode in den »Genrebildern der Erinnerung« aus Prousts Erstling eine frühe Vorstufe. Umfangreiches Textmaterial zu den in *Guermantes* entwickelten Themen und Szene-

rien findet sich sodann in dem zwischen 1895 und 1899 entstandenen Romanfragment *Jean Santeuil*, besonders den Teilen »Garnisonsstädte«, »Die Réveillons«, »Jeans Leben in der großen Welt« und »Figuren der großen Welt«. Auch die Salonchroniken aus den Jahren 1903 und 1904 sind Vorstufen zu den großen Gesellschaftsszenen der *Recherche*, und aus dem 1907 in *Le Figaro* erschienenen Artikel »Tage des Lesens« hat Proust das Bravourstück über die Telephonfräuleins, das seinerseits auf einen Entwurf zu *Jean Santeuil* zurückgeht, sowie eine Passage über die Poesie der Namen übernommen.

Unter den Entwürfen, mit denen zu Beginn des Jahres 1908 die eigentliche Arbeit an der *Recherche* einsetzt und die Proust in dem sogenannten *Carnet de 1908* auflistet, finden sich neben Szenen aus der »Welt von Swann« auch solche aus der »Welt der Guermantes«, beispielsweise die Betrachtungen über die Enkelin Louis-Philippes und das Schloß Fantaisie. Auch die Phantastereien Marcels zu Namen und Genealogien sind durch zahlreiche Notizen in Prousts Taschenagenda vorbereitet. In den ersten Entwurfheften zur *Recherche*, den sogenannten Cahiers Sainte-Beuve (1909), ist bereits von Marcels Liebe zu einer Gräfin die Rede, und schon 1910 entsteht (in den Cahiers 39 bis 43) eine erste zusammenhängende Fassung des Guermantes-Teiles: Einzug in eine neue Wohnung, Phantastereien Marcels zum Namen Guermantes, Matinee bei Mme. de Villeparisis, im Theater mit Montargis (dem zukünftigen Saint-Loup) und dessen Freundin, Theaterabend in der Opéra-Comique, Aufenthalt in einer Garnisonsstadt, Soiree bei Mme. de Villeparisis, Diner bei der Herzogin von Guermantes, Soiree bei der Fürstin von Guermantes. Später wird dieser Stoff zwar durch weitere Episoden ergänzt und auf verschiedene Bände der *Recherche* aufgeteilt, doch bleibt das Grundmuster von Marcels Weg durch die Welt der Guermantes bestehen. Reinschrift und Typoskript datieren von 1912 und 1913. Beim Erscheinen von *Du côté de chez Swann* (1913) wurde als zweiter Band der *Recherche Le côté*

de Guermantes angekündigt, der folgende Teile umfassen sollte: »Bei Madame Swann / Namen und Orte: Orte / Erste Skizzen zum Baron von Charlus und zu Robert de Saint-Loup / Personen und Namen: die Herzogin von Guermantes / Der Salon von Mme. de Villeparisis.« In dieser Form hat Grasset den Band auch tatsächlich drucken lassen, doch als Proust Anfang Juni 1914 die ersten Druckfahnen erhielt, stand er noch völlig unter dem Eindruck des Todes von Alfred Agostinelli, der am 30. Mai tödlich verunglückt war. »Seit dem Tod meines Freundes«, schreibt er am 19. Juni an André Gide, »fand ich den Mut nicht, auch nur eines der Pakete mit den Druckfahnen zu öffnen, die Grasset mir täglich schickt. Ungeöffnet stapeln sie sich, und ich vermag nicht abzusehen, wann und ob überhaupt ich je den Mut aufbringen werde, mich wieder an die Arbeit zu machen.« Trotzdem hat Proust weitergearbeitet, allerdings nicht an den Korrekturen der Druckfahnen zum zweiten Band, sondern an einem völlig neuen, um die Figur Albertines kreisenden Teil seines Romans. Die Arbeit an den Druckfahnen setzt erst 1916 wieder ein, nachdem Proust von Grasset zu Gallimard gewechselt hat. In der Zwischenzeit, das heißt während der ersten Kriegsjahre, hat sich jedoch Prousts Romanprojekt auch in bezug auf den zweiten Band erheblich verändert. Dieser setzt sich nun aus den von Grasset angekündigten Kapiteln zu Mme. Swann, dem Baron von Charlus und Robert de Saint-Loup sowie aus den ursprünglich für den dritten Band vorgesehenen Szenen mit den jungen Mädchen zusammen. Er erscheint 1919 unter dem Titel *À l'ombre des jeunes filles en fleurs*. Damit kann der dritte Band an der schon im Projekt von 1910 vorgesehenen Stelle, nämlich mit den Phantastereien Marcels über den Namen Guermantes, beginnen. Im Vergleich zu den Manuskripten von 1910 und der Ankündigung durch Grasset von 1914 besteht die wichtigste Neuerung darin, daß die Episode »Krankheit und Tod der Großmutter«, die 1914 für den letzten Band vorgesehen war, nun ins Zentrum von *Guermantes*

rückt. Bei genauem Hinsehen hat Proust aber praktisch alles verändert, und Gallimard hat sich auch darüber beklagt, daß die von ihm korrigierten Druckfahnen eigentliche Neufassungen waren. Proust antwortet in einem Brief vom 22. Mai 1919: »[…] Lieber Freund und Verleger, Sie scheinen mir mein Überarbeitungssystem vorzuwerfen. Ich gebe zu, daß es alles kompliziert macht […]. Als Sie mich jedoch baten, Grasset zu verlassen und zu Ihnen zu kommen, kannten Sie es, denn Sie kamen einmal mit Copeau, dem es angesichts der korrigierten Grassetfahnen entfuhr: ›Das ist ja ein neues Buch!‹ Ich entschuldige mich bei Ihnen auf zwei Arten; erstens ist, so meine ich, jede geistige Eigenschaft mit einer materiellen Differenz verbunden. Da Sie die Güte hatten, in meinen Büchern einen gewissen Reichtum zu finden, der Ihnen gefällt, können Sie sich nun sagen, das komme eben gerade von jener Zusatznahrung, die ich ihnen ständig einflöße, solange ich noch am Leben bin, und die sich materiell in diesen Zusätzen äußert.«

Beim Erscheinen von *Guermantes* (1920 und 1921) war Proust ein berühmter Mann. Nachdem er 1919 für *À l'ombre des jeunes filles en fleurs* den Prix Goncourt erhalten hatte, bemühten sich zahlreiche Zeitschriften um unveröffentlichte Auszüge aus der Fortsetzung der *Recherche*, und es gehörte zum guten Ton, bei Umfragen unter wichtigen Persönlichkeiten auch Marcel Proust um seine Meinung zu bitten. Trotzdem war das Echo auf die beiden Guermantes-Bände nicht ungeteilt. Paul Souday, der einflußreiche Kritiker von *Le Temps*, der schon beim Erscheinen von *Swann* auf mangelnde Komposition hingewiesen hatte, sieht in *Guermantes I* einen Übergangsband und charakterisiert den Autor als snobistisch und feminin (Artikel vom 4. November 1920). Proust, der wie immer das Echo auf sein Werk genau verfolgt, reagiert sogleich: »Wie konnten Sie, da Sie doch wußten, daß ich Zeit

meines Lebens Herzoginnen von Guermantes gekannt habe, nicht verstehen, welche Mühe es mich kostete, mich in jemanden hineinzuversetzen, der keine kennt und welche kennenlernen möchte.« (Brief vom 6. oder 7. November 1920) Und zum zweiten Vorwurf in demselben Brief: »Von feminin führt ein einziger Schritt zu effeminiert. Diejenigen, die beim Duell meine Sekundanten waren, können Ihnen erzählen, ob ich die Laschheit eines Effeminierten habe.« Léon Daudet dagegen, dem der Band gewidmet ist, sieht es anders. Für ihn hat Proust die satirische Kraft der großen französischen Moralisten: »In einigen Tagen«, schreibt er in einem Artikel vom 8. Oktober 1920, »erscheint im Verlag der *Nouvelle Revue Française* ein neues Buch von Marcel Proust, *Le côté de Guermantes* […]. Es ist den vorangegangenen Bänden keineswegs unterlegen, im Gegenteil; es stellt meiner Ansicht nach sogar einen Fortschritt dar. Selten ist ein Schriftsteller in der komischen und genauen Analyse der Charaktere so weit gegangen, ohne die Linie der Gesellschaftssatire aus den Augen zu verlieren, die den Grund dieses ergötzlichen Werkes bildet. Es ist ein durchaus eigenständiges Werk, und doch verbunden mit der ganzen Ahnenreihe unserer besten Moralisten von Montaigne bis zu La Bruyère und Saint-Évremond.« Andere Freunde Prousts – Mme. Straus, Lucien Daudet, Jacques-Émile Blanche, Cocteau – haben ihre Begeisterung über *Guermantes* brieflich geäußert; nur Louis d'Albufera und Mme. de Chevigné, die sich in Saint-Loup beziehungsweise der Herzogin von Guermantes porträtiert glaubten, waren empört.

Mit Prousts Figuren und ihren Vorbildern befassen sich u. a.: Bibesco [29], Maurois [42] oder Adams [24]; mit der Bedeutung der Gesellschaft und des Snobismus bei Proust: Hörisch-Helligrath [38], Raimond [48], Revel [49] oder Zima [54]; mit der Gesellschaft als einem Zeichensystem: Deleuze [34]; mit der Bedeutung der Namen: Barthes [27] oder Gaubert [47]; mit der Entstehung von *Guermantes*: Alden

[25], Bardèche [26], Feuillerat [35]. Neuere Forschungsergebnisse zu *Guermantes* finden sich in einigen Nummern des *Bulletin de la société des amis de Marcel Proust* [30] und im *Bulletin d'informations proustiennes* [31].

Die erste deutsche Übersetzung von *Le côté de Guermantes* stammt von Walter Benjamin und Franz Hessel. Sie erschien 1930 unter dem nicht von den Übersetzern stammenden Titel *Die Herzogin von Guermantes* im Piper Verlag in München. Die vorliegende Ausgabe folgt der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens aus dem Jahr 1955: *Die Welt der Guermantes*. Der Text wurde revidiert und stellenweise neu gefasst.

Der erste durchgehende Kommentar zu *Guermantes* stammt von Alberto Beretta Anguissola [28]. Im Dokumentarischen und auch im Interpretatorischen stellt er eine Leistung dar, die ihresgleichen sucht. Nur stellenweise konnten wir darauf hinweisen, wie viel wir ihm verdanken. Nützliche Dienste leisteten auch die neueren Kommentare von Elyane Dezon-Jones [4], Thierry Laget und Brian Rogers [3] sowie von Bernard Brun [6].

Die Arbeit an diesem Band wurde durch eine Zuwendung der Stiftung für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich unterstützt.

Zürich, im März 1996

ANMERKUNGEN UND KOMMENTAR

Zahlen in eckigen Klammern weisen auf die Bibliographie; einfache Seitenangaben auf den vorliegenden Band.

Seite 5: Zum Titel »Le côté de Guermantes« Für den Titel »Le côté de Guermantes« hat sich Proust im Sommer 1913 entschieden, als sich während der Drucklegung seines Romans (»Les intermittences du cœur«) zeigte, daß der geplante erste Band (»Le temps perdu«) zu umfangreich wurde. Bei der Neugliederung des Ganzen nannte Proust den ersten Band »Du côté de chez Swann«, den zweiten »Le côté de Guermantes« und den letzten (wie zuvor) »Le temps retrouvé«.

1 Die Widmung ist eine Dankbezeigung: Léon Daudet, der ältere Bruder von Prousts Freund Lucien, hatte sich als Mitglied der Académie Goncourt 1919 dafür eingesetzt, daß der Prix Goncourt dem Autor von *À l'ombre des jeunes filles en fleurs* zugesprochen wurde. Schon im Vorwort zu Morands *Tendres Stock* (1919) und im Flaubert-Essay (1920) finden sich Höflichkeiten gegenüber Léon Daudet.

Seite 7:

1 Der erste Abschnitt ist ein Zusatz auf den Druckfahnen. Ursprünglich begann *Guermantes* mit dem jetzigen zweiten Abschnitt »In dem Alter, da die Namen […]«.

Seite 9:

1 In dem Postskriptum eines jener Briefe an Louis de Robert vom Monat Juli 1913, in denen Proust sich zu möglichen Titeln für seinen Roman äußert, findet sich folgender Vorschlag: »Würde Ihnen als Titel *Gärten in einer Tasse Tee* gefallen; oder *Das Alter der Namen* für Band i . Für Band ii : *Das Alter der Wörter*. Für Band iii : *Das Alter der Dinge*.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. xii , S. 232.

Seite 10:

1 Proust formt die Sage seinem Thema gemäß um. In den mittelalterlichen Versionen ist Melusine die Begründerin des Hauses Lusignan. Nach der Entdeckung ihres Geheimnisses – ihr Körper endet in einem Fischschwanz – verläßt sie das Schloß,

kehrt aber immer dann wieder zurück, wenn der Tod eines Lusignan bevorsteht. In den *Jeunes Filles* vergleicht Proust Gilberte mit einer Melusine (vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 200), und später in *Guermantes* (S. 805) erklärt der Herzog von Guermantes, seine Familie stamme von den Lusignan ab. Mit der Lusignan-Melusine-Thematik läßt Proust Vers 9 und 14 aus Gérard de Nervals Sonett »El Desdichado« anklingen: »Suis-je Amour ou Phébus, Lusignan ou Biron?«; »Les soupirs de la sainte et les cris de la fée.«

2 Proust spielt auf raffinierte Weise mit den Bedeutungen von »ramage«: Blätterwerk, Blattornament, Vogelsang. Außerdem ist die Verbindung von Vogelsang und Erinnerungsthematik ein weiteres intertextuelles Signal: nach Nerval erscheint Chateaubriand am Horizont.

Seite 11:

1 Für den Leser der *Recherche* sind Marcels Assoziationen auch Erinnerungen an Texte, besonders an die erste Begegnung mit der Herzogin von Guermantes, ein Bravourstück, das Proust hier variiert. Vgl. *Swann* [13] S. 254 ff.

Seite 13:

1 Das Motiv der Blütentrauben geht auf Flaubert zurück. Vgl. das Flaubert-Pastiche (*Essays* [12] S. 22) und *Swann* [13] S. 127 und 252.

2 Nach den Texten aus *Swann* erinnert Proust in der vorangehenden Passage an Huysmans, Viollet-le-Duc, Ruskin und Mâle sowie an seine eigenen Texte zu den Kathedralen. Vgl. »Zum Gedenken an die gemordeten Kirchen« und »Der Tod der Kathedralen« in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [11].

Seite 14:

1 Die Dame vom See ist die Fee Viviane, Geliebte des Zauberers Merlin und Erzieherin Lanzelots. In gewissen Versionen der Sage wird sie mit Melusine in Verbindung gebracht. Vgl. Marie Miguet-Ollagnier, *La mythologie de Marcel Proust*, Paris, Les Belles-Lettres, 1982, S. 95.

2 Das Proustsche Schloß Guermantes besteht aus historischen, biographischen und imaginären Elementen. Das wirkliche Schloß Guermantes liegt etwa dreißig Kilometer östlich von Paris. Es trägt seinen Namen, seitdem es 1668 von einem zwei-

felhaften Emporkömmling namens Paulin Prondre erworben wurde, der darauf den Namen des danebenliegenden Dorfes dem seinen beigefügt hat. Proust hat das Schloß im Juli 1908 besucht. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. viii , S. 173. Für die Inneneinrichtung hat das Schloß Balleroy in der Nähe von Bayeux Modell gestanden, das Proust im August 1907 besuchte. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. vii , S. 264.

Seite 19:
1 Die Schönheit der Frauen von Arles ist sprichwörtlich. Vgl. Alphonse Daudets Drama *L'Arlésienne* mit Musik von Georges Bizet (1872) oder Van Goghs *Porträt von Mme. Ginoux* (1888) im Musée d'Orsay, das auch den Titel *L'Arlésienne* trägt.

Seite 25:
1 Das Zitat aus Georges Feydeaus Komödie *La dame de chez Maxim's* (1899) hat Proust schon in den *Jeunes filles* verwendet. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 495.

Seite 26:
1 Pascal legt der Wahrheit der Religion gerade nicht die Vernunft zugrunde. Thierry Laget hat gezeigt ([3] Bd. ii , S. 1540), daß Proust sich an eine Stelle aus Sainte-Beuves *Port-Royal* erinnert, deren Sinn er jedoch entstellt: »Beispiel eines Menschen, der es müde geworden ist, Gott nur durch seine Urteilskraft zu suchen, und beginnt, die Heilige Schrift zu lesen.« Vgl. Sainte-Beuve, *Port-Royal*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1953-1955 (3 Bände), Bd. ii , S. 396.
2 Angers liegt im Departement Maine-et-Loire, das heißt in der Nähe des ursprünglichen Combray. Vgl. *Swann* [13] S. 641.

Seite 28:
1 Die zwischen Rue d'Arcole und Rue du Cloître-Notre-Dame gelegene Rue Chanoinesse verdankt ihren – wohl adjektivisch aufzufassenden – Namen den Kanonikern (»chanoines«) des Chorherrenstifts von Notre-Dame, die dort zahlreiche Häuser besaßen.

Seite 29:

1 Während der Bittwoche, im besonderen am Montag, Dienstag und Mittwoch vor Christi Himmelfahrt, den eigentlichen Bittagen, finden in katholischen Gebieten Gottesdienste mit Gebeten für gute Ernte statt.

Seite 31:
1 Der *Dictionnaire de l'Académie* von 1694 gibt zahlreiche Beispiele für »plaindre«, wie La Bruyère und Françoise es verwenden.

2 In dem frühesten Entwurf zur Madeleine-Episode assoziiert Proust geröstetes Brot mit dem Haus des Großvaters. Erst viel später ersetzen die mütterlich-weiblichen »Petites Madeleine« das väterliche beziehungsweise großväterliche »pain grillé«. Vgl. *Les avant-textes de l'épisode de la madeleine*, Hg. Luzius Keller, Paris, J.-M. Place, 1978, und Keller, *Proust lesen* [39].

Seite 32:
1 Proust bezeichnet diese Figur bald als »valet de chambre«, bald als »maître d'hôtel«.

Seite 33:
1 Die vorangehende Nomenklatur des feudalen Bauwesens stellt den Übersetzer vor unlösbare Probleme, denn Proust hat es einzig darauf abgesehen, daß alles mittelalterlich-französisch klingt. Das abschließende »montjoies« zum Beispiel meint gleichzeitig Heldengräber, Wegmarken längs der Pilgerstraßen und den mittelalterlichen Schlachtruf der Franzosen; und »Wandchartas« (»chartes murales«) sind außer in Prousts Fantasiestück nirgends belegt. Die Proustsche Wandcharta ist wohl nichts anderes als eine mittelalterlich getönte Wandkarte.

Seite 34:
1 Der amerikanische Maler J. A. Mc Neill Whistler (1834-1903) spielt in *Guermantes* eine bedeutende Rolle. In einer ersten Anspielung erinnert Proust an *Crépuscule d'opale* und an *Harmonie bleu argent* (ein Porträt von Courbet in Trouville aus dem Jahre 1865), die Proust beide in der Pariser Whistler-Ausstellung von 1905 gesehen hat. Zu dieser Ausstellung vgl. die Briefe an die Mutter (15. Juni) und an Marie Nordlinger (24. Juni); zu einer früheren Whistler-Reminiszenz, *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 547 sowie Anm. 1.

Seite 38:

1 Die Apostelstatuen in der Sainte-Chapelle werden sowohl von Viollet-le Duc (*Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI e au XVI e siècle*, 1854-1860 [10 Bände], Bd. i , S. 27) als auch von Émile Mâle (*L'art religieux du XIII e siècle en France* [41] S. 35) erwähnt. In dem Aufsatz »Impression de route en automobile« (*Le Figaro*, 19. November 1907) vergleicht Proust seinen Chauffeur Agostinelli mit den Apostelstatuen der Sainte-Chapelle. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [11] S. 92.

2 Die Oase Figuig liegt an der Grenze zwischen Algerien und Marokko. Während der Marokko-Krise zu Beginn des 20. Jahrhunderts war sie Ausgangspunkt zahlreicher Übergriffe auf französisches Territorium und wurde deshalb im Juni 1903 von den Franzosen bombardiert.

Seite 40:

1 Die von Charles Bordes und Vincent d'Indy 1896 gegründete Schola Cantorum widmete sich zu Beginn hauptsächlich geistlicher und liturgischer Musik, später auch selten aufgeführten profanen Kompositionen.

Seite 42:

1 Wie Alberto Beretta Anguissola anmerkt ([28] S. 971), fanden die ersten chinesischen Schattenspiele im 18. Jahrhundert statt. Der Theaterregisseur Séraphin inszenierte solche Spiele in Versailles und im Palais Royal. Im 19. Jh. existierten in Montmartre spezielle Schattenspieltheater. Besonders bekannt für seine szenisch und musikalisch reich inszenierten Aufführungen war das »Chat noir«. Nach dessen Schließung (1897) wanderten die Schattenspiele in die Cabarets und mondänen Salons.

2 Als Thronprätendentin sollte die Prinzessin von Parma eigentlich den Titel einer Herzogin tragen. Proust aber kümmert sich nicht um dynastische Nuancen; seine Prinzessin von Parma ist eine rein fiktive Gestalt.

3 Der Herzog von Aumale (1822-1897), vierter Sohn von Louis-Philippe, war der Besitzer des Schlosses Chantilly, wo er in den neunziger Jahren die Größen der Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst empfing. Er vermachte sein Schloß dem

Institut de France; heute ist es ein öffentliches Museum. Vgl. auch *Unterwegs zu Swann* [13] S. 381, Anm. 1.

4 Mit der Herzogin von Guise streift das Gespräch der Bedienten eine weitere beinahe königliche Hoheit: ihr Mann, Jean d'Orléans, Herzog von Guise, wurde 1926 nach dem Tod von Philippe d'Orléans zum französischen Kronprätendenten.

Seite 43:

1 Proust liebt es, Françoise mit den Errungenschaften der Technik in Verbindung zu bringen: in *Swann* ([13] S. 80) mit der Erfindung der Röntgenstrahlen (1895), hier mit jener der drahtlosen Telegraphie durch Marconi (1896).

Seite 45:

1 Die Art und Weise, wie der Name A. J. Moreau eingeführt wird, sowie die initiatorische Funktion dieser Figur (vergleichbar mit derjenigen Norpois' zu Beginn der *Jeunes filles*) lassen vermuten, Proust verberge hier ein Geheimnis. U. a. wurde vorgeschlagen: A wie Adrien, J wie Jeanne (die Vornamen von Prousts Eltern), Moreau wie der symbolistische Maler. Ob das wirklich des Rätsels Lösung ist, bleibt eine offene Frage. Vgl. Marie Miguet, »Sur A. J. Moreau et Proust«, *Bulletin de la société des amis de Marcel Proust* 30 (1980), S. 211-217.

Seite 46:

1 Aus einem Brief vom 7. Dezember 1906 an Marie Nordlinger geht hervor, daß Proust sich hier an eines seiner Schulbücher erinnert: Gaston Maspéro, *Lectures historiques pour la classe de sixième. Histoire ancienne. Égypte. Assyrie. Au temps de Ramses et d'Assourbanipal*, Paris, Hachette, 1890.

Seite 47:

1 Auf der Ebene der Geschichte unterläuft Proust an dieser Stelle ein Fehler: Der Prinz fragt nach der »loge«, während doch unbedingt »baignoire« stehen sollte, denn die doppelte Bedeutung von »baignoire« (Parterreloge und Badewanne) bildet den Ausgangspunkt der ganzen folgenden Szene. Der Prinz sagt zwar (falsch) »loge«, aber Marcel hört, wie einige Zeilen weiter unten klar wird, (richtig) »baignoire«.

Seite 48:

1 Gemeint ist Athena, Beschützerin der griechischen Helden.

Seite 49:
1 Vgl. *2. Mose* 14.

Seite 50:
1 Wie Alberto Beretta Anguissola gezeigt hat ([28] S. 974), besitzt zwar Henri iv keine Ähnlichkeit mit dem Herzog von Aumale, doch paßt er mit seinem Bartschnitt in die Fin-desiècle-Gesellschaft. Vgl. F. Mazerolle, *Les médailleurs français du XV e au milieu du XVII e siècle*, Paris, Imprimerie nationale, 1904.

Seite 52:
1 Ovid erzählt in den *Metamorphosen* (ii , 384-748), wie die Götter die Klage der Alkyone um den ertrunkenen Gatten, Keyx, erhörten und beide in Eisvögel verwandelten. Während der halkyonischen (oder alkyonischen) Tage, das heißt der Windstille vor und nach der Wintersonnenwende, baut der Eisvogel sein Nest und läßt es auf den Wellen treiben. Barbey d'Au- 0 revilly hat den besonders im musikalischen Kontext beliebten Mythos in dem Kapitel »Un nid d'Alcyon« seines Romans *Une vieille maîtresse* (1849) aufgegriffen, doch geht Prousts Vertrautheit mit dem Alkyonstoff auch auf Ruskin zurück, der diesem in *The Eagle's Nest* (1872) ein Kapitel widmet (vgl. »Lecture ix . The Story of the Halcyon«, *Works* [21] Bd. xxii). Zu einer Anspielung auf den Alkyon-Mythos in der *Gefangenen* vgl. Rainer Warning, »Supplementäre Individualität – Prousts ›Albertine endormie‹«, in *Individualität*, Hg. Manfred Frank und Anselm Haverkamp, München, Fink Verlag, 1988.

Seite 53:
1 Der Schmetterling weist auf Whistler; vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 547, Anm. 1. Außerdem erinnert sich Proust wahrscheinlich an holländische Stilleben, z. B. an das Bild *Blumen und Eidechsen* von Otto Marseus Van Schrieck, genannt Snuffelaer (1619-1678), das er 1902 im Reichsmuseum Amsterdam gesehen hat. Vgl. Alberto Beretta Anguissola [28] S. 974.

Seite 54:
1 Diese Frage wird schon in Prousts früher Chronik »Ein Sonntag im Conservatoire« gestellt, die als eine Art erste Fassung der Szene in der Opéra gelten darf. Vgl. *Essays* [12].

2 Schon in »Eine Liebe Swanns« bringt Proust die Welt der Guermantes mit der oberflächlichen Literatur Halévys und Meilhacs in Verbindung. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 484.

3 *Le mari de la débutante*, Komödie in vier Akten von Henri Meilhac und Ludovic Halévy. Uraufführung am 5. Februar 1879 im Théâtre du Palais-Royal.

Seite 55:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 474.

Seite 56:
1 Zaïre und Orosmane sind Figuren aus Voltaires Tragödie *Zaïre* (1733). Sarah Bernhardt, die während der ganzen Szene in der Opéra präsent bleibt, ist 1873 als Zaïre aufgetreten.

2 Photographische Aufnahmen astronomischer Phänomene wurden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hergestellt. Prousts Vergleich geht jedoch auf ein spezielles Ereignis zurück: das Vorbeiziehen des Halleyschen Kometen im Mai 1910, das von einem ungeheuren Medienrummel begleitet wurde.

Seite 57:
1 Gemeint ist die 5. Szene des ii . Aktes. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 21 ff.

Seite 60:
1 In der Rue Taitbout gelegene Mietkutscherei.

Seite 61:
1 Proust verwendet hier eine unveröffentlicht gebliebene Chronik über Saint-Saëns als Pianisten. Vgl. *Essays* [12] S. 103.

Seite 65:
1 Als Modell für Prousts Romanszene mag die Nachmittagsvorstellung vom 9. Dezember 1896 im Théâtre de la Renaissance gedient haben, in der Sarah Bernhardt zuerst den zweiten Akt aus *Phèdre* und dann den vierten aus Alexandre Parodis (1842-1901) *Rome vaincue* (1876) spielte. Vgl. Thierry Laget [3] S. 1553.

Seite 68:
1 Der 1833 nach englischem Vorbild gegründete Jockey-Club war Ende des 19. Jahrhunderts der eleganteste und exklusivste Pariser Club. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 25.

Seite 70:
1 Die Gegenüberstellung verschiedener Typen weiblicher Schönheit und Eleganz findet sich schon in Prousts frühesten Texten. Vgl. »Verlorene Formen« in *Freuden und Tage* [10]. Für diese ersten Frauenporträts standen Mme. Jean de Reszké und Mme. de Chevigné Modell; für die Szene in der Opéra erinnert sich Proust an einen gemeinsamen Theaterbesuch im Mai 1912 mit Mme. Henry Standish und Mme. Greffulhe. Er schreibt darüber an Mme. Gaston de Caillavet, die er um einige Auskünfte in Kleiderfragen bittet: »Ich hatte den Eindruck von zwei sehr verschiedenen, gegensätzlichen Arten, die Toilette, die Eleganz zu verstehen. […] Ich möchte, daß keine von beiden erfährt, daß ich mich dafür interessiere, denn die zwei Frauen, die ich – gleich zwei Mannequins – mit ihren Roben bekleiden werde, stehen in keinerlei Beziehung zu ihnen; es gibt keine Schlüssel zu meinem Roman.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. xi , S. 154-155.

Seite 76:
1 Was die autobiographischen Implikationen der folgenden Handlungssequenz betrifft, darf an einen Brief Prousts an Reynaldo Hahn von Mai 1895 erinnert werden, in dem es heißt: »Als ich mich jeden Morgen in die Avenue Marigny begab, um Madame de Chevigné vorübergehen zu sehen, nahm ich immer jene Rue La Ville-l'Évêque, überquerte dann die Place des Voitures […].« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. i , S. 384.

Seite 82:
1 Vgl. »Verlorene Formen ii « in *Freuden und Tage* [10] S. 59.

Seite 87:
1 Anspielung auf den Schluß von *Die Gefangene*.

Seite 91:
1 Proust setzt »dingo« als Beispiel eines erst kürzlich in Mode gekommenen Wortes und »balancer« im Sinn von »zögern«, um den saint-simonschen Sprachgebrauch zu illustrieren.

Seite 97:
1 Anspielung auf die Proudhon-Briefe, die Marcels Großmutter in Balbec Robert zum Geschenk macht. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 632 f.

Seite 98:
1 Der Name der kleinen Garnisonsstadt steht weder im Manuskript noch im Typoskript. Er taucht erst 1917 auf. Schon in *Freuden und Tage* gehören »Szenen aus dem Soldatenleben« zu Prousts thematischem Material (vgl. »Genrebilder der Erinnerung«), und in *Jean Santeuil* bilden die entsprechenden Entwürfe (»Garnisonsstädte«) einen eigentlichen Schwerpunkt. Biographisch gesehen enthält die Doncières-Sequenz Erinnerungen Prousts an seine Militärdienstzeit in Orléans (1889-1890), an die Reise nach Holland mit Bertrand de Fénelon (1902) sowie an Aufenthalte im Hôtel de France et d'Angleterre in Fontainebleau oder auch im Hôtel des Réservoirs in Versailles.
2 Das französische Wort »paquetage« bezeichnet sowohl die vorschriftsgemäß zusammengelegten und übereinandergestapelten Ausrüstungsgegenstände eines Soldaten als auch die Packung.

Seite 99:
1 Die folgende Passage über die Wahrnehmung von Geräuschen ist ein später Zusatz. Nachdem Proust im Mai 1919 seine Wohnung im Boulevard Haussmann hatte verlassen müssen und in eine provisorische Wohnung in der Rue Laurent-Pichat eingezogen war, erwog er verschiedene Möglichkeiten, die ihn störenden Geräusche fernzuhalten, u. a. auch die Korkeichenverschalung seines früheren Zimmers aus- und wiedereinbauen zu lassen. Am 27. Mai 1919 schreibt er an Mme. de Noailles: »Ich kam jedoch auf die Idee, es könnte besser sein, die Verteidigungsvorkehrungen in das Ohr zu verlegen. Mme. Simone hat mir von Elfenbeinkügelchen, die Herzogin von Guiche von Vaselinewatte erzählt.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. xviii , S. 238. Bei den Elfenbeinkügelchen handelt es sich um die sogenannten Boules Quiès. Proust hat solche Mittel ausprobiert und das Resultat in seinem Roman festgehalten. Zu Bergson, Proust und den Boules Quiès vgl. Tadié [52] S. 164.

Seite 102:
1 Prometheus hat das Feuer nicht erschaffen, sondern in der Esse des Hephaistos geraubt und den Menschen gebracht.

Seite 106:
1 Die erfundene Figur des Fürsten von Borodino erscheint bereits in *Jean Santeuil*. Modell gestanden hat ein Vorgesetzter Prousts während seines Militärdienstes in Orléans, der Graf Charles-Zanobi Walewski (1848-1914). Walewskis Vater war ein natürlicher Sohn Napoleons i . und der Polin Maria Laczynska, Gräfin Walewska.

Seite 107:
1 Die Pointe ist aus dem Porträt der Hippolyta (»Verlorene Formen«) übernommen: »Ich habe nie ihren Söhnen oder Neffen begegnen können, die alle, wie sie, eine gebogene Nase haben, schmale Lippen, durchdringende Augen, eine zu zarte Haut, ohne in Verwirrung zu geraten angesichts der Erkenntnis, ihre Rasse stamme zweifellos von einer Göttin und einem Vogel ab.« (*Freuden und Tage* [10] S. 59)

Seite 111:
1 Wahrscheinlich handelt es sich um eine Anspielung auf Prousts Aufenthalt im August 1893 in St. Moritz.

Seite 112:
1 Die thematische und topographische Verwandtschaft dieses Örtchens mit der kleinen, nach Iriswurzel riechenden Kammer in Combray ist im Manuskript und auf den Druckfahnen explizit festgehalten: »[…] das Gefühl von Freiheit hinzu, das auf seine Weise ebenso erregend war, wie jenes, das ich in Combray unter dem Dach in einem ähnlichen Kabinett beim Anblick des Turms von Roussainville empfand. Dieses Kämmerchen […]«. Vgl. [3] Bd. ii , S. 1563. Der in Doncières an der Wand hängende Rosenkranz aus Iriskügelchen erklärt auch den Irisgeruch in der kleinen Kammer neben der Studierstube in Combray. Die Verarbeitung der Iriswurzel war im 19. Jahrhundert ein wichtiger Industriezweig. Aus der wohlriechenden getrockneten Wurzel der Iris florentina wurde Pulver gerieben oder es wurden daraus Kügelchen geschnitzt, die sowohl als Fontanellkügelchen in der Medizin Verwendung fanden als auch zu Rosenkränzen weiterverarbeitet wurden. Diese dienten offenbar nicht nur der religiösen Andacht.

Seite 116:

1 Die Textfolge ist hier von außerordentlicher Dichte. Nach der bis ins letzte ausgefeilten Beschreibung von Marcels Hotelzimmer und der Erzählung der ersten in diesem Zimmer verbrachten Nacht sowie des Erwachens folgt nun eine längere Passage über den Schlaf, die von persönlicher Erfahrung und zugleich von wissenschaftlicher und literarischer Bechlagenheit zeugt. Man vergleiche damit die Eingangsszene der *Recherche*. Zu den wissenschaftlichen Quellen Prousts vgl. Anne Henry [37] S. 340-344.

Seite 117:
1 Zu Prousts regelmäßigem Gebrauch und Mißbrauch von Betäubungsmitteln vgl. François-Bernard Michel, *Proust et les écrivains devant la mort*, Paris, Grasset, 1995, und Michael Maar, »Chemie der Seele. Medizinisches zu Prousts Leidensgeschichte«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25. Oktober 1995.

Seite 118:
1 Möglicherweise denkt Proust an die Episode des Herakles-Mythos, in der nach der Tötung des Geryon die Nymphen um Herakles herum durststillende Quellen sprudeln lassen.

Seite 124:
1 Gemeint sind Werke wie Montalvos *Amadis*, Ariosts *Rasender Roland*, Tassos *Befreiung Jerusalems* oder d'Urfés *Astrée*. Proust waren diese »Romane« wohl hauptsächlich dank Madame de Sévigné bekannt, die sie in ihren Briefen häufig erwähnt.

2 Reminiszenz an Vergils Höhle des Aeolus. Vgl. *Aeneis*, i , 52.

Seite 125:
1 Das 1870 eröffnete Kaffeehaus an der Place de l'Opéra war der Treffpunkt für elegante Soupers.

2 Proust nennt zwei junge Adlige, die möglicherweise für die Figur Robert de Saint-Loups Modell gestanden haben. Jacques de Crussol, Herzog von Uzès (1868-1893), hatte ein Verhältnis mit der Kokotte Émilienne d'Alençon. Auf einer Reise in den Kongo, zu der ihn seine Mutter ermuntert hatte, starb er an Ruhr. Auch Henri d'Orléans (1867-1901) ist während einer Expedition in die Kolonien in jungen Jahren gestorben.

3 Die Avenue des Acacias (oder Avenue de Longchamp) durchquert den Bois de Boulogne. Sie bildet den Rahmen für Madame Swanns Auftritte am Ende von *Swann*. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 601 ff.

Seite 128:
1 Seit Bernard Bruns Ausgabe von 1992 [6] und seit Estelle Monbruns Kriminalroman *Meurtre chez Tante Léonie* (Paris, Viviane Hamy, 1994, S. 23) weiß man, daß hier nicht »toits de poudrière«, was unverständlich ist, sondern »toits de poivrière« stehen muß.

2 Die geflügelten Fersen sind neben dem geflügelten Hut und dem Caduceus die traditionellen Attribute des Hermes.

Seite 130:
1 Im folgenden gestaltet Proust seinen Text als eine Folge von Genreszenen, vergleichbar mit der Statuengalerie in *Swann* (*Unterwegs zu Swann* [13] S. 468 ff.) und der Galerie von Seestücken in den *Jeunes filles* (*Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 542 ff.).

Seite 131:
1 Der Wettstreit mit der Genremalerei äußert sich nicht nur in den Hinweisen auf bestimmte Maler und Bilder, sondern vor allem in der Wahl des malerischen Sujets und des malerischen Vokabulars.

Seite 133:
1 Anspielung auf das berühmte Bild Pieter Brueghels d. Ä. aus dem Jahre 1566 (Musées Royaux des Beaux-Arts, Brüssel). Eine der zahlreichen Kopien dieses Bildes befindet sich im Musée des Beaux-Arts in Caen.

Seite 139:
1 Anspielung auf Pascals »Mémorial«, ein Stück Pergament, auf dem er das Ereignis seiner Bekehrung in der Nacht vom 23. November 1654 festgehalten hat. Nach Pascals Tod fand man den Text in seiner Weste eingenäht.

Seite 142:
1 Bis zur Entdeckung der Oxydation durch Lavoisier (1743-1794) diente die von dem deutschen Chemiker Georg Ernst Stahl (1660-1734) entwickelte Phlogiston-Theorie zur Erklärung des Verbrennungsvorgangs. Sie besagt, daß brennbare

Körper einen bestimmten Stoff, das Phlogiston, enthalten, der bei der Verbrennung entweicht.

Seite 143:

1 Während sich Proust in *Jean Santeuil*, wie es die Aktualität nahelegte, mit den eigentlichen Ereignissen der Dreyfus-Affäre auseinandersetzte (vgl. »Im Umkreis der Dreyfus-Affäre«), geht es ihm in der *Recherche* in erster Linie um die Reaktion auf die Affäre in der Gesellschaft. Die wichtigsten Daten der Affäre sind folgende: Ende September 1894 entdeckte eine für den französischen Geheimdienst arbeitende Putzfrau der deutschen Botschaft im Papierkorb des Militärattachés, Major Schwarzkoppen, eine Liste (»bordereau«) von geheimen Dokumenten, die demnächst den Deutschen ausgehändigt werden sollten. Aufgrund eines oberflächlichen Schriftvergleichs wurde der jüdische Offizier Alfred Dreyfus angeklagt, Autor des »bordereau« zu sein; trotz seiner Unschuldsbeteuerungen wurde er verurteilt, degradiert und auf die Teufelsinsel deportiert. In der Folge wurde Oberstleutnant Picquart beauftragt, die Hintergründe der Spionagetätigkeit von Dreyfus aufzudecken. Ein abgefangener Rohrpostbrief (»petit bleu«), den die deutsche Spionage an Major Esterhazy senden wollte, und die Schriftzüge Esterhazys brachten Picquart zur Überzeugung, Esterhazy müsse der Autor des »bordereau« sein, Dreyfus sei also unschuldig. Er informierte seine Vorgesetzten. Diese aber wollten die Ehre des Heeres nicht aufs Spiel setzen und hielten an der Schuld von Dreyfus fest. Darauf schrieb Picquart einen Brief an den Staatspräsidenten, erklärte Esterhazy für schuldig, Dreyfus für unschuldig. Anstatt den Brief jedoch abzuschicken, übergab er ihn seinem Anwalt und ermächtigte ihn gleichzeitig, einige Parlamentarier über dessen Inhalt zu informieren. Unterdessen hatte sich die Öffentlichkeit in zwei feindliche Lager gespalten: die »dreyfusards« (linksgerichtete Kreise, die eine Revision des Prozesses gegen Dreyfus anstrebten), und die »anti-dreyfusards« (rechtsgerichtete, antisemitische, nationale und kirchliche Kreise, die eine Wiederaufnahme des Prozesses verhindern wollten). Am 16. November 1897 klagte Dreyfus' Bruder Esterhazy an, der Autor des »bordereau« zu

sein. Esterhazy wußte das Heer hinter sich und verlangte selbst einen Prozeß. Am 11. Januar 1898 wurde er von einem Militärgericht freigesprochen. Zwei Tage später, am 13. Januar 1898, veröffentlichte Zola in *L'Aurore* den berühmt gewordenen Brief an den Staatspräsidenten: »J'accuse.« Die Militärs reagierten ihrerseits mit einer Anklage. Nach einem zweiwöchigen Prozeß wurde Zola im Februar 1898 verurteilt, während Picquart, der sich für Zola eingesetzt hatte, aus dem Heer ausgeschlossen wurde. Die Diskussionen zwischen Marcel und Saint-Loups Freunden in Doncières weisen auf diese für die »dreyfusards« dunkelste Zeit der Affäre. Am 7. Juli 1898 erklärte der neue Kriegsminister, Godefroy Cavaignac, er sei im Besitz »unwiderlegbarer Beweise« für Dreyfus' Schuld und er werde allen »dreyfusards« den Prozeß machen, in erster Linie Picquart. Dieser reagierte mit einem in *L'Aurore* veröffentlichten Brief, in dem er erklärte, daß wenigstens eines der von Cavaignac vorgebrachten Beweisstücke eine Fälschung sei. Cavaignac ließ Picquart verhaften und betraute einen jungen Offizier des Generalstabs, Louis Cuignet, damit, die Beweisstücke zu verifizieren. Dieser jedoch erkannte, daß Picquart recht hatte, und entdeckte in Oberst Henry, einem Freund von Esterhazy, den Autor der Fälschung. Henry gestand die Fälschung und nahm sich im Gefängnis das Leben, Esterhazy floh nach London, der Chef des Generalstabs, General Boisdeffre, und der Kriegsminister gaben ihre Demission. Am 3. Juni 1899 annullierte ein Kassationsgericht das Urteil gegen Dreyfus. Dreyfus kehrte nach Frankreich zurück, nach fünf Jahren Deportation. Picquart wurde freigelassen, nach einem Jahr Gefängnis. Zola kam nach Paris zurück, nach sieben im Exil verbrachten Monaten. Der neue Prozeß gegen Dreyfus fand vor einem Militärgericht in Rennes statt. Am 9. September 1899 fand das Gericht Dreyfus für schuldig mit mildernden Umständen. Dieses unter dem Druck rechtsextremer Kreise zustande gekommene Urteil löste eine Welle der Empörung aus. Auf den Rat des Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau und zur großen Enttäuschung seiner Anhänger richtete daraufhin Dreyfus ein Gnadengesuch an den Staatspräsidenten, das angenommen wurde. Erst sieben Jahre später, am 12. Juli 1906, annullierte ein Kassati-

onsgericht das skandalöse Urteil von Rennes. Dreyfus und Picquart wurden wieder in das Heer aufgenommen, und Picquart wurde 1908 im Kabinett Clemenceau Kriegsminister.

2 General Raoul François Charles Le Mouton de Boisdeffre (1839-1919) war von 1893 bis 1898 Chef des Generalstabs.

3 General Félix Gustave Saussier (1828-1905) war von 1884 bis 1898 Militärgouverneur von Paris. Er hatte 1894 von einer Anklage gegen Dreyfus abgeraten, wurde dann aber vom Kriegsminister dazu gezwungen. In seiner Funktion als Militärgouverneur von Paris kann er auch für den Prozeß gegen Esterhazy im Januar 1898 als verantwortlich betrachtet werden.

4 Marie Charles Ferdinand Walsin Esterhazy (1847-1923), Infanterieoffizier ungarischer Abstammung, der für den deutschen Geheimdienst tätig war. Die Anspielung auf Saussiers Verdikt zugunsten Esterhazys weist auf die Zeit nach dem 11. Januar 1898. In der internen, fiktiven Chronologie der Handlung spielen die Ereignisse in Doncières jedoch im Dezember 1897.

Seite 145:

1 Zwei Protagonisten aus Stendhals Roman *La Chartreuse de Parme*.

Seite 146:

1 »Mentalité« ist im Französischen seit 1877, »Mentalität« im Deutschen seit Anfang des 20. Jahrhunderts belegt.

2 Anspielung auf die rumänische, mit einem französischen Adligen verheiratete Dichterin Anna de Noailles (1876-1933), deren Gedichtband *Les Éblouissements* Proust 1907 im *Figaro* besprochen hat. Vgl. *Essays* [12] S. 314 ff.

Seite 147:

1 Zu Oberstleutnant Georges Picquart (1854-1914) vgl. S. 143, Anm. 1.

Seite 149:

1 Die Passagen über Strategie und Kriegskunst sind größtenteils Zusätze, die Proust nach 1917 in seinen Roman eingefügt hat. Als Vorlagen dienten ihm die Aufsätze zum Kriegsgeschehen von Henry Bidou im *Journal des débats* und von Oberst Feyler im *Journal de Genève*.

Seite 153:

1 Es handelt sich um lauter Schlachten mit Flankenangriffen und Einkesselung: Ulm (1805) und Lodi (1796) sind Siege, Leipzig (1813) ist eine Niederlage Napoleons; Cannae (216 v. Chr.), Sieg Hannibals gegen die Römer.

2 Austerlitz (1805), Sieg Napoleons über die Österreicher und die Russen; Rossbach (1757), Sieg Friedrichs ii . über die Franzosen; Waterloo (1815), Niederlage und Sturz Napoleons.

3 Graf Alfred von Schlieffen (1833-1913), Generalstabschef des deutschen Heeres von 1891-1905, ist der Urheber des Schlieffen-Planes: Einfall in Frankreich über Holland und Belgien unter Umgehung der Befestigungslinien. Baron Ludwig von Falkenhausen (1844-1936), Befehlshaber des deutschen Heeres im Elsaß (1914-1915), Militärgouverneur in Belgien (1917) und Autor zahlreicher strategischer Werke, u. a. *Flankenbewegung und Massenheer* (1911). Friedrich von Bernhardi (1849-1930), Theoretiker des Pangermanismus, Autor zahlreicher militärhistorischer Schriften, u. a. *Deutschland und der nächste Krieg* (1911). Leuthen (1757), Sieg Friedrichs des Großen über die Österreicher.

4 Episode der Schlacht bei Austerlitz.

5 Rivoli (1897), Sieg Napoleons über die Österreicher.

6 Der Feldzug von 1870 war auf der französischen Seite von lauter Rückzügen geprägt.

7 Charles Marie Emmanuel Mangin (1866-1925), französischer General und Autor von Studien zu strategischen Fragen.

Seite 154:

1 Anspielung auf einen Artikel von General Mangin in der *Revue des Deux Mondes* vom 1. April 1920.

Seite 155:

1 Anspielung auf Napoleons Anweisungen an den Marschall Jean Lannes (1769-1809), vor dem entscheidenden Angriff in der Schlacht bei Jena (1806) seine Truppen zurückzuhalten.

2 In den Aufsätzen von Henry Bidou fand Proust Gedanken wie die folgenden: »In der Schlacht bei Austerlitz sollte der Gegenangriff der Franzosen im Zentrum

geführt werden, und zwar in dem Augenblick, da die russischen und österreichischen Kolonnen uns rechts umgehen und ihre Flanke entblößen würden. Wie wir gesehen haben, hat Napoleon den Gegenangriff um eine Stunde hinausgeschoben. Man wird sich noch besser Rechenschaft über den richtigen Zeitpunkt eines Gegenangriffs ablegen, wenn man ein mißratenes Austerlitz betrachtet, ich meine die Schlacht von Woerth im Jahr 1870.« Vgl. *Journal des débats*, 9. April 1816.

3 Mme. A. de Thèbes (1865-1916) war eine berühmte Chiromantin. Proust hat sich von ihr 1894 die Hand lesen lassen. Sie soll ihm gesagt haben : »was die Gesundheit betrifft, spinnen Sie einen schlechten Faden« (vgl. *Correspondance* [9] Bd. i , S. 348). Sie figuriert auch in *Jean Santeuil*. Vgl. [17] S. 58.

Seite 157:

1 Die Anspielung auf die *Monadologie* (1714) von Leibniz hat Proust auf den Druckfahnen hinzugefügt. Ungefähr zur gleichen Zeit schreibt er an Mme. Schiff (am 5. August 1919): »Die Welt der Möglichkeiten ist größer als die wirkliche Welt, sagt Leibniz. Erlauben Sie mir, trotz des Kriegs einen deutschen Philosophen zu nennen, es kommt mir aber nicht in den Sinn zu denken, der Krieg habe der *Monadologie* oder der *Tetralogie* […] etwas von ihrem Wert genommen.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. xviii , S. 364.

Seite 158:

1 Henri Poincaré (1854-1912), bedeutender Mathematiker und Autor wissenschaftstheoretischer Werke, u. a. *La science et l'hypothèse* (1902) und *Science et méthode* (1909). Er hat sich zwar über den Relativismus der Wissenschaften geäußert, die Mathematik aber nie als eine nicht exakte Wissenschaft hingestellt.

Seite 159:

1 Die Felddienstordnung von 1895 wurde erst 1913 ersetzt.

Seite 160:

1 Bei Saint-Privat in der Nähe von Metz verlor die preußische Garde am 18. August 1870 im Laufe einer halben Stunde 6000 Mann. Allerdings endete die Schlacht mit dem Sieg der deutschen Übermacht. Bei Froeschwiller (6. August 1870) und bei Wissembourg (4. August 1870) siegten die Deutschen gegen die

Franzosen. Die Turcos, algerische Kämpfer im französischen Heer, erhielten ihren Namen im Krimkrieg, als die Russen sie für Türken hielten.

Seite 162:
1 Der Keramikkünstler Bernard Palissy (1510-1589) schmückte seine Teller und Platten mit Muscheln, Pflanzen und Meerestieren. 1571 hat er im Tuilerienschloß für Catherine de Médicis eine Grotte geschaffen.

Seite 171:
1 Mit Brügge weist Proust auf Georges Rodenbachs Roman *Bruges-la-Morte* (1892), ein Kultbuch des dekadentistischen Fin de siècle. Rachel repräsentiert in der *Recherche* diese Epoche.

Seite 172:
1 Stadt im Departement Eure am Zusammenfluß der Seine und des Gambon.

Seite 173:
1 An dieser Stelle greift Proust auf drei unveröffentlichte Texte aus dem Jahr 1899 über Monet zurück: den Entwurf »Der Maler – Schatten – Monet« in *Essays* [12] S. 521 ff. (vgl. die Motive des Spiegels und des Astrologen), das Kapitel aus *Jean Santeuil* »Ein Kunstsammler. – Monet, Sisley, Corot« in *Jean Santeuil* [17] S. 1088 (vgl. die Motive des einfachen Hauses an der Hauptstraße, die für den Kunstsammler empfundene Sympathie), endlich das Kapitel »Die Monets des Marquis von Réveillon« in *Jean Santeuil* [17] S. 1095.

Seite 176:
1 General Gaston Auguste de Galliffet (1830-1909) kämpfte bei Sedan (1870), wo er in Gefangenschaft geriet. Er war maßgebend an der blutigen Unterdrückung der Commune (1871) beteiligt und war Kriegsminister (1899-1900) im Kabinett Waldeck-Rousseau. General François Oscar Négrier (1839-1913) machte sich hauptsächlich in Algerien und in Tonkin einen Namen. General Paul Marie César Gérald Pau (1848-1932) kämpfte 1870 bei Froeschwiller und wurde 1914 Befehlshaber der elsässischen Armee. General Yves Marie Gheslin de Bourgogne (1847-1910) ist hauptsächlich als Autor militärischer Werke bekannt.
2 Charles Joseph Jean Thiron (1830-1891) war auf die Rollen des Financiers und des Alten spezialisiert. Alexandre Frédéric Febvre (1835-1916) war Mitglied der

Comédie-Française. Ernest Félix Socquet (1849-1910), genannt Amaury, gehörte zur Truppe des Théâtre de l'Odéon.

Seite 177:
1 Staatsstreich vom 2. Dezember 1851, dessen Folge die Restauration des Kaiserreiches war.

2 Preußische Königsfamilie bis 1918.

3 Der Ausdruck spielt mit der Homophonie von »comte« (Graf) und »compte« (Rechnung).

Seite 178:
1 Nach der Niederlage bei Sedan (2. September 1870) wurde Napoleon iii . gefangengenommen und auf Schloß Wilhelmshöhe interniert.

Seite 179:
1 Vgl. das Kapitel »Napoleonischer Adel. – Borodino« in *Jean Santeuil* [17] S. 559.

Seite 180:
1 Der Bankier Achille Fould (1800-1867) war während des Zweiten Kaiserreichs mehrmals Finanzminister.

2 Der Advokat Eugène Rouher (1814-1884) war – in verschiedenen Positionen – einer der wichtigen Politiker des Zweiten Kaiserreichs.

3 Die Marschälle Louis Alexandre Berthier (1753-1815) und André Masséna (1756-1817) haben praktisch Napoleons gesamte Laufbahn begleitet.

Seite 181:
1 Der Diplomat Charles Maurice, Herzog von Talleyrand-Périgord (1754-1838) hat es fertiggebracht, seinen Beruf vom Ancien Régime bis zur Julimonarchie mit nur sehr kurzen Unterbrechungen auszuüben.

2 Alexander i . (1777-1825), Zar von Rußland.

3 Napoleon iii . hat Bismarck und Cavour in ihren Bestrebungen, ihr Land zu vereinen, unterstützt.

Seite 182:
1 Die Gräfin Edmond de Pourtalès (1832-1914) war Hofdame der Kaiserin Eugénie.

2 Weitverzweigte, auf Joachim Murat (1767-1815), König von Neapel, zurückgehende Familie.

3 Nach Steel [50] S. 119-122 gab es 1880 in Paris 300 Anschlüsse; 1883 waren es 3500; noch in den neunziger Jahren war das Telephon nicht eigentlich verbreitet. In der Folge nimmt Proust ein Thema auf, mit dem er sich zu verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens beschäftigt hat. Auf biographischer Ebene geht das Thema auf ein Telephongespräch Prousts mit seiner Mutter vom 22. Oktober 1896 zurück. Proust hatte sich, um ungestört an seinem Roman (*Jean Santeuil*) arbeiten zu können, im Hôtel de France et d'Angleterre in Fontainebleau eingerichtet, seine Mutter befand sich in Paris. Das betreffende Gespräch wird im Briefwechsel mit der Mutter mehrmals erwähnt. Proust schreibt: »Du warst gestern am Telephon nicht wie sonst. ›Das ist nicht mehr Deine Stimme‹« (*Briefwechsel mit der Mutter* [18] S. 46), und die Mutter spricht scherzend von den »Telephonfräuleins« (ibid., S. 39). Sechs Jahre später schreibt Proust an Antoine Bibesco, der eben seine Mutter verloren hatte: »Als meine Mutter ihre Eltern verloren hatte […] sah ich sie täglich und zu jeder Stunde, doch einmal, als ich mich nach Fontainebleau begeben hatte, telephonierte ich mit ihr. Plötzlich hörte ich im Telephon ihre gebrochene, gequälte Stimme […] da spürte ich zum erstenmal, was für immer in ihr zerbrochen war« (vgl. *Correspondance* [9] Bd. iii , S. 182). Unmittelbar nach dem Gespräch schrieb Proust das Kapitel »Die Stimme von Jeans Mutter am Telephon« (*Jean Santeuil* [17] S. 268), das er seiner Mutter sandte mit der Bitte, die Seiten aufzubewahren (vgl. Brief vom 21. Oktober 1896). In dem Artikel »Journées de lecture« (*Le Figaro*, 20. März 1907, vgl. *Essays* [12] S. 306) hat Proust das Bravourstück über die Telephonfräuleins, das er offenbar für ein Meisterwerk hielt, wiederverwendet, und während der Arbeit an *Guermantes* (am 24. Juli 1919) fragt er seinen Freund Robert Dreyfus: »Hast Du nicht zufälligerweise einen Artikel von mir über die Telephonfräuleins (im *Figaro*), der ›Journées de lecture‹ hieß. Es wäre für mich sehr nützlich, ihn auch nur *einen* Tag zu haben.« Vgl. Robert Dreyfus, *Souvenirs sur Marcel Proust*, Paris, Grasset, 1926, S. 334. Wie anderen zuvor

als Zeitungsartikel publizierten Bravourstücken (z. B. die Kirchtürme von Martinville) verleiht Proust den Telephonfräuleins in seinem Roman strukturelle und thematische Funktionen. Das Telephongespräch mit der Großmutter motiviert die Rückkehr Marcels nach Paris und bringt so die Doncières-Episode zum Abschluß. Auf thematischer Ebene beginnt mit dieser Szene die zentrale Episode von *Guermantes*, nämlich Krankheit und Tod der Großmutter.

Seite 183:
1 In der Parade mythologischer Figuren, die den als Pointe gesetzten Telephonfräuleins vorangehen, wird an zwei Stellen sichtbar, daß es Proust nicht nur um virtuoses Spiel mit Bildung geht. Mit den Danaiden, die in der Unterwelt den Mord an ihren Ehemännern sühnen, und den Furien (den Erinnyen), die insbesondere Vater- und Muttermörder verfolgen, nimmt Proust jenes Thema auf, das er kurz nach dem Tod seiner Eltern auch in dem Artikel »Sohnesgefühle eines Muttermörders« (ebenso virtuos und mit ebenso großer Zurschaustellung von Bildung) behandelt hat, nämlich das Bewußtsein, willentlich oder unwillentlich den Tod von Vater und Mutter verursacht zu haben. Vgl. *Essays* [12].

Seite 187:
1 Proust spielt mit den Namen zweier Telephonzentralen, die nach der Straße benannt waren, in der sie lagen. Dabei geht es auch um Johannes Gutenberg (1400-1468), den Erfinder des Buchdrucks, und den Prinzen Wagram (1883-1918), einen begeisterten Kunst- und Automobilliebhaber.

Seite 189:
1 Leichter zweirädriger und zweisitziger Wagen mit aufklappbarem Verdeck.

Seite 190:
1 Vgl. eine entsprechende Szene in *Jean Santeuil* [17] S. 608.

Seite 194:
1 Gemeint ist das Institut de France, in dem seit 1795 die großen Akademien Frankreichs zusammengefaßt sind.

Seite 197:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 88.

Seite 199:

1 Die Vergleiche mit der Malkunst weisen auf ein mögliches Modell Prousts: Mme. de Guermantes mit ihrem Muff in den Straßen von Paris scheint einer Lithographie von Bonnard entstiegen zu sein.

Seite 201:
1 Innerhalb der Betrachtungen über den Schlaf führt Proust die malerische Thematik weiter und malt ein Venedigbild voller Reminiszenzen an Ruskin, Turner und Monet.

2 Mit Giotto schließt die dichte Folge von Anspielungen auf Bilder und Maler. Zu Giottos Allegorien vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 121.

Seite 203:
1 Abkürzung für *L'Intransigeant*, 1880 gegründete Tageszeitung nationalistischer Prägung.

Seite 204:
1 Proust spielt auf die Vorstellung an, daß in der Karwoche die Kirchglocken nach Rom pilgern. Am Ostersonntag kehren sie zurück.

Seite 206:
1 Der Ausdruck stammt aus der 10. Satire Boileaus, wo es in Vers 447 heißt: »Là du faux et bel esprit se tiennent les bureaux«, womit eine Art Umschlagplatz des Esprit gemeint ist. Vgl. *Œuvres complètes*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1966, S. 73.

Seite 207:
1 Die im Institut de France integrierte, 1795 gegründete Académie des sciences morales et politiques nimmt neben den ordentlichen auch freie sowie korrespondierende Mitglieder auf.

Seite 208:
1 Paul Leroy-Beaulieu (1843-1916), Begründer der Zeitschrift *Économiste français* und Professor am Collège de France.

2 Eine vorbereitende Studie zu diesem Thema findet sich im Kapitel »Baron Scipion« von *Jean Santeuil* [17] S. 836.

Seite 209:
1 Der mit Prousts Vater befreundete Jules Méline (1838-1925) widersetzte sich als Ministerpräsident (1896-1898) einer Revision des Prozesses gegen Dreyfus.

Seite 210:
1 Die 1789 eingesetzte und 1871 aufgelöste Nationalgarde war eine Bürgerwehr mit wechselnden Funktionen. Sie ist zwar aus der Revolution hervorgegangen, diente aber meist den Interessen der Mächtigen. Da die Uniform auf Kosten der Gardisten ging, wurden diese naturgemäß aus wohlhabenderen Bürgerkreisen rekrutiert.

Seite 212:
1 Anspielung auf La Fontaines Fabel »Le paysan du Danube«, deren Protagonist gleichzeitig bäurische Schlichtheit und Eloquenz verkörpert.

Seite 213:
1 Vgl. *Lukasevangelium* x , 28. Obwohl er sich nach wie vor in romantischen Klischees ergeht, hat Legrandin seinen Geschmack geändert. In »Combray« sprach er die Sprache des dekadenten Ästhetizismus (vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 185), hier hält er es – immer dem Zeitgeist entsprechend – mit einem antidekadenten, populistischen Unanimismus whitmanscher, emersonscher oder ruskinscher Prägung. Tatsächlich bezieht Proust das Lukas-Zitat aus Ruskin, der es in *The Bible of Amiens* verwendet. Proust hat die Stelle in seiner Ausgabe von *La Bible d'Amiens* kommentiert und in einem Brief an Antoine Bibesco in durchaus moralpredigender, legrandinscher Weise paraphrasiert: »Versuche zu bleiben, wie Du bist, flöße Deinen Taten und Worten immerzu schöpferischen Geist ein […] Fahre fort, ehrlich, respektlos und spontan zu leben, ich sage es Dir nicht im religiösen Sinn, sondern im Sinn literarischer Unsterblichkeit. *This do and tou shalt live / This if thou do not, tou shalt die / Die [whatever Die means] totally an irrevocably*.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. iii , S. 285.

Seite 214:
1 Um die Jahrhundertwende haben englische und italienische Archäologen die großen Paläste von Knossos und Phaistos freigelegt. Einen eigentlichen Sonnenpalast gibt es aber auf Kreta nicht.

2 Eine thematisch-stilistische Fingerübung zu dieser Passage findet sich in »Die Poesie oder die geheimnisvollen Gesetze« (*Essays* [12] S. 154).

Seite 216:

1 Von Frédéric Boucheron (1830-1902) gegründetes Juweliergeschäft an der Place Vendôme. Vgl. *Pariser Schmuck*, hg. vom Bayerischen Nationalmuseum, München, Hirmer Verlag, 1989.

2 Pythia ist die orakelsprechende Priesterin im Apollotempel von Delphi.

Seite 217:
1 Die Szene, in der der eine Freund den anderen seiner kontemplativen Versenkung überläßt, geht auf ein Erlebnis Prousts mit Reynaldo Hahn auf Schloß Réveillon im Sommer 1894 zurück. Vgl. Keller, *Proust lesen* [39] S. 49 ff.

Seite 218:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 216, Anm. 1.

Seite 220:
1 Im 19. Jahrhundert wurden die Zwanzig-Francs-Münzen mit Louis oder Napoléon bezeichnet.

Seite 221:
1 Zitat aus dem *Johannesevangelium* xx , 15. Die Begegnung Maria Magdalenas mit dem Auferstandenen ist eine wahre Kultszene des Fin de siècle. Ker-Xavier Roussel hat sie für das Deckblatt der *Revue blanche* verwendet (April 1894); Ruskin meditiert über sie im letzten Paragraphen von *Sesam and Lilies* und im zwölften Brief von *Fors clavigera*, einem Text, den Proust in seiner Ausgabe von *Sésame et les lys* zitiert.

Seite 222:
1 Anspielung auf die Engel, die nach Sodom kamen. Vgl. *1. Mose* xix , 1.

Seite 223:
1 Seit 1875 gehörte die Rollschuhbahn zu den beliebten Treffpunkten. Vgl. die Schilderung der dort herrschenden bewegten Atmosphäre im 15. Kapitel von Alphonse Daudets Roman *Numa Roumestan* (1881).

Seite 225:
1 Roberts Gedanken kreisen um die beiden Zentren des Pariser Vergnügungslebens: Place Pigalle und Boulevard de Clichy auf dem Montmartre sowie – etwas später – das am Boulevard des Capucines gelegene Music-Hall-Theater Olympia und die Rue Caumartin im Quartier der Opéra.

Seite 226:

1 Eine ähnliche Anspielung auf die Place Pigalle als Ort der impressionistischen Malerei findet sich in den *Jeunes filles*. Dort ist von einer Kusine der Prinzessin von Luxemburg die Rede, die für moderne Kunst schwärmt und den größten naturalistischen Maler bittet, ihr Porträt zu malen: »Sogleich hatte das Auge des Künstlers auch schon gefunden, was es überall suchte. So sah man denn auf dem Bild anstelle der großen Dame eine Art Laufmädchen und hinter ihr eine riesige, etwas schiefe violette Dekoration, die an die Place Pigalle erinnerte.« (*Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 627) Unser Kommentar bringt diese Stelle mit der Malerei der Nabis, besonders mit Bonnard in Verbindung; in erster Linie muß jedoch an Renoirs Darstellungen der Place Clichy aus dem Jahre 1880 erinnert werden. Die *Place Clichy* im Fitzwilliam Museum (Cambridge) wird oft auch mit »Place Pigalle« bezeichnet.

2 Zu »art nouveau« vgl. S. 771, Anm. 2, und *Unterwegs zu Swann* [13] S. 553, Anm. 1.

3 Während Proust Tolstoj als Schriftsteller bewundert, steht er der Aufwertung moralischer und sozialer Werte auf Kosten des Ästhetischen bei Tolstoj und im Tolstojismus kritisch gegenüber. Zu Proust und Tolstoj vgl. auch *Freuden und Tage* [10] S. 328.

Seite 227:

1 Philip Kolb hat nachgewiesen, daß die mit Proust bekannte Schauspielerin Louisa de Mornand, die die Geliebte seines Freundes Louis d'Albufera war, Zézette genannt wurde. Sie hatte 1905 in dem Stück *Le bon numéro* eine Person dieses Namens verkörpert. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. iv , S. 190.

Seite 228:

1 Man denkt an gewisse Szenen aus Offenbachs Opéra bouffe *La belle Hélène* (1864).

Seite 229:

1 Vgl. eine entsprechende Anspielung in Prousts Vorwort zu *Sésame et les lys*, in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [11] S. 229. Alberto Beretta Anguissola hat nachgewiesen, daß es sich bei dem auf dem Stich Dargestellten wohl nicht um Prinz

Eugen von Savoyen (1663-1736), sondern um Eugène de Beauharnais (1781-1824) handelt, einen napoleonischen Feldherrn, der 1805 Vizekönig von Italien wurde. Tatsächlich ist in der »Maison de tante Léonie« in Illiers ein Stich zu sehen mit dem Titel »Le Prince Eugène au tombeau de sa mère«. Die Frage, ob dieser Stich schon zu Prousts Zeiten in Illiers zu sehen war oder ob er erst später aus literatur-touristischen Erwägungen angebracht wurde, bleibt offen. Sicher aber paßt der napoleonische Kriegsheld besser in die kleinbürgerliche französische Provinz als der savoysche Feldherr.

Seite 232:
1 Anspielung auf die Familie Jussieu, die im 18. Jahrhundert eine Reihe bedeutender Botaniker hervorgebracht hat.

Seite 237:
1 Vergnügungspark in dem flußwärts gelegenen Teil der Champs-Élysées-Anlagen.

Seite 238:
1 Die Tradition der Theaterromane geht auf Scarrons *Roman comique* (1651-1657) zurück. In den Entwürfen zu dieser Stelle erwähnt Proust einige Figuren aus Théophile Gautiers *Capitaine Fracasse* (1861-1863) und Goethes *Wilhelm Meister* (1795-1796), vgl. [3] Bd. ii , S. 1153.

Seite 243:
1 Zu den Szenen in der Welt des Theaters vgl. die Kapitel »Hinter den Kulissen« in *Jean Santeuil.*

Seite 245:
1 Auf Watteaus Skizzenblätter weist Proust auch im Zusammenhang mit Odette de Crécy. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 349. Wie aus den Entwurfheften hervorgeht, hat für den jungen Mann mit schwarzer Samtkappe der bei den Ballets russes tätige Tänzer Vatslav Nijinski Modell gestanden. Vgl. [3] S. 1002.

Seite 247:
1 Proust bezieht dieses Beispiel für sogenannte Volksetymologie aus Jules Quicherat, *De la formation française des anciens noms de lieu*, Paris, Librairie A.

Franck, 1867, einem Werk, das er schon für die Etymologien des Pfarrers von Combray benützt hat. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 152 ff.

Seite 248:
1 An Jüdischem hat die dem ältesten französischen Adel angehörige Familie der Lévis-Mirepoix lediglich den mit Lévy gleichlautenden Namen.

Seite 250:
1 Es ist anzunehmen, daß Proust hier den Stab des Dirigenten mit dem Bogen eines Streichers verwechselt.

Seite 251:
1 Proust scheint zu übersehen, daß es sich ursprünglich nur um drei Journalisten handelt.

Seite 252:
1 Die Avenue Gabriel verläuft parallel zur Avenue des Champs-Élysées von der Place de la Concorde bis zur Avenue Matignon.

2 Anläßlich der Matinee der Marcel Proust Gesellschaft 1996 in Badenweiler hat Reinhold Hohl gezeigt, daß Proust an dieser Stelle den »fernen Impressionen« (dem Impressionismus also) eine moderne, der Ästhetik des Futurismus verpflichtete Szene gegenüberstellt.

Seite 254:
1 Für die folgenden Ausführungen über Mme. de Villeparisis greift Proust auf einen Text aus dem Jahre 1907 über die Memoiren der Comtesse de Boigne zurück, der nach erheblichen Streichungen durch die Redaktion am 20. März 1907 unter dem Titel »Journées de lecture« im *Figaro* erschienen ist. Vgl. *Essays* [12] S. 306.

Seite 257:
1 Modell für Mme. de Villeparisis' Memoiren sind die 1908 bei Plon unter dem Titel *Récits d'une tante* erschienenen und von Proust in *Le Figaro* besprochenen Memoiren der Comtesse de Boigne.

Seite 260:
1 Marie-Amélie de Bourbon (1782-1866) war die Gemahlin von Louis-Philipp.

Seite 262:

1 Neben der Königin Marie-Amélie sind folgende Persönlichkeiten abgebildet: Louise-Marie d'Orléans (1812-1850), Tochter Marie-Amélies und Louis-Philippes und durch ihre Heirat mit Leopold i . Königin der Belgier; François d'Orléans (1818-1900), Fürst von Joinville, Bruder von Louise-Marie; Elisabeth von Wittelsbach (1837-1898), Tochter des Herzogs von Bayern und Gemahlin des Kaisers Franz Joseph i .

2 Bei der Inszenierung des Salons von Mme. de Villeparisis erinnert sich Proust an den Salon von Madeleine Lemaire.

Seite 263:

1 Marie-Félice Orsini (1601-1666), Gemahlin des 1632 enthaupteten Herzogs von Montmorency.

2 Eine ausführliche Anmerkung Alberto Beretta Anguissolas klärt die historischen Hintergründe dieser Aussage. Besonders heftig waren die antisemitischen Maßnahmen in Rumänien, wo zwischen 1898 und 1904 siebzigtausend Juden das Land verlassen mußten. In Ägypten, wohin nach dem Bau des Suezkanals viele Juden eingewandert waren, gab es 1901 und 1902 kleinere antijüdische Demonstrationen. In der Türkei waren die Juden zwar gesetzlich geschützt, doch kam es 1903 zu einer Explosion des Judenhasses in Smyrna; außerdem widersetzte sich die Türkei der jüdischen Einwanderung in Palestina.

Seite 264:

1 Typus des schlauen Dieners bei Molière.

2 Alexandre Gabriel Decamps (1803-1860); auf orientalische Sujets spezialisierter französischer Maler.

3 Vgl. einen ähnlichen Hinweis auf den Darius-Palast (ebenfalls im Zusammenhang mit Bloch) in den *Jeunes filles* (*Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 500).

Seite 265:

1 Denkmal für die Prinzessin Soutzo, mit der Paul Morand Proust 1917 bekannt machte.

2 Gemeint sind photographische Aufnahmen während spiritistischer Sitzungen.

Seite 266:
1 Herzog Decazes (1780-1860), der während der Restaurationszeit eine Politik der nationalen Versöhnung verfolgte, wurde von ultramonarchistischen Kreisen 1820 für die Ermordung des Herzogs von Berry – Gatte der im folgenden Genannten – verantwortlich gemacht, worauf er zurücktreten mußte.

2 Marie Caroline Ferdinande Louise de Bourbon (1798-1870), Prinzessin beider Sizilien, durch Heirat 1816 Herzogin von Berry.

3 Armand Charles Augustin de Castries (1756-1842), Politiker der Restaurationszeit.

4 Zu Mme. de Villeparisis' Erinnerungen an Molé vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 407 und 425. Mit Molés Zylinder beginnt eine Textsequenz, die auf Molière zurück- und auf Beckett vorausweist. Vgl. S. 296, Anm. 2.

Seite 268:
1 In *The Invisible Man* (1897) von Herbert George Wells verbirgt der Protagonist, um als normaler Mensch zu erscheinen, seine Unsichtbarkeit unter Kleidern, Bandagen, Brille usw. Der Roman wurde 1901 ins Französische übersetzt.

2 Königin von Schweden war um die Jahrhundertwende Sophie von Nassau (1836-1913), die 1857 den späteren König Oskar ii . geheiratet hat.

Seite 269:
1 Zum Herzog von Aumale vgl. S. 42, Anm. 3. Der Herzog von Broglie (1785-1870) war einer der führenden Staatsmänner der Juli-Monarchie. Louis-Adolphe Thiers (1797-1877), Historiker und liberal gesinnter Politiker, war der erste Präsident der Dritten Republik. Charles Forbes de Tryon, Graf von Montalembert (1810-1870), Publizist und liberal-katholischer Politiker. Félix Dupanloup (1802-1878), Bischof von Orléans, liberales Mitglied der Abgeordnetenkammer (1871) und des Senats (1876).

Seite 270:
1 Gemeint ist die Frage, wie sich Europa gegenüber den Auflösungserscheinungen des Osmanischen Reiches und der Neubildung der Grenzen Rußlands verhalten soll.

Seite 271:

1 Ein Brief Prousts an Montesquiou vom 21. März 1912 zeigt einige Verbindungen auf zwischen den Romanfiguren und der Pariser Gesellschaft, die Proust gekannt hat.

Seite 272:
1 Um die Jahrhundertwende war Madeleine du Bois de Courval (1870-1944) Fürstin von Poix. Eher als auf eine bestimmte Person weist dieser Name jedoch auf die Memoiren der Comtesse de Boigne, in denen er eine bedeutende Rolle spielt.

2 Die ersten drei Straßen liegen im eigentlichen »Faubourg«, während die vierte ein ebenso elegantes Quartier am rechten Seine-Ufer repräsentiert.

Seite 274:
1 Am vierten Sonntag nach Ostern, dem »Rosensonntag«, weiht der Papst eine aus Gold gefertigte Rose, um sie dann einer Kirche oder einer katholischen Fürstin zu übergeben.

2 Wie der Vorname Alix und der Name Choiseul am Ende des Abschnitts gibt diese Anspielung einen Hinweis auf das Modell von Prousts Romanfigur, nämlich die Vicomtesse Frédéric de Janzé, geborene Alix de Choiseul-Gouffier, die ein Werk über Musset verfaßt hat: *Études et récits sur Alfred de Musset*, Paris, Plon et Nourrit, 1891.

3 Die italienische Schauspielerin Adelaide Ristori (1822-1906) feierte von 1855 an auch in Frankreich Triumphe. Zur Zeit der Romanhandlung trat sie nur noch für seltene Rezitationen auf.

4 Antoine Coysevox (1640-1720), französischer Bildhauer, dessen Werke im Versailler Schloßpark, im Tuileriengarten und im Louvre zu sehen sind.

Seite 275:
1 Gedichte mit gegebenen Endreimen.

Seite 276:
1 Vgl. das Porträt der Äbtissin von Remiremont im Salon der Gräfin von Haussonville (»Der Salon der Gräfin von Haussonville«, *Essays* [12] S. 250).

2 Anspielung auf die Heirat von Heinrich ii . mit Catherine de Médicis (1553) und von Heinrich iv . mit Marie de Médicis (1600).

3 Anspielung auf die langjährige Freundschaft zwischen dem Komponisten Franz Liszt (1811-1886) und der Fürstin Carolyne de Sayn-Wittgenstein.

Seite 278:
1 Gemeint ist die Fürstin von Poix. Vgl. S. 272, Anm. 1.

Seite 280:
1 Im Zusammenhang mit Sainte-Beuve, den Mme. de Villeparisis in der *Recherche* repräsentiert, kommt Proust oft auf Joubert zu sprechen. Hier spielt er auf eine Passage aus dem Kapitel »Du style« der *Pensées, essais et maximes* an: »Gut gewählt, sind die Wörter abgekürzte Sätze. Der geschickte Schriftsteller läßt sich mit jenen ein, die dem Erinnern gewogen sind, und verwirft die anderen.« (Paris, Gosselin, 1842, Bd. ii , S. 63). Sainte-Beuve zitiert diese Stelle sehr frei: »Es gibt dem Erinnern gewogene Wörter; diese muß man gebrauchen.« Vgl. *Portraits littéraires*, Paris, Garnier, 1862, Bd. ii , S. 323. Vgl. auch Prousts Notiz über Joubert in *Essays* [12] S. 487.

2 Marie de Rohan (1600-1679) war in erster Ehe mit dem Herzog von Luynes, in zweiter Ehe mit dem Herzog von Chevreuse verheiratet. Sie ist »berühmt«, weil in den Memoiren des 17. Jahrhunderts – wegen ihres Lebens voller amouröser und politischer Intrigen – viel von ihr die Rede ist.

3 Die Herzogin Yolande de Luynes, geb. La Rochefoucauld (1849-1905).

4 Carmen Sylva ist das Pseudonym von Pauline Ottilie Luise von Wied (1843-1916), die als Gattin Karls von Hohenzollern 1881 Königin von Rumänien wurde. Sie schrieb – in neuromantischem Stil – Gedichte, Erzählungen, Märchen und Dramen.

Seite 281:
1 Anspielung auf einen denkwürdigen Auftritt der Ristori im Turiner Teatro Carignano im Jahr 1898, bei dem sie den fünften Gesang aus dem *Inferno* rezitierte.

2 Gemeint ist das British Museum.

Seite 288:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 484, Anm. 1. Was die Art von Geist betrifft, ist Mme. Straus, geborene Halévy das Modell für die Herzogin von Guermantes.

Seite 293:
1 Anspielung auf die Fabel La Fontaines »La grenouille qui se veut faire aussi grosse que le bœuf«.

2 Anspielung auf die Fabel La Fontaines »Les grenouilles qui demandent un roi«.

3 Anachronismus. König Oskar ii . von Schweden ist 1907 gestorben, während die meisten in der Romanhandlung erwähnten Ereignisse auf das Jahr 1898 weisen.

Seite 296:
1 Gemäß Steel verbreitete sich in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts die Sitte, den Zylinder im Vestibül abzugeben, auch wenn die alte Regel, den Hut während des Empfangs in der Hand zu halten, noch mindestens bis 1906 Gültigkeit hatte. Vgl. *Chronology and Time* [50] S. 127.

2 Proust kombiniert zwei Szenen aus Molières *Mariage forcé* (4) und *Médecin malgré lui* (ii , 2), in denen darüber gestritten wird, ob ein Hut eine Form oder, wie Aristoteles es will, eine Figur hat. Außerdem ist von einem Kapitel »über die Hüte« von Hippokrates die Rede.

Seite 297:
1 Prousts Geringschätzung für den mondänen Poeten Raymond de Borelli (1837-1906) kommt schon in *Freuden und Tage* ([10] S. 90) und in *Swann* ([13] S. 350) zum Ausdruck. Auf den Historiker und Numismatiker Gustave Schlumberger (1844-1929) war Proust schlecht zu sprechen, seit sich jener im Zusammenhang mit der Dreyfus-Affäre aus dem Salon von Mme. Straus zurückgezogen hatte. Aus ähnlichen Gründen zitiert er wohl an dieser Stelle den Wirtschaftshistoriker Georges d'Avenel (1855-1939).

2 Die zwei folgenden Namen zitiert Proust wohl ohne ironische Absicht. Pierre Loti (1850-1923) gehörte zu den Lieblingsschriftstellern des jungen Proust (vgl. den Fragebogen in *Essays* [12] S. 39). Edmond Rostand (1868-1918) steht als Beispiel für den literarischen Erfolg. Dank seinen Stücken *Cyrano de Bergerac* (1897) und dem von Sarah Bernhardt uraufgeführten *L'Aiglon* (1900) war Rostand um die Jahrhundertwende in mondänen Kreisen der wohl bekannteste Schriftsteller.

3 Anspielung auf ein in mondänen und diplomatischen Kreisen bekanntes Ehepaar. Der Herzog von Doudeauville (1825-1908) war während vier Jahren Präsident des Jockey-Clubs und französischer Botschafter in London.

4 Der spätere Staatspräsident, Paul Deschanel (1855-1922) war ein Spezialist für ostasiatische Fragen. Vgl. *La question du Tonkin* (1883) oder *La politique française en Océanie* (1884). Bei der im folgenden erwähnten »chinesischen Frage« geht es um den Russisch-Japanischen Krieg 1904-1905.

5 Für das vorangehende Porträt Mme. de Guermantes' hat Mme. de Greffulhe Modell gestanden. Vgl. Anne de Cossé Brissac, *La comtesse Greffulhe*, Paris, Perrin, 1991.

6 Zu Pisanello vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 543, Anm. 1, und *Essays* [12] S. 289. Jan van Huysum (1682-1749), holländischer Maler, von dem im Louvre mehrere Blumen- und Früchtebilder zu sehen sind.

Seite 298:

1 Proust verpackt wirklich alles in seinen Roman, sogar seinen Heuschnupfen.

2 Anspielung auf den Spruch »pour une année où il y a des pommes, il n'y a pas de pommes; mais pour une année où il n'y a pas de pommes, il y a des pommes«, der in Mode kam, nachdem er in dem Drama *La fille du paysan* von Anicet Bourgeois und Adolphe Ennery (Uraufführung am 8. Januar 1862) verwendet worden war.

Seite 300:

1 Wie der eben diskutierte Heuschnupfen hat möglicherweise auch die zerbrochene Vase einen biographischen Bezug. Anläßlich eines Diners bei Mme. de Noailles am 17. Juli 1904 hat Proust mit einer ungeschickten Bewegung eine Tanagra-Statuette zerschlagen. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. iv , S. 195-199.

Seite 303:

1 Die blaugrünen Augen sind ein Attribut der Athena; Hera ist kuhäugig.

Seite 305:

1 Bloch ist nicht nur »gaffeur«, es unterlaufen ihm auch ständig mythologische Patzer. Nach Hera und Athena verwechselt er hier den Trojanischen Weisen Antenor und Orsilochos, den Sohn des Flußgottes Alpheios.

Seite 306:

1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 494.

Seite 308:
1 Für diese Szene haben Mme. Armand de Caillavet und Anatole France Modell gestanden. Vgl. Paul Morand, *Journal d'un attaché d'ambassade* 1916-1917, Paris, Gallimard, 1963, S. 205-206.

Seite 310:
1 Der Romancier und Essayist Victor Cherbuliez (1829-1899) beschreibt in seinen Romanen jene kosmopolitische Gesellschaft, die Norpois in der *Recherche* repräsentiert.

Seite 311:
1 Elstirs *Radieschenbund* ist offensichtlich eine Nachbildung von Manets *Spargelbund* (Wallraf-Richartz-Museum, Köln). Vgl. S. 710, Anm. 2.

2 Ernest Hébert (1817-1908) und Jean Dagnan-Bouveret (1852-1929) repräsentieren die traditionelle Malerei. Ähnliche Gegenüberstellungen der modernen und der traditionellen Malerei finden sich bei Proust häufig. Vgl. *Freuden und Tage* [10] S. 72 (Whistler und Bouguereau) oder *Unterwegs zu Swann* [13] S. 541 f. (Biche und Machard).

Seite 312:
1 Figur aus einem 1813 entstandenen Lied von Pierre Jean de Béranger (1780-1857). Nach dem blutigen Rußlandfeldzug Napoleons wurde der gutmütige König, der seine Nachbarn in Frieden läßt und nur seinem Vergnügen lebt, schnell populär.

Seite 313:
1 Manche Züge des vorangehenden Porträts weisen auf den Grafen Greffulhe. Vgl. Anne de Cossé Brissac, *La comtesse Greffulhe*, Paris, Perrin, 1991.

Seite 314:
1 In dem Hain um das Grabmal des mythischen Helden Akademos lag die von Plato gegründete, später Akademie genannte Schule.

2 »L'Italia farà da sè« war im 19. Jahrhundert eine Devise der italienischen Nationalisten.

3 Wehre den Anfängen. Zitat aus Ovids *Remedia amoris*, Vers 91.

Seite 315:
1 Beides Arkadier. Zitat aus Vergils *Bucolica*, vii , Vers 5.

Seite 318:
1 Golfklub in der Nähe von Versailles.

Seite 319:
1 Vers 175 der »Dédicace à Alfred T***« von Alfred de Mussets dramatischem Gedicht »La coupe et les lèvres«. Mme. de Guermantes glaubt, der Vers stamme von dem ihr wohl besser bekannten mediokren Theaterautor Émile Augier. Immerhin steht in dessen Stück *L'Aventurière* (1848), das Proust in den *Jeunes filles* erwähnt (*Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 83), folgender Vers: »Das Fläschchen ist zwar staubig, der Likör jedoch lebendig.« Ob nicht auch ein Irrtum Prousts vorliegt, ist nicht auszumachen.

Seite 320:
1 1891 uraufgeführtes lyrisches Drama von Maurice Maeterlinck (1862-1949).

2 Joseph Peladan (1859-1918) ist einer der Hauptvertreter des idealistisch-esoterischen Dekadentismus des Fin de siècle. In der Überzeugung, er stamme von dem assyrischen König Assur ab, nannte er selbst sich Sâr Peladan.

Seite 326:
1 Anspielung auf den Auftritt des Titelhelden am Schluß des ersten Aktes von Wagners *Lohengrin*.

2 Vgl. S. 143, Anm. 1. Proust hat den Zola-Prozeß mitverfolgt und in *Jean Santeuil* (»Im Umkreis der Dreyfus-Affäre«) beschrieben. Einige Passagen aus dem frühen Roman hat er wörtlich in die *Recherche* übernommen.

3 Der Concours général stand den Schülern der oberen Klassen des Gymnasiums offen. Verlangt wurde ein Französischaufsatz über ein gegebenes Thema. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 448, Anm. 3.

Seite 327:
1 Als Generalsstabschef hatte General Marie-Françoise Joseph von Miribel (1831-1893) sowohl Henry als auch Picquart gefördert. Vgl. S. 143, Anm. 1.

2 Gemäß seinem hellenisierenden Jargon nennt Bloch die Moira und nicht die Parze, die griechische, nicht die römische Schicksalsgöttin.

Seite 330:
1 Als Antwort auf die im Februar 1898 gegründete sozialistischinternationale Ligue des Droits de l'homme entstand im Dezember desselben Jahres die nationalkonservative Ligue de la Patrie française.

2 Vgl. S. 146, Anm. 1.

Seite 331:
1 Zur Zeit der Dreyfus-Affäre glaubten die nationalen Kreise, es gäbe ein geheimes »Jüdisches Syndikat«, das darauf aus sei, die Ordnung im Staat zu destabilisieren.

2 1874 gegründeter künstlerisch-literarischer Klub. Das Klublokal lag in der Rue Volnay 7.

3 Émile Ollivier (1825-1913), Historiker und liberaler Politiker des Zweiten Kaiserreichs.

4 Neben dem Jockey-Club war der Cercle de l'Union (Boulevard de la Madeleine, 11) der eleganteste und exklusivste Klub im Pariser Fin de siècle.

Seite 332:
1 Vorname von Mme. d'Épinay. Vgl. S. 654.

Seite 333:
1 Vgl. S. 247, Anm. 1.

2 Vgl. S. 248, Anm. 1.

Seite 334:
1 Der Ausdruck wird verwendet, wenn ein verlockendes Projekt sich in Luft auflöst. Er geht zurück auf die Komödie *Le naufragé ou les héritiers* (1796) von Alexandre Duval (1767-1842), in der ein unerwartet zurückkehrender Offizier die Hoffnungen der anderen Erben zunichte macht.

2 Vgl. Alfred Dreyfus, *Lettres d'un innocent*, Paris, Stock, 1898.

3 Der Ausspruch soll von Mme. Straus stammen. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. vii , S. 215.

4 Mit der Figur des Joseph Prudhomme hat Henri Monnier (1799-1877) den schulmeisterlichen, selbstzufriedenen Kleinbürger karikiert.

Seite 335:

1 Zur Gegenüberstellung von Picquart mit dem Archivisten Félix Gribelin vgl. *Jean Santeuil* [17] S. 703 und Anm. 18.

Seite 337:
1 Der Generalstabsoffizier Armand Mercier du Paty de Clam leitete die erste Untersuchung gegen Dreyfus. Er hat auch im Prozeß gegen Zola ausgesagt. Im Juni 1899 wurde er unter der Anklage verhaftet, falsche, Dreyfus belastende Dokumente hergestellt zu haben.

Seite 338:
1 Joseph Reinach (1856-1921), Autor einer monumentalen *Histoire de l'affaire Dreyfus* (Paris, La revue blanche, 1901-1911), war zur Zeit der Affäre Mitglied der Abgeordnetenkammer.

2 Der Generalstab hatte tatsächlich dem Chefredakteur des *Intransigeant*, Henri Rochefort, Dokumente zugespielt, die Dreyfus belasteten. Es handelte sich jedoch um Fälschungen. Rochefort hat die Dokumente am 13. Dezember 1897 publiziert.

3 Italienischer Ausdruck für »innerlich«.

4 Lateinischer Ausdruck für »im Freundeskreis«.

5 In der Sitzung vom 18. Februar 1898 des Zola-Prozesses beglückwünschte der Prinz Henri d'Orléans, Urenkel Louis-Philippes, Esterhazy für dessen Haltung in den Verhandlungen mit einer freundschaftlichen Umarmung. Die »accolade« des Prinzen hat in der Folge einigen Staub aufgewirbelt.

Seite 339:
1 Der Vater des Prinzen, Robert Philippe Louis Eugène Ferdinand (1840-1910), trug den Titel eines Herzogs von Chartres.

2 In diesem Abschnitt werden folgende Orléans genannt: Prinzessin Clémentine (1817-1907), Tochter Louis-Philippes, deren diplomatischem Geschick es ihr Sohn, Ferdinand (1861-1949), zu verdanken hatte, daß er 1887 Fürst und 1908 Zar von Bulgarien wurde. Zum Fürsten von Joinville, einem Onkel Ferdinands, vgl. S. 262, Anm. 1. Wie schon in den *Jeunes filles* (vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 40) läßt Proust Norpois Urteile aussprechen, die von der Geschichte

dementiert werden sollen: wegen seines diplomatischen Ungeschicks mußte Ferdinand 1918 als Zar von Bulgarien abdanken.

3 Die Bälle bei der Prinzessin von Sagan gehörten zu den herausragenden gesellschaftlichen Ereignissen im Pariser Fin de siècle.

Seite 340:

1 Als Traditionalist will Norpois dem mythologischen, von dem Parnassianer Leconte de Lisle inspirierten Jargon eine Vergangenheit geben. Mit Lamartine greift er gründlich daneben, denn als romantischer Dichter war dieser gerade bestrebt, die Musen vom Parnaß herabzuholen. Jean-Baptiste Rousseau (1671-1741) dagegen spricht von den »doctes Sœurs« in der »Ode à M. le comte de Luc«.

Seite 342:

1 Alfred Léon Gérault-Richard (1860-1911), sozialistischer Abgeordneter und Chefredakteur der Zeitung *La Petite Republique*.

2 Anspielung auf eine Passage in François Andrieux' (1759-1833) Verserzählung »Le meunier sans souci«, in der ein Berliner Gericht einem Müller im Streit mit dem König recht gibt. Die Verserzählung figurierte in zahlreichen französischen Schulbüchern.

Seite 344:

1 Émile Cyprien Driant (1855-1916), Berufsoffizier, Schriftsteller und rechtsradikaler Abgeordneter, spielte eine wichtige Rolle in dem von General Boulanger Ende der achtziger Jahre geplanten Staatsstreich.

2 Georges Clemenceau (1841-1929) gehörte als Abgeordneter und als Chefredakteur der Zeitung *L'Aurore* zu den Hauptstützen der »dreyfusards«. Entgegen Norpois' Äußerungen wurde er später Ministerpräsident.

3 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 57, Anm. 1.

Seite 346:

1 Japhet, der dritte Sohn Noas, ist der Stammvater der weißen Rasse.

2 Mit einer Auflage von einer Milion Exemplaren war das von Ernest Judet (1851-1943) herausgegebene, nationalistisch ausgerichtete *Petit Journal* zur Zeit der Dreyfus-Affäre die verbreitetste Tageszeitung.

Seite 348:

1 Bei dem Stück Borellis (vgl. S. 297, Anm. 1), auf das Proust Madame de Guermantes anspielen läßt, handelt es sich möglicherweise um den am 20. Mai 1889 im Théâtre-Français uraufgeführten Einakter *Alain Chartier*. Zu den Verbindungslinien zwischen den Stücken Borellis und Maeterlincks vgl. Die Anmerkung Thierry Lagets in [3] Bd. ii , S. 1648.

Seite 349:
1 Ferdinand Brunetière (1849-1906) war eine führende Gestalt des literarisch-gesellschaftlichen Lebens um die Jahrhundertwende. Als Chefredakteur (seit 1893) der *Revue des Deux Mondes* vertrat er eine konservativ-nationale, gegenüber literarischen Neuerungen wie Symbolismus oder Naturalismus ablehnende Haltung. Als Sorbonne-Professor zählte er auch gesellschaftliche Größen zu seinen Hörern beziehungsweise Hörerinnen.

Seite 355:
1 Die Redensart »lupus in fabula« oder »quand on parle du loup« geht auf die Komödie *Adelphoe* (*Die Brüder*) von Terenz zurück.

Seite 357:
1 Charlotte von Sachsen-Coburg (1840-1927), die als Gattin von Erzherzog Maximilian im Zusammenhang mit einer französischen Expedition 1864 Kaiserin von Mexiko wurde. Nachdem Napoleon iii . sich aus dem mexikanischen Abenteuer zurückgezogen hatte, wurde Maximilian gefangengenommen und am 19. Juni 1867 füsiliert. Manets Gemälde (Museum of Fine Arts, Boston; Ny Carlsberg Glyptothek, Kopenhagen; Kunsthalle, Mannheim) zeugen vom Echo, das diese Ereignisse in Frankreich fanden.

Seite 358:
1 Proust erinnert sich hier an Aufenthalte mit seiner Mutter in Bad Kreuznach, wo er im Hotel Kurhaus in der Nähe des Schloßbergs logierte.

Seite 359:
1 Ferdinand Charron (1866-1928) war einer der ersten Automobilkonstrukteure Frankreichs.

Seite 361:
1 1698 von Peter dem Großen gegründeter russischer Ritterorden.

Seite 363:
1 Das 1820 eröffnete, am Boulevard Bonne-Nouvelle gelegene Théâtre du Gymnase spielte hauptsächlich Komödien.

Seite 365:
1 »Livres jaunes« hießen in Frankreich die gelb gebundenen Dokumentensammlungen, die die Regierung den Abgeordneten aushändigte.

Seite 366:
1 Proust leistet sich hier einen Anachronismus. Während der Empfang bei Mme. de Villeparisis 1898 spielt, hat das englische Königspaar Paris 1907 und 1910 besucht. Bei dieser Gelegenheit gab die von Proust bewunderte Gräfin Greffulhe ein intimes Diner für die königlichen Gäste.

Seite 368:
1 Der deutsche Philosoph Leibniz, der französische Dichter Marivaux und der Finanzmann Samuel Bernard, den Proust irrtümlicherweise für einen Juden hielt (vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 461), lebten alle am Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert. Hintergründig weist die Betrachtung Prousts auf die absurde Tatsache, daß die Gesellschaft nur schon deshalb glaubt, Dreyfus habe für die Deutschen gearbeitet, weil er Jude ist, während sie einen adligen deutschen Ministerpräsidenten in das Institut aufnimmt.

Seite 369:
1 Wie andere Episoden, die in verborgene Bereiche führen (die Begegnung mit der Dame in Rosa oder die Szene in Montjouvain in *Swann*), hebt Proust den Besuch Morels aus dem erzählerischen Kontinuum heraus.

Seite 370:
1 Proust besaß einige Photos von Schauspielerinnen mit Widmungen an seinen Onkel Louis Weil. Zu dem Prousts Vater gewidmeten Photo der Sängerin Marie Van Zandt vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 609, Anm. 1.

Seite 371:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 117, Anm. 1.

Seite 372:
1 Die Szene geht auf eine Episode aus Prousts Leben zurück (vgl. Painter [45] S. 226 ff.). Im Februar 1894 hatte Proust bei dem Grafen Henri de Saussine den

jungen Pianisten Léon Delafosse kennengelernt, der sich nach einem Mäzen umsah. Proust nannte ihm Robert de Montesquiou, worauf Delafosse drei Gedichte aus *Les Chauves-souris* vertonte.

Seite 373:
1 Was dem Leser – dank den leitmotivisch eingesetzten Anglizismen – längst klargeworden ist, nämlich daß die Dame in Rosa und Mme. Swann ein und dieselbe Person sind, erfährt Marcel erst bei dieser Gelegenheit.

Seite 374:
1 Mit dem großen Koloristen weist Proust ein weiteres Mal auf Whistler.

Seite 377:
1 Zitat aus dem *Titusbrief* i , 15.

Seite 384:
1 Claude Henri du Fuzée de Voisenon (1708-1775), Autor von Komödien, galanten Gedichten und lockeren Erzählungen.

2 Claude Prosper Jolyot de Crébillon, gen. Crébillon fils (1707-1777), Autor mehrerer bedeutender Romane, u. a. *Les égarements du cœur et de l'esprit* (1736).

3 Von 1864 bis 1899 war Henri Fantin-Latour (1836-1904) in allen Salons mit Stilleben oder Porträts vertreten. 1899 fand außerdem im Musée du Luxembourg eine Ausstellung seiner Lithographien statt.

Seite 385:
1 Ähnliche Themen und dieselben Namen tauchen schon in Marcels Gesprächen mit Mme. de Villeparisis in Balbec auf und lassen den historischen Hintergrund von Prousts Romanfigur sichtbar werden. August Wilhelm Schlegel (1767-1845) wirkte als Erzieher bei Mme. de Staël in Coppet. Deren Tochter, Albertine de Staël, heiratete 1816 den Herzog von Broglie, einen bedeutenden Politiker der Julimonarchie. Cordelia Greffulhe (1796-1847) war mit Boniface de Castellane (1788-1862) verheiratet, der allerdings erst nach ihrem Tod zum Marschall ernannt wurde (1852). Sie ist die Mutter jener Sophie de Beaulaincourt, die als wichtigstes Modell von Mme. de Villeparisis gilt. Zu Lebrun und Salvandy vgl. Im *Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 407, Anm. 1, zu Doudan, ibid., S. 432, Anm. 1.

2 Vierrädriger, offener Wagen mit zwei Sitzen.

3 Zwischen Lisieux und Cambremer im Calvados gelegene Abtei, die François Guizot, ein weiterer Staatsmann der Julimonarchie und Freund des Herzogs von Broglie, erworben und als Wohnsitz ausgebaut hat.

4 Einige Briefe von Mme. de Broglie wurden von Claude de Barante publiziert in *Souvenirs du Baron de Barante de l'Académie française, 1782-1866, publiés par son petit fils*, Paris, Calmann-Lévy, 1889-1901 (8 Bände).

Seite 389:
1 Proust hat Paul Morand erzählt, er selbst habe eine ähnliche »Gaffe« begangen. Vgl. Paul Morand, *Journal d'un attaché d'ambassade*, Paris, Gallimard, 1963, S. 150-151.

2 Zu Emerson und Proust vgl. *Freuden und Tage* [10] S. 14, Anm. 1. Neben Ruskin und Nietzsche nennt Proust in seinem Nachruf auf Ruskin Ibsen und Tolstoj als die großen »Seelenführer«, die zu Beginn des neuen Jahrhunderts verschwunden sind. Vgl. *Essays* [12] S. 185.

Seite 398:
1 Die Zeus-Statue des Phidias im Tempel von Olympia war eines der Sieben Weltwunder der Alten Welt.

Seite 400:
1 In der Anspielung auf den griechischen Philosophen Diogenes (413-327 v. Chr.) überschneiden sich zwei Motive: das Faß, in dem Diogenes aus Verachtung des Reichtums lebte, und die Lampe, mit der er bei hellichtem Tag in den Straßen von Athen nach einem Menschen suchte.

Seite 401:
1 Naturgemäß handelt es sich nicht um ein Zitat, sondern um ein Pastiche Michelets. Vgl. das Michelet-Pastiche in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [11].

Seite 402:
1 Die 1785 gegründete *Times* galt als die bestinformierte Zeitung der Welt.

2 Anspielung auf die 1873 zwischen Orleanisten und Legitimisten diskutierten Pläne, in Frankreich das Königtum wieder einzuführen. Henri de Bourbon, Graf von Chambord (1820-1883), hätte König werden sollen. Er bestand jedoch auf der vorrevolutionären weißen Fahne, woran der Plan schließlich scheiterte.

Seite 404:
1 Anspielung auf die Schülerinnen des von Ludwig xiv . und Mme. de Maintenon 1686 gegründeten Mädchenpensionats, die Racines biblische Tragödien *Esther* und *Athalie* sowie die *Cantiques spirituels* vor dem König aufführten.

Seite 405:
1 Anspielung auf das in der mittelalterlichen Skulptur häufige Motiv der blinden Synagoge und der sehenden Kirche. Émile Mâle erwähnt die Beispiele an der Fassade von Notre-Dame in Paris, in Reims, in Straßburg und in Bordeaux. Vgl. *L'art religieux du XIII e siècle en France* [41] S. 230.

Seite 406:
1 Édouard Drumont veröffentlichte 1886 ein antisemitisches Pamphlet: *La France juive*. In seiner 1892 gegründeten Zeitung *La Libre Parole* lancierte er eigentliche Hetzkampagnen gegen alles, was links oder jüdisch war, namentlich auch gegen alle, die sich für eine Revision des Dreyfus-Prozesses einsetzten.

Seite 407:
1 Wie es die Anspielung auf die Eulenburg-Affäre zeigt, spricht Charlus von einem Freimaurertum der Homosexualität. In der Eulenburg-Affäre mußte Prinz Eulenburg, ein Berater des Kaisers, dem Homosexualität vorgeworfen wurde, zurücktreten, worauf sich im Staatsrat die militaristisch-pangermanische Partei durchsetzte. Vgl. das »Michelet-Pastiche« in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [11] S. 39, Anm. 7.

2 Die Geschichte von dem Narren, der glaubt, in einer Flasche die Prinzessin von China zu sehen, hat Proust in einem Feuilleton von Anatole France über Mérimée gelesen (*Le Temps*, 19. Februar 1888). Vgl. A. France, *La vie littéraire*, Paris, Calmann-Lévy, 1925 (4 Bände), Bd. ii , S. 51. Sie stammt aus einem Brief von Mérimée an Mrs. Senior vom 29. Juli 1855. Proust erwähnt sie auch im Briefroman von 1893 (*Freuden und Tage* [10] S. 272) und in der *Gefangenen*.

Seite 412:
1 Das Dorf Villeparisis liegt nord-östlich von Paris im Departement Seine-et-Marne. Eine adlige Familie dieses Namens hat nie existiert.

2 Gattin des Bankratspräsidenten der Banque de France, Alphonse de Rothschild (1827-1905).

3 Gemeint ist der Übertritt zum Katholizismus.

Seite 415:
1 Herkules am Scheideweg (vor der Wahl zwischen Tugend oder Laster) gehörte im 19. Jahrhundert zum selbstverständlichen Bildungsgut.

2 Vgl. S. 330, Anm. 1.

3 Im folgenden spielt Proust in sehr freier Weise mit einigen Daten der Dreyfus-Affäre: er übertreibt den Einfluß Reinachs; er spricht von einem Kabinett Billot, während der General Jean-Baptiste Billot (1828-1907) nur Kriegsminister war (von 1896 bis 1898); er wirft Picquart Undankbarkeit vor, wo dieser doch als Kriegsminister Reinach wieder in seinen Hauptmannsrang einsetzte, der ihm 1898 entzogen worden war.

Seite 417:
1 An dieser Stelle beginnt eine zentrale Episode der *Recherche*: Krankheit und Tod der Großmutter. Prousts Großmutter mütterlicherseits ist am 2. Januar 1890, seine Mutter am 26. September 1905 gestorben.

Seite 418:
1 Fernand Widal (1862-1929), Professor für klinische Medizin an der Faculté de Médecine, entdeckte 1903 die schädliche Wirkung von Salz bei Nierenentzündungen.

Seite 420:
1 Aspirin wurde 1899 durch den deutschen Arzt Heinrich Dreser (1860-1924) eingeführt.

2 Die orakelsprechende Schlange, Tochter der Gaia, die Apollo töten mußte, bevor er sein eigenes Orakel in Delphi errichten konnte.

Seite 421:
1 Jean-Martin Charcot (1825-1893) ist der Begründer der modernen Neurologie. Freud, der von Oktober 1885 bis Februar 1886 seine Vorlesungen besuchte, hat die *Leçons sur les maladies du système nerveux* übersetzt und unter dem Titel *Neue*

Vorlesungen über die Krankheiten des Nervensystems, insbes. über Hysterie 1887 in Leipzig veröffentlicht.

Seite 422:
1 Lückenhaftes Zitat aus dem Brief vom 3. Juni 1693 an die Gräfin von Guitaut.

Seite 437:
1 Zitat aus Molières *Misanthrope* (Vers 325).

2 Freies Zitat aus dem Brief vom 21. Juni 1680 an Mme. de Grignan.

Seite 440:
1 Wie schon der Figur de Boulbons verleiht Proust dem Professor E. einige Züge von Édouard Brissaud (1852-1909), Professor an der Faculté de Médecine und Herausgeber der *Revue neurologique*. Proust hat Brissauds *L'hygiène des asthmatiques* (Paris, Masson, 1896) gelesen und den ihm auch persönlich bekannten Neurologen mehrmals ärztlich konsultiert.

Seite 444:
1 In dem im November 1920 entstandenen Vorwort zu Paul Morands *Tendres Stocks* schreibt Proust: »Ein Fremder hat sich in meinem Gehirn niedergelassen. Er kam, ging und kam wieder; bald kannte ich dank seines Treibens alle seine Gewohnheiten. Im übrigen bestand er wie ein allzu freundlicher Mieter darauf, direkte Beziehungen zu mir aufzunehmen.« (*Essays* [12] S. 419)

Seite 445:
1 Der mit Prousts Vater bekannte Armand Fallières (1841-1931) war 1899 Senatspräsident und von 1906 bis 1913 Staatspräsident. Den vermeintlichen Schlaganfall erlitt er am 30. Januar 1883, als er für kurze Zeit Ministerpräsident war.

2 Prousts Mutter starb im September 1905 an einer durch Nierenentzündung hervorgerufenen Urämie.

Seite 446:
1 Terrakottavasen sind gewiß keine Spezialität von Pompei. Proust nennt die im Aschenregen untergegangene Stadt als Pointe einer Passage (eine der schönsten der *Recherche* überhaupt), die den Niedergang bildlich darstellt.

Seite 450:
1 Die fünf Centimes, die einem Dienstboten gelegentlich als Provision überlassen wurden.

Seite 452:
1 Die etwas merkwürdige Metapher ist ein Überbleibsel aus einer früheren Fassung, in der Proust die Kranke mit einer Person vergleicht, die im Käfig eines Löwen eingeschlossen wird.

Seite 455:
1 Im zehnten Gesang der *Odyssee* verspricht Äolus Odysseus glückliche Heimfahrt und schließt alle feindlichen Winde in einen Schlauch, den er Odysseus mitgibt. Im Glauben, er enthalte Gold, öffnen die Gefährten des Odysseus kurz vor Ithaka den Schlauch, worauf die herausbrausenden Winde die Schiffe wieder von Ithaka wegtreiben.

Seite 458:
1 Von diesem neuen Schriftsteller spricht Proust auch im Vorwort zu Paul Morands *Tendres Stocks*, das zuvor unter dem Titel »Pour un ami (remarques sur le style)« in der *Revue de Paris* vom 15. November 1920 erschienen ist. Vgl. *Essays* [12] S. 432 und Anm. 34. Wie in dem Essay geht es auch in der *Recherche* um Jean Giraudoux (1882-1944), dessen Erzählung »Nuit à Châteauroux« am 1. Juli 1919 in der *Nouvelle revue française* erschienen ist. Dort finden sich Passagen wie die folgende: »Die von Foch und Pétain ausgehenden Wege waren auf vierzig Kilometer frei von allen anderen Rassen als der französischen.« Proust ersetzt Foch und Pétain durch die Namen von zwei Persönlichkeiten, die Giraudoux bewunderte: Aristide Briand (1862-1932), Journalist und Politiker, sowie Paul Claudel (1868-1955), Dichter und – wie Giraudoux – Diplomat. Vgl. die ausführlichen Anmerkungen von Alberto Beretta Anguissola [28] und in der Pléiade-Ausgabe [3].

2 Eugène Fromentins (1820-1876) kunstgeschichtliches Werk *Les maîtres d'autrefois* (1876) gehörte zwar zu Prousts frühesten Informationsquellen in Sachen Malerei. Er hat jedoch sowohl gegenüber dem Kunstkritiker als auch gegenüber dem Maler stets Vorbehalte angebracht. Vgl. *Essays* [12] S. 381.

Seite 459:
1 Eine entsprechende Passage steht im Vorwort zu Morands *Tendres Stocks*. Vgl. *Essays* [12] S. 433.

Seite 462:
1 Proust hat die geplanten Ausführungen zu Cottards Untreue schließlich nicht in die *Recherche* übernommen. Sie wurden jedoch veröffentlicht von Denise Mayer: »Un chapitre inédit du Temps retrouvé«, *Commentaire* 22 (1983), S. 370-378.
2 Ausgehend von Painters Biographie hat sich Alberto Beretta Anguissola die Mühe genommen, den biographischen Hintergrund dieser Romanfigur aufzudecken. Modell gestanden hat der Graf Pierre de Polignac (1895-1964), mit dem sich Proust während der letzten Kriegsjahre angefreundet hatte und der sich 1920 mit Charlotte Grimaldi, der Erbprinzessin von Monaco, vermählte. Die zahlreichen Angriffe, denen Marcels Freund in der Folge ausgesetzt ist, können als Sticheleien Prousts gegenüber Polignac, als Ausdruck einer sentimentalen Enttäuschung gelesen werden. Diese und die später folgenden Passagen über den Erbgroßherzog von Luxemburg hat Proust auf den Druckfahnen – also nach der Heirat Polignacs – hinzugefügt.

Seite 463:
1 Anne Henry hat gezeigt, daß in solchen Überlegungen Proust den Theorien des Soziologen Gabriel Tardes (1843-1904) folgt. In seinen Werken – u. a. *Les lois de l'imitation* (1890) – betont Tardes, der am Collège de France einen Lehrstuhl für Neuere Philosophie innehatte, die Bedeutung des Individuums bei der Erklärung sozialer Phänomene. Vgl. *Marcel Proust. Théories pour une esthétique* [37] S. 353.

Seite 472:
1 Georges Dieulafoy (1839-1911), Professor für innere Pathologie an der Faculté de Médecine, war auch in der mondänen Gesellschaft eine bekannte Erscheinung.
2 Den Namen Mortemart bezieht Proust aus den Memoiren Saint-Simons. Zu der Verbindung Mortemart / Guermantes vgl. S. 615, Anm. 1.

Seite 473:
1 Poiré blanche lag im Boulevard Saint-Germain, Rebattet in der Rue du Faubourg Saint-Honoré.

Seite 485:

1 Beethovens 5. Sinfonie wird wegen des gleich zu Beginn von den Streichern vorgetragenen pochenden Motivs die »Schicksalssinfonie« genannt. In dem Artikel »Ein Sonntag im Conservatoire«, der am 14. Januar 1896 in *Le Gaulois* erschienen ist, hat Proust über eine Aufführung dieser Sinfonie berichtet. Vgl. *Essays* [12] S. 83.

Seite 486:
1 An dieser Stelle wird besonders deutlich, daß den Erinnerungen Marcels an frühere Erlebnisse oft Erinnerungen Prousts an Bilder entsprechen.

Seite 487:
1 Das in den Entwürfen zum *Contre Sainte-Beuve* entwickelte Motiv des *Figaro*-Artikels hat Proust in *Die Entflohene* wiederaufgenommen.

2 Zu dieser Figur vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 363 ff.

Seite 489:
1 Das in *Unterwegs zu Swann* entwickelte Motiv (vgl. [13] S. 556 ff.) hat Proust auch im ersten Teil von *Guermantes* wiederaufgenommen (vgl. S. 204).

Seite 495:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 698 ff.

Seite 497:
1 Erschaffungen Evas wie die von Proust beschriebene finden sich beispielsweise an der Fassade des Doms von Orvieto oder auf der Paradiespforte am Florentiner Baptisterium (Lorenzo Ghiberti). Dieses letztere Beispiel ist in Ruskins *The Aesthetic and Mathematic Schools of Art in Florence* abgebildet (vgl. *Works* [21] Bd. xxiii , Tafel xxi). Proust hat es unterlassen, das in den Entwürfen häufige »Kathedrale von Balbec« konsequent in »Kirche von Balbec« abzuändern.

2 Das Interesse an den Ruinen von Herculanum war nach neuen Grabungen im Jahr 1905 wiedererwacht. In seinem Vorwort zu *La Bible d'Amiens* zitiert Proust eine Passage aus *Saint Mark's Rest*, in der Ruskin – ausgehend von der Ähnlichkeit eines christlichen Seraphs und einer griechischen Harpyie – die Kontinuität zwischen antiker und christlicher Kunst aufzeigt. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [11] S. 159.

Seite 498:

1 Der Golfplatz von Fontainebleau wurde 1909 eröffnet.

2 Proust hat sich am 6. Februar 1897 mit Jean Lorrain duelliert. Seine Sekundanten waren der Maler Jean Béraud und Gustave de Borda. Vgl. den Nachruf auf de Borda in *Essays* [12] S. 338.

Seite 499:
1 Vgl. S. 647, wo derselbe Satz im Kreis der Guermantes verwendet wird.

2 Proust spielt mit dem Titel von Darwins Hauptwerk: *On the Origin of Species by Means of Natural Selection* (1859).

Seite 500:
1 Proust wählt das Beispiel nicht nur wegen des Wortspiels »magnifique / Magnificat«, sondern auch, um Albertines Alter und Verfassung, ihre Nubilität zu bezeichnen. Das Magnifikat ist der Lobgesang der Maria nach der Empfängnis. Der Text des liturgischen Gesangs geht auf das *Lukasevangelium* 1, 46-55, zurück.

Seite 501:
1 Um die Jahrhundertwende geläufige, aus dem Japanischen übernommene Bezeichnung für Tänzerin oder Freudenmädchen.

Seite 503:
1 Im thematischen Zusammenhang der ganzen Szene zielt Prousts Anspielung auf Mythen wie denjenigen des Androgyns, den Plato im *Symposion* mit der Homosexualität in Verbindung bringt.

2 Im Manuskript nennt Proust den Entomologen Pierre Henri Fabre (1823-1915), den er schon in *Swann* erwähnt. Fabres in *Souvenirs entomologiques* (1879-1907) zusammengefaßte Arbeiten basieren auf der Beobachtung der Insekten in ihrer natürlichen Umgebung. Unterschwellig geht es in der ganzen Szene mit Albertine um Spiel- und Abarten der Sexualität. Auch in der Eingangsszene von *Sodom und Gomorra* hat Proust diese Thematik in entomologische Betrachtungen gekleidet.

Seite 504:
1 Die Kommentatoren der Mondadori- und der Pléiade-Ausgabe haben gezeigt, in welchem Maße Proust seinen Text auf eine gegebene Grundthematik (Spiel- und Abarten der Sexualität) einstimmt. Der Teiresias-Mythos schillert zwischen männlicher und weiblicher Sexualität: »Bei einer Wanderung im Gebirge beobachtet

Teiresias zwei sich paarende Schlangen. Als er sie stört und dabei das weibliche Tier mit seinem Stock verwundet beziehungsweise tötet, wird er in eine Frau verwandelt. Nach sieben Jahren wiederholt sich das Erlebnis, und Teiresias erhält sein männliches Geschlecht zurück. Auf Grund dieser Erfahrungen wird er von Zeus und Hera zur Entscheidung einer Meinungsverschiedenheit herangezogen, und zwar in der Frage, ob Mann oder Weib in der Liebe der größere Genuß zufalle. Als Teiresias erklärt, von 10 Anteilen am Liebesgenuß fielen 9 der Frau zu, blendet ihn Hera im Zorn. Zeus aber verleiht ihm zur Entschädigung die Sehergabe und die siebenfache Lebenszeit eines Menschen.« (Herbert Hunger, *Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*, Wien, Hollinek, 81988, s. v. Teiresias.) Durch ihn erfährt Ödipus, daß er seinen Vater erschlagen und seine Mutter geheiratet hat. Der römische Historiker Cornelius Tacitus (ca. 55-120) hat in seinen *Annales* und den *Historiae* die Sitten und im speziellen das sexuelle Verhalten der römischen Kaiser angeprangert.

Seite 505:
1 Sir Henry Irving (1838-1905) war der bedeutendste Shakespeare-Darsteller seiner Zeit.

2 Frédérick Lemaître (1800-1876) war der bekannteste Schauspieler der französischen Romantik.

3 Anspielung auf das Bild *La Justice et la Vengeance divine poursuivant le Crime* (1808) im Louvre von Pierre Prud'hon (1758-1823).

Seite 506:
1 Das Wortspiel des Originals kann nicht genau übersetzt werden. Françoise fragt: »Faut-il que j'éteinde« unter Verwendung einer falschen Konjunktivform. Albertine korrigiert fragend: »Teigne?«, wobei »teigne« auch Giftkröte meint.

Seite 508:
1 In einem Stereoskop verbinden sich zwei von verschiedenen Punkten aufgenommene Bilder zu einem einzigen, dreidimensional erscheinenden Bild. Vgl. das Stereoskop von Bloch senior in den *Jeunes filles* [14] S. 463.

Seite 509:

1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 527, wo allerdings Andrée den Sprung ausführt.

Seite 512:
1 Proust hält sich mit seinen Beispielen an Ansichten, die ihm sowohl aus Ruskin wie auch aus eigener Anschauung bekannt waren: Kathedralen und Venedig.

Seite 513:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 726-730.

Seite 514:
1 Vgl. ibid., S. 98.

Seite 515:
1 Die in der Gegend von Méséglise gelegene Kirche Saint-André-des-Champs ist ein Zentrum der erotischen Phantasien Marcels. Daß Albertine der Gegend von Méséglise zugehört, wird sich noch in einem anderen Sinn bewahrheiten.

Seite 516:
1 Die Ortsangabe weist auf das von dem gehobenen Bürgertum bewohnte Quartier zwischen der Madeleine und dem Parc Monceau. Die Avenue de Messine verbindet den Boulevard Haussmann und die Rue de Lisbonne.

Seite 521:
1 Die Herausgeber der Pléiade-Ausgabe haben die Daten der komplexen Textgeschichte dieses Liedes aufgearbeitet. Vgl. [3] S. 1720. Wir übernehmen die in einigen Punkten ergänzte Anmerkung. Das von Karl Friedrich Gottlob Wetzel (1779-1819) stammende Gedicht »Nach Osten« wurde von August Heinrich von Weyrauch (geb. 1788) vertont und 1824 unter seinem Namen im Selbstverlag des Komponisten herausgegeben. In der 1835 bei S. Richault in Paris erschienenen Ausgabe der Lieder von Schubert (*Seule collection complète des mélodies de François Schubert*, paroles françaises de M. Bélanger) wurde das Lied unter dem Titel »Adieu« übernommen und Schubert zugeschrieben. Unter dem Titel »Lebewohl« wurde das Lied darauf ins Deutsche zurückübersetzt und 1843 bei Schlesinger in Berlin publiziert. Prousts (sehr freies) Zitat geht zurück auf *Quarante mélodies choisies par F. Schubert*, Paris, Brandus et Cie, 1851, eine Sammlung, für die Émile Deschamps das Lied ein weiteres Mal bearbeitet hat.

Seite 528:
1 Schon in *Swann* bildet der Name Parma ein Zentrum von Marcels Phantasien. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 560. Fabrice und Graf Mosca sind Figuren aus Stendhals Roman *La Chartreuse de Parme*.

Seite 531:
1 Zitat aus Racines Tragödie *Esther*, Vers 543-544. Neben *Phèdre* (mit der verbotenen Liebe der Mutter zum Sohn) ist *Esther* (mit dem despotischen Assuérus und der ihr Judentum verbergenden Esther) die von Proust am häufigsten zitierte Tragödie Racines. Eine Verbindung zwischen dem Esther-Motiv und der Welt der Guermantes wird schon in *Swann* hergestellt. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 90 und Anm. 1.

Seite 533:
1 Die Rede ist von der Königin Marie-Amélie und ihrem ersten Sohn, Ferdinand Philippe, Herzog von Orléans (1810-1842).

Seite 534:
1 Der Advokat Fernand Labori (1860-1917) wirkte u. a. als Verteidiger von Zola, von Picquart und von Lemoine, dem Diamantenfälscher. In dieser Funktion figuriert er in Prousts Flaubert-Pastiche. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [11] S. 20.

Seite 536:
1 *Le côté de Guermantes II* und *Sodome et Gomorrhe I* sind in einem Band erschienen.

Seite 540:
1 An dieser Stelle verbindet Proust zwei Motive seines Frühwerks. Die Suche nach einer geliebten Person am Ufer des Sees im Bois steht im Zentrum des Prosastücks »Begegnung am See« in *Freuden und Tage* [10] S. 168. Der letzte Ball des Jahres verbunden mit dem Schmerz, die Angebetete oder den Angebeteten nun während der langen Sommermonate nicht wiedersehen zu können, figuriert in drei Texten aus dem Jahr 1893, in »Melancholische Sommertage in Trouville«, im Briefroman und in »Der Gleichgültige«, die alle in dem Band *Freuden und Tage* [10] enthalten sind. Das Motiv geht möglicherweise auf ein Ereignis im Leben Prousts zurück,

nämlich die erste Begegnung mit der Gräfin Greffulhe auf einer Einladung bei der Prinzessin Wagram am 1. Juli 1893.

2 Am Schluß dieses Abschnitts, in dem sich der Horizont ausgehend von der Insel im Bois kontinuierlich erweitert, stehen die Namen einer belgischen und einer holländischen Stadt, die mit den Feldzügen Ludwigs xiv . assoziiert sind. In denselben Kontext gehört das Werk von Adam Frans Van der Meulen (1632-1690). Seine in weite Landschaften eingebetteten Schlachtendarstellungen sind im Louvre und im Museum von Versailles zu sehen.

Seite 542:
1 Dem Parallelismus »île des Cygnes/île de Bretagne« zuliebe macht Proust aus der Bretagne eine Insel.

Seite 543:
1 Eine Vorstufe zu dem Besuch mit Albertine im Restaurant der Schwaneninsel bildet der um 1899 entstandene »Dialog« in *Essays* [12] S. 172.

Seite 544:
1 Das Kloster der Filles-de-la-Passion (oder der Kapuzinerinnen) wurde 1687 gegründet. Die Rue du Bac (Fähre) hat ihren Namen von der Fähre, die 1550 in Betrieb genommen wurde, um die zum Bau des Tuilerien-Schlosses notwendigen Steine zu transportieren.

Seite 546:
1 Saint-Cloud mit seinem von Le Nôtre entworfenen Park liegt südwestlich von Paris in unmittelbarer Nähe des Bois de Boulogne.

Seite 549:
1 Proust hat den frühen Wagner nicht besonders geschätzt. Die Anspielung auf den Schluß der Tannhäuserouvertüre weist auf Baudelaires Aufsatz »Richard Wagner et *Tannhäuser* à Paris« (1861), wo auch von »gémissements de gratitude« (»Seufzern der Dankbarkeit«) und von »voluptés agonisantes« (»ersterbender Wollust«) die Rede ist. Im Zusammenhang lautet die Stelle: »Auf den satanischen Kitzel einer unbestimmten Liebe folgen bald Entrückungen, Verzückungen, Siegesschreie, das Ächzen der Dankbarkeit, und dann ein wildes Geheul, Anklagen des hingeschlachteten Opfers und das ruchlose Hosianna des Schlächters, als ob die

blinde Roheit im Drama der Liebe immer ihren Platz einnehmen und der Sinnengenuß, nach einer unentrinnbaren satanischen Logik, zu den Wonnen des Verbrechens führen müßte. Wenn dann das religiöse Thema, durch das entfesselte Böse sich hindurcharbeitend, nach und nach die Ordnung wiederherstellt und sich abermals behauptet, wenn es sich von neuem in seiner ganzen machtvollen Schönheit über dieses Chaos ersterbender Lüste erhebt, empfindet die ganze Seele eine Art Erfrischung, eine Seligkeit der Erlösung […].« (*Sämtliche Werke* [19] Bd. vii , S. 109)

Seite 550:
1 Um die Jahrhundertwende war es in besseren Bürgerhäusern noch üblich, die Teppiche für die warmen Sommermonate zu entfernen und im Herbst wieder auszulegen beziehungsweise festzunageln.

Seite 551:
1 Zu dem Fin-de-siècle-Glaskünstler Émile Gallé (1846-1904) vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 543, Anm. 1.

Seite 553:
1 Dieser Hinweis ist nicht nur allgemeiner Art. Er reiht sich in die Anspielungen auf das Buch *Esther* (vgl. iv , 1) und auf Racines gleichnamige Tragödie (vgl. Verse 159-160).

2 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 444-447 und 692-693.

Seite 554:
1 Die Bemerkungen über Nietzsche gehen auf zwei Arbeiten von Prousts Jugendfreund Daniel Halévy zurück, einen Artikel im *Journal des débats* vom 18. August 1909 (»Variétés. Mademoiselle de Meysenburg et Frédéric Nietzsche«) und die Biographie *La vie de Frédéric Nietzsche*, Paris, Calmann-Lévy, 1909. Proust hat in seiner Agenda, dem sogenannten *Carnet de 1908*, zu Halévys Arbeiten zahlreiche Notizen gemacht. Diese betreffen die in *Guermantes* wiederaufgenommenen Themen: Nietzsches Suche nach intellektuell wertvollen Freundschaften, die Proust als ebenso unehrlich hinstellt wie Nietzsches Bruch mit Wagner; und Nietzsches Reaktion auf die (falsche) Nachricht, die Kommunarden hätten den Louvre angezündet. Nietzsche, so berichtet Halévy, sei zu Jacob Burckhardt geeilt, und die

beiden Freunde hätten gemeinsam geweint. Eine ausführlich kommentierte Dokumentation zu Prousts Anspielung auf Nietzsche findet sich bei Alberto Beretta Anguissola [28], dem die späteren Kommentatoren gefolgt sind.

Seite 557:
1 Im Vorbeigehen nennt Proust das Thema der in der *Recherche* erzählten Geschichte.

2 In der Vorstufe zu dem endgültigen Text hieß es: »Diese verschiedenen Erinnerungen an Rivebelle, an Doncières, an Combray versetzten mich in einen Zustand der Begeisterung, und der Wagen, in den ich gestiegen war, während Saint-Loup dem Kutscher erklärte, wohin wir führen, hätte denkwürdiger sein können […]« (vgl. [3] S. 1733). In der endgültigen Fassung ist lediglich »jener Wagen« (»cette voiture«) übrig geblieben.

Seite 558:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 262-266.

Seite 561:
1 Eine Vorstufe zu der folgenden Szene findet sich in dem Kapitel »Ein Nebelabend« aus *Jean Santeuil* [17] S. 1042.

2 Das Bild aus *2. Mose* xiii , 21 verwendet Proust auch am Ende der *Jeunes filles* [14] S. 759.

3 Eine entsprechende Szene findet sich in den Kapiteln über den Zola-Prozeß in *Jean Santeuil* [17] S. 672.

Seite 562:
1 Fabelwesen aus der Erzählung »Sindbad der Seefahrer« in *Tausendundeiner Nacht*.

2 Zur Gräfin von Pourtalès vgl. S. 182, Anm. 1. Die Marquise von Galliffet (1842-1901) dient Proust schon in seinem Vorwort zu Jacques-Émile Blanches *Propos de peintre* (1919) – dort zusammen mit der Prinzessin von Sagan – als Beispiel einer vergangenen Eleganz, jener des Zweiten Kaiserreichs. Vgl. *Essays* [12] S. 370.

Seite 563:

1 Zitat aus dem dritten Zwischenspiel von Molières Komödie *Le malade imaginaire*, wo Argan/Bachelierus mit der makkaronischen Formel »dignus est entrare« in die Ärztezunft aufgenommen wird.

Seite 570:
1 Anspielung auf ein Ereignis der seit dem Besuch Wilhelms ii . in Tanger (1905) schwelenden Marokkokrise. Nachdem am 4. Mai 1911 französische Truppen in Fez einmarschiert waren, entsandte Deutschland das Kanonenboot Panther, das am 1. Juli 1911 bei Agadir vor Anker ging. Die Episode ist als »Panthersprung nach Agadir« in die Geschichte eingegangen. Ein Krieg wurde nur dadurch vermieden, daß Frankreich Deutschland einen Teil des Kongos zugestand, während sich Deutschland mit der französischen Vorherrschaft in Marokko einverstanden erklären mußte.

Seite 571:
1 Die zitierten Beispiele finden sich ganz am Anfang von *Tausendundeiner Nacht*, in der »Erzählung von König Schehrijâr und seinem Bruder«. Proust zitiert aus der 1899 im Verlag der *Revue blanche* erschienenen Übersetzung von Joseph Charles Victor Madrus. Wir halten uns an die im Insel Verlag erschienene Übersetzung von Enno Littmann.

Seite 574:
1 Mit »opus francigenum« wurde im Mittelalter der gotische Stil bezeichnet. Proust kennt den Ausdruck aus Émile Mâles *L'art allemand et l'art français du moyen âge*, Paris, Armand Colin, 1917.

Seite 576:
1 Vgl. S. 462, Anm. 2. Das Bonmot der Herzogin kann biographisch entschlüsselt werden. Der Großvater von Polignacs Frau, Fürst Albert von Monaco (1848-1922), war in zweiter Ehe mit einer Dame (Fürstin Alice, geborene Heine) verheiratet, die für ihre leichten Sitten bekannt war.

Seite 578:
1 Proust schreibt am 18. oder 19. April 1921 an Robert de Montesquiou, der sich (zu Recht beunruhigt) über die biographischen Hintergründe (die Schlüssel) der *Recherche* erkundigt hat: »Es gibt keinen Schlüssel für Saint-Loup, aber in einem

noch nicht veröffentlichten Teil des Buches […] habe ich mich an einen Spaziergang auf den Bänken eines Kaffehauses erinnert, den mein Freund Bertrand de Fénelon, der 1914 gefallen ist, ausgeführt hat.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. xx , S. 194. Das Ereignis fand im Winter 1901/1902 im Restaurant Larue, Place de la Madeleine, statt. Eine erste Anspielung auf die Episode steht im Kapitel »Bertrand de Réveillon« in *Jean Santeuil* [17] S. 412.

Seite 579:
1 Beim Pokerspiel geht es unter anderem darum, den Gegner glauben zu machen, man habe die besseren Karten.

2 Die Anspielungen auf die Marokkokrise bilden einen Anachronismus. Die Szene im Restaurant spielt 1899, während die Marokkokrise erst 1905 mit dem Besuch des Kaisers in Tanger beginnt.

3 Anspielung auf Camille Saint-Saëns' Oratorium *Le Déluge*, das im März 1876 in den Concerts Colonne uraufgeführt wurde. 1905 erscheint es wieder im Programm der Concerts Lamoureux.

Seite 582:
1 Catherine de Foix (1470-1517), Enkelin des französischen Königs Karls vii ., heiratete 1484 den König von Navarra, Jean d'Albret.

Seite 583:
1 Die drei Salons gehören verschiedenen Epochen an, der Zeit Ludwigs xv . (Mme. Geoffrin), jener des Konsulats, des Empire und der Restauration (Mme. Récamier) und der Julimonarchie (Mme. de Boigne). Sainte-Beuve hat sich zu allen geäußert und die beiden ersten ausdrücklich miteinander verglichen. Vgl. »Madame Geoffrin«, in *Causeries du lundi*, Paris, Garnier, vierte Auflage, o. J., Bd. ii , S. 309-329; »Madame Récamier», ibid., Bd. i , S. 121-137; der am 18. Mai 1866 erschienene Nachruf auf die Comtesse de Boigne steht in *Nouveaux lundis* [22] Bd. x , S. 457-461. Zu Mme. de Boigne als Modell für Mme. de Villeparisis vgl. S. 257, Anm. 1. Prousts Klammer enthält gleichzeitig eine Reverenz und eine Kritik gegenüber dem großen Vorbild. Sainte-Beuves an der Oberfläche wahrheitsgetreue Salonschilderungen führen letzten Endes ins Leere; nach den Salon-Chroniken

sainte-beuvescher Prägung aus den Jahren 1903-1904 (vgl. *Essays* [12]) erfindet Proust in der *Recherche* eine Salonschilderung mit perspektivischer Tiefenwirkung, exemplarisch gezeigt am Beispiel des Salon Verdurin: vom kleinen Kreis der Getreuen in »Eine Liebe Swanns« bis zur abschließenden Matinée Guermantes.

Seite 585:
1 Vgl. S. 153, Anm. 1.

2 Die Großen der Vergangenheit als Zeitgenossen zu verstehen war um die Jahrhundertwende dank den verbreiteten Schriften von Carlyle, Emerson oder Ruskin ein Gemeinplatz. Proust erinnert sich hier aber wohl weniger an Ruskin, sondern, wie die Herausgeber der Pléiade-Ausgabe (vgl. [3] Bd. ii , S. 1740) gezeigt haben, an eine Passage von Maurice Barrès, in der dieser erzählt, wie er bei der Vorbereitung einer Rede über die Frage der Trennung von Kirche und Staat im Jardin des plantes, wo sich der zoologische Garten befindet, über die Vergangenheit nachgedacht habe: »Wir sind erstaunt, wenn wir beim Lesen alter Meisterwerke feine, zarte, subtile Gefühle entdecken, die heute selten sind, bei Menschen vergangener Jahrhunderte aber existierten.« Vgl. *La grande pitié des églises de France*, Paris, Émile-Paul Frères, 1914, S. 192. Es ist anzunehmen, daß Proust Barrès wiedergelesen hat, als er seine eigenen Texte aus dem Jahr 1905 zur Trennung von Kirche und Staat für die Wiederveröffentlichung in *Pastiches et mélanges* (1919) vorbereitete.

Seite 586:
1 Unter den großen Schriftstellern, die sich für Ossian begeisterten, befinden sich Goethe, Madame de Staël, Chateaubriand und Byron. Der schottische Dichter James Macpherson (1736-1796) hat von 1760 an Gedichte publiziert, die er einem gälischen Barden aus dem dritten Jahrhundert, Ossian, zuschrieb.

2 Herodot lebte im fünften Jahrhundert vor Christus.

Seite 589:
1 Entsprechende Betrachtungen über Elstir, das heißt über die moderne Malerei, finden sich in den *Jeunes filles* während Marcels Besuch im Atelier des Malers. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 594, Anm. 1.

2 Neben Vermeer ist wohl Jean Baptiste Chardin (1699-1779) der von Proust am meisten bewunderte Maler. Bei der Auswahl von acht französischen Bildern für ein Forum französischer Malerei im Louvre (vgl. *Essays* [12] S. 412) schlägt er gleich drei Chardins vor. Vgl. auch den frühen Essay »Chardin und Rembrandt« (*Essays* [12] S. 89) sowie die Stilleben in chardinscher Manier in den *Jeunes filles* (*Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 384 und 638). Jean Baptiste Perronneau (1715-1783) hat wie Chardin bedeutende Pastellporträts gemalt.

3 Édouard Manets (1832-1883) *Olympia* erregte im Salon von 1865 Aufsehen und Empörung. Nach dem Tod des Malers wurde das Bild 1890 dank einer von Monet initiierten öffentlichen Subskription vom Staat gekauft und – immer noch unter zahlreichen Protesten – im Musée du Luxembourg aufgehängt. Dank einer Intervention Clemenceaus, der damals Premierminister war, kam es 1907 in den Louvre, wo es neben der *Odaliske* (1814) von Ingres seinen Platz fand. In seinen späten Essays hat sich Proust mehrmals am Beispiel von Manets *Olympia* zu dem Problem des Klassischen geäußert. Vgl. *Essays* [12] passim.

Seite 590:

1 Als Vorbilder für Elstirs Herrn im Frack kommen zwei Porträts Whistlers in Frage: Théodore Duret (Metropolitan Museum of Art, New York) und Robert de Montesquiou (Frick Collection, New York). Das erste, »Arrangement in Zartrosa und Schwarz«, wurde in dem Salon von 1885 gezeigt, das zweite, »Arrangement in Schwarz und Gold«, in der Ausstellung der Société nationale des beaux-arts von 1894. In den Entwürfen kombiniert Proust Whistlers Porträtkunst mit jener Renoirs, indem er den Herrn im Frack in einem Interieur zeigt, das Renoirs *Madame Charpentier et ses enfants* (Metropolitan Museum of Art, New York) nachgebildet ist. Vgl. [3] Bd. ii , S. 1241. Bei dem zweiten der beiden Bilder handelt es sich offensichtlich um eine Reminiszenz an Renoirs *Le déjeuner des canotiers* (Philips Collection, Washington), auf dem aus den Strohhüten der Bootsleute ein Zylinder heraussticht. Den Träger dieser deplazierten Kopfbedeckung hat man mit dem Kunstkritiker und Kunstsammler Charles Ephrussi (1849-1905) identifiziert.

Proust hat das Bild in jener Impressionisten-Ausstellung von 1899 bei Durand-Ruel gesehen, die er zusammen mit Ephrussi besuchte und an die er sich auch in den *Jeunes filles* erinnert. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 170, Anm. 1. Die »Identität« der verschiedenen Modelle ist dadurch gegeben, daß es sich bei den Porträtierten in jedem Fall um einen Kunstmäzen handelt: Montesquiou, Duret, Ephrussi und (wenn man die Entwürfe mitberücksichtigt) das Ehepaar Charpentier.

2 Besonders in der *Ursulalegende* (Gallerie dell'Accademia, Venedig) hat Carpaccio zahlreiche Zeitgenossen, besonders Mitglieder der Familie Loredan porträtiert. Prousts Vertrautheit mit Carpaccio stützt sich auf Ruskin, auf seine Besuche in Venedig sowie auf den Venedigband der bei Laurens erschienenen Reihe »Les villes d'art célèbres«.

3 Neben dem »Erzherzog-Trio« (op. 97) hat Beethoven seinem Gönner, dem Erzherzog Rudolf, zahlreiche weitere Kompositionen gewidmet.

4 Farbe (Lapislazuli) und Themen (Kirche und Asyl) weisen, was bei Proust äußerst selten ist, auf Van Gogh. Man denkt an *Bäume vor dem Tor zum Asyl* (1889, The Armand Hammer Collection, Los Angeles) und an *Die Kirche von Auvers* (1890, Musée d'Orsay).

Seite 591:

1 Im folgenden attribuiert Proust Elstir einige Bilder von Gustave Moreau: *Les Muses quittant Apollon leur père pour aller éclairer le monde*, *Hésiode et la Muse*, *Poète mort porté par un centaure* (alle im Musée Gustave Moreau, Paris). Zu Prousts Beschäftigung mit Moreau vgl. »Gustave Moreau« in *Essays* [12] S. 510.

Seite 592:

1 Anspielung auf eine Szene (iii , 4) aus Beaumarchais' *Le Barbier de Séville* (1775).

Seite 594:

1 Anspielung auf Klingsors Blumenmädchen im zweiten Bild des dritten Aufzugs von Wagners *Parsifal*. Die »filles-fleurs« klingen auch im Titel »À l'ombre des jeunes filles en fleurs« an. In Robert de Montesquious Gedichtsammlung *Le chef*

des odeurs suaves (1893), die ganz auf florale Thematik abgestimmt ist, findet sich auch ein Stück mit dem Titel »Fillesfleurs«.

Seite 596:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 393.

Seite 597:
1 Victorien Sardou (1831-1908) hat nach seinen zahlreichen Komödien auch eine Reihe von Tragödien verfaßt. Seine Königinnen – beispielsweise in *Théodora* (1884) oder in *Cléopâtre* (1890) – sprechen eine für parodistische Zwecke geeignete Sprache.

Seite 598:
1 Proust verwechselt hier offensichtlich Giorgione und Correggio.

2 Nach Fabrice und Mosca (vgl. S. 528) nennt Proust eine weitere Hauptfigur von Stendhals *Chartreuse de Parme*.

Seite 599:
1 Das »Quartier de l'Europe«, in dem alle Straßen die Namen europäischer Städte tragen, liegt in der Gegend der Gare Saint-Lazare.

2 In der folgenden genealogisch-ökonomischen Parodie sind reale und fiktive Daten miteinander vermischt. Hauptaktionär der Suezkanal-Gesellschaft war der englische Staat; von der Royal Dutch besaß Proust selbst einige Aktien; Edmond de Rothschild (1845-1934), eine wichtige Persönlichkeit der Hochfinanz und der Wirtschaft, war der Bruder des auf S. 897 erwähnten Alphonse de Rothschild.

Seite 601:
1 Erinnerung Prousts an einen Besuch auf Schloß Balleroy im Sommer 1907. Vgl. S. 14, Anm. 2. Das Schloß wurde von François Mansart (1598-1666) erbaut. Auf den Namen Brancas ist Proust wohl nicht in der Gesellschaft, sondern eher bei Saint-Simon gestoßen.

Seite 603:
1 Édouard Detaille (1848-1912), Mitglied der Académie des Beaux-Arts, war auf historische und militärische Sujets spezialisiert. Da der englische König ihn sehr schätzte, lud ihn bei seinem Besuch im Jahre 1910 die Gräfin Greffulhe zu dem bereits erwähnten intimen Diner. Vgl. S. 366, Anm. 1.

2 Den Namen Courvoisier fand Proust in den Memoiren der Comtesse de Boigne.

3 Zu dem Politiker Alexandre Ribot vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 14, Anm. 1.

4 Anspielung auf den Marschall Hermann Moritz von Sachsen (1696-1750) und dessen zahlreiche Liebschaften, u. a. mit der Schauspielerin Adrienne Lecouvreur.

5 Die Schauspielerin Suzanne Angélique Charlotte Reichenberg (1853-1924) war Mitglied der Truppe der Comédie-Française. Oft trat sie auch im privaten Kreis auf. Vgl. »Ein literarisches Fest in Versailles« in *Essays* [12].

6 Charles Marie Widor (1845-1937) war Organist an der Kirche Saint-Sulpice und lehrte Orgel und Komposition am Pariser Conservatoire.

Seite 604:

1 König Oscar ii . (1829-1907).

2 Das Monokel Bréautés figuriert schon in der Monokel-Galerie in *Swann*. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 473.

Seite 608:

1 Aus Prousts Briefwechsel und aus den zeitgenössischen Börsenberichten geht hervor, daß die Titel »Ivanhohé«, »Primerose« und »Premier Diamond« tatsächlich existierten. Den ersten assoziiert Proust mit Walter Scotts Roman *Ivanhoe* (1820), den zweiten mit der Komödie *Primerose* (1911) seiner Freunde Robert de Flers und Armand de Caillavet. Vgl. Philip Kolb, »Marcel Proust spéculateur«, *Études proustiennes I*, Paris, Gallimard, 1973.

2 Emmanuel de Grouchy (1766-1847) kommandierte während der Hundert Tage die Reservekavallerie. Bei Waterloo versuchte er vergeblich, Blücher daran zu hindern, sich mit Wellington zu vereinen. Proust war mit einem Nachfahren des napoleonischen Feldherren bekannt.

Seite 609:

1 Ironisches Zitat aus einem der berühmtesten Texte der französischen klassischen Literatur, Bossuets »Oraison funèbre d'Henriette d'Angleterre, duchesse d'Orléans« (1670). Die Herzogin von Orléans, genannt Madame, war die Gemahlin des Bruders von Ludwig xiv ., genannt Monsieur. In der Predigt heißt es: »O

nuit désastreuse! ô nuit effroyable où retentit tout à coup, comme un éclat de tonnerre, cette étonnante nouvelle: Madame se meurt! Madame est morte!« (»O unheilvolle Nacht! O fürchterliche Nacht, in der plötzlich, wie ein Donnerschlag, die schreckliche Nachricht ertönte: Madame liegt im Sterben! Madame ist tot!«) In: Jacques Bénigne Bossuet, *Œuvres*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1961, S. 91.

2 Im Süden von Paris gelegenes Dorf mit zahlreichen, hauptsächlich von Pariser Kleinbürgern frequentierten Vergnügungsstätten.

Seite 610:

1 In Saint-Simons Memoiren wird das Hofleben in Versailles mehrmals mit einem Mechanismus verglichen. In *Swann* weist Proust zweimal auf die Saint-Simonsche Metapher. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 174 und 448.

Seite 611:

1 In dem Kapitel über den Charakter Ludwigs xiv . schreibt Saint-Simon: »er hörte geduldig zu, voller Güte, und war darauf aus, sich ein klares Bild zu machen«. Vgl. *Mémoires* [23] Bd. v , S. 485.

2 Der Ausdruck »sehr geringer König« findet sich bei Saint-Si- mon in einer Betrachtung über den allgemeinen Sittenzerfall. Ausgehend von der Feststellung, daß man nicht mehr korrekt »Monsieur l'Électeur de Bavière« sagt, sondern »l'électeur de Bavière« schreibt Saint-Simon: »[…] so geht alles dahin, alles zerfällt und wird zum Chaos; man kann behaupten und beweisen, wenn man ins Detail gehen will, daß der König […] nur ein sehr geringer König gewesen ist im Vergleich zu unseren Königen Philipp von Valois, Johann, Karl v ., Karl vi ., die ich speziell erwähne, weil sie in den unglücklichsten und schwächsten Zeiten der Monarchie regiert haben.« Vgl. *Mémoires* [23] Bd. iii , S. 619. In seinem Saint-Simon-Pastiche (1919) hat sich Proust an diese Passage erinnert. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [11] S. 78.

Seite 612:

1 Saint-Simon berichtet, daß der Kurfürst Maximilian von Bayern (1662-1726) bei seinem Frankreichbesuch vom Dauphin nach Meudon geladen wurde:

»Monseigneur [der Dauphin] hatte sich von Marly nach Meudon begeben, um dem Kurfürsten ein Diner zu offerieren. Doch das Erstaunen über dessen Anspruch, rechts zu gehen und zu sitzen, war groß. Auf alle Fälle war dieser Anspruch ebenso neu wie unerträglich. Kein Kurfürst hatte je einen solchen gegenüber dem Kronprinzen erhoben. […] Es gab Verhandlungen, die zu etwas durchaus Lächerlichem führten. Der Kurfürst kam in Meudon an, und Monseigneur empfing ihn unter freiem Himmel. Wegen des Vortritts gingen sie nicht ins Haus hinein. Es fand sich eine Kutsche, in die sie gleichzeitig, ein jeder von seiner Seite her, einstiegen […].« Vgl. *Mémoires* [23] Bd. iii , S. 618.

2 Vgl. *Mémoires* [23] Bd. ii , S. 766.

3 Vgl. *Mémoires* [23] Bd. ii , S. 16.

4 Vgl. *Mémoires* [23] Bd. ii , S. 11; Brelan ist ein Kartenspiel.

5 Die monarchistische Tageszeitung brachte ausführliche Berichte aus der mondänen Gesellschaft.

Seite 613:
1 Der griechische Historiker Xenophon (430-355 v. Chr.) und der Apostel Paulus (gestorben 67 n. Chr.) haben beide Kleinasien bereist.

Seite 615:
1 Am 11. Mai 1921 schreibt Proust an Paul Souday: »Was mich dazu trieb, gleich einer Strafaufgabe so viele Aussprüche der Herzogin von Guermantes hinzuschreiben und den Esprit der Guermantes kohärent und immer gleich zu zeigen, war meine Enttäuschung darüber, daß Saint-Simon zwar immer vom ›Esprit der Mortemart‹, jener Ausdrucksweise spricht, die M. de Montespan, M. de Thianges oder der Äbtissin von Fontevrault eigen ist, daß ich aber kein Wort, nicht die geringste Andeutung finden konnte, die mir erlaubt hätte zu erfahren, worin jene sprachliche Eigenheit der Mortemart bestand. Da ich den vergangenen ›Esprit der Mortemart‹ nicht rekonstruieren konnte, habe ich die Herausforderung angenommen, den ›Esprit der Guermantes‹ zu erfinden.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. xx , S. 259. Von Mme. de Montespan, Tochter des Herzogs von Mortemart, sagt Saint-Simon: »Kaum einer hätte mehr Geist haben können, eine raffiniertere Höflichkeit,

speziellere Ausdrücke, eine natürlichere Eloquenz und Treffsicherheit, die ihr eine Art eigener Sprache verlieh […].« Von der Äbtissin von Fontevrault: »Sie war die Tochter des ersten Herzogs von Mortemart, Schwester des Herzogs von Vivonne, von Mme. de Thianges und von Mme. de Montespan; sie war noch schöner als diese und besaß – nicht zuletzt – mehr Geist als alle drei sowie jenen Stil, den nur sie kennen oder ihre vertrautesten Freunde […].« Vgl. *Mémoires* [23] Bd. ii , S. 972, und Bd. i , S. 353. Den Ausdruck »esprit des Mortemart« verwendet auch Voltaire: »Diese vier Persönlichkeiten gefielen allen dank ihrer ganz speziellen Unterhaltung, einer Mischung von Scherz, Unbefangenheit und Raffiniertheit, die man Esprit der Mortemart nennt.« Vgl. *Le siècle de Louis XVI ,* in *Œuvres*, Paris, Garnier, 1878, Bd. xiv , S. 451-452. In Prousts Herzogin von Guermantes verbinden sich saint-simonsche Eloquenz und voltairesche Unbefangenheit. Auf biographischer Ebene entspricht der Esprit Guermantes dem Esprit Halévy, wie Mme. Straus ihn verkörpert. Vgl. Tadié [52] S. 103.

Seite 616:
1 Zur Verbindung Mensch/Vogel vgl. S. 107, Anm. 1.

Seite 619:
1 Anspielung auf das Kapitel »Le Serpent« in Flauberts Roman *Salammbô*.

Seite 620:
1 Die Ligne vertreten den belgischen, die La Trémoïlle den französischen Hochadel.

Seite 621:
1 Die Region der Perche, in der Gallardon und Villebon liegen, befindet sich westlich von Chartres. In den Vorstufen zu *Swann* heißt die Gegend von Guermantes »côté de Villebon«.

2 Letzter Vers von Victor Hugos Gedicht »Ultima verba«. Das in *Les Châtiments* (1853) erschienene Gedicht ist auf den 2. Dezember 1852 datiert, das heißt auf den 1. Jahrestag des Staatsstreichs und Tag der Proklamation des Zweiten Kaiserreichs. Die von Napoleon iii . angebotene Amnestie hat Hugo mit seinem Gedicht zurückgewiesen.

3 Vers 1613 aus Racines Tragödie *Andromaque*.

Seite 622:
1 Rue de Grenelle ist eine der aristokratischsten Straßen des Faubourg Saint-Germain.

Seite 624:
1 Diese Begrüßungsszene ist in dem am 4. März 1904 im *Figaro* erschienenen Artikel über den Salon der Gräfin von Haussonville vorgebildet. Vgl. *Essays* [12] S. 249.

Seite 625:
1 Plinius der Jüngere (ca. 62-112) sowie Mme. de Simiane, die Enkelin Mme. de Sévignés (1674-1737), stehen als Beispiele von Autoren von Briefen. Zu Mme. de Simiane vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 325, Anm. 1.

Seite 627:
1 Seit dem Hausgesetz von 1886 ist »Großfürst« der Titel kaiserlicher russischer Prinzen des Hauses Romanow.

2 Nachdem Tolstoj 1901 von der orthodoxen Kirche exkommuniziert worden war, zirkulierten Gerüchte über Pläne, ihn zu ermorden.

Seite 628:
1 Proust verbindet seine Herzogin von Guermantes mit zwei königlichen Häusern: die (fiktive) Mlle. de Montpensier wäre eine Tochter von Antoine Philippe Louis d'Orléans, Herzog von Montpensier (1824-1890), dem fünften Sohn des Königs Louis-Philippe, der 1846 eine Schwester der spanischen Königin geheiratet hat.

2 Tochter des Sultans in *Tausendundeiner Nacht*. Aladin, der gegen das Verbot die Prinzessin betrachtet, als sie sich zum Bad begibt, verliebt sich in sie, und dank seiner Wunderlampe gewinnt er sie zur Frau.

Seite 629:
1 Richard Strauss' *Salome* wurde im Mai 1907 zum erstenmal in Paris aufgeführt. Nachdem sich Reynaldo Hahn am 15. Juli 1910 in der Zeitschrift *Fémina* kritisch zu Strauss geäußert hat, setzt – wie zuvor schon über Wagner – zwischen Proust und Hahn eine Auseinandersetzung über Strauss ein. Hahn hält es mit der französischen Tradition, Proust mit den Neuerern. Deshalb figuriert weiter unten (S. 687)

Daniel Auber (1782-1871), Komponist der Oper *Les diamants de la couronne* (1841), als Beispiel für den (schlechten) Geschmack des Herzogs von Guermantes.

Seite 631:
1 Vgl. eine entsprechende Passage in Prousts Artikel über den Salon der Fürstin Edmond de Polignac: »Ich erinnere mich, wie am traurigen Tag seiner Bestattung in der Kirche, wo die großen schwarzen Tücher die geschlossene Krone in Scharlachrot zur Geltung brachten, der einzige Buchstabe ein P war.« (*Essays* [12] S. 221)

Seite 632:
1 Évariste Désiré de Forges vicomte de Parny (1753-1814) repräsentiert hier eine antiquierte Dichtung aus einer anderen Zeit. Dieser Aspekt seines Werks kommt in den *Poésies érotiques* (1778) zum Ausdruck. Sein Werk weist jedoch auch in die Zukunft: auf Lamartine (mit den Elegien) und auf die französische Prosadichtung des 19. Jahrhunderts (mit den *Chansons madécasses*).

Seite 634:
1 Gaston Lemaire (1854-1928), Komponist populärer Lieder und Operetten. Charles Grandmougin (1850-1930), patriotischer Dichter und Dramatiker. Proust zitiert zwei Beispiele drittrangiger und deshalb in der Gesellschaft angesehener Künstler. Zu Lemaire vgl. auch »Bouvard und Pécuchet: Gespräche über die mondäne und über die musikalische Welt« in *Freuden und Tage* [10].

Seite 635:
1 Wie die (fiktiven) Courvoisier stammen die (realen) Souvré aus der Region der Perche.

Seite 636:
1 Proust benützt hier und im folgenden als Vorlage seinen Artikel über den Salon der Prinzessin Mathilde. Vgl. *Essays* [12] S. 193.

Seite 638:
1 Reminiszenz an eine Passage aus dem 10. Kapitel von Anatole Frances Roman *Le mannequin d'osier* (1897), wo sich zwei Freunde über die Politik Frankreichs unterhalten. Der Ex-Kommunarde Georges Frémont entrüstet sich über die französische Unterstützung der Türkei gegen Griechenland und sieht darin einen Kniefall

vor der Hochfinanz. Der Präfekt Worms-Clavelin erklärt darauf: »Du weißt genau, daß wir keine Außenpolitik haben, und keine haben können.« Vgl. *Œuvres*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1987, Bd. ii , S. 944.

2 Das 1905 angenommene Gesetz über die Trennung von Kirche und Staat bildet den Höhepunkt einer radikalen Säkularisierungspolitik während der Dritten Republik. Schon in dem Artikel »Die staatliche Irreligiosität«, der am 3. Mai 1892 in *Le Banquet* erschienen ist (*Essays* [12] S. 56), und später in dem *Figaro*-Artikel »Der Tod der Kathedralen« vom 16. August 1904 (*Nachgeahmtes und Vermischtes* [11] S. 194) hat sich Proust gegen die Säkularisierungstendenz ausgesprochen.

3 Seit dem Zusammenschluß mit dem Königreich Italien (1860) gab es in Parma keine regierenden Fürsten mehr.

Seite 639:

1 Zu diesem mondänen Treffpunkt vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 155, Anm. 2.

Seite 642:

1 Feingehacktes, in Schmalz gekochtes und als Konserve in Töpfen aufbewahrtes Schweinefleisch.

2 Der heute meist verschwundene Talar und das Barett wurden im 15. Jahrhundert eingeführt.

Seite 643:

1 Bei aller Distanz ist die vorangehende Passage auch eine Hommage an Prousts Vater, Professor Adrien Proust. Man denkt auch an das Porträt Adrien Prousts von Lecomte du Noüy, abgebildet in *Proust*, »Génies et réalités«, Paris, Hachette, 1965, S. 36. Vgl. auch Tadié [52] S. 49.

Seite 644:

1 1310 in Venedig eingesetzter Geheimrat, der in der Folge zum eigentlichen Machtträger wurde.

2 Molières *Malade imaginaire* (1673) schließt mit einer in makkaronischem Latein gehaltenen Parodie auf die Faculté de médecine. Der Praeses fragt: »Juras gardare statua / Per Facultatem praescripta / cum sensu et jugeamento«, und der Bachelierus antwortet: »Juro«. Molière, der die Rolle des Argan und die des

Bachelierus verkörperte, wurde bei der vierten Aufführung des Stücks, im Palais-Royal, am 17. Februar 1673, im Augenblick des »juro« von einem Unwohlsein befallen, spielte noch zu Ende und wurde in sein nahegelegenes Haus in der Rue Richelieu gebracht, wo er kurz darauf starb.

Seite 646:

1 Proust selbst war ein Meister des Imitierens, nicht nur als literarischer Pasticheur. Mehr als einmal haben seine »imitations« den Zorn Robert de Montesquious erweckt, der Prousts bevorzugtes Opfer war. In seiner Ausgabe von Prousts Briefwechsel zitiert Philip Kolb Albert Flaments *Le bal du Pré-Catelan* (Paris, Fayard, 1946), wo von der Virtuosität die Rede ist, mit der Proust – anläßlich eines Diners bei den Daudets am 12. Dezember 1895 – die schreiende Sprechweise Montesquious nachahmte. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. i , S. 452. In einem späteren Band der *Correspondance* zitiert Kolb eine Passage aus Montesquious Essayband *Les délices de Capharnaüm* (Paris, Émile-Paul, 1921, S. 129), die offensichtlich auf Proust gemünzt ist. In dem Essay »L'enfant gâté« ist die Rede von »jenen, die versuchen, wie sie sich ausdrücken, zu ›imitieren‹; ich spreche nicht von dem edlen Imitieren, das darin besteht, wahre Vorzüge zum Modell zu nehmen, sondern von jenem erbärmlichen affigen Simulieren, das darauf aus ist, die Eigenheiten der Stimme und der Haltung nachzuäffen; eine Art phonetische und lexikalische Karikatur, die durch Grimassen und Gesten noch unterstrichen wird, moralisch allerdings den Zeichnungen unserer Karikaturisten unterlegen, weil den schriftlichen und mündlichen Ehrbezeigungen gegenüber den Modellen der Versuch folgt, sie in ihrer Abwesenheit vor einem nach solchem Getue lüsternen Publikum als Nachtischbelustigung herunterzumachen.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. xx , S. 328. Auch der folgende Essay, »Le multiple sosie«, der ganz der Montesquiou verhaßten Kunst des Imitierens gewidmet ist, enthält ein Porträt Prousts: »Die erste Gelegenheit, gegen sie [die »imitations«] zu reagieren, wurde mir durch einen brillanten Schriftststeller gegeben, der seither zu Recht berühmt geworden ist und sich zu jener Zeit als mein Freund ausgab. Eines Abends kam er mit einigen Freunden in

die Parterrewohnung in der Avenue Bosquet, wo ich damals wohnte, und verwandelte diesen friedlichen Ort plötzlich mit seinem außerordentlichen Sprachtalent in eine Rednerbühne, auf der einer nach dem anderen Fasquelle, Zola, Decori und Labori ihre Argumentationen, Diatriben und Plaidoyers ausbreiteten; der *habitus mentis* der Person war jeweils so genau getroffen, daß jeder Einwand in bezug auf das Recht eines jeden über seine eigene Sprechweise verstummte vor der präzisen, keineswegs lächerlichen, nicht übertriebenen Evokation ihrer selbst durch die Logik ihrer eigenen Auffassungen und die gleichsam von einem Phonographen aufgenommenen Gickser und Rouladen.« (*Les délices de Capharnaüm*, S. 144).

Seite 647:

1 Der Ausdruck »rédaction« im Sinn von Formulierung findet sich in den Memoiren der Comtesse de Boigne. Zum Beispiel: »Je n'en ai jamais oublié l'heureuse rédaction« (»Ich habe die glückliche Redaktion nie vergessen«). In: *Mémoires de la comtesse de Boigne*, Paris, Mercure de France, 1982, Bd. ii , S. 11.

Seite 649:

1 Der konservative Senator Gustave Louis Édouard de Lamarzelle (1852-1929) unterstützte den geplanten Putsch des Generals Boulanger und bekämpfte die Gesetzesvorlage zur Trennung von Kirche und Staat. Er war als brillanter Redner bekannt.

Seite 651:

1 Schloß Brézé liegt im Departement Maine-et-Loire, etwa zwölf Kilometer von Saumur entfernt. Die Erwähnung von Brézé ist ein kryptischer Seitenhieb gegen Robert de Montesquiou, dem trotz aller anderslautenden Beteuerungen Prousts Charlus viele Züge verdankt. Eine Kusine Montesquious, Madeleine de Montesquiou-Fezensac, hatte den Besitzer von Brézé, François de Maillé, geheiratet.

2 Fernand Gregh erzählt in seinen Erinnerungen, woher Orianes Bonmot stammt: »Die Finalys habe ich in Trouville kennengelernt, die eben die schöne Villa Les Frémonts von Arthur Baignères gekauft hatten. Die Mittelsperson war Marcel Proust […]. Man erzählte sich, M. Landau, der Onkel von Mme. Finaly, habe Les

Frémonts seiner Nichte geschenkt, um sie wegen irgendeiner Wette zu necken [taquiner]. ›Taquin le Superbe‹ hat darauf Arthur Baignères ausgerufen, ein Wortspiel, das ganz Trouville wiederholte und das ich – getreulich bewahrt – in dem ungeheuren Buch wiedergefunden habe, in das Proust seine ganze Jugendzeit und seine frühe Kindheit gelegt hat.« Vgl. *L'âge d'or. Souvenirs d'enfance et de jeunesse*, Paris, Grasset, 1947, S. 163-164. Proust hat sich im September 1891 bei Mme. de Baignères und ein Jahr später bei den neuen Besitzern, den Finalys, in Les Frémonts aufgehalten. Das Wortspiel »Tarquin, tacquin« geht auf Rabelais zurück, wobei in der Sprache des 16. Jahrhunderts »tacquin« auch »geizig« bedeutet. Vgl. *Pantagruel*, Kapitel xxx , in *Œuvres complètes*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1955, S. 296.

Seite 652:
1 Tarquinius Superbus war der letzte König Roms.

2 Françoise de La Rochefoucauld heiratete 1865 den Fürsten Sarsina. Nach dessen Tod (1885) lebte sie meist in Paris, und zwar mitten im Faubourg Saint-Germain, in der Rue de l'Université.

Seite 653:
1 Marie Caroline Félix Miolan (1825-1897) war eine der bedeutendsten französischen Sängerinnen des 19. Jahrhunderts. Nach ihrem Debut an der Opéra-Comique (1850) wirkte sie in mehreren Uraufführungen von Opern Gounods mit: *Faust* (1859), *Mireille* (1864), *Roméo et Juliette* (1867). Ihren Abschied gab sie am 9. Juni 1885 mit einem Gounod-Abend. Sie war mit dem Intendanten der Opéra-Comique, Léon Carvaille, genannt Carvalho, verheiratet.

Seite 655:
1 Prunkvolles Feldlager im heutigen Departement Pas-de-Calais, in dem der französische König Franz i . 1520 vergeblich versuchte, den englischen König Heinrich viii . als Verbündeten gegen Kaiser Karl v . zu gewinnen.

Seite 656:
1 Louis de Clermont de Bussy d'Amboise (1549-1579), Abenteurer, Haudegen und Frauenheld, dessen Taten von Alexandre Dumas père 1845 in dem Roman *La Dame de Monsoreau* erzählt und 1860 in dem gleichnamigen Drama gezeigt wer-

den. Proust hat den Roman im Sommer 1896 gelesen. Er schreibt im August 1896 an Reynaldo Hahn: »Wenn ich Kummer hätte, wäre er aufgehoben durch das Vergnügen, das Bussy im Augenblick empfindet.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. ii , S. 105-106.

2 Anspielung auf den Pascalschen Begriff des »esprit de géométrie«.

3 In Prousts Artikel über den Salon der Prinzessin Mathilde nennt er unter anderen Größen des Faubourg den Herzog und die Herzogin von Gramont, den Fürsten Giovanni Borghese, den Grafen und die Gräfin von Pourtalès, den Marquis von La Borde.

Seite 657:

1 Zu den Beziehungen zwischen der Prinzessin Mathilde und dem Herzog von Aumale vgl. »Ein historischer Salon. Der Salon Ihrer Kaiserlichen Hoheit Prinzessin Mathilde«, in *Essays* [12] S. 202 ff.

Seite 658:

1 In der Antwort auf eine Umfrage der Zeitschrift *Les annales politiques et littéraires* schreibt Proust 1922: »Wagner war der italienischen Musik gegenüber keineswegs so streng wie die Wagnerianer« (*Essays* [12] S. 473). Die Entwicklung des literarischen Geschmacks hat Proust schon früher im Zusammenhang mit der Prinzessin Mathilde thematisiert. Die Prinzessin sei »dem Geschmack ihrer Zeitgenossen und dem von Sainte-Beuve selbst weit voraus«, schreibt er in der Chronik über ihren Salon (*Essays* [12] S. 200). Eine Bemerkung über Flaubert als Bourgeois findet sich im *Journal* von Edmond de Goncourt, einem ständigen Gast bei der Prinzessin Mathilde: »Je älter Flaubert wird, um so provinzieller wird er. […] Mein Gott! Er verbirgt die bourgeoise Ähnlichkeit seines Geistes mit dem Geist eines jeden – die ihn im Grunde, ich bin sicher, zum Rasen bringt – hinter saftigen Paradoxen, vernichtenden Axiomen, hinter revolutionärem Gebrüll, einer brutalen Opposition gegen alles Überkommene und Akzeptierte.« Vgl. *Journal d'Edmond de Goncourt*, 3. Mai 1873.

Seite 659:

1 Anspielung auf den Streit zwischen den Piccinisten, den Anhängern der italienischen Musik, und den Gluckisten, den Anhängern der französischen Musik, im Zusammenhang mit der Aufführung von Glucks *Iphigénie en Tauride* (1779) und Piccinis gleichnamiger Oper (1781).

2 Anspielung auf die »querelle de *Phèdre*« im Zusammenhang mit Racines *Phèdre* (1. Januar 1677) und Pradons Konkurrenzstück *Phèdre et Hippolyte* (3. Januar 1677).

3 1866 uraufgeführtes, historisches Drama von François Ponsard (1814-1867). Nach den beiden »querelles« aus dem 17. und dem 18. Jahrhundert erinnert Proust an einen weiteren literarischen Streit, jenen zwischen Romantikern und Klassizisten. Mit Victor Hugos Drama *Hernani* (1830) und der »bataille d'Hernani« schienen die Romantiker den Durchbruch geschafft zu haben. Doch schon dreizehn Jahre später, 1843, erlitt Hugo mit den *Burgraves* einen Mißerfolg, während Ponsards *Lucrèce*, ein Drama klassizistischen Zuschnitts, Triumphe feierte. Im Hintergrund von Prousts Bemerkung über den Wankelmut der Literaturkritik steht vielleicht ein Text von Jules Lemaitre: »Victor Hugo bleibt auf dem Theater wie anderswo ein unvergleichlicher lyrischer Dichter, doch ist tatsächlich auf der Bühne ein Drama des guten alten Ponsard in keiner Weise langweiliger als *Marion Delorme* oder *Le Roi s'amuse*. Im Gegenteil!« Vgl. *Impressions de théâtre*, Paris, Lecène et Oudin, 1888, Bd. ii , S. 50.

Seite 660:

1 Da es sich in der vorangehenden Aufzählung um verschiedene Kunstsphären und um (aus Prousts Sicht) zweitrangige Künstler handelt, kann mit Bellini nicht ein Maler, also weder Jacopo, Gentile noch Giovanni, sondern nur der Komponist Vincenzo Bellini (1801-1835) gemeint sein. Der deutsche Maler François Xavier Winterhalter (1805-1873) war der Hofmaler Louis-Philippes und Napoleons iii . Eine dauerhafte Neubeurteilung des Barockstils hat in Frankreich erst im 20. Jahrhundert stattgefunden. Vgl. Jean Rousset, *La littérature de l'âge baroque en France*, Paris, Corti, 1954. Die große Zeit der Ebenisten geht mit der Französischen

Revolution zu Ende. Die Restauration hat keine weiteren bedeutenden Ebenisten hervorgebracht. Da an anderer Stelle (S. 772) Proust im Zusammenhang mit der Frage der Veränderungen des Geschmacks den bedeutenden Ebenisten André Charles Boulle (1642-1732) erwähnt, verwechselt er möglicherweise hier Restauration und Régence (die Zeit Boulles).

2 Während Sainte-Beuve (1804-1869) im allgemeinen als Autor der *Portraits* und der *Lundis*, das heißt als Kritiker gepriesen wird, setzte kurz nach seinem Tod bei Théodore de Banville, Anatole France oder Ferdinand Brunetière eine Neubewertung seiner Lyrik ein. Proust hat die Rezeption Sainte-Beuves sehr genau verfolgt und in den Jahren 1908 und 1909 selbst an einem Werk über Sainte-Beuve, dem sogenannten *Contre Sainte-Beuve*, gearbeitet. Nach dem Krieg hat sich Proust wieder mit seinen Entwürfen beschäftigt und zahlreiche Elemente daraus in die vier letzten großen Essays (über Blanche, Morand, Flaubert und Baudelaire) sowie in die *Recherche* übernommen. In einem dieser Entwürfe schreibt Proust: »Ich frage mich manchmal, ob das Beste in Sainte-Beuves Werk nicht seine Gedichte sind. […] In den ›Rayons jaunes‹, in den ›Larmes de Racine‹ und in allen seinen Gedichten steckt mehr unmittelbares Gefühl als in seiner ganzen Prosa.« Vgl. *Contre Sainte-Beuve* [1] S. 231-232.

3 Auch mit Musset, den er in dem Fragebogen aus den Jahren 1885-1886 als seinen Lieblingsdichter bezeichnet (vgl. *Essays* [12] S. 37), hat sich Proust sowohl in den Sainte-Beuve-Entwürfen als auch in den späteren Essays beschäftigt. Im *Contre Sainte-Beuve* stellt er eine Hierarchie auf, die von dem Dichter zu dem Erzähler und schließlich zu der Person Alfred de Musset herabführt, auf die Sainte-Beuve sein Urteil abstützt. Vgl. [1] S. 249-250. In einem Brief an Jacques Rivière vom 26. Januar 1920 äußert sich Proust ausführlich zur Musset-Rezeption: »Als ich ein Kind war, hörte ich, wie die größten Parnassianer erklärten, es gebe nur zwei Verse in Musset […] Das Spiel hat sich verändert, ist aber nicht besser geworden. Für Mme. de Noailles (Cocteau), Mme. de Régnier und Régnier, deren Väter und Großväter erklärten, Musset sei der schlechteste Dichter des 19. Jahr-

hunderts, ist er heute der größte. Doch was sie bei Musset lieben, ist so wenig eigentlicher Musset […], daß die Begeisterung nichts zur gerechten Beurteilung beiträgt.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. xix , S. 99-100.

4 Anspielung auf die 5. Szene des ii . Aktes von Corneilles Komödie *Le Menteur*, in der die damaligen Neubauten von Paris aufgezählt werden.

5 *L'Étourdi* (1655) ist Molières erste Komödie. In einem Brief an Jacques-Émile Blanche vom 20. Januar 1918 schreibt Proust: »Ich finde es schon ganz prinzipiell, aus theoretischen, ästhetischen Gründen absurd, eine erste Fassung oder eine Skizze vorzuziehen. Sainte-Beuve behauptete immer, er könne ›in den späteren Ausgaben, das Feuer nicht wiederfinden usw.‹. Damit aber verkennt er den organischen Schaffensprozeß, in dem ein Atom sich entwickelt und Früchte trägt. Ich fände es deshalb absurd, Ihre zweiten Fassungen geringer einzustufen. Ich käme mir vor wie jene, die in Molière nicht *Le Misanthrope*, sondern *L'Étourdi*, in Musset nicht *Les Nuits*, sondern die ›Ballade à la lune‹ schätzen, das heißt gerade das, was Molière und Musset versucht haben, auf dem Weg zu höheren Formen hinter sich zu lassen.« Vgl. *Correspondance* xvii , S. 69. Prousts Aufwertung der reifen Werke kommt auch in seiner Vorliebe für die letzten Quartette Beethovens, den späten Wagner oder den späten Hugo zum Ausdruck. In der *Recherche*, die selbst ein solches Spätwerk darstellt, ist sie mit dem Septett Vinteuils in der *Gefangenen* thematisiert.

6 Zu Beginn des zweiten Aufzugs von Wagners *Tristan und Isolde* erwarten Isolde und Brangäne die Ankunft Tristans, während in der Ferne das Horn von Markes nächtlicher Jagd ertönt.

Seite 663:

1 Proust greift an dieser Stelle und im folgenden auf Material zurück, das er in *Jean Santeuil* vorbereitet hat. Vgl. [17] Bd. 2, S. 683 ff.

Seite 664:

1 Auch hier verwendet Proust Materialien aus seinen Entwürfen, diesmal aus dem *Contre Sainte-Beuve*. Vgl. [1] S. 227-228.

Seite 667:

1 Die erste Vermutung zielt auf ein Kostüm aus der Zeit von 1700: Proust denkt wahrscheinlich an die bei Saint-Simon oft erwähnte Marie Adélaïde de Savoie (1685-1714), Herzogin von Burgund. Der Porträtmaler Pierre Gobert (1662-1744) hat im Salon des Jahres 1704 fünfzehn Bilder ausgestellt, darunter zwei Porträts der Herzogin von Burgund, das eine »en habit de chasse«, das andere »en habit de ville«. Proust denkt wahrscheinlich an das Porträt im Jagdkostüm aus der Pariser Sammlung Allard, das in der *Gazette des Beaux-Arts* (1912, i , S. 248) abgebildet ist. Die zweite Vermutung zielt auf ein orientalisches Kostüm: die Prinzessin von Darjabâr ist eine Figur aus *Tausendundeiner Nacht*; die dritte auf ein Kostüm im Empire-Stil. Psyche-Darstellungen waren um 1800 besonders häufig.

Seite 668:
1 Auguste Mercier (1833-1921) war Kriegsminister von 1893 bis 1895, das heißt während des ersten Prozesses gegen Dreyfus, in dem er eine äußerst zweifelhafte Rolle spielte.

Seite 669:
1 In einem Brief an Robert de Billy vom März 1910 erwähnt Proust den Prospekt für eine Kreuzfahrt auf der »Île-de-France« in die Polarwelt. Kreuzfahrten durch die norwegischen Fjords waren um 1910 ein beliebtes Reisevergnügen.

2 1869 erschienener Roman von Jules Verne.

Seite 671:
1 Beide Werke befinden sich im Louvre. Während die Venus von Milo noch heute eine Hauptattraktion des Museums bildet, hat die Nike von Samothrake einigen Glanz verloren. Für Mme. Verdurin, die den nicht nur bürgerlichen Geschmack ihrer Zeit repräsentiert, gehört sie zusammen mit der *Nachtwache* und der *Neunten* zu den größten Meisterwerken des Universums. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 370.

Seite 674:
1 Der Smoking des Herzogs wäre in England ein dinner jacket.

Seite 677:
1 Die Redensart geht auf die *Genesis* zurück: »Chus aber zeugte den Nimrod. Der fing an, ein gewaltiger Herr zu sein auf Erden, und er war ein gewaltiger Jäger vor

dem Herrn. Daher spricht man: Das ist ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn wie Nimrod.« (*1. Mose* x , 8-9)

Seite 680:
1 1872 uraufgeführtes Drama von Alphonse Daudet, mit Musik von Georges Bizet (1872). Der Stoff stammt aus Daudets *Lettres de mon moulin* (1869). Der Bruder des Protagonisten ist eine Person, die allmählich ihre anfängliche Naivität von sich wirft.

Seite 684:
1 Henri de Bornier (1825-1901), Mitglied der Académie française, hat Erzählungen, Romane und Versdramen verfaßt. Das 1875 an der Comédie-Française uraufgeführte, patriotische Drama *La fille de Roland* war sehr erfolgreich.

Seite 685:
1 Marie Bonaparte (1882-1962), Tochter des Prinzen Roland Bonaparte (1858-1924), heiratete am 12. Dezember 1907 den griechischen Prinzen Georg (1869-1957), Sohn König Georgs i . (1845-1913).

2 Graf Hoyos-Sprinzenstein (1834-1895) war von 1883 bis 1894 österreichischer Botschafter in Paris.

3 Im Zusammenhang mit seiner Polemik gegen Sainte-Beuve, das heißt gegen die Berücksichtigung des Biographischen im literarischen Urteil, hat sich Proust immer wieder gegen diese These gewendet.

Seite 686:
1 Paul Bert (1833-1886) war 1881 bis 1882 in der Regierung Gambetta Erziehungsminister. Fulbert hieß jener Canonicus von Notre-Dame, Onkel der Heloïse, der Abelard verfolgen und entmannen ließ.

2 Obwohl kein uneingeschränkter Bewunderer Flauberts, hat sich Proust stets gegen jene Kritiker (Sainte-Beuve, Lemaitre, de Robert oder Thibaudet) gestellt, die in Flaubert – weil ihm das Schreiben Mühe bereitete – keinen echten Schriftsteller sehen wollten. Vgl. den gegen Thibaudet gerichteten Flaubert-Artikel in der Januar-Nummer 1920 der *Nouvelle revue française* in *Essays* [12] S. 390.

3 Eine Auswahl von Briefen des republikanischen Politikers Léon Gambetta (1838-1882) erschien 1909 im Pariser Verlag Ollendorff: *Gambetta par Gambetta. Lettres intimes et souvenirs de famille*.

4 Geläufige Anspielung auf den Beginn des zweiten Buches von Lukrez' *De natura rerum*: »Suavi, mari magno turbantibus aequora ventis / E terra magnum alterius spectare laborem.« (»Angenehm ist es, wenn das weite Meer von den Winden aufgewühlt wird, / vom Ufer aus der Not anderer zuzusehen«).

Seite 687:

1 Zu Auber vgl. S. 629, Anm. 1. Der Geschmack des Herzogs von Guermantes ist mit jenem von Saint-Loups Vater identisch. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 441. Man darf annehmen, Prousts Charakterisierung ziele nicht zuletzt auf den Grafen Greffulhe, dessen Frau eine glühende und – im Gegensatz zur Herzogin von Guermantes – kompetente Wagnerverehrerin war.

2 Die Herzogin liebt jenen Wagner, der von Proust und den zünftigen Wagnerianern abgelehnt oder zumindest sehr kritisch beurteilt wird.

3 Duett aus der überaus erfolgreichen komischen Oper *Pré aux-Clercs* (1832) von Louis Joseph Ferdinand Hérold (1791-1833).

Seite 688:

1 Ohne zu differenzieren, mischt der Herzog Erstklassiges und Mittelmäßiges: *Figaros Hochzeit* (1786) und die *Zauberflöte* (1791) von Mozart, *Fra Diavolo* (1830) und *Les diamants de la couronne* (1841) von Auber sowie *Le Chalet* (1834) von Adolphe Adam (1803-1856).

2 Szenen mit einem Guermantes als Leser Balzacs finden sich schon in den Entwürfen des Jahres 1909 am Übergang des *Contre Sainte-Beuve* zur *Recherche*. Dort schreibt ein Guermantes dem Dichter der *Menschlichen Komödie* Werke von Roger de Beauvoir und Céleste de Chabrillan zu, zweier drittklassiger, längst vergessener Autoren, hier den Roman *Les Mohicans de Paris* (1854) von Alexandre Dumas père (1802-1870). Vgl. *Contre Sainte-Beuve* [1] S. 282.

3 Die Pose erinnert an den Grafen Greffulhe. Vgl. Anne de Cossé Brissac, *La comtesse Greffulhe*, Paris, Perrin, 1991.

Seite 689:
1 Es handelt sich um das neunzehnte Gedicht der *Feuilles d'automne* (1831).

2 Antoinette Deshoulières (1634?-1694) steht hier als Beispiel einer leichten Dichtung mit pastoraler Thematik.

3 Proust hielt *La légende des siècles* (1859, 1877 und 1883) für Hugos Meisterwerk.

4 Proust nennt drei im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts gesellschaftlich und literarisch aktive Damen. Claire Élisabeth Gravier de Vergennes, Gräfin von Rémusat (1780-1821), Ehrendame der Kaiserin Joséphine, schrieb neben zwei Romanen einen *Essai sur l'éducation des femmes* (1824); 1880 wurden ihre Memoiren, 1881 ihre Briefe veröffentlicht. Zu Mme. de Broglie Vgl. S. 895. Außer den dort genannten Briefen sind von ihr zahlreiche Werke religiösen Inhalts erschienen, u. a. die *Fragments sur divers sujets de religion et de morale* (1840). Louise Charlotte Victorine de Grimoard de Beauvoir du Roure-Brison, Gräfin von Saint-Aulaire (1778-1854), hielt einen politisch-literarischen Salon. 1821 las Lamartine bei ihr seine *Méditations* vor. Ihre Erinnerungen erschienen 1875.

5 Mystisches Werk des Augustinermönchs Thomas a Kempis (ca. 1380-1471).

Seite 690:
1 Das Schmerzmittel Pyramidon ist in Frankreich seit 1893 erhältlich.

Seite 691:
1 Proust leiht seiner Romanfigur eine Auffassung von Dichtung, die seiner eigenen entgegengesetzt ist. Die Herzogin schätzt Hugos frühe Dichtung – *Les feuilles d'automne* (1831), *Les chants du crépuscule* (1835), teilweise auch *Les Contemplations* (1856) –, und für sie muß Dichtung mit Ideen beladen daherkommen; Proust dagegen hält es mit der *Légende des siècles* und anderen späteren Werken (*La fin de Satan*, *Dieu*), deren Titel der Herzogin entfallen sind. Vgl. die bewundernden Ausführungen über das Gedicht »Booz endormi« in Prousts Baudelaire-Essay (*Essays* [12] S. 436 ff.).

2 *Les Contemplations* i , 12, »L'Enfance«, Vers 11-12.

3 *Les feuilles d'automne*, »À un voyageur«, Vers 76-78.

Seite 693:
1 Gabrielle Réju (1856-1920), genannt Réjane, brillierte sowohl in tragischen als auch in komischen Rollen. Proust hat sie erstmals 1890 in Edmond de Goncourts *Germinie Lacerteux* bewundert. Er erwähnt auch einen ihrer Auftritte in seiner Chronik des Salons von Madeleine Lemaire, und nach dem Tod der Künstlerin hat er einem Journalisten ein Interview über sie gewährt. Vgl. *Essays* [12] S. 211 und 411. Jeanne Granier (1852-1939), auf Komödien und Boulevardstücke spezialisiert, war eine von dem Prinzen von Wales besonders geschätzte Schauspielerin.

Seite 694:
1 Édouard Jules Henri Pailleron (1834-1899) und Alexandre Dumas fils (1824-1895) gehören zu den erfolgreichsten Komödienautoren der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

2 Musset, »La nuit d'octobre«, Vers 208.

Seite 696:
1 Barbey d'Aurevilly verwendet im Zusammenhang mit Victor Hugo den Begriff »poétique du laid« (*Le roman contemporain*, Paris, Lemerre, 1902, S. 239).

Seite 697:
1 Jean Baptiste Edmond Jurien de La Gravière (1812-1892), Mitarbeiter der *Revue des Deux Mondes*, Autor von Werken zur Geschichte der Marine, Mitglied der Académie des Sciences (1866) und der Académie française (1888).

Seite 699:
1 Mariolina Bongiovanni Bertini und Alberto Beretta Anguissola (vgl. [28] S. 1099-1100) haben den Hintergrund dieser Passage freigelegt. Die Bemerkung, Zola habe »die epische Kraft, die Fülle, jene durchaus poetische Fähigkeit, die Gegenstände, die er berührt, zu vergrößern«, stammt aus den *Nouvelles conversations de Goethe avec Eckermann* von Léon Blum, die 1901 anonym (im Verlag der *Revue Blanche*) und 1909 unter dem Namen des Autors erschienen sind. Vgl. *L'Œuvre de Léon Blum*, Paris, Albin Michel, 1954-1972, Bd. i , S. 304. Proust und Blum waren beide Mitarbeiter der Zeitschriften *Le Banquet* und *La revue blanche*. Die negative Rezension von Prousts Erstling durch Blum und

Blums wachsendes politisches Engagement brachten die beiden Autoren auseinander.

2 Auch diese Passage geht auf Barbey d'Aurevilly zurück: »Zola glaubt, man könne ein großer Schmutzkünstler sein, wie man ein großer Marmorkünstler sein kann. Seine Spezialität ist der Schmutz. Er glaubt, es könne sehr wohl einen Dreck-Michelangelo geben.« (*Le roman contemporain*, Paris, Lemerre, 1902, S. 232)

3 Schon in *Swann* witzelt die Herzogin, dort noch als Fürstin des Laumes, mit dem Wort Cambronnes (merde). Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 494.

4 In der Nähe Wiens gelegene Sommerresidenz der Habsburger.

Seite 700:

1 Leichte, schaumig geschlagene Mayonnaise.

2 Anspielung auf Zolas Studie *Édouard Manet. Étude biographique et critique*, Paris, Dentu, 1867. Unter den zahlreichen Requisiten auf Manets Zola-Porträt (1868) figuriert auch ein Exemplar dieser Studie. Die verschlüsselte Anspielung auf Manet ist durch das Spargelmotiv vorbereitet.

3 Mit der ausdrücklichen Nennung Manets signiert Proust sozusagen die beiden vorangehenden Anspielungen. Die Präsenz Manets läßt sich aber auch stilistisch erklären. Die Schwarz- und Rosatöne der beiden erwähnten Porträts von Whistler (vgl. S. 590, Anm. 1) erinnern an Manet, besonders an seine von Goya beeinflußten Bilder.

4 Die Gedächtnislücke des Herzogs ist die narrative Inszenierung von Prousts Weigerung, die Modelle seiner Romanfiguren bekanntzugeben. Raffinierterweise ist der Mäzen, an dessen Namen der Herzog sich nicht erinnert, Charles Ephrussi, ein Modell für den gleich danach erwähnten Swann.

Seite 701:

1 Wie schon in seinen Auslassungen über Musik (vgl. S. 688), stellt hier der Herzog ein Meisterwerk, *La Source* (1856) von Ingres, neben ein Erzeugnis durchschnittlicher Salon-Malerei. *Les enfants d'Édouard* von Paul Delaroche (1797-1856) wurde im Salon von 1831 gezeigt.

2 Mit diesem Bild verbindet Proust die Bezüge auf Manet mit jenen auf Ephrussi. Als Ephrussi 1880 Manets *Botte d'asperges* erwarb, bezahlte er dafür, da er den Maler in materieller Bedrängnis wußte, nicht, wie abgemacht, achthundert, sondern tausend Francs. Einige Tage darauf erhielt er von Manet ein Päckchen. Dieses enthielt ein Stilleben mit einem einzigen Spargel und ein Begleitschreiben: »il en manquait une à votre botte« (»einer fehlte in ihrem Bund«). Vgl. *Manet*, Paris, Éditions de la Réunion des musées nationaux, 1983, S. 450-451. Proust hat beide Bilder im Frühjahr 1899 bei Ephrussi gesehen. Der Spargelbund befindet sich heute im Kölner Wallraf-Richartz-Museum, der einzelne Spargel im Musée d'Orsay. Prousts eigenes Spargelbild steht in *Swann*. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 178. Zu Proust und Ephrussi vgl. auch *Jean Santeuil* [17] S. 1088, Anm. 9.

Seite 702:

1 Jehan Georges Vibert (1840-1902), Mitbegründer der Société des aquarellistes français. Die folgende Anspielung betrifft *Le récit du missionnaire* (1883).

2 Schon die Formulierung »en rouge écrevisse« zeigt an, daß es sich bei diesem Porträt um eine weitere Whistler-Reminis- zenz handeln könnte, lauten doch Whistlers Bildtitel »Harmonie in …« oder »Arrangement in …« usw. Tatsächlich hat Whistler auch eine »Harmonie in Rot« gemalt, nämlich das Bild *Lampenlicht*, ein Porträt von Beatrice Godwin (Huntarian Art Gallery, Glasgow). Proust hat dieses Bild in der Pariser Whistler-Ausstellung von 1905 gesehen.

Seite 703:

1 Unter diesem Namen veröffentlichte Marthe Allard, die Gattin Léon Daudets, in *L'action française* (deren Chefredakteur Daudet war) gastronomische Artikel und Beiträge zu Modefragen. Die folgende Bemerkung über das Salz aus den Salzteichen der Bretagne findet sich auch in ihrem Kochbuch *Les bons plats de France: cuisine régionale*, Paris, Fayard, o. J.

Seite 705:

1 Élisabeth de Clermont-Tonnerre (1875-1954) hat nicht nur zwei Werke über Proust verfaßt – *Robert de Montesquiou et Marcel Proust* (1925) und *Marcel Proust* (1948) –, sondern auch einen *Almanach des bonnes choses de France* (Pa-

ris, Crès et Cie, 1920), in dem sich auf S. 49 folgende Passage findet: »Die grünen, gesproßten Stengel […], die nicht die imponierende Steifheit ihrer Schwestern haben, gehören zu den grünen Gemüsen mit Grasgeschmack.« Proust hat der mit ihm befreundeten Autorin 1921 ein Exemplar von *Du côté de Guermantes II* geschickt mit der Widmung: »Der Herzogin von Clermont-Tonnerre, die auf Seite 172, glaube ich, eine Anspielung auf ihre Beschreibung der Spargeln finden wird. Ihr ergebener und dankbarer Bewunderer: Marcel Proust.« (Vgl. Pléiade [3] Bd. ii , S. 1783) Ob die Adressatin wohl bemerkte, was der Herzog von Guermantes (und offenbar auch Bréauté) an ihrer Formulierung so spaßig findet, bleibt eine offene Frage.

2 Daß Proust mit Bréauté noch einiges vorhat, ahnt man bereits zu Beginn des Diners (S. 602).

Seite 706:

1 Erst hier erfährt der Leser den Vornamen von Mme. de Villeparisis. Als Name einer Sünderin paßt »Madeleine« nicht nur zu dem auf das leichte Pariser Leben anspielenden Namen »Villeparisis«, sondern auch zu der oft angedeuteten leichtlebigen Vergangenheit der Marquise und zu ihrem gegenwärtigen Verhältnis mit Norpois. Durch ihren Vornamen wird Mme. de Villeparisis nun auch mit der Madeleine-Thematik verbunden.

Seite 707:

1 Zu Bossuet vgl. S. 601, Anm. 1. Da Bossuet kein Adliger war, wäre »Bossuet« oder allenfalls »M. Bossuet« korrekt, oder dann (Bossuet war Bischof von Meaux) »Monseigneur de Meaux«.

Seite 708:

1 François Coppée (1842-1908), von Proust wenig geschätzter parnassianischer Dichter.

Seite 713:

1 *La dame aux camélias* von Alexandre Dumas fils datiert als Roman von 1848 und als Drama von 1852. So sehr auf dem laufenden, deutet Proust an, ist der Fürst auch wieder nicht.

Seite 714:

1 Dieser Abschnitt vereint mehrere Gestaltungselemente, die Proust für seine mondänen Konversationsszenen verwendet. Ausgangspunkt ist eine lateinische, wohl der *Imitatio Christi* entlehnte Redensart; als Pointe steht die Anspielung auf ein aktuelles Ereignis, die Ermordung der österreichischen Kaiserin am 10. September 1898 durch einen italienischen Anarchisten in Genf. Dazwischen – als Satire der in der Gesellschaft herrschenden Ignoranz – die Konsultation von Philologen zwecks Übersetzung eines lateinischen Satzes (à propos: »so vergeht der Ruhm der Welt«) und zwei Anspielungen auf Szenen Molières, die beide mit Unwissenheit zu tun haben. In der zweiten Szene des *Bourgeois Gentilhomme* versucht M. Jourdain, sich an ein Liedchen zu erinnern und bemerkt: »Il y avait du mouton dedans« (»Es war etwas vom Schaf drin«). Schon in *Swann* sagt die Großmutter (im Zusammenhang mit Mme. de Villeparisis): »Ich meine mich doch zu erinnern, daß darin auch etwas von Guermantes war.« (*Unterwegs zu Swann* [13] S. 153) Die zweite Anspielung zielt auf das makkaronische Latein in der Schlußszene des *Malade imaginaire*, von dem schon mehrmals die Rede war.

Seite 715:
1 Nach Garibaldis Zug durch Sizilien und Unteritalien (1860) lebte die Königin von Neapel, Maria Sophie Amelia von Wittelsbach (1841-1925) zuerst in Rom und später in Paris.

Seite 716:
1 Sophie Charlotte Augustine von Wittelsbach, Herzogin von Alençon (1847-1897), Schwester der Königin von Neapel, fand in der verheerenden Feuersbrunst des Bazar de la Charité am 4. Mai 1897 den Tod.

Seite 717:
1 Das Wortspiel ist kaum nachzubilden. Im französischen Wort für Wahlbezirk (»arrondissement«) sind die anderen Umstände leicht herauszuhören.

Seite 718:
1 Die rituelle Orangeade ist eine Erinnerung an den Salon La Rochefoucauld. Montesquiou, der sich darüber beschwert, daß Proust bei einem seiner Vorträge nicht anwesend war, schreibt ihm am 22. April 1905: »Ich weiß, daß Sie krank sind; weshalb aber werden Sie plötzlich gesund, wenn es sich um die La

Rochefoucauldsche Orangeade handelt?«. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. v , S. 109. Schon in *Jean Santeuil* spielt ein Glas Orangeade eine Rolle in der mondänen Karriere des Protagonisten. Vgl. *Jean Santeuil* [17] S. 783.

Seite 720:

1 König Alphons xiii . von Spanien (1886-1941) weilte des öfteren in Frankreich. Sein erster Besuch in Paris fand am 27. Mai 1905 statt.

Seite 722:

1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 606. Um was für eine Pflanze es sich handelt, erfährt man in der Szene in Elstirs Atelier nicht. Dort heißt es lediglich, es seien nicht jene Blumen und Blüten, deren Bild sich Marcel von Elstir gewünscht hätte: Weißdorn, Rotdorn, Kornblumen, Apfelblüten. Auch in der Szene im Salon der Guermantes wird die Pflanze nicht ausdrücklich genannt, doch wird in der Folge deutlich, daß es sich um eine Orchideenart handeln muß. Das Verschweigen ist ein Zeichen für Verschwiegenes, und was verschwiegen wird, ist nicht nur ein Name, sondern eine Thematik, jene nämlich der schillernden Sexualität. Vorausblickend darf jetzt schon festgehalten werden, daß die Orchideenpflanze der Herzogin in der Eingangsszene von *Sodom und Gomorra* eine zentrale Rolle spielen wird; und rückblikkend bilden die von Elstir gemalten Orchideenblüten das Bindeglied zwischen der sexuell schillernden Albertine, die kurz zuvor wie ein Porträt im Fenster aufgetaucht ist, und dem Porträt von Miss Sacripant, der Schauspielerin in Männerkleidung, nämlich Odette, die ihrerseits mit einer Orchideenart, den Cattleyas, und mit schillernder Sexualität zu tun hat.

2 Im Hintergrund dieser Passage steht Maurice Maeterlincks von Darwins Arbeiten inspiriertes naturhistorisches Werk *L'intelligence des fleurs* (Paris, Charpentier, 1907), in dem ausführlich von der Befruchtung gewisser Orchideenarten durch Insekten die Rede ist. Im 17. Kapitel behandelt Maeterlinck die von Darwin nicht genannte Orchideenart »Loroglosse à odeur de bouc (loroglossum hircinum)«. Um diese Art muß es sich auch in unserer Szene handeln.

Seite 723:

1 Neben Maeterlincks *L'intelligence des fleurs* hat Proust auch Darwins *De la fécondation des orchidées par les insectes* (Paris, Reinwald et Cie, 1870) konsultiert, aus dem die Informationen über den Vanillestrauch stammen.

Seite 724:

1 Wer sich an die Metapher »Cattleya spielen« (*Unterwegs zu Swann* [13] S. 340) erinnert, darf sich bei »viel von Botanik erzählen« seine Gedanken machen.

2 Das französische Verb »consommer« heißt sowohl »(eine Ehe) vollziehen« als auch »(ein Werk) vollbringen«, so daß in der Pointe des Abschnitts »Et tout est consommé!« auch das biblische »Es ist vollbracht« mitschwingt.

Seite 725:

1 Als Fürstin des Laumes fand Oriane, wie der Herzog sich erinnert, Empire-Möbel noch schrecklich. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 490.

2 Josiah Wedgwood (1730-1795), englischer Keramiker; begründete 1757 eine Manufaktur zur Herstellung von Fayencen und Steingut nach neuen Verfahren. Er hat auch zahlreiche Gemmen und Medaillen nach antiken Mustern hergestellt.

Seite 726:

1 Der Titel eines Herzogs von Piacenza und Guastalla gehörte dem Herzog von Parma. Napoleon gab den (usurpierten) Titel einer Herzogin von Guastalla nicht einer Iéna, sondern seiner Schwester Pauline (1780-1825). 1814 wurde der Titel der französischen Ex-Kaiserin Marie Louise von Habsburg zugesprochen; nach deren Tod wurde er wieder von dem Haus Bourbon-Parma übernommen.

2 Zu den Beziehungen zwischen der Prinzessin Mathilde und dem Hause Orléans vgl. Prousts Artikel im *Figaro* über den Salon der Prinzessin in *Essays* [12] S. 202 f.

3 Joseph Fouché (1759-1820) stimmte 1792 als Abgeordneter im Nationalkonvent für den Tod Ludwigs xvi . Er war Polizeiminister des Direktoriums, des Kaiserreiches und später auch Ludwigs xviii .

4 1808 gab Napoleon Joachim Murat den (usurpierten) Titel eines Königs von Neapel.

Seite 727:

1 Während der Titel eines Prinzen von Oranien zur Zeit Prousts tatsächlich umstritten war, gehört der Anspruch von M. de Charlus auf den Titel eines Herzogs von Brabant in Prousts fiktive Welt.

Seite 729:
1 Das 1865 entstandene, für Moreaus Werk zentrale Bild befindet sich im Musée Gustave Moreau, Paris.

2 Hortense de Beauharnais (1783-1837) war als Gattin von Louis Bonaparte 1806 bis 1810 Königin von Holland. Ihr dritter Sohn, Charles Louis, wurde Napoleon iii .

Seite 731:
1 Anna de Murat (1841-1924) heiratete 1865 Antoine de Noailles, Herzog von Mouchy.

2 Proust erwähnt eine Gräfin von Brigode in einem Brief vom 11. Juni 1903 an Antoine Bibesco (*Correspondance* [9] Bd. iii , S. 343).

3 Der letzte Satz von Beethovens Streichquartett Op. 59, No. 1, dem ersten der drei Rasumowski-Quartette, ist mit »Thème russe« überschrieben.

4 Prousts Quelle ist das Werk *L'art chinois* von Maurice Paléologue (Paris, Quantin, 1887). Der um 1830 in Kanton tätige Maler Lan-koua soll versucht haben, Formen, Farben und Perspektiveneffekte der europäischen Malerei in China heimisch zu machen (vgl. S. 293-294).

Seite 732:
1 Vgl. S. 589, Anm. 3.

2 Maria Pavlovna von Mecklenburg (1854-1920) heiratete 1874 den russischen Großfürsten Vladimir Alexandrowitsch (1847-1909). Nach dem Tod ihres Mannes hielt sie sich häufig in Paris auf, wo sie sich 1918 definitiv niederließ.

3 Philipp iii ., gen. der Kühne, war 1270 bis 1285, Ludwig vi ., genannt der Dicke, 1108 bis 1137 französischer König.

Seite 733:
1 Proust hat die *Vorsteherinnen* und das Pendant dieses Bildes, die *Vorsteher des Altmännerhauses* (beide im Frans-Hals-Museum, Haarlem), anläßlich seiner Hollandreise mit Bertrand de Fénelon im Herbst 1902 gesehen. Sie waren ihm jedoch

dank Eugène Fromentins *Les maîtres d'autrefois*, eine seiner frühen Informationsquellen zur Malerei, bekannt. Anspielungen auf die *Vorsteherinnen* finden sich auch in *Swann* (*Unterwegs zu Swann* [13] S. 369) und im Vorwort zu Jacques-Émile Blanches *Propos de peintre* (*Essays* [12] S. 371).

2 Prousts Reise begann am 3. Oktober und führte zuerst nach Brügge, wo eine Ausstellung alter flämischer Malerei stattfand. Es folgten Antwerpen, Amsterdam, Rotterdam, Dordrecht, Delft, Vollendam, Haarlem und Der Haag. Am 20. Oktober war Proust wieder in Paris. Er schreibt am 17. Oktober an seine Mutter: »Heute in Haarlem, die Hals zu sehen.« *Briefwechsel mit der Mutter* [18] S. 101.

3 Proust hat dieses Bild am 18. Oktober 1902 im Mauritshuis im Haag und am 24. Mai 1921 in der Holländerausstellung im Jeu de Paume gesehen. »Das schönste Bild, das ich in Holland gesehen habe«, schreibt er im Juni 1907 an Mme. de Caraman-Chimay (*Correspondance* [9] Bd. vii , S. 184); »das schönste Bild der Welt«, an Jean-Louis Vaudoyer am 2. Mai 1921 (ibid., xx , S 226); »Ver Meer ist seit meinem zwanzigsten Lebensjahr mein Lieblingsmaler«, an denselben am 14. Mai 1921 (ibid., S. 263). Vgl. auch *Unterwegs zu Swann* [13] S. 289, Anm. 1, und S. 511, Anm. 1. Mit der Sterbeszene von Bergotte (in der *Gefangenen*) hat Proust Vermeers *Ansicht von Delft* auch in seinem Roman die Bedeutung verliehen, die das Bild in seinem Leben hatte.

Seite 735:

1 Proust nennt zwei historische Figuren, deren bewegtes Leben auch in der Literatur dargestellt wurde. Don Juan d'Austria (1547-1578); natürlicher Sohn Karls v . und einer Regensburger Bürgerstochter; Sieger über die Türken bei Lepanto (1571); Statthalter in den Niederlanden. Eine Episode aus seiner Jugendzeit liegt der Komödie *Don Juan d'Autriche ou la vocation* (1835) von Casimir Delavigne zugrunde. Isabella d'Este (1474-1539) ist eine der zentralen Figuren der italienischen Renaissance. Sie machte aus dem Hof in Mantua, wo Ariost, Leonardo, Mantegna und viele andere verkehrten, einen kulturellen Mittelpunkt. Ihr Studierzimmer, das berühmte »studiolo«, war mit zahlreichen Bildern ausgeschmückt, u.

a. Mantegnas *Parnaß* und *Triumph der Tugend*, die sich heute im Louvre befinden. Dank einem Hinweis von Giovanni Macchia haben Alberto Beretta Anguissola und die Kommentatoren der Pléiade-Ausgabe erkannt, daß sich Proust auf zwei Artikel Robert de La Sizerannes über Isabella d'Este stützt, die am 15. November und am 1. Dezember 1911 in der *Revue des Deux Mondes* und später als Kapitel seines Buches *Les masques et les visages à Florence et au Louvre. Portraits célèbres de la Renaissance italienne* (Paris, Hachette, o. J.) erschienen sind. Im Kommentar der Pléiade-Ausgabe findet sich folgendes Zitat aus dem ersten der beiden Zeitschriftenartikel, der den Titel trägt »Devant un portrait d'Isabelle d'Este«: »Niemand verdient es mehr als sie, entziffert zu werden. Sie ist die Schwägerin von Lucrezia Borgia und Ludovico il Moro, die Gattin Francesco Gonzagas, die Tante des Konnetable von Bourbon, der Rom einnahm; ohne sie wird keine Geschichte gemacht, und der Goldfaden ihres Schicksals läuft durch das 15. und 16. Jahrhundert Italiens wie durch eine bunte Tapisserie.« (*La Revue des Deux Mondes*, 15. November 1911, S. 396-397).

2 Auch dieser Name führt in die Gegend des Louvre. Der Dichter, Romancier und Kunstkritiker Georges Édouard Lafenestre (1837-1919) war Professor an der École du Louvre und Chefkonservator des »département de peinture«. Unter seinen Werken sind festzuhalten: *La peinture italienne* (1885), *Les primitifs à Bruges et à Paris* (1904) und ein illustrierter Katalog der Gemäldesammlung des Louvre (1893).

Seite 736:

1 Proust nennt zwei Tragödien Voltaires, deren Handlung in mehr oder weniger archaischen beziehungsweise exotischen Gegenden spielen. *Mérope* (1743) spielt in Messene, *Alzire* (1736) in Peru.

2 Wie die Großherzöge von Hessen-Darmstadt stammen die Proustschen Guermantes aus dem Hause Brabant.

Seite 737:

1 An dieser Stelle häuft Proust, wie Alberto Beretta Anguissola gezeigt hat, kryptische Anspielungen auf die Homosexualität: Der deutsche Kaiser und Constantin

Radziwill, der Vater von Prousts Freund Léon Radziwill (vgl. »Porträt des Fürsten Léon Radziwill« in *Essays* [12] S. 233), waren als Homosexuelle bekannt. Die »grüne Nelke« weist sodann auf das Werk *The Green Carnation* (1894) von Robert S. Hichens (1854-1900), in dem Oscar Wildes Freundschaft mit Lord Alfred Douglas durchschimmert.

2 Trotz Prousts mangelhaften Deutschkenntnissen ist anzunehmen, daß er wußte, was er machte.

Seite 738:

1 Anspielung auf die Meinungsverschiedenheiten in bezug auf moderne, im besondernen auf impressionistische Malerei zwischen dem deutschen Kaiser und Hans von Tschudi (1851-1919), der 1896 bis 1909 Direktor der Berliner Museen war. Tschudi, der 1902 ein Buch über Manet vorlegte, hatte eine Reihe impressionistischer Bilder gekauft, doch verhinderte der Kaiser deren öffentliche Ausstellung, kürzte den Anschaffungskredit und zwang schließlich Tschudi, sich aus gesundheitlichen Gründen beurlauben zu lassen.

2 Louis Botha (1863-1919) war Oberkommandierer der Buren gegen die Engländer im Burenkrieg (1899-1902); 1907 bis 1910 war er Ministerpräsident von Transvaal, 1910 bis 1919 erster Ministerpräsident der Südafrikanischen Union; 1915 eroberte er Deutsch-Südwestafrika, was Fürst Von zur Zeit der Handlung nicht wissen konnte. Wie er es oft bei Norpois tut, verwendet Proust sein Autorenwissen als Mittel ironischer Personendarstellung.

Seite 739:

1 1899 war die englische Königin Alexandra fünfundfünfzig Jahre alt.

2 Vgl. S. 339, Anm. 2.

Seite 740:

1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 73-75.

2 Ludwig ix ., französischer König von 1226 bis 1270.

Seite 741:

1 Vers 45-46 von Victor Hugos Gedicht »Booz endormi« aus *La légende des siècles*.

Seite 742:

1 Als Vater von Mme. de Villeparisis figuriert in den *Jeunes filles* Cyrus de Bouillon. Vgl. [14] S. 425 und 429; Florimond ist der Vorname ihres Großvaters, vgl. S. 266.

Seite 744:
1 Jean Poton, seigneur de Saintrailles, kämpfte neben Jeanne d'Arc gegen die Engländer. 1451 wurde er zum Marschall ernannt.

Seite 746:
1 Anders als bei den Vorfahren von Mme. de Villeparisis geht es hier um reale historische Genealogie. Die Vereinigung der drei Titel erfolgte durch die Heirat von Catherine de Clèves, Witwe des Fürsten von Porcien, mit dem Herzog von Guise (demjenigen, den König Heinrich iii . 1588 im Schloß von Blois ermorden ließ). Um die Jahrhundertwende waren die drei Titel in der Person der Prinzessin Isabelle d'Orléans (1874-1940) vereint.

2 Gédéon Tallemant des Réaux (1619-1692); Memorialist des Gesellschaftslebens seiner Zeit. Proust erinnert an zwei Szenen aus dem Kapitel »M. et Mme de Guiménée« aus den *Historiettes*.

Seite 748:
1 Die beiden Ortsangaben weisen auf den Wald von Fontainebleau.

2 Anspielung auf den Rückzug der zehntausend griechischen Soldaten, mit denen Kyros 401 v. Chr. gegen seinen Bruder Artaxerxes gezogen war und die nach ihrer Niederlage bei Kunaxa von Xenophon nach Griechenland zurückgeführt wurden. Xenophon erzählt diesen Rückzug in seiner *Anabasis*.

Seite 749:
1 Anspielung auf den Vers La Fontaines »L'autre exemple est tiré d'animaux plus petits«, der die beiden Fabeln »Der Löwe und die Ratte« und »Die Taube und die Ameise« (*Fables* ii , 11 und 12) miteinander verbindet.

Seite 750:
1 Es ist anzunehmen, Proust setze versehentlich »Beauserfeuil« für den bereits früher genannten »Monserfeuil«.

2 Die Schönheit, die für den Autor aus solchen Gesprächen zu ziehen ist, liegt in der Übereinstimmung zweier Zeiten und in der Möglichkeit, daraus einen Text

voller teils offener, teils verborgener Beziehungen zu erschaffen. Die Anspielung auf einige Mesalliancen verarmter französischer Adliger mit amerikanischen Milliardärinnen ist evident. Die bekanntesten Beispiele sind die Heirat des Fürsten Polignac mit Winnareta Singer (1893), jene von Boniface de Castellane mit Anna Gould (1905) und jene des Prinzen von Sagan mit derselben Anna Gould (1908) nach ihrer Scheidung von Boniface de Castellane. Verborgen dagegen sind die Anspielungen auf die Mesalliancen einer früheren Zeit. François Michel de Tellier, Marquis von Louvois (1639-1691), der mächtige Kriegsminister Ludwigs xiv ., hat es verstanden, sich selbst und alle seine Kinder mit sozial höherstehenden Familien zu verbinden, u. a. mit den La Rochefoucauld, die übrigens 1892 durch die Heirat von François de La Rochefoucauld mit der reichen Amerikanerin Mattie Elizabeth Mitchell ein weiteres Beispiel für eine Mesalliance lieferten.

3 Nach den Alliancen und Mesalliancen folgen zwei Morde. Zur Ermordung von Mme. de Praslin am 18. August 1847, vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 429, Anm. 1; zu jener des Herzogs von Berry am 13. Februar 1820, vgl. S. 266, Anm. 2. Beide Ereignisse werden in den *Mémoires de la comtesse de Boigne* erzählt.

4 Mme. Tallien (1773-1835), genannt »Notre-Dame de Thermidor«, zählt zu den Vorfahren der Familie Caraman-Chimay, der auch die Gräfin Greffulhe angehört. Sie war in der Gesellschaft der Revolutionszeit und des Directoire – u. a. mit der Einführung des griechischen Kostüms – tonangebend. An Mme. de Sabran (1693-1768), die Mätresse des Regenten Philippe d'Orléans, kann jene auf S. 272 genannte Fürstin von Poix erinnern, da Mme. de Sabran denselben Titel trug.

Seite 751:

1 Innerhalb eines onomastischen Fantasiestücks überschneiden sich im folgenden literarisches Pastiche und Bildimitation. Die Szenen der erzählten Geschichte entnimmt Proust dem Kapitel »Mort de la princesse Marie d'Orléans, Duchesse de Wurtemberg 1839« aus den *Récits d'une tante. Mémoires de la Comtesse de Boigne née d'Osmond*, Paris, Plon, 1908 (4 Bände), Bd. iv , S. 233. Die Anord-

nung der Szenen ist malerischen Modellen nachgebildet. Man weiß, daß Proust Anfang des Jahres 1908 eine Reihe von Episoden für einen Roman entwarf, deren Liste er in seiner Agenda aufsetzte. Unter den bereits geschriebenen Seiten vermerkt er: »Die Enkelin Louis-Philippes, Fantaisie […].« Vgl. *Le carnet de 1908* [7] S. 56. In seiner Ausgabe des *Contre Sainte-Beuve* hat Bernard de Fallois den entsprechenden (seither verschollenen) Text publiziert. Prousts Fantasiestück hat dort die Form einer Ekphrasis: die Szenen aus dem Leben Marie Christine d'Orléans' sind auf einem Glasfenster dargestellt, das beschrieben wird. Vgl. *Contre Sainte-Beuve* [8] S. 280 ff. Der 1908 geschriebene Entwurf ist ein unmittelbares, die Passage aus der *Recherche* ein fernes Echo auf die Lektüre der Memoiren der Comtesse de Boigne. Folgende Personen, Orte und Ereignisse werden in Erinnerung gerufen: Die Heirat (1837) zwischen dem Herzog Alexander von Würtemberg (1804-1885) und Marie Christine d'Orléans (1813-1839), Tochter Louis-Philippes und Schwester des Herzogs von Aumale. Die Heirat (1837) ihres Bruders Ferdinand Philippe, des Herzogs von Orléans (1810-1842). Marie Christines traurige Miene rührt daher, daß drei Jahre zuvor eine geplante Heirat zwischen ihr und dem Prinzen Leopold von Neapel, Graf von Syrakus, nicht zustande kam, weil der Bruder des Prinzen, der König von Neapel, sich gegen diese Verbindung aussprach und die französischen Gesandten unverrichteter Dinge zurückschickte. Im Hintergrund stehen die drei ersten Bilder von Carpaccios Ursulalegende (vgl. die folgende Anmerkung), die erzählen, wie die Gesandten des englischen Königs beim König der Bretagne für den englischen Prinzen um die Hand seiner Tochter anhalten. Diese ist bereit, den Prinzen zu heiraten, wenn er sich zum Christentum bekehrt und mit ihr eine dreijährige Pilgerfahrt unternimmt. Die Geburt eines Sohnes am 20. Juli 1838. Im Hintergrund steht Carpaccios *Traum der hl. Ursula*. Das Lustschloß Fantaisie in der Nähe von Bayreuth, das dem Herzog von Würtemberg gehörte. Marie Christine starb (am 2. Januar 1839), ohne Schloß Fantaisie je gesehen zu haben. Es ist anzunehmen, daß Prousts onomastisch-genealogisches Fantasiestück in dem Namen »Fantaisie« seinen Ausgangspunkt

nimmt. Die Markgräfin von Bayreuth: Sophie Wilhelmine (1709-1758), die Schwester Friedrichs des Großen. Sie war mit Voltaire befreundet und schrieb ihre Memoiren (*Mémoires depuis l'année 1706 jusqu'à 1742*) auf Schloß Eremitage, nicht weit von Schloß Fantaisie entfernt. Der König von Bayern: Ludwig ii .

2 Vittore Carpaccio (1460-1526) und Hans Memling (1435-1494) haben beide die Ursulalegende dargestellt; Carpaccio in dem Bildzyklus *Die Legende der hl. Ursula* (Gallerie dell'Accademia, Venedig), Memling auf dem *Reliquienschrein der hl. Ursula* (Johannes Hospital, Brügge). Proust hat beide Werke gesehen, Carpaccio auf seinen Reisen nach Venedig 1900, Memling auf seiner Hollandreise 1902 (vgl. S. 733, Anm. 2). Wie Altar und Predella, sind Bildzyklus und Schrein Metaphern für Prousts Roman. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 542-543.

3 Die Klammer steht im Widerspruch zu der Bemerkung des Herzogs: der eben geborene Herzog von Würtemberg wäre der Cousin des Fürsten Von.

Seite 752:

1 Zum Fürsten Polignac vgl. Prousts »Salon der Fürstin Edmond de Polignac. Musik von heute, Echos von einst« in *Essays* [12] S. 219. »Délicieux« (»köstlich«) als Pointe eines Fantasiestücks – und auch dort in Verbindung mit Wagner und Carpaccio – hat Proust schon in der Szene der ersten Begegnung Marcels mit der Herzogin von Guermantes verwendet, wo er von jener warmen Zärtlichkeit des Tons spricht, »von ernster Süße im Prunk und in der Freude, die für einzelne Stellen im *Lohengrin* und gewisse Bilder Carpaccios charakteristisch ist und die verstehen läßt, weshalb Baudelaire den Klang der Trompete mit dem Epitheton ›köstlich‹ versehen hat.« (*Unterwegs zu Swann* [13] S. 260) Daß die Polignacs während der Bayreuther Festspiele das Lustschloß Fantaisie mieteten, wohin sie ihre Freunde, u. a. auch Gabriel Fauré, einluden, entspricht der Realität. Vgl. Michael de Cossart, *The Food of Love. Princesse Edmond de Polignac (1865-1943) and her Salon*, London, Hamish Hamilton, 1978, S. 61.

2 Hinter der Klammer steht nicht nur Prousts eigene Lektüre von Balzac, sondern auch ein Artikel von Anatole France vom 29. Mai 1887 in *Le Temps*, der eine

Besprechung enthält von Anatole Cerfberrs und Jules Christophes *Répertoire de la »Comédie humaine« de H. de Balzac*, Paris, Calmann-Lévy, 1887. Proust hat das *Répertoire* häufig benützt; die Figur von Mademoiselle de Cinq-Cygne erscheint in Balzacs *Une ténébreuse affaire*.

Seite 753:
1 Anspielung auf La Fontaines Fabel »Der Müller, sein Sohn und der Esel« (iii , 1). Painter zufolge stammt der Ausspruch von dem Kunstsammler Camille Groult (1832-1908), der mit Mehlhandel und Teigwarenproduktion reich wurde. Bei seinem Besuch in Paris 1907 wünschte der englische König Eduard vii ., Groults Sammlung zu besichtigen, und Groult lud den hohen Gast zu einem Mittagessen und einem Besuch seiner Sammlung ein. M. de Breteuil, der beauftragt war, das Treffen zu organisieren, verlangte von Groult eine Liste der zum Essen Geladenen. Groult antwortete: »Seien Sie unbesorgt, wir essen im kleinen Kreis, nur der Müller, sein Sohn und Sie.« Vgl. Painter [45] S. 302.

Seite 756:
1 Ob sich Proust auf reale Ereignisse bezieht, bleibt eine offene Frage.

Seite 757:
1 Man darf hier wohl eine weitere Anspielung auf Whistler, nämlich auf das Porträt Robert de Montesquious (Frick Collection, New York), heraushören.

2 Monarchistischer Aufstand in der Bretagne, der Normandie und der Vendée während der Revolution. Vgl. Balzacs Roman *Les Chouans ou la Bretagne en 1799* (1834).

Seite 758:
1 Ein Dorf dieses Namens existiert tatsächlich, doch nicht im Burgund, sondern in der Auvergne.

Seite 759:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 152, Anm. 1.

2 Lotte (Liselotte) von der Pfalz, genannt Princesse Palatine (1652-1722), Gattin des Bruders von Ludwig xiv ., hat zahlreiche Briefe verfaßt, in denen sie die Situation am französischen Hof kritisch und in krudem Ton darstellt. Vgl. Im *Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 166, Anm. 5. Mme. de Motteville (1621-1689),

Kammerfrau Annas von Österreich, der Gattin von Ludwig xiii ., ist die Autorin der *Mémoires pour servir à l'histoire d'Anne d'Autriche depuis 1615 jusqu'en 1666 (1723).* Der belgische Diplomat Charles Joseph de Ligne (1735-1814) verkehrte an allen Höfen Europas und war mit allen Größen seiner Zeit bekannt. Seine zwischen 1795 und 1811 erschienenen Memoiren, *Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires*, umfassen vierunddreißig Bände.

Seite 760:
1 Damas ist der Name einer seit dem 11. Jahrhundert bekannten burgundischen Adelsfamilie. v . (1819-1875). 1859 kam das Herzogtum Modena zum vereinten Königreich Italien.

2 Der Vater von Heinrich iv . war Antoine de Bourbon (1518-1562), Herzog von Vendôme und durch Heirat mit Jeanne d'Albret (1548) König von Navarra. Mme. de Longueville (1619-1679), Schwester des großen Condé, stand im Zentrum eines bedeutenden Salons.

3 Proust nimmt ein Motiv auf, den Baum Jesse (vgl. *Jesaia* xi , 1-2), das Émile Mâle besonders eindrücklich behandelt. Dieser zitiert Beispiele an den Portalen von Laon, Chartres und Amiens sowie auf Glasfenstern in Saint-Denis, Chartres, Le Mans und in der Sainte-Chapelle. Vgl. *L'art religieux* [41] S. 199-200.

Seite 765:
1 Anspielung auf Schuberts *Moments musicaux* (op. 94, 1827).

Seite 766:
1 Diese Geschichte hat Proust schon in seinem »Salon Ihrer Kaiserlichen Hoheit Prinzessin Mathilde« (1903) zum besten gegeben. Vgl. *Essays* [12] S. 196.

Seite 767:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 262 ff.

2 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 417 ff.

Seite 768:
1 Das durch den Rauschzustand verklärte mondäne Leben hat Proust zum erstenmal in der Erzählung »Zum Diner geladene Gäste« (1896) thematisiert. Vgl. *Freuden und Tage* [10] S. 140 ff. In der Rivebelle-Episode der *Jeunes filles* hat er das

Thema wiederaufgenommen und ausgebaut. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 252 ff.

Seite 769:
1 Gemäß einem Brief vom 17. Juli 1904 an Bertrand de Fénelon stammt der Ausspruch von dem Herzog von Gramont. Proust, an den diese Worte gerichtet waren, kommentiert sie folgendermaßen: »Der Wunsch, den Namen sowie die Furcht, die ›Gedanken‹ zu haben, wären eher berechtigt gewesen, wenn ich ihn zum Diner geladen und ich ihn gebeten hätte, sich einzutragen.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. xi , S. 161.

Seite 770:
1 Anspielung auf Balzacs Artikel über *La Chartreuse de Parme* vom 25. September in der *Revue parisienne*, der oft als Vorwort zu Stendhals Roman verwendet wird.

2 Zu Joubert vgl. S. 280, Anm. 1, und *Essays* [12] S. 487.

3 Prousts Beispiele sind nicht zufällig. Sie weisen alle auf den Gegensatz zwischen mondäner Oberflächlichkeit oder Konversation und Schöpfertum. In einer undatierten Notiz über Joubert schreibt Proust (*Essays* [12] S. 487): »Und so gibt es bei Joubert eine Eigentümlichkeit, die auf ihre Weise die Einsamkeit ausdrückt (die Inspiration, den Augenblick, da der Geist mit sich selbst Kontakt aufnimmt, da das innere Wort nichts mehr von Konversation an sich hat und den Menschen als ein sich unterhaltendes und diskutierendes Wesen verneint), und dem zum Trotz etwas unaufhörlich Soziales, ganz auf die Briefe Bezogenes, auf die Konversationen, auf seine eigene, immer wiederkehrende Person, Joubert, auf das Leben als ein für die Gesellschaft geschaffenes (diese Schwäche hat auch Stendhal, wie verschieden er sonst auch ist).« Zu Stendhal heißt es im Vorwort zu Morands *Tendres Stocks* (*Essays* [12] S. 427-428): »Er stellte die Literatur nicht nur tiefer als das Leben, dessen Vollendung sie im Gegenteil ist, sondern tiefer auch als die fadesten Zerstreuungen. Ich gebe zu, wenn er ehrlich wäre, würde mich nichts derart empören wie dieser Satz von Stendhal: ›Einige Personen kamen überraschend hinzu, und man trennte sich erst sehr spät. Der Neffe ließ aus dem Café Pedrotti eine vorzüg-

liche Zabaglione kommen. In der Gegend, in die ich reise, sagte ich zu meinen Freunden, werde ich kaum ein Haus wie dieses hier finden, und um die langen Abendstunden herumzubringen, werde ich aus Ihrer liebenswürdigen Herzogin Sanseverina eine Novelle machen.‹ *La Chartreuse de Parme*, in Ermangelung von Häusern geschrieben, in denen man angenehm plaudert und Zabaglione serviert, dies ist das äußerste Gegenteil jenes Gedichts oder gar jenes einzigen Alexandrinerverses, auf den nach Mallarmé die verschiedenen und nichtigen Tätigkeiten des universalen Lebens hinstreben.«

Seite 771:
1 Zu Eugène Carrière und Saint-Loups Vorliebe für diesen Maler vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 472, Anm. 1.

2 Der Jugendstil, »art nouveau« oder »modern style«, erlebte in Frankreich an der Pariser Weltausstellung 1900 seinen Höhepunkt.

Seite 772:
1 André Charles Boulle (1642-1732) war der bedeutendste Ebenist seiner Zeit, das heißt des Louis-quatorze und des Régence. Vgl. S. 660, Anm. 1.

2 Woher der Ausdruck kommt und was er bedeutet, bleibt eine offene Frage.

3 Kinder, die in der Folge eines Gelübdes der Eltern zur Jungfrau Maria blaue Kleider tragen.

4 Siegfried (genannt Samuel) Bing (1838-1905) war einer der Wegbereiter der neuen Kunstrichtungen. 1888 bis 1891 gab er die Zeitschrift *L'art japonais* heraus, und 1895 gründete er neben der Zeitschrift *L'art nouveau* auch ein gleichnamiges Geschäft.

Seite 774:
1 Saint-Simon sagt von François Louis de Bourbon, Fürst von Conti (1664-1709), er sei nicht nur in zahlreiche Frauen verliebt gewesen, sondern habe auch mit allen Männern kokettiert: »Er machte es sich zur Pflicht, dem Schuster, dem Lakai, dem Sänftenträger ebenso wie dem Minister, dem Grandseigneur und dem General zu gefallen, und tat es auf so natürliche Weise, daß der Erfolg ihm gewiß war.« Vgl.

Mémoires [23] Bd. iii , S. 368. Charlus repräsentiert in der *Recherche* die Memoiren von Saint-Simon.

Seite 776:
1 In seinem Saint-Simon-Pastiche (*Nachgeahmtes und Vermischtes* [11] S. 71) macht Proust eine entsprechende Bemerkung über Montesquiou: »er spielte sehr gern den König, mit Gunst und Ungnade bis zur schreienden Ungerechtigkeit […].«

Seite 777:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 490-491.

2 Auch diese botanische Präzisierung zielt auf Montesquiou. In seinem Essay »Ein Lehrer des Schönen« schreibt Proust: »Sie gehen in den Louvre, und vor einem Pisanello zeigt Monsieur de Montesquiou im Hintergrund des Porträts auf Blumen, die Sie vielleicht nicht bemerkt hätten. Was sage ich Blumen? Das ist ein Allgemeinbegriff, mit dem unsere unklare Wahrnehmung sich notgedrungen zufriedengibt. Monsieur de Montesquiou hat Ihnen bereits die Akelei bezeichnet und darauf hingewiesen, wie naturgetreu sie gemalt ist.« (*Essays* [12] S. 289-290).

Seite 778:
1 1635 entstandenes Gemälde von Diego Velázquez (Prado, Madrid).

Seite 779:
1 Die Anspielung führt wiederum in die Nähe von Robert de Montesquiou. In einem Brief vom 16. Juli 1895 schreibt Proust an den Grafen: »Selbst in Fragen des täglichen Lebens ist eine Theorie wie die der ›Probe größter Freundlichkeit‹ ein Leuchtgeschoß, das jeden noch unbestimmten Geist, jede unserer schlingernden, noch so wenig selbstsicheren Konversationen blendet und festlegt.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. i , S. 410. Nach dem Erscheinen von *Guermantes* bestätigt Proust Montesquiou in seinem Glauben, mit dem ›einzig hervorragenden Mann‹ sei er gemeint, und stellt ihm in Aussicht, in einer nächsten Ausgabe seinen Namen in den Text zu setzen. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. xx , S. 327.

2 Thomas Chippendale (1718-1879); englischer Ebenist, der das Louis-quinze unter Verwendung chinesischer und spätgotischer Elemente weiterentwickelte.

Seite 780:

1 Alberto Beretta Anguissola ([28] S. 1133) hat gezeigt, daß Charlus (oder Proust) zwei Fehler unterlaufen. Die Anekdote bezieht sich nicht auf den hl. Bonaventura, sondern auf den hl. Thomas von Aquin, und das fliegende Tier ist nicht ein Ochse, sondern ein Esel. Vgl. die Thomas-Biographie von Mme. Desmousseaux de Givré, *Vie de saint Thomas d'Aquin*, Paris, Retaux-Bray, 1888, in der die Anekdote erzählt und außerdem berichtet wird, seine Mitschüler hätten Thomas wegen seiner Schweigsamkeit den »stummen sizilianischen Ochsen« genannt.

Seite 783:
1 Von dieser Krone ist auf S. 379 zum erstenmal die Rede. Marcels Wutanfall geht auf ein reales Ereignis zurück. Am 6. Dezember 1902 schreibt Proust an seine Mutter: »Durch Deine Schuld geriet ich in einen so nervösen Zustand, daß ich, als der arme Fénelon mit Lauris kam, auf eine allerdings sehr unangenehme Bemerkung hin, die er mir ins Gesicht sagte, mit Faustschlägen über ihn herfiel (über Fénelon, nicht über Lauris) und, nicht mehr wissend, was ich tat, seinen neuen Hut ergriff, den er sich gerade gekauft hatte, ihn zertrampelte, zerfetzte und schließlich das Innere herausriß.« (*Briefwechsel mit der Mutter* [18] S. 103-104)

2 Die Formel geht auf den Vulgatatext der Psalmen zurück: »Et nunc, reges, intelligite; / erudimini qui gubernatis terram.« (»So lasset euch nun weisen, ihr Könige, und lasset euch züchtigen, ihr Richter auf Erden!« *Psalmen* ii , 10) In seiner »Oraison funèbre d'Henriette de France, reine d'Angleterre« hat Bossuet diese Stelle ausführlich kommentiert, was erklärt, daß die Formel allgemeines Bildungsgut geworden ist.

Seite 786:
1 Vers 54 von Victor Hugos Gedicht »Booz endormi« in *La légende des siècles*.

Seite 787:
1 Zu dem Bildhauer César Bagard (1639-1709) vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 428, Anm. 1.

2 Graf Hinnisdal (1841-1922) bewohnte das 1728 gebaute Hôtel du Prat in der Rue de Varenne. In einem der Salons dieses Hauses wiederholte sich dasselbe Motiv auf der Täfelung und den Möbeln. Vgl. Vogely [53] S. 318.

3 Das 1640 von Mansart errichtete Hôtel Chimay liegt am Quais Malaquais. Im 19. Jahrhundert war es im Besitz der Familie Caraman-Chimay, die es 1884 dem französischen Staat verkaufte. Heute ist die École des Beaux-Arts darin untergebracht. Mit der Erwähnung des Hôtel Chimay zieht Proust eine weitere Verbindungslinie zwischen Charlus und Montesquiou, hatte doch eine Tante des Grafen einen Caraman-Chimay geheiratet.

4 Pierre Mignard (1612-1695) war einer der bedeutendsten Porträtisten am Hofe Ludwigs xiv .

5 Anspielung auf drei illustre Opfer der Revolution: Madame Élisabeth, Schwester Ludwigs xvi . (1764-1794); Marie Thérèse Louise de Savoie-Carignan, Fürstin von Lamballe (1749-1792); die Königin Marie Antoinette (1755-1793).

Seite 788:

1 Zitat aus dem letzten Vers von Victor Hugos Gedicht »La fête chez Thérèse« in *Les Contemplations* (1856). Der Schluß des Gedichts lautet: »Chacun se dispersa sous les profonds feuillages; / Les folles en riant entraînèrent les sages; / L'amante s'en alla dans l'ombre avec l'amant; / Et, troublées comme on l'est en songe, vaguement, / Ils sentaient par degrés se mêler à leur âme, / À leurs discours secrets, à leurs regards de flamme, / À leur cœur, à leurs sens, à leur molle raison, / Le clair de lune bleu qui baignait l'horizon.« (»Alles zerstreute sich in der Tiefe des Dickichts; / Die Törichten zogen die Klugen mit sich; / Die Liebende führte den Geliebten ins Schattige; / und in vager Erregung, wie im Traum, / spürten sie, wie sich ihrer Seele, ihren heimlichen Gesprächen, ihren flammenden Blicken, / ihrem Herzen, ihren Sinnen, ihrem erschlafften Verstand / das blaue Mondlicht beimischte, in dem der Horizont lag.« Die Anspielung auf den Kontext ist bedeutungsvoller als das eigentliche Zitat. Für den Kenner französischer Dichtung ist das erotische Signal überdeutlich. Proust jedoch will die »Aufklärung« Marcels für den Beginn von *Sodom und Gomorra* aufsparen.

Seite 789:

1 Der Wiener Kongreß dauerte von September 1814 bis Juni 1815.

Seite 790:

1 Die Erwähnung Whistlers stellt wiederum eine Beziehung her zwischen Charlus und Montesquiou. Auf Whistlers 1892 entstandenes Porträt von Montesquiou hat Proust bereits angespielt (vgl. S. 590, Anm. 1, und S. 757, Anm. 1). Montesquiou seinerseits hat in der Aprilnummer 1923 der *Revue de Genève* einen Artikel über Whistler publiziert. Die Beziehungen zwischen den beiden Fin-de-siècle-Größen sind jetzt umfassend dargestellt in: Edgar Munhall, *Whistler and Montesquiou. The Butterfly and the Bat*, New York, The Frick Collection, 1995 (französische Ausgabe: *Whistler et Montesquiou*, Paris, Flammarion 1995). Die Anspielung Prousts zielt auf eine Stelle in Whistlers Essay *Ten o'clock*. Der Essay figuriert auch in dem Band *The Gentle Art of Making Enemies*, den Montesquiou Proust einmal geschenkt hat.

2 Die Geschichte Tahitis ist im 19. Jahrhundert eng mit derjenigen Frankreichs verbunden. 1842 wurde Tahiti französisches Protektorat, 1880 französische Kolonie. Bis 1880 bestand eine königliche Dynastie.

3 Vgl. S. 726, Anm. 1.

Seite 791:

1 Vgl. die Witzeleien der Fürstin des Laumes über die Iéna in *Unterwegs zu Swann* [13] S. 489.

2 »Panthère de Batignolles« ist der Name eines anarchistischen Clubs. Vgl. Vogely [53] S. 519. Stahlkönig wurde Andrew Carnegie (1835-1919) genannt.

Seite 792:

1 Pauline Sándor (1836-1921) Fürstin Metternich unterstützte Wagner während seines Aufenthaltes in Paris (1861-1862). Dank ihren Bemühungen kam am 13. März 1861 die Aufführung von *Tannhäuser* zustande, die nicht zuletzt deshalb zu einem Fiasko wurde, weil die österreichische Fürstin in Paris nicht besonders beliebt war.

2 Victor Maurel (1848-1923); auf Verdi-Partien spezialisierter Bariton, der aber auch in *Lohengrin* und *Tannhäuser* aufgetreten ist.

3 Der Ausruf von Charlus enthält zwar eine Anspielung auf den Garten, in dem der dritte Akt von Racines Tragödie *Esther* spielt, läßt sich aber nur von einer Vorstufe

des Textes her erklären, in der von einer Tante der Fürstin, Esther von Mecklenburg, die Rede ist: »Trotz allem kann ich sie [die Herzogin] nicht mit meiner Kusine [der Fürstin] vergleichen, die ein einzigartiges Wesen ist, Schwiegertochter der großen Freundin Wagners, jener Esther von Mecklenburg, die ihrerseits eine erstaunliche Person war! Tante Esther! Ich erinnere mich an sie, als ich ein kleiner Junge war. Diese Frau war die eleganteste Person, der man begegnen konnte, sie hatte den schönsten Garten von Paris, die schönsten Blumen, die schönsten Pferde […].« Vgl. Pléiade [3] Bd. ii , S. 1817.

Seite 793:

1 Die als Schlußpointen gesetzten literarischen Anspielungen gehören zu dem biographisch-thematischen Bezugsnetz um den Baron Charlus. Im Zentrum sowohl von Balzacs Romantrilogie *L'histoire des treize* (1843 in den »Scènes de la vie parisienne« der *Comédie humaine*) als auch von Alexandre Dumas' Roman *Les trois mousquetaires* (1844) steht ein Männergeheimbund, ein Thema, das die Welt der Homosexualität vorausnimmt, wie Proust sie in den weiteren Bänden der *Recherche* darstellen wird. Außerdem ist in *La fille aux yeux d'or*, dem dritten Teil von *L'histoire des treize*, ausdrücklich von Homosexualität die Rede, und schließlich zählt Robert de Montesquiou den Protagonisten der *Drei Musketiere*, d'Artagnan, zu seinen Vorfahren.

2 Vgl. Vers 208-209 von Alfred de Mussets Gedicht »La nuit d'octobre« (in *Poésies nouvelles*): »Ces reliques du cœur ont aussi leur poussière; / Sur leurs restes sacrés ne portons pas les mains.« (»Auch die Reliquien des Herzens zerfallen zu Staub; / lassen wir die Hände von ihren heiligen Resten.«)

3 Vgl. Vers 95-96 von Victor Hugos Gedicht »Écrit en 1827« (in *Les chansons des rues et des bois*): »L'insecte est au bout du brin d'herbe / Comme un matelot au grand mât.« (»Das Insekt hält sich an der Spitze des Halms / wie ein Matrose am Masten.«)

4 Vgl. Vers 5 von Lamartines Gedicht »Le Vallon« (in *Méditations poétiques*): »Voici l'étroit sentier de l'obscure vallée« (»Hier führt der schmale Pfad ins dunkle Tal«).

Seite 794:

1 Vgl. Vers 205 von Mussets Gedicht »La nuit d'octobre«: »À défaut du pardon, laisse venir l'oubli.« (»Wo kein Verzeihen möglich, laß Vergessen walten.«)

2 Vgl. Vers 690 von Hugos Gedicht »Ce que dit la bouche d'ombre« (in *Les Contemplations*): »Tout l'abîme n'est plus qu'un immense sanglot« (»Der ganze Abgrund ist ein einziges unermeßliches Schluchzen«), und den Beginn von Verlaines »Chanson d'automne« (in *Poèmes saturniens*): »Les sanglots longs / Des violons / De l'automne / Blessent mon Cœur / D'une langueur / Monotone. (»Das lange Schluchzen / der Geigen / des Herbstes / verletzen mein Herz / mit eintöniger / Wehmut.«)

3 Vgl. Vers 126 von Mussets Gedicht »Lettre à M. de Lamartine« (in *Poésies nouvelles*): »L'ivresse du malheur emporte sa raison« (»Der Rausch des Unglücks besiegt seinen Verstand«).

4 Charles Julien Lioult de Chênedollé (1769-1833); Dichter der Übergangszeit zwischen dem Klassizismus und der Romantik.

5 Vgl. den Refrain des populären Liedes von Frédéric Bérat (1801-1855) »Ma Normandie«: »C'est le pays qui m'a donné le jour« (»Es ist das Land, in dem ich das Licht der Welt erblickte«).

6 Vgl. Vers 153 von Mussets Gedicht »La nuit de mai« (in *Poésies nouvelles*): »Lorsque le pélican, lassé d'un long voyage« (»Wenn der Pelikan, von langer Reise ermüdet«).

7 Vgl. Vers 13-16 von François de Malherbes Gedicht »Consolation à M. du Périer, Gentilhomme d'Aix-en-Provence, sur la mort de sa fille« (1599): »Mais elle était du monde où les plus belles choses / Ont le pire destin, / Et rose elle a vécu ce que vivent les roses, / L'espace d'un matin.« (»Doch sie lebte in einer

Welt, in der die schönsten Dinge / das schlimmste Schicksal haben, / und gleich einer Rose hat sie so lange gelebt, wie die Rosen leben, / einen Morgen lang.«)

8 Félix Arvers (1806-1850); romantischer Literat, der dank einem einzigen Sonett (im italienischen Stil) eine gewisse Berühmtheit erlangte. Seine literarischen Erzeugnisse, Gedichte und Theaterstücke, sind 1833 unter dem Titel *Mes heures perdues* erschienen. Zweifellos kennt Proust Arvers' Sonett durch Vermittlung Sainte-Beuves, der es in einer Besprechung von Crépets Anthologie *Recueil des chefs-d'œuvres de la poésie française*, zitiert, mit der Bemerkung: »ein Hauch von Petrarca weht darin. Arvers hat zwar viel gesündigt, aber vieles wird ihm dank dieses Sonetts verziehen werden.« Vgl. *Nouveaux lundis* [22] Bd. iii , S. 150-151.

Seite 796:

1 Der gemeinsame Nenner dieser Aufzählung sind die Verbindungen der Fürstin zu königlichen Häusern, von der Zeit Ludwigs xiii . bis zur Julimonarchie.

2 Vgl. S. 760, Anm. 2.

Seite 797:

1 Friedrich Karl, Prinz von Preußen (1828-1885); preußischer Generalfeldmarschall, dessen Haltung gegenüber den Besiegten im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 einiges zum negativen Deutschlandbild der Franzosen, wie es in der Folge bestimmend wurde, beigetragen hat.

2 Jeanne Antoinette Poisson, Marquise von Pompadour (1721-1764); Geliebte Ludwigs xv . und Mäzenatin von Künstlern und Philosophen.

Seite 799:

1 Sowohl während des Prozesses um die *Fleurs du Mal* im Jahr 1857 als auch nach Baudelaires Schlaganfall (1866) hat sich Mérimée tatkräftig für Baudelaire eingesetzt; über den Dichter allerdings hat er sich im privaten Kreis auch negativ geäußert. Daß Baudelaire Mérimée verachtet haben soll, entspringt wohl dem Wunschdenken Prousts. In seinem Essay »Eugène Delacroix. Werk und Leben« zieht Baudelaire eine Parallele zwischen Delacroix und Mérimée: »Bei beiden begegnet man der gleichen leicht affektierten äußerlichen Kälte, die ein scheues Gemütsleben bedeckte, und einer glühenden Leidenschaft für das Gute und Schöne; unter

dem gleichen verstellten Anschein des Egoismus der gleichen Ergebenheit für seine heimlichen Freunde und seine Lieblingsideen.« (*Sämtliche Werke* [19] Bd. vii , S. 286) Proust mag das negativ aufgefaßt haben; für den Theoretiker des Dandytums sind aber Kälte oder Verstellung durchaus positive Eigenschaften.

Seite 801:

1 Proust bezieht sich auf eine Stelle aus den Memoiren von Joseph Othenin Bernard de Cléron d'Haussonville (1809-1884): *Ma Jeunesse. Souvenirs par le comte d'Haussonville*, Paris, Calmann-Lévy, 1885. Vgl. Prousts Artikel »Der Salon der Gräfin von Haussonville« (*Essays* [12] S. 243), in dem die nächste Generation Haussonville auftritt.

2 Ludwig xi ., genannt der Grausame (1423-1483), bestieg den Thron 1461. In der Literatur, beispielsweise in Walter Scotts *Quentin Durward* (1823) oder Victor Hugos *Notre-Dame de Paris* (1831), erscheint er als grausamer Tyrann, was durchaus zum Herzog von Guermantes paßt. Isabelle von Bayern (1371-1435), Tochter Herzog Stephans iii . von Bayern-Ingolstadt, heiratete 1385 den französischen König Karl vi . Als Regentin (anstelle des geistesgestörten Königs) setzte sie den englischen König Heinrich v . gegen ihren Sohn (Karl vii .) als Erben des französischen Thrones ein.

Seite 802:

1 Wie zu Beginn der Soiree Saint-Euverte (vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 468), den Abendstimmungen in Balbec (vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [14] S. 542) oder den nächtlichen Gängen Marcels durch Doncières (vgl. S. 130) sieht Marcel die Welt und gestaltet Proust den Text hier als eine Folge von Bildern. Die tulpenförmigen Kamine weisen auf Carpaccios *Wunder der Hl. Kreuzreliquie* (Gallerie dell'Accademia, Venedig), ein Bild, das später in der *Recherche* im Zusammenhang mit Albertine eine wichtige Rolle spielt. Hinter dem Tulpenliebhaber aus Delft oder Haarlem schimmert der Kunstliebhaber Edmond de Polignac durch, bei dem Proust Monets *Tulpenfeld bei Haarlem* gesehen hat, »das schönste Bild von Monet, das ich kenne«, wie er im »Salon der Fürstin Edmond de Polignac« schreibt. (*Essays* [12] S. 225). Für die folgenden, fein säuberlich ge-

rahmten Genreszenen benützt Proust Notizen über Rembrandt aus den Jahren um 1900, die im Band *Essays* der Frankfurter-Ausgabe nachzulesen sind. Schließlich sei festgehalten, daß sich Marcel in einem Raum befindet, den Proust als »petite pièce« bezeichnet. Man denkt an die kleine Kammer, die »petite pièce sentant l'iris« in Combray, den Raum, der Marcel als Zuflucht für die Beschäftigungen dient, die unverletzliches Alleinsein erfordern: »Lesen und Träumen, Tränen und Lust.« (*Unterwegs zu Swann* [13] S. 20)

Seite 803:

1 Nach den Genreszenen folgen Landschaften. In Prousts Ruskin-Ausgabe (*Works* [21]) sind mehrere Illustrationen zu Turners Alpenlandschaften enthalten: Tafel 21 in Band vi zeigt eine winzige Postkutsche in der grandiosen Landschaft der Leventina bei Faido auf der Südseite des Gotthardpasses, und Tafel 19 in Band xiii die Teufelsbrücke auf der Nordseite.

Seite 804:

1 Ein weiteres Mal löst Proust eine thematisch wichtige Episode aus dem erzählerischen Kontinuum heraus. Vgl. die Begegnung mit der Dame in Rosa (*Unterwegs zu Swann* [13] S. 107), die lesbische Szene in Montjouvain (ibid., S. 233) oder der Besuch Morels (S. 369 ff.).

2 Wie Alberto Beretta Anguissola gezeigt hat ([28] S. 1140-1141), ist Swanns Interesse für Numismatik ein Zeichen für seinen intellektuellen Niedergang. Proust hat sich mehrmals in abschätziger Weise über den Numismatiker Gustave Schlumberger geäußert, der hier als »Modell« Swanns betrachtet werden kann. Vgl. S. 297, Anm. 1.

Seite 805:

1 Der Orden des hl. Johannes vom Spital zu Jerusalem oder Johanniterorden wurde nach dem ersten Kreuzzug (1099) gegründet. 1291 verlegte er seinen Sitz nach Zypern, 1309 nach Rhodos und 1530 nach Malta.

2 Nach der Aufhebung des Tempelordens (1311) ging dessen Besitz an die Johanniter.

3 Vgl. S. 10.

Seite 806:
1 Offensichtlich hat Proust die Drucklegung dieses Bandes nicht sehr aufmerksam verfolgt und die Doublette (vgl. S. 801) nicht getilgt.

Seite 809:
1 Philippe de Champagne (oder Champaigne) (1602-1674); Porträt- und Historienmaler; bekannt sind seine Porträts von Richelieu und von Ludwig xiii .

Seite 812:
1 Ausgangspunkt dieser Passage ist wohl das oft reproduzierte Gemälde von James Tissot der *Balkon des Cercle de la Rue Royale um 1867* (vgl. *Album* [46] S. 293), auf dem am rechten Bildrand Charles Haas mit grauem Zylinder zu sehen ist. Der Hutmacher Delion führte um 1900 neben seinem Hauptgeschäft (Passage Jouffroy) eine Luxusboutique im Boulevard des Capucines (vgl. Vogely [53] S. 191). Der Prinz von Sagan galt als Arbiter elegantiarum (vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 275, Anm. 1). Der Marquis von Modène, der mit Modena nichts zu tun hat (Modène liegt in Südfrankreich, in der Nähe von Carpentras), gehörte zu dem eleganten Pariser Kreis um den Prinzen von Wales. Zu Charles Haas vgl. *Unterwegs zu Swann* [13] S. 25, Anm. 1. Den Grafen Louis de Turenne hat Proust gegenüber Jacques de Lacretelle als Modell – in bezug auf sein Monokel – für den Marquis von Palancy bezeichnet. Vgl. S. 55, *Unterwegs zu Swann* [13] S. 473, und *Essays* [12] S. 362.

Seite 813:
1 Hyacinthe Rigaud (1659-1743); Porträtmaler am Hofe Ludwigs xiv .

Seite 814:
1 Wie Reynaldo Hahn in seinen Erinnerungen berichtet, stammt der Ausspruch offenbar von Charles Haas, der als Kenner italienischer Malerei von einem anderen Mitglied des Cercle de la Rue Royale, Gaston de Saint-Maurice, gebeten worden war, ein Bild zu begutachten: »Saint-Maurice, der eben ein abscheulich nachgedunkeltes italienisches Bild voller Krakelüren gekauft hat, fragt Charles Haas: ›Wem schreiben sie es zu?‹ Haas antwortet ihm: ›Der Bosheit‹« Vgl. Reynaldo Hahn, *Notes (Journal d'un musicien)*, Paris, Plon, 1933, S. 189, und Painter [45] S. 154. Der Ausspruch figuriert auch, wahrscheinlich schon dort als Haas-Zitat, in der

Komödie *Le Passé* (1902) von Prousts Freund Georges de Porto-Riche (1849-1930).

Seite 816:
1 Die Vorwürfe rechtsgerichteter Kreise gegen Clemenceau gehen auf einen Artikel Paul Déroulèdes vom 20. Dezember 1892 zurück, in dem Clemenceau beschuldigt wurde, im Zusammenhang mit dem Projekt für den Panamakanal Schmiergelder empfangen zu haben.

Seite 817:
1 Jean Joseph (genannt Jules) Cornély (1845-1907) gehörte – nach seinen monarchistischen Anfängen bei *Le Gaulois* – mit seinen Artikeln in *Le Siècle* zu den Verfechtern einer Revision des Dreyfus-Prozesses.

2 Während sich Proust mit dem frühen (ästhetizistisch-dekadenten) Barrès teils imitatorisch, teils kritisch distanziert auseinandersetzt, hat er für den Nationalisten, der schließlich der Politik zuliebe auf die Autonomie der Kunst verzichtet, nur Verachtung übrig.

Seite 820:
1 Die Frau von François Sadi Carnot (1837-1894), der von 1887 bis zu seinem Tod Staatspräsident war, hat damit begonnen, im Élysée mondäne Empfänge zu geben.

Seite 821:
1 Lazare Nicolas Marguerite Carnot (1753-1823), genannt »Grand Carnot«, war Konventsmitglied und gehörte dem Wohlfahrtsausschuß an.

2 Vgl. S. 42, Anm. 3.

3 Louis Philippe Joseph, Herzog von Orléans, genannt Philippe-Égalité (1747-1793), der Vater des zukünftigen Königs Louis-Philippe, versuchte die Revolution für seine dynastischen Pläne einzuspannen. Er war Konventsmitglied und stimmte 1792 für den Tod seines Cousins Ludwig xvi . Kurz darauf wurde er selbst ein Opfer der Revolution.

Seite 826:
1 In seinen 1923 erschienenen Memoiren, *Les pas effacés* (Paris, Émile-Paul, Bd. i , S. 277-279), erzählt Robert de Montesquiou eine ähnliche Szene, in der sein

Cousin, Aimery de La Rochefoucauld, die Rolle des Herzogs von Guermantes spielt. Es ist anzunehmen, daß Proust diese Episode kannte.

Seite 827:

1 Der Anspruch des Hauses Brabant, dem die Guermantes zugehören, geht auf die Zeit des thüringisch-hessischen Erbfolgekrieges (1247-1264) nach dem Tod des letzten Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, zurück. Heinrich i ., das Kind, ein Sohn Herzog Heinrichs ii . von Brabant und Sophies von Thüringen, wurde 1265 erster Landgraf von Hessen. Prousts Kenntnisse stammen aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem *Gotha*.

2 Der Großvater König Oskars ii . (vgl. S. 268, Anm. 2, und 293, Anm. 1) war Jean Baptiste Bernadotte (1764-1844). Nach einer steilen militärischen und politischen Karriere unter Napoleon trat Bernadotte zu Napoleons Gegnern über, wurde vom schwedischen König Karl xiii . adoptiert und bestieg 1818 den schwedischen Thron.

Seite 828:

1 Alberto Beretta Anguissola ([28] S. 1146-1147) hat das Rätsel dieser Anspielung gelöst. »Extinctor draconis« (»Drachentöter«) zitiert die Inschrift auf dem Grab von Déodat (oder Dieudonné) de Gozon, Großmeister des Ordens von 1346 bis 1353, dessen Geschichte auch Schillers Gedicht »Der Kampf mit dem Drachen« zugrunde liegt. Proust bezieht seine Kenntnisse wiederum aus Gustave Schlumbergers Werk *Numismatique de l'Orient latin* (Paris, Ernest Leroux, 1878). Swann vertritt jedoch in dieser Szene nicht nur Schlumberger, er ist auch wie im ersten Band der *Recherche* ein Emissär Ruskins: »latrator Anubis« zitiert den Titel eines Kapitels aus *Saint Mark's Rest*, in dem Ruskin die beiden Säulen auf der Piazzetta bespricht und im Zusammenhang mit dem hl. Theodor, der ein Krokodil bezwingt, an Vergils Beschreibung des Schildes von Aeneas (*Aeneis*, viii , 698-700) erinnert: »Omnigenumque deum monstra et latrator Anubis / contra Neptunum et Venerem, contraque Minervam / tela tenent.« (»Götterfratzen jeglicher Art und der Beller Anubis / schwingen gegen Neptunus und Venus und gegen Minerva / ihre Geschosse.«)

Seite 829:
1 Vgl. S. 827, Anm. 1.

2 In Erinnerung an den Sieg Johanns i . von Brabant gegen die Herzöge von Limburg bei Worringen 1288.

3 Auch in diesem Punkt hat sich Proust wahrscheinlich mit dem *Gotha* über eine ihm bekannte Familie informiert. Das Haus Gramont hat 1534 Titel und Wappen des Hauses Aster übernommen.

Seite 830:
1 Die Herrschaft Spaniens über die Niederlande und Brabant dauerte von 1516 bis 1648.

2 Auch diese Beispiele von beanspruchten Titeln bezieht Proust aus dem *Gotha*.

3 Anspielung auf Jacques Étienne Joseph Alexandre Macdonald (1765-1840), den Napoleon nach dem Sieg bei Wagram (1809) zum Marschall ernannte und später mit dem Titel Herzog von Tarent ausstattete.

4 Mit einem Dekret vom 14. Mai 1864 verlieh Napoleon iii . Nicolas Raoul Adalbert de Talleyrand-Périgord (1837-1915) den Titel eines Herzogs von Montmorency. Vgl. A. Révérend, *Les familles titrées et anoblies au XIX e siècle*, Paris, Champion, 1974.

Seite 831:
1 Der Advokat Gustave Louis Adolphe Victor Charles Chaix d'Est-Ange (1800-1876), den Proust auch in seinem Sainte-Beuve-Pastiche erwähnt (vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [11] S. 15), war für seine Bonmots und gewürzten Reden bekannt.

2 Anspielung auf die Erschießung des Herzogs von Enghien am 21. März 1804. Louis Antoine Henri de Bourbon-Condé, Herzog von Enghien (1772-1804), wurde angeklagt, an einer bourbonischen Verschwörung beteiligt zu sein, und nach einem Scheinprozeß in den Gräben von Vincennes erschossen. Der Titel eines Herzogs von Montmorency gehörte seit 1632 dem Hause Condé.

Seite 836:
1 Die Szene geht auf eine reale Begebenheit zurück. In einem Widmungsexemplar von *Guermantes II* ist zu lesen: »À Monsieur et Madame Émile Straus, en les

priant de lire l'épisode des souliers rouges que j'allai un soir chercher, et de ne pas oublier non plus, le respectueux attachement de leur reconnaissant ami.« (»Für Monsieur und Madame Straus mit der Bitte, die Episode der roten Schuhe, die ich eines Abends holen ging, zu lesen und auch die respektvolle Verbundenheit ihres dankbaren Freundes nicht zu vergessen.« (*Correspondance générale de Marcel Proust*, Paris, Plon, 1936, Bd. vi , S. 263).

RESÜMEE

GUERMANTES

I

Neue Wohnung in einem Nebengebäude des Guermantesschen Stadtpalais'. Anpassungsprobleme von Françoise (7).

Das Alter der Namen: Poesie von Orts- und Personennamen (9). Zauber des Namens Guermantes. Ein Phantasiebild löst das andere ab (10). Erinnerung an frühere Bilder: Mme. de Guermantes in der Kapelle Gilberts des Bösen (11), der Marschall von Guermantes (12). Sieben oder acht weitere Bilder: das mittelalterliche Schloß, das Stadtpalais, die Festlichkeiten (12).

Françoise, ihr Laufbursche und der Kammerdiener: Blick auf die Guermantes (17). Das rituelle Mittagessen (18). Françoise erinnert sich an Combray (19). Jupien (20). Gespräche über die Guermantes (25). Erinnerungen an Méséglise, Eulalie, Madame Octave (29). Ende des Mittagessens (32).

Das Palais Guermantes verliert seine mittelalterliche Aura (33). Die Fußmatte im Vestibül der Guermantes als Schwelle zum Faubourg Saint-Germain. Phantasievorstellungen Marcels vom Leben jenseits dieser Grenzlinie (36). Gehabe des Herzogs (38). Beschäftigungen der Herzogin (41).

In der Oper: Marcel hat das Interesse an der Kunst der Berma verloren (45). Der Prinz von Sachsen erkundigt sich nach der »baignoire« der Fürstin von Guermantes (46). Zuschauerraum, Parkett (48) und Logen (49). Meerjungfrauen und Tritonen (50). Die Fürstin von Guermantes als Nereide (51). Der Marquis von Palancy als Fisch in einem Aquarium (55). Beginn der Vorstellung, Spiel und Diktion der Berma in *Phèdre* (56). Eine eifersüchtige Schauspielerin im Publikum (59). Marcel erkennt das Geheimnis und das Wesen der Schauspielkunst (60). Beginn eines zweiten Stücks und »Auftritt« der Herzogin von Guermantes (65). Zwei Arten von Eleganz: die Fürstin und die Herzogin (69). Mme. de Cambremer (70). Gruß und Lächeln der Herzogin (76).

Morgendliche Spaziergänge Marcels. Begegnungen mit Mme. de Guermantes (76). Porträtstudien zur Herzogin (81). Instinktive Menschenkenntnis von Françoise (83). Veränderungen in ihrem Charakter (85). Ihr Urteil über Marcel (88).

Doncières: Ankunft und Begegnung mit Saint-Loup in der Kaserne (93). Blick in die Soldatenstuben, Saint-Loups Zimmer (98). Vom Wahrnehmen von Geräuschen (99). Die Photographie der Herzogin (106). Landschaftsbild: »Morgen in Doncières« (108). Das Hôtel de Flandre: Von der Vertrautheit mit einem Zimmer (109). Korridore, Salons und Marcels Zimmer mit den beiden Kabinetten (110). Vom Schlafen und Träumen (113). Ein kalter Herbstmorgen (119). Besuche Marcels in der Kaserne und bei den Manövern (122). Gespräche der Soldaten über Saint-Loup (125). Rückkehr ins Hotel, Doncières im Abendlicht (128).

Nächtliche Genreszenen in Doncières (130). Diners mit Saint-Loup und seinen Freunden (135). Marcel bittet Robert, ihn mit der Herzogin bekannt zu machen (135), ihn zu duzen (139) und ihm die Photographie seiner Tante zu überlassen (139). Saint-Loups Bewunderung für Marcel (140). Die Dreyfus-Affäre und die Armee (143). Soziologische Theorien Marcels (143). Gespräche über Strategie und Kriegskunst (148). Schmerzliche Erinnerung an Mme. de Guermantes (163). Zerwürfnis Saint-Loups mit seiner Freundin (166). Traum Saint-Loups (169). Die Elstirs der Herzogin als Vorwand für einen Besuch Marcels (171). Fürst Borodino und sein Friseur (174). Zwei Arten von Adel: Borodino und Saint-Loup (179). Telephongespräch Marcels mit seiner Großmutter (182). Saint-Loup erwidert Marcels Gruß auf merkwürdig distanzierte Weise (190). Abschied von Doncières (192).

Rückkehr nach Paris: Die Großmutter als fremde alte Frau (192). Vorahnung ihres Todes (194). Mme. de Guermantes lädt Marcel nicht ein, ihre Elstirs zu besichtigen (195). Ein erster Frühlingsmorgen (196). Straßenszenen mit der elegant gekleideten Herzogin (198). Nachmittägliches Schlafen und Träumen (200). Kurzer Besuch Saint-Loups (201). Françoise auf Besuchstournee (202). Die Sprache von Françoisens Tochter (203). Erinnerung an frühere Pläne, nach Italien zu reisen (204). Der Vater widersetzt sich Marcels Wunsch, Schriftsteller zu werden, nicht mehr. Unvermögen Marcels, sich ans Werk zu machen. Der Vater rät Marcel, den Salon von Mme. de Villeparisis zu besuchen (205). Begegnungen des Vaters mit M. de Guermantes (206). Norpois' Unzuverlässigkeit (207). Mme. Sazerat als Anhängerin von Dreyfus (208).

»Journée Villeparisis«: Plan eines gemeinsam mit Saint-Loup zu verbringenden Tages (210). Begegnung mit Legrandin. Auslassungen Legrandins über das mondäne Leben und die Aristokraten (211). Frühlingsbeginn in einem Dorf der Pariser Banlieue (213). Saint-Loup will seiner Freundin ein Kollier von Boucheron schenken (216). Blühende Kirsch- und Birnbäume (216). Marcel erkennt in Saint-Loups Freundin »Rachel quand du Seigneur« (217). Von der Subjektivität des Gefühls und der Macht der Einbildungskraft in der Liebe (219). Rachel wird am Bahnhof von zwei »Schnepfen« gegrüßt (222). Bereiche ihres Lebens, die Saint-Loup verborgen bleiben (225). Ihre literarische Bildung (226), ihr Mitleid mit Dreyfus (227). Im Restaurant: Eifersucht Saint-Loups (227), Rachel und Aimé (229), literarische Gespräche (230), Bösartigkeit Rachels (231), Eifersuchtsszene Saint-Loups

wegen eines jungen Börsianers (233), Charlus taucht auf (233), Aussöhnung in einem Séparée (235), Marcel im Rauschzustand (236). Im Theater: Die Schauspieler als Personen und Individuen (237), Grausamkeit Rachels gegenüber einer Debütantin (238), Verwandlung Rachels auf der Bühne (240). Hinter der Bühne erklärt Saint-Loup seinen merkwürdigen Gruß in Doncières (243), ein Tänzer mit schwarzer Samtkappe erweckt Saint-Loups Eifersucht (245), das Kollier von Boucheron als Erpressungsmittel (247), Saint-Loup ohrfeigt einen Journalisten (250) und verprügelt einen heißblütigen Spaziergänger (252).

Der Salon von Mme. de Villeparisis: Gesellschaftlicher Abstieg des Salons von Mme. de Villeparisis (254). Mondäne Anmut ihrer Konversation und ihrer Memoiren (256). Mme. de Villeparisis und Mme. Leroi (260). Porträt Mme. de Villeparisis' als Blumenmalerin in ihrem Salon (262). Bloch (263). Erinnerungen Mme. de Villeparisis' (266). Das mondäne Leben in Wirklichkeit und in der Memoirenliteratur (270). Die drei Parzen des Faubourg Saint-Germain (272). Die Herzogin von Guermantes (277). Legrandins Snobismus (278). Enttäuschung Marcels angesichts der Herzogin (284). Ihr literarischer und intellektueller Einfluß (286). Sie kennt Bergotte (293). D'Argencourt, der Baron von Guermantes und Châtellerault treten auf (295). Ihre auf dem Boden deponierten Zylinderhüte erwecken das Erstaunen des Historikers der Fronde (296). Mme. de Villeparisis malt im Kreis ihrer Gäste (297). Bloch zerbricht eine Blumenvase (300). Homerische Sprache und schlechte Erziehung Blochs (303). Auftritt Norpois' (308). Auftritt des Herzogs von Guermantes (311). Marcel bittet Norpois, die Kandidatur seines Vaters für die Académie des Sciences morales et politiques zu unterstützen (313). Mme. de Guermantes äußert sich über die Liebe (317), über Maeterlinck (320), über Rachel (320), über Mme. de Cambremer (323). Dreyfus-Affäre: Bloch und Norpois (324), Saint-Loup (328), Bloch wird vor die Tür gesetzt (346). Noch einmal Maeterlinck (348). Auftritt von Mme. de Marsantes (349). Mme. Swann und die Dreyfus-Affäre (352). Auftritt Saint-Loups, »Sanct Lupus in fabula« (355). Kurzes Gespräch Marcels mit Mme. de Guermantes (355). Der Fürst von Faffenheim-Münsterburg-Weinigen (357). Der Name des Fürsten (358). Norpois und Faffenheims Ehrgeiz, Mitglied der Académie des Sciences morales et politiques zu werden (359). Auftritt Mme. Swanns und überstürzter Aufbruch der Herzogin (369). M. de Charlus tritt ein (369). Erzählerischer Rückgriff: Besuch Morels bei Marcel (369), Photographien von Schauspielerinnen mit Widmungen an Onkel Adolphe (370), die Dame in Rosa ist identisch mit Mme. Swann (373). Bewunderung von Charlus für Mme. Swann (373). Charlus und Mme. de Villeparisis (374). Charlus und Mme. Swann (377). Mme Swann hinterbringt Marcel, wie Norpois über ihn denkt (380). Gespielte Gleichgültigkeit Mme. de Villeparisis' gegenüber Mme. Leroi (382). Erinnerungen an Schlegel (385). Die Herzogskrone im Zylinder von M. de Charlus (388). Marcel erfährt, Charlus sei der Bruder des Herzogs von Guermantes (389). Saint-Loup will sich mit Rachel aussöhnen, das Kollier von Boucheron (390). Kummer von Mme. de Marsantes (392). Mme. de Villeparisis rät Marcel davon ab, mit Charlus zusammen wegzugehen (398).

Charlus bietet Marcel an, die Führung seines Lebens zu übernehmen (399). Charlus läßt sich über Bloch und dessen Familie aus (402). Begegnung mit d'Argencourt (409). Charlus läßt sich über Mme. de Villeparisis und deren Familie

aus (411). Er warnt Marcel vor den jungen Männern (413). Charlus und der betrunkene Kutscher (414).

Gespräch über die Dreyfus-Affäre zwischen zwei Bediensteten als Pendant zu jenem zwischen Norpois und Bloch (415).

Krankheit von Marcels Großmutter: Vom Bewußtsein des eigenen Körpers (417). Cottard am Krankenbett (418). Das Fieberthermometer (419). Du Boulbon wird beigezogen und rät zu einem Spaziergang in den Champs-Élysées-Anlagen (422). Marcel begleitet seine Großmutter (431). Schlaganfall der Großmutter. Die »Marquise« und der Parkwächter (433).

II

Erstes Kapitel

Krankheit und Tod der Großmutter: Begegnung mit Professor E. (439), seine gesellschaftlichen Verpflichtungen (440). Wie der Tod sich dem Menschen nähert und von ihm Besitz ergreift (441). Professor E. untersucht die Großmutter (444). Er hält sie für verloren (445). Stumme Verzweiflung der Mutter (446), taktlose Neugier von Françoise (448). Aufopfernde Pflege durch Françoise (450). Cottard verschreibt Morphium (451). Die Krankheit wirkt wie ein Bildhauer (454). Der Spezialist X (455). Reaktion der Schwestern der Großmutter und Mme. Sazerats. Tägliche Besuche Bergottes (456). Marcel hat einen neuen Schriftsteller entdeckt (458). Jeder große Künstler braucht Zeit, um sich beim großen Publikum durchzusetzen (458). Besuch von Mme. Cottard (461). Der Erbgroßherzog von Luxemburg (462). Françoise und der Elektromonteur (463). Françoise wünschte sich eine aufwendigere Behandlung der Kranken (464). Zeitweise verliert die Kranke das Sehvermögen (465), das Gehör (466). Sie unternimmt einen Selbstmordversuch (467). Françoise will die Kranke frisieren (467). Françoise und die Schröpfköpfe (468). Agonie: Die Großmutter gleicht einem Tier (471). Besuche des Herzogs von Guermantes (472), von Saint-Loup (474). Ein Priester betet bei der Sterbenden und beobachtet dabei Marcel (475). Beruhigende Wirkung des Sauerstoffs (476). Ein beflissener Vetter, die »verbetene Blumenspende« (478). Doktor Dieulafoy in seiner Meisterrolle (479). Tod (482). Die Tote in der Gestalt eines jungen Mädchens (483).

Zweites Kapitel

Besuch Albertines: Erwachen an einem Sonntag im Herbst (484). Atmosphärische und psychische Wetterwechsel (485). Erinnerung an Morgenstimmungen in Doncières (486). Einladung an Mme. de Stermaria (487). Saint-Loup hat mit seiner Geliebten gebrochen und sich nach Marokko versetzen lassen (487). Er ermuntert Marcel in puncto Mme. de Stermaria (490). Das Geräusch des aufsteigenden Fahrstuhls (491). Besuch Albertines (492). Sehnsucht nach Balbec und gleichzeitig nach Albertine (492). Aufreizende Wirkung von Albertines neuen Redensarten

(498). Im Augenblick, da Albertine sich zu Marcel hinlegt, tritt Françoise ein (502). Ihre instinktive Menschenkenntnis (503). Albertine ist bereit, sich küssen zu lassen (506). Die frühere und die jetzige Albertine (506). Mikroskopische Beschreibung eines Kusses (512). Wie Françoise ist Albertine eine Inkarnation der Steinfiguren von Saint-André-des-Champs (515). Ihre gesellschaftlichen Vorstellungen (516). Mme. de Stermaria sagt zu, am Mittwoch mit Marcel zu dinieren (519).

Soiree bei Mme. de Villeparisis: Begegnung mit Mme. de Guermantes. Wie Marcel von seiner Liebe zu ihr geheilt wurde (520). Die Herzogin setzt sich neben Marcel und lädt ihn zu einem Diner ein (525). Rätselhaftes Gebaren von Charlus (533). Charlus weigert sich, Bloch zu begrüßen. Zerwürfnis Blochs mit Marcel (537). Mme. de Stermaria: Unerträgliche Vorfreude (537). Die Insel im Bois als melancholischer Ort (539). Mme. de Stermaria als Inkarnation der Bretagne (542). Besuch Albertines. Gemeinsamer Ausflug in den Bois de Boulogne und nach Saint-Cloud zur Organisation von Marcels Diner mit Mme. de Stermaria (542). Nebelstimmung am Tag des geplanten Diners (547). Im letzten Augenblick sagt Mme. de Stermaria ab (550). Verzweiflung Marcels und Besuch Saint-Loups (551).

Ein Abend mit Saint-Loup: Vorbehalte gegenüber der Freundschaft (553). Erinnerungen an Rivebelle, Doncières und Combray (557). Marcel opfert die Beschäftigung mit diesen Erinnerungen den oberflächlichen Freuden der Freundschaft (559). Saint-Loup gesteht Marcel, er habe ihn bei Bloch angeschwärzt (559). Das erleuchtete Restaurant im nächtlichen Nebel (561). Zwei unterschiedliche Gesellschaftsgruppen, Intellektuelle und Adlige (561). Die Drehtür (563). Der Patron verweist Marcel aus dem vornehmen Bezirk (563). Bericht von Abenteuern im Nebel (564). Fürst Foix (565). Hoffnung auf eine reiche Heirat bei den jungen Adligen (566). Die Coterie um den Fürsten Foix und die unzertrennlichen vier jungen Männer (568). Die Mentalität des Patrons (570). Sein Gesinnungswandel Marcel gegenüber (572). Saint-Loup als Inkarnation des französischen Wesens (573). Er macht Marcel mit dem Fürsten Foix bekannt (575). Bösartiges Gerede über den Erbgroßherzog von Luxemburg (576). Saint-Loup bringt dem frierenden Marcel – auf der Rückenlehne der Bankreihe balancierend – den Vikunjamantel von Fürst Foix (577). Er richtet Marcel aus, Charlus erwarte ihn am folgenden Abend bei sich zu Hause (578). Gespräche über Marokko und Deutschland (579). Der ererbte Adel in Saint-Loups Wesen und Auftreten (580).

Diner bei den Guermantes: Herzlicher Empfang Marcels durch den Herzog (584). Die Höflichkeit als inkarniertes Relikt der Vergangenheit (585). In der Galerie der Elstirs (587). Die Welt von Elstirs Kunst (588). Elstir malt optische Illusionen als solche (589). Elstirs Wertschätzung von Chardin (589). Ingres und Manet (589). Ein Herr im Zylinder in seinem Salon und auf einer Volksbelustigung (589). Elstir malt den Augenblick (590). Aquarelle aus Elstirs mythologischer Phase (591). Endlich läßt sich Marcel von einem Diener in den Salon geleiten (592). Marcel als Parsifal unter den Blumenmädchen (593). Trotz der Verspätung wird er den Gästen vorgestellt. Zuerst der Prinzessin von Parma (595). Gegensatz zu Marcels früheren Phantastereien über den Namen Parma (598). Die Liebenswürdigkeit der Prinzessin ist in einer Art von demütigem Snobismus begründet (599). Eine der Damen lädt Marcel ein, sie auf ihrem Schloß bei Balbec zu besuchen (601). Graf Hannibal de Bréauté-Consalvi (602). Rückblick auf einen Empfang für das englische Königspaar bei den Guermantes (603). Der Herzog von Châtellerault, Fürst von Foix und Fürst von Faffenheim (605). Manie der Übernamen (606). Der Fürst von Agrigent. Gegensatz zwischen dem durchsichtigen Glasgebilde seines Namens und seiner Person (607). Abwesenheit von M. de Grouchy (608). Der Herzog gibt das Zeichen anzurichten, und man begibt sich zu Tisch (609). Der Herzog als Erbe des von Saint-Simon beschriebenen Hoflebens (611). Die Liebenswürdigkeit der Prinzessin von Parma ist auch darin begründet, daß sie zum vornherein von der Überlegenheit all dessen überzeugt ist, was man bei den Guermantes antrifft (613). Physische Merkmale der Guermantes (615). Intellektuelle Merkmale (616). Der Familiengenius der Guermantes (617). Vergleich zwischen den Guermantes und den Courvoisier (619). Mme. de Villebon und die Gräfin G. (621). Betonen von Distanz bei den Guermantes und bei den Courvoisier (622). Begrüßungszeremonien (622). Sparsamkeit der Courvoisier und Luxus der Guermantes (626). Skandalöser Ausfall Oriane de Guermantes' gegenüber dem russischen Großfürsten (627). Zum Verdruß aller Courvoisier sorgt der Guermantessche Familiengenius dafür, daß bei all ihrer intellektuell-künstlerischen Erziehung Oriane den reichsten und bestgeborenen Mann im Faubourg heiratet (630). Der Herzog ist zwar ein schlechter Ehemann, doch verteidigt er den Salon der Herzogin gegen mögliche Eindringlinge (635). Die Empfänge bei der Prinzessin von Parma (636). Besuche der Herzogin bei der Prinzessin (639). Der Geist der Guermantes als ebenso belebend wie ermüdendes Sprudelbad für die Prinzessin (641). Gescheiterte Existenzen von Künstlern oder Intellektuellen im Salon Guermantes (642). Die Imitationen Mme. de Guermantes' (646). Aussprüche, »Redaktionen« Mme. de Guermantes' (647). Die Herzogin von Guermantes und die Fürstin von Épinay (647). Der Herzog und die Vicomtesse von Tours (648). »Taquinius Superbus« (651). Unfähigkeit der Courvoisier, die Aussprüche der Herzogin zu verstehen (655). Befangenheit der Courvoisier in den überlieferten Formen des Gesellschaftslebens (656). Vom Wandel des Geschmacks in Sachen Kunst und Politik, im allgemeinen und bei der Herzogin (659). Oriane erklärt, den Ball bei dem griechischen Gesandten nicht besuchen zu wollen (667). Die verflossenen Geliebten des Herzogs im Salon seiner Frau (671). Verspätete Ankunft von M. de Grouchy (677). Grausamkeit Mme. de Guermantes' gegenüber dem verlobten Diener (677). Unfreundliche Witze Orianes über Mme. d'Heudicourt (679) und M. de Bornier (684). Im Urteil der Gesellschaft sind die Briefe eines Schriftstellers oft besser als sein übriges Werk (685). Ver-

wechslungen zwischen Flaubert, Paul Bert und Fulbert (686). Literarischer und musikalischer Geschmack des Herzogs (686). Gespräche über Poesie (688). Mme. d'Arpajon liebt Victor Hugo (689). Mme. de Guermantes zitiert Verse Hugos (691). Sie liebt Mérimée, Meilhac und Halévy (693) und eine mit Gedanken erfüllte Dichtung (696). Die Ehrendame der Prinzessin glaubt, Marcel sei ein Verwandter des Admirals Jurien de La Gravière (697). Ein Paradox der Herzogin: Zola ist ein Dichter (699). Gespräch über Elstir (700): Zolas Studie über Elstir (700), der Mann im Zylinder und Swann (700), Swann als Berater der Guermantes in Sachen Kunst (701), der Spargelbund (701), Porträt der Herzogin in Krebsrot (702). Das unverfälschte Französisch in den Büchern von Pampille und bei Mme. de Guermantes (703). Anzügliche Witze des Herzogs und Bréautés (705). Bréautés als gebildeter Snob (706). Lästerungen über Mme. de Villeparisis (706). Trauer von M. de Charlus nach dem Tod seiner Frau (710). Saint-Loup hat die Prinzessin von Parma gebeten, sich für seine Versetzung aus Marokko einzusetzen (712). Seine Sprache geht der Herzogin von Guermantes auf die Nerven (712). Witzeleien über den General Monserfeuil (717). Einschub über die rituelle Orangeade nach dem Diner (718). Für Marcel wird auch Kirsch- oder Birnensaft gereicht (719). Die Herzogin will sich nicht für Saint-Loup einsetzen (721). Die Orchidee der Herzogin (722). Befruchtung der Orchideen (722). Heiraten von Menschen und von Blumen (724). Mme. de Guermantes und der Empire-Stil (725). Imperialer Adel: der Herzog von Aumale und Prinzessin Mathilde (726), die Prinzessin von Parma und die Iéna (728). Der Herzog von Guastalla (728). Vergleich mit Moreaus *Der junge Mann und der Tod* (729). Manets *Olympia* neben Ingres (731). Gespräche über holländische Malerei: Hals und Vermeer (733). Der Herzog und die Herzogin haben für Marcel jeden Zauber verloren (734). Gespräche über Wilhelm ii

. und Eduard I. (737). Norpois hat sich gegenüber den Guermantes positiv über Marcel geäußert (740). Die genealogischen Ausführungen des Herzogs retten für Marcel den Abend (742). Erinnerung an Combray, ausgelöst durch den Namen Saintrailles (744). »Ein Cousin von Oriane« als Leitmotiv in der Konversation des Herzogs (747). Die Frau des türkischen Botschafters (748). Namen als Auslöser von Erinnerungen an historische Ereignisse: Die Ermordung von Mme. de Praslin (750), jene des Herzogs von Berry (750); die schönen Haare der Mme. Tallien oder Mme. de Sabrans (750). Die Geschichte von Marie d'Orléans als bemalter Schrein (751), das Schloß Fantaisie (751). Lästerungen über den Erbgroßherzog (753). Lästerungen der türkischen Botschafterin über den Herzog von Guermantes (755). Beweglichkeit der aristokratischen Namen (757). Der Stammbaum der Guermantes als Baum Jesse auf einem alten Kirchenfenster (760). Wunsch Marcels, sich zurückzuziehen, damit die Gäste ungestört durch den Eindringling die Riten des Faubourg Saint-Germain zelebrieren können (760). Leichte Erfolge Marcels bei den »Blumenmädchen« (762). Der Guermantessche Luxus an Freundlichkeiten verzögert Marcels Aufbruch (764). Marcels »Snow-boots« (765).

Unterwegs zu M. de Charlus: Überschwengliche und melancholische Gefühle im Wagen (766). Erinnerung an andere Wagenfahrten, die Kirchtürme von Martinville, die Bäume von Hudimesnil, die Marcel den nichtssagenden Gesprächen dieses Abends gegenüberstellt (767). Betrachtungen zum frühen und zum

späten Victor Hugo (768). Trotz allem hat der Umgang mit der mondänen Welt einen gewissen dokumentarischen Wert (770).

Besuch bei M. de Charlus: Langes Warten (774). Charlus und seine Bediensteten (774). Er empfängt Marcel im Morgenrock und mit königlichem Gehabe (775). Vorwürfe und Beleidigungen (777). Marcel zertrampelt den Zylinder von M. de Charlus (783). Der grüne Salon (787). Charlus spricht von ewiger Trennung und versucht gleichzeitig ein nächstes Treffen in die Wege zu leiten (789). Charlus und Whistler (790). Charlus und die Fürstin Iéna (790). Charlus und die Fürstin von Guermantes (791). Er behauptet, bei ihr werde man nur durch seine Vermittlung eingeladen (792).

Ein Brief des Laufburschen von Françoise an seinen Cousin (793).

Eine Einladung seitens der Fürstin von Guermantes: Zwei Monate nach dem Diner bei der Herzogin erhält Marcel eine Einladung zu einem Empfang bei der Fürstin von Guermantes (795). Er fürchtet das Opfer eines schlechten Scherzes zu sein (796). Prestige der Fürstin und exklusiver Charakter ihres Salons (799). Marcel will bei dem Herzog und der Herzogin Rat holen. Da sie ausgefahren sind, wartet er in einer kleinen Kammer, die auf den Hof geht. Blick auf die Dächer von Paris. Vergleich mit Venedig (801). In den Fenstern der Höfe sieht man gleichsam eine Ausstellung von holländischen Genrebildern (802). Die Dächer von Paris gleichen den Alpenlandschaften Turners oder Elstirs (803). Marcel bezieht einen besseren Beobachtungsposten auf der Treppe (803). Die Beschreibung der sittlich-moralischen Landschaft, die sich ihm dort eröffnet, wird auf den nächsten Band verschoben (804). Der Herzog empfängt Marcel in der Bibliothek. Er erwartet Swann, der der Herzogin eine Photographie aller Münzen des Malteserordens bringen will (804). Besuch der Fürstin von Silistra und der Herzogin von Montrose, die beide einen Alpenstock mit sich führen (805). Ein Cousin des Herzogs, Amanien d'Osmond, liegt im Sterben (806). Der Herzog will sich um Marcels Anliegen nicht kümmern (808). Er zeigt Marcel ein Bild, von dem er hofft, es sei ein Velázquez (809). Swann, von der Krankheit gezeichnet, tritt auf (811). Swann und der angebliche Velázquez (813). Folgen von Swanns Parteinahme für Dreyfus (814). Mme. de Guermantes im roten Atlaskleid tritt auf (818). Bösartiges und Witziges über die Fürstin von Guermantes (819). Der Herzog will nichts davon wissen, daß sein Cousin im Sterben liegt (823). Die Visitenkarte der Gräfin Molé (827). Swann erklärt, er habe nur noch drei oder vier Monate zu leben (834). Wichtiger als der sterbende Cousin und der todkranke Swann sind am Ende die roten Schuhe der Herzogin (837).

BIBLIOGRAPHIE

I. Werke von Marcel Proust:

1 *Contre Sainte-Beuve* précédé de *Pastiches et mélanges* et suivi de *Essais et articles*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
2 *Jean Santeuil* précédé de *Les plaisirs et les jours*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
3 *À la recherche du temps perdu*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1987-1989 (4 Bände).
4 *Le côté de Guermantes*, Paris, Flammarion, »GF«, 1987 (2 Bände).
5 *Le côté de Guermantes*, Paris, Gallimard, »folio«, 1988 (2 Bände).
6 *Le côté de Guermantes*, Paris, Librairie Générale Française, »Le livre de poche«, 1992.
7 *Le Carnet de 1908*, Paris, Gallimard, 1976.
8 *Contre Sainte-Beuve* suivi de *Nouveaux mélanges*, Paris, Gallimard, 1954.
9 *Correspondance*, Paris, Plon, 1970-1993 (21 Bände).

II. Deutsche Übersetzungen:

10 *Freuden und Tage und andere Erzählungen und Skizzen aus denJahren 1892-1896*. Deutsch von Luzius Keller (»Der Gleichgültige« von Elisabeth Borchers), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988.
11 *Nachgeahmtes und Vermischtes* (»Pastiches et mélanges«). Deutsch von Henriette Beese, Ludwig Harig und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1989.
12 *Essays, Chroniken und andere Schriften*. Deutsch von Henriette Beese, Luzius Keller und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
13 *Unterwegs zu Swann* (»Du côté de chez Swann«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1994.
14 *Im Schatten junger Mädchenblüte* (»À l'ombre des jeunes filles en fleurs«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1995.
15 *Die Herzogin von Guermantes* (»Le côté de Guermantes«). Deutsch von Walter Benjamin und Franz Hessel, München, Piper & Co., 1930 (2 Bände).

16 *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (»À la recherche du temps perdu«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, »suhrkamp taschenbuch«, 1981-1984 (10 Bände).
17 *Jean Santeuil*. Deutsch von Eva Rechel-Mertens und Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992 (2 Bände).
18 *Briefwechsel mit der Mutter*. Deutsch von Helga Rieger, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, »Bibliothek Suhrkamp«, 1970.

III. Weitere Primärliteratur:

19 Baudelaire, Charles: *Sämtliche Werke / Briefe*, München und Wien, Carl Hanser Verlag, 1992 (8 Bände).
20 Daudet, Léon, *Écrivains et artistes*, Paris, Éditions du Capitole, 1928.
21 Ruskin, John: *The Works*, London, G. Allen, »Library Edition«, 1903-1912 (39 Bände).
22 Sainte-Beuve, Charles-Augustin: *Nouveaux lundis*, Paris, Michel Lévy, 1863-1872 (13 Bände).
23 Saint-Simon, *Mémoires*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1983-1988 (8 Bände).

IV. Sekundärliteratur:

24 Adams, William Howard: *Prousts Figuren und ihre Vorbilder*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988.
25 Alden, Douglas: *Marcel Proust's Grasset Proofs*, Chapel Hill, North Carolina University Press, 1978.
26 Bardèche, Maurice: *Marcel Proust romancier*, Paris, Les sept couleurs, 1971 (2 Bände).
27 Barthes, Roland: *Le degré zéro de l'écriture* suivi de *Nouveauxessais critiques*, Paris, Seuil, 1972.
28 Beretta Anguissola, Alberto: Kommentar zu *La parte di Guermantes*, in Marcel Proust, *Alla ricerca del tempo perduto*, Milano, Mondadori, 1986, Bd. ii.
29 Bibesco, Marthe: *Begegnung mit Marcel Proust*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1972.
30 *Bulletin de la société des amis de Marcel Proust* 32 (1982) und 33 (1983).
31 *Bulletin d'informations proustiennes* 20 (1989), 21 (1990) und 22 (1991).
32 Corbineau-Hoffmann, Angelika: *Marcel Proust: À la recherchedu temps perdu*, Tübingen und Basel, Francke, 1993.
33 Curtius, Ernst Robert: *Marcel Proust* (1925), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1964.

34 Deleuze, Gilles: *Proust und die Zeichen*, Frankfurt a. M. / Berlin / Wien, Ullstein, 1988.
35 Feuillerat, Albert: *Comment Marcel Proust a composé son roman*,New Haven, Yale University Press, 1934.
36 Gaubert, Serge: »Le jeu de l'alphabet«, in [47].
37 Henry, Anne: *Marcel Proust. Théories pour une esthétique*, Paris, Klincksieck, 1981.
38 Hörisch-Helligrath, Renate: *Reflexionssnobismus. Zur Soziogenese des Snob und des Ästhetischen in Marcel Prousts »À la recherche du temps perdu«*, Frankfurt a. M., Peter Lang, 1980.
39 Keller, Luzius: *Proust lesen*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1991.
40 Köhler, Erich / Corbineau-Hoffmann, Angelika: *Marcel Proust*, 3., aktualisierte und erweiterte Auflage, Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1994.
41 Mâle, Émile: *L'art religieux du XIII e siècle en France*, Paris, Armand Colin, 31910.
42 Maurois, André: *Auf den Spuren von Marcel Proust*, Hamburg, Claasen, 1956; und Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1971.
43 Michel-Thiriet, Philippe: *Das Proust Lexikon*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
44 Milly, Jean: *La phrase de Proust*, Paris, Larousse, 1975.
45 Painter, George: *Marcel Proust. Eine Biographie*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1962.
46 *Das Proust-Album*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1975.
47 *Recherche de Proust*, Hg. Gérard Genette und Tzvetan Todorov, Paris, Seuil, 1980.
48 Raimond, Michel: *Proust romancier*, Paris, S. E. D. E. S., 1984.
49 Revel, Jean-François: *Sur Proust*, Paris, Julliard, 1960.
50 Steel, Gareth H.: *Chronology and Time in À la recherche du temps perdu*, Genève, Droz, 1979.
51 Tadié, Jean-Yves: *Proust*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1987.
52 Id.: *Marcel Proust. Biographie*, Paris, Gallimard, 1996.
53 Vogely, Maxine Arnold: *A Proust Dictionary*, New York, The Whitston Publishing Company, 1981.
54 Zima, Pierre: *Le désir du mythe*, Paris, Nizet, 1973.

NAMENREGISTER

Abelard 931
Adam, Adolphe 932
Adams, William Howard 851
Agostinelli, Alfred 849 , 857
Alden, Douglas 851
Albert i., Fürst von Monaco 579 , 910
Albius, Edmond 723
Albret, Jean d', König von Navarra 910
Albret, Jeanne d' 950
Albufera, Louis d' 851 , 878
Alençon, Herzogin von 716 , 938
Alençon, Émilienne 864
Alexander i. 181 , 872
Alice, Fürstin von Monaco 910
Allard, Marthe 936
Alphons xiii. 720 , 938
Amaury 176 , 872
Andrieux, François 891
Anna von Österreich 949
Aosta, Herzogin von 280
Ariost 864 , 942
Aristophanes 627
Aristoteles 267 , 296 , 627 , 885
Artaxerxes 945
Arvers, Félix 794 , 958
Aster, Familie 964
Assur 888
Auber, Daniel François 629 , 687 , 920 , 931 f.
Augier, Émile 288 , 888
Aumale, Herzog von 42 , 50 , 269 , 657 , 726 , 751 , 821 , 857 , 859 , 882 , 925 , 947
Avenel, Georges d' 297 , 885

Bagard, César 787 , 954

Baignères, Arthur 924
Baignères, Mme. 924
Balzac, Honoré de 144 , 410 , 688 , 752 , 770 , 791 , 793 , 932 , 948 f., 951 , 957
Banville, Théodore de 927
Barante, Claude de 895
Barante, Mme. de 385
Barbey d'Aurevilly, Jules-Amédée 859 , 933 f.
Bardèche, Maurice 851
Barrès, Maurice 817 , 911 , 963
Barthes, Roland 851
Baudelaire, Charles 704 , 799 , 907 , 927 , 933 , 948 , 959
Bayern, Herzog in 42 , 881
Beauharnais, Eugène de 229 , 879
Beauharnais, Hortense de 729 , 940
Beaulaincourt, Sophie de 280 , 895
Beaumarchais 914
Beauvoir, Roger de 932
Beckett, Samuel 882
Beethoven 482 , 590 , 687 , 731 , 787 f., 901 , 913 , 929 , 940
Bélanger, M. 905
Bellini, Gentile 927
Bellini, Giovanni 731 , 927
Bellini, Jacopo 927
Bellini, Vincenzo 659 , 927
Benjamin, Walter 851
Béranger, Pierre Jean de 887
Bérat, Frédéric 958
Béraud, Jean 902
Beretta Anguissola, Alberto 851 , 857 , 859 , 879 , 881 , 900 , 908 , 934 , 942 f., 953 , 961 , 964
Bergson, Henri 862
Bernhardt, Sarah 860 , 886
Bernadotte, Jean-Baptiste 963 f. Bernard, Samuel 368 , 893
Bernhardi, Friedrich von 153 , 869
Berry, Herzog von 750 , 882 , 946
Berry, Herzogin von 266 , 882
Bert, Paul 686 , 931
Berthier, Louis Alexandre 180 , 872
Bibesco, Antoine 873 , 876 , 940
Bibesco, Marthe 851
Bidou, Henry 868 f.
Billot, Jean-Baptiste 416 , 897
Billy, Robert de 929
Bing, Siegfried 772 , 952
Bismarck, Otto von 178 , 309 f., 314 , 872
Bizet, Georges 855 , 930
Blanche, Jacques-Émile 851 , 909 , 927 f., 941

Blücher, Gebhard-Leberecht von 916
Blum, Léon 934
Boieldieu, François Adrien 687
Boigne, Gräfin von 583 , 880 f., 883 , 911 , 915 , 923 , 946
Boileau, Nicolas 875
Boisdeffre, Raoul de 143 , 338 , 867 f.
Bonaparte, Louis 940
Bonaparte, Pauline 940
Bonaparte, Prinzessin Marie 685 , 930
Bonaparte, Prinz Roland 930
Bonaventura, hl. 953
Bongiovanni Bertini, Mariolina 934
Bonnard, Pierre 875 , 878
Borda, Gustave de 902
Bordes, Charles 857
Borelli, Raymond de 297 , 348 , 885 , 892
Borghese, Giovanni, Fürst 925
Borgia, Lucrezia 942
Bornier, Henri de 684 ff., 930
Bossuet 707 , 916 , 937 , 954
Botha, Louis 738 , 767 f., 793 , 944
Boucher, François 15
Boucheron, Frédéric 216 , 247 f., 390 , 877
Bouguereau, William 887
Boulanger, Georges 891 , 924
Boulle, André Charles 772 , 927 , 952
Bourbon, Familie 760
Bourbon, Antoine de 950
Bourbon, Herzogin von 635
Bourbon, Konnetable von 942
Bourbon, Marie-Amélie de s. Marie-Amélie Bourgeois, Anicet 886
Brabant, Familie 826-830, 963
Breteuil, M. de 949
Briand, Aristide 458 , 899
Brigode, Gräfin von 940
Brissaud, Édouard 898
Broglie, Herzog von 269 , 801 , 882 , 895
Broglie, Herzogin von 385 , 689 , 694 , 895 , 932
Brueghel der Ältere 865
Brun, Bernard 852 , 865
Brunetière, Ferdinand 349 , 892 , 927
Burckhardt, Jacob 908
Burgund, Herzog von 612
Burgund, Herzogin von 612 , 929
Bussy d'Amboise 656 , 925
Byron 912

Caillavet, Armand de 916

Caillavet, Mme. Armand de 887
Caillavet, Mme. Gaston de 861
Cambronne, Pierre 699 , 934
Caraman-Chimay, Familie 946 , 954
Caraman-Chimay, Mme. de 941
Carlyle, Thomas 911
Carnegie, Andrew 956
Carnot, gen. Grand Carnot 821 , 963
Carnot, François Sadi 821 , 963
Carnot, Marie 820
Carpaccio 590 , 751 , 913 , 947 f., 960
Carrière, Eugène 771 , 952
Carvaille, Léon 925
Carvalho, Marie 653
Castellane, Marschallin von s. Greffulhe, Cordelia
Castellane, Boniface de 895 , 945
Castries, M. de 266 , 882
Cavaignac, Godefroy 337 , 867
Cavour, Camillo Benso, Graf von 309 , 872
Cerfberr, Anatole 948
Chabrillan, Céleste de 932
Chaix D'Est-Ange, Gustave 831
Chalais, Fürst von 801
Chambord, Graf von 402 , 896
Champagne, Philippe de 809 , 961
Chaponay, Mme. de 280
Charcot, Jean-Martin 421 f., 898
Chardin, Jean-Baptiste 589 , 912
Charlotte, Kaiserin von Mexiko 357 , 892
Charpentier, M. und Mme. 913
Charron, Ferdinand 893
Chartres, Herzog von 339 , 604 , 890
Chartres, Herzogin von 472
Chateaubriand 854 , 912
Chênedollé, Charles Julien de 794 , 958
Cherbuliez, Victor 310 , 887
Chevigné, Mme. de 851 , 861
Chevreuse, Herzog von 612 , 757 , 884
Chevreuse, Herzogin von, s. Rohan, Marie de Childebert 14
Chippendale, Thomas 779 , 953
Choiseul, Familie 275 , 750
Choiseul-Gouffier, Alix de, s. Janzé, Vicomtesse Frédéric de Christoph, Jules 948
Claudel, Paul 458 , 899
Clemenceau, Georges 344 , 416 , 816 f., 868 , 891 , 912 , 962

Clémentine, Prinzessin, s. Orléans Clermont, Herzog von 747
Clermont-Tonnerre, Élisabeth de 705 , 936
Clèves, Catherine de 944
Cocteau, Jean 851 , 928
Colbert, Jean-Baptiste 752
Condé, Familie 74 f., 412 , 831 , 965
Condé, Louis, gen. der Große 796 , 950
Conti, Fürst von 774 , 952
Copeau, Jacques 850
Coppée, François 708 , 937
Corneille, Pierre 270 , 769 , 928
Cornély, Jean Joseph 817 , 962
Corot, Camille 871
Correggio 914
Cossart, Michael de 948
Cossé Brissac, Anne de 886 , 888 , 932
Courbet, Gustave 856
Courval, Madeleine du Bois de, s. Poix
Coysevox, Antoine 274 , 883
Crébillon fils 384 , 894
Crépet, Eugène 958
Crussol, Jacques de s. Uzès, Herzog von
Cuignet, Louis 337 f., 867

Dagnan-Bouveret, Jean 101, 887
Damas, Familie 759
Dante 281
Darius 264
Darwin, Charles 724 , 902 , 939
Daudet, Familie 922
Daudet, Alphonse 855 , 878 , 930
Daudet, Léon 5 , 850 , 853 , 936
Daudet, Mme. Léon s. Pampille
Daudet, Lucien 851 , 853
Decamps, Alexandre Gabriel 264 , 881
Decazes, Élie 266 , 882
Decori, Félix 923
Delacroix, Eugène 959
Delafosse, Léon 894
Delaroche, Paul 701 , 935
Delavigne, Casimir 942
Delessert, Mme. de 801
Deleuze, Gilles 851
Delion 812 , 961

Déroulèdes, Paul 962
Deschamps, Émile 905
Deschanel, Paul 297 , 886
Deshoulières, Antoinette 689 , 932
Desmousseaux de Givré, Mme. 953
Detaille, Édouard 603 , 915
Dezon-Jones, Elyane 852
Dieulafoy, Georges 472 f., 480 f., 900
Diogenes 400 , 895
Doudan, Ximénès 385 , 895
Doudeauville, Familie 297
Doudeauville, Herzog von 886
Douglas, Alfred, Lord 943
Dreser, Heinrich 898
Dreyfus, Alfred 143 , 147 f., 162 , 202 , 209 f., 227 , 247 , 263 , 306 , 309 , 324 , 326 ff., 330 ff., 334-337, 339 , 341 f. 344 f., 352 , 369 , 403-406 , 415 ff., 456 , 562 , 570 , 643 , 668 , 696 , 700 , 810 , 814-817 , 843 , 847 , 866 ff., 876 , 885 , 889 f., 892 f., 896 f., 929 , 962
Dreyfus, Robert 873 f.

Driant, Émile 344 , 891
Drumont, Édouard 406 , 896
Dumas, Alexandre 925 , 932 , 957
Dumas, Alexandre, fils 694 , 933 , 937
Dupanloup, Félix 269 , 883
Duret, Théodore 912 f.
Duval, Alexandre 889

Eduard vii. 948
Emerson 389 , 895 , 911
Enghien, Herzog von 965
Ennery, Adolphe 886
Ephrussi, Charles 913 , 935
Epikur 748
Este, Isabella d’ 735 , 942
Esterhazy, Marie Charles 143 , 334 , 338 f., 866 ff., 890
Eugen, Prinz 879
Eugénie, Kaiserin 873
Eulenburg, Prinz 896

Fabre, Pierre Henri 902
Falkenhausen, Friedrich Ludwig von 153 , 869
Fallières, Armand 445 , 898
Fallois, Bernard de 946
Fantin-Latour, Henri 894
Fasquelle, Noël-Eugène 923
Fauré, Gabriel 948
Febvre, Alexandre Frédéric 176 , 872
Fénelon, Bertrand de 862 , 910 , 941 , 950 , 954
Ferdinand i., Zar von Bulgarien 339 , 739 , 891
Feuillerat, Albert 851
Feydeau, Georges 855
Feyler, Fernand Louis Adolphe 868
Finaly, Familie 924
Flament, Albert 922
Flaubert, Gustave 658 , 686 , 853 f., 905 , 919 , 926 f., 931
Flers, Robert de 916
Foch, Ferdinand 899
Foix, Catherine von 582 , 910
Fontevrault, Äbtissin von 918
Fouché, Joseph 726 , 940
Fould, Achille 872
France, Anatol 887 , 897 , 921 , 927 , 948
Franz i., König von Frankreich 655 , 925
Franz v., Herzog von Modena 950
Franz Joseph i. 47 , 205 , 402 , 830 , 881
Freud, Sigmund 898
Friedrich ii., gen. der Große 153 , 869 , 947
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 797 , 959
Fromentin, Eugène 458 , 900 , 941
Fulbert 686 , 931
Fürst von Monaco s. Albert i.

Gallé, Émile 551 , 907
Galliffet, Gaston Auguste 176 , 871
Galliffet, Marquise von 562 , 909
Gallimard Gaston 849
Gambetta, Léon 686 , 931
Garibaldi 938
Gaubert, Serge 851

Gautier, Théophile 879
Geoffrin, Marie Thérèse 583 , 910
Georg i., König von Grie-chenland 930
Georg, griechischer Prinz 930
Gérault-Richard, Alfred Léon 341 , 891
Geslin de Bourgogne, Yves-Marie 176 , 871
Ghiberti, Lorenzo 901
Gide, André 849
Giorgione 598 , 914
Giotto 201 , 875
Giraudoux, Jean 899
Gluck, Christoph Willibald 659 , 926
Gobert, Pierre 929
Godwin, Beatrice 936
Goethe, Johann Wolfgang von 245 , 358 , 879 , 912
Goncourt, Edmond de 926 , 933
Gonzaga, Francesco 942
Gould, Anna 945
Gounod, Charles 925
Goya, Francisco de 935
Gozon, Déodat (oder Dieudonné) de 964
Gramont, Familie 964
Gramont, Herzog und Herzogin 925 , 950
Grandmougin, Charles 634 , 920
Granier, Jeanne 693 , 933
Greffulhe, Cordelia 385 , 895
Greffulhe, Élisabeth, Gräfin 861 , 886 , 893 , 906 , 915 , 946
Greffulhe, Henri, Graf 888 , 931 ff.
Gregh, Fernand 924
Gribelin, Félix 335 f., 890
Grignan, Mme. de 898
Grimaldi, Charlotte 900
Grouchy, Emmanuel de 608 , 916
Groult, Camille 948 f.
Guiche, Herzogin von 862
Guise, Familie 44
Guise, Herzog von 858
Guise, Herzogin von 42 , 44 , 746 , 858
Guitaut, Gräfin von 898
Guizot, François 895
Gutenberg, Johannes 187 , 874

Haas, Charles 812 , 961 f.
Hahn, Reynaldo 861 , 877 , 920 , 925 , 962

Halévy, Daniel 908
Halévy, Ludovic 288 , 693 , 860
Hals, Frans 733-736, 761 , 768 , 941
Hannibal 153 , 585 , 869
Harcourt, Marquis von 801
Haussonville, Gräfin von 884 , 919
Haussonville, Graf von 801 , 959
Hébert, Antoine Auguste Ernest 311 , 887
Heinrich ii ., König von Frankreich 884
Heinrich iii ., König von Frankreich 944
Heinrich iv ., König von Frankreich 50 , 704 , 760 , 859 , 884 , 950
Heinrich v ., König von England 960
Heinrich viii ., König von England 655 , 925
Heinrich i ., Landgraf von Hessen 963
Heinrich ii ., Herzog von Brabant 363
Heloïse 931
Henriette d'Angleterre 916
Henry, Anne 864 , 900
Henry, Oberstleutnant 327 , 337 f., 867 , 889
Herodot 912
Hérold, Louis Joseph Ferdinand 932
Hessel, Franz 851
Hessen-Darmstadt, Großherzöge von 736 , 826
Hichens, Robert S. 943
Hinnisdal, Graf 787 , 954
Hippokrates 885
Hohenzollern, Familie 177
Hohenzollern, Karl von 884
Homer 269 , 358 , 460 , 585 , 699
Hohl, Reinhold 880
Hörisch-Helligrath, Renate 851
Hortense, Königin s. Beauharnais
Hoyos-Sprinzenstein, Graf von 685 , 930
Hugo, Victor 146 , 290 , 688-691, 694 ff., 735 , 741 , 768 f., 786 , 794 , 919 , 926 , 929 , 932 f., 944 , 954 f., 957 , 960
Hunger, Herbert 903
Huysmans, Joris-Karl 854

Ibsen, Henrik 389 , 895
Indy, Vincent d' 857
Ingres, Dominique 589 , 701 , 731 , 912 , 935
Irving, Sir Henry 505 , 903
Isabelle von Bayern 801 , 806 , 960

Janzé, Vicomtesse Frédéric de 883
Jeanne D'Arc 744 , 794
Johann i., Herzog von Brabant 964
Johann, König von Frankreich 917
Johanna die Wahnsinnige 830
Joinville, Fürst von 262 , 339 , 881 , 891
Joséphine, Kaiserin 932
Joubert, Joseph 280 , 770 , 884 , 951
Juan d'Austria, Don 734 , 942
Judet, Ernest 346 , 892
Jurien de la Gravière 697 f., 766 , 934
Jussieu, Familie 879

Kaiser von Österreich s. Franz Joseph i
Kaiserin von Österreich s. Wittelsbach, Elisabeth von.

Kant, Immanuel 669 , 704
Karl v., Kaiser 925 , 942
Karl v., König von Frankreich 611 , 917
Karl vi., König von Frankreich 917 , 960
Karl vii., König von Frankreich 582 , 910
Karl xiii., König von Schweden 964
Keller, Luzius 856 , 877
Kleopatra 60
Kolb, Philip 878 , 916 , 922
König von Bayern s. Ludwig ii.
König von Belgien 826 , 829 f.
König von England 366 , 603 , 633 s. auch Eduard vii.
König von Schweden s. Oskarii.
König von Spanien 829 f. s. auch Alphons xiii.
Königin von Belgien s. Orléans, Louise Marie d'
Königin von England 366 , 603 , 739 , 944
Königin von Neapel s. Wittelsbach, Sophie von

Königin von Schweden s. Nassau
Königin von Spanien 634
Kurfürst von der Pfalz 359 , 612
Kyros 945

La Borde, Marquis von 925
Labori, Fernand 534 , 905 , 923
La Bruyère, Jean de 31 , 851 , 856
Lacretelle, Jacques de 962
La Fayette, Madame de 422
Lafenestre, Georges Édouard 735 , 943
La Fontaine, Jean de 753 , 876 , 885 , 945 , 948
Laget, Thierry 852 , 855 , 860 , 892
Lamartine, Alphonse de 274 , 290 , 340 , 891 , 920 , 957
Lamarzelle, Gustave 923
Lamballe, Fürstin von 787 , 955
Landau, M. 924
Landgrafen von Thüringen und Hessen 829
Lan-koua 941
Lannes, Jean 155 , 869
La Rochefoucauld, Familie 38
La Rochefoucauld, Aimery de 963
La Rochefoucauld, Françoisvi., Herzog von 945
La Rochefoucauld, Herzogin von 277 f.
La Rochefoucauld, Françoise de 652 , 924
La Sizeranne, Robert de 942 La Tour d'Auvergne, Familie 411 , 743
La Trémoïlle, Familie 620 , 758 , 919
Lauris, Georges de 954 Lavoisier, Antoine Laurent 865
Lebrun, Pierre Antoine 385 , 895
Lecomte du Nouÿ, J. 922
Leconte de Lisle 891
Lecouvreur, Adrienne 915
Leibniz 368 , 671 , 870 , 893
Lemaire, Gaston 633 , 920 f.
Lemaire, Madeleine 881 , 933
Lemaître, Frédérick 505 , 903
Lemaitre, Jules 931
Lemoine 905
Le Nôtre, André 906
Leonardo da Vinci 942
Leopold i., König der Belgier 881
Leroy-Beaulieu, Pierre Paul 208 , 875
Lévis-Mirepoix, Familie 247 , 333 , 880
Ligne, Familie 348 , 620 , 919

Ligne, Charles Joseph, Fürst von 272 , 759 , 949
Limburg, Herzöge von 964
Liselotte von der Pfalz 759 , 949
Liszt, Franz 276 , 884 Littmann, Enno 909
Longueville, Herzogin von 760 , 796 , 950
Loredan, Familie 913
Lorrain, Jean 902
Loti, Pierre 297 , 886
Louis-Philippe 751 f., 857 , 881 , 890 , 920 , 927 , 947 , 963
Louvois, Herzog von 750 , 945
Lucinge, Familie 750
Ludovico il Moro 942
Ludwig ii., König von Bayern 751 , 947
Ludwig vi., gen. der Dicke 732 , 941
Ludwig ix., gen. der Heilige 740 , 944
Ludwig xi., gen. der Grausame 801 , 806 , 959
Ludwig xiii. 625 , 771 , 796 , 949 , 959 , 961
Ludwig xiv. 404 , 585 , 594 , 611 ff., 615 , 735 , 743 , 756 , 796 , 800 , 810 , 896 , 906 , 916 , 945 , 949 , 955 , 962
Ludwig xv. 750 , 910 , 959
Ludwig xvi. 940 , 955 , 963
Ludwig xviii. 726 , 940
Lukrez 931
Lusignan, Familie 10 , 805 , 854
Luther, Martin 359
Luynes, Herzog von 280 , 884
Luynes, Yolande de 280 , 884

Maar, Michael 864
Macchia, Giovanni 942
Macdonald, Jacques Étienne 964
Machard, Jules Louis 887
Mack, Karl 158
Macpherson, James 586 , 912
Madame Élisabeth 787 Madrus, Joseph 909
Maeterlinck, Maurice 320 , 888 , 892 , 939
Maillé, François de 924
Mailly-Nesle, M. de 727 , 771
Maintenon, Madame de 896
Mâle, Émile 854 , 857 , 896 ,909, 950
Malherbe, François de 958
Mallarmé 689 , 951
Manet, Édouard 589 , 700 ,731 f., 887 , 892 , 912 , 934 f.,943
Mangin, Charles 153 , 869

Mansart, François 601 , 915 ,954
Mantegna, Andrea 735 , 942
Marconi, Guglielmo 858
Marie-Amélie, Königin 260 ,262, 533 , 752 , 881 , 905
Marie-Antoinette, Königin271 f., 274 , 276 , 955
Marie-Conception, Infantin806
Marie-Louise, Kaiserin 752 ,940
Marivaux 368 , 893
Markgräfin von Bayreuth 751 ,947
Maspéro, Gaston 858
Masséna, André 180 , 872
Mathilde, Prinzessin 656 f.,726, 921 , 925 f., 940 , 950
Maurel, Victor 792 , 956
Maurois, André 851
Maximilian, Erzherzog 892
Maximilian, Kurfürst von Bayern 917
Mayer, Denise 900
Mazerolle, Fernand 859
Mecklenburg, Maria Pavlovnavon 941
Medici, Familie 276
Médicis, Catherine de 871 ,884
Médicis, Marie de 884
Meilhac, Henri 54 , 288 ,693 f., 860
Méline, Jules 209 , 876
Memling, Hans 751 , 947
Mercier, Auguste 668 , 929
Mérimée, Prosper 54 , 288 ,693 f., 799 , 897 , 959
Metternich, Fürstin 792 , 956
Michel, François-Bernard 864
Michelangelo 934
Michelet, Jules 401 f., 896
Mignard, Nicolas, gen. d'Avi-gnon 787 , 813 , 815
Mignard, Pierre 955
Miguet-Ollagnier, Marie 854 ,858
Miolan, Marie 925
Miribel, Marie-François 327 ,889
Mitchell, Mattie Elizabeth 945
Modena, Herzog von 760
Modène, Marquis von 812 ,962
Molé, Graf 266 f., 296 , 882
Molière 480 , 644 , 660 , 881 f.,885, 898 , 909 , 922 , 928 , 937
Monbrun, Estelle 865
Monet, Claude 871 , 875 , 912 ,960
Monnier, Henri 890
Monsieur 612
Monsieur le Duc 612
Montaigne 851

Montalembert, Graf von 269 , 882
Montalvo, Garcia Ordonez de 864
Montespan, Mme. de 918
Montespan, M. de 918
Montesquiou, Familie 725
Montesquiou, Robert de 606 ,883, 894 , 910 , 912 ff., 922 ff.,938, 949 , 952-956, 963
Montesquiou, Madeleine de924
Montfort, Herzog von 612
Montmorency, Familie 411 ,743
Montmorency, Herzog von350, 743 , 881
Montmorency, Herzogin von263, 275 f., 281 , 309 , 798 f.,881
Morand, Paul 853 , 882 , 887 ,895, 898 ff., 927 , 951
Moreau, Gustave 729 , 858 ,914, 940
Mornand, Louisa de 878
Mortemart, Familie 615 , 760 ,918
Mortemart, Herzog von 756 ,918
Motteville, Mme. de 759 ,949
Mouchy, Anna de s. Murat, Anna de
Mouchy, Herzog von 940
Mozart 932
Munhall, Edgar 956
Murat, Familie 182
Murat, Joachim 873 , 940
Murat, Anna de 726 , 731 ,940
Musset, Alfred de 660 , 695 ,883, 888 , 928 , 933 , 957 f.

Napoleon i. 43 , 155 , 161 ,177 f., 181 , 608 , 752 , 830 ,863, 869 f., 872 , 887 , 940 ,964 f.
Napoleon iii. 174 , 177 f., 181 , 657 , 830 , 872 , 892 , 919 , 927 , 940 , 965
Nassau, Sophie von, Königinvon Schweden 268 f., 292 ,322, 324 , 715 , 882 , 963
Neapel, Prinz Leopold von s. Syrakus, Graf von Négrier, François de 176 , 871
Nemours, Herzog von 757
Nerval, Gérard de 854
Nietzsche, Friedrich 553 , 895 ,907 f.
Nijinski, Vatslav 880
Nikolaus ii. 464
Noailles, Anna de 862 , 868 ,887, 928
Nordlinger, Marie 856 , 858

Offenbach, Jacques 879
Ollivier, Émile 331 f., 889

Oranien, Prinz von s. Mailly-Nesle Orléans, Herzog von 533 ,751, 905 , 947
Orléans, Antoine Philippe Louis d' 858 , 920
Orléans, Clémentine d' 339 ,890
Orléans, Ferdinand Philippe d' s. Orléans, Herzog von
Orléans, François d' s. Joinville, Fürst von
Orléans, Henri d' 125 , 338 f., 864 , 890
Orléans, Isabelle d' 944
Orléans, Jean d' s. Guise, Herzog von
Orléans, Louise Marie d' 881
Orléans, Marie Christine von 946 f.
Oskar ii. 604 , 827 , 882 , 885 , 915
Ossian s. Macpherson
Ovid 859 , 888

Pailleron, Édouard 694 , 933
Painter, George D. 894 , 900 ,948 f., 962
Paléologue, Maurice 941
Palissy, Bernard 162 , 871
Pampille 703
Paris, Graf von 533
Parma, Familie 44
Parny, Évariste de 632 , 920
Parodis, Alexandre 860
Pascal, Blaise 26 , 855 , 865 ,925
Paty de Clam, Armand 337 f.,341, 346 , 890
Pau, Paul 871
Paulus, hl. 613 , 917
Péladan, Joseph 320 , 888
Perroneau, Jean Baptiste 589 ,912
Pétain, Henri Philippe 899
Philippiii., gen. der Kühne 732 , 941
Philipp vi. 611 , 917
Philippe d'Orléans 946
Philipp von Valois s. Philipp vi.
Philippe-Égalité 821 , 963
Piccinni, Niccolo 659 , 926
Picquart, Georges Marie 147 , 327 , 335 ff., 416 , 866 ff., 889 f., 897 , 905
Pindar 269
Pisanello 297 , 886 , 953
Pisano, Giovanni 901
Plato 503 , 888 , 902
Plinius der Jüngere 625 , 919
Poincaré, Henri 158 , 870
Poix, Fürstin von 272 , 883 f.,946

Polignac, Fürstin von 920 , 945 , 848
Polignac, Fürst von 752 , 945 , 948 , 960
Polignac, Pierre de 900 , 910
Pompadour, Mme. de 797 , 959
Ponsard, François 926
f. Porcien, Fürst von 944
Porto-Riche, Georges de 962
Pourtalès, Gräfin von 182 , 562 , 873 , 909 , 925
Pourtalès, Graf von 925
Pradon, Nicolas 659 , 926
Praslin, Mme. de 750 , 945
Prondre, Paulin 855
Proudhon, Pierre Joseph 97 , 862
Proust, Adrien 922
Prud'hon, Pierre 903

Quicherat, Jules 880

Rabelais, François 344 , 924
Racine, Jean 65 , 67 , 371 , 404 , 495 , 794 , 896 , 905 , 907 , 919 , 926 , 956
Radziwill, Constantin 943
Radziwill, Léon 943
Raimond, Michel 851
Raspe, Heinrich 963
Récamier, Mme. 583 , 910
Rechel-Mertens, Eva 851
Régnier, Mme. de 928
Régnier, Henri de 928
Reichenberg, Suzanne 915
Reinach, Joseph 338 , 346 ,415, 890 , 897
Réjane 693 , 933
Rembrandt 787 , 912 , 960
Remiremont, Äbtissin von 884
Rémusat, Mme. de 689 , 932
Renoir, Auguste 458 f., 878 , 913
Reszké, Mme. de 861
Revel, Jean-François 851
Révérend, Albert 965
Ribot, Alexandre 603 , 915
Richelieu 961
Rigaud, Hyacinthe 813 , 962

Ristori, Adelaide 274 , 280 ,883, 885
Rivière, Jacques 928
Robert, Louis de 853 , 931
Rochefort, Victor Henri 338 , 890
Rodenbach, Georges 871
Rogers, Brian 852
Rohan, Marie de 280 , 884
Rohan, Chevalier de 747
Romanow, Familie 919
Rostand, Edmond 297 , 886
Rothschild, Familie 815
Rothschild, Mme. Alphonse de 412 , 708
Rothschild, Alphonse de 897 , 915
Rothschild, Edmond de 599 , 915
Rouher Eugène 872
Rousseau, Jean-Baptiste 340 , 891
Roussel, Ker-Xavier 877
Rousset, Jean 927
Rudolf, Erzherzog 590 , 913
Ruskin, John 854 , 859 , 875 ff., 895 , 901 f., 904 , 911 , 919 , 960 , 964

Sabran, Mme. de 750 , 946
Sachsen, Marschall von 603 , 915
Sachsen, Prinz von 47
Sagan, Familie 341
Sagan, Herzog von 272
Sagan, Prinzessin von 287 , 339 ff., 891 , 909
Sagan, Prinz von 704 , 812 , 945 , 961
Saint-Aulaire, Madame de 689 , 932
Sainte-Beuve, Charles Augu-stin 583 , 660 , 855 , 884 , 911 ,926 ff., 931 , 958
Saint-Évremond 851
Saint-Maurice, Gaston de 962
Saintrailles 744 , 944
Saint-Saëns, Camille 860 ,910
Saint-Simon, Louis, Herzogvon 91 , 372 , 412 , 587 , 611 ,643, 901 , 915 ff., 929 , 952
Salomon 264
Salvandy, Graf von 385 , 895
Sardou, Victorien 597 , 914
Sarsina, Fürst 924
Sarsina-La Rochefoucauld, Fürstin von s. La Roche-foucauld, Françoise
Saussier, Félix Gustave 143 ,868
Saussine, Henri de 894
Sayn-Wittgenstein, Fürstinvon 276 , 884
Scarron, Paul 879

Schiff, Mme. 870
Schiller, Friedrich 689 , 964
Schlegel, August Wilhelm von385, 895
Schlieffen, Alfred, Grafvon 153 , 869
Schlumberger, Gustave 297 ,885, 961 , 964
Schubert, Franz 521 , 905 ,950
Schwarzkoppen, Major 866
Scott, Walter 916 , 959
Senior, Mrs. 897
Séraphin 857
Sévigné, Madame de 27 , 422 , 437 , 462 , 789 , 864 , 919
Simiane, Pauline de 625 , 919
Simone, Mme. 862
Singer, Winnareta s. Polignac, Fürstin von
Sisley, Alfred 871
Sophokles 495 , 689
Souday, Paul 850 , 918
Soutzo, Prinzessin 882
Souvré, Familie 921
Souvré, Marquise von 635 f.
Spanien, König von s. Alphons xiii.
Staël, Albertine de 895
Staël, Madame de 895 , 912
Stahl, Georg Ernst 865
Standish, Mme. 861
Steel, Gareth H. 873 , 885
Stendhal 144 , 868 , 905 , 914 , 951
Stephan iii., Herzog von Bayern-Ingolstadt 960
Straus, Émile 965
Straus, Madame 851 , 885 , 890 , 918
Strauss, Richard 629 , 920
Stuart, Familie 760
Sylva, Carmen 280 , 884
Syrakus, Fürst von s. Syrakus Graf von
Syrakus, Graf von 751 , 947

Tacitus 504 , 903
Tadié, Jean-Yves 862 , 918 , 922
Tallemant des Réaux, Gédéon 746 , 944
Talleyrand 181 , 430 , 872 , 965
Tallien, Madame, gen. Notre-Dame de Thermidor 750 ,946
Tardes, Gabriel 900
Tarent, Herzog von, s. Mac-donald
Tarquinius Superbus 652 , 655 ,924

Tasso, Torquato 864
Terenz 892
Thèbes, Mme. de 155 , 870
Thianges, Madame de 918
Thianges, Monsieur de 918
Thibaudet, Albert 931
Thiers, Louis-Adolphe 269 ,288, 882
Thiron, Charles Joseph Jean176, 872
Thomas a Kempis 933
Thomas von Aquin 953
Thüringen, Sophie von 963
Tissot, James 961
Tolstoj, Leo 226 , 389 , 627 f.,878, 895 , 919
Tschudi, Hans von 943
Turenne, Louis de, Graf 812 ,962
Turner, William 787 , 803 ,875, 960

Urfé, Honoré d' 864
Uzès, Herzog von 125 , 864

Van der Meulen, Adam Frans 540 , 906
Van Gogh, Vincent 855 , 913
Van Huysum, Jan 297 , 886
Van Schrieck, Otto Marseus 859
Van Zandt, Marie 894
Vaudoyer, Jean-Louis 941
Vaulabelle, Achille Tenaille de 371
Velázquez 778 , 809 , 813 , 953
Verdi, Giuseppe 956
Vergil 864 , 888 , 964
Verlaine, Paul 957
Verne, Jules 930
Vermeer 733 , 912 , 942
Vibert, Jehan-Georges 702 , 735 , 935
Vigny, Alfred de 146 , 266
Viollet-le-Duc 854 , 857
Vivonne, Herzog von 918
Vogely, Maxine A. 954 , 956 , 961
Voisenon 384 , 894 Voltaire 333 , 860 , 918 , 943 , 947

Wagner, Richard 553 , 658 , 660 , 687 , 752 , 769 , 792 , 888 , 907 f., 914 , 920 , 926 , 929 , 931 , 948 , 956
Wagram, Prinzessin von 906
Wagram, Prinz von 187 , 874
Waldeck-Rousseau, René 867 , 871
Wales, Prinz von 692 , 739 , 933 , 962
Walewska, Gräfin 863
Walewski, Graf Charles-Zanobi 863
Warning, Rainer 859

Watteau, Antoine 245 , 879
Wedgwood, Josiah 725 , 939
Weil, Louis 894
Wellington, Herzog von 916
Wells, Herbert George 268 , 882
Wetzel, Karl Friedrich Gottlob 904
Weyrauch, August Heinrich von 904
Whistler, James Abbott Mc Neill 33 , 790 , 856 f., 887 , 894 , 912 f., 935 f., 949 , 955 f.
Widal, Fernand 418 , 897
Widor, Charles Marie 603 , 915
Wilde, Oscar 943
Wilhelm ii . 579 , 733 , 768 , 909
Winterhalter, François Xavier 659 , 927
Wittelsbach, Elisabeth von 262 , 714 , 881
Wittelsbach, Sophie Charlotte Augustine von, Königin von Neapel 715 f., 726 , 938
Wladimir Alexandrowitsch 941
Württemberg, Herzog Alexander von 751 , 946 f.

Xenophon 613 , 917 , 945

Zar von Rußland 205
Zima, Pierre 851
Zola, Émile 326 , 562 , 696 , 699 f., 867 , 888 , 890 , 905 , 908 , 923 , 934

INHALT

I

II

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

ANHANG

Nachwort

Anmerkungen und Kommentar

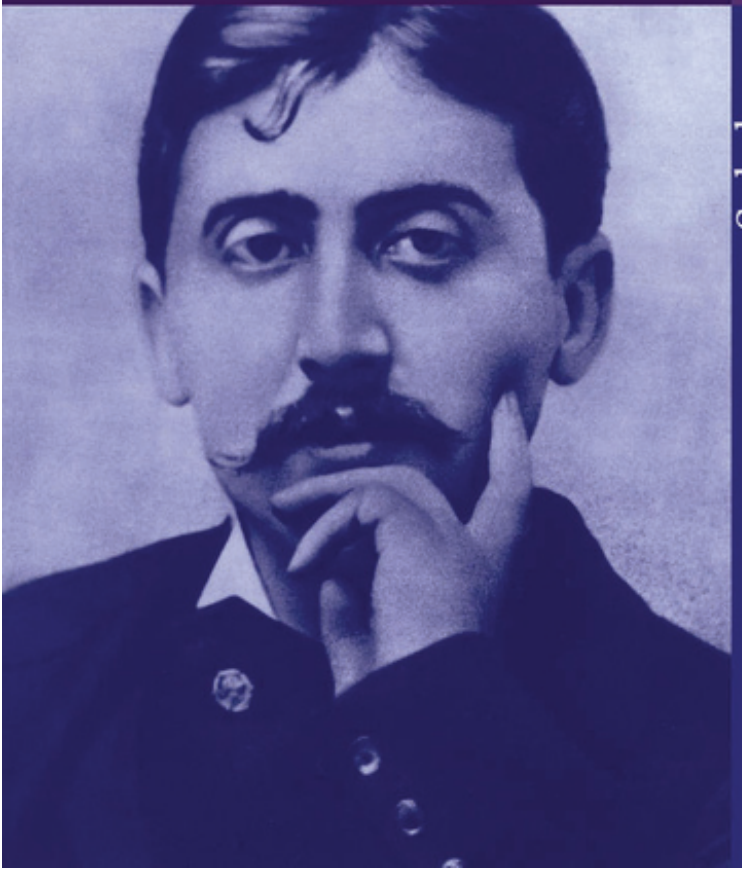
Resümee

Bibliographie

Namenregister

Marcel Proust
Sodom und Gomorrha

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 4



Suhrkamp

MARCEL PROUST

AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN ZEIT 4

SODOM UND GOMORRHA

SUHRKAMP

2362

Originaltitel:

À la recherche du temps perdu.

Sodome et Gomorrhe

Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens;

revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel.

ebook Suhrkamp Verlag Berlin 2010

© für diese deutschsprachige Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Alle Rechte vorbehalten

www.suhrkamp.de

eISBN 978-3-518-74260-0

I

Erstes Auftreten der Zwitterwesen, Nachkommen jener Einwohner Sodoms, die vom Feuer des Himmels verschont blieben.

Die Frau wird in Gomorrha, der Mann in Sodom herrschen.[1]
ALFRED DE VIGNY

Lange bevor ich an jenem Tag (dem Tag, an dem die Soiree bei der Fürstin von Guermantes stattfand) dem Herzog und der Herzogin den Besuch abstattete, von dem ich eben erzählt habe, hatte ich, wie man sich erinnern wird, den Zeitpunkt ihrer Rückkehr abgepaßt und, während ich auf der Lauer lag, eine Entdeckung gemacht, die im speziellen Monsieur de Charlus betrifft, an und für sich aber so wichtig ist, daß ich es bis jetzt, da ich ihr den erwünschten Platz und Umfang einräumen kann, aufgeschoben habe, von ihr zu berichten.[2] Wie schon gesagt, hatte ich jenen wundervollen, so bequem zuoberst im Haus eingerichteten Aussichtspunkt mit dem Blick auf das bergige Gelände aufgegeben, das zum Hôtel de Bréquigny hinaufführt und wo der rosige Campanile auf der Remise des Marquis von Frécourt einen heiteren Dekor im italienischen Stil bildet. Als meiner Meinung nach der Herzog und die Herzogin nun gleich zurückkehren mußten, hatte ich es praktischer gefunden, mich auf der Treppe zu postieren. Ich trauerte der Höhenluft zwar etwas nach, doch zu dieser Stunde, der nach dem Mittagessen, lag weniger Grund dazu vor, denn ich hätte nicht wie am Vormittag zwischen den breiten Lagen von durchscheinendem Glimmer, die sich so reizvoll

von dem roten Vorgebirge abhoben, beobachten können, wie die winzigen Staffagefiguren, zu denen aus der Entfernung die Diener des Hôtel de Bréquigny et de Tresmes zusammenschrumpften, langsam den steilen Hang hinaufstiegen, einen Flederwisch in der Hand. Anstelle der geologischen blieb mir wenigstens die botanische Betrachtung, und ich schaute durch die Läden des Treppenfensters auf den kleinen Strauch der Herzogin und die kostbare Pflanze, die mit der gleichen Beharrlichkeit im Hof ausgestellt wurden, mit der man heiratsfähige junge Leute ausführt, und ich fragte mich, ob durch eine Fügung der Vorsehung das unwahrscheinliche Insekt den dargebotenen und verschmähten Blütenstempel wohl aufsuchen werde.[1] Da die Neugier mich allmählich kühner machte, begab ich mich bis zum Parterrefenster hinunter, das gleichfalls offenstand und dessen Läden nur halb geschlossen waren. Ich hörte deutlich die Aufbruchsvorbereitungen Jupiens, der mich hinter meinem Store nicht bemerken konnte, wo ich mich unbeweglich verhielt bis zu dem Augenblick, da ich mich jäh zur Seite warf, um von Monsieur de Charlus nicht bemerkt zu werden, der auf dem Weg zu Madame de Villeparisis langsam den Hof überquerte, dickbäuchig, im hellen Licht des Mittags sichtlich gealtert, ergraut. Es hatte einer Unpäßlichkeit von Madame de Villeparisis bedurft (als Folge einer Krankheit des Marquis von Fierbois, mit dem er persönlich tödlich verfeindet war), daß Monsieur de Charlus, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, zu dieser Stunde einen Besuch machte. Aufgrund einer Eigenart der Guermantes, die, anstatt sich dem Leben der Gesellschaft anzupassen, es nach ihren persönlichen Gewohnheiten abänderten (die sie nicht für mondän und folglich für würdig hielten, daß man zu ihren Gunsten etwas so Wertloses wie eben »die Mondänität« vernachlässigte – so hatte Madame de Marsantes keinen Empfangstag, sondern nahm jeden Vormittag zwischen zehn und zwölf den Besuch ihrer Freundinnen entgegen), machte der Baron, der diese Tageszeit der Lektüre, dem Stöbern nach reizvollen kleinen

Antiquitäten und ähnlichem vorbehielt, niemals einen Besuch zu einer anderen Zeit als zwischen vier und sechs Uhr nachmittags. Um sechs begab er sich in den Jockey-Club oder auf eine Spazierfahrt in den Bois. Um von Jupien nicht bemerkt zu werden, zog ich mich gleich danach noch weiter zurück; es war für ihn bald Zeit, ins Büro zu gehen, von wo er erst zum Abendessen heimkam – und selbst das nicht immer seit etwa einer Woche, da seine Nichte mit ihren Gehilfinnen aufs Land gefahren war, um dort bei einer Kundin eine Robe fertigzustellen. Als ich mir dann aber klar wurde, daß niemand mich sehen konnte, beschloß ich, meinen Posten nicht mehr zu verlassen, denn ich fürchtete, ich möchte sonst, wenn das Wunder wirklich eintreten sollte, die (über so viele Hindernisse, Entfernungen, alle entgegenstehenden Bedrohungen und Gefahren hinweg) fast unmöglich zu erhoffende Ankunft des Insekts versäumen, des Botschafters, gesandt zu der Jungfrau, die seit langem auf sein Kommen wartete.[1] Ich wußte, daß dieses Warten nicht passiver als bei der männlichen Blüte war, deren Staubfäden sich von selbst wendeten, damit das Insekt auch ja den Pollen aufnehmen könne; ebenso würde die weibliche Blüte hier vor mir beim Eintreffen des Insekts kokett ihren Griffel biegen und würde ihm gleich einer heuchlerischen, doch feurigen Maid, damit es besser in sie einzudringen vermöchte, unmerklich auf halbem Weg entgegenkommen. Die Gesetze der Pflanzenwelt werden ihrerseits von immer wieder höheren Gesetzen regiert. Wenn der Besuch eines Insekts, das heißt die Zufuhr des Pollens einer anderen Pflanze, gemeinhin notwendig ist, um einer Blüte zur Befruchtung zu verhelfen, so deswegen, weil die Befruchtung der Blüte durch sie selbst wie wiederholte Heiraten innerhalb derselben Familie zu Degeneration und Unfruchtbarkeit führen würde, während die durch Insekten herbeigeführte Kreuzung den folgenden Generationen derselben Gattung eine ihren Vorfahren noch nicht zuteil gewordene Lebenskraft verleiht. Allerdings kann dieser Kraftüberschwang allzu stark werden und

die Art sich damit ins Maßlose entwickeln; aber wie ein Antitoxin die Krankheit abwehrt, die Schilddrüse den Fettansatz regelt, die Niederlage den Hochmut bestraft, die Müdigkeit den Genuß, und wie der Schlaf wiederum ein Ausruhen von der Ermüdung bringt, so tritt im richtigen Moment ausnahmsweise ein Akt der Selbstbefruchtung ein und führt wie durch das Anziehen einer Schraube in einer Art von Bremshebelwirkung die Pflanze auf die Norm zurück, die sie zu weit überschritten hat. Meine Überlegungen waren in eine Richtung geraten, auf deren Schilderung ich später zurückkommen werde[1] , und ich hatte aus der anscheinenden List der Pflanzen bereits eine Konsequenz für einen ganzen, unbewußten Teil des literarischen Schaffens gezogen, als ich Monsieur de Charlus erblickte, der von seinem Besuch bei der Marquise zurückkehrte. Seit seinem Eintreten in das Haus waren erst ein paar Minuten vergangen. Vielleicht hatte er von seiner alten Verwandten selbst oder auch nur durch einen Diener gehört, daß es ihr bedeutend besser gehe oder daß sie bereits völlig wiederhergestellt sei – Madame de Villeparisis sei einfach kurz unpäßlich gewesen. In diesem Augenblick, da Monsieur de Charlus sich unbeobachtet wähnte und die Lider wegen der Sonne gesenkt hielt, hatte er jene Spannung in seinem Gesicht gelöst, jene künstliche Kernigkeit abgelegt, die die Erregung des Redens und die Willenskraft bei ihm aufrechterhielten. Er war blaß wie Marmor, die Nase sprang stark hervor, und seine weichen Gesichtszüge spiegelten keine von dominanten Blicken veränderte Bedeutung mehr wider, die die Schönheit ihres ursprünglichen Typus' getrübt hätte; nur noch ein Guermantes, schien er bereits in Stein gehauen: Palamède

xv

. in der Kapelle zu Combray. Allerdings nahmen diese gemeinsamen Familienzüge in dem Gesicht von Monsieur de Charlus eine mehr vergeistigte, vor allem aber eine sanftere

Feinheit an. Ich bedauerte um seinetwillen, daß er gewöhnlich die Freundlichkeit und die Güte, die ich im Augenblick, als er von Madame de Villeparisis zurückkehrte, so ungekünstelt auf seinem Gesicht ausgebreitet sah, durch so viele wilde Ausbrüche und widerwärtige Seltsamkeiten, durch Klatsch und Härte, durch Empfindlichkeiten und Überheblichkeiten verunstaltete und unter einer künstlich angenommenen Brutalität verbarg. In der Sonne blinzelnd schien er beinahe zu lächeln; im Ruhe-, sozusagen im Naturzustand, zeigte mir sein Gesicht etwas so Liebevolles, so Wehrloses, daß ich mich nicht enthalten konnte zu denken, wie entrüstet Monsieur de Charlus gewesen wäre, hätte er gewußt, daß ihn jemand sah; denn woran ich plötzlich denken mußte beim Anblick dieses Mannes, der für Männlichkeit derart eingenommen war, der sich so viel auf seine Männlichkeit einbildete, dem alle anderen grauenhaft weibisch vorkamen, das war – so sehr trug er vorübergehend die Züge, den Ausdruck, das Lächeln einer solchen – eine Frau.[1]

Ich wollte gerade noch einmal meine Stellung verändern, damit er mich ja nicht bemerkte. Doch ergab sich dafür weder die Zeit noch eine Notwendigkeit. Denn was mußte ich sehen! Auf diesem Hof, auf dem die beiden sich gewiß zuvor nie begegnet waren (da Monsieur de Charlus sonst nur nachmittags in das Haus kam, das heißt in den Stunden, in denen Jupien sich im Büro befand), traten sie jetzt einander gegenüber: der Baron, der mit einem Mal die halbgeschlossenen Lider weit öffnete und mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit den ehemaligen Westenmacher auf der Schwelle seines Ladens betrachtete, und dieser, der wie angenagelt, ja pflanzengleich angewurzelt stehenblieb, als er Monsieur de Charlus vor sich sah und den staunend bewundernden Blick über die zur Fülle neigende Gestalt des alternden Barons gleiten ließ. Doch was noch erstaunlicher war: nachdem Monsieur de Charlus seine Haltung verändert hatte, richtete sich auch die Jupiens im gleichen Augenblick, als folge sie den Geset-

zen einer geheimen Kunst, harmonisch danach aus. Der Baron, der jetzt den Eindruck verbergen zu wollen schien, den er empfangen hatte, sich aber offenbar ungeachtet seiner zur Schau getragenen Gleichgültigkeit nur widerwillig entfernte, ging, kam zurück, schaute ziellos in einer Weise vor sich hin, von der er annahm, sie werde die Schönheit seiner Augen am besten zur Geltung bringen, und nahm ein eitles, lässiges, lächerliches Gehaben an. Jupien aber, der auf der Stelle die ergebene und gutmütige Miene ablegte, die ich von jeher an ihm kannte, hatte – in vollkommener Übereinstimmung mit dem Baron – den Kopf erhoben und seine Gestalt möglichst vorteilhaft zurechtgerückt, wobei er mit grotesker Überheblichkeit die Faust auf die Hüfte stemmte und sein Hinterteil herausdrückte, kurz Posen annahm, in denen jene Koketterie lag, wie sie die Orchidee für die von der Vorsehung gesandte, überraschend eintreffende Hummel hätte aufwenden können. Ich hatte nicht gewußt, daß er so unsympathisch aussehen konnte. Es war mir aber auch neu, daß er in dieser Art von Doppelpantomime, die (obwohl er zum ersten Mal Monsieur de Charlus gegenüberstand) schon seit langem einstudiert schien, seine Rolle so gut zu improvisieren verstand; ohne Vorbereitung erreicht man solche Vollkommenheit nur, wenn man im Ausland auf einen Landsmann stößt, mit dem die Verständigung dann ganz von selbst eintritt, obwohl man sich nie zuvor gesehen hat, weil das Vermittlungsinstrument das gleiche ist.

Diese Szene war übrigens nicht eigentlich komisch, sie barg in sich eine Seltsamkeit oder – wenn man will – eine Natürlichkeit, die allmählich an Schönheit gewann. Monsieur de Charlus mochte wohl eine ganz unbeteiligte Miene aufsetzen, zerstreut die Lider senken – sekundenlang hob er sie dennoch wieder und warf auf Jupien einen gespannten Blick. Jedesmal jedoch (gewiß weil er der Meinung war, eine solche Szene könne an diesem Ort nicht beliebig lange ausgesponnen werden – sei es aus Gründen, die man später verstehen wird,

oder schließlich auch aus dem Gefühl für die Kurzlebigkeit aller Dinge, das den Wunsch erzeugt, jeder Streich möge auf der Stelle sitzen, und das immer wieder das Schauspiel der Liebe so rührend macht), wenn Monsieur de Charlus Jupien anblickte, richtete er es so ein, daß sein Blick ausdrücklich etwas besagte, was ihn den Blicken ganz ungleich machte, die man gemeinhin für eine Person verwendet, die man wenig oder gar nicht kennt; er starrte Jupien auf die besondere Weise eines Menschen an, der einem gleich darauf sagen wird: Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit, aber auf Ihrem Rücken hängt ein langer weißer Faden, oder: Ich glaube, ich täusche mich nicht, Sie sind doch auch aus Zürich, ich meine, ich bin Ihnen dort beim Antiquitätenhändler begegnet.[1] So schien alle zwei Minuten die gleiche dringliche Frage in den Blicken zu liegen, die Monsieur de Charlus Jupien zuwarf, wie in den fragenden Motiven bei Beethoven, die im gleichen Abstand unendlich oft wiederholt werden, um nach einem übertriebenen Aufwand an Vorbereitung ein neues Thema, einen Wechsel der Tonart oder eine »Wiederkehr«[2] herbeizuführen. Die Schönheit aber der Blicke, die Monsieur de Charlus und Jupien einander zuwarfen, schien im Gegenteil gerade daher zu rühren, daß – einstweilen wenigstens – diese Blicke offenbar nicht dem Zweck unterlagen, auf etwas hinzuführen. Diese Schönheit stellte ich bei dem Baron und Jupien zum ersten Mal fest. In aller beider Augen war ebender Himmel, freilich nicht Zürichs, sondern einer gewissen orientalischen Stadt, deren Namen ich noch nicht erraten hatte, aufgegangen.[1] Was auch Monsieur de Charlus und den Westenmacher noch zurückhalten mochte, auf alle Fälle schien der Bund geschlossen, und diese zweckfreien Blicke waren offenbar nur ein rituelles Vorspiel, wie die Feste, die vor einer bereits beschlossenen Heirat stattfinden. Um näher bei der Natur zu bleiben – und die Vielzahl dieser Vergleiche ist in sich selbst um so natürlicher, als ein und derselbe Mensch, wenn man ihn ein paar Minuten lang beobachtet, sukzessive ein Mensch, ein

Vogelmensch, ein Insektenmensch usw. zu sein scheint –, hätte man auch sagen können, es handle sich um zwei Vögel, ein Männchen und ein Weibchen, von denen das Männchen seine Avancen macht, das Weibchen aber – Jupien – mit keinem Zeichen auf dieses Treiben antwortet, sondern ohne Verwunderung seinen neuen Freund anschaut, mit einer achtlosen Unablässigkeit, die es bestimmt für verführerischer und, nachdem das Männchen den ersten Schritt getan hat, für das einzig Zweckmäßige hält, derweil es sich auf das Glätten seiner Flügel beschränkt. Endlich schien die Indifferenz Jupiens ihm nicht mehr zu genügen; von der Gewißheit, eine Eroberung gemacht zu haben, bis zu dem Entschluß, sich verfolgen und begehren zu lassen, war es nur ein Schritt, und so trat Jupien, entschlossen, zur Arbeit zu gehen, zum Eingangstor hinaus. Gleichwohl machte er sich, erst nachdem er zwei- oder dreimal den Kopf gewendet hatte, auf den Weg, während der Baron, der befürchtete, er könne die Spur verlieren (betont unbekümmert, vor sich hin pfeifend und nicht ohne dem Hausmeister, der, halb betrunken, in seinem Hinterzimmer Gäste bewirtete und ihn gar nicht hörte, »Auf Wiedersehen« zuzurufen), eilig hinter ihm herlief, um ihn einzuholen. Im gleichen Augenblick, da Monsieur de Charlus pfeifend wie eine dicke Hummel durch das Tor verschwand, kam eine andere, diesmal eine richtige, in den Hof geschwirrt. Wer weiß, ob es nicht die seit so langem schon von der Orchidee erwartete war, die ihr den so seltenen Pollen brachte, ohne den sie jungfräulich bleiben würde? Doch wurde ich durch Jupien davon abgelenkt, den Liebesspielen des Insekts zu folgen; denn einige Minuten darauf kehrte Jupien zurück (vielleicht um ein Paket zu holen, mit dem er später fortging und das er in seiner Erregung über das Erscheinen von Monsieur de Charlus vergessen hatte, vielleicht auch ganz einfach aus einem natürlicheren Grund), gefolgt von dem Baron. Nunmehr entschlossen, rasch voranzukommen, bat dieser den Westenmacher um Feuer, bemerkte dann aber sofort: »Ich bitte Sie

um Feuer, sehe aber, daß ich meine Zigarren vergessen habe.« Die Gesetze der Gastfreundschaft waren stärker als die Regeln der Koketterie: »Kommen Sie doch herein, da können Sie alles bekommen, was Sie wünschen«, sagte der Westenmacher, dessen Miene nicht mehr Verachtung, sondern Freude verriet. Die Ladentür schloß sich hinter den beiden, ich konnte nichts mehr hören. Die Hummel hatte ich aus den Augen verloren, ich wußte nicht, ob sie das Insekt war, das die Orchidee benötigte, zweifelte aber nicht mehr daran, daß eine in der Gefangenschaft lebende Pflanze und ein sehr seltenes Insekt die ans Wunderbare grenzende Möglichkeit finden konnten, sich zu vereinigen, wo doch Monsieur de Charlus (es soll dies ein schlichter Vergleich hinsichtlich providentieller Fügungen jeglicher Spielart sein, ohne die leiseste nach Wissenschaftlichkeit schielende Anmaßung, gewisse Gesetze der Botanik zu dem in Beziehung zu setzen, was man zuweilen recht unzulänglich als Homosexualität[1] bezeichnet), der seit Jahren in dieses Haus immer nur zu den Stunden kam, zu denen Jupien nicht anwesend war, nun durch den Zufall einer Unpäßlichkeit von Madame de Villeparisis dem Westenmacher und damit dem großen Glück begegnet war, das Männern vom Schlage des Barons durch eines der Wesen geschenkt wird, die sogar, wie man sehen wird, unendlich viel jünger und schöner als Jupien sein können –, durch den Menschen, der vom Schicksal im voraus ausersehen ist, damit auch diese ihren Anteil an den Wonnen der Erde erhalten: den Mann, der einzig die alten Herren liebt.

Was ich hier übrigens eben berichtet habe, sollte ich erst einige Minuten darauf begreifen, so sehr steht der Wirklichkeit die Fähigkeit zu Gebote, sich unsichtbar zu machen, bis irgendein Umstand sie dieser Fähigkeit beraubt. Auf alle Fälle ärgerte ich mich im Augenblick, daß ich die Unterhaltung des ehemaligen Westenmachers und des Barons nicht weiter mit anhören konnte. Ich zog daher den zur Vermietung stehenden Ladenraum in Betracht, der von Jupiens Werkstatt nur durch

eine äußerst dünne Zwischenwand getrennt war. Ich mußte, um dorthin zu gelangen, nur wieder in unsere Wohnung hinaufsteigen, mich in die Küche begeben, die Hintertreppe bis zum Keller hinuntergehen, diesen in der ganzen Hofbreite durchmessen, um, sobald ich mich an der Stelle des Souterrains befand, wo der Kunstschreiner noch vor ein paar Monaten seine Holzvorräte gelagert hatte und wo Jupien jetzt seine Kohlen unterbringen wollte, über ein paar Stufen ins Innere des Ladens zu gelangen. Auf diese Weise würde ich den ganzen Weg unter Dekkung zurücklegen, ohne gesehen zu werden. So wäre es am vorsichtigsten gewesen. Dennoch wählte ich diesen Weg nicht, sondern schlich mich im Freien, dicht an der Wand, rings um den Hof herum und versuchte dabei ungesehen zu bleiben. Wenn es mir wirklich gelang, so verdanke ich das, glaube ich, mehr dem Zufall als meiner Achtsamkeit. Für die Tatsache aber, daß ich einen so unvorsichtigen Entschluß faßte, obwohl der Weg durch den Keller so viel sicherer war, sehe ich drei Erklärungen, wofern es überhaupt eine gibt. Zunächst meine Ungeduld. Dann vielleicht eine dunkle Rückerinnerung an die Szene in Montjouvain, als ich mich vor dem Fenster von Mademoiselle Vinteuil verbarg. Tatsächlich trugen Dinge dieser Art, denen ich beiwohnte, in ihrer Inszenierung jeweils den Stempel größter Unvorsichtigkeit und Unwahrscheinlichkeit, als dürften solche Enthüllungen immer nur Lohn einer gefahrvollen, wenngleich teilweise geheimen Unternehmung sein.[1] Schließlich wage ich wegen seines kindischen Charakters kaum den dritten Grund einzugestehen, der wohl, wie ich glaube, unbewußt der bestimmende war. Seitdem ich in der Absicht, die militärischen Grundsätze Saint-Loups zu studieren – und durch die Tatsachen widerlegt zu sehen –, den Burenkrieg genau verfolgt hatte, war ich auch dazu gekommen, alte Berichte über Forschungsexpeditionen und Reisen wiederzulesen. Diese Erzählungen hatten mich begeistert, und ich wandte sie nun auf das tägliche Leben an, um meinen Mut zu stärken. Wenn Anfälle mich

gezwungen hatten, mehrere Tage und Nächte nacheinander nicht nur, ohne zu schlafen, zu verbringen, sondern auch, ohne mich auszustrecken, Nahrung zu mir zu nehmen oder etwas zu trinken, dann dachte ich, wenn Erschöpfung und Leiden mir derart zusetzten, daß ich kein Ende abzusehen meinte, an einen gestrandeten Reisenden, der, von giftigen Gewächsen geschwächt, schlotternd vor Fieber unter seinen vom Salzwasser durchweichten Kleidern, sich dennoch nach zwei Tagen besser fühlt und seinen Weg ins Ungewisse fortsetzt auf der Suche nach Bewohnern, die vielleicht Menschenfresser sind. Solche Beispiele stärkten mich, gaben mir die Hoffnung zurück, und ich schämte mich meiner Regung vorübergehender Mutlosigkeit. Wenn ich an die Buren dachte, die im Angesicht der englischen Armeen nicht fürchteten, sich zu exponieren, wenn es galt, ungedecktes Gelände zu durchqueren, um zu einem Dickicht zu gelangen, sagte ich mir: Es wäre ja noch schöner, wenn ich zaghafter wäre, wo doch der Kriegsschauplatz nur einfach unser eigener Hof ist und wo ich, der ich mich in letzter Zeit wegen der Dreyfus-Affäre mehrere Male furchtlos duelliert habe, einzig von den Blicken der Nachbarn durchbohrt werden kann, die sicher anderes zu tun haben, als in den Hof hinabzuschauen.[1]

Doch als ich mich in dem Ladenraum befand und das geringste Knacken des Fußbodens zu vermeiden bemüht war – denn ich merkte, daß selbst das kleinste Geräusch von Jupiens Laden her auf meiner Seite zu hören war –, dachte ich, wie unvorsichtig Jupien und Monsieur de Charlus sich doch verhalten hätten und wie sehr das Glück ihnen hold gewesen war.

Ich wagte mich nicht zu rühren. Der Reitknecht des Herzogs von Guermantes hatte wahrscheinlich die Abwesenheit seiner Herrschaft benutzt, um in den Ladenraum, in dem ich mich aufhielt, eine Leiter zu schaffen, die sich sonst in der Remise befand. Hätte ich sie erstiegen, wäre es mir sicher möglich gewesen, die Luke aufzustoßen und so gut zu hören[2] , als ob ich mich in Jupiens Werkstatt befunden hätte. Ich

fürchtete aber, mich durch ein Geräusch zu verraten. Im übrigen hatte es keinen Zweck. Ich brauchte nicht einmal zu bedauern, daß ich nicht schon ein paar Minuten früher in den Laden gekommen war. Denn nach dem zu schließen, was ich zu Anfang von Jupiens Seite her vernahm und was einzig in unartikulierten Lauten bestand, vermute ich, daß nur wenige Worte gewechselt worden waren. Allerdings waren diese Töne so heftig, daß ich, wären sie nicht immer wieder eine Oktave höher von einer parallel verlaufenden Klage aufgegriffen worden, hätte meinen können, neben mir würde ein Mensch von einem anderen erwürgt, hinterher aber nähmen der Mörder und sein wiedererstandenes Opfer ein Bad, um die Spuren des Verbrechens auszulöschen.[1] Ich zog daraus später den Schluß, daß es etwas ebenso Geräuschvolles gibt wie den Schmerz, nämlich die Lust, vor allem in Verbindung zwar nicht mit der Befürchtung, Kinder zu bekommen, was hier trotz des wenig überzeugenden Beispiels aus der *Legenda aurea* [2] nicht der Fall sein konnte, sondern mit unmittelbaren Bedürfnissen der Hygiene. Endlich nach einer halben Stunde etwa (ich hatte mich inzwischen mit lautlosem Schritt dennoch auf die Leiter gewagt, um durch die Luke zu schauen, die ich jedoch nicht öffnete) kam eine Unterhaltung in Fluß. Jupien lehnte energisch das Geld ab, das der Baron ihm anbot.

Dann trat Monsieur de Charlus einen Schritt weit aus dem Laden hinaus. »Warum haben Sie Ihr Kinn so glatt ausrasiert«, hielt Jupien dem Baron in zärtlich schmollendem Tone vor. »Das ist doch etwas Schönes, so ein schöner Bart!« – »Pfui! Ich finde das greulich«, antwortete der Baron. Indessen verweilte er noch auf der Türschwelle und fragte Jupien über das Stadtviertel aus. »Wissen Sie nichts über den Maronenverkäufer an der Ecke, ich meine nicht den links, das ist eine Schreckschraube, sondern den gegenüber, so ein großer, schwarzer, kräftiger Bursche? Und der Apotheker gegenüber, er hat einen netten Radler, der die Arzneien austrägt.« Offenbar fühlte sich Jupien durch diese Fragen gekränkt, denn er

richtete sich auf und antwortete mit dem Verdruß einer hintergangenen Kokotte: »Ich glaube, Sie haben ein Herz wie ein Bienenhaus.« Dieser in schmerzlichem, eisigem und affektiertem Ton geäußerte Vorwurf rührte offenbar Monsieur de Charlus, denn um den schlechten Eindruck wieder zu verwischen, den seine Neugier hervorgerufen hatte, richtete er, zu leise allerdings, als daß ich es verstehen konnte, an Jupien eine Bitte, die es zweifellos notwendig machte, daß sie ihren Aufenthalt im Laden noch etwas länger ausdehnten; dem Westenmacher genügte sie offenbar, um seinen Kummer zu bannen, denn er ließ auf dem fetten, unter dem grauen Haar geröteten Gesicht des Barons den wonnetrunkenen Blick eines Menschen ruhen, dessen Eigenliebe man mit Erfolg geschmeichelt hat, und nunmehr entschlossen, Monsieur de Charlus zu gewähren, was dieser von ihm erbeten hatte, sagte er nach Bemerkungen, die jeder Distinktion entbehrten, wie etwa: »Sie sind aber hinten gut versorgt!«, mit lächelnder, bewegter, überlegener und dankerfüllter Miene: »Na, schon gut, mein kleiner Rotzbengel!«

»Wenn ich auf die Frage nach dem Straßenbahnschaffner zurückkomme«[1] , hielt Monsieur de Charlus beharrlich an seinem Thema fest, »so deswegen, weil das abgesehen von allem übrigen eine gewisse Bedeutung für meine Rückfahrt haben könnte. Es geht mir tatsächlich manchmal wie dem Kalifen, der Bagdad in der Kleidung eines schlichten Kaufmanns durchwanderte[2] , nämlich daß ich mich herablasse, einer interessanten kleinen Person zu folgen, deren Silhouette mir gefällt.« Ich machte hier die gleiche Beobachtung wie früher schon bei Bergotte. Wenn dieser sich jemals vor einem Tribunal zu verantworten hätte, würde er nicht die Wendungen gebrauchen, die am besten geeignet wären, die Richter zu überzeugen, sondern echt bergottische, die ihm ganz natürlich aus seinem speziellen literarischen Temperament zuströmten und die er nun einmal gern benutzte. In gleicher Weise verwendete Monsieur de Charlus in seinem Gespräch mit dem

Westenmacher die Redeweise, deren er sich unter Weltleuten seiner Kreise bedient hätte, ja er übertrieb sogar noch seine Manieriertheiten, sei es, daß die Schüchternheit, die er zu überwinden hatte, ihn zu exzessivem Hochmut trieb, sei es, daß sie ihn um die volle Beherrschung seiner selbst brachte (denn man ist befangener Menschen gegenüber, die nicht dem eigenen Milieu angehören) und ihn zwang, seine von Grund auf hochmütige und, wie Madame de Guermantes sagte, etwas verrückte Natur zu enthüllen, sie bloßzulegen. »Um ihre Spur nicht zu verlieren«, fuhr er fort, »springe ich wie ein kleiner Schullehrer oder ein hübscher junger Arzt in die gleiche Straßenbahn wie die bewußte interessante Person, von der wir nur im Femininum sprechen wollen, um der Sitte zu entsprechen (so wie man sagt, wenn man zu einer Fürstlichkeit spricht: Befindet Hoheit sich wohl?). Wenn sie umsteigt, löse ich vielleicht gleichzeitig mit einer Ladung Pestmikroben diese unmögliche Sache, die man als ›Umsteiger‹ bezeichnet, eine Nummer, die, obwohl man sie *mir* aushändigt, nicht einmal immer die Nummer eins ist! So steige ich selbst drei- oder sogar viermal in einen anderen ›Wagen‹ um. Manchmal lande ich dann um elf Uhr abends an der Gare d'Orléans[1] und muß von da wieder zurück! Und wenn es sich dabei wirklich nur um den Bahnhof handelte! Denn einmal bin ich zum Beispiel, weil es mir vorher nicht gelang, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, bis Orléans gefahren, in einem jener abscheulichen Waggons, in denen man zwischen dreieckigen Netzen in ›Knüpftechnik‹ Photographien der hervorragendsten Meisterwerke der Architektur der betreffenden Linie vor Augen hat. Es war nur ein Platz frei, und ich hatte vor mir als historisches Monument eine Ansicht der Kathedrale von Orléans, die die häßlichste von ganz Frankreich ist und deren erzwungener Anblick auf mich so ermüdend wirkte, als müsse ich ihre Türme in dem Glaskügelchen jener optischen Federhalter betrachten, von denen man Augenweh bekommt.[1] Ich stieg in Les Aubrais zugleich mit der interessanten Person

aus, die aber leider von ihrer Familie (auf alles war ich bei ihr gefaßt, nur darauf nicht, daß sie eine Familie hatte) am Bahnsteig erwartet wurde! Bis zur Abfahrt des Zuges, der mich wieder nach Paris brachte, blieb mir als Trost nur das Haus der Diane de Poitiers.[2] Sie mag zwar meine königlichen Vorfahren begeistert haben, ich selbst jedenfalls hätte eine lebendigere Schönheit vorgezogen. Deswegen nun, als Linderungsmittel für die Langeweile solcher einsamen Heimfahrten, würde ich recht gern die Bekanntschaft eines Schlafwagenangestellten oder Omnibusschaffners machen. Seien Sie übrigens nicht zu entsetzt«, schloß der Baron, »bei alledem kommt es immer ganz auf das Genre an. Was beispielsweise die jungen Leute aus der Gesellschaft angeht, so verlangt es mich bei ihnen nicht nach physischem Besitz, aber ich bin erst zufrieden, wenn ich sie berührt habe, ich meine nicht im physischen Sinn, sondern so, daß ich ihre empfindliche Seite getroffen habe. Wenn ein junger Mann erst einmal, anstatt meine Briefe unbeantwortet zu lassen, mir unaufhörlich schreibt, mir psychisch völlig hörig geworden ist, habe ich meine Ruhe wieder oder vielmehr hätte sie, wenn ich nicht sehr bald von einem anderen in Anspruch genommen würde. Recht sonderbar, nicht wahr? Apropos, diese jungen Leute aus der Gesellschaft: Unter denen, die hier in diesem Haus verkehren, sind Ihnen wohl keine solchen bekannt?« – »Nein, mein Süßer. Ach, ja doch, ein Dunkler, sehr Großer mit Monokel, der immer lacht und sich nach mir umdreht.« – »Ich weiß nicht, wen Sie meinen.« Jupien vollendete das Porträt, Monsieur de Charlus aber konnte nicht herausfinden, um wen es sich handelte, weil er nicht wußte, daß der ehemalige Westenmacher zu den Leuten gehörte – sie sind viel zahlreicher, als man meint –, die sich an die Haarfarbe von Leuten, die sie nur flüchtig kennen, nicht erinnern können. Ich aber, der ich diese Schwäche Jupiens kannte und daraufhin dunkel durch blond ersetzte, war der Meinung, das Porträt sei genau das des Herzogs von Châtellerault. »Um noch einmal auf die jungen Leu-

te zurückzukommen, die nicht dem Volk angehören«, fuhr der Baron fort, »so hat mir im Augenblick ein seltsamer kleiner Bursche den Kopf verdreht, ein gescheiter kleiner Bürgerlicher, der mir mit fabelhafter Unhöflichkeit gegenübertritt.[1] Er hat gar kein Gefühl dafür, was für eine eminente Persönlichkeit ich bin und was für ein mikroskopischer Einzeller er selbst im Vergleich dazu ist. Aber schließlich, was macht es, dieser kleine Esel soll meinem erhabenen Bischofsgewand gegenüber nur so viel I–a schreien, wie er will.« – »Bischof !« rief Jupien aus, der von den letzten Bemerkungen des Barons kein Wort verstanden hatte, den jedoch das Wort Bischof völlig zu überwältigen schien. »Das verträgt sich aber schlecht mit der Religion«, sagte er. »Ich habe drei Päpste in meiner Familie«, antwortete Monsieur de Charlus, »und das Recht auf rotes Wappentuch von einem Titel her, der dem eines Kardinals entspricht, denn die Nichte des Kardinals, der mein Großonkel war, hat meinem Großvater einen Herzogstitel eingebracht, der ein Ersatz dafür war. Aber ich sehe, daß bei Ihnen Metaphern auf taube Ohren stoßen und französische Geschichte auf Indifferenz stößt. Im übrigen«, setzte er hinzu – weniger vielleicht als Schlußfolgerung denn als Warnung –, »die Anziehung, die auf mich junge Leute ausüben, die mich meiden – aus Furcht natürlich, denn nur der Respekt schließt ihnen die Lippen, die so gern ihrer Liebe Ausdruck geben möchten –, wäre ohne einen sehr hohen gesellschaftlichen Rang ganz undenkbar. Zudem kann ihre vorgebliche Gleichgültigkeit ganz ungewollt eine vollkommen gegenteilige Wirkung erzielen. Zieht man sie nämlich dummdreisterweise in die Länge, finde ich sie abstoßend. Um ein Beispiel aus einer Klasse zu wählen, die Ihnen vielleicht näherliegt: als mein Stadthaus renoviert wurde, habe ich, um keine Eifersucht unter den Herzoginnen zu schaffen, die sich die Ehre streitig machten, sagen zu können, ich hätte bei ihnen gewohnt, ein paar Tage ›im Hotel logiert‹, wie man sagt. Einer der Etagenboys war mir bekannt, ich machte ihn auf einen interessanten

kleinen Pagen aufmerksam, der Wagentüren schloß und für meine Angebote unzugänglich blieb. Am Ende meiner Geduld angekommen, ließ ich ihm, um die Lauterkeit meiner Absichten zu beweisen, eine lächerlich hohe Summe anbieten, wenn er mich nur für eine Unterhaltung von fünf Minuten auf meinem Zimmer besuchte. Ich wartete vergebens auf ihn. Daraufhin faßte ich eine solche Abneigung gegen ihn, daß ich die Hintertreppe benutzte, nur um die Visage dieses ekligen kleinen Wichts ja nicht mehr vor die Augen zu bekommen. Später habe ich in Erfahrung gebracht, daß er keinen meiner Briefe erhalten hat, alle waren abgefangen worden, der erste vom Etagenboy, der neidisch auf ihn war, der zweite vom Tagesportier, der tugendhaft war, und der dritte vom Nachtportier, der in den jungen Pagen verliebt war und mit ihm ins Bett ging, wenn Diana sich erhob. Doch meine Abneigung blieb gleichwohl bestehen, und wenn man mir den Pagen heute wie ein Wildbret auf silberner Platte servierte, würde ich ihn mit einem Würgen der Übelkeit von mir weisen. Sehen Sie, da haben wir das Pech! Durch unser seriöses Gespräch haben wir uns um das gebracht, was ich für uns erhoffte. Doch Sie können mir große Dienste erweisen, zum Beispiel ein bißchen vermitteln; aber nein, der bloße Gedanke daran muntert mich derart auf, daß ich spüre, es ist noch immer für gar nichts zu spät.«

Seit dem Beginn dieser Szene hatte sich für meine Augen, von denen es wie Schuppen fiel, eine unerhörte Wandlung in Monsieur de Charlus vollzogen, und zwar ebenso umfassend und plötzlich, als hätte ihn ein Zauberstab berührt. Bis dahin hatte ich nichts begriffen, und aus diesem Grunde sah ich auch nichts. Das Laster (wenn man es der Bequemlichkeit halber so nennen will) eines jeden einzelnen begleitet diesen nach Art der Genien, die für die Menschen unsichtbar waren, solange diese von ihrer Anwesenheit keine Kenntnis hatten. Güte, Falschheit, Name, gesellschaftliche Beziehungen lassen sich nicht erkennen, man trägt sie verborgen mit sich herum.

Odysseus sogar vermochte zunächst Athene nicht zu erkennen.[1] Doch für Götter sind Götter auf der Stelle erkennbar, ebenso rasch für den Gleichgesinnten ein Gleichgesinnter und so auch für Jupien Monsieur de Charlus. Bislang hatte ich mich Monsieur de Charlus gegenüber in der Lage eines etwas zerstreuten Mannes befunden, der beharrlich einer schwangeren Frau, deren schwerer gewordenen Leib er nicht wahrnimmt und die ihm lächelnd immer wieder sagt: »Oh, ich bin im Augenblick etwas angegriffen«, die indiskrete Frage stellt: »Aber was haben Sie denn?« Wenn ihm dann jemand sagt: »Sie ist in anderen Umständen«, bemerkt er ihren starken Leib und sieht nun nichts anderes mehr. Der Verstand ist es, der uns die Augen öffnet; ein behobener Irrtum verleiht uns einen zusätzlichen Sinn.

Diejenigen Personen, die nicht gern als Beispiel für diese Regel die »Charlusse« ihrer Bekanntschaft heranziehen wollen, gegen die sie lange Zeit keinerlei Verdacht hegten bis zu dem Tag, da auf der glatten Oberfläche eines Individuums (das den anderen sonst in allem glich) in einer bis dahin unsichtbaren Tinte eingetragen jene Lettern erschienen, aus denen sich das den alten Griechen teure Wort[2] zusammensetzt, brauchen – um sich zu überzeugen, daß die sie umgebende Welt sich ihnen anfangs kahl, bar der tausend Zierden zeigt, in deren Schmuck sie hingegen den Eingeweihteren erscheint – sich nur daran zu erinnern, wie oft im Leben sie schon im Begriff gewesen sind, einen Taktfehler zu begehen. Nichts auf dem unbeschriebenen Allerweltsgesicht dieses oder jenes Mannes konnte sie auf den Gedanken bringen, daß er ausgerechnet der Bruder oder der Verlobte oder der Liebhaber einer Frau sei, von der sie gerade per »diese Kuh!« zu sprechen im Zuge waren. Dann aber hält glücklicherweise ein Wort, das ihnen ein Nachbar zuraunt, auf ihren Lippen den fatalen Ausdruck zurück. Im Nu leuchten wie ein Menetekel[1] die Worte auf: »Er ist der Verlobte« oder »er ist der Bruder« oder »er ist der Liebhaber« der Frau, die man also vor ihm nicht als

»Kuh« bezeichnen darf. Diese einzige, neue Vorstellung aber wird eine völlige Umgruppierung nach sich ziehen, den Abzug oder den Vormarsch der Fraktion all jener Vorstellungen, die man von der übrigen Familie besaß. In Monsieur de Charlus mochte sich noch so sehr, eng mit ihm verkoppelt, ein anderes Wesen, das ihn von den übrigen Männern unterschied, wie das Pferd im Zentauren verbergen, ich hatte es niemals bemerkt. Jetzt, da das Abstrakte wirkliche Gestalt angenommen hatte, besaß das endlich erkannte Wesen auf der Stelle seine Macht nicht mehr, unsichtbar zu bleiben, und die Umwandlung von Monsieur de Charlus in eine neue Person war so vollständig, daß nicht nur die Kontraste in seinem Mienenspiel, seiner Stimme, sondern rückblickend auch der jähe Wechsel in seinen Beziehungen zu mir, alles, was mir bislang im Geiste unvereinbar erschienen war, nunmehr verständlich wurde, augenfällig wie ein Satz, der keinen Sinn hat, solange er in seinen einzelnen Lettern willkürlich zerlegt erscheint, jedoch wenn diese in richtiger Ordnung wieder aneinandergefügt worden sind, einen Gedanken ausdrückt, den man nicht wieder vergessen kann.

Zudem begriff ich jetzt, wieso ich vorhin, als ich Monsieur de Charlus von Madame de Villeparisis hatte herauskommen sehen, finden konnte, er sehe aus wie eine Frau: Er war eine![1] Er gehörte zu der Rasse jener Menschen (sie sind weniger widerspruchsvoll, als es den Anschein hat), deren Ideal männlich ist, gerade weil sie von weiblichem Temperament sind, und die im Leben nur scheinbar den anderen Männern gleichen; da, wo jeder in seinen Augen, durch die er alle Dinge der Welt betrachtet, eine bestimmte Silhouette auf seiner Iris eingezeichnet trägt, schwebt diesen nicht eine Nymphe, sondern ein Ephebe vor. Eine Rasse[2] , auf der ein Fluch liegt und die in Lüge und Meineid leben muß, da sie weiß, daß ihr Verlangen, das, was für jedes Geschöpf die höchste Beseligung im Dasein ausmacht, für sträflich und schmachvoll, für ganz uneingestehbar gilt; die ihren Gott verleugnen muß, weil ihre

Angehörigen, selbst wenn sie Christen sind, sobald sie als Angeklagte vor den Schranken des Tribunals erscheinen, auch im Angesicht Christi und unter Anrufung des heiligen Namens sich dessen als einer Verleumdung erwehren müssen, was ihr Leben ausmacht; Söhne ohne Mutter, denn auch die müssen sie ihr Leben lang belügen, selbst in der Stunde noch, da sie ihr die Augen zudrücken; Freunde ohne Freundschaft trotz der Gefühle, die ihr oft anerkannter Zauber anderen einzuflößen vermag und die ihr oft gutes Herz selbst verspüren könnte; aber kann man als Freundschaft Beziehungen bezeichnen, die sich nur dank einer Lüge aufrechterhalten lassen und aus denen man sie nach der ersten Regung von Vertrauen oder Aufrichtigkeit, zu der sie sich etwa versucht fühlten, mit Abscheu wieder entlassen wird, wofern sie nicht mit einem unparteiischen, ja sogar ihnen sympathisch gegenüberstehenden Geist zu tun haben, der aber dann, durch eine konventionelle Psychologie ihnen gegenüber geblendet, gerade aus dem eingestandenen Laster bei ihnen jene Art der Zuneigung ableiten muß, die ihm die allerfremdeste ist, ebenso wie gewisse Richter bei Homosexuellen einen Mord und bei Juden einen Verrat leichter vermuten und verzeihen, aus Gründen, die sie aus der Erbsünde und schicksalhaften rassischen Bedingtheiten ableiten?[1] Endlich auch – wenigstens nach der ersten Theorie, die ich damals hierüber entwarf und die ich, wie man sehen wird, in der Folge korrigieren mußte, an der sie aber gerade das besonders gekränkt haben würde, wenn nicht dieser Widerspruch ihren Blicken durch die Illusion entzogen worden wäre, durch die sie sehen und leben – Liebende, denen fast völlig die Möglichkeit der Liebe verschlossen ist, auf die zu hoffen ihnen die Kraft verleiht, so viele Wagnisse und Einsamkeiten zu ertragen, da sie nämlich in einen Mann verliebt sind, der nichts von einer Frau haben, nicht homosexuell sein darf und sie infolgedessen ja gar nicht lieben kann, so daß ihr Verlangen auf immer ungestillt bliebe, wenn nicht Geld ihnen richtige Männer verschaffte und ihre Phantasie

ihnen schließlich dennoch ermöglichte, die Homosexuellen, mit denen sie sich eingelassen haben, für echte Männer zu halten. Keine Ehre, außer einer prekären; keine Freiheit, außer einer vorläufigen, bis zur Aufdeckung ihres Verbrechens; keine Stellung, außer einer unsicheren, wie im Falle des Dichters[2] , der eben noch in allen Salons gefeiert und in allen Theatern Londons mit Beifall bedacht, am Tage darauf aus jedem noch so bescheidenen Logis verjagt, schließlich nicht mehr wußte, wo er sein Haupt betten sollte, den Mühlstein drehte wie Samson und sich sagte:

Les deux sexes mourront chacun de son côté [3] ;

Und getrennt voneinander werden die beiden

Geschlechter zugrunde gehen;

ausgeschlossen sogar, außer in den Tagen schwerer Schicksalsschläge, wo sich die meisten um das Opfer scharen wie die Juden um Dreyfus [1] , aus der Sympathie – manchmal sogar aus der Gesellschaft – von ihresgleichen, die voller Abscheu in ihnen sehen, was sie sind, gemalt in einem Spiegel, der ihnen nicht mehr schmeichelt, sondern alle bei ihnen selbst bewußt übersehenen Makel hervorhebt und sie begreifen lehrt, daß das, was sie ihre Liebe nannten (und dem sie, mit dem Wortsinn spielend, aus sozialem Empfinden alles einverleibt hatten, was Poesie, Malerei, Musik, Rittertum oder Askese jemals der Liebe hinzufügten), nicht einem selbstgewählten Schönheitsideal, sondern unheilbarer Krankheit entspringt; wie die Juden wiederum (abgesehen von einigen, die nur mit den Angehörigen ihrer eigenen Rasse verkehren wollen und stets rituelle Ausdrücke sowie altbekannte Witze auf der Zunge haben) auf der Flucht voreinander, doch hinter jenen her, die ihnen am meisten entgegengesetzt sind, die nichts

von ihnen wissen wollen, bereit, deren Abfuhren zu verzeihen und sich zu berauschen an deren Freundlichkeiten; doch auch versammelt mit ihresgleichen durch das Scherbengericht, das über sie verhängt wird, durch die Schmach, in die sie hinabgesunken, gezeichnet am Ende nach einer Verfolgung, die der der Juden gleicht, mit den physischen und psychischen Merkmalen einer Rasse; manchmal schön, oft Abscheu erregend, entspannt lediglich (trotz allen Spottes, mit dem derjenige, der sich mit der gegnerischen Rasse eher vermischt, sich ihr besser angepaßt hat und nach außen hin weniger homosexuell wirkt, den anderen überhäuft, der es mehr geblieben ist) im Umgang mit ihresgleichen, was ihrem Dasein sogar Halt verleihen kann, so daß sie es zwar leugnen, eine Rasse zu sein (deren Name als die größte Beleidigung gilt), aber denjenigen, denen es gelingt zu verbergen, daß sie dazugehören, gern die Maske abreißen, weniger um diesen zu schaden, was ihnen allerdings nicht unlieb ist, als um sich selbst zu entschuldigen, auch mit Beispielen für Homosexualität aus der Geschichte, wie ein Arzt solche für Blinddarmentzündung anführt; Sokrates, heißt es gern, sei einer der Ihren gewesen, wie die Juden sagen, Jesus sei Jude gewesen, ohne zu bedenken, daß es keine abnorm Veranlagten gab, als Homosexualität die Norm war, und keine Christenfeinde vor Christus, daß allein die Schmach das Verbrechen ausmacht, denn sie hat einzig jene übriggelassen, die sich jeder Belehrung, jedem Beispiel, jeder Züchtigung widersetzten, aufgrund einer derart speziellen angeborenen Veranlagung, daß diese anderen Menschen (obwohl sie mit hohen moralischen Qualitäten gepaart sein kann) mehr zuwider ist als gewisse Laster, die solchen Qualitäten entgegenstehen, wie Diebstahl, Grausamkeit oder Unredlichkeit, die für die meisten Menschen leichter verständlich und deshalb eher entschuldbar sind; ein Freimaurertum, das viel weiter verbreitet, viel wirksamer ist und weniger vermutet wird als jenes der Logen, denn es beruht auf einer Gleichheit der Neigungen, der Bedürfnisse, der Gewohnheiten, der Ge-

fahren, der Lehrjahre, der ersten Erfahrungen, des Wissens, des Umgangs, des Vokabulars, und in ihm erkennen sich auf der Stelle sogar jene Mitglieder, die sich nicht zu kennen wünschen, an natürlichen oder konventionellen, unwillkürlichen oder gewollten Zeichen, die dem Bettler den großen Herrn, dem er den Wagenschlag schließt, dem Vater den Verlobten seiner Tochter, demjenigen, der Heilung, Beichte oder Rechtshilfe gesucht hatte, den Arzt, den Priester oder den Anwalt, den er konsultiert hatte, als einen seinesgleichen offenbaren; allesamt genötigt, ihr Geheimnis zu wahren, doch Teilhaber an einem Geheimnis der anderen, von dem die übrige Menschheit nichts ahnt, das ihnen aber die unwahrscheinlichsten Abenteuerromane wahr erscheinen läßt; denn in diesem romanhaften, anachronistischen Leben ist der Botschafter der Freund des Sträflings; der Fürst geht, wenn er das Palais der Herzogin verläßt, mit einer gewissen Ungezwungenheit, wie sie aristokratische Erziehung verleiht und über die ein ängstlicher Kleinbürger nicht verfügen würde, zu einer Unterredung mit dem Apachen; ein geächteter Teil der menschlichen Gemeinschaft, doch ein bedeutender Teil, da vermutet, wo er nicht ist, gegenwärtig, unverschämt und ungestraft, wo er unerkannt bleibt; mit einer überall verbreiteten Anhängerschaft, im Volk, in der Armee, in der Kirche, im Zuchthaus, auf dem Thron; ein Leben schließlich, zumindest für zahlreiche, in zärtlichem und gefährlichem Umgang mit Männern der anderen Rasse, die sie provozieren, mit denen sie zum Spiel von ihrem Laster sprechen, als ob es nicht das ihre sei, ein Spiel, das durch die Verblendung oder die Falschheit der anderen leicht gemacht wird, ein Spiel, das jahrelang andauern kann bis zu dem Tag des Skandals, an dem diese Bändiger selbst verschlungen werden; bis dahin aber gezwungen, ihr Leben zu verbergen, ihre Blicke dort wegzuwenden, wo sie verharren möchten, dort zu verharren, wovon sie sich wegwenden möchten, in ihrem Vokabular das Geschlecht mancher Adjektive zu ändern – ein gesellschaftlich bedingter

Zwang, der leicht wiegt neben dem inneren Zwang, den ihr Laster oder das, was man unpassenderweise so nennt, ihnen nicht mit Rücksicht auf andere, sondern auf sie selbst auferlegt, und dies so, daß es ihnen nicht als Laster erscheint. Manche aber, die praktischer denken, es eiliger haben, die sich die Zeit nicht nehmen, der Ware nachzulaufen, und auf die Vereinfachung des Lebens sowie die Zeitersparnis nicht verzichten wollen, die sich aus der Kooperation ergibt, haben sich zwei Gesellschaften zugelegt, deren eine ausschließlich aus ihresgleichen besteht.

Das fällt besonders ins Auge bei denen, die arm und ohne Verbindung aus der Provinz kommen, ohne etwas anderes als den Ehrgeiz, eines Tages ein berühmter Arzt oder Anwalt zu sein, deren Geist noch aller Meinungen und deren Körper noch aller Manieren entbehrt, die aber beides aufs schnellste herausputzen möchten, so wie sie für ihr kleines Zimmer im Quartier latin die Möbel am liebsten nach dem Muster dessen kauften, was sie anderen abgeschaut haben und ihnen nachmachen möchten, jenen nämlich, die bereits in der nützlichen oder ehrenwerten Profession fest im Sattel sitzen, in die sie eintreten und in der sie berühmt werden wollen; bei diesen ist ihre spezielle Neigung, die sie unbewußt ererbt haben, wie die Veranlagung zum Zeichnen, zur Musik oder zur Blindheit, vielleicht die einzige, eingewurzelte und despotische Originalität – eine Originalität, die an gewissen Abenden ihnen auferlegt, diese oder jene für ihre Laufbahn nützliche Veranstaltung mit Leuten zu versäumen, deren Art zu sprechen, zu denken, sich zu kleiden und das Haar zu tragen, sie in allen sonstigen Belangen angenommen haben. In ihrem Stadtviertel, in dem sie sonst nur mit ihren Studiengenossen, ihren Lehrern oder irgendeinem arrivierten und sie protegierenden Landsmann verkehren, haben sie schnell andere junge Leute entdeckt, die eine gleiche Neigung in ihre Nähe rückt, so wie in einer Kleinstadt der Mittelschullehrer und der Notar sich finden, weil beide für Kammermusik oder die Elfenbeinskulp-

turen des Mittelalters schwärmen; mit Bezug auf den Gegenstand ihrer Zerstreuung von dem gleichen Nützlichkeitsinstinkt und dem gleichen professionellen Geist geleitet, der sie in ihrer Karriere bestimmt, finden sie sie wieder bei Zusammenkünften, zu denen ein Außenstehender ebensowenig zugelassen ist wie zu solchen, bei denen sich die Liebhaber von alten Tabatieren, japanischen Holzschnitten, seltenen Blumen treffen und wo infolge der Freude am Dazulernen, der Nützlichkeit des Tausches und der Furcht vor Wettbewerb gleichzeitig, wie an einer Briefmarkenbörse, das enge Einverständnis der Spezialisten, aber auch die wilde Rivalität der Sammler herrscht. Niemand übrigens in dem Café, in dem sie ihren Stammtisch haben, weiß, um was für eine Versammlung es sich dabei handelt, ob man es mit der Zusammenkunft einer Anglergesellschaft, einer solchen von Redaktionssekretären oder der aus dem Departement Indre Gebürtigen zu tun hat, so korrekt ist ihre Haltung, so reserviert und kühl ihre Miene, und so wenig wagen sie – außer ganz schüchtern vielleicht – die jungen Leute der vornehmen Kreise anzusehen, die angehenden Salonlöwen, die sich ein paar Meter entfernt ausführlich über ihre Geliebten auslassen und von denen – wie diejenigen, die sie bewundern, ohne daß sie wagen, den Blick zu ihnen zu erheben, erst zwanzig Jahre später erfahren, wenn die einen schon dicht vor ihrem Eintritt in eine Akademie stehen und die anderen alte Clubleute sind – der Verführerischste, jetzt ein dicker und ergrauender Charlus, in Wirklichkeit ihnen gleichgeartet war, aber anderswo, in einer anderen Welt, unter anderen äußeren Zeichen und ihnen unbekannten Symbolen, deren Verschiedenheit von den ihren sie irregeleitet hat. Doch sind die Gruppierungen mehr oder weniger radikal; und wie sich die Union des Gauches von der Fédération socialiste und diese oder jene Gesellschaft zur Pflege der Musik Mendelssohns von der Schola Cantorum[1] unterscheidet, gibt es an gewissen Abenden an einem anderen Tisch Extremisten, die ein Armband unter ihrer Manschette

hervorsehen lassen, manchmal auch ein Kollier aus dem Schlitz ihres Kragens, durch ihre zudringlichen Blicke, ihr Glucksen, ihr Gelächter, die Zärtlichkeiten, die sie untereinander austauschen, eine Schar von Schülern schleunigst in die Flucht schlagen und mit einer Höflichkeit, hinter der Empörung lauert, von einem Kellner bedient werden, der, wie an den Abenden, wo er den Dreyfus-Anhängern aufzuwarten hat, am liebsten die Polizei holen würde, wenn es nicht dennoch vorteilhaft wäre, die Trinkgelder einzustecken.

Solchen Berufsverbänden stellt man im Geist die Neigung der Einzelgänger gegenüber, einerseits ohne allzu große Kunstgriffe, denn man tut nur, was diese Einzelgänger selbst tun, die glauben, daß nichts sich so sehr von dem organisierten Laster unterscheidet wie das, was sie selbst für unverstandene Liebe halten, und doch nicht ohne Kunstgriffe, denn diese verschiedenen Klassen entsprechen ebenso wie verschiedenen physiologischen Typen auch verschiedenen Phasen einer pathologischen oder lediglich sozialen Entwicklung. Und selten genug kommt es tatsächlich vor, daß diese Einzelgänger eines Tages schließlich doch in derartigen Organisationen aufgehen, zuweilen aus bloßer Müdigkeit oder Bequemlichkeit (so wie auch die, die am meisten dagegen waren, schließlich doch Telephon bei sich legen lassen, die Iénas empfangen oder bei Potin einkaufen[1]). Sie werden übrigens im allgemeinen nicht sehr freundlich aufgenommen, denn in ihrem verhältnismäßig sittenreinen Leben hat der Mangel an Erfahrung und die Sättigung durch bloße Träumerei, auf die sie angewiesen waren, stärker die besonderen Merkmale der Effeminiertheit ausgebildet, die diejenigen zu verwischen bemüht sind, die sich im Laster zusammengefunden haben. Man muß auch zugeben, daß bei manchen dieser Neuhinzugekommenen die Frau nicht nur innerlich mit dem Mann vereint ist, sondern in grauenerregender Weise äußerlich sichtbar wird, wenn sie, von hysterischen Konvulsionen geschüttelt, mit schrillem Lachen Knie und Hände zusammenkrampfen

und einem normalen Menschen nicht ähnlicher sind als jene Affen mit ihren Greiffüßen und dem melancholischen und umringten Blick, die einen Smoking anlegen und eine schwarze Krawatte tragen; so daß der Umgang mit diesen Neueintretenden im Urteil von doch weit unkeuscheren Leuten als kompromittierend und ihre Zulassung als problematisch gilt; man nimmt sie indessen dennoch auf, und sie profitieren dann von jenen Erleichterungen, durch die Handel und große Unternehmen das Leben der einzelnen Menschen verwandelt haben, indem sie ihnen Waren, die bis dahin zu kostspielig zu erwerben oder sogar schwierig aufzutreiben waren, zugänglich machen und sie nun mit einem überreichen Angebot dessen überschwemmen, was sie allein auch in der größten Menschenmenge nicht zu entdecken vermochten. Doch selbst bei all diesen unzähligen Lustventilen bleibt der soziale Zwang zu stark für einige, die sich besonders aus dem Kreis jener rekrutieren, bei denen keinerlei geistiger Zwang gewirkt hat und die ihre Art von Liebe für noch seltener ansehen, als sie ist. Wir wollen im Augenblick diejenigen beiseite lassen, bei denen der exzeptionelle Charakter ihrer Neigungen bewirkt, daß sie sich den Frauen überlegen glauben und sie verachten, aus der Homosexualität aber das Privileg der großen Genies und glorreichen Epochen machen, und die, wenn sie sich bemühen, für ihre Neigungen auch andere zu gewinnen, es weniger unter denen versuchen, die ihnen dafür veranlagt scheinen, als vielmehr – so wie es der Morphinist hinsichtlich des Morphiums tut – unter denen, die ihnen würdig erscheinen, aus Eifer des Apostolats, so wie andere den Zionismus, die Verweigerung des Militärdienstes, den Saint-Simonismus, das Vegetariertum oder die Anarchie predigen. Bei einigen sieht man, wenn man sie morgens im Bett überrascht, einen wundervollen Frauenkopf, so allgemein ist der Gesichtsausdruck, und so sehr symbolisiert er das ganze Geschlecht; das Haar sogar bezeugt es; seine Wellen haben etwas derart Weibliches, frei fließend legt es sich derart natürlich in Locken an

die Wange, daß man staunend bewundert, wie die junge Frau, das junge Mädchen, Galatea[1] , noch kaum erwacht, im Unbewußten dieses männlichen Körpers, in den sie eingeschlossen ist, auf eine so erfindungsreiche Art, von allein, ohne es irgend jemandem abgeschaut zu haben, sich der geringsten Möglichkeit bedient, aus ihrem Gefängnis zu schlüpfen und zu finden, was sie zum Leben notwendig braucht. Gewiß sagt sich der junge Mann mit diesem bezaubernden Kopf nicht: Ich bin eine Frau. Wenn er aber – aus vielen Gründen, die es dafür geben kann – mit einer Frau lebt, kann er ihr gegenüber zwar leugnen, daß er selbst eine ist, ihr schwören, daß er niemals Beziehungen mit Männern gehabt hat. Doch soll sie sich ihn nur ansehen, so wie wir ihn eben gezeigt haben, im Bett liegend, im Pyjama, mit nackten Armen und nacktem Hals unter dem schwarzen Haar. Der Pyjama ist die Nachtjacke einer Frau geworden, der Kopf der einer hübschen Spanierin. Die Geliebte entsetzt sich vor den Bekenntnissen, die da vor ihren Blicken ans Licht dringen und die wahrer als Worte, ja als Taten sind und die die Taten, wenn sie es nicht schon getan haben, schließlich nur bestätigen können, denn jedes Wesen folgt seinem Drang zur Lust;[2] und wenn dieses Wesen nicht allzu lasterhaft ist, so sucht es diese Lust bei dem entgegengesetzten Geschlecht. Für den Homosexuellen aber beginnt das Laster nicht, wenn er Verbindungen mit Frauen knüpft (denn allzu viele Gründe können solche nahelegen), sondern wenn er seine Lust bei Frauen sucht. Der junge Mann, den wir soeben darzustellen versucht haben, war so offensichtlich eine Frau, daß die Frauen, die ihn mit Verlangen anschauten (wofern sie nicht selbst einem ganz besonderen Geschmack huldigten), Opfer der gleichen Enttäuschung werden mußten wie diejenigen, die in den Komödien Shakespeares von einem verkleideten jungen Mädchen getäuscht werden, das sich als Jüngling ausgibt.[1] Die Täuschung ist die gleiche, der Homosexuelle weiß es sogar, er ahnt die Desillusion, die nach der Demaskierung die Frau erleben wird, und

fühlt, zu welchem Quell versponnener Poesie dieser Irrtum über sein Geschlecht werden kann. Im übrigen wird er vergeblich seiner Geliebten, die Ansprüche an ihn stellt (wenn sie nicht ihrerseits eine Bürgerin Gomorrhas ist), das Eingeständnis vorenthalten: Ich bin eine Frau; mit welcher List, welcher Beweglichkeit, welcher eigensinnigen Zähigkeit gleich der einer Kletterpflanze sucht doch in ihm die unbewußte, aber sichtbare Frau nach einem männlichen Organ! Man braucht nur das lokkige Haar auf dem weißen Kopfkissen anzuschauen, um zu verstehen, daß dieser junge Mann am Abend, wenn er seinen Eltern, ihnen und sich selbst zum Trotz, entschlüpft, es gewiß nicht tun wird, um zu Frauen zu gehen. Seine Geliebte kann ihn züchtigen, einschließen, am nächsten Tag wird das Zwitterwesen das Mittel gefunden haben, sich einem Mann anzuschließen, so wie die Winde ihre Ranken dorthin sendet, wo eine Harke oder ein Rechen winkt.[2] Warum sollten wir, wenn wir in dem Gesicht dieses Mannes zarte Züge bewundern, die uns rühren, eine Anmut, eine natürliche Liebenswürdigkeit, wie Männer sie nicht besitzen, tief betrübt sein zu erfahren, daß dieser junge Mensch die Gesellschaft von Boxern sucht? Das sind die verschiedenen Aspekte einer gleichen Wirklichkeit. Und der uns am meisten abstößt, ist sogar der rührendste, rührender als alle liebenswürdigen Züge, denn er stellt ein bewundernswertes unbewußtes Bestreben der Natur dar: Das Eingeständnis des Geschlechts durch sich selbst trotz aller Schwindeleien des Geschlechts zeigt sich in dem uneingestandenen Versuch, sich zu dem hinzuflüchten, was ein Grundirrtum der Gesellschaft diesem Wesen so ferngerückt hat. Was die einen anbetrifft, diejenigen offenbar, die als Kinder die Schüchternsten gewesen sind, kümmern sie sich kaum um die materielle Form der Lust, deren sie teilhaftig werden, wenn sie sie nur mit einem männlichen Gesicht in Zusammenhang bringen können. Andere hingegen, die offenbar leidenschaftlichere Sinne haben, verlangen für ihre Lust gebieterischer bestimmte Lokalisie-

rungen. Diese letzteren würden durch ein Geständnis die Durchschnittsmenschheit schockieren. Sie leben vielleicht weniger ausschließlich unter der Herrschaft des Saturn-Satelliten[1] , denn für sie kommen Frauen immerhin eher in Betracht als für erstere, für die sie nicht existieren würden, wenn es nicht die Sphäre der Unterhaltung, der Koketterie, die Liebe vom Verstand her gäbe. Die zweiten aber suchen die Frauen, die selbst Frauen lieben, denn diese können ihnen einen jungen Mann verschaffen, ja, die Lust am Umgang mit ihm steigern; mehr noch, sie können bei diesen Frauen selbst die Lust finden, die sie sonst nur mit einem Mann erleben. Daher kommt es, daß die Eifersucht bei denjenigen, die die ersteren lieben, nur durch die Lust entfacht wird, die diese bei einem Mann finden könnten und die ihnen als einzige als Verrat erscheint, da sie an der Frauenliebe nicht teilhaben, sie nur aus Gewohnheit ausüben und um sich die Möglichkeit einer Heirat offenzuhalten, sich dabei aber so wenig das Vergnügen vorzustellen vermögen, das man daran haben kann, daß sie nicht darunter leiden können, wenn derjenige, den sie lieben, sich ihm hingibt; während die zweiten oft Eifersucht durch ihre Liebschaften mit Frauen erregen. Denn in den Beziehungen, die sie mit diesen haben, spielen sie für die Frau, die Frauen liebt, die Rolle einer anderen Frau, und die Frau bietet ihnen gleichzeitig ungefähr das, was solche Männer bei dem Mann finden, so daß der eifersüchtige Freund darunter leidet, den Geliebten an die geschmiedet zu wissen, die für ihn fast ein Mann ist, während er gleichzeitig das Gefühl hat, daß er ihm entgleitet, weil er für jene Frauen etwas ist, was er selber nicht kennt, eine Art von Frau. Wir wollen auch gar nicht von den jungen Toren sprechen, die aus einer Art von Kinderei, um ihre Freunde zu nekken oder ihre Eltern zu schockieren, einen merkwürdigen Eifer entfalten, Kleidungsstücke zu wählen, die an Frauenkleider erinnern, ihre Lippen rot färben und ihre Augen schwärzen; lassen wir sie beiseite, denn das sind die, die später, nachdem sie nur allzu grausam die Folgen ih-

rer Affektiertheit haben spüren müssen, ein ganzes Leben auf das vergebliche Bemühen verwenden, durch eine puritanisch strenge Haltung das Unrecht wiedergutzumachen, das sie sich selbst zugefügt haben, als sie vom gleichen Teufel geritten wurden, der junge Frauen des Faubourg Saint-Germain dazu verführt, auf eine skandalöse Art und Weise zu leben, mit allem Brauch zu brechen, ihrer Familie Spott und Schande zu bereiten bis zu dem Tag, an dem sie anfangen, beharrlich und erfolglos den Abhang wieder zu erklimmen, den hinabzugleiten sie so amüsant fanden oder vielmehr einfach nicht unterlassen konnten. Stellen wir endlich für eine spätere Betrachtung diejenigen zurück, die einen Pakt mit Gomorrha geschlossen haben. Wir werden von ihnen sprechen, wenn Monsieur de Charlus ihre Bekanntschaft machen wird. Wir wollen alle, die der einen oder anderen Spielart, die zu gegebener Zeit noch auftreten werden, unberücksichtigt lassen und hier, um diese erste Darlegung abzuschließen, nur noch mit einem Wort auf eine Gattung zurückkommen, von der wir eben zu sprechen angefangen hatten, nämlich die der Einzelgänger. Da sie ihr Laster für etwas Exzeptionelleres halten, als es eigentlich ist, haben sie angefangen, ganz für sich zu leben von dem Tag an, da sie es entdeckten, nachdem sie es schon lange in sich getragen hatten, ohne es zu kennen, doch bloß länger als andere. Denn niemand weiß zunächst, daß er homosexuell oder Dichter, ein Snob oder ein Bösewicht ist. So mancher Schüler, der Liebesgedichte auswendig lernte oder obszöne Bilder betrachtete und sich dabei dicht an einen Kameraden drängte, bildete sich ein, mit ihm nur eins zu sein im gemeinsamen Drang nach der Frau. Wie sollte er meinen, daß er nicht allen anderen gleich ist, wenn er doch die Substanz dessen, was er empfindet, bei der Lektüre von Madame de La Fayette, Racine, Baudelaire, Walter Scott wiedererkennt zu einer Zeit, da er sich noch zu wenig zu beobachten versteht, um das zu bemerken, was er an Selbsterdachtem hinzugefügt hat, und, daß zwar das Gefühl das gleiche, doch das Objekt

verschieden, nämlich, was er ersehnt, Rob Roy und nicht Diana Vernon ist?[1] Bei vielen bewirkt eine defensive Vorsicht des Instinkts, die der Hellsichtigkeit des Verstandes vorausgeht, daß der Spiegel und die Wände ihres Zimmers unter Farbendrucken verschwinden, die Bilder von Schauspielerinnen sind; sie machen Verse wie:

Je n'aime que Chloé au monde,
Elle est divine, elle est blonde,
Et d'amour mon cœur s'inonde.

Nur Chloé lieb' ich auf der Welt,
Die Göttliche, die mir gefällt,
Die mir die Brust in Liebe schwellt.

Muß man deshalb schon am Anfang solcher Lebensläufe eine Neigung erkennen, die man später nicht wiederfinden wird, so wie die blonden Locken der Kinder, die nachträglich dunkel werden? Wer weiß, ob die Frauenphotographien nicht Ausdruck beginnender Heuchelei sind, ein Beginn des Grauens auch vor anderen Homosexuellen! Doch die Einzelgänger sind gerade diejenigen, denen Heuchelei schmerzlich ist. Vielleicht ist das Beispiel der Juden, einer andersgearteten Kolonie, nicht einmal deutlich genug, um zu erklären, wie wenig Macht die Erziehung über sie hat und mit welcher Kunst sie es fertigbringen, immer wieder vielleicht zwar nicht gerade zu etwas so schlicht Schrecklichem wie dem Selbstmord (wohin die Wahnsinnigen trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die man ergreift, zurückkehren, so daß sie, aus dem Fluß gerettet, in den sie sich gestürzt haben, sich gleich darauf vergiften, sich einen Revolver verschaffen usw.), aber doch zu einem Leben zurückzukehren, dessen notwendige Vergnügen für Männer

anderer Rasse unverständlich, unvorstellbar, ja hassenswert sind und dessen häufige Gefährdung und dauernde Schmach bei ihnen Entsetzen hervorrufen würde. Vielleicht muß man, um sie zu schildern, nicht gerade an undomestizierbare Tiere denken wie die angeblich gezähmten jungen Löwen, die dennoch Löwen bleiben, aber doch wenigstens an die Schwarzen, die dem komfortablen Dasein der Weißen, das sie zur Verzweiflung treibt, die Gefahren des Lebens in der Wildnis und seine unbegreiflichen Freuden vorziehen. Wenn der Tag gekommen ist, an dem sie entdecken, daß sie außerstande sind, gleichzeitig die anderen und sich selbst zu belügen, brechen sie auf und ziehen sich ganz aufs Land zurück, fliehen ihresgleichen (die sie für wenig zahlreich halten) aus Grauen vor dem Monströsen oder Furcht vor Versuchung, die übrige Menschheit aber aus Scham. Nie zu wirklicher Reife gelangt, der Schwermut verfallen, machen sie von Zeit zu Zeit an einem mondlosen Sonntagabend einen Spaziergang bis zu einem Kreuzweg, wohin einer ihrer Kindheitsfreunde, der ein benachbartes Schloß bewohnt, ebenfalls gekommen ist, ohne daß sich die beiden durch ein Wort verständigt hätten, und den anderen erwartet. Und nun fangen sie auf dem Gras, im Dunkel, mit den Spielen von einst wieder an, ohne ein Wort zu wechseln. Im Laufe der Woche, wenn sie sich gegenseitig besuchen, plaudern sie über beliebige Dinge, ohne daß eine Anspielung auf das Geschehene fiele, ganz so, als hätten sie nichts dergleichen getan und auch gar nicht im Sinne, von neuem anzufangen, außer daß sich in ihre Beziehungen eine gewisse Kühle, ein ironischer Ton, etwas wie Reizbarkeit und Groll, manchmal auch Haß einschleicht. Dann bricht der Nachbar zu einer beschwerlichen Reise zu Pferd auf, erklimmt auf Mauleseln steile Gipfel und kampiert im Schnee; sein Freund aber, der sein eigenes Laster mit einer Schwäche des Temperaments, seinem allzu seßhaften, wagnislosen Leben in Zusammenhang bringt, begreift, daß die gleiche Neigung in seinem Freund, der sich von alledem frei gemacht hat,

so viele tausend Meter über dem Meeresspiegel keine Wohnstatt mehr finden wird.[1] Tatsächlich geht der andere denn auch eine Ehe ein. Der Verlassene jedoch wird nicht geheilt (ungeachtet der Fälle, in denen, wie man sehen wird, die Homosexualität sich als heilbar erweist). Er besteht darauf, persönlich am Morgen in der Küche den Rahm aus den Händen des Milchjungen in Empfang zu nehmen, und wenn ihm am Abend die Wünsche allzu heftig zusetzen, verirrt er sich soweit, daß er einen Trunkenbold wieder auf den rechten Weg führt oder den Kittel eines Blinden zurechtzupft. Gewiß wandelt sich das Leben mancher Homosexueller dem äußeren Anschein nach, ihr Laster (wie man es nennt) zeigt sich in ihren Gewohnheiten nicht mehr; aber nichts geht verloren: Ein verstecktes Schmuckstück taucht wieder auf; wenn die Urinmenge bei einem Kranken geringer wird, so schwitzt er eben mehr, aber auf die eine oder andere Weise findet die Ausscheidung immer statt. Eines Tages verliert dieser Homosexuelle einen jungen Cousin, und an seinem untröstlichen Schmerz begreift man, daß all sein Verlangen sich in diese vielleicht keusche Neigung, bei der ihm mehr daran gelegen war, die Achtung zu erhalten, als zum Besitz zu gelangen, verlagert hatte, so wie man in einem Budget, ohne daß sich die Endsumme ändert, gewisse Ausgaben auf ein anderes Geschäftsjahr übertragen kann. Wie bei manchem Kranken ein Anfall von Nesselsucht eine Zeitlang alle sonst häufig auftretenden Unpäßlichkeiten in den Hintergrund drängt, scheint die reine Liebe zu einem jungen Verwandten bei dem Homosexuellen vorübergehend durch Metastase an die Stelle von Gewohnheiten getreten zu sein, die eines Tages wieder den Platz der vikariierenden und geheilten Krankheit einnehmen werden.

Indessen ist der verheiratete Nachbar des Einsiedlers wieder heimgekehrt; angesichts der Schönheit der jungen Ehefrau und der zärtlichen Liebe, die ihr Gatte ihr entgegenbringt, schämt sich der Freund, als er das Paar eines Tages gezwun-

genermaßen zum Diner einlädt, der Vergangenheit. Schon guter Hoffnung, muß sie frühzeitig heimkehren und läßt ihren Gatten noch zurück; als die Stunde des Aufbruchs gekommen ist, bittet dieser den Freund, den zunächst noch kein Schatten von Argwohn streift, ihn doch noch ein Stück zu begleiten; doch an dem Kreuzweg angekommen, sieht dieser sich von dem Alpinisten und baldigen Vater wortlos ins Gras geworfen. Die Begegnungen fangen von neuem an bis zu dem Tag, an dem sich nicht weit von dort ein Cousin der jungen Frau niederläßt, mit dem von nun an der Ehemann ständig spazierengeht. Dieser aber, als der Verlassene ihn besuchen oder sich ihm sonst irgendwie von neuem nähern will, stößt ihn wutentflammt und voller Empörung zurück, daß der andere nicht genug Takt habe, um den Abscheu zu ahnen, den er von nun an einflößen muß. Einmal jedoch taucht ein Unbekannter auf, von dem ungetreuen Nachbarn geschickt; der Verlassene kann ihn im Augenblick, von Geschäften überhäuft, gerade nicht empfangen und begreift erst später, zu welchem Zweck der Fremde erschienen war.

Der Einsiedler schmachtet nunmehr allein dahin. Er hat kein anderes Vergnügen, als sich in das benachbarte Seebad zu begeben und dort einen bestimmten Eisenbahnbeamten um eine Auskunft zu bitten. Doch dieser wird befördert, in den fernsten Winkel des Landes versetzt; der Einsiedler hat nun nicht mehr die Möglichkeit, ihn nach der Abfahrtszeit der Züge, den Fahrpreisen erster Klasse zu fragen, und bevor er in seinen Turm heimkehrt, um dort wie Griseldis[1] zu träumen, verharrt er noch am Strand, eine sonderbare Andromeda, die kein Argonaute befreien wird, eine unfruchtbare Meduse, die auf dem Sand umkommen muß[2] ; oder er steht träge vor der Abfahrt des Zuges auf dem Bahnsteig herum und wirft auf die Menge der Reisenden einen für die Augen der Angehörigen einer anderen Rasse scheinbar gleichgültigen, zerstreuten oder verächtlichen Blick, der aber wie das schimmernde Licht, mit dem gewisse Insekten sich schmücken, um andere artgleiche

anzuziehen, oder wie der Nektar, den manche Blumen verströmen, um das sie befruchtende Insekt herbeizulocken, den fast unauffindbaren Liebhaber eines zu speziellen, zu schwer unterzubringenden Vergnügens, das ihm angeboten wird, dennoch nicht täuschen würde – den Fachkollegen, mit dem unser Spezialist in seiner ungewöhnlichen Sprache sich verständigen könnte; höchstens würde irgendein zerlumptes Individuum, das die Bahnsteige unsicher macht, so tun, als interessiere es sich dafür, aber einzig um des materiellen Nutzens willen, so wie jene, die im Collège de France im Saal des Sanskritprofessors ohne Hörer sich die Vorlesung anhören, aber nur, um sich aufzuwärmen. Meduse! Orchidee! Als ich nur meinem Instinkt folgte, flößten mir die Quallen in Balbec Widerwillen ein; aber wenn es mir gelang, sie wie Michelet vom naturwissenschaftlichen und ästhetischen Standpunkt aus anzuschauen, sah ich in ihnen entzükkende, blaßblaue, durchsichtig schimmernde Geschmeide.[1] Sind sie nicht mit dem durchscheinenden Samt ihrer Blütenblätter die zartvioletten Orchideen des Meeres? Wie so viele Geschöpfe der Tier- und Pflanzenwelt, wie die Pflanze, der wir die Vanille verdanken, die aber, weil bei ihr das männliche Organ durch eine Scheidewand von dem weiblichen getrennt ist, unfruchtbar bleiben müßte, sofern nicht Kolibris oder eine bestimmte kleine Bienenart den Pollen von den einen zu den anderen tragen oder der Mensch nicht eine künstliche Befruchtung herbeiführt[2] , war Monsieur de Charlus (das Wort Befruchtung darf hier nur im übertragenen Sinne verstanden werden, da ja im physischen die Vereinigung eines männlichen Wesens mit einem anderen unfruchtbar bleibt; aber es ist doch nicht gleichgültig, ob ein Individuum die einzige Lust finden kann, die es zu genießen imstande ist, und daß »hienieden jede Seele« irgendeiner anderen »ihre Musik, ihr Feuer oder ihren Duft«[3] schenken kann), war also Monsieur de Charlus einer jener Menschen, die man als Ausnahmewesen bezeichnen muß, weil, wie zahlreich sie auch sind, die Befriedigung, die andere

so leicht für ihre sexuellen Bedürfnisse finden, für sie von der gleichzeitigen Erfüllung zu vieler und zu schwer anzutreffender Bedingungen abhängt. Bei Menschen wie Monsieur de Charlus kommt für die gegenseitige Liebe (wenn wir absehen von Kompromissen, von denen nach und nach die Rede sein wird und die man bereits erahnen konnte, weil das Bedürfnis nach Lust, das sich auch mit halbherziger Einwilligung abfindet, sie erforderlich macht) zu den großen, manchmal unüberwindlichen Schwierigkeiten, auf die sie schon bei allen übrigen Wesen stößt, noch die spezielle hinzu, daß das, was immer und für alle Menschen äußerst selten ist, bei ihnen fast unmöglich wird, wodurch, wenn sich für sie eine wahrhaft glückhafte Begegnung – oder das, was ihnen die Natur als eine solche erscheinen läßt – ergibt, ihr Glück noch weit mehr als das eines normalen Liebenden etwas Außerordentliches, Selektioniertes und zutiefst Notwendiges an sich hat. Der Haß der Montague und Capulet[1] war nichts gegen die Behinderungen jeder Art, die überwunden werden mußten, gegen die speziellen Ausleseverfahren, die die Natur unter den an sich bereits wenig gewöhnlichen, die Liebe herbeiführenden Zufällen hatte vornehmen müssen, bevor ein ehemaliger Westenmacher, der gerade brav in sein Büro gehen wollte, geblendet vor einem dickbäuchigen Fünfzigjährigen ins Taumeln geriet; dieser Romeo und diese Julia können mit gutem Grund glauben, daß ihre Liebe nicht der Laune eines Augenblicks entspringt, sondern etwas wahrhaft Prädestiniertes ist, vorbereitet durch die Übereinstimmung ihrer Temperamente, und nicht nur ihrer eigenen Temperamente, sondern schon durch die ihrer Vorfahren, durch eine von weither überkommene Erbschaft, so daß das Wesen, das sich mit ihnen vereint, ihnen schon vor der Geburt angehört und sie angezogen hat durch eine Macht, vergleichbar jener, die die Welten regiert, die der Schauplatz unserer früheren Existenzen gewesen sind. Monsieur de Charlus hatte mich davon abgelenkt zu beobachten, ob die Hummel der Orchidee den Pollen brachte, auf den sie

so lange schon wartete und den zu erhalten sie keine Aussicht hatte außer durch einen so unwahrscheinlichen Zufall, daß man ihn als eine Art Wunder bezeichnen konnte. Doch ein Wunder war auch der Vorgang, dessen Zeuge ich war, ein Wunder fast der gleichen Art und nicht weniger wunderbar. Sobald ich diese Begegnung unter einem solchen Gesichtspunkt betrachtete, schien mir alles in Schönheit getaucht. Die merkwürdigsten Listen, die die Natur erfunden hat, um die Insekten zu zwingen, die Befruchtung von Blüten zu sichern, die ohne sie nicht befruchtet werden könnten, weil die männliche Blüte zu weit von der weiblichen entfernt ist, oder jene, die, wofern der Wind den Transport des Pollens garantieren muß, dessen Loslösung von der männlichen Pflanze erleichtert und seine Aufnahme durch die weibliche im Vorüberfliegen sehr viel einfacher dadurch macht, daß sie die Nektarausscheidung unterdrückt, die nun, da es keine Insekten anzuziehen gilt, keinen Zweck mehr erfüllt, und gleicherweise den Farbglanz der Blütenblätter, die jene anziehen, die List auch, die dafür sorgt – damit die Pflanze dem Pollen vorbehalten bleibt, den sie braucht und der nur in ihr Frucht bringen kann –, daß sie eine Flüssigkeit ausscheidet, die sie gegen alle übrigen Arten von Pollen immun macht, schienen mir nicht wunderbarer als die Existenz von Unterarten von Homosexuellen, dazu bestimmt, dem alternden Homosexuellen die Freuden der Liebe zu sichern: Männer, die nicht von allen Männern angezogen werden, sondern – durch ein Phänomen von Entsprechung und Übereinstimmung, das jenem vergleichbar ist, das die Befruchtung von trimorphen, verschiedengriffligen Blüten regelt, wie das Lythrum salicaria eine ist – von Männern, die viel älter sind als sie. Von dieser Unterart hatte mir Jupien gerade ein Beispiel vor Augen geführt, das gleichwohl weniger packend war als andere, die jeder Erforscher der menschlichen Flora, jeder Botaniker der psychischen Welt trotz ihrer Seltenheit beobachten kann, ein Beispiel, bei dem ein solcher Forscher einen schmächtigen jungen Mann vor die

Augen bekommt, der auf die Avancen eines kräftig gebauten und dickbäuchigen Fünfzigers wartet, während er gegenüber den Anträgen anderer junger Leute so unempfänglich bleibt, wie die doppelgeschlechtigen Blüten mit kurzem Griffel der Primula veris unfruchtbar bleiben, solange sie bloß von anderen Exemplaren der Primula veris mit ebenfalls kurzem Griffel bestäubt werden, während sie mit Freuden den Pollen der Primula veris mit langem Griffel in sich aufnehmen. Was übrigens Monsieur de Charlus betraf, so wurde ich mir in der Folge darüber klar, daß es für ihn verschiedene Arten von Vereinigung gab, von denen manche durch ihre Häufigkeit und ihren kaum wahrnehmbaren Augenblickscharakter, besonders aber durch das Fehlen eines Kontaktes zwischen den beiden Mitwirkenden noch mehr an jene Blumen erinnerten, die in einem Garten durch den Pollen einer benachbarten Blume befruchtet werden, mit der sie niemals in Berührung kommen. Bei manchen Individuen genügte es ihm tatsächlich, sie kommen zu lassen und ein paar Stunden lang unter dem Joch seiner Worte zu halten, damit sein bei irgendeiner Begegnung entzündetes Verlangen Befriedigung fand. Allein durch Worte vollzog sich diese Vereinigung nicht weniger einfach, als sie sich bei Infusionstierchen abspielen mag. Manchmal, so wie es zweifellos mit mir der Fall gewesen war an jenem Abend, da er mich nach dem Diner bei der Herzogin von Guermantes zu sich entboten hatte, fand die Befriedigung in Gestalt einer heftigen Strafpredigt statt, die der Baron dem Besucher ins Gesicht schleuderte, so wie manche Blüten mittels Schnellkraft aus einer gewissen Entfernung das Insekt bestäuben, das dadurch unbewußt ihr verblüffter Partner wird.[1] Wenn Monsieur de Charlus von einem von seiner Leidenschaft Beherrschten zum Beherrscher geworden war, schickte er, von seiner Unruhe befreit und im Inneren beschwichtigt, den Besucher wieder fort, der ihm alsogleich nicht mehr begehrenswert erschien. Endlich untersteht die Homosexualität selbst, da sie sich daraus ableitet, daß der

Homosexuelle der Frau zu verwandt ist, um zweckmäßige Beziehungen zu ihr zu haben, damit einem höheren Gesetz, das bewirkt, daß so viele doppelgeschlechtige Blüten unfruchtbar bleiben, das heißt dem Gesetz der Sterilität aufgrund von Selbstbefruchtung. Freilich begnügen die Homosexuellen sich bei ihrer Suche nach einem männlichen Partner oft mit einem Homosexuellen, der ebenso feminin ist wie sie. Es genügt dann schon, daß er nicht dem weiblichen Geschlecht angehört, das sie selbst embryonal in sich tragen, ohne es nutzbar machen zu können, so wie es vielen hermaphroditischen Blüten und sogar gewissen doppelgeschlechtigen Tieren, wie der Schnecke, ergeht, die nicht durch sich selbst, sondern nur durch andere Hermaphroditen befruchtet werden können. Dadurch knüpfen die Homosexuellen, die sich so gern auf den alten Orient oder das Goldene Zeitalter Griechenlands beziehen, an noch viel fernere Zeiten, an die Epochen des Experimentierens an, in denen es weder zweihäusige Pflanzen noch eingeschlechtige Tiere gab, das heißt an jenen Ur-Hermaphroditismus, von dem gewisse rudimentäre männliche Organe in der Anatomie der Frau und weibliche Organe in der Anatomie des Mannes noch Zeugnis abzulegen scheinen. Ich fand die mir zunächst unbegreifliche Mimik von Jupien und Monsieur de Charlus ebenso merkwürdig wie jene verführerischen, für die Insekten bestimmten Gebärden, mit denen nach Darwin die als Kompositen bezeichneten Blüten die kleinen Halbröhren ihres Köpfchens aufrichten, um besser von fern gesehen zu werden, so wie eine gewisse verschiedengrifflige Blüte ihre Staubgefäße wendet und neigt, um den Insekten den Weg zu ebnen, oder ihnen eine Waschung zuteil werden läßt, oder ganz einfach sogar vergleichbar den Düften des Nektars oder dem Farbglanz der Blütenblätter, die in diesem Augenblick Insekten in den Hof zogen.[1] Von diesem Tag an sollte Monsieur de Charlus die Stunde seiner Besuche bei Madame de Villeparisis ändern; nicht daß er nicht Jupien anderswo und sogar bequemer hätte sehen

können, aber ebensogut wie für mich blieben die Nachmittagssonne und der blühende Strauch sicherlich mit seiner Erinnerung verknüpft. Im übrigen begnügte er sich nicht damit, die Nichte Jupiens Madame de Villeparisis, der Herzogin von Guermantes, einer ganzen glänzenden Kundschaft zu empfehlen, die sich im übrigen um so eifriger um die junge Näherin bemühte, als die wenigen Damen, die Widerstand leisteten oder auch nur gezögert hatten, von seiten des Barons Gegenstand furchtbarer Repressalien wurden, sei es, daß er ein Exempel statuieren wollte, sei es, daß sie wirklich seinen Zorn erregt hatten, weil sie sich gegen seine Herrschaftsansprüche auflehnten. Er richtete es auch so ein, daß Jupiens Stellung immer lukrativer wurde, bis er ihn endgültig als Sekretär zu sich nahm, unter Bedingungen, die wir später kennenlernen werden. »Ach! das ist ein Mensch, der Glück hat, dieser Jupien«, bemerkte Françoise, die eine Tendenz hatte, Gütebeweise zu verkleinern oder zu übertreiben, je nachdem, ob sie ihr selbst oder andern zuteil geworden waren. In diesem Falle übrigens brauchte sie nicht zu übertreiben und empfand auch keinerlei Neid, denn sie war Jupien aufrichtig zugetan. »Ja, das ist wirklich ein guter Mensch, der Herr Baron«, setzte sie hinzu, »so angenehm, so fromm, so korrekt! Wenn ich eine heiratsfähige Tochter hätte und zu den reichen Leuten gehörte, würde ich sie dem Baron unbesehen geben.« – »Aber Françoise«, wandte meine Mutter sanft ein, »diese Tochter hätte ja nun recht viele Ehemänner. Erinnern Sie sich nur, daß Sie sie auch schon Jupien versprochen haben.« – »Jaja!« antwortete Françoise, »das ist auch so einer, der eine Frau glücklich machen würde. Es gibt zwar Reiche und arme Teufel, aber mit dem Naturell hat das gar nichts zu tun. Der Baron und Jupien sind Männer von ganz dem gleichen Schlag.«

Im übrigen übertrieb ich mir damals angesichts dieser ersten Enthüllung stark den elektiven Charakter einer derart selektionierten Vereinigung. Gewiß ist jeder Mann, der Monsieur de Charlus gleicht, ein außergewöhnliches Geschöpf, da

er wesensmäßig, wenn er keine Zugeständnisse an die Möglichkeiten des Lebens macht, nach der Liebe eines Mannes von der anderen Rasse trachtet, das heißt eines Mannes, der Frauen liebt (und infolgedessen ihn nicht lieben kann); es gibt aber entgegen dem, was ich in dem Hof annahm, als ich Jupien und Monsieur de Charlus herumtänzeln sah, so wie die Orchidee der Hummel entgegenkommt, von diesen Ausnahmewesen, die man bedauert, eine große Menge, wie man im Laufe dieses Werkes sehen wird, aus einem Grund, der erst am Schluß offenbar werden wird, und sie beklagen selbst viel eher, daß sie zu zahlreich, als daß sie zu wenige wären.[1] Denn die beiden Engel, die an den Toren von Sodom postiert wurden mit der Aufgabe festzustellen, ob die Einwohner, wie in der Genesis berichtet wird[2] , wirklich alle die Dinge getan hätten, die gen Himmel schrien, waren – man kann sich nur darüber freuen – vom Herrn sehr schlecht ausgewählt worden, der diese Aufgabe nur einem Sodomiter hätte anvertrauen dürfen. Einen solchen hätten Entschuldigungen wie: »Bin Vater von sechs Kindern, habe zwei Mätressen« und so weiter nicht dazu bewogen, milde das Flammenschwert zu senken und die Strafe zu erleichtern. Er würde geantwortet haben: »Ja, und deine Frau leidet Qualen der Eifersucht. Und selbst wenn du dir jene anderen nicht in Gomorrha ausgewählt hast, verbringst du doch deine Nächte mit einem Hirten aus dem Tale Hebron.« Und er hätte dafür gesorgt, daß der Betreffende auf der Stelle in die Stadt hätte zurückkehren müssen, die Feuer und Schwefel vom Himmel alsbald zerstören sollten. Statt dessen ließ man alle heimlichen Sodomiter entkommen, selbst wenn sie bei dem Anblick eines jungen Mannes den Kopf wandten, wie Lots Weib es tat, ohne daß auch sie deswegen in Salzsäulen verwandelt wurden.[1] So hatten sie denn zahlreiche Nachkommen, bei denen dies eine gewohnheitsmäßige Geste geblieben ist, ganz so wie lockere Frauen scheinbar eine Auslage von Schuhen hinter einer Schaufensterscheibe betrachten, dabei aber den Kopf nach einem Stu-

denten umwenden. Diese Nachkommen der Sodomiter, die so zahlreich sind, daß man auf sie eine andere Stelle aus der Genesis anwenden kann: »Kann ein Mensch den Staub auf Erden zählen, der wird auch deinen Samen zählen«[2] , haben sich auf der ganzen Erde festgesetzt. Sie haben Zugang zu allen Berufen gefunden und dringen so erfolgreich in die exklusivsten Clubs ein, daß, wenn ein Bürger Sodoms keine Aufnahme darin findet, die schwarzen Kugeln zumeist von seinesgleichen stammen, die ihrerseits aber mit Vorliebe die Sodomie anprangern, und das als Erben jener Lüge, die ihren Ahnen gestattet hat, die dem Untergang geweihte Stadt zu verlassen. Möglich ist, daß sie eines Tages dorthin zurückkehren werden. Sicher bilden sie in allen Ländern eine orientalische, kultivierte, musikalische, zur Medisance neigende Kolonie, die bezaubernde Vorzüge und unerträgliche Fehler besitzt. Man wird sie sehr viel näher im Laufe der folgenden Seiten kennenlernen; hier sollte nur im voraus dem verhängnisvollen Irrtum begegnet werden, den es bedeuten würde, wenn man in der gleichen Weise, wie man eine zionistische Bewegung[3] angeregt hat, eine sodomitische Bewegung ins Leben rufen und Sodom wieder aufbauen wollte. Kaum angekommen nämlich, würden die Sodomiter die Stadt verlassen, damit es nicht so aussähe, als gehörten sie dazu, würden in anderen Städten heiraten und Mätressen aushalten, in denen sie dann im übrigen alle angemessenen Zerstreuungen finden könnten. Sie würden nach Sodom nur an Tagen gehen, wo eine äußerste Notwendigkeit sie dazu zwänge, wenn ihre eigene Stadt leer wäre, in jenen Hungerzeiten, die selbst die Wölfe aus den Wäldern locken; das bedeutet, daß sich alles fast genauso zutragen würde wie in London, in Berlin, in Rom, in Petrograd oder in Paris.

Jedenfalls dachte ich an jenem Tage vor meinem Besuch bei der Herzogin noch nicht so weit und war nur sehr bekümmert, daß ich wegen der Aufmerksamkeit, die ich auf die Ver-

einigung Jupien – Charlus verwendet, vielleicht die Befruchtung der Blüte durch die Hummel versäumt hatte.

II

ERSTES KAPITEL

Monsieur de Charlus in Gesellschaft. Ein Arzt. Charakteristische Erscheinung von Madame de Vaugoubert. Madame d'Arpajon, der Springbrunnen von Hubert Robert und die Heiterkeit des Großfürsten Wladimir. Madame d'Amoncourt, Madame de Citri, Madame de Saint-Euverte und andere. Merkwürdiges Gespräch zwischen Swann und dem Fürsten von Guermantes. Albertine am Telephon. Besuche vor meinem zweiten und letzten Aufenthalt in Balbec. Ankunft in Balbec. Eifersucht wegen Albertine. Arrhythmien des Herzens.

Da ich keine Eile hatte, bei den Guermantes zu erscheinen, zu deren Abendgesellschaft ich mich nicht mit Sicherheit eingeladen wußte[1] , trieb ich mich müßig draußen herum; und der Sommertag schien es nicht eiliger zu haben als ich. Es war schon später als neun Uhr, und doch war er noch zugegen und gab auf der Place de la Concorde dem Obelisken von Luxor das Aussehen von rosafarbenem Nugat. Dann modifizierte er dessen Tönung und verwandelte ihn in etwas Metallisches, wodurch der Obelisk nicht nur kostbarer, sondern auch schlanker und nahezu elastisch erschien. Man konnte sich vorstellen, das Juwel lasse sich leicht verbiegen und sei wohl auch schon etwas verfälscht. Der Mond stand jetzt am Himmel wie ein Orangenschnitz, der behutsam abgeschält, aber dabei doch etwas verletzt worden war. Später jedoch sollte er aus haltbarstem Gold gefertigt sein. Ganz allein duckte sich dahinter ein kleines Sternchen, um als einziger Weggefährte

dem einsamen Mond zu folgen, während dieser zwar seinen Freund beschützen, doch gleichzeitig auch kühner voranschreiten und dabei gleich einer unwiderstehlichen Waffe, gleich einem orientalischen Symbol seine breite, wundervolle Goldsichel schwingen würde.[1]

Vor dem Palais der Fürstin von Guermantes traf ich den Herzog von Châtellerault; ich erinnerte mich nicht mehr daran, daß mich eine halbe Stunde zuvor noch die Furcht gepeinigt hatte – im übrigen sollte sie mich bald von neuem befallen –, ich käme uneingeladen her. Man beunruhigt sich, und oft erinnert man sich dann lange nach der Stunde der Gefahr, die man dank der Zerstreuung vergessen hat, erst wieder an seine Sorgen. Ich sagte dem jungen Herzog guten Tag und betrat das Palais. Hier muß ich indessen zunächst einen kleinen Nebenumstand berichten, der erlauben soll, eine Begebenheit zu verstehen, die bald folgen wird.

Jemand nämlich dachte an diesem Abend wie an den vorhergehenden viel an den Herzog von Châtellerault, ohne dabei zu ahnen, wer er war, und zwar der Türsteher (den man zu jener Zeit den »Beller« nannte) der Fürstin von Guermantes. Monsieur de Châtellerault, weit entfernt, einer der Intimen – obgleich er einer ihrer Cousins war – der Fürstin zu sein, wurde in ihrem Salon zum erstenmal empfangen. Seine Eltern, die seit zehn Jahren mit ihr entzweit gewesen waren, hatten sich vor vierzehn Tagen mit ihr ausgesöhnt und, da sie selbst diesen Abend außerhalb von Paris verbringen mußten, ihren Sohn beauftragt, sie zu vertreten. Einige Tage zuvor aber war der Türsteher der Fürstin in den Champs-Elysées einem jungen Mann begegnet, den er reizend gefunden hatte, dessen Identität festzustellen ihm jedoch nicht gelungen war. Nicht daß der junge Mann sich nicht ebenso entgegenkommend wie großzügig erwiesen hätte. Alle Gunst, von der der Türsteher geglaubt hatte, er müsse sie einem so jungen Herrn seinerseits erweisen, hatte er viel eher empfangen. Doch Monsieur de Châtellerault war ebenso ängstlich wie unvor-

sichtig und um so entschlossener, sein Inkognito zu wahren, als er nicht wußte, mit wem er es zu tun hatte; er hätte viel größere – wiewohl unbegründete – Angst gehabt, hätte er es gewußt. So hatte er sich darauf beschränkt, sich für einen Engländer auszugeben, und auf alles leidenschaftliche Befragen des Türstehers, der das Verlangen empfand, jemanden wiederzusehen, dem er für so viel Großzügigkeit zu Dank verpflichtet war, nur die ganze Avenue Gabriel entlang geantwortet: »I do not speak French.«[1]

Obwohl der Herzog von Guermantes – wegen der Herkunft seines Cousins von mütterlicher Seite – in dem Salon der Fürstin von Guermantes-Bayern ein Spürchen Courvoisier[2] vorfinden wollte, so beurteilte man doch den initiativen Geist und die intellektuelle Überlegenheit dieser Dame nach einer Neuerung, die man sonst nirgendwo in diesen Kreisen antraf. Nach dem Diner wurden bei der Fürstin, welches auch immer der Umfang des Routs war, der darauf folgen sollte, die Stühle jeweils in der Weise aufgestellt, daß man kleine Gruppen bildete, die sich notfalls sogar den Rücken zukehrten. Die Fürstin bewies dann ihren Sinn für Geselligkeit, indem sie sich, als geschehe es aufgrund einer besonderen Vorliebe, bei einer von ihnen niederließ. Sie scheute sich im übrigen nicht, jemand aus einer anderen Gruppe auszuwählen und heranzuziehen. Wenn sie zum Beispiel Monsieur Detaille[3] (der natürlich beistimmte) darauf aufmerksam gemacht hatte, was Madame de Villemur, die ihren Platz in einer anderen Gruppe hatte und nur von hinten zu sehen war, für eine hübsche Nakkenlinie habe, zögerte die Fürstin nicht, zu rufen: »Madame de Villemur, Monsieur Detaille bewundert als großer Maler, der er ist, gerade Ihre Nackenlinie.« Madame de Villemur sah darin eine unmittelbare Aufforderung zur Unterhaltung: Mit der Geschicklichkeit, die man durch Erfahrung im Reiten gewinnt, vollzog sie mit ihrem Sessel eine sanfte Dreivierteldrehung, so daß sie, ohne ihre Nachbarn irgendwie zu stören, der Fürstin fast gegenübersaß. »Sie kennen Mon-

sieur Detaille noch nicht?« fragte dann die Hausherrin, der die geschickte, diskrete Schwenkung ihres Gastes nicht genügte. »Ich kenne ihn nicht, aber ich kenne seine Werke«, antwortete Madame de Villemur mit respektvoller, gewinnender Miene und einer Geistesgegenwart, um die sie viele beneideten, während sie den berühmten Maler, der durch diesen Anruf ihr ja noch nicht in aller Form vorgestellt worden war, gleichzeitig kaum merklich grüßte. »Kommen Sie, Monsieur Detaille«, sagte die Fürstin, »ich werde Sie Madame de Villemur vorstellen.« Diese aber wendete nun so viel Geschicklichkeit daran, dem Schöpfer des *Traums* einen Platz zu verschaffen, wie kurz zuvor, sich zu ihm umzuwenden. Die Fürstin rückte selbst einen Stuhl für sich heran; sie hatte im Grunde Madame de Villemur nur angerufen, um selbst einen Vorwand zu haben, die erste Gruppe zu verlassen, bei der sie die üblichen zehn Minuten zugebracht hatte, um sich gleich darauf ebenso lange der zweiten zu widmen. Innerhalb von drei Viertel Stunden hatten alle Gruppen ihren Besuch erhalten, der jedesmal einzig durch Zufall und momentane Laune bestimmt zu sein schien, vor allem aber den Zweck hatte, ins rechte Licht zu setzen, mit welcher Natürlichkeit »eine große Dame einen Empfang zu gestalten weiß«. Jetzt aber begannen die Gäste für die Soiree einzutreffen, woraufhin die Hausherrin sich – stolz aufgerichtet in ihrer nahezu königlichen Majestät, die Augen leuchtend von ihrem eigentümlich metallischen Glühen – zwischen zwei reizlosen Hoheiten und der Frau des spanischen Gesandten nicht weit von der Eingangstür niedergelassen hatte.

Ich fand mich wartend in der Reihe hinter einigen Gästen, die früher gekommen waren als ich. Mir gegenüber sah ich die Fürstin, deren Schönheit unter so vielen anderen bestimmt nicht der einzige Anlaß war, daß ich mich an dieses Fest noch deutlich erinnere. Freilich, das Antlitz der Hausherrin war so vollkommen, geprägt wie eine schöne Medaille, daß es für mich einen besonderen Erinnerungswert behalten hat. Die

Fürstin hatte die Gewohnheit, ihren Gästen, wenn sie sie ein paar Tage vor einer ihrer Abendgesellschaften traf, zu sagen: »Sie kommen doch, nicht wahr?«, als habe sie großes Verlangen, sich mit ihnen zu unterhalten. Da sie ihnen dagegen gar nichts zu sagen hatte, begnügte sie sich damit, sobald sie vor ihrem Antlitz erschienen, ohne sich zu erheben, einen Augenblick ihre leere Konversation mit den beiden Hoheiten und der Botschafterin zu unterbrechen und dem Betreffenden mit den Worten zu danken: »Nett, daß Sie gekommen sind«, nicht weil sie wirklich fand, der Gast gebe einen Beweis der Freundlichkeit, indem er erschienen war, sondern um die ihre um so mehr ins rechte Licht zu setzen; dann erteilte sie ihm auf der Stelle eine kalte Dusche, denn sie setzte hinzu: »Sie finden Monsieur de Guermantes am Eingang der Gärten«, so daß man diese besichtigen ging, sie selbst aber in Ruhe ließ. Zu manchen sagte sie gar nichts, sondern begnügte sich damit, ihnen ihre wundervollen Onyxaugen zu präsentieren, als sei man nur zu einer Ausstellung kostbarer Steine gekommen.

Der erste, der vor mir eintrat, war der Herzog von Châtellerault.

Da er für alle lächelnden Blicke und Handzeichen zu danken hatte, die ihm aus dem Salon schon entgegengebracht wurden, hatte er den Türsteher nicht bemerkt. Doch vom ersten Augenblick an hatte der Türsteher ihn erkannt. Die Identität, die zu ermitteln er sich so sehr gewünscht hatte, würde ihm in wenigen Sekunden nunmehr offenbar sein. Als er seinen »Engländer« vom vorgestrigen Abend fragte, welchen Namen er anmelden dürfe, war der Türsteher nicht nur tief bewegt, sondern er hielt sich fast für unzart und indiskret. Es kam ihm so vor, als würde er soeben allen Anwesenden (die gleichwohl von nichts eine Ahnung hatten) ein Geheimnis enthüllen, das er nicht ohne Schuld in der Weise aufdecken und öffentlich bekanntgeben könne. Als er die Antwort des Gastes hörte: »Der Herzog von Châtellerault«, fühlte er sich derart von Stolz überflutet, daß er einen Augenblick ver-

stummte. Der Herzog blickte ihn an, erkannte ihn, fühlte sich verloren, während der Diener, der sich wieder gefaßt hatte und seinen Hofkalender genügend kannte, um von sich aus eine allzu bescheidene Benennung entsprechend zu ergänzen, mit professionellem Nachdruck, in dem die Weichheit intimer Zärtlichkeit mitschwang, laut ankündigend ausrief: »Seine Hoheit, Monseigneur der Herzog von Châtellerault!« Nun aber war ich zum Anmelden an der Reihe. In Betrachtung der Hausherrin versunken, die mich noch nicht gesehen hatte, hatte ich nicht an die, obwohl in einer ganz anderen Weise als für den Herzog von Châtellerault, auch für mich furchtbaren Befugnisse dieses wie ein Henker schwarzgekleideten Türstehers gedacht, der inmitten einer Lakaienschar in fröhlich gefärbten Livreen stand, lauter kräftiggebauten Burschen, bereit, jeden Eindringling zu ergreifen und vor die Tür zu befördern. Der Türsteher befragte mich nach meinem Namen. Ich nannte ihn ebenso mechanisch, wie sich der zum Tode Verurteilte auf den Bock schnallen läßt. Er hob sofort majestätisch den Kopf, und bevor ich ihn hatte bitten können, mich nur halblaut anzumelden, um meine Eigenliebe, falls ich nicht eingeladen wäre, sowie die der Fürstin von Guermantes, falls ich es dennoch wäre, zu schonen, brüllte er die beunruhigenden Silben mit einer Macht heraus, von der die Wölbung des Palais hätte erbeben können.

Der berühmte Huxley[1] (derjenige, dessen Neffe gegenwärtig einen hervorragenden Platz in der englischen Literatur einnimmt) berichtet, daß eine seiner Patientinnen nicht mehr in Gesellschaft zu gehen wagte, weil sie oft in dem Fauteuil, den man ihr mit höflicher Geste anbot, einen alten Herrn sitzen sah. Sie war ganz sicher, daß entweder die einladende Geste oder die Gegenwart des alten Herrn eine Halluzination sein müsse, denn man hätte ihr ja nicht zugemutet, in einem Sessel Platz zu nehmen, der bereits vergeben war. Als aber Huxley, um sie zu heilen, sie nötigte, wieder auf eine Soiree zu gehen, machte sie einen Augenblick qualvollen Zögerns

durch, als sie sich fragte, ob das liebenswürdige Zeichen, das man ihr gab, wohl Wirklichkeit sei oder ob sie einer tatsächlich nicht vorhandenen Vision folgend sich in aller Öffentlichkeit auf die Knie eines leibhaftigen alten Herrn setzen werde. Die kurze Ungewißheit war eine Qual für sie. Weniger vielleicht jedoch als die meinige für mich. Von dem Augenblick an, da ich meinen Namen mit einem lauten Dröhnen verkünden hörte, das mir das erste Donnergrollen einer möglicherweise folgenden Katastrophe schien, mußte ich, um auf alle Fälle meinen guten Glauben zu bekunden, mit entschlossener Miene, als sei ich von keinerlei Zweifel heimgesucht, auf die Fürstin zugehen.

Sie bemerkte mich, als ich ein paar Schritte von ihr entfernt war, und anstatt sitzen zu bleiben, wie sie es bei den anderen Eingeladenen getan hatte, erhob sie sich, was mich nicht mehr zweifeln ließ, daß ich das Opfer einer üblen Machenschaft geworden sei, und kam geradewegs auf mich zu. Eine Sekunde später konnte ich den gleichen erleichterten Seufzer ausstoßen wie Huxleys Patientin, als sie sich entschlossen hatte, auf dem Fauteuil Platz zu nehmen, diesen unbesetzt fand und begriff, daß die Halluzination der alte Herr war. Eben hatte mir die Fürstin die Hand gereicht. Einen Augenblick verharrte sie in dieser aufrechten Stellung mit jener ganz besonderen Art von Anmut wie in der Strophe von Malherbe, die so schließt:

Et pour leur faire honneur les Anges se lever. [1]

Und sie zu ehren, stehn die Engel auf.

Sie entschuldigte sich, daß die Herzogin noch nicht gekommen sei, als müsse ich mich ohne sie langweilen. Um mir die-

se Begrüßung zuteil werden zu lassen, führte sie um mich herum, während sie meine Hand festhielt, eine anmutige Drehung aus, in deren Wirbel ich mich hineingezogen fühlte. Ich erwartete fast, sie werde mir wie eine Anführerin beim Kotillon einen Spazierstock mit Elfenbeingriff oder eine Armbanduhr überreichen. In Tat und Wahrheit gab sie mir von alledem nichts, und als habe sie, anstatt einen Boston zu tanzen, ein sakrosanktes Quartett von Beethoven angehört, dessen erhabene Klänge sie zu stören gefürchtet hätte, ließ sie es in puncto Konversation dabei bewenden oder fing vielmehr schon gar keine an; strahlend noch darüber, daß sie mich hatte eintreten sehen, gab sie mir lediglich den Ort bekannt, wo sich der Fürst befand.

Ich entfernte mich von ihr und wagte nicht, mich ihr wieder zu nähern, denn ich spürte, daß sie mir absolut nichts zu sagen hatte und daß in ihrem unermeßlich guten Willen diese bewundernswert schöne, diese hochgeborene Frau, die so edel war wie viele große Damen, die hocherhobenen Hauptes aufs Schafott geschritten sind, mir gegenüber nur, da sie nicht wagte, mir Melissenwasser anzubieten, auch weiterhin hätte wiederholen müssen, was sie mir schon zweimal gesagt hatte: »Sie finden den Fürsten im Garten.« Mich zu dem Fürsten zu begeben aber bedeutete für mich ein Wiederaufleben meiner Zweifel in einer anderen Form.

Auf alle Fälle mußte ich jemanden finden, der die Vorstellung übernahm. Alle anderen Unterhaltungen beherrschend, hörte man das keinen Augenblick verstummende Geschwätz von Monsieur de Charlus, der mit Seiner Exzellenz, dem Herzog von Sidonia, sprach, dessen Bekanntschaft er soeben gemacht hatte. Von Beruf zu Beruf errät man einander, von Laster zu Laster ebenfalls. Monsieur de Charlus und Monsieur de Sidonia hatten auf der Stelle jeder das des anderen erspürt: Für alle beide bestand es darin, in Gesellschaft Monologist zu sein, in einem Maß, das keine Unterbrechungen dulden konnte. Da sie sofort zu der Meinung gekommen waren, daß »für

dies Übel keine Heilung sei«, wie es in einem berühmten Sonett[1] heißt, hatten sie den Entschluß gefaßt, nicht zu schweigen, sondern jeder für sich zu sprechen, ohne sich darum zu kümmern, was der andere etwa zu sagen gedächte. Dadurch war der wirre Lärm zustande gekommen, wie er in den Komödien Molières von mehreren Personen hervorgebracht wird, die zu gleicher Zeit verschiedene Dinge äußern. Bei seiner gellenden Stimme durfte übrigens der Baron vollkommen sicher sein, die Oberhand zu behalten, das heißt die schwache Stimme von Monsieur de Sidonia erfolgreich zu übertönen, ohne daß dieser sich jedoch entmutigt gefühlt hätte; wenn nämlich Monsieur de Charlus einen Augenblick Atem schöpfte, wurde die Pause von dem Murmeln des spanischen Granden ausgefüllt, der unbeirrt in seiner Rede fortgefahren war. Ich hätte gern Monsieur de Charlus gebeten, mich dem Fürsten von Guermantes vorzustellen, fürchtete aber (mit nur zu gutem Grund), er könnte auf mich böse sein. Ich hatte mich ihm gegenüber zu undankbar benommen, hatte ich doch zum zweitenmal sein Angebot unbeachtet gelassen und ihm seit jenem Abend, an dem er mich so liebevoll nach Hause zurückgeleitet hatte, kein Lebenszeichen gegeben.[1] Und dabei hätte nicht einmal als vorweggenommene Entschuldigung die Szene gelten können, die ich heute nachmittag erst zwischen Jupien und ihm sich hatte abspielen sehen. Nichts dergleichen hatte ich geargwöhnt. Allerdings hatte ich kurze Zeit zuvor meinen Eltern, als diese mir meine Trägheit vorhielten sowie die Tatsache, daß ich mir noch nicht die Mühe genommen habe, ein Wort an Monsieur de Charlus zu schreiben, in aller Heftigkeit vorgeworfen, sie wollten mich zur Annahme ehrenrühriger Anträge veranlassen.[2] Doch einzig der Zorn, das Verlangen, den Satz zu finden, der ihnen am unangenehmsten sein könnte, hatten mir diese lügnerische Antwort diktiert. In Wirklichkeit hatte ich hinter den Angeboten des Barons nichts vermutet, was der Sphäre der Sinne oder auch nur des Gefühls nahegekommen wäre. Ich hatte die Äußerung zu meinen El-

tern aus purem Blödsinn getan. Doch manchmal wohnt die Zukunft schon in uns, ohne daß wir es wissen, und unsere Worte, die zu lügen meinen, bezeichnen eine nicht ferne Wirklichkeit.

Monsieur de Charlus hätte mir zweifellos meine mangelnde Dankbarkeit verziehen. Was ihn aber zur Wut reizte, war, daß meine Anwesenheit an diesem Abend bei der Fürstin von Guermantes wie seit einiger Zeit auch bei ihrer Cousine seiner feierlichen Erklärung Hohn zu sprechen schien: In diese Salons kommt man nur durch mich. Sei es ein schwerwiegender Fehler oder vielleicht sogar ein unsühnbares Verbrechen, jedenfalls hatte ich nicht den Instanzenweg befolgt. Monsieur de Charlus wußte zwar recht wohl, daß die Donnerkeile, die er gegen diejenigen schleuderte, die sich seinen Weisungen nicht fügten oder auf die er einen vorgefaßten Haß hatte, mit welch tobender Wut er sie auch lud, bei vielen Leuten anfingen für Theaterdonner zu gelten, der nicht mehr die Macht besaß, irgendeinen Menschen von irgendwo erfolgreich zu vertreiben. Vielleicht aber glaubte er, seine verminderte, wenn auch noch immer große Macht sei in den Augen solcher Neulinge, wie ich einer war, dennoch intakt geblieben. Daher hielt ich ihn auch nicht für sehr gut gewählt, um ihn um einen Dienst bei einem Fest zu bitten, bei dem schon meine bloße Gegenwart ein ironisches Dementi seiner Ansprüche darzustellen schien.

In diesem Augenblick wurde ich von einem ziemlich gewöhnlichen Mann angehalten, dem Professor E.[1] Er war überrascht, mich bei den Guermantes anzutreffen. Ich war es nicht weniger, ihn dort zu finden, denn niemals hatte man bei der Fürstin eine Figur dieser Art gesehen, noch sah man sie in der Folge dort. Er hatte kurz zuvor den bereits mit den Sterbesakramenten versehenen Fürsten von einer infektiösen Pneumonie gerettet, und die ganz besondere Dankbarkeit, die die Fürstin von Guermantes deswegen ihm gegenüber hegte, war der Grund, daß man mit allen Usancen gebrochen und ihn

eingeladen hatte. Da er absolut niemand in diesen Salons kannte und nicht unbegrenzt lange wie ein Gesandter des Todes allein darin umherirren konnte, hatte er bei meinem Anblick zum erstenmal in seinem Leben verspürt, daß er mir unendlich viele Dinge zu sagen habe, was ihm gestattete, sich eine Contenance zu geben, und einen der Gründe bildete, weshalb er auf mich zugetreten war. Es bestand noch ein anderer. Er legte großen Wert darauf, niemals einen diagnostischen Irrtum zu begehen. Nun aber war seine Korrespondenz so umfangreich, daß er sich nicht immer sehr gut erinnerte, wenn er einen Patienten nur einmal gesehen hatte, ob die Krankheit den von ihm im voraus festgesetzten Lauf genommen habe. Man kann sich vielleicht noch erinnern, daß ich meine Großmutter im Augenblick des Schlaganfalls an jenem Abend zu ihm gebracht hatte, als er sich all seine Orden annähen ließ. Da inzwischen einige Zeit vergangen war, erinnerte er sich nicht mehr an die Todesanzeige, die wir ihm seinerzeit geschickt hatten. »Ihre Frau Großmutter ist doch gestorben, nicht wahr?« sagte er zu mir mit einer Stimme, in der eine fast vollständige Gewißheit eine leichte Befürchtung niederhielt. »Ah! Also doch! Im übrigen war schon in den ersten Minuten, in denen ich sie sah, meine Prognose ganz außerordentlich düster, ich erinnere mich sehr gut.«

Auf diese Weise erfuhr Professor E. zum ersten- oder zweitenmal den Tod meiner Großmutter und, wie ich zu seinem Lob sagen muß, das im übrigen für die gesamte Ärzteschaft gilt, ohne Befriedigung zu äußern, ja vielleicht sogar, ohne sie zu verspüren. Die Irrtümer der Ärzte sind ohne Zahl. Gewöhnlich sind sie zu optimistisch mit Bezug auf die Diät des Kranken, zu pessimistisch aber, was den Ausgang des Leidens betrifft. »Wein? Mit Maßen genossen, kann er Ihnen nicht schaden. Alles in allem ist er schließlich ein Anregungsmittel … Frauen? Schließlich handelt es sich da ja um eine Funktion. Die Liebe ist Ihnen erlaubt, soweit es nicht zum Übermaß kommt, Sie verstehen mich schon. Exzesse sind auf allen Ge-

bieten von Übel!« Wie groß ist da augenblicks die Versuchung für den Kranken, auf diese zwei Gesundungsmittel zu verzichten, das Wasser und die Enthaltsamkeit. Hat aber jemand etwas am Herzen, leidet er an Albuminurie oder dergleichen, ist seine Lebenszeit stark begrenzt. Gern werden ernste, aber nur funktionelle Störungen einer imaginären Krebsgeschwulst zugeschrieben. Es hat keinen Zweck, weitere ärztliche Visiten zu machen, es handelt sich um ein unausweichliches Übel, das auch durch sie nicht mehr behoben werden kann. Wenn dann der sich selbst überlassene Patient es mit einer rigorosen Diät versucht, schließlich wieder gesundet oder wenigstens weiterlebt, so wird der Arzt, wenn er in der Avenue de l'Opéra von jemand gegrüßt wird, den er seit langem auf dem Père-Lachaise vermutete, in diesem gelüfteten Hut eine Gebärde heimtückischer Bosheit erblicken. Ein Schwurgerichtspräsident würde kaum in größeren Zorn geraten, wenn er einen Schelm, über den er zwei Jahre zuvor das Todesurteil verhängt hat, vor seiner Nase und offenbar ganz ohne Angst einen unschuldigen Spaziergang machen sähe. Die Ärzte (es handelt sich wohlverstanden nicht um alle, und wir haben auch bewundernswürdige Ausnahmen im Sinn) sind im allgemeinen eher unzufrieden und gereizt über eine Nichtbestätigung ihrer Verdikte als erfreut darüber, daß diese in Erfüllung gegangen sind. Das erklärt, weshalb Professor E., wie groß auch seine geistige Genugtuung bei der Feststellung gewesen sein mag, daß er sich nicht getäuscht hatte, über das Unglück, das uns betroffen hatte, mit mir nur trauervoll sprechen konnte. Er legte keinen Wert darauf, die Unterhaltung abzukürzen, die ihm nach außen hin eine Haltung und einen Grund zum Bleiben gab. Er redete von der großen Hitze, die in diesen Tagen herrschte, aber obwohl er gebildet war und sich in gutem Stil hätte ausdrücken können, fragte er mich: »Leiden Sie nicht unter dieser Hyperthermie?« Die Medizin hat nämlich in ihren Erkenntnissen einige kleine Fortschritte seit Molière gemacht, aber nicht die geringsten in ihrem Vo-

kabular. Mein Gesprächspartner setzte hinzu: »Wichtig ist, daß man die Transpiration vermeidet, die besonders in überhitzten Salons bei solchem Wetter entsteht. Sie können dem, wenn Sie nach Hause kommen und Durst haben, durch Wärmezufuhr begegnen« (womit offenbar warme Getränke gemeint waren).

Wegen der Umstände, die beim Tod meiner Großmutter mitspielten, interessierte mich das Thema, und so hatte ich jüngst in dem Buch eines großen Gelehrten gelesen, Transpiration sei schlecht für die Nieren, weil dabei durch die Haut entweicht, was an anderer Stelle ausgeschieden werden sollte. Ich beklagte sehr die damalige Hundstagshitze, die meine Großmutter zugrunde gerichtet hatte, und war nicht weit davon entfernt, diesem Umstand die Schuld zuzuschreiben. Ich sagte davon nichts zu Doktor E., doch von selbst fuhr er fort: »Der Vorteil solcher sehr heißen Tage, an denen man heftiger transpiriert, besteht darin, daß dadurch die Nieren entsprechend entlastet werden.« Medizin ist keine exakte Wissenschaft.

Nachdem Professor E. sich einmal an mich geheftet hatte, wünschte er mich nicht mehr zu verlassen. Ich hatte aber soeben den Marquis von Vaugoubert bemerkt, wie er die Fürstin von Guermantes mit großen Reverenzen nach rechts und nach links hin begrüßte, nachdem er einen Schritt zurückgetreten war. Monsieur de Norpois hatte mich jüngst mit ihm bekannt gemacht, und ich hoffte, in ihm jemand zu finden, der imstande sein würde, mich dem Hausherrn vorzustellen. Der beschränkte Umfang dieses Werks erlaubt mir nicht, hier zu erklären, aufgrund welcher Begebenheiten im Verlauf seiner Jugendzeit Monsieur de Vaugoubert einer der wenigen Menschen auf der Welt war (vielleicht der einzige), die Monsieur de Charlus in sein Geheimnis, wie man in Sodom sagt, »eingeweiht« hatte.[1] Wenn aber unser Gesandter am Hof des Königs Theodosius[2] auch einige der Fehler des Barons besaß, so doch nur in stark abgeschwächtem Maß. Nur in unendlich

gemilderter, sentimentaler und törichter Form litt er an jenen Wechseln von Sympathie und Haß, die das Verlangen zu gefallen und gleich darauf die ebenso imaginäre Furcht, wo nicht verachtet, so doch erkannt zu werden, den Baron durchlaufen ließen. Lächerlich geworden durch eine Enthaltsamkeit, durch einen »Platonismus« (dem er aus Ehrgeiz seit der Zeit des Concours[1] jedes physische Vergnügen geopfert hatte), durch seine geistige Unbedeutendheit vor allem, waren diese raschen Wechsel bei Monsieur de Vaugoubert freilich doch vorhanden. Während aber bei Monsieur de Charlus maßloses Lob mit sprühender Beredsamkeit vorgebracht und mit feinstem beißendstem Spott gewürzt wurde, der einen Menschen für immer zeichnete, wurden dagegen bei Monsieur de Vaugoubert die Sympathiebezeugungen mit der Banalität eines Menschen bescheidensten geistigen Ranges, eines Gesellschaftsmenschen und Beamten ausgedrückt, die Vorwürfe hingegen (meist ebenso aus der Luft gegriffen wie bei Monsieur de Charlus) mit einer Bosheit, die keine Ruhe gab, aber geistlos ausgesponnen wurde und um so heftiger mißfiel, als sie gewöhnlich im Widerspruch zu den Reden stand, die der Gesandte ein halbes Jahr zuvor geführt hatte und möglicherweise in kurzer Zeit wiederum führen würde: eine Stetigkeit im Wechsel, die den verschiedenen Lebensphasen Monsieur de Vaugouberts eine fast astronomische Poesie verlieh, obwohl abgesehen davon niemand weniger als er an ein Gestirn gemahnte.

Der Gruß, mit dem er den meinen erwiderte, hatte nichts von dem, den Monsieur de Charlus an mich gewandt hätte. Diesem Gruß gab Monsieur de Vaugoubert außer den tausend Alfanzereien, die er für eine Eigentümlichkeit der großen Welt und der Diplomatie hielt, etwas Fesches, Schneidiges, das er mit einem Lächeln begleitete, um einerseits entzückt vom Leben schlechthin – während er innerlich an den Mißhelligkeiten einer Karriere würgte, in der es keine Beförderung, wohl aber die ständige Drohung der Versetzung in den Ruhe-

stand gab –, andererseits jung, männlich und bezaubernd zu erscheinen, während er doch im Spiegel, in den er schon gar nicht mehr zu schauen wagte, die Runzeln in seinem Gesicht, das er so gern verführerisch bewahrt hätte, rundum sich fest einzeichnen sah. Nicht daß er sich tatsächlich Eroberungen gewünscht hätte, an die er vielmehr gar nicht denken konnte, ohne Angst vor dem Gerede, unangenehmem Aufsehen und gar vor Erpressung zu haben. Da er von einer fast kindischen Ausschweifung zu absoluter Enthaltsamkeit seit jenem Tage übergegangen war, als er sich den Quai d'Orsay in den Kopf gesetzt hatte und Karriere machen wollte, wirkte er wie ein Tier im Käfig. Nach allen Richtungen warf er Blicke, die Furcht, Begierde und Stumpfsinn ausdrückten. Der seinige war dabei so groß, daß er sich nicht einmal klarmachte, daß die Halbwüchsigen seiner Jugendzeit keine jungen Schlingel mehr waren, und, wenn ein Zeitungsverkäufer ihm ins Gesicht rief: *»La Presse!«* [1] , noch mehr als vor Verlangen sich in Ängsten wand, da er sich erkannt und aufgestöbert glaubte.

Doch mangels der Befriedigung, die er dem dafür ganz undankbaren Quai d'Orsay zum Opfer gebracht hatte, neigte Monsieur de Vaugoubert – und deswegen hätte er gern noch gefallen – zu jähem Überschwang des Herzens. Gott weiß, mit wie vielen Briefen er das Ministerium belästigte, welche persönlichen Listen er entfaltete, wieviel Vorschuß er auf den Kredit von Madame de Vaugoubert nahm (die man wegen ihrer Korpulenz, ihrer hohen Geburt, ihrer männlichen Erscheinung und vor allem wegen der Mittelmäßigkeit ihres Gatten mit eminenten Fähigkeiten begabt glaubte und von der man annahm, daß im Grunde sie die Botschafterfunktionen ausübe), um ohne jeden guten Grund einen jungen, völlig verdienstlosen Mann in das Personal der Gesandtschaft eingliedern zu lassen. Allerdings, wenn einige Monate oder Jahre darauf vielleicht der unbedeutende Attaché ohne den Schatten einer schlechten Absicht seinem Chef gegenüber Zeichen von Kühle an den Tag gelegt zu haben schien, so daß dieser sich

verachtet oder verraten glaubte, wandte er den gleichen hysterischen Eifer auf, um ihn zu bestrafen, wie er ihn vordem bewies, als er ihn mit seiner Gunst noch förmlich überhäufte. Er setzte dann Himmel und Erde in Bewegung, damit jener abberufen würde, und der Direktor der Affaires politiques bekam täglich einen Brief: »Worauf warten Sie noch, um mich von diesem Schlawiner zu befreien? Halten Sie ihn ein bißchen kurz in seinem eigenen Interesse. Was er braucht, ist, daß er sich einmal selber durchbeißen muß.« Der Posten eines Attachés bei König Theodosius war aus diesem Grunde wenig angenehm. Doch war in allem übrigen dank seinem gesunden Weltmannsverstand Monsieur de Vaugoubert einer der besten Vertreter der französischen Regierung im Ausland. Als ein angeblich überlegener, jakobinisch gesinnter Mann, der in allen Dingen beschlagen war, ihn später ersetzte, dauerte es nicht lange, bis zwischen Frankreich und dem Land, in dem der König regierte, Krieg ausbrach.

Monsieur de Vaugoubert legte wie Monsieur de Charlus keinen Wert darauf, als erster guten Tag zu sagen. Beide zogen vor zu »antworten«, da sie immer das Gerede fürchteten, das derjenige, dem sie sonst die Hand hingestreckt hätten, seit ihrer letzten Begegnung mit ihm möglicherweise über sie gehört haben könnte. Für meine Person brauchte sich Monsieur de Vaugoubert diese Frage nicht vorzulegen; ich hatte ihn in der Tat als erster gegrüßt, und wäre es auch nur wegen des Altersunterschiedes. Er dankte mir mit erstaunter und entzückter Miene, während seine beiden Augen auch weiterhin erregt umherirrten, als stände allseits Luzerne, die abzufressen verboten wäre. Ich dachte, ich müsse ihn anstandshalber zuerst darum bitten, mich Madame de Vaugoubert vorzustellen und erst dann dem Fürsten, welches Anliegen ich erst hinterher zur Sprache bringen wollte. Der Gedanke, mich mit seiner Frau bekannt zu machen, schien ihn mit Freude sowohl um seinetwie um ihretwillen zu erfüllen, und mit beschwingtem Schritt führte er mich der Marquise zu. Als wir vor ihr stan-

den, wies er zwar mit Augen und Händen und allen nur möglichen Zeichen der Hochachtung auf mich hin, stand aber stumm da und zog sich nach ein paar Sekunden zappelnd und wedelnd zurück, um mich mit seiner Gattin allein zurückzulassen. Die Dame hatte mir zwar gleich die Hand hingestreckt, doch ohne zu wissen, an wen sie dieses Zeichen der Liebenswürdigkeit wandte, denn ich begriff, daß Monsieur de Vaugoubert meinen Namen vergessen, ja mich vielleicht nicht einmal wiedererkannt, und da er es aus Höflichkeit nicht hatte zugeben wollen, die Vorstellung auf eine einfache Pantomime beschränkt hatte. Ich war damit denn auch keinen Schritt weitergekommen; wie sollte ich mich dem Hausherrn von einer Dame vorstellen lassen, die meinen Namen nicht wußte? Zudem sah ich mich gezwungen, ein paar Minuten mit Madame de Vaugoubert zu verplaudern. Das aber verdroß mich unter zwei Gesichtspunkten. Ich legte keinen Wert darauf, ewig bei diesem Fest zu verweilen, denn ich hatte mit Albertine (ich hatte ihr eine Loge für *Phèdre* geschenkt) ausgemacht, daß sie kurz vor Mitternacht zu mir kommen solle. Gewiß war ich keineswegs in sie verliebt; wenn ich sie heute abend kommen ließ, so gehorchte ich einzig einem Verlangen meiner Sinne, obwohl wir uns in jener glühenden Periode des Jahres befanden, in der die freiwerdende Sinnlichkeit sich eher in den Organen des Geschmacks konzentriert und vor allem Kühle sucht. Mehr als nach dem Kuß eines jungen Mädchens dürstet man dann nach einer Orangeade, einem Bad oder aber wünscht den schön glatt geschälten, saftträufelnden Mond zu betrachten, der den Himmel mit Feuchtigkeit tränkt. Gleichwohl rechnete ich darauf, mich an Albertines Seite – die mich ja übrigens an die Kühle der Flut erinnerte – von dem sehnsüchtigen Verlangen zu befreien, das sicherlich in mir viele bezaubernde Gesichter zurücklassen würden (denn die Soiree der Fürstin war ebensogut eine Junge-Mädchenwie eine Dameneinladung). Andererseits hatte dasjenige der imposanten

Madame de Vaugoubert in seiner bourbonischen Fülle und seiner Verdrossenheit nichts gerade Anziehendes.

Im Ministerium sagte man, ohne daß man damit irgend etwas speziell Boshaftes äußern wollte, daß in dieser Ehe der Mann die Weiberröcke, die Frau hingegen die Hosen anhabe. Doch lag darin mehr Wahrheit, als man meinen mochte. Madame de Vaugoubert war ein Mann. Ob sie immer so gewesen, wie ich sie vor mir sah, oder erst so geworden war, spielt dabei keine Rolle, denn in beiden Fällen hat man es mit einem der rührendsten Wunder der Natur zu tun, das besonders im zweiten Fall das Menschenreich dem Pflanzenreich naherückt. Bei der ersten Hypothese – nämlich wenn die spätere Madame de Vaugoubert von jeher in so massiver Weise männlich gewesen war – verleiht die Natur aufgrund einer teuflischen und barmherzigen List dem jungen Mädchen das trügerische Aussehen eines Mannes. Der Jüngling aber, der die Frauen nicht liebt und sich davon heilen will, entdeckt mit Freuden den Ausweg, zu einer Verlobten in Gestalt eines Markthallenarbeiters zu kommen. Im anderen Fall, wenn die Frau zunächst keine männlichen Züge hat, nimmt sie sie nach und nach sogar unbewußt an, um ihrem Mann in jener Art von Mimikry zu gefallen, durch die gewisse Blumen sich das Aussehen der Insekten geben, die sie anlocken wollen. Der Kummer, nicht geliebt, kein Mann zu sein, läßt sie männlich werden. Wer hat nicht schon, ganz abgesehen von dem vorliegenden Fall, bemerkt, wie sehr die normalsten Paare sich schließlich einander angleichen, ja zuweilen sogar ihre Eigenschaften vertauschen? Ein ehemaliger deutscher Kanzler, Fürst Bülow, hatte eine Italienerin geheiratet. Auf die Dauer konnte man auf dem Pincio feststellen, wieviel italienische Raffiniertheit der germanische Gatte und wieviel deutsche Grobheit die italienische Fürstin angenommen hatte.[1] Um ein anderes, den hier skizzierten Gesetzen völlig entgegengesetztes Beispiel zu zitieren, so kennt jedermann einen hervorragenden französischen Diplomaten, an dessen Abstammung nur noch sein Name erinner-

te, einer der berühmtesten des Orients. Mit der Reife und dem Alter trat in ihm der Orientale zutage, den man niemals in ihm vermutet hatte, und bei seinem Anblick vermißt man den Fes, der ihn vervollständigen würde.[2]

Um aber auf Charakteranlagen zurückzukommen, denen unser Botschafter, dessen in der Folge der Generationen verdichtete Silhouette wir eben nachzeichneten, völlig fremd gegenüberstand, so verkörperte Madame de Vaugoubert den erworbenen oder von jeher in ihr vorgebildeten Typ, dessen unsterbliches Abbild die Princesse Palatine, nämlich Lotte von der Pfalz[3] ist, die ständig Reiterkleidung trug und die, da sie von ihrem Mann mehr als nur die Männlichkeit, nämlich die Fehler der Männer, die keine Frauen mögen, übernommen hatte, in ihren Klatschweiberbriefen die Beziehungen unter den großen Herren am Hof Ludwigs xiv. enthüllt. Eine der Ursachen, die das männliche Aussehen solcher Frauen wie Madame de Vaugoubert noch verstärken, ist die Vernachlässigung, die sie von seiten ihrer Ehegatten erfahren, sowie die Scham, die sie darüber empfinden und die allmählich in ihnen alles verkümmern läßt, was eigentlich weiblich ist. Sie nehmen schließlich die guten und schlechten Eigenschaften an, die ihr Mann nicht besitzt. In dem Maße, wie dieser oberflächlich, verweichlicht, indiskret ist, werden sie zum reizlosen Abbild von Tugenden, die eigentlich ihr Gatte üben sollte.

Spuren von Schmach, Kummer und Empörung trübten das regelmäßige Gesicht von Madame de Vaugoubert. Zu meinem Bedauern spürte ich, daß sie mich mit Interesse und Neugier als einen der jungen Männer betrachtete, die Monsieur de Vaugoubert gefielen und deren einer sie so gern gewesen wäre, seitdem ihr alternder Gatte eine Vorliebe für die Jugend hatte. Sie betrachtete mich mit der Aufmerksamkeit jener Personen aus der Provinz, die nach dem Katalog eines Modegeschäfts das Schneiderkleid kopieren, das der hübschen, dort abgebildeten Person so ausgezeichnet steht (tatsächlich ist es auf allen Seiten eine und dieselbe Person, die nur

trügerischerweise dank der Verschiedenheit der Posen und der Vielfalt der Toiletten immer wieder anders wirkt). Die vegetabilische Anziehungskraft, dank deren Madame de Vaugoubert sich auf mich zubewegte, war so stark, daß sie mich sogar beim Arm faßte, damit ich sie zum Büffet führte, wo sie ein Glas Orangeade trinken könnte. Ich jedoch machte mich mit der Begründung los, daß ich bald gehen müsse, mich aber noch nicht einmal dem Herrn des Hauses hätte vorstellen lassen.

Die Entfernung, die mich vom Eingang der Gärten trennte, wo er im Gespräch mit mehreren Personen stand, war nicht eben groß. Doch sie flößte mir mehr Furcht ein, als wenn ich mich, um sie zu überschreiten, einem Dauerbeschuß hätte aussetzen müssen.

Viele Frauen, durch die ich mich, wie mir schien, hätte vorstellen lassen können, befanden sich im Garten, wo sie zwar übertriebene Bewunderung heuchelten, aber nicht allzusehr wußten, was sie anfangen sollten. Feste dieser Art sind im allgemeinen nur eine Vorform ihrer selbst. Sie bekommen Wirklichkeit erst am folgenden Tage, wenn sie die Aufmerksamkeit derjenigen beschäftigen, die nicht eingeladen waren. Wenn ein wahrer Schriftsteller, dem die törichte Eigenliebe so vieler Literaten abgeht, den Artikel eines Kritikers liest, der ihm immer die größte Bewunderung gezollt hat, und nun die Namen von mittelmäßigen Autoren, nicht aber den seinen vorfindet, so hat er nicht die Muße, sich bei etwas aufzuhalten, was für ihn ein Gegenstand der Verwunderung sein könnte, denn seine Bücher rufen ihn. Eine Dame der Gesellschaft aber hat nichts zu tun, und wenn sie im *Figaro* liest: »Gestern haben der Fürst und die Fürstin von Guermantes eine große Soiree gegeben, und so weiter«, ruft sie bestürzt: »Wie! Vor drei Tagen erst habe ich eine Stunde mit Marie-Gilbert gesprochen, und sie hat mir nichts davon gesagt!« Dann zerbricht sie sich den Kopf, um herauszubekommen, was sie den Guermantes wohl angetan haben könnte. Man muß sagen,

daß, was die Feste der Fürstin anbelangt, das Erstaunen zuweilen bei den Eingeladenen ebenso groß war wie bei denen, die es nicht waren, denn diese Einladungen platzten in einem Moment heraus, da man sie am wenigsten erwartete, und richteten sich an Leute, die die Fürstin jahrelang vergessen hatte. Beinahe alle Gesellschaftsmenschen aber sind so unbedeutend, daß jeder einzelne von ihnen, um die anderen zu beurteilen, nur den Maßstab ihrer Liebenswürdigkeit anlegt: Als Eingeladener liebt, als Ausgeschlossener haßt er sie. Wenn die Fürstin tatsächlich diese letzteren, obwohl sie vielleicht zu ihren Freunden gehörten, nicht einlud, so lag das oft an ihrer Furcht, »Palamède« zu verstimmen, der die Betreffenden exkommuniziert hatte. Ich konnte daher sicher sein, daß sie über mich mit Monsieur de Charlus nicht gesprochen hatte, denn sonst hätte ich mich nicht hier befunden. Er stand jetzt am Eingang des Gartens neben dem deutschen Botschafter an die Rampe der großen Treppe gelehnt, die ins Haus hineinführte, so daß die Eingeladenen, obwohl drei oder vier Verehrerinnen sich um den Baron gruppierten und ihn fast verdeckten, gezwungen waren, ihm dort guten Abend zu sagen. Er antwortete darauf, indem er alle mit ihrem Namen anredete. So hörte man sukzessive: »Guten Abend, Monsieur du Hazay. Guten Abend, Madame de La Tour du Pin-Verclause, guten Abend, Madame de La Tour du Pin-Gouvernet, guten Abend, Philibert, guten Abend, meine liebe Frau Gesandtin« und so fort. Das ergab ein unaufhörliches Gekreisch, unterbrochen von wohlmeinenden Ratschlägen oder Fragen (deren Beantwortung ihn nicht interessierte), die Monsieur de Charlus in etwas gedämpfterem, zum Zeugnis seiner Indifferenz leicht affektiertem, jedoch leutseligem Ton an die Betreffenden richtete: »Passen Sie auf, daß die Kleine sich nicht erkältet, die Gärten sind immer etwas feucht. Guten Abend, Madame de Brantes. Guten Abend, Madame de Mecklembourg. Ist das junge Fräulein auch erschienen? Hat sie das bezaubernde rosa Kleid an? Guten Abend, Saint-Géran.« Gewiß lag Hochmut in dieser

Haltung. Monsieur de Charlus wußte, daß er ein Guermantes war und einen herausragenden Platz bei diesem Fest einnahm. Es lag aber darin nicht nur Hochmut; schon das bloße Wort »Fest« ließ bei diesem Menschen mit seinen ästhetischen Gaben die prunkvolle, eigenartige Bedeutung anklingen, die es haben kann, wenn das betreffende Fest nicht in der Gesellschaft, sondern auf einem Bild von Carpaccio oder Veronese[1] gegeben wird. Es ist sogar wahrscheinlich, daß der deutsche Fürst, der Monsieur de Charlus ja war, eher an das Fest dachte, das sich im *Tannhäuser* abspielt, in dem er dann selbst wie der Markgraf am Eingang der Burg für jeden der Eingeladenen ein gütig herablassendes Wort hatte, während ihr Weiterschreiten in das Schloß oder den Park von dem langen, hundertmal wiederaufgenommenen Thema des berühmten »Einzugs der Gäste auf der Wartburg«[1] begleitet wird.

Ich mußte mich gleichwohl entscheiden. Zwar erkannte ich unter den Bäumen Frauen, mit denen ich mehr oder weniger gut bekannt war, aber sie schienen mir verwandelt, weil sie bei der Fürstin und nicht bei ihrer Cousine waren und weil ich sie nicht vor einem Teller aus Meißner Porzellan, sondern unter den Zweigen eines Kastanienbaumes sitzen sah. Die Eleganz des Milieus spielte dabei keine Rolle. Wäre sie ungleich geringer gewesen als bei »Oriane«, so hätte die gleiche Verwirrung dennoch für mich bestanden. Wenn in unserem Salon das elektrische Licht ausgeht und man es durch Petroleumlampen ersetzen muß, scheint uns alles verändert. Von Madame de Souvré wurde ich aus meiner Ungewißheit gerissen. »Guten Abend«, sagte sie, indem sie auf mich zutrat. »Haben Sie letzthin einmal wieder die Herzogin von Guermantes gesehen?« Sie war Meisterin darin, dieser Art von Sätzen einen Tonfall zu geben, der bewies, daß sie sie nicht aus reiner Phantasielosigkeit vorbrachte wie Leute, die nicht wissen, wovon sie mit einem reden sollen und einen zum hundertstenmal auf eine oft sehr vage gemeinsame Bekanntschaft ansprechen. Im Gegenteil blitzte in ihren Augen

wie durch elektrische Übertragung ein Funke auf, der besagte: Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie nicht wiedererkenne. Sie sind der junge Mann, den ich bei der Herzogin von Guermantes getroffen habe. Ich erinnere mich sehr wohl. Leider war die Protektion, die sich mit diesem anscheinend so gedankenlos hingesagten und dabei von so zartsinniger Absicht getragenen Satz über mich erstreckte, außerordentlich fragil und schwand auf der Stelle dahin, sobald ich sie mir zunutze machen wollte. Madame de Souvré besaß die Kunst, wenn es sich darum handelte, eine Bitte bei einem Mächtigen zu unterstützen, es so einzurichten, daß sie in den Augen des Bittstellers diesen zu empfehlen, zugleich aber in den Augen der hochgestellten Persönlichkeit diesen Bittsteller nicht zu empfehlen schien, so daß diese nach zwei Richtungen wirkende Geste ihr einen Kredit der Dankbarkeit bei dem letzteren eröffnete, ohne daß der andere ihren Schritt irgendwie auf ihre Debetseite schrieb. Als ich, durch die Liebenswürdigkeit dieser Dame ermutigt, ihr meine Bitte vortrug, sie möge mich doch dem Fürsten von Guermantes vorstellen, benutzte sie einen Moment, in dem die Blicke des Hausherrn nicht auf uns gerichtet waren, mich mütterlich um die Schultern zu fassen und, dem abgewendeten Gesicht des Fürsten, der sie nicht sehen konnte, zulächelnd, mich mit einer angeblich protegierenden, aber willentlich unwirksamen Geste zu ihm hinzuschieben, so daß ich eigentlich hilflos wie zuvor noch immer am Ausgangspunkt stand. So groß ist die Feigheit der Vornehmen.

Diejenige einer Dame, die mich mit meinem Namen begrüßte, war jedoch noch größer. Ich versuchte, den ihren wiederzufinden, während ich mich mit ihr unterhielt; ich erinnerte mich sehr wohl, daß ich mit ihr diniert hatte, und fand in meinem Gedächtnis auch die Worte, die sie gesagt hatte. Doch meine Aufmerksamkeit, die sich ganz auf jene Region meines Inneren konzentrierte, in der sich diese Erinnerungen an sie befanden, vermochte gleichwohl ihren Namen nicht

wiederzuermitteln.[1] Dennoch war er da. Mein Denken hatte sich auf eine Art von Spiel mit ihm eingelassen, bei dem es sich darum handelte, allmählich die Konturen, dann seinen Anfangsbuchstaben zu erfassen und ihn schließlich ganz und gar in mir aufzuhellen. Es war vergebliche Mühe. Ich verspürte ungefähr seinen Umfang, sein Gewicht, doch was seine Form anbelangte, so mußte ich mir, wenn ich sie mit dem düsteren Gefangenen, der sich im Dunkel meines Inneren barg, verglich, immer wieder sagen: Der richtige ist das noch nicht. Gewiß hätte mein Geist die schwierigsten Namen erschaffen können. Leider aber handelte es sich nicht darum, zu erschaffen, sondern zu reproduzieren. Jede Tätigkeit des Geistes ist leicht, wenn sie nicht der Wirklichkeit untergeordnet werden muß. Zu dieser Unterordnung aber war ich hier gezwungen. Endlich trat mit einem Male der Name in seiner Ganzheit vor mich hin: Madame d'Arpajon. Ich habe unrecht zu sagen, daß er vor mich hintrat, denn er kam, glaube ich, nicht aus eigenem Antrieb in mein Bewußtsein. Ebensowenig denke ich, daß die nicht sehr gewichtigen, wenn auch zahlreichen Erinnerungen, die sich auf diese Dame bezogen und die ich unaufhörlich um Hilfe anging (durch Ermunterungen wie die folgende: Also sehen wir doch einmal zu, das ist doch diese Dame, die mit Madame de Souvré befreundet ist und die für Victor Hugo eine so naive, mit so viel Schrecken und Grauen vermischte Bewunderung hegt[1]), ebensowenig glaube ich, daß diese Erinnerungen, die zwischen mir und ihrem Namen umherflatterten, in irgendeiner Weise geholfen haben, ihn wieder flottzumachen. In dem großen Versteckspiel, das sich im Gedächnis zuträgt, wenn man einen Namen wiederfinden will, gibt es nicht etwa eine Reihe von graduellen Annäherungen. Man sieht zunächst nichts, dann aber taucht auf einmal der exakte Name auf, sehr verschieden von dem, was man zu erraten glaubte. Nicht er ist zu uns gekommen. Nein, ich glaube vielmehr, je länger wir leben, desto mehr entfernen wir uns von der Zone, in der ein Name klar und deutlich vor

uns steht; plötzlich aber hatte ich mit Hilfe einer Anspannung meines Willens und meiner Aufmerksamkeit, die die Schärfe meines inneren Blicks vermehrte, das Halbdunkel endlich durchbrochen und alles in hellem Licht erschaut. Falls es Übergänge zwischen Vergessen und Erinnern gibt, so sind diese Übergänge völlig unbewußt. Denn die Etappennamen, durch die wir hindurch müssen, bevor wir den wahren Namen finden, sind falsch und bringen uns dem richtigen in keiner Weise näher. Strenggenommen sind es gar keine Namen, sondern oft nur einfache Konsonanten, die noch dazu in dem schließlich wiedergefundenen Namen gar nicht enthalten sind. Im übrigen ist diese Arbeit des Geistes, der vom Nichts zur Wirklichkeit vorschreitet, so geheimnisvoll, daß dennoch möglicherweise diese falschen Konsonanten im voraus und ungeschickt ausgestreckte Ruten sind, die uns helfen sollen, den genauen Namen schließlich aufzufischen. »Alles dies«, wird der Leser[1] sagen, »sagt uns nichts über die mangelnde Gefälligkeit jener gewissen Dame; aber da Sie sich nun doch schon so lange verweilt haben, werden Sie gestatten, geschätzter Autor, daß wir Ihnen noch eine weitere Minute rauben und Ihnen sagen, wie mißlich es ist, daß Sie, so jung, wie Sie damals noch waren (oder Ihr Held, wenn Sie es schon nicht selber sind), bereits ein so schlechtes Gedächtnis hatten, daß Sie sich an den Namen einer Dame nicht zu erinnern vermochten, die Sie sehr gut kannten.« Das ist in der Tat sehr mißlich, verehrter Leser. Und trauriger noch, als Sie glauben, wenn man darin eine Ankündigung jener Zeit erkennt, in der Namen und Wörter aus der lichten Zone des Denkens verschwinden und in der wir für immer darauf werden verzichten müssen, uns selbst diejenigen mit Namen zu nennen, die wir am besten gekannt haben. Es ist in der Tat mißlich, daß man von Jugend auf diese Mühe aufwenden muß, um Namen wiederzufinden, die man gut kennt. Wenn aber diese Schwäche sich nur bei Namen einstellte, die man kaum gewußt und infolgedessen ganz natürlicherweise vergessen hat, die zu be-

halten man auch gar nicht der Mühe für wert erachtete, so würde diese Schwäche nicht ohne Vorteil sein. »Und was für ein Vorteil, wenn ich bitten darf ?« Es ist eben so, mein lieber Herr, daß nur die Krankheit uns die Mechanismen bemerken und verstehen läßt, ja zu analysieren erlaubt, die man sonst nicht kennen würde. Wird ein Mensch, der jeden Abend schwer in sein Bett sinkt und bis zu dem Augenblick des Erwachens und Aufstehens gleichsam nicht mehr lebt, jemals daran denken, wenn schon keine großen Entdeckungen, so doch wenigstens kleine Beobachtungen über den Schlaf anzustellen? Er weiß ja kaum, ob er schläft. Ein geringes Maß an Schlaflosigkeit ist nicht ohne Nutzen dafür, den Schlaf richtig schätzen zu lernen, sein Dunkel ein wenig aufzuhellen. Ein lückenloses Gedächtnis ist kein sehr mächtiger Impuls, um die Phänomene des Gedächtnisses zu studieren. »Also kurz und gut, hat Madame d'Arpajon Sie nun eigentlich dem Fürsten vorgestellt?« Nein, aber so schweigen Sie doch, und lassen Sie mich nunmehr weiterberichten.

Madame d'Arpajon war noch feiger als Madame de Souvré, doch war ihre Feigheit leichter zu entschuldigen. Sie wußte, daß sie immer nur wenig Geltung in der Gesellschaft gehabt hatte. Diese Geltung war durch ihre Liaison mit dem Herzog von Guermantes noch mehr geschwächt worden; daß dieser sie verlassen hatte, gab ihr den Gnadenstoß. Die schlechte Laune, die meine Bitte, mich dem Fürsten vorzustellen, in ihr hervorrief, veranlaßte sie zu einem Schweigen, von dem sie naiverweise glaubte, es werde so wirken, als habe sie meine Worte gar nicht gehört. Sie bemerkte nicht einmal, wie sie aus Zorn die Brauen runzelte. Vielleicht bemerkte sie es auch, machte sich aber nichts aus diesem Widerspruch, sondern bediente sich seiner, um mir eine Lektion in Verschwiegenheit zu erteilen, die sie mir so ohne zuviel Grobheit zukommen lassen konnte, ich meine eine stumme Lektion, die dennoch um nichts weniger beredt war.

Madame d'Arpajon war im übrigen sehr verstimmt, da viele Blicke zu einem Renaissancebalkon emporglitten, an dessen Ecke anstelle der Monumentalstatuen, die man so oft in jener Epoche als Schmuck verwendete, in leichter Neigung, nicht weniger statuenhaft als eine solche, die majestätische Herzogin von Surgis-le-Duc stand, das heißt diejenige, die auf Madame d'Arpajon im Herzen von Basin de Guermantes gefolgt war. Unter dem leichten weißen Tüll, der sie vor der nächtlichen Kühle schützte, erkannte man – eine wahre Nike – ihre geschmeidige, sich emporschwingende Gestalt. Meine letzte Hoffnung war Monsieur de Charlus, der in ein Zimmer des Erdgeschosses eingetreten war, das Zugang zum Garten hatte. So konnte ich ungestört (da er so tat, als sei er in eine – allerdings nur vorgetäuschte – Whistpartie vertieft, die es ihm erlaubte, nicht den Anschein zu erwecken, als sähe er die Leute) die gewollt künstlerische Einfachheit seines Fracks bewundern, der durch Winzigkeiten, wie sie nur ein Schneider bemerkt hätte, einer »Harmonie« in Schwarz und Weiß von Whistler[1] glich; in Schwarz, in Weiß und in Rot vielmehr, denn Monsieur de Charlus hatte an einem breiten Band über dem Jabot seines Fracks das in weißer, schwarzer und roter Emaille ausgeführte Kreuz des Malteserordens angelegt. In diesem Augenblick wurde die Partie des Barons von Madame de Gallardon unterbrochen, die einen ihrer Neffen, den Vicomte von Courvoisier, einen jungen Mann mit hübschem Gesicht und insolenter Miene, ihm entgegenführte: »Lieber Cousin«, sagte Madame de Gallardon, »erlauben Sie mir, Ihnen meinen Neffen Adalbert vorzustellen. Adalbert, du weißt, das ist der berühmte Onkel Palamède, von dem du so viel gehört hast.« – »Guten Abend, Madame de Gallardon«, antwortete Monsieur de Charlus, und ohne den jungen Mann auch nur eines Blicks zu würdigen, setzte er mit grimmiger Miene und einem so ausgesprochen unhöflichen Tonfall, daß alles bestürzt war, hinzu: »Guten Abend, Monsieur.« Vielleicht wußte Monsieur de Charlus, daß Madame de Gallardon

Zweifel über seine Sitten hegte und einmal der Verlockung nicht hatte widerstehen können, eine Anspielung darauf zu machen, und legte nun besonderen Wert darauf, allem die Spitze abzubrechen, was sie etwa bei einer liebenswürdigen Aufnahme ihres Neffen hätte erfinden können, gleichzeitig auch eine eindrucksvolle Kundgebung der Gleichgültigkeit jungen Männern gegenüber zu inszenieren; vielleicht hatte er gefunden, der besagte Adalbert habe die Worte seiner Tante nicht mit hinlänglich respektvoller Miene quittiert; vielleicht auch wollte er in dem Wunsch, später die Beziehung zu einem so angenehmen jungen Cousin etwas weiter voranzutreiben, sich den Vorteil einer Eingangsattacke sichern, so wie jene Souveräne, die, bevor sie eine diplomatische Aktion beginnen, diese durch eine militärische untermauern.

Es wäre nicht so schwierig gewesen, wie ich glaubte, bei Monsieur de Charlus zu erreichen, daß er meiner Bitte, mich vorzustellen, trotz allem willfahren hätte. Einerseits hatte im Lauf der letzten zwanzig Jahre dieser Don Quichotte gegen so viele Windmühlen gekämpft (oft waren es Verwandte, von denen er behauptete, sie hätten sich ihm gegenüber schlecht aufgeführt), er hatte mit solcher Häufigkeit jemanden als eine Person hingestellt, die man unmöglich empfangen könne, und striktest untersagt, ihn zu diesen oder jenen Guermantes beiderlei Geschlechts einzuladen, daß diese Angst bekommen hatten, sie könnten sich mit allen Leuten, die sie gerne sahen, entzweien oder sich bis zu ihrem Tode um den Umgang mit gewissen Neuankömmlingen bringen, auf deren Bekanntschaft sie brannten, nur um sich mit den oft ganz unerklärlichen Zornesausbrüchen eines Schwagers oder Cousins solidarisch zu erklären, der gern gesehen hätte, daß man für ihn Weib, Kind und Bruder verließe. Klüger als die übrigen Guermantes, bemerkte Monsieur de Charlus, daß man seine Interdikte immer nur von Mal zu Mal berücksichtigte, und da er die Zukunft vorwegnehmend fürchtete, man könnte eines Tages gar auf ihn selbst verzichten, hatte er angefangen, um

zu retten, was zu retten war, seine Ansprüche herabzusetzen, und, wie man sagt, seine Preise etwas gesenkt. Außerdem besaß er zwar die Fähigkeit, einem Verhaßten auf Monate, auf Jahre hinaus das Leben zu vergällen – er hätte nicht geduldet, daß ein solcher Mensch eine Einladung erhielt, und hätte sich eher wie ein Lastträger mit einer Königin geprügelt, da der Rang dessen, der ihm entgegentrat, für ihn dann überhaupt keine Rolle mehr spielte –, doch waren gleichzeitig seine Zornesausbrüche zu häufig, als daß sie nicht ziemlich bruchstückhaft geblieben wären. »Dieser Esel, dieser elende kleine Wicht! Man wird ihn an seinen Platz verweisen, ihn in die Gosse kehren, wo er leider für die hygienischen Verhältnisse der Stadt nicht ganz ungefährlich sein wird«, brüllte er dann, selbst wenn er allein in seinem Hause war, bei der Lektüre eines Briefes, den er für unehrerbietig hielt, oder wenn er an Äußerungen dachte, die man ihm zugetragen hatte. Doch ein neuer Zorn gegen einen weiteren Esel zerstreute den früheren, und wofern sich jener erste halbwegs botmäßig zeigte, war die von ihm heraufbeschworene Krise vergessen, da sie nicht lange genug angedauert hatte, um als Fundament für einen Haß zu dienen, auf dem man hätte bauen können. Daher hätte ich vielleicht – trotz seiner Mißstimmung gegen mich – bei ihm Erfolg gehabt, als ich ihn bat, mich dem Fürsten vorzustellen, wäre ich nicht auf den unglücklichen Einfall gekommen, aus Gewissenhaftigkeit und damit er nicht glaube, ich hätte die Aufdringlichkeit besessen, aufs Geratewohl einzudringen, und etwa auf ihn gezählt, um dennoch bleiben zu können, die Worte hinzuzusetzen: »Sie müssen wissen, daß ich die Guermantes sehr gut kenne, die Fürstin war reizend zu mir.« – »Was denn, wenn Sie sie kennen, wozu brauchen Sie dann mich, um sich vorstellen zu lassen?« antwortete er mir in schneidendem Ton, und während er mir den Rücken zukehrte, nahm er seine vorgebliche Whistpartie mit dem Nuntius, dem deutschen Botschafter und einer Persönlichkeit, die ich nicht kannte, wieder auf.

Da drang aus der Tiefe der Gärten, in denen einst der Herzog von Aiguillon seltene Tiere gezogen hatte[1] , durch die offenen Türen bis zu mir her ein Schnauben, mit dem offenbar jemand dieses Schauspiel der Eleganz in sich einsog, um nichts davon zu verlieren. Das Geräusch kam näher; ich ging ihm aufs Geratewohl entgegen, so daß das »Guten Abend«, das Monsieur de Bréauté mir ins Ohr säuselte, mir nicht wie der schartige Schrottklang eines Messers auf dem Schleifstein, noch weniger aber wie das Grunzen eines die Äcker verheerenden Frischlings, sondern wie die Stimme eines möglichen Retters erklang. Weniger mächtig als Madame de Souvré, aber weniger tief von Ungefälligkeit durchdrungen, ging Monsieur de Bréauté zwangloser mit dem Fürsten um als Madame d'Arpajon, wobei er sich vielleicht Illusionen machte über meine Situation in der Welt der Guermantes oder aber sie vielleicht besser kannte als ich; gleichwohl hatte ich in den ersten Sekunden etwas Mühe, seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, denn mit zitternden Nasenflügeln und geweiteten Nüstern wandte er sich nach allen Seiten und glotzte durch sein Monokel, als befinde er sich vor fünfhundert Meisterwerken. Als er nun meine Bitte gehört hatte, nahm er sie mit Befriedigung auf und führte mich zu dem Fürsten, dem er mich mit einer lüsternen, zeremoniösen und vulgären Miene vorstellte, als reiche er ihm mit einer gleichzeitigen empfehlenden Bemerkung einen Teller mit Petits Fours. So liebenswürdig die Begrüßung des Herzogs von Guermantes war, wenn er dazu aufgelegt war – geradezu kameradschaftlich, warmherzig und vertraulich –, so steif, so förmlich und hochmütig kam mir die des Fürsten vor. Er lächelte mir kaum zu und sprach mich streng mit Monsieur an. Ich hatte oft die Glossen des Herzogs über den Dünkel seines Cousins mitangehört. Doch bei den ersten Worten, die dieser zu mir sagte und die durch ihre Kälte und ihren Ernst den vollkommensten Gegensatz zu der vertraulichen Redeweise Basins bildeten, wurde mir auf der Stelle klar, daß die grundlegende

Menschenverachtung bei dem Herzog lag, der schon beim ersten Besuch beinahe auf du und du mit einem war, und die wahrhaftige Schlichtheit bei seinem Cousin, dem Fürsten. Ich spürte in seiner Zurückhaltung ein größeres Gefühl nicht gerade der Gleichheit, denn solches wäre für ihn unfaßbar gewesen, wohl aber der Achtung, die man einem Tieferstehenden gewähren kann, wie es in allen stark hierarchisch bestimmten Milieus der Fall ist: beim Gericht zum Beispiel oder in einer Fakultät, wo ein Staatsanwalt oder ein Dekan, die sich ihrer hohen Ämter bewußt sind, vielleicht mehr wirkliche Schlichtheit und, wenn man sie besser kennt, mehr Güte, mehr wahrhaftige Schlichtheit hinter der traditionellen Unzugänglichkeit verbergen als ein modern Gesinnter hinter einer vorgeblichen, anbiedernden Kameradschaftlichkeit. »Haben Sie ebenfalls vor, die Laufbahn Ihres Herrn Vaters einzuschlagen?« fragte er mich mit distanzierter, doch interessierter Miene. Ich beantwortete seine Frage kurz, denn ich begriff, daß er sie nur aus Liebenswürdigkeit gestellt hatte, und entfernte mich dann, damit er die Neuankömmlinge begrüßen konnte.

Ich bemerkte Swann und wollte ihn ansprechen, sah aber in dem Augenblick, wie der Fürst von Guermantes, anstatt an Ort und Stelle dem Gatten Odettes guten Abend zu sagen, diesen sofort mit der Gewalt einer Saugpumpe in den Garten hineinzog, so daß sogar einige behaupteten, es geschehe, um »ihm die Tür zu weisen«.

Obwohl derart unaufmerksam in der Gesellschaft, daß ich erst am übernächsten Tag aus den Zeitungen erfuhr, ein tschechisches Orchester habe den ganzen Abend gespielt und in jeder Minute sei von neuem ein bengalisches Feuer aufgeflammt, fand ich doch eine gewisse Fähigkeit zur Aufmerksamkeit bei dem Gedanken wieder, den berühmten Springbrunnen von Hubert Robert anschauen zu gehen.[1]

In einer Lichtung zwischen schönen Bäumen, von denen mehrere ebenso alt waren wie er selbst, abseits angelegt, sah man ihn von fern, schlank, unbeweglich, steif, so daß die Bri-

se nur den leichten Überfall seines blassen, bebenden Wedels in Bewegung setzte. Das achtzehnte Jahrhundert hatte die Eleganz seiner Linienführung abgeklärt, aber offenbar, als es den Stil des Strahles ein für allemal bestimmte, sein Leben gleichsam zum Stillstand gebracht; aus dieser Entfernung gesehen, rief er eher einen Eindruck von Kunst als die Empfindung von Wasser hervor. Die feuchte Wolke sogar, die sich unaufhörlich über seiner Spitze erhob, bewahrte den Charakter der Epoche wie die am Himmel sich bildenden Wolken rings um die Schloßbauten von Versailles. In größerer Nähe wurde man sich aber klar, daß, obwohl sie wie die Steine eines antiken Palastes der vorher festgelegten Zeichnung folgten, es doch immer wieder neue Wasser waren, die, wenn sie bei ihrem Aufsprühen den alten Anordnungen des Architekten folgen wollten, sie einzig dadurch genau erfüllten, daß sie scheinbar dagegen verstießen, da nur tausend einzeln emporsteigende Strahlen von weitem den Eindruck eines einzigen Strahls zu geben vermochten. Dieser war in Wirklichkeit ebensooft unterbrochen wie das Niederfallen der Strahlen, während er mir von weitem unbeugsam, lückenlos, dicht erschienen war. Trat man näher heran, so sah man, daß die scheinbar rein lineare Kontinuität des aufsteigenden Strahls überall da, wo er sich hätte brechen müssen, durch das Hinzutreten, das seitliche Einmünden eines parallelen Strahls gesichert war, der noch höher stieg als der erste, aber seinerseits wieder in einer weiteren Höhe, die nun auch für ihn ermüdend war, von einem dritten abgelöst wurde. Von nahem gesehen fielen kraftlose Tropfen von der Wassersäule nieder, begegneten auf ihren Wegen aufsteigenden Tropfengeschwistern und zerstäubten manchmal schon, von der heranbrandenden, durch das unermüdliche Aufsprühen bewegten Luft erfaßt, bevor sie schaukelnd im Becken landeten. Mit ihrem zögernden Fall, ihrem Weg in umgekehrter Richtung stumpften sie in weichem Dunst den kerzengerade gereckten Aufstieg der Säule ab, die auf ihrer Höhe eine längliche Wolke trug, die zwar aus

tausend Tröpfchen gebildet, anscheinend aber in dunklem Goldton unbeweglich aufgemalt war und ungebrochen, reglos, schlank und schnell zu den Wolken des Himmels entschwebte. Unglücklicherweise genügte ein Windstoß, um diese Säule schräg über den Boden hinfegen zu lassen; manchmal brach auch nur ein einzelner Strahl ungehorsam in einer anderen Richtung aus und hätte dann die in ihrer Bewunderung unvorsichtige Menge, wenn sie sich nicht in respektvoller Entfernung hielt, bis aufs Mark durchweicht.

Einer dieser kleinen Zufälle, die sich nur in dem Augenblick zutrugen, wenn ein Windstoß sich erhob, war ziemlich unangenehm. Man hatte Madame d'Arpajon eingeredet, der Herzog von Guermantes – in Wirklichkeit war er noch gar nicht da – befinde sich mit Madame de Surgis in den rosa Marmorgalerien, zu denen man durch eine doppelte Kolonnade weiter im Inneren gelangte, die sich über dem Rand des Beckens erhob. Als nun aber Madame d'Arpajon gerade eine der Kolonnaden betreten wollte, bog ein lauer Windstoß die Wassersäule um und überflutete die schöne Dame so gründlich, daß sie, da das Wasser durch den Ausschnitt ins Innere ihres Kleides drang, derart durchnäßt war, als habe man sie in ein Bad getaucht. Darauf erhob sich nicht fern von ihr ein rhythmisches Grollen, so stark, daß eine ganze Armee es hätte hören können, doch im Wechsel an- und abschwellend, als wende es sich nicht an alle zusammen, sondern nacheinander an jede einzelne Kompanie: Es war Großfürst Wladimir[1] , der aus vollem Herzen lachte, als er Madame d'Arpajon derart begossen sah – eine der lustigsten Sachen, erklärte er späterhin gern, denen er jemals in seinem Leben beigewohnt hatte. Als einige mitleidige Personen den Moskowiter darauf aufmerksam machten, daß diese Frau vielleicht ein Wort der Teilnahme von ihm verdiene und schätzen würde, wie sie da ungeachtet ihrer geschlagenen vierzig Jahre sich mit ihrem Schal abtrocknete, ohne die Hilfe der anderen in Anspruch zu nehmen, und, ohne das Wasser zu scheuen, das boshafter-

weise den Rand des Beckens überflutete, sich aus ihrer Lage zu befreien versuchte, meinte der Großfürst, der ein gutes Herz besaß, dergleichen tun zu sollen, und nachdem das letzte Schlachtengrollen seines Lachens kaum verebbt war, hörte man ein neues, noch heftigeres Dröhnen als das vorhergehende. »Bravo, altes Haus!« rief er und klatschte dabei in die Hände, als ob er im Theater sei. Madame d'Arpajon war wenig empfänglich dafür, daß man ihre Geschicklichkeit auf Kosten ihrer Jugend rühmte. Und da jemand, gegen das Geräusch des Wassers ankämpfend, das immer noch von der dröhnenden Stimme der Kaiserlichen Hoheit übertönt wurde, ihr zurief: »Ich glaube, der Großfürst hat etwas zu Ihnen gesagt«, gab sie zur Antwort: »O nein, er meinte Madame de Souvré.«

Ich durchschritt die Gärten und stieg wieder die Treppe hinauf; die Abwesenheit des Fürsten, der sich mit Swann zurückgezogen hatte, vermehrte die Schar der Eingeladenen, die sich um Monsieur de Charlus gruppierten, so, wie Monsieur, der Bruder des Königs, um so mehr Leute bei sich sah, wenn Ludwig

xiv

. nicht in Versailles war.[1] Ich wurde unterwegs von dem Baron angehalten, während hinter mir zwei Damen und ein junger Mann näher kamen, um ihn zu begrüßen.

»Es ist nett, Sie hier zu sehen«, sagte er, während er mir die Hand hinstreckte. »Guten Abend, Madame de La Trémoille, guten Abend, meine liebe Herminie.« Bestimmt aber hegte er in Erinnerung an das, was er mir über seine Rolle als Chef des Hauses Guermantes gesagt hatte, den Wunsch, über eine Sache, die er nicht hatte verhindern können, anstatt Mißfallen lieber Befriedigung kundzutun; diese aber bekam bei ihm durch die Arroganz des großen Herrn und seine Neigung zu hysterischen Heiterkeitsausbrüchen auf der Stelle die Form exzessiver Ironie. »Es ist nett«, sagte er noch einmal, »aber vor allem sehr komisch.« Darauf setzten bei ihm laute Lach-

anfälle ein, die gleichzeitig seine Freude und die Ohnmacht der menschlichen Rede, ihr Ausdruck zu verleihen, anzudeuten schienen, während eine Reihe von Personen, die sehr wohl wußten, wie impertinent er sein konnte und wie geneigt er war, jemanden auf die insolenteste Art »abfahren« zu lassen, voller Neugier herbeieilten, ja mit fast ungehörigem Eifer sich hastig um uns drängten. »Nun, grämen Sie sich nicht«, sagte er zu mir, indem er mich sanft an der Schulter berührte, »Sie wissen ja, ich mag Sie im Grunde sehr gern … Guten Abend, Antiochus, guten Abend, Louis-René. Sie haben den Springbrunnen angeschaut?« fragte er mich mehr im Tone einer Behauptung als einer Erkundung. »Hübsch, nicht wahr? Ein richtiges Wunderwerk. Natürlich könnte es noch besser sein, wenn man gewisse Dinge fortließe, und dann gäbe es in Frankreich keinen zweiten seiner Art. Aber schon so, wie er ist, gehört er zum Allerbesten. Bréauté wird Ihnen sagen, daß es falsch war, Lampions aufzuhängen, um darüber hinwegzutäuschen, daß diese absurde Idee von ihm selber stammt. Aber alles in allem ist es ihm nicht gelungen, ihn gar zu sehr zu verunstalten. Es ist viel schwieriger, ein Meisterwerk zu verschandeln, als es hervorzubringen. Wir haben ja auch schon immer leise geahnt, daß Bréauté über geringere Potenz verfügt als Hubert Robert.«

Ich begab mich wieder in die Reihe der Besucher, die in das Haus zurückkehrten. »Sind Sie letzthin meiner entzückenden Cousine Oriane begegnet?« fragte mich die Fürstin, die seit kurzem ihren Sitz am Eingang aufgegeben hatte und mit der zusammen ich in die Salons zurückkehrte. »Sie kommt bestimmt heute abend, ich habe sie am Nachmittag gesehen«, setzte die Hausherrin hinzu. »Sie hat es mir versprochen. Ich glaube im übrigen, daß Sie mit uns beiden und der Königin von Italien am Donnerstag in der Botschaft dinieren. Es werden dort alle nur möglichen Hoheiten sein, man wird sich sehr eingeschüchtert fühlen.« Die Hoheiten vermochten keineswegs die Fürstin von Guermantes einzu-

schüchtern, deren Salon von solchen wimmelte und die »meine kleinen Coburgs« sagte, wie sie ebensogut von ihren »kleinen Hunden« gesprochen hätte. Madame de Guermantes sagte denn auch: »Man wird sich sehr eingeschüchtert fühlen« aus purer Dummheit, die in der großen Gesellschaft eine noch größere Rolle spielt als die Eitelkeit. Von ihrer eigenen Genealogie wußte sie weniger als ein beliebiger junger Mann, der sein Staatsexamen in Geschichte bestanden hat. Was ihre Bekannten betraf, so legte sie Wert darauf zu zeigen, daß sie die Übernamen kenne, die ihnen verliehen waren. Als sie mich gefragt hatte, ob ich in der folgenden Woche bei Madame de La Pommelière, die man oft »La Pomme« nannte, eingeladen sei, und von mir eine verneinende Antwort erhalten hatte, schwieg sie einen Augenblick. Dann aber setzte sie aus keinem anderen Grund als dem eines gewollten Zurschaustellens ihres unabsichtlich erworbenen Wissens, ihrer Banalität und ihrer Anpassung an den allgemein herrschenden Geist hinzu: »Eine sehr angenehme Frau, La Pomme!«

Gerade als die Fürstin sich mit mir unterhielt, traten der Herzog und die Herzogin von Guermantes ein. Ich konnte ihnen jedoch nicht gleich entgegengehen, denn ich wurde auf meinem Wege von der Frau des türkischen Botschafters festgehalten, die auf die Hausherrin wies, die ich soeben verlassen hatte, mich am Arm packte und rief: »Ach, was für eine entzückende Frau, die Fürstin! Wirklich, ein Wesen höherer Art! Ich glaube, wenn ich ein Mann wäre«, setzte sie mit einem Anflug von orientalisch geprägter, ordinärer Sinnlichkeit hinzu, »würde ich mein Leben diesem himmlischen Geschöpf weihen.« Ich antwortete, sie scheine mir in der Tat ganz entzückend, aber ich selbst sei näher mit ihrer Cousine, der Herzogin, bekannt. »Aber das ist ja gar kein Vergleich«, sagte die Frau des Botschafters. »Oriane ist eine reizende Dame der großen Welt, die ihren Geist von Mémé und Babal bezieht, während Marie-Gilbert wirklich eine Persönlichkeit ist.«

Ich habe es nie gemocht, wenn man mir in einer Form, die ich widerspruchslos hinnehmen muß, sagt, was ich von den Menschen meiner Bekanntschaft halten soll. Tatsächlich bestand kein Grund, weshalb die Frau des türkischen Botschafters über den Wert der Herzogin von Guermantes ein sicheres Urteil haben sollte als ich. Andererseits erklärte sich mein gereiztes Gefühl gegen die Botschafterin auch daraus, daß die Fehler bloßer Bekannter oder auch Freunde für uns ein wahres Gift darstellen, gegen das wir glücklicherweise in uns Gegengifte entwickeln. Ohne den geringsten Apparat von wissenschaftlichen Vergleichen aufzufahren und von Anaphylaxien zu sprechen, können wir auf alle Fälle sagen, daß am Grunde unserer freundschaftlichen oder auch nur rein gesellschaftlichen Beziehungen eine vorübergehend geheilte, aber anfallsweise wiederkehrende Feindseligkeit besteht. Gewöhnlich leidet man wenig unter diesen Giften, solange die Menschen natürlich sind. Dadurch aber, daß die Frau des türkischen Botschafters »Babal« und »Mémé« sagte, um Leute zu bezeichnen, die sie gar nicht kannte, hob sie die Wirkung der Immunität auf, durch die sie mir gemeinhin erträglich war. Sie reizte mich, was um so ungerechter war, als sie nicht in dieser Weise sprach, um stärker den Anschein zu erwecken, sie sei sehr intim mit »Mémé«, sondern aufgrund einer zu schnell erworbenen Kenntnis, die bewirkte, daß sie diese adligen Herren so benannte, wie sie es der Landessitte gemäß wähnte. Sie hatte die Schule in wenigen Monaten durchlaufen, anstatt einem ordnungsgemäßen Gang der Erziehung zu folgen. Wenn ich aber darüber nachdachte, so stellte ich für meine Abneigung, mich in der Nähe der Botschafterin zu befinden, einen anderen Grund fest. Es war nicht so lange her, daß bei »Oriane« diese gleiche diplomatische Persönlichkeit mir mit überzeugter und ernsthafter Miene gesagt hatte, daß die Fürstin von Guermantes ihr ganz einfach unsympathisch sei. Ich fand es nicht notwendig, mich weiter bei dieser Meinungsänderung aufzuhalten; die Einladung zu der Festlichkeit dieses Abends

hatte sie bewirkt. Die Botschafterin war völlig aufrichtig, wenn sie mir sagte, die Fürstin von Guermantes sei ein fabelhaftes Geschöpf. Sie hatte es immer gedacht. Doch da sie bisher niemals bei der Fürstin eingeladen war, hatte sie gemeint, dieser Art von Nichtgebetensein den Anschein einer selbstgewählten grundsätzlichen Enthaltung geben zu müssen. Jetzt, da sie eingeladen war und es wahrscheinlich auch künftig sein würde, konnte sie ihre Sympathie frei verströmen lassen. Es ist nicht nötig, um drei Viertel der Meinungen zu erklären, die man über andere Menschen hegt, auf Liebeskummer oder Ausschluß von politischer Macht zurückzugreifen. Das Urteil schwankt: Dann wird es durch eine verweigerte oder empfangene Einladung bestimmt. Im übrigen war die Frau des türkischen Botschafters, wie die Herzogin von Guermantes sagte, die mit mir einen kleinen Inspektionsgang durch die Salons machte, »wohltuend«. Sie war vor allem sehr nützlich. Die wahren Sterne der großen Welt sind es müde, sich in diesem Rahmen zu zeigen. Wer neugierig darauf ist, sie zu sehen, muß oft eine andere Hemisphäre aufsuchen, in der sie sich fast allein befinden. Frauen aber wie die ottomanische Botschafterin, die erst neu in der Gesellschaft aufgetaucht sind, glänzen unermüdlich und sozusagen überall zu gleicher Zeit. Sie sind nützlich bei der Art von Empfängen, die man als Soiree oder Rout bezeichnet und zu denen sie sich lieber sterbend hinschleppen würden, als dabei zu fehlen. Sie sind die Statistinnen, auf die man immer zählen kann, von heißem Eifer erfüllt, nie ein Fest zu versäumen. So sehen denn auch in ihnen törichte junge Leute, im Unwissen darüber, daß es falsche Sterne sind, die Königinnen des Schicks, da sie noch viel lernen müßten, um zu begreifen, aus welchen Gründen Madame Standish, die sie nicht kennen und die fern von der Welt ihre Kissen malt, mindestens eine ebenso große Dame ist wie die Herzogin von Doudeauville.[1]

Im gewöhnlichen Leben wirkten die Augen der Herzogin von Guermantes zerstreut und etwas melancholisch; sie ließ

darin nur eine geistvolle Flamme aufzucken, sobald sie irgendeinen Freund begrüßte, ganz als wäre dieser selbst eine Wendung voller Esprit, ein ganz reizender Einfall, ein erlesener Genuß, den der Kenner kostet, während ein Ausdruck von klugem Verstehen und Freude auf seinem Gesicht erscheint. Bei großen Empfängen aber hatte sie zu häufig jemanden zu begrüßen, als daß sie es nicht ermüdend gefunden hätte, jedesmal dazwischen wieder das Licht zu löschen. So bezeugt ein Feinschmecker der Literatur, der ins Theater geht, um eine Neuschöpfung eines Meisters der dramatischen Kunst anzusehen, seine Gewißheit, keinen schlechten Abend zu verbringen, dadurch, daß er, während er noch seine Sachen der Garderobiere übergibt, schon die Lippen zu einem scharfsinnigen Lächeln kräuselt und seine Blicke für eine leicht boshafte Anerkennung belebt; in der gleichen Weise machte die Herzogin gleich bei ihrer Ankunft und für den ganzen Abend das Licht an. Und während sie ihren Abendmantel von köstlichem Tiepolorot abgab, unter dem ein schweres Rubinhalsband an ihrem Nacken erstrahlte, und auf ihr Kleid jenen letzten raschen, aber doch alle Einzelheiten erfassenden Schneiderinnenblick geworfen hatte, der eine Dame von Welt auszeichnet, versicherte sich Oriane des Glanzes ihrer Augen nicht weniger als des Blitzens ihrer übrigen Juwelen. Ein paar »Wohlmeinende«, wie Monsieur de Jouville, mochten sich wohl auf den Herzog stürzen, um ihn am Eintreten zu hindern. »Aber wissen Sie denn nicht, daß der arme Mama in den letzten Zügen liegt? Er ist schon versehen worden.« – »Ich weiß, ich weiß«, antwortete Monsieur de Guermantes, indem er den Lästigen beiseite schob, um hereinzukommen. »Die Wegzehrung hat die beste Wirkung getan«, setzte er hinzu und lächelte vor Vergnügen im Gedanken an den auf diese Abendgesellschaft des Fürsten folgenden Kostümball, an dem teilzunehmen er fest entschlossen war.[1] »Wir wollten nicht bekanntwerden lassen, daß wir wieder zu Hause sind«, sagte die Herzogin zu mir. Sie ahnte nicht, daß die Fürstin im voraus diese

Äußerung entkräftet hatte, als sie mir erzählte, daß sie ihre Cousine einen Augenblick gesehen und diese ihr versprochen habe, sie komme ganz bestimmt. Nach einem langen Blick, den er minutenlang schwer auf seiner Gattin lasten ließ, sagte der Herzog: »Ich habe Oriane von Ihren Zweifeln erzählt.« Jetzt, da sie sah, daß diese nicht begründet waren und sie keinen Schritt werde tun müssen, um sie zu zerstreuen, erklärte sie sie als absurd und neckte mich noch längere Zeit damit. »Was für eine Idee, zu meinen, Sie seien nicht eingeladen! Man ist immer eingeladen! Und außerdem bin ich ja auch noch da. Glauben Sie, ich hätte nicht erreichen können, daß meine Cousine Sie einlädt?« Ich muß sagen, daß sie in der Folge oft schwierigere Dinge für mich getan hat; gleichwohl hütete ich mich, ihre Worte in dem Sinne aufzufassen, daß ich zu reserviert gewesen sei. Ich begann, die genaue Nuance der gesprochenen oder stummen Sprache aristokratischer Liebenswürdigkeit zu erkennen, einer Liebenswürdigkeit, die sich darin gefällt, Balsam auf das Inferioritätsbewußtsein derer zu gießen, an die sie sich wendet, aber doch nicht so weit geht, es gänzlich aufzuheben, denn in diesem Falle hätte sie keine Daseinsberechtigung mehr gehabt. Aber Sie sind doch dasselbe wie wir, wenn nichts Besseres, schienen durch alle ihre Handlungen die Guermantes ausdrücken zu wollen; sie sagten es in der nettesten Art, die man sich vorstellen kann, damit man sie liebte, bewunderte, doch nicht, damit man ihnen glaubte; daß man den rein fiktiven Charakter dieser Liebenswürdigkeit durchschaute, galt in ihren Augen als ein Zeichen der Wohlerzogenheit; diese Liebenswürdigkeit für echt zu halten, als schlechte Erziehung. Ich erhielt im übrigen kurze Zeit danach eine Lektion, die mich vollends auf das genaueste über die Ausmaße und Grenzen gewisser Formen der aristokratischen Liebenswürdigkeit belehrte. Es war aus Anlaß einer Matinee, die die Herzogin von Montmorency für die Königin von England gab; es fand dabei eine kleine Prozession nach dem Büfett hin statt; voran schritt die Souveränin am

Arm des Herzogs von Guermantes. In diesem Augenblick trat ich ein. Mit seiner freien Hand machte mir der Herzog auf mindestens vierzig Meter Entfernung tausend Zeichen freundschaftlicher Gesinnung, die zu bedeuten schienen, ich möge nur ohne Furcht näher kommen, niemand werde mich anstelle der Sandwiches verschlingen. Ich aber, der ich begann, mich in der Sprache der Höfe zu vervollkommnen, machte, anstatt mich auch nur um einen einzigen Schritt weiter heranzuwagen, in meinen vierzig Meter Entfernung eine tiefe Verbeugung, jedoch ohne zu lächeln, wie ich es jemandem gegenüber getan hätte, den ich kaum kannte, dann setzte ich meinen Weg in entgegengesetzter Richtung fort. Wenn ich ein Meisterwerk verfaßt hätte, so hätten die Guermantes mir weniger Ehre dafür erwiesen als für diese Verbeugung. Nicht nur blieb sie in den Augen des Herzogs nicht unbemerkt, obwohl dieser an dem betreffenden Tage mehr als fünfhundert Personen für ihren Gruß zu danken hatte, sondern auch nicht in denen der Herzogin, die, als sie meine Mutter traf, ihr davon erzählte und sich wohl hütete zu behaupten, ich hätte unrecht gehabt, nicht ruhig näher zu kommen. Sie sagte, ihr Mann habe meinen Gruß sehr bewundert, es sei nicht möglich, mehr in eine solche Geste hineinzulegen. Man fand kein Ende, an diesem Gruß alles mögliche Gute zu entdecken, ohne gleichwohl jemals das zu erwähnen, was als das Hervorragendste daran galt, nämlich die Bescheidenheit, die ihm zugrunde lag, und ebenso fand man kein Ende, mir Komplimente darüber zu machen, die, wie ich wohl begriff, weniger eine Belohnung für das Vergangene als einen Wink für die Zukunft darstellten, so wie sie der Leiter einer Erziehungsanstalt seinen Schülern in delikater Weise erteilt: »Vergeßt nicht, meine lieben Kinder, daß diese Preise weniger für euch als für eure Eltern bestimmt sind, damit sie euch das nächste Jahr wieder zu uns schikken.« So pflegte Madame de Marsantes, wenn jemand aus anderen Kreisen in ihr Milieu eindrang, vor diesem die diskreten Menschen, »die da sind, wenn man sie braucht, und

in der übrigen Zeit sich in keiner Weise bemerkbar machen«, zu rühmen, wie man in indirekter Form einen Dienstboten, der einen schlechten Geruch an sich hat, darauf aufmerksam macht, daß Bäder ausgezeichnet für die Gesundheit seien.

Während ich mich mit Madame de Guermantes unterhielt, noch bevor sie das Vestibül verlassen hatte, hörte ich eine Stimme, die ich in Zukunft so, daß jeder Irrtum ausgeschlossen war, heraushören konnte. Es war in diesem besonderen Falle diejenige von Monsieur de Vaugoubert, der mit Monsieur de Charlus sprach. Ein praktizierender Arzt braucht den Kranken, den er beobachten will, nicht einmal sein Hemd hochnehmen zu lassen oder seine Atmung abzuhorchen, die bloße Stimme genügt ihm schon.[1] Wie oft fiel mir später in einem Salon der Tonfall oder das Lachen eines bestimmten Mannes auf, der gleichwohl genau die Sprache seiner Berufsklasse oder die Manieren seines Milieus an sich hatte und je nachdem strenge Distinktion oder vertrauliche Derbheit heuchelte, dessen Falsettstimme aber genügte, um meinem Ohr, das so gut funktionierte wie die Stimmgabel eines Klavierstimmers, mitzuteilen: »Das ist ein Charlus!« In diesem Augenblick kam das gesamte Personal einer Botschaft vorbei und grüßte den Baron. Obwohl meine Entdeckung der fraglichen Krankheit erst vom gleichen Tage stammte (als ich Monsieur de Charlus und Jupien beobachtet hatte), hätte ich doch für meine Diagnose nicht nötig gehabt, Fragen zu stellen oder zu auskultieren. Doch Monsieur de Vaugoubert, der immer noch mit Monsieur de Charlus sprach, schien unsicher zu sein. Gleichwohl hätte er nach den Zweifeln seiner Jugend wissen müssen, woran er war. Der Homosexuelle hält sich für einzig in seiner Art auf der Welt, später erst stellt er sich – und das ist wiederum eine Übertreibung – vor, die einzige Ausnahme sei der normale Mensch. Doch ehrgeizig und ängstlich, wie er war, hatte Monsieur de Vaugoubert sich seit langem nicht mehr dem hingegeben, was für ihn Sinnenlust bedeutet hätte. Die diplomatische Karriere hatte auf ihn wie

der Eintritt in einen Orden gewirkt. Im Verein mit dem emsigen Besuch der Vorlesungen der École des Sciences politiques hatte sie ihn seit seinem zwanzigsten Lebensjahr der Keuschheit des Christen überantwortet. Wie aber nun jeder Sinn etwas von seiner Kraft und Lebendigkeit verliert, ja wie er verkümmert, wenn man ihn nicht mehr gebraucht, hatte Monsieur de Vaugoubert, ebenso wie der zivilisierte Mensch nicht mehr zu den Kraftübungen oder der Feinheit des Gehörs imstande wäre wie der Höhlenmensch, den speziellen Scharfblick eingebüßt, der so selten bei Monsieur de Charlus versagte: An offiziellen Tafeln in Paris oder im Ausland gelang es dem Gesandten nicht einmal mehr, diejenigen herauszuerkennen, die in der Verkleidung der Uniform im Grunde seinesgleichen waren. Einige Namen, die Monsieur de Charlus nannte, der seinerseits empört war, wenn man ihn als Beispiel seiner Neigungen zitierte, aber sich immer höchlichst amüsierte, die der anderen bekanntzugeben, versetzten Monsieur de Vaugoubert in wonnevolles Staunen. Nicht daß er nach so vielen Jahren etwa daran gedacht hätte, irgendeine gute Gelegenheit sich zunutze zu machen. Doch die rasch gegebenen Enthüllungen – wie jene, die in den Tragödien von Racine[1] Athalie und Abner davon in Kenntnis setzen, daß Joas aus dem Geschlecht Davids stammt und daß die »purpurthronende« Esther jüdische Eltern hat – verwandelten das Aussehen der Gesandtschaft von X. oder irgendeiner Abteilung des Außenministeriums und ließen rückblickend diese Orte ebenso geheimnisvoll werden wie den Tempel von Jerusalem oder den Thronsaal von Susa[2] . Angesichts dieser Gesandtschaft, deren junges Personal in corpore Monsieur de Charlus die Hand drükken kam, nahm Monsieur de Vaugoubert den erstaunten Ausdruck der Élise an, wenn sie in *Esther* ausruft:

> *Ciel! quel nombreux essaim d'innocentes beautés*
> *S'offre à mes yeux en foule et sort de tous côtés!*
> *Quelle aimable pudeur sur leur visage est peinte!* [3]

O Himmel, welche Schar, unschuldig, hold und schön,
Läßt sich vor meinen Augen auf allen Seiten sehn!
Wie lieblich rötet Scham die jugendlichen Wangen.

Begierig darauf, noch genauer »informiert« zu sein, warf er lächelnd Monsieur de Charlus einen naiv fragenden, begehrlichen Blick zu: »Aber was wollen Sie, natürlich«, antwortete Monsieur de Charlus mit der kundigen Miene eines Gelehrten, der zu einem Unwissenden spricht. Alsobald ließ Monsieur de Vaugoubert (was Monsieur de Charlus sehr verdroß) keinen Blick von den jungen Sekretären, die der Botschafter von X. in Frankreich, ein alter Stammgast, nicht aufs Geratewohl ausgewählt hatte. Monsieur de Vaugoubert schwieg, ich sah nur seine Blicke. Doch da ich von Kindheit an gewöhnt war, selbst dem, was stumm ist, die Sprache der Klassiker zu leihen, ließ ich die Augen von Monsieur de Vaugoubert jene Verse rezitieren, in denen Esther Élise erklärt, daß Mardochée aus Eifer für seine Religion Wert darauf gelegt habe, in die Umgebung der Königin nur solche Mädchen zu bringen, die dazugehörten:

Cependant son amour pour notre nation
A peuplé ce palais de filles de Sion,
Jeunes et tendres fleurs par le sort agitées,
Sous un ciel étranger comme moi transplantées.
Dans un lieu séparé de profanes témoins,
Il (l'excellent ambassadeur) *met à les former son étude et ses soins.*

So hat sein Eifer denn für unsere Nation
Mit Zions Töchtern rings umgeben meinen Thron,
Mit Blumen jung und zart, dem heimatlichen Strande
Gleich mir vom Schicksalswind entführt in fremde Lande.

Hier am verborgnen Ort, unheil'gen Augen fern,
Erzieht und bildet er (*der ausgezeichnete Botschafter*)
die Schar zum Dienst des Herrn.

Endlich sprach Monsieur de Vaugoubert anders als durch Blicke. »Wer weiß«, bemerkte er melancholisch, »ob nicht in dem Land, in dem ich akkreditiert bin, das gleiche existiert?« – »Wahrscheinlich«, antwortete Monsieur de Charlus, »man braucht ja nur an König Theodosius zu denken, obwohl ich nichts mit Gewißheit über ihn weiß.« – »Wie? Ausgeschlossen!« – »Dann darf man sich aber auch nicht erlauben, so sehr danach auszusehen. Und wie er sich ziert. Er hat dieses gewisse süßliche Genre ›Aber meine Teure!‹, das ich am meisten verabscheue. Ich würde nicht wagen, mich mit ihm auf der Straße zu zeigen. Im übrigen müssen Sie ja eigentlich wissen, wie es um ihn steht, er ist doch bekannt wie ein bunter Hund.« – »Sie täuschen sich vollkommen über ihn. Er ist außerdem reizend. An dem Tage, an dem das Abkommen mit Frankreich unterzeichnet worden ist, hat der König mich umarmt. Niemals war ich so tief bewegt.« – »Das war der Augenblick, wo Sie ihm hätten sagen sollen, was Sie sich von ihm wünschen.« – »Oh, mein Gott, wie grauenhaft, wenn er das auch nur ahnte! Doch in dieser Hinsicht fürchte ich freilich nichts.« Diese Worte hörte ich, denn ich stand nur wenig entfernt; sie bewirkten, daß ich mir im selben Augenblick im Geiste die Verse aufsagte:

Le roi jusqu'à ce jour ignore qui je suis,
Et ce secret toujours tient ma langue enchaînée.

Der König selber weiß bis heut nicht, wer ich bin,
Und dies Geheimnis schließt noch immer meine Lippe.

Dieser halb stumme, halb gesprochene Dialog hatte nur einige Augenblicke gedauert, und ich hatte mit der Herzogin von Guermantes erst wenige Schritte in die Salons unternommen, als eine kleine dunkelhaarige, außerordentlich hübsche Dame sie anhielt:

»Ich möchte Sie gern sehen. D'Annunzio hat Sie aus seiner Loge bemerkt und an die Prinzessin von T. einen Brief geschrieben, in dem er behauptet, er habe niemals etwas so Schönes erblickt. Für ein Gespräch von zehn Minuten mit Ihnen würde er sein Leben hingeben. Auf alle Fälle ist, selbst wenn Sie nicht können oder nicht wollen, der Brief in meinem Besitz. Sie sollten mir einen Zeitpunkt angeben, an dem es Ihnen paßt. Es sind da gewisse geheime Dinge, die ich hier nicht sagen kann. Ich sehe, Sie erkennen mich nicht wieder«, setzte sie zu mir gewandt hinzu; »ich habe Ihre Bekanntschaft bei der Prinzessin von Parma gemacht« (bei der ich niemals gewesen war). »Der Kaiser von Rußland möchte, daß Ihr Vater nach Petersburg entsandt wird. Wenn Sie Dienstag frei sind, ist gerade Iswolsky da, der mit Ihnen darüber sprechen könnte. Ich habe ein Geschenk für Sie, meine Liebe«, setzte sie, wieder zu der Herzogin gewandt, hinzu. »Ich würde es niemandem außer Ihnen machen: die Manuskripte dreier Stücke von Ibsen, die er mir durch seinen alten Krankenwärter hat überbringen lassen. Ich werde eines behalten und Ihnen die zwei anderen schicken.«

Der Herzog von Guermantes war nicht entzückt über dieses Angebot. Ungewiß, ob Ibsen oder d'Annunzio tot oder lebendig waren, sah er schon, wie Schriftsteller und Theaterdichter seiner Frau Besuche machten, um sie in ihren Werken auftreten zu lassen. Die Angehörigen der großen Welt stellen sich Bücher gern wie eine Art Würfel vor, deren eine Fläche man abgenommen hat, so daß nun der Autor nichts Eiligeres zu tun hat, als die Personen, die er trifft, in sie »hineinzutun«. Das ist offenbar illoyal, aber sie sind ja auch nur Leute von geringer Bedeutung. Gewiß wäre es nicht übel, sie »en passant« ken-

nenzulernen; denn dank ihrer kann man, wenn man ein Buch oder einen Artikel liest, den anderen »in die Karten« schauen oder »ihr wahres Gesicht« hinter der Maske erspähen. Trotz allem ist es klüger, sich an tote Autoren zu halten. Wirklich »korrekt« fand Monsieur de Guermantes nur den Herrn, der die Nekrologe im *Gaulois* verfaßte. Dieser wenigstens begnügte sich damit, den Namen des Herzogs von Guermantes bei einer Beerdigung, aus deren Anlaß der Herzog sich in die Liste eingetragen hatte, an der Spitze aller übrigen Personen als den »in erster Linie« in die Augen fallenden zu nennen. Wenn er es vorzog, seinen Namen dort nicht erscheinen zu sehen, schickte er anstelle dieser Eintragung einen Kondolenzbrief an die Familie des Verstorbenen und versicherte sie seines tiefen Mitgefühls; ließ dann diese Familie in die Zeitungen setzen: »Unter den eingegangenen Kondolenzbriefen sei derjenige des Herzogs von Guermantes erwähnt«, so war das nicht die Schuld des Redakteurs, sondern des Sohnes, Bruders oder Vaters der Verstorbenen, worauf der Herzog jene für Parvenus erklärte, mit denen keine Beziehung mehr zu unterhalten er von Stund an entschlossen sei. (Er selbst sagte dann, denn er verstand sich nicht gut auf den Sinn von Redensarten, daß er mit ihnen »ein Hühnchen zu rupfen« habe.) Auf alle Fälle bewirkten die Namen Ibsen und d'Annunzio und ihr eventuelles Noch-am-Leben-Sein, daß der Herzog die Stirn runzelte, denn er war nicht weit genug von uns entfernt, als daß er nicht die verschiedenen Liebenswürdigkeiten von Madame Timoléon d'Amoncourt mitangehört hätte. Es war dies eine reizende Frau, deren Geist und Schönheit so bezaubernd waren, daß eines von beiden genügt hätte, um schon für sich zu gefallen. Trotzdem kamen ihr – sie war außerhalb des Milieus geboren, in dem sie jetzt lebte, hatte zunächst nur einen literarischen Salon angestrebt, war nacheinander die ausschließliche Freundin (keineswegs die Geliebte, denn sie war sehr sittenstreng) jedes großen Schriftstellers gewesen, der ihr dann alle seine Manuskripte schenkte oder

Bücher über sie schrieb – im Faubourg Saint-Germain, wohin der Zufall sie geführt hatte, ihre literarischen Privilegien sehr zustatten. Sie hatte jetzt eine Stellung errungen, in der sie kein anderes Zeichen der Gunst zu geben brauchte als dasjenige, das allein schon ihre Anwesenheit bedeutete. Da sie aber von früher her an das Kontaktieren und Kombinieren sowie an das Erweisen von Gefälligkeiten gewöhnt war, hielt sie auch noch jetzt daran fest, obwohl all dies nicht mehr nötig war. Sie hatte einem immer ein Staatsgeheimnis zu enthüllen, konnte einen immer mit einem Potentaten bekannt machen, wollte einen immer mit einem Aquarell von Meisterhand beschenken. Freilich lag in all diesen überflüssigen Lockungen ein wenig Unaufrichtigkeit, aber sie machten aus ihrem Leben eine Komödie voll funkelnder Kompliziertheit, und es stimmt, daß sie Präfekten und Generäle ernennen ließ.

Während sie neben mir herging, verströmte die Herzogin von Guermantes das azurblaue Licht ihrer Augen, aber ins Ungewisse hinein, um die Leute zu meiden, mit denen sie nichts zu tun haben wollte und die sie wie eine drohende Klippe schon von weitem erriet. Wir bewegten uns in einem Spalier von Gästen, die in dem Bewußtsein, daß sie »Oriane« niemals kennenlernen würden, sie wenigstens wie eine Kuriosität ihrer Frau zeigen wollten: »Ursula, schnell, schnell, da ist Madame de Guermantes, die gerade mit einem jungen Mann spricht.« Man spürte dabei, daß nur wenig fehlte, und sie wären auf Stühle gestiegen, um besser zu sehen, wie bei der Parade am 14. Juli oder beim Rennen des Grand Prix. Es war nicht so, daß die Herzogin von Guermantes einen aristokratischeren Salon gehabt hätte als ihre Cousine. Bei der ersteren verkehrten Leute, die die letztere niemals hätte einladen mögen, vor allem wegen ihres Gatten. Niemals hätte sie Madame Alphonse de Rothschild empfangen, die, eine intime Freundin von Madame de La Trémoille und Madame de Sagan wie Oriane selbst, bei dieser letzteren ebenfalls viel verkehrte. Ebenso war es mit dem Baron Hirsch, den der Prinz von Wa-

les zu ihr gebracht hatte, jedoch nicht zu der Fürstin, der er mißfallen hätte, und auch mit einigen bonapartistischen oder gar republikanischen Berühmtheiten, die die Herzogin interessierten, die aber der Fürst als überzeugter Royalist bei sich nicht hätte sehen mögen. Sein Antisemitismus, der obendrein eine Prinzipienangelegenheit war, beugte sich vor keiner Eleganz, und wäre sie noch so akkreditiert gewesen, und wenn er Swann bei sich empfing, dessen Freund er von jeher war – übrigens war er der einzige Guermantes, der Swann zu ihm sagte und nicht Charles –, so deswegen, weil er wußte, daß die Großmutter Swanns, eine Protestantin, die einen Juden geheiratet hatte, die Geliebte des Herzogs von Berry gewesen war, woraufhin er von Zeit zu Zeit versuchte, der Legende Glauben zu schenken, die aus Swanns Vater einen natürlichen Sohn dieses Fürsten machte. Bei dieser Hypothese, die im übrigen falsch war, blieb an Swann, dem Sohn eines Katholiken, der seinerseits Sohn eines Bourbonen und einer Katholikin wäre, nichts, was nicht christlich gewesen wäre.

»Wie, Sie kennen diese Pracht hier nicht?« sagte die Herzogin zu mir, als sie von dem Hause sprach, in dem wir uns befanden. Aber nachdem sie den »Palast« ihrer Cousine gebührend gewürdigt hatte, beeilte sie sich hinzuzusetzen, daß ihr selbst ihre »bescheidene Hütte« tausendmal lieber sei. »Das hier ist wundervoll zum Besichtigen, aber ich würde vor Kummer sterben, wenn ich in Zimmern schlafen müßte, in denen sich so viele historische Begebenheiten zugetragen haben. Das kommt mir so vor, als wäre man im Schloß von Blois, in Fontainebleau oder selbst im Louvre nach Torschluß dringeblieben und vergessen worden und könnte sich als einziges Mittel gegen den Kummer nur sagen, daß man in dem Zimmer weilt, in dem Monaldeschi ermordet worden ist. Als Schlaftee nicht sehr geeignet. Schau, schau, da kommt Madame de Saint-Euverte. Wir haben vorhin bei ihr zu Abend gegessen. Da sie morgen bei sich ihren jährlichen Riesenrummel hat, hatte ich gemeint, sie würde sich gleich schlafen

legen. Aber sie kann kein Fest auslassen. Wenn dieses hier auf dem Lande stattfände, würde sie eher auf einen Kremser steigen, als überhaupt nicht erscheinen.«

In Wirklichkeit war Madame de Saint-Euverte an diesem Abend weniger um des Vergnügens willen gekommen, ein Fest bei anderen mitzuerleben, als vielmehr um den Erfolg des ihrigen sicherzustellen, die letzten Anhänger zu rekrutieren und in gewisser Weise noch einmal in extremis die Parade der Truppen abzunehmen, die morgen bei ihrer Garden-party glanzvoll aufziehen sollten. Denn seit einer ganzen Reihe von Jahren waren die Eingeladenen der Saint-Euverteschen Feste keineswegs mehr die von ehedem. Die weiblichen Stars aus der Welt der Guermantes, die damals so dünn gesät waren, hatten – mit Höflichkeiten von der Hausherrin überschüttet – allmählich ihre Freundinnen mitgebracht. Gleichzeitig hatte Madame de Saint-Euverte durch ein parallel, aber in entgegengesetztem Sinne fortschreitendes Bemühen von Jahr zu Jahr die Zahl der in der eleganten Welt nicht bekannten Personen eingeschränkt. Eine nach der anderen sah man dort nicht mehr. Eine Zeitlang funktionierte noch das System der »Fuhren«, das in Gestalt von verschwiegenen Festen gestattete, die Abgelehnten gemeinsam einzuladen, damit sie sich untereinander vergnügten, was der Notwendigkeit enthob, sie zusammen mit schicken Leuten einzuladen. Worüber konnten sie sich beklagen? Hatten sie nicht (panem et circenses!) genügend Petits Fours und ein schönes Musikprogramm? So kam es denn, daß man gewissermaßen in Analogie zu den zwei exilierten Herzoginnen, die man früher, in den Anfängen des Salons Saint-Euverte, wie Doppelkaryatiden dessen schwankenden Giebel stützen sah, in den letzten Jahren, unter das elegante Publikum gemischt, dort nur noch zwei aus dem Rahmen fallende Personen bemerkte: die alte Madame de Cambremer und die mit einer schönen Stimme begabte Gattin eines Architekten, die man oft um ein Gesangstück bitten mußte. Da sie aber niemand mehr bei Madame de Saint-

Euverte kannten, den Verlust ihrer Gefährtinnen beklagten und fühlten, daß sie im Wege waren, sahen sie aus, als würden sie gleich sterben vor Kälte, wie zwei Schwalben, die nicht zur rechten Zeit nach Süden gezogen sind. Im folgenden Jahr wurden sie denn auch nicht mehr eingeladen; Madame de Franquetot unternahm noch einen Schritt zugunsten ihrer Cousine, die doch so musikfreudig war. Da sie aber keine eindeutigere Antwort erhalten konnte als die folgende: »Aber man kann doch immer hereinkommen und die Musik anhören, das ist doch kein Verbrechen!«, fand Madame de Cambremer die Einladung nicht dringlich genug und verzichtete.

Bei einer solchen Umwandlung, wie Madame de Saint-Euverte sie zustande gebracht hatte, als sie aus einem Salon von Aussätzigen einen Salon großer Damen machte (die letzte, nach außen hin ultraschicke Form, die er angenommen hatte), mußte es verwundern, daß die Person, die am folgenden Tag das glänzendste Fest der Saison gab, es nötig haben sollte, am Vorabend einen letzten Truppenappell vorzunehmen. Es war aber so, daß die hervorstechende Eleganz des Salons Saint-Euverte nur für diejenigen existierte, deren gesellschaftliches Dasein darin bestand, die Berichte über Matineen und Soireen im *Gaulois* und im *Figaro* zu lesen, ohne jemals bei einer selbst zugegen gewesen zu sein. Für Gesellschaftslöwen dieser Art, die die Gesellschaft nur aus der Zeitung kennen, genügte die Aufzählung der englischen und österreichischen Botschafterinnen, der Herzoginnen von Uzès, von La Trémoille und so weiter, damit sie sich bereitwillig den Salon Saint-Euverte als den ersten von Paris vorstellten, während er in Wirklichkeit einer der letzten war. Nicht daß die Berichte unwahr gewesen wären. Die Mehrzahl der aufgeführten Personen war tatsächlich dagewesen. Doch jede war nur aufgrund von flehentlichen Bitten, erwiesenen Aufmerksamkeiten und Diensten sowie mit dem Gefühl erschienen, Madame de Saint-Euverte eine ungeheure Ehre anzutun. Solche Salons, die weniger gesucht als gemieden werden und die

man nur gleichsam »abkommandiert« besucht, vermögen einzig die Leserinnen der Rubrik »Aus der Gesellschaft« zu täuschen. Diese lesen über ein Fest hinweg, das wirklich elegant ist, zu dem aber die Hausherrin, obwohl sie alle Herzoginnen haben könnte, die förmlich darauf brennen, unter den »Erwählten« zu sein, nur zwei oder drei gebeten hat; sie unterläßt es auch, die Namen ihrer Gäste den Zeitungen zu melden. Daher sind denn auch diese Frauen, die die Macht unterschätzen oder verachten, die heute die Reklame bedeutet, zwar elegant in den Augen der Königin von Spanien, werden aber von der Menge verkannt, denn jene weiß, diese aber nicht, wer sie sind.

Madame de Saint-Euverte gehörte nicht zu diesen Frauen, und als gute Flugbiene brachte sie für den folgenden Tag alles ein, was dort eingeladen war. Monsieur de Charlus war es nicht, er hatte immer abgelehnt, bei ihr zu erscheinen. Doch er war mit so vielen Leuten entzweit, daß Madame de Saint-Euverte sich dabei sehr wohl auf seinen Charakter berufen konnte.

Freilich, wäre nur Oriane dagewesen, so hätte Madame de Saint-Euverte sich nicht eigens herzubemühen brauchen, da die Einladung mündlich gegeben und im übrigen mit jener bezaubernden und trügerischen Liebenswürdigkeit entgegengenommen worden war, in der die Mitglieder der Akademie exzellieren, die der Kandidat gerührt und ohne den leisesten Zweifel verläßt, daß auf ihre Stimme fest zu zählen sei. Aber es gab nicht nur sie. Würde der Fürst von Agrigent kommen? Und Madame de Durfort? Um nichts außer acht zu lassen, hatte Madame de Saint-Euverte für einzig richtig gehalten, sich selber hinzubemühen. Einschmeichelnd mit den einen, gebieterisch mit den anderen, kündigte sie in Andeutungen für die einen wie die anderen unvorstellbare Vergnügungen an, wie man sie nicht ein zweites Mal haben würde, und versprach jedem, er werde bei ihr die Person finden, die er gerne sehen wollte, oder die Persönlichkeit, mit der er unbedingt

sprechen mußte. Und diese Art von Funktion, mit der sie einmal im Jahr ausgestattet war – wie gewisse Magistratspersonen in der Antike –, nämlich die der Gastgeberin der morgigen und gleichzeitig wichtigsten Garden-party der Saison, verlieh ihr für einen Augenblick Autorität. Ihre Listen waren aufgestellt und abgeschlossen; so durchschritt sie langsam die Salons der Fürstin, um nacheinander in jedes Ohr die Worte zu träufeln: »Sie vergessen mich doch morgen nicht«, für einen Tag von der glorreichen Macht erfüllt, die Augen wegzuwenden, ohne dabei ihr Lächeln abzulegen, sobald sie irgendeiner Vogelscheuche begegnete, die sie zu schneiden gedachte, oder irgendeinem alten Krautjunker, der nur aufgrund einer alten Schulfreundschaft bei »Gilbert« zugelassen war, dessen Anwesenheit aber ihrer Garden-party nicht zur Zierde gereichen konnte. Sie richtete es dann lieber so ein, daß sie mit dem Betreffenden nicht sprach, um hinterher sagen zu können: Ich habe meine Einladungen mündlich ausgegeben, und leider sind Sie mir nicht in den Weg gekommen. So vollzog sie, eine einfache Saint-Euverte, mit ihren Luchsaugen eine »Siebung« in der Zusammensetzung der Soiree der Fürstin, und hielt sich, als sie in dieser Weise vorging, für eine regelrechte Herzogin von Guermantes.

Man muß sagen, daß auch diese nicht, wie man vielleicht hätte glauben können, völlig frei mit ihren Begrüßungen und ihrem Lächeln schalten konnte. Wenn sie diese verweigerte, so geschah es in gewissen Fällen aus freien Stücken: »Sie geht mir auf die Nerven«, sagte sie dann, »muß ich wirklich eine Stunde lang mit ihr von ihrer Soiree reden?«

Man sah eine tiefschwarze Herzogin vorübergehen, die ihre Häßlichkeit und Dummheit sowie gewisse Abweichungen vom guten Benehmen zwar nicht aus der Gesellschaft, wohl aber aus gewissen eleganten Salons ausgeschlossen hatten. »Ah!« murmelte Madame de Guermantes mit dem klaren und untrüglichen Blick des Kenners, dem man ein falsches Juwel vorweist, »so etwas empfängt man hier!« Allein aufgrund des

Anblicks der etwas makelhaften Dame, auf deren Gesicht außerdem zu viele Leberflecken mit Härchen waren, bestimmte Madame de Guermantes den mittelmäßigen Wert dieser Soiree. Sie war mit dieser Dame aufgewachsen, hatte aber alle Beziehungen zu ihr abgebrochen; auf ihren Gruß antwortete sie nur mit einem äußerst zurückhaltenden Kopfnicken. »Ich begreife nicht«, sagte sie, als müsse sie sich entschuldigen, »daß Marie-Gilbert uns mit diesem Abschaum zusammen einlädt. Man kann sagen, hier ist wirklich Krethi und Plethi vertreten. Bei Mélanie Pourtalès war das viel besser arrangiert. Sie sah den Heiligen Synod und die Oratorianerkirche[1] bei sich, wenn es ihr gefiel, aber wenigstens ließ sie uns an solchen Tagen nicht kommen.« In vielen anderen Fällen jedoch geschah es aus Schüchternheit, aus Angst vor einer Szene mit ihrem Mann, der nicht wollte, daß sie Künstler oder dergleichen empfing (»Marie-Gilbert« protegierte deren viele, man mußte sich in acht nehmen, daß man nicht von irgendeiner berühmten deutschen Sängerin angesprochen wurde), und auch aus Rücksicht auf den herrschenden Nationalismus, dem sie zwar, da sie wie Monsieur de Charlus den Esprit der Guermantes für sich in Anspruch nahm, vom gesellschaftlichen Standpunkt nur Verachtung schenkte (man ließ jetzt, um den Ruhm des Generalstabs zu mehren, einem plebejischen General den Vortritt vor gewissen Herzögen), andererseits aber doch, da sie ihren Ruf der politischen Unzuverlässigkeit kannte, große Konzessionen machte, die sogar soweit gingen, daß sie fürchtete, Swann in diesem antisemitischen Milieu die Hand geben zu müssen. In dieser Hinsicht war sie bald beruhigt, da sie erfahren hatte, der Fürst habe Swann nicht eintreten lassen, sondern mit ihm »so etwas wie eine Auseinandersetzung« gehabt. So riskierte sie nicht, in aller Öffentlichkeit ein Gespräch mit dem »armen Charles« führen zu müssen, dem sie lieber nur privat ihre Zuneigung schenkte.

»Und wer ist denn das schon wieder?« rief Madame de Guermantes, als sie eine etwas seltsame kleine Dame in einem derart schlichten schwarzen Kleid bemerkte, daß man sie für eine verschämte Arme halten konnte, die aber zugleich mit ihrem Gatten sie ehrerbietig grüßte. Die Herzogin erkannte sie nicht, und wie sie denn manchmal solche Arroganz an den Tag legen konnte, reckte sie sich wie beleidigt auf und starrte, ohne zu danken, die Betreffende an. »Was ist das für eine Person, Basin?« fragte sie mit erstaunter Miene, während Monsieur de Guermantes, um Orianes Unhöflichkeit wiedergutzumachen, die Dame grüßte und die Hand ihres Gatten drückte. »Aber das ist doch Madame de Chaussepierre, Sie sind sehr unhöflich gewesen.« – »Ich weiß nicht, was Chaussepierre ist.« – »Der Neffe der alten Chanlivault.« – »Kenne ich nicht. Wer ist die Frau, warum grüßt sie mich?« – »Aber Sie kennen sie doch, sie ist die Tochter von Madame de Charleval, Henriette Montmorency.« – »Ach ja! Ich habe ihre Mutter sehr gut gekannt, sie war reizend und sehr geistreich. Warum hat sie alle diese Leute geheiratet, die ich nicht kenne? Sie sagen, sie heißt Madame de Chaussepierre?« fragte sie, während sie diesen Namen mit fragender Miene förmlich buchstabierte, als fürchte sie, sich zu irren. Der Herzog warf ihr einen harten Blick zu. »Es ist nicht so lächerlich, Chaussepierre zu heißen, wie Sie offenbar meinen. Der alte Chaussepierre war der Bruder der bereits erwähnten Charleval, von Madame de Sennecour und der Vicomtesse von Merlerault. Das sind alles ausgezeichnete Leute.« – »Ah! Hören Sie auf«, rief die Herzogin, die wie eine Dompteuse nicht den Eindruck hervorrufen wollte, als lasse sie sich durch die blutdürstigen Blicke der Bestie einschüchtern. »Basin, Sie sind wirklich fabelhaft. Ich weiß nicht, wo Sie all diese Namen auftreiben, aber jedenfalls gratuliere ich Ihnen dazu. Wenn ich von Chaussepierre nichts wußte, so habe ich doch Balzac gelesen, da sind Sie nicht der einzige, und sogar Labiche. Chanlivault gefällt mir, Charleval ist auch nicht

schlecht, aber ich muß gestehen, Merlerault setzt allem die Krone auf. Im übrigen wollen wir anerkennen, daß auch Chaussepierre gar nicht übel ist. Und das alles stammt aus Ihren Sammlungen? Das ist ja kaum zu glauben. Sie, der Sie ein Buch schreiben wollen«, sagte sie zu mir, »Sie sollten sich Charleval und auch Merlerault merken. Etwas Besseres können Sie gar nicht finden.« – »Er wird sich nur einen Prozeß auf den Hals ziehen und ins Gefängnis kommen; Sie geben ihm da einen sehr schlechten Rat, Oriane.« – »Ich hoffe, er hat jüngere Personen zu seiner Verfügung, wenn er schlechte Ratschläge bekommen und, vor allem, wenn er sie befolgen will. Aber wenn er nichts Ärgeres tut als ein Buch verfassen!« Ziemlich weit von uns war eine wundervolle, stolze junge Frau in einem weißen Kleid, ganz Diamanten und Tüll, zu erkennen. Madame de Guermantes sah sie an, wie sie plaudernd in einer von ihrem Charme angezogenen Gruppe stand. »Ihre Schwester ist überall die Schönste; sie ist bezaubernd heute abend«, sagte sie, während sie einen Stuhl nahm, zu dem Fürsten von Chimay, der vorüberging. Oberst von Froberville (der General gleichen Namens war sein Onkel) setzte sich neben uns, ebenso Monsieur de Bréauté, während Monsieur de Vaugoubert, sich in den Hüften wiegend (aus einem Übermaß an Höflichkeit, das er sogar beim Tennisspielen beibehielt und mit dem er bedeutende Persönlichkeiten gleichsam vorher um Erlaubnis bat, ehe er einen Ball annahm, wodurch er unweigerlich die Partie für seine Seite verlor), sich wieder zu Monsieur de Charlus begab (der bis dahin von den unermeßlichen Röcken der Gräfin Molé fast gänzlich umhüllt geblieben war, einer Frau, die er mit ostentativer Bewunderung über alle anderen stellte) und zwar zufällig gerade in dem Moment, als mehrere Mitglieder einer neuen diplomatischen Mission in Paris den Baron grüßten. Beim Anblick eines jungen Sekretärs mit besonders klugem Gesichtsausdruck wandte sich Monsieur de Vaugoubert an Monsieur de Charlus mit einem Lächeln, in dem ganz offenbar eine einzige

Frage lag. Monsieur de Charlus hätte vielleicht gern jemanden kompromittiert, aber seinerseits durch dieses Lächeln, das von einem anderen ausging und nur eine ganz bestimmte Bedeutung haben konnte, kompromittiert zu werden, verdroß ihn namenlos. »Ich weiß darüber absolut nichts. Ich muß Sie bitten, die Regungen Ihrer Neugier doch für sich zu behalten. Sie lassen mich völlig kalt. Im übrigen unterliegen Sie in diesem besonderen Fall einem Irrtum allererster Ordnung. Ich halte diesen jungen Mann für das genaue Gegenteil.« Hier sagte Monsieur de Charlus in seinem Verdruß darüber, daß ein Dummkopf ihn bloßstellte, nicht die Wahrheit. Wäre die Behauptung des Barons zutreffend gewesen, hätte der Sekretär in dieser Gesandtschaft eine Ausnahme gebildet. Sie bestand tatsächlich aus höchst verschiedenen Persönlichkeiten, von denen mehrere ungewöhnlich mittelmäßig waren, so daß man, wenn man nach dem Prinzip der Auswahl suchte, kein anderes entdecken konnte als die Homosexualität. Als man an die Spitze dieses kleinen diplomatischen Sodom einen Gesandten stellte, der im Gegenteil die Frauen liebte, und zwar mit der komischen Übertreibung eines Conférenciers im Revuetheater, der nun sein Bataillon von Transvestiten nach allen Regeln der Kunst exerzieren ließ, schien man das Gesetz des Gegensatzes befolgt zu haben. Trotz allem, was er vor Augen hatte, glaubte er nicht an die Homosexualität. Er gab dafür auf der Stelle einen Beweis, als er seine Schwester mit einem Chargé d'affaires verheiratete, den er fälschlich für einen Schürzenjäger hielt. Seither begann er, etwas zur Last zu fallen, und wurde denn auch bald durch eine neue Exzellenz ersetzt, die die Homogenität des Ensembles sicherstellte. Andere Botschaften suchten mit dieser zu rivalisieren, vermochten ihr jedoch den Rang nicht abzulaufen (wie beim Concours général immer das gleiche Gymnasium gewinnt), und mehr als zehn Jahre mußten ins Land gehen, bis andersgeartete Attachés in dieses so vollkommene Ganze eine Bresche schlu-

gen und eine andere Botschaft ihr endlich die verhängnisvolle Siegespalme entwand und an der Spitze marschierte.

Nachdem Madame de Guermantes ihre Furcht abgelegt hatte, daß sie womöglich mit Swann werde sprechen müssen, hegte sie nur mehr Neugier in bezug auf den Gegenstand der Unterhaltung, die dieser mit dem Hausherrn gehabt hatte. »Wissen Sie, worüber sie gesprochen haben?« fragte der Herzog Monsieur de Bréauté. »Ich habe sagen hören«, antwortete dieser, »es sei wegen eines kleinen Einakters gewesen, den der Schriftsteller Bergotte bei ihnen aufführen ließ. Es war im übrigen ein ganz entzückendes Ding. Aber es scheint, daß der Schauspieler sich eine Maske zurechtgemacht hatte, in der er wie Gilbert aussah, den im übrigen dieser Herr Bergotte tatsächlich hatte abkonterfeien wollen.« – »Ach, sieh da, das hätte mich amüsiert zu sehen, wie jemand Gilbert nachmacht«, sagte die Herzogin und lächelte verträumt. »Wegen dieser kleinen Aufführung«, fuhr Monsieur de Bréauté fort, indem er seinen Nagerunterkiefer etwas vorschob, »hat Gilbert von Swann Erklärungen verlangt; dieser aber hat sich damit begnügt, was alle Welt sehr geistreich fand, ihm zur Antwort zu geben: ›Aber gar nicht, es war Ihnen überhaupt nicht ähnlich, Sie selber wirken viel komischer!‹ Es scheint im übrigen«, fuhr Monsieur de Bréauté fort, »daß dieses kleine Stück entzückend gewesen ist. Die Gräfin Molé war da und hat sich ungemein amüsiert.« – »Wie, die Gräfin Molé geht dorthin?« sagte die Herzogin erstaunt. »Ah! Das hat sicher Mémé arrangiert. So ist es immer mit solchen Salons. Alle Welt geht eines Tages hin, und ich, die ich mich freiwillig aus Prinzip ausgeschlossen habe, sitze dann allein in meiner Ecke und langweile mich.« Schon hatte seit der Erzählung, die soeben Monsieur de Bréauté gemacht hatte, die Herzogin von Guermantes sich (wenn nicht über den Salon Swann, so wenigstens über die Möglichkeit, im nächsten Augenblick Swann zu begegnen), wie man sieht, einen neuen Gesichtspunkt zu eigen gemacht. »Die Erklärung, die Sie uns geben«,

sagte der Oberst von Froberville zu Monsieur de Bréauté, »ist ein reines Hirngespinst. Ich habe meine Gründe, es zu wissen. Der Fürst hat ganz einfach Swann eine Standpauke gehalten und ihm, wie unsere Väter sagten, kundgetan, daß er sich nicht mehr bei ihm zu zeigen habe in Anbetracht der Ansichten, zu denen er sich bekennt. Meiner Meinung nach hat mein Onkel Gilbert tausendmal recht gehabt, ihm diese Standpauke zu halten, und eigentlich hätte er schon vor mehr als einem halben Jahr mit einem so eingefleischten Dreyfus-Anhänger Schluß machen sollen.«

Der arme Monsieur de Vaugoubert, der aus einem allzu zögerlichen Tennisspieler unvermittelt zu einem willenlosen Spielball geworden war, der rücksichtslos umhergeworfen wurde, fand sich an die Seite der Herzogin von Guermantes geschleudert, der er seine Huldigung darzubringen versuchte. Er kam aber eher schlecht damit an, da Oriane in der Überzeugung lebte, alle Diplomaten oder Politiker ihrer Gesellschaftsklasse seien ausgemachte Esel.

Monsieur de Froberville hatte zwangsläufig von der Gunst profitiert, die man seit neuestem den Militärs in der Gesellschaft bewies. Unglücklicherweise war die Frau, die er geheiratet hatte, zwar eine über jeden Zweifel erhabene Verwandte der Guermantes, aber als solche außerordentlich arm, und da er selbst sein Vermögen verloren hatte, verkehrten sie mit fast niemandem und waren Leute, die man links liegen ließ außer bei jenen großen Gelegenheiten, wenn es ihnen vergönnt war, einen Verwandten zu verlieren oder zu vermählen. Dann hatten sie wirklich teil an der mystischen Gemeinschaft der großen Welt, ähnlich den Katholiken, die es nur dem Namen nach sind und nur einmal im Jahr an den Abendmahltisch treten. Ihre finanzielle Situation wäre für sie sogar unheilvoll gewesen, wenn nicht Madame de Saint-Euverte, getreu der Zuneigung, die sie für den verstorbenen General von Froberville gehegt hatte, die Familie auf jede erdenkliche Weise unterstützt hätte, indem sie die beiden kleinen Töchter

mit hübschen Kleidern und Zerstreuungen versorgte. Doch der Oberst, der als gutmütige Seele galt, besaß kein dankbares Gemüt. Er war neidisch auf den Glanz einer Wohltäterin, die diesen Glanz selbst maßlos und unaufhörlich zur Schau zu stellen liebte. Die jährliche Garden-party war für ihn, seine Frau und seine Kinder ein großartiges Vergnügen, das sie für alles Gold der Welt nicht hätten versäumen mögen, aber ein Vergnügen, das durch den Gedanken an die Freuden des Stolzes, die Madame de Saint-Euverte daraus zog, gleichwohl vergiftet wurde. Die Ankündigung dieser Garden-party in den Zeitungen, die nach einem detaillierten Bericht machiavellistisch hinzufügten: »Wir kommen auf dieses glanzvolle Fest noch zurück«, die ergänzenden Einzelheiten über die Toiletten, die mehrere Tage hindurch nachgeliefert wurden, all das bereitete den Frobervilles so viel Unbehagen, daß sie, die so wenig Vergnügen hatten und wenigstens auf das dieser Nachmittagsveranstaltung rechnen konnten, jedes Jahr dahin kamen, daß sie wünschten, schlechtes Wetter möge ihr Zustandekommen verhindern, das Barometer befragten und mit Wonne die ersten Anzeichen eines Gewitters prognostizierten, das die Festlichkeit zum Scheitern bringen konnte.

»Ich möchte nicht mit Ihnen über Politik diskutieren, Froberville«, sagte Monsieur de Guermantes. »Aber was Swann anbetrifft, kann ich ganz offen sagen, daß sein Verhalten uns gegenüber jeder Beschreibung spottet. In der Gesellschaft von uns beiden und sogar vom Herzog von Chartres protegiert, soll er, wie ich jetzt höre, sich in aller Offenheit zu diesem Dreyfus bekennen. Niemals hätte ich das von einem Mann gedacht, der solch ein Kenner, ein kluger Kopf, ein Sammler, ein Liebhaber alter Bücher, dazu Mitglied des Jockey-Clubs ist, ein Mann, der sich allgemeiner Achtung erfreut, im Besitz hervorragender Adressen, der uns den besten Portwein geschickt hat, den man trinken kann, ein Liebhaber der Künste, ein Familienvater! Ah! Ich muß sagen, ich fühle mich wirklich betrogen. Ich spreche dabei nicht von mir, es ist

ja ausgemacht, daß ich ein Dummkopf bin, dessen Meinung nicht zählt, ein rechter Niemand, aber allein schon Orianes wegen hätte er das nicht tun dürfen, er hätte sich offen gegen die Juden und die Parteigänger des Verurteilten erklären müssen.

Ja, nach all der Freundschaft, die meine Frau ihm stets bewiesen hat«, setzte der Herzog von neuem an (denn offenbar war seine Meinung die, daß eine Verurteilung von Dreyfus wegen Hochverrats, welche Ansicht man auch insgeheim über Schuld oder Unschuld des Hauptmanns hegen mochte, eine Art Dank dafür darstellte, wie man im Faubourg Saint-Germain aufgenommen worden war), »hätte er jede Verbindung zu jenen Kreisen lösen müssen. Denn fragen Sie Oriane selbst, sie hatte wirklich freundschaftliche Gefühle für ihn.« In der Meinung, ein naiver und unbefangener Ton werde ihren Worten eine dramatischere und aufrichtigere Wirkung verleihen, sagte die Herzogin mit Schulmädchenstimme, als lasse sie nur die schlichte Wahrheit über ihre Lippen gehen, und indem sie ihren Augen einen etwas melancholischen Ausdruck gab: »Aber ja, das ist wahr, ich habe keinen Grund, zu verbergen, daß meine Zuneigung für Charles vollkommen aufrichtig war.« – »Da sehen Sie ja, ich habe sie nicht die Spur beeinflußt. Und nach alledem treibt er die Undankbarkeit so weit, daß er sich für diesen Dreyfus ausspricht!«

»Apropos Dreyfus«, sagte ich, »es scheint, daß Fürst Von auf seiner Seite steht.« – »Ah! Gut, daß Sie von ihm sprechen«, rief Monsieur de Guermantes, »ich hätte beinahe vergessen, daß er mich für Montag zum Abendessen eingeladen hat. Ob er jedoch Dreyfus-Anhänger ist oder nicht, ist mir vollkommen gleich, da er ja Ausländer ist. Es ist mir egal, schnurzegal. Bei einem Franzosen ist das etwas anderes. Allerdings ist Swann Jude. Doch bis heute – verzeihen Sie, Froberville – war ich so einfältig zu glauben, daß ein Jude Franzose sein kann, ich meine ein anständiger Jude, der der Gesellschaft angehört. Und für Swann traf dies in vollem Um-

fang zu. Nun gut! Er zwingt mich anzuerkennen, daß ich mich getäuscht habe, da er jetzt Partei für diesen Dreyfus ergreift (der, schuldig oder nicht, in keiner Weise zu seinen Kreisen gehört, dem er niemals begegnet wäre) gegen eine Gesellschaft, die ihn aufgenommen, ihn wie einen der ihren behandelt hat. Man kann es nicht anders sagen, wir haben uns alle verbürgt für Swann, ich hätte für seinen Patriotismus genau wie für den meinen die Hand ins Feuer gelegt. Ah! Er lohnt es uns schlecht. Ich gestehe, daß ich von seiner Seite niemals dergleichen erwartet hätte. Ich hatte besser von ihm gedacht. Er hatte Geist (auf seine Art, versteht sich). Ich weiß wohl, daß er schon die Wahnsinnstat dieser ungehörigen Heirat begangen hat. Wissen Sie, wem diese Heirat viel Kummer bereitet hat? Meiner Frau. Oriane trägt oft, ich würde sagen, vorgetäuschte Fühllosigkeit zur Schau. In Wahrheit gehen ihr alle Dinge sehr nahe.« Enzückt über diese Analyse ihres Charakters hörte ihm Madame de Guermantes mit bescheidener Miene zu, sagte aber kein Wort, da sie Bedenken trug, in ihr Lob einzustimmen, vor allem aber, es zu unterbrechen. Monsieur de Guermantes hätte eine Stunde über diesen Gegenstand sprechen können, sie hätte sich so wenig gerührt, als ob sie Musik hörte. »Nun also! Ich erinnere mich, als sie von Swanns Heirat gehört hat, fühlte sie sich verletzt; sie fand, es sei nicht recht gehandelt von jemandem, dem wir so viel Freundschaft bewiesen hatten. Sie hatte Swann sehr gern; die Sache hat sie sehr gegrämt. Habe ich recht, Oriane?« Madame de Guermantes meinte, sie müsse jetzt doch auf einen so direkten Appell betreffs eines Sachverhalts antworten, der ihr erlaubte, die Lobeshymnen, von denen sie spürte, daß sie nunmehr beendet seien, zu bekräftigen, ohne diesen Eindruck zu erwecken. In einem schüchternen und schlichten Tonfall und mit einer Miene, die um so einstudierter war, als sie gefühlvoll wirken sollte, sagte sie voll zurückhaltender Sanftmut. »Es ist wahr, Basin täuscht sich nicht!« – »Und dabei war das noch etwas anderes. Was wollen Sie, Liebe ist Liebe,

obwohl meiner Meinung nach auch sie gewisse Grenzen einhalten soll. Ich würde noch einen jungen Mann, einen Springinsfeld, der nicht trocken hinter den Ohren ist, entschuldigen, wenn er auf Utopien hereinfällt. Aber Swann, ein kluger Mann mit erwiesenem Feingefühl, der sich ausgezeichnet in der Kunst auskennt, ein vertrauter Freund des Herzogs von Chartres, ja sogar von Gilbert!« Der Ton, in dem Monsieur de Guermantes das alles vorbrachte, war im übrigen durchaus sympathisch, ohne einen Schatten der Gewöhnlichkeit, die nur allzuoft an ihm zu verspüren war. Er sprach mit leicht indignierter Trauer, doch alles an ihm atmete jenen sanftmütigen Ernst, der den breiten, pastosen Charme gewisser Figuren Rembrandts ausmacht, des Bürgermeisters Six[1] beispielsweise. Man spürte, daß sich für den Herzog die Frage der Immoralität von Swanns Verhalten in der Dreyfus-Affäre überhaupt nicht stellte, so sehr schien jene ihm über alle Zweifel erhaben; er fühlte darüber den Kummer eines Vaters, der mitansieht, wie eines seiner Kinder, für dessen Erziehung er die größten Opfer gebracht hat, mutwillig die prachtvolle Stellung, die er ihm verschafft hat, durch Dummheiten ruiniert, die den Prinzipien oder Vorurteilen der Familie zuwiderlaufen, und einen geachteten Namen entehrt. Allerdings hatte Monsieur de Guermantes früher kein so großes und schmerzliches Erstaunen bekundet, als er erfahren hatte, daß Saint-Loup Dreyfus-Anhänger war. Zunächst aber sah er in seinem Neffen einen jungen Mann, der sowieso auf schlechten Wegen wandelte und bei dem einen, bis er sich wieder gebessert hatte, nichts in Erstaunen setzen konnte, während Swann das war, was Monsieur de Guermantes »einen gesetzten Mann, einen Mann in allerbester Position« nannte. Dann war vor allem auch eine ziemlich lange Zeit verstrichen, während der unter historischem Gesichtspunkt die Ereignisse die These der Anhänger von Dreyfus teilweise bestätigt zu haben schienen, die gegen Dreyfus gerichtete Opposition jedoch sehr viel heftiger und aus einer zunächst rein politischen zu einer sozialen

Bewegung geworden war. Jetzt hatte es sich zu einer Frage des Militarismus, des Patriotismus ausgeweitet, und die Wogen des Zorns in der Gesellschaft hatten Zeit gehabt, eine Macht zu bekommen, wie sie sie niemals zu Beginn eines Sturmes haben. »Sehen Sie«, fing Monsieur de Guermantes wieder an, »selbst aus der Sicht seiner teuren Juden – da er ja so viel Wert darauf legt, sich schützend vor sie zu stellen – hat Swann einen Schnitzer von unberechenbarer Tragweite begangen. Er liefert den Beweis, daß sie alle heimlich unter einer Decke stecken und gewissermaßen gezwungen sind, einem der ihren Unterstützung zuteil werden zu lassen, selbst wenn sie ihn gar nicht kennen. Das ist eine öffentliche Gefahr. Wir sind entschieden zu entgegenkommend gewesen, und der Fehltritt, den Swann tat, wird um so weiterreichende Konsequenzen haben, als er geachtet, überall zugelassen und fast der einzige in unseren Kreisen wirklich bekannte Jude war. Man wird sich von nun an sagen: *Ab uno disce omnes*.«[1] (Die Befriedigung, im rechten Augenblick in seinem Gedächtnis ein so passendes Zitat gefunden zu haben, erhellte mit einem Lichtblick stolzen Lächelns die Melancholie des verratenen großen Herrn.)

Ich hatte große Lust zu erfahren, was sich genau zwischen dem Fürsten und Swann zugetragen hatte, und den letzteren zu sehen, wofern er die Soiree noch nicht verlassen hatte. »Ich muß Ihnen sagen«, antwortete mir die Herzogin, der gegenüber ich diesen Wunsch geäußert hatte, »daß ich keinen übertriebenen Wert darauf lege, ihm zu begegnen, denn nach dem, was ich soeben bei Madame de Saint-Euverte gehört habe, scheint es, als habe er den Wunsch, daß ich vor seinem Tod die Bekanntschaft seiner Frau und seiner Tochter mache. Mein Gott, daß er krank ist, tut mir wirklich sehr leid, aber zunächst einmal hoffe ich, es wird nicht gar so schlimm sein. Und schließlich ist das kein Grund, dann würde alles gar zu einfach sein. Ein talentloser Schriftsteller brauchte nur zu sagen: ›Wählt mich in die Académie, meine Frau liegt im Ster-

ben, und ich möchte ihr diese letzte Freude bereiten.‹ Es würde keine Salons mehr geben, wenn man gezwungen wäre, die Bekanntschaft aller Sterbenden zu machen. Mein Kutscher könnte mir gegenüber auftrumpfen: ›Es geht meiner Tochter sehr schlecht, sorgen Sie dafür, daß ich eine Einladung zu der Prinzessin von Parma bekomme.‹ Ich mag Charles schrecklich gern, und es würde mir großen Kummer bereiten, ihm etwas abzuschlagen, und daher halte ich es auch für besser, ihm von vornherein aus dem Weg zu gehen, damit er mich gar nicht erst darum bitten kann. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß er nicht, wie er behauptet, sterben muß; aber träte das wirklich ein, so wäre es gewiß nicht der richtige Moment für mich, die Bekanntschaft dieser beiden Geschöpfe zu machen, die mich fünfzehn Jahre lang des angenehmsten meiner Freunde beraubt haben und die er mir dann zurücklassen würde, wenn ich nicht einmal mehr den Nutzen davon hätte, nämlich ihn selbst zu sehen, denn er wäre ja tot!«

Monsieur de Bréauté aber hatte nicht aufgehört, über das Dementi nachzugrübeln, das der Oberst von Froberville ihm so zwingend vorgetragen hatte. »Ich zweifle nicht an der Richtigkeit Ihrer Erzählung, lieber Freund«, sagte er, »aber ich hatte die meine aus bester Quelle. Der Fürst von La Tour d'Auvergne hat mir berichtet, was vorgefallen ist.« – »Ich staune, daß ein Gelehrter wie Sie noch vom Fürsten von La Tour d'Auvergne spricht«, unterbrach der Herzog von Guermantes, »Sie wissen doch, daß er es nicht im geringsten ist. Es gibt nur noch ein einziges Mitglied dieser Familie, und das ist der Onkel Orianes, der Herzog von Bouillon.« – »Der Bruder von Madame de Villeparisis?« fragte ich, da ich mich erinnerte, daß diese eine geborene Mademoiselle de Bouillon war. »Ganz recht. Oriane, Madame de Lambresac grüßt Sie.«

Tatsächlich sah man zuweilen sternschnuppengleich ein schwaches Lächeln aufzucken und wieder verschwinden, das die Herzogin von Lambresac für eine Person zu bestimmen schien, die sie wiedererkannte. Doch anstatt sich zu einer ak-

tiven Bestätigung, zu einer stummen, aber deutlichen Sprache zu präzisieren, zerfloß dieses Lächeln sofort wieder in einer Art von rein ideeller, gänzlich wahlloser Ekstase, während das Haupt sich in einer Geste frommer Segnung neigte, die an jene erinnerte, mit der sich ein etwas seniler höherer Geistlicher zu der Schar der Kommunikantinnen neigt. Madame de Lambresac war keineswegs senil. Doch war mir diese besondere Art von altmodischer Distinguiertheit bereits bekannt. In Combray und in Paris hatten alle Freundinnen meiner Großmutter die Gewohnheit, bei gesellschaftlichen Veranstaltungen mit einer seraphischen Miene zu grüßen, als ob sie in der Kirche im Augenblick der Wandlung oder während einer Beerdigung eine Bekannte erblickt hätten und ihr nun sachte einen Gruß zusandten, der in ein Gebet überging. Eine Bemerkung von Monsieur de Guermantes sollte den Vergleich, den ich anstellte, noch bekräftigen. »Aber Sie haben den Herzog von Bouillon ja gesehen«, sagte er zu mir. »Er kam heute nachmittag aus meiner Bibliothek heraus, als Sie eintraten, er ist von kleiner Statur und hat völlig weißes Haar.« Es war derselbe, den ich für einen Kleinbürger aus Combray gehalten hatte und dessen Ähnlichkeit mit Madame de Villeparisis ich jetzt bei einiger Überlegung zu erkennen vermochte. Die Ähnlichkeit der ätherischen Grußformen der Herzogin von Lambresac mit denjenigen der Freundinnen meiner Großmutter hatte angefangen mich zu interessieren, da sie mir zeigte, daß in engen und geschlossenen Kreisen, ob sie nun dem Kleinbürgertum oder dem hohen Adel angehören, die alten Manieren erhalten geblieben sind und uns wie einem Archäologen ein Bild davon geben, wie die Erziehung und der in ihr sich widerspiegelnde Seelenanteil zur Zeit des Vicomte d'Arlincourt und der Loisa Puget beschaffen gewesen sein mögen.[1] Nun aber wurde mir angesichts der vollkommenen Übereinstimmung in der äußeren Erscheinung zwischen einem Kleinbürger aus Combray und dem gleichaltrigen Herzog von Bouillon vollends bewußt (das gleiche war mir schon so

nachdrücklich aufgefallen, als ich Saint-Loups Großvater mütterlicherseits, den Herzog von La Rochefoucauld, auf einer Daguerreotypie gesehen hatte, auf der er in Kleidung, Miene und Haltung ganz und gar meinem Großonkel glich), daß die gesellschaftlichen oder auch individuellen Unterschiede von ferne gesehen in der Gleichförmigkeit einer Epoche verschwinden. In Wahrheit ist es so, daß die Ähnlichkeit der Kleidung und auch der Widerschein des Zeitgeistes auf dem Gesicht einer Person einen viel wichtigeren Platz einnehmen als die Kaste, die einen großen Raum nur in der Eigenliebe des Betreffenden und der Einbildung der anderen beansprucht; wer also sich darüber klarwerden will, daß ein großer Herr aus der Zeit Louis-Philippes weniger verschieden von einem Bürger aus der Zeit Louis-Philippes ist als von einem großen Herrn aus der Zeit Ludwigs

xv

., braucht nicht erst die Galerien des Louvre zu durchmessen.

In diesem Moment brachte ein bayerischer Musiker mit ungeheurem Haarschopf, den die Fürstin von Guermantes protegierte, Oriane seine Begrüßung dar. Sie dankte mit einer Neigung des Kopfes, aber der Herzog, der ärgerlich mitansah, wie seine Frau jemandem guten Abend sagte, den er gar nicht kannte und der noch dazu eher merkwürdig wirkte, außerdem, wie Monsieur de Guermantes zu wissen glaubte, einen sehr schlechten Ruf genoß, wandte sich mit fragender und furchterregender Miene seiner Gattin zu, als ob er sagen wollte: Was ist denn das für ein Pfahlbauer? Die Lage der armen Madame de Guermantes war schon schwierig genug, und wenn der Musiker ein wenig Mitleid mit dem Martyrium dieser Ehefrau gehabt hätte, würde er sich aufs schnellste zurückgezogen haben. War es nun wohl der Wunsch, die Demütigung nicht auf sich sitzenzulassen, die ihm öffentlich zugefügt worden war, inmitten der ältesten Freunde aus dem Kreis um den Herzog, deren Gegenwart möglicherweise seine stumme

Verneigung ein wenig provoziert hatte, und wollte er nun zeigen, daß er Madame de Guermantes erlaubterweise und nicht, ohne mit ihr bekannt zu sein, gegrüßt hatte, oder folgte er der dunklen, unwiderstehlichen Inspiration des Fauxpas, die ihn dazu trieb, in einem Augenblick, in dem er sich besser auf den Geist des Protokolls verlassen hätte, als dessen Buchstaben zu folgen – jedenfalls trat der Musiker näher an Madame de Guermantes heran und sagte zu ihr: »Durchlaucht, ich möchte um die Ehre bitten, dem Herzog vorgestellt zu werden.« Madame de Guermantes war wirklich zu bedauern. Sie mochte zwar eine betrogene Ehefrau sein, doch war sie immerhin die Herzogin von Guermantes und durfte sich nicht den Anschein geben, als habe sie nicht das Recht, ihrem Gatten Leute vorzustellen, die sie persönlich kannte. »Basin«, sagte sie, »gestatten Sie, daß ich Ihnen Monsieur d'Herweck vorstelle.« – »Ich frage Sie gar nicht erst, ob Sie morgen zu Madame de Saint-Euverte gehen werden«, sagte der Oberst von Froberville zu Madame de Guermantes, um den peinlichen Eindruck zu verwischen, den das unpassende Ansinnen des Herrn von Herweck hervorgerufen hatte. »Ganz Paris ist da.« Mit einer einzigen starren Bewegung, wie ein Klotz, wandte sich indessen der Herzog von Guermantes dem aufdringlichen Musiker zu; trutzig, monumental, stumm, wütend, einem Jupiter tonans gleich verharrte er ein paar Sekunden, mit vor Zorn und Verblüffung flammenden Augen, während sein gekräuseltes Haar aus einem Krater herauszuragen schien. Doch gleich dem Ausbruch eines Impulses, der allein ihn dazu befähigte, die von ihm verlangte Höflichkeitsbezeigung auszuführen, und nachdem er durch seine offensichtliche Trotzhaltung, die weißbehandschuhten Hände auf dem Rücken kreuzend, die ganze Versammlung zum Zeugen genommen hatte, daß er den bayerischen Musiker nicht kenne, beugte er sich nun nach vorn und versetzte dem Musiker einen so tiefen, von so viel Befremden und Wut erfüllten, so jähen und so heftigen Gruß, daß der Künstler zitternd zurückwich und sich dabei

vornüberbeugte, um nicht einen furchtbaren Stoß mit dem Kopf in den Magen zu erhalten. »Es trifft sich leider so, daß ich gerade nicht in Paris sein werde«, antwortete die Herzogin dem Oberst von Froberville. »Ich muß Ihnen sagen (was ich gar nicht eingestehen sollte), daß ich so alt geworden bin, wie Sie mich hier sehen, ohne die Glasfenster von Montfort-l'Amaury[1] zu kennen. Es ist eine Schande, aber es ist nun einmal so. Um nun dieser sträflichen Unwissenheit abzuhelfen, habe ich mir fest vorgenommen, sie morgen endlich anzusehen.« Monsieur de Bréauté lächelte fein. Er begriff freilich, daß, wenn die Herzogin so alt geworden war, ohne die Glasfenster von Montfort-l'Amaury zu kennen, diese Kunstreise nicht plötzlich den dringenden Charakter einer brennenden Angelegenheit annehmen konnte, sondern vielmehr, nachdem sie fünfundzwanzig Jahre aufgeschoben worden war, auch noch vierundzwanzig Stunden hätte warten können. Der Plan der Herzogin war einfach die auf Guermantessche Art abgegebene Erklärung, daß der Salon Saint-Euverte entschieden kein wirklich vornehmes Haus sei, sondern ein Haus, in das man eingeladen wurde, um der Besitzerin zu ermöglichen, sich mit einem im Bericht des *Gaulois* gewaltig zu brüsten, daß aber den Stempel höherer Eleganz diejenigen tragen würden (oder auf alle Fälle diejenige, wenn es nur eine war), die man dort nicht sah. Das feine Amüsement von Monsieur de Bréauté, das noch verstärkt wurde durch das poetische Vergnügen aller dieser Leute von Welt daran, Madame de Guermantes Dinge tun zu sehen, die nachzuahmen ihre eigene, weniger bedeutende Stellung ihnen nicht gestattete, deren bloße Vorstellung aber auf ihren Gesichtern jenes Lächeln hervorrief, mit dem der an seiner Scholle klebende Bauer freiere und mit Glücksgütern besser gesegnete Menschen über seinem Haupte dahinschweben sieht – dieses federleichte Vergnügen hatte keine Beziehung zu dem unterdrückten, aber unermeßlichen Entzücken, das unterdessen Monsieur de Froberville empfand.

Durch die Bemühungen, sein Lachen nicht hören zu lassen, war Monsieur de Froberville puterrot geworden, und trotzdem war seine Rede von freudigen Schluckaufanfällen unterbrochen, als er in mitleidigem Ton ausrief: »Oh! Die arme Tante Saint-Euverte, wird die sich aber kränken! Nein, so etwas! Die unglückliche Frau soll ihre Herzogin nicht haben, was für ein Schlag. Sie wird sich den Tod davon holen!« setzte er hinzu, indem er sich vor Lachen krümmte. In seinem rauschhaften Zustand konnte er es nicht einmal unterlassen, mit dem Fuß aufzustampfen und sich die Hände zu reiben. Mit einem Auge nur und einem Zucken des Mundwinkels Monsieur de Froberville zulächelnd, dessen Absicht sie als Liebenswürdigkeit anerkannte, dessen tödliche Langeweile sie aber fürchtete, beschloß nun Madame de Guermantes, sich von ihm zu trennen.

»Hören Sie, ich muß mich jetzt von Ihnen verabschieden«, sagte sie, indem sie mit einer Miene schwermütiger Resignation aufstand, als sei es ein Unglück für sie. Unter der Beschwörung ihrer blauen Augen erinnerte ihre sanfte, musikalische Stimme an die poetische Klage einer Fee. »Basin will, daß ich mich ein Weilchen mit Marie unterhalte.« In Wirklichkeit hatte sie genug davon, Froberville zuzuhören, der kein Ende fand, sie um ihren geplanten Besuch in Montfort-l'Amaury zu beneiden, während sie sehr wohl wußte, daß er von jenen Kirchenfenstern zum erstenmal in seinem Leben etwas hörte und daß er andererseits um keinen Preis auf die Matinee bei Madame de Saint-Euverte verzichtet hätte. »Adieu, ich habe kaum mit Ihnen gesprochen, aber so ist es nun einmal in der Gesellschaft, man sieht sich nicht, man sagt sich nicht, was man sich sagen möchte; im übrigen ist es überall im Leben das gleiche. Wir wollen nur hoffen, daß es nach dem Tod besser eingerichtet ist. Auf alle Fälle hat man es dann nicht mehr nötig, eine dekolletierte Robe anzulegen. Aber wer weiß? Vielleicht wird man bei großen Festen seine Gebeine und seine Würmer zur Schau stellen. Warum auch

nicht? Da, sehen Sie nur die alte Rampillon, finden Sie, daß ein großer Unterschied zwischen ihr und einem Skelett in ausgeschnittenem Abendkleid besteht? Allerdings hat sie ein Recht darauf, denn sie muß allermindestens hundert Jahre alt sein. Sie war schon eines jener altehrwürdigen Ungetüme, vor denen mich zu verneigen ich mich weigerte, als ich noch Debütantin war. Ich hielt sie seit langem für tot, was übrigens die beste Erklärung für das Schauspiel wäre, das sie uns hier bietet. Es hat etwas Eindrucksvolles an sich, etwas Liturgisches, Campo-Santohaftes!«[1] Die Herzogin hatte sich von Froberville getrennt; doch er trat noch einmal zu ihr: »Ich möchte Ihnen schnell noch ein Wort sagen.« Sie schien etwas gereizt. »Ja, was gibt es denn noch?« fragte sie von oben herab. Er aber, der im letzten Moment noch fürchtete, sie könne in bezug auf Montfortl'Amaury anderen Sinnes werden, bemerkte rasch: »Ich hatte nicht gewagt, etwas davon vor Ihnen zu erwähnen, wegen Madame de Saint-Euverte, um ihr keinen Kummer zu machen. Aber da Sie doch nicht vorhaben hinzugehen, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich wirklich froh um Ihretwillen bin, denn sie hat die Röteln im Haus!« – »Oh! Mein Gott!« sagte Oriane, die sich vor Krankheiten fürchtete. »Aber mir macht das nichts, ich habe sie schon gehabt. Zweimal bekommt man sie ja nicht.« – »Das sagen die Ärzte; ich kenne Leute, die sie bis zu viermal hatten. Nun, jedenfalls sind Sie jetzt gewarnt.« Er selbst hätte diese angeblichen Röteln wirklich haben und damit ans Bett gefesselt sein müssen, um sich darein zu ergeben, ein seit so vielen Monaten erwartetes Fest bei Madame de Saint-Euverte zu versäumen. Er würde das Vergnügen haben, dort viele elegante Erscheinungen zu sehen, das größere Vergnügen, gewisse Dinge zu bemerken, die nicht ganz geglückt waren, vor allem aber das, sich noch lange Zeit rühmen zu können, mit den ersteren Umgang gehabt zu haben, die letzteren aber, übertrieben ausgestaltet oder schlicht erfunden, aufs tiefste zu bedauern.

Ich benutzte die Gelegenheit, da die Herzogin den Platz wechselte, um selbst aufzustehen, mich in den Rauchsalon zu begeben und nach Swann Ausschau zu halten. »Glauben Sie kein Wort von dem, was Babal erzählt hat«, sagte sie. »Niemals würde die kleine Molé sich auf so etwas einlassen, das erzählt man uns nur, um uns hinzulocken. Sie empfangen nicht und werden nicht eingeladen. Er selbst gesteht es ja ein: ›Wir sitzen bei uns allein zu Hause am Kamin.‹ Da er immer ›wir‹ sagt, nicht wie der König, sondern weil er seine Frau miteinbezieht, gehe ich nicht weiter darauf ein. Aber ich weiß genau Bescheid«, setzte die Herzogin hinzu. In diesem Augenblick begegneten wir zwei jungen Leuten, deren große, aber ganz ungleiche Schönheit sich von ein und derselben Frau herleitete. Es waren die beiden Söhne von Madame de Surgis, der neuen Geliebten des Herzogs von Guermantes. Sie strahlten den Glanz der Perfektionen ihrer Mutter aus, doch jeder auf eine andere Art. In den einen war, weich schwellend in einem männlichen Körper, die königliche Stattlichkeit von Madame de Surgis übergegangen, und die gleiche rosig durchglühte, sakrale Blässe lebte in den marmorhaften Wangen von Mutter und Sohn; sein Bruder aber hatte die griechische Stirn, die vollkommene Nase, den statuengleichen Hals, die ins Unendliche schauenden Augen geerbt; aus den verschiedenen Gaben bereitet, welche die Göttin an sie verteilt hatte, bot ihre zweifache Schönheit so das abstrakte Vergnügen der Feststellung, daß der Grund dieser Schönheit außerhalb von beiden lag; man hätte meinen können, daß die Hauptattribute ihrer Mutter sich in zwei verschiedenen Körpern inkarniert hatten, daß der eine Sohn ihre Statur und ihr Teint war, der andere ihr Blick, so wie jene Götter, die nichts anderes als die Kraft und die Schönheit Jupiters oder Minervas waren. Voller Hochachtung für den Herzog von Guermantes, von dem beide sagten: »Er ist ein guter Freund unserer Eltern«, hielt es der Ältere gleichwohl für geraten, die Herzogin nicht zu begrüßen, von der er wußte, ohne vielleicht

den Grund zu ahnen, daß sie etwas gegen seine Mutter hatte, und wandte bei unserem Anblick leicht den Kopf zur Seite. Der Jüngere, der immer das gleiche tat wie sein Bruder, da er, einfältig und zudem kurzsichtig, keine eigene Meinung zu haben wagte, neigte den Kopf in ganz dem gleichen Winkel, und so glitten sie beide, der eine hinter dem anderen, wie allegorische Figuren auf den Spielsaal zu.

In dem Augenblick, als wir vor diesem Saal ankamen, wurde ich von der Marquise von Citri aufgehalten, die, immer noch schön, vor Wut zu beben schien. Von ziemlich hoher Geburt, hatte sie eine glänzende Heirat gesucht und auch gemacht, als sie sich mit Monsieur de Citri vermählte, dessen Urgroßmutter eine Aumale-Lorraine war. Doch kaum hatte sie diese Genugtuung gehabt, als ihr zur Verneinung geneigter Charakter bewirkte, daß sie einen Abscheu gegen alles faßte, was zur großen Welt gehörte, was allerdings ihre Teilnahme am mondänen Leben nicht gänzlich ausschloß. Nicht nur mokierte sie sich auf einer Soiree über alle Anwesenden, sondern diese Ironie bekam etwas so Heftiges, daß bloßes Lachen nicht scharf genug dafür war, vielmehr ihr Heiterkeitsausbruch in kehliges Zischen ausartete. »Ah!« sagte sie zu mir und wies dabei auf die Herzogin von Guermantes, die mich gerade verlassen und sich schon etwas entfernt hatte, »was über meinen Verstand geht, ist, wie sie ein solches Leben führen mag.« Kam dieses Wort von einer in edlem Zorn erglühenden Heiligen, die sich darüber wunderte, daß sich die Heiden nicht von selbst zur Wahrheit drängen, oder von einer Anarchistin, die es nach einem Blutbad verlangte? Auf alle Fälle war dieser an mich gerichtete Erguß so wenig gerechtfertigt wie nur möglich. Zunächst unterschied sich das Leben, das Madame de Guermantes führte (abgesehen von der Empörung) sehr wenig von dem der Marquise von Citri. Diese war äußerst erstaunt, daß die Herzogin zu einem so selbstmörderischen Opfer fähig war wie dem, einer Soiree bei Marie-Gilbert beizuwohnen. Man muß in diesem besonderen Fall

sagen, daß Madame de Citri die Fürstin sehr liebte, die in der Tat sehr gut war, und wußte, daß sie ihr durch ihre Teilnahme an der Soiree ein großes Vergnügen machte. Daher hatte sie denn auch, um zu diesem Fest zu kommen, einer Tänzerin abgesagt, auf deren Begabung sie schwor und die sie in die Geheimnisse der russischen Choreographie einweihen sollte. Ein anderer Grund, welcher der konzentrierten Wut, die Madame de Citri hegte, wenn sie Oriane diesem oder jenem Gast guten Tag sagen sah, etwas von ihrer Heftigkeit nahm, war, daß Madame de Guermantes, wenn auch in weit weniger vorgeschrittenem Stadium, die Symptome des gleichen Übels zeigte, das in Madame de Citri wütete. Man hat ja im übrigen schon gesehen, daß sie den Keim seit ihrer Geburt in sich trug. Intelligenter endlich als Madame de Citri, hätte Madame de Guermantes ein größeres Recht als jene auf solchen Nihilismus gehabt (der sich nicht nur auf das Gesellschaftsleben bezog), tatsächlich aber helfen gewisse Vorzüge, die man selbst besitzt, eher, die Fehler des Nächsten zu ertragen, als darunter zu leiden; und ein Mann von großem Talent gibt gewöhnlich auf die Dummheit der anderen weniger acht, als ein Dummkopf es täte. Wir haben ausführlich genug den Geist der Herzogin beschrieben, um die Überzeugung zu wecken, daß er zwar nichts mit hoher Intelligenz zu tun hatte, aber doch immerhin Geist war, ein Geist, mit dem Geschick begabt (wie ein Übersetzer), verschiedene syntaktische Formen zu beherrschen und anzuwenden. Nichts dergleichen jedoch schien Madame de Citri das Recht zu geben, Eigenschaften zu verachten, die den ihren glichen. Sie fand alle Menschen idiotisch, aber in ihrer Unterhaltung, ihren Briefen zeigte sie sich den Leuten, denen sie so viel Verachtung entgegenbrachte, eher unterlegen. Sie hatte im übrigen in sich ein solches Zerstörungsbedürfnis, daß die Vergnügungen, die sie suchte, als sie dem Gesellschaftsleben mehr oder weniger entsagt hatte, eine nach der anderen dessen furchtbare, zersetzende Wirkung zu spüren bekamen. Nachdem sie die Soireen aufgegeben

hatte, um statt dessen an musikalischen Veranstaltungen teilzunehmen, führte sie Reden wie die folgenden: »Hören Sie gern Musik? O mein Gott, natürlich kommt es auf die Umstände an. Aber wie langweilig kann sie auch sein! Ach! Beethoven, zum Gähnen!« Bei Wagner, dann bei Franck, bei Debussy machte sie sich nicht einmal mehr die Mühe, »zum Gähnen« zu sagen, sondern hielt sich nur die Hand vielsagend vor den Mund. Bald war schlechterdings alles langweilig. »Ist das doch langweilig, alle diese schönen Dinge! Ach! Bilder! Das ist ja zum Verrücktwerden. Wie recht Sie haben, daß das Briefeschreiben langweilig ist!« Schließlich erklärte sie das ganze Leben für eine schale und öde Angelegenheit, wobei nicht zu erkennen war, woher sie das Tertium comparationis bezog.

Ich weiß nicht, ob es wegen der Dinge war, die die Herzogin von Guermantes am ersten Abend, als ich bei ihr dinierte, über diesen Raum gesagt hatte[1] ; jedenfalls wirkte der Spielsaal oder Rauchsalon mit seinem figurenreichen Steinfußboden, seinen Dreifüßen, seinen Götter- und Tiergestalten, die einen überall anblickten, den Sphingen, die sich an den Sessellehnen reckten, und besonders dem ungeheuren Tisch aus Marmor oder schimmerndem Mosaik, der mit mehr oder weniger der etruskischen oder ägyptischen Kunst entlehnten symbolischen Zeichen bedeckt war – wirkte dieser Spielsaal auf mich geradezu wie eine Zaubergrotte. Auf einem dicht an den blinkenden und schicksalkündenden Tisch gerückten Sessel sitzend, schien Monsieur de Charlus – der keine Karte anrührte, unempfänglich für alles, was sich um ihn her zutrug, außerstande zu bemerken, daß ich eingetreten war – selbst ein Magier zu sein, der die ganze Macht seines Willens und seiner Geisteskräfte darauf konzentriert, ein Horoskop zu stellen. Nicht nur traten ihm wie einer Pythia auf dem Dreifuß die Augen aus dem Kopf, sondern damit nichts ihn von einer Aufgabe ablenken konnte, die ein Einstellen selbst der einfachsten Bewegungen erforderte, hatte er (wie ein Rechner,

der nichts anderes tun will, bis er seine Aufgabe gelöst hat) die Zigarre abgelegt, die er kurz zuvor noch im Munde gehabt hatte, zu deren Weiterrauchen er aber nicht mehr über die nötige Freiheit des Geistes verfügte. Beim Anblick der beiden kauernden Gottheiten, die die Armlehnen des ihm gegenüberstehenden Fauteuils schmückten, hätte man glauben können, der Baron suche das Rätsel der Sphinx zu lösen, wäre es nicht eher das eines jungen und lebendigen Ödipus gewesen, der in ebendiesem Sessel saß, wo er sich zum Spiel niedergelassen hatte. Die Figur aber, auf die Monsieur de Charlus mit so starker innerer Anspannung alle seine Geisteskräfte richtete und die freilich nicht eine von denen war, die man gewöhnlich more geometrico studiert, war diejenige, die sich aus den Linien im Gesicht des jungen Marquis von Surgis ergab; sie schien, so tief hatte sich Monsieur de Charlus in ihren Anblick versenkt, etwas wie ein Rebus, ein Rätsel, eine algebraische Aufgabe darzustellen, deren Geheimnis er aufzudecken und deren Formel er aufzufinden versuchte. Die sibyllinischen Zeichen vor ihm und die auf dieser Tafel des Gesetzes eingezeichneten Figuren schienen das Formelbuch zu sein, aus dem der alte Zauberer in Erfahrung zu bringen versuchte, in welcher Richtung die Geschicke des jungen Mannes sich entwickeln würden. Plötzlich bemerkte er, daß ich ihn beobachtete, hob den Kopf, als erwache er aus einem Traum, und lächelte mir errötend zu. In diesem Augenblick trat der andere Sohn von Madame de Surgis zu dem Spielenden und blickte in seine Karten. Als Monsieur de Charlus von mir erfahren hatte, daß sie Brüder waren, vermochte er auf seinem Gesicht die Bewunderung nicht zu verhehlen, die ihm eine Familie einflößte, die so herrliche und verschiedenartige Meisterwerke hervorzubringen imstande war. Was die Begeisterung des Barons noch vermehrt hätte, wäre die Kunde gewesen, daß die beiden Söhne von Madame de Surgis-le-Duc nicht nur von derselben Mutter, sondern auch vom selben Vater stammten. Die Kinder Jupiters sehen sich nicht gleich, aber das kommt

daher, daß er sich zunächst mit Metis vermählte, deren Bestimmung es war, weisen Kindern das Leben zu schenken, dann mit Themis, darauf mit Eurynome, mit Mnemosyne, mit Leto und erst zuletzt mit Juno. Einem einzigen Vater aber hatte Madame de Surgis beide Söhne geboren, die beide ihre Schönheit, jedoch eine Schönheit ganz verschiedener Art, ihrer Mutter verdankten.[1]

Endlich sah ich zu meiner Freude Swann in den Salon treten, der so außerordentlich groß war, daß er selbst meiner zunächst gar nicht gewahr wurde. Meine Freude war freilich mit Traurigkeit gemischt, einer Traurigkeit, die vielleicht die anderen Gäste gar nicht empfanden, sondern die bei ihnen wohl durch jene Art von Faszination ersetzt wurde, welche die unerwarteten und merkwürdigen Erscheinungsformen des nahenden Todes ausüben, wenn er einem Menschen, wie man im Volke gern sagt, schon ins Gesicht geschrieben steht. Mit einer fast unhöflichen Verblüfftheit, zu der sich indiskrete Neugier, Grausamkeit, eine gleichzeitig ruhevolle und beunruhigende Einkehr ins eigene Innere (eine Mischung von *Suave mari magno* und *Memento quia pulvis* [2] , hätte Robert gesagt) gesellten, hefteten die Blicke aller sich auf dieses Gesicht, dessen Wangen gleich einem abnehmenden Mond von der Krankheit derart ausgehöhlt waren, daß sie außer von einem gewissen Blickpunkt aus, zweifellos dem, unter dem Swann sie selbst betrachtete, ihre Rundung verloren hatten wie eine flächige Dekoration, die einzig durch optische Täuschung einen Anschein von Körperlichkeit erhält. Lag es nun an diesen fehlenden Wangen, die nicht mehr da waren, um die Nase zu verkleinern, oder daran, daß die Arteriosklerose, die ihrerseits eine Vergiftung ist, sie rötete, wie die Trunksucht, oder so verformte, wie das Morphium es getan hätte, jedenfalls wirkte Swanns Pulcinellanase, die lange Zeit einem angenehmen Gesicht sich zwanglos eingefügt hatte, jetzt enorm, geschwollen, karmesinrot und eher wie die eines alten Hebräers als die eines bemerkenswerten Valois. Vielleicht ließ in

diesen letzten Tagen die Rasse den für sie charakteristischen Typ bei ihm rein körperlich ebenso deutlich in Erscheinung treten, wie das Gefühl moralischer Solidarität mit den anderen Juden, ein Gefühl, das Swann sein ganzes Leben lang vergessen zu haben schien und das jetzt, als eines zum anderen kam – die tödliche Krankheit, die Dreyfus-Affäre und die antisemitische Propaganda –, in ihm wach geworden war. Es gibt gewisse Juden, sehr feinsinnige und durchaus kultivierte Herren, die einen grobschlächtigen Kerl oder einen Propheten in Reserve halten, hinter den Kulissen, damit er zu gegebener Zeit in ihrem Leben wie in einem Theaterstück auf die Bühne tritt. Swann war im Alter des Propheten angelangt. Mit seinem Gesicht, in dem unter der Einwirkung der Krankheit ganze Partien verschwunden waren, wie von einem schmelzenden Eisblock ganze Teile absinken, war Swann freilich sehr verändert. Gleichzeitig aber mußte mir auch auffallen, wieviel mehr er sich in bezug zu mir verändert hatte. Es gelang mir nicht mehr zu begreifen, wie ich diesen vortrefflichen, kultivierten Mann, dem ich alles andere als ungern begegnete, früher mit einem derart großen Geheimnis hatte begaben können, daß seine Erscheinung in den Champs-Elysées-Anlagen mein Herz so heftig zum Klopfen brachte, daß ich Scheu hegte, mich seiner seidengefütterten Pelerine zu nähern, daß ich an der Tür der Wohnung, in der ein solches Wesen lebte, nicht zu schellen vermochte, ohne von unendlicher Beunruhigung oder Beängstigung erfaßt zu sein; alles das war verschwunden, nicht nur aus seinem Haus, sondern auch aus seiner Person, und der Gedanke, mit ihm zu plaudern, konnte mir angenehm sein oder auch nicht, erregte jedoch in keiner Weise mehr mein Nervensystem.

Wie sehr war er aber zudem verändert seit diesem nämlichen Nachmittag, an dem er mir – alles in allem nur wenige Stunden zuvor – im Arbeitszimmer des Herzogs von Guermantes begegnet war! Hatte er wirklich mit dem Fürsten eine Szene gehabt, die ihm die Fassung nahm? Es war nicht

einmal nötig, dergleichen zu vermuten. Die geringste Anspannung, die man von jemandem verlangt, der sehr krank ist, bedeutet für ihn schnell eine außerordentliche Überbelastung. Wenn man ihm bei schon bestehender Ermüdung auch noch die überhitzte Atmosphäre einer Abendgesellschaft zumutet, zersetzt und verfärbt sich sein Gesicht, wie in weniger als einem Tag eine überreife Birne oder im Sauerwerden begriffene Milch es tut. Zudem war Swanns Haar an einzelnen Stellen gelichtet und hätte, wie Madame de Guermantes es nannte, der Pflege durch einen Kürschner bedurft; es sah eingemottet, und zwar schlecht eingemottet aus. Ich wollte gerade den Rauchsalon durchqueren, um mit Swann zu sprechen, als zu meinem Leidwesen eine Hand heftig auf meine Schulter niederfiel: »Guten Tag, mein Lieber, ich bin für achtundvierzig Stunden in Paris. Ich habe dich schon bei dir zu Hause zu erreichen versucht, da hieß es aber, du seiest hier, so daß meine Tante dir die Ehre meiner Anwesenheit bei diesem Fest verdankt.« Es war Saint-Loup. Ich sagte zu ihm, wie schön ich dieses Stadtpalais fände. »Ja, es macht sich gut als historisches Denkmal. Für mich hat es allerdings etwas Bedrückendes. Wir wollen nur nicht in die Nähe von meinem Onkel Palamède kommen, sonst hält er uns gleich fest. Da die Gräfin Molé (denn es scheint, daß sie ihn jetzt am Bändel hält) aufgebrochen ist, weiß er nicht, was er mit sich anfangen soll. Es muß ein rechtes Schauspiel gewesen sein. Er ist keinen Schritt von ihrer Seite gewichen und hat sich erst von ihr getrennt, nachdem er sie in den Wagen gesetzt hatte. Ich nehme das meinem Onkel nicht übel, nur finde ich es belustigend, daß mein Familienrat, der sich immer sehr streng gegen mich gezeigt hat, ausgerechnet aus Verwandten besteht, die selber am allermeisten das Leben genossen haben, allen voran der größte Lebemann unter ihnen, Onkel Charlus, mein gerichtlich eingesetzter Vormund, der so viele Frauen gehabt hat wie Don Juan und selbst in seinem Alter noch immer nicht die Waffen streckt. Zu einem bestimmten Zeitpunkt ist davon die

Rede gewesen, daß ich unter Kuratel gestellt werden sollte. Ich denke mir, daß diese alten Roués, wenn sie zusammengetreten sind, um die Frage zu prüfen, und mich dann kommen ließen, um mir eine Moralpredigt zu halten und mir zu sagen, welchen Kummer ich meiner Mutter bereite, einander nicht in die Augen schauen konnten, ohne herauszuplatzen. Wenn du dir die Zusammensetzung dieses Rates ansiehst, scheint man ausgerechnet diejenigen ausgewählt zu haben, die selbst die allergrößten Frauenhelden gewesen sind.« Sieht man von Monsieur de Charlus ab, bei dem mir das Erstaunen meines Freundes ebensowenig gerechtfertigt schien, aber aus speziellen Gründen, die sich übrigens später in meinem Geist anders darstellen sollten, hatte Robert völlig unrecht, wenn er es außergewöhnlich fand, daß Lehren weiser Lebensführung einem jungen Mann von Verwandten erteilt werden, die es selbst toll getrieben haben und gar noch treiben.

Selbst wenn es sich nur um Atavismus und Familienähnlichkeit handelte, wäre es unvermeidlich, daß der Onkel, der die Strafpredigt hält, ungefähr die gleichen Fehler an sich hat wie der Neffe, den zu schelten er beauftragt ist. Der Onkel entfaltet dabei im übrigen gar keine Heuchelei, da er sich durch die Fähigkeit der Menschen täuschen läßt, bei jedem neuen Umstand zu glauben, es handle sich um »etwas anderes«, eine Fähigkeit, die ihnen erlaubt, sich Irrtümern auf künstlerischen, politischen oder sonstigen Gebieten hinzugeben, ohne zu merken, daß es die gleichen sind, die sie vor zehn Jahren aus Anlaß einer anderen Schule der Malerei, die sie ablehnten, oder einer anderen politischen Affäre, von der sie glaubten, sie verdiene ihren Abscheu, für Wahrheiten hielten, von denen sie freilich wieder abgekommen sind und die sie sich noch einmal zu eigen machen, ohne sie in ihrer neuen Verkleidung wiederzuerkennen. Sogar wenn die Fehler des Onkels von denen des Neffen verschieden sind, kann dennoch in gewissem Ausmaß die Kausalität in der Erblichkeit zu suchen sein, denn die Wirkung gleicht nicht immer der Ursache

wie die Kopie dem Original, und selbst wenn die Fehler des Onkels schlimmer sind, kann es durchaus sein, daß er sie selbst für weniger schwerwiegend hält.

Wenn Monsieur de Charlus seinem Neffen Robert, der im übrigen die wahren Neigungen seines Onkels zu jener Zeit nicht kannte, empörte Vorhaltungen machte – ja, sogar zu einer Zeit, da er seinen besonderen Hang selbst verdammte –, so hätte er vollkommen ehrlich finden können, Robert sei vom Standpunkt des Weltmannes aus unendlich viel schuldiger als er. War nicht Robert in dem Augenblick, in dem sein Onkel beauftragt worden war, ihn zur Vernunft zu bringen, nahe daran gewesen, sich von seiner Welt ächten zu lassen? Sah es nicht schon bedenklich danach aus, als solle er im Jockey-Club ausballotiert werden?[1] Hatte er sich nicht durch die tollen Ausgaben, zu denen er sich für eine Frau der verworfensten Art hinreißen ließ, durch seine Freundschaften mit Leuten wie Schriftstellern, Schauspielern, Juden, von denen keiner der Gesellschaft angehörte, durch seine Meinungen, die sich nicht von denen der Verräter unterschieden, durch den Schmerz, den er allen den Seinen bereitete, Schimpf und Spott zugezogen? Worin konnte sich diese skandalöse Lebensführung mit der von Monsieur de Charlus vergleichen, der es bislang verstanden hatte, sein Ansehen als Guermantes nicht nur aufrechtzuerhalten, sondern sogar noch zu mehren, in der Gesellschaft ein äußerst privilegiertes, gesuchtes, von den Anspruchsvollsten verwöhntes Wesen zu sein, und der, mit einer Prinzessin von Bourbon, einer hervorragenden Frau, vermählt, diese glücklich zu machen verstanden und ihrem Andenken einen glühenderen und unablässigeren Kult[1] geweiht hatte, als es im allgemeinen in der Gesellschaft üblich ist, der ein ebenso guter Gatte wie Sohn gewesen war?

»Bist du wirklich sicher, daß Monsieur de Charlus so viele Geliebte gehabt hat?« fragte ich, keineswegs in der diabolischen Absicht, Robert das Geheimnis zu enthüllen, das ich entdeckt hatte, aber doch etwas gereizt dadurch, daß ich ihn

mit so viel Sicherheit und Selbstgefälligkeit an seinem Irrtum festhalten sah. Er begnügte sich damit, als Antwort auf das, was er für übertriebene Naivität bei mir hielt, einfach die Achseln zu zucken. »Im übrigen tadle ich ihn deswegen nicht, ich finde, er hat vollkommen recht.« Und er begann, mir eine Theorie zu skizzieren, vor der es ihm in Balbec (wo er sich nicht damit begnügte, die Verführer zu schmähen, sondern nur im Tod eine angemessene Sühne für ihr Verbrechen sah) sicher gegraust haben würde. Damals war er eben noch verliebt und eifersüchtig. Jetzt ging er so weit, vor mir das Lob des Bordells anzustimmen. »Nur dort findet man, was einem wie ein Handschuh paßt, das, was wir beim Militär das richtige ›Kaliber‹ zu nennen pflegen.« Er hegte für diese Art von Stätten den Abscheu nicht mehr, der ihn in Balbec erfüllte, als ich darauf angespielt hatte; wie ich ihn jetzt reden hörte, berichtete ich ihm, daß Bloch mich mit diesen Orten bekanntgemacht habe, aber Robert antwortete mir, daß das Haus, das Bloch besuchte, höchstwahrscheinlich »äußerst kümmerlich«, so etwas wie ein »Paradies der Armen« sei. »Aber man kann nie wissen: Wo war es denn eigentlich?« Ich drückte mich sehr unbestimmt aus, denn ich erinnerte mich, daß dort in der Tat für einen Louis jene Rachel zu haben war, die Robert so sehr geliebt hatte.[1] »Auf alle Fälle werde ich dir weit Besseres zeigen, Häuser, in denen es ganz fabelhafte Frauen gibt.« Als ich den Wunsch aussprach, er möge mich so bald wie möglich in die ihm bekannten Etablissements führen, die gewiß demjenigen weit überlegen waren, das Bloch mir gezeigt hatte, äußerte er aufrichtiges Bedauern, daß es ihm diesmal nicht möglich sei, da er bereits am folgenden Tage wieder abreisen müsse. »Bei meinem nächsten Aufenthalt hier«, sagte er. »Du wirst sehen, es gibt dort sogar junge Mädchen«, setzte er mit geheimnisvoller Miene hinzu. »Es ist da eine kleine Mademoiselle de … ich glaube d'Orgeville, ich werde es dir noch genau sagen, die eine Tochter aus allerbestem Hause ist; die Mutter ist so ungefähr eine geborene La Croix-l'Évêque,

sie gehören zur Crème de la crème und sind sogar, wenn ich mich nicht irre, mit meiner Tante Oriane irgendwie verwandt. Im übrigen brauchst du die Kleine nur zu sehen, um zu merken, daß sie aus gutem Hause ist« (ich spürte, wie einen Augenblick lang über Roberts Stimme der Schatten des Guermantesschen Hausgeistes lag, aber rasch wie eine Wolke in großer Höhe und ohne zu verweilen weiterzog). »Das scheint mir eine ganz fabelhafte Sache zu sein. Die Eltern sind immer krank und können sich nicht um sie kümmern. Jaja, die Kleine versteht sich die Zeit zu vertreiben, und ich rechne auf dich, daß du das Kind gut unterhalten wirst.« – »Oh! Und wann bist du wieder hier?« – »Ich weiß nicht; übrigens, wenn es bei dir nicht unbedingt eine Herzogin sein muß« (der Titel einer Herzogin bezeichnet nämlich für die Aristokratie den einzigen wirklich glänzenden Rang, so wie man im Volke von Prinzessinnen spricht), »in einem andern Genre wäre da die erste Kammerjungfer der Baronin Putbus.«[1]

In diesem Augenblick trat Madame de Surgis in den Spielsaal, um ihre Söhne zu holen. Als Monsieur de Charlus sie erblickte, ging er mit einer Liebenswürdigkeit auf sie zu, von der die Marquise um so angenehmer überrascht war, als sie sich auf große Kühle von seiner Seite gefaßt gemacht hatte, da der Baron sich immer zu Orianes Beschützer aufgeworfen hatte und jeweils als einziger aus der Familie – die die Extratouren des Herzogs allzuoft wegen der Erbschaft und aus Eifersucht auf die Herzogin mit großer Nachsicht behandelte – die Geliebten seines Bruders auf Distanz hielt. Daher hätte Madame de Surgis sehr gut die Motive der Haltung verstanden, die sie bei dem Baron befürchtete, keineswegs aber argwöhnte sie diejenigen des ganz entgegengesetzten Empfangs, den er ihr bereitete. Er sprach zu ihr mit Bewunderung von dem Porträt, das Jacquet[2] einst von ihr gemalt hatte. Diese Bewunderung steigerte sich sogar bis zu einem wahren Enthusiasmus, der zum Teil zwar dem eigennützigen Zweck dienen mochte, die Marquise daran zu hindern, sich von ihm

zu entfernen, und in »Gefechtsberührung« mit ihr zu bleiben – wie Robert von den feindlichen Armeen sagte, deren Effektivkräfte man zwingen will, an einem bestimmten Punkt zu verharren –, vielleicht aber auch aufrichtig war. So wie jeder andere Freude daran hatte, in den Söhnen die königliche Haltung und die Augen von Madame de Surgis zu bewundern, so mochte nämlich der Baron ein umgekehrtes, aber ebenso lebhaftes Vergnügen daran finden, diese Reize vereint bei ihrer Mutter anzutreffen wie in einem Bildnis, das selbst kein sinnliches Verlangen bewirkt, das aber ästhetische Bewunderung hervorruft, die das Verlangen nährt. Dies nun gab rückblickend sogar dem Porträt von Jacquet einen sinnlichen Reiz, und in diesem Augenblick hätte der Baron es gern erworben, um an ihm die physiologische Genealogie der beiden jungen Surgis zu studieren.

»Du siehst, daß ich nicht übertrieben habe«, sagte Robert zu mir. »Sieh nur, wie eifrig mein Onkel sich um Madame de Surgis bemüht. In diesem Fall wundert es mich sogar. Wenn Oriane es wüßte, würde sie wütend. Offen gesagt, gibt es ja genügend Frauen, ohne daß man sich gerade auf diese stürzen muß«, setzte er hinzu; wie alle Leute, die nicht verliebt sind, stellte er sich vor, daß man die Person, die man liebt, nach tausend Überlegungen und nach Maßgabe ihrer verschiedenen Vorzüge und Eignungen erwählt. Im übrigen sprach Robert, während er sich obendrein über seinen Onkel täuschte, den er für einen so großen Bewunderer der Frauen hielt, in seinem Groll von Monsieur de Charlus mit allzu großer Leichtfertigkeit. Man ist nicht immer ungestraft jemandes Neffe. Sehr oft wird durch Vermittlung des Onkels eine Erbgewohnheit früher oder später an uns weitergeleitet. Man könnte so eine ganze Porträtgalerie schaffen, für die der Titel des deutschen Lustspiels *Der Neffe als Onkel* [1] ganz geeignet wäre und in der man den Onkel eifersüchtig, wenn auch unfreiwillig darüber wachen sähe, daß der Neffe ihm schließlich ähnlich wird. Ich möchte noch hinzufügen, daß diese Galerie unvollständig

bliebe, wenn man darin nicht auch jene Oheime figurieren ließe, die mit dem betreffenden jungen Mann nicht blutsverwandt, sondern nur jeweils der Onkel von dessen Gattin sind. Die Charlusse sind tatsächlich derart überzeugt davon, daß sie die einzigen guten Ehemänner sind, noch dazu die einzigen, auf die eine Frau niemals eifersüchtig zu sein braucht, daß sie im allgemeinen aus Zuneigung zu ihrer Nichte darauf bedacht sind, diese ebenfalls einen Charlus heiraten zu lassen. Das macht dann das Gewirr von Ähnlichkeiten noch komplizierter. Und zu der Zuneigung für die Nichte gesellt sich oft auch die Zuneigung zu ihrem Verlobten. Solche Ehen sind nicht selten und sehr oft das, was man glücklich nennt.[1]

»Wovon sprachen wir gerade? Ach ja! Von der großen Blonden, der Kammerjungfer der Baronin Putbus. Sie macht sich auch etwas aus Frauen, aber ich denke, das wird dir gleichgültig sein; ich kann dir nur offen sagen, ich habe niemals eine so schöne Frau gesehen.« – »Möglicherweise etwas wie bei Giorgione[2] ?« – »Giorgione zum Verrücktwerden! Ach ja! wenn ich mehr Zeit für Paris hätte, könnte ich so wundervolle Dinge tun! Und hinterher sucht man sich eben eine andere. Denn die Liebe, weißt du, ist weiter nichts als ein Bluff, ich habe meine Meinung da ganz gewaltig geändert.« Ich bemerkte sehr bald mit Staunen, daß er sich nicht weniger in bezug auf die Literatur gewandelt hatte, während er mir bei unserer letzten Begegnung nur hinsichtlich der Literaten enttäuscht vorgekommen war (»das ist fast alles nur Pack und Konsorten«, hatte er zu mir gesagt), was sich aus seinem berechtigten Groll gegenüber gewissen Freunden von Rachel erklären mochte. Sie hatten dieser tatsächlich eingeredet, daß sie ihr Talent niemals entwikkeln würde, solange sie Robert, »das Mitglied einer anderen Rasse«, auf sich Einfluß nehmen ließe, und hatten sich mit ihr in seiner Gegenwart bei den Diners, die er ihnen gab, über ihn lustig gemacht. In Wirklichkeit aber war Roberts Liebe zur Literatur nie sehr tief gegangen; sie entstammte nicht seiner wahren Natur, sondern war

nur ein Derivat seiner Liebe zu Rachel und demgemäß mit dieser entschwunden, zugleich mit seinem Abscheu vor der Lebewelt und seiner religiösen Verehrung für die Tugend der Frauen.

»Wie merkwürdig die beiden jungen Leute da aussehen! Schauen Sie nur, was für eine kuriose Spielleidenschaft sie entwickeln, Marquise«, sagte Monsieur de Charlus, indem er Madame de Surgis auf ihre Söhne aufmerksam machte, als wisse er absolut nicht, wer die beiden seien. »Ich halte sie für zwei Orientalen, sie haben gewisse charakteristische Züge, sie könnten Türken sein«, setzte er hinzu, um gleichzeitig seine vorgebliche Ahnungslosigkeit zu unterstreichen und eine leise Antipathie zu bekunden, was den Beweis erbringen würde, wenn die Antipathie der Liebenswürdigkeit wich, daß letztere den jungen Leuten nur in ihrer Eigenschaft als Söhne von Madame de Surgis galt, da sie ja erst eingetreten war, als der Baron längst wußte, wer sie waren. Vielleicht auch nutzte Monsieur de Charlus, der von seiner naturgegebenen Impertinenz mit Vergnügen Gebrauch machte, die Minute, in der er vorgeben konnte, er kenne den Namen der beiden nicht, um sich auf Kosten von Madame de Surgis zu amüsieren und sich seinen gewohnten Spötteleien zu überlassen, so wie Scapin die Verkleidung seines Herrn dazu benutzt, ihm eine Tracht Prügel zu verabfolgen.[1]

»Es sind meine Söhne«, sagte Madame de Surgis mit einem Erröten, das sie nicht gezeigt hätte, wäre sie klüger, wenn auch nicht tugendhafter gewesen. Sie hätte dann begriffen, daß die Miene absoluter Gleichgültigkeit oder sogar des Spottes, die Monsieur de Charlus im Hinblick auf einen jungen Mann zur Schau trug, sowenig aufrichtig war, wie die völlig oberflächliche Bewunderung, die er einer Frau bezeigte, seinem wahren Wesen entsprach. Diejenige noch, der er unaufhörlich die schmeichelhaftesten Komplimente machte, hätte eifersüchtig sein können auf den Blick, den er einem Mann zuwarf, während er mit ihr plauderte, einem Mann, den er

hinterher nicht bemerkt zu haben vorgab. Denn dieser Blick war ein anderer Blick, als Monsieur de Charlus ihn für die Frauen hatte; ein ganz besonderer Blick, der aus den Tiefen kam und der selbst in einer Gesellschaft unwillkürlich und spontan auf jungen Männern ruhte, wie die Blicke eines Schneiders dessen Beruf dadurch offenbaren, daß sie so unverhohlen an Kleidern haften.

»Oh! Das ist aber sonderbar«, antwortete nicht ohne eine gewisse Ungezogenheit Monsieur de Charlus, der so tat, als hätten seine Gedanken einen langen Weg zurücklegen müssen, um ihn zu einer Wirklichkeit zu führen, die so verschieden von allem war, was er vorgeblich vermutet hatte. »Man hat mich eben nicht mit ihnen bekannt gemacht«, setzte er hinzu, da er fürchtete, er sei mit dem Ausdruck seiner Antipathie etwas zu weit gegangen und habe womöglich bei der Marquise den Wunsch unterdrückt, eine Bekanntschaft zwischen ihm und ihnen zu vermitteln. »Würden Sie mir gestatten, daß ich sie Ihnen vorstelle?« fragte schüchtern Madame de Surgis. »Aber mein Gott! Wie Sie wünschen, natürlich gern, nur bin ich vielleicht keine sehr unterhaltsame Gesellschaft für so junge Menschen«, psalmodierte Monsieur de Charlus im Ton des Zögerns und der Kühle dessen, der sich eine Höflichkeit abringen läßt. »Arnulphe, Victurnien, kommt schnell her«, sagte Madame de Surgis. Victurnien stand mit großer Entschiedenheit auf. Arnulphe, der nicht weiter als bis zu seinem Bruder sah, ging ihm gefügig nach.

»Jetzt sind die Söhne dran«, sagte Robert zu mir. »Es ist einfach zum Totlachen. Selbst dem Hund des Hauses würde er zu gefallen suchen.[1] Es ist um so komischer, als mein Onkel Gigolos verabscheut. Dabei schau nur, wie ernsthaft er ihren Worten lauscht. Hätte ich sie ihm vorstellen wollen, hätte er mir eine schöne Abfuhr erteilt! Hör mal, ich muß jetzt Oriane guten Tag sagen. Ich bin nur so kurz in Paris, daß ich versuchen will, möglichst alle Leute hier zu sehen, bei denen ich sonst meine Karte abgeben müßte.« – »Wie wohlerzogen

sie sind, und was für reizende Manieren sie haben«, bemerkte gerade Monsieur de Charlus. »Ja, finden Sie?« antwortete Madame de Surgis entzückt.

Da Swann mich bemerkt hatte, trat er jetzt zu Saint-Loup und mir. Die jüdische Art von Humor war bei Swann nicht so geistreich wie der scherzende Ton, den er in der Gesellschaft anschlug. »Guten Abend«, sagte er zu uns. »Mein Gott! Wie wir hier alle drei zusammenstehen, würde man meinen, daß es sich um eine Versammlung des Syndikats[1] handelt; es fehlt nicht viel, daß man sich umsieht, wo die Kasse ist!« Er hatte nicht bemerkt, daß Monsieur de Beauserfeuil unmittelbar hinter ihm stand und ihn hörte. Der General runzelte unwillkürlich die Stirn. Die Stimme von Monsieur de Charlus erklang dicht neben uns: »Wie, Sie heißen Victurnien? Das ist ja wie im *Cabinet des Antiques* [2] «, sagte der Baron, um die Unterhaltung mit den beiden jungen Leuten noch etwas in die Länge zu ziehen. »Von Balzac, jawohl«, antwortete der ältere Surgis, der niemals eine Zeile von diesem Romancier gelesen, den aber sein Lehrer erst vor wenigen Tagen auf die Übereinstimmung seines Vornamens mit demjenigen des jungen d'Esgrignon aufmerksam gemacht hatte. Madame de Surgis war entzückt, ihren Sohn derart glänzen zu sehen, und Monsieur de Charlus war begeistert von so viel Gelehrsamkeit.

»Es scheint, daß Loubet[3] voll und ganz auf unserer Seite ist, ich habe es aus sicherer Quelle«, sagte zu Saint-Loup, diesmal mit leiserer Stimme, um von dem General nicht gehört zu werden, Swann, für den die republikanischen Bekanntschaften seiner Frau interessanter wurden, seitdem die Dreyfus-Affäre im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit stand. »Ich sage Ihnen das, weil ich weiß, daß Sie voll und ganz auf unserer Seite stehen.«

»Eigentlich nicht so sehr; Sie täuschen sich da vollkommen«, gab ihm Robert zur Antwort. »Das Ganze ist eine verfahrene Geschichte, und ich bedaure, daß ich mich jemals darauf eingelassen habe. Die Sache ging mich gar nichts an.

Wenn ich mich noch einmal entscheiden müßte, würde ich mich gänzlich heraushalten. Ich bin Soldat und vor allem für die Armee. Wenn du einen Augenblick bei Monsieur Swann bleibst, komme ich gleich zurück. Ich will nur zu meiner Tante.« Doch ich sah, daß er sich Mademoiselle d'Ambresac zuwandte, und empfand Kummer bei dem Gedanken, er habe mir über eine mögliche Verlobung mit ihr die Unwahrheit gesagt. Meine Stimmung hellte sich jedoch wieder auf, als ich erfuhr, daß er ihr erst eine halbe Stunde zuvor von Madame de Marsantes vorgestellt worden war, die diese Heirat wünschte, denn die Ambresacs waren sehr reich.

»Endlich«, sagte Monsieur de Charlus zu Madame de Surgis, »stoße ich auf einen gebildeten jungen Mann, der belesen ist, der weiß, wer Balzac ist; es macht mir um so größeres Vergnügen, dergleichen da anzutreffen, wo es am seltensten geworden ist, bei meinesgleichen, bei einem der unseren«, setzte er mit nachdrücklicher Hervorhebung dieser Worte hinzu. Die Guermantes mochten noch so sehr tun, als seien vor ihnen alle Menschen gleich, bei großen Gelegenheiten, bei denen sie sich mit Leuten »von Stand« zusammenfanden und vor allem mit solchen von geringerem »Stand«, als sie es waren, und denen sie gern schmeicheln wollten und konnten, zögerten sie nicht, alte Familienerinnerungen hervorzuholen. »Früher«, fing der Baron wieder an, »bezeichnete das Wort Aristokratie die Besten in bezug auf Geist und Herz. Hier ist der erste von uns, der, wie ich sehe, weiß, wer Victurnien d'Esgrignon gewesen ist. Ich tue unrecht daran zu sagen, der erste. Es gibt auch noch einen Polignac und einen Montesquiou«[1] , setzte Monsieur de Charlus hinzu, der wohl wußte, daß diese doppelte Gleichsetzung die Marquise nur entzücken konnte. »Im übrigen wissen Ihre Söhne ja, von wem sie es haben, ihr Großvater mütterlicherseits besaß eine berühmte Sammlung des achtzehnten Jahrhunderts. Ich werde Ihnen die meine vorführen, wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, eines Tages zum Dejeuner zu mir zu kommen«,

sagte er zu dem jungen Victurnien. »Ich werde Ihnen eine interessante Ausgabe des *Cabinet des Antiques* zeigen, mit Korrekturen von Balzacs Hand. Es wird mir ein Vergnügen sein, die beiden Victurniens einander gegenüberzustellen!«

Ich konnte mich nicht entschließen, Swann zu verlassen. Er hatte jenen Grad der Ermüdung erreicht, wo der Körper eines Kranken nur noch eine Retorte ist, in der man chemische Reaktionen beobachten kann. Sein Gesicht hatte sich mit kleinen preußischblauen Punkten bedeckt, die aussahen, als gehörten sie nicht der Welt des organischen Lebens an, und strömte die Art von Geruch aus, die in der Schule nach »Experimenten« den Aufenthalt in einem Chemiezimmer so unangenehm macht. Ich fragte ihn, ob er nicht eine lange Unterhaltung mit dem Fürsten von Guermantes gehabt habe und ob er mir nicht erzählen wolle, wie sie verlaufen sei. »Doch«, sagte er zu mir. »Aber begleiten Sie nur erst einen Augenblick Monsieur de Charlus und Madame de Surgis, ich warte hier auf Sie.«

Tatsächlich hatte Monsieur de Charlus, als er Madame de Surgis vorschlug, den zu warmen Raum zu verlassen und sich in einem anderen einen Augenblick niederzulassen, die beiden Söhne nicht gebeten, ihrer Mutter zu folgen, wohl aber mich. Auf diese Weise gab er sich das Ansehen, auf die beiden jungen Leute, nachdem er ihnen einen Köder hingehalten hatte, nicht weiter Wert zu legen. Außerdem erwies er mir eine wohlfeile Höflichkeit, da Madame de Surgis-le-Duc nicht sehr wohlangesehen war.

Wir hatten uns kaum in einer Nische niedergelassen, aus der es keinen rechten Ausgang gab, als unglücklicherweise Madame de Saint-Euverte, das Ziel der bösartigen Bemerkungen des Barons, an uns vorüberkam. Vielleicht, um vor der Öffentlichkeit die unfreundlichen Gefühle, die sie Monsieur de Charlus einflößte, zu verbergen oder mit Nichtachtung darüber hinwegzugehen, vor allem aber, um zu zeigen, daß sie mit einer Dame intim sei, die so vertraulich mit ihm sprach, wandte sie einen nachlässig-freundschaftlichen Gruß an die

berühmte Schönheit, die ihr dankte, während sie Monsieur de Charlus von der Seite her mit einem mokanten Lächeln einen Blick zuwarf. Die Nische aber war so eng, daß Madame de Saint-Euverte sich, als sie hinter uns vorbeigehen und weiter ihre Gäste für den folgenden Tag einsammeln wollte, eingeklemmt fand und nicht so leicht wieder freimachen konnte, was eine prachtvolle Gelegenheit ergab, die Monsieur de Charlus in seinem Wunsch, das Feuerwerk seiner boshaften Verve vor den Augen der Mutter der beiden jungen Leute möglichst brillant zu versprühen, sich sehr wohl hütete nutzlos verstreichen zu lassen. Eine törichte Frage, die ich ihm ohne alle böse Absicht stellte, gab ihm Gelegenheit zu einem triumphalen Extempore, von dem die arme Saint-Euverte, die hinter uns stand und sich kaum rühren konnte, bestimmt kein Wort verlor. »Können Sie sich vorstellen, daß dieser unverfrorene junge Mann hier«, sagte er zu Madame de Surgis und wies dabei auf mich, »ohne das geringste Gefühl dafür, daß man von dieser Art von Bedürfnissen nicht spricht, mich fragt, ob ich zu Madame de Saint-Euverte gehe, das heißt, wie ich annehmen muß, ob ich Durchfall habe. Wie auch immer, ich würde gewiß versuchen, mich an einem bequemeren Ort zu erleichtern als bei einer Person, die, wenn mein Gedächtnis nicht trügt, ihren hundertsten Geburtstag feierte, als ich begann, in der Gesellschaft, das heißt nicht bei ihr, zu verkehren. Und doch, wem zuzuhören könnte interessanter sein? Wie viele historische Erinnerungen, gesehen und erlebt in der Zeit des Ersten Kaiserreichs und der Restauration, wie viele intime Geschichten auch, die gewiß nichts Heiliges an sich hatten, aber wahrscheinlich sehr pikant waren[1] – nach den immer noch losen Schenkeln der ehrwürdigen Tänzerin zu schließen! Was mich daran hindern würde, sie über diese aufwühlenden Epochen zu befragen, ist die Empfindlichkeit meines Geruchsapparates. Die Nähe dieser Dame genügt. Plötzlich sage ich mir: ›Mein Gott, sollte meine Abortgrube schadhaft geworden sein?‹ Statt dessen aber hat einfach die

Marquise bei ihrer Gästejagd den Mund aufgetan. Sie begreifen, daß, wenn ich das Pech hätte, bei ihr zu verkehren, diese Abortgrube sich zu einem ungeheuren Jauchefaß ausweiten würde. Dennoch trägt sie einen mystischen Namen, bei dessen Anhören ich immer mit Jubilieren im Herzen – obwohl sie selbst längst sämtliche Jubiläen hinter sich gebracht hat – an jenen blöden Vers denken muß, der dekadent sein soll: *›Grün, ach wie grün war damals meine Seele ...‹* Mir freilich liegt eine Grünanlage mehr, wenn sie sauberer ist. Wie ich höre, gibt diese Person, die unermüdliche Jägerin, ›Garden-parties‹; ich selbst würde das eher als eine ›Einladung zum Kloakenkorso‹ bezeichnen.[2] Wollen Sie sich etwa damit verunreinigen?« fragte er Madame de Surgis, die diesmal ernstlich in Verlegenheit geriet. Obwohl sie nämlich dem Baron gegenüber gern so getan hätte, als ginge sie nicht hin, wußte sie doch sehr wohl, daß sie eher Tage ihres Lebens geopfert hätte, als auf den Nachmittag bei Madame de Saint-Euverte zu verzichten, und zog sich nun durch eine Ausflucht aus der Affäre, das heißt, sie tat, als ob sie noch unentschieden sei. Diese Unentschiedenheit aber nahm eine so einfältig dilettantische und kleinlich näherinnenhafte Form an, daß Monsieur de Charlus, der sich nicht scheute, Madame de Surgis zu beleidigen, obwohl er ihr gleichzeitig gefallen wollte, zu lachen begann, um ihr zu zeigen, daß das nicht »verfing«.

»Ich bewundere immer die Leute, die Pläne machen«, sagte sie; »ich selbst sage oft in letzter Minute ab. Es ist da etwas mit meiner Sommergarderobe, wodurch sich alles noch ändern kann. Ich werde der Eingebung des Augenblicks folgen.«

Was mich betrifft, so war ich empört über die abscheuliche kleine Rede, die Monsieur de Charlus eben gehalten hatte. Gern hätte ich die Veranstalterin der Garden-parties mit Freundlichkeiten überhäuft. Leider sind in der Gesellschaft ebenso wie in der Welt der Politik die Opfer so feige, daß man den Henkern nicht lange böse sein kann. Madame de Saint-Euverte, der es gelungen war, sich aus der Nische zu befreien,

deren Eingang wir versperrten, stieß unwillkürlich im Vorübergehen den Baron an, und in einer Reaktion des Snobismus, der bei ihr jeden Groll zum Verschwinden brachte, vielleicht auch in der Hoffnung auf die Herstellung eines unmittelbaren Kontaktes, deren erster Versuch dies offenbar nicht war, rief sie in einem Ton, als kniete sie vor ihrem Meister nieder: »Oh! Verzeihung, Monsieur de Charlus, ich hoffe, ich habe Ihnen nicht wehgetan!« Dieser geruhte nur, mit einem breiten ironischen Lachen zu antworten und ihr ein »Guten Abend« zuzugestehen, in dem, da es wirkte, als habe er die Gegenwart der Marquise erst bemerkt, nachdem sie ihn als erste begrüßt hatte, nur eine weitere Beleidigung lag. Schließlich trat Madame de Saint-Euverte mit einer Unwürdigkeit sondergleichen, unter der ich um ihretwillen litt, an mich heran, zog mich etwas zur Seite und flüsterte mir ins Ohr. »Was habe ich Monsieur de Charlus bloß getan? Es heißt, er finde mich für seine Ansprüche nicht schick genug«, setzte sie hinzu und lachte aus vollem Hals. Ich blieb ernst. Einerseits fand ich es töricht, daß sie so tat, als glaube sie oder sonst jemand, niemand sei tatsächlich so »schick« wie sie. Andererseits entheben einen die Leute, die so ausgiebig über ihre eigenen nicht einmal komischen Worte lachen, dadurch der Notwendigkeit, an einer Heiterkeit teilzunehmen, die sie ganz aus eigenen Mitteln bestreiten.

»Andere versichern mir, er sei gekränkt, weil ich ihn nicht einlade. Aber er ermutigt mich ja nicht sehr. Er scheint vielmehr mit mir zu schmollen« (der Ausdruck schien mir etwas schwach). »Versuchen Sie doch, es herauszubekommen, und sagen Sie es mir morgen. Und falls er Gewissensbisse hat und Sie begleiten will, bringen Sie ihn ruhig mit. Jede Sünde findet Vergebung. Es wäre sogar für mich ein gewisses Vergnügen wegen Madame de Surgis, die sich darüber ärgern würde. Ich lasse Ihnen ganz freie Hand. Sie haben ja größtes Feingefühl in allen diesen Dingen, und ich selber möchte mir nicht

den Anschein geben, als bettelte ich um meine Gäste. Auf alle Fälle rechne ich absolut auf Sie.«

Ich dachte, es müsse Swann beschwerlich werden, länger auf mich zu warten. Im übrigen wollte ich wegen Albertine auch nicht zu spät heimkehren; so verabschiedete ich mich denn von Madame de Surgis und Monsieur de Charlus und begab mich wieder in den Spielsaal, wo der Kranke sich aufhielt. Ich fragte ihn, ob das, was er bei der Unterhaltung im Garten dem Fürsten gesagt hatte, mit dem übereinstimmte, was Monsieur de Bréauté (den ich aber ihm gegenüber nicht erwähnte) uns berichtet hatte und was sich auf einen kleinen Einakter von Bergotte bezog. Er lachte frei heraus. »Kein Wort ist wahr, nicht ein einziges, die Sache ist völlig frei erfunden und wäre auch absolut blödsinnig gewesen. Wirklich unerhört, diese Spontanzeugung des Irrtums. Ich frage Sie nicht, wer Ihnen das erzählt hat, aber es wäre tatsächlich interessant, in einem so beschränkten Rahmen wie diesem hier von einer Stufe zur anderen zurückzugehen, um festzustellen, wie das entstanden ist. Wie kann es überhaupt die Leute interessieren, was der Fürst zu mir gesagt hat? Wie neugierig doch die Menschen sind! Ich selbst bin niemals neugierig gewesen, außer wenn ich verliebt und wenn ich eifersüchtig war. Und was habe ich dabei schon herausbekommen! Sind Sie eifersüchtig?« Ich sagte zu Swann, ich hätte niemals Eifersucht verspürt und wisse nicht einmal, was das sei. »Ausgezeichnet! Da beglückwünsche ich Sie. Wenn man es nur ein wenig ist, ist es unter zwei Gesichtspunkten gar nicht so unangenehm. Erstens erlaubt es den Leuten, die von Natur aus nicht neugierig sind, sich für das Leben anderer Personen oder wenigstens einer bestimmten Person zu interessieren. Außerdem gibt es einem ein angenehmes Besitzgefühl, wenn man zu einer Frau in den Wagen steigt und sie nicht allein lassen will. Doch das trifft nur auf die allerersten Anfänge des Übels zu oder wenn die Heilung beinahe vollendet ist. In der Zwischenzeit stellt es die furchtbarste aller Torturen dar. Im übri-

gen habe ich die beiden Annehmlichkeiten, die ich da erwähne, offengestanden selbst nur wenig kennengelernt; die erstere wegen meiner Natur, die zu längeren Gedankengängen außerstande ist; die zweite wegen der Umstände, wegen der Frau oder vielmehr der Frauen, um derentwillen ich eifersüchtig war. Doch das spielt keine Rolle. Selbst wenn man nicht mehr an den Dingen hängt, ist es nicht unbedingt gleichgültig, ob man einmal daran gehangen hat, denn immer ist es aus Gründen gewesen, die den anderen entgehen. Wir spüren, daß die Erinnerung an diese Gefühle einzig in uns selbst besteht; in uns selbst müssen wir daher Einkehr halten, um sie zu betrachten. Machen Sie sich nicht allzusehr lustig über diesen idealistischen Jargon; was ich sagen will, ist, daß ich das Leben sehr geliebt habe und die Künste auch. Gut, gut. Jetzt, wo ich etwas zu müde bin, um mit anderen zu leben, scheinen mir diese alten, mir so ganz allein zugehörigen Gefühle, die ich durchlebt habe, wie es nun einmal die Manie aller Sammler ist, von großem Wert. Ich schließe mir selbst mein Herz auf, als wäre es eine Vitrine, und betrachte nacheinander alle die Liebeserlebnisse, die anderen niemals widerfahren werden. Von dieser Sammlung aber, an der ich jetzt noch stärker hänge als an den anderen, sage ich mir ein wenig wie Mazarin mit Bezug auf seine Bücher – aber im übrigen ohne alle Bangigkeit –, daß es doch sehr ärgerlich sein wird, all das zu verlassen.[1] Doch kommen wir auf die Unterhaltung mit dem Fürsten zurück! Ich werde sie nur einer einzigen Person erzählen, und diese Person sind Sie.« Ich wurde beim Zuhören durch die Unterhaltung gestört, die ganz in unserer Nähe Monsieur de Charlus, der in den Spielsaal zurückgekehrt war, unendlich in die Länge zog. »Und Sie lesen auch? Womit beschäftigen Sie sich?« fragte er den Grafen Arnulphe, der Balzac nicht einmal dem Namen nach kannte. Doch wirkte er infolge seiner Kurzsichtigkeit, durch die er alles sehr klein sah, so, als schaue er von sehr weit, so daß – eine erlesene Poesie bei einem bild-

schönen Griechengott – in seiner Iris gleichsam ferne und geheimnisvolle Sterne eingezeichnet schienen.

»Wie wäre es, wenn wir ein paar Schritte im Garten gingen?« fragte ich Swann, während Graf Arnulphe mit einer lispelnden Stimme, die darauf hinzudeuten schien, daß seine geistige Entwicklung zumindest noch nicht beendet war, Monsieur de Charlus mit entgegenkommender und naiver Genauigkeit Auskunft gab. »Oh! Ich interessiere mich mehr für Golf, Tennis, Fußball, Wettlauf und vor allem Polo.« So hatte einst Minerva, sich gleichsam unterteilend, in einem gewissen Stadtstaat aufgehört, die Göttin der Weisheit zu sein, und dort nur einen Teil ihrer selbst in einer rein dem Sport und den Pferden zugewandten Gottheit inkarniert, der »Athene Hippia«. Er ging aber auch nach St. Moritz zum Skilaufen, denn Pallas Tritogeneia sucht hohe Gipfel auf und verfolgt die Reiter.[1] »Ah!« antwortete Monsieur de Charlus mit dem überlegenen Lächeln des Intellektuellen, der sich nicht einmal die Mühe macht, seine Ironie zu verbergen, sich aber auch den anderen so überlegen fühlt und die Intelligenz der keineswegs Dummen derart verachtet, daß er kaum zwischen ihnen und denen zu unterscheiden gewillt ist, die es hochgradig sind, wenn sie ihm auf andere Art Unterhaltung verschaffen können. Monsieur de Charlus fand, daß er den Grafen Arnulphe, indem er mit ihm sprach, mit einer Rangerhöhung bedachte, die jedermann erkennen und ihm neiden müsse. »Nein«, antwortete mir Swann, »ich bin zu müde, um zu gehen, wir wollen uns lieber in eine Ecke setzen, ich kann mich kaum auf den Füßen halten.« Das stimmte, und doch hatte der Beginn einer Unterhaltung ihm bereits eine gewisse Lebhaftigkeit zurückgegeben. Dies rührt daher, daß selbst in der realsten Müdigkeit, besonders bei nervösen Menschen, ein Anteil ist, der von der Aufmerksamkeit abhängt und nur durch das Gedächtnis konserviert werden kann. Man ist plötzlich müde, sobald man befürchtet, man könne müde sein; um die Müdigkeit aber zu überwinden, genügt es, daß man sie ver-

gißt. Gewiß gehörte Swann nicht gerade zu jenen unermüdlichen Erschöpften, die bei ihrer Ankunft erledigt, zerschlagen, sich kaum noch aufrechtzuhalten vermögen, dann aber in der Unterhaltung sich von neuem beleben wie eine Blume, die man ins Wasser stellt, und stundenlang aus ihren eigenen Worten Kräfte schöpfen, die sie leider auf ihre Zuhörer nicht übertragen, so daß diese in dem Maße abgespannter wirken, wie der Sprecher munterer wird. Swann aber gehörte jener robusten jüdischen Rasse an, deren Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit gegen den Tod sich auch den Individuen mitzuteilen scheinen. Wie jene als Ganzes von Verfolgungen heimgesucht wird, so sind es die einzelnen Individuen von je besonderen Krankheiten, gegen die sie sich unendlich lange in furchtbaren Agonien wehren, die sich über jedes glaubhafte Maß hinaus erstrecken können, bis man nichts mehr sieht als einen Prophetenbart und darüber eine ungeheure Nase, die sich aufbläht, um die letzten Atemzüge zu tun vor der Stunde der rituellen Gebete und jener, zu welcher der pünktliche Vorbeizug der entfernteren Verwandten beginnt, die mit automatischen Bewegungen wie auf einem assyrischen Tempelfries vorbeischreiten.

Wir gingen uns setzen, aber bevor wir uns von der Gruppe trennten, die Monsieur de Charlus mit den beiden jungen Surgis und ihrer Mutter bildete, konnte Swann sich nicht enthalten, auf den Ausschnitt letzterer mit geweiteten und begehrlichen Augen lange Kennerblicke zu werfen. Er setzte sein Monokel auf, um bessere Sicht zu haben, und während er zu mir sprach, warf er von Zeit zu Zeit einen erneuten Blick in die Richtung der Dame. »Ich berichte Ihnen jetzt Wort für Wort«, sagte er zu mir, nachdem wir uns gesetzt hatten, »meine Unterhaltung mit dem Fürsten, und wenn Sie sich erinnern, was ich Ihnen heute nachmittag gesagt habe, werden Sie sehen, weshalb ich Sie zum Vertrauten erwähle. Freilich auch noch aus einem anderen Grund, den Sie eines Tages erst erfahren werden.[1] ›Mein lieber Swann‹, hat der Fürst von

Guermantes zu mir gesagt, ›Sie werden mich entschuldigen, wenn es seit einiger Zeit so ausgesehen hat, als ginge ich Ihnen aus dem Weg.‹ (Ich hatte das überhaupt nicht bemerkt, da ich selbst ja krank war und völlig zurückgezogen lebte.) ›Erstens hatte ich sagen hören – und konnte es mir ja auch selbst sagen –, daß Sie in der unglücklichen Affäre, die das Land in zwei Lager teilt, den meinigen ganz entgegengesetzte Ansichten hegten. Nun wäre es mir aber außerordentlich peinlich gewesen, wenn Sie sich vor mir darüber geäußert hätten. Meine Nervosität war so groß, daß die Fürstin, als sie vor zwei Jahren ihren Schwager, den Großherzog von Hessen, sagen hörte, Dreyfus sei unschuldig, sich nicht damit begnügte, dieser Meinung lebhaft entgegenzutreten, sondern sie mir nicht einmal weitersagte, um mir nicht weh zu tun. Fast zur gleichen Zeit war der Kronprinz von Schweden nach Paris gekommen; er hatte wahrscheinlich sagen hören, die Kaiserin Eugénie sei dreyfusfreundlich, verwechselte jetzt aber die Personen und sagte zur Fürstin (eine seltsame Verwechslung, wie Sie mir zugeben werden, zwischen einer Frau vom Rang der meinigen und einer Spanierin, die sehr viel weniger hoch geboren ist, als behauptet wird, und mit einem simplen Bonaparte verheiratet)[1] : Fürstin, ich bin doppelt glücklich, Sie zu sehen, da ich weiß, Sie haben die gleichen Ideen wie ich über die Dreyfus-Affäre, was mich im Grunde nicht weiter erstaunt, da Sie ja gebürtige Bayerin sind. Das hatte dem Prinzen die folgende Antwort eingetragen: Monseigneur, ich bin nurmehr eine französische Fürstin und denke wie alle meine Landsleute. Nun aber, mein lieber Swann, habe ich vor eineinhalb Jahren mit dem General de Beauserfeuil eine Unterhaltung gehabt, die in mir den Argwohn aufkommen ließ, daß nicht nur ein Irrtum, sondern ernsthafte Illegalitäten bei der Führung des Prozesses vorgekommen sind.‹«

Wir wurden unterbrochen (Swann lag nichts daran, daß jemand seinen Bericht mitanhörte) durch die Stimme von Monsieur de Charlus, der (ohne im übrigen von uns Notiz zu neh-

men) vorüberging, als er Madame de Surgis hinausbegleitete, und noch einmal stehenblieb bei einem letzten Versuch, sie zurückzuhalten, sei es wegen ihrer Söhne oder aus dem Bedürfnis aller Guermantes, den gegenwärtigen Augenblick nicht enden zu sehen, was ihnen eine Art von angstvoller Unschlüssigkeit verlieh. Von Swann erfuhr ich hierzu etwas später einen Umstand, der für mich dem Namen Surgis-le-Duc die ganze Poesie benahm, die ich an ihm gefunden hatte. Die Marquise von Surgis-le-Duc besaß eine weit höhere gesellschaftliche Stellung und viel schönere verwandtschaftliche Verbindungen als ihr Vetter, der Graf von Surgis, der arm auf seinen Besitzungen lebte. Doch das Wort, mit dem der Name endete, »le Duc«, hatte keineswegs den Ursprung, den ich ihm unterlegte und aufgrund dessen ich ihn im Geiste in die Nachbarschaft von Bourgl'Abbé, Bois-le-Roi und ähnlichen Namen rückte.[1] Ein Graf von Surgis hatte ganz einfach während der Restauration die Tochter eines ungeheuer reichen Industriellen geheiratet, eines Monsieur Leduc oder Le Duc, der seinerseits der Sohn eines Fabrikanten chemischer Produkte war, des reichsten Mannes seiner Zeit und außerdem Pair de France. König Karl

x

. hatte für den dieser Ehe entsprossenen Sohn den Titel eines Marquis von Surgis-le-Duc geschaffen, da der eines Marquis de Surgis bereits in der Familie existierte. Die Hinzufügung des bürgerlichen Namens hatte diesen Zweig nicht gehindert, sich aufgrund des enormen Vermögens mit den ersten Familien des Königreichs zu verbinden. Die gegenwärtige Marquise von Surgis-le-Duc, selbst von hoher Geburt, hätte eine Position allerersten Ranges haben können. Ein Dämon der Perversität[2] aber hatte sie verleitet, unter Aufgabe einer Position, die sie fix und fertig vorgefunden hatte, ihr eheliches Heim zu verlassen und auf die skandalöseste Art und Weise zu leben. Dann aber hatte sie die große Welt, die sie mit zwanzig Jahren, als sie ihr zu Füßen lag, verschmäht hatte,

mit dreißig Jahren schmerzlich vermißt – denn seit zehn Jahren bereits grüßte niemand sie mehr außer einigen wenigen treuen Freundinnen – und sich daran gemacht, in mühevoller Kleinarbeit wieder zurückzuerobern, was bei ihrer Geburt ihr Eigen gewesen war (ein Hin und Zurück, auf die man nicht selten stößt).

Was die großen Herren, ihre Verwandten, betraf, die die Marquise vordem verleugnet hatte und die dann ihrerseits auch sie verleugneten, so entschuldigte sie das Vergnügen, das sie daran fand, sie wieder zu sich zurückzuholen, mit Kindheitserinnerungen, die sie mit ihnen gemeinsam heraufbeschwören konnte. Als sie das sagte, um ihren Snobismus zu bemänteln, log sie vielleicht weniger, als sie selber glaubte. »Basin ist meine ganze Jugend«, sagte sie an dem Tag, an dem er zu ihr zurückgekehrt war. Und tatsächlich war das bis zu einem gewissen Grad wahr. Sie hatte sich nur verrechnet, als sie ihn zum Liebhaber wählte. Denn alle Freundinnen der Herzogin von Guermantes ergriffen für sie Partei, und so stieg Madame de Surgis zum zweitenmal jenen Abhang hinab, den sie mit so großer Mühe wieder erklommen hatte. »Nun dann«, bemerkte soeben Monsieur de Charlus, der die Unterhaltung in die Länge ziehen wollte, »werden Sie wenigstens dem schönen Porträt meine Huldigung zu Füßen legen. Was macht es? Wie geht es ihm?« – »Aber Sie wissen doch«, antwortete Madame de Surgis, »ich habe es nicht mehr: Mein Mann war nicht zufrieden damit.« »Nicht zufrieden! Mit einem der größten Meisterwerke unserer Epoche, das an Nattiers *Herzogin von Châteauroux* [1] heranreicht und im übrigen keine weniger majestätische und männermordende Göttin für die Nachwelt festhalten wollte! Oh, dieser kleine blaue Kragen! Niemals hat Vermeer einen Stoff mit größerer Meisterschaft wiedergegeben; wir wollen es nur nicht so laut sagen, damit Swann nicht uns angreift, um seinen Lieblingsmaler, den Meister von Delft zu rächen.« Die Marquise wandte sich um und richtete ein Lächeln und einen Händedruck an Swann, der sich erhoben

hatte, um sie zu begrüßen. Doch wie Swann die Hand der Marquise ergriff und ihres offenen Busens ganz aus der Nähe ansichtig wurde, da ließ er beinahe ohne jeden Schein von Heuchelei – ein bereits weit vorgeschrittenes Leben hatte ihm vielleicht mit der Gleichgültigkeit gegenüber der Meinung anderer nicht nur die moralische Kraft, sondern mit der Übersteigerung des Begehrens und dem Nachlassen der Fähigkeit, dieses zu verbergen, vielleicht auch das physische Vermögen dazu genommen – einen aufmerksamen, ernsthaften, gedankenversunkenen, beinahe besorgten Blick in die Tiefen ihres Ausschnitts hinabgleiten, und seine Nasenflügel, vom Duft der Frau berauscht, erbebten wie ein Falter, bevor er sich auf die flüchtig erblikkte Blume niederläßt. Jäh riß er sich aus dem Taumel zurück, der ihn erfaßt hatte, und selbst Madame de Surgis erstickte voller Betretenheit einen aus der Tiefe emporsteigenden Seufzer, denn so ansteckend kann zuweilen physisches Begehren sein. »Der Maler war verstimmt«, sagte sie zu Monsieur de Charlus, »und hat es zurückgenommen. Es hieß, es sei jetzt bei Diane de Saint-Euverte.« – »Ich werde niemals glauben«, antwortete der Baron, »daß ein Meisterwerk einen so schlechten Geschmack haben kann.«

»Er unterhält sich mit ihr über ihr Porträt. Ich wüßte mich ebensogut mit ihr zu unterhalten wie Charlus, über dieses Porträt«, sagte Swann zu mir in gewollt schleppendem, anzüglichem Tonfall, während er mit den Blicken dem sich entfernenden Paar folgte. »Sicher aber würde es mir mehr Vergnügen machen als Charlus«, setzte er noch hinzu. Ich fragte ihn, ob das, was man von Monsieur de Charlus behauptete, wahr sei, wobei ich doppelt log, denn einerseits wußte ich keineswegs, daß jemals etwas behauptet worden war, andererseits aber seit heute nachmittag ganz genau, daß es mit dem, was ich meinte, seine Richtigkeit hatte. Swann zuckte die Achseln, als hätte ich etwas recht Törichtes vorgebracht. »Das liegt nur daran, daß er ein so wundervoller Freund ist. Ich habe wohl nicht nötig hinzuzufügen, daß es rein platonisch

bleibt. Er ist sentimentaler als andere, das ist die ganze Geschichte; da er es andererseits aber mit Frauen nie sehr weit kommen läßt, hat das die unsinnigen Gerüchte begünstigt, auf die Sie anspielen wollen. Charlus mag seine Freunde noch so sehr lieben, Sie dürfen jedoch versichert sein, daß sich das niemals anderswo als in seinem Kopf und seinem Herzen abgespielt hat. So, jetzt werden wir hoffentlich endlich einmal zwei Minuten Ruhe haben. Der Fürst von Guermantes fuhr also fort: ›Ich muß Ihnen gestehen, daß diese Idee einer eventuellen Illegalität in der Führung des Prozesses mir außerordentlich schmerzlich war wegen der Verehrung, die ich, wie Sie wissen, für die Armee hege; ich sprach noch einmal darüber mit dem General und hatte nun leider in dieser Hinsicht überhaupt keine Zweifel mehr. Ich gestehe Ihnen offen ein, daß bei alledem die Vorstellung, ein Unschuldiger könne die entehrendste aller Strafen erleiden, mich nicht einmal gestreift hatte. Doch diese Vorstellung von Illegalität ließ mir keine Ruhe, so daß ich zu studieren begann, was ich bislang nicht einmal hatte lesen wollen; dabei aber begannen nun Zweifel mich heimzusuchen, diesmal nicht nur im Hinblick auf Illegalität, sondern auch auf Unschuld. Ich glaubte, der Fürstin dies alles verschweigen zu müssen. Gott weiß, daß sie ebenso französisch geworden ist, wie ich es bin. Doch hatte ich ihr von dem Tag an, an dem ich mich mit ihr vermählte, unser Frankreich in seiner ganzen Schönheit und was daran für mich das Glanzvollste ist, nämlich seine Armee, mit solcher Koketterie vor Augen geführt, daß es mich nun trotz allem allzusehr schmerzte, ihr meinen Argwohn mitzuteilen, der sich allerdings nur auf einige Offiziere bezog. Aber ich stamme aus einer Familie von Militärs und wollte nicht glauben, daß Offiziere sich ernstlich irren können. Ich sprach von neuem über die Sache mit Beauserfeuil. Er gestand mir, daß schuldhafte Machenschaften angezettelt worden seien, daß der *bordereau* vielleicht nicht von Dreyfus stamme, behauptete aber doch, daß der schlagende Beweis für seine Schuld bestehen blieb.

Es war die Akte Henry.[1] Einige Tage darauf erfuhr man, daß diese eine Fälschung war. Von da an begann ich, vor der Fürstin verborgen, täglich Zeitungen wie *Le Siècle* und *L'Aurore* [2] zu lesen; bald konnte ich nicht länger zweifeln und fand keine Ruhe mehr. Ich sprach offen über meine seelischen Leiden mit unserem Freund, dem Abbé Poiré, bei dem ich zu meinem Erstaunen auf die gleiche Überzeugung stieß, und ließ durch ihn Messen für Dreyfus, seine unglückliche Frau und seine Kinder lesen. Während dieser Zeit bemerkte ich eines Morgens, als ich zu der Fürstin ging, daß ihre Jungfer irgend etwas, was sie in der Hand hielt, vor mir zu verbergen suchte. Ich fragte sie lächelnd, was es sei; sie errötete und wollte es mir nicht sagen. Ich hatte das größte Vertrauen zu meiner Frau, doch dieser Zwischenfall beunruhigte mich sehr (und offenbar auch die Fürstin, der die Jungfer es wohl erzählt haben mußte), denn meine liebe Marie sprach während des folgenden Mittagessens kaum eine Silbe mit mir. An jenem Tag fragte ich Abbé Poiré, ob er am nächsten Tag eine Messe für Dreyfus lesen könne.‹ Ach Gott, noch einer!« stieß Swann, sich unterbrechend, mit halblauter Stimme hervor. Ich hob den Kopf und sah den Herzog von Guermantes auf uns zukommen. »Verzeiht mir, wenn ich euch störe, meine Lieben. Mein junger Freund«, wandte er sich an mich, »ich bin von Oriane zu Ihnen entsandt. Marie und Gilbert haben Sie gebeten, zum Abendessen bei ihnen zu bleiben mit nur fünf oder sechs Personen: der Prinzessin von Hessen, Madame de Ligne, Madame de Tarente, Madame de Chevreuse, der Herzogin von Arenberg. Unglücklicherweise können wir nicht, wir wollen noch zu einer kleinen Redoute gehen.« Ich hörte zu; doch jedesmal, wenn wir zu einem bestimmten Zeitpunkt etwas vorhaben, beauftragen wir in uns selbst eine gewisse, an diese Art von Aufgaben bereits gewöhnte Person, auf die Stunde zu achten und uns rechtzeitig zu benachrichtigen. Dieser innere Diener rief mir ins Gedächtnis zurück, wie ich es ihm vor Stunden aufgetragen hatte, daß Albertine, die in die-

sem Augenblick von meinem Denken weit entfernt war, gleich nach dem Theater zu mir kommen wollte. Ich lehnte das Souper also ab. Nicht etwa, daß ich an der Gesellschaft der Fürstin von Guermantes kein Vergnügen gefunden hätte. Doch können für uns mehrere Arten von Vergnügen bestehen. Das wahre ist dasjenige, für das wir auf das andere verzichten. Dies letztere aber kann, wenn es offensichtlich ist oder gar als einziges offensichtlich ist, über ersteres hinwegtäuschen, es beruhigt den Eifersüchtigen oder lenkt ihn auf eine falsche Fährte, und es verwirrt das Urteil der Gesellschaft. Und doch würde schon ein wenig Glück oder ein wenig Schmerz genügen, damit wir es dem anderen opfern. Eine dritte Art von ernsteren, aber wesentlicheren Vergnügen ist uns manchmal noch unbekannt; ihre Möglichkeit äußert sich lediglich darin, daß Gefühle des Bedauerns oder der Entmutigung in uns wach werden. Gerade diesen Vergnügen aber werden wir uns später ganz überlassen. Um ein völlig belangloses Beispiel zu geben: In Friedenszeiten wird ein Soldat das gesellschaftliche Leben der Liebe opfern; ist aber der Krieg einmal erklärt (wobei man gar nicht die Vorstellung von vaterländischer Verpflichtung zu bemühen braucht), opfert er die Liebe der Leidenschaft, die stärker ist als Liebe, jener nämlich zu kämpfen. Swann mochte wohl behaupten, er sei glücklich, mir seine Geschichte zu erzählen; ich spürte genau, daß seine Unterhaltung mit mir wegen der vorgerückten Stunde und weil er allzu krank war, jene Art von Ermüdung für ihn bedeutete, über die alle, die wissen, daß sie sich durch langes Aufbleiben am Abend, durch Exzesse zugrunde richten, beim Nachhausekommen verzweifelte Reue empfinden, genauso wie angesichts der tollen Ausgaben, die sie sich von neuem geleistet haben, jene Verschwender, die es dennoch nicht unterlassen können, am folgenden Tag das Geld wie zuvor aus dem Fenster zu werfen. Von einem gewissen Grad der Schwäche an, ob diese nun durch Alter oder Krankheit verursacht ist, wird jedes Vergnügen, das auf Kosten des Schlafes geht oder sich auch nur au-

ßerhalb unserer Gewohnheiten abspielt, wird jede Regelwidrigkeit zu einer Last. Der Plauderer fährt zwar aus Höflichkeit und Angeregtheit zu sprechen fort, aber er weiß, daß die Stunde, zu der er noch hätte einschlafen können, bereits vorüber ist, und er kennt auch im voraus die Vorwürfe, die er im Verlauf der darauffolgenden Schlaflosigkeit und Übermüdung an sich selbst richten wird. Schon hat im übrigen auch das momentane Vergnügen ein Ende genommen, Körper und Geist sind zu stark ihrer Kräfte beraubt, um noch mit Behagen aufzunehmen, was dem Gesprächspartner nur als leichte Zerstreuung erscheint. Sie gleichen einer Wohnung an Tagen der Abreise oder des Umzugs, an denen man die Besuche, die man auf den Koffern sitzend und mit auf die Uhr gehefteten Blicken empfängt, als eine Last empfindet. »Endlich allein«, sagte er zu mir. »Ich weiß nicht, wo ich stehengeblieben bin. Nicht wahr, ich habe Ihnen gesagt, daß der Fürst den Abbé Poiré gefragt hatte, ob er eine Messe für Dreyfus lesen könne. ›'Nein', antwortete mir der Abbé‹ (ich sage *mir*«, erläuterte Swann, »weil der Fürst ja spricht, nicht wahr), ›'denn ich habe bereits Auftrag für eine andere Messe, die ebenfalls morgen für Dreyfus gelesen werden soll.' – 'Wie', sagte ich zu ihm, 'es gibt noch einen Katholiken außer mir, der von seiner Unschuld überzeugt ist?' – 'Offenbar.' – 'Aber die Überzeugung dieses Parteigängers ist doch gewiß weniger alt als die meinige.' – 'Und doch hat dieser Parteigänger schon Messen lesen lassen, als Sie Dreyfus noch für schuldig gehalten haben.' – 'Ah! Ich sehe, daß das niemand aus meinen Kreisen sein kann.' – 'Im Gegenteil!' – 'Wirklich? Es gibt bei uns noch mehr Dreyfus-Anhänger? Sie machen mich neugierig; ich würde mich gerne mit ihm aussprechen, wenn ich ihn kenne, diesen weißen Raben.' – 'Sie kennen ihn.' – 'Und wer ist es?' – 'Die Fürstin von Guermantes.' Während ich befürchtete, die nationalistischen Überzeugungen, den Glauben an Frankreich in meiner lieben Frau zu verletzen, hatte sie Angst gehabt, meine religiösen und patriotischen Gefühle auf den Plan zu

rufen. Doch ihrerseits dachte sie wie ich, wenn auch schon länger als ich. Was aber ihre Jungfer bei meinem Eintritt in ihr Zimmer verborgen hatte und alle Tage kaufen ging, war ausgerechnet *L'Aurore*. Mein lieber Swann, von diesem Augenblick an dachte ich, welches Vergnügen ich Ihnen bereiten würde, wenn ich Ihnen sagte, wie nahe verwandt meine Ansichten in diesem Punkt den Ihren sind; verzeihen Sie mir bitte, daß ich es nicht früher tat. Wenn Sie an das Schweigen denken, das ich der Fürstin gegenüber bewahrt hatte, werden Sie sich nicht darüber verwundern, daß ich mich noch mehr von Ihnen entfernt hätte, wenn ich wie Sie, als wenn ich anders als Sie gedacht hätte. Denn dieses Thema war für mich äußerst schmerzlich zu berühren. Je mehr ich glaube, daß ein Irrtum, ja sogar Rechtsbeugungen begangen worden sind, desto mehr leide ich in meiner Liebe zur Armee. Ich hätte keineswegs gedacht, daß Ansichten, die den meinen gleichen, bei Ihnen einen solchen Schmerz wachrufen könnten, bis man mir neulich sagte, daß Sie energisch alle Beleidigungen gegen die Armee zurückwiesen und es mißbilligten, daß die Dreyfus-Anhänger sich mit den Beleidigern zusammenschließen. Das gab bei mir den Ausschlag; ich gestehe, daß es hart für mich war, Ihnen zu bekennen, was ich von gewissen Offizieren halte, die glücklicherweise nicht zahlreich sind, doch bin ich erleichtert, mich nun nicht mehr von Ihnen fernhalten zu müssen; gewiß spüren Sie nun, daß ich anfänglich nur deshalb anderer Meinung sein konnte, weil ich an der Wohlbegründetheit des erlassenen Urteils keinen Zweifel hatte. Als ein solcher in mir aufkam, konnte ich nur noch eines wünschen, nämlich daß dieser Irrtum eine Richtigstellung erführe.‹ Ich gestehe Ihnen, daß diese Worte des Fürsten von Guermantes mich tief beeindruckt haben. Wenn Sie ihn kennten wie ich, wenn Sie wüßten, wie weit der Weg ist, den er hat zurücklegen müssen, um so weit zu kommen, so würden Sie die Bewunderung für ihn hegen, die er tatsächlich verdient. Im übrigen überrascht mich seine Meinung nicht, er ist eine so auf-

rechte Natur.« Swann vergaß, daß er mir am Nachmittag im Gegenteil noch gesagt hatte, die Meinungen über die Dreyfus-Affäre würden durch Atavismus bestimmt. Allerhöchstens hatte er eine Ausnahme für die Intelligenz zugelassen, weil diese bei Saint-Loup den Atavismus zu überwinden und aus ihm einen Dreyfus-Anhänger zu machen vermocht hatte. Nun aber hatte er gesehen, daß dieser Sieg nur von kurzer Dauer und Saint-Loup in das andere Lager übergegangen war. Daraufhin erkannte er jetzt der Geradheit der Gesinnung die Rolle zu, die er bis dahin der Intelligenz zugebilligt hatte. Tatsächlich entdecken wir immer hinterher, daß unsere Gegner einen Grund hatten, der Partei anzugehören, auf deren Seite sie sich befinden, einen Grund, der keine Beziehung zu dem hat, was es vielleicht an Richtigem in der Auffassung dieser Partei geben mag, daß aber diejenigen, die ebenso denken wie wir, es deshalb tun, weil ihre Intelligenz (falls ihre moralische Konstitution zu schwach ist, um zur Begründung herangezogen zu werden) oder ihre aufrechte Gesinnung (wenn ihr Scharfsinn nicht ausreicht) sie dazu gezwungen hat.

Swann fand jetzt alle, die seiner Meinung waren, seinen alten Freund, den Fürsten von Guermantes, sowie meinen Kameraden Bloch, den er bis dahin von sich ferngehalten hatte, nun aber zu sich zum Mittagessen einlud, ohne Unterschied klug. Bei Bloch fand Swann lebhaftes Interesse, als er ihm sagte, daß der Fürst von Guermantes auf der Seite von Dreyfus stehe. »Man müßte ihn bitten, unsere Liste zugunsten von Picquart[1] zu unterzeichnen; mit einem Namen wie dem seinigen würde das fabelhaft wirken.« Doch Swann, der die glühende Überzeugung des Juden mit der diplomatischen Mäßigung des Weltmannes verband, dessen Gewohnheiten er zu sehr angenommen hatte, um sie so spät im Leben wieder abzulegen, weigerte sich, Bloch zu autorisieren, dem Fürsten auch nur so, als tue er es von sich aus, das bewußte Zirkular zur Unterschrift zuzusenden. »Er kann das nicht tun, man darf nicht das Unmögliche verlangen«, wiederholte Swann. »Er ist

ein reizender Mensch, der tausend Meilen zurückgelegt hat, um zu uns zu gelangen. Er kann uns noch sehr nützlich sein. Wenn er Ihre Liste unterschriebe, würde er sich einfach nur bei seinen Leuten unmöglich machen, hätte unseretwegen Ungelegenheiten und würde vielleicht bereuen, sich überhaupt so offen geäußert zu haben, und es nie wieder tun.« Ja, mehr noch, Swann lehnte es auch ab, seinen eigenen Namen auf die Liste zu setzen.[1] Er fand ihn zu hebräisch, als daß er nicht einen schlechten Effekt machen würde. Wenn er außerdem alles billigte, was mit der Revision zu tun hatte, so wollte er doch in keiner Weise sich auf die antimilitaristische Kampagne einlassen. Er trug, was er bis dahin niemals getan hatte, die Auszeichnung, die er als junger Mobilgardist im Jahre siebzig erhalten hatte, und fügte seinem Testament ein Kodizill hinzu, in dem er verlangte, daß – entgegen seinen früheren Dispositionen – seinem Grad als Ritter der Ehrenlegion militärische Ehren erwiesen würden. Deshalb versammelte sich dann auch rings um die Kirche von Combray eine Schwadron jener Reiter, über deren Zukunft Françoise früher Tränen vergossen hatte, als sie die Möglichkeit eines Krieges voraussah. Kurz, Swann lehnte ab, Blochs Zirkular zu unterzeichnen, so daß er zwar in den Augen von vielen als fanatischer Dreyfus-Anhänger galt, mein Kamerad ihn aber lau sowie von Nationalismus und dümmlichem Soldatenstolz infiziert fand.

Swann verließ mich, ohne mir die Hand zu drücken, um sich in diesem Saal, in dem er so viele Freunde hatte, nicht allgemein verabschieden zu müssen, sagte aber zu mir: »Sie sollten Ihre Freundin Gilberte besuchen. Sie ist wirklich groß geworden und hat sich verändert, Sie werden sie nicht wiedererkennen. Sie würde sich so sehr freuen!« Ich liebte Gilberte nicht mehr. Sie war für mich wie eine Tote, die man lange beweint hat, dann ist das Vergessen gekommen, und wenn sie jetzt wiedererstünde, würde sie sich nicht mehr in ein Leben eingliedern, das nicht mehr für sie gemacht ist. Ich hatte keine Lust mehr, sie zu sehen, und nicht einmal mehr,

ihr ausdrücklich darzutun, daß sie zu sehen mir nicht mehr wichtig war, was ich mir doch, als ich sie noch liebte, vorgenommen hatte ihr täglich zu verstehen zu geben, sobald ich sie einmal nicht mehr lieben würde.

Da ich jetzt nur noch versuchte, mir Gilberte gegenüber den Anschein zu geben, als hätte ich von ganzem Herzen ersehnt, sie wiederzusehen, und wäre daran nur durch Umstände gehindert worden, die, wie man sagt, von meinem Willen unabhängig waren, die sich aber tatsächlich, wenigstens in einer bestimmten Wiederholung, nur dann ergeben, wenn der Wille ihnen nicht entgegensteht, war ich weit davon entfernt, Swanns Einladung mit Zurückhaltung aufzunehmen, wich vielmehr nicht von ihm, bis er mir versprochen hatte, seiner Tochter mit allen Einzelheiten die Verhinderungen zu schildern, die mir einen Besuch bei ihr unmöglich gemacht hätten und auch im Augenblick noch weiterhin unmöglich machen würden. »Im übrigen werde ich ihr sofort, wenn ich nach Hause komme, schreiben«, setzte ich hinzu. »Aber sagen Sie ihr ja, es werde ein Drohbrief sein, denn in ein oder zwei Monaten bin ich vollkommen frei, und dann soll sie zittern, ich werde ebensooft wie früher bei ihr erscheinen.«

Bevor ich Swann verließ, erwähnte ich noch kurz seine Gesundheit. »Nein, so schlimm ist es nicht«, antwortete er mir. »Ich bin einfach, wie ich Ihnen schon sagte, einigermaßen müde und sehe mit Ergebenheit allem entgegen, was sich ereignen kann. Nur gestehe ich, daß ich es sehr ärgerlich finden würde zu sterben, bevor die Dreyfus-Affäre zu einem Ende gekommen ist. Alle diese Kanaillen haben noch irgendeinen letzten Pfeil zu verschießen. Ich zweifle nicht, daß sie endlich niedergerungen werden, aber sie sind sehr mächtig und finden überall Unterstützung. Im Augenblick, wo alles zum besten steht, bricht alles zusammen. Ich möchte noch lange genug leben, um Dreyfus rehabilitiert und Picquart als Obersten zu sehen.«[1]

Als Swann gegangen war, kehrte ich in den großen Salon zurück, wo sich die Fürstin von Guermantes befand, von der ich noch nicht wußte, wie eng ich eines Tages mit ihr verbunden sein würde. Ihre Leidenschaft für Charlus war mir damals noch unbekannt. Ich bemerkte nur, daß der Baron von einem gewissen Zeitpunkt an, ohne daß er gegen die Fürstin von Guermantes jene feindseligen Gefühle hegte, die bei ihm nicht erstaunten, und während er fortfuhr, für sie ebensoviel, vielleicht sogar noch mehr Zuneigung zu hegen, jedesmal unzufrieden und gereizt schien, wenn die Rede von ihr war. Niemals gab er ihren Namen in der Liste der Personen an, mit denen er zu speisen wünschte.

Allerdings hatte ich früher schon einmal von einem sehr boshaften Menschen aus diesen Kreisen gehört, die Fürstin sei ganz verwandelt, sie sei in Monsieur de Charlus verliebt, doch war mir diese Nachrede absurd erschienen und hatte mich empört. Ich hatte wohl mit Staunen bemerkt, daß, wenn ich etwas erzählte, was mich selbst betraf, und mitten in einem Bericht Monsieur de Charlus erwähnte, die Aufmerksamkeit der Fürstin auf der Stelle intensiver wurde wie die eines Kranken, der, solange wir von uns selbst sprechen, natürlicherweise zerstreut und lässig zuhört, dann aber plötzlich den Namen des Übels zu vernehmen glaubt, von dem er selbst betroffen ist, was ihn dann gleichzeitig interessiert und freut. So zum Beispiel nahm die Fürstin, sobald ich sagte: »Monsieur de Charlus hat mir gerade erzählt …«, die schlaffen Zügel ihrer Aufmerksamkeit von neuem in die Hand. Und als ich einmal in ihrer Gegenwart gesagt hatte, Monsieur de Charlus hege im Augenblick ein ziemlich lebhaftes Gefühl für eine bestimmte Person, sah ich mit Staunen in den Augen der Fürstin jenen andersgearteten, kurzlebigen Zug erscheinen, der wie die Spur eines Risses durch die Iris geht und von einem Gedanken herrührt, den unsere Worte unbewußt in dem Wesen wachgerufen haben, zu dem wir sprechen, einem geheimen Gedanken, der sich nicht durch Worte ausdrücken, aber

aus den durch uns aufgewühlten Tiefen zu der für einen Augenblick verwandelten Oberfläche des Blicks aufsteigen wird. Offensichtlich hatten meine Worte die Fürstin getroffen; ich ahnte aber nicht, in welcher Weise dies geschehen war.

Kurze Zeit danach begann sie, im Gespräch mit mir häufiger von Monsieur de Charlus zu reden, und zwar fast ganz ohne Umschweife. Wenn sie auf die Gerüchte anspielte, die einige wenige Personen über den Baron in Umlauf setzten, so nur, um sie als absurd und als infame Erfindung abzutun. Andererseits äußerte sie sich wie folgt: »Ich finde, daß eine Frau, die sich in einen Mann von Palamèdes außerordentlichen Qualitäten verliebt, die Dinge von einer genügend hohen Warte ansehen und hinlängliche Ergebenheit beweisen sollte, um ihn im ganzen hinzunehmen und zu verstehen, so wie er ist, seine Freiheiten und seine Launen zu respektieren und einzig zu versuchen, alle Schwierigkeiten für ihn aus dem Weg zu räumen und ihn in seinem Kummer zu trösten.« Durch diese Reden aber, so allgemein sie waren, enthüllte die Fürstin, was sie selbst zu glorifizieren versuchte, in derselben Weise, wie manchmal Monsieur de Charlus selbst es tat. So habe ich diesen mehrere Male zu Leuten, die bis dahin ungewiß waren, ob er verleumdet wurde oder nicht, etwa sagen hören: »Ich, der ich alle Höhen und Tiefen des Lebens durchmessen, alle Arten von Menschen kennengelernt habe, Diebe so gut wie Könige, und sogar sagen muß, daß ich eine leise Vorliebe für die Diebe hatte, der ich die Schönheit in all ihren Formen gesucht habe«, und so fort; durch diese Worte aber, die er für geschickt hielt und mit denen er Gerüchte dementierte, von denen die Betreffenden nicht einmal ahnten, daß sie kursierten (oder aber auch um der Wahrheit – aus Gründen des guten Geschmacks, des richtigen Maßes und der Wahrscheinlichkeit – einen Platz einzuräumen, den nur er selbst sehr klein finden mochte), benahm er den einen ihre letzten Zweifel über seine Person und flößte den anderen, die sie noch nicht gehegt hatten, ihre ersten ein. Denn nirgends ist das Vergehen so

schlecht aufgehoben wie im Geist des Schuldigen selbst. Das ständige Bewußtsein, das er davon hat, hindert ihn, richtig zu ermessen, in wie großem Ausmaß darüber Unkenntnis herrscht, wie leicht eine vollständige Lüge Glauben finden mag, und andererseits sich darüber Rechenschaft abzulegen, an welchem Punkt der Wahrheit, bei Worten, die er selbst für unverfänglich hält, für die anderen das Geständnis beginnt. Im übrigen wäre er auf alle Fälle mit einem Versuch zu schweigen schlecht beraten gewesen, denn es gibt keine Laster, denen nicht in der großen Welt bereitwillig Vorschub geleistet wird, und es ist schon vorgekommen, daß man die innere Einteilung eines Schlosses völlig geändert hat, damit eine Schwester nahe bei ihrer Schwester schlafen kann, sobald man in Erfahrung gebracht hat, daß sie sie nicht nur als Schwester liebt. Was mir aber plötzlich die Liebe der Fürstin enthüllte, war ein besonderes Ereignis, auf das ich hier nicht weiter eingehen will, denn es bildet einen Teil jener ganz anderen Erzählung, wie Monsieur de Charlus lieber eine Königin sterben ließ, als daß er den Barbier versäumt hätte, der ihn mit der Brennschere für einen Omnibusschaffner herrichten sollte, dem gegenüber er sich im höchsten Maße eingeschüchtert fühlte.[1] Um aber mit der Liebe der Fürstin zu Ende zu kommen, möchte ich noch sagen, welche Nichtigkeit mir die Augen öffnete. Ich war an jenem Tag allein in einem Wagen mit ihr. In dem Augenblick, in dem wir an einem Postamt vorbeifuhren, ließ sie halten. Sie hatte keinen Diener bei sich. Sie zog einen Brief halb aus ihrem Muff heraus und machte eine Bewegung, als wolle sie aussteigen, um ihn selbst in den Kasten zu werfen. Ich wollte sie zurückhalten; sie sträubte sich ganz leicht, und schon waren wir uns beide darüber klar, daß von unseren ersten Bewegungen die ihrige kompromittierend war, dadurch, daß sie ein Geheimnis hüten zu wollen schien, die meinige aber indiskret, indem ich mich ihrem Ansinnen widersetzte. Sie gewann als erste ihre Fassung zurück. Plötzlich stark errötend, gab sie mir den Brief; ich wagte nicht

mehr, ihn zurückzuweisen, doch als ich ihn in den Kasten warf, sah ich, ohne es zu wollen, daß er an Monsieur de Charlus gerichtet war.

Um nun aber wieder auf diese erste Soiree bei der Fürstin von Guermantes zurückzukommen, so wollte ich mich von der Dame des Hauses verabschieden, denn ihr Cousin und ihre Cousine nahmen mich im Wagen mit und hatten es sehr eilig. Monsieur de Guermantes wollte indessen noch seinem Bruder Lebewohl sagen. Da Madame de Surgis Zeit gefunden hatte, dem Herzog ganz nebenbei zu erzählen, daß Monsieur de Charlus zu ihr und ihren Söhnen reizend gewesen sei, fühlte sich Basin durch diese Freundlichkeit seines Bruders – die erste, die er ihm in diesem Ressort erwies – zutiefst gerührt, und es erwachten in ihm Familiengefühle, die freilich auch sonst niemals lange ruhten. In dem Augenblick, als wir uns von der Fürstin verabschiedeten, legte er Wert darauf, ohne Monsieur de Charlus ausdrücklich zu danken, ihn doch seiner liebevollen Zuneigung zu versichern, sei es, daß er sie wirklich kaum zu unterdrükken vermochte, sei es, damit der Baron sich erinnere, daß eine Handlungsweise wie die seinige an diesem Abend nicht unbemerkt in den Augen eines Bruders blieb, ebenso wie man in der Absicht, für die Zukunft heilsame Gedächtnisassoziationen zu schaffen, einem Hund Zukker gibt, nachdem er »Männchen gemacht« hat. »Nun, Brüderchen«, sagte der Herzog, indem er Monsieur de Charlus anhielt und ihn liebevoll unter den Arm faßte, »so läuft man an seinem älteren Bruder vorbei, ohne ihm auch nur ein kleines Wort der Begrüßung zu schenken! Ich sehe dich gar nicht mehr, Mémé; du ahnst nicht, wie sehr mir das fehlt. Beim Suchen von alten Briefen habe ich gerade einige von der guten Mama wiedergefunden, die alle so voll Liebe für dich sind.« – »Danke, Basin«, antwortete Monsieur de Charlus mit bewegter Stimme, denn er konnte nie ohne Rührung von ihrer Mutter sprechen hören. »Du solltest dich ernstlich fragen, ob ich dir nicht in Guermantes einen Pavillon einrichten soll«,

fing der Herzog wieder an. »Das ist hübsch, wenn man die beiden Brüder so herzlich miteinander umgehen sieht«, sagte die Fürstin zu Oriane. »O ja! Ich glaube allerdings nicht, daß es viele solche Brüder gibt. Ich werde Sie mit ihm einladen«, versprach sie mir, »Sie stehen sich doch nicht schlecht mit ihm? … Aber was mögen sie sich denn nur so lange zu sagen haben«, setzte sie in beunruhigtem Ton hinzu, denn sie konnte die Worte der beiden nur undeutlich verstehen. Sie war immer etwas eifersüchtig auf das Vergnügen gewesen, das Monsieur de Guermantes darin fand, mit seinem Bruder von einer Vergangenheit zu plaudern, aus der er seine Frau ein wenig herauszuhalten pflegte. Wenn die beiden in dieser Weise zusammen glücklich waren, sie selbst aber ihre Ungeduld und Neugier nicht zügeln konnte und sich ihnen anschließen wollte, dann spürte sie, daß ihr Hinzukommen ihnen keine Freude bereitete. An diesem Abend aber trat zu ihrer gewohnheitsmäßigen Eifersucht noch eine andere hinzu. Denn nicht nur hatte Madame de Surgis Monsieur de Guermantes erzählt, wie gütig sein Bruder zu ihr gewesen war, damit er ihm dafür danke, gleichzeitig hatten auch ergebene Freundinnen des Ehepaares Guermantes es für ihre Pflicht gehalten, die Herzogin davon in Kenntnis zu setzen, daß die Geliebte ihres Mannes im Tête-à-tête mit dessen Bruder gesehen worden war. Und dies ging Madame de Guermantes nach. »Weißt du noch, wie glücklich wir waren in Guermantes«, fuhr der Herzog zu Monsieur de Charlus gewendet fort. »Wenn du im Sommer manchmal hinauskämest, so würden wir unser gutes altes Leben wieder aufnehmen können. Erinnerst du dich noch an den alten Courveau: ›Warum ist Pascal so profund? Weil er so pro … pro …‹« – »Fetisch ist«, sagte Monsieur de Charlus ganz in dem Ton, als antworte er noch seinem einstigen Lehrer. »›Und warum ist Pascal prophetisch? Weil er so pro … pro …‹« – »Pfund ist.« – »›Sehr gut, Sie sind versetzt, mit Auszeichnung, und die Frau Herzogin wird Ihnen ein chinesisches Wörterbuch schenken.‹« – »Weißt du noch, Basin, ich hatte

doch damals, Basin, den Chinesischfimmel.« – »Und ob, mein kleiner Mémé! Und die große alte Vase, die Hervey de Saint-Denis[1] dir mitgebracht hatte, ich sehe sie noch vor mir. Du drohtest uns damals, du würdest endgültig den Rest deines Lebens in China verbringen, so verliebt warst du in das Land; schon damals liebtest du es, endlos herumzustrolchen. Oh! du bist immer ein Original gewesen, von dir kann man sagen, daß du nie dieselben Neigungen wie alle anderen gehabt hast …« Doch kaum hatte der Herzog diese Worte gesagt, als er, wie man sagt, rot anlief, denn er kannte, wenn auch nicht die Sitten, so doch den Ruf seines Bruders sehr wohl. Da er darüber niemals mit ihm sprach, war es ihm um so peinlicher, etwas gesagt zu haben, was sich möglicherweise darauf beziehen könne, und noch mehr, daß es so ausgesehen hatte, als ob es ihm peinlich sei. Nach kurzem Schweigen fuhr er, um den Eindruck seiner letzten Worte zu verwischen, fort: »Wer weiß, du warst vielleicht in eine Chinesin verliebt, bevor du so viele Weiße angeschwärmt und ihnen gefallen hast, wenn ich nach einer gewissen Dame urteilen darf, der du heute abend eine große Freude gemacht hast, indem du dich mit ihr unterhieltest. Sie war ganz entzückt von dir.« Der Herzog hatte sich fest vorgenommen, Madame de Surgis nicht zu erwähnen, doch in der Verwirrung, die der eben begangene Schnitzer in seinen Gedanken anrichtete, hatte er sich im nächstliegenden verfangen, ausgerechnet demjenigen, der in der Unterhaltung nicht zur Sprache hätte kommen sollen, obwohl er sie herbeigeführt hatte. Monsieur de Charlus aber hatte das Rotwerden seines Bruders bemerkt. Und wie die Schuldigen, die nicht verlegen wirken wollen, wenn man vor ihnen von dem Vergehen spricht, das sie vorgeblich nicht begangen haben, und deshalb glauben, eine gewagte Unterhaltung fortsetzen zu sollen, antwortete er: »Ich bin entzückt darüber, aber ich möchte erst noch einmal auf deinen vorhergehenden Satz zurückkommen, der mir ungemein wahr erscheint. Du sagtest, ich hätte niemals dieselben Ideen wie an-

dere gehabt, du sagtest nicht, Ideen, du sagtest, Neigungen. Wie richtig das ist! Ich habe niemals dieselben Neigungen wie alle anderen gehabt, wie richtig das ist! Du sagtest, ich hätte spezielle Neigungen.« – »Aber nicht doch«, widersprach Monsieur de Guermantes, der tatsächlich diese Worte nicht gebraucht hatte und vielleicht bei seinem Bruder nicht an die Wahrheit dessen glaubte, was sie bezeichnete. Sollte er sich im übrigen das Recht herausnehmen, ihn wegen irgendwelcher Eigenheiten zu plagen, die auf alle Fälle ziemlich umstritten oder verborgen genug geblieben waren, um in nichts der enormen Position des Barons zu schaden? Mehr noch: da er sah, daß diese Position seines Bruders seinen Geliebten nützen könnte, sagte sich der Herzog, daß dies sehr wohl einiges Entgegenkommen von seiner Seite verdiene; hätte er in diesem Augenblick etwas von einer »speziellen« Verbindung seines Bruders gewußt, so wäre in der Hoffnung auf Unterstützung, die dieser ihm leihen konnte, einer Hoffnung, zu der außerdem die pietätvolle Erinnerung an die vergangenen Zeiten kam, Monsieur de Guermantes darüber hinweggegangen, er hätte ein Auge zugedrückt, zur Not sogar hilfreich die Hand geboten. »Nun reicht's, Basin! Guten Abend, Palamède«, sagte die Herzogin, die, von Verdruß und Neugier verzehrt, nicht mehr an sich hielt. »Wenn Sie entschlossen sind, hier die Nacht zu verbringen, so täten wir besser daran, zum Souper zu bleiben. Sie halten Marie und mich nun bereits eine halbe Stunde auf den Füßen.« Der Herzog verließ seinen Bruder nach einer vielsagenden Umarmung, und wir stiegen alle drei die ungeheure Treppe vor dem Palais der Prinzessin hinab.

Auf den obersten Stufen standen zu beiden Seiten die Paare, die darauf warteten, daß ihre Wagen vorfuhren. Aufrecht und etwas abgesondert, von ihrem Mann und mir flankiert, hielt sich die Herzogin auf der linken Seite der Treppe, bereits in ihren Tiepolomantel gehüllt, mit ihrem Rubinhalsband geschmückt, verschlungen von den Blicken aller Männer und Frauen, die das Geheimnis ihrer Eleganz und Schönheit zu

enträtseln versuchten. Madame de Gallardon, die auf derselben Treppenstufe wie Madame de Guermantes, doch am anderen Ende, auf ihren Wagen wartete und seit langem jede Hoffnung aufgegeben hatte, daß ihre Cousine sie jemals besuchen werde, wandte ihr den Rücken zu, um nicht den Anschein zu erwecken, als habe sie sie bemerkt, besonders aber, um keinen Beweis dafür zu liefern, daß jene sie nicht einmal mit ihrem Gruß bedachte. Madame de Gallardon war sehr schlechter Laune, weil gewisse Herren, die bei ihr standen, nichts Besseres zu tun gewußt hatten, als das Gespräch auf Oriane zu bringen. »Ich lege absolut keinen Wert darauf, ihr zu begegnen«, hatte sie ihnen geantwortet; »ich habe sie übrigens eben flüchtig gesehen, sie wird langsam alt; sie findet sich offenbar schwer damit ab. Basin sagt es selbst. Kein Wunder! Ich verstehe das; weil sie nämlich nicht klug, weil sie boshaft wie eine Kröte und nicht eben umgänglich ist, hat sie das Gefühl, daß ihr überhaupt nichts bleibt, wenn sie nicht mehr schön ist.«

Ich hatte meinen Mantel angezogen, was Monsieur de Guermantes, der sich vor Erkältungen fürchtete, der Hitze wegen tadelte, als er mit mir die Stufen hinabging. Die Generation von Adligen aber, die mehr oder weniger durch die Hände von Monseigneur Dupanloup[1] gegangen ist, hat sich dabei ein so schlechtes Französisch angewöhnt (mit Ausnahme der Angehörigen des Hauses Castellane[2]), daß der Herzog seine Gedanken in folgende Worte kleidete: »Es ist besser, wenn man nichts überzieht, bevor man draußen ist, wenigstens als abstraktes Prinzip.« Ich sehe diesen ganzen Aufbruch vor mir. Ich sehe vor allem, wenn ich ihn nicht zu Unrecht auf diese Treppe versetze, gleich einem aus seinem Rahmen getretenen Porträt den Prinzen von Sagan[3] wieder – für den dies wahrscheinlich die letzte gesellschaftliche Veranstaltung seines Lebens war –, wie er den Hut abnahm, um der Herzogin seine Verehrung zu erweisen, und zwar mit einem so weiten Schwung des Zylinders in der weißbehandschuhten Hand, die

mit der Gardenie in seinem Knopfloch harmonierte, daß man sich einen Augenblick wunderte, nicht einen Federhut des Ancien régime zu sehen, jener Zeit, aus der man mehrere Ahnengesichter genau in dem dieses großen Herrn wiedererkennen konnte. Er blieb nur kurze Zeit neben ihr, doch seine Bewegungen, wie flüchtig sie auch sein mochten, genügten, um ein lebendes Bild oder etwas wie eine historische Szene zu schaffen. Da er im übrigen bald darauf gestorben ist und ich ihn zu Lebzeiten immer nur flüchtig gesehen habe, ist er für mich so sehr zu einer Persönlichkeit der Geschichte geworden, der Gesellschaftsgeschichte wenigstens, daß ich manchmal mit Verwunderung daran denke, daß eine Frau oder ein Mann, die ich kenne, eine Schwester oder ein Neffe von ihm sind.

Während wir die Treppe hinuntergingen, erstieg sie mit einem nicht unkleidsamen Ausdruck von Müdigkeit eine Frau, die wie etwa vierzig wirkte, obwohl sie älter war. Es war die Fürstin von Orvillers[1] , eine natürliche Tochter, wie es hieß, des Herzogs von Parma, deren sanfte Stimme durch einen leicht österreichischen Tonfall ihre Färbung erhielt. Sie schritt dahin, groß, leicht vorgeneigt, in einem Kleid aus weißer geblümter Seide, während ihre köstliche, doch abgehetzt bebende Brust unter einem Harnisch aus Diamanten und Saphiren wogte. Während sie den Kopf zurückwarf, einem königlichen Zelter gleich, dem sein Perlenhalfter von unschätzbarem Wert und lastendem Gewicht zu schaffen macht, ließ sie hier und dort ihre sanften bezaubernden Blicke von einem Blau ruhen, das in dem Maße, wie es zu verblassen begann, immer zärtlicher wurde, und nickte den meisten der Gäste, die im Aufbruch waren, liebenswürdig zu. »Sie kommen aber zu einer hübschen Stunde, Paulette«, sagte die Herzogin. »Ach, es tut mir so furchtbar leid! Aber es war wirklich technisch nicht anders möglich«, antwortete die Fürstin von Orvillers, die von der Herzogin von Guermantes diese Art von Phrasen übernommen hatte, sie aber mit ihrer natürlichen Sanftmut und

einem Ausdruck der Aufrichtigkeit versetzte, den ein gewisser kraftvoller, von ferne an teutonische Provenienz gemahnender Einschlag ihrer zärtlichen Stimme gab. Sie schien auf Komplikationen anzuspielen, die zu umständlich waren, als daß man sie hätte schildern können, und nicht lediglich auf andere Soireen, obwohl sie soeben von mehreren anderen Gesellschaften kam. Doch nicht diese zwangen sie, erst so spät zu erscheinen. Da der Fürst von Guermantes lange Jahre hindurch seine Frau daran gehindert hatte, Madame d'Orvillers zu empfangen, antwortete diese, nachdem das Interdikt aufgehoben war, damit es nicht so aussah, als lechze sie danach, auf Einladungen nur durch einfaches Abgeben von Karten. Nachdem sie zwei oder drei Jahre diese Methode befolgt hatte, erschien sie selbst, wenn auch erst sehr spät, als käme sie nach dem Theater. Auf diese Weise erweckte sie den Anschein, weder auf die Soiree Wert zu legen noch auf die Tatsache, daß sie dort gesehen wurde, als mache sie vielmehr nur dem Fürsten und der Fürstin einen ausschließlich ihnen selbst zugedachten Besuch, aus purer Sympathie und in dem Augenblick, wo sie, da drei Viertel der Eingeladenen bereits gegangen waren, »am meisten von ihnen hätte«. »Oriane ist wirklich weit heruntergekommen«, zischte Madame de Gallardon. »Ich verstehe Basin nicht, daß er sie mit Madame d'Orvillers sprechen läßt. Monsieur de Gallardon hätte mir das niemals erlaubt.« Ich selbst hatte in Madame d'Orvillers die Frau wiedererkannt, die mir in der Nähe des Palais Guermantes lange schmachtende Blicke zugeworfen, sich dann umgewandt und vor den Spiegelscheiben der Läden verweilt hatte.[1] Madame de Guermantes stellte mich vor, Madame d'Orvillers war reizend zu mir, weder zu liebenswürdig noch irgendwie gekränkt. Sie schenkte mir wie allen anderen auch ihren sanften Blick … Doch niemals sollte ich, wenn ich ihr begegnete, wieder eine einzige jener Avancen erleben, mit denen sie sich gleichsam angeboten hatte. Es gibt besondere Blicke, die so wirken, als werde man erkannt, Blicke, die ein junger Mann

niemals von gewissen Frauen – und gewissen Männern – länger als bis zu dem Tag erhält, an dem diese ihn kennenlernen und erfahren, daß er der Freund von Leuten ist, mit denen auch sie verkehren.

Es wurde gemeldet, daß der Wagen vorgefahren sei. Madame de Guermantes raffte ihren roten Rock, als ob sie hinuntergehen und in den Wagen steigen wolle; doch plötzlich richtete sie ihre Blicke, gepackt vielleicht von einem Gefühl der Reue oder dem Wunsch, Vergnügen zu bereiten, vor allem aber wohl, um den Umstand zu nutzen, daß durch die technische Unmöglichkeit, ihn lange auszudehnen, für einen so langweiligen Vorgang nur so wenig Zeit zur Verfügung stand, auf Madame de Gallardon; als habe sie sie eben erst bemerkt und handle unter einer Inspiration, durchmaß sie darauf noch einmal, bevor sie die Stufen hinunterging, die ganze Breite der Treppe und reichte, bei ihrer entzückten Cousine angekommen, dieser die Hand. »Es ist so lange her!« bemerkte dabei die Herzogin, um sich dann, da sie nicht näher auf all das eingehen wollte, was man an glaubhaften Entschuldigungen und an Bedauern aus dieser Formel hätte herleiten können, erschrocken nach dem Herzog umzusehen, der mit mir zum Wagen hinuntergegangen war und jetzt tobte, als er seine Frau auf Madame de Gallardon zuschreiten und dadurch das Vorfahren der anderen Wagen aufhalten sah. »Oriane ist doch noch immer sehr schön!« sagte Madame de Gallardon. »Es belustigt mich, die Leute sagen zu hören, wir verstünden uns nicht recht; wir mögen aus Gründen, die wir anderen nicht zu erklären nötig haben, uns wohl einmal jahrelang nicht sehen; aber wir haben zu viele gemeinsame Erinnerungen, um uns jemals auseinanderzuleben, und im Grunde weiß sie sehr wohl, daß sie mich mehr liebt als so manche Leute, die sie alle Tage sieht und die nicht ihres Blutes sind.« Madame de Gallardon war tatsächlich wie die verschmähten Liebenden, die mit aller Macht den Glauben wecken wollen, sie würden mehr geliebt als die, denen ihre Liebste Huldbeweise erteilt.

Indirekt aber (durch die Lobreden, die sie ohne Sorge um den darin sich äußernden Widerspruch zu ihren früheren Worten verschwenderisch über die Herzogin von Guermantes äußerte) erbrachte sie den Beweis, daß diese von Grund auf die Maximen beherrschte, von denen in ihrer Laufbahn eine große Dame von Welt sich leiten lassen sollte, die es eben in dem Augenblick, in dem ihre großartige Toilette neben Bewunderung auch Eifersucht erweckt, verstehen muß, eine ganze Treppe zu durchmessen, um den Neid zu entwaffnen. »Geben Sie wenigstens acht, Ihre Schuhe nicht naß zu machen«, (es war ein leichter Gewitterregen gefallen) sagte der Herzog, der noch immer wütend war, daß er hatte warten müssen.

Infolge der Enge des Wagens fanden sich auf der Rückfahrt die roten Schuhe notwendigerweise wenig von den meinen entfernt, und in der Befürchtung, sie habe diese berührt, sagte Madame de Guermantes zum Herzog: »Dieser junge Mann wird wohl sagen müssen, was unter irgendeiner Witzzeichnung stand: ›Madame, sagen Sie mir lieber gleich, daß Sie mich lieben, aber treten Sie mir nicht dauernd auf die Füße‹.«[1] Allerdings waren meine Gedanken ziemlich weit von Madame de Guermantes entfernt. Seit Saint-Loup mir von einem jungen Mädchen von hohem Stand, das in einem Stundenhotel verkehrte, und von der Kammerzofe der Baronin Putbus erzählt hatte, verdichteten sich in diesen beiden Personen, die zu einer verschmolzen, alle Liebeswünsche, die mir täglich so viele Schönheiten zweier verschiedener Klassen einflößten, einerseits die Gewöhnlichen, Üppigen, die majestätischen Kammerfrauen aus großen Häusern, die von Stolz geschwellt »wir« sagen, wenn sie von ihren Herzoginnen sprechen; andererseits jene jungen Mädchen, bei denen es mir manchmal genügte, ohne daß ich sie auch nur hatte vorübergehen oder -fahren sehen, ihren Namen in einem Ballbericht gelesen zu haben, damit ich mich in sie verliebte und nach sorgfältigem Studium des *Annuaire des châteaux* [1] , in dem ich feststellte, wo sie den Sommer verbrachten (oft ließ ich mich dabei durch

ähnliche Namen täuschen), abwechselnd davon träumte, die Ebenen des Westens, die Dünen des Nordens, die Pinienwälder des Südens zu bewohnen. Aber wenn ich auch noch so sehr die erlesenste Materie körperlicher Reize zusammenschmolz, um nach dem Ideal, das Saint-Loup vor meinen Augen hatte erstehen lassen, das leichtfertige junge Mädchen und die Zofe der Baronin Putbus Gestalt annehmen zu sehen, so fehlte doch meinen beiden erreichbaren Schönheiten das, was ich nicht kennen würde, solange ich sie nicht gesehen hatte: die individuelle Eigenart. Vergebens sollte ich mich mit dem Versuch abmühen, mir während der Monate, in denen mein Verlangen sich mehr auf junge Mädchen richtete, mir die junge Person auszumalen, von der Saint-Loup gesprochen hatte, und während der Monate, wo ich eine Kammerfrau vorgezogen hätte, jene Zofe, die in den Diensten der Baronin Putbus stand. Doch welche Ruhe bedeutete es schon – nachdem ich unaufhörlich von rastlosen Wünschen heimgesucht worden war, die sich auf so viele flüchtige Wesen bezogen, von denen ich oft noch nicht einmal den Namen wußte und die auf alle Fälle schwer wiederzufinden waren, geschweige denn zu kennen, unmöglich vielleicht zu erringen –, daß ich nunmehr aus dieser ganzen weit ausgebreiteten flüchtigen anonymen Schönheit zwei erlesene Exemplare herausgegriffen hatte, die ein Erkennungszeichen trugen und die mir beschaffen zu können, wann nur immer ich wollte, ich mir zumindest sicher war! Ich schob die Stunde noch hinaus, in der ich mir dieses doppelte Vergnügen leisten wollte, so wie ich es mit dem Beginn der Arbeit tat, doch die Gewißheit, es haben zu können, sobald ich irgend wollte, enthob mich fast der Notwendigkeit, es auch wirklich zu suchen, wie man Schlaftabletten nur in Reichweite haben muß, damit man sie gar nicht mehr braucht und auch so einschläft. Ich verlangte nach nichts anderem mehr in der Welt als nach zwei Frauen, deren Gesicht ich mir allerdings auf keine Weise vorzustellen vermochte, deren Namen mir aber Saint-Loup mitgeteilt und für deren Bereit-

willigkeit er sich verbürgt hatte. So hatte er zwar durch seine Worte von vorhin meiner Einbildungskraft eine harte Arbeit zugemutet, gleichzeitig aber meinem Wollen eine schätzenswerte Entspannung und dauerhafte Ruhe gewährleistet.

»Nun!« sagte die Herzogin, »was kann ich außer Ihren Balleinladungen[1] sonst noch für Sie tun? Haben Sie einen Salon ausfindig gemacht, in dem Sie gern von mir vorgestellt sein möchten?« Ich antwortete ihr, ich fürchtete, daß der, auf den ich Lust hätte, in ihren Augen nicht elegant genug sei. »Wer ist es denn?« fragte sie mit drohender und rauher Stimme, beinahe, ohne den Mund aufzutun. »Die Baronin Putbus.« Diesmal tat sie, als gerate sie wirklich in Zorn. »Aber nein, so etwas, ich glaube, Sie machen sich lustig über mich. Ich weiß nicht einmal, durch welchen Zufall ich auch nur den Namen dieser Pute kenne. Aber das ist doch der Bodensatz der menschlichen Gesellschaft. Ebensogut könnten Sie mich bitten, daß ich Sie meiner Kurzwarenhändlerin vorstelle. Nein, nicht einmal das, denn die ist eine reizende Person. Sie sind ein bißchen verrückt, mein armer lieber Junge. Auf alle Fälle bitte ich Sie um die Freundlichkeit, zu den Personen, denen ich Sie vorgestellt habe, höflich zu sein, Ihre Karte bei ihnen abzugeben, sie zu besuchen und ihnen nichts von der Baronin Putbus zu erzählen, die ihnen allen höchstwahrscheinlich unbekannt ist.« Ich fragte, ob Madame d'Orvillers nicht ein wenig »frivol« sei. »O nein! Absolut nicht, Sie müssen sie verwechseln, sie ist sogar eher prüde. Nicht wahr, Basin?« – »Ja, auf alle Fälle glaube ich nicht, daß sie jemals Anlaß zu Gerede gegeben hat«, sagte der Herzog.

»Wollen Sie nicht mit uns zur Redoute kommen?« fragte er mich. »Ich könnte Ihnen einen Domino leihen, und ich weiß jemanden, dem das ein Riesenvergnügen machen würde, zunächst einmal Oriane – doch das brauche ich ja gar nicht erst zu sagen –, dann aber auch der Prinzessin von Parma. Sie singt die ganze Zeit ihr Lob, sie schwört geradezu auf Sie. Sie haben das Glück – da sie ja schon in reiferen Jahren steht –,

daß sie absolut sittenstreng ist. Sonst hätte sie Sie gewiß zum Cicisbeo genommen, wie man in meiner Jugend sagte, das ist so eine Art von Cavaliere servente.«

Ich legte nicht auf die Redoute Wert, sondern auf meine Verabredung mit Albertine. Daher lehnte ich ab. Der Wagen hielt, der Diener ging, um das Tor öffnen zu lassen; die Pferde stampften auf dem Pflaster, bis sich das Tor weit auftat und der Wagen in den Hof einfuhr. »Auf Wiederschaun«, sagte der Herzog. »Ich habe manchmal bedauert, daß ich so in der Nähe von Marie wohne«, sagte die Herzogin, »weil ich sie zwar sehr liebe, aber es noch lieber hätte, ich brauchte sie etwas weniger zu sehen. Niemals aber habe ich diese Nähe so bedauert wie heute abend, da ich dadurch so wenig mit Ihnen habe zusammensein können.« – »Komm, Oriane, halte keine Reden.« Die Herzogin hätte gern gesehen, wenn ich noch einen Augenblick mit hineingegangen wäre. Sie lachte sehr, ebenso wie der Herzog, als ich sagte, ich könne nicht, weil ein junges Mädchen jetzt gerade kommen und mir einen Besuch machen werde. »Sie haben ja eine komische Zeit, um Besuche zu empfangen«, sagte sie zu mir. »Komm, Liebes, wir müssen uns beeilen«, sagte Monsieur de Guermantes zu seiner Frau. »Es ist drei Viertel zwölf und Zeit, daß wir uns kostümieren …« Vor seiner Tür, die streng von ihnen bewacht wurde, stieß er auf die zwei stockbewehrten Damen, die sich nicht gescheut hatten, nächtlich von ihren Höhen herabzusteigen, um einen Skandal zu verhindern. »Basin, wir wollten Ihnen unbedingt Nachricht geben, damit Sie nicht etwa auf dieser Redoute gesehen werden. Der arme Amanien ist vor einer Stunde gestorben.«[1] Der Herzog erschrak für einen Augenblick fürchterlich. Er sah die berühmte Redoute für sich ins Wasser fallen, nachdem er durch diese unseligen Bergbewohnerinnen vom Tod des Monsieur d'Osmond benachrichtigt worden war. Doch er faßte sich schnell und schleuderte den beiden Cousinen einen Ausspruch entgegen, in dem sich neben seiner Entschlossenheit, keinesfalls auf sein Vergnügen zu verzichten,

auch seine Unfähigkeit äußerte, mit der Sprache zurechtzukommen: »Er ist tot! Aber nein, das ist bestimmt eine Übertreibung, ganz bestimmt!« Und ohne sich weiter um die beiden Verwandten zu kümmern, die, mit ihren Alpenstöcken bewehrt, sich zum steilen Rückweg in der Nacht anschickten, stürzte er sich auf seinen Kammerdiener und befragte ihn nach dem Stand der Dinge: »Ist mein Helm angekommen?« – »Jawohl, Durchlaucht.« – »Ist auch ein kleines Loch zum Atmen vorgesehen? Zum Teufel, ich möchte doch nicht ersticken!« – »Jawohl, Durchlaucht.« – »Na, Herrgottsdonnerwetter, heute ist ein richtiger Unglückstag! Oriane, ich habe vergessen, Babal zu fragen, ob die Schnabelschuhe für Sie bestimmt sind!« – »Was soll's denn, wo doch der Costumier von der Opéra-Comique da ist, kann der es uns ja sagen. Ich selbst glaube nicht, daß es sich mit den Sporen verträgt.« – »Gut, dann wollen wir also nach dem Costumier sehen«, stimmte der Herzog ihr zu. »Adieu, mein lieber Junge, ich würde Sie bitten, noch mit uns hereinzukommen, während wir unsere Kostüme anprobieren. Das würde Ihnen sicher Spaß machen. Aber dann würden wir ins Plaudern kommen, und es ist gleich Mitternacht; wir dürfen nicht zu spät erscheinen, damit das Fest komplett ist.«[1]

Auch ich hatte es eilig, Monsieur und Madame de Guermantes sobald wie möglich zu verlassen. *Phèdre* war gegen halb zwölf zu Ende. Wenn man den Weg dazurechnete, würde Albertine schon bei mir zu Hause sein. Ich begab mich geradewegs zu Françoise. »Ist Mademoiselle Albertine da?« – »Nein, es ist niemand gekommen.« Mein Gott, sollte das heißen, daß auch niemand käme? Ich war entsetzlich beunruhigt, da mir Albertines Besuch jetzt um so wünschenswerter schien, je weniger sicher er war. Auch Françoise war verstimmt, doch aus einem ganz anderen Grund. Sie hatte eben ihre Tochter an den Küchentisch gesetzt und ein üppiges Mahl vor ihr aufgetischt. Als sie mich nun kommen hörte und sah, daß ihr die Zeit fehlen würde, die Schüsseln abzuräumen und

statt dessen Nadeln und Garn hinzulegen, als handle es sich um eine Näharbeit und nicht um ein Souper, sagte sie: »Sie hat eben einen Löffel Suppe gegessen. Ich habe ihr so lange zugeredet, bis sie auch noch ein paar Knochen abgeknabbert hat«, damit das Souper ihrer Tochter zu einem Nichts zusammenschrumpfe, als wäre es sündig gewesen, daß es üppig war. Selbst wenn ich den Fehler beging, gerade beim Mittag- oder Abendessen in die Küche zu kommen, tat Françoise so, als sei sie bereits fertig, und entschuldigte sich sogar, etwa mit den Worten: »Ich habe nur eben einen ›Bissen‹ oder einen ›Happen‹ essen wollen.« Man war dann aber rasch beruhigt, wenn man die Fülle der Schüsseln sah, die den Tisch bedeckten und die Françoise, durch mein plötzliches Eintreten überrascht, wie ein Übeltäter, der sie keineswegs war, nicht mehr hatte verschwinden lassen können. Dann setzte sie hinzu: »Mach zu, geh schlafen, du hast heute genug gearbeitet.« (Denn sie wollte nicht nur den Anschein erwecken, als koste ihre Tochter uns nichts, als lebe sie von Entbehrungen, sondern auch, als bringe sie sich mit der Arbeit für uns um.) »Du stehst hier nur in der Küche herum und bist vor allem Monsieur im Weg, der Besuch erwartet. Los, geh jetzt hinauf«, fuhr sie fort, als müsse sie ihre ganze Autorität aufwenden, um ihre Tochter zu Bett zu schicken, obwohl diese, sobald sich herausstellte, daß es mit dem Abendessen nichts mehr war, nur noch pro forma einen Augenblick in der Küche blieb und, wenn ich mich noch fünf Minuten länger hier aufgehalten hätte, von selber aufgebrochen wäre. Zu mir gewandt bemerkte sie gleichwohl in der schönen Sprache des Volkes, die bei ihr immer auch etwas Persönliches besaß: »Monsieur weiß gar nicht, daß ihr der Schlaf schon aus den Augen sieht.« Ich war entzückt darüber, daß ich mich mit Françoises Tochter nicht zu unterhalten brauchte.

Ich habe gesagt, daß sie aus einem kleinen Dorf stammte, das dem ihrer Mutter ganz benachbart war, gleichwohl aber sehr verschieden von jenem durch die Art des Bodens und der

Bodenkultur, des Dialektes, in erster Linie jedoch durch gewisse Eigenheiten der Bewohner. So verstanden sich die Metzgersfrau und Françoises Nichte sehr schlecht, hatten aber gemeinsam, daß sie, wenn sie eine Bestellung ausrichten sollten, stundenlang bei »der Schwester« oder bei »der Cousine« blieben, da sie von sich aus außerstande waren, ein Gespräch zu beenden, über dem sich auch der Anlaß, weshalb sie ausgegangen waren, derart verflüchtigte, daß, wenn man bei ihrer Rückkehr fragte: »Nun, ist der Herr Marquis von Norpois um Viertel nach sechs zu sprechen?«, sie sich nicht einmal an die Stirn schlugen und sagten: »Ach! das habe ich vergessen«, sondern nur antworteten: »Oh! das hatte ich nicht verstanden, daß Monsieur das wissen wollte; ich glaubte, wir sollten ihm nur guten Tag sagen.« Wenn sie in dieser Weise völlig vergaßen, was man ihnen eine Stunde zuvor aufgetragen hatte, so war es andererseits unmöglich, ihnen aus dem Kopf zu bringen, was sie von »der Schwester« oder »der Cousine« einmal gehört hatten. Wenn also die Metzgersfrau gehört hatte, die Engländer hätten uns im Jahre siebzig zugleich mit den Preußen angegriffen (ich mochte noch so oft erklären, daß das gar nicht stimmte), so wiederholte sie mir drei Wochen lang im Laufe jeder Unterhaltung: »Es ist wegen dieses Krieges, den die Engländer im Jahre siebzig zugleich mit den Preußen gegen uns geführt haben.« – »Aber ich habe Ihnen schon hundertmal gesagt, daß Sie sich da irren.« Sie gab dann zur Antwort, was implizierte, daß ihre Überzeugung in nichts erschüttert war: »Auf alle Fälle ist das kein Grund, ihnen noch böse zu sein. Seit dem Jahre siebzig ist viel Wasser die Seine hinabgeflossen« oder etwas Ähnliches. Ein andermal, als sie für einen Krieg gegen England eintrat, den ich mißbilligte, sagte sie: »Natürlich, besser ist freilich kein Krieg; aber wenn es sein muß, dann doch lieber gleich. Die Schwester hat erst neulich gesagt, seit diesem Krieg, den die Engländer im Jahre siebzig gegen uns geführt haben, richten uns die Handelsverträge zugrunde. Wenn wir sie aber geschlagen haben, dann

lassen wir keinen einzigen Engländer mehr nach Frankreich herein, ohne daß er dreihundert Francs Eintrittsgeld bezahlen muß, so wie sie es von uns verlangen, wenn wir nach England wollen.«

So war, abgesehen von großer Redlichkeit sowie, waren sie einmal am Sprechen, einer dumpfen Entschlossenheit, sich nicht unterbrechen zu lassen oder zwanzigmal wieder da anzufangen, wo sie stehengeblieben waren, falls man sie dennoch unterbrach (was schließlich ihren Reden die unerschütterliche Solidität einer Bachschen Fuge verlieh), der Charakter der Einwohner des kleinen Dorfes beschaffen, das deren kaum fünfhundert zählte und zwischen Kastanienbäumen, Weiden, Kartoffeläkkern und Rübenfeldern gelegen war.

Die Tochter von Françoise hingegen sprach, da sie sich für eine Frau von heute hielt, die überalterte Vorurteile hinter sich gelassen hatte, den Pariser Argot und ließ sich niemals einen der entsprechenden Scherze entgehen. Als Françoise ihr gesagt hatte, ich komme von einer Fürstin, bemerkte sie: »Aha! Sicher von einer Operettenfürstin!« Als sie sah, daß ich Besuch erwartete, tat sie, als glaube sie, ich hieße Léon. Ich erklärte ihr naiv, daß das nicht der Fall sei, und gab ihr dadurch Gelegenheit, die Bemerkung anzubringen: »Ach! Und ich hatte es geglaubt und mir gedacht: Achtung, Leonhard.« (Léon harrt.) Von gutem Geschmack zeugte das nicht. Weniger gleichgültig hingegen war mir, daß sie mich über Albertines Ausbleiben mit den Worten trösten wollte: »Ich glaube, da können Sie warten, bis Sie schwarz werden, Monsieur. Die kommt sicher nicht mehr. Jaja, unsere leichten Mädchen heutzutage!«

So unterschied sich ihre Redeweise von derjenigen ihrer Mutter; aber was merkwürdiger ist, auch die ihrer Mutter war nicht die gleiche wie die der Großmutter, die aus Bailleau-le-Pin[1] stammte, einem Dorf, das ganz nahe bei Françoises Geburtsort lag. Trotzdem wichen die Dialekte der beiden Ortschaften leicht voneinander ab, wie auch die beiden Land-

schaftsbilder etwas verschieden waren. Das Dorf der Mutter von Françoise, das an einem Abhang lag und sich in eine Schlucht hinein erstreckte, war von zahlreichen Weidenbäumen durchzogen. Sehr weit entfernt aber von dort gab es in Frankreich eine kleine Region, in der fast der gleiche Dialekt gesprochen wurde wie in Méséglise. Ich hatte das kaum entdeckt, als es mir auch schon Verdruß bereitete. Tatsächlich fand ich eines Tages Françoise in eine angeregte Unterhaltung mit einer Zofe des Hauses vertieft, die aus jenem Dorf stammte und dessen Dialekt sprach. Sie verständigten sich ganz gut, ich selbst verstand überhaupt nichts; sie wußten es, hörten aber deswegen nicht etwa auf – entschuldigt, wie sie glaubten, durch die Freude, Landsmänninnen zu sein, wiewohl so weit entfernt voneinander geboren –, weiter vor mir in dieser fremden Sprache zu sprechen, wie man es tut, wenn man nicht verstanden werden will. Diese pittoresken Studien der Sprachgeographie und Dienstbotenkameradschaft wurden jede Woche in der Küche fortgesetzt, ohne daß ich daran das geringste Vergnügen fand.

Da jedesmal, wenn die Haustür ging, der Concierge auf einen elektrischen Knopf drückte, der die Treppe erleuchtete, und da keiner von den Mietern noch außer Haus war, verließ ich sofort die Küche und setzte mich wieder in das Vorzimmer, um dort starr auf die Stelle zu sehen, an der die etwas schmale Scheibengardine die Glastür unserer Wohnung nicht völlig deckte, sondern das Halbdunkel des Treppenflurs als einen Längsstreifen von gedämpftem Licht von außen hereinfallen ließ. Wenn plötzlich dieser Streifen einen goldblonden Ton annähme, so hieße das, daß Albertine unten ins Haus getreten war und in zwei Minuten bei mir wäre; niemand anders konnte zu dieser Stunde kommen. Ich blieb dort, da ich meine Augen nicht von dem Streifen lösen konnte, der beharrlich dunkel blieb; ich neigte mich ganz vor, um sicher zu sein, auch wirklich richtig zu sehen; doch wie sehr ich auch hinschaute, der dunkle Längsstreifen schenkte mir trotz meines

leidenschaftlichen Verlangens nicht den berauschenden Jubel, den ich angestimmt hätte, wenn er sich vor meinen Augen durch einen plötzlichen bedeutungsschweren Zauber in einen leuchtenden Goldbarren verwandelt hätte. Welch eine Beunruhigung wegen jener gleichen Albertine, an die ich während der Soiree bei den Guermantes keine drei Minuten gedacht hatte! Der Gedanke aber, ein simples physisches Vergnügen könnte mir entzogen werden, ließ in mir sehnsüchtige Gefühle wach werden, die ich einst wegen anderer junger Mädchen empfunden hatte, besonders Gilbertes wegen, wenn sie ewig lang auf sich warten ließ, und er bereitete mir grausame Seelenqual.

Ich mußte mich in mein Zimmer begeben. Françoise folgte mir dorthin. Sie fand es unnötig – da ich von meiner Soiree zurückgekehrt war –, daß ich die Rose im Knopfloch behielt, und trat auf mich zu, um sie zu entfernen. Ihre Bewegung, die mich daran erinnerte, daß Albertine möglicherweise nicht mehr kommen würde, und mich zu dem Geständnis nötigte, daß ich für sie elegant sein wollte, weckte in mir eine Gereiztheit, die durch die Tatsache verstärkt wurde, daß ich, als ich mich energisch freimachen wollte, die Blume zerdrückte und mir von Françoise sagen lassen mußte: »Sie hätten sie mich lieber herausnehmen lassen sollen, anstatt sie erst noch zu ruinieren.« Überhaupt brachte mich jedes ihrer Worte zur Verzweiflung. Wenn man wartet, leidet man so sehr unter der Abwesenheit dessen, was man sich herbeiwünscht, daß man keine andere Gegenwart erträgt.

Als Françoise aus dem Zimmer gegangen war, dachte ich, es sei allerdings – wo ich nun so weit gekommen war, Albertine gegenüber Anwandlungen von Koketterie zu haben – recht ärgerlich, daß ich mich so oft vor ihr derart schlecht rasiert, mit einem mehrere Tage alten Bart gezeigt hatte, wenn ich sie abends kommen ließ, um von neuem Zärtlichkeiten mit ihr auszutauschen. Ich hatte das Gefühl, sie mache sich nichts aus mir und lasse mich deswegen allein. Um mein Zimmer ein

wenig zu verschönern, falls Albertine doch noch käme, legte ich zum erstenmal seit Jahren, weil es etwas vom Hübschesten war, was ich besaß, das mit Türkisen besetzte Futteral auf den Tisch neben meinem Bett, das Gilberte mir für die kleine Schrift von Bergotte hatte machen lassen und das ich so lange Zeit beim Schlafen neben mir haben wollte, zusammen mit der Achatkugel.[1] Ebensosehr vielleicht wie Albertine selbst, die immer noch nicht gekommen war, weckte aber ihre derzeitige Anwesenheit an einem anderen Ort, den sie offenbar angenehmer gefunden hatte und den ich nicht kannte, in mir ein Schmerzgefühl, das trotz allem, was ich vor kaum einer Stunde noch zu Swann über meine Unfähigkeit zur Eifersucht gesagt hatte, sich sehr wohl, hätte ich meine Freundin in geringeren Abständen gesehen, in ein angstvolles Bedürfnis hätte verwandeln können, zu wissen, wo und mit wem sie ihre Zeit verbrachte. Ich wagte nicht, zu Albertine zu schicken, es war dazu zu spät; doch in der Hoffnung, daß sie vielleicht in einem Café mit Freundinnen zu Abend speiste und auf die Idee kommen konnte, mich anzurufen, drehte ich den Schalter, wodurch ich die Verbindung mit meinem Zimmer wiederherstellte, jene aber zwischen der Telephonzentrale und der Hausmeisterloge, die gewöhnlich zu dieser Tageszeit bestand, unterbrach. Einen Telephonapparat in dem kleinen Gang vor dem Zimmer von Françoise zu haben wäre einfacher, weniger störend, aber nutzlos gewesen. Die Fortschritte der Zivilisation gestatten jedem, ungeahnte Vorzüge oder neue Laster zu offenbaren, durch die er seinen Freunden um so teurer oder um so unerträglicher wird. So hatte die Entdeckung Edisons Françoise erlaubt, sich eine weitere Untugend zuzulegen, die darin bestand, sich zu weigern, wenn es auch noch so nützlich oder dringlich war, das Telephon zu bedienen. Sie fand immer einen Weg, auf und davon zu sein, wenn man es ihr beibringen wollte, so wie andere, wenn sie geimpft werden sollen. Daher hatte das Telephon seinen Platz in meinem Zimmer gefunden, und damit es meine Eltern nicht störte, war das

Klingelzeichen durch ein einfaches Schnarrgeräusch ersetzt worden. Aus Furcht, es nicht zu hören, rührte ich mich nicht. Meine Unbeweglichkeit war so vollkommen, daß ich zum erstenmal seit Monaten das Ticktack der Wanduhr wahrnahm. Françoise kam herein, um meine Sachen aufzuräumen. Sie fing ein Gespräch mit mir an, aber ich haßte diese Unterhaltung, unter deren gleichmäßig banalem Ablauf meine Gefühle, von Minute zu Minute wechselnd, von Furcht zu Angst und von Angst zu völliger Enttäuschung übergingen. Entgegen den obenhin von Seelenruhe zeugenden Feststellungen, die ich Françoise gegenüber glaubte machen zu müssen, wirkte, wie mir wohl bewußt war, meine Miene so unglücklich, daß ich behauptete, ich verspüre rheumatische Schmerzen, um das Mißverhältnis zwischen meiner angeblichen Gleichgültigkeit und meinem leidenden Ausdruck zu erklären; zudem fürchtete ich, die von Françoise wenn auch nur halblaut (nicht wegen Albertine, denn sie glaubte, die Stunde, wo sie noch kommen konnte, sei seit langem verstrichen) geäußerten Worte könnten die Gefahr heraufbeschwören, daß ich womöglich den rettenden Anruf, der nicht mehr kommen würde, gar überhörte. Endlich ging Françoise zu Bett; ich schickte sie sanft, doch energisch hinaus, damit das Geräusch, das sie beim Fortgehen machte, nicht dasjenige des Telephons überdecken konnte. Dann begann ich von neuem zu horchen und zu leiden; und wenn wir warten, vollzieht sich der doppelte Weg vom Ohr, das die Geräusche aufnimmt, zum Geist, der sie sondert und analysiert, und vom Geist zum Herzen, dem jener das Resultat mitteilt, so schnell, daß wir seine Dauer nicht einmal bemerken und es scheint, als lauschten wir unmittelbar mit unserem Herzen.

Ich litt Qualen unter dem ständig erneuerten, immer angstvolleren und niemals erfüllten Verlangen nach dem Geräusch eines Anrufs; als ich auf dem Kulminationspunkt eines martervollen Anstiegs in den Spiralen meiner einsamen Angst angekommen war, hörte ich plötzlich, aus der Tiefe und dem

Menschengewimmel des nächtlichen Paris auf einmal an mich herangetragen, mechanisch und erhaben wie im *Tristan* das Winken mit dem Tuch oder die Hirtenschalmei, neben meinem Bücherregal das schnarrende Geräusch des Telephons.[1] Ich stürzte hin, es war Albertine. »Ich störe Sie doch nicht, wenn ich so spät noch anrufe?« – »Aber nein! …«, sagte ich, meine Freude unterdrückend, denn was sie über die ungehörige Stunde sagte, war sicher geäußert, um zu entschuldigen, daß sie einen Moment darauf so spät noch kommen werde, nicht aber, um zu erklären, sie habe zu kommen nicht mehr vor. »Kommen Sie noch?« fragte ich in möglichst gleichgültigem Ton. »Eigentlich … nein, wenn Sie mich nicht unbedingt noch brauchen.«

Ein Teil von mir, zu dem der andere strebte, war in Albertine. Sie mußte kommen, doch ich sagte es ihr zunächst nicht; da die Verbindung nun einmal hergestellt war, dachte ich bei mir, ich könne sie immer noch in der letzten Sekunde dazu zwingen, sei es, zu mir zu kommen, sei es, mir zu erlauben, daß ich zu ihr eilte. »Ja, ich bin sehr nahe bei meiner Wohnung«, sagte sie, »aber weit weg von Ihnen. Ich hatte Ihre Zeilen nicht genau gelesen. Ich habe sie erst jetzt wieder gefunden, und da bekam ich Angst, Sie warteten vielleicht noch auf mich.« Ich spürte, daß sie log, und jetzt, in meinem Zorn, wollte ich sie mehr noch aus dem Bedürfnis, ihr Ungelegenheiten zu bereiten, als dem, sie zu sehen, dazu zwingen, zu mir zu kommen. Doch ich legte Wert darauf, zunächst einmal abzulehnen, was ich ein paar Minuten später doch wieder erreichen wollte. Wo mochte sie wohl sein? Unter ihre Worte mischten sich andere Klänge: die Hupe eines Radfahrers, die Stimme einer singenden Frau und ferne Militärmusik ertönten ebenso deutlich wie die teure Stimme, gleichsam, um mir zu zeigen, daß es sich wirklich um Albertine in ihrer gegenwärtigen Umgebung handelte, die in diesem Augenblick mir ganz nahe war, etwa wie man mit einem Erdklumpen auch alle daran haftenden Gräser heimbringt. Die gleichen Geräusche, die

ich hörte, klangen auch an ihrem Ohr und hemmten ihre Aufmerksamkeit: Fetzen von Wahrheit, ohne Bezug zur Sache, an sich unnütz, doch um so nötiger, um uns die Evidenz des Wunders zu offenbaren; maß- und reizvolle Details, die irgendeine Pariser Straße beschrieben, durchbohrende und grausame auch einer unbekannten Abendunterhaltung, die nach dem Schluß von *Phèdre* Albertine gehindert hatten, noch zu mir zu kommen. »Ich möchte Ihnen zuerst sagen, daß es nicht darum geht, daß Sie jetzt noch kommen. Denn zu dieser Stunde würde es mir nur sehr lästig sein …«, sagte ich zu ihr, »ich falle um vor Müdigkeit, und dann ergäbe das auch sonst tausend Komplikationen. Ich möchte nur feststellen, daß mein Brief keine Möglichkeit eines Mißverständnisses enthielt. Sie haben mir geantwortet, es sei abgemacht. Was haben Sie damit gemeint, wenn Sie mich gar nicht verstanden haben?« – »Ich habe gesagt, es sei abgemacht, nur wußte ich nicht, was eigentlich abgemacht war. Aber ich sehe, Sie sind verärgert, und das ärgert mich. Ich bedaure, daß ich in *Phèdre* gegangen bin. Wenn ich gewußt hätte, daß Sie so viele Geschichten machen …«, setzte sie hinzu wie alle Leute, die, wenn man sie einer Sache zeiht, so tun, als glaubten sie, man werfe ihnen etwas anderes vor. »*Phèdre* hat mit meiner Unzufriedenheit gar nichts zu tun, ich hatte ja selbst gewünscht, daß Sie hingehen.« – »Dann sind Sie mir eben sonst böse; es ist ärgerlich, daß es heute abend zu spät ist, sonst wäre ich noch zu Ihnen gekommen, aber ich werde morgen oder übermorgen kommen und mich bei Ihnen entschuldigen.« – »O nein, Albertine, ich bitte Sie, jetzt habe ich schon diesen Abend durch Sie verloren, lassen Sie mich wenigstens die nächsten Tage in Ruhe. Vor vierzehn Tagen oder drei Wochen bin ich nicht wieder frei. Hören Sie, wenn es Ihnen unangenehm ist, daß wir uns über einem solchen unerquicklichen Eindruck trennen – und im Grunde haben Sie vielleicht recht –, dann ist es mir doch lieber, Müdigkeit hin, Müdigkeit her, da ich nun schon bis jetzt gewartet habe und Sie noch unterwegs sind, wenn Sie

gleich zu mir kommen. Ich trinke dann eben eine Tasse Kaffee, um mich wachzuhalten.« – »Wäre es nicht möglich, daß wir es auf morgen verschieben? Die Schwierigkeit ist nämlich die …« Als ich diese Worte der Entschuldigung hörte, die klangen, als werde sie nicht kommen, spürte ich, wie sich zu dem Wunsch, das samtige Antlitz wiederzusehen, das schon in Balbec alle meine Tage beherrscht hatte mit der Erwartung des Augenblicks, da ich vor dem grauvioletten Septembermeer diese rosige Blüte wiederfinden würde, ein ganz anderes Element schmerzvoll hinzugesellen wollte. Das furchtbare Verlangen nach einem anderen Wesen hatte ich schon in Combray, bezogen auf meine Mutter, in solcher Heftigkeit kennengelernt, daß ich am liebsten gestorben wäre, wenn sie mir durch Françoise sagen ließ, sie könne nicht mehr heraufkommen. Dieses Bestreben des alten Gefühls, sich mit dem neuen zu verbinden und eins mit ihm zu werden, das heißt mit einem Gefühl, das seinerseits als Gegenstand sinnlichen Verlangens nichts als die farbige Oberfläche, den rosigen Hautton einer Blüte am Strand kannte, dieses Bestreben mündet oft einzig darein, einen neuen Körper (im chemischen Sinne) zu schaffen, der nur sekundenlang zu existieren vermag. An diesem Abend wenigstens und noch auf lange hinaus blieben die beiden Elemente getrennt. Doch schon bei den letzten Worten, die ich am Telephon vernommen hatte, begann ich zu begreifen, daß Albertines Leben (zweifellos nicht im materiellen Sinn) sich in einer solchen Entfernung von mir abspielte, daß es für mich immer ermüdender Forschungen bedurft hätte, es zu erfassen, und daß es außerdem aufgebaut war wie im Feld aufgeworfene Schanzen, um der größeren Sicherheit willen noch dazu von der Art, die man später üblicherweise als »getarnte« bezeichnete. Auch gehörte Albertine auf einer höheren gesellschaftlichen Ebene zu der Gattung von Personen, denen die Concierge den Brief, den ein Dienstmann für sie abgibt, zu überbringen verspricht, sobald sie nach Hause kommen, bis man eines Tages merkt, daß die Frau, die man

irgendwo getroffen und der zu schreiben man sich erlaubt hat, die Concierge selber ist, so daß sie allerdings, wenn auch in der Portierloge, in dem Haus logiert, das sie angegeben hat (welches zudem ein kleines Stundenhotel ist, als dessen Kupplerin die Concierge fungiert), oder von Personen, die als Adresse ein Haus angeben, wo sie bekannt sind und Komplizen haben, die ihr Geheimnis aber nicht preisgeben, wohin man ihnen die Briefe nachschickt, wo sie aber nicht wohnen, wo sie allerhöchstens einige persönliche Sachen deponiert haben. Solche Existenzen verfügen über fünf oder sechs Schlupfwinkel; wenn man die betreffende Frau sehen möchte oder wissen will, wo sie ist, klopft man infolgedessen immer zu weit rechts oder links, zu weit vorn oder hinten an und kann auf diese Weise Monate, Jahre hindurch ständig im dunkeln tappen. Was Albertine anging, spürte ich, daß ich niemals etwas über sie erfahren, daß ich zwischen der verworrenen Vielfalt echter Details und lügenhafter Darstellungen mich niemals würde durchfinden können. Und daß es immer so bleiben würde, außer ich sperrte sie ein (doch man kann entweichen) bis ans Ende. An jenem Abend durchlief mich diese Gewißheit nur wie ein leiser Schauer, in dem jedoch schon eine Ahnung langer Leiden mitschwang.

»Eben nicht«, antwortete ich, »ich habe Ihnen doch schon gesagt, ich bin erst wieder in drei Wochen frei, morgen sowenig wie an einem der nächsten Tage.« – »Also gut … ich komme im Laufschritt … Es ist nur ärgerlich, weil ich bei einer Freundin bin, die …« Ich spürte, daß sie nicht geglaubt hatte, ich würde auf ihren Vorschlag, mit dem es ihr nicht ernst gewesen war, wirklich noch eingehen, und wollte sie nunmehr in die Enge treiben. »Was geht mich Ihre Freundin an? Kommen Sie oder kommen Sie nicht, das ist Ihre Sache, nicht ich habe Sie gebeten zu kommen, Sie selbst haben ja den Vorschlag gemacht.« – »Seien Sie nur nicht böse, ich springe in einen Fiaker und bin in zehn Minuten da.« Was aus diesem Paris, aus dessen nächtlicher Tiefe, den Aktionsradius

eines fernen Wesens durchmessend, wovon bereits die unsichtbare Botschaft bis in mein Zimmer gedrungen war – was nach dieser ersten Ankündigung daraus auftauchen und erscheinen sollte, das war jene Albertine, die ich einst unter dem Himmel von Balbec gekannt hatte, als die Kellner des Grand-Hôtels beim Tischdecken geblendet waren vom Licht des Sonnenuntergangs, als durch die geöffneten Fenster, deren Glasscheiben entfernt waren, der unmerkliche Hauch des Abends vom Strand her, wo die letzten Spaziergänger noch verweilten, in den riesigen Speisesaal hineinwehte, in dem die ersten Abendgäste noch nicht Platz genommen hatten und wo im Spiegel hinter der Anrichte der rote Widerschein des Schiffsrumpfes vorüberzog oder das graue Abbild der Rauchfahne des letzten Dampfers von Rivebelle noch lange hängenblieb. Ich fragte mich nicht mehr, wodurch Albertine aufgehalten worden sein mochte, und als Françoise in mein Zimmer trat und zu mir sagte: »Mademoiselle Albertine ist da«, fragte ich zwar, ohne auch nur den Kopf zu wenden: »Wie kommt denn Mademoiselle Albertine jetzt noch so spät ins Haus?« doch das war eitel Heuchelei. Als ich aber den Blick zu Françoise hob wie aus Neugier auf ihre Antwort, die die scheinbare Aufrichtigkeit meiner Frage bestätigen sollte, bemerkte ich mit Bewunderung und Wut – sie war imstande, es mit der Berma persönlich in der Kunst aufzunehmen, die unbelebten Details ihrer Kleidung und ihrer Gesichtszüge zum Sprechen zu bringen –, daß Françoise ihr Mieder ebenso instruiert hatte wie ihre Haare, denn die weißesten lagen obenauf, zur Schau gestellt wie eine Geburtsurkunde, und ihren vor Müdigkeit und Gehorsam gebeugten Nakken. Sie alle bejammerten, daß sie in ihrem Alter aus dem Schlaf und der Wärme des Bettes gerissen und mitten in der Nacht gezwungen wurde, sich hastig anzuziehen auf die Gefahr hin, eine Lungenentzündung zu bekommen. Da ich nun fürchtete, den Eindruck zu erwecken, ich wolle mich wegen des späten Kommens von Albertine entschuldigen, sagte ich: »Auf alle

Fälle bin ich sehr froh, daß sie noch gekommen ist, so ist ja alles gut« und gab meiner tiefen Freude Ausdruck. Diese blieb jedoch nicht lange ungemischt, nachdem ich die Antwort von Françoise gehört hatte. Ohne eine Klage vorzubringen, ja sogar mit einer Miene, als wolle sie nach Möglichkeit einen unwiderstehlichen Hustenreiz unterdrücken, und während sie einzig ihren Schal über der Brust kreuzte, als friere sie, begann sie mir alles zu erzählen, was sie Albertine gesagt, wobei sie auch nicht vergessen hatte, nach dem Ergehen ihrer Tante zu fragen: »Gerade sagte ich, Monsieur habe fürchten müssen, daß Mademoiselle nicht mehr käme, weil es ja nicht die Zeit ist, wo man Besuche macht, es ist ja beinahe Morgen. Aber sie muß wohl wo gewesen sein, wo sie sich gut amüsiert hat, denn sie hat mir nicht einmal geantwortet, es tue ihr leid, daß sie Monsieur habe warten lassen, sondern nur recht schnippisch bemerkt: ›Besser spät als nie!‹« Und dann fügte Françoise noch die folgenden Worte, die mir das Herz zerrissen, hinzu: »Damit hat sie sich verraten. Sie hätte sich vielleicht gern verstellt, aber …«

Ich hatte keinen Grund, besonders erstaunt zu sein. Ich habe schon gesagt, daß bei Aufträgen, die man ihr gab, Françoise sich zwar gern darüber ausbreitete, was sie selbst gesagt hatte, nicht aber über die erwartete Antwort. Wenn sie jedoch ausnahmsweise die Worte wiederholte, die unsere Freunde gebraucht hatten, so richtete sie es, auch wenn sie noch so kurz waren, im allgemeinen – notfalls durch Gesichtsausdruck oder Ton, von denen, wie sie behauptete, jene begleitet gewesen seien – so ein, daß sie etwas Verletzendes bekamen. Sie nahm allenfalls hin, bei einem Lieferanten, zu dem wir sie geschickt hatten, eine – wahrscheinlich übrigens nur eingebildete – schlechte Behandlung erfahren zu haben unter der Voraussetzung, daß sie ihr nur als unserer Vertreterin gegolten haben konnte, die in unserem Namen sprach, und daß dadurch diese schlechte Behandlung auf uns zurückfiel. Man hätte ihr natürlich antworten können, daß sie etwas falsch verstanden

habe, an Verfolgungswahn leide und daß nicht alle Händler gegen sie eingenommen seien. Zudem waren mir deren Ansichten ziemlich gleichgültig. Nicht so aber ging es mir mit denen von Albertine. Und als Françoise mir die ironischen Worte wiederholte: »Besser spät als nie!«, ließ sie sofort die Freunde vor meinen Augen erstehen, in deren Gesellschaft Albertine den Rest ihres Theaterabends verlebt hatte, da sie sich in der ihren offenbar besser als in meiner gefiel. »Sie sieht komisch aus, sie trägt einen kleinen flachen Hut, und zu ihren großen Augen kleidet sie das wirklich drollig, besonders zu dem Mantel, den sie lieber zur Flickerin hätte schicken sollen, denn er ist völlig zerfressen. Sie amüsiert mich«, setzte, als mache sie sich über Albertine lustig, Françoise noch hinzu, die selten meine Eindrücke teilte, aber das Bedürfnis verspürte, die ihren bekanntzugeben. Ich wollte nicht einmal den Anschein erwecken, als verstünde ich, daß dieses Lachen spöttische Verachtung bedeutete, doch in der Absicht, umgehend Vergeltung zu üben, antwortete ich Françoise, obwohl ich den kleinen Hut nicht kannte, von dem sie sprach. »Was Sie einen ›kleinen flachen Hut‹ nennen, ist etwas schlicht Bezauberndes …« – »Ein Garnichts ist es, weniger als nichts«, sagte Françoise, die diesmal ihre wirkliche Verachtung offen ausdrückte. Da richtete ich (in sanftem und langsamem Ton, damit meine lügenhafte Antwort als ein Ausdruck nicht meines Zorns, sondern der Wahrheit erscheine, doch ohne Zeit zu verlieren, damit Albertine nicht warten mußte) die folgenden grausamen Worte an Françoise: »Sie sind eine ausgezeichnete Person«, sagte ich mit honigsüßer Stimme, »Sie sind sehr nett, Sie haben viele gute Eigenschaften, aber Sie haben nichts dazugelernt, seit Sie in Paris angekommen sind, sowohl, was Toilettenfragen anbetrifft, als auch in der Aussprache der Wörter und hinsichtlich all der Schnitzer, die Sie machen.« Dieser Vorwurf war ganz besonders einfältig, denn die französischen Wörter, auf deren exakte Aussprache wir so stolz sind, sind in sich selbst nichts weiter als »Schnitzer« aus dem

Mund von Galliern, die das Lateinische oder Germanische schlecht aussprachen, denn wahrhaftig besteht unsere Sprache nur aus fehlerhaft ausgesprochenen anderen Sprachen. Der Sprachgeist im lebendigen Zustand, die Zukunft und die Vergangenheit des Französischen, gerade das hätte mich an den Fehlern interessieren sollen, die Françoise machte. War nicht »estoppeuse« anstatt »stoppeuse«, wie sie die Flickerin nannte, ebenso merkwürdig wie überlebende Tiere aus fernen Epochen, Walfische oder Giraffen, die uns die Stadien vor Augen führen, die das Tierreich durchmessen hat? »Und«, setzte ich hinzu, »da Sie es in so vielen Jahren nicht gelernt haben, lernen Sie es nun auch nicht mehr. Sie können sich aber trösten, denn das hindert Sie nicht, eine rechtschaffene Haut zu sein und vorzüglich Bœuf à la gelée und tausend andere Dinge zu bereiten. Der Hut, den Sie für einfach halten, ist nach einem Hut der Fürstin von Guermantes kopiert, der fünfhundert Francs gekostet hat. Im übrigen werde ich Mademoiselle Albertine demnächst vielleicht einen noch schöneren schenken.« Ich wußte, daß sich Françoise über nichts so sehr ärgerte, als wenn ich Geld für Leute ausgab, die sie nicht leiden konnte. Sie antwortete mir mit ein paar Worten, die durch plötzliche Atemnot kaum verständlich waren. Welche Gewissensbisse empfand ich, als ich später erfuhr, daß sie an einer Herzkrankheit litt, bei dem Gedanken, daß ich mir niemals das rohe und sinnlose Vergnügen versagt hatte, in dieser Weise auf ihre Reden zu antworten! Françoise verabscheute Albertine schon deshalb, weil sie arm und nicht das, was Françoise mein »Ansehen« nannte, zu mehren imstande war. Sie lächelte jedesmal wohlwollend, wenn ich zu einer Einladung bei Madame de Villeparisis ging. Andererseits war sie empört, daß mir von Albertine keine Gegenleistung zuteil wurde. Es war soweit gekommen, daß ich Geschenke erfinden mußte, die sie mir angeblich gemacht hatte und deren Existenz Françoise niemals den geringsten Glauben schenkte. Dieser Mangel an Gegenseitigkeit schockierte sie besonders auf ali-

mentärem Gebiet. Daß Albertine Essenseinladungen von Mama annahm, während Madame Bontemps (die freilich die Hälfte der Zeit nicht in Paris war, da ihr Mann »Posten« annahm wie früher, wenn er vom Ministerium genug hatte) uns nicht einlud, erschien ihr seitens meiner Freundin als eine Taktlosigkeit, die sie indirekt geißelte, indem sie eine in Combray beliebte Redensart zitierte:

Trink meinen Wein.

– Den schenk' ich ein.

– Gib deinen Wein.

– Das lass' ich sein.

Ich tat so, als würde ich schreiben. »An wen schreiben Sie denn?« fragte Albertine beim Eintreten. »An eine hübsche Freundin, ihr Name ist Gilberte Swann. Kennen Sie sie nicht?« – »Nein.« Ich verzichtete darauf, Albertine nach dem Verlauf ihres Abends zu fragen. Ich wußte, ich würde ihr sonst Vorwürfe machen, und fürchtete, wir würden dann in Anbetracht der späten Stunde keine Zeit haben, uns hinlänglich auszusöhnen, um auch noch zu Küssen und Zärtlichkeiten überzugehen. Mit ihnen wollte ich daher gleich in der ersten Minute beginnen. Wenn ich im übrigen auch etwas beruhigt war, glücklich fühlte ich mich nicht. Die völlige Orientierungs- und Ziellosigkeit, die das Warten charakterisiert, hält nach der Ankunft des erwarteten Wesens noch an und hindert uns, da sie an die Stelle der Beruhigung tritt, um deretwillen uns im voraus das Kommen der Ersehnten als Vergnügen erschien, ein solches überhaupt zu empfinden. Albertine war da: Meine abgespannten Nerven, die immer noch in Erregung waren, warteten noch auf sie. »Kann ich einen Gutschein einlösen, Albertine?«[1] – »So viele Sie wollen«, antwortete sie,

gütig, wie sie nun einmal war. Ich hatte sie niemals so hübsch gesehen. »Darf ich noch einen? Es macht mir eben sehr, sehr großes Vergnügen.« – »Und mir noch tausendmal mehr«, antwortete sie mir. »Oh! Was für ein hübsches Futteral Sie da haben!« – »Nehmen Sie es, ich schenke es Ihnen zur Erinnerung.« – »Wie lieb von Ihnen …« Man wäre für immer von aller Romantik geheilt, wenn man beim Gedanken an diejenige, die man liebt, bereits der Mensch zu sein versuchte, der man sein wird, wenn man nicht mehr liebt. Das Futteral, die Achatkugel von Gilberte, alles das hatte früher seine Bedeutung nur durch einen rein inneren Zustand erhalten, da sie jetzt für mich nur ein beliebiges Futteral, eine beliebige Kugel waren.

Ich fragte Albertine, ob sie etwas trinken wolle. »Mir scheint, ich sehe da Orangen und Wasser«, sagte sie zu mir. »Das wär' prima.« So konnte ich mit ihren Küssen nun auch jene Kühle trinken, die mir bei der Fürstin von Guermantes als etwas Besseres denn Küsse erschienen war.[1] Und die in Wasser ausgedrückte Orange schien mir beim Trinken das Mysterium ihres Reifens mitzuteilen, ihre glückliche Wirkung gegen gewisse Zustände dieses menschlichen Körpers, der einem so ganz anderen Reich angehört, ihre Ohnmacht zwar, ihn zum Leben zu erwecken, aber andererseits auch die erfrischende Berieselung, durch die sie ihm nützlich sein konnte; tausend Geheimnisse, die die Frucht mir offenbarte – meinem Fühlen, nicht etwa meinem Verstand.

Als Albertine gegangen war, erinnerte ich mich, daß ich Swann versprochen hatte, an Gilberte zu schreiben, und fand netter, es gleich zu tun. Ohne innere Erregtheit, nur als setzte ich den Schlußstrich unter eine langweilige Schularbeit, zog ich auf dem Umschlag die Linien des Namens Gilberte Swann, mit dem ich früher meine Hefte bedeckt hatte, um mir die Illusion einer Korrespondenz mit ihr zu verschaffen. Während nämlich einstmals ich derjenige war, der diesen Namen schrieb, war die Aufgabe jetzt von der Gewohnheit einem der

zahlreichen Sekretäre übertragen worden, die sie sich hält. Dieser nun konnte den Namen Gilberte mit um so größerer Ruhe hinsetzen, als er – erst kürzlich von der Gewohnheit bei mir akkreditiert, erst kürzlich in meinen Dienst getreten – Gilberte nicht gekannt hatte und nur, ohne irgendeine Realität hinter diesen Worten zu erkennen, aus meinen Reden wußte, daß sie ein junges Mädchen zu sein schien, in das ich verliebt gewesen war.

Ich konnte ihn nicht der Gefühllosigkeit bezichtigen. Das Wesen, zu dem ich ihr gegenüber geworden war, stellte nur den bestgewählten Zeugen für das Verständnis dessen dar, was sie selbst einst gewesen war. Das Futteral, die Achatkugel waren für mich mit Bezug auf Albertine lediglich geworden, was sie für Gilberte gewesen waren, was sie für jedes Wesen gewesen wären, das nicht den Widerschein eines inneren Feuers über sie hätte hinstrahlen lassen. Jetzt aber war in mir eine neue Beunruhigung, die ihrerseits die wahre Macht der Dinge und Worte veränderte, am Werk. Und als Albertine, um mir noch einmal zu danken, bemerkte: »Ich habe Türkise so gern!«, antwortete ich ihr: »Lassen Sie diese hier nicht sterben«, womit ich ihnen wie kostbaren Steinen die Zukunft unserer Freundschaft anvertraute, die gleichwohl ebenso unfähig war, Albertine ein Gefühl einzuflößen, wie sie dasjenige, das mich früher mit Gilberte verband, hatte bewahren können.

Zu dieser Zeit trug sich ein Phänomen zu, das Erwähnung nur verdient, weil es sich in allen wichtigen Perioden der Geschichte wiederholt. Im gleichen Moment, als ich an Gilberte schrieb, bedachte Monsieur de Guermantes, der soeben von der Redoute zurückgekehrt war und noch seinen Helm auf dem Kopf trug, daß er am folgenden Tag wohl oder übel genötigt wäre, offiziell zu trauern, und beschloß daraufhin, den Kuraufenthalt, den er machen sollte, um acht Tage vorzuverlegen. Als er drei Wochen später zurückkehrte (ich greife dabei vor, da ich ja eben erst meinen Brief an Gilberte beendet habe), standen die Freunde des Herzogs, die ihn zu Beginn

gleichgültig, dann als enragierten Dreyfus-Gegner gekannt hatten, vor einem Rätsel, denn er gab nun Stellungnahmen wie etwa die folgende ab (ganz als habe die Kur nicht nur auf seine Blase gewirkt): »Nun, der Prozeß wird ja revidiert, und er wird sicherlich freigesprochen; man kann ja nicht einen Menschen verurteilen, wenn nichts gegen ihn vorliegt. Habt ihr jemals einen Trottel wie Froberville gesehen? Ein Offizier, der die Franzosen ans Messer liefert (das heißt in den Krieg schickt)! Wir leben in einer seltsamen Welt!« In der Zwischenzeit nämlich hatte der Herzog von Guermantes in dem Badeort drei reizende Damen kennengelernt (eine italienische Fürstin und ihre beiden Schwägerinnen). Als er sie ein paar Worte über die Bücher sagen hörte, die sie lasen, über ein Stück, das im Kasino gespielt wurde, hatte er auf der Stelle begriffen, daß er es mit Frauen von überlegener Intellektualität zu tun hatte, denen er, wie er sich ausdrückte, das Wasser nicht reichen konnte. Um so glücklicher war er gewesen, als er von der Fürstin zum Bridgespiel eingeladen worden war. Doch kaum bei ihr angekommen, hatte er im Eifer seiner kompromißlosen Anti-Dreyfus-Gesinnung gesagt: »Nun, jetzt ist ja nicht mehr von der Revision zugunsten des famosen Dreyfus die Rede«, wie groß aber war sein Staunen, als er die Fürstin und ihre Schwägerinnen antworten hörte: »Es war noch nie so dicht daran. Man kann ja nicht jemand mit Deportation bestrafen, der nichts verbrochen hat.« – »So, so«, hatte der Herzog zunächst nur gestottert, wie man es beim Entdecken eines bizarren Spitznamens tut, der in einem Hause üblich ist, um jemanden lächerlich zu machen, den man bisher für sehr gescheit gehalten hat. Und wie man nach einigen Tagen aus Feigheit und aus Nachahmungstrieb, ohne zu wissen warum, einen großen Künstler mit »Hallo, Jojotte«[1] begrüßt, weil man ihn in dem betreffenden Haus so hat nennen hören, sagte der Herzog doch immerhin, durch diesen neuen Brauch noch ganz befangen: »Ja natürlich, wenn nichts gegen ihn vorliegt!« Die drei reizenden Damen fanden, daß er noch zu

lau sei, und setzten ihm ein wenig zu: »Aber im Grunde hat doch niemand, der einigermaßen gescheit ist, glauben können, es liege irgend etwas gegen ihn vor.« Jedesmal, wenn eine »erdrückende« Tatsache gegen Dreyfus vorgebracht wurde und der Herzog in dem Glauben, er werde dadurch die drei reizenden Damen umstimmen, ihnen diese bekanntgab, lachten sie sehr und hatten keine Mühe, ihm mit großem dialektischen Scharfsinn auseinanderzusetzen, daß das Argument nichts tauge, ja völlig lächerlich sei. Der Herzog war als leidenschaftlicher Dreyfus-Anhänger nach Paris zurückgekehrt. Und gewiß wollen wir nicht behaupten, daß die drei reizenden Damen in diesem Falle nicht Botinnen der Wahrheit gewesen wären. Aber tatsächlich kommt es alle zehn Jahre vor, wenn man einen Mann von einer Sache ernstlich überzeugt zurückgelassen hat, daß ein kluges Ehepaar oder eine einzelne reizende Dame in seinen Kreis eintreten und ihn innerhalb von ein paar Monaten zur entgegengesetzten Meinung bekehren. Es gibt auch viele Länder, die sich in dieser Hinsicht wie jener in seiner Überzeugung ganz aufrichtige Mann verhalten, Länder, die man verlassen hat, als sie noch von Haß gegen ein Volk glühten, und die ein halbes Jahr darauf ihre Ansichten geändert und ihre Bündnisse neu geordnet haben.

Ich traf mich mit Albertine jetzt eine Zeitlang nicht, fuhr aber fort, anstelle von Madame de Guermantes, die meine Einbildungskraft nicht mehr beschäftigte, andere Feen und ihre Wohnstätten zu besuchen, die von ihnen so wenig zu trennen waren wie von der Wasserschnecke die Schale aus Perlmutt oder Email oder das zinnengeschmückte Muscheltürmchen, das sie selbst erbaut hat, um darin zu wohnen.[1] Ich hätte diese Damen nicht zu klassifizieren gewußt, denn die Schwierigkeit des Problems bestand darin, daß es ebenso unbedeutend wie unmöglich nicht nur zu lösen, sondern auch zu stellen war. Vor der Dame galt es sich dem feenhaften Palais zu nähern. Die eine nun empfing in den Sommermonaten immer nach dem Dejeuner; man mußte deshalb schon, bevor

man bei ihr ankam, das Verdeck schließen, so sehr brannte die Sonne, und ohne daß ich mir darüber klar wurde, sollte die Erinnerung daran zu einem Bestandteil des Gesamteindrucks werden. Ich glaubte mich nur an den Cours-la-Reine[1] zu begeben; in Wirklichkeit hatte ich, bevor ich den Salon betrat, über den ein Mann des praktischen Lebens sich vielleicht lustig gemacht hätte, wie auf einer Reise durch Italien einen Rausch des Lichts und ein Entzücken kennengelernt, von dem dieses Haus in meiner Erinnerung nicht mehr zu trennen sein sollte. Zudem hatte wegen der durch Jahreszeit und Stunde bedingten Hitze die Dame die Fensterläden in den großen rechteckigen Salons, in denen sie zu empfangen pflegte, jeweils hermetisch abgeschlossen. Ich sah zunächst nur undeutlich die Hausherrin und ihre Besucher, selbst die Herzogin von Guermantes, die mich mit ihrer rauhen Stimme aufforderte, mich auf einem Beauvaisfauteuil, der die Entführung der Europa[2] darstellte, neben sie zu setzen. Dann erkannte ich an den Wänden die riesigen Gobelins aus dem achtzehnten Jahrhundert, die Schiffe mit stockrosengeschmückten Masten darstellten, unter denen ich mich befand wie in einem Palast nicht der Seine, sondern des Neptun, an den Gestaden des Okeanos, wo die Herzogin von Guermantes zu einer Art Wassergottheit wurde. Ich fände kein Ende, wollte ich alle Salons aufzählen, die wieder ganz anders waren als dieser hier. Dieses Beispiel muß genügen, um zu zeigen, daß sich unter meine Beurteilung des Gesellschaftlichen poetische Impressionen mischten, die ich niemals genügend bedachte, wenn ich meinen Gesamteindruck registrierte, so daß bei einer Veranschlagung der Vorzüge eines Salons die Rechnung niemals aufging.

Gewiß war dieser Quell des Irrtums bei weitem nicht der einzige, doch ich habe nicht mehr Zeit, vor meiner Abreise nach Balbec (wo ich zu meinem Unglück einen zweiten Aufenthalt nehmen werde, der auch der letzte sein wird)[1] mit Schilderungen der Gesellschaft zu beginnen, die an einer viel

späteren Stelle ihren Platz finden sollen. Ich will nur soviel sagen, daß zu der ersten falschen Begründung (meinem verhältnismäßig oberflächlichen Dasein, das Snobismus bei mir vermuten ließ) meines Briefes an Gilberte und der Rückkehr zu den Swanns, auf die er hinzuweisen schien, Odette eine zweite, ebensowenig exakte, hätte hinzufügen können. Ich habe mir bisher nämlich die verschiedenen Aspekte, die die Gesellschaft für ein und dieselbe Person annehmen kann, nicht anders als unter der Voraussetzung vorstellen können, daß sich die Gesellschaft nicht verändert. Wenn dieselbe Dame, die vorher niemand kannte, in Gesellschaft geht, oder eine andere, die eine beherrschende Stellung einnahm, sich verlassen sieht, ist man versucht, darin einzig jenes Auf und Ab des individuellen Daseins zu sehen, das von Zeit zu Zeit in einer bestimmten Gesellschaft als Folge von Börsenspekulationen zu eklatantem Ruin oder unverhoffter Bereicherung führt. In Wirklichkeit gibt es nicht nur das. Die gesellschaftlichen Bekundungen stehen zwar weit unter den künstlerischen Bewegungen, den politischen Krisen oder der Entwicklung, die den öffentlichen Geschmack auf das Ideendrama ausrichtet, dann auf impressionistische Malerei, dann auf deutsche und komplexe Musik, dann auf russische und einfache Musik oder dann auf soziale Ideen, Ideen von Gerechtigkeit, religiöse Reaktion oder patriotischen Aufschwung; in gewissem Maß sind sie aber dennoch von alledem ein entfernter, gebrochener, unbeständiger, trüber und wechselnder Reflex. Daher können nicht einmal Salons in jener statischen Reglosigkeit beschrieben werden, die bisher für das Studium der Charaktere angemessen sein mochte, die aber ihrerseits ebenfalls in einen gleichsam geschichtlichen Ablauf hineingeraten werden.[1] Durch ihre Neigung zum Neuen werden Gesellschaftsmenschen, die mehr oder weniger aufrichtig darauf aus sind, sich über die geistige Entwicklung zu informieren, dazu gebracht, in jenen Kreisen zu verkehren, in denen sie diese Entwicklung verfolgen können; so veranlaßt sie gewöhnlich ihre

Neigung, irgendeine bis dahin nicht bekannte Gastgeberin vorzuziehen, die in noch ganz unverbrauchter Form die Hoffnungen auf überlegene Geistesart repräsentiert, Hoffnungen, wie sehr doch verblaßt und verbraucht bei jenen Frauen, die seit langem gesellschaftliche Macht ausgeübt haben, deren Stärken und Schwächen man kennt und die der Einbildungskraft nichts mehr zu sagen haben. So findet sich jede Epoche in neuen Frauen, in einer neuen Gruppe von Frauen personifiziert, aufs engste mit den letztaufgetauchten Gegenständen der Neugier verknüpft, die in ihren Toiletten nur und gerade in diesem Augenblick wie eine unbekannte Gattung erscheinen, die aus der jüngsten Weltkatastrophe hervorgegangen ist, unwiderstehliche Schönheiten jedes neuen Konsulats oder Direktoriums. Sehr oft aber ist die neue Inhaberin eines solchen Salons ganz einfach wie gewisse Staatsmänner, die zwar zum ersten Mal im Amte sind, aber schon seit vierzig Jahren an alle Türen geklopft haben, ohne daß ihnen geöffnet wurde, eine jener Frauen, die in der Gesellschaft nicht bekannt waren, deswegen aber doch seit sehr langem schon Gäste bei sich empfingen, wenn auch in Ermangelung von Besserem nur einige wenige »Intime«. Gewiß ist das nicht immer der Fall, und als mit dem fabelhaften Aufblühen des russischen Balletts die Fürstin Jurbeletschew[2] auftauchte, um Schlag auf Schlag Bakst, Nijinsky, Benoist oder den Genius Strawinskis zu offenbaren, als junge Patin all dieser neuen großen Geister, mit einer ungeheuren zitternden Aigrette auf dem Kopf, die den Pariserinnen neu war, die sie aber alle sofort nachzuahmen versuchten, konnte man glauben, daß dieses wundervolle Geschöpf von den russischen Tänzern zugleich mit ihrem zahllosen Gepäck als ihr köstlichster Schatz eingeführt worden sei; wenn wir aber neben ihr in einer Proszeniumsloge bei allen Darbietungen der »Russen« wie eine wahrhaftige Fee, bis zu diesem Tage noch der Aristokratie unbekannt, Madame Verdurin sitzen sehen, so werden wir den Herren und Damen der großen Welt, die leicht glauben mögen, Madame Verdurin

habe sich erst frisch mit der Truppe Diaghilews ausgeschifft, antworten können, daß diese Dame schon zu anderen Zeiten existiert hatte und durch diverse Verwandlungen hindurchgegangen war, von denen die gegenwärtige sich nur darin unterschied, daß sie als erste endlich, doch nunmehr in gesicherter Form und mit unaufhörlich beschleunigtem Schritt, die Patronne dem so lange vergeblich erwarteten Erfolg entgegenführen würde. Bei Madame Swann hingegen besaß das Neue, das sie darstellte, nicht denselben kollektiven Charakter. Ihr Salon hatte sich um einen Mann herumkristallisiert, einen Sterbenden, der fast mit einem Schlag in dem Augenblick, als sein Talent sich erschöpft hatte, aus einem obskuren Dasein zu großem Ruhm emporgeführt worden war. Die Begeisterung für die Werke Bergottes war ungemein groß. Er verbrachte, gewissermaßen zur Schau gestellt, den ganzen Tag bei Madame Swann[1] , die einem einflußreichen Mann etwa zuraunte: »Ich werde mit ihm reden, er wird Ihnen einen Artikel schreiben.« Er war übrigens durchaus imstande, es zu tun und sogar einen kleinen Einakter für Madame Swann zu verfassen. Dem Tode näher, fühlte er sich weniger schlecht als zu der Zeit, da er sich nach dem Befinden meiner Großmutter erkundigt hatte. Das kam daher, daß große körperliche Schmerzen ihm eine Diät aufgezwungen hatten. Die Krankheit ist derjenige unter allen Ärzten, auf den man am ehesten hört: Der Güte, dem Wissen gibt man Versprechungen; man gehorcht dem Leiden.

Gewiß war der kleine Kreis, das »Klübchen«[1] der Verdurins, gegenwärtig von weit größerem Interesse als der leicht nationalistische, noch mehr aber literarische und vor allem dem Bergotte-Kult geweihte von Madame Swann. Das Klübchen war tatsächlich der aktive Mittelpunkt einer langen politischen Krise, die auf ihrem Höhepunkt angelangt war: der Dreyfus-Krise. Die Angehörigen der Gesellschaft aber waren in der Mehrzahl derart gegen eine Revision eingenommen, daß ein dreyfusfreundlicher Salon etwas ebenso Unmögliches

schien wie in einer anderen Epoche ein kommunardischer. Die Fürstin von Caprarola hatte bei einer großen von ihr organisierten Ausstellung die Bekanntschaft von Madame Verdurin gemacht und darauf dieser, wohl in der Hoffnung, einige interessante Elemente des Klübchens abzuwerben und in ihren eigenen Salon zu integrieren, einen langen Besuch abgestattet, in dessen Verlauf sie (die in verkleinertem Maßstab Herzogin von Guermantes spielte) einen allen herkömmlichen Meinungen entgegengesetzten Standpunkt eingenommen und die Menschen ihrer Kreise für Idioten erklärt hatte, was Madame Verdurin äußerst mutig fand. Dieser Mut aber sollte später nicht so weit gehen, daß sie unter dem Kreuzfeuer der Blicke nationalistischer Damen Madame Verdurin bei den Rennen von Balbec zu grüßen gewagt hätte. Was Madame Swann anbetraf, so wußten ihr die Dreyfus-Gegner jedoch Dank, weil sie »rechtdenkend« war, womit sie, da mit einem Juden verheiratet, ein doppeltes Verdienst erwarb. Nichtsdestoweniger bildeten sich die Personen, die niemals bei ihr gewesen waren, ein, daß sie nur ein paar unbekannte Juden und Schüler von Bergotte bei sich sehe. So weist man auch noch ganz anders qualifizierten Frauen als Madame Swann die unterste Stufe auf der sozialen Leiter zu, sei es wegen ihres Ursprungs, sei es weil sie nicht gern an Diners oder an Soireen teilnehmen, bei denen man sie niemals sieht, was man fälschlich darauf zurückführt, daß sie nicht eingeladen wurden, sei es, weil sie niemals von ihren mondänen Freundschaften, sondern nur von Literatur und Kunst sprechen, oder weil die Leute nur heimlich zu ihnen gehen oder weil sie selbst, um nicht anderen gegenüber unhöflich zu sein, jene nur insgeheim empfangen, kurz, aus tausend Gründen, die schließlich die eine oder andere unter ihnen in den Augen gewisser Leute als eine Frau erscheinen lassen, die man nicht empfängt. So verhielt es sich jedenfalls mit Odette. Madame d'Epinoy hatte aus Anlaß einer Sammlung für die »Patrie française«[1] Odette aufsuchen müssen, so wie sie zu ihrer Kurzwarenhändlerin

gegangen wäre, im übrigen überzeugt, daß sie dort nicht einmal verachtete, sondern einfach unbekannte Gesichter antreffen würde, war aber starr vor Staunen, als die Tür sich nicht in einen Salon, wie sie ihn vermutete, auftat, sondern in einen Feensaal, in dem sie, wie nach einer Verwandlung auf offener Bühne in einem Märchenspiel, in den glänzenden Statistinnen, die halb auf Diwane hingestreckt oder in Lehnsesseln sitzend die Herrin des Hauses beim Vornamen nannten, Hoheiten und Herzoginnen wiedererkannte, die sie selbst, die Fürstin von Epinoy, nur mit großer Mühe anzulocken vermochte und denen in diesem Augenblick unter den wohlwollenden Blicken von Odette der Marquis du Lau, Graf Louis de Turenne, Fürst Borghese, der Herzog von Estrées Orangeaden und Petits fours reichten, also gleichsam den Truchseß und Mundschenk machten. Da die Fürstin von Epinoy, ohne sich darüber klar zu sein, gesellschaftlichen Wert in das Innere der Person übertrug, war sie genötigt, Madame Swann zu desinkarnieren und sie in einer eleganten Frau zu reinkarnieren. Die Unkenntnis des wirklichen Lebens von Frauen, die es nicht in Zeitungen zur Schau stellen, breitet so über gewisse Situationen in der Gesellschaft einen Schleier des Geheimnisses (und trägt dadurch zur Mannigfaltigkeit der Salons bei). Im Fall von Odette waren anfangs nur einige Herren der höchsten Gesellschaft, die neugierig waren, Bergotte kennenzulernen, zum Abendessen in kleinem Kreis erschienen. Sie hatte den erst neuerdings erworbenen Takt besessen, sich dessen nicht zu rühmen; sie fanden dort – eine Erinnerung wohl an den kleinen Kreis, das »Fähnlein«[1] , dessen Traditionen Odette nach dem Schisma weitergeführt hatte – ihr Gedeck vor usw. Odette führte sie mit Bergotte, dem das übrigens den Todesstoß versetzte, zu interessanten Premieren. Die Herren sprachen über sie mit einigen Frauen ihrer Kreise, die imstande waren, sich für so viel Neuheit zu interessieren. Diese Frauen waren überzeugt, daß Odette, die so intim mit Bergotte befreundet war, mehr oder weniger an seinem Werk mitgearbeitet hatte, und hielten

sie für tausendmal gescheiter als die bedeutendsten Damen des Faubourg aus demselben Grund, aus dem sie alle ihre politischen Hoffnungen auf gewisse waschechte Republikaner wie Monsieur Doumer und Monsieur Deschanel setzten, während sie Frankreich am Rande des Abgrundes sahen, wenn es dem monarchistischen Personenkreis anvertraut bliebe, den sie zum Abendessen bei sich sahen, wie einem Charette oder Doudeauville usw.[2] Diese Veränderung in der Situation Odettes vollzog sich von ihrer Seite mit einer Diskretion, durch die sie um so sicherer und rascher zustande kam, die aber keineswegs von einem Publikum vermutet wurde, das geneigt war, sich in bezug auf Aufstieg oder Niedergang eines Salons auf die Berichte des *Gaulois* zu verlassen, so daß es wie ein Theatercoup wirkte, als man eines Tages bei der Generalprobe eines Stücks von Bergotte an einer der elegantesten Stätten zugunsten einer Wohltätigkeitsorganisation in der Mittelloge, das heißt der des Autors, neben Madame Swann Madame de Marsantes Platz nehmen sah, sowie diejenige, die infolge des fortschreitenden Verblassens der Herzogin von Guermantes (die Würde und Ehre satt hatte und widerstandslos zusah, wie sich ihre Stellung in nichts auflöste) auf dem besten Wege war, die Heldin, die Königin ihrer Epoche zu werden, nämlich die Gräfin Molé. Als wir noch gar nicht ahnten, daß sie ihren Aufstieg begonnen hat, sagte man über Odette, als man die Gräfin Molé in die Loge treten sah, sie habe bereits die letzte Sprosse erklommen. So konnte Madame Swann glauben, daß ich mich aus Snobismus ihrer Tochter von neuem näherte. Ungeachtet ihrer glanzvollen Freundinnen hörte Odette das Stück dennoch mit äußerster Aufmerksamkeit an, ganz als sei sie einzig deswegen da, so wie sie früher aus Gesundheitsrücksichten und um sich Bewegung zu machen zu Fuß im Bois spazierenging. Männer, die sich einst weniger eifrig um sie gedrängt hatten, kamen jetzt an die Brüstung ihrer Loge, wobei sie alle übrigen inkommodierten, um ihr die Hand zu küssen und dadurch dem imposanten

Kreis näherzukommen, von dem sie umgeben war. Sie aber antwortete geduldig und mit einem eher liebenswürdigen als ironischen Lächeln auf ihre Fragen und zeigte dabei mehr ruhige, vielleicht durchaus ungespielte Selbstverständlichkeit, als man erwartet hätte, bedeutete doch diese Zeremonie nur die späte Zurschaustellung einer gewohnten, jedoch diskret verborgenen Intimität. Hinter diesen drei Damen zog der von dem Fürsten von Agrigent, dem Grafen Louis de Turenne und dem Marquis von Bréauté umringte Bergotte alle Augen auf sich. Es ist also leicht zu begreifen, daß Männer, die überall empfangen wurden und eine weitere Rangerhöhung nur von der Suche nach Originalität erwarten konnten, in dieser Demonstration ihrer Bedeutung, die sie damit nachzuweisen glaubten, daß sie sich von einer Hausherrin anlocken ließen, die wegen ihrer hohen geistigen Qualitäten berühmt war und bei der sie alle derzeit tonangebenden Bühnenschriftsteller und Romanciers anzutreffen erwarteten, etwas Anregenderes und Lebendigeres sahen als in den Soireen der Fürstin von Guermantes, die ohne irgendein Programm oder eine neue Attraktion seit so vielen Jahren einander folgten, mehr oder weniger derjenigen gleich, die wir ausführlich beschrieben haben. In jener großen Welt, der Welt der Guermantes, von der die Neugier sich ein wenig abwandte, setzten sich die neuen intellektuellen Moden nicht in ihnen gemäße Unterhaltungen um, wie in den Einaktern, die Bergotte für Madame Swann schrieb, oder in jenen eigentlichen Wohlfahrtsausschußsitzungen[1] (wenn die bessere Gesellschaft sich für die Dreyfus-Affäre hätte interessieren können), bei denen im Hause von Madame Verdurin Picquart, Clemenceau, Zola, Reinach und Labori zusammenkamen.[2]

Auch Gilberte besserte die Situation ihrer Mutter auf, denn ein Onkel Swanns hatte dem jungen Mädchen gerade achtzig Millionen hinterlassen, woraufhin der Faubourg Saint-Germain sich mit ihr zu beschäftigen begann. Die Kehrseite der Medaille war, daß der im übrigen ja im Sterben begriffene

Swann dreyfusfreundliche Meinungen hegte; doch selbst das schadete seiner Frau nicht, sondern erwies ihr vielmehr geradezu einen Dienst. Es schadete ihr nichts, weil man sagte: »Er ist verkalkt, verblödet; man nimmt von ihm weiter keine Notiz; nur auf seine Frau kommt es an, und sie ist wirklich bezaubernd.« Indessen nützte die Dreyfus-Gesinnung Swanns Odette sogar. Sich selbst überlassen, hätte sie sich vielleicht so weit vergessen, den eleganten Damen Avancen zu machen, was ihr zum Verhängnis hätte werden können, während an den Abenden, an denen sie ihren Mann zu irgendeinem Diner im Faubourg Saint-Germain schleppte, Swann, der ablehnend in seiner Ecke blieb, sich nicht genierte, wenn er sah, wie Odette sich irgendeiner nationalistischen Dame vorstellen ließ, mit lauter Stimme zu sagen: »Aber hören Sie, Odette, Sie sind ja nicht bei Trost. Ich bitte Sie, so geben Sie doch endlich Ruhe. Es wäre ja wirklich zu abgeschmackt, wenn Sie sich Antisemiten vorstellen ließen. Ich verbiete es Ihnen.« Die Leute von Welt aber, denen alles nachläuft, sind weder so viel Stolz noch so viel schlechte Erziehung gewöhnt. Zum ersten Mal sahen sie jemand, der sich für »mehr« als sie hielt. Man erzählte sich von Swanns grollender Haltung, und auf Odette ergoß sich ein Regen von geknickten Visitenkarten. Als sie bei Madame d'Arpajon erschien, ging eine lebhafte und durchaus wohlwollende Bewegung der Neugier durch die Reihen. »Es ärgert Sie doch nicht, daß ich sie Ihnen vorgestellt habe«, sagte Madame d'Arpajon. »Sie ist sehr nett, ich kenne sie durch Marie de Marsantes.« – »Aber nicht doch, im Gegenteil, es scheint ja, daß sie enorm gescheit ist. Und außerdem ist sie bezaubernd. Ich hatte mir ohnehin schon gewünscht, ihr einmal zu begegnen; sagen Sie mir doch, wo sie wohnt.« Madame d'Arpajon sagte zu Madame Swann, sie habe sich bei ihr zwei Tage zuvor sehr gut amüsiert und ihretwegen Madame de Saint-Euverte mit Vergnügen versetzt. Das stimmte sogar, denn wenn man Madame Swann vorzog, so bewies man damit, daß man geistige Interessen hatte, wie

wenn man ins Konzert geht anstatt zu einer Teegesellschaft. Doch als Madame de Saint-Euverte gleichzeitig mit Odette bei Madame d'Arpajon erschien, stellte diese, da Madame de Saint-Euverte sehr snobistisch war und sie, Madame d'Arpajon, obwohl sie jene ziemlich von oben herab behandelte, doch auf ihre Empfänge Wert legte, Odette nicht vor, damit Madame de Saint-Euverte nicht wisse, wer sie sei. Die Marquise bildete sich ein, sie müsse irgendeine Prinzessin sein, die wenig ausging und die sie daher niemals gesehen hatte, dehnte ihren Besuch lange aus und antwortete indirekt auf die Bemerkungen Odettes, aber Madame d'Arpajon blieb fest. Und als Madame de Saint-Euverte schließlich die Waffen streckte und ging, sagte die Herrin des Hauses zu Odette: »Ich habe Sie nicht vorgestellt, weil man nicht gern zu ihr geht und sie sehr groß im Einladen ist. Sie hätten sich dem einfach nicht entziehen können.« – »Oh! das macht gar nichts«, antwortete Odette mit einem gewissen Bedauern. Doch sie merkte sich, daß man nicht gern zu Madame de Saint-Euverte ging, was in gewissem Maß auch zutraf, und schloß daraus, daß sie selbst über eine der von Madame de Saint-Euverte sehr überlegene Position gebieten müsse, obwohl jene eine sehr große und Odette noch keine besaß.

Sie war sich darüber nicht klar, und obwohl alle Freundinnen von Madame de Guermantes mit Madame d'Arpajon sehr eng liiert waren, bemerkte Madame Swann, als sie von dieser eingeladen wurde, mit bedauernder Miene: »Ich gehe zu Madame d'Arpajon, aber Sie werden mich freilich sehr rückständig finden. Es ist mir nicht angenehm wegen Madame de Guermantes« (die sie im übrigen gar nicht kannte). Distinguierte Männer glaubten, die Tatsache, daß Madame Swann wenig Leute aus der großen Welt kenne, sei darauf zurückzuführen, daß sie offenbar eine geistig hochstehende Frau sei, wahrscheinlich eine große Musikerin, und daß es einen außer- und übergesellschaftlichen Titel bedeute, wie für einen Herzog der Doktor der Naturwissenschaften, wenn man zu ihr

ging. Frauen ohne jede Bedeutung fühlten sich zu Odette aus einem entgegengesetzten Grund hingezogen; als sie erfahren hatten, daß sie zu dem Concert Colonne[1] gehe und sich als Wagnerianerin gebärde, schlossen sie daraus, sie müsse wohl ein »Spaßvogel« sein, und fühlten sich durch die Idee, sie kennenzulernen, im voraus erregt. Doch weniger sicher in ihrer eigenen Position, fürchteten sie auch, sich nach außen zu kompromittieren, falls es so aussähe, als seien sie mit Odette eng liiert, und wenn sie bei einem Wohltätigkeitskonzert Madame Swanns ansichtig wurden, wandten sie den Kopf zur Seite, da sie für unmöglich hielten, unter den Augen von Madame de Rochechouart eine Frau zu grüßen, die am Ende sogar nach Bayreuth[2] gegangen war – was für sie die überspannteste Extravaganz darstellte.

Jede Person, die bei einer anderen erschien, wurde selbst eine andere. Ohne von den wunderbaren Verwandlungen zu sprechen, die sich in dieser Weise bei den Feen vollzogen, sei bemerkt, daß im Salon von Madame Swann Monsieur de Bréauté, plötzlich im Wert erhöht durch das Fehlen der Leute, die ihn gewöhnlich umgaben, durch die befriedigte Miene, mit der er sich dort aufhielt – als wenn er, anstatt zu einem Fest zu gehen, seine Brille aufgesetzt und sich eingeschlossen hätte, um die *Revue des Deux Mondes* zu lesen –, durch den geheimnisvollen Ritus endlich, dem er zu folgen schien, wenn er Odette besuchte, daß also Monsieur de Bréauté so wirkte, als sei er ein völlig neuer Mensch geworden. Ich hätte viel darum gegeben zu sehen, welche Wandlungen die Herzogin von Montmorency-Luxembourg in diesem neuen Milieu durchgemacht hätte. Doch sie war eine der Personen, denen man Odette niemals hätte vorstellen können. Madame de Montmorency, die Oriane sehr viel wohlwollender gegenüberstand als diese ihr, setzte mich sehr in Erstaunen, als sie über Madame de Guermantes zu mir bemerkte: »Sie kennt sehr viele Leute von Geist, alle mögen sie, ich glaube, wenn sie etwas hartnäckiger gewesen wäre, hätte sie sich schließlich

einen Salon schaffen können. Die Wahrheit ist, daß sie keinen sehr großen Wert darauf legt; sie hat recht gehabt, sie ist auch glücklich so, und alles reißt sich um sie.« Wenn Madame de Guermantes keinen »Salon« hatte, was war dann ein »Salon«? Die Verblüffung, die diese Worte in mir hervorriefen, war nicht größer als jene, in die ich Madame de Guermantes versetzte, als ich ihr sagte, daß ich gern zu Madame de Montmorency gehe. Oriane fand, diese sei eine alte Kuh. »Ich tu's«, sagte sie, »weil ich dazu gezwungen bin – sie ist meine Tante; aber Sie! Sie versteht nicht einmal angenehme Leute anzulocken!« Madame de Guermantes war sich nicht klar darüber, daß angenehme Leute mich kalt ließen und daß ich, wenn sie »Salon Arpajon« sagte, einen gelben Schmetterling sah, bei »Salon Swann« aber (Madame Swann empfing im Winter von sechs bis sieben Uhr) einen schwarzen Schmetterling mit schneegepolsterten Flügeln. Letzteren aber, der gar kein Salon war, fand sie wenigstens noch, wenn auch indiskutabel für sich, so doch entschuldbar für mich wegen der »geistvollen Leute«. Aber Madame de Luxembourg! Hätte ich schon irgend etwas »produziert«, was beachtet worden wäre, so hätte sie daraus geschlossen, daß ein gewisses Maß an Snobismus sich mit Talent vereinigen läßt. Ihre Enttäuschung erreichte den Höhepunkt, als ich ihr gestand, nicht zu Madame de Montmorency zu gehen (wie sie glaubte), um »Beobachtungen« oder »Studien« zu machen! Madame de Guermantes täuschte sich im übrigen nicht mehr als die Verfasser von Gesellschaftsromanen, die in grausamer Weise von außen her das Verhalten eines wirklichen oder vermeintlichen Snobs analysieren, sich aber niemals in ihn hineinversetzen zu einer Zeit, da in der Phantasie ein ganzer Frühling gesellschaftlichen Lebens aufsprießt. Wenn ich mich fragte, weshalb ich ein so großes Vergnügen daran fand, zu Madame de Montmorency zu gehen, so war ich selbst ein wenig enttäuscht. Sie wohnte im Faubourg Saint-Germain auf einem alten Grundstück mit lauter vereinzelten Pavillons, die durch kleine Gär-

ten getrennt waren. Eine angeblich von Falconet[1] geschaffene Statuette unter dem Eingangsbogen stellte eine Quelle dar, von der es übrigens unaufhörlich feucht herniederrieselte. Etwas weiter drinnen stieß man auf die Concierge, die mit – sei es aus Kummer, Neurasthenie, Migräne oder Schnupfen – immer geröteten Augen niemals Antwort gab, sondern nur durch eine unbestimmte Bewegung den Ankommenden bedeutete, daß die Herzogin da sei, und aus ihren Augenlidern dann wieder ein paar Tropfen auf einen Topf mit Vergißmeinnicht fallen ließ. Das Vergnügen, das ich beim Anblick der Statuette empfand, weil sie mich an einen kleinen Gärtner aus Gips erinnerte, der in einem Garten in Combray gestanden hatte, war nichts neben dem, welches ich dem großen feuchten, hallenden, echoerfüllten Treppenhaus verdankte, das dem gewisser Badeetablissements von früher glich, den mit Zinerarien gefüllten Vasen – blau in blau – im Vorzimmer, besonders aber dem Ton des Glöckchens, das genauso wie das an Eulalies Kammertür klang. Sein Scheppern setzte meinem Enthusiasmus die Krone auf, schien mir aber zu untergeordnet, als daß ich es Madame de Montmorency hätte erklären können, so daß diese Dame mich immer in einem Zustand der Verzückung sah, dessen Anlaß sie niemals erriet.[2]

ARRHYTHMIEN DES HERZENS

Meine zweite Ankunft in Balbec war völlig verschieden von der ersten. Der Direktor holte mich persönlich in Pont-à-Couleuvre ab und beteuerte mir unausgesetzt, wieviel Wert er auf Gäste mit Abstammung lege, was mich befürchten ließ, er hätte mich in den Adelsstand erhoben, doch nur, bis ich merkte, daß Abstammung in der Finsternis seines sprachlichen Gedächtnisses sich einfach mit Stamm und folglich auch mit

Stammgast deckte. Je mehr neue Sprachen er lernte, desto schlechter sprach er die früheren. Er teilte mir mit, er habe mich ganz oben im Hotel untergebracht. »Ich hoffe«, sagte er, »daß Sie darin keinen Mangel an Unhöflichkeit sehen; es war mir unangenehm, Ihnen ein Zimmer zu geben, dessen Sie unwürdig sind, aber ich habe es betreffs des Lärms getan, weil Sie so niemand über sich haben und Ihre Ohrtrompete« (er meinte das Trommelfell) »schonen. Aber Sie können beruhigt sein, ich lasse die Fenster schließen, damit die Flügel nicht klappern, denn darin bin ich unerträglich« (welche Worte zwar nicht zum Ausdruck brachten, was er meinte, nämlich daß er in diesem Punkt unerbittlich sei, wohl aber vielleicht die Ansicht der Etagendiener). Die Zimmer waren im übrigen dieselben wie bei meinem ersten Aufenthalt. Sie lagen keineswegs tiefer, doch war ich in der Achtung des Direktors gestiegen. Ich könne mir Feuer machen lassen, meinte er, wenn ich wolle (denn auf ärztliche Anordnung war ich schon zu Ostern gereist), doch er fürchte, daß die Decke vielleicht »reparabel« sei. »Vor allem warten Sie immer mit dem Auflegen neuer Scheite, bis die alten entbrannt sind« (statt verbrannt). »Es ist nämlich wichtig, daß der Kamin nicht zu glühen anfängt, zumal ich, um das Zimmer freundlicher zu gestalten, eine alte chinesische Passepartoutvase« (Potpourrivase) »daraufgestellt habe, die entzweigehen könnte.«

Mit Traurigkeit in der Stimme teilte er mir den Tod des Vorsitzenden der Anwaltskammer von Cherbourg mit: »Er war ein alter Routinier«, sagte er (er meinte wahrscheinlich Roué) und gab mir zu verstehen, daß sein Ende vermutlich durch Ausschreitungen beschleunigt worden sei (womit er Ausschweifungen meinte). »Schon seit einiger Zeit habe ich bemerkt, daß er nach dem Abendessen im Salon immer eingeknickt dasaß« (zweifellos eingenickt). »In der letzten Zeit war er so sehr verändert, daß er für jemanden, der ihn nicht kannte, kaum noch erkenntlich« (statt kenntlich) »war.«

Zum Ausgleich hatte der Gerichtspräsident aus Caen die »Korvette« eines Kommandeurs der Ehrenlegion erhalten. »Bombensicher hat er Fähigkeiten, aber es scheint, daß man sie ihm vor allem wegen seiner absoluten Intimität« (Integrität) »gegeben hat.« Im übrigen kam das *Écho de Paris* [1] von gestern auf diese Verleihung noch einmal zurück, aber der Direktor hatte davon nur »den ersten Aufschnitt« (statt Abschnitt) gelesen, in dem die Politik von Monsieur Caillaux[2] heftig angegriffen wurde. »Ich finde im übrigen, sie haben ganz recht«, sagte er. »Er bringt uns wirklich zu sehr unter die Kutte« (er meinte Knute) »der Deutschen.« Da die Behandlung dieser Art von Themen durch einen Hotelier mir langweilig wurde, hörte ich nicht weiter hin. Ich dachte an die Bilder, die mich zu dem Entschluß geführt hatten, nach Balbec zurückzukehren. Sie waren sehr verschieden von denen von einst, denn die Vision, die ich jetzt wiederfinden wollte, war ebenso strahlend hell, wie die erste von Nebel durchwogt gewesen war; sie sollte mich allerdings nicht weniger enttäuschen. Die Bilder, die von der Erinnerung ausgewählt werden, sind ebenso willkürlich, ebenso enggefaßt, ebenso ungreifbar wie jene, die von der Einbildungskraft geformt und von der Wirklichkeit dann zerschlagen wurden. Es besteht kein Grund, weshalb ein realer Ort außerhalb von uns mehr Bilder der Erinnerung als des Traums in sich enthalten soll. Zudem wird uns vielleicht eine neue Wirklichkeit dazu führen, die Wünsche zu vergessen, ja vielleicht sogar voll Abscheu von uns zu weisen, die uns eben noch zum Aufbruch bewogen haben.

Diejenigen, die mich veranlaßt hatten, nach Balbec zu reisen, hingen zum Teil damit zusammen, daß die Verdurins (deren Einladungen ich niemals gefolgt war und die sicherlich glücklich über meinen Besuch wären, wenn ich mich auf dem Land bei ihnen entschuldigen würde, weil ich in Paris nie den Weg zu ihnen gefunden hatte), wohl wissend, daß mehrere der Getreuen ihre Ferien an dieser Küste verbringen würden, da-

raufhin für die ganze Saison eines der Cambremerschen Schlösser (La Raspelière) gemietet und dorthin die Baronin Putbus eingeladen hatten. An dem Abend, als ich es (noch in Paris) erfuhr, hatte ich, völlig verrückt, wie ich war, unseren jungen Diener hingeschickt, damit er sich erkundigte, ob die Dame ihre Kammerfrau nach Balbec mitzunehmen gedenke. Es war elf Uhr abends. Der Portier brauchte lange, um zu öffnen, schickte aber durch ein Wunder meinen Boten nicht ärgerlich fort, rief auch nicht die Polizei, sondern begnügte sich damit, ihn sehr schroff zu empfangen, erteilte ihm aber dennoch die gewünschte Auskunft. Er sagte, daß tatsächlich die erste Kammerzofe ihre Herrin begleiten werde, zuerst zur Kur nach Deutschland, dann nach Biarritz und schließlich zu Madame Verdurin. Von da an war ich ruhig und zufrieden, dieses Eisen im Feuer zu haben. Ich konnte daraufhin jene Verfolgungen auf der Straße unterlassen, bei denen mir den Schönen gegenüber, auf die ich stieß, eine Einführung fehlte, die bei dem »Giorgione« darin bestehen würde, daß ich am gleichen Abend mit ihrer Herrin bei den Verdurins gespeist hätte. Im übrigen mochte sie vielleicht eine noch bessere Meinung von mir bekommen, wenn sie erfuhr, daß ich nicht nur die bürgerlichen Mieter von La Raspelière, sondern auch die Besitzer und besonders Saint-Loup kannte, der, da er mich nicht wohl par distance der Kammerfrau empfehlen konnte (sie kannte Roberts Namen nicht einmal), zu meinen Gunsten einen enthusiastischen Brief an die Cambremers geschrieben hatte. Er meinte, daß, ganz abgesehen von dem Nutzen, den diese für mich haben könnten, Madame Cambremer, die Schwiegertochter, geborene Legrandin, mich interessieren würde, wenn ich mich mit ihr unterhielt. »Sie ist eine kluge Frau«, hatte er mir versichert. »Natürlich nur bis zu einem gewissen Punkt. Sie wird dir keine letzten Dinge sagen« (die »letzten« Dinge hatten nämlich jetzt die »enormen« ersetzt, denn Robert erneuerte alle fünf bis sechs Jahre einige seiner Lieblingsausdrücke, wobei er die wichtigsten jedoch beibehielt), »aber sie

ist ein Temperament, eine Persönlichkeit, sie hat Intuition und findet für alles das passende Wort. Von Zeit zu Zeit fällt sie einem etwas auf die Nerven, sie gibt dann Dummheiten von sich, mit denen sie zur Gesellschaft gehören will, was um so lächerlicher ist, als es nichts Uneleganteres gibt als die Cambremers; sie ist nicht immer ganz auf der Höhe, aber alles in allem gehört sie noch zu den erträglichsten Personen, mit denen man verkehren kann.«

Sobald der Empfehlungsbrief von Robert bei ihnen eingetroffen war, hatten die Cambremers, sei es aus Snobismus, der ihnen wünschenswert erscheinen ließ, indirekt liebenswürdig zu Saint-Loup zu sein, sei es aus Dankbarkeit, weil er sich eines ihrer Neffen in Doncières angenommen hatte, wahrscheinlicher aber noch aus natürlicher Güte und einer Tradition der Gastfreundschaft, lange Briefe geschrieben, in denen sie baten, ich möge bei ihnen wohnen, oder, falls ich unabhängig sein wollte, ihre Bereitwilligkeit erklärten, mir eine Unterkunft zu besorgen. Als Saint-Loup ihnen entgegnete, ich würde in Balbec im Grand-Hôtel wohnen, antworteten sie, daß sie dann wenigstens einen Besuch gleich nach meiner Ankunft erhofften und, wenn er zu lange auf sich warten ließ, nicht zögern würden, mich ihrerseits ausfindig zu machen und zu ihren Gardenparties einzuladen.

Gewiß bestand keine wesensmäßige Verbindung zwischen der Zofe der Baronin Putbus und der Gegend von Balbec; sie würde dort für mich nicht etwas wie das Bauernmädchen sein, das ich, einsam auf dem Weg nach Méséglise dahinwandernd, so oft mit der ganzen Kraft meines Wesens herbeigerufen hatte.

Doch seit langem hatte ich aufgehört, aus einer Frau gleichsam die Quadratwurzel ihrer Unbekannten ziehen zu wollen, die oft nicht einmal dem einfachen Akt des Vorstellens standhielt. In Balbec, wo ich seit langem nicht gewesen war, würde ich jedenfalls in Ermangelung einer zwingenden Verbindung – die in diesem Fall zwischen der Gegend und der Frau nicht

bestand – den Vorteil haben, daß mein Gefühl für die Wirklichkeit dort nicht durch die Gewohnheit abgeschwächt sein würde wie in Paris, wo, sei es in meinem eigenen Hause, sei es in einem bekannten Zimmer, die Lust, die ich in der Gesellschaft einer Frau fand, mir keinen Augenblick – inmitten der alltäglichen Dinge – die Illusion verschaffen konnte, in ein neues Leben einzutreten. (Denn wenn die Gewohnheit eine zweite Natur ist, so hindert sie uns doch, die erste kennenzulernen, von der sie weder die Grausamkeit noch den Zauber besitzt.) Diese Illusion aber würde ich vielleicht in einer neuen Landschaft haben, wo das Empfindungsvermögen unter einem Sonnenstrahl erblühen und die Frau, die ich ersehnte, mein Entzücken vollenden würde: Nun aber brachten, wie man sehen wird, die Umstände nicht nur mit sich, daß diese Frau gar nicht nach Balbec kam, sondern auch, daß ich nichts so sehr fürchtete, als daß sie kommen könnte, so daß dieser Hauptzweck meiner Reise weder erreicht noch überhaupt weiter von mir verfolgt worden ist. Gewiß würde die Baronin Putbus nicht zu Beginn der Saison schon zu den Verdurins gehen; doch die Freuden, die man erwählt hat, dürfen ruhig noch in der Ferne liegen, wenn ihr Kommen gesichert ist und man sich in ihrer Erwartung bis dahin noch der Trägheit, der Gefallsucht und der Ohnmacht zu lieben überlassen kann. Im übrigen ging ich nach Balbec nicht mit so wenig prosaischen Absichten wie beim ersten Mal; es liegt immer weniger Egoismus in der reinen Einbildungskraft als in der Erinnerung, und ich wußte, daß ich mich ausgerechnet an einer der Stätten befinden würde, wo es von schönen Unbekannten wimmelt. Ein Seebad bietet deren nicht weniger als ein Ballsaal, und ich stellte mir im voraus die Spaziergänge vor dem Hotel, auf der Strandpromenade mit jener Art von Vergnügen vor, das Madame de Guermantes mir verschafft hätte, wenn sie, anstatt mich zu glanzvollen Abendgesellschaften einzuladen, öfter meinem Namen einen Platz auf den Listen verschafft hätte, die die Gastgeberinnen, bei denen

Tanzereien stattfanden, für die einzuladenden jungen Herren anlegten. Damenbekanntschaften in Balbec zu machen, würde ebenso leicht für mich sein, wie es mir früher schwergefallen war, denn ich hatte dort jetzt ebenso viele Beziehungen und Stützpunkte, wie sie mir das erste Mal abgegangen waren.

Die Stimme des Direktors, dessen politischen Ergüssen ich nicht mehr gelauscht hatte, riß mich aus meiner Träumerei. Er wechselte jetzt das Thema und sagte zu mir, mit welcher Freude der Gerichtspräsident von meiner Ankunft gehört habe und daß er mich am gleichen Abend noch auf meinem Zimmer besuchen wolle. Der Gedanke an diese Visite erschreckte mich so sehr – denn ich begann mich ermüdet zu fühlen –, daß ich ihn bat, sie zu verhindern (was er mir auch versprach) und zur größeren Sicherheit an diesem Abend seine Angestellten als Wache aufziehen zu lassen. Er mochte sie, so schien es, nicht sehr. »Ich bin die ganze Zeit genötigt, hinter ihnen herzulaufen, weil es ihnen so sehr an Apathie fehlt. Wenn ich nicht da wäre, würden sie keinen Finger rühren. Ich werde den Liftboy vom Dienst vor Ihre Tür stellen.« Ich fragte, ob dieser jetzt endlich »Oberchasseur« geworden sei. »Er ist noch nicht lange genug im Hause«, antwortete er mir. »Er hat Kameraden, die älter sind als er, das gäbe böses Blut. Man muß immer darauf achten, die Reaktionen zu wahren. Ich gebe zu, daß er sich vor seinem Fahrstuhl gar nicht unübel macht. Aber er ist noch etwas jung für eine solche Position. Mit den anderen, die zu alt sind, harmonisiert das schlecht. Es fehlt ihm noch etwas an Ernst, und das ist dabei von primitiver Wichtigkeit« (sicher wollte er sagen: von primärer Wichtigkeit). »Er braucht noch etwas Gerste im Kopf« (Grütze wollte mein Gesprächspartner sagen), »aber dafür bin ich der rechte Mann. Ich verstehe mich darauf. Bevor ich mir die Sporen als Direktor des Grand-Hôtels verdient habe, habe ich unter Monsieur Paillard[1] gearbeitet.« Dieser Vergleich blieb nicht ohne Wirkung auf mich, und ich dankte dem Direktor, daß er sich meinetwegen persönlich bis nach Pont-à-

Couleuvre bemüht hatte. »Oh, das hat gar nichts zu sagen, es kostete mich ja nur ein Maximum« (statt Minimum) »an Zeit.« Im übrigen waren wir da.

Erschütterung meiner ganzen Person. Gleich in der ersten Nacht litt ich an einem Anfall von Herzschwäche, versuchte den Schmerz zu überwinden und bückte mich deshalb langsam, vorsichtig, um die Schuhe auszuziehen. Kaum aber hatte ich den ersten Knopf meiner Stiefeletten berührt, als die Brust mir von einer unbekannten, göttlichen Gegenwart schwoll, Schluchzen schüttelte mich, und Tränen stürzten mir aus den Augen. Das Wesen, das mir zu Hilfe kam, das mich aus dieser Dürre der Seele rettete, war dasselbe, das mehrere Jahre zuvor in einem Augenblick gleicher Not und Einsamkeit, in einem Augenblick, da ich nicht mehr ich war, eingetreten war und mich mir selbst wiedergegeben hatte, denn es war ich selbst und mehr als ich (das Gefäß, das mehr als der Inhalt ist und mir diesen brachte). Eben hatte ich in meiner Erinnerung das zärtliche, besorgte, enttäuschte Gesicht meiner Großmutter gesehen, geneigt über meinen Zustand der Ermattung, so wie sie an jenem ersten Ankunftsabend gewesen war;[1] das Gesicht meiner Großmutter – nicht derjenigen, die ich, wie ich mit Staunen und Reue feststellen mußte, so wenig betrauert hatte und die von jener nur den Namen hatte, sondern meiner wirklichen Großmutter, deren lebendige Realität ich zum erstenmal seit jenem Tag in den Champs-Elysées, an dem der Schlag sie getroffen hatte, in einer unwillkürlichen und vollständigen Erinnerung wiederfand. Diese Realität besteht für uns nicht, solange sie nicht durch unser Denken neu erschaffen ist (sonst würden Menschen, die an einem gigantischen Kampf teilgenommen haben, samt und sonders große epische Dichter sein); und so, in einem wahnsinnigen Verlangen, mich in ihre Arme zu stürzen, erfuhr ich erst jetzt, in diesem Augenblick – mehr als ein Jahr nach ihrer Beerdigung, aufgrund jenes Anachronismus, durch den so oft der Kalender der Tatsachen nicht mit dem Kalender der Gefühle zusam-

menfällt –, daß sie tot war. Ich hatte seit jenem Augenblick oft von ihr gesprochen und auch an sie gedacht, aber hinter meinen Worten und Gedanken eines undankbaren, egoistischen, grausamen jungen Menschen hatte niemals etwas gestanden, was meiner Großmutter ähnlich sah, weil ich in meinem Leichtsinn, meiner Vergnügungssucht, meiner Gewöhnung an den Anblick ihrer Krankheit die Erinnerung an das, was sie gewesen war, nur in virtuellem Zustand noch weiterhin in mir trug. In welchem Augenblick wir sie auch betrachten, immer hat unsere seelische Ganzheit nur einen beinahe fiktiven Wert trotz der umfangreichen Bilanz ihrer Reichtümer, denn bald stehen die einen, bald die anderen nicht zu unserer Verfügung, die effektiven Schätze ebensowenig wie diejenigen der Einbildungskraft und für mich zum Beispiel ganz wie die des alten Namens Guermantes die noch so viel schwerwiegenderen der wahren Erinnerung an meine Großmutter. Denn mit den Störungen des Gedächtnisses ist eine Intermittenz, eine Arrhythmie des Herzens verbunden. Zweifellos verleitet uns die Existenz unseres Körpers, der uns wie ein Gefäß vorkommt, in dem unsere Geistigkeit eingeschlossen ist, zu der Vermutung, daß alle Güter unseres Inneren, unsere vergangenen Freuden, unsere Schmerzen unaufhörlich sich in unserem Besitz befinden. Vielleicht ist es ebensowenig zutreffend zu glauben, daß sie uns entfallen oder wiederkehren. Auf alle Fälle, wenn sie uns bleiben, so die meiste Zeit in einem unbekannten Bereich, in dem sie ohne Nutzen für uns sind und wo sogar die allervertrautesten von Erinnerungen einer anderen Ordnung zurückgedrängt werden, die jede Gleichzeitigkeit mit jenen in unserem Bewußtsein ausschließen. Wenn wir aber des Rahmens der Empfindungen, in dem sie aufbewahrt sind, wieder habhaft werden, so haben diese ihrerseits ganz die gleiche Macht, alles abzustoßen, was unvereinbar mit ihnen ist, und allein in uns das Ich wiederherzustellen, das sie einstmals erlebte. Da aber derjenige, der ich soeben von neuem geworden war, seit jenem fernen Abend nicht existiert

hatte, an dem mir meine Großmutter bei meiner Ankunft in Balbec beim Auskleiden geholfen hatte, verband mich ganz natürlich nichts mit dem gegenwärtigen Tag, von dem dieses Ich nichts wußte, sondern – als ob es in der Zeit verschiedene und parallele Abläufe gäbe – unterbrechungslos und unmittelbar an den ersten Abend von einst anknüpfend mit der Minute, da meine Großmutter sich über mich gebeugt hatte. Das seit so langer Zeit verschwundene Ich, das ich damals war, war von neuem so nahe bei mir, daß ich noch die Worte zu hören glaubte, die unmittelbar vorausgegangen und dennoch nicht mehr als ein Trugbild waren, so wie ein noch nicht voll erwachter Mensch ganz dicht neben sich die Geräusche seines im Schwinden begriffenen Traumes zu vernehmen meint. Ich war nur noch das Wesen, das sich in die Arme seiner Großmutter zu flüchten, die Spuren ihres Kummers durch Küsse auszulöschen suchte, jenes Wesen, das ich mir, solange ich das eine oder andere derer war, die seit einiger Zeit in mir aufeinandergefolgt waren, unter ebenso großen Schwierigkeiten nur hätte vorstellen können, wie es für mich jetzt – übrigens ganz fruchtloser – Mühen bedurft hätte, die Wünsche und Freuden eines derer wiederzuempfinden, die ich wenigstens für eine gewisse Zeitspanne nicht mehr war. Ich erinnerte mich, wie ich eine Stunde vor dem Moment, da meine Großmutter sich so in ihrem Hauskleid zu meinen Schuhen heruntergebückt hatte, auf der vor Hitze stickigen Straße vor der Konditorei umhergeirrt war und glaubte, ich könne niemals in meinem leidenschaftlichen Bedürfnis, sie zu umarmen, die Stunde überstehen, die ich noch ohne sie verbringen mußte. Nun aber, wo ebendieses Bedürfnis wieder in mir vorhanden war, wußte ich, daß ich Stunden um Stunden warten konnte und sie doch niemals wieder bei mir haben würde. Ich entdeckte es jetzt, weil mir erst, als ich sie zum erstenmal lebendig, wahrhaft, mein Herz bis zum Springen erfüllend endlich wiederfand, zu Bewußtsein kam, daß ich sie für immer verloren hatte. Verloren für immer; ich konnte es nicht ver-

stehen und mühte mich, den Schmerz dieses Widerspruchs bewußt auf mich zu nehmen: einerseits eine Existenz, eine Zärtlichkeit zu spüren, die so in mir weiterlebten, wie ich sie gekannt hatte, das heißt für mich gemacht, eine Liebe, bei der alles in mir seine Ergänzung, seinen Zweck, seine konstante Richtung bekam, so daß das Genie der großen Männer, alle Genies, die seit Anbeginn der Welt existiert haben mochten, für meine Großmutter nicht einen einzigen meiner Fehler aufgewogen hätten; andererseits aber zu fühlen, wie dieses Glück in dem Augenblick schon, als ich es wie gegenwärtig wiedererlebt hatte, von der Gewißheit durchzuckt wurde, die wie ein in wiederholten Anfällen wiederkehrender physischer Schmerz aus dem Nichts hervorbrach, das mein Bild von dieser Zärtlichkeit ausgelöscht, diese Existenz zerstört, unser wechselseitiges Vorherbestimmtsein zunichte gemacht hatte und meine Großmutter in dem Augenblick, als ich sie wie in einem Spiegel wiederfand, einfach in eine Fremde verwandelt hatte, die ein Zufall ein paar Jahre in meiner Nähe hatte verbringen lassen, wie sie es auch bei jedem anderen hätte tun können, für die ich aber vorher und hinterher nichts war und nichts sein würde.

Anstelle der Freuden, die ich seit einiger Zeit gekostet hatte, wäre mir jetzt als einzig mögliche, die ich in diesem Augenblick hätte genießen können, das Glück erschienen, die Vergangenheit zu verschönern und die Schmerzen zu mindern, die meine Großmutter einst gelitten hatte. Nun aber erinnerte ich mich ihrer nicht nur in jenem Hauskleid, einem Kleidungsstück, das so sehr für die – gewiß gefährlichen, aber auch süßen – Mühen, die sie meinetwegen auf sich nahm, geeignet schien, daß es beinahe ein Symbol dafür geworden war; allmählich erinnerte ich mich vielmehr auch aller Gelegenheiten, die ich ergriffen hatte, ihr meine Leiden zu zeigen, ja sie notfalls sogar zu übertreiben, ihr einen Kummer zu bereiten, den ich hinterher durch meine Küsse ausgelöscht zu haben glaubte, als hätte meine Zärtlichkeit ebensosehr wie

mein Glück imstande sein müssen, ihr selber Glück zu verschaffen; aber schlimmer noch: Ich, der ich mir jetzt kein Glück mehr vorstellen konnte als das, ein solches in meiner Erinnerung auf Stirn und Wangen dieses von Zärtlichkeit gefurchten und gebeugten Gesichts ausgegossen zu sehen, hatte früher in sinnlosem Wüten alles darangesetzt, sogar die kleinsten Regungen des Vergnügens daraus zu vertreiben, so zum Beispiel an jenem Tag, an dem Saint-Loup eine Aufnahme von meiner Großmutter gemacht hatte und ich mich mit Mühe zurückhielt, ihr nicht die fast kindische Lächerlichkeit der Koketterie vorzuhalten, die sie daran wandte, mit ihrem breitkrempigen Hut in kleidsamem Halbdunkel die richtige Pose einzunehmen, und mich so weit vergaß, ein paar ungeduldige und verletzende Worte vor mich hinzumurmeln, die, wie ich an einem Zucken in ihrem Gesicht erriet, sie erreicht und schmerzlich getroffen hatten; jetzt war ich es, dem sie das Herz zerrissen, jetzt, wo die Tröstung durch tausend Küsse für immer unmöglich war.[1]

Niemals mehr aber würde ich jenes Zucken in ihrem Gesicht auslöschen können und jenes Leiden ihres Herzens oder vielmehr des meinigen; denn da die Toten nur mehr in uns existieren, treffen wir unermüdlich uns selbst, wenn wir uns hartnäckig an die Schläge erinnern, die wir ihnen versetzt haben. An jene Schmerzen, so grausam sie waren, klammerte ich mich mit aller Macht, denn ich spürte, daß sie aus der Erinnerung hervorgingen, die ich von meiner Großmutter hatte, und der Beweis waren, daß diese Erinnerung wahrhaft in mir gegenwärtig war. Ich fühlte, daß meine Erinnerung nur im Schmerz gründete, und hätte gewollt, daß sich die Nägel noch tiefer in mich eindrückten, die das Gedenken an sie in mir befestigten. Ich versuchte nicht, das Leiden zu mildern, es zu verschönern, mir einzubilden, meine Großmutter sei nur abwesend und vorübergehend unsichtbar, indem ich an ihre Photographie (diejenige, die Saint-Loup von ihr gemacht hatte und die ich bei mir führte) Worte und Bitten richtete wie an

ein Wesen, das von uns getrennt, aber ein Individuum geblieben ist, uns kennt und uns verbunden bleibt in unauflöslicher Harmonie. Dies tat ich nicht, denn ich wollte nicht nur leiden, sondern auch die Originalität meines Leidens achten, wie ich es plötzlich und unwillkürlich erlebt hatte, ich wollte es auch weiter erleben nach den Gesetzen, die es selbst in sich trug, jedesmal wenn dieser seltsame Widerspruch zwischen Nachleben und Nichts sich gegenseitig durchkreuzend wieder vor mein Bewußtsein trat. Ich wußte freilich nicht, ob ich aus diesem so schmerzlichen und im Augenblick unbegreiflichen Eindruck vielleicht eines Tages ein wenig Wahrheit würde ziehen können, wohl aber, daß, wenn es mir jemals gelingen sollte, dieses Körnchens Wahrheit teilhaftig zu werden, es gewiß nur ihm entstammen konnte, der so ganz eigenartig war, spontan in mir entstanden, den nicht mein Verstand in mich eingezeichnet und mein Kleinmut gedämpft und abgeschwächt hatte, sondern den der Tod selbst, die jähe Offenbarung des Todes, wie ein Blitzstrahl in übernatürlicher, nicht menschlicher Graphik in mich eingegraben hatte als eine geheimnisvolle, doppelte Spur. (Was das Vergessen meiner Großmutter anbetraf, in dem ich bisher gelebt hatte, so konnte ich nicht einmal daran denken, aus ihm irgendwelche Wahrheit entnehmen zu wollen, weil es in sich selbst nur eine Verneinung war, das Versagen des Denkens, unfähig, einen wirklichen Augenblick des Lebens neu zu schaffen, gezwungen vielmehr, an dessen Stelle konventionelle, gleichgültige Bilder zu setzen.) Da der Selbsterhaltungstrieb, der Einfallsreichtum des Verstandes, wenn es gilt, uns vor Schmerz zu bewahren, bereits auf den noch rauchenden Trümmern den Grundstein seines nützlichen und verhängnisvollen Werkes zu errichten begann, genoß ich vielleicht allzusehr die Süße, mir diese oder jene Urteile des geliebten Wesens in Erinnerung zu rufen, sie mir in Erinnerung zu rufen, als könne meine Großmutter sie jetzt noch aussprechen, als lebte sie selbst und als lebte ich weiterhin für sie. Sobald ich aber zu dem Punkt ge-

langte, da ich einschlief, zu jener Stunde von höherem Wahrheitsgehalt, in der meine Augen sich vor den Dingen der Außenwelt schlossen, reflektierte und zerlegte die Welt des Schlafs (auf deren Schwelle mein vorübergehend gelähmter Verstand und Wille mich nicht mehr der Grausamkeit meiner wahren Eindrücke entziehen konnten) die schmerzliche Synthese aus Nachleben und Nichts in der organischen, durchscheinend gewordenen Tiefe der geheimnisvoll erhellten Räume meines Körperinneren.[1] Welt des Schlafs, in der die innere Erkenntnis, abhängig geworden von den Störungen unserer Organe, den Rhythmus des Herzens oder die Atmung beschleunigt, weil eine gleiche Dosis von Grauen, von Trauer oder Reue mit hundertfacher Kraft wirkt, wenn sie derart in unsere Arterien eingeführt worden ist; sobald wir, um das Adernetz der unterirdischen Stadt zu durchmessen, uns auf den düsteren Fluten unseres eigenen Blutes wie auf einem sechsfach gewundenen inneren Styx[2] eingeschifft haben, erscheinen uns große feierliche Gestalten, sprechen uns an, entfernen sich wieder und lassen uns in Tränen zurück. Vergebens suchte ich nach meiner Großmutter, sobald ich in die düstere Eingangshalle eingetreten war; ich wußte gleichwohl, daß sie noch existierte, aber mit einem verminderten Leben, das blaß wie das der Erinnerung war; das Dunkel nahm zu und auch der Wind; mein Vater kam nicht, der mich zu ihr führen sollte. Da plötzlich stockte mein Atem, ich fühlte, wie mein Herz sich in mir verhärtete, ich erinnerte mich, daß ich seit langen Wochen vergessen hatte, meiner Großmutter zu schreiben. Was mußte sie wohl denken von mir? Mein Gott, sagte ich mir, wie unglücklich muß sie sein in dem kleinen Zimmer, das man für sie gemietet hat, so klein wie für einen früheren Dienstboten, wo sie ganz allein ist mit der Pflegerin, die man ihr bestellt hat, damit sie nach ihr sieht, und in dem sie sich nicht rühren kann, denn sie ist ja immer noch etwas gelähmt und hat ja noch nicht ein einziges Mal wieder aufstehen mögen! Sie muß glauben, ich vergesse sie, seitdem sie

gestorben ist; wie allein und verlassen sie sich fühlen muß! Oh! Ich muß schnellstens hin und sie sehen, ich kann nicht eine Minute warten, ich kann nicht warten, bis mein Vater kommt; aber wo ist sie? Wie habe ich nur ihre Adresse vergessen können? Wenn sie mich nur wiedererkennt! Wie habe ich sie vergessen können diese ganzen Monate lang? Es ist finstere Nacht, ich werde sie nicht finden, und der Wind hält mich beim Vorwärtsschreiten auf; doch da geht ja mein Vater vor mir; ich rufe ihm zu: »Wo ist Großmama, sage mir die Adresse. Geht es ihr auch gut? Fehlt es ihr ganz bestimmt an nichts?« – »Aber nein«, sagt mein Vater zu mir, »du kannst ganz ruhig sein. Die Pflegerin ist eine sehr tüchtige Person. Von Zeit zu Zeit schicken wir ihr eine ganz kleine Summe, damit sie ihr das wenige kaufen kann, das sie nötig hat. Sie fragt manchmal, was aus dir geworden ist. Man hat ihr sogar gesagt, du schreibest an einem Buch. Sie schien zufrieden zu sein. Sie hat eine Träne im Auge zerdrückt.« Da glaubte ich mich zu erinnern, daß kurz nach ihrem Tod meine Großmutter schluchzend und mit demütiger Miene wie eine weggejagte alte Dienerin, wie eine Fremde zu mir gesagt hatte: »Du wirst mir doch trotzdem erlauben, daß ich dich manchmal sehe, laß nicht zu viele Jahre vergehen, ohne daß du mich besuchst. Denk daran, daß du mein Enkel gewesen bist und daß Großmütter nicht vergessen.« Als ich ihr so unterwürfiges, so unglückliches, so sanftes Gesicht wieder vor mir sah, wollte ich auf der Stelle zu ihr laufen und ihr sagen, was ich ihr damals hätte antworten sollen: »Aber Großmama, du wirst mich soviel sehen, wie du magst, ich habe nur dich auf der Welt, und ich werde dich niemals mehr verlassen.« Wie sehr mag sie wegen meines Schweigens geschluchzt haben seit all den Monaten, in denen ich niemals da war, wo sie liegt! Was mag sie sich gesagt haben? Selbst schluchzend sage ich zu meinem Vater: »Schnell, schnell, ihre Adresse, bringe mich zu ihr.« Er aber antwortet: »Höre … ich weiß nicht, ob du sie sehen kannst. Und dann, mußt du verstehen, ist sie auch schwach,

sehr schwach, sie ist gar nicht mehr sie selbst, ich glaube, es würde eher schmerzlich für dich sein, und ich kann mich auch nicht an die genaue Hausnummer erinnern.« – »Aber so sage mir doch, du mußt es doch wissen, es ist doch nicht wahr, daß die Toten nicht mehr leben. Es ist nicht wahr, trotz allem, was man sagt, da ja Großmutter noch existiert.« Mein Vater lächelt traurig: »O ja, aber sehr wenig, weißt du, sehr wenig. Ich glaube, du tätest besser daran, nicht hinzugehen. Es fehlt ihr an nichts: Es wird immer alles Notwendige für sie getan.« – »Aber sie ist oft allein?« – »Ja, doch ist es besser für sie. Es ist besser, daß sie nicht denkt; das könnte ihr Kummer machen! Es macht oft Kummer, wenn man denkt. Im übrigen, weißt du, ist sie sehr matt. Ich werde dir alles genau beschreiben, damit du zu ihr gehen kannst; ich weiß nur nicht, was du dort ausrichten könntest, und glaube nicht, daß die Pflegerin dich überhaupt zu ihr ließe.« – »Du weißt aber doch, daß ich immer bei ihr sein werde, Hirsch, Hirsch, Francis Jammes, Gabel.« Aber schon hatte ich den Fluß mit den düsteren Mäanderwindungen wieder überquert, ich war wieder an die Oberfläche gestiegen, an der sich die Welt der Lebenden auftut; und wenn ich auch wiederholte: »Francis Jammes, Hirsch, Hirsch«, so bot mir die Folge dieser Worte nicht mehr den klaren Sinn und die Logik dar, die sie so natürlich für mich vor einer Sekunde noch gehabt hatten, an die ich mich aber nicht mehr zu erinnern vermochte.[1] Ich begriff nicht mehr, weshalb das Wort »Aias«, das mein Vater eben zu mir gesagt hatte, ohne weiteres bedeutet hatte: Nimm dich in acht, daß dir nicht kalt wird, so daß kein Zweifel möglich war.[2] Ich hatte vergessen, die Fensterläden zu schließen, und offenbar hatte das helle Tageslicht mich aufgeweckt. Doch ich konnte es nicht ertragen, die Meeresfluten vor mir zu sehen, die meine Großmutter früher stundenlang hatte betrachten können; zu dem neuen Bild solcher gleichgültigen Schönheit trat jetzt sofort die Idee, daß sie es nicht mehr sah; ich hätte meine Ohren gegen das Rauschen verschließen mögen, denn jetzt schuf

die gleißende Fülle des Strandes in meinem Herzen nur Leere; alles schien mir zu sagen, wie jene Wege und Rasenflächen eines Parks, in dem ich sie früher einmal verloren hatte, als ich noch ein Kind war: »Wir haben sie nicht gesehen«, und unter der Rundung des fahlen, göttlichen Himmels fühlte ich mich bedrückt wie unter einer ungeheuren bläulichen Glocke, die einen Horizont abschloß, in dem meine Großmutter sich nicht befand. Um nichts mehr zu sehen, drehte ich mich zur Wand. Aber ach, es war jene Wand, die früher zwischen uns beiden als morgendlicher Nachrichtenüberbringer gedient hatte, jene Zwischenwand, die, anpassungsfähig wie eine Violine, um alle Nuancen eines Gefühls wiederzugeben, meiner Großmutter ganz genau gleichzeitig meine Furcht mitgeteilt hatte, sie aufzuwecken, oder wenn sie schon wach war, die, von ihr nicht gehört zu werden, oder meine Sorge, sie möge sich nicht zu rühren wagen, dann aber auch wie die Antwort eines zweiten Instruments mir ihr Kommen kündete und mich zur Ruhe mahnte. Ich wagte dieser Wand ebensowenig nahe zu kommen wie einem Klavier, auf dem meine Großmutter gespielt hätte und dessen Tasten noch von ihrer Berührung erbebten. Ich wußte, daß ich jetzt klopfen konnte, sogar stärker, daß nichts sie mehr wecken, daß ich keine Antwort vernehmen, daß meine Großmutter nicht mehr kommen würde. Und ich erbat nichts anderes von Gott, als daß, wenn ein Paradies existierte, ich dort gegen diese Wand drei kleine Schläge tun dürfte, die meine Großmutter unter tausend erkennen und auf die sie mit jenen anderen Schlägen antworten würde, die bedeuteten: Sei nicht unruhig, mein Mäuschen, ich verstehe, du bist ungeduldig, aber ich komme gleich, und daß er mich die ganze Ewigkeit mit ihr verbringen ließe, die für uns dann niemals zu lang sein würde.

Der Direktor kam, um mich zu fragen, ob ich nicht hinunterkommen wolle. Auf alle Fälle habe er meine »Situierung« im Speisesaal überwacht. Da er mich nicht gesehen hatte, hatte er schon befürchtet, ich könne wieder meine Ersti-

ckungsanfälle wie früher haben. Er hoffte, es werde nur ein kleiner »Halsstich« sein, und versicherte mir, er habe gehört, daß man dergleichen mit Hilfe von etwas lindere, was er »Kalyptus« nannte.

Er übergab mir ein Briefchen von Albertine. Sie hatte dieses Jahr nicht nach Balbec kommen wollen, dann aber ihre Pläne geändert und war nun seit drei Tagen schon zwar nicht in Balbec selbst, aber in einem benachbarten Seebad, das in etwa zehn Minuten mit der Lokalbahn zu erreichen war. Aus Besorgnis, ich möchte von der Reise ermüdet sein, hatte sie sich am ersten Abend zurückgehalten, ließ mich aber nun fragen, wann ich sie empfangen könnte. Ich erkundigte mich, ob sie selbst gekommen sei, nicht um sie zu sehen, sondern um einzurichten, sie nicht zu sehen. »Aber gewiß«, antwortete mir der Direktor. »Sie wollte, daß es so schnell wie möglich sei, wofern Sie nicht ganz dürftige Gründe hätten. Sie sehen«, schloß er, »alle Welt verlangt bereits allegorisch nach Ihnen.« Ich jedoch wollte niemanden sehen.

Dennoch hatte ich mich am Abend zuvor bei meiner Ankunft wieder von dem weichen Zauber des Lebens in Seebadeorten umfangen gefühlt. Derselbe Liftboy – diesmal aus Hochachtung, nicht aus Verachtung schweigend und vor Vergnügen errötend – hatte den Aufzug in Gang gesetzt. Als ich die steigende Säule hinaufglitt, hatte ich wieder durchmessen, was früher für mich das Geheimnis eines unbekannten Hotels gewesen war, in dem, wenn man als Tourist ohne Protektion und ohne Prestige ankommt, jeder der bereits anwesenden Gäste, der in sein Zimmer geht, jedes junge Mädchen, das zum Abendessen hinuntergeht, jeder dienstbare Geist, der die nach einem seltsamen Grundriß geführten Gänge durcheilt, die junge Person, die mit ihrer Gesellschafterin aus Amerika gekommen ist und sich zum Diner in den Speisesaal begibt, alle einem einen Blick zuwerfen, in dem man nichts von dem liest, was man so gern darin gesehen hätte. Diesmal nun hatte ich das allzu ruhige Vergnügen gehabt, die Fahrt mit dem Lift

in einem bekannten Hotel vorzunehmen, in dem ich mich zu Hause fühlte, in dem ich noch einmal die Operation durchführte, die man immer wieder von neuem beginnen muß, die länger und schwieriger ist als das Zurückschlagen des Augenlids und darin besteht, daß man auf die Dinge die uns vertraute Seele anstelle ihrer eigenen heftet, die uns zuerst erschreckte. Würde ich jetzt, fragte ich mich, da ich noch nichts von der jähen Seelenwandlung ahnte, die mich erwartete, in immer neue Hotels gehen müssen, in denen ich zum erstenmal speisen würde und in denen die Gewohnheit noch nicht auf jeder Etage, vor jeder Tür den erschreckenden Drachen erlegt hätte, der vor einer verzauberten Existenz zu wachen schien, in denen ich mich jenen unbekannten Frauen würde nähern müssen, die die Luxushotels, die Kasinos, die Seebäder nach Art eines unübersehbaren Polypenknäuels zu einem Gemeinschaftsdasein zusammenschweißen?

Ich hatte Vergnügen selbst darüber empfunden, daß der langweilige Gerichtspräsident es so eilig hatte, mir seinen Besuch zu machen; für meinen ersten Tag hatte ich Wellen, die azurnen Bergketten des Meeres, seine Gletscher und seine Kaskaden, seine Erhabenheit und lässige Majestät vorausgesehen – schon in dem Augenblick, als ich zum erstenmal nach so langer Zeit beim Händewaschen den besonderen Geruch der zu stark parfümierten Seife des Grand-Hôtels verspürte –, die gleichzeitig dem gegenwärtigen Augenblick und dem verflossenen Aufenthalt anzugehören schien und so zwischen ihnen schwebte wie der wirkliche Zauber eines ganz besonderen Lebens, bei dem man nur nach Hause kommt, um die Krawatte zu wechseln. Die zu feinen, zu leichten, zu umfangreichen Bettücher, die man unmöglich so an den Seiten feststopfen konnte, daß sie hielten, und die immer aufgebauscht in beweglichen Wellengebilden die Decken umwogten, hätten mich früher traurig gestimmt. Jetzt wiegten sie nur auf der unbequemen und sich hochwölbenden Rundung ihrer gespannten Segel die glorreiche und von Hoffnungen erfüllte

Sonne des ersten Morgens. Doch diesem blieb keine Zeit zu erscheinen. In der Nacht bereits war die grauenvolle, göttliche Gegenwart wieder auferstanden. Ich bat den Direktor, zu gehen und anzuordnen, daß man niemanden in mein Zimmer lasse. Ich sagte ihm, ich wolle liegenbleiben, und wies sein Angebot zurück, beim Apotheker die ausgezeichnete Medizin holen zu lassen. Er war entzückt von meiner Ablehnung, denn er fürchtete, daß die Gäste durch den »Kalyptusgeruch« belästigt werden könnten. Es trug mir das Kompliment ein: »Da liegen Sie rechtens« (er wollte sagen »richtig«) und die Empfehlung: »Geben Sie acht, daß Sie sich an der Tür nicht beschmutzen, denn betreffs des Schlosses hat sie eben erst die letzte Ölung bekommen; sollte ein Angestellter sich unterstehen, an Ihre Tür zu klopfen, erteile ich ihm eine Munition« (statt »Admonition«). »Sie werden es sich gesagt sein lassen, denn Duplizitäten liebe ich nicht« (offenbar wollte er damit sagen, daß er nicht gern dasselbe zweimal anordnete). »Aber soll ich Ihnen nicht doch zur Stärkung etwas alten Wein heraufbringen lassen? Ich beziehe ihn immer in Angebinden« (Gebinden). »Ich werde ihn Ihnen nicht in einer silbernen Schale wie das Haupt des Jonathan reichen lassen und sage Ihnen auch gleich, es ist kein Château-Lafite, aber ich darf behaupten, daß er vollkommen gleichgültig« (sollte heißen gleichwertig) »ist. Und da es etwas Leichtes sein soll, könnten wir Ihnen vielleicht eine Sole frite dazu geben.« Ich wies alles zurück, war aber erstaunt, daß der Name des Fisches *(sole)* genau wie der des Weidenbaums *(saule)* im Mund eines Mannes klang, der sicher unzählige Seezungen in seinem Leben bestellt hatte.

Trotz der Versprechungen des Direktors überbrachte man mir etwas später die eingeknickte Karte der Marquise de Cambremer. Gekommen, um mich zu sehen, hatte die alte Dame fragen lassen, ob ich anwesend sei. Als sie aber erfahren hatte, ich sei erst am Vorabend angekommen und etwas unwohl, hatte sie nicht auf einer Begrüßung bestanden, son-

dern war (sicher nicht ohne beim Apotheker oder vor dem Kurzwarengeschäft zu halten, wo dann der Diener vom Bock heruntersprang, um irgendeine Rechnung zu bezahlen oder Einkäufe zu machen) wieder nach Féterne zurückgefahren in ihrer alten Kalesche mit acht Federn, die mit zwei Pferden bespannt war. Ziemlich oft übrigens hörte man das Räderrollen und bewunderte die Aufmachung dieses Gefährts in den Straßen von Balbec und einiger anderer kleiner Küstenorte, die zwischen Balbec und Féterne lagen. Nicht daß diese Aufenthalte bei den Lieferanten der eigentliche Zweck solcher Rundfahrten gewesen wären. Er bestand im Gegenteil in irgendeinem Nachmittagstee oder einer Garden-party bei einem Landjunker oder einem Bürger, Veranstaltungen, die an sich ganz unter der Würde der Marquise waren. Obwohl sie aber durch ihre Geburt und ihr Vermögen sehr hoch über dem Kleinadel der Umgegend stand, scheute sie in ihrer großen Güte und Einfachheit so sehr, irgend jemanden zu enttäuschen, der sie eingeladen hatte, daß sie sich zu den belanglosesten gesellschaftlichen Veranstaltungen in der Nachbarschaft begab. Gewiß wäre Madame de Cambremer, anstatt einen so weiten Weg zu machen, um in der Hitze eines stikkigen kleinen Salons eine in der Mehrzahl der Fälle unbedeutende Sängerin anzuhören, die sie noch dazu in ihrer Eigenschaft als große Dame der Gegend und bekannte Musikerin hinterher überschwenglich beglückwünschen mußte, lieber in den herrlichen Gärten von Féterne, an die unten die Wellen einer kleinen Bucht hinter Blumen verborgen weich anbrandeten, spazierengegangen oder hätte in ihnen geruht. Doch sie wußte, daß ihr mutmaßliches Kommen durch den Hausherrn angekündigt worden war, ob es sich nun um einen Adligen oder einen Hochstapler von Maineville-la-Teinturière oder Chattoncourt-l'Orgueilleux handelte. Wäre aber Madame de Cambremer an einem solchen Tag ausgefahren, ohne bei dem Fest wenigstens kurz zu erscheinen, so hätte dieser oder jener der Eingeladenen, die aus kleinen längs der Küste versteckten

Orten gekommen waren, die Kalesche der Marquise hören oder sehen können, was ihr die Entschuldigung unmöglich gemacht hätte, sie habe absolut in Féterne bleiben müssen. Im übrigen mochten die Gastgeber noch so oft gesehen haben, daß Madame de Cambremer sich zu Konzerten begab, die von Leuten veranstaltet wurden, bei denen, wie sie fanden, eigentlich nicht ihr Platz sei, immer entschwand die kleine Minderung, die in ihren Augen durch diese Tatsache die Stellung der allzu guten Marquise erfuhr, sofort wieder aus ihrem Bewußtsein, wenn sie selbst diejenigen waren, bei denen der Empfang stattfand, und fieberhaft fragten sie sich, ob sie sie bei ihrem Nachmittagstee begrüßen würden oder nicht. Welche Erleichterung nach mehrtägiger Unruhe bedeutete es dann, wenn nach dem ersten Stück, das von der Tochter der Gastgeber oder irgendeinem Amateur, der seinen Ferienaufenthalt in der Gegend genoß, dargeboten wurde, ein Gast ankündigte, er habe (ein untrügliches Zeichen, daß die Marquise zu der Matinee kommen werde) das Gespann der allbekannten Kalesche vor dem Uhrmacher oder beim Drogisten halten sehen! Dann erhielt Madame de Cambremer (die in der Tat sehr bald erschien, von ihrer Schwiegertochter und irgendwelchen Hausgästen gefolgt, die in diesem Augenblick bei ihr wohnten und für die sie die mit Freuden gewährte Erlaubnis erbeten hatte, sie mitzubringen) ihren ganzen Glanz in den Augen der Gastgeber zurück, für welche die Belohnung ihres so sehr erhofften Kommens vielleicht der entscheidende, wenn auch uneingestandene Grund des Entschlusses gewesen war, den sie vor vier Wochen gefaßt hatten, nämlich sich Mühe und Kosten einer solchen Matinee aufzuerlegen. Wenn sie die Marquise bei ihrem Tee anwesend sahen, erinnerten sie sich nicht mehr an die Gefälligkeit, mit der sie sich auch zu den Veranstaltungen wenig qualifizierter Nachbarn begeben hatte, sondern nur an das Alter ihrer Familie, den Luxus ihres Schlosses, die Unhöflichkeit ihrer Schwiegertochter, der geborenen Legrandin, die durch ihre Arroganz die etwas fade Gutmütig-

keit der Schwiegermutter noch mehr hervortreten ließ. Schon glaubten sie, in der Gesellschaftsspalte des *Gaulois* den kleinen Abschnitt zu sehen, den sie selbst hinter sorgfältig verschlossenen Türen im Familienkreise zusammenbrauen würden, über »den kleinen Winkel in der Bretagne, in dem man so gut zu leben versteht« und »die wirklich erlesene Matinee, bei der man nicht auseinanderging, ohne den Gastgebern das Versprechen einer baldigen Wiederholung abgenommen zu haben«. Jeden Tag warteten sie auf die Zeitung, beunruhigt, weil sie ihren musikalischen Tee noch nicht erwähnt gefunden hatten, und von der Furcht bewegt, möglicherweise Madame de Cambremer nur für ihre Gäste und nicht für die Vielzahl der Leser bei sich gehabt zu haben. Endlich war der Tag der Tage da: »Die Saison in Balbec läßt sich in diesem Jahr ganz ungewöhnlich glänzend an. In Mode sind jetzt kleine Nachmittagskonzerte« und so fort. Gott sei Dank, der Name von Madame de Cambremer wurde in korrekter Schreibweise und als »beliebig herausgegriffen«, aber doch an der Spitze des kleinen Artikels zitiert. Man brauchte jetzt nur noch mißvergnügt über die Indiskretion der Zeitungen zu tun, durch die Verstimmungen bei den Personen entstehen konnten, die einzuladen nicht möglich gewesen war, und heuchlerisch in Gegenwart von Madame de Cambremer die Frage aufzuwerfen, wer wohl die Perfidie besessen haben mochte, dieses Echo einzusenden, von dem die Marquise, ganz Wohlwollen und große Welt, nur zu sagen pflegte: »Ich verstehe, daß es Ihnen nicht angenehm ist, ich selbst aber schätze mich glücklich, wenn man erfährt, daß ich Ihr Gast gewesen bin.«

Auf der Karte, die man mir überbrachte, hatte Madame de Cambremer flüchtig hinzugefügt, sie gebe am übernächsten Tag eine Matinee. Und gewiß hätte es mir noch vor zwei Tagen, wie sehr ich auch des Gesellschaftslebens überdrüssig sein mochte, eine wahre Freude bereitet, es hier auszukosten, verpflanzt in jene Gärten, in denen dank der begünstigten Lage von Féterne im Freiland Feigen, Palmen und

Hochstammrosen bis zum Strand hinunter wuchsen, wo das Meer oft in mediterraner Ruhe und Bläue dalag, auf dem die kleine Jacht der Besitzer vor dem Beginn des Festes aus den Ortschaften auf der anderen Seite der Bucht die wichtigsten Gäste abholte, dann, wenn alles beisammen war, mit ihren zum Schutz ausgespannten Sonnensegeln als Speiseraum für die Teemahlzeit diente und am Abend diejenigen zurückbrachte, die sie hergeführt hatte. Es war dies ein bezaubernder, aber so kostspieliger Luxus, daß, zum Teil, um die daraus entstandenen Unkosten zu decken, Madame de Cambremer nach Mitteln und Wegen gesucht hatte, auf verschiedene Weise ihre Einkünfte zu vermehren, zum Beispiel indem sie zum erstenmal eine ihrer Besitzungen, die übrigens von Féterne sich stark unterschied, vermietet hatte: La Raspelière. Ja, wie sehr hätte ich vor zwei Tagen noch einen solchen Nachmittag unter einer Schar von unbekannten kleinen Adligen in einem neuen Rahmen als angenehme Abwechslung gegenüber dem Pariser Gesellschaftsleben empfunden! Jetzt aber hatten Vergnügungen keinen Sinn mehr für mich. Ich schrieb also an Madame de Cambremer, sie möge mich entschuldigen, ebenso wie ich eine Stunde zuvor Albertine hatte wegschicken lassen; der Kummer hatte in mir die Möglichkeit des Verlangens ebenso vollkommen ertötet, wie einem ein starkes Fieber den Appetit benimmt. Meine Mutter sollte am folgenden Tag ankommen. Es schien mir, ich sei weniger unwürdig, mit ihr zusammenzuleben, werde sie besser verstehen, jetzt, wo ein ganz fremdes und herabwürdigendes Leben dem Wiederheraufkommen herzzerreißender Erinnerungen Platz gemacht hatte, die wie eine Dornenkrone meine Seele nunmehr gleich der ihren umflochten und adelten. Ich glaubte es; in Wirklichkeit ist es ein weiter Weg von dem wahrhaften Schmerz, wie es derjenige Mamas war, der einem buchstäblich auf sehr lange hinaus, manchmal sogar für immer das Leben raubt (sobald man das Wesen, das man liebt, verloren hat), zu jenem anderen, der trotz allem vorübergeht – wie es der meine tun sollte

–, der ebenso schnell wieder schwindet, wie er spät gekommen ist, den man erst lange nach dem betreffenden Erlebnis kennenlernt, weil man, um ihn zu fühlen, dieses erst »begreifen« muß, ein Schmerz, wie ihn so viele Menschen erleben und von dem derjenige, der gegenwärtig mir Qual bereitete, sich nur durch eine Modalität, jene nämlich des unwillkürlichen Erinnerns, unterschied.

Einen Schmerz, der ebenso tief war wie der meiner Mutter, sollte ich eines Tages kennenlernen, wie man im weiteren Verlauf dieser Erzählung sehen wird; das war aber nicht jetzt und nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Doch wie im Fall eines Schauspielers, der seine Rolle kennen und schon längst an seinem Platz stehen müßte, aber, nachdem er erst in letzter Sekunde angekommen ist und nur ein einziges Mal durchgelesen hat, was er sagen soll, dies recht geschickt zu verbergen weiß, sobald der Augenblick kommt, in dem sein Stichwort ertönt, so daß niemand seine Verspätung bemerkt, erlaubte mir gleichwohl mein erst ganz neuer Schmerz, als meine Mutter ankam, so mit ihr zu sprechen, als sei er schon immer ganz der gleiche gewesen. Sie dachte bloß, der Anblick der Stätten, an denen ich mit meiner Großmutter gewesen war (im übrigen war es nicht so), habe ihn von neuem geweckt. Weil ich einen Schmerz empfand, der nichts gegen den ihrigen war, aber mir doch die Augen öffnete, wurde mir damals zum erstenmal mit Entsetzen klar, was sie leiden mußte. Zum erstenmal begriff ich, daß der starre und tränenlose Blick (der bewirkte, daß Françoise für sie nur wenig Mitleid fühlte), den sie seit dem Tod meiner Großmutter hatte, auf dem unbegreiflichen Widerspruch zwischen Erinnerung und Nichts haften geblieben war. Obwohl sie weiterhin Trauer trug, sich sonst aber an diesem neuen Ort bewußter kleidete, war ich nur um so betroffener über die Verwandlung, die mit ihr vorgegangen war. Es genügt nicht zu sagen, daß sie alle Heiterkeit verloren hatte; umgeschmolzen und erstarrt zu einer Art von Bildnis einer Flehenden schien sie zu befürchten, durch eine zu jähe

Bewegung oder einen zu lauten Ton in der Stimme die schmerzliche Gegenwart zu verletzten, die nicht mehr von ihr wich. Besonders aber bemerkte ich, sobald ich sie in ihrem Crêpemantel eintreten sah – was mir in Paris immer entgangen war –, daß ich nicht mehr meine Mutter vor Augen hatte, sondern meine Großmutter. Wie in königlichen oder herzoglichen Familien in dem Augenblick, da das Oberhaupt des Hauses stirbt, der Sohn dessen Titel annimmt und aus dem Herzog von Orléans, dem Prinzen von Tarent oder dem Fürsten des Laumes der König von Frankreich, der Herzog von La Trémoille, der Herzog von Guermantes werden, so wird oft durch eine Inthronisation ganz anderer Art und viel tieferen Ursprungs der Lebende von dem Toten ergriffen, folgt ihm nach, wird ihm ähnlich und führt sein unterbrochenes Leben fort. Vielleicht zerreißt der große Kummer, der bei einer Tochter, wie Mama es war, auf den Tod der Mutter folgt, nur um so früher die Hülle, beschleunigt die Metamorphose und das Hervortreten eines Wesens, das man in sich trägt und das ohne diese Krise, die alle Zwischenphasen ausläßt und mit einem Schlag ganze Zeitabschnitte überspringt, sich nur langsam vollzöge. Vielleicht liegt in der Trauer um diejenige, die nicht mehr ist, eine Art von Suggestion, die schließlich auf unseren Zügen Ähnlichkeiten zum Vorschein bringt, die virtuell schon in uns vorhanden waren, und vielleicht bewirkt sie vor allem ein Stocken unserer im speziellen Sinn individuellen Betätigung (bei meiner Mutter die ihrer gesunden Vernunft, der etwas spöttischen Heiterkeit, die sie von ihrem Vater ererbt hatte), die wir, solange die geliebte Person lebte, zu üben uns nicht scheuten und wäre es selbst auf deren Kosten, und die zu dem Charakter, den wir ausschließlich von jener haben, eine Art Gegengewicht gebildet hat. Ist sie einmal gestorben, so hätten wir Skrupel, anders als sie zu sein, wir bewundern einzig, was sie gewesen ist, also das, was wir zwar schon waren, doch mit anderen Zügen vermischt, und was wir künftig ausschließlich sein werden. In diesem Sinn (und nicht

in dem so verschwommenen, falschen, in dem man den Ausdruck gemeinhin auffaßt) kann man sagen, daß der Tod nicht unnütz ist, sondern daß der Tote auch weiterhin auf uns einwirkt. Er tut es sogar mehr als ein Lebender, weil ja die wahre Wirklichkeit nur durch den Geist offenbar wird, das heißt Gegenstand eines geistigen Aktes ist, und wir deshalb wahrhaft nur kennen, was wir durch das Denken wieder erschaffen müssen und was das Alltagsleben uns vielmehr verbirgt … Schließlich treiben wir in diesem Kult des schmerzlichen Erinnerns an unsere Toten eine Art von Abgötterei mit allem, was sie liebten. Nicht nur konnte meine Mutter sich nicht von der Handtasche meiner Großmutter trennen, die kostbarer geworden war, als wenn sie aus Saphiren und Diamanten bestünde, von ihrem Muff, von allen Kleidungsstücken, die die äußere Ähnlichkeit zwischen den beiden noch unterstrichen, sondern ebensowenig von den Briefbänden der Madame de Sévigné, die meine Großmutter immer bei sich getragen hatte, Exemplare, die meine Mutter nicht einmal für das Manuskript jener Briefe hergegeben hätte. Früher neckte sie meine Großmutter häufig, weil diese ihr niemals einen Brief schrieb, ohne darin einen Satz von Madame de Sévigné oder Madame de Beausergent anzuführen.[1] In jedem der drei Briefe, die ich von Mama vor ihrer Ankunft in Balbec erhielt, zitierte sie Madame de Sévigné, als seien diese drei Briefe nicht von ihr an mich gerichtet, sondern als hätte meine Großmutter sie vielmehr ihr geschrieben. Sie wollte zur Promenade hinunter und den Strand sehen, von dem meine Großmutter ihr täglich in ihren Briefen erzählt hatte. Ich sah sie vom Fenster aus, wie sie mit dem Schirm für Sonne und Regen, dem gleichen Schirm, den schon ihre Mutter benutzt hatte, ganz schwarz gekleidet, mit scheuen, ehrfürchtigen Schritten über den Sand hinging, den die teuren Füße vor ihr betreten hatten; sie schien auf der Suche nach einer Toten zu sein, die die Wellen ihr zurückbringen sollten. Um sie beim Abendessen nicht allein zu lassen, mußte ich mit ihr hinuntergehen. Der Gerichtsprä-

sident und die Witwe des Vorsitzenden der Anwaltskammer ließen sich ihr vorstellen; alles aber, was sich auf meine Großmutter bezog, ging ihr so nahe, daß sie unendlich gerührt war und immer in dankbarer Erinnerung behielt, was der Gerichtspräsident zu ihr sagte, ebenso wie sie mit einer Art von Empörung darunter litt, daß die Gattin des Vorsitzenden der Anwaltskammer dagegen kein Wort des Gedenkens für die Tote fand. In Wirklichkeit machte sich der Präsident nicht mehr Gedanken über meine Großmutter als die Frau des Anwaltskammervorsitzenden. Die bewegten Worte des einen und das Schweigen der anderen waren, obwohl meine Mutter einen so großen Unterschied dazwischen sah, nur verschiedene Formen, die Gleichgültigkeit auszudrücken, die wir den Toten gegenüber hegen. Doch ich glaube, daß meiner Mutter vor allem die Worte wohltaten, in die ich unwillkürlich ein wenig von meinem Kummer einfließen ließ. Er mußte Mama einfach beglücken (trotz ihrer liebevollen Gefühle für mich) wie alles, was meiner Großmutter ein Weiterleben in den Herzen sicherte. An allen folgenden Tagen ging meine Mutter und setzte sich an den Strand, um genau das zu tun, was ihre Mutter getan hatte, und las deren Lieblingsbücher, die Memoiren von Madame de Beausergent und die Briefe von Madame de Sévigné. Sie hätte – wie auch niemand sonst von uns – nicht zu ertragen vermocht, daß man diese letztere die »geistvolle Marquise« oder auch nur La Fontaine den »guten La Fontaine«[1] genannt hätte. Wenn sie jedoch in diesen Briefen die Worte »liebe Tochter« fand, glaubte sie ihre Mutter zu sich sprechen zu hören.

Sie hatte das Mißgeschick, auf einer dieser Pilgerfahrten, bei denen sie nicht gestört sein wollte, am Strand einer Dame aus Combray zu begegnen, die von ihren Töchtern begleitet wurde. Ich glaube, sie hieß Madame Poussin. Wir nannten sie aber unter uns niemals anders als »Dann-kannst-du-dich-freuen«, denn mit diesem immer wiederkehrenden Satz warnte sie ihre Töchter vor den Unpäßlichkeiten, die sie sich zu-

ziehen würden, zum Beispiel die eine, die sich die Augen rieb: »Wenn du eine tüchtige Bindehautentzündung bekommst, dann kannst du dich freuen.« Zum Gruß bedachte sie meine Mutter von weitem mit tränenseligen Gebärden, nicht als Zeichen des Mitgefühls, sondern aus einer Art von Wohlerzogenheit heraus. Hätten wir den Verlust meiner Großmutter nicht zu beklagen und nur Ursache gehabt, glücklich zu sein, sie hätte sich nicht anders verhalten. Sie lebte ziemlich zurückgezogen in Combray in einem riesigen Garten, fand alles nicht lieblich genug und paßte sogar die Wörter und Namen ihrem Verniedlichungsbedürfnis an. Sie fand es zu unfreundlich, den silbernen Gegenstand, mit dem sie ihren Sirup abmaß, als »Löffel« zu bezeichnen, und sagte deshalb »Lüffel«; sie hätte sich auch gescheut, den zarten Sänger des Telemachos zu verletzen, wenn sie ihn einfach Fénelon genannt hätte – wie ich es tat, der ich es wissen mußte, hatte ich doch zum liebsten Freund den klügsten, besten und tapfersten, allen, die ihn gekannt haben, unvergeßlichen Menschen: Bertrand de Fénelon[1] –, und sagte deshalb niemals anders als »Fénélon«, da ihrer Meinung nach der *accent aigu* den Namen weicher machte. Der Schwiegersohn dieser Madame Poussin, der gar nichts Liebliches an sich hatte und dessen Namen ich nicht mehr weiß, war Notar in Combray, ging aber mit den ihm anvertrauten Geldern durch und brachte namentlich meinen Onkel um einen ziemlich großen Betrag. Doch die meisten Leute in Combray standen sich so gut mit den übrigen Mitgliedern der Familie, daß sich keine Abkühlung daraus ergab und man Madame Poussin nur bedauerte. Sie empfing keinen Besuch, aber jeder, der an ihrem Gartentor vorbeiging, blieb stehen, um die schattenspendenden Bäume dahinter zu bewundern, ohne irgend etwas anderes ausmachen zu können. Sie störte uns in Balbec nicht, wo ich ihr nur einmal begegnete gerade in dem Augenblick, als sie zu ihrer Tochter, die an den Nägeln kaute, sagte: »Wenn du erst einen schönen Umlauf bekommst, dann kannst du dich freuen.«

Während Mama am Strand las, blieb ich allein in meinem Zimmer. Ich rief mir die letzte Lebensphase meiner Großmutter und alles, was sich auf sie bezog, in die Erinnerung zurück, dachte zum Beispiel daran, daß die Tür zur Treppe offen geblieben war, als wir zu ihrem letzten Spaziergang aufbrachen. Im Gegensatz dazu kam mir die übrige Welt kaum wirklich vor, und mein Leiden vergiftete sie mir ganz und gar. Endlich verlangte meine Mutter, ich solle ins Freie gehen. Doch bei jedem Schritt hinderte mich irgendein vergessener Aspekt des Kasinos, der Straße, auf der ich am ersten Abend, als ich auf sie wartete, bis zum Denkmal von Duguay-Trouin[2] gegangen war, ähnlich wie ein Wind, gegen den man nicht ankämpfen kann, am Weiterschreiten; ich schlug die Augen nieder, um das alles nicht zu sehen. Als ich wieder etwas Kraft gesammelt hatte, kehrte ich ins Hotel zurück, in das Hotel, in dem es, wie ich wußte, von nun an unmöglich sein würde, wenn ich auch noch so lange wartete, meine Großmutter wiederzufinden, wie ich sie damals an jenem Abend des Ankunftstages wiedergefunden hatte. Da ich zum erstenmal ausging, schauten mich viele Bediente, die ich noch nicht gesehen hatte, voller Neugier an. Gleich auf der Schwelle des Hotels zog ein junger Page seine Mütze, um mich zu begrüßen, und setzte sie sofort wieder auf. Ich glaubte, Aimé habe ihm – nach seinem eigenen Ausdruck – »einen Wink« gegeben, er möge sich mir gegenüber aufmerksam betragen. Im gleichen Augenblick aber sah ich auch schon, daß er die Mütze für eine andere Person, die nach Hause kam, wieder genauso zog. Tatsächlich verstand dieser junge Mann auf der Welt nichts weiter, als die Mütze zu ziehen und wieder aufzusetzen, dies aber in Vollkommenheit. Da er seine Unfähigkeit zu irgendeinem anderen Tun begriffen hatte, führte er wenigstens dieses so gut und so häufig aus, wie er es nur irgend am Tag vermochte, was ihm von seiten der Gäste eine diskrete, aber durchgängige Sympathie eintrug, nicht minder aber auch von seiten des Portiers, dem es oblag, die Pagen zu engagieren,

und der, bis er auf diesen raren Vogel gestoßen war, keinen hatte finden können, den er nicht in weniger als acht Tagen wieder hatte heimschicken müssen, zum großen Erstaunen von Aimé, der zu sagen pflegte: »Dabei braucht man in diesem Beruf nichts weiter, als höflich zu sein, das dürfte doch nicht so schwerfallen.« Der Direktor legte auch Wert darauf, daß sie hatten, was er eine gute »Präsenz« nannte, womit er sagen wollte, daß sie sich an ihrem Platz aufzuhalten hätten, mehr aber noch, sie sollten sich dort auch »gut präsentieren«. Der Anblick der Rasenfläche, die sich hinter dem Hotel erstreckte, war durch die Anlage einiger Blumenbeete und die Entfernung nicht nur eines exotischen Zierstrauches, sondern auch des Pagen verändert worden, der im ersten Jahr den Eingang außen durch den geschmeidigen Blütenschaft seiner Gestalt und die merkwürdige Färbung seines Haares geschmückt hatte.[1] Er war einer polnischen Gräfin gefolgt, die ihn als Sekretär engagiert hatte, womit er seinen beiden älteren Brüdern und seiner maschineschreibenden Schwester nacheiferte, die dem Hotel durch Persönlichkeiten verschiedenen Herkunftslandes und Geschlechts, die sich in ihren Zauber verliebt hatten, entrissen worden waren. Als einziger war der Jüngste zurückgeblieben, den, weil er schielte, niemand haben wollte. Er war sehr glücklich, wenn die polnische Gräfin und die Beschützer der beiden anderen einige Zeit in Balbec im Hotel verbrachten. Denn obwohl er seine Brüder beneidete, liebte er sie auch und konnte so ein paar Wochen hindurch Familiengefühlen frönen. Hatte nicht auch die Äbtissin von Fontevrault die Gewohnheit, ihre Nönnchen sich selbst zu überlassen, um an der Gastfreundschaft teilzuhaben, die Ludwig

xiv

. jener anderen Mortemart, seiner Mätresse, der Madame de Montespan, gewährte?[2] Für diesen Jüngsten war es das erste Jahr, das er in Balbec verbrachte; er kannte mich noch nicht, da er aber gehört hatte, wie seine älteren Kameraden, wenn sie zu mir sprachen, auf das Wort »Monsieur« meinen Namen

folgen ließen, tat er es ihnen auf der Stelle nach, das erste Mal mit einer Miene der Befriedigung, die entweder dem Umstand galt, daß er seine Wohlinformiertheit in bezug auf eine offenbar so bekannte Persönlichkeit an den Tag legte, oder seiner Fähigkeit, sich einem Brauch anzupassen, von dem er vor fünf Minuten noch nichts gewußt hatte, dem nachzukommen er aber nun für unerläßlich hielt. Ich hatte sehr viel Verständnis für den Reiz, den dieser große Hotelpalast gewissen Personen bieten mochte. Er war eingerichtet wie ein Theater, und eine zahlreiche Komparserie belebte ihn bis unter das Dach. Obwohl der Gast nur eine Art Zuschauer war, bewegte er sich doch unaufhörlich mitten im Schauspiel selbst, nicht etwa nur wie in jenen Theatern, in denen die Schauspieler eine Szene im Zuschauerraum spielen, sondern als rolle das Leben der Zuschauer unmittelbar in der Prachtentfaltung einer Bühne ab. Der Tennisspieler mochte in seiner weißen Flanelljacke nach Hause kommen, immer hatte der Portier seinen silberbetreßten blauen Frack angelegt, um ihm seine Post zu reichen. Wenn dieser Tennisspieler sich nicht zu Fuß in sein Zimmer begeben wollte, so fühlte er sich darum nicht weniger unter die Schauspieler gemischt, da er, um den Aufzug in Bewegung zu setzen, den ebenso reichkostümierten Liftboy an seiner Seite hatte. Die Korridore auf den einzelnen Etagen bargen eine Schar von Zimmermädchen und privaten Zofen, die sich vor dem Meer schön ausnahmen wie der Panathenäenfries[1] und in deren kleine Kammern die Liebhaber von Dienstmädchenschönheit auf klug gewählten Umwegen zu gelangen wußten. Unten herrschte das männliche Element vor und machte aus diesem Hotel wegen der äußerst jugendlichen, beschäftigungslosen Schar von Bedienten eine Art jüdisch-christlicher Tragödie, die hier Gestalt angenommen hatte und in Permanenz über die Bretter ging. Ich konnte es daher auch nicht lassen, mir bei ihrem Anblick zwar nicht jene Verse von Racine vorzusprechen, die mir bei der Fürstin von Guermantes in den Sinn gekommen waren, als Monsieur de

Vaugoubert die jungen Botschaftssekretäre betrachtete, die Monsieur de Charlus begrüßten, wohl aber andere Verse von Racine, diesmal nicht aus *Esther*, sondern aus *Athalie*; denn schon in der Halle, den heiligen Hallen, wie es in der gehobenen Sprache der Tragödie wohl geheißen hätte, fand sich insbesondere um die Teestunde eine »blühende Schar«[2] von jungen Hotelbedienten ein, die den jungen Israeliten in den Chören von Racine glichen. Allerdings glaube ich nicht, daß auch nur ein einziger die Antwort hätte geben können, die Joas für Athalie bereithält, als diese dem fürstlichen Kind die Frage stellt: »Und welches ist dein Dienst?«[1] , denn sie hatten keinen. Höchstens hätte, wenn man, wie die alte Königin, irgendeinen von ihnen befragt hätte:

»Mais tout ce peuple enfermé dans ce lieu,
À quoi s'occupe-t-il?

Doch all das Volk in diesen Mauern hier
Was ist sein täglich Amt?«

dieser antworten können:

»Je vois l'ordre pompeux de ces cérémonies

Ich seh' dem stolzen Lauf der Zeremonien zu

und trage dazu bei.« Manchmal trat einer der jungen Statisten auf irgendeine wichtige Persönlichkeit zu. Darauf kehrte die junge Schönheit wieder in den Chor zurück, und wofern nicht ein Augenblick entspannter Kontemplation einsetzte, verflochten sie alle weiterhin die Schritte ihrer nutzlosen, ehrfürchtigen, dekorativen und täglichen Choreographie. Da sie, »fern von der Welt erzogen«, außer an dem Tag, an dem sie »Ausgang« hatten, den Vorhof nicht überschritten, führten sie das gleiche Tempeldasein wie die Leviten in *Athalie*, und angesichts dieser »jungen, ergebenen Truppe«, die sich zu Füßen der mit prächtigen Teppichen bedeckten Treppenstufen erging, konnte ich mich fragen, ob ich in das Grand-Hôtel von Balbec oder in den Tempel Salomonis trat.

Ich ging geradewegs in mein Zimmer hinauf. Meine Gedanken waren gewöhnlich mit den letzten Tagen der Krankheit meiner Großmutter beschäftigt, mit jenen Leiden, die ich noch einmal durchlebte, indem ich sie um jenes Element vermehrte, das noch schwerer zu ertragen ist als das Leiden der anderen, nämlich unser quälendes Mitleid, das jenem noch hinzugefügt wird; wenn wir nur glauben, die Leiden eines teuren Wesens in uns nachzuerleben, vermehrt unser Mitleid sie; vielleicht aber hat es tatsächlich recht, mehr als jenes Bewußtsein, das diejenigen vom Schmerz haben, die ihn selbst erleiden, da ihnen jene Traurigkeit ihres Lebens verborgen bleibt, die das Mitleid eben verzweifelnd spürt. Dennoch hätte mein Mitleid in einer ganz neuen Aufwallung die Leiden meiner Großmutter übertroffen, hätte ich damals erfahren, was mir lange Zeit unbekannt war, daß nämlich meine Großmutter am Tag vor ihrem Tod in einem Augenblick klaren Bewußtseins, nachdem sie sich versichert hatte, daß ich nicht anwesend war, die Hände meiner Mutter ergriffen und, ihre fiebernden Lippen darauf drückend, ihr gesagt hatte: »Adieu, meine Tochter, adieu für immer.« Vielleicht war es auch diese Erinnerung, auf die meine Mutter von da an unaufhörlich ihre starren Blicke geheftet hatte. Dann kehrten mir freundlichere

Vorstellungen zurück. Sie war meine Großmutter, ich ihr Enkel. Der jeweilige Ausdruck ihres Gesichts schien mir in einer Sprache eingezeichnet, die nur für mich bestimmt war; sie war alles in meinem Leben, die anderen existierten nur im Hinblick auf sie, auf das Urteil, mit dem sie sich zu mir über sie äußerte; doch nein, unsere Beziehungen sind zu flüchtig gewesen, um mehr als bloß das Korrelat eines Zufalls zu sein. Sie kennt mich nicht mehr, ich werde sie auch niemals wiedersehen. Wir waren nicht einzig füreinander geschaffen, sie war eine Fremde. Diese Fremde nun betrachtete ich gerade auf Saint-Loups Photographie. Mama, die Albertine begegnet war, hatte darauf bestanden, daß ich sie sah wegen der netten Dinge, die sie ihr über meine Großmutter und über mich gesagt hatte. Ich hatte also eine Verabredung mit ihr getroffen. Dem Direktor hatte ich Weisung gegeben, er solle sie im Salon auf mich warten lassen. Er sagte mir, er kenne sie schon lange, sie und ihre Freundinnen, lange bevor sie das Alter der »Probität« erreicht hatten, doch er war böse auf sie wegen verschiedener Äußerungen, die sie über das Hotel getan hatten. »Sie müssen wohl schlecht ›illustriert‹ sein, um sich so äußern zu können, es sei denn, man hat sie verleumdet.« Ich verstand leicht, daß Probität soviel wie Pubertät heißen sollte. Während ich auf den Augenblick wartete, in dem ich Albertine wiedersehen sollte, hielt ich meine Augen starr wie auf eine Zeichnung, die man schließlich nicht mehr sieht, weil man sie zu lange angeschaut hat, auf die Photographie gerichtet, die Saint-Loup gemacht hatte, als ich plötzlich von neuem dachte: Das ist Großmutter, ich bin ihr Enkel, wie jemand nach einem krankhaften Gedächtnisverlust seinen Namen wiederfindet, wie ein Kranker zu einer neuen Persönlichkeit wird. Françoise trat ein, um mir zu sagen, Albertine sei da; beim Anblick der Photographie bemerkte sie: »Die gute Madame Amédée, das ist sie ganz und gar, sogar die kleine Warze auf der Wange kann man ganz genau sehen; an dem Tag, wo der Herr Marquis sie photographiert hat, war sie recht

krank, zweimal war ihr übel geworden. ›Vor allem, Françoise‹, hat sie gesagt, ›darf mein Enkel nichts merken.‹ Sie hat es sehr gut verborgen, sie war immer vergnügt, sobald jemand anderes da war. Wenn sie allein war, fand ich, sah sie manchmal aus, als ob sie in Gedanken ganz woanders wäre. Aber das ging immer schnell vorbei. Und dann sagte sie auch zu mir: ›Wenn mir jemals etwas passiert, sollte er doch ein Bild von mir haben. Ich habe nämlich niemals eines machen lassen.‹ Darauf schickte sie mich zum Herrn Marquis, ich mußte ihm ans Herz legen, Monsieur nicht zu erzählen, daß sie ihn selbst gebeten hatte, er möge doch eine Aufnahme von ihr machen. Als ich zurückgekommen bin, um ihr zu sagen, es sei ihm recht, wollte sie nicht mehr, weil sie fand, sie sähe zu elend aus. ›Das ist ja noch schlimmer‹, sagte sie zu mir, ›als überhaupt keine Photographie.‹ Aber da sie nicht dumm war, hat sie dann doch alles sehr gut zuwege gebracht. Sie hat ihren Hut mit der breiten Krempe aufgesetzt, so daß man es gar nicht sah, wenn es nicht zu hell war. Sie hat sich dann auch sehr über die Photographie gefreut, weil sie damals gar nicht daran glaubte, daß sie noch jemals von Balbec wieder nach Hause kommen würde. Und wenn ich auch immerfort zu ihr sagte: ›Madame, so dürfen Sie nicht reden, ich kann nicht hören, wenn Madame so spricht‹, es war nun einmal in ihrem Kopf drin. Und weiß Gott, an manchen Tagen hat sie gar nichts essen können. Deswegen drängte sie Monsieur auch immer dazu, irgendwo ganz weit fort mit dem Herrn Marquis zu Abend zu essen. Statt daß sie dann zu Tisch ging, tat sie so, als lese sie in einem Buch, und gleich wenn der Wagen des Herrn Marquis fortgefahren war, ging sie auf ihr Zimmer und legte sich zu Bett. Manche Tage wollte sie Madame Nachricht geben lassen, damit sie käme, um sie noch einmal zu sehen. Dann aber hatte sie Angst, sie würde sie erschrecken, weil sie doch vorher niemals etwas davon zu ihr gesagt hatte. ›Es ist besser, sie bleibt bei ihrem Mann, wissen Sie, Françoise.‹« Als Françoise mich ansah, fragte sie plötzlich, ob ich mich

»indisponiert« fühle. Ich antwortete nein; sie aber setzte hinzu: »Überhaupt halten Sie mich hier fest, mit Ihnen zu plaudern. Ihr Besuch ist vielleicht schon da. Ich muß jetzt hinuntergehen. Das ist keine Person, die hierher paßt. Und Hals über Kopf, wie sie ist, ist sie vielleicht schon wieder fort. Die wartet nicht gern. Sie ist ja neuerdings jemand, die Mademoiselle Albertine.« – »Sie irren sich, Françoise, sie paßt sehr gut, zu gut hierher. Aber gehen Sie jetzt, und sagen Sie ihr, ich könne sie heute nicht sehen.«

Welche Mitleidsäußerungen wären mir von Françoise wohl zuteil geworden, hätte sie mich weinen sehen! Sorgfältig verbarg ich mich. Sonst hätte ich bestimmt ihre Sympathie erlangt. Doch schenkte ich ihr die meine. Wir versetzen uns nicht genug in das Herz dieser armen Dienerinnen, die nicht sehen können, wenn wir weinen, ganz als täte Weinen uns weh; oder vielleicht ihnen selbst, denn wie oft hatte mir Françoise, als ich klein war, gesagt: »Weinen Sie doch nicht so, ich kann Sie nicht weinen sehen.« Wir mögen die großen Worte, die Beteuerungen nicht, wir haben unrecht, wir verschließen damit unser Herz dem Pathos des Landvolkes, dem Spruchbandtext, den die arme Dienstmagd, die vielleicht ungerechterweise wegen Diebstahl nach Hause geschickt wird, totenblaß und auf einmal demutsvoll, als sei es bereits ein Verbrechen, angeschuldigt zu werden, aus ihrem Mund abrollen läßt, wenn sie sich auf die Redlichkeit ihres Vaters, die Grundsätze ihrer Mutter, den Rat, den die Großmutter gegeben hat, beruft. Gewiß lassen uns die gleichen Bedienten, die unsere Tränen nicht ertragen können, bedenkenlos eine Lungenentzündung bekommen, nur weil das Zimmermädchen von unten gern Durchzug hat und es deshalb nicht höflich wäre, die Fensterflügel zu schließen. Es muß nun einmal so sein, daß die, die recht haben, wie Françoise, gleichzeitig unrecht haben, damit die Gerechtigkeit ein Ding der Unmöglichkeit bleibt. Selbst die bescheidenen Freuden der Dienerinnen rufen bei den Herrschaften entweder Ablehnung oder Spott hervor.

Denn es handelt sich immer um ein Nichts, aber um etwas albern Sentimentales und etwas, was gegen die Hygiene verstößt. So können sie denn auch sagen: Wie, ich, die ich das ganze Jahr überhaupt um nichts bitte, bekomme nicht einmal dies gewährt! Und doch würden die Herrschaften ihr viel mehr gewähren, Dinge, die nicht dumm und gefährlich für sie sind und vor allem nicht für die Herrschaft. Gewiß kann man der Demut des armen Hausmädchens, das zitternd bereit ist einzugestehen, was es nicht einmal begangen hat, und das sagt: »Ich gehe heute abend noch, wenn es sein muß«, nicht widerstehen. Trotz der feierlichen und erbitterten Banalität der Dinge, die sie vorbringt – ihr mütterliches Erbe und die Würde des heimatlichen Grundes –, sollte man auch nicht fühllos bleiben gegenüber einer alten Köchin, die im Gewand eines ehrenhaften Lebens und einer ebensolchen Abstammung auftritt, den Besen wie ein Zepter hält und ihre Rolle bis zur Tragik steigert, indem sie ihre Worte mit Tränen unterbricht und sich majestätisch in die Höhe reckt. An jenem Tag rief ich mir solche Szenen in die Erinnerung zurück oder stellte sie mir vor, ich setzte sie in Beziehung zu unserer alten Dienerin; von da an liebte ich, trotz allem, was sie gegen Albertine hatte, Françoise mit einer Zärtlichkeit, die freilich manchmal versagte, aber doch der stärksten Gattung dieses Gefühls angehörte, nämlich der, die auf Erbarmen beruht.

Gewiß litt ich diesen ganzen Tag, als ich vor der Photographie meiner Großmutter saß. Sie fügte mir Qualen zu. Weniger jedoch, als am Abend der Besuch des Direktors es tat. Als ich zu ihm von meiner Großmutter sprach und er seine Beileidsbezeigungen von neuem vorbrachte, mußte ich folgendes vernehmen (denn er verwendete gern Wörter, die er inkorrekt aussprach): »Es ist wie an dem Tage, wo Ihre Frau Großmutter die Sinekope hatte. Ich wollte es Ihnen damals sagen, weil es wegen der anderen Gäste, nicht wahr, dem Hause vielleicht hätte schaden können. Am besten wäre sie am selben Abend noch abgereist. Aber sie beschwor mich, Ihnen nichts zu er-

zählen, und versprach mir, sie werde gewiß keine Sinekope mehr haben oder bei der nächsten abreisen. Der Hausdiener von der Etage hat mir jedoch gesagt, sie habe noch eine zweite gehabt. Aber mein Gott, Sie waren alte Gäste, denen man gern einen Gefallen tut, und solange sich niemand beklagt …« So hatte meine Großmutter also Synkopen gehabt und sie vor mir verborgen. Vielleicht war sie in dem Augenblick, in dem ich am wenigsten nett zu ihr war, unter Leiden gezwungen gewesen, sich zu bemühen, gute Laune zu zeigen, um mich nicht zu reizen, und gesund zu scheinen, um im Hotel nicht vor die Tür gesetzt zu werden. »Sinekope« ist ein Wort, das ich mir in dieser Verdrehung niemals vorgestellt hätte und das mir, von anderen angewendet, vielleicht lächerlich vorgekommen wäre, das aber nun mit seinem neuen seltsamen Klang wie eine neuartige Dissonanz lange Zeit die schmerzlichsten Empfindungen in mir wachzurufen vermochte.

Am folgenden Tag ging ich auf den Wunsch meiner Mutter hinaus, um mich ein wenig im Sand auszustrekken oder vielmehr in den Dünen, da, wo man in ihren Falten verborgen ist und wo ich wußte, daß Albertine und ihre Freundinnen mich nicht finden konnten. Meine gesenkten Augenlider ließen nur noch einen einzigen ganz rosigen Lichtschein durch, den auf der Innenwand über den Augen. Dann schlossen sie sich ganz. Da erschien mir meine Großmutter; sie saß in einem Lehnstuhl. Schwach wie sie war, sah sie aus, als ob sie weniger als andere Menschen lebe. Gleichwohl hörte ich sie atmen; manchmal merkte man an einem Zeichen, daß sie verstanden hatte, was wir, mein Vater und ich, zu ihr sagten. Doch auch wenn ich ihr einen Kuß gab, gelang es mir nicht, einen Blick der Zärtlichkeit in ihre Augen, ein wenig Farbe auf ihre Wangen zu rufen. Sie wirkte völlig abwesend und schien mich nicht zu lieben, mich nicht zu kennen, mich vielleicht nicht einmal zu sehen. Ich konnte das Geheimnis ihrer Gleichgültigkeit, ihrer Niedergeschlagenheit, ihrer schweigenden Mißbilligung nicht erraten. Ich zog meinen Vater auf die Seite.

»Du siehst aber doch«, sagte ich zu ihm, »man muß zugeben, sie hat alles ganz genau erfaßt. Die Illusion des Lebens ist vollkommen da. Könnten wir doch deinen Vetter kommen lassen, der immer behauptet, die Toten lebten nicht! Jetzt ist es mehr als ein Jahr her, daß sie gestorben ist, und im Grunde lebt sie immer noch. Aber warum sie mich wohl nicht küssen will?« – »Da sieh nur hin, ihr armer Kopf ist ganz heruntergesunken.« – »Dabei möchte sie jetzt gleich in die Champs-Elysées.« – »Aber das ist ja Wahnsinn!« – »Wirklich, meinst du, daß ihr das schadet, daß sie noch mehr sterben könnte? Es ist doch unmöglich, daß sie mich nicht mehr liebt. Und wenn ich sie auch küsse, wird sie mir jemals wieder zulächeln?« – »Was willst du, die Toten sind tot.«

Ein paar Tage darauf war es mir tröstlich, die Photographie zu betrachten, die Saint-Loup gemacht hatte; sie weckte nun die Erinnerung an das, was Françoise mir gesagt hatte, nicht wieder auf, weil diese Erinnerung mich nicht mehr verließ und mir zur Gewohnheit geworden war. Doch im Vergleich zu der Vorstellung, die ich mir von dem Zustand meiner Großmutter machte, der an jenem Tage so ernst und schmerzhaft gewesen war, schien sie mir auf der Photographie dank jenen Listen, die mich sogar noch täuschten, nachdem sie mir offenbar geworden waren, so elegant, so sorglos unter dem Hut, der ihr Gesicht etwas verdeckte, daß ich sie weniger unglücklich und bei besserer Gesundheit erblickte, als ich sie mir vorgestellt hatte. Da ihre Wangen, ohne daß sie es wußte, einen eigenen Ausdruck hatten, etwas Bleiernes, Hohles wie der Blick eines Tieres, das schon in sich spürt, daß es ausgewählt und gezeichnet ist, hatte meine Großmutter dennoch bereits das Aussehen einer zum Tode Verurteilten, eine unwillkürlich düstere, unbewußt tragische Miene, die mir entgangen war, Mama jedoch daran gehindert hatte, jemals diese Photographie zu betrachten, die ihr weniger eine Photographie ihrer Mutter zu sein schien als vielmehr der Krankheit, an der diese litt, der Beleidigung, welche die Krankheit mit einem

brutalen Schlag dem Antlitz meiner Großmutter zugefügt hatte.

Dann eines Tages entschloß ich mich, Albertine ausrichten zu lassen, ich würde sie demnächst sehen können. Das kam daher, daß an einem Morgen voll verfrühter Wärme die tausend Rufe spielender Kinder, der Badenden, die sich belustigten, der Zeitungsverkäufer mir in feurigen Farben, in verschlungenen Flammenlinien den glühenden Strand ausmalten, den kleine Wellen nacheinander mit ihrer Kühle bespülten; dann hatte das Symphoniekonzert begonnen, vermischt mit dem leichten Anschlagen der Wellen, in dem die Geigen summten wie ein aufs Meer hinaus verirrter Bienenschwarm. Sofort hatte ich den Wunsch verspürt, das Lachen Albertines wiederzuhören, ihre Freundinnen wiederzusehen, jene jungen Mädchen, die sich von dem bewegten Meer abhoben und in meiner Erinnerung ein von Balbec untrennbarer Zauber und seine charakteristische Flora geblieben waren; so hatte ich beschlossen, durch Françoise ein Wort an Albertine zu schicken, um sie für die nächste Woche zu mir zu bestellen, während das sanft heranflutende Meer bei jeder Welle, die sich am Ufer hingleitend brach, mit kristallenen Läufen gänzlich die Melodie überdeckte, deren Weisen sich voneinander abzuheben schienen wie jene lautespielenden Engel, die sich auf dem First der italienischen Kathedrale zwischen Zinnen aus blauem Porphyr und schäumendem Jaspis erheben.[1] Doch an dem Tag, als Albertine kam, war das Wetter von neuem schlechter und kühler geworden, und außerdem hatte ich keine Gelegenheit, ihr Lachen zu vernehmen; sie war sehr schlecht gelaunt. »Balbec ist furchtbar langweilig dieses Jahr«, sagte sie zu mir, »ich werde es einzurichten versuchen, daß ich nicht lange bleibe. Sie wissen ja, ich bin schon seit Ostern hier, das ist mehr als vier Wochen. Es ist niemand da. Übermäßig amüsant ist das nicht, wie Sie sich denken können.« Trotz des jüngst gefallenen Regens und des jede Minute wechselnden Himmels unternahm ich, nachdem ich Albertine

bis nach Épreville begleitet hatte – denn Albertine »pendelte«, wie sie sagte, zwischen diesem kleinen Strand, wo sich die Villa von Madame Bontemps befand, und Incarville, wo sie bei Rosemondes Eltern »in Pension« war –, einen einsamen Spaziergang zu der großen Landstraße, auf der der Wagen von Madame de Villeparisis entlanggefahren war, wenn wir unsere Ausflüge mit meiner Großmutter machten; Wasserlachen, die die blitzende Sonne nicht aufgetrocknet hatte, machten den Boden zu einem wahren Moor, und ich dachte an meine Großmutter, die früher keine zwei Schritte gehen konnte, ohne ihr Kleid zu bespritzen. Doch sobald ich auf der Landstraße angekommen war, stand ich wie geblendet. Da, wo ich mit meiner Großmutter zusammen im August nur Blätter und gleichsam den geometrischen Ort von Apfelbäumen gesehen hatte, standen sie jetzt, soweit das Auge reichte, in voller, unerhört luxuriöser Blüte, mit den Füßen im Schmutz, jedoch in Balltoilette und ohne alle Vorsichtsmaßregel, um nicht den herrlichsten rosafarbenen Satin zu ruinieren, den man jemals gesehen hat und der in der Sonne schimmerte; der ferne Horizont des Meeres bildete für die Apfelbäume einen Hintergrund wie auf einem japanischen Holzschnitt; wenn ich den Kopf hob, um den Himmel zwischen den Blüten zu betrachten, die sein Blau heiterer, fast ungestüm erscheinen ließen, sah es aus, als schöben sie sich leicht auseinander, um die ganze Tiefe dieses Paradieses den Blicken zu öffnen. Unter so viel Azurbläue brachte ein leichter, aber kühler Wind die sich rötenden Blütensträußchen leise zum Erschauern. Blaumeisen setzten sich auf die Zweige und hüpften zwischen den Blüten hin und her, die so nachgiebig stillhielten, als habe ein Liebhaber exotischer Dinge und Farben diese lebendige Schönheit künstlich hergestellt.[1] Diese aber rührte gerade deshalb zu Tränen, weil sie, so weit sie in ihren Effekten raffinierter Kunstfertigkeit ging, dennoch spüren ließ, daß sie natürlich war, daß diese Apfelbäume dort auf freiem Feld wie Bauern auf einer großen französischen Landstraße standen.

Dann folgten auf die Strahlen der Sonne plötzlich Regenstreifen; sie schraffierten den ganzen Horizont und woben die Reihe der Apfelbäume in ihr graues Netzwerk ein. Diese aber trugen weiter blühende, rosige Schönheit zur Schau in dem eisig gewordenen Wind und unter dem Platzregen, der herniederrauschte; es war ein Frühlingstag.[2]

ZWEITES KAPITEL

Albertines Geheimnisse. Die jungen Mädchen im Spiegel. Die unbekannte Dame. Der Liftboy. Madame de Cambremer. Die Freuden des Monsieur Nissim Bernard. Erste Skizze von Morels seltsamem Charakter. Monsieur de Charlus diniert bei den Verdurins.

In meiner Furcht, das Vergnügen, das ich an diesem einsamen Spaziergang gefundcn hatte, könne in mir die Erinnerung an meine Großmutter abschwächen, suchte ich diese durch den Gedanken an eine große Seelenpein zu beleben, die sie erlitten hatte; meinem Ruf Folge leistend versuchte sie, in meinem Herzen Gestalt anzunehmen; sie errichtete ihre unermeßlich hohen Pfeiler; doch zweifellos war mein Herz zu klein für sie, ich hatte nicht die Kraft, einen so großen Schmerz zu ertragen, meine Aufmerksamkeit versagte in dem Augenblick, da er sein ganzes Ausmaß wiedererlangen wollte, und die Bögen seines Gewölbes sanken in sich zusammen, bevor sie sich

berührten, so wie die Wogen sich brechen, bevor sie ihre Wölbung vollendet haben.

Allein schon aus meinen Träumen, sobald ich eingeschlafen war, hätte ich entnehmen können, daß mein Kummer um meine Großmutter nachließ, denn sie erschien darin weniger von der Vorstellung bedrückt, die ich mir selbst von ihrem Nichts machte. Ich sah sie immer noch krank vor mir, doch auf dem Weg der Genesung; ich fand, sie sehe schon besser aus. Spielte sie aber auf das an, was sie gelitten hatte, verschloß ich ihr den Mund mit meinen Küssen und versicherte ihr, sie sei jetzt für immer wiederhergestellt. Ich hätte gern Skeptiker zur Feststellung gedrängt, daß der Tod eine Krankheit sei, von der man sich wieder erholt. Nur fand ich bei meiner Großmutter nicht mehr die reiche Unmittelbarkeit, über die sie früher verfügt hatte. Ihre Worte waren nur ein abgeschwächter, gefügiger Widerhall, fast nur ein einfaches Echo dessen, was ich selbst gesagt hatte; sie war nur noch ein Reflex meines eigenen Denkens.

Wenn ich jetzt auch noch unfähig zu physischem Verlangen war, begann ich durch Albertine doch allmählich etwas wie ein Verlangen nach Glück zu empfinden. Gewisse Träume von geteilter Zärtlichkeit, die immer in uns lebendig sind, verbinden sich gern durch eine Art von Affinität mit der Erinnerung (unter der Voraussetzung, daß diese bereits ein wenig verschwommen ist) an eine Frau, mit der wir einen Augenblick des Glücks gekostet haben. Dieses Gefühl rief mir gewisse Aspekte von Albertines Antlitz in Erinnerung, weichere, weniger heitere, recht verschieden von denjenigen, die rein körperliche Wünsche hervorgerufen hätten; und da es auch weniger drängte, als diese letzteren es getan hätten, hätte ich gern die Verwirklichung bis zum folgenden Winter aufgeschoben, ohne inzwischen einen Versuch zu machen, Albertine in Balbec vor ihrer Abreise wiederzusehen. Doch selbst inmitten eines noch lebhaft empfundenen Kummers taucht das körperliche Verlangen wieder auf. Von meinem Bett aus, in

dem ich jeden Tag eine lange Weile liegen sollte, um mich auszuruhen, sehnte ich Albertine herbei, um unsere Spiele von ehedem mit ihr wieder aufzunehmen. Sieht man nicht auch in dem gleichen Zimmer, in dem sie ein Kind verloren haben, Eheleute bald wieder von neuem umschlungen dem kleinen Verstorbenen einen Bruder geben? Ich versuchte, mich von diesem Verlangen abzulenken, indem ich ans Fenster trat, um das Meer jenes Tages zu betrachten. Wie im ersten Jahr war das Meer selten dasselbe wie tags zuvor. Überhaupt hatten die Meere wenig Ähnlichkeit mit jenen des ersten Jahres, vielleicht, weil es jetzt Frühling und gewittrig war, vielleicht auch, weil eine andere, wechselhaftere Wetterlage, selbst wenn ich zum gleichen Datum wie das erstemal gekommen wäre, gewissen trägen, dunstüberlagerten und fragilen Meeren von dieser Küste hätte abraten können, Meeren, wie ich sie an glühendheißen Tagen am Strand hatte schlafen sehen, die bläuliche Brust in weichem Wogen unmerklich hebend, vor allem aber, weil meine Augen, die von Elstir gelernt hatten, genau die Elemente festzuhalten, die ich früher absichtlich ausschloß, jetzt ausführlich betrachteten, was sie im ersten Jahr nicht zu sehen verstanden. Jener Gegensatz – der mir damals so sehr zum Bewußtsein gekommen war – zwischen den Spazierfahrten zu Land, die ich mit Madame de Villeparisis machte, und dieser verfließenden, unzugänglichen, mythologischen Nachbarschaft des ewigen Ozeans existierte für mich nicht mehr. Und an gewissen Tagen schien mir jetzt sogar das Meer selbst etwas beinahe Flurartiges an sich zu haben.[1] An den ziemlich seltenen wirklichen Schönwettertagen hatte die Hitze auf dem Wasser wie querfeldein eine staubige, weiße Straße gezogen, hinter der die zierliche Spitze eines Fischerkahns aufragte wie ein dörflicher Kirchturm. Ein Schleppdampfer, von dem man nur den Schornstein sah, rauchte in der Ferne wie eine abgelegene Fabrik, während einsam am Horizont ein weißes, geblähtes Viereck, das wohl von einem Segel dort aufgemalt war, aber kompakt wie aus

Kalkstein wirkte, an die besonnte Ecke irgendeines einsam daliegenden Gebäudes, eines Hospitals oder einer Schule erinnerte. An den Tagen aber, an denen sich Wolken und Wind zu der Sonne gesellten, vollendeten sie zwar nicht das Fehlurteil des Verstandes, doch zumindest die Illusion des ersten Eindrucks, seine suggestive Wirkung auf die Phantasie. Denn der Wechsel von klar gegeneinander abgesetzten Farbräumen, gleich jenen, die auf der Flur durch das Aneinandertreffen verschiedener Saaten entstehen, die rauhen, gelben und wie lehmig wirkenden Unebenheiten der Meeresoberfläche, die Dämme und Böschungen, die dem Blick eine Barke verbargen, auf der ein Trupp geschäftiger Matrosen die Ernte einzubringen schien, alles dies machte an Gewittertagen aus der See etwas ebenso Vielfältiges, ebenso Konsistentes, ebenso Bewegtes, Belebtes und Bestelltes wie das mit Wagen befahrbare Land, auf dem ich früher Ausflüge unternommen hatte, die ich bald wiederaufnehmen würde. Einmal aber, als ich meinem Verlangen nicht widerstehen konnte, kleidete ich mich an, anstatt mich wieder hinzulegen, und machte mich auf, um Albertine in Incarville aufzusuchen. Ich wollte sie bitten, mich bis Douville zu begleiten, von wo aus ich dann in Féterne Madame de Cambremer und in La Raspelière Madame Verdurin einen Besuch machen konnte. Albertine sollte während dieser Zeit am Strand auf mich warten, und wir würden dann gemeinsam bei Dunkelheit zurückkehren. Ich machte mich auf zu der kleinen Lokalbahn; dank Albertine und ihren Gefährtinnen hatte ich einst alle ihre in der Gegend üblichen Spitznamen gelernt. Man nannte sie bald die »Blindschleiche« wegen ihrer unzähligen Kurven oder den »Rumpelkasten«, weil sie kaum vom Fleck kam; bald den »Überseedampfer« wegen einer entsetzlichen Sirene, die sie ertönen ließ, damit die Spaziergänger sich in acht nahmen, bald die »Decauville«[1] oder das »Seilbähnchen«, obschon sie keines war, aber weil sie die Dünen hinaufkletterte; ebensowenig war sie eine Decauville, doch hatte sie Spurweite sechzig; oder die

»B. A. G.«, weil sie von Balbec über Angerville nach Grattevast fuhr, die »Tramway« oder die »T. S. N.«, weil sie zur Trambahnlinie der Süd-Normandie gehörte.[2] Ich setzte mich in ein Abteil, wo ich ganz allein war; die Sonne brannte hernieder, es war stickig heiß; ich ließ das blaue Rouleau des Fensters herunter, das nur noch einen schmalen Sonnenstreifen durchließ. Und sogleich sah ich meine Großmutter, so wie sie mit mir bei unserer Abfahrt von Paris nach Balbec im Zug gesessen und in ihrem Kummer darüber, mich Bier trinken zu sehen, lieber nicht hingeschaut, sondern die Augen geschlossen und so getan hatte, als schlafe sie. Ich, der ich früher ihren Kummer nicht ertragen konnte, wenn mein Großvater Cognac trank, hatte ihr den neuen zugefügt, nicht nur sehen zu müssen, wie ich auf die Aufforderung eines anderen hin ein Getränk zu mir nahm, das sie als unzuträglich für mich ansah, sondern sie auch gezwungen, mir die Freiheit zu lassen, nach meinem Belieben davon zu trinken; ja mehr noch, durch meinen Zorn, meine Erstickungsanfälle hatte ich sie gezwungen, mir dabei zu helfen, mir sogar dazu zu raten in einer äußersten Resignation, deren stummes, verzweifeltes Bild in meinen Gedanken vor mir stand, mit geschlossenen Augen, um wenigstens nichts mitansehen zu müssen. Eine solche Erinnerung hatte mir wie mit einem Zauberstab die Seele wieder verliehen, die ich seit einiger Zeit zu verlieren im Begriff gewesen war; was hätte ich mit Albertine[1] anfangen sollen, wo doch meine Lippen einzig und allein ein verzweifeltes Verlangen verspürten, ein Wesen zu küssen, das verstorben war? Was hätte ich zu den Cambremers und den Verdurins sagen sollen, wenn mir das Herz davon pochte, daß sich darin in jedem Augenblick der Schmerz erneuerte, den meine Großmutter erlitten hatte? Ich konnte in diesem Wagen nicht bleiben. Sobald der Zug in Maineville-la-Teinturière hielt, gab ich meine Pläne auf und stieg aus. Maineville hatte seit einiger Zeit große Bedeutung und einen ganz speziellen Ruf erlangt, weil ein Direktor zahlreicher Kasinos, ein ausgesprochener

Vergnügungslieferant, nicht weit von dort, mit geschmacklosem Luxus, der sehr wohl mit dem eines Palasthotels wetteifern konnte, ein Etablissement erbaut hatte, auf das wir zurückkommen werden[2] und das, um es ganz offen zu sagen, das erste öffentliche Haus für anspruchsvolle Gäste darstellte, das an den Küsten Frankreichs zu errichten jemandem eingefallen war. Es war das einzige. Jeder Hafen hat zwar das seine, doch geeignet nur für die Seeleute und Liebhaber malerischer Eindrücke, die so etwas gern sehen, in nächster Nachbarschaft einer Kirche aus unvordenklicher Zeit und mit einer fast ebenso alten »Patronne«, die, verehrungswürdig und von Verwitterung bedroht, vor ihrer übelbeleumundeten Pforte steht und auf die heimkehrenden Fischerboote wartet.

Ich entfernte mich von dem gleißenden Haus der »Freuden«, das schamlos dort aufragte trotz der von seiten der Familien vergebens an den Bürgermeister ergangenen Proteste, und begab mich wieder auf die Falaisen, wo ich den gewundenen Wegen in Richtung Balbec folgte. Ohne darauf Antwort zu geben, hörte ich den Ruf der Weißdornhecken. Als weniger üppige Nachbarinnen der Apfelblüten fanden sie diese recht schwerfällig, obwohl sie der frischen Wangenfärbung der mit rosigen Blütenblättern geschmückten Töchter jener behäbigen Apfelweinhersteller Anerkennung zollten. Sie wußten, daß sie zwar weniger reich dotiert, doch gesuchter sein würden und, um zu gefallen, nichts anderes nötig hatten als ihr zerknittertes Weiß.

Als ich ins Hotel zurückkehrte, übergab mir der Concierge eine Todesanzeige, in der der Marquis und die Marquise von Gonneville, der Vicomte und die Vicomtesse von Amfreville, der Graf und die Gräfin von Berneville, der Marquis und die Marquise von Graincourt, der Graf von Amenoncourt, die Gräfin Maineville, der Graf und die Gräfin von Franquetot, die Gräfin von Chaverny, geborene d'Aigleville, von einem Trauerfall Kenntnis gaben; endlich begriff ich, weshalb sie mir geschickt worden war, als ich auf die Namen der Marqui-

se von Cambremer, geborene du Mesnil la Guichard, sowie des Marquis und der Marquise von Cambremer stieß und feststellte, daß die Verstorbene eine Cousine der Cambremers, Eléonore-Euphrasie-Humbertine de Cambremer, Gräfin von Criquetot, war. In der ganzen Entfaltung dieser Provinzfamilie, deren Aufzählung kleingedruckte, enge Zeilen füllte, fand sich kein Bürgerlicher, im übrigen aber auch kein bekannter Adelsname, sondern nur der gesamte Heerbann der Vasallen und Aftervasallen jener Region, die ihre Namen – die aller interessanten Orte der Gegend – mit ihren fröhlichen Ausklängen auf -ville oder -court, doch auch dumpferen Endungen wie -tot hier ertönen ließen. Mit den Ziegeln ihres Schlosses oder dem Bewurf ihrer Kirche umkleidet, das schwankende Haupt kaum über die Wölbung oder den Haupttrakt reckend, und auch dann nur, um sich mit der normannischen Laternenkuppel oder dem taubenschlagähnlichen Zinnentürmchen zu krönen, schienen sie alle hübschen, zwanzig Meilen in der Runde sich aufstaffelnden oder verstreut liegenden Dörfer aufgeboten und sie in geschlossener Formation ohne Lücke oder Bresche, durch die ein Eindringling hätte schlüpfen können, auf dem soliden rechteckigen Damebrett dieser schwarzumrandeten aristokratischen Traueranzeige aufgestellt zu haben.

Meine Mutter war in ihr Zimmer zurückgekehrt im Gedenken an einen Satz aus Madame de Sévigné: »Ich sehe niemand von denen, die mich ablenken wollen; in versteckten Worten soll das heißen, daß sie mich daran hindern möchten, in Gedanken bei Ihnen zu sein, und das verletzt mich«[1] , weil nämlich der Gerichtspräsident zu ihr gesagt hatte, sie solle sich zerstreuen. Mir flüsterte er zu: »Da ist die Prinzessin von Parma.« Meine Furcht schwand im Augenblick, als ich sah, daß die Frau, die der Präsident mir zeigte, mit der Königlichen Hoheit nichts zu tun hatte. Doch weil diese im Hotel ein Zimmer hatte reservieren lassen, um dort eine Nacht nach einem Besuch bei der Prinzessin von Luxemburg zu verbrin-

gen, hatte das auf viele Gäste die Wirkung, daß sie jede neuangekommene Dame für die Prinzessin von Parma hielten – auf mich jedoch die, daß ich hinaufstieg und mich in meine Dachkammer einschloß. Ich hätte dort nicht allein bleiben mögen. Es war kaum vier Uhr. Ich bat Françoise, Albertine zu holen, damit sie das Ende des Nachmittags mit mir verbrachte.

Ich würde, glaube ich, lügen, wenn ich behauptete, damals schon habe das schmerzliche und unaufhörliche Mißtrauen eingesetzt, das ich Albertine gegenüber hegen sollte, geschweige denn, es habe bereits zu jener Zeit den ganz besonderen, von Gomorrha her bestimmten Charakter angenommen, den es später bekam. Gewiß, schon an diesem Tag – aber es war nicht der erste – mischte sich unter mein Warten eine Art von Angst. Als Françoise gegangen war, blieb sie so lange aus, daß ich zu verzweifeln begann. Ich hatte die Lampe nicht angezündet. Es war kaum noch hell. Im Wind klatschte die Fahne auf dem Kasinodach. Und kraftloser noch in der Stille des Strandes, an dem das Meer emporstieg, und wie eine Stimme, die der zermürbenden Ungewißheit dieser unruhigen, falschen Stunde Ausdruck gegeben und sie verstärkt hätte, spielte ein Drehörgelchen vor dem Hotel Wiener Walzer. Endlich erschien Françoise, jedoch allein. »Ich bin so schnell gegangen, wie ich konnte, aber sie wollte nicht mitkommen, weil sie sich nicht schön genug frisiert fand. Wenn sie nicht eine geschlagene Stunde gebraucht hat, um sich zu pomadisieren, ist sie schon weg. Das wird ja nachher hier ein wahrer Parfümladen sein. Sie kommt, sie ist nur noch zurückgeblieben, um sich vor dem Spiegel schönzumachen. Ich hatte mir schon gedacht, daß ich sie da finden würde.« Es verging noch eine ganze Weile, bis Albertine endlich kam. Doch die Heiterkeit, die Liebenswürdigkeit, die sie diesmal offenbarte, zerstreute meine Traurigkeit. Sie kündigte mir an, daß sie (entgegen dem, was sie neulich gesagt hatte) die ganze Saison hierbleiben werde, und fragte mich, ob wir uns nicht wie im

ersten Jahr alle Tage sehen könnten. Ich sagte ihr, im Augenblick sei ich zu traurig, werde sie aber von Zeit zu Zeit im letzten Moment holen lassen wie vordem in Paris. »Wenn Sie jemals Kummer oder irgendwie Lust haben, zögern Sie nicht«, sagte sie, »sondern benachrichtigen Sie mich, ich komme, so schnell ich kann. Und wenn Sie nicht fürchten, daß das hier im Hotel Aufsehen erregt, bleibe ich auch, solange Sie wollen.« Françoise hatte, als es ihr gelungen war, sie herbeizuholen, die glückliche Miene gezeigt, die sie jedesmal hatte, wenn sie sich für mich einer Mühe unterzog und mir mit Erfolg ein Vergnügen verschaffte. Albertine selbst aber spielte keine Rolle bei dieser Freude, denn schon am folgenden Tag sollte Françoise mir die tiefsinnigen Worte sagen: »Monsieur sollte dieses Fräulein nicht sehen. Ich kenne genau ihre Art von Charakter, sie wird Monsieur Kummer machen.« Als ich Albertine zurückgeleitete, sah ich im beleuchteten Speisesaal die Prinzessin von Parma. Ich betrachtete sie nur kurz, richtete es aber so ein, daß sie mich nicht sehen konnte. Doch muß ich gestehen, daß ich jetzt eine gewisse Größe in ihrer königlichen Höflichkeitsentfaltung entdeckte, die mir bei den Guermantes nur ein Lächeln abgenötigt hatte. Ein herrschender Grundsatz will, daß Souveräne überall bei sich zu Hause sind, und das Protokoll übersetzt dieses Prinzip in tote und gehaltlose Bräuche wie zum Beispiel denjenigen, daß der Hausherr den Hut in seiner eigenen Wohnung in der Hand behält, um zu zeigen, daß er dort nicht unter dem eigenen Dach weilt, sondern als Gast des Fürsten. Diese Idee nun formulierte sich die Prinzessin von Parma vielleicht nicht in dieser Weise, doch war sie so durchdrungen davon, daß alle ihre spontan für eine Gelegenheit erdachten Handlungen davon Zeugnis ablegten. Als sie sich von der Tafel erhob, reichte sie Aimé ein großes Trinkgeld, als sei er einzig ihretwegen dagewesen und als belohne sie damit wie beim Verlassen eines Schlosses den Butler, der speziell ihr zu ihrer Bedienung zugewiesen war. Sie begnügte sich im übrigen nicht mit dem

Trinkgeld, sondern wandte auch mit anmutigem Lächeln ein paar liebenswürdige und schmeichelhafte Worte an ihn, wie ihre Mutter sie ihr auf den Lebensweg mitgegeben hatte. Vielleicht hätte nicht viel gefehlt, und sie hätte ihm auch noch gesagt, daß, solange das Hotel so gut geführt werde, sicher die Normandie auch weiterhin in gleicher Weise blühe und daß sie vor allen Ländern der Erde Frankreich den Vorzug gebe. Ein anderes Geldstück glitt aus den Händen der Prinzessin in die des Weinkellners, den sie hatte rufen lassen und dem sie ihre Zufriedenheit auszusprechen wünschte wie ein General, der eine Truppenparade abgenommen hat. Der Liftboy war in diesem Augenblick gekommen, ihr einen gewünschten Bescheid zu bringen; auch er erhielt ein freundliches Wort, ein Lächeln und ein Trinkgeld, alles das mit ermutigenden und bescheidenen Reden gemischt, die dazu bestimmt waren, zu beweisen, daß sie selbst nicht mehr als irgendeiner von ihnen sei. Da Aimé, der Weinkellner, der Liftboy und die übrigen glaubten, es sei unhöflich, nicht den Mund bis zu den Ohren zu verziehen und einer Person zuzulächeln, die ihnen zulächelte, war sie bald von einer Gruppe dienstbarer Geister umgeben, mit denen sie wohlwollend plauderte; solche Manieren waren in den Grandhotels etwas Ungewöhnliches, und die Personen, die draußen am Strand vorbeigingen und die Prinzessin nicht mit Namen kannten, glaubten, sie sei eine gewohnheitsmäßige Besucherin von Balbec, die, von mittelmäßiger Herkunft oder nur aus beruflichen Gründen hier (vielleicht war sie die Frau eines Aquisiteurs für eine Champagnerfirma) sich weniger von dem Bedientenstab unterschied als die wahrhaft vornehmen Gäste. Ich selbst dachte an den Palast in Parma, an die halb religiösen, halb politischen Weisungen, die man dieser Prinzessin erteilt hatte[1] , die jetzt mit dem Volk umging, als müsse sie es für sich gewinnen, um eines Tages zu regieren, vielmehr, als regiere sie schon.

Ich ging in mein Zimmer hinauf, aber ich war dort nicht allein. Irgend jemand spielte Stücke von Schumann mit viel

Gefühl. Gewiß kommt es vor, daß andere Menschen, sogar diejenigen, die wir am meisten lieben, uns mit der Trauer oder Gereiztheit getränkt erscheinen, die unserem eigenen Inneren entströmt. Trotzdem gibt es etwas, was die Macht besitzt, zur Verzweiflung zu treiben, wie das nie ein Mensch erreichen wird: das ist ein Klavier.

Albertine hatte mich die Daten notieren lassen, an denen sie abwesend und für ein paar Tage bei irgendwelchen Freundinnen sein würde, und auch deren Adressen für den Fall, daß ich sie an einem dieser Abende bei mir haben wollte, denn keine von ihnen wohnte sehr fern. Das bewirkte, daß bei meinen Bemühungen, sie zu finden, von einem Mädchen zum anderen sich ganz natürlich rings um sie Blumenranken flochten. Ich wage zu gestehen, daß viele von ihren Freundinnen – ich liebte Albertine noch nicht – mir an dem einen oder anderen Strand genußreiche Augenblicke schenkten. Diese entgegenkommenden jungen Kameradinnen schienen mir damals gar nicht so sehr viele zu sein. Doch letzthin dachte ich an sie zurück, und ihre Namen fielen mir wieder ein. Ich rechnete daraufhin aus, daß in dieser einzigen Saison zwölf mir ihre zarte Gunst geschenkt hatten. Ein Name fiel mir noch nachträglich ein, es war der dreizehnte. Da befiel mich eine Art von kindlicher Angst, bei dieser Zahl stehenzubleiben. Ach, ich war mir wohl bewußt, daß ich die erste vergessen hatte, Albertine, die nicht mehr am Leben und die vierzehnte war.[1]

Ich hatte – um den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen – mir die Namen und Adressen der jungen Mädchen aufgeschrieben, bei denen ich Albertine an diesem oder jenem Tage finden konnte, wo sie nicht in Incarville war, hatte aber eigentlich vor, diese Tage lieber dazu zu benutzen, Madame Verdurin einen Besuch zu machen. Im übrigen hat unser Verlangen nach verschiedenen Frauen nicht immer die gleiche Kraft. An einem bestimmten Abend können wir auf die eine von ihnen nicht verzichten, die uns hinterher ein, zwei Monate lang kalt läßt. Und ganz abgesehen von dem Bedürfnis nach

Abwechslung, dessen Gründen hier nicht nachgegangen werden kann, ist die Frau, deren Bild nach kraftraubenden Liebestaten unserer vorübergehenden Senilität vor Augen schwebt, eine solche, der man beinahe nur einen Kuß auf die Stirn geben möchte. Was Albertine betrifft, so sah ich sie selten und nur an den weit auseinanderliegenden Abenden, an denen ich auf sie nicht verzichten konnte. Erfaßte mich ein solches Verlangen, wenn sie zu weit von Balbec entfernt war, als daß Françoise noch hätte hingehen können, schickte ich den Liftboy nach Épreville, La Sogne oder nach Saint-Frichoux, nachdem ich ihn vorher gebeten hatte, seine Arbeit etwas abzukürzen. Er trat dann in mein Zimmer, ließ aber die Tür offenstehen, denn obwohl er gewissenhaft seinen »Job« besorgte, der sehr hart war, da er in viel Putzen von fünf Uhr früh an bestand, konnte er sich nicht zu der Anstrengung aufraffen, eine Tür zu schließen, und wenn man ihn darauf aufmerksam machte, daß sie offen sei, ging er nur zurück und stieß sie mit dem Höchstmaß an Mühe, das er aufzubringen vermochte, leicht an. Mit dem demokratischen Stolz, der ihm eigen war und zu dem sich in den freien Berufen die Mitglieder größerer Berufsgruppen nicht emporheben – denn Advokaten, Ärzte oder Schriftsteller bezeichnen einen anderen Advokaten, Arzt oder Schriftsteller nur als *mon confrère* –, gebrauchte er zu Recht einen Ausdruck, der für beschränkte Körperschaften, wie Akademien zum Beispiel, reserviert ist, und äußerte sich, sobald er von einem Pagen sprach, der jeden zweiten Tag auch als Liftboy tätig war, folgendermaßen: »Ich will sehen, ob mein *Kollege* mich vertreten kann.« Dieser Stolz hinderte ihn nicht, in der Absicht, das aufzubessern, was er als seine »Bezüge« bezeichnete, für Botengänge Vergütungen anzunehmen, wodurch er Françoise vollends verhaßt wurde: »Ja, das erste Mal, wenn man ihn sieht, denkt man, er könnte kein Wässerchen trüben, aber es gibt Tage, an denen ist er so garstig wie ein Reibeisen. Sie wollen einem alle nur das Geld aus der Tasche ziehen.« Es handelte sich da um eine Kategorie, in

die sie häufig Eulalie einrangiert hatte und auch schon – Gott sei's geklagt wegen all des Unglücks, das eines Tages deswegen über mich kommen sollte – Albertine, weil sie bemerkt hatte, daß ich oft Mama für meine minderbemittelte Freundin um kleine Gegenstände, hübsche Sächelchen bat, was Françoise unentschuldbar fand, denn Madame Bontemps beschäftigte nur ein einziges Dienstmädchen. Sehr schnell erschien der Liftboy wieder, nachdem er das abgelegt hatte, was ich seine Livree genannt hätte, er selbst aber als seine »Uniform« bezeichnete, mit einem Strohhut, einem Spazierstock, sorgfältig abgemessenen Schrittes und in guter Haltung, denn seine Mutter hatte ihm ans Herz gelegt, er dürfe niemals wie ein Arbeiter oder Hotelbedienter wirken. Ebenso wie dank den Büchern die Wissenschaft einem Arbeiter offensteht, der nicht mehr Arbeiter ist, wenn er seine Arbeit gemacht hat, wurde dank dem runden Strohhut und einem Paar Handschuhe die Eleganz in Reichweite des Liftboys gerückt, der sich, nachdem er für diesen Abend aufgehört hatte, die Gäste mit dem Fahrstuhl heraufzubefördern, gleich einem jungen Chirurgen, der seinen Ärztekittel ausgezogen hat, oder dem Unteroffizier Saint-Loup nach Ablegen seiner Uniform, für einen vollendeten Herren hielt. Es fehlte ihm im übrigen nicht an Ehrgeiz oder Talent, seinen schwebenden Käfig zu bedienen, so daß er nicht etwa zwischen zwei Etagen stehenblieb. Doch seine Sprache war fehlerhaft. Ich glaubte an seinen Ehrgeiz, weil er von dem Concierge, dem er unterstellt war, als *mon concierge* sprach, in dem gleichen Ton wie ein Mann, der etwa in Paris sein eigen nannte, was der Page als eine »Privatvilla« bezeichnet hätte, von seinem Portier sprechen würde. Was den Jargon des Liftboys betraf, so war es merkwürdig, daß jemand, der fünfzigmal am Tag einen Gast nach dem Fahrstuhl rufen hörte, selbst niemals anders als »Fahrtenstuhl« sagte. Gewisse Dinge waren außerordentlich aufreizend bei diesem Liftboy. Was ich ihm auch sagen mochte, immer unterbrach er mich durch Redensarten wie »Das kann man

sich denken« oder »Das meine ich ja«, die entweder zu bedeuten schienen, daß meine Bemerkung so selbstverständlich sei, daß jedermann darauf gekommen wäre, oder aber ihm selbst das Verdienst zuschreiben sollten, er habe eben erst meine Aufmerksamkeit darauf gelenkt. »Das kann man sich denken« oder »Das meine ich ja«, mit größtem Nachdruck hervorgebracht, führte er alle zwei Minuten auf den Lippen mit Bezug auf Dinge, von denen er ohne mich niemals eine Ahnung gehabt hätte, was mich so erboste, daß ich anfing, auf der Stelle das Gegenteil zu behaupten, nur um ihm zu beweisen, daß er gar nichts davon verstand. Bei meiner zweiten Behauptung aber, wie unvereinbar sie auch mit der ersten sein mochte, antwortete er nichtsdestoweniger wieder: »Das kann man sich denken« oder »Das meine ich ja«, als ob diese Redensarten einfach nicht zu vermeiden wären. Ich verzieh ihm auch nicht leicht, daß er gewisse Wendungen seines Berufs, die an ihrem Platz vollkommen zulässig gewesen wären, nur im übertragenen Sinn gebrauchte, was ihnen eine recht törichte Absicht des Geistreichseins unterlegte, zum Beispiel den Ausdruck »aufs Pedal treten«. Niemals verwendete er diesen Ausdruck, wenn es sich um einen Weg mit dem Fahrrad handelte. Wenn er sich aber zu Fuß beeilt hatte, um pünktlich da zu sein, bemerkte er zur Bekräftigung dessen, daß er sehr schnell gegangen war: »Sie können sich denken, daß ich tüchtig aufs Pedal getreten habe.« Der Liftboy war klein, schlecht gebaut und eher häßlich zu nennen. Das hinderte ihn aber nicht, jedesmal, wenn ihm gegenüber von einem hochgewachsenen, schlanken und feingliedrigen jungen Mann die Rede war, zu sagen: »Ja-ja, ich weiß schon, einer, der gerade meine Statur hat.« Als ich eines Tages einen Bescheid von ihm erwartete und jemanden die Treppe heraufkommen hörte, hatte ich bei dem Geräusch der Schritte ungeduldig meine Zimmertür geöffnet und einen Pagen gesehen, schön wie Endymion und mit unglaublich vollkommenen Gesichtszügen; er war auf dem Weg zu einer mir unbekannten Dame. Als der Liftboy endlich er-

schien und ich ihm sagte, mit welcher Ungeduld ich auf seine Antwort gewartet hatte, erwähnte ich auch, ich hätte schon einmal geglaubt, er komme die Treppe herauf, aber es sei ein Page aus dem Hôtel de Normandie gewesen. »Ach ja, ich weiß schon, welcher«, sagte er, »sie haben nur einen dort, einen Jungen, der genau meine Statur hat. Auch im Gesicht ist er mir so ähnlich, daß man uns beide verwechseln könnte. Er könnte mein Bruder sein.« Auch wollte er immer den Eindruck erwecken, er habe in der ersten Sekunde schon alles verstanden, so daß er, sobald man ihm irgend etwas ans Herz legen wollte, auf der Stelle erklärte: »Jajajajaja, ich verstehe schon«, und zwar mit einer Sicherheit und in so vernünftigem Ton, daß ich mich eine gewisse Zeitlang dadurch täuschen ließ; doch gleichen die Menschen, je mehr man sie kennenlernt, desto mehr einem Metall, das man in eine es verändernde Lauge taucht; man kann dann beobachten, wie nach und nach ihre Vorzüge (zuweilen auch ihre Fehler) schwinden. Bevor ich ihm meinen Auftrag gab, sah ich, daß er die Tür offengelassen hatte; ich machte ihn darauf aufmerksam, denn ich fürchtete, es könne uns jemand hören; er geruhte meinem Wunsch zu entsprechen und kehrte zu mir zurück, nachdem er den Türspalt etwas verkleinert hatte. »Ich tue es Ihnen zu Gefallen, aber es ist niemand sonst auf der Etage als wir beide.« Gleich darauf hörte ich erst eine, dann zwei, schließlich drei Personen vorübergehen. Das war mir sehr unangenehm wegen einer möglichen Indiskretion, besonders aber weil ich sah, daß er keineswegs darüber erstaunt und daß dies der normale Betrieb hier war. »Ja, das ist das Zimmermädchen von nebenan, die ihre Sachen holt. Oh! das hat nichts zu bedeuten, es ist nur der Weinkellner, der seine Schlüssel verwahrt. Nein, nein, das ist nichts, Sie können ruhig sprechen, es ist nur mein Kollege, der seinen Dienst übernimmt.« Und da die guten Gründe, die alle diese Leute für ihr Vorbeikommen hatten, meinen Verdruß darüber nicht minderten, daß sie mich hören konnten, ging er auf meinen ausdrücklichen Befehl zwar nicht die Tür

schließen, was über die Kräfte dieses Sportsmannes, der Rad fuhr und sich ein Motorrad wünschte, gegangen wäre, aber er stieß sie doch etwas weiter zu. »So, jetzt sind wir ganz ungestört.« Wir waren es tatsächlich so sehr, daß eine Amerikanerin eintrat und sich unter Entschuldigungen zurückzog, sie habe sich im Zimmer geirrt. »Sie werden also dieses junge Mädchen zu mir bringen«, sagte ich zu ihm, nachdem ich selbst die Tür mit aller Macht zugeschlagen hatte (woraufhin ein anderer Page erschien, um sich zu versichern, daß das Fenster nicht offenstehe). »Sie erinnern sich doch: Mademoiselle Albertine Simonet? Im übrigen steht der Name auf dem Briefumschlag. Sie brauchen nur zu sagen, daß es von mir ist. Sie kommt sicher sehr gern«, setzte ich hinzu, um ihm nahezulegen, mich nicht zu sehr zu demütigen. »Das kann man sich denken!« – »Nein, im Gegenteil, es ist gar nicht natürlich, daß sie so gern kommt. Es ist sehr unbequem, von Berneville hierher zu kommen.« – »Das meine ich ja!« – »Sie sagen ihr also, sie solle mit Ihnen kommen.« – »Jajajaja, ich verstehe schon«, antwortete er in dem präzisen und verständigen Ton, der allmählich kaum noch Eindruck auf mich machte, weil ich wußte, daß er fast mechanisch angestimmt wurde und unter seiner scheinbaren Exaktheit viel Dummheit und Unklarheit verbarg. »Bis wann können Sie zurück sein?« – »Das dauert nie sehr lange nicht«, sagte der Liftboy – wobei er wohl die von Bélise formulierte Regel ein wenig mißverstand, derzufolge man die Verwendung zweier Negationen vermeiden und sich mit einer einzigen begnügen soll.[1] »Ich kann sehr gut hingehen. Heute ausgerechnet ist jeder Ausgang am Nachmittag aufgehoben worden, weil wir einen Saal von zwanzig Gedecken zum Mittagessen hatten. Und ich wäre für den Nachmittagsausgang dran gewesen. Es ist also ganz recht, wenn ich am Abend doch ein bißchen fortgehe. Ich nehme mein Rad, auf diese Weise geht es ganz schnell.« Eine Stunde später war er zurück und sagte mir: »Monsieur hat zwar warten müssen, aber die Dame ist mitgekommen, sie ist unten.« –

»Ah! danke, wird der Concierge mir auch nicht böse sein?« – »Monsieur Paul? Er weiß nicht einmal, wo ich gewesen bin. Selbst der Pförtner hat nichts einzuwenden gehabt.« Einmal aber, als ich ihm gesagt hatte: »Sie müssen sie unbedingt mitbringen«, antwortete er mir lächelnd: »Sie müssen wissen, ich habe sie nicht gefunden. Sie ist nicht da. Länger habe ich nicht bleiben können; ich hatte Angst, sie könnten es mit mir machen wie mit meinem Kollegen, den das Hotel hat gehenlassen« (denn der Liftboy nannte es zwar ein Wiederantreten, wenn er eine neue Stellung antrat: » Ich möchte bei der Post eine Stelle wiederantreten«, andererseits aber, um eine Sache zu mildern, sobald es sich um ihn selbst handelte, oder sie etwas scheinheilig und perfide zu insinuieren, wenn es einen anderen betraf, sagte er nur »gehenlassen« statt »entlassen«). Nicht aus Bosheit lächelte er dabei, sondern aus Schüchternheit. Er glaubte, die Schwere seines Versagens zu vermindern, indem er es ins Scherzhafte zog. Ebenso, wenn er zu mir sagte: »*Sie müssen nämlich wissen*, daß ich sie nicht gefunden habe«, tat er es nicht, weil er etwa geglaubt hätte, ich wisse es wirklich schon. Im Gegenteil zweifelte er nicht, daß ich darüber in Unkenntnis sei, vor allem aber machte es ihm angst. Daher brachte er denn auch sein: »Sie müssen nämlich wissen« an, um sich selbst die Qualen zu ersparen, die er hätte ausstehen müssen, wenn er die Sätze aussprach, durch die ich es erst erfahren sollte. Man sollte sich niemals gegen die erzürnen, die zu lachen anfangen, wenn wir sie bei einem Versehen ertappen. Sie tun es nicht, weil sie sich über uns lustig machen, sondern weil sie befürchten, wir könnten ärgerlich werden. Seien wir voller Erbarmen für die, die lachen; bezeigen wir ihnen große Sanftmut. Wie ein wirklicher Schlaganfall hatte die Unruhe, in der sich der Liftboy befand, ihm nicht nur eine apoplektische Röte ins Gesicht getrieben, sondern auch eine Veränderung in seiner Sprechweise zuwege gebracht, die plötzlich vertraulich wurde. Er erklärte mir schließlich, Albertine sei nicht in Épreville, sie solle erst um

neun Uhr zurückkehren, aber wenn sie je, was heißen sollte: zufällig, früher zurückkäme, würde man ihr meine Botschaft ausrichten; und sie werde auf alle Fälle vor ein Uhr nachts bei mir erscheinen.

Noch nicht an diesem Abend übrigens begann mein grausames Mißtrauen feste Gestalt anzunehmen. Nein, um es gleich zu sagen und obwohl die Sache selbst erst einige Wochen später stattgefunden hat: Es erwuchs aus einer Bemerkung Cottards.[1] Albertine und ihre Freundinnen hatten mich an jenem Tag veranlassen wollen, mit ihnen in das Kasino von Incarville zu gehen, und sehr zu meinem Glück hätte ich mich dort nicht zu ihnen gesellt (da ich einen Besuch bei Madame Verdurin machen wollte, die mich mehrmals eingeladen hatte), wenn ich nicht in Incarville durch eine Betriebsstörung der Lokalbahn aufgehalten worden wäre, deren Behebung eine gewisse Zeit in Anspruch nahm. Als ich in Erwartung ihrer Beendigung auf und ab ging, stand ich plötzlich vor Doktor Cottard, der zu einem Krankenbesuch nach Incarville gekommen war. Ich zögerte beinahe, ihm guten Tag zu sagen, da er auf keinen meiner Briefe geantwortet hatte. Doch die Liebenswürdigkeit bekundet sich nicht bei allen Leuten auf die gleiche Weise. Da ihm durch Erziehung nicht die gleichen festen Regeln der Lebensart eingeimpft worden waren wie den Männern und Frauen der Gesellschaft, steckte Cottard voll guter Absichten, von denen man nichts wußte, die man sogar in Zweifel zog, bis zu dem Tag, an dem er Gelegenheit fand, sie einem auch zu zeigen. Er entschuldigte sich, er habe meine Briefe wohl erhalten, auch meine Anwesenheit Madame Verdurin bekanntgegeben, die große Lust habe, mich zu sehen, und die zu besuchen er mir anempfahl. Er schlug mir sogar vor, ihn am gleichen Abend noch zu ihr zu begleiten; denn er selbst wollte sich mit der kleinen Lokalbahn zum Abendessen dorthin begeben. Da ich zögerte und er noch etwas Zeit hatte bis zur Abfahrt – in Anbetracht der Störung, die sich in die Länge zog –, bewog ich ihn, mit mir in das

kleine Kasino zu gehen, eines von denen, die mir am Abend meiner ersten Ankunft so traurig vorgekommen, jetzt aber vom Lärmen der jungen Mädchen erfüllt waren, die aus Mangel an Kavalieren miteinander tanzten. Noch im Tanzschritt kam Andrée auf mich zu; ich aber hatte vor, gleich darauf mit Cottard zu den Verdurins zu fahren, als ich dann doch endgültig sein Angebot ablehnte, von einem allzu heftigen Verlangen erfaßt, bei Albertine zu bleiben. Es kam daher, daß ich sie gerade lachen hörte. Dieses Lachen aber beschwor für mich auf der Stelle die rosigen Farben, die duftenden Wände herauf, an denen es sich zu brechen und von denen es, durchdringend, sinnlich und offenbarungsreich wie Geranienduft, ein paar fast wägbare, aufreizende und geheimnisträchtige Partikelchen bis zu mir hinzutragen schien.

Eines der jungen Mädchen, das ich nicht kannte, setzte sich ans Klavier, und Andrée bat Albertine um einen Walzer. Ganz glücklich bei dem Gedanken, daß ich in diesem kleinen Kasino bei den Mädchen bleiben würde, machte ich Cottard darauf aufmerksam, wie gut die beiden tanzten. Er jedoch, vom medizinischen Standpunkt aus und dabei mit einer schlechten Kinderstube begabt, dank deren er über die Tatsache meiner Bekanntschaft mit den jungen Damen hinwegsah, die ich doch, wie er hätte merken können, gegrüßt hatte, gab mir zur Antwort: »Ja, aber die Eltern sind ziemlich unvorsichtig, wenn sie ihre Töchter solche Gewohnheiten annehmen lassen. Ich würde den meinen bestimmt nicht erlauben, hier zu erscheinen. Sind sie wenigstens hübsch? Ich kann ihre Gesichter nicht unterscheiden. Da, sehen Sie, passen Sie auf«, setzte er hinzu, indem er auf Albertine und Andrée wies, die langsam, dicht aneinandergepreßt, vorübertanzten, »ich habe meinen Kneifer vergessen und sehe nicht viel, aber bestimmt befinden sich die beiden jetzt auf dem Gipfel der Lust. Es ist zu wenig bekannt, daß Frauen Lust vor allem durch die Brüste spüren. Sie sehen ja, ihre Brüste berühren sich vollständig.« Tatsächlich blieben jene Andrées und Albertines in ständigem Kon-

takt. Ich weiß nicht, ob sie Cottards Überlegungen hörten oder errieten, jedenfalls lösten sie sich etwas voneinander, während sie weitertanzten. Andrée sagte in diesem Augenblick etwas zu Albertine, und diese lachte ebenso voll und tief, wie ich es gerade vorher gehört hatte. Doch die Beunruhigung, die dieses Lachen nunmehr in mir erregte, war nur noch grausam; es war, als ob Albertine damit Andrée irgendwelche lustvollen geheimen Schauer mitteilen und offenlegen wollte. Es klang wie der erste oder letzte Akkord eines unbekannten Festes. Zusammen mit Cottard brach ich wieder auf, unterhielt mich zerstreut mit ihm und dachte nur noch augenblicksweise an die Szene, die ich gesehen hatte. Nicht etwa, daß Cottard ein interessanter Gesprächspartner gewesen wäre. Er war in diesem Augenblick sogar ziemlich giftig geworden, denn wir hatten Doktor du Boulbon bemerkt, der uns aber nicht sah. Dieser hielt sich für einige Zeit auf der anderen Seite der Bucht von Balbec auf, wo er als Arzt sehr gefragt war. Nun aber hatte Cottard, obwohl er jedesmal erklärte, er übe während des Urlaubs seinen Beruf nicht aus, gehofft, sich in diesen Seebädern eine erlesene Klientel zu schaffen, wobei jedoch du Boulbon ein Hindernis bildete. Der Arzt von Balbec konnte Cottard natürlich nicht schaden. Er war nur ein sehr gewissenhafter Mediziner, der alles wußte und vor dem man nicht das leiseste Hautjucken erwähnen konnte, ohne daß er auf der Stelle in einer komplizierten Formel die Pomade, Lotion oder Salbe angab, die dagegen half. Wie Marie Gineste[1] in ihrer netten Ausdrucksweise sagte, verstand er kleine und große Wunden »wegzuzaubern«. Nur war er eben keine Berühmtheit. Allerdings hatte er Cottard einen kleinen Verdruß bereitet. Seit dieser nämlich seinen Lehrstuhl gegen einen speziell der Therapie gewidmeten vertauschen wollte, hatte er Intoxikationen zu seiner Spezialität erkoren. Die Intoxikationen, eine gefahrvolle Neuerung in der Medizin, führen zu einer Umgestaltung der Apothekeretiketten, auf denen jedes Produkt nunmehr als frei von Toxinen erklärt wird, im Ge-

gensatz zu ähnlichen Präparaten, ja sogar als geradezu entgiftend. Das ist die Art von Reklame, die jetzt Mode ist; höchstens findet man ganz unten noch in unleserlichen Lettern als eine schwache Spur der vorhergehenden Mode die Versicherung, daß das Produkt sorgfältig keimfrei gemacht wurde. Die Intoxikationen dienen auch dazu, den Patienten zu beruhigen, der mit Vergnügen erfährt, seine Lähmung sei einzig toxisch bedingt. Nun aber hatte ein Großfürst einige Tage in Balbec verbracht und wegen seines stark angeschwollenen Auges Cottard konsultiert, der gegen ein paar Hundertfrancscheine (für weniger bemühte der Professor sich nicht) als Ursache einen toxischen Zustand angeführt und eine Entgiftungskur vorgeschrieben hatte. Da die Schwellung des Auges nicht zurückging, hielt sich der Großfürst an den gewöhnlichen Arzt von Balbec, der in fünf Minuten aus dem Auge ein Staubkorn entfernte. Am folgenden Tag bereits war nichts mehr zu sehen. Ein gefährlicherer Rivale war jedoch eine Berühmtheit auf dem Gebiet der Nervenkrankheiten. Er war ein rotgesichtiger, jovialer Mann, erstens, weil der häufige Umgang mit Fällen von Nervenschwäche ihn nicht daran hinderte, selbst bei guter Gesundheit zu sein, und zweitens, weil er seine Patienten durch sein kräftiges Lachen bei der Begrüßung und Verabschiedung beruhigen wollte, jederzeit bereit, ihnen mit seinen Athletenarmen später in die Zwangsjacke zu helfen. Gleichwohl hörte er, sobald man mit ihm in einer rein gesellschaftlichen Umgebung von irgend etwas sprach, ob es sich nun um Politik oder Literatur handelte, mit wohlwollender Aufmerksamkeit und einer Miene zu, als wolle er gerade sagen: Wo fehlt es denn?, ohne sich sofort dazu zu äußern, ganz als handle es sich um eine Konsultation. Aber immerhin war dieser, über welche Talente er auch verfügen mochte, doch ein Spezialist. Daher hatte sich die ganze Wut Cottards auf du Boulbon konzentriert. Übrigens verließ ich bald, um nach Hause zurückzukehren, den professoralen Freund der

Verdurins, nachdem ich ihm versprochen hatte, sie bald einmal zu besuchen.

Das Übel, das seine Reden über Albertine und Andrée in mir angerichtet hatten, saß tief, aber die schlimmsten Leiden machten sich bei mir nicht auf der Stelle bemerkbar, sondern, wie gewisse Vergiftungen, erst nach einiger Zeit.

An dem Abend, als der Liftboy gegangen war, um Albertine zu holen, kam diese trotz dessen Versicherung nicht. Bestimmt sind die Reize einer Person weniger häufig ein Anlaß zur Liebe als ein Satz wie der folgende: »Nein, heute abend bin ich nicht frei.« Man achtet kaum auf diesen Satz, solange man unter Freunden ist; man ist den ganzen Abend guter Dinge und gibt sich mit einem bestimmten Bild nicht ab; während dieser Zeit aber badet es in der hierfür notwendigen Lösung; wenn man nach Hause kommt, findet man das entwikkelte und vollkommen deutliche Klischee. Man bemerkt, daß das Leben nicht mehr jenes Leben ist, das man wegen der geringsten Kleinigkeit am Vorabend aufgegeben hätte, weil man jetzt zwar auch weiterhin den Tod nicht fürchtet, eine Trennung aber nicht mehr ins Auge zu fassen wagt.

Im übrigen fühlte ich mich zwar nicht von ein Uhr morgens an (der Stunde, welche der Liftboy angegeben hatte), wohl aber von drei Uhr an weniger als früher von der Qual heimgesucht, die Aussichten auf ihr Kommen schwinden zu sehen. Die Gewißheit, daß sie nicht mehr kommen würde, brachte mir vollständige Beruhigung und Erfrischung; diese Nacht war ganz einfach eine Nacht wie so viele andere, in denen ich sie nicht sah; von dieser Vorstellung ging ich aus. Von nun an aber war der Gedanke, ich werde sie am folgenden oder an anderen Tagen sehen, auf dem Hintergrund dieses Nichts, mit dem ich mich abgefunden hatte, voller Süßigkeit. Manchmal läßt sich an solchen Abenden des Wartens das Angstgefühl, unter dem man leidet, auf irgendein Medikament zurückführen, das man eingenommen hat. Von dem Leidenden falsch interpretiert, wird diese Angst aus der Tatsache abgeleitet, daß

die Betreffende nicht kommt. Die Liebe entwickelt sich in diesem Fall wie gewisse Erkrankungen des Nervensystems aus einer ungenauen Deutung eines peinvollen Unbehagens, einer Deutung übrigens, die zu korrigieren nichts nützt, wenigstens nicht, soweit es sich um die Liebe handelt, ein Gefühl, das (ganz gleich, was seine Ursache sein mag) immer auf Irrtümern beruht.

Am folgenden Tag, als Albertine mir schrieb, sie sei eben erst nach Épreville zurückgekehrt, habe also meine Botschaft nicht rechtzeitig erhalten und werde, wenn ich es erlaube, mich am Abend besuchen kommen, glaubte ich hinter den Worten ihres Briefes wie hinter denjenigen, die sie einmal am Telephon zu mir geäußert hatte, das Vorhandensein von Vergnügungen und von Wesen zu ahnen, die sie mir vorgezogen hatte. Noch einmal wurde ich ganz und gar von schmerzlicher Neugier erfaßt zu wissen, was sie getrieben haben mochte, von der latenten Liebe, die man unentwegt in sich trägt; ich konnte einen Augenblick glauben, sie werde mich an Albertine binden, doch sie bewegte sich bloß unruhig auf der Stelle, und ihre letzten Bewegungen kamen zum Erliegen, ohne daß sie sich in Gang gesetzt hätte.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Balbec hatte ich – vielleicht war es Andrée ebenso ergangen – Albertines Charakter nicht richtig eingeschätzt. So hatte ich geglaubt, es handle sich bei ihr um naive Frivolität, wenn unser vereintes Flehen sie nicht zum Verzicht auf eine Garden-party, einen Spazierritt auf Eseln, ein Picknick zu bewegen vermochte. Bei meinem zweiten Aufenthalt in Balbec vermutete ich, daß diese Frivolität nur der äußere Anschein, die Garden-party aber ein Vorwand sei, vielleicht sogar reine Erfindung. In verschiedenen Formen vollzog sich das Folgende (so jedenfalls sah es von meiner Seite des keineswegs durchsichtigen Glases aus, ohne daß ich wissen konnte, was auf der anderen Seite davon sich in Wahrheit zutrug): Albertine beteuerte mir aufs leidenschaftlichste ihre Zuneigung. Sie schaute auf die Uhr, weil sie

einen Besuch bei einer Dame machen mußte, die, wie es schien, alle Tage um fünf Uhr in Infreville Gäste empfing. Da mich ein Argwohn quälte und ich mich im übrigen leidend fühlte, bat ich Albertine, bei mir zu bleiben, ja ich beschwor sie geradezu. Es war ihr ganz unmöglich (sie hatte sogar nur noch fünf Minuten Zeit), bei mir zu bleiben, weil das die Dame verstimmen würde, die wenig gastfreundlich, sehr empfindlich und, wie Albertine behauptete, tödlich langweilig sei. »Aber man kann doch sehr gut einmal einen Besuch unterlassen.« – »Nein, meine Tante hat mir beigebracht, daß man vor allem höflich sein muß.« – »Aber ich habe Sie doch oft unhöflich gesehen.« – »Das ist nicht dasselbe, die Dame würde böse auf mich sein und mich bei meiner Tante in Schwierigkeiten bringen. Ich stehe mich ohnedies nicht sehr gut mit ihr. Sie legt Wert darauf, daß ich ihr wenigstens einmal einen Besuch mache…« – »Aber wo sie doch alle Tage empfängt.« Hier fühlte Albertine, daß sie sich »festgefahren« hatte, und suchte nach einem anderen Grund. »Natürlich empfängt sie alle Tage, aber heute habe ich mich bei ihr mit ein paar Freundinnen verabredet. Auf diese Weise langweilt man sich nicht so.« – »Aber Albertine, Sie ziehen also diese Dame und Ihre Freundinnen mir vor, weil Sie nicht einmal riskieren wollen, daß Ihr Besuch etwas langweiliger ausfällt. Lieber lassen Sie mich krank und traurig allein?« – »Es wäre mir ganz egal, ob der Besuch langweilig ist oder nicht. Aber ich habe doch auch Verpflichtungen gegenüber den anderen Mädchen. Ich wollte sie in meinem Wagen mit nach Hause nehmen, denn sonst wissen sie nicht, wie sie zurückkommen sollen.« Ich machte Albertine darauf aufmerksam, daß bis zehn Uhr abends Züge von Infreville abfuhren. »Das stimmt, aber wissen Sie, es ist möglich, daß sie uns zum Abendessen einlädt. Sie ist sehr gastfreundlich.« – »Nun gut, dann lehnt ihr eben ab.« – »Meine Tante würde sehr ärgerlich sein.« – »Im übrigen könnt ihr doch zu Abend essen und dann immer noch den Zehnuhrzug nehmen.« – »Das ist etwas knapp.« – »Dann

könnte ich ja niemals außerhalb essen und mit dem Zug zurückfahren. Aber wissen Sie was, Albertine, wir werden etwas sehr Einfaches tun: Ich habe das Gefühl, frische Luft würde mir gut bekommen. Da Sie Ihre Dame nicht versetzen wollen, werde ich Sie nach Infreville begleiten. Sie brauchen nichts zu befürchten, ich komme nicht bis zur *Tour Elisabeth*« (die Villa der Dame). »Ich will weder der Dame noch Ihren Freundinnen begegnen.« Das schien für Albertine ein furchtbarer Schlag zu sein. Sie stotterte nur noch und meinte, die Seebäder bekämen ihr nicht. »Ist es Ihnen denn unangenehm, wenn ich Sie begleite?« – »Aber wie können Sie so etwas sagen, Sie wissen doch sehr gut, daß es das größte Vergnügen für mich ist, mit Ihnen auszugehen.« Eine plötzliche Wende hatte sich vollzogen. »Wenn wir schon etwas zusammen unternehmen«, sagte sie, »könnten wir doch auch nach der anderen Seite von Balbec fahren und dort zu Abend essen. Das wäre furchtbar nett. Im Grunde ist das andere Gestade viel hübscher. Ich bekomme langsam genug von Infreville und von all den kleinen spinatgrünen Winkeln.« – »Aber die Freundin Ihrer Tante wäre doch verärgert, wenn Sie sie nicht besuchen.« – »Na gut, dann soll sie sich wieder entärgern.« – »Man sollte die Leute aber nicht verärgern.« – »Aber sie wird es nicht einmal merken, sie empfängt ja alle Tage; wenn ich morgen, übermorgen, in acht Tagen, in vierzehn Tagen hingehe, reicht es immer noch.« – »Und Ihre Freundinnen?« – »Oh! die haben mich oft genug versetzt. Diesmal bin ich an der Reihe.« – »Aber auf der Seite, die Sie jetzt vorschlagen, geht nach neun Uhr kein Zug mehr.« – »Nun, was macht das schon! Neun Uhr ist ja ideal. Außerdem soll man sich niemals durch die Frage aufhalten lassen, wie man wieder nach Hause kommt. Man findet immer einen Bauernwagen, ein Fahrrad, und schließlich hat man auch noch seine Beine.« – »Man findet immer … Albertine, Sie sind wirklich gut! Auf der Seite von Infreville, wo ein hölzernes Wartehäuschen auf das andere folgt, gewiß. Aber auf der Seite gegenüber ist es anders.« –

»Sogar auf der Seite gegenüber. Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie gesund und wohlbehalten nach Hause bringe.« Ich spürte deutlich, daß Albertine um meinetwillen auf irgend etwas verzichtete, was verabredet war, wovon sie mir aber nichts sagen wollte, und daß es jemanden geben mußte, der so unglücklich sein würde wie ich selbst. Als sie aber sah, daß sich ihre Absichten nicht verwirklichen ließen, weil ich sie ja begleiten wollte, verzichtete sie schlichtweg darauf. Sie wußte, daß es sich sehr wohl wiedergutmachen ließ. Denn wie alle Frauen, in deren Leben verschiedene Dinge eine Rolle spielen, besaß sie Stützen, die niemals versagen: Zweifel und Eifersucht. Gewiß suchte sie diese Gefühle nicht zu erregen, im Gegenteil. Doch wer liebt, ist so argwöhnisch, daß er auf der Stelle eine Lüge wittert. Albertine, die nicht besser war als andere, wußte aus Erfahrung (ohne im geringsten zu ahnen, daß sie es der Eifersucht verdankte), daß sie die Leute, die sie an einem Abend versetzt hatte, mit Gewißheit ein andermal wiedersehen würde. Die unbekannte Person, die sie um meinetwillen sitzenließ, würde leiden und sie daraufhin nur um so heftiger lieben (Albertine war sich nicht klar darüber, daß es gerade deswegen war) und, um nicht weiter zu leiden, von sich aus wieder zu ihr kommen, so wie ich es getan hätte. Ich aber wollte weder ihr wehtun noch mich selbst ermüden, auch nicht auf die furchtbare Bahn der Nachforschungen und einer vielfältigen, unzählige Formen annehmenden Überwachung geraten. »Nein, Albertine, ich will Ihnen nicht Ihr Vergnügen verderben, gehen Sie zu Ihrer Dame in Infreville oder meinetwegen auch zu der Person, für die jene nur der Vorwand ist, es ist mir vollkommen gleich. Der wahre Grund, weswegen ich nicht mit Ihnen komme, ist, daß Sie es gar nicht wollen, daß der Ausflug, den Sie machen würden, gar nicht derjenige ist, den Sie eigentlich vorhaben. Der Beweis dafür ist, daß Sie sich, ohne es zu merken, mehr als fünfmal selbst widersprochen haben.« Die arme Albertine fürchtete, daß die Widersprüche, die sie nicht bemerkt hatte, noch viel schlim-

mer seien. Da sie nicht genau wußte, welche Lügen sie vorgebracht hatte, antwortete sie: »Es ist sehr gut möglich, daß ich mir selbst widersprochen habe. Die Luft hier bringt mich um jeden vernünftigen Gedanken. Ich verwechsle zum Beispiel unaufhörlich die Namen.« Ich aber (was mir bewies, daß es jetzt nicht vieler sanftmütig vorgebrachter Behauptungen von ihrer Seite bedurft hätte, damit ich ihr glaubte) verspürte einen Schmerz wie von einer Wunde, als ich das Eingeständnis dessen vernahm, was ich nur schattenhaft für möglich gehalten hatte. »Gut, abgemacht, ich gehe«, sagte sie in tragischem Ton, nicht ohne noch einmal auf die Uhr zu schauen, um festzustellen, ob sie für das andere nicht zu spät daran sei, jetzt wo ich ihr den Vorwand bot, den Abend nicht mit mir verbringen zu müssen. »Sie sind wirklich zu schlimm. Ich kremple alles um, damit wir einen netten Abend haben, und jetzt wollen Sie gar nicht und beschuldigen mich, ich hätte Sie angelogen. Niemals waren Sie vorher so grausam zu mir. Das Meer wird noch mein Grab. Ich will Sie niemals wiedersehen.« (Das Herz klopfte mir bei diesen Worten, obwohl ich sicher war, sie werde am folgenden Tag wiederkommen, was denn auch tatsächlich geschah.) »Ich werde mich ertränken, mich ins Wasser stürzen.« – »Wie Sappho.« – »Das ist wieder so eine Gemeinheit[1] ; Sie zweifeln nicht nur an dem, was ich sage, sondern außerdem auch an allem, was ich tue.« – »Aber nein, mein Liebes, ich habe das ohne jede Absicht gesagt, ich schwöre es Ihnen; Sie wissen doch, daß Sappho sich ins Meer gestürzt hat.« – »Doch, doch, Sie haben überhaupt kein Vertrauen in mich.« Sie sah, daß es auf der Wanduhr zwanzig Minuten vor der ganzen Stunde war; sie fürchtete, für das, was sie vorhatte, zu spät zu kommen, und nach einer möglichst kurzen Verabschiedung, derentwegen sie sich im übrigen bei ihrem Besuch am folgenden Tag entschuldigte (denn wahrscheinlich war an diesem folgenden Tag die andere Person nicht frei), entfernte sie sich im Laufschritt, indem sie mit Trauermiene: »Adieu für immer!« rief. Vielleicht war sie

wirklich traurig. Denn da sie besser als ich wußte, was sie in diesem Augenblick zu tun beabsichtigte, und gleichzeitig strenger und nachsichtiger gegen sich selber als ich ihr gegenüber war, hegte sie vielleicht gleichwohl einen gewissen Zweifel, ob ich sie nach der Art, in der sie mich verlassen hatte, auch würde wiedersehen wollen. Ich glaube, sie hing an mir, auf eine Weise sogar, daß jene andere Person gewiß eifersüchtiger war als ich.

Als wir uns einige Tage darauf im Tanzsaal des Kasinos von Balbec aufhielten, kamen Blochs Schwester und seine Cousine herein, alle beide jetzt recht hübsche Mädchen, die ich aber mit Rücksicht auf meine Freundinnen nicht grüßte, weil die Jüngere, die Cousine, wie jedermann wußte, mit der Schauspielerin zusammenlebte, deren Bekanntschaft sie während meines ersten Aufenthalts in Balbec gemacht hatte. Auf eine halblaut darüber vorgebrachte Bemerkung hin sagte Andrée zu mir: »Oh, darin bin ich ganz wie Albertine, es gibt einfach nichts, was uns beiden derart zuwider ist.« Albertine selbst hatte, als sie mit mir auf dem Kanapee eine Unterhaltung begann, den beiden schlechtbeleumdeten Mädchen den Rücken zugewandt. Dennoch hatte ich bemerkt, daß, ehe sie diese Bewegung machte, der Blick meiner Freundin gleich beim Auftauchen Mademoiselle Blochs und der Cousine die jähe und tiefe Aufmerksamkeit verriet, die manchmal dem Gesicht des schelmischen jungen Mädchens ein gesetztes, ja ernstes Aussehen gab und zur Folge hatte, daß sie hinterher niedergeschlagen war. Gleich darauf aber hatte Albertine ihren merkwürdig nachdenklich und starr gebliebenen Blick wieder mir zugewandt. Als schließlich Mademoiselle Bloch und ihre Cousine unter heftigem Lachen und unziemlichem Geschrei den Saal wieder verlassen hatten, fragte ich Albertine, ob die kleine Blonde (die Freundin der Schauspielerin) nicht dieselbe sei, die am Tag zuvor den Preis beim Blumenkorso gewonnen hatte. »So? Das weiß ich nicht«, sagte Albertine, »ist die eine von ihnen blond? Ich muß offen sagen, sie

interessieren mich nicht besonders, ich habe gar nicht genau hingeschaut. Ist eine von ihnen blond?« wandte sie sich mit fragender, aber nicht sonderlich interessierter Miene an ihre drei Freundinnen. Da diese Unkenntnis sich auf Personen bezog, denen Albertine täglich auf der Strandpromenade begegnete, kam sie mir zu übertrieben vor, um nicht geheuchelt zu sein. »Es sieht auch nicht so aus, als ob sie uns genau anschauen würden«, sagte ich zu Albertine, vielleicht um für den Fall – den ich gleichwohl nicht bewußt ins Auge faßte –, daß Albertine sich zu Frauen hingezogen fühlte, ihr jedes Bedauern zu nehmen, indem ich sie darauf hinwies, daß sie bei jenen keinerlei Interesse erregt habe, da es ja, ganz allgemein gesehen, selbst bei den Lasterhaftesten nicht üblich ist, sich um Mädchen zu kümmern, die sie gar nicht kennen. »Sie haben uns nicht angeschaut?« antwortete Albertine unbedacht. »Sie haben die ganze Zeit nichts anderes getan.« – »Aber das können Sie doch gar nicht wissen«, antwortete ich ihr. »Sie haben ihnen ja den Rücken zugekehrt.« – »Nun, und das hier?« gab sie zurück und wies dabei auf einen in die gegenüberliegende Wand eingelassenen großen Spiegel, den ich nicht bemerkt hatte, auf den aber, wie ich jetzt begriff, meine Freundin, während sie mit mir sprach, unaufhörlich ihre schönen, ganz von der Sache in Bann gezogenen Blicke geheftet hatte.

Von dem Tag an, als Cottard mit mir zusammen im Kasino von Incarville gewesen war, schien es mir, ohne daß ich die von ihm geäußerte Meinung geteilt hätte, daß Albertine nicht mehr dieselbe war; ihr Anblick versetzte mich in Zorn. Ich selbst hatte mich im gleichen Maß verändert, wie sie mir verwandelt schien. Ich hegte keine wohlwollenden Gefühle mehr für sie; in ihrer Gegenwart und auch wenn sie nicht dabei war, meine Worte ihr aber zu Ohren kommen konnten, sprach ich in der verletzendsten Weise von ihr. Doch gab es ab und zu einen Zustand der Waffenruhe. Eines Tages erfuhr ich, daß beide, Albertine und Andrée, eine Einladung Elstirs ange-

nommen hatten. Da ich nicht zweifelte, sie hätten es im Hinblick darauf getan, daß sie sich auf dem Heimweg wie Internatsschülerinnen damit amüsieren konnten, Fräuleins mit anrüchigen Manieren nachzuahmen und darin ein uneingestandenes, jungfräuliches Vergnügen zu finden, das mir das Herz zusammenschnürte, fand ich mich unangemeldet, um sie in Verlegenheit zu bringen und um Albertine an dem Vergnügen, auf das sie rechnete, zu hindern, bei Elstir ein. Doch ich traf dort nur Andrée. Albertine hatte einen anderen Tag gewählt, an dem auch ihre Tante hingehen wollte. Daraufhin sagte ich mir, Cottard täusche sich wohl; der günstige Eindruck, den auf mich die Anwesenheit Andrées ohne ihre Freundin machte, hielt auch weiter an und schuf in mir Albertine gegenüber freundlichere Gefühle. Doch dauerten diese nicht länger an als die anfällige Gesundheit zarter Menschen, denen es vorübergehend etwas besser geht, die aber der leiseste Zufall von neuem krank werden läßt. Albertine reizte Andrée zu Spielen an, die, ohne sehr weit zu gehen, doch vielleicht nicht völlig unschuldig waren; da dieser Argwohn mir Leiden verursachte, schob ich ihn schließlich von mir fort. Kaum jedoch war ich davon geheilt, als er in anderer Form schon wiedererstand. Ich hatte gesehen, wie Andrée mit einer der anmutigen Bewegungen, die ihr zu eigen waren, schmeichelnd ihren Kopf an Albertines Schulter lehnte und sie mit halbgeschlossenen Augen in die Beugung des Halses küßte; oder aber sie hatten einen Blick ausgetauscht, ein Wort war jemandem entschlüpft, der sie allein zusammen auf dem Weg zum Baden gesehen hatte, Kleinigkeiten, wie sie stets und immer in der Luft liegen und von den meisten Menschen den ganzen Tag hindurch geschluckt werden, ohne daß ihre Gesundheit oder ihre Stimmung dadurch beeinträchtigt wird, während sie für jemanden, der dafür anfällig ist, Krankheit und neuerliche Qual erzeugen. Manchmal fand ich gar, ohne daß ich Albertine wiedergesehen und ohne daß jemand von ihr gesprochen hätte, in meiner Erinnerung irgendeine Gebär-

de von ihr wieder, die sie Gisèle gegenüber gehabt hatte und die mir damals harmlos erschienen war; jetzt genügte so etwas, um meine eben zurückgewonnene Ruhe abermals zu zerstören; ich hatte gar nicht mehr nötig, anderswo gefährliche Keime in mich aufzunehmen, sondern hatte mich, wie Cottard gesagt hätte, einer Selbstintoxikation unterzogen. Ich mußte jetzt an alles zurückdenken, was ich über Swanns Liebe zu Odette und über die Art gehört hatte, wie er sein Leben lang zum besten gehalten worden war. Alles in allem war, wenn ich mich recht zurückerinnere, die Hypothese, aufgrund deren ich mir allmählich den gesamten Charakter Albertines zurechtkonstruierte und dank deren ich auf eine schmerzhafte Art jeden Augenblick eines Lebens deutete, das sich meiner vollständigen Kontrolle entzog, die Erinnerung, das festgefügte Bild vom Charakter Madame Swanns, so wie man ihn mir beschrieben hatte. Diese Beschreibungen trugen dazu bei, daß sich im weiteren Verlauf meine Einbildungskraft dem Spiel überließ, sich vorzustellen, Albertine könnte, anstatt ein braves junges Mädchen zu sein, der gleichen Unmoral und Täuschungsbereitschaft huldigen wie eine ehemalige Kokotte, und ich dachte an alle Leiden, die mich in diesem Fall erwarteten, wofern ich sie jemals geliebt haben sollte.

Eines Tages richtete ich vor dem Grand-Hôtel, vor dem wir uns gerade auf der Promenade versammelt hatten, an Albertine äußerst harte und demütigende Worte, so daß Rosemonde bemerkte: »Ach, wie haben Sie sich ihr gegenüber verändert, früher gab es nur sie, sie spielte die erste Geige bei Ihnen, jetzt ist sie in Ihren Augen überhaupt nichts mehr wert.« Ich war gerade im Begriff, meine Haltung Albertine gegenüber noch schroffer zu betonen und alle nur erdenkliche Liebenswürdigkeit an Andrée zu wenden, die, wofern sie von demselben Laster befallen sein sollte, mir entschuldbarer schien, weil sie kränklich und neurasthenisch war, als wir in kurzem Trab aus der rechtwinklig auf die Promenade führenden Straße, an deren Ecke wir standen, die Kalesche von Madame de

Cambremer herauskommen sahen. Der Gerichtspräsident, der in diesem Augenblick auf uns zukam, sprang rasch zur Seite, als er den Wagen erkannte, um nicht in unserer Gesellschaft gesehen zu werden; als er dann vermutete, die Blicke der Marquise könnten den seinigen begegnen, zog er ehrerbietig den Hut und verneigte sich. Anstatt jedoch, wie es den Anschein hatte, am Meer entlang weiterzufahren, verschwand der Wagen hinter dem Eingang des Hotels. Zehn Minuten waren gut und gern vergangen, als der Liftboy ganz außer Atem erschien und mir eine Bestellung machte: »Die Marquise von Camembert ist da, sie hat Monsieur einen Besuch machen wollen. Ich bin zu Ihrem Zimmer hinaufgegangen, habe im Lesesaal nachgeschaut, konnte aber Monsieur nirgendwo ausfindig machen. Da bin ich glücklicherweise auf den Gedanken gekommen, hier am Strand nachzusehen.« Er hatte seine Rede kaum beendet, als, von ihrer Schwiegertochter und einem sehr förmlich auftretenden Herrn gefolgt, die Marquise auf mich zutrat, die wahrscheinlich von einer Matinee oder einem Tee in der Nachbarschaft kam, ganz gebeugt unter der Last weniger des Alters als der Menge von Luxusstücken, die sie für liebenswürdig und ihrem Rang gebührend hielt anzulegen, um dadurch in den Augen der Leute, die sie besuchen kam, so »angezogen« wie möglich zu wirken.[1] Es vollzog sich so im Hotel jene »Landung« der Cambremers, die meine Großmutter früher so sehr gefürchtet hatte, als sie wünschte, wir möchten Legrandin in Unkenntnis darüber lassen, daß wir vielleicht nach Balbec gingen. Damals lachte Mama über ihre Furcht vor einem Ereignis, dessen Eintreten sie für unmöglich hielt. Jetzt nun vollzog es sich gleichwohl, doch auf anderen Wegen und ohne daß Legrandin irgendwie daran beteiligt war. »Kann ich bleiben, wenn ich nicht störe?« fragte mich Albertine (in deren Augen, hervorgelockt durch die verletzenden Dinge, die ich ihr gesagt hatte, noch vereinzelte Tränen hingen, was ich, ohne es mir anmerken zu lassen, doch nicht ohne Vergnügen sah). »Ich möchte Ihnen nämlich noch etwas

sagen:« Ein Federhut, über dem noch eine Saphirnadel schwebte, war irgendwie auf Madame de Cambremers Perücke gesetzt gleich einem Wahrzeichen, dessen Aufrichtung notwendig, doch in sich selbst genügend, dessen Platz gleichgültig, dessen Eleganz konventionell und dessen Unbeweglichkeit überflüssig ist. Ungeachtet der Hitze hatte die gute Dame eine jettverzierte Mantille, eine Art von Dalmatika an, über der noch eine Hermelinstola hing, deren Anlegen keine Beziehung zur Temperatur der Jahreszeit, sondern offenbar nur zum Charakter der Zeremonie hatte. Auf der Brust von Madame de Cambremer aber hing von einem Kettchen nach Art eines Brustkreuzes der Kronreif einer französischen Baronin herab. Der sie begleitende Herr war ein berühmter Pariser Rechtsanwalt aus geadelter Familie, der auf drei Tage zu den Cambremers zu Besuch gekommen war. Er war einer von den Männern, die aufgrund ihrer vollendeten Berufserfahrung ihren Beruf selbst ein wenig verachten und zum Beispiel sagen: »Ich weiß, daß ich gut plädiere, aber es macht mir keinen Spaß mehr, vor Gericht zu sprechen« oder: »Das Operieren interessiert mich nicht mehr; ich weiß, daß ich gut operiere.« Intelligent und künstlerisch veranlagt, sehen sie ihr ausgereiftes und einträglich gewordenes Talent vom Glorienschein jener »Intelligenz« und jenes »Künstlertums« umstrahlt, die ihre Fachgenossen ihnen zuerkennen, der ihnen eine Andeutung von Geschmack und Unterscheidungsvermögen verleiht. Sie fassen eine Leidenschaft für die Gemälde nicht eines großen, aber eines doch sehr distinguierten Künstlers und verwenden auf den Ankauf von dessen Bildern die bedeutenden Einkünfte, die sie ihrer Karriere verdanken. Le Sidaner[1] war der Maler, den der Freund der Cambremers auserkoren hatte, der im übrigen durchaus angenehm war. Er verstand es, über Bücher zu sprechen, allerdings nicht die der echten Meister, die, die sich selbst gemeistert haben. Der einzige störende Fehler, den dieser gebildete Amateur an sich hatte, bestand darin, daß er gewisse formelhafte Ausdrücke unaufhörlich

verwendete, zum Beispiel »zum größten Teil«, wodurch alles, wovon er sprechen wollte, etwas gleichzeitig Pompöses und Unvollkommenes bekam. Madame de Cambremer hatte, so sagte sie mir, eine Matinee, die Freunde von ihr an diesem Tag in der Nähe von Balbec bei sich veranstaltet hatten, dazu benutzt, mir einen Besuch zu machen, wie sie es Robert de Saint-Loup versprochen hatte. »Sie wissen, daß er bald für ein paar Tage in unsere Gegend kommen wird. Sein Onkel Charlus erholt sich ein Weilchen auf dem Lande bei seiner Schwägerin, der Herzogin von Luxemburg, und Monsieur de Saint-Loup wird diese Gelegenheit benutzen, um gleichzeitig seiner Tante guten Tag zu sagen und sein altes Regiment wiederzusehen, in dem er sehr beliebt ist, sehr geschätzt. Wir sehen häufig Offiziere bei uns, die alle in den höchsten Tönen von ihm sprechen. Wie nett wäre es, wenn Sie uns das Vergnügen machten, alle beide zusammen nach Féterne zu kommen.« Ich stellte ihr Albertine und ihre Freundinnen vor. Madame de Cambremer nannte daraufhin unsere Namen ihrer Schwiegertochter. Diese aber, die so eisig mit den kleinen Landjunkern umging, mit denen sie in der Nachbarschaft von Féterne wohl oder übel verkehren mußte, voller Vorbehalte und ängstlich darauf bedacht, sich ja nicht zu weit mit ihnen einzulassen, reichte mir indessen mit einem strahlenden Lächeln die Hand, denn gegenüber einem Freund von Robert de Saint-Loup fühlte sie sich in Sicherheit und zeigte sich hocherfreut, um so mehr, als ihn dieser ihr mit größerem gesellschaftlichen Fingerspitzengefühl, als er zugegeben hätte, als engen Freund der Guermantes präsentiert hatte. Im Gegensatz zu ihrer Schwiegermutter verfügte die junge Madame de Cambremer über zwei unendlich verschiedene Arten von Höflichkeit. Höchstens die erste, reserviert und nur schwer zu ertragen, hätte sie mir zugebilligt, wäre die Bekanntschaft durch ihren Bruder Legrandin vermittelt worden. Doch einen Freund der Guermantes konnte sie gar nicht genug anlächeln. Der bequemste Raum im Hotel, um jemanden zu empfangen,

war der Lesesaal, jener einst so erschreckende Ort, den ich jetzt zehnmal am Tag betrat und als mein eigener Herr wieder verließ, wie jene harmlosen Irren, die schon seit langer Zeit Pensionäre eines Heimes sind und denen der Arzt den Schlüssel des Hauses anvertraut hat. So erbot ich mich denn, Madame de Cambremer dorthin zu geleiten. Und da dieser Salon mir keine Scheu mehr einflößte und keinen Zauber mehr für mich besaß – denn das Gesicht der Dinge verändert sich für uns genauso wie das der Personen –, machte ich ihr diesen Vorschlag ohne alle Erregung. Sie aber lehnte ab, sie bleibe lieber draußen, und so setzten wir uns im Freien auf die Terrasse des Hotels. Ich nahm einen Band Sévigné an mich, den ich dort vorfand, weil Mama nicht die Zeit gehabt hatte, ihn auf ihrer eiligen Flucht mitzunehmen, als sie erfahren hatte, es komme Besuch für mich. Ebenso wie meine Großmutter fürchtete sie einen solchen Einbruch von Fremden, und aus Besorgnis, ihnen nicht mehr entfliehen zu können, wenn sie erst einmal von ihnen umzingelt war, brachte sie sich jedesmal mit einer Schnelligkeit in Sicherheit, die für meinen Vater und mich immer ein Gegenstand ironischer Heiterkeit war. Gleichzeitig mit dem Krummstab eines Sonnenschirms umklammerte Madame de Cambremer mehrere gestickte Beutel, ein Ridikül, eine goldene Börse, von der an Fäden aufgezogene Granaten herabhingen, sowie ein Spitzentaschentuch. Es schien mir, daß es für sie bequemer sein müsse, sie auf einem Stuhl abzulegen; doch ich spürte, daß es ungehörig und unnütz gewesen wäre, sie zu bitten, auf diese schmückenden Insignien ihrer hirtenamtlichen Tournee und ihres weltlichen Priestertums zu verzichten. Wir blickten auf das ruhige Meer, auf dem vereinzelte Möwen wie weiße Blütenblätter schwammen.[1] Da die gesellschaftliche Konversation wie auch unser Wunsch, nicht mit Hilfe uns selbst unbekannter Eigenschaften zu gefallen, sondern durch das, wovon wir annehmen, daß unsere Umgebung es schätzen wird, uns dem Niveau eines einfachen »Mediums« angleicht, begann ich un-

willkürlich mit Madame de Cambremer, geborene Legrandin, so zu sprechen, wie ihr Bruder es hätte tun können. »Sie haben«, sagte ich, als ich von den Möwen sprach, »die Unbeweglichkeit und das Weiß von Seerosen.« Tatsächlich sahen sie aus, als seien sie für die kleinen Wellen, von denen sie hin- und hergeworfen wurden, nichts als ein lebloses Objekt, so daß jene im Gegensatz dazu in ihrer Bewegung von einer Absicht beseelt und lebendig schienen. Die alte Marquise wurde nicht müde, die prächtige Meeresansicht zu rühmen, die wir in Balbec vor uns hatten, und beneidete mich darum, sie, die von La Raspelière aus (das sie im übrigen dieses Jahr ja nicht bewohnte) das Meer nur von weitem erblickte. Sie hatte zwei merkwürdige Gewohnheiten, die zugleich mit ihrer übersteigerten Liebe zu den Künsten (besonders zur Musik) und ihren dentalen Mängeln zusammenhingen. Jedesmal, wenn sie von Ästhetik sprach, traten ihre Speicheldrüsen, wie diejenigen gewisser Tiere im Augenblick der Brunst, in eine Phase der Hypersekretion ein, so daß der zahnlose Mund der alten Dame im Winkel ihrer mit einem leichten Schnurrbärtchen bedeckten Lippen ein paar Tropfen durchsickern ließ, die nicht dort hingehörten. Sofort schluckte sie sie auch schon wieder mit einem tiefen Seufzer zurück wie jemand, der eben wieder zu atmen beginnt. Schließlich aber, wenn es sich um eine allzu überwältigende musikalische Schönheit handelte, hob sie in ihrer Begeisterung die Arme und brachte einige summarische, energisch durchgekaute und im Bedarfsfall durch die Nase filtrierte Urteile hervor. Nun war mir aber noch nie eingefallen, daß der alltägliche Strand von Balbec tatsächlich eine »Meeresansicht« darstelle, die schlichten Worte von Madame de Cambremer jedoch brachten in meinen Vorstellungen hierüber eine Wendung zustande. Hingegen, und das sagte ich ihr auch, hatte ich immer die einzigartige Aussicht von La Raspelière rühmen hören, das auf der Höhe eines Hügels lag und wo man von einem großen Saal mit zwei Kaminen durch die Fenster auf der einen Seite am Ende der

Gärten zwischen dem Laubwerk das Meer bis über Balbec hinaus, durch die auf der anderen Seite aber das Tal vor sich sah.[1] »Wie liebenswürdig Sie sind, und wie gut das gesagt ist: Das Meer zwischen dem Laubwerk. Wirklich entzückend … wie ein bemalter Fächer.« Und ich bemerkte an einem tiefen Atemzug, der die Aufgabe hatte, den Speichel zurückzuführen und das Schnurrbärtchen zu trocknen, daß das Kompliment aufrichtig gemeint war. Doch die geborene Legrandin blieb kühl, um ihre Verachtung weniger meiner Worte als der ihrer Schwiegermutter zu bekunden.[2] Im übrigen verachtete sie nicht nur deren Geistesart, sondern beklagte auch ihre Liebenswürdigkeit, da sie immer befürchtete, die Leute möchten eine nicht ausreichend hohe Meinung von den Cambremers haben. »Und wie hübsch der Name ist«, sagte ich. »Man möchte so gern den Ursprung all dieser Namen wissen.«[3] – »Was diesen hier betrifft, so kann ich Sie aufklären«, antwortete mir die alte Dame mit sanfter Freundlichkeit. »Es ist ein Familienbesitz von der Seite meiner Großmutter Arrachepel her, das ist zwar keine berühmte, aber eine gute und sehr alte Provinzfamilie.« – »Was denn, nicht berühmt?« fiel ihr ihre Schwiegertochter abrupt ins Wort. »In der Kathedrale von Bayeux nehmen ihre Wappen ein ganzes Kirchenfenster ein, und in der Hauptkirche von Avranches stehen ihre Grabdenkmäler. Wenn diese alten Namen Ihnen Vergnügen machen«, setzte sie hinzu, »so kommen Sie ein Jahr zu spät. Wir hatten für die Pfarrei von Criquetot trotz aller Schwierigkeit, die ein Wechsel der Diözese verursacht, den Dechanten eines Dorfes ernennen lassen, in dem ich persönlich Besitzungen habe, weit von hier entfernt, in Combray, wo der gute Pfarrer auf die Dauer zur Neurasthenie neigte. Leider bekam ihm die Seeluft bei seinem hohen Alter nicht gut; seine Neurasthenie nahm zu, und so ist er denn nach Combray zurückgekehrt. Aber solange er unser Nachbar war, verbrachte er seine Zeit damit, alle alten Pergamente durchzustudieren, und er hat eine recht bemerkenswerte kleine Broschüre über die Ortsnamen

der Gegend verfaßt. Er ist dabei übrigens auf den Geschmack gekommen, denn es scheint, daß er sich auf seine alten Tage damit beschäftigt, ein großes Werk über Combray und seine Umgebung zu schreiben.[1] Ich werde Ihnen seine Broschüre über die Umgegend von Féterne schicken. Es ist ein hochgelehrtes Werk. Sie werden darin sehr interessante Sachen über unsere alte Raspelière finden, über die meine Schwiegermutter sich viel zu bescheiden ausdrückt.« – »Auf alle Fälle«, antwortete die alte Madame de Cambremer, »ist in diesem Jahr La Raspelière nicht in unserem Besitz und gehört mir nicht. Aber man merkt, daß Sie eine Malernatur haben; Sie sollten zeichnen, und ich würde Ihnen auch so gern Féterne zeigen, das viel angenehmer ist als La Raspelière.« Denn seitdem die Cambremers diesen Herrensitz an die Verdurins vermietet hatten, hörte ihre Aussichtslage mit einemmal auf, ihnen als das zu erscheinen, was sie jahrelang für sie gewesen war, das heißt den in der ganzen Gegend einzigartigen Vorteil zu bieten, gleichzeitig den Blick auf das Meer und auf das Tal zu gewähren, und stand ihnen statt dessen plötzlich – freilich erst nachträglich – mit dem Nachteil behaftet vor Augen, daß man beim Kommen und Gehen stets hinauf- und hinabsteigen mußte. Kurz, man hätte glauben können, Madame de Cambremer habe La Raspelière weniger vermietet, um ihre Einkünfte zu vermehren, als um ihre Pferde zu schonen. Nun jedenfalls behauptete sie, entzückt zu sein, die ganze Zeit das Meer in Féterne so nah vor Augen zu haben – sie, die sie es so lange (denn sie vergaß die zwei Monate, die sie dort verbrachte) immer nur von oben und als Panorama gesehen hatte. »Ich entdecke es in meinem Alter erst«, sagte sie, »und wie sehr genieße ich es! Es tut mir ungemein gut! Ich würde La Raspelière umsonst vermieten, nur um gezwungen zu sein, in Féterne zu wohnen.«

»Um aber auf interessantere Dinge zurückzukommen«, nahm die Schwester Legrandins, die die alte Marquise zwar mit *ma mère* anredete, aber im Lauf der Zeit einen ziemlich

impertinenten Umgangston ihr gegenüber angenommen hatte, die Unterhaltung wieder auf: »Sie sprachen da eben von Seerosen; ich denke dabei an die Ihnen wahrscheinlich bekannten, die Claude Monet gemalt hat.[1] Welch ein Genie! Ich interessiere mich um so mehr dafür, als in der Nähe von Combray, jenem Ort, von dem ich Ihnen ja sagte, daß ich dort eine Besitzung habe …«[2] Aber sie zog dann doch vor, nicht zu viel von Combray zu reden. »Das ist sicher die Serie, von der Elstir gesprochen hat, der größte Maler der Gegenwart«, fiel hier Albertine ein, die bis dahin nichts gesagt hatte. »Oh! Man sieht, daß Mademoiselle die Künste liebt«, rief Madame de Cambremer, die mit einem tiefen Atemzug den Speichel hinunterschluckte. »Sie werden mir gleichwohl gestatten, ihm Le Sidaner noch vorzuziehen, Mademoiselle«, sagte der Advokat mit einem Kennerlächeln. Da er aber gewisse »Kühnheiten« Elstirs geschätzt hatte oder hatte schätzen sehen, setzte er noch hinzu: »Elstir war begabt, er hat sogar fast zur Avantgarde gehört, aber ich weiß nicht, warum er nicht weitergemacht hat, er hat sein Leben vertan.« Madame de Cambremer gab dem Advokaten recht in dem, was er über Elstir bemerkt hatte, doch zum großen Kummer ihres Gastes stellte sie Monet neben Le Sidaner. Man kann nicht sagen, daß sie dumm war, sie besaß in hohem Maße eine Art von Intelligenz, die, wie ich spürte, für mich selbst jedoch ganz unergiebig war. So waren jetzt, da die Sonne sich weiter neigte, die Möwen gelb wie die Seerosen auf einem anderen Bild aus der gleichen Serie von Monet. Ich sagte, daß ich sie kannte, und fügte (wobei ich immer noch die Redeweise des Bruders nachahmte, dessen Namen ich jedoch nicht zu erwähnen wagte) hinzu, es sei schade, daß sie nicht auf den Gedanken gekommen sei, einen Tag eher hier zu sein, denn zur gleichen Stunde hätte sie da ein Licht wie auf einer Landschaft von Poussin bewundern können. Hätte ein den Guermantes unbekannter normannischer Landjunker zu ihr gesagt, sie wäre besser schon einen Tag früher gekommen, so hätte Madame de Cambremer-

Legrandin sich sicher mit beleidigter Miene abgewandt. Ich aber hätte noch viel vertraulicher mit ihr umgehen können, sie wäre dennoch nichts als schmelzende Sanftmut mir gegenüber geblieben; ich konnte in der Hitze dieses schönen Spätnachmittags nach Belieben auf dem großen Honigkuchen herumnaschen, als der sie sich so selten nur zeigte und der jetzt an die Stelle des Teegebäcks trat, mit dem ihr aufzuwarten mir nicht einmal in den Sinn kam. Doch erregte der Name Poussin, ohne die Liebenswürdigkeit der Weltdame zu verändern, lebhaften Widerspruch bei der Kunstliebhaberin. Als sie diesen Namen hörte, brachte sie sechsmal pausenlos hintereinander ein kleines Zungenschnalzen gegen die Lippen hervor, so wie man einem Kind, das eben etwas Dummes anstellen will, gleichzeitig seinen Tadel über das Begonnene zu verstehen gibt und ihm untersagt, damit fortzufahren. »Um Himmels willen, nennen Sie nicht gleich nach einem Maler wie Monet, der ganz einfach ein Genie ist, einen alten talentlosen Akademiker wie Poussin. Ich muß Ihnen rundheraus sagen, daß ich ihn für den fadesten aller Pedanten halte. Was wollen Sie, ich kann so etwas einfach nicht als Malerei bezeichnen. Monet, Degas, Manet, ja das sind wirkliche Maler! Es ist ganz merkwürdig«, setzte sie hinzu, während sie einen durchdringenden und entzückten Blick auf einen unbestimmten Punkt im Raum heftete, wo sie ihren Gedanken vor sich sah, »es ist ganz merkwürdig, früher zog ich Manet vor. Jetzt bewundere ich Manet selbstverständlich immer noch, aber ich glaube, Monet schätze ich doch vielleicht noch mehr. Oh, diese Kathedralen!«[1] Sie bewies ebensoviel Gewissenhaftigkeit wie Entgegenkommen darin, mich über die Entwicklung ihres Geschmacks zu informieren. Und man spürte, daß die Phasen, durch die dieser ihr Geschmack hindurchgegangen war, ihrer Meinung nach nicht weniger wichtig waren als die verschiedenen Stilrichtungen von Monet selbst. Ich brauchte mich im übrigen nicht geschmeichelt zu fühlen, daß sie mich zum Vertrauten ihrer Bewunderung machte, denn auch der borniertes-

ten Provinzlerin gegenüber konnte sie sich keine fünf Minuten enthalten, diese zu bekennen. Wenn eine adelige Dame aus Avranches, die nicht imstande war, Mozart von Wagner zu unterscheiden, in Gegenwart von Madame de Cambremer sagte: »Diesmal haben wir gar keine interessanten Neuheiten bei unserem Aufenthalt in Paris gehabt. Wir waren nur einmal in der Opéra-Comique, wo man *Pelléas et Mélisande* [2] gab, es war fürchterlich«, so schäumte Madame de Cambremer nicht nur, sondern verspürte auch das Bedürfnis, lebhaft zu protestieren: »Aber im Gegenteil, das ist ein kleines Meisterwerk« und die Sache eingehend zu »diskutieren«. Es war vielleicht eine Gewohnheit aus Combray, die aus den Kreisen der Schwestern meiner Großmutter stammte, die so etwas »für die gute Sache kämpfen« nannten und Abendessen liebten, bei denen sie, wie sie wußten, jede Woche ihre Götter gegen die Philister zu verteidigen hatten. So verschaffte Madame de Cambremer sich gern eine kleine geistige Aufregung, indem sie sich anläßlich von Kunstfragen »rauften« wie andere wegen der Politik. Sie ergriff die Partei Debussys, wie sie für eine ihrer Freundinnen eingetreten wäre, deren Lebensführung man getadelt hätte. Dennoch mußte sie sich ja bewußt sein, daß sie mit den Worten: »Aber nein, es ist ein kleines Meisterwerk« bei der Person, die sie damit zurechtwies, nicht den gesamten Ablauf einer künstlerischen Kultur improvisieren konnte, an deren Ende sie sich dann geeinigt hätten, ohne noch weiter diskutieren zu müssen. »Ich muß doch Le Sidaner fragen, was er von Poussin hält«, sagte der Advokat zu mir. »Er ist verschlossen, sehr schweigsam, aber ich werde ihm schon die Würmer aus der Nase ziehen.«

»Im übrigen«, fuhr Madame de Cambremer fort, »verabscheue ich Sonnenuntergänge, sie haben so etwas Romantisches, Opernhaftes an sich; deswegen mag ich das Haus meiner Schwiegermutter nicht mit all den südlichen Pflanzen. Sie werden sehen, es macht sich wie ein Park in Monte Carlo. Darum ziehe ich Ihren Strand hier vor. Er ist trister, aber ehr-

licher; es gibt einen kleinen Weg, von dem aus man das Meer nicht sieht. An Regentagen ist er eine einzige Lehmpfütze, aber doch eine Welt für sich. Ebenso mag ich in Venedig den Canal grande nicht und kenne nichts Rührenderes als die kleinen Calli. Im übrigen kommt es ja dabei immer auf die Ambiance an.« – »Aber«, sagte ich, da ich wohl spürte, die einzige Art, Poussin in den Augen von Madame de Cambremer zu rehabilitieren, werde in einer Belehrung darüber bestehen, daß er wieder in Mode sei, »Degas versichert, er kenne nichts Schöneres als die Poussins von Chantilly.«[1] – »So? Die in Chantilly kenne ich nicht«, antwortete mir Madame de Cambremer, die nicht anderer Meinung als Degas sein wollte, »aber ich kenne die im Louvre, und die sind einfach schauderhaft.« – »Er bewundert auch die im Louvre sehr.« – »Ich muß mir das alles wieder einmal ansehen. Die Dinge liegen jetzt etwas weit zurück in meiner Erinnerung«, antwortete sie nach einem Augenblick des Schweigens und ganz so, als ob das günstige Urteil, das sie bald über Poussin fällen würde, nicht von der Neuigkeit, die ich ihr mitgeteilt hatte, sondern von einer zusätzlichen und diesmal endgültigen Prüfung abhängen werde, der sie die Poussins im Louvre unterziehen wollte, um dann befugt zu sein, ihr Urteil zu revidieren. Ich nun begnügte mich mit diesem Ansatz eines Widerrufs, da sie zwar Poussin noch nicht bewunderte, aber doch eine Frist zum Zweck einer neuen Überlegung ansetzte, und um sie nicht länger zu plagen, sagte ich ihrer Schwiegermutter, wie oft ich von den wundervollen Blumen in Féterne hätte sprechen hören.[1] Bescheiden erzählte sie von dem kleinen »Pfarrgärtchen«, das hinter dem Hause gelegen sei und das sie jeden Morgen direkt durch ein Pförtchen aufsuche; sie begebe sich noch im Morgenkleid dorthin, um die Pfauen zu füttern, nach frischgelegten Eiern zu sehen und Zinnien oder Rosen zu schneiden, um auf der Tafel nachher für die Œufs à la crème oder die Fritüre eine Blumenbordüre zu haben, die sie an ihre Gartenwege erinnerte. »Es stimmt, daß wir viele Rosen ha-

ben«, sagte sie, »unser Rosengarten ist fast zu nahe beim Wohnhaus; es gibt Tage, wo mir das Kopfschmerzen macht. Da ist es angenehmer auf der Terrasse von La Raspelière, zu der der Wind den Rosenduft trägt, aber doch nicht mehr in so betäubender Stärke.« Ich wandte mich wieder der Schwiegertochter zu. »Das ist ganz wie *Pelléas*«, sagte ich, um ihrer Neigung zur »Moderne« entgegenzukommen, »dieser Rosenduft, der bis zu den Terrassen aufsteigt. Es kommt einem so machtvoll aus der Partitur entgegen, daß ich selbst, da ich an Heuschnupfen und an Rosenfieber leide, jedesmal niesen mußte, wenn ich diese Szene[1] hörte.« – »Oh! Welch ein Meisterwerk, dieser *Pelléas*«, rief Madame de Cambremer, »ich bin ganz verrückt danach«; und mit den Bewegungen einer Wilden, die mich hätte aufreizen wollen, trat sie auf mich zu und begann, wobei sie mit den Fingern das Staccato markierte, etwas zu summen, wovon ich vermute, daß sie es für Pelléas' Abschied hielt, und fuhr auch lebhaft und eindringlich damit fort, als sei es wichtig, daß sie mir in diesem Augenblick die bewußte Szene in Erinnerung rief oder vielmehr zeigte, daß sie, Madame de Cambremer, sich daran erinnerte. »Ich glaube, das ist schöner als *Parsifal* [2] «, setzte sie hinzu. »Denn im *Parsifal* sind die schönsten Stellen immer noch von einem gewissen Kranz von melodischen Themen umwogt, Themen, die gerade aufgrund der Melodik hinfällig sind.« – »Ich weiß, Sie sind eine große Musikerin, Madame«, sagte ich zu der alten Marquise. »Ich würde Sie sehr gern spielen hören.« Madame de Cambremer-Legrandin blickte aufs Meer hinaus, um an der Unterhaltung nicht teilnehmen zu müssen. Da sie der Meinung war, was ihre Schwiegermutter liebe, sei nicht eigentlich Musik, betrachtete sie das in ihren Augen nur eingebildete, in Wirklichkeit aber ganz hervorragende Talent, das man dieser zuerkannte, als eine Virtuosität ohne jede Bedeutung. Tatsächlich erklärte die einzige noch lebende Schülerin Chopins mit gutem Grund, daß die Spielweise, das »Gefühl« des Meisters sich durch ihre Vermittlung einzig auf Ma-

dame de Cambremer übertragen habe; doch wie Chopin zu spielen, das war weit davon entfernt, in den Augen der Schwester Legrandins eine Empfehlung zu sein, denn diese verachtete niemanden so sehr wie den polnischen Komponisten.[3] »Oh, sie fliegen davon«, rief Albertine, indem sie auf die Möwen wies, die einen Augenblick ihr blumenhaftes Inkognito aufgegeben hatten und alle zugleich der Sonne entgegenzogen. »Die Riesenflügel hindern sie am Gehen«, zitierte Madame de Cambremer, die Möwe und Albatros verwechselte.[1] »Ich liebe sie sehr, ich habe in Amsterdam[2] welche gesehen«, sagte Albertine. »Sie riechen das Meer, sie spüren es selbst noch durch die Steine der Straßen hindurch.« – »Ah! Sie sind in Holland gewesen, kennen Sie die Vermeers?« fragte Madame de Cambremer in strengem Ton, ganz, wie sie gefragt haben würde: »Kennen Sie die Guermantes?« Denn der Snobismus wechselt zwar seinen Gegenstand, nicht aber den Ton. Albertine verneinte: Sie glaubte, es handle sich um irgendwelche lebenden Menschen. Doch es fiel nicht weiter auf. »Ich wäre sehr glücklich, Ihnen etwas vorzuspielen«, sagte Madame de Cambremer zu mir. »Aber Sie wissen ja, ich spiele nur Sachen, für die Ihre Generation sich nicht mehr interessiert. Ich bin noch in der Verehrung Chopins erzogen worden«, setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, denn sie fürchtete ihre Schwiegertochter und wußte, daß diese Chopin nicht als Musiker ansah und daß gut oder schlecht Chopin spielen für diese ganz sinnlose, leere Worte waren. Sie erkannte nur an, daß ihre Schwiegermutter über Technik verfügte und perlende Läufe zustande brachte. »Nie wird man mich dazu bringen, sie für musikalisch zu erklären«, bemerkte Madame de Cambremer-Legrandin oft. Da sie sich für »fortschrittlich« hielt und fand, man sei (nur in der Kunst) »niemals links genug«, stellte sie sich nicht nur vor, daß die Musik fortschreite, sondern auch, daß sie es auf einer einzigen Linie tue und daß Debussy in gewisser Weise ein Über-Wagner sei, das heißt noch etwas fortschrittlicher als Wagner.

Sie machte sich nicht klar, daß Debussy zwar nicht ganz so unabhängig von Wagner war, wie sie selbst es in einigen Jahren annehmen sollte (weil man sich gleichwohl der einmal errungenen Waffen bedient, um sich von demjenigen zu befreien, den man vorübergehend besiegt hat), er aber dennoch nach dem Überdruß, den man angesichts von allzu vollkommenen Werken, in denen alles ausgedrückt ist, zu verspüren begann, ein entgegengesetztes Bedürfnis zu befriedigen suchte. Natürlich wurde im Augenblick diese Reaktion von Theorien gestützt, die denen gleichen, welche in der Politik die Gesetze gegen die Kongregationen oder die Kriege im Fernen Osten untermauern (Erziehung kontra Natur, »gelbe Gefahr« und so fort)[1] . Man behauptete, einer Epoche der Hast entspreche eine »rasche« Kunst, genauso wie man behauptete, der Krieg der Zukunft werde nicht länger als vierzehn Tage dauern oder mit den Eisenbahnen würden kleine Ortschaften in Vergessenheit geraten, die man mit den Postkutschen noch gern aufgesucht hatte und die gleichwohl das Auto wieder zu Ehren bringen sollte. Man empfahl, die Aufmerksamkeit des Zuhörers nicht zu ermüden, ganz als verfügten wir nicht über verschiedene Arten der Aufmerksamkeit, deren höchste zu wekken gerade die Künstler immer bemüht sein mußten. Denn es gibt Leute, die nach zehn Zeilen eines mittelmäßigen Artikels vor Müdigkeit gähnen, aber jedes Jahr die Reise nach Bayreuth gemacht haben, um den *Ring* anzuhören. Im übrigen sollte der Tag kommen, wo Debussy für ebenso dürftig wie Massenet erklärt und das Schmachten Mélisandes auf den Rang einer Manon heruntergesetzt würde.[2] Denn die Theorien und Schulen verschlingen einander wie Mikroben und kleine Zellkörperchen und gewährleisten durch ihren Kampf die Kontinuität des Lebens. Doch diese Zeit war noch nicht gekommen.

Ebenso wie von einer Haussebewegung an der Börse eine ganze Gruppe von Werten profitiert, so zog eine gewisse Zahl von mißachteten Autoren gleichfalls Nutzen aus der Reaktion,

sei es, daß sie die Mißachtung nicht verdient hatten, oder einfach – und damit brachte man etwas Neues auf, wenn man sie protegierte – weil sie ihnen überhaupt zuteil geworden war. Man holte sogar aus irgendeinem Winkel der Vergangenheit einige unabhängige Talente hervor, auf deren Ruf eigentlich, wie es schien, die gegenwärtige Bewegung keinen Einfluß haben konnte, deren Namen aber angeblich eine der neuen Größen gern im Munde führte. Oft war es, weil ein Meister überhaupt, wer auch immer er sein und wie exklusiv seine Schule sein mag, seinem spontanen Empfinden folgt und einem Talent Rechnung trägt, wo er es auch antrifft, und vielleicht sogar noch weniger als eigentlich dem Talent irgendeiner angenehmen Inspiration, die er früher empfangen hat und die mit einem beglückenden Moment seiner Jugend zusammenhängt; andere Male wiederum, weil gewisse Künstler einer anderen Epoche in irgendeinem Stück etwas verwirklicht haben, was dem ähnlich ist, was der Meister, wie ihm allmählich klargeworden ist, selbst hat erreichen wollen. Dann sieht er in diesem Älteren eine Art Vorläufer seiner selbst; er schätzt bei jenem unter einer ganz anderen Form ein nur in einem gewissen Augenblick und zu einem gewissen Teil dem seinen verwandtes Bemühen. Es gibt Ausschnitte von Turner in dem Werk Poussins, einen Satz von Flaubert bei Montesquieu.[1] Manchmal aber war auch dieses Gerücht über die Vorliebe des Meisters das Resultat eines Irrtums, der irgendwo entstanden und innerhalb der Schule verbreitet worden war. Der einmal gefallene Name profitierte dann aber von dem Ruhmestitel, unter dessen Schutz er gerade zur rechten Zeit aufgetaucht war, denn wenn eine gewisse Freiheit und echter Geschmack zwar die Wahl des Meisters bestimmen mögen, so richten sich die Schulen nur mehr nach der Theorie. So hatte der Geist, seinem gewohnten Lauf folgend, der sich mit allerlei Abschweifungen und unter Abdriften bald nach der einen, bald nach der anderen Seite vollzieht, das Licht von oben einer gewissen Zahl von Werken zuteil werden lassen, in die

der Gerechtigkeitssinn oder ein Bedürfnis nach Erneuerung oder der Geschmack Debussys oder seine Laune oder irgendein Ausspruch, den er vielleicht gar nicht getan, auch die Werke Chopins einbezogen hatte.[1] Auf den Schild erhoben von Kritikern, in die man volles Vertrauen setzte, hatten sie an der Bewunderung teil, die *Pelléas* erlangte, und fanden einen neuen Glanz; selbst Leute, die sie noch nicht wieder hatten spielen hören, verlangte es so sehr danach, diese Musik zu lieben, daß sie es gleichsam gegen ihren Willen, wenn auch freilich in der Illusion einer freien Entscheidung taten. Madame de Cambremer-Legrandin aber verbrachte einen Teil des Jahres in der Provinz, und selbst in Paris lebte sie, da sie nicht bei bester Gesundheit war, meistens zu Hause. Tatsächlich war dieser Nachteil vor allem in der Wahl der Ausdrücke zu spüren, die Madame de Cambremer für modern hielt, die jedoch eher der Schriftsprache angehörten – eine Nuance, für die sie kein Unterscheidungsvermögen besaß –, denn sie entnahm ihre Wendungen mehr der Lektüre als der Konversation. Diese aber ist nicht so notwendig für eine genaue Kenntnis der Meinungen als für jene neue Ausdrücke. Allerdings war diese Verjüngung der *Nocturnes* noch nicht von der Kritik bekanntgegeben worden. Die Neuigkeit erlebte eine Verbreitung nur durch Gespräche der »Jungen«. So blieb sie Madame de Cambremer-Legrandin fremd. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, sie darüber zu belehren – doch nur, indem ich mich in dieser Absicht an ihre Schwiegermutter wandte, so wie man beim Billardspiel, um eine Kugel zu treffen, über die Bande spielt –, daß Chopin, weit entfernt, aus der Mode zu sein, der Lieblingskomponist Debussys sei. »Sieh da, das ist amüsant«, sagte mit einem feinen Lächeln die Schwiegertochter zu mir, als sei dies nur eine paradoxe Äußerung, die der Komponist des *Pelléas* sich erlaubt hatte. Nichtsdestoweniger stand jetzt fest, daß sie Chopin nur noch mit Achtung und sogar mit Vergnügen anhören würde. Daher bewirkten denn auch meine Worte, welche die Stunde der Befreiung für

die alte Marquise einläuteten, auf deren Gesicht einen Ausdruck von Dankbarkeit für mich, vor allem aber von Freude. Ihre Augen leuchteten wie die von Latude in dem Theaterstück *Latude oder fünfunddreißig Jahre Gefangenschaft*, und ihre Brust sog die Seeluft mit jenem Gefühl der Erleichterung ein, die Beethoven in *Fidelio* so gut ausgedrückt hat, wenn die Gefangenen endlich die »freie Luft«[1] einatmen. Ich meinte fast, sie werde ihre schnurrbärtigen Lippen auf meine Wangen drücken. »Wie, Sie lieben Chopin? Er liebt Chopin, er liebt Chopin«, rief sie mit leidenschaftlichem Näseln, ganz wie wenn sie gesagt hätte: »Wie, Sie kennen auch Madame de Franquetot?« – mit dem einzigen Unterschied, daß meine Beziehungen zu Madame de Franquetot ihr völlig gleichgültig gewesen wären, während meine Kenntnis Chopins sie in eine Art künstlerisches Delirium versetzte. Erhöhte Speichelabsonderung genügte jetzt nicht mehr. Da sie gar nicht versucht hatte, die Rolle Debussys in der Neuentdeckung Chopins zu erfassen, wurde ihr nur bewußt, daß mein eigenes Urteil über ihn günstig war. Musikalische Begeisterung überwältigte sie. »Élodie! Élodie! Er liebt Chopin!« Ihr Busen wogte, und sie ruderte wild mit den Armen. »Ach, ich hatte gleich gemerkt, daß Sie musikalisch sind«, rief sie. »Ich verstehe, daß Sie als Kü-hünstler so etwas lieben müssen. Es ist soo schön!« Ihre Stimme tönte dabei belegt; als hätte sie, um mir ihre glühende Bewunderung für Chopin auszudrücken, in Nachahmung von Demosthenes ihren Mund mit allen Kieseln des Strandes gefüllt. Endlich brandete die Flut wieder an, die nun auch ihr Schleierchen erfaßte, welches sie nicht mehr rechtzeitig hatte in Sicherheit bringen können und das jetzt ganz durchnäßt war; schließlich trocknete die Marquise mit ihrem bestickten Taschentuch die feuchte Schaumspur, die das Andenken an Chopin auf ihrem Schnurrbärtchen hinterlassen hatte.[1]

»Mein Gott«, sagte Madame de Cambremer-Legrandin, »ich glaube, meine Schwiegermutter hält sich etwas zu lange auf, sie vergißt, daß wir meinen Onkel de Ch'nouville zum

Abendessen haben. Und Cancan wartet nicht gern.« Cancan blieb unverständlich für mich, ich dachte, es handle sich vielleicht um einen Hund. Was aber die Vettern Ch'nouville betraf, so verhielt sich die Sache folgendermaßen. Mit den Jahren hatte sich bei der jungen Marquise das Vergnügen, das sie daran gefunden hatte, den Namen in dieser Weise auszusprechen, etwas abgeschwächt. Und doch hatte sie sich seinerzeit, um es auskosten zu können, zu ihrer Heirat entschlossen. In anderen gesellschaftlichen Kreisen opferte man, wenn von den Chenouvilles die Rede war, üblicherweise (jedenfalls immer, wenn vor das Adelsprädikat ein Substantiv trat, das mit einem Vokal endete, denn andernfalls mußte man sich wohl oder übel auf das »de« stützen, da die Zunge sich weigerte, eine Wortgruppe wie Madam' d'Ch'nonceaux zu artikulieren) das stumme e des Adelsprädikats. Man sagte: »Monsieur d'Chenouville.« Bei den Cambremers herrschte die umgekehrte, doch ebenso verpflichtende Tradition. In allen Fällen unterdrückte man das stumme e in Chenouville. Auch wenn dem Namen die Bezeichnung »mein Cousin« oder »meine Cousine« vorausging, sagte man immer »de Ch'nouville« und niemals »de Chenouville«. (Den Vater dieser Chenouvilles bezeichnete man als *notre oncle*, denn man war in Féterne nicht genügend Crème de la crème, um *notronk* zu sagen, wie die Guermantes es getan hätten, deren affektierter Jargon die Konsonanten unterdrückte sowie ausländische Namen nationalisierte und letzlich ebenso schwer zu verstehen war wie Altfranzösisch oder heutige Dialekte.) Alle, die neu in die Familie eintraten, erhielten sofort über das Thema der Ch'nouville eine Belehrung, deren Mademoiselle Legrandin nicht bedurft hatte. Bei einem Besuch hatte sie eines Tages ein junges Mädchen sagen hören: *ma tante d'Uzai*, *mon onk de Rouan*, ohne dabei sogleich die illustren Namen zu erkennen, die sie gewöhnlich Uzès und Rohan aussprach; darauf hatte sie das Staunen, die Verlegenheit und die Beschämung eines Menschen ergriffen, der vor sich ein neuer-

fundenes Eßbesteck auf dem Tisch liegen sieht, dessen Gebrauch er nicht kennt und dessen er sich daraufhin nicht zu bedienen wagt. In der darauffolgenden Nacht und am nächsten Tag aber hatte sie mit Entzücken vor sich hingemurmelt: *Ma tante d'Uzai* unter Auslassung des am Ende befindlichen *s*, jener Auslassung, die sie am Vortag noch so überrascht hatte, deren Nichtgebrauch ihr aber jetzt so vulgär erschien, daß sie, als eine ihrer Gefährtinnen ihr gegenüber von einer Büste der Duchesse d'Uzès sprach, von oben herab und gehässig versetzte: »Sie könnten es wenigstens richtig aussprechen: Mame d'Uzai.« Von da an hatte sie begriffen, daß dank der Transmutation der Materie in immer subtilere Elemente das bedeutende und auf so ehrenhafte Weise erworbene Vermögen, das sie von ihrem Vater ererbt hatte, die umfassende Erziehung, die sie genossen, und ihr eifriger Besuch der Vorlesungen an der Sorbonne – sowohl derer von Caro wie auch derer von Brunetière – und der ebenso eifrige der Concerts Lamoureux[1] sich verflüchtigen und ihre letzte Sublimierung in dem Vergnügen finden mußten, eines Tages zu sagen: *ma tante d'Uzai*. Das schloß in ihrem Bewußtsein nicht aus, daß sie wenigstens für die erste Zeit nach ihrer Verheiratung vorhatte, zwar nicht gewisse Freundinnen, die sie gern mochte, die zu opfern sie aber entsagungsvoll entschlossen war, wohl aber gewisse andere weiterzubesuchen, die sie zwar nicht mochte, zu denen sie aber sagen können wollte (da sie sich ja deshalb verheiratet hatte): »Ich werde euch meiner Tante d'Uzai vorstellen«, oder, falls sie einsah, daß diese Verbindung doch zu schwierig herzustellen sei, doch immerhin: »Ich werde euch meiner Tante de Ch'nouville vorstellen«, oder: »Ich werde euch zusammen mit den d'Uzai einladen«. Ihre Vermählung mit Monsieur de Cambremer hatte Mademoiselle Legrandin Gelegenheit verschafft, den ersten dieser Sätze auszusprechen, aber nicht den zweiten, da die Welt, in der ihre Schwiegereltern verkehrten, ihrer Erwartung entgegen nicht diejenige war, von der sie auch weiterhin träumte.

Nachdem sie mir von Saint-Loup gesagt hatte (wobei sie sich eines Ausdrucks von Robert bediente, denn wie ich ihr gegenüber die Ausdrücke Legrandins verwendete, so antwortete sie mir unter dem Einfluß einer umgekehrten Suggestion in der Redeweise Roberts, von der sie nicht wußte, daß sie ihrerseits auf Rachel zurückzuführen war), indem sie ihren Daumen dem Zeigefinger näherte und die Augen halb schloß, als erblicke sie etwas unendlich Zartes, das sie gerade noch zu erhaschen vermocht hätte: »Er besitzt eine reizende Geistesart«, pries sie ihn mit solcher Wärme, daß man hätte meinen können, sie sei in ihn verliebt (es war übrigens behauptet worden, daß Robert früher, als er in Doncières war, ihr Liebhaber gewesen sei), in Wirklichkeit aber einfach, damit ich es ihm zutrug, und um auf den eigentlichen Zweck ihrer Rede zu kommen: »Sie sind ja sehr eng befreundet mit der Herzogin von Guermantes. Ich bin etwas leidend, gehe wenig aus und weiß, daß sie sich immer auf einen Kreis auserwählter Freunde beschränkt, was ich ganz richtig finde; daher kenne ich sie zwar wenig, aber ich weiß, was für eine außerordentliche Frau sie ist.« Im Wissen, daß Madame de Cambremer diese höchstens flüchtig kannte, und in der Absicht, mich gleichfalls so bescheiden zu geben wie sie, glitt ich über dieses Thema hinweg und antwortete der Marquise, ich kenne vor allem ihren Bruder Legrandin. Als dieser Name fiel, nahm sie die gleiche ausweichende Miene an wie ich bei der Erwähnung von Madame de Guermantes, allerdings mit einer Nuance von Mißvergnügen versetzt, denn sie glaubte meine Worte dazu bestimmt, nicht mich, sondern sie in eine bescheidenere Kategorie zu verweisen. Nagte an ihr der Kummer, eine geborene Legrandin zu sein? Das wenigstens behaupteten die Schwestern und Schwägerinnen ihres Mannes, adelige Damen aus der Provinz, die niemanden kannten und von nichts etwas wußten, aber Madame de Cambremer um ihre Intelligenz, ihre Bildung, ihr Vermögen, die körperlichen Vorzüge, die sie besessen hatte, bevor sie krank wurde, beneideten. »Sie denkt an

nichts anderes, sie bringt sich damit um«, wiederholten unaufhörlich diese boshaften Weiber, sobald sie von Madame de Cambremer sprachen, zu wem auch immer, vor allem aber einem Bürgerlichen gegenüber, entweder – wenn er eingebildet und dumm war – um durch diese Bekräftigung der Schmach, dem Bürgertum anzugehören, ihrer eigenen Liebenswürdigkeit ihm gegenüber um so größeren Wert zu verleihen, oder – wenn er schüchtern und klug war und die Bemerkung auf sich selbst bezog – um das Vergnügen zu genießen, ihm indirekt, obwohl sie ihn bei sich empfingen, Impertinenz zu beweisen. Wenn diese Damen aber glaubten, mit Bezug auf ihre Schwägerin recht zu haben, so täuschten sie sich sehr. Diese litt um so weniger darunter, eine geborene Legrandin zu sein, als sie die Erinnerung daran völlig verloren hatte. Sie fühlte sich dadurch verletzt, daß ich sie ihr wiedergab, und schwieg, als habe sie nicht verstanden, da sie es nicht für nötig hielt, meine Worte zu bestätigen, geschweige denn sie zu präzisieren.

»Unsere Verwandten sind nicht der Hauptgrund für die Abkürzung unseres Besuchs«, sagte zu mir die alte Madame de Cambremer, die wahrscheinlich dem Vergnügen, von den »Ch'nouvilles« zu sprechen, blasierter gegenüberstand als ihre Schwiegertochter. »Aber um Sie nicht durch die Anwesenheit von allzu vielen Menschen zu belästigen, hat Monsieur« (sie zeigte dabei auf den Advokaten) »nicht gewagt, seine Frau und seinen Sohn mit hierherzubringen. Sie gehen am Strand spazieren und werden es allmählich langweilig finden, daß sie so lange auf uns warten müssen.« Ich ließ mir eine genaue Beschreibung geben und eilte, sie zu holen. Die Frau hatte ein rundes Gesicht wie gewisse Pflanzen aus der Gattung der Ranunculaceen und im Augenwinkel ein ziemlich großes gewächsartiges Mal. Und weil die menschlichen Generationen ebensosehr ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten bewahren wie eine Pflanzenfamilie, hob sich das gleiche Mal, das zur Bestimmung einer Varietät hätte verhelfen kön-

nen, wie auf dem welken Angesicht der Mutter auch unter dem Auge des Sohnes ab. Mein eifriges Bemühen um seine Frau und seinen Sohn rührte den Advokaten. Er interessierte sich für den Zweck meines Aufenthalts in Balbec. »Sie werden sich etwas verloren fühlen, denn hier sind ja zum größten Teil Ausländer.« Er sah mich an, während er mit mir sprach, denn da er selbst Ausländer nicht mochte, obwohl viele von ihnen seine Klienten waren, wollte er sich versichern, ob ich seiner Xenophobie auch nicht ablehnend gegenüberstehe; in diesem Fall hätte er mit den Worten: »Natürlich, Madame X. mag eine charmante Frau sein – es handelt sich ja auch nur um das Prinzip« den Rückzug angetreten. Da ich zu jenem Zeitpunkt keinerlei Meinung über Ausländer hatte, ließ ich keine Mißbilligung verlauten, und so fühlte er wieder sicheren Boden unter den Füßen. Er ging so weit, mich zu bitten, ihn doch einmal in Paris zu besuchen und seine Sammlung von Le Sidaners anzuschauen, möglichst auch dabei die Cambremers mitzubringen, mit denen er mich offenbar eng befreundet glaubte. »Ich werde Sie zugleich mit Le Sidaner einladen«, sagte er, völlig überzeugt, daß ich diesen beglückenden Tag kaum noch erwarten könne. »Sie werden sehen, was für ein wundervoller Mensch er ist. Seine Bilder werden Sie entzücken. Natürlich kann ich nicht mit den großen Sammlern wetteifern, aber ich glaube, ich besitze tatsächlich die größte Zahl seiner Lieblingsbilder. Sie werden Sie um so mehr interessieren, als Sie ja aus Balbec kommen, denn es sind Seestücke, wenigstens zum größten Teil.« Die Frau und der Sohn mit dem pflanzlichen Klassifizierungsmerkmal hörten ehrfurchtsvoll zu. Man hatte das deutliche Gefühl, daß ihr Haus in Paris so etwas wie ein Le-Sidaner-Tempel war. Tempel dieser Art erfüllen einen gewissen Zweck. Wenn der Gott seine Zweifel hegt, so stopft er die kleinen undichten Stellen in seiner Meinung über sich selbst leicht mit dem unwiderleglichen Zeugnis jener Wesen, die seinem Schaffen ihr Leben weihen.

Auf ein Zeichen ihrer Schwiegertochter machte Madame de Cambremer Miene, sich zu erheben, und sagte zu mir: »Mögen Sie nicht, wenn Sie schon nicht in Féterne bei uns wohnen wollen, wenigstens einen Tag dieser Woche zu uns zum Dejeuner kommen, morgen zum Beispiel?« Und in ihrem Wohlwollen setzte sie, um mich vollends zu einem Entschluß zu bewegen, noch hinzu: »Sie werden dort den Grafen von Crisenoy wiedersehen«, den ich keineswegs vermißt hatte aus dem einfachen Grund, daß ich ihn gar nicht kannte. Sie begann vor meinen Augen noch andere Verlockungen auffunkeln zu lassen, hielt aber plötzlich inne. Der Gerichtspräsident, der bei seiner Rückkehr erfahren hatte, daß sie im Hotel war, hatte sie insgeheim überall gesucht, dann etwas gewartet und kam nun ganz so, als begegne er ihr zufällig, um ihr seine Aufwartung zu machen. Ich begriff, daß Madame de Cambremer keinen Wert darauf legte, die Einladung zum Mittagessen, die sie an mich ergehen ließ, auf ihn auszudehnen. Dabei kannte er sie schon sehr viel länger als ich, denn er war seit Jahren bei den musikalischen Nachmittagen in Féterne zu Gast – was mich während meines ersten Aufenthalts in Balbec ziemlich neidisch gemacht hatte. Doch Anciennität bedeutet nicht alles bei den Leuten von Welt. Sie sparen sich Einladungen zum Essen lieber für neue Bekannte auf, die ihre Neugier wecken, besonders wenn diesen eine prestigeträchtige und warme Empfehlung vorausgegangen ist wie in meinem Fall die von Saint-Loup. Da Madame de Cambremer damit rechnete, daß der Gerichtspräsident nicht gehört habe, was sie zu mir sagte, unterhielt sie sich, um gleichwohl ihr Gewissen zu beruhigen, aufs liebenswürdigste mit ihm. In dem Sonnenschein, von dem am Horizont die gewöhnlich unsichtbare Küste von Rivebelle mit Gold überflutet wurde, unterschieden wir, kaum abgegrenzt gegen das leuchtende Himmelsblau, aus dem Wasser aufsteigend, rosig, silbern, unmerklich, die kleinen Angelusglocken, die rings um Féterne läuteten. »Auch das ist noch ganz *Pelléas*«, bemerkte ich zu Madame de

Cambremer-Legrandin. »Sie wissen, welche Szene[1] ich meine?« – »Natürlich weiß ich es«, antwortete sie, aber »ich weiß es ganz und gar nicht« war deutlich in ihrer Stimme und auf ihrem Gesicht zu lesen, auf dem sich keine Erinnerung abzeichnete, sowie in ihrem haltlos in der Luft schwebenden Lächeln. Die alte Marquise de Cambremer konnte sich gar nicht darüber beruhigen, daß die Glocken bis hierher zu hören waren, und stand auf, weil ihr die späte Stunde zu Bewußtsein kam. »Tatsächlich«, sagte ich, »sieht man jenes Ufer gewöhnlich von Balbec aus nicht und hört es noch weniger. Offenbar hat das Wetter gewechselt und den Horizont um zwei Dimensionen erweitert. Vielleicht aber rufen sie Sie nur zurück, denn, wie ich sehe, wollen Sie aufbrechen; sie sind für Sie das Glockenzeichen zum Abendessen.« Der Präsident, der für Glocken weniger empfänglich war, ließ seine Blicke heimlich über die Strandpromenade gleiten, die er zu seinem Bedauern an diesem Abend völlig verlassen sah. »Sie sind wirklich ein Dichter«, sagte Madame de Cambremer zu mir. »Man spürt, wie Sie vibrieren, wie künstlerisch Sie empfinden. Kommen Sie, und ich werde Ihnen Chopin vorspielen«, setzte sie hinzu und hob ekstatisch die Arme, während sie die Worte so heiser hervorbrachte, daß es schien, als bewege sie Kieselsteine in ihrem Mund. Dann kam das Zurückschlucken des Speichels und das instinktive Abwischen des kleinen – gemeinhin als amerikanisch bezeichneten – Schnurrbärtchens mit dem Taschentuch. Der Gerichtspräsident erwies mir, ohne es zu wollen, einen sehr großen Dienst, indem er die Marquise am Arm faßte, um sie zu ihrem Wagen zu führen, wobei sein Verhalten durch eine gewisse Dosis an Vulgarität, an Kühnheit und einer Neigung zu ostentativem Gebaren bestimmt wurde, die andere Menschen vielleicht nur zögernd aufgebracht hätten, die aber sehr entfernt davon ist, in der Gesellschaft zu mißfallen. Er hatte übrigens nach so vielen Jahren weit mehr Erfahrung darin als ich. Ganz von Dankbarkeit ihm gegenüber erfüllt, wagte ich doch nicht, das gleiche wie er zu tun, sondern

schritt neben Madame de Cambremer-Legrandin her, die sehen wollte, was für ein Buch ich da bei mir trug. Beim Namen der Sévigné verzog sie den Mund, und unter Benutzung eines Ausdrucks, den sie aus gewissen Zeitungen hatte und der auf eine Autorin des siebzehnten Jahrhunderts angewendet einigermaßen absonderlich klang, fragte sie mich: »Finden Sie wirklich, daß sie eine Begabung ist?« Die Marquise gab dem Diener die Adresse eines Konditors an, zu dem sie sich noch begeben wollte, bevor sie auf der vom abendlichen Staub rosig gefärbten Straße, neben der sich die blauen, wie Tierrücken geformten Klippen hintereinander aufstaffelten, wieder nach Hause fuhr. Sie fragte ihren alten Kutscher, ob das eine der Pferde, das leicht fror, auch warm genug zugedeckt gewesen sei und ob das andere auch nicht etwa vom Hufeisen gedrückt werde. »Ich schreibe Ihnen lieber wegen unserer Verabredung«, raunte sie mir halblaut zu. »Wie ich bemerkt habe, haben Sie mit meiner Schwiegertochter über Literatur gesprochen. Sie ist ein wundervolles Geschöpf«, fuhr sie fort, wiewohl sie nicht so dachte, aber sie hatte seinerzeit die – aus Freundlichkeit beibehaltene – Gewohnheit angenommen, es zu sagen, damit es nicht so aussehe, als habe ihr Sohn eine Geldheirat gemacht. »Und dann«, brachte sie mit einer letzten enthusiastischen Kaubewegung hervor, »hat sie auch so viel Küh-hünstlersinn!« Darauf stieg sie, den Kopf wiegend und den Krummstab ihres Sonnenschirms schwenkend, in den Wagen und fuhr durch die Straßen von Balbec, beladen mit den Zeichen ihres geweihten Amtes wie ein alter Bischof auf der Firmungstournee.

»Sie hat Sie zum Essen eingeladen«, bemerkte streng der Gerichtspräsident, nachdem der Wagen davongerollt und ich mit meinen Freundinnen zurückgekehrt war. »Unsere Beziehungen haben sich etwas abgekühlt. Sie findet, ich vernachlässige sie. Mein Gott, dabei bin ich der umgänglichste Mensch von der Welt. Wenn man mich braucht, bin ich immer zur Stelle. Aber sie haben mich vollkommen mit Be-

schlag belegen wollen. Das jedoch«, sagte er mit listiger Miene und erhobenem Zeigefinger wie jemand, der genau zu unterscheiden und zu argumentieren weiß, »erlaube ich nun einmal nicht. Ich betrachte es als ein Attentat auf meine Ferienfreiheit. Es blieb mir nichts anderes übrig, als Einhalt zu gebieten. Sie scheinen ja sehr gut mit ihr zu stehen. Wenn Sie einmal so alt sind wie ich, werden Sie sehen, wie wenig die Gesellschaft eigentlich bedeutet, und bedauern, so viel Zeit auf Nichtigkeiten verwendet zu haben. So, jetzt werde ich vor dem Abendessen noch einen kleinen Spaziergang machen. Adieu, liebe Kinder«, rief er mit Stentorstimme, als sei er schon dreißig Meter weit weg.

Als ich mich von Rosemonde und Gisèle verabschiedet hatte, blickten sie staunend auf Albertine, die stehenblieb und sich ihnen nicht anschloß. »Nun, Albertine, was machst du noch, du weißt doch, wie spät es ist?« – »Geht ihr nur nach Hause«, antwortete sie in bestimmtem Ton. »Ich habe noch mit ihm zu reden«, setzte sie hinzu, indem sie mit unterwürfiger Miene auf mich wies. Rosemonde und Gisèle sahen mich an, von neuer Achtung für mich erfüllt. Ich genoß das Gefühl, daß ich für einen Augenblick wenigstens in den Augen von Rosemonde und Gisèle für Albertine wichtiger war als die Stunde der Heimkehr, als ihre Freundinnen, und daß es so aussah, als hätte ich vielleicht schwerwiegende Geheimnisse mit ihr, in die man die anderen unmöglich miteinbeziehen konnte. »Sehen wir dich heute abend noch?« – »Ich weiß nicht, das hängt von ihm ab. Auf alle Fälle morgen.« – »Gehen wir doch in mein Zimmer hinauf«, sagte ich zu ihr, als ihre Freundinnen sich entfernt hatten. Wir nahmen den Lift; sie bewahrte Schweigen in Gegenwart des Liftboys. Immer gewöhnt und gezwungen, sich an persönliche Beobachtungen und Schlußfolgerungen zu halten, um die Privatangelegenheiten der Hotelgäste zu erraten, dieser seltsamen Menschen, die untereinander sprechen und mit ihnen nicht reden, entwickelt sich bei den »Angestellten« (wie der Liftboy die Hotelbedien-

ten nannte) eine größere Divinationsgabe, als sie den »Herrschaften« eigen ist. Die Organe verkümmern oder entwickeln sich zu größerer Kraft und Feinheit, je nachdem, wie groß das Bedürfnis nach ihnen ist. Seitdem es Eisenbahnen gibt, hat uns die Notwendigkeit, den Zug nicht zu versäumen, gelehrt, mit Minuten zu rechnen, während bei den alten Römern, bei denen nicht nur die Astronomie summarischer, sondern auch das Leben weit geruhsamer war, eine Vorstellung von festen Stunden, geschweige denn von Minuten, noch kaum existierte. Der Liftboy hatte denn auch begriffen – und beschlossen, seinen Kameraden zu erzählen –, daß wir irgendwelche Schwierigkeiten hätten, Albertine und ich. Doch da er keinen Takt besaß, redete er pausenlos auf uns ein. Indessen konstatierte ich auf seinem Gesicht anstelle des gewohnten Ausdrucks von Freundlichkeit und Freude darüber, daß er mich in seinem Lift befördern durfte, Zeichen von Niedergeschlagenheit und äußerster Beunruhigung. Da ich die Ursache hiervon nicht kannte, versuchte ich ihn abzulenken, und obwohl eigentlich mehr mit Albertine beschäftigt, sagte ich ihm, daß die Dame, die soeben davongefahren war, Marquise von Cambremer und nicht Camembert heiße. Auf dem Stockwerk, an dem wir gerade vorbeifuhren, bemerkte ich ein grauenhaft häßliches Zimmermädchen mit einem Bettpfühl; es grüßte mich respektvoll, da es auf ein Trinkgeld bei meiner Abreise hoffte. Ich hätte gern gewußt, ob es dieselbe Person sei, nach der ich am Abend meiner Ankunft in Balbec so sehr verlangt hatte, doch konnte ich zu keiner Gewißheit kommen.[1] Der Liftboy schwor mir mit der Aufrichtigkeit der meisten falschen Zeugen, doch ohne seine Grabesmiene abzulegen, die Dame habe bestimmt verlangt, unter dem Namen Camembert angemeldet zu werden. Tatsächlich war es ja auch ganz natürlich, daß er einen Namen zu hören geglaubt hatte, der ihm bereits bekannt war. Da er außerdem über den Adel und die Natur der Namen, die zu Adelstiteln hinzutreten, sehr vage Begriffe hatte wie die meisten Leute, auch wenn sie nicht

Liftboys sind, war ihm der Name Camembert um so wahrscheinlicher vorgekommen, als man sich ja in Anbetracht des allgemein großen Rufes, den dieser Käse genoß, nicht wundern durfte, daß ein Marquistitel aus einem so glorreichen Renommee hervorgegangen war, wofern nicht sogar dasjenige dieses Marquistitels erst dem Käse seine Berühmtheit verschafft hatte. Nichtsdestoweniger, da er sah, daß ich eine Täuschung nicht eingestehen wollte, und er selber wußte, daß die Gäste sogar ihre flüchtigsten Launen befolgt und ihre augenscheinlichsten Lügen akzeptiert sehen wollen, versprach er mir als guter Untergebener, er werde künftighin immer Cambremer sagen. Natürlich hätte kein Ladenbesitzer der Stadt noch irgendein Bauer der Umgegend, bei denen Name und Person der Cambremers vollauf bekannt waren, den Irrtum des Liftboys begehen können. Aber das Personal des Grand-Hôtel de Balbec stammte nicht aus der Gegend; es traf in direkter Linie mit allem Material aus Biarritz, Nizza und Monte Carlo ein, wobei ein Teil nach Deauville, ein anderer nach Dinard gelenkt wurde und ein dritter Balbec vorbehalten blieb.

Doch die Unruhe und der Kummer des Liftboys nahmen immer mehr zu. Damit er so sehr vergessen konnte, mir seine Ergebenheit durch das gewohnte Lächeln zu bezeigen, mußte ihm irgendein Unglück zugestoßen sein. Vielleicht »ließ man ihn gehen«. Ich nahm mir in diesem Fall vor, möglichst zu erreichen, daß er dennoch blieb, denn der Hoteldirektor hatte mir versprochen, für alles einzustehen, was ich im Hinblick auf sein Personal für wünschenswert halten würde. »Sie können immer tun, was Sie wollen, ich gestehe es im voraus ein.« Plötzlich, als ich eben den Aufzug verlassen hatte, begriff ich die Not und das niedergeschlagene Aussehen des Liftboys. Wegen Albertines Gegenwart hatte ich ihm das Fünffrancsstück nicht gegeben, das er gewöhnlich von mir gleich beim Einsteigen in den Lift erhielt. Dieser Dummkopf aber hatte, anstatt zu begreifen, daß ich nicht vor Dritten os-

tentativ Trinkgelder geben wollte, gleich zu zittern begonnen, da er vermutete, es sei nun ein für allemal aus damit und ich würde ihm niemals mehr etwas geben. Er bildete sich sicher ein, ich sei »in der Klemme« (wie der Herzog von Guermantes gesagt hätte); diese Vermutung aber flößte ihm keinerlei Mitleid für mich ein, sondern bereitete ihm nur eine furchtbare, egoistische Enttäuschung. Ich sagte mir, daß ich weniger unvernünftig sei, als meine Mutter fand, wenn ich nicht wagte, die übertriebene, aber fieberhaft erwartete Summe einmal nicht zu geben, die ich am Vortag gegeben hatte. Doch auch die Bedeutung, die ich bis dahin, ohne den geringsten Zweifel seinem gewohnten freudigen Gesichtsausdruck unterstellt hatte, in dem ich nicht zögerte ein Zeichen der Anhänglichkeit zu erkennen, schien mir jetzt weniger gesichert zu sein. Als ich den Liftboy bereit sah, sich in seiner Verzweiflung fünf Stockwerke hinunterzustürzen, fragte ich mich, ob nicht nach einer entsprechenden Veränderung unserer beiderseitigen sozialen Lage, zum Beispiel infolge einer Revolution, der Liftboy, nunmehr zum Bourgeois geworden, anstatt sanft und freundlich den Aufzug für mich zu bedienen, mich in den Abgrund schleudern würde und ob nicht in gewissen Klassen des Volkes größere Doppelzüngigkeit herrscht als in der guten Gesellschaft, in der man sich zweifellos die unfreundlichen Reden für den Zeitpunkt unserer Abwesenheit aufspart, wo aber die Haltung uns gegenüber weniger beleidigend wäre, wenn wir ins Unglück geraten sind.

Man kann gleichwohl nicht sagen, daß in dem Hotel von Balbec der Liftboy der am meisten auf seinen Vorteil Bedachte gewesen wäre. Unter diesem Gesichtspunkt teilte sich das Personal in zwei Kategorien. Auf der einen Seite standen diejenigen, die Unterschiede zwischen den Gästen machten und empfänglicher waren für das angemessene Trinkgeld eines alten Edelmannes (der im übrigen in der Lage war, sie von ihren achtundzwanzig Tagen[1] zu befreien, indem er sie dem General Beautreillis empfahl) als für die planlose Freigebig-

keit eines Wichtigtuers, der gerade dadurch einen Mangel an Weltläufigkeit offenbarte, den man nur, solange er da war, als Güte bezeichnete. Auf der anderen Seite befanden sich die, für welche Adel, Intelligenz, Berühmtheit, Stellung, Manieren leere Worte waren, vor denen bedeutungsvoll einzig eine Ziffer stand. Für diese Gruppe gab es nur eine Hierarchie, nämlich die des Geldes, das man hat, oder besser noch, das man gibt. Vielleicht gehörte sogar Aimé, obwohl er wegen der zahlreichen Hotels, in denen er gearbeitet hatte, Anspruch auf große Welterfahrung erhob, zu dieser letzteren Gruppe. Höchstens gab er dieser Art der Einschätzung einen gesellschaftlichen, auf seiner Kenntnis der Familien beruhenden Anstrich, wenn er zum Beispiel von der Prinzessin von Luxemburg sagte: »Da steckt gewiß viel Geld?« (wobei er ein Fragezeichen setzte, um sich zu informieren oder die bereits empfangenen Informationen endgültig zu überprüfen, bevor er einem Gast einen Küchenchef für Paris oder in Balbec einen Tisch links vom Eingang mit Ausblick auf das Meer verschaffte). Ohne also von Eigennutz frei zu sein, hätte er doch diesen nicht mit der dummen Verzweiflungsmiene des Liftboys zur Schau getragen. Im übrigen vereinfachte vielleicht die Naivität dieses letzteren die Dinge nur um so mehr. Die Bequemlichkeit eines großen Hotels wie auch der Art von Häusern, wie früher Rachel eines frequentierte, besteht darin, daß ohne alle Umwege der Anblick eines Hundertfrancsscheins, erst recht aber der eines Tausenders, selbst wenn er zunächst einmal einem anderen überreicht wird, auf dem bis dahin eisigen Gesicht eines Angestellten oder einer Frau ein Lächeln und Angebote sichtbar werden läßt. In der Politik hingegen, wie auch in den Beziehungen zwischen einem Liebhaber und seiner Geliebten, stehen zu viele Dinge zwischen dem Geld und der Gefügigkeit. So viele Dinge, daß selbst diejenigen, bei denen das Geld schließlich ein Lächeln hervorruft, oft unfähig sind, dem inneren Prozeß nachzuspüren, der beides verbindet, und sie glauben, sie seien, ja sie

sind zu zartfühlend dafür. Und so werden denn auch aus der höflichen Konversation Wendungen ausgemerzt wie: »Ich weiß, mir bleibt nur eins übrig, morgen wird man mich im Leichenschauhaus finden«. Daher begegnet man in der höflichen Gesellschaft wenig Romanschriftstellern oder Dichtern und überhaupt kaum all jenen erhabenen Naturen, die ausgerechnet von dem zu sprechen wagen, was man nicht sagen darf.

Kaum waren wir allein und in den Korridor eingetreten, als Albertine zu mir sagte: »Was haben Sie eigentlich gegen mich?« War meine Härte ihr gegenüber mir selber zur Qual geworden? War sie von meiner Seite nur eine unbewußte List, die darauf abzielte, meine Freundin mir gegenüber in eine Situation von Furcht und demütigem Flehen zu bringen, die mir gestatten würde, sie auszufragen und vielleicht in Erfahrung zu bringen, welche der beiden Hypothesen, die ich seit langem über sie hatte, wohl der Wahrheit entsprach? Auf alle Fälle fühlte ich mich, als ich die Frage hörte, mit einem Male glücklich wie jemand, der ein lang erstrebtes Ziel erreicht. Bevor ich ihr antwortete, führte ich sie bis zu meiner Tür. Als diese sich öffnete, strömte das rosige Licht uns entgegen, das den Raum erfüllte und den weißen Musselin der vor dem Abendhimmel ausgespannten Vorhänge in morgenrotfarbene Chiné-Seide verwandelte. Ich ging zum Fenster; die Möwen hatten sich von neuem auf den Wellen niedergelassen, doch jetzt waren sie rosarot. Ich machte Albertine auf sie aufmerksam. »Schweifen Sie nicht vom Thema ab«, wandte sie ein, »reden Sie frei heraus wie ich selber.« Ich begann zu lügen. Ich erklärte ihr, sie müsse zuvor ein Geständnis anhören, nämlich das einer großen Leidenschaft, die ich seit einiger Zeit für Andrée hegte; ich machte ihr dieses Geständnis mit einer schlichten Offenheit, die der Bühne würdig gewesen wäre, die man aber im Leben höchstens für eine Liebe aufbringt, die man nicht wirklich verspürt. Indem ich wieder zu der Lüge – wenn auch in variierter Form – meine Zuflucht nahm, die ich

schon Gilberte gegenüber vor meinem ersten Aufenthalt in Balbec angewendet hatte[1] , ging ich, um eher bei ihr Glauben zu finden, wenn ich ihr sagte, daß ich sie nicht liebte, so weit, offen einzugestehen, ich sei früher nahe daran gewesen, mich in sie zu verlieben, doch sei dann so viel Zeit verstrichen, daß ich jetzt in ihr nur noch eine gute Kameradin sehen könne und daß es mir beim besten Willen unmöglich sei, von neuem leidenschaftlichere Gefühle für sie aufzubringen. Als ich im übrigen Albertine gegenüber so sehr bei meiner Behauptung blieb, daß ich ihr mit Kühle gegenüberstünde, betonte ich – wegen einer spezielleren Gegebenheit und zu einem spezielleren Zweck – nur stärker den Zweitaktrhythmus, den die Liebe bei all jenen annimmt, die zu sehr an sich selber zweifeln, um zu glauben, eine Frau könne sie jemals lieben, sowie auch daran, daß sie selbst sie jemals wirklich zu lieben in der Lage sind. Sie kennen sich und wissen nur zu gut, daß sie in Gegenwart der verschiedensten Frauen die gleichen Hoffnungen, die gleichen Ängste erlebten, die gleichen Romane ersannen, die gleichen Worte aussprachen, als daß sie sich nicht darüber klargeworden wären, daß ihre Gefühle, ihre Handlungen in keinem nahen und notwendigen Zusammenhang mit der geliebten Frau stehen, daß sie ihr Ziel verfehlen, die geliebte Frau nur beflecken und sie rings umfluten wie die Woge, die sich an den Felsen bricht; das Gefühl ihrer eigenen Wandelbarkeit aber vermehrt bei ihnen noch die mißtrauische Befürchtung, daß diese Frau, von der sie sich so gern geliebt wüßten, sie nicht liebt. Warum sollte der Zufall bewirkt haben, da unsere Wünsche ohne jede Notwendigkeit gerade ihr entgegenströmen, daß wir unsererseits das Ziel der Wünsche sind, die sie hegt? So verspüren wir denn zwar vorerst das Bedürfnis, an sie all diese Gefühle zu verströmen, die von den einfach menschlichen Gefühlen, wie wir sie für unseren Nächsten empfinden, völlig verschieden sind, jene so besonderen Gefühle, die man Liebesgefühle nennt; wir machen einen ersten Schritt vorwärts, indem wir derjenigen, die wir

lieben, unsere Zuneigung und unsere Hoffnungen eingestehen, wobei wir sogleich befürchten, ihr zu mißfallen, und auch beschämt feststellen müssen, daß die Sprache, die wir ihr gegenüber verwendet haben, nicht eigens für sie erschaffen wurde, sondern uns schon für andere gedient hat und wieder dienen wird, daß sie uns, wenn sie uns nicht liebt, nicht verstehen kann, und daß wir in diesem Fall in der geschmacklosen, schamlosen Art des Pedanten gesprochen haben, der an Ungebildete feingeschliffene Worte richtet; doch dann führen diese Furcht und diese Beschämtheit die Gegenbewegung herbei, die Ebbe, das Bedürfnis, notfalls durch einen vorläufigen Rückzug, durch ein rasches Zurücknehmen der eben noch bekannten Sympathie die Offensive wieder zu ergreifen, um Achtung und Herrschaft zurückzuerobern; der Doppelrhythmus ist spürbar in den verschiedenen Phasen derselben Liebe und in allen entsprechenden Phasen ähnlicher Liebeserlebnisse, bei allen Menschen, die zur Selbstanalyse fähiger sind als zur Selbsteinschätzung. Wenn er dennoch in der Rede, die ich Albertine zu halten gerade im Begriff stand, etwas schärfer hervortrat, so nur deshalb, weil ich dadurch die Möglichkeit bekam, schneller und zielbewußter zu der Gegenbewegung überzugehen, bei der meine Zärtlichkeit für sie den Takt angeben würde.

Als ob Albertine nur schwer glauben könnte, was ich ihr über meine Unfähigkeit sagte, sie – in Anbetracht der langen Zwischenzeit – von neuem lieben zu können, unterbaute ich das, was ich eine Bizarrerie meines Wesens nannte, mit Beispielen, die ich von Personen hernahm, mit denen ich durch ihre oder meine Schuld die Stunde, da ich sie hätte lieben können, hatte vorbeigehen lassen, ohne nunmehr die Macht zu haben, wie groß auch mein Verlangen danach sein mochte, sie nochmals wiederzufinden. Auf diese Weise erweckte ich gleichzeitig den Eindruck, mich bei ihr wie für eine Unhöflichkeit wegen meiner Unfähigkeit, meine Liebesgefühle neu erstehen zu lassen, zu entschuldigen und mich zu bemühen,

ihr die psychologischen Gründe verständlich zu machen, als seien sie etwas ganz und gar durch mich selbst Bedingtes. Doch während ich in dieser Weise mich erklärte und über den Fall Gilbertes verbreitete, der gegenüber tatsächlich im strikttesten Sinne stimmte, was auf Albertine angewendet so wenig der Wahrheit entsprach, machte ich meine Behauptungen um ebensoviel plausibler, wie ich zu glauben vorgab, daß sie es gar nicht seien. Da ich bemerkte, wie sehr Albertine anerkannte, was sie für »frei heraus reden« hielt, und da sie meine Ausführungen sonnenklar zu finden schien, entschuldigte ich mich wegen des ersteren, indem ich ihr sagte, ich wisse wohl, daß man immer mißfalle, wenn man die Wahrheit sage, und daß diese ja zudem ihr unverständlich scheinen müsse. Sie dankte mir im Gegenteil für meine Offenheit und setzte zum Überfluß noch hinzu, sie verstehe ausgezeichnet einen so häufig vorkommenden und so natürlichen Gemütszustand.

Nachdem ich Albertine dieses Geständnis einer fingierten Neigung zu Andrée und der Gleichgültigkeit gegen sie selbst gemacht hatte, versicherte ich ihr, um vollkommen aufrichtig und maßvoll zu scheinen, ganz beiläufig wie aus bloßer Höflichkeit, man dürfe dies nicht allzu wörtlich nehmen, und so konnte ich nun endlich ohne jede Befürchtung, daß Albertine darin Liebe argwöhnen möchte, mit einer sanften Freundlichkeit zu ihr sprechen, die ich mir seit so langer Zeit versagt hatte und die mir nunmehr köstlich schien. Ich teilte meiner Vertrauten nahezu Liebkosungen aus; als ich von ihrer Freundin sprach, die ich liebte, traten mir Tränen in die Augen. Doch um zur Hauptsache zu kommen, sagte ich ihr endlich, sie wisse ja, was es mit der Liebe, ihren argwöhnischen Empfindlichkeiten, ihren Leiden auf sich habe, und vielleicht werde ihr als einer nun für mich schon so alten Freundin am Herzen liegen, meinen großen Kümmernissen ein Ende zu bereiten, deren Urheberin sie zwar nicht unmittelbar, da ich ja nicht sie liebte – wenn ich das noch einmal aussprechen dürfe, ohne sie zu verletzen –, sondern mittelbar sei, weil sie mich

damit in meiner Liebe zu Andrée getroffen habe. Ich unterbrach mich, um einen großen einsam und eilig dahinziehenden Vogel zu betrachten – und Albertine zu zeigen –, der weit von uns entfernt die Luft mit regelmäßigem Flügelschlag durchschnitt, mit großer Geschwindigkeit über den Strand dahinzog, auf dem hier und da kleine Reflexe erschienen, die wie rote Papierfetzen aussahen, und ihn in ganzer Länge überflog, ohne das Tempo zu verringern, ohne sich ablenken zu lassen und unbeirrt seine Bahn verfolgend, einem Boten gleich, der eine dringende, äußerst wichtige Nachricht in weite Ferne zu tragen hat.[1] »Der wenigstens geht gerade auf sein Ziel los«, sagte Albertine zu mir mit vorwurfsvoller Miene. »Sie sagen das, weil Sie nicht wissen, was ich Ihnen hätte sagen wollen. Aber es ist so schwer, daß ich lieber darauf verzichten will; ich bin gewiß, Sie würden mir böse deswegen sein; dann aber kommt das Ganze nur darauf hinaus, daß ich mit der, die ich wirklich liebe, in nichts glücklicher sein werde und außerdem noch eine gute Kameradin verloren habe.« – »Aber wo ich Ihnen doch schwöre, daß ich bestimmt nicht böse bin.« Sie sah so sanft, so traurig-gefügig aus und schien so sehr von mir alles Glück zu erwarten, daß ich Mühe hatte, mich zurückzuhalten und nicht – fast mit derselben Art von Vergnügen, wie ich meine Mutter geküßt hätte – dieses neue Gesicht zu küssen, das nicht mehr die wache, lebensfrische Miene eines widerspenstigen, verderbten Kätzchens mit kleiner rosa Stupsnase zeigte, sondern in der Fülle seines Kummers und seiner Bestürzung aus geschmolzener Güte zu bestehen schien – in breiten, weichen und welligen Güssen. Indem ich von meiner Liebe absah wie von einem chronischen Wahn, ohne Beziehung zu ihrer Person, versetzte ich mich an ihre Stelle und fühlte mich gerührt beim Anblick dieses braven Mädchens, das, an liebenswürdige und loyale Behandlung gewöhnt, nun von dem guten Kameraden, den sie in mir hatte sehen müssen, seit Wochen schon mit Verfolgungen gequält wurde, die jetzt auf ihrem Höhepunkt angekommen waren.

Gerade weil ich einen rein menschlichen Standpunkt einnahm, der nichts mit uns beiden zu tun hatte und bei dem meine eifersüchtige Liebe völlig ausgeschaltet blieb, empfand ich so tiefes Mitleid für Albertine; es wäre weniger tief gewesen, hätte ich sie nicht geliebt. Wozu übrigens noch in diesem rhythmischen Schwanken zwischen Liebeserklärung und Bruch (dem sichersten, dem so außerordentlich wirksamen und gefährlichen Mittel, um durch aufeinanderfolgende, entgegengesetzte Bewegungen einen Knoten zu schürzen, der sich nicht mehr lösen läßt und uns fest an eine Person bindet) inmitten des Rückzugs, der die eine Bewegung in diesem Rhythmus darstellt, das Rückfluten des menschlichen Mitleids konstatieren, das, der Liebe entgegengesetzt, wiewohl unbewußt vielleicht derselben Quelle entstammend, auf alle Fälle die gleiche Wirkung erzielt? Wenn man später die Gesamtheit dessen sich in Erinnerung ruft, was man für eine Frau getan hat, wird man sich oft darüber klar, daß die Handlungen, die von dem Wunsch inspiriert waren, die eigene Liebe zu zeigen, oder von dem, geliebt und mit Gunstbeweisen beschenkt zu werden, weniger Raum einnehmen als diejenigen, die auf das menschliche Bedürfnis zurückzuführen sind, unser Unrecht dem geliebten Wesen gegenüber aus einfacher moralischer Verpflichtung wiedergutzumachen, genauso als liebte man es nicht. »Aber was soll ich denn nur getan haben?« fragte mich Albertine. Es klopfte; der Liftboy war an der Tür; Albertines Tante, die im Wagen am Hotel vorbeikam, hatte auf alle Fälle halten lassen, um zu sehen, ob sie da sei, und sie mitzunehmen. Albertine ließ antworten, sie könne jetzt nicht kommen. Man möge sie nicht zum Abendessen erwarten, sie wisse noch nicht, zu welcher Stunde sie heimkommen werde. »Wird Ihre Tante nicht böse sein?« – »Aber was denken Sie! Sie versteht das sehr gut.« So war nunmehr – in diesem Augenblick wenigstens, der in dieser Art vielleicht nicht wiederkommen würde – in Albertines Augen ein Gespräch mit mir durch die Folge der Umstände zu einer Sache von so eindeutiger Wich-

tigkeit geworden, daß sie allem anderen vorgehen mußte und daß man ihr, wie offenbar meine Freundin fand (wobei sie sich zweifellos instinktiv auf die in der Familie herrschenden Rechtsgrundsätze bezog, das heißt an diese oder jene Konstellation dachte, bei der man, wenn es sich um die Karriere von Monsieur Bontemps handelte, auch eine Reise nicht gescheut hatte), ebenfalls nach Ansicht ihrer Tante, ganz naturgemäß die Stunde des Abendessens zum Opfer bringen mußte. Diese ferne Stunde, die sie ohne mich bei den Ihren verlebte und die Albertine nun gleichsam in meine nächste Nähe gleiten ließ, schenkte sie mir ganz; ich konnte damit vornehmen, was ich wollte. Ich wagte ihr schließlich zu sagen, was ich über ihre Sitten gehört und daß ungeachtet des tiefen Abscheus, den mir vom gleichen Laster befallene Frauen einflößten, ich mich nicht darum gekümmert hätte, bis man mir ihre Komplizin genannt, daß sie aber leicht werde begreifen können, welchen Schmerz mir dies in Ansehung des Ausmaßes meiner Liebe zu Andrée bereite. Es wäre vielleicht geschickter gewesen, ihr zu sagen, man habe in diesem Zusammenhang auch andere Frauen erwähnt, die mir jedoch gleichgültig waren. Doch die jähe, furchtbare Enthüllung, die Cottard mir gemacht hatte, war herzzerreißend in mich eingedrungen, so wie sie sich mir im Augenblick darstellte, aber auch nur so. Ebenso wie ich zuvor niemals selbst auf den Gedanken gekommen wäre, daß Albertine Andrée liebe oder zumindest Zärtlichkeiten mit ihr austauschen könne, hätte Cottard mich nicht auf die Haltung der beiden beim Walzertanzen aufmerksam gemacht, so hätte ich auch nicht den Übergang von dieser Vorstellung zu der gefunden, daß Albertine zu anderen Frauen als Andrée Beziehungen unterhalten konnte, die nicht allein durch freundschaftliche Zuneigung gerechtfertigt waren. Bevor Albertine mir schwor, daß nichts dergleichen wahr sei, legte sie wie jede Person, der man sagt, daß man in dieser Weise über sie habe reden hören, Zorn, Kummer und im Hinblick auf den unbekannten Verleumder eine mit Wut gemischte Neugier an

den Tag, in Erfahrung zu bringen, wer er eigentlich sei, und äußerte den Wunsch, ihm gegenübergestellt zu werden, um ihm die Meinung zu sagen. Doch versicherte sie mir, daß sie jedenfalls mir deswegen nicht böse sei. »Wäre es wahr, so hätte ich es Ihnen gestanden. Aber Andrée und ich haben beide den gleichen Abscheu vor solchen Dingen. Wir sind natürlich auch nicht so alt geworden, wie wir sind, ohne Frauen mit kurzgeschnittenen Haaren begegnet zu sein, die sich wie Männer benehmen und dieses gewisse Auftreten haben; nichts aber empört uns so sehr wie gerade das.« Albertine gab mir nur ihr Wort darauf, mit aller Bestimmtheit, aber doch ohne Beweise zu erbringen. Gerade dies aber vermochte mich am wirksamsten zu beruhigen, da die Eifersucht zu jener Familie krankhafter Zweifel gehört, die eher durch die Nachdrücklichkeit einer Behauptung als durch ihre Wahrscheinlichkeit entkräftet werden. Es liegt übrigens im Charakter der Liebe, daß sie uns gleichzeitig mißtrauischer und leichtgläubiger macht, uns dazu bringt, leichter als jede andere die Geliebte zu beargwöhnen, ihren Beteuerungen aber auch desto bereitwilliger Glauben zu schenken. Man muß lieben, um sich darum zu sorgen, daß nicht alle Frauen anständig sind, das heißt, um es überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, und ebenfalls muß man lieben, um zu wünschen, das heißt sich zu versichern, daß es solche gibt, die doch anständig sind. Es ist menschlich, den Schmerz zu suchen und sich gleich wieder davon zu befreien. Die Reden, die uns dazu verhelfen können, überzeugen uns leicht, und man setzt nicht erst viel an einem Beruhigungsmittel aus, wofern es seinen Zweck erfüllt. Dann aber kann auch das Wesen, das wir lieben, in so vielfältiger Gestalt es uns erscheinen mag, auf alle Fälle zwei wesentliche Persönlichkeiten für uns darstellen, je nachdem, ob es uns als ein uns zugehöriges erscheint oder als eines, das seine Wünsche auf jemand anderes richtet als auf uns. Die erste dieser Persönlichkeiten besitzt das besondere Vermögen, uns daran zu hindern, an die Wirklichkeit jener zweiten zu glauben, und

das spezifische Geheimnis, die Leiden zu beschwichtigen, die die letztere verursacht hat. Das geliebte Wesen ist nacheinander das Übel und das Heilmittel, welches das Übel dehnt und verschlimmert. Gewiß war ich seit langem schon durch die Macht, die über meine Einbildungskraft und meine Empfindungsfähigkeit das Beispiel Swanns besaß, innerlich bereit, als wahr anzusehen, was ich fürchtete, und nicht, was ich mir selber wünschte. Daher wäre denn auch der beschwichtigte Zustand, in den mich Albertines Beteuerungen versetzten, um ein Haar einen Augenblick lang ins Wanken geraten, weil ich mich an die Geschichte mit Odette erinnerte. Indessen sagte ich mir, daß es zwar richtig sei, mit dem Schlimmsten zu rechnen – nicht nur beim Versuch, mich an Swanns Stelle zu setzen, um dessen Leiden zu verstehen, sondern auch jetzt, da es sich um mich selbst handelte – und die Wahrheit zu suchen, ganz als beträfe das alles einen anderen, daß ich aber trotzdem nicht aus Grausamkeit gegenüber mir selbst, gleich einem Soldaten, der nicht den Posten wählt, an dem er am nützlichsten sein kann, sondern denjenigen, an dem er am meisten exponiert ist, schließlich bei dem Irrtum enden dürfe, eine Vermutung eher als die andere für wahr zu halten nur deshalb, weil sie die schmerzlichere für mich war. Trennte nicht eine tiefe Kluft Albertine, das junge Mädchen aus gutbürgerlicher Familie, von Odette, einer Kokotte, die von ihrer Mutter von Kindheit an zur käuflichen Liebe angehalten worden war? Das Wort der einen konnte nicht mit dem der anderen verglichen werden. Im übrigen hatte Albertine keineswegs das gleiche Interesse daran, mir die Unwahrheit zu sagen, wie Odette Swann gegenüber. Und zudem hatte Odette diesem eingestanden, was Albertine soeben geleugnet hatte. Ich hätte also einen ebenso schweren Irrtum der logischen Beweisführung begangen – wiewohl im umgekehrten Sinne –, als hätte ich zu einer Hypothese einzig deswegen tendiert, weil sie weniger schmerzlich für mich war als die anderen, wenn ich nicht den tatsächlichen Unterschieden der Situation Rechnung

getragen, vielmehr statt dessen das wahre Leben meiner Freundin ausschließlich nach dem beurteilt hätte, was ich über Odette in Erfahrung gebracht hatte. Vor mir stand eine neue Albertine, von der ich allerdings schon gegen Ende meines ersten Aufenthalts in Balbec einen flüchtigen Eindruck gewonnen hatte, eine freimütige, eine gute Albertine, die mir aus Zuneigung meinen Argwohn verzieh und ihn zu zerstreuen versuchte. Sie hieß mich neben sich auf mein Bett sitzen. Ich dankte ihr für das, was sie mir gesagt hatte, und versicherte ihr, daß unsere Versöhnung nunmehr vollzogen sei und ich niemals wieder zu ihr roh sein wolle. Ich sagte Albertine, sie solle jetzt doch lieber zum Abendessen nach Hause zurückkehren. Sie fragte, ob es mir denn so nicht gefalle. Und indem sie meinen Kopf für eine Zärtlichkeit an sich heranzog, die sie mir noch niemals erwiesen hatte und die ich vielleicht nur dem Ende unseres Zerwürfnisses verdankte, fuhr sie leicht mit der Zunge über meine Lippen, die sie dabei ein wenig zu öffnen versuchte. Am Anfang hielt ich sie fest zusammengepreßt. »Seien Sie doch nicht so böse«, sagte sie zu mir.

Ich hätte an jenem Abend abreisen sollen, um sie nie mehr zu sehen. Damals schon fühlte ich voraus, daß man in einer nicht erwiderten Liebe – man kann ebensogut sagen, in der Liebe überhaupt, denn für manche Menschen gibt es keine erwiderte Liebe – vom Glück nur dieses Trugbild erleben kann, wie es mir in einem jener einzigartigen Augenblicke zuteil wurde, bei dem die Güte einer Frau oder ihre Laune oder der Zufall unseren Wünschen in vollkommener Harmonie mit den gleichen Worten und Handlungen entgegenkommt, als würden wir wirklich geliebt. Es wäre weise gewesen, dieses kleine Partikelchen Glück mit Neugier zu betrachten, mit Wonne zu besitzen, da ich sonst gestorben wäre, ohne geahnt zu haben, was eben dieses Glück für weniger schwierige oder vom Schicksal begünstigtere Herzen sein kann, und mich der Vermutung hinzugeben, daß es ein Teil eines umfassenden und dauerhaften Glückes sei, das mir nur an diesem

einen Punkte sichtbar wurde, dann aber, damit der folgende Tag diese Täuschung nicht Lügen strafe, nicht den Versuch zu machen, eine weitere Gunst zu erbitten, nachdem diese nur dem Meistertrick einer besonderen Minute zu verdanken war. Ich hätte Balbec verlassen, mich in die Einsamkeit zurückziehen und dort in Einklang mit den letzten Schwingungen der Stimme bleiben sollen, der ich einen Augenblick die Färbung der Liebe zu geben vermocht hatte und von der ich dann nichts weiter mehr hätte verlangen dürfen, als daß sie sich nicht wieder an mich richte, aus Furcht, sie möchte durch ein neues Wort, das jetzt immer nur von jenem anderen hätte verschieden sein können, mit einer Dissonanz die Stille der Empfindung verletzen, in der, wie mit einem Pedal ausgehalten, in mir der Nachhall des Glücks noch lange hätte weiterschwingen können.[1]

Beruhigt durch meine Aussprache mit Albertine, begann ich wieder mehr mit meiner Mutter zu leben. Sie redete jetzt gern in sanfter, beschwichtigter Weise von der Zeit, da meine Großmutter noch jünger war. Weil sie fürchtete, ich könne mir Vorwürfe wegen irgendwelcher Trübungen machen, mit denen ich das Ende dieses Lebens überschattet hätte, kam sie gern auf die Jahre zurück, in denen meine ersten Schulerfolge meiner Großmutter Genugtuung bereitet hatten, von der bislang niemals die Rede gewesen war. Wir sprachen wieder von Combray. Meine Mutter sagte mir, daß ich damals doch wenigstens gelesen habe, ich solle das doch auch in Balbec tun, wenn ich schon nicht arbeitete. Ich antwortete, daß ich eben, um die Erinnerungen an Combray und die hübschen gemalten Teller von neuem vor mir erstehen zu lassen, gern die Märchen aus *Tausendundeiner Nacht* wieder lesen möchte. Wie einst in Combray, als sie mir meine Geburtstagsbücher gab, ließ Mama jetzt heimlich, um mich zu überraschen, gleichzeitig die Gallandsche Übersetzung von *Tausendundeiner Nacht* und die von Mardrus kommen.[1] Nachdem sie aber einen Blick auf die beiden Übersetzungen geworfen hatte, hätte meine

Mutter gern gesehen, daß ich mich an die von Galland hielt, während sie sich doch gleichzeitig aus Achtung vor der intellektuellen Freiheit, aus Furcht auch, in ungeschickter Weise in mein geistiges Leben einzugreifen, und aus dem Gefühl heraus, daß sie als Frau, wie sie meinte, einerseits nicht die nötige Kompetenz in literarischen Dingen besaß, andererseits nach dem, was sie selbst schockierte, nicht die Lektüre eines jungen Mannes beurteilen dürfe, mich zu beeinflussen scheute. Als sie auf gewisse Erzählungen stieß, hatte sie sich durch die Immoralität des Gegenstandes und die Unverblümtheit des Ausdrucks in ihren Gefühlen verletzt gefühlt. Vor allem aber konnte meine Mutter, da sie pietätvoll wie Reliquien nicht nur die Brosche, den Regenschirm, den Mantel, den Sévigné-Band, sondern auch die Denk- und Sprechgewohnheiten ihrer Mutter bewahrte und sich bei jeder Gelegenheit fragte, welche Meinung diese geäußert haben würde, nicht an der ablehnenden Haltung zweifeln, die meine Großmutter der Übertragung von Mardrus gegenüber eingenommen hätte. Sie erinnerte sich, daß in Combray, wenn ich vor unserem Aufbruch nach Méséglise Augustin Thierry las, meine Großmutter, die sowohl mit meiner Lektüre wie mit meinem Spaziergang höchst einverstanden war, sich gleichwohl unangenehm dadurch berührt fühlte, daß derjenige, dessen Name für sie mit dem Halbvers verknüpft blieb: »*Puis règne Mérovée*«, dort Merovig genannt wurde, und auch ihrerseits ablehnte, Karolinger anstelle von Karlovinger zu sagen, eine Form, der sie treu blieb.[1] Ich hatte ihr schließlich auch erzählt, was meine Großmutter von den griechischen Namen gehalten hatte, die Bloch nach dem Beispiel von Leconte de Lisle den homerischen Göttern gab, wobei er sich selbst den einfachsten Dingen gegenüber eine religiöse Pflicht daraus machte – von der er annahm, daß darin das literarische Talent bestehe –, eine griechische Schreibweise zu verwenden. Wollte er zum Beispiel in einem Brief ausdrücken, daß der Wein, den er bei sich zu Hause trank, ein wahrer Nektar sei, so schrieb er nicht

nectar, sondern *nektar* mit einem *k*, was ihm gestattete, auf den Namen Lamartine mit Hohnlachen zu reagieren. Wenn nun aber eine *Odyssee*, in der die Namen Ulysses und Minerva nicht vorkamen, für sie gar keine *Odyssee* mehr war, was hätte sie wohl gesagt, wenn sie auf dem Umschlag bereits den Titel *Tausendundeine Nacht* entstellt gesehen und nicht mehr genauso geschrieben, wie sie es von altersher gewohnt war, die in alle Ewigkeit vertrauten Namen von Scheherezade und Dinarzade angetroffen hätte und wenn sogar der charmante Kalif und die mächtigen Geister – soweit man dieses Wort bei islamischen Erzählungen gebrauchen darf – »umgetauft« worden waren, so daß man sie kaum mehr erkannte, da der eine jetzt der »Khalifat«, die anderen »Dschinn« hießen? Dennoch händigte meine Mutter mir die beiden Bände aus, und ich sagte ihr, ich wolle darin an all den Tagen lesen, an denen ich mich zum Spazierengehen zu müde fühlte.

Diese Tage waren im übrigen nicht sehr zahlreich. Wie früher gingen wir als »kleine Schar« zusammen picknicken, Albertine, ihre Freundinnen und ich, auf den Falaisen oder in der Meierei Marie-Antoinette. Doch manchmal machte mir Albertine ein besonders großes Vergnügen. Sie sagte dann nämlich zu mir: »Heute möchte ich mit Ihnen ein Weilchen allein sein, es wäre doch netter, wenn nur wir beide uns träfen.« Sie erklärte dann, sie habe zu tun, sei ja auch im übrigen niemandem Rechenschaft schuldig, und damit die anderen, wenn sie gleichwohl ohne uns spazierengingen und irgendwo einkehrten, uns nicht finden könnten, begaben wir uns wie ein Liebespaar allein nach Bagatelle oder zur Croix d'Heulan, während die »kleine Schar«, die niemals auf den Gedanken gekommen wäre, uns dort zu suchen, und auch nie dort hinging, möglichst lange in der Hoffnung, wir kämen doch noch nach, in der Meierei Marie-Antoinette verweilte. Ich erinnere mich noch an die damaligen heißen Tage, an denen von der Stirn der auf dem Hof arbeitenden Burschen in der Sonnenhitze ein Tropfen Schweiß ganz senkrecht, regelmäßig in gewissen

Abständen niederfiel wie der Wassertropfen aus einem Reservoir, abwechselnd mit einer reifen Frucht, die sich von einem Baum auf den benachbarten Obstwiesen löste. Auch heute noch sind solche Tage gleichzeitig mit dem Geheimnis einer Frau, die sich verbirgt, der wesentlichste Teil jeder Liebe geblieben, die sich mir eröffnet. Eine Frau, von der man mir erzählt hat und an die ich nicht einen Augenblick denken würde, veranlaßt mich doch, alle Verabredungen der Woche umzustoßen, um ihre Bekanntschaft zu machen, wofern es gerade eine Woche solch heißer Tage ist und ich sie in einer einsam liegenden Meierei treffen soll. Selbst wenn ich weiß, daß diese Art des Wetters und des Treffpunkts mit ihr eigentlich gar nichts zu tun haben, so stellen sie doch den Köder dar, der mir zwar wohlbekannt ist, von dem ich mich aber gleichwohl anlocken lasse und der genügt, mich zu fangen. Ich weiß, daß ich die gleiche Frau bei kaltem Wetter und in der Stadt vielleicht zum Gegenstand meiner Wünsche machen könnte, doch ohne daß diese von einem romantischen Gefühl begleitet wären oder daß ich mich wirklich verlieben würde; die Liebe ist dann keineswegs schwächer, wenn sie mich dank den Umständen erfaßt – sie bleibt nur melancholischer, wie es im Lauf unseres Lebens unsere Gefühle für Personen in dem Maße werden, wie wir zur Erkenntnis gelangen, welch immer geringere Rolle sie selbst darin spielen und daß die neue Liebe, die wir uns so dauerhaft wünschen, zugleich mit unserer Lebenszeit schwindend unsere letzte sein wird.

Es waren erst wenige Leute in Balbec, wenig junge Mädchen. Manchmal jedoch sah ich die eine oder andere am Strand stehen, ohne besondere Reize, und dennoch schienen alle Einzelheiten dafür zu sprechen, daß gerade um ihretwillen ich früher in eine Art von Verzweiflung geraten war, weil ich mich ihr in dem Augenblick nicht hatte nähern können, in dem sie mit ihren Freundinnen die Reitbahn oder die Gymnastikstunde verließ. Wenn es dieselbe war (ich hütete mich freilich, zu Albertine etwas davon zu sagen), so existierte das

junge Mädchen, das ich für berauschend gehalten hatte, nicht. Doch konnte ich zu keiner Gewißheit gelangen, denn das Gesicht dieser Mädchen nahm am Strand keinen großen Platz ein und besaß keine dauerhafte Gestalt, da es zusammengezogen, ausgeweitet, in der Form verwandelt wurde durch meine eigene Erwartung, die Unruhe meines Verlangens oder auch ein Wohlgefühl, das sich selber genügt, durch die verschiedenen Kleider, die sie trugen, das Tempo ihres Ganges oder ihre Unbeweglichkeit. Ganz aus der Nähe gesehen jedoch schienen mir zwei oder drei von ihnen ganz herrliche Geschöpfe zu sein. Jedesmal, wenn ich eine von ihnen sah, hatte ich Lust, sie in die Tamariskenallee oder in die Dünen, besser noch auf die Falaisen zu entführen. Obwohl nun das Verlangen im Vergleich zur Indifferenz bereits etwas von jener Kühnheit enthält, die einen wenn auch einseitigen Beginn der Verwirklichung darstellt, so befand sich doch zwischen meinen Wünschen und dem Handeln, das in diesem Fall in der Bitte, sie küssen zu dürfen, bestanden hätte, ein undefinierbarer weißer Fleck aus Zögern und Schüchternheit. Ich ging dann zu dem Konditor, der gleichzeitig Erfrischungen feilbot, und nahm dort hintereinander sieben bis acht Glas Portwein zu mir. Sofort stellte dann da, wo zuvor ein unüberbrückbarer Zwischenraum zwischen meinem Wünschen und Handeln bestanden hatte, die Wirkung des Alkohols eine Linie her, die beides verband. Es gab nun keinen Platz mehr für Zögern oder Furcht. Es schien mir, daß das junge Mädchen mir einfach zufliegen müsse. Ich ging zu ihr, und wie von selbst flossen mir die Worte von den Lippen: »Ich würde gern mit Ihnen spazierengehen, wollen wir uns nicht auf die Falaisen begeben? Es stört uns dort niemand hinter dem kleinen Wald, der das zur Zeit unbewohnte Holzhaus vor jedem Luftzug schützt.« Alle Schwierigkeiten des Lebens waren geebnet, es gab kein Hindernis mehr für die Vereinigung unserer beiden Körper. Kein Hindernis wenigstens mehr für mich. Denn für sie, die ja keinen Portwein getrunken hatte, hatten die Hinder-

nisse sich ja keineswegs zu einem Nichts verflüchtigt. Hätte sie es getan und hätte die Welt etwas von ihrer Realität in ihren Augen verloren, so hätte ihr seit langem gehegter Traum, dessen Verwirklichung ihr nun auf einmal möglich erschien, vielleicht überhaupt nicht darin bestanden, mir in die Arme zu sinken.

Nicht nur waren die jungen Mädchen wenig zahlreich; in dieser Jahreszeit, die noch nicht die »Saison« war, blieben sie auch nicht lange. Ich erinnere mich an eine mit rötlichem Teint von der Farbe des Coleus, mit grünen Augen und zwei rötlichen Wangen – eine symmetrische, schwerelose Erscheinung, die den geflügelten Samen gewisser Bäume glich. Ich weiß nicht, welcher Wind sie nach Balbec getragen hatte und welcher sie wieder entführte. Es geschah so plötzlich, daß ich während mehrerer Tage einen Kummer verspürte, den ich Albertine eingestand, als ich sicher war, die andere sei für immer abgereist.

Man muß dabei sagen, daß mehrere von ihnen Mädchen waren, die ich entweder gar nicht kannte oder die ich seit Jahren nicht wiedergesehen hatte. Oft schrieb ich an sie, bevor ich ihnen begegnete. Ließ ihre Antwort mich an die Möglichkeit einer Liebesbeziehung glauben, so bedeutete das eine große Freude für mich. Man kann sich zu Beginn einer Freundschaft mit einer Frau – sogar wenn sie in der Folge zu nichts führt – nicht von den ersten Briefen trennen, die man erhalten hat. Man möchte sie unaufhörlich bei sich haben wie Blumen, die man noch ganz frisch als Geschenk erhalten hat und die man unaufhörlich betrachten und deren Duft man aus immer größerer Nähe genießen möchte. Der Satz, den man schon auswendig weiß, ist schön noch einmal nachzulesen, und bei denen, die man weniger wörtlich in Erinnerung hat, möchte man von neuem feststellen, in welchem Maße der eine oder andere von Zuneigung zeugt. Hat sie geschrieben: »Ihr lieber Brief«? Es bedeutet dann eine kleine Enttäuschung bei allen süßen Gefühlen, in denen man sich wiegt, die vielleicht

dadurch entstanden ist, daß man zu schnell gelesen hat und daß die Schrift der Briefpartnerin nicht allzu deutlich ist, wenn man feststellen muß, sie hat nicht »Ihr lieber Brief« geschrieben, sondern »Mit Ihrem Brief«. Doch der Rest ist so liebevoll. Oh! Mögen morgen solche Blumen kommen! Dann genügt das auf einmal nicht mehr, man möchte den geschriebenen Worten auch die Blicke, die Stimme gegenüberstellen. Man verabredet sich und findet, ohne daß jene sich vielleicht verändert hat, da, wo man nach der Beschreibung, die einem gemacht wurde, oder nach der persönlichen Erinnerung die Fee Viviane zu finden glaubte, den gestiefelten Kater vor. Man verabredet sich gleichwohl mit ihr noch einmal für den folgenden Tag, denn immerhin ist *sie* es doch, und was man sich wünschte, war eben sie. Das Verlangen aber nach einer Frau, von der man geträumt hat, erfordert nicht unbedingt die Schönheit irgendeiner ganz bestimmten Eigenart. Diese Wünsche sind einfach das Verlangen nach einem bestimmten Wesen; schwebend und unbeschreiblich wie Düfte, dem Styrax gleich, der das Verlangen der Prothyraia war, wie der Safran das des Äthers, die Gewürze das Verlangen der Hera, die Myrrhe der Duft der Wolken, das Manna die Sehnsucht der Nike, der Weihrauch der Hauch, der dem Meer gefällt. Doch die Düfte, die die orphischen Hymnen besingen, sind weit weniger zahlreich als die Gottheiten, die sie umschmeicheln. Die Myrrhe ist der Duft der Wolken, aber auch des Protogonos, des Poseidon, des Nereus und der Leto; der Weihrauch ist der Duft des Meeres, doch auch der schönen Dike, der Themis, der Kirke, der neun Musen, der Eos, der Mnemosyne, des Tages, der Dikaiosyne. Was Styrax, Manna und die Gewürze betrifft, so würde man kein Ende finden, die Gottheiten aufzuzählen, die ihren Hauch an sich tragen, so zahlreich sind diese letzteren. Amphietes vereinigt in sich alle Düfte mit Ausnahme des Weihrauchs, und Gaia lehnt einzig Bohnen und Gewürze ab. So war es auch mit dem Verlangen, das ich nach jenen Mädchen trug. Weniger zahlreich als ihre

Objekte, verwandelten meine Wünsche sich in Enttäuschungen und in Traurigkeiten, die große Ähnlichkeit untereinander hatten. Niemals habe ich nach der Myrrhe verlangt. Ich überlasse sie Jupien und der Fürstin von Guermantes, denn sie ist das Verlangen des Protogonos, »des Zweigeschlechtigen, der mit der Stimme des Stieres brüllt, des Vielgefeierten, Denkwürdigen, Unsagbaren, der freudig bei den Opfern der Orgiophanten erscheint.«[1]

Bald aber war die Saison in voller Fahrt. Alle Tage kamen neue Gäste an, und für die plötzliche Zunahme meiner Spaziergänge, die an die Stelle der reizvollen Lektüre von *Tausendundeiner Nacht* traten, ergab sich eine Ursache, die mit Vergnügungen nichts zu tun hatte, vielmehr nur alle vergiftete: Der Strand war jetzt bevölkert von jungen Mädchen, und wenn auch die Idee, die mir Cottard nahegelegt hatte, mir keinen neuen Argwohn einflößte, so hatte sie mich doch in dieser Richtung empfänglich und empfindlich gemacht, und bei allem vorsichtigen Bemühen, kein neues Mißtrauen in mir aufkommen zu lassen, fühlte ich mich gleichwohl, sobald eine junge Person in Balbec ankam, unbehaglich und schlug Albertine die ausgedehntesten Ausflüge vor, damit sie nicht deren Bekanntschaft machen, ja möglichst die Neuangekommene nicht einmal bemerken möchte. Ich fürchtete natürlich mehr noch diejenigen, deren zweifelhafte Manieren man auf den ersten Blick erkannte oder deren übler Ruf bereits notorisch war; ich versuchte meine Freundin zu überzeugen, daß dieser schlechte Ruf unbegründet sei und auf Verleumdung beruhe, vielleicht in der uneingestandenen, mir selbst noch unbewußten Furcht, sie werde versuchen, sich mit der Verderbten näher anzufreunden, oder bedauern, meinetwegen den Umgang mit ihr sich versagen zu müssen; oder sie glaube vielleicht angesichts der großen Zahl von Beispielen, ein so weit verbreitetes Laster könne nicht verdammenswert sein. Indem ich es bei jeder Schuldigen abstritt, versuchte ich nichts Geringeres als vorzugeben, die sapphische Liebe existiere überhaupt

nicht. Albertine machte sich meine Ungläubigkeit in Bezug auf die Lasterhaftigkeit der einen oder anderen zu eigen: »Nein, ich glaube, das ist so ein Stil, den sie sich zu geben versucht, sie will nur apart damit wirken.« Dann aber bedauerte ich fast, auf Unschuld plädiert zu haben, denn es mißfiel mir, daß Albertine, die früher so streng war, glauben konnte, dieser »Stil« schmeichle seiner Trägerin und wirke derart empfehlend, daß ein weibliches Wesen, das von diesen Neigungen frei war, danach trachten müsse, sich den Anschein zu geben, als huldige sie ihnen gleichwohl. Ich hätte am liebsten gesehen, es wäre keine Frau mehr nach Balbec gekommen; da jetzt ungefähr der Zeitpunkt nahte, zu dem die Baronin Putbus bei den Verdurins erscheinen sollte, zitterte ich bei dem Gedanken, daß ihre Zofe, deren Vorlieben mir Saint-Loup nicht verhehlt hatte, ihre Ausflüge bis zum Strand ausdehnen und, wenn dies gerade an einem Tag geschehen sollte, wo ich Albertine nicht begleitete, diese verführen könne. Ich ging sogar so weit, mich zu fragen – da Cottard mir nicht verhehlt hatte, daß die Verdurins großen Wert auf mich legten, obwohl sie, wie er mir sagte, nicht den Anschein erwecken wollten, mir geradezu nachzulaufen, aber viel darum gäben, daß ich sie besuchte –, ob ich nicht mit Hilfe von Versprechungen, in Paris alle Guermantes der Welt ihnen zuzuführen, bei Madame Verdurin erreichen könnte, daß sie unter irgendeinem Vorwand der Baronin Putbus erklärte, es sei ihr ganz unmöglich, sie weiter bei sich zu haben, und sie zu schleunigem Aufbruch bewegte.

Trotz solcher Gedanken wirkte, da eigentlich nur Andrées Anwesenheit mich beunruhigte, die Beschwichtigung, die mir die Worte Albertines verschafft hatten, noch ein wenig in mir nach. Ich wußte übrigens, daß ich dieser Beruhigung jetzt viel weniger bedurfte, da Andrée mit Rosemonde und Gisèle fast zum gleichen Zeitpunkt abreisen wollte, zu dem die meisten übrigen Leute erst kamen, und demnach nur noch ein paar Wochen mit Albertine zusammenbleiben würde. Während

dieser letzten Zeit übrigens schien Albertine alles, was sie tat und was sie sagte, ausdrücklich darauf abzustimmen, meinen etwa verbleibenden Argwohn zu zerstreuen oder sein Wiederentstehen zu verhindern. Sie richtete es so ein, daß sie niemals mit Andrée allein war, und bestand darauf, wenn wir nach Hause zurückkehrten, daß ich sie noch bis an ihre Tür begleitete und sie dort abholte, wenn wir zusammen ausgingen. Andrée indessen zeigte ihrerseits ein gleiches Bemühen und schien ein Zusammentreffen mit Albertine bewußt zu vermeiden. Dieses offenbare Einverständnis zwischen den beiden war für mich nicht der einzige Hinweis, daß Albertine ihre Freundin von unserem Gespräch unterrichtet und sie um den Gefallen gebeten hatte, sie möge gleichfalls meinen absurden Argwohn zu beschwichtigen suchen.

Ungefähr zu dieser Zeit trug sich im Grand-Hôtel de Balbec ein Skandal zu, der nicht geeignet war, die Richtung meiner quälenden Gedanken zu ändern. Blochs Schwester unterhielt seit einiger Zeit mit einer ehemaligen Schauspielerin geheime Beziehungen, die den beiden bald nicht mehr genügten. Zusammen gesehen zu werden, fügte zu ihren Vergnügungen noch den Reiz des Perversen hinzu; sie hatten das Bedürfnis, ihre gewagten Spiele von allen betrachtet zu wissen. Es begann mit dem Austausch von Zärtlichkeiten, die man alles in allem noch einer freundschaftlichen Intimität zugute halten konnte, im Spielsaal und am Baccarattisch. Dann aber wurden sie kühner. Eines Abends endlich genierten sie sich in einer nicht einmal dunklen Ecke des großen Tanzsaals auf einem Sofa so wenig, als wären sie in ihrem Bett. Zwei Offiziere, die nicht weit davon entfernt mit ihren Frauen saßen, beschwerten sich beim Direktor. Einen Augenblick glaubte man, ihr Protest werde wirksam sein. Allerdings hatten sie gegen sich, daß sie nur für einen Abend aus Netteholme, wo sie wohnten, nach Balbec gekommen waren und dem Direktor gar nichts nützen konnten, während über Mademoiselle Bloch, welche Einwände der Direktor auch gegen sie erhob, ohne ihr Wissen

Monsieur Nissim Bernard seine schützende Hand breitete. Es bedarf gewiß einer Erklärung, weshalb. Nissim Bernard praktizierte in höchstem Maße die Tugend des Familiensinns. Alle Jahre mietete er in Balbec eine prächtige Villa für seinen Neffen, und keine Einladung konnte ihn davon abbringen, in seinem Haus zu dinieren, das in Wirklichkeit ihr gemeinsames Haus war. Niemals jedoch nahm er das Mittagessen bei sich zu Hause ein. Jeden Tag erschien er vielmehr pünktlich um zwölf Uhr im Grand-Hôtel. Das kam daher, daß er dort, wie andere eine Ballettratte, einen Pikkolo aushielt, der jenen jungen Hotelbedienten ganz ähnlich war, von denen wir schon gesprochen haben und die uns an die jungen Israeliten in *Esther* und *Athalie* [1] erinnerten. Tatsächlich hätten die vierzig Jahre, die Monsieur Nissim Bernard von dem jungen Burschen trennten, diesen vor einem so unfreundlichen Kontakt bewahren müssen. Aber wie schon Racine so weise in jenen gleichen Chören bemerkt:

Mon Dieu, qu'une vertu naissante
Parmi tant de périls marche à pas incertains!
Qu'une âme qui te cherche et veut être innocente
Trouve d'obstacle à ses desseins!

Mein Gott, wie muß die zarte Jugend,
Von viel Gefahr bedroht, unsichre Wege gehn,
Die Seele, die dich sucht und ringt nach deiner Tugend,
So manches Hindernis bestehn!

Der angehende Kellner mochte noch so sehr »unheiligen Augen fern« in den Tempelhallen des Hotelpalastes von Balbec leben, er hatte den Rat des Joad nicht befolgt:

Sur la richesse et l'or ne mets point ton appui.

Begründe nicht auf Gold und Reichtum deine Macht.

Er hatte vielleicht darin für sich eine Rechtfertigung gesucht, daß er sich sagte: »Von Sündern ist die Erde übersät.« Wie dem auch sei, und obwohl Monsieur Nissim Bernard nicht auf eine nur so kurze Wartezeit gehofft hatte, am ersten Tag schon war es geschehen:

Et soit frayeur encor ou pour le caresser,

De ses bras innocents il se sentit presser.

Und was es immer sei, Furcht oder Zärtlichkeit,
Er fühlte, es tasteten die Finger ihm am Kleid.

Schon am zweiten aber führte Monsieur Nissim Bernard den jungen Hotelbediensteten aus, und die »ansteckende Nähe verderbte seine Unschuld«. Von da an war das Leben des jungen Menschen verwandelt. Er mochte wohl noch Brot und Salz herbeibringen, wie der ihm vorgesetzte Ober es verlangte, sein ganzes Antlitz aber jubilierte nur noch:

De fleurs en fleurs, de plaisirs en plaisirs
Promenons nos désirs.
De nos ans passagers le nombre est incertain.
Hâtons-nous aujourd'hui de jouir de la vie!

L'honneur et les emplois
Sont le prix d'une aveugle et douce obéissance,
Pour la triste innocence
Qui viendrait élever la voix.

Brecht, was da blühn will, kränzet Stirn und Brust,
Frönt jeder Erdenlust …
Wie lang sein Leben währt, hat niemand je gewußt.

Heut ist ein Tag, den gilt es auszukaufen …
Der Ehren und der Ämter Flor
Winkt feiler Folgsamkeit und ihrem blinden Werke.
Wer, der der Unschuld Gram bemerke
Und neige, Schwestern, ihr das Ohr?

Seit jenem Tag hatte Monsieur Nissim Bernard niemals versäumt, seinen Platz beim Essen im Hotel einzunehmen (so wie jemand regelmäßig auf seinem Orchestersessel zu finden ist, der eine Statistin unterhält, wobei in diesem Fall die Statistin einer sehr charakteristischen Gattung angehörte, die ihres Degas noch harrt). Es bedeutete für Monsieur Nissim Bernard das größte Vergnügen, im Speisesaal, bis zu jenen in weiterer Ferne sich öffnenden Perspektiven, an deren Ende unter Palmen die Kassiererin thronte, den Bewegungen des Jünglings zu folgen, der so eifrig war im Dienst, das heißt in der Bedienung aller übrigen, weniger freilich in der von Monsieur Nissim Bernard selbst, seitdem dieser ihn aushielt, da der junge Chorknabe es offenbar nicht für nötig hielt, jemandem gegenüber die gleiche Liebenswürdigkeit zu zeigen, von dem er sich bereits hinlänglich geliebt glaubte, sei es, daß diese Liebe ihn verdroß, sei es, daß er fürchtete, sie möge ent-

deckt werden und ihn dadurch an der Wahrnehmung anderer Gelegenheiten hindern. Doch diese Kälte selbst gefiel Monsieur Nissim Bernard um dessentwillen, was sich dahinter verbarg. Mochte es nun aus hebräischem Atavismus sein oder aus einem Bedürfnis nach Profanierung des christlichen Empfindens, es gefiel ihm ganz ungemein, ob jüdisch, ob katholisch, sich in der racinischen Zeremonie zu üben. Hätte es sich um eine wirkliche Aufführung von *Esther* oder von *Athalie* gehandelt, so würde Monsieur Bernard bedauert haben, daß die Ferne der Jahrhunderte ihm nicht erlaubte, den Verfasser Jean Racine kennenzulernen, um bei ihm für seinen Schützling eine bedeutendere Rolle durchzusetzen. Da aber die Mittagessenszeremonie nicht von einem Schriftsteller gelenkt wurde, begnügte er sich damit, gute Beziehungen zu dem Direktor und zu Aimé zu unterhalten, damit der »junge Israelit« zu ersehnteren Funktionen, sei es eines Demi-chef oder sogar Chef de rang, aufrücke. Diejenige eines Sommeliers war ihm bereits angeboten worden. Doch Monsieur Bernard bewog ihn, diese Berufung abzulehnen, denn er hätte ihn dann nicht mehr jeden Tag in dem grünen Speisesaal hin und her laufen sehen und sich von ihm nicht mehr wie ein Fremder bedienen lassen können. Dieses Vergnügen aber war so groß, daß Monsieur Bernard alle Jahre nach Balbec zurückkehrte und dort sein Mittagessen außer Haus einnahm, Gewohnheiten, in denen Monsieur Bloch freilich etwas anderes sah, in der ersteren nämlich eine poetische Neigung zu dem schönen Licht und den Sonnenuntergängen an dieser Küste, die Monsieur Bernard eben allen anderen vorziehe, und in der zweiten die eingewurzelte Manie eines alten Junggesellen.

In Wirklichkeit stellte dieser Irrtum der Verwandten von Monsieur Nissim Bernard, die den wahren Grund seiner jährlichen Rückkehr nach Balbec und dessen, was die pedantische Madame Bloch als seine kulinarischen Seitensprünge bezeichnete, nicht kannten, eine tiefere Wahrheit auf einer anderen Ebene dar. Denn Monsieur Nissim Bernard wußte selbst

nicht, welche Rolle die Liebe zum Strand von Balbec, zu dem Ausblick, den man vom Restaurant auf das Meer hatte, und seine eigenen an Manie grenzenden Gewohnheiten bei seiner Neigung spielten, gleich einer Ballettratte einer anderen Art, die ihren Degas noch nicht gefunden hatte, einen jener Bedienten auszuhalten, die gleichsam noch Mädchen waren. Monsieur Nissim Bernard pflegte denn auch mit dem Direktor dieses Theaters, das das Hotel in Balbec war, sowie mit dem Regisseur und Inspizienten Aimé – deren beider Rolle in dieser ganzen Angelegenheit nicht vollkommen durchsichtig war – ausgezeichnete Beziehungen. Eines Tages würde er alle Hebel in Bewegung setzen, um für ihn eine Hauptrolle, vielleicht die Stelle eines Oberkellners, zu erlangen. Inzwischen hatte das Vergnügen von Monsieur Nissim Bernard, so poetisch und ruhig kontemplativ es auch war, ein wenig den Charakter von Lebemännern angenommen, die immer sicher sein können – wie zum Beispiel früher Swann –, wenn sie sich in Gesellschaft begeben, ihrer Geliebten daselbst zu begegnen. Kaum würde sich Monsieur Bernard gesetzt haben, so würde er auch schon darauf rechnen können, das Objekt seiner Wünsche auf offener Szene mit einer Obstschale oder Zigarren auf einem Tablett heranschreiten zu sehen. Daher hatte er auch jeden Vormittag, nachdem er seine Nichte geküßt und Interesse für die Arbeiten meines Freundes Bloch an den Tag gelegt, ferner auch seinen Pferden Zuckerstücke aus der flachen Hand gereicht hatte, fieberhafte Eile, zum Dejeuner im Grand-Hôtel zu erscheinen. Es hätte bei ihm brennen, die Nichte hätte einen Schlaganfall bekommen können, er wäre zweifellos dennoch gegangen. Er fürchtete denn auch wie die Pest eine Erkältung, um derentwillen er hätte im Bett bleiben müssen – denn er war hypochondrisch – und die es nötig gemacht hätte, daß er Aimé ersuchte, seinen jungen Freund vor der Stunde des Nachmittagstees zu ihm ins Haus zu schicken.

Im übrigen liebte er das gesamte Labyrinth der Korridore, der kleinen Kabinette, der Salons, der Garderoben, der Vor-

ratsräume und Durchgänge, aus denen das Hotel in Balbec bestand. Aus orientalischem Atavismus hatte er eine Vorliebe für den Serail, und wenn er am Abend wieder ging, sah man, wie er insgeheim »dessen verschlungene Wege« erforschte.[1]

Während er sich auf der Suche nach den jungen Leviten bis in die Untergeschosse vorwagte, wobei er trotz allem bemüht war, nicht gesehen zu werden und Aufsehen zu vermeiden, und so an die Verse aus *La Juive* erinnerte:

Ô Dieu de nos pères,
Parmi nous descends,
Cache nos mystères
À l'œil des méchants! [2]

Kehr', o Gott unsrer Väter,
Heute bei uns ein!
Laß kein Auge der Verräter
Die Feier entweihn!

stieg ich dagegen hinauf in das Zimmer zweier Schwestern, die als private Bedienung einer alten ausländischen Dame nach Balbec gekommen waren. Sie waren das, was man in der Hotelsprache als Läuferinnen bezeichnete und was Françoise in der ihren, da sie sich vorstellte, daß männliche und weibliche Läufer dazu da seien, Gänge zu besorgen, Fußbotinnen nannte. Die Hotels sind ihrerseits in vornehm konservativer Weise bei der Zeit stehengeblieben, in der man allgemein sang: »*C'est un courrier de cabinet!*«[3]

Trotz der Schwierigkeiten, die für einen Gast bestanden, sich in die Zimmer dieser sogenannten Läuferinnen zu begeben und umgekehrt, hatte ich mich sehr rasch und eng, wenn auch in völlig unschuldiger Form, mit den beiden jungen

Frauen angefreundet, Mademoiselle Marie Gineste und Madame Céleste Albaret.[4] Geboren am Fuße der hohen Bergmassive im Herzen Frankreichs, am Ufer von Bächen und Gebirgsflüssen (das Wasser strömte sogar unter ihrem elterlichen Haus durch, an dem sich ein Mühlrad drehte und das mehrmals durch Überschwemmung zerstört worden war), schienen sie deren Eigenschaften bewahrt zu haben. Marie Gineste bewegte sich in rhythmisch hüpfendem Tempo, Céleste Albaret war weicher, schmachtender, hingegossen wie ein See, hatte aber fürchterliche Aufwallungen, wobei ihr Toben an die Gefahren des Hochwassers und flutender Wirbel erinnerte, die alles mit sich reißen und verwüsten. Oft besuchten sie mich am Morgen, wenn ich noch nicht aufgestanden war. Ich habe niemals Menschen gekannt, die so freimütig unwissend gewesen wären und absolut nichts in der Schule gelernt hatten, deren Sprache aber gleichwohl so literarisch wirkte, daß man ohne die fast ungebärdige Natürlichkeit ihres Tones ihre Worte für affektiert hätte halten können. Mit einer Vertraulichkeit, die ich unverändert wiedergebe trotz der Lobsprüche (die ich nicht hinzusetze, um mich selbst zu loben, sondern um die seltsame Art von Genie, die Céleste besaß, hervorzuheben) und der ebenso falschen, aber sehr aufrichtigen kritischen Bemerkungen, die diese Reden im Hinblick auf mich enthielten, während ich mein Hörnchen in die Morgenmilch tauchte, sagte Céleste zu mir: »Oh, dieser kleine dunkle Teufel, mit Haaren wie pechschwarze Häherfedern, wie schlau und wie boshaft er ist! Ich weiß nicht, woran Ihre Mutter gedacht hat, als sie Sie unter dem Herzen trug, denn Sie haben alles von einem Vogel an sich. Schau nur, Marie, sieht er nicht genauso aus, als ob er sich die Federn glattstreicht? Und wie flink er den Hals wenden kann! Er sieht so leicht aus, daß man meint, er lerne gerade fliegen. Ach! Sie haben Glück, daß Sie sich Ihre Eltern unter den Reichen haben aussuchen dürfen; was wäre sonst aus Ihnen geworden, wo Sie doch so verschwenderisch sind? Da wirft er jetzt sein Hörnchen fort, weil es das

Bett berührt hat. Hoppla, jetzt vergießt er auch noch seine Milch, warten Sie nur, damit ich Ihnen eine Serviette umbinde, Sie wissen ja doch nicht, wie man das macht; niemals habe ich jemand gesehen, der so dumm und so ungeschickt ist wie Sie.« Darauf brach das eher gleichmäßige Gießbachgeräusch aus Marie Gineste hervor, die ihrer Schwester wütende Vorwürfe machte: »Aber Céleste, bist du wohl still? Hast du den Verstand verloren, daß du mit Monsieur in dieser Weise sprichst?« Céleste aber lächelte nur dazu, und da ich nicht leiden konnte, wenn man mir eine Serviette umband, fuhr sie gleich darauf fort: »Aber nein, Marie, sieh ihn dir nur an! Peng! Jetzt richtet er sich auf, genau wie eine Schlange. Eine richtige Schlange, was habe ich dir gesagt.« Im übrigen ging sie verschwenderisch mit Vergleichen aus dem Tierreich um, denn ihrer Meinung nach wußte man nicht, wann ich eigentlich schlief, ich flatterte, behauptete sie, die ganze Nacht umher wie ein Falter, und am Tag sei ich so flink wie ein Eichhörnchen, »du erinnerst dich, Marie, wie man sie bei uns sieht, so flink, daß man ihnen nicht mit den Augen folgen kann«. – »Aber Céleste, du weißt doch, daß er nicht gern eine Serviette um den Hals hat, wenn er ißt.« – »Es ist nicht so, daß er das nicht mag, er will nur zeigen, daß man nichts an seinem Willen ändern kann. Er ist ein Herr und will uns zeigen, daß wir einen Herrn vor uns haben. Man kann ihm zehnmal die Bettücher wechseln, wenn es nötig ist, aber er gibt nicht nach. Die von gestern hatten sowieso ausgedient, aber heute sind sie gerade erst frisch aufgezogen, und sicher müssen sie jetzt für ihn gleich wieder gewechselt werden. Ach! Ich hatte recht, als ich sagte, er sei nicht dafür gemacht, als Armer geboren zu sein. Sieh nur, wie seine Haare sich sträuben. Er plustert sich auf, wenn er zornig ist, genau wie die Vögel es tun. Ach, du armer, kleiner Federbalg!« Hier erhob nicht nur Marie Einspruch, sondern auch ich, denn ich fühlte mich keineswegs als Herr. Doch Céleste glaubte niemals an die Aufrichtigkeit meiner Bescheidenheit und fiel mir

sofort ins Wort: »Ach! Papperlapapp! Das tut wie eitel Sanftmut und ist dabei nichts als lauter Perfidie! Schlauer als die Schlausten und frech dazu, aber wie frech! Ach! So ein Molière!« (Dies war der einzige Schriftstellername, den sie kannte; diesen nun wendete sie auf mich an, da sie darunter jemanden verstand, der in der Lage war, Stücke zu verfassen und sie auch zu spielen.) »Céleste!« rief Marie energisch, die den Namen Molière nicht kannte und fürchtete, es könnte eine neue Beleidigung sein. Céleste aber lächelte wieder: »Hast du nicht in seiner Schublade die Photographie gesehen, auf der er als Kind abgebildet ist? Er hat uns einreden wollen, er sei immer ganz einfach angezogen gewesen. Da aber sieht man ihn mit seinem kleinen Spazierstock, und alles ist nur Spitzen und Plüsch, wie kein Prinz es gehabt hat. Aber das ist noch gar nichts neben seiner unermeßlichen Majestät und seiner noch viel tieferen Güte.« – »Ja, höre«, tobte der Gießbach Marie, »jetzt kramst du wohl schon in seinen Schubladen herum.« Um Maries Befürchtungen zu beschwichtigen, fragte ich sie, wie sie über das Verhalten von Monsieur Nissim Bernard denke. »Oh! Monsieur, das sind Dinge, von denen ich gar nicht geglaubt hätte, daß es sie überhaupt gibt. Dazu habe ich erst hierher kommen müssen.« Und noch einmal Céleste mit einem tiefsinnigen Ausspruch mattsetzend, fügte sie hinzu: »Sehen Sie, Monsieur, man kann niemals wissen, was es alles in einem Menschenleben gibt.« Um das Thema zu wechseln, erzählte ich von dem meines Vaters, der Tag und Nacht arbeitete. »Oh! Monsieur, das ist eines der Leben, bei dem man nichts für sich selber behält, keine Minute und kein einziges Vergnügen; alles, aber restlos alles, ist nur für die anderen da, das sind geopferte Leben … Sieh nur, Céleste, wenn er nur die Hände auf die Bettdecke legt und nach seinem Hörnchen greift, wie vornehm das bei ihm wirkt! Er kann die unbedeutendsten Dinge tun, man meint immer, man sieht den gesamten Adel Frankreichs bis zu den Pyrenäen in jeder seiner Bewegungen.«

Überwältigt von diesem so wenig der Wahrheit entsprechenden Porträt schwieg ich still. Céleste glaubte darin nur eine neue List zu erkennen: »Ach! diese Stirn, die so rein aussieht und doch so viele Dinge verbirgt, diese Wangen, die so freundlich und frisch sind wie das Innere einer Mandel, die kleinen seidigen Hände mit ihrem Plüsch darauf, die dabei doch Nägel haben wie Krallen … Sieh nur, Marie, jetzt trinkt er seine Milch mit einer Andacht, die mir Lust macht, ein Gebet zu sprechen. Wie ernst seine Miene dabei ist! Man sollte ein Bild von ihm machen in diesem Augenblick. Er hat alles und jedes von einem Kind. Kommt das vom Milchtrinken, daß Sie einen so klaren Teint behalten haben? Ach! diese Jugend, diese schöne Haut! Sie altern sicher nie. Sie haben Glück, Sie brauchen nie die Hand gegen jemanden zu erheben, denn mit Ihren Augen erreichen Sie bestimmt immer, was Sie wollen. Aber da gerät er jetzt in Zorn, sieh nur, er richtet sich auf wie ein Axiom«.

Françoise hatte es gar nicht gern, wenn sich die beiden, die sie als Schwindlerinnen bezeichnete, mit mir unterhielten. Der Direktor, der durch seine Angestellten alle Vorgänge im Hotel beobachten ließ, machte mir sogar ernste Vorhaltungen, daß es eines Gastes nicht würdig sei, mit solchen von anderen Gästen mitgeführten Dienerinnen ins Gespräch zu kommen. Ich, der ich die »Schwindlerinnen« sämtlichen weiblichen Gästen des Grand-Hôtels überlegen fand, begnügte mich damit, ihm einfach ins Gesicht zu lachen, fest davon überzeugt, daß er meine Erklärungen doch nicht verstehen würde. Die beiden Schwestern aber kamen wieder. »Sieh nur, Marie, was für feine Züge er hat. Wie eine vollkommene Miniatur, schöner als die kostbarste, die man irgendwo unter Glas sehen kann, denn er hat Bewegungen und Worte, die man Tag und Nacht anschauen und anhören möchte.«

Es war ein Wunder, daß eine Ausländerin sie mitgebracht hatte, denn ohne irgend etwas von Geschichte oder von Geographie zu wissen, verabscheuten sie von Herzen die Engländ-

der, die Deutschen, die Russen, die Italiener, das ganze »Ausländerpack«, und liebten – mit Ausnahmen – einzig die Franzosen. Ihr Gesicht hatte so viel von der feuchten Formbarkeit des Lehms ihrer Flüsse behalten, daß Céleste und Marie, sobald man von einem Fremden sprach, der das Hotel besuchte, und sie wiederholen wollten, was er gesagt hatte, ihr Gesicht zu dem seinen umgestalteten: Ihr Mund wurde dann sein Mund, ihre Augen wurden zu seinen Augen, so daß man gern diese bewundernswerten Theatermasken aufbewahrt hätte. Céleste schob sogar, wenn sie scheinbar nur wiederberichtete, was der Direktor oder einer meiner Freunde gesagt hatte, in ihre kleinen Erzählungen fiktive Reden ein, in denen auf boshaft treffende Art alle Fehler Blochs oder des Gerichtspräsidenten oder von wem es auch sei sinnfällig wurden, ohne daß sie sich dessen bewußt zu sein schien. Sie schuf in der Form des Berichts über eine einfache Bestellung, die sie freundlicherweise übernommen hatte, ein unnachahmliches Porträt. Niemals lasen sie etwas, nicht einmal die Zeitung. Eines Tages jedoch fanden sie auf meinem Bett ein Buch. Es waren die wundervollen, aber dunklen Gedichte von Saint-Léger Léger. Céleste las ein paar Seiten und sagte dann zu mir: »Sind Sie ganz sicher, daß das Gedichte sind, sind es nicht vielleicht Rätsel?«[1] Für eine Person, die in ihrer Kindheit nur ein einziges Gedicht gelernt hatte: »*Ici-bas tous les lilas meurent*«[1] , fehlten hier sicherlich Zusammenhänge. Ich glaube, daß ihr Eigensinn, nichts zu lernen, ein bißchen mit ihrer ungesunden Heimatregion zu tun hatte. Sie waren gleichwohl begabt wie ein Dichter, aber sehr viel bescheidener, als diese im allgemeinen sind. Denn wenn Céleste etwas Ausgezeichnetes gesagt hatte und ich mich nicht mehr gut daran erinnerte, so daß ich sie bat, es mir zu wiederholen, versicherte sie, sie wisse es nicht mehr. Sie werden niemals Bücher lesen, aber auch niemals welche verfassen.

Es machte auf Françoise beträchtlichen Eindruck, als sie erfuhr, daß von den beiden Brüdern dieser einfachen Frauen der

eine die Nichte des Erzbischofs von Tours, der andere eine Verwandte des Bischofs von Rodez geheiratet hatte.[2] Dem Hoteldirektor hätte das nichts gesagt. Céleste warf manchmal ihrem Mann vor, er verstehe sie nicht, und ich selbst war erstaunt, daß er sie ertragen konnte. Denn in gewissen Momenten, wenn sie vor Wut bebte und alles zerschlug, war sie unausstehlich. Man behauptet, die Salzflüssigkeit unseres Blutes sei nur das Fortleben des Urelementes Meer in unserem Inneren. Ebenso glaube ich, daß Céleste nicht nur in ihren Wutanfällen, sondern auch in Stunden der Depression den Rhythmus der Flüsse ihrer Heimat bewahrte. War sie erschöpft, so auf deren Art; sie war dann richtig ausgetrocknet. Nichts konnte sie dann wieder beleben. Dann plötzlich setzte der Kreislauf in ihrem prachtvollen und beweglichen großen Körper wieder ein. Das Wasser floß in der opalenen Durchsichtigkeit ihrer bläulichen Haut. Sie lächelte der Sonne zu und wurde dann noch blauer. In diesen Augenblicken war sie wirklich *céleste*.

Die Familie Bloch mochte wohl niemals den Grund, weshalb der Onkel durchaus nicht zu Hause zu Mittag speiste, geargwöhnt, sondern diese Tatsache von Anfang an als die Manie eines alten Junggesellen, vielleicht auch als Erfordernis einer Liaison mit irgendeiner Schauspielerin akzeptiert haben, für den Hoteldirektor jedoch war alles, was Monsieur Nissim Bernard betraf, »tabu«. Deswegen hatte er auch, ohne sich jemals an den Onkel zu wenden, schließlich nicht gewagt, der Nichte unrecht zu geben, obwohl er ihr größere Umsicht empfahl. Das Mädchen und seine Freundin aber, die sich einige Tage hindurch vorgestellt hatten, sie seien aus dem Kasino und dem Grand-Hôtel ausgeschlossen, dann aber sahen, daß alles sich wieder zurechtbog, waren nun hocherfreut, denjenigen unter den Familienvätern, die ihre Entfernung verlangten, zu zeigen, daß sie sich ungestraft alles erlauben konnten. Gewiß gingen sie nicht so weit, die öffentliche Darbietung zu wiederholen, die alle Welt so stark empört hatte. Doch allmählich nahmen sie ihre Gewohnheiten unmerklich wieder

auf. Eines Abends, als ich das bereits halbverdunkelte Kasino mit Albertine und Bloch verließ, den wir dort getroffen hatten, gingen sie eng umschlungen und Küsse austauschend an uns vorbei; als sie auf unserer Höhe angekommen waren, gaben sie glucksende Laute, Gekicher und ungehörige Schreie von sich. Bloch senkte die Lider, damit es nicht den den Anschein habe, als sehe er seine Schwester, und ich selbst stand Qualen bei dem Gedanken aus, daß diese eigenartige und grausige Sprache sich vielleicht an Albertine wenden mochte.

Ein anderer Zufall befestigte meine sorgenvolle Voreingenommenheit in Richtung Gomorrha noch mehr. Ich hatte am Strand eine schöne, schlanke, bleiche junge Frau gesehen, von deren Augen kreisförmig Strahlen in geometrischer Anordnung auszugehen schienen, so leuchtend, daß man bei ihrem Blick an irgendein Sternbild dachte. Ich überlegte mir, wieviel schöner sie eigentlich sei als Albertine und wieviel vernünftiger es doch wäre, auf diese zu verzichten. Das Gesicht der schönen jungen Frau war höchstens dadurch beeinträchtigt, daß wie ein unsichtbarer Hobel ein würdeloses Leben und die unaufhörliche Anwendung sehr vulgärer Mittel darüber hinweggegangen waren, so daß ihre Augen, die gleichwohl edler wirkten als die übrigen Teile ihres Gesichts, offenbar nur vor Gier und Gelüsten strahlten. Am folgenden Tag nun, als diese junge Person sehr weit entfernt von uns im Kasino saß, bemerkte ich, daß sie unaufhörlich auf Albertine das Wechsel- und Rundfeuer ihrer Blicke heftete. Man hätte meinen können, sie gebe ihr Signale wie ein Leuchtturm. Ich litt darunter, daß meine Freundin diese an sie gerichteten Aufmerksamkeiten bemerkte, und fürchtete, die unaufhörlich aufleuchtenden Blicke könnten die zuvor abgekartete Bedeutung eines amourösen Stelldicheins für den folgenden Tag enthalten. Wer weiß, vielleicht war dieses Treffen nicht das erste? Die Frau mit den strahlenden Augen konnte ja schon in früheren Jahren Balbec besucht haben. Vielleicht erlaubte sie sich, weil Albertine schon einmal ihren eigenen Wünschen oder denen einer

Freundin nachgegeben hatte, ihr solche Lichtsignale zuzusenden. Sie schienen mehr zu tun, als nur etwas für den gegenwärtigen Augenblick zu verlangen, vielmehr die Berechtigung dazu aus bereits in der Vergangenheit erlebten schönen Stunden zu entnehmen.

Das Treffen dürfte in diesem Fall wohl kaum das erste sein, sondern die Fortsetzung der in früheren Jahren bereits zustande gekommenen Begegnungen. Tatsächlich besagten diese Blicke nicht etwas wie: »Möchtest du wohl?«; sobald vielmehr die junge Frau Albertine bemerkte, hatte sie ihr den Kopf ganz zugewendet und erinnerungsschwere Blicke zu ihr entsandt, ganz als empfinde sie Furcht und Verwunderung, daß meine Freundin von alledem nichts mehr zu wissen schien. Albertine, die sie sehr wohl sah, verhielt sich phlegmatisch und unbeweglich, so daß die andere ganz mit der gleichen Art von Diskretion wie ein Mann, der seine einstige Geliebte mit einem neuen Liebhaber sieht, aufhörte, nach ihr hinzusehen, und sich so wenig mit ihr beschäftigte, als hätte es sie nie gegeben.

Einige Tage darauf aber hatte ich den Beweis für die Neigungen dieser jungen Frau und auch für die Wahrscheinlichkeit, daß sie Albertines Bekanntschaft bereits in früherer Zeit gemacht hatte. Wenn im Kasinosaal zwei junge Mädchen sich nacheinander sehnten, vollzog sich oft ein optisches Phänomen, indem eine Art von phosphoreszierender Bahn von einer zur anderen lief. Halten wir bei dieser Gelegenheit fest, daß mit Hilfe solcher – wenn auch noch so unwägbaren – Materialisationen, durch solche astralen Zeichen, die einen ganzen Teil der Atmosphäre in Flammen setzen, das auseinandergesprengte Gomorrha danach strebt, in jeder Stadt und jedem Dorf seine verstreuten Glieder wieder zusammenzuführen und die biblische Stadt von neuem zu errichten, während überall dieselben Bemühungen – und sei es auch nur im Hinblick auf einen zeitweiligen Wiederaufbau – bei den nostalgischen,

heuchlerischen, manchmal auch mutigen Exilierten von Sodom festzustellen sind.

Einmal sah ich die Unbekannte, der gegenüber Albertine so tat, als kenne sie sie nicht, gerade in dem Augenblick, als Blochs Cousine vorüberging. Die Augen der jungen Frau blitzten auf; man sah aber sehr wohl, daß sie das jüdische Fräulein nicht kannte. Sie bemerkte sie zum ersten Mal, empfand ein Begehren, kaum Zweifel, aber keineswegs die Gewißheit, die Albertine gegenüber bestand, mit deren Verbundenheit sie wohl so fest gerechnet hatte, daß sie angesichts ihrer abweisenden Haltung die Betroffenheit eines Ausländers verspürte, der Paris zwar gut kennt, aber nicht dort wohnt, und der an der Stelle des kleinen Theaters, wo er so hübsche Abende zu verbringen pflegte, ein neuerstelltes Bankgebäude erblickt.

Blochs Cousine setzte sich an einen Tisch und blätterte in einer Zeitschrift. Bald darauf ließ sich die junge Frau mit achtloser Miene neben ihr nieder. Unter dem Tisch hätte man gleich sehen können, wie zuerst ihre Füße, dann ihre Beine sich wanden und ihre Hände sich ineinander verschlangen. Worte folgten, eine Unterhaltung kam in Gang, und der naive Ehemann der jungen Frau, der sie überall suchte, war erstaunt, sie dabei zu treffen, wie sie gerade Pläne für den gleichen Abend noch mit einem Fräulein machte, das er gar nicht kannte. Seine Frau stellte ihm Blochs Cousine als eine Kindheitsfreundin mit einem unverständlichen Namen vor, denn sie hatte vergessen, jene zu fragen, wie sie eigentlich hieß. Durch die Gegenwart des Ehemannes kam jedoch ein weiterer Schritt in ihrer Intimität zustande, denn sie duzten sich, da sie sich vom Kloster her kannten, ein Detail, über das sie später weidlich lachten, ebenso wie über den irregeführten Ehemann, mit einer Heiterkeit, die Anlaß zu neuen Zärtlichkeiten gab.

Was Albertine anbelangt, so kann ich nicht sagen, daß sie im Kasino oder am Strand irgendeinem Mädchen gegenüber einen allzu freien Umgang an den Tag gelegt hätte. Eher stell-

te ich in ihrem Verhalten übertriebene Kühle und Interesselosigkeit fest, was ich weniger als Zeichen von guter Erziehung denn als List deutete, mit dem Zweck, jeglichen Argwohn zu zerstreuen. Sie hatte eine rasche, eisige, überaus wohlanständige Art, irgendeinem Fräulein mit sehr lauter Stimme zu antworten: »Ja, um fünf Uhr gehe ich Tennis spielen. Mein Bad nehme ich morgen früh um acht Uhr«, um sich dann sofort von der Betreffenden zu verabschieden, zu der sie diese Worte gesagt hatte – die sich gewaltig nach einer Finte anhörten, wie wenn damit die Aufmerksamkeit von einem bereits gewährten Rendezvous abgelenkt werden sollte oder wie wenn sie, nachdem sie mit leiser Stimme ein solches vereinbart hatte, diesen tatsächlich harmlosen Satz so laut sagte, um sich »nichts anmerken zu lassen«. Wenn ich sie dann bald darauf ihr Rad nehmen und in beschwingtem Tempo davonfahren sah, mußte ich unwillkürlich denken, daß sie sich jetzt wahrscheinlich zu der begab, mit der sie kaum ein Wort gesprochen hatte.

Höchstens einmal, wenn irgendeine schöne junge Frau am Ende des Strandes aus dem Automobil stieg, konnte Albertine es nicht lassen, sich nach ihr umzuwenden. Sie erklärte dann aber sofort: »Ich sah mir nur gerade die neue Fahne an, die sie jetzt auf der Badeanstalt haben. Sie könnten sich wirklich etwas Besseres leisten. Die andere war schon recht verbraucht, aber ich finde, die jetzige ist noch schäbiger.«

Einmal ließ es Albertine nicht bei bloßer Kühle bewenden, und ich war noch unglücklicher darüber. Sie wußte, daß mich der Gedanke verdroß, sie könne einer Freundin ihrer Tante begegnen, deren anrüchige Art bekannt war und die manchmal zwei oder drei Tage bei Madame Bontemps verbrachte. Sehr lieb und nett hatte Albertine mir gesagt, sie werde sie nicht mehr grüßen. Als aber diese Frau nach Incarville kam, erzählte mir Albertine: »Übrigens, Sie wissen ja, daß sie jetzt hier ist. Hat es Ihnen jemand erzählt?«, wie um mir zu beweisen, daß sie sie nicht heimlich sehe. Einmal, als sie mir das

sagte, setzte sie noch hinzu: »Ja, ich habe sie am Strand getroffen und, um recht grob zu ihr zu sein, sie absichtlich im Vorbeigehen heftig angestoßen, beinahe umgeworfen.« Bei diesen Worten Albertines erinnerte ich mich an eine Bemerkung von Madame Bontemps, an die ich nie wieder zurückgedacht hatte, nämlich wie diese in meiner Gegenwart Madame Swann erzählt hatte, wie unverschämt ihre Nichte Albertine sein könne, als handle es sich dabei um einen besonders schönen Zug von ihr, und wie sie zum Beispiel einmal irgendeine Staatsbeamtengattin darauf angesprochen habe, daß deren Vater Küchenjunge gewesen sei. Doch ein Wort von derjenigen, die wir lieben, bleibt nicht lange unverändert in uns; es zersetzt sich und verdirbt. Ein oder zwei Abende darauf dachte ich an die Äußerung Albertines zurück, und nun warf sie nicht mehr nur ein Licht auf eine Art von Frechheit, auf die sie sich noch etwas einzubilden schien – worüber ich nur hätte lächeln können –, sondern es schien mir jetzt etwas anderes daraus hervorzugehen, nämlich daß Albertine, vielleicht sogar ohne ein anderes Ziel, als die Sinne jener Dame zu reizen oder ihr in boshafter Weise frühere Anträge in Erinnerung zu rufen, die sie am Ende sogar angenommen hatte, sie rasch im Vorbeigehen gestreift habe, nun aber meinte, ich hätte es, da es sich in der Öffentlichkeit zugetragen hatte, doch am Ende erfahren, und einer ungünstigen Auslegung damit zuvorkommen wollte.

Im übrigen sollte meine Eifersucht auf die Frauen, die Albertine vielleicht liebte, ein jähes Ende finden.

★

Albertine und ich befanden uns an der Station Balbec der kleinen Lokalbahn. Wegen des schlechten Wetters hatten wir zur Hinfahrt den Hotelomnibus benutzt. Nicht weit von uns

bemerkten wir Monsieur Nissim Bernard mit einem geschwollenen Auge. Seit kurzem betrog er den Chorknaben aus *Athalie* mit dem Hausknecht einer vielbesuchten Meierei in der Nachbarschaft, Aux Cerisiers genannt. Dieser rotwangige Bursche hatte mit seinen derben Zügen ein Gesicht ganz wie eine Tomate. Eine genau gleiche Tomate diente auch seinem Zwillingsbruder als Kopf. Für einen unbeteiligten Beobachter bietet solche vollkommene Ähnlichkeit unter Zwillingen den Reiz der Feststellung, daß manchmal auch die Natur, als habe sie sich vorübergehend auf industrielle Produktion umgestellt, ganz gleichartige Erzeugnisse hervorbringt. Unglücklicherweise war der Gesichtspunkt von Monsieur Nissim Bernard ein anderer, und diese Ähnlichkeit bestand nur äußerlich. Tomate Nummer zwei hatte ausschließlich und mit Leidenschaft einzig das Glück der Damen im Auge, Tomate Nummer eins aber war den Wünschen gewisser Herren nicht unbedingt abgeneigt. Jedesmal nun, wenn Monsieur Bernard von der Erinnerung an die mit Tomate Nummer eins verlebten angenehmen Stunden wie von einem Reflex durchzuckt sich in der Meierei einstellte, wandte sich in seiner Kurzsichtigkeit (deren es im übrigen gar nicht bedurfte, um die beiden zu verwechseln) der alte Jude als ein ahnungsloser zweiter Amphitryon[1] an den Zwillingsbruder und sagte zu ihm: »Hast du heute abend für mich Zeit?«, worauf er auf der Stelle eine kräftige »Abfuhr« erhielt. Diese wiederholte sich sogar im Lauf ein und derselben Mahlzeit, wenn er mit dem zweiten ein Gespräch fortsetzen wollte, das er mit dem ersten begonnen hatte. Auf die Dauer faßte er, der Ideenassoziation folgend, eine solche Abneigung gegen Tomaten, selbst gegen die, die eßbar sind, daß jedesmal, wenn ein Reisender in seiner Gegenwart im Grand-Hôtel dieses Gemüse bestellte, er ihm zuflüsterte: »Verzeihen Sie, Monsieur, daß ich Sie anspreche, ohne Sie zu kennen. Aber ich höre gerade, daß Sie Tomaten bestellen. Die sind heute verdorben. Ich sage Ihnen das nur in Ihrem Interesse, denn mir selbst ist es ganz gleich,

ich bestelle sie nie.« Der Fremde dankte dem menschenfreundlichen und selbstlosen Nachbarn überschwenglich, rief den Kellner zurück und tat, als habe er sich anders besonnen: »Nein, ich möchte doch lieber keine Tomaten.« Aimé, der diesen Ablauf der Dinge schon kannte, lachte in sich hinein und dachte dabei: Ein alter Schlaumeier, dieser Monsieur Bernard; schon wieder ist es ihm gelungen, eine Bestellung rückgängig zu machen. Während Monsieur Bernard auf den Zug wartete, der Verspätung hatte, legte er wegen seines geschwollenen Auges keinen Wert darauf, uns beide, Albertine und mich, zu begrüßen. Wir selbst hatten noch weniger Lust, uns mit ihm zu unterhalten. Es wäre jedoch nahezu unvermeidbar gewesen, wenn nicht in diesem Augenblick ein Fahrrad in großer Eile auf uns zugekommen wäre; atemlos sprang der Liftboy ab. Madame Verdurin hatte, kurz nachdem wir gegangen waren, telephoniert, um mich für den übernächsten Tag zum Abendessen zu bitten; es wird sich bald herausstellen, weshalb. Nachdem der Liftboy mir noch Einzelheiten des Telephonanrufs mitgeteilt hatte, verließ er uns wieder, und wie jene demokratischen »Angestellten«, welche ihre Unabhängigkeit vom Bourgeois betonen, untereinander aber das Autoritätsprinzip wiederherstellen, setzte er, als er sagen wollte, der Concierge und der Remisenwärter würden auf ihn böse sein, wenn er sich verspäte, hinzu: »Ich muß schnell wieder zurück wegen meiner Chefs.«

Die Freundinnen von Albertine waren für einige Zeit wieder abgereist. Ich wollte sie ein wenig zerstreuen. Selbst vorausgesetzt, daß sie Glück dabei empfand, wenn sie die Nachmittage in Balbec nur mit mir verbrachte, so wußte ich doch, daß man das Glück niemals vollkommen besitzt und daß Albertine noch in dem Alter war (aus dem manche nie herauskommen), in dem man erst noch entdecken muß, daß diese Unvollkommenheit bei demjenigen zu suchen ist, der das Glück erlebt, nicht jedoch bei dem, der es dem anderen schenkt, und daß sie versucht sein konnte, den Grund ihrer

Enttäuschung bei mir zu sehen. Mir aber war lieber, daß sie ihn den von mir arrangierten Umständen zur Last legte, die es uns künftig nicht leicht machen würden, allein zusammen zu sein, während sie sie gleichzeitig daran hinderten, sich ohne mich im Kasino oder auf der Strandpromenade aufzuhalten. Ich hatte sie daher an diesem Tag gebeten, mich nach Doncières zu begleiten, wo ich Saint-Loup besuchen wollte. In der gleichen Absicht, sie zu beschäftigen, riet ich ihr, die Malerei wieder aufzunehmen, die sie früher erlernt hatte. Wenn sie arbeitete, würde sie sich nicht fragen, ob sie glücklich war oder nicht. Gern hätte ich sie von Zeit zu Zeit zu den Verdurins oder zu den Cambremers zum Diner mitgenommen, die wahrscheinlich beide mit Freuden eine von mir eingeführte Freundin empfangen hätten, aber ich mußte mich zuvor versichern, daß die Baronin Putbus noch nicht in La Raspelière eingetroffen sei. Das aber konnte ich kaum anders als an Ort und Stelle tun, und da ich im voraus wußte, daß am übernächsten Tag Albertine mit ihrer Tante in der Nachbarschaft Verpflichtungen hatte, nutzte ich die Gelegenheit, um telegraphisch bei Madame Verdurin anzufragen, ob sie mich am Mittwoch bei sich empfangen wolle. Wenn die Baronin Putbus da wäre, wollte ich es so einrichten, daß ich ihre Kammerzofe zu Gesicht bekäme, und mich versichern, ob die Gefahr bestünde, daß sie in Balbec auftauchte, in diesem Fall aber auch den Zeitpunkt in Erfahrung bringen, um Albertine an dem bewußten Tag von dort fernzuhalten. Die kleine Lokalbahn machte neuerdings eine Schleife, die noch nicht existierte, als ich sie mit meiner Großmutter zusammen benutzte; sie fuhr jetzt durch Doncières-la-Goupil, eine große Station, von der wichtige Züge abgingen, zum Beispiel auch der Expreß, den ich für meinen Besuch bei Saint-Loup von Paris aus sowie für die Rückkehr dorthin benutzt hatte. Wegen des schlechten Wetters brachte der Omnibus des Grand-Hôtel Albertine und mich zu der Tramstation Balbec-Plage.

Das Bähnchen war noch nicht da, aber man sah schon, müßig und langsam, die Rauchfahne schweben, die es unterwegs zurückgelassen hatte und die jetzt, auf ihre bloßen Möglichkeiten einer etwas schwerfälligen Wolkenbildung zurückgeworfen, gemächlich die grünen Hänge der Steilküste von Criquetot erklomm. Endlich kam die kleine »Tram«, der sie vorangegangen war, um sich dann in vertikaler Richtung zu erheben, ihrerseits langsam an. Die Reisenden, die auf sie warteten, traten zurück, um ihr Platz zu machen, doch ohne sich zu beeilen, denn sie wußten, daß sie es mit einer gutmütigen, fast menschlichen Art von Spaziergängerin zu tun hatten, die behutsam wie das Fahrrad eines Anfängers durch die Signale des Bahnhofsvorstehers gelenkt wurde und unter der festen Kuratel des Lokomotivführers stand, so daß sie nicht Gefahr lief, jemanden zur Seite zu stoßen, und an jedem beliebigen Punkt stehengeblieben wäre.

Meine Depesche erklärte den Anruf der Verdurins, und sie kam um so gelegener, als der Mittwoch (der übernächste Tag war gerade ein Mittwoch) bei Madame Verdurin der Tag der großen Diners war in La Raspelière so gut wie in Paris, was ich nicht wissen konnte. Madame Verdurin gab keine »Diners«, sie hatte statt dessen ihre »Mittwochabende«. Diese Mittwochabende waren Kunstwerke. Obwohl sie wußte, daß etwas ihnen Ähnliches nirgends existierte, führte Madame Verdurin doch noch kleine Unterschiede zwischen den einzelnen ein. »Der letzte Mittwoch war nicht ganz so gut wie der vorhergehende«, sagte sie, »aber ich glaube, der nächste wird einer der gelungensten sein, die ich jemals veranstaltet habe.« Manchmal machte sie sogar das Eingeständnis: »Dieser Mittwoch war den anderen nicht würdig. Als Revanche aber werde ich das nächste Mal eine große Überraschung für Sie haben.« In den letzten Wochen der Pariser Saison, bevor sie sich aufs Land begab, kündigte die Patronne das Ende ihrer Mittwochabende an. Das war eine Gelegenheit, ihre Getreuen anzufeuern: »Es sind jetzt nur noch drei Mittwochabende, es

sind jetzt nur noch zwei«, sagte sie in dem gleichen Ton, als werde die Welt untergehen. »Sie wollen doch nicht den nächsten Mittwoch versäumen, der die Schlußveranstaltung ist.« Dieser »Schluß« war freilich eine Fiktion, denn gleich darauf verkündete sie schon: »Jetzt finden offiziell keine Mittwochabende mehr statt. Dieser ist der letzte der Saison. Aber ich werde trotzdem immer mittwochs zu Hause sein. Wir machen eben einen Mittwoch vollkommen unter uns. Wer weiß? Diese kleinen intimen Mittwochabende werden am Ende die allernettesten werden.« In La Raspelière waren die Mittwochabende naturgemäß beschränkt, und da man, wenn man irgendeinem durchreisenden Freund begegnet war, den Betreffenden für einen beliebigen Abend einlud, war sozusagen alle Tage Mittwoch. »Ich erinnere mich nicht mehr genau an die Namen der Eingeladenen, aber ich weiß, daß die Frau Marquise von Camembert kommen soll«, hatte der Liftboy zu mir gesagt. Die Erinnerung an unsere kleine Auseinandersetzung über den Namen Cambremer hatte nicht genügt, um endlich jene an das ältere Wort zu ersetzen, dessen vertraute und sinnreiche Silben dem jungen Bedienten zu Hilfe kamen, wenn er den schwierigen Namen nicht zusammenbrachte, und die auch sogleich von ihm mit Vorliebe wieder aufgegriffen wurden, nicht aus Trägheit oder alter, unausrottbarer Gewohnheit, sondern weil sie ein Bedürfnis nach Logik und Klarheit befriedigten.

Wir beeilten uns, einen leeren Wagen zu finden, in dem ich mich während der ganzen Fahrt mit Albertine küssen konnte. Da wir keinen fanden, stiegen wir in ein Abteil, in dem bereits eine Dame mit einem großen, häßlichen, alten Gesicht von eher männlicher Prägung saß, die sorgfältig hergerichtet und in die Lektüre der *Revue des Deux Mondes* vertieft war.[1] Trotz ihrer Gewöhnlichkeit war sie prätentiös in ihren Bewegungen, und ich unterhielt mich damit, zu raten, welcher sozialen Kategorie sie wohl angehören mochte; ich kam rasch zu dem Ergebnis, sie müsse so etwas wie die Inhaberin eines großen

Freudenhauses, eine Puffmutter auf Reisen sein. Ihr Gesicht und ihre Manieren sagten es deutlich. Ich hatte nur bislang nicht gewußt, daß solche Damen die *Revue des Deux Mondes* lasen. Albertine wies auf sie, nicht ohne mir dabei lächelnd zuzuzwinkern. Die Dame tat außerordentlich würdevoll; da mir aber meinerseits bewußt war, für den übernächsten Tag an der Endstation der Trambahn bei der berühmten Madame Verdurin eingeladen zu sein, an einer Zwischenstation von Robert de Saint-Loup erwartet zu werden und ein Stück weiter Madame de Cambremer großes Vergnügen gemacht zu haben, wenn ich in Féterne gewohnt hätte, blitzte es ironisch in meinen Augen auf, wenn ich diese gewichtige Dame betrachtete, die zu glauben schien, wegen ihrer gesuchten Aufmachung, der Federn auf dem Hut und ihrer *Revue des Deux Mondes* sei sie eine bedeutendere Persönlichkeit als ich. Ich hoffte, die Dame werde nicht viel länger bleiben als Monsieur Nissim Bernard und wenigstens in Toutainville aussteigen, doch nein. Der Zug hielt in Épreville, aber sie blieb sitzen. Desgleichen in Montmartin-sur-Mer, in Parville-la-Bingard, in Incarville, so daß ich in meiner Verzweiflung, als der Zug Saint-Frichoux, die letzte Station vor Doncières, verlassen hatte, Albertine ohne Rücksicht auf jene Dame zu umarmen begann. In Doncières war Saint-Loup meinetwegen auf den Bahnhof gekommen, nur unter den größten Schwierigkeiten, wie er mir sagte, denn da er bei seiner Tante wohnte, hatte ihn mein Telegramm erst soeben erreicht, so daß er, da er sich seine Zeit nicht vorher hatte einteilen können, außerstande war, mir mehr als eine Stunde zu widmen. Diese Stunde jedoch schien mir leider nur allzulang, denn kaum waren wir aus dem Abteil gestiegen, als Albertine nur noch für Saint-Loup Augen hatte. Sie sprach nicht mehr mit mir, antwortete mir kaum, wenn ich sie anredete, und wehrte mich ab, wenn ich ihr näher kam. An Robert hingegen wandte sie ihr verführerisches Lächeln, redete lebhaft auf ihn ein, spielte mit dem Hund, den er hatte, und fand Wege, während sie sich mit dem

Tier abgab, dessen Herrn immer wieder zu streifen. Ich erinnerte mich, daß ich an dem Tag, als sich Albertine von mir zum erstenmal küssen ließ, ein Lächeln der Dankbarkeit für den unbekannten Verführer gehabt hatte, der in ihr eine so tiefe Wandlung bewirkt und mir meine Aufgabe derart erleichtert hatte. Jetzt dachte ich mit Grauen an ihn. Robert hatte offenbar bemerkt, daß Albertine mir nicht gleichgültig war, denn er erwiderte ihre kleinen Koketterien nicht, was sie nur um so mehr gegen mich verstimmte; darauf sprach er mit mir, ganz als sei er mit mir allein, was, nachdem sie es festgestellt hatte, mich in ihren Augen wieder etwas hob. Robert fragte mich, ob ich nicht die Freunde wiedersehen wollte, die ich seinerzeit durch ihn bei den täglichen Abendessen während meines Aufenthaltes in Doncières kennengelernt hatte, oder zumindest jene, die noch hier waren. Und da er selbst jenen unangenehm prätentiösen Ton, den er mißbilligte, angenommen hatte: »Wozu hast du denn erst so beharrlich mit ihnen charmiert, wenn du sie jetzt nicht wiedersehen willst?« Ich lehnte seinen Vorschlag ab, denn ich wagte nicht, mich von Albertine zu entfernen, und auch deshalb, weil ich mich innerlich von seinen Kameraden gelöst hatte. Von ihnen, das heißt von mir. Wir wünschen uns leidenschaftlich, es möchte ein anderes Leben geben, in dem wir dieselben bleiben, die wir hienieden sind. Doch wir bedenken nicht, daß wir, sogar ohne erst auf dieses andere Leben zu warten, schon in diesem hier nach einigen Jahren dem untreu werden, was wir gewesen sind und was wir selbst in der Unsterblichkeit noch wiederfinden wollten. Selbst wenn wir nicht voraussetzen, daß der Tod uns stärker verändert als die Wandlungen, die sich im Lauf unseres Lebens vollziehen, würden wir uns in jenem anderen Leben, sobald wir dem Ich begegneten, das wir gewesen sind, von ihm abwenden wie von Personen, mit denen wir zwar befreundet waren, die wir aber lange Zeit nicht mehr gesehen haben – wie zum Beispiel die Freunde Saint-Loups, die ich so gern allabendlich im Faisan Doré getroffen hatte,

deren Unterhaltung mir aber jetzt nur lästig und peinlich gewesen wäre. Unter diesem Gesichtspunkt und weil ich lieber nicht dort wieder suchen wollte, was mir einst gefallen hatte, wäre mir ein Spaziergang in Doncières wie eine Vorform des Paradieses erschienen. Man träumt viel vom Paradies oder vielmehr von zahlreichen, sukzessiven Paradiesen, doch alle diese sind schon lange, bevor man stirbt, verlorene Paradiese, in denen man sich selbst verloren fühlen würde.

Er ließ uns an der Station zurück. »Aber es kann gut sein, daß du noch eine Stunde warten mußt«, sagte er. »Wenn du sie hier verbringst, wirst du sicher meinen Onkel Charlus sehen, der nachher mit dem Pariser Zug zehn Minuten vor dir wegfährt. Ich habe mich schon von ihm verabschiedet, weil ich zurück sein muß, bevor sein Zug abgeht. Von dir konnte ich ihm nichts sagen, weil ich dein Telegramm noch nicht erhalten hatte.« Auf die Vorwürfe, die ich Albertine nach Saint-Loups Weggang machte, antwortete sie mir, sie habe durch ihre Kühle mir gegenüber für alle Fälle bei ihm den Eindruck verwischen wollen, den er hätte haben können, falls er im Augenblick, als der Zug hielt, gesehen hätte, wie ich den Arm um ihre Taille legte und mich an sie schmiegte. Tatsächlich war ihm unsere Körperstellung aufgefallen (ich selbst hatte ihn in jenem Augenblick noch nicht gesehen, sonst hätte ich mich korrekter neben Albertine gesetzt), und er hatte auch Zeit gefunden, mir ins Ohr zu raunen: »Sind das die zimperlichen Mädchen, von denen du mir erzählt hast, sie wollten mit Mademoiselle de Stermaria nichts zu tun haben, weil sie etwas Anrüchiges an ihr finden?« Ich hatte tatsächlich Robert mit voller Überzeugung gesagt, als ich ihn von Paris aus in Doncières besucht hatte und wir auf Balbec zu sprechen kamen, mit Albertine sei nichts anzufangen, sie sei die Tugend selbst. Jetzt aber, nachdem ich seit langem an mir selbst erfahren hatte, daß dem nicht so sei, wünschte ich erst recht, Robert möchte glauben, es sei dennoch wahr. Es hätte genügt, wenn ich Robert erklärte, daß ich Albertine liebte. Er gehörte

zu den Naturen, die sich ein Vergnügen versagen, um ihrem Freund Leiden zu ersparen, die sie ebenso empfinden würden wie der Betroffene selbst. »Ja, sie ist noch sehr kindlich. Du weißt doch nicht irgend etwas über sie?« setzte ich besorgt hinzu. »Nichts, es sei denn die Tatsache, daß ich euch wie zwei Verliebte miteinander habe umgehen sehen.«

»Ihr Verhalten hat gar nichts verwischt«, sagte ich zu Albertine, als Saint-Loup uns verlassen hatte. »Das stimmt«, sagte sie zu mir, »ich war ungeschickt, ich habe Ihnen Kummer gemacht, aber ich bin darüber noch unglücklicher als Sie. Sie werden sehen, ich werde nie mehr so sein; verzeihen Sie mir«, setzte sie hinzu und reichte mir mit traurig die Hand. In diesem Augenblick sah ich von dem Wartesaal aus, in dem wir uns niedergelassen hatten, langsam, in einiger Entfernung von einem Bahnangestellten gefolgt, der seine Koffer trug, Monsieur de Charlus nahen.

In Paris, wo ich ihn nur bei Abendgesellschaften sah, unbeweglich, in seinen Frack geschnürt, durch den Auftrieb seines Stolzes, den Aufschwung seiner Gefallsucht und das Feuerwerk seiner Konversation in der Vertikale gehalten, beachtete ich nicht, wie sehr er gealtert war. Jetzt, da er einen hellen Reiseanzug trug, der ihn dicker machte, und im Gehen seinen schwappenden Bauch und ein fast symbolisch wirkendes Hinterteil wiegte, nahm man im grausamen Tageslicht auf seinen Lippen die Schminke, auf seiner Nasenspitze das Reispuder, das mit Coldcream festgeklebt war, und die Schwärze seines gefärbten Schnurrbarts wahr, dessen Ebenholzfarbe zu dem ergrauenden Haar nicht passen wollte, das heißt in zersetzter Form all das, was bei künstlichem Licht wie die natürliche Belebung der Haut eines noch jugendfrischen Menschen hätte wirken können.

Während ich mit ihm sprach – freilich nur kurz wegen seines Zuges –, schaute ich nach Albertines Abteil hinüber, um ihr zu bedeuten, daß ich gleich kommen würde. Als ich den Kopf zu Monsieur de Charlus zurückwandte, bat er mich, ei-

nen jungen Soldaten herbeizurufen, der ein Verwandter von ihm sei und der sich auf der anderen Seite des Bahnsteigs aufhielt, als wolle er unseren Zug benutzen, jedoch in umgekehrter Richtung, das heißt in der, die von Balbec wegführte.[1] »Er ist bei der Regimentsmusik«, sagte Monsieur de Charlus zu mir. »Da Sie das Glück haben, noch ziemlich jung zu sein, ich aber das Mißgeschick habe, bereits alt zu werden, könnten Sie mir ersparen, hinüberzugehen und mich bis zu ihm zu bemühen …« Ich beeilte mich, den bezeichneten Soldaten aufzusuchen, und erkannte tatsächlich an der aufgestickten Lyra zu beiden Seiten des Kragens, daß er dem Musikkorps angehöre. Wie groß aber war mein Erstaunen – und ich möchte fast sagen, mein Vergnügen –, als ich in dem Augenblick, da ich mich meines Auftrags entledigen wollte, in ihm Morel erkannte, den Sohn des Kammerdieners meines Onkels, bei dessen Anblick mir so viele Dinge in Erinnerung kamen! Ich vergaß darüber auszurichten, was Monsieur de Charlus mir aufgetragen hatte. »Wie, Sie sind in Doncières?« – »Ja, bei der Musik, im Dienst der Trommeln.« Doch antwortete er mir in eher kühlem und distanziertem Ton. Er war ein großer Poseur geworden, und offenbar war ihm mein Anblick, der ihn an den Beruf seines Vaters erinnerte, nicht eben angenehm. Plötzlich sah ich Monsieur de Charlus in aller Eile auf uns zustreben. Mein Zögern hatte ihn offenbar ungeduldig gemacht. »Ich möchte heute noch etwas Musik hören«, sagte er zu Morel ohne jede Einleitung, »ich zahle fünfhundert Francs für den Abend, vielleicht würde das einen Ihrer Freunde interessieren, wenn Sie in Ihrem Musikkorps einen solchen haben.« Wenn mir auch die Arroganz von Monsieur de Charlus bekannt war, so war ich doch höchst überrascht, daß er seinen jungen Freund nicht einmal begrüßte. Der Baron ließ mir im übrigen keine Zeit zum Nachdenken. Er reichte mir verbindlich die Hand: »Auf Wiedersehen, mein Lieber«, sagte er zu mir, um mir zu bedeuten, daß ich gehen solle. Zudem hatte ich ja meine liebe Albertine nur allzulange allein gelassen.

»Sehen Sie«, sagte ich zu ihr, als ich wieder ins Abteil stieg, »durch das Leben in Badeorten und auf Reisen habe ich gelernt, daß das Welttheater über weit weniger Dekorationen als Schauspieler und über weniger Schauspieler als Situationen verfügt.« – »Und warum sagen Sie das jetzt?« – »Weil Monsieur de Charlus mich eben gebeten hat, ihm einen seiner Freunde zu schicken, in dem ich gerade in diesem Augenblick hier auf diesem Bahnsteig einen der meinen wiedererkennen sollte.« Und während ich das sagte, suchte ich im Geist zu ermitteln, wie der Baron wohl Morels Bekanntschaft gemacht haben konnte. Der gesellschaftliche Abstand – woran ich zunächst nicht gedacht hatte – war zu riesig. Zunächst glaubte ich, daß es durch Jupien geschehen sein könnte, dessen Nichte, wie man sich erinnern wird, eine Schwäche für den Geiger gehabt zu haben schien. Was mich gleichwohl sehr verwunderte, war, daß fünf Minuten vor seiner Abfahrt nach Paris der Baron in Doncières Musik hören wollte. Als ich mir aber in der Erinnerung Jupiens Nichte vorstellte, schien mir zuerst, die Szenen des »Wiedererkennens«, armselige Notlösung einer gekünstelten Literatur, würden eben doch einen wichtigen Teil des Lebens ausdrücken, vorausgesetzt, daß man bis zu dessen wahrhaft romanhaften Zügen vorzudringen versteht, als mir auf einmal ein Licht aufging und mir klar wurde, wie naiv ich gewesen war. Monsieur de Charlus kannte Morel überhaupt nicht, ebensowenig wie Morel Monsieur de Charlus, welch letzterer geblendet, aber auch gleichzeitig eingeschüchtert durch einen jungen Soldaten, der allerdings nur mit der Lyra geschmückt war, mich in der Aufregung seiner Gefühle gebeten hatte, ihm denjenigen zuzuführen, von dem er nicht ahnen konnte, daß er mir bekannt war. Auf alle Fälle schien das Angebot von fünfhundert Francs bei Morel das Fehlen früherer Beziehungen hinlänglich ausgeglichen zu haben, denn ich sah, wie die beiden ihre Unterhaltung fortsetzten, ohne zu bedenken, daß sie sich neben unserem Zug befanden. Wenn ich mir die Art vorstellte, in der Monsieur de

Charlus an Morel und mich herangetreten war, erkannte ich darin die Ähnlichkeit mit dem Verhalten gewisser Verwandter von ihm, wenn sie auf der Straße eine Frau ansprachen. Nur hatte das aufs Korn genommene Objekt sein Geschlecht gewechselt. Je mehr ein Mensch er selber wird, desto sichtbarer treten von einem gewissen Alter an, sogar wenn sich besondere Entwicklungen in ihm vollziehen, die Familienzüge hervor. Denn obwohl die Natur das Muster ihrer Webereien harmonisch weiterentwickelt, unterbricht sie doch die Einförmigkeit der Komposition durch die Mannigfaltigkeit der darin eingewirkten Figuren. Im übrigen war die Anmaßung, mit der Monsieur de Charlus dem Geiger gegenübergetreten war, relativ, je nach dem Gesichtspunkt, den man einnahm. Von drei Vierteln der Menschen aus der Gesellschaft, die ihn mit Ehrfurcht behandelten, wäre sie gutgeheißen worden, nicht aber von dem Polizeipräfekten, der ihn einige Jahre später beobachten ließ.

»Der Pariser Zug ist gemeldet, Monsieur«, sagte der Bahnangestellte, der die Koffer trug. »Aber ich nehme den Zug gar nicht, geben Sie das alles bei der Gepäckaufbewahrung ab, zum Teufel!« sagte Monsieur de Charlus und reichte dem Angestellten, der über diesen Umschwung verdutzt, doch von dem Trinkgeld entzückt war, zwanzig Francs. Diese Freigebigkeit zog sofort eine Blumenverkäuferin an. »Nehmen Sie diese Nelken, diese schöne Rose, mein guter Herr, sie wird Ihnen Glück bringen.« Ungeduldig reichte Monsieur de Charlus ihr zwei Francs, worauf die Frau ihm ihre Segenssprüche erteilte und ihre Blumen von neuem offerierte. »Mein Gott, wenn sie uns doch in Ruhe lassen wollte«, sagte Monsieur de Charlus, ironisch aufseufzend wie ein Mensch, der am Ende seiner Kräfte ist, zu Morel, wobei er es genoß, diesen um seine Unterstützung zu bitten. »Was wir uns zu sagen haben, ist schon kompliziert genug.« Der Bahnangestellte war noch nicht sehr weit entfernt, und vielleicht legte Monsieur de Charlus keinen großen Wert auf eine zahlreiche Zuhörer-

schaft; vielleicht erlaubten die soeben beiläufig geäußerten Sätze auch seiner hochmütigen Scheu, die Bitte um ein Rendezvous nicht allzu direkt anzugehen. Der Musiker aber wandte sich mit unbefangener, gebietender und entschiedener Miene zu der Blumenverkäuferin, schob sie mit der erhobenen Rechten ganz energisch zurück und bedeutete ihr, man brauche ihre Blumen nicht, sie möge sich so schnell wie möglich aus dem Staub machen. Monsieur de Charlus bemerkte mit Entzücken diese autoritative, männliche Geste, die von anmutiger Hand, für die sie eigentlich noch zu schwer, zu wuchtig, zu brutal hätte sein müssen, mit einer frühreifen Sicherheit und Geschmeidigkeit ausgeführt wurde, die dem noch bartlosen Jüngling das Ansehen eines jungen David gab, der wohl mit einem Goliath den Kampf hätte aufnehmen können. Unter die Bewunderung des Barons mischte sich unwillkürlich jenes Lächeln, mit dem wir auf dem Gesicht eines Kindes einen Ausdruck von Ernst wahrnehmen, der über seine Jahre hinausgeht. Das ist jemand, von dem ich mich gern auf meinen Reisen begleiten und mir bei meinen Angelegenheiten helfen ließe. Wieviel einfacher würde das Leben dann sein! sagte sich Monsieur de Charlus.

Der Pariser Zug (den der Baron nicht benutzte) fuhr ab. Dann stiegen wir, Albertine und ich, in den unseren ein, ohne daß ich in Erfahrung gebracht hätte, was aus Monsieur de Charlus und Morel geworden war. »Wir dürfen niemals wieder Streit miteinander anfangen, ich bitte Sie noch einmal um Verzeihung«, wiederholte Albertine, indem sie auf den Zwischenfall mit Saint-Loup anspielte. »Wir müssen immer nett zueinander sein«, setzte sie zärtlich hinzu. »Wenn Sie glauben, daß ich mich auch nur im mindesten für Ihren Freund Saint-Loup interessiere, so irren Sie sich wirklich sehr. Was mir an ihm gefällt, ist einzig, daß er Sie so gern zu haben scheint.« – »Ja, er ist ein sehr guter Junge«, sagte ich und hütete mich wohl, Robert besonders hohe Qualitäten anzudichten, wie ich es bestimmt aus Freundschaft für ihn jeder ande-

ren Person als Albertine gegenüber getan hätte. »Er ist ein ausgezeichneter Mensch, freimütig, ergeben, loyal, jemand, auf den man sich bei jeder Gelegenheit verlassen kann.« Indem ich das sagte, beschränkte ich mich, von meiner Eifersucht im Zaum gehalten, darauf, über Saint-Loup nichts als die Wahrheit, aber freilich auch die ganze Wahrheit zu sagen. Diese aber drückte sich genau in den gleichen Wendungen aus, wie sie mir gegenüber, um von ihm zu sprechen, Madame de Villeparisis im Munde geführt hatte, als ich ihn noch nicht kannte, ihn mir so anders, so hochmütig vorgestellt und mir gesagt hatte: Man findet ihn nett, weil er ein großer Herr ist. Ebenso hatte ich, als sie mir gegenüber bemerkt hatte: »Es würde ihn so freuen«, und ich ihn, bereit zur Ausfahrt, vor dem Hotel hatte stehen sehen, mir eingebildet, die Worte seiner Tante seien eine bloße gesellschaftliche Banalität, bestimmt dazu, mir zu schmeicheln. Später aber war mir klargeworden, daß sie sie in voller Aufrichtigkeit in dem Gedanken an meine Interessen, meine Lektüre gesagt hatte, weil sie wußte, daß diese ganz dem entsprachen, was auch Saint-Loup mochte, so wie ich ebenfalls völlig aufrichtig später jemandem, der gerade an einer Geschichte von dessen Ahnherrn La Rochefoucauld, dem Verfasser der *Maximen*, arbeitete und Robert gern um Rat gefragt hätte, erklären sollte: »Es wird ihn sehr freuen.« Das kam daher, daß ich ihn inzwischen kennengelernt hatte. Doch als ich ihn zum erstenmal sah, hatte ich nicht geglaubt, daß ein dem meinen verwandter Geist sich in so viel äußere Eleganz der Kleidung und Haltung hüllen könne. Nach seinem Gefieder hatte ich ihn für ein Geschöpf einer anderen Gattung gehalten. Jetzt war es Albertine, die, vielleicht ein wenig, weil Saint-Loup aus Güte mir gegenüber zu ihr so kühl gewesen war, das aussprach, was ich früher gedacht hatte: »So! Ist er wirklich so loyal! Ich stelle fest, daß man immer alle Tugenden an Leuten entdeckt, die aus dem Faubourg Saint-Germain stammen.« Daß aber Saint-Loup ein Angehöriger des Faubourg Saint-Germain sei, war gerade das,

woran ich nicht ein einziges Mal mehr im Lauf dieser Jahre gedacht hatte, in denen er unter Nichtachtung seines Prestiges mir gegenüber seine besten Eigenschaften entfaltete. Ein Perspektivenwechsel in der Betrachtung der Menschen, der bereits augenfälliger in der Freundschaft ist als in rein gesellschaftlichen Beziehungen, wieviel mehr aber noch in der Liebe, wenn das Verlangen für die geringsten Zeichen von Kälte einen so riesigen Maßstab ansetzt und sie zu so ungeheuren Dimensionen anwachsen läßt, daß ich mich schon bei viel geringeren Kältebezeigungen als denjenigen Saint-Loups bei seinem ersten Auftreten zunächst von Albertine verachtet glaubte, mir vorstellte, ihre Freundinnen seien phantastisch unmenschliche Wesen und das Urteil Elstirs lediglich der Nachsicht gegenüber der Schönheit und einer gewissen Eleganz zuschrieb, wenn er von der kleinen Schar sagte, ganz im Sinn und Geist wie Madame de Villeparisis von Saint-Loup: »Das sind liebe Mädchen«. War nicht aber gerade dieses Urteil dasjenige, das ich selbst für Albertine gern hätte gelten lassen, als ich sie sagen hörte: »Auf alle Fälle, loyal oder nicht, hoffe ich sehr, daß ich ihn nicht wiedersehe, denn seinetwegen haben wir miteinander Streit gehabt. Wir dürfen nie mehr böse aufeinander sein. Das ist doch wirklich nicht nett.« Da sie so viel Interesse für Saint-Loup gezeigt zu haben schien, fühlte ich mich für einige Zeit von der Idee geheilt, sie könne eine Neigung zu Frauen haben, da ich diese beiden Dinge für unvereinbar hielt. Und beim Anblick von Albertines Gummimantel[1] , in dem sie eine andere Person geworden zu sein schien – die ewig Irrende der Regentage – und der, eng anliegend, geschmeidig und grau, in diesem Augenblick weniger ihr Kleid gegen Nässe zu schützen als vielmehr von ihr selbst durchweicht dem Körper meiner Freundin sich anzuheften schien, als wolle ein Bildhauer danach einen Abdruck von ihren Formen nehmen, riß ich die Hülle von ihr fort, die so eifersüchtig ihre ersehnte Brust umschmiegte, und zog Albertine dicht an mich heran.

Mais toi, ne veux-tu pas, voyageuse indolente,
Rêver sur mon épaule en y posant ton front? [1]

Und Du, müde Wanderin, willst Du nicht
Die Stirn an meiner Schulter träumen?

sagte ich zu ihr, während ich ihren Kopf zwischen meine Hände nahm und ihr die weiten, überschwemmten, stummen Wiesen zeigte, die sich im sinkenden Abendlicht bis an den Horizont erstreckten, der von den in gleicher Richtung verlaufenden Ketten ferner bläulicher Hügel abgeschlossen war.

In[2] dem gleichen kleinen Zug achtete ich am übernächsten Tag, dem berühmten Mittwoch – ich war in Balbec eingestiegen, um mich nach La Raspelière zum Diner zu begeben –, sehr darauf, Cottard ja nicht in Graincourt-Saint-Vast zu verfehlen, wo ich ihn, wie Madame Verdurin mir durch einen weiteren Anruf mitgeteilt hatte, am Bahnhof vorfinden sollte. Er werde in meinen Zug einsteigen und mir zeigen, wo man aussteigen müsse, um die Wagen anzutreffen, die von La Raspelière aus an die Bahn geschickt wurden. Da der Zug in Graincourt, der ersten Station hinter Doncières, nur einen Augenblick hielt, hatte ich mich im voraus an die Abteiltür gestellt, so groß war meine Furcht, Cottard nicht zu sehen oder von ihm nicht bemerkt zu werden. Eine völlig unbegründete Furcht! Ich hatte mir nicht vorgestellt, in welchem Maße der kleine Clan allen jenen, die ihm ständig angehörten und die jetzt, noch dazu im großen Abendanzug, auf dem Bahnsteig warteten, den gleichen Typus aufgeprägt hatte; sie waren sofort an einem gewissen Auftreten voller Selbstsicherheit, Eleganz und Vertrautheit untereinander erkennbar sowie an den Blicken, mit denen sie, als handle es sich um einen leeren Raum, in dem nichts die Aufmerksamkeit fesseln könnte, über die dichtgedrängten Reihen des gewöhnlichen Publikums

hinweg nach der Ankunft irgendeines Mitgastes ausspähten, der auf einer früheren Station eingestiegen war, und die schon in freudiger Erwartung auf die bevorstehende Unterhaltung leuchteten. Dieses Zeichen der Erwähltheit, mit dem die Gewohnheit, gemeinsam zu Abend zu speisen, die Mitglieder des kleinen Kreises versehen hatte, unterschied sie nicht nur, wenn sie in größerer Gruppe einen leuchtenden Fleck inmitten der Herde der Reisenden bildeten – die Brichot als *pecus* bezeichnete –, aus deren ausdruckslosen Mienen man auch nicht die leiseste Vorstellung von den Verdurins und keinerlei Hoffnung, jemals in La Raspelière zu dinieren, herauslesen konnte. Im übrigen hätten diese gewöhnlichen Reisenden weniger Interesse gezeigt als ich, hätte man vor ihnen – trotz der Berühmtheit, die einige erlangt hatten – die Namen der Getreuen ausgesprochen, die, wie ich mit Verwunderung feststellte, auch jetzt immer noch in Gesellschaft gingen, obwohl es mehrere von ihnen nach dem, was ich darüber gehört hatte, schon vor meiner Geburt getan hatten, in einer so fernen und zugleich vagen Vergangenheit, daß ich versucht war, ihre Ferne mir selbst gegenüber zu übertreiben. Der Kontrast zwischen dem Fortbestehen nicht nur ihrer Existenz, sondern auch ihrer vollen Körperkraft und andererseits dem Dahingang so vieler Freunde, die ich schon hier oder dort hatte aus dem Leben verschwinden sehen, flößte mir das gleiche Gefühl ein, das wir haben, wenn wir unter den Nachrufen der Zeitung ausgerechnet die Kunde lesen, die wir am wenigsten erwarteten, zum Beispiel die von einem verfrühten Ableben, das uns ganz widersinnig scheint, weil die Gründe, deren Schlußglied es ist, uns vollkommen unbekannt geblieben sind. Wir haben dann den Eindruck, daß der Tod nicht gleichmäßig alle Menschen erfaßt, sondern daß eine sich weiter vorschiebende Brandungswelle seiner tragischen Flut eine Existenz herausgerissen hat, die sich in gleicher Linie mit anderen befand, die die folgenden Wellen weiterhin verschonen. Wir werden im übrigen später sehen, daß die Vielfältigkeit der

unter uns umlaufenden Todesmöglichkeiten den Grund für die spezielle Form des Unerwarteten abgibt, die uns aus solchen Nekrologen entgegentritt. Ferner sah ich, daß mit der Zeit nicht nur wirkliche Gaben, die neben der schlimmsten Vulgarität der Unterhaltung bestehen können, sich offenbaren und durchsetzen, sondern daß auch mittelmäßige Individuen zu jenen hohen Stellen gelangen, die in der Einbildung unserer Kindheit mit dem Namen einiger berühmter Greise verknüpft geblieben sind, ohne daß wir daran denken, daß nach einer gewissen Reihe von Jahren die nunmehr zu Meistern gewordenen Jünger an ihre Stelle treten und die Achtung und Furcht einflößen, die sie einst selbst empfanden. Wenn aber die Namen der Getreuen dem *pecus* nicht bekannt waren, so zeichnete ihr Auftreten sie gleichwohl in dessen Augen aus. Selbst im Zug, wenn der Zufall dessen, was die einen oder anderen im Lauf des Tages zu tun gehabt hatten, sie dort zusammenführte und dieser an einer späteren Station nur noch einen Einzelgänger aufzunehmen hatte, leuchtete der Wagen, in dem sie alle saßen, bezeichnet durch den Ellbogen des Bildhauers Ski[1] und beflaggt mit Cottards *Temps*, bereits von weitem wie ein Luxusgefährt und sammelte auf dem gewünschten Bahnhof den verspäteten Kameraden ein. Der einzige, dem wegen seiner Halbblindheit diese verheißungsvollen Zeichen hätten entgehen können, war Brichot[2] . Aber auch für den Blinden übernahm einer der Habitués die Funktion des Spähers, und sobald man seinen Strohhut, seinen grünen Regenschirm und seine blaue Brille entdeckt hatte, lenkte man ihn mit maßvoller Eile zum Abteil der Erwählten hin. Auf diese Weise kam es nie vor, daß einer der Getreuen – jedenfalls nicht ohne den schwersten Verdacht heimlichen Herumvagabundierens oder den Argwohn wachzurufen, daß er nicht »mit dem Zug« gekommen sei – die anderen unterwegs nicht getroffen hätte. Manchmal trug sich das Gegenteil zu: Ein Getreuer hatte sich am Nachmittag ziemlich weit wegbegeben und infolgedessen einen Teil des Weges allein zurücklegen

müssen, bevor die Gruppe zu ihm stieß; doch selbst derart isoliert und als einziger seiner Spezies verfehlte er meist nicht, besonderen Eindruck zu machen. Das Zukünftige, das ihn erwartete, kennzeichnete ihn für die Person, die auf der Bank des Abteils ihm gegenübersaß, so daß diese sich sagte: Das muß jemand Bedeutendes sein, und mit der rätselhaften Scharfsichtigkeit der nach Emmaus wandelnden Jünger glaubte sie die Andeutung einer Aureole um den weichen Hut Cottards oder des Bildhauers Ski zu bemerken und war keineswegs maßlos erstaunt, wenn auf der folgenden Station eine elegante Schar, wofern bereits das Ziel erreicht war, den Getreuen an der Abteiltür in Empfang nahm und sich mit ihm zu einem der wartenden Wagen begab – wobei alle von dem Eisenbahnbeamten von Douville ehrerbietigst gegrüßt wurden – oder, sofern es sich um eine Zwischenstation handelte, in das Abteil eindrang. Das letztere tat nunmehr, und zwar in größter Eile – denn einige hatten sich verspätet –, gerade in dem Augenblick, als der Zug schon auf dem Bahnhof stand und weiterfahren wollte, der Trupp, den Cottard im Eilschritt auf das Coupé zuführte, von dessen Fenster aus ich meine Signale gab. Brichot, der sich unter diesen Getreuen befand, war im Lauf der Jahre immer mehr zu einem solchen geworden, während andere in ihrem Eifer etwas nachgelassen hatten. Das fortschreitende Schwinden seiner Sehkraft zwang ihn selbst in Paris, die Arbeit am Abend mehr und mehr einzuschränken. Im übrigen hatte er wenig Sympathie für die neue Sorbonne[1] , an der die Idee wissenschaftlicher Exaktheit nach deutscher Art den Humanismus zu verdrängen begann. Er beschränkte sich jetzt ausschließlich auf seine Vorlesungen und seinen Sitz in den Prüfungskommissionen; daher blieb ihm viel mehr Zeit für das mondäne Leben, das heißt für die Soireen bei den Verdurins oder diejenigen, die von Zeit zu Zeit der eine oder andere der Getreuen, vor Aufregung bebend, den Verdurins zu Ehren veranstaltete. Allerdings hatte zweimal die Liebe bewirkt, was seine Arbeit nicht vermochte, nämlich Brichot

mit dem kleinen Clan um ein Haar auseinandergebracht. Doch Madame Verdurin, die auf der Hut war und im übrigen, nachdem sie die Gewohnheit zunächst im Interesse ihres Salons angenommen hatte, schließlich ein selbstloses Vergnügen an dieser Art von Dramen und Exekutionen fand, hatte ihn definitiv mit dem gefährlichen Subjekt entzweit, denn sie verstand sich darauf, wie sie selber sagte, »für Ordnung zu sorgen« und »die Wunde auszubrennen«. Das war ihr bei einem dieser gefährlichen Subjekte um so leichter gefallen, als es sich nur um Brichots Wäscherin handelte; Madame Verdurin, die in der Wohnung des Professors im fünften Stock zwanglos aus und ein ging, rot im Gesicht vor Hochmut, wenn sie geruhte, seine Etage zu erklimmen, hatte diese ganz bedeutungslose Frau nur vor die Tür zu setzen brauchen. »Was denken Sie sich«, hatte die Patronne zu Brichot gesagt, »eine Frau wie ich erweist Ihnen die Ehre, Sie zu besuchen, und Sie empfangen ein solches Geschöpf ?« Brichot hatte niemals vergessen, welchen Dienst ihm Madame Verdurin damit erwiesen hatte, daß sie ihm ersparte, in seinem Alter noch in der Gosse zu enden, und fühlte sich immer stärker in ihrem Bann, während im Gegensatz zu diesem Nachsommer der Zuneigung oder vielleicht gerade seinetwegen die Patronne selbst begann, den Geschmack an einem allzu gefügigen Getreuen zu verlieren, auf dessen Folgsamkeit sie rechnen konnte. Brichot aber zog aus seinem intimen Umgang mit den Verdurins einen Glanz, der ihn unter allen seinen Kollegen an der Sorbonne auszeichnete. Sie waren geblendet von den Berichten, die er ihnen über Diners gab, bei denen sie selbst niemals zugegen sein würden, wie auch durch seine Erwähnung in Zeitschriften oder sein im Salon ausgestelltes Porträt, deren Urheber irgendein berühmter Schriftsteller oder Maler war, dessen Talent die Inhaber der übrigen Lehrstühle der philosophischen Fakultät zu schätzen wußten, dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen sie aber keinerlei Aussicht hatten, endlich auch von der Eleganz der Kleidung des mondänen Philosophen, einer

Eleganz, die sie zunächst für Nachlässigkeit gehalten hatten, bis ihr Kollege ihnen mit gutmütiger Duldsamkeit auseinandersetzte, daß man den Zylinder im Lauf eines Besuchs durchaus auf den Boden stelle und daß er bei Abendessen auf dem Lande, wie elegant sie auch sein mochten, nicht am Platze sei, sondern dort durch den weichen Hut ersetzt werde, den man sehr wohl zum Smoking tragen dürfe.[1] Während der ersten Sekunden, nachdem das Fähnlein sich in das Abteil gezwängt hatte, konnte ich nicht einmal mit Cottard sprechen, denn er war ganz außer Atem, weniger vom schnellen Laufen, um den Zug zu erreichen, als von staunender Bewunderung, daß es ihm so knapp noch gelungen war. Er empfand dabei mehr als bloße Freude über den Erfolg: eine Art von Heiterkeit, fast wie nach einem gut ausgeheckten Streich. »Ah! Das ist wirklich ausgezeichnet!« sagte er, als er sich erholt hatte. »Um ein Haar! Zum Teufel, das stand wirklich, wie man so sagt, auf des Messers Schneide!« setzte er mit einem Augenzwinkern hinzu, nicht um Rat einzuholen, ob der Ausdruck auch richtig sei, denn er floß jetzt förmlich über von Selbstsicherheit, sondern aus bloßer Befriedigung. Endlich konnte er mich den anderen Mitgliedern des Klübchens vorstellen. Ich sah mit Unbehagen, daß sie fast alle das Kleidungsstück trugen, das in Paris als Smoking bezeichnet wird. Ich hatte vergessen, daß die Verdurins einen schüchternen, durch die Dreyfus-Affäre verlangsamten und durch die »neue Musik« beschleunigten Aufstieg zur Gesellschaft begonnen hatten, einen Aufstieg, den sie im übrigen leugneten und weiterhin leugnen würden, bis er ihnen gelungen war, so wie ein General seine militärischen Ziele erst nennt, nachdem er sie erreicht hat, damit er nicht geschlagen wirkt, wofern er sie verfehlt. Die Gesellschaft war übrigens ihrerseits ganz darauf vorbereitet, ihnen entgegenzukommen. Noch wurden sie als Leute angesehen, die niemand aus der Gesellschaft besuchte, die aber selbst darüber kein Bedauern empfinden konnten. Der Salon Verdurin galt als Tempel der Musik. Dort, so versi-

cherte man, habe Vinteuil Inspiration und Ermutigung gefunden. Nun blieb zwar die Sonate von Vinteuil vollkommen unverstanden und weiterhin unbekannt, doch besaß sein Name, der als derjenige des größten zeitgenössischen Komponisten zitiert wurde, ein außerordentliches Prestige. Als schließlich einige junge Leute aus dem Fauborg auf den Gedanken gekommen waren, ebenso gebildet sein zu wollen wie ihre bürgerlichen Altersgenossen, hatten drei von ihnen angefangen, sich mit Musik zu beschäftigen, und bei ihnen genoß die Sonate von Vinteuil ein ungeheures Ansehen. Nach Hause zurückgekehrt, sprachen sie davon zu ihrer intelligenten Mutter, die sie selbst gedrängt hatte, ihre Talente zu pflegen. Da sich nun die Mütter für die Studien ihrer Söhne interessierten, betrachteten sie im Konzert mit einer gewissen Hochachtung Madame Verdurin, die in der vordersten Loge saß und die Partitur verfolgte. Bislang äußerte sich diese noch latente Weltläufigkeit der Verdurins nur in zwei Tatsachen. Einerseits pflegte Madame Verdurin von der Fürstin von Caprarola zu sagen: »Oh! Die ist intelligent, das ist eine angenehme Frau. Was ich nicht ertragen kann, sind dumme Leute, die mich langweilen; so etwas macht mich ganz verrückt.« Diese Äußerung mußte jedem, der nur einigermaßen scharfsinnig war, die Annahme nahelegen, daß die Fürstin von Caprarola, eine Frau der allerersten Gesellschaft, Madame Verdurin einen Besuch gemacht habe. Sie hatte sogar deren Namen bei einer Kondolenzvisite genannt, die sie Madame Swann nach dem Tod ihres Gatten abstattete, und diese gefragt, ob sie sie kenne. »Wie sagten Sie doch?« hatte Odette mit plötzlich trauriger Miene zurückgefragt. »Verdurin.« – »Ah! dann weiß ich«, fuhr Madame Swann mit leidender Stimme fort, »ich kenne sie nicht oder nur ganz obenhin, es sind Leute, die ich früher, vor langer Zeit, bei Freunden getroffen habe, sie sind ganz nett.« Nachdem die Fürstin von Caprarola gegangen war, wünschte Odette, sie wäre ganz einfach bei der Wahrheit geblieben. Doch die spontane Lüge war nicht das Produkt

ihrer Berechnungen, sondern die Offenbarung ihrer Befürchtungen und Wünsche. Sie leugnete nicht, was sie geschickterweise geleugnet, sondern was sie lieber nicht wahrgehabt hätte, selbst wenn ihr Gesprächspartner in einer Stunde erfahren würde, daß es dennoch stimme. Kurz darauf hatte sie ihre Selbstsicherheit wiedergewonnen und war allen Fragen zuvorgekommen, um nicht den Eindruck zu erwecken, sie fürchte diese, indem sie sagte: »Madame Verdurin, aber was meinen Sie, ich habe viel bei ihr verkehrt«; sie sagte es mit affektierter Bescheidenheit, wie eine große Dame, die erzählt, sie habe die Trambahn benutzt. »Man spricht jetzt seit einiger Zeit viel von den Verdurins«, sagte Madame de Souvré. Mit der lächelnden Herablassung einer Herzogin antwortete Odette: »Ja freilich, man scheint jetzt tatsächlich viel von ihnen zu sprechen. Von Zeit zu Zeit tauchen solche neuen Erscheinungen in der Gesellschaft auf«, ohne zu bedenken, daß sie selbst eine der neuesten war. »Die Fürstin von Caprarola hat bei ihnen diniert«, fuhr Madame de Souvré fort. »So!« antwortete Odette, während ihr Lächeln sich vertiefte, »das wundert mich weiter nicht. Diese Sachen fangen immer mit der Fürstin von Caprarola an, dann kommt eine andere, zum Beispiel die Gräfin Molé.« Als Odette das sagte, nahm sie eine Miene an, als hege sie tiefe Verachtung für die beiden großen Damen, welche die Gewohnheit hatten, gleichsam als »Trockenwohnerinnen« solche neueröffneten Salons mit ihrer Gegenwart zu beehren. Man entnahm ihrem Ton, daß sie, Odette, sich unter keinen Umständen wie Madame de Souvré zu so etwas hergeben würde.

Nach dem Eingeständnis Madame Verdurins, die Fürstin von Caprarola sei intelligent, war das zweite Zeichen dafür, daß die Verdurins sich ihrer zukünftigen Berufung bewußt waren, daß sie (ohne es natürlich ausdrücklich zu verlangen) den lebhaften Wunsch hegten, man möge künftig bei ihnen im Abendanzug erscheinen; ohne Beschämung hätte Monsieur

Verdurin jetzt sein Neffe begrüßen können, derjenige, der »so ein Pech« hatte.[1]

Unter denen, die in Graincourt in mein Abteil stiegen, befand sich auch Saniette, der seinerzeit von seinem Vetter Forcheville aus dem Salon der Verdurins vertrieben worden, jedoch inzwischen dorthin zurückgekehrt war. Seine Fehler vom Standpunkt des gesellschaftlichen Lebens aus waren früher – trotz überlegener Vorzüge – etwa von der gleichen Art gewesen wie diejenigen Cottards, das heißt, sie bestanden in Schüchternheit, dem Wunsch zu gefallen sowie fruchtlosen Bemühungen, dabei Erfolg zu haben. Im Falle Cottards aber hatte das Leben – dadurch, daß er sich, zwar nicht bei den Verdurins, wo er mehr oder weniger der gleiche geblieben war, dank der suggestiven Kraft, die vergangene Stunden auf uns ausüben, wenn wir uns in einem gewohnten Milieu zusammenfinden, wohl aber gegenüber seinen Patienten, in seiner klinischen Tätigkeit oder in der Académie de Médecine einen Anstrich von Kälte, Herablassung und feierlichem Ernst gab, was noch stärker hervortrat, wenn er vor seinen gefügigen Schülern seine Kalauer zum besten gab – zwischen dem jetzigen und dem früheren Cottard einen eigentlichen Schnitt gezogen, während bei Saniette die gleichen Fehler sich in dem Maße ausgeprägt hatten, in dem er sich von ihnen zu befreien bemühte. Da er sich bewußt war, daß er die anderen oft langweilte und man ihm nicht zuhörte, versuchte er nicht, wie Cottard es getan hätte, seine Rede zu verlangsamen und die Aufmerksamkeit durch eine autoritäre Miene zu erzwingen; er war im Gegenteil bestrebt, nicht nur durch einen scherzhaften Ton die Ernsthaftigkeit seiner Äußerungen zu entschuldigen, sondern begann auch schneller zu sprechen, sich zu verhaspeln, Abkürzungen zu gebrauchen, um weniger langatmig oder auch vertrauter mit den Dingen, von denen er sprach, zu scheinen, erweckte aber dadurch nur, indem er sie vollends unverständlich machte, den Anschein, als vermöge er eben niemals ein Ende zu finden. Seine Selbstsicherheit war nicht

diejenige eines Cottard, der seine Patienten zum Erstarren brachte, so daß sie den Leuten, die seine Liebenswürdigkeit im gesellschaftlichen Umgang rühmten, zur Antwort gaben: »Er ist nicht mehr derselbe Mensch, wenn er einen in seinem Sprechzimmer empfängt, wo man ins Licht sieht, während er selbst es im Rücken hat, und einen mit durchdringenden Blicken mustert.« Die Sicherheit Saniettes aber imponierte nicht, man spürte, daß sich dahinter zu viel Schüchternheit verbarg und daß ein Nichts genügte, um sie zunichte zu machen. Seine Freunde hatten ihm immer gesagt, er habe zu wenig Selbstvertrauen, und tatsächlich sah er ja, daß Leute, die er mit Recht für weit unbedeutender hielt als sich selbst, leicht die Erfolge errangen, die sich ihm versagten. Er aber fing eine Geschichte niemals an, ohne im voraus über deren Komik zu lachen, aus Angst, daß eine zu ernste Miene seine Ware nicht genügend zur Geltung bringen würde. Zuweilen gab man ihm den Kredit, an die Komik zu glauben, die er selber in dem zu finden schien, was er sagen wollte, und gewährte ihm die Gunst allgemeinen Schweigens. Die Erzählung fiel trotzdem durch. Ein gutherziger Mitgast ließ manchmal Saniette die ganz private, fast heimliche Ermutigung eines zustimmenden Lächelns zuteil werden, aber nur ganz verstohlen, ohne die Aufmerksamkeit der anderen zu erregen, so wie man jemandem einen Geldschein zusteckt. Niemand aber ging in der Übernahme der Verantwortung so weit, sich bis zu öffentlicher Billigung durch einen wirklichen Heiterkeitsausbruch vorzuwagen. Lange nachdem die Geschichte beendet und durchgefallen war, sah man Saniette noch betrübt und einsam in sich hineinlächeln, als genieße er in sich selbst und ganz für sich allein noch deren Köstlichkeit, die ihm, so tat er wenigstens, genügte, auch wenn die anderen nichts daran gefunden hatten. Was den Bildhauer Ski anbelangte, der so genannt wurde, weil man seinen polnischen Namen zu schwierig auszusprechen fand und weil er selbst, seit er in einer gewissen Gesellschaftsschicht lebte, Wert darauf legte, mit sehr wohlsi-

tuierten, aber etwas langweiligen, überaus zahlreichen Verwandten nicht verwechselt zu werden, so hatte er, fünfundvierzig Jahre alt und sehr häßlich, eine Art von Jungenhaftigkeit, von träumerischer Phantasie beibehalten, was daher rührte, daß er bis zu seinem zehnten Lebensjahr das bezauberndste Wunderkind der Welt gewesen war, der Liebling aller Damen. Madame Verdurin behauptete, er sei ein größerer Künstler als Elstir. Im übrigen hatte er mit diesem nur ein paar Äußerlichkeiten gemein. Sie genügten jedoch, damit Elstir, der ihm einmal begegnet war, gegen Ski jene tiefe Abneigung faßte, die uns, mehr noch als extrem andersgeartete Wesen, diejenigen einflößen, die uns ähnlich sind, nur in geringerer Ausführung, bei denen alles offen zutage liegt, was wir an Unerfreulichem in uns haben, die unsere inzwischen abgelegten Fehler noch einmal vor uns ausbreiten und uns aufs fatalste in Erinnerung rufen, wie wir wahrscheinlich in den Augen anderer gewirkt haben, ehe wir wurden, was wir nunmehr sind. Madame Verdurin aber glaubte, Ski habe mehr Temperament als Elstir, weil es keine Kunst gab, die er nicht mit Leichtigkeit ausgeübt hätte, und sie selbst war überzeugt, daß er diese gewisse Leichtigkeit zum Talent hätte ausbilden können, wäre seine Trägheit weniger groß gewesen. Diese aber erschien der Patronne nur als eine weitere Gabe, da sie das Gegenteil von Arbeit war, die sie für das Los der Unbegabten hielt. Ski malte alles, was man wollte, ob auf Manschettenknöpfe oder auf Supraporten. Er sang mit der Stimme eines Komponisten, spielte aus dem Gedächtnis, holte aus dem Flügel die Wirkung eines Orchesters heraus, weniger durch seine Virtuosität als durch falsche Bässe, wobei er, um die Ohnmacht der Finger zu verdeutlichen, an einer Stelle das hier einsetzende Piston wiederzugeben, letzteres mit dem Mund nachahmte. Er suchte beim Sprechen seine Worte, um glauben zu machen, daß es sich um einen ganz besonderen Eindruck handle, den er beschreiben wollte, in der gleichen Weise, wie er einen Akkord zurückhielt, um ihn dann, von einem »Bing« unter-

strichen, anzuschlagen, um das Blech zu markieren, er galt als fabelhaft intelligent, aber in Wirklichkeit ließen sich seine Ideen auf zwei oder drei außerordentlich kurzatmige zurückführen. Unzufrieden mit der Reputation eines Phantasten, hatte er sich in den Kopf gesetzt zu zeigen, daß er ein durchaus praktischer, nüchtern denkender Mensch sei, woraus sich eine großsprecherische Affektiertheit von falscher Genauigkeit und falschem gesunden Menschenverstand ergab, was noch dadurch verschlimmert wurde, daß er über keinerlei Gedächtnis, wohl aber stets über ungenaue Informationen verfügte. Die Bewegungen von Kopf, Hals und Beinen hätten bei ihm eine gewisse Anmut gehabt, wenn er noch neun Jahre alt gewesen und mit blonden Locken, einem großen Spitzenkragen und in kleinen Stiefelchen aus rotem Leder aufgetreten wäre. Da er samt Cottard und Brichot zu früh auf dem Bahnhof von Graincourt angekommen war, hatten sie Brichot im Wartesaal zurückgelassen und einen kleinen Rundgang gemacht. Als Cottard umkehren wollte, hatte Ski zu ihm gesagt: »Aber es eilt gar nicht, heute nehmen wir nicht die Lokal-, sondern die Staatsbahn.« Entzückt über die Wirkung, die diese Nuance von Exaktheit auf Cottard hervorbrachte, fügte er, auf sich selbst gemünzt, hinzu: »Ja, weil Ski die Künste liebt, weil er Ton zu kneten versteht, denkt man, er könne nicht praktisch sein. Niemand kennt dabei diese Strecke besser als ich.« Sie hatten sich aber trotzdem auf den Rückweg zum Bahnhof gemacht, als plötzlich beim Anblick der Rauchfahne der sich nähernden Kleinbahn Cottard laut aufgeschrien hatte: »Jetzt heißt es aber die Beine in die Hand nehmen.« Sie waren tatsächlich mit knapper Not angekommen, denn die Unterscheidung zwischen dem Zug der Lokalbahn und dem der Staatsbahn hatte nur in Skis Phantasie existiert. »Ist die Fürstin denn nicht im Zug?« fragte mit bebender Stimme Brichot, dessen enorme Brillengläser wie jene Reflektoren gleißten, die die Laryngologen sich an die Stirn schnallen, um damit den Rachen des Patienten zu beleuchten; sie schienen den Augen des

Professors ihr Leben entliehen zu haben und wirkten, vielleicht durch sein Bemühen, sich mit seiner Sehkraft ihnen anzupassen, selbst in den gleichgültigsten Augenblicken, als ob sie mit angespannter Aufmerksamkeit und außerordentlicher Intensität blickten. Im übrigen hatte die Krankheit, die Brichot nach und nach seines Augenlichts beraubte, ihm die Schönheiten dieses Sinnes überhaupt erst enthüllt, so wie wir oft erst beschließen müssen, uns von einem Gegenstand zu trennen, ihn jemandem zum Geschenk zu machen, um ihn anzusehen, die Trennung von ihm zu bedauern und ihn zu bewundern. »Nein, nein, die Fürstin hat Gäste von Madame Verdurin, die den Zug nach Paris erreichen wollten, bis Maineville begleitet. Es wäre gar nicht ausgeschlossen, daß Madame Verdurin, die in Saint-Mars zu tun hatte, mitgefahren ist! Auf diese Weise würde sie mit uns fahren, und wir könnten den ganzen Weg gemeinsam zurücklegen. Das wäre wirklich sehr nett. Wir werden in Maineville die Augen aufmachen müssen, und zwar ordentlich! Oh! jetzt tut es ja nichts, aber man kann sagen, daß wir um ein Haar unser Vehikel versäumt hätten. Als ich den Zug sah, war ich wie vom Donner gerührt. Das heißt wirklich im psychologischen Moment ankommen! Können Sie sich überhaupt ausdenken, wie es wäre, wenn wir den Zug versäumt hätten und Madame Verdurin feststellen müßte, daß die Wagen ohne uns zurückkehrten? Stellen Sie sich das einmal vor!« setzte der Doktor hinzu, der sich von seiner Aufregung immer noch nicht erholt hatte. »Das war tatsächlich eine abenteuerliche Fahrt. Sagen Sie doch, Brichot, was halten Sie von unserer kleinen Extratour?« fragte der Doktor geradezu mit einem gewissen Stolz. »Weiß Gott«, antwortete Brichot, »wenn Sie den Zug nicht mehr vorgefunden hätten, wäre das ein schöner Schlag ins Kontor gewesen, wie der verstorbene Villemain[1] sich ausgedrückt hätte.« Ich selbst aber, der ich in den ersten Minuten durch diese Leute, die ich noch nicht kannte, etwas abgelenkt worden war, mußte plötzlich wieder an das denken, was

Cottard mir im Tanzsaal des kleinen Kasinos gesagt hatte, ich sah, als knüpfe ein unsichtbares Band ein Organ an die Bilder der Vergangenheit, Albertines Bild vor mir, wie sie ihre Brüste gegen die von Andrée preßte, und empfand dabei im Herzen einen furchtbaren Druck. Doch dieser Schmerz hielt nicht an: Der Gedanke an möglicherweise vorhandene Beziehungen zwischen Albertine und anderen Frauen schien mir nicht mehr annehmbar seit dem vorgestrigen Tag, an dem die Avancen meiner Freundin gegenüber Saint-Loup in mir eine neue Art von Eifersucht erregt hatten, die mich die frühere ganz vergessen ließ. Ich besaß die Naivität aller Leute, die meinen, eine Art von Neigung schließe notwendig die andere aus. In Arembouville stieg, da der Zug überfüllt war, ein Bauer in blauem Kittel, der nur eine Fahrkarte dritter Klasse hatte, in unser Abteil ein. Der Doktor, der fand, man könne die Fürstin nicht mit diesem Individuum zusammen reisen lassen, rief einen Bahnangestellten, demonstrierte durch einen Ausweis, daß er der Arzt einer großen Eisenbahngesellschaft sei, und zwang den Bahnhofsvorsteher, den Bauern zum Aussteigen zu bewegen. Diese Szene tat Saniette im Herzen leid und beunruhigte ihn so sehr – denn in Anbetracht der zahlreichen Landleute auf dem Perron fürchtete er, sie könne sich zu einer Art von Bauernaufstand auswachsen –, daß er gleich zu Beginn vorgab, Bauchschmerzen zu haben, und damit er nicht beschuldigt werden könne, für die Gewaltsamkeit des Doktors mitverantwortlich zu sein, unter dem Vorwand auf den Gang trat, jene von Cottard als *waters* [1] bezeichneten Örtlichkeit zu suchen. Da er sie nicht fand, betrachtete er die Landschaft vom anderen Ende der »Blindschleiche« aus. »Wenn das Ihr erstes Auftreten bei Madame Verdurin ist, Monsieur«, sagte Brichot, der Wert darauf legte, einem »Neuen« seine Talente zu zeigen, zu mir, »so werden Sie sehen, daß es kein Milieu gibt, in dem einen ein solches Gefühl der *douceur de vivre* überkommt, wie einer der Erfinder des Dilettantismus, des Skeptizismus sowie vieler anderer Wörter, die auf ›ismus‹

enden und heute bei unseren snobistischen Dämchen in Mode sind, sich ausgedrückt hat, ich meine den ›Herrn Fürsten von Talleyrand‹.«[1] Denn wenn er von den großen Herren der Vergangenheit sprach, fand er es geistreich und stilgerecht, vor ihren Titel das Wort Herr zu setzen und dergestalt von dem »Herrn Herzog von La Rochefoucauld« und dem »Herrn Kardinal von Retz« zu sprechen; von Zeit zu Zeit bezeichnete er sie jedoch auch als »diesen *struggle-for-lifer* von Gondi«[2] und »diesen Boulangisten von Marsillac«[3] . Er verfehlte niemals, mit einem Lächeln Montesquieu, wenn er von ihm sprach, den »Herrn Präsidenten Secondat de Montesquieu« zu nennen. Ein Mann aus geistigeren Sphären hätte sich durch diese schulmäßige Pedanterie unangenehm berührt gefühlt. Doch gibt es auch in den vollkommenen Manieren des Weltmanns, der von einer Fürstlichkeit spricht, eine Pedanterie; nur ist sie eben die einer anderen Kaste, eine, die darin besteht, daß man vor den Namen Wilhelm immer die Worte »der Kaiser« setzt und eine Hoheit in der dritten Person anredet. »Ja, vor ihm«, fuhr Brichot fort, indem er sich noch weiter über »den Herrn Fürsten von Talleyrand« verbreitete, »sollten wir den Hut abnehmen, er war uns allen über.« – »Es ist ein bezauberndes Milieu«, sagte Cottard zu mir, »Sie werden dort von allem etwas finden, Madame Verdurin ist nicht exklusiv. Berühmte Gelehrte wie Brichot, aber auch Hochadel, wie zum Beispiel die Fürstin Scherbatow, eine große Dame aus Rußland, die mit der Großfürstin Eudoxia befreundet ist, bei der sie sogar zu Stunden erscheinen darf, in denen sonst kein Mensch zugelassen wird.« Tatsächlich ließ die Großfürstin Eudoxia, da sie wenig Wert darauf legte, die Fürstin Scherbatow, die seit langem von niemandem mehr empfangen wurde, bei sich zu sehen, wenn andere Leute sie besuchen konnten, jene nur sehr früh am Morgen kommen, wenn die Kaiserliche Hoheit noch keinen ihrer Freunde bei sich hatte, denen es ebenso unangenehm gewesen wäre, der Fürstin zu begegnen, wie es diese selbst als peinlich empfunden hätte. Da Madame Scherbatow

seit drei Jahren, sobald sie zu früher Stunde wie eine Maniküre die Großfürstin verlassen hatte, sich zu Madame Verdurin begab, die dann gerade erst aufgewacht war, und nicht mehr von ihrer Seite wich, kann man sagen, daß die Treue der Fürstin noch unendlich weit über die Brichots hinausging, der gleichwohl so überaus regelmäßig an den Mittwochabenden erschien, bei denen er in Paris das Vergnügen empfand, sich wie Chateaubriand bei Madame de Récamier in L'Abbaye-aux-Bois[1] zu fühlen, während er, soweit sie auf dem Land stattfanden, eine entsprechende Rolle zu spielen meinte wie bei Madame du Châtelet vermutlich derjenige, den er (mit literatenhaft boshafter Genugtuung) niemals anders als »Monsieur de Voltaire«[2] nannte.

Das Fehlen sonstiger Bekanntschaften hatte der Fürstin Scherbatow erlaubt, seit einigen Jahren den Verdurins eine Treue zu beweisen, die aus ihr mehr als eine gewöhnliche »Getreue« machte, eine »Mustergetreue« vielmehr, jenes Ideal, das Madame Verdurin lange Zeit für unauffindbar gehalten und nun in ihren mittleren Jahren in Gestalt dieser weiblichen Neuerwerbung endlich verkörpert gefunden hatte. Wie eifersüchtig auch die Patronne wachte, kam es doch vor, daß selbst die unentwegtesten Getreuen sie irgendwann einmal versetzten. Die Häuslichsten ließen sich zu einer Reise verlocken, die Enthaltsamsten wagten einmal einen Seitensprung, die Robustesten konnte eine Grippe erwischen, die Müßigsten wurden zu ihren achtundzwanzig Tagen[3] einberufen, und die Gleichgültigsten mußten ihrer sterbenden Mutter einmal die Augen zudrücken. Vergebens pflegte ihnen Madame Verdurin zu sagen wie jene römische Kaiserin[1] , sie sei der einzige General, dem ihre Legionen zu folgen hätten, oder wie Christus oder der Kaiser[2] , daß wer nicht Vater und Mutter ebenso liebte wie sie selber und diese verlasse, um ihr nachzufolgen, ihrer nicht würdig sei, und daß man, statt sich durch Bettruhe zu schwächen oder sich von einem Straßenmädchen prellen zu lassen, besser daran tue, bei ihr zu bleiben, dem einzigen Heil,

der einzigen Wonne. Das Schicksal aber, das sich manchmal darin gefällt, das Ende von lange währenden Laufbahnen zu verschönern, hatte die Begegnung von Madame Verdurin und der Fürstin Scherbatow herbeigeführt. Zerstritten mit ihrer Familie, aus ihrem Land verbannt, bekannt nur mehr mit der Baronin Putbus und der Großfürstin Eudoxia, zu denen sie, weil sie keine Lust hatte, die Freundinnen der ersteren zu treffen, und weil die letztere keine Lust hatte, ihre Freundinnen mit der Fürstin zu konfrontieren, nur in den frühen Morgenstunden ging, wenn Madame Verdurin noch schlief, hatte die Fürstin, die sich nicht erinnern konnte, außer im Alter von zwölf Jahren, wo sie die Röteln gehabt hatte, jemals das Bett gehütet zu haben, am 31. Dezember Madame Verdurin, die in großer Sorge war, sie könnte allein bleiben, auf deren Frage, ob sie nicht trotz des Neujahrstages improvisiert bei ihr über Nacht bleiben wolle, zur Antwort gegeben: »Was könnte mich daran hindern, welcher Tag es auch sei? Im übrigen pflegt man am Neujahrstag in der Familie zu bleiben, die aber sind in meinem Falle Sie«, und da sie in einer Pension lebte, die sie wechselte, wenn die Verdurins umzogen, und auch aufs Land mit ihnen ging, war die Fürstin für Madame Verdurin so völlig die Verkörperung des Verses von Vigny:

Toi seule me parus ce qu'on cherche toujours [1] ,

Du allein schienest mir, was man ewig sucht,

daß die Präsidentin des kleinen Kreises in ihrem Verlangen, sich bis über ihren Tod hinaus eine »Getreue« zu sichern, von ihr erbeten hatte, diejenige von ihnen beiden, die als letzte stürbe, solle sich an der Seite der anderen in die Gruft betten

lassen: Fremden gegenüber – zu denen man immer auch denjenigen rechnen muß, den wir am meisten belügen, weil gerade von ihm verachtet zu werden für uns am peinlichsten wäre, nämlich uns selbst – achtete die Fürstin Scherbatow sorgfältig darauf, ihre drei einzigen Freundschaften – mit der Großfürstin, mit den Verdurins und der Baronin Putbus – nicht als die einzigen hinzustellen, die von ihrem Willen unabhängige Katastrophen inmitten der Zerstörung alles übrigen allein hatten bestehen lassen, sondern als diejenigen, die sie aufgrund einer freien, durch Neigung bestimmten Entscheidung allen anderen vorgezogen hatte und auf die sie sich aus einem gewissen Hang zur Einsamkeit und Einfachheit auch weiterhin beschränkte. »Ich sehe *niemanden* sonst«, sagte sie, indem sie auf dem unausweichlichen Charakter dessen beharrte, was dadurch mehr den Anschein einer selbstauferlegten Regel als einer Notwendigkeit bekam, der man sich beugen muß. Sie setzte hinzu: »Ich besuche nur drei Häuser«, wie jene Autoren, die in der Befürchtung, es werde doch keine vierte geben, ausdrücklich ankündigen, ihr Stück werde nur drei Aufführungen haben. Ob nun Monsieur und Madame Verdurin dieser Fiktion Glauben schenkten oder nicht, jedenfalls hatten sie der Fürstin dabei geholfen, sie dem Geist der Getreuen einzuprägen. Diese aber waren gleichzeitig überzeugt, daß die Fürstin unter Tausenden von Bekannten, die ihr zur Verfügung standen, einzig die Verdurins ausgewählt hatte und daß die Verdurins, um die sich vergeblich die gesamte Hocharistokratie bemühte, einzig zugunsten der Fürstin gnädigst eine Ausnahme machten.

In ihren Augen fand die Fürstin – zu überlegen über ihr herkömmliches Milieu, um sich darin nicht zu langweilen – unter den vielen Menschen, mit denen sie hätte verkehren können, einzig die Verdurins angenehm, und umgekehrt hatten ihrer Meinung nach diese, taub gegen die Lockungen der gesamten Adelswelt, die sich ihnen anbot, einzig zugunsten einer großen Dame, die ihren Standesgenossen geistig überle-

gen war, der Fürstin Scherbatow, zu einer Ausnahme sich herbeigelassen.

Die Fürstin war sehr vermögend; sie besetzte bei allen Premieren eine große Parterreloge, in die sie mit Genehmigung von Madame Verdurin die Getreuen und sonst niemanden einlud. Man zeigte verstohlen auf die rätselhafte, bleiche Frau, die gealtert war, ohne weiß zu werden, vielmehr sich eher gerötet hatte wie gewisse dauerhafte, schrumpelige Früchte der Hecken. Man bewunderte gleichzeitig ihre Macht und ihre Bescheidenheit, denn obwohl sie immer einen Angehörigen der Akademie, Brichot, einen berühmten Gelehrten, Cottard, den ersten Pianisten seiner Zeit, später auch Monsieur de Charlus bei sich hatte, bemühte sie sich, immer die dunkelste Loge zu bekommen, hielt sich dort im Hintergrund, gab sich in keiner Weise mit dem Zuschauerraum ab und lebte ausschließlich für den kleinen Kreis, der sich etwas vor Schluß der Vorstellung zurückzog im Gefolge dieser seltsamen Souveränin, der eine schüchterne, faszinierende, verbrauchte Schönheit nicht abzusprechen war. Wenn aber Madame Scherbatow nicht in den Zuschauerraum blickte und im Dunkeln blieb, so war es, um zu vergessen, daß eine lebendige Welt existierte, die sie leidenschaftlich gern kennengelernt hätte, ohne es jedoch zu können; die »Koterie« in einer Parterreloge war für sie das, was für gewisse Tiere die fast leichenhafte Starre in Gegenwart einer Gefahr ist. Der Hang zum Neuen und Neugiererweckenden aber, der den Gesellschaftsmenschen eigen ist, bewirkte, daß sie auf diese geheimnisvolle Unbekannte mehr Aufmerksamkeit verwendeten als auf die Berühmtheiten in den Vorderlogen, die jedermann mit einem Besuch bedachte. Man bildete sich ein, sie sei anders als die Personen, die man kannte; fabelhafte Klugheit in Verbindung mit divinatorischer Güte hielten in der Meinung der übrigen diese Gruppe hervorragender Leute bei ihr fest. Die Fürstin war gezwungen, wenn man zu ihr von jemandem sprach oder ihr jemanden vorstellte, große Kälte zu heucheln,

um die Fiktion ihrer Abneigung gegen die Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Nichtsdestoweniger gelang es mit Unterstützung Cottards oder Madame Verdurins einigen Neulingen, ihre Bekanntschaft zu machen, und ihre Begeisterung darüber, sie kennenzulernen, war so groß, daß sie die Fabel ihrer absichtlichen Isolierung vergaß und sich für den Neuling vollkommen verausgabte. Wenn er sehr mittelmäßig war, herrschte überall Staunen. Wie seltsam, die Fürstin, die niemanden kennenlernen will, macht für diesen unbedeutenden Menschen eine Ausnahme! Doch waren solche anregenden Bekanntschaften selten, und die Fürstin blieb engstens auf den Kreis der Getreuen beschränkt.

Cottard sagte sehr viel häufiger: Ich sehe ihn am Mittwoch bei den Verdurins, als: Ich sehe ihn am Dienstag in der Akademie. Er sprach auch von den Mittwochabenden wie von einem ebenso wichtigen und ebenso unabweislichen Geschäft. Im übrigen gehörte Cottard zu den wenig gefragten Menschen, die sich eine so gebieterische Pflicht daraus machen, einer Einladung zu folgen, als stellte diese einen Befehl, eine militärische Einberufung oder eine gerichtliche Vorladung dar. Er mußte schon zu einer sehr wichtigen Konsultation gerufen werden, damit er die Verdurins an einem Mittwoch »versetzte«, wobei die Wichtigkeit im übrigen mehr von der sozialen Stellung des Kranken als von der Schwere seines Falles abhing. Denn obwohl Cottard ein guter Mensch war, verzichtete er auf die Annehmlichkeit des Mittwochs nicht wegen des Schlaganfalls eines Arbeiters, wohl aber wegen des Katarrhs eines Ministers. In diesem Fall trug er seiner Frau noch auf: »Entschuldige mich nur ja bei Madame Verdurin. Bereite sie darauf vor, daß ich erst später komme. Diese Exzellenz hätte sich auch einen anderen Tag für eine Erkältung aussuchen können.« Als an einem Mittwoch ihre alte Köchin sich in die Armvene geschnitten hatte und Madame Cottard ihren Gatten, der bereits im Smoking war, um zu den Verdurins zu gehen, schüchtern fragte, ob er nicht die Verletz-

te verbinden könne, hatte dieser nur die Achseln gezuckt. »Aber ich kann doch nicht, Léontine«, hatte er stöhnend ausgerufen, »du siehst doch, ich habe mein weißes Wams an.« Um ihren Gatten nicht zu erzürnen, hatte Madame Cottard schnellstens den Oberarzt kommen lassen. Da dieser, um rascher zur Stelle zu sein, einen Wagen genommen hatte, kreuzte das Fuhrwerk bei der Einfahrt in den Hof das im gleichen Augenblick ausfahrende, das Cottard zu den Verdurins bringen sollte, so daß noch fünf Minuten durch Hin- und Hermanövrieren verlorengingen. Madame Cottard war es sehr peinlich, daß der Oberarzt seinen Chef im Abendanzug erblickte. Cottard fluchte über die Verspätung – vielleicht schlug ihm doch das Gewissen – und fuhr in abscheulicher Laune ab, zu deren Auflokkerung es sämtlicher Freuden des Mittwochabends bedurfte.

Wenn einer von Cottards Patienten ihn fragte: »Begegnen Sie manchmal den Guermantes?«, so antwortete der Professor tatsächlich in völlig gutem Glauben: »Vielleicht nicht gerade den Guermantes, ich weiß nicht. Aber ich treffe alle diese Leute bei Freunden von mir. Sie haben gewiß schon von den Verdurins gehört. Bei ihnen verkehrt einfach alles. Und sie gehören zumindest nicht zur Sorte der Lumpenprominenz. Sie haben etwas hinter sich. Man schätzt im allgemeinen Madame Verdurin auf fünfunddreißig Millionen. Fünfunddreißig Millionen, Sapristi, das ist immerhin etwas! Sie braucht sich denn auch keinen Zwang anzutun. Sie sprechen da von der Herzogin von Guermantes. lch will Ihnen den Unterschied sagen: Madame Verdurin ist eine große Dame, die Herzogin von Guermantes wahrscheinlich ein armer Schlucker. Sie sehen die Nuance, nicht wahr? Auf alle Fälle, ob nun die Guermantes bei den Verdurins verkehren oder nicht, sie empfängt, was weit besser ist, die d'Scherbatow, die d'Forcheville und *tutti quanti*, Leute der ganz großen Welt, den gesamten Adel von Frankreich und Navarra, mit dem Sie mich dort so ungefähr auf du und du sehen können. Im übrigen verkehren solche

Leute gern mit den Fürsten der Wissenschaft«, setzte er mit einem Lächeln seliger Eigenliebe und tiefer Genugtung hinzu, weniger darüber, daß dieser einst einem Potain, einem Charcot[1] vorbehaltene Ausdruck jetzt auf ihn Anwendung finden konnte, sondern weil er endlich in richtiger Weise Ausdrücke, wie der Usus sie kennt, anzubringen wußte und sie, nachdem er lange damit herumgestümpert hatte, nunmehr gründlich beherrschte. Als er mir nun die Fürstin Scherbatow unter den Personen genannt hatte, die bei Madame Verdurin verkehrten, setzte Cottard denn auch augenzwinkernd hinzu: »Sie können sich das Genre des Hauses jetzt vorstellen? Sie verstehen, was ich sagen will?« Er wollte sagen, daß es etwas Schikkeres überhaupt nicht gab. Eine russische Dame empfangen, die einzig die Großfürstin Eudoxia kannte, war zwar an sich nicht viel. Doch selbst wenn die Fürstin Scherbatow die Großfürstin nicht gekannt hätte, so wäre dadurch die Meinung Cottards über die höchste Eleganz des Salons von Madame Verdurin und seine Freude, dort zu verkehren, in nichts vermindert worden. Der Glanz, mit dem uns Leute umhüllt scheinen, mit denen wir Umgang haben, haftet diesen nicht stärker an als den Bühnenfiguren, für deren Kostümierung ein Theaterdirektor ganz unnötigerweise Hunderttausende von Francs ausgeben würde, um ihnen echte Kostüme und Juwelen zu beschaffen, die keine Wirkung hervorbringen, während ein großer Ausstatter einen Eindruck von tausendmal grandioserem Luxus erweckt, wenn er ein Scheinwerferlicht über eine Weste aus grober Leinwand, die mit Glasknöpfen übersät ist, oder einen Mantel aus Papier gleiten läßt. Mancher hat sein Leben unter den Großen der Erde verbracht, die für ihn nichts als langweilige Verwandte oder lästige Bekanntschaften waren, weil eine von Kindesbeinen an bestehende Gewöhnung ihnen in seinen Augen jedes Prestige genommen hatte. Umgekehrt aber hat es genügt, daß durch irgendeinen Zufall großes Ansehen sich an noch so unbekannte Personen geheftet hat, damit es unzählige Cottards gab, geblendet von mit Adelstiteln

geschmückten Frauen, deren Salon für sie der Hort aller aristokratischen Eleganz war, obwohl jene nicht einmal auf der Stufe von Madame de Villeparisis und ihren Freundinnen standen (gefallene große Damen, von denen die Aristokratie, in deren Schoß sie aufgewachsen waren, gesellschaftlich keine Notiz mehr nahm); vielmehr würden diese Frauen, deren Freundschaft den Stolz so vieler Leute gebildet hat, wofern diese letzteren ihre Memoiren veröffentlichten und darin die Namen ihrer Gastgeberinnen oder deren Besucher zitierten, von niemandem, weder von Madame de Cambremer noch von Madame de Guermantes, identifiziert werden können. Aber was macht das aus! Ein Cottard hat so seine Baronin oder seine Marquise, die für ihn »die Baronin« oder »die Marquise« ist, wie »die Baronin« bei Marivaux, deren Namen niemand nennt und bei der man nicht einmal auf den Gedanken kommt, sie habe je einen gehabt. Cottard glaubt dann um so mehr, die gesamte Aristokratie – die von dieser Dame gar nichts weiß – in ihr verkörpert zu sehen, als die Kronen auf den Gläsern, auf dem Silberzeug, dem Briefpapier, auf den Koffern um so wichtiger werden, je zweifelhafter die Titel selbst sind. Zahlreiche Cottards, die ihr Leben im Herzen des Faubourg Saint-Germain zu verbringen meinten, haben sich in ihrer Einbildungskraft vielleicht mehr an feudalen Träumereien berauscht als diejenigen, die wirklich unter Fürsten gelebt haben. Ebenso erwächst dem kleinen Geschäftsmann, der an Sonntagen manchmal Bauwerke »aus alter Zeit« aufsucht, die stärkste Empfindung des Mittelalters zuweilen gerade aus denjenigen, in denen alle Steine aus unserer Zeit stammen und die Gewölbe von Schülern Viollet-le-Ducs mit goldenen Sternen auf blauem Grund ausgemalt worden sind.[1] »Die Fürstin wird in Maineville sein. Sie wird mit uns weiterfahren. Ich werde Sie aber nicht sofort vorstellen. Es ist besser, wenn Madame Verdurin das tut. Es sei denn, daß ich gerade eine Überleitung finde. Sie können sich darauf verlassen, daß ich sie in diesem Fall sofort benutzen werde.« – »Wovon spra-

chen Sie eben?« fragte Saniette, der so tat, als habe er nur ein wenig frische Luft geschöpft. »Ich zitierte diesem Herrn hier«, sagte Brichot, »einen Ausspruch, den Sie gut kennen, er stammt von dem, der meiner Meinung nach der erste Fin-de-siècle-Mensch (des achtzehnten natürlich) gewesen ist, mit Vornamen Charles-Maurice, Abbé de Périgord.[2] Er schien zunächst ein vielversprechender Journalist zu werden. Er bewährte sich aber nicht, das heißt, er wurde Minister! Das Leben bringt manchmal solche jähen Abstiege mit sich. Er wurde übrigens ein ziemlich skrupelloser Politiker, der, mit der Verachtung des großen Herrn aus alter Familie, sich nicht genierte, zuzeiten für den König von Preußen[1] zu arbeiten, und der, es muß hier einmal gesagt werden, als Repräsentant der gemäßigten Linken starb.«

In Saint-Pierre-des-Ifs stieg ein wundervolles Mädchen ein, das leider nicht zum kleinen Kreis gehörte. Ich konnte meine Augen nicht von ihrem magnolienhaften Teint, ihren schwarzen Augen, ihrer hochgewachsenen Gestalt und ihren wundervollen Formen wenden. Nach kurzer Zeit hätte sie gern ein Fenster geöffnet, da es sehr warm im Abteil war, wollte jedoch nicht erst uns alle um die Erlaubnis bitten, und da ich als einziger keinen Mantel anhatte, sagte sie mit munterer, frischer, vergnügter Stimme zu mir: »Es ist Ihnen doch nicht unangenehm, Monsieur, wenn ich etwas frische Luft hereinlasse?« Ich hätte gern zu ihr gesagt: Kommen Sie mit uns zu den Verdurins, oder: Nennen Sie mir Ihren Namen und Ihre Adresse. Statt dessen antwortete ich: »Nein, es macht mir nichts, Mademoiselle.« Darauf fragte sie von ihrem Platz aus: »Meinen Sie, daß der Rauch Ihre Freunde stört?« und zündete sich eine Zigarette an. Auf der dritten Station stieg sie aus, indem sie gewandt vom Trittbrett sprang. Am nächsten Tag fragte ich Albertine, wer sie wohl gewesen sein mochte. Denn da ich in meiner Einfalt glaubte, man könne nur das eine oder das andere lieben, fühlte ich mich in meiner Eifersucht, aufgrund von Albertines Verhalten Robert gegenüber, völlig be-

ruhigt, was ihre Beziehungen zu Frauen anbetraf. Albertine antwortete mir sehr aufrichtig, wie ich glaube, daß sie es nicht wisse. »Ich möchte ihr so gern wieder begegnen!« rief ich. »Beruhigen Sie sich, man begegnet sich immer wieder«, antwortete sie mir. In diesem besonderen Fall täuschte sie sich; ich habe das schöne junge Mädchen mit der Zigarette niemals wieder getroffen oder erfahren, wer sie eigentlich war. Es wird sich im übrigen zeigen, weshalb ich lange Zeit hindurch auch nicht mehr nach ihr forschen konnte. Doch vergessen habe ich sie nicht. Oft noch, wenn ich an sie denke, fühle ich mich von irrem Verlangen erfaßt. Aber die Wiederkehr solcher Wünsche legt freilich die Überlegung nahe, daß man, um solche Mädchen mit dem gleichen Vergnügen wiederzusehen, auch zu dem Jahr zurückkehren müßte, auf das seither zehn andere gefolgt sind, und daß während dieser Zeit das junge Mädchen seine Frische sicherlich eingebüßt hat. Man kann zuweilen ein Wesen wiederfinden, doch nicht die Zeit auslöschen. Alles dies gilt zudem nur bis zu jenem Tag, der so unabsehbar und traurig wie eine Winternacht ist, dem Tag, da man weder diese junge Person noch eine andere sucht, ja, wo es einen sogar erschrecken würde, wenn man sie wiederfände. Denn man spürt, daß man nicht mehr über genügend Reize, um zu gefallen, noch über genügend Kraft, um zu lieben, verfügt. Damit ist selbstverständlich nicht gemeint, daß man im eigentlichen Wortsinn impotent sein muß. Und was das Lieben anbelangt, würde man sogar mehr lieben als jemals. Doch man spürt, daß das Unterfangen zu groß ist für die geringen Kräfte, die man noch besitzt. Die ewige Ruhe hat schon Intervalle eingelegt, in denen man weder auszugehen noch zu sprechen vermag. Einen Fuß auf die richtige Stufe zu setzen, scheint bereits ein Erfolg, als wäre einem ein Salto gelungen. Wie aber möchte man wohl von einem Mädchen, das man liebt, in diesem Zustand gesehen werden, selbst wenn man das Gesicht und das dichte blonde Haar eines jungen Mannes bewahrt hätte? Man kann nicht mehr die ermüdende Anstren-

gung auf sich nehmen, mit der Jugend Schritt zu halten. Was hilft es, daß das physische Verlangen sich sogar verdoppelt, anstatt sich zu verlieren! Dafür läßt man eben eine Frau kommen, der man nicht zu gefallen braucht, die nur einen Abend unser Lager teilt, eine Frau, die wir niemals wiedersehen werden.

»Es ist offenbar immer noch keine Nachricht von dem Geiger gekommen«, bemerkte Cottard. Das Ereignis des Tages im Klübchen war die Tatsache, daß Madame Verdurin von ihrem Lieblingsgeiger »versetzt« worden war. Dieser, der seinen Militärdienst in der Nähe von Doncières ableistete, kam dreimal in der Woche zum Abendessen nach La Raspelière, denn er hatte jeweils Urlaub bis Mitternacht. Zwei Tage zuvor aber hatten die Getreuen ihn zum erstenmal trotz allen Bemühens in der Kleinbahn nicht entdeckt. Man vermutete, er habe den Zug versäumt. Auch als Madame Verdurin zum folgenden und bis zum letzten Zug ihren Wagen geschickt hatte, war dieser jedesmal wieder leer zurückgekehrt. »Er hat sicher ›Arrest‹ bekommen, eine andere Erklärung für sein Ausbleiben gibt es nicht. Lieber Himmel! Sie wissen ja, bei diesen Kerlen vom Militär genügt schon ein widerwärtiger Adjutant.« – »Es ist um so kränkender für Madame Verdurin«, sagte Brichot, »wenn er sie auch heute abend versetzt, weil unsere liebenswürdige Gastgeberin zum erstenmal die Nachbarn zum Abendessen empfängt, die ihr La Raspelière vermietet haben, den Marquis und die Marquise von Cambremer.« – »Heute abend kommt der Marquis und die Marquise von Cambremer!« rief Cottard. »Aber davon ist mir ja gar nichts bekannt! Natürlich wußte ich, wie Sie alle, daß sie eines Tages kommen sollten, aber doch nicht, daß es so nahe bevorstand. Sapristi!« sagte er und wandte sich zu mir, »was habe ich Ihnen gesagt, die Fürstin Scherbatow, der Marquis und die Marquise von Cambremer.« Und nachdem er diese Namen noch einmal wiederholt hatte, indem er sich zu ihren Klängen wiegte, setzte er hinzu: »Sie müssen zugeben,

daß es bei uns hoch hergeht. Immerhin, für das erste Mal treffen Sie es nicht schlecht. Sie finden ja heute geradezu ein Parterre von Königen vor.« Zu Brichot gewandt, fuhr er fort: »Die Patronne wird wütend sein. Es ist höchste Zeit, daß wir ihr zu Hilfe kommen.« Seit Madame Verdurin La Raspelière bewohnte, gab sie den Getreuen gegenüber vor, sich gleichzeitig verpflichtet zu fühlen, einmal die Eigentümer des Hauses einzuladen, und untröstlich darüber zu sein. Sie werde dadurch, behauptete sie, bessere Bedingungen für das folgende Jahr erreichen und tue es nur aus Eigennutz. Andererseits tat sie so, als sei ihr ein Diner mit Leuten, die nicht zum Grüppchen gehörten, ein solcher Greuel, als habe sie davor einen solchen Horror, daß sie es immer wieder hinausschob. Tatsächlich erschreckte es sie gewiß aus den Gründen, die sie, allerdings in übertriebener Weise, dafür geltend machte, während auf der anderen Seite aus Gründen des Snobismus, die sie lieber verschwieg, die Idee sie aufs höchste entzückte. Sie war also zur Hälfte aufrichtig, denn sie hielt den kleinen Kreis für etwas so Einzigartiges auf der Welt, eine jener vollkommenen Gemeinschaften, wie sie nur alle Jahrhunderte einmal zustande kommen, daß sie bei dem Gedanken zitterte, irgendwelche Leute aus der Provinz bei sich eindringen zu sehen, die nichts vom *Ring* und den *Meistersingern* wußten, die sicherlich in dem Konzert der allgemeinen Unterhaltung ihren Part nicht durchzuführen verstanden und womöglich, wenn sie Madame Verdurin besuchten, einen der berühmten Mittwochabende, das heißt ein unvergleichliches und so empfindliches Meisterwerk, daß, ähnlich wie bei den zarten venezianischen Glaswaren, ein falscher Ton genügte, um es zu zerbrechen, gründlich verderben konnten. »Im übrigen sollen sie denkbar ›anti‹ und offiziersfreundlich sein«, hatte Monsieur Verdurin bemerkt. »Oh! das wäre mir ganz egal. Von dieser Geschichte ist jetzt lange genug die Rede gewesen«, hatte Madame Verdurin geantwortet, die, wiewohl eine aufrichtige Dreyfus-Anhängerin, jetzt doch gern durch eine bevorzugte

Situation ihres dreyfusfreundlichen Salons in gesellschaftlicher Hinsicht eine Belohnung dafür eingeheimst hätte. Die dreyfusfreundliche Haltung triumphierte zwar in der Politik, nicht aber in der vornehmen Welt. Labori, Reinach, Picquart, Zola galten in der guten Gesellschaft immer noch gewissermaßen als Verräter, wodurch sie diese zwangsläufig von dem Klübchen fernhielten. Nach diesem Abstecher in die Politik legte Madame Verdurin Wert darauf, zur Kunst zurückzukehren. Lagen nicht auch Vincent d'Indy oder Debussy in der Affäre »schief«?[1] »Mit Rücksicht auf die Affäre könnten wir sie ja aber neben Brichot plazieren«, sagte sie (denn der Gelehrte war der einzige der Getreuen, der die Partei des Generalstabs ergriffen hatte, wodurch er in der Achtung von Madame Verdurin bedeutend gesunken war). »Man muß ja nicht ewig von der Dreyfus-Affäre reden. Nein, die Wahrheit ist, daß diese Cambremers mich einfach furchtbar anöden.« Was die Getreuen anbelangte, so waren sie zwar ebenso von dem uneingestandenen Wunsch beseelt, die Cambremers kennenzulernen, ließen sich jedoch auch durch das zur Schau getragene Unbehagen täuschen, das Madame Verdurin angeblich darüber empfand, daß sie sie einladen mußte; sie griffen daher jeden Tag, wenn sie mit ihr sprachen, die von niedrigem Geschäftssinn diktierten Argumente auf, die sie zugunsten einer solchen Einladung anführte, und versuchten sie für zwingend zu erklären. »Entscheiden Sie sich schließlich nun doch einmal«, wiederholte Cottard, »und Sie werden bestimmt ein Entgegenkommen bei der Miete erreichen oder daß sie den Gärtner bezahlen und Ihnen die Wiese überlassen. Alles das ist schließlich einen langweiligen Abend wert. Ich sage das nur um Ihretwillen«, setzte er hinzu, obwohl ihm das Herz bereits höher geschlagen hatte, als er einmal, in Madame Verdurins Wagen daherkommend, dem der alten Marquise auf der Landstraße begegnet war, zumal er sich vor den Eisenbahnangestellten gedemütigt fühlte, wenn er auf dem Bahnhof in die Nähe des Marquis geriet. Da die Cambremers

ihrerseits viel zu fern von allem mondänen Treiben lebten, um zu ahnen, daß gewisse elegante Frauen nicht ohne Hochachtung von Madame Verdurin sprachen, hielten sie diese für eine Person, die wahrscheinlich nur Bohemiens kannte, vielleicht nicht einmal legitim verheiratet war und von Leuten von Stand nie jemand anderen zu Gesicht bekommen würde als sie. Sie hatten sich nur darein ergeben, zu ihr zum Abendessen zu kommen, weil sie mit einer Mieterin in guten Beziehungen stehen wollten, von der sie hofften, daß sie noch viele Sommer wiederkehren werde, besonders seitdem ihnen im vorhergehenden Monat zu Ohren gekommen war, daß sie so viele Millionen geerbt habe. Schweigend und ohne üble Scherze bereiteten sie sich auf den Schicksalstag vor. Die Getreuen hofften nicht mehr, er werde jemals kommen, so oft schon hatte Madame Verdurin in ihrer Gegenwart das immer wieder verschobene Datum festgesetzt. Diese fiktiven Entscheide hatten einerseits den Zweck, den Verdruß, den sie über dieses Diner empfand, ausdrücklich zu unterstreichen, gleichzeitig aber wollte sie damit die Mitglieder des kleinen Kreises, die in der Nachbarschaft wohnten und manchmal geneigt waren, sie zu versetzen, ständig in Atem halten. Nicht daß die Patronne etwa erraten hätte, daß ihnen der »große Tag« ebenso verlockend erschien wie ihr selbst, doch konnte sie so, nachdem sie die Getreuen einmal davon überzeugt hatte, daß dieses Diner für sie die fürchterlichste aller Zumutungen sei, an deren Ergebenheit appellieren. »Sie werden mich doch nicht allein lassen mit diesen wunderlichen Heiligen! Sie müssen im Gegenteil so zahlreich wie möglich erscheinen, damit wir gemeinsam die Langeweile ertragen. Natürlich werden wir nichts von dem aufs Tapet bringen können, was uns eigentlich interessiert. Es wird ein verlorener Mittwoch sein, aber was hilft das schon!«

»Tatsächlich«, antwortete Brichot, indem er sich dabei an mich wandte, »glaube ich, daß Madame Verdurin, die sehr intelligent ist und sehr darauf hält, ihre Mittwochabende so

geschickt wie möglich vorzubereiten, keinen Wert darauf legt, diese Krautjunker aus großem Hause, aber ohne Geist bei sich zu empfangen. Sie hat sich nicht entschließen können, die alte Marquise einzuladen, sondern sich auf den Sohn und die Schwiegertochter beschränkt.« – »Ah! Wir werden also die Marquise von Cambremer sehen?« sagte Cottard mit einem Lächeln, das er mit einem gewissen Zug von sentimentalem Schwerenötertum zu untermalen für nötig hielt, obwohl er gar nicht wußte, ob Madame de Cambremer hübsch war oder nicht. Doch der Titel einer Marquise rief in ihm fabelhafte und galante Vorstellungen wach. »Oh, ich kenne sie«, sagte Ski, der ihr einmal begegnet war, als er mit Madame Verdurin spazierenging. »Sie haben Sie hoffentlich nicht im biblischen Sinne erkannt?« sagte, mit einem Seitenblick unter seinem Kneifer hervor, der Doktor, zu dessen Lieblingsscherzen dieser hier gehörte. »Sie ist intelligent«, sagte Ski zu mir. »Natürlich«, fuhr er fort, als ich nichts dazu bemerkte, indem er lächelnd jedes einzelne Wort hervorhob, »ist sie intelligent und ist es auch wieder nicht, es fehlt ihr an Bildung, sie ist frivol, hat aber einen natürlichen Instinkt für alle hübschen Dinge. Sie wird schweigen, aber niemals eine Dummheit sagen. Außerdem hat sie hübsche Farben. Das wäre ein Porträt, das zu malen ganz amüsant sein müßte«, setzte er mit halbgeschlossenen Augen hinzu, als sehe er sie im Geiste ihm eine Sitzung gewähren. Da ich ganz das Gegenteil von dem dachte, was Ski so detailliert zum Ausdruck brachte, begnügte ich mich damit zu sagen, sie sei die Schwester eines Ingenieurs von großer Distinktion, eines Monsieur Legrandin. »Na also, Sie sehen, Sie werden da einer hübschen Frau vorgestellt werden«, sagte Brichot zu mir, »und man kann niemals wissen, wohin so etwas führt. Kleopatra war nicht einmal eine große Dame, sondern nur ein Frauchen, das leichtfertige, phantastische Frauchen unseres Meilhac[1] , und Sie sehen ja, was sie angerichtet hat, nicht nur in bezug auf diesen Einfaltspinsel von Antonius, sondern auch für die ganze antike Welt.«

– »Ich bin Madame de Cambremer schon vorgestellt worden«, antwortete ich. »Oh! dann werden Sie sich ja in ihrer Gesellschaft ganz zu Hause fühlen.« – »Ich freue mich um so mehr, sie wiederzusehen, als sie mir ein Werk des ehemaligen Pfarrers von Combray über die Ortsnamen der hiesigen Gegend versprochen hat und ich sie bei dieser Gelegenheit an ihr Versprechen erinnern kann. Ich interessiere mich für diesen Priester und auch für Etymologien.[2] « – »Verlassen Sie sich nicht zu sehr auf diejenigen, die er angibt«, antwortete mir Brichot; »das Werk befindet sich in La Raspelière, ich habe mich damit aufgehalten, ein wenig darin zu blättern, aber es hat mir nicht viel gesagt; es wimmelt von Irrtümern. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Das Wort *bricq* spielt eine Rolle bei der Bildung einer großen Zahl von Ortsnamen unserer Gegend. Der brave Geistliche hat die ziemlich verschrobene Idee gehabt, daß es von *briga* kommt, was Anhöhe, befestigter Platz bedeutet. Er sieht es bereits in den keltischen Stammesnamen wie Latobriger, Nemetobriger und so fort und verfolgt es bis in Familiennamen wie zum Beispiel Briand oder Brion hinein. Um auf die Gegenden zurückzukommen, die wir in diesem Augenblick mit so großem Vergnügen mit Ihnen durchmessen, würde also Bricquebosc Wald auf der Höhe bedeuten, Bricqueville Siedlung auf der Höhe und Bricquebec, wo wir gleich halten werden, kurz bevor wir nach Maineville kommen, Höhe neben dem Bach. Das alles stimmt aber keinesfalls, weil nämlich *bricq* einfach das alte nordische Wort für Brücke ist. Ebenso wie *fleur*, das der Schützling von Madame de Cambremer sich die größte Mühe gibt einmal mit den skandinavischen Silben *floi*, *flo*, ein andermal mit irischen Wörtern wie *ae* und *aer* in Verbindung zu setzen, ganz ohne Zweifel der *fiord* der Dänen ist und dasselbe wie Hafen bedeutet. Der gute Pfarrer glaubt auch, die Station Saint-Martin-le-Vêtu, gleich neben La Raspelière, sei eigentlich Saint-Martin-le-Vieux (*vetus*). Sicher ist, daß das Wort *vieux* in der Toponymie dieser Gegend eine große Rolle spielt. *Vieux*

kommt im allgemeinen von *vadum* und bezeichnet eine Furt, wie zum Beispiel auch bei dem Ortsnamen Les Vieux. Es ist das gleiche wie bei den Engländern *ford* (in Oxford oder Herford). In diesem besonderen Fall aber kommt *vieux* nicht von *vetus*, sondern von *vastatus* und bezeichnet einen wüsten, öden Platz. Sie haben hier ganz in der Nähe Sottevast, das ist Setolds Öde, ebenso Brillevast, was Berolds Öde bedeutet. Ich bin um so sicherer, daß jener Geistliche sich irrt, als Saint-Martin-le-Vêtu[1] früher Saint-Martin-du-Gast und sogar Saint-Martin-de-Terregate geheißen hat. V und G aber sind in diesen Wörtern der gleiche Laut. Es heißt ja im Französischen *dévaster*, auch *gâcher*. *Jachères* und *gâtines* (von dem althochdeutschen *wastinna*) haben den gleichen Sinn. Terregate ist also *terra vastata*, das wüste Land. Was Saint-Mars anbelangt oder vordem (*honni soit qui mal y pense!*) Saint-Merd, so ist es Sankt Medardus, das über Saint-Médard, Saint-Mard und Saint-Marc auch Cinq-Mars und sogar Dammas ergeben hat. Man darf im übrigen nicht vergessen, daß ganz hier in der Nähe Orte, in denen der gleiche Name Mars vorkommt, einfach nur auf heidnischen Ursprung hinweisen (nämlich auf den Gott Mars), von dem noch lebendige Spuren in diesem Land zu finden sind, die der fromme Mann aber nicht gern wahrhaben möchte. Die den Göttern geweihten Höhen sind im besonderen sehr zahlreich, wie zum Beispiel der Berg des Jupiter (Jeumont). Ihr Pfarrer will davon nichts wissen, aber ebenso entgehen ihm überall die Spuren, die das Christentum hinterlassen hat. Er hat seine Reise bis nach Loctudy ausgedehnt, dessen Namen er eine barbarische Bildung nennt, während es sich um *Locus sancti Tudeni* handelt, und ebensowenig hat er erraten, daß hinter Sammarcoles *Sanctus Martialis* steckt. Ihr Pfarrer«, fuhr Brichot fort, da er sah, daß seine Erklärungen mich interessierten, »leitet die Wörter auf *hon*, *home*, *holm* von dem Wort *holl* (*hullus*), nämlich Hügel, her, während sie von dem nordischen *holm*, nämlich Insel, stammen, das Sie von dem Namen Stockholm her kennen und das

in der ganzen Gegend hier sehr verbreitet ist: La Houlme, Engohomme, Tahoume, Robehomme, Néhomme, Quettehou und so weiter.« Diese Namen erinnerten mich an den Tag, als Albertine nach Amfrevillela-Bigot hatte gehen wollen (das gemäß Brichot aus dem Namen zweier dort nacheinander seßhafter Herren entstanden war) und mir hinterher vorgeschlagen hatte, in Robehomme zu Abend zu essen. Was Montmartin betraf, sollten wir gleich dort vorbeikommen. »Liegt Néhomme«, fragte ich, »nicht ganz nah bei Carquethuit und Clitourps?« – »Ganz recht. Néhomme ist der Holm, die Insel oder Halbinsel des berühmten Vicomte Nigel, dessen Name auch in Néville erhalten ist. Carquethuit und Clitourps, die Sie da eben nennen, bieten für den Protegé von Madame de Cambremer Gelegenheit für weitere Irrtümer. Zweifellos erkennt auch er, daß *carque* die *Kirche* der Deutschen ist. Sie kennen Querqueville, Carquebut, von Dunkerque ganz zu schweigen. Denn da wäre es besser, bei dem berühmten Wort *dun* zu bleiben, das bei den Kelten soviel wie Bodenerhebung bedeutete. Das aber können Sie über ganz Frankreich hin wiederfinden. Ihr Abbé ist hypnotisiert von Duneville. Im Departement Eure-et-Loir hätte er aber Châteaudun gefunden, Dun-le-Roi im Departement Cher, Duneau im Departement Sarthe, dann Dun (Ariège), Dunes-Places (Nièvre) und noch viele andere. Dieses *dun* bringt ihn auf einen merkwürdigen Irrtum mit Bezug auf Douville, wo wir aussteigen und wo die komfortablen Kutschen von Madame Verdurin auf uns warten. Douville sei das lateinische *donvilla*, sagt er. Tatsächlich ist Douville am Fuße beträchtlicher Höhen gelegen. Ihr Pfarrer, der alles weiß, merkt gleichwohl, daß er einen Fehler begangen hat. Er hat tatsächlich in einem alten Pfründenregister den Namen Domvilla gefunden. Daraufhin tritt er den Rückzug an; Douville ist seiner Meinung nach ein geistliches Lehen, *domino abbati*, des Abts von Mont Saint-Michel. Er freut sich darüber, was sonderbar ist, wenn man an das skandalöse Leben denkt, das nach dem Ka-

pitular von Saint-Clair-sur-Epte auf dem Mont Saint-Michel geherrscht hat, und was zudem nicht ungewöhnlicher ist, als sich den König von Dänemark als Lehnsherrn dieser ganzen Küste vorzustellen, wo er sehr viel mehr dem Odin als Jesu Christo huldigen ließ. Andererseits fände ich an der Annahme, daß *n* zu *u* geworden ist, nichts, was mich schockiert; es würde eine geringere Veränderung bedeuten als die in dem sehr korrekten Lyon, das ebenfalls auf *dun*, nämlich *Lugdunum* zurückgeht. Aber schließlich täuscht sich der Abbé. Douville ist niemals Donville gewesen, sondern Doville, *Eudonis Villa*, das Dorf des Eudes. Douville hieß früher Escalecliff, das ist die Treppe am Abhang. Gegen 1233 begab sich Eudes le Bouteiller, Herr von Escalecliff, auf die Reise in das Heilige Land; im Augenblick seines Aufbruchs erstattete er die Kirche an die Abtei von Blanchelande zurück. Eine Liebe ist der anderen wert: Das Dorf nahm seinen Namen an, daher heute noch Douville. Ich füge aber hinzu, daß die Ortsnamenkunde, in der ich äußerst unbewandert bin, keine exakte Wissenschaft ist; wenn wir dieses historische Zeugnis nicht besäßen, könnte sich Douville sehr wohl von d'Ouville, das heißt von Les Eaux herleiten. Die *ai*-Formen (Aigues-Mortes) von *aqua* verwandeln sich sehr oft in solche mit *eu* oder *ou*. Ganz nahe bei Douville aber gab es berühmte Quellen. Sie können sich denken, daß der Pfarrer nur allzu glücklich war, hier eine Spur des Christentums zu finden, noch dazu, wo dieses Land sehr schwer evangelisierbar gewesen zu sein scheint, da nacheinander der heilige Ursalus, der heilige Gottfried, der heilige Barsanor, der heilige Laurentius von Brèvedent[1] sich daran versucht haben, welch letzterer die Aufgabe schließlich den Mönchen von Beaubec überließ. Mit Bezug auf *tuit* irrt sich der Autor wiederum, er sieht darin eine Form von *toft*, was Mauerwerk bedeutet, wie in Criquetot, Ectot, Yvetot, während es sich um *thveit*, Reutland, Rodung, handelt, wie in Braquetuit, Le Thuit, Regnetuit und so fort. Ebenso, wenn er in Clitourps das normannische *thorp* wieder-

zuerkennen glaubt, was Dorf bedeutet: Er möchte, daß der erste Teil des Namens sich von *clivus*, Abhang, herleitet, während es von *cliff*, Felsen, kommt. Seine größten Mißgriffe sind aber nicht die Folge seiner Unwissenheit, sondern vielmehr seiner Vorurteile. Was für ein guter Franzose er auch sein mag, so dürfte er doch nicht gegen jeden Augenschein Saint-Laurenten-Bray für den bekannten römischen Priester halten, während es sich um den heiligen Lawrence O'Toole, Erzbischof von Dublin, handelt. Mehr noch aber als das Nationalgefühl läßt das religiöse Vorurteil Ihren Freund große Irrtümer begehen. So haben Sie nicht weit von unseren Gastgebern auf La Raspelière zwei Montmartin, Montmartin-sur-Mer und Montmartin-en-Graignes. Bei Graignes hat sich der gute Pfarrer nicht getäuscht, er hat richtig erkannt, daß Graignes, im Lateinischen *grania*, griechisch *krene*, soviel wie Teiche, Sümpfe bedeutet; wie viele Cresmays, Croen, Grenneville, Lengronne könnte man nicht zitieren? Was aber Montmartin anbelangt, so will Ihr angeblicher Linguist durchaus, daß es sich um dem heiligen Martin geweihte Pfarrkirchen handelt. Er nimmt die Berechtigung dafür aus der Tatsache, daß der Heilige ihr Patron ist, macht sich aber nicht klar, daß er erst hinterher dazu geworden ist, oder vielmehr verblendet ihn sein Haß auf das Heidentum; er will nicht sehen, daß man Mont-Saint-Martin gesagt hätte, wie man Mont-Saint-Michel sagt, wenn es sich um Sankt Martin handelte, während der Name Montmartin sich auf sehr viel heidnischere Art an dem Gotte Mars geweihte Tempel geheftet hat, Tempel, von denen wir allerdings keine anderen Spuren besitzen, die aber die unbestritten nachweisbare Nachbarschaft von riesigen römischen Lagern auch ohne den Namen Montmartin, der jeden Zweifel behebt, überaus wahrscheinlich machen würde. Sie sehen, daß das kleine Buch, das Sie in La Raspelière vorfinden werden, nicht eben das bestredigierte ist.« Ich warf ein, daß in Combray dieser Pfarrer uns oft interessante Etymologien aufgezeigt habe. »Dort fühlte er sich eben mehr in sei-

nem Element, durch den Ausflug in die Normandie hat er offenbar den Boden unter den Füßen verloren.« – »Außerdem hat er ihm nichts genützt«, setzte ich hinzu, »denn er kam als Neurastheniker an, und mit Rheumatismus ist er wieder abgereist.« – »Oh! Das liegt an der Neurasthenie. Von der Neurasthenie ist er in die Philologie verfallen, wie mein guter Meister Poquelin[1] gesagt hätte. Was meinen Sie, Cottard, scheint Ihnen, daß die Neurasthenie einen schlechten Einfluß auf die Philologie, die Philologie aber einen beruhigenden auf die Neurasthenie besitzt und daß die Heilung der Neurasthenie zu Rheumatismus führen kann?« – »Ganz recht, Rheumatismus und Neurasthenie sind zwei vikariierende Erscheinungsformen der Neuroarthritis. Man kann durch Metastase von der einen in die andere verfallen.« – »Der Herr Professor«, sagte Brichot, »drückt sich, Gott möge mir verzeihen, in einer derart aus Latein und Griechisch gemischten Sprache aus, wie es Monsieur Purgon[1] molierischen Angedenkens hätte tun können! Mir hat einmal ›mein Onkel‹ – ich meine unseren Nationalheiligen Sarcey[2] – gesagt …« Doch er konnte seinen Satz nicht mehr vollenden. Der Professor war plötzlich aufgesprungen, und zwar mit einem Schrei: »Um Himmels willen«, rief er, als er endlich wieder zu artikulierter Rede imstande war, »wir sind durch Maineville (uff, uff) und sogar Renneville durchgefahren!« Er hatte eben festgestellt, daß der Zug in Saint-Mars-le-Vieux hielt, wo fast alle Leute ausstiegen. »Sie können doch die Zwischenstation nicht einfach übersprungen haben. Wir haben gewiß nicht achtgegeben, während wir uns über die Cambremers unterhielten. Hören Sie, Ski, warten Sie, ich habe eine ›gute Nachricht‹ für Sie«, sagte Cottard, der eine Vorliebe für diesen in gewissen Ärztekreisen beliebten Ausdruck hatte, »die Fürstin ist gewiß im Zug, sie wird uns nicht gesehen haben und in ein anderes Abteil eingestiegen sein. Wir wollen sie suchen gehen. Hoffentlich gibt das jetzt keinen Tanz.« Unter seiner Führung begaben wir uns auf die Suche nach der Fürstin Scherbatow. Er

entdeckte sie im Winkel eines leeren Abteils, in dem sie die *Revue des Deux Mondes* las. Seit langen Jahren schon hatte sie aus Furcht vor Zurückweisungen die Gewohnheit angenommen, still an ihrem Platz zu bleiben, im Leben genauso wie im Zug, und abzuwarten, bis man sie grüßte, bevor sie einem die Hand gab. Sie las weiter, als die Getreuen in ihr Abteil stürmten. Ich erkannte sie sofort; diese Frau, die zwar ihre große Stellung in der Gesellschaft verloren haben mochte, deshalb aber von nicht weniger hoher Geburt war, auf alle Fälle jedoch das Glanzstück eines Salons wie desjenigen der Verdurins bildete, war die Dame, die ich im gleichen Zug zwei Tage zuvor für die Inhaberin eines Freudenhauses gehalten hatte. Ihre so undeutliche Rolle in der Gesellschaft wurde mir mit einemmal klar, als ich ihren Namen erfuhr; es war, wie wenn man nach langem Brüten über einem Rätsel endlich die Lösung findet, die alles aufhellt, was so lange im dunkeln lag, eine Lösung, die, wenn es sich um Personen handelt, in ihrem Namen besteht. Wenn man zwei Tage später erfährt, wer die Person war, neben der man im Zug gesessen hatte, ohne daß man ihre soziale Stellung hatte feststellen können, bedeutet das eine viel reizvollere Überraschung, als wenn man in der neuen Nummer einer Zeitschrift die Auflösung des Rätsels liest, das in der vorigen abgedruckt war. Große Restaurants, Kasinos in Badeorten, »Blindschleichen« sind das Familienmuseum solcher Rätsel, die die Gesellschaft aufgibt. »Fürstin, wir müssen Sie in Maineville verfehlt haben! Sie erlauben doch, daß wir in Ihrem Abteil Platz nehmen?« – »Aber natürlich«, sagte die Fürstin, die erst, als sie Cottards Worte vernahm, die Augen von ihrer Zeitschrift hob, Augen, die wie diejenigen von Monsieur de Charlus, obwohl sanfter im Ausdruck, sehr wohl die Personen erkannten, deren Anwesenheit sie scheinbar ignorierten. Cottard, der sich inzwischen klargemacht hatte, daß die Tatsache meiner Einladung zusammen mit den Cambremers für mich bereits eine ausreichende Empfehlung bedeutete, faßte schon nach wenigen Se-

kunden den Entschluß, mich der Fürstin vorzustellen, die sich mit großer Höflichkeit verneigte, doch mit einer Miene, als höre sie meinen Namen zum erstenmal. »Um Gottes willen«, rief der Doktor aus, »meine Frau hat vergessen, die Knöpfe an meinem weißen Wams auswechseln zu lassen. Oh, diese Frauen! Das denkt überhaupt an nichts! Verheiraten Sie sich niemals, hören Sie«, sagte er zu mir. Und da das einer der Scherze war, die er für angebracht hielt, wenn man sich sonst nichts zu sagen wußte, warf er aus dem Augenwinkel einen Blick auf die Fürstin und die anderen Getreuen, die, weil er Professor und Akademiemitglied war, voller Bewunderung über seine gute Laune und seine Leutseligkeit lächelten. Von der Fürstin erfuhren wir, daß der junge Geiger wieder aufgetaucht sei. Er habe am Tag zuvor wegen einer Migräne das Bett gehütet, werde aber heute abend kommen und einen alten Freund seines Vaters mitbringen, dem er in Doncières wiederbegegnet sei. Sie wußte es von Madame Verdurin, mit der sie am Morgen gefrühstückt hatte, erklärte sie uns in ihrer raschen Sprechweise, bei der das gerollte R des russischen Akzents sanft gemurmelt aus dem Grund ihrer Kehle stieg, als handle es sich nicht um ein R, sondern ein L. »Ah! Sie haben heute morgen mit ihr gefrühstückt!« sagte Cottard zu der Fürstin, er sah aber mich dabei an, denn diese Worte hatten den Zweck darzutun, wie intim die Fürstin mit der Patronne war. »Sie sind aber wirklich eine echte Getreue!« – »Ja, ich liebe diesen Kleis von klugen Leuten, der nicht allzu gloß ist und dabei so angenehm, flei von Bosheit, einfach, ohne allen Snobismus, abel ganz durchdlungen von Geist.« – »Zum Kuckuck, jetzt habe ich auch noch mein Billett verloren, ich kann es nicht wiederfinden«, rief Cottard aus, ohne sich im übrigen deswegen übertrieben zu beunruhigen. Er wußte, daß in Douville, wo zwei Landauer uns erwarten sollten, der Angestellte ihn ohne Fahrkarte hinauslassen und ihn nur um so tiefer grüßen würde, um seine Nachsicht dadurch zu erklären, daß er in Cottard einen guten Freund der Verdurins erkenne.

»Ich werde deswegen nicht aufs Polizeirevier müssen«, stellte der Doktor fest. »Sie sagten, Herr Professor«, wandte ich mich an Brichot, »es habe hier in der Nähe berühmte Quellen gegeben, woher weiß man das?« – »Der Name der nächsten Station weist unter anderen Zeugnissen darauf hin. Sie heißt nämlich Fervaches.« – »Ich begleife nicht, was el sagen will«, murrte die Fürstin in einem Ton, in dem sie auch vertraulich zu mir hätte sagen können: Er ist aber langweilig, finden Sie nicht auch? »Aber Fürstin, Fervaches bedeutet warme Wasser, *fervidae aquae* … Bei dem jungen Geiger fällt mir ein«, fuhr Brichot fort, »ich habe vergessen, Cottard, Ihnen die große Neuigkeit mitzuteilen. Wußten Sie, daß unser bedauernswerter Freund Dechambre, der ehemalige Lieblingspianist von Madame Verdurin, vor ein paar Tagen gestorben ist? Das ist doch wirklich furchtbar.« – »Er war noch jung«, antwortete Cottard, »aber er muß wohl etwas an der Leber gehabt haben, sicher war er da irgendwo nicht in Ordnung, er sah seit einiger Zeit schon ziemlich mies aus.« – »Er war nicht einmal so jung«, bemerkte Brichot, »zur Zeit, als Elstir und Swann bei Madame Verdurin verkehrten, war Dechambre schon eine Pariser Berühmtheit, und zwar, was kaum zu fassen ist, ohne daß das Ausland ihm erst zu Erfolg verholfen hätte. Oh! Er hielt sich nicht an das Evangelium des heiligen Barnum[1] , er nicht.« – »Sie verwechseln das sicher, er konnte zu jener Zeit nicht zu Madame Verdurin gehen, weil er damals bestimmt noch ein Säugling war.« – »Aber wenn mein alter Kopf mich nicht im Stich läßt, scheint mir doch, daß Dechambre die Sonate von Vinteuil für Swann gespielt hat, als dieser exklusive Herr, schon etwas zerfallen mit der Aristokratie, noch nicht ahnte, daß er eines Tages der zum Bourgeois gewordene Prinzgemahl unserer *Odette nationale* sein würde.« – »Das ist unmöglich; die Sonate von Vinteuil ist bei Madame Verdurin erst gespielt worden, als Swann schon längst nicht mehr kam«, sagte der Doktor, dem es ging wie häufig Männern, die viel arbeiten und glauben, eine Menge Dinge zu behalten, die

sie als nützlich ansehen, dafür aber viele andere vergessen, woraufhin sie dann über das Gedächtnis von Leuten, die nichts zu tun haben, in Ekstase geraten. »Sie tun Ihrem Wissen unrecht, Sie sind doch dabei geistig noch ganz auf der Höhe«, bemerkte lächelnd der Doktor. Brichot sah seinen Irrtum ein. Der Zug hielt. Es war La Sogne. Dieser Name beschäftigte mich. »Wie gern würde ich wissen, was alle diese Namen bedeuten«, sagte ich zu Cottard. »Aber fragen Sie doch Monsieur Brichot. Er weiß es vielleicht.« – »La Sogne? das ist La Cigogne, *Siconia*«, antwortete Brichot, bei dem ich mich brennend gern auch noch über andere Namen unterrichtet hätte.

Da Madame Scherbatow vergaß, daß sie solchen Wert auf ihr »stilles Eckchen« legte, bot sie mir liebenswürdig an, den Platz mit ihr zu tauschen, damit ich besser mit Brichot plaudern könne, den ich nach anderen Etymologien fragen wollte, die mich interessierten, und versicherte mir, es sei ihr vollkommen gleich, ob sie vorwärts, rückwärts, stehend oder sonstwie reise. Sie blieb in der Defensive, solange sie sich über die Absichten der Neuankömmlinge nicht klar war, doch wenn sie erkannte, daß diese freundlich waren, suchte sie auf jede Weise allen Vergnügen zu bereiten. Endlich hielt der Zug an der Station Douville-Féterne, die von dem Dorf Féterne und von Douville ungefähr gleich weit entfernt lag und wegen dieser Besonderheit nach beiden Orten benannt war. »In drei Teufels Namen«, rief Doktor Cottard, als wir an der Schranke standen, wo die Billette eingesammelt wurden, indem er so tat, als bemerke er es erst jetzt, »ich kann mein Billett nicht finden, ich muß es verloren haben.« Der Angestellte aber zog seine Mütze, versicherte, es mache gar nichts aus, und lächelte respektvoll dabei. Die Fürstin, die dem Kutscher Erklärungen gab, als sei sie eine Art Hofdame von Madame Verdurin, die wegen der Cambremers nicht selbst zum Bahnhof hatte kommen können, was sie übrigens selten tat, nahm mich so-

wie Brichot mit in einen der Wagen. In den anderen stiegen der Doktor, Saniette und Ski.

Der Kutscher, obwohl noch sehr jung, war der erste Kutscher der Verdurins, im übrigen auch der einzige »eigentliche«; mit ihm unternahmen sie während des Tages ihre Spazierfahrten, denn er kannte alle Wege, am Abend aber holte er die Getreuen ab und brachte sie wieder zurück. Er wurde von Aushilfskutschern (die er selbst auswählte) in besonderen Fällen unterstützt. Er war ein ausgezeichneter Bursche, nüchtern und geschickt, doch mit einem jener melancholischen Gesichter, deren allzu starrer Blick darauf hinweist, daß sie sich um ein Nichts furchtbar grämen, ja in Schwermut verfallen können. In diesem Augenblick aber war er sehr glücklich, denn es war ihm gelungen, seinen Bruder, einen ebenfalls trefflichen Vertreter des Menschengeschlechts, bei den Verdurins unterzubringen. Wir fuhren zuerst durch Douville. Begrünte Hügelkuppen senkten sich hinab bis ans Meer, in breiten Weidegründen, denen die Sättigung durch Feuchtigkeit und Salz eine samtige Dichte und lebhaft kontrastierende Töne verlieh. Die Inselchen und zerrissenen Buchten von Rivebelle, die einem hier viel näher waren als in Balbec, gaben diesem Teil des Meeres den für mich ganz neuen Aspekt einer Reliefkarte. Wir fuhren an kleinen Sommerhäusern vorbei, die fast alle von Malern gemietet waren; dann schlugen wir einen Weg ein, auf dem frei umherlaufende Kühe, die ebenso ängstlich waren wie unsere Pferde, uns zehn Minuten lang die Durchfahrt versperrten, und gelangten schließlich auf die hochgelegene Dünenstraße, die Corniche. »Aber so sagen Sie mir, bei den unsterblichen Göttern«, fragte plötzlich Brichot, »um noch einmal auf den bedauernswerten Dechambre zurückzukommen: Glauben Sie, daß Madame Verdurin *weiß* …? Hat man ihr *gesagt* …?« Wie fast alle Gesellschaftsmenschen dachte Madame Verdurin, gerade weil ihr die Gesellschaft der anderen so unentbehrlich war, nicht einen einzigen Tag mehr an sie, nachdem sie gestorben waren.

Sie konnten ja weder zu den Mittwochabenden noch am Samstag, noch zu einem Abendessen im kleinen Kreis erscheinen. Und von dem kleinen Clan, der hierin allen Salons glich, konnte man nicht sagen, daß er sich aus mehr Toten als Lebenden zusammensetzte, da es, sobald man gestorben war, dort ganz genau so war, als habe man niemals existiert. Doch um der Unannehmlichkeit aus dem Weg zu gehen, von Verstorbenen zu reden, das heißt Abendgesellschaften – für die Patronne völlig undenkbar! – wegen eines Trauerfalls abzusagen, tat Monsieur Verdurin so, als ob der Tod eines Getreuen seine Frau derart tief erschüttere, daß man im Interesse ihrer Gesundheit nicht davon sprechen dürfe. Im übrigen und vielleicht gerade weil der Tod der anderen ihm als ein so definitiver und gemeiner Unfall erschien, flößte der Gedanke an seinen eigenen ihm einen tiefen Schauder ein, so daß er jeder diesbezüglichen Überlegung gern aus dem Weg ging. Was Brichot anbelangte, so fürchtete er, da er ein sehr braver Mann war, der alles für bare Münze nahm, was Monsieur Verdurin über seine Frau bemerkte, für seine Freundin die tiefe Bewegung, die ein solcher Kummer in ihr hervorrufen könne. »Ja, sie *weiß alles* seit heute früh«, sagte die Fürstin, »man hat es ihr *nicht verbergen* können.« – »Alle Wetter, beim Zeus«, rief Brichot aus, »das muß aber für sie ein furchtbarer Schlag gewesen sein, ein Freund, den man fünfundzwanzig Jahre bei sich gesehen hat! Das war einer, der wirklich zu unserem Kreis gehörte!« – »Natürlich, natürlich, was wollen Sie«, sagte Cottard[1] , »so etwas ist immer schmerzlich; aber Madame Verdurin ist eine starke Natur, eher der zerebrale als der emotionale Typ.« – »Ich bin nicht ganz der Meinung des Doktors«, sagte die Fürstin, der ihre rasche Redeweise und ihr rollender Akzent deutlich etwas gleichzeitig Verstimmtes und Eigensinniges gaben. »Madame Verdurin verbirgt unter einem Anschein von Zurückhaltung wahre Schätze an Sensibilität. Monsieur Verdurin hat mir gesagt, er habe große Mühe aufwenden müssen, damit sie sich

nicht zur Beisetzung nach Paris begab, er war genötigt, ihr einzureden, das Ganze finde auf dem Lande statt.« – »Ah! Sieh da, sie wollte sogar nach Paris, jaja, ich weiß, sie ist eine Frau mit Herz, vielleicht sogar mit zuviel Herz. Der arme Dechambre! Wie hat doch Madame Verdurin noch vor kaum zwei Monaten gesagt: ›Kein Planté, kein Paderewski, kein Risler gar kann neben ihm bestehen‹[2] . Ah! mit mehr Recht als dieser Nichtsnutz Nero, der sogar die gesamte deutsche Wissenschaft an der Nase herumgeführt hat, konnte jener sagen: *Qualis artifex pereo!* [3] Er aber, Dechambre, ist wenigstens in Ausübung seines Priestertums und im Geruch der Heiligkeit von Beethovens Gnaden verschieden; und tapfer, daran zweifle ich nicht; wenn alles richtig zugegangen wäre, hätte dieser Offiziant der deutschen Musik verdient, beim Zelebrieren der *Missa Solemnis* aus dem Leben zu scheiden. Im übrigen war er ganz der Mann dazu, Freund Hein mit einem Triller zu begrüßen, denn dieser geniale Virtuose, seiner Herkunft nach ein zum Pariser gewordener Bauer aus der Champagne, fand in sich noch zuweilen den schneidigen eleganten Geist der französischen Garde.«

Von der Höhe, auf der wir uns schon befanden, glich das Meer nicht mehr wie in Balbec dem welligen Gewoge eines Bergmassivs, sondern wirkte im Gegenteil, von einer Felsspitze oder einem gewundenen Bergpfad aus gesehen, wie ein bläulicher Gletscher oder eine schimmernde Ebene in geringerer Höhe. Das Gezüngel der Brandungswellen schien von dorther, zur Unbeweglichkeit erstarrt, seine konzentrischen Kreise für alle Zeiten eingezeichnet zu haben; sogar der Emailton des Meeres, der unmerklich die Farbe wechselte, nahm zuhinterst in der Bucht, wo sich eine Trichtermündung gebildet hatte, die bläuliche Weiße von Milch an, in der die unbeweglich daliegenden kleinen schwarzen Fährboote wie Fliegen festzuhängen schienen. Ich glaubte, man könnte nirgends einen weiteren Ausblick vor sich haben. Doch an jeder Wegbiegung trat ein neuer Teil hinzu, und als wir am Schlag-

baum von Douville angekommen waren, wich die Felsspitze, die uns bis dahin die Hälfte der Bucht verborgen hatte, zur Seite, und plötzlich erblickte ich zu meiner Linken eine weitere Bucht, ebenso tief wie die, die ich bislang vor Augen gehabt hatte; doch sie veränderte die Proportionen der ersten und verdoppelte deren Schönheit. Die Luft war an diesem hochgelegenen Punkt von berauschender Frische und Reinheit. Ich liebte die Verdurins; daß sie uns einen Wagen geschickt hatten, schien mir ein Zeichen geradezu rührender Güte. Ich hätte am liebsten die Fürstin umarmt. Ich sagte ihr, ich hätte niemals etwas so Schönes gesehen. Sie bekannte sich dazu, daß auch sie diese Gegend mehr als jede andere liebe. Ich spürte aber genau, daß für sie wie für die Verdurins die Hauptangelegenheit nicht darin bestand, die Landschaft als Touristen zu betrachten, sondern hier vorzüglich zu speisen und Gesellschaft zu empfangen, die ihnen gefiel, Briefe zu schreiben, zu lesen, kurz, ganz einfach zu leben und sich von der Schönheit eher umspülen zu lassen, als daraus ein tiefergehendes Anliegen zu machen.

Beim Schlagbaum, wo der Wagen einen Augenblick lang so hoch über dem Meer anhielt, daß der Anblick des bläulichen Abgrunds einen fast schwindlig machte, ließ ich die Scheibe herab; das deutlich wahrnehmbare Geräusch jeder sich brechenden Woge hatte in seiner Weichheit und Klarheit etwas Erhabenes. War es nicht wie der Hinweis auf eine Messung, die unsere gewohnten Eindrücke umkehrt und zeigt, daß Entfernungen in der Vertikale den horizontalen gleichgesetzt werden können im Gegensatz zu der Vorstellung, die wir uns im Geist gewöhnlich davon machen, und daß sie, wenn sie uns so den Himmel näher bringen, nicht eigentlich groß sind, weniger groß sogar für ein Geräusch, das sie wie das der kleinen Wellen zu überwinden hat, da das zu durchmessende Medium um so viel reiner ist? Tatsächlich, wenn man nur zwei Schritte hinter den Schlagbaum zurücktrat, hörte man dieses Wellengeräusch nicht mehr, dem die zweihundert Meter Höhe

der Klippe seine zarte, deutliche, gemessene Präzision nicht hatte nehmen können. Ich sagte mir, daß meine Großmutter dafür jene Bewunderung empfunden hätte, die ihr alle Kundgebungen der Natur oder der Kunst einflößten, deren Größe in ihrer Einfachheit liegt. Mein Enthusiasmus hatte den Gipfel erreicht und bezog alles, was mich umgab, mit ein. Ich war gerührt, daß die Verdurins uns am Bahnhof abholen ließen. Ich sagte es zu der Fürstin, die zu finden schien, daß ich einen so einfachen Akt der Höflichkeit reichlich übertrieb. Ich weiß, daß sie später Cottard gegenüber die Bemerkung machte, sie halte mich für reichlich enthusiastisch; er gab ihr zur Antwort, ich lasse mich zu sehr von Gefühlen beherrschen und es würde mir gut tun, Beruhigungsmittel einzunehmen und mich mit Stricken zu beschäftigen. Ich machte die Fürstin auf jeden Baum, jedes kleine von Rosen überladene Haus aufmerksam, ich wollte alles von ihr bewundert sehen und hätte sie selbst am liebsten ans Herz gedrückt. Sie sagte mir, sie sehe wohl, ich sei für die Malerei begabt, ich solle zeichnen, sie sei erstaunt, daß man es mir noch nicht gesagt habe. Sie gab zu, daß diese Gegend tatsächlich malerisch sei. Wir fuhren durch das auf der Höhe sitzende Dörfchen Englesqueville (*Engleberti villa*, erklärte uns Brichot). »Sind Sie auch ganz sicher, daß das Diner heute abend stattfindet trotz des Todes von Dechambre, Fürstin?« setzte er hinzu, ohne zu überlegen, daß die Ankunft der Wagen am Bahnhof, in denen wir uns befanden, bereits eine Antwort darauf war. »Ja«, sagte die Fürstin, »Monsieur Veldulin hat Wert darauf gelegt, daß es nicht aufgeschoben wird, gerade weil seine Frau nicht ›daran denken‹ soll. Und dann hat sie auch seit so vielen Jahren keinen einzigen Mittwoch ausgelassen, so daß eine Änderung ihrer Gewohnheiten sie vielleicht besonders stark berührt hätte. Sie ist sehr nelvös zur Zeit. Monsieur Verdurin war ganz besonders glücklich, daß Sie heute zum Abendessen kommen, weil er weiß, daß das eine große Zerstreuung für Madame Verdurin sein wird«, setzte, zu mir gewandt, die Fürstin hinzu, die of-

fenbar ganz vergaß, daß sie so getan hatte, als habe sie noch nie zuvor von mir gehört. »Ich glaube, Sie würden gut daran tun, *nichts vor* Madame Verdurin zu erwähnen«, fügte sie hinzu. »Ah! das ist gut, daß Sie mir das sagen«, gab der naive Brichot zurück. »Ich werde diese Empfehlung an Cottard weitergeben.« Der Wagen hielt einen Augenblick. Dann fuhr er wieder an, doch das Geräusch der Räder auf der Dorfstraße hatte aufgehört. Wir waren in die große Auffahrt von La Raspelière gelangt, wo Monsieur Verdurin uns auf der Freitreppe erwartete. »Ich sehe, ich habe gut daran getan, den Smoking anzuziehen«, sagte er, nachdem er mit Vergnügen festgestellt hatte, daß die Getreuen alle den ihren trugen, »wo ich doch heute so schicke Leute empfange.« Als ich mich selbst wegen meines Jackettanzugs entschuldigte, antwortete er mir: »Aber nicht doch, das ist ganz recht. Wir sind doch hier ganz unter uns. Ich würde Ihnen gern einen meiner Smokings leihen, aber sicherlich würde er Ihnen nicht passen.« Der bedeutungsvolle Händedruck, mit dem Brichot zum Zeichen seiner Teilnahme wegen des Todes des Pianisten beim Eintritt in das Vestibül von La Raspelière den Hausherrn begrüßte, rief von dessen Seite keinerlei Kommentar hervor. Ich sagte ihm, wie sehr ich diese Gegend bewunderte. »Ah! Das freut mich, dabei haben Sie noch gar nichts gesehen, wir werden es Ihnen erst zeigen. Warum kommen Sie eigentlich nicht auf ein paar Wochen zu uns heraus? Die Luft ist hier ausgezeichnet.« Brichot fürchtete, daß sein Händedruck nicht richtig verstanden worden sei. »Ach Gott, der arme Dechambre!« murmelte er halblaut, aus Furcht, Madame Verdurin möchte in der Nähe sein. »Ja, es ist furchtbar«, gab Monsieur Verdurin fröhlich zurück. »Und so jung noch!« fing Brichot wieder von neuem an. Gereizt darüber, daß man sich mit so unnützem Zeug aufhielt, antwortete Monsieur Verdurin eilig und mit einem übertriebenen Stöhnen nicht des Kummers, sondern vielmehr höchster Ungeduld: »Nun ja, was wollen Sie, wir können nichts dabei machen, mit Worten bringen wir

ihn nicht ins Leben zurück.« Doch fand er gleich zu Heiterkeit und Freundlichkeit zurück: »Los, los, mein guter Brichot, legen Sie schnell Ihre Sachen ab. Wir haben eine Bouillabaisse, die nicht warten kann. Vor allem, um des Himmels willen, sagen Sie von Dechambre nichts zu Madame Verdurin! Sie wissen, sie verbirgt sehr gut, was sie innerlich fühlt, aber sie ist von einer geradezu krankhaften Sensibilität. Ich schwöre Ihnen, als sie erfahren hat, daß Dechambre tot sei, hat sie um ein Haar geweint«, erklärte Monsieur Verdurin in einem Ton tiefer Ironie. Wenn man ihn hörte, hätte man meinen können, es gehöre eine Art von Schwachsinn dazu, das Ableben eines Menschen nach dreißig Jahren der Freundschaft zu beklagen, doch andererseits erriet man, daß das ständige Zusammenleben von Monsieur Verdurin und seiner Frau es mit sich gebracht hatte, daß er sie andauernd kritisierte und sie ihn häufig reizte. »Wenn Sie zu ihr davon sprechen, macht sie sich noch vollends krank. Das wäre drei Wochen nach ihrer Bronchitis höchst bedauerlich. In solchen Fällen muß dann ich den Krankenwärter spielen. Sie werden begreifen, daß ich einstweilen wirklich genug davon habe. Beklagen Sie das Schicksal Dechambres in Ihrem Herzen, soviel Sie irgend wollen. Denken Sie daran, aber sprechen Sie nicht davon. Ich mochte Dechambre sehr gern, aber Sie werden mir nicht übelnehmen, wenn mir meine Frau denn doch noch bedeutend näher steht. Da ist Cottard, fragen Sie ihn selbst.« Tatsächlich wußte er, daß ein Hausarzt sich sehr wohl auf solche kleinen Dienste versteht, wie zum Beispiel zu verordnen, daß man keinen Kummer haben darf.

Der gelehrige Cottard hatte zu der Patronne gesagt: »Regen Sie sich nur weiter so auf, und Sie werden *mir* morgen 39° Fieber produzieren«, wie er zu seiner Köchin gesagt hätte: Morgen machen Sie mir ein Kalbsbries zu Mittag. Wenn auch die Medizin nicht wirklich zu heilen vermag, gibt sie sich wenigstens damit ab, den Sinn der Verben und Pronomina abzuwandeln.

Monsieur Verdurin war glücklich, konstatieren zu können, daß Saniette trotz der rauhen Abfuhr, die er vor zwei Tagen erlitt, gleichwohl das Fähnlein nicht verlassen hatte. Tatsächlich hatten Madame Verdurin und ihr Gatte in der Muße Grausamkeitsinstinkte entwickelt, denen die allzu seltenen großen Gelegenheiten gemeinhin nicht genügten. Freilich war es gelungen, Odette mit Swann und Brichot mit seiner Geliebten auseinanderzubringen, und selbstverständlich war, daß man es mit anderen ebenso machen würde. Doch die Gelegenheit dazu ergab sich nicht alle Tage, während dank seiner bebenden Empfindlichkeit, seiner ängstlichen und schnell in Kopflosigkeit ausartenden Schüchternheit Saniette ihnen jederzeit als Prügelknabe zur Verfügung stand. Aus Furcht, er könne sie versetzen, pflegte man ihn denn auch mit liebenswürdig überzeugenden Worten einzuladen, so wie es im Gymnasium die alten Schüler, beim Militär die alten Soldaten mit einem Rekruten machen, den sie einlullen, um sich ja seiner zu versichern, einzig zu dem Zweck, ihn zu hänseln und ihm Streiche zu spielen, sobald er nicht mehr entrinnen kann. »Vor allen Dingen«, gab Cottard Brichot, der die Reden Monsieur Verdurins nicht mitangehört hatte, noch einmal zu bedenken, »kein Wort in Gegenwart von Madame Verdurin.« – »Fürchtet nichts, o Cottard, habt Ihr es ja doch mit einem Weisen zu tun, wie schon Theokrit[1] gesagt hat. Im übrigen hat Monsieur Verdurin recht, was nützt uns alles Klagen?« setzte er hinzu, denn da er imstande war, zwischen gewissen Redewendungen und den Ideen, die sie in ihm auslösten, die richtige Verbindung herzustellen, aber keine eigene geistige Feinheit besaß, hatte er in den Worten von Monsieur Verdurin den mutigsten Stoizismus bewundert. »Immerhin ist ein großes Talent mit ihm dahingegangen.« – »Wie, Sie sprechen immer noch von Dechambre?« sagte Monsieur Verdurin, der uns vorausgegangen war, jedoch als er sah, daß wir ihm nicht folgten, wieder zu uns zurückgekehrt war. »Hören Sie«, sagte er zu Brichot, »man kann das auch übertreiben. Daß er tot ist,

ist doch kein Grund, ihn zum Genie zu stempeln, das er gar nicht war. Er spielte gut, versteht sich, und war hier vor allem ausgezeichnet in seinem Element; anderswohin verpflanzt, wäre er nichts mehr gewesen. Meine Frau war vernarrt in ihn und hat seinen Ruf begründet. Sie wissen ja, wie sie ist. Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, im Interesse seines Ruhmes ist er gerade im richtigen Moment gestorben, sozusagen *à point*, wie hoffentlich die Demoiselles de Caen, bereitet nach den unvergleichlichen Rezepten von Pampille[1] , es jetzt sein werden (wofern Sie sich nicht etwa mit Ihren Jeremiaden in dieser allen Winden geöffneten Kasbah noch lange verweilen wollen). Sie haben doch wohl nicht vor, uns alle umzubringen, weil Dechambre gestorben ist, wo er doch schon seit einem Jahr gezwungen war, Tonleitern zu spielen, bevor er ein Konzert gab, um vorübergehend, sehr vorübergehend, seine Fingerfertigkeit noch einmal wiederzufinden. Im übrigen werden Sie heute abend jemanden hören oder wenigstens treffen – denn dieser Schlingel gibt nur allzuoft nach dem Abendessen die Kunst für die Karten preis –, der denn doch ein anderer Künstler als Dechambre ist, einen jungen Menschen, den meine Frau entdeckt hat (wie Dechambre, Paderewski und alle übrigen): Morel. Der Bursche ist freilich noch nicht da. Ich werde gezwungen sein, ihm einen Wagen zum letzten Zug zu schicken. Er kommt mit einem alten Freund seiner Familie, auf den er von neuem gestoßen ist und der ihn tödlich langweilt, dem zur Gesellschaft er aber sonst, um seinen Vater nicht zu verstimmen, in Doncières hätte bleiben müssen: dem Baron de Charlus.« Die Getreuen traten ein. Monsieur Verdurin, der bei mir zurückgeblieben war, während ich meine Sachen ablegte, faßte mich scherzhaft unter dem Arm, wie es bei einem Abendessen der Hausherr tut, wenn er für einen Gast keine Tischdame hat. »Sind Sie gut gereist?« – »Ja, Monsieur Brichot hat mir Dinge erzählt, die mich sehr interessiert haben«, antwortete ich in Gedanken an die Etymologien und weil ich hatte sagen hören, die

Verdurins bewunderten Brichot sehr. »Das sollte mich wundern, wenn Sie etwas von ihm erfahren hätten«, sagte Monsieur Verdurin zu mir. »Er ist ein so zurückhaltender Mensch und spricht so wenig von den Dingen, die er weiß.« Dieses Kompliment kam mir nicht sehr zutreffend vor. »Er hat eine reizende Art«, sagte ich. »Hervorragend, köstlich, kein bißchen schulmeisterlich, ein Mann mit Phantasie, umgänglich, meine Frau schwärmt für ihn und ich auch!« antwortete mir Monsieur Verdurin in übertriebenem Ton und ganz, als rezitiere er eine Lektion. Da erst begriff ich, daß das, was er über Brichot zu mir gesagt hatte, ironisch gemeint gewesen war, und ich fragte mich, ob Monsieur Verdurin seit jenen fernen Zeiten, von denen ich hatte reden hören, wohl das Joch der Bevormundung durch seine Frau abgeschüttelt habe.

Der Bildhauer war sehr erstaunt zu hören, daß die Verdurins einwilligten, Monsieur de Charlus bei sich zu empfangen. Während man im Faubourg Saint-Germain, wo Monsieur de Charlus so gut bekannt war, niemals von seinen Sitten sprach (die übrigens den meisten unbekannt, für andere aber ein Gegenstand des Zweifels waren, da diese eher an schwärmerische, aber platonische Freundschaften und ein gewisses unvorsichtiges Zuweit-Gehen darin dachten, sorgfältig aber dennoch vertuscht von den einzig Eingeweihten, die die Achseln zuckten, wenn irgendeine übelwollende Gallardon eine Anspielung wagte), waren diese Sitten, die sonst nur einigen intimen Freunden bekannt waren, im Gegenteil ein täglich erörtertes Thema fern von dem Milieu, in dem er lebte, so wie man den Kanonendonner nur nach der Interferenz einer toten Zone vernimmt. Im übrigen war in diesen bürgerlichen oder künstlerischen Kreisen, in denen er für die Verkörperung der Homosexualität galt, seine große gesellschaftliche Situation und seine hohe Abkunft vollkommen unbekannt, dank einem Phänomen analog demjenigen, das bewirkt, daß im rumänischen Volk der Name Ronsard als der eines großen Herrn gilt, sein dichterisches Werk jedoch gänz-

lich unbekannt ist. Außerdem beruht Ronsards Adel in Rumänien auf einem Irrtum.[1] Ebenso rührte der schlechte Ruf von Monsieur de Charlus in der Welt der Maler oder Schauspieler daher, daß man ihn mit einem Grafen Leblois de Charlus verwechselte, der, nicht im geringsten oder doch nur außerordentlich entfernt mit jenem verwandt, vielleicht irrtümlich bei einer allen im Gedächtnis gebliebenen Polizeirazzia aufgegriffen worden war. Alles in allem fielen die Geschichten, die über Monsieur de Charlus in Umlauf waren, eigentlich dem Falschen zur Last. Viele Professionelle beteuerten, sie hätten Beziehungen zu Monsieur de Charlus gehabt, und waren sogar in gutem Glauben, da sie den falschen Charlus für den richtigen hielten und der falsche, vielleicht zum Teil aus adligem Getue, zum Teil, um seine Laster zu kaschieren, eine Verwirrung begünstigte, die dem richtigen (dem Baron, den wir kennen) lange zum Nachteil gereichte, später aber, als er tiefer gesunken war, ganz bequem für ihn wurde, denn auch ihm gestattete sie zu sagen: »Ich bin das nicht.« Im gegenwärtigen Augenblick sprach man tatsächlich nicht von ihm. Endlich kam zu den falschen Kommentaren einer an sich wahren Tatsache (nämlich der Neigungen des Barons) noch hinzu, daß er der intime, aber völlig platonische Freund eines Autors gewesen war, der in der Theaterwelt aus unbekannten Gründen jenen gewissen Ruf genoß und ihn durchaus nicht verdiente. Sah man sie bei einer Premiere zusammen, so flüsterte man: »Sie wissen ja schon«, ebenso wie es hieß, die Herzogin von Guermantes pflege unschickliche Beziehungen zu der Fürstin von Parma – eine unzerstörbare Legende, da sie sich nur in nächster Nähe dieser beiden großen Damen hätte verflüchtigen können, einer Nähe, in die die Personen, die dergleichen verbreiteten, wahrscheinlich niemals gelangten, es sei denn, daß sie die Herzogin im Theater lorgnierten und sie bei dem Inhaber des Nachbarfauteuils verleumdeten. Aus Monsieur de Charlus' Sitten zog der Bildhauer um so bedenkenloser den Schluß, daß die gesellschaftliche Stellung des

Barons entsprechend schlecht sein müsse, als er über die Familie, der Monsieur de Charlus angehörte, über seinen Titel, seinen Namen keinerlei Informationen besaß. Ebenso wie Cottard glaubte, jedermann wisse, daß der Titel eines Doktors der Medizin nichts, derjenige eines Assistenzarztes aber durchaus etwas sei, täuschen sich die Aristokraten, wenn sie sich vorstellen, die Allgemeinheit habe von der gesellschaftlichen Bedeutung ihres Namens die gleichen Vorstellungen wie sie selbst oder die Personen ihres eigenen Milieus.

Der Fürst von Agrigent galt als Hochstapler in den Augen eines Klubdieners, dem er fünfundzwanzig Louisd'or schuldete, und wurde erst im Faubourg Saint-Germain wieder richtig eingestuft, in dem er drei Schwestern hatte, die Herzoginnen waren. Denn nicht bei den einfachen Leuten, in deren Augen er wenig zählt, sondern bei den glanzvollen, die genau darüber Bescheid wissen, wer er ist, macht ein großer Herr den entsprechenden Eindruck. Monsieur de Charlus sollte sich im übrigen noch am gleichen Abend darüber klarwerden, wie wenig weitreichende Kenntnis der Patron von den erlauchtesten herzoglichen Familien besaß. Überzeugt, die Verdurins täten damit einen Mißgriff, daß sie in ihrem so »exklusiven« Salon einem derartig makelbehafteten Individuum Zugang gewährten, hielt der Bildhauer es für seine Pflicht, die Patronne auf die Seite zu nehmen. »Sie irren sich vollkommen, im übrigem glaube ich so etwas niemals, und außerdem, wenn es stimmt, muß ich Ihnen sagen, daß das mich nicht besonders kompromittieren kann!« gab ihm Madame Verdurin wütend zur Antwort, denn da Morel das Hauptelement der Mittwochabende war, legte sie vor allem Wert darauf, es nicht mit ihm zu verderben. Was Cottard betraf, so konnte er keinen Rat erteilen, denn er hatte gebeten, einen Augenblick »etwas erledigen« zu düfen, im *buen retiro* und darauf im Zimmer von Monsieur Verdurin einen sehr eiligen Brief an einen Patienten zu schreiben.

Ein großer Verleger aus Paris war zu Besuch und hatte gedacht, man werde ihn dabehalten. Brüsk und eilig brach er auf, als er sich der Einsicht nicht länger verschließen konnte, daß er für das Klübchen offenbar nicht elegant genug war. Er war ein großer, starker, sehr dunkler, arbeitsbesessener Mann, der irgend etwas Schneidendes an sich hatte. Er sah wie ein aus Ebenholz gefertigtes Papiermesser aus.

Madame Verdurin, die, um uns in ihrem ungeheuer großen Salon[1] zu empfangen – in dem Trophäen von am selben Tag gepflückten Gräsern, Mohn- und anderen Feldblumen mit den gleichen, von einem Künstler mit erlesenem Geschmack zwei Jahrhunderte zuvor in Camaieumalerei geschaffenen Motiven abwechselten –, sich einen Augenblick von einer Kartenpartie mit einem alten Freund erhoben hatte, bat uns um die Erlaubnis, diese noch rasch zu Ende zu führen, während sie mit uns plauderte. Im übrigen war ihr, was ich ihr über meine Eindrücke sagte, nur zur Hälfte genehm. Zunächst fand ich unglaublich, daß sie und ihr Mann sich alle Tage lange vor der Stunde jener Sonnenuntergänge ins Haus zurückzogen, die, von der Klippe, mehr aber noch von der Terrasse von La Raspelière aus gesehen, als einzigartig schön galten und für deren Anblick ich Meilen zurückgelegt hätte. »Ja, es ist ganz unvergleichlich«, sagte Madame Verdurin leichthin, während sie einen Blick durch die ungeheuren Fenster warf, die gleichzeitig Glastüren waren. »Wir sehen das zwar alle Tage, doch bekommen wir niemals genug davon«, und kehrte mit ihrem Blick wieder zu ihren Karten zurück. Doch gerade meine Begeisterung machte mich anspruchsvoll. Ich drückte mein Bedauern aus, daß man vom Salon aus nicht die Felsen von Darnetal sehen könne, die, wie Elstir mir gesagt hatte, wundervoll zu der Stunde sein sollten, in der sie so viele Farben widerspiegelten. »Oh! Sie können sie von hier aus nicht sehen, Sie müssen ganz ans andere Ende des Parkes gehen, zu dem ›Blick auf die Bucht‹. Von der Bank dort können Sie das ganze Panorama überschauen. Sie finden aber allein nicht hin.

Ich werde Sie hinführen, wenn Sie wollen«, setzte sie ohne großen Eifer hinzu. »Ach nein, hast du noch nicht genug von den Schmerzen, die du neulich bekommen hast, willst du sie dir etwa von neuem holen? Er kommt ja wieder her und kann den Blick auf die Bucht ein andermal genießen.« Ich insistierte nicht, begriff vielmehr, daß es den Verdurins zu wissen genügte, daß dieser Sonnenuntergang noch bis in ihren Salon und ihr Eßzimmer hinein ein prächtiges Gemälde gleich einem kostbaren japanischen Email schuf, das den hohen Preis rechtfertigte, um den sie La Raspelière völlig möbliert mieteten, zu dem sie aber selten ihre Blicke erhoben: Für sie war die Hauptsache, angenehm zu leben, spazierenzugehen, gut zu essen, zu plaudern, nette Freunde zu empfangen, die sie mit amüsanten Billardpartien, guten Mahlzeiten und vergnügten Picknicks unterhalten konnten. Ich mußte indessen später erkennen, mit welcher Umsicht sie die Gegend erforscht hatten und wie sie ihre Gäste zu Spaziergängen mitnahmen, die ebenso brandneu waren wie die Musik, die man bei ihnen hörte. Die Rolle, die die Blumen von La Raspelière, die Wege längs des Meeres, die alten Häuser, die unbekannten Kirchen im Leben von Monsieur Verdurin spielten, war so groß, daß diejenigen, die ihn nur in Paris sahen und ihrerseits das Leben am Meeresufer und auf dem Land durch städtische Formen des Luxus ersetzten, kaum begreifen konnten, welche Vorstellung er sich selbst von seinem Dasein machte und welche Bedeutung seine Freuden ihm in seinen eigenen Augen verliehen. Diese Bedeutung wurde noch durch die Tatsache vermehrt, daß die Verdurins überzeugt waren, La Raspelière, die sie zu kaufen gedachten, sei ein auf der ganzen Welt völlig einzig dastehender Besitz. Diese Überlegenheit, die sie aus Eigenliebe La Raspelière zuerkannten, rechtfertigte in ihren Augen meinen Enthusiasmus, der sie sonst eher gereizt hätte wegen der Enttäuschung, die er in sich barg (gleich jener, die das Auftreten der Berma seinerzeit bei mir hervorgerufen hatte) und die ich ihnen offen eingestand.

»Ich höre den Wagen zurückkommen, hoffentlich hat man sie gefunden«, murmelte plötzlich die Patronne. Bemerken wir hier noch kurz, daß Madame Verdurin, auch abgesehen von den unvermeidlichen Veränderungen des Alters, nicht mehr dem glich, was sie zu jener Zeit gewesen war, als Swann und Odette bei ihr das kleine Thema anhörten. Selbst wenn es gespielt wurde, hatte sie nicht mehr nötig, die von Bewunderung überwältigte Miene anzulegen, die sie früher zur Schau trug, denn diese war ihr ständiger Gesichtsausdruck geworden. Unter der Einwirkung der zahllosen Neuralgien, deren Ursache jeweils die Musik von Bach, von Wagner, von Vinteuil, von Debussy gewesen war, hatte die Stirn von Madame Verdurin enorme Proportionen angenommen wie Glieder, die der Rheumatismus schließlich deformiert. Wie zwei schöne, glühende, schmerzdurchwogte, milchigweiße Sphären, in denen die Harmonie bis in alle Ewigkeit kreist, schüttelten beiderseits ihre Schläfen die silbrigen Locken zurück und proklamierten anstelle der Patronne, die nicht den Mund zu öffnen brauchte: Ich weiß, was meiner heute abend harrt. Ihre Züge hatten nicht mehr nötig, nacheinander überstarken ästhetischen Impressionen Ausdruck zu verleihen, denn sie waren selbst zu deren permanentem Abbild in einem grandios verwüsteten Antlitz geworden. Diese Haltung des Sichergebens in immer unmittelbar bevorstehende, vom Schönen auferlegte Leiden, und des Mutes, der aufgewendet werden mußte, wollte man sich umziehen, wenn man noch kaum von der letzten Sonate genesen war, bewirkte, daß Madame Verdurin, selbst um die grausamste Musik anzuhören, eine verachtungsvoll unbewegliche Miene bewahrte und ihre zwei Löffel Aspirin sogar heimlich schluckte.

»Oh! Da sind sie ja«, rief Monsieur Verdurin erleichtert aus, als er sah, wie die Tür sich öffnete und den von Monsieur de Charlus gefolgten Morel einließ. Der Baron, für den ein Diner bei den Verdurins keineswegs mit einem gesellschaftlichen Ereignis identisch war, sondern eher dem Besuch eines

verrufenen Lokals glich, wirkte schüchtern wie ein Schuljunge, der zum erstenmal ein Bordell betritt und der Patronne mit größtem Respekt begegnet. Der zur Gewohnheit gewordene Wunsch des Barons, männlich und kalt zu erscheinen, wurde denn auch (als er in der offenen Tür erschien) von jenen Ideen traditioneller Höflichkeit beherrscht, die zu erwachen pflegen, wenn Befangenheit eine künstliche Haltung zunichte macht und statt dessen auf die Reserven des Unbewußten zurückgreift. Wird in einem Charlus, sei er nun adelig oder bürgerlich, ein solches Gefühl instinktiver und atavistischer Höflichkeit gegenüber Unbekannten wirksam, so übernimmt es stets die Seele einer Verwandten weiblichen Geschlechts, hilfreich wie eine Göttin oder doppelgängerhaft seine Gestalt nachahmend, ihn in einen neuen Salon einzuführen und seine Haltung formend zu bestimmen, bis er vor der Hausherrin steht. Irgendein junger Maler, der von einer frommen protestantischen Cousine erzogen worden ist, wird mit schräg geneigtem, leicht zitterndem Haupt und zum Himmel erhobenem Blick eintreten, die Hände in einem unsichtbaren Muff verkrampft, dessen schemenhafte Form und leibhaftige, schützende Gegenwart dem schüchternen Künstler helfen, ohne Platzangst den Abgrund zu überschreiten, der sich vom Vorzimmer bis zum kleinen Empfangssalon dehnt. So pflegte die fromme Verwandte, deren Gedächtnis ihn leitet, vor vielen Jahren ein Zimmer mit einer Jammermiene zu betreten, daß jedermann sich fragte, welches Unglück sie anzukünden kam, bis man bei ihren ersten Worten begriff – so wie jetzt bei dem Maler –, daß sie einzig eine Verdauungsvisite machte. Kraft jenes gleichen Gesetzes, das bewirkt, daß das Leben im Interesse der noch nicht vollendeten Handlung in einer unaufhörlichen Prostitution sich der achtbarsten, manchmal der frömmsten, manchmal der unschuldigsten Vermächtnisse der Vergangenheit bedient, sie nutzt, wenn auch entstellt, und obwohl dadurch ein völlig anderes Bild entsteht, vollzog derjenige der Neffen von Madame Cottard, der seine Familie

durch seine verweichlichten Manieren und seinen Umgang tief betrübte, sein Auftreten in einem Haus stets in so fröhlicher Form, als komme er, um eine Überraschung zu bereiten oder eine Erbschaft anzukündigen, völlig überstrahlt von einem Glück, nach dessen Anlaß man ihn vergebens gefragt hätte, da es nur aus einem ihm unbewußt überkommenen Erbe und seinem verkehrten Geschlecht entsprang. Er ging auf den Zehenspitzen, war zweifellos selbst erstaunt, daß er nicht ein Täschchen mit Visitenkarten trug, streckte die Hand aus, öffnete dabei genauso herzförmig den Mund, wie er es seine Tante hatte tun sehen, und sein einziger beunruhigter Blick galt dem Spiegel, in dem er anscheinend feststellen wollte – wie eines Tages Madame Cottard Swann gebeten hatte –, ob er, wiewohl barhaupt, den Hut nicht etwa schief aufgesetzt habe. Was nun Monsieur de Charlus betraf, dem die Gesellschaft, in der er gelebt hatte, in diesem kritischen Augenblick andersgeartete Beispiele und abweichende Arabesken der Liebenswürdigkeit sowie schließlich auch die Maxime zur Verfügung stellte, daß man in gewissen Fällen zugunsten von einfachen Kleinbürgern die erlesenste Grazie, mit der man sonst sehr zurückhaltend umgeht, hervorkehren muß, so kam er flatternd, geziert und ganz als ob das Wallen von Röcken seine gewundenen Bewegungen umflute und behindere, mit einer so geschmeichelten und hochgeehrten Miene auf Madame Verdurin zugetänzelt, als bedeute es für ihn eine allerhöchste Gunst, ihr vorgestellt zu werden. Sein halb geneigtes Antlitz, in dem Entzücken mit Wohlanständigkeit wetteiferte, war von vielen kleinen freundlichen Fältchen durchzogen. Man hätte meinen können, man sehe Madame de Marsantes nähertreten, so sehr kam in diesem Augenblick die Frau zum Vorschein, die ein Irrtum der Natur in den Körper von Monsieur de Charlus eingeschlossen hatte. Gewiß hatte der Baron harte Mühen darauf verwendet, diesen Irrtum zu vertuschen und sich möglichst männlich zu gebärden. Doch kaum war es ihm gelungen, so bekundete sich bei ihm, da er ja auch in der

Zwischenzeit die gleichen Neigungen beibehalten hatte, seine Gewohnheit, als Frau zu empfinden, von neuem in einem weiblichen Aussehen, das diesmal nicht der Vererbung, sondern dem individuellen Leben seinen Ursprung verdankte. Da er aber nach und nach dazu gekommen war, selbst in gesellschaftlichen Dingen weiblich zu empfinden, und das ganz ohne es selbst zu bemerken (denn nicht nur dadurch, daß man andere, sondern, daß man sich selbst belügt, verliert man schließlich das Gefühl dafür, wann man eigentlich lügt), entfaltete Monsieur de Charlus – obwohl er in dem Augenblick, da er bei den Verdurins eintrat, von seinem Körper, der sehr wohl verstanden hatte, was er selbst auf die Dauer nicht mehr begriff, verlangte, er möge die ganze Courtoisie eines großen Herrn an den Tag legen – in einer Weise, durch die der Baron das Attribut *ladylike* verdient hätte, den ganzen Charme einer großen Dame. Hätte man aber im übrigen sein Aussehen völlig von der Tatsache trennen können, daß die Söhne, da sie ja nicht immer dem Vater ähneln, sogar wenn sie nicht homosexuell sind, sondern sich zu Frauen hingezogen fühlen, in ihrem Gesicht in profanierender Weise ihrer Mutter gleichen? Doch wir wollen hier beiseite lassen, was ein Kapitel für sich verdiente: die profanierten Mütter.[1]

Obwohl andere Gründe bei dieser Verwandlung von Monsieur de Charlus die Hauptrolle spielten, das heißt, rein physische Gärstoffe in ihm die Materie »fermentierten« und allmählich seinen Körper in die Kategorie eines Frauenkörpers überführten, hatte doch die Verwandlung, die wir hier konstatieren, ihren Ursprung im Geistigen. Wenn man sich krank glaubt, wird man es; man magert ab, hat nicht mehr die Kraft, sich zu erheben, und leidet an nervösen Darmstörungen. Wenn man mit zärtlichen Gefühlen an Männer denkt, wird man zu einer Frau, und ein – wenn auch nur eingebildetes – Frauenkleid behindert einem die Schritte. Die fixe Idee kann in solchen Fällen auf das Geschlecht (wie in anderen auf die Gesundheit) von Grund auf verändernd einwirken. Morel, der

ihm folgte, kam mir guten Tag sagen. Wegen einer doppelten Wandlung, die sich in ihm vollzog, hatte ich in diesem Augenblick (ach, nur zu spät wußte ich es richtig zu veranschlagen) einen schlechten Eindruck von ihm, und zwar aus folgendem Grund. Ich habe bereits erzählt, daß Morel, der dem dienstbaren Stand seines Vaters entronnen war, sich im allgemeinen in einer höchst herablassenden Vertraulichkeit gefiel. An dem Tag, als er mir die Photographien brachte, hatte er mit mir gesprochen, ohne auch nur ein einziges Mal die Anrede »Monsieur« zu gebrauchen, und mich geradezu von oben herab behandelt. Wie groß war daher bei Madame Verdurin mein Erstaunen, als er sich sehr tief vor mir verneigte, und zwar vor mir allein, und als ich ihn, bevor er nur ein anderes Wort gesprochen hatte, respektvolle – äußerst respektvolle! –Wendungen (von denen ich für unmöglich gehalten hätte, daß sie unter seiner Feder oder auf seinen Lippen erscheinen könnten) an mich richten hörte. Ich hatte sofort den Eindruck, er habe vor, mich um etwas zu bitten. Nach einer Minute bereits zog er mich auf die Seite. »Monsieur würde mir einen großen Dienst erweisen«, sagte er zu mir, wobei er diesmal sogar so weit ging, in der dritten Person zu mir zu sprechen, »wenn Monsieur Madame Verdurin und ihren Gästen gegenüber die Art des Berufes ganz verschweigen würde, den mein Vater bei dem Onkel von Monsieur ausgeübt hat. Es wäre besser zu sagen, er sei in Ihrer Familie der Verwalter von so ausgedehnten Ländereien gewesen, daß er damit Ihren Eltern nahezu gleichgestellt war.« Die Bitte Morels war mir außerordentlich peinlich, weniger, weil sie mich zwang, die gesellschaftliche Stellung seines Vaters zu vergrößern, was mir vollkommen gleichgültig gewesen wäre, als vielmehr, weil sie mich auch zumindest das sichtbare Vermögen des meinigen aufbauschen hieß, was ich lächerlich fand. Doch war seine Miene so unglücklich, seine Bitte so dringend, daß ich sie ihm nicht abschlagen mochte. »Bitte, noch vor dem Abendessen«, sagte er in flehendem Ton, »Monsieur kann

doch tausend Vorwände finden, um Madame Verdurin auf die Seite zu ziehen.« Das tat ich denn auch wirklich und versuchte dabei, so gut ich eben konnte, den Glanz von Morels Vater heller erstrahlen zu lassen, ohne »Lebensstil« und »Grundbesitz« meiner Eltern allzu großartig darzustellen. Die Sache ging glatt durch trotz des Erstaunens von Madame Verdurin, die auf eine vage Bekanntschaft mit meinem Großvater zurückblickte. Da sie aber keinen Takt besaß und Familien haßte (dieses für den kleinen Kreis so zerstörerische Element), sagte sie, nachdem sie mir erzählt hatte, sie habe früher meinen Urgroßvater gesehen, und dabei von ihm als von einem halben Idioten sprach, der von dem kleinen Kreis nichts verstanden hätte und nach ihrem Ausdruck auch dort »nicht dazugehörte«: »Familien sind ja überhaupt etwas so Dummes, man trachtet nur danach, von ihnen loszukommen.« Gleich darauf erzählte sie mir von dem Vater meines Großvaters den folgenden Zug, von dem ich nichts wußte, obwohl ich zu Hause (ich hatte ihn nicht gekannt, aber es war noch viel von ihm die Rede gewesen) seinen ausgemachten Geiz (der in großem Gegensatz zu der etwas zu pomphaften Großzügigkeit meines Großonkels, des Freundes der Dame in Rosa und Brotherrn von Morels Vater, stand) immer vermutet hatte: »Daß Ihre Großeltern einen so feschen Güterverwalter hatten, beweist, daß es eben in den Familien Menschen ganz verschiedenen Schlages gibt. Der Vater ihres Großvaters war so geizig, daß er gegen Ende seines Lebens, als er schon etwas senil war – sehr gescheit war er offengestanden nie, Sie selbst sind da allen bei weitem über –, sich nicht entschließen konnte, drei Sous für eine Omnibusfahrt auszugeben. Es mußte ihm jeweils jemand nachgeschickt werden, der insgeheim den Omnibusschaffner bezahlte, den alten Geizkragen aber ließ man in dem Glauben, sein Freund, der Staatsminister Monsieur de Persigny[1] , habe erreicht, daß er umsonst Omnibus fahren dürfe. Im übrigen freut mich sehr, daß der Vater *unseres* Morel so angesehen war. Ich glaubte verstanden zu haben, er sei

Gymnasiallehrer gewesen. Es spielt ja auch gar keine Rolle – ich hatte mich offenbar verhört –, denn ich muß Ihnen sagen, daß wir hier nur den Eigenwert der Menschen schätzen, ihren persönlichen Beitrag, das, was ich als die Teilnahme bezeichne. Wenn man etwas von Kunst versteht, wenn man mit einem Wort zu den Eingeweihten gehört, kommt es auf alles übrige überhaupt nicht an.« Die Art, in der Morel dazugehörte – soweit ich es in Erfahrung bringen konnte –, bestand darin, daß er Männer und Frauen hinreichend liebte, um jedem Geschlecht mit Hilfe der Dinge Vergnügen zu bereiten, die er an dem anderen erprobt hatte; das wird sich später zeigen. Wesentlich aber ist hier zu sagen, daß, sobald ich ihm versprochen hatte, ich werde bei Madame Verdurin zu seinen Gunsten intervenieren, vor allem aber, sobald ich es getan hatte, und zwar in einer Weise, die keinen Rückzug mehr zuließ, Morels »Respekt« mir gegenüber sich wie durch Magie verflüchtigte, die devote Anredeform verschwand und er mir während einiger Zeit sogar aus dem Weg ging, wobei er sich noch dazu das Ansehen gab, als blicke er auf mich herab, so daß er, wenn Madame Verdurin wünschte, daß ich ihm etwas sagte, ihn zum Beispiel um ein bestimmtes Musikstück bat, sein Gespräch mit einem Getreuen fortsetzte, dann zu einem anderen trat und den Platz wechselte, sobald ich mich ihm näherte. Manchmal mußte man ihn drei- oder viermal darauf aufmerksam machen, daß ich etwas zu ihm gesagt hatte, worauf er dann mit gezwungener Miene und in kurzen Worten Antwort gab, wofern wir nicht allein miteinander waren. In diesem Fall war er gesprächig und freundschaftlich, denn es gab in seinem Charakter auch ganz reizende Züge. Ich schloß jedoch deshalb nicht weniger aus der Begegnung dieses ersten Abends, daß seiner Natur etwas Niedriges anhaften müsse, daß er, wenn es notwendig war, vor keiner Kriecherei zurückschrecke und von Dankbarkeit überhaupt nichts wisse. Darin glich er dem Gros aller Menschen. Da ich jedoch in mir etwas von meiner Großmutter hatte und Vergnügen an der Vielfalt

der Menschen fand, ohne etwas von ihnen zu erwarten oder ihnen deswegen böse zu sein, sah ich über seine moralische Dürftigkeit hinweg, ließ mir wohlsein bei seiner Heiterkeit, wenn sich die Gelegenheit dazu bot, und selbst bei dem, was ich rückblickend als aufrichtige Freundschaft von seiner Seite betrachte, als er nämlich nach Absolvierung aller seiner falschen Einsichten in die menschliche Natur begriff (von Fall zu Fall nur, denn immer wieder hatte er seltsame Rückfälle in seine primitive, blindwütige Barbarei), daß mein freundliches Verhalten ihm gegenüber völlig selbstlos war und meine Nachsicht nicht einem Mangel an Scharfblick entsprang, sondern dem, was er selbst Güte nannte; besonders aber überließ ich mich dem Zauber seiner Kunst, die kaum mehr als eine bewundernswerte Virtuosität war, aber mir doch erlaubte (ohne daß er im rein geistigen Sinne des Wortes ein wirklicher Musiker gewesen wäre), so viel schöne Musik von neuem zu hören oder auch kennenzulernen. Im übrigen verstand es ein Manager, Monsieur de Charlus, von dessen diesbezüglichen Talenten ich gar nichts wußte (obwohl Madame de Guermantes, die ihn in ihrer gemeinsamen Jugend noch als einen ganz anderen gekannt hatte, behauptete, er habe für sie eine Sonate komponiert, einen Fächer bemalt und dergleichen mehr), bescheiden in dem, was seine wirkliche Überlegenheit betraf und doch von allererstem Rang, diese Virtuosität in den Dienst eines vielfältigen und sie noch verzehnfachenden Kunstsinns zu stellen. Man denke sich einen zunächst nur besonders geschickten Künstler des russischen Balletts, der von Diaghilew in die richtige Form gebracht, trainiert und nach allen Richtungen hin entwickelt worden ist.

Ich hatte soeben Madame Verdurin zu verstehen gegeben, um was Morel mich gebeten hatte, und sprach nun von Saint-Loup mit Monsieur de Charlus, als Cottard in den Salon trat und, ganz als ob es brenne, verkündete, die Cambremers träfen gerade ein. Um sich nicht vor Neulingen wie Monsieur de Charlus (den Cottard nicht gesehen hatte) und mir das Anse-

hen zu geben, als lege sie selbst viel Wert auf die Ankunft der Cambremers, rührte Madame Verdurin sich nicht, antwortete nicht auf die Verkündung der Neuigkeit, sondern begnügte sich damit, zu dem Doktor, indem sie sich anmutig fächelte, in dem gekünstelten Ton einer Marquise des Théâtre-Français zu sagen: »Der Baron erzählte uns gerade …« Das war für Cottard zuviel! Weniger rasch, als er es früher getan hätte – denn seine Studien und die hohen Stellungen hatten verlangsamend auf seine Redeweise gewirkt –, aber doch mit jener tiefen Bewegung, die ihn bei den Verdurins von neuem überkam, rief er aus: »Ein Baron! Wo ist er denn, der Baron? Wo ist der Baron?«, während er mit solchem Erstaunen, daß es an Ungläubigkeit grenzte, seine Blicke umherschweifen ließ. Mit gespielter Gleichgültigkeit, wie eine Hausherrin, der ein Diener in Gegenwart der Gäste ein kostbares Glas zerbrochen hat, und in dem künstlich übersteigerten Tonfall einer preisgekrönten Schülerin des Conservatoire, die in einem Stück von Dumas fils auftritt, antwortete Madame Verdurin, während sie mit dem Fächer auf Morels Beschützer wies: »Der Baron de Charlus natürlich, dem ich Sie vorstellen möchte … Professor Cottard.« Es mißfiel übrigens Madame Verdurin nicht, daß sie Gelegenheit fand, derart die Dame zu spielen. Monsieur de Charlus streckte zwei Finger aus, die der Professor mit dem wohlwollenden Lächeln eines »Fürsten der Wissenschaft« drückte. Doch blieb er mitten in der Bewegung stecken, als er die Cambremers eintreten sah, während Monsieur de Charlus mich in eine Ecke zog, um ein Wort zu mir zu sagen, wobei er meine Muskeln abtastete, was eine deutsche Sitte ist. Monsieur de Cambremer hatte keine große Ähnlichkeit mit der alten Marquise. Er war, wie sie voller Zärtlichkeit erklärte, »ganz und gar der Papa«. Wer ihn oder auch nur seine lebhaften, ganz ordentlich abgefaßten Briefe nur vom Hörensagen kannte, war über seine körperliche Erscheinung erstaunt. Ohne Zweifel gewöhnte man sich daran. Doch seine Nase hatte, um sich schief über seinen Mund zu stellen, unter allen ver-

fügbaren schrägen Linien vielleicht die einzige gewählt, die auf diesem Gesicht zu ziehen einem selbst nie eingefallen wäre und die ihm eine gewisse Note vulgärer Dummheit gab, die durch die Nachbarschaft eines normannischen apfelroten Teints noch bekräftigt wurde. Möglich ist, daß die Augen von Monsieur de Cambremer unter ihren Lidern etwas von dem Himmel des Cotentin in sich bewahrt hatten, der so lieblich ist an schönen Sommertagen, an denen der Spaziergänger verweilt, um die am Rand der Landstraße aufgestellten Pappeln zu betrachten und ihre in die Hunderte gehenden Schatten zu zählen, aber diese schweren, tränenden und schlecht geschürzten Augenlider hätten sogar der Intelligenz den Zugang nach außen verwehrt. Befremdet über die Winzigkeit dieses blauen Blicks wandte man seine Aufmerksamkeit wieder ganz der schräggestellten großen Nase zu. Auf Grund einer Vertauschung der Sinne schaute Monsieur de Cambremer einen mit der Nase an. Diese Nase von Monsieur de Cambremer war nicht häßlich, eher sogar ein wenig zu schön, zu stark, zu stolz auf ihre Bedeutung. Geschwungen, auf Hochglanz poliert, funkelnagelneu, war sie ganz bereit, die geistige Insuffizienz des Blicks zu kompensieren; doch wenn die Augen manchmal das Organ sind, in dem sich der Geist enthüllt, so ist leider die Nase (ungeachtet der intimen Solidarität und unvermuteten Wechselwirkungen der Züge untereinander) im allgemeinen dasjenige, in dem sich am leichtesten die Dummheit offenbart.

Die zurückhaltend gewählte dunkle Kleidung, die Monsieur de Cambremer immer, sogar schon des Vormittags, trug, mochte zwar auf diejenigen beruhigend wirken, die sich von der grellen Aufdringlichkeit der Strandkostüme ihnen ganz unbekannter Leute geblendet und unangenehm berührt fühlten, doch konnte man gleichwohl nicht verstehen, weshalb die Frau des Gerichtspräsidenten mit einer Miene der Instinktsicherheit und Autorität einer Person, die mehr als andere über die Erfahrung der ersten Gesellschaft von Alençon verfügt,

erklärte, daß man sich angesichts von Monsieur de Cambremer auf der Stelle, bevor man noch wisse, wer er sei, in der Gegenwart eines Mannes von hoher Distinktion und vollkommener Wohlerzogenheit fühle, der einen angenehmen Gegensatz zu dem sonst üblichen Genre in Balbec bilde, eines Mannes, kurz gesagt, bei dessen Anblick man aufatmen könne. Er wirkte auf sie, die sich unter den vielen Touristen in Balbec, die ihre Kreise nicht kannten, zum Ersticken fühlte, wie ein Riechsalzflakon. Mir selbst schien er im Gegenteil einer der Menschen zu sein, die meine Großmutter auf der Stelle »sehr übel« gefunden hätte; da sie von Snobismus nichts wußte, wäre sie sicherlich höchst erstaunt gewesen, daß es ihm gelungen war, von Mademoiselle Legrandin, die doch eher heikel in Dingen der Distinktion sein mußte, da ihr Bruder »so angesehen« war, geheiratet zu werden. Allenfalls noch konnte man von der vulgären Häßlichkeit des Marquis von Cambremer sagen, daß sie seiner Heimatgegend entsprang und etwas von altersher Ortstypisches hatte; angesichts seiner fehlerhaften Züge, die man gern zurechtgerückt hätte, dachte man an die kleinen normannischen Städte, über deren Etymologien mein Pfarrer sich täuschte, weil die Bauern, die das normannische oder lateinische Wort, mit dem sie bezeichnet waren, schlecht ausgesprochen oder falsch verstanden hatten, schließlich in einem Barbarismus, der »bis in die Cartularien hinein«, wie Brichot gesagt hätte, zu finden war, den fehlerhaften Sinn und die Verballhornung der Form ein für allemal fixiert hatten. Das Leben in diesen alten Städtchen kann im übrigen angenehm verlaufen, und Monsieur de Cambremer mußte wohl auch seine guten Eigenschaften haben, denn wenn es auch den natürlichen Gefühlen einer Mutter entsprach, daß die alte Marquise ihren Sohn ihrer Schwiegertochter vorzog, so erklärte doch auch sie, die mehrere Kinder hatte, von denen zwei nicht ohne Verdienst waren, der Marquis sei ihrer Meinung nach der Beste von der Familie. Während der kurzen Zeit, die er in der Armee verbrachte, hat-

ten ihm seine Kameraden, die es zu umständlich fanden, Cambremer zu sagen, den Spitznamen Cancan gegeben, den er im übrigen in keiner Weise verdiente. Er wußte ein Diner, zu dem er eingeladen war, zu verschönern, indem er in dem Augenblick, da der Fisch erschien (selbst wenn er halb verdorben war), oder beim ersten Gang sagte: »Hören Sie mal, das scheint ja ein Prachtexemplar zu sein.« Seine Frau aber, die bei ihrem Eintritt in die Familie alles angenommen hatte, wovon sie glaubte, es gehöre zum Stil dieser Gesellschaft, begab sich auf das Niveau der Freunde ihres Gatten oder suchte ihm vielleicht auch zu gefallen wie eine Geliebte oder so zu tun, als habe sie schon in seinem Junggesellenleben eine Rolle gespielt, indem sie leichthin, wenn sie von ihm zu Offizieren sprach, sagte: »Cancan werden Sie auch sehen. Cancan ist nach Balbec gefahren, kommt aber heute abend zurück.« Sie war wütend darüber, daß sie sich an diesem Abend zu den Verdurins herablassen sollte, und tat es nur auf Bitten ihrer Schwiegermutter und ihres Mannes im Interesse der Mietangelegenheit. Weniger wohlerzogen als jene aber machte sie kein Hehl daraus, daß es aus diesem Grund geschah, und besprach eifrig seit vierzehn Tagen mit ihren Freundinnen die Dinereinladung. »Ihr wißt ja, wir sind bei unseren Mietern zum Abendessen eingeladen. Eine Mietzinserhöhung wäre danach nicht fehl am Platz. Im Grund bin ich ja ganz neugierig darauf, einmal zu sehen, was sie wohl aus unserer armen alten Raspelière gemacht haben« (ganz als sei sie dort geboren und finde im Schloß alte Familienerinnerungen vor). »Unser alter Wächter hat mir noch gestern gesagt, es sei alles einfach nicht wiederzuerkennen. Ich wage nicht, daran zu denken, was da drinnen wohl vorgehen mag. Ich glaube, wir werden gut daran tun, alles desinfizieren zu lassen, bevor wir das Haus wieder selbst beziehen.« Sie trat hochmütig und mürrisch mit der Miene einer großen Dame ein, deren Schloß im Verlauf eines Krieges von Feinden besetzt worden ist, die sich aber gleichwohl darin zu Hause fühlt und den Siegern zu zei-

gen gedenkt, daß sie Eindringlinge sind. Madame de Cambremer konnte mich zunächst nicht sehen, denn ich stand in einer seitlichen Fensternische mit Monsieur de Charlus, der mir sagte, er habe von Morel erfahren, daß sein Vater in meiner Familie »Verwalter« gewesen sei; er zähle hinlänglich auf meine Einsicht und meine Großherzigkeit (ein Terminus, der ihm und Swann gemeinsam war), daß ich mir das unedle, das schäbige Vergnügen versagen werde, das ordinäre kleine Vollidioten (ich war gewarnt) an meiner Stelle gewiß darin finden würden, unseren Gastgebern Einzelheiten zu enthüllen, die diesen abträglich erscheinen könnten. »Die bloße Tatsache schon, daß ich mich für ihn interessiere und meine schützende Hand über ihn breite, erhebt ihn in eine Sphäre, in der die Vergangenheit keine Rolle mehr spielt«, schloß der Baron. Während ich ihm zuhörte und ihm ein Schweigen versprach, das ich sogar ohne die Hoffnung, im Gegenzug als einsichtsvoll und großherzig zu gelten, bewahrt haben würde, betrachtete ich Madame de Cambremer. Ich hatte Mühe, das Schmelzende und Liebliche, das ich neulich zur Zeit des Nachmittagstees neben mir auf der Terrasse von Balbec vorgefunden hatte, in dem normannischen Trockenkeks wiederzuerkennen, der jetzt hart wie ein Kiesel vor mir stand und an dem die Getreuen sich die Zähne ausbeißen würden. Schon im voraus gereizt ob der leutseligen Art, die ihr Mann von seiner Mutter hatte und die bewirken würde, daß er eine höflich geehrte Miene annahm, wenn man ihm die Getreuen präsentierte, gleichwohl aber von dem Wunsch beseelt, ihre Funktionen als Weltdame zu erfüllen, wollte sie, als man ihr Brichot vorgestellt hatte, diesen auch mit ihrem Gatten bekanntmachen, weil sie das bei ihren eleganteren Freundinnen so gesehen hatte; aber da Zorn oder Hochmut bei ihr stärker waren als das Bedürfnis, gepflegte Lebensart zu zeigen, sagte sie nicht, wie sie hätte tun sollen: »Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Mann vorstelle«, sondern: »Ich werde Sie meinem Mann vorstellen.« So hielt sie die Fahne der Cambremers selbst gegen

deren Willen hoch, denn der Marquis verneigte sich vor Brichot so tief, wie sie vorausgesehen hatte. Doch die ganze schlechte Laune von Madame de Cambremer schlug mit einemmal um, als sie Monsieur de Charlus entdeckte, den sie vom Sehen kannte. Niemals war es ihr gelungen, ihn sich vorstellen zu lassen, selbst nicht während der Zeit ihrer Liaison mit Swann.[1] Monsieur de Charlus nämlich, der stets die Partei der Ehefrauen ergriff – die seiner Schwägerin gegen die Geliebten des Herzogs von Guermantes, die von Odette, die damals zwar noch nicht verheiratet, aber eine alte Beziehung Swanns war, gegen alle neueren –, hatte als strenger Verteidiger der Moral und treuer Beschützer der Ehen Odette das Versprechen gegeben – und auch gehalten –, sich mit Madame de Cambremer nicht bekanntmachen zu lassen. Diese hatte sicher nicht geahnt, daß sie ausgerechnet bei den Verdurins einen derart unnahbaren Mann kennenlernen würde. Monsieur de Cambremer wußte, welche große Freude das für sie war, so daß er selbst ganz gerührt darüber seine Frau mit einer Miene anblickte, die zu besagen schien: Nun sind Sie wohl zufrieden, daß Sie sich doch entschlossen haben, mit hierher zu kommen, nicht wahr? Er pflegte im übrigen sehr wenig zu sprechen in dem Bewußtsein, daß er eine ihm geistig überlegene Frau geheiratet habe. »Ich Unwürdiger«, sagte er bei jeder Gelegenheit und zitierte gern eine Fabel von La Fontaine sowie eine von Florian[1] , von denen er meinte, sie paßten zu seiner Unwissenheit; andererseits gestatteten sie ihm, in der Form einer nachlässigen Schmeichelei den Männern der Wissenschaft, die nicht zum Jockey-Club gehörten, darzutun, daß man gleichzeitig auf die Jagd gehen und Fabeln gelesen haben konnte. Bedauerlicherweise kannte er kaum mehr als zwei. Diese kehrten denn auch sehr oft in seinen Gesprächen wieder. Madame de Cambremer war nicht dumm, hatte aber verschiedene aufreizende Gewohnheiten. Bei ihr hatte die Entstellung von Namen absolut nichts von aristokratischer Verachtung. Sie hätte es nicht gemacht wie die Herzogin von

Guermantes (die bei ihrer hohen Geburt sich mehr als Madame de Cambremer so lächerlichen Dingen hätte fernhalten sollen), als sie, damit es nicht so aussehe, als kenne sie den so wenig eleganten Namen (jetzt derjenige einer der Frauen, deren Bekanntschaft am schwersten zu erreichen ist) Julien de Monchâteau, gesagt hatte: »Eine kleine Madame … Pico della Mirandola.«[2] Nein, wenn Madame de Cambremer einen Namen falsch zitierte, so geschah es aus Wohlwollen, um nicht den Anschein zu erwecken, sie wisse irgend etwas, und wenn sie es aus Wahrheitsliebe gleichwohl eingestand, so weil sie es gerade dadurch zu vertuschen glaubte, daß sie davon sprach. Wenn sie zum Beispiel eine Frau in Schutz nahm, so suchte sie darüber hinwegzutäuschen (obwohl sie gleichzeitig den, der sie dringend um die Wahrheit anging, nicht belügen wollte), daß Madame Soundso zur Zeit die Geliebte eines Herrn Sylvain Lévy sei, indem sie sagte: »Nein … ich weiß absolut nichts über sie, ich glaube, man hat ihr vorgeworfen, ein Herr interessiere sich leidenschaftlich für sie, und zwar ein Herr, dessen Namen ich nicht kenne, es war so etwas wie Cahn, Kohn oder Kuhn; im übrigen glaube ich, daß der Herr schon lange tot und daß auch niemals etwas zwischen ihnen gewesen ist.« Es ist dies ein Verfahren ähnlich dem von Lügnern – obwohl ihm gleichzeitig entgegengesetzt –, die, indem sie abändern, was sie getan haben, wenn sie es einer Geliebten oder auch nur einem Freund erzählen, sich vorstellen, der andere werde nicht sogleich bemerken, daß die vorgebrachte Bemerkung (ebenso wie Cahn, Kohn oder Kuhn) nachträglich interpoliert, von anderer Art als alles übrige in der Unterhaltung und gleichsam mit doppeltem Boden versehen ist.

Madame Verdurin flüsterte ihrem Gatten fragend ins Ohr: »Soll ich mich von dem Baron de Charlus zu Tisch führen lassen? Da du Madame de Cambremer auf deiner rechten Seite hast, könnte man in den Höflichkeiten Entsprechung schaffen.« – »Nein«, sagte Monsieur Verdurin, »der andere hat den höheren Rang« (er wollte damit sagen, daß Monsieur de

Cambremer Marquis sei) »und Monsieur de Charlus steht ihm somit nach.« – »Gut, dann werde ich ihn neben die Fürstin setzen.« Madame Verdurin stellte Monsieur de Charlus der Fürstin Scherbatow vor; sie verneigten sich schweigend voreinander, alle beide mit der Miene von Menschen, die genau übereinander Bescheid wissen und beiderseits Schweigen geloben. Monsieur Verdurin nannte Monsieur de Cambremer meinen Namen. Noch ehe er mit seiner lauten und leicht stotternden Stimme ein Wort gesagt hatte, deuteten seine hohe Erscheinung und sein stark gerötetes Gesicht in ihrer ganzen Bewegung das martialische Zögern eines militärischen Vorgesetzten an, der einen mit den Worten zu beruhigen sucht: »Man hat schon mit mir gesprochen, wir bringen das in Ordnung; ich werde Ihre Bestrafung annullieren lassen, wir sind ja schließlich keine Unmenschen; das kommt alles in Ordnung.« Dann sagte er, indem er mir die Hand drückte: »Ich glaube, Sie kennen meine Mutter.« Das Verbum »glauben« schien hier freilich mehr der Zurückhaltung einer ersten Vorstellung angepaßt zu sein, als einen Zweifel auszudrücken, denn er setzte hinzu: »Ich habe Ihnen im übrigen einen Brief von ihr mitgebracht.« Monsieur de Cambremer war in naiver Weise glücklich, die Stätten wiederzusehen, an denen er so lange gelebt hatte. »Ich fühle mich wieder wie zu Hause«, sagte er zu Madame Verdurin, während seine Blicke verwundert die Blumenmalereien auf den Supraporten und die Marmorbüsten auf ihren hohen Sockeln wiedererkannten. Er hatte dennoch allen Grund, sich etwas fremd zu fühlen, denn Madame Verdurin hatte eine Menge schöner alter Dinge aus ihrem eigenen Besitz mitgebracht. In dieser Hinsicht war Madame Verdurin, obwohl sie in den Augen der Cambremers als Umstürzlerin galt, keineswegs revolutionär, sondern in höchst umsichtiger Weise konservativ in einem Sinn, den jene nicht verstanden. Zu Unrecht beschuldigten die Cambremers ihre Mieter, ihr altes Heim zu mißachten und durch einfache Stoffbezüge anstelle der früheren aus Plüsch zu entwürdigen,

so wie ein unwissender Pfarrer einem von der Diözese bestellten Architekten zum Vorwurf macht, daß er alte Holzschnitzereien, die der Geistliche selbst, weil er es so für richtig hielt, durch an der Place Saint-Sulpice erstandene Zierstücke ersetzt hatte, vom Dachboden holt und an ihrem alten Platz installiert. Endlich begann ein schlichtes Bauerngärtchen vor dem Schloß anstelle der Teppichbeete zu entstehen, die den Stolz nicht nur der Cambremers, sondern auch ihres Gärtners gebildet hatten. Dieser, der die Cambremers als seine einzigen Herren betrachtete und unter dem Joch der Verdurins seufzte, als sei der Besitz vorübergehend von einem Eroberer und seinen Landsknechtshaufen okkupiert, trug insgeheim seine Klagen zu der entrechteten Eigentümerin und empörte sich über die Verachtung, die seinen Araukarien, seinen Begonien, dem Hauswurz und den gefüllten Dahlien zuteil geworden war, sowie darüber, daß man auf einem so reichen Besitztum derart gewöhnliche Blumen wie Kamille und Venushaar wachsen ließ. Madame Verdurin störte dieser stille Widerstand, und sie war entschlossen, für den Fall einer längeren Miete oder sogar eines Kaufs der Raspelière die Bedingung zu stellen, daß der Gärtner entlassen würde, an dem die alte Besitzerin dagegen außerordentlich hing. Er hatte ihr in schwierigen Zeiten nahezu umsonst gedient und hing mit großer Verehrung an ihr; aber aufgrund der bizarren Geteiltheit der Meinung bei Leuten aus dem Volk, bei denen tiefste moralische Verachtung in leidenschaftlicher Hochschätzung Raum finden kann, die ihrerseits vielleicht wieder alte Untergründe unvergessenen Grolls überdeckt, sagte er häufig von Madame de Cambremer, die im Jahre 1870 in einem Schloß, das sie im Osten Frankreichs besaß, von der Invasion überrascht worden war und vier Wochen lang den Kontakt mit den Deutschen hatte ertragen müssen: »Was man ja der Frau Marquise sehr zum Vorwurf gemacht hat, ist, daß sie während des Krieges die Partei der Preußen ergriffen und sie sogar bei sich im Hause aufgenommen hat. Zu jeder anderen Zeit hätte ich das verstanden;

aber im Krieg hätte sie so etwas nicht tun sollen. Richtig ist das nicht.« Auf diese Weise war er ihr bis zum Tode treu, verehrte sie wegen ihrer Güte und brachte gleichzeitig in Umlauf, sie habe sich des Landesverrats schuldig gemacht. Madame Verdurin fühlte sich gekränkt, weil Monsieur de Cambremer behauptete, er erkenne La Raspelière so gut wieder. »Sie werden immerhin einige Veränderungen feststellen müssen«, antwortete sie ihm. »Zunächst einmal haben wir die teuflischen großen Barbediennebronzen[1] und die kleinen Plüschhocker schleunigst auf den Speicher expediert, der noch zu gut für sie ist.« Nach dieser derben Abfuhr an die Adresse von Monsieur de Cambremer bot sie ihm den Arm, um mit ihm zu Tisch zu gehen. Er zögerte einen Augenblick, denn er dachte: »Ich kann doch nicht gut vor Monsieur de Charlus eintreten.« Dann aber dachte er, daß dieser wohl ein alter Freund des Hauses sein müsse, da er nicht den Ehrenplatz erhielt, entschloß sich, den Arm zu ergreifen, den Madame Verdurin ihm bot, und sagte zu ihr, wie stolz er darauf sei, zu dem Cenaculum zugelassen zu werden (so nannte er den kleinen Kreis nicht ohne ein Lächeln der Befriedigung darüber, daß er diesen Ausdruck kannte). Cottard, der neben Monsieur de Charlus saß, blickte ihn, um die Bekanntschaft zu eröffnen und das Eis zu brechen, hinter seinem Kneifer mit einem Augenzwinkern an, das viel beharrlicher als früher und nicht mehr von Schüchternheitsanfällen unterbrochen war. Seine einladenden, noch dazu durch ein Lächeln verstärkten Blicke blieben nicht mehr hinter dem Glas des Kneifers, sondern fluteten an allen Seiten dahinter hervor. Der Baron, der sehr leicht überall seinesgleichen vermutete, zweifelte nicht, daß Cottard einer davon sei und ihm schöne Augen zu machen versuche. Sofort legte er dem Professor gegenüber die Härte des Homosexuellen an den Tag, der ebenso verachtungsvoll denjenigen entgegentritt, denen er selbst gefällt, wie er sich eifersüchtig um die bemüht, welche ihm gefallen. Obwohl ein jeder in irreführender Weise von dem Glück spricht,

geliebt zu werden, einem Glück, das uns das Schicksal immer verwehrt, liegt es doch bestimmt in einem allgemeinen, nicht nur Menschen wie Charlus betreffenden Gesetz begründet, daß das Wesen, das wir nicht lieben, das uns aber liebt, uns unerträglich erscheint. Einem solchen Wesen, einer solchen Frau, von der wir auch nicht etwa sagen, daß sie uns liebt, sondern daß sie sich an uns hängt, ziehen wir dann die Gesellschaft jeder beliebigen anderen vor, auch wenn sie weder deren Charme noch ihre angenehmen Umgangsformen, noch ihren Geist besitzt. Sie selbst wird dies alles in unseren Augen erst wieder erlangen, wenn sie uns einmal nicht mehr liebt. In diesem Sinn könnte man in der Gereiztheit, die bei einem Homosexuellen ein Mann hervorruft, der ihm mißfällt, doch seine Nähe sucht, nur die bizarre Abwandlung einer allgemeinen Regel sehen. Nur ist die Gereiztheit viel stärker in diesem Fall. Während die meisten Menschen sie zu verbergen suchen, obschon sie sie verspüren, läßt sie der Homosexuelle den, der sie weckt, so unerbittlich merken, wie er das gewiß einer Frau gegenüber nie tun würde, Monsieur de Charlus zum Beispiel nicht der Fürstin von Guermantes gegenüber, deren Leidenschaft ihm lästig war, ihm jedoch schmeichelte. Sehen solche Männer, daß ein anderer ihnen seine Neigung entgegenbringt, dann – mag es nun aus Verständnislosigkeit dafür sein, daß es sich um die gleiche handelt wie die ihrige, oder mögen sie sich in unliebsamer Weise daran erinnert fühlen, wie sehr diese Neigung, die ihnen verklärt erscheint, solange sie selbst sie hegen, an sich als Laster betrachtet wird, oder mag es an dem Wunsch liegen, sich in augenfälliger Weise bei einer Gelegenheit zu rehabilitieren, wo es ihnen nichts ausmacht, oder an der Furcht davor, von anderen durchschaut zu werden, die sie plötzlich wieder verspüren, wenn das Verlangen sie nicht mehr blindlings von einer Unvorsichtigkeit in die andere tappen läßt, oder an dem Groll darüber, daß sie durch die Tatsache der zweideutigen Haltung eines anderen jenen Schaden erleiden könnten, den sie doch, wenn dieser andere ihnen ge-

fällt, nicht fürchten würden ihm zu bereiten – kann man diejenigen, denen es nichts ausmacht, einem jungen Mann meilenweit zu folgen, die ihn im Theater nicht aus den Augen lassen, selbst wenn er mit Freunden dort ist und sie ihn dadurch möglicherweise mit jenen auseinanderbringen, sagen hören, sobald ein anderer, der ihnen nicht gefällt, sie ins Auge faßt: »Mein Herr, wofür halten Sie mich?« (einfach weil er sie für das hält, was sie tatsächlich sind!) »Ich verstehe Sie nicht, es hat keinen Zweck, daß Sie sich weiter bemühen, Sie irren sich in mir«, und mitansehen, wie sie es sogar zu Ohrfeigen kommen lassen, vor einem anderen aber, der den Unvorsichtigen kennt, sich empört in die Brust werfen: »Wie, Sie kennen diesen gräßlichen Menschen? Er hat ja eine Art, einen anzusehen! … Was für Manieren sind das!« Monsieur de Charlus ging nicht so weit. Aber er nahm die beleidigte und eisige Miene an, die, wenn man sie für leichtfertig hält, Frauen zeigen, die es nicht sind, erst recht aber die, die es sind. Zudem hat der Homosexuelle, der sich in Gegenwart eines anderen Homosexuellen befindet, nicht nur ein unvorteilhaftes Abbild seiner selbst vor Augen, das sogar bei völliger Leblosigkeit ihn in seiner Eigenliebe kränken würde, sondern ein anderes, ein lebendiges Selbst, das in gleicher Weise handelt wie er und also auch imstande ist, ihm in seinem Liebesleben Schaden zuzufügen. So wird er denn aus einem Instinkt der Selbsterhaltung heraus von dem möglichen Rivalen etwas Schlechtes sagen, sei es zu den Leuten, die diesem schaden können (ohne daß dabei der Homosexuelle Nummer eins sich etwas daraus macht, als Lügner dazustehen, wenn er in dieser Weise den Homosexuellen Nummer zwei in den Augen von Personen belastet, die möglicherweise über seinen eigenen Fall unterrichtet sind), sei es dem jungen Mann gegenüber, den er selbst »aufgegabelt« hat und der ihm vielleicht abspenstig gemacht werden könnte, woraufhin er ihn zu überzeugen versucht, daß die gleichen Dinge, die er mit größtem Vorteil mit ihm selber tut, das Unglück seines Lebens herbei-

führen würden, wenn er sie mit jenem anderen triebe. Für Monsieur de Charlus, der Cottards Lächeln falsch deutete und vielleicht an die (völlig imaginären) Gefahren dachte, die dessen Anwesenheit für Morel bedeuten konnte, war ein Homosexueller, der ihm nicht gefiel, nicht nur eine Karikatur seiner selbst, sondern auch ein eigens prädestinierter Rivale. Ein Geschäftsmann, der mit einer seltenen Ware handelt und in eine Provinzstadt kommt, in der er sich für den Rest seines Lebens niederlassen will, dann aber am gleichen Platz gerade gegenüber den gleichen Handel von einem Konkurrenten betrieben sieht, fühlt sich nicht grauenhafter vernichtet als ein Charlus, der sein Liebesleben in einem friedlichen Landstrich verbergen möchte und an seinem Ankunftstag den dortigen Junker – oder den Friseur – zu Gesicht bekommt, dessen Erscheinungsbild und Attitüden ihm sämtliche Zweifel benehmen. Der Geschäftsmann wird oft von Haß auf seinen Konkurrenten überwältigt; dieser Haß artet manchmal in krankhafte Depression aus, und wenn noch irgendeine erbliche Belastung hinzukommt, so hat man schon gesehen, daß in solchen kleinen Städten der Geschäftsmann Ansätze zum Wahnsinn entwickelt, denen man heilend nur begegnen kann, indem man ihn zum Verkauf seines Unternehmens und zur Abreise bewegt. Die brennende Qual des Homosexuellen ist noch viel schmerzhafter. Schon vom ersten Moment an hat er begriffen, daß der Junker und der Friseur es auf seinen jungen Gefährten abgesehen haben. Es nützt ihm gar nichts, wenn er letzterem täglich hundertmal auseinandersetzt, der Friseur und der Junker seien Schurken, die ihn um seine Ehre bringen würden, sobald er sich näher mit ihnen einließe, er muß gleichwohl wie Harpagon[1] über seinen Schatz wachen und steht nächtens auf, um nachzusehen, ob ihn auch keiner raubt. Das gerade bewirkt bestimmt noch mehr als das Verlangen oder die sich bietende Bequemlichkeit gemeinsamer Gewohnheiten und fast ebensosehr wie die am eigenen Ich gemachte und damit einzig wahre Erfahrung, daß ein Homosexueller den anderen

mit fast unfehlbarer Schnelligkeit und Sicherheit ausfindig macht. Er mag sich einen Augenblick täuschen, doch eine seherische Eingebung führt ihn rasch wieder zur Wahrheit. Deshalb verharrte auch Monsieur de Charlus nur kurz in seinem Irrtum. Der seherische Scharfblick offenbarte ihm gleich darauf, daß Cottard nicht seines Schlages war und daß er von dessen Avancen weder für sich – was ihn nur angewidert hätte – noch für Morel – was ernster gewesen wäre – etwas zu befürchten hatte. Er beruhigte sich wieder, aber da er noch unter dem Einfluß des Durchgangs der Venus Androgyne[1] stand, lächelte er den Verdurins nur gelegentlich und flüchtig zu, ohne den Mund aufzutun, wobei er nur den Mundwinkel ein wenig hob und sekundenlang etwas schelmisch Schmeichelndes in seinen Augen aufglimmen ließ (ausgerechnet er, der so großen Wert auf Männlichkeit legte), genau wie es seine Schwägerin, die Herzogin von Guermantes, getan hätte. »Sie gehen viel auf Jagd, Marquis?« fragte Madame Verdurin etwas herablassend Monsieur de Cambremer. »Hat Ski Ihnen berichtet, was für eine tolle Geschichte uns passiert ist?« fragte Cottard die Patronne. »Ich jage vor allem im Wald von Chantepie«, antwortete Monsieur de Cambremer. »Nein, ich habe nichts erzählt«, sagte Ski. »Verdient er seinen Namen?« wollte Brichot von Monsieur de Cambremer wissen, nachdem er mir zugezwinkert hatte, denn er hatte mir versprochen, Etymologien aufs Tapet zu bringen, mich aber gebeten, den Cambremers nichts von der Geringschätzung zu sagen, die jene des Pfarrers von Combray in seinen Augen verdienten. »Es liegt zweifellos an mir, daß ich so schwer begreife, aber ich verstehe Ihre Frage nicht ganz«, sagte Monsieur de Cambremer. »Ich meine, hört man dort wirklich Elstern schwatzen?« antwortete Brichot. Cottard konnte es inzwischen nicht mehr aushalten, Madame Verdurin noch länger in Unkenntnis darüber zu sehen, daß sie um ein Haar den Zug versäumt hatten. »Also los«, sagte Madame Cottard zu ihrem Mann, um ihn zu ermutigen, »so erzähle doch deine Odys-

see.« – »Tatsächlich ist das eine ganz tolle Geschichte«, sagte der Doktor und begann noch einmal von vorn mit seinem Bericht. »Als ich den Zug auf dem Bahnhof stehen sah, war ich wie vom Donner gerührt. Ski ist an allem schuld. Sie sind wirklich ›bizarroid‹ mit Ihren Informationen, mein Lieber! Und wo uns noch dazu Brichot auf dem Bahnhof erwartete!« – »Ich glaubte schon«, sagte der Gelehrte, mit einem letzten Rest seiner Sehkraft und mit einem dünnen Lächeln um sich blickend, »Sie hätten sich in Graincourt verspätet, weil Sie dort irgendeiner Peripatetikerin begegnet wären.« – »Wollen Sie wohl schweigen? Wenn meine Frau das hört!« sagte der Professor. »Frau von mir immer ist eifersuchtig.« – »Ach, dieser Brichot«, rief Ski, in welchem der gewagte Scherz die traditionelle Heiterkeit hervorrief, »er kann doch einfach nicht anders!«, wiewohl er, um die Wahrheit zu sagen, nicht wußte, ob der Gelehrte jemals ein Leichtfuß gewesen war. Um zu diesem gebräuchlichen Satz auch noch die rituelle Geste hinzuzufügen, tat er so, als könne er kaum der Versuchung widerstehen, ihn ins Bein zu zwicken. »Dieser Bursche ändert sich nicht«, fuhr Ski fort, und ohne daran zu denken, daß die Quasi-Blindheit des Gelehrten seinen Worten etwas zugleich Trauriges und Komisches gab, setzte er hinzu: »Immer ein Auge für die holde Weiblichkeit.« – »Da sieht man«, sagte Monsieur de Cambremer, »was es heißt, einem gelehrten Mann zu begegnen. Fünfzehn Jahre lang jage ich jetzt schon im Wald von Chantepie und habe noch nie darüber nachgedacht, was der Name bedeutet.« Madame de Cambremer warf einen strengen Blick auf ihren Gatten; sie sah nicht gern, daß er sich in dieser Weise vor Brichot demütigte. Noch unzufriedener wurde sie, als Cottard – der sich darin auskannte, weil er sie mühsam studiert hatte – ihrem Cancan, der seine Einfalt eingestand, bei jeder redensartlichen Wendung, die dieser gebrauchte, darlegte, daß sie eigentlich gar nichts Rechtes bedeutete: »Warum sagen Sie: dumm wie Bohnenstroh? Meinen Sie, Bohnenstroh sei dümmer als etwas anderes? Sie sa-

gen: zwanzigmal dieselbe Sache wiederholen. Warum zwanzigmal? Warum: schlafen wie ein Murmeltier? Warum: Donner und Doria? Warum: Siebensachen?« Doch die Verteidigung Monsieur de Cambremers wurde von Brichot übernommen, der den Ursprung jeder einzelnen dieser Wendungen erklärte. Madame de Cambremer aber war vor allem damit beschäftigt, die Veränderungen festzustellen, die die Verdurins in La Raspelière vorgenommen hatten, damit sie die einen kritisieren und andere oder vielleicht die gleichen in Féterne einführen konnte. »Ich frage mich, was dieser Lüster bedeuten soll, der da so schief herumhängt. Ich kann meine alte Raspelière nur mit Mühe wiedererkennen«, setzte sie mit der Miene aristokratischer Vertrautheit mit diesem alten Heim hinzu, so wie sie von einem Diener gesprochen hätte, weniger um sein Alter anzudeuten, als um zu verstehen zu geben, daß sie ihn von Kind auf gekannt hatte. Und da sie stets etwas literarisch in ihrer Ausdrucksweise war, bemerkte sie außerdem noch mit halblauter Stimme: »Alles in allem würde mich doch, wenn ich bei anderen wohnte, die heilige Scheu überkommen, alles derart zu verändern.« – »Schade, daß Sie nicht mit den übrigen zusammen gekommen sind«, sagte Madame Verdurin zu Monsieur de Charlus und Morel, denn sie sah in Monsieur de Charlus bereits eine »Akquisition« und hoffte, er werde sich der Regel fügen, mit dem gleichen Zug wie die andern zu kommen. »Sind Sie sicher, daß Chantepie schwatzende Elster heißt, Chochotte?« fragte sie, um zu zeigen, daß sie als vollkommene Gastgeberin an allen Unterhaltungen gleichzeitig teilnahm. »Erzählen Sie mir doch noch ein wenig von diesem Violinisten«, bat mich Madame de Cambremer, »ich interessiere mich für ihn; ich schwärme für Musik, und mir scheint, ich habe schon von ihm gehört, helfen Sie mir bitte.« Sie hatte erfahren, daß Morel mit Monsieur de Charlus gekommen sei, und wollte versuchen, indem sie den ersten ins Haus zog, sich mit dem zweiten enger zu verbinden. Damit ich den Grund nicht erriet, setzte sie aber hinzu: »Auch Mon-

sieur Brichot interessiert mich sehr.« Denn sie war zwar sehr kultiviert, doch wie gewisse zur Fettleibigkeit neigende Personen kaum etwas essen, sich den ganzen Tag bewegen und doch zusehends immer dicker werden, mochte Madame de Cambremer sich noch so sehr, besonders in Féterne, in eine immer esoterischere Philosophie und immer schwierigere Musik vertiefen: Auch nach Absolvierung dieser Studien tat sie nichts anderes als Intrigen spinnen, die ihr gestatteten, ihre bürgerlichen Jugendfreundschaften zu »schneiden«, und Beziehungen zu suchen, von denen sie ursprünglich geglaubt hatte, sie bildeten einen Teil des Kreises ihrer angeheirateten Familie, später aber einsehen mußte, daß sie weit höheren und ferneren Sphären angehörten. Ein Philosoph, der für sie nicht modern genug war, Leibniz, hat gesagt, es sei ein langer Weg vom Verstand zum Herzen.[1] Diesen Weg hatte Madame de Cambremer ebensowenig wie ihr Bruder zurückzulegen vermocht. Obwohl sie die Bücher von Stuart Mill nur aus der Hand legte, um nach den Schriften Lacheliers[2] zu greifen, setzte sie, in dem Maße, wie ihr Glaube an die Realität der Außenwelt abnahm, ein immer leidenschaftlicheres Bemühen daran, sich vor ihrem Tod in dieser letzteren noch eine gute Stellung zu sichern. Vom Realismus in der Kunst begeistert, fand sie keinen Gegenstand bescheiden genug, um als Vorwurf für den Maler oder Romanschriftsteller zu dienen. Ein Gesellschaftsroman oder -gemälde hätten ihr Übelkeit verursacht; ein Tolstojscher Muschik oder ein Bauer Millets bildeten für sie die äußerste soziale Grenzlinie, bis zu der ein Künstler gehen durfte. Doch die zu überschreiten, von denen ihre eigenen Bekanntschaften begrenzt wurden, sich bis zum Umgang mit Herzoginnen emporzuschwingen, war für sie das Ziel aller Bemühungen, so unwirksam blieb das geistige Training, dem sie sich mit Hilfe des Studiums von Meisterwerken unterzog, gegen den angeborenen, krankhaften Snobismus, der sich bei ihr entwickelte. Dieser hatte schließlich sogar bei ihr gewisse Tendenzen zu Geiz und Ehebruch, denen sie in

ihrer Jugend zuneigte, geheilt, vergleichbar darin gewissen besonderen pathologischen Dauerzuständen, welche die davon Betroffenen gegen andere Krankheiten immun zu machen scheinen. Ich kam indessen nicht umhin, als ich sie sprechen hörte, dem Raffinement ihrer Ausdrucksweise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn ich auch freilich kein Vergnügen dabei empfand. Es war von der Art, wie es zu einem gegebenen Zeitpunkt alle Leute einer gleichen geistigen Prägung an sich haben, so daß der raffinierte Ausdruck wie ein Ausschnitt aus dem Kreisbogen genügt, um den Gesamtumfang zu bestimmen. Diese Ausdrücke bewirken denn auch, daß die Leute, die sie verwenden, mich auf der Stelle langweilen, als kennte ich sie schon lange, andererseits jedoch auch, daß sie für geistig hochstehend gelten, so daß sie mir oft als besonders verlockende, von mir gleichwohl nicht geschätzte Tischnachbarn zugedacht worden sind. »Sie wissen ja sicher, gnädige Frau, daß viele Waldregionen ihren Namen von den Tieren haben, die sie bevölkern. Neben dem Wald von Chantepie gibt es zum Beispiel auch den Wald von Chantereine.« – »Ich weiß zwar nicht, um welche Königin es sich handelt, aber galant sind Sie ihr gegenüber nicht«, bemerkte Monsieur de Cambremer. – »Merken Sie sich's, Chochotte«, sagte Madame Verdurin. »Aber im übrigen sind Sie gut hergekommen?« – »Wir sind nur undefinierbaren Exemplaren der menschlichen Spezies begegnet, welche den Zug bevölkerten. Aber ich möchte jetzt noch die Frage von Monsieur de Cambremer beantworten: *Reine* ist hier nicht die Gemahlin des Königs, sondern der Frosch. Diesen Namen hat er lange in dieser Gegend getragen, wie die Station Renneville beweist, die eigentlich Reineville geschrieben werden müßte.« – »Da scheinen Sie aber ein Prachtexemplar zu haben«, bemerkte Monsieur de Cambremer zu Madame Verdurin, indem er auf einen Fisch wies. Es war dies eines der Komplimente, mit deren Hilfe er seinen Tribut bei einer Abendeinladung zu entrichten und bereits dafür gedankt zu haben meinte. (Sie einzuladen ist

überflüssig, sagte er häufig zu seiner Frau, wenn von irgendwelchen ihrer Freunde die Rede war. Sie waren entzückt, uns bei sich zu haben. Der Dank ist ganz auf ihrer Seite gewesen.) »Im übrigen muß ich Ihnen sagen, daß ich seit vielen Jahren fast täglich nach Renneville fahre, aber ich habe dort nicht mehr Frösche bemerkt als anderswo. Meine Frau hatte einen Pfarrer aus einer Diözese, in der sie großen Landbesitz hat, hierherkommen lassen, einen Mann, der ähnliche Interessen hat wie Sie, will mir scheinen. Er hat darüber ein Werk verfaßt.« – »Das will ich meinen, ich habe es mit dem größten Interesse gelesen«, gab Brichot heuchlerisch zur Antwort. Die Befriedigung seines Stolzes, die Monsieur de Cambremer indirekt aus dieser Antwort zog, bewirkte, daß er sich einem langen Heiterkeitsausbruch überließ. »Nun also, der Autor dieses – wie soll ich sagen – geographischen Werkes, dieses Glossariums, läßt sich lang und breit über den Namen einer kleinen Ortschaft aus, von der wir, wenn ich so sagen darf, früher die Herrschaft waren und die Pont-à-Couleuvre[1] heißt. Nun bin ich offenbar nur ein armer Unwissender neben jenem Born der Wissenschaft, aber ich bin wohl tausendmal so oft wie er in Pont-à-Couleuvre gewesen, doch soll mich der Teufel holen, wenn ich jemals dort ein einziges dieser häßlichen Viecher gesehen habe – ich nenne sie häßlich trotz des Lobes, das der gute La Fontaine ihnen spendet« (»Der Mann und die Schlange« war eine der beiden Fabeln). – »Sie haben keine gesehen und haben ganz recht damit«, antwortete ihm Brichot. »Gewiß kennt der Verfasser, von dem Sie reden, seinen Gegenstand sehr genau; und sein Buch darüber ist bemerkenswert.« – »Allerdings!« rief Madame de Cambremer aus, »dieses Buch, hier ist der Ausdruck wirklich am Platz, scheint mir ein hochgelehrtes Werk zu sein.« – »Ohne jeden Zweifel hat er eine Reihe von Polyptychen durchstudiert (man versteht darunter die Pfründen- und Pfarr-Register der einzelnen Diözesen), aus denen er die Namen der weltlichen und kirchlichen Lehensherren entnehmen konnte. Doch gibt es noch an-

dere Quellen. Einer meiner gelehrtesten Freunde hat daraus geschöpft. Er hat festgestellt, daß der gleiche Ort auch Pont-à-Quileuvre benannt war. Dieser seltsame Name reizte seine Neugier, noch weiter zurückzugehen, bis zu einem lateinischen Text, in dem die Brücke, die Ihr Freund von Schlangen heimgesucht glaubt, als *Pons cui aperit* bezeichnet wird, das heißt als eine befestigte Brücke, die sich nur nach Entrichtung einer entsprechenden Gebühr öffnete.« – »Sie sprechen da von Fröschen. Wenn ich mich unter so gelehrten Personen befinde, komme ich mir tatsächlich vor wie der Frosch vor dem Areopag« (dies war die zweite Fabel), erklärte Cancan, der höchlichst erheitert sich des öfteren diesen Scherz erlaubte, durch den er, gleichzeitig bescheiden und schlagfertig, seine Unwissenheit zu bekennen und sein Wissen darzutun meinte. Cottard nun, auf den das Schweigen von Monsieur de Charlus lähmend wirkte und der daraufhin bemüht war, sich nach anderen Seiten Luft zu machen, wandte sich zu mir und stellte mir eine jener Fragen, die seine Patienten frappierten, wofern er es richtig traf und dadurch gewissermaßen bewies, wie sehr er in ihrem Körper zu Hause war, andernfalls aber, wenn er daneben hieb, ihm gestatteten, gewisse Theorien richtigzustellen und veraltete Gesichtspunkte um neue zu bereichern. »Wenn Sie in eine solche vergleichsweise hochgelegene Gegend kommen wie die, in der wir uns in diesem Augenblick befinden, stellen Sie dann fest, daß sich Ihre Neigung zu Erstickungsanfällen vermehrt?« fragte er mich, gewiß, entweder bewundert zu werden oder seine Erfahrungen vorteilhaft zu ergänzen. Monsieur de Cambremer hörte die Frage und lächelte. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie amüsant ich es finde, daß Sie an Erstickungsanfällen leiden«, warf er mir über den Tisch hinweg zu. Er wollte nicht sagen, daß es ihn erheiterte, wiewohl auch das gestimmt hätte. Denn dieser wackere Mann konnte nicht vom Unglück eines anderen ohne ein Gefühl des Behagens und eine unwillkürliche Lachanwandlung reden hören, die freilich schnell dem Mitleid eines

guten Herzens wichen. Doch hatte seine Bemerkung einen anderen Sinn, der aus der darauffolgenden hervorging: »Ich finde es amüsant«, sagte er, »weil ausgerechnet meine Schwester ebenfalls daran leidet.« Im Grund fand er es also auf dieselbe Art amüsant, wie wenn ich jemanden, der viel bei ihnen verkehrte, als einen guten Freund von mir bezeichnet hätte. Wie klein doch die Welt ist, war die Überlegung, die ihm durch den Kopf ging und die ich sofort in seinen lächelnden Zügen las, als Cottard meine Erstickungsanfälle erwähnte. Diese waren von jenem Diner an etwas wie ein gemeinsamer Bekannter, nach dem Monsieur de Cambremer sich nie bei mir zu erkundigen unterließ, wäre es auch nur, um seine Schwester auf dem laufenden zu halten.

Während ich die Fragen beantwortete, die seine Frau mir im Hinblick auf Morel stellte, dachte ich an eine Unterhaltung, die ich am gleichen Nachmittag mit meiner Mutter gehabt hatte. Obwohl sie vermied, mir von einem Besuch bei den Verdurins abzuraten, wenn mich das zerstreuen konnte, hatte meine Mutter dennoch angedeutet, daß dies ein Milieu sei, das meinem Großvater nicht gefallen, sondern ihn zu dem Ausruf »Achtung! Achtung!« veranlaßt hätte, und hinzugesetzt: »Höre, der Präsident Toureuil und seine Frau haben mir erzählt, sie hätten bei Madame Bontemps zu Mittag gegessen. Sie haben mich nicht weiter gefragt. Aber ich glaubte doch herauszuhören, daß Albertines Tante von einer Heirat zwischen dir und ihrer Nichte träumt. Der Hauptgrund ist wohl, daß du ihnen allen sehr sympathisch bist. Aber sicher spielt auch die Annahme, du könntest ihr ein luxuriöses Leben bieten, und die Verbindungen, von denen man mehr oder weniger weiß, daß wir sie besitzen, eine gewisse, wenn auch untergeordnete Rolle dabei. Ich hätte gar nichts davon zu dir gesagt, weil ich es eigentlich nicht gern tue, aber da ich mir vorstellen kann, daß man mit dir darüber sprechen wird, hielt ich für besser, wenn ich vorher schon einmal ein Wort davon erwähne.« – »Und du? Wie findest du sie denn?« hatte ich

meine Mutter gefragt. – »Nun, schließlich heirate ich sie ja nicht. Als Partie könntest du sicher etwas tausendmal Besseres finden. Aber ich glaube, deine Großmutter hätte nicht gern gesehen, daß man dich da beeinflußt. Im Augenblick kann ich dir nicht sagen, wie ich Albertine finde, denn ich finde sie gar nicht. Ich kann dir nur sagen wie Madame de Sévigné: ›Sie hat gute Eigenschaften, wenigstens glaube ich es. Doch jetzt am Anfang kann ich sie nur durch Verneinungen loben. Sie ist nicht dies oder das, sie spricht nicht mit dem Akzent von Rennes. Mit der Zeit werde ich vielleicht sagen können: Sie ist das oder das.‹[1] Immer aber werde ich sie gut finden, wenn sie dich glücklich macht.« Durch diese Worte gerade, die die Entscheidung über mein Glück ganz in meine Hände legten, hatte mich meine Mutter in jenen Zustand des Zweifels gestürzt, in dem ich mich schon einmal befand, damals, als mein Vater mir erlaubt hatte, in *Phèdre* zu gehen, vor allem aber mich der Literatur zu widmen, und wo ich plötzlich eine zu große Verantwortung gespürt hatte, dazu die Furcht, ihm wehzutun, und diese Schwermut, die einen überfällt, wenn man nicht länger Befehlen gehorcht, die von einem Tag zum anderen die Zukunft verdecken, und man sich zudem endlich darüber klarwerden muß, daß man begonnen hat, sein Leben ernstlich und als Erwachsener zu führen, jenes eine Leben, das jeder von uns nur zur Verfügung hat.

Vielleicht würde es besser sein, etwas zu warten, Albertine zunächst wieder zu sehen wie in der Vergangenheit, um danach zu ermessen, ob ich sie wirklich liebte. Ich könnte sie zu ihrer Zerstreuung zu den Verdurins mitnehmen, und das erinnerte mich daran, daß ich selbst an diesem Abend nur hergekommen war, um in Erfahrung zu bringen, ob die Baronin Putbus dort sei oder noch kommen werde. Auf alle Fälle nahm sie an dem Abendessen nicht teil. »Apropos, Ihr Freund Saint-Loup«, sagte Madame de Cambremer zu mir und verwendete dabei einen Ausdruck, der in ihren Gedanken mehr Folge verriet, als ihre Sätze hätten vermuten lassen, denn

wenn sie zu mir von Musik sprach, so meinte sie die Guermantes, »Sie wissen doch, daß alle Welt von seiner Heirat mit der Nichte der Fürstin von Guermantes spricht. Ich muß Ihnen allerdings sagen, daß ich meinerseits mich um all diesen Gesellschaftstratsch nicht im leisesten kümmere.« Mich befiel Furcht, ich möchte zu Robert ohne Sympathie von dieser jungen Person gesprochen haben, die sich durch eine unechte Originalität auszeichnete und deren Geist ebenso mittelmäßig wie ihr Charakter ungezügelt war. Fast jede Neuigkeit, die wir erfahren, bewirkt, daß wir irgendeine unserer Äußerungen bedauern. Ich antwortete Madame de Cambremer – was im übrigen stimmte –, daß ich nichts davon wisse und daß die Verlobte mir zudem noch recht jung vorkomme. »Vielleicht ist es aus diesem Grund noch nicht offiziell; auf alle Fälle ist sehr viel davon die Rede.« – »Ich mache Sie lieber gleich darauf aufmerksam«, bemerkte Madame Verdurin ohne Liebenswürdigkeit zu Madame de Cambremer, denn sie hatte gehört, daß diese mit mir zuvor von Morel gesprochen hatte, und war, als meine Gesprächspartnerin wegen des Themas der Verlobung von Saint-Loup die Stimme gesenkt hatte, der Meinung gewesen, sie spreche noch weiter von ihm: »Hier wird nicht nur so ein bißchen Musik gemacht. In der Kunst, müssen Sie wissen, sind meine Mittwochsgetreuen, meine Kinder, wie ich sie nenne, entsetzlich weit fortgeschritten«, setzte sie mit einer Miene stolzen Schreckens hinzu. »Ich sage ihnen manchmal: ›Meine lieben Leutchen, ihr habt es sehr viel eiliger als eure Patronne, die sich gleichwohl durch keine Kühnheit ins Bockshorn jagen läßt!‹ Alle Jahre geht die Sache etwas weiter; ich sehe schon bald den Tag kommen, wo Wagner und Vincent d'Indy[1] bei ihnen nicht mehr ziehen.« – »Aber es ist doch sehr gut, wenn man fortschrittlich ist, man ist es niemals genug«, meinte Madame de Cambremer, während sie jeden Winkel des Speisezimmers mit den Blicken durchforschte, um die Dinge herauszukennen, die ihre Schwiegermutter dort gelassen, sowie jene anderen,

die Madame Verdurin mitgebracht hatte, und die letztere in flagranti beim Verbrechen des schlechten Geschmacks zu ertappen. Indes versuchte sie, mich auf das Thema zu bringen, das ihr am meisten am Herzen lag, nämlich Monsieur de Charlus. Sie fand es rührend, daß er einen Violinisten protegiere. »Er sieht sehr intelligent aus«, sagte sie. »Und verfügt über eine außerordentliche Verve für einen immerhin schon bejahrten Mann«, setzte ich hinzu. »Bejahrt? Aber er sieht gar nicht alt aus, sehen Sie nur, das Haar ist jung geblieben.« (Denn seit drei oder vier Jahren war das Wort »Haar« von einem jener Unbekannten, die die literarischen Moden lancieren, in der Einzahl verwendet worden, und alle Personen mit der gleichen Wellenlänge wie Madame de Cambremer sagten seither: »das Haar«, nicht ohne ein affektiertes Lächeln dabei zur Schau zu tragen. Aber auch heute noch sagt man »das Haar«, doch aus dem übermäßigen Gebrauch des Singulars wird schließlich der Plural folgen.) »Was mich bei Monsieur de Charlus besonders interessiert«, fuhr sie fort, »ist, daß man bei ihm die natürliche Begabung spürt. Ich muß Ihnen offen sagen, bloßes Wissen steht bei mir nicht hoch im Kurs. Was erlernbar ist, interessiert mich nicht.« Diese Worte standen nicht im Widerspruch zu den speziellen geistigen Möglichkeiten von Madame de Cambremer, die ja gerade kopiert und erworben waren. Eines der Dinge, die man zu jenem Zeitpunkt wissen mußte, war eben, daß Wissen nichts bedeutet und keinen Pfifferling wert ist neben wirklicher Originalität. Madame de Cambremer hatte, wie alles übrige, auch gelernt, daß man nichts lernen dürfe. »Deswegen«, sagte sie zu mir, »interessiert mich denn auch Brichot, der seine bemerkenswerten Seiten hat (denn ich verachte eine gewisse schmackhafte Gelehrsamkeit nicht), bedeutend weniger.« Brichot aber war in diesem Augenblick nur mit einem beschäftigt: Als er von Musik reden hörte, befürchtete er, daß bei diesem Thema Madame Verdurin wieder an Dechambres Tod denken könne. Er wollte etwas bemerken, um diese fatale Erinnerung hintan-

zuhalten. Monsieur de Cambremer gab ihm Gelegenheit dazu durch seine Frage: »Dann tragen Waldregionen immer Tiernamen?« – »Das nicht«, antwortete Brichot, der glücklich darüber war, daß er sein Wissen vor so vielen Neulingen ausbreiten konnte, unter denen er, wie ich ihm gesagt hatte, sicher sein konnte, wenigstens bei einem auf Interesse zu stoßen. »Man braucht nur zu sehen, wie häufig sogar in Personennamen ein Baum enthalten ist wie der Farn in der Kohle. Einer unserer *patres conscripti* [1] nennt sich Monsieur de Saulces de Freycinet, was, wofern ich mich nicht irre, einen mit Weiden und Eschen, *salix et fraxinetum*, bestandenen Ort bedeutet; sein Neffe, Monsieur de Selves, vereinigt noch mehr Bäume in seinem Namen, denn Selves bedeutet *silva*, der Wald.« Saniette stellte mit Freuden fest, daß die Unterhaltung sich auf diese Weise belebte. Er konnte, da Brichot die ganze Zeit sprach, Schweigen bewahren, was ihn davor schützte, zum Gegenstand der Zurechtweisungen von Monsieur und Madame Verdurin zu werden. Da die Freude über diese Befreiung ihn um so weicher stimmte, war er gerührt, daß Monsieur Verdurin trotz der Feierlichkeit eines solchen Mahles den Diener anwies, eine Karaffe Wasser neben Monsieur Saniette zu stellen, der niemals etwas anderes trank. (Die Generäle, die die meisten Soldaten in den Tod schicken, halten gleichwohl darauf, daß sie gut ernährt werden.) Madame Verdurin hatte Saniette sogar einmal zugelächelt. Sie waren entschieden gute Menschen. Er würde keinen Quälereien mehr ausgesetzt sein. In diesem Augenblick wurde die Mahlzeit durch einen Gast unterbrochen, den ich zu erwähnen vergessen habe, einen berühmten norwegischen Philosophen[1] , der das Französische sehr gut, doch aus zwei Gründen sehr langsam sprach: erstens, weil er es erst vor kurzem erlernt hatte und keine Fehler machen wollte (ein paar freilich machte er doch), vielmehr bei jedem Ausdruck ein inneres Wörterbuch zu Rate ziehen mußte; zweitens aber, da er als Metaphysiker, während er etwas sagte, alles, was er sagte, auch dachte,

was sogar bei einem Franzosen zu einer gewissen Langsamkeit führen würde. Er war im übrigen ein reizender Mensch, wiewohl äußerlich vielen anderen gleich, ausgenommen in einem Punkt. Dieser Mann mit der langsamen Sprechweise (er machte immer zwischen zwei Wörtern eine Schweigepause) erreichte ein schwindelerregendes Tempo, um sich davonzumachen, sobald er adieu gesagt hatte. Seine überstürzte Eile rief beim erstenmal den Eindruck hervor, er leide an einer Kolik oder einem noch dringenderen Bedürfnis.

»Geschätzter – Kollege«, sagte er zu Brichot, nachdem er im Geist erwogen hatte, ob »Kollege« der angemessene Terminus sei, »ich verspüre etwas wie – ein Verlangen zu wissen, ob es noch andere Bäume in der – Namengebung – Ihrer schönen Sprache – der französischen – lateinischen – normannischen gibt. Madame« (er meinte Madame Verdurin, obwohl er sie nicht anzublicken wagte) »hat mir gesagt, Sie wissen alles. Wäre nicht jetzt der rechte Moment?« – »Nein, jetzt ist der Moment zu essen«, fiel ihm Madame Verdurin ins Wort, die voraussah, daß diese Mahlzeit niemals enden würde. »Oh! Gut«, antwortete der Skandinavier und beugte mit einem traurigen Lächeln der Ergebung den Kopf über seinen Teller. »Aber ich möchte doch Madame darauf aufmerksam machen, daß, wenn ich mir diese Ausfragung – pardon, Anfragung – gestattet habe, so deshalb, weil ich morgen wieder in Paris sein und bei der Tour d'Argent oder Hotel Meurice speisen werde. Mein – französischer – Fachgenosse Monsieur Boutroux[1] wird dort zu uns über die spiritistischen Séancen – pardon, die spiritualen Beschwörungen – sprechen, die er beobachtet hat.« – »So gut, wie immer behauptet wird, ist es da gar nicht, in der Tour d'Argent«, bemerkte Madame Verdurin leicht verstimmt. »Ich habe schon furchtbar schlecht dort diniert.« – »Aber täusche ich mich, oder ist die Nahrung, die man hier bei Madame ißt, nicht feinste französische Küche?« – »Mein Gott, es ist nicht geradezu schlecht«, antwortete die bereits wieder etwas besänftigte Madame Verdurin.

»Wenn Sie am nächsten Mittwoch kommen, wird es noch besser sein.« – »Aber ich reise Mittwoch nach Algier ab und von da zum Kap. Wenn ich aber erst am Kap der Guten Hoffnung bin, kann ich nicht mehr meinem berühmten Kollegen – pardon, meinem *confrère* – begegnen.« Nachdem er so seine rückblickenden Entschuldigungen vorgebracht hatte, machte er sich aus lauter Gehorsamkeit daran, in schwindelerregendem Tempo zu essen. Brichot aber war zu glücklich, weitere Etymologien aus dem Pflanzenreich anführen zu können, und antwortete, wodurch er das Interesse des Norwegers derart weckte, daß dieser wieder zu essen aufhörte, jedoch ein Zeichen gab, daß man seinen vollen Teller fortnehmen und zum nächsten Gang übergehen könne: »Einer der vierzig[2] trägt den Namen Houssaye oder mit Stechpalmen bepflanzter Ort; in demjenigen eines feinsinnigen Diplomaten, Monsieur d'Ormesson, finden Sie die dem Vergil so teure Ulme wieder, die der Stadt Ulm den Namen gegeben hat; in dem seiner Kollegen Monsieur de La Boulaye und Monsieur d'Aunay die Birke und die Erle, bei Monsieur de Bussière den Buchsbaum; dem Namen des Monsieur Albaret liegt der Splint zugrunde (ich nahm mir vor, es Céleste zu erzählen), dem des Monsieur Cholet der Kohl; der Apfelbaum aber lebt in dem Namen von Monsieur de La Pommeraye, dessen Worten wir lauschten – Saniette, erinnern Sie sich noch der Zeit, als der gute Porel an die Grenzen der bewohnten Erde, nämlich als Prokonsul nach Odeonien[1] , entsandt worden war?« Als Brichot den Namen Saniette aussprach, warf Monsieur Verdurin seiner Frau und Cottard einen ironischen Blick zu, der den Schüchternen ganz aus der Fassung brachte. »Sie sagten, Cholet kommt von Kohl [2] «, sagte ich zu Brichot. »Leitet sich der Name einer Station, wo der Zug vorbeifuhr, kurz bevor er in Doncières einlief, Saint-Frichoux, ebenfalls davon ab?« – »Nein, Saint-Frichoux ist *Sanctus Fructuosus*, so wie *Sanctus Ferreolus* Saint-Fargeau ergeben hat, aber normannisch ist das ganz und gar nicht.« – »El weiß zuviel, el langweilt uns«, gab leise gluck-

send die Fürstin zu verstehen. »Es gibt noch so viele andere Namen, die mich interessieren, aber ich kann nicht nach allen auf einmal fragen.« Und zu Cottard gewandt fragte ich: »Ist die Baronin Putbus hier?« – »Nein, gottlob nicht«, antwortete Madame Verdurin, die meine Frage gehört hatte. »Ich habe mich bemüht, ihr Bedürfnis nach Sommerfrische nach Venedig zu lenken, für dieses Jahr sind wir sicher vor ihr.« – »Da werde ich selbst ein Recht auf zwei Bäume haben«, sagte Monsieur de Charlus, »denn ich habe ein kleines Haus zwischen Saint-Martin-du-Chêne und Saint-Pierre-des-Ifs so gut wie gemietet.« – »Aber das ist ja ganz in der Nähe; ich hoffe, da werden Sie oft zusammen mit Charlie Morel zu uns kommen. Sie brauchen sich nur mit unserem kleinen Kreis wegen der Züge ins Benehmen zu setzen, Sie wohnen ja kaum zwei Schritte von Doncières entfernt«, sagte Madame Verdurin, die höchst ungern sah, wenn nicht alle mit dem gleichen Zug und zu den Stunden kamen, zu denen sie Wagen an die Bahn schickte. Sie wußte, wie steil die Auffahrt nach La Raspelière, selbst wenn man die Serpentinen hinter Féterne benutzte, was aber eine halbe Stunde Verzögerung bedeutete, immer noch blieb, fürchtete andererseits auch, daß diejenigen, die eine Extragruppe bildeten, vielleicht keine Wagen fänden, die sie herbringen würden, oder sogar, wenn sie in Wirklichkeit zu Hause geblieben waren, den Vorwand benutzten, sie hätten in Douville-Féterne keine vorgefunden und nicht die Kraft in sich gefühlt, einen solchen Aufstieg zu Fuß zu unternehmen. Monsieur de Charlus begnügte sich damit, diese Einladung mit einer stummen Verbeugung zu quittieren. »Es muß nicht bequem sein, alle Tage mit ihm umzugehen, er sieht zugeknöpft aus«, flüsterte der Doktor Ski zu, denn unter einer oberflächlichen Schicht von Hochmut war er sehr schlicht geblieben und suchte nicht zu verbergen, daß Monsieur de Charlus ihn von oben herab behandelte. »Offenbar weiß er nicht, daß in allen Badeorten und sogar in den Pariser Kliniken die Ärzte, für die ich natürlich ›der große Chef‹ bin, es

sich als Ehre anrechnen, mich allen Adligen vorzustellen, die dort nicht so recht in ihrem Element sind. Das macht sogar den Aufenthalt in Kurorten ganz angenehm für mich«, setzte er nachlässig hinzu. »Selbst in Doncières hat mich der Stabsarzt, der auch den Obersten behandelt, eingeladen, mit ihm zu Mittag zu essen, und dabei bemerkt, meinem Rang nach müsse ich mit dem General zu Abend speisen. Dieser General aber ist ein Herr ›von‹ Soundso. Ich weiß nicht, ob sein Adelsbrief älter oder weniger alt ist als der dieses Barons.« – »Machen Sie sich deswegen keine Illusionen, es handelt sich da um eine ziemlich zweitrangige Krone«, gab Ski mit leiser Stimme zurück, dann aber setzte er noch irgend etwas Undeutliches hinzu, wovon ich nur die letzte Silbe »rast« verstand, weil ich ganz auf das horchte, was Brichot Monsieur de Charlus erklärte. »Nein, leider muß ich Ihnen sagen, daß Sie wahrscheinlich nur einen Baum haben, denn wenn auch Saint-Martin-du-Chêne offensichtlich *Sanctus Martinus juxta quercum* ist, so kann andererseits das Wort *if* einfach der Wurzel *ave*, *eve* entsprechen, was feucht bedeutet, wie in Aveyron, Lodève, Yvette, und die Sie in den Küchenausgüssen[1] noch ihr Dasein fristen sehen. Es ist das gleiche wie mit Wasser, das im Bretonischen *Ster* heißt, daher Stermaria, Sterlaer, Sterbouest, Ster-en-Dreuchen.« Ich hörte den Schluß nicht mehr, denn ungeachtet des Vergnügens, das mir das Wiederaufklingen des Namens Stermaria bereitete, hörte ich doch unwillkürlich, wie Cottard, neben dem ich saß, leise zu Ski bemerkte: »Aha! Das wußte ich nicht. Dann ist das also ein Herr, der sich umzuwenden weiß, einer von der Bruderschaft, soso. Immerhin hat er keine Speckröllchen um die Augen. Da muß ich auf meine Füße unter dem Tisch achtgeben, sonst hat er es vielleicht auch noch auf mich abgesehen. Im übrigen wundert mich das nicht so sehr. Ich sehe häufiger solche adligen Herren unter der Dusche im Adamskostüm, die wirken alle mehr oder weniger degeneriert. Ich spreche nicht mit ihnen darüber, denn da ich alles in allem Staatsbeamter

bin, könnte es mir irgend jemand verdenken. Aber sie wissen genau, wer ich bin.« Saniette, den der Anruf Brichots erschreckt hatte, begann wieder aufzuatmen, wie jemand, der Gewitterangst hat und feststellt, daß auf den Blitz kein Donnerschlag folgt; da aber richtete Monsieur Verdurin eine Frage an ihn, während er seinen Blick auf den Unglücklichen heftete und ihn nicht losließ, solange er sprach, so daß jener von neuem die Fassung verlor und sich nicht zu konzentrieren vermochte. »Aber Sie haben uns ja nie gesagt, Saniette, daß Sie die Matineen des Odéon besuchten?« Zitternd wie ein Rekrut vor dem Feldwebel, der als Menschenschinder bekannt ist, antwortete Saniette, indem er seinen Satz so kurz wie möglich hielt, um so weiteren Angriffen eher zu entgehen: »Einmal, in der *Chercheuse*.«[2] – »Was sagt er?« rief laut Monsieur Verdurin mit einer gleichzeitig angewiderten und wütenden Miene, wobei er auch noch die Brauen runzelte, als genüge seine angespannteste Aufmerksamkeit nicht, etwas Unverständliches mit dem Ohr aufzunehmen. »Zunächst einmal versteht man nicht, was Sie sagen, was haben Sie denn im Mund?« herrschte Monsieur Verdurin Saniette nun vollends an, wobei er Bezug auf dessen Sprachfehler nahm. »Der arme Saniette, ich will nicht, daß Sie ihn quälen«, rief Madame Verdurin in einem Ton falschen Mitleids, um nur ja keinen Zweifel über die verletzende Absicht ihres Mannes zu lassen. »Ich war in der *Cher* … in der *Cher* …« – »*Cher*, *cher*, versuchen Sie doch, deutlich zu reden«, sagte Monsieur Verdurin, »ich höre Sie nicht einmal.« Fast keiner der Getreuen hielt mit seinem Gelächter zurück; sie wirkten wie eine Bande von Menschenfressern, deren Blutdurst durch die erste Wunde eines Weißen geweckt worden war, denn der Nachahmungstrieb und Mangel an persönlichem Mut beherrschen die gehobenen Gesellschaftsschichten genausogut wie die Massen.[1] Jeder lacht über einen Menschen, sobald er sieht, daß die anderen sich über ihn lustig machen, ist aber umgekehrt sehr wohl bereit, ihn zehn Jahre später in einem Kreis, in dem er

bewundert wird, ebenso mit seiner Verehrung zu bedenken. In der gleichen Weise verjagt oder umjubelt das Volk die Könige. »Aber dafür kann er doch nichts«, meinte Madame Verdurin. »Ich erst recht nicht, man geht eben nicht in Gesellschaft, wenn man nicht mehr richtig artikulieren kann.« »Ich war in der *Chercheuse d'esprit* von Favart.« – »Was? Und die *Chercheuse d'esprit* nennen Sie die *Chercheuse*? Ah! Das ist wirklich großartig, da hätte ich jahrelang suchen können, ohne es herauszufinden«, rief Monsieur Verdurin, obwohl er von vornherein einen Menschen ungebildet, unkünstlerisch und »nicht dazugehörig« gefunden hätte, den er den vollständigen Titel gewisser Werke hätte nennen hören. Man mußte zum Beispiel *Le Malade*, *Le Bourgeois* sagen, denn diejenigen, die *imaginaire* oder *gentilhomme* hinzusetzten, bewiesen dadurch, daß sie keine Eingeweihten waren, ebenso wie in einem Salon jemand zeigt, daß er nicht zur Gesellschaft gehört, wenn er Monsieur de Montesquiou-Fezensac anstatt Monsieur de Montesquiou sagt. »Nun, das ist doch nichts Ungewöhnliches«, bemerkte Saniette, atemlos vor Aufregung, aber dennoch lächelnd, wiewohl ihm nicht danach zumute war. Madame Verdurin aber brach los. »Oh!« rief sie hohnlachend aus, »seien Sie überzeugt, kein Mensch auf der Welt hätte erraten können, daß es sich um die *Chercheuse d'esprit* handelte.« Mit sanfterer Stimme fuhr Monsieur Verdurin, gleichzeitig an Saniette und Brichot gewandt, fort: »Ein hübsches Stück im übrigen, diese *Chercheuse d'esprit*.« Diese in ernstem Ton und ganz einfach hingesagte Bemerkung, in der man keine Spur von Bosheit entdecken konnte, tat Saniette so wohl und erfüllte ihn mit ebensolcher Dankbarkeit wie irgendeine liebenswürdige Wendung. Er konnte kein Wort hervorbringen und bewahrte ein beseligtes Schweigen. Brichot war gesprächiger. »Das stimmt«, antwortete er Monsieur Verdurin, »und wenn man sie für das Werk irgendeines sarmatischen oder skandinavischen Autors ausgäbe, so könnte die *Chercheuse d'esprit* für den zur Zeit vakanten Platz eines Meisterwerks

kandidieren. Aber ohne den Manen des liebenswürdigen Favart zu nahe zu treten, möchte ich doch meinen, daß sein Temperament nicht eben Ibsenscher Prägung war.« (Im selben Augenblick errötete er bis zu den Ohren bei dem Gedanken an den norwegischen Philosophen, der ganz unglücklich aussah, weil er vergebens zu ermitteln versuchte, was für ein Gewächs der Buchsbaum sei, den Brichot anläßlich des Namens Bussière erwähnt hatte.) »Da im übrigen der Satrapenthron Porels im Augenblick von einem Tolstojaner strengster Observanz besetzt ist, könnte es wohl sein, daß wir *Anna Karenina* oder *Auferstehung* unter dem Architrav des Odeons zu sehen bekämen.«[1] – »Ich weiß, an welches Porträt Favarts[2] Sie dabei denken«, sagte Monsieur de Charlus. »Ich habe einen sehr schönen Abzug davon bei der Gräfin Molé gesehen.« Der Name der Gräfin Molé machte starken Eindruck auf Madame Verdurin. »Oh! Sie verkehren bei Madame de Molé«, rief sie. Sie meinte, man sage »die Gräfin Molé« oder »Madame Molé« einfach zur Abkürzung, wie sie es mit den Rohans hatte machen hören, oder aus Nichtachtung, so wie sie selber sagte: Madame La Trémoïlle. Sie hegte keinerlei Zweifel, daß die Gräfin Molé, da sie die Königin von Griechenland und die Fürstin von Caprarola kannte, ein ebenso gutes Recht wie nur irgend jemand auf die Adelspartikel habe, und war dies eine Mal nun gewillt, es einer so glanzvollen Person zuzugestehen, die sich ihr gegenüber als sehr liebenswürdig erwiesen hatte. Um also deutlich zu zeigen, daß sie absichtlich so gesagt habe und der Gräfin das »de« nicht streitig mache, fuhr sie fort: »Aber ich wußte gar nicht, daß Sie Madame de Molé kennen!« ganz, als sei es doppelt merkwürdig, erstens, daß Monsieur de Charlus diese Dame kenne, und zweitens, daß Madame Verdurin davon gar nichts gewußt habe. Nun aber bildet die Gesellschaft – wenigstens das, was Monsieur de Charlus darunter verstand – ein verhältnismäßig homogenes und in sich geschlossenes Ganzes. Während es verständlich ist, daß in der vielgestaltigen, unermeßlichen Breite des Bürgertums

ein Rechtsanwalt zu jemandem sagt, der einen seiner Schulkameraden kennt: Ja, aber woher in aller Welt kennen Sie denn den?, würde es doch andererseits ebenso merkwürdig sein, sich darüber zu wundern, daß jemand in seiner Sprache den Sinn des Wortes Tempel oder Wald kennt, wie den Zufall zu bestaunen, der Monsieur de Charlus und die Gräfin Molé zusammengeführt hatte. Doch selbst wenn eine solche Bekanntschaft sich nicht ganz natürlich aus den Gesetzen der Gesellschaft ergeben hätte, wenn sie also ein Zufallsprodukt gewesen wäre, hätte es dennoch kaum seltsam scheinen können, daß Madame Verdurin nichts davon wußte, wo sie doch Monsieur de Charlus zum erstenmal sah und seine Beziehungen zur Gräfin Molé bei weitem nicht die einzigen ihn betreffenden Faktoren waren, über die sie in Unkenntnis war – wußte sie doch gar nichts von ihm. »Wer spielte denn die *Chercheuse d'esprit*, Saniette, mein Guter?« fragte Monsieur Verdurin. Obwohl er fühlte, daß das Gewitter jetzt abgezogen war, zögerte der ehemalige Archivar gleichwohl mit der Antwort. »Natürlich«, sagte Madame Verdurin, »du schüchterst ihn ja auch ein, du machst dich lustig über ihn, wenn er etwas sagt, und dann willst du noch, daß er dir Antwort gibt. Kommen Sie, mir sagen Sie es, wer hat mitgewirkt? Sie bekommen auch von der Galantine zum Mitnehmen«, setzte sie in einer niederträchtigen Anspielung auf die Tatsache hinzu, daß Saniette in dem Bemühen, ein befreundetes Ehepaar vor dem Ruin zu bewahren, sich selbst ruiniert hatte. »Ich erinnere mich nur noch, daß Madame Samary[1] die Rolle der Zerbine hatte«, antwortete Saniette. – »Die Zerbine? Was soll das heißen?« rief Monsieur Verdurin, als ob es bei ihm brenne. »Das ist eine der stehenden Figuren des alten Bühnenrepertoires, Sie finden das im *Capitaine Fracasse*, es ist so, als ob man vom Bramarbas oder dem Pedanten spricht.«[2] – »Ah! Der Pedant, das sind Sie selbst. Die Zerbine! Nein! Er ist wirklich verrückt«, rief Monsieur Verdurin. Madame Verdurin blickte ihre Gäste lachend an, wie um Saniette zu entschuldigen. »Die

Zerbine! Er bildet sich ein, jeder weiß gleich, wovon er spricht. Sie sind der dümmste Mensch, den ich kenne, wie Monsieur de Longepierre, der neulich zu uns mit aller Selbstverständlichkeit vom Banat redete. Niemand hat gewußt, was er eigentlich meinte. Schließlich erfuhr man, es handle sich um eine serbische Provinz.« Um Saniettes Qualen ein Ende zu bereiten, die mir noch schmerzlicher waren als ihm selbst, fragte ich Brichot, ob er wisse, was Balbec bedeutete. »Balbec ist wahrscheinlich eine Entstellung aus Dalbec«, sagte er zu mir. »Man müßte die alten Staatsurkunden der Könige von England einsehen können, die Souveräne der Normandie gewesen sind, denn Balbec unterstand der Baronie von Dover, weswegen es oft Balbec-d'outre-Mer oder Balbec-en-Terre genannt wurde. Die Baronie Dover aber war dem Bistum Bayeux unterstellt, und ungeachtet der Rechte, die vorübergehend die Templer auf jene Abtei besaßen – von Louis d'Harcourt, dem Patriarchen von Jerusalem und Bischof von Bayeux an –, waren doch die Bischöfe dieser Diözese die kirchlichen Patrone von Balbec.[1] So hat es mir der Dekan von Doville erklärt, ein kahlköpfiger, zungengewandter, versponnener und feinschmeckerisch orientierter Mann, der in der Obödienz von Brillat-Savarin[2] lebt und mir in nicht ganz unsibyllinischen Wendungen eine etwas zweifelhafte Pädagogik auseinandergesetzt hat, indes er mich mit ganz hervorragenden Pommes frites bewirtete.« Während Brichot lächelte, um darauf hinzuweisen, wie geistreich es sei, so Heterogenes zu verbinden und für alltägliche Dinge eine ironisch gehobene Sprache zu verwenden, suchte Saniette einen Witz anzubringen, durch den er sich aus seiner eben erfolgten Niederlage wieder erheben konnte. Der Witz war ein sogenannter Kalauer, der aber inzwischen seine Form gewandelt hatte, denn es gibt Entwicklungen für Wortspiele so gut wie für literarische Gattungen oder Epidemien, die verschwinden, um anderen Platz zu machen, und so fort. Früher war eine solche Form des Kalauers der »Gipfel« gewesen. Doch war sie jetzt veraltet,

niemand verwendete sie mehr, höchstens Cottard noch einmal inmitten einer Pikettpartie: »Wissen Sie, was der Gipfel der Zerstreutheit ist? Wenn einer etwas von Mißlingen hört und meint, das sei eine Engländerin.« Der Gipfel war vom Spitznamen abgelöst worden. Im Grunde handelte es sich immer noch um den alten »Kalauer«; da aber jetzt Spitznamen in Mode waren, bemerkte man es nicht. Unglücklicherweise brachte Saniette diese Wortspiele, wenn sie nicht von ihm selbst und im allgemeinen dem kleinen Kreis unbekannt waren, so schüchtern heraus, daß trotz des Lachens, das er gewöhnlich auf sie folgen ließ, um ihren humoristischen Charakter zu unterstreichen, niemand sie verstand. Stammte aber im Gegenteil das Witzwort von ihm, so war es, da er es gewöhnlich im Gespräch mit einem der Getreuen kreiert hatte, von diesem bereits als Eigenprodukt weitergegeben worden; es war dann zwar bekannt, aber nicht als Idee Saniettes. Erlaubte er sich nun doch, eine von diesen letzteren einzuflechten, so erkannte man sie zwar wieder, doch während er der Urheber war, beschuldigte man ihn des Plagiats. »*Bec* aber«, fuhr Brichot fort, »bedeutet im Normannischen Bach: So gibt es eine Abtei Le Bec, Mobec, Bach des Moors (*mor* oder *mer* bedeutet Sumpf, wie in Morville oder in Briquemar, Alvimare, Cambremer); Briquebec, der Bach auf der Höhe, leitet sich von *briga*, befestigter Ort, her, wie wir es in Briqueville, Briquebosc, le Bric, Briand finden, oder aber von *brice*, Brücke, welches das gleiche wie *Bruck* im Deutschen (zum Beispiel in Innsbruck) oder im Englischen *bridge* ist, auf das so viele Ortsnamen ausgehen (Cambridge und andere). Sie haben in der Normandie noch viele andere *bec*: Caudebec, Bolbec, Le Robec, Le Bec-Hellouin, Becquerel. Es ist die normannische Form des germanischen *Bach* wie in Offenbach, Ansbach; ferner Varaguebec von dem alten Wort *varaigne*, gleichbedeutend mit *garenne*, das heißt Wälder und Teiche, deren Nutzung vorbehalten ist. Was *dal* anbelangt«, führte Brichot noch weiter aus, »so ist es eine Form von *Tal*:

Darnetal, Rosendal und, sogar noch in der Nähe von Louviers, Becdal. Übrigens hat ein ganz reizender Fluß diesem Dalbec seinen Namen gegeben. Von einer Klippe aus gesehen (*falaise*, das ist das deutsche *Fels*, Sie finden sogar nicht weit von hier auf einer Höhe das hübsche Städtchen Falaise), läuft er neben den Türmen der Kirche her, die in Wirklichkeit beträchtlich entfernt davon liegen, und scheint sie widerzuspiegeln.« – »Das will ich meinen«, sagte ich, »es ist ja ein Effekt, den Elstir besonders liebt. Ich habe mehrere Skizzen davon bei ihm gesehen.« – »Elstir! Ja kennen Sie denn Tiche[1] ?« rief Madame Verdurin. »Sie müssen nämlich wissen, ich habe ihn denkbar gut gekannt. Gott sei Dank sehe ich ihn nicht mehr. Nein, aber fragen Sie Cottard oder Brichot, ob er nicht immer sein Gedeck bei mir gehabt hat, er kam alle Tage. Das ist einer, von dem man sagen kann, es hat ihm kein Glück gebracht, daß er unserem kleinen Kreis untreu geworden ist. Ich werde Ihnen gleich nachher Blumen zeigen, die er für mich gemalt hat; Sie werden auch den Unterschied gegenüber dem feststellen, was er heute macht und was ich gar nicht mehr schätze, nein, gar nicht! Aber natürlich! Ich hatte ihn ja auch veranlaßt, ein Porträt von Cottard zu malen, ganz abgesehen von allem, wofür ich selbst ihm gesessen habe.« – »Er hat dem Professor lila Haare gemalt«, erwähnte Madame Cottard, ohne daran zu denken, daß ihr Mann damals noch nicht einmal habilitiert war. »Ich weiß nicht, Monsieur, ob Sie finden, daß mein Mann lila Haare hat.« – »Das tut nichts«, erklärte Madame Verdurin mit hochgerecktem Kinn und einer Miene der Verachtung für Madame Cottard, voller Bewunderung aber für den, von dem sie sprach, »so etwas macht ein Mann, der ein so fabelhafter Kolorist und ausgezeichneter Maler ist.[1] Allerdings«, und damit wandte sie sich wieder zu mir, »weiß ich nicht, ob Sie so etwas noch Malerei nennen, alle diese gigantischen Kompositionen, diese Riesenschinken, die er ausstellt, seitdem er nicht mehr zu mir kommt. Ich nenne das Geschmier, es ist Kitsch, es hat keine eigene Note, keinerlei

Persönlichkeit mehr. Es ist von allem etwas darin.« – »Er stellt die Grazie des achtzehnten Jahrhunderts wieder her, nur in moderner Form«, warf Saniette rasch ein, gestärkt und völlig auf der Höhe dank meiner Freundlichkeit. »Ich selbst ziehe Helleu vor.« – »Mit Helleu hat er gar nichts zu tun«, erklärte Madame Verdurin. »Doch, er ist so etwas wie ein hektisch gewordenes achtzehntes Jahrhundert. Ein ›Watteau à vapeur‹.«[2] Er fing an zu lachen. »Oh! Bekannt! Ultrabekannt! Seit Jahren schon bekomme ich das immer wieder aufgetischt«, sagte Monsieur Verdurin, zu dem es tatsächlich Ski schon früher einmal gesagt hatte, als stamme es von ihm. »Da haben Sie kein Glück: Wenn Sie endlich einmal etwas so aussprechen, daß man es versteht, noch dazu etwas ganz Komisches, ist es nicht von Ihnen.« – »Es geht mir nahe«, ergriff Madame Verdurin wieder das Wort, »denn er war sehr begabt, er hat ein schönes Maltalent einfach zugrunde gerichtet. Oh! Wäre er hier geblieben! Er hätte der erste Landschaftsmaler unserer Zeit werden können. Eine Frau hat ihn so heruntergebracht! Im übrigen wundert mich das nicht, denn er war angenehm, aber dabei gewöhnlich. Eigentlich war er nur Mittelmaß. Ich muß Ihnen sagen, ich habe es gleich gespürt. Im Grunde hat er mich niemals interessiert. Ich mochte ihn gern, das war alles. Zunächst einmal starrte er vor Schmutz! Mögen Sie Leute, die sich niemals waschen?« – »Was ist das für eine Sache, die wir hier essen, die eine so hübsche Farbe hat?« fragte Ski. »Das nennt sich Erdbeermousse«, sagte Madame Verdurin. – »Aber das ist ja be-zau-bernd. Man müßte dazu ein paar Flaschen Château Margaux, Château Lafite oder Portwein aufmachen.« – »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie komisch er ist, er selbst trinkt nämlich nur Wasser«, bemerkte Madame Verdurin, um hinter dem angeblichen Vergnügen, das sie an solchen Phantasien fand, das Grauen vor so viel Verschwendung zu verbergen. »Ich meine ja nicht zum Trinken«, ergänzte Ski, »Sie gießen nur unsere Gläser voll, man schafft prächtige Pfirsiche und riesige Nektarinen herbei und

stellt sie hierher, unmittelbar vor die untergehende Sonne, das würde dann einen Eindruck von Fülle und von Üppigkeit geben wie ein schöner Veronese.« – »Und ungefähr ebensoviel kosten«, murmelte Monsieur Verdurin. »Aber so nehmen Sie doch diesen Käse fort, er hat gar keinen schönen Ton«, sagte Ski und versuchte, den Teller des Hausherrn wegzuziehen, der seinen Gruyère jedoch mit aller Macht verteidigte. »Sie verstehen, daß ich Elstir nicht nachtrauere«, sagte Madame Verdurin zu mir, »dieser Mann hier ist ganz anders begabt. Elstir kennt nur Arbeit, er ist der Mann, der von seiner Malerei nicht loskommt, selbst wenn er wollte. Er ist der Musterschüler, einer, der alle Preise bekommt. Für Ski gibt es aber nichts als seine Lust und Laune. Sie werden noch sehen, wie er sich in der Mitte des Diners eine Zigarette anzündet.« – »Tatsächlich weiß ich ja eigentlich nicht, weshalb Sie seine Frau nicht empfangen wollten«, meinte Cottard, »er käme dann sicher wieder wie früher her.« – »Wie? Wollen Sie wohl höflich sein, Sie? Ich empfange keine liederlichen Frauenzimmer bei mir, lieber Herr Professor«, sagte Madame Verdurin, die in Wirklichkeit alles getan hatte, was in ihrer Macht stand, um Elstir, selbst mit Frau, wieder in ihren Salon zu ziehen. Bevor die beiden aber verheiratet waren, hatte sie sich bemüht, sie auseinanderzubringen; sie hatte Elstir gesagt, daß die Frau, die er liebe, dumm, schmutzig, leichtfertig sei und gestohlen habe. Diesmal jedoch war es ihr mit dem Bruch nicht geglückt. Gebrochen hatte Elstir zwar, doch mit dem Haus Verdurin, und er beglückwünschte sich dazu, wie Bekehrte die Krankheit oder den Schicksalsschlag segnen, der sie zur inneren Einkehr und auf den Weg des Heils gebracht hat. »Er ist wirklich großartig, unser Professor«, sagte sie. »Erklären Sie doch gleich meinen Salon für ein Stundenhotel. Man möchte meinen, Sie wüßten nicht, wer Madame Elstir ist. Lieber würde ich die letzte der Straßendirnen empfangen! O nein! Das geht mir denn doch zu weit! Im übrigen werde ich Ihnen sagen, daß ich mehr als töricht gewesen wäre, über

die Frau hinwegzusehen, da ihr Gatte mich ja gar nicht mehr interessiert; was er macht, ist altmodisch, und der Entwurf ist überhaupt nichts wert.« – »Wirklich höchst sonderbar bei einem Menschen von einer solchen Intelligenz«, meinte Cottard. »Aber nicht doch«, sagte Madame Verdurin, »selbst zu der Zeit, als er noch Talent hatte – denn das hatte er, dieser Bursche, er hatte sogar zuviel davon –, fand ich immer schon aufreizend, daß es ihm so völlig an Intelligenz mangelte.« Madame Verdurin hatte, um dieses Urteil zu fällen, nicht den Bruch abgewartet und auch nicht, daß sie sich aus seiner Malerei nichts mehr machte. Denn schon zu den Zeiten, als Elstir dem kleinen Kreis angehörte, kam es vor, daß er ganze Tage mit irgendeiner Frau verbrachte, die Madame Verdurin mit Recht oder Unrecht für eine »Schnepfe« erklärte, was ihrer Meinung nach bei einem gescheiten Mann nicht ging. »Nein«, erklärte sie mit einer Miene abwägender Gerechtigkeit, »ich glaube, seine Frau und er passen sehr gut zusammen. Gott weiß, daß ich keine langweiligere Person auf Erden kenne und außer mir geriete, wenn ich auch nur zwei Stunden mit ihr verbringen müßte. Aber es heißt, er finde sie höchst intelligent. Das kommt daher, daß, wie man zugeben muß, unser *Tiche* vor allem *ungewöhnlich dumm* war! Ich habe ihn von Personen hingerissen gesehen, die Sie sich überhaupt nicht vorstellen können, vollkommen idiotische Geschöpfe, die wir niemals hier in unserem kleinen Clan hätten haben mögen. Nun also! Denen schrieb er, er diskutierte mit ihnen, jawohl, Elstir! Trotzdem hat er auch reizende Seiten, doch! wirklich reizende und wundervoll absurde, das versteht sich von selbst.« Denn Madame Verdurin war überzeugt, daß wirklich hervorragende Männer tausend Dummheiten machen – eine falsche Idee, in der gleichwohl ein Körnchen Wahrheit steckt. Gewiß sind die »Dummheiten« anderer Leute unerträglich. Doch eine Störung, über die man sich erst ganz allmählich klar wird, ist die Folge davon, daß sehr zarte Empfindungen in das menschliche Gehirn Eingang finden, für die es gemein-

hin nicht geschaffen ist. Daher kann man sich zwar vor den Sonderbarkeiten reizender Menschen entsetzen, aber es gibt kaum reizende Menschen, die nicht irgendwo etwas sonderbar sind. »Kommen Sie, ich werde Ihnen gleich die Blumen von ihm zeigen«, sagte sie zu mir, als sie sah, daß ihr Mann ihr einen Wink gab, daß man sich von Tisch erheben könne. Sie ließ sich wieder von Monsieur de Cambremer den Arm reichen. Monsieur Verdurin wollte sich deswegen bei Monsieur de Charlus entschuldigen, sobald er sich von Madame de Cambremer getrennt hatte, und ihm seine Gründe auseinandersetzen, vor allem um des Vergnügens willen, sich über solche gesellschaftlichen Nuancen zu einem Mann mit Adelstitel zu äußern, der im Augenblick jenen nachstand, die ihm den Platz zuwiesen, auf den er ihrer Meinung nach Anspruch hatte. Zunächst aber war er darauf bedacht, Monsieur de Charlus zu zeigen, daß er ihn in geistiger Hinsicht zu sehr schätze, um auf den Gedanken zu kommen, er könne auf solche Bagatellen Wert legen: »Entschuldigen Sie, wenn ich von solchen Belanglosigkeiten spreche«, fing er an, »denn ich kann mir denken, wie gleichgültig sie Ihnen sind. Bourgeoise Geister geben auf dergleichen acht, aber die anderen, die Künstler, die Menschen, die wirklich dazugehören, kümmern sich überhaupt nicht darum. Schon bei den ersten Worten aber, die ich mit Ihnen ausgetauscht habe, wurde mir auf der Stelle klar, daß Sie dazugehören!« Monsieur de Charlus, der dieser Wendung einen ganz anderen Sinn unterstellte, schreckte auf. Nach den merkwürdigen Blicken des Doktors jetzt auch noch die beleidigende Offenheit des Hausherrn – das war zuviel für ihn. »Widersprechen Sie nicht, Baron, Sie gehören dazu, das ist doch klar wie der Tag«, fuhr Monsieur Verdurin in seiner Rede fort. »Ich muß Ihnen sagen, ich weiß nicht, ob Sie irgendeine Kunst ausüben, aber notwendig ist das nicht. Es genügt oft nicht einmal. Dechambre, der gerade gestorben ist, spielte vollkommen, mit einer hieb- und stichfesten Technik, aber er gehörte nicht dazu, man merkte gleich,

daß er nicht dazugehörte. Brichot gehört nicht dazu. Morel gehört dazu, meine Frau gehört dazu, und ich fühle, daß auch Sie absolut dazugehören …« – »Was wollten Sie mir sagen?« fiel ihm Monsieur de Charlus ins Wort, der anfing, sich deswegen, was Monsieur Verdurin meinte, etwas zu beruhigen, aber vorgezogen hätte, wenn dieser weniger laut seine doppelsinnigen Äußerungen getan hätte. »Wir haben Sie nur auf die linke Seite gesetzt«, antwortete Monsieur Verdurin. Mit einem verständnisvollen, milden und unerhört arroganten Lächeln gab Monsieur de Charlus zurück: »Aber ich bitte Sie! *Hier* hat das doch überhaupt keine Bedeutung!« Er hängte ein kleines Lachen an, das eine Besonderheit von ihm war – ein Lachen, das wahrscheinlich von irgendeiner bayerischen oder lothringischen Großmutter stammte, die es in ganz der gleichen Form von einer Ahne übernommen hatte, so daß es dergestalt unverändert seit vielen Jahrhunderten an alten kleinen Höfen Europas aufgeklungen war und man seinen kostbaren Ton wie den gewisser, überaus selten gewordener alter Instrumente genoß. Es gibt Fälle, in denen zur Vervollständigung der Personenbeschreibung eine phonetische Wiedergabe unerläßlich wäre; die Schilderung der Erscheinung des Monsieur de Charlus läuft jedenfalls Gefahr, unvollkommen zu bleiben, weil eben dieses kurze, leichte und witzige Lachen fehlt, so wie gewisse Werke Bachs niemals ganz richtig wiedergegeben werden, weil den modernen Orchestern die Bach-Trompeten mit ihrem ganz besonderen Klang fehlen, für die der Komponist den einen oder anderen Part geschrieben hat. »Es ist aber doch«, erklärte verletzt Monsieur Verdurin, »mit Absicht geschehen. Ich selbst messe Adelstiteln keinerlei Wichtigkeit bei«, setzte er mit jenem verächtlichen Lächeln hinzu, das ich so viele Personen, die ich kannte, ganz im Gegensatz zu meiner Großmutter oder Mutter, für alle ihnen nicht zu Gebote stehenden Dinge vor denen habe an den Tag legen sehen, die, wie sie meinten, sich daraufhin keine Überlegenheit über sie anmaßen könnten. »Aber da nun ausge-

rechnet Monsieur de Cambremer anwesend war, immerhin ein Marquis, während Sie nur Baron sind …« – »Erlauben Sie«, antwortete Monsieur de Charlus mit hochmütiger Miene dem erstaunten Monsieur Verdurin, »ich bin auch Herzog von Brabant, Damoiseau von Montargis, Fürst von Oléron, von Carency, von Viareggio und des Dunes.[1] Außerdem macht das überhaupt nichts aus. Seien Sie ohne Sorge«, fügte er wiederum mit seinem feinen Lächeln hinzu, das sich noch über die letzten Worte ergoß: »Ich habe gleich gesehen, daß Sie in diesen Dingen keine Übung haben.«

Madame Verdurin trat auf mich zu, um mir die Blumen von Elstir zu zeigen. Wenn ein Vorgang, der mir seit langem so gleichgültig geworden war, nämlich der, als Gast in fremden Häusern zu speisen, mich im Gegenteil unter der ihn völlig erneuernden Form einer Küstenfahrt, gefolgt von einem Anstieg mit dem Wagen bis zu zweihundert Meter über dem Meer, in eine Art von Rausch versetzt hatte, so war dieser auch in La Raspelière noch nicht wieder verflogen. »Da sehen Sie, schauen Sie mir das an«, sagte die Patronne, indem sie auf üppige, prachtvolle Rosen wies, die Elstir gemalt hatte, Rosen, deren saftiger Scharlachton und schaumiges Weiß sich fast zu plastisch und zu flaumig von dem Blumenständer abhoben, auf dem sie standen. »Meinen Sie, sein Pinsel gäbe so etwas heute noch her? Das ist gekonnt, nicht wahr! Und dann ist es auch schon stofflich so hübsch, es müßte Vergnügen machen, so etwas in die Hand zu nehmen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie amüsant es war, ihm zuzusehen, als er die Rosen malte. Man spürte, wie es ihn interessierte, diesen bestimmten Effekt herauszubringen.« Und der Blick der Patronne blieb träumerisch an dem Geschenk des Künstlers hängen, das ein Zeugnis nicht nur seines großen Talents war, sondern auch einer langen Freundschaft, die nur noch in solchen Erinnerungsstücken überlebte; hinter den Blumen, die er ehedem für sie gepflückt hatte, glaubte sie noch die schöne Hand zu sehen, die sie eines Morgens in all ihrer Frische mal-

te, so daß beide, die noch lebendigen Rosen und ihr halbähnliches Abbild, die einen auf dem Tisch, das andere an einen Sessel im Speisezimmer gelehnt, beim Dejeuner der Patronne einander gegenübergestanden hatten. Halb war die Ähnlichkeit nur, weil Elstir eine Blume nicht anschauen konnte, ohne sie zuvor in jenen inneren Garten zu verpflanzen, in dem wir immer zu bleiben gezwungen sind. Er hatte in diesem Aquarell die Erscheinung der Rosen aufgezeichnet, die er gesehen hatte und die ohne ihn niemand kennengelernt hätte, so daß man sagen konnte, hier habe der Maler als erfindungsreicher Züchter die Familie der Rosen um eine neue Sorte bereichert. »An dem Tag, da er den kleinen Kreis verlassen hat, war es aus mit ihm. Offenbar verlor er durch meine Diners zuviel Zeit, ich schadete der Entwicklung seines *Genies*«, sagte sie in ironischem Ton. »Als ob der Umgang mit einer Frau wie mir für einen Künstler schädlich sein könnte!« rief sie in einer Regung des Stolzes aus. Ganz in unserer Nähe deutete der bereits sitzende Monsieur de Cambremer, als er Monsieur de Charlus noch stehen sah, eine Bewegung an, als wolle er sich erheben und jenem seinen Stuhl überlassen. Dieses Angebot entsprach im Bewußtsein des Marquis vielleicht nur einer undeutlichen Regung der Höflichkeit. Monsieur de Charlus aber zog es vor, darin eine Verpflichtung des einfachen Edelmannes dem Fürsten gegenüber zu sehen, und glaubte sein Recht auf diesen Vorrang nicht besser als durch Ablehnung behaupten zu können. So rief er denn: »Aber wieso denn! Ich bitte Sie! Auf gar keinen Fall!« Der gesucht lebhafte Ton dieses Protests hatte schon etwas sehr »Guermantisches«, das sich noch deutlicher in der gebietenden, ganz überflüssigen, vertraulichen Geste abzeichnete, mit der Monsieur de Charlus, als wolle er Monsieur de Cambremer, der sich gar nicht erhoben hatte, zwingen, sich wieder niederzusetzen, diesem nachdrücklich beide Hände auf die Schultern legte. »Aber nicht doch, mein Lieber«, wiederholte angelegentlich der Baron, »das wäre ja noch schöner! Dazu besteht doch kein Grund! In

unseren Tagen behält man sich das für die Prinzen von Geblüt vor.« Ich fand mit meiner Begeisterung für das Haus bei den Cambremers nicht mehr Sympathie als bei Madame Verdurin. Das kam daher, daß ich den Schönheiten, auf die sie mich aufmerksam machten, eher kühl gegenüberstand und mich statt dessen an verworrenen Reminiszenzen berauschte; bisweilen gestand ich ihnen auch meine Enttäuschung ein, wenn etwas nicht dem entsprach, was der Name mir vorgezaubert hatte. Ich rief bei Madame de Cambremer Entrüstung hervor, als ich sagte, ich hätte gemeint, es werde hier alles ländlicher sein. Statt dessen aber sog ich mit Entzücken einen Luftzug ein, der unter der Tür hindurch zu uns drang. »Ich sehe, Sie schwärmen für Durchzug«, sagten sie zu mir. Meine anerkennende Bemerkung für ein Stück grüner Glanzseide[1] mit dem eine zerbrochene Fensterscheibe ersetzt war, hatte ebensowenig Erfolg: »Wie grauenhaft!« rief die Marquise. Der Gipfel aber war folgende meiner Bemerkungen: »Die größte Freude hatte ich beim Eintreten in das Haus. Als meine Schritte in der Galerie widerhallten, hatte ich das Gefühl, in das Büro irgendeines dörflichen Bürgermeisteramtes zu kommen, wo die Karte des betreffenden Landkreises an der Wand hängt.« Diesmal wandte Madame de Cambremer mir resolut den Rücken. »Sie haben doch alles gewiß gar nicht so übel arrangiert gefunden?« fragte sie ihr Mann in mitleidig eifriger Beflissenheit, als ob er sich erkundigte, wie seine Frau eine Trauerzeremonie überstanden habe. »Es sind doch ein paar schöne Dinge hier.« Da aber die Böswilligkeit, wenn die festen Regeln eines sicheren Geschmacks ihr keine Grenzen setzen, alles an der Person oder dem Haus von Leuten, die unsere Stelle eingenommen haben, zu kritisieren findet, erklärte sie: »Ja, aber sie sind nicht an ihrem Platz. Und überhaupt, sind sie wirklich so schön?« – »Sie haben sicher bemerkt«, sagte Monsieur de Cambremer mit einer der Bestimmtheit nicht ermangelnden Trauer in der Stimme, »in dem Salon sind Toile-de-Jouy-Bezüge, die ganz abgewetzt sind, überhaupt völlig

verbrauchte Sachen!« – »Und das Stück Stoff mit den großen Rosen, das wie die Bettdecke einer Bauernfrau wirkt«, setzte Madame de Cambremer hinzu, deren künstlich aufgepfropfte Kultur sich ausschließlich auf idealistische Philosophie, impressionistische Malerei und die Musik Debussys bezog. Um aber nicht nur im Rahmen des Luxus, sondern auch von der Seite des Geschmacks her gewisse Dinge zu beanstanden, bemerkte sie außerdem: »Und sie haben Tüllstores! Welch ein Stilbruch! Aber was wollen Sie, die Leute wissen es nicht besser, wo sollten sie es auch gelernt haben? Wahrscheinlich sind sie reiche Geschäftsleute, die sich zur Ruhe gesetzt haben. Für ihre Verhältnisse ist es gar nicht so schlecht.« – »Die Leuchter schienen mir sehr schön«, bemerkte der Marquis, ohne daß man recht wußte, weshalb er gerade für die Leuchter eine Ausnahme machte, ebenso wie er unvermeidlich, sobald er von einer Kirche sprach, ob es sich um die Kathedrale von Chartres, von Reims, von Amiens oder um die Kirche von Balbec handelte, als bewundernswert »das Orgelgehäuse, die Kanzel und die Miserikordien« mit großem Eifer hervorhob. »Von dem Garten wollen wir gar nicht reden«, sagte Madame de Cambremer. »Da haben sie schrecklich gewütet. Alle diese Wege kreuz und quer!«

Ich benutzte die Gelegenheit, als Madame Verdurin den Kaffee reichte, um einen Blick in den Brief zu werfen, den Monsieur de Cambremer mir von seiner Mutter überbracht hatte und in dem diese mich zum Abendessen einlud. Durch einen Hauch von Tinte bezeichnete die Schrift eine Individualität, die für mich von da an unter allen anderen kenntlich war, wobei man ebensowenig zu der Hypothese spezieller Schreibfedern zu greifen brauchte, wie etwa seltene, auf geheimnisvolle Weise hergestellte Farben für den Maler erforderlich sind, um seine einzigartige Sicht der Dinge festzuhalten. Sogar ein Gelähmter, der nach einem Schlaganfall selbst nicht mehr schreiben kann und Schriftzüge nur noch wie eine Zeichnung zu betrachten vermag, ohne sie lesen zu können,

hätte begriffen, daß Madame de Cambremer einer alten Familie angehörte, in der die enthusiastische Beschäftigung mit Literatur und Kunst die aristokratischen Gepflogenheiten etwas aufgelockert hatte. Er hätte auch erraten, in welchen Jahren ungefähr die Marquise schreiben und gleichzeitig Chopin spielen gelernt hatte. Es war der Moment, da Menschen mit einer sorgfältigen Erziehung der Regel gehorchten, sich liebenswürdig zu zeigen, sowie einer anderen, der sogenannten Drei-Adjektive-Regel[1] . Madame de Cambremer hatte sich beide in Kombination zu eigen gemacht. Ein einziges schmeichelndes Adjektiv genügte ihr nicht, sie ließ ihm (nach einem kleinen Gedankenstrich) ein zweites folgen, dann (nach einem zweiten Gedankenstrich) ein drittes. Das Besondere aber war, daß ganz im Gegensatz zu den gesellschaftlichen und literarischen Ambitionen, die die Marquise verfolgte, die Reihenfolge der drei Epitheta in ihren Mitteilungen nicht den Charakter einer Steigerung, sondern den eines *diminuendo* annahm. Madame de Cambremer sagte mir in diesem ersten Brief, sie habe Saint-Loup getroffen und mehr denn je seine »einzigartigen – seltenen – reellen« Vorzüge ermessen können; er wolle sie mit einem Freund besuchen kommen (ausgerechnet jenem, der die Schwiegertochter liebte), und ich könne daher, mit oder ohne jene, ganz nach meinem Belieben nach Féterne zum Diner kommen, sie würde sich in jedem Fall »glücklich – geehrt – ganz davon angetan« fühlen. Vielleicht weil die Fruchtbarkeit ihrer Einbildungskraft und der Reichtum des Vokabulars nicht auf der Höhe ihres Wunsches standen, liebenswürdig zu sein, verblieb ihr mit dem Hang zu dreimaligen Exklamationen nur mehr die Kraft, die zweite und die dritte mit einem schwachen Echo der ersten zu versehen. Wäre auch noch ein viertes Adjektiv hinzugetreten, so wäre von der anfänglichen Liebenswürdigkeit nichts mehr übriggeblieben. Aufgrund einer gewissen raffinierten Schlichtheit schließlich, die gewiß beträchtlichen Eindruck in der Familie und sogar im Bekanntenkreis gemacht haben mußte, hatte

Madame de Cambremer die Gewohnheit angenommen, das Wort »aufrichtig«, das auf die Dauer unehrlich wirken konnte, durch »wahrhaft« zu ersetzen. Um deutlich zu machen, daß es sich tatsächlich um etwas Aufrichtiges handelte, löste sie die konventionelle Verbindung, bei der »wahrhaft« vor das Hauptwort gesetzt würde, und gab dem Beiwort getrost den Platz nach dem Hauptwort. Ihre Briefe endeten mit: *»Croyez à mon amitié vraie«* oder *»Croyez à ma sympathie vraie«*. Leider war diese Form so sehr zur Formel geworden, daß solch vorgeblicher Freimut mehr noch den Eindruck verlogener Höflichkeit erweckte als die alten Floskeln, an deren Sinn man überhaupt nicht mehr denkt. Beim Lesen störte mich indessen der wirre Gesprächslärm, den die höhere Stimme von Monsieur de Charlus überlagerte, während er sein Thema noch weiter verfolgte und jetzt Monsieur de Cambremer erklärte: »Als Sie mir eben Ihren Platz anboten, haben Sie mich an einen Herrn erinnert, der mir heute morgen einen an ›Seine Hoheit, den Baron von Charlus‹ adressierten Brief zukommen ließ. Begonnen hat er mit der Anrede ›Monseigneur‹«. – »Allerdings, da hat Ihr Korrespondent denn doch etwas übertrieben«, antwortete Monsieur de Cambremer, während er sich diskreter Heiterkeit überließ. Monsieur de Charlus hatte sie ausgelöst, doch er teilte sie nicht. »Im Grunde, mein Lieber, müssen Sie zugeben, daß er, heraldisch betrachtet, vollkommen ins Schwarze trifft. Für mich ist das nicht eine Frage meiner Person, wie Sie sich denken können. Ich spreche darüber, als handle es sich um einen anderen. Aber was wollen Sie, Geschichte ist Geschichte, wir können nichts dazu, es steht nun einmal nicht in unserer Macht, sie anders zu machen, als sie ist. Ich will Ihnen gegenüber nicht Kaiser Wilhelm anführen, der mich in Kiel die ganze Zeit mit ›Monseigneur‹ anredete. Ich habe mir sagen lassen, er nenne alle französischen Herzöge so, was natürlich inkorrekt ist und vielleicht lediglich eine zartfühlende Aufmerksamkeit darstellt, mit der er über unsere Köpfe hinweg Frankreich ehren

will.«[1] – »Zartfühlend – und mehr oder weniger aufrichtig«, bemerkte Monsieur de Cambremer. »Ah! Da bin ich nicht Ihrer Meinung. Ein Edelmann letzten Ranges wie dieser Hohenzollern, der noch dazu Protestant ist und meinen Vetter, den König von Hannover, entthront hat, liegt mir, wohlgemerkt, nicht besonders«, setzte Monsieur de Charlus hinzu, dessen Herzen Hannover näherzustehen schien als Elsaß-Lothringen. »Dennoch halte ich die Neigung, die der Kaiser uns entgegenbringt, für durchaus aufrichtig. Dummköpfe werden Ihnen sagen, er sei ein Theaterkaiser. Er ist aber im Gegenteil hochintelligent. Von Malerei versteht er allerdings nichts; er hat Monsieur Tschudi[2] angewiesen, die Elstirs aus den nationalen Museen zu entfernen. Aber auch Ludwig XIV. mochte die holländischen Meister nicht, hatte ebenfalls eine Neigung zum Pompösen und war doch alles in allem ein großer Herrscher. Zudem hat Wilhelm II. sein Reich zu Lande und zur See gerüstet, wie selbst Ludwig XIV. es mit dem seinen nicht getan hat, und ich hoffe, daß unter seiner Regierung niemals die Rückschläge erfolgen, die das Ende der Regierungszeit desjenigen verdunkelten, den man banalerweise den Sonnenkönig nennt. Die Republik hat meiner Meinung nach einen großen Fehler begangen, als sie die Aufmerksamkeiten dieses Hohenzollern zurückwies oder nur mit dem Tröpfchenzähler erwiderte. Er selbst ist sich dessen vollkommen bewußt und meinte dazu mit einer ihm eigenen Pointiertheit: ›Was ich will, ist ein Händedruck, nicht aber, daß man den Hut vor uns zieht.‹ Als Mensch ist er nichts wert; er hat seine besten Freunde verlassen, verkauft, verleugnet, und zwar unter Umständen, in denen sein Schweigen ebenso niederträchtig war wie das ihre hochherzig«, fuhr Monsieur de Charlus fort, der seinem natürlichen Zuge folgend immer wieder in die Eulenburg-Affäre[1] hineingeriet und an die Äußerung denken mußte, die ihm gegenüber einer der Höchstgestellten unter den Beschuldigten getan hatte: »›Welches Vertrauen muß der Kaiser in unser Zartgefühl setzen,

daß er es gewagt hat, zu einem solchen Prozeß seine Zustimmung zu geben! Und er hat sich auch nicht getäuscht, als er sich ganz auf unsere Diskretion verließ. Noch auf dem Schafott hätten wir geschwiegen.‹ Alles das aber hat nichts mit dem zu tun, was ich sagen wollte, nämlich daß wir in Deutschland als mediatisierte Fürsten ›Durchlaucht‹ sind und daß in Frankreich unser Rang als ›Hoheit‹ öffentlich anerkannt war. Saint-Simon behauptet, wir hätten den Titel mißbräuchlich geführt, worin er sich vollkommen irrt. Der Grund, den er dafür angibt, nämlich Ludwig XIV. habe uns untersagt, ihn als ›allerchristlichsten König‹ zu bezeichnen, und uns befohlen, ihn den ›König‹ schlechthin zu nennen, beweist ganz einfach nur, daß wir unseren Titel von ihm hatten, keineswegs aber, daß wir nicht die Qualifizierung als Fürsten besessen hätten. Sonst hätte man sie dem Herzog von Lothringen und wie vielen anderen noch absprechen müssen! Viele unserer Titel übrigens sind uns vom Hause Lothringen zugekommen durch Thérèse d'Espinoy, meine Urgroßmutter, die die Tochter des Damoiseau von Commercy war.« Da Monsieur de Charlus bemerkt hatte, daß Morel ihm zuhörte, spann er die Gründe für diesen Anspruch erst recht noch weiter aus. »Ich habe meinen Bruder darauf aufmerksam gemacht, daß die Notiz über unsere Familie sich nicht im dritten, sondern im zweiten, wo nicht im ersten Teil des Gotha[2] finden sollte«, sagte er, ohne sich darüber im klaren zu sein, daß Morel nicht wußte, was der Gotha ist. »Aber das ist seine Sache, er ist der Chef des Hauses, und wenn er es so richtig findet und es durchgehen läßt, habe auch ich darüber hinwegzusehen.« – »Monsieur Brichot hat mich sehr interessiert«, sagte ich zu Madame Verdurin, die gerade auf mich zutrat, während ich den Brief von Madame de Cambremer in die Tasche steckte. »Er ist ein kultivierter Geist und ein rechtschaffener Mensch«, gab sie mir ziemlich kühl zurück. »Ganz augenscheinlich fehlt es ihm an Originalität und an Geschmack, doch sein Gedächtnis ist unglaublich. Von den ›Ahnen‹ der Leute, die wir heute

abend bei uns sehen, den Emigranten, sagte man, sie hätten nichts vergessen. Aber sie hatten wenigstens die Entschuldigung, daß sie« – hier gab sie einen Ausspruch Swanns als den ihren zum besten – »nichts gelernt hatten[1] , während Brichot alles weiß und uns beim Abendessen ganze Stöße von Kompendien an den Kopf wirft. Ich nehme an, es ist Ihnen jetzt über die Bedeutung des Namens irgendeiner Stadt oder eines Dorfes nichts mehr unbekannt.« Während Madame Verdurin redete, dachte ich daran, daß ich mir vorgenommen hatte, sie nach irgend etwas zu fragen, aber ich konnte mich nicht mehr besinnen, was es war. »Ich bin sicher, Sie sprechen von Brichot«, sagte Ski. »Nicht wahr, Chantepie, Freycinet, er hat Ihnen nichts erspart. Ich habe Sie beobachtet, meine liebe Patronne.« – »Ich habe es wohl bemerkt und wäre beinahe herausgeplatzt.« Ich könnte heute nicht sagen, wie Madame Verdurin an jenem Abend gekleidet war. Vielleicht wußte ich es damals genausowenig, denn Beobachtungsgabe habe ich gar keine. Da ich merkte, daß ihre Toilette nicht ohne Bedacht gewählt war, sagte ich ihr etwas Liebenswürdiges oder gar Bewunderndes darüber. Sie war wie fast alle Frauen: Sie bilden sich ein, ein Kompliment, das man ihnen macht, müsse der reinste Ausdruck der Wahrheit sein und stelle ein Urteil dar, das man unparteiisch fällt und ganz unweigerlich, als handle es sich um einen Kunstgegenstand ohne Beziehung auf eine Person. Mit einem Ernst, der mich ob meiner Heuchelei erröten ließ, stellte sie mir denn auch die naiv selbstbewußte Frage, die in solchen Fällen üblich ist: »Ja? gefällt es Ihnen?« – »Sie sprechen von Chantepie, da bin ich mir sicher«, meinte Monsieur Verdurin, der jetzt zu uns trat. Ich hatte als einziger, während ich an meine grüne Glanzseide und an einen gewissen Holzgeruch dachte, nicht bemerkt, daß Brichot mit der Aufzählung seiner Etymologien Anlaß zum Lachen gegeben hatte. Da aber die Eindrücke, die für mich den Dingen ihren Wert verliehen, anderen Menschen entweder nicht bekannt sind oder, weil sie sie belanglos finden, gedankenlos beiseite

geschoben werden und infolgedessen, wenn ich sie hätte mitteilen können, unverstanden geblieben oder mißachtet worden wären, waren sie schlechthin unverwendbar für mich und hatten außerdem noch den Nachteil, mich in den Augen von Madame Verdurin, die sah, daß ich Brichot einfach »geschluckt« hatte, als ebenso töricht erscheinen zu lassen, wie ich vor Madame de Guermantes dagestanden hatte, weil ich mich bei Madame d'Arpajon wohlfühlte. Mit Brichot hatte es allerdings noch eine andere Bewandtnis. Ich gehörte nicht zum kleinen Kreis. In jedem Clan aber, ob er nun gesellschaftlich, politisch oder literarisch orientiert ist, legt man sich eine fatale Leichtigkeit zu, in einer Unterhaltung, einer offiziellen Ansprache, einer Novelle, einem Sonett alles das zu entdecken, was der harmlose Leser niemals darin zu finden für möglich gehalten hätte. Wie viele Male ist es mir passiert, daß ich, nachdem ich mit einer gewissen Anteilnahme eine geschickt von einem federgewandten, aber etwas altmodisch anmutenden Akademiker gesponnene Erzählung gelesen hatte, gerade im Begriff war, zu Bloch oder zu der Herzogin von Guermantes zu sagen: »Wie hübsch das ist«, als sie auch schon, noch ehe ich den Mund aufgetan hatte, jeder in seiner speziellen Ausdrucksweise riefen: »Wenn Sie sich amüsieren wollen, lesen Sie die Geschichte von Soundso. So viel Dummheit bei ein und demselben Menschen haben Sie noch niemals erlebt.« Die Verachtung Blochs galt besonders bestimmten Stileffekten, die, im übrigen angenehm, etwas veraltet wirkten; diejenige von Madame de Guermantes dem Umstand, daß die Erzählung gerade das Gegenteil von dem zu beweisen schien, was der Verfasser sagen wollte, aus durchaus realen Gründen, die sie geistvoll auseinandersetzte, auf die ich jedoch selbst niemals verfallen wäre. Ich war ebenso erstaunt zu sehen, wieviel Ironie sich hinter der scheinbaren Liebenswürdigkeit der Verdurins Brichot gegenüber verbarg, wie ein paar Tage darauf in Féterne, als ich die Cambremers angesichts meiner enthusiastischen Lobeserhebungen über La

Raspelière sagen hörte: »Das kann doch nicht Ihre ehrliche Meinung sein nach allem, was die daraus gemacht haben.« Sie gaben allerdings zu, das Tafelgeschirr sei schön, aber ich hatte es ebensowenig gesehen wie die schockierenden Tüllstores. »Nun, wenn Sie jetzt nach Balbec zurückkommen, wissen Sie wenigstens, was Balbec bedeutet«, bemerkte ironisch Monsieur Verdurin. Gerade die Dinge, die Brichot mich lehrte, interessierten mich. Was man seinen Geist nannte, war genau das gleiche, was früher in dem kleinen Kreis so sehr geschätzt worden war. Er redete weiterhin mit der gleichen irritierenden Leichtigkeit, doch seine Worte erreichten ihr Ziel nicht mehr, sondern hatten ein feindseliges Schweigen oder ein unangenehmes Echo zu überwinden; nicht, was er selber vorzubringen pflegte, hatte sich gewandelt, sondern die Akustik des Salons und die Geneigtheit seines Publikums. »Achtung!« sagte halblaut Madame Verdurin mit einem Seitenblick auf Brichot. Dieser warf der Patronne – denn sein Gehör war schärfer geblieben als sein Gesicht – den rasch wieder abgewendeten Blick eines Kurzsichtigen und Philosophen zu. Seine Augen waren zwar schwach geworden, dafür aber hatten die seines Geistes um so größeren Weitblick gewonnen. Er sah, wie wenig man von menschlichen Sympathiegefühlen erwarten konnte, und hatte sich darein ergeben. Gewiß litt er darunter. Es kommt vor, daß jemand, der auch nur an einem einzigen Abend in einem ihm eigentlich wohlgesinnten Milieu errät, daß man ihn zu frivol, zu pedantisch, zu linkisch, zu derb oder sonst etwas gefunden hat, daraufhin unglücklich nach Hause zurückkehrt. In vielen Fällen hat es an einer Differenz der Meinungen oder Systeme gelegen, daß er anderen absurd oder fossil vorgekommen ist. Oft ist ihm überaus klar bewußt, daß die anderen ihm nicht das Wasser reichen können. Leicht könnte er ihre Sophismen zerpflücken, mit deren Hilfe sie ihn schweigend verurteilt haben; er denkt daran, einen Besuch zu machen, einen Brief zu schreiben: Wohlweislich aber unterläßt er es und wartet die Einladung für die fol-

gende Woche ab. Manchmal halten solche Zustände der Ungnade, anstatt am Abend selbst ausgestanden zu sein, ganze Monate an. Selbst eine Folge der Schwankungen in der gesellschaftlichen Beurteilung, verstärken sie jene noch. Denn wenn jemand weiß, daß Madame X. auf ihn herabsieht, andererseits aber spürt, daß er bei Madame Y. gebührende Beachtung findet, so erklärt er die letztere für geistig weit höherstehend und emigriert in ihren Salon. Im übrigen ist hier nicht der Ort, diese Menschen zu schildern, die weit über dem Leben der Gesellschaft stehen, sich aber außerhalb davon nicht zu entfalten vermochten und glücklich sind, in ihren Schoß aufgenommen zu werden, verbittert aber, dort verkannt zu sein; Menschen, die Jahr für Jahr mehr Schwächen bei der Herrin des Hauses entdecken, der sie Weihrauch spendeten, und das Genie derjenigen, die sie nicht ihrem Wert entsprechend gewürdigt haben; sie stellen das Gleichgewicht wieder her, indem sie zu ihrer ersten Liebe zurückkehren, nachdem sie die Schattenseiten auch der zweiten entdeckt haben und die der vorigen ein wenig in Vergessenheit geraten sind. Angesichts solcher Fälle rasch vorübergehender Ungnade kann man ermessen, welchen Kummer Brichot die bereitete, von der er wußte, daß sie endgültig war. Er täuschte sich nicht darüber, daß Madame Verdurin sich manchmal in aller Öffentlichkeit über ihn, ja sogar über seine Gebrechen lustig machte; da er aber wußte, wie wenig man von menschlicher Zuneigung erwarten durfte, fand er sich damit ab und betrachtete deshalb die Patronne nicht weniger als seine beste Freundin. An der Röte jedoch, die auf dem Gesicht des Gelehrten erschien, erkannte Madame Verdurin, daß er ihre Worte gehört hatte, und nahm sich vor, während des weiteren Abends liebenswürdig zu ihm zu sein. Ich konnte mir eine Andeutung nicht versagen, wie wenig sie es Saniette gegenüber sei. »Wie, ich bin nicht nett zu ihm? Aber er schwärmt für uns, Sie ahnen nicht, was wir für ihn bedeuten! Mein Mann ist manchmal ein bißchen gereizt über seine Dummheit, und man

muß zugeben, daß er allen Grund dazu hat, aber warum wehrt Saniette sich in solchen Augenblicken nicht, anstatt dazusitzen wie ein geprügelter Hund? Das ist keine Offenheit. Ich mag so etwas nicht. Trotzdem versuche ich immer wieder, meinen Mann zu beschwichtigen, denn wenn er einmal zu weit ginge, käme Saniette vielleicht auf den Gedanken, ganz wegzubleiben; das aber möchte ich nicht, weil er, wie ich Ihnen sagen muß, keinen roten Heller mehr besitzt und seine Abendmahlzeiten braucht. Aber schließlich, wenn er es übelnimmt, soll er eben wegbleiben, was geht mich das an, wenn einer die anderen braucht, muß er versuchen, nicht ein solcher Idiot zu sein.« – »Der Herzogtitel Aumale ist lange in unserer Familie gewesen, bevor er an das französische Königshaus kam«, erklärte Monsieur de Charlus dem Marquis de Cambremer in Gegenwart des staunenden Morel, für den, um es offen zu sagen, diese ganze Erörterung bestimmt war, wenn sie sich auch nicht ausdrücklich an ihn richtete. »Wir hatten den Vortritt vor allen ausländischen Fürsten; ich könnte Ihnen dafür hundert Beispiele nennen. Als die Fürstin von Croy[1] bei der Beisetzung von Monsieur niederknien wollte, nachdem meine Urgroßmutter es getan hatte, machte diese sie in aller Kühle darauf aufmerksam, daß sie kein Recht auf das Polster besitze, ließ es von dem diensttuenden Offizier wegnehmen und brachte die Sache vor den König, der Madame de Croy zu Madame de Guermantes schickte, damit sie sich bei ihr entschuldige. Der Herzog von Burgund war zu uns mit Vorreitern mit erhobenem Stab gekommen; wir erreichten beim König, daß sie ihn senken mußten. Ich weiß, es steht einem nicht wohl an, von den Tugenden seiner Vorfahren zu sprechen. Aber es ist bekannt, daß die unseren immer in der Stunde der Gefahr vornan gewesen sind. Unsere Devise war, nachdem wir die der Herzöge von Brabant aufgegeben hatten: Passavant. Daher ist es alles in allem ganz legitim, wenn das Recht, überall die ersten zu sein, das wir so viele Jahrhunderte lang im Krieg für uns in Anspruch genommen haben, uns später

bei Hofe zuteil geworden ist. Weiß Gott, es ist uns auch jederzeit zuerkannt worden. Ich will Ihnen als Beweis die Fürstin von Baden anführen. Da sie sich so weit vergessen hatte, jener gleichen Herzogin von Guermantes, von der ich eben schon sprach, den Rang streitig machen und als erste beim König eintreten zu wollen, wobei sie sich von seiten meiner Verwandten einen Moment des Zögerns (das diese freilich nicht nötig hatte) zunutze machte, rief der König dieser lebhaft zu: ›Treten Sie näher, *ma cousine*, Madame de Baden weiß zu gut, was sie Ihnen schuldet.‹ Und zwar hatte sie als Herzogin von Guermantes diesen Rang, obwohl sie auch für ihre Person durch ihre Mutter eine Nichte der Königin von Polen, der Königin von Ungarn, des Kurfürsten von der Pfalz, des Fürsten von Savoyen-Carignan und des Fürsten von Hannover war, der später König von England geworden ist, also von ziemlich hoher Geburt war.« – »*Maecenas atavis edite regibus!*«[1] , bemerkte Brichot zu Monsieur de Charlus gewandt, der mit einer leichten Neigung des Kopfes für diese Höflichkeit dankte. »Was sagten Sie?« wollte Madame Verdurin von Brichot wissen, dem gegenüber sie versuchen wollte, ihre Worte von vorhin wiedergutzumachen. »Ich habe, Gott verzeihe es mir, von einem Dandy gesprochen, der die Blüte der feinsten Gesellschaftsschicht, der Crème« (Madame Verdurin runzelte die Stirn) »um die Zeit des Kaisers Augustus war« (beruhigt durch die zeitliche Entlegenheit dieser Crème nahm Madame Verdurin wieder einen heiteren Gesichtsausdruck an), »Freund des Vergil und Horaz, die die Speichelleckerei so weit trieben, ihm ins Gesicht von seinen mehr als aristokratischen, ja königlichen Vorfahren zu reden, kurz, ich sprach von Mäzen, einem Bücherwurm und Freund des Horaz, des Vergil und des Augustus. Ich bin sicher, Monsieur de Charlus weiß in jeder Hinsicht sehr gut, wer Maecenas war.« Mit einem liebenswürdigen Augenzwinkern zu Madame Verdurin hin, denn er hatte gehört, daß sie Morel für den übernächsten Tag eingeladen hatte, und fürchtete, nicht ebenfalls zugezogen

zu werden, sagte Monsieur de Charlus: »Ich glaube, Mäzen war so etwas wie der Verdurin des Altertums.« Madame Verdurin konnte ein Lächeln der Befriedigung nur zum Teil unterdrücken. Sie trat auf Morel zu. »Er ist angenehm, dieser Freund Ihrer Eltern«, sagte sie zu ihm. »Man sieht, er ist ein gebildeter und wohlerzogener Mann. Er wird sich gut machen in unserem Fähnlein. Wo wohnt er denn in Paris?« Morel bewahrte ein hochmütiges Schweigen und bat nur darum, eine Partie Karten spielen zu dürfen. Madame Verdurin aber wollte zuerst etwas Musik von ihm hören. Zum allgemeinen Erstaunen begleitete Monsieur de Charlus, der niemals von seinen großen Gaben sprach, im reinsten Stil den letzten (unruhigen, gequälten, schumannähnlichen, aber noch vor der Sonate von César Franck entstandenen) Teil der Sonate für Geige und Klavier von Fauré.[1] Ich spürte, daß er Morel, der für Klang und Virtuosität hervorragend begabt war, gerade das geben würde, was ihm fehlte, nämlich Kultur und Stil. Neugierig aber forschte ich in Gedanken danach, wo bei ein und demselben Menschen der Zusammenhang zwischen einem physischen Makel und einer Gabe des Geistes bestehen mochte. Monsieur de Charlus unterschied sich nicht sehr von seinem Bruder, dem Herzog von Guermantes. Soeben (doch freilich geschah das nur selten) hatte er sich sogar ebenso schlecht wie jener ausgedrückt. Als er mir (wahrscheinlich damit ich in den wärmsten Wendungen von Morel zu Madame Verdurin spräche) Vorwürfe machte, daß ich ihn niemals besuchte, und ich von diskreter Zurückhaltung sprach, hatte er mir geantwortet: »Aber da ich Sie darum bitte, bin ich ja auch der einzige, der sich deswegen *formalisieren* könnte.« So hätte sich auch der Herzog von Guermantes ausdrücken können. Monsieur de Charlus war alles in allem nur ein Guermantes. Daß die Natur seinem Nervensystem in einer Weise das Gleichgewicht versagt hatte, die ihn bewog, nicht einer Frau, wie es sein Bruder getan hätte, sondern einem Hirten Vergils oder einem Schüler Platons seine Neigung zu schenken, hatte aber

genügt, damit dem Herzog von Guermantes ganz fernliegende Vorzüge, die häufig in Verbindung mit solchen Störungen des Gleichgewichts auftreten, Monsieur de Charlus zu einem bezaubernden Pianisten, einem Amateurmaler, dem es keineswegs an Geschmack fehlte, und einem wortgewandten Redner gemacht hatten.[1] Wer wohl hätte dem bewegten, nervösen, reizvollen Stil, in dem Monsieur de Charlus den schumannähnlichen Teil der Sonate von Fauré spielte, anmerken können, daß eine Entsprechung dieses Stils – man wagt nicht zu sagen, seine Ursache – in rein physischen Regionen, in seinen nervösen Defekten lag? Wir werden später diesen Terminus der »nervösen Defekte« erklären wie auch die Tatsache, daß ein Grieche zur Zeit des Sokrates, ein Römer zur Zeit des Augustus den bewußten Typ darstellen und doch absolut normale Männer bleiben konnten, das heißt nicht zu Zwitterwesen wurden, wie man sie heute sieht. Ebenso wie er ganz reale künstlerische Anlagen, die nur nicht voll zur Entwicklung kamen, in sich barg, hatte Monsieur de Charlus, weit mehr als der Herzog, seine und dessen Mutter, aber auch seine Frau geliebt, und noch Jahre danach kamen ihm die Tränen, wenn man von ihr sprach, freilich ganz oberflächliche, die wie die Transpiration eines zu dicken Menschen waren, von dessen Stirn der Schweiß bei dem geringsten Anlaß perlt – mit dem Unterschied allerdings, daß man zu diesem sagt: Wie erhitzt Sie sind, während man bei den Tränen des anderen tut, als sehe man sie nicht. Man, das heißt die Gesellschaft; denn das Volk reagiert auf Tränen mit Besorgnis, wie wenn ein Schluchzen schwerwiegender als ein Blutsturz sei. Die Trauer, die auf den Tod seiner Gattin folgte, schloß bei Monsieur de Charlus, dank seiner Gewohnheit zu lügen, ein Leben nicht aus, das nur schlecht dazu paßte. Später scheute er sogar eine schamlose Andeutung darüber nicht, er habe während der Trauerzeremonie Mittel und Wege gefunden, den jugendlichen Ministranten nach Namen und Adresse zu fragen. Vielleicht war es sogar wahr.

Als das Stück beendet war, erlaubte ich mir, um etwas von César Franck zu bitten, was aber für Madame de Cambremer eine solche Zumutung schien, daß ich darauf nicht bestand.[1] »Sie können das nicht lieben«, sagte sie zu mir. Sie bat statt dessen um die *Fêtes* von Debussy[2] , worauf sie vom ersten Ton an »Oh, wie himmlisch!« rief. Morel aber stellte fest, daß er nur die ersten Takte konnte, und intonierte aus jungenhaftem Übermut, ohne irgendeine Absicht bewußter Irreführung, einen Marsch von Meyerbeer. Da er aber leider ohne merklichen Übergang weiterspielte und das neue Stück nicht ankündigte, glaubten alle, es sei noch Debussy, und fuhren mit ihrem »Himmlisch!« fort. Als Morel klarstellte, daß der Komponist nicht der des *Pelléas*, sondern der von *Robert le diable* [3] sei, breitete sich eine spürbare Kälte aus. Madame de Cambremer hatte aber kaum Zeit, sich dieser Empfindung zu überlassen, denn sie hatte ein Heft Scarlatti[4] entdeckt und sich geradezu hysterisch darauf gestürzt. »Oh, spielen Sie das hier, das ist göttlich«, rief sie. Und doch handelte es sich bei dem Werk dieses lange Zeit mißachteten, seit kurzem aber zu großen Ehren gelangten Komponisten, das sie in ihrer fiebernden Ungeduld auswählte, um eines jener unseligen Stücke, die einen häufig am Schlaf gehindert haben, wenn ein mitleidloser Musikschüler es in der Wohnung nebenan unaufhörlich wieder von vorn begann. Morel aber hatte jetzt genug von der Musik, und da er gern Karten gespielt hätte, schlug Monsieur de Charlus, um daran teilnehmen zu können, eine Whistpartie vor. »Er hat Ihrem Gatten eben gesagt, er sei Fürst«, bemerkte Ski zu Madame Verdurin, »aber das ist nicht wahr, er stammt aus einer einfachen, unbedeutenden, bürgerlichen Architektenfamilie.« – »Ich will wissen, was Sie über Mäzen gesagt haben. So etwas macht mir Spaß, erzählen Sie«, sagte Madame Verdurin noch einmal zu Brichot in einer Anwandlung von Liebenswürdigkeit, die diesen förmlich berauschte. Um denn auch in den Augen der Patronne und vielleicht zudem in den meinen zu glänzen, fuhr er fort: »Um die Wahrheit zu

sagen, Madame, interessiert Mäzen mich vor allem, weil er der erste markante Apostel jenes chinesischen Gottes ist, der heute in Frankreich mehr Gläubige zählt als Brahma, ja als Christus sogar, des mächtigen Gottes Und-wennschon.« Madame Verdurin begnügte sich in solchen Fällen nicht mehr damit, das Gesicht in den Händen zu verbergen. Mit dem raschen Impuls der Insekten, die man Eintagsfliegen nennt, stürzte sie sich vielmehr auf die Fürstin Scherbatow; stand diese erreichbar in ihrer Nähe, so klammerte sich die Patronne an die Schulter der Fürstin, krallte sich an ihr fest und verbarg ein paar Sekunden lang ihr Haupt daran, wie ein Kind, das Versteck spielt. Hinter diesem schützenden Schirm gab sie sich dann den Anschein, Tränen zu lachen, dachte aber vielleicht genausogut einfach an nichts, so wie die Leute, die zu einem langen Gebet niederknien, die weise Vorsicht walten lassen, ihr Gesicht in den Händen zu vergraben. Madame Verdurin machte es ebenso, wenn sie ein Beethoven-Quartett anhörte, gleichzeitig um darzutun, daß das für sie eine Andacht sei, und sich nicht anmerken zu lassen, daß sie schlief. »Ich spreche in vollem Ernst, Madame«, setzte Brichot hinzu. »Nur allzu groß ist meiner Meinung nach heute die Zahl der Menschen, die ihre Zeit damit vertun, ihren Nabel zu beschauen, als sei er der Mittelpunkt der Welt. Als Lehre widerstrebt mir ein Nirwana nicht, das uns ins große All hinüberführt (das wie München oder Oxford viel näher an Paris liegt als Asnières oder Bois-Colombes). Aber es steht weder einem guten Franzosen noch einem guten Europäer wohl an, daß sozialistisch angehauchte Antimilitaristen, während vielleicht schon die Japaner vor den Toren unseres Byzanz stehen, ernsthaft über die Kardinaltugenden des freien Verses disputieren.« Madame Verdurin meinte, sie dürfe jetzt die schon stark mitgenommene Schulter der Fürstin fahrenlassen, und zeigte wieder ihr Gesicht, nicht ohne so zu tun, als müsse sie sich die Augen trocknen und zwei- oder dreimal tief atmen. Brichot aber wollte, daß auch ich auf meine Kosten kam, und

da er von den akademischen Prüfungen her, denen niemand wie er zu präsidieren verstand, sich gemerkt hatte, daß man der Jugend nicht besser schmeicheln kann, als indem man sie schulmeistert, sie wichtig nimmt und sich von ihr als Reaktionär ansehen läßt, sagte er, indem er verstohlen den Blick zu mir gleiten ließ, den ein Redner heimlich jemandem spendet, der in einer Versammlung sitzt und dessen Name er gerade zitiert: »Ich möchte nicht die Götter der Jugend schmähen und nicht als Ketzer und Rückfälliger in der Kapelle des heiligen Stéphane Mallarmé verdammt werden, in der unser neuer Freund wie alle seines Alters gewiß mindestens als Chorknabe bei der esoterischen Messe ministriert und sich als ›Dekadenter‹ oder ›Rosenkreuzer‹[1] bewährt hat. Doch haben wir wirklich schon zu viele Intellektuelle gesehen, die die Kunst mit lauter Majuskeln schreiben, und wenn sie nicht mehr dem Alkohol Zola huldigen, sich ab und zu eine kleine Spritze Verlaine administrieren. Im Dienste Baudelaires zu Ätheromanen geworden, würden sie nicht mehr zu dem mannhaften Kraftaufwand imstande sein, den das Vaterland eines Tages von ihnen verlangen könnte, anästhesiert, wie sie sind durch die große literarische Neurose, die in der überhitzten, enervierenden, von ungesunden Dünsten geschwängerten Atmosphäre eines dem Opiumrausch frönenden Symbolismus entsteht.« Außerstande, auch nur den Schatten von Bewunderung für Brichots abstruse und absurde Improvisation zu heucheln, wandte ich mich zu Ski und versicherte ihm, daß er sich völlig darüber täusche, welcher Familie Monsieur de Charlus entstamme; er antwortete mir, er sei seiner Sache ganz sicher, und setzte hinzu, ich selbst hätte gesagt, sein wahrer Name sei so etwas wie Gandin oder Le Gandin. »Ich habe Ihnen gesagt«, antwortete ich, »Madame de Cambremer sei die Schwester eines Ingenieurs namens Legrandin. Niemals habe ich mich zu Ihnen über Monsieur de Charlus geäußert. Zwischen seiner Herkunft und der von Madame de Cambremer besteht keine engere Beziehung als zwischen der des Grand

Condé und der Racines.« – »Ah so! ich glaubte das«, bemerkte Ski leichthin, ohne sich wegen seines Irrtums eher zu entschuldigen als ein paar Stunden zuvor, als wir durch seine Schuld um ein Haar unseren Zug versäumt hatten. »Haben Sie vor, längere Zeit an dieser Küste zu bleiben?« wollte Madame Verdurin von Monsieur de Charlus wissen, denn da sie in ihm einen Getreuen witterte, fürchtete sie mit Beben, er könne allzufrüh nach Paris zurückkehren wollen. »Mein Gott, man kann nie wissen«, antwortete Monsieur de Charlus in näselndem, schleppendem Ton. »Ich würde gern noch bis Ende September bleiben.« – »Sie haben recht«, entgegnete Madame Verdurin, »das ist die Zeit der grandiosen Stürme.« – »In Wahrheit würde nicht das mich bestimmen. Ich habe seit einiger Zeit zu sehr den Erzengel Michael vernachlässigt, der mein Schutzpatron ist, und möchte ihn entschädigen, indem ich bis zu seinem Tag, dem 29. September, in der Abtei von Mont Saint-Michel verbleibe.« – »Interessiert Sie denn so etwas?« fragte Madame Verdurin, die vielleicht ihren verletzten Antiklerikalismus zum Schweigen gebracht hätte, wenn sie nicht gefürchtet hätte, daß ein so langer Ausflug den Baron und den Violinisten dazu veranlassen könnte, sie achtundvierzig Stunden lang zu »versetzen«. »Sie leiden vielleicht an vorübergehenden Störungen des Gehörs«, antwortete Monsieur de Charlus in seiner insolenten Art. »Ich habe Ihnen ja gesagt, daß der heilige Michael einer meiner glorreichen Schutzpatrone ist.« Dann, in milder Ekstase mit in die Ferne gerichteten Blicken lächelnd und mit einer Stimme von krankhafter Überspanntheit, die mir nicht nur ästhetischer, sondern vielmehr religiöser Natur zu sein schien: »Der Augenblick ist so schön beim Offertorium, wenn der heilige Michael im weißen Gewande neben dem Altar steht und sein goldenes Weihrauchfaß schwingt, dem ein Duft entquillt, der so stark ist, daß er bis zu Gottes Thron aufsteigt!« – »Wir könnten vielleicht alle gemeinsam hingehen«, regte Madame Verdurin trotz ihres Grauens vor den »Pfaffen« an. »Gleich

nach dem Offertorium«, fuhr Monsieur de Charlus fort, der – aus anderen Gründen zwar, aber auf ganz die gleiche Art wie gute Parlamentsredner – niemals auf einen Zwischenruf antwortete, vielmehr tat, als habe er ihn nicht gehört, »wäre es zauberhaft, unseren jungen Freund dort Palestrina zelebrieren oder sogar eine Melodie von Bach spielen zu sehen. Er würde sich maßlos freuen, ebenso der gute Abt, und es wäre die größte Ehre – wenigstens in der Öffentlichkeit –, die ich meinem heiligen Schutzpatron erweisen könnte. Welche Erbauung für die Gläubigen! Wir werden gleich einmal mit diesem jungen Fra Angelico *in musica*, der auch ein Kriegsmann ist wie Sankt Michael, ein Wort deswegen reden.«

Saniette, der herbeizitiert wurde, um den Strohmann zu machen, erklärte, er spiele nicht Whist. Cottard aber, der sah, daß bis zur Abfahrt des Zuges nicht mehr viel Zeit verblieb, begann sogleich mit Morel eine Partie Ecarté. Wütend trat Monsieur Verdurin mit furchterregender Miene auf Saniette zu: »Sie können auch gar nichts spielen!« rief er in seinem maßlosen Verdruß, um eine Whistpartie gekommen zu sein, wenn auch gleichwohl entzückt über eine Gelegenheit, den ehemaligen Archivar zu beleidigen. In seiner Bestürzung machte dieser einen Versuch, witzig zu sein: »Doch, Klavier«, sagte er. Cottard und Morel saßen sich gegenüber. »Sie spielen aus«, erklärte Cottard. »Wenn wir etwas näher an den Spieltisch herangingen?«, schlug Monsieur de Charlus, der mit Unruhe Morel so nahe bei Cottard sah, Monsieur de Cambremer vor. »Das ist doch ebenso interessant wie diese Etikettefragen, die in unserer Zeit im Grunde bedeutungslos sind. Die einzigen Könige, die uns – in Frankreich wenigstens – bleiben, sind die des Kartenspiels, und mir scheint, es wimmelt davon nur so in dem Blatt unseres jungen Virtuosen«, setzte er gleich darauf hinzu, um Morel eine Bewunderung zu zeigen, die sich sogar auf seine Art zu spielen erstreckte, um ihm zu schmeicheln, und nicht zuletzt, um die Bewegung zu erklären, mit der er sich über die Schulter des Geigers beugte.

»Angenagelt«, erklärte im forschen Ton eines professionellen Glücksritters Cottard[1] , dessen Kinder in solchem Fall sich vor Lachen nicht zu halten wußten, genausowenig wie seine Schüler und der Oberarzt, wenn der Meister sogar am Bett eines Schwerkranken mit der ungerührten Maske eines Epileptikers einen seiner üblichen Späße produzierte. »Ich weiß nicht recht, was ich spielen soll«, meinte Morel, indem er einen fragenden Blick zu Monsieur de Cambremer sandte. »Spielen Sie, was Sie wollen, Sie verlieren auf alle Fälle, dies hier oder das, es ist ganz egal.« – »Egal … Galli-Marié?« fragte der Doktor mit einem schmeichlerischen und wohlwollenden Blick in Richtung Monsieur de Cambremers. »Das war eine wirkliche Diva, ein Traum, eine Carmen, wie man sie niemals wieder sehen wird. Die richtige Frau für die Rolle. Gern sah ich auch darin die Ingalli-Marié.«[2] Der Marquis erhob sich mit der verächtlichen Ungezogenheit wohlgeborener Leute, die sich nicht bewußt sind, wie sehr sie ihren Gastgeber beleidigen, wenn sie sich anmerken lassen, daß sie nicht sicher sind, ob dessen Gäste für sie als Umgang in Frage kommen, und sich – um es geringschätzig auszudrücken – auf französisch empfehlen: »Wer ist dieser kartenspielende Herr? Was tut er sonst? Womit *handelt* er? Ich weiß immer lieber, mit wem ich es zu tun habe, ich lasse mich nicht gern mit irgendwem ein. Den Namen habe ich bei der Vorstellung nicht recht verstanden, als Sie mir die Ehre erwiesen, mich ihm zu präsentieren.« Hätte Monsieur Verdurin, auf die letzten Worte pochend, tatsächlich Monsieur de Cambremer seinen Gästen vorgestellt, so hätte dieser das äußerst ungehörig gefunden. Da er aber wußte, daß das Gegenteil der Fall war, fand er es ganz elegant, ohne alles Risiko umgänglich und bescheiden zu wirken. Monsieur Verdurins Stolz auf seine intime Beziehung zu Cottard hatte noch zugenommen, seitdem der Doktor ein berühmter Professor geworden war. Doch drückte er sich nicht mehr in der gleichen naiven Weise wie früher aus. Wenn man damals, als Cottard noch kaum bekannt war, zu Monsieur

Verdurin von den Gesichtsneuralgien seiner Frau sprach, meinte dieser: »Man kann nichts dagegen tun« (von der naiven Eigenliebe jener Leute beseelt, die glauben, was sie selber kennen, müsse berühmt sein und jedermann müsse den Namen des Gesangslehrers ihrer Tochter kennen). »Würde sie von einem zweitrangigen Arzt behandelt, könnte man versuchen, der Sache auf andere Weise beizukommen, aber wenn der behandelnde Arzt Cottard heißt« (er sprach dabei diesen Namen aus, als handle es sich zumindest um Bouchard oder Charcot[1]), »muß man resignieren!« In diesem Falle nun, da er wußte, daß Monsieur de Cambremer sicher schon von dem berühmten Professor Cottard gehört hatte, wandte Monsieur Verdurin das umgekehrte Verfahren an und gab sich denkbar schlicht. »Das ist unser Hausarzt, eine brave Seele, ein Mann, den wir verehren und der für uns durchs Feuer geht; er ist eigentlich weniger unser Arzt als vielmehr ein Freund; ich glaube nicht, daß Sie ihn kennen oder daß sein Name Ihnen etwas sagt; auf alle Fälle ist es für uns der Name eines sehr guten Menschen, eines sehr lieben Freundes, Cottard.« Monsieur de Cambremer ließ sich durch den Anschein von Bescheidenheit, mit dem der Name gemurmelt wurde, irreführen und meinte, es müsse sich um einen anderen handeln. »Cottard? Sie sprechen doch nicht von Professor Cottard?« Gerade vernahm man die Stimme des bewußten Professors, der, von seinem Partner bedrängt, seine Karten hochhielt und sagte: »Hosen runter.« – »Ja, gewiß, er ist Professor«, antwortete Monsieur Verdurin. – »Wie! Professor Cottard! Täuschen Sie sich auch nicht? Sind Sie ganz sicher, daß er es ist. Derselbe, der Rue du Bac wohnt?« – »Ja, er wohnt Rue du Bac 43. Sie kennen ihn?« – »Aber alle Welt kennt Professor Cottard. Eine Koryphäe! Das ist ja gerade so, als fragten Sie mich, ob ich Bouffe de Saint-Blaise oder Courtois-Suffit kenne. Ich hatte natürlich schon gemerkt, als er sprach, daß das kein Durchschnittsmensch ist, deshalb habe ich mir die Frage erlaubt.« – »Halt, was soll ich spielen? Trumpf ?« fragte

Cottard. Dann plötzlich, mit einer Vulgarität, die selbst in einer heroischen Situation, in der etwa ein Soldat mit einer Alltagswendung seine Unerschrockenheit hätte ausdrücken wollen, unangenehm aufgefallen wäre und die hier, bei einem gefahrlosen Zeitvertreib, wie es das Kartenspiel ist, doppelt albern wirkte, nahm Cottard, als er sich zum Trumpfausspielen entschloß, eine finstere, »zum Äußersten entschlossene« Miene an, warf mit Todesverachtung, als ginge es um sein Leben, eine Karte hin und rief: »Jetzt ist mir alles egal!« Es war nicht, was er hätte ausspielen sollen, aber es war ein Trost für ihn. Mitten im Salon saß in einem großen Sessel Madame Cottard, die der unweigerlich bei ihr auftretenden Wirkung der Stunde nach dem Essen erlegen war und nach vergeblichem Widerstand sich dem allumfassenden, leichten Schlaf überlassen hatte, der sich ihrer bemächtigte. Sie gab sich zwar immer wieder einen Ruck, um – sei es aus Selbstironie, sei es aus Furcht, sie könne irgendeine liebenswürdige Bemerkung unbeantwortet gelassen haben – zu lächeln, verfiel aber immer wieder ganz unwillkürlich dem unbarmherzigen und köstlichen Laster. Was sie für einen Augenblick aufweckte, war nicht der Lärm, sondern der Blick (den sie aus Zärtlichkeit sogar bei geschlossenen Augen sah, ja bereits voraussah, denn die gleiche Szene wiederholte sich jeden Abend und spukte in ihrem Schlaf wie die Stunde, zu der man aufstehen muß), mit dem der Professor die Anwesenden darauf aufmerksam machte, daß seine Gattin eingeschlummert war. Anfangs begnügte er sich damit, sie lächelnd zu betrachten, denn wenn er als Arzt diesen Schlaf nach dem Essen mißbilligte (jedenfalls machte er diese wissenschaftliche Einsicht als Grund geltend, wenn er sich schließlich doch ereiferte, aber es steht nicht fest, ob sie tatsächlich entscheidend war, soviel verschiedene Ansichten hatte er darüber), so war er doch als allmächtiger und zänkischer Ehemann entzückt, sich über sie lustig machen zu können, indem er sie zunächst nur halb aufweckte, damit

sie nochmals einschlief und er das Vergnügen hatte, sie abermals in die Wirklichkeit zurückzurufen.

Im Augenblick schlief Madame Cottard fest. »He! Léontine, du bist eingenickt«, rief der Professor. »Ich höre, was Madame Swann sagt, Schatz«, antwortete mit schwacher Stimme Madame Cottard, die sogleich wieder in ihre Lethargie versank. »Das ist doch die reine Unvernunft«, rief Cottard, »gleich wird sie uns sagen wollen, daß sie gar nicht geschlafen hat. Sie ist wie die Patienten, die in die Sprechstunde kommen und behaupten, sie würden nie schlafen.« – »Sie bilden es sich vielleicht ein«, bemerkte lachend Monsieur de Cambremer. Doch der Doktor widersprach ebenso gern, wie er Zank anfing, vor allem aber litt er nicht, daß ein Laie es wagte, ihm etwas von der Medizin zu erzählen. »Man bildet sich nicht ein, daß man nicht schläft«, verkündet er in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. »Aha!« antwortete der Marquis, indem er sich respektvoll verneigte, wie es früher Cottard getan hätte. »Man sieht eben«, fuhr Cottard fort, »daß Sie nicht wie ich bis zu zwei Gramm Trional verabfolgt haben, ohne damit hypnoide Reaktionen zu erzeugen.« – »Das stimmt, das stimmt«, antwortete der Marquis mit einem selbstgefälligen Lächeln, »ich habe niemals Trional genommen und auch keine von diesen Drogen, die sehr bald nicht mehr wirken und einem nur den Magen ruinieren. Wenn man wie ich die ganze Nacht im Wald von Chantepie auf Jagd gewesen ist, dann, kann ich Ihnen versichern, braucht man zum Einschlafen wahrhaftig kein Trional.« – »Das sagen nur Leute, die nichts davon verstehen«, gab der Professor zur Antwort. »Trional belebt manchmal auf hervorragende Weise den nervalen Tonus. Sie sprechen von Trional: Wissen Sie überhaupt, was das ist?« – »Nun … ich habe gehört, daß es ein Medikament ist, das zum Schlaf verhilft.« – »Sie antworten nicht auf meine Frage«, nörgelte in belehrender Weise der Professor, der dreimal in der Woche an der Universität Prüfungen abnahm. »Ich frage Sie nicht, ob man davon schläft

oder nicht, sondern, was es ist. Können Sie mir sagen, wieviel Teile Amyl oder Äthyl es enthält?« – »Nein«, gab der Marquis verlegen zu. »Ich ziehe ein gutes Glas Cognac oder sogar Porto 345 vor.«[1] – »Die zehnmal toxischer sind«, fiel ihm der Professor ins Wort. »Was das Trional anbelangt«, wagte Monsieur de Cambremer einzuwerfen, »so ist das eine Spezialität meiner Frau, Sie täten besser, mit ihr darüber zu reden.« – »Wahrscheinlich weiß sie davon ungefähr soviel wie Sie. Jedenfalls, wenn Ihre Frau Trional zum Schlafen braucht, so sehen Sie, daß die meine es nicht nötig hat. Komm, Léontine, wach auf, du wirst ja ganz steif davon, schlafe ich etwa nach dem Abendessen? Was willst du mit sechzig tun, wenn du schon jetzt wie eine Alte schläfst? Du wirst ja dick und schädigst deinen Blutkreislauf … Sie hört mich nicht einmal mehr.« – »Das ist schlecht für die Gesundheit, solch ein Schläfchen nach Tisch, nicht wahr, Doktor?« meinte Monsieur de Cambremer, um sich bei Cottard zu rehabilitieren. »Wenn man gegessen hat, sollte man sich etwas Bewegung verschaffen.« – »Unsinn!« gab der Doktor zurück. »Man hat eine gleiche Menge Nahrung aus dem Magen eines Hundes entnommen, der ruhig dagelegen hat, dann aus dem eines Hundes, der gelaufen ist, und bei dem ersteren war die Verdauung weiter fortgeschritten.« – »Dann liegt es nur am Schlaf, wenn die Verdauung unterbrochen wird?« – »Das kommt darauf an, ob es sich um die Verdauung in Mund und Speiseröhre, im Magen oder im Darmsystem handelt; es hat keinen Zweck, daß ich es Ihnen zu erklären versuche, Sie würden es doch nicht verstehen, da Sie nicht Medizin studiert haben. Auf, Léontine, vorwärts … es ist Zeit, daß wir gehen.« Das stimmte zwar nicht, denn der Doktor wollte gerade erst seine Kartenpartie fortsetzen, doch hoffte er, in dieser energischen Form den Schlaf der Verstummten am ehesten zu stören, an die er, ohne eine Antwort zu erhalten, die gelehrtesten Ermahnungen wandte. Sei es, daß ein Wille, dem Schlaf zu widerstehen, bei Madame Cottard weiterbestand, sogar wenn

sie schlief, sei es, daß der Fauteuil nicht genügend Stütze für ihren Kopf bot, jedenfalls schaukelte dieser mechanisch von links nach rechts und von oben nach unten im Leeren wie ein willenloses Objekt, und derart schwankenden Hauptes erweckte Madame Cottard bald den Eindruck, sie höre eine musikalische Darbietung an, bald den, sie befinde sich in der letzten Phase der Agonie. Da, wo die immer dringlicheren Ermahnungen ihres Gatten Schiffbruch erlitten, führte das Gefühl ihrer eigenen Torheit schließlich zum Erfolg: »Mein Bad hat die richtige Wärme, aber die Federn auf dem Wörterbuch …«, rief sie dann und richtete sich auf. »O mein Gott, was habe ich denn da Dummes gesagt? Ich dachte an meinen Hut, ich muß wohl eine ganz alberne Bemerkung gemacht haben, um ein Haar wäre ich eingeschlafen, das kommt von dem dummen Feuer.« Alle lachten, denn es war gar kein Feuer da.

»Sie machen sich lustig über mich«, stellte Madame Cottard fest, die über sich selber lachte, und strich mit der Hand über ihre Stirn, um mit der Leichtigkeit eines Magnetiseurs und der Geschicklichkeit einer Frau, die ihr Haar wieder ordnet, die letzten Spuren des Schlafes zu tilgen, »ich bitte die liebe Madame Verdurin sehr demütig um Verzeihung und möchte, daß sie mir die Wahrheit sagt.« Ihr Lächeln aber wurde schnell traurig, denn der Professor, der wußte, daß seine Frau ihm zu gefallen suchte und fürchtete, es möge ihr nicht gelingen, rief ihr soeben zu: »Sieh dich nur im Spiegel an, du bist so rot, als littest du an einem Ausbruch von Akne, du siehst aus wie eine alte Bäuerin.« – »Wissen Sie, er ist ganz reizend«, sagte Madame Verdurin, »er verfügt über eine gehörige Portion schalkhafter Gutmütigkeit. Außerdem hat er meinen Mann vom Rand des Grabes zurückgeholt, als die gesamte Fakultät ihn bereits aufgegeben hatte. Drei Nächte hat er an seinem Bett verbracht, ohne selbst zu schlafen. Daher kommt gegen Cottard, wissen Sie«, setzte sie in ernstem und beinahe drohendem Ton hinzu (indem sie über die beiden

mit weißen Locken geschmückten Sphären ihrer musikempfänglichen Schläfen strich), als hätten wir dem Doktor zu nahe treten wollen, »bei mir einfach nichts auf ! Er könnte von mir verlangen, was er will. Im übrigen nenne ich ihn nicht Doktor Cottard, ich nenne ihn Doktor Gott! Und wenn ich das sage, so verleumde ich ihn im Grunde noch, denn dieser Gott macht im Rahmen des Möglichen einen Teil der Leiden wieder gut, die der andere verschuldet hat.« – »Spielen Sie Trumpf«, sagte mit glücklicher Miene Monsieur de Charlus zu Morel. »Trumpf, wollen mal sehen«, meinte der Geiger. – »Sie mußten erst Ihren König melden«, sagte Monsieur de Charlus. »Sie sind zerstreut, dabei spielen Sie aber gut!« – »Ich habe den König«, meldete Morel. »Ein schöner Mann«, stellte der Professor fest. »Was bedeutet diese Geschichte hier mit diesen Stöcken?« fragte Madame Verdurin, indem sie Monsieur de Cambremer auf einen herrlich modellierten Schild über dem Kamin aufmerksam machte. »Ist das Ihr Wappen?« setzte sie mit herabsetzender Ironie hinzu. »Nein, nicht das unsere«, antwortete Monsieur de Cambremer. »Wir führen in Gold drei Fasces mit fünf roten Wechselzinnen, jede mit goldenem Kleeblattschnitt. Nein, das dort ist das Wappen der Arrachepel, die nicht unseres Blutes waren, von denen wir aber das Haus geerbt haben; in unserer Familie hat dann niemand etwas daran ändern wollen. Die Arrachepel (früher Pelvilain, wie es heißt) führten in Gold fünf rote ausgespitzte Pfähle. Als sie sich mit den Féternes alliierten, änderte sich ihr Wappen, aber es blieb begleitet von zwanzig Wiederkreuzen mit schwebendem fußgespitztem Pfahl und rechts einem ausgebreiteten Flug in Hermelin.« – »Merk dir's«, murmelte ganz leise Madame de Cambremer. »Meine Urgroßmutter war eine Arrachepel oder Rachepel, wie Sie wollen, man findet die beiden Namen in den alten Urkunden«, fuhr Monsieur de Cambremer lebhaft errötend fort, denn er hatte erst jetzt den Einfall, den ihm seine Frau mit ihrer Bemerkung zugeschrieben hatte[1] , und fürchtete, Madame Verdurin könne sich durch

etwas getroffen fühlen, was keineswegs auf sie gemünzt gewesen war. »Die Geschichte behauptet, im elften Jahrhundert habe der erste Arrachepel, Macé mit dem Zunamen Pelvilain, bei Belagerungen eine besondere Geschicklichkeit darin gezeigt, die Pfähle auszureißen. Daher erhielt er den Namen Arrachepel, unter dem er geadelt worden ist, und die Pfähle, die Sie durch die Jahrhunderte hindurch im Wappen der Familie weiterbestehen sehen. Es handelt sich um Pfähle, die man vor den Befestigungen in die Erde, verzeihen Sie mir das Bild, den Schoß der Erde einrammte und untereinander verband, um jene schwerer zugänglich zu machen. Sie sind das, was Sie ganz richtig als Stöcke bezeichneten, die aber nichts mit den schwimmenden Stöcken von La Fontaine[2] zu tun haben. Von jenen Pfählen hieß es, daß sie einen Platz uneinnehmbar machten. Angesichts der modernen Artillerie belächelt man das natürlich. Aber man muß bedenken, daß es sich noch um das elfte Jahrhundert handelt.« – »Aktuell ist das gerade nicht mehr«, bemerkte Madame Verdurin, »aber der kleine Campanile ist ganz ausdrucksvoll.« – »Sie haben wirklich mehr Glück als … Ferdinand«, sagte Cottard, der diesen Namen gern substituierte, um nicht grob zu werden. »Wissen Sie übrigens, weshalb der Karokönig vom Militärdienst befreit ist?« – »Ich würde gern mit ihm tauschen«, antwortete Morel, der den Kommiß sehr öde fand. »Da schau, so ein schlechter Patriot«, rief Monsieur de Charlus, der sich nicht enthalten konnte, den Geiger ins Ohr zu zwicken. »Nein, sagen Sie, wissen Sie nicht, weshalb der Karokönig vom Militärdienst befreit ist?« wiederholte Cottard, der nicht um seine Pointe kommen wollte. »Weil er nur ein Auge hat.« – »Sie haben es mit einem schweren Fall zu tun«, sagte Monsieur de Cambremer, um Cottard zu zeigen, daß er wohl wisse, wer er sei. »Dieser junge Mann ist erstaunlich«, fiel ihm Monsieur de Charlus in naiver Begeisterung ins Wort, indem er auf Morel wies. »Er spielt tatsächlich wie ein Gott.« Diese Bemerkung sagte dem Doktor nicht sehr zu. »Man soll den Tag nicht vor

dem Abend loben. Wer zuletzt lacht, lacht am besten!« antwortete er – »Dame, As«, meldete triumphierend Morel, den das Schicksal begünstigte. Der Doktor neigte den Kopf wie jemand, der vor so viel Glück die Waffen streckt, und gestand fasziniert: »Schön.« – »Wir haben uns sehr gefreut, mit Monsieur de Charlus zu dinieren«, sagte Madame de Cambremer zu Madame Verdurin. »Kannten Sie ihn nicht? Er ist ganz angenehm, eine Persönlichkeit für sich, er ist noch ganz ›alter Stil‹« (wobei sie in große Verlegenheit geraten wäre, hätte sie erklären müssen, welcher), antwortete Madame Verdurin mit dem befriedigten Lächeln des Kunstliebhabers, des Richters und der Gastgeberin. Madame de Cambremer fragte mich, ob ich mit Saint-Loup nach Féterne kommen werde. Ich konnte einen bewundernden Ausruf nicht unterdrücken, als ich den Mond wie einen orangefarbenen Lampion am Gewölbe der Eichenallee hängen sah, die sich vom Schloß aus erstreckte. »Das ist noch gar nichts; gleich, wenn der Mond höher steht und das ganze Tal erhellt, ist es noch tausendmal schöner. Das haben Sie nicht in Féterne!« trumpfte sie Madame de Cambremer gegenüber auf, die nicht wußte, was sie antworten sollte, da sie ihren Besitz nicht geradezu herabsetzen wollte, vor allem nicht vor den Mietern. »Bleiben Sie noch einige Zeit in dieser Gegend, Madame?« fragte Monsieur de Cambremer Madame Cottard, was als eine unbestimmte Absicht, sie einzuladen, gelten konnte, aber für den Augenblick eine präzisere Form der Verabredung überflüssig machte. »O ja, gewiß, Monsieur, ich halte um der Kinder willen streng auf diesen alljährlichen Exodus. Man kann sagen, was man will, sie haben Seeluft nötig. Ich bin da vielleicht ein Naturkind, aber ich finde, keine andere Kur tut den Kindern so gut wie die frische Luft, selbst wenn man mir mathematisch das Gegenteil beweisen würde. Ihre kleinen Frätzchen sehen schon ganz anders aus. Die Herren von der Fakultät wollten mich nach Vichy schicken; aber dort ist es zu stickig, und um meinen Magen kann ich mich immer noch kümmern, wenn meine

großen Jungen mir noch mehr über den Kopf gewachsen sind. Und dann muß der Professor bei all diesen Examen, die er abzunehmen hat, ungeheuer viel leisten, und die Hitze ermüdet ihn sehr. Ich finde, man braucht einfach eine richtige Entspannung, wenn man wie er das ganze Jahr über in den Sielen ist. Jedenfalls werden wir mindestens noch vier Wochen bleiben.« – »Ah! Da wird man sich ja wiedersehen.« – »Im übrigen muß ich selbst um so mehr noch ausharren, als mein Mann eine Tour nach Savoyen vorhat, er wird sich erst in vierzehn Tagen hier häuslich niederlassen können.« – »Ich finde die Talseite noch schöner als die nach dem Meer zu«, erklärte Madame Verdurin. »Sie werden herrliches Wetter für die Heimfahrt haben.« – »Wir müßten erst einmal sehen, ob auch angespannt ist für den Fall, daß Sie absolut noch heute abend nach Balbec zurückfahren wollen«, sagte Monsieur Verdurin zu mir, »denn ich selbst sehe die Notwendigkeit überhaupt nicht ein. Wir könnten Ihnen doch morgen früh einen Wagen geben. Es wird sicher schön, und die Straßen sind in ausgezeichnetem Zustand.« Ich sagte, daß das unmöglich sei. »Aber auf alle Fälle ist es noch zu früh«, warf die Patronne ein. »Laß sie nur ruhig, sie haben noch Zeit. Was haben sie davon, wenn sie eine Stunde zu früh auf dem Bahnhof stehen. Da bleiben sie doch besser hier. Und Sie, mein kleiner Mozart«, sagte sie zu Morel, da sie sich nicht unmittelbar an Monsieur de Charlus wenden mochte, »wollen Sie nicht hierbleiben? Wir haben schöne Zimmer mit Aussicht auf das Meer.« – »Aber er kann nicht«, antwortete Monsieur de Charlus anstelle des aufmerksamen Spielers, der nicht hingehört hatte. »Er hat nur Urlaub bis Mitternacht. Er muß nach Hause und ins Bett wie ein gehorsames, braves Kind«, setzte er mit selbstgefälliger, affektierter, eindringlicher Stimme hinzu, als finde er ein sadistisches Vergnügen daran, diesen keuschen Vergleich zu gebrauchen und gleichsam im Vorbeigehen seine Stimme an das, was Morel betraf, zu schmiegen,

ihn anstatt mit der Hand mit Worten zu berühren, die ihn zu tätscheln schienen.

Aus der an mich gerichteten Predigt Brichots hatte Monsieur de Cambremer geschlossen, daß ich ein Dreyfus-Anhänger sei. Da er selbst ein denkbar großer Dreyfus-Gegener war, stimmte er vor mir aus Courtoisie dem Feind gegenüber das Lob eines jüdischen Obersten an, der einen Vetter aus der Familie Chevregny immer sehr gerecht behandelt und ihn für die verdiente Beförderung vorgeschlagen hatte. »Dabei hatte mein Vetter selbst absolut gegenteilige Überzeugungen«, sagte Monsieur de Cambremer, indem er darüber hinwegging, welches diese Überzeugungen seien, die ich mir aber ebenso altertümlich und schlecht durchgeformt wie sein Gesicht vorstellte, Überzeugungen, wie sie ein paar Familien in gewissen Kleinstädten bereits seit langem besitzen mochten. »Ich muß schon sagen, ich finde so etwas schön!« schloß Monsieur de Cambremer. Allerdings verwendete er das Wort »schön« kaum in dem ästhetischen Sinn, in dem es für seine Mutter oder seine Frau vornehmlich Kunstwerke – wenn auch solche ganz verschiedener Art – charakterisiert hätte. Monsieur de Cambremer bediente sich dieses Beiworts zum Beispiel, wenn er eine Person von zarter Konstitution beglückwünschte, weil sie ein wenig voller geworden war. »Wie? Sie haben in acht Wochen sechs Pfund zugenommen? Das finde ich aber sehr schön!« Auf einem Tisch waren Erfrischungen bereitgestellt. Madame Verdurin forderte die Herren auf, sich selbst das ihnen zusagende Getränk auszuwählen. Monsieur de Charlus ging hin, leerte sein Glas, setzte sich schnell wieder an den Spieltisch und rührte sich von da nicht mehr fort. »Haben Sie von meiner Orangeade genommen?« fragte ihn Madame Verdurin. Da antwortete Monsieur de Charlus mit einem liebenswürdigen Lächeln und mit einer kristallhellen Stimme, die er selten hatte, sowie mit vielfachem Lippenspitzen und Verdrehungen der Taillengegend: »Nein, ihre Nachbarin reizte mich mehr, Erdbeerbrause, glaube ich; ganz köst-

lich.« Es ist merkwürdig, wie eine gewisse Klasse von versteckten Handlungen sich äußerlich in der Art zu reden und in der Gestik enthüllt. Ob ein Mann an die unbefleckte Empfängnis oder an die Unschuld von Dreyfus oder an die Pluralität der Welten glaubt oder nicht, man wird, wenn er darüber schweigen will, weder in seiner Stimme noch in seinem Gang irgend etwas erkennen, was einen Hinweis auf seine Überzeugungen gibt. Doch sobald man Monsieur de Charlus mit dieser hohen Stimme, diesem Lächeln und diesen Armbewegungen antworten hörte: »Nein, ihre Nachbarin, Erdbeerbrause«, konnte man sich mit der gleichen Gewißheit sagen: »Aha, er liebt das starke Geschlecht«, die es einem Richter ermöglicht, einen Verbrecher zu verurteilen, der nicht geständig ist, oder einem Arzt, einen Fall von progressiver Paralyse zu diagnostizieren, obwohl der Patient selbst vielleicht von seinem Leiden nichts weiß, aber Aussprachefehler begeht, aus denen man schließen kann, daß er nur noch drei Jahre zu leben hat. Vielleicht müssen die Menschen, die aus einer bestimmten Art, »Nein, ihre Nachbarin, Erdbeerbrause« zu sagen, auf sogenannte widernatürliche Neigungen schließen, auf soviel Gelehrsamkeit gar nicht zurückgreifen. Das liegt daran, daß in diesem Fall die Beziehung zwischen dem enthüllenden Zeichen und dem Geheimnis unmittelbarer ist. Ohne daß man es sich ausdrücklich sagt, hat man das Gefühl, daß diese Antwort von einer zarten und lächelnden Dame kommt, die einem geziert erscheint, weil sie sich als Mann ausgibt und man nicht gewöhnt ist, daß Männer sich so zieren. Liebenswürdiger wäre es vielleicht, sich vorzustellen, daß seit langem eine gewisse Anzahl engelhafter Frauen durch einen Irrtum der Natur dem männlichen Geschlecht zugeordnet sind, wo sie nun, gleichsam im Exil, mit vergeblichem Flügelschlag den Männern zustreben, denen sie physischen Widerwillen einflößen, und sich gut darauf verstehen, einen Salon einzurichten und für reizvolle »Raumgestaltung« zu sorgen.[1] Monsieur de Charlus kümmerte sich nicht darum, daß Madame Verdurin

stand, vielmehr blieb er ruhig in seinem Fauteuil sitzen, um Morel näher zu sein. »Meinen Sie nicht auch«, sagte Madame Verdurin zu dem Baron, »daß es ein Verbrechen ist, wie dieser Mensch, der uns mit seinem Instrument in Entzücken versetzen könnte, hier am Ecartétisch sitzt? Wenn man Geige spielt wie er!« – »Er spielt auch sehr gut Karten, er macht alles gut, so gescheit, wie er ist«, antwortete Monsieur de Charlus, mit den Augen beim Spiel, um Morel zu beraten. Im übrigen war das nicht der einzige Grund, weshalb er sich nicht vor Madame Verdurin aus dem Sessel erhob. Nach Maßgabe der seltsamen Mischung aus den verschiedenen gesellschaftlichen Auffassungen des großen Herrn und Liebhabers der Künste, die er in sich hergestellt hatte, führte er für sich selbst, anstatt auf die gleiche Weise höflich zu sein, wie es ein anderer Mann seiner Kreise gewesen wäre, gewissermaßen lebende Bilder auf, die von Saint-Simon inspiriert waren; in diesem Augenblick machte es ihm Vergnügen, den Marschall von Huxelles darzustellen, der ihn auch von anderen Seiten her interessierte und von dem es hieß, er sei so hoffärtig gewesen, daß er, als ob es aus Trägheit wäre, vor den angesehensten Personen des Hofes sich nicht erhoben habe.[1] »Sagen Sie, Charlus«, sagte Madame Verdurin, die in einen vertraulicheren Ton zu verfallen begann, »Sie haben wohl nicht in Ihrem Faubourg irgendeinen alten ruinierten Adligen, der bei mir als Concierge dienen könnte?« – »Doch, schon … aber …«, gab Monsieur de Charlus milde lächelnd zurück; »ich kann Ihnen nicht dazu raten.« – »Warum nicht?« – »Weil ich für Sie fürchten müßte, daß Ihre eleganten Besucher in der Portiersloge hängenblieben.« Dies war das erste Geplänkel, das zwischen ihnen stattfand. Madame Verdurin gab wenig acht darauf. Leider sollten in Paris später andere folgen. Monsieur de Charlus rührte sich auch weiterhin nicht von seinem Platz. Im übrigen konnte er nicht unterlassen, unmerklich zu lächeln, als er sah, wie sehr seine Lieblingsmaximen über das Prestige der Aristokratie und die Feigheit des Bürgertums

durch die von Madame Verdurin so leicht erlangte Unterwürfigkeit sich bestätigten. Die Patronne schien keineswegs erstaunt über die Haltung des Barons, und sie verließ ihn nur deshalb, weil die Frage sie beunruhigte, ob Monsieur de Cambremer sich meiner auch nicht bemächtigen würde. Vorher aber wollte sie noch das Problem der Beziehungen zwischen Monsieur de Charlus und der Gräfin Molé klären. »Sie haben mir doch gesagt, Sie kennen Madame de Molé. Verkehren Sie bei ihr?« fragte sie, wobei sie dem Ausdruck »bei jemand verkehren« den Sinn gab, daß man »genehm« sei, das heißt die Erlaubnis habe, in einem Haus zu erscheinen. Mit einem Anflug von Verachtung, affektierter Exaktheit und in singendem Tonfall antwortete der Baron: »Manchmal schon.« Dies »manchmal« flößte Madame Verdurin neue Zweifel ein, und sie fragte zurück: »Sind Sie dort dem Herzog von Guermantes begegnet?« – »Oh! Das weiß ich nicht mehr.« – »Aha!« machte Madame Verdurin. »Sie kennen den Herzog von Guermantes also nicht?« – »Aber wieso soll ich ihn denn nicht kennen?« antwortete Monsieur de Charlus, dessen Mund ein Lächeln kräuselte. Dieses Lächeln war ein Lächeln der Ironie; da er aber befürchtete, man könne einen Goldzahn sehen, fing er es mit den Lippen ab, so daß die Kräuselung, die daraus hervorging, wie ein Lächeln des Wohlwollens wirkte. »Weshalb sagen Sie: Wieso soll ich ihn denn nicht kennen?« – »Nun, weil er mein Bruder ist«, entgegnete nachlässig Monsieur de Charlus und überließ Madame Verdurin ihrer Verblüffung und ihrer Ungewißheit, ob ihr Gast sich über sie lustig mache, ein natürlicher Sohn oder ein Sproß aus anderer Ehe sei. Daß der Bruder des Herzogs von Guermantes Baron de Charlus heißen könne, kam ihr gar nicht in den Sinn. Sie lenkte ihre Schritte zu mir: »Ich habe eben gehört, wie Monsieur de Cambremer Sie zum Diner einlud. Mir, müssen Sie verstehen, ist das ja egal. Aber in Ihrem lnteresse hoffe ich, daß Sie nicht hingehen. Zunächst einmal ist es todlangweilig dort. Aber wenn Sie freilich gern mit Grafen und Pro-

vinzmarquis zu Tisch sitzen, die kein Mensch kennt, dann natürlich sind Sie dort bestens bedient.« – »Ich glaube, ich werde ein- oder zweimal hingehen müssen. Im übrigen kann ich nicht frei über meine Zeit verfügen, denn ich habe eine junge Cousine hier, die ich nicht allein lassen mag« (ich fand, eine solche vorgebliche Verwandtschaft vereinfache alle Dinge sehr, wenn ich mit Albertine ausgehen wollte). »Aber den Cambremers habe ich sie nun schon vorgestellt …« – »Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Ich kann Ihnen nur sagen: Es ist dort außerordentlich ungesund; wenn Sie sich eine Lungenentzündung holen oder einen hübschen kleinen dauerhaften Rheumatismus, was haben Sie dann schon davon?« – »Aber ist es dort nicht sehr schön?« – »Hm … ja … schon, wenn man will. Ich für meine Person gestehe offen ein, daß mir der Blick ins Tal, wie man ihn hier hat, tausendmal lieber ist. Man hätte mir noch Geld dazu geben können, ich hätte das andere Haus nicht genommen, weil mein Mann die Seeluft nicht verträgt. Falls Ihre Cousine es mit den Nerven hat … Im übrigen sind Sie ja selbst etwas nervös veranlagt, glaube ich … Sie haben doch diese Erstickungsanfälle. Na also! Sie werden ja sehen. Gehen Sie nur hin, Sie werden acht Tage nicht schlafen. Nein, das ist nichts für Sie.« Und ohne zu bedenken, wie sehr das, was sie jetzt sagte, im Widerspruch zu dem Vorhergehenden stand, setzte sie hinzu: »Wenn es Ihnen aber solchen Spaß macht, das Haus zu sehen, so übel ist es nicht, schön wäre zuviel gesagt, aber amüsant mit dem alten Graben und der Zugbrücke – und da ich mich ja auch einmal aufraffen und dort zu Abend essen muß, kommen Sie doch am gleichen Tag, ich versuche dann, meinen kleinen Kreis mitzubringen, dann wird es wenigstens nett. Übermorgen wollen wir mit dem Wagen nach Arembouville. Die Straße ist großartig und der Apfelwein ausgezeichnet. Kommen Sie doch mit. Sie, Brichot, müssen auch kommen, und Sie ebenfalls, Ski. Das gibt dann eine Partie, die mein Mann übrigens sicher schon zusammengestellt hat. Ich weiß nur nicht genau, wer dazu

eingeladen ist. Monsieur de Charlus, gehören Sie auch dazu?« Der Baron, der nur diesen einen Satz gehört hatte und nicht wußte, daß von einem Ausflug nach Arembouville die Rede war, zuckte zusammen und murmelte etwas wie »komische Frage« in einem so spöttischen Ton, daß Madame Verdurin sich dadurch verletzt fühlte. »Warum übrigens«, setzte sie hinzu, »bringen Sie nicht Ihre Cousine, bis dieses Diner bei den Cambremers stattfindet, schon einmal mit hierher? Macht sie sich etwas aus Gesprächen, aus gescheiten Leuten? Ist sie nett? Ja? Na gut, ausgezeichnet. Dann kommen Sie doch mit ihr her. Es gibt auf der Welt auch noch andere Leute als diese Cambremers. Ich verstehe natürlich, daß die sie nur allzugern einladen, sie bringen schwer jemanden zu sich ins Haus. Hier findet sie gute Luft und gescheite Menschen. Auf alle Fälle aber rechne ich darauf, daß Sie mich am nächsten Mittwoch nicht versetzen. Ich hörte, Sie planen einen Nachmittagsausflug nach Rivebelle mit Ihrer Cousine, Monsieur de Charlus und wer weiß wem noch. Sie sollten das lieber alles hierher verlegen, solch ein Massenansturm wäre doch sehr nett. Die Verbindungen sind denkbar bequem, die Wege entzückend; notfalls lasse ich Sie abholen. Ich weiß im übrigen nicht, wieso es Sie nach Rivebelle zieht, es wimmelt dort von Hochstaplern. Sie lassen sich vielleicht durch den Ruf der berühmten Galette normande verlocken. Mein Koch versteht sich viel besser darauf. Ich werde Ihnen eine Galette normande vorsetzen, aber eine richtige, und auch Sablés, mehr sage ich Ihnen nicht. Freilich, wenn Sie auf das Dreckzeug Wert legen, das man in Rivebelle bekommt, so etwas mag ich nicht, ich bringe meine Gäste nicht um, und selbst wenn ich wollte, würde mein Koch sich nicht für eine so unaussprechliche Angelegenheit hergeben, sondern die Stellung wechseln. Weiß der Himmel, woraus sie dort Galettes machen. Ich weiß von einem bedauernswerten jungen Geschöpf, das davon eine Bauchfellentzündung bekam und innerhalb von drei Tagen starb. Sie war erst siebzehn Jahre alt. Das ist schon traurig für

ihre arme Mutter«, setzte Madame Verdurin hinzu und trug dabei eine Miene tiefer Melancholie unter den mit Erfahrung und Schmerz beladenen Sphären ihrer Schläfen zur Schau. »Aber gehen Sie meinetwegen zum Imbiß nach Rivebelle, wenn Sie sich rupfen lassen und das Geld zum Fenster hinauswerfen wollen. Nur, und ich bitte Sie darum, sich eine Ehrenpflicht daraus zu machen, bringen Sie Schlag sechs Uhr alle Ihre Leute mit hierher, sorgen Sie dafür, daß nicht alles in voller Auflösung nach Hause läuft. Sie können mitbringen, wen Sie wollen. Nicht jedem würde ich das sagen. Aber ich bin sicher, Ihre Freunde sind nett, ich habe gleich gesehen, wir verstehen uns. Außer unserem kleinen Kreis kommen gerade nächsten Mittwoch sehr angenehme Gäste. Kennen Sie die kleine Madame de Longpont? Sie ist bezaubernd und voller Witz, gar nicht snobistisch, Sie werden sehen, sie gefällt Ihnen bestimmt sehr gut. Auch sie bringt einen ganzen Haufen Freunde mit«, setzte Madame Verdurin hinzu, um mir zu zeigen, daß das durchaus guter Stil sei, und mich durch Beispiele zu ermutigen. »Wir werden dann sehen, wer den größten Einfluß hat und am meisten Leute mitbringt, Barbe de Longpont oder Sie. Ich glaube, jemand bringt auch Bergotte mit«, setzte sie etwas vage hinzu, da die Mitwirkung dieser Berühmtheit in Anbetracht einer am Morgen in den Zeitungen erschienenen Notiz, die besagte, daß der Gesundheitszustand des großen Schriftstellers zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß gebe, reichlich unwahrscheinlich war. »Jedenfalls werden Sie sehen, daß es einer meiner gelungensten Mittwoche wird, langweilige Frauen will ich nicht dabei haben. Im übrigen urteilen Sie bitte nicht nach dem heutigen Abend, er ist völlig mißglückt. Nein, widersprechen Sie nicht, Sie haben sich nicht mehr langweilen können, als ich selbst es tat, ich fand, daß es heute geradezu tödlich war. Aber es ist nicht immer so, da können Sie sicher sein! Ich spreche nicht einmal von den Cambremers, die unmöglich sind, ich habe auch sonst Leute aus der Gesellschaft gekannt, die für angenehm galten, aber,

mein Gott, neben meinem kleinen Kreis verblaßten sie vollkommen. Ich habe gehört, wie Sie sagten, Sie hätten Swann so gescheit gefunden. Erstens halte ich das für stark übertrieben, selbst wenn ich von dem Charakter dieses Menschen absehe, der mir immer von Grund auf unsympathisch war, ich fand ihn richtig heimtückisch, hinterhältig; ich hatte ihn oft zum Diner an meinen Mittwochabenden. Sie können die anderen fragen, selbst neben Brichot, der nicht entfernt ein Kirchenlicht, sondern nur ein guter Mittelschullehrer ist, den ich dennoch ins Institut gebracht habe, konnte Swann nicht bestehen. Eine durch und durch farblose Erscheinung!« Und als ich eine entgegengesetzte Meinung äußerte, fuhr sie fort: »Es ist so. Ich will nichts gegen ihn sagen, da er mit Ihnen befreundet war; übrigens liebte er Sie sehr, er hat oft zu mir ganz reizend von Ihnen gesprochen, aber fragen Sie die anderen hier, ob er jemals etwas Interessantes bei unseren Abenden gesagt hat. Das aber ist das Entscheidende. Also gut, ich weiß nicht, bei mir jedenfalls klappte es nicht mit Swann, er gab gar nichts her. Dabei hat er das wenige, was an ihm war, hier erst angenommen.« Ich versicherte ihr, daß er sehr intelligent sei. »Nein, das glauben Sie nur, weil Sie ihn weniger lange kannten als ich. Im Grunde war es mit ihm nicht weit her. Mich hat er furchtbar gelangweilt.« (Lies: Er ging zu den La Trémoïlle und den Guermantes und wußte, daß ich dort nicht verkehrte.) »Ich kann alles ertragen, nur keine Langeweile. Nein, nur das nicht!« Grauen vor der Langeweile war jetzt bei Madame Verdurin der Grund, aus dem sich die Zusammensetzung ihres kleinen Kreises erklären sollte. Sie empfing noch keine Herzoginnen bei sich, weil sie unfähig war, Langeweile zu ertragen, so wie sie Kreuzfahrten unterließ, weil sie seekrank wurde. Ich sagte mir, daß Madame Verdurins Bemerkung nicht absolut falsch sei, und während die Guermantes Brichot für den dümmsten Menschen erklärt hätten, der ihnen je untergekommen war, blieb ich mir ungewiß, ob er nicht im Grunde, wenn auch nicht Swann, so doch jenen überlegen war, die den

Geist der Guermantes besaßen und den Takt gehabt hätten, seine pedantischen Späße zu unterlassen, oder zumindest das Schamgefühl, darüber zu erröten; ich stellte mir diese Frage, als wenn die Natur der Intelligenz in irgendeiner Weise durch meine Antwort darauf geklärt werden könnte, und dies mit der Ernsthaftigkeit eines jansenistisch geprägten Christen, der sich mit dem Problem der Gnade auseinandersetzt. »Sie werden sehen«, fuhr Madame Verdurin fort, »wenn man diese reinen Gesellschaftsmenschen mit wirklich gescheiten Leuten zusammenbringt, Leuten aus unserem Milieu, wie sich dann zeigt, daß der witzigste Weltmann – im Reich der Blinden! – hier bei uns nur ein Einäugiger ist. Außerdem lähmt er die anderen, die nicht frei aus sich heraustreten. Das geht so weit, daß ich mich manchmal frage, ob ich nicht anstatt derart gemischter Veranstaltungen, bei denen gar nichts herauskommt, lieber eine Sonderreihe für Langweiler einrichten sollte, damit ich mein Trüppchen allein genießen kann. Aber wie dem auch sei: Sie kommen mit Ihrer Cousine. Das ist abgemacht. Gut. Hier können Sie sich wenigstens beide sattessen. In Féterne hungern und dursten Sie. Ja, freilich, wenn Sie für Ratten schwärmen, dann gehen Sie nur hin, da sind Sie allerdings bestens bedient. Und bleiben können Sie auch, solange Sie nur wollen. Aber passen Sie auf, Sie werden vor Hunger sterben. Im übrigen, wenn ich selbst hingehe, esse ich vor der Abfahrt. Und damit es vergnüglicher wird, sollten Sie mich abholen kommen. Wir würden kräftig vespern und dann richtig zu Abend essen, wenn wir nach Hause kommen. Mögen Sie Apfeltorte gern? Ja? Na ausgezeichnet. Mein Koch versteht sich wie kein anderer darauf. Sie sehen ja, ich hatte recht, als ich sagte, Sie seien wie geschaffen dafür, hier zu sein. Ziehen Sie doch ganz hier heraus. Sie müssen wissen, es ist bei mir viel mehr Platz, als es den Anschein hat. Nur sage ich es nicht laut, um ja keine Langweiler anzulocken. Sie können Ihre Cousine als Logierbesuch mitbringen. Sie hätte hier viel bessere Luft als in Balbec. Mit dieser Luft, behaupte

ich, kann man noch Leute heilen, die bereits aufgegeben sind. Auf mein Wort, ich habe schon welche kuriert, und nicht erst seit heute. Früher nämlich habe ich hier ganz in der Nähe gewohnt, an einem selbstentdeckten Platz, den ich für ein Butterbrot bekam, etwas, was viel mehr Charakter hatte als diese Cambremersche Raspelière. Ich werde es Ihnen einmal auf einem Spaziergang zeigen. Aber ich muß zugeben, daß selbst hier die Luft sehr belebend ist. Ich will nur nicht zuviel davon sprechen, es fehlte noch, daß die Pariser sich für meinen kleinen Winkel erwärmten. Das war nämlich immer mein Schicksal. Also reden Sie mit Ihrer Cousine. Wir werden Ihnen zwei hübsche Zimmer nach dem Tal zu geben, das müssen Sie mal sehen am Morgen, die Sonne, wenn es noch neblig ist! Und wer ist dieser Robert de Saint-Loup, von dem Sie sprachen?« fragte sie mit besorgter Miene, weil sie gehört hatte, daß ich ihn in Doncières besuchen wollte, und daraufhin fürchtete, ich könnte sie um seinetwillen versetzen. »Sie sollten ihn lieber mit hierher bringen, wenn er kein Langweiler ist. Ich habe durch Morel von ihm gehört; es scheint, daß die beiden dick befreundet sind«[1] , setzte Madame Verdurin hinzu, wobei sie gründlich log, denn weder Saint-Loup noch Morel wußten etwas von des anderen Existenz. Da sie aber gehört hatte, Saint-Loup kenne Monsieur de Charlus, dachte sie, die Verbindung sei durch den Geiger zustande gekommen, und wollte so tun, als ob sie auf dem laufenden sei. »Er studiert nicht zufällig Medizin oder Literatur? Sie müssen wissen, wenn Sie eine Empfehlung für Prüfungen brauchen, so vermag Cottard sehr viel, und ich erreiche bei ihm alles, was ich will. Was die Académie angeht, so hat das ja sicher noch Zeit, denn ich nehme an, daß er dafür noch nicht alt genug ist, aber ich verfüge da über mehrere Stimmen. Ihr Freund würde hier ja vertraute Gesichter um sich sehen, und es würde ihm vielleicht Spaß machen, das Haus zu besichtigen. Doncières wird nicht gerade übermäßig amüsant sein. Nun, tun Sie, wie Sie wollen und was Ihnen selbst am besten paßt«, schloß sie, ohne weiter

in mich zu dringen, damit es nicht so aussah, als suche sie die Bekanntschaft mit dem Adel, und weil es ihr Ehrgeiz war, das Regime, unter dem die Getreuen lebten, nämlich die Tyrannei, als Freiheit bezeichnet zu sehen. »Aber komm, was hast du denn«, sagte sie beim Anblick von Monsieur Verdurin, der mit lebhaften Bewegungen der Ungeduld, wie ein Mensch, der vor Wut erstickt und frische Luft schöpfen muß, auf die hölzerne Terrasse stürzte, die sich auf einer Seite des Salons über dem Tal erstreckte. »Hat wieder Saniette dich so aufgebracht? Aber wo du doch weißt, was für ein Idiot er ist, solltest du dich ein für allemal damit abfinden und nicht in einen solchen Zustand geraten … Ich mag das gar nicht«, sagte sie zu mir, »es ist schlecht für ihn, es treibt ihm das Blut ins Gehirn. Aber ich muß allerdings sagen, daß man zuweilen eine Engelsgeduld braucht, um Saniette zu ertragen und vor allem daran zu denken, daß es Christenpflicht ist, ihn aufzunehmen. Ich für meine Person freilich finde ihn so herrlich blöd, daß es mich eher freut. Ich glaube, Sie haben nach Tisch seine Bemerkung gehört: ›Whist kann ich nicht spielen, aber Klavier.‹ Ist das nicht wundervoll! Groß, großartig ist das gesagt, und außerdem gelogen, denn er kann das eine sowenig wie das andere. Mein Mann aber ist unter seiner rauhen Schale ein sehr sensibler, ein sehr guter Mensch, und dieser gewisse Egoismus von Saniette, der immer auf Effekthascherei aus ist, macht ihn ganz verrückt … Komm, Liebling, beruhige dich, du weißt doch, Cottard hat dir gesagt, daß das schlecht für deine Leber ist. Und auf mich fällt dann alles zurück«, sagte Madame Verdurin. »Morgen wird Saniette einen kleinen Nervenzusammenbruch samt Weinkrampf haben. Der arme Mann! Er ist sehr krank. Aber schließlich ist das kein Grund, daß er die anderen zu Tode quält. Und selbst noch in den Augenblikken, wo er wirklich leidet und man ihn bedauern möchte, macht er alle Rührung durch seine Dummheit zunichte. Er ist tatsächlich gar zu dumm. Du brauchst ihm nur sehr freundlich auseinanderzusetzen, daß solche Szenen euch alle

beide krank machen und daß er besser daran tut, nicht mehr herzukommen; da er das mehr als alles andere fürchtet, wird es eine beruhigende Wirkung auf seine Nerven haben«, raunte Madame Verdurin ihrem Gatten zu.

Durch die Fenster zur Rechten war das Meer schwach erkennbar. Die auf der anderen Seite aber zeigten das Tal, auf dem jetzt der Schnee des Mondlichts lag. Von Zeit zu Zeit hörte man die Stimme Morels und Cottards. »Haben Sie Trumpf?« – »Yes.« – »Ah! Sie haben tatsächlich ein gutes Blatt«, bemerkte Monsieur de Cambremer zu Morel als Antwort auf dessen Frage, denn er hatte gesehen, daß der Doktor die Hand voll Trümpfe hatte. »Karo heißt die Dame meines Herzens«, sagte der Doktor. »Tja, wer Trumpf hat, dem lacht das Blatt. Angenagelt! Her damit! Es gibt übrigens keine Sorbonne mehr«, bemerkte der Doktor zu Monsieur de Cambremer, »es gibt nur noch die Universität von Paris.« Monsieur de Cambremer mußte gestehen, daß er nicht wußte, weshalb der Doktor ihm gegenüber diese Bemerkung machte. »Ich glaubte, Sie sprächen von der Sorbonne«, fuhr der Doktor fort. »Ich meinte, als Sie Morels Blatt lobten, hätten Sie gesagt: *Tu nous la sors bonne*«, fügte er augenzwinkernd hinzu, um zu zeigen, daß dies ein Witz sein sollte. »Aber jetzt passen Sie auf«, erklärte er, auf seinen Gegner weisend, »jetzt versetze ich ihm den Todesstreich.« Der Streich mußte für den Doktor tatsächlich ein »guter Streich« sein, denn in seiner Freude fing er zu lachen an, indem er wohlig die Schultern rollte, was in der Familie, der »Gattung« Cottard, eine fast zoologisch zu wertende Äußerungsform der Zufriedenheit war. In der vorhergehenden Generation begleitete ein Händereiben wie beim Einseifen diese Geste. Cottard selbst hatte ursprünglich noch die Doppelgebärde praktiziert, doch eines schönen Tages war – ohne daß man wußte, auf welche vielleicht eheliche, vielleicht berufliche Intervention es zurückzuführen war – das Händereiben verschwunden. Sogar beim Dominospiel, wenn er seinen Spielpartner zwang, zu »kau-

fen«, und dieser die Doppelsechs bekam, was für Cottard der höchste der Genüsse war, begnügte er sich mit der Schulterbewegung. Begab er sich aber – so selten wie möglich – auf ein paar Tage in sein Heimatdorf und traf dort seinen Vetter, der seinerseits beim Händereiben stehengeblieben war, pflegte er bei der Rückkehr zu Madame Cottard zu sagen: »Ich finde, der gute René wirkt doch recht gewöhnlich.« – »Haben Sie noch *something* auf der Pfanne?« sagte er, zu Morel gewandt. »Nein? Dann spiele ich den alten König David[1] aus.« – »Aber dann haben Sie fünf und damit gewonnen!« – »Das war ein schöner Sieg, Doktor«, bemerkte der Marquis. »Ein Pyrrhussieg«, entgegnete Cottard und sah dabei den Marquis über den Kneiferrand hinweg an, um die Wirkung seiner Anspielung zu beurteilen. »Wenn wir noch Zeit haben«, fuhr er, zu Morel gewandt, fort, »gebe ich Ihnen Revanche. Die Reihe ist jetzt an mir … Aber nein, die Wagen sind schon da, dann also auf Freitag, da zeige ich Ihnen einen Trick, der sich gewaschen hat.« Monsieur und Madame Verdurin geleiteten uns hinaus. Die Patronne war Saniette gegenüber schmeichlerisch liebenswürdig, um ganz sicherzugehen, daß er am nächsten Tag auch wiederkommen werde. »Aber mir scheint, Sie sind nicht gut zugedeckt, mein Junge«, sagte zu mir Monsieur Verdurin, dessen Alter ihm diese väterliche Anredeform gestattete. »Man möchte meinen, das Wetter schlägt um.« Diese Worte erfüllten mich mit Freude, als ob das verborgene Leben, das Aufkommen neuer Kombinationen in der Natur, auf das sie hindeuteten, auch noch andere, auf mein Leben bezügliche Veränderungen ankündigten und ganz neue Möglichkeiten schufen. Schon wenn man die Tür zum Park öffnete, spürte man, daß ein anderes »Wetter« seit kurzem die Szene beherrschte; ein kühler Hauch – sommerliche Wollust – stieg aus dem Tannenwald auf (in dem einst Madame de Cambremer ihren chopinschen Träumereien nachhing), und fast unmerklich, in schmeichelndem Kreisen, launenhaften Windungen, begann er seine schwebenden Nocturnes.[1] Ich

lehnte die Decke ab, die ich an den folgenden Tagen annehmen würde, wenn Albertine da wäre, mehr um unsere Freuden zu verbergen, als um der Erkältungsgefahr zu begegnen. Vergebens suchte man den norwegischen Philosophen. Hatte er eine Kolik bekommen? Oder hatte er Angst gehabt, seinen Zug zu versäumen? Hatte ein Aeroplan ihn entführt? War er auf übernatürliche Weise in den Himmel entrückt worden? Fest steht jedenfalls, daß er verschwunden war, ohne daß jemand den Vorgang hatte beobachten können, verschwunden wie ein Gott. »Sie tun unrecht«, sagte Monsieur de Cambremer zu mir, »es ist steinkalt heute abend.« – »Weshalb steinkalt?« wollte der Doktor wissen. »Denken Sie an Ihre Atemnot«, setzte der Marquis hinzu. »Meine Schwester geht niemals am Abend vor die Tür. Im übrigen ist sie im Augenblick gar nicht recht auf dem Damm. Auf alle Fälle sollten Sie nicht barhaupt bleiben, setzen Sie schleunigst Ihre Kopfbedeckung auf.« – »Es handelt sich nicht um eine Atemnot *a frigore*«, erklärte gewichtig der Doktor. »Oh, nun dann«, sagte Monsieur de Cambremer mit einer leichten Verneigung, »wenn das Ihre Meinung ist …« – »Meine maßgebliche Meinung!« rief der Doktor mit einem raschen Blick über die Kneifergläser hinweg, und lächelte. Monsieur de Cambremer lachte, beharrte aber, da er überzeugt war, er habe recht, auf seiner Meinung. »Aber meine Schwester hat doch jedesmal, wenn sie abends ausgeht, einen Anfall.« – »Rechthaberei hat hier keinen Zweck«, gab der Doktor zur Antwort, dem seine Unhöflichkeit gar nicht zu Bewußtsein kam. »Im übrigen beschäftige ich mich nicht mit medizinischen Fragen, wenn ich an der See bin, außer ich werde zu einem Patienten gerufen. Ich bin auf Urlaub hier.« Er war es allerdings mehr, als ihm vielleicht lieb war. Als Monsieur de Cambremer beim Einsteigen in den gleichen Wagen zu ihm gesagt hatte: »Wir haben das Glück, in unserer Nähe (nicht auf Ihrer Seite der Bucht, sondern auf der anderen, aber sie ist ja an dieser Stelle so schmal) eine andere medizinische Kapazität zu haben, den

Doktor du Boulbon«, hatte Cottard, der gewöhnlich mit Rücksicht auf die *Deontologie* jede Kritik an Berufsgenossen vermied, sich sowenig wie mir gegenüber an jenem Unglückstag, da wir zusammen ins Kasino gegangen waren, der laut geäußerten Bemerkung enthalten können: »Aber er ist kein Arzt. Das ist literarische Medizin, Phantasietherapie, Scharlatanismus, was er da treibt. Im übrigen verstehe ich mich gut mit ihm. Ich würde mit dem Boot hinfahren, um ihn zu besuchen, wenn ich nicht fürs erste die Gegend wieder verlassen müßte.« Aus der Miene aber, mit der Cottard zu Monsieur de Cambremer von du Boulbon sprach, ersah ich, daß das Boot, mit dem er jenen besuchen wollte, stark jenem Schiff geähnelt hätte, das, um die von einem anderen literarischen Arzt, Vergil, der ihnen ebenfalls alle Patienten wegnahm, entdeckten Heilquellen zu zerstören, die Doktoren von Salerno angeheuert hatten und das bei der Überfahrt mit ihnen unterging.[1] »Adieu, mein guter Saniette, kommen Sie auch bestimmt morgen, Sie wissen, mein Mann hat Sie so gern. Er liebt Ihren Geist und Verstand; doch, doch, Sie wissen schon, er tut gern manchmal etwas brüsk, aber er legt größten Wert auf Ihre Anwesenheit. Immer ist seine erste Frage: Kommt Saniette? Ich sehe ihn so gern!« – »Das habe ich niemals gesagt«, erklärte zu Saniette gewandt Monsieur Verdurin, mit einem vorgeblichen Freimut, der die Worte der Patronne und die Art, wie er mit Saniette umging, in Einklang zu bringen schien. Mit einem Blick auf die Uhr empfahl er dann, zweifellos um die Abschiedszeremonie in der feuchten Abendluft nicht hinauszuziehen, den Kutschern, nicht zu bummeln, aber vorsichtig bei der Abwärtsfahrt zu sein, und versicherte, wir würden vor dem Zug am Bahnhof ankommen. Dieser sollte die Getreuen jeweils an den verschiedenen Stationen absetzen, mich als letzten von allen, da niemand sonst bis nach Balbec fuhr, als erste die Cambremers. Um ihre Pferde nicht im Dunkeln nach La Raspelière hinaufkommen zu lassen, nahmen diese mit uns in Douville-Féterne den Zug. Die von ihnen aus

nächstgelegene Station war tatsächlich nicht diese hier, die schon vom Dorf und erst recht vom Schloß etwas entfernt ist, sondern La Sogne. Als wir auf dem Bahnhof Douville-Féterne angekommen waren, hielt Monsieur de Cambremer darauf, dem Kutscher der Verdurins (es war der nette, empfindsame mit der Neigung zur Melancholie) etwas – wie Françoise gesagt hätte – »in die Hand zu drücken«, denn Monsieur de Cambremer war großzügig, darin eher »ganz seine Mama«. Aber entweder machte sich nun doch »der Papa« an diesem Punkt geltend, oder er hatte, während er das Geldstück überreichte, das Gefühl, es könne ein Irrtum walten – sei es seinerseits, indem er vielleicht, da er nicht viel sah, statt eines Francs einen Sou gab, sei es von seiten des Empfängers, der möglicherweise den Umfang der Gabe nicht gebührend bemerkte –, jedenfalls fragte er noch einmal: »Es ist doch auch ein Franc, was ich Ihnen da gebe, nicht wahr?«, während er die Münze im Licht schimmern ließ, damit die Getreuen es Madame Verdurin erzählen konnten. »Nicht wahr? Es sind doch zwanzig Sous? Es war ja schließlich nur eine kurze Fahrt …« Er und Madame de Cambremer verließen uns in La Sogne. »Ich werde meiner Schwester sagen«, bemerkte er noch einmal zu mir, »daß Sie an Erstickungsanfällen leiden, ich bin sicher, daß es sie interessieren wird.« Ich verstand, daß er damit sagen wollte: Es wird ihr Vergnügen machen. Was seine Frau betraf, so verwendete sie, als sie sich von mir verabschiedete, zwei jener Abkürzungen, die mich damals sogar in schriftlicher Form in Briefen störten, obwohl man sich seither daran gewöhnt hat, die aber in der gesprochenen Rede mir auch heute noch durch ihre gewollte Nachlässigkeit, ihre gesuchte Vertraulichkeit unerträglich gestelzt erscheinen: »Sehr erfreut, den Abend mit Ihnen verbracht zu haben«, sagte sie; »alles Liebe an Saint-Loup, wenn Sie ihn sehen.« Als sie dies sagte, sprach Madame de Cambremer den Namen Saint-Loup mit hörbarem p am Ende aus. Ich habe niemals in Erfahrung gebracht, wer ihn in ihrer Gegenwart so ausgesprochen haben

mochte oder wodurch sie auf die Idee gekommen war, man müsse ihn so aussprechen. Auf jeden Fall sagte sie ein paar Wochen lang in dieser Weise Saint-Loupp, und ein Mann, der große Bewunderung für sie hegte und völlig in ihr aufging, tat es ihr gleich. Wenn andere Leute Saint-Lou sagten, so beharrten beide mit Nachdruck auf ihrer Aussprache Saint-Loupp, sei es, um indirekt den Betreffenden eine Lektion zu erteilen, sei es, um sich von ihnen zu unterscheiden. Sicherlich aber gaben glanzvollere Frauen, als Madame de Cambremer eine war, ihr unmittelbar oder mittelbar zu verstehen, daß man den Namen nicht so ausspreche und daß das, was sie für Originalität hielt, nur ein Irrtum war, der bewirken würde, daß man sie für wenig vertraut mit den Dingen der Gesellschaft hielt, denn kurze Zeit darauf sagte Madame de Cambremer wieder Saint-Lou, und ebenso gab ihr Bewunderer seinen Widerstand auf, entweder weil sie ihn darüber belehrt oder weil er bemerkt hatte, daß sie den Endkonsonanten nicht mehr ertönen ließ, und er sich sagte, daß, wenn eine Frau von dieser Bedeutung, dieser Energie und diesem Ehrgeiz nachgegeben hatte, es bestimmt aus guten Gründen geschehen war. Der schlimmste ihrer Bewunderer war ihr Mann. Madame de Cambremer neckte andere oft in recht impertinenter Weise. Sobald sie mich oder sonst jemanden in dieser Art anzugreifen begann, betrachtete Monsieur de Cambremer das Opfer mit einem Grinsen. Da der Marquis schielte – was der Heiterkeit selbst der Dümmsten einen Anflug von Witz verleiht –, bestand die Wirkung dieses Grinsens darin, daß ein wenig von der Iris in das Weiße des Auges zurückkehrte, das sonst allein zu sehen war. So bringt ein plötzlicher Wolkenriß einen blauen Fleck in den wattigen Himmel. Das Monokel lag im übrigen wie das Glas, das ein kostbares Gemälde deckt, schützend über dieser heiklen Operation. Was nun die in dem Grinsen sich bekundende Absicht betrifft, so steht nicht ganz fest, ob sie liebenswürdig war: Jaja, mein Bürschchen, Sie können von sich sagen, daß Sie zu beneiden sind. Sie stehen offenbar bei einer

Frau von hohen geistigen Qualitäten in Gunst, oder grob: Nun, mein lieber Herr, wenn Sie das geschluckt haben, werden Sie wohl genug haben, oder hilfsbereit: Sie sehen ja, ich bin da, ich nehme die Sache von der heiteren Seite, denn das Ganze ist nur ein Scherz, und ich würde nicht zulassen, daß man Ihnen zu nahe tritt, oder komplizenhaft grausam: Ich sage nichts dazu, aber Sie sehen ja, wie sehr ich mich über alle diese Hiebe amüsiere, die sie Ihnen versetzt. Ich lache mich tot, bin also der gleichen Meinung, ich, ihr Ehemann. Sollten Sie etwa auf den Gedanken kommen, sich zur Wehr zu setzen, so haben Sie es mit mir zu tun, mein Herr. Ich würde Ihnen zunächst ein paar Ohrfeigen verabfolgen, die nicht von schlechten Eltern sind, und dann im Wald von Chantepie die Klinge mit Ihnen kreuzen.

Wie es nun um diese verschiedenen Auslegungen der Heiterkeit des Ehemanns stehen mochte, die Angriffslust der Frau war immer rasch verraucht. Dann hörte auch Monsieur de Cambremer zu grinsen auf, die Augenblicksiris verschwand, und da man für ein paar Minuten die Gewöhnung an den völlig weißen Augapfel verloren hatte, gab er nun diesem rotgesichtigen Normannen etwas gleichzeitig Blutleeres und Ekstatisches, als habe der Marquis soeben eine Operation überstanden oder als erflehe er sich hinter seinem Monokel vom Himmel die Krone des Märtyrertums.

DRITTES KAPITEL

Monsieur de Charlus' Kümmernisse. Sein vorgebliches Duell. Die Stationen des ›Überseedampfers‹. Albertines überdrüssig, will ich mit ihr brechen.

Ich fiel um vor Müdigkeit. Nicht der Liftboy brachte mich im Aufzug bis zu meiner Etage hinauf, sondern der schielende Page, der eine Unterhaltung eröffnete, um mir zu erzählen, daß seine Schwester immer noch mit dem reichen Herrn lebe und daß einmal, als sie Lust gehabt hatte, nach Hause zurückzukehren, anstatt ernsthaft bei der Stange zu bleiben, der bewußte Herr die Mutter des schielenden Pagen und der anderen vom Geschick bevorzugteren Kinder aufgesucht habe, woraufhin denn auch durch diese die von allen guten Geistern verlassene Tochter ihrem Freund wieder zugeführt worden sei. »Wissen Sie, Monsieur, meine Schwester ist nämlich eine richtige Dame geworden. Sie spielt Klavier und spricht Spanisch. Und Sie werden es kaum glauben von der Schwester eines einfachen Hotelangestellten, der Sie im Lift zu Ihrer Etage fährt, aber sie kann sich alles leisten, was sie will. Madame hat ihre eigene Zofe, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn sie eines Tages auch ihren Wagen bekäme. Sie ist sehr hübsch, wenn Sie sie so sehen, vielleicht ein bißchen eingebildet, aber das versteht man ja. Und witzig ist sie auch. Nie verläßt sie ein Hotel, ohne daß sie dem Zimmermädchen, das hinterher aufräumen muß, in einem Schrank oder einer Kommode ein duftendes Andenken hinterlassen hat. Manchmal macht sie das sogar in einem Wagen, nachdem sie die Fahrt bezahlt hat; dann versteckt sie sich in einer Ecke und lacht sich tot, wenn der Kutscher tobt, weil er seine Kutsche wieder reinigen muß. Mein Vater hat es auch gut getroffen, als er für meinen Bruder den indischen Fürsten aufgetrieben hat, den er von früher her kannte. Das ist natürlich wieder etwas ganz anderes. Aber die Stellung ist fabelhaft. Wenn nicht die Reisen wären, könnte man sich gar nichts Besseres erträumen. Nur ich bin als einziger hier hängengeblieben. Aber man kann nie wissen. In unserer Familie haben wir Glück; wer weiß, ob ich nicht eines Tages noch Präsident der Republik werde? Aber da veranlasse ich Sie, mit mir zu schwatzen« (ich hatte kein einziges Wort gesagt und schlief

bei seinem Gerede fast ein). »Guten Abend, mein Herr. Oh! Danke, mein Herr. Wenn alle Leute ein so gutes Herz hätten, gäbe es bald keine Armen mehr. ›Aber‹, sagt meine Schwester, ›es muß immer welche geben, damit ich jetzt, wo ich reich bin, sie gelegentlich anscheißen kann.‹ Verzeihen Sie den Ausdruck. Gute Nacht, mein Herr.«

Jeden Abend nehmen wir vielleicht das Wagnis auf uns, im Schlaf Leiden durchzumachen, die wir für nichtig und unwirklich erachten, weil wir sie im Lauf eines Schlafs verspüren, dem wir kein Bewußtsein zuerkennen.[1] Tatsächlich hatte ich an den Abenden, an denen ich spät von La Raspelière heimkehrte, immer großes Verlangen nach Schlaf. Sobald aber die kalten Tage kamen, konnte ich ihn nicht gleich finden, denn das Feuer erhellte das Zimmer so stark, als ob eine Lampe gebrannt hätte. Nur handelte es sich lediglich um ein aufloderndes Scheit, und ebenso wie eine Lampe, wie das Tageslicht, sobald der Abend kommt, ließ auch sein allzu lebhafter Schein bald nach; ich trat dann in den Schlaf ein, der wie eine zweite Wohnung ist, über die wir verfügen und in die wir, nachdem wir die erste verlassen, uns für die Nacht begeben. Sie hat ihre eigene Läutevorrichtung, und wir werden darin manchmal durch das Geräusch einer Schelle jäh geweckt, das wir ganz deutlich an unserem Ohr vernehmen, obwohl niemand geläutet hat.[2] Sie hat ihre Bedienten, ihre besonderen Besucher, die uns dort zu einem Ausgang abholen, so daß wir uns anschicken aufzustehen, wenn wir mit einemmal dadurch, daß wir fast überganglos in die andere Wohnung zurückgewandert sind, die wir im Wachzustand innehaben, genötigt sind festzustellen, daß das Zimmer leer und niemand gekommen ist. Die Rasse, die es bewohnt, ist gleich der der ersten Menschen androgyner Natur. Ein Mann erscheint dort nach einer Weile in Gestalt einer Frau. Die Dinge dort haben das Talent, zu Menschen, die Menschen aber das, zu Freunden und Feinden zu werden. Die Zeit, die für den Schläfer während eines solchen Schlafes verrinnt, ist

absolut verschieden von der Zeit, in der er sein Leben als wacher Mensch verbringt. Manchmal ist ihr Lauf sehr viel rascher, eine Viertelstunde scheint dann ein Tag zu sein, manchmal auch sehr viel langsamer, denn man meint, nur einen leichten Schlummer getan zu haben, und hat dabei den ganzen Tag geschlafen. Dann fährt man mit dem Wagen des Schlafs in Tiefen hinab, in denen die Erinnerung ihn nicht mehr einzuholen vermag und an deren Pforten der Verstand den Rückzug antreten mußte. Das Gespann des Schlafs zieht wie das der Sonne in so gleichmäßigem Schritt dahin, in einer Atmosphäre, in der kein Widerstand es mehr aufzuhalten vermag, daß es eines kleinen von außen kommenden meteorischen Steinchens bedarf (welcher Unbekannte schleudert es wohl aus dem Azur herab?), um den regelmäßigen Schlaf zu treffen (der sonst keinen Grund hätte innezuhalten und im gleichen Zug bis in alle Ewigkeit andauern würde), ihn in einer jähen Kurve unter Auslassung aller Zwischenetappen zur Wirklichkeit zurückzuführen, durch dem Leben schon nahe gelegene Regionen hindurch – in denen der Schläfer bald die noch ziemlich wirren, aber bereits wahrnehmbaren, wenn auch entstellten Geräusche des Lebens hören kann –, und ihn mit unerhörter Plötzlichkeit beim Erwachen landen zu lassen. Man erwacht dann aus solchem Tiefschlaf jeweils in einem Morgengrauen, ohne zu wissen, wer man ist, da man ja niemand ist, vielmehr neu und zu allem bereit, denn das Gehirn ist entleert von jener Vergangenheit, die das dahinter zurückliegende Leben war. Schöner ist es vielleicht noch, wenn die Landung im Erwachen sich ganz schnell vollzieht und unsere Schlafgedanken, unter einem Mantel von Vergessen dem Zugriff entzogen, keine Zeit gehabt haben, schrittweise wiederzukehren, bevor der Schlaf zu Ende war. Dann gehen wir aus dem schwarzen Unwetter, das wir durchschritten zu haben meinen (aber wir sagen nicht einmal »wir«), liegend, leer von Gedanken hervor: ein »wir«, das ganz ohne Inhalt wäre. Welchen Hammerschlag hat wohl das Wesen oder das

Ding, das da liegt, erhalten, um von nichts zu wissen und vollkommen betäubt zu sein bis zu dem Augenblick, da das Gedächtnis herbeieilt und ihm das Bewußtsein oder die Persönlichkeit wiedergibt? Außerdem ist es für die beiden Arten des Erwachens nötig – wie tief auch der vorangehende Schlaf sei –, daß man nicht unter dem Gesetz der Gewohnheit einschläft. Denn alles, was die Gewohnheit in ihre Netze einwickelt, überwacht sie auch; man muß sich ihr entziehen, den Schlaf in einem Moment erhaschen, in dem man glaubte, alles andere zu tun als zu schlafen, mit einem Wort einen Schlaf zu fassen bekommen, der nicht unter der Vormundschaft der Voraussicht steht oder in wenn auch getarnter Begleitung der Überlegung erscheint. Zumindest vollzog sich bei diesen Arten des Erwachens, wie ich sie eben beschrieben habe und die mir meist zuteil wurden, wenn ich am Abend zuvor in La Raspelière diniert hatte, alles, als wäre es so; ich selber bürge dafür, ich, das seltsame Wesen, das, während es darauf wartet, daß der Tod es erlöst, bei geschlossenen Fensterläden, abgeschieden von der Welt, unbeweglich wie eine Eule lebt und wie jene einigermaßen klar nur im Dunkeln sieht. Alles trägt sich zu, als wäre es so, doch vielleicht hat nur eine Schicht von Werg den Schläfer daran gehindert, den inneren Dialog der Erinnerungen und das unaufhörliche Wortgeraune seines Schlafes zu hören. Denn (was sich im übrigen ebensogut in dem ersten, umfassenderen, geheimnisvolleren, astraleren System ausdrücken kann) in dem Augenblick, in dem das Erwachen sich vollzieht, hört der Schläfer eine Stimme in seinem Inneren, die zu ihm sagt: »Kommen Sie heute abend zum Diner, lieber Freund? Das wäre wirklich sehr nett!«, und er denkt: »Ja, das wird sehr nett sein, ich werde gehen.« Gleich darauf, wenn das Erwachen sich deutlicher abzeichnet, erinnert er sich mit einemmal: Meine Großmutter hat nur noch ein paar Wochen zu leben, behauptet der Arzt. Er schellt, weint bei dem Gedanken, daß nicht mehr wie früher seine Großmutter, seine sterbende Großmutter, sondern ein gleich-

gültiger Etagenkellner auf sein Schellen reagieren wird. Indes, als der Schlaf ihn so weit aus der von Erinnerung und Denken bewegten Welt hinwegführte durch einen Äther hindurch, in dem er allein, ja mehr als allein war, da er ja nicht einmal jenen Gefährten hatte, in dem man sich selber erkennt, befand er sich außerhalb der Zeit und ihrer Maßstäbe. Schon tritt der Diener ein, und er wagt nicht, ihn nach der Stunde zu fragen, denn er weiß nicht, ob er geschlafen oder wie viele Stunden er geschlafen hat (er fragt sich sogar, ob es sich nicht vielmehr darum handelt, wie viele Tage es gewesen sind, denn mit so zerschlagenen Gliedern, so ausgeruhtem Geist und so sehnsuchterfülltem Herzen kehrt er wie von einer Reise zurück, die in zu weite Fernen gegangen ist, als daß sie nicht auch entsprechend lange gedauert haben müßte.) Gewiß kann man behaupten, daß es nur eine einzige Zeit gibt, aus einem ganz oberflächlichen Grund, nämlich weil man mit einem Blick auf die Wanduhr feststellen kann, daß nur eine Viertelstunde war, was man für einen Tag gehalten hatte. In dem Augenblick aber, da man es feststellt, ist man eben ein wacher Mensch, der wieder in die Zeit der wachen Menschen eingetaucht ist, man hat die andere Zeit hinter sich gelassen. Vielleicht sogar mehr als eine andere Zeit: ein anderes Leben. Die Freuden, die man im Schlaf gehabt hat, führt man nicht mit in der Liste der im Laufe des Daseins erlebten. Um nur auf die gewöhnlichste und sinnlichste unter ihnen anzuspielen: Wer von uns hat nicht beim Erwachen schon einen leichten Verdruß darüber verspürt, im Schlaf eine Lust erfahren zu haben, die man, ohne sich übermäßig zu ermüden, nun, da man wach ist, nicht beliebig oft am gleichen Tag erneuern kann? Es ist wie ein verlorenes Gut. Man hat die Lust in einem anderen Leben verspürt, das nicht das unsere ist. Würden wir Leiden und Freuden des Traums (die im allgemeinen sehr schnell beim Erwachen schwinden) in einem Budget figurieren lassen, so wäre es nicht in dem unseres normalen Lebens.

Ich habe von zwei Zeiten gesprochen, vielleicht gibt es wirklich nur eine, nicht daß diejenige des wachen Menschen für den Schläfer gilt, doch vielleicht, weil das andere Leben, dasjenige, in dem man schläft – in seinen tiefsten Partien –, überhaupt nicht an die Kategorie der Zeit gebunden ist. Dies stellte ich mir vor, wenn ich an den Tagen nach den Diners in La Raspelière mich so uneingeschränkt dem Schlaf überließ. Und zwar aus folgendem Grund. Ich begann jeweils beim Erwachen zu verzweifeln, wenn ich feststellte, daß ich zehnmal geschellt hatte, ohne daß der Diener gekommen wäre. Beim elftenmal trat er ein. Es war lediglich das erstemal. Die zehn anderen Male waren nur in meinem Schlaf, solange er noch anhielt, etwas wie Skizzen eines Schellens gewesen, das ich vornehmen wollte. Nur hatten sich meine starren Hände nicht gerührt. In diesen Morgenstunden nun (und das veranlaßt mich zu sagen, daß der Schlaf vielleicht von dem Gesetz der Zeit nichts weiß) bestand mein Bemühen, wach zu werden, vor allem in einem Bemühen, dem dunklen, nicht deutlich umrissenen Block des Schlafes, den ich durchlebt hatte, im Rahmen der Zeit einen Platz zuzuweisen. Diese Aufgabe ist nicht leicht; der Schlaf, der nichts davon weiß, ob wir zwei Stunden oder zwei Tage geschlafen haben, kann uns selbst keinerlei Anhaltspunkte bieten. Wenn wir aber außerhalb davon keine finden und es uns nicht gelingt, in die Zeit zurückzukehren, schlafen wir nochmals für fünf Minuten ein, die uns drei Stunden scheinen.

Ich habe immer gesagt – und die Erfahrung gemacht –, daß das wirksamste aller Schlafmittel der Schlaf selber ist. Wenn man zwei Stunden tief geschlafen, sich mit so vielen Riesen herumgeschlagen, für ewig so viele Freundschaften geschlossen hat, ist es viel schwerer zu erwachen, als wenn man mehrere Gramm Veronal geschluckt hat. Daher war ich denn auch, nachdem ich zwischen der einen und der anderen Idee hin und her argumentiert hatte, erstaunt, von dem norwegischen Philosophen, der es von Boutroux, »seinem illustren

Kollegen – pardon, seinem *confrère*« – hatte, zu erfahren, was Bergson über die speziellen Gedächtnisstörungen denkt, die auf den Gebrauch von Schlafmitteln zurückzuführen sind.[1] »Natürlich«, soll Bergson zu Boutroux gesagt haben, wenn ich dem norwegischen Philosophen Glauben schenken darf, »haben von Zeit zu Zeit in mäßigen Dosen eingenommene Hypnotika keinen Einfluß auf jenes solide Gedächtnis unseres Alltagslebens, das so fest in uns verankert ist. Doch es gibt andere, höhere, aber auch weniger stabile Gedächnisarten. Einer meiner Kollegen hält eine Vorlesung über alte Geschichte. Er hat mir gesagt, daß er, wenn er am Vorabend eine Schlaftablette eingenommen hat, nur mit Mühe während seiner Vorlesung die griechischen Zitate wiederfinden kann, die er braucht. Der Arzt, auf dessen Rat er diese Tabletten nahm, hatte ihm versichert, sie seien ohne Einfluß auf das Erinnerungsvermögen. ›Vielleicht denken Sie das, weil Sie keine griechischen Schriftsteller zitieren müssen‹, hatte der Historiker nicht ohne einen Anflug von spottendem Hochmut erwidert«.

Ich weiß nicht, ob das Gespräch zwischen Bergson und Boutroux wirklich so stattgefunden hat. Der norwegische Philosoph mag, wie tief und wie klar, wie leidenschaftlich aufmerksam er auch sonst ist, etwas falsch verstanden haben. Persönlich hat mir meine Erfahrung entgegengesetzte Resultate geliefert.[2] Die Augenblicke des Vergessens, die am darauffolgenden Tag sich aus dem Einnehmen gewisser Narkotika ergeben, haben eine nur partielle, aber verwirrende Ähnlichkeit mit dem Vergessen, das in einer Nacht natürlichen, tiefen Schlafes herrscht. Was ich aber im einen und anderen Fall vergesse, ist nicht irgendein Vers von Baudelaire, der im Gegenteil eher ermüdend auf mich einhämmert, »*ainsi qu'un tympanon*«,[1] nicht irgendeine Idee eines der zitierten Philosophen, sondern gerade die Wirklichkeit der alltäglichen Dinge, die mich – während des Schlafs – umgeben und deren Nichtwahrnehmung mich in den Zustand eines Wahnsinnigen ver-

setzt; es ist – wenn ich wach bin, aber aus einem künstlich erzielten Schlaf hervorgehe – nicht an die Stelle des Systems von Porphyrius oder Plotin[2] , über das ich jederzeit diskutieren könnte, sondern der Antwort, die ich auf eine Einladung geben wollte, ein leerer Fleck getreten. Die höhere Idee ist an ihrem Platz verblieben; was aber das Schlafmittel außer Kraft gesetzt hat, ist das Vermögen, in kleinen Dingen zu handeln, in allem, was Aktivität voraussetzt, um diese oder jene Erinnerung des Alltagslebens gerade noch rechtzeitig zu erfassen und fest in der Hand zu behalten. Trotz allem, was man über das Nachleben nach der Zerstörung des Gehirns sagen mag, stelle ich fest, daß jeder Hirnstörung ein Bruchteil von Tod entspricht. Wir behalten alle unsere Erinnerungen, wenn auch nicht die Fähigkeit, sie uns zurückzurufen, sagt in Anlehnung an Bergson[3] der große norwegische Philosoph, dessen Sprechweise ich, um die Erzählung nicht zu sehr aufzuhalten, nicht nachzuahmen versuche. »Wenn auch nicht die Fähigkeit, sie uns zurückzurufen«, aber was ist schon eine Erinnerung, die man sich nicht zurückrufen kann? Oder gehen wir noch weiter. Wir können uns unsere Erinnerungen der letzten dreißig Jahre nicht ins Gedächtnis zurückrufen, und dennoch umweben sie uns ganz und gar; warum aber soll man dann bei dreißig Jahren stehenbleiben, warum dieses vorherige Leben nicht bis über die Geburt hinaus ausdehnen? Wenn ich einen ganzen Teil der Erinnerungen, die hinter mir liegen, nicht kenne, wenn sie für mich unsichtbar sind und ich nicht die Fähigkeit habe, sie in mein Bewußtsein zu ziehen, wer sagt mir dann, daß es in dieser mir unbekannten Masse nicht auch solche gibt, die noch bis hinter die Sphäre meines menschlichen Daseins zurückreichen? Wenn ich in mir und um mich her so viele Erinnerungen haben kann, an die ich mich nicht erinnere, kann dieses Vergessen (wenigstens das Vergessen de facto, da ich nichts zu erkennen vermag) sich auch auf ein Leben erstrecken, das ich im Körper eines anderen Menschen, sogar auf einem anderen Planeten, verbracht habe. Ein glei-

ches Vergessen löscht alles aus. Was bedeutet aber dann die Unsterblichkeit der Seele, deren Realität der norwegische Philosoph behauptet hat? Das Wesen, das ich nach dem Tode sein werde, hat nicht mehr Grund, sich des Menschen zu erinnern, der ich seit meiner Geburt bin, als dieser letztere Grund hat, sich an das zu erinnern, was ich vor ihr gewesen bin.[1]

Der Diener trat ein. Ich sagte ihm nicht, ich hätte mehrmals geläutet, denn es war mir klar, daß ich bis dahin nur geträumt hatte, ich läutete. Ich war gleichwohl erschreckt durch den Gedanken, daß dieser Traum die Deutlichkeit des Bewußtseins gehabt hatte. Sollte dem Bewußtsein umgekehrt die Unwirklichkeit des Traumes anhaften?

Statt dessen fragte ich ihn, wer die ganze Nacht ständig geschellt habe. Er sagte mir, niemand, und konnte es dadurch bestätigen, daß die Anzeigentafel des Klingelsystems es angezeigt hätte. Dennoch hatte ich das wiederholte, beinahe wütende Anschlagen der Glocke gehört, das noch in meinem Ohr nachhallte und mich noch mehrere Tage hindurch verfolgen sollte. Es ist gleichwohl selten, daß der Schlaf in dieser Weise in das wache Leben Erinnerungen streut, die nicht mit ihm sterben. Das sind Meteore, die man zählen kann. Wenn der Schlaf eine Idee geschmiedet hat, so löst sie sich sehr rasch in hauchdünne, nicht mehr greifbare Fragmente auf. Hier aber hatte der Schlaf Töne fabriziert. Materieller und einfacher zwar, sollten sie sich dafür als dauerhafter erweisen. Ich war über die verhältnismäßig frühe Stunde erstaunt, die der Diener mir nannte. Doch fühlte ich mich deswegen nicht weniger ausgeruht. Gerade die leichten Formen des Schlafes sind die anhaltenden; da sie als Zwischenzustände zwischen Wachsein und Schlaf von dem ersteren eine zwar abgeschwächte, aber stetige Vorstellung behalten, brauchen sie unendlich viel mehr Zeit, um uns ein wirkliches Ausruhen zu verschaffen, als ein tiefer Schlaf, der gleichwohl kurz sein kann. Ich fühlte mich wohl noch aus einem anderen Grund. Wenn es genügt, sich zu erinnern, daß man sich ermüdet hat, um die Müdigkeit in quä-

lendem Maße zu verspüren, so reicht es aus, sich zu sagen: »Ich habe mich ausgeruht«, um sich auch ausgeruht zu fühlen. Nun aber hatte ich geträumt, Monsieur de Charlus sei hundertzehn Jahre alt und habe seine eigene Mutter geohrfeigt, Madame Verdurin, weil sie für fünf Milliarden einen Veilchenstrauß gekauft hatte. Ich durfte also sicher sein, tief geschlafen und entgegen den Vorstellungen im Wachzustand und allen Möglichkeiten des normalen Lebens geträumt zu haben; das genügte, um mir das Gefühl des Ausgeruhtseins zu geben.

Ganz[1] plötzlich erinnerte ich mich daran, was ich Madame Verdurin hatte fragen wollen. Nämlich, ob es neben der Sonate noch andere Werke von Vinteuil gebe. Denn unterdessen kannte ich sie auswendig. Als ich sie zum erstenmal hörte, war mir überhaupt nichts daran aufgefallen außer einem Thema, das ich allerdings nicht sehr hübsch fand; da es aber zwei- oder dreimal wieder auftauchte und ich es wiederzuerkennen glaubte, habe ich es trotzdem liebgewonnen. Seither aber hat es sich auf so reizende Art mit meinem Gedächtnis angefreundet, daß jenes erste Konzert, als es mir aufgefallen war, ohne daß ich es bewundert hätte, mir rückblickend wie jene verschwommenen Abendeinladungen vorkommt, von denen wir wissen, dort der Person zum erstenmal begegnet zu sein, die in unserem Leben eine entscheidende Rolle spielen wird und die wir heute mit ganz anderen Augen betrachten. Jetzt kannte ich die ganze Sonate auswendig und war untröstlich bei dem Gedanken, Vinteuil habe nur sie hinterlassen. Doch kein einziges Mal habe ich auf La Raspelière daran gedacht, mich zu erkundigen, ob man tatsächlich nichts anderes von ihm kenne. Ich erzählte meiner Mutter, ich hätte Monsieur de Charlus gefragt, ob er die Toque und den Schleier bemerkt habe, die die Fürstin von Luxemburg im Automobil trug. Monsieur de Charlus kannte sich in der Frauenmode glänzend aus; sie war für ihn ein bevorzugtes, künstlerisches und unschuldiges Konversationsthema, während er schon bei dem

Ausdruck »beigebraune Hosen« die Augen senkte und ein dezentes Schweigen bewahrte; so hatte er mir denn geantwortet, er wisse ganz genau, was ich meine, er müsse gar nicht erst die Fürstin fragen und es handle sich um eine Chinchillatoque mit seidenem Musselinschleier von Callot[1] , und um mir zu zeigen, daß er meine Frage verstanden habe, hatte er mir eine Zeichnung hingekritzelt, über die Mama in Bewunderung ausbrach. Sie war lediglich erstaunt und leicht schockiert darüber, daß ich ihn bei den Verdurins antreffen konnte; in ihrem Mißmut lag aber nichts von dem Egoismus meiner Großtante, die fand, ein illustrer Bekannter von uns verletze seine Pflichten, wenn er sich durch zweifelhaften gesellschaftlichen Umgang herabwürdigen ließ. Meine Mutter war unfähig, solche Gefühle zu hegen. Doch sie war aus Combray. Sie verstand es nicht, daß ein Mann einer höheren Kaste wie Monsieur de Charlus sich mit Leuten einläßt, die in einer Kaste geboren wurden, die niedriger ist als die unsrige (das heißt, die für ihr ganzes Leben dorthin gehörten, denn die Gesellschaft von Combray konnte sich nicht vorstellen, man könne jemals die Kaste wechseln). Meine Mutter war nicht neidisch auf die Verdurins, weil diese Monsieur de Charlus zu Gast hatten; vielmehr hätte sie es taktlos gefunden, ihn einzuladen; aus denselben Gründen fand sie seine Gegenwart bei uns übertrieben und bei den Verdurins unangebracht. Monsieur de Charlus bei den Verdurins … diese Neuigkeit versetzte sie in Staunen, wobei sie nichts Angenehmes darin fand; da nämlich der Abscheu vor dem gesellschaftlichen Niedergang nicht in der Verachtung der anderen, sondern in der Achtung seiner selbst gründet, ist er nicht, wie man fälschlicherweise glaubt, etwas wesensmäßig Aristokratisches, sondern ein bürgerliches Vorurteil. »Allerdings«, hatte Monsieur de Charlus hinzugefügt, »glaube ich mich zu erinnern, daß Elstir, der Madame de Luxembourg auch mit dieser Toque und diesem Schleier porträtierte, sie für sie bestellt hat. Und es will mir scheinen, daß in der Form und besonders in dem sehr zarten Grau, das er nur

mit Mühe auftreiben konnte, immerhin ein klein wenig von ihm drinsteckte. Da Sie das gleiche für Ihre Cousine haben möchten, tragen Sie den Schwestern Callot auf, genau das gleiche zu machen wie für die Fürstin von Luxemburg. Ich werde es meine Schwägerin wissen lassen, damit sie nicht böse wird.« Das Detail von Elstirs Mithilfe bei der Wahl war mir und auch Albertine bekannt. Und das hatte vielleicht ihre Bewunderung verstärkt, als wir die Fürstin von Luxemburg vorbeifahren sahen. Doch war sie sich bewußt, daß Callot für ein mittelloses junges Mädchen wie sie unerschwinglich war. Dazu kam, daß Elstir, dessen Geschmack in Modefragen äußerst anspruchsvoll und exklusiv war, ihr den blinden Glauben an gewisse Couturiers eingeflößt und dekretiert hatte, daß zwischen deren Fasson und der jener, die sie billig oder sogar sehr teuer zu imitieren glauben, ein ebenso großer Unterschied besteht wie zwischen einer köstlichen Amorstatue von Clodion oder einer im kleinen Tempel des Trianon[1] und einem beinahe identischen Amor aus einer schwerfälligeren Epoche. Da ich also wußte, welche Freude ich ihr machen würde, beauftragte ich meine Mutter, so schnell wie möglich die Toque und den Schleier zu bestellen, hütete mich aber, Albertine irgend etwas zu sagen.

Ich hätte meine Mutter, die schon nicht verstehen konnte, daß Monsieur de Charlus bei den Verdurins ein- und ausging, in höchstes Erstaunen versetzt, wenn ich ihr erzählt hätte, mit wem (gerade an dem Tag, an dem ich die Toque für Albertine bestellt hatte, ohne ihr irgend etwas zu sagen, damit sie dadurch überrascht würde)[2] Monsieur de Charlus in einem Salon des Grand-Hôtels von Balbec dinierte. Der Gast war kein anderer als der Diener einer Cousine der Cambremers. Dieser Diener war sehr elegant gekleidet, und als er zusammen mit dem Baron durch die Hotelhalle schritt, spielte er – wie Saint-Loup gesagt hätte – in den Augen der Touristen den »Mann von Welt«. Selbst die jungen Hotelpagen, die »Leviten«, deren Menge in diesem Augenblick auf den Stufen des Tempels

auf und nieder stieg, weil es die Stunde der Ablösung für sie war, gaben auf die beiden Ankömmlinge nicht acht, von denen der eine, Monsieur de Charlus, durch Senken des Blicks zu zeigen bemüht war, daß er seinerseits jenen nur wenig Aufmerksamkeit schenkte. Es sah aus, als bahne er sich einen Weg durch sie hindurch. »*Prospérez, cher espoir d'une nation sainte*«[3] , sagte er in Erinnerung an die Verse Racines, die er freilich in einem ganz anderen Sinn zitierte. »Wie bitte?« fragte der Diener, der in den Klassikern nicht sehr bewandert war. Monsieur von Charlus antwortete nicht, denn er setzte einen gewissen Stolz darein, Fragen nicht zu beachten und geradeaus seinen Weg fortzusetzen, als gebe es keine anderen Gäste im Hotel und als existiere auf der Welt nichts außer ihm, dem Baron von Charlus. Nachdem er aber noch die Verse Josabeths hatte folgen lassen: »*Venez, venez, mes filles*«, hatte er plötzlich genug und setzte nicht wie jene noch hinzu: *Il faut les appeler* [1] , denn diese Kinder hatten noch nicht das Alter erreicht, das Monsieur de Charlus gefiel und in dem das Geschlecht voll entwickelt ist. Wenn er im übrigen an den Diener von Madame de Chevregny geschrieben hatte, weil er an seiner Gefügigkeit nicht zweifelte, so hatte er sich ihn doch männlicher erhofft. Aus der Nähe besehen, fand er ihn weibischer, als ihm eigentlich lieb war. Er sagte ihm, er habe geglaubt, mit jemand anderem zu tun zu haben, denn er kenne vom Sehen noch einen weiteren Bedienten von Madame de Chevregny, den er tatsächlich auf dem Kutschbock bemerkt hatte. Jener war eine Art von sehr plumpem Bauern, ganz das Gegenteil von diesem hier, der – da er seinerseits sein geziertes Benehmen als eine Form der Überlegenheit ansah und nicht zweifelte, daß gerade seine weltmännischen Qualitäten Monsieur de Charlus verlockt hätten – nicht begriff, wen der Baron meinen könnte. »Aber ich habe keinen Kameraden außer einem, den Sie nicht gut gemeint haben können, er ist grauenhaft, er sieht wie ein dicker Bauernlümmel aus.« Die Vorstellung, daß gerade dieser Bauer dem Baron aufgefallen

war, versetzte seiner Eigenliebe einen Stich. Der Baron erriet dies und dehnte seine Erkundigungen weiter aus: »Aber ich habe kein spezielles Gelübde getan, nur die Bekanntschaft von Leuten der Madame de Chevregny zu machen«, sagte er. »Können Sie mir nicht hier oder in Paris, wohin Sie ja bald gehen, einige Ihrer Kameraden aus dem einen oder anderen Haus vorstellen?« – »O nein!« gab der Diener zur Antwort, »ich habe mit niemandem aus unserer Gesellschaftsklasse Kontakt. Ich spreche nur mit ihnen, soweit es den Dienst betrifft. Aber ich könnte Sie mit jemand wirklich Schickem zusammenbringen.« – »Mit wem denn?« fragte der Baron. »Mit dem Fürsten von Guermantes.« Monsieur de Charlus verdroß es, daß man ihm nur einen Mann dieses Alters anbot, bei dem er dazu die Empfehlung eines Lakaien wahrlich nicht nötig hatte. Daher lehnte er das Angebot trocken ab und fing von neuem an, ohne sich durch die gesellschaftlichen Prätentionen des Dieners davon abhalten zu lassen, diesem zu erklären, was er suche, den Stil, den Typus, daß es ein Jokkey oder dergleichen sein dürfe. Da er fürchtete, daß der Notar, der in diesem Augenblick vorbeiging, ihn gehört haben könnte, hielt er es für angebracht, so zu tun, als habe er nicht von dem, was man hätte annehmen können, sondern von etwas anderem gesprochen, und sagte nachdrücklich und mit besonders lauter Stimme, jedoch ganz so, als setze er nur seine Unterhaltung fort: »Jaja, trotz meines Alters stöbere ich immer noch gerne nach Nippes, ich habe Freude an so hübschen Dingelchen; für alte Bronzen, einen antiken Lüster bin ich zu jeder Verrücktheit bereit. Ich liebe das Schöne.«[1] Um aber dem Diener den Wechsel des Themas, den er so schnell vollzogen hatte, begreiflich zu machen, betonte Monsieur de Charlus so nachdrücklich jedes Wort, und noch dazu, um von dem Notar gehört zu werden, schrie er sie sämtlich so laut heraus, daß dieses Theaterspiel allein genügt hätte, um zu enthüllen, was es verbarg, hätte es sich um gewitztere Ohren als die jenes Wahrers des Rechts gehandelt. Dieser ahnte nichts, ebenso-

wenig wie irgendein anderer Gast des Hotels; alle sahen nur einen eleganten Fremden in dem so wohlgekleideten Bedienten. Während sich jedoch die Bessergestellten täuschten und ihn für einen todschicken Amerikaner hielten, war er doch kaum im Gesichtskreis der Hotelbedienten aufgetaucht, als er von ihnen auch schon durchschaut wurde, so wie ein Sträfling den anderes erkennt, ja sogar schneller noch, von weitem durch Witterung erspürt wie ein Tier von gewissen anderen Tieren. Die Oberkellner blickten auf. Aimé betrachtete ihn mit mißtrauischem Blick. Der Sommelier zuckte die Achseln und machte hinter seiner Hand, weil er das für höflicher hielt, eine abfällige Bemerkung, die jeder hören konnte. Und sogar unsere alte Françoise, deren Sehkraft immer mehr nachließ und die in diesem Augenblick am Fuß der Treppe erschien, um im »Läuferzimmer« die Abendmahlzeit einzunehmen, hob den Kopf, sah einen Bedienten, wo ihn die Gäste des Hotels nicht vermuteten – so wie die alte Amme Eurykleia Odysseus lange vor den beim Festmahl versammelten Freiern erkennt[1] – , und zeigte, als sie ihn so vertraulich mit Monsieur de Charlus daherkommen sah, auf ihrem Gesicht einen Ausdruck der Betrübnis, als nähmen mit einemmal die häßlichen Dinge, die sie gehört, doch nicht geglaubt hatte, in ihren Augen eine erschütternde Wahrscheinlichkeit an. Niemals sprach sie zu mir noch zu irgend jemandem sonst von diesem Zwischenfall, aber offenbar hatte er doch ihre Gedanken ganz erheblich beschäftigt, denn jedesmal, wenn sie später in Paris Gelegenheit bekam, »Julien«, den sie zuvor so sehr geliebt hatte, zu sehen, erwies sie ihm zwar immer noch alle Höflichkeit, aber doch in viel kühlerer Form und mit einer starken Dosis von Zurückhaltung versetzt. Dieser gleiche Zwischenfall veranlaßte hingegen jemand anderes, mir sein Vertrauen zu schenken, nämlich Aimé. Als ich Monsieur de Charlus begegnet war, hatte er, der nicht darauf gerechnet hatte, mich hier zu treffen, die Hand erhoben und mir guten Abend mit der wenigstens scheinbaren Gleichgültigkeit eines großen Herrn zugerufen,

der sich alles erlauben zu können meint und es geschickter findet, so zu tun, als habe er nichts zu verbergen. Aimé aber, der ihn in diesem Augenblick mit argwöhnischem Blick beobachtete und bemerkte, daß ich den Gefährten eines Menschen grüßte, in dem er mit Sicherheit einen Bedienten erkannte, fragte mich am gleichen Abend noch, wer der Herr gewesen sei. Seit einiger Zeit nämlich fand Aimé Vergnügen daran, mit mir zu plaudern oder, wie er sich selbst ausdrückte – zweifellos um den seiner Meinung nach philosophischen Charakter dieser Plauderei zu unterstreichen –, mit mir zu »diskutieren«. Da ich ihm oft sagte, es sei mir peinlich, daß er vor mir stehe, während ich mein Abendessen einnahm, statt daß er sich setzen und meine Mahlzeit teilen könnte, erklärte er oft, er habe niemals einen Gast gesehen, der ein so »klares Urteil« habe. In diesem Augenblick unterhielt er sich mit zwei Kellnern. Sie hatten mich gegrüßt, ich wußte nicht warum; ihre Gesichter waren mir unbekannt, obwohl ihr Gespräch einen Stimmklang hatte, der mir nicht ganz neu vorkam. Aimé hielt ihnen eine Standpauke, weil sie sich verlobt hatten, was er mißbilligte. Er rief mich zum Zeugen an, ich aber sagte, ich könne darüber keine Meinung äußern, da ich sie ja nicht kennte. Da erinnerten mich die zwei an ihre Namen und auch daran, daß sie mich oft in Rivebelle bedient hatten. Doch der eine von ihnen hatte sich einen Schnurrbart wachsen lassen, der andere den seinen abrasiert und sich das Haar stutzen lassen; aus diesem Grund, obwohl der gleiche Kopf wie früher auf ihren Schultern saß (und nicht ein anderer wie bei den fehlerhaften Restaurierungen an Notre-Dame[1]), war er ebenso meinen Blicken entgangen wie die Gegenstände, die bei den genauesten Haussuchungen unbemerkt passieren, obwohl sie vor den Augen aller, ohne daß diese auf sie aufmerksam werden, auf dem Kaminsims umherliegen.[1] Sobald ich ihre Namen erfuhr, erkannte ich genau die unbestimmte Musik ihrer Stimmen wieder, weil ich ihr altes Gesicht wieder vor mir sah, das jene so entscheidend bestimmte. »Sie wollten sich

verheiraten und können nicht einmal Englisch!« sagte Aimé zu mir, denn er dachte nicht daran, daß ich im Hotelwesen wenig zu Hause und in Unkenntnis darüber war, daß man, solange man keine Fremdsprachen kann, nicht darauf rechnen darf, eine Stellung zu bekommen. Ich, der ich geglaubt hatte, er werde mit Leichtigkeit in dem neu angekommenen Abendgast Monsieur de Charlus erkennen, und mir vorstellte, daß er sich an ihn erinnern müsse, da er ihn ja im Speisesaal bedient hatte, als der Baron während meines ersten Aufenthalts in Balbec zu Madame de Villeparisis auf Besuch gekommen war, nannte ihm seinen Namen. Nun erinnerte sich Aimé zwar nicht mehr an den Baron, doch schien dessen Name trotzdem auf ihn tiefen Eindruck zu machen. Er sagte mir, er werde am nächsten Tag aus seinen Sachen einen Brief heraussuchen, den vielleicht ich ihm würde erklären können. Ich war um so mehr erstaunt, als Monsieur de Charlus in der Absicht, mir ein Buch von Bergotte überbringen zu lassen, in Balbec damals im ersten Jahr speziell nach Aimé gefragt hatte, den er ja später in dem Pariser Restaurant wieder hatte treffen müssen, in dem ich mit Saint-Loup und seiner Freundin zu Mittag gespeist hatte und wohin Monsieur de Charlus gekommen war, um uns nachzuspüren. Allerdings hatte Aimé nicht persönlich diese Aufträge ausführen können, das eine Mal nicht, weil er schon schlafen gegangen, und das zweite Mal, weil er mit einer Tischbedienung vollauf beschäftigt war. Ich hegte dennoch große Zweifel an seiner Aufrichtigkeit, als er behauptete, er kenne Monsieur de Charlus nicht. Einerseits hätte er durchaus der Typ des Barons sein müssen. Wie alle Oberkellner des Hotels in Balbec und verschiedene Kammerdiener des Fürsten von Guermantes gehörte Aimé einer Rasse an, die älter und folglich adliger war als die des Fürsten. Wenn man einen Salon wünschte, so glaubte man sich zunächst allein. Bald aber bemerkte man im Raum für das Personal einen statuenhaften Oberkellner, von jenem rötlichen etruskischen Typ, von dem Aimé ein klassisches Beispiel war, ein wenig

gealtert bereits durch reichlichen Genuß von Champagner und der Stunde nicht mehr fern, da der Brunnen von Contrexéville[1] notwendigerweise dessen Stelle würde einnehmen müssen. Nicht alle Gäste verlangten von ihnen nur Bedienung. Die Kellnerstifte, die jung, gewissenhaft, eifrig waren und von einer Geliebten in der Stadt erwartet wurden, entzogen sich bei solchen Gelegenheiten. Aimé machte ihnen denn auch den Vorwurf, sie seien nicht seriös. Er hatte das Recht dazu. Er selbst war seriös. Er hatte eine Frau und Kinder, war nicht ohne Ehrgeiz für sie. Daher lehnte er denn auch die Avancen, die eine Ausländerin oder ein Ausländer ihm machten, nicht ab, und wenn es ihn die ganze Nacht kostete. Denn der Dienst geht allem vor. Er hatte so sehr das Genre, das Monsieur de Charlus gefallen mußte, daß ich eine Lüge vermutete, als er mir sagte, er kenne ihn nicht. Ich täuschte mich. Der Hotelpage hatte dem Baron die volle Wahrheit gesagt, als er behauptete, Aimé (der ihn am folgenden Tag dafür abgekanzelt hatte) sei schlafen gegangen (oder ausgegangen), und das andere Mal, er bediene gerade. Doch die Einbildungskraft schießt leicht über die Wirklichkeit hinaus. Die Verlegenheit des Pagen hatte wahrscheinlich bei Monsieur de Charlus Zweifel über die Aufrichtigkeit dieser Entschuldigungen aufkommen lassen, Zweifel, die bei ihm Gefühle verletzten, von denen Aimé nichts ahnte. Man hat ferner gesehen, daß Saint-Loup Aimé daran gehindert hatte, zum Wagen hinauszugehen, in dem Monsieur de Charlus eine neue Enttäuschung über sich ergehen lassen mußte, nachdem er sich, ich weiß nicht auf welche Weise, die neue Adresse des Oberkellners verschafft hatte. Aimé, der ihn gar nicht bemerkt hatte, verfiel in begreifliches Erstaunen, als er noch am Abend des gleichen Tages, an dem ich mit Saint-Loup und seiner Freundin zu Mittag gespeist hatte, einen Brief bekam, der mit dem Wappensiegel der Guermantes verschlossen war und aus dem ich einige Stellen zitieren möchte als Beispiel für den unilateralen Wahnsinn eines intelligenten Mannes, der sich an einen ver-

nunftbegabten Dummkopf wendet. »Monsieur, trotz aller Anstrengungen, über die viele Leute sehr erstaunt sein würden, die sich ohne Erfolg bemühen, von mir empfangen oder gegrüßt zu werden, ist es mir nicht gelungen zu erreichen, daß Sie ein paar Erklärungen anhören, um die Sie mich nicht gebeten haben, welche Ihnen zu geben ich aber für meiner und Ihrer Würde angemessen halte. Ich werde also hier schriftlich niederlegen, was Ihnen mündlich auseinanderzusetzen mir leichter gefallen wäre. Ich möchte Ihnen nicht verbergen, daß mir beim ersten Mal, als ich Sie in Balbec bemerkte, Ihr Gesicht schlechthin unsympathisch war.« Es folgten dann einige Bemerkungen über die – erst am zweiten Tag festgestellte – Ähnlichkeit mit einem verstorbenen Freund, für den Monsieur de Charlus eine große Zuneigung gehabt habe. »Einen Augenblick hatte ich den Gedanken, Sie könnten vielleicht – ohne sich irgendwie in Ihrem Beruf genieren zu lassen – dadurch, daß Sie mit mir die Kartenpartie spielten, bei der jener Freund mit seiner Heiterkeit meinen Trübsinn zu zerstreuen wußte, mir die Illusion verschaffen, daß er gar nicht verstorben sei. Welches nun auch die Natur der mehr oder weniger törichten Überlegungen sein mag, die Sie wahrscheinlich angestellt haben und die vermutlich mehr dem Gesichtskreis eines Dieners (der diesen Namen nicht einmal verdient, da er nicht hat dienen wollen) entsprechen mögen als dem Verständnis für ein so erhabenes Gefühl, so glaubten Sie wohl jedenfalls, ahnungslos, wer und was ich bin, sich eine gewisse Wichtigkeit zu geben, indem Sie mir, als ich Sie um die Überbringung eines Buches anging, antworten ließen, Sie seien bereits schlafen gegangen; nun aber ist es ein Irrtum zu meinen, daß unhöfliches Benehmen jemals den Charme vermehrt, dessen Sie im übrigen vollkommen entbehren. Ich hätte damals schon die Sache abgebrochen, wenn ich Sie nicht am folgenden Morgen hätte sprechen können. Ihre Ähnlichkeit mit meinem armen verstorbenen Freund verstärkte sich derart und brachte sogar die unerträgliche Ausbildung Ihrer

Kinnpartie zum Verschwinden, daß ich das Gefühl hatte, der Verstorbene selbst leihe Ihnen in diesem Augenblick seinen liebenswürdigen Gesichtsausdruck, um Ihnen dadurch zu ermöglichen, mich von neuem für Sie zu gewinnen, und Sie daran zu hindern, die einzigartige Chance zu versäumen, die sich Ihnen bot. Tatsächlich – und obwohl ich nicht, insbesondere da das ja alles jetzt gegenstandslos geworden ist und ich nicht mehr Gelegenheit haben werde, Ihnen in diesem Leben zu begegnen, in brutaler Weise Fragen des persönlichen Eigennutzes unter diese Dinge mischen möchte – wäre ich nur allzu glücklich gewesen, der Bitte des Verstorbenen zu willfahren (denn ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen und an ihre Bereitschaft, in das Geschick der Lebenden einzugreifen) und es mit Ihnen zu halten wie mit ihm, der seinen Wagen, seine Dienerschaft hatte und welchem den größten Teil meiner Einkünfte zur Verfügung zu stellen mir ganz natürlich schien, da ich ihn wie einen Sohn liebte. Sie haben es anders gewollt. Auf meine Bitte, Sie möchten für mich ein Buch überbringen, haben Sie sagen lassen, daß Sie Ausgang hätten. Heute morgen aber, als ich Sie ersuchen ließ, an meinen Wagen zu kommen, haben Sie mich, wenn ich ohne Blasphemie mich so ausdrücken darf, zum dritten Mal verleugnet. Sie werden mich entschuldigen, wenn ich in diesen Briefumschlag nicht die hohen Trinkgelder lege, die ich Ihnen in Balbec zugedacht hatte und bei denen es bewenden zu lassen mir zu schmerzlich gewesen wäre im Hinblick auf jemanden, mit dem ich einen Augenblick geglaubt hatte alles teilen zu dürfen. Höchstens könnten Sie mir noch ersparen, bei Ihnen in Ihrem Restaurant einen vierten nutzlosen Versuch zu machen, den meine Geduld nicht mehr ertragen würde.« (Hier gab Monsieur de Charlus seine Adresse an sowie die Stunden, zu denen man ihn antreffen könne, und so weiter). »Leben Sie wohl, mein Herr. Da ich annehme, daß Sie, der Sie dem Freund, den ich verloren habe, äußerlich so ähnlich sind, nicht ganz ohne Geist sein können, denn sonst wäre die Physio-

gnomik eine falsche Wissenschaft, bin ich überzeugt, daß Sie eines Tages wieder an diesen Zwischenfall denken werden und dann freilich nicht ohne ein gewisses Bedauern und eine gewisse Reue. Was mich selbst betrifft, so dürfen Sie glauben, daß ich keine Bitternis deswegen in mir bewahre. Ich hätte freilich vorgezogen, wir hätten uns über einer besseren Erinnerung als der an diesen dritten nutzlosen Schritt getrennt. Sie wird schnell vergessen sein. Wir sind wie jene Schiffe, die Sie gewiß manchmal in Balbec beobachtet haben, wenn sie sich einen Augenblick kreuzten; für beide von ihnen hätte es vielleicht einen Vorteil bedeutet, sie hätten gestoppt, aber das eine von ihnen hat es anders für gut befunden; bald werden sie sich nicht einmal mehr am Horizont erblicken, und die Begegnung wird ausgelöscht sein; doch vor dieser endgültigen Trennung grüßt jedes das andere, so wie ich es hier tue, Monsieur, mit den besten Wünschen als Ihr Baron von Charlus.«

Aimé hatte diesen Brief nicht einmal zu Ende gelesen, da er kein Wort davon verstand und den Argwohn hegte, es handle sich um eine Mystifikation. Als ich ihm erklärt hatte, wer der Baron sei, zeigte er sich etwas nachdenklich und empfand jenes Bedauern, das Monsieur de Charlus ihm vorausgesagt hatte. Ich möchte nicht einmal beschwören, ob er nicht in diesem Moment geschrieben hätte, um sich bei einem Mann zu entschuldigen, der seinen Freunden einen Wagen schenkte. Doch in der Zwischenzeit hatte Monsieur de Charlus die Bekanntschaft Morels gemacht. Höchstens suchte er manchmal noch, da die Beziehungen zu jenem vielleicht platonisch waren, für einen Abend Gesellschaft wie diejenige, in der ich ihn soeben in der Hotelhalle getroffen hatte. Doch konnte er von Morel das heftige Gefühl nicht mehr ablösen, das ein paar Jahre vorher noch frei war, sich lieber als alles andere an Aimé geheftet hätte und jenen Brief diktiert hatte, den der Oberkellner mir zeigte und dessen ich mich stellvertretend für Monsieur de Charlus schämte. Aufgrund der von der Gesellschaft verpönten Liebe, wie die von Monsieur de Charlus eine

war, stellte dieser Brief ein um so frappanteres Beispiel der blinden, gewaltigen Macht solcher Strömungen der Leidenschaft dar, die den Liebenden sehr bald den festen Boden unter den Füßen verlieren lassen und ihn, ohne daß er es bemerkt, forttragen. Gewiß kann auch die Liebe eines normalen Mannes, wenn der Liebende sich nacheinander mit Hilfe seiner Wünsche, seiner Sehnsucht, seiner Enttäuschungen, seiner Pläne einen ganzen Roman um eine Frau herum schafft, die er kaum kennt, eine bemerkenswerte Abweichung der Magnetnadel auf dem Kompaß bewerkstelligen. Doch wurde diese Abweichung noch ganz erheblich vergößert durch den Charakter einer nicht allgemein geteilten Leidenschaft und durch die Verschiedenheit der Lebenssituation von Monsieur de Charlus und Aimé.

Alle Tage machte ich Ausflüge mit Albertine. Sie hatte sich entschlossen, ihre Malerei wieder aufzunehmen, und zunächst als Vorwurf die Kirche von Saint-Jean-de-la-Haise gewählt, die von niemandem besucht, sehr wenig bekannt, schwierig ihrer Lage nach zu beschreiben, unmöglich ohne Führung zu finden, langwierig zu erreichen, in ihrer Einsamkeit mehr als eine halbe Stunde von der Station Épreville entfernt weit hinter den letzten Häusern des Dorfes Quetteholme liegt. Was den Namen Épreville anbelangt, so konnte ich zwischen dem Buch des Pfarrers und den Auskünften Brichots keine Einmütigkeit feststellen. Nach dem einen war Épreville das alte *Sprevilla*. Der andere gab als Etymologie *Aprivilla* an. Das erste Mal benutzten wir die kleine Lokalbahn in der Féterne entgegengesetzten Richtung, das heißt nach Grattevast zu. Aber die Hundstage waren jetzt da, und es war schon fürchterlich gewesen, gleich nach dem Mittagessen aufzubrechen. Ich wäre lieber nicht so früh losgefahren; die glühende, vor Hitze strahlende Luft weckte eher Wünsche nach gelassener Ruhe und erfrischender Kühlung. Sie füllte unsere Zimmer, mein eigenes und das meiner Mutter, je nach ihrer Lage zur Sonne wie die einzelnen Abteilungen eines Dampfbades mit unglei-

chen Temperaturen an. Mamas Toilettenraum[1] , der, von der Sonne durchwogt, gleißend in maurischem Weiß erstrahlte, wirkte wegen der vier mit Kalk beworfenen Mauern, in die er mündete, wie in einen tiefen Brunnenschacht versenkt, während oben das freie Viereck des ausgesparten Himmels, dessen übereinandergelagerte, weiche Fluten man gleiten sah, aufgrund eines Wunschbildes zu einem (auf einer Terrasse gelegenen oder durch einen am Fenster hängenden Spiegel wahrgenommenen) Bassin mit blauem Wasser für irgendwelche Waschungen wurde. Trotz der glühenden Temperatur benutzten wir den Einuhrzug. Da es Albertine im Abteil und mehr noch bei dem langen Fußweg sehr heiß geworden war, fürchtete ich, sie könne sich erkälten, wenn sie hinterher unbeweglich in ihrem feuchten Winkel säße, in den kein Sonnenstrahl drang. Da ich mir andererseits schon bei unseren ersten Besuchen bei Elstir darüber klargeworden war, daß sie nicht nur den Luxus, sondern auch schon einen gewissen Komfort sehr zu schätzen gewußt hätte, welchen sie sich aus Geldmangel gleichwohl nicht leisten konnte, hatte ich mich mit einem Fuhrunternehmen in Balbec verständigt, damit alle Tage ein Wagen uns zur Ausfahrt abholen kam. Um eine weniger heiße Fahrt zu haben, wählten wir den Weg durch den Wald von Chantepie. Die Unsichtbarkeit der zahllosen Vögel, von denen einige schon halb Seevögel waren und die sich dort neben uns in den Bäumen Antwort gaben, brachte den gleichen Eindruck von Ruhe hervor, den man bei geschlossenen Augen hat. An Albertines Seite, im Fond des Wagens von ihren Armen gefesselt, hörte ich diesen Okeaniden[1] zu. Und wenn ich zufällig einen der kleinen Musikanten wahrnahm, der unter das nächste Blatt schlüpfte, bestand nur eine so wenig ins Auge fallende Verbindung zwischen ihm und seinem Gesang, daß ich die Ursache dafür nicht in dem kleinen hüpfenden, bescheidenen, verwundert stutzenden, blicklosen Körper meinte sehen zu können. Der Wagen konnte uns nicht bis an die Kirche fahren. Ich ließ ihn am Ausgang von

Quetteholme halten und verabschiedete mich von Albertine. Sie hatte mich nämlich erschreckt, als sie von dieser Kirche wie von anderen Bauwerken und gewissen Bildern sagte: »Was für ein Vergnügen müßte es sein, so etwas mit Ihnen zusammen anzusehen.« Dieses Vergnügen ihr zu geben fühlte ich mich außerstande. Ich selbst empfand es angesichts von schönen Dingen nur, wenn ich allein war oder mich verhielt, als ob ich es sei, das heißt schwieg. Da sie aber durch mich ein Empfinden für Kunstdinge zu erlangen glaubte, das sich in dieser Weise nicht mitteilen läßt, fand ich es klüger, ihr zu sagen, ich würde sie jetzt verlassen und gegen Tagesende abholen, müsse aber in der Zwischenzeit mit dem Wagen zurückfahren, um einen Besuch bei Madame Verdurin oder den Cambremers zu machen oder sogar eine Stunde mit Mama in Balbec zu verbringen; doch ging ich niemals über diese Entfernung hinaus. Zumindest nicht in der ersten Zeit. Denn als Albertine einmal aus einer Laune heraus geäußert hatte, es sei ärgerlich, daß die Natur alles so schlecht eingerichtet und Saint-Jean-de-la-Haise auf die eine Seite, La Raspelière auf die andere gelegt habe, so daß man den ganzen Tag an dem Ort gefangensitze, für den man sich einmal entschieden hatte, bestellte ich, sobald ich Toque und Schleier erhalten hatte, zu meinem Unglück in Saint-Fargeau (*Sanctus Ferreolus* nach dem Buch des Pfarrers) ein Automobil.[1] Albertine, die ich in Unkenntnis darüber gelassen hatte und die mich abholen kam, war erstaunt, als sie vor dem Hotel das Schnurren des Motors hörte, und entzückt, als sie erfuhr, daß dieses Automobil für uns gekommen sei. Ich nahm sie einen Augenblick mit in mein Zimmer hinauf. Sie hüpfte vor Freude: »Machen wir jetzt einen Besuch bei den Verdurins?« – »Ja, aber es ist besser, Sie gehen nicht so hin, wie Sie hergekommen sind, wo Sie doch jetzt Ihr Auto haben. Schauen Sie, so steht es Ihnen besser.« Ich holte Toque und Schleier hervor, die ich versteckt hatte. »Das soll für mich sein? Oh! Wie nett Sie sind!« rief sie und warf sich mir an den Hals. Als Aimé uns auf der Treppe

begegnete, gönnte er sich das Vergnügen, stolz auf Albertines Eleganz und auf unser Transportmittel – denn diese Wagen waren in Balbec ziemlich selten –, hinter uns die Stufen herabzukommen. Da Albertine mit ihrer neuen Toilette auch ein bißchen bemerkt werden wollte, bat sie mich, das Verdeck auftun zu lassen, das wir später schließen wollten, um ungestörter zu sein. »Mach schon«, sagte Aimé zu dem Chauffeur, den er im übrigen nicht kannte und der sich nicht gerührt hatte, »hörst du nicht, daß du dein Verdeck aufmachen sollst?« Denn Aimé, gewieft durch das Hotelleben, wo er es im übrigen zu enormem Ansehen gebracht hatte, war nicht so befangen wie der Droschkenkutscher, für den Françoise eine »Dame« war; ohne sich vorgestellt zu haben, duzte er ihm völlig unbekannte Plebejer, wobei man nicht recht wußte, ob es sich dabei um aristokratische Geringschätzung oder um Fraternisieren mit dem Volk handelte. »Ich bin nicht frei«, antwortete der Chauffeur, der mich nicht kannte. »Ich bin für Mademoiselle Simonet bestellt. Ich kann den Herrn nicht fahren.« Da aber legte Aimé los: »Ja, du Knallkopf«, antwortete er dem Chauffeur, den er auch auf der Stelle überzeugte, »das ist ja Mademoiselle Simonet, und der Herr, der will, daß du dein Verdeck öffnest, ist der, der befiehlt.« Obschon Aimé Albertine persönlich nicht besonders mochte, war er um meinetwillen stolz auf die Kleidung, die sie trug, und deshalb raunte er dem Fahrer zu: »So was würdest du alle Tage herumchauffieren, wie! Ja, wenn du könntest: Prinzeßchen wie diese!« Dieses erste Mal konnte ich nicht allein nach La Raspelière fahren, wie ich es an anderen Tagen tat, während Albertine malte; sie wollte mitkommen. Sie war der Ansicht, daß wir sehr gut hier und dort unterwegs haltmachen konnten, hielt es aber für unmöglich, daß wir zuerst nach Saint-Jean-de-la-Haise fuhren, das heißt in eine andere Richtung, und somit einen Ausflug machten, der für andere Tage reserviert schien. Sie erfuhr im Gegenteil von dem Chauffeur, daß nichts leichter sei, als nach Saint-Jean zu fahren, wo er in

zwanzig Minuten sein würde, und daß wir, wenn wir wollten, mehrere Stunden dort bleiben oder noch weiterfahren könnten, da er von Quetteholme bis La Raspelière nicht mehr als fünfunddreißig Minuten brauche. Es wurde uns klar, als der Wagen beim Anfahren in einem Satz zwanzig Schritte eines ausgezeichneten Pferdes hinter sich brachte. [1] Entfernungen sind nur die Beziehung zwischen Raum und Zeit und wandeln sich mit ihr. Wir drücken die Schwierigkeit, die wir haben, uns an einen Ort zu begeben, in einem System von Meilen, von Kilometern aus, das nicht mehr stimmt, sobald diese Schwierigkeit sich verringert hat. Auch die Kunst wird von diesem Wandel betroffen, weil zwei Dörfer, die in verschiedenen Gegenden gelegen sind, nun nachbarlich zusammenrücken, in einer Landschaft, deren Dimensionen sich verändert haben. Zu erfahren, es existiere vielleicht eine Welt, in der zwei mal zwei fünf und die Gerade nicht die kürzeste Verbindung von einem Punkt zum anderen ist, hätte Albertine jedenfalls weniger erstaunt, als vom Chauffeur zu hören, es sei ganz leicht, am gleichen Nachmittag nach Saint-Jean und La Raspelière zu fahren. Douville und Quetteholme, Saint-Mars-le-Vieux und Saint-Mars-le-Vêtu, Gourville und Balbec-le-Vieux, Tourville und Féterne; bislang Gefangene, hermetisch in der Zelle verschiedener Tage eingeschlossen wie einst Méséglise und Guermantes, die das gleiche Augenpaar am selben Nachmittag nicht durchstreifen konnte, erlangten jetzt dank dem Riesen in Siebenmeilenstiefeln ihre Befreiung und versammelten ihre Kirchtürme und Bergfriede, ihre alten, vom davorliegenden Wald eilig freigegebenen Gärten, rings um die Stunde unseres Nachmittagstisches.

Nachdem das Auto unten an der Küstenstraße angekommen war, stieg es in einem einzigen Schwung, mit dem gleichmäßigen Geräusch eines Messers, das geschliffen wird, empor, während das tiefergerückte Meer sich unter uns immer weiter auszubreiten begann. Die alten Bauernhäuser von Montsurvent eilten herbei, ihre Rebe oder ihr Rosenspalier

fest an sich gepreßt[1] ; stärker bewegt, als wenn der Abendwind sich erhob, liefen die Tannen von La Raspelière nach allen Seiten auseinander, um uns aus dem Weg zu gehen, und ein neuer Bediensteter, den ich noch nie gesehen hatte, erschien, um uns oben an der Freitreppe zu öffnen, derweil der Sohn des Gärtners, hierin schon frühzeitig Anlagen zeigend, den Sitz des Motors mit den Augen verschlang. Da es nicht Montag war, wußten wir nicht, ob wir Madame Verdurin vorfinden würden, denn außer an diesem Tag, an dem sie offiziell empfing, war es unvorsichtig, sie unangemeldet zu Hause antreffen zu wollen. Natürlich war sie »im Prinzip« daheim. Doch dieser Ausdruck, den Madame Swann in der Zeit verwendete – und zwar fälschlich in der Form »aus Prinzip« –, als auch sie versuchte, sich selbst einen kleinen Kreis zu schaffen und Gäste anzuziehen, ohne daß sie sich aus dem Haus rührte (selbst wenn sie dabei oft nicht auf ihre Kosten kam), bedeutete eigentlich nur »in der Regel«, das heißt, er ließ zahlreiche Ausnahmen zu. Denn nicht nur machte Madame Verdurin gern Ausfahrten, sondern sie nahm auch ihre Pflichten als Gastgeberin außerordentlich ernst, und wenn sie Gäste zum Mittagessen hatte, so umfaßte unmittelbar nach dem Kaffee, dem Digestif und den Zigaretten (ungeachtet der durch Hitze und Verdauungstätigkeiten erzeugten Schläfrigkeit, in der man lieber von der belaubten Terrasse aus den Dampfer nach Jersey über das emaillierte Meer hätte dahingleiten sehen) das Programm eine Reihe von Spazierfahrten, in deren Verlauf die mit Gewalt in den Wagen gedrängten Gäste ganz unabhängig von ihrem Willen zu dem einen oder anderen der Aussichtspunkte geführt wurden, von denen es um Douville eine Unzahl gibt. Dieser zweite Teil des Festes war im übrigen (nachdem die Anstrengung, aufzustehen und in den Wagen zu steigen, bewältigt war) nicht derjenige, welcher den Gästen am wenigsten zusagte, denn sie waren schon durch üppige Gerichte, erlesene Weine und spritzigen Apfelwein bestens vorbereitet, um sich leicht durch die Frische der

Seeluft und die Schönheit der Aussichtspunkte berauschen zu lassen. Madame Verdurin bot diese letzteren den fremden Besuchern ein wenig wie bloße (mehr oder weniger entfernte) Dependancen ihres Besitztums dar, deren Besuch man nicht auslassen durfte, wenn man zu ihr zum Mittagessen kam, und die man umgekehrt niemals kennengelernt hätte, wäre man nicht von der Patronne eingeladen worden. Diese Prätention, sich ein alleiniges Recht auf solche Spazierfahrten wie auf das Spiel Morels und einst Dechambres anzumaßen und die Landschaften zu zwingen, einen Teil ihres Klübchens zu bilden, war im übrigen nicht so abwegig, wie sie auf den ersten Blick scheinen mag. Madame Verdurin machte sich über den schlechten Geschmack lustig, den ihrer Meinung nach die Cambremers nicht nur bei der Möblierung von La Raspelière und der Herrichtung des Gartens bewiesen, sondern auch bei den Spazierfahrten, die sie in die Umgebung machten oder für andere veranstalteten. Ebenso wie nach Ansicht von Madame Verdurin La Raspelière, was es schon immer hätte sein sollen, erst zu werden begann, seitdem es zum Heim des kleinen Kreises geworden war, behauptete sie auch, daß die Cambremers, die unaufhörlich mit ihrer Kalesche zwischen Bahndamm und Meer die einzige häßliche Strecke, die es in der ganzen Gegend gab, entlangfuhren, das Land zwar seit ewigen Zeiten bewohnten, aber es nicht kannten. An dieser Behauptung war ganz zweifellos etwas Wahres. Aus Gewohnheit, Mangel an Einbildungskraft, fehlender Neugier auf eine Landschaft, die, weil sie so nahe liegt, völlig abgegrast scheint, verließen die Cambremers ihr Haus jeweils nur, um auf den immergleichen Wegen zu denselben Orten zu gelangen. Freilich lachten sie viel über den Anspruch der Verdurins, sie mit ihrer eigenen Gegend bekannt machen zu wollen. Wenn man sie aber in die Enge getrieben hätte, so wären sowohl sie wie auch ihre Kutscher außerstande gewesen, uns zu den herrlichen, ein wenig versteckten Orten zu führen, zu denen Monsieur Verdurin uns brachte, indem er

hier das Gatter eines verlassenen Privatbesitzes öffnete, in den andere sich nicht hineingewagt hätten, dort vom Wagen stieg, um einen Weg einzuschlagen, der nicht befahrbar war, alles das mit sicherer Aussicht auf Belohnung durch ein herrliches Landschaftsbild. Halten wir zudem fest, daß der Garten von La Raspelière in gewisser Weise eine Zusammenfassung aller Spazierfahrten bildete, die man viele Kilometer weit in der Runde machen konnte. Zunächst einmal wegen seiner beherrschenden Lage, da er auf der einen Seite das Tal, auf der anderen das Meer überschaute, dann aber auch, weil selbst auf einer einzigen Seite, der Meerseite zum Beispiel, Durchblicke zwischen den Bäumen in der Weise geschaffen worden waren, daß man von einer Stelle den einen Horizont, von der anderen her einen neuen überblickte. An jedem dieser Aussichtspunkte gab es eine Bank; man setzte sich der Reihe nach auf diejenigen, von denen aus man Balbec, Parville oder Douville sehen konnte. Selbst nach einer einzigen Richtung zu war jeweils eine Bank ganz vorn auf der Klippe oder in mehr oder weniger großer Entfernung landeinwärts aufgestellt. Von diesen letzteren sah man zuerst im Vordergrund ins Grüne, darüber hinaus aber bis zu einem Horizont, der schon so umfassend wie möglich schien, sich aber noch unendlich ausdehnte, wenn man einen kleinen Pfad bis zu einer weiteren Bank ging, von der aus man das ganze Panorama des Meeres überblickte. Dort nahm man dann auch deutlich das Geräusch der Wellen wahr, anders als in den rückwärtigen Teilen des Gartens, wo man die Brandung zwar noch sehen, aber nicht mehr hören konnte. Diese Ruhebänke trugen in La Raspelière bei den Hausherrn sämtlich den Namen »Aussicht«[1] . Und tatsächlich vereinigten sich rings um das Schloß herum die schönsten »Aussichten« auf benachbarte Gegenden, auf Strand- und Waldregionen, die man in stark verminderter Proportion in der Entfernung wahrnehmen konnte, so wie Hadrian in seiner Villa verkleinerte Nachbildungen der berühmtesten Bauwerke der verschiedensten Gegenden zusam-

mengetragen hatte.[2] Der Name, welcher auf das Wort »Aussicht« folgte, war nicht unbedingt der eines Ortes an der Küste, sondern oft auch der eines am anderen Ufer der Bucht gelegenen Platzes, den man trotz der Weite des Panoramas noch immer in einer gewissen plastischen Sicht vor sich hatte. Ebenso wie man der Bibliothek von Monsieur Verdurin ein Buch entnahm, um eine Stunde lang bei der »Aussicht auf Balbec« zu lesen, nahm man bei klarem Wetter bei der »Aussicht auf Rivebelle« den Likör ein, vorausgesetzt freilich, daß es nicht zu windig war, denn trotz der zu beiden Seiten gepflanzten Bäume war die Luft dort gewöhnlich sehr bewegt. Um aber auf die Wagenfahrten zurückzukommen, die Madame Verdurin für den Nachmittag organisierte, so war die Patronne, wenn sie bei der Rückkehr die Karten irgendeines Angehörigen der Gesellschaft vorfand, der sich »auf der Durchreise« in dieser Gegend aufhielt, dem Anschein nach entzückt, in Wirklichkeit aber tiefbetrübt, daß sie den Besuch verpaßt hatte, und ließ (obwohl die Leute damals vorerst nur kamen, um das »Haus« zu besichtigen oder einen Tag lang die Frau zu sehen, deren künstlerischer Salon berühmt, aber in Paris nicht frequentierbar war) ihn schnellstens durch Monsieur Verdurin einladen, am nächsten Mittwoch zum Abendessen zu kommen. Da der Reisende oft genötigt war, vorher abzureisen, oder eine zu späte Rückkehr vermeiden wollte, hatte Madame Verdurin die Parole ausgegeben, daß man sie am Montag[1] immer zur Zeit des Nachmittagstees zu Hause finden werde. Diese Tees waren nicht besonders gut besucht, und ich habe in Paris glanzvollere bei der Fürstin von Guermantes, bei Madame Galliffet und Madame d'Arpajon erlebt. Doch hier war eben nicht Paris, und der Reiz des Rahmens färbte in meinen Augen nicht bloß auf die Annehmlichkeit der Veranstaltung, sondern auch auf die Qualität der Besucher ab. Die Begegnung mit diesem oder jenem Mitglied der Pariser Gesellschaft, die mir in Paris keinerlei Vergnügen bereitet hätte, veränderte in La Raspelière, wohin der Betref-

fende von weither über Féterne oder durch den Wald von Chantepie gekommen war, ihren Charakter, ihre Bedeutung und wurde zu einem erfreulichen Ereignis. Manchmal war es jemand, den ich sehr gut kannte und für den ich keinen Finger gerührt hätte, um ihm etwa bei den Swanns zu begegnen. Doch klang sein Name auf dieser Klippe anders, so wie derjenige eines Schauspielers, den man oft im Theater hört, wenn er auf einem Plakat einer außerordentlichen Galaaufführung in andersfarbigen Lettern erscheint, plötzlich durch den unvorhergesehenen Kontext erheblich an Ruhm und Ansehen gewinnt. Da man es auf dem Land mit der Form weniger genau nimmt, erlaubte sich der Pariser oft, Freunde mitzubringen, deren Hausgast er war, wobei er ganz leise als Entschuldigung Madame Verdurin gegenüber geltend machte, er könne sie nicht gut sich selbst überlassen, da er bei ihnen wohne; seinen Gastgebern legte er hingegen nahe, daß er ihnen gleichsam eine Höflichkeit erweise, wenn er ihnen die Abwechslung bot, außerhalb des einförmigen Strandlebens ein geistiges Zentrum aufzusuchen, einen wundervollen Wohnsitz zu sehen und einen ausgezeichneten Nachmittagstisch zu genießen. Dadurch kam denn auf der Stelle eine Vereinigung mehrerer halbwegs präsentabler Personen zustande; und wenn ein kleines Garteneckchen mit ein paar Bäumen, das auf dem Land lächerlich wäre, einen außerordentlichen Reiz in der Avenue Gabriel oder der Rue de Monceau bekommt, wo nur Multimillionäre sich dergleichen leisten können, so erstrahlten gewisse Herrschaften, die bei einer Soiree in Paris nur die zweite Geige gespielt hätten, in vollem Glanz am Montagnachmittag in La Raspelière. Kaum saßen die Gäste um den Tisch mit der rotbestickten Decke unter den in Grisaille gemalten Fensterpfeilern, so wurden ihnen auch schon Galettes, normannisches Blättertteiggebäck, Tortenschiffchen mit Kirschen, die wie rote Korallen aussahen, und Diplomatencreme vorgesetzt, und alle machten dank der Nähe der tiefen azurenen Schale, die hinter den Fenstern lag und deren An-

blick man nur zusammen mit dem der übrigen Eingeladenen in sich aufnehmen konnte, eine tiefgreifende Verwandlung durch, die sie zu etwas Kostbarerem umgestaltete. Ja mehr noch, schon bevor man sie gesehen hatte, wenn man des Montags Madame Verdurin besuchte, fühlten die Leute, die in Paris nur noch einen durch die Gewohnheit müde gewordenen Blick für die eleganten Gespanne hatten, die vor einem Prunkpalais der Reihe nach aufgefahren standen, ihr Herz höher schlagen beim Anblick von zwei oder drei schäbigen Jagdwagen, die vor La Raspelière im Schatten der Tannen warteten. Es lag sicher daran, daß der ländliche Rahmen anders war und daß die gesellschaftlichen Eindrücke dank dieser Transposition neue Frische erhielten. Auch daran wohl, daß daß das schlechte Gefährt, das für diesen Besuch bei Madame Verdurin gemietet worden war, Vorstellungen von einer schönen Spazierfahrt und einem kostspieligen »Pauschalabkommen« mit einem Kutscher heraufbeschwor, der »soundsoviel« für den Tag verlangte. Doch jene etwas stimulierte Neugier auf die Besucher, die noch unmöglich zu erkennen waren, beruhte auch darauf, daß ein jeder sich fragte: »Wer mag es sein?«, eine Frage, die schwer zu beantworten war, wenn man nicht wußte, wer etwa auf acht Tage zu den Cambremers oder anderswohin zu Gast gekommen war, die man sich aber gern in der Einsamkeit des ländlichen Lebens stellt, in dem die Begegnung mit einem menschlichen Wesen, das man seit langem nicht gesehen hat, oder die Begegnung mit jemand Unbekanntem aufhört, eine lästige Angelegenheit zu sein wie im Pariser Alltag, vielmehr auf angenehmste Weise den Leerraum solcher allzu isolierten Daseinsformen durchbricht, in denen sogar das Kommen des Briefträgers zu etwas ganz Erfreulichem wird. Da der Tag, an dem wir mit dem Automobil in La Raspelière eintrafen, kein Montag war, wurden Monsieur und Madame Verdurin offenbar von ebenjenem Bedürfnis, Menschen zu sehen, beherrscht, das Männer und Frauen plagt und dem Kranken Lust einflößt, sich aus

dem Fenster zu stürzen, wenn er in einer Isolationskur fern von den Seinen sein Dasein fristet. Denn der neue Bedienstete mit den schnelleren Beinen, der sich mit der Ausdrucksweise des Hauses schon vertraut gemacht hatte, war nach der Antwort, daß Madame Verdurin, wenn sie nicht ausgegangen sei, bei der »Aussicht auf Douville« sein müsse und daß er nachschauen ginge, sofort mit der Mitteilung zurückgekommen, daß Madame Verdurin uns empfangen werde. Wir trafen sie mit etwas aufgelöster Haartracht, denn sie kam aus dem Garten, vom Hühnerhof und von den Gemüserabatten, wo sie ihre Pfauen und Hühner fütterte, Eier holte und Blumen und Früchte pflückte, um ihren »Tischläufer« zu schmücken, einen Läufer, der im kleinen an ihre »Läufe« im Garten erinnerte[1] ; auf dem Tisch aber zeichnete er sich dadurch aus, daß er offenbar nicht nur nützliche und zum Essen geeignete Dinge trug, denn zwischen den anderen Gaben des Gartens, den Birnen, den zu Schnee geschlagenen Eiern, stiegen die hohen Stiele von Natterkopf, Nelken, Rosen und Coreopsis auf, zwischen denen man wie durch blühende Signalmasten hindurch jenseits der Fensterscheiben die Schiffe auf hoher See dahingleiten sah. An dem Erstaunen, das Monsieur und Madame Verdurin, die die Anordnung der Blumen unterbrachen, um die angekündigten Besucher zu empfangen, an den Tag legten, als sie sahen, daß diese Besucher keine anderen waren als Albertine und ich, sah ich wohl, daß der neue Diener, der zwar voller Eifer war, aber meinen Namen noch nicht kannte, diesen offenbar ungenau wiedergegeben hatte, daß aber andererseits Madame Verdurin, als sie den Namen von ihr unbekannten Gästen hörte, gleichwohl befohlen hatte, man solle sie eintreten lassen, also offenbar das Bedürfnis verspürte, wen auch immer zu sehen. Der neue Diener sah von der Tür aus die Szene mit an, um sich über die Rolle klarzuwerden, die wir im Haus spielten. Dann entfernte er sich eilends mit langen Schritten, denn er hatte seine Stellung erst am Vortag angetreten. Als Albertine ihre Toque und ihren Schleier den

Verdurins hinlänglich vorgeführt hatte, warf sie mir einen Blick zu, um mich daran zu erinnern, daß uns nicht sehr viel Zeit für das blieb, was wir vorhatten. Madame Verdurin wollte, daß wir den Tee abwarteten, aber wir dankten beide, als plötzlich ein Plan auftauchte, der alles Vergnügen, das ich mir von meiner Spazierfahrt mit Albertine versprochen hatte, zunichte zu machen drohte; da die Patronne sich nämlich nicht entschließen konnte, sich von uns zu trennen, vielleicht auch nur nicht dazu, sich eine neuartige Zerstreuung entgehen zu lassen, wollte sie mit uns zusammen die Heimfahrt antreten. Seit langem schon daran gewöhnt, daß Angebote dieser Art von ihrer Seite kein Vergnügen bereiteten, und offenbar nicht sicher, ob dies eben gemachte Angebot uns als ein Vergnügen erscheinen werde, verbarg sie hinter einem Übermaß an Selbstsicherheit die Scheu, die sie selbst bei ihrem Vorschlag empfand, und tat in keiner Weise so, als vermute sie, es könne irgendein Zweifel über unsere Antwort bestehen; sie stellte uns keine Frage, sondern sagte, indem sie von Albertine und mir sprach, als erweise sie uns eine Gunst, zu ihrem Gatten: »Ich habe vor, sie persönlich zurückzubegleiten.« Gleichzeitig heftete sich auf ihren Mund ein Lächeln, das nicht ihr allein gehörte, ein Lächeln, das ich schon bei gewissen Leuten gesehen hatte, wenn sie mit einer listigen Miene zu Bergotte sagten: »Ich habe Ihr Buch gekauft, ich finde es so und so«, eine jener kollektiven und universalen Arten des Lächelns, die bei Bedarf – so wie man die Eisenbahn oder für einen Umzug den Möbelwagen benutzt – alle Menschen verwenden, mit Ausnahme einiger sehr verfeinerter wie Swann oder Monsieur de Charlus, auf deren Lippen ich es nie erscheinen sah. Von da an war mir mein Besuch im Innersten vergällt. Ich tat, als hätte ich es nicht verstanden. Nach ganz kurzer Zeit jedoch wurde klar, daß auch Monsieur Verdurin mit von der Partie sein würde. »Aber die Fahrt wird etwas lang sein für Monsieur Verdurin«, sagte ich. »Keineswegs«, antwortete mir Madame Verdurin mit herablassender und erheiterter Miene, »er sagt,

es werde ihm großes Vergnügen machen, mit der Jugend einen Weg zu fahren, den er schon früher oft gemacht hat; notfalls wird er sich neben den *wattman* setzen, das macht ihm gar nichts aus, und wir beide kehren dann als braves Ehepaar ganz bieder mit der Eisenbahn zurück. Da sehen Sie ihn nur an, er ist von der Idee ganz begeistert.« Sie sprach, als rede sie von einem alten großen Maler, der in seiner Gutherzigkeit, jünger als die Jungen, sich eine Freude daraus macht, Bilder hinzukritzeln, um seine Enkelkinder damit zum Lachen zu bringen. Was meinen Kummer noch vermehrte, war, daß Albertine ihn nicht zu teilen, sondern es ganz amüsant zu finden schien, so mit den Verdurins durch die Gegend zu fahren. Doch was mich selbst betrifft, so war die Lust, die ich mir von Albertine versprochen hatte, so vordringlich für mich, daß ich der Patronne nicht gestatten wollte, sie mir zu nehmen; ich erfand Lügen, die durch die aufreizenden Drohungen von Madame Verdurin entschuldbar waren, von Albertine aber leider dementiert wurden. »Wir müssen einen Besuch machen«, sagte ich. »Was für einen Besuch?« entgegnete Albertine. »Ich werde es Ihnen erklären, es ist unerläßlich.« – »Na gut! Dann warten wir eben draußen«, sagte, zu allem entschlossen, Madame Verdurin. In letzter Minute verlieh mir die Angst, mich um ein so sehr ersehntes Glück betrogen zu sehen, den Mut, unhöflich zu werden. Ich lehnte also ganz klar ab, indem ich Madame Verdurin als Entschuldigung ins Ohr flüsterte, daß Albertine wegen eines Kummers, den sie gehabt, mit mir zu reden wünsche, und es absolut nötig sei, daß ich allein mit ihr bleibe. Auf dem Gesicht der Patronne erschien ein Ausdruck von Wut. »Gut, gut, wir kommen nicht mit«, sagte sie mit zornbebender Stimme zu mir. Ich merkte, wie böse sie war, und fuhr, um einzulenken, fort: »Aber wir könnten ja vielleicht …« – »Nein«, erklärte sie in steigendem Ärger, »wenn ich nein sage, ist es nein.« Ich glaubte mich völlig mit ihr entzweit. Aber sie rief uns an der Tür noch einmal zurück, um uns dringend ans Herz zu legen, sie am nächs-

ten Mittwoch ja nicht zu »versetzen«, jedoch nicht mit »diesem Ding da« zu kommen, das im Dunkeln gefährlich sei, sondern mit dem Zug, zusammen mit der übrigen kleinen Schar, und ließ dann noch einmal das Auto halten – das sich schon zu dem absteigenden Parkweg in Bewegung setzte –, weil der Diener vergessen hatte, in das Verdeck ein Tortenviertel und die Sablés zu legen, die sie für uns hatte einpacken lassen. Wir fuhren ab und wurden einen Augenblick noch von den kleinen Häusern begleitet, die mitsamt ihrem Blumenschmuck herbeieilten. Das Gesicht der Gegend schien uns ganz verändert, da in dem topographischen Bild, das wir uns von den einzelnen Orten machen, der Raumbegriff bei weitem nicht die größte Rolle spielt. Wir haben erwähnt, daß der Begriff der Zeit sie weiter auseinanderrückt. Auch er ist nicht allein ausschlaggebend. Gewisse Orte, die wir immer isoliert sehen, scheinen keinem gemeinsamen Maß mit den übrigen zu unterstehen, sondern fast außerhalb der Welt zu existieren wie Menschen, die wir in ganz in sich abgeschlossenen Perioden unseres Lebens gekannt haben, beim Militär, in unserer Kindheit, und die wir mit nichts mehr in Verbindung setzen. Im ersten Jahr meines Aufenthalts in Balbec hatte es eine Anhöhe gegeben, zu der Madame de Villeparisis uns gerne hinführte, weil man von dort aus nur Wald und Wasser sah, und die Beaumont hieß. Da der Weg, auf dem sie den Wagen dorthin fahren ließ und den sie besonders hübsch fand wegen seiner alten Bäume, die ganze Zeit anstieg, konnte der Wagen nur im Schritt vorankommen und brauchte deshalb sehr lange. Waren wir oben angelangt, stiegen wir aus und gingen ein wenig spazieren; dann begaben wir uns wieder in den Wagen und kehrten auf dem gleichen Weg zurück, ohne auf irgendein Dorf oder Schloß zu stoßen. Ich wußte, daß Beaumont etwas sehr Merkwürdiges, Entferntes und Hochgelegenes war, hatte aber gar keine Vorstellung, in welcher Richtung es sich befand, da ich niemals auf dem Weg über Beaumont anderswohin gefahren war; im übrigen brauchte man mit dem Wagen

viel Zeit, um den Ort zu erreichen. Offenbar gehörte er zum gleichen Departement (oder zur gleichen Provinz) wie Balbec, lag aber für mich auf einer anderen Ebene und genoß ein besonderes Privileg von Exterritorialität. Dem Automobil jedoch hält kein Geheimnis stand, und nachdem wir Incarville eben hinter uns gelassen hatten, so daß mir dessen letzte Häuser noch vor Augen standen, einen Querweg hinunterfuhren, der bei Parville (*Paterni villa*) endete, und das Meer von einem Wall aus betrachteten, auf dem wir uns befanden, fragte ich, wie diese Stätte hieß; bevor noch der Chauffeur mir geantwortet hatte, erkannte ich Beaumont wieder, an dem ich also jedesmal verbeigefahren war, wenn ich die Kleinbahn genommen hatte, denn es lag nur zwei Minuten von Parville entfernt. Wie ein Offizier meines Regiments, der mir als ein sehr spezielles Wesen erschienen war, zu wohlwollend und schlicht, um aus großem Hause zu sein, zu fern schon und geheimnisvoll, um einfach nur aus großem Hause zu sein, von dem ich mit einemmal erfahren hätte, daß er der Schwager oder Vetter irgendwelcher Leute war, mit denen ich in Paris verkehrte, verlor Beaumont, plötzlich mit Orten verknüpft, von denen ich es so verschieden geglaubt hatte, sein Geheimnis und erhielt seinen Platz innerhalb der Region, in der es lag, wobei ich mir mit Schrecken vorstellte, daß Madame Bovary und die Sanseverina[1] mir vielleicht als Wesen wie alle übrigen auch erschienen wären, wenn ich sie anderswo als in der abgeschlossenen Atmosphäre eines Romans angetroffen hätte. Es mag so aussehen, als ob meine Liebe für die zauberhaften Fahrten mit der Eisenbahn mich hätte hindern müssen, das bewundernde Staunen Albertines dem Automobil gegenüber zu teilen, das sogar einen Kranken dorthin fährt, wo er will, und verhindert, daß man die Lage eines Ortes – wie ich es bisher getan hatte – als ein individuelles Merkmal, als unersetzliche Essenz seiner unverrückbaren Schönheiten betrachtet. Allerdings machte das Automobil nicht – wie früher, als ich von Paris nach Balbec gekommen war, die Eisenbahn –

aus dieser Lage ein von den Zufällen des gewöhnlichen Lebens unabhängiges Ziel, das, fast rein idealer Natur bei der Abfahrt und auch bei der Ankunft in jenem großen Gebäude, in dem niemand wohnt und das nur den Namen der Stadt trägt, im Bahnhof nämlich, diese letztere endlich zugänglich zu machen und selbst bereits ihre Materialisation darzustellen scheint. Nein, das Automobil führte uns nicht in so märchenhafter Weise in eine Stadt, die wir zunächst nur in dem Bild ihres Namens verdichtet und mit den Illusionen des Theaterbesuchers im Zuschauerraum erblickten. Es trug uns unmittelbar in die Kulisse der Straßen hinein und blieb stehen, wenn man von einem Einwohner eine Auskunft brauchte. Die Kompensation für ein so geheimnisloses Eindringen bilden auf der anderen Seite die tastenden Bemühungen sogar des Chauffeurs, der seines Weges nicht sicher ist und manchmal wieder umkehren muß, wie auch die Verschiebung der Perspektive, durch die beim Näherkommen ein Schloß mit einem Hügel, einer Kirche und dem Meer Bäumchen-wechsle-dich spielt, obwohl es sich – vergebens – hinter seinem jahrhundertealten grünen Bewuchs verbirgt, sowie die immer engeren Kreise, die das Automobil um eine (nachdem sie zuvor nach allen Seiten zu entschlüpfen versuchte) wie gebannt daliegende Stadt beschreibt, um schließlich pfeilgerade in der Tiefe des Tals, in der sie geduckt am Boden liegt, auf sie niederzustoßen; so kommt es, daß das Automobil die individuelle Lage an einem einzigartigen Punkt zwar des Geheimnisses entkleidet zu haben scheint, das ihr zur Zeit der Expreßzüge anhaftete, uns andererseits aber den Eindruck schenkt, sie erst selbst zu entdecken und wie mit dem Kompaß zu bestimmen, und uns dazu verhilft, mit verliebt sich vortastender Hand und mit noch feinerer Präzision der wahren Geometrie nachzuspüren, dem schönen »Maß der Erde«.[1]

Was ich unglücklicherweise in jenem Augenblick noch nicht wußte und erst mehr als zwei Jahre später erfuhr, war, daß einer der Kunden dieses Chauffeurs Monsieur de Charlus

war und daß Morel, damit beauftragt zu zahlen, einen großen Teil des Geldes für sich behielt (indem er von dem Chauffeur eine drei- bis fünffache Zahl von Kilometern verrechnen ließ), sich mit jenem sehr angefreundet hatte (obwohl er vor anderen so tat, als kenne er ihn nicht) und seinen Wagen für lange Fahrten benutzte. Hätte ich das gewußt sowie ferner auch, daß das Vertrauen, das die Verdurins bald darauf in diesen Chauffeur setzen sollten, ohne ihr Wissen daher rührte, so wären vielleicht viele Kümmernisse meines Lebens in Paris im folgenden Jahr und viel Leid wegen Albertine dadurch vermieden worden; aber ich ahnte nichts davon. An sich hatten diese Spazierfahrten, die Monsieur de Charlus mit Morel im Auto unternahm, keine unmittelbare Bedeutung für mich. Sie beschränkten sich im übrigen öfter auf ein Mittag- oder Abendessen in einem Restaurant an der Küste, in dem Monsieur de Charlus für einen alten verkommenen Diener und Morel, dessen Aufgabe es war, die Rechnungen zu bezahlen, für einen allzu gutherzigen Edelmann gehalten wurde. Ich schildere eine dieser Mahlzeiten, die auch eine Vorstellung von den übrigen vermitteln mag. Es war in einem Restaurant von langgestreckter Form in Saint-Mars-le-Vêtu. »Könnte man das nicht fortnehmen?« ging Monsieur de Charlus Morel gleichsam um Vermittlung an, damit er sich nicht unmittelbar an die Kellner wenden mußte. Mit »das« bezeichnete er drei verwelkte Rosen, mit denen ein wohlmeinender Oberkellner für nötig erachtet hatte, den Tisch zu dekorieren. »Doch ja …«, gab Morel etwas verlegen zurück. »Mögen Sie Rosen nicht?« – »Ich würde durch das in Frage stehende Anliegen im Gegenteil beweisen, daß ich sie liebe, da das hier ja gar keine Rosen sind« (Morel schien erstaunt). »Tatsächlich aber mag ich sie nicht sehr. Ich bin sehr empfindlich bei Namen, und sobald eine Rose einigermaßen schön ist, erfährt man, daß sie *Baronin Rothschild* oder *Maréchale Niel* heißt, was stark abkühlend wirkt.[1] Schwärmen Sie auch für Namen? Haben Sie hübsche Titel für Ihre kleinen Konzertstücke gefun-

den?« – »Es gibt da eines, das *Poème triste* heißt.« – »Schauderhaft«, antwortete Monsieur de Charlus mit einer Stimme, die scharf und klatschend wie eine Ohrfeige klang. »Aber ich hatte doch Champagner verlangt?« sagte er zu dem Oberkellner, der solchen zu bringen geglaubt hatte, als er vor die beiden Gäste zwei mit moussierendem Wein gefüllte Kelche stellte. »Aber Monsieur …« – »Nehmen Sie dieses grauenhafte Zeug weg, das selbst mit dem schlechtesten Champagner überhaupt nichts zu tun hat. Dies ist ein Brechmittel mit Namen ›Cup‹, bei dem gewöhnlich drei verweste Erdbeeren in einer Mischung aus Essig und Selterswasser schwimmen … Ja«, fuhr er wieder zu Morel gewendet fort, »Sie scheinen nicht zu wissen, was ein Titel ist. Und sogar bei der Interpretation von dem, was Sie am besten spielen, scheinen Sie mir nicht die mediale Seite der Sache genügend zu beachten.« – »Wie meinen Sie?« fragte Morel, der absolut nichts von dem verstanden hatte, was der Baron sagte, aber fürchtete, um eine nützliche Information zu kommen wie zum Beispiel einen Hinweis auf eine Einladung zum Mittagessen. Da Monsieur de Charlus es ablehnte, ein solches Wie meinen Sie? als Frage zu betrachten, und Morel infolgedessen keine Antwort erhielt, glaubte er, der Konversation eine andere, die Sinne stärker ansprechende Richtung geben zu sollen: »Sehen Sie da die kleine Blonde, die die Blumen verkauft, die Sie nicht mögen, das ist auch so eine, die bestimmt eine kleine Freundin hat. Und die Alte, die da an dem Tisch im Hintergrund zu Abend ißt, auch. – »Aber woher weißt du das alles?« fragte Monsieur de Charlus, ganz verwundert über Morels Ahnungsvermögen. – »Oh, so etwas errate ich im Nu. Wenn wir beide in einer Menschenmenge spazierengingen, würden Sie sehen, daß ich mich keine zweimal täusche.« Und wer in diesem Augenblick Morel mit seinem Einschlag von Mädchenhaftigkeit bei aller männlichen Schönheit angeschaut hätte, müßte das dunkle Ahnungsvermögen begriffen haben, das ihn nicht weniger gewissen Frauen kenntlich machte als diese wiederum ihm. Er

hatte Lust, Jupien zu verdrängen in einem unbestimmten Wunsch, seinem »Fixum« noch die Einkünfte hinzuzufügen, die, wie er glaubte, der Westenmacher dem Baron aus der Tasche zog. »Und was die Strichjungen angeht, so kenne ich mich noch besser aus. Ich würde Ihnen da jeden Irrtum ersparen. Bald fängt in Balbec der Jahrmarkt an, da könnten wir allerlei finden. Und in Paris erst, Sie sollten mal sehen, wie Sie sich da amüsieren könnten!« Doch die ererbte vorsichtige Zurückhaltung des Bedienten veranlaßte ihn, dem bereits begonnenen Satz eine andere Wendung zu geben, so daß Monsieur de Charlus meinte, es handle sich noch immer um junge Mädchen. »Sehen Sie«, sagte Morel aus einem gewissen Verlangen heraus, die Sinne des Barons auf eine Weise aufzureizen, die er für sich selbst als weniger kompromittierend erachtete (obwohl sie in Wirklichkeit unmoralischer war), »mein Traum wäre, ein ganz reines junges Mädchen zu finden, sie in mich verliebt zu machen und ihr die Jungfernschaft zu rauben.« Monsieur de Charlus konnte sich nicht enthalten, Morel zärtlich ins Ohr zu kneifen, doch setzte er ganz naiv hinzu: »Und was hättest du schon davon? Wenn du sie deflorierst, müßtest du sie doch hinterher auch heiraten.« – »Sie heiraten?« schrie Morel auf, der das Gefühl hatte, der Baron sei betrunken, oder sich nicht klarmachte, daß er mit einem Mann sprach, der im Grunde mehr Gewissensbedenken hatte, als er, Morel, sich vorstellen konnte. »Sie heiraten? Aber nicht die Bohne! Ich würde es versprechen, aber sobald die kleine Operation erfolgreich gelaufen wäre, würde ich ihr am gleichen Abend noch den Laufpaß geben.« Üblicherweise ließ sich Monsieur de Charlus, wenn eine in der Phantasie ausgesponnene Sache ihm im Augenblick sinnliches Vergnügen bereitete, darauf ein, um gleich danach, wenn das Vergnügen ausgekostet war, seine Billigung vehement zurückzuziehen. »Wirklich, das würdest du tun?« sagte er lachend zu Morel, indem er ihn noch etwas kräftiger zwickte. »Und ob!« trumpfte Morel auf, als er sah, daß er dem Baron nicht mißfiel, wenn er

ihm in aller Aufrichtigkeit erklärte, was tatsächlich einer seiner Wunschträume war. »Das ist gefährlich«, sagte Monsieur de Charlus. »Ich würde im voraus meine Koffer packen und ohne Adresse verschwinden.« – »Und ich?« fragte Monsieur de Charlus. »Sie würde ich selbstverständlich mitnehmen«, beeilte sich Morel zu sagen, der sich keinerlei Gedanken darüber gemacht hatte, was aus dem Baron würde, da das tatsächlich die geringste seiner Sorgen war. »Wissen Sie, eine Kleine, die mir für diesen Zweck sehr gefallen würde, ist eine junge Schneiderin, die ihr Geschäft in dem Palais des Herrn Herzogs hat.« – »Die Kleine von Jupien!« rief der Baron gerade, als der Weinkellner eintrat. »Oh! Niemals«, setzte er hinzu, sei es, daß die Anwesenheit eines Dritten abkühlend auf ihn gewirkt hatte oder daß er sogar bei dieser Art von schwarzen Messen, bei denen er sich darin gefiel, die heiligsten Dinge zu besudeln, sich nicht entschließen konnte, Personen einzubeziehen, für die er freundschaftliche Gefühle hegte. »Jupien ist ein braver Mann, und die Kleine ist reizend, es wäre abscheulich, den beiden Kummer zu bereiten.« Morel fühlte, daß er zu weit gegangen war, und schwieg, aber sein Blick fuhr fort, im Leeren sich auf das junge Mädchen zu heften, in deren Gegenwart ich ihn eines Tages »teurer Meister« hatte nennen sollen und bei der er eine Weste bestellt hatte. Da sie sehr arbeitsam war, hatte die Kleine keinen Urlaub genommen, aber ich habe seither erfahren, daß sie, während der Geiger sich in der Umgebung von Balbec aufhielt, nicht aufgehört hatte, an sein schönes Gesicht zu denken, das für sie noch dadurch geadelt wurde, daß sie Morel mit mir zusammen gesehen und daraufhin für einen »Herrn« gehalten hatte.

»Ich habe Chopin niemals spielen hören«, sagte der Baron, »und doch hätte ich es tun können, ich habe Stunden bei Stamati[1] gehabt, aber er verbot mir, bei meiner Tante Chimay den Meister der *Nocturnes* anzuhören.« – »Was für eine Dummheit er da gemacht hat!« rief Morel aus. »Im Gegenteil«, gab der Baron lebhaft, mit spitzer Stimme zur Antwort,

»er bewies dadurch seine Intelligenz. Er hatte bemerkt, daß ich eine überempfindliche Natur war und dem Einfluß Chopins erlegen wäre. Das tut aber nichts, da ich ganz jung die Musik, wie im übrigen alles, an den Nagel gehängt habe. Und dann muß man auch bedenken«, setzte er mit näselnder, träge schleppender Stimme hinzu, »es gibt ja immer Leute, die ihn gehört haben und einem eine Vorstellung davon vermitteln können. Aber eigentlich war Chopin nur ein Vorwand, um eben auf jene mediale Seite zurückzukommen, die Sie vernachlässigen.«

Man wird bemerken, daß nach einem Einschub von vulgärer Redeweise diejenige von Monsieur de Charlus ganz übergangslos wieder ebenso preziös und hochmütig geworden war, wie sie es üblicherweise war. Das kam daher, daß der Gedanke, Morel werde ohne Gewissensbisse ein durch ihn entehrtes junges Mädchen »sitzenlassen«, ihm fast im Nu zu einem Gefühl vollkommener Lust verholfen hatte. Daraufhin waren seine Sinne für einige Zeit entspannt, der (tatsächlich mediale) Sadist, der für ein paar Sekunden an die Stelle von Monsieur de Charlus getreten war, verschwand wieder und gab das Wort an den wahren Monsieur de Charlus mit seinem künstlerischen Raffinement, seiner Empfindsamkeit und seiner Güte zurück. »Sie spielten neulich die Klaviertranskription des Opus 132, was an sich schon absurd ist, weil es keine Musik gibt, die weniger pianistisch wäre.[1] Sie ist für Menschen gemacht, denen die allzu straff gespannten Saiten des glorreichen Ertaubten in den Ohren wehtun. Gerade aber diese fast schrille Mystik ist das Göttliche daran. Auf alle Fälle haben Sie sie sehr schlecht gespielt und alle Tempi falsch genommen. Sie müssen das spielen, als komponierten Sie es im Augenblick selbst: Der junge Morel, von momentaner Taubheit betroffen und mit einem in Wirklichkeit nicht bestehenden Genie begabt, sitzt einen Augenblick unbeweglich da; dann, von heiliger Raserei erfaßt, spielt und komponiert er die ersten Takte; erschöpft darauf von solchem Eingangsbemühen

sinkt er in sich zusammen und läßt die hübsche Haarsträhne nach vorn fallen, um Madame Verdurin zu gefallen, außerdem nimmt er sich auf diese Weise Zeit, die phantastische Menge an grauer Hirnsubstanz wieder in sich zu erneuern, die er zum Zweck der Konkretisierung des Pythischen seinem Bestand entnehmen mußte; hat er dann seine Kräfte wiedererlangt, stürzt er sich, von neuem von übermächtiger Inspiration erfaßt, in das unvergängliche, erhabene Thema hinein, das der Berliner Virtuose« (wir nehmen an, daß Monsieur de Charlus Mendelssohn damit meinte) »unermüdlich nachzuahmen versucht hat. In dieser Art von wahrhafter Transzendenz und echtem Nachschöpfertum werde ich Sie in Paris spielen lassen.« Wenn Monsieur de Charlus ihm Ratschläge dieser Art erteilte, erschrak Morel weit nachhaltiger, als wenn er den Oberkellner seine verschmähten Rosen und seinen abgelehnten »Cup« forttragen sah, denn er fragte sich mit großer Sorge, welche Wirkung das auf seine »Klasse« haben könne. Doch konnte er nicht lange bei diesen Überlegungen verweilen, denn Monsieur de Charlus verlangte gebieterisch: »Fragen Sie den Ober, ob er Bon chrétien hat.« – »Bon chrétien? Ich verstehe nicht.« – »Sie sehen ja, daß wir bei den Früchten angekommen sind, es ist eine Birnensorte. Sie können sicher sein, daß Madame de Cambremer sie hat, denn die Gräfin von Escarbagnas, die sie ist, hat sie immer gehabt. Monsieur Thibaudier schicke sie ihr, und dann meint sie: ›Wie trefflich schön, Monsieur, ist diese Bon chrétien.‹«[1] – »Nein, das wußte ich nicht.« – »Ich sehe im übrigen, daß Sie gar nichts wissen. Sie haben nicht einmal Molière gelesen … Nun gut, da Sie sich wahrscheinlich ebensowenig darauf verstehen zu bestellen wie auf alles übrige, verlangen Sie ganz einfach eine Birne, die zur Zeit ganz in der Nähe geerntet wird, die Gute Luise von Avranches.« – »Die …?« – »Warten Sie, da Sie so ungeschickt sind, werde ich selbst nach anderen fragen, die mir lieber sind. Ober, haben Sie die Doyenné des Comices? Charlie, Sie sollten die bezaubernde Stelle lesen, die die Her-

zogin Émilie de Clermont-Tonnerre über diese Birne geschrieben hat.«[2] – »Nein, Monsieur, die haben wir nicht.« – »Haben Sie Triomphe de Jodoigne?« – »Nein, Monsieur.« – »Oder Virginie Dallet oder Passe Colmar? Auch nicht? Gut, wenn Sie nichts haben, dann brechen wir eben auf. Die Duchesse d'Angoulême ist noch nicht reif; auf, Charlie, gehen wir.« Zu seinem Unglück veranlaßte Monsieur de Charlus sein Mangel an vernünftiger Einsicht, vielleicht auch die vermutliche Keuschheit der Beziehungen, die er mit Morel unterhielt, bereits in dieser Zeit, den Geiger mit seltsamen Gütebeweisen zu überhäufen, die dieser nicht verstehen konnte und auf die seine Natur, die auf ihre Weise etwas exaltiert, aber undankbar und kleinlich war, nur durch wachsende Kühle oder Heftigkeit antworten konnte, wodurch Monsieur de Charlus – er, der einst so stolz, jetzt aber fast schüchtern war – zu Anfällen wahrer Verzweiflung getrieben wurde. Man wird sehen, wie in den kleinsten Dingen Morel, der sich nachgerade für einen tausendmal gewichtigeren Monsieur de Charlus hielt, die hochmütigen Lehren des Barons, was die Aristokratie betraf, dadurch, daß er sie wörtlich nahm, ganz falsch verstanden hatte. Sagen wir ganz einfach jetzt im Augenblick, während Albertine mich in Saint-Jean-de-la-Haise erwartet, daß, wenn es eine Sache gab, die Morel über den Adel stellte (und das war im Grunde höchst adelig, besonders seitens eines Menschen, dessen Vergnügen darin bestand – *ni vu ni connu*, das heißt inkognito –, zusammen mit dem Chauffeur kleine Mädchen aufzugabeln), dies sein künstlerischer Ruf war und was man in der Violinklasse von ihm denken mochte. Gewiß war es unschön, daß er Monsieur de Charlus, der ihm, wie er wohl fühlte, ganz ausgeliefert war, nach außen verleugnete und sich über ihn lustig machte in derselben Weise, wie er mich von oben herab behandelte, seitdem ich über die Funktion seines Vaters bei meinem Großonkel zu schweigen versprochen hatte. Andererseits aber schien ihm sein diplomierter Künstlername Morel einem großen »Namen« über-

legen zu sein. Als Monsieur de Charlus in seinen von platonischer Liebe erfüllten Träumereien ihn dazu veranlassen wollte, einen Titel seiner eigenen Familie anzunehmen, lehnte Morel energisch ab.

Wenn Albertine es richtiger fand, in Saint-Jean-de-la-Haise beim Malen zu bleiben, nahm ich das Auto, und nicht nur Gourville und Féterne, sondern auch Saint-Mars-le-Vieux und sogar Criquetot konnte ich aufsuchen, bevor ich sie wieder abholen kam. Angeblich mit ganz etwas anderem beschäftigt und genötigt, sie zugunsten sonstiger Vergnügungen sich selbst zu überlassen, dachte ich gleichwohl nur an sie. Sehr oft begab ich mich nicht weiter als bis zu der großen Ebene, die oberhalb von Gourville liegt, und da diese ein wenig derjenigen gleicht, die hinter Combray beginnt und sich nach Méséglise zu erstreckt, hatte ich selbst in einer ziemlich großen Entfernung von Albertine das Vergnügen zu denken, daß, wenn auch meine Blicke nicht bis zu ihr dringen konnten, doch die sehr viel weiter reichende machtvolle, sanfte Meeresbrise, die an mir vorbeistrich, ohne durch irgend etwas aufgehalten zu werden, bis nach Quetteholme hinabeilen, die Zweige der Bäume bewegen, die Saint-Jean-de-la-Haise unter ihrem Laubwerk begraben, und das Gesicht meiner Freundin umfächeln, damit aber ein doppeltes Band von ihr zu mir in dieser unendlich geweiteten, aber gefahrlosen Trennung knüpfen werde wie bei den Spielen, bei denen zwei Kinder sich vorübergehend mit der Stimme nicht mehr erreichen und nicht mehr sehen können, aber auch in der Entfernung noch miteinander verbunden sind. Ich kehrte auf den Wegen zurück, von denen aus man das Meer sieht und wo ich früher, bevor es noch zwischen den Zweigen erschien, die Augen schloß, um mir recht vorzustellen daß, was ich sehen würde, die klagende Ahne der Erde war, die wie in den Zeiten, da noch keine Lebewesen existierten, in ihrer wahnwitzigen, unvordenklichen Erregung verharrte.[1] Jetzt waren sie für mich nur noch ein Mittel, wieder zu Albertine zu gelangen; wenn ich sie als glei-

che wiedererkannte und wußte, bis wohin sie in gerader Richtung verliefen und wo sie schließlich abbiegen würden, erinnerte ich mich, daß ich ihnen gefolgt war, als ich an Mademoiselle de Stermaria dachte, sowie daran, daß ich die gleiche Eile wie jetzt in meinem Bestreben, wieder zu Albertine zu gelangen, auch in Paris gehabt hatte, als ich die Straßen hinunterging, die Madame de Guermantes zu benutzen pflegte; sie bekamen für mich die tiefe Monotonie, die allegorische Bedeutung einer Art von Linie, der mein Charakter stetig folgte. Es war natürlich, aber trotzdem nicht gleichgültig; sie erinnerten mich daran, daß es mein Schicksal war, immer nur Phantome zu verfolgen, Wesen, deren Wirklichkeit zu einem guten Teil nur in meiner Einbildungskraft bestand; es gibt tatsächlich Wesen – und das war bei mir seit meiner Jugend schon so –, für die alles, was einen festen, von anderen feststellbaren Wert besitzt, Vermögen, Erfolg, hohe Stellungen, überhaupt nicht zählt; was sie brauchen, sind Phantome. Um ihretwillen opfern sie alles übrige, setzen sie alles ins Werk, alles tritt für sie hinter der Begegnung mit einem solchen Phantom zurück. Dieses aber braucht nicht lange, um wieder zu entschwinden; dann läuft man einem anderen nach, um schließlich zu dem früheren zurückzukehren. Es war nicht das erste Mal, daß ich mich um Albertine bemühte, das Mädchen, das ich im ersten Jahr vor dem Meer erblickt hatte. Andere Frauen freilich hatten sich zwischen die damals geliebte Albertine und jene andere geschoben, von der ich zur Zeit überhaupt kaum noch wich; andere Frauen, zum Beispiel die Herzogin von Guermantes. Aber, wird man sagen, warum sollte man sich so viele Sorgen machen um Gilberte, so viel Mühe auf sich nehmen um Madame de Guermantes, wenn man, sobald man deren Freund geworden ist, nichts Eiligeres zu tun hat, als nicht mehr an sie, sondern nur noch an Albertine zu denken? Swann, der selbst ein Liebhaber von Phantomen gewesen war, hätte vor seinem Tod noch die Antwort geben können. Phantome, verfolgt, vergessen, von neuem

aufgesucht, manchmal nur um einer einzigen Begegnung willen und um an ein unwirkliches Dasein zu rühren, das sich auf der Stelle wieder verflüchtigte, erfüllten die Wege von Balbec. Wenn ich daran dachte, daß ihre Bäume, die Birnbäume, Apfelbäume, Tamarisken, mich überleben würden, meinte ich von ihnen den Rat zu empfangen, mich endlich an die Arbeit zu machen, solange die Stunde der ewigen Ruhe noch nicht gekommen war.

Ich stieg in Quetteholme aus dem Wagen, lief den steilen Hohlweg hinab, überschritt den Bach auf einer Planke und traf Albertine malend vor der Kirche an, die, aus lauter Türmchen bestehend, stachelig und rot, wie ein Rosenstrauch blühte. Nur das Tympanon lag frei; auf der lachenden Oberfläche des Steins streiften Engel vorbei, die auch vor dem Paar des zwanzigsten Jahrhunderts, das wir beide bildeten, mit ihren Kerzen in der Hand die Zeremonien des dreizehnten weiterbegingen. Ihr Porträt vor allem suchte Albertine auf der vorbereiteten Leinwand festzuhalten, wobei sie nach der Art Elstirs große Pinselstriche aufsetzte und dabei bemüht war, dem edlen Rhythmus zu folgen, der diese Engel, wie der große Meister ihr gesagt hatte, so ganz verschieden von allen machte, die er kannte. Dann suchte sie ihre Malsachen zusammen. Eng aneinandergelehnt stiegen wir den Hohlweg wieder hinauf und ließen die kleine Kirche so ruhig, als habe sie uns gar nicht gesehen, weiter dem ständigen Raunen des Bachs lauschen. Bald flog das Auto dahin, wobei es uns für die Rückkehr auf einen anderen Weg führte als für die Hinfahrt. Wir kamen an Marcouville-l'Orgueilleuse vorbei. Über die halb neue, halb restaurierte Kirche breitete die sinkende Sonne eine Patina, ebenso schön wie die der Jahrhunderte. Hinter ihr schien man die breiten Basreliefs durch eine schwimmende Schicht hindurch zu schauen, halb flüssig und halb lichtblond; die Heilige Jungfrau, die heilige Elisabeth, der heilige Joachim trieben noch im ungreifbaren Strudel, schon fast im Trockenen, knapp unter der Oberfläche des

Wasser- oder Sonnenstandes. Im heißen Staub sich erhebend, reckten sich zahllose moderne Standbilder auf Säulen zu den goldenen Segeln des Abendhimmels empor. Vor der Kirche war eine große Zypresse, die in einer Art Tempelhain zu stehen schien. Wir stiegen einen Augenblick aus, um sie uns anzusehen, und gingen ein paar Schritte zu Fuß. Wie von den Gliedern ihres Körpers hatte Albertine auch ein unmittelbares Bewußtsein von ihrer Florentiner Toque und dem Seidenschal (die ihr nicht geringeres Wohlgefühl verursachten) und ließ sich von ihnen, während sie um die Kirche herum ging, eine andere Bewegungsart einflößen, die sich in einer trägen, mir aber reizvoll scheinenden Behaglichkeit äußerte; Schal und Toque waren nur ein neuer, zufällig hinzugekommener Teil meiner Freundin, mir aber doch schon so lieb, daß ich in der Abendstimmung ihrem Vorbeiziehen vor der Zypresse lange nachschaute. Sie selbst konnte es nicht sehen, doch ahnte sie, daß diese eleganten Dinge sich gut machten, denn sie warf mir ein Lächeln zu, bei dem sie ihre Kopfhaltung harmonisch mit der sie krönenden Haartracht in Übereinstimmung brachte. »Sie gefällt mir nicht, sie ist restauriert«, sagte sie, wobei sie auf die Kirche wies und daran dachte, was Elstir ihr über die köstliche, über die unnachahmliche Schönheit alten Steinwerks erzählt hatte.[1] Albertine erkannte sofort, wenn es sich um eine Restauration handelte. Man konnte sich nur wundern über die Sicherheit des Urteils, das sie in der Architektur bewies, im Gegensatz zu dem erbärmlich schlechten, das sie in der Musik hatte. Ebensowenig wie Elstir mochte ich diese Kirche, und ihre besonnte Fassade war vor meine Augen gerückt, ohne daß sie mir Vergnügen gemacht hätte; zu ihrer Betrachtung war ich nur ausgestiegen, um Albertine gefällig zu sein. Dennoch schien mir, daß dieser bedeutende Impressionist mit sich selber im Widerspruch lag: Wozu denn dieser Fetischismus, der sich an den objektiven Architekturwert hält, ohne die Verklärung der Kirche durch das Abendlicht in Erwägung zu ziehen? »Nein, ganz entschieden«, meinte Alberti-

ne, »ich finde sie nicht schön; aber ich mag ihren Namen, l'Orgueilleuse, die Hochmütige. Wonach wir aber Brichot fragen müssen, ist, weshalb Saint-Mars le Vêtu, der Bekleidete, heißt. Das nächste Mal fahren wir dorthin, nicht wahr?« sagte sie zu mir und blickte mich dabei mit den schwarzen Augen unter ihrer Toque an, die sie so tief darübergezogen trug wie früher die kleine Polomütze. Ihr Schleier flatterte. Ich stieg wieder mit ihr ins Auto, glücklich darüber, daß wir am nächsten Tag zusammen nach Saint-Mars fahren würden, zu jener Kirche, deren zwei alte Glockentürme in dieser glutheißen Zeit, in der man nur Gedanken an ein Bad hatte, mit ihrem Lachsrosa, ihren rautenförmigen Ziegeln, leicht geneigt und fast bebend, alten spitzmäuligen Fischen glichen, die sich, mit Schuppen wie mit Dachschindeln überdeckt, bemoost und rostrot, scheinbar unbeweglich aus dem durchsichtigen blauen Wasser hoben. [1] Als wir Marcouville verließen, bogen wir der Abkürzung halber an einem Kreuzweg ab, an dem sich ein ländliches Gasthaus befand. Manchmal wollte Albertine, daß wir dort haltmachten, um im Wagen etwas zu trinken, und bat mich dann, Calvados oder Apfelwein zu holen, von dem man versicherte, daß er nicht spritzig sei, mit dem wir uns aber dennoch von oben bis unten begossen. Eng aneinandergedrängt saßen wir da. Die Leute aus dem Bauernwirtshaus bemerkten Albertine kaum in dem geschlossenen Wagen, die Flaschen brachte ich ihnen zurück; wir fuhren wieder ab, wie um dieses uns beiden gehörige Leben fortzusetzen, dieses Leben von Liebenden, das wahrscheinlich jene sich unter dem unseren vorstellten, wobei dann dieser Erfrischungshalt nur ein beliebiger Moment in seinem Verlauf gewesen wäre – eine Vermutung, die um so weniger unglaubhaft erschienen wäre, hätte man uns gesehen, nachdem Albertine ihre Flasche Apfelwein getrunken hatte; sie schien dann tatsächlich zwischen uns beiden den Abstand nicht mehr ertragen zu können, der sie gemeinhin nicht störte; unter ihrem Leinenrock drängten ihre Beine sich an meine Beine, dicht an meine Wangen

brachte sie die ihren, die blaß geworden waren, über den Wangenknochen aber heiß und rot, mit etwas Glühendem und Verwelktem, wie es die Mädchen aus den Vorstädten haben. In solchen Augenblicken verwandelte sie fast ebenso schnell wie ihr Persönlichkeit auch ihre Stimme, sie verlor die ihre, um eine andere, heisere, kecke, ja fast gemeine anzunehmen. Es wurde Nacht. Welche Freude war es für mich, sie so dicht neben mir zu fühlen mit ihrem Schal und ihrer Toque, und daran zu denken, daß man immer so, Seite an Seite, alle Liebenden trifft! Ich hegte vielleicht Liebe zu Albertine, wagte aber nicht, sie etwas davon merken zu lassen; wenn also Liebe in mir war, so konnte sie nur wie eine Wahrheit ohne Wert sein, bis ich sie durch die Erfahrung hätte wirklich erproben können; so aber schien sie mir nicht realisierbar und auf einer anderen Ebene als mein Leben zu liegen. Was meine Eifersucht betraf, so trieb sie mich dazu, Albertine so wenig wie möglich allein zu lassen, obwohl ich wußte, daß ich völlige Heilung nur finden konnte, wenn ich mich für immer von ihr trennte. Ich konnte Eifersucht sogar verspüren, wenn ich mich neben ihr befand, richtete es aber dann so ein, daß der Umstand nicht wiederkehrte, durch den sie in mir geweckt worden war. So gingen wir an einem Tag, als schönes Wetter war, zum Mittagessen nach Rivebelle. Die großen Glastüren des Speisesaals, dieser Veranda in Form eines breiten Durchgangs, wo der Nachmittagstee eingenommen wurde, waren offen und führten unmittelbar auf die von der Sonne vergoldeten Rasenflächen hinaus, von denen das weiträumige lichterfüllte Restaurant nur ein Teil zu sein schien. Der Kellner mit dem rosigen Gesicht[1] und dem schwarzen Haar, das wie eine Flamme emporzüngelte, sprengte weniger rasch als früher los, denn er war nicht mehr einfacher Kellner, sondern Chef de rang; aufgrund der Natur seiner Tätigkeit sah man ihn gleichwohl manchmal in der Ferne, im Speisesaal, manchmal ganz nahe, doch draußen, wo er Kunden bediente, die vorgezogen hatten, im Garten ihr Mittagsmahl einzunehmen, bald hier,

bald dort auftauchen, als sehe man nacheinander verschiedene Bildwerke eines jungen Gottes in vollem Lauf, die einen in dem übrigens wohlbeleuchteten Innenraum einer Behausung, die bis auf den grünen Rasen hinausreichte, die anderen halb von Laubwerk verdeckt in der Helligkeit des Daseins unter freiem Himmel. Einen Augenblick befand er sich neben uns. Albertine antwortete zerstreut auf das, was ich zu ihr sagte. Sie blickte ihn mit weitgeöffneten Augen an. Ein paar Minuten lang hatte ich das Gefühl, daß man die Person, die man liebt, dicht neben sich und dennoch nicht bei sich haben kann. Die beiden sahen aus, als befänden sie sich in einem geheimnisvollen Zwiegespräch, das stumm verlief infolge meiner Anwesenheit und vielleicht bereits eine Fortsetzung früherer Begegnungen war, von denen ich nichts wußte, oder auch nur eines Blickes, den er ihr zugeworfen hatte, bei dem ich aber jedenfalls der störende Dritte war, vor dem man sich verbirgt. Selbst als er sich, von seinem Chef energisch zurückgepfiffen, entfernt hatte, schien es, als ob Albertine, während sie weiteraß, das Restaurant und die Gärten keineswegs nur mehr als eine beleuchtete Rennbahn ansah, auf der bald hier, bald da vor wechselnden Dekorationen der göttliche Läufer mit schwarzem Haar wiedererscheinen würde. Einen Augenblick lang hatte ich mich gefragt, ob sie mich nicht am Tisch allein lassen werde, um ihm nachzugehen. Doch schon an den folgenden Tagen begann ich für immer jenen schmerzlichen Eindruck zu vergessen, denn ich hatte beschlossen, niemals nach Rivebelle zurückzukehren, und auch Albertine zu diesem Versprechen bewogen; sie versicherte, sie sei zum ersten Mal dagewesen und werde nie wieder hingehen. Ich stritt auch ab, daß der Kellner mit den flinken Füßen Augen nur für sie gehabt hätte, damit sie nicht glaubte, meine Gesellschaft habe sie um ein Vergnügen gebracht. Es geschah noch ein paarmal, daß ich nach Rivebelle zurückkehrte, aber allein, und daß ich mich dort betrank, wie ich es früher getan hatte. Während ich ein letztes Glas leerte, betrachtete ich eine gemalte

Rosette auf der weißen Wand und übertrug auf sie alles Wohlgefühl, das ich in mir empfand. Sie allein auf der Welt existierte für mich; ich folgte ihr, ich berührte sie, verlor sie ab und zu aus meinem abirrenden Blick, ich war gleichgültig gegen die Zukunft und begnügte mich mit meiner Rosette wie ein Schmetterling, der um einen anderen sitzenden Falter kreist, mit dem er sein Leben in einem Akt höchster Wollust beenden wird. Nun fand ich es aber gefährlich, einer Krankheit, wenn auch in noch so leichter Form, Einlaß zu gewähren, die jenen pathologischen Zuständen gleicht, denen man gewöhnlich zwar keine Aufmerksamkeit schenkt, die dann aber beim kleinsten, unvorhersehbaren und unausweichlichen Zwischenfall diese Krankheit mit einemmal erheblich verschlimmern. Der Augenblick war vielleicht besonders gut gewählt, um auf eine Frau zu verzichten, von der kein erst kurz zurückliegendes und noch sehr lebendiges Leiden den Balsam für eine Wunde zu erbitten mich nötigte, den allein diejenigen besitzen, die sie geschlagen haben. Ich war beruhigt durch diese Spazierfahrten selbst, die ich zwar im Augenblick nur als Erwartung eines Morgen ansah, das trotz meines Verlangens danach nicht anders als das Gestern sein würde, die gleichzeitig aber doch den Reiz besaßen, von den Stätten losgelöst zu sein, an denen sich Albertine bis dahin befunden hatte und an denen ich nicht bei ihr gewesen war, dem Kreis ihrer Tante oder dem ihrer Freundinnen. Der Zauber dieses Zustands entsprang nicht etwa echter Freude, sondern nur der Beschwichtigung einer Unruhe, und doch war er mächtig. Wenn ich nämlich ein paar Tage später an das Landgasthaus zurückdachte, vor dem wir den Apfelwein getrunken hatten, oder ganz einfach an die paar Schritte, die wir vor der Fassade von Saint-Mars-le-Vêtu auf und ab gegangen waren, und daran dachte, daß Albertine mit ihrer Toque neben mir einhergeschritten war, setzte das Gefühl ihrer Gegenwart plötzlich dem gleichgültigen Bild der neuen Kirche eine solche Zauberkraft hinzu, daß sie in dem Augenblick, wo die besonnte

Front in meiner Erinnerung auftauchte, wie eine große beruhigende Kompresse wirkte, die man mir aufs Herz legte. Ich setzte Albertine in Parville ab, jedoch nur, um sie am Abend wieder abzuholen und mich im Dunkeln neben ihr am Strand auszustrekken. Gewiß sah ich sie nicht alle Tage, aber gleichwohl konnte ich mir sagen: »Wenn sie erzählte, wie sie ihre Tage, wie sie ihr Leben verbringt, so würde immer noch ich darin den größten Platz einnehmen«; zusammen verbrachten wir lange Stunden, die meine Tage mit einem so süßen Rausch durchtränkten, daß selbst, wenn sie in Parville aus dem Auto sprang, das ich eine Stunde später ihr wieder schicken würde, ich mich nicht einsam im Wagen fühlte, ganz als hätte sie, bevor sie mich verließ, Blumen darin zurückgelassen. Ich hätte darauf verzichten können, sie alle Tage zu sehen; beglückt würde ich sie verlassen, und ich spürte auch, daß die beruhigende Wirkung dieses Glücks noch tagelang anhalten konnte. Dann aber hörte ich Albertine, als sie sich von mir trennte, zu ihrer Tante oder ihren Freundinnen sagen: »Also morgen, halb neun. Wir dürfen uns nicht verspäten, sie sind Viertel nach acht schon bereit.« Die Unterhaltung einer Frau, die man liebt, gleicht einem Boden, der über einem unterirdischen, gefahrvollen Wasserlauf liegt; man spürt in jedem Augenblick unter den Worten die Gegenwart, die durchdringende Kälte einer unsichtbaren Flut; hier und da bemerkt man, wie sie heimtückisch den Boden näßt, sie selbst aber bleibt im verborgenen. Kaum hatte ich diesen Satz aus Albertines Mund gehört, als meine Ruhe dahin war. Ich wollte sie bitten, daß ich sie am folgenden Morgen sehen könnte, um sie zu hindern, dieser geheimnisvollen Verabredung um halb neun Uhr Folge zu leisten, von der in meiner Gegenwart nur andeutungsweise die Rede gewesen war. Sie hätte mir sicherlich die ersten Male gehorcht, gleichwohl aber bedauert, daß sie auf ihre Pläne verzichten mußte; dann hätte sie mein ständiges Bedürfnis bemerkt, diese zu durchkreuzen; ich wäre dann derjenige gewesen, dem man alles verbirgt. Freilich ist

es sehr wahrscheinlich, daß diese Feste, von denen ich ausgeschlossen war, nichts Besonderes darstellten und daß sie mich vielleicht aus Furcht, ich könne diese oder jene Teilnehmerin vulgär oder langweilig finden, nicht mit hinzuziehen wollte. Unglücklicherweise übte dieses so stark mit dem von Albertine verquickte Dasein seine Wirkung nicht nur auf mich aus; mir freilich schenkte es Ruhe; meiner Mutter jedoch bereitete es Sorgen, deren Eingeständnis diese Ruhe zerstörte. Als ich zufrieden – entschlossen, von einem Tag auf den anderen eine Existenz zu beenden, von der ich glaubte, das Ende hänge nur von meinem Willen ab – heimkehrte, sagte meine Mutter zu mir, als sie hörte, daß ich dem Chauffeur auftrug, Albertine abzuholen: »Wieviel Geld du ausgibst!« (Françoise in ihrer einfachen und ausdrucksvollen Sprache erklärte nachdrücklicher: »Das Geld fliegt nur so.«) »Versuche doch«, fuhr Mama fort, »nicht wie Charles Sévigné zu werden, dessen Mutter zu sagen pflegte: ›Seine Hand ist ein Tiegel, in dem das Geld dahinschmilzt.‹[1] Und dann glaube ich auch, du bist wirklich genug mit Albertine ausgefahren. Ich versichere dir, daß es übertrieben ist und sogar für sie lächerlich wirken kann. Ich war wirklich beglückt, daß du darin eine Zerstreuung fandest, und bitte dich auch nicht darum, sie nicht mehr zu sehen, aber es darf doch nicht unmöglich sein, euch auch einmal ohne Begleitung des andern anzutreffen.« Mein Leben mit Albertine, ein Leben, das arm an großen Freuden war – wenigstens an großen als solche empfundenen Freuden –, dieses Leben, das ich von einem Tag zum anderen zu ändern mir vorgenommen hatte, wofür ich eine Stunde gesammelter Ruhe hatte abwarten wollen, wurde mit einem Schlag für mich wieder zu einer mindestens zeitweiligen Notwendigkeit, als ich es durch die Worte meiner Mutter bedroht sah. Ich sagte Mama, daß ihre Reden vielleicht um zwei Monate den Entschluß hinauszögerten, den sie von mir forderte und den ich ohne sie noch vor Ablauf der Woche gefaßt hätte. Mama begann (um mich nicht zu betrüben) über die Wirkung zu lachen, die ihre Rat-

schläge auf der Stelle hervorgebracht hatten, und versprach mir, nicht wieder davon anzufangen, um nicht zu verhindern, daß meine gute Absicht wiederauflebte. Doch jedesmal, wenn sie sich seit dem Tod meiner Großmutter zu einem Lachen durchrang, stockte ihr Lachen, gleich nachdem es eingesetzt hatte, und endete in einem fast schluchzenden Ausdruck der Qual, die entweder aus Reue, einen Augenblick lang in das Vergessen verfallen zu sein, oder dann aus dem erneuten Wiederaufleben des sie im Inneren marternden Grams erwuchs, den das kurze Vergessen noch gefördert hatte. Zu dem Gram, den ihr die Erinnerung an meine Großmutter bereitete, von der sie wie von einer fixen Idee besessen war, trat nun aber, wie ich bald merkte, noch ein anderer, der sich auf mich bezog, auf das, was meine Mutter von den Folgen meiner intimen Freundschaft mit Albertine befürchtete, der sie gleichwohl im Hinblick auf das, was ich ihr eben gesagt hatte, nicht entgegenzutreten wagte. Doch schien sie nicht überzeugt, daß ich mich nicht täuschte. Sie dachte daran, wie viele Jahre meine Großmutter und sie nicht mehr von meiner Arbeit und einer gesünderen Lebensführung gesprochen hatten, an deren Inangriffnahme mich allein, wie ich behauptete, die Aufregung hinderte, in die mich ihre Ermahnungen versetzten, zu der ich aber trotz ihres gefügigen Schweigens mich dennoch nie entschlossen hatte.

Nach dem Abendessen brachte das Auto Albertine zurück; es war noch immer etwas hell; die Luft war weniger warm, doch nach einem glühendheißen Tag träumten wir alle beide von nie gekannter Kühlung; da erschien vor unseren fiebrigen Augen der schmale Mond (ganz wie an dem Abend, an dem ich zu der Fürstin von Guermantes gegangen war und Albertine mich angerufen hatte), zuerst wie die leichte, dünne Haut, dann wie der kühle Schnitz einer Frucht, die ein unsichtbares Messer am Himmel abzuschälen beginnt. Manchmal, doch dann etwas später, holte ich meine Freundin ab; sie sollte unter den Arkaden am Markt von Maineville auf mich warten.

Im ersten Augenblick erkannte ich sie nicht; ich wurde schon unruhig, daß sie womöglich nicht käme, daß sie falsch verstanden haben könnte. Da aber sah ich sie in ihrer weißen blaugepunkteten Bluse neben mir mit einem leichten Satz, der eher von einem jungen Tier als von einem jungen Mädchen stammte, in den Wagen springen. Und wie ein Hündchen begann sie auch sofort, mich unaufhörlich mit Zärtlichkeiten zu überschütten. Wenn es völlig dunkel geworden und, wie der Hoteldirektor sagte, der Himmel mit Sternen »übersägt« war, streckten wir uns – wofern wir nicht mit einer Flasche Champagner einen Ausflug in den Wald unternahmen –, ohne uns um die noch auf der schwachbeleuchteten Strandpromenade entlangwandelnden Spaziergänger zu kümmern, die schon in einer Entfernung von zwei Schritt auf dem schwarzen Sand nichts mehr erkennen konnten, unterhalb der Dünen aus; diesen gleichen Körper, in dessen Geschmeidigkeit die ganze weibliche, maritime und sportliche Anmut der Mädchen lebte, die ich das erste Mal vor dem Horizont des Meeres hatte vorbeiziehen sehen, ihn hielt ich jetzt an mich gedrückt unter derselben Decke am Strand des unbeweglichen, durch einen zitternden Strahl geteilten Meeres; unermüdlich und mit stets gleichem Vergnügen hörten wir ihm zu, sei es, daß es den Atem so lange anhielt, daß wir schon glaubten, sein Fluten habe aufgehört, sei es, daß es endlich zu unseren Füßen das schon früher erwartete, doch verzögerte Raunen wieder ausstieß. Zum Schluß brachte ich Albertine nach Parville zurück. Vor ihrem Haus angekommen, mußten wir mit Küssen innehalten aus Furcht, gesehen zu werden; da sie noch keine Lust hatte, schlafen zu gehen, kehrte sie mit mir bis nach Balbec zurück, von wo ich sie ein letztes Mal nach Parville zurückbegleitete; die Chauffeure in jenen ersten Zeiten des Automobils waren Leute, die schlafen gingen, zu welcher Stunde es sich eben ergab. Tatsächlich kehrte ich nach Balbec erst in der frühen feuchten Morgenkühle zurück, diesmal allein, aber noch immer ganz umwebt von der Gegenwart meiner Freun-

din und mit einem Vorrat an Küssen bedacht, von dem ich noch lange hätte zehren können. Auf meinem Tisch fand ich ein Telegramm oder eine Postkarte vor, auch sie waren von Albertine. Sie hatte sie in Quetteholme, während ich allein im Auto weitergefahren war, abgeschickt, um mir zu sagen, sie denke an mich. Ich legte mich ins Bett und las sie wieder und wieder durch. Dann bemerkte ich über den Fenstervorhängen einen Streifen von hellem Tageslicht und sagte mir, daß wir uns trotz allem lieben müßten, da wir die ganze Nacht mit Küssen zugebracht hatten. Wenn ich am folgenden Morgen Albertine auf der Strandpromenade traf, fürchtete ich so sehr, sie könne mir antworten, sie sei an jenem Tag nicht frei und könne meine Bitte nicht erfüllen, mit mir einen Ausflug zu machen, daß ich meine Frage so lange wie möglich hinauszuschieben suchte. Ich war um so besorgter, als sie kalt und in Gedanken mit etwas anderem beschäftigt schien; Bekannte von ihr gingen vorüber; sicher hatte sie für den Nachmittag irgendwelche Pläne gemacht, von denen ich ausgeschlossen war. Ich schaute sie an, betrachtete die reizende Gestalt und das rosige Köpfchen Albertines, das dicht vor mir das Rätsel ihrer Absichten barg, den unbekannten Entschluß, der das Glück oder Unglück meines Nachmittags ausmachen sollte. Ein ganzer Seelenzustand, eine ganze Lebensaussicht hatte vor mir die allegorische und schicksalhafte Gestalt eines jungen Mädchens angenommen. Wenn ich mich dann endlich entschloß, mit der gleichgültigsten Miene, die mir zur Verfügung stand, zu fragen: »Wollen wir jetzt heute nachmittag und heute abend einen Ausflug machen?«, und sie antwortete: »Aber sehr gern«, dann löste ihr rosiges Gesicht meine lange Unruhe in jähem Wechsel zu köstlicher Ruhe auf, und diese Gestalt, der ich unaufhörlich das Wohlgefühl und die Erleichterung verdankte, wie man sie nach einem Gewitter verspürt, wurde mir um so teurer. Ich sagte mir immer wieder: »Wie nett sie ist, welch anbetungswürdiges Geschöpf !« in einer Verzückung, die weniger fruchtbar als die des Rausches,

kaum tiefer als die der Freundschaft, aber doch um vieles wertvoller als jene andere ist, die das Gesellschaftsleben uns schenkt. Wir bestellten das Automobil nur für jene Tage ab, an denen ein Diner bei den Verdurins stattfand oder Albertine nicht frei war, um mit mir auszufahren, und die ich dann dazu benutzte, um Leute, die mich zu sehen wünschten, davon zu benachrichtigen, daß sie mich in Balbec treffen konnten. Ich gab Saint-Loup die Genehmigung, an solchen Tagen zu kommen, doch nur an diesen. Einmal nämlich, als er unangemeldet erschien, hatte ich lieber darauf verzichtet, Albertine zu sehen, als zu riskieren, er würde ihr begegnen, und der Zustand glücklicher Ruhe, in dem ich mich seit einiger Zeit befand, würde gefährdet und meine Eifersucht von neuem aufflammen. Ich hatte mich erst wieder beruhigt, nachdem Saint-Loup abgefahren war. Von da an beschränkte er sich mit Bedauern, aber auch ganz gewissenhaft darauf, nie nach Balbec zu kommen, ohne daß ich ihn meinerseits zu mir gerufen hätte. Früher, als ich mit Neid an die Stunden dachte, die Madame de Guermantes mit ihm verbrachte, hatte ich so großen Wert darauf gelegt, ihn zu sehen! Unaufhörlich verändern die Menschen im Verhältnis zu uns ihren Platz. In dem unspürbaren, aber ewigen Lauf der Welt halten wir sie für unbeweglich, denn unsere Sicht von ihnen ist zu kurz, als daß wir die Bewegung, die sie weitertreibt, wirklich feststellen könnten. Doch wir brauchen nur aus unserer Erinnerung zwei Bilder von ihnen zu verschiedenen Zeitpunkten auszuwählen, die gleichwohl noch nahe genug beieinanderliegen, daß sie sich objektiv mindestens spürbar nicht verändert haben, und es wird die Verschiedenheit der beiden die Ortsveränderung bezeichnen, die der Dargestellte in unserem Bewußtsein erfahren hat. Er beunruhigte mich schrecklich, als er von den Verdurins sprach; ich fürchtete, er könne mich bitten, bei ihnen eingeführt zu werden, was wegen der Eifersucht, die ich dann unaufhörlich verspürt hätte, ausgereicht haben würde, mir jedes Vergnügen zu verderben, das ich mit Albertine dort

fand. Glücklicherweise aber gestand Robert mir im Gegenteil ein, er wünsche vor allem, ihre Bekanntschaft nicht zu machen. »Nein«, sagte er, »ich finde diese Art von klerikalen Kreisen einfach fürchterlich.« Ich begriff zunächst nicht, was das Adjektiv »klerikal«, auf die Verdurins angewendet, bedeuten sollte, aber der Ausgang des Satzes, den Saint-Loup geäußert hatte, machte mir klar, was er meinte, und zeigte mir seine Zugeständnisse an Modewörter, die man oft mit Staunen auch von intelligenten Menschen aufgegriffen sieht. »Das sind Kreise«, sagte er zu mir, »in denen man eine Art Stammesbewußtsein pflegt, wo man zu einer Gemeinde, einer Kongregation gehört. Du wirst nicht behaupten können, daß sie nicht eine Art kleiner Sekte bilden; man ist dort honigsüß zu den Leuten, die dazugehören, und findet nicht genug Verachtung für die, die nicht dazugehören. Die Frage ist hier nicht wie für Hamlet Sein oder Nichtsein schlechthin, sondern ob man einer ist oder nicht ist, der dazugehört. Du gehörst dazu, mein Onkel Charlus auch. Was willst du, ich habe das niemals gemocht, ich kann da nichts dafür.«

Natürlich galt die Regel, die ich für Saint-Loup aufgestellt hatte, nämlich daß er nur auf mein ausdrückliches Ersuchen bei mir erscheinen dürfe, auch für jede der anderen Personen, deren Bekanntschaft ich nach und nach in La Raspelière, in Féterne, in Montsurvent oder anderswo gemacht hatte; und wenn ich vom Hotel aus den Rauch des Dreiuhrzugs bemerkte, der seine stetige Fahne zwischen den gewundenen Klippen von Parville aufsteigen und noch lange an der Flanke der grünen Hänge haften ließ, hegte ich keinen Zweifel, was für ein Bekannter mich zur Teezeit besuchen werde, mir aber einstweilen noch nach Art eines Gottes hinter der kleinen Wolke verborgen blieb. Ich muß offen gestehen, daß dieser zuvor mit meiner Autorisation versehene Gast fast niemals Saniette war, und ich habe mir oft deswegen Vorwürfe gemacht. Doch die Tatsache, daß Saniette sich dessen bewußt war, andere zu langweilen (natürlich weit mehr noch durch einen Besuch, als

wenn er eine Geschichte erzählte), bewirkte – obwohl er gebildeter, gescheiter und charakterlich besser als viele andere war –, daß es ganz unmöglich schien, in seiner Gegenwart irgendein Vergnügen oder überhaupt etwas anderes als einen fast unerträglichen Überdruß zu empfinden, der einem den ganzen Nachmittag verdarb. Hätte Saniette sich offen dazu bekannt, daß er andere zu langweilen fürchtete, hätte man wahrscheinlich seinen Besuch nicht gescheut. Die Langeweile ist eines der geringsten Übel, die man zu ertragen hat, und die durch ihn hervorgerufene existierte vielleicht nur in der Einbildung der anderen und war ihm einzig auf dem Weg der Suggestion eingeimpft worden, die auf seine sonst angenehme Bescheidenheit überaus stark wirkte. Er war aber so bestrebt, nicht merken zu lassen, wie wenig man sich um ihn bemühte, daß er seinen Besuch nicht anzubieten wagte. Sicherlich hatte er recht, es nicht wie die Leute zu machen, die so froh sind, in der Öffentlichkeit nach allen Seiten zu grüßen, daß sie, wenn sie einen seit langem nicht gesehen haben, dann aber in einer Loge mit Personen der ersten Gesellschaft bemerken, mit denen sie nicht bekannt sind, ein gleichzeitig verstohlenes und die Aufmerksamkeit erregendes »Guten Abend« hinwerfen und sich mit der Freude und Rührung rechtfertigen, einen erkannt und festgestellt zu haben, daß man sich wieder Vergnügungen gönnt, gut aussieht, und so fort. Saniette dagegen sündigte durch seinen Mangel an Kühnheit. Er hätte mir bei Madame Verdurin oder in der Kleinbahn sagen können, es würde ihm große Freude machen, mich in Balbec zu besuchen, wenn er nicht fürchten müßte, mich dadurch zu stören. Ein solcher Vorschlag hätte mich nicht erschreckt. Er aber im Gegenteil schlug nichts vor, sondern mit einer gequälten Miene und einem Blick, der unverwüstlich wirkte wie gebranntes Email, in dessen Zusammensetzung aber neben einem keuchenden Verlangen, mich aufzusuchen – wofern er nicht auf irgend jemand Amüsanteres gestoßen war –, der Wille eine Rolle spielte, sich sein Verlangen nicht anmerken zu lassen,

sagte er zu mir in möglichst unbefangenem Ton: »Sie wissen wohl noch nicht, was Sie in diesen Tagen vorhaben? Es ist nur, weil ich sicherlich nach Balbec komme. Aber nein, es tut nichts, ich wollte nur einmal fragen.« Dieser Tonfall täuschte mich nicht, und die umgekehrten Zeichen, mit deren Hilfe wir unsere Gefühle durch ihr Gegenteil ausdrücken, sind so einfach zu verstehen, daß man sich fragt, wieso es noch Leute gibt, die zum Beispiel sagen: »Ich habe so viele Einladungen, daß ich nicht weiß, wohin ich zuerst gehen soll«, um darüber hinwegzutäuschen, daß sie überhaupt nicht eingeladen sind. Darüber hinaus brachte diese scheinbar unbefangene Miene wahrscheinlich wegen alledem, was in ihrer trüben Zusammensetzung eine Rolle spielte, eine Wirkung hervor, die durch Furcht vor Langeweile oder das offene Eingeständnis, uns besuchen zu wollen, niemals zustande gekommen wäre, nämlich jene Art von Unbehagen, ja von Widerwillen, die auf der Ebene der Beziehungen einfacher gesellschaftlicher Höflichkeit das Äquivalent dessen bildet, was in der Liebe die verhüllte Anfrage eines Verliebten an eine ihn nicht liebende Dame wäre, ob er sie am folgenden Tage besuchen dürfe – wobei er gleichzeitig betont, daß ihm eigentlich nichts daran liegt –, oder vielleicht weniger ein solches Angebot als vielmehr eine Haltung vorgetäuschter Kälte. Sofort entströmte der Person Saniettes ein unbegreifliches Etwas, das einen veranlaßte, mit der liebenswürdigsten Miene der Welt zu sagen: »Nein, leider, diese Woche, ich muß Ihnen das erklären …« An seiner Stelle lud ich Leute ein, die weit davon entfernt waren, ihm das Wasser reichen zu können, die aber nicht einen schwermutgeladenen Blick oder einen Mund hatten, um den die Bitternis aller Besuche, die er gern den einen oder anderen abgestattet hätte, was er diesen jedoch verschwieg, ihre Linien eingezeichnet hatte. Unglücklicherweise war es sehr selten, daß Saniette nicht in der »Blindschleiche« den Eingeladenen traf, der mich besuchen kam, wofern dieser nicht bereits bei den Verdurins eine Bemerkung gemacht hatte

wie: »Vergessen Sie nicht, daß ich am Donnerstag zu Ihnen komme«, an dem Tag nämlich, von dem ich ausgerechnet Saniette gegenüber behauptet hatte, ich sei an ihm nicht frei. Auf diese Weise stellte er sich das Leben schließlich so vor, als sei es von angenehmen Zerstreuungen ausgefüllt, die ohne sein Wissen veranstaltet, wo nicht geradezu gegen ihn gerichtet seien. Da andererseits niemand ganz aus einem Guß ist, war dieser Allzuverschwiegene krankhaft indiskret. Das einzige Mal, als er mich ohne mein Zutun besuchen kam, lag ein Brief – ich weiß nicht mehr von wem – auf meinem Tisch. Nach kurzer Zeit bemerkte ich, daß Saniette nur ganz zerstreut auf die Worte hörte, die ich zu ihm sagte. Der Brief, über dessen Herkunft er in völliger Unkenntnis war, faszinierte ihn, und ich glaubte jeden Augenblick, seine emailartigen Augäpfel würden sich aus ihrer Höhle lösen, um zu dem an sich ganz gleichgültigen Schriftstück zu gelangen, das seine Neugier magnetisch anzog. Er sah aus wie ein Vogel, der unausweichlich auf eine Schlange niederstoßen wird. Schließlich hielt er es nicht mehr aus, er legte ihn zunächst auf einen anderen Platz, als wolle er in meinem Zimmer etwas Ordnung schaffen. Da ihm auch das noch nicht genügte, hob er ihn endlich auf und wendete ihn, als geschehe es mechanisch, unaufhörlich hin und her. Eine andere Form seiner Indiskretion bestand darin, daß er sich an einen hängte und sich nicht zum Aufbruch entschließen konnte. Da ich an jenem Tag unwohl war, bat ich ihn, den nächsten Zug zu benutzen und in einer halben Stunde wieder heimzufahren. Er zweifelte nicht, daß es mir wirklich nicht sehr gut ging, antwortete aber: »Ich bleibe noch anderthalb Stunden, und dann gehe ich.« Später habe ich darunter gelitten, daß ich ihn nicht, sooft es mir möglich war, zu mir gebeten habe. Wer weiß? Vielleicht hätte ich sein übles Geschick gebannt, andere hätten ihn eingeladen, um derentwillen er mich sofort wieder aufgegeben hätte, so daß meine Einladungen von dem doppelten Vorteil begleitet ge-

wesen wären, ihm wieder Freude zu schenken und zugleich mich von ihm zu befreien.

An Tagen, die auf jene folgten, an denen ich selbst Besuche empfing, erwartete ich natürlich keine Gäste, und das Automobil holte uns wieder ab, Albertine und mich. Wenn wir heimkehrten, konnte Aimé, auf der unteren Stufe der Hoteltreppe stehend, es nicht lassen, mit leidenschaftlichem, neugierigem und hungrigem Blick zu beobachten, welches Trinkgeld ich dem Fahrer gab. Ich mochte noch so fest das Geldstück oder den Schein in der geschlossenen Hand verbergen, Aimés Blicke spreizten trotzdem meine Finger. Eine Sekunde später wandte er den Kopf zur Seite, denn er war diskret, wohlerzogen und begnügte sich selbst mit verhältnismäßig kleinen Sondervergütungen. Das Geld aber, das ein anderer erhielt, erregte in ihm ununterdrückbare Neugier und bewirkte, daß ihm das Wasser im Mund zusammenlief. Während dieser kurzen Augenblicke hatte er die aufmerksame, fieberhafte Miene eines Kindes, das einen Roman von Jules Verne liest, oder eines Gastes, der in einem Restaurant beim Abendessen nicht weit von uns entfernt sitzt, bemerkt, wie uns ein Fasan vorgelegt wird, den er sich selbst nicht leisten kann oder will, und dabei für einen Moment von seinen noch so ernsthaften Gedanken abschweift, um auf das Geflügel einen Blick zu heften, in dem das Lächeln der Liebe und des Neides spielt.

So folgten nun täglich aufeinander diese Ausflüge im Automobil. Einmal aber, in dem Augenblick, als ich gerade mit dem Lift nach oben fuhr, sagte der Liftboy zu mir: »Jener Herr ist gekommen, er hat eine Botschaft für Sie dagelassen.« Der Liftboy brachte diese Worte mit einer völlig heiseren Stimme hervor, er hustete und spuckte mir dabei andauernd ins Gesicht. »Was für eine Erkältung ich habe«, setzte er hinzu, als ob ich außerstande sei, das selber festzustellen. »Der Doktor sagt, es ist Keuchhusten«, und er begann von neuem, zu husten und zu spucken. »Schonen Sie nur Ihre Stimme«,

sagte ich zu ihm mit einer Miene von Güte, die geheuchelt war. Ich fürchtete, den Keuchhusten zu bekommen, was bei meiner Neigung zu Erstickungsanfällen für mich sehr unangenehm gewesen wäre. Doch wie eine Virtuose, der nicht als erkrankt gelten will, setzte er seinen Stolz darein, die ganze Zeit zu sprechen und zu spukken. »Ach, das macht nichts aus«, sagte er (Ihnen vielleicht nicht, dachte ich, aber mir). »Im übrigen werde ich bald eine Stelle in Paris wiederantreten« (um so besser, vorausgesetzt, daß er mich nicht vorher ansteckt). »Es scheint«, fuhr er fort, »daß Paris ganz großartig ist. Es muß noch viel großartiger dort sein als hier und in Monte Carlo, obwohl Hotelpagen, auch Gäste und sogar Oberkellner, die für die Saison nach Monte Carlo gingen, mir oft gesagt haben, so großartig wie Monte Carlo sei Paris denn doch nicht. Vielleicht lagen sie falsch, aber immerhin, wenn man Oberkellner werden will, darf man kein Dummkopf sein; um alle Bestellungen zu behalten und die Tische zu reservieren, braucht man eine Menge Köpfchen! Es hat mir jemand gesagt, das sei ärger, als Theaterstücke oder Bücher zu schreiben.« Wir waren fast auf meiner Etage angekommen, als der Boy mich noch einmal hinunterfahren ließ, weil er fand, der Schaltknopf funktioniere nicht recht; im Handumdrehen hatte er ihn wieder in Ordnung gebracht. Ich sagte ihm, ich würde lieber zu Fuß hinaufgehen, was besagen und verbergen sollte, daß ich mir lieber nicht den Keuchhusten holen wollte. Doch mit einem Anfall von herzhaftem, ansteckenden Husten drängte er mich in den Aufzug zurück. »Es ist gar keine Gefahr mehr, jetzt wo ich den Schaltknopf in Ordnung gebracht habe.« Da ich sah, daß er doch nicht zu reden aufhören würde, dabei aber lieber den Namen des Besuchers und die Art der Botschaft erfahren wollte als weitere Ergüsse zur Gegenüberstellung der Schönheiten von Balbec, Paris und Monte Carlo, sagte ich zu ihm (wie man einem Tenor, der einen mit Benjamin Godard[L] überschüttet, zu bedeuten wagt: Bitte, am liebsten etwas von Debussy!): »Aber wer war denn da und hat

nach mir gefragt?« – »Der Herr, mit dem Sie gestern ausgefahren sind. Ich werde seine Karte holen, sie liegt bei meinem Portier.« Da ich am Vortag Robert de Saint-Loup am Bahnhof von Doncières abgesetzt hatte, bevor ich Albertine abholte, glaubte ich, der Liftboy meine ihn; es war aber der Chauffeur. Indem er ihn mit den Worten beschrieb: »Der Herr, mit dem Sie ausgefahren sind«, belehrte er mich bei gleicher Gelegenheit, daß ein Arbeiter ebensogut ein Herr ist wie ein Mann von Welt. Eine Lektion rein sprachlicher Art. Denn was die Sache selbst angeht, so hatte ich nie einen Unterschied zwischen den Klassen gemacht. Und wenn ich, als er einen Chauffeur als »Herrn« bezeichnete, äußerlich die gleiche Verwunderung an den Tag gelegt hatte wie der Graf X., der es erst seit acht Tagen war und der, als ich zu ihm gesagt hatte: »Die Gräfin sieht müde aus«, den Kopf abwandte, um zu sehen, von wem ich sprach, so war es einfach aus mangelnder Gewöhnung an dieses Vokabular: Niemals hatte ich einen Unterschied zwischen Arbeitern, Bürgerlichen und Adligen gemacht und hätte ebensogut die einen wie die anderen zu meinen Freunden gewählt, mit einer gewissen Vorliebe für die Arbeiter und gleich danach für die Adligen, nicht aus Neigung, sondern aus der Erkenntnis heraus, daß man bei diesen letzteren mehr Höflichkeit gegenüber den Arbeitern erwarten darf als von seiten der Bürgerlichen, sei es, daß die Adligen die Arbeiter nicht verachten, wie die Bürgerlichen es tun, oder weil sie gern höflich gegen jedermann sind, wie hübsche Frauen glücklich sind, ein Lächeln zu schenken, von dem sie wissen, daß es mit soviel Freude aufgenommen wird. Ich kann indessen nicht sagen, daß meine Art, die Leute aus dem Volk gleich einzustufen wie die Leute aus der Gesellschaft, was von diesen durchaus gut aufgenommen wurde, meiner Mutter immer vollkommen recht gewesen wäre. Nicht daß sie in rein menschlicher Hinsicht einen Unterschied zwischen den Leuten gemacht hätte; wenn jemals Françoise Kummer hatte oder krank war, wurde sie von Mama stets mit der gleichen

Freundlichkeit und Hingabe wie ihre beste Freundin getröstet und gepflegt. Doch meine Mutter war zu sehr die Tochter meines Großvaters, um nicht in rein sozialer Hinsicht Kasten anzuerkennen. Die Leute von Combray mochten über noch soviel Herz und Feingefühl verfügen, sich die schönsten Theorien über die Gleichheit der Menschen zu eigen machen: Wenn ein Kammerdiener erst einmal begann, »Sie« zu einem zu sagen, und unmerklich dazu überging, mich nicht mehr in der dritten Person anzureden, so zeigte meine Mutter über solche Anmaßungen die gleiche Unzufriedenheit, wie sie in den Memoiren von Saint-Simon sichtbar wird, sobald ein Edelmann, der kein Recht darauf hat, einen Vorwand benutzt, um sich in einem offiziellen Schriftstück die Bezeichnung Hoheit zuzulegen, oder den Herzögen nicht die Ehre erweist, die ihnen gebührt, sondern nachlässig darin wird. Es gab einen »Geist von Combray«, der so widerstandsfähig war, daß Jahrhunderte von Güte (diejenige meiner Mutter war unendlich groß) und von Theorien über die Gleichheit der Menschen nötig gewesen wären, um ihn schließlich doch aufzulösen. Ich muß zugeben, daß bei meiner Mutter gewisse Partikelchen dieses Geistes unlöslich geblieben waren. Sie hätte ebenso schwer sich entschlossen, einem Diener die Hand zu geben, wie sie ihm leichthin zehn Francs gab (welche ihm im übrigen weit mehr Vergnügen machten). Ihrer Meinung nach, ob sie es nun eingestand oder nicht, waren die Herren die Herren, Dienstboten aber Leute, die in der Küche aßen. Wenn sie einen Autochauffeur mit mir im Eßzimmer die Abendmahlzeit einnehmen sah, war sie nicht unbedingt entzückt, sondern sagte zu mir: »Mir scheint, du könntest auch jemand Besseres zum Freund haben als einen Fahrer«, genauso wie sie, wenn es um meine Heirat gegangen wäre, gesagt hätte: »Du könntest eine bessere Partie machen.« Der Chauffeur (glücklicherweise hatte ich niemals daran gedacht, gerade diesen einzuladen) war gekommen, um mir zu sagen, das Autounternehmen, das ihn für die Saison nach Balbec geschickt

hatte, beordere ihn schon für den nächsten Tag nach Paris zurück. Dieser Grund schien uns, zumal der Chauffeur reizend war und sich in so schlichter Form ausdrückte, daß man immer meinte, Worte des Evangeliums zu hören, der Wahrheit zu entsprechen. Er tat es nur halb. In Wirklichkeit hatte der Chauffeur in Balbec nichts mehr zu tun. Jedenfalls wünschten die Unternehmer, die nur begrenztes Vertrauen in die Aufrichtigkeit des jungen, auf sein Weiherad gestützten Evangelisten setzten, daß er so schnell wie möglich nach Paris zurückkomme. Und tatsächlich vollbrachte zwar der junge Apostel eine wunderbare Vermehrung der Kilometer, sobald er sie für Monsieur de Charlus aufrechnete, doch teilte er dafür seine Einnahmen durch sechs, sobald es sich darum handelte, seiner Gesellschaft Rechnung abzulegen. Daraufhin nahm diese an, daß entweder niemand mehr in Balbec Spazierfahrten mache, was angesichts der Jahreszeit nicht unwahrscheinlich war, oder daß sie bestohlen werde; im einen wie im anderen Fall aber hielt sie es für das beste, ihn nach Paris zurückzurufen, wo allerdings auch nicht viel los war. Der Wunsch des Chauffeurs aber war, wenn irgend möglich der toten Saison zu entgehen. Ich habe schon erwähnt – was ich damals nicht wußte und wovon Kenntnis zu haben mir viel Kummer erspart hätte –, daß er (obwohl sie voreinander so taten, als kennten sie sich nicht) sich sehr mit Morel angefreundet hatte.[1] Sie fuhren mit zwölfjährigen Mädchen in die Wälder, und Gott weiß, was dann geschah. Er verlangte nicht nur von Morel, daß die Verdurins ihren Break[2] durch ein Automobil ersetzten (was in Anbetracht der Großzügigkeit der Verdurins ihren Getreuen gegenüber verhältnismäßig leicht war), sondern auch, was schon weit untunlicher schien, ihren ersten Kutscher, den empfindlichen und düsteren Gedanken nachhängenden jungen Mann, durch ihn selbst, den Chauffeur. Dies wurde in wenigen Tagen in folgender Weise durchgeführt. Morel hatte damit angefangen, daß er dem Kutscher alles entwenden ließ, was dieser zum Anspannen brauchte.

Einmal fand er die Gebißstange, ein andermal die Kinnkette nicht. Dann wieder war das Kissen von seinem Kutschbock, ja sogar eine Peitsche, die Decke, das Klopfzeug, der Schwamm, das Schutzleder spurlos verschwunden. Immer half er sich aber mit Unterstützung der Nachbarn durch; nur verspätete er sich dann, was Madame Verdurin gegen ihn verstimmte und ihn selbst in einen Zustand von Trauer und schwärzesten Gedanken versetzte. Der Chauffeur, der es eilig hatte mit dem Antritt der Stellung, erklärte Morel, er müsse nach Paris zurück. Es mußte also ein großer Schlag rechtzeitig erfolgen. Den Dienstboten von Madame Verdurin redete Morel ein, der junge Kutscher habe erklärt, er werde sie alle in einen Hinterhalt locken, wo er, so habe er sich gerühmt, mit ihnen allen sechsen erfolgreich abrechnen werde; er setzte hinzu, sie dürften die Dinge nicht einfach so gehenlassen. Seinerseits könne er sich nicht in die Sache einmischen, aber er gebe ihnen den Rat, allem zuvorzukommen. Es wurde abgemacht, daß sie, während Monsieur und Madame Verdurin und deren Gäste sich auf einem Spaziergang befanden, im Pferdestall über den jungen Mann herfallen würden. Ich will noch berichten, obwohl dies nur der Anlaß für die folgenden Vorfälle wurde und weil die betreffenden Personen mich später interessierten, daß an jenem Tag die Verdurins mit einem Freund, der bei ihnen zur Sommerfrische weilte, einen Spaziergang zu Fuß vor seiner Abreise machen wollten, die für den gleichen Abend festgesetzt war. Er wollte sich vor der Bahnfahrt die Beine noch etwas vertreten.

Was mich beim Aufbruch zum Spaziergang lebhaft verwunderte, war, daß Morel, der daran teilnahm und unter den Bäumen Geige spielen sollte, zu mir sagte: »Hören Sie, der Arm tut mir weh, ich möchte es Madame Verdurin nicht sagen, aber bitten Sie sie doch, einen Diener mitzunehmen, vielleicht Howsler, damit er meine Instrumente trägt.« – »Ich glaube, ein anderer wäre besser gewählt. Er wird beim Diner gebraucht.« Ein zorniger Ausdruck huschte über Morels Ge-

sicht. »Nein, ich möchte meine Geige nicht irgendwem anvertrauen.« Später wurde mir der Grund dieser Bevorzugung klar. Howsler war der heißgeliebte Bruder des jungen Kutschers, und wenn er zu Hause geblieben wäre, hätte er jenem Beistand leisten können. Während des Spaziergangs bemerkte Morel so leise, daß es nicht bis zu Howsler dem Älteren drang: »Das ist ein guter Junge, der Bruder im übrigen auch. Wenn er nur nicht diese fatale Neigung zum Trinken hätte …« – »Wie? Er trinkt?« fragte Madame Verdurin, die bei dem Gedanken erbleichte, sie könne einen dem Trunk ergebenen Kutscher haben. »Sie merken es ihm nicht an. Ich sage mir immer, es ist ein wahres Wunder, daß ihm noch kein Unfall zugestoßen ist, wenn er Sie gerade fährt.« – »Fährt er denn auch andere?« – »Sie brauchen ihn sich nur anzusehen, wie oft er schon mit dem Wagen gekippt ist, heute zum Beispiel ist sein Gesicht voller blauer Flecken. Ich weiß nicht, wieso er sich selbst dabei nicht den Tod geholt hat, er hat die Deichsel zerbrochen.« – »Ich habe ihn heute nicht gesehen«, sagte Madame Verdurin, bei dem Gedanken zitternd, daß auch ihr so etwas zustoßen könnte, »ich bin ganz niedergeschmettert.« Sie wollte den Spaziergang abbrechen und lieber nach Hause zurückkehren, Morel aber wählte ein Stück von Bach mit unendlichen Variationen, damit es recht lange dauerte. Kaum heimgekehrt, eilte sie in die Remise, wo sie die neue Deichsel und den blutenden Howsler sah. Ohne das Geschehene irgendwie zu erwähnen, wollte sie ihm gleich sagen, sie brauche keinen Kutscher mehr, und ihn auszahlen, doch – da er seine Kameraden nicht anschuldigen wollte, auf deren Feindseligkeit er rückblickend den täglichen Diebstahl sämtlicher Sättel und so weiter zurückführte, in der Einsicht auch, daß Erdulden nur bewirken konnte, daß er eines Tages so gut wie tot auf dem Boden liegengelassen würde – bat er von sich aus, gehen zu dürfen, wodurch alles sich von selbst ergab. Der Chauffeur trat am folgenden Tag ein, und später war Madame Verdurin (die inzwischen genötigt war, einen anderen zu

nehmen) so zufrieden mit ihm, daß sie ihn mir als einen absolut vertrauenswürdigen Mann dringend anempfahl. Ich, der ich von nichts eine Ahnung hatte, nahm ihn tageweise in Paris; aber ich habe schon zu weit vorgegriffen, alles das wird sich in dem Teil der Geschichte wiederfinden, der Albertine gewidmet ist. In diesem Augenblick aber sind wir auf La Raspelière, wo ich zum erstenmal mit meiner Freundin diniere, wie auch Monsieur de Charlus mit Morel, dem vermeintlichen Sohn eines »Gutsverwesers«, der ein Fixum von dreißigtausend Francs im Jahr verdiente, einen Wagen und eine große Zahl von unter ihm stehenden Verwaltern, Gärtnern, Inspektoren und Pächtern befehligte. Da ich aber so weit vorgegriffen habe, will ich doch den Leser nicht unter dem Eindruck lassen, daß Morel eitel Bosheit gewesen sei. Er steckte vielmehr voller Widersprüche und konnte an gewissen Tagen eine völlig uneigennützige Freundlichkeit zeigen[1] , die einen angenehm berührte; er war dann fröhlich, unternehmungslustig, wißbegierig, und alle seine Laster schienen vergessen; doch am folgenden Tag war er verändert, wie trübes Wetter; mißtrauisch gegenüber allen, suchte er durch alles, was er sagte, andere zu täuschen, und mißtraute einem jeden, wie er tags zuvor jedem gegenüber liebenswürdig gewesen war. Das Lügen gehörte so sehr zu seiner Natur, daß er von einer ihm bekannten Frau sagen konnte, sie sei tugendhaft, und dann (in einem anderen Satz), sie sei es nicht, woraus ich den Schluß zog, die zweite Aussage entspreche der Wahrheit. Dadurch hat er mich oft, allerdings ohne Absicht, wie ich zugeben muß, auf falsche Fährten gesetzt und manche Abfuhr erleiden lassen. In diesem Fall war der zweite Satz kein ungewolltes Geständnis, sondern der Ausdruck seiner »Philosophie«, alle Frauen seien »Schlamps«. Trotzdem schlug man mir die Tür vor der Nase zu. Seine Gedanken waren derart zusammenhanglos, daß er außer einer Schikane in der Art jener, der er – ohne sich zu kompromittieren, denn er war zum Handanlegen zu feige – Howsler, den jungen Kutscher, ausgesetzt hatte,

nichts Böses über längere Zeit hin hätte betreiben können, auch wenn es ihm Vorteile gebracht hätte, denn bald lenkte ihn das Verlangen nach irgend etwas ab, und er dachte nicht mehr an das, was er sich vorgenommen hatte. Man hatte ihn, wie mir später sein Vater erzählte, in seiner Kindheit als einen leichten Fall von Idiotie behandelt, was ich gern glaube. Denn sein schwacher, allen Gemeinheiten und Lastern offener Geist war andererseits empfänglich für irgendeine erhabene Vorstellung des Lebens, die man vor ihm darlegte. In solchen Augenblicken wäre er fähig gewesen, das ganze Netz seiner üblen Gewohnheiten zu zerreißen. Trotz seiner häufig zutage tretenden Dummheit hatte er manchmal Eingebungen, die jene überraschten, die sich für schlauer als er gehalten hatten, wie an dem Tag, als er zu mir gekommen war und mir vorgeworfen hatte, keine Photographie von meinem Großonkel zu besitzen. Irgend etwas über sein Leben zu erfahren, war unmöglich; und man konnte auch nicht länger als zwei Minuten seinen Gedankengängen oder seinem Temperament folgen, so sehr kreuzten sich die Wege und so sehr war alles ausgetreten, in einer sehr harten Kindheit wahrscheinlich, denn der alte Kammerdiener meines Onkels, der seinem Herrn gegenüber so respektvoll war, trank übermäßig, und sobald er betrunken war, verprügelte er seine Kinder.[1] Nichts hat mich je so leidenschaftlich interessiert wie die Verrenkungen der menschlichen Natur, bei denen man ständig seine Schlüsse neu ziehen, seine Urteile revidieren, seine Irrtümer durch das Gegenteil dessen, was man vermutet hat, ersetzen kann. Ein Geist, dessen geradem Weg unser Geist bei hellem Tageslicht folgt, oder ein Leben, dessen Lauf wir im wahrheitsgetreuen Bericht aus dem Mund eines ehrlichen Menschen hören, haben nichts von dieser Einzigartigkeit. Deshalb fesseln mich in ihrer Zusammenhanglosigkeit die undurchdringlichen Charaktere wie derjenige von Morel (oder, ein anderes Beispiel, der Charakter irgendeiner Frau, in die wir uns verliebt haben, ein Charakter, der durch die Tatsache unserer Liebe undurchdringlich

wird) mehr als die schönsten Reden. Ebenso schienen mir die schönsten Wohnungen, die ich besuchte, von allem, was ich bereits kannte, weniger verschieden als das Restaurant, wohin mich Saint-Loup und seine Geliebte mitnahmen, und zwar eines Tages, als ich es im Schlaf wiedersah. Es lag in unserer Wohnung, und ich betrat es von meinem Zimmer aus; seine Fenster gingen auf die Meerenge von Gibraltar. Man sieht niemals etwas Neues, außer im Traum, durch denselben Vorgang wie in der Erkenntnis gewisser Charaktere oder jedes durch unsere Liebe verwandelten Charakters, das heißt in beiden Fällen, wie im Traum, durch das Erstaunen über unlogische Folgen, die die Voraussetzungen nicht ahnen ließen.

Ich war natürlich sehr erstaunt zu erfahren, daß der Kutscher entlassen worden war, und mehr noch, in seinem Nachfolger den Chauffeur zu erkennen, der Albertine und mich spazierengefahren hatte. Er trug mir eine komplizierte Geschichte vor, derzufolge er zunächst nach Paris zurückgekehrt war, von wo aus ihn dann jemand für die Verdurins zurückbeordert hätte, und ich zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Worte. Die Entlassung des Kutschers war der Anlaß dafür, daß Morel sich ein Weilchen mit mir unterhielt, um sein Bedauern über den Weggang des guten Jungen zu äußern. Im übrigen hatte Morel, auch abgesehen von den Augenblicken, in denen er mich allein antraf und unter lebhaften Freudenbekundungen buchstäblich auf mich zusprang, aufgehört, sich von mir fernzuhalten, da er sah, daß in La Raspelière alle mir große Aufmerksamkeit erwiesen und er sich bewußt von dem vertrauten Umgang mit einem Menschen ausschloß, der keinerlei Gefahr für ihn bedeutete, denn er hatte mich ja veranlaßt, die Brücken hinter mir abzubrechen, und es bestand keine Möglichkeit mehr für mich, ihm gegenüber eine protegierende Haltung einzunehmen (niemals übrigens hatte ich daran gedacht, etwas dergleichen zu tun). Ich schrieb seine veränderte Haltung dem Einfluß von Monsieur de Charlus zu, durch den er tatsächlich auf gewissen

Gebieten weniger borniert und künstlerischer wurde, auf anderen allerdings, da er die beredten, trügerischen und nur für den Augenblick konzipierten Formulierungen des Meisters allzu wörtlich nahm, nur noch mehr verdummte. Daß dabei Monsieur de Charlus im Spiel sein mußte, blieb meine einzige Vermutung. Wie hätte ich damals erraten können, was ich erst später erfuhr (zudem bin ich niemals völlig sicher gewesen, da Andrées Behauptungen in bezug auf Albertines Angelegenheiten, besonders später, mir nur bedingt vertrauenswürdig schienen, denn wie wir schon früher sahen, war sie ihrer Freundin nicht aufrichtig zugetan, sondern eifersüchtig auf sie), was aber allerdings, falls es wirklich zutraf, beide außerordentlich gut vor mir versteckten, daß nämlich Albertine Morel recht gut kannte? Die neue Haltung, die Morel etwa seit dem Zeitpunkt der Entlassung des Kutschers mir gegenüber angenommen hatte, erlaubte mir, meine Meinung hinsichtlich seiner Person etwas zu revidieren. Ich behielt freilich von seinem Charakter die häßliche Vorstellung, die ich aufgrund der kriecherischen Unterwürfigkeit gewonnen hatte, die der junge Mann mir, als er mich brauchte, bewies und die, sobald ich ihm den gewünschten Gefallen getan hatte, von so weitgehender Nichtachtung gefolgt war, daß er mich nicht mehr zu sehen schien. Hierzu kam noch der Augenschein seiner käuflichen Beziehungen zu Monsieur de Charlus und auch der sinnlose Grausamkeitsinstinkt, dessen Nichtbefriedigung (wenn es sich so ergab) sowie die Komplikationen, die daraus erwuchsen, seine Stimmung verdüsterten; doch war dieser Charakter gar nicht nur abstoßend und dabei voller Widersinnigkeiten. Er glich einem alten Buch aus dem Mittelalter, voller Irrtümer, absurder Überlieferungen und Obszönitäten; er war auf abenteuerlichste Weise zusammengewürfelt. Ich hatte zuerst geglaubt, daß seine künstlerische Tätigkeit, in der er wirklich zum Meister geworden war, ihm Gaben vermittelt hätte, die höher standen als die bloße Geschicklichkeit des Virtuosen. Einmal, als ich ihm gegenüber meinen Wunsch

äußerte, mit dem Arbeiten zu beginnen, sagte er: »Arbeiten Sie, werden Sie berühmt.« – »Von wem ist das?« fragte ich ihn. »Fontanes schreibt es an Chateaubriand.«[1] Er kannte auch einen Liebesbriefwechsel von Napoleon.[2] Gut, dachte ich, er hat etwas gelesen. Doch war dieser Satz, auf den er, weiß ich wo, gestoßen war, mit Sicherheit der einzige, der ihm aus der gesamten alten und neuen Literatur geläufig war, denn ich hörte ihn allabendlich aus seinem Mund. Einen anderen, den er noch häufiger zitierte, um mich davon abzubringen, anderen Leuten etwas über ihn zu erzählen, war der folgende, den er ebenfalls für literarisch hielt, obwohl er sprachlich schlecht ist und auch überhaupt keinen Sinn ergibt, außer vielleicht für einen geheimnistuerischen Dienstboten: »Den Mißtrauischen soll man mißtrauen!« Wenn man sich von diesem stupiden Lehrspruch bis zu Fontanes' Rat an Chateaubriand bewegte, hätte man vielleicht einen ganzen Teil von Morels Charakter gesichtet, einen Teil, der zwar vielseitig, aber weniger widersinnig war, als es den Anschein hatte. Dieser Bursche, der (vorausgesetzt, daß es dafür Geld gab) alles nur Erdenkliche ohne Gewissensbisse getan hätte – wenn auch vielleicht nicht ohne ein bizarres Unbehagen, das sich bis zu nervöser Überreizung steigern konnte, aber die Bezeichnung Gewissensbisse nicht verdiente –, er, der, wenn er dabei auf seine Kosten gekommen wäre, ganze Familien in Kummer, ja in Trauer gestürzt hätte, der Geld über alles andere, auch – ganz zu schweigen von Güte – über die natürlichsten Gefühle schlichter Menschlichkeit stellte, dieser selbe Bursche stellte gleichwohl das Diplom erster Klasse, das er im Conservatoire gemacht hatte, sowie die Sorge um seinen Ruf in der Violin[1] - oder Kontrapunktklasse höher als Geld. Seine heftigsten Zornesausbrüche, seine düstersten und ungerechtfertigtsten Stimmungswechsel, seine finstersten Gedanken galten denn auch dem, was er (gewiß weil er jene besonderen Fälle verallgemeinerte, in denen ihm wirkliche Böswilligkeit begegnet war) die »universelle Betrügerei« nannte. Er wiegte sich im

Glauben, ihr dadurch zu entgehen, daß er niemals über andere sprach, sein Spiel im geheimen trieb und jedem Menschen mißtraute. (Zu meinem Unglück – wenn ich bedenke, was sich in Paris nach meiner Rückkehr daraus ergeben sollte – hatte sein Mißtrauen im Hinblick auf den Chauffeur von Balbec sich nicht »gemeldet«; wahrscheinlich hatte er in ihm einen Menschen seiner Art erkannt, das heißt entgegen seinem Grundsatz einen Mißtrauischen im üblichen Sinn des Wortes, einen Mißtrauischen, der hartnäckig anständigen Leuten gegenüber schweigt und mit Schurken auf der Stelle gemeinsame Sache macht.) Er glaubte – und das war nicht unbedingt falsch –, daß dieses Mißtrauen ihm erlauben würde, sich immer rechtzeitig zurückzuziehen und aalglatt durch die gefährlichsten Abenteuer hindurchzugleiten, ohne daß man gegen ihn irgend etwas vorbringen, geschweige denn ihm etwas nachweisen könne, was ihm in der Schule der Rue Bergère[2] schaden konnte. Er würde arbeiten, berühmt werden, vielleicht eines Tages in völlig unangetasteter Ehrbarkeit der Jury für den Violinwettbewerb dieses ruhmvollen Conservatoire angehören.

Das[3] Verhalten Morels mir gegenüber will ich allerdings nicht als einen seiner Widersprüche hinstellen (denn schließlich verlief alles ja einigermaßen normal), ich meine die Tatsache, daß er mich zuerst aufsuchte, dann aber mied, weil sein Vater Kammerdiener bei meinem Großonkel gewesen war, und schließlich – als er begriffen hatte, daß ich die Sache nicht ausplaudern würde, bei den Verdurins im Ansehen stand, einer doch höheren Gesellschaftsschicht anzugehören als er, daß ich für ihn vielleicht zwar nicht gerade nützlich, aber doch im Hinblick auf Monsieur de Charlus auch nicht gefährlich war – das Wort sehr häufig wieder an mich wandte und nie von meinen Eltern sprach, sondern immer von jenem Großonkel, dessen Namen, würde man meinen, er doch hätte vermeiden müssen auszusprechen. Der Kult, den sein Vater ihm weitergegeben hatte, war stärker. Mein Großonkel war

ein hervorragender Mann, völlig unbekannt, etwas prahlerisch, und vielleicht hatte er dadurch seinem Kammerdiener eine so hohe Meinung von ihm gegeben. Mein Vater dagegen hatte zwar eine absolute Schlichtheit bewahrt, sich aber eine beachtenswerte Stellung verschafft. Trotzdem sprach der eitle Morel kein einziges Mal von ihm. Die einzig beachtenswerte Autorität, auf die er sich berief, war mein Großonkel, der doch neben meinem Vater sein ganzes Leben lang eine ausgemachte Null war. Der Titel eines Freundes meines Großonkels war in seinen Augen ein hoher Adelstitel. Von diesen Freunden meines Großonkels sprach er immer nur mit tiefem, vertraulichem Respekt, mit jenem Lächeln, das der Name Méséglise auf die Lippen von Françoise brachte. Für Morel hatte ich einen Großonkel gehabt; daß ich aber auch einen Vater und eine Mutter hatte, schien er überhaupt nicht zu wissen. Nie geruhte er, von ihnen zu sprechen. Alles in allem können aber diese häufigen Anspielungen auf meinen Großonkel nicht als Widersprüche in Morel bezeichnet werden. Was aber die tatsächlichen Widersprüche betrifft, die ich weiter oben erwähnt habe, vermutet man vielleicht sogar zuviel Logik in Morels Hirn, wenn man die einen aus den anderen zu erklären versucht. In Wahrheit war sein Charakter tatsächlich wie ein Papier, das man so vielfach in jeder Richtung gefaltet hat, daß es unmöglich ist, sich darauf zurechtzufinden.[1] Er schien ganz erhabene Grundsätze zu verfechten; mit einer prachtvollen Schrift, die durch gröbste orthographische Fehler stark beeinträchtigt wurde, verfaßte er lange Stunden hindurch Briefe an seinen Bruder, des Inhalts, er habe sich seinen Schwestern gegenüber schlecht benommen, er sei doch der Älteste und deren Stütze; seinen Schwestern aber warf er vor, daß sie sich ihm gegenüber schlecht betragen hätten.

Um auf den Chauffeur zurückzukommen, so mußten wir uns seit dem Tag, an dem er zurückgerufen worden war – ohne daß er bereits wußte, daß es für ihn eine Möglichkeit gab, dennoch nicht fortzugehen –, für unsere Ausfahrten mit einem

Wagen oder manchmal, um Albertine zu zerstreuen und da sie den Reitsport liebte, mit Mietpferden behelfen. Die Wagen waren schlecht. »Was für ein Rumpelkasten«, sagte Albertine. Ich wäre übrigens häufig gern allein gefahren. Ohne ein Datum dafür festzulegen, wünschte ich, daß dieses Leben ein Ende hätte, dem ich vorwarf, seinetwegen müsse ich nicht so sehr auf die Arbeit als auf das Vergnügen verzichten. Dennoch begab es sich auch, daß die Gewohnheiten, durch die ich mich zurückhalten ließ, plötzlich ganz in den Hintergrund traten, am häufigsten dann, wenn irgendein altes Ich, von dem Wunsch erfüllt, unbeschwert zu leben, für einen Augenblick an die Stelle des gegenwärtigen trat. So verspürte ich einmal dieses Fluchtbedürfnis an einem Tag, als ich Albertine bei ihrer Tante zurückgelassen hatte und selbst zu Pferd den Verdurins einen Besuch machte, wobei ich in den Wäldern einen verborgenen Weg einschlug, dessen Schönheiten mir von jenen gerühmt worden waren. Den Formen der Klippe folgend stieg er bald an, bald wiederum führte er zwischen dichtem Unterholz in wilde Schluchten hinein. Einen Augenblick schwammen die kahlen Felsen, von denen ich umgeben war, und das Meer, das man durch ihre zackigen Zwischenräume hindurch bemerkte, vor meinen Augen wie Fragmente eines anderen Universums umher. Ich hatte die Berg- und Küstenlandschaft erkannt, die Elstir seinen beiden wundervollen Aquarellen *Dichter einer Muse begegnend* und *Junger Mann einem Zentauren begegnend*, die ich bei der Herzogin von Guermantes gesehen hatte, zum Rahmen gegeben hat.[1] Die Erinnerung an jene Aquarelle wies diesen Stätten, an denen ich mich befand, einen Platz so völlig außerhalb der gegenwärtigen Welt zu, daß es mich nicht gewundert hätte, wenn mir wie diesem jungen Mann aus vorzeitlichen Tagen, den Elstir dargestellt hat, im Verlauf meines Ausflugs eine Gestalt aus der Mythologie entgegengetreten wäre. Plötzlich scheute mein Pferd. Es hatte einen seltsamen Laut gehört, ich hatte Mühe, es zu bändigen und nicht abgeworfen zu werden.

Dann hob ich zu dem Punkt, von dem das Geräusch zu kommen schien, meine tränenerfüllten Blicke und sah fünfzig Meter über mir in der Sonne zwischen zwei großen Flügeln aus funkelndem Stahl, die es trugen, ein Wesen, dessen undeutliche Gestalt mir der eines Menschen zu gleichen schien. Ich war tief bewegt, wie es ein Grieche gewesen sein mag, der zum ersten Mal einen Halbgott erblickte. Ich weinte, denn ich war schon in dem Augenblick, als ich das Geräusch über meinem Kopf wahrnahm – Aeroplane waren noch selten in jenen Tagen –, bei dem bloßen Gedanken zum Weinen bereit, daß das Wesen, das ich zum erstenmal sehen würde, ein Aeroplan sein müsse. Da, wie wenn man in einer Zeitung ein besonders aufwühlendes Wort herannahen fühlt, wartete ich nur noch auf den Anblick des Flugzeugs, um in Tränen auszubrechen. Indessen schien der Pilot über seine Bahn im ungewissen zu sein; ich fühlte, wie vor ihm – vor mir, hätte die Gewohnheit mich nicht zum Gefangenen gemacht – alle Straßen des Weltraums, des Lebens offenlagen; er stieß weiter vor, kreiste minutenlang über dem Meer, faßte dann plötzlich einen Entschluß, als gebe er einer der Schwerkraft entgegengesetzten Anziehung nach, als kehre er in seine Heimat zurück, und mit einem leichten Schlag seiner goldenen Flügel stieg er senkrecht zum Himmel empor.[1]

Da der Sommer zu Ende ging, war bald die vom Nebel verhangene Sonne, wenn man in Douville aus dem Zug stieg, in dem einförmig graurosa Himmel nur mehr ein roter Block.[2] Zu dem großen Frieden, der am Abend auf diese mit dichtem Gras bestandenen Salzwiesen niedersinkt und der viele Pariser, größtenteils Maler, verlockte, sich für den Sommer in Douville niederzulassen, kam eine Feuchtigkeit, die sie bewog, bereits zu früher Stunde ihre kleinen Chalets wieder aufzusuchen. In mehreren von ihnen war das Licht schon angezündet. Nur ein paar Kühe blieben noch draußen, muhten und schauten aufs Meer, während andere, die sich mehr für die Menschenwelt interessierten, ihre Aufmerksamkeit auf unsere

Wagen richteten. Nur ein Maler, der seine Staffelei auf einem schmalen Vorsprung aufgestellt hatte, arbeitete noch und versuchte, diesen großen Frieden, dieses ruhevolle Licht auf seine Leinwand zu bannen. Vielleicht würden auch die Kühe unbewußt und gutmütig ihm als Modell dienen, denn ihr kontemplatives Wesen und ihre einsame Anwesenheit, nachdem die Menschen heimgekehrt waren, trugen auf ihre Weise zu dem machtvollen Eindruck von Ruhe bei, der dem Abend entströmte. Einige Wochen später aber war die neue Verwandlung nicht weniger angenehm, als bei fortschreitendem Herbst die Tage ganz kurz geworden waren und wir diese Fahrt bereits bei Dunkelheit antraten. Hatte ich nachmittags einen Ausflug gemacht, mußte ich spätestens um fünf Uhr zum Umziehen zurück sein, dort, wo jetzt die runde rote Sonne schon bis in die Mitte des früher so verabscheuten schrägen Spiegels hinuntergesunken war und mit ihrem Schein das Meer in den Scheiben meiner Regale wie ein griechisches Feuer aufleuchten ließ. Da irgendeine magische Geste, während ich meinen Smoking anzog, das muntere und leichtfertige Ich wieder heraufbeschworen hatte, das in mir lebte, als ich seinerzeit mit Saint-Loup nach Rivebelle zum Abendessen fuhr, sowie an jenem Abend, als ich geglaubt hatte, ich werde mit Mademoiselle de Stermaria auf der Insel im Bois dinieren, summte ich unbewußt die gleiche Weise wie damals vor mich hin; und nur an diesem Lied erkannte ich den intermittierenden Sänger[1] wieder, der in der Tat nur dieses eine kannte. Als ich es zum erstenmal gesungen hatte, fing ich gerade an, mich in Albertine zu verlieben, glaubte aber noch, ich würde sie niemals kennenlernen. Das zweite Mal war später in Paris, als ich aufgehört hatte, sie zu lieben, ein paar Tage, nachdem ich sie zum ersten Male besessen hatte. Jetzt liebte ich Albertine von neuem und schickte mich an, mit ihr zum Abendessen zu fahren, sehr zum Bedauern des Direktors, der glaubte, ich werde noch ganz und gar nach La Raspelière übersiedeln und sein Hotel verlassen, und der behauptete, gehört zu haben, es

herrsche dort ein Fieber, das auf die Sümpfe von Le Bec und auf die »stangenierenden« Wasser zurückzuführen sei. Ich war glücklich zu sehen, wie mein Leben sich vervielfachte und auf drei Ebenen ausdehnte; wenn man für einen Augenblick wieder ein früherer Mensch wird, das heißt verschieden von demjenigen, der man seit langem ist, erhält zudem die durch die Gewohnheit nun nicht mehr abgeschwächte Empfänglichkeit für die geringsten Dinge so lebhafte Eindrücke, daß diese alles in den Schatten stellen, was ihnen vorausgegangen ist, und wir uns an sie wegen ihrer Intensität mit der flüchtigen, übersteigerten Leidenschaft eines Trinkers klammern. Es war bereits dunkel, wenn wir in den Omnibus oder den Wagen stiegen, der uns zum Bahnhof und zur Kleinbahn führen sollte. In der Hotelhalle sagte der Gerichtspräsident zu uns: »Ah! Sie fahren nach La Raspelière! Ich muß ja sagen, Madame Verdurin mutet Ihnen wirklich viel zu mit einer Stunde Eisenbahnfahrt im Dunkeln, nur damit Sie bei ihr zu Abend essen, und dann kommt ja auch noch die Rückfahrt um zehn Uhr abends bei diesem mörderischen Wind. Da sieht man allerdings, daß Sie offenbar nichts zu tun haben«, setzte er händereibend hinzu. Sicher äußerte er sich so aus Verdruß darüber, daß er selbst nicht eingeladen war, und auch aus jener Befriedigung heraus, die »vielbeschäftigte« Männer – und wäre es mit der dümmsten Tätigkeit – daraus ziehen, daß sie »keine Zeit« haben, Dinge zu tun, die andere unternehmen.

Sicher ist es ganz legitim, daß der Mann, der Berichte anfertigt, Zahlenkolonnen untereinanderreiht, Geschäftsbriefe beantwortet, die Börsenkurse verfolgt, ein angenehmes Gefühl der Überlegenheit hat, wenn er hohnlächelnd zu einem sagt: »Ja, Sie können das machen, denn Sie haben ja nichts zu tun.« Doch würde diese Überlegenheit sich in ebenso großer, ja noch in vermehrter Verachtung äußern (denn auch der beschäftigte Mann geht zuweilen auf eine Einladung), wenn die Zerstreuung, die man wählt, darin bestünde, *Hamlet* zu schreiben oder auch nur zu lesen. Hierbei zeigen die vielbe-

schäftigten Menschen sich recht gedankenlos. Sie sollten beachten, daß die von selbstsüchtigen Zwecken freie Kultur, die ihnen in dem Moment, in dem sie uns damit beschäftigt finden, als ein komischer Zeitvertreib von müßigen Menschen erscheint, die gleiche ist, die in ihrem eigenen Beruf Männer, die vielleicht keine besseren Gerichts- oder Verwaltungsbeamten sind als sie, auf eine ganz besondere Stufe hebt und daß sogar sie selbst angesichts von deren raschem Aufstieg anerkennend bemerken: »Er scheint sehr gebildet zu sein, er ist jemand von besonderer geistiger Distinktion.« Vor allem aber machte der Gerichtspräsident sich nicht klar, daß das, was mir an den Abendeinladungen nach La Raspelière gefiel, gerade das war, wovon er nicht ohne Grund, wenn auch in kritischer Absicht, bemerkte, es handle sich dabei um »eine wahre Reise«, eine Reise, deren Reiz mir um so lebhafter schien, als sie nicht Selbstzweck war und man kein Vergnügen darin suchte, da dieses eigentlich der gesellschaftlichen Veranstaltung zugeordnet war, zu der man sich begab und die ihrerseits durch die ganze herrschende Atmosphäre stark gefärbt war. Es war jetzt schon dunkel, wenn ich die Wärme des Hotels – des Hotels, das mein Heim geworden war – mit dem Eisenbahnwagen vertauschte, in den Albertine und ich uns begaben, wo nur der Widerschein einer Laterne auf der Fensterscheibe an gewissen Haltestellen des kurzatmigen kleinen Zuges uns erkennen ließ, daß wir auf einem Bahnhof angekommen waren. Um nicht Gefahr zu laufen, daß Cottard uns gar übersah, öffnete ich, da ich den Namen der Station nicht hatte ausrufen hören, die Abteiltür; was aber in den Wagen hereingestürzt kam, waren nicht die Getreuen, sondern Kälte, Wind und Regen. Im Dunkeln vermochte ich die Fluren zu unterscheiden, ich hörte das Meer, wir waren auf freiem Feld. Bevor wir uns dem kleinen Kreis zugesellten, betrachtete sich Albertine in einem kleinen Spiegel, den sie einem goldenen Necessaire entnahm, das sie bei sich trug. Die ersten Male hatte Madame Verdurin sie veranlaßt, in ihr Ankleidezimmer hinaufzugehen

und sich dort vor dem Abendessen noch rasch in Ordnung zu bringen; ich aber hatte bei aller tiefen Ruhe, die in letzter Zeit in mir war, eine kleine Regung von Sorge und Eifersucht verspürt, als ich gezwungen war, mich von Albertine am Fuß der Treppe zu trennen, und war so ängstlich, während ich mich allein im Salon mit den Getreuen befand und mich fragte, was meine Gefährtin da oben mache, daß ich am folgenden Tag telegraphisch, nachdem ich mich bei Monsieur de Charlus erkundigt hatte, was es auf diesem Gebiet an Elegantestem gab, bei Cartier ein Necessaire bestellte, das Albertine große Freude bereitete – und auch mir.[1] Es war für mich ein Unterpfand der Ruhe und auch der besonderen Aufmerksamkeit meiner Gefährtin. Sie hatte gewiß erraten, daß es mir nicht angenehm war, wenn sie sich ohne mich bei Madame Verdurin aufhielt, und richtete es nun so ein, daß sie bereits im Abteil für das kommende Diner ihre Toilette machte.

Unter der Zahl der Habitués von Madame Verdurin – und sogar als der treueste – war seit einigen Monaten nunmehr Monsieur de Charlus. Regelmäßig dreimal in der Woche sahen die Reisenden, die sich in den Wartesälen oder auf dem Bahnsteig von Saint-Martin-du-Chêne[2] aufhielten, den dicken Mann mit grauem Haar, schwarzem Schnurrbart und rotgeschminkten Lippen vorübergehen, was im Spätjahr weniger auffiel als im Sommer, wo das helle Tageslicht die Schminke greller erscheinen ließ und die Hitze sie aufweichte. Während er auf die Kleinbahn zuging, konnte er es nicht lassen (nur aus Gewohnheit des Kenners, da er jetzt von einem Gefühl erfüllt war, das ihn keusch oder mindestens die meiste Zeit über treu machte), auf die Arbeiter, die Soldaten und die jungen Leute im Tennisdreß einen heimlichen Blick zu werfen, der gleichzeitig inquisitorisch und ängstlich war, wonach er gleich wieder die Lider mit der frommen Salbung eines Geistlichen, der seinen Rosenkranz betet, mit der Zurückhaltung einer Gattin, die ganz und gar ihrer einzigen Liebe lebt, oder eines wohlerzogenen jungen Mädchens über die Augen senkte, die dann

fast geschlossen wirkten. Die Getreuen waren um so mehr überzeugt, daß er sie nicht gesehen habe, als er in ein anderes Abteil als das ihre stieg (was häufig auch die Fürstin Scherbatow tat) wie ein Mann, der nicht recht weiß, ob man erfreut ist oder nicht, mit ihm gesehen zu werden, und es einem selbst überläßt, ihn aufzusuchen, wenn man Lust dazu hat. Diese Lust hatte sich die ersten Male bei dem Doktor nicht eingestellt, der vielmehr darauf bestand, wir sollten ihn allein in seinem Abteil lassen. Da ihm jetzt, seitdem er eine große Stellung in der medizinischen Welt einnahm, sein von Natur gehemmtes Wesen eher gut zu Gesicht stand, sagte er, lächelnd zurückgelehnt, indem er Ski über seinen Kneifer hinweg anschaute, aus Bosheit oder um die Meinung der anderen beiläufig herauszubringen: »Sie verstehen, wenn ich allein, wenn ich Junggeselle wäre … aber um meiner Frau willen frage ich mich, ob ich ihn mit uns im gleichen Abteil fahren lassen soll, nach dem, was Sie mir über ihn berichtet haben.« – »Was sagst du da?« wollte Madame Cottard wissen. »Nichts, das geht dich nichts an, so etwas ist nichts für Frauen«, antwortete augenzwinkernd der Doktor mit großartiger Selbstzufriedenheit, die zwischen dem trockenen Humor, wie er ihn in Gegenwart seiner Patienten an den Tag legte, und der Unruhe, die einst seine Geistesblitze bei den Verdurins begleitet hatte, etwa die Mitte hielt; dann sprach er ganz leise weiter. Madame Cottard unterschied nur die Worte »einer von diesen Brüdern« und »Tante«, und da in der Ausdrucksweise des Doktors die erste Wendung die Juden bezeichnete, die zweite aber von ihm meist für redselige Personen gebraucht wurde, zog Madame Cottard den Schluß, Monsieur de Charlus müsse ein geschwätziger Jude sein. Sie sah nicht ein, daß man den Baron deshalb sich selbst überlassen sollte, und hielt es für ihre Pflicht, als Dienstälteste des kleinen Kreises zu verlangen, daß man ihn nicht aus der Gemeinschaft ausschloß; so traten wir alle zusammen den Weg zu Monsieur de Charlus' Abteil an, von dem immer noch etwas ratlosen

Cottard geleitet. In seiner Ecke, in der er seinen Balzac-Band[1] las, nahm Monsieur de Charlus das Zögern wahr, obwohl er den Blick nicht hob. Wie Taubstumme an einem für andere nicht spürbaren Luftzug erkennen, daß jemand hinter sie getreten ist, hatte er indessen, um jede Regung von Kälte aufzuspüren, die ihm gelten mochte, eine wahre Überempfindlichkeit seiner Sinne entwickelt. Diese hatte auch bei Monsieur de Charlus, wie sie es auf jedem Gebiet tut, eingebildete Leiden hervorgebracht. Wie jene Neuropathen, die, wenn sie eine leichte Kühle verspüren, den Schluß ziehen, es müsse in dem Stockwerk über ihnen ein Fenster offenstehen, rasend werden und zu niesen anfangen, schloß Monsieur de Charlus, sobald jemand ihm gegenüber eine besorgte Miene aufsetzte, daß man dieser Person irgendeine Bemerkung zugetragen habe, die er selbst über sie gemacht hatte. Doch es war gar nicht nötig, daß man zerstreut oder finster oder erheitert aussah, er erfand das alles. Andererseits verbarg Herzlichkeit ihm leicht üble Nachrede, von der nichts zu ihm drang. Da er beim ersten Male schon Cottards Unsicherheit ihm gegenüber bemerkt hatte, begnügte er sich, während er den staunenden Getreuen, die sich von dem mit gesenktem Blick Lesenden noch nicht entdeckt geglaubt hatten, die Hand reichte, sobald sie sich in angemessener Entfernung befanden, dem Doktor gegenüber mit einer bloßen Verbeugung, nach der er den Körper sehr schnell wieder aufreckte, ohne seine mit schwedischem Leder behandschuhte Hand in die Cottards zu legen, die dieser ihm bot. »Wir wollten doch unbedingt die Reise mit Ihnen zusammen machen, Monsieur, und Sie hier nicht allein in Ihrem Eckchen sitzen lassen. Es ist ein großes Vergnügen für uns«, bemerkte voller Güte Madame Cottard zu dem Baron. »Ich fühle mich sehr geehrt«, gab der Baron wie auswendiggelernt zurück, während er sich kühl verneigte. »Es hat mich sehr gefreut, als ich hörte, Sie hätten endgültig diese Gegend gewählt, um hier …« Sie hatte sagen wollen: »Ihre Hütte zu bauen«, fürchtete dann aber, der Ausdruck könne an die Bibel

erinnern und unliebenswürdig einem Juden gegenüber sein, der darin eine Anspielung hätte sehen können. Sie hielt daher inne, um einen anderen der Ausdrücke zu suchen, die ihr geläufig waren, das heißt einen pompösen Ausdruck: »um Ihre Penaten aufzustellen, wollte ich sagen.« (Diese Gottheiten gehören zwar auch der christlichen Religion nicht an, immerhin aber einer so lange schon untergegangenen, daß sie keine Jünger mehr hat, die man verletzen könnte.) »Wir selbst können ja leider wegen des wiederbeginnenden Schulunterrichts und der Kliniktätigkeit des Doktors niemals lange unser Domizil an einen Ort verlegen.« Und indem sie auf einen Karton wies, setzte sie noch hinzu: »Sie sehen ja außerdem, wieviel weniger glücklich wir Frauen sind als das starke Geschlecht; selbst auf einer so kurzen Fahrt wie der zu unseren Freunden Verdurin müssen wir schon soviel Ballast mitschleppen.« Ich selbst ließ meine Augen während dieser Zeit auf dem Balzac-Band ruhen, den der Baron bei sich hatte. Es war kein broschiertes, nur beiläufig erstandenes Exemplar wie das Buch von Bergotte, das er mir im ersten Jahr geliehen hatte. Es war ein Band aus seiner Bibliothek und trug als solcher die Devise: »Ich gehöre dem Baron von Charlus«, an deren Stelle, um auf die Neigung der Guermantes zu geistiger Vertiefung hinzuweisen, manchmal die Worte *In proeliis non semper* oder *Non sine labore* [1] traten. Wir werden sie aber bald noch, und zwar Morel zuliebe, durch andere ersetzt finden. Madame Cottard brachte nun ein Thema auf, das sie der Lage des Barons angemessener fand. »Ich weiß nicht, ob Sie meiner Meinung sind, Monsieur«, sagte sie nach kurzem Zögern zu ihm, »ich für meine Person bin sehr tolerant; meiner Meinung nach sind, wenn man sie ernstlich ausübt, alle Religionen gut. Ich bin nicht wie die Leute, die beim Anblick eines … Protestanten eine Art von Hydrophobie bekommen.« – »Mir wurde beigebracht, daß meine die wahre ist«, gab Monsieur de Charlus zurück. Ein Fanatiker, dachte Madame Cottard; Swann ist, außer in seiner letzten Zeit, doch viel toleranter

gewesen, allerdings hatte er konvertiert. Nun war aber der Baron ganz im Gegenteil nicht nur Christ, wie man weiß, sondern auch in ganz mittelalterlicher Weise gläubig. Für ihn war wie für die Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts die christliche Kirche im lebendigen Sinn des Wortes bevölkert von zahllosen Wesen, die als ganz real betrachtet werden: Propheten, Apostel, Engel, Heilige aller Couleur, die das fleischgewordene Wort, seine Mutter und ihren Gatten, Gottvater, umgaben, alle Märtyrer und Lehrer der Kirche, genau so, wie ihre Schar sich in den Reliefs am Portal oder im Schiff der Kathedralen drängt. Unter ihnen hatte Monsieur de Charlus die Erzengel Michael, Gabriel und Raphael als seine Schutzpatrone erwählt, mit denen er häufig Zwiesprache pflog, damit sie seine Bitten Gottvater übermittelten, vor dessen Thron sie stehen. Daher machte mir Madame Cottards Irrtum denn auch beträchtlichen Spaß.

Um aber nun die Ebene der Religion wieder zu verlassen, wollen wir noch berichten, daß der Doktor, der in Paris mit dem bescheidenen Gepäck der Ratschläge einer bäuerlichen Mutter angekommen, dann fast ausschließlich von seinem Fachstudium beansprucht worden war – dem sich alle diejenigen, die es in ihrer medizinischen Laufbahn zu etwas bringen wollen, während einer großen Zahl von Jahren ausschließlich widmen müssen –, niemals etwas für seine Bildung hatte tun können: Er hatte zwar an Autorität, doch nicht an Erfahrung gewonnen; so nahm er auch das Wort »geehrt« ganz wörtlich, fühlte sich gleichzeitig dadurch befriedigt, da er eitel, betrübt jedoch, da er gutherzig war. »Dieser arme Charlus«, sagte er am Abend seiner Frau, »es war mir richtig traurig zumute, als er sagte, er fühle sich geehrt, daß er mit uns zusammen die Fahrt machen dürfe. Man spürt deutlich, daß der arme Teufel keine Bekannten hat und sich selbst erniedrigt.«

Bald aber waren die Getreuen auch ohne Führung der barmherzigen Madame Cottard der Befangenheit Herr geworden, die sie anfangs alle mehr oder weniger in Gesellschaft

von Monsieur de Charlus verspürt hatten. Gewiß blieb ihnen in seiner Gegenwart immer die Erinnerung an die Enthüllungen Skis bewußt sowie die Vorstellung von der sexuellen Besonderheit, die sich in ihrem Fahrtgenossen verkörperte. Gerade diese Besonderheit aber übte auf sie eine Art von Anziehung aus. Sie gab in ihren Augen der Konversation des Barons, die im übrigen beachtlich war, allerdings in Bereichen, die sie kaum zu würdigen wußten, einen pikanten Beigeschmack, so daß daneben die interessanteste Konversation, sogar die Brichots, etwas fade erschien. Von Anfang an übrigens hatte man gern anerkannt, er sei intelligent. »Das Genie kann dem Wahnsinn benachbart sein«, verkündete der Doktor, doch wenn die Fürstin in ihrem Eifer, sich zu bilden, weiter auf diesem Thema beharren wollte, sagte er auch nicht mehr, denn dieses Axiom war alles, was er über das Genie wußte, und schien ihm dazu noch nicht einmal so wohlbewiesen wie Erkenntnisse über Typhus oder Arthritis. Da er zudem selbstherrlich geworden und ungehobelt geblieben war, setzte er hinzu: »Keine Fragen jetzt, Fürstin, ich beantworte nichts, ich bin hier an der See, um mich auszuruhen. Im übrigen würden Sie ja doch nicht begreifen, was ich sage, da Sie nichts von der Medizin verstehen.« Die Fürstin aber schwieg, nachdem sie sich entschuldigt hatte; sie fand, der Doktor sei ein charmanter Mann, und hatte Verständnis dafür, daß Berühmtheiten nicht immer umgänglich sind. In dieser ersten Periode war man also zu dem Schluß gelangt, Monsieur de Charlus sei ungeachtet seines Lasters (oder was man gemeinhin so nennt) intelligent. Jetzt fand man ihn gar – ohne sich darüber klar zu sein – wegen dieses Lasters intelligenter als die anderen. Die einfachsten Maximen über die Liebe, die Eifersucht oder die Schönheit, die der Gelehrte oder der Bildhauer geschickt aus Monsieur de Charlus herauszulocken wußten, nahmen wegen der einzigartigen, geheimnisvollen, raffinierten und monströsen Erfahrung, aus der er sie schöpfte, für die Getreuen den Reiz des Fremden an wie eine Psychologie, entsprechend je-

ner, wie sie zu allen Zeiten von unserer dramatischen Literatur dargeboten wird, sobald sie in einem russischen oder japanischen Stück mit Originalbesetzung vorgeführt wird. Man wagte noch, wenn er es nicht hörte, hin und wieder einen schlechten Scherz. »Oh!« murmelte der Bildhauer, der einen jungen Bahnangestellten mit langen Bajaderenwimpern bemerkte, den Monsieur de Charlus unwillkürlich angestarrt hatte, »wenn der Baron anfängt, dem Schaffner Augen zu machen, werden wir wohl so bald noch nicht am Ziel sein. Womöglich fährt der Zug noch rückwärts. Da schauen Sie nur, wie er ihn ansieht. Das ist ja keine Kleinbahn mehr, was wir hier benutzen, das ist eine Anbändelbahn.« Im Grunde aber war man, wenn Monsieur de Charlus nicht erschien, beinahe enttäuscht, nur mit Leuten wie allen anderen zu fahren und nicht diese merkwürdig angemalte, dickwanstige und mysteriöse Persönlichkeit bei sich zu haben, die einem Schrein von exotischer und suspekter Herkunft glich, aus dem ein merkwürdiger Geruch von Früchten aufsteigt, so daß einen bei der bloßen Idee, man müsse davon kosten, Übelkeit befällt. Unter diesem Gesichtspunkt fanden die Getreuen männlichen Geschlechts lebhaftere Befriedigung auf dem kurzen Fahrtabschnitt zwischen Saint-Martin-du-Chêne, wo Monsieur de Charlus, und Doncières, der Station, an der Morel einstieg. Denn solange der Geiger nicht da war (und während die Damen mit Albertine eine Gruppe für sich bildeten, das heißt, um die Unterhaltung nicht einzuengen, sich in einer gewissen Entfernung hielten), genierte Monsieur de Charlus, der den Anschein vermeiden wollte, als gehe er gewissen Themen aus dem Weg, sich nicht, von dem zu sprechen, was man gemeinhin als verderbte Sitten bezeichnet. Albertine konnte ihn nicht davon abhalten, denn sie war immer bei den Damen, aus der gefälligen Absicht eines jungen Mädchens heraus, das nicht durch seine Gegenwart die Freiheit der Gespräche beeinträchtigen möchte. Ich aber ertrug leicht, sie nicht an meiner Seite zu haben, wofern sie im glei-

chen Wagen blieb. Denn ich empfand zwar keine Eifersucht und kaum noch Liebe für sie und dachte auch nicht daran, was sie an all den Tagen tat, an denen ich sie nicht sah; sobald sie aber bei mir war, wurde mir eine einfache Zwischenwand, die allenfalls einen Verrat hätte verdecken können, schlechthin unerträglich, und wenn sie mit den Damen in das Nebenabteil wechselte, hielt ich es an meinem Platz kaum mehr aus, stand sofort auf, und selbst auf die Gefahr hin, den Sprechenden zu kränken, ob es nun Brichot, Cottard oder Charlus war, denen ich ja den Grund meines Entweichens nicht erklären konnte, ließ ich sie allein, um zu sehen, ob nebenan auch nichts Ungewöhnliches im Gange sei. Bis Doncières sprach Monsieur de Charlus ohne Furcht, jemanden zu schockieren, manchmal sehr offen von Sitten, die er seinen Worten nach weder als gut noch als verderbt betrachtete. Er tat das aus Geschicklichkeit, um seine Toleranz unter Beweis zu stellen, war dabei aber überzeugt, daß seine eigenen diesbezüglichen Gepflogenheiten schwerlich den Verdacht der Getreuen wecken würden. Natürlich nahm er an, daß es in der Welt ein paar Menschen gab, die nach einem Ausdruck, der ihm später sehr geläufig wurde, wußten, »woran sie bei ihm waren«. Nur dachte er sich, daß es sich dabei um nicht mehr als drei oder vier handelte und daß sich keiner von ihnen an der Küste der Normandie aufhielt. Eine solche Täuschung mag bei einem so scharfsinnigen, so ängstlich besorgten Menschen erstaunen. Selbst was die anging, die er für mehr oder weniger informiert hielt, wiegte er sich im Glauben, daß sie es doch nur in ganz oberflächlicher Weise seien, und meinte, je nachdem ob er diese oder jene Bemerkung fallenließ, erfolgreich jede beliebige Person aus dem Kreis der Vermutungen seines Gesprächspartners heraushalten zu können. Obwohl er ahnte, daß ich etwas über ihn wußte oder vermuten konnte, stellte er sich doch vor, daß diese Meinung, die er für viel älter bei mir hielt, als sie in Wirklichkeit war, sich nur auf einen ganz allgemeinen Eindruck bezöge und daß es genügen würde, diese oder

jene Einzelheit zu leugnen, damit man ihm glaubte, während doch vielmehr die Kenntnis des Ganzen immer derjenigen der Einzelheiten vorangeht, dafür aber deren Erforschung unendlich erleichtert, denn sie zerstört das Vermögen, sich unsichtbar zu machen, und erlaubt dem Heuchler nicht mehr, zu verbergen, was er will. Sicherlich ahnte Monsieur de Charlus nicht, wenn er von irgendeinem Getreuen oder irgendeinem Freund der Getreuen zum Abendessen eingeladen wurde und nun die komplizertesten Umwege einschlug, um unter den Namen von zehn Personen, die er vorschlug, auch den Morels anzuführen, daß hinter den immer wieder wechselnden Gründen, die er für das Vergnügen oder die Bequemlichkeit geltend machte, um derentwillen er gerade an diesem Abend gern mit jenem zusammen eingeladen worden wäre, seine Gastgeber, während sie so taten, als schenkten sie ihm Glauben, einen einzigen Grund und zwar immer den gleichen sahen, von dem er meinte, sie wüßten überhaupt nichts davon, nämlich daß er ihn liebte. Ebenso fand Madame Verdurin, die immer die halb künstlerischen, halb humanitären Gründe, auf die Monsieur de Charlus sein Interesse an Morel ihr gegenüber zurückführte, vollständig zu akzeptieren schien, kein Ende, mit tiefer Bewegung dem Baron für seine rührende Güte, wie sie sich ausdrückte, gegenüber dem Geiger zu danken. Wie sehr erstaunt aber wäre Monsieur de Charlus gewesen, wenn er eines Tages, als Morel und er sich verspätet hatten und nicht mit dem Zug angekommen waren, die Patronne hätte sagen hören: »Wir warten nur noch auf die Fräuleins!« Der Baron wäre um so verblüffter gewesen, als er sich kaum noch von La Raspelière fortrührte, die Rolle des Schloßkaplans, des obligaten Abbés, spielte und manchmal (wenn Morel achtundvierzig Stunden Urlaub hatte) zwei Nächte hintereinander dort blieb. Madame Verdurin gab ihnen dann zwei Zimmer mit Verbindungstür; damit sie sich in keiner Weise genierten, sagte sie zudem: »Wenn Sie Lust haben, Musik zu machen, so tun Sie sich keinen Zwang an, die Mauern sind

dick wie die einer Festung, auf Ihrer Etage ist niemand sonst, und mein Mann schläft wie ein Murmeltier.« An solchen Tagen löste Monsieur de Charlus die Fürstin ab, indem er die neuen Gäste am Bahnhof abholte sowie Madame Verdurin entschuldigte, daß sie selbst nicht kommen könne wegen ihres Gesundheitszustands, den er so überzeugend beschrieb, daß die Gäste mit Trauermiene eintraten und einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnten, wenn sie die Patronne völlig munter, im Abendkleid und halb dekolletiert vor sich stehen sahen.

Denn Monsieur de Charlus war zur Zeit für Madame Verdurin der treueste der Getreuen, eine zweite Fürstin Scherbatow geworden. Über seine gesellschaftliche Stellung war sie sich weit weniger als über die der Fürstin im klaren, von welch letzterer sie glaubte, daß, wenn sie niemanden sehen wolle außer dem Klübchen, dies aus Verachtung für die anderen und aus Vorliebe für ebendieses geschehe. Da dieses Täuschungsmanöver genau demjenigen der Verdurins entsprach, die als Langweiler alle diejenigen behandelten, bei denen sie nicht verkehren konnten, muß man kaum annehmen, daß die Patronne die Fürstin wirklich für eine charakterstarke Seele halten konnte, die den bloßen mondänen Schick verabscheute. Aber sie ließ von dieser Meinung nicht ab und war überzeugt, daß auch diese große Dame in voller Aufrichtigkeit und aus Neigung zum Geistesleben mit Langweilern nicht verkehren mochte. Deren Zahl nahm im übrigen in den Augen der Verdurins ab. Das Badeleben enthob neue Bekanntschaften der drohenden Folgen für die Zukunft, die man in Paris hätte befürchten müssen. Männer der ersten Kreise, die ohne ihre Frauen nach Balbec gekommen waren, was alles sehr viel leichter machte, zeigten auf La Raspelière eine gewisse Zugänglichkeit und wurden so von Langweilern zu entzückenden Menschen. Dies war der Fall des Fürsten von Guermantes, der sich auch durch die Abwesenheit der Fürstin schwerlich dazu hätte bestimmen lassen, als »Junggeselle« bei

den Verdurins aufzutreten, wäre nicht die magnetische Kraft der dreyfusfreundlichen Gesinnung so machtvoll gewesen, daß sie ihn in einem einzigen Schwung die Hänge überwinden ließ, die zu La Raspelière führten, leider an einem Tag, an dem die Patronne nicht anwesend war. Madame Verdurin war im übrigen nicht sicher, daß er und Monsieur de Charlus der gleichen Welt angehörten. Der Baron hatte zwar gesagt, der Herzog von Guermantes sei sein Bruder, doch das war vielleicht bloße Aufschneiderei eines Abenteurers. So elegant er sich auch gezeigt hatte, so liebenswürdig, so »getreu« den Verdurins gegenüber, die Patronne zögerte fast, ihn mit dem Fürsten von Guermantes zusammen einzuladen. Sie fragte Ski und Brichot um Rat: »Meinen Sie, der Baron und der Fürst von Guermantes, das wird gehen?« – »Mein Gott, Madame, für den einen von beiden glaube ich es bestimmt voraussagen zu können …« – »Aber einer von beiden, was nützt mir das schon?« fragte Madame Verdurin etwas gereizt zurück, »ich will von Ihnen wissen, ob sie zusammenpassen.« – »Ah! Madame, das sind Dinge, die man sehr schwer wissen kann.« Madame Verdurin nahm diese Worte ohne Hintergedanken auf. Sie hegte bezüglich der Sitten des Barons keine Zweifel, aber in der Wahl ihrer Worte bezog sie sich keineswegs darauf, sondern wollte nur wissen, ob man den Fürsten und Monsieur de Charlus zusammen einladen könne, ob es klappen würde. Sie legte keine boshaften Nebenabsichten in diese klischeehaften Ausdrücke, wie sie künstlerische »kleine Clans« mit Vorliebe verwenden. Um sich mit Monsieur de Guermantes zu schmücken, wollte sie ihn am Nachmittag nach dem Dejeuner zu einem Wohltätigkeitsfest mitnehmen, bei dem Seeleute von diesem Küstenstrich ein Ablegemanöver mit dem Segelschiff vorführen sollten. Da sie aber keine Zeit hatte, sich um alles selbst zu kümmern, übertrug sie ihre Funktionen dem getreuesten der Getreuen, dem Baron. »Sie verstehen schon, sie sollen nicht reglos bleiben wie Muscheln, sie müssen gehen und kommen, man soll sehen, wie

sie sich abstrampeln beim Klarmachen, ich weiß nicht, wie das alles im einzelnen heißt. Aber Sie gehen doch oft zum Hafen von Balbec-Plage, da könnten Sie doch einmal ohne große Mühe eine Probe inszenieren. Sie verstehen es sicher besser als ich, Monsieur de Charlus, ein paar Matrosen anzuspitzen. Aber schließlich machen wir uns wirklich reichlich viel Mühe wegen Monsieur de Guermantes. Er ist vielleicht so ein Esel vom Jockey-Club. O mein Gott! Jetzt rede ich schlecht vom Jockey, und dabei glaube ich mich zu erinnern, daß Sie selbst dazugehören. Nun, Baron, Sie antworten nicht, gehören Sie auch dazu? Kommen Sie nicht mit uns? Da schauen Sie her, hier ist ein Buch, das ich gerade bekommen habe, ich nehme an, daß es Sie interessiert. Es ist von Roujon, der Titel ist hübsch, es heißt *Parmi les hommes* [1] .«

Was mich betrifft, so war ich froh darüber, daß Monsieur de Charlus jetzt ziemlich häufig an die Stelle der Fürstin Scherbatow trat, denn ich stand mich schlecht mit ihr aus einem unbedeutenden, aber folgenreichen Grund. Eines Tages, als ich mich in dem Zug befand und wie immer die Fürstin Scherbatow mit Aufmerksamkeiten überhäufte, sah ich Madame de Villeparisis einsteigen. Sie war gekommen, um ein paar Wochen bei der Prinzessin von Luxemburg zu verbringen, ich aber war ganz an das tägliche Bedürfnis, Albertine zu sehen, gefesselt und hatte deshalb keine der zahlreichen Einladungen der Marquise und ihrer fürstlichen Gastgeberin angenommen. Ich empfand Gewissensbisse darüber, als ich die Freundin meiner Großmutter sah, und aus reinem Pflichtgefühl plauderte ich (ohne die Fürstin Scherbatow zu verlassen) eine geraume Weile mit ihr. Im übrigen war mir völlig unbekannt, daß Madame de Villeparisis recht gut wußte, wer meine Nachbarin war, und sie nur nicht zu kennen wünschte. An der folgenden Station verließ Madame de Villeparisis das Abteil, und ich machte mir sogar Vorwürfe, daß ich ihr beim Aussteigen nicht behilflich gewesen war; ich setzte mich gleich wieder neben die Fürstin. Doch es war, als ob – ein

solcher Kataklysmus im Verhalten tritt häufig bei Leuten ein, deren Situation wenig gesichert ist und die deshalb fürchten, man habe vielleicht Schlechtes von ihnen gehört und verachte sie – ein Dekorationswechsel auf offener Szene stattgefunden hätte. In ihre *Revue des Deux Mondes* vertieft, antwortete Madame Scherbatow auf meine Fragen nur, indem sie kaum die Lippen auseinanderbrachte, und erklärte mir schließlich, ich bereite ihr Kopfschmerzen. Ich konnte nicht begreifen, worin mein Vergehen bestand. Als ich der Fürstin auf Wiedersehen sagte, strahlte das übliche Lächeln in ihrem Gesicht nicht auf. Ihr Gruß bestand nur in einem kurzen Senken des Kinns, sie reichte mir nicht die Hand und hat seither nie wieder mit mir gesprochen. Gewiß aber hat sie zu den Verdurins eine Bemerkung gemacht – was sie genau sagte, weiß ich allerdings nicht –, denn sobald ich diese einmal fragte, ob ich nicht der Fürstin Scherbatow eine Aufmerksamkeit erweisen sollte, beeilten sich alle im Chor zu rufen: »Nein! Nein! Nein! Auf gar keinen Fall! Sie haßt solche Höflichkeiten!« Sie taten das nicht, um mich mit ihr auseinanderzubringen; es war ihr einfach gelungen, alle davon zu überzeugen, sie sei nicht empfänglich für Zuvorkommenheit, vielmehr eine Seele, die den Eitelkeiten dieser Welt ganz verschlossen sei. Man muß einen Politiker, der, sobald er an der Macht ist, für den charakterfestesten, intransigentesten, unnahbarsten Menschen gilt, zur Zeit seiner Ungnade gesehen haben, wie er schüchtern mit dem strahlenden Lächeln eines Verliebten um den hochmütigen Gruß eines beliebigen Journalisten buhlt; man muß beobachtet haben, wie Cottard (den seine neuen Patienten für ganz unbeugsam hielten) nach außen hin zu einer festen Haltung gelangt war, und wissen, aus wieviel Liebesverdruß, wie vielen Niederlagen ihres Snobismus der scheinbare Hochmut und allgemein unterstellte Antisnobismus der Fürstin Scherbatow sich entwickelt hatte, um zu verstehen, daß innerhalb der Menschheit die Regel – von der es natürlich Ausnahmen gibt – darin besteht, daß die harten Menschen

Schwache sind, die keine Gegenliebe gefunden haben, und nur die Starken, die sich eben keine Gedanken darüber machen, ob man sie mag oder nicht, jene Sanftmut aufbringen, die der gemeine Mann für Schwäche hält.

Im übrigen darf ich nicht zu streng über die Fürstin Scherbatow urteilen; Fälle wie der ihrige kommen so häufig vor! Eines Tages bei der Beisetzung eines Guermantes zeigte mir ein hervorragender Mann, der gerade neben mir stand, einen schlanken Herrn mit hübschem Gesicht. »Von allen Guermantes«, sagte mein Nachbar zu mir, »ist dieser der fabelhafteste, der bemerkenswerteste. Es ist der Bruder des Herzogs.« Ich gab ihm unvorsichtigerweise zu verstehen, er täusche sich, dieser Herr, der überhaupt nicht mit den Guermantes verwandt sei, heiße Fournier-Sarlovèze[1] . Der hervorragende Mann wandte mir den Rücken und hat mich seither nie wieder gegrüßt.

Ein großer Musiker[2] , Mitglied des Institut de France, ein hoher offizieller Würdenträger, der mit Ski bekannt war, kam in Arembouville vorbei, wo er eine Nichte hatte, und besuchte eines Mittwochs auch die Verdurins. Monsieur de Charlus war (auf Bitten Morels) ganz besonders liebenswürdig zu ihm, vor allem auch, damit nach seiner Rückkehr nach Paris der Akademiker ihm erlaube, bei verschiedenen Privatkonzerten, Proben und so weiter dabei zu sein, bei denen der Geiger auftreten würde. Das Akademie-Mitglied, das sich geschmeichelt fühlte und zudem ein reizender Mann war, versprach es und hielt sein Versprechen. Der Baron war sehr gerührt über all die Beweise der Liebenswürdigkeit, die diese (übrigens ausschließlich und leidenschaftlich den Frauen zugetane) Persönlichkeit ihm gab, über alle Erleichterungen, die er auf diese Weise erhielt, um Morel an offiziellen Stätten zu sehen, zu denen Laien sonst keinen Zutritt haben, über alle Gelegenheiten, die der berühmte Künstler dem jungen Virtuosen verschaffte, sich zu produzieren und sich einen Namen zu machen, indem er ihn unter Zurücksetzung aller übrigen mit

gleichem Talent für Darbietungen vorschlug, die einen besonders großen Widerhall finden mußten. Monsieur de Charlus aber ahnte nicht, daß er dem Meister um so mehr Dank schuldete, als dieser, doppelt verdienstvoll, oder wenn man lieber will, doppelt schuldig, sehr genau über die Beziehungen zwischen dem Geiger und seinem adligen Beschützer Bescheid wußte. Er begünstigte sie, obwohl er bestimmt in keiner Weise damit sympathisierte, da er sich selbst keine andere Liebe als die zu Frauen vorstellen konnte, durch die auch seine gesamte Musik inspiriert worden war, aus sittlicher Gleichgültigkeit, aus professioneller Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, aus gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit oder aus Snobismus. Er hegte so wenig Zweifel über den Charakter dieser Beziehung, daß er bereits bei dem ersten Diner in La Raspelière Ski, als sie von Monsieur de Charlus und Morel sprachen, ganz als ob es sich um einen Mann und seine Geliebte handelte, gefragt hatte: »Sind sie schon lange zusammen?« Zu sehr Weltmann, um die beiden irgend etwas merken zu lassen, und außerdem immer bereit, sobald sich unter Morels Kameraden irgendein Gerede herausgebildet hatte, es zu unterdrücken und Morel zu beruhigen, indem er väterlich zu ihm sagte: »Heute wird das von allen behauptet«, überhäufte er den Baron laufend mit Liebenswürdigkeiten, die dieser reizend, aber ganz natürlich fand, da er außerstande war, bei dem berühmten Meister so viel Lasterhaftigkeit oder so viel Tugend zu vermuten. Denn niemand wäre so niedrig gesinnt gewesen, Monsieur de Charlus die Bemerkungen, die in seiner Abwesenheit fielen, die auf Morel gemünzten Anspielungen zu wiederholen. Und doch genügt diese an sich einfache Situation, um zu zeigen, daß eine so allgemein in Verruf gebrachte Angelegenheit, die nirgends einen Verteidiger finden würde, wie der Klatsch, ihrerseits doch, ob dieser uns selbst zum Gegenstand hat und uns dadurch besonders unangenehm ist, oder uns über einen Dritten etwas zu Ohren bringt, wovon wir bislang nichts wußten, einen gewissen psychologischen Wert besitzt. Er hin-

dert den Geist, bei einer der Wirklichkeit nicht entsprechenden Sicht stehenzubleiben, die er von dem besitzt, was er für die Sache selbst hält und was doch nur ihr äußerer Anschein ist. Mit dem Magiergeschick der idealistischen Philosophie wendet er sie um und deckt geschwind eine unerwartete Ecke an der Rückseite des Gewebes auf. Hätte sich Monsieur de Charlus wohl vorstellen können, daß eine gewisse zärtliche Verwandte von ihm sich in folgender Weise äußerte: »Wieso kannst du denken, Mémé sei in mich verliebt? Du vergißt wohl, daß ich eine Frau bin!« Und doch hegte sie eine wahrhaft tiefe Zuneigung zu ihm. Wie soll man sich dann wundern, daß bei den Verdurins, auf deren Liebe und Güte er keinerlei Anspruch hatte, die Bemerkungen, die in seiner Abwesenheit über ihn gemacht wurden (und wie man sehen wird, blieb es bei bloßen Bemerkungen nicht), ganz verschieden von dem ausfielen, was er sich vorgestellt hätte, nämlich nicht eine einfache Wiederholung derjenigen bildeten, die er hörte, wenn er bei ihnen war? Nur diese schmückten mit liebevollen Inschriften den kleinen, allein in der Phantasie bestehenden Pavillon, in den sich Monsieur de Charlus zuweilen zu einsamen Träumereien zurückzog, wenn er einen Augenblick seine Einbildungskraft mit dem Bild beschäftigte, das die Verdurins von ihm haben mochten. Die Atmosphäre darin war so teilnehmend, so herzlich, die Ruhe so wohltuend, daß Monsieur de Charlus, wenn er sich vor dem Einschlafen einen Augenblick an dieser Stätte von seinen Sorgen erholte, niemals ohne ein Lächeln daraus zurückkehrte. Doch für jeden von uns besitzt ein solcher Pavillon eine doppelte Gestalt: Gegenüber demjenigen, den wir für den einzigen halten, liegt jener andere, der uns gewöhnlich unsichtbar bleibt, der wahre, der symmetrisch zu dem uns bekannten angeordnet, doch ganz verschieden davon ist und dessen Innenausstattung, in der wir nichts von dem wiederfinden würden, was wir zu sehen erwarteten, uns entsetzen würde, denn sie besteht aus den häßlichen Symbolen einer ungeahnten Feindseligkeit. Wie ver-

blüfft wäre Monsieur de Charlus gewesen, wenn er in einen solchen Gegenpavillon mit Hilfe irgendeines Klatsches eingedrungen wäre wie über eine jener Hintertreppen, auf denen an den Wohnungstüren von unzufriedenen Lieferanten und entlassenen Dienstboten in Kohle ausgeführte obszöne Kritzeleien zu sehen sind! Doch wie wir den Orientierungssinn nicht besitzen, mit dem manche Vögel ausgestattet sind, fehlt uns auch der Sinn für Sichtbarkeit und der für Distanzen, denn wir bilden uns ein, im Zentrum der Aufmerksamkeit von Menschen zu stehen, die im Gegenteil nie an uns denken, und wir ahnen nicht, daß wir währenddessen für andere den einzigen Gegenstand ihres Interesses bilden. So lebte Monsieur de Charlus in Täuschungen dahin wie der Fisch, der meint, das Wasser, in dem er schwimmt, breite sich auch jenseits der Glasscheibe seines Aquariums aus, die ihm den Reflex davon zurücksendet, während er neben sich im Dunkeln nicht den müßigen Spaziergänger sieht, der seinen Spielen zuschaut, oder den allmächtigen Fischzüchter, der in einem unvorhersehbaren, schicksalsträchtigen Moment – der, was den Baron anbelangt (für den in Paris als jener Züchter Madame Verdurin sich erweisen wird), fürs erste sich noch etwas hinauszog – ihn mitleidlos aus dem Element, in dem er gern lebte, herausholen und in ein anderes versetzen wird. Darüber hinaus können Völker, insofern sie ja nur Ansammlungen von Individuen sind, umfassendere, aber in allen Teilen identische Beispiele für diese tiefreichende, beharrliche und bestürzende Blindheit liefern. Wenn diese bislang die Ursache dafür war, daß Monsieur de Charlus im Klübchen Reden von ganz nutzloser Raffinesse oder Kühnheit hielt, über die alle insgeheim lächelten, so brachte sie doch weder im Augenblick große Nachteile mit sich, noch sollte sie in Balbec solche für ihn auslösen. Ein wenig Albuminurie, etwas Zucker, eine kleine Herzarrhythmie hindern denjenigen, der sie selbst kaum bemerkt, nicht am Weiterführen seines normalen Lebens, während allein der Arzt – und nur dieser – darin die Voraussage

von Katastrophen sieht. Zur Zeit bewog die Neigung – platonisch oder nicht -, die Monsieur de Charlus für Morel hegte, den Baron einzig, in Morels Abwesenheit ungeniert zu bemerken, er finde ihn sehr schön, wobei er meinte, man werde das in aller Harmlosigkeit zur Kenntnis nehmen, das heißt, er handelte wie ein kluger Mann, der, vor Gericht gestellt, sich nicht scheuen wird, auf Einzelheiten einzugehen, die scheinbar nachteilig für ihn sind, aber gerade aus diesem Grund natürlicher und weniger banal wirken als die üblichen Beteuerungen eines Angeklagten, wie man ihn auf der Bühne zu sehen bekommt. Mit der gleichen Unbefangenheit sprach Monsieur de Charlus mit Vorliebe von Leuten – immer zwischen Doncières-Ouest und Saint-Martin-du-Chêne, oder umgekehrt auf der Rückfahrt –, die, wie es schien, sehr seltsame Sitten hatten, und setzte sogar hinzu: »Ich sage seltsam, obwohl sie eigentlich gar nicht so seltsam sind«, um sich selber zu beweisen, wie gewandt er sein Publikum doch zu nehmen wisse. Er tat es tatsächlich, soweit die Initiative bei ihm lag und er sicher sein konnte, die Galerie werde stumm und lächelnd lauschen, entwaffnet durch Gutgläubigkeit oder Anstand.

Wenn Monsieur de Charlus nicht von seiner Bewunderung für Morels Schönheit sprach, als stehe sie in keiner Beziehung zu einer als Laster bezeichneten Neigung, hielt er sich bei diesem Laster auf, doch keineswegs so, als huldige er ihm etwa selbst. Manchmal zögerte er nicht, es sogar beim Namen zu nennen. Als ich ihn, nachdem ich den schönen Einband seines Balzac bewundert hatte, fragte, welches sein Lieblingsstück aus der *Comédie humaine* sei, antwortete er mir, während sein Denken sich in der Richtung seiner fixen Idee bewegte: »Das ist schwer zu entscheiden, die kleinen Miniaturen zum Beispiel, wie der *Curé de Tours* oder die *Femme abandonnée*, aber auch die großen Fresken wie die Folge der *Illusions perdues.* [1] Wie? Sie kennen die *Illusions perdues* nicht? Da ist so eine wundervolle Stelle, wo Carlos Herrera nach dem Namen des Schlosses fragt, an dem seine Kalesche

vorüberfährt: Es ist Rastignac, die Heimat des jungen Mannes, den er früher geliebt hat. Der Abbé gibt sich darauf einer Träumerei hin, die Swann in überaus geistreicher Weise als die ›Tristesse d'Olympio‹ der Päderastie bezeichnet hat.[2] Und dann Luciens Tod! Ich weiß nicht mehr, welcher Mann von Geschmack es war, der, befragt, welches Ereignis ihn in seinem Leben am stärksten erschüttert habe, antwortete: ›Der Tod des Lucien de Rubempré in *Splendeurs et Misères*.‹«[3] – »Ich weiß, daß Balzac in diesem Jahr – wie im vorigen der Pessimismus – in Mode ist«, fiel Brichot ihm ins Wort. »Aber auf die Gefahr hin, die an dem Übel der Balzacomanie krankenden Seelen zu betrüben, gestehe ich, ohne – Gott behüte – auf die Rolle eines Literaturpolizisten auszugehen und einen Strafantrag wegen Verletzung der Grammatik zu stellen, daß dieser wortreiche Improvisator, dessen haarsträubende Hirngespinste Sie doch wohl gewaltig überschätzen, mir immer eher als ein Schreiber erschienen ist, der nicht hinreichend sorgfältig mit der Feder umzugehen weiß. Ich habe diese *Illusions perdues*, von denen Sie sprechen, Baron, gelesen und mich bemüht, die wahre Inbrunst des Adepten in mir zu erzeugen, gestehe aber in aller Schlichtheit ein, daß diese pathetisch aufgemachten Feuilletonromane mit ihrem doppelten und dreifachen Schwulst (›Esther heureuse‹, ›Où mènent les mauvais chemins‹, ›À combien l'amour revient aux vieillards‹)[1] mir immer wie die Rocambole-Schauergeschichten[2] vorgekommen sind, die nur durch unbegreifliche Gunst zum unsicheren Rang von Meisterwerken erhoben werden konnten.« – »So sprechen Sie nur, weil Sie das Leben nicht kennen«, gab der Baron in doppelt gereiztem Ton zurück, da er spürte, daß Brichot weder seine künstlerischen noch sonstigen Gründe zu würdigen vermochte. »Ich verstehe«, antwortete Brichot, »Sie wollen sagen, daß ich ganz im Geist der Sorbonne befangen oder, wie Meister François Rabelais gesagt hätte, *moult sorbonagre, sorbonicole et sorboniforme* bin. Und doch liebe ich es ebensosehr wie die

anderen Kameraden, daß ein Buch den Eindruck von Aufrichtigkeit und Lebenswahrheit macht; ich bin keiner der verknöcherten Gelehrten …« – »*Le quart d'heure de Rabelais* [3] «, fiel ihm Doktor Cottard mit einer Miene nicht mehr des Zweifels, sondern geistreicher Selbstsicherheit ins Wort, » … die das Gelübde der Literatur nach der Regel von L'Abbayeaux-Bois[4] in der Obödienz des Herrn Vicomte de Chateaubriand, Großmeisters des Bombasts, und nach der strengen Satzung der Humanisten ablegen …« – »Chateaubriand für zwei Personen?« unterbrach wieder Cottard. »Er ist der Schutzherr dieser Brüderschaft«, fuhr Brichot fort, ohne auf den Scherz Cottards einzugehen, der seinerseits, durch die Wendung des Gelehrten beunruhigt, einen ängstlichen Blick auf Monsieur de Charlus warf. Brichot hatte es an Takt fehlen lassen nach der Meinung Cottards, dessen Wortspiel ein feines Lächeln auf die Lippen der Fürstin Scherbatow rief. »Bei dem Professor kommt die beißende Ironie des vollkommenen Skeptikers zu ihrem Recht«, sagte sie aus Liebenswürdigkeit und um zu zeigen, daß der »Witz« des Mediziners an ihr nicht unbemerkt vorübergegangen sei. »Der Weise ist zwangsläufig skeptisch«, gab der Doktor zur Antwort. »Was weiß ich? γνῶθι σεαυτόν, pflegte Sokrates[1] zu sagen. Er hat vollkommen recht damit. Das Übermaß ist auf allen Gebieten von Übel. Aber ich bin doch wie vom Donner gerührt bei dem Gedanken, daß das genügt hat, den Namen des Sokrates bis auf unsere Tage lebendig zu erhalten. Was ist schon an dieser Philosophie? Im Grunde nicht eben viel. Wenn man bedenkt, daß Charcot und andere tausendmal Bedeutenderes geleistet haben, Arbeiten, die sich wenigstens auf etwas stützen, wie die Aufhebung des Pupillarreflexes als Nebenerscheinung der progressiven Paralyse, und daß sie doch fast vergessen sind! Alles in allem ist Sokrates doch nichts Besonderes. Das waren Leute, die nichts zu tun hatten, sondern den ganzen Tag spazierengingen und schwätzten. Ganz wie Jesus Christus: Liebet einander, sehr hübsch gesagt …« – »Aber lieber Freund …«, bat Madame

Cottard. »Natürlich, meine Frau erhebt Einspruch, so sind diese Neurotikerinnen.« – »Aber Doktorchen, ich bin doch nicht neurotisch«, sagte Madame Cottard leise. – »Wie? Die und nicht neurotisch? Wenn ihr Sohn krank ist, weist sie alle Symptome nervöser Schlaflosigkeit auf. Aber ich erkenne an, daß Sokrates und das alles für eine höhere Bildung notwendig ist, um mit seinen Fähigkeiten zu glänzen. Ich zitiere immer das γνῶθι σεαυτόν meinen Hörern im ersten Semester. Der alte Bouchard, der davon hörte, hat mir dazu gratuliert.« – »Ich bin keiner der Verfechter einer Form um der Form willen, ebensowenig wie ich in der Poesie mir eine Schatzkammer überreicher Reime anlege«, fing Brichot von neuem an. »Aber immerhin, die *Comédie humaine* – die übrigens wenig menschlich ist – steht doch gar zu sehr im Gegensatz zu den Werken, in denen die Form dem Inhalt vorangeht, wie der gute Esel Ovid bemerkt.[1] Es ist gewiß erlaubt, einen Mittelweg zu wählen, der zu der Gemeinde von Meudon oder der Einsiedelei von Ferney führt, aber sich in gleicher Entfernung von der Vallée-aux-Loups hält, wo René hochtrabend das Amt eines gnadenlosen Priestertums ausübte, und von Les Jardies, wo Honoré de Balzac, von den Handlangern der Gerichtsvollzieher verfolgt, unablässig einer Polin zuliebe als eifernder Apostel des Galimatias in schlechtem Prosastil schwelgte.«[2] – »Chateaubriand ist viel lebendiger, als Sie behaupten, und Balzac ist trotz allem ein großer Schriftsteller«, antwortete Monsieur de Charlus, der noch zu sehr von Swanns Geschmacksrichtung geprägt war, um sich nicht durch Brichots Bemerkungen verärgert zu fühlen, »und Balzac hat sogar Leidenschaften gekannt, von denen die anderen nichts ahnen oder die sie doch nur studieren, um über sie herzufallen. Ohne noch einmal auf die unsterblichen *Illusions perdues* zurückzukommen, liefern doch auch *Sarrasine*, *La fille aux yeux d'or*, *Une passion dans le désert*, ja sogar die ziemlich undurchsichtige *Fausse maîtresse* ein Beispiel für das, was ich sage. Als ich von dieser ›naturwidrigen‹ Seite

Balzacs ein Wort zu Swann äußerte, antwortete er mir: ›Sie sind der gleichen Ansicht wie Taine.‹[3] Ich hatte nicht die Ehre, Monsieur Taine kennenzulernen«, bemerkte beiläufig Monsieur de Charlus (mit der gewissen irritierenden Gewohnheit der überflüssigen Hinzufügung von »Monsieur«, die man bei Leuten aus der Gesellschaft findet, ganz als gedächten sie, einem großen Schriftsteller dadurch, daß sie ihm das Prädikat »Monsieur« zuerkennen, eine Ehre zu erweisen, vielleicht aber auch gleichzeitig die Distanz zu wahren und zu betonen, daß sie ihm persönlich nicht begegnet sind). »Ich habe Monsieur Taine nicht gekannt, aber ich habe mich geehrt gefühlt, daß ich der gleichen Meinung sein soll wie er.« Im übrigen war Monsieur de Charlus trotz solcher lächerlichen gesellschaftlichen Gewohnheiten sehr intelligent, und es ist wahrscheinlich, daß er, wenn durch irgendeine weiter zurückliegende Heirat eine Verwandtschaft zwischen seiner Familie und der Balzacs zustande gekommen wäre, darüber (nicht weniger übrigens Balzac selbst) eine Genugtuung empfunden hätte, auf die er gleichwohl in einer Weise gepocht hätte, als ob es sich von seiner Seite dabei um ein Zeichen bewundernswerter Herablassung handelte.

Manchmal stiegen auf der Station, die auf Saint-Martin-du-Chêne folgte, junge Männer in den Zug. Monsieur de Charlus konnte es nicht unterlassen, ihnen einen Blick zu schenken, da er aber die Aufmerksamkeit, die er auf sie verwendete, abkürzte und vertuschte, wirkte sie ganz so, als verberge sich dahinter ein Geheimnis, das noch speziellerer Art schien, als es in Wirklichkeit war; man hätte meinen können, er kenne sie und lasse es sich gegen seinen Willen anmerken, habe sich aber mit einem Verzicht abgefunden, bevor er sich wieder uns zuwendete, ganz wie es Kinder machen, denen infolge eines Zerwürfnisses zwischen den Eltern verboten worden ist, kleinen Kameraden guten Tag zu sagen, die aber doch bei einer Begegnung sich nicht versagen können, den Kopf zu heben, ehe sie sich wieder der Fuchtel ihres Erziehers beugen.

Bei dem aus dem Griechischen stammenden Wort, das Monsieur de Charlus, als er von Balzac sprach, der Anspielung auf die »Tristesse d'Olympio« in *Splendeurs et Misères* hatte folgen lassen, hatten Ski, Brichot und Cottard einander mit einem Lächeln angeblickt, das, vielleicht weniger ironisch als von Genugtuung durchdrungen, die Gäste bei einem Diner gezeigt hätten, wenn es ihnen gelungen wäre, im Gespräch Dreyfus auf seinen eigenen Fall oder die Kaiserin auf ihre Regierungszeit zu bringen. Sie hofften, sie könnten ihn bewegen, sich noch weiter über das Thema zu äußern, aber der Zug fuhr schon in Doncières ein, wo Morel zu uns stieß. In seiner Gegenwart aber überwachte Monsieur de Charlus sorgfältig seine Konversation, und als Ski ihn zu der Liebe von Carlos Herrera zu Lucien de Rubempré zurückführen wollte, nahm der Baron die irritierte, geheimnisvolle und schließlich (als er bemerkte, daß sie ihm keine Aufmerksamkeit schenkten) richterlich strenge Miene eines Vaters an, der zuhören muß, wie jemand vor seiner Tochter unpassende Dinge zur Sprache bringt. Da Ski eigensinnig seine Absicht verfolgte, erhob Monsieur de Charlus mit vorquellenden Augen die Stimme und bemerkte beziehungsvoll, indem er auf Albertine deutete, die uns freilich nicht hören konnte, da sie in ein Gespräch mit Madame Cottard und der Fürstin Scherbatow vertieft war, zugleich aber auch mit dem gewissen Unterton, dessen sich ein Mann bedient, der ungehobelten Leuten eine Lektion erteilen will: »Ich glaube, es wäre an der Zeit, von Dingen zu sprechen, die diese junge Dame interessieren könnten.« Ich begriff aber sehr wohl, daß für ihn die junge Dame nicht Albertine, sondern Morel war; er bestätigte übrigens später die Richtigkeit meiner Deutung durch die Wendungen, in denen er bat, man möge vor Morel solche Gespräche vermeiden. »Wissen Sie«, sagte er zu mir im Hinblick auf den Geiger, »er ist gar nicht das, was man meinen könnte, sondern ein sehr anständiger Junge, der immer brav und seriös geblieben ist.« Man hörte aus diesen Worten heraus, daß Monsieur de

Charlus die Homosexualität für junge Männer als eine ebensolche Gefahr betrachtete wie für Frauen die Prostitution und daß er sich für Morel des Beiwortes »seriös« in ganz derselben Weise bediente, wie es sonst für junge Arbeiterinnen verwendet wird. Um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, fragte mich darauf Brichot, ob ich noch lange in Incarville zu bleiben gedenke. Ich hatte ihn freilich schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, daß ich nicht in Incarville, sondern in Balbec wohnte, immer wieder aber fiel er in seinen Irrtum zurück, das heißt, er bezeichnete mit dem Namen Incarville oder Balbec-Incarville diese ganze Küstenregion. So gibt es Leute, die von denselben Dingen sprechen wie wir, sie aber etwas anders benennen. Eine gewisse Dame aus dem Faubourg Saint-Germain fragte mich immer, wenn sie von der Herzogin von Guermantes sprechen wollte, ob es schon lange her sei, daß ich Zénaide oder Oriane-Zénaide zuletzt gesehen habe, was ich im ersten Augenblick gar nicht verstand. Wahrscheinlich hatte es eine Zeit gegeben, in der man, weil eine Verwandte von Madame de Guermantes ebenfalls Oriane hieß, sie selbst, um Irrtümer zu vermeiden, Oriane-Zénaide genannt hatte. Vielleicht gab es auch ursprünglich nur einen Bahnhof in Incarville, von dem aus man mit dem Wagen nach Balbec gefahren war. »Wovon sprachen Sie denn?« fragte Albertine, erstaunt über den feierlichen Familienvaterton, den Monsieur de Charlus soeben usurpiert hatte. »Von Balzac«, beeilte sich der Baron zu antworten, »und Sie selbst tragen gerade heute abend die Toilette der Fürstin von Cadignan, nicht die erste, die beim Abendessen, sondern vielmehr die zweite.«[1] Dieses Zusammentreffen rührte daher, daß ich mich bei der Auswahl der Toiletten Albertines von dem Geschmack inspirieren ließ, den sie sich bei Elstir gebildet hatte, und dieser besaß sehr viel Sinn für Nüchternheit, den man als britisch hätte bezeichnen können, hätte sich nicht bei ihr größere Anmut und französische Sanftheit vereinigt. Meist boten die Kleider, die er vorzog – ganz wie die von

Diane de Cadignan – den Blicken eine harmonische Verbindung grauer Töne dar. Einzig Monsieur de Charlus war wohl imstande, die Toiletten Albertines nach ihrem wahren Wert zu schätzen; auf der Stelle entdeckten seine Augen, was ihre Seltenheit und ihren Preis bestimmte; niemals hätte er sich im Namen eines Stoffes getäuscht, und er erkannte sofort, wo sie angefertigt worden waren. Nur zog er – für Frauen – etwas mehr Glanz und Farbe vor, als Elstir duldete. Albertine warf mir denn auch an jenem Abend einen halb lächelnden, halb beunruhigten Blick zu, indem sie ihre kleine rosa Kätzchennase verzog. Tatsächlich ließ Albertines Toilette – wenn sie ihre graue Cheviotjacke über dem grauen Crêpe-de-Chine-Rock zuzog – die Vermutung aufkommen, sie sei ganz in Grau gekleidet. Doch nachdem sie mir ein Zeichen gegeben hatte, ich möchte ihr helfen, da ihre bauschigen Ärmel immer je nachdem glattgestrichen oder gelockert werden mußten, wenn sie in die Jacke hineingleiten sollten oder daraus hervorkamen, legte sie diese Hülle ab, und da die Ärmel aus einem sehr zartfarbigen Schottenstoff in rosa, blaßblauen, zartgrünen und taubengrauen Tönen bestanden, ergab sich eine Wirkung, als habe sich in einem grauen Himmel ein Regenbogen gebildet. Sie fragte sich, ob es Monsieur de Charlus wohl gefallen würde. »Ah!« rief dieser ganz entzückt, »welch ein Lichtstrahl, ein ganzes Spektrum von Farben. Ich mache Ihnen mein Kompliment!« – »Aber nur dieser Herr hier hat das Verdienst«, antwortete freundlich Albertine, indem sie auf mich wies, denn sie zeigte gern, was sie von mir erhalten hatte. »Nur Frauen, die sich nicht anzuziehen verstehen, fürchten die Farben«, fuhr Monsieur de Charlus fort. »Man kann bunt sein, ohne vulgär zu wirken, und sanfte Töne tragen, ohne deswegen fade auszusehen. Im übrigen haben Sie nicht die gleichen Gründe wie Madame de Cadignan, dem Leben abgewendet zu erscheinen, denn das war die Vorstellung, die sie d'Arthez durch ihre graue Toilette vermitteln wollte.« Albertine, die sich für diese stumme Sprache der Kleider interes-

sierte, wollte von Monsieur de Charlus mehr über die Fürstin von Cadignan wissen. »Oh! Das ist eine entzückende Novelle«, sagte der Baron in träumerischem Ton. »Ich kenne den kleinen Garten, in dem Diane de Cadignan mit Madame d'Espard spazierengegangen ist. Er gehört einer Cousine von mir.« – »Alle diese Sachen da wie mit dem Garten seiner Cousine«, flüsterte Brichot Cottard zu, »mögen ebenso wie seine Genealogie für den guten Baron ihre Bedeutung haben. Aber welche Bedeutung hat das schon für uns, die wir weder über das Privileg verfügen, darin spazierenzugehen, noch jene Dame kennen, noch Adelstitel führen?« Brichot nämlich ahnte nicht, daß man sich für ein Kleid und einen Garten wie für ein Kunstwerk interessieren kann und daß Monsieur de Charlus die kleinen Gartenwege der Madame de Cadignan wie in der Balzacschen Novelle vor sich sah. Der Baron fuhr fort: »Aber Sie kennen sie ja, diese Cousine«, sagte er zu mir und wandte sich dabei, um mir zu schmeicheln, an mich wie an jemanden, der, in dem kleinen Kreis gleichsam exiliert, für Monsieur de Charlus zwar nicht seiner Welt angehörte, aber doch in ihr verkehrte. »Auf alle Fälle sind Sie ihr sicher bei Madame de Villeparisis begegnet.« – »Ist das die Marquise de Villeparisis, der das Schloß Baucreux gehört?« fragte Brichot mit bereits interessierterer Miene. »Ja, Sie kennen sie?« fragte Monsieur de Charlus ziemlich kühl zurück. »Keineswegs«, antwortete Brichot. »Aber unser Kollege Norpois verbringt jedes Jahr einen Teil seiner Ferien in Baucreux. Ich hatte Gelegenheit, ihm dorthin zu schreiben.« In der Meinung, es würde ihn interessieren, bemerkte ich zu Morel, Monsieur de Norpois sei mit meinem Vater befreundet. Doch keine Regung in seinem Gesicht verriet, daß er gehört hatte, was ich sagte, denn er hielt meine Eltern für Leute von geringem Interesse, die nicht entfernt an das heranreichten, was mein Großonkel darstellte, bei dem sein Vater Kammerdiener gewesen war und der im übrigen, da er, ganz im Gegensatz zu der sonstigen Familie, »sich aufzuspielen« liebte, bei seinen

Hausbedienten ein glänzendes Andenken hinterlassen hatte. »Es scheint, daß Madame de Villeparisis eine hochinteressante Frau ist; aber ich kam niemals dazu, mir selbst darüber ein Urteil zu bilden, ebensowenig übrigens wie meine Kollegen: Norpois, der sonst im Institut die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit selber ist, hat keinen von uns der Marquise vorgestellt. Ich weiß nur von einem, der dort empfangen worden ist, das war unser Freund Thureau-Dangin, den alte Familienbeziehungen mit ihr verbanden, dann allerdings auch noch Gaston Boissier, den sie wegen einer Arbeit, die sie besonders interessierte, hatte kennenlernen wollen.[1] Er hat einmal bei ihr diniert und stand noch ganz unter ihrem Zauber, als er wiederkam. Dabei war Madame Boissier nicht etwa auch eingeladen.« Bei diesem Namen lächelte Morel gerührt. »Ah! Thureau-Dangin«, sagte er zu mir mit einer Miene, die ebenso interessiert schien, wie diejenige, die er bei meiner Bemerkung über den Marquis de Norpois und meinen Vater gezeigt hatte, gleichgültig geblieben war. »Thureau-Dangin und Ihr Onkel, das waren enge Freunde. Wenn eine Dame einen bevorzugten Platz bei einer Neuaufnahme in die Akademie haben wollte, pflegte Ihr Onkel zu sagen: ›Ich werde an Thureau-Dangin schreiben.‹[2] Natürlich kam die Einladung sofort, denn Sie werden verstehen, daß Monsieur Thureau-Dangin nicht wagen durfte, Ihrem Onkel etwas abzuschlagen, der ihm die Sache bei nächster Gelegenheit sicher heimgezahlt hätte. Es amüsiert mich auch, den Namen Boissier[3] zu hören, denn bei ihm ließ Ihr Onkel alle Einkäufe für die Damen zum Neujahrstag machen. Ich weiß es, denn ich kenne die Person, die damit beauftragt war.« Er kannte sie nicht nur, es war sein Vater gewesen. Einige von den liebevollen Anspielungen Morels auf das Andenken meines Onkels bezogen sich auf die Tatsache, daß wir nicht immer in dem Stadtpalais der Guermantes zu bleiben gedachten, in das wir nur meiner Großmutter wegen gezogen waren. Es war manchmal von der Möglichkeit eines Umzugs die Rede. Um aber nun die Rat-

schläge zu verstehen, die in dieser Hinsicht Charles Morel mir gab, muß man wissen, daß mein Großonkel früher Boulevard Malesherbes Nummer 40 a gewohnt hatte.[1] Die Folge davon war, daß man in meiner Familie, da wir häufig zu meinem Onkel Adolphe gingen, bis zu dem Schicksalstag, an dem ich meine Eltern durch meine Erzählung von der Dame in Rosa mit ihm auseinandergebracht hatte, anstatt »bei Onkel Adolphe« »in Nummer 40 a« sagte. Cousinen von Mama sagten zu ihr im natürlichsten Ton der Welt: »Ach ja! Am Sonntag seid ihr ja nicht zu haben, da diniert ihr ja in Nummer 40 a.« Wenn ich eine Verwandte besuchen ging, so legte man mir ans Herz, zunächst in Nummer 40 a vorzusprechen, damit mein Onkel nicht beleidigt sein konnte, daß ich nicht bei ihm den Anfang gemacht hatte. Er war Eigentümer des Hauses und zeigte sich freilich sehr heikel in der Wahl seiner Mieter, die alle seine Freunde waren oder es daraufhin wurden. Der Oberst Baron von Vatry rauchte alle Tage bei ihm eine Zigarre, um leichter eine Reparatur zu erlangen. Die Einfahrt war immer geschlossen. Wenn mein Onkel an einem Fenster ein Wäschestück oder einen Teppich bemerkte, wurde er wütend und ließ diese Gegenstände noch schneller entfernen, als es heutzutage die Polizei bewirkt. Aber immerhin vermietete er einen Teil seines Hauses, so daß er für sich nur zwei Stockwerke und die Ställe behielt. Dennoch erging man sich, da man sicher war, ihm ein Vergnügen damit zu machen, wenn man die gute Instandsetzung des Hauses rühmte, in Lobeserhebungen über den Komfort der »kleinen Villa«, als ob mein Onkel der einzige Bewohner gewesen wäre, und er ließ es geschehen, ohne, wie er eigentlich sollte, dagegen zu protestieren. Die »kleine Villa« war sicherlich komfortabel (da mein Onkel auf der Stelle alle Erfindungen der damaligen Zeit einführte). Doch es war nichts Außergewöhnliches an ihr. Nur mein Onkel war, wenn er mit falscher Bescheidenheit von seiner »kleinen Höhle« sprach, für seine Person überzeugt oder hatte doch jedenfalls seinem Kammerdiener, dessen Frau, dem Kutscher und

der Köchin die Idee eingeimpft, daß in Paris nichts existierte, was in bezug auf Komfort, Luxus und Annehmlichkeit dieser »kleinen Villa« zu vergleichen wäre. In diesem Glauben war Charles Morel aufgewachsen. Dabei war er geblieben. Selbst an den Tagen, an denen er nicht mit mir sprach, lächelte er, wenn ich im Zug irgend jemandem gegenüber die Möglichkeit eines Umzugs erwähnte, mich sofort mit einem Augenzwinkern geheimen Einverständnisses an und sagte: »Ah! Was Sie brauchten, wäre etwas in der Art von Nummer 40 a! Das wäre das Richtige für Sie! Man muß sagen, Ihr Onkel verstand sich darauf. Ich bin sicher, daß es in ganz Paris nichts gibt wie 40 a!«

Aus der melancholischen Miene, die Monsieur de Charlus angenommen hatte, als er von der Fürstin von Cadignan sprach, schloß ich, daß diese Novelle ihn nicht nur an den kleinen Garten einer ihm ziemlich gleichgültigen Cousine erinnerte. Er versank in tiefe Träumerei und sprach gewissermaßen zu sich selbst. »*Les secrets de la princesse de Cadignan!*« rief er, »welch ein Meisterwerk! Wie tiefsinnig, wie ergreifend das ist, wenn Diane fürchtet, der Mann, den sie liebt, könne etwas von ihrem schlechten Ruf erfahren! Welch ewige Wahrheit liegt darin, und noch dazu eine umfassendere, als man gemeinhin denkt. Ja, sie reicht wirklich sehr weit!« Monsieur de Charlus sprach diese Worte mit einer Trauer aus, von der man gleichwohl spürte, daß er einen gewissen Genuß darin fand. Gewiß befürchtete Monsieur de Charlus, da er nicht genau wußte, in welchem Umfang seine Sitten bekannt oder unbekannt waren, seit einiger Zeit, es könnte, wenn er wieder in Paris war und man ihn mit Morel sah, dessen Familie dazwischentreten und sein Glück gefährden. Diese Eventualität war ihm wahrscheinlich bisher nie anders als etwas zutiefst Unangenehmes und Schmerzliches erschienen. Doch der Baron war eine sehr künstlerische Natur. Und da er seit einer Weile seine eigene Situation mit der von Balzac beschriebenen in Verbindung brachte, flüchtete er sich nun in

gewisser Weise in die Welt der Novelle und hatte so bei dem Mißgeschick, das ihn vielleicht bedrohte und ihn auf alle Fälle mit tiefem Schrecken erfüllte, den Trost, in seiner eigenen Beängstigung etwas zu finden, was Swann und auch Saint-Loup als »sehr balzacisch« bezeichnet hätten. Die Identifikation mit der Fürstin von Cadignan fiel Monsieur de Charlus um so leichter dank der seelischen Umsetzung, die ihm zur Gewohnheit geworden war und von der er bereits verschiedene Beispiele geliefert hatte. Sie genügte übrigens, damit allein die Tatsache, daß die Frau als Gegenstand der Liebe durch einen jungen Mann ersetzt war, sofort rings um diesen her den ganzen Prozeß von gesellschaftlichen Komplikationen auslöste, der eine normale Liebschaft umwebt. Wenn man aus irgendeinem Grund ein für allemal eine Veränderung im Kalender oder in den Fahrplänen vornimmt, das heißt das Jahr ein paar Wochen später beginnen oder Mitternacht eine Viertelstunde früher schlagen läßt, so verläuft – da die Tage gleichwohl auch weiterhin vierundzwanzig Stunden und die Monate dreißig Tage enthalten – alles, was sich in zeitlich meßbarer Weise vollzieht, in völlig gleicher Form. Alles kann geändert worden sein, ohne daß daraus irgendeine Verwirrung entsteht, da das Verhältnis zwischen den Ziffern immer das gleiche bleibt. So nun ist es auch bei Existenzen, die sich der »mitteleuropäischen Zeit« anpassen oder einen orientalischen Kalender einführen. Es scheint sogar, daß das Selbstgefühl, dem es schmeichelt, eine Schauspielerin auszuhalten, in dieser Verbindung eine Rolle spielte. Bereits am ersten Tag, als Monsieur de Charlus sich danach erkundigt hatte, wer dieser Morel eigentlich sei, war dessen bescheidene Herkunft ihm bestimmt zur Kenntnis gekommen, doch eine Halbweltdame, die wir lieben, verliert für uns nichts von ihrem Prestige, weil sie das Kind armer Leute ist. Bekannte Musiker andererseits, an die er hatte schreiben lassen, hatten dem Baron – nicht einmal aus Eigennutz, wie Swanns Freunde, die ihm, als sie ihn mit Odette bekanntmachten, diese als schwieriger und

begehrter hingestellt hatten, als sie eigentlich war – mit der einfachen Banalität berühmter Leute, die einen Anfänger überschwenglich preisen, die Antwort erteilt: »Ah! Großes Talent, große Stellung, wenn man bedenkt, daß er noch einer der Jungen ist, sehr geschätzt von Kennern, wird bestimmt seinen Weg machen.« Außerdem hatten sie infolge der Marotte der Leute, die von der Homosexualität nichts wissen, sich über männliche Schönheit auszulassen, noch hinzugesetzt: »Zudem sieht er sehr hübsch aus, wenn er spielt; er macht sich besser als irgendein anderer im Konzertsaal; er hat schönes Haar und eine vornehme Haltung; der Kopf ist ganz entzückend, er sieht aus wie ein Geigenspieler auf einem Gemälde.« Daher fühlte sich denn auch Monsieur de Charlus, der außerdem in seinen Empfindungen noch durch Morel überreizt wurde, da dieser ihn nicht in Unkenntnis darüber ließ, von wie vielen Anträgen er der Gegenstand war, höchst geschmeichelt, ihn mitnehmen zu können, um ihm ein Nest zu schaffen, in das er häufig kam. Denn in der übrigen Zeit wollte er ihn frei wissen, was notwendig gemacht wurde durch die Laufbahn, die auf Wunsch von Monsieur de Charlus, soviel Geld er ihm auch gab, Morel weiterverfolgen sollte, sei es aufgrund der ganz dem Guermanteschen Geist entsprechenden Vorstellung, daß ein Mann etwas leisten müsse, daß man durch sein Talent etwas gilt und daß Adel und Geld nur die Null darstellen, durch die ein vorgesetzter Wert freilich vervielfältigt wird, sei es auch, weil er Angst hatte, daß der Geiger, müßig und immer in seiner Nähe, sich schließlich langweilen würde. Endlich wollte er nicht auf das Vergnügen verzichten, das er bei gewissen großen Konzerten darin fand, sich sagen zu dürfen: Der, dem man in diesem Augenblick Beifall klatscht, wird heute nacht bei mir sein. Leute aus der Gesellschaft, die – ganz gleich, auf welche Weise – verliebt sind, setzen ihren Stolz in das, was unter Umständen frühere Vorzüge aufhebt, in denen ihre Eitelkeit Befriedigung hätte finden können.

Da Morel fühlte, daß ich ohne alle Bosheit gegen ihn und zudem Monsieur de Charlus aufrichtig zugetan war, andererseits aber in physischer Hinsicht allen beiden absolut gleichgültig gegenüberstand, bekundete er schließlich mir gegenüber die gleichen Gefühle warmer Sympathie wie eine Kokotte, die weiß, daß man sie nicht begehrt, daß ihr Liebhaber in einem jedoch einen aufrichtigen Freund besitzt, der nicht den Versuch machen wird, ihn und sie auseinanderzubringen. Nicht nur sprach er genauso mit mir wie früher Rachel, die Geliebte Saint-Loups, sondern er sagte auch, wie mir später Monsieur de Charlus mitteilte, zu diesem in meiner Abwesenheit die gleichen Dinge, die Rachel zu Robert über mich zu äußern pflegte. Schließlich bemerkte auch Monsieur de Charlus zu mir: »Er liebt Sie sehr«, wie Robert: »sie liebt dich sehr«. So wie der Neffe im Auftrag seiner Geliebten, bat mich der Onkel auf Anregung Morels häufig, mit ihnen beiden gemeinsam zu Abend zu essen. Im übrigen gab es nicht weniger stürmische Szenen zwischen ihnen als zwischen Robert und Rachel. Gewiß, wenn Charlie (Morel) nicht zugegen war, wurde Monsieur de Charlus nicht müde, sein Lob zu singen, wobei er immer wieder betonte, wie es ihm schmeichle, daß der Geiger so gut zu ihm sei. Spürbar war aber trotzdem, daß Charlie oft, selbst vor den Getreuen, eine gereizte Miene zeigte, anstatt immer glücklich und ergeben auszusehen, wie der Baron gewünscht hätte. Diese Gereiztheit ging sogar später infolge der Schwäche, die Monsieur de Charlus dazu bewog, das ungehörige Benehmen Morels zu verzeihen, so weit, daß der Geiger sie nicht mehr zu verbergen suchte, ja sie sogar künstlich vorgab. Ich habe mit angesehen, wie Monsieur de Charlus, als er in ein Abteil einstieg, in dem sich Charlie mit irgendwelchen Freunden vom Militär befand, von dem Musiker mit einem Achselzucken empfangen wurde, das von Augenzwinkern in Richtung seiner Kameraden begleitet war. Oder er tat so, als schlafe er, wie jemand, dem ein solches Zusammentreffen äußerst unangenehm ist. Oder er begann zu

husten, die anderen lachten und ahmten, um sich über Monsieur de Charlus lustig zu machen, die gezierte Redeweise von solchen Männern nach, wie er einer war, und zogen Charlie in eine Ecke, aus der er schließlich gleichsam gezwungenermaßen zu Monsieur de Charlus zurückkehrte, dessen Herz von all diesen Pfeilen schmerzlich getroffen wurde. Es ist unbegreiflich, daß er sie ertragen hat; die immer wechselnden Formen des Leidens aber rückten Monsieur de Charlus von neuem das Problem des Glücks vor Augen, zwangen ihn nicht nur, mehr zu verlangen, sondern auch, anderes zu wünschen, denn die vorhergehende Kombination war nun durch eine abscheuliche Erinnerung entstellt. Gleichwohl muß man, wie peinlich auch später diese Szenen waren, anerkennen, daß in der ersten Zeit der natürliche Genius, der in Frankreich dem Mann aus dem Volke innewohnt, Morel den Reiz der Einfachheit und des scheinbaren Freimuts eingab und darstellen ließ, sogar einen unabhängigen Stolz, der von Uneigennützigkeit inspiriert zu sein schien. Das stimmte zwar nicht, doch der Vorteil einer solchen Haltung wirkte sich um so mehr zugunsten von Morel aus, als es – während derjenige, der liebt, gezwungen ist, immer von neuem einen Versuch zu machen und sein Angebot dauernd zu erhöhen – im Gegenteil dem anderen, der nicht liebt, leichtfällt, einen geraden, unbeugsamen und graziösen Kurs zu verfolgen. Dies zeichnete sich durch das Privileg der Rasse im Gesicht Morels ab, das so offen aussah, wie sein Herz verschlossen war, diesem Gesicht, das von der Grazie wiedererstandenen Griechentums geprägt schien, wie sie an den Basiliken der Champagne erblüht. Trotz seines vorgetäuschten Stolzes fühlte er sich häufig, wenn er Monsieur de Charlus in einem Augenblick auftauchen sah, in dem er nicht darauf gefaßt war, dem Klübchen gegenüber geniert, er errötete dann und senkte den Blick zum Entzücken des Barons, der einen ganzen Roman darin sah. Tatsächlich war es aber nur ein Zeichen der Gereiztheit und Scham. Die erstere machte sich öfter Luft; denn so ruhig und

so nachdrücklich reserviert die Haltung Morels gewöhnlich war, ließ er sich andererseits häufig gehen. Manchmal brach bei irgendeiner Bemerkung, die der Baron machte, Morel in so harte und unehrerbietige Worte aus, daß alles darüber entsetzt war. Monsieur de Charlus senkte dann den Kopf mit betrübter Miene; er antwortete nicht mehr, und mit der Fähigkeit von Vätern, die in ihre Kinder vernarrt sind, sich einzubilden, daß man von deren Kälte und Härte ihnen gegenüber nichts bemerkt habe, fuhr er nichtsdestoweniger fort, das Lob des Geigers zu singen. Monsieur de Charlus war übrigens nicht immer so nachgiebig, aber sein gelegentliches Aufbegehren erreichte im allgemeinen nicht seinen Zweck, besonders weil er – hatte er doch immer unter Leuten von Welt gelebt – in seine Vorstellung der Reaktion, die er hervorrufen könnte, eine wenn auch nicht angeborene, so doch durch Erziehung erlangte Unterwürfigkeit einbezog. An deren Statt aber traf er bei Morel auf eine aus plebejischer Laune geborene momentane Gleichgültigkeit. Zu seinem Unglück begriff Monsieur de Charlus nicht, daß für Morel alles hinter den Fragen zurücktrat, bei denen das Conservatoire und sein guter Ruf daselbst (doch dieses offensichtlich schwerer wiegende Problem stellte sich im Augenblick nicht) im Spiel waren. So wechseln zum Beispiel bürgerliche Leute ihren Namen leicht aus Eitelkeit, große Herren, wenn es ihnen zum Vorteil gereicht. In den Augen des jungen Geigers war dagegen der Name Morel unauflöslich mit seinem ersten Preis in der Violinklasse verknüpft, eine Abänderung also völlig indiskutabel. Monsieur de Charlus hätte gern gesehen, daß Morel alles von ihm erhielte, sogar seinen Namen.[1] In dem Gedanken, daß der Vorname Morels ja Charles sei, der seinem eigenen, Charlus, ähnlich war, und daß die Besitzung, auf der sie sich gewöhnlich trafen, Les Charmes hieß, hatte er Morel überreden wollen, da ein hübscher gefälliger Name die Hälfte des künstlerischen Ruhms ausmache, er solle auf der Stelle den Namen Charmel annehmen, was einer diskreten Anspie-

lung auf die Stätte ihrer Begegnungen gleichgekommen wäre. Morel aber zuckte die Achseln. Monsieur de Charlus hatte zudem den unglücklichen Einfall, als letztes Argument noch anzuführen, er habe einen Kammerdiener des gleichen Namens gehabt. Er erregte einzig wütende Entrüstung bei dem jungen Mann. »Es gab eine Zeit, in der meine Vorfahren stolz darauf waren, den Titel eines Kämmerers oder Mundschenks bei dem König zu führen.« – »Es gab eine andere«, gab Morel hochfahrend zurück, »in der meine Vorfahren den Ihren den Kopf haben abschlagen lassen.« Monsieur de Charlus wäre sehr erstaunt gewesen, hätte er vermuten können, daß Morel, wenn er sich, da es mit Charmel nichts war, dazu entschlossen hätte, diesen zu adoptieren und ihm einen der Titel der Familie Guermantes zu geben, über die er verfügte, die dem Geiger anzubieten aber die Umstände, wie man sehen wird, nicht gestatteten, dieses Angebot abgelehnt hätte mit Rücksicht auf den künstlerischen Ruf, der mit seinem Namen Morel verknüpft war, und die Kommentare, die in der »Klasse« darüber hätten gemacht werden können. So hoch stellte er die Rue Bergère über den Faubourg Saint-Germain! Wohl oder übel mußte sich Monsieur de Charlus im Augenblick damit begnügen, für Morel symbolische Ringe anfertigen zu lassen, die die altertümliche Inschrift trugen:

plvs vltra carol's

.[1] Gewiß hätte Monsieur de Charlus angesichts eines Gegners, dessen Art ihm nicht vertraut war, die Taktik ändern müssen. Doch wer ist schon imstande dazu? So beging zwar Monsieur de Charlus Ungeschicklichkeiten, doch ließ es auch Morel keineswegs daran fehlen. Weit mehr sogar als das, was den Bruch herbeiführte, war das, was wenigstens provisorisch (aber dieses Provisorium sollte sich als definitiv erweisen) Morel bei Monsieur de Charlus unmöglich machte, die Tatsache, daß bei ihm die Gemeinheit, die ihn feige machte vor der Härte und unverschämt vor der Milde, nicht die einzige war. Außer dieser naturgegebenen Gemeinheit krankte er an einer

durch mangelnde Kinderstube bedingten, komplizierten Neurasthenie, die bei jeder Gelegenheit zum Ausbruch kam, wo er im Unrecht war oder zur Last fiel, und dadurch bewirkte, daß er gerade dann, wenn er über seine ganze Liebenswürdigkeit, Sanftmut und Heiterkeit hätte verfügen müssen, um den Baron zu entwaffnen, düster und mürrisch wurde, Auseinandersetzungen heraufbeschwor, bei denen, wie er wußte, niemand seiner Meinung war, und dann seinen antagonistischen Standpunkt mit den schwächsten Argumenten und schneidender Heftigkeit verteidigte, die seine schwache Position noch mehr erschütterten. Denn da er sehr schnell am Ende seiner Weisheit war, erfand er neue Beweise für seine Behauptung, in denen seine Unwissenheit und Dummheit in ihrer ganzen Breite zutage traten. Sie waren kaum spürbar, wenn er liebenswürdig blieb und nur zu gefallen suchte. Andererseits sah man nur noch sie bei solchen Anfällen von düsterer Stimmung, wo sie, die sonst harmlos wirkten, geradezu hassenswert wurden. Monsieur de Charlus fühlte sich dann am Ende seiner Kräfte und setzte seine Hoffnung nur in ein besseres Morgen, während Morel, der ganz vergaß, daß er dem Baron ein mehr als angenehmes Leben verdankte, ein ironisches Lächeln überlegenen Mitleids aufsetzte und erklärte: »Ich habe von keinem Menschen je etwas angenommen. Daher gibt es niemanden, dem ich auch nur ein Dankeschön schuldig wäre.«

Inzwischen versuchte es Monsieur de Charlus, als habe er es mit einem Mann von Welt zu tun, weiterhin mit seinen echten oder vorgeblichen, aber nutzlosen Zornesausbrüchen. Immer freilich waren sie es nicht. Als eines Tages – übrigens nach dieser ersten Zeit – der Baron mit Charlie und mir von einem Mittagessen bei den Verdurins heimkehrte und glaubte, den Nachmittag und Abend mit dem Geiger in Doncières verbringen zu können, bereitete ihm dieser, als er sich sofort beim Verlassen des Zuges mit den Worten entzog: »Nein, ich habe zu tun«, eine so große Enttäuschung, daß ich, obwohl er

versuchte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, Tränen in seinen Augen sah, die die Tusche auf seinen Wimpern verwischten, während er bestürzt am Zug stehenblieb. Dieser Schmerz war so groß, daß ich Albertine, mit der ich den Tag in Doncières zu verbringen vorgehabt hatte, ins Ohr flüsterte, ich möchte Monsieur de Charlus nicht allein lassen, da er mir aus irgendeinem Grund sehr bekümmert scheine. Die liebe Kleine willigte sehr gerne ein. Ich fragte darauf Monsieur de Charlus, ob er nicht wünsche, daß ich ihn ein Stück begleite. Er nahm auch sofort an, lehnte aber ab, meine Cousine deswegen gleichfalls in ihren Plänen zu stören. Ich fand eine gewisse Süße darin (und zweifellos zum letztenmal, da ich entschlossen war, mit ihr zu brechen), in sanftem Ton ihr zu befehlen, als ob sie meine Frau gewesen wäre: »Geh du nur nach Hause, ich komme heute abend wieder zu dir«, und zu hören, wie sie gleichfalls nach Art einer Ehegattin mir die Erlaubnis erteilte, zu tun, was ich wolle, und guthieß, daß ich, wenn Monsieur de Charlus, den sie sehr mochte, meine Gesellschaft brauche, mich ihm zur Verfügung stellte. Wir gingen darauf, der Baron und ich, er, indem er seinen gewaltigen Körper wiegte und seine Jesuitenaugen gesenkt hielt, und ich hinter ihm bis zu einer Gaststätte, wo wir uns Bier bringen ließen. Ich spürte, daß sein innerer Blick unruhig auf irgendein Vorhaben konzentriert war. Plötzlich verlangte er Papier und Tinte und fing mit bemerkenswerter Schnelligkeit zu schreiben an. Während er Blatt um Blatt mit seiner Schrift bedeckte, funkelten aus seinen Augen wutentbrannte Phantasien. Als er acht Seiten geschrieben hatte, fragte er mich: »Darf ich Sie um einen großen Dienst bitten? Erlauben Sie mir, diesen Brief zu schließen. Es muß sein. Nehmen Sie einen Wagen, oder, wenn Sie können, ein Auto, um desto schneller voranzukommen. Sie werden Morel gewiß noch in seinem Zimmer finden, wohin er gegangen sein wird, um sich umzuziehen. Der arme Junge, er hat in dem Augenblick, als wir uns trennten, den Schneidigen spielen wollen, aber Sie

können sicher sein, daß ihm jetzt das Herz noch schwerer ist als mir. Sie geben ihm also diesen Brief, und wenn er fragt, wo Sie mich gesehen haben, sagen Sie ihm, Sie seien in Doncières geblieben (was ja im übrigen stimmt), um Robert zu besuchen (was vielleicht weniger wahr ist), hätten mich aber dort mit jemandem, den Sie nicht kennten, getroffen; ich hätte sehr zornig ausgesehen, und Sie hätten gemeint, etwas von Sekundanten zu hören (tatsächlich schlage ich mich morgen). Vor allem sagen Sie ihm nicht, daß ich ihn sehen möchte, versuchen Sie nicht, ihn hierher zurückzubringen, doch wenn er mit Ihnen kommen will, so lassen Sie es ihn tun. Gehen Sie, mein Sohn, es ist zu seinem Besten. Sie können dadurch vielleicht eine Tragödie verhüten. Während Sie fort sind, werde ich an meine Sekundanten schreiben. Ich habe Sie daran gehindert, mit Ihrer Cousine spazierenzugehen. Ich hoffe, sie wird mir deswegen nicht böse sein, ich glaube es sogar, denn sie ist eine edle Seele, und ich weiß, daß sie zu denen gehört, die hinter der Größe der Umstände nicht zurückstehen wollen. Sie müssen ihr unbedingt in meinem Namen danken. Ich bin ihr persönlich verpflichtet, und geruhe gutzuheißen, daß dem so ist.« Ich hatte großes Mitleid mit Monsieur de Charlus; es schien mir, daß Charlie dieses Duell hätte verhindern können, dessen Ursache er vielleicht war, und ich entrüstete mich für diesen Fall darüber, daß er sich so gleichgültig entfernt hatte, anstatt seinem Beschützer zur Seite zu stehen. Meine Empörung nahm noch zu, als ich mich dem Haus näherte, in dem Morel wohnte, und die Stimme des Geigers erkannte, der in seinem Bedürfnis nach Heiterkeit aus vollem Halse sang: *»Le samedi soir après le turbin.«* [1] Wenn das der arme Monsieur de Charlus gehört hätte, er, der so gern gesehen hätte, daß man glaubte – und es zweifellos selber glaubte –, Morel werde in diesem Augenblick recht niedergeschlagen sein! Charlie tanzte vor Vergnügen, als er mich auftauchen sah. »Oh! Alter Knabe – verzeihen Sie, daß ich Sie so nenne, aber bei diesem verdammten Kommiß nimmt man üble Ge-

wohnheiten an, was für ein Schwein, daß Sie kommen! Ich weiß überhaupt nicht, was ich mit meinem Abend anfangen soll. Verbringen wir ihn zusammen, ich bitte Sie darum! Wir können hier bleiben, wenn es Ihnen gefällt, können aber auch eine Bootfahrt machen, wenn Sie lieber wollen, oder Musik, mir ist alles recht.« Ich sagte ihm, ich müsse zum Abendessen in Balbec sein. Er zeigte große Lust, sich von mir dorthin einladen zu lassen, aber ich wollte nicht. »Aber wenn Sie so eilig sind, weshalb sind Sie dann hier?« – »Ich bringe Ihnen einen Brief von Monsieur de Charlus.« Bei der Nennung dieses Namens verflog seine Heiterkeit, sein Gesicht verkrampfte sich. »Wie! Muß er mir auch noch bis hierher nachschnüffeln! Ich bin also ein Sklave! Alter Knabe, seien Sie nett. Ich mache diesen Brief nicht auf. Sie sagen ihm ganz einfach, Sie hätten mich nicht gefunden.« – »Würden Sie nicht besser daran tun, ihn doch zu öffnen? Ich denke mir, es handelt sich um etwas Schwerwiegendes.« – »Nein und hundertmal nein! Sie kennen die Verlogenheit, die infernalischen Listen dieses alten Schurken nicht. Das ist nur ein Trick, damit ich zu ihm komme. Punktum, ich gehe nicht, ich will heute abend meine Ruhe haben.« – »Aber findet nicht morgen ein Duell statt?« fragte ich Morel, den ich eingeweiht glaubte. »Ein Duell?« fragte er mit bestürzter Miene zurück. »Davon weiß ich rein gar nichts. Aber schließlich ist es mir gleich, dieser alte Widerling soll sich ruhig durchlöchern lassen, wenn er Lust dazu hat. Nein, hören Sie, Sie machen mich doch neugierig. Ich möchte den Brief doch sehen. Sagen Sie ihm, Sie hätten ihn einfach dagelassen für den Fall, daß ich nach Hause käme.« Während Morel mit mir sprach, betrachtete ich mit Staunen die wundervollen Bücher, die Monsieur de Charlus ihm geschenkt hatte und die zahlreich in seinem Zimmer umherlagen. Da der Geiger diejenigen zurückgewiesen hatte, die die Inschrift trugen: »Dem Baron von Charlus« – diese Formel schien ihm als Zeichen der Besitzergreifung kränkend –, hatte der Baron mit der sentimentalen Erfindungsgabe, in der un-

glückliche Liebe sich gefällt, andere, ihm von seinen Ahnen überkommene Devisen abgewandelt und sie dem Buchbinder je nach den wechselnden Umständen einer melancholischen Verbundenheit in Auftrag gegeben. Manchmal waren sie kurz und hoffnungsfroh wie zum Beispiel[1] *Spes mea* oder *Expectata non eludet*, manchmal auch nur resigniert wie *J'attendrai*, oder galant: *Mesmes plaisir du mestre*, oder sie empfahlen die Keuschheit wie jene dem Hause Simiane entlehnte, die, mit azurblauen Türmchen und Lilienblättern durchwebt, ihren Sinn gewandelt hatte: *Sustentant lilia turres*; andere wiederum klangen verzweifelt und verlegten die Zusammenkunft mit demjenigen ins Jenseits, der ihn im Diesseits derart mißachtet hatte: *Manet ultima cœlo*, und, da er die Trauben, die er nicht erreichen konnte, zu sauer fand, formulierte Monsieur de Charlus wie einer, der das nicht Erlangte keineswegs erstrebt hat: *Non mortale quod opto*. Um alle zu lesen, hatte ich aber keine Zeit.

Während Monsieur de Charlus, als er diesen Brief niederschrieb, vom Dämon der Inspiration besessen schien, der seine Feder übers Papier hetzte, begann Morel, sobald er das Siegel (*Atavis et armis*, versehen mit Leopard und zwei Rosen in Inkarnat) erbrochen hatte, ebenso fieberhaft zu lesen, wie Monsieur de Charlus den Brief aufs Blatt geworfen hatte; auf den rasendschnell beschriebenen Seiten liefen seine Blicke nicht weniger eilig dahin als zuvor die Feder des Barons. »O nein, mein Gott!« rief er, »so etwas hat ja gerade noch gefehlt! Wo kann ich ihn bloß finden? Weiß der Teufel, wo er jetzt steckt.« Ich gab zu verstehen, daß wir ihn, wenn er sich beeilte, vielleicht noch in einem Lokal treffen konnten, wo er sich zur Erholung ein Bier bestellt habe. »Ich weiß nicht, ob ich wiederkomme«, sagte er zu seiner Putzfrau und setzte in petto hinzu: »Das kommt ganz darauf an, welche Entwicklung die Dinge nehmen.« Einige Minuten später waren wir in der Schankstube angekommen. Ich sah die Miene von Monsieur de Charlus im Augenblick, da er mich erkannte. Als er merk-

te, daß ich nicht allein kam, spürte ich, daß wieder Atem und Leben in ihn kamen. Da er an diesem Abend in einer Stimmung war, in der er auf Morel unmöglich verzichten konnte, hatte er sich ausgedacht, zwei Offiziere des Regiments hätten ihn, wie ihm hinterbracht worden sei, im Hinblick auf den Geiger verleumdet und er schicke ihnen nun seine Sekundanten. Morel hatte einen Skandal gewittert, der sein Leben im Regiment unmöglich gemacht hätte, und war sofort gekommen. Er hatte nicht ganz unrecht damit. Denn um seine Lüge wahrscheinlicher zu machen, hatte Monsieur de Charlus bereits an zwei Vertraute geschrieben (der eine war Cottard) und sie ersucht, sie möchten sich ihm als Sekundanten zur Verfügung stellen. Wäre der Geiger nicht gekommen, hätte sie Monsieur de Charlus sicherlich, verrückt, wie er nun einmal war (und um seine Trauer wenigstens in Wut zu verwandeln), aufs Geratewohl zu irgendeinem Offizier geschickt, mit dem sich zu schlagen für ihn eine Erleichterung bedeutet hätte. In der Zwischenzeit hatte sich Monsieur de Charlus im Gedenken daran, daß sein Blut reiner als das des Königshauses von Frankreich war, gesagt, es sei wirklich nobel von ihm, sich derart zu alterieren wegen des Sprößlings eines Kammerdieners, dessen Herrn er seines Umgangs nie und nimmer gewürdigt hätte. So gefiel er sich zwar fast nur noch im Umgang mit Lumpen, doch bescherte ihm die tiefeingewurzelte Gewohnheit dieser Leute, auf einen Brief nicht zu antworten, ohne vorherige Nachricht und ohne nachfolgende Entschuldigung eine Verabredung zu versäumen, so heftige Gemütsbewegungen, da es sich häufig um irgendwelche Liebesgeschichten handelte, die übrige Zeit aber so viel Ärger, Verlegenheit und Zorn, daß er sich oft nach der Unzahl von Briefen um einer Lappalie willen nach der skrupulösen Korrektheit der Gesandten und Fürsten zurücksehnte, die ihm bedauerlicherweise gleichgültig waren, ihm aber doch etwas wie Ruhe geschenkt hatten. Da er an die Art von Morel gewöhnt war und wußte, wie wenig Macht er über ihn hatte und wie sehr er

außerstande war, in einem Leben Fuß zu fassen, in dem vulgäre, aber durch Routine geheiligte Kameradschaften zuviel Platz und Zeit beanspruchte, als daß eine Stunde für einen aus dem Feld geschlagenen, hochmütigen und vergebens flehenden großen Herrn übriggeblieben wäre, war Monsieur de Charlus derart überzeugt, der Musiker werde nicht kommen, hatte so sehr gefürchtet, für immer mit ihm entzweit zu sein, weil er zu weit gegangen war, daß er mit Mühe einen Ausruf unterdrückte, als er ihn auf einmal vor sich sah. Da er sich aber als Sieger fühlte, wollte er die Friedensbedingungen selber diktieren und allen Vorteil aus der Situation ziehen, den er zu erlangen vermochte. »Was machen Sie denn hier?« fragte er. »Und Sie?« setzte er mit einem Blick auf mich hinzu. »Ich hatte Ihnen doch vor allem ans Herz gelegt, ihn nicht hierher zu bringen.« – »Er wollte mich gar nicht herbringen«, sagte Morel, während er Monsieur de Charlus in seiner naiven Koketterie Blicke von konventioneller Trauer und altmodischer Sentimentalität zuwarf, mit einer Miene, die er gewiß für unwiderstehlich hielt, als wolle er den Baron küssen und sei nahe daran, in Tränen auszubrechen. »Ich selbst habe gegen seinen Willen darauf bestanden. Ich komme im Namen unserer Freundschaft, um Sie auf den Knien anzuflehen, diese Torheit zu unterlassen.« Monsieur de Charlus wurde von einem Taumel des Entzückens erfaßt. Die Reaktion war fast zu stark für seine Nerven, trotzdem blieb er Herr über sich. »Die Freundschaft, an die Sie zu einem ziemlich ungelegenen Zeitpunkt appellieren«, antwortete er in kühlem Ton, »sollte Sie im Gegenteil veranlassen, daß Sie mein Verhalten billigen, wenn ich glaube, die Unverschämtheit eines Narren nicht einfach durchgehen lassen zu können. Im übrigen, selbst wenn ich den Bitten einer Zuneigung nachgeben wollte, die sich schon Besseres einfallen ließ, stünde es nicht mehr in meiner Macht, da die Briefe an meine Zeugen schon abgegangen sind und ich an ihrer Bereitschaft nicht zweifle. Sie haben sich mir gegenüber stets wie ein junger Tor betragen, und anstatt stolz

zu sein, wozu Sie wohl das Recht gehabt hätten, auf die Vorliebe, die ich für Sie bezeigte, anstatt der Schar von Adjutanten oder Offiziersburschen, in deren Mitte zu leben Sie der Militärdienst zwingt, begreiflich zu machen, welch unerhörte Ehre für Sie eine Freundschaft wie die meinige ist, haben Sie versucht, sich deswegen zu entschuldigen, ja beinahe ein törichtes Verdienst darin gesucht, nicht dankbar genug zu sein. Ich weiß«, setzte er hinzu, um nicht merken zu lassen, wie sehr gewisse Szenen ihn gedemütigt hatten, »daß Ihr Verschulden nur ist, daß Sie sich durch die Eifersucht der anderen haben beeinflussen lassen. Wie können Sie in Ihrem Alter noch ein solches Kind sein (und noch dazu ein recht ungezogenes), nicht auf der Stelle zu erraten, daß Ihre Erwählung durch mich und alle Vorteile, die sich für Sie daraus ergeben dürften, natürlich eifersüchtige Regungen erzeugen mußten? Daß alle ihre Kameraden, während sie Sie dazu bringen wollten, sich mit mir zu entzweien, eifrig darauf bedacht waren, an Ihre Stelle zu treten? Ich habe es nicht für nötig erachtet, Sie von all den Briefen in Kenntnis zu setzen, die ich in diesem Betracht von denen erhalten habe, die Sie am meisten mit Ihrem Vertrauen bedenken. Die Avancen dieser Lakaien verachte ich ebensosehr wie ihren fruchtlosen Spott. Die einzige Person, um die ich mich schere, sind Sie, weil ich Sie sehr gern habe, aber auch die Zuneigung hat ihre Grenzen, wie Sie hätten erraten können.« So hart auch das Wort »Lakaien« in Morels Ohren klingen mochte, dessen Vater selbst einer gewesen war, fand bei ihm gerade, weil sein Vater einer gewesen war, die Erklärung aller sozialen Mißstände durch die »Eifersucht« – eine triviale und lächerliche Erklärung, die jedoch unverwüstlich ist und in einer gewissen Klasse ebenso unfehlbar »zieht« wie alte Theatertricks beim Publikum oder ein Hinweis auf die drohende klerikale Gefahr in Versammlungen – ebenso unverbrüchlich Glauben wie bei Françoise oder den Bedienten von Madame de Guermantes, für die sie die einzige Ursache allen Unglücks unter den Menschen war.

Er zweifelte nicht daran, daß seine Kameraden versucht hätten, ihm seinen Platz wegzuschnappen, und war um so unglücklicher über das fatale und im übrigen phantasiegeborene Duell. »O Gott! Ich bin untröstlich«, rief Charlie aus. »Ich überlebe es nicht. Aber müssen sie denn nicht erst noch einmal zu Ihnen kommen, bevor sie zu dem Offizier gehen?« – »Ich weiß es nicht, doch ich glaube wohl. Ich habe dem einen von ihnen sagen lassen, ich würde heute abend hierbleiben, um ihm meine Instruktionen zu geben.« – »Ich hoffe sehr, daß ich bis zu seiner Ankunft Sie soweit habe, daß Sie Vernunft annehmen; erlauben Sie mir nur, hier bei Ihnen zu bleiben«, bat mit liebevoller Stimme Morel. Mehr hatte Monsieur de Charlus gar nicht gewollt. Doch gab er nicht auf Anhieb nach. »Sie hätten unrecht, wenn Sie sich hier auf den Spruch ›Wer sein Kind liebt, züchtigt es‹ berufen wollten, denn zwar liebte ich Sie, aber ich habe vor, selbst noch nach einem Bruch zwischen uns diejenigen zu züchtigen, die in feiger Weise versucht haben, Ihnen Unrecht zu tun. Bisher habe ich auf ihre neugierigen Verdächtigungen, wenn sie mich zu fragen wagten, wieso ein Mann wie ich mit einem Gigolo von Ihrer Art, der aus dem Nichts gekommen ist, überhaupt umgehen könne, nur mit der Devise meiner Cousins La Rochefoucauld geantwortet: *C'est mon plaisir.* [1] Ich habe Ihnen ja sogar mehrmals zu verstehen gegeben, daß dieses Vergnügen möglicherweise zu meinem größten Vergnügen werden könnte, ohne daß aus Ihrer willkürlichen Erhöhung eine Erniedrigung für mich sich ergeben würde.« Und in einer Regung von an Wahnsinn grenzendem Hochmut rief er mit erhobenen Armen aus: »*Tantus ab uno splendor!* Herablassung bedeutet noch kein Herabsteigen«, setzte er etwas ruhiger nach diesem Rausch von Stolz und Freude hinzu. »Ich hoffe wenigstens, daß meine beiden Gegner trotz ihres ungleichen Rangs von einem Blut sind, das ich fließen lassen kann, ohne mich dessen zu schämen. Ich habe in dieser Hinsicht in aller Verschwiegenheit Erkundigungen eingezogen, die mich einigermaßen beruhigt haben.

Wenn Sie mir noch irgendwelche Dankbarkeit bewahren, sollten Sie im Gegenteil stolz darauf sein, daß ich um Ihretwillen zu der kriegerischen Gesinnung meiner Ahnen zurückgekehrt bin und für den Fall eines fatalen Ausgangs, jetzt, wo ich begriffen habe, was für ein Schlingel Sie sind, wie jene sagen würden, daß der Tod für mich Leben ist: *Mort m'est vie.*« Monsieur de Charlus brachte das sogar in aller Aufrichtigkeit vor, nicht nur aus Liebe zu Morel, sondern weil eine gewisse Kampfeslust, von der er naiverweise glaubte, sie leite sich von seinen Vorfahren her, ihn bei dem Gedanken, sich zu schlagen, in solche Beschwingtheit versetzte, daß er jetzt auf dieses anfangs einzig zu dem Zweck, Morel kommen zu lassen, in Szene gesetzte Duell nur mit Bedauern verzichtet hätte. Er hatte niemals einen Ehrenhandel gehabt, ohne sich mit dem glorreichen Connétable von Guermantes zu identifizieren und sich für ebenso kampfeslustig zu halten, wie dieser es gewesen war, während bei jedem anderen der Aufbruch zu einem Duell ihm als ein völlig belangloser Vorgang erschien. »Ich glaube, es wird sehr schön werden«, sagte er skandierend, psalmodierend und in völliger Aufrichtigkeit zu uns. »Sarah Bernhardt in *L'Aiglon* [1] sehen, was ist das schon? Ein Dreck. Mounet-Sully in *Ödipus* [2] ? Ein Dreck. Höchstens fällt ein gewisser verklärender Strahl darauf, wenn den Schauplatz die Arena von Nîmes abgibt. Aber was ist das neben dem unerhörten Erlebnis, einen echten Abkommen des Connétable im Kampf begriffen zu sehen?« Und bei dem bloßen Gedanken begann Monsieur de Charlus, der sich vor Begeisterung nicht mehr zu halten wußte, Kontraquarten in der Luft zu schlagen, die an Molière[3] erinnerten und uns veranlaßten, vorsichtshalber unsere Biergläser etwas an uns heranzurücken und zu befürchten, daß schon beim ersten Gang die Gegner, der Arzt und die Sekundanten verwundet werden könnten. »Wie sehr müßte ein solches Schauspiel einen Maler verlocken! Sie, der Sie doch Elstir kennen«, sagte er zu mir, »sollten ihn veranlassen, herzukommen.« Ich antwortete ihm, daß Elstir sich zur

Zeit nicht in dieser Gegend befinde. Monsieur de Charlus legte mir nahe, ihm ein Telegramm zu schicken. »Oh! Ich sage das nur um seinetwillen«, setzte er hinzu, als ich schwieg, »es ist immer interessant für einen Meister – und meiner Meinung nach ist er einer –, ein Beispiel solchen Wiederauflebens alter völkischer Kräfte im Bild festhalten zu können. Es gibt dergleichen in jedem Jahrhundert vielleicht nur ein einziges Mal.«

Während nun Monsieur de Charlus sich an dem Gedanken eines Kampfes berauschte, den er zunächst für rein fiktiv gehalten hatte, dachte Morel mit Grauen an das Gerede, das auf dem Weg über die »Musik« dank dem Aufsehen, das ein solches Duell erregen würde, bis in den Tempel in der Rue Bergère dringen könnte. Da er in Gedanken bereits die »Klasse« von allem unterrichtet sah, drang er immer mehr in Monsieur de Charlus, der angesichts der berauschenden Idee, sich zu schlagen, auch weiterhin heftig gestikulierte. Er flehte den Baron an, ihm zu erlauben, bis zum übernächsten Tag, auf den das Duell angeblich festgesetzt war, in seiner Nähe zu bleiben, damit er ein Auge auf ihn haben und versuchen könne, ihn der Stimme der Vernunft zugänglich zu machen. Ein so liebevoller Vorschlag überwand bei Monsieur de Charlus die letzten Widerstände. Er sagte, er werde versuchen, einen Ausweg zu finden, und den endgültigen Entschluß bis zum übernächsten Tag hinausschieben. Auf diese Weise, nämlich dadurch, daß er die Sache nicht auf der Stelle in Ordnung brachte, wußte Monsieur de Charlus sich Charlies Anwesenheit für wenigstens zwei Tage zu sichern, und er gedachte sie zu nutzen, um von ihm Versprechungen für die Zukunft im Austausch gegen seinen Verzicht auf das Duell zu erlangen, eine Übung, die, wie er sagte, an sich schon etwas Berauschendes für ihn habe und deren er sich nicht ohne Bedauern nunmehr beraubt sehen würde. Darin übrigens war ganz ehrlich, denn er hatte immer Vergnügen daran gefunden, sich zum Zweikampf zu begeben, wenn es sich darum handelte,

mit einem Gegner die Klinge zu kreuzen oder Kugeln auszutauschen. Endlich erschien Cottard, wiewohl sehr verspätet, doch entzückt, den Sekundanten zu spielen, aber vor allem sehr aufgeregt, hatte er bei allen Cafés oder Landgasthäusern unterwegs haltmachen und bitten müssen, man möge ihm »Nummer 00« oder das »Örtchen« zeigen. Kaum war er da, so führte der Baron ihn in ein abgelegenes Gemach, denn er hielt es offenbar für korrekter, wenn Charlie und ich bei der Unterredung nicht zugegen waren, und er war Meister darin, einem beliebigen Raum das Ansehen eines Thronsaals oder eines Beratungszimmers zu geben. Sobald er mit Cottard allein war, dankte er ihm aufs wärmste, erklärte ihm aber, es sei wahrscheinlich, daß die ihm überbrachte Bemerkung in Wirklichkeit nicht gefallen sei, und bat unter diesen Umständen den Doktor, den zweiten Sekundanten davon unterrichten zu wollen, daß, wofern nicht noch eventuelle Komplikationen einträten, die Angelegenheit als abgetan betrachtet werden müsse. Je weiter die Gefahr in die Ferne rückte, desto enttäuschter war Cottard. Er war sogar einen Augenblick nahe daran, etwas wie Zorn zu bekunden, doch er erinnerte sich, daß einer seiner Meister, der auf die schönste medizinische Laufbahn seiner Zeit zurückblickte, als er das erste Mal in der Akademie an zwei Stimmen gescheitert war, gute Miene zum bösen Spiel gemacht und dem an seiner Statt gewählten Nebenbuhler die Hand gedrückt hatte. So enthielt sich der Doktor denn auch jeder Äußerung des Verdrusses, die nichts mehr geändert hätte, und nachdem er, der furchtsamste aller Menschen, gemurmelt hatte, daß man gewisse Dinge doch aber nicht einfach auf sich beruhen lassen dürfe, setzte er hinzu, es sei besser so, diese Lösung freue ihn sehr. In seinem Wunsch, dem Doktor seine Dankbarkeit zu zeigen, rückte Monsieur de Charlus in der gleichen Weise, wie der Herzog, sein Bruder, den Mantelkragen meines Vaters geglättet, vor allem aber eine Herzogin einer Plebejerin in ihre Jacke geholfen hätte, seinen Stuhl ganz dicht an den des Doktors heran, trotz der

Abneigung, die dieser ihm einflößte. Nicht nur ohne jedes physische Vergnügen, sondern unter Überwindung eines körperlichen Widerwillens, den er in seiner Eigenschaft als Guermantes und nicht als Homosexueller empfand, ergriff er, um sich von dem Doktor zu verabschieden, dessen Hand und streichelte sie einen Augenblick mit der Güte eines Herrn, der sein Pferd am Maul krault und ihm Zucker gibt. Cottard aber, der zwar den Baron niemals etwas davon hatte merken lassen, daß er auch nur die leisesten üblen Nachreden über seine Sitten gehört hatte, ihn aber nichtsdestoweniger in seinem Innersten den Fällen der »Anomalen« zuordnete (mit seiner üblichen Ungenauigkeit des Ausdrucks und in todernstem Ton sagte er gar von einem Kammerdiener der Verdurins: »Ist er nicht die Geliebte des Barons?«), das heißt einem Personenkreis, mit dem er wenig Erfahrung hatte, stellte sich vor, daß dieses Streicheln der Hand das unmittelbare Vorspiel einer Vergewaltigung sei, zu deren Ausführung er unter dem Vorwand dieser Duellangelegenheit in einen Hinterhalt gelockt und von dem Baron in diesen abgelegenen Salon geführt worden war, wo dieser ihn zu überwältigen gedachte. Ohne es zu wagen, von seinem Stuhl aufzustehen, auf dem die Furcht ihn wie angenagelt festhielt, rollte er entsetzt die Augen, als sei er in die Hände eines Wilden gefallen, von dem er nicht ganz sicher war, ob er sich nicht von Menschenfleisch ernähre. Endlich ließ Monsieur de Charlus seine Hand los, und da er bis zum letzten liebenswürdig sein wollte, sagte er noch: »Sie werden sich doch gewiß noch eine Kleinigkeit genehmigen, wie man sagt, das, was man früher einen Mazagran oder einen Gloria nannte, Getränke, die man als archäologische Kuriositäten nur noch in Stücken von Labiche oder in den Cafés von Doncières finden kann.[1] Ein Gloria würde dem Ort gut entsprechen, finden Sie nicht, und den Umständen auch; was halten Sie davon?« – »Ich bin Präsident der Liga gegen den Alkoholismus«, antwortete Cottard. »Es würde genügen, daß irgendein Kurpfuscher aus der Provinz hier vorbeikäme, da-

mit es hieße, ich selbst würde mich nicht an meine Grundsätze halten. *Os homini sublime dedit cœlumque tueri* [2] «, setzte er hinzu, obwohl es gar nicht paßte, nur weil sein Vorrat an lateinischen Zitaten ziemlich bescheiden war, ausreichend übrigens, um seine Studenten zu verblüffen. Monsieur de Charlus zuckte die Achseln und brachte Cottard zu uns zurück, nachdem er ihn um Verschwiegenheit gebeten hatte, auf die er um so mehr bedacht war, als man, da das Motiv des im Keim erstickten Duells reine Erfindung war, verhindern mußte, daß etwas davon dem willkürlich mit der Sache in Verbindung gebrachten Offizier zu Ohren kam. Während wir alle vier tranken, trat Madame Cottard, die ihren Gatten draußen vor der Tür erwartet hatte und von Monsieur de Charlus recht wohl bemerkt worden war, ohne daß er sich jedoch bemüßigt gefühlt hätte, sie miteinzubeziehen, herein und grüßte den Baron, der ihr die Hand reichte wie einer Kammerzofe, ohne sich von seinem Stuhl zu rühren, teils wie ein König, der Huldigungen entgegennimmt, teils wie ein Snob, der nicht will, daß eine wenig elegante Frau an seinem Tisch erscheint, teils wie ein Egoist, der Vergnügen darin findet, mit seinen Freunden allein zu sein, und nicht gestört werden will. Madame Cottard blieb also stehen, während sie mit Monsieur de Charlus und ihrem Gatten sprach. Da nun aber vielleicht die Höflichkeit, das Bewußtsein dessen, was »sich gehört«, nicht ein ausschließliches Privileg der Guermantes ist, sondern plötzlich auch die obskursten Gehirne erleuchten und leiten kann, oder auch weil Cottard, der seine Frau häufig betrog, aus einer Art von Reue zuweilen das Bedürfnis empfand, sie gegen jeden zu beschützen, der es ihr gegenüber an Ehrerbietung fehlen ließ, runzelte der Doktor mit einemmal die Stirn, was ich noch nie bei ihm gesehen hatte, und verlangte selbstherrlich, ohne Monsieur de Charlus um seine Meinung zu fragen: »Komm, Léontine, bleib nicht stehen, sondern setze dich.« – »Aber störe ich denn auch nicht?« fragte Madame Cottard schüchtern Monsieur de Charlus, der, erstaunt über

den Ton des Doktors, nichts entgegnet hatte. Und ohne ihm diesmal Zeit zu lassen, doch noch eine Ansicht zu äußern, wiederholte Cottard mit großer Autorität: »Ich habe dir gesagt, du sollst dich setzen.«

Kurze Zeit darauf zerstreute man sich, und Monsieur de Charlus sagte zu Morel: »Ich ziehe aus dieser ganzen Geschichte, die besser zu Ende gegangen ist, als Sie es verdienen, den Schluß, daß Sie sich nicht zu benehmen wissen und daß ich Sie am Ende Ihrer Dienstzeit selber zu Ihrem Vater zurückgeleiten werde, wie der von Gott gesandte Erzengel Raphael den jungen Tobias zu dem seinen brachte.«[1] Und der Baron fing mit einem Ausdruck von Großartigkeit und einer Freude zu lächeln an, welche Morel bei der Aussicht, in einer Weise heimgeschickt zu werden, die ihm stark mißfiel, nicht zu teilen schien. In dem rauschhaften Vergnügen, sich selbst mit dem Erzengel, Morel aber mit dem Sohn des Tobias zu vergleichen, dachte Monsieur de Charlus nicht mehr an den Zweck seiner Äußerung, mit der er eigentlich das Terrain hatte sondieren wollen, um zu erfahren, ob Morel, wie er es sich wünschte, mit ihm nach Paris kommen werde. Trunken von Liebe oder auch von Eigenliebe, sah der Baron die Grimasse des Geigers nicht – oder wenigstens tat er so, als sehe er sie nicht –, denn nachdem er diesen allein in dem Café zurückgelassen hatte, äußerte er mit stolzem Lächeln zu mir: »Haben Sie bemerkt, wie berauscht von Freude er war, als ich ihn mit dem Sohn des Tobias verglichen habe? Da er sehr gescheit ist, hat er nämlich auf der Stelle begriffen, daß der Vater, bei dem er künftighin leben soll, nicht sein leiblicher Vater ist – vermutlich ein grauenhafter Kammerdiener mit Schnauzbart –, sondern sein geistiger Vater, nämlich niemand Geringeres als ich. Welch stolze Freude für ihn! Wie hochgemut er das Haupt erhob! Welches Glück durchströmte ihn, als er verstanden hatte! Ich bin sicher, daß er alle Tage bei sich sagen wird: O Gott, der Du den hochheiligen Erzengel Raphael Deinem Diener Tobias zum Führer auf einer langen Reise mitgegeben

hast, gewähre uns, Deinen Dienern, immer unter seinem Schutz zu leben und seiner Hilfe versichert zu sein. Ich habe nicht einmal nötig gehabt«, setzte der Baron noch hinzu, vollkommen überzeugt, daß er eines Tages vor Gottes Thron sitzen werde, »ihm zu sagen, daß ich der himmlische Bote sei, er verstand es von selbst und verstummte vor Glück!« Und Monsieur de Charlus (dem seinerseits das Glück keineswegs die Sprache verschlug) rief, ohne sich um einige Vorübergehende zu kümmern, die sich umdrehten, da sie glaubten, es mit einem Verrückten zu tun zu haben, ganz in sich vertieft aus aller Kraft mit erhobenen Händen aus: »Halleluja!«

Diese Versöhnung beendete nur für eine gewisse Zeit die Leiden des Barons; oft schrieb Morel, wenn er, zu entfernt, als daß Monsieur de Charlus ihn hätte besuchen oder mich als Unterhändler zu ihm schicken können, im Manöver lag, an den Baron verzweifelte und zärtliche Briefe, in denen er ihm versicherte, er müsse Schluß machen mit seinem Leben, weil er infolge einer grauenhaften Geschichte unbedingt fünfundzwanzigtausend Francs benötige. Er sagte nicht, was es mit dieser grauenhaften Geschichte auf sich habe, und hätte er es gesagt, so wäre es zweifellos reine Erfindung gewesen. Das Geld hätte ihm Monsieur de Charlus gern geschickt, wenn er nicht das Gefühl gehabt hätte, daß er damit Charlie die Mittel gebe, auf ihn verzichten und auch die Gunst eines anderen genießen zu können. Daher lehnte er denn ab, und seine Telegramme hatten den kühlen, schneidenden Ton seiner Stimme. Soweit er ihrer Wirkung sicher war, wünschte er, daß Morel für immer mit ihm zerstritten wäre, denn überzeugt, daß das Gegenteil der Fall sei, wurde er sich all der Unzuträglichkeiten bewußt, die aus dieser unvermeidlichen Verbindung sich wieder ergeben würden. Wenn aber von Morel keine Antwort kam, schlief er nicht mehr und fand keinen Augenblick Ruhe, so groß ist tatsächlich die Zahl der Dinge, die wir unbewußt erleben, und der in unserem Innern tiefverwurzelten Wirklichkeiten, die uns verborgen bleiben. Er gab sich dann allen

nur möglichen Vermutungen über die furchtbare Angelegenheit hin, für die Morel fünfundzwanzigtausend Francs brauchte, dichtete ihr die verschiedensten Formen an und versah sie mit vielen wechselnden Eigennamen. Ich glaube, daß in solchen Augenblicken (obwohl sein in dieser Epoche schon nachlassender Snobismus von seiner wachsenden Neugier auf das Volk eingeholt, wo nicht übertroffen wurde) Monsieur de Charlus sich mit einiger Sehnsucht an den anmutigen, vielfältigen Wirbel eleganter Veranstaltungen erinnert haben mag, bei denen die reizvollsten Frauen und Männer sich um ihn nur um des selbstlosen Vergnügens willen bemühten, das er ihnen durch seine Gesellschaft verschaffte, und niemand daran gedacht hätte, ihn »anzuführen« oder eine »grauenhafte Geschichte« zu erfinden, um derentwillen er beabsichtige, sich das Leben zu nehmen, wenn er nicht auf der Stelle fünfundzwanzigtausend Francs bekäme. Ich glaube, daß er dann fand – zumal er viel mehr als ich in Combray verhaftet blieb und den feudalen Stolz auf den deutschen Hochmut gepfropft hatte –, man könne trotz allem nicht ungestraft der Liebhaber eines Domestiken sein und das Volk sei eben doch nicht völlig das gleiche wie die große Welt, daß er, kurz gesagt, dem Volk nicht mehr, wie ich es immer getan habe, »traute«.

Die nächste Station der Lokalbahn, Maineville, erinnert mich gerade an einen Zwischenfall, der sich auf Morel und Monsieur de Charlus bezieht. Bevor ich aber davon spreche, muß ich noch sagen, daß dieser Aufenthalt in Maineville (wenn man einen neuen Gast aus der eleganten Gesellschaft nach Balbec brachte, der, um nicht lästig zu fallen, vorzog, nicht in La Raspelière zu wohnen) Gelegenheit zu Szenen gab, die weniger unglücklich verliefen als die, von der ich in Kürze berichten werde. Der Neuling, der sein Handgepäck im Zug hatte, fand im allgemeinen das Grand-Hôtel etwas entlegen, war jedoch, da es vor Balbec nur kleine Badeorte mit wenig komfortablen Villen gab, aus Neigung zu Luxus und Wohlleben zu der langen Fahrt entschlossen, sah dann aber

plötzlich in dem Augenblick, in dem der Zug in Maineville hielt, vor sich das Palace aufragen, von dem er nicht ahnen konnte, daß es sich dabei um ein Bordell handelte. »Aber warum noch weiterschweifen«, sagte er dann unfehlbar zu Madame Cottard, einer Frau, die dafür bekannt war, daß sie über praktischen Sinn verfügte und daß guter Rat bei ihr zu holen war. »Das ist ja gerade, was ich brauche. Wozu denn noch bis Balbec fahren, wo es sicher nicht besser sein wird? Dem Aussehen nach vermute ich, daß aller Komfort hier zu finden ist; ich könnte doch sehr gut Madame Verdurin dorthin kommen lassen, denn zum Dank für ihre Freundlichkeit möchte ich gern ein paar kleine Feste ihr zu Ehren veranstalten. Sie hat dann keinen so weiten Weg, wie wenn ich in Balbec wohnte. Das scheint mir doch sehr gut für sie zu passen und auch für Ihre Gattin, lieber Professor. Es gibt dort sicher Salons, in denen wir die Damen empfangen können. Unter uns gesagt, verstehe ich nicht, warum nicht Madame Verdurin, anstatt La Raspelière zu mieten, lieber hier wohnt. Das ist doch viel gesünder als solche alten Häuser wie La Raspelière, wo es natürlich feucht ist, noch dazu ohne sauber zu sein; sie haben kein warmes Wasser, man kann sich dort nicht waschen, wie man will. Maineville kommt mir da viel angenehmer vor. Hier hätte doch Madame Verdurin vollauf ihre Rolle als Patronne spielen können. Nun, jeder nach seinem Geschmack, ich jedenfalls habe vor, hier meinen Wohnsitz zu nehmen. Madame Cottard, wollen Sie nicht mit mir aussteigen? Wir müßten uns freilich beeilen, denn der Zug wird bald weiterfahren. Sie könnten mich in dieses Haus einführen, das Sie gewiß gut kennen und in dem Sie sicher schon viel ein- und ausgegangen sind. Es wäre ganz der rechte Rahmen für Sie.« Man hatte die größte Mühe, den unseligen Neuling zum Schweigen zu bringen und ihn vor allem am Aussteigen zu hindern, denn mit jenem Eigensinn, der oft bei solchen Fauxpas in Erscheinung tritt, bestand er auf seinem Willen, ergriff seinen Koffer und wollte nichts hören, bis man ihm versicherte, daß niemals

Madame Verdurin oder Madame Cottard ihn dort besuchen würden. »Auf alle Fälle werde ich es selbst als Domizil wählen. Madame Verdurin kann mir ja jederzeit dorthin schreiben.«[1]

Die Morel betreffende Erinnerung bezieht sich auf einen Zwischenfall speziellerer Art.[2] Es gab deren noch andere, doch ich begnüge mich hier, während die Blindschleiche hält und der Schaffner Doncières, Grattevast, Maineville ausruft, niederzuschreiben, was diese kleinen Küstenorte oder jene Garnison mir in Erinnerung rufen. Ich habe schon von Maineville (*media villa*) gesprochen und von der Bedeutung, die es durch das prunkvolle Freudenhaus bekommen hatte, das dort vor kurzem ungeachtet des Protests der Familienmütter erbaut worden war. Doch bevor ich sage, in welcher Weise Maineville in meiner Erinnerung mit Morel und Monsieur de Charlus verknüpft ist, möchte ich auf das Mißverhältnis hinweisen (später werde ich noch näher darauf eingehen müssen), das bei Morel zwischen seinem Bedürfnis, sich gewisse Stunden freizuhalten, und der Belanglosigkeit der Beschäftigungen bestand, auf die er sie angeblich verwendete, wobei dieses Mißverhältnis sich auch in Erklärungen anderer Art wiederfand, die er Monsieur de Charlus gegenüber abgab. Er, der immer vor dem Baron den an materiellen Dingen Desinteressierten spielte (und es in Anbetracht der Großzügigkeit seines Beschützers auch gefahrlos sein konnte), verfehlte nie, wenn er den Abend allein zu verbringen wünschte, um eine Unterrichtsstunde zu geben oder etwas Ähnliches, zu dem jeweiligen Vorwand noch die folgenden, mit einem begehrlichen Lächeln geäußerten Worte hinzuzusetzen: »Und außerdem kann ich auf die Weise vierzig Francs verdienen. Das ist immerhin etwas. Erlauben Sie mir hinzugehen, denn Sie sehen, ich habe ein Interesse daran. Ach, ich habe eben keine Renten wie Sie, ich muß mir eine Stellung schaffen, jetzt ist die Zeit, wo ich Geld verdienen kann.« Morel war, wenn er seine Stunden zu geben wünschte, nicht völlig unaufrichtig.

Einerseits stimmt es nicht, daß Geld keine Farbe hat. Eine neue Art, es zu verdienen, gibt den Münzen, die vom Umlauf trübe geworden sind, einen neuen Glanz. Wenn er wirklich ausgegangen war, um eine Stunde zu geben, ist es durchaus möglich, daß zwei Louis[1] , die er am Ende von einer Schülerin erhielt, auf ihn anders wirkten als zwei Louis, die er aus der Hand von Monsieur de Charlus empfing. Zudem würde auch der reichste Mann für zwei Louis Kilometer zurücklegen, die zu Meilen werden, wenn man der Sohn eines Kammerdieners ist. Oft aber hegte Monsieur de Charlus wegen der Realität einer solchen Geigenstunde um so größere Zweifel, als der Musiker auch Vorwände von anderer Art, die auf einer in materieller Hinsicht ganz uninteressanten Ebene lagen und zudem widersinnig schienen, anzuführen pflegte. So konnte es nicht ausbleiben, daß Morel, willentlich, aber auch unwillkürlich, ein so nebulöses Bild seines Lebens gab, daß nur gewisse Partien darin klar zu erkennen waren. Einen ganzen Monat lang hielt er sich Monsieur de Charlus zur Verfügung unter der Bedingung, daß er an den Abenden frei sein müßte, weil er einen Algebrakursus regelmäßig zu besuchen wünschte. Er könnte doch vielleicht noch hinterher zu Monsieur de Charlus kommen? Oh! Das sei ganz ausgeschlossen, die Kurse zögen sich oft sehr lange hin. »Bis über zwei Uhr morgens hinaus?« fragte der Baron. »Manchmal.« – »Aber Algebra kann man doch leicht aus einem Buch erlernen.« – »Sogar leichter, denn in dem Kurs komme ich nicht sehr gut mit.« – »Na und? Außerdem nützt dir doch Algebra zu gar nichts.« – »Ich habe das aber gern. Es hilft mir gegen die Nervosität.« – Es kann nicht die Algebra sein, weswegen er sich Nachturlaub geben läßt, sagte sich Monsieur de Charlus. Sollte er eine Funktion bei der Polizei haben? Auf alle Fälle hielt Morel sich entgegen allen Einwänden gewisse Abendstunden frei, ob es nun wegen der Algebra oder des Geigenspiels war. Einmal war es weder das eine noch das andere, sondern der Fürst von Guermantes, der, als er für ein paar Tage diesen Küstenstrich besuchte, um

der Herzogin von Luxemburg seine Aufwartung zu machen, den Musiker traf, und, ohne zu wissen, wer er war, geschweige denn jenem bekannt zu sein, ihm fünfzig Francs anbot, wenn er mit ihm die Nacht in dem Etablissement von Maineville verbrächte. Für Morel bedeutete das ein doppeltes Vergnügen: erstens die Einnahme, die er durch Monsieur de Guermantes haben sollte, und dann den üppigen Genuß, von Frauen umgeben zu sein, deren braune Brüste sich ihm unverhüllt zeigten. Ich weiß nicht, wie Monsieur de Charlus etwas über die Sache selbst und über den Ort, wenn auch nicht über den Anstifter, erfuhr. Rasend vor Eifersucht und in der Absicht, letzteren kennenzulernen, telegraphierte er an Jupien, der zwei Tage später erschien. Als nun zu Beginn der folgenden Woche Morel ankündigte, er werde wiederum abwesend sein, verlangte der Baron von Jupien, er solle es übernehmen, die Patronne des Etablissements zu bestechen und zu erreichen, daß sie beide, ihn und Jupien, versteckte, damit sie die Szene beobachten konnten. »Abgemacht, ich übernehme das, mein Herzchen«, antwortete Jupien dem Baron. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie stark diese Unruhe den Geist von Monsieur de Charlus bewegte und deswegen vorübergehend sogar bereicherte. Die Liebe bringt auf diese Weise im Denken Umwälzungen hervor, wie sonst nur die Erdgeschichte sie kennt. In dem des Barons, das ein paar Tage zuvor noch einer so einförmigen Ebene glich, daß man auf weite Strecken hin keine Idee hätte erblicken können, die deren Niveau überragte, hatte sich jäh, hart wie Stein, ein Massiv von Bergen erhoben, die aber, als ob ein Bildhauer, anstatt sich den Marmor zu holen, ihn an Ort und Stelle bearbeitet hätte, in der Weise behauen waren, daß die Gestalten der Raserei, der Eifersucht, der Neugier, des Neids, des Hasses, des Leidens, des Hochmuts, des Entsetzens und der Liebe sich wanden, in riesenhaften, titanischen Gruppen.

Indessen war der Abend, den Morel sich freigenommen hatte, da. Jupien hatte sich seiner Mission mit Erfolg entle-

digt. Er und der Baron sollten um elf Uhr abends kommen und verborgen werden. Drei Straßen bereits, bevor sie den prächtigen Tempel der Prostitution (dem das Publikum von allen eleganten Stätten zuströmte) erreicht hatten, ging Monsieur de Charlus nur auf Zehenspitzen, verstellte seine Stimme und flehte Jupien an, weniger laut zu sprechen, aus Furcht, daß Morel sie von drinnen hören könne. Doch sobald er sich ins Vestibül geschlichen hatte, fand sich Monsieur de Charlus, der im Besuch solcher Häuser wenig Erfahrung besaß, zu seinem Schrecken und seiner Bestürzung an einem Ort, der lärmiger als die Börse oder ein Pariser Auktionslokal war. Vergeblich empfahl er den dienstbeflissenen Zöfchen, die sich um ihn drängten, etwas leiser zu sprechen; im übrigen wurden ihre Stimmen sogar von dem Lärm der Schreie und »Zuschläge« übertönt, den eine alte »Unterdirektrice« mit sehr dunkler Perücke und einem von dem ernsten Faltenspiel eines Notars oder eines spanischen Priesters beherrschten Gesicht hervorbrachte, wenn sie jede Minute mit Donnergetöse, während sie die Türen abwechselnd öffnen und schließen ließ, wie man den Wagenverkehr regelt, Befehle hinausschleuderte: »Führen Sie den Herrn auf Nummer achtundzwanzig, in das spanische Zimmer.« – »Niemand kann mehr hinein.« – »Machen Sie die Tür wieder auf, diese Herren fragen nach Mademoiselle Noémie. Sie erwartet Sie im persischen Salon.« Monsieur de Charlus war verschreckt wie ein Provinzler, der die Boulevards überqueren soll, während – um einen Vergleich zu wählen, der unendlich viel weniger blasphemisch ist als die an den Kapitellen des Portals der alten Kirche von Couliville dargestellten Szenen[1] – die Stimmen der jungen Helferinnen in gedämpfterem Ton unermüdlich die Weisungen der Unterdirektrice wiederholten, wie man den Katechismus von Schülern in einer hallenden Dorfkirche psalmodieren hört. Wenn er auch noch so große Furcht hatte, kam Monsieur de Charlus, der auf der Straße davor gezittert hatte, gehört zu werden, jetzt zu der Überzeugung, Morel werde am Fenster stehen,

und war deshalb vielleicht nicht einmal gar so entsetzt bei dem dröhnenden Lärm auf diesen ungeheuren Treppen, denn er mußte sich sagen, daß man von den Zimmern aus gewiß nichts sehen konnte. Endlich am Ende seines Leidensweges angekommen, fand er Mademoiselle Noémie vor, die ihn mit Jupien zusammen verstecken sollte, ihn aber zunächst in einen überaus prächtigen persischen Salon einschloß, von dem aus er nichts sah. Sie sagte ihm, Morel habe eine Orangeade bestellt und man werde, sobald sie ihm serviert sei, die beiden Fremden in einen Salon führen, der einen Einblick gestattete. Da sie gerade anderweitig gewünscht wurde, versprach sie ihnen, wie in einem Märchen, sie werde, um ihnen bis dahin die Zeit zu vertreiben, »eine kluge kleine Dame« schicken. Sie selbst nämlich sei bestellt. Die kluge kleine Dame hatte einen persischen Morgenrock an, den sie ausziehen wollte. Monsieur de Charlus bat sie, nichts dergleichen zu tun, sie aber ließ sich Champagner bringen, der die Flasche vierzig Francs kostete. In Wirklichkeit war Morel während dieser Zeit mit dem Fürsten von Guermantes zusammen; der Form halber hatte er so getan, als hätte er sich im Zimmer getäuscht, und war in eines getreten, in dem sich zwei Frauen befanden, die sich beeilt hatten, die beiden Herren miteinander allein zu lassen. Monsieur de Charlus wußte von alledem nichts, schimpfte aber und wollte die Türen öffnen, verlangte auch, daß Mademoiselle Noémie zurückkehrte; diese hatte gehört, wie die kluge kleine Dame Monsieur de Charlus über Morel Einzelheiten erzählte, die nicht mit den von ihr selbst an Jupien weitergegebenen übereinstimmten, hieß sie deshalb schleunigst verschwinden und schickte gleich darauf anstelle der klugen kleinen Dame eine »nette kleine Dame«, die ihnen nicht mehr zu sehen gab, ihnen aber sagte, um was für ein seriöses Etablissement es sich hier handle, und ihrerseits ebenfalls nach Champagner verlangte. Schäumend vor Wut ließ der Baron Mademoiselle Noémie zurückholen, die den beiden sagte: »Ja, es dauert etwas lange, die Damen nehmen

allerlei Stellungen ein, es sieht nicht so aus, als hätte er zu irgend etwas Lust.« Endlich ging auf die Versprechungen und Drohungen des Barons hin Mademoiselle Noémie mit verstimmter Miene davon, nachdem sie versichert hatte, die Herren würden jetzt nicht mehr länger als fünf Minuten zu warten haben. Diese fünf Minuten dauerten eine Stunde, worauf Noémie auf leisen Sohlen den zorntrunkenen Monsieur de Charlus und den tiefbekümmerten Jupien zu einer nur angelehnten Tür gehen hieß und zu ihnen sagte: »Hier können Sie alles sehr gut sehen. Im übrigen ist es in diesem Augenblick nicht besonders interessant, er ist mit drei Damen zusammen, denen er etwas von seinem Leben beim Militär erzählt.« Endlich konnte der Baron durch den Türspalt in das Zimmer hinein und auch in die Spiegel blicken. Doch ein tödliches Grauen zwang ihn, sich an der Wand anzulehnen. Er hatte wohl Morel vor sich, aber als ob die heidnischen Mysterien und Zauberriten noch existierten, war es eher der Schatten Morels, ein einbalsamierter Morel, nicht einmal ein wie Lazarus auferweckter Morel, eine Erscheinung Morels, ein Phantom Morels, ein gespenstischer oder in diesem Zimmer (wo überall an Wänden und Diwanen magische Zaubersymbole sich wiederholten) nur ins Dasein zurückgerufener Morel, der ein paar Meter entfernt von ihm im Profil zu sehen war.[1] Morel hatte, als wäre er tot, alle Farbe verloren; zwischen den Frauen, mit denen er sich ausgelassen hätte vergnügen sollen, saß er jetzt totenbleich in künstlicher Unbeweglichkeit da; um das Champagnerglas zu ergreifen, das vor ihm stand, versuchte er, den kraftlosen Arm langsam auszustrecken, aber dieser sank wieder herab. Man hatte einen Eindruck von der Doppelsinnigkeit, mit der eine Religion von Unsterblichkeit spricht, wenn sie darunter etwas versteht, was doch nicht das Nichts ausschließt. Die Frauen setzten ihm mit Fragen zu. »Sie sehen«, sagte ganz leise Mademoiselle Noémie zu dem Baron, »sie sprechen mit ihm von seinem Leben beim Militär. Lustig, wie?« – sie lachte – »sind Sie nun zufrieden? Er ist sehr ruhig,

nicht wahr«, setzte sie hinzu, als spreche sie von einem Sterbenden. Die Fragen der Frauen wurden dringlicher; Morel aber in seiner Reglosigkeit fand nicht die Kraft, ihnen Antwort zu geben. Nicht einmal das Mirakel eines gemurmelten Wortes fand statt. Monsieur de Charlus stutzte nur einen Augenblick, dann begriff er die Wahrheit: Sei es durch die Ungeschicklichkeit Jupiens, als er diese Abmachung traf, sei es infolge der Expansionskraft anvertrauter Geheimnisse, die bewirkt, daß keiner sie je bei sich behält, sei es aufgrund der indiskreten Natur dieser Frauen oder aus Furcht vor der Polizei – Morel hatte davon Wind bekommen, daß zwei Herren es sich eine Menge kosten ließen, ihn zu sehen; der Fürst von Guermantes war hinausgebracht und in drei Frauen verwandelt worden; und der bedauernswerte, vor Entsetzen zitternde, ja gelähmte Morel war so plaziert, daß zwar Monsieur de Charlus ihn nur undeutlich wahrnahm, er aber, starr vor Schrekken, ohne ein Wort herauszubringen und außerstande, sein Glas zu ergreifen, aus Furcht, es fallen zu lassen, den Baron ganz deutlich sehen konnte.

Die Geschichte endete im übrigen nicht besser für den Fürsten von Guermantes. Als man ihn hinausgebracht hatte, damit Monsieur de Charlus ihn nicht sah, hatte er, wütend über sein Mißgeschick, ohne jedoch zu argwöhnen, wer der Urheber war, Morel angefleht – noch immer, ohne ihn wissen zu lassen, wer er eigentlich war –, ihm für die folgende Nacht in der kleinen Villa ein Rendezvous zu geben, die er gemietet und trotz der Kürze der Zeit, die er darin zu verbringen gedachte, nach derselben etwas verdrehten Angewohnheit, der wir früher schon bei Madame de Villeparisis begegnet sind, mit einer ganzen Zahl von Familiensouvenirs ausgestattet hatte, um sich darin mehr zu Hause zu fühlen. Am folgenden Tag also war Morel, nachdem er unaufhörlich den Kopf umgedreht hatte und zitternd, er könne von Monsieur de Charlus verfolgt und entdeckt werden, schließlich, ohne irgendeinen verdächtigen Passanten bemerkt zu haben, in der Villa er-

schienen. Ein Diener führte ihn in einen Salon und sagte, er werde Monsieur benachrichtigen (sein Herr hatte ihm ans Herz gelegt, das Wort Fürst nicht auszusprechen, um keinen Argwohn zu wecken). Als aber Morel sich allein im Raum befand und in den Spiegel sehen wollte, ob seine Tolle auch richtig sitze, war es wie eine Halluzination. Die Photographien auf dem Kamin, die für den Geiger leicht erkennbar waren, denn er hatte sie bei Monsieur de Charlus gesehen, die der Fürstin von Guermantes, der Herzogin von Luxemburg und der Marquise von Villeparisis, ließen ihn zunächst vor Schreck erstarren. Im gleichen Augenblick entdeckte er auch die von Monsieur de Charlus, die etwas in den Hintergrund gerückt war. Unbeweglich schien der Baron auf Morel einen seltsam starren Blick zu heften. Wahnsinnig vor Schrecken und aus seiner ersten Benommenheit erwachend, zweifelte Morel nicht, daß dies ein Hinterhalt sei, in den ihn Monsieur de Charlus gelockt hatte, um seine Treue auf die Probe zu stellen; in großen Sprüngen lief er die Stufen der Villa hinab und rannte, so schnell er konnte, auf der Landstraße davon; als der Fürst von Guermantes (der es zunächst für richtig gehalten hatte, eine solche Gelegenheitsbekanntschaft ein Weilchen warten zu lassen, nicht ohne sich zu fragen, ob das Ganze auch klug und das Individuum nicht vielleicht gefährlich sei) in seinen Salon trat, fand er niemanden mehr vor. Er mochte noch so eifrig zusammen mit seinem Diener, aus Furcht vor Einbrechern mit dem Revolver in der Hand, das ganze Haus, das nicht groß war, alle Winkel des Gärtchens, das Kellergeschoß durchsuchen, der Gefährte, dessen Anwesenheit ihm so sicher schien, war und blieb verschwunden. Er begegnete ihm mehrmals im Lauf der folgenden Woche. Aber jedesmal war Morel, das gefährliche Individuum, derjenige, der davonlief, als sei der Fürst noch weit gefährlicher. Verrannt in seinen Verdacht, ging Morel niemals den Tatsachen nach, und noch in Paris genügte der Anblick des Fürsten von Guermantes, um ihn in die Flucht zu schlagen. So wurde

Monsieur de Charlus vor einer Untreue bewahrt, die ihn zur Verzweiflung trieb, und zugleich gerächt, ohne daß er es ahnte, am wenigsten freilich ahnte, auf welche Weise es geschehen war.

Doch schon werden die Erinnerungen an das, was man mir zu dieser Begebenheit erzählt hat, von anderen abgelöst, denn die T. S. N. nimmt ihre Rumpelkastenfahrt wieder auf und setzt an den folgenden Stationen weiterhin Passagiere ab oder nimmt neue auf.

In Grattevast, wo seine Schwester wohnte, mit der er den Nachmittag verbracht hatte, stieg manchmal Monsieur Pierre de Verjus, Graf von Crécy[1] , ein (den man gewöhnlich nur Graf von Crécy nannte), ein armer, aber außerordentlich distinguierter Edelmann, dessen Bekanntschaft ich bei den Cambremers gemacht hatte, mit denen er im übrigen nicht sehr viel verkehrte. Da er nachgerade zu einem außerordentlich bescheidenen, ja dürftigen Leben gezwungen war, spürte ich, daß eine Zigarre, eine »Erfrischung« für ihn eine solche Annehmlichkeit bedeutete, daß ich die Gewohnheit annahm, an den Tagen, an denen ich Albertine nicht sehen konnte, ihn nach Balbec einzuladen. Geistig sehr fein und mit einer wundervollen Fähigkeit sich auszudrücken begabt, schlohweiß, mit bezaubernden blauen Augen, sprach er vor allem im Flüsterton in sehr zartsinniger Weise von den Reizen des herrschaftlichen Lebens, das er offenbar gekannt hatte, und auch von der Genealogie. Als ich ihn fragte, was auf seinem Ring eingraviert sei, sagte er mit einem bescheidenen Lächeln: »Es ist ein Zweig mit einer unreifen Traube.« Mit dem genießerischen Vergnügen eines Kenners setzte er hinzu: »Unser Wappen ist eine solche unreife Traube – symbolisch, da ich Verjus heiße –, beblättert und gestielt in Grün.« Aber ich glaube, es wäre für ihn eine Enttäuschung gewesen, hätte ich ihn in Balbec nur auf einen aus solchen unreifen Trauben hergestellten Krätzer eingeladen. Er liebte kostspielige Weine, zweifellos aus der Entbehrung heraus und aufgrund einer tiefen

Kenntnis all dessen, was ihm abging, aus Neigung, vielleicht sogar aus übertriebenem Hang. Wenn ich ihn in Balbec zum Abendessen einlud, bestellte er denn auch das Menü mit raffinierter Kunst, aß ein wenig zu viel, trank jedoch vor allem und ließ die Weine chambrieren, bei denen es angebracht war, und andere kühlstellen, die in Eis serviert werden müssen. Vor und nach dem Essen gab er genau Jahrgang und Nummer des Portweins oder des Cognacs an, so wie er es ähnlich für die Errichtung eines Marquisats getan hätte, über die er wohl als einziger Bescheid wußte.

Da ich für Aimé ein bevorzugter Gast war, freute es ihn, daß ich solche Extradiners gab, und immer rief er gleich den Kellnern zu: »Schnell, richtet Tisch fünfundzwanzig«; er sagte nicht nur »richtet«, sondern »richtet mir«, als geschehe es für ihn selbst. Da aber die Sprache eines Oberkellners nicht ganz die gleiche ist wie die eines Chef de rang, eines gewöhnlichen Kellners oder eines Pikkolos, sagte er in dem Augenblick, in dem ich die Rechnung verlangte, zu dem Kellner, der uns bedient hatte, mit einer wiederholten, beschwichtigenden Geste des Handrückens, als wolle er ein Pferd, das am Durchgehen ist, beruhigen: »Machen Sie es nicht zu arg« (mit der Rechnung) »immer sachte, sachte.« War dann der Kellner auf diesen Hinweis hin abgezogen, rief ihn Aimé, der fürchtete, seine Anweisungen würden nicht genau befolgt werden, noch einmal mit den Worten zurück: »Warten Sie, ich werde selbst beziffern«, und als ich ihm sagte, es komme nicht so genau darauf an, antwortete er mir: »Ich habe das Prinzip, niemals einen Kunden ›hochzunehmen‹, wie man so sagt.« Was den Direktor anging, so begnügte dieser sich angesichts der einfachen, stets gleichen und ziemlich abgenutzten Kleidung meines Gastes (dennoch hätte niemand sich besser als er auf die Kunst verstanden, sich so glänzend zu kleiden wie ein Elegant bei Balzac, wenn er die Mittel dazu gehabt hätte) mir zuliebe damit, von weitem zu beobachten, ob alles in Ordnung war, und mit einem bloßen Blick zu veranlassen, daß eine Kork-

scheibe unter den Fuß eines Tisches geschoben wurde, der nicht ganz fest stand. Zwar wäre er, obwohl er seine Anfänge als Tellerwäscher verbarg, wie jeder andere imstande gewesen, selber zuzupacken. Es bedurfte aber doch eines besonderen Umstands, damit er eines Tages persönlich die Truthähne tranchierte. Ich war ausgegangen, habe aber erfahren, daß er es mit priesterlicher Würde tat, am Anrichtetisch, von den in respektvoller Entfernung im Halbkreis aufgereihten Kellnern umgeben, die dadurch weniger etwas zu lernen suchten, als vielmehr gesehen werden wollten und dabei eine glückselig bewundernde Miene aufsetzten. Von dem Direktor (der mit einer langsamen Bewegung in die Flanke der Opfer eindrang und den von seiner hohen Funktion durchdrungenen Blick ebensowenig davon ablöste, als lese er einen Orakelspruch aus ihren Eingeweiden) wurden sie allerdings nicht gesehen. Der Opferer bemerkte nicht einmal meine Abwesenheit. Er war untröstlich, als er hörte, daß ich nicht dabei gewesen sei. »Wie, Sie haben mich nicht persönlich die Truthähne tranchieren sehen?« Ich antwortete ihm, daß ich, da ich Rom, Venedig, Siena, den Prado, das Dresdner Museum, Indien, Sarah in *Phèdre* bislang nicht gesehen hätte, an Resignation bereits gewöhnt sei und sein Truthahntranchieren meiner Liste noch hinzufügen werde. Der Vergleich mit der Bühnenkunst (Sarah in *Phèdre*, war der einzige, den er zu verstehen schien, denn er wußte durch mich, daß an den Tagen ganz großer Aufführungen Coquelin d. Ä. Anfängerrollen übernommen hatte, sogar die einer Person, die nur ein Wort oder gar nichts zu sagen hat. [1] »Das ist ganz gleich, ich bin untröstlich für Sie. Wann werde ich einmal wieder tranchieren? Es müßte schon etwas Besonderes kommen, zum Beispiel ein Krieg.« (Tatsächlich sollte es der Waffenstillstand sein.) Von jenem Tag an wurde ein neuer Kalender eingeführt, man rechnete jetzt so: »Das war der Tag nach dem, an welchem ich persönlich die Truthähne tranchiert habe.« – »Es war gerade acht Tage, nachdem der Direktor persönlich die Truthähne tranchiert

hat.« So gab diese Sektion, ähnlich wie die Geburt Christi oder die Hedschra, den Ausgangspunkt für einen Kalender ab, der von den anderen verschieden war, sie an Verbreitung und Dauer aber nicht erreichte.

Der Kummer im Leben von Monsieur de Crécy erklärte sich gewiß daraus, daß er keine Pferde und keine üppige Tafel mehr hatte, genauso sehr aber auch aus der Tatsache, daß er unter Leuten lebte, die glauben konnten, daß Cambremer und Guermantes so ziemlich dasselbe sei. Als er eines Tages erfuhr, daß ich wußte, Legrandin, der sich jetzt Legrand de Méséglise nennen ließ, habe keinerlei Recht darauf, geriet er, im übrigen bereits durch den Wein, den er trank, in Fahrt gebracht, in einen Freudenrausch. Seine Schwester sagte zu mir mit verstehender Miene: »Mein Bruder ist niemals so glücklich, als wenn er mit Ihnen sprechen kann.« Er war tatsächlich zu neuem Leben erwacht, seitdem er jemanden entdeckt hatte, der über die Mittelmäßigkeit der Cambremers und die Größe der Guermantes Bescheid wußte, jemanden, für den die Welt der Gesellschaft wirklich existierte. So würde nach Einäscherung aller Bibliotheken des Erdballs und dem Aufblühen eines vollkommen unwissenden Geschlechts ein alter Lateiner im Leben wieder Fuß und Vertrauen fassen, wenn er jemanden einen Vers von Horaz zitieren hörte. Wenn er also niemals den Zug verließ, ohne zu mir zu sagen: »Und wann findet unsere kleine Zusammenkunft statt?«, so lag das ebensosehr an der Begehrlichkeit des Parasiten wie an der Feinschmeckerei des Kenners und daran, daß er die Agapen von Balbec als eine Gelegenheit betrachtete, zudem auch noch von den Dingen sprechen zu können, die ihm am Herzen lagen und für die er sonst keinen Gesprächspartner fand, worin sie jenen Diners glichen, bei denen sich zu einem festgesetzten Termin an der speziell üppig besetzten Tafel des Cercle de l'Union die Société des Bibliophiles vereint.[1] Da Monsieur de Crécy sehr bescheiden in allem war, was seine eigene Familie betraf, erfuhr ich nicht von ihm selbst, daß diese sehr vor-

nehm und ein authentischer, nach Frankreich abgewanderter Zweig der englischen Familie war, die den Namen Crecy trägt. Als ich hörte, er sei ein echter Crécy, erzählte ich ihm, daß eine Nichte von Madame de Guermantes einen Amerikaner mit Namen Charles Crecy geheiratet habe, und setzte hinzu, ich nähme an, er habe zu diesem keinerlei Beziehungen. »Nein«, sagte er zu mir. »Nicht mehr – obwohl sonst meine Familie nicht so berühmt ist – als viele Amerikaner, die sich Montgomery, Berry, Chandos oder Capel nennen, etwas mit den Familien von Pembroke, Buckingham, Essex oder dem Herzog von Berry zu tun haben.«[2] Mehrmals dachte ich daran, ihm zu seinem Amüsement zu erzählen, daß ich Madame Swann kannte, die als Kokotte früher unter dem Namen Odette de Crécy bekannt gewesen war; doch obwohl der Herzog von Alençon nicht hätte übelnehmen können, daß man vor ihm von Émilienne d'Alençon[3] sprach, fühlte ich mich doch mit Monsieur de Crécy nicht hinlänglich befreundet, um den Scherz so weit zu treiben. »Er ist aus einem sehr großen Haus«, sagte mir eines Tages Monsieur de Montsurvent, »sein Familienname ist Saylor«, und er fügte hinzu, daß seine alte Burg oberhalb von Incarville, die im übrigen fast unbewohnbar geworden war und die er, obwohl sehr reich geboren, nicht habe wiederherstellen lassen können, da er heute völlig verarmt sei, noch die alte Devise des Hauses trage. Ich fand diesen Wahlspruch sehr schön, ob man ihn nun auf die Ungeduld einer Rasse von Raubrittern bezog, die in diesem Horst genistet hatten, von dem sie wahrscheinlich jeweils ihren Flug unternahmen, oder heute auf die Betrachtung des Verfalls, die Erwartung des nahen Todes in dieser die Gegend beherrschenden, rauhen Zufluchtsstätte. In solchem Doppelsinn spielt mit dem Namen Saylor die Devise: *Ne sçais l'heure.*

In Hermonville stieg manchmal Monsieur de Chevregny zu, dessen Name, wie Brichot uns mitteilte, wie der von Monseigneur de Cabrières, »Ziegensammelplatz« bedeutete. Er war mit den Cambremers verwandt, und deswegen, freilich

in falscher Einschätzung der Eleganz, luden diese ihn häufig nach Féterne ein, jedoch nur, wenn sie keine Gäste hatten, vor denen sie glänzen wollten. Da er das ganze Jahr in Beausoleil lebte, war Monsieur de Chevregny provinzieller als sie geblieben. Wenn er aber einmal auf ein paar Wochen nach Paris ging, verbrachte er keinen einzigen Tag, ohne irgend etwas von dem anzuschauen, was es »zu sehen« gab; das ging so weit, daß er manchmal, etwas wirr durch die Zahl der allzu schnell verdauten Bühnenwerke, wenn man ihn fragte, ob er ein bestimmtes Stück gesehen habe, seiner Sache nicht mehr ganz sicher war. Doch diese Ungewißheit trat selten ein, denn er kannte alles, was Paris betraf, bis ins Detail, wie nur Leute, die selten dorthin kommen. Er riet mir zu »Neuheiten«, die man sehen müsse (»es lohnt sich«), wobei er diese nur nach dem Gesichtspunkt, ob man auf die Art einen angenehmen Abend verbrachte, und ohne Rücksicht auf den ästhetischen Genuß betrachtete; auf diese Weise entging ihm, daß sie manchmal wirklich eine »Neuheit« in der Geschichte der Kunst darstellten. Da er alles auf ganz der gleichen Ebene sah, äußerte er sich etwa so: »Wir waren einmal in der Opéra-Comique, aber das Stück war nichts Besonderes. Es heißt *Pelléas et Mélisande.* Es ist unbedeutend. Périer[1] spielt freilich immer gut, aber man sieht ihn besser in etwas anderem. Im Gymnase hingegen geben sie *La Châtelaine* [2] . Wir sind zweimal hingegangen; versäumen Sie das nicht, es lohnt sich wirklich sehr; und dann wird es ganz entzükkend gespielt; Sie sehen Frévalles, Marie Magnier, Baron fils.« Er zitierte mir sogar Schauspielernamen, die ich niemals gehört hatte, und ohne daß er Monsieur, Madame oder Mademoiselle davor setzte, wie es der Herzog von Guermantes getan hätte, der immer in einem zeremoniell verächtlichen Ton von den »Chansons der Mademoiselle Yvette Guilbert« oder den »Experimenten von Monsieur Charcot«[3] redete. Monsieur de Chevregny huldigte nicht diesem Brauch, er sagte stets Cornaglia oder Dehelly[4] , wie er Voltaire oder Montesquieu

gesagt hätte, denn im Hinblick auf Schauspieler wie auf alles, was pariserisch war, war in ihm stärker als das Bedürfnis des Aristokraten, seine Verachtung zu zeigen, das des Provinzlers, mit allem vertraut zu sein.

Gleich nach dem ersten Diner in La Raspelière mit dem »jungen Paar«, wie man in Féterne noch sagte, obwohl Monsieur und Madame de Cambremer bei weitem nicht mehr in der ersten Jugend standen, hatte mir die alte Marquise einen jener Briefe geschrieben, deren Schrift man unter Tausenden erkannt hätte. Darin stand: »Bringen Sie Ihre bezaubernde – reizende – nette Cousine mit. Es wäre eine Freude für mich, ein Vergnügen«, wobei sie wie immer mit einer solchen Unfehlbarkeit der von dem Empfänger erwarteten Steigerung aus dem Weg ging, daß ich schließlich meine Meinung über die Natur dieser Diminuendos änderte, sie für gewollt hielt und darin denselben – nur in die gesellschaftliche Ordnung transponierten – Verfall des Geschmacks sah, der Sainte-Beuve dazu veranlaßte, alle gewohnten Wortverbindungen zu lösen und jede ein wenig zur Gewohnheit gewordene Formel abzuwandeln.[1] Zwei vermutlich von verschiedenen Lehrern eingeimpfte Methoden bekämpften sich in diesem Briefstil, wobei die zweite die Marquise de Cambremer bewog, die Banalität der zahlreichen Adjektiva dadurch auszugleichen, daß sie sie in absteigender Folge verwendete und vermied, mit einem vollen Akkord zu schließen. Andererseits neigte ich dazu, in dieser umgekehrten Stufenfolge nicht mehr ein Raffinement – wie in dem Fall, wenn sie das Werk der alten Marquise war –, sondern bloße Ungeschicklichkeit jedesmal dann zu sehen, wenn sie von ihrem Sohn, dem Marquis, oder seinen Cousinen angewendet wurde. Denn in der ganzen Verwandtschaft, sogar noch ziemlich entfernten Grades, stand aufgrund einer bewundernden Nachahmung von Tante Zélia die Regel der drei Adjektive hoch in Ehren, ebenso wie eine gewisse enthusiastische Manie, beim Sprechen tief wieder Atem zu holen. Diese Nachahmung war ihnen übrigens ins Blut übergegan-

gen, und wenn in der Familie ein kleines Mädchen schon in frühester Kindheit beim Sprechen innehielt, um den Speichel einzuziehen, pflegte man zu sagen: Sie kommt auf Tante Zélia heraus; man ahnte dann bereits, daß später ihre Lippen ziemlich schnell dazu neigen würden, sich mit dem Schatten eines kleinen Schnurrbärtchens zu bedecken, und nahm sich vor, bei ihr ein vermutlich vorhandenes musikalisches Talent zu pflegen. Es dauerte nicht lange, so waren die Beziehungen der Cambremers zu Madame Verdurin weniger ungetrübt als die zu mir, und zwar aus verschiedenen Gründen. Sie wollten Madame Verdurin einladen. Die »junge« Marquise bemerkte geringschätzig zu mir: »Ich sehe nicht ein, weshalb wir diese Frau nicht einladen sollten; auf dem Land sieht man alle möglichen Leute, es hat ja weiter keine Folgen.« Da ihnen im Grunde aber doch alles eher imponiert hatte, befragten sie mich unaufhörlich über die Art und Weise, wie sie ihren Wunsch nach einer Gegeneinladung in die Tat umsetzen sollten. Da sie uns beide, Albertine und mich, zum Abendessen mit Freunden von Saint-Loup, eleganten Leuten der Gegend, den Besitzern des Schlosses Gourville, eingeladen hatten, die etwas mehr als nur die allererste Schicht der Normandie repräsentierten und auf deren Bekanntschaft Madame Verdurin, obwohl sie so tat, als liege ihr nichts daran, ganz besonders erpicht war, gab ich den Cambremers den Rat, die Patronne zusammen mit jenen Leuten zu bitten. Doch aus Furcht (so schüchtern waren sie), ihre adligen Freunde zu verstimmen, oder der (so groß war ihre Naivität), Monsieur und Madame Verdurin könnten sich mit Leuten langweilen, die keine Intellektuellen waren, oder auch der (da sie von einem Geist der Routine durchdrungen waren, der keine Befruchtung durch Erfahrung erhalten hatte), die Stile zu vermischen und damit Mißerfolg zu haben, erklärten die Schloßherren von Féterne, das passe nicht zusammen, es werde nicht »klappen« und es sei besser, Madame Verdurin (die sie zusammen mit ihrem ganzen Klübchen einladen wollten) für ein anderes Diner auf-

zusparen. Zu dem nächsten – dem eleganten mit den Freunden Saint-Loups – luden sie von dem Klübchen nur Morel ein, damit Monsieur de Charlus mittelbar Kenntnis davon erhielt, welche glanzvollen Gäste sie empfingen, und auch damit der Musiker zur Unterhaltung der Gäste beitrug, denn man wollte ihn bitten, mit seiner Geige zu kommen. Man entschied sich außerdem noch für Cottard, weil Monsieur de Cambremer erklärte, er habe etwas Aufgeräumtes und »mache sich gut« bei einem Diner; außerdem könne es Vorteile haben, sich gut mit einem Arzt zu stellen für den Fall, daß einmal jemand krank sei. Doch luden sie ihn allein ein, um mit der Frau »gar nicht erst anzufangen«. Madame Verdurin war außer sich, als sie erfuhr, daß zwei Mitglieder des Klübchens ohne sie nach Féterne zum Abendessen »im vertraulichen Kreis« eingeladen waren. Sie diktierte dem Doktor, dessen erste Regung gewesen war, die Einladung anzunehmen, eine stolze Antwort, in der er erklärte: »*Wir* speisen heute abend bei Madame Verdurin« – ein Plural, der den Cambremers eine Lektion erteilen und ihnen zeigen sollte, daß er von Madame Cottard nicht zu trennen sei. Was Morel anbetraf, so brauchte Madame Verdurin ihm für unhöfliches Betragen nicht erst Richtlinien zu geben. Er übte es ganz spontan, und zwar aus folgendem Grund. Einerseits wahrte er Monsieur de Charlus gegenüber in allem, was sein Vergnügen betraf, eine Unabhängigkeit, die den Baron betrübte, andererseits aber haben wir auch gesehen, daß der Einfluß des letzteren sich auf anderen Gebieten stärker bemerkbar machte, daß er zum Beispiel die musikalischen Kenntnisse des Virtuosen erweitert und sein Stilgefühl verfeinert hatte. Doch handelte es sich bislang, wenigstens an diesem Punkt unserer Erzählung, um einen bloßen Einfluß. Demgegenüber aber gab es ein Gebiet, auf dem alles, was Monsieur de Charlus sagte, von Morel blind geglaubt und in die Tat umgesetzt wurde. Blind und töricht, denn nicht nur waren die Belehrungen von Monsieur de Charlus falsch, sie wurden auch, wiewohl sie vielleicht für einen großen Herrn

Geltung gehabt hätten, wenn Morel sie buchstabengetreu befolgte, schlichtweg burlesk. Das Terrain, auf dem Morel seinem Meister so gläubig und so gefügig folgte, war das der großen Welt. Der Geiger, der vor seiner Bekanntschaft mit Monsieur de Charlus keine Ahnung von der besseren Gesellschaft gehabt hatte, nahm die hochfahrende und summarische Skizze, die der Baron entwarf, für buchstäblich wahr: »Es gibt eine gewisse Zahl von hervorragenden Familien«, hatte ihm Monsieur de Charlus erklärt, »in erster Linie die Guermantes, die vierzehnmal mit dem Hause Frankreich alliiert sind, was schmeichelhaft vor allem für das Haus Frankreich ist, denn an Aldonce de Guermantes und nicht an Ludwig den Dicken, seinen leiblichen, aber nachgeborenen Bruder, hätte der Thron von Frankreich fallen müssen; unter Ludwig

xiv

. haben wir offiziell Trauer angelegt beim Tod des Herzogs von Orléans, da wir dieselbe Großmutter wie der König hatten. Weit unter den Guermantes stehend sind immerhin zu erwähnen die La Trémoille, Nachkommen der Könige von Neapel und der Grafen von Poitiers, die Uzès, weniger alt als Familie, aber die ältesten Pairs, die Luynes, die ganz neu sind, aber den Glanz großer Verbindungen haben, die Choiseuls, die Harcourts, die La Rochefoucaulds. Nehmen Sie dazu noch die Noailles trotz des Grafen von Toulouse, die Montesquious, die Castellanes, und wenn ich niemanden vergessen habe, so ist damit Schluß.[1] Was alle diese kleinen Herren anbetrifft, die sich Marquis von Cambremerde oder Fatefairefiche nennen, so besteht kein Unterschied zwischen ihnen und dem letzten kleinen Rekruten Ihres Regiments. Ob Sie nun bei der Gräfin Kaka Pipi machen oder Kaka bei der Baronin Pipi, so ist das alles ein und dasselbe; Sie haben auf alle Fälle Ihrem Ruf geschadet und einen kotigen Lappen als Toilettenpapier benutzt, was unhygienisch ist.« Morel hatte gläubig diese vielleicht etwas summarische Geschichtslektion entgegengenommen; er beurteilte die Dinge, als wäre er selber

ein Guermantes, und wünschte eine Gelegenheit herbei, den falschen La Tour d'Auvergne[2] zu begegnen, um ihnen durch einen verächtlichen Händedruck zu verstehen zu geben, daß er jedenfalls sie nicht ernst nehmen könne. Was nun die Cambremers betraf, so wollte er ihnen gleich jetzt beweisen, daß sie nicht mehr waren als »der letzte Rekrut seines Regiments«. Er antwortete nicht auf ihre Einladung und entschuldigte sich erst am Abend des Diners in allerletzter Stunde mit einem Telegramm, voller Entzücken über sich selbst, als hätte er damit wie ein Prinz von Geblüt gehandelt. Man muß im übrigen hinzusetzen, daß niemand sich vorstellen kann, wie unerträglich, wie kleinlich und sogar dumm der sonst so kluge Monsieur de Charlus überhaupt sein konnte, bei allen Gelegenheiten wo seine Charakterfehler ins Spiel kamen. Man kann tatsächlich sagen, daß diese für den Geist so etwas wie ein Wechselfieber sind. Wer hat nicht schon diese Tatsache bei Frauen oder sogar Männern beobachtet, die mit einer hervorragenden Intelligenz begabt, aber von nervösen Zuständen heimgesucht sind? In sich glücklich, ruhig, mit ihrer Umgebung zufrieden, bieten sie ihre kostbaren Gaben der Bewunderung ihrer Mitmenschen dar; buchstäblich ist alles Wahrheit, was dann aus ihrem Mund hervorgeht. Eine Migräne aber, eine kleine Verletzung ihrer Eigenliebe genügt, um alles zu ändern. Die erleuchtetste Intelligenz wird dann rücksichtslos, verkrampft und eng, das heißt, sie spiegelt nur noch ein gereiztes, argwöhnisches, gefallsüchtiges Ich wider, das alles tut, womit man Anstoß erregen kann. Der Zorn der Cambremers war groß; in der Zwischenzeit führten auch noch andere Begegnungen eine gewisse Spannung in ihren Beziehungen zu dem Klübchen herbei. Als wir, das heißt Cottard, Charlus, Brichot, Morel und ich, von einem Diner in La Raspelière heimfuhren und die Cambremers, die bei Freunden in Arembouville gespeist hatten, auf der Hinfahrt ein Stück des Weges mit uns zurückgelegt hatten, sagte ich zu Monsieur de Charlus: »Sie, der Sie Balzac so sehr lieben und ihn in der

zeitgenössischen Gesellschaft wiedererkennen, müssen doch finden, daß diese Cambremers aus den *Scènes de la vie de province* entsprungen sind.«[1] Monsieur de Charlus aber schnitt mir, ganz als sei er ihr Freund und als hätte ich ihn durch meine Bemerkung verletzt, brüsk die Rede ab: »Sie sagen das, weil die Frau ihm überlegen ist.« – »Oh! Ich dachte dabei nicht an die Muse des Departements oder an Madame de Bargeton, obwohl …« Monsieur de Charlus fiel mir von neuem ins Wort: »Sagen Sie lieber Madame de Mortsauf.« Der Zug hielt, und Brichot stieg aus. »Wir haben Ihnen ganz umsonst dauernd Zeichen gemacht, Sie sind ja ein schrecklicher Mensch.« – »Wieso?« – »Aber hören Sie, haben Sie denn nicht gemerkt, daß Brichot in Madame de Cambremer bis über die Ohren verliebt ist?« Ich sah an Cottards und Charlies Haltung, daß in dieser Hinsicht im Klübchen nicht der Schatten eines Zweifels bestand. Ich glaubte, daß dabei Böswilligkeit mit im Spiel war. »Da sehen Sie, Sie haben gar nicht bemerkt, wie unruhig er geworden ist, als Sie von ihr sprachen«, fing Monsieur de Charlus wieder an, denn er zeigte gern, daß er sich auf Frauen verstand, und sprach von den Gefühlen, die sie einflößen, mit einer so natürlichen Miene, als seien es die, die er selbst gewöhnlich empfand. Doch ein gewisser Ton von zweideutiger Väterlichkeit allen jungen Männern gegenüber – ungeachtet seiner ausschließlichen Liebe zu Morel – strafte solche Äußerungen eines Frauenfreundes Lügen: »Oh, diese harmlosen Kinder«, stellte er mit hoher, gezierter und stark modulierender Stimme fest, »alles muß man ihnen erst beibringen, sie sind unschuldig wie die Lämmer und erkennen nicht einmal die Zeichen, an denen man merkt, wenn ein Mann in eine Frau verliebt ist. In Ihrem Alter war ich da weit abgebrühter als Sie«, setzte er hinzu, denn er verwendete gern die Ausdrucksweise der Apachen, sei es aus Neigung, sei es, um nicht gerade dadurch, daß er sie vermied, einzugestehen, daß er mit Leuten umging, deren übliches Vokabular dies war. Ein paar Tage darauf mußte ich

mich dem Augenschein fügen und zugeben, daß Brichot in die Marquise vernarrt war. Unglücklicherweise nahm er mehrere Einladungen zum Mittagessen bei ihr an. Madame Verdurin erachtete den Zeitpunkt als gekommen, wo sie Einhalt gebieten mußte. Abgesehen von dem Nutzen, den sie für die Politik des Klübchens darin sah, fand sie an dieser Art von Auseinandersetzungen und den Dramen, die sich daraus ergaben, immer mehr Geschmack, erwächst dieser doch sowohl in der aristokratischen wie in der bürgerlichen Welt aus der Muße. Es gab eines Tages große Aufregung, als Madame Verdurin eine Stunde lang mit Brichot verschwunden blieb, dem sie, wie man wußte, erklärt hatte, Madame de Cambremer mache sich lustig über ihn, er sei das Gespött des Salons dieser Frau, er werde sich in seinem Alter noch blamieren und in seiner Stellung als Universitätslehrer ganz unmöglich machen. Sie ging sogar so weit, ihm in bewegenden Worten von der Wäscherin zu sprechen, mit der er in Paris zusammenlebte, sowie von ihrem Töchterchen. Sie siegte; Brichot hörte auf, nach Féterne zu gehen, aber sein Kummer war so groß, daß man zwei Tage lang glaubte, er werde den Rest seines Augenlichts auch noch verlieren; seine Krankheit jedenfalls verschlimmerte sich mit einem Schlag derart, daß es nicht wiedergutzumachen war. Die Cambremers jedoch, die auf Morel ziemlich wütend waren, luden einmal ganz ausdrücklich Monsieur de Charlus ohne ihn ein. Da sie von dem Baron keine Antwort erhielten, glaubten sie, einen Fauxpas begangen zu haben, und in der Meinung, der Zorn sei stets ein schlechter Ratgeber, schrieben sie etwas verspätet an Morel, das heißt, begingen einen Akt der Unterwerfung, über den Monsieur de Charlus lächelte, da er ihm seine Macht bewies. »Sie werden für uns beide antworten, daß ich annehme«, sagte der Baron zu Morel. Als der Tag des Diners gekommen war, wartete man im großen Salon von Féterne. Die Cambremers gaben im Grunde ihr Diner für die Blüte der Eleganz in Gestalt von Monsieur und Madame Féré. Doch sie fürchteten so sehr,

Monsieur de Charlus zu mißfallen, daß, obwohl sie die Bekanntschaft der Férés durch Monsieur de Chevregny gemacht hatten, Madame de Cambremer in einen Fieberzustand geriet, als dieser ausgerechnet am Tag des Diners sich in Féterne als Besuch ansagte. Alle erdenklichen Vorwände wurden erfunden, damit er schleunigst nach Beausoleil zurückkehre, doch konnte man nicht verhindern, daß er noch im Hof den Férés begegnete, die über diesen Hinauswurf ebenso betroffen waren wie er selber beschämt. Doch die Cambremers wollten um jeden Preis Monsieur de Charlus den Anblick von Monsieur de Chevregny ersparen, den sie für einen Provinzler hielten wegen gewisser Nuancen, über die man in der Familie hinwegsieht, auf die man aber doch gelegentlich aufmerksam wird, wenn auch nur Fremden gegenüber, obwohl gerade diese die einzigen sind, die sie gar nicht bemerken würden. Doch man weist ihnen nicht gern Verwandte vor, die geblieben sind, was man selbst mit vieler Mühe aufgehört hat zu sein. Was nun Monsieur und Madame Féré betraf, so waren sie in höchstem Maße das, was man als »etwas wirklich Schickes« bezeichnete. In den Augen derjenigen, von denen sie in dieser Weise betrachtet wurden, waren zweifellos auch die Guermantes, die Rohans und viele andere »etwas wirklich Schickes«, diese Namen aber enthoben einen jeder Notwendigkeit, es ausdrücklich zu sagen. Da hingegen nicht allen Leuten die hohe Geburt der Mutter von Monsieur Féré sowie der Mutter von Madame Féré bekannt war oder welchem außerordentlich exklusiven Kreis sie und ihr Gatte angehörten, setzte man immer, wenn man ihren Namen genannt hatte, als weitere Erklärung hinzu, daß sie »das Beste vom Besten« seien. Legte ihnen wohl ihr unbekannter Name eine Art von hochmütiger Reserve auf ? Auf alle Fälle sahen die Férés Leute nicht bei sich, denen die La Trémoilles einen Besuch gemacht hätten. Es hatte der Stellung einer Königin dieser Küste bedurft, die die alte Marquise de Cambremer in dem gesamten Department der Manche einnahm, damit die Férés

jedes Jahr bei einer ihrer Matineen erschienen. Sie waren zum Diner geladen, und die Cambremers rechneten stark auf den Eindruck, den Monsieur de Charlus auf sie machen würde. Diskret ließ man verlauten, daß er unter den Gästen sein werde. Zufällig kannte Madame Féré ihn nicht. Madame de Cambremer empfand darüber lebhafte Genugtuung, und das Lächeln des Chemikers, der zum erstenmal eine Verbindung von zwei besonders wichtigen Elementen zustande bringen will, huschte über ihr Gesicht. Die Tür ging auf, und Madame de Cambremer wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als sie Morel allein eintreten sah. Wie ein Sekretär beauftragt wird, seinen Minister zu entschuldigen, wie eine morganatische Gattin das Bedauern des Fürsten darüber zum Ausdruck bringt, daß er gerade unwohl ist (beim Herzog von Aumale pflegte Madame de Clinchamp[1] diese Rolle zu übernehmen), sagte Morel im ungezwungensten Ton: »Der Baron wird nicht kommen können, er fühlt sich nicht recht wohl, jedenfalls nehme ich an, daß es deswegen ist. – Ich habe ihn die ganze Woche nicht gesehen«, setzte er hinzu und trieb gerade mit diesen letzten Worten Madame de Cambremer vollends zur Verzweiflung, denn sie hatte Monsieur und Madame Féré gesagt, daß Morel Monsieur de Charlus täglich, ja stündlich sehe. Die Cambremers taten so, als bedeute die Abwesenheit des Barons für ihre Veranstaltung nur eine Annehmlichkeit mehr, und sagten, ohne daß Morel es hören konnte, zu ihren Gästen: »Wir können auf ihn verzichten, nicht wahr, es ist eigentlich netter so.« Sie waren aber wütend, vermuteten hinter der Sache eine Intrige von Madame Verdurin, und um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, erschien zwar, als diese sie wieder nach La Raspelière einlud, Monsieur de Cambremer, der auf das Vergnügen nicht verzichten mochte, sein Haus wiederzusehen und sich wiederum im Klübchen zu bewegen, jedoch allein und mit der Bemerkung, die Marquise sei untröstlich, doch habe ihr der Arzt verordnet, sie müsse das Zimmer hüten. Die Cambremers glaubten, durch diese nur

partielle Anwesenheit gleichzeitig Monsieur de Charlus eine Lektion zu erteilen und den Verdurins zu zeigen, daß sie sich ihnen gegenüber nur zu bedingter Höflichkeit verpflichtet fühlten, so wie Prinzessinnen von Geblüt früher die Herzoginnen zwar hinausgeleiteten, jedoch nur bis in die Mitte des nächsten Zimmers. Ein paar Wochen darauf waren sie so gut wie zerstritten. Monsieur de Cambremer gab mir darüber folgende Erklärung ab: »Ich muß Ihnen offen sagen, mit Monsieur de Charlus war es etwas schwierig. Er ist außerordentlich dreyfusfreundlich …« – »Ausgeschlossen!« – »Doch … auf alle Fälle ist es sein Cousin, der Fürst von Guermantes, viele verurteilen sie deswegen. Ich habe Verwandte, die in dieser Beziehung sehr wachsam sind. Ich kann mit solchen Leuten nicht verkehren, ich würde mich mit meiner gesamten Familie überwerfen.« – »Wo der Fürst von Guermantes so sehr für Dreyfus ist, wird es sich um so besser machen«, sagte Madame de Cambremer, »daß Saint-Loup, der, wie man sagt, dessen Nichte heiraten will, die gleiche Gesinnung hegt. Das ist vielleicht sogar für diese Heirat der Grund.« – »Aber bitte, meine Liebe, Sie werden doch nicht etwa sagen, daß Saint-Loup, den wir so gern mögen, ein Anhänger dieses Dreyfus ist. Man darf solche Behauptungen nicht leichtfertig in die Welt setzen«, sagte Monsieur de Cambremer. »Sie machen ihn noch unmöglich in der Armee!« – »Er war es, aber er ist es nicht mehr«, sagte ich zu Monsieur de Cambremer. »Was aber seine Heirat mit Mademoiselle de Guermantes-Brassac betrifft, ist das wahr?« – »Es ist von nichts anderem die Rede, aber eigentlich müßten Sie es doch am besten wissen.« – »Aber ich sage es Ihnen nochmals, er hat mir selbst gesagt, daß er für Dreyfus sei«, behauptete Madame de Cambremer. »Im übrigen ist es durchaus zu entschuldigen, denn die Guermantes sind ja halbe Deutsche.« – »Von den Guermantes aus der Rue de Varenne können Sie ruhig sagen, daß sie ganze sind«, bemerkte Cancan. »Aber Saint-Loup, das ist denn doch eine andere Sache; wenn er auch viele deutsche Ver-

wandte hat, so verdient doch sein Vater in erster Linie den Titel eines französischen Grandseigneurs, denn er ist 1871 noch einmal in die Armee eingetreten und während des Krieges in allen Ehren gefallen. Aber wenn ich auch auf diese Dinge großen Wert lege, darf man natürlich doch nach keiner Seite hin übertreiben. *In medio ... virtus* [1] , ah! Ich weiß nicht mehr, wie es genau heißt. Es ist irgend so etwas, was Doktor Cottard sagt. Jawohl, das ist einer, der findet immer das rechte Wort. Man sollte einen Petit Larousse hier im Haus haben.« Um sich nicht genauer zu dem lateinischen Zitat äußern zu müssen und das Thema Saint-Loup nicht weiterzuspinnen, bei dem ihr Mann zu finden schien, daß sie es an Takt fehlen lasse, fing Madame de Cambremer von der Patronne an, deren Bruch mit ihnen erst recht einer Erklärung bedurfte. »Wir haben La Raspelière sehr gern an Madame Verdurin vermietet«, sagte die Marquise. »Nur scheint es, daß sie glaubt, mit dem Haus und allem, was sie sich sonst noch mit Erfolg angemaßt hat, der Nutzung der Wiesen, den alten Wandbespannungen – alles Dinge, die keineswegs im Kontrakt einbegriffen sind –, habe sie auch noch zudem das Recht, sich mit uns anzufreunden. Das ist aber doch etwas völlig anderes. Wir haben den Fehler gemacht, daß wir nicht von vornherein die ganze Sache einem Vertrauensmann oder einer Agentur übergeben haben. In Féterne spielt es keine Rolle, aber ich sehe schon, was für ein Gesicht meine Tante de Ch'nouville machen würde, wenn sie an meinem Empfangstag die alte Verdurin mit ihren nach allen Seiten vom Kopf abstehenden Haaren auftreten sähe. Monsieur de Charlus natürlich kennt sehr gute Leute, aber er verkehrt auch mit recht üblen.« Ich fragte sie, mit welchen. Durch meine Frage in die Enge getrieben, meinte Madame de Cambremer: »Es heißt, er hätte einen Monsieur Moreau, Morille, Morue ausgehalten. Ich weiß nicht mehr genau, wie er heißt.[1] Natürlich hat er gar nichts mit Morel, dem Geiger, zu tun«, setzte sie errötend hinzu. »Als ich gemerkt habe, daß Madame Verdurin, weil sie

auf dem Land unsere Mieterin ist, sich einbildet, sie werde auch das Recht haben, mir in Paris Besuche zu machen, wußte ich, daß es Zeit war, das Tau zu kappen.«

Ungeachtet dieses Bruchs mit der Patronne standen sich die Cambremers nicht schlecht mit den Getreuen und stiegen gern in unser Abteil ein, wenn sie die Strecke befuhren. Kurz bevor wir nach Douville kamen, zog Albertine gewöhnlich ein letztesmal ihren Spiegel hervor und fand es manchmal nützlich, ihre Handschuhe zu wechseln oder einen Augenblick ihren Hut abzusetzen und mit dem Schildpattkamm, den ich ihr geschenkt hatte und den sie im Haar trug, die Puffen überzukämmen, vorn den Bausch ein wenig in die Höhe zu ziehen, wenn es nötig war, auch über die Wellen damit hinzustreichen, die ihr in regelmäßigem Fall bis in den Nacken reichten, sowie den Knoten etwas zurechtzurücken. Waren wir erst in den Wagen, die uns erwarteten, so wußte man gar nicht mehr, wo man sich befand; die Landstraßen waren nicht beleuchtet; an dem Holpern der Räder erkannte man, daß man durch ein Dorf fuhr, man glaubte, man sei angekommen, und fand sich wieder auf freiem Feld, man hörte ferne Glocken, man vergaß, daß man den Smoking anhatte, und man war fast eingeschlafen, wenn am Ende dieses breiten Bandes aus lauter Dunkelheit, das wegen der durchmessenen Entfernung und der für jede Eisenbahnfahrt charakteristischen Zwischenfälle uns bis in eine vorgerückte Stunde der Nacht und fast halb nach Paris zurückgeführt zu haben schien, plötzlich, nachdem das Gleiten des Wagens auf feinerem Sand uns offenbart hatte, daß wir in den Park eingefahren waren, strahlende Lichter aufleuchteten und uns in das gesellschaftliche Leben zurückversetzten, zunächst jene des Salons, dann die des Speisezimmers, wo wir überrascht zurückwichen, wenn wir die Uhr acht schlagen hörten, eine Stunde, die wir längst vorüber wähnten, während zahlreiche Speisen und edle Weine nacheinander rings um die befrackten Männer und halbdekolletierten Frauen her aufgetragen wurden – ein lichterfunkelndes Diner,

ganz wie ein richtiges Diner in der Stadt, nur daß sich darum dunkel und seltsam, wodurch sich sein Charakter vollkommen veränderte, die doppelte Schärpe legte, die die nächtlichen, ländlichen und maritimen Stunden, durch solche gesellschaftliche Nutzbarmachung ihrer ursprünglichen Feierlichkeit beraubt, bei der Hinfahrt und der Heimkehr gewoben hatten. Letztere zwang uns allerdings, den hellen, schnellvergessenen Glanz des schimmernden Salons wieder zu verlassen, um in den Wagen zu steigen, in dem ich es immer einrichtete, neben Albertine zu sitzen, damit meine Freundin nicht ohne mich mit anderen zusammen sein könne, oft auch noch aus einem anderen Grund, denn wir beide konnten so mancherlei in einem dunklen Wagen tun, in dem das Holpern bei der Abwärtsfahrt uns im übrigen entschuldigte, falls ein jäher Lichtstrahl in das Innere drang und wir gerade aneinandergeklammert dasaßen. Als Monsieur de Cambremer noch nicht mit den Verdurins zerfallen war, fragte er mich gewöhnlich: »Meinen Sie nicht, Sie werden bei diesem Nebel wieder Ihre Erstickungsanfälle bekommen? Meine Schwester hat heute morgen einen ganz schrecklichen gehabt. Aha! Sie auch«, stellte er mit Befriedigung fest. »Ich werde es ihr heute abend sagen. Ich weiß, daß sie sich, wenn wir nach Hause kommen, gleich erkundigen wird, ob Sie schon lange keine mehr gehabt haben.« Er redete im übrigen von den meinigen nur, um auf die seiner Schwester zu kommen, und ließ mich alle Eigentümlichkeiten der ersteren einzig beschreiben, um genau die Unterschiede zwischen den beiden Arten festzustellen. Trotzdem aber konnte er sich, da die Erstickungsanfälle seiner Schwester ihm die maßgebenden zu sein schienen, nicht entschließen zu glauben, daß das, was bei den ihren half, für die meinen nicht auch angezeigt sein müsse, und es verdroß ihn, daß ich keinen Versuch damit machte, denn es gibt etwas, was noch schwieriger ist, als eine ärztliche Vorschrift strikt zu befolgen, nämlich sie anderen nicht aufzwingen zu wollen. »Übrigens«, sagte er, »was soll ich als Laie lange reden, Sie

sind ja hier vor dem Aeropag, an der Quelle. Was hält Professor Cottard davon?«

Eines Tages suchte ich übrigens seine Frau auf, weil sie gesagt hatte, meine »Cousine« habe seltsame Manieren, und ich wissen wollte, was sie eigentlich darunter verstand. Sie leugnete, dergleichen gesagt zu haben, gestand aber schließlich ein, sie habe von einer Person gesprochen, der sie, wie sie glaube, mit meiner Cousine zusammen begegnet war. Sie kannte deren Namen nicht und meinte schließlich, wenn sie sich nicht täusche, sei sie die Frau eines Bankiers und heiße Lina, Linette, Lisette, Lia, irgend etwas in dieser Art. Ich nahm an, daß sie »Frau eines Bankiers« nur sage, um die Spur zu verwischen. Ich nahm mir vor, Albertine zu fragen, ob das wahr sei, doch wollte ich lieber als Wissender denn als Fragender auftreten. Im übrigen hätte Albertine mir keine Antwort gegeben, es sei denn ein »Nein«, bei dem das »N« allzu zögernd und das »ein« zu entschieden geklungen hätten. Albertine erzählte niemals Dinge, die ihr hätten schaden können, dafür andere, die sich aber nur aus den ersteren erklären ließen, und so ist die Wahrheit denn eher eine Strömung, die von dem ausgeht, was man uns sagt und was wir auffangen, wie unsichtbar es auch sein mag, als die uns mitgeteilte Sache selbst. Als ich ihr gegenüber dann bemerkte, eine Frau, deren Bekanntschaft sie in Vichy gemacht hatte, habe dubiose Manieren, versicherte sie mir hoch und heilig, diese Frau sei keineswegs das, was ich glaubte, und habe niemals versucht, sie zu irgend etwas Unrechtem zu verleiten. An einem anderen Tag aber, als ich von meiner Neugier auf diese Art von Frauen sprach, setzte sie hinzu, die Dame aus Vichy habe eine solche Freundin, die sie, Albertine, aber nicht kenne, doch die Dame habe ihr »versprochen, sie ihr vorzustellen«. Damit sie es ihr versprach, hatte ja Albertine es wünschen oder die Dame hatte bei ihrem Angebot wissen müssen, daß sie ihr damit ein Vergnügen machte. Hätte ich das aber Albertine entgegengehalten, so hätte es ausgesehen, als bezöge ich meine

Enthüllungen nur von ihr, und ich hätte diese damit sofort zum Stillstand gebracht, ich hätte nichts mehr erfahren, und sie hätte aufgehört mich zu fürchten. Im übrigen waren wir in Balbec, die Dame aus Vichy aber und ihre Freundin wohnten in Mentone; die Entfernung, die Unmöglichkeit der Gefahr hatte bald meinen Argwohn zerstreut.

Oft, wenn Monsieur de Cambremer mich auf dem Bahnhof ansprach, hatte ich soeben mit Albertine die Dunkelheit genutzt, etwas mit Mühe freilich, da sie sich ein wenig sträubte und Bedenken trug, ob das Dunkel auch vollkommen sei. »Ich bin sicher, daß Cottard uns gesehen hat; im übrigen, selbst wenn er nichts gesehen hat, hat er doch Ihre erstickte Stimme gehört gerade in dem Augenblick, als von Erstickungsanfällen anderer Art die Rede war«, sagte Albertine, als wir auf dem Bahnhof von Douville ankamen, wo wir die Kleinbahn für die Rückfahrt bestiegen. Nun verschaffte mir zwar diese Rückfahrt ebenso wie zuvor die Hinfahrt gewisse poetische Impressionen, sie erweckte in mir das Verlangen, Reisen zu machen, ein neues Leben zu führen, und ließ mich dadurch wünschen, den Plan einer Heirat mit Albertine völlig aufzugeben und sogar die Beziehung zu ihr endgültig abzubrechen, und gleichzeitig machte sie mir wegen des widerspruchsvollen Charakters dieser Beziehung den Bruch um so leichter. Denn bei der Heimkehr wie schon bei der Hinfahrt stiegen auf jeder Station Leute aus unserer Bekanntschaft zu uns ein oder sagten uns vom Bahnsteig aus guten Tag; über die flüchtigen Genüsse der Einbildungskraft siegten dann die dauerhaften des geselligen Lebens, die so beschwichtigend und so einlullend sind. Schon vor den Stationen hatten sich deren Namen (die mir so viele Träumereien geschenkt hatten von dem Tag an, da sie bei meiner ersten Reise mit meiner Großmutter an mein Ohr gedrungen waren) vermenschlicht und ihre Eigenart seit jenem Abend verloren, da Brichot uns auf die Bitten Albertines ihre Etymologie genauer erklärt hatte.[1] Ich fand die Blume so reizend, auf die gewisse Namen ausgingen wie

Fiquefleur, Honfleur, Flers, Barfleur, Harfleur und andere, lustig auch den Ochsen, der am Ende von Briquebœuf steht. Aber die Blume verschwand und auch der Ochse, als Brichot (er hatte mir das schon am ersten Tag im Zug erklärt) uns darüber belehrte, daß *fleur* (wie *fiord*) soviel wie Hafen bedeutet und daß *bœuf*, im normannischen *budh*, einfach Hütte ist. Da er mehrere Beispiele zitierte, wurde das, was mir als Besonderheit erschienen war, zu einem allgemeinen Merkmal: Briquebœuf stellte sich neben Elbeuf, und selbst in einem Namen, der mir im ersten Augenblick ebenso individuell wie der Ort selbst erschienen war, nämlich in Pennedepie, in dem durch bloße Vernunft ganz unmöglich zu erhellende Seltsamkeiten mir seit unvordenklichen Zeiten in einer ländlichen Wortbildung verschmolzen schienen, so daß etwas Gehaltvolles und Hartes wie eine gewisse normannische Käseart daraus entstanden war, mußte ich zu meiner Betrübnis das gallische *pen* erkennen lernen, das Berg bedeutet und sich ebensogut in Penmarch wie in den Apenninen wiederfindet. Da wir bei jedem Halten des Zuges im voraus wußten, daß wir Hände zu drücken oder Besuche zu empfangen hätten, sagte ich zu Albertine: »Beeilen Sie sich, Brichot nach dem Namen zu fragen, über den Sie etwas wissen wollen. Sie haben doch von Marcouville-l'Orgueilleuse gesprochen.« – »Ja, ich mag diesen Hochmut, es ist ein stolzes Dorf«, meinte Albertine. »Sie würden es«, antwortete Brichot, »noch stolzer finden, wenn Sie anstelle der französischen oder vulgärlateinischen Form, wie man sie in dem Kartenwerk des Bischofs von Bayeux findet, nämlich *Marcovilla superba*, die ältere, dem Normannischen noch näherstehende kennten, *Marculphivilla superba*, das Dorf, die Herrschaft des Merkulf. Bei fast all den Namen, die auf *ville* ausgehen, dürfen Sie noch die Geister der rauhen normannischen Eroberer an dieser Küste erscheinen sehen. In Hermonville hat an der Wagentür nur unser ausgezeichneter Doktor gestanden, der offensichtlich nichts von einem nordischen Häuptling an sich hat. Aber wenn Sie die Augen schlie-

ßen, könnten Sie den berühmten Herimund erkennen (*Herimundivilla*). Ich weiß zwar nicht, weshalb wir über diese Straße hier zwischen Loigny und Balbec-Plage fahren, anstatt die sehr malerische zu benutzen, die von Loigny nach dem alten Balbec sich hinzieht, aber vielleicht hat Madame Verdurin mit Ihnen eine Spazierfahrt im Wagen auch nach jener Seite zu gemacht. Dann haben Sie Incarville gesehen, das Dorf des Wiscar, und bevor Sie bei Madame Verdurin anlangten, Tourville, das ist das Dorf des Turold. Im übrigen sind nicht nur die Normannen dagewesen. Es scheint, daß auch die Deutschen bis hierher gekommen sind (Aumenancourt, *Alemanicurtis*), aber wir wollen das nicht dem jungen Offizier sagen, den ich da drüben sehe; er wäre imstande und würde seine Vettern nicht mehr besuchen wollen. Auch Sachsen waren da, wie der Brunnen von Sissonne bezeugt (eines der beliebtesten Ausflugsziele von Madame Verdurin, und mit vollem Recht), ebenso wie es in England Middlesex und Wessex gibt. So unerklärlich es scheint, sind offenbar auch Goten, *Gueux*, wie man sagte, bis hierher gelangt, und sogar Mauren, denn Mortagne kommt von *Mauretania.* Die Spur ist in Gourville (*Gothorumvilla*) noch sichtbar. Auch von den Lateinern ist etwas zurückgeblieben, nämlich Lagny (*Latiniacum*).« – »Ich für meine Person frage mich, was Thorpehomme bedeutet«, sagte Monsieur de Charlus. »*Homme* verstehe ich«, setzte er hinzu, während der Bildhauer und Cottard sich einen verständnisinnigen Blick zuwarfen, »aber *Thorpe*?«– »*Homme* bedeutet keineswegs, was Sie von Natur aus geneigt sind anzunehmen, Herr Baron«, antwortete Brichot mit einem spöttischen Blick zu Cottard und dem Bildhauer hin. »Es hat nichts mit dem Geschlecht zu tun, dem meine Mutter nicht angehört. *Homme* ist *Holm*, das soviel wie kleine Insel bedeutet. Was *Torph* betrifft oder Dorf, so findet man es in hundert Namen wieder, mit denen ich unseren jungen Freund hier schon gelangweilt habe. So steckt in Thorpehomme nicht der Name eines Normannen-

häuptlings, sondern es ist eine Bildung aus Wörtern der normannischen Sprache. Sie sehen, wie stark diese ganze Gegend germanisiert gewesen ist.« – »Ich glaube, er übertreibt«, sagte Monsieur de Charlus. »Ich war gestern in Orgeville.« – »Diesmal gestehe ich Ihnen den Mann zu, den ich Ihnen in Thorpehomme vorenthalten habe, Herr Baron. Ohne daß ich allzu pedantisch sein möchte, will ich nur soviel sagen, daß eine Urkunde aus der Zeit Roberts I. statt Orgeville den Namen *Otgerivilla* bringt, das Dominium des Otger. Alle diese Bezeichnungen sind alte Herrschaftsnamen der Gegend. Octeville-la-Venelle steht für l'Avenel. Die Avenel waren im Mittelalter eine bekannte Familie. Bourguenolles, wohin Madame Verdurin uns neulich hat fahren lassen, wurde Bourg de Môles geschrieben, denn dieses Dorf gehörte im elften Jahrhundert Baudouin de Môles, ebenso wie La Chaise-Baudouin; doch da sind wir ja in Doncières angekommen.« – »Mein Gott, wie viele Leutnants hier einsteigen wollen«, sagte Monsieur de Charlus und tat, als schaudere ihn. »Ich sage das Ihretwegen, denn mir ist es gleich, ich steige hier sowieso aus.« – »Haben Sie das gehört, Doktor?« sagte Brichot, »der Baron hat Angst, daß ihn hier Offiziere überrennen könnten. Und doch ist es ganz stilgemäß, wenn man sie hier in hellen Scharen trifft, denn Doncières ist genau das gleiche wie Saint-Cyr, *Dominus Cyriacus*. Es gibt viele Städtenamen, in denen *Sanctus*, *sancta* durch *dominus*, *domina* ersetzt ist. Im übrigen gibt sich diese ruhige Soldatenstadt manchmal den trügerischen Anstrich von Saint Cyr, Versailles oder Fontainebleau.«[1]

Während dieser Rückfahrten (aber auch schon auf der Hinfahrt) riet ich Albertine, ihre Sachen anzuziehen, denn ich wußte, daß wir in Amnancourt, in Doncières, in Épreville, in Saint-Vast kurze Besuche empfangen würden. Sie waren mir übrigens nicht unangenehm, ob es nun in Hermonville (das Dominium des Herimund) derjenige von Monsieur de Chevregny war, der die Gelegenheit, da er Gäste abholte, benutzte, um mich zu fragen, ob ich nicht am folgenden Tag mit

ihm in Montsurvent zu Mittag essen wolle, oder in Doncières die jähe Invasion eines der reizenden Freunde von Saint-Loup, den jener schickte (wenn er selbst nicht frei war), um mir eine Einladung des Hauptmanns de Borodino, der Offiziersmesse im Coq Hardi oder der Fähnriche im Faisan Doré zu überbringen. Saint-Loup kam häufig selbst, und während der ganzen Zeit, in der er da war, hielt ich, ohne daß man es merken konnte, Albertine unter meinem ganz unnötigerweise wachsamen Blick gefangen. Einmal jedoch ließ ich in meiner Bewachung nach. Da es ein langer Aufenthalt war, begrüßte uns Bloch, zog sich aber gleich wieder zurück, um sich zu seinem Vater zu begeben, der seinen Onkel beerbt und ein Schloß mit Namen La Commanderie gemietet hatte, worauf-hin er es grandseigneurhaft fand, nur in einer Postchaise mit livrierten Postillionen zu reisen. Bloch bat mich, ihn an den Wagen zu begleiten. »Aber beeile dich, denn die Rösser scharren ungeduldig; komm, von den Göttern geliebter Mann, du würdest meinem Vater ein Vergnügen machen.« Ich aber litt zu sehr unter dem Gedanken, Albertine im Zug mit Saint-Loup allein zu lassen; sie hätten hinter meinem Rücken miteinander sprechen, in ein anderes Abteil gehen, sich anlächeln, sich berühren können; mein fest auf Albertine gehefteter Blick konnte sich nicht von ihr lösen, solange Saint-Loup da war. Nun aber sah ich wohl, daß Bloch, der mich wie um eine Gefälligkeit darum gebeten hatte, seinen Vater zu begrüßen, es zunächst wenig nett von mir fand, daß ich es ihm abschlug, wo mich doch nichts daran hinderte, denn die Bahnangestellten hatten bekanntgegeben, der Zug werde mindestens noch eine Viertelstunde auf dem Bahnhof stehen, und fast alle Reisenden, ohne die er nicht wieder abfahren würde, waren ausgestiegen; dann aber zweifelte er sicher auch nicht, daß es deswegen sei, weil ich – mein Verhalten bei dieser Gelegenheit stellte das vollkommen für ihn klar – eben doch ein Snob war. Die Namen der Personen, mit denen ich reiste, waren ihm nämlich nicht unbekannt. Tatsächlich hatte Monsieur de

Charlus kurz zuvor – und ohne sich daran zu erinnern oder darum zu kümmern, daß es schon früher geschehen sei – im Interesse einer Annäherung zu mir gesagt: »Aber stellen Sie mir Ihren Freund doch vor, was Sie da tun, ist wenig respektvoll mir gegenüber.« Er hatte dann mit Bloch geplaudert, der ihm außerordentlich zu gefallen schien, so daß er ihn sogar eines »Ich hoffe Sie wiederzusehen« würdigte. »Dann bleibt es also dabei, du willst nicht die hundert Schritte gehen, um meinem Vater guten Tag zu sagen, dem du so großes Vergnügen damit bereiten würdest?« sagte Bloch zu mir. Ich war unglücklich, da es so aussah, als ließe ich es an Kameradschaftlichkeit fehlen, mehr aber noch wegen des Grundes, den Bloch für meine Weigerung annehmen mußte, und des Gefühls, daß er sich einbildete, ich sei meinen bürgerlichen Freunden gegenüber nicht der gleiche, wenn ich mit Personen »von Stande« zusammen sei. Von diesem Tag an hörte er auf, mir die gleiche Freundschaft zu bezeigen und, was für mich noch betrüblicher war, auch dieselbe Hochachtung vor meinem Charakter zu haben. Um ihn aber über das Motiv aufzuklären, aus dem ich im Abteil geblieben war, hätte ich ihm etwas sagen müssen – nämlich daß ich Albertines wegen eifersüchtig war –, was mir noch peinlicher gewesen wäre, als ihn in dem Glauben zu lassen, ich sei ein alberner Geck. So stellt man in der Theorie immer fest, daß man sich offen erklären und Mißverständnisse vermeiden sollte. Meistens aber kombiniert das Leben diese in einer Weise, daß zu deren Aufklärung, unter den seltenen Umständen, wo das möglich wäre, man entweder – was hier nicht der Fall ist – etwas enthüllen müßte, was unseren Freund noch mehr verletzen würde als das eingebildete Unrecht, das er uns zur Last legt, oder aber gezwungen wäre, ein Geheimnis preiszugeben, dessen Verbreitung – und ich befand mich genau in dieser Situation – uns noch schlimmer vorkommt als das Mißverständnis. Wenn ich im übrigen Bloch, ohne ihm – da ich es ja nicht konnte – Erklärungen darüber abzugeben, aus welchem Grund ich ihn

nicht begleitete, gebeten hätte, mir nicht böse zu sein, so hätte ich die Kränkung nur um so schlimmer gemacht, da ich ihm ja damit zu verstehen gegeben hätte, daß sie mir bewußt war. Man konnte nichts anderes tun, als sich vor dem Fatum beugen, das gewollt hatte, daß Albertines Gegenwart mich daran hinderte, ihn zurückzugeleiten, und daß er daraufhin glauben mußte, es liege an der der vornehmen Leute, die im Gegenteil – selbst wenn diese noch tausendmal glanzvoller gewesen wären – nur bewirkt hätte, daß ich mich ausschließlich Bloch gewidmet und für ihn meine ganze Höflichkeit aufgeboten hätte. Es genügt, daß in dieser Weise, zufällig und widersinnig, eine Begebenheit (in diesem Fall die gleichzeitige Anwesenheit von Albertine und Saint-Loup) zwischen zwei Geschicke und deren konvergierende Linien tritt, damit sie, von ihrer Richtung abgelenkt, sich immer weiter voneinander entfernen und nie wieder zusammenkommen. Dabei sind schon manchmal schönere Freundschaften als jene, die Bloch für mich hegte, zerstört worden, ohne daß der unfreiwillige Urheber des Bruchs dem ihm Entfremdeten je hätte erklären können, was für diesen bestimmt eine Heilung seiner verletzten Eigenliebe bedeutet und die schwindende Sympathie noch einmal wiederbelebt hätte.

Schönere Freundschaften als die von Bloch – damit wäre im Grunde nicht eben viel gesagt. Er hatte all die Fehler, die mir am meisten mißfielen. Meine Liebe zu Albertine brachte es mit sich, daß sie für mich vollends unerträglich wurden. So hatte mir Bloch in dem kurzen Augenblick, als ich mit ihm sprach, während ich Robert nicht aus den Augen ließ, erzählt, er sei zum Dejeuner bei Madame Bontemps eingeladen gewesen und alle hätten dort von mir in den höchsten Tönen gesprochen, »bis Helios sich neigte«. Gut, dachte ich, da Madame Bontemps Bloch für ein Genie hält, wird die Stimme, die er enthusiastisch für mich abgegeben hat, schwerer als alles wiegen, was andere haben vorbringen können, und sicher wird es auch zu Albertine dringen. Eines Tages wird sie un-

fehlbar erfahren – ein Wunder, daß ihre Tante es ihr noch nicht mitgeteilt hat –, daß ich ein »hervorragender« Mann bin. »Ja«, setzte Bloch hinzu, »alle haben dein Lob gesungen. Nur ich habe tiefes Schweigen bewahrt, als hätte ich anstelle des übrigens nur recht mäßigen Mahles, das man uns auftrug, den Saft des Mohns gekostet, der dem hochheiligen Bruder des Thanatos und der Lethe, dem göttlichen Hypnos, teuer war, welcher mit sanften Banden den Leib und die Zunge umschlingt.[1] Nicht, daß ich dich weniger bewundere als diese Meute gieriger Hunde, mit denen man mich eingeladen hat. Ich aber bewundere dich, weil ich dich verstehe, jene bewundern dich, ohne dich zu verstehen. Oder genauer gesagt, ich bewundere dich zu sehr, um in dieser Weise von dir in aller Öffentlichkeit zu sprechen; es wäre mir wie eine Profanierung erschienen, mit lauter Stimme zu preisen, was ich in den Tiefen meines Herzens trage. Sie mochten mich noch so sehr befragen nach dir, die geheiligte Scham, die Tochter des Kronion, hat mich stumm gemacht.« Ich war nicht so geschmacklos, deswegen mißvergnügt zu erscheinen, doch diese Scham schien mir – sehr viel mehr als mit Kronion – mit der Scham verwandt, die den Kritiker, der einen bewundert, von einem zu sprechen hindert, weil dann der verschwiegene Tempel, in dem man thront, von der Horde ignoranter Leser und Zeitungsschreiber gestürmt würde; oder auch der Scham des Staatsmannes, der einem keinen Orden verleiht, damit man nicht in der Masse derjenigen untergeht, die nicht halb soviel wert sind wie wir selbst; der Scham des Akademiemitglieds, das nicht für einen stimmt, um einem die Schmach zu ersparen, der Kollege von Herrn X. zu sein, dem jedes Talent abgeht; und endlich der zwar achtbareren, aber auch frevelhafteren Scham der Söhne, die uns bitten, nichts über ihren verstorbenen Vater zu schreiben, dessen Leistungen enorm waren, um ihm Ruhe und Stille zu gönnen, und damit verhindern, daß man das Leben um ihn wahrt und ihm Ruhm schafft, dem lieben Verstorbenen, der es gewiß vorgezogen

hätte, daß sein Name im Mund der Menschen geführt würde, als daß man, voller Pietät übrigens, sein Grab mit Kränzen belegte.

Während Bloch mir zwar das Herz schwer machte, weil er nicht verstehen konnte, was mich hinderte, seinen Vater zu begrüßen, aber mich doch auch durch sein Geständnis empörte, er habe mich durch sein Verhalten bei Madame Bontemps diskreditiert (ich begriff jetzt, weshalb Albertine von diesem Mittagessen gar nichts gesagt und auch stets geschwiegen hatte, wenn ich etwas über Blochs Sympathie für meine Person bemerkte), hatte der junge Jude auf Monsieur de Charlus eine ganz andere Wirkung als die der Gereiztheit hervorgebracht. Gewiß glaubte Bloch jetzt nicht nur, ich halte es keine Sekunde ohne diese Menschen der großen Welt aus, sondern auch, ich sei in meiner Eifersucht auf das Entgegenkommen, das er bei ihnen (zum Beispiel bei Monsieur de Charlus) gefunden habe, bemüht, einen Riegel vorzuschieben und wirksam zu verhindern, daß er sich mit ihnen anfreundete; der Baron aber bedauerte seinerseits, meinen Kameraden nicht länger gesehen zu haben. Seiner Gewohnheit entsprechend hütete er sich wohl, sich dergleichen anmerken zu lassen. Er fing nur an, mir mit ganz gleichgültiger Miene Fragen über Bloch zu stellen, in einem so beiläufigen Ton und mit einem Interesse, das dermaßen geheuchelt schien, daß man kaum glauben konnte, er habe die Antwort überhaupt gehört.[1] Mit völlig unbeteiligter Miene und in einem tonlosen Parlando, das weniger Gleichgültigkeit als eigentlich Geistesabwesenheit auszudrücken schien, fragte er wie aus bloßer Höflichkeit gegen mich: »Er sieht ganz gescheit aus; er sagt, er schreibt, hat er denn Talent?« Ich sagte zu Monsieur de Charlus, es sei sehr liebenswürdig von ihm, Bloch zu sagen, er hoffe ihn wiederzusehen. Keine Bewegung zeigte an, daß meine Bemerkung zu dem Baron gedrungen war, und da ich sie viermal wiederholt hatte, ohne eine Antwort zu bekommen, zweifelte ich schon, ob ich nicht das Opfer einer akustischen Täuschung

geworden sei, als ich jene Aufforderung an Bloch zu vernehmen meinte. »Wohnt er in Balbec?« setzte der Baron in dem gleichen singenden, doch so wenig fragenden Ton hinzu, daß man bedauert, in der französischen Sprache nicht neben dem Fragezeichen ein anderes zu besitzen, mit dem man einen Fragesatz beenden könnte, der diesen Namen offensichtlich so wenig verdient. Allerdings würde ein solches Zeichen wohl fast ausschließlich für Monsieur de Charlus Verwendung finden. »Nein, sie haben hier in der Nähe La Commanderie gemietet.« Als Monsieur de Charlus erfahren hatte, was er zu wissen wünschte, tat er so, als verachte er Bloch. »Wie grauenhaft!« rief er aus, während er seiner Stimme eine besonders kraftvoll schmetternde Färbung gab. »Alle Ortschaften oder Besitzungen, die La Commanderie heißen, sind ehemals von den Rittern des Malteserordens (dem auch ich angehöre) erbaut worden oder doch in deren Besitz gewesen, wie andererseits die als Le Temple oder La Cavalerie bezeichneten Stätten früher den Templern gehörten. Wenn ich eine solche Komturei bewohnte, wäre es das Natürlichste von der Welt. Aber ein Jude! Im übrigen wundert es mich nicht; es liegt an der seltsamen Neigung zum Sakrileg, die dieser Rasse innewohnt. Sobald ein Jude genügend Geld hat, um ein Schloß zu kaufen, wählt er immer eines, das Le Prieuré, L'Abbaye, Le Monastère oder La Maison-Dieu heißt. Ich habe mit einem jüdischen Beamten zu tun gehabt. Können Sie sich denken, wo er wohnte? Ausgerechnet in Pont-l'Évêque. Als er in Ungnade fiel, ließ er sich in die Bretagne, nach Pont-l'Abbé versetzen. Wenn in der Karwoche diese gewissen ungehörigen Schauspiele gegeben werden, die man Passionsspiele nennt, ist die Hälfte des Zuschauerraums mit Juden gefüllt, die triumphieren, daß sie Christus zum zweiten Male wenigstens in effigie an das Kreuz schlagen können. In den Concerts Lamoureux saß einmal ein reicher jüdischer Bankier neben mir. Man führte die *Enfance du Christ* von Berlioz auf, er war unangenehm berührt. Aber er fand bald den beglückten Aus-

druck wieder, den er gewöhnlich an sich hat, als er den ›Karfreitagszauber‹[1] hörte. Ihr Freund bewohnt La Commanderie, der Unglückselige! Welch ein Sadismus! Sie werden mir den Weg dorthin zeigen«, setzte er wieder mit der Miene äußerster Gleichgültigkeit hinzu, »damit ich einmal sehe, wie unsere alten ehrwürdigen Landsitze eine solche Profanierung ertragen. Es ist schade, denn er ist höflich, und er scheint ganz geistreich zu sein. Es würde nur noch fehlen, daß er in Paris in der Rue du Temple wohnt.« Monsieur de Charlus gab sich bei diesen Worten den Anschein, als wolle er nur zur Stützung seiner Theorie ein weiteres Beispiel finden. In Wirklichkeit aber stellte er mir diese Frage in doppelter Absicht, deren angelegentlichere war, Blochs Adresse zu erfahren. »Tatsächlich«, ließ sich Brichot hören, »hieß die Rue du Temple ehemals Rue de-la-Chevalerie-du-Temple. Erlauben Sie mir bei dieser Gelegenheit noch eine weitere Bemerkung, Herr Baron?« setzte der Professor hinzu. »Wie? Was sagen Sie?« gab Monsieur de Charlus unwirsch zurück, denn diese Zwischenbemerkung hinderte ihn daran, die gewünschte Information zu erhalten. »Nein, nein, es war gar nichts weiter«, antwortete Brichot eingeschüchtert. »Es handelte sich nur um die Etymologie von Balbec, nach der ich gefragt worden war. Die Rue du Temple hieß früher Rue Barre-du-Bec, weil die Abtei von Le Bec in der Normandie dort ihren Gerichtssitz hatte.« Monsieur de Charlus gab keine Antwort und schien nichts gehört zu haben, was bei ihm eine Form der Insolenz war. »Wo wohnt Ihr Freund in Paris? Da drei Viertel aller Straßen ihren Namen von einer Kirche oder einer Abtei haben, besteht eine gewisse Aussicht, daß das Sakrileg noch weitergegangen ist. Man kann die Juden nicht daran hindern, am Boulevard de la Madeleine, am Faubourg Saint-Honoré oder an der Place Saint-Augustin zu wohnen. Soweit sie die Perfidie nicht noch auf die Spitze treiben und die Place du Parvis-Notre-Dame, den Quai de l'Archevêché, die Rue Chanoinesse oder Rue de l'Ave-Maria als Wohnsitz wählen,

muß man ihnen die diesbezüglichen Schwierigkeiten zugute halten.« Wir konnten Monsieur de Charlus keine Auskunft geben, denn Blochs gegenwärtige Adresse war uns nicht bekannt. Ich wußte aber, daß die Büros seines Vaters in der Rue des Blancs-Manteaux lagen. »Oh! Welcher Gipfel der Perversität«, rief Monsieur de Charlus aus, der in seinem eigenen Aufschrei voll ironischer Indignation tiefe Befriedigung zu finden schien. »Rue des Blancs-Manteaux«, wiederholte er, indem er jede Silbe unter Lachen betonte. »Welche Blasphemie! Stellen Sie sich vor, daß diese von Monsieur Bloch beschmutzten Weißmäntel diejenigen der Bettelbrüder waren, die sich auch Serviten, Diener Mariens, nennen und deren Niederlassung Ludwig der Heilige dort begründet hat. Diese Straße ist immer von religiösen Orden bewohnt worden. Die Profanierung ist um so diabolischer, als sich zwei Schritte von der Rue des Blancs-Manteaux entfernt eine Straße befindet, deren Name mir entfallen, die aber ganz und gar den Juden überlassen ist; Sie finden dort hebräische Schriftzeichen an den Läden, Mazzefabriken, jüdische Schlächtereien, es ist eine richtige *Judengasse* von Paris. Monsieur de Rochegude nennt diese Straße das Pariser Ghetto.[1] Dort hätte Monsieur Bloch wohnen sollen. Natürlich«, fuhr er in ziemlich emphatischem und stolzem Tonfall fort, wobei er für diese Bemerkung auf ästhetischem Gebiet infolge eines Reflexes, bei dem ungewollt eine Erbschaft zum Vorschein kam, den Kopf mit der Miene eines alten Musketiers unter Ludwig XIII zurückwarf, »beschäftigt mich das alles nur vom künstlerischen Gesichtspunkt aus. Die Politik ist nicht meine Sache, und ich kann nicht, weil es einen Bloch gibt, eine Nation *en bloc* verdammen, die Spinoza zu ihren berühmten Söhnen zählt. Ich bewundere auch Rembrandt zu sehr, um nicht zu verstehen, welche Reize man aus dem Besuch der Synagogen ziehen kann. Aber schließlich ist ein Ghetto ja um so schöner, je homogener und vollständiger es ist. Sie können im übrigen ganz sicher sein – so sehr mischt sich praktischer Sinn und Begehr-

lichkeit unter den Sadismus dieses Volkes –, daß die Nähe der hebräischen Straße, von der ich eben sprach, die Bequemlichkeit, die Schlächtereien Israels an der Hand zu haben, Ihren Freund in der Wahl der Rue des Blancs-Manteaux mitbestimmt haben wird. Wie merkwürdig das doch ist! Dort übrigens wohnte ein seltsamer Jude, der Hostien gesotten hat, worauf man ihn, glaube ich, selber in siedendes Wasser warf, was noch sonderbarer ist, da es so aussieht, als könne der Körper eines Juden den Leib des Herrn aufwiegen. Vielleicht könnte man mit Ihrem Freund irgend etwas verabreden, damit er uns in die Kirche der Weißmäntel führt. Bedenken Sie, daß dort die Leiche Ludwigs von Orléans nach seiner Ermordung durch Johann Ohnefurcht beigesetzt worden ist, der uns leider nicht von den Orléans befreit hat. Ich stehe mich übrigens persönlich sehr gut mit meinem Vetter, dem Herzog von Chartres, aber schließlich sind sie doch ein Geschlecht von Usurpatoren, die Ludwig XVI. ermorden ließen und Karl X. sowie Heinrich V. um den Thron gebracht haben. Sie wissen im übrigen, woher sie es haben, denn ihr Ahnherr war ja ›Monsieur‹, den man zweifellos so nannte, weil er das erstaunlichste aller alten Weiber war, ferner der Regent und was es sonst noch gab. Was für eine Familie!« Diese antijüdische oder prohebräische Rede – je nachdem man sich an den bloßen Wortlaut der Bemerkungen oder an die Absichten hielt, die sich dahinter verbargen – wurde in komischer Weise für mich durch eine Äußerung Morels unterbrochen, der mir etwas ins Ohr flüsterte, worüber Monsieur de Charlus in Verzweiflung geraten wäre. Morel, dem der Eindruck nicht entgangen war, den Bloch hinterlassen hatte, dankte mir flüsternd, daß ich diesen hatte »abfahren« lassen, und setzte zynisch hinzu: »Er wäre gern geblieben aus purer Eifersucht, er möchte mir meinen Platz wegschnappen. So sind diese Itzigs nun einmal!« – »Man hätte diesen langen Aufenthalt nutzen sollen, um von Ihrem Freund Aufklärung über gewisse rituelle Dinge zu erbitten. Können Sie ihn nicht zurückholen?« fragte

Monsieur de Charlus in zweifelnd verzagtem Ton. »Nein, das ist unmöglich, er ist im Wagen davongefahren und außerdem böse auf mich.« – »Danke, danke«, raunte Morel mir zu. »Der Grund ist lächerlich, man kann immer einen Wagen einholen, nichts würde Sie hindern, ein Auto zu nehmen«, antwortete Monsieur de Charlus als ein Mann, der gewöhnt ist, daß alles sich seinen Wünschen fügt. »Was ist denn das für ein mehr oder weniger der Phantasie entsprungenes Gefährt?« fragte er mich, als ich schwieg, in insolenter Weise, doch von letzter Hoffnung bewegt. »Es ist eine offene Postkutsche, die bestimmt schon in La Commanderie angekommen ist.« Vor dem Unmöglichen streckte Monsieur de Charlus die Waffen und tat, als habe er nur gescherzt. »Ich verstehe, daß er vor dem redundanten Coupé zurückgeschreckt ist, denn kupiert ist er ja schon.« Endlich wurde bekanntgegeben, daß der Zug jetzt weiterfahre, und Saint-Loup trennte sich von uns. Dieser Tag aber war der einzige, an dem er mir dadurch, daß er in unser Abteil stieg, ohne es zu wissen, Kummer bereitete, nämlich als ich erwog, ihn mit Albertine allein zu lassen und Bloch zum Wagen zu begleiten. Alle anderen Male beunruhigte mich seine Gegenwart nicht. Denn ganz aus eigenem Antrieb, um mir jede Besorgnis zu ersparen, wählte Albertine unter irgendeinem Vorwand ihren Platz stets so, daß sie Robert nicht einmal unwillkürlich hätte streifen können, ja sogar fast zu weit von ihm entfernt war, als daß sie ihm auch nur die Hand hätte reichen müssen; mit abgewandten Augen begann sie, sobald er erschienen war, ostentativ und in fast übertriebener Weise mit irgendeinem der anderen Reisenden zu plaudern, und setzte dieses Spiel fort, bis Saint-Loup ausgestiegen war. Infolgedessen bereiteten mir die Besuche, die er uns an der Station Doncières machte, keinerlei Kummer noch Verlegenheit; sie bildeten damit keine Ausnahme unter den übrigen, die mir alle angenehm waren, da sie für mich gleichsam eine Ehrung, eine Einladung seitens dieses Landstrichs darstellten. Schon seit dem Ende des Sommers erinnerte mich bei

unserer Fahrt von Balbec nach Douville die in der Ferne auftauchende Station Saint-Pierre-des-Ifs, wo am Abend einen Augenblick lang der Grat der Klippen rosig schimmerte wie Gebirgsschnee bei Sonnenuntergang, nicht mehr (ich will nicht einmal von der Traurigkeit sprechen, die mir sein seltsam unvermitteltes Aufragen am ersten Abend eingeflößt hatte, zugleich mit dem Wunsch, gleich wieder in den Pariser Zug zu steigen, anstatt nach Balbec weiterzufahren) an das Schauspiel, das man morgens, wie Elstir mir gesagt hatte, von dort aus in der Stunde haben konnte, die dem Sonnenaufgang vorausgeht, wo alle Farben des Regenbogens von den Felsen widerstrahlen und wo er so viele Male den kleinen Buben weckte, der ihm das eine Jahr ganz nackt auf dem Sand Modell gestanden hatte. Der Name Saint-Pierre-des-Ifs kündigte mir lediglich an, daß ein seltsamer, geistreicher, geschminkter Mann von etwa fünfzig Jahren auftauchen würde, mit dem ich über Chateaubriand und Balzac sprechen konnte. Und was ich jetzt im Abenddunst hinter jener Klippe von Incarville, die mich früher so oft zum Träumen veranlaßt hatte, sah, als sei ihr uralter Sandstein durchscheinend geworden, war das schöne Haus eines Onkels von Monsieur de Cambremer, in dem ich sicher sein konnte, immer mit Freuden aufgenommen zu werden, wenn ich nicht in La Raspelière zu Abend essen oder nach Balbec zurückkehren wollte. So hatten nicht nur die Ortsnamen dieser Gegend ihr anfängliches Geheimnis verloren, sondern auch die Orte selbst. Die Namen, die schon halb von allem Mysteriösen befreit waren, als die Etymologie es durch verstandesmäßige Einsicht ersetzt hatte, waren noch weiter herabgesunken. Bei unseren Heimfahrten nahmen wir in Hermonville, in Saint-Vast, in Arembouville, in dem Augenblick, da der Zug hielt, Schatten wahr, die wir zunächst nicht erkannten und die Brichot, der überhaupt nichts sah, vielleicht in der Dunkelheit für die Geister Herimunds, Wiscars und Herimbalds hätte halten können. Doch sie traten näher an den Wagen heran. Es war ganz einfach Monsieur de

Cambremer, der, nunmehr völlig mit den Verdurins im Zwist, Gäste an die Bahn brachte und mich im Auftrag seiner Mutter und seiner Frau fragen kam, ob ich nicht wünschte, daß man mich »entführte«, um mich einige Tage in Féterne zu behalten, wo eine ausgezeichnete Musikerin, die mir den ganzen Gluck singen würde, von einem berühmten Schachspieler abgelöst werden sollte, mit dem ich ausgezeichnete Partien spielen konnte, die nicht hinter Angelausflügen und Segelfahrten in der Bucht, ja nicht einmal hinter den Diners bei den Verdurins zurückstehen würden, für die der Marquis, wie er auf Ehre versicherte, mich »leihweise« zur Verfügung zu stellen gedachte, wobei er allerdings zur größeren Bequemlichkeit und wohl auch aus Sicherheitsgründen mich hinbringen und abholen lassen werde. »Ich kann mir wirklich nicht denken, daß es gut für Sie ist, in so große Höhe hinaufzugehen. Ich weiß, daß meine Schwester es nicht vertragen würde, sie käme bestimmt in einem schrecklichen Zustand zurück! Im übrigen ist sie im Augenblick gar nicht recht auf dem Posten … Wirklich, Sie haben einen so heftigen Anfall gehabt? Morgen werden Sie sich kaum auf den Füßen halten können!« Und er wand sich vor Lachen, nicht aus Bosheit, sondern aus demselben Grund, aus dem er auch beim Anblick eines Hinkenden, der auf der Straße der Länge nach hinfällt, lachen mußte, oder wenn er mit einem Schwerhörigen sprach. »Und vorher? Wie? Sie haben vierzehn Tage lang keinen gehabt? Wissen Sie, das ist aber schön! Wirklich, Sie sollten sich in Féterne niederlassen, Sie könnten von Ihren Erstickungsanfällen mit meiner Schwester reden.« In Incarville war es der Marquis von Montpeyroux, der nicht nach Férterne hatte gehen können, weil er auf der Jagd war, und nun in hohen Stiefeln und einem mit einer Fasanenfeder geschmückten Hut auf dem Kopf an den Zug kam, um den Verwandten und bei derselben Gelegenheit auch mir die Hand zu drücken, wobei er mir für einen beliebigen Tag der Woche, an dem es mich am wenigsten stören würde, den Besuch seines Sohnes in Aus-

sicht stellte, mir dankte, daß ich ihn empfangen wolle, und sagte, er sei sehr glücklich, daß ich ihn etwas zur Lektüre anhalte; oder Monsieur de Crécy, der, wie er sagte, hierher seinen »Verdauungsspaziergang« machte, seine Pfeife rauchte, eine oder mehrere Zigarren in Empfang nahm und mich fragte: »Nun? Sie sagen mir nicht, wann wir unsere nächste lukullische Sitzung abhalten? Haben wir uns denn nichts mehr zu sagen? Erlauben Sie mir nur, Sie daran zu erinnern, daß die Frage der beiden Familien Montgomery noch offensteht. Wir müssen damit zu Ende kommen. Ich rechne fest auf Sie.« Andere waren nur gekommen, um ihre Zeitungen zu kaufen. Es plauderten auch viele mit uns, bei denen ich immer die Vermutung hegte, daß sie sich nur an der ihrem Schlößchen nächstgelegenen Station auf dem Bahnhof einfanden, weil sie nichts anderes zu tun hatten, als einen Augenblick hier Bekannte wiederzusehen. Im Grunde sind solche Lokalbahnhöfe ein Rahmen für das gesellschaftliche Leben wie jeder andere auch. Der Zug selbst schien das Bewußtsein der Rolle in sich zu tragen, die ihm zugefallen war, denn er hatte etwas von menschlicher Liebenswürdigkeit angenommen: geduldig, gefügigen Charakters, wartete er, solange man wollte, auf die Nachzügler, und selbst wenn er schon abgefahren war, hielt er noch einmal denen zuliebe an, die ihm ein Zeichen machten; sie liefen ihm dann schnaufend nach, worin sie ihm ähnlich waren, doch unterschieden sie sich dadurch von ihm, daß sie sich mächtig beeilten, während er es mit weiser Langsamkeit hielt. So riefen Hermonville, Arembouville, Incarville in mir nicht einmal mehr die wilde Größe der Eroberung durch die Normannen wach, ganz zu schweigen davon, daß sie in keiner Weise mehr von der unerklärlichen Trauer getränkt waren, in der ich sie einst in der Abendfeuchte hatte liegen sehen. Doncières! Wieviel war da in diesem Namen für mich noch lange Zeit, selbst nachdem ich die Stadt kennengelernt hatte und aus meinem Traum erwacht war, von den angenehm frostklingenden Straßen, den beleuchteten Schaufenstern, dem

so leckeren Geflügel geblieben; Doncières! Jetzt war es nur noch die Station, an der Morel zustieg, Égleville (*Aquilaevilla*) diejenige, an der uns gewöhnlich die Fürstin Scherbatow erwartete, Maineville der Platz, an dem Albertine den Zug verließ, wenn abends schönes Wetter und sie noch nicht allzu müde war, so daß sie Lust bekam, einen Augenblick länger mit mir zu verweilen, da sie durch einen Hohlweg kaum weiter zu gehen hatte, als wenn sie in Parville (*Paterni villa*) ausgestiegen wäre. Ich hatte jetzt nicht einmal mehr jene bedrückende Angst vor der Einsamkeit, die mich am ersten Abend befallen hatte, brauchte aber auch nicht mehr zu befürchten, daß sie wiederkehren, noch daß ich mich fremd oder verloren in diesen Landstrichen fühlen könnte, die fruchtbar nicht nur an Kastanienbäumen und Tamarisken waren, sondern auch an Freundschaften, die über die ganze Strecke hin eine lange Kette bildeten, die nur hin und wieder unterbrochen war wie die der blauen Hügel, wenn sie sich hinter einem Felsvorsprung oder den Linden der Allee verbarg, aber an jedem Haltepunkt einen liebenswürdigen Landedelmann entsandte, der mit einem herzlichen Händedruck meinen Weg unterbrach, mich daran hinderte, dessen Länge zu spüren, und sich notfalls erbot, ihn mit mir fortzusetzen. Ein anderer würde am folgenden Bahnhof stehen, so daß das Pfeifen der Trambahn uns nur einen Freund verlassen hieß, damit wir auf andere stoßen konnten. Selbst zwischen den Schlössern, die am weitesten entfernt lagen, und der Eisenbahn, die fast im Schritt eines rüstigen Fußgängers an ihnen vorbeifuhr, war die Entfernung so gering, daß wir in dem Augenblick, da vom Bahnsteig vor dem Wartesaal ihre Besitzer uns zuriefen, fast hätten meinen können, sie täten es von der Schwelle ihres Hauses, dem Fenster ihres Schlafzimmers aus, als sei diese kleine Lokalbahn nur eine Straße in der Provinz und der einsame Adelssitz ein Palais in der Stadt; sogar an den wenigen Stationen, wo niemand zu mir guten Abend sagte, bekam die Stille eine nahrhafte und befriedende Fülle, weil ich wußte,

daß sie aus dem Schlaf von Freunden bestand, die in dem benachbarten Herrenhaus früh zur Ruhe gegangen waren, in dem aber meine Ankunft mit Freuden begrüßt worden wäre, auch wenn ich sie wecken müßte, um von ihnen einen Dienst der Gastfreundschaft zu erbitten. Abgesehen davon, daß die Gewohnheit so sehr unsere Zeit ausfüllt, daß uns nach ein paar Monaten kein freier Augenblick mehr in einer Stadt verbleibt, in der bei unserer Ankunft der Tag uns seine zwölf Stunden zur Verfügung hielt, hätte ich, wenn durch Zufall eine davon frei geworden wäre, mir gleichwohl nicht einfallen lassen, sie für den Besuch einer Kirche zu verwenden, um derentwillen ich einst nach Balbec gekommen war, oder auch nur eine von Elstir gemalte Gegend mit der Skizze zu vergleichen, die ich bei ihm gesehen hatte, sondern ich hätte eine weitere Partie Schach bei Monsieur Féré gespielt. Es war tatsächlich der verderbliche Einfluß wie auch der Reiz dieser Gegend um Balbec, daß sie und ihre Bewohner für mich wirklich ein Land der Bekanntschaften war. Die territoriale Verteilung dieser Bekannten, ihre extensive Streuung in verschiedenen Saatfeldern längs des ganzen Küstenstrichs gab zwar den Besuchen, die ich diesen verschiedenen Freunden machte, zwangsläufig die Gestalt einer Reise, doch beschränkte sich wiederum diese Reise darauf, nur die gesellige Annehmlichkeit einer Reihe von Besuchen darzustellen. Dieselben Ortsnamen, die einst so aufregend gewesen waren, daß der bloße *Annuaire des Châteaux*, wenn ich ihn beim Kapitel über das »Département de la Manche« aufschlug, mich bei der Lektüre ebenso tief bewegte wie der Eisenbahnfahrplan, waren mir so vertraut geworden wie ebendieser Fahrplan selbst; ich hätte ihn auf der Seite »Balbec nach Douville über Doncières« mit der gleichen friedlichen Ruhe konsultieren können wie ein Adreßbuch. In diesem allzu geselligen Tal, an dessen begrenzenden Hügeln ich, ob sie nun sichtbar waren oder nicht, eine Schar von Freunden beheimatet wußte, bestand der poetische Ruf des Abends nicht mehr in dem des Käuzchens oder der

Frösche, sondern in dem »Wie geht's« von Monsieur de Criquetot oder dem *kaire* [1] Brichots. Die Atmosphäre dort weckte keine Ängste mehr, sondern war einzig mit menschlichen Emanationen erfüllt, leicht einzuatmen und zu beruhigend fast. Der Nutzen, den ich daraus zog, bestand zumindest darin, daß ich die Dinge nur noch unter praktischen Gesichtspunkten sah. Eine Heirat mit Albertine kam mir jetzt vor wie eine Dummheit.

VIERTES KAPITEL

Jähe Rückkehr zu Albertine. Betrübnis bei Morgengrauen. Sofortige Abreise mit Albertine nach Paris.

Ich wartete nur auf eine Gelegenheit für einen endgültigen Bruch. Eines Abends hatte ich Mama, die am folgenden Tag nach Combray fuhr, wo sie einer Schwester ihrer Mutter in ihrer letzten Krankheit beistehen wollte – während sie mich, wie meine Großmutter es richtig gefunden hätte, weiter die Seeluft genießen ließ –, angekündigt, ich sei unwiederruflich entschlossen, Albertine nicht zu heiraten, und werde demnächst sogar Schluß damit machen, sie zu sehen. Ich war zufrieden, auf diese Weise meiner Mutter am Vorabend ihrer Abreise noch eine Genugtuung verschafft zu haben. Sie hatte mir nicht verhehlt, daß es in der Tat durchaus eine solche für sie sei. Ich mußte mich nun auch mit Albertine darüber auseinandersetzen. Als ich mit ihr von La Raspelière zurückkehrte und die Getreuen bereits, teils in Saint-Mars-le Vêtu, teils in Saint-Pierre-des-Ifs, andere auch in Doncières, den Zug verlassen hatten, war ich, zumal ich mich außergewöhnlich glücklich und völlig von ihr losgelöst fühlte, entschlossen,

jetzt, da nur noch wir beide uns im Abteil befanden, endlich die Sache ihr gegenüber zur Sprache zu bringen. Wahr ist übrigens, daß diejenige aus der Schar der jungen Mädchen von Balbec, die ich liebte, wiewohl sie im Augenblick – ebenso wie ihre Freundinnen – abwesend war, aber wiederkommen sollte (ich war mit allen gern zusammen, weil jede für mich wie am ersten Tag etwas von der Substanz der anderen in sich trug und einer besonderen Rasse anzugehören schien), Andrée war. Da sie ein paar Tage später von neuem in Balbec sein sollte, würde sie mich sicher auf der Stelle besuchen, dann aber – um frei zu bleiben, sie nicht zu heiraten, wenn ich nicht wollte, damit ich nach Venedig gehen konnte, sie aber gleichwohl bis dahin ganz um mich zu haben – wollte ich ihr äußerlich nicht allzusehr entgegenkommen, sondern im Gegenteil ihr gleich nach ihrer Ankunft bei unserer ersten Unterhaltung sagen: Wie schade, daß Sie nicht ein paar Wochen früher gekommen sind. Ich hätte Sie geliebt, jetzt ist mein Herz nicht mehr frei. Aber das tut nichts, wir wollen uns doch häufig sehen, denn ich habe Kummer mit meiner anderen Liebe, Sie aber werden mir helfen, mich darüber zu trösten.« Ich lächelte in mich hinein, wenn ich an dieses Gespräch dachte, denn auf diese Weise würde ich in Andrée die Illusion wecken, daß ich sie nicht wirklich liebte; so würde sie meiner nicht müde werden, ich aber könnte vergnügt und in aller Ruhe ihre Zuneigung genießen. Das alles machte jedoch nur um so notwendiger, endlich ein ernstes Wort mit Albertine zu sprechen, um nicht unzart zu handeln, denn ich war ja entschlossen, mich ihrer Freundin zu widmen, und sie, Albertine, mußte deshalb unbedingt Klarheit darüber haben, daß ich sie nicht liebte. Da Andrée jeden Tag kommen konnte, mußte ich es Albertine auf der Stelle sagen. Als wir uns aber Parville näherten, merkte ich, daß wir an jenem Abend keine Zeit mehr dazu haben würden und daß es besser wäre, auf den folgenden Tag zu verschieben, was jetzt unwiderruflich beschlossen war. Ich begnügte mich also damit, ihr von dem

Dinerbesuch zu erzählen, den wir bei den Verdurins gemacht hatten. In dem Augenblick, als sie ihren Mantel anzog und der Zug gerade Incarville, die letzte Station vor Parville, verließ, sagte sie zu mir: »Also morgen wieder Verdurin, Sie vergessen doch nicht, daß Sie mich abholen wollen.« Ich konnte mich nicht enthalten, ziemlich kühl zu antworten: »Ja, wenn ich sie nicht ›versetze‹, denn ich fange an, dieses Leben wirklich idiotisch zu finden. Auf alle Fälle muß ich, damit ich meine Zeit in La Raspelière nicht völlig nutzlos vertue, falls wir doch hingehen, daran denken, Madame Verdurin etwas zu fragen, was vielleicht sehr interessant für mich sein, ein Objekt meiner Studien werden und mir Vergnügen machen könnte, denn davon habe ich wirklich dieses Jahr in Balbec recht wenig gehabt.« – »Das ist zwar gegen mich nicht besonders liebenswürdig, aber ich bin Ihnen nicht böse, denn ich spüre, Sie sind nervös. Um was für ein Vergnügen handelt es sich denn?« – »Daß Madame Verdurin mir Sachen von einem Komponisten vorspielen läßt, dessen Werke sie sehr gut kennt. Auch ich kenne eines, doch wie es scheint, gibt es noch andere; ich möchte wissen, ob sie veröffentlicht wurden und ob sie von den ersten sehr verschieden sind.« – »Welchen Komponisten meinen Sie denn?« – »Mein liebes Kind, wenn ich dir sage, daß er Vinteuil heißt, was nützt dir das schon?« Alle nur möglichen Gedanken können wir wälzen, doch die Wahrheit taucht darin niemals auf; von außen her nämlich versetzt sie uns, wenn wir es am wenigsten erwarten, ihren furchtbaren Streich und verwundet uns für immer. »Sie wissen gar nicht, was für einen Riesenspaß Sie mir machen«, antwortete Albertine und stand auf, denn der Zug war im Begriff zu halten. »Es sagt mir nicht nur sehr viel mehr, als Sie meinen, sondern auch ohne Madame Verdurin können Sie alle Auskünfte haben, die Sie brauchen, und zwar einfach durch mich. Sie erinnern sich wohl, daß ich Ihnen von einer Freundin erzählt habe, die, älter als ich, mir Mutter und Schwester gewesen ist, mit der ich meine schönsten Jahre in Triest ver-

bracht habe und die ich übrigens in ein paar Wochen in Cherbourg wiedertreffen soll, von wo aus wir zusammen eine Seereise machen wollen (eine ziemlich ausgefallene Idee, aber Sie wissen ja, wie sehr ich das Meer liebe). Nun, diese Freundin (nein, nein! Sie hat absolut nicht die Art von gewissen Frauen, wie Sie vielleicht meinen) ist ausgerechnet – stellen Sie sich nur vor, wie merkwürdig – die beste Freundin der Tochter dieses Vinteuil, ja, ich kenne Vinteuils Tochter sogar beinahe ebensogut. Ich nenne die zwei niemals anders als meine beiden großen Schwestern. Es ist mir gar nicht unlieb, Ihnen einmal zu zeigen, daß ich, Ihre kleine Albertine, Ihnen in solchen musikalischen Angelegenheiten etwas nützen kann, von denen ich ja nichts verstehe, wie Sie zu Recht behaupten.« Bei diesen Worten, die sie in dem Augenblick aussprach, als wir in den Bahnhof von Parville einfuhren, so fern von Combray und von Montjouvain und so lange nach Vinteuils Tod, regte sich ein Bild in meinem Herzen, ein Bild, das ich dort so viele Jahre hindurch im Hintergrund verwahrt hatte, so daß ich, selbst wenn ich seinerzeit, als ich es in meinem Inneren einlagerte, vielleicht erriet, daß es eine verderbliche Macht in sich barg, doch geglaubt hätte, es müsse diese auf eine so lange Dauer hin vollkommen verloren haben; lebendig aufgespart – wie Orest, dessen Tod die Götter verhindert hatten, damit er am vorbestimmten Tag in die Heimat kam und den Mord des Agamemnon rächte – erschien es zu meiner Marter, zu meiner Strafe, wer weiß? weil ich meine Großmutter hatte sterben lassen; mit einem Male aufsteigend aus den Tiefen der Nacht, in der es auf ewig begraben schien, um nun wie ein Rächer zuzuschlagen, mir ein furchtbares Leben, ein verdientes neues Dasein zu eröffnen, vielleicht auch um vor meinen Augen die unseligen Folgen grell aufleuchten zu lassen, die schlechte Taten immer fortzeugend gebären, nicht nur für die, die sie begangen haben, sondern auch für die, welche einzig meinten, einem merkwürdigen, unterhaltsamen Schauspiel beizuwohnen, wie leider ich an jenem fer-

nen, zur Neige gehenden Tag in Montjouvain, an dem ich, verborgen hinter einem Gebüsch (wie zu der Zeit, da ich mit teilnehmender Nachsicht dem Bericht über Swanns Liebesleben gelauscht hatte) in gefahrvoller Weise in mir die verhängnisvolle, zum Leiden vorbestimmte Straße des Wissens sich hatte verbreitern lassen.[1] Gleichzeitig aber schuf mein größter Schmerz in mir ein fast hochmütiges, nahezu freudiges Gefühl, das Gefühl eines Menschen, der durch den Streich, den er empfangen hat, derart weit emporgeschnellt ist, wie er es durch eigenes Bemühen niemals hätte erreichen können. Albertine als Freundin von Mademoiselle Vinteuil und jener anderen Freundin, einer geweihten Priesterin der sapphischen Liebe: Das war, gemessen an dem, was ich mir in den Zeiten größten Zweifels ausgemalt hatte, etwas wie neben dem kleinen Hörapparat der Weltausstellung von 1889, von dem man kaum eine Verbindung von einem Haus zum anderen erhoffte, die Telephone, die über Straßen, Städte, Felder, Meere hinwegreichen und Länder miteinander verknüpfen.[1] Es war eine furchtbare *terra incognita*, in der ich hier landete, eine neue Phase ungeahnter Leiden, die sich mir eröffnete. Welch unerhörte Ausmaße diese Sintflut der Wirklichkeit neben unseren schüchternen, winzigen Vermutungen auch annimmt, so haben wir sie in diesen doch vorausgefühlt. Sicher war etwas wie das im Spiel, was ich eben erfahren hatte, etwas wie die Freundschaft von Albertine mit Mademoiselle Vinteuil, etwas, was mein Geist nicht hätte erfinden können, was ich aber dunkel ahnte, wenn ich von so großer Unruhe erfaßt wurde, sooft ich Albertine mit Andrée zusammen sah. Oft liegt es nur an einem Mangel an schöpferischer Phantasie, daß man in seinem Leiden immer noch nicht weit genug geht. Die furchtbarste Wirklichkeit schenkt zugleich mit dem Leiden die Freuden einer schönen Entdeckung, weil sie nur dem neue und klare Form verleiht, woran wir schon lange herumtasteten, ohne es recht zu erraten. Der Zug hielt jetzt in Parville, und da wir die einzigen Reisenden waren, die sich noch darin

befanden, rief der Schaffner mit einer durch das Gefühl der Nutzlosigkeit seiner Aufgabe, infolge derselben Gewohnheit auch, die sie ihn dennoch erfüllen hieß und ihm gleichzeitig Pünktlichkeit darin und Lässigkeit nahelegte, mehr aber noch von dem Bedürfnis nach Schlaf bereits ermatteten Stimme den Namen Parville aus. Albertine, die mir gegenübergesessen hatte und sich nun angekommen sah, tat aus der Tiefe des Wagens, in dem wir uns befanden, ein paar Schritte zur Tür und öffnete sie. Aber die Bewegung, die sie machte, um auszusteigen, zerriß mir unerträglich das Herz, ganz als ob, ungeachtet der von meinem Körper unabhängigen Lage, die zwei Schritte von mir entfernt der Albertines einzunehmen schien, die räumliche Trennung, die ein wahrheitsliebender Zeichner auf seinem Bild zwischen uns hätte legen müssen, nur äußerer Anschein sei und als müßte jemand, der, der wahren Wirklichkeit Rechnung tragend, die Dinge noch einmal hätte nachzeichnen wollen, Albertine ihren Platz nicht ein paar Schritte von mir entfernt, sondern in mir geben. Sie verursachte mir, als sie sich von mir trennte, einen derartigen Schmerz, daß ich nach ihr griff und sie verzweifelt am Arm zog. »Wäre es technisch unmöglich«, fragte ich sie, »daß Sie heute abend in Balbec übernachten?« – »Technisch unmöglich nicht«, antwortete Albertine, »aber ich falle um vor Müdigkeit.« – »Sie würden mir einen unendlich großen Gefallen tun.« – »Also gut, obwohl ich nicht verstehe … warum haben Sie das nicht eher gesagt? Dann bleibe ich eben.« Meine Mutter schlief schon, als ich, nachdem ich Albertine in einem anderen Stockwerk ein Zimmer hatte geben lassen, in das meine ging. Ich setzte mich ans Fenster und unterdrückte mein Schluchzen, damit Mama mich nicht hörte, denn nur eine dünne Zwischenwand trennte sie von mir. Ich hatte nicht einmal daran gedacht, die Fensterläden zu schließen; als ich die Augen hob, sah ich mir gegenüber am Himmel jenen gleichen schwachen Lichtschein von erloschenem Rot, den man im Restaurant von Rivebelle auf einer Studie fand, die Elstir von einer Land-

schaft nach Sonnenuntergang gemacht hatte. Ich dachte daran, wie aufgewühlt ich mich am Tag meiner Ankunft in Balbec[1] gefühlt hatte, als ich das gleiche Bild am Abend vor mir hatte, der nicht die Nacht, sondern einen neuen Tag verhieß. Doch kein Tag würde jetzt mehr für mich neu sein, keiner mehr würde in mir das Verlangen wecken nach einem unbekannten Glück, sondern jeder nur meine Leiden verlängern, bis ich nicht mehr die Kraft haben würde, sie noch weiter zu ertragen. Es bestand für mich kein Zweifel mehr, daß Cottard mir im Kasino von Incarville die Wahrheit gesagt hatte.[1] Was ich im Hinblick auf Albertine gefürchtet und in unbestimmter Form längst geargwöhnt hatte, was mein Instinkt aus ihrem gesamten Sein erschloß, doch meine wunschgelenkten Überlegungen mich stets wieder abzuleugnen überredet hatten, war demnach also wahr! Hinter Albertine sah ich nicht mehr das blau sich türmende Meer, sondern das Zimmer in Montjouvain, wo sie Mademoiselle Vinteuil mit jenem Lachen in die Arme fiel, das wie die unbekannte Stimme ihrer Lust zu mir drang. Denn wie hätte Mademoiselle Vinteuil bei den Neigungen, denen sie huldigte, Albertine, die so hübsch war, nicht darum bitten sollen, ihr darin entgegenzukommen? Der Beweis aber, daß Albertine sich nicht verletzt gefühlt, sondern eingewilligt hatte, war, daß kein Bruch zwischen ihnen beiden entstanden, sondern ihre Freundschaft nur immer enger geworden war. Die anmutige Bewegung aber, mit der Albertine ihr Kinn auf Rosemondes Schulter gelegt, sie lächelnd angeschaut und sie auf den Hals geküßt hatte, diese Bewegung, die mich an Mademoiselle Vinteuil erinnerte, bei deren Deutung ich aber gleichwohl zuzugeben gezögert hatte, daß die gleiche durch eine Geste beschriebene Linie zwangsläufig auch aus einer gleichen Neigung resultieren müsse – wer weiß, ob Albertine sie nicht ganz einfach von Mademoiselle Vinteuil übernommen hatte? Allmählich fing der erloschene Himmel wieder zu leuchten an. Ich, der ich bislang nie aufgewacht war, ohne den bescheidensten Dingen entgegenzulächeln,

meinem Morgenkaffee, dem Geräusch des Regens, dem Tosen des Windes, spürte, daß der Tag, der gleich anbrechen sollte, und alle darauffolgenden Tage mir niemals mehr die Hoffnung auf ein unbekanntes Glück bringen würden, sondern nur die Fortdauer meiner Qual. Noch hing ich am Leben, dennoch wußte ich, daß ich nur noch Grausames von ihm zu erwarten hatte. Trotz der ungehörigen Stunde eilte ich zum Aufzug, schellte nach dem Liftboy, der Nachtdienst hatte, und trug ihm auf, er solle zu Albertines Zimmer gehen, ihr sagen, ich hätte ihr etwas Wichtiges mitzuteilen, und fragen, ob sie mich empfangen könne. »Mademoiselle möchte lieber zu Ihnen kommen«, war die Antwort, die er mir brachte. »Sie ist sicher gleich da.« Wirklich trat Albertine gleich darauf im Morgenkleid in mein Zimmer. »Albertine«, sagte ich ganz leise zu ihr und bedeutete ihr gleichzeitig, auch ihrerseits die Stimme nicht zu erheben, damit sie meine Mutter nicht störte, die einzig durch jene Zwischenwand von uns getrennt war – deren Schalldurchlässigkeit mir heute lästig war und mich zum Flüstern zwang, einst aber, da die Absichten meiner Großmutter so leicht darauf deutlich wurden, eine Art von musikalischem Resonanzboden aus ihr gemacht hatte –, »ich fühle mich beschämt, daß ich Sie gestört habe. Aber ich will Ihnen sagen, weshalb es geschah. Damit Sie mich verstehen, muß ich Ihnen etwas erzählen, was Sie noch nicht wissen. Als ich hierher kam, hatte ich eine Frau verlassen, die ich hatte heiraten sollen und die bereit war, alles für mich aufzugeben. Sie wollte heute morgen eine Reise antreten, und seit einer Woche habe ich mich täglich gefragt, ob ich das Herz haben würde, ihr nicht zu telegraphieren, daß ich wiederkomme. Ich habe diesen Mut aufgebracht, aber ich war so unglücklich, daß ich glaubte, ich würde mir das Leben nehmen. Deshalb habe ich Sie gestern abend gefragt, ob Sie nicht in Balbec übernachten könnten. Hätte ich sterben müssen, so hätte ich Ihnen doch gern Lebewohl gesagt.« Ich ließ den Tränen freien Lauf, die dank meiner Erfindung ganz natürlich schienen.

»Ach, Sie Ärmster, wenn ich das gewußt hätte, wäre ich die ganze Nacht bei Ihnen geblieben«, rief Albertine, der der Gedanke, daß ich jene Frau heiraten und daß für sie selbst die Gelegenheit, eine »gute Partie« zu machen, sich daraufhin verflüchtigen könnte, überhaupt nicht kam, so aufrichtig war sie von meinem Kummer bewegt, denn wohl seine Ursache, nicht aber seine Realität und Stärke konnte ich vor ihr verbergen. »Übrigens«, sagte sie, »gestern auf der ganzen Fahrt von La Raspelière an habe ich gespürt, daß Sie nervös und traurig waren, ich fürchtete schon, daß irgend etwas wäre.« Tatsächlich hatte mein Kummer erst in Parville eingesetzt, und die Nervosität, die sehr verschieden von ihm war, doch glücklicherweise von Albertine mit ihm verwechselt wurde, rührte von dem Verdruß her, daß ich noch ein paar Tage mit ihr verleben sollte. Sie setzte hinzu: »Ich verlasse Sie nicht mehr, ich bleibe die ganze Zeit hier bei Ihnen.« Sie bot mir gerade – und nur sie vermochte es – das einzige Heilmittel gegen das Gift, das in mir wütete und dem es noch dazu verwandt war; eines süß, eines quälend, kamen sie mir beide doch von Albertine. In diesem Augenblick ließ Albertine – mein Leiden – einmal davon ab, mir Kummer zu bereiten, und rief – sie, Albertine, meine Heilung – die weiche Stimmung eines Genesenden in mir wach. Doch ich dachte daran, daß sie bald von Balbec nach Cherbourg reisen werde, um sich von dort aus nach Triest einzuschiffen. Ihre Gewohnheiten von früher würden wieder aufleben. Vor allem wollte ich Albertine daran hindern, den Dampfer zu besteigen, und statt dessen versuchen, sie mit mir nach Paris zu nehmen. Gewiß konnte sie von Paris aus leichter noch als von Balbec nach Triest gelangen, aber in Paris würden wir dann sehen; vielleicht würde ich Madame de Guermantes bitten können, indirekt auf die Freundin von Mademoiselle Vinteuil einzuwirken, damit sie nicht in Triest verweilte, sondern anderswo eine Stellung annahm, zum Beispiel bei dem Fürsten von X., dem ich bei Madame de Villeparisis und auch bei Madame de Guermantes selbst be-

gegnet war. Dieser aber konnte, selbst wenn Albertine Anstalten machte, bei ihm ihre Freundin zu besuchen, auf Veranlassung von Madame de Guermantes das Zusammenkommen dieser beiden verhindern. Gewiß hätte ich mir sagen können, daß Albertine, wenn sie nun einmal solche Neigungen hatte, in Paris genug andere Personen finden konnte, um ihnen dennoch zu frönen. Jede Regung der Eifersucht stellt jedoch etwas Besonderes dar und trägt den Stempel des Geschöpfs – in diesem Falle der Freundin von Mademoiselle Vinteuil –, das sie geweckt hat. Die Freundin von Mademoiselle Vinteuil blieb meine große Sorge. Die geheimnisvolle Leidenschaft, mit der ich früher an Österreich gedacht hatte, weil Albertine von daher gekommen war (ihr Onkel war dort Botschaftsrat gewesen) und weil ich seine geographische Besonderheit, den Volksstamm, der es bewohnt, seine Bauwerke und Landschaften wie in einem Atlas oder einer Ansichtensammlung in Albertines Lächeln, ihren Umgangsformen wiederfand, diese geheimnisvolle Leidenschaft verspürte ich zwar auch jetzt noch, aber mit umgekehrtem Vorzeichen, in der Sphäre des Grauens. Ja, von dorther kam Albertine. Dort war sie sicher, in jedem Haus entweder die Freundin von Mademoiselle Vinteuil oder andere zu treffen. Kindheitsgewohnheiten würden von neuem erstehen, in einem Vierteljahr würden die Mädchen sich zu Weihnachten, dann zum Neujahrstag zusammenfinden, Daten, die für mich an sich schon etwas Trauriges hatten durch die unbewußte Erinnerung an den Kummer, den ich an diesen Tagen damals durchlebt hatte, als mich die Zeit der Neujahrsferien von Gilberte trennte. Nach den lang ausgedehnten Abendessen, nach dem Festmahl des Weihnachtsabends, wenn alle fröhlich und angeregt wären, würde Albertine mit ihren dortigen Freundinnen die gleichen Posen einnehmen wie vor meinen Augen mit Andrée, wobei ihre Freundschaft zu dieser unschuldig war; wer weiß, vielleicht sogar jene Posen, die ich selbst bei der von ihrer Freundin verfolgten Mademoiselle Vinteuil, in Montjouvain gesehen

hatte. Dieser Mademoiselle Vinteuil – als ihre Freundin sie zärtlich kitzelte, bevor sie sich über sie warf – gab ich jetzt das entflammte Antlitz Albertines, einer Albertine, die ich im Fliehen und in der Hingabe auf ihre seltsame, tiefe Art lachen hörte. Was war neben diesem meinem Leiden jene Eifersucht, die ich an dem Tag verspürt hatte, als Saint-Loup Albertine mit mir in Doncières getroffen und sie sich ihm gegenüber so kokett gezeigt hatte? Oder die andere, die mich bei dem Gedanken an den unbekannten Verführer geplagt hatte, dem ich wahrscheinlich die ersten Küsse verdankte, die sie mir an jenem Tag in Paris gab, als ich den Brief von Mademoiselle de Stermaria erwartete? Jene durch Saint-Loup oder einen beliebigen jungen Mann geweckte Eifersucht war nichts. Ich hätte in diesem Fall höchstens einen Rivalen gefürchtet, den auszustechen ich hätte versuchen können. Hier aber war der Rivale nicht meiner Art, er führte andere Waffen, ich konnte nicht mit ihm auf gleichem Terrain kämpfen, Albertine nicht die gleichen Arten des Genusses verschaffen, ja konnte sie mir nicht einmal recht vorstellen. In vielen Augenblicken unseres Lebens würden wir die ganze Zukunft gegen eine in sich selbst unbedeutende Macht eintauschen. Einst hätte ich auf alle Vorteile meines Daseins verzichtet, um die Bekanntschaft von Madame Blatin zu machen, weil sie eine Freundin von Madame Swann war. Heute hätte ich, damit Albertine nicht nach Triest ging, alle Leiden auf mich genommen, und wenn das nicht genügte, sie ihr sogar auferlegt, sie isoliert, sie eingesperrt, ihr das wenige Geld entzogen, das sie besaß, damit Mittellosigkeit ihr die Reise materiell unmöglich machte. Wie vormals, als ich nach Balbec gehen wollte, das Verlangen mich trieb, eine persische Kirche zu sehen oder einen Sturm bei Morgengrauen zu erleben, zerriß mir jetzt, da Albertine vielleicht nach Triest gehen würde, der Gedanke das Herz, sie würde dort den Weihnachtsabend mit der Freundin von Mademoiselle Vinteuil verbringen. Wenn nämlich die Einbildungskraft ihren Charakter ändert und sich auf das Gebiet der

Gefühle verlagert, verfügt sie deswegen nicht über eine größere Zahl von gleichzeitig nebeneinander bestehenden Bildern. Wenn man mir gesagt hätte, diese Freundin befinde sich zur Zeit weder in Cherbourg noch in Triest, sie könne Albertine nicht sehen, wie hätte ich vor Rührung und Freude geweint! Wie hätte mein Leben, wie ihre Zukunft sich verändert dadurch! Und doch wußte ich, daß eine solche Verknüpfung meiner Eifersucht mit einem bestimmten Ort völlig willkürlich war, daß Albertine, falls sie diese Neigungen hatte, sie auch anderwärts würde befriedigen können. Im übrigen hätten vielleicht sogar die gleichen Mädchen, wenn sie sich anderswo mit ihr trafen, meinem Herzen nicht so furchbare Qual bereitet. Gerade von Triest, von jener unbekannten Welt, in der Albertine, wie ich spürte, sich wohlfühlte, wo ihre Erinnerungen, ihre Freundschaften, ihre Kindheitslieben verwurzelt waren, ging eine Atmosphäre aus, die feindlich und unerklärlich war wie diejenige, die einst in Combray bis zu meinem Schlafgemach aus dem Eßzimmer aufgestiegen war, in dem ich Mama inmitten des Klirrens der Gabeln mit Fremden hatte plaudern und lachen hören, Mama, die nicht heraufkommen und mir gute Nacht sagen würde; nicht anders als jene Atmosphäre, die für Swann die Häuser durchflutete, in denen Odette am Abend für ihn unfaßbare Freuden suchte. Nicht mehr wie an ein herrliches Land mit ernsten nachdenklichen Menschen, goldenen Sonnenuntergängen und traurigem Glockengeläut dachte ich jetzt an Triest, sondern wie an eine Stadt der Verdammnis, die ich auf der Stelle hätten niederbrennen und von der bewohnten Erde auslöschen mögen. Diese Stadt saß in meinem Herzen wie ein unablässig quälender Dorn. Ich empfand Grauen bei der Vorstellung, ich solle bald Albertine nach Cherbourg und Triest reisen lassen, und sogar bei dem Gedanken, in Balbec zu bleiben. Denn jetzt, da die Intimität meiner Freundin mit Mademoiselle Vinteuil mir fast zur Gewißheit geworden war, schien mir, daß Albertine in jedem Augenblick, den sie nicht mit mir verbrachte (und es vergin-

gen ganze Tage, an denen ich sie ihrer Tante wegen nicht sehen konnte), den Cousinen Blochs oder vielleicht auch anderen ausgeliefert sei. Die Vorstellung, am gleichen Abend noch könne sie die Bloch-Mädchen treffen, machte mich wahnsinnig. Nachdem sie mir daher gesagt hatte, sie werde mich die nächsten Tage nicht allein lassen, antwortete ich ihr: »Es ist nur so, daß ich nach Paris zurückkehren möchte. Würden Sie mit mir fahren? Und möchten Sie nicht in Paris ein Weilchen bei uns wohnen?« Um jeden Preis mußte ich verhindern, daß sie in den nächsten Tagen allein war, ich mußte sie bei mir behalten, um sicher zu sein, daß sie Mademoiselle Vinteuils Freundin nicht sehen konnte. Das hieß in Wirklichkeit, daß sie mit mir allein wohnen würde, denn meine Mutter hatte eine Inspektionsreise meines Vaters benutzt, um dem Wunsch meiner Großmutter wie einer Pflicht zu genügen, das heißt ein paar Tage in Combray bei einer von deren Schwestern zu verbringen. Mama liebte ihre Tante nicht, weil diese meiner Großmutter, die ihr immer so liebevoll begegnete, nicht die Schwester gewesen war, die sie ihr hätte sein sollen. So erinnern sich Kinder mit Groll, wenn sie großgeworden sind, derjenigen, die nicht gut zu ihnen gewesen sind. Doch da sie selbst ganz zu meiner Großmutter geworden war, kam kein wirklicher Groll in ihr auf; das Leben ihrer Mutter war für sie wie eine reine, unschuldige Kindheit, aus der sie Erinnerungen zog, deren Sanftmut oder Bitternis je nachdem ihre Handlungsweise den einen oder anderen gegenüber bestimmte. Ihre Tante hätte Mama unschätzbare Einzelheiten mitteilen können, doch jetzt würde sie sie kaum noch erfahren, da diese Tante schwer (es hieß, an Krebs) erkrankt war; sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht schon eher zu ihr gefahren war und statt dessen meinem Vater Gesellschaft geleistet hatte, sah aber darin erst recht einen Grund, zu tun, was ihre Mutter getan haben würde, und trug wie jene am Geburtstag des Vaters meiner Großmutter, der ein so schlechter Vater gewesen war, Blumen auf sein Grab, wie es die Gewohnheit meiner

Großmutter war; so wollte sie an diese schon halbgeöffnete Gruft jene zärtlichen Gespräche verlegen, die meine Tante meiner Großmutter nicht gewährt hatte. Während meine Mutter in Combray war, gedachte sie sich um ein paar Instandsetzungsarbeiten zu kümmern, die meine Großmutter immer veranlassen wollte, jedoch nur, wenn sie unter der Aufsicht ihrer Tochter ausgeführt werden konnten. Daher waren sie bislang noch nicht begonnen worden, denn Mama hatte Paris nicht vor meinem Vater verlassen, das heißt ihm das Gewicht einer Trauer allzu spürbar machen wollen, an der er zwar seinerseits teilnahm, die ihm aber schließlich doch nicht ganz so tief gehen konnte. »Oh! das wäre in diesem Augenblick nicht möglich«, antwortete Albertine. »Warum müssen Sie überhaupt so schnell nach Paris zurück, wo diese gewisse Dame doch abgereist ist?« – »Weil ich an einem Ort ruhiger sein werde, an dem ich sie gesehen habe, ganz anders als in Balbec, das sie nicht gekannt hat und das mir jetzt grauenvoll ist.« Ob Albertine wohl später begriffen hat, daß diese andere Frau gar nicht existierte und daß ich an diesem Abend nur deshalb hätte sterben mögen, weil sie mir unbedacht offenbart hatte, daß sie mit der Freundin von Mademoiselle Vinteuil so eng befreundet war? Möglich ist es schon. Es gibt Augenblicke, in denen es mir ganz wahrscheinlich vorkommt. Auf alle Fälle glaubte sie an diesem Morgen an das Vorhandensein jener Frau. »Aber Sie sollten diese Dame doch heiraten, mein Lieber«, sagte sie zu mir, »Sie würden glücklich werden, und sicherlich sie auch.« Ich antwortete ihr, daß der Gedanke, ich könne jene glücklich machen, tatsächlich fast für mich entscheidend gewesen sei, daß ich letzthin, als ich eine große Erbschaft gemacht hatte, die mir erlaubt hätte, meiner Frau großen Luxus und alle Vergnügungen zu bieten, kaum noch gezögert hatte, das Opfer der geliebten Frau anzunehmen. Von Dankbarkeit berauscht angesichts der Freundlichkeit Albertines gleich nach dem qualvollen Leiden, das sie mir bereitet hatte, sagte ich zu ihr – in der gleichen Weise, wie

man dem Kellner, der einem in einem Café ein sechstes Glas Branntwein einschenkt, gern ein Vermögen versprechen möchte –, daß meine Frau ein Auto, eine Jacht haben werde; es sei unter diesem Gesichtspunkt bedauerlich, daß nicht sie, die doch so für Autofahren und Segeln schwärme, diejenige sei, die ich liebte; ich wäre, meinte ich, der ideale Gatte für sie gewesen, aber man müsse eben sehen, wie wir uns auch so in netter Form wiederbegegnen könnten. Trotz allem – wie man aus Furcht vor Prügel selbst im Rausch sich hütet, Vorübergehende anzusprechen – beging ich nicht die Unvorsichtigkeit, die zu Gilbertes Zeiten mir unterlaufen wäre, ihr zu sagen, daß ich sie, Albertine, liebte. »Sie sehen, es war nahe daran, daß ich sie geheiratet hätte. Ich habe dennoch nicht gewagt, es zu tun, denn ich hätte nicht verantworten mögen, daß eine junge Frau mit einem so kränklichen und langweiligen Mann leben muß.« – »Aber Sie sind ja verrückt, jede würde gern mit Ihnen leben, Sie brauchen sich ja nur umzuschauen, wie alles sich um Sie bemüht. Bei Madame Verdurin ist nur von Ihnen die Rede, und in der großen Welt ebenfalls, habe ich gehört. Ist denn diese Dame nicht nett zu Ihnen gewesen, daß Sie neuerdings so sehr an sich zweifeln? Ich kann mir schon denken, wie es war, das ist sicher eine böse Person, ach! ich hasse sie! Wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre …« – »Aber nicht doch, sie ist sehr nett, allzu nett sogar. Die Verdurins und alle anderen sind mir völlig gleich. Außer an der, die ich liebe, auf die ich aber verzichtet habe, hänge ich einzig an meiner kleinen Albertine; nur sie wird, wenn sie mich recht häufig besucht, – wenigstens in den ersten Tagen«, setzte ich hinzu, um ihr nicht angst zu machen, aber an ebendiesen Tagen recht viel von ihr verlangen zu können – »mich etwas zu trösten imstande sein.« Nur sehr unbestimmt spielte ich auf eine mögliche Heirat an, behauptete aber zugleich, daß ein solcher Gedanke nicht zu verwirklichen sei, da ja unsere Charaktere zu verschieden seien. Unwillkürlich neigte ich, stets in meiner Eifersucht von der Erinnerung an die Bezie-

hung von Saint-Loup zu »Rachel quand du Seigneur« und von Swann zu Odette verfolgt, allzusehr zu dem Glauben, von dem Augenblick an, da ich liebte, könne ich nicht geliebt werden, und nur eigennütziges Interesse würde vermögen, eine Frau auf die Dauer an mich zu binden. Zweifellos war es Unsinn, Albertine nach Odette und Rachel beurteilen zu wollen. Doch lag das nicht an ihr, vielmehr an mir selbst; durch meine Eifersucht unterschätzte ich, welche Gefühle ich einzuflößen imstande war. Aus diesem Urteil aber, das vielleicht irrig war, entstand fraglos viel Unglück, das später über uns hereinbrechen sollte. »Sie lehnen also meine Einladung nach Paris ab?« – »Meine Tante wird nicht wollen, daß ich in diesem Augenblick abreise. Im übrigen, selbst wenn ich später könnte: Würde es nicht merkwürdig aussehen, wenn ich bei Ihnen wohnte? In Paris wird man ja wissen, daß ich nicht Ihre Cousine bin.« – »Gut! Dann sagen wir eben, wir seien so gut wie verlobt. Was macht das, wo Sie doch wissen, daß es nicht stimmt?« Der Hals Albertines, der ganz aus ihrem Hemd hervortrat, war mächtig, golden, kräftig gekörnt. Ich küßte sie in so reiner Weise, wie ich meine Mutter geküßt hätte, um einen Kinderschmerz zu beschwichtigen, von dem ich damals glaubte, ich werde ihn niemals aus meinem Herzen reißen können. Albertine ließ mich allein, um sich anzukleiden. Im übrigen ließ ihre Ergebenheit schon nach; eben noch hatte sie mir gesagt, sie werde mich keine Sekunde verlassen (ich fühlte nur zu gut, daß ihr Entschluß nicht von Dauer sein würde, denn ich fürchtete, sie werde, wenn wir in Balbec blieben, noch am gleichen Abend ohne mich Blochs Cousinen sehen). Jetzt aber kam sie, um mir zu sagen, sie wolle nach Maineville fahren, am Nachmittag jedoch wiederkommen und mich besuchen. Sie sei von abends bis morgens nicht zu Hause gewesen, es könnten Briefe für sie angekommen sein; außerdem mache ihre Tante sich vielleicht Sorgen. Ich hatte geantwortet: »Wenn es nur deswegen ist, können wir ja den Liftboy zu Ihrer Tante schicken und ihr sagen lassen, Sie sei-

en hier, sie solle ihm Ihre Briefe mitgeben.« In dem Wunsch, sich freundlich zu erweisen, aber unangenehm berührt, daß sie sich in dieser Weise kommandieren lassen sollte, hatte sie die Stirn krausgezogen, dann aber gleich darauf sehr nett gesagt: »Sie haben recht« und den Liftboy geschickt. Albertine hatte mich kaum einen Augenblick verlassen, als der Boy schon leise an meine Tür klopfte. Ich hatte nicht erwartet, daß er, während ich noch mit Albertine sprach, Zeit gehabt hätte, nach Maineville zu gehen und wieder zurückzukommen. Er kam, um mir zu sagen, Albertine habe ein Wort an ihre Tante geschrieben; sie könne, wenn sie wolle, am gleichen Tag mit mir nach Paris abreisen. Sie hatte übrigens unrecht gehabt, ihm den Auftrag mündlich zu erteilen, denn schon, ungeachtet der frühen Stunde, wußte der Direktor Bescheid und kam aufgeregt angelaufen, um mich zu fragen, ob ich mit irgend etwas unzufrieden sei, ob ich wirklich reisen wolle oder nicht lieber ein paar Tage warten wolle, da der Wind heute ziemlich schreckhaft (erschreckend) sei. Ich wollte ihm nicht erklären, daß ich um jeden Preis wünschte, Albertine nicht mehr zu der Stunde in Balbec zu wissen, zu der die Bloch-Mädchen ihren Spaziergang machten, zumal Andrée, die allein sie hätte beschützen können, nicht anwesend war, und daß Balbec wie einer jener Orte sei, an denen ein Kranker, der dort nicht atmen kann, selbst auf die Gefahr hin, daß er unterwegs stirbt, unter keinen Umständen die folgende Nacht mehr verbringen will. Im übrigen würde ich auch noch gegen Bitten der gleichen Art zu kämpfen haben, zunächst im Hotel selbst, wo Marie Gineste und Céleste Albaret mit roten Augen herumliefen (Marie übrigens ließ das gepreßte Schluchzen eines Gießbachs hören; Céleste in ihrer weicheren Art empfahl ihr Ruhe an; aber als Marie die einzigen Verse gemurmelt hatte, die sie kannte: *Icibas tous les lilas meurent* [1] , konnte Céleste nicht mehr an sich halten, und ein Strom von Tränen ergoß sich über ihr Gesicht, das selbst an die Tönung von Flieder erinnerte; ich nehme im übrigen an, daß noch am gleichen Abend

beide mich vergessen hatten). Schließlich begegnete ich in der Lokalbahn trotz aller Vorsichtsmaßnahmen, um nicht gesehen zu werden, Monsieur de Cambremer, der beim Anblick meiner Koffer erbleichte, denn er rechnete auf mich für den übernächsten Tag; er machte mich entsetzlich ungeduldig, als er mich zu überzeugen versuchte, daß meine Erstickungsanfälle vom Wetterwechsel herrührten und daß der Oktober ausgezeichnet für sie sein werde, und mich fragte, ob ich mir nicht für meine Reise wenigstens einen »achttäglichen« Aufschub zugestehen wolle, eine Wendung, deren Dummheit mich vielleicht nur deshalb wütend machte, weil sein Vorschlag mich schmerzte. Während er im Abteil noch auf mich einredete, fürchtete ich an jeder Station, schreckenerregender als Herimbald und Guiscard, Monsieur de Crécy auftauchen zu sehen, der mich anflehen würde, ihn einzuladen, oder, furchtbarer noch, Madame Verdurin, die mich absolut selbst einladen wollte. Doch sollte das erst ein paar Stunden später eintreten. Soweit war ich noch nicht. Bisher brauchte ich nur die verzweifelten Klagen des Direktors über mich ergehen zu lassen. Ich drängte ihn aus dem Zimmer, denn ich fürchtete, selbst sein Flüstern werde schließlich Mama aufwecken. Ich blieb allein im Zimmer, diesem Zimmer mit der zu hohen Decke, in dem ich mich bei meiner ersten Ankunft so unglücklich gefühlt, mit soviel Zärtlichkeit an Mademoiselle de Stermaria gedacht, das Vorübergehen Albertines und ihrer Freundinnen, wenn sie zugvögelgleich einen Augenblick diese Küste als Niederlassung wählten, beobachtet und sie selbst, nachdem der Liftboy sie in meinem Auftrag geholt, so achtlos besessen, wo ich die Güte meiner Großmutter erfahren und dann ihren Tod erst richtig begriffen hatte; diese Fensterläden, unter denen jetzt das Morgenlicht einströmte, hatte ich zum erstenmal geöffnet, um die vordersten Vorberge des Meeres heranrollen zu sehen (die gleichen Fensterläden, die Albertine mich schließen hieß, damit niemand Zeuge unserer Küsse würde). Ich wurde mir meiner eigenen Wandlungen besser

bewußt, indem ich sie an der steten Gleichheit der mich umgebenden Dinge maß. An diese gewöhnt man sich, wie man sich an Menschen gewöhnt, und wenn man sich plötzlich darüber klar wird, daß sie früher eine so ganz andere Bedeutung in sich trugen, dann scheint, nachdem sie jetzt jede Bedeutung verloren haben, die völlige Verschiedenheit der damals ihren Rahmen bildenden Umstände von den heutigen, die Mannigfaltigkeit der Szenen, die sich unter der gleichen Zimmerdecke zwischen den gleichen Bücherregalen mit ihren Glasscheiben abgespielt haben, scheint die Wandlung in Herz und Leben, die in dieser Vielheit sichtbar wird, durch die unbewegliche Dauer der Dekoration noch vergrößert und durch die Einheit des Ortes verstärkt.

Zwei- oder dreimal hatte ich einen Augenblick lang die Vorstellung, daß die Welt, in der sich dieses Zimmer und diese Bücherregale befanden und in der Albertine etwas so Nichtiges war, vielleicht eine vom Geist gestaltete Welt und damit die alleinige Wirklichkeit sei; mein Kummer hingegen sei ähnlich dem, der einen bei der Lektüre eines Romans befällt und aus dem nur ein Narr einen andauernden, gleichbleibenden, das gesamte Leben erfassenden Kummer machen kann; daß es vielleicht nur einer geringen Anspannung meines Willens bedürfe, um zu jener wirklichen Welt vorzudringen und ganz in sie zurückzukehren, nachdem ich durch meinen Schmerz hindurchgestoßen wäre wie durch eine Papierscheibe, die man zerreißt, und mich um das, was Albertine getan haben mochte, nicht nachhaltiger zu grämen, als man sich etwa nach beendeter Lektüre noch um die Handlungsweise einer phantasiegeborenen Romanheldin sorgt. Im übrigen haben die Frauen, für die ich das meiste empfand, niemals meiner Liebe zu ihnen entsprochen. Diese Liebe war wirklich, da ich ja der Möglichkeit, die Geliebte zu sehen, sie ganz für mich zu haben, alle Dinge hintanstellte und schluchzte, wenn ich eines Abends auf sie hatte warten müssen. Aber diese Geliebten hatten eher die Eigenschaft, meine Liebe zu wecken

und aufs äußerste zu steigern, als daß sie davon ein Abbild gewesen wären. Wenn ich sie sah, sie hörte, fand ich nichts in ihnen, was meiner Liebe geglichen und sie hätte erklären können. Dennoch war meine einzige Freude, sie zu sehen, meine einzige Befürchtung, auf sie warten zu müssen. Man hätte meinen können, eine Kraft, die eigentlich in keiner Beziehung zu ihnen stand, sei ihnen von der Natur nachträglich verliehen worden, diese Kraft aber habe, der Elektrizität verwandt, die Wirkung auf mich gehabt, in mir Liebe zu entzünden, das heißt mein ganzes Handeln zu leiten und Ursache meiner Leiden zu sein. Völlig unabhängig davon aber waren die Schönheit, der Geist, die Güte dieser Frauen. Wie durch elektrischen Strom, wenn er den Körper trifft, bin ich von der Liebe geschüttelt worden, habe ich sie erlebt und verspürt: Niemals bin ich dazu gelangt, sie sehen und denken zu können. Ich neige sogar zu dem Glauben, daß wir uns bei jeder einzelnen Liebe (ich sehe von den rein sinnlichen Freuden ab, die sie gewöhnlich begleiten, die aber nicht genügen, sie fest in uns zu begründen) im Bild der Frau an unsichtbare Kräfte, von denen sie zusätzlich umwoben ist, wie an dunkle Gottheiten wenden. Ihre Geneigtheit tut uns not, wir suchen eine Verbindung zu ihnen, ohne gleichwohl darin wahres Genügen zu finden. Zu diesen Gottheiten stellt die Frau für uns die Beziehung her, solange unser Beisammensein währt, weiter tut sie im Grunde nichts. Wir haben gleich Opfergaben Schmuck und Reisen zu spenden gelobt, formelhaft Worte gemurmelt, in denen unsere Anbetung, und entgegengesetzte, in denen unsere Gleichgültigkeit sich ausdrückte. Wir haben mit allen Mitteln versucht, eine neue Begegnung zu erlangen, die diesmal ohne allen Verdruß zustande kommen sollte. Würden wir aber wohl, wenn derart geheimnisvolle Kräfte nicht vollendend zu ihr träten, nur für die Frau solche Mühen auf uns nehmen, wo wir doch, wenn sie von uns gegangen ist, nicht sagen könnten, wie sie gekleidet war, und feststellen müssen, daß wir sie nicht einmal richtig angeschaut haben?

Welch trügerischer Sinn ist das Gesicht! Ein menschlicher Körper scheint, selbst wenn er geliebt wird wie der Albertines, ein paar Meter oder Zentimeter von uns entfernt zu sein. Nicht anders aber ist es mit der Seele, die in diesem Körper wohnt. Nur wenn ihre Stellung zu uns durch irgend etwas gewaltsam verändert und dadurch spürbar wird, daß sie andere liebt und nicht uns, fühlen wir an den Schlägen unseres haltlos gewordenen Herzens, daß die, die wir liebten, nicht ein paar Schritte von uns entfernt, sondern in uns lebt. In uns, in mehr oder weniger oberflächlichen Bereichen. Doch die Worte: »Diese Freundin ist Mademoiselle Vinteuil« waren zu einem Sesam-öffne-dich geworden, das ich unmöglich selbst hätte entdecken können, mit dessen Hilfe aber Albertine in die Tiefen meines zerrissenen Herzens vorzudringen vermocht hatte. Hundert Jahre hätte ich suchen können, um herauszufinden, wie die Pforte, die sich hinter ihr schloß, sich noch einmal wieder öffnen ließe.

Jene Worte hatte ich eine kurze Weile nicht mehr gehört, solange Albertine eben bei mir war. Während ich sie küßte, wie ich meine Mutter in Combray geküßt hatte, um meine Angst zu beschwichtigen, glaubte ich beinahe an die Unschuld Albertines oder dachte wenigstens nicht mehr unablässig an die Entdeckung ihres Lasters. Jetzt aber, da ich allein war, ertönten die Worte von neuem, wie man die Geräusche im Inneren des Ohres vernimmt, sobald es still wird. Ihr Laster war jetzt kein Gegenstand des Zweifels mehr für mich. Das Licht der aufgehenden Sonne[1] , das alle Dinge um mich verwandelte, ließ mir mein Leiden, das ich jetzt einen Augenblick lang von einem anderen Blickpunkt aus sah, noch grausamer zu Bewußtsein kommen. Nie hatte ich einen Morgen so schön und so schmerzlich heraufziehen sehen. Bei dem Gedanken an all die gleichgültigen Landschaften, die nun bald im Licht aufschimmern würden und die in mir gestern noch einzig den Wunsch geweckt hätten, sie aufzusuchen, hielt ich ein Aufschluchzen nicht zurück, als mit mechanisch vollzo-

gener Opfergebärde – für mich das Symbol der blutigen Darbringung aller Freuden, die ich von nun an jeden Morgen bis ans Ende meiner Tage würde wiederholen müssen, der in jeglicher Tagesfrühe feierlich zelebrierten Erneuerung meines täglichen Grams und meiner blutenden Wunde – das goldene Sonnenei, als werde es durch ein Schwanken hervorgestoßen, das aus der veränderten Dichte im Moment des Gerinnens sich ergab, flammenbewehrt wie auf Bildern jäh den Vorhang zerriß, hinter dem man es kurz zuvor schon in Bereitschaft hervorzustürmen und in bebender Erwartung seines Auftritts ahnte und dessen geheimnisvollen, wie geronnenen Purpur es unter Fluten von Licht begrub. Ich hörte mich selber weinen. Doch in diesem Augenblick öffnete sich wider alles Erwarten die Tür, und pochenden Herzens meinte ich meine Großmutter vor mir zu sehen wie in einer jener Erscheinungen, die ich zuvor schon gehabt hatte, doch bislang nur im Schlaf. War also alles nur ein Traum? Ach, leider war ich nur allzu wach. »Du findest, daß ich deiner lieben Großmutter gleiche«, sagte Mama – denn sie war es – mit sanfter Stimme zu mir, wie um mein Grauen zu bannen, wobei sie im übrigen diese Ähnlichkeit mit einem schönen Lächeln stolzer Bescheidenheit, das Koketterie nie gekannt hatte, freimütig eingestand. Ihr ungekämmtes Haar, dessen graue Strähnen hervorschauten und sich um ihre ruhelosen Augen, ihre gealterten Wangen schlängelten, der Schlafrock meiner Großmutter gar, den sie trug, all das hatte mir eine Sekunde lang unmöglich gemacht, sie zu erkennen, und mich zweifeln lassen, ob ich schlafe oder ob meine Großmutter wieder auferstanden sei. Schon lange glich meine Mutter viel mehr meiner Großmutter als der jungen, lachenden Mama meiner Kindheit. Doch hatte ich nicht mehr darauf achtgegeben. Wenn man sich lange, so daß man alles ringsum vergißt, der Lektüre gewidmet und nicht gemerkt hat, wie die Zeit vergeht, sieht man plötzlich, wie die Sonne unvermeidlich die gleichen Phasen durchläuft, der zeitgleichen Sonne des Vortags zum Verwechseln ähnlich,

und wie die gleichen Harmonien, die gleichen das Ende des Tages einläutenden Entsprechungen um sie herum entstehen. Mit einem Lächeln wies mich Mama auf meinen Irrtum hin, denn für sie war es schön, ihrer Mutter derart ähnlich zu sehen. »Ich bin gekommen«, sagte sie zu mir, »weil ich im Schlaf meinte, jemanden weinen zu hören. Darüber bin ich aufgewacht. Aber wie kommt es, daß du nicht im Bett bist? Und du hast Tränen in den Augen. Was ist denn nur geschehen?« Ich zog ihren Kopf an meine Brust: »Ich muß dir etwas sagen, Mama. Ich fürchte, du wirst mich für sehr unstet halten. Aber zunächst einmal war das, was ich dir gestern über Albertine sagte, nicht sehr nett; meine Worte waren ungerecht.« – »Ach, was macht das schon«, sagt Mama zu mir, während sie im Anblick der aufgehenden Sonne bei dem Gedanken an ihre Mutter traurig lächelte und, damit ich nicht den Genuß eines Schauspiels versäumte, das ich zum Kummer meiner Großmutter niemals betrachtete, zum Fenster zeigte. Doch hinter dem Strand von Balbec, dem Meer, dem Sonnenaufgang, auf den Mama wies, sah ich, mit steigender Verzweiflung, die ihr nicht entging, das Zimmer in Montjouvain, in dem Albertine – rosig, mit keckem Näschen, zusammengerollt wie eine große Katze – den Platz der Freundin von Mademoiselle Vinteuil eingenommen hatte und mit ihrem wollüstigen Girren sagte: »Und wenn schon! Um so besser, wenn man uns sieht. Wie? Ich sollte es nicht wagen, dem alten Affen da ins Gesicht zu spucken?« Dies war die Szene, die ich hinter der anderen sah, die sich in meinem Fenster ausbreitete und wie ein trüber Schleier, wie ein bloßer Reflex, über jene legte. Sie schien tatsächlich selber ganz unwirklich, wie eine gemalte Aussicht. Uns gegenüber, auf der vorspringenden Klippe von Parville, senkte das kleine Gehölz, wo wir damals das Ringleinspiel spielten, unter dem noch goldenen Firnis des Wassers das Gemälde seines Blätterdickichts bis zum Meer hinab, wie zu jener Stunde gegen Tagesende, wenn ich, wie so oft, mit Albertine dort eine Siesta

gehalten hatte und wir uns erst beim Anblick der sinkenden Sonne wieder erhoben. Im Gewirr der nächtlichen Nebel, die noch in blauen und rosigen Fetzen über den Perlmuttscherben der Morgenröte schwebten, die auf dem Meer herumlagen, zogen Schiffe dahin und blinzelten ins schräg einfallende Licht, das ihre Segel und die Bugspitze wie am Abend bei der Rückkehr gelb färbte: eine imaginäre Szene, fröstelnd und öde[1] , bloße Idee eines Sonnenuntergangs, der jetzt nicht wie abends ruhevoll dem Ablauf der Tagesstunden folgte, die ich ihm sonst vorausgehen sah; eine beziehungslose, willkürlich eingeschobene Vision, schattenhafter noch als jene so gräßliche von Montjouvain, die sie nicht zum Schwinden bringen, verbergen, überdecken konnte – ein eitles und poetisches Bild der Erinnerung und des Traums. »Nun«, sagte meine Mutter, »du hast mir ja nichts Schlechtes über sie gesagt, sondern nur, sie langweile dich ein wenig und du seiest ganz froh, daß du den Gedanken an eine Heirat mit ihr aufgegeben hast. Das ist doch kein Grund, so sehr zu weinen. Bedenke, daß deine Mama heute abreist und schrecklich traurig wäre, wenn sie ihren großen Jungen in diesem Zustand zurücklassen müßte. Mein armes Kind, es bleibt mir ja überhaupt keine Zeit, dich noch zu trösten. Wenn meine Sachen auch eigentlich fertig sind, hat man am Abreisetag eben doch niemals Zeit.« – »Darum handelt es sich ja auch nicht.« Und dann, während ich die Zukunft erwog, meinen Willen prüfte und mir klar darüber wurde, daß eine so lange währende Zuneigung Albertines zu der Freundin von Mademoiselle Vinteuil nicht hatte harmlos sein können, daß Albertine vielmehr eingeweiht und, wie ihr Verhalten mir zeigte, zudem mit einer Anlage zum Laster geboren war, die ich in meiner ängstlichen Unruhe nur allzuoft erraten und der sie auch wahrscheinlich immer wieder nachgegeben hatte (vielleicht gerade jetzt sogar nachgab, einen Augenblick nutzend, in dem ich nicht bei ihr war), sagte ich zu meiner Mutter – im Wissen, daß ich ihr großen Kummer bereitete, den sie mir nur nicht zeigte und der sich einzig

bei ihr in der Miene ernster Sorge verriet, die sie immer hatte, wenn sie sich der schweren Notwendigkeit gegenübersah, mir Verdruß oder Schmerz zuzufügen, eine Miene, die ich an ihr zum erstenmal in Combray gesehen hatte, als sie sich darein ergab, die Nacht bei mir zu verbringen, und die in diesem Augenblick ganz außerordentlich der meiner Großmutter glich, mit der sie mir damals erlaubte, ein Glas Cognac zu trinken: »Ich weiß, welchen Schmerz ich dir jetzt bereiten werde, Mama. Zunächst einmal reise ich, anstatt hier zu bleiben, wie du es gern wolltest, gleichzeitig mit dir ab. Das aber ist noch nicht alles. Ich fühle mich hier nicht wohl, ich möchte lieber nach Hause. Doch höre gut zu und gräme dich deswegen nicht zu sehr. Ich muß dir noch etwas sagen. Ich habe mich getäuscht und in gutem Glauben gestern auch dich getäuscht, ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht. Es geht nicht anders – und wir wollen es gleich als entschieden betrachten, weil ich mir jetzt darüber klar bin, weil ich mich nicht mehr ändern werde und weil ich auf andere Weise nicht leben kann –, es geht nicht anders: Ich heirate Albertine.«

ANHANG

NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Zu Beginn von *Sodom und Gomorrha* öffnet Proust seinem Romanhelden endlich die Augen. Mit der Begegnung zwischen zwei homosexuellen Männern, dem Baron von Charlus und dem Westenmacher Jupien, erblickt auch Marcel jene »sittlich-moralische Landschaft«, die dem Leser der *Recherche* seit *Unterwegs zu Swann* vertraut ist. Die Liebesspiele zwischen Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin in Montjouvain sind zwar anschaulich und für den Leser unmißverständlich geschildert; was sich jedoch dem kindlichen Betrachter einprägt, ist nicht die erotische Begegnung zweier Frauen, sondern die Profanierung des Vaters, das, was Proust »Sadismus« nennt. Der homosexuelle Aspekt der Szene wird ausgespart und aufbewahrt. Ebenso sind die verschiedenen Auftritte des Barons von Charlus für jeden Leser (auch wenn er Balzac nicht gelesen hat) eindeutig mit Homosexualität konnotiert, und man ist erstaunt, daß dem jugendlichen Protagonisten kein Licht aufgeht, wenn Charlus ihm in seinem Hotelzimmer einen abendlichen Besuch abstattet (*Im Schatten junger Mädchenblüte*) oder sich ihm als geistigen Führer anerbietet (*Guermantes*). Die Naivität Marcels widerspricht allen Gesetzen erzählerischer Wahrscheinlichkeit. Sie entspricht aber und entspringt Prousts Kompositionsprinzip, nach dem Fragen und Antworten, Antworten und Fragen weit auseinander gesetzt werden sollen: die Antwort auf die bisher unbeachteten oder unverstandenen Zeichen der Homosexualität wird erst in *Sodom und Gomorrha* gegeben, die Erklärung des überwältigenden Gefühls von Glück bei den Erinnerungsekstasen erst in der *Wiedergefundenen Zeit*. Wie der Philosoph Gilles Deleuze gezeigt hat, ist die Suche nach der verlorenen Zeit auch eine Metapher für die Suche nach der Bedeutung von Zeichen, das heißt nach dem Verstehen der Welt, des Menschen, der Kunst. Ein weiteres Kompositionsprinzip der *Recherche* will, daß die Eckpunkte dieser Suche an »prominenter«, das heißt herausragender Stelle plaziert werden. So zeigt Proust die Szene von Montjouvain in einem erzählerischen Vorgriff, die Begegnung zwischen Charlus und Jupien jedoch in einem erzählerischen Rückgriff.

Sodom und Gomorrha beginnt mit einer spektakulären Szene, der Begegnung zweier Männer, die von der Natur füreinander geschaffen sind: Charlus, der dominierende, männliche Partner, der seine weibliche Natur hinter einem herrischen Gehabe verbirgt; Jupien, der weibliche Partner, der zu der seltenen Spezies jener »hommes-femmes« gehört, die sich von älteren Männern angezogen fühlen. Gleichzeitig handelt es sich aber bei dieser Szene um einen spektakulären Text, einen Text, in dem sich zwei thematische Sphären begegnen und miteinander verbinden: Proust erzählt parallel die mögliche Befruchtung einer seltenen Orchidee durch eine Hummel und das Aufeinandertreffen zweier homosexueller Männer ; dabei verknüpft er die beiden Erzählstränge durch zahlreiche metaphorische

Querverbindungen. In ähnlicher Weise hat er zu Beginn der *Jeunes filles* einen Theaterbesuch und ein Abendessen sowie Schauspielkunst und Kochkunst in Verbindung gesetzt. Dem szenisch-erzählerischen Teil dieser Eingangsszene folgt eine ausführliche Betrachtung zum Thema Homosexualität, die eine eigentliche »intrusion d'auteur« darstellt, ein Eindringen des Autors in die fiktionale Welt seines Romans. Proust verwendet an dieser Stelle das schon für das Sainte-Beuve-Projekt entworfene Kapitel »Die Rasse der Tunten«.

Die Ouvertüre zu *Sodom und Gomorrha* (*Sodome et Gomorrhe I) ist ein eigentlicher Schwellentext. Bei der Erstveröffentlichung im Mai 1921 bildete sie zusammen mit Le côté de Guermantes II einen Teilband der Recherche*; man las sie als vorläufiges Finale, als erklärende Auflösung der Rätsel, die der Baron von Charlus im vorangehenden Romanteil, dem zweiten Teil von *Guermantes*, Marcel aufgibt. Gleichzeitig aber signalisiert der Titel, daß sich nun nach der mondänen Welt der Guermantes neue Welten auftun, und die *Recherche* wird in der Folge diese Welten auskundschaften: Sodom, die Welt der männlichen, und Gomorrha, die Welt der weiblichen Homosexualität. Bezieht man die Romanhandlung auf die Zeitgeschichte, so spielt die erste Szene im Frühjahr, die letzte im Herbst des Jahres 1899.

Auch die erste Szene des zweiten Romanteils, die Soiree bei der Fürstin von Guermantes, steht an der Schwelle zwischen zwei Welten und oszilliert zwischen zwei Bänden der *Recherche*. Einerseits bildet die Soiree den Höhepunkt von Marcels fabelhafter gesellschaftlicher Karriere, die ihn vom Empfangstag bei Madame de Villeparisis über die Soiree bei derselben Dame und das Diner bei der Herzogin schließlich zu der Soiree bei der Fürstin von Guermantes führt. Wie die Entwürfe zur *Recherche* zeigen, war denn auch diese Szene ursprünglich als Abschluß von *Le côté de Guermantes* geplant. Andererseits aber zeigt Proust am Beispiel dieser Soiree zum erstenmal in ausführlicher Weise, wie die Welt von Sodom die Welt der Gesellschaft überlagert beziehungsweise unterläuft. Die Krönung von Marcels gesellschaftlicher Karriere findet allerdings nicht statt. Wegen einer Verabredung mit Albertine schlägt nämlich der Romanheld die Einladung zu dem an die Soiree anschließenden Souper im intimen Kreis der Fürstin aus. Anstatt in das Allerheiligste des Faubourg Saint-Germain einzudringen, wendet sich Marcel Albertine zu. Damit aber wendet Proust seinen Roman aus der Welt der Guermantes und der Gegend von Sodom in jene von Gomorrha.

Vor der Begegnung zwischen Charlus und Jupien ist Marcel gegenüber den Zeichen der Homosexualität mit einer unwahrscheinlichen, unwahrscheinlich lange andauernden Blindheit geschlagen. Nach dieser Begegnung besitzt er eine ebenso unwahrscheinliche, unwahrscheinlich schnell erworbene Fähigkeit, diese Zeichen zu erkennen und zu deuten. So beginnt der Bericht über die Soiree mit einer amourösen Anekdote um den Herzog von Châtellerault und den Türsteher der Guermantes; danach gibt das Ehepaar Vaugoubert Anlaß zu einer Art Physio-, Psycho- und Soziologie des Homosexuellen und dessen Ehepartnerin; dann tritt das Personal, das heißt, es treten die jungen Sekretäre einer ausländischen Botschaft auf – zusammengesetzt nach einem einheitlichen, für Marcel jetzt völlig

unzweideutig erkennbaren Kriterium. Proust jedoch liebt das Zwei- und Mehrdeutige: er vergleicht diese jungen Leute mit den jungen Israelitinnen, die in Racines Tragödie *Esther* den Chor bilden. Damit nimmt er die schon im Eingangskapitel entwickelte Parallele zwischen Homosexualität und Judentum wieder auf. Gleichzeitig aber verbirgt (und zeigt) Proust in den Bezügen auf Racine seine Beziehung zu Reynaldo Hahn, dem jüdischen Musiker, dem er seine erste erfüllte Liebesbeziehung verdankt – und der die Chöre von Racines *Esther* in Musik gesetzt hat.

Hauptperson und Mittelpunkt dieser gleichzeitig als psychopathologische Studie und als Gesellschaftssatire konzipierten Romanszene bildet aber der Baron von Charlus. Er verkörpert gleichzeitig die Welt der Guermantes und jene Sodoms. Bald mustert er mit Kennerblick die Truppe der ausländischen Botschaftssekretäre, bald läßt er sein Auge selbstvergessen auf den Söhnen Madame de Surgis', der Geliebten des Herzogs von Guermantes, ruhen, um sich alsdann, wiederum kennerhaft, an die beiden schönen Jünglinge heranzumachen. Und wenn seine Falsettstimme ertönt, wenn er herumstolziert wie ein Geck oder wenn er seine bravouröse Haßtirade auf die Marquise von Saint-Euverte von Stapel läßt, so treten die Bezüge auf den (zu seinem Glück kurz vor dem Erscheinen von *Sodom und Gomorrha II* verstorbenen) Grafen Robert de Montesquiou derart deutlich zu Tage, daß Proust seine liebe Mühe hatte, sich Glauben zu verschaffen, wenn er versicherte, jede Ähnlichkeit zwischen seinen Romanfiguren und realen Personen beruhe auf Zufall.

Die in der Ouvertüre expositorisch skizzierte Parallele zwischen Homosexuellen (Sodomiten) und Juden – zwei exilierte »Rassen«, wie Proust sagt, die bald ihre Wesensart zu verbergen suchen, sie bald aber auch ostentativ zur Schau stellen – findet in der Soiree bei der Fürstin von Guermantes eine erzählerische Umsetzung. Eng verwoben mit dem Agieren und Parlieren der Sodomiten (Charlus, Châtellerault, Vaugoubert und Konsorten) inszeniert Proust nämlich inmitten des gesellschaftlichen Gewoges Begegnungen zwischen Anhängern sowie Konfrontationen zwischen Anhängern und Gegnern von Dreyfus. Während an anderen Stellen der *Recherche* auch die politischen Aspekte der Affäre ins Blickfeld rücken, geht es hier in erster Linie um eine Psychologie und Soziologie der Dreyfusards. Swann als zwar erklärter, aber doch reservierter, Robert de Saint-Loup als abtrünniger sowie der Fürst und die Fürstin von Guermantes als verstohlene Anhänger des verurteilten jüdischen Offiziers sind die Protagonisten dieser Szenenfolge.

Im thematisch-szenischen Gefüge des Romans bildet Marcels Verlangen nach neuen Liebesabenteuern die Triebfeder, die die Handlung (oder was von einer Handlung bei Proust noch übrigbleibt) weiterführt. In der Hoffnung, dort der Kammerfrau der Baronin von Putbus zu begegnen, von der Robert de Saint-Loup ihm vorgeschwärmt hat, bricht Marcel nach Balbec auf. Der zweite Aufenthalt in Balbec, der erst am Schluß des Bandes zu Ende geht, bildet eine äußerst komplexe Handlungssequenz. Diese wird eingerahmt von zwei Episoden, die Proust mit einem der Medizin entlehnten Ausdruck bezeichnet: »Les intermittences du cœur« (Arrhythmien des Herzens). Damit war ursprünglich, als diese medizinische Metapher noch als Gesamttitel von Prousts Roman figurierte, ganz allgemein der unregelmäßige Verlauf des Gefühlslebens, das unvermittelte Ein- und Aussetzen der Gefühle, im besonderen der Erinnerung, gemeint; in der *Recherche* aber bleibt der

Ausdruck den beiden dysphorischen Erfahrungen von »mémoire involontaire« in *Sodom und Gomorrha* – am Abend des ersten und am Vorabend des letzten Tages in Balbec – vorbehalten: die plötzliche Erinnerung an die tote Großmutter und jene an die lesbische Liebesszene in Montjouvain.

Wie die Krankheit und der Tod der Großmutter in *Guermantes* bildet in *Sodom und Gomorrha* die Erinnerung an die tote Großmutter und die damit verbundene Gewißheit, sie verloren zu haben, einen nicht nur narrativen, sondern auch autobiographischen Brennpunkt von Prousts Roman. Auch ohne die »Beweise« aus dem Briefwechsel oder der Taschenagenda wird dem Leser deutlich, daß Marcels Gefühle, Gedanken und Träume dem Autor nahestehen.

Dasselbe möchte man vielleicht von der Schlußszene des Romans vermuten. Wenn aber Albertine ihrem Freund nichtsahnend erzählt, sie sei seit ihrer Kindheit mit Mademoiselle Vinteuil und deren Freundin eng verbunden, wenn Marcel also unvermittelt all seine düsteren Vorahnungen über Albertines lesbische Veranlagungen bestätigt findet und sich entschließt, Albertine nach Paris zu sich nach Hause zu bringen, um sie dort besser überwachen zu können, dann spürt man neben der eventuellen persönlichen Betroffenheit des Autors in erster Linie seinen gestalterischen Willen, eine Handlung durchzuformen, *Sodom und Gomorrha* abzuschließen und *Die Gefangene* vorzubereiten.

Im einzelnen jedoch kann in *Sodom und Gomorrha* – wie in der *Recherche* überhaupt – von einer durchgeformten Handlung kaum gesprochen werden. Beim zweiten Aufenthalt in Balbec beispielsweise begnügt sich Proust oft mit einer lockeren Aneinanderreihung von Szenen, Tableaus, Portraits und Betrachtungen, die, wie schon in den *Jeunes filles*, durch Spaziergänge auf der Strandpromenade oder Spazierfahrten in der Gegend von Balbec miteinander verbunden sind. Das wichtigste erzählerische Vehikel ist in *Sodom und Gomorrha* aber die Lokalbahn, deren Stationen die einzelnen Episoden herbeiführen: Incarville, wo bei einem Zwischenhalt Marcel beobachtet, wie Albertine im Kasino mit Andrée tanzt, und wo er von Cottard auf die zweideutige Haltung der jungen Mädchen aufmerksam gemacht wird; Parville, wo Albertine Marcel erzählt, sie kenne die Freundin von Mademoiselle Vinteuil; Doncières, wo auf dem Bahnsteig die erste Begegnung von Charlus mit Morel stattfindet; Maineville mit seinem Palace, das kein Hotel, sondern ein Bordell ist; Douville-Féterne, von wo aus man mit dem Wagen zu dem von Madame Verdurin gemieteten Landhaus La Raspelière gelangt. Über diese Nebenschauplätze verbindet die Lokalbahn die beiden Hauptschauplätze der Handlung: das Hotel in Balbec und La Raspelière.

In Marcels Hotelzimmer spielen die intimen Szenen zwischen Marcel und der in der Erinnerung anwesenden Großmutter, zwischen Marcel und Albertine sowie zwischen Marcel und seiner Mutter; in der Hotelhalle die grotesk satirischen Szenen mit dem »logosthenischen« Direktor; im Speisesaal agieren die Kellner unter den wohlgefälligen Blicken eines jüdischen Bankiers gleich dem Trupp junger Israeliten in Racines Tragödie *Athalie*; und in den labyrinthischen Souterrains lauert derselbe einem jungen Hotelbedienten auf. Auf La Raspelière dagegen spielen die nächsten großen Gesellschaftsszenen der *Recherche*. Sie zeigen eine

weitere Ausformung des Salons von Madame Verdurin. Neben den von »Un amour de Swann« her bekannten »Getreuen« (die Cottards, Brichot, Saniette) treten auch neue Personen auf: der Bildhauer Ski (anstelle des Malers), der Geiger Morel (anstelle des Pianisten), dann aber auch die Fürstin Scherbatow, eine sonst in der Gesellschaft kaum zugelassene, den Verdurins aber treu ergebene russische Adlige, der Marquis und die Marquise von Cambremer, denen La Raspelière gehört und die sich mit der bürgerlichen Mieterin gehörig schwertun, schließlich auch – eingeführt als Freund des Geigers – der Baron von Charlus, über dessen gesellschaftliche Stellung die Verdurins offensichtlich weniger gut unterrichtet sind als über dessen Veranlagung. Jeder hat seine Nummer in dieser von Cocteau als »Wust von schlecht geschriebenen Sätzen« qualifizierten Szenenfolge: Brichot doziert endlos über die Etymologie der Ortsnamen; Cottard gibt seine Sprüche zum besten; Charlus läßt sich aus über die Feinheiten des Protokolls und der Etikette in der adligen Welt; die Marquise von Cambremer schwärmt für Debussy; und Morel erweist sich wiederholtermaßen als ein Wesen ohne jegliche Moral.

Morel wird in diesem Romanteil zu einer eigentlichen Hauptfigur der *Recherche*. Die Faszination, die von ihm ausgeht, ist nicht nur bei Monsieur de Charlus, sondern auch bei dem Autor zu spüren, der seine Figur einerseits zu einer Art Pendant Albertines entwickelt, andererseits aber auch eng mit seinem Protagonisten und seiner eigenen Person verknüpft. Die onomastischen Spiele um den Namen Morel sprechen eine deutliche Sprache. Wie dem auch sei, tatsächlich kreist die Handlung in *Sodom und Gomorrha* (und auch im folgenden Band der *Recherche*, dem Proust am liebsten den Titel *Sodom und Gomorrha III* gegeben hätte) ebenso sehr um das Paar Charlus/ Morel wie um das Paar Marcel/Albertine.

Entgegen der einfachen Parallelsetzung im Titel werden die Welt von Sodom und jene von Gomorrha auf völlig verschiedene Art und Weise dargestellt. Sodom ist meist Gegenstand von Prousts Gesellschaftssatire, während Gomorrha meist in die Analyse der Gefühle Marcels gegenüber Albertine eingebunden bleibt. Außerdem hat die männliche Homosexualität in der *Recherche* die Tendenz, sich zu verbergen, während die weibliche sich gern zur Schau stellt. »Und wenn man uns auch sehen würde! Dann um so besser!« meint schon die Freundin von Mademoiselle Vinteuil in *Unterwegs zu Swann*, und in *Sodom und Gomorrha* geniert sich Blochs Schwester so wenig mit einer Schauspielerin auf einem Sofa in der Hotelhalle, daß sich zwei Offiziere beim Direktor beschweren. Auch in dieser Spannung zwischen Zeigen und Verbergen darf zweifellos ein autobiographisches Element ausgemacht werden.

Die umfassende Behandlung der Homosexualität in der *Recherche* beruht aber keineswegs nur auf einer individuellen Veranlagung des Autors. Wie schon mit »Eine Liebe Swanns« schreibt Proust mit *Sodom und Gomorrha* an einem »Romanwerk« weiter, zu dem schon Balzac unvergeßliche Figuren beigetragen hat. Der Baron von Charlus ist die Antwort Prousts auf den Balzacschen Vautrin, gleichzeitig aber auch auf eine Figur aus dem 1908 in den *Cahiers de la Quinzaine* erschienenen Roman Romain Rollands *La foire sur la place*. Bei Rolland stehen sich ein homosexueller, jüdischer Salonliterat, Lucien Lévy-Cœur, und ein kernge-

sunder, deutscher Komponist, Jean-Christophe, gegenüber. Proust hat in seiner Betroffenheit sogleich reagiert – mit seinem *Gegen Sainte-Beuve* und mit seinem Baron von Charlus, den er nicht nur mit homosexueller Veranlagung, sondern auch mit blauem Blut, hohen Adelstiteln und außerdem mit viel Zartgefühl und Kunstverstand begabt. Gleichzeitig reagiert Proust auch, doch diesmal im partizipierenden Sinn, auf eine ausgedehnte psychopathologische Literatur.

Das Interesse der Psychopathologie und der forensischen Medizin für die »conträre Sexualempfindung« (Westphal) setzte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ein und führte nach und nach zu einer vorurteilsloseren Beurteilung der Homosexualität – zuerst im medizinischen, dann im forensischen und schließlich, wenn auch ohne dauernden Erfolg, im moralischen Bereich. Die Studien von Karl Heinrich Ulrichs, Richard Krafft-Ebing, Magnus Hirschfeld oder Albert Molls wurden in Frankreich – u. a. von Jean-Martin Charcot – rezipiert, übersetzt und weiterentwickelt. Proust war mit den Resultaten dieser Forschung vertraut, und er hat auch die öffentlichen Auseinandersetzungen zum Thema Homosexualität aufmerksam verfolgt, beispielsweise den Prozeß gegen Oscar Wilde im Jahre 1895, in dem der Dichter wegen Homosexualität zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, oder die Eulenburg-Affäre (1906-1908), auf die er auch in seinem Briefwechsel, der Agenda von 1908, dem Michelet-Pastiche und in *Guermantes* anspielt. Es ging bei dieser Affäre um die Attacken des Journalisten Maximilian Harden, der dem Fürsten zu Eulenburg, einem engen Mitarbeiter des Kaisers, neben seiner frankreichfreundlichen, pazifistischen Haltung auch Homosexualität vorwarf. Die Affäre, in deren Verlauf Eulenburg zurücktreten mußte, fand in Frankreich großes Echo.

Marcel Prousts literarische Beschäftigung mit dem Thema Homosexualität beginnt mit seinen literarischen Anfängen. So findet sich in seinen Jugendschriften neben den Liebeserklärungen an die Schulkameraden ein an Daniel Halévy gerichtetes Sonett, das sich zwar als Parodie ausgibt, jedoch den vielsagenden Titel »Pédérastie« trägt.

In Prousts publizierten Texten taucht das Thema erstmals in »Avant la nuit« auf, einem jener vier Prosastücke, die in der Dezembernummer 1893 der *Revue blanche* erschienen sind und die moderne, psychologische Themen behandeln, wie sie bei dieser fortschrittlichen Zeitschrift willkommen waren. In der Folge aber verbirgt sich bei Proust das Thema hinter allen möglichen Transpositionen. In »La confession d'une jeune fille«, einer Umarbeitung von »Avant la nuit«, nimmt sich die Protagonistin nicht wegen lesbischer Veranlagung das Leben, sondern wegen ihrer unwiderstehlichen Neigung, sich dem Verführer hinzugeben und damit die reine Liebe zu ihrer Mutter zu profanieren.

In *Jean Santeuil* scheint vorerst die Homosexualität keine Rolle zu spielen; liest man aber die Kapitel über den Skandal um Charles Marie im Licht von Prousts Ausführungen über die exilierten Sodomiter in *Sodom und Gomorrha I*, so erblickt man in den schamhaft verborgenen Machenschaften des Politikers, die schließlich auch seine untadelige Ehefrau entehren, eine Transposition. Auch das Kapitel »Ein Ort der Einsamkeit und der Stille« erscheint im Zusammenhang mit *Sodom und*

Gomorrha in neuem Licht. Schon dort sagt es Proust »durch die Blume«, nicht eine Orchidee, sondern einen Fingerhut. Während Jean Santeuil die in einem entlegenen Talgrund gewachsene, von gewöhnlichen Löwenmäulern umgebene und, wie er meint, äußerst seltene Blume bedauert, klärt ihn sein Freund Henri darüber auf, es handle sich um eine »überall, in Frankreich, in Europa, in Amerika« verbreitete Spezies. In unverblümter Form tritt das Thema erst in dem Kapitel »Das Geständnis« zutage, in dem Jean Françoise zwingt (wie später Swann Odette), lesbische Beziehungen zuzugeben.

Wenn sich Proust schließlich im Februar 1907 so schnell bereit fand, über jenen Henri van Blarenberghe, der im Wahnsinn seine Mutter erschossen hatte, einen Artikel zu verfassen, »Sentiments filiaux d'un parricide« (Sohnesgefühle eines Muttermörders), so doch wohl deshalb, weil er sich durch die Tat persönlich betroffen fühlte.

Im Licht der Vorstufen ist es nicht erstaunlich, daß manche Themen und Szenen von *Sodom und Gomorrha* bereits in den ersten Notizen und Entwürfen zur *Recherche* erkennbar sind. So überschneiden sich schon auf den ersten Seiten von Prousts Agenda, dem *Carnet de 1908*, Bemerkungen zu Balzacs Vautrin mit Erinnerungen an die Mutter und Träumen im Zusammenhang mit ihrem Tod; und in den Entwurfheften des ersten Halbjahres 1909, den sogenannten Cahiers Sainte-Beuve, entstehen Szenen, die auf die Begegnungen zwischen Charlus und Jupien sowie zwischen Charlus und Morel vorausweisen. Auch das Kapitel »Die Rasse der Tunten« aus dem *Gegen Sainte-Beuve* stammt aus dieser Arbeitsphase. In der Folge entwirft Proust die großen Gesellschaftsszenen bei der Fürstin von Guermantes und bei Madame Verdurin; doch als er 1912 sein Manuskript verschiedenen Verlegern vorlegte und auch noch als Grasset in der Erstausgabe von *Du côté de chez Swann* die folgenden Bände von *À la recherche du temps perdu* ankündigte, war von dem heutigen Band *Sodom und Gomorrha* noch nichts zu erkennen. Auch als er sich in der durch den Krieg erzwungenen Publikationspause daran machte, seinen Roman zu erweitern und neu zu strukturieren, bewegten sich die einzelnen Personen und Szenen der Handlung lange Zeit gleich Sternen in einem Spiralnebel. So bilden beispielsweise lange Zeit der Augenblick, in dem Marcel den Baron von Charlus betrachtet und dabei erkennt: das ist eine Frau, sowie die Begegnung zwischen Charlus und Jupien im Hof des Hôtel de Guermantes zwei voneinander getrennte Szenen. Erst spät legt Proust sie übereinander und plaziert sie am Anfang von *Sodom und Gomorrha I*

. Auch bei den jungen Mädchen sind die Dinge in Bewegung. Um 1913 tritt Albertine an die Stelle Marias, und Proust legt um 1914 die zwei ersten von drei geplanten Aufenthalten in Querqueville, dem damaligen Balbec, übereinander – als einen Teil des Bandes *À l'ombre des jeunes filles en fleurs*. Damit verliert der ursprüngliche dritte Aufenthalt an der Küste der Normandie seinen Kapiteltitel, wird aber gleichzeitig immer mehr in Richtung Gomorrha ausgebaut. Auch die Erinnerung an die lesbische Szene in Montjouvain war ursprünglich einer anderen Szene zugeordnet, nämlich dem Augenblick, in dem Cottard Marcel im Kasino von Incarville auf die lustvoll miteinander tanzenden jungen Mädchen, Albertine und

Andrée, aufmerksam macht. Im Lauf dieser intensiven Schreibarbeit nimmt der Band immer deutlichere Konturen an; immer deutlicher tritt auch ein romanhaftes Element in Erscheinung. Stärker als in anderen Bänden der *Recherche* läßt Proust in *Sodom und Gomorrha* seiner Phantasie freien Lauf. Er erzählt die unwahrscheinlichsten Abenteuer, inszeniert die kompliziertesten Handlungsräume, verwebt die verschiedensten Handlungsstränge, kurz er erweist sich – mehr noch als in »Un amour de Swann« – als ein echter Romancier balzacscher Prägung, ein Romancier der Satura, der enzyklopädischen Vielfalt, wie Italo Calvino sie liebte und in das nächste Jahrtausend hinüberretten wollte. Im Lauf des Jahres 1916 beendet Proust die Reinschrift, verändert aber seinen Text weiterhin, sei es im Manuskript, dem Typoskript oder auf den Druckfahnen. *Sodom et Gomorrhe I* erschien im Mai 1921 zusammen mit *Le côté de Guermantes II* , *Sodome et Gomorrhe II* ein Jahr später im April 1922.

Schon bei seinen ersten Bemühungen, einen Verleger für seinen Roman zu finden, glaubte Proust, ausdrücklich darauf hinweisen zu müssen, daß eine seiner Hauptfiguren ein Homosexueller ist. Im Vergleich zu den Jahren seiner literarischen Anfänge, dem Fin de siècle, als sich fortschrittliche Zeitschriften wie *La Revue blanche* noch so gern modernen, gewagten Themen öffneten, hatte sich um 1912 das moralische Klima merklich verändert. Tatsächlich zeigte sich schon ohne den Baron von Charlus ein Francis Jammes über die lesbische Szene in Montjouvain entsetzt. So hat sich denn Proust vor der Veröffentlichung von *Sodom und Gomorrha* darum bemüht, die Leser von seiner untadeligen Moral zu überzeugen. »Ihr Moralismus«, schreibt er um den 15. Mai 1922 an Jacques Boulanger, »wird jedenfalls auf seine Rechnung kommen, denn am Ende des Bandes wird mein Held, der Sodom verabscheut, heiraten.« Ganz in diesem Sinn hatte Jacques Rivière schon Prousts Theorie der Homosexualität im Eingangskapitel verstanden. »Die moralischen Überlegungen, die dieser letzte Teil in mir hervorgerufen hat«, schreibt er am 24. April 1921 an Proust, »sind so zahlreich, daß es mir im Augenblick den Atem nimmt. Ich empfinde bei der Lektüre dieser erschreckenden (in ihrer Angemessenheit um so erschreckenderen) Seiten, in denen Sie die Rasse der Sodomiten beschreiben, unter anderem eine Art von Genugtuung (auch wenn man so etwas nicht sagen sollte, bitte deshalb nicht weitersagen). Ich brauchte eine solche Entlastung, wie sie mir diese Seiten bringen. Ohne mich dadurch im geringsten erschüttern zu lassen, hatte ich allzu oft gehört, wie man in meinem Umkreis den Begriff von Liebe verfälschte, um nicht mit wohltuender Erleichterung jemand so Gesundes und so vollkommen Ausgeglichenes wie Sie darüber sprechen zu hören.« Ganz anders sah es André Gide, der Proust vorwarf, die Homosexualität nur in satirisch-grotesker Form darzustellen. Gide und Proust haben sich damals häufig getroffen und sich häufig über Homosexualität – über Uranismus, wie Gide sagte – unterhalten. Eines dieser Gespräche ist in Gides Tagebuch am 14. Mai 1920 festgehalten: »Weit davon entfernt seinen Uranismus zu verbergen, stellt er ihn zur Schau, er brüstet sich sozusagen damit. Er sagt, Frauen immer nur geistig geliebt und Liebe immer nur mit Männern gekannt zu haben. Er spricht ohne Unterlaß, auch wenn er sich ständig mit Einschüben unterbricht. Er ist überzeugt, Baudelaire sei Uranist gewesen: ›Die Art und Weise, wie er von Lesbos spricht, ja

schon das Bedürfnis darüber zu sprechen, genügten allein, um mich davon zu überzeugen‹, und da ich protestiere: ›Wenn er Uranist war, so war er es jedenfalls, ohne es zu wissen; Sie können sich doch nicht vorstellen, er habe jemals praktiziert … ‹ – ›Und ob!‹, ruft er aus, ›Ich bin vom Gegenteil überzeugt; wie können Sie nur zweifeln, daß er, Baudelaire, praktizierte!‹«

Um Baudelaire geht es auch in den damals entstandenen kritischen Schriften Prousts, dem Vorwort zu Paul Morands *Tendres Stocks* (1920) und dem Essay »Über Baudelaire« (1921). Prousts These lautet, Baudelaire erreiche gerade in den von seiner Zeit verkannten und wegen ihrer lesbischen Thematik verurteilten Gedichten klassische Größe und sei einem Racine gleichzusetzen, eine These, mit der die Leser auf die Lektüre und die Beurteilung von *Sodom und Gomorrha* vorbereitet werden sollten.

Was die Tageskritik betrifft, so attestiert zwar Paul Souday, der einflußreiche Kritiker von *Le Temps*, dem Autor von *Sodom und Gomorrha*, sein Roman sei keine Pornographie und er lasse sich nicht auf das Niveau eines Marquis de Sade herab, doch meint er abschließend, der Band sei nicht eigentlich interessant, »eher unnötig als wirklich skandalös«. Mit einem »Pastiche eines Feuilletons von Monsieur Souday« hat sich Proust Mitte Mai 1922 bei seinem Rezensenten »bedankt«.

Sodom und Gomorrha ist der letzte Band der *Recherche*, der zu Lebzeiten des Autors erschienen ist. Trotzdem kann die Erstausgabe kaum als »Ausgabe letzter Hand« bezeichnet werden; denn was dem Verlag als Druckvorlage diente, war ein heterogenes Gebilde, bestehend aus Typoskripten, handschriftlichen Zusätzen, eingeklebten Paperolles usw. Dazu kommt, daß Proust in seiner Ungeduld, sich dem Publikum mitzuteilen (und seine Einkünfte zu verbessern), der Zeitschrift *Les Œuvres libres* unter dem Titel *Jalousie* einen längeren Teil von *Sodom und Gomorrha* als Vorabdruck überlassen hatte, der – in korrigierter Fassung – ebenfalls als Druckvorlage diente. Es erstaunt deshalb nicht, daß sich bei der Herstellung des Bandes Probleme ergaben, die nicht alle gelöst werden konnten. Allerdings hat der Autor beim Lesen der Druckfahnen diese Probleme oft nicht erkannt; Fahnenlesen hieß für Proust nicht korrigieren, sondern – zur Verzweiflung seines Verlegers – weiterschreiben. So haben wir uns denn erlaubt, an einigen, durch Anmerkungen gekennzeichneten Stellen den Text der Erstausgabe abzuändern.

Wie aus Briefen Walter Benjamins an Gershom Scholem und Max Rychner hervorgeht, existierte bereits 1926 eine Übersetzung von *Sodom et Gomorrhe* durch Benjamin. Das Manuskript ist verschollen. Die vorliegende Ausgabe folgt der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens aus dem Jahr 1955: *Sodom und Gomorra*. Der Text wurde revidiert und stellenweise neu gefaßt.

Beim Kommentar konnte nicht überall darauf hingewiesen werden, wie viel wir unseren Vorgängern verdanken: Emily Eels-Ogée [4], Antoine Compagnon [3] und [5], Daria Galateria [36] und Françoise Leriche [6].

Zürich, im Februar 1999

ANMERKUNGEN UND KOMMENTAR

Zahlen in eckigen Klammern weisen auf die Bibliographie; einfache Seitenangaben auf den vorliegenden Band.
Seite 5: Zum Titel »Sodom und Gomorrha«: Während das Thema Homosexualität zu den Keimzellen der *Recherche* gehört, erscheint der Bandtitel »Sodome et Gomorrhe« erst nach der Erweiterung des Romans in den Kriegsjahren. Proust versteht die Namen der beiden biblischen Städte nicht im allgemeinen Sinn als Symbole für Lasterhaftigkeit, sondern – in Anlehnung an den als Epigraph zitierten Vers von Vigny – als Zeichen für die männliche und die weibliche Homosexualität.
Seite 7: Zur Gliederung des Bandes: Wie schon im zweiten Teil von *Guermantes* hat Proust die einzelnen Teile und Kapitel des Bandes mit ausführlichen Titeln versehen. Zum Kapiteltitel: In spielerischer Abwandlung des biblischen Berichts (*1. Mose* XIII , 13 bis XIX , 29), in dem nur Loth und seine Familie von der Strafe Gottes verschont bleiben, gibt Proust den Bewohnern von Sodom und Gomorrha eine zahlreiche Nachkommenschaft. Eva Rechel-Mertens hat den Begriff »homme-femme« mit »Weib-Mann« übersetzt; wir versuchen es mit »Zwitterwesen«.
1 Vers 78 aus dem Gedicht »La colère de Samson« von Alfred de Vigny (*Les Destinées*, 1864). Proust zitiert diesen Vers auch in seinem Essay über Baudelaire (vgl. *Essays* [13] S. 459), wo er hinzufügt, Vigny sei auf die Frauenfreundschaften seiner Freundin, Marie Dorval, eifersüchtig gewesen.

2 Vgl. *Guermantes* [16] S. 804.

Seite 8:
1 Das Motiv wird am Ende von *Guermantes* vorbereitet.

Seite 9:
1 Bei der Parallelsetzung einer menschlichen und einer botanischen Szene verwendet Proust thematisches Material aus Werken Maeterlincks und Darwins beziehungsweise, wie Daria Galateria anmerkt, aus den Vorworten zu Darwins Werken

von Amédée Coutance. Seine wichtigsten Quellen sind Maeterlincks *De l'intelligence des fleurs* (1907), ein Werk, auf das er schon in seinem Maeterlinck-Pastiche von 1908 (vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 278 ff.) ausführlich, wenn auch auf implizite Weise, Bezug nimmt, und, wie auch Antoine Compagnon gezeigt hat, das Vorwort von Coutance zu Darwins *Des différentes formes de fleurs dans les plantes de la même espèce* (1878). Bei Coutance ist der Vergleich zwischen menschlichem und pflanzlichem Verhalten vorbereitet; Proust jedoch entwickelt ihn – darauf hat Françoise Leriche hingewiesen – mit seinem eigenen thematischen Material: der Botschafter, »gesandt zu der Jungfrau«, spielt an auf die *Ur- sulalegende* Carpaccios (vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 106, Anm. 14); die Jungfrau, »die seit langem auf sein Kommen wartete«, variiert eine Passage über die »petite phrase« von Vinteuil (vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 499).

Seite 10:
1 Solche Hinweise auf den theoretischen Schlußteil des Romans sind über die ganze *Recherche* verteilt. Während aber beispielsweise in der Madeleine-Episode (*Unterwegs zu Swann* [14] S. 65 ff.) oder beim Betrachten verschiedener Erinnerungen an Combray, Rivebelle und Doncières (*Guermantes* [16] S. 557) der Romanheld die Ereignisse nicht zu erklären vermag, so läßt ihn Proust in der vorliegenden Szene gewisse Erkenntnisse gewinnen. Auf den Schluß verschoben wird hier nicht das Erkennen, sondern lediglich der Bericht darüber.

Seite 11:
1 Vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [19] S. 294.

Seite 13:
1 Der Umgang mit Proust lehrt, daß kaum etwas in seinem Roman zufällig ist. Um so ärgerlicher ist es für einen Proust-Kommentator aus Zürich, eingestehen zu müssen, daß er an dieser Stelle vor einem Rätsel steht.

2 Während sich Proust in seinen frühen Texten eher auf Beethovens Sinfonien bezieht (vgl. »Ein Sonntag im Conservatoire«, *Essays* [13] S. 83), hat er sich später

hauptsächlich mit den späten Quartetten beschäftigt. In beiden Bereichen finden sich Beispiele für die Wiederholung von »fragenden Motiven«.

Seite 14:

1 Möglicherweise hat Proust auf seiner Reise ins Engadin im August 1893 einen klaren Morgenhimmel über Zürich bewundert, den er nun dem orientalischen, geheimnisvollen Himmel gegenüberstellt, der in den Augen der beiden Bewohner eines metaphorischen Sodoms aufgeht.

Seite 16:

1 Der Begriff »Homosexualität« wurde 1869 von dem ungarischen Arzt Karoly Maria Benkert erstmals verwendet und wurde im deutschen Sprachraum bald geläufig. In Frankreich taucht er erst in den Berichten über die Eulenburg-Affäre (Dezember 1907) häufiger auf. Proust verwendet jedoch meist den Ausdruck »inversion«, mit dem Charcot und Magnan die »conträre Sexualempfindung« übersetzen, wie sie von Westphal beschrieben wird. Vgl. Karl Friedrich Otto Westphal (1833-1890): »Die conträre Sexualempfindung. Symptom eines neuropathischen (psychopathischen) Zustandes«, *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten*, Bd. II , 1869, S. 73-108.

Seite 17:

1 Zu der komplizierten und unwahrscheinlichen Inszenierung der Homosexualität in der *Recherche*, von Montjouvain in *Un- terwegs zu Swann* bis zum Männerbordell in der *Wiedergefunde- nen Zeit*, hat sich zuletzt Mario Lavagetto ausführlich geäußert. Vgl. *Stanza 43* [42].

Seite 18:

1 Man tut gut daran, die Bezüge zwischen realer Geschichte, Biographie und Romanfiktion nicht allzu genau festlegen zu wollen. Die Dreyfus-Affäre dauerte von 1894 bis 1906; der Burenkrieg von 1899 bis 1902. Prousts Duell mit Jean Lorrain, bei dem es um ganz andere Dinge als die Dreyfus-Affäre ging, fand am 6. Februar 1897 statt; der Romanheld ist um 1902 etwa zwanzig Jahre alt.

2 Wie es der Kontext nahelegt, ist »hören« wahrscheinlich ein Lapsus für »sehen«. Vgl. auch den Schluß des Abschnitts.

Seite 19:

1 Außer J.-Y. Tadié hat sich bisher kaum jemand Gedanken gemacht über die merkwürdigen Badezimmergeräusche, die die Liebesspiele von Charlus und Jupien begleiten. Sie tönen aus Prousts Leben in den Roman hinein. Als Proust im April 1919 seine Wohnung im Boulevard Haussmann verlassen mußte und für kurze Zeit im Hause der Schauspielerin Réjane (Rue Laurent-Pichat) Unterkunft fand, litt er unter den Geräuschen aus der Wohnung nebenan. Er schrieb im Juli 1919 an den Sohn der Hausbesitzerin, Jacques Porel: »Meine Nachbarn, von denen mich nur eine dünne Wand trennt, lieben sich täglich mit einer Leidenschaft, auf die ich eifersüchtig bin. […] Das erste Mal dachte ich an einen Mord, doch als dem Schrei der Frau eine Oktave tiefer jener des Mannes folgte, verlor ich bald meine Sorge. […] Übrigens ist offenbar bei beiden, dem Mann und der Frau, die Angst vor dem Kinderkriegen ebenso groß wie die Lust auf Zärtlichkeiten. Denn kaum ist der letzte Schrei verklungen, so stürzen sie sich schon auf das Bidet, und den Schreien folgt Geplätscher.« Vgl. Tadié, *Marcel Proust* [52] S. 817.

2 In der *Legenda aurea* wird erzählt, Nero habe einen seiner Günstlinge geheiratet und dank eines Zaubertranks eine Kröte zur Welt gebracht, die im Palast erzogen wurde. Proust kennt die Szene aus Émile Mâles *L'art religieux du* XIII *e siècle en France*.

Seite 20:

1 Die merkwürdige Formulierung (»zurückkommen«) erklärt sich dadurch, daß in den Entwürfen des längeren von einem Straßenbahnschaffner die Rede ist. Proust hat die entsprechenden Passagen jedoch gestrichen und den Text nicht überall korrigiert.

2 Anspielung auf die Figur des verkleideten Kalifen Harûn er-Raschîd aus *Tausendundeiner Nacht*. Auf einem Kostümfest bei Madeleine Lemaire am 9. Juni 1903 erschien Montesquiou als Harûn er-Raschîd. Vgl. Painter [45] Bd. I , S. 489.

Seite 21:

1 Um die Jahrhundertwende wurde die Gare d'Orléans in Gare d'Austerlitz umbenannt.

Seite 22:

1 Wir nehmen an, das Motiv der Federhalter, in deren Stiel eine kleine Lupe oder Glaskugel mit einer Ansicht eingelassen ist, sei eine Anspielung (oder ein Seitenhieb) auf Robert de Montesquiou. In ihren Erinnerungen berichtet Élisabeth de Clermont-Tonnerre, Montesquiou habe ihr gegenüber die Schweiz folgendermaßen charakterisiert: »Die Schweiz, dieser Nährboden der Nationen, ist häßlich. Sie taugt höchstens, um auf Briefbeschwerern dargestellt zu werden, auf Schreibunterlagen und auf Federhaltern mit einer Lupe im Stiel, wodurch, wenn man ein Auge schließt, der Rigi zu sehen ist.« Vgl. Élisabeth de Clermont-Tonnerre, *Robert de Montesquiou et Marcel Proust*, Paris, Flammarion, 1925, S. 25.

2 Es handelt sich um ein 1940 abgebranntes Renaissance-Palais, das Hôtel Cabu, in dem seit 1885 das historische Museum untergebracht war. In Orléans hat Proust 1889/1890 seinen Militärdienst absolviert.

Seite 23:

1 Wer sich an die Bemühungen des Barons um Marcel (vgl. *Guermantes*) erinnert, weiß, wer dieser Bürgerssohn ist.

Seite 25:

1 Anspielung auf eine Szene im 13. Gesang der *Odyssee*, in der Odysseus nach seiner Landung auf Ithaka die Göttin nicht erkennt, die sich in Gestalt eines Jünglings zu ihm gesellt.

2 Eine ähnlich verhüllende Umschreibung zielt später im Roman (S. 668) auf das Wort »pédérastie«, das wohl auch hier gemeint ist.

Seite 26:

1 »Mene, Mene, Tekel, U-Pharsin« *Daniel*, V , 25. Dieses Schriftzeichen erscheint an der Wand beim letzten Festmahl Belsazars.

Seite 27:

1 Zu Prousts Theorie der Homosexualität vgl. Julius E. Rivers, *Proust and the Art of Love*, New York, Columbia University Press, 1980. Die kommentatorische Aufarbeitung des Themas ist in erster Linie Antoine Compagnon zu verdanken. Die Idee eines »homme-femme«, eines »Weib-Mannes«, erscheint erstmals bei dem Psychopathologen Karl Heinrich Ulrichs (1825-1895). In seinem bekanntesten Werk, *Memnon* (1868), definiert er den Homosexuellen mit einer lateinischen

Formel: *anima muliebris virili corpore inclusa* (eine weibliche Seele, eingeschlossen in einem männlichen Körper). Später haben Richard Krafft-Ebing, Magnus Hirschfeld, Albert Moll oder Julien Chevalier die Idee aufgegriffen und weiterentwickelt. André Gide hat in seinem Vorwort zu *Corydon* festgehalten, daß diese Autoren und in ihrem Gefolge Proust in *Sodom und Gomorrha* nur ganz bestimmte Fälle von Homosexualität behandeln – »les cas d'inversion, d'efféminement, de sodomie«. In Anlehnung an antike Vorstellungen redet Gide dagegen einer Homosexualität von, wie er betont, durchaus männlichen und nicht weiblichen Männern das Wort. *Cory- don* erschien 1911 anonym; das Vorwort datiert von 1922.

2 Mit diesem Stichwort beginnt eine Periode, die sich in syntaktischen und thematischen Variationen über drei Seiten erstreckt.

Seite 28:

1 An dieser Stelle wird die bisher verdeckte Parallele zwischen Judentum und Homosexualität explizit. Zu diesem bei Proust zentralen Thema vgl. Jeanne Bem, »Le juif et l'homosexuel dans *À la recherche du temps perdu*«, *Littérature* 37 (1980).

2 Anspielung auf Oscar Wilde (1856-1900), der 1895 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Nach seiner Freilassung lebte er in Frankreich. Proust ist ihm 1894 begegnet.

3 Vers 80 des im Epigraph zitierten Gedichts von Vigny. Im Kontext lauten die Verse: »Bientôt, se retirant dans un hideux royaume, / La Femme aura Gomorrhe et l'Homme aura Sodome, / Et, se jetant de loin, un regard irrité, / Les deux sexes mourront chacun de son côté.« (»La colère de Samson«, Vers 77-80: Bald wird sich jeder einschließen in ein häßliches Reich, / Die Frau wird in Gomorrha, der Mann in Sodom herrschen, / Zornige Blicke werden sie sich zuwerfen / Und getrennt voneinander werden die beiden Geschlechter zugrunde gehen.) Aus der Prophezeiung Samsons spricht Vignys Misogynie, die mit seiner Enttäuschung über Marie Dorval in Verbindung gebracht werden kann.

Seite 29:

1 Der französische Offizier jüdischer Abstammung Alfred Dreyfus wurde 1894 angeklagt, militärische Geheimnisse an Deutschland verraten zu haben. Er wurde verurteilt, degradiert und auf die Teufelsinsel verbannt. Überzeugt von seiner Unschuld setzten sich die »dreyfusards« für eine Revision des Prozesses ein, während sich die »anti-dreyfusards« einer solchen widersetzten. Zur Dreyfus-Affäre, die Frankreich an den Rand des Zusammenbruchs führte, vgl. *Guermantes* [16] S. 143, Anm. 1.

Seite 33:
1 Es stehen sich je eine gemäßigte und eine radikale Gruppierung gegenüber: die Union des gauches, in der sich zwischen 1899 und 1905 die republikanischen Linksparteien vereinten, und die Fédération socialiste, die seit 1882 den linken Flügel der Sozialisten bildete; Mendelssohn steht für den gemäßigten, bürgerlichen Geschmack, die Schola cantorum für das radikal Neue. Ihr Mitbegründer und späterer Leiter Vincent d'Indy war nicht nur Wagnerianer, sondern auch Antisemit. Mendelssohn steht also auch für Judentum.

Seite 34:
1 Zu der (fiktiven) Familie Iéna vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 489, wo sich die junge Fürstin des Laumes weigert, die Iénas zu besuchen, und *Guermantes* [16] S. 725, wo sie offensichtlich auf ihre Weigerung zurückgekommen ist. Filialen der Kette von Lebensmittelgeschäften Félix Potin lagen zur Zeit Prousts u. a. an der Place Sainte-Augustin und am Boulevard Malesherbes, in der Nähe also von Prousts Wohnung.

Seite 36:
1 In dem Bild der erwachenden Galatea überschneiden sich mehrere mythologische Figuren: die von Pygmalion erschaffene Statue, die zum Leben erwacht und zu Galatea wird; dann aber auch jene von Polyphem vergeblich geliebte Galatea aus Theokrits *Idyllen* und die zahlreichen Galateas aus Vergils *Bucolica*. Die geschlechtliche Ambiguität der antiken Figuren schimmert auch bei Gustave Moreau durch, dessen Darstellungen der Galatea Proust hier wohl im Sinn hat. Vgl. Marie

Miguet, »Portrait du héros en duelliste et Galatée«, *Bul- letin Marcel Proust* 41 (1991).

2 Wie Françoise Leriche gezeigt hat, verdichtet Proust den antiken Kontext, indem er an eine zum Sprichwort gewordene Stelle aus Vergils *Bucolica* (II , 65) erinnert: »trahit sua quemque voluptas«.

Seite 37:
1 Vgl. beispielsweise die Figur der Viola in *Was ihr wollt*, die für Olivia ein Mann, für Orsino aber eine Frau ist; oder die Rosalinda aus *Wie es euch gefällt*, die als Mann verkleidet Orlandos Liebe erweckt.

2 Das Bild, ein Beispiel für die unwiderstehliche Macht des Instinkts, stammt aus Maeterlincks *De l'intelligence des fleurs*.

Seite 38:
1 Wir nehmen an, es handle sich um ein Versehen Prousts (»satellite« anstatt »planète«), denn in der astrologischen Tradition stehen nicht nur die Melancholiker, sondern auch die Homosexuellen unter dem Einfluß Saturns. Mit dem Begriff »saturnien«, der auch bei Verlaine (vgl. *Poèmes saturniens*) diese Konnotation besitzt, bezeichnete Prousts Freundeskreis in den Jahren 1902-1904 (die Brüder Bibesco, Georges de Lauris, Bertrand de Fénelon) die Homosexuellen.

Seite 40:
1 Figuren aus Walter Scotts Roman *Rob Roy* (1817).

Seite 42:
1 Die Themen dieser Passage lassen sich mit gewissen Stellen aus Prousts Briefwechsel in Verbindung bringen. Der Alpinist unter Prousts Freunden war Robert de Billy. In einem Brief vom August 1906 an Robert de Billy, der sich in den Bergen aufhält, erinnert sich Proust an seine eigenen alpinistischen Leistungen: zu Fuß zur Alp Grüm, per Bahn auf den Rigi und per Maultier nach Montanvert. »Wäre ich doch«, schreibt Proust, »wenigstens dazu wieder imstande! Auf alle Fälle wäre es eine große Freude, wenn Sie dabei wären; wie ein Erwachsener, der seine Schritte den Schritten eines Kindes anpaßt, würden Sie für einen Tag Ihre wagemutigen Besteigungen vergessen und mit mir jene

Krankejungfernspaziergänge unternehmen.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. VI , S. 188.

Seite 44:

1 Boccaccios Exempelfigur für unerschütterliche Treue war zur Zeit Prousts vor allem dank Armand Silvestres und Eugène Morands Drama *Grisélidis* (1891) und Massenets gleichnamiger Oper (1901) bekannt.

2 In der Verzweiflung des Einsamen verkommt die klassische Mythologie zum Strandgut: so wurde Andromeda nicht von einem Argonauten, sondern von Perseus befreit, der aber mit der Qualle (beziehungsweise der Meduse) trotzdem seine Spur im Text hinterlassen hat. Proust – in seinem Krankenbett – hat sich selbst mehrmals mit Andromeda verglichen, beispielsweise spricht er in einem Brief an Antoine Bibesco (Juni 1902) von der »eifersüchtigen Verfassung einer männlichen Andromeda, die an ihren Felsen gefesselt ist und leidet, wenn Antoine Bibesco sich entfernt und in der Welt vertut«. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. III , S. 61. Im Brief wie auch im Roman bedeutet Andromeda, wie es die Etymologie will, »die Männer im Sinn Tragende«.

Seite 45:

1 Wie für sein Spargelbild in *Swann* (*Unterwegs zu Swann* [14] S. 178) greift Proust für seine Betrachtung über die Qualle auf das Kapitel II , 6, »Fille des mers«, von Michelets *La Mer* (1861) zurück. Damit verbunden ist ein Rückgriff auf »Avant la nuit«, den frühesten Text mit homosexueller Thematik, den Proust veröffentlicht hat. Vgl. »Vor der Nacht« in *Freuden und Tage* [11] S. 236.

2 Vgl. *Guermantes* [16] S. 723, Anm. 1.

3 Proust zitiert die erste Strophe des 11. Gedichts aus Victor Hugos *Les voix intérieures*: »Puisqu'ici bas toute âme / Donne à quelqu'un / Sa musique, sa flamme / Ou son parfum« (Denn hienieden schenkt jede Seele jemandem ihre Musik, ihr Feuer oder ihren Duft). Das Zitat ist nicht ganz harmlos, hat doch Reynaldo Hahn dieses Gedicht vertont und kannte doch Proust mit Reynaldo Hahn seine wohl erste erfüllte Liebesbeziehung. Das Lied figuriert unter dem Titel »Rêverie« an erster Stelle der 1893 bei Heugel erschienenen *Mélodies*.

Seite 46:
1 Mit den verfeindeten Familien aus *Romeo und Julia* spielt Proust ein weiteres Mal auf Shakespeare an.

Seite 48:
1 Vgl. *Guermantes* [16] S. 775-793. Der botanische Vergleich stammt aus Maeterlincks *De l'intelligence des fleurs*.

Seite 49:
1 Vor dem Hintergrund platonischer Mythen und darwinistischer Entwicklungstheorien beschließt Proust den theoretischen Kommentar zur Begegnung zwischen dem Baron von Charlus und Jupien mit einer euphorischen Note. In Platos *Symposion* erklärt Aristophanes die Liebe mit einem Mythos: Am Anfang bestanden die irdischen Wesen aus zwei Teilen, zwei männlichen, zwei weiblichen oder (im Fall des Androgynen) einem männlichen und einem weiblichen. Diese Wesen hatten die Form einer Kugel. Als sie sich daran machten, den Himmel zu erobern, schnitt sie Zeus entzwei. Seither suchen alle Teile – auch die gleichgeschlechtlichen – ihre verlorene Hälfte. In etwas anderer Weise dient auch Darwins Theorie eines nicht allzu weit zurückliegenden Hermaphroditismus bei Pflanzen und Tieren zur Erklärung und Rechtfertigung der gleichgeschlechtlichen Liebe. In einer ausführlichen Anmerkung hat Compagnon darauf hingewiesen, daß sich die Psychopathologie und in ihrem Gefolge die Gerichtsmedizin im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu durchgerungen hat, in der Homosexualität nicht mehr ein Laster und ein Verbrechen, sondern eine natürliche Gegebenheit zu sehen. Vgl. Pléiade [3] Bd. III , S. 1288-1289.

Seite 51:
1 Mit dem Vorgriff auf spätere Erkenntnisse und der Betrachtung über die Stellung der Homosexuellen in der Gesellschaft beschließt Proust – nun vor dem Hintergrund jüdisch-christlicher Moralvorstellungen – den ersten Teil von *Sodom und Gomorrha* mit einer dysphorischen Note. Unter dem Zeichen von Schuld und Scham erscheinen die Homosexuellen parallel zu den Juden als »race maudite«, als verdammte Rasse.

2 Im folgenden kombiniert und variiert Proust scheinbar spielerisch, doch wohl nicht ganz harmlos, mehrere Bibelstellen. Die zwei Engel, die Jahve nach Sodom schickte (*1. Mose* XIX , 1), waren keine Türhüter; ihre Aufgabe war es, die Gerechten aufzufordern, die Stadt zu verlassen. Das flammende Schwert, von dem weiter unten die Rede ist, erinnert an die Vertreibung aus dem Paradies (*1. Mose* III , 24), wodurch, wie Compagnon anmerkt, eine Parallele zwischen dem Garten Eden und Sodom entsteht.

Seite 52:
1 Loths Weib entkam zwar der Vernichtung Sodoms, doch hielt sie sich auf der Flucht nicht an Gottes Gebot: sie schaute zurück und wurde zur Salzsäule (*1. Mose* XIX, 26).

2 Vgl. *1. Mose* XIII, 16, wo sich die Prophezeiung auf die Nachkommenschaft Abrahams bezieht. Noch deutlicher wird die Parallelsetzung von Juden und Homosexuellen in der folgenden Bemerkung über die »orientalische, kultivierte, musikalische, zu Medisance neigende Kolonie«.

3 Wie die Mehrzahl der französischen Juden, die sich für einen laizistischen französischen Staat einsetzten, stand Proust dem Zionismus kritisch gegenüber.

SODOM UND GOMORRHA II

ERSTES KAPITEL

Seite 54:
1 Vgl. *Guermantes* [16] S. 795. Wie sein Romanheld läßt sich der Autor Zeit mit der Wiederaufnahme der Erzählung. Er beginnt mit einer Ansicht der Place de la Concorde, dann schiebt er einen Rück- und einen Vorgriff ein. Erst dann beginnt die Soiree.

Seite 55:

1 Gleich den Malern seiner Zeit nimmt Proust die Place de la Concorde mit ihrer näheren Umgebung gerne als Sujet für seine Ansichten von Paris »in wechselnder Beleuchtung«. Vgl. »Tuileries«, die erste seiner »Rêveries couleur du temps« (*Freuden und Tage* [11] S. 143), oder die Ansicht der Palais von Gabriel an der Nordseite des Platzes im Mondschein (*Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 91). Die Ansicht des Obelisken aus rosa Nougatmasse erinnert außerdem an ein Bild aus dem Tagebuch der Brüder Goncourt (6. Mai 1889). »Ein malvenfarbener Himmel, auf dem sich die Lichter der Stadt wie eine riesige Feuersbrunst widerspiegeln […], die Place de la Concorde, eine Apotheose von weißem Licht, und in der Mitte der Obelisk, rosa getönt wie ein Champagnersorbet.«

Seite 56:

1 Gemäß Painter ([45] Bd. II , S. 412) geht die Szene auf einen Vorfall zurück, der Albert Le Cuziat widerfahren ist. Le Cuziat, den Proust 1911 kennenlernte, war Kammerdiener bei dem Fürsten Constantin Radziwill, einem notorischen Homosexuellen; später betrieb er in der Rue de l'Arcade ein Etablissement, das Jupiens Männerbordell in der *Wiedergefunde- nen Zeit* als Modell diente.

2 Zum Familiengeist der Courvoisier vgl. *Guermantes* [16] S. 619.

3 Vgl. *Guermantes* [16] S. 603, Anm. 1. Der Name Édouard Detailles (1848-1912) steht für Traditionalismus, Nationalismus, Militarismus, Antisemitismus usw. Der auf Kriegsszenen spezialisierte Maler erhielt 1888 im Salon für sein monumentales Gemälde *Le Rêve* (Musée d'Orsay) eine Medaille.

Seite 60:

1 Gemeint ist der englische Physiologe Thomas Henry Huxley (1825-1895), ein Anhänger Darwins. Das folgende Beispiel für Halluzination konnte bisher in keinem seiner zahlreichen Werke gefunden werden. Vielleicht nennt ihn Proust nur deshalb, um Aldous Huxley, der in *The Athenaeum* (7. November 1919) *À l'ombre des jeunes filles en fleurs* besprochen hat, eine Freundlichkeit zu erweisen. Aldous war nicht der Neffe, sondern der Enkel von Thomas Huxley.

Seite 61:

1 Vers 240 aus Malherbes Gedicht *Les larmes de saint Pierre* (1587). Es handelt sich um den letzten Vers der Strophe über den Empfang, den die himmlischen Heerscharen den Seelen der zu Bethlehem gemordeten Kinder bereiten.

Seite 62:
1 Anspielung auf das »Sonnet imité de l'italien« von Félix Arvers. Das Sonett aus dem Band *Mes heures perdues* (1833) ist in die Anthologien des 19. Jahrhunderts eingegangen. Arvers' Ruhm beruhte einzig auf diesem einen Gedicht. Vgl. *Guermantes* [16] S. 794, Anm. 8.

Seite 63:
1 Anspielung auf den Besuch Marcels bei dem Baron von Charlus nach seinem ersten Diner bei der Herzogin von Guermantes. Vgl. *Guermantes* [16] S. 774-792.

2 Am Ende des ersten Teils von *Guermantes* anerbietet sich Charlus dem erstaunten Romanhelden als spiritus rector. Vgl. *Guermantes* [16] S. 399.

Seite 64:
1 Vgl. *Guermantes* [16] S. 439.

Seite 67:
1 Eine Anspielung auf diese Ereignisse findet sich in den *Jeunes filles*. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 465 f.

2 Wenn Zar Nikolaus II . für den König Theodosius Modell gestanden hat (vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 15, Anm. 1), so kann Vaugoubert mit dem Marquis von Montebello (1838-1907), von 1891 bis 1902 französischer Botschafter in Sankt Petersburg, in Verbindung gebracht werden.

Seite 68:
1 Der Concours général stand den Schülern der oberen Klassen des Gymnasiums offen. Verlangt wurde ein Französischaufsatz über ein vorgegebenes Thema.

Seite 69:
1 Die Tageszeitung *La Presse* wurde 1836 von Émile Girardin gegründet. Sie verdankt ihren Erfolg nicht zuletzt dem Feuilletonroman. Zur Zeit Prousts war *La Presse* eine Abendzeitung, was der Szene zwischen dem Zeitungsverkäufer und Vaugoubert einen Anstrich von Realität verleiht. Möglicherweise aber wählt

Proust gerade diese Zeitung wegen ihres – im gegebenen Kontext – durchaus zweideutigen Titels.

Seite 73:
1 Bernhard Fürst von Bülow (1849-1929), Reichskanzler von 1900 bis 1909, war mit einer Italienerin, Maria Beccadelli, verheiratet. Als Botschafter des Deutschen Reichs zog er 1915 nach Rom.

2 Anspielung auf den französischen Diplomaten und Schriftsteller Maurice Paléologue (1859-1944), der wohl den Namen einer konstantinopolitanischen Herrscherdynastie trug, jedoch einer bulgarischen Familie namens Pollack entstammte.

3 Charlotte-Élisabeth de Bavière (1652-1722), die Tochter des Pfälzischen Kurfürsten, war mit dem Bruder Ludwigs XIV ., dem Herzog von Orléans, verheiratet. In ihren Briefen schildert sie die Sitten des französischen Hofs, insbesondere die Homosexualität der Fürsten. Vgl. *Im Schatten junger Mädchen- blüte* [15] S. 166, Anm. 5.

Seite 76:
1 In einer früheren Fassung dieser Szene (vgl. Pléiade [3] Bd. III , S. 1313-1314) betont Proust den Ästhetizismus, die »raffinierte Kultur«, die »künstlerische Vorstellungskraft« des Barons. Außerdem nennt er auch Tiepolo und weist ausdrücklich auf Carpaccios *Ursulalegende* und Veroneses *Gastmahl bei Levi* in den Gallerie dell'Accademia hin.

Seite 77:
1 Zusammen mit Baudelaire stehen Carpaccio und Wagner auch in *Swann* (*Unterwegs zu Swann* [14] S. 260) und in *Guer- mantes* ([16] S. 752) für eine gewisse gehobene Festlichkeit.

Seite 78:
1 Der kleine Exkurs über Vergessen und Erinnern von Eigennamen steht mit Prousts Lektüre psychologischer Literatur in Zusammenhang. Wie Daria Galateria gezeigt hat, ergeben sich deutliche Parallelen zu Théodule Ribots *Les maladies de la mémoire* (1881) und Bergsons *Matière et mémoire* (1896) sowie *L'énergie spirituelle* (1919).

Seite 79:
1 Erinnerung an das Gespräch über Victor Hugo während des Diners bei der Herzogin von Guermantes. Vgl. *Guermantes* [16] S. 782 ff.

Seite 80:
1 Solche Unterbrechungen in der Art Sternes oder Diderots sind bei Proust selten. An dieser Stelle läßt sich der Bruch als Einbruch des Lebens in den Roman erklären. Als Proust am zweiten Teil von *Sodom und Gomorrha* arbeitete, glaubte er, er verliere die Sprache: »Vor kurzem«, schreibt er am 18. oder 19. April 1921 an Robert de Montesquiou, »habe ich es gewagt, ein Restaurant aufzusuchen, und mußte zehnmal das Wort Contrexéville wiederholen, bis man mich verstanden hat.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XX , S. 195.

Seite 82:
1 Indem Proust seinen Baron von Charlus eng mit Whistler assoziiert, bringt er ihn auch mit Robert de Montesquiou in Verbindung. Dieser hat nicht nur Proust, sondern auch Whistler Modell gestanden. Vgl. das Porträt Montesquious (»Harmonie in Schwarz und Gold«) in der Frick Collection, New York, ein Bild, auf das Proust auch in *Guermantes* anspielt ([16] S. 590, Anm. 1).

Seite 85:
1 Den Namen des Herzogs von Aiguillon bezieht Proust aus den Memoiren Saint-Simons. Die Idee jedoch, in seinem Garten exotische Tiere anzusiedeln, stammt, wie Daria Galateria gezeigt hat, von Boni de Castellane.

Seite 87:
1 Ein erster Hinweis auf Hubert Roberts Springbrunnenbilder findet sich in Prousts »Briefen aus Persien und anderswoher« (*Essays* [13] S. 168); ein weiterer in *Swann* (*Unterwegs zu Swann* [14] S. 60).

Seite 89:
1 Der Großherzog Wladimir (1847-1909), zweiter Sohn des Zaren Alexander II ., verheiratet mit Maria Pavlovna, verbrachte einen Großteil seines Lebens in Paris. Die folgende Anekdote, die sich auf den Bruder Wladimirs, den Großherzog Paul, bezieht, kannte Proust dank Paul Morand. Vgl. Painter [45] Bd. II , S. 397.

Seite 90:

1 Die Parallele zwischen Charlus und Monsieur liegt auch darin begründet, daß der Bruder Ludwigs XIV . ausgesprochen kunstverständig und außerdem homosexuell war.

Seite 95:
1 Gegenüberstellung eines bürgerlich und eines adlig klingenden Namens. Mme. Henry Standish (1847-1933) war die Geliebte des Prinzen von Wales, des späteren Königs Eduard VII . Proust hat sie 1912 anläßlich eines Opernbesuchs in der Loge der Gräfin Greffulhe kennengelernt. Die Begegnung mit den beiden Damen hat in *Guermantes* ihre Spuren hinterlassen. Vgl. *Guermantes* [16] S. 70, Anm. 1. Der Titel eines Herzogs von Doudeauville gehörte der Familie La Rochefoucauld; er weist ins Zentrum des Faubourg Saint-Germain.

Seite 96:
1 Die Episode des sterbenden Cousins, der dem Herzog den Abend zu verderben droht, beginnt am Ende des vorangehenden Bandes. Vgl. *Guermantes* [16] S. 806.

Seite 98:
1 Wie Compagnon anmerkt, ist die »verräterische« Stimme der Homosexuellen ein Gemeinplatz der zeitgenössischen Psychiatrie. Vgl. beispielsweise Richard Krafft-Ebing, *Psychopathia sexualis*, 1886.

Seite 100:
1 Wie ein Leitmotiv durchziehen die Chöre aus den beiden biblischen Tragödien Racines, *Esther* und *Athalie*, den Band *So- dom und Gomorrha*. Das Motiv thematisiert gleichzeitig geschlechtliche Ambiguität (alle Rollen der beiden Tragödien wurden ursprünglich von jungen Mädchen gespielt) und sich verbergendes Judentum. Auch in Prousts Beziehung zu Reynaldo Hahn spielen diese Chöre eine gewisse Rolle. Vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [19] S. 109.

2 Auf den Palast von Susa, den französische Archäologen 1885 ausgegraben haben, weist Proust auch in den *Jeunes filles* hin. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 500. Die auf den Palastmauern dargestellte Löwenjagd machte in Paris Furore. Zum orientalischen Dekor mondäner Kostümfeste der Pariser Gesellschaft vgl. den Kommentar von Daria Galateria in [36] Bd. II , S. 1165-1166.

3 *Esther*, Vers 122-124. Im folgenden zitiert Proust mehr oder weniger genau die Verse 101-106 sowie 90 und 92.

Seite 111:
1 Der Name von Pourtalès, einer nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nach Neuenburg ausgewanderten Hugenottenfamilie, steht für religiöse Vielfalt. Der 1721 von Peter dem Großen gegründete Heilige Synod (Allerheiligster Dirigierender Synod) war bis 1917 das oberste Organ der russisch orthodoxen Kirche; die Oratorianerkirche in der Rue Rivoli wurde 1811 von Napoleon den Protestanten zugeteilt.

Seite 121:
1 Anspielung auf das Porträt von Jan Six (Six Collectie, Amsterdam).

Seite 122:
1 Das Zitat stammt aus Vergils *Äneis* (II , 65-66), doch bezieht es M. de Guermantes, der hier das durchschnittliche Bildungsgut seiner Zeit repräsentiert, aus den rosa Seiten des *Petit La- rousse illustré*.

Seite 125:
1 Gemeint ist die Zeit der Julimonarchie. Der Vicomte von Arlincourt (1789-1856) schrieb historische Romane, Loïsa Puget (1810-1889) komponierte sentimentale Romanzen.

Seite 127:
1 In der Kirche von Montfort-l'Amaury, einem Städtchen im Departement Seine-et-Oise, befinden sich Glasscheiben aus dem 16. Jahrhundert.

Seite 129:
1 Anspielung auf die Fresken im Pisaner Camposanto (»Triumph des Todes«, »Jüngstes Gericht« und »Hölle«).

Seite 134:
1 Vgl. *Guermantes* [16] S. 730.

Seite 136:
1 Mit diesem mythologischen Exkurs geht Proust über die rosa Seiten des *Petit Larousse* hinaus. Seine Quelle ist Leconte de Lisles Übersetzung der *Theogonie* von Hesiod (vgl. Vers 886 ff.).

2 Mit den Gemeinplätzen à la Robert de Saint-Loup kommen erneut die rosa Seiten des *Petit Larousse* zum Zug. »Suave mari magno« stammt aus Lukrez: »Suave mari magno turbantibus aequora ventis / e terra magnum alterius spectare laborem« (*De rerum natura* II , 1-2: Süß, wenn auf hohem Meer die Stürme die Weiten erregen, / ist es, des anderen mächtige Not vom Lande zu schauen) und meint die epikureische Haltung dessen, der die Leidenschaften von einem sicheren Standpunkt aus betrachtet. Mit den Worten »Memento, homo, quia pulvis es in pulveram reverteris« (Bedenke, Mensch, daß du Staub bist und wieder zu Staub werden wirst) ermahnt der Priester die Gläubigen in der Aschermittwochsliturgie.

Seite 140:
1 Der 1833 nach englischem Vorbild gegründete Jockey-Club war der eleganteste und exklusivste Pariser Club. Die Wahl neuer Mitglieder wurde mit Kugeln durchgeführt. Weiße Kugeln bedeuteten Aufnahme, schwarze Zurückweisung.

Seite 141:
1 Von dem Kult, den Charlus seiner Frau geweiht hat, ist schon an früherer Stelle die Rede. Vgl. *Guermantes* [16] S. 710.

Seite 142:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 214-219.

Seite 143:
1 In dieser Verführungsrede werden Figuren und Namen angeboten, die sowohl Marcel als auch Proust beschäftigen werden. Die Figuren fixieren die erotischen Wünsche des Romanhelden; die Namen faszinieren den Autor: Orgeville läßt sich mit Forcheville überschneiden, und Putbus läßt den begehrten Ort (pubis) anklingen.

2 Gustave Jacquet (1846-1909), ein Schüler Bouguereaus, malte Genrebilder und Porträts. Nach seinem Tod organisierte die Galerie Georges Petit eine Verkaufsausstellung, für deren Katalog Montesquiou ein Vorwort verfaßte (in *Têtes couronnées*, Paris, Sansot, 1916).

Seite 144:
1 Anspielung auf Schillers *Der Neffe als Onkel* (1803). Es handelt sich um die Bearbeitung eines Stücks von Louis-Benoît Picard, *Encore des Ménechmes* (1791),

die ihrerseits 1892 von Paul Desfeuilles unter dem Titel *Oncle ou neveu* ins Französische zurückübersetzt wurde.

Seite 145:
1 In grotesker Übertreibung läßt Proust hier ein zentrales Thema seines Romans aufscheinen: die eigentlichen Initiationsfiguren sind nicht die Väter, sondern die Onkel (im eigentlichen oder im erweiterten Sinn): Onkel Adolphe, Swann, Norpois, Charlus.

2 Die Kammerjungfer von Mme. Putbus ist den beiden Frauenfiguren von Giorgiones (heute auch Tizian zugeschriebenem) *Concert champêtre* im Louvre nachgebildet.

Seite 146:
1 Anspielung auf eine berühmte Szene (III , 2) aus Molières Komödie *Les fourberies de Scapin*.

Seite 147:
1 Freies Zitat (Vers 244) aus Molières Komödie *Les femmes sa- vantes*.

Seite 148:
1 Zur Zeit der Dreyfus-Affäre glaubten die nationalistischen Kreise, es gäbe ein geheimes »Jüdisches Syndikat«, das darauf aus sei, die Ordnung im Staat zu destabilisieren. Vgl. *Guer- mantes* [16] S. 331.

2 Auch die Anspielungen auf Balzac rücken Charlus in die Nähe des Balzac-Kenners Robert de Montesquiou.

3 Émile Loubet (1838-1929) war von 1899 bis 1906 Staatspräsident. Er befürwortete eine Revision des Prozesses gegen Dreyfus. Die Bemerkung Swanns bezieht sich wohl auf den Augenblick der Wahl Loubets zum Staatspräsidenten.

Seite 150:
1 Hommage an den Fürsten Edmond de Polignac und den Grafen Robert de Montesquiou.

Seite 152:
1 Anspielung auf den Namen Saint-Euverte. Saint bedeutet heilig, vert bedeutet grün, derb, pikant.

2 Mit der Diatribe des Barons karikiert Proust die Überheblichkeit Montesquious und gleichzeitig sein eigenes literarischhistorisches Wissen. Wie Françoise Leriche gezeigt hat, erinnert sich Proust an eine Szene aus dem Leben des heiligen Evurtius, in der über dem Heiligen, als er die Messe las, die Hand Gottes erschien (deshalb »mystischer Name«), und er zitiert einen Vers aus der Gedichtsammlung *Déliquescences: Poèmes décadents* von Adoré Floupette (1885), einer Parodie auf die symbolistische Dichtung.

Seite 156:
1 Der Kardinal Mazarin (1602-1661) war – auf Kosten der Staatskasse – einer der größten Kunst- und Büchersammler seiner Zeit. Vor seinem Tod soll er sich in seine Bibliothek begeben haben, voller Verzweiflung darüber, von seinen Büchern Abschied nehmen zu müssen.

Seite 157:
1 Prousts Quelle ist Leconte de Lisles Übersetzung der *Orphi- schen Hymnen* (*Hymnes orphiques*, Paris, Lemerre, 1969). Vgl. den Athena-Hymnus, der den Untertitel trägt »Ein Rauchopfer von Gewürzen«: »Eingeborene Pallas, / Heiliger Sproß des gewaltigen Zeus, […] die da waltet / Der Höhen brausender Gipfel / Und der schattenden Berge; […] Rossesprengende, Tritogeneia, […].« (*Orpheus – Altgriechische Mysterien*, Köln, Eugen Diedrichs Verlag, 1982, S. 66.)

Seite 158:
1 Von diesem Grund ist in der *Recherche* nicht mehr die Rede. Man kann immerhin anmerken, daß Swann nicht nur im thematischen, sondern auch im narratologischen Gefüge des Romans seine Bedeutung hat. Die Probleme der Information des Erzählers und ganz allgemein der erzählerischen Wahrscheinlichkeit sind oft mit der Figur Swanns verbunden.

Seite 159:
1 Eugénie de Montijo de Guznan (1826-1920), die 1853 Napoleon III . heiratete, war tatsächlich eine Anhängerin von Dreyfus.

Seite 160:

1 Prousts Informationsquelle ist das Werk von Hippolyte Cocheris, *Origine et formation des noms de lieu* (1874). Zu Prousts Informationsquellen vgl. die ausführliche Anmerkung von Compagnon in Pléiade [3] Bd. III , S. 1498-1501.

2 »Le démon de la perversité« ist der Titel von Poes »The Imp of the Perverse« in der Übersetzung von Baudelaire.

Seite 161:

1 Die Herzogin von Châteauroux war während zweier Jahre die Maitresse von Ludwig XV . Nattier, der Hofmaler des Königs, hat sie mehrmals porträtiert. Die Anspielung auf Nattier rückt die Szene wiederum in die Nähe Montesquious, der in seiner Studie über Jacquet (vgl. S. 143, Anm. 2) den zeitgenössischen Porträtmaler mit gewissen Sopraporten von Nattier vergleicht.

Seite 164:

1 Hauptmann Henry hatte ein falsches Dokument hergestellt, das Dreyfus belastete. Oberstleutnant Picquart hat die Fälschung erkannt; Henry wurde festgenommen und hat sich in seiner Zelle umgebracht. Zur Akte Henry vgl. *Guermantes* [16] S. 327.

2 Die beiden Tageszeitungen setzten sich für eine Revision des Prozesses gegen Dreyfus ein. In *L'Aurore* erschien am 13. Januar 1898 Zolas berühmtes »J'accuse«.

Seite 169:

1 Oberstleutnant Picquart wurde wegen seiner Parteinahme für Dreyfus zuerst nach Tunis versetzt, dann unter Anklage gestellt und aus der Armee ausgeschlossen. Im September 1898 hat Proust Unterschriften für eine Petition zugunsten Picquarts gesammelt.

Seite 170:

1 Swann handelt hier wie sein Modell, Charles Haas, der aus Loyalität zur Armee die Petition für Picquart nicht unterzeichnet hat.

Seite 172:

1 Dieser doppelte Wunsch ist 1906 in Erfüllung gegangen.

Seite 174:

1 An dieser Stelle folgt im Manuskript eine längere Szene, in der Charlus die Avancen der Fürstin von Guermantes zurückweist, um sich mit einem Tramschaffner vergnügen zu können.

Seite 177:
1 Hervey de Saint-Denis (1823-1892), Professor für Sinologie am Collège de France.

Seite 180:
1 Félix Dupanloup (1802-1878), Bischof von Orléans, war ein Verfechter der kirchlichen Präsenz im staatlichen Unterrichtswesen.

2 Hommage an den mit Proust befreundeten Boni de Castellane.

3 Der Fürst von Sagan (1832-1910), ein Onkel von Boni de Castellane, galt als arbiter elegantiarum. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 275, Anm. 1; *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 307; und Adams, *Prousts Figuren und ihre Vorbilder* [25] S. 156 ff.

Seite 181:
1 Modell dieser Figur ist die Witwe des eben erwähnten Grafen von Hervey de Saint-Denis. Proust ist der Gräfin, die eine natürliche Tochter des letzten regierenden Fürsten von Parma war, 1894 bei Montesquiou begegnet. Vgl. »Ein literarisches Fest in Versailles«, in: *Essays* [13] S. 73.

Seite 182:
1 Vgl. *Guermantes* [16] S. 523.

Seite 184:
1 Die roten Schuhe der Herzogin bilden die Pointe der letzten Szene von *Guermantes*. Der Ausspruch, der hier mit einer Karikatur in Verbindung gebracht wird, ist auch im deutschen Sprachraum anzutreffen.

Seite 185:
1 Der *Annuaire des châteaux* erschien seit 1887 als Supplement zum *Tout Paris. Annuaire de la société parisienne*. Wie sein Romanheld ist auch Proust ein eifriger Leser dieser Publikationen.

Seite 186:
1 Die Bemerkung der Herzogin bezieht sich auf eine Passage, die Proust aus dem Manuskript herausgestrichen hat.

Seite 188:
1 Vgl. die Schlußszene von *Guermantes*.

Seite 189:
1 Die breit angelegte Szene der Soiree bei der Fürstin von Guermantes wird von den roten Schuhen und den Schnabelschuhen der Herzogin sozusagen eingerahmt.

Seite 192:
1 Bailleau-le-Pin liegt im Departement Eure-et-Loire, in der Nähe von Illiers.

Seite 195:
1 Portefeuille, kleine Schrift Bergottes und Achatkugel, lauter Geschenke Gilbertes. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 580-581.

Seite 197:
1 Bereits in dem Figaro-Artikel »Impressions de route en automobile« von 1907 bringt Proust die beiden Szenen aus *Tristan und Isolde* (II , 2 und III , 1) mit einem Instrument der modernen Technik in Verbindung, dort mit einer Autohupe (vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 94), hier mit einer Telephonschnarre.

Seite 206:
1 Anspielung auf das in der Szene des ersten Kusses eingeführte Gutscheinsystem. Vgl. *Guermantes* [16] S. 509.

Seite 207:
1 Vgl. S. 72.

Seite 209:
1 Erinnerung an den Salon von Madeleine Lemaire, in dem der Maler Georges Clairin (1843-1919) Jotte oder Jojotte genannt wurde.

Seite 210:
1 Mit einer Betrachtung über die verschiedenen Pariser Salons beschließt Proust auf den folgenden Seiten (bis zu Marcels zweitem Aufenthalt in Balbec) jenen Romanteil, der den gesellschaftlichen Aufstieg des Protagonisten nachzeichnet.

Seite 211:
1 Der Cours-la-Reine führte zur Zeit Prousts von der Place de la Concorde zur Place de l'Alma. Möglicherweise erinnert sich Proust an Besuche bei Mme. Léon Fould, die er 1893 in St. Moritz kennengelernt hat und die am Cours-la-Reine (Nr. 38) wohnte.

2 Bouchers *Enlèvement d'Europe* im Louvre wurde häufig auf Tapisserien nachgebildet.

Seite 212:
1 Genaugenommen wird Marcel nach seinem Aufenthalt in Venedig ein drittes Mal nach Balbec reisen.

Seite 213:
1 Wie sich Charaktere ändern können, führt Proust in den ersten Seiten der *Jeunes filles* am Beispiel von Swann und Cottard aus. Die verschiedenen Erscheinungsformen des Salon Verdurin zeigt er in seinem Roman als Ganzem, von »Eine Liebe Swanns« bis zur abschließenden Matinée Guermantes.

2 In zwei Zeilen läßt Proust eine ganze Epoche aufscheinen. Die Gastspiele der »Ballets russes« gehen auf die Initiative des Impresarios Serge Diaghilew (1872-1929) zurück. Von 1909 an zeigte er in Paris und anschließend in ganz Europa (mit Ausnahme Rußlands, wo er wegen seiner Homosexualität persona non grata war) ein als Gesamtkunstwerk konzipiertes Ballettheater. Er hat es verstanden, die besten Künstler seiner Zeit für die »Ballets russes« zu gewinnen: die Maler Bakst, Benoist, Derain und Picasso; den Choreographen Fokine; die Komponisten Strawinsky, De Falla, Debussy, Poulenc und Satie; den Tänzer Nijinsky. Die erste Aufführung fand am 18. Mai 1909 im Théâtre du Châtelet statt; von 1910 an besuchte Proust regelmäßig die Aufführungen, um sich anschließend mit den Künstlern im Restaurant Larue zu einem Souper zu treffen. Marksteine in der Geschichte der »Ballets russes« sind Strawinskys *L'oiseau de feu* (1910), *Petrouchka* (1911) und *Le sacre du printemps* (1913) sowie Debussys *Prélude à l'après-midi d'un faune* (1912). Wie Painter gezeigt hat, verbirgt sich hinter der Fürstin Yourbeletieff Misia Godebska (1872-1950), die der Reihe nach mit Thadée Natanson, Alfred Edwards und José-Maria Sert verheiratet war und der Proust 1907 in Cabourg begegnet ist. Vgl. Painter [45] Bd. II , S. 251 ff.

Seite 214:

1 Bergotte im Salon von Mme. Swann erinnert an Anatole France im Salon von Mme. Armand de Caillavet. Vgl. Adams, *Prousts Figuren und ihre Vorbilder* [25] S. 195 ff.

Seite 215:
1 Zu Beginn von »Un amour de Swann« wird der Salon der Verdurins als »petit noyau«, »petit groupe« und »petit clan« bezeichnet; in der Übersetzung »kleiner Kreis«, »kleine Gruppe« und »kleiner Clan«. Vorzuziehen wäre allerdings »Grüppchen«, »Trüppchen«, »Klübchen« oder auch »Fähnlein«. Wir nehmen den übersetzerischen Bruch in Kauf und setzen fortan gelegentlich einen dieser synthetischen Diminutive.

Seite 216:
1 Als Antwort auf die im Februar 1898 gegründete sozialistischinternationale Ligue des Droits de l'homme entstand im Dezember des gleichen Jahres die national-konservative Ligue de la Patrie française. Vgl. *Guermantes* [16] S. 330.

Seite 217:
1 Vgl. S. 215, Anm. 1.

2 Paul Doumer (1857-1932) und Paul Deschanel (1855-1922) waren republikanische, dem mondänen Leben fernstehende Politiker, während die Vertreter der Familien Charette und Doudeauville eine monarchistische Politik betrieben.

Seite 219:
1 Ein im April 1793 geschaffenes Comité de Salut Public sollte alle Maßnahmen ergreifen, um die Revolution nach innen und nach außen zu schützen. Unter Robespierre und Saint-Just wurde die Institution bald zu einem Instrument der Terreur.

2 Zu Picquart vgl. S. 169, Anm. 1; Clemenceau (1841-1916), der später Staatspräsident wurde, war während der Dreyfus-Affäre Chefredakteur der Zeitung *L'Aurore*, in der Zola sein Pamphlet »J'accuse« veröffentlichte; Joseph Reinach (1856-1921) hat eine *Histoire de l'affaire Dreyfus* verfaßt, die von Proust häufig konsultiert wurde; Fernand Labori (1860-1917) war der Verteidiger von Zola, Dreyfus und Picquart.

Seite 222:

1 Von 1873 an waren die im Théâtre du Châtelet stattfindenden Concerts Colonne wichtige Ereignisse im Pariser Musikleben. Gepflegt wurde in erster Linie neuere französische Musik und Wagner.

2 Zum französischen Wagnerkult vgl. das aufschlußreiche Werk von Albert Lavignac, *Le voyage artistique à Bayreuth*, Paris, Delagrave, 1897, sowie den Ausstellungskatalog *Wagner et la France*, Paris, Herscher, 1983.

Seite 224:

1 Anspielung auf die oft kopierte Statue *La Baigneuse* von Étienne Falconet (1716-1791). Das Original befindet sich im Louvre.

2 Proust beschließt diesen Romanteil mit einer äußerst dichten Passage. Für den Romanhelden überschneiden und verdichten sich Erinnerungen an Erlebtes (daher seine Begeisterung), für den Leser Erinnerungen an Gelesenes, u. a. die Szene in *Guermantes* ([16] S. 557), in der sich Marcel an Rivebelle, Doncières und Combray erinnert und von der gleichen Begeisterung erfaßt wird. Auch Erinnerungen des Autors sind auszumachen. Beispielsweise an das Hôtel des Réservoirs in Versailles, wo sich Proust 1906 aufhielt. In seiner Agenda findet sich folgende Notiz: »Treppe zum Bad im Réservoirs, weiße Blumen des Teppichs und zarte Blumen an den Wänden, Treppe, stilles Erwarten, man spricht leiser, der Geruch des Hauses rieselt, Zinerarien beim Eingang.« (Vgl. *Le carnet de 1908* [8] S. 60.) Außerdem befanden sich Kopien der *Baig- neuse* sowohl im Garten von Illiers als auch im Salon von Mme. Straus. In dem »großen feuchten, hallenden, echoerfüllten Treppenhaus« sind mehrere Motive vereint, die bei Proust den ästhetischen Augenblick signalisieren: feuchte Frische, Widerhall, gefügte Stufen …

Zum Zwischentitel »Arrhythmien des Herzens«: Die folgenden Seiten, das heißt der ganze Schluß des ersten Kapitels, sind unter dem Titel »Les intermittences du cœur« in der *Nouvelle revue française* vom 1. Oktober 1921 als Vorabdruck er-

schienen. Beim Druck des Bandes blieb der Zwischentitel stehen, obwohl das Thema im Resümee des ersten Kapitels bereits enthalten ist. Ob es sich dabei um ein Versehen handelt (Proust hat die Drucklegung des Bandes kaum kontrolliert), darüber streiten sich die Herausgeber. Françoise Leriche beispielsweise [6] streicht den Zwischentitel. »Les intermittences du cœur« war auch der Titel jener zweibändigen Fassung seines Romans, die Proust 1912 verschiedenen Verlegern zur Veröffentlichung anbot. »Im Bereich der Gefühle«, schrieb Proust im Oktober 1912 an Fasquelle, »spielt der Titel auf eine Krankheit des Körpers an.« (Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XI , S. 257.) Proust vergleicht das unberechenbare Ein- und Aussetzen des Gefühlslebens mit dem, was die Mediziner Herzflimmern oder Herzrhythmusstörungen nennen. In der *Recherche* bezieht sich der Ausdruck ausschließlich auf dysphorische Erfahrungen, im besonderen auf die beiden Erinnerungsepisoden, die den zweiten Aufenthalt in Balbec einrahmen. Eine ähnliche Übertragung des medizinischen Begriffs auf die Gefühlssphäre findet sich in Maeterlincks *De l'intelligence des fleurs*: »Die Funktionen jenes Organs, durch das wir das Leben wahrnehmen und mit uns selbst verbinden, sind intermittierend, und außer im Schmerz ist die Gegenwart unseres Ichs nichts anderes als eine unablässige Folge von Kommen und Gehen.« (Paris, Charpentier, 1907, S. 290.)

Seite 226:
1 1884 gegründete Tageszeitung katholisch-konservativer Ausrichtung.

2 Joseph Caillaux (1863-1944) befolgte als Ministerpräsident während der Marokkokrise (1911) gegenüber Deutschland eine Politik des Nachgebens. Wieder einmal kümmert sich Proust nicht um die Übereinstimmung zwischen Geschichte und Roman. Die Romanhandlung spielt 1899.

Seite 231:
1 Paillard war ein 1880 eröffnetes Luxusrestaurant an der Ecke Boulevard des Italiens und Chaussée-d'Antin.

Seite 232:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 346. Wie in der Szene des Todes der Großmutter in *Guermantes* verarbeitet Proust im folgenden Erinnerungen an

seine Mutter. Mme. Proust ist im September 1905 in Évian erkrankt und kurz danach in Paris gestorben. 1908 notiert Proust in seiner Agenda: »Auf Reisen Mama wiedergefunden, Ankunft in Cabourg, gleiches Zimmer wie in Évian, rechteckiger Spiegel«. Vgl. *Carnet de 1908* [8] S. 53.

Seite 236:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 518 ff.

Seite 238:
1 In mehreren Briefen erwähnt Proust Träume mit seiner verstorbenen Mutter, und im Sommer 1908 notiert er das Thema im Hinblick auf seinen Roman: »das Antlitz Mamas, damals und seither in meinen Träumen«. Vgl. *Le carnet de 1908* [8] S. 56.
2 Alle früheren Ausgaben geben »Léthé«, was einen Widersinn ergibt. Françoise Leriche hat gezeigt, daß im Manuskript Styx steht. Bei der Herstellung des Typoskripts hat die Daktylo das Wort übersprungen, und Proust hat versehentlich »Léthé« in die Lücke gesetzt. Vgl. Livre de poche [6] S. 600.

Seite 241:
1 Im Hinblick auf eine Überarbeitung seines Figaro-Artikels »Sohnesgefühle eines Muttermörders« (vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12]) notiert Proust in seiner Agenda: »In Van Blarenberghe *Saint Julien l'Hospitalier* zitieren. Nie vergessen.« (Vgl. *Le carnet de 1908* [8] S. 69.) In Flauberts Erzählung tötet der Protagonist einen Hirsch, der ihm sterbend voraussagt, er werde seine Eltern umbringen. Im Werk von Francis Jammes findet sich ein Roman, *Clara d'Ellébeuse* (1899), in dem sich ein junges Mädchen aus Schuldgefühlen das Leben nimmt. Es ist auch bekannt, daß Francis Jammes *Du côté de chez Swann* zwar überschwenglich gelobt hat, Proust jedoch nahelegte, die Szene in Montjouvain (»la scène de sadisme entre les deux femmes«) aus seinem Roman zu streichen. Vgl. den Brief Prousts an Henri Ghéon vom Januar 1914, *Correspondance* [9] Bd. XII , S. 26. Schließlich bringt Proust in *Sodom und Gomorrha* die Eifersucht Marcels gegenüber den beiden Frauen, die Albertine in Triest treffen wollte, mit dem Geräusch der Gabeln in Verbindung, das in Combray aus dem feindlichen Eßzimmer in Marcels Schlafzimmer drang. Vgl. S. 765. In den Schuldgefühlen gegenüber den toten Eltern

finden die drei enigmatischen Worte Hirsch, Francis Jammes und Gabel ihren gemeinsamen Nenner.

2 Aias ist die Schreibweise für Ajax, die Leconte de Lisle in seiner Sophokles-Übersetzung verwendet (1877). In »Sohnesgefühle eines Muttermörders« vergleicht Proust die Tat van Blarenberghes mit dem Rasen des Ajax. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 213. Dazu kommt, wie Françoise Leriche gezeigt hat, daß die neugriechische Grußformel »iassou«, die Proust zweifellos kannte, auf »hugieia sou« (ich wünsch' dir Gesundheit) zurückgeht. Von dem griechischen Helden gelangt man so zu dem Professor Adrien Proust, dessen hygienische Vorschriften offenbar dem Sohn zu schaffen machten.

Seite 252:
1 Lieblingsautorinnen der Großmutter. Modell der fiktiven Madame de Beausergent ist Madame de Boigne, deren Memoiren Proust 1907 im *Figaro* rezensierte. Vgl. »Tage des Lesens«, *Essays* [13] S. 306.

Seite 254:
1 Solche Bezeichnungen sind bei Sainte-Beuve häufig.

Seite 255:
1 Der Einschub bedeutet einen eigentlichen Einbruch der Wirklichkeit in die Fiktion. Eine ähnliche (dort allerdings in die Romanfiktion eingebettete) Hommage an Prousts Freund findet sich in *Jean Santeuil*. Vgl. das Kapitel »Bertrand de Réveillon«.

2 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 341.

Seite 257:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 401 und 426.

2 Zum Vergleich zieht Proust ein Beispiel aus den Memoiren Saint-Simons heran. Die Schwester von Mme. de Montespan (der Maitresse Ludwigs XIV .), Marie-Madeleine de Rochechouart (1645-1704), wurde 1670 Äbtissin von Fontevrault. Vgl. *Mémoires* [24] Bd. II , S. 473.

Seite 258:
1 Zum Abschluß der alle vier Jahre zu Ehren der Athena abgehaltenen Panathenäen fand in Athen eine Prozession statt. Diese Prozession war auf dem Tempel-

fries des Parthenons dargestellt. Fragmente des Panathenäenfrieses befinden sich im Louvre und im British Museum.

2 Vgl. *Esther*, Vers 790.

Seite 259:
1 Vgl. *Athalie*, Vers 661. Im folgenden werden weitere Stellen aus *Athalie* – teils frei – zitiert: Vers 669-670, 676, 772 und 299.

Seite 267:
1 Wir nehmen an, es handle sich um eine Anspielung auf die Fassade der Kathedrale von Orvieto. Proust hat Orvieto nie besucht. Woher er seine Information bezieht, bleibt zu untersuchen.

Seite 269:
1 Mit einer ähnlichen Formulierung verweist Proust am Ende von *Guermantes* (vgl. [16] S. 802, Anm. 1) auf ein Bild von Monet (*Tulpenfeld bei Haarlem*) und dessen Besitzer (den Fürsten von Polignac). Die blühenden Apfelbäume weisen ebenfalls in Richtung Monet.

2 Proust beschließt das erste Kapitel von *Sodom und Gomorrha* II mit einem akustischen und einem visuellen Bild, einem Seestück und einer Landschaft. In beiden variiert er Themen aus den vorangehenden Teilen des Romans. Vgl. die Seestücke in den *Jeunes filles*, den blühenden Weißdorn in *Swann* oder die blühenden Birnbäume in *Guermantes*. Daß die fein ziselierte Beschreibung der blühenden Apfelbäume einen Abschluß bildet, haben Prousts erste Leser allerdings nicht verstanden. Nachdem Rivière das Manuskript für den Vorabdruck in der *Nouvelle revue française* erhalten hatte, schrieb er am 11. September 1921 an Proust: »Paulhan hat den Text bis ›Es war ein Frühlingstag‹ erhalten. Offensichtlich ist das kein Schluß.« Proust antwortete einige Tage danach: »Sie haben unrecht zu glauben, ›es war ein Frühlingstag‹ sei kein Schluß. Sie haben eben falsch gelesen; das bedeutet: es regnet, alles ist aufgeweicht, gerade das nennt man einen Frühlingstag. Das scheint mir der ideale Schluß.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XX , S. 449 und 456.

Seite 272:
1 Das folgende Seestück bildete ursprünglich das Pendant zu einer »marine« in den *Jeunes filles* (vgl. *Im Schatten junger Mäd- chenblüte* [15] S. 399 f.). Bei der Er-

weiterung seines Romans während des Kriegs hat Proust das Bild vom ersten in den zweiten Aufenthalt an der Küste verschoben. Das Motiv des »weichen Wogens« (»molle palpitation«) verbindet die beiden Textstellen.

Seite 273:
1 Nach ihrem Erfinder und Erbauer Paul Decauville (1846-1922) benannte Schmalspurbahn, deren Geleise nur provisorisch verlegt wurden.

2 Die Bezeichnungen für die kleine Bahn sowie deren Stationen und Linienführung verändern sich vom ersten zum zweiten Aufenthalt in Balbec, und auch innerhalb der einzelnen Romanteile bilden sie kein zusammenhängendes und festgelegtes System. Man hat zwar mehrmals versucht, Prousts Bahnlinie in die reale Geographie einzuzeichnen (vgl. Ferré [35], Painter [45]), doch bezieht Proust seine Stationen nicht aus der Landkarte, sondern aus dem Werk von Hippolyte Cocheris, *Origine et formation des noms de lieu*, 1874 und 1885.

Seite 274:
1 Proust setzt »Rosemonde«. Es handelt sich wohl um ein Relikt aus einer früheren Fassung. Wir korrigieren in »Albertine«.

2 Wie die erzählerischen Vor- oder Rückgriffe haben solche Hinweise, die den normalen Erzählfluß unterbrechen, bei Proust oft mit Dingen zu tun, die außerhalb der Norm liegen.

Seite 276:
1 Freies Zitat nach einem Brief vom 11. Februar 1671.

Seite 279:
1 Zur Erziehung der Fürstin von Parma vgl. *Guermantes* [16] S. 599.

Seite 280:
1 Dieser Abschnitt bildet einen Fremdkörper in der Erzählung. Nicht nur ist darin (ausnahmsweise) von den erotischen Erfahrungen des Romanhelden die Rede, er weist auch auf einen Zeitpunkt (»letzthin«), der in der Nähe des Erzählaktes liegt und von dem aus auf Albertines Tod zurückgewiesen werden kann.

Seite 286:
1 »J'ai pas pour bien longtemps«, sagt der Liftboy im Original. Die von Bélise in Molières Komödie *Les femmes savantes* (Vers 483-484) ausgesprochene Regel, die

doppelte Verneinung müsse vermieden werden, betrifft nicht die normale Verneinung (»ne pas«), sondern die Verbindung von »pas« und »rien«.

Seite 287:
1 Die folgende Szene der »danse contre seins« bildet eine Schlüsselstelle des Romans. Wie die Szene in Montjouvain in *Swann* ist sie als Vorgriff (als Prolepse) aus dem erzählerischen Kontinuum herausgelöst. In den Entwürfen erinnert sich Marcel in dieser Szene an die Liebesspiele von Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin in Montjouvain; schließlich hat Proust diese schmerzliche Erinnerung, diese »intermittence du cœur«, an das Ende von *Sodom und Gomorrha* verschoben. Vgl. die aufschlußreiche Studie von Antoine Compagnon: »Die ›danse contre seins‹«, in: *Marcel Proust – Schreiben ohne Ende*, Frankfurt am Main, Insel Verlag, 1994.

Seite 290:
1 Proust unterläßt es, diese bisher nicht erwähnte Figur näher vorzustellen.

Seite 298:
1 Albertine versteht sehr wohl, daß sich der Hinweis auf Sappho nicht nur auf deren Tod, sondern auch auf deren lesbische Veranlagung bezieht.

Seite 303:
1 Eines der Vorbilder der Marquise von Cambremer, der man zum erstenmal auf der Soiree bei Mme. de Saint-Euverte in *Swann* begegnet, ist die rumänische Fürstin Rachel de Brancovan, die Mutter der Dichterin Anna de Noailles. Proust hat sie im Sommer 1893 nach seinem Aufenthalt im Engadin in ihrer Villa am Genfersee besucht. Féterne, das Schloß der Cambremers bei Balbec, ist der Villa Bessaraba der Brancovans in der Nähe von Évian nachgebildet.

Seite 304:
1 Henri Le Sidaner (1862-1939). Bilder von Le Sidaner hat Proust beispielsweise in der Ausstellung der Société des Peintres et des Sculpteurs 1904 gesehen. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. VII , S. 336.

Seite 306:
1 Das Bühnenbild der nun folgenden Szene besteht aus Fragmenten eines Seestücks, das ursprünglich zu der Galerie von Seestücken in den *Jeunes filles* gehörte

(*Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 542 ff.). Es figurierte an zweiter Stelle und zeigte nach der Ansicht des Meeres im Sommer bei schlechtem Wetter eine Ansicht des Meeres im Sommer bei schönem Wetter. Man sah Möwen gleich Seerosen, weiß, gelb und rosa, die sich auf dem Meer wiegen und plötzlich auffliegen; darüber einen einsamen großen Vogel, der hoch über dem Strand den Himmel durchquert. Möglicherweise hat Proust in den *Jeunes filles* auf dieses Bild verzichtet, weil er die Anspielungen auf Monet in seiner Galerie von Seestükken für später aufsparen wollte. In *Sodom und Gomorrha* hat Proust das Bild in einzelne Teile zerschnitten und in die Handlung integriert.

Seite 308:
1 Diese »Traumlage« hat Proust zum erstenmal in seiner Erzählung »Der Tod des Baldassare Sylvande« in Szene gesetzt. Vgl. *Freuden und Tage* [11].

2 Offensichtlich hat die junge Marquise von Cambremer die Fächermode – man denke an Manet, Degas, Monet, Mallarmé oder den jungen Proust (»Fächer« in *Freuden und Tage*) – bereits hinter sich gelassen.

3 Dieser Satz bereitet ein Thema vor, das in *Sodom und Gomor- rha* noch viel Raum beanspruchen wird.

Seite 309:
1 Anspielung auf den von Joseph Marquis verfaßten Band *Illiers* (Chartres, 1904) der »Archives historiques du diocèse de Chartres«. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 152, Anm. 1.

Seite 310:
1 Claude Monet (1840-1926) hat um 1898 begonnen, Seerosen zu malen. Die erste Ausstellung von Seerosenbildern fand im Herbst 1900 bei Durand-Ruel statt. Proust hat diese Ausstellung zusammen mit Mme. Straus besucht und später in *Swann* seine eigenen Seerosenbilder gemalt. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 248. Strenggenommen dürfte Mme. de Cambremer zum Zeitpunkt der Romanhandlung (1899) Monets *Nym- phéas* noch nicht kennen, doch kommt es Proust nicht auf genaue Entsprechungen zwischen Fiktion und Realität an.

2 Mme. de Cambremer bricht ab, weil sie sich ihrer Herkunft schämt; Proust tut es, um seinen Leser einzuladen, sich an *Swann* zu erinnern und den Satz zu vervollständigen.

Seite 312:
1 Anspielung auf die Serie der Kathedralen von Rouen (1892-1893).

2 Die Uraufführung von Debussys *Pelléas et Mélisande* fand am 30. April 1902 in der Opéra-Comique statt. Proust hat die Oper 1911 per Theatrophon erstmals gehört.

Seite 313:
1 In den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts fand eine Neubewertung von Poussin (1594-1665) statt, an der Degas maßgeblich beteiligt war. Im Schloß von Chantilly befinden sich ein Kindermord zu Bethlehem, eine Leda, ein Theseus und ein Bacchus.

Seite 314:
1 Ähnliche Bilder (Erinnerungen an seine Aufenthalte am Genfersee, in der Normandie oder auf Schloß Réveillon bei Mme. Lemaire) hat Proust schon in *Jean Santeuil* festgehalten. Vgl. *Jean Santeuil* [18] S. 424 u. 430.

Seite 315:
1 Anspielung auf die 4. Szene des 3. Aktes. In einem Brief vom März 1911 schreibt Proust an Reynaldo Hahn zu dieser Stelle: »Wenn Pelléas aus dem unterirdischen Gewölbe heraustritt, mit den Worten ›Ah, endlich Luft!‹ wie im *Fidelio*, gibt es einige Takte, durch die tatsächlich Meeresfrische und Rosenduft weht.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. X , S. 256-257. Auch die folgende Gegenüberstellung von Debussy und Wagner ist in diesem Brief vorgebildet.

2 Das Thema der Avantgardisten, die bei erster Gelegenheit auch Wagner zum alten Eisen werfen, hat Proust erstmals in dem Prosastück »Fächer« (1893) behandelt. Vgl. *Freuden und Tage* [11] S. 70.

3 Am Beispiel der beiden Marquisen von Cambremer hat Proust schon in *Swann* den Chopin- und den Wagnerkult einander gegenübergestellt. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 481, Anm. 1.

Seite 316:

1 Entstelltes Zitat aus Baudelaires Gedicht »L'Albatros«.

2 Amsterdam und Holland sind Relikte aus der Zeit vor Albertine. Die entsprechende Figur heißt in den ersten Entwürfen Maria und stammt aus Holland. Holland war auch ein Geheimtyp der ästhetischen Avantgarde des Fin de siècle, zu der sich Mme. Cambremer-Legrandin zählt.

Seite 317:
1 Zwischen 1899 und 1904 wurde eine Reihe von Gesetzen verabschiedet, die Mitglieder religiöser Orden vom Unterricht an öffentlichen Schulen ausschlossen. Nach dem Sieg der Japaner im russisch-japanischen Krieg (1904-1905) wurde »gelbe Gefahr« zu einem geläufigen Ausdruck.

2 Anspielung auf die 1884 in der Opéra-Comique uraufgeführte Oper *Manon* von Jules Massenet (1842-1912). Anspielung auch auf die Auseinandersetzungen zwischen Proust und seinem Freund Reynaldo Hahn, der weder mit Wagner noch mit Debussy etwas anfangen konnte, dafür die Vertreter der französischen Tradition wie Massenet verehrte.

Seite 318:
1 In seinem Artikel über Flauberts Stil zitiert Proust ein Beispiel. Vgl. *Essays* [13] S. 392.

Seite 319:
1 Schon in *Swann* ist Proust auf die Wirkungsgeschichte Chopins eingegangen. Zum Zeitpunkt der Soiree Saint-Euverte (vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 480-481) war Chopin beinahe vergessen. Jetzt, beim zweiten Aufenthalt Marcels in Balbec, hat die Neubewertung eingesetzt. Diese fand – historisch gesehen – u. a. im Kreis der Nouvelle Revue Française um Gide und Rivière statt. Zu Chopins 100. Geburtstag hat der *Courier musical* am 1. Januar 1910 eine Sondernummer mit Beiträgen u. a. von Maurice Ravel und Camille Mauclair herausgebracht. 1915 unternahm Debussy für den Verleger Jacques Durand eine Chopin-Ausgabe, von der aber nur zwölf Etüden erschienen sind.

Seite 320:
1 An anderer Stelle charakterisiert und karikiert das Verfahren, Unbedeutendes neben Bedeutendes zu setzen, den Herzog von Guermantes. Vgl. *Guermantes* [16]

S. 688. Hier wird es vom Erzähler selbst angewandt, doch hat es auch an dieser Stelle karikierende Wirkung. *Latude ou trente-cinq ans de capti- vité* (1834) ist ein Melodrama von Guilbert de Pixerécourt und Anicet Bourgeois (Musik von Alexandre Picinni), in dem der Protagonist in der letzten Szene nach fünfunddreißig Jahren im Kerker das Sonnenlicht wieder erblickt. Damit vergleicht Proust eine Stelle aus dem Gefangenenchor aus *Fidelio*: »O welche Lust, in freier Luft den Atem leicht zu heben« (Finale des ersten Akts).

Seite 321:
1 En passant schreibt Proust ein Miniatur-Pastiche Henri de Régniers. Vgl. das Régnier-Pastiche in *Nachgeahmtes und Ver- mischtes* [12].

Seite 322:
1 Der Philosophieprofessor Elme Caro (1826-1887) und der Literaturprofessor Ferdinand Brunetière (1849-1906) hielten an der Sorbonne öffentliche Vorlesungen, die von den Damen der besseren Gesellschaft eifrig besucht wurden. Der Geiger und Dirigent Charles Lamoureux (1834-1899) gründete 1881 die Konzertreihe der Nouveaux Concerts, die später nach ihrem Gründer benannt wurden.

Seite 327:
1 Die Anspielung betrifft dieselbe Szene (III , 3) wie kurz zuvor: Pelléas entsteigt dem Gewölbe, betritt die Terrasse, atmet den Blütenduft und hört die Glocken Mittag läuten.

Seite 331:
1 Von diesem Zimmermädchen war bisher nirgends die Rede.

Seite 334:
1 Gemeint sind die vierwöchigen Wiederholungskurse, zu denen die Reservisten einzurücken hatten. Zu Prousts Bemühungen, seinen Kammerdiener Nicolas Cottin von dieser Pflicht zu befreien, vgl. Painter [45] Bd. II , S. 177.

Seite 336:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 229. In etwas plakativer Weise wird hier die Parallele zwischen den Liebesbeziehungen des Romans (Swann/Odette, Marcel/Gilberte, Marcel/Albertine) weitergeführt. Merkwürdigerweise wirkt die »zeitgebundene« Diskussion mit den Damen Cambremer über

Chopin und Debussy aktueller als Prousts Ausführungen zur Psychologie der Liebe.

Seite 339:
1 Dieser Vogel ist ein weiteres Fragment jenes Seestücks, das Proust vom ersten Aufenthalt in Balbec in den zweiten verschoben hat. Vgl. S. 306, Anm. 1.

Seite 346:
1 Nur selten zieht Proust dieses Register persönlicher Betroffenheit. Er tut es meist an Schlüsselstellen, beispielsweise am Schluß der Passage über die Kirche von Combray in *Swann*. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 99. Auch der vorliegende Abschnitt aus *Sodom und Gomorrha* war ursprünglich als Kapitelschluß gedacht. Vgl. Pléiade [3] Bd. III , S. 1469.

Seite 347:
1 Die erste französische Ausgabe von *Tausendundeiner Nacht* stammt von Antoine Galland (1646-1715). Sie erschien zwischen 1704 und 1717 in zwölf Bänden. Galland hat das Werk gekürzt und dem Zeitstil des Rokoko angepaßt; »er hat es kastriert und ihm jedes Salz genommen«, schreibt Joseph Mardrus (1869-1949) im Vorwort seiner zwischen 1899 und 1904 erschienenen (vollständigen und wortgetreuen) Übersetzung. Wie Daria Galateria gezeigt hat, paßt *Tausendundeine Nacht* in den Kontext von *Sodom und Gomorrha* nicht nur wegen der Figur des homosexuellen Dichters Abu Nuwàs, sondern auch wegen der Frau des Übersetzers. Lucie Delarue-Mardrus gehörte in den Vorkriegsjahren zu dem Kreis sapphischer Dichterinnen um Natalie Clifford Barney und Renée Vivien, einem Kreis, dem auch Montesquiou nahestand. Vgl. Mondadori [36] Bd. III , S. 855.

Seite 348:
1 Zur »année Augustin Thierry« vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 224, Anm. 1. Wie bei Mardrus sind in Thierrys *Récits des temps mérovingiens* (1840) die Namen nicht französisiert. Um den zitierten Halbvers zu identifizieren, der den bisherigen Proust-Kommentatoren ein Rätsel geblieben ist, brauchte es die Belesenheit meines mediävistischen Kollegen Luciano Rossi. Das Zitat stammt aus der Geschichte Frankreichs eines Abbé Gauthier, von der bei Anatole France in *Le livre de mon ami* (1885) die Rede ist. Die Szene erzählt eine Schulstunde: »Es passierte, wäh-

rend ich meine Lektion aufsagte; es waren Verse des Abbé Gauthier über die ersten französischen Könige. Ich sagte jeden Vers in einem Atemzug, als bestünde er nur aus einem Wort: *Pharamondfutdit-onlepremierdesrois / Queles Francsdansla Gauleonmissurlepavois / Clodioprend Cambra- ipuisrègne Mérovée*… Doch hier hielt ich plötzlich inne und wiederholte: *Mérovée, Mérovée, Mérovée.*« Vgl. *Le livre de mon ami*, Paris, Calmann-Lévy, o. J., S. 131.

Seite 354:
1 Die vorangehende Passage ist ein Mittelding zwischen Zitat und Pastiche von Leconte de Lisles Übersetzung der *Orphi- schen Hymnen*. Vgl. S. 157, Anm. 1. In der Regel überträgt Proust (in karikierender Weise) die Bewunderung für den Dichter des Parnasse auf Bloch. An dieser Stelle übernimmt der Erzähler die Funktion seiner Komplementärfigur. Für den Autor ist die Bewunderung gegenüber Leconte de Lisle auch eine Erinnerung an die Schulzeit und damit an seine Schulkameraden (Bizet, Halévy). Wie Daria Galateria gezeigt hat, ist die Verwandlung der Fee Viviane in den gestiefelten Kater ein Indiz für die Doppeldeutigkeit der ganzen Passage.

Seite 357:
1 Vgl. die Anspielungen auf Racines religiöse Tragödien S. 100-102 und 259. Die folgenden, teils ungenauen Zitate stammen aus *Athalie*: Vers 788-791, 772, 1279, 794, 253-254, 784-785, 821-822, 824-825, 1201-1204.

Seite 362:
1 Die verschlungenen Wege des Serails sind eine Anspielung auf Racines Tragödie *Bajazet*.

2 Zitat aus Fromental Halévys Oper *La Juive* (1835). Diesen Chor (II , 1) zitiert Proust auch in *Swann*. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 134.

3 Zitat aus Offenbachs Opéra-bouffe *Les Brigands* (1869). Es handelt sich um eine Arie des Fragoletto (I , 6).

4 Mit ganz wenigen Ausnahmen hat es Proust vermieden, ihm nahestehende Menschen direkt in seinem Roman auftreten zu lassen. Nach Bertrand de Fénelon (vgl. S. 255) folgt hier Céleste Albaret. Während jedoch die Hommage an den Freund

einen Einschub bildet, in dem sozusagen der Autor spricht, ist jene an die Haushälterin in die Romanfiktion eingebettet. Céleste Albaret und ihre um drei Jahre ältere Schwester Marie Gineste stammten aus Auxillac in der Lozère. Von 1914 bis zu seinem Tod war Céleste Prousts Haushälterin. Ihre Erinnerungen, *Monsieur Proust* (Paris, Robert Laffont, 1973), sind eine wertvolle, wenn auch nicht immer ganz zuverlässige Quelle der Proust-Biographik. Schenkt man ihr Glauben, so stimmt die Szene aus *Sodom und Gomorrha* mit der Wirklichkeit überein.

Seite 367:
1 Saint-Léger Léger ist das erste Pseudonym von Alexis Léger (1887-1975), der später unter dem Namen Saint-John Perse publizierte. Der Band *Éloges* ist 1911 erschienen. Céleste berichtet, auf ihre Bemerkung über die fraglichen Verse habe Proust mit schallendem Gelächter reagiert und sie seinen Freunden weitererzählt.

Seite 368:
1 Vers 1 aus dem Gedicht »Ici-bas« von Sully Prudhomme (1839-1907). Das Gedicht findet sich in dem Band *Stances et Poèmes* (1865).

2 Wie Céleste berichtet, war einer ihrer vier Brüder mit einer Nichte des Erzbischofs von Tours verheiratet. Von einer Verwandtschaft mit dem Bischof von Rodez ist jedoch in *Mon- sieur Proust* nicht die Rede.

Seite 375:
1 Gemeint ist das Stück und nicht die Rolle, denn nicht Amphitrion, sondern sein Diener Sosias kriegt in Molières Komödie (I , 1) eine Tracht Prügel verpaßt, die eigentlich seinem Doppel gilt.

Seite 380:
1 In *Jean Santeuil* finden sich zwei Entwürfe zu der folgenden Szene. Vgl. *Jean Santeuil* [18] S. 300 und 769.

Seite 384:
1 Die Begegnung zwischen Charlus und Morel ist eine Schlüsselstelle der *Recherche*. In ihr verknüpfen sich mehrere Handlungsstränge des Romans, und Morel wird von einer Nebenzu einer Hauptfigur. Von den ersten Entwürfen an (1909) bis zur Drucklegung hat Proust die Szene immer wieder überarbeitet. Um die Jahrhundertwende waren in der besseren Gesellschaft Affären mit attraktiven Musikern an

der Tagesordnung. Die Fürstin von Chimay ist mit einem Geiger aus einem Zigeunerorchester durchgebrannt; Montesquiou protegierte während einiger Jahre den Pianisten Léon Delafosse, den Proust ihm 1894 vorgestellt hatte; und der Baron Doasan, den Proust 1892 kennengelernt hatte, ruinierte sich für einen polnischen Geiger. Vgl. Painter [45] Bd. I , 233 und 166.

Seite 390:
1 Der Gummianzug Albertines ist eine Erinnerung an Agostinelli. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 92.

Seite 391:
1 Zitat aus dem Gedicht »La maison du berger« (Vers 323-324) aus der Sammlung *Les Destinées* (1864) von Alfred de Vigny.

2 An dieser Stelle beginnt eine der längsten Gesellschaftsszenen der *Recherche*, die Soiree bei den Verdurins auf La Raspelière. Cocteau, der als Bewunderer Prousts bekannt ist, hat folgendes über diese Szene gesagt: »Es ist nicht lesbar. Und ich habe es Wort für Wort gelesen. Ein Wust von schlecht geschriebenen Sätzen, von Klammern, nach denen die Sätze in der Luft hängenbleiben, von vulgärer Komik, von Figuren, die fallengelassen werden und unvermittelt wieder auftauchen.« (*Voll- endete Vergangenheit*, München und Zürich, Piper, 1989, Bd. I , S. 232.)

Seite 393:
1 Eines der Modelle von Ski ist Frédéric (genannt Coco) de Madrazo, der im Salon von Mme. Lemaire verkehrte.

2 Brichot repräsentiert die traditionellen Tendenzen der Universität. Sein Name erinnert an Brichet, Prousts Mathematiklehrer am Lycée Condorcet, oder an Victor Brochard, Philosophieprofessor an der Sorbonne, dem Proust im Salon von Mme. Aubernon begegnet ist, doch sind Gelehrte wie Ferdinand Brunetière oder Émile Faguet wichtigere Modelle für Prousts Romanfigur.

Seite 395:
1 Mit »Nouvelle Sorbonne« bezeichnet Proust die 1889 inaugurierte und 1896 durch ein neues Gesetz institutionalisierte neue Universität Paris. Vgl. das grund-

legende Werk von Antoine Compagnon, *La Troisième République des lettres*, Paris, Seuil, 1983.

Seite 396:
1 Zur ephemeren Mode, den Zylinder am Boden zu deponieren, vgl. *Guermantes* [16] S. 295. Daß bei Landpartien der Zylinder fehl am Platz ist, bemerkt der Herzog von Guermantes anläßlich eines Bildes von Elstir. Vgl. ibid., S. 701.

Seite 399:
1 Es handelt sich um Octave. Vgl. *Im Schatten junger Mädchen- blüte* [15] S. 650 und 658.

Seite 404:
1 Abel Villemain (1790-1870), Literaturkritiker und Professor an der Sorbonne, Politiker und Mitglied der Académie française. Bei der Zuschreibung der äußerst farbigen Worte hat Proust zwischen mehreren Autoren geschwankt. Schließlich nahm er sich den äußerst farblosen Villemain zum Opfer, vielleicht auch um Baudelaire zu rächen, dem Villemain als Sekretär der Académie bei seinem Aufnahmegesuch alles andere als behilflich gewesen war.

Seite 405:
1 Seit seinem ersten Auftreten (und wie Proust selbst, man denke an die »kleine Kammer, die nach Iriswurzel roch« in *Swann*) ist Cottard der Spezialist für Umschreibungen der Toilette. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 381 und Anm. 1. Weitere Beispiele werden folgen.

Seite 406:
1 Den berühmten Ausspruch Talleyrands über »le plaisir de vivre« in den Jahren um 1780 zitiert Proust nach Hippolyte Taines *Origines de la France contemporaine* (2. Buch, 2. Kapitel), wo anstelle von »plaisir« »douceur« steht.
2 Paul de Gondi (1613-1679) ist der bürgerliche Name des Cardinal de Retz. Den Darwinschen Ausdruck »struggle for life« hat Alphonse Daudet in seiner Komödie *La lutte pour la vie* (1889) in »struggle-for-lifeur« umgewandelt. Der Ausdruck Brichots nimmt Bezug auf das abenteuerliche Leben des Kardinals in den Wirren der Fronde.

3 Mit Marcillac ist der Herzog von La Rochefoucauld (1613-1680), Autor der *Maximen*, gemeint, der bis zum Tod seines Vaters den Titel Fürst von Marcillac führte. Brichots Verbindung der Fronde, an der auch La Rochefoucauld teilnahm, und der nationalen Bewegung um den General Boulanger in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist völlig sinnlos.

Seite 407:

1 In einem Flügel des ehemaligen Frauenklosters wurde nach der Revolution ein Wohnheim eingerichtet. Madame de Récamier hielt dort von 1814 an ihren Salon, wo u. a. Chateaubriand, Lamartine und Hugo ihre Werke vorlasen.

2 Von 1734 bis 1740 wohnte Voltaire bei Madame du Châtelet auf ihrem Schloß im Departement Haute-Marne. Brichots Bosheit besteht darin, daß er den bürgerlichen Namen mit einem Adelsprädikat verbindet.

3 Vgl. S. 334, Anm. 1.

Seite 408:

1 Es bleibt offen, ob sich dieser Hinweis auf Agrippina oder Theodora bezieht.

2 »Christus« zielt auf *Matthäus* X , 37: »Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert«; »Kaiser«, wie Compagnon gezeigt hat, auf die Worte, die Wilhelm II . im November 1891 ins goldene Buch der Stadt München eintrug (»Suprema lex, regis voluntas«), sowie jene, die er kurz darauf in Potsdam an seine Rekruten richtete, nämlich »ohne zu murren« auf ihre Brüder, Schwestern, Väter und Mütter zu schießen, wenn der Kaiser es befehle. Die Weltmeinung zeigte sich über diese Aussprüche bestürzt.

Seite 409:

1 Vers 47 aus Vignys Gedicht »Éloa« (*Poèmes antiques et modernes*, 1826). Montesquiou zitiert diesen Vers als Epigraph in seiner Gedichtsammlung *Les chauves-souris*. In einem Brief vom Juni 1907 an Montesquiou, der ihm eine Neuauflage seiner Gedichte geschickt hat, zitiert Proust den Vers seinerseits. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. VII , S. 174.

Seite 413:

1 Zu den beiden Koryphäen der Medizin vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 274, Anm. 2, und *Guermantes* [16] S. 421, Anm. 1.

Seite 415:
1 Wie Anatole France oder Émile Mâle stand Proust den Restaurierungen à la Viollet-le-Duc kritisch gegenüber. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 242, Anm. 1.

2 Ein weiteres Rätsel Brichots. Gemeint ist Charles Maurice de Talleyrand-Périgord (1754-1838), der sich als junger Geistlicher Abbé de Périgord nannte.

Seite 416:
1 »Travailler pour le roi de Prusse« heißt auch »umsonst arbeiten«. Brichots Witz besteht darin, daß er die sprichwörtliche Redensart im eigentlichen Sinn verwendet.

Seite 420:
1 Während Debussy nie deutlich Partei ergriff, machte der Wagnerianer Vincent d'Indy kein Hehl aus seinen Überzeugungen. Er war ein erklärter Gegner von Dreyfus und Antisemit.

Seite 423:
1 Brichot weiß offenbar nicht, daß die junge Marquise von Cambremer eine Ästhetik vertritt, die jener Meilhacs gerade entgegengesetzt ist. Wie Mérimée ist Henri Meilhac (1831-1897), der zusammen mit Ludovic Halévy die Textbücher für Offenbachs Opéra-bouffes verfaßte, ein Lieblingsautor der Herzogin von Guermantes. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 484, Anm. 1, und *Guermantes* [16] passim.

2 Vgl. S. 309. Brichot hält in *Sodom und Gomorrha* II drei etymologische »Vorlesungen«, die erste in der Trambahn während der Fahrt zur Raspelière, die zweite im Laufe des Diners bei den Verdurins, die dritte, am Schluß des dritten Kapitels, wiederum in der Trambahn, nach einem weiteren Besuch auf der Raspelière. Die Ausführungen Brichots bedeuten für Marcel das Ende einer Illusion. In *Guermantes* verlieren die Personennamen, in *Sodom und Gomorrha* die Ortsnamen ihren Zauber. Der Pfarrer von Combray repräsentiert die Lokalgeschichte mit ihren Volksetymologien, Brichot die moderne Sprachwissenschaft. Antoine Compagnon hat Prousts Interesse für Etymologien ausführlich untersucht und die einzelnen

Etymologien in *Sodom und Gomorrha* ebenso ausführlich kommentiert. Wir verweisen für Einzelheiten auf seine Ausgaben (Pléiade [3] und folio [5]) und beschränken uns im folgenden auf einige Hinweise. Während Proust die Etymologien in *Swann* aus Jules Quicherat bezieht (*De la formation française des anciens noms de lieu*, 1867), stützt er sich in *Sodom und Go- morrha* II hauptsächlich auf Hippolyte Cocheris (*Origine et formation des noms de lieu*, 1874 und 1885). Dazu kommen Informationen u. a. aus Édouard Le Héricher (*Philologie topogra- phique de la Normandie*, 1863) und Auguste Lognon (*Origines et formation de la nationalité française*, 1912), während Proust offenbar Lognons bekanntestes Werk, *Les noms de lieu de la France*, 1921-1929, nicht benutzte. Schließlich hat sich Proust einige Etymologien selbst zurechtgelegt. Im März 1922 schreibt er an Louis Martin-Chauffier, den er um etymologische Auskünfte gebeten hatte: »Seien Sie ohne Sorge wegen der furchterregenden Etymologien, über die ich Sie befragen wollte. Ich habe mich so gut wie möglich aus der Affäre gezogen, das heißt eher schlecht. Alles, was daran frei erfunden oder falsch ist, wird man meinen unkundigen Personen anlasten müssen.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XXI , S. 91.

Seite 424:
1 Proust setzt Saint-Martin-le-Vieux, doch geht es offensichtlich immer noch um das einige Zeilen weiter oben genannte Saint-Martin-le-Vêtu. Wir korrigieren.

Seite 427:
1 Die Namen dieser Heiligen entstammen Prousts Phantasie.

Seite 428:
1 Jean-Baptiste Poquelin, alias Molière.

Seite 429:
1 Figur aus Molières *Le malade imaginaire*. Prousts kleines Molière-Pastiche weist auf die 5. Szene des 3. Aktes dieser Komödie.

2 Francisque Sarcey (1827-1899), Theaterkritiker, über dessen altväterlichen Ton sich Proust schon in einem seiner frühesten Texte, »Die Satire und der französische Geist«, lustig gemacht hat. Vgl. *Essays* [13] S. 47.

Seite 432:

1 Anspielung auf den amerikanischen Zirkusdirektor Phineas Taylor Barnum (1810-1891), dessen Memoiren 1899 bei Hachette unter dem Titel *Les millions de Barnum, amuseur des peuples* erschienen.

Seite 436:
1 Eigentlich sollte sich Cottard in dem anderen Wagen befinden. Vgl. S. 434.

2 Von Anfang an gehört die Diskussion um die großen Pianisten zum Thema Verdurin. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 274 und Anm. 2. Zu den dort vorgestellten Planté und Risler tritt nun der polnische Pianist und Komponist Ignace Paderewski (1860-1941), der 1888 in Paris aufgetreten ist.

3 Gemäß Sueton (*Leben der Caesaren* VI , 49) gab sich Nero nach diesen Worten (»Was für ein Künstler geht mit mir zugrunde!«) den Tod. Das Zitat figuriert auch auf den rosa Seiten des *Petit Larousse*. Wie Compagnon gezeigt hat, spielt Proust auf die Tendenz deutscher Historiker an, Nero als großen Dichter oder großen Staatsmann darzustellen. Vgl. den Artikel »Nero« von A. Haackh in Paulys *Real-Enzyklopädie* (1848), das Werk Hermann Schillers, *Geschichte des Römischen Kaiserreichs unter der Regierung des Nero* (1872), und den Artikel von Ernst Hohl: »Domitius (Nero)« in *Paulys Realenzyklopädie* (1918).

Seite 442:
1 Wendungen aus Theokrits *Idyllen* und *Epigrammen* sind in *So- dom und Gomorrha* häufig. Proust bezog sie aus der Übersetzung von Leconte de Lisle, die 1869 erschienen ist.

Seite 443:
1 Unter diesem Pseudonym veröffentlichte die Frau von Léon Daudet in dessen Zeitung *L'action française* Kochrezepte. Die »demoiselles de Caen« (kleine Hummer, gegrillt) kennt Proust jedoch aus einem Kochbuch der Herzogin Élisabeth de Clermont-Tonnerre (*L'almanach des bonnes choses de France*, 1920), das er auch in *Guermantes* zitiert. Vgl. *Guermantes* [16] S. 705.

Seite 444:
1 In seiner »Élégie à Pierre Pascal« (1554) hat Ronsard die Legende seiner rumänischen Herkunft thematisiert. Henri Lognon, ein Sohn des Sprachwissenschaft-

lers, hat sie 1912 widerlegt. Vgl. *Pierre de Ronsard. Essai de biographie*, Paris, Champion, 1912.

Seite 447:
1 In La Raspelière faßt Proust seine Erinnerungen an Schlösser und Villen zusammen. Zur Illustration vgl. Nadine Beauthéac / François-Xavier Bouchart, *Les promenades de Marcel Proust*, Paris, Éditions du Chêne, 1997.

Seite 453:
1 Dieses Kapitel hat Proust nie geschrieben, doch taucht das Thema an mehreren Stellen seines Werks auf. Vgl. »Das Bekenntnis eines jungen Mädchens« in *Freuden und Tage* (1896); »Sohnesgefühle eines Muttermörders« (1907) in *Nachgeahmtes und Vermischtes*; eine Notiz mit den »bereits geschriebenen Seiten« in der Agenda von 1908: »die Gesichtszüge der Mutter in einem zügellosen Sohn« (vgl. *Le carnet de 1908* [8] S. 66); schließlich die Szene in Montjouvain aus *Swann* (1913).

Seite 455:
1 Jean Fialin, Herzog von Persigny (1808-1872), war Innenminister unter Napoleon III .

Seite 463:
1 Eine Anspielung auf diese Liaison findet sich in den *Jeunes filles*. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 155 f.

Seite 464:
1 Im folgenden (S. 478) nennt Proust auch die Titel der beiden Fabeln: »Der Mann und die Schlange« von La Fontaine und »Der Frosch vor dem Aeropag«. Eine Anspielung auf diese nirgends belegte Fabel findet sich bereits in *Swann*. Vgl. *Unter- wegs zu Swann* [14] S. 289 und Anm. 2.

2 Diese Passage läßt einige Fragen offen. Weshalb schreibt Proust Julien de Montchâteau? Spielt er auf eine wirkliche Mme. de Montchâteau an? Möglicherweise erinnert er sich an ein Werk von Michel Masson, *Les enfants célèbres, ou histoire des enfants de tous les siècles et de tous les pays qui se sont immorta- lisés par le malheur, la piété, le courage, le génie, le savoir et les talents* (1837), in dem Pico della Mirandola und ein François de Beauchâteau als Beispiele figurieren.

Seite 468:
1 Fernand Barbedienne (1810-1892) war spezialisiert auf die Reproduktion und Verkleinerung von Statuen. Um die Jahrhundertwende befand sich sein Geschäft, »Bronzes Barbedienne«, am Boulevard de la Poissonnière, Nr. 30.

Seite 471:
1 Protagonist von Molières Komödie *L'Avare*.

Seite 472:
1 Wir nehmen an, Proust forme zu seinen Zwecken Anadyomene in Androgyne um. Ob es sich dabei um einen Lapsus oder um ein Wortspiel handelt, bleibt offen.

Seite 475:
1 In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts sind in Frankreich mehrere kommentierte Auszüge aus der *Theodizee* erschienen.

2 Der englische Philosoph Stuart Mill (1806-1873) steht als Beispiel für den Empiriker. Für ihn erschließt die sinnliche Wahrnehmung die objektive Wirklichkeit der Welt. Der französische Philosoph Jules Lachelier (1832-1918) dagegen stellt die individuelle Erfahrung als Grund von Erkenntnis sowie die objektive Wirklichkeit der Welt in Frage.

Seite 478:
1 Auf Deutsch: »Natternbruck«.

Seite 481:
1 Freies Zitat nach einem Brief vom 1. Oktober 1684.

Seite 482:
1Zu Wagner und d'Indy vgl. auch *Freuden und Tage* [11] S. 70.

Seite 484:
1 Gemeint sind die Senatoren.

Seite 485:
1 Vorbild dieser episodischen Figur ist der schwedische Philosoph Algot Ruhe (1867-1944). Ruhe hat Bergson ins Schwedische übersetzt und kommentiert. Außerdem hat er 1917 in dem Jahrbuch *Var Tid* einen Artikel über Proust publiziert. Wie im Falle von Huxley (vgl. S. 60) bedankt sich Proust (allerdings auf seine Weise).

Seite 486:
1 Émile Boutroux (1845-1921), Philosophieprofessor an der Sorbonne.

2 Gemeint sind die Mitglieder der Académie française.

Seite 487:
1 Anspielung auf den Schauspieler Porel, der von 1884-1892 das Théâtre de l'Odéon leitete. In der Geographie der Gesellschaft und der Theaterwelt lag um die Jahrhundertwende das Odéon noch in der Provinz; Provinzen wurden im alten Rom von Prokonsuln verwaltet.

Seite 489:
1 »Évier« bedeutet Ausgußbecken.

2 Die Vertonung von *La chercheuse d'esprit* (1741), Lustspiel von Charles-Simon Favart (1710-1792), wird (wohl fälschlicherweise) Egidio Romualdo Duni (1708-1775) zugeschrieben. 1888 wurde das Stück im Alcazar-Theater, 1900 in der Opéra-Comique wiederaufgenommen.

Seite 490:
1 Diese Überlegung erinnert an die Theorien des Soziologen Gabriel de Tarde (1843-1904) in *Les lois de l'imitation* (1890) und *La logique sociale* (1895). Zu Tarde und Proust vgl. Anne Henry, *Marcel Proust. Théories pour une esthétique*, Paris, Klincksieck, 1981.

Seite 492:
1 Das Théâtre de l'Odéon wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts von den Architekten Peyre und Chalgrin in der Form eines antiken Tempels erbaut. Zielscheibe von Brichots Diatribe ist André Antoine, dessen Théâtre Libre im Pariser Fin de siècle das Zentrum der theatralischen Avantgarde war. Dort wurden u. a. Ibsen, Turgenjew, Verga und Tolstoj gespielt. 1896 und 1906 bis 1914 leitete er das Odéon. Tolstojs *Auferstehung* wurde 1902, *Anna Karenina* 1907 im Odéon gegeben.

2 Die Replik von Charlus bezieht sich auf nichts Vorangehendes. Ein Pastellporträt Favarts von Jean-Étienne Liotard aus dem Jahre 1757 ist in der März-Nummer der Zeitschrift *Les Arts* abgebildet.

Seite 493:
1 Gemeint ist wohl nicht die in *Swann* genannte Jeanne Samary, sondern deren ältere Schwester Marie, die zur Truppe des Odéon gehörte.

2 Zerbina, Tranche-Montagne und der Pedant sind Figuren des komischen Repertoires, die auch in Théophile Gautiers Roman *Le Capitaine Fracasse* (1863) auftreten. Die Protagonistin von *La chercheuse d'esprit* heißt nicht Zerbina, sondern Nicette.

Seite 494:
1 Daria Galateria hat gezeigt, daß Brichots Gelehrsamkeit aus dem Reiseführer stammt, hier z. B. aus *La Haute Normandie*, Paris, Delagrave, o. J.

2 Metonymie für Tafelfreuden. Anthelme Brillat-Savarin (1775-1826) schrieb das Werk *La physiologie du goût* (1825).

Seite 496:
1 In *Swann* heißt der Maler Biche.

Seite 497:
1 Proust liebt es, seinen Leser an frühere Szenen des Romans zu erinnern, hier an das Gespräch zwischen Mme. Cottard und Swann am Ende von »Eine Liebe Swanns«. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 542.

2 Der Maler Paul Helleu (1859-1927) ist eines der Vorbilder von Elstir. Er gehörte zum Künstlerkreis um Robert de Montesquiou, der auch eine Studie über ihn verfaßt hat (*Paul Hel- leu, peintre et graveur*, Paris, Floury, 1913). Als »Watteau à vapeur« hat ihn Degas bezeichnet.

Seite 502:
1 Die Auflistung der Titel von Charlus zeigt – in einer Art von Selbstparodie – Prousts Faszination angesichts von Namen und Titeln. Parallel zu den etymologischen »Vorlesungen« Brichots stehen in der Szene der Soiree auf der Raspelière die genealogischen Tiraden von Charlus. Zu Prousts Quellen, die wir im folgenden nicht einzeln nachweisen, zählen nicht nur die Memoiren Saint-Simons oder der Gotha-Almanach, sondern auch der Graf Robert de Montesquiou-Fezensac.

Seite 505:
1 Relikt einer Episode aus den Entwürfen, die Proust ursprünglich in *Le Temps retrouvé* wiederaufnehmen wollte. 1908 notiert er in seiner Agenda: »Vielleicht in den Häusern von früher ein grünes Stück Perkal, das ein Fenster in der Sonne stopft, um mir diesen Eindruck zu geben.« Vgl. *Le carnet de 1908* [8] S. 63.

Seite 507:
1 Mit der Regel der drei Adjektive, auf die er mehrmals zurückkommen wird, parodiert Proust ein rhetorisches Verfahren, das er selbst häufig anwendet, wobei nicht immer deutlich wird, ob in parodistischer Absicht.

Seite 509:
1 Die Bemerkung geht auf einen Artikel von Ferdinand Bac in der *Revue de Paris* vom 1. April 1916 zurück, der vom Besuch zweier französischer Herzöge auf der kaiserlichen Jacht während der Kieler Regatten berichtet. »Sie haben mich«, soll der Kaiser gesagt haben, »noch nicht gefragt, Monseigneur – er nennt alle französischen Herzöge Monseigneur –, wie ich über Elsaß-Lothringen denke.« Im folgenden legt Proust seiner Figur weitere Zitate aus diesem Artikel in den Mund. Vgl. auch *Guermantes* [16] S. 739.

2 Hugo von Tschudi (1851-1911). Als Direktor der Königlichen Nationalgalerie kaufte Tschudi von 1895 an Werke französischer Impressionisten, wodurch er das Mißfallen des Kaisers erweckte. 1909 wurde er entlassen und wechselte zur Bayrischen Staatsgemäldesammlung in München. 1902 hat er ein Buch über Manet veröffentlicht. Zu Tschudi und den von ihm gesammelten Bildern vgl. den aufschlußreichen Ausstellungskatalog: *Von Manet bis van Gogh. Hugo von Tschudi und der Kampf um die Moderne*, Berlin, Nationalgalerie / München, Neue Pinakothek, 1996/1997.

Seite 510:
1 Die Eulenburg-Affäre (1906-1908) fällt in die für Proust entscheidenden Jahre nach dem Tod seiner Mutter (1905). Innerhalb der Romanhandlung, die 1899 spielt, bildet die Anspielung eine Anachronie. Es geht Proust jedoch darum zu zeigen, wie Charlus unmerklich von einem seiner Phantasmen zum anderen getrieben wird.

2 Der Gotha, ein diplomatischer und genealogischer Almanach, erschien von 1763 bis 1944 in deutscher und französischer Version in Gotha.

Seite 511:
1 Mit den Emigranten sind die nach der Revolution ins Ausland ausgewanderten Adligen gemeint. Der Ausspruch Swanns erscheint an keiner anderen Stelle der

Recherche. Melanie Walz macht mich darauf aufmerksam, daß Proust hier einen Ausspruch anklingen läßt (»Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen«), der oft Talleyrand zugeschrieben wird, jedoch auf den Chevalier de Panat zurückgeht, der in einem Brief von 1796 an Mallet du Pan mit Bezug auf die Royalisten schreibt: »Personne n'a su rien oublier ni rien apprendre«. Vgl. Georg Büchmann, *Geflügelte Worte*.

Seite 516:
1 Das im folgenden entwickelte Thema eines Rangstreits zwischen Fürstinnen ausländischer Abstammung und französischen Herzoginnen bezieht Proust aus den Memoiren von Saint-Simon.

Seite 517:
1 »Maecenas, Sproß königlicher Vorfahren«, Zitat aus Horaz, *Oden* I , 1.

Seite 518:
1 Anspielung auf die erste Sonate für Geige und Klavier (1876) von Gabriel Fauré (1822-1890). Aufgrund eines autobiographischen Zusatzes (vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 509, Anm. 1) wird die Geigensonate von Vinteuil meist mit jener von César Franck assoziiert, die von 1886 datiert. Stilistisch paßt jedoch Fauré zumindest ebenso gut zu Prousts Passagen über die Sonate Vinteuils wie Franck.

Seite 519:
1 Prousts Interesse an den geheimnisvollen Mechanismen, die den Charakter und das Verhalten eines Menschen bestimmen, artikuliert sich zum erstenmal in einigen Texten des Jahres 1893: »Der Gleichgültige«, »Melancholische Sommertage in Trouville«, »Wahrhaftige Gegenwart« oder »Vor der Nacht« (alle in *Freuden und Tage* [11]). Die zeitgenössischen Untersuchungen zu dem Thema, z. B. Alfred Binets *Les altérations de la personnalité* (1892), waren Proust teilweise bekannt.

Seite 520:
1 Auch Prousts Interesse an den ästhetischen Modeströmungen äußert sich in den Texten von 1893, beispielsweise in »Fächer«, wo Haydn, Händel und Palestrina Wagner, Franck und d'Indy den Rang ablaufen. Vgl. *Freuden und Tage* [11] S. 72. In der folgenden Szene, die an jene auf S. 315 und 482 anknüpft, wird Franck von Debussy und Debussy von Scarlatti verdrängt.

2 »Fêtes« ist das zweite der drei *Nocturnes* von Debussy. Es ist verständlich, daß Morel bei der Adaptation dieses Orchesterstücks für Geige nicht über die ersten Takte hinauskommt.

3 1831 uraufgeführte Oper von Giacomo Meyerbeer. Antoine Compagnon weist darauf hin, daß in einem Roman von Henri de Saussine (dem übrigens das Prosastück »Fächer« gewidmet ist), *Le Prisme* (1895), eine ähnliche Szene stattfindet. 1893 hat Proust einen Roman von Saussine, *Le nez de Cléo- pâtre*, besprochen; sein Vorschlag, in der *Revue blanche* den Roman *Le Prisme* zu rezensieren, wurde von den Redakteuren abgelehnt.

4 Es ist anzunehmen, daß Proust hier eine Verwechslung unterläuft. Bei dem Scarlatti, der um die Jahrhundertwende u. a. von dem avantgardistischen Kreis um die Schola Cantorum wiederentdeckt wurde, handelt es sich um Alessandro (1660-1725); bei jenem, dessen Klavierstücke einem den Schlaf rauben können, um Alessandros Sohn Domenico (1685-1751).

Seite 522:

1 Die Anspielung zielt nicht auf die Rosenkreuzer des 17. Jahrhunderts, sondern auf eine exzentrische Gruppe von Literaten, die sich in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts um Joséphin (genannt »Tsar«) Péladan scharte und sich Rose-Croix nannte.

Seite 525:

1 Nach den Auslassungen von Brichot und Charlus ist nun die Reihe an Cottard. Die Kinder Cottards sind ein Relikt aus früheren Textfassungen.

2 Anspielung auf zwei Sängerinnen: Célestine Galli-Marié und Speranza Engally, die beide an der Opéra-Comique auftraten.

Seite 526:

1 Charles Bouchard (1837-1915) war wie die beiden weiter unten genannten Gabriel Bouffe de Saint-Blaise und Maurice Courtois-Suffit ein Kollege von Prousts Vater in der Académie de médecine. Zu Jean-Martin Charcot (1825-1893), dem bedeutendsten französischen Neurologen seiner Zeit, vgl. *Guermantes* [16] S. 421.

Seite 529:

1 Melanie Walz macht mich darauf aufmerksam, daß es (laut Auskunft der Sommeliere Paula Bosch) früher üblich war, Jahrgangsportwein und -cognac mit der Faß- oder Gebindenummer zu versehen, anhand deren man den Jahrgang erfragen konnte; dieses Verfahren wich der Nennung des Jahrgangs auf dem Etikett, es wird aber heute noch bei gewissen Whiskeysorten angewendet.

Seite 533:
1 Gemeint ist die Idee, es sei besser, in den Häusern alles beim alten zu belassen.

2 Anspielung auf die Fabel »Das Dromedar und das Floßholz« (»Le chameau et les bâtons flottants«, IV , 10).

Seite 538:
1 Deutlicher Hinweis auf den Einrichtungskünstler Robert de Montesquiou.

Seite 539:
1 Anspielung auf das Porträt des Marquis d'Huxelles in den Memoiren Saint-Simons, wo nicht nur von Dünkel und Faulheit, sondern auch von »griechischen Ausschweifungen« mit jungen Offizieren und schönen jungen Burschen die Rede ist. Vgl. *Mémoires* [24] Bd. II , S. 304.

Seite 546:
1 Proust spielt mit der Zukunft seiner Romanfiguren, in der die Lüge Madame Verdurins Realität wird.

Seite 549:
1 Gemeint ist der Pik-König.

Seite 550:
1 Inmitten eines banalen Gesprächs schlägt Proust plötzlich eines seiner Lieblingsthemen an (atmosphärische Wechsel und Stimmungswechsel der Seele), und er entwickelt es in einem Satz, dessen Rhythmus und Motive auf Chopin weisen. Vgl. den berühmten Satz über die Chopinschen Themen in *Unterwegs zu Swann* [14] S. 480. Das Tannengehölz erinnert weniger an die Normandie als an die Villa Bessaraba von Mme. de Brancovan in Amphion bei Évian. Vgl. S. 303, Anm. 1.

Seite 551:
1 Anspielung auf eine Szene der mittelalterlichen Vergil-Tradition. Vergil, der im Mittelalter auch als Arzt und Magier auftritt, soll die heilenden Quellen von Pozzuoli entdeckt und den anderen Ärzten der Gegend ihre Patienten abtrünnig

gemacht haben. Die Ärzte von Salerno zerstörten die Anlage, doch fanden sie auf der Rückfahrt in einem Sturm den Tod. Woher Proust diese Szene kannte, bleibt zu untersuchen.

Seite 557:

1 Die folgende Betrachtung über das Bewußtsein im Schlaf und im Traum (S. 557-564) bildet die Wiederaufnahme eines Themas, das Proust in jedem der vorangehenden Bände seines Romans behandelt. Man erinnert sich (dank einiger beinahe wörtlicher Reminiszenzen) an die Ouvertüre der *Re- cherche* (vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 7-15), den Schlaf in der Trunkenheit nach den Abenden in Rivebelle (vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 567), an Doncières (vgl. *Guermantes* [16] S. 114) und an die Träume mit der Großmutter in *Sodom und Gomorrha* II (S. 238 und 265).

2 An dieser Stelle wird deutlich, daß sich Proust auf Bergson bezieht, im besondern auf den Band *L'énergie spirituelle*, der 1919 erschienen ist. Bei Bergson werden die Phänomene des Traums mit realen Empfindungen des Träumenden verknüpft, während für Proust (kurz vor der Rezeption Freuds in den zwanziger Jahren) das »Bewußtsein« des Träumenden nicht an die faktische Wirklichkeit gebunden ist.

Seite 562:

1 Die Konstellation norwegischer Philosoph / Boutroux / Bergson ist die romanhafte Umsetzung einer Diskussion zwischen Proust und Bergson. Wie Edmond Jaloux berichtet (*Avec Marcel Proust*, Genf / Paris, La Palatine, 1953), fand das Gespräch im September 1920 nach einer Sitzung der Jury für den Prix Blumenthal statt, der in jenem Jahr Jacques Rivière zugesprochen wurde. Bergson, Proust sowie Boutroux gehörten dieser Jury an. Außerdem stützt sich Proust in der folgenden Passage auf das Kapitel »Le Rêve« (Vortrag aus dem Jahr 1901) in *L'énergie spirituelle* (1919). Deutsche Übersetzung: *Die seelische Energie*, Jena, Eugen Diederichs, 1928.

2 Proust hat sich regelmäßig gefährlich hohe Dosen von Schlafmitteln verabreicht. Vgl. Dominique Mabin, *Le sommeil de Marcel Proust*, Paris, PUF, 1992.

Seite 563:
1 Zitat aus dem Gedicht »Je te donne ces vers …« aus den *Fleurs du Mal*.

2 Die beiden Neoplatoniker Plotin und Porphyr passen nicht nur in den Kontext der »griechischen Zitate«, sondern auch in jenen der Erinnerungsthematik. Von Plotin ist auch in dem erwähnten Vortrag Bergsons über den Traum die Rede.

3 »Ja, ich glaube«, schreibt Bergson in »Der Traum«, »unser vergangenes Leben ist immer da, aufbewahrt bis in seine geringsten Einzelheiten; wir vergessen nichts, und alles, was wir vom ersten Erwachen unseres Bewußtseins an empfunden, gedacht und gewollt haben, besteht endlos fort. Doch leben die Erinnerungen, die mein Gedächtnis so in seinen tiefsten Tiefen aufbewahrt, dort im Zustande unsichtbarer Phantome.« (*Die seelische Energie*, S. 84-85.)

Seite 564:
1 Trotz seiner materialistischen Überzeugungen hat sich Proust in der Frage der Unsterblichkeit der Seele nie eindeutig festgelegt.

Seite 565:
1 Durch ein Versehen des Druckers wurde der folgende Abschnitt aus dem korrigierten Typoskript nicht in die Erstausgabe übernommen. Einem Vorschlag von Françoise Leriche folgend, fügen wir ihn wieder ein. Der Übergang vom Träumen zum Wachen erfolgt so über das Thema Madame Verdurin. Vgl. Livre de poche [6] S. 401-403, und Pléiade [3] Bd. III , S. 1555-1556.

Seite 566:
1 Von dem auf Spitzen spezialisierten Modehaus der Schwestern Callot ist schon in den *Jeunes filles* die Rede. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 682, Anm. 2.

Seite 568:
1 Der Bildhauer Claude Michel, genannt Clodion (1738-1814), war bekannt für seine Kinderstatuen. Die Amorstatue im Temple d'Amour des Petit Trianon stammt von Edme Bouchardon (1698-1762).

2 Dieser Einschub ist ein Relikt aus einer früheren Fassung des Texts.

3 Zitat aus Racines Tragödie *Esther* (Vers 125).

Seite 569:

1 Zitat aus *Esther* (Vers 112). Proust verlegt die beiden Verse aus *Esther* in den Kontext von *Athalie*.

Seite 570:
1 Robert de Montesquiou war als Bibeloteur bekannt.

Seite 571:
1 Anspielung auf eine berühmte Szene im 19. Gesang der *Odyssee*.

Seite 572:
1 Die während der Revolution geköpften Statuen der Fassade von Notre-Dame wurden zwischen 1844 und 1864 von Viollet-le-Duc restauriert. Proust stand Viollet-le-Duc kritisch gegenüber. Vgl. S. 415.

Seite 573:
1 Reminiszenz an Poes Novelle »The Purloined Letter«.

Seite 574:
1 Das Mineralwasser aus Contrexéville in den Vogesen gilt als Heilmittel gegen Nierenkrankheiten und Gicht.

Seite 579:
1 Proust verwendet für seinen Text Elemente aus dem ersten Aufenthalt in Balbec. Der Toilettenraum gehörte ursprünglich zum Zimmer der Großmutter, und die folgende Passage über den Wald von Chantepie entspricht beinahe wörtlich jener über den Wald von Chantereine. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 421 f.

Seite 580:
1 Anspielung auf den Chor der Okeaniden im *Gefesselten Pro- metheus* von Äschylus. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 422, Anm. 1.

Seite 581:
1 Proust hat das heroische Zeitalter des Automobils miterlebt. Sein Artikel »Impressions de route en automobile« im *Figaro* vom 19. November 1907 geht auf Ausflüge im Sommer 1907 zurück, bei denen ihn Alfred Agostinelli chauffierte.

Seite 583:
1 Die Faszination durch die Geschwindigkeit teilt Proust mit den Futuristen.

Seite 584:
1 Proust nimmt eine Empfindung auf, die er bereits in seinem Artikel von 1907 festgehalten hat: »Sobald sie uns in der Ferne erblickten, liefen uns alte, wackelige

Häuser behende auf der Straße, über die sie sich neigten, entgegen und reichten uns dabei einige frisch erblühte Rosen oder zeigten uns voll Stolz die junge Stockrose, die sie aufgezogen hatten und die sie bereits überragte.« (*Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 87.) Eine ähnliche Stelle findet sich in Maeterlincks Essay »En automobile«: »Man hat das Gefühl, die Bäume würden herbeilaufen, ihre grünen Köpfe zusammenstecken, zusammenrücken, um sich dem Phänomen, das da auftaucht, in den Weg zu stellen.« Vgl. *Le double jardin*, Paris, Charpentier, 1907, S. 61.

Seite 587:
1 Die verschiedenen Ansichten bilden eine kleine Galerie, doch sind die einzelnen Bilder – im Gegensatz zu dem Kabinett von Seestücken in den *Jeunes filles* – nicht ausgeführt.

2 Anspielung auf die Villa Adriana in Tivoli.

Seite 588:
1 Proust schreibt »samedi«; wir korrigieren den Irrtum.

Seite 590:
1 Vgl. S. 314, Anm. 1.

Seite 595:
1 Figur aus Stendhals Roman *La Chartreuse de Parme*.

Seite 596:
1 Mein Kollege Christoph Riedweg schlägt vor, »Maß der Erde« nicht als Zitat, sondern als Übersetzung des griechischen *geometria* (Feldmeßkunst) zu lesen. Möglicherweise erinnert »mesure de la terre« auch an das Kapitel »La mesure des heures« aus Maeterlincks *L'intelligence des fleurs* (1907).

Seite 598:
1 Rothschild ist der Name einer jüdischen Bankiersfamilie, Niel jener eines Marschalls des Zweiten Kaiserreiches.

Seite 601:
1 Camille Stamati (1811-1870), französischer Pianist und Komponist griechischer Abstammung.

Seite 602:

1 Gemeint ist das 15. Streichquartett von Beethoven. Daß Morel hier als Pianist figuriert, ist ein Relikt aus früheren Fassungen. Der Lapsus läßt sich auch dadurch erklären, daß Robert de Montesquiou – und damit der von ihm protegierte Pianist Delafosse – an mehreren Stellen dieser Seiten durchschimmert.

Seite 603:
1 Anspielung auf eine Stelle in Molières Komödie *La Comtesse d'Escarbagnas* (1671), wo von Bon Chrétien-, nämlich Williams-Christ-Birnen die Rede ist. Wie Proust in seinem Artikel »Ein Lehrer des Schönen« ausführt, geht die Anspielung auf Montesquiou zurück. Vgl. *Essays* [13] S. 289.

2 Die Namen der verschiedenen Birnen bezieht Proust aus dem *Almanach des bonnes choses de France* von Élisabeth (nicht Émilie) de Clermont-Tonnerre. Vgl. S. 443, Anm. 1.

Seite 605:
1 Reminiszenz an ein Seestück aus *Freuden und Tage*: »Ich würde einem mir von früher her wohlvertrauten Weg zwischen Weißdornhecken folgen, voller Rührung und auch in der bangen Erwartung, durch eine plötzliche Lücke in der Hecke mit einemmal die unsichtbare und doch anwesende Freundin zu erblicken, die sich immer beklagende Irre, die alte, melancholische Königin: das Meer.« (*Freuden und Tage* [11] S. 197.)

Seite 608:
1 Elstir, dessen Ansichten über die Restaurierung alter Kirchen Albertine übernimmt, ist schon in den *Jeunes filles* ein Sprachrohr Émile Mâles. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 596, Anm. 1. Im Zusammenhang mit seinen Ausflügen zu den Kirchen der Normandie im Sommer 1907 schreibt Proust an Émile Mâle: »Die restaurierten Baudenkmäler vermitteln mir nicht dieselben Eindrücke wie beispielsweise die seit dem 12. Jahrhundert toten Steine, die in der Zeit der Reine Mathilde verharren.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. VII , S. 250.

Seite 610:
1 Von diesem Kellner war bereits in den *Jeunes filles* die Rede. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 401. Die Bewegungen des Kellners erinnern an die Malerei des Futurismus.

Seite 614:
1 Freies Zitat nach einem Brief vom 27. Mai 1680.

Seite 626:
1 Benjamin Godard (1849-1895), erfolgreicher Opernkomponist, dessen »Berceuse« aus der Oper *Jocelyn* (1888) Proust in einem Entwurf für sein Prosastück »Lobrede auf die schlechte Musik« (1896) zitiert. Vgl. *Freuden und Tage* [11] S. 166, Anm. 1.

Seite 629:
1 Die folgende Passage beruht – in texteditorischer Hinsicht – auf einer sogenannten Paperolle, das heißt auf zahllosen aneinandergeklebten und ineinandergefalteten Blättern und Zetteln. Bei der Herstellung der Erstausgabe bestand offenbar große Unklarheit über die Abfolge der einzelnen Teile. An dieser Stelle folgt dort beispielsweise die Szene mit dem Aeroplan (S. 639-641), die wir am Ende der um Morel und den Chauffeur kreisenden Erzählsequenz plazieren. In der Montage dieser Sequenz folgen wir der Ausgabe von Françoise Leriche im Livre de poche [6] S. 445-453.

2 Vierrädriger Wagen mit erhöhtem, manchmal überdecktem Kutscherbock und zwei gegenüberliegenden, in der Längsrichtung angeordneten Sitzbänken. Ein solches Gefährt ist auf einer Photographie zu sehen mit Proust im Sommer 1892 vor der Villa Les Frémonts in Trouville. Vgl. Nadine Beauthéac / François-Xavier Bouchart, *Les promenades de Marcel Proust*, Paris, Éditions du Chêne, 1997.

Seite 632:
1 In der Erstausgabe endet an dieser Stelle der Abschnitt. Die angekündigten Ausführungen über die Widersprüche in Morels Charakter wurden übersehen. Wie Françoise Leriche vorschlägt, fügen wir sie wieder ein. Vgl. Livre de poche [6] S. 447, Anm. 1, und Pléiade [3] Bd. III , S. 1577-1578.

Seite 633:
1 Wie Françoise Leriche anmerkt, stützt sich Proust für die Beschreibung von Morels Charakter auf medizinische Literatur, beispielsweise auf Bénédict Auguste Morel, *Le traité des dégé- nérescences physiques, intellectuelles et morales de*

l'espèce humaine, Paris, J. B. Baillière, 1857. Vgl. Livre de poche [6] S. 448, Anm. 1.

Seite 636:
1 Freies Zitat nach einem Brief vom 28. Juli 1798, den Chateaubriand in seinen *Mémoires d'outre-tombe* (XI , 3: »Promenades avec Fontanes«) zitiert.

2 Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg sind mehrere Neuauflagen von Napoleons Briefwechsel erschienen, beispielsweise *Lettres authentiques de Napoléon et de Joséphine* (Paris, Nilsson, 1913) oder *Tendresses impériales* (Paris, Sansot, 1913).

Seite 637:
1 In der Erstausgabe steht »flûte«, was auf eine frühere, von Proust versehentlich nicht korrigierte Textfassung zurückgeht.

2 In der Rue Bergère befand sich das Konservatorium (Conservatoire national de musique et de déclamation). 1913 bezog es neue Räume in der Rue de Madrid; heute befindet es sich in der Cité de la Musique.

3 Der Beginn des Abschnitts (bis »als Widersprüche in Morel bezeichnet werden.«) steht nicht in der Erstausgabe. Vgl. Livre de poche [6] S. 451-452, und Pléiade [3] Bd. III, S. 1579.

Seite 639:
1 Das abschließende, auf den ersten Blick äußerst merkwürdige Bild für Morels Charakter ist auch – und wohl in erster Linie – ein Abbild von Prousts Paperolle, mit der sich tatsächlich die Herausgeber lange Zeit nicht zurechtfanden.

Seite 640:
1 Anspielung auf zwei Aquarelle im Musée Gustave Moreau: *Hésiode et la mer* und *Poète mort porté par un centaure*. In *Guer- mantes* sind die mythologischen Szenen Moreaus auf Elstir übertragen. Vgl. *Guermantes* [16] S. 591.

Seite 641:
1 Die vorangehende Szene, die im Kontext einen merkwürdigen Fremdkörper bildet, liegt an der Schnittstelle zwischen Leben und Werk. Sie erinnert an den Tod Agostinellis, der 1914 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam, und nimmt den tödlichen Reitunfall Albertines voraus. Beim Korrigieren des Typoskripts hat Proust der Szene ihren pathetischen Charakter genommen. Tränen u. ä. sind gestri-

chen. Aus unbekannten Gründen wurden die Korrekturen aber nicht in die Erstausgabe, der wir folgen, übernommen.

2 Wie der erste Aufenthalt in Balbec ist auch der zweite in das Fortschreiten der Jahreszeit eingebettet. Zum Thema Wechsel der Jahreszeit, Tageszeit oder der Atmosphäre hat Proust im Wettstreit mit der Malerei einige seiner schönsten Textbilder geschrieben. In der folgenden Passage erinnern gewisse Formulierungen an die Galerie von Seestücken in den *Jeunes filles* (vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 542 ff.). Diesmal treten neben die Seestücke Reminiszenzen an die holländische Genre- und Landschaftsmalerei, z. B. an die Kühe von Potter. Bereits in Prousts Gedicht über Potter in *Freuden und Tage* lauscht eine Stute »resignierend, unruhig und träumend den Gedanken ihres Hirns«. (*Freuden und Tage* [11] S. 112.) Marcel erinnert sich an entscheidende Augenblicke seines Lebens, der Leser an Schlüsselstellen des Romans: die Seestücke in den *Jeunes filles*; die Erinnerungen Marcels an Combray, Rivebelle und Doncières in *Guermantes*. (Vgl. *Guerman- tes* [16] S. 557.)

Seite 642:

1 Der intermittierende Sänger kann als Sinnbild gelten für ein Stilmerkmal von Prousts Roman: für die Art und Weise nämlich, wie die poetischen Passagen plötzlich den prosaischen Kontext unterbrechen.

Seite 645:

1 Das Necessaire Albertines ist ein Beispiel dafür, wie genau sich Proust um die Details seines Romans gekümmert hat. In einem Brief vom Mai 1916 an Lucien Daudet erkundigt er sich über die Verwendung von Necessaires: »Kann ein junges Mädchen ein solches auf eine Autofahrt mitnehmen? Zu einem Diner? Auf einen Ausritt? Auf einen Spaziergang aufs Land?« (Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XV , S. 111.) Auch die Assoziation des Barons von Charlus mit dem Necessaire Albertines hat ihre Bedeutung. Das Motiv geht nämlich auf eine Stelle in Robert de Montesquious Buch über Madame de Castiglione zurück (*La Divine Comtesse. Étude d'après la comtesse de Castiglione*, 1913). In dem eben zitierten Brief an Lucien Daudet schreibt Proust: »Du hast vielleicht in Montesquious Madame de

Castiglione gelesen, daß die Marquise von Casati solche Dinge hat, mit Spiegel usw.« Das Geschäft Cartiers befand sich seit 1910 in der Rue de la Paix (Nr. 13).

2 In der Erstausgabe steht Doncières-Ouest. An allen anderen Stellen hat Proust in Saint-Martin-du-Chêne korrigiert.

Seite 647:

1 Auch die Verbindung von Charlus mit Balzac ist ein Montesquiou-Signal. In ihren Erinnerungen erzählt Élisabeth de Clermont-Tonnerre von Montesquious Vorliebe für die Novellen Balzacs. Vgl. Élisabeth de Clermont-Tonnerre, *Robert de Montesquiou et Marcel Proust*, Paris, Flammarion, 1925, S. 21-26.

Seite 648:

1 In allen französischen Ausgaben steht nach »Je suis au baron de Charlus« »à laquelle faisaient place parfois«. Wir folgen der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens. »Non sine labore« (ohne Fleiß keinen Preis) ist die Devise des Cardinal de Retz; »In proeliis non semper« eine Variation der Devise der Familie de Lubersac »In proeliis promptus« (zum Kampf bereit). Wie Compagnon gezeigt hat, benützt Proust Joannis Guigards *Nouvel armorial du bibliophile: guide de l'amateur des livres armoriés*, Paris, É. Rondeau, 1890, ein Werk, das er im Winter 1909-1910 von Marcel Plantevignes ausgeliehen und auch nach dem Krieg wieder konsultiert hat.

Seite 657:

1 Anachronistische Anspielung auf Henry Roujons (1853-1914) Werk *Au milieu des hommes* (1907).

Seite 659:

1 Mehrere Mitglieder dieser Familie spielten im politischen Leben zur Zeit Prousts eine gewisse Rolle.

2 Ein mögliches Modell dieser episodischen Figur ist Gabriel Fauré, Direktor des Conservatoire von 1905-1920 und seit 1909 Mitglied des Institut de France.

Seite 664:

1 Proust spricht auch in seinem eigenen Namen. Im Oktober 1917 schreibt er an René Boylesve: »Ich bewundere zwar das immense Fresko der *Illusions perdues* und der *Splendeurs et Misères des courtisanes*, doch hindert das mich nicht daran,

den *Curé de Tours*, die *Vieille fille* oder die *Fille aux yeux d'or* ebenso hoch einzustufen und die Kunst dieser Miniaturen dem Fresko gleichzustellen.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XVI , S. 266.

2 Der Ausdruck findet sich bereits in einem Entwurf zum *Contre Sainte-Beuve* aus dem Jahr 1909. Vgl. *Gegen Sainte- Beuve* [19] S. 161. In »Tristesse d'Olympio«, einem Gedicht Victor Hugos aus dem Band *Les rayons et les ombres*, wirft der Dichter einen nostalgischen Blick auf den Ort seiner beginnenden Liebe zu Juliette Drouet; am Ende von *Illusions perdues* betrachtet Vautrin den Sitz der Familie Rastignac und gedenkt seiner vergeblichen Bemühungen um Eugène de Rastignac (in *Le Père Goriot*).

3 Der Ausspruch geht auf Oscar Wildes Dialog »Der Verfall der Lüge« zurück: »Der Tod von Lucien de Rubempré ist eine der größten Tragödien meines Lebens.« (Oscar Wilde, *Sämt- liche Werke*, Frankfurt am Main, Insel Verlag, 1982, Bd. VII , S. 19.)

Seite 665:

1 Titel einzelner Teile von *Splendeurs et misères des courtisanes* in der Ausgabe von 1844.

2 Rocambole ist der Protagonist der Romane von Ponson du Terrail (1829-1871); er wurde zum Sinnbild für unwahrscheinliche Abenteuer.

3 Die Redensart erscheint schon in *Swann* in der Liste von Cottards Sprüchen. Sie meint den peinlichen Augenblick, in dem man, ohne dazu in der Lage zu sein, eine Schuld begleichen muß. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 292, Anm. 1. Hier erscheint sie in Rabelaisschem Kontext (»sorbonagre« usw.), den Proust wie schon auf S. 407 spielerisch mit Chateaubriand und später mit Voltaire verbindet.

4 Die (nicht genannte) Abbaye de Thélème Rabelais' führt zur Abbaye-du-Bois Chateaubriands.

Seite 666:

1 »Que sais-je?« ist die Devise Montaignes; das im Giebel des Apollotempels von Delphi eingemeißelte *gnothi seauton* jene des Sokrates.

Seite 667:

1 Anspielung auf einen Halbvers Ovids (*Metamorphosen,* II , 5): »materiam superabat opus« (die Kunst übertraf den Stoff).

2 Mit Meudon ist Rabelais assoziiert, mit Ferney Voltaire, mit der Vallée-aux-Loups Chateaubriand, mit Les Jardies Balzac; die Polin ist Madame Hanska.

3 Anspielung auf einen Artikel Taines aus dem Jahr 1858 über Balzac, der 1866 in die *Nouveaux essais de critique et d'histoire* (Paris, Hachette) aufgenommen wurde. Taine hält sich über die unnatürlichen Leidenschaften bei Balzac auf und beruft sich teilweise auf dieselben Werke wie Proust.

Seite 670:

1 Auch dieser Zug des Barons ist ein Montesquiou-Signal. Proust hat mehrmals die Manie Montesquious festgehalten, Motive aus Bildern und Romanen im täglichen Leben wiederzuentdecken. Vgl. die Anspielung auf einen »berühmten Zeitgenossen« in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 185, wo er diese Manie »idolâtrie« nennt, und *Essays* [13] S. 288 ff.

Seite 673:

1 Proust zitiert zwei Repräsentanten des institutionalisierten Kulturlebens. Sowohl der Historiker Paul Thureau-Dangin (1837-1913) als auch der Archäologe und Latinist Gaston Boissier (1823-1908) waren Mitglieder der Académie française, und beide bekleideten das Amt eines Sekretärs auf Lebenszeit.

2 Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in die Académie française ist eine »öffentliche« Veranstaltung. Wie man zu den nur in sehr beschränkter Anzahl vorhandenen Plätzen unter der Kuppel kommt, zeigt Proust mit seinem Beispiel.

3 Morel verwechselt das Akademiemitglied mit dem Confiseur Boissier am Boulevard des Capucines.

Seite 674:

1 Bis 1900 wohnte Proust mit seinen Eltern am Boulevard Malesherbes, Nr. 9; mit »40 bis« wurde bei den Prousts die Wohnung des Großvaters mütterlicherseits, Nathé Weil, bezeichnet, der am Faubourg Poissonnière, 40 a, wohnte.

Seite 681:

1 Die ganze Passage über den Namen Morel ist eine Einladung, über das onomastische System von Prousts Roman und dessen »autobiographische« Impli-

kationen nachzudenken. Charles und Marcel bilden darin zwei Schwerpunkte. Vgl. Serge Gaubert, »Le jeu de l'alphabète«, in *Recherche de Proust* [47], und Roger [49].

Seite 682:
1 Reminiszenz an die Devise Karls V. »Plus ultra Carol' Quint« in Guigards *Nouvel Armorial*. Vgl. S. 648, Anm. 1.

Seite 685:
1 So beginnt das äußerst populäre, 1902 im Café-Concert L'Eldorado von Félix Mayol erstmals präsentierte Chanson »Viens Poupoule« von Henri Christiné-Trebitsch.

Seite 687:
1 Im folgenden stützt sich Proust meist auf Guigards *Nouvel Ar- morial*, den er mehr oder weniger genau zitiert. »Spes mea« erinnert an die Devise von Heinrich III ., »Spes mea Deus« (Gott ist meine Hoffnung); »Exspectata non eludet« (Er wird die Hoffnungen nicht enttäuschen) ist die Devise von Marguerite de Valois; »J'attendrai« (Ich werde warten) jene des Herzogs von Aumale; »Mesmes plaisir du mestre« (Ein Wille mit dem Herrn) ist der von Saint-Simon oft erwähnte Wahrspruch der Familie Mesmes; »Sustentant lilia turres« (Türme stützen die Lilien) ist die Devise der mit Mme. de Sévigné verwandten Familie Simiane und bedeutet, daß der Adel die Krone stützt; »Manet ultima caelo« (Das Ende gehört dem Himmel) ist eine weitere Devise Heinrichs III .; »Non mortale quod opto« (Was ich wünsche, ist nicht von dieser Welt): Devise von Charles de Lorraine; »Atavis et armis« (Durch die Vorfahren und die Waffen): Devise mehrerer adliger Familien.

Seite 692:
1 »Solches ist mein Wille«. Nach dieser Devise der La Rochefoucauld zitiert Proust weitere Beispiele aus dem Werk Guigards. »Tantus ab uno splendor« (Ein einziger verbreitet so viel Glanz) ist die Devise von Louise de Lorraine, der Witwe Heinrichs III .; »Mors m'est vie« jene von Franz I. (»Mors mihi vita est«).

Seite 693:
1 Das im März 1900 uraufgeführte Drama *L'Aiglon* von Edmond Rostand war einer der großen Erfolge von Sarah Bernhardt (1841-1923).

2 Mounet-Sully (Louis Sully-Mounet, 1841-1916), zu seiner Zeit ebenso berühmt wie Sarah Bernhardt, spielte den *Ödipus* von Sophokles im Sommer auch im antiken Theater von Orange.

3 Reminiszenz an die Fechtstunde in Molières Komödie *Le bourgeois gentilhomme* (1670).

Seite 696:
1 Ein »mazagran« ist ein Gemisch aus Kaffee und Schnaps; ein »gloria« ein Gemisch aus Kaffee, Zucker und Cognac oder Schnaps.

2 Zitat aus Ovids *Metamorphosen* (1, 85): Dem Menschen ist gegeben, das Haupt hochzutragen und den Himmel zu schauen.

Seite 698:
1 Reminiszenz an das (apokryphe) Buch *Tobia* (XI).

Seite 702:
1 Die etwas dick aufgetragene Gaffe des Neuankömmlings entwickelt ein Leitmotiv des Romans: Madame Verdurin als Puffmutter.

2 Die folgende Szene im Bordell von Maineville bildet das Pendant zu jener in Jupiens Männerbordell im *Temps retrouvé*. Charlus und Jupien treten in beiden Szenen auf. In *Sodom und Gomorrha* figuriert Charlus als Zuschauer, in der *Wieder- gefundenen Zeit* als Akteur. Der geheime Protagonist, Akteur und Zuschauer in einem, ist jedoch immer derselbe.

Seite 703:
1 Im 19. Jahrhundert wurden die Zwanzig-Francs-Münzen mit Louis oder Napoléon bezeichnet.

Seite 706:
1 Anspielung auf die Szenen mit Aristoteles oder Vergil bei den Kurtisanen auf den mittelalterlichen Kapitellen, die Proust aus Émile Mâles *L'art religieux du XIIIe siècle en France* kennt und hier auf eine imaginäre Kirche überträgt. Der Name der Kirche ist dem lasziven Kontext angepaßt.

Seite 708:
1 Deutlicher als mit dieser insistierenden Wiederholung von »Morel« könnte der Text wohl kaum signiert werden.

Seite 711:
1 Der Name figuriert in den Memoiren Saint-Simons und in Guigards *Nouvel Armorial*.

Seite 713:
1 Anspielung auf zwei Molière-Aufführungen der Comédiefrançaise im Jahre 1890. Im *Misanthrope* spielte Coquelin die Rolle von Alcestes Diener, du Bois, der beinahe nichts zu sagen hat; im *Dépit amoureux* überließ er die Rolle von Gros-René, mit der er dreißig Jahre früher debütierte, seinem Sohn und begnügte sich mit jener des Mascarille. Vgl. Édouard Noël und Edmond Stoullig, *Les annales du théâtre et de la musique* (1890), Paris, Charpentier, 1891, S. 87 und 91.

Seite 715:
1 Mit dem Jockey-Club und dem Cercle de la rue Royale gehörte der Cercle de l'Union im Boulevard de la Madeleine, Nr. 11, zu den elegantesten Pariser Clubs. Die Société des bibliophiles wurde 1820 gegründet. Es handelte sich um eine exklusive Vereinigung mit nur vierundzwanzig meist adligen Mitgliedern.

2 Proust vermischt Namen aus seinem Bekanntenkreis, der politischen Aktualität und dem Gotha.

3 Émilienne d'Alençon war eine der berühmten Kokotten der Belle Époque. Sie war Absolventin des Conservatoire, trat in den Folies-Bergère auf und frequentierte den sapphischen Kreis um Natalie Clifford Barney und Lucie Delarue-Mardrus. Vgl. S. 347, Anm. 1.

Seite 717:
1 Der Bariton Jean-Alexis Périer (1869-1954) sang die Rolle des Pelléas bei der Uraufführung und bei zahlreichen Wiederaufnahmen der Oper. Vgl. S. 312, Anm. 2.

2 Komödie von Alfred Capus (1858-1922). Das Stück wurde am 25. Oktober 1902 im Théâtre du Gymnase mit anderen als den genannten Schauspielern uraufgeführt.

3 Die antithetische Reihe wird weitergeführt. Nach *Pelléas et Mélisande* und *La Châtelaine* nennt Proust eine Vertreterin der leichten Muse, die Chansonnière Yvette Guilbert, und einen gewichtigen Wissenschaftler, den Neurologen Charcot.

4 Anspielung auf zwei Schauspieler, Ernest Cornaglia (1834-1912) und Émile Dehelly (1871-1969).

Seite 718:
1 In seiner Agenda des Jahres 1908 notiert Proust Beispiele für dieses Stilmerkmal bei Sainte-Beuve. In den Entwürfen zu Sainte-Beuve und Baudelaire ist dann von der »Vorliebe dafür, den Sinn der Worte in der Schwebe zu lassen«, die Rede. Vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [19] S. 120.

Seite 721:
1 In der genealogischen Lektion von Charlus vermischt Proust Namen aus seinem Bekanntenkreis, aus Saint-Simon und aus dem Gotha.

2 Vgl. S. 122.

Seite 722:
1 Die Gaffe Marcels bildet den Anlaß für eine kleine Einlage, in der Proust mit balzacschen Reminiszenzen spielt. Marcel nennt zwei Frauenfiguren aus den »Scènes de la vie de province«, die beide mit einem Literaten durchbrennen: Dinah de la Baudraye aus *La muse du département* und Anaïs de Bargeton aus *Illusions perdues*. Diesen beiden Figuren stellt Charlus Madame de Mortsauf aus *Le lys dans la vallée* entgegen, die ihrer Leidenschaft für Félix de Vandenesse nicht nachgibt.

Seite 726:
1 Madame de Clinchamp war die Haushälterin des Herzogs von Aumale, über den sie nach dessen Tod ein Buch schrieb: *Le duc d'Aumale, prince, soldat*, Tours, Mame, 1899.

Seite 728:
1 »In medio stat virtus« (Die Tugend liegt in der Mitte) ist eines der lateinischen Zitate aus den rosa Seiten des *Petit Larousse*.

Seite 729:
1 Schon in *Guermantes* (vgl. [16] S. 45) verwendet Proust den Namen Moreau in einer Weise, die auf einen biographischen Hintergrund schließen läßt. Dieser bleibt jedoch weiterhin verborgen.

Seite 733:

1 An dieser Stelle beginnt Brichots dritte etymologische »Vorlesung«. Daß sich auch Albertine für Etymologien interessiert, ist ein Relikt aus früheren Entwürfen.

Seite 736:
1 Proust nennt die realen Stätten, die seinem fiktiven Doncières Modell gestanden haben.

Seite 740:
1 Abermals parodiert die Sprache Blochs jene Leconte de Lisles beziehungsweise dessen Übersetzungen aus dem Griechischen.

Seite 742:
1 Es mag erstaunen, daß sich Monsieur de Charlus hier in derselben Weise über Bloch erkundigt, wie er es schon in *Guer- mantes* [16] S. 402 ff. getan hat. Die Ungereimtheit ergibt sich dadurch, daß es sich um Zusätze handelt, die Proust in Form von Paperolles in das Manuskript geklebt hat; dabei hat er den Überblick verloren.

Seite 743:
1 Wie Compagnon gezeigt hat, standen am Karfreitag des Jahres 1902 das Oratorium *L'enfance du Christ* von Berlioz, Bachs *Osterkantate* und Wagners *Karfreitagszauber* auf dem Programm der Concerts Colonne.

Seite 745:
1 Für die Passage über die Straßen von Paris benützt Proust das Werk von Félix Rochegude, *Promenades dans toutes les rues de Paris*, Hachette, 1910 (20 Bände). Als Pariser Ghetto bezeichnet Rochegude die Rue des Rosiers, die Proust später in Blochs Pseudonym, Jacques du Rozier, anklingen läßt.

Seite 753:
1 Griechischer Abschiedsgruß.

Seite 757:
1 Das plötzliche Auftauchen der Erinnerung an die Szene in Montjouvain bildet das Pendant zu der Erinnerung an die Großmutter am Anfang des zweiten Aufenthaltes in Balbec. Proust nennt diese beiden dysphorischen Erinnerungserfahrungen »intermittences du cœur«.

Seite 758:

1 Wie Compagnon gezeigt hat, täuscht sich Proust. Die in der Weltausstellung von 1889 gezeigte Telephontechnik war bereits wesentlich weiter entwickelt. Beispielsweise wurde damals das Theatrophon dem Publikum vorgestellt, jene von Proust später oft benützte Einrichtung, die es erlaubte, zu Hause Opern- und Konzertaufführungen mitzuhören.

Seite 759:
1 Erinnerung an zwei Momente des ersten Aufenthaltes in Balbec, den Sonnenaufgang Elstirs und jenen am Tag der Ankunft. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 577 und 326 ff.

Seite 760:
1 Erinnerung an die »danse contre seins« mit Albertine und Andrée zu Beginn des Aufenthaltes (S. 287). Im Original steht versehentlich »Parville« anstatt »Incarville«.

Seite 771:
1 Vgl. S. 368, Anm. 1.

Seite 775:
1 Ein Sonnenaufgang steht am Anfang des ersten Aufenthalts in Balbec, ein weiterer Sonnenaufgang beschließt den zweiten. Das merkwürdige Bild mit der Sonne als goldenem Ei, das über den Horizont plumpst, stammt aus den Entwürfen zur ersten Ankunft in Balbec. Proust hat es dort gestrichen, aber (leider) nicht vergessen. Seit seinen Texten aus dem Jahr 1893 (»Melancholische Sommertage in Trouville«, Briefroman) beruft sich Proust, wenn es darum geht, die Tiefen der Seele auszuleuchten, auf Baudelaire. Im folgenden erinnern die Opfergebärde, die Blutthematik und das Aufschluchzen an Gedichte wie »À une madone« und »Le crépuscule du matin«.

Seite 778:
1 Wie Antoine Compagnon vor kurzem bemerkt hat, setzt Proust hier einen sehr bewußten intertextuellen Akzent. Mit »scène imaginaire, grelottante et déserte« zitiert er die Verse 25 und 26 aus Baudelaires »Le crépuscule du matin«: »L'aurore grelottante en robe rose et verte / S'avançait lentement sur la Seine déserte«.

RESÜMEE

SODOM UND GOMORRHA

I

Offenbarung der Homosexualität: Wie im vorangehenden Band angekündigt, folgt nun der Bericht über eine bedeutsame Entdeckung (7). Beim Warten auf den Herzog und die Herzogin von Guermantes betrachtet Marcel durch das Parterrefenster des Treppenhauses eine seltene Orchidee der Herzogin, die am offenen Fenster auf die Hummel mit dem befruchtenden Pollen wartet (8). Er erblickt M. de Charlus, der nach einem Besuch bei Mme. de Villeparisis auf Jupien trifft (11). Die beiden paradieren voreinander (12). Parallele zwischen botanischer und menschlicher Paarung (16). Unvorsichtiges Verhalten Marcels beim Belauschen des Paars (16). Charlus ist eine Frau (27).

Die Zwitterwesen: Ein Fluch lastet auf der Rasse der Sodomiter (27). Ihr Freimaurertum (29). Verschiedene Arten von Homosexuellen (34). Die Begegnung von Charlus mit Jupien als Wunder der Natur (46).

Charlus wird zum Beschützer von Jupien (50). Die Sodomiten sind zahlreicher als erwartet (51).

II

Erstes Kapitel

Soiree bei der Fürstin von Guermantes: Die Place de la Concorde und der Obelisk von Luxor im Licht der untergehenden Sonne (54). Der Herzog von Châtellerault und der Türsteher der Guermantes (55). Ein Fall von Wahnvorstellungen bei Huxley (60). Die Fürstin begrüßt Marcel, der immer noch zweifelt, ob er wirklich eingeladen ist (60).

Marcel sucht vergeblich jemanden, der ihn dem Fürsten vorstellt (62). Charlus und der Herzog von Sidonia monologisieren (62). Professor E. (64). M. de Vaugoubert (67). Seine Frau (71). Charlus paradiert auf der Gartentreppe (76). Mme. de Souvré (77). Mme. d'Arpajon. Marcel kann sich nicht an ihren Namen erinnern (78). Betrachtung über Gedächtnis und Schlaf (79). Mme. de Gallardon und der Vicomte von Courvoisier (82). M. de Bréauté stellt Marcel dem Fürsten

vor (85). Reservierte Schlichtheit des Fürsten. Gegensatz zum Herzog (86). Der Fürst zieht sich mit Swann im Garten zurück (87). Der Springbrunnen von Hubert Robert. Mißgeschick von Mme. d'Arpajon. Heiterkeit des Großfürsten Wladimir (87).

Gespräch mit der Fürstin (91). Ankunft des Herzogs und der Herzogin von Guermantes (92). Die türkische Botschafterin (92). Die Stimme von M. de Vaugoubert (98). Die Botschaftssekretäre und die jungen Israelitinnen in Racines *Esther* (100). Mme. d'Amoncourt und die Herzogin (104). Der Salon der Herzogin und jener der Fürstin (105). Mme. de Saint-Euverte auf Gästejagd. Ihr Salon (107). Vermutungen über das Gespräch zwischen dem Fürsten und Swann (115). Die Herzogin weigert sich, Swanns Frau und seine Tochter zu empfangen (123). Mme. Lambresac. Der Herzog von Bouillon. Ein bayrischer Musiker (124). Mme. de Citri (132). Charlus betrachtet die Söhne von Mme. de Surgis (134). Swann, von Alter und Krankheit gezeichnet (136). Ankunft Saint-Loups (138). Er verkennt Charlus. Neffe und Onkel (139). Er ermuntert Marcel zum Besuch von Bordellen. Mlle. d'Orgeville und die Kammerzofe der Baronin Putbus (142). Charlus macht sich an die Söhne von Mme. de Surgis heran (143). Swann, Saint-Loup und die Dreyfus-Affäre (148).

Tirade des Barons von Charlus gegen Mme. de Saint-Euverte (151). Swann beginnt, Marcel sein Gespräch mit dem Fürsten zu erzählen (155). Konversation zwischen Charlus und den beiden Söhnen von Mme. de Surgis. Swann und Mme. de Surgis (156). Der Fürst kommt zur Überzeugung, Dreyfus sei unschuldig (158). Gesellschaftliche Karriere von Mme. de Surgis (160). Marcel lehnt die Einladung zum Souper ab (165). Auch die Fürstin ist überzeugt, Dreyfus sei unschuldig (167). Swann und die Dreyfus-Affäre (168). Heimliche Liebe der Fürstin zu Charlus (172).

Aufbruch. Faux-pas des Herzogs gegenüber Charlus (175). Auf der Eingangstreppe: der Fürst von Sagan. Mme. d'Orvillers. Mme. de Gallardon (179). Rückkehr im Wagen des Herzogs und der Herzogin. Marcels Gedanken fixieren sich auf Mlle. d'Orgeville und die Kammerzofe der Baronin Putbus. Die Herzogin weigert sich, Marcel mit der Baronin bekannt zu machen (184). Trotz des Todes ihres Cousins begeben sich die Guermantes zur Redoute (188).

Albertine ist nicht eingetroffen. Françoise und ihre Tochter in der Küche. Ihre Sprache. Betrachtungen zur Sprachgeographie (189). Warten auf Albertine. Telephongespräch. Parallele zwischen Albertine und Marcels Mutter (193). Françoise und Albertine (202). Besuch Albertines. Zärtlichkeiten und Küsse. Gilberte und Albertine. Marcel schenkt Albertine Gilbertes Futteral (206).

Der Herzog von Guermantes wird zum Dreyfus-Anhängertum bekehrt (208).

Besuche in anderen vornehmen Häusern. Zur Geschichte der Salons (210). Mme. Verdurin und die Ballets russes (214). Der Salon Odettes mit Bergotte im Zentrum (214). Mme. de Montmorency. Der Zauber aristokratischer Häuser liegt nicht in ihrem Glanz, sondern in den Eindrücken und Empfindungen, die sie vermitteln können (222).

Arrhythmien des Herzens: Ankunft in Balbec: Begrüßung durch den Hoteldirektor. Seine Sprachschnitzer (224). Marcel hofft, die Kammerzofe der Baronin Putbus zu treffen (227). Weitere Sprachschnitzer (230). Plötzliche Erinnerung an die Großmutter. Arrhythmien des Herzens. Trauer und Gewissensbisse (231).

Traum (238). Marcel zieht sich zurück. Albertine. Mme. de Cambremer (242). Marcels Mutter gleicht immer mehr der Großmutter (251). Das Hotelpersonal und Racines *Athalie* (258). Françoise und der Hoteldirektor klären Marcel über den Zustand der Großmutter beim ersten Aufenthalt in Balbec auf (261). Weiterer Traum (265). Wiedererwachen des Verlangens nach Albertine. Pracht der blühenden Apfelbäume (267).

Zweites Kapitel

Marcels Trauer um die Großmutter nimmt ab. Seestück mit flurartigem Meer (271). Augenblicke der Trauer in der Lokalbahn (273). Besuch Albertines. Die Fürstin von Parma. Albertines Freundinnen (277). Der Liftboy als Bote (281). Erster Verdacht in bezug auf Albertines lesbische Veranlagung: Albertine tanzt mit Andrée im Kasino von Incarville. Eine Bemerkung Cottards (287). Cottard und sein Kollege du Boulbon (290). Unergründliches Verhalten Albertines (292). Sie betrachtet im Spiegel die Schwester und die Cousine Blochs (298). Parallele zwischen Albertine und Odette (301).

Begegnung mit den Cambremers auf der Strandpromenade: Die alte Marquise. Ein Liebhaber von Le Sidaner (302). Das junge Paar Cambremer (305). La Raspelière (308). Etymologien des Pfarrers von Combray (308). Gesellschaftlicher und künstlerischer Snobismus der jungen Marquise. Sie schwärmt für Monet und Debussy (310). Rückkehr zu Poussin und Chopin (311). Einladung zu den Cambremers. Demütigung des Gerichtspräsidenten (326).

Albertine in Marcels Hotelzimmer (330). Niedergeschlagenheit des Liftboys wegen eines ausbleibenden Trinkgelds (331). Marcels Liebesstrategie. Streit, Verdächtigungen und Versöhnung (335). Zärtlichkeiten. Beruhigung (345). Lektüre von *Tausendundeiner Nacht* (347). Spaziergänge mit Albertine. Verlangen nach anderen jungen Mädchen. Verdächtigungen und Eifersucht (348).

Blochs Schwester und eine Schauspielerin provozieren im Hotel einen Skandal (356). Nissim Bernard hält einen Pikkolo aus (357). Parallele zwischen dem Hotelpersonal und den Chören von jungen Israeliten in Racines Tragödien *Esther* und *Athalie* (357). Marie Gineste und Céleste Albaret (362). Verdächtigungen gegenüber Albertine (369). Nissim Bernard und die tomatenköpfigen Zwillingsbrüder (374). Einladung zu den Verdurins (377). Besuch mit Albertine in Doncières bei Saint-Loup (377). Eine vulgäre Person im Abteil (379). Eifersucht Marcels auf Saint-Loup (381).

Erste Begegnung von M. de Charlus mit Morel auf dem Bahnsteig von Doncières (383). Albertines Gummimantel (390).

Soiree bei den Verdurins auf La Raspelière: Die Getreuen in der Lokalbahn. Cottard. Ski. Brichot (391). Entwicklung des Salons der Verdurins (397). Saniette (399). Ski (401). Die Fürstin Scherbatow als Idealtyp einer Getreuen (407). Gespräche der Getreuen über die Cambremers (418). Etymologien Brichots (423). Die Fürstin Scherbatow und die vulgäre Dame in der Lokalbahn sind ein und dieselbe Person (429). Nachricht vom Tod Dechambres, des früheren Lieblingspianisten von Mme. Verdurin (432). Douville-Féterne. Die Wagen der Verdurins

(433). Fahrt zu La Raspelière. Seestück (434). Empfang (439). Kenntnisse der Verdurins über Charlus (444). Die Verdurins und die Naturschönheiten (448).

Ankunft von Morel mit dem Baron von Charlus (450). Die weibliche Natur von Charlus. Die profanierten Mütter (451). Morels Charakter (456). Ankunft und Charakterisierung der Cambremers (457). Ihr Garten (466). Der Geschmack von Mme. Verdurin (467). Charlus glaubt einen Augenblick, in Cottard seinesgleichen zu erkennen (468). Der Name Chantepie (472). Verbindung von Kultur und Snobismus bei Mme. de Cambremer (475). Weitere Etymologien Brichots (477). M. de Cambremer interessiert sich für Marcels Erstickungsanfälle (479). Gespräche über die Heirat Saint-Loups und über Charlus (482). Etymologien (484). Der norwegische Philosoph (485). M. Verdurin quält Saniette. *La chercheuse d'esprit* (489). Etymologien (495). Gespräch über Elstir (496). Gespräch zwischen M. Verdurin und Charlus. Der Ausdruck »dazugehören«. Über das gesellschaftliche Protokoll (500). Marcels Begeisterung beim Anblick eines Stücks grüner Glanzseide (505). Die Cambremers verurteilen den Geschmack der Verdurins (505). Ein Brief der alten Marquise. Die Regel der drei Adjektive (506). Anspruch von M. de Charlus auf den Rang einer Hoheit (508). Die Verdurins und Brichot. Gruppengeist (511). Künstlerische Anlagen und adliges Geblüt bei M. de Charlus (518). Musikalischer Snobismus bei Mme. de Cambremer. Morel gibt an, Debussy zu spielen, spielt aber Meyerbeer (520). Professorale Einlagen Brichots (521). Charlus und der Erzengel Michael (523). Cottard und Morel beim Kartenspiel. Sprüche Cottards (525). M. de Cambremer erfährt, Cottard sei wirklich der berühmte Cottard (527). Schläfrigkeit von Mme. Cottard (527). Das Wappen der Arrachepel (532). Kartenspiel (533). Gespräch mit Mme. Cottard (534). Charlus und die Erdbeerbrause (537). Erstes Klingenkreuzen zwischen Mme. Verdurin und Charlus (539). Mme. Verdurin rät Marcel davon ab, die Cambremers zu besuchen (540). Einladung an Marcel, zusammen mit Albertine auf La Raspelière Quartier zu nehmen (545). Ausfälle M. Verdurins gegenüber Saniette (547). Sprüche Cottards (548). Rivalität zwischen Cottard und du Boulbon (551). Rückfahrt (552).

Drittes Kapitel

Betrachtungen über den Schlaf nach den Abenden auf La Raspelière (557). Auswirkungen von Hypnotika auf das Erinnerungsvermögen. Bergson (562). Schlaf und Gedächtnis (563). Erwachen (564).

Gibt es von Vinteuil andere Werke als die Sonate? (565). Charlus gibt Marcel Ratschläge zur Damenmode (566). M. de Charlus diniert mit einem Diener im Grand-Hôtel (568). Beziehungen des Dieners zum Fürsten von Guermantes (570). Aimé und Charlus. Ein früherer Brief von Charlus an Aimé (572).

Albertine beginnt wieder zu malen (579). Der Wald von Chantepie (580). Geschenke für Albertine (581). Das Automobil hebt die Distanz auf und verändert die Kunst (583). Besuch bei den Verdurins (584). Auswirkungen des Automobils auf Zeit und Raum. Vergleich mit der Eisenbahn (595). Auch Charlus und Morel sind Kunden des Chauffeurs (596). Sadistisches Vergnügen des Barons an Morels gemeinen Projekten (599). Musikalische Ratschläge an Morel (602). Birnenparade

(603). Undankbarkeit Morels (603). Während Albertine malt, durchzieht Marcel die Gegend, bleibt aber in seinen Gedanken an Albertine verfangen (604). Die Kirche von Marcouville-l'Orgueilleuse, schlecht restauriert, doch im Abendlicht verklärt (607). Marcel und Albertine als Liebespaar (609). Eifersucht. Wunsch, mit Albertine zu brechen (610). Seltenere Besuche Saint-Loups und Saniettes (618). Marcels Freundschaften mit einfachen Arbeitern (626). Widerstände seiner Mutter (627).

Gemeine Machenschaften Morels. Der Kutscher der Verdurins wird durch Morels Freund, den Chauffeur, ersetzt (629). Widersprüche in Morels Charakter (632). Begegnung mit einem Aeroplan (639).

Zauber des endenden Sommers (641). Das intermittierende Ich (642). Fahrt nach La Raspelière mit Albertine. Albertines Necessaire (644). Charlus in der Lokalbahn. Seine Devisen. Seine Frömmigkeit. Seine Gespräche. Charlus als Getreuer der Verdurins (645). Auseinandersetzung Marcels mit der Fürstin Scherbatow (657).

Ein großer Musiker fördert Morels Karriere (659). Psychologie des Klatschs (661). Blindheit von Charlus gegenüber den Verdurins (662). Gespräche in der Lokalbahn: widernatürliche Liebe bei Balzac (664). Albertine und die Fürstin von Cadignan (670). Kult Morels für Marcels Großonkel (673). Parallele zwischen Morel und Rachel (678). Charlus wünscht, Morel würde sich fortan Charmel nennen (681).

Ein fiktives Duell: Morel läßt Charlus sitzen (683). Brief von Charlus an Morel: Charlus wird sich Morels wegen duellieren (684). Morel bangt um seinen Ruf und eilt herbei (688). Charlus diktiert die Bedingungen einer Aussöhnung (689). Morel bezieht von Charlus erhebliche Geldsummen (699).

Die Stationen der Lokalbahn: Maineville. Bordell in Form eines Grandhotels. Rendezvous des Fürsten von Guermantes mit Morel. Charlus stellt Morel nach (700). Grattevast. Der Graf von Crécy. Der Hoteldirektor zerlegt die Truthähne (711). Hermonville. M. de Chevregny, ein Liebhaber von Paris (716). Mme. de Cambremer und die Regel der drei Adjektive (718). Die Verdurins entzweien sich mit den Cambremers. Morel lehnt eine Einladung der Cambremers ab (719). Mme. Verdurin weist Brichot wegen seines Schwärmens für die junge Marquise zurecht (724). Charlus versetzt die Cambremers (724). Zärtlichkeiten mit Albertine (730). Anspielungen der jungen Marquise auf den zweifelhaften Umgang Albertines (731). Marcel möchte mit Albertine brechen (733). Etymologien Brichots (733). Marcel überwacht Albertine (737). Charlus ist von Bloch beeindruckt (742). Antisemitische Tirade (742). Das gesellschaftliche Leben und die Etymologien Brichots haben den Namen ihren Reiz genommen (747). Die Idee einer Heirat mit Albertine erscheint Marcel als Dummheit (753).

Viertes Kapitel

Marcel wartet auf eine Gelegenheit, mit Albertine zu brechen (753). Während der Rückreise von La Raspelière erzählt Albertine, sie kenne Mlle. Vinteuil und ihre Freundin. Plötzliche Erinnerung an die Szene in Montjouvain (756). Marcel bittet Albertine, die Nacht im Grand-Hôtel zu verbringen (759). Albertines lesbische

Veranlagung wird zur Gewißheit. Marcel will eine geplante Begegnung zwischen Albertine und der Freundin von Mlle. Vinteuil verhindern (762). Plan Marcels, sogleich mit Albertine nach Paris zu fahren, um sie dort besser überwachen zu können (767). Blick auf die Bucht von Balbec bei Sonnenaufgang (775). Marcels Mutter gleicht nun völlig der Großmutter (777). Hinter dem Bild des Sonnenaufgangs erblickt Marcel die Szene in Montjouvain (777). Er verkündet seiner Mutter, er müsse Albertine unbedingt heiraten (779).

BIBLIOGRAPHIE

I. Werke von Marcel Proust

1 *Contre Sainte-Beuve* précédé de *Pastiches et mélanges* et suivi de*Essais et articles*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
2 *Jean Santeuil* précédé de *Les plaisirs et les jours*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
3 *À la recherche du temps perdu*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1987-1989 (4 Bände).
4 *Sodome et Gomorrhe*, Paris, Flammarion, »GF«, 1987 (2 Bände).
5 *Sodome et Gomorrhe*, Paris, Gallimard, »folio«, 1989.
6 *Sodome et Gomorrhe*, Paris, Librairie Générale Française, »Le livre de poche«, 1993.
7 *Écrits de jeunesse*, Institut Marcel Proust International, o. J.
8 *Le Carnet de 1908*, Paris, Gallimard, 1976.
9 *Correspondance*, Paris, Plon, 1970-1993 (21 Bände).
10 Marcel Proust / Jacques Rivière: *Correspondance* (1914-1922), Paris, Gallimard, 1976.
II. Deutsche Übersetzungen
11 *Freuden und Tage und andere Erzählungen und Skizzen aus den Jahren 1892-1896*. Deutsch von Luzius Keller (»Der Gleich gültige« von Elisabeth Borchers), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988.
12 *Nachgeahmtes und Vermischtes* (»Pastiches et mélanges«). Deutsch von Henriette Beese, Ludwig Harig und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1989.
13 *Essays, Chroniken und andere Schriften*. Deutsch von Henriette Beese, Luzius Keller und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
14 *Unterwegs zu Swann* (»Du côté de chez Swann«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1994.

15 *Im Schatten junger Mädchenblüte* (»À l'ombre des jeunes filles en fleurs«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1995.
16 *Guermantes* (»Le côté de Guermantes«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1996.
17 *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (»À la recherche du temps perdu«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, »suhrkamp taschenbuch«, 1981-1984 (10 Bände).
18 *Jean Santeuil*. Deutsch von Eva Rechel-Mertens und Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992 (2 Bände).
19 *Gegen Sainte-Beuve* (»Contre Sainte-Beuve«). Deutsch von Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1997.

III. Weitere Primärliteratur

20 Balzac, Honoré de: *La comédie humaine*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1976-1981 (12 Bände).
21 Baudelaire, Charles: *Sämtliche Werke / Briefe*, München und Wien, Carl Hanser Verlag, 1992 (8 Bände).
22 Gide, André: *Corydon*, Paris, Éditions de la Nouvelle Revue Française, 1924.
23 Id.: *Journal* (1889-1939), Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1939.
24 Saint-Simon: *Mémoires*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1983-1988 (8 Bände).

IV. Sekundärliteratur

25 Adams, William Howard: *Prousts Figuren und ihre Vorbilder*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988.
26 Bardèche, Maurice: *Marcel Proust romancier*, Paris, Les sept couleurs, 1971 (2 Bände).
27 Bem, Jeanne: »Le juif et l'homosexuel dans *À la recherche du temps perdu*«, *Littérature* 37 (1980).
28 Bonnet, Henri: *Les amours et la sexualité de Marcel Proust*, Paris, Nizet, 1985.
29 *Bulletin de la société des amis de Marcel Proust* 32 (1982) und 33 (1983).
30 *Bulletin d'informations proustiennes* 20 (1989), 21 (1990) und 22 (1991).
31 Compagnon, Antoine: *Proust entre deux siècles*, Paris, Seuil, 1989.
32 Corbineau-Hoffmann, Angelika: *Marcel Proust: À la recherche du temps perdu*, Tübingen und Basel, Francke, 1993.

33 Curtius, Ernst Robert: *Marcel Proust* (1925), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1964.
34 Deleuze, Gilles: *Proust und die Zeichen*, Frankfurt a. M. / Berlin / Wien, Ullstein, 1988.
35 Ferré, André: *Géographie de Marcel Proust*, Paris, Sagittaire, 1939.
36 Galateria, Daria: Kommentar zu *Sodoma e Gomorra*, in Marcel Proust, *Alla ricerca del tempo perduto*, Milano, Mondadori, 1986 und 1989, Bd. II und III.
37 Gaubert, Serge: »Le jeu de l'alphabet«, in [47].
38 Henry, Anne: *Marcel Proust – Théories pour une esthétique*, Paris, Klincksieck, 1981.
39 Keller, Luzius: *Proust lesen*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1991.
40 Id.: *Proust im Engadin*, Frankfurt a. M., Insel Verlag, 1998.
41 Köhler, Erich / Corbineau-Hoffmann, Angelika: *Marcel Proust*, 3., aktualisierte und erweiterte Auf lage, Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1994.
42 Lavagetto, Mario: *Stanza 43 – Un lapsus di Marcel Proust*, Torino, Einaudi, 1991, und *Chambre 43 – Un lapsus de Marcel Proust*, Paris, Belin, 1996.
43 Michel-Thiriet, Philippe: *Das Proust Lexikon*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
44 Mingelgrün, Albert: *Thèmes et structures bibliques dans l'œuvre de Marcel Proust*, Lausanne, L'Age d'homme, 1978.
45 Painter, George: *Marcel Proust – Eine Biographie*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1962.
46 *Das Proust-Album*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1975.
47 *Recherche de Proust*, Hg. Gérard Genette und Tzvetan Todorov, Paris, Seuil, 1980.
48 Rivers, Julius: *Proust and the Art of Love*, New York, Columbia University Press, 1980.
49 Roger, Alain: *Proust – Le plaisir et les noms*, Paris, Denoël, 1985.
50 Steel, Gareth H.: *Chronology and Time in À la recherche du temps perdu*, Genève, Droz, 1979.
51 Tadié, Jean-Yves: *Proust*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1987.
52 Id.: *Marcel Proust – Biographie*, Paris, Gallimard, 1996.
53 Unseld, Siegfried: »Proust in Deutschland verlegen«, *Proustiana* I (1983).
54 Vogely, Maxine Arnold: *A Proust Dictionary*, New York, The Whitston Publishing Company, 1981.

NAMENREGISTER

Adams, William Howard 817 , 820
Agostinelli, Alfred 835 , 852 , 856
Agrippina 837
Albaret, Céleste 362–368, 834
Alençon, Émilienne d' 715 , 863
Alençon, Herzog von 715
Alexander II . 811
Antoine, André 844
Antonius 423
Aristoteles 862
Arlincourt, Vicomte von 125 , 813
Arvers, Félix 808
Äschylus 852
Aubernon, Mme. 836
Augustus 517 , 519
Aumale, Herzog von 726 , 861 , 864

Bac, Ferdinand 845
Bach 191 , 449 , 502 , 524 , 864
Bakst, Léon 213 , 820
Balzac 113 , 148 ff., 156 , 647 f., 664 , 667 f., 670 , 672 , 676 , 713 , 722 , 748 , 783 , 790 , 792 , 815 , 857 , 859
Barbedienne, Fernand 468 , 842
Barnum, Phineas Taylor 840
Baron fils 717
Baudelaire 40 , 522 , 563 , 795 , 797 , 810 , 816 , 830 , 836 , 863 , 866
Beauchâteau, François de 842
Beauthéac, Nadine 841 , 855
Beccadelli, Maria 809
Beethoven 13 , 61 , 134 , 320 , 436 , 521 , 799 , 853
Bem, Jeanne 802
Benjamin, Walter 796
Benkert, Karoly Maria 799
Benoist, Alexandre 213 , 820
Bergson, Henri 562 f., 810 , 843 , 850
Berlioz 743 , 864
Bernhardt, Sarah 693 , 713 , 861
Berry, Herzog von 106 , 715
Bibesco, Antoine 804 f.

Bibesco, Emmanuel 804
Billy, Robert de 804
Binet, Alfred 847
Bizet, Jacques 833
Blarenberghe, Henri van 792 , 823 f.
Boccaccio 805
Boigne, Madame de 824
Boissier, Gaston 673 , 860
Borghese, Fürst 216
Bosch, Paula 848
Bouchard, Charles 526 , 666 , 848
Bouchardon, Edme 851
Bouchart, François-Xavier 841 , 855
Boucher 819
Bouffe de Saint-Blaise, Gabriel 527 , 848
Bouguereau, Adolphe-William 814
Boulanger, General 837
Boulanger, Jacques 794
Bourgeois, Anicet 831
Boutroux, Émile 486 , 562 , 843 , 850
Boylesve, René 858
Brancovan, Fürstin von 828 , 849
Brichet, M. 836
Brillat-Savarin, Anthelme 494 , 844
Brochard, Victor 836
Brunetière, Ferdinand 322 , 831 , 836
Büchmann, Georg 846
Bülow, Fürst von 73 , 809

Caillaux, Joseph 226 , 823
Caillavet, Mme. de 820
Calvino, Italo 793
Capus, Alfred 863
Caro, Elme 322 , 831
Carpaccio 76 , 798 , 810
Casati, Marquise von 857
Castellane, Boni de 811 , 817
Castiglione, Mme. de 857
Chalgrin, Jean-François 844
Charcot, Jean-Martin 413 , 526 , 666 , 717 , 791 , 799 , 848 , 863
Charles de Lorraine 861
Chartres, Herzog von 118 , 121 , 746
Chateaubriand 407 , 636 , 665 , 667 , 748 , 837 , 855 , 859
Châteauroux, Herzogin von 816

Châtelet, Mme. du 407 , 837
Chevalier, Julien 802
Chimay, Fürstin von 835
Cholet, M. de 486
Chopin 315 f., 319 ff., 328 , 550 , 601 , 830 ff., 849
Christiné-Trebitsch, Henri 860
Clairin, Georges 819
Clemenceau, Georges 219 , 821
Clermont-Tonnerre, Élisabeth de 603 , 801 , 841 , 853 , 857
Clifford Barney, Natalie 833 , 863
Clinchamp, Mme. de 726 , 864
Clodion 851
Cocheris, Hippolyte 816 , 826 , 839
Cocteau, Jean 789 , 835
Compagnon, Antoine 796 , 798 , 802 , 806 f., 812 , 816 , 827 , 836 , 838 ff., 847 , 858 , 864 ff.
Condé, gen. Grand Condé 523 Coquelin, Constant 713 , 862
Cornaglia, Ernest 717 , 863
Cottin, Nicolas 832
Courtois-Suff it, Maurice 527 , 848
Coutance, Amédée 798

D'Annunzio, Gabriele 102 ff.
Darwin 49 , 798 , 806 , 808 , 837
Daudet, Alphonse 837
Daudet, Léon 841
Daudet, Lucien 857
Debussy 134 , 313 , 316 f., 319 f., 420 , 449 , 506 , 520 , 626 , 789 , 820 , 829–832, 838 , 847
Decauville, Paul 826
De Falla 820
Degas, Edgar 312 f., 359 f., 828 f., 845
Dehelly, Émile 717 , 863
Delafosse, Léon 835 , 853
Delarue-Mardrus, Lucie 833 , 863
Deleuze, Gilles 783
Demosthenes 320
Derain, André 820
Deschanel, Paul 217 , 820
Desfeuilles, Paul 814
Detaille, Édouard 56 f., 808
Diaghilew, Serge 214 , 457 , 819
Diane de Poitiers 22
Diderot 810

Doasan, Baron von 835
Dorval, Marie 797 , 803
Doumer, Paul 217 , 820
Dreyfus, Alfred 18 , 29 , 34 ,117–122, 137 , 149 , 159 , 164 , 167–172, 208 ff., 215 , 219 , 420 , 536 f., 668 , 727 f., 786 , 799 , 803 , 815 ff., 821 , 838
Drouet, Juliette 858
Duguay-Trouin 255
Dumas f ils, Alexandre 458
Duni, Egidio Romualdo 843
Dupanloup, Félix 180 , 817
Durand, Jacques 831

Edison, Thomas 195
Eduard VII . 811
Edwards, Alfred 820
Eels-Ogée, Emily 796
Engally, Speranza 848
Eugénie, Kaiserin 159 , 816
Eulenburg, Fürst von 510 , 791 , 799 , 846

Faguet, Émile 836
Falconet, Étienne 224 , 821
Fasquelle, Eugène 822
Fauré, Gabriel 518 f., 846 f., 858
Favart, Charles-Simon 490 ff., 843 f.
Fénelon 254
Fénelon, Bertrand de 255 , 804 , 834
Ferré, André 826
Flaubert 318 , 824 , 830
Florian 464
Floupette, Adoré 815
Fokine, Michel 820
Fontanes, Louis 636
Fould, Mme. 819
France, Anatole 820 , 833 , 838
Franck, César 134 , 518 , 520 , 847
Franz I . 861
Freud, Sigmund 850
Frévalles, Simone 717
Freycinet, Charles-Louis de Saulces de 484

Galateria, Daria 796 , 798 , 810 ff., 833 , 844
Galland, Antoine 347 , 832
Galli-Marié, Célestine 848
Gaubert, Serge 860
Gautier, Théophile 844
Ghéon, Henri 824
Gide, André 794 , 802 , 831
Gineste, Marie 290 , 362–367, 834
Giorgione 145 , 814
Girardin, Émile 809
Gluck 749
Godard, Benjamin 626 , 854
Godebska, Misia 820
Goncourt, Brüder 807
Greffulhe, Gräf in 811
Guigard, Joannis 858 , 860 ff.
Guilbert, Yvette 717 , 863

Haackh, A. 840
Haas, Charles 817
Hadrian 587
Hahn, Reynaldo 786 , 805 , 812 , 830
Halévy, Daniel 791 , 833
Halévy, Fromental 834
Halévy, Ludovic 839
Händel 847
Hanska, Madame 859
Harcourt, Louis d’ 494
Harden, Maximilian 791
Haydn 847 Heinrich III . 860 f.
Heinrich V. 746
Helleu, Paul 497 , 844
Henry, Anne 843
Henry, Hauptmann 164 , 816 f.
Hervey de Saint-Denys 177 , 817
Hesiod 813
Hessen, Großherzog von 159
Hirsch, Baron 105
Hirschfeld, Magnus 791 , 802
Hohl, Ernst 841

Horaz 517 , 714 , 846
Hugo, Victor 79 , 805 , 810 , 837 , 858
Huxelles, Marschall von 538 , 848
Huxley, Aldous 808 , 843
Huxley, Thomas Henry 60 f., 808

Ibsen 103 f., 491 , 844
Indy, Vincent d' 420 , 482 , 803 , 838 , 843 , 847
Iswolsky, Alexander 103

Jacquet, Gustave Jean 143 f., 814 , 816
Jaloux, Edmond 850
Jammes, Francis 240 , 794 , 824

Karl V . 860
Karl X . 160 , 746
Kleopatra 423
Krafft-Ebing, Richard 790 , 802 , 812

Labiche, Eugène 113 , 696
Labori, Fernand 219 , 420 , 821
Lachelier, Jules 475 , 842
La Fayette, Madame de 40
La Fontaine 254 , 464 , 478 , 533 , 842
Lamartine 348 , 837
Lamoureux, Charles 322 , 831
La Rochefoucauld 125 , 389 , 406 , 837 , 861
Lauris, Georges de 804
Lavagetto, Mario 799
Lavignac, Albert 821
Leconte de Lisle 348 , 813 , 816 , 824 , 833 , 841 , 864
Le Cuziat, Albert 808
Le Héricher, Édouard 839
Leibniz 475
Lemaire, Madeleine 800 , 819 , 829 , 836

Leriche, Françoise 796 , 798 , 804 , 815 , 822 ff., 851 , 855
Le Sidaner, Henri 304 , 310 , 313 , 325 f., 828
Liotard, Jean-Étienne 844
Lognon, Auguste 839
Lognon, Henri 841
Lorrain, Jean 799
Lotte von der Pfalz 73 , 810
Loubet, Émile 148 , 815
Louise de Lorraine 861
Louis-Philippe 125
Ludwig VI ., gen. der Dicke 721
Ludwig IX ., gen. der Heilige 744
Ludwig XIII . 745
Ludwig XIV . 73 , 90 , 257 , 509 f., 721 , 810 f., 825
Ludwig XV . 125 , 816
Ludwig XVI . 746
Lukrez 813

Mabin, Dominique 850
Madrazo, Frédéric de 836
Maeterlinck, Maurice 798 , 804 , 806 , 822 , 852 f. Magnan 799
Magnier, Marie 717
Mâle, Émile 800 , 838 , 854 , 862
Malherbe 61 , 808
Mallarmé 522 , 828
Mallet du Pan 846
Manet 312 , 828 , 846
Mardrus, Joseph-Charles-Victor 347 , 832 f.
Marguerite de Valois 861
Marivaux 415
Marquis, Joseph 829
Martin-Chauff ier, Louis 839
Massenet, Jules 317 , 805 , 830
Masson, Michel 842
Mathilde, Königin 854
Mauclair, Camille 831
Mayol, Félix 860
Mazarin, Kardinal 156 , 815
Mäzen 517 , 520
Meilhac, Henri 423 , 838
Mendelssohn, Felix 33 , 602 , 803 Mér imée, Prosper 839
Merovig 348 , 833
Mesmes, Familie 861
Meyerbeer, Giacomo 520 , 847

Michelet, Jules 45 , 791 , 805
Miguet, Marie 804
Mill, Stuart 475 , 842
Millet, Jean-François 476
Molière 62 , 66 , 365 , 603 , 693 , 815 , 827 , 835 , 840 , 842 , 853 , 861 f.
Moll, Albert 791 , 802
Monaldeschi, Jean de 106
Monet 310 ff., 825 , 828 f.
Monsieur 90 , 516 , 810 f.
Montaigne 859
Montebello, Marquis von 809
Montespan, Madame de 257 , 825
Montesquieu 318 , 406 , 717
Montesquiou, Robert de 150 , 491 , 786 , 800 f., 810 f., 814 f., 816 , 818 , 833 , 835 , 838 , 844 f., 848 , 851 , 853 , 857 , 859
Morand, Eugène 805
Morand, Paul 795 , 811
Moreau, Gustave 803 , 856
Morel, Bénédict Auguste 855
Mounet-Sully, Louis 693 , 861
Mozart 312

Napoleon I . 636 , 812 , 855
Napoleon III . 816 , 841
Natanson, Thadée 820
Nattier, Jean-Marc 161 , 816
Nero 800 , 840
Niel, Marschall 853
Nijinsky, Vaslav 213 , 820
Nikolaus II . 809
Noailles, Anna de 828
Noël, Édouard 862

Offenbach, Jacques 834 , 839
Orléans, Herzog von, s. Monsieur Ovid 667 , 859 , 861

Paderewski, Ignace 436 , 443 , 840
Painter, George 800 , 808 , 811 , 820 , 826 , 832 , 835

Paléologue, Maurice 809
Palestrina 524 , 847
Panat, Chevalier de 846
Pascal 177
Paul, Großherzog 811
Paulhan, Jean 826
Pavlovna, Maria 811
Péladan, Joséphin 848
Périer, Jean-Alexis 717 , 863
Persigny, M. de 455 , 841
Peter der Große 812
Peyre, Marie-Joseph 844
Picard, Louis-Benoît 814
Picasso 820
Picinni, Alexandre 831
Pico della Mirandola 464 , 842
Picquart, Georges-Marie 169 , 172 , 219 , 420 , 816 f., 821
Pixerécourt, Guilbert de 831
Planté, Francis 436 , 840
Plantevignes, Marcel 858
Plato 518 , 806
Plotin 563 , 850
Poe, Edgar 816 , 852
Polignac, Edmond de 150 , 815 , 825
Ponson du Terrail 859
Poquelin, Jean-Baptiste, s. Molière Porel, Désiré 487 , 491 , 843
Porel, Jacques 800
Porphyrius 563 , 850
Potain, Pierre 413
Potin, Félix 34 , 803
Potter, Paulus 856
Poulenc, Francis 820
Poussin, Nicolas 311 , 313 f., 318 , 829
Proust, Adrien 824 , 848
Proust, Mme. 823
Puget, Loïsa 125 , 813

Quicherat, Jules 839

Rabelais 665 , 859
Racine 40 , 100 , 258 f., 357 , 360 , 523 , 569 , 786 , 788 , 795 , 812 , 834 , 851

Radziwill, Constantin 808
Ravel, Maurice 831
Récamier, Madame de 407 , 837
Rechel-Mertens, Eva 796 ff., 858
Régnier, Henri de 831
Reinach, Joseph 219 , 420 , 821
Réjane 800
Rembrandt 121 , 745
Retz, Kardinal von 406 , 837 , 858
Ribot, Théodule 810
Riedweg, Christoph 853
Risler, Édouard 436 , 840
Rivers, Julius E. 801
Rivière, Jacques 794 , 826 , 831 , 850
Robert, Hubert 54 , 87 , 91 , 811
Robespierre 821
Rochechouart, Marie-Madeleine de 825
Rochegude, Félix 745 , 865
Roger, Alain 860
Rolland, Romain 790
Ronsard 444 , 841
Rossi, Luciano 833
Rostand, Edmond 861
Rothschild 853
Rothschild, Mme. de 105
Roujon, Henry 657 , 858
Ruhe, Algot 843
Rychner, Max 796

Sade, Marquis de 795
Sagan, Mme. de 105
Sagan, Prinz von 180 , 817
Sainte-Beuve 718 , 824 , 863
Saint-John Perse 367 , 834
Saint-Just 821
Saint-Léger Léger, s. Saint-John Perse Saint-Simon 510 , 538 , 627 , 811 , 825 , 845 f., 848 , 861 ff.
Samary, Jeanne 844
Samary, Marie 493 , 844
Sappho 298 , 827
Sarcey, Francisque 429 , 840
Satie, Erik 820
Saussine, Henri de 847
Scarlatti, Alessando 520 , 847

Scarlatti, Domenico 847
Schiller 814
Schiller, Hermann 840
Scholem, Gershom 796
Schumann 279
Scott, Walter 40 , 804
Selves, Justin de 484
Sert, José-Maria 820
Sévigné, Charles de 614
Sévigné, Madame de 252 ff., 276 , 306 , 328 , 347 , 481 , 861
Shakespeare 37 , 806
Silvestre, Armand 805
Simiane, Familie 861
Six, Jan 121 , 813
Sokrates 30 , 519 , 666 , 859
Sophokles 824 , 861
Souday, Paul 795
Spinoza 745
Stamati, Camille 601 , 853
Standish, Mme. 95 , 811
Stendhal 853
Sterne 810
Stoullig, Edmond 862
Straus, Mme. 821 , 829
Strawinsky 213 , 820
Sueton 840
Sully Prudhomme 834

Tadié, Jean-Yves 800
Taine, Hippolyte 667 , 837 , 859
Talleyrand-Périgord, Charles Maurice de 406 , 415 , 837 f., 846
Tarde, Gabriel de 843
Theodora 837
Theokrit 442 , 803 , 841
Thierry, Augustin 347 , 833
Thureau-Dangin, Paul 673 , 860
Tiepolo 95 , 179 , 810
Tizian 814
Tolstoj 476 , 844
Tschudi, Hugo von 509 , 845 f.
Turgenjew, Iwan 844
Turner 318

Ulrichs, Karl Heinrich 790 , 802

Verga, Giovanni 844
Vergil 486 , 517 f., 551 , 803 f., 813 , 849 , 862
Verlaine 804
Vermeer 162 , 316
Verne, Jules 624
Veronese 76 , 498 , 810
Vigny, Alfred de 7 , 408 , 797 , 802 , 835 , 838
Villemain, Abel-François 404 , 836
Viollet-le-Duc 415 , 838 , 851
Vivien, Renée 833
Voltaire 407 , 717 , 837 , 859

Wagner 134 , 312 , 316 , 449 , 482 , 810 , 821 , 830 , 843 , 847 , 865
Wales, Prinz von 105 , 811
Walz, Melanie 846 , 848
Weil, Nathé 860
Westphal, Karl Friedrich Otto 790 , 799
Whistler 82 , 811
Wilde, Oscar 791 , 802 , 858 f.
Wilhelm II . 509 , 838
Wladimir, Großherzog 89 , 811

Zola, Émile 219 , 420 , 522 , 817 , 821

INHALT

I

II

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

ANHANG

Nachwort

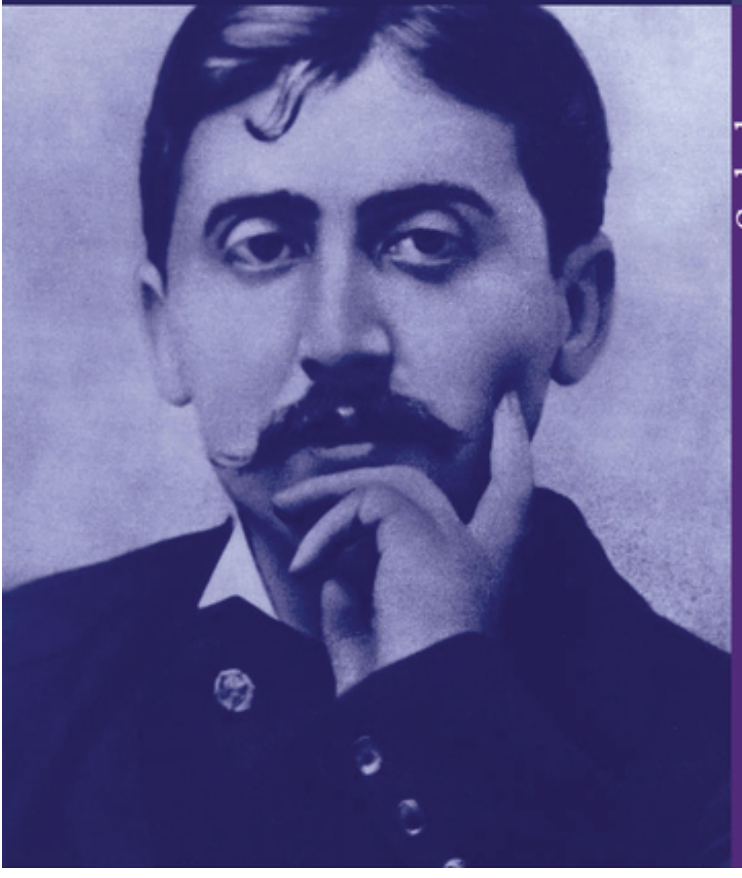
Anmerkungen und Kommentar

Resümee

Bibliographie

Namenregister

Marcel Proust
Die Gefangene
Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 5



Suhrkamp

MARCEL PROUST

AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN ZEIT 5

DIE GEFANGENE

SUHRKAMP

3180

Originaltitel:

À la recherche du temps perdu.

La Prisonnière

Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens;

revidiert von Luzius Keller und Sybilla Laemmel.

ebook Suhrkamp Verlag Berlin 2010

© für diese deutschsprachige Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Alle Rechte vorbehalten

www.suhrkamp.de

eISBN 978-3-518-74260-0

Schon frühmorgens, den Kopf noch der Wand zugekehrt und ohne auch nur die Tönung des Lichtstreifens über den großen Vorhängen am Fenster wahrgenommen zu haben, wußte ich, wie das Wetter war. Die ersten Straßengeräusche hatten es mir mitgeteilt, je nachdem ob sie von Feuchtigkeit gedämpft und gebrochen zu mir drangen oder wie schwirrende Pfeile im hallenden, leeren Raum eines weiten, eisigen und klaren Morgens; schon beim Rollen der ersten Straßenbahn hatte ich gehört, ob sie im Regen fröstelte oder aufbrach in azurne Bläue. Vielleicht aber war diesen Geräuschen eine schnellere, durchdringendere Emanation vorausgeeilt, war durch meinen Schlaf geglitten und erfüllte ihn mit dem Trübsinn, der den Schnee ankündigt, oder ließ ein gewisses intermittierendes kleines Wesen zum Ruhm der Sonne so harmonische Hymnen anstimmen, daß diese mir, der ich noch im Schlaf bereits zu lächeln begann und dessen Lider sich auf blendendes Licht gefaßt machten, zuletzt ein ohrenbetäubendes Erwachen bescherten, ganz in Musik.[1] Überhaupt nahm ich in jener Zeit das äußere Leben vor allem von meinem Zimmer aus wahr. Ich weiß, daß Bloch erzählte, er habe, wenn er mich abends besuchen kam, Töne wie von einer Unterhaltung gehört; da meine Mutter in Combray war und er nie einen Menschen in meinem Zimmer antraf, kam er zu dem Schluß, ich spreche zu mir selbst. Als er viel später erfuhr, daß Albertine damals bei mir wohnte, und begriff, daß ich sie vor aller Welt verborgen hatte, erklärte er, jetzt endlich begreife er, weshalb ich zu jener Zeit meines Lebens nie hatte ausgehen wollen. Er täuschte sich. Dies allerdings war äußerst verzeihlich, denn die Wirklichkeit gehorcht zwar den Gesetzen der Notwendigkeit, doch ist sie nicht völlig voraussehbar, und jene, die aus dem Leben eines anderen ein an sich zutreffendes Detail erfahren, ziehen auf der Stelle Folgerungen, die keine sind, und sehen in der neuentdeckten Tatsache die Erklärung für Dinge, die in gar keiner Beziehung zu ihr stehen.

Wenn ich mir jetzt vorstelle, wie meine Freundin seit unserer Rückkehr von Balbec nach Paris unter dem gleichen Dach mit mir lebte, wie sie den Gedanken an eine Seereise aufgegeben hatte,[1] wie ihr Zimmer zwanzig Schritte von dem meinen entfernt lag, im Arbeitskabinett meines Vaters mit den Wandbespannungen, und wie sie jeden Abend, sehr spät, bevor sie mich verließ, ihre Zunge in meinen Mund gleiten ließ, wie ein tägliches Brot, eine stärkende Nahrung, beinahe mit der Weihe eines jeden Leibes, dem die um seinetwillen erduldeten Leiden schließlich eine Art von Sanftmut verliehen haben, so denke ich auch alsbald zum Vergleich nicht etwa an jene Nacht, die Rittmeister von Borodino mir in der Kaserne zu verbringen gestattete – eine Gunst, die alles in allem einem nur vorübergehenden Unbehagen abhalf –, sondern an jene andere, in der mein Vater Mama geheißen hatte, in dem kleinen Bett neben dem meinen zu schlafen.[2] Wenn das Leben uns ein weiteres Mal von einer Seelenqual befreien will, die unvermeidbar schien, wie verschieden, ja gegensätzlich sind die Bedingungen, unter denen das geschieht, so daß es beinahe einem offenen Sakrileg gleichkommt festzustellen, es handle sich um die gleiche Art Gnadenbeweis!

Wenn Albertine von Françoise erfahren hatte, daß ich im Dunkel meines Zimmers mit den noch geschlossenen Vorhängen nicht schlief, genierte sie sich nicht, bei der Morgentoilette in ihrem Bad etwas Lärm zu machen. Anstatt eine spätere Stunde abzuwarten, begab ich mich dann oft in ein Badezimmer, das neben dem ihren lag und ein Ort voller Annehmlichkeiten war. Früher gab ein Theaterdirektor Hunderttausende von Francs aus, um den Thron einer Diva, die eine Kaiserin spielte, mit echten Smaragden zu bestirnen. Von den Ballets Russes[1] haben wir gelernt, daß einfache, aber mit Bedacht eingesetzte Lichteffekte ebenso prächtige und obendrein noch mannigfaltigere Juwelen hervorbringen. Trotzdem ist diese bereits immateriellere Ausstattung noch immer nicht so anmutig wie die, wodurch um acht Uhr morgens die Sonne

jene andere ersetzte, die wir gewöhnlich erblickten, wenn wir uns erst um die Mittagsstunde erhoben. Damit uns von draußen niemand sehen konnte, waren die Fenster unserer beiden Badezimmer nicht glatt, sondern von künstlichem und aus der Mode gekommenem Rauhreif gekörnt. Mit einemmal ließ die Sonne dann dieses Glasgekräusel in gelbem Licht erstrahlen, vergoldete es und legte in mir behutsam einen jungen Mann aus früheren Tagen wieder frei, den die Gewohnheit lange verborgen hatte, wobei sie mich in einen Erinnerungsrausch versetzte, als befände ich mich mitten in der Natur vor golddurchleuchtetem Laubgewoge, in dem nicht einmal ein Vogel fehlte, hörte ich doch Albertine ohne Unterlaß pfeifen:

Les douleurs sont des folles,
Et qui les écoute est encore plus fou. [2]

Töricht sind die Schmerzen,
Törichter ist, wer auf sie hört.

Ich liebte sie zu sehr, um nicht über ihren schlechten musikalischen Geschmack vergnügt zu lächeln. Dieses Chanson hatte übrigens Madame Bontemps im vorigen Sommer in Entzücken versetzt; bald aber hörte sie sagen, es sei albern, so daß sie es, anstatt Albertine zu bitten, es vorzusingen, wenn sie Gäste hatte, durch folgendes ersetzte:

Une chanson d'adieu sort des sources troublées, [1]

Aus trüber Quelle fließt ein Abschiedslied,

was seinerseits zu einer »alten Schnulze von Massenet, mit der die Kleine uns die Ohren vollbläst« wurde.

Eine Wolke zog vorüber, sie verdunkelte die Sonne, ich sah den schamhaften, blätterwebenden Glasvorhang erlöschen und in farblose Grisaille zurücksinken.[2]

Die Trennwand zwischen unseren beiden Badezimmern (das von Albertine, das ganz dem meinen glich, war ein Bad, das Mama, da sie noch ein anderes im entgegengesetzten Teil der Wohnung besaß, nie benutzt hatte, um mich nicht durch Geräusche zu stören) war so dünn, daß wir, während wir uns jeder in dem seinen wuschen, miteinander sprechen und unsere Unterhaltung, die nur vom Geräusch des Wassers unterbrochen wurde, in jener Intimität fortsetzen konnten, die im Hotel durch die Winzigkeit der Zimmer und die Nähe der Räume häufig ermöglicht wird, in Paris jedoch ungemein selten ist.

Andere Male blieb ich liegen und träumte, solange ich wollte, denn ich hatte angeordnet, daß niemand in mein Zimmer kommen dürfe, bevor ich geläutet hatte; das aber war, weil die elektrische Klingel über meinem Bett recht unbequem angebracht war, so umständlich, daß ich oft, überdrüssig, nach ihr zu tasten, und ganz zufrieden, allein zu sein, fast wieder eingeschlummert noch länger liegenblieb. Dabei war ich nicht etwa gleichgültig gegen Albertines Aufenthalt bei uns. Durch ihre Trennung von ihren Freundinnen blieben meinem Herzen neue Leiden erspart. Dank ihrer verharrte es in einem Zustand der Ruhe, einer fast gänzlichen Reglosigkeit, mit deren Hilfe es sicher heilen würde. Der Friede, den meine Freundin mir gab, bestand aber eigentlich in Beschwichtigung des Leidens und nicht in Freude. Gewiß erlaubte er mir, davon wieder manche Formen zu kosten, die der allzu lebhafte Schmerz mir verschlossen hatte, aber weit entfernt, sie Albertine zu verdanken – die ich übrigens kaum noch hübsch fand, mit der ich mich langweilte und die ich im Grunde nicht mehr liebte, wie ich deutlich empfand –, genoß ich diese Freuden, gerade wenn Albertine nicht bei mir war.

Daher ließ ich sie auch, wenn ich meinen Morgen begann, nicht auf der Stelle rufen, zumal wenn schönes Wetter war. In dem Bewußtsein, daß jenes mich mehr beglückte als sie, blieb ich für ein Weilchen allein mit dem kleinen Wesen in meinem Inneren, das singend die Sonne begrüßt und von dem ich schon gesprochen habe. Von den verschiedenen Personen, die unser Ich ausmachen, sind nicht jene die wesentlichsten, die man zunächst gewahrt. Wenn einst die Krankheit sie in mir eine nach der anderen zu Boden geworfen haben wird, werden zwei oder drei übrigbleiben, die zählebiger sind als die anderen, insbesondere ein gewisser Philosoph, der nur dann glücklich ist, wenn er zwischen zwei Werken oder zwischen zwei Empfindungen etwas Gemeinsames entdeckt hat.[1] Doch der letzte von allen wird wohl, wie ich mir manchmal gedacht habe, jenes kleine Männchen sein, das einem anderen sehr ähnlich sieht, das der Optiker von Combray in seinem Schaufenster plaziert hatte, um das jeweilige Wetter anzuzeigen, und das seine Kapuze abzog, sobald die Sonne schien, sie aber wieder aufsetzte, wenn es Regen gab. Ich weiß nur zu gut, wie egoistisch dieses Männchen ist; ich kann an einem Erstikkungsanfall leiden, den nur das Einsetzen von Regen beruhigen würde, ihm ist das völlig gleich: Bei den ersten ungeduldig erwarteten Tropfen verliert er seine Heiterkeit und zieht übellaunig die Kapuze über den Kopf. Andererseits glaube ich, daß das Barometermännchen in meiner Todesstunde, wenn alle anderen »Ichs« nicht mehr am Leben sind, beim ersten Sonnenstrahl, während ich meine letzten Seufzer aushauche, sich äußerst munter fühlen, die Kapuze ablegen und ausrufen wird: Ah! Endlich wird es schön![1]

Ich schellte nach Françoise. Ich schlug den *Figaro* auf. Ich suchte darin vergeblich einen Artikel – zumindest sollte es einer sein –, den ich an diese Zeitung geschickt hatte und der, nur in etwas zurechtgestutzter Form, den vor kurzem wiedergefundenen Seiten entsprach, die ich einst im Wagen des Doktors Percepied beim Anblick der Kirchtürme von

Martinville verfaßt hatte.[2] Dann las ich Mamas Brief. Sie fand es seltsam, ja ungehörig, daß ein junges Mädchen allein mit mir zusammen wohne. Am ersten Tag, in dem Augenblick, als wir Balbec verließen, als sie mich so unglücklich sah und sich Sorgen machte, mich allein zu lassen, war sie vielleicht froh gewesen, als sie erfuhr, daß Albertine mit uns abreisen würde, und sah, daß neben unseren Koffern (jene Koffer, mit denen ich weinend die Nacht im Hotel von Balbec verbracht hatte) diejenigen Albertines, schmale schwarze Behältnisse, die mir die Form von Särgen zu haben schienen, von denen ich nicht wußte, ob sie dem Haus Leben oder Tod bringen würden, auf die Blindschleiche geladen wurden. Diese Frage hatte ich mir allerdings gar nicht gestellt, denn ich war ganz der Freude hingegeben, nach dem Grauen, das ich bei dem Gedanken empfunden hatte, in Balbec bleiben zu müssen, an diesem strahlenden Morgen Albertine mit mir hinwegzuführen. Wenn Mama diesem Vorhaben zunächst nicht feindselig gegenübergestanden hatte (sie sprach mit meiner Freundin so einfühlsam wie eine Mutter, deren Sohn schwer verwundet wurde und die der jungen Geliebten Dank weiß, daß sie ihn mit Aufopferung pflegt), tat sie es denn doch, seitdem es nur allzu wirklich geworden war und der Aufenthalt des jungen Mädchens bei uns sich in die Länge zog, ein Aufenthalt noch dazu in Abwesenheit meiner Eltern. Ich kann nicht sagen, daß Mama mich diese Feindseligkeit jemals merken ließ. Wie früher, wenn sie mir nicht länger meine Nervosität, meine Trägheit vorzuwerfen wagte, hegte sie jetzt Bedenken – die ich vielleicht im Augenblick nicht ganz als solche erkannte oder erkennen wollte –, durch gewisse Vorbehalte, die sie in bezug auf das junge Mädchen machte, mit dem ich mich, wie ich ihr gesagt hatte, verloben wollte, mein Leben zu verdüstern, meine künftige Ergebenheit meiner Frau gegenüber zu mindern und vielleicht für die Zeit, da sie selbst nicht mehr sein würde, Reuegefühle darüber in mir zu erzeugen, daß ich sie durch meine Heirat mit Albertine betrübt hätte. Mama zog

vor, eine Wahl scheinbar zu billigen, von der mich abzubringen sie sich nicht vorstellen konnte. Doch alle, die sie zu jener Zeit sahen, haben mir gesagt, daß zu ihrem Schmerz über den Verlust ihrer Mutter eine unaufhörliche Sorge hinzugetreten sei. Diese Anspannung des Geistes, diese innere Auseinandersetzung versetzten Mamas Schläfen in ein ständiges Glühen; sie öffnete unaufhörlich die Fenster, um sich abzukühlen. Eine Entscheidung jedoch wagte sie nicht zu treffen, aus Furcht, mich in einem ungünstigen Sinne zu »beeinflussen« oder das zu beeinträchtigen, was sie für mein Glück hielt. Sie konnte sich nicht einmal dazu entschließen, mich daran zu hindern, daß ich Albertine einstweilen im Hause behielt. Sie wollte sich nicht strenger zeigen als Madame Bontemps, die die Sache ja in erster Linie anging und die offenbar nichts dagegen hatte, was meine Mutter sehr verwunderte. Auf alle Fälle bedauerte sie, daß sie uns beide hatte allein lassen müssen, daß sie gerade in jenem Augenblick nach Combray gereist war, wo sie möglicherweise viele Monate würde verbringen müssen (tatsächlich blieb sie so lange), in denen meine Großtante sie Tag und Nacht ständig nötig hatte. Alles wurde ihr dort übrigens leicht gemacht dank der Güte, der Ergebenheit von Legrandin, der keine Mühe scheute und von Woche zu Woche seine Rückkehr nach Paris aufschob, ohne meine Tante eigentlich näher zu kennen, zunächst einfach weil sie eine Freundin seiner Mutter gewesen war, dann aber auch, weil er fühlte, daß die todgeweihte Kranke an seiner Fürsorge hing und es nicht ohne ihn würde aushalten können. Der Snobismus ist zwar eine ernste Krankheit der Seele, aber örtlich begrenzt und kann sie nicht ganz und gar zerstören. Ich hingegen war – im Gegensatz zu meiner Mutter – um so glücklicher über ihren Aufenthalt in Combray, als ich sonst gefürchtet hätte, sie könne, da ich Albertine nicht wohl sagen konnte, sie möge darüber schweigen, deren Freundschaft mit Mademoiselle Vinteuil entdecken. In den Augen meiner Mutter wäre das ein unumstößliches Hindernis nicht nur für eine Heirat

gewesen, von der noch nicht endgültig zu meiner Freundin zu sprechen sie mich übrigens gebeten hatte und an die zu denken mir immer unerträglicher war, sondern sogar dafür, daß diese einige Zeit in unserem Haus verbrachte. Abgesehen von einem so schwerwiegenden Grund, von dem sie jedoch nichts wußte, war meine Mutter durch die Doppelwirkung der erhebenden und befreienden Nachahmung meiner Großmutter, die als Bewunderin von George Sand Tugend einzig im Adel des Herzens gesehen hatte, und andererseits meines eigenen verderblichen Einflusses jetzt nachsichtig Frauen gegenüber, deren Verhalten sie früher streng getadelt hätte – oder sogar heute noch tadelte, sofern sie zu dem Kreis ihrer bürgerlichen Freundinnen aus Paris oder Combray gehörten –, deren große Seele ich ihr aber rühmte und denen sie viel verzieh, weil sie mich so gern hatten. Trotz allem und ganz abgesehen von der Frage, was sich gehört, glaube ich, daß Albertine Mama unerträglich gewesen wäre, da diese von Combray, von Tante Léonie, von ihrer ganzen weiblichen Verwandtschaft her gewisse Vorstellungen von Ordnung übernommen und bewahrt hatte, von denen meiner Freundin die elementarsten Grundbegriffe fehlten. Sie hätte nie eine Tür geschlossen, umgekehrt aber sich ebensowenig gescheut, durch eine offenstehende einzutreten wie ein Hund oder eine Katze. Ihr etwas unbequemer Charme bestand darin, im Hause nicht wie ein junges Mädchen, sondern eher wie ein Haustier anwesend zu sein, das in ein Zimmer eintritt und es wieder verläßt, sich überall befindet, wo man es nicht erwartet, und sich – mir gab das ein tiefes Gefühl von Ruhe – neben mich auf mein Bett warf und sich dort einen Platz aussuchte, von dem sie sich nicht mehr rührte, ohne dabei wie sonst ein menschliches Wesen zu stören. Dennoch paßte sie sich schließlich den Stunden an, in denen ich schlief, nicht nur, insofern sie nicht mehr in mein Zimmer einzudringen versuchte, sondern auch, indem sie keinen Lärm mehr machte, bevor ich geläutet hatte. Françoise war diejenige, die ihr diese Regeln einimpfte. Sie gehörte zu

jenen Bedienten aus Combray, die den Rang ihres Herrn kennen und wissen, daß es ihre Aufgabe ist, ihm ungeschmälert zukommen zu lassen, was ihm ihrer Meinung nach gebührt. Wenn ein fremder Besucher Françoise ein Trinkgeld gab, das sie mit dem Küchenmädchen teilen sollte, so hatte der Spender kaum seine Börse wieder eingesteckt, als Françoise ebenso geschwind wie diskret und energisch dem Küchenmädchen Bescheid gesagt hatte, die denn auch nicht mit undeutlich stammelnden Worten, sondern freimütig und mit lauter Stimme sich bedankte, wie Françoise es ihr beigebracht hatte. Der Pfarrer von Combray war kein Genie, aber auch er wußte, was sich schickte. Unter seiner geistlichen Leitung war die Tochter von protestantischen Verwandten Madame Sazerats zum Katholizismus übergetreten, und die Familie hatte sich ihm gegenüber mustergültig betragen. Es war die Rede von einer Heirat mit einem Adligen aus Méséglise. Die Eltern des jungen Mannes schrieben, um Erkundigungen einzuziehen, einen ziemlich hochmütigen Brief, in dem die protestantische Herkunft mit Verachtung erwähnt wurde. Der Pfarrer von Combray antwortete in einem solchen Ton, daß der Adlige aus Méséglise zu Kreuze kroch und einen zweiten, sehr anderslautenden Brief verfaßte, in dem er als besonders hohe Gunst erbat, sich mit dem jungen Mädchen verbinden zu dürfen.

Für Françoise lag kein Verdienst darin, bei Albertine Rücksicht auf meinen Schlaf zu erwirken. Sie war durchdrungen von der Tradition. Durch ihr Schweigen oder ihre unmißverständliche Antwort, als Albertine einmal ganz harmlos zu mir hineingehen oder mich um etwas bitten lassen wollte, begriff diese verblüfft, daß sie sich in einer seltsamen Welt mit unbekannten Bräuchen befand, die, was die Lebensform betraf, von Gesetzen gelenkt wurde, an deren Überschreitung nicht zu denken war. Sie hatte schon einen ersten Vorgeschmack davon in Balbec bekommen, aber in Paris gab sie jeden Wi-

derstand auf und wartete Morgen für Morgen geduldig mein Schellen ab, bis sie irgendein Geräusch zu machen wagte.

Die Erziehung, die Françoise ihr zuteil werden ließ, war im übrigen heilsam auch für unsere alte Dienerin selbst, denn sie ließ allmählich das Gejammer verstummen, das seit unserer Rückkehr aus Balbec unablässig aus ihrem Munde kam. In dem Augenblick nämlich, als wir in den Zug stiegen, hatte sie bemerkt, daß sie vergessen hatte, sich im Hotel von der »Gouvernante« zu verabschieden, einer schnurrbärtigen Person, die den Etagendienst überwachte und Françoise kaum kannte, aber vergleichsweise höflich zu ihr gewesen war. Françoise wollte unbedingt umkehren, aus dem Zug steigen, ins Hotel zurückeilen, sich von der Gouvernante verabschieden und erst am folgenden Tag nachkommen. Die Vernunft und vor allem mein plötzliches Grauen vor Balbec hinderten mich daran, ihr diese Gunst zu gewähren, aber sie litt daraufhin an krankhafter, fiebriger schlechter Laune, für deren Verschwinden der Luftwechsel nicht genügt hatte, sondern die auch in Paris weiter anhielt. Denn nach dem Sittenkodex von Françoise, wie ihn die Bas-Reliefs von Saint-André-des-Champs darstellen, ist es zwar nicht verboten, einem Feind den Tod zu wünschen, ja ihn ihm zu geben, aber furchtbar ist, nicht zu tun, was sich gehört, eine Höflichkeit nicht zu erwidern, sich, bevor man abreist, wie eine wahrhaft ungehobelte Person nicht von einer Gouvernante zu verabschieden, der eine Etage untersteht. Während der ganzen Fahrt hatte die immer wieder neu in ihr aufsteigende Erinnerung, daß sie dieser Frau nicht Lebewohl gesagt hatte, im Gesicht von Françoise eine beängstigende Röte heraufbeschworen. Und wenn sie bis Paris Essen und Trinken ablehnte, so vielleicht mehr noch deswegen, weil diese Erinnerung ihr wahrhaftig »auf den Magen drückte« (jede gesellschaftliche Klasse hat ihre eigene Pathologie), als um uns zu bestrafen.

Zu den Ursachen dafür, daß Mama mir alle Tage einen Brief schickte, und zwar einen Brief, in dem niemals ein Aus-

spruch von Madame de Sévigné fehlte, gehörte das Andenken an meine Großmutter. Mama schrieb mir zum Beispiel: »Madame Sazerat hat uns zu einem jener kleinen Essen eingeladen, deren Geheimnis sie allein besitzt und die, wie die arme liebe Großmama mit den Worten der Madame de Sévigné gesagt hätte, uns der Einsamkeit entreißen, ohne uns durch Gesellschaft dafür zu entschädigen.«[1] In meinen ersten Antworten besaß ich die Torheit, an Mama zu schreiben: »An diesen Zitaten würde Deine Mutter Dich auf der Stelle erkennen.« Das trug mir drei Tage später die folgende Bemerkung ein: »Mein liebes Kind, wenn Du mich an *meine Mutter* erinnern willst, ist der Hinweis auf Madame de Sévigné nicht sehr angebracht. Sie hätte Dir geantwortet, wie sie es Madame de Grignan gegenüber tat: ›Bedeutet sie Ihnen denn nichts? Ich wähnte Euch verwandt.‹«[2]

Indessen hörte ich die Schritte meiner Freundin, die aus ihrem Zimmer trat oder sich dorthin begab. Ich schellte, denn es war die Stunde, zu der Andrée mit dem von den Verdurins zur Verfügung gestellten Chauffeur Albertine abholen kam. Zu dieser hatte ich von der entfernten Möglichkeit einer Heirat zwischen uns gesprochen, aber ich hatte es niemals in aller Form getan; sie selbst hatte, als ich sagte: »Ich weiß nicht, aber es wäre vielleicht möglich«, voller Zurückhaltung mit einem schwermütigen Lächeln den Kopf geschüttelt und gemeint: »Aber nein, das wäre es nicht«, was heißen sollte: »Ich bin zu arm.«. Handelte es sich um Zukunftspläne, bemerkte ich auch weiterhin: »Es ist alles noch ganz unbestimmt«, doch was die Gegenwart betraf, tat ich alles, um sie zu zerstreuen und ihr das Leben angenehm zu gestalten, wobei ich unbewußt vielleicht auch in ihr den Wunsch wachzurufen suchte, mich zu heiraten. Sie mußte selbst über soviel Luxus lachen. »Was für ein Gesicht würde Andrées Mutter machen, wenn sie mich als reiche Dame sähe, wie sie selbst eine ist, das, was sie eine Dame nennt, die ›Pferde, Wagen und Gemälde‹ besitzt. Wie? Ich habe Ihnen niemals erzählt, daß sie das immer

sagt? Oh! Sie ist ein Original! Es wundert mich nur, daß sie Gemälde auf die gleiche Stufe wie Wagen und Pferde stellt.«

Später wird man nämlich sehen, daß Albertine ungeachtet törichter Sprachgewohnheiten, die sie beibehielt, sich doch erstaunlich entwickelt hatte, was mir völlig gleichgültig war, denn überlegene geistige Qualitäten haben mich bei einer Frau immer so wenig interessiert, daß ich, wenn überhaupt, nur aus purer Höflichkeit der einen oder anderen solche Qualitäten attestiert habe. Einzig der kuriose Geist von Céleste hätte mir vielleicht gefallen können.[1] Unwillkürlich mußte ich einen Augenblick lächeln, wenn sie zum Beispiel die Gelegenheit nutzte, wo, wie sie wußte, Albertine nicht anwesend war, um mit folgenden Worten auf mich zuzutreten: »Himmlische Gottheit, die du auf ein Bett gesetzt bist!« Ich sagte dann: »Schon gut, Céleste, aber warum denn ›himmlische Gottheit‹?« – »Oh, wenn Sie meinen, Sie hätten irgend etwas mit denen gemein, die auf unserer elenden Erde wandeln, so täuschen Sie sich sehr!« – »Aber warum denn ›gesetzt‹ auf ein Bett? Sie sehen doch, ich liege einfach da.« – »Sie liegen nie einfach da. Hat man je einen Menschen so daliegen sehen? Sie kamen und setzten sich dahin. In Ihrem weißen Pyjama und mit Ihren Halsbewegungen sehen Sie jetzt gerade wie eine Taube aus.«

Selbst im Bereich ganz läppischer Dinge drückte Albertine sich völlig anders aus als das kleine Mädchen, das sie vor ein paar Jahren in Balbec noch gewesen war. Jetzt erklärte sie aus Anlaß einer politischen Begebenheit, die sie tadelte: »Ich finde das unqualifizierbar«; und ich weiß nicht, ob es nicht zur selben Zeit war, daß sie sagen lernte, um auszudrücken, ein Buch scheine ihr schlecht geschrieben: »Es ist interessant, aber wissen Sie, der Autor schreibt wie ein Schwein.«

Über das Verbot, in mein Zimmer zu kommen, bevor ich geschellt hatte, amüsierte sie sich sehr. Da sie unsere Familiengewohnheit des Zitierens angenommen hatte und sich zu diesem Zweck die Stücke zunutze machte, die sie in der Klos-

terschule mit aufgeführt hatte und von denen ich sagte, ich liebte sie besonders, verglich sie mich immer mit Assuérus:

Et la mort est le prix de tout audacieux
Qui sans être appelé se présente à ses yeux.

Rien ne met à l'abri de cet ordre fatal,
Ni le rang, ni le sexe, et le crime est égal.

Moi même …
Je suis à cette loi comme une autre soumise,
Et sans le prévenir il faut pour lui parler
Qu'il me cherche ou du moins qu'il me fasse appeler. [1]

Und jeden trifft der Tod, wer dreist und ungefragt
Sich vor dem Angesicht des Herrn zu zeigen wagt.

Ohn Unterschied die Schuld, ohn Gnade das Verbot:
Nicht Rang und nicht Geschlecht beschirmt dich vor dem Tod.

Ich selber …
Ich weiß mich dem Gesetz gleich anderen verfallen,
Mit meinem eignen Wort komm ich ihm nie zuvor,
Nur wenn er wünscht und winkt, hab ich des Königs Ohr.

Auch äußerlich hatte sie sich verändert. Ihre schmalen blauen Augen – die noch länger schienen – hatten nicht die gleiche Form bewahrt; sie hatten zwar noch dieselbe Farbe, wirkten aber wie verflüssigt. Wenn sie sie schloß, so war es, als hinderten einen Vorhänge daran, auf das Meer zu blicken. Zweifellos war es dieser Teil von ihr, an den ich mich abends, wenn ich sie verließ, vor allem erinnerte. Denn ganz im Gegensatz dazu überraschte mich beispielsweise jeden Morgen die Kräuselung ihrer Haare lange Zeit wie etwas Neues, das ich noch nie gesehen hatte. Und doch – gibt es über dem lächelnden Blick eines jungen Mädchens etwas Schöneres als diesen gelockten Kranz, der aus schwarzen Veilchen zu bestehen scheint? Das Lächeln verheißt mehr Freundschaft, aber das glänzende Geringel des gleichsam blühenden Haares, in dem der Körper, dem es so nahe verwandt ist, nur in kleine Wellen umgesetzt scheint, weckt stärker das Verlangen.

Kaum war sie in mein Zimmer getreten, sprang sie auf mein Bett und beschäftigte sich manchmal mit Definitionen meiner Art von Klugheit und gelobte in aufrichtigem Überschwang, sie wolle lieber sterben als sich von mir trennen; das war an den Tagen, an denen ich mich rasiert hatte, bevor ich sie zu mir kommen ließ. Sie gehörte zu den Frauen, die den Grund für ihre Gefühle nicht klar zu erkennen vermögen. Das Vergnügen, das ihnen der Anblick eines frischen Gesichts bereitet, erklären sie sich aus den seelischen Vorzügen desjenigen, der ihnen für die Zukunft ein Glück zu garantieren scheint, das jedoch in dem gleichen Maße abzunehmen und weniger unerläßlich zu erscheinen vermag, wie er seinen Bart von neuem sprießen läßt.

Ich fragte sie, wohin sie zu gehen vorhabe. »Ich glaube, Andrée will mich zu den Buttes-Chaumont[1] mitnehmen, die ich noch nicht kenne.« Gewiß war es mir unmöglich zu erraten, ob unter so vielen anderen Worten gerade diese eine Lüge verbargen. Im übrigen vertraute ich darauf, daß Andrée mir immer sagen würde, wohin sie mit Albertine ging. Als ich in

Balbec Albertines allzu überdrüssig gewesen war, hatte ich vorgehabt, lügnerischerweise zu Andrée zu sagen: Liebe Andrée, hätte ich Sie doch nur etwas eher wiedergesehen! Dann hätte ich nämlich Sie geliebt! Jetzt aber ist mein Herz anderweitig vergeben. Dennoch wollen wir uns oft sehen, denn meine Liebe zu jener anderen bereitet mir großen Kummer, Sie aber werden mir helfen, mich ein wenig zu trösten. Nun aber waren ebendiese verlogenen Reden kaum drei Wochen darauf wahr geworden. Vielleicht hatte Andrée in Paris geglaubt, daß es tatsächlich eine Lüge sei und daß ich sie liebte, wie sie es zweifellos in Balbec geglaubt hätte. Denn die Wahrheit wandelt sich für uns so stark, daß die anderen Mühe haben, sich darin zurechtzufinden. Da ich nun wußte, daß sie mir alles erzählen würde, was Albertine und sie unternahmen, hatte ich sie gebeten – und sie hatte es übernommen –, diese fast jeden Tag abzuholen. So würde ich ohne Sorge zu Hause bleiben können. Andrées Prestige als eines der Mädchen der kleinen Schar ließ mich darauf vertrauen, sie werde alles, was ich wünschte, bei Albertine erreichen. Wahrlich, ich hätte ihr jetzt in aller Ehrlichkeit sagen können, daß sie mir Ruhe zu schenken vermöge.

Andererseits war meine Wahl Andrées (die sich in Paris befand, da sie auf ihr Vorhaben, nach Balbec zurückzukehren, verzichtet hatte) als Begleiterin meiner Freundin auch darauf zurückzuführen, daß Albertine mir von der Zuneigung erzählt hatte, die jene für mich in Balbec zu einem Zeitpunkt hegte, als ich gerade befürchtete, ihr lästig zu fallen; hätte ich es damals gewußt, wäre vielleicht Andrée diejenige gewesen, die ich geliebt hätte. »Wie, Sie wissen das nicht?« sagte Albertine zu mir, »wir haben untereinander oft darüber gelacht. Haben Sie denn überhaupt nicht bemerkt, wie sehr sie angefangen hatte, zu reden und zu denken wie Sie? Besonders, wenn sie eben erst von Ihnen kam, war es geradezu frappant. Sie brauchte uns nicht erst zu sagen, ob sie Sie gesehen hatte. Wenn sie ankam und bei Ihnen gewesen war, merkte man es

bereits in der ersten Sekunde. Wir sahen uns nur gegenseitig an und mußten schon lachen. Sie war wie ein Köhler, der einem einreden will, er sei gar kein Köhler, obwohl er ganz schwarz ist. Ein Müller braucht auch nicht zu sagen, daß er Müller ist, man sieht es am Mehl, das er an sich hat, und außerdem an der Stelle, wo er die Säcke trägt. Mit Andrée war es ebenso, sie zog die Augenbrauen hoch wie Sie, und dann ihren langen Hals, ach, ich kann es nicht so genau erklären. Wenn ich ein Buch nehme, das in Ihrem Zimmer gewesen ist, kann ich es draußen lesen, man weiß dennoch ganz genau, daß es eines von Ihnen ist, weil noch irgend etwas von Ihren abscheulichen Räucherungen[1] daran hängt. Es ist nur ein Hauch, ich kann es kaum beschreiben, aber eigentlich auch wieder nett. Jedesmal, wenn jemand freundlich von Ihnen gesprochen hatte oder in einer Weise, als halte er viel von Ihnen, war Andrée vor Entzücken ganz aus dem Häuschen.«

Um zu verhindern, daß irgend etwas ohne mein Wissen angezettelt wurde, riet ich trotz allem, für diesen Tag die Buttes-Chaumont aufzugeben und lieber nach Saint-Cloud oder sonstwohin zu fahren.

Dabei liebte ich Albertine nicht im geringsten, und ich war mir dessen auch bewußt. Vielleicht ist die Liebe nichts anderes als die Ausbreitung jener Brandungswellen, die nach einer Erschütterung die Seele bewegen. Ein Wogenprall dieser Art hatte meine Seele völlig aufgewühlt, als Albertine in Balbec mir gegenüber Mademoiselle Vinteuil erwähnt hatte, doch war er inzwischen zur Ruhe gekommen. Ich liebte Albertine nicht mehr, denn es gab in mir keinen Rest jener nun geheilten Seelenqual, die ich in der Lokalbahn ausgestanden hatte, in Balbec, als ich erfuhr, welcher Art Albertines Jugend gewesen war, vielleicht sogar mit Besuchen in Montjouvain. An all das hatte ich nun schon zu lange gedacht, die Wunde war verheilt. Doch brachten mich augenblicksweise gewisse Redewendungen Albertines auf die Vermutung – ich weiß nicht weshalb –, sie habe im Verlauf ihres noch so kurzen Lebens

bereits viele Komplimente, viele Liebeserklärungen entgegengenommen, und zwar mit Vergnügen, einem sinnlichen Vergnügen. So pflegte sie bei jedem Anlaß zu fragen: »Ist das wahr, ist das wirklich wahr?« Gewiß, wenn sie wie eine Odette gefragt hätte: »Soll das wirklich wahr sein, diese dicke Lüge?«, so hätte mich das nicht beunruhigt, denn gerade in der Lächerlichkeit dieser Worte hätte ich nichts als banales Weibergeschwätz gesehen. Doch ihre fragende Miene bei diesem »Ist das wahr?« erweckte einerseits den seltsamen Eindruck eines Geschöpfs, das sich nicht selbst über die Dinge Rechenschaft zu geben vermag, das an das Zeugnis eines anderen appelliert, als ob es nicht die gleichen Fähigkeiten wie jener besäße (man konnte ihr zum Beispiel sagen: »Jetzt sind wir eine Stunde unterwegs« oder: »Es regnet«, so fragte sie: »Ist das wahr?«). Unglücklicherweise war aber andererseits diese mangelnde Fähigkeit, sich ein eigenes Urteil über äußere Phänomene zu bilden, nicht der wahre Grund dieses »Ist das wahr, ist das wirklich wahr?«. Es schien vielmehr, daß solche Worte seit ihrer frühen fraulichen Reife Antworten auf Wendungen gewesen waren wie: »Wissen Sie, ich habe niemals jemanden so reizend gefunden wie Sie« oder »Wissen Sie, ich bin ganz schrecklich verliebt in Sie, bin völlig aufgereizt« – Beteuerungen, auf die mit kokett zustimmender Bescheidenheit jene »Ist das wahr, ist das wirklich wahr?« antworteten, die nun Albertine mir gegenüber nur noch dazu dienten, mit einer Frage auf eine Aussage zu antworten wie: »Sie haben mehr als eine Stunde geschlafen.« – »Ist das wahr?«

Ohne mich im geringsten in Albertine verliebt zu fühlen, ohne die Augenblicke, die wir zusammen verlebten, unter meine Freuden einzureihen, beschäftigte ich mich doch unaufhörlich damit, wie sie ihre Zeit verbrachte; gewiß war ich aus Balbec geflüchtet, um sicher zu sein, daß sie diese oder jene Person nicht mehr sehen könne, mit der – wie ich so sehr fürchtete – sie lachend, vielleicht sogar lachend über mich, das Böse tun konnte, daß ich geschickt versucht hatte, mit

einem einzigen Schlag durch meine Abreise all ihre üblen Beziehungen zu lösen. Albertine wiederum besaß eine derartige Kraft der Passivität, eine so große Fähigkeit, zu vergessen und sich zu fügen, daß die betreffenden Beziehungen wirklich zerschlagen waren und die Phobie, die mich heimgesucht hatte, damit geheilt war. Doch kann sie so viele Formen annehmen wie das unbestimmte Übel, das ihr Gegenstand ist. Solange meine Eifersucht sich nicht in neuen Wesen verkörperte, hatte ich nach meinen vergangenen Seelenqualen eine Spanne der Ruhe genossen. Doch eine chronische Krankheit nutzt den geringsten Vorwand, um wieder aufzuleben, und ebenso das Laster des Wesens, das die Ursache dieser Eifersucht ist, die kleinste Gelegenheit, um sich nach einer Keuschheitspause von neuem zu betätigen, nur eben mit anderen Wesen. Ich hatte Albertine von ihren Komplizinnen trennen und dadurch meine Halluzinationen bannen können; wenn man jedoch auch bewirken konnte, daß sie die Personen vergaß und die Beziehungen zu ihnen nicht von Dauer waren, so war ihre Neigung zum Vergnügen andererseits chronisch und wartete nur auf eine Gelegenheit, wieder freien Lauf zu nehmen. Deren aber bot Paris ebenso viele wie Balbec.

In welcher Stadt auch immer, sie brauchte nicht zu suchen, denn das Übel wohnte ja nicht in Albertine allein, sondern auch in anderen, denen jede Gelegenheit zum Vergnügen recht war. Ein Blick der einen, der sofort von der anderen verstanden wird, nähert die beiden, die sich in Begierde verzehren, einander rasch an. Es ist leicht für eine geschickte Frau, so zu tun, als sehe sie nicht, dann aber fünf Minuten darauf auf die Person zuzutreten, die wohl verstanden und in einer Seitenstraße auf sie gewartet hat, um sich mit ihr in zwei Worten zu verabreden. Wer kann das jemals wissen? Es war ja für Albertine einfach, mir, damit alles so weitergehen konnte, zu sagen, sie wünsche eine bestimmte Stelle in der Umgegend von Paris wiederzusehen, die ihr gefallen habe. So genügte es, daß sie verspätet nach Hause kam, daß ihr Spazier-

gang unerklärlich lange gedauert hatte – obwohl vielleicht alles ganz leicht zu erklären war (ohne daß man irgendeinen sinnlichen Grund hätte hinzuziehen müssen) –, damit mein Leiden wieder auflebte, diesmal mit Vorstellungen verknüpft, die nichts mit Balbec zu tun hatten, die ich aber wie früher zu zerstören bemüht sein würde, als ob die Beseitigung einer momentanen Ursache die eines eingewurzelten Übels mit sich ziehen könne. Ich machte mir nicht klar, daß ich bei diesen Vernichtungsversuchen, bei denen ich Albertines Wandlungsfähigkeit, ihre Gabe, das vor kurzem noch vorhandene Objekt ihrer Liebe zu vergessen, ja beinahe zu hassen, zu Helfershelfern hatte, manchmal diesem oder jenem der unbekannten Wesen, mit denen sie sich nacheinander vergnügt hatte, tiefen Schmerz zufügte und daß ich diesen Schmerz ganz unnötigerweise bereitete, denn die Betreffenden würden zwar verlassen, aber durch andere ersetzt werden, und parallel zu dem Weg, der durch so viele von ihr leichthin begangene Treulosigkeiten markiert war, würde für mich ein anderer verlaufen, der ebenso erbarmungslos und kaum von kurzen Etappen der Ruhe unterbrochen war, so daß, hätte ich es recht bedacht, meine Leiden nur mit Albertine oder mit mir selbst ein Ende finden konnten. In der ersten Zeit nach unserer Ankunft in Paris hatte ich sogar, unbefriedigt durch die Auskünfte, die Andrée und der Chauffeur mir über ihre Spazierfahrten mit meiner Freundin gaben, die Umgebung von Paris als ebenso grausam wie die von Balbec empfunden und war mit Albertine ein paar Tage verreist. Doch überall war die Ungewißheit darüber, was sie tat, die gleiche, die Möglichkeit, daß es das Böse sei, überall gleich groß, die Überwachung noch schwieriger, so daß ich schließlich mit ihr nach Paris zurückgekehrt war. Tatsächlich hatte ich geglaubt, mit Balbec auch Gomorrha hinter mir zu lassen und Albertine völlig daraus zu lösen; aber ach! Gomorrha war bis in alle Winkel der Erde zerstreut. Halb aus Eifersucht, halb aus Unkenntnis dieser Freuden (ein

sehr seltener Fall) hatte ich unbewußt das Versteckspiel arrangiert, bei dem Albertine sich mir immer entziehen würde.

Ich stellte aus heiterem Himmel die Frage an sie: »Übrigens, Albertine, träume ich, oder haben Sie mir gesagt, Sie kennten Gilberte Swann?« – »Ja, das heißt, sie hat mich in der Schule einmal angesprochen, sie hatte die Hefte über französische Geschichte. Sie war sogar sehr nett und hat sie mir geborgt, ich habe sie ihr zurückgegeben, sobald ich sie wieder gesehen habe.« – »Gehört sie auch zu der gewissen Sorte von Frauen, die ich nicht leiden kann?« – »O nein, ganz im Gegenteil.«

Anstatt mich aber nachforschenden Gesprächen dieser Art hinzugeben, wandte ich oft an das bloße Vorstellen von Albertines Spazierfahrt die Kräfte, die ich nicht darauf verwendete, daran teilzunehmen, und sprach zu meiner Freundin mit jenem Feuereifer, der sich bei unausgeführten Plänen ungebrochen erhält. Ich bekundete eine derartige Lust, ein bestimmtes Glasfenster der Sainte-Chapelle wiederzusehen, und ein so schmerzliches Bedauern, es nicht mit ihr allein tun zu können, daß sie liebevoll zu mir sagte: »Aber mein lieber Junge, wenn Sie so große Lust dazu haben, wie es scheint, dann geben Sie sich doch einen Ruck und kommen Sie mit. Wir warten gern, solange Sie wollen, bis Sie fertig sind. Wenn Sie im übrigen mehr Lust haben, mit mir allein zu sein, brauche ich ja Andrée nur nach Hause zu schicken, sie kommt dann ein andermal.« Doch mehrten gerade diese Bitten auszugehen die Ruhe, die es mir erlaubte, zu Hause zu bleiben.

Ich bedachte nicht, daß die Apathie, mit der ich die Sorge, meine Unruhe zu beschwichtigen, in dieser Weise auf Andrée und den Chauffeur abwälzte, indem ich ihnen die Sorge überließ, Albertine zu überwachen, in mir all jene Bewegungen der Einbildungskraft, des Verstandes, all jene Eingebungen des Willens, dank deren wir erraten und verhindern können, was jemand zu tun beabsichtigt, steif und träg machte. Das war um so gefährlicher, als mir meiner Natur nach die Welt

des Möglichen stets zugänglicher gewesen ist als diejenige der tatsächlichen, kontingenten Wirklichkeit. Dies ermöglicht, die Seele kennenzulernen, doch durch die Individuen läßt man sich irreführen. Meine Eifersucht entstand aus Bildern, aus einer Seelenqual heraus, nicht aber nach Maßgabe der Wahrscheinlichkeit. Nun aber kann im Leben der Menschen wie in dem der Völker (auch in dem meinen sollte es einst so sein) ein Tag kommen, an dem man im Inneren einen Polizeipräfekten, einen klarblickenden Diplomaten, einen Chef der Sicherheitspolizei braucht, der nicht etwa darüber nachsinnt, was der Erdkreis an Möglichem wohl in sich bergen könne, sondern logisch argumentiert und sich sagt: Wenn Deutschland dies erklärt, so heißt das, daß es etwas anderes vorhat, nicht etwas beliebiges anderes, das ganz im Unbestimmten liegt, sondern genau dies oder das, was sogar bereits in die Wege geleitet ist. – Wenn irgendeine Person flüchtig geworden ist, so hat sie sich nicht nach den Zielen A, B oder D gewandt, sondern nach dem Ziel C, und der Ort, nach dem man alle Nachforschungen ausrichten muß, ist, usw.! Bedauerlicherweise war diese Fähigkeit bei mir nicht sehr gut entwickelt, und ich ließ sie dadurch einschlafen, kraftlos werden, schwinden, daß ich mich daran gewöhnte, in dem Augenblick beruhigt zu sein, wo andere sich damit beschäftigten, an meiner Stelle zu wachen. Den Grund nun für meinen Wunsch hätte ich Albertine nur sehr ungern erklärt. Ich sagte ihr gewöhnlich, der Arzt habe mir befohlen, liegenzubleiben. Das war aber nicht wahr. Und wäre es wahr gewesen, so hätten dennoch seine Vorschriften mich nicht daran hindern können, meine Freundin zu begleiten. Ich bat sie also darum, nicht mit ihr und Andrée ausfahren zu müssen. Ich möchte dafür nur einen Grund – einen verstandesmäßigen – nennen. Wenn ich mit Albertine ausging, so verspürte ich, wenn sie auch nur einen Augenblick ohne mich war, bereits lebhafte Unruhe: Ich stellte mir vor, sie habe vielleicht mit irgend jemandem gesprochen oder auch nur jemanden angeschaut. War sie nicht

besonders guter Laune, so dachte ich, sie versäume vielleicht um meinetwillen irgend etwas, was sie plante, oder schiebe es auf. Die Wirklichkeit ist immer nur der Anfang eines Weges ins Unbekannte, auf dem wir nicht sehr weit voranschreiten können. Besser ist, nicht zu wissen, so wenig wie möglich zu denken und der Eifersucht nicht das allerkleinste konkrete Detail zur Verfügung zu stellen. Zu unserem Unglück aber treten auch ohne das äußere Leben Zwischenfälle in unserem inneren Leben auf; auch ohne die Spazierfahrten Albertines bekam ich durch Zufälle, wie sie im Lauf von Überlegungen auftauchten, die ich für mich allein anstellte, jene kleinen Fragmente des Wirklichen an die Hand, die nach Art eines Magneten etwas von dem Unbekannten an sich ziehen, das von da an schmerzhaft wird. Man kann sich noch so sehr in einen luftleeren Raum zurückziehen, die Ideenverbindungen und Erinnerungen setzen ihr Treiben fort.

Doch ergaben sich diese inneren Zusammenstöße nicht sogleich; kaum war Albertine zu ihrer Spazierfahrt aufgebrochen, als ich auch schon – wenn auch vielleicht nur für wenige Augenblicke – mich durch die beflügelnden Kräfte der Einsamkeit belebt fühlte. Ich genoß meinerseits die Freuden des beginnenden Tages; das willkürliche Verlangen – die launenhafte und ganz und gar nur mir eignende Geneigtheit –, sie auszukosten, hätte nicht genügt, um sie in meine Reichweite zu bringen, hätte nicht das ganz besondere Wetter des betreffenden Tages nicht allein die Bilder der Vergangenheit heraufbeschworen, sondern auch ihre gegenwärtige, für alle Menschen, die nicht ein zufälliger und infolgedessen unwesentlicher Umstand zwang, zu Hause zu bleiben, zugängliche Wirklichkeit bestätigt. An gewissen schönen Tagen war es derart kalt und man befand sich in so intensivem Kontakt mit der Straße, daß es schien, als hätten die Mauern des Hauses sich geteilt, und das Klingeln der Straßenbahn, die vorüberfuhr, klirrte jedesmal wie ein silbernes Messer, das auf ein Haus mit gläsernen Wänden traf. Vor allem aber in mir selbst

vernahm ich freudetrunken den neuen Klang, den die innere Geige erklingen ließ. Ihre Saiten werden durch einfache, von außen erzeugte Unterschiede in Temperatur oder Beleuchtung gespannt oder entspannt. In unserem inneren Wesen, einem Instrument, das die Einförmigkeit der Gewohnheit zum Verstummen gebracht hat, entsteht der Gesang aus solchen Abweichungen, solchen Variationen, der Quelle jedweder Musik: An gewissen Tagen führt uns das Wetter alsbald von einer Klangfarbe zu einer anderen. Wir finden die vergessene Melodie wieder, deren mathematische Notwendigkeit wir hätten erraten können und die wir im ersten Augenblick mitsingen, ohne sie zu erkennen. Nur diese inneren, obgleich von außen kommenden Modifikationen erneuerten für mich die äußere Welt. Verbindungstüren, die seit langem zugemauert waren, öffneten sich in meinem Hirn. Das Leben gewisser Städte, die Heiterkeit gewisser Spaziergänge fanden in mir wieder ihren Platz. Vom Klang der vibrierenden Saite ganz und gar erbebend, hätte ich mein trübes Leben von ehemals sowie mein künftiges Leben – ein Leben, ausgewischt vom Radiergummi der Gewohnheit – für diesen besonderen Zustand hingeben mögen.

Ich hatte mich zwar nicht aufgemacht, Albertine auf ihrer langen Ausfahrt zu begleiten, doch mein Geist würde desungeachtet umherschweifen, und dafür, daß ich es abgelehnt hatte, mit meinen Sinnen diesen Vormittag zu kosten, genoß ich in der Vorstellung alle vergleichbaren vergangenen oder möglichen Vormittage, genauer gesagt, einen gewissen Typus von Vormittagen, von denen alle der gleichen Art angehörigen nur eine intermittierende Erscheinungsform waren und den ich rasch erkannte; denn die frische Luft wendete ganz von allein die richtigen Seiten um, und so fand ich, wohlbezeichnet, damit ich ihm von meinem Bett aus folgen könne, das Evangelium des betreffenden Tages aufgeschlagen vor. Dieses Ideal einer bestimmten Art von Vormittag erfüllte meinen Geist mit unwandelbarer, allen vergleichbaren Vor-

mittagen gemeinsamer Gegenwart und verlieh mir eine Beschwingtheit, die mein geschwächter Zustand nicht mindern konnte; da nämlich unser Wohlbefinden sehr viel weniger aus unserem guten Gesundheitszustand als aus dem ungenutzten Überschuß unserer Kräfte resultiert, können wir es ebensogut wie durch Vermehrung letzterer durch Beschränkung unserer Aktivität erlangen. Diejenige, von der ich überströmte und deren Potential ich in meinem Bett liegend intakt erhielt, ließ mich innerlich zucken und springen wie eine Maschine, die sich nicht vom Platz rühren kann und im Leeren läuft.

Françoise kam das Feuer anzünden und warf, damit es anbrannte, ein paar Reiser darauf, deren den ganzen Sommer über vergessener Geruch rings um den Kamin einen magischen Kreis wob, in dem ich mich selbst wiederfand, entweder lesend in Combray oder auch in Doncières, und ich war daraufhin, ganz auf mein Zimmer in Paris beschränkt, so vergnügt, als hätte ich gerade vor, mich auf einen Spaziergang in Richtung von Méséglise zu begeben oder mich mit Saint-Loup und seinen Freunden zu treffen, die zur Felddienstübung ausgerückt waren. Es kommt häufig vor, daß das Vergnügen, das alle Menschen bei der Wiederbegegnung mit den in ihrem Gedächtnis gesammelten Erinnerungen überkommt, gerade bei jenen lebhafter ist, denen die Tyrannei des körperlichen Leidens und die tägliche Hoffnung auf Heilung einerseits die Möglichkeit rauben, in der Natur die Bilder zu suchen, die ihren Erinnerungen ähnlich sind, andererseits aber genügend Vertrauen belassen, es bald wieder zu können, damit ein Zustand des Wünschens, der Begehrlichkeit in ihnen erhalten bleibt und sie jene nicht nur als Erinnerungen, als bloße Bilder betrachten. Aber hätten sie niemals etwas anderes als das für mich sein und mir nur durch Erinnern wieder sichtbar werden können, so hätten sie dennoch aus mir, aus meinem ganzen Ich vermittels einer mit der damaligen identischen Empfindung unversehens den Knaben, den Jüngling wiedererschaffen, der sie gesehen hatte. So hatte nicht nur draußen ein Wet-

terwechsel oder in meinem Zimmer eine Modifikation der Gerüche stattgefunden, sondern auch in mir selbst eine Veränderung des Alters, die Ersetzung der einen durch eine andere Person. Der Geruch der Reiser in der eisigen Luft war wie ein Stück Vergangenheit, eine unsichtbare Eisscholle, die sich aus einem Winter von ehemals losgelöst und bis in mein Zimmer vorgeschoben hatte, oft im übrigen von einem Geruch und einem Lichtschein wie von verschiedenen Jahren durchwebt, in die ich mich nun dank der Beschwingtheit seit langem aufgegebener Hoffnungen zurückgetaucht, von denen ich mich überflutet fühlte, bevor ich sie noch genau identifizieren konnte. Die Sonne kam bis zu meinem Bett und durchdrang die durchscheinende Wandung meines schmal gewordenen Körpers, wärmte mich und machte mich glühend wie Kristall. Denn wie ein ausgehungerter Rekonvaleszent, der schon im voraus alle Speisen genießt, die man ihm einstweilen noch vorenthält, fragte ich mich, ob eine Heirat mit Albertine nicht mein Leben ruinieren würde, einerseits, weil ich damit die für mich zu schwere Aufgabe übernehmen müßte, mich einem anderen Wesen zu widmen, andererseits aber auch dadurch, daß sie mich zwänge, infolge der unaufhörlichen Gegenwart einer anderen Person abwesend von mir selbst zu leben, und mich für immer der Freuden der Einsamkeit beraubte. Und nicht dieser nur. Selbst wenn ich vom Tag nur Reize verlangte, so gibt es doch gewisse – diejenigen, die nicht von Dingen, sondern von Personen ausgehen –, in deren Natur es liegt, rein individuell zu sein. Wenn ich aus dem Bett stieg und für einen Augenblick den Fenstervorhang beiseite schob, so geschah es nicht nur – wie ein Musiker einen Augenblick den Klavierdeckel hebt –, damit ich auf dem Balkon oder auf der Straße feststellen konnte, ob das Sonnenlicht mit demjenigen meiner Erinnerung im Einklang stand, sondern auch, damit ich irgendeine Wäscherin sehen konnte, die ihren Wäschekorb trug, eine Bäckersfrau in ihrer blauen Schürze, ein Milchmädchen mit Latz und Ärmeln aus weißem Leinen

und dem Tragreff über den Schultern, an dem die Milchkannen hingen, irgendein hochgemutes blondes junges Mädchen in Begleitung der Erzieherin, ein Bild schließlich, das quantitativ vielleicht ganz unbedeutende Verschiebungen der Linien jedem anderen gegenüber so sehr zu verändern vermochten wie die Verschiedenheit zweier Noten ein musikalisches Thema und ohne dessen Wahrnehmung ich den gesamten Tagesablauf ebenjener Ziele beraubt hätte, die er meinem Glücksverlangen anzubieten hatte. So machte denn der Zuwachs an Freude beim Anblick von Frauen, die ich mir unmöglich a priori hätte vorstellen können, die Straße, die Stadt, die Welt für mich begehrenswerter und würdiger, ausgekundschaftet zu werden, und verstärkte dadurch mein Verlangen, gesund zu werden, das Haus zu verlassen und frei – ohne Albertine – zu sein. Wie oft litt ich, wenn die unbekannte Frau, von der ich dann träumen würde, sei es zu Fuß, sei es im rasch fahrenden Automobil unser Haus passierte, darunter, daß mein Körper meinem Blick, der sie einzuholen vermochte, nicht folgen und aus meiner Fensteröffnung wie aus einer Arkebuse herabgeschleudert, das Entfliehen eines Antlitzes aufhalten konnte, in dem mich das Angebot eines Glücks erwartete, das ich, eingeschlossen, wie ich war, niemals kosten würde!

Von Albertine hingegen hatte ich nichts mehr zu erwarten. Täglich erschien sie mir weniger hübsch. Einzig das Begehren, das sie bei anderen weckte, verlieh ihr, wenn ich davon erfuhr, wieder zu leiden begann und sie jenen streitig machen wollte, in meinen Augen neues Ansehen. Sie konnte mir Leiden bereiten, aber durchaus keine Freude. Durch das Leiden allein wurde meine quälende Anhänglichkeit genährt. Sobald es verschwand und mit ihm das Bedürfnis, es zu beschwichtigen, was meine ganze Aufmerksamkeit wie eine qualvolle Zerstreuung in Anspruch nahm, spürte ich, welches Nichts sie für mich und welches gewiß auch ich für sie war. Ich war unglücklich, daß dieser Zustand so lange anhielt, und wünschte

mir manchmal, irgend etwas Furchtbares zu erfahren, was sie getan und was ausgereicht hätte, uns bis zu meiner Genesung auseinanderzubringen, worauf wir uns dann wieder versöhnen und in einer anderen, elastischeren Form die Bande, die uns aneinander festhielten, neu hätten knüpfen können. Inzwischen betraute ich tausend Umstände, tausend Vergnügungen mit der Aufgabe, ihr in meiner Nähe die Illusion jenes Glücks zu verschaffen, welches ihr zu schenken ich mich nicht imstande fühlte. Ich wäre gern gleich nach meiner Genesung nach Venedig gereist, aber wie sollte ich das tun, wenn ich Albertine heiratete,[1] ich, der ich doch so eifersüchtig auf sie war, daß ich selbst in Paris, sobald ich mich zum Ausgehen entschloß, es immer nur tat, um mit ihr etwas zu unternehmen? Selbst wenn ich den ganzen Nachmittag zu Hause blieb, folgte ihr mein Denken auf ihrer Ausfahrt nach, beschrieb einen fernen, blauenden Horizont und erzeugte um das Zentrum her, das ich selber war, eine bewegliche Zone der Ungewißheit und des ziellosen Schweifens. Wie würde mir doch Albertine, sagte ich zu mir selbst, die qualvollen Ängste einer Trennung ersparen, wenn sie sich auf einer dieser Ausfahrten im Gedanken daran, daß ich nie mehr von Heirat sprach, entschlösse, nicht wiederzukommen, sondern zu ihrer Tante zu fahren, ohne daß ich ihr auch nur hätte Adieu sagen müssen! Seitdem seine Wunde vernarbt war, begann mein Herz, nicht mehr so sehr an dem meiner Freundin zu hängen; ich konnte sie in meiner Vorstellung an eine andere Stelle versetzen, sie von mir entfernen, ohne darunter zu leiden. Sicherlich würde statt meiner ein anderer ihr Gatte sein, oder wenn sie frei wäre, würde sie vielleicht die Art von Abenteuern haben, die mir Grauen einflößten. Doch das Wetter war so schön, ich war so gewiß, sie werde am Abend wiederkommen, daß selbst wenn der Gedanke an mögliche Verfehlungen mir in den Sinn kam, ich diese durch freie Entscheidung in einem Teil meines Hirns einzukapseln vermochte, in dem sie nicht mehr Wichtigkeit besaßen als in meinem wirklichen Leben die Laster einer nur

erdachten Person; dadurch, daß ich die geschmeidigen Angeln meines Denkens spielen ließ, hatte ich mit einer Energie, die ich in meinem Kopf als etwas gleichzeitig Körperliches und Seelisches verspürte – in Gestalt einer Muskelbewegung und einer geistigen Initiative –, den Zustand gewohnheitsmäßiger Beschäftigung mit ihr überschritten, in dem ich mich bis jetzt gefangen gefühlt, und fing an, mich in freier Luft zu bewegen, von wo aus der Gedanke, alles aufzugeben, um die Heirat Albertines mit einem anderen zu verhindern und ihrer Neigung für Frauen Hemmnisse in den Weg zu legen, mir ebenso wahnwitzig schien, wie es jemandem scheinen mußte, der sie gar nicht kannte. Im übrigen ist die Eifersucht eine jener intermittierenden Krankheiten, deren Ursache launisch, zwingend und bei dem gleichen Kranken stets identisch, bei einem anderen zuweilen völlig andersgeartet ist. Es gibt Asthmatiker, die ihren Anfall dadurch beschwichtigen, daß sie die Fenster öffnen, frischen Wind und Höhenluft einatmen, während andere sich in das Zentrum der Stadt, in ein verräuchertes Zimmer flüchten. Es gibt kaum Eifersüchtige, deren Eifersucht nicht gewisse Abweichungen aufwiese. Der eine ist damit einverstanden, daß er betrogen wird, vorausgesetzt, daß man es ihm sagt, ein anderer, sofern man es ihm verbirgt, worin der eine sich kaum weniger absurd als der andere zeigt, da der zweite zwar wahrhaft betrogen ist, insofern man ihm die Wahrheit vorenthält, der erste aber in Gestalt dieser Wahrheit nach der Nahrung, der Ausweitung, der Erneuerung seiner Leiden verlangt.

Viel mehr noch, diese beiden entgegengesetzten Eifersuchtsmanien gehen oft über alle Worte hinaus, ob sie nach vertraulichen Geständnissen verlangen oder sie ablehnen. Man findet Eifersüchtige, die nur auf Männer eifersüchtig sind, zu denen ihre Geliebte fern von ihnen Beziehungen unterhält, jedoch gestatten, daß sie sich einem anderen Mann als ihnen selbst hingibt, sofern es mit ihrer Einwilligung, in ihrer Nähe, und wenn nicht gerade unter ihren Augen, so doch un-

ter ihrem Dach geschieht. Dieser Fall kommt ziemlich häufig bei älteren Männern vor, die in eine junge Frau verliebt sind. Sie empfinden die Schwierigkeit, ihr zu gefallen, zuweilen die Ohnmacht auch, sie zufriedenzustellen, und wenn sie sich betrügen lassen, ziehen sie es vor, in ihr Haus, in ein benachbartes Zimmer, jemanden kommen zu lassen, den sie für fähig halten, ihr keine schlechten Ratschläge, wohl aber Vergnügen zu geben. Bei anderen trifft genau das Gegenteil zu: Während sie ihre Geliebte nicht eine Minute in einer Stadt, die sie kennen, aus dem Haus lassen und sie in wahrer Sklaverei halten, gestehen sie ihr zu, auf vier Wochen in ein Land zu reisen, das ihnen unbekannt ist, so daß sie sich nicht vorstellen können, was sie dort unternehmen wird. Ich kannte in bezug auf Albertine diese beiden Arten beschwichtigender Manie. Ich wäre nicht eifersüchtig gewesen, wenn sie in meiner Nähe Liebesfreuden gehabt hätte, zu denen ich selbst sie ermutigte, die ich ganz unter meiner Aufsicht behielte, da ich mir dadurch die Furcht vor Lügen erspart hätte; ich wäre es vielleicht ebensowenig gewesen, wäre sie in ein mir unbekanntes Land gereist, das genügend weit entfernt war, damit ich mir weder ihre Lebensführung dort hätte vorstellen noch in die Lage oder Versuchung hätte geraten können, sie genauer kennenzulernen. In beiden Fällen wäre der Zweifel durch gleichermaßen vollkommene Kenntnis oder Unwissenheit unterbunden worden.

Das Abnehmen des Tages hüllte mich durch die Erinnerung in eine erfrischende Atmosphäre von früher; ich atmete sie mit dem gleichen Entzücken ein wie Orpheus die leichtere, auf dieser Erde unbekannte Luft der elysischen Felder.[1] Doch schon ging der Tag zu Ende, und ich fühlte mich von der Trauer des Abends heimgesucht. Während ich mechanisch auf die Wanduhr blickte, um zu sehen, wie viele Stunden noch bis zu Albertines Heimkehr vergehen würden, stellte ich fest, daß ich noch Zeit hatte, mich anzukleiden und die Hausbesitzerin, Madame de Guermantes, um ein paar Hinweise für hübschen

Putz zu bitten, den ich meiner Freundin zum Geschenk machen wollte. Manchmal traf ich die Herzogin im Hof, wenn sie sich gerade, sogar bei schlechtem Wetter, mit flachem Hut und Pelz zu Fuß auf einen Ausgang begab. Ich wußte sehr wohl, daß sie für viele kluge Leute nichts anderes war als eine beliebige Dame, deren Titel einer Herzogin von Guermantes heute nichts mehr bedeutet, da es ja keine Herzog- oder Fürstentümer mehr gibt; ich selbst aber hatte einen anderen Gesichtspunkt bei meiner Art, die Reize von Menschen und Orten zu kosten. Alle Schlösser der Ländereien, deren Herzogin, Fürstin oder Vicomtesse sie war, schien mir diese Dame im Pelz, die dem schlechten Wetter trotzte, mit sich herumzutragen, wie die in Stein abgebildeten Personen an der Stirnseite eines Portals die Kathedrale, die sie gebaut, oder die Stadt, die sie verteidigt haben, in ihrer Hand halten. Nur konnten einzig die Augen meines Geistes diese Schlösser und Wälder in der behandschuhten Hand der Dame im Pelz erkennen, die die Cousine des Königs war. Diejenigen meines Leibes stellten darin, an Tagen, an denen das Wetter bedrohlich war, lediglich einen Regenschirm fest, mit dem sich zu bewaffnen die Herzogin sich nicht scheute. »Man kann nie wissen, es ist klüger, falls ich sehr weit fort bin und ein Wagen Preise verlangt, die zu hoch für mich sind.« Ausdrücke wie »zu teuer«, »das übersteigt meine Mittel« kehrten dauernd in der Unterhaltung der Herzogin wieder, ebenso wie: »Ich bin zu arm«, ohne daß man genau feststellen konnte, ob sie so sprach, weil sie es amüsant fand zu behaupten, sie sei arm, wo sie doch so reich war, oder weil es ihr elegant schien, als Aristokratin, das heißt als Dame, die gern vorgab, eine Bäuerin zu sein, dem Reichtum nicht die Wichtigkeit zuzuerkennen wie Leute, die nur reich sind und die Armen verachten. Vielleicht war es auch eher eine Gewohnheit aus einer Epoche ihres Lebens, wo sie, zwar schon reich, aber doch nicht reich genug im Hinblick auf die Unterhaltskosten für so viele Besitzungen, unter einer gewissen Geldknappheit litt, wobei sie nicht den An-

schein erwecken wollte, sie suche sie zu verbergen. Die Dinge, von denen man am häufigsten scherzend spricht, sind im allgemeinen gerade diejenigen, die einen bedrücken, durch die man aber nicht bedrückt scheinen will, vielleicht in der uneingestandenen Hoffnung auf den zusätzlichen Vorteil, daß gerade die Person, mit der man spricht, wenn sie einen darüber scherzen hört, glaubt, man sei es wirklich nicht.

Ich wußte aber, daß zu dieser Stunde die Herzogin meist zu Hause zu finden war, und ich war glücklich darüber, denn es war bequemer so, sie eingehend wegen der von Albertine gewünschten Auskünfte zu befragen. Ich ging dann zu ihr hinunter, fast ohne daran zu denken, wie ungewöhnlich es war, daß ich jetzt mich zur geheimnisvollen Herzogin von Guermantes meiner Kindheit einzig begab, um mich ihrer wie einer praktischen Einrichtung zu bedienen, wie man das Telephon benutzt, ein übernatürliches Instrument, dessen Wunderwirkung man ehemals bestaunte und das man heute ganz gedankenlos gebraucht, um seinen Schneider zu beordern oder Eis zu bestellen.

Modische Accessoires bereiteten Albertine großes Vergnügen. Ich konnte es mir nicht versagen, ihr jeden Tag ein solches zu bereiten: Jedesmal, wenn sie voller Entzücken von einem Schal, einer Stola oder einem Sonnenschirm erzählt hatte, die ihr vom Fenster aus oder beim Überqueren des Hofes am Hals, auf den Schultern oder in der Hand von Madame de Guermantes in die Augen gestochen waren, jene Augen, die so schnell alles, was sich auf Eleganz bezog, zu erkennen vermochten, ging ich – wohl wissend, daß dem von Natur bereits heiklen Geschmack des jungen Mädchens (den die Gespräche mit Elstir, wahre Lektionen in Eleganz, noch verfeinert hatten) mit etwas annähernd Ähnlichem, selbst einer hübschen Sache, die jene in den Augen des gemeinen Volks ersetzt, aber doch völlig davon verschieden ist, keineswegs Genüge getan wäre – mir heimlich von der Herzogin Auskunft darüber holen, wo, wie, nach welchem Modell geschaf-

fen worden war, was Albertine gefallen hatte, wie ich vorgehen müsse, um genau das gleiche zu erhalten, worin das Geheimnis des Schöpfers, der Charme (das, was Albertine den *Schick*, das *Genre* nannte) seiner speziellen Art beruhe, welches der genaue Name sei – wobei die Schönheit des Materials eine große Rolle spielte – und die Qualität der Stoffe, deren Verwendung ich zur Bedingung machen solle.

Als ich Albertine bei unserer Ankunft von Balbec gesagt hatte, die Herzogin von Guermantes wohne uns gegenüber im gleichen Haus, hatte sie, als sie den hohen Titel und den großen Namen hörte, jene mehr als gleichgültige feindliche, verächtliche Miene angenommen, die das Zeichen ohnmächtigen Begehrens bei stolzen, leidenschaftlichen Naturen ist. Albertine mochte noch so hochgemut sein, die Vorzüge, die sie in sich barg, konnten sich nur inmitten der Beschränkungen entwickeln, die unsere Neigungen ihnen auferlegen, oder der Trauer über diejenigen unserer Neigungen, auf die wir verzichten mußten – wie es für Albertine der Snobismus war –, einer neidvollen Trauer, die man gewöhnlich Haß nennt. Bei Albertine nahm der Haß auf die Menschen der großen Welt im übrigen sehr wenig Raum ein und gefiel mir durch einen gewissen revolutionären Geist – das heißt die unglückliche Liebe zum Adel –, wie er auf der Seite des französischen Charakters eingeschrieben steht, die jener anderen entgegengesetzt ist, auf der die aristokratische Art von Madame de Guermantes ihren Platz hat. Um dieses aristokratische *Genre* hätte Albertine wegen der Unmöglichkeit, es zu erreichen, sich vielleicht nicht besonders gekümmert, aber da sie sich daran erinnerte, daß Elstir ihr gegenüber die Herzogin als die Frau in Paris, die sich am besten kleide, erwähnt hatte, trat die republikanische Mißachtung einer Herzogin bei meiner Freundin hinter dem lebhaften Interesse an einer eleganten Frau zurück. Sie wollte oft durch mich von Madame de Guermantes hören und sah es gern, wenn ich bei der Herzogin Toilettenratschläge für sie einholen ging. Zweifellos hätte ich

diese auch von Madame Swann erbitten können, und einmal schrieb ich ihr sogar zu diesem Zweck. Doch Madame de Guermantes schien mir die Kunst, sich zu kleiden, noch weiter entwickelt zu haben. Wenn ich mich versichert, daß sie nicht ausgegangen war, und gebeten hatte, man solle mich benachrichtigen, sobald Albertine nach Hause gekommen sei, und dann einen Augenblick zu der Herzogin hinunterging und sie in der Nebelwolke eines grauen Crêpe-de-Chine-Kleides antraf, so nahm ich diesen Anblick hin, bei dem ich spürte, daß er auf komplexen Ursachen beruhte und nicht verändert werden konnte; ich ließ mich von der Atmosphäre, die davon ausging wie gewisse mit einem dunstigen Nebel perlgrau wattierte Spätnachmittage, umwallen; wenn dagegen dieses Hausgewand ein chinesisches Muster mit gelben und roten Flammen zeigte, betrachtete ich es wie einen lodernden Sonnenuntergang; diese Toiletten waren nicht eine beliebige, willkürlich ersetzbare Dekoration, sondern eine gegebene und dabei poetische Wirklichkeit wie diejenige des jeweiligen Wetters und des besonderen Lichts zu einer bestimmten Stunde.

Von allen Kleidern oder Hausgewändern, die Madame de Guermantes trug, waren diejenigen, die am meisten einer bestimmten Absicht zu entsprechen, mit einer besonderen Bedeutung begabt zu sein schienen, die Kleider, die Fortuny[1] nach alten venezianischen Mustern angefertigt hat. Liegt es an dem historischen Charakter oder vielmehr an der Einmaligkeit und ganz speziellen Besonderheit jedes einzelnen, daß die Haltung der Frau, die es trägt, während sie uns erwartet, während sie mit uns plaudert, eine außergewöhnliche Wichtigkeit bekommt, ganz als sei dieses Kostüm die Frucht einer langen Überlegung und als hebe sich dieses Gespräch aus dem alltäglichen Leben heraus wie eine Romanszene? Bei Balzac sieht man die Heldinnen an dem Tag, an dem sie einen bestimmten Besucher empfangen, mit Bedacht diese oder jene Toilette anlegen.[2] Die Toiletten von heute haben nicht soviel Charak-

ter, mit Ausnahme ebender Kleider, die Fortuny macht. Nichts Ungenaues kann es in der Beschreibung des Romanschriftstellers geben, da dieses Kleid wirklich existiert und die geringsten Linien so natürlich gegeben sind wie bei einem Kunstwerk. Bevor eine Frau das eine oder das andere Kleid anzieht, hat sie eine Wahl treffen müssen zwischen zwei nicht einander einigermaßen ähnlichen Kleidern, sondern solchen, von denen jedes durch und durch individuell ist, so daß man sie benennen könnte.

Das Kleid aber hinderte mich nicht daran, an die Frau zu denken. Madame de Guermantes selbst schien mir in dieser Epoche angenehmer als zu der Zeit, da ich sie noch liebte. Da ich weniger von ihr (die ich jetzt nicht mehr um ihrer selbst willen besuchte) erwartete, hörte ich ihr fast mit der ruhigen Unbefangenheit zu, die man hat, wenn man ganz allein und gemütlich am Kamin sitzt, so wie ich etwa ein Buch gelesen hätte, das in altertümlicher Sprache abgefaßt ist. Ich hatte genügend Freiheit des Geistes, um in dem, was sie sagte, jene so reine französische Anmut zu genießen, die man in der Redeweise oder den Schriften der heutigen Zeit nicht mehr finden kann. Ich lauschte ihrer Unterhaltung wie einem ganz köstlichen französischen Volkslied; ich verstand nun, daß sie sich, wie ich mit angehört hatte, über Maeterlinck lustig gemacht hatte (den sie im übrigen jetzt bewunderte aufgrund einer Schwäche des weiblichen Geistes, der empfänglich für jene literarische Moden ist, deren Strahlen erst spät bei ihm ankommen), so wie ich verstand, daß sich Mérimée über Baudelaire, Stendhal über Balzac, Paul-Louis Courier über Victor Hugo, Meilhac über Mallarmé lustig gemacht hat.[1] Ich erkannte wohl, daß derjenige, der sich mokierte, den begrenzteren Verstand im Vergleich zu demjenigen, über den er sich lustig machte, aber auch die reinere Sprache besaß. Die Madame de Guermantes' war, fast ebenso wie die der Mutter Saint-Loups, rein in bezauberndem Maße. Nicht in den gleichgültigen Klischees der Schriftsteller von heute, die *fak-*

tisch (anstatt *in Wirklichkeit*), *speziell* (anstatt *im besonderen*), *frappiert* (anstatt *von Staunen betroffen*) sagen, findet man die alte Sprache und die richtige Aussprache der Wörter, sondern wenn man mit einer Madame de Guermantes oder einer Françoise spricht. Von letzterer hatte ich bereits im Alter von fünf Jahren gelernt, daß man nicht *le Tarn*, sondern *le Tar*, nicht *le Béarn*, sondern *le Béar* sagt, woraufhin ich mit zwanzig Jahren, als ich in Gesellschaft ging, nicht erst belehrt zu werden brauchte, daß man nicht wie Madame Bontemps sagen dürfe: Madame de Béar-n.[2]

Ich würde lügen, wenn ich behauptete, die Herzogin sei sich dieser schollenverbundenen und gewissermaßen bäuerlichen Seite, die in ihr fortbestand, nicht bewußt gewesen und habe sie nicht mit einer gewissen Affektiertheit zur Schau getragen. Doch war das bei ihr weniger die falsche Einfachheit der großen Dame, die ihren ländlichen Ursprung herauskehrt, oder der Hochmut der Herzogin, die sich über die reichen Damen lustig macht, die die Bauern verachten, ohne sie zu kennen, als vielmehr der gewissermaßen künstlerische Geschmack einer Frau, die sich des Reizes bewußt ist, den sie besitzt und ihn nicht durch einen modernen Anstrich zu verderben gedenkt. So kennt jeder in Dives einen normannischen Restaurateur, Besitzer von Guillaume le Conquérant,[1] der sich wohl gehütet hat – was sehr selten ist –, seiner *Hostellerie* den modernen Luxus eines Hotels zu geben, und der, obwohl selbst Millionär, die Redeweise und die Bluse eines normannischen Bauern beibehielt und einen in die Küche kommen ließ, damit man wie auf dem Land ihm zusehen konnte, wenn er ein Diner bereitete, das dessenungeachtet unendlich viel besser und obendrein sehr viel teurer als eines in den großen Palasthotels war.

Die ganze Kraft des Bodens, die noch in den alten aristokratischen Familien steckt, genügt allein jedoch nicht; es muß auch noch ein Wesen erstehen, das klug genug ist, sie nicht zu verachten und nicht unter dem gesellschaftlichen Firnis ver-

schwinden zu lassen. Madame de Guermantes, die unglücklicherweise geistreich und Pariserin war und die, als ich sie kennenlernte, von ihrem Heimatboden nur noch den Akzent beibehalten hatte, fand doch wenigstens, wenn sie ihr Leben als junges Mädchen schildern wollte, in ihrer Ausdrucksweise (zwischen dem, was zu unwillkürlich provinziell oder was im Gegenteil künstlich literarisch erschienen wäre) einen jener Kompromisse, die den Reiz der *Petite Fadette* von George Sand oder gewisser Legenden ausmachen, die Chateaubriand in seinen *Mémoires d'Outre-tombe* [2] aufgezeichnet hat. Besonderes Vergnügen fand ich daran, sie irgendeine Geschichte erzählen zu hören, in der Bauern neben ihr auftraten. Die alten Namen, die alten Bräuche gaben diesen Annäherungen zwischen Schloß und Dorf etwas durchaus Schmackhaftes. Eine bestimmte Aristokratie hat den Kontakt mit ihren früheren Hoheitsgebieten bewahrt und bleibt im Ländlichen verwurzelt, so daß selbst das unbedeutendste Gespräch vor unseren Augen eine historisch-geographische Karte der Geschichte Frankreichs entfaltet.

Wenn keine Affektiertheit, keine Absicht bestand, eine eigene Sprache zu fabrizieren, dann schuf diese Art der Aussprache ein wahres Museum der Geschichte Frankreichs. »Mein Großonkel Fidscham« war nichts Erstaunliches, denn bekanntlich nehmen die Fitz-James gern für sich in Anspruch, französische große Herren zu sein, und wollen nicht, daß man ihren Namen englisch ausspricht. Man muß im übrigen die rührende Gefügigkeit der Leute bewundern, die bis dahin geglaubt hatten, einen Namen sprachlich korrekt aussprechen zu müssen, und dann mit einemmal, nachdem sie die Herzogin ihn anders hatten artikulieren hören, sich ganz der Aussprache anpaßten, von der sie zuvor nichts hatten ahnen können. So verkündete die Herzogin, deren Urgroßvater mit dem Grafen von Chambord verkehrt hatte, gern, um ihren Gatten zu necken, der Orleanist geworden war: »Wir, die alten Froschdorfs.« Der Besucher, der es bisher geglaubt hatte richtig zu

machen, wenn er »Frohsdorf« sagte, änderte blitzschnell seine Meinung und ging nunmehr von der Aussprache »Froschdorf« nicht mehr ab.[1]

Einmal, als ich Madame de Guermantes fragte, wer der bezaubernde junge Mann sei, den sie mir als ihren Neffen vorgestellt und dessen Namen ich nicht genau verstanden hatte, hörte ich von diesem Namen auch weiterhin nichts deutlich heraus, als die Herzogin aus tiefer Kehle sehr laut, aber ohne genau zu artikulieren, nur folgendes hervorbrachte: »Er ist der … Éon, Roberts Schwager. Er behauptet, er habe die Schädelform der alten Gallier.« Da wurde mir klar, daß sie gesagt hatte, er sei der kleine Léon (der Fürst von Léon, der tatsächlich der Schwager Robert Saint-Loups war). »Ich weiß nicht, ob er einen solchen Schädel hat«, setzte sie hinzu, »aber seine Art, sich zu kleiden, die im übrigen viel Schick besitzt, hat er bestimmt nicht aus jener Zeit. Eines Tages, als wir uns von Josselin aus, wo wir bei den Rohans waren, zu einer Bittwallfahrt begaben, waren Bauern aus ungefähr allen Teilen der Bretagne herbeigeströmt. Ein großer Bursche aus dem Dorf Léon bestaunte mit offenem Mund die beigefarbenen Hosen des Schwagers von Robert. ›Was siehst du mich denn so an? Ich wette, du weißt nicht, wer ich bin‹, sagte Léon zu ihm. Und als der Bauer verneinte, setzte er hinzu: ›Nun, ich bin dein Fürst.‹ – ›Ah!‹ antwortete der Bauer, indem er die Mütze abnahm und sich entschuldigte, ›und ich hatte Sie für einen Englischen gehalten.‹« Wenn ich aber, diesen Ausgangspunkt benutzend, Madame de Guermantes veranlaßte, sich noch weiter über die Rohans zu äußern (mit denen ihre Familie mehrfach alliiert war), so war ihre Unterhaltung mit dem melancholischen Reiz der »Pardons«[1] erfüllt und zudem, wie Pampille, diese wahre Dichterin, gesagt hätte: »mit dem herben Duft der Crêpes aus Buchweizenmehl, die auf einem Binsenfeuer gebacken sind«[2] .

Über den Marquis du Lau (dessen trauriges Ende, als er sich, selbst ertaubt, zu der erblindeten Madame H. bringen

ließ, bekannt ist) erzählte sie aus weniger tragischen Jahren, wie er zum Beispiel nach der Jagd in Guermantes in Filzpantoffeln erschienen war, um seinen Tee mit dem König von England zu trinken, dem er sich ranggleich fühlte und vor dem er sich, wie man sieht, keinen Zwang antat.[3] Sie ließ diese Züge so anschaulich hervortreten, daß darin etwas von dem Draufgängertum *à la mousquetaire* der ein wenig ruhmredigen Edelleute aus dem Périgord sichtbar wurde.

Überhaupt lag im bloßen Benennen der Personen für Madame de Guermantes, die sich selbst treu geblieben war, ein großer Reiz, wie er einer gebürtigen Pariserin unbekannt bleiben muß, und die bloßen Namen Anjou, Poitou oder Périgord ließen in ihrer Unterhaltung ganze Landschaften erstehen.

Um auf die Aussprache und den Wortschatz von Madame de Guermantes zurückzukommen, so zeigt sich von dieser Seite her der Adel wirklich konservativ mit allem, was dieses Wort an gleichzeitig ein wenig Kindischem, ein wenig Gefährlichem, Entwicklungsfeindlichem, aber auch für Künstler Amüsantem enthält. Ich wollte wissen, wie man früher den Namen Jean geschrieben habe. Ich erfuhr es, als ich einen Brief des Neffen von Madame de Villeparisis erhielt, der – wie er getauft worden war und im Gotha steht – mit Jehan de Villeparisis unterschrieb, mit dem gleichen schönen, überflüssigen heraldischen *h*, wie man es mit Zinnober und Ultramarin illuminiert in einem Stundenbuch oder einer Glasmalerei bewundert.

Leider hatte ich nicht die Zeit, diese Besuche beliebig lange auszudehnen, denn ich wollte möglichst nicht später als meine Freundin zu Hause sein. Nur konnte ich von Madame de Guermantes immer nur tropfenweise jene Auskünfte in Modefragen erhalten, die mir dazu dienten, Kleider der gleichen Art, so weit ein junges Mädchen sie tragen konnte, für Albertine machen zu lassen.

»Sie hatten doch, Madame, als Sie bei Madame de Saint-Euverte speisten, bevor Sie zu der Fürstin von Guermantes

gingen, ein ganz rotes Kleid und dazu rote Schuhe an, Sie sahen unerhört aus, wie eine große blutrote Blüte, ein Rubin in Flammen, was war das denn? Kann ein junges Mädchen so etwas tragen?«

Während die Herzogin ihren ermatteten Zügen wieder den strahlenden Ausdruck verlieh, mit dem die Fürstin des Laumes früher von Swann Komplimente entgegengenommen hatte, warf sie tränenlachend einen spöttischen, fragenden und entzückten Blick auf Monsieur de Bréauté, der zu dieser Stunde immer da war und der unter seinem Monokel ein Lächeln ersterben ließ, voller Nachsicht für diesen Erguß eines Intellektuellen, hinter dem sich seiner Meinung nach die physische Erregung des jungen Mannes verbergen mußte. Die Herzogin sah aus, als wolle sie sagen: Was hat er nur? Er ist ja verrückt. Zu mir gewandt erklärte sie dann mit schmeichelnder Miene: »Ich wußte zwar nicht, daß ich wie ein Rubin in Flammen oder eine blutrote Blüte aussah, aber ich erinnere mich tatsächlich, daß ich ein rotes Kleid trug: Es war aus rotem Atlas, wie er damals hergestellt wurde. Ja, ein junges Mädchen kann unter Umständen so etwas tragen, doch Sie haben mir gesagt, daß die Ihre niemals abends ausgeht. Das war ein Abendkleid, und so etwas kann man nicht anziehen, um Besuche zu machen.«

Außerordentlich ist dabei, daß von diesem an sich noch nicht so weit zurückliegenden Abend Madame de Guermantes sich nur an ihre Toilette erinnerte und eine gewisse andere Sache vergessen hatte, die ihr gleichwohl, wie man sehen wird, hätte am Herzen liegen sollen. Es scheint, daß bei Tatmenschen, und Weltleute sind (wenn auch nur in minimalem, mikroskopischem Maßstab) Tatmenschen, der Geist, überbeansprucht durch die Aufmerksamkeit auf das, was in der nächsten Stunde geschehen wird, nur sehr wenig Dinge dem Gedächtnis übergibt. So war es beispielsweise keineswegs, um von der Sache abzulenken und den Anschein zu vermeiden, er habe sich getäuscht, daß Monsieur de Norpois, wenn

man ihm gegenüber Prognosen erwähnte, die er für ein Bündnis mit Deutschland gestellt hatte, das gar nicht zustande gekommen war, erklärte: »Sie müssen sich täuschen, ich erinnere mich ganz und gar nicht, das hört sich auch gar nicht nach mir an, denn bei solchen Gesprächen pflege ich immer sehr wortkarg zu sein und hätte niemals einem dieser Geniestreiche, die oft nur unbedachte Jungenstreiche sind und leicht in Schwertstreiche ausarten, Erfolg vorausgesagt. Es ist unbestreitbar, daß in ferner Zukunft eine deutsch-französische Annäherung zustande kommen könnte, die für beide Länder sehr von Nutzen wäre und bei der Frankreich keineswegs schlecht davonkommen würde; ich meine es, habe jedoch niemals davon gesprochen, weil die Frucht noch nicht reif ist, und wenn Sie meine Meinung hören wollen, so geht sie dahin, daß wir bei dem Unterfangen, mit unseren ehemaligen Feinden den Bund fürs Leben zu schließen, eine gewaltige Schlappe und häßliche Rückschläge zu gewärtigen hätten.« Indem Monsieur de Norpois so sprach, log er nicht, er war nur vergeßlich. Man vergißt im übrigen schnell, was man nicht in der Tiefe durchdacht hat, sondern was einem nur der Nachahmungstrieb und ihm nahestehende Leidenschaften diktieren. Sie wandeln sich, und mit ihnen wandelt sich die Erinnerung. Mehr noch als Diplomaten neigen Politiker dazu, sich nicht mehr an den Standpunkt zu erinnern, den sie zu einem gewissen Zeitpunkt eingenommen haben; doch sind gewisse ihrer Meinungsänderungen weniger auf Übermaß an Ehrgeiz als auf mangelndes Gedächtnis zurückzuführen. Was die Weltleute angeht, so erinnern sie sich an sehr wenig.

Madame de Guermantes beharrte mir gegenüber darauf, sie erinnere sich nicht, daß auf jener Soiree, die sie in dem roten Abendkleid besucht hatte, auch Madame de Chaussepierre gewesen sei, ich müsse mich ganz gewiß täuschen. Dabei hatten die Chaussepierres, weiß Gott, seither im Bewußtsein des Herzogs und sogar der Herzogin eine bedeutende Rolle gespielt! Das hatte folgenden Grund. Monsieur de Guermantes

war am längsten Vizepräsident des Jockey, als der Präsident verstarb. Gewisse Mitglieder des Clubs, solche, die keine Beziehungen haben und deren einziges Vergnügen darin besteht, Leute niederzustimmen, bei denen sie nicht eingeladen werden, zogen gegen den Herzog von Guermantes zu Feld, der, seiner Wahl ganz sicher und im übrigen einer Präsidentschaft gegenüber ziemlich nonchalant, die, mit seiner Stellung in der Gesellschaft verglichen, nur wenig bedeutete, sich um nichts kümmerte. Man führte an, daß die Herzogin dreyfusfreundlich sei (obwohl die Dreyfus-Affäre schon seit langem beendet war; doch noch zwanzig Jahre später sprach man davon, und damals lag sie erst zwei Jahre[1] zurück), daß sie die Rothschilds bei sich empfange, daß man überhaupt seit einiger Zeit die großen internationalen Potentaten bevorzuge, wie der zur Hälfte deutsche Herzog von Guermantes einer sei. Die Kampagne fiel auf fruchtbaren Boden, denn die Clubs zeigen sich immer eifersüchtig gegen Leute, die im Brennpunkt der Aufmerksamkeit stehen, und hassen die großen Vermögen. Das von Chaussepierre war nicht eben klein, aber niemand konnte daran Anstoß nehmen: Er gab keinen Heller aus, die Wohnung des Paares war bescheiden, die Frau kam in schwarze Wolle gekleidet daher. Ganz versessen auf Musik, gab sie viele kleine Matineen, zu denen viel mehr Sängerinnen eingeladen wurden als bei den Guermantes. Niemand aber sprach davon, die Sache nahm ganz ohne Bewirtung, ja sogar in Abwesenheit des Hausherrn im Dunkel der Rue de la Chaise ihren Verlauf. In der Oper wurde Madame de Chaussepierre nicht besonders beachtet, immer aber trat sie mit Leuten zusammen auf, deren Namen an die heftigsten »Ultras« aus der Umgebung Karls

x

. erinnerten, die aber unauffällig waren und wenig in der Welt verkehrten. Am Wahltag jedoch siegte zum allgemeinen Erstaunen das Dunkel über den Glanz, und Chaussepierre, zweiter Vizepräsident, wurde zum Präsidenten des Jockey

gewählt, der Herzog von Guermantes jedoch blieb auf dem Platz, das heißt erster Vizepräsident. Gewiß bedeutete die Tatsache, Präsident des Jockey zu sein, für Fürstlichkeiten vom Rang der Guermantes nicht eben viel. Aber es nicht sein, wenn eigentlich die Reihe an einem war, sich einen Chaussepierre vorgezogen sehen, wo Oriane zwei Jahre zuvor nicht nur dessen Frau keines Grußes gewürdigt hatte, sondern sogar so weit gegangen war, sich beleidigt zu zeigen, als diese unscheinbare Motte ihrerseits sie zu grüßen wagte, das war für den Herzog hart. Er behauptete, die Niederlage mache ihm gar nichts aus, und versicherte zudem, daß er sie seiner alten Freundschaft zu Swann verdanke. Tatsächlich ließ er von seinem Groll niemals ab. Eines war ziemlich merkwürdig: Nie hatte man gehört, daß der Herzog von Guermantes sich des eher banalen Ausdrucks »schlußendlich« bediente; aber seit der Wahl für den Jockey-Club tauchte, sobald von der Dreyfus-Affäre die Rede war, stets »schlußendlich« bei ihm auf. »Dreyfus-Affäre, Dreyfus-Affäre, das ist leicht gesagt, die Bezeichnung ist aber äußerst ungenau; es handelt sich nicht um eine Religionsangelegenheit, sondern schlußendlich um eine politische Angelegenheit.« Fünf Jahre konnten so vergehen, ohne daß man dieses »schlußendlich« hörte, wenn während dieser Zeit nicht von der Dreyfus-Affäre die Rede war; tauchte jedoch nach Verlauf von fünf Jahren der Name Dreyfus von neuem auf, so war auch automatisch das »schlußendlich« wieder da. Der Herzog konnte im übrigen nicht leiden, daß man von der Affäre sprach, die, sagte er, »so viel Unglück heraufgeführt« habe, obwohl er in Wirklichkeit nur ein einziges Unglück im Sinn hatte, nämlich seine Niederlage bei der Präsidentenwahl für den Jockey-Club.[1]

Daher erhielt auch an jenem Nachmittag, als ich Madame de Guermantes an das rote Abendkleid erinnerte, das sie bei ihrer Cousine getragen hatte, Monsieur de Bréauté eine saftige Abfuhr, als er aufgrund einer völlig rätselhaften Ideenassoziation, die er nicht erklärte, verkündete, wobei er mit der Zun-

genspitze zwischen seinen gerundeten Lippen hin- und hermanövrierte: »Apropos Dreyfus-Affäre …« (wieso Dreyfus-Affäre? Es handelte sich doch nur um ein rotes Abendkleid, und gewiß lag dem armen Bréauté, der niemals an etwas anderes dachte, als allen gefällig zu sein, jede Bosheit fern). Doch allein der Name Dreyfus bewirkte, daß der Herzog von Guermantes seine Jupiterstirn runzelte. »Man hat mir da«, sagte Bréauté, »einen recht netten Ausspruch erzählt, wirklich sehr, sehr hübsch, von unserem Freund Cartier« (wobei dem Leser[2] mitgeteilt sei, daß dieser Cartier, ein Bruder von Madame de Villefranche, nicht den Schatten einer Beziehung mit dem Juwelier des gleichen Namens hatte!) »was mich im übrigen nicht wundert, denn er hat so viel Geist, daß er damit handeln kann.« – »Ah!« fiel ihm Oriane ins Wort, »aber ich kaufe ihm nichts davon ab. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mich Ihr Cartier immer gelangweilt hat; ich habe nie begreifen können, was für einen enormen Charme Charles de La Trémoïlle und seine Frau an diesem Schwätzer finden, den ich bei ihnen treffe, wann immer ich zu ihnen gehe.« – »Aber gechätzte Herzogin«, antwortete Bréauté, der mit dem *sch* Mühe hatte, »ich finde, Sie sind gegen Cartier sehr streng. Es ist wahr, daß er sich etwas übertrieben bei den La Trémoïlle eingenistet hat, aber chließlich ist er für Charles so etwas, ich möchte sagen, wie … so etwas wie ein *fidus Achates* [3] , was ja heutzutage eine äußerst seltene Gattung geworden ist. Auf alle Fälle möchte ich Ihnen seine Bemerkung wiedergeben. Cartier hat demnach gesagt, wenn Monsieur Zola um einen Prozeß und seine Verurteilung geradezu nachgesucht habe, so deshalb, weil er einmal das ihm noch unbekannte Gefühl haben wollte, im Gefängnis zu sein.[1] « – »Daher hat er auch die Flucht ergriffen, bevor er verhaftet wurde«, unterbrach ihn Oriane. »Aber das hat ja gar keinen Sinn. Überhaupt finde ich, selbst wenn es wahrscheinlich wäre, die Bemerkung ausgesprochen blöd. Wenn so etwas geistreich sein soll!« – »Lieber Gott, meine gechätzte Oriane«,

antwortete Bréauté, der das Feld zu räumen begann, als er sah, daß man nicht seiner Meinung war, »der Ausspruch ist chließlich nicht von mir, ich erzähle ihn so, wie man ihn mir berichtet hat, überchätzen Sie ihn nicht. Auf alle Fälle ist er Anlaß gewesen, daß unser Cartier von dem guten La Trémoïlle einen kräftigen Anpfiff bekommen hat, der mit gutem Grund nicht will, daß in seinem Salon von dem gesprochen wird, was ich – hm! – als laufende Gechäfte bezeichnen möchte, und der um so verärgerter war, als Madame Alphonse Rothschild gerade anwesend war. Cartier mußte von seiten La Trémoïlles eine richtige Strafpredigt über sich ergehen lassen.« – »Natürlich«, gab der Herzog ziemlich übellaunig zurück, »denn die Alphonse Rothschild sind, obwohl sie den Takt besitzen, niemals von dieser gräßlichen Affäre zu sprechen, in ihrer Seele dreyfusfreundlich wie alle Juden. Es ist das sogar ein Argument *ad hominem*« (der Herzog brauchte etwas planlos den Ausdruck *ad hominem*), »das man gar nicht genügend herausstellt, um die Unehrlichkeit der Juden zu beweisen. Wenn ein Franzose stiehlt oder mordet, so fühle ich mich nicht gehalten, weil er Franzose ist wie ich, zu behaupten, daß er unschuldig ist. Die Juden aber werden nie zugeben, daß einer von ihren Leuten ein Verräter ist, auch wenn sie es sehr wohl wissen und sich wenig Gedanken über die furchtbaren Rückwirkungen machen« (der Herzog dachte natürlich an diese vermaledeite Präsidentenwahl Chaussepierres) »die ein solches von einem der ihrigen begangenes Verbrechen haben kann … Also, Sie wollen doch nicht behaupten, Oriane, daß es nicht belastend für die Juden ist, wenn sie alle einem Verräter derart das Rückgrat stärken. Sie werden mir doch nicht sagen wollen, daß das nichts damit zu tun hat, daß sie Juden sind.« – »Mein Gott, doch«, antwortete Oriane (die, etwas gereizt, ein gewisses Bedürfnis verspürte, dem Jupiter tonans zu widersprechen und zugleich den »Geist« über die Dreyfus-Affäre zu stellen). »Aber vielleicht wissen sie, gerade weil sie Juden sind und sich selber kennen, daß man Jude sein kann,

ohne notgedrungen ein Verräter und antifranzösisch zu sein, wie es offenbar dieser Monsieur Drumont[1] unterstellt. Gewiß, wenn er Christ gewesen wäre, hätten sich die Juden nicht für Dreyfus eingesetzt, aber sie taten es, weil sie deutlich fühlten, daß man ihn, wenn er nicht Jude wäre, nicht so leicht für einen Verräter *a priori* gehalten hätte, wie mein Neffe Robert sagen würde.« – »Die Frauen verstehen nichts von Politik«, rief der Herzog mit einem bösen Blick auf die Herzogin. »Dieses abscheuliche Verbrechen ist eben keineswegs nur einfach eine jüdische Angelegenheit, sondern schlußendlich zu einer nationalen Affäre von gigantischem Ausmaß geworden, welche die furchtbarsten Folgen für Frankreich heraufführen kann, aus dem man alle Juden ausweisen sollte, wohingegen ich feststellen muß, daß die bisher (in einer unerhörten Weise, die eine Revision verlangt) durchgeführten Sanktionen nicht gegen jene, sondern gegen ihre hervorragendsten Gegner gerichtet waren, gegen Männer allererster Ordnung, die man zum Unglück unseres armen Landes zur Seite geschoben hat.«

Ich merkte, daß das Gespräch eine unangenehme Wendung nahm, und bemühte mich schnellstens, es wieder auf die Kleiderfrage zu bringen.

»Erinnern Sie sich noch, Herzogin«, sagte ich, »an das erste Mal, als Sie liebenswürdig zu mir waren?« – »Das erste Mal, als ich liebenswürdig zu ihm war?« wiederholte sie, indem sie lachend Monsieur de Bréauté anblickte, dessen Nase sich noch mehr zuspitzte und dessen Lächeln aus Höflichkeit gegen Madame de Guermantes etwas Ergriffenes bekam, während seine Stimme, die gewöhnlich wie ein Messer auf einem Schleifstein kratzte, ein paar unbestimmte verrostete Töne von sich gab. »Sie trugen ein gelbes Kleid mit großen schwarzen Blumen.« – »Aber mein lieber Junge, da kann ich nur wieder dasselbe sagen, das alles sind ausgesprochene Abendkleider.« – »Und Ihr Hut mit den Kornblumen, den ich so sehr geliebt habe! Aber schließlich sind das alles nur Rückblicke in

die Vergangenheit. Ich möchte für das fragliche junge Mädchen einen Pelzmantel machen lassen wie den, den Sie gestern früh anhatten. Wäre es wohl möglich, daß ich ihn einmal sehe?« – »O ja, Hannibal muß sowieso gleich gehen. Sie können dann mit mir kommen, meine Jungfer wird Ihnen alles zeigen. Nur, mein lieber Junge, ich will Ihnen zwar gern alles leihen, was Sie nur irgend wollen, aber wenn Sie Kleider von Callot, Doucet oder Paquin[1] durch kleine Schneiderinnen kopieren lassen, so wird es niemals das gleiche.« – »Aber ich will keineswegs zu kleinen Schneiderinnen gehen, ich weiß sehr wohl, daß es dann etwas anderes wird, es würde mich nur interessieren, weshalb es eigentlich etwas anderes wird.« – »Sie wissen ja, daß ich selbst nichts erklären kann, ich bin dazu zu dumm, ich rede wie eine Bäuerin. Es ist eine Frage der Kunstfertigkeit, der Fasson; was die Pelze betrifft, kann ich Ihnen ein Wort an meinen Kürschner mitgeben, der Sie dann wenigstens nicht übervorteilen wird. Aber Sie wissen ja wohl, daß es Sie noch immer acht- bis neuntausend Francs[1] kosten dürfte.« – »Und dieses Hauskleid, das so schlecht riecht[2] , das Sie neulich abends anhatten, ein dunkles, flaumiges mit goldenen Tupfen und Streifen wie der Flügel eines Schmetterlings?« – »Ah! Das ist ein Kleid von Fortuny. Ihr junges Mädchen kann so etwas sehr gut zu Hause anziehen. Ich habe viele davon, ich werde sie Ihnen zeigen, ich kann Ihnen sogar welche schenken, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Aber ich möchte vor allem, daß Sie das Kleid meiner Cousine Talleyrand[3] sehen. Ich muß ihr schreiben, daß sie es mir leiht.« – »Aber Sie hatten auch so hübsche Schuhe, waren die ebenfalls von Fortuny?« – »Nein, ich weiß, welche Sie meinen, das ist Goldchevreau, das wir in London gefunden haben, als ich Besorgungen mit Consuelo von Manchester[4] machte. Das war etwas ganz Ungewöhnliches. Ich habe niemals verstanden, wie die Vergoldung gemacht ist, es sieht aus wie Leder, das durch und durch aus Gold besteht. Die Schuhe haben keinen weiteren Schmuck als einen kleinen Diamanten

in der Mitte. Die arme Herzogin von Manchester ist tot, aber wenn es Ihnen Vergnügen macht, werde ich an Lady Warwick oder die Herzogin von Marlborough schreiben, um zu sehen, ob ich noch einmal ebensolche für Sie bekommen kann. Ich frage mich sogar, ob ich von dem Leder noch etwas habe, man könnte sie dann vielleicht hier anfertigen lassen. Ich werde heute abend nachsehen und Ihnen Nachricht geben.«

Da ich die Herzogin immer möglichst zu verlassen trachtete, ehe Albertine wieder zu Hause war, brachte die Stunde es häufig mit sich, daß ich auf dem Hof, wenn ich von Madame de Guermantes kam, Monsieur de Charlus und Morel begegnete, die sich zum Tee bei … Jupien begaben, was dem Baron als höchste Gunst erschien! Ich kreuzte nicht täglich ihren Weg, doch ihr Weg führte sie täglich dorthin. Man kann daran ablesen, daß eine Gewohnheit je absurder, desto beharrlicher ist. Um etwas Großartiges zu leisten, muß man sich einen Ruck geben. Ein sinnloses Leben, in dem der Besessene sich selbst aller Vergnügungen beraubt und sich die größten Leiden auferlegt, ein solches Leben ist mehr als irgend etwas anderes unveränderbar. Hätte man die nötige Neugierde aufgebracht, würde man heute wie vor oder in zehn Jahren den gleichen Unglücklichen dabei betreffen, wie er zu den Stunden schläft, zu denen er leben könnte, oder zu den Stunden ausgeht, in denen man kaum etwas anderes tun kann, als sich auf der Straße ermorden lassen, eiskalte Getränke trinkt, wenn ihm warm ist, und immer gerade eine Erkältung kurieren muß.[1] Es würde eines geringen Energieaufwandes nur an einem einzigen Tage bedürfen, um all das ein für allemal zu verändern. Doch ist eben ein solches Leben gewöhnlich gerade das Los derer, die über gar keine Energie verfügen. Die Laster sind ein anderer Aspekt solcher einförmigen Existenzen, die weniger qualvoll zu gestalten bloßer Wille genügen würde. Beide Aspekte konnten in gleicher Weise bei Monsieur de Charlus beobachtet werden, wenn er sich alle Tage mit Morel zum Tee bei Jupien begab. Nur einmal hatte ein

Unwetter in diesen täglichen Usus störend eingegriffen. Eines Tages hatte die Nichte des Westenmachers zu Morel gesagt: »Gut, also morgen kommen Sie, und ich spendiere Ihnen einen Tee«, worauf der Baron mit Recht diesen Ausdruck für eine Person sehr gewöhnlich fand, aus der er fast etwas wie seine Schwiegertochter zu machen gedachte; nun hätte er Morel einfach sagen können, er bitte ihn, ihr in diesem Punkt eine Anstandslektion zu erteilen; da er aber gern andere kränkte und sich an seinem eigenen Zorn berauschte, hatte sich der ganze Rückweg unter heftigen Szenen abgespielt. In denkbar unverschämtem, arrogantem Ton: »Der ›Tastsinn‹, der, wie ich sehe, nicht unbedingt mit dem ›Takt‹ verbunden ist, hat offenbar bei Ihnen die normale Entwicklung des Geruchsinns verhindert, haben Sie es doch zugelassen, daß dieser stinkende Ausdruck Tee spendieren – im Gegenwert von fünfzehn Centimes, wie ich annehme – seinen Fäkaliengeruch bis zu meinen königlichen Nasenflügeln hat emporsteigen lassen! Haben Sie jemals nach der Beendigung eines Violinsolos bei mir bemerkt, daß ich Sie mit einem Furz anstelle frenetischen Beifalls oder eines Schweigens belohnt habe, das um so beredter war, als es der Furcht entsprang, nicht etwa mir das entschlüpfen zu lassen, womit Ihre Verlobte uns beglückt, sondern das Schluchzen, das dank Ihrer Kunst mir schon hoch in der Kehle saß?«

Wenn ein Beamter sich solche Vorwürfe seines Chefs zugezogen hat, wird er unweigerlich am nächsten Tag gefeuert. Nichts hingegen wäre für Monsieur de Charlus grausamer gewesen, als Morel zu entlassen, und da er sogar fürchtete, etwas zu weit gegangen zu sein, begann er über das junge Mädchen ins einzelne gehende lobende Bemerkungen zu machen, bei denen er Geschmack bewies, die aber unwillkürlich mit Unverschämtheiten gespickt waren. »Sie ist reizend. Da Sie Musiker sind, nehme ich an, daß sie Sie vor allem mit ihrer Stimme betört hat, die sehr schön in den hohen Lagen ist und geradezu auf die Begleitung Ihres His zu warten scheint.

Ihr tieferes Register sagt mir weniger zu, aber das kommt vielleicht daher, daß dieser merkwürdig dünne Hals, den sie hat, dreimal wieder ansetzt, und wenn er zu Ende zu gehen scheint, immer noch weiterreicht; bei ihr gefällt mir der Umriß ihrer Gestalt weit mehr als solche mittelmäßigen Details. Da sie Schneiderin ist, muß sie sich ja darauf verstehen, mit der Schere umzugehen; sie sollte mir eine hübsche Silhouette von sich selber schenken.«

Charlie hatte diesen Lobsprüchen um so weniger gelauscht, als sie bei seiner Verlobten Dinge priesen, auf die er selbst nicht achtgegeben hatte. Doch er antwortete Monsieur de Charlus: »Abgemacht, mein Junge, ich werde ihr den Kopf waschen, damit sie nie mehr so etwas sagt.« Wenn Morel zu Monsieur de Charlus »mein Junge« sagte, so war sich der schöne Geiger keineswegs im unklaren darüber, daß er kaum ein Drittel so alt war wie der Baron. Er sagte es auch nicht, wie Jupien es getan hätte, sondern mit jener Schlichtheit, die bei gewissen Beziehungen als gegeben hinstellt, daß die stillschweigende Aufhebung des Altersunterschieds der Zärtlichkeit vorausgegangen ist. Eine vorgetäuschte Zärtlichkeit bei Morel, eine aufrichtige Zärtlichkeit bei anderen. So erhielt zu jener Zeit Monsieur de Charlus einmal einen Brief, der in den folgenden Wendungen abgefaßt war: »Mein lieber Palamède, wann sehe ich Dich wieder? Ich sehne mich sehr nach Dir und denke oft an Dich, etc. Ganz der Deinige! Pierre.« Monsieur de Charlus zerbrach sich den Kopf, wer derjenige seiner Verwandten sein mochte, der ihm in so vertraulicher Form zu schreiben wagte, ihn also demgemäß gut zu kennen schien, den er aber gleichwohl nicht an der Schrift erkannte. Alle Fürstlichkeiten, denen der Gothaische Hofkalender ein paar Zeilen widmet, zogen während einiger Tage an seinem geistigen Auge vorbei. Endlich klärte ihn ganz plötzlich eine Adresse auf der Rückseite auf: Der Verfasser war der Diener eines Spielclubs, den Monsieur de Charlus von Zeit zu Zeit besuchte. Dieser Diener hatte es nicht für unhöflich gehalten,

in diesem Ton an Monsieur de Charlus zu schreiben, der in seinen Augen ganz im Gegenteil ein großes Prestige besaß. Er dachte auch, es sei nicht nett, jemanden nicht zu duzen, der einen mehrmals geküßt und einem dadurch – wenigstens bildete er sich das in seiner Einfalt ein – ein Zeichen seiner Zuneigung gegeben hatte. Monsieur de Charlus war im Grund von dieser Vertraulichkeit entzückt. Er begleitete sogar einmal Monsieur de Vaugoubert auf dem Heimweg von einer Matinee, um ihm den Brief vor Augen führen zu können. Dabei zeigte sich Monsieur de Charlus weiß Gott nicht gern mit Monsieur de Vaugoubert auf der Straße. Denn mit dem Monokel im Auge sah dieser rechts und links den vorübergehenden jungen Männern nach. Ja, mehr noch, da er sich etwas freier gab, wenn er mit Monsieur de Charlus zusammen war, gebrauchte er eine Sprache, die dem Baron besonders widerwärtig war. Er setzte alle Männernamen in die weibliche Form, und da er sehr dumm war, hielt er diesen Scherz für außerordentlich geistreich und wußte sich vor Lachen darüber kaum zu halten. Da er andererseits auf seinen diplomatischen Posten den größten Wert legte, wurden diese unerfreulichen, grinsenden Auslassungen auf der Straße ständig durch das Bangen kupiert, das ihn im gleichen Augenblick beim Vorübergehen von Leuten aus der Gesellschaft, besonders aber Beamten befiel. »Diese kleine Telegraphistin«, sagte er, während er den verdrießlichen Baron mit dem Ellbogen berührte, »habe ich gekannt, aber sie ist wieder tugendhaft geworden, dieses böse Ding! Oh! aber dieser Austräger von den Galeries La Fayette, das ist wirklich ein Traum! Mein Gott, da geht gerade der Abteilungsdirektor aus dem Handelsministerium. Hoffentlich hat er meine Bewegung nicht gesehen! Er wäre imstande, etwas darüber dem Minister zu sagen, der mich sofort zur Disposition stellen würde, um so mehr, als mir scheint, daß er selber auch so eine ist.« Monsieur de Charlus hielt kaum noch an sich vor Wut. Endlich, um diesen Spaziergang, der ihn zur Verzweiflung trieb, abzukürzen, entschloß

er sich, den Brief hervorzuholen und ihn dem Botschafter zur Lektüre zu übergeben, doch empfahl er ihm Verschwiegenheit an, denn er behauptete, Charlie sei eifersüchtig, um dadurch glauben zu machen, daß dieser ihn wirklich liebe. »Man muß ja«, setzte er mir einer unbezahlbaren Miene der Güte hinzu, »immer versuchen, anderen so wenig wie möglich Kummer zu bereiten.«

Bevor wir zu Jupiens Laden zurückkehren, legt der Verfasser Wert darauf zu sagen, wie schmerzlich es ihm wäre, wenn der Leser an so seltsamen Schilderungen Anstoß nähme. Einerseits (und dies ist der geringfügigere Aspekt der Sache) mag man finden, daß die Aristokratie in diesem Buch proportional noch mehr als andere Gesellschaftsklassen der Degeneriertheit beschuldigt wird. Selbst wenn das der Fall wäre, sollte man sich nicht wundern. Die ältesten Familien bilden schließlich in Gestalt einer roten und höckrigen Nase oder eines deformierten Kinns besondere Merkmale heraus, in denen die »Rasse« bewundert wird. Doch unter diesen beständigen und immer stärker werdenden Zügen gibt es auch solche, die nicht sichtbar sind, nämlich die Veranlagungen und Neigungen.

Ein ernsterer Einwand, wenn er begründet wäre, würde darin bestehen, daß das alles uns fremd ist und daß man die Poesie aus näherliegenden Wahrheiten ziehen soll. Die aus der uns vertrauten Wirklichkeit heraus entwickelte Kunst existiert tatsächlich, und ihr Bereich ist vielleicht der größte. Nichtsdestoweniger kann aus Handlungen, die auf einer Sinnesart beruhen, die allem, was wir selbst empfinden und glauben, derart fernliegt, daß wir sie nicht einmal begreifen können, ja daß sie wie ein Schauspiel ohne verständliche Ursache uns vor Augen treten, großes Interesse, zuweilen auch Schönheit entstehen. Was gibt es Poetischeres als Xerxes, den Sohn des Darius, wenn er mit Ruten das Meer peitschen läßt, dem seine Schiffe zum Opfer gefallen sind?[1]

Fest steht, daß Morel die Bemerkung des Barons weitergab, wobei er die Macht ausnützte, die ihm seine Reize über das junge Mädchen verliehen, denn der Ausdruck »einen Tee spendieren« verschwand so gänzlich aus dem Laden des Westenmachers, wie aus einem Salon etwa eine bislang dort ständig anwesende Person verschwindet, mit der man sich aus irgendeinem Grund entzweit hat oder die man zu verstecken bemüht ist und nur außer Hause trifft. Monsieur de Charlus zeigte sich befriedigt darüber, daß »einen Tee spendieren« verschwunden war; er sah darin einen Beweis seines Einflusses auf Morel und gleichzeitig die Behebung des einzigen kleinen Makels, der die Vollkommenheit des jungen Mädchens trübte. Schließlich ging er wie alle Menschen seiner Art, wenn er auch ganz aufrichtig ein Freund Morels und seiner Beinahe-Verlobten, ein glühender Parteigänger ihrer Verbindung war, dennoch darauf aus, ganz nach seinem Belieben zwischen ihnen mehr oder weniger harmlose Reibereien zu inszenieren, während er selbst sich ebenso olympierhaft aus ihnen heraushielt und darüber schwebte, wie sein Bruder es getan hätte.

Morel hatte Monsieur de Charlus gesagt, daß er die Nichte Jupiens liebe und sie heiraten wolle, und es war dem Baron daraufhin sehr angenehm, seinen jungen Freund auf dessen Besuchen zu begleiten, bei denen er selbst die Rolle eines nachsichtigen, diskreten zukünftigen Schwiegervaters übernahm. Nichts konnte ihm besser gefallen.

Meine persönliche Meinung ist, daß »einen Tee spendieren« von Morel selber stammte und daß in ihrer Liebesverblendung die kleine Schneiderin eine Wendung ihres Angebeteten aufgegriffen hatte, die in ihrer Häßlichkeit nicht zu der hübschen Ausdrucksweise des jungen Mädchens paßte. Ihre Art zu sprechen und die reizenden Manieren, die damit vollkommen harmonierten, dazu noch die Protektion, die sie von seiten des Baron de Charlus genoß, hatten dazu geführt, daß viele Kundinnen, für die sie gearbeitet hatte, sie wie eine

Freundin empfingen, zum Abendessen einluden, unter ihre Bekannten mischten, wobei die Kleine im übrigen nur mit Erlaubnis des Barons und für die Abende ihre Zusage gab, an denen es ihm genehm war. Eine junge Schneiderin in der Gesellschaft, wird man sagen, wie unwahrscheinlich! Wenn man es recht bedenkt, war nicht weniger unwahrscheinlich, daß früher Albertine mich um Mitternacht besuchen kam und jetzt mit mir unter einem Dach wohnte. Oder vielleicht wäre es unwahrscheinlich für jede andere gewesen, aber keineswegs für Albertine, die weder Vater noch Mutter hatte und ein so freies Leben führte, daß ich sie anfangs in Balbec für die Geliebte eines Radrennfahrers hatte halten können, und deren nächste Verwandte Madame Bontemps war, die schon damals bei Madame Swann an ihrer Nichte nur deren schlechte Manieren bewunderte und jetzt ein Auge zudrückte, besonders wenn sie sie möglicherweise durch eine reiche Heirat loswerden konnte und etwas Geld dabei auch der Tante zufloß (in den höchsten Gesellschaftsschichten lassen sich sehr vornehme und sehr mittellose Mütter, nachdem es ihnen gelungen ist, für ihren Sohn eine reiche Heirat zu arrangieren, von dem jungen Paar unterstützen und nehmen Pelze, ein Automobil, auch Geld von einer Schwiegertochter an, die sie nicht lieben und die erst durch sie in die Gesellschaft Eintritt findet).

Vielleicht wird ein Tag kommen, an dem die Schneiderinnen, was ich keineswegs empörend fände, in der Gesellschaft verkehren. Da Jupiens Nichte eine Ausnahme bildete, ließ sich noch nichts dergleichen für die Zukunft erwarten; eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Wenn auch gewisse Leute an der sehr bescheidenen Situation der Nichte Jupiens Anstoß nahmen, so war es ganz bestimmt nicht Morel, denn in gewissen Dingen war seine Dummheit so groß, daß er nicht nur dieses junge Mädchen – vielleicht nur darum, weil es ihn liebte – »eher dumm« fand, obwohl es tausendmal klüger war als er, sondern auch Abenteurerinnen und als Damen verkleidete Nähmädchen in den sehr wohlsituierten Kundinnen sah,

die sie zu sich einluden, worauf diese selbst sich überhaupt nichts einbildete. Natürlich waren dies weder Guermantes noch Leute, die jene auch nur kannten, sondern reiche, elegante, bürgerliche Damen mit einem Geist, der frei genug war, sie finden zu lassen, daß man sich nicht entehrt, wenn man eine Schneiderin bei sich empfängt, doch auch servil genug, um mit einer gewissen Genugtuung ein junges Mädchen zu protegieren, das der erlauchte Baron von Charlus in allen Ehren täglich besuchen kam.

Nichts gefiel dem Baron besser als die Idee dieser Heirat, denn er meinte, daß Morel auf diese Weise ihm nicht entführt werden würde. Es scheint, daß die Nichte Jupiens, fast noch ein Kind, einen »Fehltritt« begangen hatte. Trotz seiner Lobreden hätte Monsieur de Charlus nicht ungern ihrem Freund, der wütend geworden wäre, die Sache anvertraut und so etwas Unfrieden gesät. Obwohl außerordentlich boshaft, glich Monsieur de Charlus einer großen Zahl von wohlmeinenden Personen, die diesen oder jenen loben, um ihre eigene Güte zu beweisen, aber es scheuen wie die Pest, jene so selten ausgesprochenen Worte zu gebrauchen, die imstande wären, wirklich Frieden zu stiften. Dennoch hütete sich der Baron vor jeder Insinuation, und zwar aus den folgenden zwei Gründen. Wenn ich ihm erzähle, sagte er sich, daß seine Verlobte nicht ohne Makel ist, wird er sich in seiner Eigenliebe verletzt fühlen und auf mich böse sein. Und außerdem, wer sagt mir, daß er nicht verliebt in sie ist? Wenn ich aber keine Bemerkung darüber mache, wird dieses Strohfeuer rasch niederbrennen, ich werde die Beziehung der beiden auf meine Weise regeln, und er wird sie nur soweit lieben, wie es mir wünschenswert erscheint. Wer garantiert mir, wenn ich ihm etwas von der damaligen Verfehlung seiner Trauten sage, daß mein Charlie nicht noch verliebt genug ist, um eifersüchtig zu werden? Dann aber mache ich durch eigene Schuld aus einem bedeutungslosen Flirt, den man lenken kann, wie man will, eine große Liebe, das heißt eine Sache, die man nur schwer in der

Hand behält. Aus diesen beiden Gründen bewahrte Monsieur de Charlus ein Schweigen, das mit Diskretion nur den äußeren Anschein gemein hatte, in anderer Hinsicht aber durchaus verdienstvoll war, denn Verschwiegenheit ist für Leute seines Schlages nahezu eine Unmöglichkeit.

Jedenfalls war die junge Person entzückend, und Monsieur de Charlus, bei dem sie allen ästhetischen Neigungen, die er für Frauen aufbringen konnte, entsprach, hätte gern von ihr Hunderte von Photographien gehabt. Weniger einfältig als Morel, ließ er sich mit Vergnügen von den angesehenen Damen berichten, die sie zu sich einluden und die er mit seinem Instinkt für das Gesellschaftliche sehr wohl zu situieren verstand. Doch er hütete sich (da er das Heft in der Hand behalten wollte), zu Charlie etwas davon zu sagen, der in seiner Tölpelhaftigkeit weiterhin glaubte, daß außerhalb der »Violinklasse« und der Verdurins nur die Guermantes und die paar fast königlichen Familien existierten, die der Baron aufgezählt hatte, alles übrige aber nichts als »Hefe« und »Pöbel« sei. Charlie faßte diese Ausdrücke des Barons ganz und gar wörtlich auf.

Wie nur kam Monsieur de Charlus, der alle Tage des Jahres vergeblich von so vielen Botschaftern und Herzoginnen erwartet wurde, der bei dem Fürsten von Croy nicht dinierte, weil man solchen Leuten nicht zu sehr entgegenkommen darf, dazu, die gesamte Zeit, die er jenen großen Damen und Herren vorenthielt, bei der Nichte eines Westenmachers zu verbringen? Zunächst, und dies war der ausschlaggebende Grund, war eben Morel da. Doch wäre er nicht gewesen, sähe ich in seinem Verhalten dennoch nichts Unwahrscheinliches, es sei denn, man beurteilte die Lage, wie es einer von Aimés Kellnern getan hätte. Nur Restaurantbediente meinen, daß ein steinreicher Mann immer nur neue und auffallende Kleidungsstücke trägt und daß ein Herr, der das Eleganteste vom Eleganten ist, Abendessen mit sechzig Gedecken gibt und einzig im Auto spazierenfährt. Sie täuschen sich. Sehr oft

trägt ein steinreicher Mann stets den gleichen abgenutzten Rock. Ein Herr, der das Eleganteste vom Eleganten ist, ist einer, der im Restaurant nur mit den Angestellten verkehrt und, wenn er wieder zu Hause ist, Karten mit seinen Dienern spielt. Das hindert ihn aber nicht daran, dem Prinzen Murat den Vortritt zu verwehren.[1]

Unter den Gründen, weshalb Monsieur de Charlus glücklich über die geplante Heirat der jungen Leute war, spielte auch der eine Rolle, daß die Nichte Jupiens in gewisser Weise eine Ausweitung der Persönlichkeit Morels und dadurch auch gleichzeitig der Macht bedeuten würde, die der Baron über ihn besaß, sowie der Kenntnis, die er von ihm hatte. Nicht eine Sekunde hätte Monsieur de Charlus daran gedacht, Bedenken zu tragen, im ehelichen Sinn die künftige Gattin des Geigers mit diesem zu »betrügen«. Ein »junges Paar« zu führen, sich als der gefürchtete und allmächtige Beschützer der Gattin Morels zu fühlen, die den Baron wie einen Gott verehren und dadurch beweisen würde, daß der teure Morel ihr diese Idee eingeimpft hatte, so daß sie dergestalt selbst etwas von Morel enthielt, das verlieh allerdings der Art von Herrschaft, die Monsieur de Charlus ausübte, eine neue Form und ließ in seinem »Geschöpf«, Morel, ein weiteres Wesen entstehen, nämlich den Gatten, schenkte also seiner Liebe zu ihm etwas Zusätzliches, Neues und Merkwürdiges. Vielleicht würde sogar diese Herrschaft selbst jetzt noch größer sein, als sie jemals gewesen war. Denn da, wo Morel allein, gewissermaßen von allem entblößt, dem Baron oft entgegentrat, da er sich sicher fühlte, ihn jeweils zurückzuerobern, bekäme er es, einmal verheiratet, wegen seines Haushalts, seiner Wohnung, seiner Zukunft schneller mit der Angst zu tun und böte dem Willen von Monsieur de Charlus eine größere Angriffsfläche und mehr verwundbare Stellen. Das alles und notfalls sogar die Möglichkeit, an Abenden, an denen er sich langweilen würde, zwischen den Ehegatten ein bißchen Zwietracht zu säen (der Baron hatte immer etwas für Schlachtenbilder übrig

gehabt), gefiel Monsieur de Charlus. Mehr noch allerdings der Gedanke, in welcher Abhängigkeit von ihm das junge Paar leben würde. Die Liebe von Monsieur de Charlus zu Morel bekam einen völlig neuen, köstlichen Aspekt, sooft er sich sagte: Auch seine Frau wird mir gehören, so sehr gehört er selber mir; sie werden sich immer nur auf eine Weise betragen, die mich nicht verdrießen kann, sie werden meinen Launen gehorchen, und so wird sie ein – mir bislang unbekanntes – Symbol sein für das, was ich fast vergessen hatte und was mir doch so besonders am Herzen liegt, daß nämlich in den Augen aller anderen, die mit ansehen, wie ich ihn protegiere und ihm ein Heim bereite, ganz wie in den meinen Morel mir gehört. Über diese Evidenz in der Meinung der anderen und auch in seiner eigenen war Monsieur de Charlus glücklicher als im Gedanken an alles übrige. Denn der Besitz dessen, was man liebt, ist eine noch größere Freude als die Liebe selbst. Wer diesen Besitz vor aller Augen verbirgt, tut es sehr oft nur aus Furcht, das geliebte Wesen könne ihm geraubt werden. Doch schmälert solch vorsichtiges Schweigen sein Glück.

Man erinnert sich vielleicht noch, daß Morel früher dem Baron gestanden hatte, es sei sein größter Wunsch, eine junge Person zu verführen – im besonderen gerade diese hier –, daß er, um zum Ziel zu kommen, ihr die Ehe versprechen, doch, nachdem er sie entehrt, »abhauen«[1] würde. Angesichts der Beteuerungen Morels aber, wie sehr er Jupiens Nichte liebe, hatte der Baron diese Worte vergessen. Mehr noch, es ging vielleicht Morel ebenso. Am Ende bestand ein wirkliches Intervall zwischen der Natur Morels, so wie er sie zynisch – und vielleicht sogar mit geschickter Übertreibung – offen dargelegt hatte, und dem Augenblick, in dem sie wieder die Oberhand bekommen mußte. Als er sich enger mit dem jungen Mädchen verband, hatte sie ihm gefallen, er liebte sie. Er kannte sich selbst so wenig, daß er ohne Zweifel glaubte, er liebe sie, ja vielleicht sogar, er werde sie ewig lieben. Gewiß bestanden sein ursprünglicher Wunsch und sein verbrecheri-

sches Vorhaben auch noch weiter in ihm, aber überdeckt von so vielen Gefühlen, die sie ihm verhüllten, daß nichts dafür spricht, der Geiger wäre nicht ganz ehrlich gewesen, als er behauptete, dieser lasterhafte Wunsch habe nicht das wahre Motiv seines Handelns gebildet. Es gab im übrigen eine Periode von kurzer Dauer, in der ihm, ohne daß er es sich ganz deutlich eingestand, diese Ehe notwendig schien. Morel litt zu jener Zeit häufig an heftigen Krämpfen in der Hand und mußte daraufhin die Möglichkeit ins Auge fassen, die Geige aufzugeben. Da er aber außerhalb seiner Kunst von unfaßbarer Trägheit war, sah er sich der Notwendigkeit gegenüber, sich von jemand anderem aushalten zu lassen; es war ihm aber lieber, wenn dies Jupiens Nichte wäre als Monsieur de Charlus, da eine solche Kombination ihm mehr Freiheit ließ und zugleich eine große Auswahl an verschiedenartigen Frauen zu seiner Verfügung hielt, sowohl in Gestalt der immer neuen Lehrmädchen, die ihm willig zu machen er der Nichte Jupiens überlassen würde, wie auch der schönen reichen Damen, denen er diese wiederum würde verkuppeln können. Daß seine zukünftige Frau es vielleicht ablehnen würde, sich zu solchen Gefälligkeiten herzugeben, und dafür nicht pervers genug sein könnte, das zog Morel bei seinen Berechnungen keine Sekunde lang in Betracht. Doch traten sie ohnedies in den Hintergrund und machten wieder der reinen Liebe Platz, denn die Krämpfe hatten aufgehört. Die Geige würde also zusammen mit den Zuwendungen des Barons genügen, dessen Anforderungen an ihn gewiß weniger stürmisch wären, sobald er selbst, Morel, das junge Mädchen erst einmal geehelicht hätte. Diese Heirat war wegen seiner Liebe und im Interesse seiner Freiheit demnach das Dringlichste. Er ließ Jupien um die Hand seiner Nichte bitten, und dieser befragte sie daraufhin. Doch das war gar nicht nötig. Die Leidenschaft des jungen Mädchens für den Geiger flutete rings um sie her wie ihr Haar, wenn es aufgelöst war, wie die Freude ihrer überallhin sich verströmenden Blicke. Morel wurde angesichts von al-

lem, was ihm angenehm oder nützlich war, moralisch und gerührt, er fand auch die passenden Worte dafür, manchmal sogar Tränen. Ganz aufrichtig also, wenn ein solcher Ausdruck auf ihn Anwendung finden kann, hielt er an die Nichte Jupiens Reden, die ebenso gefühlvoll waren (gefühlvoll sind auch die, die so viele junge Adlige, die keine Lust haben, irgend etwas im Leben zu tun, der bezaubernden Tochter von enorm vermögenden bürgerlichen Leuten halten), wie die Theorien, die er vor Monsieur de Charlus über das Thema der Verführung und der Defloration aufgestellt hatte, von ungeschminkter Niedrigkeit der Gesinnung zeugten. Nur wurden der tugendhafte Enthusiasmus angesichts einer Person, die ihm Vergnügen schenkte, und die feierlichen Verpflichtungen, die er ihr gegenüber einging, in Morel durch eine ganz andere Seite ergänzt. Sobald die Person ihm kein Vergnügen mehr schenkte oder wenn die Notwendigkeit, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, ihn mit Mißvergnügen erfüllte, wurde sie alsbald für Morel zum Gegenstand einer Antipathie, die er vor sich selbst rechtfertigte und die ihm erlaubte – nachdem er etliche neurasthenische Störungen überstanden hatte und der euphorische Zustand seines Nervensystems wiederhergestellt war –, sich selbst zu beweisen, er sei, sogar wenn man die Dinge von einem rein tugendhaften Standpunkt betrachtete, jeglicher Verpflichtung erhoben.

So hatte er gegen Ende seines Aufenthaltes in Balbec, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, sein ganzes Geld verloren und suchte, da er nicht gewagt hatte, es Monsieur de Charlus zu sagen, nach jemandem, der ihm welches geben konnte. Er hatte von seinem Vater (der ihm gleichwohl verboten hatte, jemals systematisch die Leute »anzupumpen«) gelernt, daß es in diesem Fall das Beste sei, der Person, an die man sich wenden will, zu schreiben, man habe mit ihr »etwas Geschäftliches« zu besprechen, man bitte sie um eine »geschäftliche Unterredung«. Diese magische Formel entzückte Morel derart, daß er, wie ich denke, einzig um des Genusses willen,

jemanden um eine »geschäftliche Unterredung« zu bitten, fast gewünscht hätte, er verliere sein Geld. Im weiteren Verlauf seines Lebens hatte er dann gemerkt, daß die Formel nicht ganz die Zauberkraft besaß, die er ihr zugetraut hatte. Er hatte die Feststellung machen müssen, daß Leute, denen er sonst niemals geschrieben hätte, ihm nicht gleich fünf Minuten nach Eingang seines Briefes, in dem er um eine »geschäftliche Unterredung« bat, eine Antwort zukommen ließen. Wenn der Nachmittag verging, ohne daß bei Morel eine solche eintraf, kam ihm nicht einmal der Gedanke, daß der entsprechende Herr, selbst wenn sonst alles zum Besten stehen mochte, vielleicht noch gar nicht heimgekommen war oder andere Briefe zu schreiben hatte oder verreist war oder krank oder sonst etwas. Wenn Morel dank einer außergewöhnlich glücklichen Fügung eine Verabredung für den folgenden Vormittag erlangte, sprach er den Ersuchten folgendermaßen an: »Ich wunderte mich schon, daß ich noch keine Antwort von Ihnen hatte, und fragte mich, ob etwa irgend etwas vorgefallen wäre; also gesundheitlich geht es Ihnen gut?« In Balbec nun hatte er, ohne mir zu sagen, daß es sich um »Geschäfte« handelte, mich gebeten, ihn ebenjenem Bloch vorzustellen, dem gegenüber er sich eine Woche zuvor in der Lokalbahn so schlecht benommen hatte. Bloch hatte nicht gezögert, ihm fünftausend Francs zu leihen oder sie ihm vielmehr durch Monsieur Nissim Bernard[1] leihen zu lassen. Von diesem Tag an hatte Morel Bloch schwärmerisch verehrt. Er fragte sich mit Tränen in den Augen, wie er jemandem einen Dienst erweisen könne, der ihm das Leben gerettet hatte. Schließlich übernahm ich es, Monsieur de Charlus für Morel um eine monatliche Zahlung von tausend Francs anzugehen, die Morel dann sogleich an Bloch weitergeben sollte, der so ziemlich rasch ausbezahlt würde. Nach dem ersten Monat schickte Morel, der noch ganz unter dem Eindruck der Güte Blochs stand, diesem auf der Stelle seine tausend Francs; darauf aber fand er zweifellos, daß eine anderweitige Verwendung der restlichen viertausend

Francs angenehmer sein könne, denn er fing jetzt an, von Bloch allerlei Schlechtes zu sagen. Blochs Anblick genügte, um ihm die Stimmung zu verderben, und da Bloch selbst nicht mehr wußte, welchen Betrag genau er Morel geliehen hatte, und von ihm dreitausendfünfhundert anstelle von viertausend Francs zurückforderte, wodurch der Geiger fünfhundert Francs hätte verdienen können, gedachte dieser ihm zu antworten, daß er angesichts einer solchen Fälschung nicht nur keinen weiteren Centime mehr zahlen werde, sondern daß sein Geldgeber sich sogar noch glücklich schätzen müsse, daß er ihn nicht verklage. Das verkündete er mit flammendem Blick. Im übrigen begnügte er sich nicht damit zu behaupten, Bloch und Monsieur Nissim Bernard hätten keinen Grund, ihm etwas übelzunehmen, er erklärte darauf auch noch, sie sollten froh sein, daß er ihnen nichts nachtrage. Als Monsieur Nissim Bernard schließlich, wie es scheint, verlauten ließ, Thibaud[1] spiele ebenso gut wie Morel, fand letzterer, er müsse ihn vor Gericht bringen, weil solche Reden ihm beruflich schadeten; dann aber, da es keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich gibt, besonders nicht gegenüber Juden (der Antisemitismus war bei Morel eine natürliche Antwort auf das von einem Israeliten gewährte Darlehen über fünftausend Francs), ging er nur noch mit geladenem Revolver aus. Ein solcher Nervenzustand nach einer Phase lebhafter Zuneigung sollte sich bei Morel bald auch in seinem Verhältnis zur Nichte des Westenmachers herausbilden. Freilich war Monsieur de Charlus, vielleicht ohne es zu ahnen, an diesem Stimmungsumschwung beteiligt, denn oft ließ er verlauten, ohne auch nur ein Wort davon ernst zu meinen und nur um die beiden zu foppen, er wolle sich, wenn sie verheiratet seien, nicht mehr um sie kümmern, sie stünden ja dann auf eigenen Füßen. Diese Vorstellung war zwar eigentlich ganz unzureichend, um Morel von dem Mädchen abzubringen, doch blieb sie in seinem Geist verhaftet und lag dort zu gegebener Stunde bereit, um sich mit anderen, verwandten Vorstellungen zu verbinden;

und war die Mischung erst einmal hergestellt, so wurde sie zu einem überaus wirksamen Mittel zum Bruch.

Es kam übrigens nicht sehr häufig vor, daß ich Monsieur de Charlus und Morel begegnete. Oft waren sie schon in Jupiens Laden verschwunden, wenn ich die Herzogin verließ, denn ich fand an ihrer Gesellschaft ein so großes Vergnügen, daß ich darüber nicht nur die angstvolle Erwartung vergaß, die der Rückkehr Albertines vorausging, sondern sogar deren Stunde. Ich möchte unter diesen Tagen, an denen ich mich bei Madame de Guermantes verspätete, einen herausheben; er war durch einen kleinen Zwischenfall gekennzeichnet, dessen grausame Bedeutung mir damals gänzlich entging und mir erst viel später verständlich wurde.[1] An jenem Spätnachmittag hatte Madame de Guermantes mir, weil sie wußte, daß ich ihn liebte, Jasmin aus dem Süden Frankreichs geschenkt. Als ich nach meinem Besuch bei der Herzogin wieder zu mir hinaufging, war Albertine schon heimgekehrt; ich begegnete auf der Treppe Andrée, und der so überaus starke Duft der Blumen schien ihr lästig zu fallen.

»Wie, Ihr seid schon zurück?« sagte ich zu ihr. »Erst einen Augenblick, aber Albertine hatte noch zu schreiben, sie hat mich fortgeschickt.« – »Sie meinen nicht, daß sie irgend etwas Bedenkliches vorhat?« – »Aber ausgeschlossen, sie schreibt an ihre Tante, glaube ich. Sie mag übrigens starke Gerüche nicht gern, sie wird nicht gerade entzückt sein über Ihren Jasmin.« – »Ach, dann war das allerdings kein guter Gedanke von mir! Ich werde Françoise sagen, sie soll ihn auf dem Vorplatz der Hintertreppe einstellen.« – »Glauben Sie nur nicht, daß Albertine nicht an Ihnen selbst noch den Jasmingeruch spüren wird. Neben dem Duft der Tuberose ist dieser vielleicht der allernachhaltigste. Im übrigen glaube ich, daß Françoise gerade eine Besorgung macht.« – »Aber ich habe meinen Schlüssel nicht bei mir, wie komme ich dann hinein?« – »Oh! Sie brauchen nur zu schellen, Albertine

macht schon auf. Außerdem mag Françoise inzwischen auch wieder zurückgekehrt sein.«

Ich verabschiedete mich von Andrée. Gleich beim ersten Schellen kam Albertine mir öffnen, doch erwies sich das als ziemlich kompliziert, denn Françoise war noch fort, und Albertine wußte nicht, wo sie Licht machen mußte. Endlich konnte sie mich einlassen, doch der Jasmin schlug sie in die Flucht. Ich stellte ihn in die Küche, so daß meine Freundin, die sich im Briefeschreiben unterbrochen hatte (ich verstand nicht, weshalb), Zeit fand, in mein Zimmer zu gehen, von dem aus sie mich rief, und sich auf meinem Bett auszustrecken. Ich wiederhole, in diesem Augenblick selbst fand ich in alledem nichts, was nicht ganz natürlich, höchstens ein wenig verworren, aber auf alle Fälle belanglos gewesen wäre. Sie wäre um ein Haar von mir mit Andrée überrascht worden und hatte etwas Zeit dadurch zu gewinnen versucht, daß sie überall dunkel machte und in mein Zimmer ging, damit ich ihr zerwühltes Bett nicht sah, im übrigen aber so getan, als sei sie gerade am Schreiben. Aber man wird alles das später sehen, alles, wovon ich niemals erfahren habe, ob es der Wahrheit entsprach.

Abgesehen von diesem einzigen Zwischenfall vollzog sich alles in normaler Weise, wenn ich von der Herzogin wieder heraufkam. Da Albertine nicht wußte, ob ich mit ihr vor dem Abendessen nicht vielleicht noch ausgehen wollte, fand ich gewöhnlich im Vorzimmer ihren Hut, ihren Mantel, ihren Sonnenschirm, die sie dort für alle Fälle hatte liegenlassen. Sobald ich sie beim Eintreten sah, wurde die Atmosphäre des Hauses erträglich. Ich spürte, wie es anstatt von einer Luft, in der man mühsam atmet, von Glück durchflutet war. Ich war aus meiner Bedrücktheit gerettet. Der Anblick dieser Nichtigkeiten gab mir das Gefühl, Albertine zu besitzen, und ich eilte zu ihr.

Damit mir die Zeit während der Stunde vor der Heimkehr meiner Freundin weniger lang erschien, blätterte ich an den

Tagen, an denen ich nicht zu Madame de Guermantes hinunterging, in einem Album mit Bildern Elstirs oder einem Buch Bergottes.[1]

Und dabei ließ ich ganz unbewußt – genau so wie die Werke, die sich nur an das Gesicht oder das Gehör zu wenden scheinen, die enge Zusammenarbeit unseres wachen Verstandes mit jenen beiden Sinnen erfordern – die Träume aus meinem Inneren emporsteigen, die Albertine einst erweckt, als ich noch nicht mit ihr bekannt war, und die das Alltagsleben hinterher ausgelöscht hatte. Ich ließ sie in das Thema des Komponisten oder das Bild des Malers einfließen wie in einen Tiegel und gab so dem Werk, das ich las, neue Nahrung. Und gewiß erschien mir dieses nun um so lebendiger. Doch gewann auch Albertine nicht weniger dabei, wenn sie in dieser Weise von der einen der beiden Welten, zu denen wir Zugang haben und in denen wir abwechselnd einem gleichen Gegenstand seinen Platz zuweisen können, in die andere versetzt wurde und dem überwältigenden Druck der Materie entrann, um in die fließenden Räume des Denkens einzugehen. Ganz plötzlich, für einen Augenblick, fand ich mich imstande, für das schon lästig gewordene Mädchen glühende Gefühle zu entwickeln. Sie hatte in diesem Moment die Gestalt eines Werkes von Elstir oder Bergotte angenommen, ich verspürte eine jähe Begeisterung für sie, wenn ich sie in die Distanz der Vorstellungskraft und der Kunst gerückt sah.

Bald wurde mir gemeldet, daß sie zurückgekehrt sei; ich hatte angeordnet, nicht ihren Namen zu nennen, wenn ich nicht allein war, zum Beispiel gerade Besuch von Bloch hatte, den ich zwang, einen Augenblick länger zu bleiben, um der Gefahr zu begegnen, daß er auf meine Freundin stieß. Ich machte nämlich ein Geheimnis daraus, daß sie im Haus wohnte, ja sogar, daß ich sie sah, so groß war meine Furcht, einer meiner Freunde könne sich in sie vernarren, draußen auf sie warten, oder sie selbst ihm in der Sekunde einer Begegnung auf dem Flur oder im Vorraum ein Zeichen geben oder ein

Rendezvous mit ihm vereinbaren. Dann wartete ich ab, bis das Kleiderrauschen Albertines nach ihrem Zimmer zu entschwand, denn aus Taktgefühl und zweifellos auch aus jener Rücksicht heraus, in der sie früher bei unseren gemeinsamen Abendessen in La Raspelière so viel Erfindungsgabe an den Tag gelegt hatte, damit ich nicht eifersüchtig wurde, kam sie nicht an meine Tür, wenn sie wußte, daß ich nicht allein in meinem Zimmer war. Doch nicht nur deswegen, auf einmal wurde mir das klar. Ich erinnerte mich; ich hatte eine erste Albertine gekannt, dann hatte sie sich plötzlich in eine zweite verwandelt, die gegenwärtige. Für die Verwandlung aber konnte ich einzig mich selbst verantwortlich machen. Alles, was sie mir zuerst bedenkenlos, dann immerhin noch gern gestanden hätte, solange wir gute Kameraden waren, kam ihr nicht mehr über die Lippen, seitdem sie glaubte, ich liebte sie, oder nachdem sie – ohne daß sie dabei das Wort Liebe gebrauchte – ein inquisitorisches Verlangen bei mir erriet, das wissen will, dennoch aber darunter leidet, daß es weiß, und gleichwohl mehr in Erfahrung zu bringen versucht. Von jenem Tag an hatte sie mir alles verborgen. Sie bog vor meiner Zimmertür ab, häufig sogar, wenn sie meinte, ich sei nicht einmal mit einer Freundin, sondern einem Freund dort zusammen, sie, deren Augen einst so großes Interesse verrieten, wenn ich von einem jungen Mädchen sprach: »Man sollte versuchen, sie einzuladen, ich würde so gern ihre Bekanntschaft machen.« – »Aber sie hat das, was Sie schlechte Manieren nennen.« – »Dann erst recht, um so lustiger.« Damals hätte ich vielleicht alles in Erfahrung bringen können. Und selbst, als sie in dem kleinen Kasino ihre Brüste von denen Andrées gelöst hatte, geschah es, glaube ich, nicht, weil ich anwesend war, sondern Cottards wegen, der ihr, wie sie zweifellos meinte, einen schlechten Ruf hätte bereiten können. Und dennoch hatte sie schon damals angefangen, irgendwie zu erstarren, vertrauensvolle Reden waren nicht mehr über ihre Lippen gekommen, ihre Gebärden hatten seitdem etwas

Zurückhaltendes. Dann hatte sie alles aus dem Weg geräumt, was mich hätte aufregen können. Die Seiten ihres Lebens, die ich nicht kannte, stellte sie in einem Licht dar, dem ich in meiner Unwissenheit bereitwillig alles zugute hielt, was die Harmlosigkeit unterstreichen konnte. Jetzt aber war die Umwandlung abgeschlossen; Albertine ging, wenn ich nicht allein war, sogleich in ihr Zimmer, nicht nur, damit ich nicht gestört wurde, sondern auch, um mir zu zeigen, daß sie sich um andere gar nicht kümmere. Nur eine einzige Sache würde sie nie mehr für mich tun – sie hätte sie nur zu einer Zeit getan, als es mir noch gleichgültig war, und gerade aus diesem Grund hätte sie es leichthin getan –, und das war: etwas gestehen. Für immer würde ich nun wie ein Untersuchungsrichter darauf angewiesen sein, ungewisse Schlüsse aus unvorsichtigen Äußerungen von ihrer Seite zu ziehen, die vielleicht auch ohne Rückgriff auf etwas Schuldhaftes nicht unerklärbar waren. Und für immer würde sie mich als eifersüchtig und inquisitorisch empfinden.

Unsere Verlobung nahm den Verlauf eines Prozesses an und verlieh Albertine die Schüchternheit einer Schuldigen. Jetzt wechselte sie das Thema, wenn das Gespräch auf Personen kam, ob Männer oder Frauen, die noch nicht alte Leute waren. Damals, als ihr der Verdacht noch fernlag, ich könne um ihretwillen eifersüchtig sein, hätte ich sie fragen sollen, was ich zu wissen wünschte. Man muß diese Zeit nutzen. Dann teilt uns unsere Freundin ihre Vergnügungen mit und sogar die Mittel, durch die sie sie vor den Augen der anderen verbirgt. Jetzt hätte Albertine mir nicht mehr gestanden, wie sie es in Balbec getan hatte, teils weil es stimmte, teils um sich dafür zu entschuldigen, daß ihre Zärtlichkeit nicht deutlicher zutage trat, denn ich ermüdete sie damals schon, und sie hatte an meiner Freundlichkeit ihr gegenüber feststellen können, daß sie es nicht nötig hatte, mir ebensoviel Freundlichkeit zu erweisen wie anderen, um dennoch von mir mehr Freundlichkeit zu erhalten als von anderen, sie hätte mir jetzt

nicht mehr wie damals gestanden: »Ich finde es dumm, wenn man sich anmerken läßt, daß man jemanden liebt; bei mir ist es umgekehrt: Sobald mir einer gefällt, tue ich, als ob ich ihn überhaupt nicht bemerke, auf diese Weise kann niemand Argwohn schöpfen.« Wie! Das war dieselbe Albertine von heute mit ihrem Anspruch auf Freimut und Gleichgültigkeit allem gegenüber, die mir das gesagt hatte! Sie hätte mir diese Regel jetzt nicht mehr bekanntgegeben! Statt dessen begnügte sie sich damit, sie im Gespräch mit mir anzuwenden, indem sie über diese oder jene Person, ob der ich mich hätte beunruhigen können, bemerkte: »Ach! Ich weiß nicht, ich habe sie nicht angeschaut, sie ist zu unbedeutend.« Von Zeit zu Zeit aber machte sie mir, um den Dingen zuvorzukommen, die ich erfahren könnte, Geständnisse jener Art, die man schon am Tonfall – bevor man noch die Wahrheit erkennt, die mit ihrer Hilfe entstellt und harmlos gemacht werden soll – deutlich als Lügen entlarvt.

Während ich Albertines Schritte hörte und mich mit Behagen in dem Gedanken wiegte, sie werde an dem betreffenden Abend nicht wieder ausgehen, stellte ich mit Verwunderung fest, daß für dieses junge Mädchen, dessen Bekanntschaft zu machen ich früher nicht einmal erhofft hätte, das tägliche Nachhausekommen jetzt eine Heimkehr zu mir geworden war. Das aus Geheimnis und Sinnenreiz gewobene flüchtige, bruchstückhafte Vergnügen, das ich in Balbec an jenem Abend kennengelernt hatte, an dem sie zum Übernachten ins Hotel gekommen war, hatte sich vervollständigt, befestigt und erfüllte mein vordem leeres Heim mit einem steten Vorrat häuslichen, ja an Familienleben gemahnenden Glücks, das bis in die Korridore ausstrahlte, eines Glücks, an dem alle meine Sinne, teils wirklich, teils – in den Augenblicken, in denen ich allein war – in meiner Phantasie und in der Erwartung ihrer Heimkehr sich in Ruhe sättigten. Wenn ich gehört hatte, daß Albertines Zimmertür sich hinter ihr schloß, und noch ein Freund bei mir war, so beeilte ich mich, ihn zum Aufbruch zu

bewegen, ließ ihn jedoch nicht eher allein, als bis ich ihn ganz sicher zur Treppe geleitet hatte, die ich sogar notfalls noch ein paar Stufen mit ihm hinunterging.

Im Flur kam mir Albertine entgegen. »Warten Sie, während ich meine Sachen ablege, schicke ich Andrée zu Ihnen, sie ist für eine Sekunde mit heraufgekommen, um Ihnen guten Abend zu sagen.« Und noch verhüllt von dem großen grauen Schleier an ihrer Chinchillatoque, einem Geschenk aus den Zeiten in Balbec, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, als habe sie erraten, daß Andrée, die von mir beauftragt war, über sie zu wachen, mit manchen Einzelheiten, zum Beispiel, indem sie die Begegnung mit einer Bekannten erwähnte, mir eine etwas nähere Bestimmung der verschwommenen Regionen ermöglichen würde, in denen die Spazierfahrt stattgefunden hatte, mit der sie den ganzen Tag verbracht und die ich mir nicht hatte vorstellen können.

Andrées Charaktermängel hatten sich stärker akzentuiert; sie war nicht mehr so angenehm wie zu der Zeit, als ich ihre Bekanntschaft machte. Es lag jetzt in ihrem Wesen ganz obenauf eine Art von bitterer Unrast, die immer bereit war, sich zu entladen, wie über dem Meer eine Bö, sofern ich nur aufirgend etwas zu sprechen kam, was für Albertine und mich etwa angenehm war. Das hinderte nicht, daß Andrée zu mir besser war, mich mehr lieben konnte – oft erhielt ich den Beweis dafür – als liebenswertere Leute. Doch der geringste Anschein von Glück, den man an sich trug, brachte bei ihr, wenn er nicht durch sie selbst zustande gekommen war, einen nervösen, unangenehmen Eindruck hervor wie das Geräusch einer Tür, die man zuschlägt. Sie ließ Leiden gelten, mit denen sie nichts zu tun hatte, aber nicht Vergnügungen; wenn sie mich krank sah, war sie tief betrübt, sie bedauerte mich, hätte mich gepflegt. Genoß ich aber eine so bedeutungslose Befriedigung wie die, mich mit behaglicher Miene zu strecken, ein Buch zu schließen und dabei zu sagen: »Ah! ich habe eben zwei bezaubernde Stunden mit Lesen zugebracht, was für ein

amüsantes Buch!«, so riefen diese Worte, die meiner Mutter, Albertine oder Saint-Loup Vergnügen bereitet hätten, bei Andrée eine Mißbilligung, vielleicht auch einfach nervöses Unbehagen hervor. Jede Genugtuung auf meiner Seite weckte eine Gereiztheit in ihr, die sie nicht zu verhehlen vermochte. Zu diesen Mängeln gesellten sich noch andere, schwerere. Eines Tages, als ich von jenem jungen Mann sprach, der sich so gut in allem ausgekannt hatte, was Pferderennen, Tennis und Golf betraf, aber so völlig unkultiviert in allem übrigen war und den ich in Gesellschaft der kleinen Schar in Balbec getroffen hatte[1] , fing Andrée höhnisch zu lachen an: »Wissen Sie nicht, daß sein Vater gestohlen hat? Um ein Haar wäre ein Verfahren gegen ihn eingeleitet worden. Sie wollen sich jetzt aus Trotz um so mehr aufspielen, aber mir macht es Spaß, es überall zu erzählen. Ich möchte, daß sie mich wegen verleumderischer Nachrede verklagen. Da würde ich aber eine schöne Aussage machen!« Ihre Augen funkelten. Nun aber erfuhr ich, daß jener Vater keinerlei Unregelmäßigkeiten begangen hatte und daß Andrée dies ebensogut wie jedermann wußte. Sie aber hatte sich von dem Sohn verschmäht geglaubt und hatte nach etwas gesucht, womit sie ihm Schwierigkeiten, ja Unehre bereiten könne, hatte einen ganzen Roman von Aussagen erfunden, die sie in ihrer Phantasie zu machen aufgefordert worden war, und wußte vielleicht, nachdem sie sich unaufhörlich alle Einzelheiten wiederholt hatte, selbst nicht mehr, wie weit sie der Wahrheit entsprachen.

So, wie sie jetzt geworden war (und selbst ohne ihre kurzen wahnwitzigen Haßanfälle), hätte ich sie nicht zu sehen gewünscht, und wäre es auch nur wegen der übelwollenden Empfindlichkeit, die mit einer scharfen, eisigen Schicht ihre wahre, wärmere und bessere Natur umhüllte. Doch die Auskünfte, die nur sie mir über meine Freundin geben konnte, interessierten mich zu sehr, als daß ich eine so seltene Gelegenheit, etwas zu erfahren, hätte versäumen mögen. Andrée trat ein und schloß die Tür hinter sich; sie hatten eine Freun-

din getroffen; Albertine aber hatte mir nie etwas von ihr erzählt. »Was haben sie gesagt?« – »Ich weiß nicht, denn ich habe die Gelegenheit benutzt, um Wolle zu kaufen.« – »Wolle?« – »Ja, Albertine hatte mich darum gebeten.« – »Das war doch erst recht ein Grund, nicht wegzugehen, sie hat das vielleicht nur gesagt, um Sie aus dem Weg zu haben.« – »Aber sie hatte mich darum gebeten, noch bevor wir ihre Freundin trafen.« – »Ah!« antwortete ich und atmete wieder etwas auf. Sogleich jedoch setzte mein Argwohn von neuem ein: »Aber wer weiß, ob sie nicht mit ihrer Freundin ein Rendezvous verabredet und sich nur einen Vorwand zurechtgelegt hatte, um allein zu sein, wenn es ihr gerade paßte?« War ich im übrigen ganz sicher, daß nicht die alte Hypothese (die, nach der mir Andrée nicht immer nur die Wahrheit sagte) doch die richtige war? Andrée steckte vielleicht mit Albertine unter einer Decke. Liebe, sagte ich mir in Balbec, empfinden wir für eine Person, mit deren Handlungen allein unsere Eifersucht sich zu beschäftigen scheint; man hat das Gefühl, man würde, wenn jene sie einem alle mitteilte, am Ende leicht von seiner Liebe geheilt sein. Die Eifersucht mag noch so geschickt von dem verborgen werden, der an ihr krankt, sie wird rasch von der entdeckt, die sie eingeflößt hat und die nun ihrerseits Geschicklichkeit walten läßt. Sie versucht uns gegenüber alles zu vertuschen, was uns unglücklich machen könnte, und es gelingt ihr leicht, denn warum sollte dem Ungewarnten ein belangloser Satz die Lüge enthüllen, die sich dahinter verbirgt? Wir unterscheiden ihn nicht von anderen; ängstlich vorgebracht, wird er gedankenlos angehört. Später, wenn wir allein sind, besinnen wir uns auf diesen Satz, und er wird uns vermutlich dann nicht mehr ganz der Wirklichkeit zu entsprechen scheinen. Doch erinnern wir uns denn auch nur richtig an ihn? Es ist, als entstehe spontan in uns an diesem Satz und an der Genauigkeit unserer Erinnerung ein Zweifel von der Art derjenigen, durch die man bei gewissen nervösen Zuständen sich niemals zu erinnern vermag, ob man den Riegel vorgeschoben

hat, und das beim fünfzigsten ebensowenig wie beim ersten Mal; man könnte sagen, daß man dieselbe Handlung unendlich oft vollziehen kann, ohne daß sie jemals von einer genauen und befreienden Erinnerung begleitet wird. Zumindest aber können wir zum einundfünfzigsten Mal die Tür schließen. Der beunruhigende Satz dagegen liegt in der Vergangenheit und wurde nur durch einen vagen Hörvorgang aufgenommen, den wir aus eigenem Vermögen nicht erneuern können. Dann wenden wir unsere Aufmerksamkeit an andere Äußerungen, hinter denen sich nichts verbirgt, und das einzige Heilmittel – das wir aber ablehnen – würde darin bestehen, gar nichts zu wissen, damit in uns nicht der Wunsch aufkommt, mehr wissen zu wollen. Sobald die Eifersucht erkannt ist, wird sie von der, auf die sie sich bezieht, als ein Mißtrauen ausgelegt, das zur Täuschung berechtigt. Im übrigen haben wir bei dem Versuch, etwas zu erfahren, mit dem Lügen und Täuschen selbst den Anfang gemacht. Andrée oder Aimé können uns lange versprechen, nichts zu sagen, doch halten sie sich auch daran? Bloch hatte nichts versprechen können, weil er gar nichts wußte, und vorausgesetzt, daß sie mit jedem von den dreien spricht, wird Albertine mit Hilfe von dem, was Saint-Loup als »Zeugenaussagenvergleich« bezeichnet hätte, in Erfahrung bringen, daß wir sie belügen, wenn wir behaupten, wir stünden ihren Handlungen gleichgültig gegenüber und würden es unmoralisch finden, sie überwachen zu lassen. Das kleine Bruchstück einer Antwort, das Andrée mir brachte, trat nun an die Stelle meines zur Gewohnheit gewordenen, nie endenden Zweifels (in bezug auf alles, was Albertine tat), der zu formlos war, um nicht schmerzlos zu bleiben, und für die Eifersucht dem entsprach, was für den Kummer das beginnende Vergessen ist, wenn sich im Unbestimmten die Besänftigung einstellt, und warf alsbald neue Fragen in mir auf; dadurch, daß ich einen winzigen Teil der großen Zone erforscht hatte, die sich rings um mich ausbreitete, hatte ich nur erreicht, jenes Unkennbare, das für uns, wenn wir tatsächlich versuchen,

es uns vorzustellen, das wirkliche Leben einer anderen Person ist, noch weiter weg zu rücken. Ich fragte Andrée weiter aus, während Albertine aus Diskretion und um mir (erriet sie es wohl?) genügend Muße für dieses Verhör zu lassen, in ihrem Zimmer das Umkleiden in die Länge zog.

»Ich glaube, Albertines Onkel und Tante mögen mich recht gern«, sagte ich unbedacht zu Andrée, ohne mir ihren Charakter dabei vor Augen zu halten. Sofort stellte ich fest, daß ihr pappiges Gesicht sich veränderte wie Fruchtsaft, der zu gären beginnt; es sah aus, als ob es sich definitiv zersetzte. Ihr Mund bekam etwas Herbes. Nichts mehr war an Andrée von jener jugendlichen Heiterkeit zu finden, die sie, wie die gesamte übrige kleine Schar, trotz ihrer Kränklichkeit in jenem Jahr meines ersten Aufenthalts in Balbec entfaltet hatte und die jetzt (allerdings war Andrée seitdem um einige Jahre älter geworden) so schnell bei ihr entschwand. Ganz unwillkürlich sollte ich sie aber zum Wiedererblühen bringen, bevor Andrée mich verließ, um zum Abendessen nach Hause zurückzukehren. »Jemand hat heute von Ihnen in den höchsten Tönen gesprochen«, sagte ich zu ihr. Sofort zuckte ein Strahl von Freude in ihrem Blick auf, sie sah aus, als ob sie mich wirklich liebe. Sie vermied es, mich anzusehen, lachte aber ins Unbestimmte mit ihren plötzlich ganz rund gewordenen Augen. »Wer war das denn?« fragte sie mit naivem, begehrlichem Interesse im Ton. Ich sagte es ihr, und ganz gleich, wer es war, sie war dadurch beglückt.

Dann wurde es Zeit für den Aufbruch, sie ging. Albertine kehrte zu mir zurück; sie hatte ihr Straßenkleid ausgezogen und trug jetzt einen ihrer hübschen Morgenröcke aus Crêpe de Chine oder eines von den japanischen Gewändern, um deren Beschreibung ich Madame de Guermantes gebeten hatte und für die mir Madame Swann einige zusätzliche Details in einem Brief geliefert hatte, der mit den folgenden Worten begann: »Nach Ihrer langen Unsichtbarkeit habe ich geglaubt, als ich Ihren Brief mit der Frage nach meinen *tea gowns* las,

eine Nachricht aus der Geisterwelt zu erhalten.« Albertine hatte an den Füßen schwarze, mit Brillanten geschmückte Schuhe, die Françoise in ihrer Wut als »Schlappen« bezeichnete, ganz ähnlich denen, die sie vom Salonfenster aus Madame de Guermantes abends im Hause hatte tragen sehen, ebenso wie etwas später meine Freundin Pantöffelchen bekam, manche aus vergoldetem Chevreau, andere aus Chinchilla, deren Anblick mich mit süßen Gefühlen durchflutete, weil sie alle durch ihr Vorhandensein bewiesen (was andere Schuhe nicht getan hätten), daß sie bei mir zu Hause war. Sie hatte auch Dinge, die nicht von mir kamen, zum Beispiel einen schönen goldenen Ring. Ich bewunderte daran die entfalteten Schwingen eines Adlers. »Meine Tante hat ihn mir geschenkt«, sagte sie zu mir. »Trotz allem ist sie manchmal ganz nett. Er macht mich im Grunde älter, weil sie ihn mir zu meinem zwanzigsten Geburtstag gegeben hat.«

Albertine hegte für alle diese hübschen Dinge eine viel lebhaftere Neigung als die Herzogin von Guermantes, weil – wie jedes Hindernis, das sich dem Besitz entgegenstellt (so machte für mich die Krankheit das Reisen ebenso schwierig wie erstrebenswert) – die Armut, großherziger als der Überfluß, den Frauen viel mehr schenkt als die Kleider, die sie sich nicht kaufen können: nämlich das Verlangen danach, das erst eine wirkliche, ins einzelne gehende und in die Tiefe reichende Kenntnis davon verleiht. Wir beide – sie, weil sie sich diese Dinge nicht hatte leisten können, ich, weil ich mit deren Beschaffung ihr Vergnügen zu machen bemüht war – waren wie jene Studenten, die schon im voraus die Bilder kennen, auf deren Anblick in Dresden oder Wien sie so begierig sind. Die reichen Frauen hingegen gleichen inmitten der Unzahl ihrer Hüte und Kleider jenen Besuchern, denen der Gang durch ein Museum, da kein Verlangen ihm vorausgegangen ist, nur ein Gefühl von Schwindel, Ermüdung und Langeweile schafft. Eine ganz bestimmte Toque, ein Mantel aus Zobelpelz oder ein Morgenrock von Doucet mit rosa gefütterten

Ärmeln bekamen für Albertine, die sie bemerkt und begehrt, die sie mit jener für das Verlangen bezeichnenden Ausschließlichkeit und Präzision von allem anderen im leeren Raum isoliert (wo sich das Futter oder der Schal wundervoll abhob) und gleichzeitig in allen Teilen erforscht hatte – und ebenso für mich, der ich zu Madame de Guermantes gegangen war, um mir nach Möglichkeit erklären zu lassen, worin die Eigenart, die Überlegenheit, der Schick der Sache und die unnachahmliche Fasson des großen Modeschöpfers bestand –, eine Bedeutung, einen Zauber, die sie sicherlich für die Herzogin nicht hatten, da diese schon gesättigt war, bevor sie auch nur Appetit hätte verspüren können, geschweige denn für mich selbst, hätte ich sie ein paar Jahre früher gesehen, als ich diese oder jene elegante Dame auf einem ihrer gelangweilten Rundgänge durch die Schneiderateliers begleitete. Eine elegante Dame – gewiß, Albertine wurde es nach und nach. Denn jede Sache, die ich für sie machen ließ, war in ihrer Art die hübscheste, jede war mit jenem Raffinement ausgestattet, das Madame de Guermantes oder Madame Swann daran verwendet hätten, und von solchen Sachen begann sie nachgerade eine ganze Menge zu besitzen. Doch darauf kam es nicht an, sobald sie einmal jede einzelne und jede einzelne für sich geliebt hatte. Wenn man von einem Maler, dann von einem anderen entzückt gewesen ist, kann man schließlich für das ganze Museum ein Gefühl hegen, das keine kalte Bewunderung mehr ist, denn es ist durch einander ablösende Liebeserlebnisse entstanden, die jedesmal zu ihrer Zeit ausschließlich gewesen sind, sich dann aber mit den anderen lückenlos zusammengeschlossen und harmonisch verschmolzen haben.

Sie war im übrigen nicht oberflächlich, las viel, wenn sie allein, und las mir vor, wenn sie mit mir zusammen war. Sie war äußerst gescheit geworden. Sie sagte mir, worin sie sich allerdings täuschte: »Ich bin ganz entsetzt bei dem Gedanken, wie dumm ich ohne Sie geblieben wäre. Leugnen Sie es nicht,

Sie haben mir eine Welt von Ideen erschlossen, von denen ich gar nichts ahnte, und das wenige, was ich geworden bin, verdanke ich nur Ihnen.«

Man weiß, daß sie ganz ähnlich von meinem Einfluß auf Andrée gesprochen hatte. Hegte die eine oder die andere wirklich Gefühle für mich? Und was waren Albertine und Andrée an und für sich? Um es zu wissen, müßte man euch die Bewegung nehmen, nicht mehr in jener ständigen Erwartung eures Erscheinens leben, bei dem ihr jedesmal wieder ein anderes Wesen seid; man dürfte, um euch fixieren zu können, euch nicht länger lieben, nicht mehr die Erfahrung eines unaufhörlichen Ankommens machen, die immer wieder etwas Bestürzendes hat, o ihr jungen Mädchen, o immer neu im Wirbel aufblitzender Strahl, aus dem wir euch mit Beben erscheinen sehen und gleichwohl kaum erkennen in der schwindelnden Schnelligkeit des Lichts![1] Von dieser Schnelligkeit würden wir vielleicht nichts wissen, und alles würde uns unbeweglich scheinen, wenn nicht ein sexueller Anreiz uns auf euch zueilen ließe, ihr Goldtropfen, ihr, in steter Wandlung, stets jenseits all unserer Erwartungen! Bei jeder Begegnung gleicht ein junges Mädchen so wenig dem, was es das letzten Mal war (denn es zerstört, sobald wir es sehen, die Erinnerung, die wir bewahrten, und das Verlangen, mit dem wir rechneten), daß die Stabilität, die wir seiner Natur verleihen, eine rein fiktive ist und bloß der Bequemlichkeit des Ausdrucks dient. Man hat uns gesagt, ein schönes junges Mädchen sei zärtlich, liebend und von erlesensten Gefühlen beseelt. Unsere Einbildungskraft nimmt das aufs Wort für wahr, und wenn uns zum erstenmal unter dem krausen Band seiner blonden Haare die gerundete Scheibe seines rosigen Gesichts erscheint, fürchten wir beinahe, diese allzu tugendhafte Schwester könne gerade durch ihre Tugend auf uns abkühlend wirken und werde nie die Geliebte sein, die wir uns ersehnt hatten. Wie viele Bekenntnisse jedenfalls legen wir ihr in der ersten Stunde schon ab im Vertrauen auf jenen Adel des Her-

zens, wie viele gemeinsame Pläne machen wir mit ihr! Einige Tage später aber bedauern wir, daß wir uns ihr so freimütig anvertraut haben, denn das rosige junge Mädchen führt beim zweiten Wiedersehen die Reden einer lüsternen Furie. Bei den Gesichtern, die hintereinander nach einem einige Tage währenden Durcheinanderwirbeln in dem flüchtig wahrgenommenen rosigen Schimmer erscheinen, ist es gar nicht gewiß, ob nicht ein Anstoß, der von außen her an die jungen Mädchen herangekommen ist, ihren Aspekt verändert hat, und so war es bei meinen jungen Mädchen aus Balbec möglicherweise gewesen. Man rühmt uns die sanfte Sinnesart, die Reinheit einer Jungfrau. Danach aber haben wir das Gefühl, daß etwas Pikanteres uns besser zusagen würde, und wir raten ihr, sich etwas unerschrockener zu zeigen. War sie nun an und für sich eher die eine oder die andere? Vielleicht weder die eine noch die andere, aber fähig jedenfalls, zu so vielen verschiedenen Möglichkeiten im schwindelnden Lauf des Lebens einen Zugang zu finden. Wie groß aber war bei einer anderen, deren ganze Anziehungskraft in etwas Gnadenlosem lag (das wir nach unserer Weise zu erweichen gedachten), wie zum Beispiel bei der schrekkenerregenden Springerin aus Balbec, die in ihrem Schwung die Schädel entsetzter alter Herren streifte, unsere Enttäuschung, als wir in dem neuen Aspekt, den dieses Gesicht uns bot, in dem Augenblick nämlich, da wir dieses Mädchen mit einer Zuneigung ansprachen, die aus der Erinnerung an so viel Härte gegen andere ihre leidenschaftliche Beschwingtheit nahm, sie einleitend äußern hörten, daß sie schüchtern sei, daß sie beim ersten Mal nie etwas Vernünftiges zu sagen wisse, so groß sei ihre Furcht, und daß man erst nach vierzehn Tagen mit ihr in Ruhe reden könne! Der Stahl war zu Watte geworden, wir hatten nun nichts mehr vor uns, was wir zu brechen versuchen konnten, da sie von sich aus alle Konsistenz verlor. Von sich aus, aber durch unsere Schuld vielleicht, denn die gefühlvollen Worte, die wir an die Härte richteten, hatten ihr am Ende – wobei nicht einmal un-

bedingt selbstsüchtige Berechnung im Spiel gewesen sein muß – nahegelegt, liebevoll zu sein. (Was uns zwar betrübte, aber nur halb so ungeschickt war, denn die Dankbarkeit für so viel Sanftmut würde uns vielleicht zu mehr verpflichten als das Entzücken vor der besänftigten Grausamkeit.) Ich sage nicht, daß nicht ein Tag kommen mag, an dem wir sogar diesen strahlenden jungen Mädchen ganz deutlich abgegrenzte Charaktere zuerkennen werden, aber das bedeutet dann, daß sie aufgehört haben werden, uns zu interessieren, daß ihr Auftreten für unser Herz nicht mehr jenes plötzliche Erscheinen sein wird, das wir jedesmal anders erwartet haben und das uns jedesmal in Entzücken über derart neue Inkarnationen versetzt. Ihre Bewegungslosigkeit wird aus unserer Gleichgültigkeit hervorgehoben, die sie der Beurteilung durch den Verstand anheimgibt. Dieser wird im übrigen nicht auf eine sehr viel kategorischere Weise seine Schlüsse ziehen, denn nachdem er das Urteil gefällt hat, daß dieser oder jener Makel, der bei der einen vorherrscht, glücklicherweise bei der anderen fehlt, wird er erkennen müssen, daß dieser Makel durch eine wertvolle Eigenschaft kompensiert wurde. So werden aus dem falschen Urteil des Verstandes, der erst in Aktion tritt, wenn man aufgehört hat, sich zu interessieren, festumrissene, beständige Charakterzüge von jungen Mädchen hervorgehen, aus denen wir nicht mehr erfahren können als aus den überraschenden Gesichtern, die Tag für Tag vor uns auftauchten, als in dem betäubenden Tempo unserer Erwartung unsere Freundinnen sich jeden Tag und jede Woche zu verschieden darstellten, als daß wir ihnen bei dem unaufhörlichen Wettlauf Platz und Rang hätten zuordnen können. Was unsere Gefühle anbelangt – wir haben nun schon zu oft davon gesprochen, um uns noch einmal wiederholen zu dürfen –, so ist sehr häufig Liebe nur die Verbindung des Bildes eines jungen Mädchens (das uns sonst rasch unerträglich geworden wäre) mit dem Herzklopfen, das untrennbar ist von einem endlosen, vergeblichen Warten und der Erkenntnis, von der jungen Dame ver-

setzt worden zu sein. Alles dies betrifft nicht nur phantasiebegabte junge Männer angesichts sich wandelnder junger Mädchen. Schon zu dem Zeitpunkt, an dem unsere Erzählung angelangt ist, hatte offenbar, wie ich seither erfahren habe, die Nichte Jupiens ihre Meinung über Morel und über Monsieur de Charlus geändert. Mein Chauffeur hatte ihrer Liebe zur Morel einige Unterstützung zukommen lassen, indem er ihr von den unendlichen Schätzen an Zartgefühl vorschwärmte, die der Geiger, woran sie nur allzu bereitwillig glaubte, in sich berge. Andererseits fand Morel kein Ende, ihr die Tyrannenrolle zu schildern, die Monsieur de Charlus bei ihm spiele und die sie der Bosheit zuschrieb, da sie die Liebe des Barons nicht erriet. Sie mußte aber gezwungenermaßen feststellen, daß Monsieur de Charlus despotisch über alle ihre Begegnungen wachte. Dazu kam noch, daß sie Damen aus der besseren Gesellschaft von der grausamen Bosheit des Barons hatte sprechen hören. Seit kurzem aber war ihr Urteil nun ganz und gar durcheinandergeraten. Sie hatte bei Morel (ohne daß sie deswegen aufgehört hätte, ihn zu lieben) Abgründe von Bosheit und Treulosigkeit entdeckt, denen übrigens eine häufig auftretende Sanftmut und wirkliche Empfindsamkeit gegenüberstanden, bei Monsieur de Charlus aber nie geahnte unermeßliche Güte, die mit einer Härte untermischt war, wie sie ihr bislang unbekannt war. So hatte sie sich darüber, was der Geiger und sein Beschützer jeder an und für sich waren, ebensowenig ein endgültiges Urteil bilden können wie ich mir über Andrée, die ich gleichwohl alle Tage sah, und über Albertine, die mit mir zusammenlebte.

An den Abenden, an denen Albertine mir nicht vorlas, musizierte sie oder fing mit mir eine Partie Dame oder Gespräche an, die ich unterbrach, um sie zu herzen und zu küssen. Unsere Beziehungen waren so einfach, daß sie etwas Entspannendes bekamen. Gerade die Leere ihres Daseins bewirkte in Albertine eine Art von Eifer und Gehorsamsbereitschaft einzig für die Dinge, die ich von ihr verlangte. Hinter diesem jungen

Mädchen spielten wie hinter dem purpurfarbenen Licht, das aus meinen Fenstervorhängen in Balbec niederfiel, während draußen das Konzert der Musikanten aufklang, in perlmuttfarbenen Tönen die bläulichen Wellenlinien des Meeres. War sie nicht tatsächlich (sie, in deren Innerem ganz gewohnheitsmäßig eine so vertraute Vorstellung von mir ruhte, daß nach ihrer Tante vielleicht ich die Person war, die sie am wenigsten von sich selbst wegdenken konnte) das junge Mädchen, das ich zum erstenmal in Balbec mit der flachen Polomütze auf dem Kopf, mit den durchdringenden und lachenden Augen, noch unbekannt, schmal wie eine im Profil sich abzeichnende Silhouette, vor der Meeresflut gesehen hatte? Wenn man solche im Gedächtnis intakt aufbewahrten Bilder wiederfindet, staunt man über ihre Unähnlichkeit mit dem Wesen, das man kennt; man begreift dann, welche Modellierarbeit täglich die Gewohnheit vollzieht. In dem Zauber, den Albertine in Paris am Kaminfeuer für mich hatte, lebte noch das Verlangen, das der hochmütig unbekümmerte, blühende Zug entlang des Strandes in mir hatte aufsteigen lassen, und wie Rachel für Saint-Loup das Prestige des Theaterlebens zu bewahren vermochte, sogar noch, als er sie gezwungen hatte, es aufzugeben, so konnten in dieser in meinem Haus eingeschlossenen Albertine, fern von Balbec, von wo ich sie überstürzt hinweggebracht hatte, die Erregung, die soziale Verwirrung, die beunruhigte Eitelkeit und die unsteten Wünsche des Badelebens fortbestehen. Sie war so gut eingesperrt, daß ich sie an gewissen Abenden nicht einmal auffordern ließ, aus ihrem Zimmer in das meine zu kommen, sie, der früher alles nachgelaufen war, die ich mit solcher Mühe eingeholt hatte, wenn sie auf ihrem Fahrrad vorüberglitt, und die sogar der Liftboy mir nicht hatte zurückbringen können[1] , damals, als er mir kaum Hoffnung ließ, daß sie noch kommen werde und ich gleichwohl die ganze Nacht hindurch auf sie wartete. War nicht Albertine vor dem Hotel wie eine große Schauspielerin des flammenden Strandes gewesen, die Eifersucht erweckte,

wenn sie auf diesem Naturtheater einhergeschritten kam, mit niemandem sprach, die alten Gäste rücksichtslos zur Seite stieß, ihre Freundinnen beherrschte, und war nicht diese heißbegehrte Schauspielerin sie, die jetzt, auf meine Veranlassung von der Bühne abgetreten, bei mir eingeschlossen, dem Verlangen der anderen, die sie nun vergebens suchen mochten, entzogen, bald in meinem Zimmer, bald in dem ihrigen weilte, wo sie sich mit Zeichnen oder Ziselieren beschäftigte?

Gewiß schien Albertine in den ersten Tagen von Balbec eine Ebene zu bewohnen, die zu jener, auf der ich lebte, parallel gelegen war, sich dann aber (nach meinem Besuch bei Elstir) an sie annäherte und schließlich mit ihr verband im Verlauf meiner enger werdenden Beziehungen zu Albertine in Balbec, in Paris, dann wieder in Balbec. Welch ein Unterschied übrigens bestand zwischen den beiden Bildern von Balbec beim ersten und beim zweiten Aufenthalt, Bildern, die aus denselben Villen bestanden, aus denen dieselben jungen Mädchen hinausschritten und sich vor demselben Meer bewegten! Konnte ich beim zweiten Aufenthalt in den Freundinnen Albertines, die ich nun schon so gut kannte, in den auf ihrem Gesicht so deutlich eingezeichneten Vorzügen und Makeln jene blühenden geheimnisvollen Unbekannten wiederfinden, die früher niemals, ohne daß das Herz mir unweigerlich schlug, den Sand unter der Tür ihrer Sommerhäuser knirschen ließen und die erzitternden Tamarisken davor im Vorbeigehen streiften? Ihre großen Augen waren seither resorbiert worden, zweifellos weil sie keine Kinder mehr waren, aber auch, weil diese bezaubernden Unbekannten, Schauspielerinnen jenes romantischen ersten Jahres, über die ich ohne Unterlaß Nachforschungen anstellte, für mich nichts Geheimnisvolles mehr hatten. Wie sie sich meinen Launen unterordneten, waren sie für mich nunmehr nichts weiter als eben junge Mädchen in voller Blüte, und ich war nicht wenig stolz darauf, die schönste Rose gepflückt und den Blicken anderer entzogen zu haben.

Zwischen den beiden Szenarien von Balbec, die so verschieden voneinander waren, lag der Zwischenraum mehrerer langer Jahre in Paris, in deren Verlauf so manche Besuche Albertines stattgefunden hatten.[1] Ich sah sie in den verschiedenen Jahren meines Lebens, wie sie mir gegenüber wechselnde Positionen einnahm, die mich die Schönheit der sich überlagernden Räume empfinden ließen, jene lange, vergangene Zeit, während der ich sie nicht gesehen hatte, Zeiträume, vor deren durchscheinender Tiefe die rosige Gestalt, die ich vor mir hatte, sich mit geheimnisvollen Schatten und kräftiger Tiefenwirkung abhob. Diese ergab sich aus der Überlagerung nicht nur der aufeinanderfolgenden Bilder, die Albertine für mich dargestellt hatte, sondern auch der vorerst ungeahnten Vorzüge von Verstand und Herzen sowie der ebenso ungeahnten Charakterfehler, die in Albertine aufgekeimt waren, die sie vervielfacht und zum Blühen gebracht hatte, in fleischigen, dunklen Tönen; Albertine hatte sie einem Charakter hinzugefügt, der einst beinahe unbeschrieben, jetzt aber schwer zu ergründen war. Denn ein Mensch, selbst derjenige, von dem wir so viel geträumt haben, daß er uns nur mehr wie ein Bild erscheint, eine Gestalt von Benozzo Gozzoli[1] vor einem grünlichen Hintergrund, ein Bild, von dem wir geneigt waren anzunehmen, seine verschiedenen Aspekte seien lediglich eine Folge des Standpunktes, von dem aus wir es betrachten, der Entfernung, die uns von ihm trennt, oder der Beleuchtung – während dieser Mensch sich in unserer Sicht verändert, verändert er sich auch an und für sich; so war die Gestalt, die sich einst einfach im Profil vor dem Meer abzeichnete, reicher, konsistenter und plastischer geworden. Im übrigen lebte für mich in Albertine nicht nur das Meer gegen Tagesende, sondern zuweilen auch das schläfrige Anschlagen der Brandung an den Strand in hellen Mondnächten. So war manchmal, wenn ich aufstand, um ein Buch aus dem Arbeitszimmer meines Vaters zu holen, meine Freundin, die mich gebeten hatte, sich inzwischen hinlegen zu dürfen, so müde von dem

langen Vor- und Nachmittagsausflug an der frischen Luft, daß ich, selbst wenn ich nur einen Augenblick aus meinem Zimmer fortgeblieben war, beim Wiedereintreten Albertine schlafend vorfand und sie nicht weckte.[2] Der Länge nach auf meinem Bett ausgestreckt, in einer Haltung von einer Natürlichkeit, die man nicht hätte erfinden können, fand ich sie einer langgestielten Blüte ähnlich, die man dorthin gelegt hatte; und so war es in der Tat: Die Macht zu träumen, die ich nur in ihrer Abwesenheit besaß, fand ich in jenen Augenblicken auch in ihrer Nähe wieder, als sei sie eben im Schlaf zu einer Pflanze geworden. Dadurch verwirklichte ihr Schlummer in gewissem Maße, was die Liebe als Möglichkeit enthielt. Wenn ich allein war, konnte ich an sie denken, aber sie fehlte mir, ich besaß sie nicht; wenn sie da war, sprach ich zu ihr, war aber zu fern von mir selbst, um zugleich denken zu können. Wenn sie schlief, brauchte ich nicht mehr zu sprechen, ich wußte, daß ihr Blick nicht länger auf mir ruhte, ich hatte nicht mehr nötig, an der Oberfläche meiner selbst zu leben. Sobald Albertine die Augen schloß und das Bewußtsein verlor, hatte sie nacheinander die verschiedenen menschlichen Gattungsmerkmale abgelegt, die mich enttäuscht hatten seit dem Tag, an dem ich ihre Bekanntschaft gemacht. Sie war dann nur noch von dem unbewußten Leben der Pflanzenwelt, der Bäume, beseelt, einem Leben, das von dem meinen verschiedener und ihm fremder war und mir doch mehr gehörte. Ihr Ich entschlüpfte nicht mehr unaufhörlich, wie im Gespräch mit ihr, durch die Ausgänge uneingestandener Gedanken oder des Blicks. Sie hatte dann alles, was von ihr draußen gewesen war, wieder in sich versammelt, sie hatte sich selbst in ihren Körper geflüchtet, sich darin eingeschlossen, sie ging ganz darin auf. Indem ich sie unter meinem Blick, in meinen Händen hielt, erlebte ich jenes Gefühl, sie ganz und gar zu besitzen, das ich niemals hatte, wenn sie wach war. Ihr Leben war mir untertan, es entsandte zu mir seinen leisen Hauch. Ich horchte auf dieses geheimnisvoll murmelnde Strömen, das

weich war wie Westwind auf dem Meer, feenhaft wie der Mondschein, dem ihr Schlummer glich. Solange er anhielt, konnte ich von ihr träumen und sie gleichwohl betrachten, und wenn ihr Schlaf sich vertiefte, sie berühren und küssen. Was ich dann empfand, war Liebe vor etwas so Reinem, so Immateriellem, so Geheimnisvollem, als hätte ich mich vor einem unbeseelten Teil der Schöpfung, nämlich einer Naturschönheit befunden. Sobald sie etwas tiefer schlief, war sie sogar nicht einmal mehr die Pflanze, die sie gewesen war; ihr Schlaf, an dessen Gestade ich mit immer neuer Lust träumte, so daß ich nicht müde wurde, sie immer wieder zu kosten, war für mich eine ganze Landschaft. Ihr Schlaf rückte etwas so Ruhevolles, so sinnlich Köstliches dicht an meine Seite wie etwa die Vollmondnächte in der Bucht von Balbec, die friedlich geworden war wie ein See, über dem sich die Zweige kaum regen und wo man, im Sande ausgestreckt, ewig die Brandung sich brechen hört.

Wenn ich ins Zimmer trat, blieb ich auf der Schwelle stehen, ich wagte kein Geräusch zu machen und hörte kein anderes als das ihrer Atemzüge, die in kurzen Abständen über ihre Lippen kamen, regelmäßig wie Brandungswellen, aber sanfter und leiser. In dem Augenblick jedoch, da mein Ohr diesen göttlichen Laut in sich aufnahm, schien mir in ihm die gesamte Persönlichkeit, das ganze Leben der reizvollen Gefangenen, die dort vor meinen Augen ausgestreckt lag, verdichtet enthalten zu sein. Wagen fuhren lärmend auf der Straße vorüber, die Stirne der Schlafenden blieb gleichmäßig unbewegt und rein, ihr Atem ebenso leicht, nur auf den bloßen Austausch der unbedingt notwendigen Menge an Luft beschränkt. Wenn ich dann sah, daß ihr Schlaf nicht gestört werden würde, trat ich vorsichtig näher, setzte mich auf den Stuhl am Bett und endlich auf das Bett selbst. Ich habe bezaubernde Abende im Geplauder, im Spiel mit Albertine verbracht, aber niemals so süße, wie wenn ich ihrem Schlaf zuschaute. Wenn sie auch im Gespräch oder beim Kartenspielen eine Natürlichkeit entfalte-

te, die keine Schauspielerin hätte kopieren können, so bot mir doch ihr Schlaf eine viel weiterreichende, eine Natürlichkeit gleichsam zweiten Grades dar. Ihr Haar, das an ihrem rosigen Gesicht entlangfloß, lag neben ihr auf dem Bett, und manchmal rief eine einsame, gerade, vereinzelt daliegende Strähne die gleiche perspektivische Wirkung hervor wie die fahl und bleich im Mondlicht dastehenden Bäume, die man auf den raffaelesken Landschaftshintergründen Elstirscher Bilder sieht.[1] Albertines Lippen waren geschlossen, doch schienen aus der Richtung, aus der ich sie sah, ihre Lider so wenig sich zu berühren, daß ich mich fast hätte fragen können, ob sie wirklich schlief. Gleichwohl breiteten die gesenkten Lider über ihr Gesicht jene vollkommene Einheitlichkeit, die von den Augen nicht mehr unterbrochen wird. Es gibt Wesen, deren Gesicht eine ungewohnte Schönheit und Majestät bekommt, sobald der Blick daraus verschwindet. Ich maß mit den Augen Albertine, wie sie ausgestreckt dalag. Sekundenlang durchlief sie eine unerklärliche, leichte Erregung, so wie ein unerwarteter Lufthauch einen Augenblick das Laubwerk kraust. Sie rührte an ihr Haar, dann, da sie es nicht so angeordnet hatte, wie sie gern wollte, führte sie noch einmal die Hand mit so zielgerichteten und bewußten Bewegungen hin, daß ich überzeugt war, sie werde gleich erwachen. Aber nichts dergleichen geschah; sie wurde wieder ruhig im Schlaf, den sie nicht verlassen hatte. Von nun an lag sie unbeweglich da. Sie hatte ihre Hand auf die Brust gelegt mit einer zwanglosen Haltung des Armes, die so naiv kindlich war, daß ich bei ihrem Anblick jenes Lachen unterdrükken mußte, wie es der Ernst, die Unschuld, die Anmut kleiner Kinder bei uns hervorrufen. Mir, der ich mehrere Albertines in einer kannte, kam es vor, als sähe ich noch viele andere ebenfalls neben mir ruhen. Ihre Brauen, die so geschwungen waren, wie ich es niemals gesehen hatte, umgaben die Wölbung der Augenlider wie ein weiches Eisvogelnest.[2] Rassen, Atavismen, Laster lagerten friedvoll über ihrem Gesicht. Jedesmal, wenn sie den

Kopf bewegte, schuf sie eine neue, für mich oft ganz ungeahnte Frau. Es schien mir, als besäße ich nicht nur eines, sondern zahllose junge Mädchen. Ihre nach und nach immer tiefere Atmung hob regelmäßig ihre Brust und darüber ihre gekreuzten Hände, ihre Perlen, die auf so verschiedene Art bei der gleichen Bewegung ihren Platz verschoben wie Fischerboote und Ankerketten, die eine Bewegung der Wellen zu leisem Schaukeln bringt. Dann, wenn ich spürte, daß ihr Schlaf seinen höchsten Stand erreicht hatte, daß ich mich nicht mehr an Klippen des Bewußtseins stoßen würde, die jetzt von der hohen Flut des Tiefschlafes überdeckt waren, sprang ich entschlossen lautlos auf das Bett, ich streckte mich neben ihr aus, umfaßte sie mit einem Arm, drückte die Lippen auf ihre Wangen und ihr Herz und legte dann auf alle Teile ihres Körpers meine freigebliebene Hand, die nun auch wie die Perlen vom Atem Albertines leicht emporgehoben wurde; ja ich selbst wurde von ihrer rhythmischen Bewegung leise auf und nieder gewiegt: Ich hatte mich auf dem Schlummer Albertines eingeschifft.

Manchmal kam ich durch ihn zu einem weniger reinen Vergnügen. Ich brauchte dazu keine Bewegung zu machen, ich ließ nur mein Bein an dem ihren entlanggleiten wie ein Ruder, das man schleppen läßt und dem man von Zeit zu Zeit eine leise Schwingung mitteilt, dem nur in Abständen wiederkehrenden Flügelschlag der Vögel gleich, die im Fliegen schlafen. Ich wählte, um sie anzuschauen, den Aspekt ihres Gesichts, den man sonst nie hatte, der aber besonders schön war. Man begreift allenfalls, daß die Briefe, die einem jemand schreibt und die untereinander einigermaßen ähnlich sind, ein Bild entwerfen, das ganz verschieden von der Person ist, die man kennt, und dadurch eine zweite Persönlichkeit vor uns erstehen lassen. Wie seltsam aber ist es, wenn eine Frau, wie Rosita und Doodica,[1] mit einer zweiten zusammengefügt ist, deren andersartige Schönheit einen anderen Charakter erschließt, und man die eine im Profil, die andere von vorn be-

trachten muß. Das stärker werdende Geräusch ihres Atems konnte die Illusion erzeugen, sie keuche vor Lust, doch als die meine auf dem Höhepunkt war, konnte ich sie umarmen, ohne ihren Schlaf unterbrochen zu haben. In solchen Augenblicken war mir, als besäße ich sie noch unumschränkter, wie ein unbewußtes, widerstandsloses Element der stummen Natur. Die Worte, die manchmal im Schlaf aus ihrem Mund kamen, bereiteten mir keine Unruhe; ihre Bedeutung entging mir, und im übrigen, welche unbekannte Person sie auch bezeichnen mochten, auf meiner Hand, meiner Wange verkrampften sich ihre zuweilen von einem leisen Schauer durchzuckten Finger einen Augenblick lang. Ich genoß ihren Schlummer in selbstloser und beschwichtigender Liebe, so wie ich Stunden hindurch dem leisen Wellenschlag der Brandung lauschen konnte. Vielleicht muß ein Mensch imstande sein, uns viele Leiden zu bereiten, damit er uns in den Stunden, da diese nachlassen, die gleiche befriedende Ruhe schenkt wie die Natur. Ich brauchte Albertine nicht zu antworten wie in den Stunden, in denen wir plauderten, denn hätte ich selbst schweigen können, wie ich es ja auch tat, wenn sie sprach, so drang ich doch, während ich ihren Reden lauschte, nicht ebensoweit in sie vor. Während ich weiter von Augenblick zu Augenblick das einer unmerklichen Brise gleich einlullende Raunen ihres reinen Atems hörte und in mich aufnahm, hatte ich eine ganze physiologische Existenz vor mir und noch dazu für mich; ebensolange wie ich einst im Mondschein am Strand liegen blieb, hätte ich ihr zuschauen und auf sie horchen können. Manchmal hatte man den Eindruck, es rolle eine schwere See heran und der Sturm werde spürbar bis in die Tiefe der Bucht, und ich machte mich wie sie daran, auf das Grollen ihres Atems, der zu schnarchen begann, zu hören.

Zuweilen, wenn es ihr zu warm war, zog sie, fast schon schlafend, ihren Kimono aus und warf ihn über einen Fauteuil. Während sie schlief, sagte ich mir, daß alle ihre Briefe in der Innentasche dieses Kimonos waren, in die sie sie immer

steckte. Eine Unterschrift, eine Verabredung hätte genügt, eine Lüge zu beweisen oder einen Verdacht zu zerstreuen. Wenn ich spürte, daß Albertines Schlummer tief genug war, verließ ich das Fußende des Betts, wo ich sie, ohne mich zu regen, seit langem betrachtet hatte, und wagte einen Schritt, getrieben von glühender Neugier, spürte ich doch, wie das Geheimnis dieses Lebens in diesem Fauteuil vor mir dargeboten lag, seidenweich und ohne Schutz. Vielleicht tat ich diesen Schritt auch, weil regungslos dem Schlaf zuzuschauen am Ende mühsam wird. So ging ich denn mit leisen Schritten, während ich mich immer wieder umwandte, um zu sehen, ob Albertine nicht etwa aufwachte, bis zu dem Fauteuil. Dort machte ich halt und stand ebensolange in den Anblick des Kimonos versunken, wie ich zuvor meine Augen auf Albertine hatte ruhen lassen. Doch (vielleicht hätte ich es tun sollen) niemals habe ich den Kimono berührt, meine Hand in die Tasche gesteckt, die Briefe angeschaut. Wenn ich zuletzt einsah, daß ich mich nicht dazu durchringen würde, schlich ich leise zurück, trat wieder an Albertines Bett und begann wieder, sie in ihrem Schlaf zu betrachten, sie, die mir nichts sagte, indes über einer Armlehne des Fauteuils dieser Kimono lag, der mir vielleicht sehr viel gesagt hätte. Ebenso wie es Leute gibt, die für hundert Francs ein Zimmer im Hotel von Balbec mieten, um Seeluft zu genießen, fand ich es selbstverständlich, mehr als das für sie auszugeben, da ich ja ihren Atem so nahe an meiner Wange fühlte, in ihrem Mund, den ich über dem meinen halb öffnete, so daß über meine Zunge ihr Leben strich.

Diesem Vergnügen aber, sie in ihrem Schlaf zu sehen, das ebenso beglückend war, wie ihr Leben zu spüren, bereitete ein anderes ein Ende, nämlich das, sie erwachen zu sehen. Es kam in einem tieferen und geheimnisvolleren Maße dem Vergnügen gleich zu wissen, daß sie bei mir wohnte. Schon daß sie in meine Wohnung zurückkehrte, wenn sie des Nachmittags aus dem Wagen stieg, war beglückend für mich. Noch beglückender aber war, daß sie in meinem Zimmer Bewußtsein und Le-

ben wiederfand, wenn sie aus tiefem Schlaf die letzten Stufen der Treppe des Traums zurückstieg, sich einen Augenblick fragte: Wo bin ich? Und sich beim Anblick der Gegenstände um sie herum, der Lampe, deren Lichtschein sie kaum blinzeln machte, zur Antwort geben konnte, daß sie bei sich zu Hause war, wenn sie feststellte, daß sie bei mir zu Hause erwachte. In diesem ersten köstlichen Moment der Ungewißheit glaubte ich von neuem um so vollkommener von ihr Besitz zu ergreifen, als ja, anstatt daß sie nach einem Ausgang wieder in ihr Zimmer trat, mein Zimmer, sobald es von Albertine wiedererkannt wurde, sie umfing, sie einschloß, während die Augen meiner Freundin keine Verwirrung bekundeten, vielmehr ebenso ruhig blieben, als wenn sie gar nicht geschlafen hätte. Das Zögern des Erwachens offenbarte sich zwar in ihrem Schweigen, doch nicht in ihrem Blick.

Sie fand die Sprache wieder und sagte: »Mein« oder »Mein geliebter«, jeweils zusammen mit meinem Taufnamen, was, wenn man dem Erzähler denselben Vornamen verliehe, den der Verfasser dieses Buches trägt, ergäbe: »Mein Marcel« oder »mein geliebter Marcel«.[1] Von da an erlaubte ich nicht mehr, daß im Familienkreis meine Eltern dadurch, daß sie mich auch »Liebling« nannten, den Vorzug der Einzigartigkeit den köstlichen Worten raubte, die Albertine an mich richtete. Während sie sie zu mir sagte, schob sie die Unterlippe etwas vor und formte sie gleich darauf zu einem Kuß. So schnell wie sie vorher eingeschlafen war, war sie auch erwacht.

Ebensowenig wie meine Verschiebung in der Zeit, ebensowenig auch wie die Tatsache, daß ich ein junges Mädchen betrachtete, wie es neben mir unter der Lampe saß, die es anders beleuchtete als die Sonne, wenn es aufrecht den Meeresstrand entlangschritt, war diese tatsächliche Bereicherung, dieser autonome Fortschritt Albertines der eigentliche Grund für den Unterschied zwischen meiner jetzigen Art, sie zu sehen, und der seinerzeit in Balbec. Mehr Jahre noch hätten die

beiden Bilder voneinander trennen können, ohne daß dadurch eine so vollständige Veränderung zustande gekommen wäre; diese war eingetreten, tiefgreifend und plötzlich, als ich erfahren hatte, daß meine Freundin von der Freundin Mademoiselle Vinteuils gewissermaßen erzogen worden war. Wenn es mich früher entzückt hatte, in den Augen Albertines ein Geheimnis zu ahnen, war ich jetzt nur glücklich, solange es mir gelang, aus diesen Augen, ja sogar diesen Wangen, die bald sanft wie Augen schimmerten, doch auch schnell von Unmut überschattet waren, jedes Geheimnis zu verbannen. Das Bild, das ich suchte, in dem ich Ruhe fand, an das hingeschmiegt ich hätte sterben mögen, war nicht mehr die von einem unbekannten Leben erfüllte Albertine, sondern eine Albertine, die mir so bekannt wie nur irgend möglich war (und deswegen konnte diese Liebe nicht von Dauer sein, es sei denn, sie wäre unglücklich geblieben, denn wesensmäßig befriedigte sie das Bedürfnis nach etwas Geheimnisvollem nicht), eine Albertine, die nicht eine ferne Welt widerspiegelte, sondern nach nichts anderem verlangte – es gab Augenblicke, in denen dies tatsächlich einzutreten schien –, als mit mir zusammen, mir völlig gleich zu sein, eine Albertine, die ein Abbild dessen, was ganz mein, nicht aber des Unbekannten war. Wenn eine Liebe in dieser Weise aus einer angstvoll auf ein Wesen bezogenen Stunde geboren wurde, aus der Ungewißheit, ob man es wird festhalten können oder ob es uns entgleiten wird, so trägt sie den Stempel der Revolution, aus der sie hervorgegangen ist; sie erinnert sehr wenig nur an das, was wir bisher sahen, wenn wir an dasselbe Wesen dachten. Meine ersten Eindrücke, die ich von Albertine bei ihrem Anblick damals am Meeresufer gehabt hatte, konnten zu einem kleinen Teil in meiner Liebe zu ihr zwar noch weiterbestehen; in Wirklichkeit aber nehmen diese frühen Eindrücke nur einen geringen Raum in einer solchen Liebe ein, in ihrer Kraft, ihrem Leiden, ihrem Verlangen nach süßer Beschwichtigung und ihrem Rückzug auf eine friedliche, beruhigende Erinnerung, in der man verharren und

nichts mehr über sie erfahren möchte, die man liebt, selbst wenn es etwas Grauenhaftes zu ermitteln gäbe – bei einer solchen Liebe geht es nicht darum, jene früheren Eindrücke zu befragen, sie besteht aus etwas völlig anderem! Manchmal löschte ich das Licht, bevor sie ins Zimmer trat. Kaum geleitet durch den Schimmer einer verglimmenden Kohlenglut, ließ sie sich im Dunkeln an meiner Seite nieder. Meine Hände, meine Wangen nur erkannten sie, ohne daß meine Augen sie sahen, meine Augen, die oft fürchteten, sie verändert zu sehen. So fühlte sie sich vielleicht dank dieser blinden Liebe von größerer Zärtlichkeit als sonst umfangen.

Ich kleidete mich aus und legte mich nieder; Albertine saß auf dem Bettrand, und wir nahmen unsere Partie oder unsere von Küssen unterbrochene Unterhaltung wieder auf; in dem Verlangen aber, das allein uns an dem Leben und dem Wesen einer Person Anteil nehmen läßt, bleiben wir unserer Natur so treu, während wir die verschiedenen von uns geliebten Menschen nacheinander wieder verlassen, daß der traurige, leidenschaftliche Ausdruck meines eigenen Gesichts[1] , als ich mich einmal im Spiegel sah, wie ich Albertine küßte und »mein kleines Mädchen« nannte – mein Gesicht wäre früher in Gegenwart Gilbertes, an die ich mich nicht mehr erinnerte, dasselbe gewesen und würde vielleicht eines Tages, wenn ich Albertine jemals vergessen sollte, dasselbe sein –, mich auf den Gedanken brachte, daß ich jenseits aller von einer bestimmten Person abhängigen Betrachtungen (das Gefühl will nun einmal, daß wir die gegenwärtige als die einzig wirkliche betrachten) die Riten einer glühenden, schmerzlichen Andacht erfüllte, dargebracht als Opfergabe für die Jugend und die Schönheit der Frau. Und doch mischte sich bei dem Bedürfnis, das mich erfüllte, Albertine alle Abende in meiner Nähe zu haben, unter dieses Verlangen, das wie eine Votivgabe an die Jugend war, wie auch unter die Erinnerungen an Balbec etwas, was bislang meinem Leben, zumindest meinem Liebesleben, fremd gewesen war, sofern es nicht überhaupt etwas

gänzlich Neues in meinem Leben bedeutete: eine Macht der Befriedung, wie ich keine gleiche jemals empfunden hatte seit den fernen Abenden in Combray, in denen meine Mutter, über mein Bett geneigt, mich alle Ruhe in einem Kuß finden ließ. Gewiß wäre ich in jenen Zeiten sehr erstaunt gewesen, hätte man mir gesagt, ich sei nicht vollkommen gut und, vor allem, ich würde je versuchen, einem anderen ein Vergnügen zu rauben. Ich kannte mich sicher damals sehr schlecht, denn das Vergnügen, Albertine mit mir in meiner Wohnung zu haben, war viel weniger ein positives Vergnügen, als daß es vielmehr darin bestand, der Welt, in der jeder seine Freude an ihr hätte haben können, diese junge Blüte entzogen zu haben, die mir zwar keine großen Freuden schenkte, dafür aber auch zumindest anderen keine gab. Ehrgeiz und Ruhm hätten mich kaltgelassen. Noch weniger war ich für den Haß gemacht. Und dennoch bedeutete sinnliche Liebe für mich das Auskosten eines Triumphes über viele, viele Nebenbuhler. Ich kann es nicht oft genug wiederholen: Dies war mir mehr als alles andere eine Befriedung.

Ich mochte vor Albertines Rückkehr noch so sehr an ihr gezweifelt und sie mir in dem Zimmer von Montjouvain vorgestellt haben: sobald sie erst einmal in ihrem Morgenrock meinem Fauteuil gegenübersaß oder – wenn ich, wie es meist geschah, im Bett geblieben war – am Bettrand saß, so gab ich ihr alle meine Zweifel anheim, ich überantwortete sie ihr, damit sie die Last von mir nahm, mit der Entsagung eines Gläubigen, der sein Gebet verrichtet. Den ganzen Abend mochte sie schelmisch auf meinem Bett zusammengerollt mit mir gespielt haben wie eine große Katze; ihre kleine rosige Nase, deren Spitze sie mit einem koketten Blick noch etwas zurückzog – was ihr den gewissen rundlichen Personen vorbehaltenen Ausdruck von Schlauheit verlieh –, mochte ihr etwas Eigensinniges und von heimlicher Glut Erfülltes gegeben haben, sie mochte eine Strähne ihres langen schwarzen Haares über ihre Wange von rosigem Wachs fallen lassen, ihre Augen halb

geschlossen und ihre verschränkten Arme geöffnet haben, als wolle sie mir sagen: Mach mit mir, was du willst. Wenn sie in dem Augenblick, da sie mich verließ, dicht an mich herankam, um mir gute Nacht zu sagen, so war es die süße Vertrautheit ihres Haars, die ich zu beiden Seiten ihres kräftigen Halses küßte; nie aber fand ich diesen braun genug und großporig genug, als stünden diese soliden Eigenschaften bei Albertine in Beziehung zu einer gewissen redlichen Güte.[1]

»Kommen Sie morgen mit uns, Sie Bösewicht?« fragte sie mich, bevor sie mich verließ. »Wohin fahrt ihr denn?« – »Das hängt von der Zeit ab und von Ihnen. Haben Sie denn heute nachmittag auch nur irgend etwas geschrieben, kleiner Schatz? Nein? Dann hat es sich allerdings gelohnt, daß Sie nicht mit uns spazierengefahren sind. Sagen Sie, da fällt mir eben ein, haben Sie, als ich nach Hause kam, meinen Schritt erkannt, haben Sie erraten, daß ich es war?« – »Natürlich. Meinen Sie, ich würde nicht unter Tausenden den Schritt meines Gänschens herauskennen? Jetzt muß es mir aber erlauben, daß ich ihm die Schuhe ausziehe, bevor es sich schlafen legt, das wird mir Vergnügen machen. Sie sehen so reizend und so rosig aus in all diesen weißen Spitzen.«

Das war meine Antwort; unter solchen von sinnlicher Liebe bestimmten Ausdrücken aber wird man andere erkennen, die meiner Mutter und meiner Großmutter eigentümlich waren. Denn nach und nach wurde ich allen meinen Verwandten ähnlich, meinem Vater, der – auf eine ganz andere Art als ich zweifellos, denn wenn die Dinge sich wiederholen, so immer mit großen Variationen – sich so sehr für das Wetter interessierte, doch nicht nur meinem Vater, sondern mehr und mehr auch meiner Tante Léonie. Sonst hätte Albertine für mich nur ein Grund sein können auszugehen, um sie nicht allein und ohne meine Aufsicht zu lassen. Meine Tante Léonie, die ganz in Frömmigkeit aufging, mit der, wie ich geschworen hätte, kein gemeinsamer Zug mich verband, mich, der ich so leidenschaftlich auf Vergnügungen aus war, äußerlich ganz ver-

schieden von dieser Besessenen, die so etwas nie gekannt hatte, sondern den ganzen Tag ihren Rosenkranz betete, mich, der ich darunter litt, es nicht zu einer literarischen Laufbahn zu bringen, während sie die einzige Person in der Familie war, die kein Verständnis dafür gehabt hätte, daß Lesen etwas anderes als nur ein Zeitvertreib und »Amüsement« sein könne, so daß sogar in der österlichen Zeit die Lektüre an Sonntagen erlaubt war, wo jede ernstliche Beschäftigung verboten ist, damit sie einzig durch Gebet geheiligt wurden. Nun aber war – obwohl ich die Ursache dafür jeweils in einem besonderen körperlichen Unbehagen suchte –, was mich in Wirklichkeit bewog, so oft liegenzubleiben, ein Wesen, nicht Albertine noch sonst ein Wesen, das ich liebte, sondern eines, das über mich mehr Macht als eine Geliebte besaß, und das war, hinübergewandert in mich, despotisch in einem Maße, daß es häufig sogar meinen eifersüchtigen Argwohn zum Schweigen brachte oder doch wenigstens die Überprüfung verhinderte, ob er begründet sei oder nicht, meine Tante Léonie. Genügte es nicht, daß ich in so übertriebener Weise meinem Vater glich, daß ich nicht nur wie er das Barometer befragte, sondern selbst zu einem lebenden Barometer geworden war? Daß ich mich von meiner Tante Léonie so sehr kommandieren ließ, daß ich zwar das Wetter beobachtete, doch von meinem Zimmer oder sogar vom Bett aus? Jetzt drückte ich mich auch noch Albertine gegenüber bald aus wie das Kind, das ich in Combray gewesen war, als ich mit meiner Mutter sprach, bald wie meine Großmutter, wenn sie mit mir redete. Wenn wir ein gewisses Alter überschritten haben, werfen die Seele des Kindes, das wir gewesen, und die Seelen der Toten, aus denen wir hervorgegangen sind, mit vollen Händen ihre Schätze und ihren bösen Zauber auf uns und verlangen, daß sie zu ihrem Teil an den neuen Gefühlen mitwirken können, die wir empfinden und in denen wir sie, nachdem wir ihr altes Bild ausgelöscht haben, in einer neuen Schöpfung wieder zusammenschmelzen. So mischte meine ganze Vergangenheit von mei-

nen frühesten Jahren her und darüber hinaus noch die Vergangenheit meiner Eltern unter meine unreine Liebe zu Albertine die Süße einer gleichzeitig kindlichen und mütterlichen Zärtlichkeit. Von einer gewissen Stunde an bleibt uns nichts anderes übrig, als alle unsere Verwandten bei uns zu empfangen, die, von weither gekommen, sich um uns versammeln.

Bevor Albertine mir gehorchen und die Schuhe ausziehen konnte, öffnete ich ihr Hemd. Die beiden kleinen hochsitzenden Brüste waren so rund, daß sie weniger einen integrierten Bestandteil ihres Körpers zu bilden als vielmehr wie zwei Früchte daran gereift zu sein schienen; ihr Leib aber (an der Stelle, die beim Mann verunziert ist wie mit einem Krampen, der in einer demontierten Statue steckengeblieben ist) schloß sich mit zwei muschelförmigen Schalen über dem Ansatz der Schenkel zu einer sanften, beruhigenden und klösterlichen Wölbung wie der des Horizonts nach Sonnenuntergang. Sie zog ihre Schuhe aus und legte sich zu mir.

O große Gebärden des Mannes und der Frau, in denen sich in der Unschuld der ersten Tage und mit der Demut des Lehms, aus dem sie hervorgegangen sind, zu verbinden sucht, was die Schöpfung getrennt hat, bei denen Eva staunend und ergeben den Mann anblickt, an dessen Seite sie erwacht, wie er selbst, da er noch allein war, den Gott, der ihn erschaffen hat. Albertine verschränkte die Arme hinter ihrem schwarzen Haar, ihre Hüfte bog sich heraus, ihr Bein glitt in der weichen Biegung eines Schwanenhalses herab, der sich streckt und beugt, um sich vollends zu runden. Es gab lediglich – wenn sie ganz auf der Seite lag – eine Ansicht ihres (von vorn gesehen so gutmütigen und schönen) Gesichts, die ich nicht leiden mochte, mit hakenförmigen Linien wie auf gewissen Karikaturen Leonardos, ein Bild, das Bosheit und Habgier zu enthüllen schien sowie die Verschlagenheit einer Spionin, vor deren Anwesenheit mir gegraut hätte, die aber gerade durch diese Profilansichten entlarvt zu werden schien. Sogleich nahm ich

Albertines Kopf in meine Hände und rückte ihn wieder so, daß ich ihr Gesicht von vorn sah.

»Seien Sie nett, versprechen Sie mir, daß Sie morgen, wenn Sie nicht mitkommen, wenigstens arbeiten werden«, sagte meine Freundin, während sie in ihr Hemd schlüpfte. »Ja, aber ziehen Sie den Morgenrock noch nicht an.« Manchmal schlief ich schließlich an ihrer Seite ein. Es war kühl geworden im Zimmer, wir brauchten neues Holz. Ich suchte in meinem Rücken nach der Schelle, fand sie aber nicht, weil ich alle die Messingstäbe abtastete, zwischen denen sie nicht hing, und sagte darauf zu Albertine, die aus dem Bett gesprungen war, damit Françoise uns nicht beieinander fand: »Nein, kommen Sie noch eine Sekunde zurück, ich kann die Schelle nicht finden.«

Süße, heitere Augenblicke, die scheinbar so unschuldig sind, unter denen sich aber doch die Möglichkeit des Unheils drohend erhebt; dadurch weist das Leben der Liebe die größten Kontraste auf, es ist dasjenige, bei dem ein unvorhersehbarer Pech- und Schwefelregen nach den strahlendsten Augenblicken niedergeht und bei dem wir, ohne den Mut, aus dem Unglück eine Lehre zu ziehen, unmittelbar an den Wänden des Kraters, aus dem nur die Katastrophe kommen kann, von neuem zu bauen beginnen. Ich verfügte über die Sorglosigkeit all derer, die das Glück für dauerhaft halten. Gerade weil dieses Glück notwendig war, um den Schmerz zu erzeugen – und im übrigen mit Unterbrechungen auch zu seiner Linderung stets wiederkehren wird –, können die Menschen aufrichtig zu anderen und sogar zu sich selber sein, wenn sie die Güte verherrlichen, die ihnen eine Frau erwiesen hat, obwohl, wenn man alles recht besieht, auf dem Grund ihrer Verbindung beständig in geheimer Form, den anderen uneingestanden oder unwillkürlich durch Fragen, durch Nachforschungen enthüllt, eine schmerzhafte Unruhe webt. Doch hätte diese ohne das vorausgegangene Glück nicht entstehen können; selbst späterhin ist intermittierendes Glück notwen-

dig, um das Leiden erträglich zu machen und den Bruch zu verhindern; und das Verhehlen der heimlichen Hölle, die das gemeinsame Leben mit einer Frau bedeutet, das bis zum ostentativen Zurschaustellen einer Intimität geht, die man für beglückend ausgeben will, bezeichnet einen wahren Gesichtspunkt, stellt eine allgemeingültige Beziehung zwischen Ursache und Wirkung, einen der Modi dar, nach denen die Erzeugung von Schmerz ermöglicht wird.

Ich staunte nicht mehr darüber, daß Albertine da war und am folgenden Tag nur mit mir oder unter dem Schutz Andrées ausgehen würde. Diese Gewohnheiten eines gemeinsamen Lebens, diese großen Linien, die meine Existenz umrissen und in deren Inneres niemand eindringen konnte außer Albertine, und auch (in dem künftigen, mir noch unbekannten Entwurf meiner späteren Lebenszeit, der gleich dem vorgezeichnet war, den ein Architekt für Bauwerke anlegt, die erst sehr viel später errichtet werden sollen) die fernen, jenen anderen, jedoch in viel größerem Maßstab; parallel laufenden Linien, mit denen in mir selbst wie eine entlegene Einsiedelei die etwas starre, monotone Formel meiner künftigen Liebeserlebnisse skizziert war, hatten sich in Wirklichkeit in jener Nacht eingezeichnet, als Albertine mir in der Kleinbahn offenbart hatte, von wem sie erzogen worden war, und ich sie daraufhin um jeden Preis gewissen Einflüssen hatte entziehen und daran hindern wollen, auch nur ein paar Tage nicht in meiner Nähe zu weilen. Ein Tag war dem anderen gefolgt, diese Gewohnheiten waren rein mechanisch geworden, doch wie bei alten Riten, deren Bedeutung die Geschichte wiederzuentdekken versucht, hätte ich auf die Frage, was dieses zurückgezogene Leben bedeute, in dem ich mich so sehr abschloß, daß ich nicht einmal mehr ins Theater ging, sagen können (wenn auch nicht sagen wollen), daß es aus der Beängstigung eines Abends und dem Bedürfnis hervorgegangen war, mir selbst an allen darauffolgenden Tagen zu beweisen, diejenige, deren fatale Kindheitsgeschichte ich erfahren hatte, werde nicht,

sofern sie es wollte, die Möglichkeit haben, sich den gleichen Versuchungen von neuem auszusetzen. Ich dachte nur noch ziemlich selten an diese Möglichkeit, aber sie sollte doch in meinem Bewußtsein auf unbestimmte Weise gegenwärtig bleiben. Der Umstand, daß ich sie Tag für Tag verhinderte – oder es wenigstens versuchte –, war zweifellos die Ursache, weshalb es für mich so beglükkend war, diese Wangen zu küssen, die nicht schöner waren als viele andere; unter jedem etwas in die Tiefe reichenden sinnlichen Glück lauert die stete Gegenwart einer Gefahr.

★

Ich hatte Albertine versprochen, mich, wenn ich nicht mit ihr ausfuhr, an die Arbeit zu begeben. Doch am folgenden Tag – ganz als habe, unseren Schlaf nutzend, das Haus in wunderbarer Weise eine Reise zurückgelegt – wachte ich in einem veränderten Wetter, unter einem fremden Himmelsstrich auf. Man arbeitet nicht in dem Augenblick, da man sich in einem neuen Land ausschifft, dessen Lebensumständen man sich anpassen muß. Jeder Tag aber war für mich wieder ein anderes Land. Wie hätte ich selbst meine Trägheit unter den neuen Formen, in die sie sich kleidete, wiedererkennen sollen? Manchmal, an – wie es allgemein hieß – hoffnungslos schlechten Tagen hatte der bloße Aufenthalt in dem Haus, das inmitten eines gleichmäßig und unaufhörlich strömenden Regens dalag, die gleitende Weichheit, die beruhigende Stille, den Reiz einer Fahrt zur See; ein anderes Mal war es, wenn ich an einem klaren Tag unbeweglich in meinem Bett liegenblieb, als ließe ich die Schatten rings um mich wie um einen Baumstamm kreisen. Wieder andere Male hatte ich am ersten Glockengebimmel eines nahen Klosters, wenn es so spärlich wie die frühmorgendlichen frommen Frauen daherkam und

den düsteren Himmel mit seinen im Wind bald deutlichen, bald verschwommenen Schauern kaum aufzuhellen vermochte, einen jener stürmischen, zerfahrenen, weichen Tage erkannt, an denen die Dächer, immer wieder aufs neue mit einer Nässe überspült, die von einem Luftzug oder einem Sonnenstrahl aufgetrocknet wird, gurrend einen Regentropfen niederrinnen lassen und, während sie darauf warten, daß der Wind sich von neuem wendet, im flüchtigen Sonnenschein, der sie in allen Tönungen irisieren läßt, ihre taubengrauen Schindeln[1] glätten; einen jener Tage, die von so viel Wetterwechseln, atmosphärischen Umwälzungen und Gewittern angefüllt sind, daß der Träge sie nicht verloren zu haben glaubt, weil er sich für die Tätigkeit interessiert, die, wo schon nicht er selbst, so doch die Atmosphäre entfaltet, die gleichsam an seiner Stelle sich geschäftig erweist; Tage, die den Zeiten von Aufständen oder Kriegen gleichen, die dem Schüler nicht unausgefüllt erscheinen, wenn er die Schule schwänzt, weil er in der Umgebung des Palais de Justice oder bei der Lektüre der Zeitungen die Illusion hat, aus den Ereignissen, die sich zugetragen haben, wenn auch nicht aus seiner eigentlichen Arbeit, die er nicht geleistet hat, Nutzen für seinen Geist und eine Entschuldigung für seine Muße zu finden[2] ; Tage endlich, mit denen man die vergleichen kann, an denen sich in unserem Leben eine außergewöhnliche Krise vollzieht, aus der jener, der niemals etwas getan hat, für den Fall, daß sie sich glücklich löst, mit arbeitsamen Gewohnheiten hervorzugehen gedenkt: der Morgen zum Beispiel, an dem er sich zu einem Duell[3] begibt, das unter besonders gefahrvollen Bedingungen stattfinden soll; dann sieht er auf einmal, in dem Augenblick, da es ihm vielleicht für immer entrissen wird, den Preis eines Lebens vor sich, das er hätte nutzen können, um ein Werk zu beginnen oder auch nur Freuden zu genießen, das er aber in keiner Weise auszukosten verstanden hat. Wenn ich zufällig nicht getötet werden sollte, sagt er sich dann, wie werde ich mich da in der gleichen Minute noch an die Arbeit machen,

und wie sehr will ich das Leben genießen! Sein Dasein hat tatsächlich plötzlich in seinen Augen großen Wert bekommen, weil er jetzt in dieses Leben all das hineinlegt, was es ihm seiner Meinung nach geben könnte, nicht aber das Wenige, das er ihm gemeinhin abgewinnt. Er sieht es nach Maßgabe seiner Wünsche, nicht wie – soweit die Erfahrung es ihn gelehrt hat – er selbst es zu gestalten verstand, das heißt mehr als mittelmäßig. Es hat sich im selben Augenblick mit Arbeit, mit Reisen, mit Bergwanderungen, mit allen schönen Dingen angefüllt, die, wie er sich sagen muß, ein fataler Ausgang dieses Duells unmöglich machen würde, ohne zu bedenken, daß sie es vorher schon waren, noch ehe von diesem Duell die Rede war, und zwar wegen der üblen Gewohnheiten, die, auch ohne Duell, weiter bestanden hätten. Er kehrt nach Hause zurück, ohne auch nur verwundet zu sein. Doch er findet wieder die gleichen Hindernisse, die sich den Vergnügungen, den Ausflügen, den Reisen entgegenstellen, all dem, um dessen Genuß durch den Tod für immer geprellt zu werden er einen Augenblick lang gefürchtet hatte; das bringt aber schon das Leben zuwege. Was die Arbeit betrifft – da außergewöhnliche Umstände die Wirkung haben, alles zu übersteigern, was vorher im Menschen vorhanden war, beim Arbeitsamen die Arbeit, beim Müßiggänger die Trägheit –, so erteilt er sich Urlaub.

Ich machte es wie er und wie ich es immer schon gemacht hatte seit meinem alten Entschluß, mich ans Schreiben zu begeben, der so weit zurücklag, mir aber von gestern zu stammen schien, weil ich jeden Tag, einen nach dem anderen, als nicht stattgefunden betrachtet hatte. Ich machte es ebenso auch an diesem Tag und ließ wieder, ohne irgend etwas zu tun, seine Regenschauer und Aufhellungen vorüberziehen, während ich den festen Vorsatz faßte, mit der Arbeit am nächsten Tag zu beginnen. Doch unter einem wolkenlosen Himmel war ich dann der gleiche nicht mehr; der goldene Ton der Glocken enthielt wie der Honig nicht nur Licht, sondern

auch die Empfindung von Licht (und den faden Geschmack der Marmeladen, weil er in Combray oft wie eine Wespe auf unserem bereits abgedeckten Frühstückstisch noch verweilt hatte). An diesem strahlenden Sonnentag von morgens bis abends mit geschlossenen Augen liegenzubleiben, war eine ebenso erlaubte, gebräuchliche, heilsame, angenehme, der Jahreszeit entsprechende Sache, wie die Fensterläden gegen die Hitze geschlossen zu halten. An solchen Tagen war es, daß ich zu Anfang meines zweiten Aufenthalts in Balbec die Geigen des Orchesters zwischen den blauen Wellenbändern der steigenden Flut hatte aufklingen hören. Wieviel mehr besaß ich heute Albertine! Es gab Tage, an denen der Klang einer Glocke, die die Stunde verkündete, auf seinem tönenden Rund eine so frische, so ausdrucksvoll von Nässe überfließende oder lichtdurchwobene Beschilderung trug, daß sie wie eine für Blinde erstellte oder, wenn man will, musikalische Übersetzung des Zaubers war, den für uns Regen oder Sonnenschein haben. Das ging so weit, daß ich mir in solchen Augenblicken mit geschlossenen Augen in meinem Bett liegend sagte, daß alles transponiert werden kann und daß ein nur hörbares Universum ebenso vielfältig wie ein anderes sein kann. Indem ich träge von Tag zu Tag weiterschiffte wie auf einem Kahn und vor mir immer neue verzauberte Erinnerungen auftauchen sah, die ich nicht selbst auswählte, sondern die, im Augenblick zuvor noch unsichtbar, mir von meinem Gedächtnis nacheinander angeboten wurden, ohne daß ich sie mir etwa aussuchen konnte, setzte ich träge in diesen gleichförmigen Räumen meine Spazierfahrt in der Sonne fort.

Die Morgenkonzerte in Balbec lagen nicht lange zurück. Und doch hatte ich mich zu jenem verhältnismäßig nahen Zeitpunkt wenig um Albertine gekümmert. An den ersten Tagen nach meiner Ankunft hatte ich sogar von ihrer Anwesenheit in Balbec nichts gewußt. Durch wen hatte ich davon erfahren? Ach ja, durch Aimé! Es war ebenso schönes Sommerwetter wie heute. Der gute Aimé! Er freute sich so, mich

wiederzusehen. Albertine freilich mag er nicht. Nicht alle können sie lieben. Ja, er hat mir mitgeteilt, daß sie in Balbec war. Woher wußte er es denn? Richtig! Er war ihr begegnet und hatte gefunden, sie habe schlechte Manieren. In diesem Augenblick, als ich Aimés Bericht mit anderen Augen betrachtete als damals, da er ihn mir erstattet hatte, brach plötzlich in meinem Denken, das bisher lächelnd auf seligen Gewässern dahingeglitten war, etwas auf, als sei es gegen eine gefährliche unsichtbare Mine geprallt, die hinterhältig an diesem Punkt meiner Erinnerung verankert worden war. Er hatte zu mir gesagt, er habe sie getroffen, aber sie habe seiner Meinung nach schlechte Manieren. Was hatte er wohl mit schlechten Manieren gemeint? Ich hatte darunter gewöhnliche Manieren verstanden, denn um ihm von vornherein entgegenzutreten, hatte ich erklärt, ich hielte sie vielmehr für sehr distinguiert. Aber nein, vielleicht hatte er sagen wollen: Manieren aus Gomorrha. Sie war mit einer Freundin zusammengewesen, vielleicht hatten sie sich umschlungen gehalten, anderen Frauen nachgesehen, waren vielleicht wirklich durch »Manieren« aufgefallen, wie ich sie an Albertine in meiner Gegenwart nie hatte feststellen können. Wer war die Freundin? Wo war Aimé einer so unerfreulichen Albertine begegnet? Ich versuchte mich genau dessen zu entsinnen, was er mir gesagt hatte, um herauszufinden, ob es sich möglicherweise auf das beziehen konnte, was ich jetzt im Sinn hatte, oder ob er nur von einem unfeinen Betragen hatte sprechen wollen. Ich mochte mich aber noch so sehr danach fragen, die Person, die sich die Frage stellte, und die andere, die über die Erinnerung verfügte, waren leider ein und dieselbe Person, waren ich, der ich mich vorübergehend in zwei Personen spaltete, ohne dadurch etwas zu gewinnen. Ich mochte noch so sehr forschen, ich selbst gab mir die Antwort und erfuhr nichts darüber hinaus. Ich dachte nicht mehr an Mademoiselle Vinteuil. Aus einem neuen Verdacht geboren, war auch der Anfall von Eifersucht, an dem ich litt, neu oder vielmehr nur

die Fortsetzung, die Ausweitung ebenjenes Verdachts; er hatte den gleichen Schauplatz, jetzt nicht mehr Montjouvain, sondern die Straße, auf der Aimé Albertine getroffen hatte; sein Gegenstand aber waren die Freundinnen, deren eine oder andere vermutlich an jenem Tag mit Albertine zusammengewesen war; vielleicht eine gewisse Elisabeth oder auch die beiden jungen Mädchen, die Albertine im Spiegel des Kasinos betrachtet hatte, als sie so tat, als sähe sie sie nicht. Zweifellos hatte sie Beziehungen zu ihnen und auch noch zu Esther, der Cousine Blochs. Wären mir solche Beziehungen durch einen Dritten enthüllt worden, so hätten sie genügt, mir fast den Tod zu geben; da ich sie mir aber selbst in der Phantasie vorstellte, trug ich Sorge, ihnen genügend Unsicherheit hinzuzusetzen, um den Schmerz zu dämpfen. In der Form von Verdachtsmomenten kann man täglich enorme Mengen des Argwohns zu sich nehmen, man werde betrogen, von dem eine sehr schwache Dosis bereits tödlich wäre, würde sie einem durch den Stich eines herzzerreißenden Wortes zugeführt. Wohl deswegen und aus einem Rest von Selbsterhaltungstrieb zögert der Eifersüchtige zwar nicht, sich aufgrund von unschuldigen Tatsachen grausame Argwohnsideen zu bilden, unter der Bedingung allerdings, daß er sich beim ersten Beweis, den man ihm bringt, jeglichem Augenschein verschließt. Überhaupt ist die Liebe ein unheilbares Leiden, wie es jene Diathesen sind, bei denen die rheumatischen Anfälle nur kurze Zeit Ruhe geben, um epileptoiden Migränen [1] Platz zu machen. War der eifersüchtige Argwohn zur Ruhe gekommen, so war ich böse auf Albertine, weil sie sich mir nicht zärtlich genug gezeigt hatte, vielleicht auch in dem Gedanken, sie habe sich mit Andrée über mich lustig gemacht. Mit Grauen dachte ich an die Vorstellung, die sie sich von mir machen mußte, falls Andrée ihr alle unsere Unterhaltungen wiederholt hatte; die Zukunft schien mir fürchterlich. Meine Betrübnis ließ erst von mir ab, wenn ein neuer eifersüchtiger Verdacht mich in neue Nachforschungen stürzte oder wenn im Gegenteil Albertines

Zärtlichkeitsbeweise mir mein Glück bedeutungslos machten. Wer mochte jenes junge Mädchen sein? Ich müßte an Aimé schreiben, versuchen, ihn zu sehen; dann würde ich seine Aussagen im Gespräch mit Albertine überprüfen und sie dazu bringen, mir eine Beichte abzulegen. Inzwischen bat ich in dem Glauben, es müsse sich um seine Cousine handeln, Bloch, der nicht wissen konnte, zu welchem Zweck es sein sollte, er möge mir nur eine Photographie von ihr zeigen oder lieber noch mir die Möglichkeit einer Begegnung mit ihr verschaffen.

Wie viele Personen, Städte, Wege sind wir aus Eifersucht begierig kennenzulernen! Sie ist ein Wissensdurst, durch den wir schließlich über weit voneinander getrennte Punkte nacheinander alle nur möglichen Kenntnisse erwerben außer jener einen, die wir gern besäßen. Man weiß nie, ob nicht ein Argwohn aufbrechen wird, denn plötzlich erinnert man sich an einen Satz, der nicht klar, ein Alibi, das nicht ohne Absicht gegeben war. Man hat zwar die betreffende Person selbst nicht wiedergesehen, aber es gibt auch eine Eifersucht, die erst hinterher entsteht, nachdem man jene verlassen hat, eine Eifersucht a posteriori. Vielleicht war die Gewohnheit, die ich angenommen hatte, in meinem Inneren gewisse Wünsche zu bewahren – so das Verlangen nach einem jungen Mädchen aus der Gesellschaft wie jene, die ich, von ihrer Erzieherin gefolgt, an meinem Fenster vorbeigehen sah, und besonders nach jenem, von dem mir Saint-Loup gesagt hatte, es verkehre in Stundenhotels, oder das Verlangen nach schönen Kammerjungfern und besonders nach der von Madame Putbus[1] , das Verlangen, zu Frühlingsanfang aufs Land zu gehen und Weißdorn, blühende Apfelbäume und Stürme zu erleben, das Verlangen nach Venedig, das Verlangen, mich an die Arbeit zu machen, das Verlangen, ein Leben wie alle anderen zu führen –, vielleicht war diese Gewohnheit, all diese Wünsche ohne Erfüllung in mir zu bewahren und mich mit dem mir selbst gegebenen Versprechen zufriedenzugeben, nicht zu

vergessen, sie eines Tages zu befriedigen, vielleicht war diese nun schon so viele Jahre alte Gewohnheit des ewigen Aufschiebens, dessen, was Monsieur de Charlus als Prokrastination brandmarkte, in mir so allumfassend geworden, daß sie sich auch meines eifersüchtigen Argwohns bemächtigte und mich bewog, während ich mir im Geist vormerkte, mich eines Tages unbedingt mit Albertine über das junge Mädchen auszusprechen (oder über die jungen Mädchen, denn dieser Teil des Berichts war in meiner Erinnerung verworren, verwischt, sozusagen unleserlich geworden), mit dem (oder mit denen) Aimé sie getroffen hatte, ebendiese Aussprache immer wieder hinauszuschieben. Jedenfalls wollte ich heute abend nichts davon zu meiner Freundin sagen, um nicht Gefahr zu laufen, sie von meiner Eifersucht etwas merken zu lassen und sie zu verstimmen. Immerhin, als Bloch mir am folgenden Tag die Photographie seiner Cousine Esther geschickt hatte, beeilte ich mich doch, sie Aimé zukommen zu lassen. Im gleichen Augenblick fiel mir ein, daß Albertine mir am Morgen ein Vergnügen versagt hatte, das sie allerdings hätte ermüden können. Hatte sie es getan, um es für jemand anderen aufzusparen, für heute nachmittag vielleicht? Und für wen denn? So findet die Eifersucht kein Ende, und selbst wenn die geliebte Person sie, aufgrund ihres Todes beispielsweise, nicht mehr mit ihren Handlungen zu wecken imstande ist, kann es doch geschehen, daß später als alle Begebenheiten Erinnerungen sich in unserem Gedächtnis plötzlich wie die Begebenheiten selber verhalten, Erinnerungen nämlich, denen wir bis dahin nicht auf den Grund gegangen sind, denen aber allein unser Nachdenken ohne äußeren Anlaß einen neuen, schrecklichen Sinn verleiht. Man braucht dazu nicht zu zweit zu sein, es reicht, wenn man sich allein in seinem Zimmer Gedanken hingibt, damit neue Treulosigkeiten unserer Geliebten stattfinden, mag sie auch tot sein. Daher hat man in der Liebe nicht wie im gewöhnlichen Leben bloß die Zukunft zu fürchten, sondern sogar die Vergangenheit, die sich für uns oft

erst nach der Zukunft ereignet, und wir meinen damit nicht nur die Vergangenheit, die wir erst nachträglich erfahren, sondern auch jene, die wir lange Zeit in uns bewahrt haben und nun unversehens entziffern können.

Wie dem auch sei, ich war sehr glücklich, daß der Nachmittag zu Ende ging und die Stunde nicht mehr fern war, da ich von Albertines Gegenwart die Beruhigung einfordern konnte, die ich so dringend benötigte. Unglücklicherweise wurde der Abend einer von denen, an dem diese Beruhigung mir nicht zuteil wurde, und der Kuß, den Albertine mir beim Abschied gab, sollte mich auch, ganz im Gegensatz zum gewohnten Kuß, nicht wirksamer beruhigen als einst der meiner Mutter, wenn sie böse mit mir war und ich sie nicht zurückzurufen wagte, aber spürte, daß ich unmöglich einschlafen konnte. Solche Abende waren jetzt die, an denen Albertine für den nächsten Tag etwas plante, wovon ich nichts wissen sollte. Hätte sie es mir anvertraut, so hätte ich zur Verwirklichung des Plans einen Eifer an den Tag gelegt, den niemand außer Albertine bei mir hätte wecken können. Doch sie sagte mir nichts und brauchte mir im übrigen auch nichts zu sagen; sobald sie wieder da war, auf der Schwelle zu meinem Zimmer, noch mit ihrem Hut oder ihrer Toque auf dem Kopf, hatte ich es schon erkannt, das namenlose, tückische, heftige, unbezähmbare Verlangen. Es trat nun häufig an Abenden auf, an denen ich auf sie mit den zärtlichsten Gefühlen gewartet und gehofft hatte, ihr auf zärtlichste Weise um den Hals zu fallen. Die Uneinigkeiten, die so oft zwischen mir und meinen Eltern bestanden hatten, wenn ich sie kühl oder gereizt in dem Augenblick antraf, da ich ihnen überströmend von Zärtlichkeit entgegenstürzte, sind leider, ach, nichts gegen die, die zwischen zwei Liebenden entstehen. Hier liegt der Schmerz viel weniger an der Oberfläche, er ist viel schwerer zu ertragen, und er sitzt in einer viel tieferen Schicht des Herzens. An jenem Abend mußte mir Albertine gleichwohl von ihrem Plan etwas sagen; ich brachte schnell heraus, daß sie am folgenden

Tag Madame Verdurin einen Besuch machen wollte, was mich an sich gar nicht gestört hätte. Gewiß aber geschah es, um dort irgend jemanden zu treffen oder ein Vergnügen zu arrangieren. Sonst hätte sie auf diesen Besuch nicht solchen Wert gelegt. Ich meine, sie hätte andernfalls nicht wieder und wieder behauptet, sie lege keinen Wert darauf. Ich hatte in meinem Leben den umgekehrten Weg eingeschlagen wie die Völker, die sich der phonetischen Schrift erst bedienen, nachdem sie die Schriftzeichen zuvor als eine Reihe von Symbolen angesehen haben; ich, der ich so viele Jahre hindurch das wirkliche Leben und Denken der anderen Personen nur in der unmittelbaren Aussage gesucht hatte, die sie mir von sich aus gewährten, war durch ihre Schuld dazu gelangt, Bedeutung nur solchen Zeugnissen beizumessen, die kein rationaler oder analytischer Ausdruck der Wahrheit sind; die Worte selbst gaben mir Auskunft nur unter der Bedingung, daß sie in gleicher Weise interpretiert wurden wie das Einströmen des Blutes in das Gesicht einer Person, die in Verwirrung gerät, oder ein plötzliches Schweigen. Ein bestimmtes Adverb (zum Beispiel im Munde von Monsieur de Cambremer, der, als er glaubte, daß ich »Schriftsteller« sei, und noch ehe er mit mir gesprochen hatte, mitten in dem Bericht über einen Besuch bei den Verdurins sich zu mir wendete und sagte: »Es war *ausgerechnet* Borelli[1] da«), das plötzlich durch das unwillkürliche, manchmal sogar gefährliche Zusammenstoßen zweier Ideen hell aufflammt, die der Gesprächspartner gar nicht ausgedrückt hat, die ich aber durch geeignete Methoden der Analyse oder Elektrolyse aus jenem herauslocken konnte, sagte mir mehr als ein ausführlicher Bericht. Albertine beließ manchmal in ihren Reden das eine oder andere dieser wertvollen Amalgame, die ich sogleich »weiterverarbeitete«, um sie zu deutlichen Vorstellungen umzubilden.

Überhaupt ist es eines der furchtbarsten Dinge für den Liebenden, daß die speziellen Tatsachen – die nur durch Erfahrung oder Spionage erkannt werden können – derart schwer

aufzufinden sind, während im Gegensatz dazu die Wahrheit sich schnell enthüllt oder zumindest erahnen läßt. Oft hatte ich gesehen, wie Albertine in Balbec vorübergehende junge Mädchen jäh und lange anschaute mit einem Blick, der wie eine Berührung war; hinterher fragte sie dann, sofern ich die Betreffenden kannte: »Sollen wir sie nicht zu uns holen? Ich möchte ihnen gern ein paar Ungezogenheiten sagen.« Seit einiger Zeit jedoch, vermutlich, seitdem sie mich durchschaute, gab es keine Bitte mehr, jemanden einzuladen, kein einziges Wort, nicht einmal mehr zurückgewandte Blicke, die jetzt gegenstandslos und stumm geworden waren und zusammen mit der geistesabwesenden und leeren Miene, die sie begleitete, ebenso aufschlußreich waren wie früher ihre magnetische Kraft. Nun aber war es unmöglich, daß ich ihr Vorwürfe machte oder Fragen stellte wegen Dingen, von denen sie erklärt hätte, sie seien so lächerlich klein, derart unbedeutend, daß ich sie überhaupt nur beachtete, um eben »bei allem etwas zu finden«. Es ist schon schwierig zu sagen: Warum haben Sie diese oder jene Vorübergehende angeschaut?, aber viel schwieriger noch: Warum haben Sie sie nicht angeschaut? Und doch wußte ich, woran ich war, oder ich hätte es zumindest wissen müssen, wenn ich nicht lieber den Beteuerungen Albertines geglaubt hätte, als all jenen in einem Blick eingeschlossenen und durch ihn bewiesenen Nichtigkeiten, diesem oder jenem Widerspruch auch in ihren Worten, den ich oft erst feststellte, lange nachdem ich sie verlassen hatte, der mich die ganze Nacht quälte, den ich nicht wieder zu erwähnen wagte, der aber darum nicht weniger von Zeit zu Zeit mein Gedächtnis mit seinem periodischen Besuchen beehrte. Selbst was die heimlichen oder abgewandten Blicke am Strand von Balbec oder in den Straßen von Paris betraf, konnte ich mich manchmal fragen, ob die Person, die sie auf sich lenkte, wirklich nur der Gegenstand von im Augenblick ihres Vorübergehens auftauchenden Wünschen war oder nicht vielmehr eine alte Bekanntschaft oder auch ein junges Mäd-

chen, von dem man ihr nur erzählt hatte – allerdings zu meiner großen Verwunderung, wenn ich es erfuhr, so wenig paßte das, hätte man meinen können, zu den möglichen Bekanntschaften Albertines. Doch das moderne Gomorrha ist ein Puzzle, das aus Stücken besteht, die von überall da herkommen, von wo man sie am wenigsten erwarten würde. So sah ich einmal in Rivebelle ein großes Diner mit an, bei dem ich zufällig wenigstens dem Namen nach alle zehn Teilnehmerinnen kannte, die, untereinander so verschieden wie möglich, sich doch zu einer Einheit zusammenfügten, so daß ich niemals eine Tischgesellschaft gesehen habe, die gleichzeitig so homogen und so zusammengewürfelt war.

Um auf die jungen Vorübergehenden zurückzukommen, so hätte Albertine niemals eine ältere Dame oder einen Greis mit einem so fixierenden oder aber einem so reservierten Blick angeschaut, ganz als sähe sie nichts. Die betrogenen Ehemänner, die nichts wissen, wissen gleichwohl alles. Doch man braucht ein inhaltlich besser dokumentiertes Dossier, um eine Eifersuchtsszene vom Zaun zu brechen. Zwar verhilft uns nämlich die Eifersucht dazu, bei der von uns geliebten Frau eine gewisse Neigung zur Lüge festzustellen, doch sie verhundertfacht diese Neigung auch, wenn die Frau entdeckt hat, daß wir eifersüchtig sind. Sie lügt (in einem Umfang, in dem sie zuvor niemals gelogen hat), sei es aus Mitleid, sei es aus Angst, oder sie entzieht sich instinktiv durch eine Flucht, die parallel zu unseren Nachforschungen verläuft. Gewiß gibt es Liebesbeziehungen, bei denen eine leichtlebige Frau in den Augen des Mannes, der sie liebt, gleich zu Beginn in der Rolle der Tugendhaften auftritt. Doch wie viele andere umfassen zwei einander völlig entgegengesetzte Perioden! In der ersten spricht die Frau fast locker, einfach etwas abschwächend von ihrer Neigung, das Leben zu genießen, von ihren galanten Abenteuern, lauter Dingen, die sie später gegenüber demselben Mann aufs energischste leugnen wird, wenn sie erst einmal bemerkt hat, daß er eifersüchtig ist und ihr nachspürt. Es

geht ihm dann manchmal so, daß er die Zeit jener ersten vertrauensseligen Bekenntnisse zurücksehnt, obwohl die Erinnerung daran für ihn eine Tortur bedeutet. Wenn die Frau ihm jetzt noch solche Eröffnungen machte, so würde sie ihm ja fast selbst das Geheimnis der Verfehlungen ausliefern, denen er erfolglos alle Tage nachspürt. Und außerdem, welche Hingabe, welches Vertrauen, welche Freundschaft würde darin liegen! Wenn sie nicht leben kann, ohne ihn zu betrügen, so würde sie ihn wenigstens als Freundin betrügen, ihm von ihren Vergnügungen erzählen, ihn daran teilnehmen lassen. Er denkt dann mit Bedauern an ein solches Leben zurück, wie es sich zu Beginn ihrer Liebe abzuzeichnen schien, jedoch durch den weiteren Verlauf unmöglich gemacht worden ist, in dem diese Liebe zu etwas so grausam Schmerzhaftem wurde, daß eine Trennung je nach Lage der Dinge entweder unvermeidlich oder unmöglich wird.

Manchmal war die Schrift, aus der ich die Lügen Albertines entzifferte, keine Bilderschrift, sondern man mußte sie einfach rückwärts lesen; so hatte sie mir an diesem Abend mit gleichgültiger Miene die Mitteilung gemacht, die eigentlich ganz unbemerkt passieren sollte: »Es wäre möglich, daß ich morgen zu den Verdurins fahre, ich weiß allerdings noch nicht, ob ich es tue, große Lust habe ich eigentlich nicht.« Das war ein kindisches Anagramm für das folgende Geständnis: Morgen gehe ich zu den Verdurins, es steht unabdingbar fest, denn ich lege den größten Wert darauf. Das scheinbare Zögern stand für einen unverrückbaren Vorsatz und hatte den Zweck, die Wichtigkeit des Besuches in dem Augenblick, in dem er mir angekündigt wurde, gleichzeitig zu verringern. Albertine verwendete immer einen zweifelnden Ton für unwiderrufliche Entschlüsse. Mein Entschluß stand nicht weniger fest: Ich gedachte es so einzurichten, daß der Besuch bei Madame Verdurin nicht stattfinden würde. Die Eifersucht ist oft nur ein ruheloses Bedürfnis nach Tyrannei im Bereich von Liebesdingen. Ich hatte zweifellos von meinem Vater das jäh auftre-

tende willkürliche Verlangen geerbt, die Wesen, die ich am meisten liebte, in den Hoffnungen zu bedrohen, in denen sie sich mit einer Sicherheit wiegten, deren trügerischen Charakter ich ihnen dann zu beweisen wünschte; als ich sah, daß Albertine ohne mein Wissen, ja hinter meinem Rücken den Plan einer Unternehmung gefaßt hatte, die ich ihr mit allen Mitteln der Welt leicht und angenehm gemacht hätte, wäre ich dabei ihr Vertrauter gewesen, warf ich nachlässig hin, um sie zu erschrecken, an diesem Tag gedächte ich selbst eine Ausfahrt zu machen.

Ich begann, Albertine andere Ausflugsziele nahezulegen, die den Besuch bei den Verdurins unmöglich gemacht hätten, und zwar mit Worten, die von angeblicher Gleichgültigkeit geprägt waren, unter der ich meine nervöse Gereiztheit zu verbergen suchte. Sie aber spürte sie dennoch auf. Sie traf bei ihr auf die elektrische Kraft eines entgegengesetzten Willens und wurde dadurch heftig zurückgestoßen; in den Augen Albertines glaubte ich die Funken sprühen zu sehen. Wozu überhaupt sollte ich darauf achten, was in diesem Augenblick die Augen sagten? Wie kam es, daß ich nicht schon seit langem bemerkt hatte, daß die Augen Albertines zur Familie derer gehörten, die (selbst bei mittelmäßigen Menschen) aus mehreren Teilchen gemacht zu sein scheinen wegen all der Orte, an denen die Person an einem bestimmten Tag sein möchte (was sie allerdings zu verbergen trachtet)? Augen, die Unbewegtheit und Passivität vortäuschen, in Wirklichkeit aber mit Dynamik geladen sind, meßbar an den Metern und Kilometern, die es zurückzulegen gilt, um zu dem gewollten, unabdingbar gewollten Rendezvous zu gelangen, Augen, die weniger dem lockenden Vergnügen entgegenlächeln als sich mit Trauer und Mutlosigkeit umwölken, weil es vielleicht schwierig sein wird, sich zu dem Rendezvous zu begeben. Wir halten sie zwar in Händen, doch sind solche Menschen von Natur aus flüchtig. Um die Gemütsbewegungen zu verstehen, die sie erregen und die andere, mögen sie sogar schö-

ner sein, nicht erregen, muß man in Rechnung stellen, daß sie nicht regungslos, sondern in Bewegung sind, und ihrer Person ein Zeichen hinzufügen, wie es in der Physik das Zeichen für Geschwindigkeit ist.

Wenn wir in ihren Tageslauf eingreifen, so gestehen sie das Vergnügen ein, das sie uns so lange verborgen hatten: Ich wollte so gern um fünf Uhr mit der oder jener Person, die ich gern mag, Tee trinken! Nun gut, ein halbes Jahr später machen wir die Bekanntschaft der eben angeführten Person, wir erfahren, daß die Freundin, deren Pläne wir gestört haben und die, in die Enge getrieben, um ihre Freiheit wiederzuerlangen, wie ein Geständnis den Nachmittagstee erwähnt hatte, den sie täglich zu der Stunde, in der wir sie nicht sahen, bei einer befreundeten Person einzunehmen vorgab, von jener anderen Person nie empfangen worden ist, daß sie nie zum Tee bei ihr war, sondern daß unsere Freundin immer gesagt hat, sie sei ausgerechnet durch uns sehr in Anspruch genommen.

Also war die Person, mit der sie die Teestunde regelmäßig zusammen zu verleben behauptete, mit der sie – sie flehte uns förmlich um die Erlaubnis an – so gern auch weiterhin Tee trinken wollte, diese Person, das heißt der unter Zwang angegebene Grund, gar nicht diese, sondern eine andere und auch die Sache selbst etwas anderes. Etwas anderes, aber was? Eine andere Person, aber welche? Ach, aus den facettenartigen Augen, die traurig in die Weite blicken, könnte man vielleicht Entfernungen ablesen, doch sagen sie über die Richtung nichts aus. Das unendliche Feld der Möglichkeiten breitet sich vor uns aus, und wenn zufällig der wirkliche Sachverhalt uns sichtbar würde, läge er so weit außerhalb dieser Möglichkeiten, daß wir in jähem Taumel gegen diese plötzlich vor uns stehende Wand prallen und hintenüberfallen würden. Die Feststellung von Bewegung und Flucht ist nicht einmal unerläßlich. Es würde schon genügen, daß wir darauf schließen. Sie hatte uns einen Brief versprochen, wir waren ruhig, wir liebten nicht mehr. Der Brief ist nicht gekommen, mit keiner

Post trifft einer für uns ein. »Was geht vor?« Die Angst ist von neuem da und ebenso die Liebe. Gerade Wesen dieser Art flößen uns Liebe ein – um uns zur Verzweiflung zu treiben. Denn jede neue Angst, die wir um ihretwillen erleiden, nimmt ihnen in unseren Augen etwas von ihrer Persönlichkeit. Wir waren auf Leiden gefaßt, weil wir außerhalb von uns zu lieben glaubten; nun aber merken wir, daß unsere Liebe eine Funktion unseres Kummers, daß unsere Liebe vielleicht unser Kummer selber und daß ihr Gegenstand nur zu einem schwachen Teil das schwarzgelockte junge Mädchen ist. Aber es ist so, gerade diese Wesen flößen uns Liebe ein. In den meisten Fällen wird ein Körper nur dann Gegenstand der Liebe sein, wenn tiefe innere Erregung, die Furcht, ihn zu verlieren, die Ungewißheit, ihn wiederzufinden, sich in ihm bündeln. Diese Art von Angst hat freilich zum Körper eine sehr enge Beziehung. Sie fügt ihm einen Vorzug hinzu, der mehr als Schönheit ist, weshalb man Männer sieht, die den schönsten Frauen gegenüber gleichgültig bleiben, doch andere leidenschaftlich lieben, die uns häßlich vorkommen. Diesen, diesen flüchtigen Wesen, heftet ihre Natur und unsere eigene Unruhe Flügel an. Sogar wenn sie bei uns sind, scheint ihr Blick uns zu sagen, daß sie gleich davonfliegen werden. Der Beweis dieser Schönheit, wie sie von den Flügeln hinzugefügt wird, einer Schönheit, die die Schönheit selbst übertrifft, liegt darin, daß häufig dasselbe Wesen nacheinander für uns flügellos und geflügelt ist. Wenn wir es zu verlieren fürchten, vergessen wir alle anderen. Doch wenn wir sicher sind, daß wir es behalten werden, vergleichen wir es mit jenen, an denen wir auf der Stelle größere Reize entdecken. Da aber diese Gefühle der Unruhe und der Sicherheit von einer Woche zur anderen alternieren können, kann es jemand erleben, daß wir ihm eine Woche lang alles opfern, daß er aber in der folgenden Woche selbst geopfert wird, und so kann es noch sehr lange weitergehen. Das wäre unbegreiflich, wenn wir nicht wüßten (aus der Erfahrung heraus, die jeder Mann in seinem Leben zu-

mindest einmal macht, nämlich zu lieben aufgehört und eine Frau vergessen zu haben), wie wenig in sich selbst jemand vorstellt, wenn er nicht mehr oder noch nicht von unseren Gefühlen durchdrungen wird. Wohlverstanden, wenn wir von solchen Flüchtigen reden, so gilt das gleiche auch von Gefangenen, von den gefangenen Frauen, die man niemals halten zu können glaubt. Deshalb verabscheuen Männer ja Kupplerinnen, denn diese erleichtern die Flucht und locken mit der Versuchung; wenn sie aber eine Frau lieben, die gefangengehalten wird, suchen sie gern Kupplerinnen auf, um jene aus ihrem Gefängnis herauszubringen und sich zuführen zu lassen. Wenn die Verbindungen mit entführten Frauen weniger dauerhaft sind, so deswegen, weil unsere ganze Liebe in der Furcht liegt, sie niemals zu erringen, oder in der Unruhe liegt, sie könnten uns entkommen, und weil, wenn sie einmal ihrem Gatten geraubt, vom Theater fortgeholt, von der Versuchung, uns zu verlassen, geheilt sind, mit einem Worte nicht mehr mit irgendeiner tieferen Erregung in uns verknüpft bleiben, diese Frauen nur noch sie selbst sind, das heißt fast nichts mehr, und, wie lange Zeit hindurch auch begehrt, bald von ebenjenem verlassen werden, der so sehr fürchtete, sie könnten ihn verlassen.

Ich habe die Frage gestellt: Wieso habe ich es nicht erraten? Aber hatte ich es nicht schon am ersten Tag in Balbec erraten? Hatte ich nicht in Albertine eines jener Mädchen erraten, unter deren fleischlicher Hülle mehr verborgene Wesen sich regen als – wie soll ich sagen – in einem Kartenspiel, das in seinem Kästchen ruht, in einer geschlossenen Kathedrale oder in einem Theater, bevor man es besucht, sondern als in der unermeßlichen, sich immer erneuernden Menge? Es sind nicht nur so viele Wesen, sondern es ist das Verlangen nach ihnen, die lustvolle Erinnerung an sie, das unruhige Suchen nach so vielen Wesen. In Balbec hatte es mich nicht beunruhigt, weil ich dort noch nicht vermuten konnte, daß ich mich eines Tages auf noch dazu falschen Spuren bewegen würde.

Immerhin aber hatte es Albertine in meinen Augen die ganze Fülle eines Wesens gegeben, in dem bis obenhin unzählige andere Wesen, unzählige Wünsche und lustvolle Erinnerungen an andere Wesen sich aufeinanderschichten. Jetzt aber, da ihr eines Tages die Worte »Mademoiselle Vinteuil« über die Lippen gekommen waren, hätte ich ihr nicht das Kleid abreißen mögen, um ihren Körper zu sehen, sondern viel lieber durch ihren Körper hindurch einen Blick auf das Notizbuch ihrer Erinnerungen und ihrer bevorstehenden heißblütigen Rendezvous geworfen.

Welch außerordentliches Gewicht bekommen wahrscheinlich ganz belanglose Dinge plötzlich, wenn ein Wesen, das wir lieben (oder dem nur diese Doppelzüngigkeit fehlte, damit wir es lieben), sie vor uns verbirgt! An sich flößt uns das Leiden nicht unbedingt Gefühle von Liebe oder Haß der Person gegenüber ein, die es verursacht. Ein Chirurg, der uns Schmerz zufügt, läßt uns kalt. Eine Frau jedoch, die uns während einer gewissen Zeit gesagt hat, wir seien alles für sie, ohne daß sie dabei auch alles für uns gewesen wäre, eine Frau, die wir mit Vergnügen sehen, küssen, auf unseren Knien halten, versetzt uns in größtes Erstaunen, wenn wir auch nur an einem plötzlichen Widerstand spüren, daß wir nicht ganz und gar über sie verfügen. Die Enttäuschung weckt dann manchmal in uns die vergessene Erinnerung an eine frühere Angst, von der wir gleichwohl wissen, daß sie nicht durch diese Frau, sondern durch andere hervorgerufen worden war, deren Treulosigkeiten sich in unserer Vergangenheit aneinanderreihen. Woher nimmt man denn überhaupt den Mut zum Leben, wie kann man den Finger rühren, um sich vor dem Tod zu bewahren in einer Welt, in der die Liebe nur durch Lüge hervorgerufen wird und einzig in dem Bedürfnis besteht, unsere Leiden durch ebendas Wesen gelindert zu sehen, das sie verschuldet hat? Um aus der Niedergeschlagenheit, die man empfindet, wenn man diese Lüge und diesen Widerstand entdeckt, sich zu befreien, gibt es freilich das traurige Mittel,

daß man mit Hilfe von anderen Menschen, die, wie man spürt, in dessen Leben eine größere Rolle spielen als man selbst, gegen seinen Willen auf das Wesen einzuwirken, das uns Widerstand leistet und uns belügt, was heißt, daß wir selbst List anwenden und uns hassenswert machen. Doch das Leiden einer solchen Liebe gehört zu denen, die unweigerlich bewirken, daß der Kranke in einer Veränderung seiner Lage ein illusorisches Wohlbefinden sucht. An solchen Mitteln der Einwirkung fehlt es uns leider nicht! Das Schreckliche aber an solchen Liebesgefühlen, die nur durch Unruhe erzeugt worden sind, ist, daß wir unaufhörlich in unserem Käfig belanglose Äußerungen hin und her wenden; ganz zu schweigen davon, daß die Wesen, für die wir sie hegen, in körperlicher Hinsicht selten genug ganz unseren Wünschen entsprechen, da nicht eine freie Entscheidung unseres Geschmacks, sondern der Zufall einer Minute der Angst (einer Minute, die endlos ausgedehnt wird durch unsere Charakterschwäche, die jeden Abend neue Experimente macht und sich nicht scheut, zu Beruhigungsmitteln zu greifen) sie für uns ausgewählt hat. Gewiß war meine Liebe zu Albertine nicht die unergiebigste von allen, zu denen man aus Mangel an Willensstärke herabsinken kann, denn völlig platonisch war sie nicht; sie verschaffte mir Befriedigung meiner Sinne, und außerdem war Albertine gescheit. Aber all das war eigentlich überflüssig. Was meinen Geist beschäftigte, war nicht, was sie etwa Gescheites äußerte, sondern irgendein Wort, das bei mir einen Zweifel an ihren Handlungen weckte. Ich versuchte mich zu erinnern, ob sie dies oder jenes gesagt hatte, mit welcher Miene, in welchem Augenblick, in Beantwortung welcher Worte, die ganze Szene ihres Dialogs mit mir wieder zu rekonstruieren, mich zu fragen, in welchem Augenblick sie zu den Verdurins hatte gehen wollen und welches meiner Worte den ärgerlichen Ausdruck auf ihrem Gesicht hervorgerufen hatte. Selbst bei einem äußerst wichtigen Ereignis hätte ich mir nicht so viel Mühe gegeben, die Wahrheit herauszufinden, die richtige Atmosphäre

und Farbe zu rekonstruieren. Gewiß gelingt es einem manchmal, diese Art von Unruhe, nachdem sie einen Grad erreicht hat, wo sie uns unerträglich geworden ist, einen Abend lang völlig zu beschwichtigen. Zu dem Fest, zu dem die Freundin, die wir lieben, sich begeben soll und über dessen wahre Natur unser Geist seit so vielen Tagen schon gebrütet hat, werden auch wir eingeladen; unsere Freundin hat dort Blicke und Worte nur für uns, wir bringen sie nach Hause und erfahren dann, nachdem unsere Unruhe zerstreut ist, eine so vollkommene und erholsame Ruhe wie die, welche uns manchmal der tiefe Schlaf nach langen Wanderungen schenkt. Meist aber wechseln wir einfach den Gang unserer Unruhe. Ein Wort aus dem Satz, der uns beruhigen sollte, lenkt den Verdacht auf eine neue Spur. Freilich ist eine solche Ruhe es wert, daß wir sie teuer bezahlen. Doch wäre es nicht einfacher gewesen, dabei nicht auch gleichzeitig aus freien Stücken die Angst einzuhandeln und dazu noch zu einem höheren Preis? Außerdem wissen wir sehr wohl, daß sich die Unruhe, mag diese augenblickliche Entspannung auch noch so fühlbar sein, sich dennoch als stärker erweisen wird. Oft wird sie gerade durch die Bemerkung erneuert, deren Zweck es war, uns die Ruhe zu bringen. Die Anforderungen unserer Eifersucht und die Verblendung unserer Leichtgläubigkeit sind größer, als die geliebte Frau hätte vermuten können. Wenn sie uns unaufgefordert schwört, dieser oder jener Mann sei für sie nur ein Freund, so rührt sie uns aufs tiefste durch die Mitteilung auf, daß – was wir gar nicht ahnten – er ein Freund für sie war. Während sie uns erzählt, um uns ihre Aufrichtigkeit zu beweisen, wie sie zusammen am gleichen Nachmittag Tee getrunken haben, nimmt bei jedem Wort, das sie sagt, das Unsichtbare, das Ungeahnte Gestalt vor unseren Augen an. Sie gesteht, er habe sie aufgefordert, seine Geliebte zu werden, und wir leiden Qualen dabei, daß sie seine Reden auch nur hat anhören mögen. Sie habe abgelehnt, erklärt sie uns. Doch wenn wir uns dann etwas später ihre Worte in Erinnerung

rufen, werden wir uns fragen, ob ihre Weigerung tatsächlich wahr ist, denn es fehlt den einzelnen Dingen, die sie uns erzählt hat, jene logische, zwingende Verbindung, die mehr noch als Tatsachen, die man uns berichtet, Indiz der Wahrheit ist. Zudem hat sie in jenem schrecklichen, hochmütigen Tonfall erklärt: »Ich habe kategorisch nein gesagt«, der in allen Gesellschaftsklassen bei einer Frau auftritt, wenn sie lügt. Und dabei muß man es ihr noch danken, daß sie sich geweigert hat, muß man sie durch gütiges Verhalten ermutigen, uns auch weiter solche grausamen Geständnisse zu machen. Höchstens fragen wir noch: »Aber wenn er schon solche Anträge gemacht hatte, weshalb haben Sie sich dann überhaupt darauf eingelassen, mit ihm Tee zu trinken?« – »Damit er nicht böse werden und behaupten könnte, ich sei nicht nett zu ihm.« Wir wagen dann nicht, ihr zur Antwort zu geben, daß sie sich, wenn sie abgelehnt hätte, jedenfalls uns gegenüber netter betragen hätte.

Im übrigen erschreckte mich Albertine durch die Bemerkung, ich hätte ganz recht, wenn ich verlauten ließ – um ihr nicht zu schaden –, daß ich nicht ihr Liebhaber sei. »Noch dazu«, fuhr sie fort, »stimmt es ja, daß Sie es nicht sind.« Ich war es vielleicht tatsächlich nicht ganz und gar; aber sollte ich daraufhin annehmen, sie tue die gleichen Dinge, die sie mit mir trieb, auch mit allen Männern, deren Geliebte, wie sie mir immer versicherte, sie nicht gewesen war? Wissen um jeden Preis, was Albertine dachte, wen sie sah, wen sie liebte: Wie seltsam war es doch, daß ich diesem Bedürfnis alles opferte, da ich doch genauso danach verlangt hatte, Gilberte betreffende Eigennamen und Tatsachen in Erfahrung zu bringen, die mir jetzt allesamt so gleichgültig waren! Ich war mir wohl darüber klar, daß in sich selbst die Handlungen Albertines ebenso unbedeutend waren. Es ist merkwürdig, daß eine erste Liebe durch die empfindliche Spur, die sie in unserem Herzen zurückläßt, zwar den darauffolgenden Liebeserlebnissen ihren Weg vorzeichnet, uns aber mit der Gleichheit der Symptome

und Leiden nicht wenigstens das Mittel verschafft, diese zu heilen. Ist es überhaupt nötig, daß man eine Tatsache weiß? Kennt man nicht von vornherein schon auf eine ganz allgemeine Art die Lügen und die Verschwiegenheit der Frauen, die etwas zu verbergen haben? Kann ein Irrtum noch möglich sein? Sie machen aus ihrer Diskretion eine Tugend, wo man sie doch so gern zum Sprechen bringen würde. Wir spüren, daß sie ihrem Komplizen gesagt haben: »Ich bin verschwiegen. Von mir wird man nichts erfahren, ich bin verschwiegen.«

Man gibt sein Vermögen, ja sein Leben für ein Wesen hin, und dennoch weiß man genau, daß man zehn Jahre früher oder später ihm dieses Vermögen verweigern und sein Leben lieber für sich behalten würde. Dann nämlich wäre das Wesen von uns gelöst, allein, das heißt gegenstandslos. Was uns an andere Menschen heftet, sind die tausend Wurzeln und unzähligen Fäden, die die Erinnerungen vom Abend vorher und die Hoffnungen auf den folgenden Morgen knüpfen; es ist das lückenlose Gewebe von Gewohnheiten, aus dem wir uns nicht zu befreien vermögen. Ebenso wie es Geizige gibt, die aus Großzügigkeit Schätze aufhäufen, sind wir selbst Verschwender, die aus Geiz etwas hergeben, und wir opfern unser Leben weniger einem bestimmten Wesen als vielmehr allem, was es von unseren Stunden, von unseren Tagen an sich gebunden hat, von allem, demgegenüber das noch nicht gelebte, das mehr oder weniger zukünftige Leben uns wie ein ferneres, losgelösteres, weniger intimes und weniger uns zugehöriges Leben vorkommt. Man müßte sich von diesen Fesseln befreien, die so viel mehr Gewicht haben als jenes Wesen selbst, doch bewirken sie, daß in uns ihm gegenüber für den Augenblick Pflichten entstehen, um derentwillen wir nicht wagen, es zu verlassen, aus Furcht, von ihm schlecht beurteilt zu werden; später freilich fänden wir den Mut, denn befreit von uns selbst wäre es nicht mehr wir, und im Grunde schaffen wir

uns Pflichten (sollten diese sogar scheinbar widersinnig zum Selbstmord führen) einzig gegen uns selbst.

Wenn ich Albertine nicht liebte – sicher war ich dessen nicht –, so war der Platz, den sie bei mir einnahm, gar nicht außergewöhnlich. Wir leben nur mit dem, was wir nicht lieben, was wir einzig in unsere Nähe gezogen haben, um die unerträgliche Liebe zu töten, ob es sich nun um eine Frau, ein Land oder auch um eine Frau handelt, die ein Land miteinschließt. Wir hätten sogar große Angst, die Liebe könne noch einmal beginnen, wenn es von neuem zu einer Abwesenheit käme. Zu diesem Punkt war ich mit Albertine aber nicht gelangt. Ihre Lügen, ihre Geständnisse beließen mir die Aufgabe, die Wahrheit aufzuhellen: ihre Lügen, die so zahlreich waren, weil sie sich nicht damit begnügte, zu lügen wie jedes Wesen, das sich geliebt glaubt, sondern weil sie, abgesehen davon, eine Lügnerin von Natur war (und so sprunghaft im übrigen, daß sie, selbst wenn sie mir jedesmal die Wahrheit über das gesagt hätte, was sie zum Beispiel von den Leuten dachte, jedesmal etwas anderes geäußert haben würde); ihre Geständnisse, weil sie selten erfolgten, meist gleich wieder abgebrochen wurden und untereinander, soweit sie die Vergangenheit betrafen, große leere Zwischenräume ließen, in denen ich ihr Leben nachzeichnen und zu diesem Zweck erst in Erfahrung bringen mußte. Was die Gegenwart betraf, so log Albertine – wenn ich den sibyllinischen Reden von Françoise Glauben schenken wollte – nicht nur in bezug auf einzelne Punkte, sondern auf einen ganzen Tatsachenkomplex, und ich »würde schon eines schönen Tages sehen«, was Françoise zu wissen den Anschein erweckte, mir aber nicht verraten wollte und wonach ich sie nicht zu fragen wagte. Im übrigen sprach Françoise wahrscheinlich aus der gleichen Eifersucht heraus, die sie früher Eulalie gegenüber verspürt hatte, von den unwahrscheinlichsten Dingen, die derart unbestimmt waren, daß man höchstens dahinter die ebenfalls ganz unwahrscheinliche Unterstellung vermuten konnte, die arme Gefangene (die

Frauen liebte) würde eine Heirat mit jemandem vorziehen, der nicht unbedingt ich zu sein schien. Selbst wenn das gestimmt hätte, wie hätte Françoise trotz ihrer geradezu telepathischen Fähigkeiten es so genau wissen können? Die Erzählungen Albertines freilich konnten mir keineswegs ein eindeutiges Bild davon verschaffen, denn die der einzelnen Tage unterschieden sich so deutlich voneinander wie die Farben eines Kreisels, der fast zum Stillstand gekommen ist. Im übrigen schien aus Françoise vor allem der Haß zu sprechen. Es verging kein Tag, an dem sie nicht Worte äußerte – und ich in Abwesenheit meiner Mutter solche über mich ergehen lassen mußte – wie etwa die folgenden: »Gewiß, Sie sind ein liebenswürdiger Herr, und ich werde nie die Dankbarkeit vergessen, die ich Ihnen schulde« (dies wahrscheinlich, damit ich neue Ansprüche an ihre Dankbarkeit stellte) »aber das Haus ist verpestet, seitdem die Liebenswürdigkeit dem Trug hier Einlaß verschafft, seitdem die Klugheit das Dümmste beschützt, was es je gegeben hat, seitdem der Scharfsinn, die guten Manieren, der Geist, die Würde in allen Dingen und ein Prinz, ein wahrer Prinz, sich vom Laster, vom Gewöhnlichsten und Niedrigsten, was es gibt, herumkommandieren und an der Nase herumführen und mich selbst demütigen lassen, die ich doch schon vierzig Jahre in der Familie bin.«

Françoise war Albertine vor allem deswegen böse, weil sie jetzt Befehle von jemand anderem als von uns erhielt, und auch wegen eines Zuwachses an Hausarbeit, das heißt einer Ermüdung, die die Gesundheit unserer alten Dienerin (die aber dennoch bei ihrer Arbeit keine Hilfe haben wollte, da sie ja noch »zu etwas nütze« war) beeinträchtigte und genügt hätte, um diese Gereiztheit, diesen haßgesättigten Zorn zu erklären. Gewiß hätte Françoise es gern gesehen, wenn Esther-Albertine verbannt worden wäre. Das war ihr Wunsch. Das hätte unsere alte Dienerin getröstet und ihr schon dadurch Ruhe verschafft. Meiner Meinung nach war das aber nicht der einzige Grund. Ein solcher Haß hatte nur einem überanstreng-

ten Körper entspringen können. Mehr noch als Rücksichtnahme brauchte Françoise Schlaf.

Während Albertine sich umziehen ging, ergriff ich, um möglichst schnell Abhilfe zu schaffen, den Hörer des Telephons, ich rief die unerbittlichen Gottheiten[1] an, erregte aber nur ihren Zorn, der sich in den Worten entlud: »Die Leitung ist besetzt.« Andrée war tatsächlich gerade dabei, mit jemandem zu plaudern. Während ich darauf wartete, daß sie ihr Gespräch beendete, fragte ich mich, wie es kommt, daß so viele Maler zwar heute an die Kunst des weiblichen Porträts im achtzehnten Jahrhundert anknüpfen, in der die erfindungsreich ausgedachte Szenerie einen Vorwand für den Ausdruck der Erwartung, des Schmollens, des Interesses oder der Träumerei abgibt, aber doch keiner unserer modernen Bouchers oder Fragonards anstelle von Darstellungen wie *Der Brief* oder *Am Spinett* eine Szene malt, die hieße: *Am Telephon* [1] ; spontan könnte hier auf den Lippen der Hörerin ein Lächeln entstehen, das um so wahrhaftiger wäre, als sie sich ungesehen weiß. Endlich konnte Andrée mich hören. »Sie kommen Albertine morgen abholen?« fragte ich. Als ich aber den Namen Albertine aussprach, mußte ich daran denken, welche Neidgefühle Swann in mir geweckt hatte, als er am Tage des Festes bei der Fürstin von Guermantes zu mir sagte: »Machen Sie doch Odette einen Besuch«, und wie ich daran gedacht hatte, welche Macht doch trotz allem in einem Vornamen liegt, der – in den Augen aller anderen und auch Odettes selbst – nur im Munde Swanns diesen unumschränkt possessiven Sinn bekam. Eine solche Beschlagnahme – in einer einzigen Vokabel erschöpfend dargestellt – einer ganzen Existenz hatte mir jedesmal, wenn ich verliebt war, als etwas Beglückendes vorgeschwebt! Wenn man aber in Wirklichkeit den Vornamen in dieser Weise aussprechen kann, ist er einem entweder gleichgültig geworden, oder die Gewohnheit hat zwar nicht die zärtlichen Gefühle abgeschwächt, aber doch das Glück, das darin liegt, in Schmerz verwandelt. Was ist schon die Lüge: Wir

leben mitten in ihr und lächeln nur darüber, wir bedienen uns ihrer und glauben, niemandem weh zu tun, doch die Eifersucht leidet unter ihr und sieht mehr, als sie verbirgt (oft weigert sich unsere Freundin, den Abend mit uns zu verbringen, und geht ins Theater, nur damit wir nicht sehen, daß sie schlecht aussieht), genauso wie sie oft blind ist für das, was die Wahrheit verbirgt. Doch sie kann nichts erreichen, denn die Frauen, die schwören, nicht zu lügen, würden sich auch unter dem Messer weigern, ihre Natur einzugestehen. Ich wußte, daß nur ich im Gespräch mit Andrée in dieser Art »Albertine« sagen konnte. Und doch spürte ich, daß für Albertine, für Andrée und für mich selbst ich nichts bedeutete. Die Unmöglichkeit, an die die Liebe stößt, wurde mir nun bewußt. Wir bilden uns ein, der Gegenstand der Liebe sei ein Wesen, das vor uns ruhend daliegen kann und in einem Körper eingeschlossen ist. Aber ach! Ihr Gegenstand ist vielmehr die Ausdehnung dieses Wesens bis zu allen Punkten des Raumes und der Zeit, die es je berührt hat und berühren wird. Wenn wir nicht seinen Kontakt mit diesem oder jenem Ort, dieser oder jener Stunde besitzen, so besitzen wir es nicht. Nun aber können wir ja nicht alle diese Punkte berühren. Wenn sie uns wenigstens genau bezeichnet wären, könnten wir uns vielleicht bis zu ihnen ausdehnen. So aber tasten wir umher, ohne sie zu finden. Daher das Mißtrauen, die Eifersucht, die heimliche Nachstellung. Wir verlieren kostbare Zeit in der Verfolgung einer sinnlosen Spur und gehen, ohne es zu ahnen, dicht an der Wahrheit vorbei.

Schon aber war eine der so leicht erzürnten Gottheiten mit den schwindelnd rasch beweglichen Dienerinnen gereizt, nicht mehr darüber, daß ich sprach, sondern daß ich nichts sagte. »Was wollen Sie denn, jetzt ist die Leitung doch frei! Sie haben die Verbindung schon so lange, ich schalte sie ab.« Doch tat sie nichts dergleichen, und während sie die Gegenwart von Andrée heraufbeschwor, umhüllte sie sie als die große Dichterin, die jedes Telephonfräulein ist, mit der be-

sonderen Atmosphäre, die dem Heim, dem Stadtviertel, dem Leben der Freundin Albertines anhaftete. »Oh, Sie sind es?« sagte Andrée, deren Stimme mit Sekundenschnelle von der Göttin, die das Privileg besitzt, die Töne geschwinder als den Blitz zu machen, meinem Ohr zugeleitet wurde. »Hören Sie«, antwortete ich, »gehen Sie, wohin Sie wollen, nur nicht zu Madame Verdurin. Auf alle Fälle muß Albertine morgen von diesem Besuch abgehalten werden.« – »Aber sie will gerade morgen hin.« – »Aha!«

Doch ich mußte einen Augenblick mein Gespräch unterbrechen und drohende Gesten machen, denn obwohl Françoise auch weiterhin – als handle es sich dabei um etwas so Unangenehmes wie die Kuhpocken oder so Gefährliches wie einen Aeroplan – sich weigerte, die Telephonbedienung zu erlernen, was uns bei allen Anrufen entlastet hätte, deren Inhalt sie unbedenklich hätte erfahren können, trat sie doch umgekehrt auf der Stelle ins Zimmer, wenn ich dabei war, ganz private Gespräche zu führen, bei denen ich besonderen Wert darauf legte, daß sie sie nicht hörte. Als sie endlich das Zimmer verlassen hatte, nicht ohne sich noch dabei zu verweilen, verschiedene Gegenstände mit hinauszunehmen, die seit gestern schon dastanden und, ohne im geringsten zu stören, auch noch eine Stunde länger hätten dableiben können, ferner um ein dickes Holzscheit in den Kamin zu legen, was vollends unnötig war in Anbetracht der glühenden Hitze, in die ich durch ihr Eindringen und die Furcht geriet, das Fräulein vom Amt könne wiederum »abschalten«, sagte ich zu Andrée: »Verzeihen Sie, ich bin gestört worden. Ist es absolut sicher, daß sie morgen zu den Verdurins fährt?« – »Absolut sicher, aber ich kann ihr sagen, daß es Ihnen unangenehm ist.« – »Nein, im Gegenteil; es ist sogar möglich, daß ich selber mitkomme.« – »Ah!« entgegnete Andrée in verstimmtem und, wie es schien, durch meine Kühnheit erschrecktem Ton; doch gerade diese Kühnheit sollte daraus neue Stärkung ziehen. »Gut, dann leben Sie wohl, und entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie wegen etwas so

Geringfügigem gestört habe.« – »Aber gar nicht«, sagte Andrée und (da jetzt der Gebrauch des Telephons so geläufig geworden war, daß sich auch hier bereits eine Ausschmückung durch spezielle Phrasen, wie sie früher bei »Tees« üblich waren, herausgebildet hatte) setzte hinzu: »Ich habe mich sehr gefreut, Ihre Stimme zu hören.«

Ich hätte das gleiche sagen können, doch wahrheitsgetreuer als Andrée, denn ich hatte angefangen, außerordentlich empfänglich für ihre Stimme zu sein, nachdem ich vorher nie bemerkt hatte, daß sie so verschieden von allen anderen war. Dann rief ich mir weitere Stimmen in die Erinnerung, Frauenstimmen vor allem, die einen verlangsamt durch den Wunsch, eine Frage genau zu formulieren, und durch eine bewußte Anspannung des Geistes, andere durch den lyrischen Fluß dessen, was sie zu berichten hatten, atemlos oder sogar mit Pausen durchsetzt; ich dachte nacheinander an die Stimmen all der jungen Mädchen zurück, deren Bekanntschaft ich in Balbec gemacht hatte, dann an die Gilbertes, die meiner Großmutter, die von Madame de Guermantes; ich fand sie alle völlig verschieden untereinander, modelliert nach ihrer besonderen Sprechweise, und alle spielten auf einem anderen Instrument, worauf ich dachte, welch dürftiges Konzert im Paradies die drei oder vier musizierenden Engel, wie die alten Meister sie abgebildet haben, zustande bringen mußten, wenn ich mir daneben, zehnfach, zwanzigfach, hundertfach, tausendfach zu Gottes Thron aufsteigend die harmoniedurchströmte, vieltönige Huldigung aller Stimmen in ihrer Gesamtheit vorstellte. Ich verließ das Telephon nicht, ohne in ein paar Worten, die eine günstige Stimmung schaffen sollten, derjenigen, die über die Geschwindigkeit der Töne gebeut, dafür zu danken, daß sie eine Macht in den Dienst meiner bescheidenen Worte gestellt hatte, welche diese hundertmal schneller als den Donner machte. Doch meine Dankesbezeigungen erhielten keine andere Antwort als abgeschaltet zu werden.

Als Albertine wieder in mein Zimmer trat, trug sie ein schwarzes Atlaskleid, das sie noch blasser, vollends zu einer bleichen, von Leidenschaften bewegten, von Mangel an frischer Luft, der Atmosphäre der Massen und vielleicht auch der Gewöhnung an ein Laster angekränkelten Pariserin machte, deren Augen um so unruhiger schienen, als sie keinen heiteren Schimmer mehr von der Röte der Wangen her erhielten. »Raten Sie«, sagte ich zu ihr, »mit wem ich eben telephoniert habe: mit Andrée!« – »Mit Andrée?« rief Albertine in einem auffallend lauten, verwunderten, innerlich erregten Ton, der zu einer so einfachen Mitteilung eigentlich nicht paßte. »Ich hoffe, sie hat daran gedacht, Ihnen zu sagen, daß wir neulich Madame Verdurin getroffen haben.« – »Madame Verdurin? Ich wüßte nicht«, antwortete ich mit einer Miene, als dächte ich an etwas anderes, gleichzeitig, um den Anschein zu erwecken, als stünde ich dieser Begegnung gleichgültig gegenüber, und um Andrée nicht zu verraten, die mir gesagt hatte, wohin Albertine am nächsten Tag gehen wollte. Aber wer weiß, ob sie selbst, Andrée, mich nicht verriet, ob sie nicht morgen Albertine erzählen würde, ich hätte sie gebeten, um jeden Preis den Besuch bei den Verdurins zu verhindern, und ob sie ihr nicht schon offenbart hatte, daß ich ihr mehrmals mit ähnlichen Anliegen gekommen war? Sie hatte mir versichert, niemals etwas davon erwähnt zu haben, aber der Wert einer solchen Versicherung wurde in meinem Geist durch den Eindruck aufgehoben, daß seit einiger Zeit von Albertines Gesicht der Ausdruck des Vertrauens verschwunden war, den es mir gegenüber so lange gezeigt hatte.

Das Leiden in der Liebe hört von Zeit zu Zeit auf, doch nur, um in anderer Gestalt neu zu erstehen. Wir sind unglücklich bis zu Tränen, wenn wir sehen, daß diejenige, die wir lieben, uns gegenüber nicht mehr die überquellende Sympathie, das verliebte Entgegenkommen der ersten Tage zeigt; wir leiden mehr noch, wenn sie diese Regungen, nachdem sie sie uns gegenüber abgelegt hat, bei anderen wiederfindet; dann wer-

den wir von diesem Leiden durch ein neues, grausameres abgelenkt, den Argwohn nämlich, daß sie uns über den Abend des Vortages, an dem sie uns ohne Zweifel betrog, die Unwahrheit gesagt hat; auch dieser Argwohn verliert sich; die freundliche Art, mit der unsere Freundin uns begegnet, beschwichtigt uns; aber ein vergessenes Wort kommt uns wieder in den Sinn, jemand hat uns gesagt, sie sei leidenschaftlich im Vergnügen, wir aber haben sie nur ruhig kennengelernt; wir versuchen uns vorzustellen, wie ausgelassen sie bei anderen gewesen sein mag, wir spüren, wie wenig wir für sie sind, wir stellen eine Miene der Langeweile, der Sehnsucht, der Betrübtheit bei ihr fest, während wir mit ihr sprechen, gleich einem schwarzen Himmel bemerken wir die ungepflegten Kleider, die sie sich anzieht, wenn sie mit uns zusammen ist, und daß sie für andere die Kleider aufspart, mit denen sie zu Anfang uns zu gefallen suchte. Wenn sie dagegen zärtlich ist, welche Freude bedeutet das wieder für einen Augenblick! Sehen wir sie dann aber die Zungenspitze herausstecken, als wolle sie die Blicke auf sich ziehen, so denken wir an die Frauen, an die sie sich so oft in dieser Weise gewendet haben mag, so daß vielleicht auch in meiner Gegenwart, ohne daß Albertine dabei an jene dachte, aus allzulanger Gewohnheit ein rein mechanisches Zeichen daraus geworden war. Dann kehrt das Gefühl, daß sie sich mit uns langweilt, zurück. Doch plötzlich verliert diese quälende Sorge all ihre Bedeutung, denn wir denken wieder an das bösartige Unbekannte ihres Lebens, an die für uns unmöglich festzustellenden Stätten, an denen sie gewesen ist und vielleicht noch zu den Stunden sich aufhält, in denen wir nicht bei ihr sind, wenn sie nicht sogar plant, dort für die Dauer zu leben: an jene Orte, an denen sie, fern von uns, uns nicht gehört und glücklicher ist als in unserer Gesellschaft. Das sind die Drehfeuer der Eifersucht.

Die Eifersucht ist auch ein Dämon, der nicht beschworen werden kann; immer wieder erscheint er uns in einer neuen Gestalt. Würde es uns gelingen, sie alle auszurotten und die

Geliebte ewig für uns zu behalten, so würde der böse Geist eine andere Form annehmen, die noch weit tragischer wäre, die Gestalt der Verzweiflung nämlich, Treue nur mit Gewalt errungen zu haben, Verzweiflung darob, nicht geliebt zu werden.

Zwischen Albertine und mir lag oft das Hindernis eines Schweigens, das zweifellos aus den Vorwürfen erwuchs, die sie verschwieg, weil sie deren Ursache für nicht wiedergutzumachen hielt. So reizend Albertine an gewissen Abenden war, nie mehr hatte sie die spontanen Regungen, die ich in Balbec an ihr gekannt hatte, als sie sagen konnte: »Sie sind doch eigentlich furchtbar nett!« und der Grund ihres Herzens sich mir zu öffnen schien, bedenkenlos und ohne irgendeinen der Vorwürfe, die sie jetzt in sich trug und die sie verschwieg, weil sie deren Ursache zweifellos für nicht wiedergutzumachen hielt – unmöglich zu vergessen, unmöglich zu gestehen, die aber deshalb nicht weniger zwischen sie und mich die bedeutungsvolle Vorsicht ihrer Worte oder den Zwischenraum eines unüberwindlichen Schweigens legte.

»Und darf man wissen, weshalb Sie mit Andrée telephoniert haben?« – »Um sie zu fragen, ob es ihr nichts ausmachen würde, wenn ich mich euch morgen anschließe und auch meinerseits bei den Verdurins den Besuch mache, den ich ihnen schon in La Raspelière versprochen habe.« – »Wie Sie wollen, aber ich sage Ihnen gleich, es ist grausam nebelig heute abend und wird es auch sicher morgen noch sein. Ich sage es Ihnen, weil ich nicht möchte, daß es Ihnen schlecht bekommt. Sie können sich ja denken, daß es mir selbst natürlich viel lieber ist, wenn Sie mitkommen. Im übrigen«, setzte sie mit nachdenklicher Miene hinzu, »weiß ich noch gar nicht, ob ich zu den Verdurins fahre. Sie waren so nett zu mir, daß ich im Grunde müßte. Nach Ihnen sind das die Leute, die am freundlichsten zu mir gewesen sind, aber sie haben etwas an sich, was mir nicht besonders gefällt. Ich muß unbedingt zum

Bon Marché oder in die Trois Quartiers und ein Stück weiße Spitze kaufen, dieses Kleid sieht zu düster aus.«

Albertine allein in ein Warenhaus gehen zu lassen, bei so vielen Leuten, an die man im Vorübergehen streift, und bei so vielen Ausgängen, daß man immer behaupten kann, man habe seinen Wagen draußen nicht wieder gefunden, weil er weiter weg wartete – ich war entschlossen, meine Zustimmung hierfür zu verweigern, vor allem aber tiefunglücklich. Trotzdem war ich mir nicht darüber klar, daß ich Albertine seit langem schon nicht mehr hätte sehen dürfen, war sie doch für mich in die klägliche Phase eingetreten, in der eine Person sich in Raum und Zeit weit herum verstreut und für uns nicht mehr eine Frau ist, sondern ein Ablauf von Begebenheiten, auf die wir kein Licht werfen können, eine Folge unlösbarer Probleme, ein Meer, das wir wie Xerxes[1] in lächerlicher Weise verprügeln wollen, um es für das, was es verschlungen hat, zu bestrafen. Hat diese Phase einmal angefangen, muß man sich zwangsläufig geschlagen geben. Glücklich diejenigen, die es früh genug begreifen und einen nutzlosen, erschöpfenden Kampf nicht weiter fortsetzen, der überall auf die Grenzen des Imaginären stößt, bei dem die Eifersucht sich in so beschämender Weise zur Wehr setzt, daß derselbe, der einst, wenn die Blicke der Frau, die immer an seiner Seite war, nur einen Augenblick zu einem andern gingen, eine Intrige ahnte und unzählige Qualen erlitt, später sich darein ergibt, sie allein ausgehen zu lassen – manchmal sogar mit dem, von dem er weiß, daß er ihr Liebhaber ist –, und dem Unbekannten jene wenigstens bekannte Qual vorzieht! Es handelt sich nur um einen Rhythmus, den man sich aneignen muß und dem man dann aus Gewohnheit folgt. Nervöse könnten nicht auf ein Diner verzichten, machen aber nachher Ruhekuren, die nicht lang genug sein können; eben noch leichtlebige Frauen üben jetzt Buße. Eifersüchtige, die an die Überwachung derjenigen, die sie liebten, Stunden ihres Schlafes, ihrer Ruhe wendeten, spüren einmal, daß die Wünsche dieser Frau, die unendlich

ausgedehnte und geheimnisvolle Welt und die Zeit stärker sind als sie, und lassen sie ohne ihre Begleitung ausgehen, dann sogar reisen, und trennen sich schließlich von ihr. So endet dann die Eifersucht, weil sie keine Nahrung mehr findet, und sie hat nur so lange angedauert, weil sie ständig nach neuer verlangte. Von diesem Zustand war ich weit entfernt.

Gewiß, die Zeit Albertines gehörte mir in höherem Maß als in Balbec. Es stand mir jetzt frei, mit ihr Spazierfahrten zu unternehmen, sooft ich Lust dazu hatte. Da rings um Paris binnen Kürze Hangars entstanden waren – für Aeroplane das gleiche wie Häfen für Schiffe – und weil für mich seit dem Tag, da in der Gegend von La Raspelière die beinahe mythologische Begegnung mit einem Flieger[1] , die mein Pferd scheuen ließ, zu etwas wie einem Sinnbild der Freiheit geworden war, wählte ich gerne abends als Ausflugsziel – was Albertine übrigens sehr gefiel, sie begeisterte sich für alle Sportarten – eben einen dieser Aerodrome. Sie und ich begaben uns hin, fasziniert von der ständigen Betriebsamkeit, dem Aufbrechen und Eintreffen, das für jene, die das Meer lieben, dem Schlendern entlang der Hafenmole oder auch einfach entlang dem Strand, und für jene, die den Himmel lieben, dem Herumspazieren auf einem Flugplatz so großen Reiz verleiht. Ständig konnten wir sehen, wie inmitten der reglosen, gleichsam vor Anker liegenden Apparate ein weiterer mühselig von mehreren Mechanikern herangeschleppt wurde wie ein Boot, das über den Sand geschleift wird, wenn ein Tourist eine Fahrt auf dem Meer machen will. Dann wurde der Motor in Gang gesetzt, der Apparat nahm Anlauf, hob ab, und plötzlich stieg er in rechtem Winkel auf, langsam, in der starren, gleichsam unbewegten Ekstase einer horizontalen Geschwindigkeit, die sich jäh in majestätische, vertikale Himmelfahrt verwandelt sieht. Albertine konnte ihre Freude kaum mehr bändigen, sie verlangte Erklärungen von den Mechanikern, die wieder zurückkamen, nachdem der Apparat flott war. Der Passagier oben legte indessen bereits Kilometer zurück; der

große Rumpf, auf den wir unsere Blicke unaufhörlich auch weiter hefteten, war im Himmelsblau nur noch ein kaum erkennbarer Punkt, der im übrigen allmählich seine Stofflichkeit, seine Größe, seinen Umfang wiedererlangen würde, wenn gegen Ende der Promenade der Augenblick der Heimkehr in den Hafen näher kam. Mit Neid betrachteten Albertine und ich in dem Augenblick, da er wieder auf den festen Boden sprang, den Flaneur, der in der Weite, allein, so breit der Horizont sich erstreckte, die Ruhe und Klarheit der Abendstunde hatte genießen können. Dann kehrten wir von dem Flugplatz, irgendeinem Museum oder irgendeiner Kirche, die wir besichtigt hatten, zur Stunde des Abendessens heim. Und doch kam ich nicht beruhigt wie in Balbec von unseren damals selteneren Ausflügen zurück, bei denen ich stolz gewesen war, wenn sie einen ganzen Nachmittag gedauert hatten, und die ich hinterher so sah, als höben sie sich gleich schönen Blumengewinden von dem sonstigen Leben Albertines wie von einem leeren Himmel ab, in dessen Anblick versunken man glücklich vor sich hinträumt, ohne zu denken. Die Zeit Albertines gehörte mir damals noch nicht in solchem Ausmaß wie heute. Dennoch kam sie mir damals weit mehr wie etwas mir Gehöriges vor, weil ich in jener Zeit – da meine Liebe sie noch wie eine Vergünstigung genoß – nur die Stunden zählte, die ich mit ihr zusammen verbrachte, jetzt aber – da meine Eifersucht darin die Möglichkeit eines Verrats witterte – einzig die Stunden, die sie ohne mich verlebte. Gerade solche aber wünschte sie sich für den kommenden Tag. Man müßte wählen, entweder nicht mehr zu leiden oder nicht mehr zu lieben. Denn wie die Liebe zu Anfang aus dem Verlangen entsteht, wird sie später durch peinvolle Angst unterhalten. Ich spürte, daß ein Teil von Albertines Dasein sich mir entzog. Die Liebe aber strebt in ebenjener peinvollen Angst wie auch im seligen Verlangen immer zum Ganzen hin. Sie entsteht nur und hält nur an, solange ein Teil noch immer zu erobern bleibt. Man liebt nur, was man noch nicht vollständig

besitzt. Albertine log, wenn sie mir sagte, sie werde wahrscheinlich nicht die Verdurins besuchen, so wie ich mit meiner Behauptung log, ich wolle zu ihnen fahren. Sie suchte nur zu verhindern, daß ich sie begleitete, ich hingegen – durch die unvermittelte Ankündigung eines Planes, den ich keineswegs auszuführen gedachte – in ihr den Punkt zu treffen, an dem sie, wie ich meinte, besonders empfindlich war, den geheimen Wunsch aufzuspüren, den sie vor mir verbarg, sie zu dem Geständnis zu zwingen, daß meine Begleitung am nächsten Tag ihr unmöglich mache, ihn sich zu erfüllen. Sie hatte sich im Grunde schon verraten, als sie den Besuch bei den Verdurins auf einmal nicht mehr zu machen wünschte.

»Wenn Sie nicht zu den Verdurins gehen wollen«, sagte ich zu ihr, »im Trocadéro[1] findet ein glänzendes Benefiz statt.« Sie hörte meinen Vorschlag, dort hinzugehen, mit leidender Miene an. Ich begann, sie wieder hart zu behandeln wie in Balbec zur Zeit meiner ersten Eifersucht. Ihr Gesicht spiegelte Enttäuschung wider, ich aber machte, um meine Freundin zu tadeln, die gleichen Gründe geltend, die meine Eltern mir so oft entgegengehalten hatten, als ich klein war, und die meinem unverstandenen kindlichen Gemüt uneinsichtig und grausam erschienen waren. »Nein, trotz Ihrer betrübten Miene«, sagte ich zu Albertine, »bedaure ich Sie nicht. Ich würde Sie bedauern, wenn Sie krank wären, wenn Ihnen ein Unglück zugestoßen wäre oder wenn Sie einen nahen Verwandten verloren hätten, was Ihnen vielleicht gar nichts ausmachen würde in Anbetracht des falschen Gefühlsüberschwangs, den Sie an nichtige Dinge verschwenden. Im übrigen schätze ich die Empfindsamkeit von Menschen nicht, die uns heftig zu lieben behaupten, hingegen nicht imstande sind, uns den geringsten Dienst zu erweisen, und die trotz aller Gedanken, die sie auf uns verwenden, unachtsam den Brief vergessen, den wir ihnen anvertraut haben und von dem unsere Zukunft abhängt.«

Diese Worte hatte ich – da ein großer Teil von dem, was wir sagen, nur Wiederholung eines bereits vorhandenen Tex-

tes ist – sehr oft von meiner Mutter gehört, die einmal (sie erklärte mir nämlich gern, man dürfe die wahre Empfindsamkeit, das nämlich, was, wie sie sagte, die Deutschen, deren Sprache sie trotz des Abscheus meines Vaters gegenüber dieser Nation bewunderte, *Empfindung* nannten, nicht mit Gefühlsduselei, der *Empfindelei*, verwechseln)[1] , als ich weinte, sich bis zu der Äußerung verstiegen hatte, Nero sei vielleicht auch nervös, dadurch aber kein besserer Mensch gewesen. Tatsächlich stand jetzt, so wie es Pflanzen gibt, die sich im Lauf ihres Wachstums spalten, neben dem sensiblen Kind, das ich einst gewesen war, ein ganz gegenteiliger Mann voll gesunder Vernunft und Strenge gegen die krankhafte Schwäche der anderen, ein Mann, der dem, was meine Eltern für mich gewesen waren, sehr ähnlich sah. Da jeder in sich selbst das Leben der Seinen fortsetzt, hatte sich zweifellos ein gesetzter, spöttisch überlegener Mensch, der ich zu Anfang nicht gewesen war, zu dem sensiblen Wesen in mir gesellt, und es war auch ganz natürlich, daß ich so war, wie meine Eltern gewesen waren. Noch dazu fand in dem Augenblick, da es Gestalt annahm, dieses neue Ich seine Sprache fix und fertig in der Erinnerung an die ironisch tadelnden Reden vor, die man mir gehalten hatte und die ich jetzt anderen halten mußte: Sie kamen ganz natürlich aus meinem Mund hervor, sei es, daß ich sie durch bloße Nachahmung und Erinnerungsassoziationen wieder heraufbeschwor, oder daß die zarte, geheimnisvolle Macht des Sippenerbes in mir, ohne mein Wissen, wie auf dem Blatt einer Pflanze, den gleichen Tonfall, die gleichen Bewegungen, die gleiche Haltung eingezeichnet hatten, über die auch diejenigen verfügten, aus denen ich hervorgegangen war. Manchmal nämlich war mir, wenn ich so gegenüber Albertine den Vernünftigen spielte, als hörte ich meine Großmutter sprechen. Und war es nicht meiner Mutter passiert zu glauben (so viele dunkle unbewußte Strömungen machten in mir auch noch die kleinsten Bewegungen meiner Finger geneigt, sich dem Zyklus meiner Eltern vollkommen einzufü-

gen), mein Vater trete ein, weil ich so ganz die gleiche Art an die Tür zu klopfen hatte wie er? Andererseits ist die innige Verbindung von entgegengesetzten Elementen das Gesetz des Lebens, das Prinzip der Fruchtbarkeit und, wie man sehen wird, die Ursache vielen Unglücks. Gewöhnlich hassen wir, was uns ähnlich ist, und geraten außer uns über unsere eigenen Mängel, wenn wir sie von außen sehen. Mit wieviel größerem Widerwillen noch sieht jemand, der über das Alter hinaus ist, in dem man jene offen zeigt, während er in den Augenblicken heftigster Bewegung eine eisige Miene anzulegen gelernt hat, einen anderen, Jüngeren oder Einfältigeren oder Dümmeren, die gleichen Mängel noch ganz offen zeigen! Es gibt sensible Menschen, die der Anblick der Tränen, die sie selbst zurückhalten, in den Augen anderer zur Verzweiflung treibt. Allzu große Ähnlichkeit bewirkt trotz aller zärtlichen Zuneigung – und zuweilen sogar um so mehr, je größer diese Zuneigung ist –, daß Zwietracht in den Familien herrscht. Vielleicht war bei mir und bei vielen anderen der zweite Mensch, der ich geworden war, einfach eine Teilansicht des ersten, der überschwenglich und gefühlsbetont sich selbst gegenüber war, ein weiser Mentor[1] aber, wenn es um andere ging. Vielleicht war es so bei meinen Eltern, je nachdem man sie in ihrer Haltung zu mir oder für sich allein betrachtete. Was meine Großmutter oder meine Mutter anbelangte, so war es nur allzu deutlich, daß ihre Strenge gegen mich von ihnen selbst gewollt war, ja ihnen sogar schwerfiel, und vielleicht war sogar bei meinem Vater die Kälte nur ein äußerer Aspekt seiner Empfindsamkeit? Vielleicht drückte sich die menschliche Wahrheit dieses Doppelaspekts – je nachdem, ob man sein eigenes Innenleben oder seine Beziehung zu anderen Menschen im Auge hat – in den Worten aus, die mir früher ebenso falsch ihrem Inhalt nach wie banal in der Form erschienen waren, wenn man nämlich von meinem Vater sagte: Unter seiner Eiseskälte verbirgt er eine ungewöhnliche Empfindsamkeit; was ihn kennzeichnet, ist die schamhafte Zu-

rückhaltung des Empfindsamen. Verbargen sich nicht im Grunde unablässige, geheime Stürme unter dieser gegebenenfalls von tönenden Merksprüchen und von Ironie gegenüber ungeschickten Gefühlskundgebungen durchsetzten Gelassenheit, wie sie ihm eigen war, wie aber auch ich sie jetzt gegenüber jedermann an den Tag legte, von der ich aber besonders gegenüber Albertine, in bestimmten Situationen, nicht mehr abließ?

Ich glaube wirklich, daß ich an diesem Tag soweit war, unsere Trennung zu beschließen und nach Venedig zu reisen. Was mich von neuem fest an die Verbindung mit meiner Freundin kettete, hatte mit der Normandie zu tun. Nicht daß sie irgendeine Absicht geäußert hätte, sich in diese Region zu begeben, in der ich ihretwegen eifersüchtig gewesen war (denn zu meinem Glück berührten ihre Pläne niemals eine empfindliche Stelle in meiner Erinnerung), aber als ich gesagt hatte: »Das ist gerade so, als spräche ich von der Freundin Ihrer Tante, die in Infreville wohnte«, hatte sie – mit der zornigen Genugtuung einer Person, die, in eine Diskussion verwickelt, so viele Argumente wie nur möglich auf ihrer Seite haben will –, um mir zu zeigen, daß ich im Unrecht, sie hingegen im Recht sei, geantwortet: »Ach was, niemals hat meine Tante jemanden in Infreville gekannt, und niemals bin ich selbst dorthin gefahren!« Sie hatte ihre lügenhafte Erzählung von jenem Abend vergessen, an dem sie von der empfindlichen Dame gesprochen hatte, zu der sie unbedingt zum Tee gehen müsse auf die Gefahr hin, dadurch meine Freundschaft zu verlieren und sich dann das Leben zu nehmen.[1] Ich erinnerte sie nicht an ihre Lüge. Diese aber bedrückte mich. Und so verschob ich den Bruch noch einmal auf später. Es bedarf keiner Aufrichtigkeit und nicht einmal großer Geschicklichkeit in der Lüge, um geliebt zu werden. Als Liebe aber bezeichne ich hier eine von beiden Seiten einander auferlegte Tortur. Ich fand es keineswegs tadelnswert, daß ich an diesem Abend zu ihr sprach, wie meine Großmutter, die doch die

Vollkommenheit selbst gewesen war, zu mir gesprochen hatte, noch daß ich, als ich ihr sagte, ich werde sie zu den Verdurins begleiten, die brüske Art meines Vaters angenommen hatte, der uns einen Entschluß immer nur in einer Weise zur Kenntnis gab, die für uns das Höchstmaß an Aufregung bedeutete, die freilich in gar keinem Verhältnis zu dem Gewicht der damit entschiedenen Sache stand. Er hatte dann allerdings leichtes Spiel, uns darzulegen, um welche Geringfügigkeit wir absurderweise so viel Aufhebens machten, da unsere Erregung in Wirklichkeit dem Schock entsprach, den er uns versetzt hatte. Und wenn – ebenso wie die unbeugsame Vernünftigkeit meiner Großmutter – diese Neigung zur Willkür bei meinem Vater in mir das sensible Naturell ergänzte, dem sie so lange Zeit hindurch immer nur von außen entgegengetreten war und dem sie während meiner ganzen Kindheit so viel Leid bereitet hatte, so gab dieses empfindsame Naturell jener Neigung auch recht genau die Punkte an, auf die sie sich richten mußte, um besonders wirksam zu sein: Es gibt keinen besseren Spitzel als einen ehemaligen Dieb oder einen Angehörigen der Nation, die man bekämpft. In gewissen zur Lüge neigenden Familien zeigt ein Bruder, der den anderen ohne ersichtlichen Grund besucht und im Gehen auf der Türschwelle noch ganz beiläufig um eine Auskunft angeht, auf die er kaum recht hinzuhören scheint, diesem deutlich an, daß ebendiese Auskunft der Zweck des Besuches war, denn der Bruder kennt nur zu gut die geistesabwesende Miene und die gleichsam in Klammern und in der letzten Minute hingeworfene Frage, hat er doch diese Methode allzu häufig selbst angewandt. Nun aber gibt es auch eine Familienpathologie, verwandte Fühlweisen, verschwisterte Temperamente, die jene gemeinsame Geheimsprache beherrschen, die dazu führt, daß man sich in der Familie ohne Worte versteht. Wer also könnte enervierender sein als ein Nervöser? Noch dazu lag wohl meinem Verhalten in diesen Fällen eine allgemeinere und tiefere Ursache zugrunde, nämlich daß wir in den kur-

zen, aber unweigerlich auftretenden Augenblicken, in denen wir verabscheuen, was wir lieben – Augenblicke, die bei denen, die wir nicht lieben, manchmal für das ganze Leben vorhalten –, nicht gut erscheinen wollen, um nicht bedauert zu werden, sondern so böse und so glücklich wie nur irgend möglich, damit unser Glück unbedingt hassenswert ist und die Seele dessen, der auf Zeit oder Dauer unser Feind ist, nachhaltig verwundet. Wie vielen Menschen gegenüber habe ich mich nicht fälschlich bezichtigt, nur damit meine »Erfolge« ihnen desto unmoralischer schienen und sie noch mehr ärgerten! Was eigentlich not täte, wäre, den umgekehrten Weg einzuschlagen und ohne Stolz zu zeigen, daß man warme Gefühle hegt, anstatt sie so sehr zu verstekken. Es wäre ganz leicht, wenn man die Kunst verstünde, nie zu hassen, sondern immer nur zu lieben. Dann nämlich wäre man so glücklich, immer nur Dinge zu sagen, die die anderen beglücken können, an ihr Herz rühren und es für uns erwärmen!

Sicher empfand ich etwas wie Gewissensbisse, daß ich mich so aufreizend Albertine gegenüber verhielt, und ich sagte mir: Wenn ich sie nicht liebte, würde sie mir dankbarer sein, denn dann wäre ich nicht böse zu ihr; aber nein, es würde sich ausgleichen, denn in diesem Fall wäre ich auch weniger nett. Ich hätte, um mich zu rechtfertigen, ihr sagen können, ich liebte sie. Doch das Geständnis dieser Liebe wäre nichts Neues für Albertine gewesen, hätte sie aber vielleicht mir gegenüber weit eher abgekühlt als all meine Härte und Hinterhältigkeit, wofür Liebe die einzige Entschuldigung war. Hart und hinterhältig dem gegenüber sein, was man liebt, ist ja so natürlich! Wenn das Interesse, das wir an anderen zeigen, uns nicht daran hindert, zu ihnen liebenswürdig und ihren Wünschen gefällig zu sein, so liegt das einzig daran, daß dieses Interesse im Grunde verlogen ist. Die anderen sind uns gleichgültig, Gleichgültigkeit aber ruft keine Bosheit in uns wach.

Der Abend verging; bevor Albertine sich schlafen legte, war nicht mehr viel Zeit zu verlieren, wenn wir noch Frieden schließen und mit Zärtlichkeiten von neuem beginnen wollten. Keiner von uns beiden hatte bisher den Anfang gemacht.

Da ich spürte, daß sie nun sowieso böse auf mich war, nutzte ich die Gelegenheit, um von Esther Lévy zu sprechen. »Bloch hat mir gesagt« (das entsprach nicht der Wahrheit) »Sie hätten seine Cousine Esther sehr gut gekannt.« – »Ich würde sie nicht einmal wiedererkennen«, erklärte Albertine mit undurchdringlicher Miene. »Ich habe ihre Photographie gesehen«, setzte ich zornig hinzu. Ich blickte Albertine bei diesen Worten nicht an und nahm infolgedessen den Ausdruck ihres Gesichts nicht wahr, der ihre einzige Antwort gewesen wäre, denn sie sagte nichts.

An solchen Abenden empfand ich bei Albertine nicht mehr jene Befriedigung wie durch den Kuß meiner Mutter in Combray, sondern die Angst jener anderen, an denen mir Mama kaum gute Nacht gesagt hatte oder sogar nicht einmal in mein Schlafzimmer gekommen war, weil sie mir entweder zürnte oder durch Gäste abgehalten wurde. Diese Angst – nicht mehr ihre abgewandelte Form innerhalb der Liebe –, nein, diese Angst selbst, die sich eine Zeitlang auf die Liebe spezialisiert hatte, als sich die Teilung, die Aufteilung der Leidenschaften vollzog und sie nur noch der Liebe zugeordnet war, schien jetzt wieder, von neuem unteilbar geworden, auch über alle anderen gebreitet, als ob alle meine Gefühle, die davor zitterten, Albertine nicht an meinem Bett festhalten zu können – als eine Geliebte, als eine Schwester, als eine Tochter, als eine Mutter auch, nach deren täglichem Gutenachtkuß ich wieder ein kindisches Verlangen zu verspüren anfing –, begonnen hätten, sich zu versammeln und zu vereinen, am vorzeitigen Abend meines Lebens, das offenbar von nur so kurzer Dauer sein sollte wie ein Wintertag. Indem ich aber die Angst meiner Kindheit empfand, verunmöglichten mir der Wechsel des Wesens, um dessentwillen ich sie empfand, die

Verschiedenheit des Gefühls, das es in mir erweckte, sowie die Veränderung meines Charakters, ihre Beschwichtigung von Albertine zu fordern wie früher von meiner Mutter. Ich konnte nicht mehr sagen: Ich bin betrübt. Den Tod in der Seele, beschränkte ich mich darauf, von belanglosen Dingen zu reden, die mich einer glücklichen Lösung um keinen Schritt näher brachten. Ich trat auf der Stelle in schmerzlichen Banalitäten. Und mit dem geistigen Egoismus, mit dem wir auch eine unbedeutende Wahrheit, sofern sie sich auf unsere Liebe bezieht, demjenigen hoch anzurechnen pflegen, der sie entdeckt – vielleicht durch einen ebensolchen Zufallstreffer, wie wenn eine Kartenlegerin uns eine an sich belanglose Tatsache vorausgesagt hat, die inzwischen eingetreten ist –, war ich nicht weit davon entfernt, Françoise über Bergotte und Elstir zu stellen, weil sie in Balbec zu mir gesagt hatte: »Dieses Mädchen wird Ihnen nur Kummer bereiten.«

Jede Minute brachte mich dem Gutenachtsagen Albertines näher, und schließlich war es soweit. An diesem Abend jedoch ließ mich ihr Kuß, in dem nichts von ihr lag und der mich nicht erreichte, so angstvoll zurück, daß ich sie mit pochendem Herzen bis zur Tür gehen sah und dabei dachte: Wenn ich einen Vorwand finden will, um sie zurückzurufen, sie hier festzuhalten, mit ihr Frieden zu schließen, so tut Eile not, sie hat nur noch ein paar Schritte zu machen, bis sie das Zimmer verlassen hat, nur mehr zwei, nur mehr einen, jetzt hat sie die Türklinke in der Hand, sie öffnet, es ist zu spät, sie hat die Tür hinter sich geschlossen! Und doch vielleicht nicht zu spät. Wie früher in Combray, wenn meine Mutter mich verlassen hatte, ohne mich durch ihren Kuß beruhigt zu haben, wollte ich Albertine nacheilen, ich spürte, daß es keinen Frieden für mich gab, bevor ich sie wiedergesehen hatte, daß dieses Wiedersehen etwas Ungeheures sein würde, was es bislang noch nie gewesen war, und daß, wenn es mir nicht gelänge, mich allein von dieser Traurigkeit zu befreien, ich vielleicht die schmachvolle Gewohnheit annehmen würde,

mich bettelnd bei Albertine einzufinden; ich sprang aus dem Bett, als sie bereits in ihrem Zimmer war, ich ging im Korridor auf und ab in der Hoffnung, daß sie mich rufen werde; ich stand reglos vor ihrer Tür, um beileibe nicht eine noch so leise Aufforderung zu überhören, ich kehrte einen Augenblick in mein Zimmer zurück, um nachzusehen, ob meine Freundin nicht zu meinem Glück dort etwas vergessen hätte, ein Taschentuch, ein Täschchen, irgend etwas, bei dem ich so tun konnte, als habe ich gefürchtet, sie könne es vermissen, und das mir somit einen Vorwand bot, zu ihr hineinzugehen. Nein, nichts. Ich faßte wieder Posten vor ihrer Tür. Doch man sah durch den Spalt kein Licht, Albertine hatte dunkel gemacht, sie hatte sich hingelegt, und ich blieb unbeweglich stehen, von Hoffnung auf ich weiß nicht was erfüllt, was jedenfalls nicht eintrat; erst lange danach kehrte ich durchfroren zurück, kroch wieder unter meine Decke und weinte während der restlichen Nacht.

Daher nahm ich denn auch zuweilen an solchen Abenden meine Zuflucht zu einer List, durch die ich mir Albertines Kuß verschaffte. Da ich wußte, wie schnell sie einschlief, wenn sie sich einmal hingelegt hatte (sie selber wußte es auch, denn instinktiv zog sie sofort, nachdem sie sich ausgestreckt hatte, die Pantöffelchen aus, die ein Geschenk von mir waren, sowie ihren Ring, den sie neben sich legte, wie sie es immer in ihrem Zimmer vor dem Schlafengehen tat), und auch wußte, wie tief ihr Schlaf dann war, wie zärtlich ihr Erwachen, ging ich unter irgendeinem Vorwand etwas holen und veranlaßte sie zuvor, sich auf mein Bett zu legen. Wenn ich wieder eintrat, war sie eingeschlafen; ich hatte vor mir jene andere Frau, zu der sie wurde, sobald man sie ganz von vorne sah. Doch sie wandelte bald darauf sehr schnell wieder ihre Persönlichkeit, denn ich legte mich neben sie und sah sie nun von neuem im Profil. Ich konnte meine Hand in ihre Hand legen, auf ihre Schulter, auf ihre Wange, Albertine schlief weiter. Ich konnte ihren Kopf nehmen, ihn zurückbiegen, ihn an mei-

ne Lippen drücken, ihre Arme um meinen Hals legen, sie schlief weiter wie eine Uhr, die weiterläuft, wie ein Tier, das weiterlebt, welche Stellung man ihm auch gibt, wie eine Kletterpflanze, eine Volubilis, die ihre Ranken aussendet, ganz gleich, was für einen Halt man ihr gibt. Nur ihr Atem wurde durch jede meiner Berührungen verändert, als wäre sie ein Instrument, auf dem ich spielen und dem ich verschiedene Modulationen entlocken konnte, je nachdem ich aus der einen oder anderen seiner Saiten diese oder jene Töne zog. Meine Eifersucht legte sich, denn Albertine war nun für mich eine Atmende und nichts anderes, wie es ihr regelmäßiger Atem verriet, in dem sich jene rein physiologische Funktion kundtut, die sanft dahinfließend weder die Festigkeit des Wortes noch die des Schweigens hat und die in ihrer Unkenntnis allen Übels als ein Hauch, wie er eher dem Schilfrohr als einem menschlichen Wesen entströmt – wahrhaft paradiesisch für mich, fühlte ich doch in solchen Augenblicken Albertine nicht nur materiell, sondern auch geistig allem entzogen –, der reine Sang der Engel war. Und doch sagte ich mir plötzlich, daß vielleicht in diesen Atemzügen viele Namen von Personen spielen mochten, die das Gedächtnis in ihnen auftönen ließ.

Zuweilen trat zu dieser Musik sogar die menschliche Stimme hinzu. Albertine sprach ein paar Worte. Wie gerne hätte ich ihren Sinn erfaßt! Es kam vor, daß der Name einer Person, von der wir gesprochen hatten und die meine Eifersucht erregte, ihr auf die Lippen trat, jedoch ohne daß ich darüber unglücklich war, denn die Erinnerung, die ihn heraufbeschwor, schien nur die an Gespräche zu sein, die sie mit mir über jene geführt hatte. Immerhin sagte sie eines Abends, als sie mit geschlossenen Augen neben mir halb erwachte, zärtlich zu mir gewendet: »Andrée.« Ich verbarg meine Bewegung. »Du träumst, ich bin nicht Andrée«, sagte ich mit einem Lachen zu ihr. Sie lächelte ebenfalls: »Nein, nein, ich wollte dich nur fragen, was Andrée vorhin zu dir gesagt hat.« – »Es kam mir eher so vor, als müßtest du auch neben ihr so gelegen

haben.« – »Aber nicht doch! Niemals!« antwortete sie mir. Nur hatte sie, bevor sie mir diese Antwort gab, einen Augenblick lang das Gesicht in den Händen verborgen. Ihr Schweigen also war jeweils nur ein Schleier, ihre an der Oberfläche sich äußernden Zärtlichkeiten hatten einzig den Zweck, tausend Erinnerungen, die mir das Herz zerrissen hätten, auf den Grund ihres Inneren zu bannen; ihr Leben war von jenen Dingen erfüllt, aus deren höhnischer Berichterstattung, deren spöttischer Chronik unser tagtägliches Geplauder über andere, uns gleichgültige Menschen besteht, die aber, sobald sich ein Wesen in unser Herz verirrt hat, in unseren Augen eine so kostbare Aufhellung von dessen Leben bedeuten, daß wir, um diese untergründige Welt kennenzulernen, gern unser eigenes hergeben würden. Dann kam mir ihr Schlaf wie eine magische Zauberwelt vor, aus der für Sekunden aus den Tiefen des kaum durchscheinenden Elements ein Geständnis des Verborgenen hervortritt, das man nicht verstehen wird. Gewöhnlich aber, wenn Albertine schlief, schien sie ihre Unschuld wiedergefunden zu haben. In der Stellung, die ich ihr gegeben und die sie im Schlaf sehr schnell sich zu eigen gemacht hatte, sah sie aus, als vertraue sie sich mir vollständig an. Ihr Gesicht hatte jeden Ausdruck von Schlauheit oder Gewöhnlichkeit verloren, und zwischen ihr und mir, zu dem sie ihren Arm erhob und auf dem sie ihre Hand ruhen ließ, schien vollkommene Offenheit, unauflösliche Verbundenheit zu bestehen. Ihr Schlaf trennte sie überhaupt nicht von mir und ließ in ihr die Vorstellung unserer zärtlichen Gefühle weiterleben; er hatte eher die Wirkung, alles übrige auszulöschen; ich küßte sie und sagte ihr, ich wolle ein paar Schritte ins Freie tun; sie öffnete halb die Lider, und mit erstaunter Miene – denn tatsächlich war es ja schon Nacht – fragte sie: »Lieber« (wobei sie mir meinen Namen gab), »wohin willst du denn noch um diese Zeit?« und schlief auf der Stelle wieder ein. In ihrem Schlaf war einfach das übrige Leben gleichsam ausgelöscht; es war ein gleichförmiges Schweigen, aus dem heraus sich

von Zeit zu Zeit vertraute, zärtliche Worte erhoben. Hätte man sie nebeneinandergesetzt, so hätte sich daraus das Gespräch ohne Mißklang, das geheime Einssein reiner Liebe ergeben. Dieser so friedliche Schlaf entzückte mich, wie der Schlaf ihres Kindes eine Mutter so entzückt, daß sie eine Art Tugend darin sieht. Tatsächlich war der ihre ein wahrer Kinderschlaf. Auch ihr Erwachen war so natürlich, so zärtlich, bevor sie noch wußte, wo sie eigentlich war, daß ich mich manchmal mit Entsetzen fragte, ob sie, als sie noch nicht mit mir lebte, wohl schon gewohnt gewesen sein mochte, nicht allein zu schlafen, vielmehr beim Erwachen jemand anderen an ihrer Seite zu finden. Doch ihre kindliche Anmut erwies sich als das stärkere Element. Wiederum wie eine Mutter war ich voll staunender Bewunderung, daß sie stets bei guter Laune erwachte. Innerhalb von ein paar Sekunden war ihr Bewußtsein zurückgekehrt, sie fand reizende Worte, zusammenhanglos, wie Vogelgezwitscher. In einer Vertauschung der Rollen hatte ihr Hals, der sonst wenig auffiel, jetzt aber fast zu schön war, die ungeheure Bedeutung angenommen, die ihre im Schlaf geschlossenen Augen verloren hatten, ihre Augen, mit denen ich sonst Zwiesprache hielt, an die ich mich aber, seitdem die Lider sie deckten, nicht mehr wenden konnte. Ebenso wie geschlossene Augen dem Gesicht eine unschuldige, ernste Schönheit geben, indem sie alles zum Verschwinden bringen, was der Blick nur allzu deutlich sagt, lag auch in den nicht bedeutungslosen, aber von Schweigen unterbrochenen Worten, die Albertine beim Erwachen fand, eine reine Schönheit, die nicht wie ein Gespräch von Redegewohnheiten, wiederkehrenden Wendungen, Spuren unserer Fehler ständig makelbehaftet ist. Wenn ich mich dann entschlossen hatte, Albertine zu wecken, konnte ich es ohne Besorgnis tun; ich wußte, daß ihr Erwachen nicht in Beziehung zu dem Abend stand, den wir hinter uns hatten, sondern aus ihrem Schlaf hervorgehen würde wie aus der Nacht der Morgen. Sobald sie die Augen lächelnd halb geöffnet hatte, bot sie mir ihren Mund, und ehe

sie noch etwas sagte, hatte ich schon seine kühle Frische gespürt, die so friedvoll war wie ein Garten, der noch schweigend ruht vor dem Erwachen des Tages.

Am Morgen[1] nach jenem Abend, an dem Albertine mir zunächst gesagt hatte, sie werde vielleicht zu den Verdurins gehen, dann aber, sie gehe nicht, erwachte ich bereits früh, und schon als ich noch im Halbschlaf lag, offenbarte mir ein Gefühl der Freude, daß, in den Winter eingeschoben, ein Frühlingstag angebrochen war. Draußen durchzogen volkstümliche Melodien, aufs feinste für verschiedene Instrumente gesetzt – vom Horn des Porzellankitters oder der Trompete des Stuhlflechters bis zur Flöte des Ziegentreibers, der an einem so schönen Tag in einen sizilianischen Hirten verwandelt schien –, mit ihren Orchesterklängen leicht die Morgenluft wie eine »Festouvertüre«. Das Gehör, dieser köstliche Sinn, macht die Straße, die es mit ihren feinsten Linien nachzuzeichnen vermag, für uns unmittelbar gegenwärtig; es skizziert uns alle vorüberziehenden Formen und zeigt uns deren Farbe. Die eisernen Rolläden des Bäckers oder des Milchmanns, die sich gestern abend über alle Möglichkeiten von Frauenglück gesenkt hatten, hoben sich jetzt mit dem Geräusch der leichtdrehenden Kettenwinden eines Schiffs, das sich zum Auslaufen rüstet und auf dem kristallklaren Meer dahingleiten wird, über einem Traum von jungen Ladenmädchen. Dieses Geräusch eines eisernen Rolladens, der hochgezogen wird, wäre in einem anderen Stadtviertel vielleicht mein einziges Vergnügen gewesen. In diesem verdankte ich meine Freude auch noch tausend anderen, von denen ich keines durch zu langen Schlaf hätte versäumen mögen. Es ist der Zauber der alten aristokratischen Viertel, daß sie gleichzeitig volkstümlich sind. Wie manchmal die Kathedralen nicht weit von ihren Portalen (die dann zuweilen sogar davon den Namen behalten haben, wie eines in Rouen das Portal der Buchhändler[1] heißt, weil diese dort in Wind und Wetter ihre Ware ausstellten) Handwerksbetriebe bargen, zogen an dem edlen

Stadtpalais der Guermantes verschiedene kleine – freilich ambulante – Gewerbetreibende vorbei, die einen Augenblick lang an das alte kirchliche Frankreich von früher erinnerten. Denn der Ruf, den sie den benachbarten kleinen Häusern zusandten, hatte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nichts von einem Lied an sich. Er unterschied sich davon ebensosehr wie die – durch unmerkliche Variationen kaum nuancierte – Deklamation in *Boris Godunow* und in *Pelléas* [2] , erinnerte aber andererseits an das Psalmodieren eines Priesters beim Hochamt, zu dem diese Straßenszenen nur das schlichte, marktfahrende, aber gleichwohl halbliturgische Gegenstück sind. Niemals hatte ich ein solches Vergnügen daran gefunden wie jetzt, seitdem Albertine bei mir wohnte; sie kamen mir wie ein fröhliches Signal ihres Erwachens vor und brachten mir, während sie mich für die Dinge draußen interessierten, um so mehr die befriedende Kraft einer teuren Gegenwart zum Bewußtsein, die so beständig war, wie ich nur wünschen konnte. Einige der ausgerufenen Viktualien konnte ich selbst zwar nicht ausstehen, sie waren aber sehr nach dem Geschmack Albertines, so daß Françoise durch ihren Laufburschen, der sich vielleicht etwas gedemütigt dadurch fand, daß er sich unter die Volksmenge mischen mußte, davon holen ließ. Ganz deutlich drangen in diesem stillen Stadtviertel (in dem die Geräusche für Françoise kein Anlaß zur Traurigkeit mehr, wohl aber ein solcher zur Freude für mich geworden waren) Rezitative, jedes in seiner speziellen Klangfarbe, zu mir, vorgetragen von Leuten aus dem Volk wie in der so volkstümlichen Musik des *Boris*, bei der eine Eingangsintonation nur ganz leicht abgewandelt wird durch die Modulation einer Note, die sich über eine andere neigt: eine Musik der Masse, Sprache mehr noch als Musik. Da war ein *Ah! le bigorneau, deux sous le bigorneau* [1] , das die Leute bewog, sich auf die spitzen Tütchen zu stürzen, in denen das abscheuliche kleine Muschelzeug verkauft wurde, das mir ohne Albertine widerwärtig gewesen wäre, ebenso wie die Schnecken,

die zur gleichen Stunde feilgeboten wurden. Auch hier mußte man bei der Stimme des Verkäufers an die kaum noch gesangmäßige Deklamation Mussorgskys denken, aber nicht nur an diese. Denn nachdem der Schneckenhändler im Sprechton vorgetragen hatte: *Les escargots, ils sont frais, ils sont beaux* [2] , fügte er mit der verschwebenden, von Debussy in Musik umgesetzten Traurigkeit eines Maeterlinck in schwermütig singendem Ton hinzu – in der Art eines jener schmerzgeladenen Finales, die den Komponisten des *Pelléas* in die Nähe von Rameau rücken (»Wenn ich schon besiegt sein soll, sollst wirklich du mein Besieger sein?«[1]): *On les vend six sous la douzaine* ... [2]

Ich habe immer Mühe gehabt zu verstehen, weshalb diese überaus klaren Worte in einem so wenig angemessenen Ton hingehaucht werden, einem Ton, mysterienumwoben wie das Geheimnis, um dessentwillen alle Menschen so traurig aussehen in dem alten Palast, in den auch Melisande keine Freude hat bringen können, einem Ton, so tief wie ein Gedanke des alten Arkel, wenn er in ganz einfachen Worten alle Schicksalsweisheit zu künden sich bemüht. Die Töne sogar, in denen mit zunehmender Milde die Stimme des alten Königs von Allemonde oder die Golos sich hebt, wenn sie sagen: »Man weiß nicht, was hier ist, es mag seltsam scheinen, es gibt vielleicht keine unnützen Begebenheiten« oder: »Man darf nicht erschrecken … Es war nur ein armes geheimnisvolles Wesen, wie alle es sind«[3] , waren diejenigen, die dem Schneckenhändler dazu dienten, in einer nie endenden Kantilene ständig zu wiederholen: *On les vend six sous la douzaine* ... Doch hatte diese metaphysische Klage keine Zeit, am Gestade der Unendlichkeit zu verhallen, sie wurde unterbrochen durch eine flotte Trompete. Diesmal handelte es sich nicht um Eßwaren, sondern das Libretto besagte: *Tond les chiens, coupe les chats, les queues et les oreilles.* [4]

Gewiß wurde durch Phantasie und Geistesart jedes Händlers und jeder Händlerin der Text dieser ganzen Musik, die ich

von meinem Bett aus hörte, häufig variiert. Dennoch beschwor eine rituell bedingte Pause, durch die eine Stille mitten im Wort entstand, besonders wenn es wiederholt wurde, ständig die Erinnerung an alte Kirchen herauf. In seinem Wägelchen, das von einer Eselin gezogen wurde, die er vor jedem Haus halten ließ, um sich in die Höfe zu begeben, psalmodierte der Händler mit alten Kleidern, seine Peitsche in der Hand, mit der gleichen Pause zwischen den letzten beiden Silben: *Habits, marchand d'habits, ha ... bits* [1] , als intoniere er das liturgische: *Per omnia saecula saeculo ... rum* oder *Requiescat in pa ... ce* [2] , obwohl er wahrscheinlich kaum an das ewige Leben seiner Kleider glaubte und sie auch nicht als Leichentuch für die letzte Ruhe im ewigen Frieden feilbot. Ebenso – denn die Motive fingen schon in dieser Morgenstunde an, sich ineinander zu verflechten – verwendete eine Gemüsehändlerin, die ihren Karren schob, für ihre Litanei die gregorianische Trennung der Silben:

À la tendresse, à la verduresse
Artichauts tendres et beaux
Arti ... chauts [3] ,

obwohl sie vermutlich vom Antiphonar nichts wußte, noch von den sieben Tönen, deren erste vier das Quadrivium und deren letzte drei das Trivium versinnbildlichen.[4]

Während er auf einer Hirtenflöte oder einem Dudelsack Weisen aus seiner südlichen Heimat blies, deren Licht gut zu den schönen Tagen paßte, machte ein Mann in Bauernkittel und Baskenmütze, einen Ochsenziemer in der Hand, vor den Häusern halt. Es war der Ziegentreiber mit zwei Hunden und seiner Ziegenherde, die vor ihm herlief. Da er von weither kam, erschien er in unserem Viertel erst verhältnismäßig spät; die Frauen liefen dann mit ihrem Milchtopf herbei, um die

Milch in Empfang zu nehmen, die ihre Kleinen stärken sollte. Doch unter die Pyrenäenklänge dieses heilbringenden Hirten mischte sich bereits das Glöckchen des Scherenschleifers, der sein *Couteaux, ciseaux, rasoirs* [5] rief. Mit ihm konnte der Sägenschärfer nicht konkurrieren, der, da er kein Instrument besaß, sich mit dem Ruf begnügte: *Avez-vous des scies à repasser, v'là le repasseur* [1] , während der Kesselflicker, nachdem er Kessel, Kochtöpfe, alles, was sich löten läßt, einzeln aufgeführt hatte, seinen etwas fröhlicheren Refrain folgen ließ:

Tam, tam, tam,
C'est moi qui rétame,
Même le macadam,
C'est moi qui mets des fonds partout,
Qui bouche tous le trous,
Trou, trou, trou. [2]

Junge Italiener aber, die große rot angemalte Blechkästen trugen, auf denen die Nieten und Glücksnummern standen, priesen unter dem Schwenken einer Schnarre ihre Lose an: *Amusez-vous, mesdames, v'là le plaisir.* [3]

Françoise brachte mir den *Figaro*. Mit einem einzigen Blick vergewisserte ich mich, daß mein Artikel immer noch nicht erschienen war. Sie sagte mir, Albertine frage an, ob sie zu mir hereinkommen dürfe, und lasse mir ausrichten, daß sie auf ihre Absicht verzichte, zu den Verdurins zu gehen, und statt dessen, wie ich ihr geraten hatte, die »Sondervorstellung« – heute würde man, wiewohl sie sehr viel weniger glanzvoll ausfallen würde, »Galavorstellung« sagen – im Trocadéro zu besuchen plane, nach einem kleinen Ausritt, den sie zusammen mit Andrée unternehmen wolle. Jetzt, da ich wußte, daß sie ihren vielleicht durch irgend etwas Schlechtes

bestimmten Wunsch, Madame Verdurin zu besuchen, aufgegeben hatte, erteilte ich die Erlaubnis: »Sie soll ruhig kommen!« mit einem Lachen und sagte mir, daß sie gehen könne, wohin sie wolle, da es mir völlig gleichgültig sei. Ich wußte, daß ich am Spätnachmittag, wenn die Dämmerung hereinbrach, zweifellos ein anderer Mensch sein würde, trübselig und geneigt, den geringsten Ortsveränderungen Albertines eine Wichtigkeit beizumessen, die ihnen zu dieser frühen Stunde noch nicht eigen war, zumal bei schönem Wetter. Denn meine Sorglosigkeit wurde zwar unmittelbar von klarer Erkenntnis ihrer Ursache gefolgt, jedoch dadurch in keiner Weise verändert. »Françoise hat mir versichert, Sie seien wach, ich würde Sie nicht stören«, sagte im Eintreten Albertine zu mir. Und da neben der Befürchtung, es könne zu kalt für mich werden, wenn sie zu einem ungeeigneten Zeitpunkt das Fenster öffnete, Albertines nächstgrößte die war, sie möchte in mein Zimmer gerade dann eindringen, wenn ich in leichtem Schlummer lag, setzte sie hinzu: »Ich hoffe, ich hatte sie richtig verstanden. Ich fürchtete nämlich schon, Sie würden zu mir sagen:

»Quel mortel insolent vient chercher le trépas? [1]

Welch dreister Sterbliche sucht sein Verderben hier?«

Sie brach dabei in jenes Lachen aus, das mich so tief beunruhigte. In dem gleichen scherzenden Ton antwortete ich ihr:

»Est-ce pour vous qu'est fait cet ordre si sévère?

Seid Ihr es denn, für die solch streng Gebot erlassen?«

Aus Furcht aber, sie könne diese Anordnung jemals übertreten, setzte ich hinzu: »Obgleich ich wütend wäre, wenn Sie mich weckten.« – »Ich weiß, ich weiß, seien Sie unbesorgt«, beruhigte mich Albertine. Und beschwichtigend fügte ich hinzu, indem ich die Szene aus *Esther* mit ihr weiterspielte, während auf der Straße unablässig die wegen unseres Gesprächs nur noch undeutlich wahrnehmbaren Rufe ertönten:

»Je ne trouve qu'en vous je ne sais quelle grâce
Qui me charme toujours et jamais ne me lasse.

Euch find ich, Euch allein von jenem Reiz umfangen,
Der stets von neuem weckt ein nimmermüd Verlangen«

(während ich freilich insgeheim bei mir dachte: Doch, sie ermüdet mich sehr oft). Und in Erinnerung an das, was sie mir am Abend zuvor gesagt hatte, dankte ich ihr zwar überschwenglich dafür, daß sie auf die Verdurins verzichtet hatte, sagte ihr aber, damit sie ein andermal in dieser oder jener Angelegenheit mir ebenso gehorche: »Albertine, Sie mißtrauen mir, mir, der ich sie liebe, und Sie schenken Ihr Vertrauen Leuten, die Sie nicht lieben« (als ob es nicht natürlich wäre, Leuten zu mißtrauen, die einen lieben und damit allein ein

Interesse daran haben, einen zu belügen, um zu wissen, zu verhindern), und fügte die lügenhaften Worte hinzu: »Sie glauben ja im Grunde nicht, daß ich Sie liebe. Komisch! Tatsächlich *vergöttere* ich Sie allerdings nicht.« Sie log nun ihrerseits, indem sie mir sagte, sie setzte Vertrauen nur in mich, und war dann hinterher aufrichtig, als sie versicherte, sie wisse, daß ich sie liebe. Diese Behauptung aber schien nicht einzuschließen, daß sie mich nicht für einen Lügner und einen Nachspionierer hielt. Und sie schien mir zu verzeihen, als sehe sie darin die unerträgliche Konsequenz einer großen Liebe oder als finde sie selbst sich am Ende weniger gut.

»Ich bitte Sie, liebes Herz, keine Voltigierakte wie neulich. Stellen Sie sich vor, Albertine, Sie würden einen Unfall haben!«[1] – Ich wünschte ihr natürlich nichts Böses. Doch welch ein Vergnügen hätte es für mich bedeutet, wenn sie auf den guten Gedanken gekommen wäre, mit ihren Pferden an irgendeinen ihr genehmen unbekannten Ort aufzubrechen und niemals mehr nach Hause zurückzukehren! Da alles ungemein vereinfacht wäre, wenn sie glücklich anderswo lebte, hätte ich nicht einmal mehr Wert darauf gelegt zu wissen, wo das war. »Oh! Ich weiß nur zu gut, daß Sie mich keine achtundvierzig Stunden überleben, daß Sie sich umbringen würden.«

So tauschten wir lügnerische Reden aus. Eine tiefere Wahrheit aber als die, der wir in aller Ehrlichkeit Ausdruck geben würden, kann manchmal auf anderem Wege als dem der Aufrichtigkeit ausgedrückt und vorhergesagt werden.

»Stört Sie das nicht, alle diese Geräusche von draußen?« fragte sie mich, »ich mag sie schrecklich gern. Aber Sie, wo Sie doch ohnehin einen so leichten Schlaf haben?«[1] Er war im Gegenteil zuweilen sehr tief (ich habe das schon gesagt, doch eine Begebenheit, auf die ich im folgenden kommen werde, zwingt mich, es nochmals zu erwähnen), besonders wenn er mich erst gegen Morgen überkam. Da ein solcher Schlaf – im Durchschnitt – viermal so ausruhend gewesen ist, meint derjenige, der geschlafen hat, er müsse auch viermal so lange

gedauert haben, obwohl er in Wirklichkeit nur ein Viertel der Zeit gewährt hat. Gerade dieser grandiose Irrtum einer Multiplikation mit sechzehn gibt dem Erwachen eine so eindrucksvolle Schönheit und bringt in das Dasein eine wirkliche Neuerung, die jenen großen rhythmischen Veränderungen zu vergleichen ist, die in der Musik bewirken, daß innerhalb eines Andante eine Achtelnote die gleiche Dauer hat wie eine halbe Note in einem Prestissimo, Veränderungen, wie man sie im Wachzustand nicht kennt. Dort nämlich ist das Leben fast immer das gleiche, woraus sich die Enttäuschungen beim Reisen ergeben. Gleichwohl scheint es, daß der Traum aus dem Material (manchmal dem gröbsten) des Lebens gemacht ist, doch wird dieses Material in einer Weise behandelt, zurechtgeknetet – denn die zeitlichen Begrenzungen des Wachzustandes hindern es nicht daran, sich auszudehnen und in ungeahnte Höhen zu verflüchtigen –, daß man es nicht wiedererkennt. Wenn mir an einem Morgen dieses Glück widerfahren war und der Schlaf gleich einem Schwamm die Spuren der alltäglichen Beschäftigungen aus meinem Hirn, wo sie wie auf einer Wandtafel aufgezeichnet sind, fortgewischt hatte, mußte ich mein Gedächtnis wieder zum Leben erwecken; durch Willenskraft kann man wiedererlernen, was die Amnesie des Schlafes oder eines Schlaganfalls in Vergessenheit geraten ließ und was nun langsam wiedersteht, je mehr sich die Augen öffnen oder die Lähmung verschwindet. Ich hatte so viele Stunden in wenigen Minuten durchlebt, daß ich mein ganzes Konzentrationsvermögen aufbieten mußte, um zu Françoise, die ich gerufen hatte, in einer Sprache zu sprechen, die der Wirklichkeit entsprach und nach der Uhrzeit geregelt war, ihr nicht etwa zu sagen: Hören Sie, Françoise, nun ist es fünf Uhr abends, und ich habe Sie seit gestern nachmittag nicht mehr gesehen, und um meine Träume zurückzudrängen. Im Widerspruch zu diesen und mich selbst verleugnend sagte ich kühn, wobei ich mich mit aller Kraft zu schweigen zwang, etwas ganz anderes: »Françoise, es ist doch jetzt zehn Uhr!«

Ich sagte nicht einmal zehn Uhr morgens, sondern einfach zehn Uhr, damit dieses so unglaubliche zehn Uhr möglichst natürlich klang. Dennoch verlangte das Aussprechen dieser Worte anstelle derjenigen, die der kaum erwachte Schläfer, der ich noch war, auch weiterhin dachte, von mir eine anstrengende Gleichgewichtsübung, wie wenn jemand aus einem fahrenden Zug abspringt, einen Augenblick neben dem Gleis weiterläuft und es schließlich fertigbringt, nicht hinzufallen. Er läuft einen Augenblick, weil das Element, das er verläßt, ein mit großer Geschwindigkeit bewegtes Element war, völlig verschieden von dem unbewegten Boden, dem sich seine Füße nur unter Schwierigkeiten anzupassen vermögen. Daraus, daß die Welt des Traums nicht die Welt des Wachens ist, folgt nicht, daß die Welt des Wachens weniger wahr wäre, im Gegenteil. In der Welt des Schlafs sind unsere Wahrnehmungen derart überladen – sind undurchdringlich, denn jede wird durch eine darüberliegende verdoppelt und nutzlos verfinstert –, daß wir nicht einmal erkennen können, was in dem schwindelerregenden Vorgang des Erwachens geschieht; war Françoise gekommen, oder war ich – müde, nach ihr zu rufen – selbst zu ihr hingegangen? Schweigen ist in solchem Augenblick das einzige Mittel, nichts zu offenbaren, ebenso wie in dem Moment, wo uns ein Untersuchungsrichter verhört, der von uns betreffenden Umständen eine Kenntnis besitzt, über deren Art und Umfang wir nicht unterrichtet sind. War Françoise gekommen, hatte ich sie gerufen? Schlief nicht vielleicht sogar Françoise, und ich meinerseits hatte sie soeben geweckt? Ja, mehr noch, lebte Françoise nicht in meiner Brust, da eine Unterscheidung der Personen und der Rolle, die sie spielen, kaum existiert in dem dichten Dunkel, in dem die Wirklichkeit undurchdringlich ist wie der Leib eines Stachelschweins und die fast völlig fehlende Wahrnehmung uns vielleicht eine Vorstellung von der gewisser Tiere geben kann? Wenn nun sogar in dem lichten Wahn, der solch schwerem Schlaf vorausgeht, Fragmente von Weisheit hell-

schimmernd umherschweben, wenn die Namen Taines oder George Eliots[1] ihm nicht unbekannt sind, so bleibt die Welt des Wachens doch darin überlegen, daß sie jeden Morgen eine Fortsetzung finden kann, nicht aber allabendlich der Traum. Doch vielleicht gibt es andere Welten, die wirklicher als die des Wachens sind. Noch dazu wird diese durch jede neue Revolution im Bereich der Künste verwandelt, gleichzeitig auch und sehr viel mehr noch durch den Grad von Begabung oder Kultur, der einen Künstler von einem ungebildeten Dummkopf unterscheidet.

Oft[1] kommt eine weitere Stunde Schlaf einem Schlaganfall gleich, nach dem man den Gebrauch der Glieder erst wiederfinden und das Sprechen von neuem erlernen muß. Mit dem Willen gelänge das nicht. Man hat zuviel geschlafen, man existiert nicht mehr. Das Erwachen wird nur ebenso mechanisch, ohne Bewußtsein registriert wie vielleicht das Schließen eines Hahns an einem Rohr. Es folgt ein Leben, in dem man, da es unbeseelter als das einer Qualle ist, ebensogut glauben könnte, man sei soeben den Tiefen des Meeres entrissen oder aus dem Zuchthaus zurückgekehrt, sofern man überhaupt etwas denken könnte. Da aber neigt sich vom Himmel die Göttin Mnemotechne[2] herab und bietet uns in Form der »Gewohnheit, den Morgenkaffee zu verlangen« die Hoffnung auf eine Auferstehung dar. Noch dazu ist das jähe Geschenk der Erinnerung nicht immer so selbstverständlich. Oft hat man in jenen ersten Minuten, in denen man sich ins Erwachen gleiten läßt, eine Vielfalt verschiedenster Wahrheiten vor sich und glaubt, man könne sich eine davon herausziehen wie ein Blatt aus einem Kartenspiel. Es ist Freitag früh, und man kehrt von einem Spaziergang zurück, oder es ist die Stunde des Tees in einem Seebadeort. Die Vorstellung, daß man im Nachthemd im Bett liegt, stellt sich oft erst als letzte im Bewußtsein ein. Die Auferstehung erfolgt nicht gleich; man meint geschellt zu haben, man hat es nicht getan, man wälzt Wahnideen in seinem Inneren. Bewegung allein gibt uns das Denken zurück,

und wenn man dann wirklich auf den Klingelknopf gedrückt hat, kann man langsam, aber deutlich die Worte artikulieren: »Es ist doch jetzt zehn Uhr. Françoise, bringen Sie mir meinen Morgenkaffee.«

O Wunder! Françoise hatte von dem Meer von Unwirklichkeit nichts ahnen können, das mich noch rings umfloß und durch das ich doch mit Aufbietung aller Energie meine seltsame Frage hindurchgesandt hatte. Sie antwortete mir in der Tat: »Es ist zehn Minuten nach zehn.« Das gab mir einen Anschein von Vernünftigkeit und machte es möglich, daß ich mir nichts von den bizarren Gesprächen anmerken ließ, die mich (an Tagen, an denen nicht ein Berg von Nichtigkeit alles Leben in mir erdrückte) während unbestimmter Zeit eingelullt hatten. Kraft eines Willensakts hatte ich mich der Wirklichkeit wieder eingefügt. Ich genoß noch die letzten Überbleibsel von Schlaf, das heißt der einzigen Erfindung, der einzigen Erneuerung innerhalb der Art des Erzählens, da keine Berichte im Wachzustand – selbst literarisch geschönte nicht – jene geheimnisvollen Unterschiede aufweisen, aus denen Schönheit entsteht. Es ist leicht, von der zu sprechen, die das Opium schafft. Doch für einen Menschen, der es gewohnt ist, nur nach Einnahme von Medikamenten einzuschlafen, wird eine unerwartete Stunde natürlichen Schlafes die morgendliche Weite einer ebenso geheimnisvollen, jedoch frischeren Landschaft aufdecken. Wenn man Stunde und Ort des Einschlafens verändert, wenn man den Schlaf auf künstliche Weise herbeiführt oder im Gegenteil für einen Tag zum natürlichen Schlaf zurückkehrt – dem seltsamsten von allen für jeden, der die Gewohnheit hat, Schlafmittel zu benutzen –, erzielt man Spielarten des Schlafes, tausendmal zahlreichere sogar, als ein Gärtner Spielarten von Nelken oder Rosen zu erzeugen vermag. Die Gärtner erlangen durch Züchtung Blumensorten, die wie köstliche Träume sind, aber auch andere, die einem Alptraum gleichen. Wenn ich auf eine bestimmte Art einschlief, erwachte ich mit Schüttelfrost und meinte, ich hätte Röteln,

oder – was viel schmerzlicher war – meine Großmutter (an die ich nie mehr dachte) sei traurig, weil ich mich an jenem Tag über sie lustig gemacht hatte, als sie in Balbec zu sterben fürchtete und wünschte, ich solle von ihr eine Photographie besitzen. Obwohl ich nun schon wach war, wollte ich schnell zu ihr gehen und ihr erklären, daß sie mich nicht recht verstanden hatte. Doch schon erwärmte ich mich. Die Prognose von Röteln wurde eliminiert, und meine Großmutter rückte in solche Ferne von mir, daß sie meinem Herzen keine Leiden mehr schuf.

Manchmal senkte sich über diese verschiedenen Arten von Schlaf plötzliche Dunkelheit. Ich verspürte Furcht, meine Wanderung durch eine vollkommen finstere Allee, in der ich Banditen vorbeikommen hörte, fortzusetzen. Plötzlich erhob sich eine Diskussion zwischen einem Schutzmann und einer jener Frauen, die häufig das Geschäft des Rosselenkers übernahmen und die man von weitem für junge Kutscher hält. Auf ihrem von Dunkel umwogten Sitz auf dem Kutschbock konnte ich sie nicht sehen, doch ich hörte sie sprechen und las aus ihrer Stimme die Vollkommenheit ihrer Züge und die Jugend ihres Körpers ab. Ich ging in der Dunkelheit auf sie zu, um in ihre Droschke zu steigen, bevor sie weiterfuhr. Es war noch ein gutes Stück. Glücklicherweise zog sich die Diskussion mit dem Schutzmann in die Länge. Ich holte den noch haltenden Wagen ein. Dieser Teil der Allee war von Gaslaternen erhellt. Die Wagenlenkerin erschien meinem Blick. Es war zwar eine Frau, doch eine alte, große und dicke mit weißem Haar, das unter ihrer Mütze hervorquoll, und einem roten Mal im Gesicht. Ich entfernte mich und dachte: So also steht es mit der Jugend der Frauen? Wenn wir plötzlich die, denen wir früher begegnet sind, wiedersehen möchten, sind sie dann alle schon alt? Ist die junge Frau, nach der man Verlangen trägt, wie ein Bühnenpart, den man, nachdem die ersten Kräfte, die ihn kreierten, nicht mehr in Frage kommen, neuen Sternen anvertrauen muß? Aber dann ist es doch nicht mehr dieselbe.

Da überkam mich ein Gefühl der Traurigkeit. So kennen wir im Schlaf zahlreiche Formen von Leid und Mitleid, gleich jenen »Pietà« der Renaissance[1] , aber nicht wie diese in Marmor ausgeführt, sondern im Gegenteil inkonsistent. Sie haben gleichwohl ihren Nutzen, der darin besteht, daß sie uns an eine ergriffenere, menschlichere Sicht der Dinge erinnern, die man in der eiskalten, häufig sogar feindseligen Vernünftigkeit des Wachseins nur allzuleicht zu vergessen geneigt ist. So wurde mir das Versprechen wieder in die Erinnerung zurückgerufen, das ich mir in Balbec gegeben hatte, Françoise gegenüber immer Mitgefühl zu bezeigen. Und so würde es mir zumindest jenen ganzen Vormittag über gelingen, mich zu bemühen, über den Streit zwischen Françoise und dem Diener keinen Verdruß zu zeigen und mich sanftmütig gegen Françoise zu betragen, der die anderen mit so wenig Güte begegneten. Allerdings nur jenen Vormittag über; ich müßte mich also bestreben, mir einen etwas dauerhafteren Kodex zuzulegen; denn ebenso wie Völker sich nicht lange von reiner Gefühlspolitik bestimmen lassen, so werden die einzelnen Menschen nicht durch die Erinnerung an ihre Träume gelenkt. Schon fing dieser letzte mir zu entschwinden an. Bei meinem Bemühen, ihn mir in die Erinnerung zurückzurufen, um ihn in eine Form zu bannen, schlug ich ihn nur um so rascher in die Flucht. Meine Lider versiegelten nicht mehr so wirksam meinen Blick. Wenn ich versuchte, meinen Traum zu rekonstruieren, würden sie sich vollends auftun. In jedem Augenblick muß man zwischen der Gesundheit, der Vernunft auf der einen Seite und den Genüssen des Geistes auf der anderen wählen. Ich habe immer die Feigheit besessen, mich für die ersteren zu entscheiden. Im übrigen war die Macht, auf die ich verzichtete, noch gefährlicher, als man meint. Die verschiedenen Mitleidsformen, die Träume schwinden nicht allein. Wenn man in dieser Art die Bedingungen variiert, unter denen man einschläft, so schwindet nicht nur das Träumen, sondern auf lange Tage hin, auf Jahre zuweilen sogar, nicht nur die

Fähigkeit zu träumen, sondern auch die, einzuschlafen. Der Schlaf ist göttlich, aber wenig dauerhaft; beim leisesten Anstoß verflüchtigt er sich. Ihn, der ein Freund von Gewohnheiten ist, halten diese, da sie beständiger sind als er, jeden Abend an seinem üblichen Platz fest, sie schützen ihn vor jedem Stoß. Wenn man sie aber verändert und er ihnen nicht mehr unterworfen ist, so verflüchtigt er sich wie ein Dunst. Er gleicht der Jugend und der Liebe, man findet ihn nicht mehr.

Wiederum wie in der Musik bestimmte bei diesen verschiedenen Arten von Schlaf die Erhöhung oder Verminderung eines Intervalls die Schönheit. Ich genoß sie, aber andererseits hatte ich soeben in meinem Schlaf, so kurz er auch gewesen war, einen guten Teil der Rufe versäumt, in denen das ambulante Leben des Handwerks sowie der Viktualien von Paris für uns wahrnehmbar wird. Gewöhnlich bemühte ich mich daher auch (zu meinem Unglück, ohne das Drama vorauszusehen, das solch spätes Erwachen und meine drakonischen, persischen, an den Racineschen Assuérus gemahnenden Gesetze bald für mich heraufführen sollten), frühzeitig aufzuwachen, um von diesen Rufen nichts zu verpassen. Außer dem Vergnügen zu wissen, wie sehr Albertine an ihnen Gefallen fand, und auszugehen, ohne mein Bett zu verlassen, hörte ich in ihnen gleichsam das Symbol der draußen herrschenden Atmosphäre, des gefährlich wogenden Lebens, in dem sie sich nur unter meiner Aufsicht bewegen durfte, sozusagen in einem nach außen hin erweiterten Bezirk ihrer Gefangenschaft, aus dem ich sie zu der Stunde wieder herausholte, zu der ich sie zu mir zurückgekehrt wissen wollte.

Daher konnte ich denn auch denkbar aufrichtig Albertine zur Antwort geben: »Im Gegenteil, sie gefallen mir, weil ich weiß, daß Sie sie so gerne hören.« *À la barque, les huîtres, à la barque.* [1] »Oh! Austern! Darauf hatte ich gerade solche Lust!« Glücklicherweise vergaß Albertine, halb aus Unbeständigkeit, halb aus Nachgiebigkeit, wonach sie eben verlangt hatte, und bevor ich Zeit fand, ihr zu sagen, sie werde

bessere bei Prunier[2] finden, wollte sie eins aufs andere alles haben, was sie von der Fischhändlerin ausrufen hörte: *À la crevette, à la bonne crevette, j'ai de la raie toute en vie, toute en vie. – Merlans à frire, à frire. – Il arrive le maquereau, maquereau frais, maquereau nouveau. Voilà le maquereau, Mesdames, il est beau le maquereau. – À la moule fraîche et bonne, à la moule!* [3] Unwillkürlich ließ mich der Ruf: *Il arrive le maquereau* erzittern. Da dieser Ruf aber, wie mir schien, nicht auf unseren Chauffeur[4] gemünzt sein konnte, dachte ich nur an den Fisch, der mir zuwider war, und meine Beunruhigung hielt nicht vor. »Oh! Muscheln!« sagte Albertine, »ich möchte so gern welche essen!« – »Aber meine Liebste, das ging in Balbec, hier taugen sie wirklich nichts; überhaupt, denken Sie bitte daran, was Cottard über die Muscheln gesagt hat.« Doch war mein Einwand um so unangebrachter, als gleich darauf eine Gemüsehändlerin etwas offerierte, was Cottard noch entschiedener verbot:

À la romaine, à la romaine!
On ne la vend pas, on la promène. [5]

Allerdings willigte Albertine ein, auf Sommerendivien zu verzichten, falls ich ihr versprach, in den nächsten Tagen von der Händlerin, deren Ruf lautete: *J'ai de la belle asperge d'Argenteuil, j'ai de la belle asperge* [1] , Spargel zu kaufen. Eine geheimnisvolle Stimme, von der man eigentlich absonderlichere Angebote erwartet hätte, pries *Tonneaux, tonneaux* [2] an. Man mußte sich schnell mit der Enttäuschung abfinden, daß es sich nur um Fässer handelte, denn dieser Ruf wurde fast völlig von dem folgenden überdeckt: *Vitri, vitri-er, carreaux cassés, voilà le vitrier, vitri-er* [3] , mit einer gregorianischen Worttrennung, die mich jedoch weniger an die Liturgie erinnerte als der Ruf des Lumpenhändlers, der, ohne es zu wissen, eine jener jähen Klangunterbrechungen produzierte,

wie sie inmitten des Gebets im Ritual der Kirche ziemlich häufig vorkommen: *Praeceptis salutaribus moniti et divina institutione formati audemus dicere* [4] , sagt der Priester mit starker Betonung auf *dicere*. Ohne es an der schuldigen Ehrfurcht fehlen zu lassen – spielte doch das fromme Volk des Mittelalters seine Farcen und Sotties auf dem Platz unmittelbar vor der Kirche –, erinnerte der Lumpenhändler an dieses *dicere*, wenn er, nachdem er die anderen Worte in die Länge gezogen hatte, die letzte Silbe mit einer Abruptheit hervorstieß, die der Akzentgebung würdig war, wie sie durch den großen Papst des siebenten Jahrhunderts[5] geregelt worden ist: *Chiffons, ferrailles à vendre*, alles das äußerst getragen psalmodiert, ebenso auch die beiden folgenden Silben, während die letzte lebhafter akzentuiert wurde als *dicere: peaux d'lapins*.[6] *La Valence, la belle Valence, la fraîche orange* [7] , selbst der bescheidene Lauch: *Voilà d'beaux poireaux*, und Zwiebeln: *Huit sous mon oignon* [8] , zogen für mich wie ein Echo der Wellen vorüber, in denen Albertine, wenn sie frei gewesen wäre, sich hätte verlieren können, und bekamen so die Süße eines *Suave mari magno* [9] .

Voila des carottes
À deux ronds la botte. [1]

»Oh!« rief Albertine, »Kohl, Karotten, Orangen! Alles Dinge, auf die ich schrecklich Lust habe. Françoise soll doch davon besorgen. Dann gibt's Karotten mit Rahm. Wie nett, dann all das miteinander zu verzehren: alle diese Rufe, die wir hören, verwandelt in ein gutes Essen. Oh! Bitte, bitte, lassen Sie uns von Françoise lieber einen Rochen in brauner Butter machen. Das ist doch so etwas Gutes!« – »Abgemacht, meine Liebste. Doch bleiben Sie nur nicht länger hier, sonst wollen Sie noch alles haben, was die Gemüsehändlerinnen feilbieten.« – »Gut,

ich gehe, aber künftig will ich zu Tisch nur noch Ausgerufenes essen. Das ist doch wirklich zu amüsant. Und dabei müssen wir noch zwei Monate warten, bis wir endlich hören: *Haricots verts et tendres haricots, v'là l'haricot vert.* [2] Wie gut das gesagt ist: ›Zarte Bohnen‹! Sie wissen doch, wie gern ich sie mag, wenn es ganz, ganz dünne sind, die von Vinaigrette triefen; man hat dann gar nicht das Gefühl, daß man sie ißt, sondern sie sind so leicht und so frisch wie Tau. Ach, das ist wie mit dem kleinen Rahmkäse, das dauert noch lange: *Bon fromage à la cré, fromage à la cré, bon fromage!* Und die Gutedeltrauben von Fontainebleau: *J'ai du beau chasselas.*« Mit Grauen aber dachte ich daran, wie lange ich bis zu den Gutedeltrauben noch mit Albertine zusammenbleiben mußte. »Wissen Sie, ich habe eben gesagt, ich will nur noch Sachen, die wir haben ausrufen hören, aber ich mache natürlich Ausnahmen. Es wäre also nicht unmöglich, daß ich bei Rebattet vorbeigehe und Eis für uns beide bestelle. Sie werden sicher sagen, es ist noch zu früh dafür, aber ich habe solchen Appetit auf Eis!« Der Plan mit Rebattet regte mich auf, da er durch die Worte: »Es wäre nicht unmöglich« um so wahrscheinlicher und für mich zudem verdächtiger wurde. Es war der Empfangstag der Verdurins, und seitdem sie von Swann erfahren hatten, daß dies das beste Haus dafür war, bestellten sie Eis und Petits Fours stets bei Rebattet. »Ich habe nichts gegen Eis, liebste Albertine, aber lassen Sie mich die Bestellung machen, ich weiß selbst noch nicht, ob bei Poiré-Blanche oder bei Rebattet oder im Ritz[1] , aber ich werde schon sehen.« – »Ja, gehen Sie denn aus?« fragte sie mit mißtrauischer Miene. Sie behauptete immer, entzückt zu sein, wenn ich mehr ausging, doch wenn ein Wort von mir ihr die Vermutung nahelegte, daß ich nicht zu Hause blieb, so entnahm man aus ihrer besorgten Miene, daß ihre angebliche Freude, mich ständig ausgehen zu sehen, nicht ganz aufrichtig war. »Vielleicht, vielleicht auch nicht, Sie wissen ja, ich mache nie im voraus irgendwelche Pläne. Auf alle Fälle ist das Eis aber

nichts, was auf der Straße ausgerufen wird, was jemand im Karren vor sich herschiebt, warum also möchten Sie gerade Eis?« Und daraufhin gab sie mir die folgenden Worte zur Antwort, die mir zeigten, wieviel Klugheit und latenter Geschmack ganz plötzlich seit Balbec in ihr zur Entwicklung gekommen waren, Worte der Art, wie sie sie einzig meinem Einfluß zu verdanken behauptete, dem ständigen Zusammensein mit mir, Worte, wie ich sie freilich niemals gesagt hätte, als sei mir von unbekannter Seite geradezu ein Verbot auferlegt, in der Unterhaltung literarische Formen zu gebrauchen. Vielleicht hatte das Schicksal mir und Albertine doch nicht die gleiche Zukunft bestimmt. Ich hatte fast ein solches Vorgefühl, als ich sah, mit welchem Eifer sie beim Sprechen der geschriebenen Sprache zugehörige Bilder verwendete, die einem anderen, heiligeren, mir noch unbekannten Zweck vorbehalten schienen. Sie sagte zu mir (und ich war trotz allem tief gerührt, denn ich dachte: Gewiß würde ich nicht sprechen wie sie, aber immerhin würde sie ohne mich nicht so sprechen, mein Einfluß hat sehr nachhaltig auf sie gewirkt, sie muß mich doch also lieben, sie ist mein Werk)[1] : »Was ich an diesen ausgerufenen Viktualien liebe, ist, daß eine Sache, die man hört wie eine Rhapsodie, ihre Natur verändert, wenn sie auf den Tisch kommt und zu meinem Gaumen spricht. Beim Eis (denn ich hoffe, Sie werden nur solches in den altmodischen Formen bestellen, die alle nur möglichen architektonischen Motive wiederholen) geht es mir jedesmal so, daß Tempel, Kirchen, Obelisken, Felsen für mich zunächst wie ein Museum aller malerischen Stätten der Welt etwas zum Ansehen sind und daß ich dann erst die Bauwerke aus Himbeer- und Vanilleeis in etwas Kühles umdenke, das durch meine Kehle gleitet.« Ich fand das ein wenig zu gut gesagt, aber sie spürte, daß ich es auf alle Fälle gut gesagt fand, und fuhr in der gleichen Weise fort, wobei sie jedesmal einen Augenblick innehielt, wenn ihr ein Vergleich geglückt war, um ihr schönes Lachen ertönen zu lassen, das für mich so grausam, weil

so wollüstig war: »Mein Gott, im Hotel Ritz werden Sie wohl allerdings, fürchte ich, Vendômesäulen aus Schokolade- oder Himbeereis finden, da würden wir dann freilich mehrere brauchen, damit es aussieht wie Votivgeschenke oder Pilaster in einer Ruhmesallee zu Ehren einer Göttin der Kühlung. Sie machen auch Himbeerobelisken, die von Zeit zu Zeit in der glühenden Wüste meines Durstes aufragen; ich lasse dann ihren rosigen Granit erst schmelzen, wenn sie schon tief in meine Kehle hinuntergeglitten sind und mir größere Labung verschaffen als die schönsten Oasen« (hier brach das bewußte tiefe Lachen aus ihr auf, sei es aus Befriedigung, daß sie sich so gut ausgedrückt hatte, sei es aus Selbstironie, weil sie sich mit so eng verketteten Bildern ausdrückte, sei es – ach! – aus der physischen Lust heraus, bei der Vorstellung von etwas so Gutem, Kühlem eine gewissermaßen erotische Befriedigung zu verspüren). »Diese Eisberge aus dem Ritz sehen manchmal wie der Monte Rosa aus, und sogar beim Zitroneneis habe ich es gar nicht ungern, wenn es kein fester Block ist, er kann ruhig zackig und zerklüftet sein wie ein Gebirge von Elstir. Das Eis muß dann gar nicht ganz weiß sein, es darf etwas gelblich aussehen, damit es wie Elstirs Berge etwas von fahlem oder sogar ein bißchen schmutzigem Schnee hat. Es muß auch nicht sehr viel sein, eine halbe Portion nur, wenn Sie wollen, ein Zitroneneis ist ja auf alle Fälle ein stark verkleinertes Gebirge, aber die Einbildungskraft stellt die Proportionen wieder her wie bei den japanischen Zwergbäumchen, bei denen man doch sehr gut erkennt, daß es Zedern, Eichen oder Manzanillabäume sind; wenn man sie nebeneinander an einem kleinen Wasserlauf bei mir aufstellte, hätte ich in meinem Zimmer einen riesengroßen Wald, der sich nach einem Fluß zu erstreckt und in dem kleine Kinder sich verirren könnten. Ebenso kann ich mir am Fuß meiner halben Portion von gelblichem Zitroneneis sehr gut Postillione, Reisende und Postkutschen vorstellen, über die meine Zunge Eislawinen niedergehen läßt, von denen sie alle verschlungen werden«

(die grausame Wollust, mit der sie diese Worte aussprach, erregte meine Eifersucht). »Ich kann auch«, setzte sie hinzu, »mit meinen Lippen Pfeiler für Pfeiler die venezianischen Kirchen aus Porphyr zerstören, der eigentlich Erdbeereis ist, und was ich übrig lasse, erschlägt dann die Gläubigen. Ja, alle diese Bauwerke verlassen ihr Fundament aus Stein und schlüpfen in meine Kehle, ich spüre dort förmlich ihr Schmelzen und Gleiten. Aber wissen Sie, vom Eis einmal abgesehen, nichts ist derart erregend, nichts gibt einen solchen Durst wie die Anzeigen der Mineralquellen. In Montjouvain, bei Mademoiselle Vinteuil, gab es weit und breit kein gutes Speiseeis, aber im Garten durchwanderten wir ganz Frankreich, indem wir jeden Tag einen anderen Sprudel tranken, Eau de Vichy zum Beispiel, in dem nach dem Eingießen eine weiße Wolke entsteht, die sich gleich wieder legt und verfließt, wenn man nicht schnell genug trinkt.« Doch es war mir zu qualvoll, von Montjouvain zu hören. Ich unterbrach sie. »Ich sehe, Lieber, ich langweile Sie, auf Wiedersehen.« Welch Wandel seit Balbec, wo selbst Elstir, wie ich behaupten möchte, in Albertine nicht solche Schätze an Poesie hatte erraten können. Einer weniger absonderlichen, nicht so persönlichen Poesie allerdings, wie die von Céleste Albaret[1] zum Beispiel es war, die mich noch tags zuvor besucht und, da ich im Bett lag, gesagt hatte: »O himmlische Gottheit, die du auf ein Bett gesetzt bist!« – »Warum denn ›himmlische‹, Céleste?« – »Oh! Sie gleichen eben niemandem. Wenn Sie meinen, Sie hätten irgend etwas mit denen gemein, die auf unserer elenden Erde wandeln, so täuschen Sie sich sehr!« – »Aber immerhin, warum denn ›gesetzt‹?« – »Weil Sie eben nichts von einem liegenden Menschen haben, Sie liegen nicht einfach im Bett, es ist, als wären Engel gekommen und hätten Sie dort abgesetzt.« Niemals hätte Albertine so etwas gefunden; doch die Liebe ist parteiisch, selbst wenn sie ihrem Ende nahe scheint. Ich zog die »malerische Geographie« des Sorbets vor, deren verhältnismäßig anspruchslose Anmut mir ein Grund schien,

Albertine zu lieben, sowie ein Beweis, daß ich Macht über sie besaß und daß sie mich liebte.

Als Albertine das Zimmer endlich verlassen hatte, spürte ich, welche Last für mich ihre ständige, nach Bewegung und Leben verlangende Gegenwart bedeutete, die durch ihre Bewegungen meinen Schlaf störte, mich wegen der offenstehenden Türen in einer ständigen Erkältung leben ließ und mich zwang – um Vorwände zu finden, die erklärten, weshalb ich sie nicht begleitete, ohne dabei einen allzu kranken Eindruck zu machen, Vorwände auch, sie begleiten zu lassen –, jeden Tag mehr Erfindungsgabe zu entfalten als Scheherazade[2] . Die persische Märchenerzählerin zögert durch solche Erfindungsgabe ihren Tod hinaus, ich aber, ich Unglücklicher, beschleunigte den meinigen. So gibt es denn im Leben gewisse Situationen, die aber nicht alle wie meine durch eifersüchtige Liebe geschaffen werden sowie durch eine prekäre Gesundheit, die es nicht erlaubt, das Leben eines jungen, aktiven Menschen zu teilen, in denen sich aber nichtsdestoweniger das Problem einer Fortsetzung des gemeinsamen Lebens oder einer Rückkehr zum Einzeldasein von früher auf fast medizinische Weise stellt: Welcher der beiden Arten von Ruhe soll man sich hingeben (indem man sich weiterhin täglich überfordern läßt oder indem man zu den Ängsten der Abwesenheit zurückkehrt) – der des Kopfs oder der des Herzens?

Ich war jedenfalls sehr glücklich, daß Andrée Albertine zum Trocadéro begleitete, denn neue, wiewohl geringfügige Zwischenfälle bewirkten, daß mir – obwohl ich natürlich auch weiterhin das gleiche Vertrauen in die Redlichkeit des Chauffeurs setzte – seine Wachsamkeit oder mindestens die scharfsinnige Anwendung seiner Wachsamkeit nicht mehr ganz so groß schien wie zuvor. So hatte mir Albertine, als ich sie kürzlich allein mit ihm nach Versailles geschickt hatte, gesagt, sie habe im Hôtel des Réservoirs zu Mittag gespeist; da der Chauffeur zu mir etwas vom Restaurant Vatel[1] gesagt hatte, ergriff ich an dem Tag, als ich diesen Widerspruch fest-

stellte, einen Vorwand, um mit ihm zu sprechen (es war immer der gleiche, der, den wir in Balbec gesehen haben), während Albertine sich umkleidete. »Sie haben mir gesagt, Sie hätten im Vatel gegessen, Mademoiselle Albertine aber erwähnte das Hôtel des Réservoirs. Wie kommt das?« Der Chauffeur antwortete mir: »Ach so! Ich sagte, daß ich selbst im Vatel gegessen habe, aber ich kann nicht wissen, wo Mademoiselle gewesen ist. Sie hat sich gleich, nachdem wir in Versailles angekommen waren, von mir getrennt und einen Pferdewagen genommen, das hat sie nämlich lieber, wenn es nicht darum geht, auf der Landstraße schnell voranzukommen.« Ich wurde bereits zornig bei dem Gedanken, daß sie allein gewesen war; doch schließlich war es ja nur für die Dauer des Mittagessens. »Hätten Sie nicht«, sagte ich mit freundlicher Miene (denn ich wollte nicht den Anschein erwecken, als ließe ich Albertine buchstäblich überwachen, was demütigend für mich gewesen wäre, doppelt sogar, weil es bedeutet hätte, daß sie vor mir ihre Schritte verbarg), »ich will nicht sagen, mit ihr zusammen, aber doch im gleichen Restaurant zu Mittag essen können?« – »Aber sie hatte gewünscht, ich solle erst um sechs Uhr abends wieder auf der Place d'Armes[1] sein. Ich sollte sie nicht gleich nach dem Mittagessen abholen.« – »So!« sagte ich, bemüht, meine Bedrücktheit zu verbergen. Ich ging wieder hinauf. Also war Albertine mehr als sieben Stunden hintereinander allein, sich selbst überlassen geblieben. Ich wußte freilich, daß das Umsteigen in eine Droschke nicht nur ein Mittel gewesen war, um der Überwachung durch den Chauffeur zu entgehen. In der Stadt fuhr Albertine lieber in einem Wagen mit Pferden umher; sie sagte, man sehe dann alles so gut und die Luft sei angenehmer. Dennoch hatte sie sieben Stunden verbracht, über die ich niemals etwas erfahren würde. Ich wagte nicht daran zu denken, auf welche Art und Weise sie sie verwendet haben mochte. Ich fand, der Chauffeur sei recht ungeschickt gewesen, aber ich setzte von nun an erst recht unbeirrtes Vertrauen in

ihn. Denn hätte er nur im geringsten mit Albertine unter einer Decke gesteckt, so hätte er mir niemals eingestanden, daß er sie von elf Uhr vormittags bis sechs Uhr abends allein gelassen hatte. Es gab höchstens noch eine andere – freilich absurde – Erklärung für das Geständnis des Chauffeurs, nämlich daß irgendeine Verstimmung zwischen ihm und Albertine in ihm den Wunsch erzeugt hatte, durch die bewußte kleine Enthüllung meiner Freundin zu zeigen, daß er imstande war, gegebenenfalls den Mund aufzutun, und daß er, wenn sie nach dieser verhältnismäßig harmlosen Warnung nicht tat, was er wollte, auspacken werde. Diese Erklärung war gewiß absurd; man mußte zunächst einen nicht bestehenden Streit zwischen Albertine und ihm konstruieren, ferner aber auch dem schönen Chauffeur, der sich immer so liebenswürdig und gutartig gezeigt hatte, die Natur eines Erpressers zutrauen. Schon am übernächsten Tag machte ich zudem die Erfahrung, daß er mehr noch, als ich es mir einen Augenblick in meinen Argwohnphantasien vorgestellt hatte, über Albertine eine ebenso diskrete wie schlaue Aufsicht auszuüben verstand. Denn nachdem ich ihn auf die Seite genommen hatte und auf seine Bemerkung über den Aufenthalt in Versailles zurückgekommen war, sagte ich durchaus freundlich und ganz beiläufig zu ihm: »Was Sie mir vorgestern über den Ausflug nach Versailles gesagt haben, war natürlich völlig in Ordnung, Sie machen ja immer alles sehr gut. Aber einen kleinen – eigentlich unwichtigen – Hinweis möchte ich Ihnen nebenbei noch geben: Ich trage eine solche Verantwortung, seitdem Madame Bontemps ihre Nichte meiner Obhut anvertraut hat, ich habe so große Angst vor Unfällen, ich mache mir so oft Vorwürfe, daß ich sie nicht begleite, daß es mir lieber ist, wenn nur Sie, der Sie so zuverlässig und so ungemein geschickt sind, daß Ihnen gar nichts zustoßen kann, Mademoiselle Albertine fahren. So habe ich nichts zu fürchten.« Der reizende, apostelgleiche Chauffeur lächelte fein, die Hand auf seinem weihekreuzförmigen Lenkrad.[1] Dann sprach er zu mir die folgenden

Worte (die jede Unruhe aus meinem Herzen verbannten, wo sie sogleich durch Freude ersetzt wurden), nach denen ich ihm am liebsten um den Hals gefallen wäre: »Fürchten Sie nichts. Es kann ihr nichts geschehen, denn selbst wenn mein Steuer sie nicht lenkt, folgt ihr mein Auge doch, wohin auch immer sie geht. In Versailles habe ich, ohne es ihr zu sagen, sozusagen die Stadt mit ihr zugleich in Augenschein genommen. Vom Hôtel des Réservoirs ist sie zum Schloß gegangen, vom Schloß zu den beiden Trianons, immer von mir gefolgt, der ich tat, als sähe ich sie nicht, und das Wunderbarste ist, daß sie mich wirklich nicht sah. Außerdem, wenn sie mich gesehen hätte, so wäre es ja auch weiter nicht schlimm gewesen. Es war ja ganz natürlich, daß auch ich, da ich den ganzen Tag vor mir hatte, das Schloß besichtigte. Um so mehr, als Mademoiselle bestimmt bemerkt hat, daß ich Bücher lese und mich für merkwürdige Altertümer interessiere« (was durchaus der Wahrheit entsprach; es hätte mich sogar erstaunt, wenn ich erfahren hätte, daß er mit Morel befreundet war, so sehr übertraf er den Geiger an Geist und Geschmack). »Aber schließlich hat sie mich ja gar nicht gesehen.« – »Sie hat ja im übrigen wohl auch Freundinnen getroffen? Sie hat mehrere in Versailles.« – »Nein, sie war immer allein.« – »Da wurden ihr aber sicher viele Blicke zugeworfen – eine so auffallende junge Person, die ganz allein daherkommt!« – »Sicher schaut sie mancher bei solchen Gelegenheiten an, aber sie merkt es nicht einmal; sie hat die ganze Zeit die Augen in ihrem Führer und hebt sie nur dann und wann zu den Bildern.« Der Bericht des Chauffeurs schien mir um so genauer der Wahrheit zu entsprechen, als Albertine mir tatsächlich am Tag dieses Ausflugs eine Ansichtskarte vom Schloß und eine von den beiden Trianons[1] geschickt hatte. Die Aufmerksamkeit, mit der der freundliche Chauffeur jeden ihrer Schritte überwacht hatte, rührte mich sehr. Wie hätte ich vermuten können, daß seine Berichtigung – in Form einer genaueren Erläuterung seiner Rede von zwei Tagen vorher – daher rührte, daß innerhalb

dieser beiden Tage Albertine, in Unruhe wegen der Äußerungen, die der Chauffeur mir gegenüber getan hatte, ihre Unterwerfung vollzogen und sich mit ihm ausgesöhnt hatte? Dieser Verdacht kam mir nicht einmal.

Sicher ist, daß der Bericht des Chauffeurs, durch den er mir jede Besorgnis nahm, Albertine könne mich betrogen haben, ganz natürlich meine Gefühle meiner Freundin gegenüber abkühlte und mir den Tag, den sie in Versailles verbracht hatte, in weit weniger interessantem Licht erscheinen ließ. Ich glaube dennoch, daß jene Erklärungen des Chauffeurs, die mir Albertine, indem sie sie unschuldiger darstellten, gleichzeitig langweiliger erscheinen ließen, nicht genügt hätten, mich so rasch zu beruhigen. Zwei kleine Pickel, die meine Freundin ein paar Tage lang an der Stirn hatte, brachten es noch besser zuwege, die Gefühle meines Herzens zu verändern. Diese wandten sich schließlich noch mehr von ihr fort (so daß ich mir ihrer Existenz sogar nur bewußt war, solange ich sie sah) durch eine vertrauliche Mitteilung, die mir Gilbertes Jungfer machte, als ich sie zufällig traf. Ich erfuhr, daß Gilberte, als ich noch alle Tage zu ihr ging, einen jungen Mann liebte, den sie sehr viel mehr sah als mich. Ich hatte das zu jener Zeit schon einen Augenblick lang geahnt und sogar damals die gleiche Jungfer deswegen befragt. Aber da sie wußte, daß ich in Gilberte verliebt war, hatte sie geleugnet und mir geschworen, niemals habe Mademoiselle Swann jenen jungen Mann gesehen. Jetzt aber, da sie wußte, daß meine Liebe seit so langem schon tot war, daß ich seit Jahren Gilbertes Briefe unbeantwortet gelassen hatte – vielleicht auch, weil sie nicht mehr in den Diensten des jungen Mädchens stand –, erzählte sie mir von sich aus lang und breit von jener Liebesepisode, über die ich nichts wußte. Das kam ihr ganz natürlich vor. Wenn ich an ihre damaligen Schwüre zurückdachte, nahm ich an, sie sei wohl nicht auf dem laufenden gewesen. Aber keineswegs, sie selbst war diejenige, die auf Befehl Madame Swanns den jungen Mann benachrichtigte, wenn die, die ich liebte, allein war.

Die ich damals liebte … Doch ich fragte mich, ob meine Liebe von ehedem wirklich so tot war, wie ich dachte, denn dieser Bericht verletzte mich eben doch. Da ich nicht glaube, daß Eifersucht eine gestorbene Liebe von neuem erwecken kann, vermutete ich, daß meine Niedergeschlagenheit zum Teil wenigstens auf meine verwundete Eigenliebe zurückzuführen sei, denn mehrere Personen, die ich nicht liebte und die damals und sogar etwas später noch – seither ist das freilich völlig anders geworden – mir gegenüber eine verächtliche Haltung einnahmen, hatten, während ich noch in Gilberte verliebt war, gewußt, wie ahnungslos ich war. Das brachte mich sogar darauf, daß ich mich noch rückblickend fragte, ob nicht bei meiner Liebe zu Gilberte immer etwas Eigenliebe mit im Spiel gewesen sein mochte, da ich jetzt so sehr darunter litt zu sehen, daß alle Stunden der Zärtlichkeit, die mich überaus beglückt hatten, als ein Täuschungsmanöver meiner Freundin, die mich damit ausspielte, in dem Bewußtsein von Leuten lebten, die mir unsympathisch waren. Auf alle Fälle, ob nun Liebe oder Eigenliebe, Gilberte war in meinem Herzen nahezu tot, aber doch nicht ganz, und dieser derzeitige Verdruß bewirkte vollends, daß ich mir nicht über Gebühr um Albertine Sorgen machte, die einen so kleinen Raum in meinem Herzen einnahm. Immerhin – um nach einer so langen Parenthese auf sie und ihren Ausflug nach Versailles zurückzukommen – hatte ich doch jedesmal, wenn ich beim Aufräumen meiner Papiere die Ansichtskarten aus Versailles erblickte (kann denn das Herz gleichzeitig derart zwischen zwei sich kreuzenden Formen der Eifersucht hin und her gerissen werden, von denen jede sich auf eine andere Person bezieht?), ein unangenehmes Gefühl. Ich machte mir auch Gedanken darüber, daß, wäre der Chauffeur nicht ein so braver Mensch gewesen, die Übereinstimmung seiner zweiten Erzählung mit den Karten Albertines nicht eben viel bedeutet hätte, denn was schickt man schon als erstes von Versailles, wenn nicht Ansichten vom Schloß oder den beiden Trianons, es sei denn, die Karte

wird von einem besonders raffinierten Geist ausgesucht, der sich in eine bestimmte Statue verliebt hat, oder einem Dummkopf, der als Ansicht von Versailles die Pferdebahnstation oder den Bahnhof Versailles Chantiers wählt?

Allerdings habe ich unrecht, von einem Dummkopf zu sprechen, denn nicht immer wurden solche Karten nur von Dummköpfen gekauft, aufs Geratewohl und weil sie eben aus Versailles kamen. Zwei Jahre lang haben kluge Menschen, haben Künstler Siena, Venedig, Granada todlangweilig gefunden, von dem belanglosesten Omnibus aber, von Eisenbahnwaggons gesagt: »So etwas ist wirklich schön.« Dann verschwand auch dieser Geschmack so gut wie jeder andere wieder. Ich weiß nicht einmal, ob man nicht wieder auf die Meinung zurückkam, es sei »ein Sakrileg, die edlen Zeugen der Vergangenheit zu zerstören«. Auf alle Fälle hörte ein Eisenbahnwagen erster Klasse wieder auf, a priori als schöner denn die Markuskirche zu gelten. Freilich hieß es noch: »Das hier ist lebendig, die ewige Rückwendung zur Vergangenheit ist etwas Künstliches«, aber man zog keine eindeutigen Folgerungen mehr daraus.[1] Jedenfalls ließ ich, obwohl ich dem Chauffeur volles Vertrauen schenkte, Albertine – damit sie ihn nicht wegschicken konnte, was er dann aus Furcht, für einen Spion zu gelten, akzeptieren müßte – nur noch mit Andrée als Verstärkung der Überwachung ausfahren, während eine Zeitlang der Chauffeur mir genügt hatte. Damals hatte ich sie sogar allein mit dem Chauffeur drei Tage von Paris sich entfernen und nach Balbec fahren lassen, so große Lust hatte sie verspürt, im offenen Wagen und in hohem Tempo dahinzurasen. Drei Tage, in denen ich mich keineswegs beunruhigt fühlte, obwohl die Flut von Postkarten, die sie mir gesandt hatte, wegen des miserablen Funktionierens der bretonischen Post (die im Sommer gut ist, offenbar aber im Winter aus den Fugen gerät) erst acht Tage nach der Rückkehr Albertines und des Chauffeurs zu mir gelangte, die so munter wiederkamen, daß sie gleich am Vormittag ihrer Rückkehr,

als sei nichts geschehen, ihre tägliche Ausfahrt unternahmen. Doch seit dem Zwischenfall von Versailles hatte ich mich verändert. Ich war entzückt, daß Albertine heute in den Trocadéro zur Sondervorstellung fuhr, vor allem aber beruhigt, weil Andrée sie begleitete.

Jetzt, da Albertine das Zimmer verlassen hatte, wandte ich mich von diesen Überlegungen ab und trat für einen Augenblick ans Fenster. Erst herrschte Stille, die die Pfeife des Kuttelhändlers und die Glocke der Straßenbahn mit ihren Schwingungen in verschiedenen Oktaven (als sei ein blinder Klavierstimmer am Werk) durchbrachen. Allmählich hoben die ineinander verschlungenen Motive sich deutlicher ab, und andere, neue, traten hinzu. Darunter war noch eine weitere Pfeife, der Ruf eines Händlers, bei dem ich niemals ermittelt habe, was eigentlich er verkaufte, eine Pfeife, die genau der der Straßenbahn glich; da sie sich aber nicht mit der Schnelligkeit einer solchen entfernte, stellte man sich eine einzelne unbewegliche oder infolge einer Panne hängengebliebene Straßenbahn vor, die in kleinen Abständen schrie wie ein sterbendes Tier.

Da dachte ich, mir müßten wohl, falls ich jemals dieses aristokratische Viertel verlassen sollte – es sei denn, ich vertauschte es mit einem ganz und gar volkstümlichen – die Straßen und Boulevards im Zentrum (wo Obsthandel und Fischhandel und so fort in großen Lebensmittelgeschäften untergebracht waren und die Rufe der Händler, die sich dort ohnehin kein Gehör hätten verschaffen können, überflüssig machten) äußerst öde, äußerst unbewohnbar vorkommen, ohne den Schmuck, ohne die Begleitung all jener Litaneien des kleinen Handwerks und des ambulanten Futters, ohne den Klang des Orchesters, das mich vom frühen Morgen an entzückte. Auf dem Trottoir ging eine wenig elegante (oder einer häßlichen Mode folgende) Frau vorüber, zu hell gekleidet, in einem Sackpaletot aus Ziegenfell; aber nein, es war gar keine Frau, sondern ein Chauffeur, der, in seinen Geißenbalg ge-

hüllt, sich zu Fuß zu seiner Garage begab. Buntgefiederte, aus den großen Hotels entflogene Hotelpagen rasten auf ihren Fahrrädern, waagrecht vorgebeugt, den Bahnhöfen zu, um die Reisenden am Morgenzug in Empfang zu nehmen. Der summende Geigenton rührte manchmal von einem vorbeifahrenden Automobil, manchmal auch daher, daß ich nicht genügend Wasser in meinen elektrischen Kochtopf gefüllt hatte. Mitten in dieser Symphonie erklang ein aus der Mode gekommenes, unpassendes Liedchen; an die Stelle der Bonbonverkäuferin, die ihr Liedchen gewöhnlich mit einer Rassel begleitete, war der Spielzeughändler getreten, der seine Hampelmänner spazierenführte; an seiner Rohrpfeife baumelte einer davon, den er nach allen Richtungen schwenkte, und ganz unbekümmert um die rituelle Deklamation Gregors des Großen, die von Palestrina erneuerte Deklamation sowie die lyrische Deklamation der Modernen[1] stimmte er – ein verspäteter Anhänger reiner Melodik – aus voller Kehle an:

Allons les papas, allons les mamans,
Contentez vos petits enfants;
C'est moi qui les fais, c'est moi qui les vends,
Et c'est moi qui boulotte l'argent.
Tra la la la. Tra la la la laire,
Tra la la la la la.
Allons les petits! [1]

Junge Italiener mit Baskenmützen auf dem Kopf versuchten gar nicht erst, mit dieser *aria vivace* zu konkurrieren, sondern boten wortlos kleine Statuetten feil, während ein junger Pfeifer den Spielzeughändler zwang, sich zu entfernen und undeutlich nur, dafür aber presto zu singen: *Allons les papas, allons les mamans.* War wohl der junge Pfeifer einer der Dragoner, die ich am Morgen in Doncières gehört hatte? Nein,

denn es folgten die Worte: *Voilà le réparateur de faïence et de por-celaine! Je répare le verre, le marbre, le cristal, l'os, l'ivoire et objets d'antiquité. Voilà le réparateur!* [2] In einer Metzgerei verwandte zwischen einer Sonnenaureole zur Linken und einem aufgehängten ganzen Ochsen zur Rechten ein blonder, sehr großer und schlanker Fleischergeselle, dessen Hals aus einem himmelblauen Hemd hervorsah, schwindelerregende Fixigkeit und religiöse Gewissenhaftigkeit daran, nach der einen Seite bestes Rinderfilet und nach der anderen minderwertiges Schwanzfleisch auszusortieren und beides in blitzende Waagschalen zu werfen, über denen ein Kreuz schwebte, von dem schöne Kettchen herniederhingen, so daß er – obwohl er danach nur Nieren, Tournedos und Entrecotes zur Anordnung in der Auslage herrichtete – in Wahrheit viel eher den Eindruck eines schönen Engels erweckte, der am Tag des Jüngsten Gerichts für Gottvater die Scheidung der Guten und Bösen je nach Qualität und das Abwiegen der Seelen vorbereitet. Von neuem stieg der dünne feine Ton der Pfeife in die Luft, als Künder nicht mehr jener Verheerungen, die Françoise jedesmal beim Durchzug eines Kavallerieregiments befürchtet hatte[3] , sondern von *Reparationen*, naiv oder spöttisch verheißen von einem *Antiquar*, der jedenfalls äußerst eklektisch und keineswegs spezialisiert seine Kunst auf die unterschiedlichsten Gegenstände verwandte. Die jungen Brotausträgerinnen beeilten sich, ihre Körbe mit den *flûtes* zu füllen, die fürs *grand déjeuner* bestimmt waren, und die Milchmädchen hängten eilig ihre Milchkannen an das Schulterjoch. Konnte ich mein sehnsüchtiges Bild dieser jungen Mädchen wirklich für wahrheitsgetreu halten? Wäre es nicht anders ausgefallen, wenn ich eines der Mädchen, die ich nur von meinem hohen Fenster aus im Laden oder im Davoneilen erblickte, ein paar kurze Augenblicke lang bewegungslos in meiner Nähe hätte haben können? Um den Verlust zu ermessen, den ich durch meine Zurückgezogenheit erfuhr, das heißt die Schätze abzuwägen, die der Tag mir anbot, hätte ich aus

dem vor mir abrollenden lebendigen Fries irgendein Mädchen, das da Milch oder Wäsche austrug, herausgreifen und eine kleine Weile wie eine bewegliche, silhouettenhafte Dekoration zwischen den Türflügeln aufstellen und im Auge behalten, dabei aber gleichzeitig über es genauere Auskunft haben müssen, damit ich es eines Tages wiederfinden konnte, so wie Ornithologen oder Ichthyologen unter dem Bauch der Vögel oder Fische, deren Wanderzüge sie beobachten wollen, Erkennungsmarken befestigen, bevor sie ihnen wieder die Freiheit geben.

Daher sagte ich zu Françoise, sie solle mir zum Zweck einer Besorgung, die ich machen lassen wollte, die eine oder andere der Kleinen schicken – wenn zufällig eine komme –, die unaufhörlich Wäsche, Brot oder Milchkannen brachten oder holten und denen sie häufig selber Besorgungen übertrug. Ich war darin wie Elstir, der an gewissen Frühlingstagen, wenn er in seinem Atelier eingeschlossen bleiben mußte und der Gedanke an die vielen Veilchen in den Wäldern ihm ein heftiges Verlangen eingab, sie mit eigenen Augen zu sehen, durch die Hausmeisterin ein Sträußchen kaufen ließ; dann aber überkam ihn Rührung, eine Halluzination: Nicht den Tisch glaubte er vor Augen zu haben, auf den er das kleine pflanzliche Modell gestellt hatte, sondern den ganzen Waldteppich, wo er früher zu Tausenden die gewundenen, unter ihrem blauen Schnabel sich neigenden Stengel gesehen hatte, wie eine imaginäre Zone in seinem Atelier, begrenzt durch den klaren Duft der evokatorischen Blume.

Daß ein Wäschermädchen kam, war am Sonntag nicht zu erwarten. Die Brotausträgerin aber hatte durch einen dummen Zufall gerade geschellt, als Françoise nicht da war; sie hatte ihre *flûtes* in den Korb auf dem Treppenabsatz gestellt und sich wieder davongemacht. Das Mädchen mit dem Obst hingegen würde erst sehr viel später erscheinen. Einmal war ich, um einen Käse zu bestellen, in den Milchladen gegangen, wobei mir eine der jungen Angestellten besonders aufgefallen

war, wahrhaftig eine blonde Extravaganz, hochgewachsen, obwohl noch kindlich-knabenhaft, schien sie inmitten der anderen Austrägerinnen in recht stolzer Haltung vor sich hinzuträumen. Ich hatte sie nur von weitem und nur so rasch im Vorbeigehen gesehen, daß ich nicht hätte sagen können, wie sie eigentlich aussah, außer daß sie offenbar zu schnell aufgeschossen und ihr Kopf von einem Haarschopf gekrönt war, der sehr viel weniger den Eindruck spezifisch kapillarer Beschaffenheit machte, als vielmehr wie von Bildhauerhand stilisierte, in deutlich abgesetzten Mäanderwindungen parallel nebeneinanderherlaufende Schneewehen wirkte. Das war alles, was ich bemerkt hatte, dazu höchstens noch in einem mageren Gesicht eine sehr klar gezeichnete Nase (eine Seltenheit bei einem so kindlichen Geschöpf), die an den Schnabel eines Geierjungen erinnerte. Zudem hatte ich sie nicht nur wegen der um sie gescharten Kameradinnen schlecht sehen können, sondern auch infolge meiner Unsicherheit darüber, welche Gefühle ich auf den ersten Blick und künftighin ihr würde einflößen können, ob es solche von stolzer Scheu, von Ironie oder einer Verachtung wären, die sie nachträglich ihren Freundinnen gegenüber zum Ausdruck brachte. Die wechselnden Vermutungen, die ich eine Sekunde lang über sie angestellt hatte, verdichteten sich um sie herum zu einer trüben Atmosphäre, in der sie sich verbarg wie eine Göttin in ihrer Wolke, die vom Blitzstrahl erbebt. Denn psychische Unsicherheit bedeutete eine größere Erschwernis der exakten visuellen Wahrnehmung als eine physische Beeinträchtigung des Auges. Bei dieser zu mageren jungen Person, die einem allzu sehr auffiel, war das Übermaß an dem, was ein anderer vielleicht als Reize bezeichnet hätte, für mich gerade Anlaß des Mißfallens, bewirkte aber dennoch, daß ich die anderen kleinen Milchmädchen gar nicht richtig wahrnahm, geschweige denn mich an irgendeinen Zug in ihren Gesichtern erinnerte, denn die gebogene Nase dieser einen, ihr Blick, der – was so wenig angenehm ist – nachdenklich, persönlich wirkte und

kritisch beobachtend schien, hatte die anderen in schwarze Nacht getaucht wie ein blond flammender Blitz, der die Landschaft ringsum in tiefes Dunkel versenkt. So aber hatte ich von meinem Besuch im Milchladen wegen der Käsebestellung eine Erinnerung (wenn man den Ausdruck dafür verwenden darf, daß man ein Gesicht schlecht genug betrachtet hat, um zehnmal auf sein Nichts eine andere Nase zu heften) nur an jene Kleine behalten, die mir mißfallen hatte. Das genügt, um Liebe aufkeimen zu lassen. Dennoch hätte ich die blonde Extravaganz vergessen und niemals gewünscht, sie wiederzusehen, wenn nicht Françoise hätte verlauten lassen, diese Kleine, so kindlich sie noch wirke, sei recht ungeniert, verlasse ihre Stellung, weil sie wegen ihrer Putzsucht Schulden im Stadtviertel habe. Man hat gesagt, die Schönheit sei ein Versprechen von Glück. Umgekehrt kann die Aussicht auf das Vergnügen der Beginn von Schönheit sein.

Ich machte mich daran, Mamas Brief zu lesen. An ihren Zitaten aus Madame de Sévigné (»Wenn meine Gedanken in Combray nicht ganz schwarz sind, so sind sie doch wenigstens aschengrau; ich denke jeden Augenblick an Dich, ich sehne mich nach Dir; Deine Gesundheit, Deine Angelegenheiten, die Tatsache, daß Du so fern von mir bist – was meinst Du wohl, daß mir das alles ausmacht, wenn der Tag zu Ende geht?«[1]) merkte ich, daß meine Mutter es sehr ungern sah, wie lange Albertines Aufenthalt im Haus sich ausdehnte und daß, wiewohl ich mich meiner Verlobten gegenüber noch nicht erklärt hatte, meine Heiratsabsichten sich festigten. Sie sprach sich darüber nicht unumwundener aus, weil sie fürchtete, ich könne ihre Briefe herumliegen lassen. Wie verhüllt sie auch waren, warf sie mir doch vor, daß ich nicht auf der Stelle den Empfang eines jeden bestätigte: »Du weißt, Madame de Sévigné hat gesagt: ›Wenn man in der Ferne weilt, lacht man nicht mehr über Briefe, die mit den Worten beginnen: Ich habe ihre Zeilen erhalten.‹[2] « Ohne von dem zu sprechen, was sie am meisten beunruhigte, schrieb sie, sie sei ent-

setzt über meine großen Ausgaben. »Wo geht nur das ganze Geld bei Dir hin? Es quält mich schon genug, daß Du wie Charles de Sévigné nicht weißt, was Du willst, und ›zwei oder drei Personen gleichzeitig‹ bist; aber versuche doch wenigstens, nicht mit dem Geldausgeben wie er zu sein, damit es nicht auch von Dir heißen möge: ›Er hat es fertiggebracht auszugeben, ohne nach außen etwas zu scheinen, zu verlieren, ohne zu spielen, und Zahlungen zu leisten, ohne seine Schulden zu begleichen.‹[3] « Ich hatte Mamas Zeilen gerade zu Ende gelesen, als Françoise mir sagen kam, sie habe soeben das etwas zu kecke kleine Milchmädchen bei sich, von dem sie mir erzählt hatte. »Sie kann sehr gut den Brief für Monsieur besorgen und ein paar Gänge machen, wenn es nicht zu weit ist. Monsieur wird selber feststellen, sie sieht aus wie ein kleines Rotkäppchen.« Françoise holte sie, und ich hörte, wie sie sie mit den Worten zu mir geleitete: »So, da sieh mal an, jetzt hast du Angst, weil hier ein Korridor kommt, du Grünschnabel, ich hätte dich allerdings für etwas dreister gehalten. Soll ich dir etwa die Hand geben und dich führen?« Als gute, redliche Dienerin, die verlangt, daß man ihren Herrn respektiert, wie sie selber es tut, hatte sich Françoise in jene Würde gehüllt, die den Kupplerinnen auf den Bildern der alten Meister einen gewissen Adel verleiht, so daß daneben die Mätresse und ihr Galan fast unbedeutend erscheinen.[1]

Wenn Elstir die Veilchen betrachtete, brauchte er sich über ihr Tun und Lassen keine Gedanken zu machen. Das Eintreten des kleinen Milchmädchens aber benahm mir auf der Stelle jede zum Betrachten erforderliche Ruhe; ich dachte nur noch daran, die Fabel von dem Brief, den sie fortbringen sollte, dadurch wahrscheinlicher zu machen, daß ich ihn rasch zu schreiben begann, und wagte kaum einen Blick auf sie zu werfen, damit es nicht den Anschein bekam, als hätte ich sie einzig zu diesem Zweck kommen lassen. Sie war in meinen Augen mit dem Reiz des Unbekannten geschmückt, der sich für mein Empfinden bei einer hübschen Person in jenen Häu-

sern, wo sie auf uns warten, nicht eingestellt hätte. Sie war weder nackt noch verkleidet, sondern ein richtiges Milchmädchen, eines von denen, die man sich so hübsch vorstellt, wenn man keine Zeit hat, in ihre Nähe zu gelangen; sie war ein Teil von dem, was das ewige Verlangen ausmacht, die ewige Sehnsucht nach dem Leben, dessen doppelter Strom endlich abgelenkt wird und sich uns zuwendet. Doppelt, weil es sich um etwas Unbekanntes handelt, um ein Wesen, das wir aufgrund seiner Gestalt, seiner Proportionen, seines gleichgültigen Blicks, seiner stolzen Ruhe, als wahrhaft göttlich vermuten müssen, indes wir andererseits aber doch gerade nach dieser Frau in ihrem speziellen Beruf verlangen, weil wir so in jene Welt entfliehen können, die uns eine besondere Kleidung romantischerweise als eine ganz andere erscheinen läßt. Wenn man im übrigen das Gesetz unserer Liebesneugier auf eine Formel bringen möchte, so müßte man den maximalen Abstand zwischen der nur wahrgenommenen Frau und jener anderen anführen, die sie wird, nachdem man sich ihr genähert und ihr Zärtlichkeiten erwiesen hat. Die Frauen aus jenen früher als »geschlossene Häuser« bezeichneten Etablissements, sogar die Kokotten (vorausgesetzt, wir wissen, daß es sich um Kokotten handelt), besitzen nicht deswegen so wenig Anziehungskraft für uns, weil sie weniger schön wären als die anderen, sondern weil sie von vornherein zur Verfügung stehen, weil sie einem entgegentragen, was man erst erreichen will, weil sie, kurz gesagt, keine Eroberungen sind. Der Abstand ist hier beim Minimum angelangt. Eine Dirne lacht uns schon auf der Straße so an, wie sie es tun wird, wenn sie bei uns ist. Wir aber sind Bildhauer. Wir wollen aus einer Frau ein Bildwerk schaffen, das von dem Bild, das sie uns dargeboten hat, völlig verschieden ist. Wir haben am Strand ein gleichgültiges, unverschämtes junges Mädchen gesehen, wir haben an ihrem Ladentisch eine ernsthafte, geschäftige Verkäuferin gesehen, die uns sehr spröde antworten wird, wäre es auch nur, um nicht zum Gespött ihrer Kolleginnen zu werden, oder eine

Obsthändlerin, die uns kaum antwortet. Nun ja: Wir geben keine Ruhe, bis wir erprobt haben, ob das hochfahrende junge Mädchen am Strand, ob die Verkäuferin, die nur daran denkt, was jemand von ihr sagen könnte, oder die uns so zerstreut bedienende Obsthändlerin nicht möglicherweise doch nach geeigneten Maßnahmen von unserer Seite in ihrer entschiedenen Haltung schwankend werden, unseren Hals mit den Armen, die eben noch Fruchtkörbe trugen, umschlingen, auf unseren Mund mit gewährendem Lächeln bislang eisigkühle oder anderen Dingen zugewandte Blicke lenken – o Schönheit der Augen, streng in den Stunden der Arbeit, als das junge Mädchen so große Angst hatte vor der üblen Nachrede seiner Gefährtinnen, der Augen, die sich unseren beharrlichen Blicken entzogen und die jetzt, da wir das Mädchen allein uns gegenüber sehen, sich senken unter der sonnigleuchtenden Last des Lachens, wenn wir zu ihm verliebte Dinge sagen! Zwischen der Verkäuferin, der auf ihre Arbeit konzentrierten Büglerin, der Obstverkäuferin, dem Milchmädchen und jenem gleichen Mädchen, das im Begriff ist, unsere Geliebte zu werden, ist der größtmögliche Abstand erreicht, nein, bis an die äußersten Grenzen gedehnt und durch die gewohnheitsmäßigen, dem Beruf entsprechenden Gesten variiert, die während der Dauer der Arbeit die Arme so denkbar andere Arabesken beschreiben lassen, als jene geschmeidigen Klammern es tun, die nun schon Abend für Abend unseren Hals umschlingen, während der Mund sich zum Kuß anschickt. Daher verbringen wir auch unser ganzes Leben in unruhigen, immer wieder neuen Bemühungen um solche rechtschaffenen Mädchen, deren Tätigkeit sie doch von uns zu entfernen scheint. Ruhen sie erst in unseren Armen, so sind sie nicht länger, was sie waren; die Distanz, die wir zu überbrücken träumten, existiert dann nicht mehr. Doch versucht man es immer wieder mit neuen Frauen, man widmet solchen Unternehmungen all seine Zeit, sein Geld und seine Kräfte, man gerät außer sich vor Zorn auf den zu langsamen Kutscher, der uns vielleicht um

das erste Rendezvous bringen wird, man lebt wie im Fieber. Dennoch weiß man, daß diese erste Begegnung das Schwinden einer Illusion bewirken muß. Das macht uns nichts aus: Solange die Illusion noch vorhanden ist, bleibt man darauf bedacht, sie vielleicht doch in die Wirklichkeit umzusetzen, und dann fällt einem das Wäschermädchen ein, dessen Kühle einem aufgefallen war. Die Neugier der Liebe gleicht der, die Ortsnamen in uns wecken: Obwohl sie immer enttäuscht wird, wächst sie unaufhörlich, unersättlich nach.

Ach! Als das blonde Mädchen mit dem strähnigen Haar aus dem Milchgeschäft nun endlich vor mir stand, erwies es sich, nachdem die Hüllen der Phantasie und der in mir erweckten Wünsche von ihm abgefallen waren, einzig als das, was es war. Die flimmernde Wolke meiner Mutmaßungen umwob es nicht mehr mit schwindelerregendem Wirbel. Es wirkte wie beschämt, daß es nur mehr (anstelle der zehn, der zwanzig, die ich mir abwechselnd vorgestellt hatte, ohne meine Erinnerung endgültig fixieren zu können) eine einzige Nase besaß, die runder war, als ich geglaubt hatte, und Dummheit vermuten ließ, jedenfalls aber die Kraft, sich zu vervielfachen, verloren hatte. Gefaßt, reglos, vernichtet, unfähig, seiner tristen Evidenz etwas hinzuzufügen, konnte dieser Flug nicht mehr auf das Mitwirken meiner Phantasie zählen. In die starre Wirklichkeit gefallen, versuchte ich mich wiederaufzuschwingen; die Wangen, die ich im Laden gar nicht beachtet hatte, erschienen mir so hübsch, daß ich mich dadurch eingeschüchtert fühlte, doch um gleichwohl etwas Haltung vorzutäuschen, sagte ich zu dem Milchmädchen: »Bitte, seien Sie so freundlich und reichen Sie mir den *Figaro*, der dort liegt, ich möchte darin die Adresse nachsehen, zu der ich Sie schicken will.« In dem Augenblick, da sie nach der Zeitung griff, kam bis zum Ellbogen der rote Ärmel ihrer Jacke zum Vorschein, und sie reichte mir das konservative Blatt mit einer geschickten, liebenswürdigen Geste, gefällig in ihrer vertraulichen Schnelligkeit, ihrer schmelzenden Weichheit, ihrer

scharlachenen Röte. Während ich den *Figaro* aufschlug, fragte ich die Kleine, nur um etwas zu sagen und ohne den Blick zu heben: »Wie nennt man dies gestrickte Ding, das Sie da anhaben? Es ist wirklich hübsch.« – »Das ist meine Golfjacke«, antwortete sie mir. Denn infolge des üblichen Niedergangs aller Moden waren Kleidungsstücke und Bezeichnungen, die vor einigen Jahren noch der verhältnismäßig eleganten Welt der Freundinnen Albertines vorbehalten schienen, jetzt zum festen Bestand der Arbeiterinnen geworden. »Würde es Ihnen wirklich nicht zuviel ausmachen«, sagte ich, während ich so tat, als suchte ich im *Figaro*, »wenn ich Sie sogar ziemlich weit fortschickte?« Sobald ich damit den Dienst, den sie mir mit ihrem Botengang erweisen würde, als eine Mühe darstellte, fand auch sie sogleich, daß er beschwerlich für sie sein werde. »Es ist nur, weil ich gleich ein bißchen radfahren wollte. Unsereins hat nur am Sonntag Zeit.« – »Werden Sie denn nicht frieren ohne Kopfbedeckung?« – »O nein, ich hab' schon eine, meine Polomütze, außerdem könnte ich gut darauf verzichten bei meiner Mähne.« Ich hob den Blick zu ihrem gelblich quellenden, künstlich gelockten Schopf und spürte, wie sein Wirbel mich mit klopfendem Herzen in die lichtdurchzuckten Stürme eines Orkans der Schönheit entführte. Ich senkte weiter den Blick auf das Blatt, und obwohl ich es nur tat, um Haltung zu bewahren und etwas Zeit zu gewinnen, nahm ich dennoch, während ich zu lesen vorgab, den Sinn der Worte auf, die ich vor Augen hatte, und unter diesen frappierten mich die folgenden: »Zu dem Programm der Matinee, die wir bereits angekündigt haben und die heute nachmittag im Festsaal des Trocadéro stattfindet, müssen wir noch den Namen von Mademoiselle Léa hinzufügen, die es übernommen hat, bei der Aufführung der *Fourberies de Nérine* [1] mitzuwirken. Sie wird natürlich in der Rolle der Nérine selbst erscheinen, in welcher sie durch ihre Verve und mitreißende Heiterkeit unwiderstehlich ist.« Es war, als risse jemand in brutaler Weise von meinem Herzen den Verband, unter dem es seit

meiner Rückkehr von Balbec zu vernarben begann. Der Strom meiner Ängste brach mit elementarer Gewalt hervor. Léa war die Schauspielerin, die mit den beiden jungen Mädchen befreundet war, auf deren Spiegelbild Albertine, gleichsam ohne sie zu sehen, eines Nachmittags im Kasino ihre Blicke hatte ruhen lassen.[1] Freilich hatte Albertine in Balbec, als der Name Léa fiel, einen besonderen, gespreizten Ton angeschlagen, um mir, nahezu schockiert, daß man einen solchen Ausbund der Tugend verdächtigen könne, zu erklären: »O nein! Sie ist absolut nicht so eine Art von Frau, wie Sie meinen, sie ist über jeden Vorwurf erhaben.« Zu meinem Leidwesen war aber eine derartige Behauptung Albertines immer nur das erste Stadium ganz anderer Feststellungen. Kurz nach der ersten erfolgte die zweite, nämlich: »Ich kenne sie überhaupt nicht.« Drittens: Wenn Albertine zu mir von einer solchen »über jeden Vorwurf erhabenen« Person, die sie (zweitens) »nicht kenne«, gesprochen hatte, so vergaß sie nach und nach, daß sie zuerst gesagt hatte, sie kenne sie nicht; vielmehr gab sie durch eine Bemerkung, mit der sie sich »verplapperte«, ohne es zu wissen, zu verstehen, daß sie sie kannte. Nachdem dieses erste Vergessen vollzogen und die neue Erklärung abgegeben war, setzte ein zweites Vergessen ein bezüglich der Behauptung, die besagte Person sei so durch und durch untadelig. »Gehört sie denn«, fragte ich dann, »nicht zu der bewußten Sorte von Frauen?« – »Aber natürlich«, pflegte sie hierauf zur Antwort zu geben, »das ist doch ganz allgemein bekannt.« Sogleich kehrte der frühere gespreizte Ton für eine Behauptung zurück, die ein ganz abgeschwächtes Echo der allerersten war: »Ich muß sagen, daß sie sich mir gegenüber immer äußerst korrekt betragen hat. Natürlich wußte sie, daß ich sie ganz schön hätte abblitzen lassen. Aber darauf kommt es ja nicht an. Ich muß anerkennen, daß sie mich immer mit der gehörigen Achtung behandelt hat. Offenbar wußte sie, mit wem sie es zu tun hatte.« Man erinnert sich an eine Wahrheit, weil sie einen Namen und alte Wurzeln hat, aber die nur für

den Augenblick ersonnene Lüge gerät sehr schnell in Vergessenheit. Albertine vergaß diese letzte Lüge, die vierte, und eines Tages, als sie mein Vertrauen durch kleine Bekenntnisse gewinnen wollte, ging sie so weit, von der gleichen Person, die zu Anfang so einwandfrei und ihr persönlich überhaupt nicht bekannt war, zu sagen: »Sie hatte auf mich ein Auge geworfen. Drei- oder viermal hat sie mich aufgefordert, sie nach Hause zu begleiten und zu ihr heraufzukommen. Sie zu begleiten schien mir ganz harmlos, da es ja vor aller Augen, mitten am Tage und im Freien geschah. Aber wenn wir vor ihrer Tür angekommen waren, habe ich immer eine Ausrede gefunden und bin nie hinaufgegangen.« Kurze Zeit darauf machte Albertine ganz beiläufig eine Bemerkung über die Schönheit bestimmter Gegenstände, die man in der Wohnung der gleichen Dame sehen konnte. Schrittweise wäre es wahrscheinlich gelungen, die Wahrheit aus ihr herauszulocken, eine Wahrheit, die vielleicht harmloser war, als ich zunächst angenommen hatte, denn vielleicht zog Albertine, wenn sie auch für Frauen leicht zu haben war, doch einen Liebhaber vor und hätte jetzt, da sie in mir einen solchen besaß, nicht an Léa gedacht. Schon damals hätte es mir auf alle Fälle im Hinblick auf viele Frauen genügt, meiner Freundin summarisch ihre widersprüchlichen Behauptungen vor Augen zu halten, um sie von ihren Fehlern zu überzeugen (Fehlern, die ebenso wie die astronomischen Gesetzmäßigkeiten viel leichter durch logische Überlegung als durch Beobachtung und Feststellung im Rahmen des Wirklichen offenzulegen sind). Sie hätte aber eher noch zugegeben, daß sie mit einer dieser Behauptungen gelogen hatte, durch deren Zurückziehen dann mein ganzes System ins Wanken geraten wäre, als anzuerkennen, daß alles, was sie von Anfang an vorgegeben hatte, nur ein Lügengewebe gewesen war. Ähnlich erfundene Erzählungen gibt es in *Tausendundeiner Nacht*, und dort entzücken sie uns. Doch bei einer Person, die wir lieben, bereiten sie uns Kummer, gestatten uns aber dadurch, etwas weiter in der Kenntnis der

menschlichen Natur voranzukommen, anstatt uns mit der Oberfläche zu begnügen. Der Kummer dringt in uns ein, und durch die schmerzhafte Neugier zwingt er uns, unsererseits einzudringen. Daraus ergeben sich Wahrheiten, bei denen wir fühlen, daß wir nicht das Recht haben, sie verborgen zu halten, so daß ein todgeweihter Atheist, der sie entdeckt hat, obwohl vom Nichts überzeugt und keineswegs auf Ruhm bedacht, dennoch seine letzten Stunden dem Bemühen widmet, sie uns bekanntzugeben.

Jedenfalls aber stand ich, was Léa betraf, noch an dem Punkt der ersten Behauptung. Ich wußte nicht einmal, ob Albertine sie kannte oder nicht. Wie dem auch sei, es kam auf dasselbe heraus. Es galt jetzt unbedingt zu verhindern, daß sie im Trocadéro diese Bekannte wiederfand oder die Bekanntschaft der bislang Unbekannten machte. Ich sage, daß ich nicht wußte, ob Albertine Léa kannte oder nicht; dennoch hatte ich es in Balbec durch Albertine selbst erfahren. Das Vergessen nämlich löschte bei mir ebensogut wie bei Albertine einen großen Teil der Dinge aus, die sie mir gegenüber behauptet hatte. Das Gedächtnis ist eben weit weniger eine unseren Blikken immer gegenwärtige Kopie der verschiedenen Fakten unseres Lebens als vielmehr ein Nichts, aus dem sekundenlang eine momentane Ähnlichkeit uns in einer Art von Auferstehung tote Erinnerungen heraufzuholen erlaubt; allerdings gibt es dabei immer tausend kleine Einzelheiten, die nicht in diese potentielle Erinnerungssphäre hinabgesunken sind, sondern für uns ewig unüberprüfbar bleiben. Alles, wovon wir nicht wissen, daß es eine Beziehung zum wirklichen Leben der von uns geliebten Person hat, fällt nicht in den Bereich unserer Aufmerksamkeit; wir vergessen auf der Stelle wieder, was sie uns über diese Tatsache oder jene Leute gesagt hat, die wir nicht kennen, sowie die Miene, mit der sie sich zu uns darüber geäußert hat. Wenn dann nachträglich unsere Eifersucht durch dieselben Leute erregt wird und erforschen will, ob sie sich nicht täuscht, ob

es tatsächlich an jenen Leuten lag, daß unsere Geliebte es so eilig mit dem Ausgehen hatte oder daß sie so verstimmt war, als wir sie durch unsere verfrühte Rückkehr daran hinderten, so entdeckt unsere Eifersucht bei ihrem Bemühen, die Vergangenheit zu durchsuchen, um daraus Rückschlüsse zu ziehen, eben nichts; immer zurückblickend gleicht sie einem Historiker, der eine Epoche schildern soll, für die keine Quellen vorliegen; immer hinter den Tatsachen zurückbleibend, stürzt sie sich wie ein wütender Stier dahin, wo das stolze, schimmernde Wesen, dessen Stiche so quälend reizen und dessen Großartigkeit und Schlauheit die grausame Menge bewundert, sich nicht befindet. Die Eifersucht ficht im Leeren, unsicher, wie wir es in Träumen sind, in denen wir darunter leiden, in ihrem leeren Haus eine Person nicht anzutreffen, die wir im Leben gut gekannt haben, die aber hier vielleicht eine andere ist und nur einzelne Züge von jener ersteren hat; unsicher auch, wie wir es erst recht beim Erwachen werden, wenn wir die eine oder andere Einzelheit unserer Träume deutlich zu bestimmen versuchen. Wie war der Gesichtsausdruck unserer Freundin, als sie diese Äußerung tat? Sah sie nicht vergnügt aus, pfiff sie nicht sogar vor sich hin wie stets nur dann, wenn sie verliebten Gedanken nachhängt und unsere lästige Gegenwart sie verärgert? Hat sie uns nicht etwas gesagt, was im Widerspruch zu ihrer jetzigen Behauptung steht, sie kenne eine bestimmte Person oder kenne sie nicht? Wir wissen es nicht, wir werden es niemals wissen; wir setzen alles daran, die gestaltlosen Bruchstücke eines Traums zu finden, indessen aber geht unser Leben mit unserer Geliebten weiter, unser Leben, achtlos gegenüber dem, dessen Bedeutung für uns wir nicht ahnen, aufmerksam gegenüber Dingen, die vielleicht bedeutungslos sind, gleich einem Alptraum von Menschen bedrückt, die zu uns in keiner wahren Beziehung stehen, unser Leben voller Vergessen, voller Lücken, voller vergeblicher Ängste, unser Leben gleich einem Traum.

Ich bemerkte, daß das kleine Milchmädchen noch immer da war. Ich sagte ihr, der Weg sei offenbar doch zu weit und ich brauchte sie nicht. Da fand auch sie, daß die Besorgung für sie nicht recht zumutbar sei. »Es ist da auch bald ein sehr schönes Match, da möchte ich dabei sein.« Ich wußte, nächstens würde sie von »Sportbegeisterung« sprechen und in ein paar Jahren den Ausdruck »sein eigenes Leben leben«[1] gebrauchen. Ich wiederholte, daß ich also wirklich keine Verwendung für sie hätte, und gab ihr fünf Francs. Alsbald, da sie darauf gar nicht gefaßt gewesen war und sich sagte, sie werde gewiß, wo sie bereits fünf Francs bekommen hatte, ohne etwas dafür zu tun, ungemein viel erhalten, wenn sie die Besorgung für mich erledigte, begann sie zu finden, ihr Match sei eigentlich gar so wichtig nicht mehr. »Ich hätte gut den Gang für Sie machen können. So etwas richtet man doch immer ein.« Ich aber drängte sie zur Tür hin, ich mußte allein sein; um jeden Preis galt es zu verhindern, daß Albertine im Trocadéro etwa die Freundinnen Léas wiedertraf. Es mußte sein, es mußte mir gelingen; auf welche Weise, wußte ich freilich noch nicht, und während dieser ersten Augenblicke hielt ich meine Handflächen vor mich hin, ich betrachtete sie, ich knackte mit den Fingergliedern, sei es, daß der Geist, wenn er nicht finden kann, was er sucht, von Trägheit übermannt, sich einen Augenblick der Ruhe gönnt, wobei die unbedeutendsten Dinge ihm deutlich zum Bewußtsein kommen, so wie man vom Eisenbahnabteil aus ganz genau die Grasspitzen auf der Böschung im Winde zittern sieht, wenn der Zug auf freiem Feld hält – in einer Erstarrung, die ebensowenig zu etwas führt wie die des gefangenen Tieres, das, von Furcht gelähmt oder gebannt, regungslos blickt –, sei es, daß ich meinen Körper ganz und gar bereithielt – mit meinem Verstand darin und in diesem Verstand das Mittel, auf diese oder jene Person erfolgreich einzuwirken –, als sei er nur mehr eine Waffe, aus der der Schluß losgehen mußte, der Albertine von Léa und ihren beiden Freundinnen trennen würde. Gewiß, am Morgen, als

Françoise gekommen war, um mir zu sagen, daß Albertine in den Trocadéro ging, hatte ich bei mir gedacht: Albertine kann machen, was sie will, und hatte bei dem schönen Wetter geglaubt, daß ihre Handlungen bis zum Abend für mich ohne spürbare Wichtigkeit waren. Nicht nur die Morgensonne, wie ich meinte, hatte mich so sorglos gestimmt; es lag vielmehr daran, daß ich Albertine gezwungen hatte, auf die Pläne zu verzichten, die sie bei den Verdurins hätte in die Wege leiten oder verwirklichen können, und zu einer Matinee zu gehen, die ich selbst für sie ausgewählt und für die sie im voraus nichts hatte arrangieren können, daß ich also wußte, sie würde gezwungenermaßen nur harmlose Dinge tun. Ebenso hatte Albertine ein paar Minuten später nur deswegen gesagt: »Wenn ich tödlich verunglücke, ist es mir ganz egal«, weil sie überzeugt war, daß ihr nichts passieren würde. Vor mir wie vor Albertine lag an diesem Morgen (in viel größerem Maße als das Licht eines Sonnentags) jenes unsichtbare Medium, durch dessen durchscheinende, schimmernde Vermittlung ich ihre Handlungen sah, sie aber die Bedeutung ihres eigenen Lebens; es sind jene inneren Überzeugungen[1] , die wir nicht wahrnehmen, die aber ebensowenig wie die uns umgebende Luft mit reiner Leere gleichzustellen sind; da sie um uns herum eine veränderliche Atmosphäre schaffen, die manchmal ausgezeichnet, oft aber zum Ersticken ist, verdienten sie es, mit ebenso großer Sorgfalt beachtet und aufgezeichnet zu werden wie die Temperatur, der Luftdruck oder die Jahreszeit, denn unsere Tage haben physische und psychische Eigenständigkeit. Die von mir heute früh nicht wahrgenommene, aber mich gleichwohl freudig einhüllende Überzeugung, die so lange anhielt, bis ich den *Figaro* wieder aufschlug, daß Albertine nur ganz harmlose Dinge treiben könne, diese Überzeugung war plötzlich verschwunden. Ich lebte nicht mehr in jenem schönen Tag, sondern in einem, der im Schoße jenes ersten entstanden war infolge der ängstlichen Sorge, Albertine könne ihre Beziehungen zu Léa wieder aufnehmen und leich-

ter noch die zu den beiden jungen Mädchen, wenn sie, wie es mir wahrscheinlich schien, um der Schauspielerin Applaus zu spenden, in den Trocadéro gegangen waren, wo es nicht schwierig sein würde, während der Pause Albertine zu begegnen. Ich dachte nicht mehr an Mademoiselle Vinteuil; der Name Léa hatte mir, um meine Eifersucht zu erregen, das Bild Albertines im Kasino neben den jungen Mädchen vor Augen geführt. Denn ich besaß in meinem Gedächtnis nur ganz voneinander getrennte, unvollständige Porträtserien von Albertine, Bilder im Profil, Momentaufnahmen; daher beschränkte sich denn auch meine Eifersucht auf einen immer wieder verschwindenden, gleichzeitig flüchtigen und doch fixierten Ausdruck sowie auf die Wesen, die diesen auf ihrem Gesicht hervorgerufen hatten. Ich erinnerte mich an ihre Miene in Balbec, wenn die beiden jungen Mädchen oder Frauen der bewußten Art sie allzu eingehend gemustert hatten; ich erinnerte mich auch, wie sehr ich darunter gelitten hatte, wenn Blicke, aktiv gleich denen eines Malers, der eine Skizze anfertigen will, über ihr Gesicht geglitten waren, bis keine Stelle von ihnen unberührt geblieben war, Albertine aber, zweifellos in Anbetracht meiner Gegenwart, diesen Kontakt über sich ergehen ließ, als bemerke sie ihn nicht, das heißt mit einer im stillen möglicherweise lustvollen Passivität. Bis sie sich aber wiederum faßte und zu mir sprach, verging dann eine Sekunde, in der sie sich nicht rührte, doch ins Leere lächelte mit der gleichen Miene gespielter Natürlichkeit und versteckten Vergnügens, als sei soeben jemand im Begriff, sie zu photographieren, oder gar als nehme sie für die Kamera eine noch aufreizendere Pose ein, die gleiche wie damals in Doncières, als wir mit Saint-Loup auf und ab gingen: Lachend und die Zungenspitze hervorschiebend tat sie so, als necke sie einen Hund. Gewiß war sie in solchen Augenblicken keineswegs die gleiche, wie wenn sie selbst sich für irgendwelche vorbeigehenden Mädchen interessierte. In diesem Fall heftete sich vielmehr ihr gespannter samtig verdunkelter Blick auf die

Vorübergehende, ein so nachdrücklicher, derart zehrender Blick, daß man meinte, er müsse, wenn er sich wieder abwendete, die Haut wegreißen. In jenem Augenblick aber wäre mir dieser Blick, der ihr zumindest etwas Ernstes gab, in einem Maß sogar, daß man sie für leidend halten konnte, angenehm gewesen, verglichen mit dem dumpf beseligten, den sie unter den Blicken der beiden jungen Mädchen angenommen hatte, und ich hätte den düsteren Ausdruck des Begehrens, das sie vielleicht zuweilen verspürte, dem lächelnden Ausdruck vorgezogen, den das Begehren anderer bei ihr hervorrief. Sie mochte sich noch so sehr bemühen, ihre Kenntnis davon zu verbergen, sie umfloß sie förmlich, umhüllte sie wie mit einem Dunst von Wollust, färbte ihre Wangen mit einem rosigen Schein. Doch wer weiß, ob Albertine das, was in solchen Augenblicken latent in ihr vorhanden war, was rings um sie her ausstrahlte und mir so große Leiden bereitete, auch dann, wenn sie sich nicht in meiner Gegenwart befand, weiterhin verschweigen, ob sie nicht vielmehr auf die Avancen der jungen Mädchen, wenn ich nicht bei ihr war, kecker eingehen würde? Gewiß, solche Erinnerungen machten mir großen Kummer. Sie waren wie ein umfassendes Geständnis der Neigungen Albertines, eine ausführliche Beichte ihrer Untreue, gegen die die einzelnen, von mir willig geglaubten Schwüre Albertines, die negativen Ergebnisse meiner unvollständigen Nachforschungen, die vielleicht im Einverständnis mit Albertine erfolgten Versicherungen Andrées nicht aufzukommen vermochten. Albertine mochte noch so sehr im einzelnen ihren Verrat abstreiten, durch Worte, die ihr entschlüpften und stärker waren als alle gegenteiligen Versicherungen, durch jene Blicke allein hatte sie schon gestanden, was sie – viel mehr als einzelne Tatsachen – hätte verbergen wollen, das, was sie niemals – und ginge es um ihr Leben – zugegeben hätte: ihre Neigungen. Denn kein Mensch will seine Seele preisgeben. Hätte ich trotz des Schmerzes, den diese Erinnerungen mir bereiteten, leugnen können, daß mein Verlangen

nach Albertine durch das Programm der Matinee im Trocadéro geweckt worden war? Sie gehörte zu den Frauen, deren Fehler notfalls sogar zu Reizen werden können, was ebensosehr wie für ihre Fehler für ihre Güte gilt, die danach zutage tritt und in uns jenes Glück wiederaufleben läßt, das wir mit ihnen wie ein Kranker, der nie zwei Tage nacheinander wohlauf ist, unaufhörlich neu erobern müssen. Überhaupt geht es nicht nur um ihre Fehler aus der Zeit, in der wir sie lieben, sondern mehr noch um ihre Fehler aus der Zeit, als wir sie noch nicht kannten, und der erste von allen ist ihre Natur. Was eine solche Liebe peinvoll macht, ist in Wirklichkeit, daß schon vor ihr eine Art von Erbsünde der Frau besteht, eine Sünde, um derentwillen wir sie gerade lieben; wenn wir aber nicht daran denken, verlangt es uns weniger nach ihr, und um von neuem zu lieben, muß man von neuem leiden. In diesem Augenblick war das Problem, wie ich erreichen konnte, daß Albertine die beiden jungen Mädchen nicht traf, und in Erfahrung zu bringen, ob sie Léa kannte oder nicht, meine vordringlichste Sorge, obschon man sich für Einzelheiten nur um ihrer allgemeinen Bedeutung willen interessieren sollte und trotz der kindischen Haltung, die ebenso wie beim Reisen auch bei dem Wunsch, Frauen kennenzulernen, darin liegt, seine Neugier an das zu verzetteln, was aus dem unsichtbaren Strom der grausamen Wahrheiten, die uns immer unbekannt bleiben werden, sich in unserem Geist zufällig herauskristallisiert hat. Doch auch wenn es uns gelänge, die Sorge zu zerstreuen, so würde gleich eine andere an ihre Stelle treten. Gestern fürchtete ich, Albertine könne zu Madame Verdurin gehen. Jetzt machte nur Léa mir Sorge. Die Eifersucht, die eine Binde vor den Augen trägt, ist nicht nur außerstande, etwas in der sie umgebenden Finsternis zu entdecken, sondern sie stellt auch noch selbst eine der Torturen dar, bei denen die Aufgabe darin besteht, immer wieder von vorn anzufangen, gleich derjenigen der Danaiden[1] oder derjenigen Ixions[2] . Welchen Eindruck aber mochte auf sie – selbst wenn die beiden jungen

Mädchen nicht da waren – eine durch die Verkleidung verschönte und den Erfolg verherrlichte Léa machen, welche Träumereien würde sie in Albertine erwecken, welche Wünsche zudem, die ihr, auch wenn sie sie bei mir unterdrückte, ein Leben, in dem sie sie nicht erfüllen konnte, verhaßt werden lassen mußten? Überhaupt, wer weiß, ob Albertine Léa nicht sogar kannte und sie in ihrer Garderobe aufsuchen würde, und wer bürgte mir dafür, daß nicht diese Albertine obendrein, selbst wenn sie sie nicht kannte, hier nun doch, da sie ja auf alle Fälle in Balbec ihr begegnet war, wiedererkennen und ihr womöglich von der Bühne durch ein Zeichen die Erlaubnis erteilen würde, sich die Tür öffnen zu lassen, die hinter die Kulissen führte? Eine Gefahr scheint sehr wohl vermeidbar, sobald sie beschworen ist. Diese war es noch nicht, ich fürchtete sogar, sie werde es niemals sein, und um so erschreckender kam sie mir vor. Dennoch schien mir für die Liebe zu Albertine, die sich zu verflüchtigen schien, wenn ich mich bemühte, ihr Wirklichkeit zu verleihen, die Heftigkeit meines Schmerzes in diesem Augenblick etwas wie ein Beweis. Ich kümmerte mich um nichts anderes mehr, ich dachte nur daran, wie ich verhindern konnte, daß Albertine im Trocadéro blieb; ich hätte Léa jede Summe geboten, damit sie selbst sich nicht dorthin begab. Wenn man also die Neigung zu einer Person mehr durch sein Handeln bewiese als durch die Vorstellung, die man sich von ihr macht, hätte ich Albertine geliebt. Das Wiedereinsetzen meines Leidens gab aber dem Bild Albertines in mir keine größere Festigkeit. Wie eine Gottheit, die unsichtbar bleibt, bewirkte sie meine Qualen. Durch tausend Vermutungen, die ich anstellte, suchte ich meinem Leiden abzuhelfen, ohne damit meine Liebe wirklicher zu machen.

Zunächst mußte ich die Gewißheit haben, daß Léa wirklich zum Trocadéro ging. Nachdem ich das Milchmädchen mit den zwei Francs verabschiedet hatte, telephonierte ich mit Bloch, der ebenfalls mit Léa gut bekannt war, um ihn danach zu fragen. Er hatte keine Ahnung und schien erstaunt, daß es mich

interessiere. Ich dachte daran, daß ich schnell würde aufbrechen müssen, daß aber Françoise fertig angezogen war und ich nicht; ich bat meine Mutter[1] , sie mir den ganzen Tag zu überlassen, und während ich mich ankleidete, ließ ich sie ein Automobil bestellen; sie sollte zum Trocadéro fahren, eine Eintrittskarte nehmen, Albertine überall im Zuschauerraum suchen und ihr eine Botschaft von mir übergeben. Ich erklärte ihr darin, ich sei ganz aufgelöst wegen eines Briefes, den ich soeben von der gleichen Dame erhalten hatte, um derentwillen ich, wie sie ja wisse, in jener Nacht in Balbec so unglücklich gewesen war. Ich erinnerte sie daran, daß sie mir am folgenden Tag Vorwürfe gemacht hatte, weil ich sie damals nicht hatte rufen lassen. Daher erlaubte ich mir nun, so schrieb ich ihr, die Bitte, sie möge mir zuliebe auf die Matinee verzichten und mich abholen, damit wir zusammen eine Weile an die frische Luft gingen und ich mich etwas zu erholen versuchte. Da ich aber noch ziemlich lange Zeit brauchte, bevor ich angekleidet und bereit sein würde, tue sie mir einen Gefallen, wenn sie die Anwesenheit von Françoise benutzte, um in ihrer Begleitung in den Trois Quartiers (da dieses Warenhaus kleiner war, flößte es mir weniger Unruhe ein als der Bon Marché) jene Tüllrüsche zu kaufen, die sie sich wünschte.

Mein Briefchen war wohl nicht unnütz. Tatsächlich wußte ich nichts von allem, was Albertine getan hatte, seitdem ich sie kannte, geschweige denn vorher. In ihren Äußerungen aber (Albertine hätte, wenn ich eine Bemerkung darüber machte, behaupten können, ich hätte mich verhört) fanden sich gewisse Widersprüche, bestimmte nachträgliche Retuschen, die mir ebenso entscheidend schienen, als hätte ich meine Freundin in flagranti ertappt, jedoch als Material gegen Albertine, die oft, wenn sie wie ein Kind bei etwas ertappt wurde, mit einer unerwarteten strategischen Wendung meine grausamen Attacken zunichte machte und ihre eigene Situation von neuem festigte, nicht recht verwendbar war. Grausam für mich. Nicht aus stilistischem Raffinement, sondern um

übereilte Äußerungen ungeschehen zu machen, verwendete sie gewisse brüske syntaktische Sprünge, die ein wenig dem gleichen, was man in der Grammatik als Anakoluth oder so ähnlich bezeichnet. Wenn sie sich bei einem Gespräch über Frauen so weit hatte gehenlassen zu sagen: »Ich erinnere mich, wie ich neulich …«, wurde plötzlich, nach einer Sechzehntelpause, »ich« zu »sie«; es handelte sich um eine Sache, die sie als harmlose Spaziergängerin mit angesehen und keineswegs etwa selbst begangen hatte. Nicht sie war das Subjekt der Handlung. Ich hätte mich gern genau an den Anfang des Satzes erinnert, um daraus schließen zu können, da sie zurückwich, wie sein Ende gelautet hätte. Da ich aber auf dieses Ende gewartet hatte, erinnerte ich mich nicht recht an den Anfang, von dem sie vielleicht angesichts meiner interessierten Miene abgewichen war, und fühlte mich nur ängstlich auf das gespannt, was sie wahrhaft dachte, woran in Wirklichkeit sie sich erinnerte. Leider verhält es sich mit dem Anfang einer Lüge unserer Geliebten wie mit den Anfängen unserer eigenen Liebe oder dem Anfang einer Berufung. Sie entstehen, sie wachsen, doch entgehen sie unserer Aufmerksamkeit. Will man sich erinnern, auf welche Weise man angefangen hat, eine Frau zu lieben, so liebt man sie bereits; von den vorangehenden Träumereien sagte man nicht: Das ist der Auftakt einer Liebe, Vorsicht; so rückten sie dann vor, überraschend und fast unbemerkt. Abgesehen von verhältnismäßig seltenen Fällen habe ich hier der bequemeren Darstellung wegen häufig eine lügenhafte Äußerung Albertines ihrer ersten Behauptung (über die gleiche Sache) gegenübergestellt. Diese erste Behauptung hatte sich, da ich ja nicht in der Zukunft lesen und bereits wissen konnte, welche entgegengesetzte Äußerung eines Tages ihr Pendant bilden werde, unbemerkt eingeschlichen, und ich hatte sie zwar mit eigenen Ohren angehört, doch ohne daß ich sie aus dem Zusammenhang der Reden Albertines herausgehalten hätte. Später, nachdem die Lüge an den Tag gekommen oder ich nachgerade von ängstli-

chen Zweifeln heimgesucht war, hätte ich mich gern erinnert, aber vergebens; mein Gedächtnis war nicht rechtzeitig gewarnt worden und hatte es für überflüssig gehalten, eine Kopie aufzubewahren.

Ich legte Françoise ans Herz, sie solle mich, wenn sie Albertine aus dem Zuschauerraum herausgeholt hatte, telephonisch verständigen und sie herbringen, ob sie nun gern mitkam oder nicht. »Das fehlte wirklich noch, daß sie nicht gern mitkäme zu Monsieur«, antwortete Françoise. »Nun, ich weiß doch nicht, ob ihr so viel daran liegt, mich zu sehen.« – »Da müßte sie freilich schön undankbar sein«, meinte Françoise, in deren Seele Albertine nach so vielen Jahren die gleichen Torturen neidischer Gefühle entfachte wie im Haus meiner Tante einstmals Eulalie. Da sie nicht wußte, daß Albertines Situation bei mir nicht von dieser selbst gewünscht, sondern meinem Willen entsprungen war (was ich aus Eigenliebe und um Françoise zur Wut zu reizen, ihr immer gern verheimlichte), bewunderte und verabscheute sie deren Geschicklichkeit und bezeichnete sie, wenn sie vor den anderen Bedienten von ihr sprach, als eine »Komödiantin«, eine »Schmeichlerin«, die mit mir machte, was sie wollte. Sie wagte sie noch nicht offen zu bekriegen, sondern zeigte ihr ein freundliches Gesicht und machte sich einstweilen dadurch lieb Kind bei mir, daß sie Albertine in ihren Beziehungen zu mir behilflich war, denn sie dachte wohl, es habe keinen Zweck, etwas zu mir zu sagen, sie werde doch nichts erreichen; immer aber lauerte sie auf eine Gelegenheit, um, wenn sie je in Albertines Verhältnis zu mir einen Riß entdeckte, ihn zu erweitern und uns dann vollends auseinanderzubringen. »Schön undankbar? Aber nicht doch, Françoise, ich finde mich selbst undankbar, Sie wissen ja gar nicht, wie gut sie zu mir ist.« (Es war ein süßes Gefühl für mich, mich dergestalt als geliebt hinzustellen!) »Gehen Sie nur schnell.« – »Ich verschwinde schon, und zwar dalli.«

Der Einfluß ihrer Tochter begann das Vokabular von Françoise etwas zu verändern. So büßen alle Sprachen durch die Aufnahme neuer Ausdrücke ihre Reinheit ein. An dem Verfall der Redeweise von Françoise, die ich noch aus ihrer besten Zeit kannte, war ich übrigens mittelbar schuld. Françoise' Tochter hätte nicht bewirkt, daß die klassische Sprache ihrer Mutter sich bis zum niedrigsten Jargon herabentwickelte, hätte sie sich damit begnügt, den heimischen Dialekt mit ihr zu sprechen. Sie hatte nie ganz darauf verzichtet, und wenn die beiden bei mir waren und sich etwas Geheimes mitzuteilen hatten, so bereiteten sie sich, anstatt sich in der Küche einzuschließen, eine Schutzwand mitten im Zimmer, die schwerer zu durchbrechen war als eine noch so gut verschlossene Tür, indem sie sich in ihrem Dialekt unterhielten. Ich konnte nur vermuten, daß Mutter und Tochter nicht im besten Einvernehmen lebten, wenn ich nach der Häufigkeit urteilte, mit der das einzige Wort immer wieder auftrat, das ich deutlich heraushören konnte, nämlich *m'esasperate* [1] (sofern das Objekt dieser äußersten Gereiztheit nicht ich selber war). Leider aber erlernt man auch die unbekannteste Sprache, wenn man sie unausgesetzt sprechen hört. Ich bedauerte, daß es sich hier um den Dialekt handelte, denn ich verstand ihn schließlich gut und hätte die Sprache nicht weniger vollkommen erlernt, wenn Françoise Persisch gesprochen hätte. Als Françoise meine Fortschritte feststellen mußte, versuchte sie es zwar mit einer Beschleunigung ihrer Rede, die Tochter ebenfalls, aber nichts verfing. Die Mutter bedauerte, daß ich jetzt den Dialekt verstand, dann äußerte sie ihre Freude darüber, daß ich ihn sprechen konnte. In Wirklichkeit war diese Freude reinster Spott, denn obwohl ich ihn zu guter Letzt ungefähr wie sie selbst sprach, stellte sie zwischen unser beider Aussprachen Abgründe fest, um derentwillen sie in Entzücken geriet, darauf aber bekümmert war, daß sie keine Leute aus ihrem Dorf mehr sah, an die sie schon seit vielen Jahren nicht mehr gedacht hatte, die aber – was sie gern mit-

erlebt hätte – vor Lachen gestorben wären, wenn sie mich so schlecht hätten Dialekt sprechen hören. Der bloße Gedanke daran erfüllte sie mit Heiterkeit und Bedauern, und sie nannte sogar den einen oder anderen Bauern mit Namen, der Tränen gelacht haben würde. Auf alle Fälle mischte sich keine wirkliche Freude unter ihren Unmut darüber, daß ich jetzt ihren Dialekt, wenn auch fehlerhaft sprach, so doch gut verstand. Schlüssel verlieren ihren Wert, wenn derjenige, den man am Eintreten hindern will, über einen Hauptschlüssel oder ein Brecheisen verfügt. Da der Dialekt jetzt ein wertloses Schutzmittel geworden war, fing sie an, mit ihrer Tochter ein Französisch zu sprechen, das sehr rasch zu dem der verfallensten Gegenwart herabsank.

Ich war bereit. Doch Françoise hatte noch nicht telephoniert; sollte ich aufbrechen, ohne zu warten? Aber wer weiß, ob sie Albertine überhaupt auffand, ob diese sich nicht vielleicht schon hinter den Kulissen aufhielt? Und ob sie sich, selbst wenn Françoise sie antraf, von ihr wegholen ließ? Eine halbe Stunde darauf läutete das Telephon, und in meinem Herzen erhob sich ein Tumult von Hoffnung und von Angst. Auf den Befehl eines Telephonangestellten trug ein fliegendes Geschwader von Tönen mit Blitzesschnelle die Worte des Telephonisten mir zu, nicht diejenigen von Françoise, da diese aufgrund einer düsteren Urscheu vor einem den Altvorderen unbekannten Objekt nicht dazu zu bringen war, sich der Muschel zu nähern; viel eher wäre sie bereit gewesen, Aussätzige zu besuchen. Sie hatte im Wandelgang Albertine allein angetroffen, und diese hatte nur Andrée Bescheid gesagt, daß sie nicht bleiben könne, worauf sie ohne Zögern mitgegangen war. »Sie war nicht böse? Ach! Entschuldigen Sie! Fragen Sie doch die Dame, ob das Fräulein auch nicht böse war? …« – »Die Dame hier läßt Ihnen ausrichten, nein, ganz und gar nicht, überhaupt nicht ein bißchen … auf alle Fälle hätte sie sich davon dann nichts anmerken lassen. Sie gehen jetzt zum Trois Quartiers und sind um zwei Uhr zu Hause.« Es war mir

klar, daß zwei Uhr soviel wie drei Uhr bedeutete, denn zwei Uhr war es bereits. Einer der speziellen, unausrottbaren, unheilbaren, als krankhaft zu bezeichnenden Fehler von Françoise bestand nämlich darin, daß sie niemals genau nach der Uhr sah oder wußte, wie spät es war. Ich habe niemals begreifen können, was in ihrem Kopf vorging, wenn es eigentlich zwei Uhr war, Françoise aber mit einem Blick auf ihre Taschenuhr erklärte: »Es ist ein Uhr« oder »Es ist drei Uhr«, und ich habe nie zu ermitteln vermocht, ob der Sitz des hier vorliegenden Phänomens in ihren Augen, ihrem Denken oder in ihrer Sprache zu suchen war; fest steht allein, daß das Phänomen unausweichlich auftrat. Die Menschheit ist sehr alt. Vererbung und Kreuzungen haben gewisse schlechte Gewohnheiten oder fehlerhafte Reflexe mit unüberwindlicher Kraft begabt. Die eine Person niest oder atmet schwer, weil sie an einem Rosenstrauch vorübergeht; eine andere bekommt einen Ausschlag, wenn sie frische Farbe riecht; viele leiden an Durchfall, sobald sie eine Reise antreten müssen, und Enkel von Dieben, die selbst Millionäre und noch dazu freigebig sind, können der Versuchung nicht widerstehen, uns fünfzig Francs zu stehlen. Für die Erkenntnis, worin bei Françoise die Unmöglichkeit bestand, die Zeit genau anzugeben, hat sie selbst mir niemals einen Hinweis geliefert. Denn ungeachtet des Zorns, in den ich für gewöhnlich durch ihre ungenauen Antworten geriet, suchte Françoise ihren Irrtum weder zu entschuldigen noch zu erklären. Sie blieb stumm und tat so, als höre sie meine Reden nicht, wodurch ich vollends außer mir geriet. Ich hätte gern ein Wort der Rechtfertigung gehört, und wäre es auch nur gewesen, um ihre Argumente zu widerlegen, aber es kam nichts – sie setzte mir nur gleichgültiges Schweigen entgegen. Für heute jedenfalls bestand nun gar kein Zweifel mehr, daß Albertine um drei Uhr mit Françoise nach Hause kommen, das heißt weder Léa noch ihre Freundinnen sehen würde. Als nun die Gefahr, sie könne die Beziehungen zu jenen wiederaufnehmen, hinlänglich beschworen war, verlor

sie auf der Stelle jede Bedeutung für mich, und angesichts der Tatsache, mit welcher Leichtigkeit es geschehen war, konnte ich nur staunen, daß ich je geglaubt hatte, es werde mir nicht gelingen, ihr wirksam zu begegnen. Ich hatte ein Gefühl lebhafter Dankbarkeit Albertine gegenüber, die, wie ich einsehen mußte, nicht wegen Léas Freundinnen in den Trocadéro gegangen war, und die mir, indem sie die Matinee verließ und auf einen Wink von mir nach Hause kam, zugleich für die Zukunft bewies, daß sie mir noch mehr gehörte, als ich je gedacht hätte. Dieses Gefühl nahm noch zu, als ein Radler kam und mir, damit ich mich geduldete, ein Briefchen von ihr überbrachte, das in den netten Wendungen abgefaßt war, auf die sie sich so gut verstand: »Mein und lieber Marcel[1] , ich komme nicht so schnell zu Ihnen wie dieser Bote, dessen Drahtesel ich gern genommen hätte, um desto eher bei Ihnen zu sein. Wie können Sie nur glauben, ich könnte Ihnen böse sein und etwas anderes könnte mir soviel Vergnügen machen, als bei Ihnen zu weilen? Ich freue mich darauf, mit Ihnen auszugehen, und noch lieber wäre mir, wir gingen überhaupt nur immer beide zusammen aus. Was denken Sie sich eigentlich? So ein Marcel! So ein Marcel! Ganz die Ihre, Albertine.«

Die Kleider sogar, die ich ihr kaufte, die Jacht, von der ich ihr gegenüber gesprochen hatte, die Morgenröcke von Fortuny, all das kam in meinen Augen, da es in Albertines Gehorsam nicht seine Gegenleistung, sondern eine Ergänzung fand, viel eher Vorrechten gleich, die ich ausüben durfte; denn die Pflichten und Lasten eines Herrn machen einen Teil seiner Herrschaft aus, bezeichnen ihr Maß und beweisen sie ebensogut, wie seine Rechte es tun. Die Rechte aber, die sie mir zuerkannte, gaben erst meinen Lasten ihren wahren Charakter: Ich besaß eine Frau, die mir beim ersten Wort, das ich ihr übersandte, voller Ergebenheit telephonisch ausrichten ließ, daß sie heimkommen würde, sich zurückfahren ließe, auf der Stelle. Ich war noch in weit höherem Maße der Herr, als ich je geglaubt hätte: Herr, das heißt Sklave. Ich verspürte keine

Ungeduld mehr, Albertine zu sehen. Die Gewißheit, daß sie im Augenblick mit Françoise eine Besorgung machte, daß sie mit dieser zu einem schon nahen Zeitpunkt nach Hause kommen würde, den ich gern noch hinausgeschoben hätte, erhellte wie ein strahlendes und friedliches Gestirn eine Zeitspanne, die ich mit weit größerem Vergnügen nunmehr allein hätte verbringen mögen. Meine Liebe zu Albertine hatte mich bewogen, aufzustehen und mich zu einer Ausfahrt zu rüsten, doch sie würde mich daran hindern, die Ausfahrt zu genießen. Ich dachte daran, daß an diesem Sonntag bestimmt junge Arbeiterinnen, Midinetten und Kokotten im Bois spazierengingen. Mit diesen Worten »Midinetten« aber oder »junge Arbeiterinnen« (wie es mir oft mit einem Personennamen ging, dem Namen eines jungen Mädchens, den ich in einem Ballbericht gelesen hatte) in Verbindung mit der Vorstellung von einer weißen Bluse, einem kurzen Rock, stellte ich in mir, da ich an eine Unbekannte dachte, die mich lieben könnte, ganz für mich allein Bilder von begehrenswerten Frauen her, nicht ohne mir zu sagen: Wie nett sie sicher alle sind! Aber was hülfe es mir, wenn sie es wirklich wären, da ich ja nicht allein ausfuhr?

Ich nutzte den Umstand, daß ich noch allein war, zog die Vorhänge halb zu, so daß die Sonne mich nicht beim Notenlesen störte, setzte mich ans Klavier, schlug aufs Geratewohl die Sonate von Vinteuil auf, die dort lag, und begann zu spielen; weil Albertines Ankunft noch in der Zukunft lag, aber gleichwohl in Aussicht stand, hatte ich sowohl Zeit als auch innere Sammlung dafür. Von sicherer Erwartung ihrer Heimkehr in Begleitung Françoises und dem Vertrauen auf ihre Gefügigkeit durchflutet wie von einem glückseligen, inneren Licht, das gleich dem von außen her einströmenden wärmte, war mein Denken frei, ich konnte es einen Augenblick lang von Albertine lösen und ganz der Sonate zuwenden. Selbst in dieser aber lenkte ich meine Aufmerksamkeit nicht auf die Feststellung, um wieviel mehr das Motiv der Wollust und das

der Beängstigung[1] in ihrer Verquikkung jetzt meiner Liebe zu Albertine entsprachen, bei der die Eifersucht so lange gefehlt hatte, daß ich Swann gegenüber noch meine völlige Unkenntnis dieses Gefühls hatte bekennen können. Nein, ich ging die Sonate vielmehr von einem andern Gesichtspunkt aus an, betrachtete sie in sich selbst als das Werk eines großen Künstlers und wurde somit von der Flut der Töne zu jenen Tagen in Combray zurückgetragen – ich will nicht sagen, zu denen von Montjouvain oder den Spaziergängen nach Méséglise, sondern denen in die Gegend von Guermantes –, wo ich selbst mir gewünscht hatte, einmal ein Künstler zu werden. Als ich tatsächlich auf diesen Ehrgeiz verzichtete, hatte ich da etwas Wirkliches aufgegeben? Konnte das Leben mich über den Verlust der Kunst trösten, gab es in der Kunst eine tiefere Realität, in der unsere wirkliche Persönlichkeit einen Ausdruck findet, den ihr die Betätigungen des Lebens nicht zu geben vermögen? Jeder große Künstler scheint wahrhaftig so verschieden von den anderen und vermittelt uns ein solches Gefühl von Individualität, wie wir es im Alltagsleben vergeblich suchen! In dem Augenblick, da ich diesem Gedanken nachhing, fiel mir ein Takt der Sonate auf, ein Takt, den ich gleichwohl gut kannte, aber zuweilen erhellt die Aufmerksamkeit seit langem bekannte Dinge mit einemmal anders, und wir bemerken, was wir nie zuvor darin gesehen haben. Als ich diesen Takt spielte, murmelte ich, obwohl Vinteuil darin gerade einem Traum Ausdruck zu geben suchte, der Wagner ganz und gar ferngelegen hätte, unwillkürlich »*Tristan*« vor mich hin, mit dem Lächeln, das zuweilen ein Freund der Familie hat, wenn ihn irgend etwas im Tonfall, in der Bewegung des Enkels an den Großvater erinnert, den jener selbst nicht gekannt hat. Und wie man dann zur Prüfung der Ähnlichkeit eine Photographie hervorholt, schlug ich auf dem Notenpult über der Sonate die Partitur des *Tristan* [1] auf, aus dem gewisse Teile gerade an diesem Nachmittag im Concert Lamoureux[2] gespielt wurden. Ich verspürte bei meiner Be-

wunderung für den Bayreuther Meister keines der Bedenken derer, die sich wie Nietzsche eine Pflicht daraus machen, in der Kunst wie im Leben die Versuchung durch die Schönheit zu meiden, die sich ebenso von *Tristan* losreißen, wie sie den *Parsifal* verleugnen, und die durch geistige Askese, von einer Kasteiung zur anderen, dem blutigsten aller Kreuzwege folgend, sich schließlich zur reinen Erkenntnis und vollkommenen Anbetung des *Postillon de Longjumeau* erheben.[3] Ich wurde mir all dessen bewußt, was das Wagnersche Werk an Wirklichem in sich hat, als ich die zugleich eindringlichen und flüchtigen Themen wiedererkannte, die in einem Akt aufklingen, sich nur entfernen, um wiederzukommen, manchmal nur wie von weitem, beschwichtigt, fast entschwebend, in anderen Augenblicken aber bei aller Unbestimmtheit so dringend und so nahe ertönen, so innerlich, organisch, ja fast körperlich in uns existieren, daß man meinen möchte, es handle sich weniger um die Wiederaufnahme eines Motivs als vielmehr um das erneute Einsetzen einer Neuralgie.

Ganz anders als die Gesellschaft Albertines half mir die Musik, in mich selbst hinabzusteigen und dort Neues zu entdecken: die Andersartigkeit nämlich, die ich im Leben, die ich auf Reisen vergebens gesucht hatte. Doch diese klingende Flut erweckte meine Sehnsucht von neuem, wenn sie neben mir ihre besonnten Wellen anbranden ließ. Verschiedenartig in zweifacher Weise. Wie das Spektrum uns die Zusammensetzung des Lichts objektiv sichtbar macht, so gestatten uns die Harmonien eines Wagner oder die Farben eines Elstir, den ganz besonderen Charakter der Empfindungen eines anderen kennenzulernen, der sich uns in der Liebe zu einem anderen Menschen nicht erschließt. Dann eine Verschiedenartigkeit im Inneren des Werkes selbst, durch das einzige Mittel, tatsächlich anders zu sein, nämlich verschiedenartige Individualitäten zu versammeln. Wo ein geringerer Komponist vorgeben würde, einen Knappen oder einen Ritter darzustellen, obwohl er sie die gleichen Melodien singen ließe, da verleiht Wagner

jeder Person eine andersartige Wirklichkeit, und jedesmal wenn sein Knappe auftritt, zeichnet sich mit aufeinanderstoßenden freudigen und ritterlichen Linien in der klingenden Unermeßlichkeit eine besondere, gleichzeitig komplizierte und doch simple Figur ab. So kommt es zu der Fülle einer Musik, die in der Tat von mehr als einer Musik erfüllt ist, und jede davon ist ein Wesen. Ein Wesen oder der Eindruck, den ein kurzzeitiger Aspekt der Natur vermittelt. Selbst was von dem durch sie vermittelten Gefühl am unabhängigsten ist, wahrt seine äußere, festumrissene Realität; das Lied eines Vogels, der Ton des Jagdhorns, die Weise, die ein Hirte auf seiner Schalmei spielt, heben sich als klare Klangsilhouette vom Horizont ab.[1] Gewiß, Wagner wußte sie zu fassen, sich ihrer zu bemächtigen, sie seinem Orchester einzuverleiben, den höchsten musikalischen Konzeptionen zuzuordnen, aber doch so, daß er dabei ihr ursprüngliches Wesen respektierte wie ein Bildschnitzer die Fibern, die Eigenart des Holzes, das er bearbeitet.

Trotz des Reichtums der Werke aber, in denen Versenkung in die Natur neben die Handlung und neben Individuen tritt, die mehr als bloße Namen von Personen sind, dachte ich daran, wie sehr diese Werke gleichwohl – wenn auch in wunderbarer Weise – an jenem Charakter des ewig Unvollendeten teilhaben, der allen großen Schöpfungen des neunzehnten Jahrhunderts gemeinsam ist, dieses neunzehnten Jahrhunderts, dessen größte Schriftsteller ihre Werke verfehlt, aber, indem sie sich selbst bei der Arbeit zuschauten und sich gleichzeitig als Schaffende und als Beurteiler fühlten, aus ihrer Selbstbeobachtung eine neue Schönheit gezogen haben, die neben und über dem Werk steht und ihm rückwirkend jene Einheit und Größe verleiht, über die es aus eigenem nicht verfügt. Kann man nicht, auch ohne bei dem zu verweilen, der nachträglich in seinen Romanen eine *Comédie Humaine* entdeckte, oder bei denen, die ihre Dichtungen oder zerstreuten Essays als eine *Légende des Siècles* oder *Bible de l'Humanité* gedeutet

haben, doch gerade von letzterem sagen, er verkörpere so sehr das neunzehnte Jahrhundert, daß man die größten Schönheiten Michelets weniger in seinem eigentliche Œuvre zu suchen hat als vielmehr in der Haltung, die er selbst seinem Werk gegenüber einnimmt, nicht also in seiner *Histoire de France* oder seiner *Histoire de la Révolution*, sondern in seinen Vorworten zu diesen beiden Werken?[1] Vorworte, das heißt Seiten, die nach den Büchern verfaßt wurden, in denen er diese einer Betrachtung unterzieht und zu denen ab und zu ein paar Sätze gehören, die gewöhnlich mit einem »Wage ich es zu sagen?« beginnen, das nicht die behutsame Formel des Gelehrten ist, sondern eine musikalische Figur. Jener andere Musiker, der mich im Augenblick so fesselte, Wagner, der aus seinen Schubfächern ein köstliches Stück[2] zog, um es als ein rückblickend unerläßlich erscheinendes Thema einem Werk einzufügen, an das er noch nicht gedacht hatte, als er es komponierte, und der dann, nachdem er eine erste mythologische Oper, dann eine zweite, schließlich noch weitere geschaffen hatte, mit einemmal bemerkte, daß eine Tetralogie entstanden war, hat gewiß ungefähr den gleichen Rausch wie Balzac erlebt, als dieser auf seine Werke den Blick eines Fremden und zugleich eines Vaters warf, in dem einen die Reinheit Raffaels, dem anderen die Einfalt des Evangeliums entdeckte und mit einemmal, wenn er sie infolge einer nachträglichen Erleuchtung in aller Klarheit anschaute, zu der Erkenntnis kam, daß sie noch schöner sein könnten, wenn er sie zu einem Zyklus vereinigte, in dem die gleichen Personen wiederkehrten, und seinem Werk durch diesen Zusammenschluß noch einen – den letzten und erhabensten – Pinselstrich hinzufügte. Eine nachträgliche, nicht eine künstliche Einheit. Sonst wäre sie zu Staub zerfallen wie so viele Systematisierungen von mittelmäßigen Schriftstellern, die mit einem großen Aufgebot an Titeln und Untertiteln sich den Anschein geben, als hätten sie eine einzige, transzendente Absicht verfolgt.[3] Nicht künstlich, vielleicht sogar um so wirklicher, als sie erst nachträglich ihr

Entstehen einem Augenblick der Begeisterung verdankt, da sie angesichts von Stücken entdeckt wurde, die nur noch zusammengefügt werden mußten; eine Einheit, die nichts von sich wußte, einer lebendigen also und nicht logisch bedingten, die das Andersartige nicht verbannt und den Schaffensprozeß nicht behindert hat. Sie ist (doch diesmal aufs Ganze bezogen) wie irgendein für sich komponiertes, aus einer Eingebung geborenes und nicht durch künstliches Entwickeln einer These postuliertes Stück, das sich dem übrigen einpaßt. Vor der großen Steigerung im Orchester, die der Rückkehr Isoldes vorausgeht[1] , hat das Werk durch seine eigene Kraft die halb vergessene Schalmei eines Hirten zu sich herangezogen. Wahrlich, ebenso wie das Fortschreiten des Orchesters beim Nahen des Schiffs diese Noten der Schalmei an sich zieht, sie verwandelt, sie an seinem Rausch teilhaben läßt, ihren Rhythmus bricht, ihre Klangfarbe aufhellt, ihre Bewegung beschleunigt und ihre Instrumentation vervielfältigt, so muß Wagner von Freude erfüllt gewesen sein, als er in seinem Gedächtnis die Weise des Hirten entdeckte, sie in sein Werk einfügte und ihr ihre volle Bedeutung verlieh. Diese Freude läßt ihn übrigens nie im Stich. Bei ihm wird die Trauer des Dichters, wie groß sie auch sein mag, beschwichtigt, überwunden – was heißt leider ein wenig zerstört – durch den Jubel des Schaffenden. Nun fühlte ich mich aber durch diese vulkanische Gewandtheit ebenso beunruhigt wie durch die Identität, die ich soeben zwischen dem Thema Vinteuils und dem Wagners festgestellt hatte. Sollte es diese Gewandtheit sein, die bei großen Künstlern die Illusion einer tiefen, ununterdrückbaren Originalität schafft, dem Anschein nach Reflex einer mehr als menschlichen Wirklichkeit, in der Tat aber das Produkt unermüdlicher Arbeit? Ist Kunst nur das, so ist sie nicht wirklicher als das Leben, und es gäbe für mich nicht allzuviel zu bedauern. Ich fuhr fort, *Tristan* zu spielen. Von Wagner durch eine Wand von Tönen getrennt, hörte ich ihn frohlocken, vernahm ich seine Aufforderung, seine Freude

zu teilen, ich hörte, wie sich das unsterblich junge Lachen und die Hammerschläge Siegfrieds[1] verstärkten, und je wunderbarer diese Themen geschmiedet waren, diente das technische Geschick des Handwerkers nur dazu, sie desto freier von der Erde abheben zu lassen, wie Vögel – doch nicht wie der Schwan Lohengrins, sondern wie jener Aeroplan, der in Balbec vor meinen Augen seine Energie in Aufschwung wandelte, über den Fluten dahinschwebte und sich im Himmel verlor. Wie die Vögel, die am höchsten steigen, die am schnellsten fliegen, auch stärkere Flügel haben, so bräuchte man vielleicht, um das Unendliche zu erforschen, solche wahrhaft materiellen Apparate, solche 120-PS-Maschinen, Marke Mystère, in denen man allerdings, wie hoch man auch steigen mag, durch das mächtige Motorengedröhn ein wenig behindert ist, will man das Schweigen der weiten Räume genießen![2]

Ich weiß nicht, weshalb der Lauf meiner Träumerei, der bisher diesen Erinnerungen an Musikwerke gefolgt war, sich plötzlich denen zuwendete, die in unserer Zeit die besten Interpreten gewesen sind und unter die ich, wobei ich seine Rolle ein wenig übertrieb, auch Morel einordnete. Sofort schlugen meine Gedanken einen jähen Haken, und ich begann Morels Charakter, gewissen Eigentümlichkeiten dieses Charakters nachzusinnen.[3] Morel hatte die Gewohnheit – sie mochte mit der Neurasthenie, die an ihm nagte, zusammenhängen, wenn sie auch nicht damit verwechselt werden darf –, von seinem Leben zu sprechen, entwarf dabei aber ein so nebelhaftes Bild, daß man nur sehr schwer Einzelheiten ausmachen konnte. Er hielt sich zum Beispiel völlig zur Verfügung von Monsieur de Charlus unter der Bedingung, daß er an den Abenden frei hatte, denn er wünschte, nach dem Abendessen an einem Algebrakurs teilzunehmen. Monsieur de Charlus gab seine Zustimmung, verlangte aber, ihn hinterher noch zu sehen. »Unmöglich, es ist ein altes italienisches Gemälde« (dieser Scherz hat, wenn man ihn in dieser Weise wiedergibt,

freilich keinen Sinn; aber da Monsieur de Charlus Morel veranlaßt hatte, die *Éducation sentimentale* zu lesen, in deren vorletztem Kapitel Frédéric Moreau diesen Satz sagt, fand Morel es witzig, niemals das Wort »unmöglich« zu verwenden, ohne die folgenden »es ist ein altes italienisches Gemälde«[1] hinzuzusetzen) »der Kurs dauert oft sehr lange, und da das schon eine große Zumutung für den Lehrer ist, wäre er natürlich verletzt …« – »Aber es braucht einen solchen Kurs doch gar nicht, mit der Algebra ist es ja nicht wie mit Schwimmen oder Englischsprechen, so etwas kann man doch aus einem Buch erlernen«, antwortete Monsieur de Charlus, denn er sah auf der Stelle in dem Algebrakurs eines jener Bilder, bei denen man nichts ausmachen kann. Vielleicht handelte es sich um eine Affäre mit einer Frau oder, falls Morel auf unsaubere Weise Geld zu verdienen suchte und sich der Geheimpolizei zur Verfügung gestellt hatte, um eine Unternehmung mit Agenten der Sûreté[2] , oder, wer weiß, schlimmer noch, wurde ein Gigolo erwartet, der in einem Bordell gebraucht werden mochte. »Sehr viel leichter sogar aus einem Buch«, gab Morel Monsieur de Charlus zur Antwort, »denn bei einem Algebrakurs versteht man praktisch nichts.« Warum studierst du sie dann nicht lieber bei mir, wo es so sehr viel angenehmer wäre? hätte Monsieur de Charlus wiederum entgegnen können, aber er hütete sich, denn er wußte, daß auf der Stelle der Algebrakurs unter alleiniger Wahrung seines Charakters als Mittel, die Abendstunden freizuhalten, sich in eine unumgänglich notwendige Tanz- oder Zeichenstunde verwandelt hätte. Hier konnte allerdings Monsieur de Charlus sehen, daß er sich, zum Teil wenigstens, im Irrtum befand. Morel beschäftigte sich häufig im Haus des Barons damit, Gleichungen zu lösen. Monsieur de Charlus warf ein, die Algebra könne für einen Violinspieler doch kaum von Nutzen sein. Morel erwiderte, es handle sich um eine Zerstreuung, einen Zeitvertreib und ein Heilmittel gegen die Neurasthenie. Zweifellos hätte Monsieur de Charlus versuchen können, sich

zu informieren und in Erfahrung zu bringen, worin in Wirklichkeit jene geheimnisvollen, unverzichtbaren Algebrakurse bestanden, die nur in den Nachtstunden erteilt wurden. Um aber den Beschäftigungen Morels auf den Grund zu gehen, war Monsieur de Charlus zu sehr in die verstrickt, mit denen das Gesellschaftsleben ihn in Anspruch nahm. Besuche, die er zu empfangen oder zu machen hatte, die Zeit, die er im Club verbrachte, Diners, Theatervorstellungen hinderten ihn, daran zu denken ebenso wie an die heftige und zugleich heimtükkische Bosheit, die Morel, wie es hieß, in den verschiedenen Milieus und den verschiedenen Städten, die er besucht hatte, gezeigt und zugleich verheimlicht hatte, so daß man dort von ihm nur mit Schaudern und mit gedämpfter Stimme sprach, ohne zu wagen, Genaueres zu berichten. Leider hatte ich Gelegenheit, an diesem Tag einen jener Ausbrüche nervöser Bosheit mit anzuhören, als ich mit dem Klavierspiel aufgehört und mich in den Hof hinunterbegeben hatte, um Albertine entgegenzugehen, die noch immer nicht kam. Als ich an Jupiens Laden vorbeiging, in dem sich Morel und diejenige, von der ich glaubte, sie werde bald seine Frau sein, allein aufhielten, hörte ich Morel mit lauter Stimme schreien, wobei sich etwas offenbarte, was ich an ihm nicht kannte: ein für gewöhnlich unterdrückter bäurischer, äußerst merkwürdiger Tonfall. Die Worte waren es nicht weniger, fehlerhaft, was das Französische anbelangt, doch Morel kannte alles nur unvollkommen. »Wollen Sie wohl machen, daß Sie fortkommen, Sie Schlampe, elende Schlampe, Sie«, sagte er immer wieder zu der Kleinen, die gewiß zu Beginn gar nicht verstand, was er sagen wollte, dann aber zitternd und stolz vor ihm verharrte. »Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen sich fortmachen, alte Schlampe, Sie elende Schlampe; holen Sie nur Ihren Onkel, daß ich ihm sage, was Sie sind, Sie Hure, Sie.« Im selben Augenblick hörte man draußen im Hof die Stimme Jupiens, der eben mit einem seiner Freunde plaudernd heimkehrte, und da ich wußte, daß Morel außerordentlich feige

war, fand ich es nicht nötig, Jupien und seinem Freund, die einen Augenblick später im Laden sein würden, auch noch meine Kraft zur Verfügung zu stellen, und ging die Treppe hoch, um Morel nicht zu begegnen, der zwar (wahrscheinlich, weil er die Kleine durch eine erpresserische Drohung, die vielleicht auf nichts und wieder nichts beruhte, erschrecken und damit beherrschen wollte) so sehr gewünscht hatte, daß man Jupien holte, dann aber schleunigst verschwand, sobald er dessen Stimme auf dem Hof vernahm. Nur diese Worte, wie sie zitiert wurden, vermöchten das Herzklopfen nicht zu erklären, mit dem ich die Treppe hinaufging. Solche Szenen, denen wir im Leben beiwohnen, finden ein unberechenbares Element der Kraft in dem, was die Militärs bei einer Offensive als den Vorteil der Überrumpelung bezeichnen, und wenn ich auch eine noch so wohltuende Beruhigung bei dem Gedanken verspürte, daß Albertine, anstatt im Trocadéro zu bleiben, zu mir heimkehren würde, blieb mir doch nicht weniger deutlich der Klang der zehnmal wiederholten Worte im Ohr: »elende Schlampe, elende Schlampe«, Worte, die mich erschüttert hatten.

Meine Erregung ließ allmählich nach. Albertine würde kommen. In wenigen Augenblicken würde ich sie an der Tür schellen hören. Ich fühlte, daß mein Leben nicht einmal mehr war, was es hätte sein können, und daß die Tatsache, eine Frau zu haben, mit der ich ganz natürlich, sobald sie zurückgekehrt war, würde ausgehen müssen, auf deren Verschönerung ich alle aktiven Kräfte meines Seins mehr und mehr verwenden würde, etwas wie einen Stamm aus mir machte, der zwar gewachsen, aber auch beladen war mit der üppigen Frucht, in die alle seine Reserven flossen. Durch ihren Kontrast mit dem Zustand der Angst, in dem ich mich vor einer Stunde noch befunden hatte, war die Ruhe, in die mich die Rückkehr Albertines versetzte, viel umfassender als diejenige, die ich am Morgen vor ihrem Aufbruch in mir verspürt hatte. Auf die Zukunft vorgreifend, über die ich dank der Gefügig-

keit meiner Freundin mehr oder weniger Herr war, widerstandsfähiger, von der unmittelbar bevorstehenden, lästigen, unvermeidlichen und wohltuenden Anwesenheit Albertines gleichsam erfüllt und gestärkt, war es eine Ruhe, wie sie (indem sie uns der Notwendigkeit enthebt, das Glück in uns selbst zu suchen) aus einem familiären Gefühl und häuslichem Glück erwächst. Familiär und häuslich: so war, nicht weniger als das Gefühl, das einen großen Frieden in mir heraufgeführt hatte, während ich Albertine erwartete, auch dasjenige, das mich erfüllte, als ich gleich darauf mit ihr spazierenfuhr. Sie zog einen Augenblick ihren Handschuh aus, sei es um meine Hand zu berühren, sei es um mich damit zu blenden, daß sie mich an ihrem kleinen Finger neben demjenigen, den ihr Madame Bontemps geschenkt hatte, einen Ring sehen ließ, in dem eine lichte Rubinfolie ihre breite, feuchtschimmernde Fläche ausbreitete. »Schon wieder ein neuer Ring, Albertine! Ihre Tante ist wirklich von einer Großzügigkeit …« – »Nein«, sagte sie lachend, »dieser ist nicht von meiner Tante. Ich habe ihn selbst gekauft, da ich ja dank Ihnen groß sparen kann. Ich weiß nicht einmal, wem er früher gehört hat. Ein Reisender, dem das Geld ausgegangen war, ließ ihn dem Besitzer eines Hotels zurück, in dem ich in Le Mans gewohnt hatte. Der aber wußte nicht, was er damit anfangen sollte, und hätte ihn sogar weit unter Preis verkauft. Aber er war immer noch viel zu teuer für mich. Jetzt, da ich dank Ihnen eine schicke Dame werde, habe ich ihn fragen lassen, ob er ihn noch hat. Und da ist er nun.« – »Das sind aber viele Ringe, Albertine. Wo werden Sie denn den hintun, den ich Ihnen schenken werde? Auf alle Fälle ist dieser sehr hübsch; ich kann die Ziselierungen rings um den Rubin nicht recht erkennen, doch es sieht beinahe aus wie ein grimassierender Männerkopf. Meine Augen sind aber nicht gut genug.« – »Auch wenn Sie bessere hätten, würde es Ihnen nicht viel helfen. Ich erkenne es auch nicht.«

Früher hatte ich mir bei der Lektüre von Memoiren oder einem Roman, wo ein Mann stets mit einer Frau ausgeht, mit ihr Tee trinkt, gewünscht, das auch tun zu können. Ich hatte manchmal geglaubt, es zu erreichen, zum Beispiel, als ich die Geliebte Saint-Loups ausführte und mit ihr zum Abendessen ging. Wie sehr ich aber auch die Vorstellung zu Hilfe rief, daß ich in jenem Augenblick die Rolle der Romanfigur spielte, die ich so neidvoll betrachtet hatte, so überzeugte mich diese Vorstellung zwar davon, daß ich in Rachels Nähe Vergnügen empfinden müsse, schenkte mir aber tatsächlich keines. Das liegt daran, daß wir jedesmal, wenn wir irgend etwas nachahmen wollen, was wahrhaft wirklich war, vergessen, daß dieses Etwas nicht aus dem Willen zur Nachahmung hervorgegangen, sondern durch eine unbewußte und ihrerseits wirkliche Kraft zustande gekommen ist; doch dieses besondere Gefühl, das mir all mein Verlangen, ein zartes Vergnügen zu empfinden, wenn ich mit Rachel ausfuhr, nicht hatte geben können, erlebte ich jetzt, ohne es im geringsten gesucht zu haben, aber aus ganz anderen, aufrichtig und tief verankerten Gründen, zum Beispiel aus dem, daß meine Eifersucht mich daran hinderte, Albertine fern zu sein und sie allein ausfahren zu lassen, sofern es mir möglich war, das Haus zu verlassen. Ich empfand es erst jetzt, denn Erkenntnis erfolgt nicht aus den äußeren Dingen, die man beobachten will, sondern aus den unwillkürlichen Empfindungen: Eine Frau mochte früher mit mir in demselben Wagen sitzen und saß *in Wirklichkeit* doch nicht neben mir, solange nicht ein Verlangen nach ihr, wie ich es nach Albertine verspürte, sie unablässig dort neu erschuf, solange nicht die beharrliche Liebkosung meines Blicks ihr ständig jene Tönungen gab, die unaufhörlich aufgefrischt werden wollen, solange nicht die Sinne, die zwar befriedet sein mögen, sich aber erinnern, diesen Farben Geschmack und Konsistenz verliehen, solange nicht im Verein mit den Sinnen und der sie erregenden Einbildungskraft die Eifersucht diese Frau neben uns durch eine wohlbemessene Anziehungskraft,

die ebenso machtvoll ist wie die Gesetze der Gravitation, im Gleichgewicht erhielt.

Unser Wagen fuhr rasch die Boulevards und Avenuen entlang, deren aneinandergereihte Stadtpalais mich in ihrer rosigen Erstarrung aus Sonne und Frost an meine Besuche bei Madame Swann erinnerten, in der sanften Beleuchtung der Chrysanthemen, bevor die Lampen hereingetragen wurden. Hinter der Glasscheibe des Autos ebensosehr von ihnen getrennt, wie ich es hinter dem Fenster meines Zimmers gewesen wäre, hatte ich kaum Zeit, eine junge Obstverkäuferin oder ein Milchmädchen vor der Ladentür zu erkennen, vom schönen Wetter bestrahlt, einer Heldin gleich, die einzig durch mein Verlangen zu köstlichen Abenteuern aufbrach, an der Schwelle eines Romans, der mir unbekannt bleiben würde. Ich konnte Albertine ja nicht bitten, mit mir anzuhalten, und schon waren die jungen Frauen nicht mehr sichtbar, deren Züge meine Augen nur undeutlich erkennen und deren Jugendfrische sie in dem sie umwebenden blonden Dunst kaum hatten liebkosen können. Die Erregung, die mich erfaßte, wenn ich die Tochter eines Weinhändlers an ihrer Kasse oder ein Wäschermädchen auf der Straße plaudernd stehen sah, war die gleiche, mit der man Göttinnen erkennt. Seitdem der Olymp nicht mehr existiert, leben seine Bewohner auf der Erde. Und wenn die Maler, um ein mythologisches Bild zu schaffen, für ihre Venus oder Ceres Töchter aus dem Volke Modell stehen ließen, die den gewöhnlichsten Beschäftigungen nachgingen, so waren sie weit davon entfernt, ein Sakrileg zu begehen; sie fügten ihnen nur (eigentlich gaben sie es ihnen zurück) das göttliche Wesen hinzu, die göttlichen Attribute, deren sie verlustig gegangen waren. »Wie fanden Sie den Trocadéro, meine kleine Schwärmerin?« – »Ich bin riesig froh, daß ich fortgegangen bin, um zu Ihnen zu kommen. Ich glaube, er ist von Davioud.«[1] – »Wie sie sich bildet, meine kleine Albertine! Tatsächlich, er ist von Davioud, ich hatte es ganz vergessen.« – »Während Sie schlafen, Sie Faulpelz, lese

ich eben Ihre Bücher. Als Bauwerk ist er ziemlich scheußlich, oder etwa nicht?« – »Moment mal, meine Kleine, Sie verändern sich so schnell und werden mir so gescheit« (das stimmte, aber noch dazu war es mir nicht unlieb, da sie mangels anderer wenigstens die eine Genugtuung hatte, sich zu sagen, die Zeit, die sie mit mir verbringe, sei nicht völlig verloren für sie) »daß ich Ihnen notfalls sogar Dinge sagen würde, die man im allgemeinen für falsch hält und die doch einer Wahrheit entsprechen, der ich auf die Spur zu kommen versuche. Sie wissen doch, was Impressionismus ist?« – »Natürlich weiß ich das.« – »Also gut, schauen Sie, ich meine folgendes: Sie erinnern sich doch an die Kirche von Marcouville l'Orgueilleuse, die Elstir nicht liebte, weil sie neu war? Stellt er sich da nicht ein wenig in Widerspruch zu seinem eigenen Impressionismus, wenn er in dieser Weise die Bauwerke aus der umfassenderen Impression herauslöst, in die sie einbezogen sind, sie von dem Licht entkleidet, in dem sie aufgelöst stehen, und als Archäologe ihren Eigenwert prüft? Haben nicht, wenn er malt, ein Hospital, eine Schule, ein Plakat auf einer Mauer ganz den gleichen Wert wie eine Kathedrale von unschätzbarer Schönheit, die gleich daneben steht, da alles ja zu einem einzigen, untrennbaren Bildeindruck gehört? Versuchen Sie sich zu erinnern, wie die Fassade in der Sonne glühte und wie das Relief mit den Heiligen von Marcouville in dem Lichtmeer schwamm. Was macht es schon aus, ob ein Bauwerk neu ist, wenn es doch alt aussieht, oder sogar, wenn es nicht einmal alt aussieht! Was die alten Stadtviertel an Poesie enthalten, ist bis zum letzten Tropfen aus ihnen herausgeholt worden, doch zerreißen nicht gewisse, für wohlhabende Bürger frisch erbaute Häuser in neuen Quartieren, Häuser, bei denen der allzu weiße Stein eben erst gesägt wurde, die glühende Mittagsluft im Juli zu der Stunde, wenn die Geschäftsleute zum Mittagessen in die Vororte zurückkehren, mit einem ebenso scharfen Schrei wie der Duft der Kirschen, die darauf warten, daß das Essen in dem dunklen Speisesaal auf-

getragen wird, während dort Glasprismen, die als Messerbänkchen dienen, ebenso schöne vielfarbige Lichter aufsprühen lassen wie die Fenster der Kathedrale von Chartres?«[1] – »Wie nett Sie sind! Wenn ich jemals klug werde, so verdanke ich es nur Ihnen!« – »Warum soll man an einem schönen Tag die Augen vom Trocadéro abwenden, dessen Türme mit ihren langen Giraffenhälsen an die Certosa von Pavia[2] erinnern?« – »Er hat mich auch, wie er da oben auf seinem Hügel liegt, an eine Reproduktion von Mantegna erinnert, die Sie haben; ich glaube, es ist der *Heilige Sebastian*, ein Bild, auf dem sich im Hintergrund stufenweise eine Stadt erhebt, in der, wie man schwören möchte, der Trocadéro steht.«[1] – »Habe ich es nicht gesagt! Aber wie sind Sie zu der Reproduktion von Mantegna gekommen? Sie sind wirklich erstaunlich!«

Wir waren nun in volkstümlichere Viertel gelangt, wo hinter jedem Ladentisch eine *Venus ancillaris* [2] aufgerichtet war: lauter suburbane Altäre, auf deren Stufen ich mein Leben hätte verbringen mögen. Wie man es am Vorabend eines vorzeitigen Todes tut, stellte ich die Liste der Vergnügungen zusammen, die mir vorenthalten wurden durch den Schlußpunkt, den Albertine hinter meine Freiheit setzte. Dank dem Menschengewühl entzückten mich in Passy sogar auf der Fahrbahn junge Mädchen, die sich um die Taille faßten, durch ihr Lächeln. Ich hatte keine Zeit, es genau zu erkennen, es war aber unwahrscheinlich, daß ich es zu hoch einschätzte; in jeder Menschenmenge nämlich, in jeder Menge junger Menschen kann man immer wieder einem Bildnis mit edlem Profil begegnen. Solche Volksmengen an Festtagen sind daher für den Liebhaber weiblicher Reize ebenso kostbar, wie es für den Archäologen die aufgewühlte Erde ist, aus der eine Ausgrabung antike Medaillen fördert. Wir gelangten in den Bois. Ich dachte daran, daß ich in diesem Augenblick, wäre nicht Albertine mit mir ausgefahren, im Cirque des Champs-Élysées[3] hätte hören können, wie der Wagnersche Sturm das ganze Tauwerk des Orchesters zum Stöhnen brachte, wie er

einem leichten Schaum gleich die Weise der Schalmei an sich zog, die ich soeben gespielt hatte, wie er sie emporhob, modelte, verformte, zertrennte und in einem stets anwachsenden Wirbel mit sich riß. Zumindest wünschte ich, daß unsere Ausfahrt nicht lange währen und wir zu früher Stunde heimkehren würden, denn ohne Albertine etwas davon zu sagen, hatte ich beschlossen, am gleichen Abend zu den Verdurins zu gehen. Sie hatten mir letzthin eine Einladung geschickt, die ich mit allen anderen in den Papierkorb geworfen hatte. Doch für diesen Abend hatte ich mich nun anders besonnen; ich wollte in Erfahrung zu bringen versuchen, welche Begegnung Albertine für den Nachmittag bei ihnen hatte erhoffen können. Um die Wahrheit zu sagen, war ich mit Albertine an dem Punkt angelangt, wo (wenn alles ebenso weitergeht, das heißt, die Dinge sich normal entwickeln) eine Frau für uns nur noch den Übergang zu einer anderen bildet. Sie liegt uns noch am Herzen, aber nicht mehr sehr; wir haben es eilig damit, jeden Abend unbekannte Frauen aufzusuchen, vor allem Unbekannte, die ihr selbst bekannt sind und die uns daraufhin etwas über ihr Leben zu erzählen vermögen. Von ihrem eigenen Dasein haben wir tatsächlich alles uns angeeignet, alles ausgeschöpft, was uns von sich aus zu geben sie bereit war. Ihr Leben ist noch immer sie selbst, doch es kommt uns nun gerade auf den Teil ihres Lebens an, den wir nicht kennen, auf die Dinge, nach denen wir sie vergeblich gefragt haben und die wir nur von neuen Lippen werden auflesen können.

Wenn mein Leben mit Albertine mich schon daran hinderte, nach Venedig zu fahren, zu reisen, so hätte ich doch immerhin an jenem Nachmittag, wenn ich allein gewesen wäre, die Bekanntschaft der jungen Midinetten machen können, die sich überall im strahlenden Licht des schönen Sonntags ergingen und deren Schönheit für mich zum großen Teil in jenem unbekannten Leben lag, das in ihnen waltete. Sind nicht die Augen, die man sieht, ganz und gar durchdrungen von einem Blick, der Bilder und Erinnerungen, Erwartungen und Hoch-

mütigkeiten enthält, von denen man sie nicht trennen kann, die man aber nicht kennt? Gibt nicht die Existenz des vorübergehenden Wesens, je nachdem sie beschaffen ist, jedem Stirnrunzeln, jedem Zucken der Nasenflügel sein wandelbares Charakteristikum? Albertines Anwesenheit hinderte mich daran, zu ihnen hinzugehen und so vielleicht nicht länger nach ihnen zu verlangen. Wer den Wunsch weiterzuleben und den Glauben an etwas, was köstlicher ist als das Gewohnte, in sich erhalten will, muß spazierengehen, denn Straßen und Avenuen wimmeln von Göttinnen. Göttinnen aber vermag man nicht näherzukommen. Hier und da unter den Bäumen, unter der Tür irgendeines Cafés wachte eine Bedienerin wie eine Nymphe am Eingang eines heiligen Hains, während im Hintergrund drei junge Mädchen neben dem ungeheuren Bogen ihrer angelehnten Fahrräder wie drei Unsterbliche saßen, die sich an eine Wolke oder das Fabeltier lehnten, auf denen sie ihre mythologische Reise zurücklegten. Ich stellte fest, daß Albertine jedesmal einen Augenblick lang alle diese Mädchen mit tiefer Aufmerksamkeit anschaute und sie sich gleich darauf zu mir zurückwandte. Ich aber ließ mich weder von der Intensität dieser Betrachtung beunruhigen noch von deren Kürze, die durch die Intensität kompensiert wurde; was letztere anging, geschah es häufig, daß Albertine – sei es aus Müdigkeit, sei es aufgrund der einem aufmerksamen Menschen eigentümlichen Blickweise – in dieser Art, das heißt gleichsam meditierend, sogar meinen Vater oder Françoise anschaute; und was die Schnelligkeit betrifft, mit der sie sich zu mir zurückwandte, so mochte diese durch die Tatsache motiviert sein, daß Albertine, die mein Mißtrauen kannte, selbst wenn dieses ungerechtfertigt war, vermeiden wollte, ihm Nahrung zu geben. Jene Aufmerksamkeit aber, die mir bei Albertine unverzeihlich erschienen wäre (und zwar ebensosehr, wenn sie sich auf junge Männer gerichtet hätte), wandte ich selbst an alle Midinetten, ohne mich einen Augenblick deswegen für schuldig zu halten – wobei ich beinahe Albertine für schuldig

hielt, weil sie mich durch ihre Gegenwart daran hinderte, anzuhalten und auszusteigen. Man findet es harmlos, selbst nach etwas zu verlangen, aber unerträglich, daß ein anderer es tut. Dieser Unterschied aber, je nachdem etwas uns selbst betrifft oder diejenige, die wir lieben, gilt nicht nur für das Verlangen, sondern auch für die Lüge. Was ist üblicher als sie, ob es sich nun zum Beispiel darum handelt, die täglichen Schwächen einer Gesundheit zu bemänteln, die man als kraftvoll ausgeben will, ein Laster zu verbergen oder zu erlangen, was man sich ersehnt, ohne jemand anderen zu kränken? Die Lüge ist das wichtigste und meistverwendete Werkzeug der Erhaltung. Sie aber streben wir aus dem Leben der Geliebten zu verbannen, ihr gehen wir nach, und überall wittern und verabscheuen wir sie. Sie versetzt uns in tiefste Bestürzung, sie genügt, um einen Bruch herbeizuführen, sie scheint uns die schlimmsten Verfehlungen zu verbergen, sofern sie diese nicht so gründlich verhüllt, daß wir sie nicht erahnen. Wie merkwürdig ist doch dieser Zustand, in dem wir auf pathogenen Wirkstoff so empfindlich reagieren, den seine allgemeine Verbreitung für andere unschädlich macht und so bedrohlich für den Unglücklichen, der nicht länger immun dagegen ist! Das Leben dieser hübschen Mädchen, denen ich – wegen der langen Perioden meiner Abgeschlossenheit – so selten begegnete, erschien mir wie allen, bei denen die Leichtigkeit, zum Ziel zu kommen, nicht die Macht des Vorstellungsvermögens abgeschwächt hat, als so verschieden von allem, was ich kannte, als so wünschenswert wie die wundervollsten Städte, die eine Reise in Aussicht stellt.

Die Enttäuschung, die ich bei Frauen, deren Bekanntschaft ich gemacht, in Städten, die ich aufgesucht hatte, erlebt hatte, hinderte mich nicht daran, immer wieder der Anziehungskraft des Neuen zu erliegen und an seine Wirklichkeit zu glauben. Ebenso nämlich wie Venedig – nach dem mir dieses Frühlingswetter ebenfalls lebhafte Sehnsucht einflößte und das ich im Fall der Heirat Albertines nicht kennenlernen könnte – in

einem Panorama zu sehen, das Ski vielleicht hübscher in der Tönung gefunden hätte als die wirkliche Stadt, mir kein Ersatz für eine Reise nach Venedig gewesen wäre, deren im voraus und ohne mein Zutun festgesetzte Dauer mir als unerläßlicher Übergang erschien, ebenso hätte mir auch, und wäre sie noch so hübsch gewesen, die Midinette, die eine Kupplerin mir künstlich verschaffte, nicht diejenige ersetzen können, die, in den Hüften sich wiegend, in diesem Augenblick mit ihren Freundinnen scherzend unter den Bäumen vorüberging. Diejenige, die ich in einem Stundenhotel angetroffen hätte, wäre vielleicht sogar hübscher, aber doch nicht das gleiche gewesen, weil wir die Augen eines Mädchens, das wir nicht kennen, nicht ansehen, wie ein Plättchen aus Opal oder aus Achat. Wir wissen, daß der kleine Strahl, der irisierend durch sie hindurchzuckt, oder die Brillantsplitter, die darin aufblitzen, alles sind, was wir sehen können von einem Gedanken, einem Willen, einer Erinnerung, in der das uns unbekannte Heim der Familie sowie die geliebten Freunde wohnen, die wir beneiden. Daß wir aber dahin gelangen könnten, uns all dessen zu bemächtigen, was so schwer zugänglich und widerspenstig ist, gibt dem Blick seine Bedeutung weit mehr als bloße materielle Schönheit (wodurch sich erklären läßt, daß den gleichen jungen Mann in der Phantasie einer Frau ein ganzer Roman umwuchert, wenn sie hat sagen hören, er sei der Prinz von Wales, während sie ihm keinerlei Aufmerksamkeit mehr schenkt, nachdem sie ihren Irrtum eingesehen hat); der Midinette in einem Stundenhotel begegnen heißt, sie jenes unbekannten Lebens entleert zu finden, das sie durchdringt und das wir in ihr zu besitzen trachten, heißt, sich Augen nähern, die wahrhaftig nichts weiter als Edelsteine sind, und einer Nase, deren Kräuseln nicht mehr zu bedeuten hat als das einer Blüte. Nein, bei dieser unbekannten Midinette, die da vorüberging, schien es mir, wenn ich weiterhin an ihre Wirklichkeit glauben wollte, ebenso unumgänglich, wie eine lange Strecke in der Eisenbahn zurückzulegen, um an die jenes Pisa

glauben zu können, das ich sehen würde und das nicht bloß ein Spektakel auf einer Weltausstellung wäre, ihre Widerstände zu verspüren und mein Verhalten danach einzurichten, einer Brüskierung zuvorzukommen, einen neuen Vorstoß zu wagen, ein Rendezvous zu erlangen, sie an der Tür ihres Nähateliers zu erwarten, Zug für Zug zu erfahren, was das Leben dieser Kleinen ausmachte, in die ihr eigenen Formen der Lust einzudringen, die ich bei ihr suchte, und die Distanz zu überwinden, die ihre so anderen Gewohnheiten und ihr spezielles Leben zwischen mir und der Aufmerksamkeit, ja der Gunst schufen, die ich zu erlangen und zu fesseln suchte. Diese Ähnlichkeiten aber zwischen dem physischen Verlangen und dem Reisen bewirkten, daß ich mir vornahm, eines Tages die Natur jener Kraft etwas genauer zu studieren, die unsichtbar, aber ebenso machtvoll war wie die inneren Überzeugungen oder, in der physikalischen Welt, der Luftdruck, jener Kraft, die Städte und Frauen, solange ich sie nicht kannte, unermeßlich hoch erhob, aber unter ihnen schwand, sobald ich ihnen näher gekommen war, und sie in banalste Alltäglichkeit hinuntersinken ließ. In einiger Entfernung kniete eine andere junge Person bei ihrem Fahrrad, das sie in Ordnung brachte. Nachdem die Reparatur ausgeführt war, schwang sich das lockere Wesen auf sein Vehikel, doch ohne es zwischen die Beine zu nehmen, wie ein Mann es getan hätte. Einen Augenblick lang schlingerte das Gefährt, und der junge Körper schien ein Segel, einen unendlich großen Flügel aufzuweisen; bald aber sahen wir, wie das junge halb menschliche, halb beflügelte Geschöpf, Engel oder Peri[1] , in raschem Tempo seine Fahrt fortsetzte.

Um all dies gerade brachte mich die Gegenwart Albertines, brachte mich das Leben mit Albertine. Brachte mich darum? Hätte ich nicht im Gegenteil denken sollen: beschenkte mich damit? Hätte Albertine nicht mit mir gelebt, wäre sie frei gewesen, so hätte ich mit gutem Grund all diese Frauen als mögliche Objekte ihres Verlangens und ihrer Lust angesehen. Sie

wären mir erschienen wie jene Tänzerinnen, die in einem diabolischen Ballett die Versuchungen eines Menschen darstellen, indem sie ihre Pfeile in das Herz eines anderen schießen. Die Midinetten, die jungen Mädchen, die Schauspielerinnen, wie hätte ich sie gehaßt! Als Gegenstand des Grauens wären sie für mich alle aus der Schönheit des Universums ausgeschlossen gewesen. Die Versklavung Albertines erlaubte es mir, nicht mehr wegen ihnen zu leiden, und gab sie der Schönheit der Welt zurück. Harmlos geworden, ohne den Stachel, den die Eifersucht ins Herz stößt, ließen sie mir die Freiheit, sie zu bewundern, sie mit dem Blick, ein andermal vielleicht sogar intimer zu liebkosen. Indem ich Albertine einsperrte, hatte ich gleichzeitig der Welt all die schillernden Flügel zurückgegeben, die sich auf Promenaden, auf Bällen und in Theatern überall rauschend entfalten und die für mich von neuem verführerisch wurden, weil Albertine ihrer Versuchung nicht mehr erliegen konnte. Sie machten die Schönheit der Welt aus. Einst hatten sie die Albertines ausgemacht. Weil ich sie wie einen geheimnisvollen Vogel, dann wie eine große Schauspielerin der Küste ersehnt und vielleicht sogar in Besitz genommen hatte, war sie mir einst so wundervoll erschienen. Nachdem ich den Vogel eingefangen hatte, den ich eines Abends mit gemessenen Schritten auf der Strandpromenade hatte einherschreiten sehen, umgeben von der Schar der anderen jungen Mädchen, die alle aus unbekannter Ferne gekommenen Möwen glichen, hatte Albertine alle Farbe zugleich mit der Möglichkeit verloren, daß die anderen sie für sich haben könnten. Sie hatte nach und nach ihre Schönheit eingebüßt. Es bedurfte solcher Spazierfahrten wie dieser hier, bei der ich sie mir ohne mich und von irgendeiner Frau oder irgendeinem jungen Mann angesprochen vorstellte, damit ich sie wieder im Glanz des Strandes sah, obwohl meine Eifersucht sich auf einer anderen Ebene abspielte als der Niedergang der Freuden meiner Vorstellungskraft. Trotz jener jähen Aufschwünge, in denen sie, von anderen begehrt, von neuem

schön für mich wurde, konnte ich ihren Aufenthalt deutlich bei mir in zwei Perioden einteilen: die erste, in der sie noch, wenn auch jeden Tag weniger, die vielfarbig schillernde Schauspielerin der Küste war; die zweite, in der sie, zur grauen Gefangenen geworden, auf ihr trübes Selbst zurückversetzt, solcher blitzartigen Aufhellungen bedurfte, in denen ich mich an die Vergangenheit erinnerte, um ihr von neuem Farbe zu verleihen.

Manchmal, in den Stunden, in denen sie mir am gleichgültigsten war, kam mir die Erinnerung an einen fernen Augenblick zurück, als sie – ich kannte sie damals noch nicht – am Strand in nächster Nähe einer Dame, mit der ich sehr schlecht stand und von der ich jetzt beinahe sicher bin, daß sie Beziehungen zu ihr unterhielt, in helles Lachen ausbrach und mich dabei in ungezogenster Weise musterte. Das glatte, blaue Meer rauschte rundum. Auf dem besonnten Strand war Albertine inmitten ihrer Freundinnen die Schönste von allen. Sie, dieses wundervolle Mädchen, das noch dazu von jener Dame sehr bewundert wurde und ihr sehr teuer war, hatte mir in dem unabänderlichen Rahmen des unendlichen Meeres diese Kränkung zugefügt. Es war eine Kränkung für alle Zeiten, denn die Dame kehrte zwar vielleicht nach Balbec zurück und stellte möglicherweise Albertines Abwesenheit an dem leuchtenden und rauschenden Strand fest. Doch sie konnte nicht wissen, daß das junge Mädchen nun bei mir lebte und einzig mir gehörte. Das unendliche, blaue Meer wie auch die vergessene Vorliebe für dieses junge Mädchen, die freilich jetzt anderen galt, waren wie ein Deckel über die Beleidigung gefallen, die Albertine mir angetan hatte, und umschlossen sie mit einem glitzernden, unzerbrechlichen Schrein. Da zernagte mir Haß auf diese Frau das Herz; ebenso Haß auf Albertine, allerdings vermischt mit Bewunderung für das von allen Seiten vergötterte junge Mädchen mit dem prachtvollen Haar, dessen Lachen am Strand eine Kränkung war. Scham, Eifersucht und Erinnerung an jenes erste Verlangen und den strahlenden

Rahmen hatten Albertine ihre Schönheit, ihren Wert von ehedem zurückgegeben. Und so folgte in stetem Wechsel die etwas drückende Langeweile, die ich in ihrer Nähe empfand, auf ein bebendes Verlangen voll großartiger Bilder und wehmütiger Erinnerungen, je nachdem sie in meinem Zimmer an meiner Seite war oder ich ihr in meinem Gedächtnis ihre Freiheit zurückgab, auf der Strandpromenade, in ihren heiteren Strandkostümen, beim Spiel der Musikinstrumente des Meeres – Albertine, bald herausgehoben aus dieser Sphäre, in meinem Besitz und ohne großen Wert, bald in sie zurückversenkt, ungreifbar, in einer Vergangenheit, die ich nie kennen würde, wie sie mich verletzt in Gegenwart der Dame, ihrer Freundin, genauso wie die Spritzer der Wellen oder das betäubende Sonnenlicht, Albertine von neuem am Strand oder zurück in meinem Zimmer, in einer Art amphibischer Liebe.

Anderswo war eine große Schar mit einem Ballspiel beschäftigt. Alle diese Mädchen hatten die Sonne ausnutzen wollen, denn selbst wenn solche Februartage strahlend sind, währen sie doch nicht lange, und der Glanz ihres Lichts hält das Nahen seines Erlöschens nicht auf. Bevor es dunkel wurde, blieb uns noch einige Zeit in der Dämmerung, denn wir waren bis zur Seine gekommen, wo Albertine in Bewunderung ausbrach und mich durch ihre Gegenwart am Bewundern hinderte, Bewunderung über den Widerschein roter Segel auf dem winterlich blauen Wasser, auch über ein Backsteinhaus, das sich in der Ferne wie eine vereinzelte Mohnblume auf den lichten Horizont heftete, als dessen fragmentarische, mürbe und gerippte Versteinerung Saint-Cloud weiter entfernt erschien, und wir stiegen aus dem Wagen und gingen lange zu Fuß. Ein paar Minuten lang gab ich ihr sogar den Arm, und es war mir, als ob der Ring, den der ihrige unter dem meinen bildete, unsere beiden Personen zu einer einzigen zusammenfügte und unsere Geschicke miteinander verflocht. Zu unseren Füßen bildeten unsere parallel verlaufenden, dann sich einander annähernden und zusammenfließenden Schatten eine rei-

zende Zeichnung. Gewiß kam es mir schon wie ein Wunder vor, daß Albertine mit mir in unserem Haus wohnte und daß sie es war, die sich auf meinem Bett auszustrecken pflegte. Nun aber schien es mir, als sei dieses Wunder nach draußen in die freie Natur verlegt, da vor jenem See im Bois, den ich so sehr liebte, am Fuß der Bäume die Sonne gerade ihren Schatten, den reinen, vereinfachten Schatten ihres Beins, ihres Oberkörpers, neben dem meinen auf den Sand des Weges zu zeichnen hatte. Und ich fand einen zwar immaterielleren, aber nicht weniger intimen Reiz als in der Annäherung, der Verbindung unserer Körper in derjenigen unserer Schatten. Dann stiegen wir wieder in den Wagen. Bei der Heimfahrt nahm er kleine, gewundene Wege, wo die winterlichen, von Efeu und Dorngestrüpp umkleideten Bäume ruinengleich zu der Höhle eines Zauberers hinzuführen schienen. Kaum hatten wir das düstere Dickicht verlassen, kehrten wir am Ausgang des Bois ins volle Tageslicht zurück, so hell, daß ich noch Zeit zu haben meinte, alles, was ich wollte, vor dem Abendessen zu tun, als ich, nur ein paar Augenblicke darauf, während der Wagen sich dem Arc de Triomphe näherte, mit einer jähen Regung von Staunen und Schrecken über Paris den frühen Vollmond hängen sah wie das Zifferblatt einer Turmuhr, die stillsteht und dadurch die Vorstellung weckt, wir hätten uns verspätet. Wir hatten dem Kutscher gesagt, er solle nach Hause fahren.[1] Für Albertine bedeutete das, daß sie zu mir heimkehrte. Die Gegenwart noch so geliebter Frauen, die uns verlassen müssen, um nach Hause zurückzukehren, schenkt uns nicht den Frieden, den ich in Gegenwart Albertines genoß, wenn sie im Fond des Wagens neben mir saß – eine Gegenwart, die uns nicht der Leere der Stunden entgegenführte, in denen wir getrennt sein würden, sondern der noch gesicherteren und umhegteren Vereinigung in meinem Heim, das auch das ihre war und zugleich ein stoffliches Symbol meiner Besitzerrechte auf sie. Gewiß, um zu besitzen, muß man zuvor begehrt haben. Wir besitzen eine Linie, eine Fläche, ein Volumen nur,

wenn unsere Liebe sie ausfüllt. Doch Albertine war eben während unserer Ausfahrt für mich nicht wie einst Rachel nur eitel Staub, nur Körper und Stoff gewesen. Die Phantasie meiner Augen, meiner Lippen und meiner Hände hatte in Balbec ihren Leib so fest aufgebaut und so zärtlich geschliffen, daß ich jetzt in diesem Wagen, um ihren Leib zu berühren und zu umfangen, mich nicht an Albertine drängen oder sie auch nur sehen mußte; es genügte mir, sie zu hören und, wenn sie schwieg, sie neben mir zu wissen; meine ineinandergewirkten Sinne umhüllten sie ganz und gar, und als sie, vor dem Haus angekommen, ganz selbstverständlich ausstieg, blieb ich einen Augenblick zurück, um dem Chauffeur zu sagen, er solle mich später abholen, doch meine Blicke umfingen sie noch immer, wie sie vor mir den Torbogen durchschritt, und es war die gleiche schlaffe, häuslich-behagliche Ruhe, die ich verspürte, als ich sie schwer, purpurn, üppig und eingeschlossen ganz selbstverständlich mit mir als Frau, die mir gehörte, heimkommen und, von den Mauern geschützt, in unserem Hause verschwinden sah.

Leider schien sie sich darin wie in einem Gefängnis zu fühlen und der Meinung jener Madame de La Rochefoucauld zu sein, die, als man sie fragte, ob sie sich nicht freue, in einem so schönen Heim wie Liancourt zu wohnen, antwortete, ein schönes Gefängnis gebe es nun einmal nicht[1] – wenn man nämlich nach der trüben und müden Miene urteilte, die sie an diesem Abend während unseres gemeinsamen Nachtessens in ihrem Zimmer zeigte. Ich bemerkte es zunächst nicht; vielmehr war ich selbst unglücklich bei dem Gedanken, daß ich, wäre nicht Albertine gewesen (denn mit ihr zusammen hätte ich zu sehr unter Eifersucht gelitten in einem Hotel, in dem sie den ganzen Tag der Berührung mit so vielen anderen Menschen ausgesetzt gewesen wäre), in diesem Augenblick in Venedig in einem jener kleinen Speisezimmer hätte zu Abend essen können, die niedrig wie ein Schiffsraum wirken und von

denen man durch kleine, von maurischen Ornamenten umrahmte Bogenfenster auf den Canal Grande blickt.

Ich muß hinzufügen, daß Albertine bei mir eine große Bronze von Barbedienne[2] sehr bewunderte, die Bloch völlig zu Recht ungemein häßlich fand. Weniger Grund hatte er vielleicht, sich darüber zu wundern, daß ich sie dennoch behielt. Ich hatte niemals wie er versucht, meine Wohnung künstlerisch zu möblieren, Innenräume zu komponieren; dazu war ich träge und zu gleichgültig gegenüber dem, was ich alle Tage zu sehen gewohnt war. Da mein Geschmack keinen Anstoß daran nahm, hatte ich das Recht, die Ausstattung meines Zimmers unverändert zu lassen. Ich hätte vielleicht trotzdem die Bronze entfernen können. Doch häßliche und prunkvolle Dinge können sehr nützlich sein, denn sie genießen bei Leuten, die uns nicht verstehen, die unseren Geschmack nicht teilen und in die wir uns vielleicht verlieben, ein Ansehen, das ein stolzes Objekt, das seine Schönheit nicht preisgibt, nicht hätte. Nun sind aber diejenigen, die uns nicht verstehen, die einzigen, bei denen es uns von Nutzen sein kann, ein Ansehen zu besitzen, das uns bei edleren Seelen allein unsere Intelligenz verschafft. Wenn Albertine auch anfing, Geschmack zu bekommen, so hatte sie doch noch eine gewisse Hochachtung vor der bewußten Bronze, und diese Hochachtung färbte auf mich ab in Gestalt eines Ansehens, das mir, da es von Albertine kam, überaus wichtig war (unendlich viel wichtiger, als diese etwas kompromittierende Bronze zu behalten), da ich Albertine liebte.

Der Gedanke an meine Knechtschaft lag plötzlich nicht mehr schwer auf mir, ja, ich wünschte sogar, sie noch länger auszudehnen, weil ich zu bemerken glaubte, daß Albertine die ihre als quälend empfand. Jedesmal freilich, wenn ich sie gefragt hatte, ob sie auch gern bei mir sei, hatte sie mir geantwortet, sie wisse nicht, wo sie je sich glücklicher fühlen könne. Oft aber wurden diese Worte durch einen Anschein von Heimweh und Verstimmung widerlegt. Gewiß, wenn sie jene

Neigungen besaß, die ich bei ihr vermutete, mußte die ständige Unmöglichkeit, ihnen zu entsprechen, ebenso quälend für sie sein wie beruhigend für mich: beruhigend in einem Maße, daß die Hypothese, ich könne Albertine ungerecht beschuldigt haben, mir als die wahrscheinlichste erschienen wäre, hätte ich mir nicht den außerordentlichen Eifer Albertines nur schwer erklären können, niemals allein, niemals frei zu sein, niemals einen Augenblick vor der Tür zu verweilen, wenn sie nach Hause kam, sich, sobald sie telephonieren ging, ostentativ von jemandem begleiten zu lassen, der mir ihre Worte wiederholen konnte, von Françoise, von Andrée, mich immer, ohne den Eindruck der Absichtlichkeit zu wecken, mit letzterer allein zu lassen, wenn sie zuvor gemeinsam ausgefahren waren, damit ich mir einen eingehenden Bericht über ihre Unternehmung geben lassen konnte. Zu dieser wunderbaren Gefügigkeit standen gewisse schnell unterdrückte Regungen der Ungeduld im Gegensatz, angesichts deren ich mich fragte, ob Albertine vielleicht den Plan gefaßt hatte, ihre Fesseln abzuschütteln.

Zusätzliche Einzelheiten stützten meine Vermutung. So hatte ich eines Tages, als ich allein ausgegangen war, nicht weit von Passy Gisèle getroffen, mit der ich auf dies und jenes zu sprechen kam. Bald erzählte ich ihr, recht glücklich, es ihr sagen zu können, daß ich Albertine ständig sah. Gisèle fragte mich, wo sie sie antreffen könne, denn sie habe ihr *just* etwas zu sagen. »Was denn?« – »Ach, etwas, was mit Kameradinnen von ihr zu tun hat.« – »Was für Kameradinnen? Ich könnte Ihnen vielleicht Auskunft geben, Sie können sie ja trotzdem immer noch sehen.« – »Oh! Kameradinnen von früher, die Namen weiß ich nicht mehr genau«, antwortete Gisèle mit etwas vager Miene und sichtlich von dem Wunsch beseelt, das Thema fallenzulassen. Sie verließ mich in dem Glauben, sie habe sich so vorsichtig ausgedrückt, daß nichts Unklares zurückbleiben könne. Doch die Lüge stellt so geringe Anforderungen, bedarf so weniger Faktoren, um offenbar zu wer-

den! Wenn es sich um Kameradinnen von früher handelte, deren Namen sie nicht einmal wußte, warum hätte sie dann *just* das Bedürfnis gehabt, von ihnen mit Albertine zu sprechen? Dieses Adverb, einem Ausdruck verwandt, den Madame Cottard liebte, nämlich: »Das trifft sich ausgezeichnet«, konnte nur eine besondere, im Augenblick akute, vielleicht dringende Sache bezeichnen, die sich auf ganz bestimmte Personen bezog. Zudem machte allein schon ihre Art, den Mund aufzutun, als ob sie gähnen wollte, und ihre vage Miene, als sie (wobei sie den Oberkörper fast zurückzog, als wolle sie von diesem Augenblick an ihre Rede rückgängig machen) zu mir sagte: »Oh! Keine Ahnung, ich erinnere mich an die Namen nicht«, aus ihrem Gesicht und im Einklang damit aus ihrer Stimme ein Abbild der Lüge, ganz so, wie zuvor die ganz andere, dringliche, belebte Miene bei dem »ich habe just« auf eine Wahrheit schließen ließ. Ich drang nicht weiter mit Fragen in sie. Was hätte es mir genützt? Gewiß, sie log nicht auf die gleiche Art wie Albertine. Und sicher waren die Lügen Albertines weit schmerzlicher für mich. Doch zunächst einmal gab es zwischen ihnen etwas Gemeinsames: die Tatsache der Lüge, die in gewissen Fällen völlig evident ist. Nicht etwa die der Wirklichkeit, die sich unter dieser Lüge verbirgt. Bekanntlich bildet sich jeder einzelne Mörder ein, alles so gut kombiniert zu haben, daß er nicht gefaßt werden kann, und doch werden die Mörder beinahe immer gefaßt. Lügner hingegen überführt man selten und unter den Lügnern am wenigsten die Frau, die man liebt. Man weiß nicht, wohin sie gegangen ist oder was sie getan hat, doch in dem Augenblick, da sie spricht, da sie von etwas ganz anderem spricht, unter dem genau das, was sie nicht ausspricht, liegt, offenbart sich die Lüge auf der Stelle. Und die Eifersucht zeigt sich verdoppelt, da man zwar die Lüge spürt, aber die Wahrheit nicht finden kann. Bei Albertine entstand der Eindruck von Lüge aus vielen Einzelheiten, die im Lauf dieser Erzählung schon geschildert wurden, vor allem aber dadurch, daß ihre Erzäh-

lung, wenn sie log, an Unzulänglichkeiten, Auslassungen und Unwahrscheinlichkeiten krankte oder auch an einem Übermaß von Details, die dazu bestimmt waren, sie wahrscheinlich zu machen. Trotz der Vorstellung, die der Lügner selbst davon hat, ist das Wahrscheinliche keineswegs das Wahre. Hört man etwas Wahres und dann plötzlich etwas nur Wahrscheinliches, das vielleicht wahrscheinlicher ist als das Wahre, vielleicht allzu wahrscheinlich, spürt man, sofern man auch nur ein bißchen Musikgehör hat, daß etwas nicht stimmt, wie bei einem falschen Vers oder, wenn jemand vorliest, bei einem an die Stelle eines anderen gesetzten Wort. Das Gehör spürt es, und das Herz gerät, wenn man liebt, in Unruhe. Warum bedenkt man im Augenblick, da man sein ganzes Leben verändert, nur weil man nicht weiß, ob eine Frau durch die Rue de Berri oder die Rue Washington[1] gegangen ist, warum bedenkt man nicht, daß dieser Unterschied von wenigen Metern und sogar die Frau selbst auf ein Hundertmillionstel (das heißt eine nicht mehr wahrnehmbare Größe) reduziert werden, wenn man die Klugheit besitzt, ein paar Jahre darauf zu verzichten, diese Frau zu sehen, und daß dann, was ein vielfach vergrößerter Gulliver war, die Proportionen einer Liliputanerin annimmt, die kein Mikroskop – zumindest des Herzens, denn das der unbeteiligten Erinnerung ist weit stärker und weniger zerbrechlich – mehr wird erkennen können! Wie dem auch sei, wenn es etwas Gemeinsames – die Lüge nämlich – zwischen denen Albertines und Gisèles gab, so log dennoch Gisèle nicht auf die gleiche Art wie Albertine und auch nicht wie Andrée, aber die Lügen aller schachtelten sich trotz ihrer Mannigfaltigkeit so ausgezeichnet ineinander, daß die kleine Schar die massive Undurchdringlichkeit beispielsweise gewisser Handelshäuser, Verlagsbuchhandlungen oder Zeitungsunternehmen besaß, in denen es dem unglücklichen Autor trotz der Vielzahl der implizierten Persönlichkeiten nicht gelingt, in Erfahrung zu bringen, ob er hereingelegt wird oder nicht.[2] Der Direktor der Zeitung oder der Zeitschrift lügt mit

einer Haltung der Aufrichtigkeit, die um so feierlicher wirkt, als er nicht selten Veranlassung hat zu verbergen, daß er genau die gleichen Handlungen begeht und sich der gleichen kommerziellen Praktiken bedient, die er bei den Direktoren anderer Zeitungen oder Theater, bei anderen Verlegern geißelt, wenn er die Standarte der Aufrichtigkeit als Banner schwingend gegen sie zu Felde zieht. Verkündet zu haben (als Führer einer politischen Partei oder was immer), daß es abscheulich ist zu lügen, zwingt in der Mehrzahl der Fälle dazu, mehr als die andern zu lügen, ohne daß man deswegen die feierliche Maske oder die erhabene Tiara der Aufrichtigkeit ablegen darf. Der Sozius des »aufrichtigen Mannes« lügt auf eine andere und unbefangenere Art. Er betrügt seinen Autor, wie er seine Frau betrügt, mit Tricks aus dem Vaudevillerepertoire. Der Redaktionssekretär, ein redlicher, ungehobelter Mann, lügt ganz schlicht wie ein Architekt, der uns verspricht, daß unser Haus zu einem Zeitpunkt fertig sein wird, da mit dem Bau nicht einmal begonnen ist. Der Chefredakteur, eine erdenfremde Seele, schwebt inmitten der drei anderen, und ohne zu wissen, um was es sich handelt, assistiert er ihnen aus brüderlichem Zartgefühl und in zärtlich bedachter Solidarität mit der kostbaren Hilfe eines unerwarteten Wortes. Diese vier Personen leben in dauernder Uneinigkeit, der die Ankunft des Autors auf der Stelle ein Ende bereitet. Über ihre persönlichen Streitigkeiten hinweg erinnert sich jeder einzelne an die hohe militärische Pflicht, dem bedrohten »Korps« zu Hilfe zu eilen. Ohne mir darüber klar zu sein, hatte ich seit langem die Rolle dieses Autors der kleinen Schar gegenüber gespielt. Wenn Gisèle, als sie »just« sagte, an diese oder jene Kameradin Albertines gedacht hatte, die geneigt sein mochte, mit ihr zu verreisen, sobald meine Freundin unter dem einen oder anderen Vorwand mich verlassen hätte, und Albertine davon benachrichtigen wollte, daß die Stunde gekommen sei oder bald schlagen werde, so hätte

sich Gisèle eher in Stücke reißen lassen, als es mir zu sagen. Es hatte also keinen Zweck, ihr weitere Fragen zu stellen.

Begegnungen wie die mit Gisèle waren nicht das einzige, was meine Zweifel verstärkte. Ich bewunderte zum Beispiel die Bilder Albertines.[1] Diese Bilder, rührende Zerstreuungsversuche einer Gefangenen, bewegten mich so sehr, daß ich sie dazu beglückwünschte. »Nein, das ist sehr schlecht, aber ich habe ja auch nie eine einzige Zeichenstunde genommen.« – »Aber eines Abends haben Sie mir doch in Balbec ausrichten lassen, Sie müßten zu Hause bleiben, weil Sie eine Zeichenstunde hätten.« Ich erinnerte sie an den Tag und sagte ihr, ich hätte mir gleich gedacht, daß man zu so später Stunde keine Zeichenstunde nahm. Albertine errötete. »Das stimmt«, sagte sie, »ich nahm auch keine Zeichenstunde, ich habe Sie anfangs oft angelogen, das gebe ich allerdings zu. Aber jetzt lüge ich Sie niemals mehr an.« Wie gern hätte ich gewußt, worin eigentlich die zahlreichen Lügen jener Anfangszeit bestanden hatten! Aber ich wußte im voraus, daß ihre Geständnisse nur neue Lügen sein würden. Deswegen begnügte ich mich damit, ihr einen Kuß zu geben. Nur eine dieser Lügen wollte ich von ihr hören. »Nun also«, antwortete sie, »zum Beispiel, als ich sagte, die Seeluft bekomme mir nicht.« Vor so viel Mangel an gutem Willen streckte ich die Waffen.

Jedes geliebte Wesen und in gewissem Ausmaß sogar jedes Wesen überhaupt ist für uns wie ein Januskopf, das heißt, es zeigt uns, wenn es uns verläßt, die gefällige Seite, eine mißliebige jedoch, solange wir es ständig zu unserer Verfügung wissen. Was Albertine anbelangt, so hatte ihre dauernde Anwesenheit bei mir auf eine andere Weise, als ich es in dieser Erzählung mitteilen kann, etwas Quälendes für mich.[1] Es ist furchtbar, wenn man die Existenz einer anderen Person an sich geheftet sieht wie eine Bombe, die man festhalten muß und nicht fallen lassen darf, ohne ein Verbrechen zu begehen. Man braucht zum Vergleich nur das Auf und Ab, die Gefahr, die Unruhe, die Furcht, es könnten später falsche und unwahr-

scheinliche Sachen geglaubt werden, die man nicht erklären kann, die Zustände heranzuziehen, die man durchmacht, wenn man in enger Gemeinschaft mit einem Wahnsinnigen lebt. Ich bedauerte zum Beispiel Monsieur de Charlus, daß er mit Morel zusammen war (auf der Stelle bewirkte die Erinnerung an die Szene vom Nachmittag, daß die linke Seite meiner Brust mir viel spürbarer war als die andere); auch wenn man von den Beziehungen absieht, die zwischen den beiden bestanden haben mochten, so hatte doch Monsieur de Charlus anfangs sicherlich nicht gewußt, daß Morel wahnsinnig war. Morels Schönheit, seine Gewöhnlichkeit, sein Stolz hatten bestimmt den Baron davon abgehalten, an so etwas zu denken, bis zu den Tagen jener Depressionen, in denen Morel Monsieur de Charlus für seinen Trübsinn verantwortlich machte, ohne daß er Gründe dafür anzugeben wußte, ihn wütend aufgrund falscher, aber sehr scharfsinniger Argumente mit kränkendstem Mißtrauen beleidigte, ihn mit verzweifelten Entschlüssen bedrohte, während er gleichzeitig aufs schlaueste sein unmittelbares Interesse stets im Auge behielt. All dies ist freilich nur ein Vergleich. Wahnsinnig war Albertine nicht.

Damit ihre Fessel ihr leichter vorkam, schien es mir am schlauesten, sie glauben zu machen, ich selber wolle sie lösen. Doch dieses geheuchelte Projekt konnte ich in diesem Augenblick nicht erwähnen; sie war in zu freundlicher Stimmung erst eben vom Trocadéro heimgekehrt; ich konnte höchstens, weit davon entfernt, sie mit der Drohung eines Bruchs zu betrüben, von den Träumen eines ständigen gemeinsamen Lebens schweigen, die sich in meinem dankerfüllten Herzen regten. Als ich sie ansah, fiel es mir schwer, ihr diese Träume nicht einzuflößen, und möglicherweise war sie sich dessen bewußt. Leider übertragen aber solche Wünsche sich nicht. Der Fall einer manierierten alten Frau wie Monsieur de Charlus, der in seiner Vorstellung immer nur einen stolzen Jüngling sieht und deshalb glaubt, selbst zu einem stolzen Jüngling zu werden, und zwar um so mehr, je manierierter

und lächerlicher er wird, dieser Fall läßt sich verallgemeinern, und das Mißgeschick eines entflammten Liebhabers besteht darin, daß er sich nicht darüber klar ist, daß er zwar ein schönes Gesicht vor sich sieht, seine Geliebte aber nur sein Gesicht vor sich hat, das nicht schöner, sondern ganz im Gegenteil von der Lust entstellt wird, die der Anblick der Schönheit in ihm erregt. Und in der Liebe erschöpft sich die Allgemeingültigkeit dieses Falles nicht; wir sehen nicht unseren Körper, wie ihn die anderen sehen, und »folgen« unserem Denken als einem den anderen unsichtbaren Objekt, das nur uns vorschwebt. Dieses Objekt vermag der Künstler in seinem Werk zuweilen sichtbar zu machen. Daher kommt es, daß die Bewunderer dieses Werkes von seinem Urheber enttäuscht werden, in dessen Antlitz so viel innere Schönheit sich nur unvollkommen spiegelt.

Von meinem Venedigtraum bewahrte ich nur, was mit Albertine in Verbindung zu bringen war und ihr die Zeit, die sie in meiner Wohnung verbrachte, verschönern konnte; so brachte ich das Gespräch auf ein Kleid von Fortuny, das wir an einem dieser Tage bestellen wollten. Ich überlegte mir, mit welchen neuen Vergnügungen ich sie hätte zerstreuen können. Ich hätte ihr die Überraschung bereiten wollen, ihr altes französisches Silber zu schenken, wäre es möglich gewesen, welches aufzutreiben. Wir hatten auch tatsächlich, als wir das Projekt ins Auge faßten, eine Jacht zu besitzen, ein Projekt, das Albertine für unrealisierbar hielt – ich selbst übrigens auch, wenn ich sie für tugendhaft hielt und das Leben mit ihr mir dann plötzlich ebenso ruinös wie eine Heirat mit ihr unmöglich vorkam –, ohne daß sie glaubte, ich würde eine kaufen, Elstir um Rat gebeten.[1]

Ich hörte, daß an jenem Tag ein Todesfall eingetreten war, der mir großen Kummer bereitete, der Tod Bergottes.[2] Bekanntlich hatte seine Krankheit schon ziemlich lange gewährt. Nicht mehr diejenige natürlich, die er zuerst gehabt hatte und die naturgegeben war. Die Natur scheint kaum befähigt zu

sein, etwas anderes als verhältnismäßig kurze Krankheiten hervorzubringen. Doch die Medizin hat sich der Kunst bemächtigt, sie in die Länge zu ziehen. Die Heilmittel, die Linderung, die sie verschaffen, das Unbehagen, das sich einstellt, wenn man in ihrem Gebrauch nachlässig wird, bringen eine Kopie der Krankheit zustande, welcher die Gewöhnung des Patienten eine gewisse Festigkeit und Form verleiht, so wie Kinder regelmäßig noch lange an periodischen Hustenanfällen leiden, nachdem sie vom Keuchhusten geheilt sind. Dann wirken die Mittel weniger, man steigert die Dosis, man erreicht nichts Gutes mehr damit, sondern in Gestalt jener nun Dauer gewordenen Indisposition vielmehr etwas Schlechtes. Die Natur hätte diesen Zuständen eine so lange Dauer nicht zugestanden. Es ist ein großes Wunder, daß die Medizin, die beinahe der Natur gleichkommt, uns zwingen kann, das Bett zu hüten und bei Todesstrafe den Gebrauch eines Medikaments unbedingt fortzusetzen. Von da an schlägt die künstlich aufgepfropfte Krankheit Wurzeln und ist zu einer sekundären, doch wirklichen Krankheit geworden mit dem einzigen Unterschied, daß die natürlichen Krankheiten heilen, niemals aber die, welche die Medizin hervorbringt, denn das Geheimnis der Heilung ist ihr nicht bekannt.

Seit Jahren hatte Bergotte seine Wohnung nicht mehr verlassen. Im übrigen hatte er niemals die Gesellschaft geliebt oder nur für einen einzigen Tag, um sie dann zu verachten wie alles übrige, auf ganz die gleiche Art sogar, die ihm eigentümlich war, nämlich nicht etwas zu verachten, weil man es nicht erlangen kann, sondern gerade dann, wenn man es erlangt hat. Er lebte so einfach, daß niemand ahnte, wie reich er eigentlich war, und hätte man es gewußt, so hätte man sich dennoch getäuscht, denn man hätte ihn für geizig gehalten, während niemand so freigebig war wie er. Er war es besonders Frauen, genauer gesagt kleinen Mädchen gegenüber, die sich schämten, so viel für so weniges zu erhalten. Er entschuldigte sich vor sich selbst damit, daß er sich niemals so sehr zum Schaf-

fen aufgelegt fühle wie in der Atmosphäre des Verliebtseins. Liebe, nein, das wäre zu viel gesagt: Lust, leichte physische Lust hilft bei schriftstellerischer Tätigkeit, weil sie alle übrige Lust wesenlos macht, zum Beispiel die Lust an der Gesellschaft, die für jedermann die gleiche ist. Sogar wenn diese Liebe zu Enttäuschungen führt, bewegt sie doch die Oberfläche der Seele, die sonst Gefahr liefe, in völlige Stagnation zu geraten. Das Verlangen erfüllt also seinen Zweck für den Schriftsteller, indem es ihn zunächst von den anderen Menschen entfernt und ihn daran hindert, sich ihnen anzupassen, dann aber die Maschinerie des Geistes in Bewegung versetzt, während diese, wenn ein gewisses Alter überschritten ist, eine Tendenz in sich trägt, einfach stehenzubleiben. Zwar gelingt es einem nicht, dadurch glücklich zu werden, doch macht man Beobachtungen über die Gründe, die einen hindern, es zu sein, und die ohne diese jähen Durchbrüche der Enttäuschung nicht sichtbar geworden wären. Daß Träume sich nicht verwirklichen lassen, ist uns wohl bekannt; ohne das physische Verlangen würden wir vielleicht überhaupt keine haben, und es ist von Nutzen, Träume in sich zu gestalten, damit man sie scheitern sieht und aus ihrem Scheitern lernt. So sagte Bergotte sich denn auch: Ich gebe mehr als Multimillionäre für kleine Mädchen aus, aber die Freuden und Enttäuschungen, die sie mir bereiten, ermöglichen mir, ein Buch zu schreiben, das mir Geld einbringt. Ökonomisch betrachtet war diese Gedankenkette zwar unsinnig, aber zweifellos gefiel er sich darin, in dieser Weise Gold in Zärtlichkeiten und Zärtlichkeiten in Gold umzusetzen. Im Augenblick des Todes meiner Großmutter haben wir ja gesehen, wie sehr ihr ermüdetes Alter nach Ruhe verlangte. Im Leben der Gesellschaft aber gibt es einzig die Konversation. Sie ist dort geistlos, hat aber die Macht, die Frauen auszuschalten, die nichts weiter als Fragen und Antworten sind. Außerhalb der Gesellschaft jedoch werden die Frauen wieder, was so entspannend für den ermatteten Greis ist, ein Gegenstand der Betrachtung.

Auf alle Fälle war jetzt von alledem keine Rede mehr. Ich habe schon erwähnt, daß Bergotte nicht mehr aus dem Haus ging, und wenn er eine Stunde in seinem Zimmer aufstand, so nur in Schals und Plaids, in alles eingehüllt, womit man sich bedeckt, wenn man sich großer Kälte aussetzen oder den Zug nehmen will. Er entschuldigte sich deswegen bei den wenigen Freunden, die er noch zu sich vorließ, und bemerkte heiter, indem er auf Plaids und Decken wies: »Was wollen Sie, mein Lieber, schon Anaxagoras hat gesagt, das Leben sei eine Reise.«[1] So kühlte er fortschreitend immer mehr aus, ein kleinerer Planet, der ein vorweggenommenes Bild des anderen, großen bot zu dem Zeitpunkt, wenn nach und nach zuerst die Wärme und endlich auch das Leben sich aus der Erde zurückziehen werden. Auch mit der Auferstehung ist es dann zu Ende, denn immerhin müssen, soweit auch in künftige Generationen hinein die Werke der Menschen fortstrahlen werden, dazu Menschen vorhanden sein. Es gibt zwar gewisse Tierarten, die dem Einbruch der Kälte länger Widerstand leisten, doch wenn keine Menschen mehr vorhanden sein werden, so wird der Ruhm Bergottes, selbst wenn er bis dahin angedauert hat, trotz allem für alle Zeiten jäh erlöschen. Die letzten Tiere werden ihn ja nicht lesen, denn es ist wenig wahrscheinlich, daß sie wie die Apostel zu Pfingsten die Sprachen der verschiedenen Menschenvölker verstehen, ohne sie je gelernt zu haben.

In den Monaten, die seinem Tod vorausgingen, litt Bergotte häufig an Schlaflosigkeit und, was noch schlimmer war, sobald er einschlief, an Alpträumen, die beim Wiedererwachen bewirkten, daß er es vermied, noch einmal einzuschlafen. Lange Zeit hatte er die Alpträume geliebt, sogar die schlechten Träume, weil sie durch ihr Dasein, durch den Widerspruch, in dem sie zur Wirklichkeit stehen, die man im Zustand des Wachens vor sich hat, uns spätestens beim Erwachen den tiefen Eindruck verschaffen, daß wir geschlafen haben. Doch die Alpträume Bergottes waren so nicht beschaf-

fen. Wenn er früher von Alpträumen sprach, verstand er darunter unangenehme Dinge, die sich in seinem Hirn zutrugen. Jetzt aber nahm er, wie von außen kommend, eine mit einem feuchten Lappen bewehrte Hand wahr, die, von einer bösartigen Frau über sein Gesicht hingeführt, ihn zu wecken bemüht war, oder einen unerträglichen Kitzel an den Hüften oder auch die Wut eines Kutschers – weil Bergotte im Schlaf vor sich hingemurmelt hatte, dieser Mann fahre schlecht –, der sich wie ein bösartiger Irrer auf den Schriftsteller stürzte und ihm die Finger zerbiß, ja, sie ihm absägte. Schließlich veranstaltete die Natur, sobald in seinem Schlaf hinlängliches Dunkel herrschte, etwas wie eine Probe ohne Kostüm jenes Schlaganfalls, der ihn dahinraffen sollte: Bergotte fuhr im Wagen durch die Einfahrt des neuen Hauses der Swanns und wollte aussteigen. Ein betäubender Schwindelanfall nagelte ihn auf der Bank fest, der Concierge versuchte, ihm beim Aussteigen behilflich zu sein, aber er blieb sitzen, konnte sich nicht erheben oder nur die Beine strecken. Er versuchte, sich an den steinernen Pilaster zu klammern, der vor ihm war, fand aber nicht genügend Halt, um auf die Füße zu kommen. Er befragte die Ärzte, die, geschmeichelt, daß er sie zu sich rief, in seiner Eigenschaft eines unermüdlichen Arbeiters (seit zwanzig Jahren hatte er nichts mehr getan), in der Überanstrengung die Ursache seiner Unpäßlichkeiten sahen. Sie rieten ihm, keine Schauergeschichten zu lesen (er las überhaupt nichts) und mehr die Sonne zu nutzen, die »für das Leben so unerläßlich ist« (einige Jahre relativer Besserung hatte er nur dem Umstand verdankt, daß er sich gänzlich in seiner Wohnung einschloß), sowie kräftiger zu essen (woraufhin er abmagerte und einzig seine Alpträume nährte). Einer seiner Ärzte, ein Spaßvogel voll Widerspruchsgeist, meinte, wenn Bergotte in Abwesenheit der anderen und um ihn nicht zu verletzen, ihm als seine eigenen Ideen vortrug, was jene ihm geraten hatten, Bergotte wolle sich nur etwas verschreiben lassen, was ihm zusagte, und verbot es ihm daraufhin auf der Stelle, häufig mit

so geschwind und einzig auf dies Anliegen hin zusammenfabulierten Gründen, daß der widerspruchsfreudige Doktor angesichts der unleugbaren Stichhaltigkeit der Einwände Bergottes genötigt war, sich im gleichen Satz selbst zu widersprechen, wobei er aus nunmehr anderen Gründen dasselbe Verbot nochmals bekräftigte. Bergotte kam auf einen der ersten Ärzte zurück, einen Mann, der sich gern geistreich gebärdete, besonders einem Meister der Feder gegenüber, und der, wenn Bergotte andeutete: »Es scheint mir aber doch, als ob Doktor X. mir gesagt hätte – natürlich früher einmal – das könnte bei mir zu einer Kongestion der Niere und des Gehirns führen …«, maliziös lächelnd den Finger hob und die Bemerkung machte: »Ich habe gesagt: gebrauchen, aber nicht: mißbrauchen. Selbstverständlich wird jedes Medikament, im Übermaß eingenommen, zu einem zweischneidigen Schwert.« In unserem Körper gibt es einen gewissen Instinkt für das, was uns zuträglich ist, wie in unserem Herzen für das, was unsere ethische Pflicht ist, und beides kann durch keinerlei Autorisation eines Doktors der Medizin oder der Theologie ersetzt werden. Wir wissen, daß kalte Bäder uns nicht bekommen, aber wir lieben sie: Wir werden immer einen Arzt finden, der uns dazu rät und nicht etwa zu verhindern sucht, daß sie uns schaden. Von jedem dieser Ärzte bezog Bergotte das, was er aus Klugheit sich seit Jahren untersagt hatte. Nach einigen Wochen waren die Störungen von früher wieder da und die neuaufgetretenen hatten sich verschlimmert. Verzweifelt wegen der Schmerzen, die jede Minute wiederkehren und zu denen sich eine von kurzen Alpträumen unterbrochene Schlaflosigkeit hinzugesellte, ließ Bergotte keinen Arzt mehr kommen, sondern erprobte mit Erfolg, aber im Übermaß verschiedene Schlafmittel, wobei er vertrauensvoll den begleitenden Prospekt las, der jeweils die Notwendigkeit des Schlafes proklamierte, jedoch andeutete, daß alle Produkte, die ihn herbeiführen (mit Ausnahme desjenigen in dem Fläschchen, dem er als Hülle diente und das angeblich niemals eine Into-

xikation bewirkte), toxisch seien und somit das Heilmittel schlimmer machten als das Übel. Bergotte erprobte sie alle. Einzelne von ihnen gehören einer anderen Familie an als die, an die wir gewöhnt sind, wie zum Beispiel die Amyl- oder Äthylderivate. Man schluckt das neue Produkt, das ganz anders zusammengesetzt ist, in einer köstlichen Erwartung des Unbekannten. Das Herz schlägt wie bei einem ersten Stelldichein. Zu welchen noch unerlebten Arten des Schlafes, der Träume wird uns der Neuankömmling führen? Jetzt ist er in uns, er übernimmt die Lenkung unseres gedanklichen Lebens. Auf welche Weise werden wir einschlafen? Und wenn wir dann so weit sind – auf welchen seltsamen Wegen, auf welche Gipfel, in welche unerforschten Abgründe wird der allmächtige Meister uns führen? Welches neue Zusammenwirken der Empfindungen werden wir auf dieser Reise kennenlernen? Wird es uns ins Unbehagen geleiten? In die Seligkeit? In den Tod? Derjenige Bergottes trat am Vortag dieses Tages ein, nachdem er sich einem dieser allzumächtigen Freunde (Freunde? Feinde?) anvertraut hatte.[1]

Er starb unter den folgenden Umständen[2] : Ein verhältnismäßig leichter Anfall von Urämie war die Ursache, daß ihm Ruhe verordnet worden war. Doch ein Kritiker hatte geschrieben, daß Vermeers *Ansicht von Delft* (die das Museum im Haag für eine Ausstellung holländischer Kunst leihweise zur Verfügung gestellt hatte), ein Bild, das er liebte und sehr gut zu kennen meinte, ein kleines gelbes Mauerstück[3] (an das er sich nicht erinnerte) enthalte, das so gut gemalt sei, daß es für sich allein betrachtet einem kostbaren chinesischen Kunstwerk gleichkomme, von einer Schönheit, die sich selbst genüge[4] , und Bergotte aß ein paar Kartoffeln, verließ das Haus und trat in den Ausstellungssaal. Schon auf den ersten Stufen, die er zu ersteigen hatte, wurde er von Schwindel erfaßt. Er ging an mehreren Bildern vorbei und hatte den Eindruck der Dürre und Nutzlosigkeit einer so erkünstelten Kunst, die sich mit dem Fluten von Luft und Sonne in einem venezianischen

Palast oder einem einfachen Haus am Meeresufer nicht messen konnte. Endlich stand er vor dem Vermeer, den er strahlender in Erinnerung hatte, noch verschiedener von allem, was er sonst kannte, auf dem er aber dank dem Artikel des Kritikers zum erstenmal kleine blaugekleidete Figürchen wahrnahm, ferner, daß der Sand rosig[1] gefärbt war, und endlich auch die kostbare Materie des ganz kleinen gelben Mauerstücks. Das Schwindelgefühl nahm zu; er heftete seine Blicke – wie ein Kind auf einen gelben Schmetterling, den es gern festhalten möchte – auf das kostbare kleine Mauerstück. So hätte ich schreiben sollen, sagte er sich. Meine letzten Bücher sind zu dürr, ich hätte die Farbe in mehreren Schichten auftragen, hätte meine Sprache so kostbar machen sollen, wie dieses kleine gelbe Mauerstück es ist. Indessen entging ihm die Schwere seines Schwindelgefühls nicht. In einer himmlischen Waage sah er auf der einen Seite sein eigenes Leben, während die andere Schale das kleine so trefflich in Gelb gemalte Mauerstück enthielt. Er spürte, daß er unvorsichtigerweise das erste für das zweite hingegeben hatte. Ich möchte doch nicht, sagte er sich, für die Abendzeitungen die Sensation dieser Ausstellung sein.[2] Er sprach mehrmals vor sich hin: »Kleines gelbes Mauerstück mit einem Dachvorsprung, kleines gelbes Mauerstück.« Im gleichen Augenblick sank er auf ein Rundsofa nieder; ebenso rasch dachte er nicht mehr, daß sein Leben auf dem Spiel stehe, sondern in wiederkehrendem Optimismus beruhigte er sich: Es ist nur eine Verdauungsstörung, die Kartoffeln waren nicht ganz gar, es ist weiter nichts. Ein neuer Schlag streckte ihn nieder, er rollte vom Sofa auf den Boden, wo die hinzueilenden Besucher und Aufseher ihn umstanden. Er war tot. Tot für immer? Wer kann es sagen? Gewiß erbringen spiritistische Séancen ebenso wie religiöse Dogmen keinen Beweis für das Fortbestehen der Seele. Man kann nur sagen, daß alles in unserem Leben sich so vollzieht, als träten wir mit der Bürde in einem früheren Dasein übernommener Verpflichtungen in das derzeitige ein; die Umstän-

de unseres Erdendaseins bedingen keineswegs, daß wir uns für verpflichtet halten, Gutes zu tun, zartfühlend, ja höflich zu sein, oder daß ein atheistischer Künstler sich verpflichtet fühlen sollte, zwanzigmal ein Werk von neuem zu beginnen, dessen Bewunderung seinem von den Würmern zerfressenen Leib wenig bedeuten wird, ein Werk wie das gelbe Mauerstück, das mit solcher Kunstfertigkeit und Anmut ein auf alle Zeiten unbekannter notdürftig unter dem Namen Vermeer[1] identifizierter Maler einst geschaffen hat. All diese Verpflichtungen, die im gegenwärtigen Dasein nicht sanktioniert sind, scheinen einer anderen, auf Güte, Gewissenhaftigkeit und Opferbereitschaft basierenden Welt anzugehören, einer Welt, die völlig anders als unsere hiesige ist, aus der wir aber gekommen sind, um auf dieser Erde geboren zu werden, bevor wir vielleicht in jene zurückkehren, um erneut unter der Herrschaft jener unbekannten Gesetze zu leben, denen wir gehorchten, weil wir ihr Gebot in uns trugen, ohne zu wissen, wer es dort eingeschrieben hatte, jener Gesetze, denen alle ernsthafte Geistestätigkeit uns näherbringt und die – doch wer weiß? – einzig den Narren unsichtbar bleiben. Die Vorstellung, daß Bergotte nicht für alle Zeiten tot sei, ist demnach nicht völlig unglaubhaft.

Man trug ihn zu Grabe, doch während der ganzen Trauernacht wachten in den beleuchteten Schaufenstern seine jeweils zu dreien angeordneten Bücher wie Engel mit entfalteten Flügeln: für den, der nicht mehr war, das Symbol seiner Auferstehung.

Ich erfuhr, wie gesagt, daß Bergotte an jenem Tag gestorben war.[2] Und ich staunte über die Ungenauigkeit der Zeitungen, die behaupteten – alle dieselbe Meldung übernehmend –, er sei am Tag zuvor gestorben. Am Tag zuvor aber war Albertine ihm begegnet, wie sie mir noch am Abend desselben Tages erzählte, und sie war dadurch sogar ein wenig aufgehalten

worden, denn er hatte mit ihr ziemlich lange geplaudert. Wahrscheinlich war diese Unterhaltung mit ihr seine letzte gewesen. Sie kannte ihn durch mich, der ich schon seit langem nicht mehr mit ihm verkehrte, doch da sie neugierig war, ihn kennenzulernen, hatte ich ein Jahr zuvor dem bejahrten Meister geschrieben, daß ich sie ihm gern vorstellen würde. Er hatte mir meine Bitte gewährt, wobei es ihn, wie ich glaube, ein wenig verletzte, daß ich ihn nur aufsuchte, um jemand anderem eine Freude zu machen, was mein Desinteresse an ihm bekräftigen mußte. Solche Fälle sind häufig: Manchmal lehnt der- oder diejenige, an die man sich nicht wegen des Vergnügens, von neuem mit ihm oder ihr zu sprechen, sondern einer dritten Person zuliebe gewendet hat, so hartnäckig ab, daß unser Protegé meint, wir hätten uns mit angemaßter Macht geschmückt; häufiger noch willigen das Genie oder die berühmte Schönheit zwar ein, sind aber in ihrem Ruhm gedemütigt, in ihrer Zuneigung verletzt und bringen uns daraufhin nur mehr gedämpfte, schmerzliche, ein wenig verächtliche Empfindungen entgegen. Erst viel später erriet ich, daß ich die Zeitungen fälschlich der Ungenauigkeit bezichtigt hatte, denn es stimmte gar nicht, daß Albertine an jenem Tage Bergotte begegnet war. Nicht einen Augenblick jedoch hatte ich Verdacht geschöpft, denn mit solcher Selbstverständlichkeit hatte sie es mir erzählt, und erst sehr viel später wurde mir die bezaubernde Kunst bewußt, mit der sie so natürlich log. Was sie sagte, was sie gestand, trug so sehr den Charakter der Evidenz – das heißt dessen, was wir als unwiderlegbar sehen oder erfahren –, daß sie auf diese Weise in die Zwischenräume des Lebens Episoden eines anderen Lebens säte, von deren Falschheit ich damals nichts ahnte. Überhaupt wäre zu dem Wort Falschheit vieles zu sagen. Die Welt ist für uns alle wahr und für einen jeden verschieden. Wäre ich in jenem Augenblick draußen gewesen, hätte mir vielleicht das Zeugnis meiner Sinne gesagt, daß die Dame mit Albertine keineswegs ein paar Schritte getan hatte.[1] Ich habe aber das Gegenteil

nicht durch das Zeugnis der Sinne erfahren, sondern durch eine jener Beweisketten (in denen die Worte derer, denen wir vertrauen, starke Glieder bilden). Um mich auf das Zeugnis der Sinne berufen zu können, hätte ich aber nun einmal draußen sein müssen, was nicht der Fall war. Dennoch kann man sich vorstellen, daß eine solche Hypothese nicht unwahrscheinlich ist. Dann hätte ich gewußt, daß Albertine gelogen hatte. Doch ist das tatsächlich so gewiß? Auch das Zeugnis der Sinne ist nämlich eine Tätigkeit des Geistes, bei der die Überzeugungen die Evidenz erschaffen. Wir haben häufig gesehen, daß der Gehörsinn Françoise nicht das Wort zutrug, das ausgesprochen worden war, sondern das, welches sie dafür hielt, wodurch sie die stillschweigende Berichtigung durch eine korrekte Aussprache nicht zur Kenntnis nahm. Unser Kammerdiener war nicht anders beschaffen. Monsieur de Charlus trug zu jener Zeit – denn er wechselte oft – sehr helle Hosen, die unter Tausenden herauszukennen waren. Unser Kammerdiener also, der glaubte, das Wort »Pissoir« (soweit es das bezeichnet, was Monsieur de Rambuteau mit einer merklichen Miene des Verdrusses den Herzog von Guermantes ein Rambuteau-Häuschen[2] nennen hörte) heiße »Pistoir«, hörte in seinem ganzen Leben niemanden »Pissoir« sagen, obschon das Wort in seiner Gegenwart sehr häufig fiel. Der Irrtum ist aber hartnäckiger als der Glaube und überprüft seine Glaubenssätze nicht. Unablässig sagte der Diener: »Sicher hat der Herr Baron von Charlus sich eine Krankheit zugezogen, daß er so lange in einem Pistoir bleiben muß. Das kommt davon, wenn man ein alter Schürzenjäger ist. Er hat auch ganz die Hosen danach.[3] Diesen Morgen hat mich Madame nach Neuilly geschickt für eine Besorgung. Da habe ich gerade gesehen, wie der Herr Baron von Charlus in das Pistoir an der Rue de Bourgogne[1] ging. Als ich eine gute Stunde später von Neuilly zurückkam, waren seine gelben Hosen noch in demselben Pistoir, am gleichen Ort in der Mitte, wo er sich immer hinstellt, damit ihn keiner sieht.« Für mich war damals nichts

so schön, so edel und so jung wie eine Nichte von Madame de Guermantes. Doch hörte ich einmal, als sie vorbeiging, den Portier eines Restaurants, das ich zuweilen besuchte, sagen: »Jetzt sehe einer nur dies alte Weibsbild an, wie die sich aufgemacht hat! Und dabei ist so etwas mindestens achtzig Jahre alt.« Was das Alter anbelangt, scheint es mir kaum denkbar, daß er tatsächlich daran glaubte. Doch die Pagen, die um ihn herumstanden und jedesmal lachten, wenn das Fräulein am Haus vorbeiging, um seine nicht weit davon entfernt lebenden reizenden Großtanten Madame de Fezensac und Madame de Balleroy [2] zu besuchen, sahen auf dem Gesicht dieser jungen Schönheit die achtzig Jahre, die, ob im Scherz oder nicht, der Portier dem »alten Weibsbild« angehängt hatte. Sie hätten sich totgelacht, wenn man ihnen gesagt hätte, sie sei vornehmer als die eine der beiden Kassiererinnen des Hauses, die ihnen trotz ihrer Ekzeme und lächerlichen Leibesfülle als schöne Frau galt. Nur das sexuelle Verlangen hätte vielleicht ihren Irrtum unterbinden können, wenn es beim Vorübergehen des angeblich alten Weibsbildes erwacht wäre und die Pagen plötzlich die junge Göttin begehrt hätten. Aus unbekannten Gründen aber, wahrscheinlich solchen sozialer Natur, hatte dieses Verlangen sich nicht eingestellt.

Schließlich aber hätte ich sehr wohl ausgehen und in dem Augenblick in der Straße vorbeikommen können, da Albertine, wie sie mir am Abend sagen würde (da sie mich nicht gesehen hatte), mit der Dame einige Schritte getan hatte. Heilige Dunkelheit hätte dann meinen Geist ergriffen, und ich hätte daran gezweifelt, sie allein gesehen zu haben; kaum daß ich zu verstehen versucht hätte, durch welche optische Täuschung ich die Dame nicht erblickt hatte, und ich wäre nicht weiter erstaunt gewesen, mich geirrt zu haben; die Welt der Sterne ist nämlich weniger schwierig zu begreifen als die wirklichen Handlungen der Menschen, besonders jener, die wir lieben, denn sie verschanzen sich gegen unsere Zweifel hinter Geschichten, die sie zum eigenen Schutz erfinden. Wie viele

Jahre hindurch vermögen sie nicht unsere apathische Liebe davon zu überzeugen, daß die geliebte Frau im Ausland eine Schwester, einen Bruder, eine Schwägerin hat, die es in Wirklichkeit nie gab! Überhaupt: wären wir nicht im Hinblick auf den ordentlichen Ablauf der Erzählung gezwungen, uns auf oberflächliche Gründe zu beschränken, um wieviel ernsthaftere gäbe es doch, um die lügnerische Magerkeit der ersten Seiten dieses Bandes offenzulegen, in denen ich von meinem Bett aus das Erwachen der Welt erlebe, bald bei diesem, bald bei jenem Wetter! Tatsächlich war ich gezwungen, die Dinge zu vereinfachen, zu lügen: Nicht eine Welt, sondern Millionen von Welten, fast ebenso viele, wie es Augenpaare und menschliche Hirne gibt, erwachen jeden Morgen.

Um auf Albertine zurückzukommen, so habe ich niemals eine Frau gekannt, die mehr als sie die glückliche Befähigung zu einer lebendigen, mit allen Farben der Wirklichkeit getönten Lüge besaß, es sei denn eine ihrer Freundinnen, ebenfalls der jungen Blütenschar entstammend, rosig wie Albertine, deren unregelmäßiges, zurückweichendes, dann vorspringendes, dann von neuem zurückweichendes Profil große Ähnlichkeit mit gewissen rosa Blütentrauben besaß, deren Namen ich vergessen habe und die auch durch solche langen, kurvigen Einbuchtungen gekennzeichnet sind. Dieses junge Mädchen war, was erfundene Geschichten betraf, Albertine überlegen, denn die seinen waren nicht mit jenen schmerzlichen Momenten oder wuterfüllten Andeutungen vermischt, die bei meiner Freundin häufig vorkamen. Ich habe gleichwohl gesagt, daß sie reizend war, wenn sie eine Erzählung erfand, die keinen Zweifel zuließ, denn man sah dann die – gleichwohl rein imaginäre – Sache vor sich, die sie sagte, wobei man sich zum Sehen ihrer Worte bediente. Sie schufen meine Wahrnehmung.[1]

Ich habe hinzugefügt: »wenn sie gestand«[2] , und zwar aus folgendem Grund. Manchmal flößten mir merkwürdige Zusammenhänge eifersüchtigen Argwohn gegen sie ein, in dem

ich in der Vergangenheit oder leider auch in der Zukunft eine andere Person an ihrer Seite erblickte. Um den Anschein zu erwecken, meiner Sache sicher zu sein, nannte ich den Namen, und Albertine antwortete mir: »Ja, ich bin ihr vor einer Woche ein paar Schritte vom Haus entfernt begegnet. Aus Höflichkeit habe ich ihren Gruß erwidert. Ich bin ein kleines Stück mit ihr gegangen. Aber es ist niemals etwas zwischen uns gewesen, und es wird auch niemals etwas sein.« Nun aber war Albertine dieser Person gar nicht begegnet, und zwar aus dem guten Grund, daß diese in den letzten zehn Monaten gar nicht nach Paris gekommen war. Meine Freundin fand aber, daß völliges Leugnen wenig wahrscheinlich sei. Deshalb diese kurze erfundene Begegnung, die sie so natürlich schilderte, daß ich die Dame stehenbleiben, sie begrüßen, ein paar Schritte mit ihr zusammen weitergehen sah. Allein die Wahrscheinlichkeit und keineswegs der Wunsch, meine Eifersucht zu erregen, hatte Albertine diese Geschichte eingegeben. Denn vielleicht ohne eigennützig zu sein, mochte es Albertine, wenn man ihr Freundlichkeiten erwies. Wenn ich aber im Lauf dieses Werks häufig Gelegenheit gehabt habe und auch noch haben werde, zu zeigen, wie die Eifersucht die Liebe verdoppelt, so habe ich mich dabei auf den Standpunkt des Liebenden gestellt. Wenn dieser aber auch nur ein wenig Stolz besitzt, wird er, und wenn er an einer Trennung stürbe, auf einen vermuteten Betrug nicht mit einer Freundlichkeit antworten; er wird sich zurückziehen oder, auch wenn er sich nicht entfernt, sich doch dazu zwingen, Kälte vorzutäuschen. Wenn ihn seine Geliebte leiden macht, so hat sie folglich keinerlei Vorteil davon. Zerstreut sie aber im Gegenteil mit einem geschickten Wort, mit zärtlichen Liebkosungen den Argwohn, der ihn quälte, obwohl er sich unempfindlich stellte, dann verspürt der Liebhaber sicherlich nicht jene verzweifelte Steigerung der Liebe, zu der ihn die Eifersucht emportreibt, sondern er hört plötzlich auf zu leiden, ist glücklich, gerührt, entspannt, wie nach einem Gewitter, wenn der Regen

niedergegangen ist und man nur noch eben wahrnimmt, wie unter den großen Kastanienbäumen hier und da die hängenden Tropfen, von der wiedererschienenen Sonne farbig getönt, herunterrinnen, so daß er kaum weiß, wie er der, die ihn geheilt hat, seinen Dank bezeigen soll. Albertine wußte, daß ich sie gern für ihre Freundlichkeit belohnte, und das erklärt vielleicht, weshalb sie, um sich unschuldig zu gebärden, glaubhaft wirkende Geständnisse erfand wie jene Geschichten, an denen ich nicht zweifelte und deren eine die Begegnung mit Bergotte darstellte, der da bereits tot gewesen war. Ich hatte bis dahin von Albertines Lügen nur diejenigen gekannt, die mir zum Beispiel in Balbec Françoise zutrug und die ich hier übergangen habe, obwohl sie mir erheblichen Kummer bereiteten: »Da sie nicht kommen wollte, hat sie zu mir gesagt: ›Können Sie Monsieur nicht erklären, Sie hätten mich hier nicht angetroffen, ich wäre nicht zu Hause gewesen?‹« Die »Untergebenen«, die uns lieben, wie Françoise mich liebte, finden nun einmal Vergnügen daran, unsere Eigenliebe zu kränken.

Nach dem Abendessen sagte ich zu Albertine, ich hätte nun, da ich schon einmal aufgestanden war, Lust, Freunde zu besuchen, Madame de Villeparisis, Madame de Guermantes, die Cambremers, je nachdem, wen ich antreffen würde. Ich verschwieg einzig den Namen derjenigen, zu denen ich gehen wollte, nämlich der Verdurins. Ich fragte sie, ob sie nicht mitkommen wolle. Sie wandte ein, sie habe kein dafür passendes Kleid. »Und außerdem bin ich so schlecht frisiert. Legen Sie Wert darauf, daß ich diese Frisur weiterhin trage?« Dann aber, um mir Adieu zu sagen, reichte sie mir die Hand in der brüsken Art mit weit vorgestrecktem Arm und zurückgezogenen Schultern, die sie früher am Strand von Balbec gehabt hatte und seither kein einziges Mal mehr. Diese vergessene Bewegung machte aus dem Körper, dem sie neues Leben verlieh,

den jener Albertine aus der Zeit, da sie mich noch kaum kannte. Sie gab Albertine, die unter einer Miene der Unbefangenheit nahezu feierlich wirkte, ihre erste Neuheit, das Unbekannte, ja sogar den Rahmen von dazumal zurück. Ich sah das Meer hinter dem jungen Mädchen, bei dem ich diese Art des Grüßens niemals mehr beobachtet hatte, seitdem ich nicht mehr an der Küste war. »Meine Tante findet, daß sie mich alt macht«, fügte sie übellaunig hinzu. Hätte Ihre Tante doch nur recht! dachte ich mir. Daß Albertine wie ein Kind aussieht und so Madame Bontemps jünger erscheinen läßt, ist deren einziger Wunsch, auch daß Albertine ihr keine Kosten bereitet in Erwartung des Tages, da sie ihr durch eine Heirat mit mir im Gegenteil etwas einbringen wird. Daß aber Albertine weniger jung, weniger hübsch erschiene und sich weniger Personen nach ihr auf der Straße umdrehten, lag dafür mir am Herzen, denn das Alter einer Anstandsdame ist für einen eifersüchtigen Liebhaber nicht so beruhigend wie das Alter, das sich auf dem Antlitz jener zeigt, die er liebt. Kummer bereitete mir nur, daß die Frisur, die ich Albertine zu tragen gebeten hatte, ihr selbst als weiteres Gefängnis erschien. Und noch einmal war es jenes neue häusliche Gefühl, das mich, auch wenn ich fern von Albertine war, an sie fesselte.

Ich erklärte Albertine, die, wie sie mir gesagt hatte, wenig Lust verspürte, mich zu den Guermantes oder den Cambremers zu begleiten, ich wisse noch nicht genau, zu wem ich wolle, und machte mich auf den Weg zu den Verdurins. In dem Augenblick, als ich aufbrach, um mich zu den Verdurins zu begeben, und der Gedanke an das Konzert, das ich dort hören würde, mich an die Szene vom Nachmittag erinnerte: »elende Schlampe, du elende Schlampe« – eine Szene enttäuschter, eifersüchtiger Liebe vielleicht, aber dann jedenfalls ebenso bestialisch, wenn man von den gesprochenen Worten absieht, wie sie einer Frau ein Orang-Utan bereiten könnte, der, wenn man so sagen darf, in sie verliebt wäre – , vernahm ich, als ich gerade auf der Straße eine Droschke

heranwinken wollte, ein Schluchzen, das ein auf einem Randstein sitzender Mann zu unterdrücken suchte. Ich trat näher heran: Mit dem Kopfin den Händen wirkte er noch jung, und er war – was mich erstaunte – elegant gekleidet; nach dem Weißen zu schließen, das aus seinem Mantel hervorsah, trug er Frack und weiße Krawatte. Als er mich nahen hörte, nahm er die Hände von seinem tränenüberströmten Gesicht, wandte es aber ab, als er mich erkannte. Es war Morel. Er sah, daß ich ihn erkannt hatte, und während er seine Tränen zurückzuhalten versuchte, sagte er, er sei hier einen Augenblick sitzen geblieben, denn er fühle sich furchtbar schlecht. »Ich habe aufs gröblichste heute«, sagte er zu mir, »eine Person beleidigt, für die ich ein tiefes Gefühl hege. Es war um so schändlicher, als sie mich liebt.« – »Mit der Zeit wird sie es vielleicht vergessen«, antwortete ich, ohne zu bedenken, daß diese Worte den Anschein haben könnten, als hätte ich die Szene vom Nachmittag mit angehört. Er war aber so sehr mit seinem Kummer beschäftigt, daß er gar nicht auf den Gedanken kam, ich könne etwas wissen. »Sie wird es vielleicht vergessen«, sagte er zu mir. »Aber ich selbst werde es niemals vergessen. Ich bin mir meiner Schande bewußt und mir selber ein Grauen! Aber freilich ist es nun einmal gesagt, nichts kann es ungesagt machen. Wenn man mich in Zorn bringt, weiß ich nicht mehr, was ich tue. Und dabei ist es so ungesund für mich, meine Nerven sind völlig durcheinandergeraten«, setzte er hinzu, denn wie alle Neurastheniker war er um seine Gesundheit überaus besorgt. Am Nachmittag hatte ich den Liebeszorn eines wütenden Tieres mitangesehen, jetzt, am Abend, waren in wenigen Stunden Jahrhunderte vergangen, und ein neues Gefühl, ein Gefühl der Scham, des Bedauerns, des Kummers zeigte an, daß eine große Etappe in der Entwicklung des wilden Tiers, das dazu bestimmt war, sich in eine menschliche Kreatur zu verwandeln, zurückgelegt worden war. Trotz allem hatte ich noch immer »elende Schlampe« im Ohr und fürchtete einen baldigen Rückfall in den Na-

turzustand. Allerdings begriffich nur sehr vage, was los war, was um so verständlicher ist, als sogar Monsieur de Charlus nicht wußte, daß Morel seit mehreren Tagen – besonders an jenem Tag, sogar schon vor der schändlichen Episode, die nicht unmittelbar mit dem Zustand des Geigers zu tun hatte – von neuem seiner Neurasthenie erlegen war. Tatsächlich hatte er im vorhergehenden Monat, so rasch er konnte, aber sehr viel langsamer, als ihm lieb war, die Verführung der Nichte Jupiens vorangetrieben, mit der er, da sie seine Verlobte war, nach Belieben ausgehen durfte. Sobald er jedoch bei seiner auf Vergewaltigung abzielenden Unternehmung etwas weiter gekommen war, besonders aber, als er zu seiner Verlobten sagte, daß er zu anderen jungen Mädchen in Beziehung zu treten wünsche, die sie ihm zuführen sollte, war er auf Widerstände gestoßen, die ihn zur Verzweiflung gebracht hatten. Mit einem Male (sei es, daß sie sich allzu keusch gezeigt oder im Gegenteil ihm hingegeben hatte) war sein Verlangen erloschen. Er war zum Bruch entschlossen, aber da er spürte, daß der Baron, wenn auch lasterhaft, so doch bei weitem moralischer war als er, fürchtete er, daß sofort nach diesem Bruch Monsieur de Charlus ihm die Tür weisen würde. Daher hatte er etwa vierzehn Tage zuvor beschlossen, das junge Mädchen nicht wiederzusehen, Monsieur de Charlus und Jupien sich untereinander arrangieren zu lassen (er selbst verwendete einen Ausdruck, der dem des Generals Cambronne[1] weit näherstand) und, noch bevor er den Bruch bekanntgegeben hatte, nach einem unbekannten Ort »abzuhauen«. Eine Liebe, deren Ende ihn in etwas trauriger Stimmung zurückließ; so daß man, obwohl sein Verhalten gegenüber der Nichte Jupiens bis in die kleinsten Details genau jenem entsprach, dessen Theorie er dem Baron dargelegt hatte, während sie in Saint-Mars-le Vêtu[2] dinierten, annehmen darf, daß die beiden Verhalten voneinander sehr verschieden waren und weniger grausame, in seinem theoretischen Verhalten nicht vorgesehene Gefühle sein tatsächliches Verhalten schöner, empfindungsvoller ge-

macht hatten. In einem einzigen Punkt aber erwies sich die Wirklichkeit als schlimmer denn der Plan: Im Plan schien es ihm unmöglich, nach einem solchen Verrat in Paris zu bleiben. Jetzt schien es ihm sehr viel verlangt, wegen einer so einfachen Sache »abzuhauen«. Das hieße den Baron verlassen, der zweifellos wütend wäre, und seine Stellung preisgeben. Er würde all das Geld einbüßen, das er von dem Baron erhielt. Bei dem Gedanken, daß so etwas unvermeidlich eintreten mußte, bekam er Nervenkrisen. Er jammerte stundenlang vor sich hin und nahm, um nicht daran zu denken, Morphium, wenn auch mit Vorsicht dosiert. Dann war er plötzlich in seinem Geist auf eine Idee gestoßen, die dort zweifellos ganz allmählich und schon seit einiger Zeit Leben und Gestalt angenommen hatte; diese Idee nun bestand darin, daß die Preisgabe des Mädchens nicht unbedingt den völligen Bruch mit Monsieur de Charlus nach sich ziehen mußte. Die ganzen Einnahmen bei dem Baron zu verlieren, war eine ernste Sache. In seiner Unsicherheit versank Morel für ein paar Tage in düstere Stimmung gleich jener, die ihn bei Blochs Anblick überkam. Dann redete er sich ein, daß Jupien und seine Nichte versucht hatten, ihn ins Garn zu locken, und froh sein mußten, so glimpflich davonzukommen. Er fand, daß alles in allem das junge Mädchen im Unrecht sei; sie habe sich so ungeschickt verhalten, daß sie ihn nicht durch die Sinne zu fesseln vermochte. Nicht nur schien ihm jetzt der Verzicht auf seine Stellung bei Monsieur de Charlus absurd, sondern er bereute sogar die kostspieligen Abendessen, zu denen er das junge Mädchen eingeladen hatte, seitdem er mit ihm verlobt war, wobei er als Sohn eines Kammerdieners, der jeden Ersten meinem Onkel sein »Buch« bringen mußte, die angefallenen Kosten genau im Kopf hatte. Denn das Wort Buch im Singular, das für die Mehrzahl der Sterblichen ein gedrucktes Werk bedeutet, büßt für Hoheiten und Kammerdiener diesen Sinn ein. Für die letzteren bezeichnet es das Rechnungsbuch, bei den ersteren die Liste, in die der Besucher sich einschreibt. (In

Balbec, als eines Tages die Prinzessin von Luxemburg mir gesagt hatte, sie habe kein Buch mitgebracht, wollte ich ihr gerade *Pêcheurs d'Islande* und *Tartarin de Tarascon* [1] ausleihen, als ich begriff, was sie sagen wollte: nicht etwa, daß es ihr an Zeitvertreib fehle, sondern daß es für mich schwieriger sein werde, meinen Namen bei ihr einzutragen.) Obwohl Morel, was die Folgen seines Verhaltens betraf, seinen Gesichtspunkt verändert hatte, obwohl sein Verhalten ihm zwei Monate zuvor, als er die Nichte Jupiens leidenschaftlich liebte, grauenhaft vorgekommen wäre und obwohl er sich seit zwei Wochen einredete, dieses Verhalten sei natürlich, ja lobenswert, verschlimmerte es doch bei ihm den nervösen Zustand, in dem er am Nachmittag dem Bruch Ausdruck gegeben hatte. Er war nun wahrhaftig bereit, seinen Zorn, wenn auch nicht (außer in einem momentanen Wutanfall) an dem jungen Mädchen, demgegenüber er jenen Rest von Scheu, eine letzte Spur der Liebe empfand, so doch zumindest an dem Baron »auszulassen«. Er hütete sich indessen, diesem irgend etwas davon vor dem Abendessen zu sagen. Denn da er seinen Beruf als Virtuose über alles stellte, vermied er (soweit möglich, und die Szene vom Nachmittag war eigentlich schon zuviel) in dem Augenblick, in dem er schwierige Stücke zu spielen hatte (wie heute abend bei den Verdurins), alles, was seinen Bewegungen etwas Abgehacktes geben konnte. So verzichtet ein für den Automobilsport begeisterter Chirurg darauf, seinen Wagen selbst zu fahren, wenn er operieren muß. Das erklärte mir auch, daß er beim Sprechen unaufhörlich ganz leicht seine Finger einen nach dem anderen bewegte, um festzustellen, ob sie ihre Geschmeidigkeit wiedergewonnen hatten. Ein Brauenrunzeln, das sich auf seiner Stirn abzeichnete, schien zu besagen, daß immer noch ein wenig nervöse Verkrampfung vorhanden war. Um sie aber nicht zu verschlimmern, glättete er seine Miene, so wie man versucht, nicht nervös zu werden, wenn man nicht schlafen kann oder Schwierigkeiten hat, eine Frau zu besitzen, aus Furcht, daß

gerade die Phobie den Augenblick des Schlafes oder der Lust noch mehr verzögern könnte. Da er nun danach trachtete, seine Seelenruhe wiederzugewinnen, um sich, während er spielte, ganz dem, was er bei den Verdurins spielte, widmen zu können, gleichzeitig aber auch danach, mich, solange ich ihn sah, seinen Schmerz konstatieren zu lassen, schien es ihm das einfachste, mich zu beschwören, schleunigst meiner Wege zu gehen. Sein Drängen war überflüssig, denn der Aufbruch bedeutete für mich nur eine Erleichterung. Ich hatte schon gefürchtet, er könne mich, da wir kurz nacheinander in das gleiche Haus gehen wollten, bitten, ihn im Wagen mitzunehmen, denn ich gedachte der Szene vom Nachmittag noch zu lebhaft, um nicht Abneigung bei dem Gedanken zu empfinden, während der Fahrt Morel neben mir zu haben. Es ist sehr wohl möglich, daß die Liebe, dann die Gleichgültigkeit oder der Haß Morels gegenüber Jupiens Nichte aufrichtig waren. Leider war es nicht das erste Mal (und würde auch nicht das letzte sein), daß er so handelte, daß er plötzlich ein junges Mädchen »versetzte«, dem er ewige Liebe geschworen hatte, er, der sogar so weit ging, einen geladenen Revolver vorzuweisen und zu sagen, er werde sich die Kugel in den Kopf schießen, wenn er je so niederträchtig sein sollte, die Geliebte zu verlassen. Trotzdem verließ er sie später und empfand anstelle von Gewissenssbissen eine Art von Groll. Es war nicht das erste Mal und würde nicht das letzte sein, daß er so handelte; viele Geister junger Mädchen – junger Mädchen, die ihn weniger leicht vergaßen als er sie – litten deshalb – wie Jupiens Nichte noch lange Zeit litt, da sie Morel, den sie gleichzeitig verachtete, weiterhin liebte –, litten bis zum Zerspringen unter dem Wüten eines inneren Schmerzes, weil jede von ihnen wie Fragmente einer griechischen Statue einen Aspekt von Morels Gesicht in ihrem Hirn barg, mit seiner blühenden Haartracht, seinen lebhaften Augen, seiner geraden, herausragenden Nase, die aufzunehmen der Schädel nicht gerüstet war und die man nicht herausoperieren konnte. Auf die Dauer aber gleiten sol-

che harten Fragmente an eine Stelle, an der sie nicht mehr so bohrende Schmerzen verursachen, und rühren sich von dort nicht fort; man spürt dann ihre Gegenwart nicht mehr: Das ist das Vergessen oder Erinnern in Gleichgültigkeit.

Zwei Ergebnisse hatte dieser Tag in mir gezeitigt: einerseits dank der Ruhe, die durch Albertines Gefügigkeit in mir entstanden war, die Möglichkeit und infolgedessen den Entschluß, mit meiner Freundin zu brechen, andererseits als Frucht meiner Überlegungen, während ich am Klavier sitzend auf sie gewartet hatte, die Idee, daß die Kunst, der ich meine wiedergewonnene Freiheit hatte widmen wollen, nicht etwas war, was die Mühe eines Opfers lohnte, etwas, was außerhalb des Lebens stand und an seiner Eitelkeit und Nichtigkeit keinen Anteil hatte, und daß die Illusion einer wirklichen persönlichen Eigenart, sofern ein Werk sie zeitigte, nur durch das Blendwerk geschickter Technik zustande kam. Falls mein Nachmittag in mir andere, vielleicht in tieferen Schichten liegende Residuen zurückgelassen hatte, sollten diese zumindest erst weit später zu meiner Kenntnis gelangen. Die beiden aber, die ich so deutlich in meiner Hand abzuwägen meinte, sollten sich als nicht dauerhaft erweisen; denn schon am gleichen Abend erstanden meine Ideen über die Kunst aus der Schmälerung auf, die sie am Nachmittag erfahren hatten, während andererseits die Ruhe – und damit auch die Freiheit, die mir gestatten würde, mich eben jener Kunst zu widmen – mir von neuem abhanden kommen sollte.

Als mein Wagen, am Quai entlangfahrend, dem Haus der Verdurins schon nahe war, ließ ich anhalten. Ich hatte nämlich an der Ecke der Rue Bonaparte[1] Brichot aus der Straßenbahn steigen, seine Schuhe mit einer alten Zeitung abwischen und perlgraue Handschuhe anziehen sehen. Ich ging auf ihn zu. Da sein Augenleiden sich seit einiger Zeit verschlimmert hatte, war er – in opulenter Weise wie ein Laboratorium – mit neuen Gläsern ausgestattet worden: von machtvoller Stärke und kompliziert wie astronomische Instrumente, schienen sie auf

seine Augen aufgeschraubt zu sein; er stellte ihr unerhört starkes Feuer auf mich ein und erkannte mich. Die Instrumente waren in ganz wundervoller Verfassung. Hinter ihnen aber bemerkte ich, winzigklein, blaß, zuckend, erlöschend, einen fernen Blick, der unter diesem machtvollen Apparat lag, wie in Laboratorien, die im Verhältnis zu den Aufgaben, denen sie dienen, überreich subventioniert werden, ein unbedeutendes Tierchen im Todeskampf unter Instrumenten von unerhörter Vollkommenheit. Ich bot dem Halberblindeten meinen Arm, damit er sicherer ging. »Diesmal treffen wir uns nicht mehr in der Nähe des großen Cherbourg«, sagte er zu mir, »sondern in der Nachbarschaft des Petit Dunkerque« – ein Satz, der mich eher verdroß, denn ich verstand nicht, was er besagen sollte; doch wagte ich Brichot nicht danach zu fragen, weniger aus Furcht vor seiner Verachtung als vor seinen Erklärungen.[1] Ich antwortete ihm, ich sei recht neugierig, den Salon zu sehen, in dem Swann früher allabendlich Odette getroffen hatte. »Wie? Sie kennen diese alten Geschichten?« sagte er zu mir.

Swanns Tod hatte mich zu seiner Zeit erschüttert.[2] Swanns Tod! Swann spielt in diesem Satz nicht die Rolle eines einfachen Genitivs. Ich meine damit den ganz besonderen Tod, den Tod, der vom Schicksal für Swanns persönlichen Bedarf entsandt worden war. Denn wir sprechen von dem Tod, um die Dinge zu vereinfachen, doch gibt es fast so viele Tode wie Menschen. Wir verfügen über keinen Sinn, der uns zu sehen gestattet, wie die Tode blitzschnell in alle Richtungen enteilen, die immer tätigen, vom Schicksal zu diesem oder jenem hingelenkten Tode. Oft sind es solche, die ihre Aufgabe erst zwei oder drei Jahre später ganz erfüllt haben werden. Sie eilen schnell und deponieren ein Krebsleiden im Leib eines Swann, brechen dann zu neuen Verrichtungen auf und kehren erst zurück, wenn ein chirurgischer Eingriff stattgefunden hat und der Krebs von neuem deponiert werden muß. Dann kommt der Augenblick, da man im *Gaulois* liest, die Gesundheit Swanns habe zu Beunruhigung Anlaß gegeben, doch sei

er auf dem besten Weg, von seiner Indisposition zu genesen. Schließlich aber, ein paar Minuten vor dem Verscheiden, tritt der Tod wie eine barmherzige Schwester, deren Aufgabe Pflege und nicht Vernichtung ist, hinzu, um bei den letzten Minuten zugegen zu sein, und krönt mit einer Schlußaureole das für immer erstarrte Wesen, dessen Herz zu schlagen aufgehört hat. Diese Verschiedenheit der Tode aber, das Geheimnis ihrer Wege und die Farbe ihrer verhängnisvollen Schärpe, verleihen dann Zeitungsnotizen wie etwa der folgenden etwas so Eindruckvolles: »Wir erfahren mit lebhaftem Bedauern, daß Monsieur Charles Swann gestern in seinem Pariser Privathaus den Folgen eines qualvollen Leidens erlegen ist. Der Hingang eines Parisers, dessen Geist allerseits ebenso bewundert wurde wie die Sicherheit, die er bei der sorgfältig getroffenen Wahl seiner stets treu gepflegten Beziehungen an den Tag legte, wird allgemein beklagt, sowohl in künstlerischen und literarischen Milieus, zu denen sein stets wohlunterrichteter, kultivierter Geschmack ihn zog und in denen er sehr gern gesehen war, wie auch im Jockey-Club, zu dessen ältesten und geschätztesten Mitgliedern er gehörte. Er war außerdem Mitglied des Cercle de l'Union und des Cercle Agricole. Aus dem Club der Rue Royale war er vor kurzer Zeit ausgeschieden. Seine geistvolle Physiognomie und seine markante Persönlichkeit machten ihn zu einer Erscheinung, die bei jedem *great event* der Musik oder Malerei die Neugier des Publikums auf sich zog, besonders auch bei der Eröffnung von Ausstellungen, deren ständiger Besucher er sogar noch in den letzten Jahren blieb, als er nur mehr selten sein Heim verließ. Die Beisetzung findet statt usw.«[1]

Unter diesem Gesichtspunkt beschleunigt, sofern man nicht »jemand« ist, das Fehlen eines bekannten Titels die Zersetzung durch den Tod. Gewiß, man bleibt Herzog von Uzès nur auf anonyme und nicht individuell unterschiedene Weise, aber die Herzogskrone hält doch eine Weile noch die Elemente zusammen wie jene hübschen Formen, die Albertine so liebte,

die des Speiseeises, während die Namen von ultramondänen Bürgerlichen, sobald sie verstorben sind, sich auflösen, zerschmelzen und ihre Form verlieren. Wir haben gesehen, daß Madame de Guermantes von Cartier [2] als dem besten Freund des Herzogs von La Trémoïlle, als einem in aristokratischen Kreisen sehr beliebten Mann sprach. Für die folgende Generation ist dieser Cartier bereits so völlig gestaltlos geworden, daß man ihn fast erhöhen würde, wenn man ihn neben den Juwelier Cartier stellte, obwohl er selbst darüber gelächelt hätte, daß Ignoranten ihn mit jenem verwechseln könnten! Swann dagegen war eine hervorragende Persönlichkeit des geistigen und künstlerischen Lebens, und obwohl er selbst nichts »hervorgebracht« hatte, sollte ihm doch das Glück beschieden sein, etwas mehr Dauer zu haben. Und doch, lieber Charles Swann, den ich so wenig gekannt habe, als ich noch so jung war[3] und Sie schon dem Grab nahe waren, fängt man wieder von Ihnen zu reden an, und vielleicht leben Sie in Zukunft weiter, weil derjenige, den Sie für einen jungen Toren halten mußten, Sie zum Helden eines seiner Romane gemacht hat. Wenn man über Sie auf dem Gemälde von Tissot[4] *Der Balkon des Cercle de la rue Royale*, wo sie mit Galliffet, Edmond de Polignac und Saint-Maurice zu sehen sind, so viel spricht, dann deshalb, weil sichtlich einige Züge von Ihnen in die Figur des Swann eingegangen sind.

Um auf die allgemeinere Ebene zurückzukehren: Von seinem vorausgesagten und dennoch unvorhergesehenen Tod hatte ich Swann selbst bei der Herzogin von Guermantes an jenem Abend sprechen hören, an dem das Fest bei deren Cousine stattfand. Es war der gleiche Tod, auf dessen spezifische, schaudererregende Unvertrautheit ich eines Abends beim Durchblättern der Zeitung gestoßen war und wie gebannt innegehalten hatte, als sei er dort in rätselvollen, an falscher Stelle eingeschobenen Zeilen aufgezeichnet gewesen. Sie hatten genügt, um aus einem Lebenden jemanden zu machen, der nicht mehr antworten konnte, wenn man zu ihm sprach, einen

Namen, einen geschriebenen Namen, der mit einem Schlag aus der wirklichen Welt in das Reich des Schweigens hinübergeglitten war. Und sie gaben mir jetzt sogar das Verlangen ein, die Räume besser zu kennen, in denen früher die Verdurins residiert hatten und in denen Swann, der damals nicht nur ein paar Buchstaben in einer Zeitung war, so oft mit Odette gespeist hatte. Ich muß hinzufügen (und das machte mir lange Zeit den Tod Swanns schmerzlicher als jeden anderen Trauerfall, obwohl diese Gründe keine Beziehung zu der individuellen Besonderheit *seines* Todes hatten), daß ich nie zu Gilberte gegangen war, wie ich es ihm bei der Fürstin von Guermantes versprochen hatte, daß ich von ihm nie jenen »anderen Grund« erfahren hatte, um dessentwillen er, wie er an jenem Abend[1] andeutete, mich zum Vertrauten seiner Unterhaltung mit dem Fürsten gemacht hatte, daß tausend Fragen immer wieder in mir (wie Blasen aus der Tiefe des Wassers) aufstiegen, die ich ihm über die verschiedensten Gegenstände stellen wollte: über Vermeer, Monsieur de Mouchy[2] , ihn selbst, einen Wandteppich von Boucher, über Combray, Fragen, die zweifellos wenig dringend waren, da ich sie ja von Tag zu Tag aufgeschoben hatte, mir aber von äußerster Wichtigkeit schienen, seitdem seine Lippen versiegelt waren und eine Antwort nicht mehr erfolgen würde.

»Aber nicht doch«, fiel Brichot ein, »es war nicht hier, wo Swann seiner künftigen Gattin begegnete, oder wenigstens doch nur in der allerletzten Zeit, nach der Katastrophe, die die frühere Wohnung von Madame Verdurin teilweise zerstört hat.«[1]

Unglücklicherweise war ich aus Angst, vor Brichots Augen einen Luxus zu entfalten, der mir unangebracht schien, da der Professor ihn sich nicht gestattete, zu überstürzt aus dem Wagen ausgestiegen, so daß der Kutscher nicht verstanden hatte, was ich ihm in aller Eile zurief, um mich rechtzeitig von ihm entfernen zu können, bevor Brichot mich bemerkte. Die Folge war, daß der Kutscher uns ansprach und mich fragte, ob er

mich abholen solle. Ich bejahte in Eile und verdoppelte desto mehr meine Artigkeiten dem Professor gegenüber, der mit dem Omnibus gekommen war. »Ach! Sie hatten einen Wagen«, sagte er mit ernster Miene zu mir. »Mein Gott, das war wirklich ein ganz besonderer Zufall, ich nehme eigentlich nie einen. Gewöhnlich komme ich mit dem Omnibus oder gehe zu Fuß. Aber das trägt mir jetzt vielleicht die große Ehre ein, Sie heute abend nach Hause bringen zu dürfen, falls Sie mir zu Gefallen in einen solchen alten Ratterkasten einsteigen wollen; es ist freilich ein bißchen eng. Aber Sie sind immer so gütig zu mir.« Ach, dachte ich bei mir, wenn ich ihm diesen Vorschlag mache, bringe ich mich wirklich um nichts, denn ich werde ja Albertines wegen ohnehin nach Hause zurückkehren müssen! Ihre Anwesenheit in meiner Wohnung zu einer Stunde, in der niemand sie besuchen konnte, gab mir die Möglichkeit, über meine Zeit ebenso frei zu verfügen wie am Nachmittag, als ich wußte, sie werde aus dem Trocadéro zurückkommen, und ich es nicht eben eilig hatte, sie wiederzusehen. Aber andererseits hatte ich wie auch am Nachmittag das Gefühl, daß ich eine Frau zu Hause vorfinden und bei der Heimkehr nicht die erhebende Läuterung der Einsamkeit würde erfahren können. »Ich nehme sehr gern an«, antwortete mir Brichot. »Zu der Zeit, auf die Sie anspielen, verfügten unsere Freunde in der Rue Montalivet über eine prachtvolle Parterrewohnung mit Zwischengeschoß, die auf einen Garten ging, weniger großartig zweifellos, aber in meinen Augen der alten venezianischen Gesandtschaft[1] durchaus vorzuziehen.« Von Brichot erfuhr ich, daß an diesem Abend am »Quai Conti« (so drückten die Getreuen sich aus, wenn sie von dem Salon Verdurin sprachen, seitdem er dorthin verlegt worden war) ein großer musikalischer »Klimbim« stattfand, den Monsieur de Charlus organisiert hatte. Er fügte noch hinzu, daß in den alten Zeiten, von denen ich sprach, das Klübchen etwas ganz anderes und der Ton von dem heutigen ganz verschieden gewesen war, und das nicht nur, weil die Getreuen damals

jünger waren. Er erzählte mir Streiche von Elstir (die er als die »reinsten Possen« bezeichnete), wie dieser zum Beispiel eines Tages zunächst angeblich im letzten Augenblick abgesagt hatte, dann aber als Aushilfslohndiener gekommen war und, während er die Schüsseln reichte, der sehr prüden Baronin Putbus unanständige Dinge ins Ohr flüsterte, so daß diese vor Schreck und Zorn hochrot wurde, worauf er vor dem Ende des Abendessens verschwand und eine mit Wasser gefüllte Badewanne in den Salon bringen ließ, der er, als man von Tische kam, splitternackt und fluchend entstieg; auch von Soupers erzählte er, zu denen man in Kostümen aus Papier erschien, die, von Elstir gezeichnet, ausgeschnitten und gemalt, wahre Meisterwerke waren; er, Brichot, habe einmal das eines Edelmannes vom Hofe Karls VII.[2] mit Schnabelschuhen getragen, ein andermal das Napoleons I., wobei Elstir das Großkreuz der Ehrenlegion aus Siegellack angefertigt hatte. Kurz, wenn Brichot in Gedanken den Salon von damals mit seinen großen Fenstern, seinen von der Mittagssonne gebleichten niedrigen Sofas vor sich sah, die inzwischen hatten ersetzt werden müssen, so erklärte er gleichwohl, daß er ihn dem heutigen vorziehe. Gewiß verstand ich wohl, daß Brichot mit »Salon« – so wie das Wort Kirche außer dem religiösen Zwecken dienenden Gebäude auch die Gemeinschaft der Gläubigen bezeichnet – nicht nur das Zwischengeschoß meinte, sondern die Leute, die dort verkehrten, die besonderen Vergnügen, die sie daselbst suchten und deren Form in seiner Erinnerung durch jene Sofas bestimmt wurde, auf denen man, wenn man Madame Verdurin am Nachmittag einen Besuch machte, wartete, bis sie fertig war, während die rosa Blüten der Kastanienbäume draußen und die der Nelken in ihren Vasen auf dem Kamin in einer Regung anmutsvoller Sympathie für den Besucher, die sich in dem lächelnden Willkommen ihrer zarten Farben ausdrückte, unbeirrt nach dem verspäteten Kommen der Hausherrin Ausschau zu halten schienen. Vielleicht aber stellte er deshalb jenen »Salon« über den gegen-

wärtigen, weil unser Geist der alte Proteus ist, weil er nicht Sklave irgendeiner Form bleiben kann und sich sogar in der gesellschaftlichen Sphäre von einem Salon plötzlich lossagt, der langsam und mit Mühe den Gipfelpunkt seiner Vollendung erreicht hat, um einen weniger brillanten vorzuziehen, so wie die »retuschierten« Photographien, die Odette von sich bei Otto[1] hatte machen lassen und auf denen sie in großer Prinzeßrobe und von Lenthéric[2] onduliert zu sehen war, Swann nicht so gut gefielen wie ein in Nizza aufgenommenes Erinnerungsbildchen, auf dem sie mit ihrem Kopftuch, dem ungeordneten Haar, das unter einem mit Stiefmütterchen und einer schwarzen Samtschleife verzierten Strohhut hervorschaute – sie, die zwanzig Jahre jüngere elegante Dame –, wie ein zwanzig Jahre älteres Dienstmädchen wirkte (da Frauen meist um so älter aussehen, je älter die Photographien sind). Vielleicht machte es Brichot auch Vergnügen, vor mir zu rühmen, was ich nicht mehr kennenlernen konnte, und mir zu zeigen, daß er Vergnügungen gekostet hatte, die ich nicht haben konnte. Das gelang ihm im übrigen, indem er die Namen von zwei oder drei nicht mehr lebenden Personen nannte, deren Reiz er durch die Art, wie er von ihnen sprach, und durch köstliche Vertraulichkeiten noch um den des Geheimnisvollen vermehrte; ich fragte mich, worin er wohl bestanden hatte, und ahnte, daß alles, was man mir über die Verdurins erzählt hatte, viel zu grob gezeichnet war; und sogar was Swann anging, den ich doch gekannt hatte, warf ich mir vor, ihn nicht genug beachtet, vor allem nicht uneigennützig genug beachtet, ihm nicht recht zugehört zu haben, wenn er mich empfing, bis seine Frau zum Mittagessen nach Hause kam, und mir schöne Dinge zeigte – jetzt, da ich wußte, daß er einem der brillantesten Causeure von ehemals gleichkam.[1]

Gerade als wir vor Madame Verdurins Haus ankamen, sah ich Monsieur de Charlus mit seinem ganzen enormen Körper auf uns zusteuern, wobei er unabsichtlich einen jener Apachen oder Bettler in seinem Kielwasser mit sich führte, die auf sei-

nem Weg jetzt unweigerlich selbst in den scheinbar leersten Ecken auftauchten und von denen dieser monströse Koloß ungewollt, freilich in einer gewissen Entfernung, so wie der Hai von seinen Geleitfischen, neuerdings immer begleitet war; kurz, er bildete einen so starken Gegensatz zu dem hochmütigen Fremden meines ersten Jahrs in Balbec mit seinem strengen Aussehen und der überbetonten Männlichkeit, daß mir war, als sähe ich, begleitet von seinem Satelliten, ein Gestirn in einer ganz anderen Periode seiner Umdrehung vor mir, die es endlich in seiner vollen Gestalt erkennen ließ, oder einen Kranken, der jetzt von dem Übel deutlich gezeichnet ist, das vor wenigen Jahren noch ein ganz kleiner Abszeß war, den er leicht verbergen und dessen ernste Bedeutung man noch nicht ahnen konnte. Obwohl eine Operation, der Brichot sich unterzogen hatte, diesem ein wenig von seinem für immer verloren geglaubten Augenlicht zurückgegeben hatte, weiß ich doch nicht, ob er den Ganoven bemerkte, der sich dem Baron an die Fersen geheftet hatte. Eine große Rolle spielte das nicht, denn seit La Raspelière empfand der Professor trotz aller Freundschaft, die er Monsieur Charlus bezeigte, bei dessen Anwesenheit jedesmal ein gewisses Unbehagen. Zweifellos verläuft für jeden Menschen das Leben jedes anderen in dunklen Bahnen, von denen man nichts ahnt. Die Lüge, die gleichwohl so gut zu täuschen weiß und aus der alle Konversation besteht, verbirgt ein Gefühl der Feindseligkeit oder des Eigennutzes oder auch einen Besuch, bei dem man so tun will, als habe man ihn nicht gemacht, oder den Seitensprung einer flüchtigen Liebschaft, die man vor seiner Frau geheimhalten will, weniger vollkommen, als ein guter Ruf schlechte Sitten verdeckt, so daß man sie nicht errät. Sie brauchen ein ganzes Leben lang nicht bekannt zu werden; der Zufall einer Begegnung auf einer Mole am Abend offenbart sie; dabei wird dieser Zufall häufig noch falsch gedeutet, und es bedarf eines eingeweihten Dritten, der das unauffindbare Wort liefert, das keiner kennt. Hat man sie aber einmal erkannt, er-

schrecken sie, weil man die Nähe des Wahnsinns spürt, viel mehr als aus moralischen Gründen. Madame Surgis-le-Duc hatte ein fast völlig unentwickeltes moralisches Empfinden; sie hätte ihren Söhnen jede Gemeinheit durchgehen lassen, sofern sie durch Eigennutz erklärbar war, denn Eigennutz ist jedermann verständlich. Doch sie verbot ihnen, weiterhin mit Monsieur de Charlus zu verkehren, als sie erfuhr, daß er wie durch den Automatismus eines Uhrwerks dazu getrieben war, bei jedem Besuch sie ins Kinn zu zwicken und sich von ihnen zwicken zu lassen.[1] Sie empfand jenes unruhige Gefühl von körperlichen Geheimnissen, das einen sich fragen lassen kann, ob der Nachbar, mit dem man bis dahin gute Beziehungen unterhielt, nicht etwa ein Menschenfresser ist, und auf das wiederholte Drängen des Barons: »Werde ich nicht bald einmal die jungen Leute wiedersehen?« antwortete sie, obwohl sie wußte, welches Unwetter sich über ihrem Haupt zusammenzog, sie seien gerade sehr von ihren Vorlesungen, den Vorbereitungen für eine Reise oder dergleichen in Anspruch genommen. Die Unzurechnungsfähigkeit bedeutet bei Fehltritten, ja sogar bei Verbrechen einen erschwerenden Umstand, was man darüber auch behaupten mag! Ein Landru[2] (falls er wirklich Frauen ermordet hat) kann, wenn er aus Eigennutz handelte, dem man widerstehen könnte, begnadigt werden, nicht jedoch, wenn sein Verbrechen aus unbezähmbarem Sadismus herrührte. Die großen Späße, die Brichot sich zu Beginn seiner Freundschaft mit dem Baron erlaubte, hatten bei ihm, sobald es sich nicht mehr darum handelte, Allgemeinplätze von sich zu geben, sondern etwas zu verstehen, einem peinlichen Gefühl Platz gemacht, das er mit Heiterkeit zu bemänteln suchte. Er beruhigte sich selbst, indem er Seiten aus Plato, Verse von Vergil zitierte, weil er, auch im Geiste blind, nicht begriff, daß damals die Liebe zu einem jungen Mann etwa das war, wie wenn man heute (die Scherze des Sokrates offenbaren es besser als Platos Theorien) eine Tänzerin aushält und sich später verlobt. Monsieur de Charlus

selbst hätte es nicht begriffen, er, der seine Manie mit der Freundschaft verwechselte, die jener in gar nichts gleicht, und die Athleten des Praxiteles mit gefügigen Boxern. Er wollte nicht sehen, daß seit neunzehnhundert Jahren (»ein frommer Höfling unter einem frommen Fürsten wäre unter einem atheistischen Fürsten Atheist gewesen«, hat La Bruyère[1] gesagt) die Homosexualität als allgemeine Sitte – jene der jungen Leute Platos wie auch der Hirten Vergils – völlig verschwunden ist und allein die unfreiwillige, nervös bedingte übrig bleibt und um sich greift, jene, die man vor den anderen verbirgt und vor sich selbst bemäntelt. Monsieur de Charlus hätte aber unrecht daran getan, die heidnische Genealogie nicht klipp und klar zurückzuweisen. Wieviel moralische Überlegenheit gewann er doch im Tausch gegen ein bißchen körperliche Schönheit![2] Der Hirt Theokrits, der nach einem Knaben schmachtet, wird später keinen Grund haben, weniger hartherzig und feinsinniger zu sein als jener andere Hirt, dessen Flöte für Amaryllis ertönt.[3] Denn ersterer ist nicht von einer Krankheit betroffen, sondern gehorcht den Sitten seiner Zeit. Die Homosexualität aber, die in Scham und Verfolgung trotz aller Hindernisse weiterbesteht, ist die einzig wahre, die einzige, der bei dem gleichen Wesen eine Verfeinerung des Geistig-Seelischen entsprechen kann. Man zittert bei dem Gedanken, welche Beziehung das Körperliche dazu haben mag, wenn man bedenkt, welche winzige Abweichung in einer rein körperlichen Neigung, welche leichte Trübung eines Sinnes zu erklären vermag, daß die Welt der Dichter und Musiker, die dem Herzog von Guermantes so fest verschlossen bleibt, sich für Monsieur de Charlus hier und da öffnet. Daß dieser in seiner Wohnungseinrichtung Geschmack beweist – den Geschmack einer bibelotbesessenen Hausfrau –, überrascht weiter nicht; wohl aber die schmale Bresche, die den Blick auf Beethoven und auf Veronese freigibt![4] Das befreit jedoch geistig gesunde Menschen nicht davon, Furcht zu verspüren, wenn ein Irrer, der ein erhabenes Gedicht verfaßt hat, nach-

dem er ihnen die höchst plausiblen Gründe auseinandergesetzt hat, weshalb er nur irrtümlich infolge der Bosheit seiner Frau eingesperrt ist, und die Besucher gebeten hat, beim Anstaltsdirektor für ihn zu intervenieren, darüber stöhnt, welchem Umgang er ausgesetzt ist und mit den Worten schließt: »Sehen Sie, der Kerl dort, der im Hof auf mich wartet und mit mir sprechen will und mit dem ich mich jetzt wohl oder übel abgeben muß, glaubt, daß er Christus ist. Das allein genügt ja als Beweis, mit was für Verrückten man mich hier zusammensperrt; er kann gar nicht Christus sein, denn der bin ich selbst!« Einen Augenblick zuvor war man noch bereit, den Irrenarzt von seiner Täuschung zu überzeugen. Bei diesen letzten Worten jedoch entfernt man sich – selbst wenn man noch an das wundervolle Gedicht denkt, an dem derselbe Mensch täglich arbeitet –, so wie die Söhne von Madame de Surgis sich von Monsieur de Charlus entfernten, nicht weil er ihnen irgend etwas Böses getan hätte, sondern wegen seiner überschwenglichen Einladungen, deren Endergebnis war, daß er sie ins Kinn kniff. Der Dichter, den kein Vergil geleitet, ist zu beklagen, da er durch eine Hölle von Pech und Schwefel wandern und sich, um einige Bewohner Sodoms herauszuführen, in das Feuer stürzen muß, das vom Himmel fällt.[1] Seinem Werk fehlt jeder Reiz, in seinem Leben waltet die gleiche Strenge wie bei jenen ehemaligen Priestern, die weiterhin der Regel eines unverbrüchlichen Zölibats folgen, damit niemand einem anderen Umstand als dem Verlust des Glaubens die Tatsache zuschreiben kann, daß sie das Priestergewand abgelegt haben. Allerdings verhält es sich mit jenen Schriftstellern nicht immer genauso. Welcher Irrenarzt hat nicht vor lauter Begegnungen mit Irren seine eigene Irrsinnskrise durchgemacht?[2] Er ist noch glücklich zu schätzen, wenn er versichern kann, daß nicht ein zuvor schon latent vorhandener Irrsinn ihn dazu bestimmt hat, sich mit ihnen zu befassen. Der Gegenstand seiner Studien wirkt häufig auf den Psychiater zurück.

Welche dunkle Neigung, welche grauenhafte Faszination aber hat ihn zuvor den Gegenstand wählen lassen?

Sich genierend, als hätte er das fragwürdige Individuum, das ihm folgte, nicht bemerkt (wenn der Baron sich auf die Boulevards wagte oder die Wartehalle des Bahnhofs Saint-Lazare durchschritt, wichen Dutzende dieser Begleiter in der Hoffnung auf etwas Handsalbe keinen Schritt von ihm), und aus Furcht, es könne sich doch erkühnen, das Wort an ihn zu richten, senkte der Baron andächtig seine geschwärzten Wimpern, die ihm durch den Gegensatz zu den pudergeweißten Wangen das Aussehen eines von Greco gemalten Großinquisitors gaben.[1] Doch dieser Priester flößte Angst ein und wirkte wie einer, der mit dem Interdikt belegt worden ist, denn die diversen Bloßstellungen, zu denen ihn die Notwendigkeit gezwungen hatte, seinen Neigungen zu folgen und sie gleichzeitig zu verschweigen, hatten bewirkt, daß sich auf seinem Gesicht genau das malte, was er zu verbergen suchte: ein durch moralischen Verfall offenbar gemachtes lasterhaftes Leben. Dieser Verfall, ganz gleich, welches seine Ursache ist, läßt sich leicht erkennen, denn er materialisiert sich schnell und wuchert in einem Gesicht, besonders um Wangen und Augen, in ebenso physisch sichtbarer Form, wie ockergelbe Flecken ein Leberleiden diagnostizieren lassen oder abstoßende Rötungen eine Krankheit der Haut. Im übrigen beherrschte jetzt das einst von Monsieur de Charlus in seinem tiefsten Inneren geheimgehaltene Laster, auseinanderfließend wie Öl, nicht nur die Wangen oder besser die untere Wangenpartie dieses geschminkten Gesichts, die weiblich betonte Brust und das stark ausgebildete Hinterteil eines Körpers, der sich gehenließ und zur Fülle neigte. Dieses Laster drängte jetzt in seinen Reden ans Licht.

»Wie, Brichot, da gehen Sie also am späten Abend mit einem schönen jungen Mann spazieren?« sagte er, als er uns ansprach, während der enttäuschte Ganove sich entfernte. »Da hör mal einer! Man sollte Ihren Studentchen an der Sorbonne

erzählen, wie wenig seriös Sie offenbar sind. Im übrigen bekommt Ihnen der Umgang mit der Jugend gut, Herr Professor, Sie sehen ja frisch wie ein Moosröschen aus. Und Sie, mein Lieber, wie geht es Ihnen?« sagte er, wobei er den scherzhaften Ton aufgab, zu mir. »Man sieht Sie nicht oft am Quai Conti, junges Blut. Na gut, und Ihre Cousine, wie geht es ihr? Sie ist nicht mit Ihnen hergekommen. Wir bedauern es, denn sie ist reizend. Werden wir Ihre Cousine heute abend sehen? Oh! Sie ist wirklich sehr hübsch, und sie würde es noch mehr sein, wenn sie die so seltene Kunst, sich gut anzuziehen, die sie von Natur besitzt, noch mehr pflegte.« Hier muß ich sagen, daß Monsieur de Charlus etwas »besaß«, was ihn zu dem direkten Gegenteil von mir, zu meinem Antipoden machte, nämlich die Gabe, genau zu beobachten, die kleinsten Einzelheiten exakt zu unterscheiden, ob es sich nun um ein Kleid oder ein Bild handelte.[1] Was Kleider und Hüte anbetrifft, so werden gewisse böse Zungen oder allzu radikale Theoretiker behaupten, daß die Neigung eines Mannes zu männlichen Reizen ihre Kompensation im angeborenen Hang zur weiblichen Toilette, in ihrer Erforschung und Kennerschaft hat. Tatsächlich kommt dies bisweilen vor, ganz als ob das gesamte physische Verlangen, die ganze tiefe Zärtlichkeit eines Charlus von Männern in Anspruch genommen, das andere Geschlecht aber zum Ausgleich mit allem bedacht würde, was man (mit dem freilich recht unangebrachten Eigenschaftswort) als »platonische« Neigung bezeichnet, oder einfach mit allem, was den Geschmack mit seinem ausgeklügeltsten und zielsichersten Raffinement betrifft. In dieser Hinsicht hätte Monsieur de Charlus den Spitznamen verdient, den man ihm später gab: »die Schneiderin«. Doch sein Geschmack und sein Sinn für Beobachtung erstreckten sich noch auf viele andere Dinge. Man hat gesehen, daß ich an dem Abend, an dem ich nach dem Diner bei der Herzogin von Guermantes ihn besuchen ging[1] , die Meisterwerke, die seine Wohnung barg, nur in dem Maße bemerkt hatte, wie er mich darauf aufmerksam

machte. Er hingegen erkannte auf der Stelle, worauf niemand sonst achtgegeben hätte, und das ebensowohl bei Kunstwerken wie bei den einzelnen Gerichten eines Diners (und außerdem bei allem, was es zwischen Malerei und Kochkunst gibt). Ich habe immer bedauert, daß Monsieur de Charlus, anstatt seine künstlerischen Gaben auf das Malen eines Fächers zu beschränken, wie er ihn seiner Schwägerin geschenkt hatte (wir waren Zeuge, wie die Herzogin von Guermantes ihn in der Hand hielt und entfaltete, weniger um sich zu kühlen als vielmehr um sich zu fühlen, das heißt mit der Freundschaft Palamèdes zu prunken[2]), und auf die Vervollkommnung seines Klavierspiels, damit er fehlerlos den Violinpart Morels begleiten konnte – ich habe immer bedauert, sage ich, und bedaure es noch, daß Monsieur de Charlus niemals etwas geschrieben hat. Gewiß darf ich nicht aus der Eloquenz seiner Unterhaltung oder sogar seines Briefstils den Schluß ziehen, daß er ein Schriftsteller von Talent gewesen wäre. Diese Verdienste liegen nicht auf der gleichen Ebene. Man weiß, daß Langweiler, die nichts als Banalitäten äußern, Meisterwerke verfassen können, und Könige der Konversation dem Mittelmäßigsten unterlegen sind, sobald sie sich als Schriftsteller versuchen. Trotz allem glaube ich, daß, wenn Monsieur de Charlus es mit dem Schreiben probiert hätte, zunächst vielleicht über künstlerische Gegenstände, auf die er sich gut verstand, das Feuer sich entfacht, der Blitz gezündet hätte und aus dem Mann von Welt ein Meister der Feder geworden wäre. Ich sagte es ihm oft, er aber wollte sich niemals darin erproben, vielleicht einfach aus Trägheit oder weil seine Zeit von glänzenden Festen und fragwürdigen Zerstreuungen in Anspruch genommen war, oder aus dem echt Guermantischen Bedürfnis heraus, sich unendlich lange in Geschwätz zu verlieren. Ich bedauere es um so mehr, als auch in seiner glanzvollsten Unterhaltung der Geist bei ihm niemals vom Charakter getrennt war, das heißt die blendenden Einfälle des einen mit der Arroganz des anderen eng verflochten blieben. Hätte

er Bücher geschrieben, so hätte man, anstatt ihn bei aller Bewunderung zu verabscheuen, wie man es in einem Salon tat, wo er in den sonderbarsten Momenten aufblitzender Geistesschärfe gleichzeitig die Schwachen mit Füßen trat, sich an Menschen rächte, die ihn niemals beleidigt hatten, und in niedrigster Weise trachtete, Freunde auseinanderzubringen – hätte er Bücher geschrieben, so hätte man darin seine geistigen Qualitäten isoliert und von allem Bösen geklärt gefunden, nichts hätte die Bewunderung eingeschränkt, und viele Züge hätten Freundschaft für ihn aufblühen lassen.

Auf alle Fälle – selbst wenn ich mich dann irre, was er noch auf der geringsten Seite hätte zustande bringen können – hätte er durch sein Schreiben einen großen Dienst erbracht, denn wie er alles zu unterscheiden wußte, so verfügte er auch für alles, was er beobachtete, über den entsprechenden Namen. Wenn ich durch Gespräche mit ihm auch nicht gelernt habe zu sehen (da die Ausrichtung meines Geistes und Gefühls anders beschaffen war), habe ich doch Dinge gesehen, die mir ohne ihn entgangen wären; ihren Namen aber, der mir dazu verholfen hätte, ihre Zeichnung, ihre Farbe wiederzufinden, habe ich immer verhältnismäßig schnell vergessen. Wenn er Bücher geschrieben hätte und sogar wenn sie – was ich glauben kann – schlecht gewesen wären, welch köstliches Wörterbuch, welch unerschöpfliches Kompendium hätten sie gebildet! Doch wer weiß? Vielleicht hätte er, anstatt sein Wissen und seinen Geschmack aufzubieten, durch jenen Dämon verleitet, der oft unsere Geschicke durchkreuzt, nur fade Feuilletonromane oder überflüssige Reise- und Abenteuerbücher verfaßt!

»Ja, sie versteht sich anzuziehen oder, genauer gesagt, zu kleiden«, nahm Monsieur de Charlus das Thema Albertine wieder auf. »Ich möchte einzig bezweifeln, ob sie sich in Übereinstimmung mit ihrer besonderen Art von Schönheit kleidet, und vielleicht bin ich durch einige unüberlegte Ratschläge sogar mitverantwortlich. Was ich ihr oft auf der Fahrt nach La Raspelière gesagt habe und was vielleicht – ich be-

dauere es jetzt – mehr durch den Charakter der Landschaft, durch die Nähe des Strandes bestimmt war als durch den individuellen Charakter des Typs Ihrer Cousine, hat sie vielleicht ein wenig zu sehr den lockeren Stil pflegen lassen. Ich muß zugeben, daß sie zuweilen hübsche Tarlatans und reizende Florschärpen trägt, auch eine rosa Toque, an der eine kleine rosige Feder sich zuweilen nicht übel ausnimmt. Aber ich glaube, daß ihre Schönheit, die sehr echt und kraftvoll ist, mehr erfordert als hübschen Firlefanz. Paßt diese Toque wirklich zu ihrem üppigen Haar, das ein Kakoschnik[1] ohne weiteres zur Geltung bringen würde? Alte Kleider stehen nur wenigen Frauen, denn sie haben etwas Kostüm-, etwas Theaterhaftes. Doch die Schönheit dieses jungen Mädchens, das schon eine Frau ist, macht hier eine Ausnahme und würde ein schönes Gewand im alten Stil aus Genueser Samt[2] verdienen« (ich dachte sofort an Elstir und die Kleider von Fortuny) »das ich ohne Bedenken sogar mit einem Schmucksteinornament oder Gehänge aus den herrlichen, aus der Mode gekommenen Steinen (was das schönste Lob ist, das man ihnen spenden kann) wie dem Chrysalit, dem Markasit oder dem unvergleichlichen Labrador[1] noch wuchtiger machen würde. Im übrigen scheint sie selbst den richtigen Instinkt für das Gegengewicht zu haben, nach dem ihr etwas schwerer Schönheitstyp verlangt. Erinnern Sie sich noch, wie sie, wenn wir nach La Raspelière zum Abendessen fuhren, von allerlei hübschen Döschen und umständlichen Täschchen begleitet war, in die sie freilich, wenn sie erst verheiratet ist, etwas Besseres als nur die Weiße des Puders oder das Karminrot der Schminke wird tun können, nämlich – in eine Schatulle aus Lapislazuli, der nicht allzu indigoblau sein dürfte – das Weiß der Perlen und das Rot von – wie ich mir denke – nicht überarbeiteten Rubinen, denn sie könnte sehr wohl eine reiche Heirat machen.«

»Da sieht man aber, Baron!« fiel ihm Brichot ins Wort, der wohl fürchtete, diese letzten Worte könnten mir Kummer be-

reiten, denn er hegte gewisse Zweifel an der Reinheit meiner Beziehungen zu Albertine und der Echtheit unserer Vetternschaft. »Da sieht man aber, in welcher Weise Sie sich für junge Damen interessieren!«

»Wollen Sie wohl schweigen in Gegenwart dieses Kindes, Sie boshafter Mensch, Sie«, spöttelte Monsieur de Charlus, indem er mit einer Bewegung, die Brichot Schweigen auferlegen sollte, seine Hand niederfallen und zielsicher auf meiner Schulter landen ließ.

»Ich habe Sie gestört, Sie schienen sich gerade wie zwei Backfische zu amüsieren und benötigen sicher keine alte Großmama, die Ihnen die Freude verdirbt. Ich muß deswegen freilich wohl nicht zur Beichte gehen, da Sie ja schon beinah an Ihr Ziel gelangt waren.« Der Baron war um so gehobenerer Stimmung, als er sich in völliger Unkenntnis der Szene am Nachmittag befand, denn Jupien hatte es zweckmäßiger gefunden, seine Nichte vor einer Wiederholung der Beleidigung zu bewahren, als Monsieur de Charlus davon zu benachrichtigen. Daher glaubte dieser noch immer an die Heirat und freute sich daran. Man könnte meinen, es verschaffe diesen großen Einsamen Trost, ihr tragisches Zölibat durch fiktive Vaterschaft zu lindern. »Alles, was recht ist, Brichot«, sagte er, während er sich lachend zu uns wandte, »ich habe wirklich Bedenken, wenn ich Ihnen in derart galanter Gesellschaft begegne. Sie kommen tatsächlich wie zwei Verliebte daher, Arm in Arm! Wissen Sie, Brichot, Sie nehmen sich wirklich Freiheiten heraus!« Mußte man den Grund für solche Worte im Altern eines Geistes sehen, der weniger als früher Herr über seine Reflexe ist und in Augenblicken der Unachtsamkeit ein Geheimnis preisgibt, das während vierzig Jahren so sorgfältig gehütet wurde? Oder handelte es sich um jene Verachtung der Meinung bloßer Bürgerlicher, die im Grund allen Guermantes eigen war und die sich beim Bruder von Monsieur de Charlus, dem Herzog von Guermantes, darin äußerte, daß er völlig unbekümmert, ob meine Mutter ihn sehen konn-

te, sich am Fenster im offenen Nachthemd rasierte? Hatte Monsieur de Charlus während der glühendheißen Eisenbahnfahrten von Doncières nach Douville die gefährliche Gewohnheit angenommen, sich etwas gehenzulassen und ebenso, wie er seinen Strohhut nach hinten schob, wenn er seine gewaltige Stirn kühlen wollte, auch – und wenn es nur für wenige Augenblicke war – die Maske abzulegen, die seit langem allzu starr sein wahres Gesicht überzog? Sein eheliches Gebaren Morel gegenüber hätte zu Recht jeden erstaunt, der gewußt hätte, daß er ihn nicht mehr liebte. Mit Monsieur de Charlus aber war es dahin gekommen, daß die Einförmigkeit der Vergnügungen, die sein Laster bietet, ihn ermüdete. Er hatte instinktiv nach neuen Betätigungen gesucht, und nachdem er die Möglichkeiten unbekannter Zufallsbegegnungen erschöpft hatte, war er zum entgegengesetzten Pol übergegangen, zu dem, wovon er immer geglaubt hatte, er werde es auf ewig verabscheuen, dem Äquivalent eines »Heims« oder einer »Vaterschaft«. Manchmal genügte ihm sogar das nicht mehr, er brauchte etwas Neues und verbrachte dann eine Nacht mit einer Frau, so wie ein normaler Mann einmal im Leben den Wunsch haben kann, mit einem Knaben ins Bett zu gehen, aus einer ähnlichen, nur umgekehrten Neugier heraus, die in beiden Fällen gleichermaßen ungesund ist.[1] Das Leben eines »Getreuen«, der um Charlies[2] willen nur im Klübchen lebte, hatte auf den Baron, als seine lange Zeit hindurch aufgewendeten Bemühungen um einen trügerischen Schein erlahmten, die gleiche Wirkung wie eine Forschungsreise oder ein Aufenthalt in den Kolonien auf gewisse Europäer, die dabei die Grundsätze preisgeben, von denen sie sich in Frankreich leiten ließen. Und dennoch hatte der innere Umschwung in einem Geist, der zu Beginn von der Anomalie, die er in sich barg, nichts wußte, ihrer dann mit Entsetzen innewurde, sich aber schließlich mit ihr vertraut gemacht hatte, bis er nicht mehr merkte, daß man anderen nicht gefahrlos eingestehen konnte, was man zu guter Letzt ohne Scham sich selbst einge-

stand, Monsieur de Charlus noch nachhaltiger von gewissen gesellschaftlichen Rücksichten zu lösen vermocht als die bei den Verdurins verbrachte Zeit. Es gibt tatsächlich keine Verbannung an den Südpol oder auf den Gipfel des Montblanc, die uns so sehr von den anderen entfernt wie ein langer Aufenthalt in der Atmosphäre eines uns innewohnenden Lasters, das heißt einer Denkweise, die sich von der allgemein üblichen unterscheidet. Diesem Laster (das er früher selbst als solches bezeichnet hatte) verlieh der Baron jetzt das gutmütige Ansehen eines bloßen Fehlers, der noch dazu weitverbreitet, eher sympathisch und beinahe amüsant ist wie etwa die Trägheit, die Zerstreutheit oder die Naschhaftigkeit. Da er spürte, welche Neugier seine spezielle Veranlagung erregte, fand Monsieur de Charlus ein gewisses Vergnügen darin, sie zu befriedigen, zu reizen und zu unterhalten. So wie ein gewisser jüdischer Publizist sich täglich zum Vorkämpfer des Katholizismus aufwirft – gewiß nicht in der Hoffnung, ernst genommen zu werden, sondern um nicht die Erwartung der ihm wohlgesinnten Lacher zu enttäuschen –, geißelte Monsieur de Charlus im Klübchen scherzhaft gewisse bedenkliche Sitten, ohne sich groß bitten zu lassen, nur um in liebenswürdiger Form sein Scherflein beizutragen und in der Gesellschaft ein Amateurtalent zu entfalten, ganz ebenso, wie er dort einen Engländer kopiert oder Mounet-Sully[1] nachgemacht hätte. Monsieur de Charlus drohte daher Brichot, er werde ihn bei der Sorbonne anzeigen, weil er sich jetzt mit jungen Männern herumtrieb, in der gleichen Weise, wie der beschnittene Chronist bei jeder Gelegenheit von der »ältesten Tochter der Kirche« oder vom »Heiligen Herzen Jesu« spricht, das heißt ohne einen Schatten von Heuchelei, sondern eher aus bloßem Vergnügen an solchem Schauspielertum. Es wäre auch interessant gewesen, eine Erklärung nicht nur für die Veränderung in seinen Reden, die so verschieden von dem waren, was er sich früher erlaubte, sondern auch für die Wandlung zu finden, die in seinem Tonfall und seinen Gesten eingetreten

war, die alle beide jetzt merkwürdig dem ähnelten, was Monsieur de Charlus vordem am schärfsten verurteilt hatte; er stieß neuerdings unbewußt kleine Schreie aus – das heißt ihm selbst unbewußt und demnach aus um so größeren Tiefen aufsteigend –, wie sie Homosexuelle vernehmen lassen, aber mit Absicht, wenn sie sich mit »meine Liebe« anreden, als ob diese gewollte Ziererei, das genaue Gegenteil dessen, was Monsieur de Charlus so lange zur Schau getragen hatte, tatsächlich nur die geniale, treue Nachahmung der Manieren darstellte, die, ob sie wollen oder nicht, die Charlusse annehmen, wenn sie ein gewisses Stadium ihres Übels erreicht haben, so wie ein von progressiver Paralyse oder von Ataxie Betroffener am Ende gezwungenermaßen gewisse Symptome aufweist. In Wirklichkeit – und das offenbarte sich bei dieser ganz aus dem Inneren kommenden Ziererei – bestand zwischen dem gestrengen, völlig in Schwarz gekleideten Charlus mit dem zu einer kurzen Bürste gestutzten Haar, den ich früher gekannt hatte, und den geschminkten, mit Schmuck überladenen jungen Männern nur der gleiche rein äußerliche Unterschied wie zwischen einer lebhaften und schnell sprechenden Person, die dauernd in Bewegung ist, und einem Neuropathen, der langsam spricht, ein unverbrüchliches Phlegma bewahrt, aber in den Augen des Klinikers von ebenso schwerer Neurasthenie befallen ist, denn dieser weiß, daß beide, der eine wie der andere, von den gleichen Ängsten verzehrt und mit den gleichen Störungen behaftet sind. Daß Monsieur de Charlus alterte, stellte man übrigens auch an ganz anderen Zeichen fest, zum Beispiel an dem ungewöhnlichen Ausmaß, in dem er neuerdings im Gespräch bestimmte Ausdrücke verwendete, die förmlich wucherten, unaufhörlich darin wiederkehrten (wie etwa: »die Verkettung der Umstände«), mit denen sich jetzt die Rede des Barons von Satz zu Satz wie mit unentbehrlichen Stützen weiterhalf. »Ist Charlie schon da?« fragte Brichot Monsieur de Charlus, als wir eben an der Haustür schellen wollten. »Oh! Ich weiß nicht«, sagte

der Baron und hob die Hände in die Luft, während er halb die Augen schloß und die Miene eines Menschen annahm, der nicht der Indiskretion bezichtigt werden will, um so mehr als ihm Morel wahrscheinlich Vorwürfe gemacht hatte wegen Dingen (die dieser, da er ebenso ängstlich wie eitel war und Monsieur de Charlus ebenso gern verleugnete, wie er sich des Umgangs mit ihm rühmte, für schwerwiegend gehalten hatte, obwohl sie belanglos waren), die der Baron gesagt hatte. »Wissen Sie, ich habe keine Ahnung, was er treibt. Ich weiß nicht, mit wem er mich betrügt, ich sehe ihn doch kaum.« Schon die Gespräche zwischen zwei Personen, die eine enge Beziehung zueinander haben, mögen mit Lügen durchsetzt sein; nicht weniger selbstverständlich erscheinen sie in den Unterhaltungen, die ein Dritter mit einem der Liebenden über die geliebte Person führt, welchem Geschlecht sie auch angehören mag.

»Ist es lange her, daß Sie ihn zuletzt gesehen haben?« fragte ich Monsieur de Charlus, um mir gleichzeitig den Anschein zu geben, als scheue ich mich nicht, mit ihm von Morel zu sprechen, und als sei ich nicht überzeugt, daß er völlig mit ihm lebte. »Er ist zufällig heute morgen auf fünf Minuten zu mir hereingekommen, als ich noch halb im Schlaf lag, und hat sich auf die Ecke meines Bettes gesetzt, als wenn er mich hätte vergewaltigen wollen.« Ich hatte sofort den Eindruck, daß der Baron wahrscheinlich mit Charlie noch vor einer Stunde zusammen gewesen war, denn wenn man die Geliebte eines Mannes, von dem man weiß – oder, wie sie vielleicht vermutet, glaubt –, daß er ihr Liebhaber ist, fragt, wann sie ihn gesehen hat, so antwortet sie, wenn sie mit ihm Tee getrunken hat: »Ich habe ihn kurz vor dem Mittagessen gesehen.« Der einzige Unterschied zwischen diesen beiden Sachverhalten besteht darin, daß der eine erlogen und der andere wahr ist. Doch der eine ist ebenso unschuldig oder, wenn man so will, ebensowenig harmlos wie der andere. Daher würde man nicht verstehen, weshalb die Geliebte (in diesem Fall also Monsieur

de Charlus) immer den erlogenen Sachverhalt wählt, wenn man nicht wüßte, daß derartige Antworten ohne Wissen der Person, die sie gibt, durch Faktoren bestimmt werden, deren Menge in einem solchen Mißverhältnis zu der Winzigkeit des Sachverhalts steht, daß man nicht bereit ist, etwas auf sie zu geben. Doch für einen Physiker erkärt sich die Position, die eine noch so kleine Holundermarkkugel einnimmt, durch das Wirken, den Konflikt oder das Gleichgewicht zwischen Gesetzen der Anziehung und Abstoßung, die für ungleich größere Welten maßgebend sind.[1] Nur erinnerungshalber wollen wir hier den Wunsch erwähnen, natürlich und kühn zu erscheinen, die instinktive Geste, mit der man ein geheimes Stelldichein zu verbergen sucht, die Mischung von Scham und Ostentation, das Bedürfnis, zu bekennen, was einem selbst so angenehm ist, das heißt zu zeigen, daß man geliebt wird, einen gewissen Scharfblick auch für das, was der Zuhörer – ohne es zu sagen – vermutet oder weiß, einen Scharfblick, der immer etwas weniger weit oder weiter als der des anderen reicht, so daß man diesen jeweils über- oder unterschätzt, das unwillkürliche Vergnügen daran, mit dem Feuer zu spielen, und dennoch die Absicht, vor seinem Zugriff gewisse Dinge in Sicherheit zu bringen. Genauso viele verschiedene Gesetze, die in entgegengesetzten Richtungen wirken, diktieren auch allgemeinere Antworten, welche die Unschuld, den »Platonismus« oder, umgekehrt, die sinnliche Wirklichkeit von Beziehungen betreffen, die man mit einer Person unterhält, von der man sagt, wenn man sie am Abend gesehen hat, man habe sie am Morgen gesehen. Dennoch wollen wir in ganz allgemeiner Form feststellen, daß Monsieur de Charlus trotz der Verschlimmerung seines Übels, durch die er unaufhörlich dazu gedrängt wurde, kompromittierende Einzelheiten zu enthüllen, anzudeuten, zuweilen auch einfach zu erfinden, während dieser Periode seines Lebens gleichwohl aufrechtzuerhalten bemüht war, daß Charlie nicht der gleichen Menschensorte angehörte wie er, Charlus, und daß zwischen ihnen

nichts als bloße Freundschaft bestand. Das stimmte vielleicht sogar, schloß jedoch nicht aus, daß er sich manchmal widersprach (wie mit Bezug auf die Stunde, zu der er ihn zuletzt gesehen haben wollte), sei es, daß er sich dann vergaß und die Wahrheit sagte, oder aber aus Eitelkeit oder Sentimentalität, vielleicht auch weil er es witzig fand, den Zuhörer irrezuführen, eine Lüge ersann. »Sie müssen wissen, daß er für mich«, fuhr der Baron fort, »ein guter kleiner Kamerad ist, für den ich die größte Zuneigung hege, wie er, dessen bin ich gewiß« (zweifelte er wohl doch daran, daß er derart das Bedürfnis verspürte, zu bekräftigen, er sei dessen gewiß?) »sie gleichfalls auch mir entgegenbringt, aber es ist sonst nichts zwischen uns, nicht das allergeringste, Sie verstehen schon, auch nicht so viel«, betonte der Baron in so natürlicher Weise, als spreche er von einer Frau. »Jaja, er hat mich heute morgen aus dem Schlaf reißen wollen. Dabei weiß er, daß ich es nicht ausstehen kann, wenn man mich im Bett liegen sieht. Geht es Ihnen nicht auch so? Oh! Das ist doch abscheulich, es stört einen, man sieht ja grauenhaft häßlich aus, ich weiß doch, daß ich nicht mehr fünfundzwanzig bin; ich bewerbe mich ja auch nicht um einen Schönheitspreis, aber einen kleinen Rest Eitelkeit bewahrt man doch immer noch.«

Möglicherweise war der Baron aufrichtig, wenn er von Morel wie von einem guten kleinen Kameraden sprach, und sagte vielleicht die Wahrheit, als er zu lügen glaubte und die Bemerkung machte: »Ich weiß nicht, was er treibt, ich kenne sein Leben nicht.« Tatsächlich: Weisen wir jetzt schon darauf hin (wobei wir um ein paar Wochen unserer Erzählung vorgreifen, wir setzen sie aber gleich nach dieser Parenthese wieder fort und schieben die Zwischenbemerkung nur schnell ein, während Monsieur de Charlus, Brichot und ich auf das Haus von Madame Verdurin zugehen[1]), daß kurze Zeit nach diesem Abend der Baron durch einen Brief, den er versehentlich öffnete, obwohl er an Morel gerichtet war, in Schmerz und Bestürzung versetzt wurde. Dieser Brief, der nebenher auch mir

grausamen Kummer bereiten sollte, stammte von der Schauspielerin Léa, die wegen ihrer ausschließlichen Neigung zu Frauen berühmt war. Ihr Brief an Morel nun (von dem Monsieur de Charlus nicht einmal ahnte, daß er sie kannte) war in den leidenschaftlichsten Tönen abgefaßt. Seine Direktheit macht es unmöglich, ihn hier wörtlich zu zitieren, aber es sei doch gesagt, daß Léa nur im Femininum von Morel sprach und ihm zum Beispiel schrieb: »Du bist ja eine ganz Infame, du!«, »Meine liebe Süße«, »Du gehörst doch wenigstens dazu, usw.«. Und in diesem Brief war von mehreren anderen Frauen die Rede, die nicht weniger die Freundinnen Morels als Léa zu sein schienen. Die Tatsache andererseits, daß Morel sich über Monsieur de Charlus, Léa aber über einen Offizier lustig machte, der sie aushielt und von dem sie sagte: »Er beschwört mich in seinen Briefen, ja recht brav zu sein! Stell dir so etwas vor, du kleine weiße Miezekatze!«, enthüllte Monsieur de Charlus eine nicht weniger erahnte Wirklichkeit als die speziellen Beziehungen, die Morel und Léa miteinander verknüpften. Der Baron war vor allem über den Ausdruck »dazugehören« bestürzt. Nachdem er zuerst nichts davon gewußt hatte, war ihm schließlich seit einer schon recht geraumen Zeit zu Bewußtsein gekommen, daß er selbst »dazugehörte«. Nun aber wurde dieser Begriff, den er sich zu eigen gemacht hatte, von neuem in Frage gestellt. Als er entdeckt hatte, daß er selbst »dazugehörte«, hatte er nur zu erkennen gemeint, daß seine Neigung, wie Saint-Simon es ausdrückt, »nicht den Frauen galt«[1] . Hier aber erfuhr in bezug auf Morel dieser Ausdruck »dazugehören« eine Ausweitung, von der Monsieur de Charlus nichts gewußt hatte, in dem Sinne nämlich, daß offenbar Morel diesem Brief zufolge den Beweis erbracht hatte, er »gehöre« insofern »dazu«, als er die gleiche Neigung für Frauen empfand wie die Frauen selber. Von da an hatte die Eifersucht des Barons keinen Grund mehr, sich auf die Männer zu beschränken, die Morel kannte, sondern mußte nunmehr auch die Frauen umfassen. So waren also Menschen,

die »dazugehörten«, nicht allein diejenigen, von denen er es geglaubt hatte, sondern ein ganz ungeheuer großer Teil der Bewohner dieses Planeten, sowohl Frauen wie Männer, Männer, die nicht nur Männer, sondern auch Frauen liebten, und bei dieser neuen Auslegung eines Wortes, das ihm so vertraut geworden war, fühlte der Baron sich von einer Beunruhigung des Geistes ebensosehr wie der des Herzens heimgesucht angesichts des doppelten Mysteriums, aus dem ihm gleichzeitig eine Vermehrung seiner Eifersucht und die plötzliche Erkenntnis der Unzulänglichkeit eines Begriffs erwuchs.

Monsieur de Charlus war in seinem Leben immer nur ein Dilettant gewesen.[1] Das bedeutet, daß Vorfälle solcher Art ihm von keinerlei Nutzen waren. Er verschaffte dem peinlichen Eindruck, den er davon behalten mochte, ein Ventil in heftigen Szenen, in denen er sehr wortgewandt sein konnte, oder in hinterlistigen Intrigen. Für ein Wesen vom Rang Bergottes hingegen hätten sie wertvoll sein können. Das erklärt vielleicht sogar zum Teil (da wir zwar blindlings handeln, aber doch, indem wir wie die Tiere die Pflanze wählen, die uns bekommt), daß Menschen wie Bergotte gewöhnlich in der Gesellschaft von mittelmäßigen, falschen und boshaften Personen leben. Ihre Schönheit befriedigt die Einbildungskraft des Schriftstellers, spornt ihn zur Güte an, verwandelt aber in nichts die Natur seiner Gefährtin, deren um Tausende von Metern unter dem seinen liegendes Dasein, deren unwahrscheinliche Bekanntschaften und über alles, was man sich vorstellen kann, hinausgehende, besonders aber davon abweichende Lügen von Zeit zu Zeit blitzartig erhellt werden. Die Lüge, die vollkommene Lüge über Leute, die wir kennen, die Beziehungen, die wir mit ihnen gehabt haben, unseren Beweggrund bei einem Tun, den wir auf völlig andere Weise formulierten, die Lüge über das, was wir sind, über das, was wir lieben, über das, was wir dem Wesen gegenüber empfinden, das uns liebt und uns nach seinem Bild geformt zu haben glaubt, weil es uns den ganzen Tag umarmt und küßt, diese

Lüge gehört zu den wenigen Dingen auf der Welt, die uns Perspektiven auf Neues, auf Unbekanntes eröffnen und in uns den eingeschlafenen Sinn für die Betrachtung von Welten wiederzuerwecken vermögen, die wir sonst niemals kennengelernt hätten. Was nun Monsieur de Charlus angeht, so muß man sagen, daß er – so bestürzt er auch war, eine gewisse Anzahl von Dingen über Morel zu erfahren, die dieser ihm sorgfältig verborgen hatte – dennoch unrecht tat, daraus zu schließen, es sei ein Irrtum, sich mit Leuten aus dem Volk einzulassen, und daß solch schmerzliche Enthüllungen (die schmerzlichste war die einer Reise Morels mit Léa, als er Monsieur de Charlus versichert hatte, er halte sich zu dieser Zeit, um Musik zu studieren, in Deutschland auf. Um seiner Lüge Halt zu verleihen, hatte er gutwillige Personen eingespannt, denen er Briefe nach Deutschland gesandt hatte, von wo aus man sie an Monsieur de Charlus zurückschickte, der im übrigen so überzeugt war, Morel sei dort, daß er den Poststempel gar nicht angeschaut hatte).[1] Man wird tatsächlich im letzten Band dieses Werkes sehen, wie Monsieur de Charlus Dinge tut, die die Mitglieder seiner Familie und seines Freundeskreises weit mehr entsetzt hätten, als es für ihn das durch Léa offenbarte Leben zu tun vermocht hatte.

Es ist jedoch Zeit, den Baron einzuholen, der mit Brichot und mir seine Schritte zur Tür der Verdurins lenkt. »Und was ist«, setzte er zu mir gewandt hinzu, »aus Ihrem jungen hebräischen Freund geworden, den wir in Douville[1] sahen? Ich hatte gedacht, man könnte ihn, wenn es Ihnen Vergnügen macht, einmal einen Abend einladen.« Tatsächlich ließ Monsieur de Charlus, der es zufrieden war, ohne jede Scheu die Handlungen und Schritte Morels genau wie ein Ehemann oder Liebhaber durch ein Detektivbüro beobachten zu lassen, nicht davon ab, ein Auge auf andere junge Männer zu werfen. Die Überwachung, die er auf dem Weg über einen alten Bedienten durch ein solches Büro Morel angedeihen ließ, war so wenig diskret, daß seine persönlichen Diener sich bespitzelt glaubten

und ein Zimmermädchen überhaupt kein normales Leben mehr zu führen oder auf die Straße zu gehen wagte, da es meinte, unaufhörlich einen Detektiv auf den Fersen zu haben. Der alte Diener aber bemerkte laut und ironisch dazu: »Dabei kann sie tun, was sie will! Man würde nur Zeit und Geld verlieren, wenn man ihr nachspionierte! Als ob ihr Betragen uns im geringsten interessierte!« Denn er hing seinem Herrn so leidenschaftlich an, daß er schließlich, obwohl er in keiner Weise die Neigungen des Barons teilte, dennoch – mit so heißem Eifer suchte er ihm zu dienen – sprach, als ob diese auch die seinigen wären. »Das ist der bravste Kerl, den man sich denken kann«, pflegte Monsieur de Charlus von diesem alten Diener zu sagen, denn man schätzt niemanden so sehr wie die Personen, die mit großen Tugenden auch die eine verbinden, sie alle rückhaltlos unseren Lastern zur Verfügung zu stellen. Monsieur de Charlus konnte allerdings, was Morel betraf, Eifersucht nur auf Männer empfinden. Frauen flößten ihm keine ein. Für Charlusse ist das übrigens beinahe die Regel. Die Liebe des Mannes, den sie lieben, zu einer Frau ist etwas anderes, das sich gleichsam innerhalb einer anderen Spezies abspielt (der Löwe läßt die Tiger in Ruhe), das sie nicht stört, sondern ihnen eher Beruhigung verschafft. Manchmal allerdings kommt es vor, daß jenen, die aus der Homosexualität ein Priestertum machen, diese Liebe widerwärtig ist. Daß ihr Freund sich ihr überläßt, tragen sie ihm nicht als Betrug, sondern als Entartung nach. Ein anderer Charlus, als der Baron einer war, wäre ebenso empört gewesen, Morel in Beziehungen zu einer Frau zu wissen, als hätte er aus einem Plakat ersehen, daß er, der Bach und Händel interpretierte, Puccini spielen wolle.[1] Aus diesem Grund übrigens beteuern junge Männer, die aus Eigennutz den Neigungen der Charlusse nachgeben, diesen immer wieder, daß »die Schachteln« ihnen nur Abscheu einflößten, so, wie sie dem Arzt sagen würden, sie nähmen nie Alkohol zu sich und hätten nur für Quellwasser etwas übrig. Monsieur de Charlus aber wich in diesem

Punkt ein wenig von der üblichen Regel ab. Da er alles an Morel bewunderte, bereiteten ihm dessen Erfolge bei Frauen, ohne im leisesten seinen Argwohn zu wekken, die gleiche Freude wie die Erfolge bei einem Konzert oder beim Ecarté. »Wissen Sie, mein Lieber, die Frauen sind ganz versessen auf ihn«, teilte er mit einer Miene mit, als enthülle er etwas nahezu Anstößiges, einer Miene vielleicht des Neides, vor allem jedoch der Bewunderung. »Er ist fabelhaft«, setzte er hinzu. »Überall haben die angesehensten Dirnen einzig Augen für ihn. Er fällt überall auf, in der Untergrundbahn so gut wie im Theater. Das artet schon in Belästigung aus! Ich kann mit ihm in kein Restaurant gehen, ohne daß der Kellner ihm nicht von mindestens drei Frauen Billetdoux bringt. Noch dazu immer von hübschen. Im übrigen wundert es mich nicht. Ich sah ihn mir gestern an und kann es recht gut verstehen, er ist ja eine richtige Schönheit geworden, er sieht wie ein Bronzino[2] aus, er ist wirklich wunderbar.« Doch zeigte Monsieur de Charlus gern, daß er Morel liebte, und legte Wert darauf, die anderen, vielleicht sogar sich selbst davon zu überzeugen, daß jener ihn wiederliebte. Er setzte einen gewissen Ehrgeiz darein, ihn dauernd bei sich zu haben, und zwar ungeachtet des Schadens, den dieser junge Mann ihm für seine gesellschaftliche Situation bereiten konnte. Denn (und dieser Fall ist häuf ig bei hochgestellten Leuten und bei Snobs, die aus Eitelkeit alle Beziehungen abbrechen, um sich überall mit einer Geliebten sehen zu lassen, einer Halbweltdame oder einer Frau mit nicht ganz einwandfreiem Ruf, die nirgends empfangen wird und mit welcher liiert zu sein ihnen dennoch schmeichelhaft erscheint) er war an dem Punkt angelangt, wo das Ehrgefühl seinen ganzen Ehrgeiz darauf richtet, die Erfolge zunichte zu machen, die es vordem errungen hat: sei es, daß man unter dem Einfluß der Liebe ein anderes nicht wahrnehmbares Prestige in den ostentativ zur Schau getragenen Beziehungen zum Gegenstand der Liebe sieht, sei es, daß infolge des Erlahmens des befriedigten gesellschaftlichen Ehrgeizes und der an-

schwellenden Flut der Neugier auf Dienstbotenliebe, die ihn um so mehr in Anspruch nahm, als sie platonischer war, diese Neugier die Höhe, auf der andere Neugierden sich kaum zu halten vermochten, nicht nur erreicht, sondern überschritten hatte.

Was die anderen jungen Männer anbelangt, befand Monsieur de Charlus, für seine Neigung zu ihnen sei Morels Existenz kein Hindernis und Morels strahlender Ruhm als Geiger oder seine zunehmende Beachtung als Komponist und als Journalist könne sogar in gewissen Fällen zu einem Anreiz werden. Stellte man dem Baron einen jungen Komponisten von angenehmem Äußeren vor, so suchte er die Talente Morels zu nutzen, um dem Neuankömmling ein Kompliment zu machen. »Sie sollten mir«, sagte er dann zu ihm, »ein paar von Ihren Kompositionen bringen, damit Morel sie im Konzert oder auf einer seiner Tourneen spielt. Es gibt so wenig hübsche Musik für die Geige! Es ist eine wahre Wohltat, wenn man da etwas Neues findet. Ausländer vor allem schätzen das sehr. Selbst in der Provinz gibt es kleine musikalische Kreise, in denen die Musik mit bewunderswertem Eifer und Verständnis gepflegt wird.« Ebenso unaufrichtig (denn alles diente nur als Köder, und selten gab sich Morel für die Verwirklichung solcher Pläne her) hatte Monsieur de Charlus, da er von Bloch wußte, daß dieser manchmal dichtete – »wenn ihm danach zumute war«, hatte mein alter Kamerad mit dem sarkastischen Lächeln hinzugesetzt, mit dem er gern eine Banalität begleitete, wenn ihm nichts Originelleres einfiel –, zu mir gesagt: »Sagen Sie doch diesem jungen Israeliten, er soll mir, da er ja Verse macht, etwas für Morel bringen. Für einen Komponisten ist es immer eine kritische Frage, ob er auch etwas Hübsches findet, was sich in Musik setzen läßt. Man könnte vielleicht sogar an ein Libretto denken. Das wäre nicht uninteressant und würde durch das Verdienst des Poeten, durch meine Protektion, durch eine ganze Verkettung von weiteren Umständen, die förderlich sind und unter denen na-

türlich Morels Talent den ersten Platz einnimmt, eine gewisse Bedeutung bekommen. Denn er komponiert jetzt viel, und er schreibt auch sehr hübsch. Ich werde Ihnen noch davon erzählen. Was sein Virtuosentalent anbelangt (Sie wissen ja, daß er auf diesem Gebiet schon ein wahrer Meister ist), werden Sie heute abend sehen, wie gut dieser Bursche die Musik Vinteuils spielt. Ich bin jedesmal ganz hingerissen, daß man in seinem Alter ein solches Verständnis aufbringen und doch dabei so jungenhaft, ja geradezu pennälerisch sein kann! Oh! Heute abend handelt es sich freilich nur um eine kleine Probe. Der große Zauber findet erst in ein paar Tagen statt, aber heute wird es bei weitem eleganter zugehen. Wir sind daher entzückt, daß Sie gekommen sind«, bemerkte er, wobei er dieses »wir« zweifellos verwendete, weil der König »Wir wollen« sagt. »Wegen des großartigen Programms habe ich Madame Verdurin geraten, zwei Festlichkeiten zu veranstalten: die eine erst in einigen Tagen, wo sie alle ihre Bekannten da haben wird, die andere heute abend, wo die Patronne, wie man bei den Juristen sagt, nicht zuständig ist. Ich selbst habe die Einladungen ausgegeben, und zwar habe ich einige nette Leute aus einem anderen Milieu gebeten, die für Charlie nützlich sein können und deren Bekanntschaft für die Verdurins ganz nett sein wird. Es ist gewiß gut und schön, die schönsten Sachen von den größten Künstlern spielen zu lassen, aber die Darbietung bleibt doch wie in Watte erstickt, wenn das Publikum sich aus der Kurzwarenhändlerin von gegenüber und dem Viktualienkrämer an der Ecke zusammensetzt. Sie wissen, was ich von dem geistigen Niveau der Gesellschaft halte, aber sie kann doch gewisse ziemlich wichtige Rollen übernehmen, unter anderem die, welche für öffentliche Angelegenheiten der Presse zufällt, nämlich die, ein Organ der Weiterverbreitung zu sein. Sie verstehen, was ich meine; ich habe zum Beispiel meine Schwägerin Oriane eingeladen; es ist nicht sicher, daß sie kommt, sicher aber ist, daß sie, wenn sie kommt, absolut nichts verstehen wird. Es wird auch gar nicht

von ihr verlangt, daß sie versteht – das übersteigt ihre Möglichkeiten –, sondern daß sie davon spricht, was ihr ganz ausgezeichnet liegt und woran sie es nicht fehlen lassen wird. Was heißt: Schon morgen anstelle des Schweigens der Kurzwarenhändlerin und des Viktualienkrämers angeregte Unterhaltung bei den Mortemart, bei denen Oriane berichtet, sie habe wundervolle Dinge gehört, ein gewisser Morel, und so weiter … daraufhin unbeschreibliche Wut bei allen Nichteingeladenen, die sämtlich sagen werden: »Palamède hat uns zweifellos für unwürdig erachtet. Was sind das überhaupt für Leute, bei denen das Ganze stattgefunden hat«; eine Gegenstimme, ebenso nützlich wie die Lobgesänge Orianes, weil der Name Morel unaufhörlich darin wiederkehrt und sich schließlich dem Gedächtnis einprägt wie eine Lektion, die man zehnmal hintereinander liest. Daraus ergibt sich eine Verkettung von Umständen, die für den Künstler und auch für die Hausherrin großen Wert haben kann und gewissermaßen als Lautsprecher für eine Darbietung dient, die so auch einem fernen Publikum zu Ohren kommt. Es ist wirklich der Mühe wert: Sie werden sehen, welche Fortschritte er gemacht hat. Im übrigen hat man an ihm ein neues Talent entdeckt, mein Lieber, er schreibt wie ein Gott.[1] Wie ein Gott, kann ich Ihnen sagen.

Da Sie doch Bergotte[2] gut kennen, hatte ich daran gedacht, Sie hätten vielleicht sein Gedächtnis ein wenig auffrischen können, was die Prosa dieses jungen Burschen betrifft und gewissermaßen mit mir zusammenarbeiten und mir helfen, eine Verkettung der Umstände zu schaffen, die imstande wäre, eine Doppelbegabung zu fördern, in der sich das Talent eines Musikers mit dem eines Schriftstellers vereint und die eines Tages ein Prestige wie das von Berlioz erreichen kann. Sie wissen sicher selbst, was man Bergotte sagen müßte. Sie wissen ja, berühmte Menschen denken oft an andere Dinge, sie werden von allen Seiten umschmeichelt und interessieren sich fast nur für sich selbst. Bergotte aber, der wirklich

schlicht und hilfsbereit ist, muß es doch möglich machen können, daß im *Gaulois* oder sonstwo die kleinen, halb humoristischen, halb musikalischen Geschichten erscheinen, die wirklich allerliebst sind, und ich würde mich ungemein freuen, wenn Charlie seinem Spiel mit der Geige diese Spielerei mit der Feder hinzufügen würde. Ich weiß, daß ich leicht ins Übertreiben gerate, wenn es sich um ihn handelt, wie alle alten kindernärrischen Konservatoriumstanten. Wie, mein Lieber, wußten Sie das nicht? Sie wissen wohl gar nicht, wie treuherzig ich sein kann. Stundenlang streiche ich vor der Tür der Prüfungskommission herum. Dabei amüsiere ich mich wie eine Königin.[1] Und was Bergotte anbelangt, so hat er mir versichert, es sei wirklich sehr gut.«

Monsieur de Charlus, der ihn seit langem durch Swann kannte, hatte ihn tatsächlich aufgesucht und gebeten, für Morel zu erreichen, daß eine Zeitung sich bereit erklärte, halb humoristische Musikartikel von ihm zu bringen. Als er zu ihm ging, verspürte Monsieur de Charlus leise Gewissensbisse, denn als großer Bewunderer Bergottes war er sich dessen bewußt, daß er ihn nie um seiner selbst willen besuchte, sondern nur um aufgrund der teils intellektuellen, teils gesellschaftlichen Achtung, die Bergotte für ihn hegte, Morel oder der Gräfin Molé oder sonst jemandem einen großen Dienst zu erweisen. Die Gesellschaft nur mehr zu diesem Zweck zu benutzen hatte Monsieur de Charlus keinerlei Bedenken, aber Bergotte gegenüber kam es ihm ärger vor, weil er wußte, daß diesem der Utilitarismus der Gesellschaft fremd war und er so etwas nicht verdiente. Doch war sein eigenes Dasein eben sehr ausgefüllt, und er fand freie Zeit nur, wenn er große Lust auf etwas hatte, zum Beispiel wenn es sich um eine Sache handelte, die sich auf Morel bezog. Da er im übrigen sehr klug war, lag ihm an der Unterhaltung eines ebenfalls klugen Menschen nicht viel, besonders nicht an der Bergottes, der für seinen Geschmack zu literarisch war und einem anderen Clan angehörte, in dem man nicht den Standpunkt des Barons einnahm.

Bergotte selbst war sich zwar des reinen Utilitarismus der Besuche von Monsieur de Charlus bewußt, doch er verargte es ihm nicht; er war unfähig zu konsequenter Güte, hatte aber das Bedürfnis, Freude zu machen, war verständnisvoll und außerstande, es zu genießen, jemandem eine Lektion zu erteilen. Was das Laster von Monsieur de Charlus anging, so teilte er es nicht im entferntesten, sah darin aber eher etwas, was der Persönlichkeit ein gewisses Kolorit verlieh, da ja für einen Künstler *fas et nefas* [1] nicht in moralischen Exempeln besteht, sondern in Erinnerungen an Plato und Sodoma[2] .

Monsieur de Charlus unterließ hinzuzufügen, daß er seit einiger Zeit wie jene großen Herren des siebzehnten Jahrhunderts, die es verschmähten, ihre Streitschriften zu unterzeichnen oder auch nur selbst zu schreiben, Morel kleine, schmählich verleumderische und gegen die Gräfin Molé gerichtete Zeitungsartikel veröffentlichen ließ. Erschienen sie schon den Lesern unverschämt, um wieviel ärger mußten sie für die junge Frau sein, wenn sie, so geschickt eingeschoben, daß niemand außer ihr es durchschauen konnte, Stellen aus ihren Briefen vorfand, die wörtlich, aber in einem Sinn zitiert waren, der sie verstören mußte wie die grausamste Rache. Die junge Frau starb darüber. Doch alle Tage entsteht in Paris, würde Balzac sagen, eine Art von gesprochener Zeitung, die furchtbarer als jede andere ist. Es wird sich später zeigen, wie diese mündliche Presse die Macht eines aus der Mode gekommenen Charlus zu einem Nichts herabwürdigte und einen Morel, der nicht den millionsten Teil seines ehemaligen Beschützers wert war, weit über ihn erhob. Eine solche intellektuelle Mode ist wenigstens naiv und glaubt aus Überzeugung an die Nichtigkeit eines genialen Charlus und die unbestreitbare Autorität eines stupiden Morel. Der Baron war weniger harmlos bei seinen unversöhnlichen Racheakten. Daher rührte wahrscheinlich das bittere Gift in seinem Mund, das seine Wangen, wenn er in Zorn geriet, mit den Tönungen der Gelbsucht überzog.

»Es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn er heute abend gekommen wäre, denn er hätte dann Charlie mit den Sachen gehört, die er wirklich am besten spielt. Aber er geht nicht aus, ich glaube, er will sich nicht von andern langweilen lassen, und da hat er recht. Aber Sie, mein schöner junger Freund, sieht man nicht oft am Quai Conti. Sie mißbrauchen wahrhaftig die Gastfreundschaft dieses Hauses nicht!« Ich sagte ihm, daß ich vor allem mit meiner Cousine ausging. »Haben Sie das gehört! Er geht mit seiner Cousine aus, dieser Unschuldsengel!« sagte Monsieur de Charlus zu Brichot. Und zu mir gewandt setzte er hinzu: »Aber wir verlangen ja gar keine Rechenschaft über das, was Sie tun, mein Kind. Sie sind frei, zu tun und zu lassen, was Ihnen Vergnügen macht. Wir bedauern nur, daß wir nicht daran teilhaben dürfen. Im übrigen haben Sie einen sehr guten Geschmack, Ihre Cousine ist reizend, fragen Sie nur Brichot, dem sie in Douville vollkommen den Kopf verdreht hat. Wir vermissen sie heute abend bestimmt. Aber Sie haben vielleicht sogar gut daran getan, sie nicht mitzubringen. Die Musik von Vinteuil ist zwar wundervoll, aber ich habe heute morgen durch Charlie erfahren, daß die Tochter des Komponisten mit ihrer Freundin herkommen will, und das sind zwei Personen von ganz entsetzlichem Ruf. So etwas ist doch immer peinlich für ein junges Mädchen. Sogar um meiner Gäste willen ist es mir nicht ganz angenehm. Da sie aber alle bereits das kanonische Alter erreicht haben, hat es für sie nichts weiter zu bedeuten. Die beiden Damen werden also kommen, wenn sie nicht verhindert sind, denn sie sollten heute eigentlich schon am Nachmittag bei der Generalprobe anwesend sein, die Madame Verdurin veranstaltet und zu der sie nur öde Schwätzer, die Familie, Leute, die wir heute abend nicht haben wollen, eingeladen hat. Eben aber, vor dem Abendessen, hat Charlie mir mitgeteilt, daß die beiden, die wir immer als die beiden Fräulein Vinteuil bezeichnen, obwohl sie fest erwartet wurden, nicht gekommen sind.« Trotz des furchtbaren Schmerzes, der mich

befiel, als ich nun jäh den Wunsch Albertines, am Nachmittag herzukommen, mit der angekündigten (mir aber nicht bekannten) Anwesenheit von Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin (nämlich die zuvor allein bekannte Wirkung mit der endlich entdeckten Ursache) in Zusammenhang brachte, bewahrte ich genügend Unbefangenheit zu merken, daß Monsieur de Charlus, der uns vor ein paar Minuten noch gesagt hatte, er habe Charlie seit heute früh nicht gesehen, so unbesonnen war zuzugeben, daß er ihn vor dem Abendessen gesehen hatte. Doch meine Qual wurde sichtbar. »Aber was haben Sie denn?« fragte mich der Baron. »Sie werden ja ganz grün im Gesicht; kommen Sie, wir wollen schnell hineingehen, es ist zu kalt für Sie, Sie sehen jammervoll aus.« Es war nicht der erste Zweifel an der Tugend Albertines, den die Worte von Monsieur de Charlus eben in mir weckten. Viele andere waren schon in mein Bewußtsein eingedrungen. Bei jedem neuen glaubt man, das Maß sei voll, man könne ihn nicht mehr ertragen, dann aber findet man trotz allem auch noch für ihn Platz, und ist er erst einmal in unserem seelischen Organismus untergebracht, so tritt er dort in Konkurrenz zu so vielen Wünschen, glauben zu können, und zu so vielen Gründen zu vergessen, daß man sich bald genug mit ihm abfindet und schließlich gar nicht mehr mit ihm beschäftigt. Gleich einem halb kurierten Schmerz bleibt nur eine drohende Gefahr zu leiden, sozusagen die Kehrseite des Verlangens, der gleichen Ordnung wie dieses zugehörend, was wie dieses zum Mittelpunkt unserer Gedanken geworden ist und darin unendlich weit subtile Kümmernis (wie das Verlangen Freuden unkenntlicher Herkunft) ausstrahlt, überallhin, wo irgend etwas sich mit der Vorstellung jener, die wir lieben, verknüpfen läßt. Doch der Schmerz erwacht wieder, wenn ein neuer, noch unverbrauchter Zweifel in uns dringt; man kann sich noch so sehr sogleich sagen: Ich werde mich schon einrichten, es wird schon ein System geben, damit man nicht zu sehr leidet, es ist sicherlich gar nicht wahr; dennoch war da jener erste Augen-

blick, in dem man litt, als glaubte man daran. Wenn wir nur Glieder hätten, wie Arme und Beine, wäre das Leben erträglich. Unglücklicherweise tragen wir in uns aber jenes kleine Organ, das wir als Herz bezeichnen und das empfänglich ist für gewisse Krankheiten, in deren Verlauf es unendlich beeindruckbar durch alles wird, was das Leben einer gewissen Person betrifft, so daß eine Lüge – diese harmlose Angelegenheit, in deren Atmosphäre wir so fröhlich dahinleben, ob wir sie nun selbst vorbringen oder andere – dieser Person dem kleinen Herzen, das man auf chirurgischem Weg sollte entfernen können, unerträgliche Schmerzanfälle bereitet. Von unserem Gehirn wollen wir gar nicht sprechen, denn unser Denken mag während dieser Anfälle zwar pausenlos räsonnieren, aber es hat keinen größeren Einfluß auf sie als unsere Aufmerksamkeit auf einen akuten Zahnschmerz. Sicherlich hat diese Person sich schuldig gemacht, indem sie uns belog, denn sie hatte uns geschworen, uns immer die Wahrheit zu sagen. Doch wir wissen von uns selbst und von anderen, was solche Schwüre taugen. Dennoch wollten wir ihnen Glauben schenken, obwohl sie von ihr kommen, die alles Interesse daran haben muß, uns zu belügen, und andererseits nicht gerade um ihrer Tugendhaftigkeit willen von uns erwählt worden ist. Später freilich würde sie kaum noch nötig haben, uns zu belügen – gerade dann, wenn unser Herz gegen die Lüge gleichgültig geworden ist –, weil wir uns nicht mehr für ihr Dasein interessieren. Wir wissen es, und dennoch sind wir gerne bereit, unser Leben zu opfern, sei es, daß wir uns um dieser Person willen umbringen, sei es, daß wir uns zum Tode verurteilen lassen, nachdem wir sie ermordet haben, sei es einfach, daß wir in wenigen Jahren für sie unser ganzes Vermögen ausgeben, was uns zwingt, Hand an uns zu legen, weil wir nichts mehr besitzen. Wie ruhig man sich übrigens wähnt, wenn man liebt, immer trägt man die Liebe in einem Zustand des labilen Gleichgewichts im Herzen. Ein Nichts genügt, um die Konstellation des Glücks herzustellen; man strahlt, man

überschüttet mit Zärtlichkeit zwar nicht die, die man liebt, aber alle, die einen in ihren Augen zur Geltung gebracht oder sie vor schädlichen Versuchungen geschützt haben; man hält sich für ruhig, und dabei genügt ein »Gilberte kommt heute nicht«, »Mademoiselle Vinteuil ist eingeladen«, damit das bereits fertig vorhandene Gück, dem man entgegeneilt, in sich zusammenbricht, die Sonne sich verbirgt, die Windrose eine Drehung macht und in unserem Inneren jener Sturm losbricht, dem man eines Tages nicht länger wird standhalten können. An jenem Tag dann, am Tag, an dem das Herz so zerbrechlich geworden ist, leiden die Bewunderer unter unseren Freunden darunter, daß solche Nichtigkeiten, daß gewisse Wesen uns so viel Leid zufügen und uns an den Rand des Grabes zu bringen imstande sind. Doch was können sie tun? Wenn ein Dichter an einer infektiösen Lungenentzündung[1] dahinsiecht, kann man sich dann vorstellen, daß seine Freunde den Pneumokokken erklären, dies sei ein hochbegabter Mann und sie müßten ihn Heilung finden lassen? Mein Zweifel, soweit er Mademoiselle Vinteuil betraf, war nicht unbedingt neu. Doch selbst in den bereits vorhandenen Ausmaßen hatte meine Eifersucht von heute nachmittag, die durch Léa und ihre Freundinnen erregt worden war, ihn ganz überwunden. Nachdem die im Trocadéro lauernde Gefahr gebannt war, hatte ich ein Gefühl vollkommenen Friedens verspürt, glaubte ich ihn für immer wiedergewonnen zu haben. Was mir aber in neuem Licht erschien, das war ein gewisser Spaziergang, von dem Andrée mir gesagt hatte: »Wir sind da und dort gewesen, wir haben niemanden getroffen«, bei dem aber trotz dieser Behauptung Mademoiselle Vinteuil offenbar mit Albertine eine Begegnung bei Madame Verdurin vereinbart hatte. Jetzt hätte ich Albertine gern allein ausgehen, sich überall hinbegeben lassen, sofern ich irgendwie Mademoiselle Vinteuil und ihre Freundin hätte einsperren und gewiß sein können, daß Albertine sie nicht sehen würde. Das kommt daher, daß die Eifersucht gewöhnlich partiell an wechselnden Stellen lokalisiert

ist, sei es, weil sie die schmerzhafte Ausweitung einer Angst ist, die bald von der einen, bald von der anderen Person geweckt wird, die unsere Freundin lieben könnte, oder weil unser Denken infolge seiner Begrenztheit als Tatsache nur erkennt, was es sich vorgestellt hat, das übrige aber in einem unbestimmten Dunkel läßt, an dem man vergleichsweise nicht leiden kann.

In dem Augenblick, als wir in den Hof des Hauses traten, wurden wir von Saniette eingeholt, der uns nicht gleich erkannt hatte. »Dabei gewahrte ich Sie schon seit einer Weile«, sagte er außer Atem. »Ist es nicht wundersam, daß ich erst zögerte?« »Dabei sah ich Sie« und »ist es nicht seltsam« wären ihm als Fehler vorgekommen; er stand seit einiger Zeit auf aufreizend vertrautem Fuß mit den alten Formen der Sprache. »Dabei kann ich mich durch Ihre Freundschaft wahrlich nicht inkommodiert fühlen.« Seine graue Gesichtsfarbe schien vom bleiernen Widerschein eines Gewitters erhellt. Die Atemnot, die sich noch im Sommer nur eingestellt hatte, wenn er von Monsieur Verdurin »angeschnauzt« wurde, war jetzt chronisch geworden. »Ich weiß, es wird ein unveröffentlichtes Werk Vinteuils von ausgezeichneten Künstlern aufgeführt werden, und zwar singulärerweise von Morel.« – »Wieso singulärerweise?« fragte der Baron, der in diesem Adverb eine Kritik witterte. »Unser Freund Saniette«, beeilte sich Brichot, der die Rolle des Dolmetschers übernahm, zu erklären, »spricht als der exzellente Literaturkenner, der er ist, die Sprache einer früheren Zeit, in der ›singulärerweise‹ etwa ›im besonderen‹ heißt.«

Als wir in das Vorzimmer der Gastgeberin traten, fragte mich Monsieur de Charlus, ob ich arbeitete, und als ich verneinte, dafür aber erklärte, ich interessierte mich in diesem Augenblick sehr für alte Silber- und Porzellanservices, antwortete er mir, ich könne nirgends schönere sehen als bei den Verdurins, ich hätte sie übrigens schon in La Raspelière sehen können, da die Verdurins unter dem Vorwand, die Gegen-

stände seien auch Freunde, so verrückt seien, alles mit sich zu führen; es wäre allerdings weniger bequem, am Abend einer Festlichkeit alles für mich herauszuziehen, er würde aber dennoch darum bitten, daß man mir alles, was ich zu sehen wünschte, zeigte. Ich bat ihn, nichts dergleichen zu tun. Monsieur de Charlus knöpfte seinen Überzieher auf und nahm den Hut ab; ich sah, daß sein Haar oben jetzt stellenweise Silberflecke aufwies. Doch wie ein kostbarer Strauch, der sich im Herbst nicht nur verfärbt, sondern an dem man gewisse Blätter durch eine Umhüllung aus Watte oder Auflegen von Gipsverbänden schützt, erhielt Monsieur de Charlus durch diese weißen Haare auf dem Gipfel seines Hauptes nur den Zusatz eines weiteren Farbenspiels, das zum Farbenspiel seines Gesichts hinzukam. Selbst unter den verschiedenen Schichten, die wechselnde Stimmungen, Schminke und Heuchelei mit ihrer unzulänglichen Überdeckung darauf bildeten, verschwieg das Gesicht von Monsieur de Charlus auch weiterhin fast für alle Welt das Geheimnis, das es in meinen Augen offen herauszuschreien schien. Ich fühlte mich beinahe peinlich berührt durch seine Blicke, denn ich fürchtete, er könne mich dabei überraschen, daß ich es aus ihnen wie aus einem offenen Buch herauslas, oder durch seine Stimme, die es mir in allen Tonarten mit unermüdlicher Indezenz zu wiederholen schien. Doch Geheimnisse werden von den Menschen wohl bewahrt, denn alle, die ihnen nahekommen, sind taub und blind. Wer von den einen oder anderen, zum Beispiel von den Verdurins, die Wahrheit erfuhr, glaubte diese zwar, aber doch nur so lange, wie er Monsieur de Charlus nicht kannte. Weit davon entfernt, sie zu bekräftigen, zerstreute sein Gesicht die bösen Gerüchte. Denn wir machen uns von gewissen Entitäten eine so große Vorstellung, daß wir sie mit den vertrauten Zügen einer uns bekannten Person nicht in Einklang bringen können. Und es fällt uns schwer, an Laster zu glauben, so wie wir nie und nimmer an die Genialität eines Menschen glauben

können, mit dem wir noch am Tag zuvor in der Oper gewesen sind.

Monsieur de Charlus war gerade dabei, seinen Überzieher mit Anweisungen abzugeben, wie sie ein guter Freund des Hauses erteilt. Der Diener aber, dem er ihn reichte, war ein Neuer und zudem ganz jung. Nun aber verlor Monsieur de Charlus jetzt häufig, was man die Orientierung nennt, und war sich nicht mehr dessen bewußt, was man tut und was man besser unterläßt. Während er in Balbec das löbliche Bedürfnis gehabt hatte zu zeigen, daß gewisse Themen ihn nicht erschreckten, und sich nicht gescheut hatte, etwa von jemandem zu sagen: »Er ist ein hübscher Junge«, das heißt die gleichen Dinge zu bemerken, die ein anderer hätte sagen können, der nicht so war wie er, kam es jetzt vor, daß sich dieses Bedürfnis im Aussprechen von Dingen äußerte, die niemand hätte sagen können, der nicht so war wie er – Dinge, auf die sein Geist so beständig fixiert war, daß er darüber vergaß, daß sie keineswegs alle Welt so ausschließlich beschäftigten. Während er also den neuen Diener ins Auge faßte, hob er den Zeigefinger drohend in die Luft, und in der Meinung, er mache einen hervorragenden Scherz, sagte er zu dem jungen Mann: »Hören Sie, ich verbiete Ihnen, mir solche Augen zu machen« und fügte zu Brichot gewandt hinzu: »Der Kleine hat ein komisches Gesicht, er hat eine amüsante Nase«; darauf – ob er nun den Scherz vervollständigen wollte oder einem Verlangen nachgab – streckte er den Zeigefinger horizontal aus, zögerte einen Augenblick, stieß ihn, als könne er nicht länger an sich halten, dem Diener entgegen und berührte dessen Nase mit einem »Piff!«; dann betrat er den Salon, gefolgt von Brichot, mir und Saniette, der uns mitteilte, daß die Fürstin Scherbatow um sechs Uhr gestorben war. Das ist aber ein komischer Laden, dachte der junge Diener, der seine Kameraden fragte, ob der Baron nur ein Spaßvogel sei oder wirklich einen Vogel habe.[1] »Das sind halt so Manieren, die er nun mal hat«, erwiderte ihm der Majordomus (der fand, er habe »einen

kleinen Stich«, er sei etwas »bescheuert«), »aber er gehört zu den Freunden von Madame, die ich immer am meisten geschätzt habe, er hat ein gutes Herz.«

In diesem Augenblick kam Monsieur Verdurin uns entgegen; nur Saniette wartete noch ergeben, daß man ihm seine Sachen abnahm, nicht ohne Angst vor der Kälte, denn die Außentür ging unaufhörlich auf. »Was stehen Sie denn da herum wie ein geprügelter Hund?« fragte ihn Monsieur Verdurin. »Ich warte, daß eine der Personen, die beim Ablegen behilflich sind, mir meinen Überzieher abnimmt und mir eine Nummer gibt.« – »Was sagen Sie da?« gab Monsieur Verdurin mit strenger Miene zurück, »›beim Ablegen‹! Sie werden wohl schon vollkommen trottelig. Man sagt: ›beim Ausziehen‹. Sie müssen wohl erst noch einmal sprechen lernen wie nach einem Schlaganfall!« – »›Beim Ablegen‹ ist der korrekte Ausdruck«, murmelte Saniette mit stockender Stimme. »Der Abbé Le Batteux[2] …« – »Sie fallen mir wirklich auf die Nerven, Sie«, herrschte Monsieur Verdurin ihn mit furchtbarer Stimme an. »Und weshalb schnaufen Sie denn so! Sie tun ja, als wären Sie sechs Stockwerke hinaufgestiegen.« Monsieur Verdurins Grobheit bewirkte, daß die Männer in der Garderobe alle anderen vor Saniette bedienten und ihm, als er ihnen gleichwohl seine Sachen reichen wollte, zur Antwort gaben: »Immer nach der Reihe, mein Herr. Drängeln Sie doch nicht so.« – »Die Leute wissen, was Ordnung heißt, sie verstehen ihr Fach. Ausgezeichnet, meine Guten«, sagte mit einem Lächeln der Sympathie Monsieur Verdurin, um seine Leute in ihrer Absicht, Saniette erst nach allen anderen durchzulassen, noch zu ermutigen. »Kommen Sie«, sagte er zu uns, »dieser dumme Kerl wird noch erreichen, daß wir uns alle den Tod holen hier in seinem geliebten Durchzug. Wir wollen uns lieber im Salon ein bißchen aufwärmen. Beim Ablegen!« wiederholte er, als wir im Salon angekommen waren, »was für ein Trottel!« – »Er drückt sich manchmal ein wenig gesucht aus, sonst ist er gar nicht so übel«, wandte Brichot ein.

»Ich habe ja auch nicht gesagt, daß er so übel wäre, ich habe nur gesagt, daß er ein Trottel ist«, gab Monsieur Verdurin gereizt zurück.

»Gehen Sie auch dieses Jahr wieder nach Incarville?« fragte mich Brichot. »Ich glaube, unsere Patronne hat wieder La Raspelière gemietet, obwohl sie mit den Eigentümern ein Hühnchen zu rupfen hatte. Aber das macht ja nichts, das sind Wolken, die vorüberziehen«, setzte er im gleichen optimistischen Ton hinzu, in dem Zeitungen schreiben: »Es sind Fehler begangen worden, gut. Doch wer begeht keine Fehler?« Ich aber dachte daran, in welchem Leidenszustand ich Balbec verlassen hatte, und hegte keineswegs den Wunsch, dorthin zurückzukehren. Meine Pläne mit Albertine verschob ich unaufhörlich auf den folgenden Tag. »Aber sicherlich wird er wiederkommen, wir verlangen es einfach, er darf nicht fehlen«, erklärte Monsieur de Charlus mit dem befehlsgewohnten und verständnislosen Egoismus der Liebenswürdigkeit.

Monsieur Verdurin, dem wir wegen der Prinzessin Scherbatow unser Beileid aussprachen, sagte zu uns: »Ja, ich weiß, es geht ihr sehr schlecht.« – »Aber nicht doch, sie ist um sechs Uhr gestorben«, rief darauf Saniette. »Ach, Sie, Sie müssen auch immer übertreiben«, fuhr Monsieur Verdurin Saniette rücksichtslos an, denn da die Abendveranstaltung nicht abgesagt war, zog er die Krankheitshypothese vor.[1] Unterdessen hielt Madame Verdurin großen Kriegsrat mit Cottard und Ski. Morel hatte (weil Monsieur de Charlus nicht hinzugehen gedachte) eine Einladung bei Freunden abgelehnt, denen sie jedoch die Mitwirkung des Geigers fest versprochen hatte. Der Grund, weshalb Morel sich weigerte, bei den Verdurinschen Freunden zu spielen, ein Grund, zu dem sich, wie wir gleich sehen werden, noch weit schwerwiegendere hinzugesellen sollten, hatte so wichtig werden können wegen einer in allen müßigen Kreisen und ganz besonders im Klübchen verbreiteten Gewohnheit. Gewiß: wenn Madame Verdurin einen Neuen und einen Getreuen bei einer halblaut

geführten Unterhaltung antraf, die die Vermutung nahelegte, sie kennten sich bereits oder hätten Lust, einander näherzukommen (»Schön, also Freitag bei den Soundsos …« oder: »Kommen Sie ins Atelier, welchen Tag auch immer Sie mögen, ich bin bis fünf Uhr da, Sie würden mir damit ein großes Vergnügen machen«), fühlte sie sich durch die Vermutung, der Neue müsse eine »Position« innehaben, dank dessen er für den kleinen Kreis zu einer glanzvollen Neuerwerbung werden könnte, in lebhafte Unruhe versetzt; als habe sie nichts gehört und ohne ihrem schönen Blick, den die Gewohnheit, sich Debussy anzuhören, stärker umschattete, als es jene, Kokain zu nehmen, hätte tun können, den erschöpften Ausdruck zu entziehen, den einzig der Rausch der Musik ihm verlieh, bewegte dann die Patronne hinter ihrer schönen, von zahllosen Quartetten und den darauffolgenden Migränen ausgebuchteten Stirn Gedanken, die nicht ausschließlich polyphon waren; nun hielt sie es nicht länger aus, konnte keine Sekunde mehr warten mit ihrem Stich, warf sich auf die beiden Plauderer, zog sie auf die Seite und sagte zu dem Neuen, während sie auf den Getreuen wies: »Wollen Sie nicht mit *ihm* zum Abendessen kommen, Samstag zum Beispiel, oder auch an einem anderen Tag, wenn Sie lieber wollen, mit netten Leuten? Sprechen Sie aber nicht darüber, denn ich habe nicht vor, diesen ganzen Haufen hier ebenfalls zu bitten« (für fünf Minuten eine Bezeichnung für den vorübergehend verschmähten kleinen Kreis, um des Neuen willen, in den man so große Hoffnungen setzte).

Allerdings hatte dieses Bedürfnis, sich um jemanden zu bemühen und Beziehungen herzustellen, auch seinen Gegenpol. Der regelmäßige Besuch der Mittwochabende zeitigte bei den Verdurins eine entgegengesetzte Neigung, das Bedürfnis nämlich, zu entzweien und abzustoßen. Es hatte sich verstärkt bis zu einer Art von rasendem Verlangen durch die in La Raspelière verbrachten Monate, in denen man sich vom Morgen bis zum Abend sah. Monsieur Verdurin zeigte sich erfin-

derisch darin, jemanden bei einem Fehler zu ertappen, Netze zu spannen, mit denen er für seine Gefährtin, die Spinne, irgendeine unschuldige Fliege ins Verderben lockte. Stellten sich keine Gründe zur Klage ein, so erfand man Lächerlichkeiten. Kaum war ein Getreuer eine halbe Stunde verschwunden, so mokierte man sich über ihn vor den anderen, man tat so, als sei man erstaunt, daß sie nicht bemerkt hätten, wie ungepflegt seine Zähne stets waren, oder umgekehrt, daß er sie infolge einer Manie zwanzigmal am Tage bürstete. Wenn einer sich erlaubte, das Fenster zu öffnen, so bewirkte dieser Mangel an Erziehung, daß der Patron und die Patronne empörte Blicke austauschten. Gleich darauf verlangte Madame Verdurin einen Schal, was das Stichwort für Monsieur Verdurin war, mit wütender Miene zu sagen: »Aber nicht doch, ich werde das Fenster schließen, ich frage mich, wer sich erlaubt haben mag, es überhaupt aufzumachen«, und das in Gegenwart des Schuldigen, der bis zu den Ohren errötete. Indirekt wurde einem die Menge Wein vorgehalten, die man getrunken hatte. »Schadet Ihnen das auch nicht? Ein Arbeiter natürlich kann so etwas vertragen.« Gemeinsame Spaziergänge von zwei Getreuen, die nicht zuvor die Patronne um Erlaubnis gebeten hatten, zeitigten unendliche Kommentare, mochten diese Spaziergänge noch so harmlos sein. Die von Monsieur de Charlus und Morel waren es freilich nicht. Einzig die Tatsache, daß der Baron (wegen des Garnisonlebens, zu dem Morel gezwungen war) nicht in La Raspelière wohnte, zögerte den Augenblick der Sättigung, des Überdrusses und des Widerwillens hinaus. Doch er stand bereits vor der Tür.

Madame Verdurin war wütend und dazu entschlossen, Morel über die lächerliche und abscheuliche Rolle »aufzuklären«, die der Baron ihn spielen ließ. »Ich möchte außerdem noch bemerken«, fuhr Madame Verdurin fort (die selbst im Bewußtsein, jemandem Dank zu schulden, was ihr lästig sein mochte, dabei aber den Betreffenden – wegen der Strafe – nicht gut umbringen konnte, diesem gern einen schwerwie-

genden Makel andichtete, der sie billigerweise von der Verpflichtung entband, ihren Dank zu bezeigen), »ich möchte außerdem noch bemerken, daß er sich bei mir in einer Weise aufspielt, die mir nicht gefällt.« Tatsächlich hatte Madame Verdurin einen Grund, der schwerer wog als Morels Absage für die Soiree ihrer Freunde, auf Monsieur de Charlus böse zu sein. Durchdrungen von der Ehre, die er der Patronne erwies, indem er Leute in das Haus am Quai Conti schleppte, die in der Tat allein um ihretwillen nicht erschienen wären, hatte er schon bei den ersten Namen, die Madame Verdurin als die von eventuell Einzuladenden nannte, ein kategorisches Veto eingelegt, und zwar in einem jeden Einwand abschneidenden Ton, in dem sich der grollende Hochmut des höchst empfindlichen großen Herrn mit dem Dogmatismus des in Festangelegenheiten vollkommen versierten Künstlers verband, der lieber sein Stück zurückziehen und auf seine Mitwirkung verzichten würde, als daß er sich zu Kompromissen bereitfände, die seiner Meinung nach den Gesamterfolg in Frage stellen müßten. Monsieur de Charlus hatte seine Genehmigung, wenn auch mit vielen Vorbehalten, nur für Saintine[1] erteilt, dem gegenüber Madame de Guermantes, um sich nicht mit seiner Frau zu belasten, von täglichen Begegnungen zu völligem Abbruch der Beziehungen übergegangen war, den aber Monsieur de Charlus, da er ihn klug fand, weiterhin sah. Gewiß hatte Saintine, einst die Blüte der Guermantischen Welt, in jenem bürgerlichen, mit Kleinadel durchsetzten Milieu, dessen Angehörige nur sehr reich und mit einer Aristokratie verwandt sind, welche die große Aristokratie nicht kennt, sein Glück und, wie er meinte, eine Stütze gesucht. Madame Verdurin aber, der nur die Ansprüche der Kreise jener Frau auf eine gewisse Zugehörigkeit zum Adel bekannt waren, während sie von der Situation des Mannes keine rechte Kenntnis besaß (denn nur was sich unmittelbar über uns befindet, macht auf uns den Eindruck einer gehobenen Sphäre, nicht aber, was sich in solchen Himmelshöhen verliert, daß es

für uns fast unsichtbar bleibt), glaubte eine Einladung für Saintine durch den Hinweis rechtfertigen zu müssen, daß er sehr viele Leute kenne, habe er doch eine Mademoiselle X. geheiratet. Die Ahnungslosigkeit, von welcher diese der Wirklichkeit entgegengesetzte Behauptung Madame Verdurins zeugte, bewirkte, daß sich die geschminkten Lippen des Barons zu einem Lächeln nachsichtiger Verachtung und breiten Verstehens öffneten. Er verschmähte es, eine direkte Antwort zu geben; da er aber gern auf dem Gebiet der Gesellschaftskunde Theorien aufstellte, in denen sich die Fruchtbarkeit seiner Intelligenz mit der Maßlosigkeit seines Hochmuts und der ererbten Leichtfertigkeit seiner Beschäftigungen vereinte, antwortete er ihr: »Saintine hätte mich um Rat fragen sollen, bevor er sich verheiratete; es gibt eine soziale Eugenik, wie es eine physiologische gibt, und für jene erstere bin vielleicht ich der einzige Doktor. Der Fall Saintine wurde damals gar nicht weiter diskutiert, es war völlig klar, daß er sich mit seiner Heirat eine Last anhängte und sein Licht unter den Scheffel stellte. Mit seiner gesellschaftlichen Karriere war es von da an aus. Ich hätte es ihm erklären können, und er hätte mich verstanden, denn er ist klug. Umgekehrt gab es eine andere Person, die alles hatte, was man braucht, um eine hohe, beherrschende, universale Stellung einzunehmen; nur eine furchtbare, schleppende Fessel hielt sie auf der Erde zurück. Ich habe ihr halb mit sanftem Drängen, halb mit Gewalt dazu verholfen, diese Bindung zu lösen, und jetzt hat sie sich, mit triumphierender Freude, Freiheit und Allmacht errungen, die sie nur mir zu verdanken hat. Es hat vielleicht einer gewissen Willenskraft bedurft, doch wie sehr hat es sich gelohnt! So ist, wer auf mich zu hören weiß, selbst seines Glückes Schmied.« Es war zu augenscheinlich, daß Monsieur de Charlus das seine nicht zu schmieden vermocht hatte; handeln ist etwas anderes als noch so eloquentes Reden und noch so geistreiches Denken. »Aber was mich betrifft, so bin ich ein Philosoph, der mit Neugier alle sozialen Reaktionen verfolgt, die ich vo-

rausgesagt habe, ohne jedoch dabei nachzuhelfen. Ich habe daher Saintine weiter besucht, denn er hat für mich immer die eifrige Ergebenheit gezeigt, die in diesem Fall angebracht ist. Ich habe sogar bei ihm in seiner neuen Wohnung zu Abend gespeist, wo man sich inmitten des großen Luxus ebensosehr zu Tode langweilt, wie man sich früher bei ihm amüsierte, als er noch am Hungertuch nagte und in einer kleinen Dachkammer die angenehmste Gesellschaft zusammenzuführen verstand. Sie können ihn also ruhig einladen, ich ermächtige Sie dazu. Bei allen anderen Namen aber, die Sie vorschlagen, muß ich Einspruch erheben. Sie werden mir Dank dafür wissen, denn wenn ich ein Experte in Heiratsfragen bin, so bin ich es erst recht, wo es um das Veranstalten von Festlichkeiten geht. Ich kenne die im Aufstieg begriffenen Personen, die eine Veranstaltung heben, ihr Schwung und Niveau verleihen; ich kenne aber auch die Namen, die alles niederziehen und zugrunde richten.« Diese Verbote von Monsieur de Charlus basierten nicht immer auf dem Ressentiment des Spinners oder dem Raffinement des Künstlers, sondern auch auf der Geschicklichkeit des Schauspielers. Wenn er über jemanden oder etwas ein gutes Couplet hatte, so wollte er es der größtmöglichen Zahl von Leuten vorführen, wobei er aber von der zweiten Auflage die Geladenen der ersten zwingend ausschloß, denn diese hätten merken können, daß das Stück nicht gewechselt hatte. Er schuf sich immer wieder ein neues Publikum, gerade weil er sein Programm nicht erneuerte, und wenn er als Causeur einen Erfolg landete, der in aller Munde war, hätte er notfalls sogar Tourneen organisiert, um Vorstellungen in der Provinz zu geben. Welches nun aber auch die verschiedenartigen Gründe für solche Verdikte sein mochten, die von Monsieur de Charlus gefällten kränkten Madame Verdurin, die sich nicht nur in ihrer Autorität als Patronne verletzt fühlte, sondern der sie auch gesellschaftlich schadeten, und zwar in zweierlei Hinsicht. Erstens war es so, daß Monsieur de Charlus, empfindlicher noch als Jupien, ohne

daß man wußte weshalb, sich laufend mit Personen überwarf, die am besten geeignet waren, mit ihm Freundschaft zu halten. Natürlich bestand eine der ersten Strafen, die man ihnen auferlegen konnte, darin, daß sie zu einem Fest nicht eingeladen wurden, das er bei den Verdurins gab. Diese Parias aber waren häufig genau jene Leute, die, wie man sagt, gut und schlecht Wetter machen, es jedoch für Monsieur de Charlus nicht mehr taten, sobald er sich mit ihnen verkracht hatte. Denn seine Einbildungskraft war ebenso erfinderisch darin, Leute ins Unrecht zu setzen, um sich mit ihnen zu verkrachen, wie darin, sie jeglicher Bedeutung zu entheben, sobald sie nicht mehr seine Freunde waren. Entstammte der Schuldige zum Beispiel einer außerordentlichen alten Familie, die ihren Herzogstitel aber erst im neunzehnten Jahrhundert erworben hatte, wie es zum Beispiel bei den Montesquiou der Fall ist, so zählte für Monsieur de Charlus von einem Tag auf den anderen nur mehr das Alter des Titels, die Familie aber nichts. »Es sind nicht einmal Herzöge«, zeterte er los, »es ist der Titel des Abbé de Montesquiou, den vor nicht einmal achtzig Jahren ein Verwandter usurpiert haben muß. Der gegenwärtige Herzog, wenn man ihn überhaupt so nennen will, ist der dritte. Denken Sie doch an Leute wie die Uzès, die La Trémoïlle, die Luynes, die zehnte und vierzehnte Herzöge sind, so wie mein Bruder zwölfter Herzog von Guermantes und siebzehnter Fürst von Condom ist. Die Montesquiou sind Abkömmlinge einer alten Familie, was soll das schon beweisen, selbst wenn es bewiesen wäre? Sie kommen nun schon so lange von ihr ab, daß sie bereits im vierzehnten Untergeschoß gelandet sind.« Hatte er sich dagegen mit einem Edelmann verkracht, der einen alten Herzogstitel und die großartigsten Familienverbindungen besaß, der mit verschiedenen regierenden Häusern verschwägert, doch sehr schnell zu seinem Glanz gekommen war, ohne daß die Familie allzuweit zurückreichte, ein Luynes beispielsweise, sah alles anders aus, nur noch die Familie zählte. »Sagen Sie doch selbst, ein gewisser Alberti[1] ,

der erst unter Ludwig XIII. die Mistgabel abgelegt hat! Was geht das uns an, daß sie durch die Gunst des Hofes Herzogtümer anhäufen konnten, auf die sie überhaupt kein Recht besaßen?« Außerdem folgte bei Monsieur de Charlus der Sturz unmittelbar auf die Gunst aufgrund der den Guermantes eigenen Veranlagung, von der Unterhaltung, der Freundschaft zu verlangen, was diese nicht geben können, und der symptomatischen Furcht davor, Gegenstand übler Nachrede zu sein. Der Sturz aber war um so tiefer, je höher die Gunst gewesen war. Nun aber hatte niemand bei dem Baron höhere Gunst genossen als diejenige, die er ganz ostentativ der Gräfin Molé bezeugt hatte. Durch welches Zeichen der Indifferenz hatte sie eines schönen Tages bewiesen, daß sie ihrer unwürdig war? Die Gräfin selbst beteuerte immer, daß sie niemals dahintergekommen sei. Jedenfalls erregte ihr Name jetzt bei dem Baron die heftigsten Zornesausbrüche, bewirkte die beredtesten und furchtbarsten Philippiken. Madame Verdurin, der gegenüber Madame Molé sich immer sehr liebenswürdig gezeigt hatte und die, wie man sehen wird, in jene große Hoffnungen setzte, hatte sich im voraus an dem Gedanken gefreut, daß die Gräfin bei ihr den vornehmsten Adel – die Patronne sagte »von Frankreich und Navarra« – werde antreffen können; sie schlug also auf der Stelle vor, »Madame de Molé« einzuladen. »Großer Gott, es gibt ja nun verschiedene Geschmäcker«, hatte Monsieur de Charlus geantwortet, »und wenn es den Ihren danach verlangt, gnädige Frau, mit Madame Pipelet, Madame Gibou oder Madame Joseph Prudhomme[2] zu plaudern, so ist das schön und gut, aber dann bitte ich an einem Abend, an dem ich nicht zugegen bin. Ich habe schon bei den ersten Worten gesehen, wir sprechen die gleiche Sprache nicht; ich nannte Namen der Aristokratie, Sie aber bieten mir das Obskurste an Amtsadel an, kleine, verkniffene, bösartige, üble Spießbürger und Dämchen, die sich für Protektorinnen der Künste halten, weil sie eine Oktave tiefer die Manieren meiner Schwägerin Guermantes kopieren,

wie der Häher den Pfau[1] nachahmt. Ich muß dazu noch bemerken, daß es besonders ungehörig wäre, bei einem Fest, das ich im Hause Verdurin geben will, eine Person einzuschleusen, die ich mit voller Absicht aus meinem engeren Kreis ausgeschlossen habe, eine dumme Kuh, die weder gute Herkunft noch Loyalität, noch Geist aufzuweisen hat und die wahnsinnig genug ist zu glauben, sie sei imstande, die Herzogin von Guermantes und die Fürstin von Guermantes zu spielen: eine Kombination, die in sich selbst ein Widersinn ist, da die Herzogin und die Fürstin von Guermantes genau das Gegenteil voneinander sind. Das ist, als wolle eine Person gleichzeitig Madame Reichenberg und Sarah Bernhardt sein.[2] Auf alle Fälle aber, selbst wenn kein solcher Widerspruch vorläge, wäre es noch zutiefst lächerlich. Wenn ich persönlich manchmal über die Übertreibung der einen lächle und die Begrenztheit der anderen aufrichtig bedauerte, so ist das mein gutes Recht. Aber wenn so ein kleiner bürgerlicher Frosch sich aufblasen will[3] , um jenen beiden großen Damen ähnlich zu sein, die auf alle Fälle immerhin die unvergleichliche Distinktion ihrer Rasse zeigen, da lachen ja, wie man so sagt, die Hühner. Die Molé! Das ist ein Name, den man vor mir nicht mehr aussprechen darf, sonst bleibt mir nichts anderes übrig, als mich zurückzuziehen«, hatte er mit einem Lächeln und im Ton eines Arztes hinzugefügt, der gegen den Willen seines Patienten nur dessen Wohl im Auge hat und deshalb zu verstehen gibt, er werde nicht dulden, daß neben ihm ein Homöopath hinzugezogen wird. Andererseits mochten gewisse Leute, auf die Monsieur de Charlus gern zu verzichten bereit war, tatsächlich für ihn nicht unerläßlich sein, waren es jedoch für Madame Verdurin. Monsieur de Charlus konnte von der Höhe seiner Geburt herab ohne bestimmte sehr elegante Leute auskommen, deren vereintes Auftreten aus dem Salon von Madame Verdurin einen der ersten von Paris gemacht hätte. Nun aber begann diese zu finden, daß sie schon allzuoft den Anschluß verpaßt hatte, ganz abgesehen von der enormen Ver-

zögerung, die der gesellschaftliche Irrtum der Dreyfus-Affäre für sie bedeutete. Nicht jedoch, ohne ihr zu nützen. »Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gesagt habe, mit welchem Mißvergnügen die Herzogin von Guermantes mit angesehen hatte, wie Personen ihrer Kreise alles der Affäre hintanstellten, wirklich elegante Damen nicht mehr empfingen, dafür aber anderen, die es nicht waren, ihre Pforten öffneten, alles nur, weil sie eine Revision des Prozesses befürworteten oder ablehnten, und daß dabei die Herzogin ihrerseits bei diesen gleichen Damen als lau, als nicht rechtdenkend verschrieen war, als eine, die die Interessen des Vaterlandes gesellschaftlicher Etikette unterordnete« – so könnte ich den Leser fragen wie einen Freund, bei dem man nach endlosen Gesprächen nicht mehr weiß, ob man daran gedacht oder Gelegenheit gefunden hat, ihn über etwas Bestimmtes aufzuklären. Wie dem auch sei, man kann sich die Haltung der Herzogin von Guermantes zu jenem Zeitpunkt ja leicht vorstellen und mag sie sogar, wenn man sich in eine etwas spätere Epoche versetzt, vom gesellschaftlichen Standpunkt aus für völlig gerechtfertigt halten. Monsieur de Cambremer betrachtete die Dreyfus-Affäre als eine ausländische Machenschaft, dazu bestimmt, den französischen Geheimdienst zu kompromittieren, die Disziplin zu zerstören, die Armee zu schwächen, eine Spaltung in die französische Nation zu tragen und die Invasion vorzubereiten. Da die Literatur mit Ausnahme von einigen Fabeln La Fontaines dem Marquis fernlag, überließ er es seiner Frau, die These aufzustellen, daß die schonungslos beobachtende Literatur zur Respektlosigkeit führe und eine ganz analoge Wühlarbeit betrieben habe. »Monsieur Reinach und Monsieur Hervieu[1] basteln an derselben Bombe«, pflegte sie zu sagen. Man wird der Dreyfus-Affäre nicht nachsagen können, daß sie derartig finstere Pläne gegen die Gesellschaft gehegt hätte. Ihre Ränge aber hat sie zweifellos durcheinandergewürfelt. Wer in der Gesellschaft nichts von der Politik wissen will, ist ebenso weitblickend wie wer der Politik in der Armee keinen

Einlaß gewähren will. Es ist mit der Gesellschaft wie mit sexuellen Neigungen, bei denen man nie weiß, in welche Perversionen sie ausarten können, sobald erst einmal ästhetische Gründe für ihre Wahl ausschlaggebend werden. Daß sie nationalistisch waren, veranlaßte den Faubourg Saint-Germain, gewisse Damen einer anderen Gesellschaftsschicht bei sich zu empfangen. Mit dem Nationalismus schwand der Grund dahin, aber die Gewohnheit blieb. Dank ihrer Parteinahme für Dreyfus hatte Madame Verdurin gewisse angesehene Schriftsteller ködern können, die ihr zu jenem Zeitpunkt, weil sie für Dreyfus waren, in gesellschaftlicher Hinsicht keinen Nutzen brachten. Doch die politischen Leidenschaften sind wie die anderen, das heißt nicht von Dauer. Neue Generationen kommen herauf, die sie nicht mehr verstehen; sogar die Generation, die sie selbst hat, wandelt sich und gibt sich politischen Leidenschaften hin, die, da sie nicht genau nach dem Muster der vorhergehenden zugeschnitten sind, einen Teil der Ausgeschlossenen rehabilitieren, denn die Gründe für den Ausschluß sind nunmehr andere. Die Monarchisten kümmerten sich während der Dreyfus-Affäre nicht mehr darum, ob jemand Republikaner war oder als radikal, ja sogar als antiklerikal gegolten hatte, wenn er nur Antisemit und nationalistisch war. Falls jemals ein Krieg kommen sollte, würde der Patriotismus eine neue Form annehmen und bei einem chauvinistischen Schriftsteller niemand mehr danach fragen, ob er für Dreyfus war oder nicht. Auf diese Weise hatte Madame Verdurin aus jeder politischen Krise oder künstlerischen Erneuerung Stück für Stück, wie der Vogel, wenn er sein Nest baut, immer neue Hälmchen gezogen, die einstweilen nicht verwendbar waren, aber eines Tages ihren Salon bilden sollten. Die Dreyfus-Affäre war vorbei, Anatole France blieb ihr erhalten.[1] Die Stärke von Madame Verdurin lag in ihrer aufrichtigen Liebe zur Kunst, der Mühe, die sie auf ihre Getreuen verwendete, und den wunderbaren Abendessen, die sie allein für sie gab, ohne daß irgendwelche Leute aus der Gesellschaft

dazu geladen wurden. Jeder von ihnen wurde behandelt wie Bergotte bei Madame Swann. Wenn ein Freund dieser Sorte eines schönen Tages ein berühmter Mann wird und die Welt ihn zu sehen wünscht, so hat seine Anwesenheit bei einer Madame Verdurin nichts Künstliches oder Falsches an sich, nichts, was an Festbankette oder Saint-Charlemagne-Essen[2] erinnert, wie Potel und Chabot[3] sie liefern, sondern gleicht eher einer schmackhaften Hausmannskost, die man in gleicher Vollkommenheit jeden beliebigen Tag vorfindet, auch wenn keine Gäste geladen sind. Bei Madame Verdurin war die Truppe trefflich geschult, das Repertoire erstklassig, es fehlte nur das Publikum. Seit der Geschmack dieses letzteren sich aber von der vernünftigen echt französischen Kunst eines Bergotte abwandte und sich statt dessen vor allen für exotische Musik[4] begeisterte, mußte es bald dazu kommen, daß Madame Verdurin als eine Art von eigens bestellter Pariser Korrespondentin aller ausländischen Künstler neben der entzückenden Fürstin Jurbeletschew[5] für die russischen Tänzer eine alte, aber allmächtige Fee Carabosse[6] wurde. Diese bezaubernde Invasion, gegen deren Lockungen nur geschmacklose Kritiker protestierten, führte in Paris, wie man weiß, eine fieberhafte Sucht nach Neuheiten herauf, die weniger hitzig, mehr von rein ästhetischen Gesichtspunkten bestimmt, doch vielleicht ebenso leidenschaftlich wie die Dreyfus-Affäre war.[1] Auch hier noch sollte Madame Verdurin, aber mit ganz anderem gesellschaftlichem Erfolg, im Vordergrund figurieren. Wie man sie bei den Sitzungen des Assisengerichts neben Madame Zola unmittelbar an der Schranke gesehen hatte, so bemerkte man sie auch, als eine neue Menschheit, die den Ballets Russes applaudierte, sich mit neuartigen Reihergestecken geschmückt in der Oper drängte, in der vordersten Loge neben der Fürstin Jurbeletschew. Und ebenso wie man nach den Aufregungen in dem Justizpalast am Abend zu Madame Verdurin gegangen war, um dort aus nächster Nähe Picquart und Labori zu sehen, vor allem aber die letzten Neuigkeiten

zu hören und in Erfahrung zu bringen, was man von Zurlinden, von Loubet, von Oberst Jouaust oder von der Entscheidung über die Zuständigkeit[2] zu erhoffen hatte, ging man jetzt, zum Schlafen wenig geneigt nach dem durch *Scheherazade* oder die Tänze aus *Fürst Igor* entfesselten Begeisterungsrausch, zu Madame Verdurin, wo unter dem Vorsitz der Fürstin und der Patronne erlesene Soupers jeden Abend die Tänzer, die vorher mit Rücksicht auf ihre Sprünge nicht zu Nacht gegessen hatten, ihren Direktor, ihre Ausstatter, die großen Komponisten Igor Strawinsky und Richard Strauß zu einer kleinen feststehenden Kerntruppe vereinigten, in deren Umkreis wie bei den Abendessen von Monsieur und Madame Helvétius[3] die großen Damen von Paris und ausländische Hoheiten sich einzufinden geruhten. Selbst wer in der Gesellschaft Geschmack zu haben behauptete und unter den Darbietungen der Ballets Russes noch müßige Unterscheidungen anstellte, indem er zum Beispiel die Inszenierung der *Sylphides* etwas »gekonnter« fand als die der *Scheherazade*, bei der man eine gewisse Verwandtschaft zu Art nègre feststellte, war entzückt, aus nächster Nähe diese großen Erneuerer des Geschmacks, des Theaters zu sehen, die in einer vielleicht ein wenig künstlicheren Kunst als der Malerei eine ebenso durchgreifende Revolution bewirkt hatten wie dort der Impressionismus.[1]

Um auf Baron de Charlus zurückzukommen, so hätte Madame Verdurin nicht allzu sehr gelitten, hätte er nur Madame Bontemps auf den Index gesetzt, die ihr bei Odette wegen ihrer Liebe zu den Künsten aufgefallen war und die sie während der Dreyfus-Affäre zuweilen mit ihrem Gatten zum Abendessen bei sich gesehen hatte, welchen letzteren Madame Verdurin als lau bezeichnete, weil er nicht für eine Revision des Prozesses plädierte, wenn er auch, sehr gescheit und zudem geschickt darin, sich gute Beziehungen in allen Lagern zu schaffen, mit Entzücken seine Unabhängigkeit bewies, indem er mit Labori speiste und ihm zuhörte, ohne selbst ir-

gend etwas Kompromittierendes zu äußern, nicht jedoch, ohne an geeigneter Stelle der von allen Parteien anerkannten Loyalität eines Jaurès[2] seine Bewunderung zu zollen. Doch der Baron verwies auch einige Damen der Gesellschaft in Acht und Bann, mit denen Madame Verdurin anläßlich von musikalischen Veranstaltungen, von Sammlungen, von Wohltätigkeitsveranstaltungen letzthin in Beziehung getreten war und die, was auch Monsieur de Charlus von ihnen halten mochte, sehr viel mehr als er selbst wesentliche Elemente abgeben konnten, um bei Madame Verdurin einen neuen, diesmal aristokratischen Kreis zu schaffen. Madame Verdurin hatte gerade auf dieses Fest gerechnet, bei dem Monsieur de Charlus ihr Damen jener Gesellschaft zuführen sollte, die sie mit ihren neuen Freundinnen zusammenzubringen gedachte, und hatte sich im voraus an dem Staunen geweidet, mit dem diese am Quai Conti ihren von dem Baron eingeladenen Bekannten und Verwandten begegnen würden. Sie war enttäuscht und wütend über seinen Einspruch. Es fragte sich nunmehr, ob die Soiree unter diesen Bedingungen als Gewinn oder als Verlust zu verbuchen sein würde. Letzterer freilich würde nicht allzusehr ins Gewicht fallen, wenn wenigstens die von Monsieur de Charlus geladenen Damen mit so warmen Sympathien für Madame Verdurin erschienen, daß sie für sie künftige Freundinnen sein konnten. In diesem Fall wäre der Schaden halb so groß, denn an einem späteren Tag könnte man die beiden Hälften der großen Welt, die der Baron voneinander geschieden halten wollte, dennoch wiedervereinen, sofern man entschlossen war, an diesem Abend ihn selbst nicht dazuzubitten. Madame Verdurin erwartete also die Eingeladenen des Barons mit nicht unbeträchtlicher Aufregung. Sie würde sehr bald wissen, in welcher Gesinnung sie kamen und welche Verbindungen sie von ihnen erhoffen konnte.

Inzwischen beriet sich Madame Verdurin mit den Getreuen, doch als sie Charlus mit Brichot und mir eintreten sah, verstummte sie sofort. Als Brichot zu ihr sagte, wie traurig er sei

zu hören, daß es ihrer besten Freundin so schlecht ging, antwortete Madame Verdurin zu unserem höchsten Erstaunen: »Wissen Sie, ich muß Ihnen ganz offen sagen, daß ich selbst keinerlei Trauer empfinde. Es ist zwecklos, Gefühle zu heucheln, die man nicht wirklich hat …« Sicherlich steckte dahinter ein gewisser Mangel an Energie, denn von vornherein war es ihr eine ermüdende Vorstellung, während des ganzen Empfangs eine traurige Miene zur Schau tragen zu müssen, auch Hochmut, denn sie wollte nicht erst nach Entschuldigungen suchen, weshalb sie die Veranstaltung nicht abgesagt hatte, freilich auch Menschenachtung und Geschick, weil das Fehlen jeglichen Kummers, das sie von sich selber behauptete, ehrenhafter war, sofern es einer speziellen, plötzlich offenbar gewordenen Abneigung gegen die Fürstin entsprang, nicht aber genereller Fühllosigkeit, und weil man sich wohl oder übel entwaffnet fühlen mußte durch soviel Aufrichtigkeit, die man keinesfalls in Zweifel ziehen konnte: Hätte sich Madame Verdurin, wenn sie dem Tod der Fürstin Scherbatow gegenüber nicht wirklich gleichgültig gewesen wäre, als Erklärung dafür, daß sie Gäste empfing, eines soviel schwerwiegenderen Vergehens bezichtigt? Man vergaß dabei, daß Madame Verdurin zugleich mit ihrem Kummer eingestanden hätte, daß sie es nicht über sich gebracht hatte, auf ein Vergnügen zu verzichten; nun war aber die Hartherzigkeit der Freundin zwar etwas Schockierendes und Unmoralisches, jedoch weniger demütigend und infolgedessen leichter einzugestehen als die Leichtfertigkeit der Gastgeberin. In einem Kriminalfall, wo Gefahr für den Schuldigen besteht, diktiert der Eigennutz dessen Geständnisse. Bei Vergehen, auf die keine Strafe folgt, tut es die Eigenliebe. Sei es nun aber, daß Madame Verdurin die Ausrede der Leute, die sich durch Trauerfälle nicht in ihrem Vergnügungsleben stören lassen wollen und immer wieder sagen, es scheine ihnen sehr oberflächlich, äußerlich eine Trauer zu tragen, die sie im Herzen verspüren, recht abgenutzt fand und es lieber so halten wollte wie jene klugen Schuldi-

gen, denen das Klischee der Unschuld widerstrebt und deren Verteidigung – oder halbes Eingeständnis, ohne daß sie es ahnen – darin besteht zu sagen, sie hätten an sich keinerlei Bedenken gehabt, das Verbrechen zu begehen, das man ihnen zur Last legt, im übrigen aber gar keine Gelegenheit gefunden, es auszuführen, sei es, daß sie zur Erklärung ihres Verhaltens die These der Indifferenz aufgestellt hatte und deshalb befand, da sie ohnehin der Neigung ihrer bösen Gefühle folgte, es sei originell, solche zu hegen, besonders scharfsinnig, sich dessen bewußt zu sein, und ganz schön »keck«, es in dieser Weise zu verkünden: Jedenfalls legte Madame Verdurin Wert darauf, ihren Mangel an Trauer nicht ohne die stolze Befriedigung eines Psychologen, der paradoxe Feststellungen macht, oder eines kühnen Dramaturgen zu demonstrieren. »Ja, es ist komisch«, sagte sie, »es hat mir fast gar nichts ausgemacht. Mein Gott, ich kann nicht sagen, daß mir nicht lieber wäre, sie lebte noch, sie war keine schlechte Person.« – »Doch«, fiel ihr Monsieur Verdurin ins Wort. »Oh! Mein Mann hat sie nicht gemocht, weil er fand, es schade mir, sie bei mir zu empfangen, das macht ihn gegen alles übrige blind.« – »Du wirst mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen«, sagte Monsieur Verdurin, »daß ich diesen Verkehr niemals gebilligt habe. Ich habe dir immer gesagt, sie hat einen schlechten Ruf.« – »So? Das habe ich niemals gehört«, ließ Saniette sich vernehmen. »Wie?« rief Madame Verdurin, »das war doch allgemein bekannt; nicht einen schlechten, sondern einen schändlichen, schimpflichen. Aber darum ging es nicht einmal. Ich könnte selbst mein Gefühl nicht erklären; ich verabscheute sie nicht, aber sie war mir so gleichgültig, daß sogar mein Mann, als wir von ihrem Leiden erfuhren, erstaunt war und zu mir sagte: ›Man sollte meinen, es mache dir gar nichts aus.‹ Für heute abend, sehen Sie, hatte er mir anheimgestellt, die Probe abzusagen, doch mir war es angelegen, daß sie stattfindet, weil ich es als eine Komödie angesehen hätte, einen Kummer zu bezeigen, den ich gar nicht empfinde.« Sie

sagte das, weil sie fand, es klinge nach »théâtre libre«[1] ; außerdem schien es ihr wundervoll bequem; denn eingestandene Fühllosigkeit oder Unmoral vereinfachen das Leben ebensosehr wie oberflächliche Moral; sie machen aus tadelnswerten Handlungen, für die man keine Entschuldigung mehr zu suchen braucht, eine Pflicht der Aufrichtigkeit. Die Getreuen aber hörten Madame Verdurins Worte mit der gleichen Mischung aus Bewunderung und Unbehagen an, wie sie manche grausam realistische und von geradezu peinlichen Scharfblick getragene Stücke früher hervorzurufen pflegten; und während sie bestaunten, wie ihre liebe Patronne auf ganz neue Weise ihre Wahrheitsliebe und Unabhängigkeit bewies, dachte mehr als einer, obwohl er sich gleichzeitig sagte, das sei nicht dasselbe, an seinen eigenen Tod und fragte sich, ob man an jenem Tag am Quai Conti weinen oder ein Fest veranstalten werde. »Ich freue mich sehr, daß die Soiree nicht abgesagt worden ist, wegen meiner Gäste«, sagte Monsieur de Charlus, ohne sich darüber klar zu sein, daß er mit diesen Worten Madame Verdurin kränkte.

Indessen war ich ebenso wie jede andere Person, die an diesem Abend sich Madame Verdurin näherte, betroffen über einen wenig angenehmen Geruch von Rhinogomenol[1] . Damit hatte es folgende Bewandtnis. Bekanntlich gab Madame Verdurin ihren künstlerischen Emotionen niemals geistigen, sondern immer nur körperlichen Ausdruck, damit diese desto unvermeidlicher und tiefgründiger erschienen. Wenn man sie auf die Musik Vinteuils ansprach, ihre Lieblingsmusik, so blieb sie gleichgültig, als erwarte sie davon keinerlei Emotionen. Nachdem sie aber ein paar Minuten unbewegt, beinahe zerstreut vor sich hingeblickt hatte, antwortete sie dann in einem bestimmten, praktischen, beinahe wenig höflichen Ton, als ob sie etwa gesagt hätte: Es würde mir ja nichts ausmachen, wenn Sie rauchen, es ist nur wegen des Teppichs, er ist sehr schön – was mir auch noch gleichgültig wäre –, aber er ist leicht entzündbar, ich aber fürchte mich vor Feuer und

möchte nicht, daß wegen eines schlechtgelöschten Zigarettenstummels, der Ihnen auf den Teppich fällt, alles in Brand gerät. Ebenso war es mit Vinteuil: Wenn man von ihm sprach, äußerte sie keinerlei Bewunderung, aber gleich darauf sprach sie mit unbeteiligter Miene ihr Bedauern darüber aus, daß man an diesem Abend etwas von ihm zu spielen gedachte: »Ich habe nichts gegen Vinteuil, meiner Meinung nach ist er der größte Komponist des Jahrhunderts. Ich kann nur dieses Zeug nicht anhören, ohne fortwährend zu weinen« (sie sprach das Wort weinen dabei ohne jegliches Pathos aus, so natürlich vielmehr, wie sie an der gleichen Stelle schlafen hätte sagen können; gewisse böse Zungen behaupteten sogar, daß letzteres Verbum im Grunde passender sei, was niemand übrigens genau entscheiden konnte, denn sie hörte diese Musik mit dem Kopf in den Händen an, und gewisse Schnarchgeräusche mochten immerhin als verhaltenes Schluchzen passieren). »Weinen macht mir an sich nichts aus, ich kann weinen, soviel ich will, nur bekomme ich hinterher einen gradezu fürchterlichen Schnupfen. Die Schleimhaut schwillt mir davon an, und achtundvierzig Stunden später sehe ich wie eine alte Schnapsleiche aus; damit dann meine Stimmbänder überhaupt noch funktionieren, muß ich tagelang inhalieren. Schließlich aber hat ein Schüler Cottards …« – »Oh! Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen doch meine Teilnahme aussprechen, er ist wirklich sehr schnell dahingerafft worden, der arme Professor!«[1] – »Ja, aber was wollen Sie, er ist gestorben, wie alle Menschen sterben; er hat genug Leute umgebracht, daß es nun an der Zeit für ihn war, seine Streiche gegen sich selbst zu führen. Aber was ich sagen wollte: Einer seiner Schüler, ein ganz entzükkender Mensch, hat mich wegen dieser Sache behandelt. Er verfolgt dabei einen originellen Grundsatz: ›Vorbeugen ist besser als heilen.‹ Er fettet mir die Nase ein, bevor die Musik beginnt. Das ist ein radikales Mittel. Ich kann jetzt weinen wie noch so viele Mütter, die ihre Kinder verloren haben, und nicht der geringste Schnupfen stellt sich

ein. Manchmal eine kleine Bindehautentzündung, aber das ist auch alles. Die Wirkung ist ganz unfehlbar zuverlässig. Sonst könnte ich mir überhaupt nicht weiter Vinteuil anhören. Vorher bekam ich eine Bronchitis nach der anderen.«

Ich konnte mich nicht länger zurückhalten, nach Mademoiselle Vinteuil zu fragen. »Wollte die Tochter des Komponisten nicht kommen«, fragte ich Madame Verdurin, »wie auch eine Freundin von ihr?« – »Nein, ich habe gerade eine Depesche bekommen«, antwortete Madame Verdurin etwas ausweichend; »sie haben auf dem Land bleiben müssen.« Und einen Augenblick lang hegte ich die Hoffnung, es sei vielleicht niemals davon die Rede gewesen, daß sie kämen, und Madame Verdurin habe diese Stellvertreter des Komponisten nur angekündigt, um bei den Interpreten und dem Publikum Eindruck zu machen. »Wie, sie sind nicht einmal heute nachmittag zur Probe dagewesen?« fragte mit geheuchelter Neugier der Baron, der den Anschein erwecken wollte, er habe Charlie inzwischen nicht gesehen. Dieser kam und sagte mir guten Tag. Ich befragte ihn flüsternd wegen des Ausbleibens von Mademoiselle Vinteuil. Er schien sehr wenig auf dem laufenden. Ich gab ihm ein Zeichen, nicht zu laut zu sprechen, wir würden uns nachher darüber weiter unterhalten. Er verneigte sich mit dem Versprechen, er wolle sich mit größtem Vergnügen zu meiner Verfügung halten. Ich stellte fest, daß er sehr viel höflicher, sehr viel respektvoller auftrat als früher. Da Morel mir vielleicht helfen konnte, meinen Argwohn aufzuklären, machte ich Monsieur de Charlus seinetwegen ein Kompliment, und dieser antwortete mir darauf: »Er tut nur, was sich gehört, es wäre ja verschwendete Liebesmüh, wenn er mit anständigen Leuten lebte und schlechte Manieren behielte.« Die guten waren in den Augen von Monsieur de Charlus die alten französischen Manieren ohne den leisesten Anflug von britischer Steifheit. Und wenn Charlie von einer Tournee in der Provinz oder im Ausland zurückkehrte und im Reiseanzug bei dem Baron erschien, küßte die-

ser ihn, falls nicht allzu viele Leute da waren, zwanglos auf beide Wangen, vielleicht nicht ganz ohne die Absicht, durch ostentatives Vorweisen seiner Gefühle jeden Gedanken auszuschließen, sie könnten unlauter sein, vielleicht auch, um sich ein Vergnügen nicht zu versagen, aber mehr noch zweifelsohne aus literarischen Gründen, um die alten Sitten Frankreichs glorreich hochzuhalten – so wie er vielleicht gegen Jugendstil oder Art nouveau dadurch protestiert hätte, daß er alte Fauteuils von seiner Urgroßmutter behielt –, indem er dem britischen Phlegma die Zärtlichkeit eines empfindsamen Vaters aus dem achtzehnten Jahrhundert gegenüberstellte, der die Freude nicht verbirgt, einen Sohn wieder in die Arme zu schließen. Lag vielleicht aber auch ein Anflug von Inzest in dieser väterlichen Gefühlsfreudigkeit? Es ist wahrscheinlich eher so, daß die Art und Weise, in der Monsieur de Charlus für gewöhnlich seinem Laster frönte und über die wir später noch Aufschlüsse erhalten werden, seinen Gefühlsbedürfnissen nicht genügte, die seit dem Tod seiner Frau brachlagen. Zumindest verhielt es sich so, daß er zuerst mehrmals daran gedacht hatte, sich wieder zu verheiraten, jetzt aber von einer manischen Sucht des Adoptierens befallen war und daß manche Personen seiner Umgebung fürchteten, er könne ihr im Hinblick auf Charlie entsprechen wollen. Allzu ungewöhnlich ist dergleichen nicht. Der Homosexuelle, der seine Leidenschaft nur aus einer von heterosexuellen Männern geschriebenen Literatur hat nähren können, der bei der Lektüre von Mussets *Les Nuits* an Männer dachte, hat das Bedürfnis, gleichwohl in alle sozialen Funktionen eines Mannes, der nicht homosexuell ist, einzutreten: jemanden auszuhalten, wie der Liebhaber von Tänzerinnen oder der alte Habitué der Opéra, sein Leben zu regeln, zu heiraten oder mit einem Mann zusammenzuleben, Vater zu sein.

Monsieur de Charlus entfernte sich mit Morel unter dem Vorwand, er wolle sich von ihm erklären lassen, was dieser zu spielen gedachte, wobei er aber vor allem große Genugtuung

darin fand, während Charlie ihm seine Noten vorlegte, solchermaßen öffentlich ihre geheime Intimität zur Schau zu stellen. Ich aber war unterdessen wie verzaubert. Obwohl nämlich wenig junge Mädchen zu dem Klübchen gehörten, wurden zum Ausgleich an Tagen großer Soireen doch einige eingeladen. Es waren mehrere da, und zwar sehr schöne, die ich bereits kannte. Sie sandten mir von weitem ein willkommenheißendes Lächeln zu. So schmückten sich die Räume in jedem Augenblick mit einem schönen Jungmädchenlächeln. Dies ist die vielfältige und weitverstreute Zierde der Abendgesellschaften wie der Tage. Man kann sich an eine Atmosphäre erinnern, weil dort junge Mädchen gelächelt haben.

Man wäre im übrigen sehr erstaunt gewesen, hätte man von dem heimlichen Gespräch zwischen Monsieur de Charlus und einigen angesehenen Gästen dieser Soiree Kenntnis gehabt. Es handelte sich um zwei Herzöge, einen berühmten General, einen großen Schriftsteller, einen großen Arzt und einen großen Rechtsgelehrten. Das Gespräch also war folgendes: »Apropos, haben Sie in Erfahrung bringen können, ob der Diener, nein, ich meine den Kleinen, der hinten auf dem Wagen mitfährt … Und bei Ihrer Cousine Guermantes, ist Ihnen da nichts bekannt?« – »Im Augenblick nicht.« – »Hören Sie mal, vor der Haustür, bei den Wagen, da war so eine junge blonde Person in kurzen Hosen, die mir recht sympathisch schien. Sie hat mir ganz reizend meinen Wagen herbeigerufen, ich hätte die Unterhaltung gern fortgesetzt.« – »Ja, aber ich glaube, sie ist völlig abgeneigt, so was macht eine Menge Umstände; Sie mögen es doch, wenn es sofort auf den ersten Anhieb klappt; Sie hätten bestimmt die Sache sehr bald überbekommen. Im übrigen weiß ich, daß nichts zu machen ist, ein Freund von mir hat es einmal versucht.« – »Wirklich sehr schade, ich fand das Profil sehr zierlich und die Haare geradezu wundervoll.« – »Finden Sie das wirklich so überwältigend? Ich glaube, wenn Sie etwas genauer hingesehen hätten, wären Sie ent-

täuscht gewesen. Dafür hätten Sie aber am Büffet vor etwa zwei Monaten ein wahres Wunderwesen sehen können, einen Riesenkerl, mindestens zwei Meter, ideale Haut, und außerdem zu haben. Ist aber nach Polen abgewandert.« – »Oh! das ist allerdings etwas weit.« – »Wer weiß? Kommt vielleicht zurück. Man begegnet sich immer wieder im Leben.« Es gibt keine große gesellschaftliche Veranstaltung, die, wenn man einen Schnitt in gehöriger Tiefe führte, sich nicht als jenen Soireen ähnlich erwiese, zu denen Ärzte ihre Patienten einladen, die dann höchst vernünftige Reden führen, ausgezeichnete Manieren an den Tag legen und nur dadurch zeigen, daß sie übergeschnappt sind, daß sie uns mit Blick auf einen vorübergehenden alten Herrn zuraunen: »Da ist ja Jeanne d'Arc.«

»Ich finde, es wäre unsere Pflicht, ihn aufzuklären«, sagte Madame Verdurin zu Brichot. »Was ich tue, richtet sich nicht gegen Charlus, im Gegenteil. Er ist angenehm, und was seinen Ruf betrifft, so kann ich jedenfalls sagen, daß sein Genre mir in nichts schaden kann! Obwohl ich doch in unserem Klübchen und ebenso bei unseren großen Diners alle Flirts hasse (wenn die Männer einer Frau in einer Ecke Dummheiten erzählen, anstatt interessante Konversation zu machen), mußte ich mit Charlus nicht befürchten, was mir mit Swann, mit Elstir und so vielen anderen passiert ist. Bei ihm konnte ich ruhig sein, er erschien bei meinen Diners, und wenn auch alle Frauen der Welt versammelt gewesen wären, so konnte man doch sicher sein, daß die allgemeine Konversation nicht durch Flirts und Geflüster beeinträchtigt wurde. Charlus ist etwas Besonderes, man kann beruhigt sein, er ist wie ein Priester. Nur darf er sich nicht erlauben, die jungen Leute herumzukommandieren, die hierher kommen, und Unruhe in mein Fähnlein zu tragen, sonst wäre er freilich noch schlimmer als irgend so ein Schürzenjäger.« Madame Verdurin war ganz aufrichtig, wenn sie in dieser Weise ihre Nachsicht gegenüber dem Charlismus proklamierte. Wie jede kirchliche Macht beurteilte sie menschliche Unzulänglichkeiten weniger

streng als alles, was das Autoritätsprinzip schwächen, der Orthodoxie schaden und das ewig alte Credo ihrer kleinen Gemeinde in Frage stellen konnte. »Sonst freilich werde ich ihm die Zähne zeigen. Dieser Herr meint, er könne Charlie daran hindern, zu einer Probe zu erscheinen, weil er selbst nicht eingeladen ist. Er wird einen ernsthaften Denkzettel bekommen, und ich hoffe, daß ihm das genügt, sonst soll er nur die Tür von außen zumachen. Er setzt ihn ja hinter Schloß und Riegel, mein Ehrenwort.« Und unter Verwendung genau der gleichen Ausdrücke, deren sich nahezu jedermann bedient hätte – denn es gibt gewisse nicht sehr geläufige Formulierungen, die ein spezielles Thema, ein besonderer Umstand zwangsläufig im Gedächtnis des Sprechenden auftauchen läßt, der gleichwohl seine Gedanken ganz unbefangen auszudrücken meint, dabei aber nur mechanisch die aller Welt bekannte Lektion wiederholt –, setzte sie hinzu: »Man kann ihn ja nicht mehr sehen, ohne daß er von diesem langen Lulatsch wie von einer Art von Leibwache begleitet ist.« Monsieur Verdurin machte den Vorschlag, Charlie einen Augenblick beiseite zu nehmen und unter dem Vorwand, er wolle ihn etwas fragen, ein Wort mit ihm zu sprechen. Madame Verdurin aber gab zu bedenken, der Geiger könne hinterher durcheinander sein und daraufhin schlechter spielen. »Wir wollen diese Staatsaktion lieber noch etwas aufschieben, bis die musikalische vorüber ist. Vielleicht warten wir sogar besser auf eine andere Gelegenheit.« Denn mochte Madame Verdurin noch so sehr auf die köstliche Aufregung erpicht sein, die sie in dem Bewußtsein erleben würde, daß ihr Gatte gerade dabei war, in einem Nebenzimmer Charlie aufzuklären, hegte sie doch andererseits die Furcht, der Schuß könne fehlgehen, Morel böse werden und für den Sechzehnten[1] eine Absage erteilen.

Was Monsieur de Charlus an diesem Abend zum Verhängnis wurde, war die – in dieser Gesellschaftsschicht so häufige – Ungezogenheit der Personen, die er eingeladen hatte und die

nunmehr einzutreffen begannen. Kaum waren sie eingetreten, gingen die Herzoginnen, die doch alle nur aus Freundschaft für Monsieur de Charlus, gleichzeitig aber auch mit der Neugier, einen derartigen Ort zu betreten, hergekommen waren, direkt auf den Baron zu, als ob er der Gastgeber sei, oder sagten zu mir, kaum einen Schritt von den Verdurins entfernt, die folglich alles mit anhörten: »Zeigen Sie mir die alte Verdurin, welche ist es denn? Meinen Sie, ich muß mich ihr unbedingt vorstellen lassen? Ich hoffe nur, daß sie meinen Namen nicht morgen in die Zeitung bringt, das würde einen kompletten Bruch mit meiner Verwandtschaft bedeuten. Wie, die Frau dort mit dem weißen Haar? Aber die sieht ja gar nicht einmal so übel aus.« Wenn von der – abwesenden – Mademoiselle Vinteuil die Rede war, sagte mehr als eine von ihnen: »Ah! Die Tochter der Sonate? Zeigen Sie sie mir doch!«, und da sie viele persönliche Freundinnen antrafen, bildeten sie mit diesen eine Gruppe für sich, verfolgten mit Blikken, die von ironischer Neugier blitzten, den Einzug der Getreuen, fanden aber höchstens Gelegenheit, mit dem Finger auf die etwas merkwürdige Frisur einer Person zu zeigen, die ebendiese ein paar Jahre später in der allerbesten Gesellschaft in Mode bringen sollte, und bedauerten alles in allem, diesen Salon den ihnen bekannten nicht so unähnlich zu finden, wie sie gehofft hatten, so daß sie die der Enttäuschung jener Leute von Welt erlebten, die das Tingeltangel von Aristide Bruant[1] in der Hoffnung aufsuchen, von dem berühmten Chansonnier angeschnauzt zu werden, und sich beim Eintreten mit einer korrekten Begrüßung anstatt mit dem erwarteten Refrain: »Ah! voyez c'te gueule, c'te binette. Ah! voyez c'te gueule qu'elle a« empfangen sehen.

Monsieur de Charlus hatte in Balbec in meiner Gegenwart scharfsinnig Madame de Vaugoubert kritisiert,[2] die trotz ihrer großen Gescheitheit nach dem unerhofften Glück die nicht wieder rückgängig zu machende Ungnade ihres Gatten verursacht hatte. Als König Theodosius und Königin Eudoxia – das

Herrscherpaar, an dessen Hof Monsieur de Vaugoubert akkreditiert war – diesmal für einen Aufenhalt von längerer Dauer nach Paris zurückgekommen waren, hatten täglich zu ihren Ehren Feste stattgefunden, bei denen die Königin, eng befreundet mit Madame de Vaugoubert, die sie seit zehn Jahren in ihrer Hauptstadt sah, gar nicht bekannt jedoch mit der Gattin des Präsidenten der Republik und den Ministerfrauen, sich von diesen fernhielt und sich einzig mit der Frau des Gesandten zusammenschloß. Diese nun hatte in dem Glauben, ihre Stellung sei gegen jeden Angriff gesichert, da ja Monsieur de Vaugoubert der Schöpfer der Allianz zwischen König Theodosius und Frankreich gewesen war, aufgrund der Bevorzugung durch die Königin wohl eine Befriedigung ihres Hochmuts, aber keinerlei Beunruhigung ob irgendwelcher sie bedrohenden Gefahren verspürt, die gleichwohl einige Monate später in Gestalt des ganz zu Unrecht von dem allzu vertrauensseligen Paar für unmöglich gehaltenen Ereignisses der rücksichtslosen Pensionierung Monsieur de Vaugouberts klare Gestalt annahmen. Monsieur de Charlus, der in der »Blindschleiche« den Sturz seines Kindheitsfreundes kommentierte, pflegte sein Erstaunen zu äußern, daß eine kluge Frau bei einem solchen Anlaß nicht ihren ganzen Einfluß auf die Souveräne verwendet hatte, um zu erreichen, daß es schien, als besäße sie gar keinen, und das Herrscherpaar gegenüber der Gattin des Präsidenten der Republik und den Ministerfrauen zu einer Liebenswürdigkeit zu bewegen, die diesen um so mehr geschmeichelt, das heißt sie um so geneigter gemacht hätte, in ihrer Zufriedenheit den beiden Vaugouberts Dank zu wissen, als sie diese Liebenswürdigkeit für spontan und nicht für etwas von diesen Diktiertes gehalten hätten. Doch wer die Fehler der anderen sieht, kann, sobald die Umstände sein Bewußtsein benebeln, in ganz die gleichen verfallen. Monsieur de Charlus jedenfalls dachte nicht daran, seine Gäste, die sich ihren Weg zu ihm bahnten, um ihn zu beglückwünschen und sich bei ihm zu bedanken, als wäre er der Hausherr, darum zu

bitten, einige Worte an Madame Verdurin zu richten. Einzig die Königin von Neapel, in der das gleiche edle Blut floß wie in ihren Schwestern, der Kaiserin Elisabeth und der Herzogin von Alençon[1] , fing ein Gespräch mit Madame Verdurin an, als sei sie mehr um des Vergnügens willen, diese zu sehen, als wegen der Musik und wegen Monsieur de Charlus gekommen, machte der Patronne unzählige Elogen, wurde nicht müde, sich darüber zu äußern, wie lange sie schon Lust gehabt habe, sie kennenzulernen, machte ihr Komplimente über ihr Haus und sprach von den verschiedensten Dingen, ganz als sei sie bei ihr zu Besuch. Sie hätte so gerne, sagte sie, ihre Nichte Elisabeth (dieselbe, die kurz darauf den Prinzen Albert von Belgien heiraten sollte[1]) mitgebracht; diese werde sicher sehr ihre Abwesenheit bedauern! Sie hielt inne, als sie die Musiker das Podium betreten sah, und ließ sich zeigen, welcher Morel war. Wahrscheinlich machte sie sich keine Illusionen über die Gründe, weshalb Monsieur de Charlus den jungen Künstler von so viel Bewunderung umgeben sehen wollte. Doch mit der alten Weisheit einer Monarchin, in deren Adern ein Blut floß, das zu den edelsten der Weltgeschichte gehörte und den größten Reichtum an Erfahrungen, an Skepsis und an Stolz in sich vereinte, betrachtete sie die unvermeidlichen Schwächen der Menschen, die ihr die liebsten waren – wie ihr Cousin Charlus, dessen Mutter ebenso wie die ihre eine Herzogin in Bayern gewesen war –, als Mißgeschicke, die ihnen den Halt, den sie ihnen gewähren konnte, um so wertvoller machte, weshalb sie ihnen diesen um so freudiger gewährte. Sie wußte, daß Monsieur de Charlus in zwiefacher Weise gerührt sein mußte, daß sie sich zu einer solchen Veranstaltung herbemüht hatte. Ebenso herzensgut, wie sie sich einst tapfer gezeigt hatte, versuchte diese heldenhafte Frau, die als wahre Soldatenkönigin auf den Mauern von Gaëta[2] eigenhändig zum Gewehr gegriffen hatte und die immer bereit war, sich ritterlich auf die Seite der Schwachen zu schlagen, als sie Madame Verdurin allein und verlassen da-

stehen sah – die offenbar nicht wußte, daß sie der Königin keinen Augenblick hätte von der Seite weichen dürfen –, den Anschein zu erwekken, daß für sie, die Königin von Neapel, das Zentrum und der Anziehungspunkt dieses Abends, um dessentwillen sie sich eingefunden hatte, Madame Verdurin war. Sie entschuldigte sich immer wieder, daß sie nicht bis zum Schluß bleiben könne, da sie, obwohl sie nie ausging, noch eine andere Soiree zu besuchen habe, und bat vor allem darum, man möge sich durch ihren Aufbruch keinesfalls stören lassen, das heißt, man möge absehen von den üblichen, Madame Verdurin jedoch ohnehin völlig unbekannten Ehrenbezeigungen.

Obwohl er zwar Madame Verdurin völlig vergaß, wie auch die Leute »seiner Kreise«, die er eingeladen hatte, sie in skandalöser Weise seinetwegen vergaßen, muß man gleichwohl Monsieur de Charlus darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sehr wohl wußte, wie ungehörig es gewesen wäre, wenn diese bei der »musikalischen Darbietung« die schlechten Manieren beibehalten hätten, die sie der Patronne gegenüber an den Tag legten. Morel war schon auf das Podium gestiegen, die Künstler nahmen ihre Plätze ein, und immer noch hörte man Unterhaltungen, ja Gelächter, Bemerkungen wie »es scheint, man muß eingeweiht sein, um so etwas zu verstehen«. Sofort nahm Monsieur de Charlus, indem er die Schultern straffte, als sei er in einen anderen Körper geschlüpft als den, in dem ich ihn kurz zuvor mit schleppendem Gang bei Madame Verdurin hatte ankommen sehen, eine Prophetenmiene an und betrachtete die Anwesenden mit einer Strenge, die besagen sollte, daß jetzt nicht der Moment zum Lachen sei, und einem Blick, unter dem sich das Gesicht mancher Eingeladenen, die sich wie eine Schülerin vor versammelter Klasse von seinem Lehrer ertappt fühlte, mit jäher Röte überzog. Für mich hatte die wahrhaftig sehr edle Haltung von Monsieur de Charlus etwas Komisches; denn bald schleuderte er seinen Gästen flammende Blicke entgegen, bald gab er sich

selbst, um ihnen wie mit einem vade mecum das religiöse Schweigen nahezulegen, das angebracht war, die Loslösung von jeder Beschäftigung mit weltlichen Dingen, indem er seine weißbehandschuhte Hand zu seiner schönen Stirn hob, als Musterbild (an das man sich zu halten hatte) ernster Sammlung, ja beinahe Ekstase, wobei er den Gruß der Nachzügler nicht erwiderte, die ungehörigerweise nicht begriffen, daß die Stunde jetzt der großen Kunst gehörte. Alles war hypnotisiert, man wagte keinen Laut mehr hervorzubringen oder auch nur einen Stuhl zu rücken; die Achtung vor der Musik war – kraft des Prestiges von Palamède – ganz plötzlich einer ebenso unerzogenen wie eleganten Menge eingeimpft worden.

Als ich sah, daß auf dem kleinen Podium nicht nur Morel und ein Pianist, sondern auch andere Musiker Platz nahmen, dachte ich, es würden zur Eröffnung Stücke eines anderen Komponisten als Vinteuil gespielt, denn ich war der Meinung, daß man von ihm nur seine Sonate für Klavier und Geige besaß.[1]

Madame Verdurin nahm ihren Platz etwas abseits ein, die Hemisphären ihrer weißen, mit einem rosigen Schimmer überhauchten Stirn großartig gewölbt, das Haar aus der Stirn gestrichen, halb in Nachahmung eines Porträts aus dem achtzehnten Jahrhundert, halb aus dem Kühlungsbedürfnis einer Fiebernden heraus, die ihren Zustand einzugestehen scheut; sie saß ganz allein wie eine Gottheit da, die musikalischen Feierlichkeiten vorsteht, eine Muse des Wagner-Kults und der Migräne zugleich, eine Art von nahezu tragischer Norne[2] , die ein Geist inmitten dieser Gleichgültigen heraufbeschworen hatte, vor denen sie mehr noch als sonst verschmähen würde, ihre Eindrücke beim Anhören einer Musik preiszugeben, die ihr besser bekannt war als allen Anwesenden. Das Konzert begann, ich wußte nicht, was man spielte, ich befand mich in einem unbekannten Land. Wohin gehörte diese Musik? In welches Werk? Zu welchem Komponisten? Ich hätte es gern erfahren, und da niemand in meiner Nähe war, den ich befra-

gen konnte, wäre ich gern eine Figur aus *Tausendundeiner Nacht* gewesen, einem Buch, das ich immer wieder von neuem las und wo immer in Augenblicken der Ungewißheit plötzlich ein Geist oder ein junges Mädchen von bezaubernder Schönheit erscheint, unsichtbar für die anderen, nicht für den Helden jedoch, dem sie in seiner Not gerade das enthüllt, was er zu wissen wünscht. In diesem Augenblick nun wurde auch ich mit einer solchen magischen Erscheinung begnadet. Wie wenn in einer Landschaft, die man nicht zu kennen meint, in die man aber tatsächlich nur auf ungewohntem Weg gelangt ist, sich plötzlich nach einer weiteren Wegbiegung ein anderer Pfad auftut, dessen geringste Einzelheiten einem vertraut sind und den man nur nicht gewohnt war, von dort aus zu erreichen, und man sich plötzlich sagt: Aber das ist ja der Pfad, der zu dem Gartenpförtchen meiner Freunde X. führt, ich bin in zwei Minuten bei ihnen, und ihre Tochter tatsächlich auch schon erscheint und einem im Vorübergehen guten Tag wünscht, so bemerkte ich, wie ich mich plötzlich inmitten dieser für mich neuen Musik im Herzen der Sonate von Vinteuil befand: Wundervoller noch als ein junges Mädchen trat das kleine Thema mir entgegen, mit silbernen Hüllen ausstaffiert, von blitzenden, leichten, schleierzarten Klängen um und um überrieselt und dennoch wiederzuerkennen in seinem neuen Schmuck. Meine Freude, es wiedergefunden zu haben, schwoll noch an unter dem so freundschaftlich vertrauten, überzeugenden, schlichten Ton, mit dem es sich an mich wandte, ohne dabei das Schillern seiner strahlenden Schönheit weniger spielen zu lassen. Allerdings bestand diesmal seine Bedeutung nur darin, mir den Weg zu weisen, welcher nicht der der Sonate war, denn es handelte sich um ein unveröffentlichtes Werk Vinteuils[1] , in dem er sich nur darin gefiel, in einer Andeutung – wie ein Hinweis im Programm, das man gleichzeitig vor Augen hätte haben sollen, erklärte – für einen Augenblick das kleine Thema nochmals aufklingen zu lassen. Kaum erkannt, verschwand es auch schon wieder, und ich

fand mich von neuem in einer unbekannten Welt, aber ich wußte jetzt und wurde von allem darin bestärkt, daß diese Welt eine derjenigen war, von denen ich mir gar nicht hatte vorstellen können, daß Vinteuil sie erschaffen hatte, denn wenn ich, ermüdet von der Sonate, die für mich eine ausgeschöpfte Welt war, mir weitere, ebenso schöne aber andersgeartete Welten vorzustellen suchte, so hatte ich es nur wie jene Dichter gemacht, die ihr vorgebliches Paradies mit Wiesen, Blumen und Flüssen anfüllen, die bloße Repliken jener unserer Erde sind. Was ich vor mir hatte, weckte in mir ebenso große Freude, wie die Sonate es getan hätte, wäre sie mir unbekannt gewesen; infolgedessen war es ebenso schön, wiewohl anders. Während die Sonate sich in einem ländlichen lilienhaften Morgengrauen auftat und ihre leichte Reinheit aufsprühen ließ, um sich dann an das zarte und doch stofflich dichte Blättergewirr einer dörflichen Geißblattlaube vor weißen Geranien zu heften, begann das neue Werk mit ebenmäßigen, glatten Flächen, gleich denen des Meeres an einem Gewittermorgen, in schriller Stille und unendlicher Leere, und um sich allmählich vor mir aufzubauen, löste sich diese neue Welt aus der Stille und der Nacht in den Farben der Morgenröte. Ein völlig neues Rot, das der zärtlichen, ländlichen und unschuldigen Sonate völlig fehlte, färbte den ganzen Himmel gleich der Morgenröte mit einer geheimnisvollen Hoffnung. Und ein Sang durchbrach schon die Luft, ein Sang aus sieben Tönen, so denkbar unbekannt, so fern von allem, was ich mir je vorgestellt hätte, unsagbar und überdeutlich zugleich, nicht mehr das Taubengurren aus der Sonate, sondern die Luft zerreißend mit der Heftigkeit seiner roten Tönung, die den Beginn schon umspülte, etwas wie ein mystischer Hahnenschrei, ein ganz unsagbarer, aber überscharfer Appell des ewigen Morgens. Die kühle, vom Regen ausgewaschene, elektrische Atmosphäre – von völlig anderer Beschaffenheit, mit ganz anderen Druckverhältnissen, in einer Welt, fern der jungfräulichen, mit Pflanzen bewachsenen Welt der Sonate – verän-

derte sich dauernd und löschte das purpurne Versprechen der Morgenröte. Am Mittag jedoch, in einer glühenden, vergänglichen Sonnenfülle, schien es sich in einem schweren, dörflichen, beinahe bäuerlichen Glück zu erfüllen, in dem das Schwingen entfesselt hallender Glocken (ähnlich dem, das flammengleich den Kirchplatz von Combray entzündete, wie es Vinteuil sicherlich oft erlebt und in diesem Augenblick vielleicht im Gedächtnis wiedergefunden hatte, gleich einer auf der Palette bereitliegenden Farbe) eine äußerst derbe Freude zu materialisieren schien. Ästhetisch gefiel dieses Freudenmotiv mir offengestanden nicht; ich fand es beinahe häßlich: Der Rhythmus schleppte sich mühsam am Boden hin, so daß man fast alles Wesentliche daran mit bloßen Geräuschen, indem man zum Beispiel auf eine bestimmte Weise mit Stäbchen auf dem Tisch klapperte, hätte nachahmen können. Es war, als hätte es Vinteuil hier an Inspiration gefehlt, und infolgedessen fehlte es mir auch ein wenig an Kraft, um hier aufmerksam zu bleiben.[1]

Ich blickte auf die Patronne, deren leidenschaftliche Unbewegtheit dagegen zu protestieren schien, daß die Damen des Faubourg, ihre jeder Ahnung baren Köpfe wiegend, den Takt angaben. Madame Verdurin sagte nicht: Ich kenne mich in dieser Musik ein bißchen aus, das kann man wohl sagen! Wollte ich alles ausdrücken, was ich dabei empfinde, das fände kein Ende! Sie sagte es nicht. Aber ihr unbeweglich aufgerichteter Oberkörper, die Augen, in denen jeder Ausdruck erloschen war, die aus der Stirn fliehenden Locken sagten es für sie. Sie sprachen auch von ihrem Mut, daß die Musiker ruhig weiterspielen und ihre Nerven keineswegs schonen sollten, sie werde gewiß weder beim Andante zusammenbrechen noch beim Allegro weinen. Ich wandte meinen Blick zu diesen Musikern. Der Cellist gebot seinem Instrument, das er zwischen den Knien hielt, indem er sein Haupt darüber neigte, dessen etwas gewöhnliche Züge in manierierteren Momenten einen Anflug von Widerwillen zeigten; er beugte sich über

seinen Baß, den er mit der gleichen hausfraulichen Geduld betastete, als putze er einen Kohlkopf, während gleich neben ihm die noch kindliche Harfenistin im kurzen Rock, über die sich nach allen Seiten hin die horizontalen Strahlen des goldenen Vierecks gleich jenen ausbreiteten, die in der Zauberkammer einer Sibylle in einer willkürlichen, jedoch durch Gewohnheit geheiligten Form den Äther darstellen sollen, bald hier, bald da an einer vorbestimmten Stelle einen köstlichen Klang zu finden schien auf die gleiche Weise, wie sie als eine kleine allegorische Gestalt, vor dem goldenen Gitterwerk der Himmelswölbung aufgereckt, einen Stern nach dem andern hätte abpflücken können. Bei Morel wiederum hatte sich eine bis dahin unsichtbar in seinem Haarschopf verborgene Strähne losgelöst und lockte sich auf seiner Stirn.

Unmerklich wandte ich den Kopf dem Publikum zu, um festzustellen, was Monsieur de Charlus wohl von dieser Haarsträhne hielt. Doch meine Augen trafen nur auf das Gesicht oder vielmehr die Hände von Madame Verdurin, denn sie hatte jenes vollkommen in diese versenkt. Wollte die Patronne durch diese gesammelte Haltung zeigen, daß sie sich wie in der Kirche fühlte und diese Musik nicht anders empfand denn als ein besonders feierliches Gebet? Oder wollte sie wie gewisse Personen während des Gottesdienstes aus Scham die vermutete Inbrunst oder aus Anstand tadelnswerte Zerstreutheit oder unwiderstehlichen Schlaf neugierigen Blicken verbergen? An diese letztere Hypothese glaubte ich einen Augenblick infolge eines regelmäßigen Geräuschs, das nicht zur Musik gehörte, merkte jedoch gleich darauf, daß es durch Schnarchtöne nicht Madame Verdurins, sondern ihres Hündchens hervorgebracht wurde.

Sehr schnell aber, nachdem das triumphierende Motiv der Glocken abgelöst, von anderen übertönt worden war, wurde ich wieder von dieser Musik gepackt, und ich wurde mir klar, daß, ebenso wie in diesem Septett die verschiedenen Elemente eins nach dem andern sich vorstellten, um sich zum Schluß zu

vereinen, seine Sonate und, wie ich später erfuhr, auch seine anderen Werke, auf dieses Septett bezogen, alle nur schüchterne, köstliche, aber sehr zerbrechliche Versuche darstellten neben dem triumphalen, vollkommenen Meisterwerk, das sich mir in diesem Augenblick offenbarte. Und ich konnte nicht umhin, mich zum Vergleich daran zu erinnern, daß ich mir die anderen Welten, die Vinteuil möglicherweise erschaffen hatte, in gleicher Weise als geschlossene Universen vorstellte, wie jedes einzelne meiner Liebeserlebnisse es jeweils gewesen war; in Wirklichkeit aber mußte ich mir eingestehen, daß wie innerhalb dieser letzten Liebe – der zu Albertine – meine ersten Ansätze, sie zu lieben (zu Beginn in Balbec, dann nach dem Ringleinspiel, dann in der Nacht, die sie im Hotel verbracht hatte, ferner in Paris an dem Nebelsonntag, an dem Abend des Festes bei den Guermantes, endlich wiederum in Balbec und schließlich in Paris, wo mein Leben so eng mit dem ihren verknüpft war[1]), so auch, wenn ich jetzt nicht mehr meine Liebe zu Albertine, sondern mein ganzes Leben ins Auge faßte, meine anderen Liebeserlebnisse nur dürftige, schüchtern vorbereitende Versuche gewesen waren, Appelle, die nach dieser weit umfassenderen Liebe verlangten: der Liebe zu Albertine. Ich hörte auf, der Musik zu folgen, um mich wiederum zu fragen, ob Albertine in diesen Tagen Mademoiselle Vinteuil gesehen haben mochte oder nicht, so wie man von neuem ein Leiden in seinem Inneren befragt, das man dank einer Ablenkung einen Augenblick hat vergessen können. Denn alles, was Albertine auch tun mochte, vollzog sich in mir. Von allen Wesen, die wir kennen, besitzen wir ein Doppel. Da sich dieses aber gewöhnlich nur auf dem Horizont unserer Einbildungskraft oder unserer Erinnerung abzeichnet, bleibt es verhältnismäßig äußerlich, und was es getan hat oder tun könnte, trägt uns ebenso wenige Schmerzelemente zu wie ein Objekt, das sich in einer gewissen Entfernung befindet und uns nur die schmerzlosen Empfindungen des Gesichtssinns verschafft. Das, was jene Wesen bewegt, nehmen wir

auf kontemplative Art wahr; wir können es zwar in angemessenen Wendungen bedauern, die anderen eine Vorstellung von unserer Herzensgüte geben, aber wir fühlen es nicht. Seit der Wunde von Balbec aber befand sich das Doppel Albertines in meinem Herzen, in großer Tiefe, und war schwer zu entfernen. Was ich von ihr sah, tat mir weh wie einem Kranken, dessen in quälender Weise transponierte Sinne bewirken, daß er den Anblick einer Farbe in seinem Inneren verspürt wie einen Schnitt ins Fleisch. Glücklicherweise hatte ich der Versuchung noch nicht nachgegeben, mit Albertine zu brechen; der Verdruß, daß ich sie wie eine geliebte Frau gleich, wenn ich nach Hause zurückkehrte, vorfinden würde, bedeutete sehr wenig neben der Angst, die ich verspürt hätte, wenn die Trennung im gleichen Augenblick sich vollzogen hätte, in dem ich Zweifel über sie hegte und bevor sie noch Zeit gehabt hätte, mir gleichgültig zu werden. Gerade als ich sie mir vorstellte, wie sie so zu Hause auf mich wartete, wie ihr die Zeit lange wurde und sie einen Augenblick in ihrem Zimmer eingeschlafen war, wurde ich, als es vorüberzog, von einem vertrauten, lieben und traulichen Thema des Septetts zärtlich berührt. Vielleicht hatte sich Vinteuil – so verflicht und überlagert sich alles in unserem inneren Leben – durch den Schlaf seiner Tochter – jener Tochter, die heute die Ursache meiner schmerzlichen Unruhe war –, wenn er mit seinem sanften Glück den friedlichen Abend oder das Schaffen des Komponisten umwob, zu diesem Thema inspirieren lassen, das mich mit dem gleichen weich dahinschmelzenden Hintergrund von Stille beschwichtigte, der gewisse Träumereien Schumanns so friedvoll untermalt: Klänge, bei denen man, selbst wenn »der Dichter spricht«, das »Kind im Einschlummern« errät.[1] Schlafend oder wachend würde ich sie an diesem Abend wiederfinden, sobald ich Lust hatte heimzukehren, sie, Albertine, mein kleines Kind. Und dennoch, sagte ich mir, schien etwas Geheimnisvolleres als die Liebe zu Albertine zu Beginn dieses Werkes in dem ersten Aufschrei der Morgenröte verheißen zu

sein. Ich versuchte, den Gedanken an meine Gefährtin zu verbannen, um einzig an den Komponisten zu denken. Er schien auch leibhaft da zu sein. Man hätte meinen können, der Autor lebe reinkarniert in seiner Musik; man verspürte die Freude, mit der er die Farbe eines Klanges wählte und ihn den anderen anpaßte. Denn mit tiefer reichenden Gaben verband Vinteuil jene, die wenige Komponisten und sogar wenige Maler besessen haben, nämlich die Fähigkeit, Farben zu verwenden, die nicht nur so beständig, sondern auch so persönlich sind, daß ebensowenig, wie die Zeit ihrer Frische etwas anhaben kann, die Schüler, die denjenigen kopieren, der sie gefunden hat, noch die Meister sogar, die ihn überflügeln, ihre Originalität zum Verblassen zu bringen vermögen. Die Revolution, die ihr Erscheinen bewirkte, muß nicht erleben, daß ihre Ergebnisse anonym in den folgenden Epochen auf- und untergehen; sie entfesselt sich von neuem, sie bricht in alle Unendlichkeit immer wieder aus, doch nur, wenn die Werke des Neuerers erneut aufgeführt werden. Jeder Klang war von einer Farbe untermalt, die alle Regeln der Welt, auch wenn die kundigsten Komponisten sie anwendeten, nicht nachzuahmen vermöchten, so daß Vinteuil, obwohl er zu seiner festgesetzten Stunde erschienen war und einen bestimmten Platz in der musikalischen Entwicklung einnahm, diesen jedesmal verlassen und von neuem an die Spitze treten würde, sobald man eine seiner Kompositionen spielte, deren jede diesem scheinbar sich widersprechenden und tatsächlich trügerischen Charakter von dauernder Neuheit den Eindruck verdanken würde, erst nach denen der jüngerer Komponisten entstanden zu sein. Ein symphonisches Werk von Vinteuil, das man schon auf dem Klavier gehört hatte und nun in der Orchesteraufführung erlebte, enthüllte wie ein sommerlicher Sonnenstrahl, der von dem Prisma der Fensterscheibe zerlegt ins dunkle Eßzimmer[1] gleitet, einen ungeahnten vielfarbigen Schatz aller Juwelenfeuer aus *Tausendundeiner Nacht*. Doch wie soll man solchem starren Gleißen des Lichts vergleichen, was Leben, unaufhörli-

che, beseligte Bewegung war? Dieser Vinteuil, den ich so schüchtern und so niedergeschlagen gekannt hatte, besaß, wenn es sich darum handelte, bestimmte Klangnuancen zu wählen und eine andere ihnen hinzuzufügen, eine Kühnheit und im vollen Sinne des Wortes ein Glück, über das beim Anhören eines Werkes von ihm kein Zweifel blieb. Die Freude, die ihm solche Klangfolgen bereitet hatten, die Kräfte, die ihm immer weiter zugewachsen waren, damit er andere, neue finden konnte, führten auch jetzt noch den Zuhörer von einer Entdeckung zur nächsten, oder vielmehr war es der Komponist selbst, der ihn führte, indem er aus den Farben, die er gefunden hatte, eine überströmende Freude schöpfte, die ihm die Macht verlieh, andere, die sie herbeizurufen schienen, zu entdecken und leidenschaftlich aufzugreifen, hingerissen und selig durchbebt, wie vom göttlichen Funken getroffen, wenn das Erhabene von selbst entstand aus dem Zusammenklang der Blasinstrumente, keuchend, berauscht, vom Wahn, von Schwindel erfaßt, während er sein großes musikalisches Fresko schuf, gleich einem Michelangelo, der, an seine Leiter gefesselt, mit dem Kopf nach unten, einander überstürzende Pinselstriche an der Decke der Sixtina führt. Vinteuil war seit einer Reihe von Jahren tot, aber unter diesen Instrumenten, die er geliebt hatte, war es ihm gegeben, für unbegrenzte Zeit wenigstens einen Teil seines Lebens noch weiter zu verfolgen. Seines Menschenlebens nur? Wenn die Kunst wirklich nur eine Verlängerung des Lebens war, lohnte es sich dann, ihr irgend etwas zu opfern? War sie nicht ebenso unwirklich wie das Leben selbst? Wenn ich diesem Septett hingegeben lauschte, konnte ich es nicht glauben. Zweifellos unterschied sich das rötlich aufstrahlende Septett in eigenartiger Weise von der weißen Sonate, die schüchterne Befragung, auf die das kleine Thema antwortete, von dem keuchenden Ringen um die Erfüllung des sonderbaren Versprechens, das so schrill, so übernatürlich, so kurz nur aufgeklungen war und die noch unbelebte Röte des Morgenhimmels über dem Meer

zum Erschauern brachte. Dennoch waren diese so verschiedenen Themen aus den gleichen Elementen gemacht; denn ebenso, wie es ein bestimmtes Universum gab, das für uns in jenen hier und dort verstreuten Parzellen wahrnehmbar ist – in bestimmten Häusern, bestimmten Museen –, eben das Universum Elstirs, jenes, das er sah und in dem er lebte, ebenso breitete die Musik Vinteuils Note für Note, Ton für Ton unbekannte, unvorstellbare Tönungen eines ungeahnten Universums aus, zersplittert wegen der Lücken zwischen den einzelnen Aufführungen seiner Werke; diese beiden ungleichen Befragungen, die die so verschiedenartigen Abläufe der Sonate und des Septetts bestimmten, die eine, die mit kurzen Appellen eine durchgehende reine Linie akzentuierte, die andere, die zerstreute Elemente zu einem undurchdringlichen Panzer zusammenschmiedete, die eine so ruhig und bescheiden, in philosophischer Ruhe fast über alles erhaben, die andere drängend, angstvoll flehend, waren beide dennoch ein und dasselbe Gebet, wie es vor verschiedenen inneren Sonnenaufgängen emporgestiegen war, gebrochen allerdings im Lauf der Jahre, in denen er etwas Neues hatte erschaffen wollen, durch die unterschiedliche Umgebung anderer Gedanken und anderer künstlerischer Ziele. Ein Gebet, ein Hoffen, das letztlich das gleiche war; man konnte es unter seinen Verkleidungen in den verschiedenen Werken Vinteuils erkennen, gleichzeitig aber fand man es nur in den Werken Vinteuils. Für diese Themen könnten Musikwissenschaftler gewiß in den Werken anderer großer Komponisten eine Verwandtschaft, eine Abstammung finden, doch nur mit unwesentlichen Argumenten, aufgrund äußerlicher Ähnlichkeiten und Analogien, die eher mit raffiniertem Verstand ermittelt als vom direkten Gefühl erlebt wären.[1] Der Eindruck jedenfalls, den diese Themen Vinteuils auf den Hörer machten, war verschieden von jedem anderen, als ob ungeachtet aller noch so zwingenden Schlußfolgerungen der Naturwissenschaft das Individuelle gleichwohl existierte. Und gerade wenn er mit aller Macht neu zu

sein versuchte, erkannte man unter der anscheinenden Verschiedenheit die tiefe Verwandtschaft, und die bewußten Ähnlichkeiten innerhalb eines Werkes – wenn Vinteuil zu wiederholten Malen das gleiche Thema wieder aufnahm, es abwandelte, Vergnügen daran fand, seinen Rhythmus zu ändern oder es in seiner ersten Gestalt wiedererscheinen zu lassen –, diese bewußten Ähnlichkeiten, ein gezwungenermaßen oberflächliches Werk des Verstandes, waren nie so ergreifend wie jene verborgene, unwillkürlich unter den verschiedensten Tönungen erkennbare Verwandtschaft zwischen zwei unterschiedlichen Meisterwerken; dann nämlich, wenn er machtvoll nach Neuem strebte, befragte Vinteuil sich selbst und drang mit aller Macht seines Schöpfertums zu seinem eigenen Wesen vor, in jene Tiefen, wo dieses auf alle Fragen, die man ihm stellt, mit derselben Stimme, der ihm eigenen, antwortet. Eine Stimme, jene Stimme Vinteuils, die von der Stimme anderer Komponisten durch eine weit größeren Unterschied getrennt ist, als wir ihn zwischen den Stimmen zweier Personen oder sogar zwischen dem Brüllen und dem Schrei zweier Tierarten wahrnehmen; ein wirklicher Unterschied, jener nämlich zwischen dem Denken irgendeines anderen Musikers und dem ewigen Forschen Vinteuils, der Frage, die er sich unter unzähligen Formen stellte, seiner gewohnten Art der Spekulation, die aber so befreit war von analytischen Formen des Denkens, als übe er sie in der Welt der Engel aus, so daß wir ihre Tiefe zwar ermessen können, aber sie ebensowenig in menschliche Sprache zu überführen vermögen, wie vom Körper längst befreite Geister es könnten, wenn sie von einem Medium beschworen und nach dem Geheimnis des Todes befragt werden; eine Stimme, denn trotz allem und selbst wenn man jene erworbene Originalität berücksichtigt, die mir am Nachmittag so lebhaft zu Bewußtsein gekommen war, jene Verwandtschaft auch, die die Musikwissenschaftler zwischen den Komponisten feststellen könnten, ist es eben doch eine einzigartige Stimme, zu der jene großen Sänger, die alle wahren

Komponisten sind, sich erheben, zu der sie unwillkürlich zurückkehren, ein Beweis für die von Anbeginn her individuelle Existenz der Seele. Ob Vinteuil es feierlicher, größer versuchte oder lebendig und heiter, wenn er also versuchte, was er wahrnahm, in Form von Schönheit im Geist des Publikums gespiegelt erscheinen zu lassen, überflutete er unwillkürlich alles mit einer Grundwelle, die seinen Gesang unsterblich und auf der Stelle identifizierbar macht. Dieser Gesang, der so verschieden von dem der anderen ist, doch überall immer wieder dem seinen gleicht, wo hatte Vinteuil ihn gelernt, gehört? Jeder Künstler scheint so der Bürger einer unbekannten Heimat zu sein, die er selbst vergessen hat und die von jener völlig verschieden ist, aus der ein anderer großer Künstler zur Erde herniedersteigen wird. Allerdings schien sich Vinteuil dieser Heimat in seinen letzten Werken genähert zu haben. Die Atmosphäre war darin nicht mehr die gleiche wie in der Sonate, die Fragen waren drängender, unruhiger, die Antworten geheimnisvoller; die gleichsam ausgewaschene Morgen- und Abendluft schien sogar auf die Saiten der Instrumente Einfluß zu haben. Morel mochte noch so wundervoll spielen, die Töne seiner Geige schienen mir merkwürdig gellend, fast schrill. Diese Schärfe aber gefiel, und wie bei gewissen menschlichen Stimmen spürte man darin eine Seelenqualität und geistige Überlegenheit. Doch mochten manche auch daran Anstoß nehmen. Wenn das Bild der Welt sich verändert, sich reinigt, der Erinnerung an die innere Heimat immer näher kommt, so zeigt sich das unweigerlich in einer allgemeinen Wandlung des Klangcharakters beim Komponisten wie der Farbe beim Maler. Im übrigen täuscht sich das beste Publikum darüber nicht, da ja zum Beispiel später die letzten Werke Vinteuils für die tiefsten erklärt wurden. Nun fügten aber weder ein Programmzettel noch sonst irgend etwas dem Urteil ein verstandesmäßiges Element hinzu. Man spürte, daß es sich um die Umsetzung von Tiefe in klangliche Ordnung handelte.

An diese verlorene Heimat[1] erinnern die Komponisten sich nicht, doch jeder von ihnen bleibt gewissermaßen ständig im Einklang mit ihr; er jubelt freudig auf, wenn er nach der Weise seiner Heimat singt, er verrät sie manchmal aus Liebe zum Ruhm, dann sucht er zwar den Ruhm, tatsächlich aber flieht er ihn, und er findet ihn nur, wenn er ihn verschmäht und wenn der Komponist, mit welchem Stoff er sich auch beschäftigt, jenen einzigartigen Gesang anstimmt, dessen Monotonie – denn welches auch der behandelte Stoff ist, bleibt er sich selbst gleich – bei dem Komponisten die Beständigkeit der Elemente beweist, aus denen seine Seele zusammengefügt ist. Ist es nun aber nicht so, daß diese Elemente, dieser wirklich vorhandene Bodensatz, den jeder notgedrungen bei sich behalten muß, da er sogar im Gespräch von Freund zu Freund, vom Meister zum Schüler, vom Liebenden zum Geliebten nicht mitgeteilt werden kann, dieses Unsagbare, das jeweils gerade dem seine besondere Nuancierung verleiht, was jeder von uns empfindet, aber dennoch auf der Schwelle der Äußerungen zurücklassen muß, durch welche er mit anderen nur insoweit in Beziehung zu treten vermag, als er sich auf äußere, allen gemeinsam zugängliche, bedeutungslose Dinge beschränkt, durch die Kunst erfahrbar gemacht wird – die Kunst eines Vinteuil wie die eines Elstir –, indem sie in den Farben des Spektrums die innere Struktur jener Welten nach außen hin sichtbar macht, die wir als Individuen bezeichnen und die wir ohne die Kunst nie kennenlernen würden? Flügel und ein von dem unseren verschiedener Atmungsapparat, die uns erlauben würden, den unendlichen Raum zu durchmessen, würden uns nichts nützen. Denn wenn wir Mars oder Venus besuchten und doch die gleichen Sinne behielten, so würden diese allem, was wir sehen könnten, den gleichen Aspekt wie den Dingen der Erde verleihen. Die einzige wahre Reise, der einzige Jungbrunnen wäre für uns, wenn wir nicht neue Landschaften aufsuchten, sondern andere Augen hätten, die Welt mit den Augen eines anderen, von hundert anderen betrach-

ten, die hundert verschiedenen Welten sehen könnten, die jeder einzelne sieht, die jeder von ihnen ist; das aber vermögen wir mit einem Elstir, mit einem Vinteuil und ihresgleichen, wir fliegen dann wirklich von Stern zu Stern.

Das Andante hatte eben mit einem von Süße überströmenden Thema geendet, einer Süße, der ich mich ganz und gar überlassen hatte; dann folgte vor dem nächsten Satz eine Pause, in der die Ausführenden ihre Instrumente ablegten und die Zuhörer einige Eindrücke austauschten. Um zu zeigen, daß er etwas davon verstand, erklärte ein anwesender Herzog: »Das ist sehr schwer richtig zu spielen!« Angenehmere Leute unterhielten sich einen Augenblick mit mir. Doch was bedeuteten ihre Worte, die wie jede nur am Äußerlichen haftende menschliche Rede mich so gleichgültig ließen, verglichen mit dem himmlischen musikalischen Thema, mit dem ich mich zuvor unterhalten hatte? Ich fühlte mich wahrlich wie ein aus dem Rausch des Paradieses gefallener Engel, der in der trivialsten Wirklichkeit landet.[1] Und ich fragte mich, ob nicht die Musik, ebenso wie gewisse Wesen die letzten Zeugen einer Lebensform sind, die die Natur aufgegeben hat, das einzige Beispiel dessen ist, was – hätte es keine Erfindung der Sprache, Bildung von Wörtern, Analyse der Ideen gegeben – die Verständigung der Seelen hätte sein können.[2] Sie ist wie eine Möglichkeit, die ohne weitere Folgen geblieben ist; die Menschheit hat andere Wege eingeschlagen, die der gesprochenen und geschriebenen Sprache. Diese Rückkehr zum Nichtanalysierbaren war nun aber so berauschend, daß mir beim Verlassen dieses Paradieses die Berührung mit mehr oder weniger klugen Menschen außerordentlich banal erschien. An menschliche Wesen hatte ich während der Musik mich erinnern, sie damit vermischen können; oder vielmehr hatte ich mit der Musik wohl nur die Erinnerung an eine einzige Person, an Albertine, verwoben. Da das Thema aber, mit dem das Andante ausklang, mir so erhaben schien, dachte ich mir, wie bedauerlich es doch sei, daß Albertine nicht wußte –

und wenn sie es gewußt, nicht verstanden hätte –, welche Ehre es für sie war, mit etwas so Großem, das uns vereinte und dessen ergreifende Stimme sie entlehnt zu haben schien, in Verbindung gebracht zu werden. Sobald aber die Musik für einen Augenblick schwieg, kamen mir die Menschen, die anwesend waren, nur zu medioker vor. Es wurden Erfrischungen gereicht. Monsieur de Charlus sprach von Zeit zu Zeit einen der Diener an: »Wie geht es Ihnen? Haben Sie meinen Rohrpostbrief erhalten? Kommen Sie?« Bestimmt äußerte sich in solchen Aufforderungen die Freiheit des großen Herrn, der zu schmeicheln glaubt und volksnaher als die Bürger ist, aber auch der Trick des Schuldigen, der meint, was man offen vorweist, müsse deswegen harmlos wirken. In dem echt Guermantischen Ton, wie ihn zum Beispiel Madame de Villeparisis an sich hatte, setzte er hinzu: »Das ist ein braver Junge, ein netter Kerl, er hilft oft in meinem Hause aus.« Doch wandten sich schließlich seine Manöver gegen ihn selbst, denn man fand seine leutselige Liebenswürdigkeit und seine Rohrpostbriefe an Kammerdiener etwas sonderbar. Die Diener selbst fühlten sich weniger geschmeichelt als vielmehr peinlich berührt wegen ihrer Kameraden.

Unterdessen hatte man wieder zu spielen angefangen, und das Septett ging seinem Ende entgegen; mehrmals noch kehrte das eine oder andere Thema aus der Sonate wieder,[1] doch jedesmal abgewandelt, in anderem Rhythmus oder mit anderer Begleitung, gleich und dennoch verschieden, so wie die Dinge im Leben wiederkehren; immer aber war es eines der Themen, wie sie – ohne daß man verstehen kann, welche geheime Verwandtschaft ihnen als einzige und unerläßliche Wohnung die Vergangenheit eines bestimmten Komponisten zuweist – sich nur in seinem Werk finden und immer wieder in diesem Werk auftauchen, dessen Feen, Dryaden und Hausgottheiten sie sind. Ich hatte zunächst in dem Septett zwei oder drei erkannt, die mich an die Sonate erinnerten. Bald darauf bemerkte ich – ganz in den violetten Nebel getaucht,

der besonders in der letzten Periode dem Werk Vinteuils entsteigt, so daß sogar, wenn er irgendwo einen Tanz einfügte, dieser in einem Opal eingeschlossen war – ein anderes Thema der Sonate, jedoch so entfernt, daß ich vorerst es kaum erkannte; zögernd kam es näher, verschwand dann wieder wie weggescheucht, kehrte von neuem zurück, verschmolz mit weiteren, die, wie ich erst später erfuhr, aus anderen Werken stammten, rief wieder neue herbei, die ihrerseits eine kraftvolle Anziehung und Suggestion ausstrahlten, sobald sie selbst sich hatten einfangen lassen und in den Reigen eingingen, den göttlichen, aber für die Mehrzahl der Zuhörer unsichtbaren Reigen; da diese nämlich nichts anderes vor Augen hatten als einen wirren Schleier, hinter dem sie nichts erblickten, skandierten sie einfach ganz willkürlich mit bewundernden Ausrufen eine beständige Langeweile, an der sie sterben zu müssen glaubten. Dann entfernten sich die Themen wieder, außer einem, das ich fünf- oder sechsmal wiederkehren sah, ohne daß ich sein Antlitz erschaute,[1] so schmeichelnd jedoch und so sehr von dem verschieden – wie zweifellos das kleine Thema der Sonate für Swann –, was je eine Frau an Wünschen hatte wecken können, daß dieses Thema, das mir mit so süßer Stimme ein Glück verhieß, das wirklich erlangenswert schien, vielleicht – ein unsichtbares Geschöpf, dessen Sprache ich nicht kannte und das ich doch so gut verstand – die einzige Unbekannte war, der ich jemals hatte begegnen dürfen. Dann löste dieses Thema sich auf, es verwandelte sich wie das kleine Thema der Sonate und wurde zu dem geheimnisvollen Appell des Anfangs. Ein Thema von schmerzlichem Charakter trat ihm entgegen, doch derart tief, derart unergründlich, derart innerlich, beinahe organisch, ja viszeral, daß man sich jedesmal wenn es auftauchte, vergebens fragte, ob es sich um ein Thema oder um eine Neuralgie[1] handelte. Bald rangen die beiden Motive miteinander in einem Nahkampf, bei dem manchmal das eine völlig verschwand, dann aber von dem anderen nur noch ein Bruchstück zu sehen war. Ein Nah-

kampf freilich nur von Kräften; denn diese Wesen kämpften ohne physischen Körper miteinander, ohne sichtbare Erscheinung, ohne Namen, und sie fanden bei mir einen inneren Zuschauer – auch er machte sich nichts aus Namen, aus dem Einzelnen –, der an ihrem immateriellen, dynamischen Kampf Anteil nahm und bereit war, mit Leidenschaft dessen klanglichen Peripetien zu folgen. Endlich siegte das freudige Motiv; es war jetzt nicht mehr ein fast angstvoller, hinter einem leeren Himmel aufklingender Appell, sondern eine unaussprechliche Freude, die aus dem Paradies zu kommen schien, eine Freude, so verschieden von der der Sonate, wie von einem sanften, ernsten Engel Bellinis, der die Theorbe spielt, ein in Scharlach gekleideter Erzengel Mantegnas, der in die Drommete stößt.[2] Ich wußte, daß ich diese neue Färbung der Freude, diesen Appell zu überirdischer Freude, niemals vergessen würde. Doch würde sie für mich auch je zu verwirklichen sein? Diese Frage schien mir um so wichtiger, als dieses Thema etwas war, was am besten – in einer Weise, die zu meinem ganzen übrigen Leben, zu der sichtbaren Welt, im Widerspruch stand – jene Eindrücke hätte charakterisieren können, die ich in weiten Abständen in meinem Leben wiederfand wie Wegmarken, wie Markierungen für den Bau eines wahrhaften Lebens: der Eindruck, den ich angesichts der Kirchtürme von Martinville oder einer Baumreihe in der Nähe von Balbec gehabt hatte[3] . Wie dem auch sei, wie merkwürdig war es doch – um auf die besondere Stimme, die sich in diesem Thema äußerte, zurückzukommen –, daß die Ahnung dessen, was sich von den uns zugewiesenen Dingen des Alltagslebens am grundlegendsten unterscheidet, daß die kühnste Annäherung an die Freuden des Jenseits gerade in dem trübseligen, sittsamen Kleinbürger Gestalt gewonnen hatte, dem wir bei der Maiandacht in Combray begegneten! Wie aber kam es vor allem, daß ich diese Offenbarung, die seltsamste, die mir jemals zuteil geworden war, die Offenbarung einer unbekannten Art von Freude, von ihm hatte erhalten können, da er

doch, wie man sagte, als er gestorben war, einzig seine Sonate zurückgelassen hatte, das übrige aber in unentzifferbaren Aufzeichnungen gleichsam nicht existent war? Unentzifferbar und dennoch endlich mit den Mitteln der Geduld, des Verständnisses und der Verehrung von der einen einzigen Person entziffert, die lange genug bei Vinteuil gelebt hatte, um seine Arbeitsweise zu kennen und seine Andeutungen einer Orchestrierung richtig zu interpretieren: der Freundin Mademoiselle Vinteuils. Noch zu Lebzeiten des großen Komponisten hatte sie von seiner Tochter den Kult übernommen, den diese mit ihrem Vater trieb. Gerade wegen dieses Kultes hatten die beiden jungen Mädchen in jenen Augenblicken, in denen man seinen wahren Neigungen entgegenhandelt, ein krankhaftes Vergnügen an den Profanierungen finden können, von denen berichtet wurde.[1] Die an Anbetung grenzende Verehrung des Vaters war geradezu die Grundbedingung für das Sakrileg der Tochter. Ganz gewiß hätten sie sich die Wollust dieses Sakrilegs versagen sollen, doch kam ihr Wesen darin nicht gänzlich zum Ausdruck. Überhaupt waren die Profanierungen immer seltener vorgekommen und zuletzt in dem Maße ganz und gar unterblieben, in dem jene krankhaften körperlichen Beziehungen, jene Verblendung durch eine trübe Glut, der Flamme einer hohen reinen Freundschaft gewichen waren. Die Freundin von Mademoiselle Vinteuil war manchmal von dem quälenden Gedanken heimgesucht worden, daß vielleicht sie den Tod Vinteuils beschleunigt hatte. Wenigstens aber hatte sie, als sie Jahre darüber verbrachte, das von Vinteuil hinterlassene Geschreibsel zu entwirren und eine zuverlässige Deutung jener unbekannten Hieroglyphen zu erreichen, den Trost gehabt, dem Komponisten, dessen letzte Jahre sie betrübt hatte, zum Ausgleich einen Ruhm zu sichern, der unvergänglich war. Aus Verbindungen, die nicht durch die Gesetze geheiligt sind, ergeben sich ebenso zahlreiche, ebenso komplexe, dabei aber viel solidere Bande der Verwandtschaft als jene, die einer Ehe entstammen. Sehen wir nicht alle Tage –

sofern wir uns nicht bei Beziehungen so ganz besonderer Natur aufhalten wollen –, daß der Ehebruch, wenn er auf wahrer Liebe beruht, die Familiengefühle, den Sinn für verwandtschaftliche Pflichten nicht erschüttert, sondern belebt? Der Ehebruch führt in solchen Fällen den Geist in den Buchstaben ein, der in der Ehe oft tot geblieben ist. Eine Tochter, die ihre Mutter liebt, wird beim Tod des zweiten Mannes der Mutter aus purer Konvention Trauer tragen; sie wird aber in Strömen weinen, wenn der stirbt, den die Mutter sich unter allen Männer zum Geliebten erwählt hat. Im übrigen hatte Mademoiselle Vinteuil nur aus Sadismus gehandelt, was sie zwar nicht entschuldigt, aber doch für mich eine gewisse Beschwichtigung bedeutete, wenn ich es mir zu Bewußtsein brachte. Sie mußte sich selbst ja sagen, stellte ich mir vor, daß in dem Augenblick, in dem sie mit ihrer Freundin die Photographie ihres Vaters profanierte, das alles nur krankhaft, wahnhaft und nicht die wahre, mit Genuß betriebene Schlechtigkeit war, die sie sich eigentlich gewünscht hätte. Der Gedanke, es handle sich nur um gespielte Schlechtigkeit, verdarb ihr das Vergnügen. Doch wenn ihr diese Idee vielleicht später wiedergekommen ist, hat sie gewiß, wie sie ihr seinerzeit die Freude vergällte, nun das Leiden beschwichtigt. Das war ja gar nicht ich, hat sie sich wohl gesagt; ich war von Sinnen. Ich kann noch für meinen Vater beten und brauche an seiner Güte nicht zu zweifeln. Nur ist es möglich, daß diese Idee, die ihr sicher inmitten der Lust gekommen war, im Leiden sich nicht eingestellt hatte. Ich hätte sie ihr gern nahegelegt und bin sicher, daß ich ihr damit etwas Gutes erweisen, das heißt zwischen ihr und der Erinnerung an ihren Vater eine wohltuende Verbindung hätte schaffen können.

Wie aus unleserlichen Taschenbuchnotizen, in denen ein genialer Chemiker, der nicht weiß, wie nah sein Ende ist, Entdeckungen aufgezeichnet hat, die vielleicht für immer unbekannt bleiben werden, hatte sie[1] aus Papieren, die noch schwerer zu entziffern waren als ein mit Keilschriften bedeckter

Papyrus, die ewig wahre, für immer fortzeugende Formel dieser unbekannten Freude, die mystische Hoffnung des scharlachroten Morgenengels herausgelöst. Ich aber, für den sie, allerdings vielleicht weniger als für Vinteuil, an ebendiesem Abend noch, indem sie meine Eifersucht um Albertines willen von neuem weckte, und besonders dann in der Zukunft Grund so großen Leids war, ich aber hatte dank ihrer den seltsamen Appell vernehmen können, den ich von nun an unablässig hören würde: das Versprechen, daß es noch etwas anderes gab, etwas, was zweifellos die Kunst verwirklichen kann, etwas anderes als das Nichts, das ich in allen Vergnügungen und selbst in der Liebe gefunden hatte, das Versprechen, daß mein Leben, wie eitel es mir auch schien, zumindest noch nicht alles vollbracht hatte.

Was man dank ihren Bemühungen von Vinteuil kennenlernen konnte, war in der Tat Vinteuils Gesamtwerk. Verglichen mit diesem Stück für zehn Instrumente[2] kamen einem gewisse Themen der Sonate, die einzigen, die das Publikum kannte, derart banal vor, daß man nicht mehr begriff, wie sie eine solche Bewunderung hatten hervorrufen können. So sind wir erstaunt, daß Jahre hindurch unbedeutende Stücke wie das »Lied an den Abendstern« oder »Elisabeths Gebet« im Konzert fanatische Liebhaber begeistern konnten, die einander in Beifallsbezeigungen überboten und *bis* riefen, wenn das beendet war, was doch nur armselig und ausdruckslos auf uns wirkt, die wir *Tristan*, *Rheingold* und die *Meistersinger* kennen.[1] Man muß gleichwohl vermuten, daß diese charakterlosen Melodien bereits in infinitesimalen und vielleicht gerade deshalb assimilierbaren Quantitäten etwas von der Originalität der Meisterwerke enthielten, die wir rückblickend allein der Beachtung für würdig halten, deren Verständnis aber vielleicht gerade an ihrer Vollkommenheit zunächst gescheitert wäre; jene haben diesen den Weg zu den Herzen bereiten helfen. Sie mögen so eine vage Ahnung von künftigen Schönheiten vermittelt haben, tatsächlich aber haben sie diese in völli-

gem Dunkel belassen. Ebenso war es bei Vinteuil; wenn bei seinem Tod nur vorgelegen hätte, was ihm zu vollenden vergönnt gewesen war, so wäre das, was man von ihm kannte – mit Ausnahme gewisser Partien der Sonate –, verglichen mit seiner wahren Größe, ebenso unbedeutend gewesen wie das, was zum Beispiel von Victor Hugo bekannt wäre, wenn er nach »Le Pas d'Armes du roi Jean«, »La Fiancée du Timbalier« und »Sarah la Baigneuse« gestorben wäre, ohne noch irgend etwas von der *Légende des siècles* und den *Contemplations* [2] vollendet zu haben. Was für uns heute sein wahres Werk ausmacht, wäre in einem rein virtuellen Zustand verblieben, das heißt ebenso unbekannt wie jene Welten, bis zu denen unser Wahrnehmungsvermögen nicht reicht und von denen wir niemals eine Vorstellung haben werden.

Im übrigen war jener scheinbare Gegensatz, die tiefe Verwandtschaft zwischen dem Genie (auch dem Talent und ebenso der Tugend) und der Hülle von Lastern, in der jenes, wie es bei Vinteuil der Fall war, so häufig enthalten und aufbewahrt ist, gleich einer banalen allegorischen Darstellung gerade aus der Zusammensetzung der Eingeladenen ablesbar, in deren Mitte ich mich befand, als die Musik verklang. Die Versammlung, wiewohl diesmal auf den Salon von Madame Verdurin beschränkt, war vielen anderen ähnlich, bei denen das breitere Publikum die Ingredienzien, die in der Mischung eine Rolle spielen, nicht kennt und die von philosophisch angehauchten Journalisten, wenn sie ein klein wenig davon verstehen, als pariserisch oder panamistisch[1] oder dreyfusfreundlich bezeichnet werden, weil sie nicht ahnen, daß man ganz die gleichen in Sankt Petersburg, in Berlin, in Madrid und zu allen Zeiten finden kann; wenn tatsächlich der Unterstaatssekretär für Kunstangelegenheiten im Unterrichtsministerium, ein wahrhaft künstlerischer und wohlerzogener Mann und außerdem ein Snob, ein paar Herzoginnen und drei Botschafter mit ihren Frauen an diesem Abend bei Madame Verdurin waren, so hatte man den naheliegenden, unmittelbaren Grund für ihre

Anwesenheit in den Beziehungen zu suchen, die zwischen Monsieur de Charlus und Morel bestanden, Beziehungen, die dem Baron den Wunsch eingaben, den künstlerischen Erfolgen seines jungen Abgottes einen möglichst großen Widerhall zu verschaffen und das Kreuz der Ehrenlegion für ihn zu erlangen; der mittelbarere Grund, der diese Zusammenkunft ermöglicht hatte, bestand darin, daß eine junge Person mit Mademoiselle Vinteuil Beziehungen unterhielt, die zu denen von Monsieur de Charlus und Morel analog waren, und sie daraufhin eine ganze Reihe von genialen Werken ans Licht gezogen hatte, die eine solche Offenbarung bedeuteten, daß unter dem Patronat des Unterrichtsministers bald darauf eine Subskription eröffnet werden sollte zu dem Zweck, für Vinteuil ein Denkmal zu errichten. Im übrigen waren diesen Werken ebensosehr wie die Beziehungen zwischen Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin die des Barons zu Charlie als eine Art von Querverbindung oder Abkürzungsweg zugute gekommen, der es der Gesellschaft ermöglichte, diese Werke ohne den Umweg wenn nicht eines lang anhaltenden Unverständnisses, so doch wenigstens einer völligen Unkenntnis zu gelangen, die noch lange Jahre hätte andauern können. Jedesmal wenn sich ein Ereignis vollzieht, das dem vulgären Geist der philosophisch angehauchten Journalisten zugänglich ist, das heißt gemeinhin ein politisches Ereignis, so sind sie überzeugt, daß sich in Frankreich etwas gewandelt hat, daß man gewisse Abendveranstaltungen nicht mehr wiederfinden und Ibsen, Renan, Dostojewski, d'Annunzio, Tolstoj, Wagner oder Strauß nicht mehr bewundern wird. Denn die philosophisch angehauchten Journalisten beurteilen die Dinge nach den fragwürdigen Untergründen dieser offiziellen Veranstaltungen, um etwas Dekadentes an der Kunst zu entdekken, deren Ruhm daselbst begründet wird und die in Wirklichkeit oft denkbar rein und streng ist. Denn unter den von solch philosophisch angehauchten Journalisten am meisten verehrten Namen gibt es keinen, der nicht ganz von selbst

zum Anlaß für solche seltsamen Feste wurde, wenn auch deren Seltsamkeit vielleicht weniger greifbar war und nachhaltiger verborgen blieb. Bei diesem Fest hier überraschten mich die unreinen Elemente, die sich darin zusammenfanden, auch noch unter einem anderen Gesichtspunkt: Gewiß war ich besonders befähigt, sie voneinander zu trennen, da ich sie ja einzeln kennengelernt hatte; insbesondere diejenigen aber, die mit Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin in Zusammenhang standen, sagten mir etwas über Combray und damit auch über Albertine, das heißt über Balbec, da ich ja überhaupt nur deshalb, weil ich damals Mademoiselle Vinteuil in Montjouvain gesehen und etwas über die Intimität ihrer Freundin mit Albertine erfahren hatte, jetzt, wenn ich nach Hause kam, anstelle der Einsamkeit Albertine antreffen würde, die auf mich wartete; und diejenigen, die Morel und Monsieur de Charlus betrafen, sagten mir etwas über Balbec, in dessen Nähe – auf dem Bahnsteig von Doncières – ich ihre Beziehungen hatte zustande kommen sehen, aber auch über Combray und die beiden Seiten, nach denen wir dort unsere Ausflüge machten, denn Monsieur de Charlus war einer jener Guermantes, Grafen von Combray, die in Combray, ohne dort ihren ständigen Wohnsitz zu haben, zwischen Himmel und Erde residierten wie Gilbert der Böse in seinem Kirchenfenster, und Morel war der Sohn jenes alten Kammerdieners, der mich mit der Dame in Rosa bekannt gemacht und dadurch ermöglicht hatte, daß ich so viele Jahre darauf in ihr Madame Swann erkannte.[1]

»Gut gemacht, nicht wahr!« bemerkte Monsieur Verdurin zu Saniette. »Ich fürchte nur«, antwortete dieser unter Stottern, »daß gerade die Virtuosität Morels ein wenig den Grundcharakter des Werkes zu kurz kommen läßt.« – »Zu kurz kommen! Was wollen Sie damit sagen?« brüllte Monsieur Verdurin, während die Gäste, wie die Löwen bereit, den bereits am Boden Liegenden zu verschlingen, sich eifrig um ihn scharten. »Oh! Ich ziele dabei nicht nur auf ihn ab …« –

»Aber er weiß nicht mehr, was er sagt. Was soll hier ›abzielen‹ heißen?« – »Ich … müßte … die Musik noch einmal hören, um strikt darüber urteilen zu können …« – »Strikt! Er ist wahrhaftig verrückt!« sagte Monsieur Verdurin und führte die Hände zum Kopf. »Man sollte ihn fortschaffen von hier.« – »Das soll heißen: genau. Sie sprechen doch auch von strikter Genauigkeit. Ich sage, ich kann es nicht strikt beurteilen.« – »Und ich sage Ihnen, Sie sollen machen, daß Sie fortkommen«, rief, von seinem eigenen Zorn berauscht, Monsieur Verdurin, indem er ihm mit flammendem Blick die Tür wies. »Ich erlaube nicht, daß man in meinem Hause so spricht.« Saniette ging, taumelnd wie ein Betrunkener. Manche der Anwesenden glaubten, er sei gar nicht eingeladen und man schiebe ihn deshalb in dieser Weise ab. Eine Dame aber, die mit ihm bis dahin sehr befreundet gewesen war und der er am Tag zuvor ein kostbares Buch geliehen hatte, schickte es Tags darauf ohne ein Wort, kaum ordentlich eingewickelt und mit einer Adresse versehen, die sie in knappster Form von ihrem Diener hatte daraufsetzen lassen, an Saniette zurück; sie wollte einem Menschen »nichts zu verdanken haben«, der so sichtbar weit von der Gunst des kleinen Kreises entfernt war. Saniette blieb im übrigen diese Unverschämtheit für alle Zeiten verborgen. Denn es waren keine fünf Minuten seit der Zurechtweisung durch Monsieur Verdurin vergangen, als ein Diener von draußen den Patron benachrichtigte, daß Monsieur Saniette im Hofe vor der Tür vom Schlag getroffen und zusammengebrochen war. Doch die Soiree war noch im Gang. »Lassen Sie ihn nach Hause bringen, es wird nichts Besonderes sein«, bemerkte der Patron, dessen »hôtel particulier« – wie es der Hoteldirektor von Balbec genannt hätte – auf diese Weise neben jene großen Hotels rückte, in denen man bestrebt ist, plötzliche Todesfälle geheimzuhalten, um die Gäste nicht zu erschrecken, und wo man provisorisch den Verstorbenen in einer Speisekammer unterbringt, bis zu dem Augenblick, da man ihn – und wäre er auch der großartigste und großzügigste

aller Menschen gewesen – heimlich durch die für Tellerwäscher und Saucenköche vorgesehene Hintertür hinausschaffen läßt. Tot war Saniette im übrigen nicht. Er lebte noch ein paar Wochen, ohne aber mehr als nur augenblicksweise das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Monsieur de Charlus verfiel in diesem Augenblick, da die Musik beendet war und seine Gäste sich verabschiedeten, in den gleichen Irrtum wie bei ihrer Ankunft. Er bat sie nicht, zu der Patronne zu gehen und sie samt ihrem Gatten in den Dank, den man ihm bezeigte, einzubeziehen. Es gab ein langes Défilé, das aber einzig vor dem Baron defilierte und nicht einmal, ohne daß dieser Umstand ihm zum Bewußtsein kam, denn ein paar Minuten später sagte er zu mir: »Diese künstlerische Manifestation hat hinterher etwas wirklich amüsant Sakristeihaftes bekommen.« Die Danksagungen wurden sogar noch durch die verschiedensten Reden in die Länge gezogen, die den Aufbrechenden gestatteten, sich ein wenig länger in der Nähe des Barons aufzuhalten, während diejenigen, die ihn noch nicht zu dem Erfolg *seines* Festes beglückwünscht hatten, abwartend dastanden und von einem Fuß auf den anderen traten. (Mehr als ein Ehemann hatte Lust aufzubrechen, aber seine Frau, die snobistisch, wiewohl Herzogin war, erhob Einspruch dagegen: »Nein, und wenn wir noch eine Stunde warten müßten, wir dürfen nicht gehen, ohne Palamède dafür zu danken, daß er sich so viel Mühe gemacht hat. Nur er versteht heute noch, solche Feste zu geben.« Man dachte ebensowenig daran, sich Madame Verdurin vorstellen zu lassen wie etwa der Logenschließerin in einem Theater, in das eine große Dame für einen Abend die gesamte Aristokratie mitgenommen hat.) »Waren Sie gestern bei Éliane de Montmorency, mein lieber Cousin?« fragte Madame de Mortemart, begierig, die Unterhaltung noch etwas auszudehnen. »Um die Wahrheit zu sagen, nein; ich liebe Éliane sehr, aber ich verstehe den Sinn ihrer Einladungen nicht. Zweifellos bin ich etwas schwer von Begriff«, setzte er mit einem breiten, behaglichen Lächeln

hinzu, während Madame de Mortemart bereits ahnte, daß sie bei der Premiere eines Ausspruchs von Palamède dabei sein werde, wie es ihr oft mit denen Orianes gegangen war. »Ich habe zwar vor vierzehn Tagen eine Karte der liebenswürdigen Éliane erhalten. Über dem mit fraglichem Recht geführten Namen Montmorency stand die liebenswürdige Aufforderung: ›Mein lieber Cousin, erweisen Sie mir die Freundlichkeit, am nächsten Freitag um halb zehn Uhr an mich zu denken.‹ Darunter folgten die weniger verbindlichen Worte: ›Tschechisches Quartett‹. Sie schienen mir unverständlich und auf alle Fälle ebensowenig zu dem vorausgehenden Satz in Beziehung zu stehen, wie in Briefen, auf deren Rückseite, wie man sieht, der Schreiber schon einmal eine Botschaft niederzuschreiben angefangen hat, ohne deswegen – sei es aus Zerstreutheit oder aus Sparsamkeit – ein anderes Blatt zu nehmen, die Worte ›Lieber Freund‹, auf die nichts weiter folgt. Ich mag Éliane sehr gern; daher war ich ihr auch nicht böse, ich begnügte mich damit, die seltsamen und deplacierten Worte ›Tschechisches Quartett‹ einfach zu ignorieren, und da ich ein Mensch bin, der auf Ordnung hält, habe ich die Aufforderung, am Freitag um halb zehn Uhr an Madame de Montmorency zu denken, auf den Sims meines Kamins gestellt. Obwohl ich von als von Natur aus folgsam, pünktlich und so gutmütig bekannt bin, wie Buffon das Kamel geschildert hat«[1] – das Lächeln breitete sich jetzt um Monsieur de Charlus aus, der selbst sehr wohl wußte, daß er gerade als sehr schwer zu behandeln galt – »habe ich mich zwar um ein paar Minuten verspätet (gerade die Zeit, die ich brauchte, meine Tageskleidung abzulegen), ohne jedoch deswegen Gewissensbisse zu verspüren, da ich annahm, halb zehn werde sowieso erst etwa zehn Uhr bedeuten. Punkt zehn aber habe ich dann, in einen behaglichen Schlafrock gehüllt und mit warmen Hausschuhen an den Füßen, an meinem Kamin gesessen und an Éliane, wie sie wünschte, mit großer Intensität gedacht, die erst etwa um halb elf Uhr nachzulassen begann. Sagen Sie ihr doch bitte, daß ich

ihrem immerhin kühnen Ansinnen aufs strikteste Folge geleistet habe. Ich nehme an, sie wird zufrieden sein.«

Madame de Mortemart konnte sich vor Lachen kaum halten, und Monsieur de Charlus tat es ihr darin gleich. »Und morgen«, setzte sie hinzu, ohne daran zu denken, daß sie bereits um ein beträchtliches die ihr zustehende Zeit überschritten hatte, »werden Sie morgen zu unseren Cousins La Rochefoucauld gehen?« – »Oh! Das ist nicht zu machen, sie haben mich gleich Ihnen, wie ich sehe, zu einer Sache eingeladen, die unmöglich zu begreifen und in die Tat umzusetzen ist, eine Sache, die, wenn man sich an die Einladungskarte hält, als ›Thé dansant‹ bezeichnet wird. Ich galt in meiner Jugend als ganz geschickt, aber ich bezweifle, ob ich meinen Tee, ohne gegen die Regeln des guten Benehmens zu verstoßen, im Tanzen hätte trinken können. Ich hatte nun einmal immer etwas dagegen, beim Essen oder Trinken zu klekkern. Sie werden mir freilich sagen, ich brauchte heute nicht mehr zu tanzen. Aber selbst wenn ich behaglich sitze und Tee trinke, an dessen Qualität ich im übrigen zweifle, da er als ›tanzend‹ bezeichnet wird, müßte ich fürchten, daß Gäste, die jünger, aber vielleicht weniger geschickt sind, als ich es in ihrem Alter war, ihre Tasse über meinem Frack vergössen, was mich in dem Vergnügen stören würde, die meine auszutrinken.« Monsieur de Charlus aber begnügte sich nicht einmal damit, Madame Verdurin in der Unterhaltung auszulassen und von allen möglichen Gegenständen zu sprechen (die er mit Behagen auszuspinnen und abzuwandeln schien, weil er das stets von ihm mit Vorliebe geübte grausame Spiel betrieb, die Freunde, die mit erschöpfender Geduld abwarteten, daß sie an die Reihe kamen, unendlich lange auf den Beinen zu halten und »Schlange stehen« zu lassen), sondern er erlaubte sich sogar kritische Bemerkungen über denjenigen Teil des Abends, für den Madame Verdurin allein verantwortlich war: »Apropos Tasse, was sind denn das für merkwürdige halbkugelige Gebilde, die denen ganz ähnlich sehen, in denen man,

als ich ein junger Mann war, Sorbets von Poiré-Blanche kommen ließ? Jemand hat mir eben gesagt, es seien ›Eiskaffeebecher‹, was aber geeisten Kaffee anbelangt, so habe ich weder Eis noch Kaffee bemerkt. Was für sonderbare kleine Dinger mit so ungenauer Bestimmung.« Um diese Bemerkung zu machen, hatte Monsieur de Charlus seine weißbehandschuhten Hände vertikal über den Mund gelegt und zuvor einen vielsagenden Blick in die Runde geworfen, als fürchte er, von dem Hausherrn oder der Hausherrin gehört oder sogar gesehen zu werden. Doch das war nur vorgeblich, denn einige Augenblicke später sollte er bereits dieselbe Kritik der Patronne gegenüber äußern und kurz darauf sogar in unverschämter Weise hinzufügen: »Und vor allem keine Eiskaffeetassen! Schenken Sie sie einer Ihrer Freundinnen, deren Haus Sie verunstalten möchten. Und stellen Sie sie um Himmels willen nicht im Salon auf, denn man könnte sich vergessen und meinen, man habe sich im Raum getäuscht, denn sie sehen wie Nachttöpfe aus.«

»Aber lieber Cousin«, bemerkte darauf die Besucherin, während sie die Stimme dämpfte und mit fragender Miene Monsieur de Charlus anblickte, weniger aus Furcht, Madame Verdurin, als vielmehr ihn selbst zu verstimmen, »vielleicht weiß sie noch nicht so recht Bescheid …« – »Dann muß sie es eben lernen.« – »Oh!« gab die Dame darauf lachend zurück, »einen besseren Lehrer könnte sie allerdings nicht finden! Sie hat wirklich Glück! Bei Ihnen ist man doch gewiß, daß sich niemals ein falscher Ton einschleichen wird.« – »In der Musik jedenfalls hat es keinen gegeben.« – »Oh! es war fabelhaft. Das sind die Freuden, die man nie vergißt. Um auf den genialen Geiger zurückzukommen«, setzte sie hinzu, da sie in ihrer Naivität glaubte, Monsieur de Charlus interessiere sich für das Violinspiel an sich, »kennen Sie einen, den ich neulich ganz herrlich eine Sonate von Fauré habe spielen hören, er heißt: Frank …« – »Ja, er ist gräßlich«, antwortete Monsieur de Charlus, ohne sich wegen der Grobheit eines Dementis

Gedanken zu machen, welches einschloß, daß seine Cousine keinen Geschmack hatte. »Wenn es sich um Violinisten handelt, so rate ich Ihnen, sich lieber an meinen zu halten.« Von neuem wurden versteckte und spähende Blicke zwischen Monsieur de Charlus und seiner Cousine ausgetauscht, denn errötend und eifrig bemüht, ihren Fauxpas wiedergutzumachen, wollte Madame de Mortemart Monsieur de Charlus vorschlagen, ihrerseits eine Soiree zu geben, bei der Morel spielen sollte. Für sie aber hatte eine solche Veranstaltung nicht den Zweck, ein Talent ins rechte Licht zu rücken – wie sie freilich behaupten würde –, einen Zweck, der für Monsieur de Charlus in der Tat entscheidend war. Sie selbst sah darin nur eine Gelegenheit, eine besonders elegante Soiree zu veranstalten, und berechnete schon, wen sie einladen und wen sie lieber fortlassen wollte. Dieses Aussieben, die wichtigste Beschäftigung aller Leute, die Feste geben (derjenigen sogar, welche der Gesellschaftsjournalismus als »Elite« zu bezeichnen die Frechheit oder Dummheit aufbringt), verändert auf der Stelle den Blick – und die Schrift – durchgreifender, als es die Suggestion eines Hypnotiseurs vermöchte. Bevor Madame de Mortemart noch daran gedacht hatte, was Morel spielen sollte (eine Sorge, die sie mit gutem Grund als sekundär betrachtete, denn wenn auch alle Gäste mit Rücksicht auf Monsieur de Charlus soviel Anstand hatten, während der Musik zu schweigen, käme doch andererseits keiner von ihnen auf den Gedanken, auf die Musik zu hören), hatte sie bei dem Beschluß, daß Madame de Valcourt nicht zu den »Erwählten« gehören würde, dieselbe Verschwörer- und Intrigantenmiene angenommen, durch die sich sogar diejenigen großen Damen der Gesellschaft erniedrigen, denen es am leichtesten fiele, sich über das Geschwätz der anderen hinwegzusetzen. »Wäre es nicht möglich, daß ich eine Soiree veranstalte, damit Ihr Freund sich hören lassen kann?« fragte also mit leiser Stimme Madame de Mortemart, die, obwohl sie sich ausschließlich an Monsieur de Charlus wandte, gleichwohl nicht unterlassen

konnte, wie gebannt einen Blick auf Madame de Valcourt (die Ausgeschlossene) zu werfen, um sich zu vergewissern, daß diese sich in gehöriger Entfernung befand und nichts davon hören konnte. Nein, sie kann nicht verstehen, was ich sage, entschied in Gedanken Madame de Mortemart, beruhigt durch den Blick, der umgekehrt auf Madame de Valcourt eine ganz andere Wirkung gehabt hatte als die bezweckte. Sieh da, sagte sich Madame de Valcourt, als sie ihn bemerkte, Marie-Thérèse arrangiert offenbar irgend etwas mit Palamède, wovon ich nichts wissen soll. »Sie wollen sagen, mein Protegé«, berichtigte Monsieur de Charlus, bei dem der Wortschatz seiner Cousine ebensowenig Gnade fand wie ihre musikalischen Gaben. Dann aber setzte er, ohne auf die stumme Bitte seiner Gesprächspartnerin zu achten, die sich selbst durch ein Lächeln entschuldigte, mit so lauter Stimme, daß sie im ganzen Salon sehr wohl gehört werden konnte, hinzu: »Aber gewiß, warum nicht, obwohl immer eine gewisse Gefahr darin liegt, wenn man eine faszinierende Persönlichkeit in einen Rahmen überführt, der für sie unter allen Umständen ein Absinken ihrer transzendentalen Kräfte bedeutet und den man auf alle Fälle erst etwas anpassen müßte.« Madame de Mortemart sagte sich, daß das Mezza voce, das Pianissimo ihrer Rede umsonst gewesen war, nachdem die Antwort in brüllender Form erfolgt war. Sie täuschte sich. Madame de Valcourt hörte nichts, aus dem einfachen Grund, daß sie nicht ein einziges Wort verstand. Ihre Unruhe ließ nach und wäre rasch völlig verschwunden, wenn Madame de Mortemart, die bereits fürchtete, ihre List sei vergebens gewesen und sie müsse Madame de Valcourt doch einladen, mit der sie zu eng bekannt war, um sie zu übergehen, sofern sie schon vorher Bescheid wußte, nicht von neuem in die Richtung Éditths einen Blick gesandt hätte, wie um eine drohende Gefahr nicht aus den Augen zu lassen, wobei sie jedoch die Lider schnell in einer Weise senkte, als wolle sie sich nicht zu weit engagieren. Sie hatte vor, ihr am Tag nach dem Fest einen Brief zu schreiben,

der gleichsam eine Ergänzung des bereits enthüllenden Blicks sein würde, einen jener Briefe, die man für geschickt hält und die dabei nichts anderes als ein rückhaltloses, selbstunterzeichnetes Geständnis sind. Zum Beispiel: »Liebe Édith, ich würde Sie so gern wiedersehen, gestern abend hatte ich freilich nicht allzusehr auf Ihr Erscheinen gehofft« (wie konnte sie darauf hoffen, würde Édith sagen, da ich ja gar nicht eingeladen war?) »denn ich weiß, daß Sie diese Art von Veranstaltungen, bei denen Sie sich eher langweilen, nicht besonders lieben. Wir hätten uns trotzdem sehr geehrt gefühlt, Sie dabei zu haben« (niemals verwendete Madame de Mortemart diesen Ausdruck »geehrt«, außer in den Briefen, in denen sie einer Lüge einen Anflug von Wahrheit zu geben versuchte). »Sie wissen doch, daß Sie sich bei uns immer wie zu Hause fühlen dürfen. Im übrigen haben Sie ganz recht daran getan, denn es war mißlungen wie alle Improvisationen, die man innerhalb von zwei Stunden auf die Beine stellt« usw. Doch schon hatte der neue heimliche Blick, den sie auf Édith warf, dieser alles zu verstehen gegeben, was die komplizierte Redeweise von Monsieur de Charlus ihr verborgen hatte. Die Intensität dieses Blickes war so groß, daß er, geheimnisträchtig und auf Verhehlen abgestellt, nicht nur Madame de Valcourt traf, sondern hinterher auch noch auf einen jungen Peruaner zurückschnellte, den Madame de Mortemart eigentlich einzuladen gedachte. Argwöhnisch angesichts eines so spürbar undurchsichtigen Gebarens, faßte dieser, ohne zu beachten, daß es gar nicht aufihn gemünzt war, auf der Stelle leidenschaftlichen Haß gegen Madame de Mortemart und gelobte, ihr tausend schlechte Streiche zu spielen, wie zum Beispiel fünfzig Eiskaffees an ihre Adresse schikken zu lassen an einem Tag, der nicht ihr Empfangstag war, an einem anderen aber, an dem sie Gäste erwartete, eine Notiz in die Zeitungen zu bringen, die besagte, das Fest sei verschoben, und schließlich erfundene Berichte über die weiteren, darauffolgenden einzusenden, in denen die bekannten Namen von Per-

sonen figurieren würden, die man aus den verschiedensten Gründen nicht nur ungern empfängt, sondern sich gar nicht erst vorstellen läßt.

Madame de Mortemart hatte unrecht, sich wegen Madame de Valcourt Sorge zu machen. Weit mehr nämlich, als es die Gegenwart dieser Dame vermocht hätte, sollte Monsieur de Charlus das geplante Fest in seiner Natur von Grund auf umgestalten. »Aber mein lieber Cousin«, sagte sie in Beantwortung des Satzes, in dem von dem »Rahmen« die Rede gewesen war und dessen Sinn ihr augenblicklicher Zustand gesteigerten Reagierens sie hatte erraten lassen, »wir werden Ihnen jede Mühe ersparen. Ich verpflichte mich gern, Gilbert zu bitten, daß er die ganze Sache in die Hand nimmt.« – »Aber auf keinen Fall, um so mehr, als er gar nicht eingeladen wird. Alles geschieht nur durch mich. Es kommt vor allem darauf an, die Personen auszuschalten, die nicht Ohren haben zu hören.« Die Cousine von Monsieur de Charlus, die auf die Anziehungskraft von Morel gezählt hatte, um eine Soiree zu veranstalten, bei der sie im Gegensatz zu so vielen weiblichen Verwandten »Palamède dagehabt« hätte, lenkte jäh ihre Gedanken von diesem Prestige des Monsieur de Charlus auf die zahllosen anderen Personen, mit denen er sie entzweien würde, wenn er das Ressort der Einladungen und Ausschlüsse übernahm. Der Gedanke, daß der Fürst von Guermantes (um dessentwillen sie zum Teil Madame de Valcourt nicht dabei haben wollte, da er sie nicht bei sich empfing) nicht eingeladen werden sollte, hatte etwas Erschreckendes für sie. Ihre Augen nahmen einen Ausdruck von Bestürzung an. »Stört Sie das etwas zu grelle Licht?« fragte Monsieur de Charlus mit vorgeblichem Ernst, hinter dem sich eine Ironie verbarg, die nicht verstanden wurde. »Nein, gar nicht, ich dachte nur an die Schwierigkeit – nicht meinetwegen natürlich, sondern wegen meiner Angehörigen –, die sich ergeben könnte, wenn Gilbert erfährt, daß wir ihn zu einer Soiree nicht eingeladen haben, denn bei ihm ist nicht einmal eine Katze zu Besuch,

ohne daß …« – »Ganz genau, man muß zuerst einmal alle Katzen weglassen, die nichts als miauen können; ich glaube, Sie haben über dem Lärm der Unterhaltung nicht verstanden, daß es hier nicht darum geht, vermittels einer Soiree Einladungen zu erwidern, sondern um die angemessenen Riten für das Zelebrieren einer wirklichen Feierlichkeit.« Nicht etwa weil er befand, die nächstfolgende Person habe schon allzulange gewartet, sondern, es ginge nicht an, übertriebene Gunstbezeigungen an eine Dame zu verschwenden, die sehr viel weniger an Morel als an ihren eigenen »Einladungslisten« interessiert war, gab nun Monsieur de Charlus seiner Cousine zu verstehen – wie ein Arzt, der eine Konsultation abbricht, wenn er befindet, lange genug dagewesen zu sein –, daß sie sich zurückziehen könne, indem er ihr nicht etwa auf Wiedersehen sagte, sondern sich einfach an die Nächstfolgende wandte: »Guten Abend, Madame de Montesquiou, es war herrlich, nicht wahr? Ich habe Hélène[1] nicht gesehen, sagen Sie ihr nur, daß auch eine generelle Zurückhaltung, selbst die nobelste, um nicht zu sagen die ihre, Ausnahmen zulassen sollte, wenn ein besonders glanzvoller Anlaß besteht, wie es heute abend der Fall war. Sich selten zu zeigen, hat sicher sein Gutes. Aber noch besser ist es, vor dem rein negativen Prinzip der Seltenheit dem des Erlesenen den Vorrang zu erteilen. Was Ihre Schwester angeht, deren systematische ›Abwesenheit‹, wenn das Programm ihrer nicht würdig ist, ich mehr als sonst jemand zu schätzen weiß, so würde ihre Anwesenheit bei einer denkwürdigen Veranstaltung wie dieser ihr hier den ersten Rang gesichert und Ihrer Schwester, die schon ein so großes Prestige genießt, ein weiteres eingebracht haben.« Dann wandte er sich einer Dritten zu.

Ich war sehr erstaunt, daß Monsieur d'Argencourt da war, der sich nun Monsieur de Charlus gegenüber ebenso liebenswürdig und schmeichlerisch verhielt, wie er früher kühl zu ihm gewesen war, sich Charlie vorstellen ließ und ihm sagte, er hoffe auf seinen Besuch, Monsieur d'Argencourt, jener

Mann, der ein so furchtbarer Richter der Gattung von Männern war, der Monsieur de Charlus angehörte. Jetzt aber war er selbst von solchen Männern umgeben. Der Grund war nicht etwa, daß er selbst einer von ihnen geworden wäre. Seit einiger Zeit vernachlässigte er jedoch seine Frau zugunsten einer jungen Dame der Gesellschaft, die er abgöttisch liebte. Da diese sehr klug war, versuchte sie ihm ihre Neigung für kluge Leute mitzuteilen und hegte den lebhaften Wunsch, Monsieur de Charlus bei sich zu sehen. Vor allem aber konnte Monsieur d'Argencourt, der sehr eifersüchtig, aber nicht auf der Höhe seiner Manneskraft war, der ahnte, daß er seiner Eroberung nicht völlig genügen konnte und sie gleichzeitig sich erhalten und unterhalten wollte, dies unbedenklich nur tun, wenn er sie mit ungefährlichen Männern umgab, die er auf diese Weise die Rolle von Serailwächtern spielen ließ. Diese fanden, er sei sehr liebenswürdig geworden, und erklärten ihn für viel klüger, als sie je geglaubt hätten, was seine Geliebte und ihn entzückte.[1]

Die Damen, die Monsieur de Charlus eingeladen hatte, verließen jetzt in rascher Folge das Haus. Viele sagten: »Ich möchte eigentlich nicht in die Sakristei gehen« (den kleinen Salon, in dem der Baron mit Charlie an seiner Seite Glückwünsche entgegennahm). »Aber es wäre doch wichtig, daß Palamède mich sieht und weiß, daß ich bis zuletzt dageblieben bin.« Keine kümmerte sich um Madame Verdurin. Mehrere gaben sogar vor, sie nicht zu erkennen, und verabschiedeten sich irrtümlich von Madame Cottard, wobei sie zu mir mit einem Blick auf die Frau des Doktors bemerkten: »Das ist doch Madame Verdurin, nicht wahr?« Madame d'Arpajon fragte mich in Hörweite der Hausherrin: »Hat es eigentlich jemals einen Monsieur Verdurin gegeben?« Die Herzoginnen, die noch zögernd umherstanden, hielten sich, da sie nichts von den Seltsamkeiten entdeckt hatten, die sie sich von diesem Ort erwarteten, denn sie hatten gehofft, er werde sich von dem ihnen Bekannten unterscheiden, notgedrungen an die Bilder

Elstirs, vor denen sie in mühsam unterdrücktes, prustendes Lachen ausbrachen; für alles andere, was sie weniger ungewöhnlich fanden, als sie erwartet hatten, erwiesen sie Monsieur de Charlus mit den Worten die Ehre: »Wie Palamède doch alles und jedes zu arrangieren versteht! Er könnte ein Märchenspiel in einem Wagenschuppen oder in einer Toilette inszenieren, es würde immer noch etwas Bezauberndes daraus.« Die Vornehmsten waren diejenigen, die mit dem größten Eifer Monsieur de Charlus zu dem Erfolg eines Abends beglückwünschten, über dessen geheimnisvolle Triebfeder einzelne unter ihnen nicht in Unkenntnis waren, ohne dadurch übrigens irgendwie in Verlegenheit zu geraten, und dabei – in Erinnerung vielleicht an gewisse Epochen der Weltgeschichte, in denen ihre Familien bereits zu einem völlig bewußt ausgebildeten Selbstgefühl gelangt waren – die Verachtung aller moralischen Bedenken fast ebensoweit trieben wie die Rücksicht auf die Etikette. Mehrere unter ihnen verpflichteten auf der Stelle Charlie für Abende, an denen er bei ihnen das Septett von Vinteuil spielen sollte, aber keine kam auf den Gedanken, Madame Verdurin dazu einzuladen. Diese war bereits in höchster Wut, als Monsieur de Charlus, der, wie auf Wolken schwebend, nichts davon wahrnehmen konnte, aus Anstand die Patronne zur Teilnahme an seiner Freude aufzufordern gedachte. Mehr vielleicht seiner literarischen Neigung als übermäßigem Hochmut huldigend, bemerkte dieser Doktrinär künstlerischer Feste zu Madame Verdurin: »Nun, sind Sie zufrieden? Ich denke, man müßte es eigentlich sein. Sie sehen, wenn ich mich darauf einlasse, ein Fest zu veranstalten, so wird es auch wirklich ein voller Erfolg. Ich weiß nicht, ob Ihre heraldischen Kenntnisse ausreichen, damit Sie ganz die Bedeutung dieser Veranstaltung ermessen können, das Gewicht, das ich gestemmt, die Luftverdrängung, die ich für Sie bewirkt habe. Sie haben die Königin von Neapel dagehabt, den Bruder des Königs von Bayern, die drei ältesten Pairs. Wenn Vinteuil Mohammed ist, so können wir sagen,

daß wir für ihn die unbeweglichsten aller Berge versetzt haben. Bedenken Sie, daß die Königin von Neapel aus Neuilly[1] gekommen ist, um Ihr Fest zu besuchen, was sehr viel schwieriger für sie war, als die Beiden Sizilien zu verlassen«, setzte er mit ziemlich massiver Ironie trotz seiner Bewunderung für die Königin hinzu. »Es handelt sich da um ein historisches Ereignis. Bedenken Sie, daß sie möglicherweise seit der Einnahme von Gaëta niemals mehr ausgegangen ist. Wahrscheinlich wird man in den Nachschlagewerken als herausragende Daten den Tag der Einnahme von Gaëta und den der Soiree bei den Verdurins nennen. Der Fächer, den sie abgelegt hat, um Vinteuil besser zu applaudieren, verdient berühmter zu bleiben als der, den die Fürstin Metternich zerbrochen hat, als Wagner ausgepfiffen wurde.«[1] – »Sie hat ihn sogar vergessen, ihren Fächer«, sagte Madame Verdurin, die sich kurzfristig durch die Erinnerung an die Sympathie etwas beschwichtigt fühlte, die die Königin ihr bewiesen hatte, und zeigte Monsieur de Charlus den Fächer, der auf einem Fauteuil zurückgeblieben war. »Oh, wie rührend«, rief Monsieur de Charlus, indem er sich verehrungsvoll der Reliquie näherte. »Er ist um so ergreifender, als er schauderhaft ist; die kleinen Veilchen darauf sind unglaublich!« Zuckungen der Rührung und der Ironie durchliefen ihn abwechselnd. »Mein Gott, ich weiß nicht, ob Sie diese Dinge ebenso empfinden wie ich. Swann hätte Krämpfe bekommen und wäre gestorben, wenn er so etwas zu sehen bekommen hätte. Ich selbst bin mir ganz klar darüber, daß ich diesen Fächer, wie hoch der Preis auch getrieben wird, bei der Versteigerung nach dem Tod der Königin kaufen werde.[2] Denn sicher wird alles versteigert, da sie keinen Heller besitzt«, fügte der Baron hinzu, bei dem sich grausamste üble Nachrede noch unter die aufrichtigste Verehrung mischte, die beide aus zwei gegensätzlichen, in ihm jedoch vereinten Naturen kamen.

Die beiden Regungen konnten sich sogar abwechselnd auf eine und dieselbe Tatsache beziehen. Denn jener Monsieur de

Charlus, der aus der Tiefe des Behagens eines reichen Mannes über die Armut der Königin spottete, war dennoch derselbe, der häufig diese Armut pries und, wenn die Sprache auf die Prinzessin Murat, die Königin Beider Sizilien[3] , kam, gern entgegnete: »Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen. Es gibt nur eine einzige Königin von Neapel, die ganz wundervoll ist, die aber hat keinen Wagen. Doch von ihrem Omnibus aus überstrahlt sie alle Equipagen; man möchte im Staube niederknien, wenn sie vorüberfährt.«

»Ich werde ihn einem Museum vermachen. Inzwischen aber sollte man ihn ihr zurückbringen, damit sie nicht einen Mietkutscher bezahlen muß, um ihn holen zu lassen. Wenn man den historischen Wert eines solchen Objekts bedenkt, wäre es das klügste, den Fächer zu stehlen. Aber das wäre peinlich für sie, weil sie höchstwahrscheinlich keinen anderen besitzt«, setzte er mit lautem Lachen hinzu. »Jedenfalls sehen Sie, daß sie mir zuliebe gekommen ist. Und das ist nicht das einzige Wunder, das ich gewirkt habe. Ich glaube nicht, daß irgend jemand zur Zeit über die Macht verfügt, so viele Leute aus ihren Häusern zu locken, wie ich habe hierherkommen lassen. Im übrigen muß man jedem das Seine gönnen, Charlie und die übrigen Musiker haben wie die Götter gespielt. Und auch Sie, meine liebe Patronne«, setzte er mit Herablassung hinzu, »haben einen gewissen Anteil am Gelingen dieses Festes. Auch Ihren Namen wird man späterhin nennen. Die Geschichte hat ja auch den des Pagen[1] bewahrt, der Jeanne d'Arc bei ihrem Aufbruch in die Rüstung half; alles in allem haben Sie die Rolle eines Bindestrichs gespielt, Sie haben geholfen, die Fusion zwischen Vinteuils Werk und seinen genialen Interpreten herzustellen; Sie waren klug genug, die außerordentliche Wichtigkeit einer ganzen Verkettung von Umständen zu begreifen, durch die dem Virtuosen das volle Gewicht einer mächtigen – wenn es sich nicht um mich handelte, würde ich sagen: von der Vorsehung ausgewählten – Persönlichkeit zugute kam, die Sie in richtiger Einsicht baten, der Veranstal-

tung Prestige zu verleihen, damit sie Morels Geigenspiel all denen zu Ohren brachte, bei denen dies Organ unmittelbar mit den Zungen zusammenhängt, auf die man am meisten hört; nein, nein, das ist keine Kleinigkeit. Es gibt keine Kleinigkeit bei einer so vollkommenen Unternehmung. Alles trägt dazu bei. Die Duras war wundervoll. Kurz und gut, alles; deswegen«, schloß er, da er gern schulmeisterte, »habe ich mich auch dem widersetzt, daß Sie Personen einluden, die wie ein Divisor gewirkt, nämlich bei den hervorragenden Persönlichkeiten, die ich in Ihr Haus brachte, wie das Komma mitten in einer Zahl die übrigen zu bloßen Zehnteln herabgewürdigt hätten. Ich habe ein sicheres Gefühl für solche Dinge. Sie verstehen, man muß jeden Fauxpas vermeiden, wenn wir ein Fest geben wollen, das Vinteuils, seines genialen Interpreten, Ihrer und, wenn ich so sagen darf, auch meiner würdig ist. Hätten Sie die Molé eingeladen, wäre es aus gewesen. Sie stellt den kleinen Tropfen Gegengift dar, der einem Zaubertrank jede Wirkung raubt. Das elektrische Licht wäre ausgegangen, die Petits fours wären nicht rechtzeitig dagewesen, von der Orangeade hätten alle Gäste Durchfall bekommen. Sie war genau die Person, die nicht dabei sein durfte. Schon beim Klang ihres Namens wäre wie in einem Märchenspiel kein Ton aus den Blechinstrumenten hervorgekommen; Flöte und Oboe hätten an plötzlicher Stimmlosigkeit gelitten. Morel sogar, selbst wenn es ihm noch gelungen wäre, ein paar Töne zu erzeugen, wäre nicht im Takt geblieben, und anstelle des Septetts von Vinteuil hätten Sie davon nur eine Art von Parodie à la Beckmesser gehört, die in Pfuirufen untergegangen wäre. Ich, der ich an die Einflüsse glaube, die von den Personen ausgehen, habe ganz genau bei der Entfaltung eines Largos, das sich bis in die Tiefen wie eine Blüte öffnete, und in dem Überschwang des Finales, das nicht nur die Bezeichnung Allegro trug, sondern tatsächlich unvergleichlich beschwingt war, gespürt, daß die Abwesenheit der Molé die Musiker inspirierte und sogar die Instrumente vor Freude voller tönen

ließ. Und schließlich lädt man an einem Tag, an dem man sämtliche Souveräne empfängt, nicht ausgerechnet seine Hausmeisterin ein.« Indem er sie »die Molé« nannte (wie er, in übrigens durchaus sympathischer Absicht, auch »die Duras« sagte), ließ Monsieur de Charlus ihr Gerechtigkeit widerfahren. Alle diese Damen waren nämlich Schauspielerinnen der großen Gesellschaft, und es stimmt, daß selbst unter diesem Gesichtspunkt die Gräfin Molé nicht ganz den außerordentlichen Ruf einer klugen Frau rechtfertigte, den man ihr zusprach und der an jene mittelmäßigen Schauspieler oder Romanschriftsteller erinnerte, die in gewissen Epochen die Rolle von Genies gespielt haben, sei es wegen der Mittelmäßigkeit ihrer Kollegen, unter denen kein Künstler von höherem Rang imstande war zu zeigen, was wahres Talent bedeutet, sei es wegen der Mittelmäßigkeit des Publikums, das selbst angesichts einer außergewöhnlichen Persönlichkeit außerstande gewesen wäre, diese zu begreifen. Im Fall von Madame Molé ist es vorzuziehen, wenn nicht gar völlig zutreffend, daß man sich an die erste Erklärung hält. Da die Gesellschaft das Reich des Nichtigen ist, bestehen zwischen den verschiedenen Frauen dieser Kreise nur ganz geringfügige Wertabstufungen, die einzig durch den Groll oder die Phantasie von Monsieur de Charlus irrwitzig gesteigert werden können. Wenn er nun wie soeben eine Redeweise anwendete, in der auf preziöse Art Künstlerisches sich mit Gesellschaftlichem mischte, so deshalb, weil seine altweiberhaften Zornanfälle wie auch seine weltmännische Kultur für die echte Beredsamkeit, die ihm gegeben war, nur unbedeutende Themen zur Verfügung stellten. Wie die Welt der Unterschiede inmitten aller Länder, die unsere Wahrnehmung einander angleicht, auf der Erdoberfläche nicht existiert, existiert sie erst recht nicht in der Welt der Gesellschaft. Existiert sie im übrigen überhaupt irgendwo? Vinteuils Septett schien diese Frage für mich bejaht zu haben. Aber wo?

Da Monsieur de Charlus auch gern den Zuträger spielte, Streit säte, trennte, um zu herrschen, setzte er noch hinzu: »Sie haben zudem dadurch, daß Sie sie nicht einluden, der Gräfin Molé die Möglichkeit genommen, irgendwo zu sagen: ›Ich verstehe nicht, weshalb diese Madame Verdurin mich eingeladen hat. Ich weiß gar nicht, was das für Leute sind, ich kenne sie überhaupt nicht.‹ Sie hat im vorigen Jahr schon genügend verbreitet, Sie bemühten sich um sie und fielen ihr lästig damit. Sie ist eine dumme Person, laden Sie sie nicht mehr ein. Alles in allem spielt sie keine hervorragende Rolle. Sie kann doch zu Ihnen kommen, ohne Umstände zu machen, da ja auch ich es tue. Jedenfalls«, schloß er, »scheint mir, daß Sie mir danken können, denn so wie alles sich abgespielt hat, war es wirklich vollkommen. Die Herzogin von Guermantes war nicht da, aber man kann nicht wissen, vielleicht war es sogar besser so. Wir werden es ihr nicht übelnehmen und dennoch ein anderes Mal an sie denken; im übrigen muß man sich ihrer auf alle Fälle erinnern, denn ihre Augen sagen: Vergeßt mich nicht, da sie zwei Vergißmeinnicht sind.« (Ich aber dachte bei mir, wie stark der Geist der Guermantes – der Entschluß, hierhin zu gehen und dorthin nicht – sein mußte, um bei der Herzogin sogar über die Furcht vor Palamède zu siegen.) »Angesichts eines so vollendeten Erfolgs fühlt man sich versucht, wie Bernardin de Saint-Pierre überall die Hand der Vorsehung zu erkennen.[1] Die Herzogin von Duras war entzückt. Sie hat mir sogar aufgetragen, es Ihnen zu sagen«, setzte Monsieur de Charlus mit großem Nachdruck hinzu, als müsse Madame Verdurin dies bereits als hinlängliche Ehre betrachten. Hinlänglich und sogar nahezu unwahrscheinlich, denn er hielt es, damit sie ihm wirklich glaubte, für nötig – von dem Wahn geschlagen, den Jupiter über alle verhängt, die er verderben will –, ein »Ja, wirklich« hinzuzufügen. »Sie hat Morel verpflichtet, bei ihr das gleiche Programm zu spielen, und ich habe sogar vor, sie um eine Einladung für Monsieur Verdurin zu bitten.« Eine solche Höflichkeit für den Ehemann

allein war, ohne daß Monsieur de Charlus sich davon die leiseste Vorstellung machte, die tödlichste Beleidigung für die Gattin, die aufgrund eines Moskauer Dekrets[1] , das im Klübchen Gültigkeit besaß, über das Recht zu verfügen meinte, dem Virtuosen jede Mitwirkung an einem anderen Ort ohne ihre ausdrückliche Genehmigung zu untersagen, und entschlossen war, ihm die Teilnahme an der Soiree der Herzogin von Duras zu verbieten.

Allein durch diese Redseligkeit reizte Monsieur de Charlus Madame Verdurin, die es nicht gern sah, wenn man sich innerhalb des Klübchens absonderte. Wie oft hatte sie schon in La Raspelière, wenn sie den Baron unaufhörlich mit Charlie reden hörte, statt daß er sich mit seinem Part im Ensemble des Klübchens begnügte, auf den Baron weisend ausgerufen: »Was für eine Schwatzbase! Was für eine Schwatztante! Jaja, eine Tante, eine regelrechte Tante!«, doch diesmal war es viel schlimmer.[2] Von seinen eigenen Worten berauscht, begriff Monsieur de Charlus nicht, daß er in Madame Verdurin, indem er zwar ihre Rolle anerkannte, dieser aber sehr enge Grenzen zog, jenes Haßgefühl entfesselte, das bei ihr nur eine besondere auf die Gesellschaft bezogene Form der Eifersucht war. Madame Verdurin liebte wirklich ihre Habitués, die Getreuen des kleinen Kreises, sie wünschte sie völlig ihrer Patronne ergeben. Aufgrund eines Kompromisses, wie ihn jene Eifersüchtigen schließen, die gestatten, daß man sie betrügt, sofern es unter ihrem Dach und sogar unter ihren Augen geschieht, das heißt, wenn man sie eben eigentlich nicht betrügt, gestand sie den Männern ihres Kreises eine Mätresse oder einen Liebhaber zu unter der Bedingung, daß sich daraus keine gesellschaftlichen Folgen außerhalb ihres Hauses ergaben, daß das Ganze sich im Schatten ihrer Mittwochabende anknüpfte und dort seinen Fortgang nahm. Jedes heimlich aufklingende Lachen Odettes in der Nähe Swanns hatte ihr einst am Herzen genagt, seit einiger Zeit aber auch jedes abseits geführte Gespräch zwischen Morel und dem Baron; sie

fand für ihren Kummer einzig Trost darin, das Glück der anderen zu zerstören. Sie hätte auf keinen Fall dasjenige des Barons lange ertragen. Nun aber beschleunigte dieser Unvorsichtige selbst die Katastrophe, indem er sich den Anschein gab, als wolle er die Rolle der Patronne in ihrem eigenen Klübchen einschränken. Schon sah sie Morel unter der Ägide des Barons in die Gesellschaft gehen, ohne sie. Es gab nur ein Mittel: Man mußte Morel zwingen, zwischen dem Baron und ihr zu wählen und ihn unter Ausnutzung des Einflusses, den sie auf ihn gewonnen hatte, denn sie hatte in seinen Augen außerordentliche Klarsicht an den Tag gelegt aufgrund von Berichten, die sie sich erstatten ließ sowie von Lügen, die sie erfand und ihm dann, Berichte wie Lügen, als verstärkende Beweismittel dessen vortrug, was er selbst zu glauben geneigt war und was ihm dank den von ihr gestellten Fallen, in die Naive hineintappten, als ganz offensichtlich erscheinen mußte – unter Ausnutzung also dieses Einflusses dazu bringen, sie und nicht den Baron zu wählen. Was die anwesenden Damen der Gesellschaft betraf, die sich ihr nicht einmal hatten vorstellen lassen, so hatte sie, als sie deren Zurückhaltung oder Ungeniertheit feststellte, über sie bemerkt: »Oh! Ich sehe schon, das ist so eine Art von alten Puten, die nicht hierher gehören; sie haben zum letztenmal einen Fuß in meinen Salon gesetzt.« Denn sie wäre lieber gestorben, als zuzugeben, daß man weniger liebenswürdig zu ihr gewesen war, als sie erhofft hatte.

»Ah! Mein lieber General!« rief plötzlich Monsieur de Charlus, indem er Madame Verdurin stehenließ, denn er hatte soeben General Deltour bemerkt, der als Präsidentschaftssekretär große Bedeutung für Charlies Kreuz der Ehrenlegion haben konnte, der aber, nachdem er Cottard um einen Rat gebeten hatte, rasch zu verschwinden drohte. »Guten Abend, guter lieber Freund. Wie? Sie gedenken ohne Abschied von mir einfach zu enteilen?« sagte der Baron mit einem harmosen und zugleich dünkelhaften Lächeln, denn er wußte

recht wohl, daß jeder glücklich war, einen Augenblick länger mit ihm sprechen zu dürfen, und da er in dem Zustand der Hochstimmung, in dem er sich befand, für sich allein sowohl Frage wie Antwort übernahm, fuhr er mit kreischender Stimme fort: »Nun, sind Sie zufrieden gewesen? Nicht wahr, es war doch schön? Ist das Andante nicht wundervoll: Etwas Ergreifenderes ist niemals geschrieben worden. Ich behaupte, daß man es nicht bis zu Ende hören kann, ohne daß einem die Tränen kommen. Es ist reizend von Ihnen, daß Sie erschienen sind. Hören Sie, ich habe heute morgen ein überaus liebenswürdiges Telegramm von Froberville bekommen, in dem er mir mitteilt, daß von seiten des Kanzleramtes die Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt sind, wie man zu sagen pflegt.« Die Stimme des Barons bewegte sich weiterhin in großer Höhe, so eindringlich, eine von seiner gewöhnlichen Stimme so verschiedene Stimme, wie es die eines Advokaten, der mit Emphase plädiert, von dessen gewöhnlichem Tonfall ist, ein Phänomen stimmlicher Ausweitung durch Überreizung und nervöse Euphorie analog demjenigen, durch das Stimme sowohl wie Blick Madame de Guermantes' bei den Diners, die sie gab, so hohe Lagen erklommen. »Ich wollte Ihnen morgen früh durch eine Ordonnanz ein Wort schicken, das Ihnen meine Begeisterung ausdrücken sollte, um es Ihnen dann später mündlich zu wiederholen, aber Sie waren ja derart umlagert! Die Unterstützung Frobervilles ist keineswegs zu verachten, aber ich meinerseits habe die Zusage des Ministers erhalten«, sagte der General. »Ah! ausgezeichnet! Im übrigen haben Sie gesehen, daß ein solches Talent die Auszeichnung wirklich verdient. Hoyos[1] war entzückt, allerdings habe ich die Frau des Botschafters nicht sehen können; war sie auch zufrieden? Aber wer wäre es nicht gewesen außer denen, die nicht Ohren haben zu hören, was weiter nichts auf sich hat, solange sie noch Zungen zum Reden haben.«

Den Augenblick nutzend, als der Baron sich entfernt hatte, um mit dem General zu sprechen, winkte Madame Verdurin

Brichot zu sich heran. Dieser, der nicht wußte, was Madame Verdurin ihm sagen wollte, gedachte sie zu amüsieren, und ohne zu ahnen, welches Leid er mir damit bereitete, bemerkte er zu der Patronne: »Der Baron ist entzückt, daß Mademoiselle Vinteuil und ihre Freundin nicht gekommen sind. Sie schockieren ihn außerordentlich. Er hat erklärt, ihre Sitten seien grauenhaft. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie prüde und streng der Baron in puncto Sitten ist.« Entgegen der Erwartung Brichots zeigte Madame Verdurin keine Spur von Heiterkeit. »Er ist ein Schmutzfink«, erklärte sie vielmehr. »Schlagen Sie ihm vor, er soll mit Ihnen eine Zigarette rauchen gehen, damit mein Mann inzwischen seine Dulcinea, ohne daß Charlus es merkt, beiseitenehmen und ihr ein paar aufklärende Worte über den Abgrund sagen kann, in den sie abzurutschen droht.« Brichot schien zu zögern. »Ich muß Ihnen sagen«, fuhr Madame Verdurin fort, um seine letzten Bedenken zu zerstreuen, »ich fühle mich nicht mehr sicher, solange so etwas in meinem Haus ist. Ich weiß, er ist in üble Geschichten verwickelt, die Polizei hat bereits ein Auge auf ihn.« Da sie über eine gewisse Improvisationsgabe verfügte, wenn Übelwollen sie inspirierte, machte Madame Verdurin damit noch nicht halt: »Es scheint, daß er im Gefängnis war. Doch, doch, sehr gut informierte Leute haben es mir gesagt. Ich weiß im übrigen von jemandem, der in seiner Straße wohnt, daß man es schier nicht fassen kann, was für Banditen ihn aufsuchen.« Und als Brichot, der den Baron häufig besuchte, Einspruch erheben wollte, erregte sich Madame Verdurin noch mehr und rief aus: »Aber ich stehe Ihnen dafür ein! Wenn ich es Ihnen sage« (ein Ausdruck, mit dem sie gewöhnlich eine etwas aufs Geratewohl hingeworfene Behauptung zu untermauern versuchte). »Er wird eines Tages ermordet werden wie alle seinesgleichen. Vielleicht wird es nicht einmal dazu kommen, da er sich bereits in den Krallen dieses Jupien befindet, den er sich erdreistet hat, zu mir zu schicken, und der ein ehemaliger Zuchthäusler ist, ich weiß es, jawohl,

und zwar hundertprozentig sicher. Er hat Charlus durch Briefe in der Hand, die abscheulich sein müssen. Ich weiß es von jemandem, der Einblick in sie genommen hat; der Betreffende hat zu mir gesagt: ›Es würde Ihnen übel werden, wenn Sie so etwas sähen.‹ Auf diese Weise hat Jupien ihn fest an der Leine und holt soviel Geld aus ihm heraus, wie er will. Ich wäre tausendmal lieber tot, als derart in Furcht und Schrecken zu leben, wie dieser Charlus es tut. Auf alle Fälle will ich nicht, sollte sich Morels Familie entschließen, gerichtlich gegen ihn vorzugehen, wegen Beihilfe angeklagt werden. Wenn er so weitermacht, soll er es auf eigene Gefahr tun, ich jedenfalls habe meine Pflicht erfüllt. Was wollen Sie? Es ist für mich kein Spaß.« Und bereits angenehm fiebernd in Erwartung der Unterhaltung, die ihr Mann mit dem Geiger haben würde, wandte sie sich nunmehr an mich: »Fragen Sie Brichot, ob ich keine mutige Freundin bin und mich etwa nicht für die Rettung der Kameraden aufopfere.« (Sie spielte auf die Umstände an, unter denen sie ihn in letzter Minute zuerst mit seiner Wäscherin und dann mit Madame de Cambremer auseinandergebracht hatte, Zerwürfnisse, in deren Folge Brichot beinahe völlig erblindet und, wie man behauptete, morphiumsüchtig geworden war.) »Eine unvergleichliche, scharfsinnige und tapfere Freundin«, antwortete der Professor in naiver Ergriffenheit. »Madame Verdurin hat mich daran gehindert, eine große Dummheit zu begehen«, setzte er noch hinzu, als die Patronne sich entfernt hatte. »Sie schreckt nicht davor zurück, gleich das Messer anzusetzen. Sie ist interventionistisch, wie unser Freund Cottard sich ausdrücken würde. Ich muß gleichwohl sagen, der Gedanke, daß der arme Baron noch nicht weiß, welcher Schlag ihm droht, ist mir unbehaglich. Er ist vollkommen verrückt nach diesem Jungen. Wenn Madame Verdurin Erfolg hat, dürfen wir ihn als einen Mann betrachten, der in Bälde sehr unglücklich sein wird. Im übrigen ist nicht abzusehen, ob sie nicht vielleicht scheitert. Ich fürchte, es wird ihr nur gelingen, Mißverständnisse zwischen den bei-

den zu säen, die schließlich, ohne sie auseinanderzubringen, dahin führen werden, daß beide sich mit ihr überwerfen.« So war es Madame Verdurin schon öfter mit ihren Getreuen ergangen. Es war aber ersichtlich, daß ihr Bedürfnis, sich deren Freundschaft zu bewahren, mehr und mehr von dem anderen Bedürfnis übertönt wurde, daß diese Freundschaft keinesfalls durch jene, die diese untereinander pflegten, in den Schatten gestellt werden dürfe. Sie hatte an sich nichts gegen Homosexualität, solange die Orthodoxie davon unberührt blieb, doch wie die Kirche zog sie jedes Opfer einem Zugeständnis auf dem Boden der Orthodoxie vor. Ich begann zu fürchten, ihre Gereiztheit mir gegenüber rühre daher, daß ich Albertine daran gehindert hatte, sie am Nachmittag zu besuchen, und sie könne bei ihr in der gleichen Absicht, sie mit mir zu entzweien, wirken oder tue es vielleicht schon, wie ihr Mann es bei dem Geiger in Sachen Charlus in diesem Augenblick tat. »Also los, holen Sie Charlus, finden Sie einen Vorwand, es ist Zeit«, sagte Madame Verdurin, »und sorgen Sie vor allem dafür, daß er nicht zurückkommt, bevor ich Sie rufen lasse. Ach! Was für ein Abend!« setzte sie hinzu und enthüllte damit den wahren Grund ihrer Wut. »Daß man solche Meisterwerke vor diesen Puten spielen muß! Ich spreche nicht von der Königin von Neapel, die gescheit und angenehm ist« (lies: Sie war sehr nett zu mir). »Aber die anderen! Ach, es ist zum Verrücktwerden! Was wollen Sie, ich bin nicht mehr zwanzig. Als ich jung war, hat man mir gesagt, ich müsse lernen, mich zu langweilen, und ich zwang mich dazu; aber jetzt, o nein, ich kann mich nicht dazu zwingen, ich bin alt genug, um zu tun, was ich will, das Leben ist zu kurz; mich langweilen, mit Trotteln verkehren, heucheln, so tun, als fände man sie geistreich, o nein, das mache ich nicht. Also, Brichot, los, wir haben keine Zeit zu verlieren.« – »Ich gehe schon, Madame, ich gehe schon«, sagte Brichot schließlich, als General Deltour sich entfernte. Zuvor aber nahm mich der Professor kurz beiseite: »Die moralische Pflicht«, sagte er, »ist nicht der katego-

rische Imperativ, den unsere Ethiker uns lehren. Was man auch darüber in theosophischen Cafés und kantianischen Brasserien befinden mag, wir leben in bedauerlicher Unkenntnis über das Wesen des Guten. Ich selbst, der ich, ohne mich rühmen zu wollen, vor meinen Hörern in aller Unschuld die Philosophie des besagten Immanuel Kant kommentiert habe, finde dazu, wie ich mich in diesem meinem besonderen Fall der Gesellschaftskasuistik verhalten soll, keinen deutlichen Hinweis in der gesamten *Kritik der praktischen Vernunft*, in der dieser große Abtrünnige des Protestantismus auf Germaniens Art für ein prähistorisches, empfindsames Deutschland der kleinen Höfe zu welchem Ziel und Zweck auch immer den guten alten Plato mit Mystizismus aus Pommerland verbrämte.[1] Wahrhaftig: eine Neuauflage des *Gastmahls*, aber diesmal serviert in Königsberg, nach dortiger Art, unverdaulich und hygienisch, mit Sauerkraut und ohne Gigolos.[1] Einerseits ist es klar, daß ich unserer ausgezeichneten Gastgeberin den kleinen Dienst nicht versagen kann, den sie von mir verlangt, in völliger, orthodoxer Übereinstimmung mit der traditionellen Moral. Vor allem aber muß man sich hüten, sich von Wörtern verlocken zu lassen; kein anderes nämlich als das Wort Moral hat mehr Dummheiten auf dem Gewissen. Wie auch immer, geben wir doch offen zu, daß der Baron, könnten besorgte Mütter mitstimmen, bei einer Wahl zum Lehrer der Tugend kläglich scheitern würde. Unglücklicherweise folgt er seiner Berufung zum Pädagogen mit dem Temperament eines Wüstlings; beachten Sie bitte, daß ich nichts Schlechtes über den Baron sagen will; dieser sanfte Mensch, der wie kein zweiter einen Braten zu tranchieren versteht, ist zwar besessen vom Anathematisieren, besitzt aber gleichzeitig wahre Schätze an Güte. Er kann amüsant sein wie ein Hanswurst gehobener Klasse, während ich mich mit einem Kollegen, einem, wenn ich bitten darf, Akademiemitglied, für hundert Drachmen die Stunde langweile,[2] wie Xenophon gesagt hätte. Aber ich fürchte, daß er für Morel etwas mehr aus-

legt, als es die gesunde Moral verlangt, und ohne zu wissen, in welchem Maß der junge Büßer sich bei den speziellen Exerzitien, die ihm sein Katechet zum Zweck der Selbstkasteiung auferlegt, gefügig oder rebellisch zeigt, braucht man kein großes Kirchenlicht zu sein, um mit Gewißheit sagen zu können, daß wir, wie man so sagt, aus Milde sündigen würden, wenn wir diesem Rosenkreuzer, der dem Petronius zu entspringen und durch Saint-Simon hindurchgegangen zu sein scheint, blindlings in aller Form die Erlaubnis erteilten, dem Satanismus zu huldigen.[3] Und dennoch könnte ich nicht behaupten, daß es mir nichts ausmacht, wenn ich jetzt diesen Mann ablenken soll, während Madame Verdurin zum Wohl des Sünders und ganz zu Recht erpicht darauf, eine solche Kur zu verabreichen, ohne Umschweife mit dem jungen Leichtfuß sprechen will und ihm dabei alles, was er liebt, nehmen und ihm vielleicht einen tödlichen Schlag versetzen wird; ich habe gewissermaßen das Gefühl, ihn in einen Hinterhalt zu locken, und ich schrecke davor zurück, ein wenig wie vor einer Gemeinheit.« Trotzdem zögerte er, indem er mich unter den Arm faßte, nicht, eine solche zu begehen: »Wie wäre es, Herr Baron, wenn wir eine Zigarette rauchen gingen, dieser junge Mann hier kennt noch nicht alle Wunder des Hauses?« Ich entschuldigte mich mit der Bemerkung, ich müsse mich auf den Heimweg machen. »Bleiben Sie noch einen Augenblick«, sagte Brichot, »Sie wissen doch, Sie wollten mich mitnehmen. Ich vergesse Ihr Versprechen nicht!« – »Wollen Sie wirklich nicht, daß ich Ihnen das Silbergeschirr zeigen lasse? Es wäre das Einfachste von der Welt«, sagte Monsieur de Charlus zu mir. »Wie Sie versprochen haben, kein Wort von Kreuz und Ehrenlegion zu Morel! Ich will ihm gleich selbst die Überraschung bereiten und es ihm ankündigen, sobald es hier etwas leerer geworden ist, obwohl er sagt, es sei für einen Künstler nicht wichtig und nur sein Onkel lege Wert darauf.« (Ich errötete, denn durch meinen Großvater wußten die Verdurins, wer Morels Onkel war.) »Wollen Sie

wirklich nicht, daß ich Ihnen die schönsten Stücke zeigen lasse?« fragte Monsieur de Charlus. »Aber Sie kennen sie ja, Sie haben Sie x-mal in La Raspelière gesehen.« Ich wagte ihm nicht zu sagen, daß das, was mich hätte interessieren können, nicht die kümmerlichen Gedecke eines noch so reichen bürgerlichen Tafelsilbers waren, sondern irgendein beliebiges Stück, und wäre es auch nur auf einem schönen Stich, aus jenem der Madame Du Barry.[1] Ich war viel zu sehr mit meinen Gedanken beschäftigt und – selbst wenn ich es nicht durch die Enthüllung, die sich auf das Kommen von Mademoiselle Vinteuil bezog, gewesen wäre – überhaupt in Gesellschaft immer viel zu abgelenkt und erregt, um meine Aufmerksamkeit auf mehr oder weniger hübsche Gegenstände zu lenken. Sie hätte nur dadurch gefesselt werden können, daß eine bestimmte Wirklichkeit unmittelbar an meine Einbildungskraft appellierte, wie es an diesem Abend zum Beispiel eine Ansicht von Venedig, an die ich den ganzen Nachmittag gedacht hatte, hätte tun können, oder irgendein generelles, mehreren Erscheinungsformen gemeinsames Element, das, wahrer als diese, von sich aus immer in mir einen tief im Inneren wohnenden und gewöhnlich schlummernden Geist weckte, dessen Emporsteigen an die Oberfläche meines Bewußtseins mir tiefe Freude schenkte. Nun jedoch, als ich den als Theatersaal bezeichneten Salon verließ, mit Brichot und Monsieur de Charlus die übrigen Räume durchschritt und dabei unter anderen versteckt gewisse Möbel wiederfand, die ich schon in La Raspelière gesehen hatte, ohne dort im geringsten auf sie zu achten, erfaßte ich eine zwischen der Einrichtung dieses Hauses und derjenigen des Schlosses bestehende gewisse Familienähnlichkeit, eine unwandelbare Identität und verstand Brichot, als er lächelnd zu mir sagte: »Sehen Sie, der Hintergrund dieses Salons kann Ihnen zur Not eine Vorstellung davon geben, wie die Rue Montalivet vor fünfundzwanzig Jahren, *grande mortalis aevi spatium* [1] , ausgesehen hat.« An dem Lächeln, das er dem vergangenen, doch vor

seinen Augen wiederauftauchenden Salon schenkte, erkannte ich, daß Brichot in dem alten Salon, vielleicht ohne sich darüber klar zu sein, mehr noch als den großen Fenstern und mehr als der heiteren Jugend der Gastgeber und ihrer Getreuen jenem unwirklichen Teil nachtrauerte (den ich selbst aus einigen Ähnlichkeiten zwischen La Raspelière und dem Quai Conti herauslesen konnte), von dem in einem Salon wie bei allen anderen Dingen der äußere, gegenwärtige, für jedermann kontrollierbare Teil nur die Verlängerung ist; es war jener völlig geistig gewordene Teil, dessen Farben nur noch für meinen alten Gesprächspartner existierten, die er mir aber nicht vor Augen führen konnte, jener Teil, der sich von der äußeren Welt gelöst hat, um Zuflucht in unserer Seele zu suchen und ihr dadurch eine Wertvermehrung zu bescheren, wenn er dort in seiner ureigensten Substanz aufgeht und sich alles – abgebrochene Häuser, Menschen von ehedem, Fruchtschalen von späten Nachtmählern, deren wir uns entsinnen – in jenen durchscheinenden Alabaster unserer Erinnerungen verwandelt, dessen Farbton wir nicht zeigen können, da nur wir ihn sehen; das aber erlaubt uns, völlig wahrheitsgemäß den anderen über diese vergangenen Dinge zu sagen, sie könnten sich keine Vorstellung davon machen, denn das alles sei keiner Sache gleich, die sie jemals erblickt haben; wir selbst aber können diese Dinge in uns nicht ohne eine gewisse Ergriffenheit betrachten, wenn wir bedenken, daß sie einzig und nur noch für kurze Zeit in unserem Bewußtsein weiterleben: der Widerschein erloschener Lampen und der Duft von Weißbuchenhecken, die nie mehr blühen werden. Allerdings tat dadurch der Salon der Rue Montalivet im Geiste Brichots der gegenwärtigen Wohnung der Verdurins Unrecht. Andererseits fügte er dieser in den Augen des Professors eine Schönheit hinzu, die er für einen Spätergekommenen nicht zu entfalten vermochte. Diejenigen seiner alten Möbel, die hier, manchmal sogar unter Beibehaltung einer bestimmten Anordnung, erneut Platz gefunden hatten und denen ich selbst in La

Raspelière begegnet war, fügten in den gegenwärtigen Salon Teile des alten ein, die augenblicksweise mit nahezu halluzinatorischer Deutlichkeit jenen früheren noch einmal heraufbeschworen und daraufhin fast unwirklich schienen, weil sie inmitten der umgebenden Wirklichkeit Bruchstücke einer untergegangenen Welt, die man an einem anderen Ort wähnte, wiedererstehen ließ. Das aus Träumen entstiegene Kanapee zwischen neuen, sehr wirklichen Sesseln, die kleinen, mit rosa Seide bezogenen Stühle, der gewirkte Spielteppich, der zur Würde einer Person erhoben schien, seit er wie eine Person eine Vergangenheit, ein Gedächtnis besaß, behielt er doch im kalten Dunkel des Salons am Quai Conti jene Bräunung bei, die ihm die Sonnenstrahlen verliehen hatten (deren Stunde er ebenso gut kannte wie Madame Verdurin selbst), die durch die Fenster der Rue Montalivet einfielen und durch die Glastüren von Douville, wohin man ihn mitgenommen hatte und wo er den ganzen Tag über den Blumenliebhabergarten hinweg das tiefe Tal der … betrachtete in Erwartung der Stunde, da Cottard und der Geiger ihre Kartenpartie absolvieren würden, das Pastell mit Veilchen und Stiefmütterchen, Geschenk eines großen, seither verstorbenen Künstlers und einziges überlebendes Fragment eines spurlos verschwundenen Lebens, das ein großes Talent und eine lange Freundschaft zusammenfaßte und an seinen aufmerksamen, sanften Blick erinnerte und an seine füllige, traurige Hand, während er malte; die reizvolle Anhäufung, das Durcheinander von Geschenken der Getreuen, das der Hausherrin überallhin gefolgt war und schließlich die Prägung und die Unabänderlichkeit eines Charakterzuges, einer Schicksalslinie angenommen hatte; der Überfluß an Blumensträußen, Pralinenschachteln, dessen Entfaltung hier und da einem identischen System, einer identischen Art von Erblühen folgte: eine merkwürdige Interpolation sonderbarer, überflüssiger Gegenstände, die aussehen, als kämen sie eben erst aus der Schachtel hervor, in der sie überreicht worden sind, und die das ganze Leben hindurch blei-

ben, was sie zuerst gewesen sind, nämlich Neujahrsgeschenke; all jene Gegenstände endlich, die man von den anderen nicht trennen könnte, die aber für Brichot, den alten Habitué der Verdurinschen Feste, jene Patina, jenen weichen Samtglanz von Dingen besaßen, denen ihr geistiges Abbild eine Art von Tiefe verleiht; überallhin verstreut schlug dies alles für ihn Töne an, die in seinem Herzen geliebte Ähnlichkeiten erweckten: vage Reminiszenzen, die hier und da in dem ganz und gar der Gegenwart zugehörigen Salon eingelegt waren und so, wie es an einem schönen Tag die Sonne tut, wenn sie durch das Fenster dringt und den Raum, die Möbel und die Teppiche in Abschnitte teilt, etwas bezeichneten, umgrenzten – von einem Kissen zu einer Blumenvase, von einem Hocker zu einem noch leise webenden Duft, von einer Beleuchtungsart zu einem Vorherrschen von Farben –, etwas modulierten, evozierten, vergeistigten und zum Leben brachten, eine Form, die gleichsam das ideale, allen aufeinanderfolgenden Behausungen immanente Modell des Verdurinschen Salons war.[1]

»Wir wollen versuchen«, flüsterte Brichot mir ins Ohr, »den Baron auf sein Lieblingsthema zu bringen.[2] Da ist er unschlagbar.« Einerseits wollte ich gern von Monsieur de Charlus Auskünfte erhalten, die das Kommen von Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin betrafen, also das erfahren, weswegen ich mich entschlossen hatte, Albertine zu verlassen. Andererseits mochte ich sie nicht allzu lange allein lassen, wenn sie auch schwerlich einen schlechten Gebrauch von der Zwischenzeit machen konnte (da sie über den Zeitpunkt meiner Rückkehr im ungewissen war und zu dieser Stunde ein Besuch, der ihr galt, oder ein Ausgang ihrerseits zu sehr aufgefallen wäre), sondern damit sie mein Fernbleiben nicht als allzu ausgedehnt empfand. Ich erklärte daher Brichot und Monsieur de Charlus, ich könne nicht mehr lange mit ihnen verweilen. »Kommen Sie doch trotzdem«, sagte zu mir der Baron, dessen gesellschaftliche Erregtheit abzuflauen begann, der aber jenes Bedürfnis verspürte, die Gespräche in die

Länge zu ziehen, sie andauern zu lassen, das ich bereits ebenso bei der Herzogin von Guermantes wie bei ihm selbst beobachtet hatte und das, wiewohl dieser Familie eigentümlich, sich allgemein bei all jenen feststellen läßt, die ihrer Intelligenz keine andere Betätigungsmöglichkeit eröffnen als die der Konversation, das heißt eine nur sehr unvollkommene Betätigung, und deshalb auch nach längerem Zusammensein unbefriedigt bleiben und sich immer begieriger an den erschöpften Zuhörer heften, von dem sie irrtümlicherweise eine Erfüllung erhoffen, die die Freuden des gesellschaftlichen Lebens ihnen zu geben nicht imstande sind. »Kommen Sie«, fuhr er fort, »nicht wahr, dies ist der angenehmste Moment der Feste, der Moment, da die Gäste gegangen sind, die Stunde der Doña Sol[1] ; hoffen wir nur, daß dieses Fest weniger traurig endet. Leider sind Sie in Eile, in Eile vermutlich, Dinge zu tun, die Sie besser nicht täten. Alle Menschen sind immer eilig, und man geht fort, wenn man ankommen sollte. Wir finden uns hier zusammen wie die Philosophen von Couture[2] , es wäre jetzt der Augenblick, den Abend zu rekapitulieren, das heißt das vorzunehmen, was man beim Militär als Manöverkritik bezeichnet. Man könnte Madame Verdurin bitten, uns ein kleines Souper servieren zu lassen, zu dem wir sie beileibe nicht selbst hinzuziehen würden; und man könnte Charlie bitten – um bei *Hernani* [3] zu bleiben! –, für uns allein noch einmal das sublime Adagio zu spielen. Ist es nicht wundervoll, dieses Adagio! Aber wo ist denn der junge Geiger? Ich möchte ihm doch meinen Glückwunsch sagen, dies ist der richtige Augenblick, um der Rührung und der Zuneigung freien Lauf zu lassen. Geben Sie zu, Brichot, sie haben wie die Götter gespielt, vor allem Morel. Haben Sie den Moment bemerkt, in dem sich die Strähne löste? Oh! Dann, mein Lieber, haben Sie nichts gesehen. Wir haben ein Fis gehört, bei dem Enesco, Capet und Thibaud[1] vor Neid erbleichen müßten; ich behalte gewiß meine Ruhe, aber ich muß gestehen, daß ich bei diesen Klängen ein unerhörtes Gefühl im Herzen verspürte

und nur mit Mühe ein Schluchzen zurückhalten konnte. Das Publikum rang nach Atem; Brichot, mein Lieber«, rief der Baron und schüttelte dabei den Gelehrten heftig am Arm, »es war einfach sublim. Nur der junge Charlie behielt seine steinerne Unbeweglichkeit, man sah ihn nicht einmal atmen, er war wie jene Dinge der unbelebten Welt, von denen Théodore Rousseau[2] spricht, wenn er sagt, daß sie einen zum Denken anregen, aber selbst nicht denken! Und dann auf einmal«, rief Monsieur de Charlus mit Emphase und indem er mimisch einen Theatercoup andeutete, »dann auf einmal … die Strähne! und dazu der anmutige kleine Contretanz des Allegro vivace. Diese Strähne, wissen Sie, war das Zeichen der Offenbarung selbst für die Abgestumpftesten. Die Fürstin von Taormina, die bis dahin taub dabeisaß, denn es gibt keine schlimmere Taubheit als die, Ohren zu haben, um nicht zu hören, die Fürstin von Taormina sogar hat angesichts dieser Wunderlocke begriffen, daß hier Musik im Gange war und nicht eine Pokerpartie. Oh! Es war ein wahrhaft erhebender Augenblick!« – »Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche«, sagte ich zu Monsieur de Charlus, um ihn auf das Thema zu bringen, das mir am Herzen lag, »Sie sagten doch, die Tochter des Komponisten habe kommen sollen. Das hätte mich sehr interessiert. Sind Sie sicher, daß auf sie gerechnet worden ist?«– »Wieso? Das weiß ich nicht.« Monsieur de Charlus gehorchte hier vielleicht ungewollt der allgemeinen Parole, einen Eifersüchtigen niemals zu informieren, sei es, um sich aus Ehrgefühl, selbst wenn man sie nicht ausstehen kann, derjenigen gegenüber absurderweise kameradschaftlich zu verhalten, die diese Eifersucht hervorgerufen hat, sei es aus Bosheit ihr gegenüber, wenn man nämlich errät, daß Eifersucht die Liebe nur verdoppeln würde; sei es aus dem gewissen Bedürfnis, anderen Unangenehmes anzutun, das sich darin äußert, daß man zwar den meisten Menschen die Wahrheit sagt, sie dem Eifersüchtigen aber verschweigt, denn Nichtwissen steigert seine Qual, zumindest stellt man sich das so vor;

und um den Leuten Kummer zu bereiten, läßt man sich von dem bestimmen, was sie selbst vielleicht fälschlich als das Ärgste erachten. »Wissen Sie«, fuhr er fort, »das hier ist quasi ein Haus der Übertreibungen, reizende Leute zwar, doch versuchen sie gern, Berühmtheiten der einen oder anderen Art anzukündigen. Aber Sie sehen nicht sehr gut aus und frieren sicher in diesem feuchten Raum«, sagte er und schob dabei einen Sessel dicht neben mich. »Wo Sie doch leidend sind, sollten Sie achtgeben, ich werde Ihnen Ihren Pelz holen. Nein, gehen Sie nicht selbst, Sie verlaufen sich bestimmt und erkälten sich. So etwas von Unbesonnenheit, Sie sind doch nicht erst vier Jahre alt, aber eigentlich brauchen Sie eine alte Kinderfrau wie mich zu Ihrer Beaufsichtigung.« – »Machen Sie sich doch keine Mühe, Baron, ich gehe schon«, sagte Brichot, der sich auf der Stelle entfernte; da er sich vielleicht nicht über die sehr aufrichtige Freundschaft des Barons mir gegenüber im klaren war und den so bezaubernden, immer wiederkehrenden Rückfall in Einfachheit und Ergebenheit nicht kannte, der sich bei ihm zwischen rauschhafte Anfälle von Größen- und Verfolgungswahn schob, hatte er gefürchtet, Monsieur de Charlus, den Madame Verdurin wie einen Gefangenen seiner Wachsamkeit anvertraut hatte, werde vielleicht unter dem Vorwand, nach meinem Mantel zu sehen, zu Morel gelangen wollen und so den Plan der Patronne zunichte machen.

Indessen ließ sich Ski – wozu ihn niemand aufgefordert hatte – am Flügel nieder und drang mit lächelndem Brauenrunzeln, einem in die Ferne schweifenden Blick und leichtem Verziehen des Mundes (was er als Künstlermiene betrachtete) in Morel, er solle doch etwas von Bizet spielen.[1] »Wie? Sie haben dafür, für die unbekümmert jungenhafte Art von Bizet, nichts übrig? Aber mein Lieber«, bemerkte er mit dem ihm eigentümlichen Rollen des R-Lautes, »das ist doch hinreißend.« Morel, der Bizet nicht mochte, gab seiner Meinung übertrieben rückhaltlos Ausdruck, und Ski (der im klei-

nen Kreis, so unglaubhaft es klingen mag, für geistreich galt) fing, als halte er die Ausfälle des Geigers nur für Paradoxe, zu lachen an. Sein Lachen war nicht wie das von Monsieur Verdurin der Erstickungsanfall eines Rauchers. Ski setzte zunächst eine schlaue Miene auf, ließ dann gleichsam wider Willen einen vereinzelten Lacher hören, der wie ein erster Glokkenton war und auf den eine Stille folgte, in der sein schlauer Blick bewußt der Komik des eben Gesagten nachging, dann aber setzte sich eine zweite Lachglocke in Bewegung, und bald war es ein heiteres Angelusläuten.

Ich sprach Monsieur de Charlus mein Bedauern darüber aus, daß Monsieur Brichot sich meinetwegen bemühte. »Aber nicht doch, er tut das wirklich gern, er hat Sie sehr gern, wie alle anderen auch, neulich erst hieß es: ›Man sieht ihn gar nicht mehr, er sondert sich völlig ab!‹ Im übrigen ist dieser Brichot ein so guter Kerl«, fuhr Monsieur de Charlus fort, der angesichts der liebevoll freimütigen Art, in der der Professor mit ihm über Fragen der Moral diskutierte, offenbar nicht ahnte, daß jener sich nicht genierte, in seiner Abwesenheit über ihn herzuziehen. »Er ist ein sehr wertvoller Mensch, der enorm viel weiß, aber deswegen nicht verknöchert wirkt; er ist gar kein Bücherwurm wie so viele andere, die förmlich nach Tinte riechen. Er hat sich eine Weite des Blicks und eine Toleranz bewahrt, die bei seinesgleichen selten sind. Manchmal, wenn ich so sehe, welche Auffassung er vom Leben hat, wie sehr er jedem mit anmutiger Liebenswürdigkeit zuerkennt, was ihm zusteht, frage ich mich, wo ein einfacher kleiner Professor der Sorbonne, ein ehemaliger Gymnasiallehrer, dergleichen hat erlernen können. Ich bin selbst darüber erstaunt.« Ich für meine Person war es noch mehr bei der Feststellung, daß die Konversation dieses Brichot, den auch noch der simpelste Gast der Herzogin von Guermantes dumm und schwerfällig gefunden hätte, dem heikelsten von allen, Monsieur de Charlus, gefiel. Doch bei diesem Resultat hatten unter anderen Einflüssen auch solche mitgewirkt, die, obschon

deutlich davon verschieden, dennoch denen ähnlich waren, aufgrund deren Swann sich lange Zeit so gern in dem Klübchen aufgehalten hatte, als er noch in Odette verliebt war, andererseits seit seiner Verheiratung Madame Bontemps durchaus angenehm fand, da diese so tat, als schwärme sie für das Ehepaar Swann, unaufhörlich der Frau Besuche machte, sich an den Geschichten ihres Gatten ergötzte und von allen beiden mit Verachtung sprach. Ganz so wie ein Schriftsteller, der die Palme der Intelligenz nicht dem intelligentesten Mann zuerkennt, sondern dem Lebemann, der eine zugleich kühne und nachsichtige Bemerkung über die Leidenschaft eines Mannes für eine Frau gemacht hat, eine Bemerkung, aufgrund deren die etwas blaustrumpfhafte Geliebte des Schriftstellers mit diesem übereinkommt, daß von allen Leuten, die bei ihnen verkehren, der am wenigsten einfältige noch dieser in Liebesdingen erfahrene alte Beau sei, fand auch Monsieur de Charlus weit gescheiter als seine anderen Freunde ebendiesen Brichot, der nicht nur liebenswürdig zu Morel war, sondern auch bei passender Gelegenheit den griechischen Philosophen, den lateinischen Dichtern, den orientalischen Erzählern Textstellen entnahm, mit denen er die Neigungen des Barons wie mit einem fremdartig bezaubernden Blumenkranz verzierte. Monsieur de Charlus war in dem Alter angelangt, in dem ein Victor Hugo sich vorzugsweise mit Leuten von der Art eines Vacquerie oder Meurice umgab.[1] Er zog allen anderen diejenigen vor, die seine Weltanschauung gelten ließen. »Ich sehe ihn viel«, fuhr er mit seiner schrillen, gleichmäßig rhythmisierten Stimme fort, ohne daß irgendeine Bewegung außer der der Lippen sich seiner ernsten und von Puderstaub überdeckten Maske mitteilte, auf der seine Prälatenlider halb geschlossen waren. »Ich gehe in seine Vorlesung, die Quartier-Latin-Atmosphäre dort verschafft mir eine angenehme Abwechslung, ich stoße da auf eine strebsame, gedankenerfüllte Jugend, junge Bürgersöhne, die klüger und gebildeter sind, als es in einem anderen Milieu meine Kameraden waren.

Es handelt sich da um etwas ganz anderes, was Sie wahrscheinlich besser kennen als ich, da es ja junge Bürgerliche sind«, setzte er hinzu, wobei er das vorletzte Wort ganz besonders hervorhob, indem er ihm mehrere B vorausgehen ließ und es aufgrund einer Art von Aussprachegewohnheit unterstrich, die in sich wiederum einer ihm persönlich eigenen Nuancierung des Denkens entsprach; vielleicht aber machte er davon auch Gebrauch, um sich das Vergnügen einer Impertinenz mir gegenüber nicht entgehen zu lassen. Dadurch aber verminderte sich das große, zärtliche Mitleid, das Monsieur de Charlus mir einflößte (seitdem Madame Verdurin ihre Absicht in meiner Gegenwart auseinandergesetzt hatte) in keiner Weise, es amüsierte mich nur und hätte mich sogar unter Verhältnissen, in denen ich ihm nicht so viel Sympathie entgegengebracht hätte, nicht verletzt. Ich hatte von meiner Großmutter die Eigenschaft geerbt, in einem Maße frei von Eigenliebe zu sein, das leicht zu einem Mangel an Würde führen konnte. Zweifellos war ich mir darüber kaum im klaren, und nur weil ich schon seit meiner Schulzeit miterlebt hatte, daß die geschätztesten meiner Kameraden es nicht duldeten, daß man ihnen die nötige Achtung versagte, und ein schlechtes Verhalten ihnen gegenüber nicht verziehen, hatte ich schließlich angefangen, in meinen Worten und Handlungen eine zweite Natur zu offenbaren, in der ziemlich viel Stolz lag. Sie erschien anderen sogar übermäßig in diesem Licht, zumal ich, in keiner Weise furchtsam, leicht in Duelle[1] geriet, deren moralisches Prestige ich jedoch minderte, indem ich mich darüber lustig machte, was leicht die Überzeugung wecken mochte, daß sie an sich etwas Lächerliches waren. Doch die Natur, die wir zurückdrängen, existiert deswegen nicht weniger in uns. So finden wir zuweilen, wenn wir das neue Meisterwerk eines genialen Menschen lesen, mit Vergnügen alle diejenigen unserer Überlegungen darin wieder, die wir verachtet hatten, Regungen der Heiterkeit und der Trauer, die wir uns zu äußern enthielten, eine ganze Welt von Gefühlen, die wir selbst

verschmäht haben, deren Wert uns jedoch das Buch, in dem wir sie wiederfinden, plötzlich erkennen läßt. Ich hatte schließlich aus Lebenserfahrung gelernt, daß es falsch war, liebenswürdig zu lächeln, wenn jemand sich über mich lustig machte, anstatt ihm böse zu sein. Wenn ich aber so sehr aufgehört hatte, diesem Mangel an Eigenliebe und Groll Ausdruck zu geben, daß ich schließlich sogar fast nicht mehr wußte, ob er eigentlich in mir bestand, so war er doch das ursprüngliche Element geblieben, in dem ich lebte und webte. Zorn und Bosheit kamen in mir nur auf ganz andere Weise, in Gestalt von Wutanfällen, zum Vorschein. Dazu blieb mir auch das Gefühl der Gerechtigkeit bis zum Fehlen jeden moralischen Sinns völlig unbekannt. Ich war im Grund meines Herzens von vornherein ganz auf seiten desjenigen, der der Schwächere und Unglücklichere war. Ich besaß keine Meinung über das Ausmaß, in dem Gutes und Böses in den Beziehungen zwischen Morel und Monsieur de Charlus eine Rolle spielten, doch die Vorstellung der Leiden, die Monsieur de Charlus bevorstanden, war mir unerträglich. Ich hätte ihn warnen wollen, wußte jedoch nicht, wie ich es anfangen sollte. »Der Anblick dieser kleinen arbeitsamen Welt ist außerordentlich ansprechend für so ein altes unnützes Möbel, wie ich eines bin. Ich kenne sie nicht«, setzte er hinzu, indem er die Hand mit zurückhaltender Miene erhob, damit es nicht so aussah, als habe er mit dergleichen geprahlt, gleichzeitig aber auch, um seine Reinheit zu bekräftigen und nicht den leisesten Zweifel an der der Studenten aufkommen zu lassen, »aber sie sind sehr höflich. Sie gehen oft so weit, mir einen Platz freizuhalten, da ich ja schließlich ein recht alter Herr bin. Doch, doch, mein Guter, widersprechen Sie nicht, ich bin über vierzig«, sagte der Baron, der bereits jenseits der Sechzig war. »Es ist etwas heiß in dem Auditorium, in dem Brichot seine Vorlesung hält, aber nie uninteressant.« Obwohl der Baron sich lieber unter die Hochschuljugend mischte und sich von ihr hin- und herschieben ließ, veranlaßte ihn doch Brichot

manchmal, um ihm langes Warten zu ersparen, erst mit ihm zusammen den Hörsaal zu betreten. Brichot mochte sich noch so sehr in der Sorbonne zu Hause fühlen, in dem Augenblick, da der mit seiner Kette geschmückte Pedell vorausschritt und der von der Jugend bewunderte Meister ihm folgte, konnte er schwer einer gewissen Schüchternheit Herr werden, und obwohl er einerseits diese Gelegenheit, seiner Bedeutung gewiß zu sein, nutzen wollte, um Charlus eine Liebenswürdigkeit zu erweisen, war er gleichwohl befangen. Damit der Pedell ihn eintreten ließ, sagte er mit etwas forcierter Stimme und geschäftiger Miene: »Folgen Sie mir nur, Baron, man wird Ihnen einen Platz anweisen«, dann, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, schritt er allein und beschwingt durch den Korridor und hielt seinen Einzug. Zu beiden Seiten grüßte ihn eine doppelte Reihe von jungen Professoren; Brichot, um sich nicht den Anschein zu geben, als wolle er vor diesen jungen Leuten posieren, für die er, wie er wohl wußte, ein ganz großes Tier war, bedachte sie mit tausend augenzwinkernden Blicken, nickte ihnen mit tausend Kumpanengrüßen zu, denen seine Sorge um martialisches und gutfranzösisches Gepräge den Anstrich ungefähr eines Schulterschlags verlieh, ein ermunterndes *sursum corda* [1] eines alten Haudegens mit den Worten: »Herrgottsakrament, jetzt setzt's was ab«. Dann brach der Beifall der Schüler los. Brichot nutzte manchmal den Umstand, daß der Baron bei seiner Vorlesung zugegen war, um Freuden zu bereiten oder Höflichkeiten zu erwidern. So sagte er zu einem Verwandten oder zu einem seiner bürgerlichen Freunde: »Falls es etwa Ihrer Gattin oder Ihrem Töchterchen Vergnügen macht, möchte ich sie wissen lassen, daß der Baron von Charlus, Fürst von Agrigent, der Nachfahre der Condés, in meiner Vorlesung sitzt. Für ein Kind ist es doch eine schöne Erinnerung, sich sagen zu können, man habe einen der letzten Abkömmlinge des Adels gesehen und einen der letzten mit Stil. Wenn sie kommen möchten, sehen sie ihn gleich; sein Platz ist vorn neben meinem Katheder. Er ist auch

der einzige da, ein recht massiger Mann, mit weißen Haaren, mit einem schwarzen Schnurrbart und mit dem Militärorden.« – »Ah, ich danke Ihnen sehr«, pflegte dann der bewußte Vater zu sagen. Und obschon seine Frau andere Verpflichtungen hatte, zwang er sie, um Brichot nicht zu kränken, zum Besuch der Vorlesung, während das junge Mädchen, wiewohl etwas unwohl wegen der Hitze und der vielen Leute, den Condé-Nachfahren mit neugierigen Blicken verschlang, nicht ohne sich darüber zu wundern, daß ihm die Halskrause fehlte und er aussah wie Leute aus der Gegenwart. Er indessen hatte keine Augen für sie; unter den Studenten aber gab es mehrere, die nicht wußten, wer er war, und die sich über seine Zuvorkommenheit wunderten, daraufhin wichtigtuerisch und sehr kurzangebunden wurden, so daß der Baron ganz melancholisch und träumerisch den Saal verließ. »Verzeihen Sie, wenn ich noch einmal damit anfange«, sagte ich schnell zu Monsieur de Charlus, als ich Brichots Schritte vernahm, »könnten Sie mich nicht durch einen Rohrpostbrief benachrichtigen, wenn Sie erfahren sollten, daß Mademoiselle Vinteuil oder ihre Freundin nach Paris kommen, und mir genau die Dauer ihres Aufenthaltes mitteilen, ohne daß jemand von Ihnen erfährt, daß ich es wissen wollte?« Ich glaubte eigentlich nicht mehr, daß sie kommen würden, wollte mich aber für die Zukunft absichern. »Ja, das tue ich für Sie. Schon deshalb, weil ich Ihnen zu großem Dank verpflichtet bin. Dadurch, daß Sie auf meinen Vorschlag damals nicht eingegangen sind, haben Sie mir, allerdings auf Ihre Kosten, einen unerhörten Dienst erwiesen, nämlich mir meine Freiheit gelassen. Tatsächlich habe ich ihr dann auf andere Weise entsagt«, setzte er in einem melancholischen Tonfall hinzu, aus dem man seinen Wunsch erriet, sich näher auszusprechen; »es geht hier um das, worin ich das Entscheidende sehe, um eine ganze Verkettung von Umständen, die zu Ihrem Vorteil zu nutzen Sie versäumt haben, vielleicht weil Sie in jenem Augenblick das Schicksal davor gewarnt hat, mir meinen Weg zu verlegen. Es

ist ja immer so: Der Mensch denkt, und Gott lenkt.[1] Wer weiß, wenn Sie damals, als wir zusammen von Madame de Villeparisis fortgingen[2] , ›Ja‹ gesagt hätten, wäre es vielleicht zu vielen Dingen, die sich seitdem zugetragen haben, überhaupt nicht gekommen.« Verlegen bemühte ich mich, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben; ich knüpfte an den Namen von Madame de Villeparisis an und sagte, daß mir ihr Tod sehr zu Herzen gegangen sei.[1] »Ach so! Ja«, murmelte unbeeindruckt Monsieur de Charlus in einem äußerst verletzenden Ton, da er offenbar meine Beileidsbezeigung zur Kenntnis nahm, ohne auch nur einen Augenblick an meine Aufrichtigkeit zu glauben. Als ich sah, daß auf alle Fälle das Thema Madame de Villeparisis nicht schmerzlich für ihn war, wollte ich von ihm, der hierfür in jeder Hinsicht geeignet schien, wissen, aus welchen Gründen die aristokratische Gesellschaft sie sich vom Leib gehalten hatte. Doch gab er mir weder eine Lösung für dieses kleine gesellschaftskundliche Problem, noch schien er es überhaupt zu kennen. Da begriff ich, daß die Stellung von Madame de Villeparisis, die später in der Nachwelt viel gelten würde und die schon zu Lebzeiten der Marquise viel gegolten hatte, nämlich bei den Leuten des ungebildeten dritten Standes, nicht weniger galt am entgegengesetzten Ende der gesellschaftlichen Skala, dort, wo sie mit Madame de Villeparisis in Berührung kam, nämlich bei den Guermantes. Diese waren ihre Neffen und sahen in ihr vor allem das Geblüt, die verwandtschaftlichen Verbindungen, ihre Bedeutung für die Familie durch den Einfluß auf diese oder jene Schwägerin. Sie sahen das alles weniger von der gesellschaftlichen als von der familiären Seite her. Von dieser aus gesehen aber stand Madame de Villeparisis glanzvoller da, als ich je geglaubt hatte. Ich hatte mich sehr gewundert, als ich erfuhr, daß der Name Villeparisis nicht echt war. Doch gibt es andere Beispiele von großen Damen, die nicht in ihren Kreisen geheiratet haben und die ihre überragende Stellung trotzdem behielten. Als erstes ließ mich Monsieur de Charlus

wissen, daß Madame de Villeparisis die Nichte der berühmten Herzogin von X. war, der bekanntesten Person des Hochadels zur Zeit der Julimonarchie, die sich aber stets geweigert hatte, mit dem Bürgerkönig und seiner Familie zu verkehren.[1] Ich hatte mir so sehr gewünscht, mehr über diese Herzogin zu erfahren! Madame de Villeparisis aber, die gute Madame de Villeparisis mit ihren Wangen, die für mich immer die Wangen einer Bürgersfrau waren, Madame de Villeparisis, die mir so viele Geschenke zu schicken pflegte und die ich alle Tage so leicht hätte sehen können, Madame de Villeparisis war ihre Nichte, von ihr erzogen, bei ihr zu Hause, bei ihr im Palais X.! »Sie fragte einmal den Herzog von Doudeauville«, erzählte mir Monsieur de Charlus, als von den drei Schwestern[2] die Rede war, »›Welche von den dreien gefällt Ihnen am besten?‹ Als Doudeauville antwortete: ›Madame de Villeparisis‹, hat die Herzogin von X. ihm nur zur Antwort gegeben. ›Sie Lüstling!‹ Denn die Herzogin war sehr *witzig*«, setzte Monsieur de Charlus hinzu, wobei er dem letzten Wort jene klangliche Hervorhebung angedeihen ließ, die bei den Guermantes so gebräuchlich war. Daß er übrigens diesen Ausspruch so »witzig« fand, erstaunte mich weiter nicht, da ich bei vielen anderen Gelegenheiten die zentrifugale, objektive Neigung der Menschen festgestellt habe, in der Einschätzung des Geistes der anderen auf den strengen Maßstab zu verzichten, den sie an ihren eigenen anlegen würden, so daß sie dann etwas beobachten und als kostbar aufzeichnen, was sie selbst in die Welt zu setzen verschmäht hätten.

»Aber was sehe ich da? Das ist ja mein Überzieher, den er da bringt«, rief Charlus, als er feststellen mußte, daß Brichot sein langes Suchen darauf verwendet hatte, schließlich zu diesem Ergebnis zu gelangen. »Ich hätte lieber selbst gehen sollen. Nun gut, jetzt nehmen Sie eben diesen hier um. Wissen Sie auch, daß das sehr kompromittierend ist, mein Lieber? Es ist genauso, als ob man aus dem gleichen Glas trinkt. Ich werde dadurch Ihre Gedanken erraten können. Aber nein, nicht

so, zeigen Sie her, lassen Sie mich das machen«, und während er mir seinen Paletot umlegte, drückte er ihn mir an den Schultern fest, zupfte ihn am Hals hoch, schlug den Kragen nach oben und streifte unter Entschuldigungen dabei an mein Kinn. »In seinem Alter weiß er noch nicht, wie er sich zudecken sollte, ich muß ihn förmlich wickeln; ich habe meinen Beruf verfehlt, Brichot, ich wäre die geborene Kinderfrau.« Ich wollte gehen, aber da Monsieur de Charlus die Absicht geäußert hatte, Morel zu holen, hielt Brichot uns alle beide zurück. Die Gewißheit im übrigen, zu Hause Albertine vorzufinden, eine Gewißheit, die ebenso stark war wie die vom Nachmittag, daß Albertine vom Trocadéro heimkommen werde, ließ mich im Augenblick so wenig Ungeduld nach ihrem Anblick verspüren wie am gleichen Tag, als ich am Flügel saß und Françoise bereits telephoniert hatte. Dank dieser Beruhigung konnte ich, wenn ich mich im Verlauf dieser Unterhaltung erheben wollte, jedesmal dem Zureden Brichots nachgeben, der fürchtete, daß wegen meines Aufbruchs Charlus nicht bis zu dem Moment bleiben werde, da Madame Verdurin uns rufen käme. »Kommen Sie«, sagte er zu dem Baron. »Bleiben Sie doch ein bißchen bei uns! Sie können ihm den Abschiedskuß auch noch später geben«, setzt er hinzu, indem er mich mit seinem fast erloschenen Blick fixierte, dem die zahllosen überstandenen Operationen zwar ein wenig Leben zurückgegeben hatten, nicht aber die für den Ausdruck einer indirekten Anspielung nötige Beweglichkeit. »Der Abschiedskuß, das ist ja herrlich!« rief der Baron in einem vor Entzücken zum höchsten Diskant gesteigerten Ton. »Ich kann Ihnen nur sagen, mein Lieber: Er meint immer, er sei gerade bei einer Preisverleihung, und träumt seinen jungen Schülern nach. Ich frage mich wirklich, ob er nicht manchmal die Nacht mit einem von ihnen verbringt.« – »Sie möchten Mademoiselle Vinteuil sehen«, sagte Brichot zu mir, der den Schluß unserer vorigen Unterhaltung mit angehört hatte. »Ich verspreche Ihnen, Sie zu benachrichtigen, wenn sie einmal kommt. Ich er-

fahre es sicher durch Madame Verdurin«, setzte er hinzu, da er gewiß voraussah, daß der Baron in großer Gefahr schwebte, in allernächster Zeit aus dem kleinen Kreis ausgeschlossen zu werden. »Was soll das heißen, meinen Sie denn, ich stünde mich weniger gut als Sie mit Madame Verdurin«, fiel ihm Monsieur de Charlus ins Wort, »und würde nicht ebensogut von dem Kommen dieser Personen unterrichtet werden, die in einem so abscheulichen Ruf stehen? Sie wissen ja, es ist allgemein bekannt. Madame Verdurin begeht einen Fehler, wenn sie die beiden herbittet, so etwas paßt nun einmal nur in zweifelhafte Milieus. Sie sind mit einem ganz abscheulichen Kreis befreundet, und all das trifft sich wohl an irgendwelchen fürchterlichen Orten.« Bei jedem seiner Worte wuchs mein Leiden um ein neues an und wandelte die Form. Und da mir auf einmal gewisse Zeichen von Ungeduld bei Albertine einfielen, die sie im übrigen immer auf der Stelle unterdrückte, hatte ich plötzlich das schreckliche Gefühl, sie könne die Absicht haben, mich zu verlassen. Dieser Verdacht aber machte ein weiteres Andauern unseres gemeinsamen Lebens bis zu der Zeit, da ich meine Ruhe wiedergefunden hätte, um so unerläßlicher für mich. Zu dem Zweck jedoch, Albertine für den Fall, daß sie sie wirklich hegte, jede Idee zu nehmen, meinem Plan eines Bruches zuvorzukommen, und um ihr bis zu dem Zeitpunkt, da ich, ohne zu leiden, ihn in die Tat umsetzen konnte, ihre Ketten weniger schwer zu machen, schien es mir das Geschickteste (vielleicht wurde ich durch die Gegenwart von Monsieur de Charlus dazu verleitet, durch die unbewußte Erinnerung an die Art von Komödien, die er selbst so gern spielte), Albertine glauben zu machen, ich meinerseits habe die Absicht, sie zu verlassen; ich würde also gleich nach meiner Heimkehr so tun, als faßte ich eine Trennung, einen Bruch ins Auge. »Aber ganz bestimmt nicht, ich bilde mir nicht ein, besser als Sie mit Madame Verdurin zu stehen«, erklärte Brichot mit deutlichem Unterstreichen der Worte, denn er fürchtete, der Baron hätte seinetwegen Verdacht geschöpft.

Als er aber sah, daß ich mich verabschieden wollte, suchte er mich mit der Lockung des versprochenen Amüsements noch etwas zurückzuhalten: »Es gibt da etwas, woran der Baron nicht gedacht zu haben scheint, wenn er von dem Ruf dieser beiden Damen spricht, nämlich, daß ein Ruf gleichzeitig grauenhaft schlecht und unverdient sein kann. So steht zum Beispiel für jene bekannteren Fällen, die ich als Parallelerscheinungen bezeichnen möchte, fest, daß häufig Justizirrtümer vorgekommen sind und die Geschichte Verdammungsurteile wegen Sodomie über berühmte Männer hat ergehen lassen, die völlig unschuldig waren. Die erst jüngst erfolgte Entdeckung einer großen Liebe Michelangelos zu einer Frau[1] ist eine neue Tatsache, um derentwillen der Freund Leos x. ein posthumes Wiederaufnahmeverfahren beantragen könnte. Der Fall Michelangelo scheint mir überaus geeignet, die Snobs zu begeistern und La Villette[2] auf den Plan zu rufen, sobald eine andere Affäre, bei der der Anarchismus besonders elegant getragen wird und dadurch bei unseren guten Dilettanten zum Modelaster geworden ist – diese Affäre, deren Namen man freilich noch immer nicht aussprechen darf, wenn man Streitigkeiten vermeiden will –, abgeklungen sein wird.«[3] Seit Brichot angefangen hatte, über den Ruf von gewissen Männern zu sprechen, verrieten die Gesichtszüge von Monsieur de Charlus jene besondere Art von Ungeduld, die man bei Experten auf medizinischem oder militärischem Gebiet konstatiert, wenn Leute aus der Gesellschaft, die nichts davon verstehen, dummes Zeug über gewisse therapeutische oder strategische Einzelheiten zu erzählen beginnen. »Sie verstehen kein Wort von dem, was Sie sagen«, bemerkte er endlich zu Brichot. »Nennen Sie mir einen einzigen unverdienten schlechten Ruf. Führen Sie Namen an. Jaja, ich weiß Bescheid«, fiel er Brichot heftig ins Wort, als dieser schüchtern Einspruch erheben wollte, »Sie meinen die Leute, die dergleichen früher aus Neugier getan haben oder in der ausschließlichen Zuneigung zu einem verstorbenen Freund, oder den gewissen Herrn, der

in seiner Furcht, er habe sich zu weit vorgewagt, sobald Sie mit ihm über männliche Schönheit zu reden anfangen, Ihnen antwortet, für ihn sei so etwas wie Chinesisch, er könne einen schönen Mann von einem häßlichen ebensowenig unterscheiden wie zwei Automotoren, da er von Mechanik nun einmal keine Ahnung habe. Alles das ist Schaumschlägerei. Mein Gott, natürlich will ich nicht sagen, daß ein schlechter Ruf (oder das, was man gemeinhin so nennt) nicht irgendwann einmal möglicherweise auch ungerechtfertigt ist. Aber es handelt sich dann um einen so seltenen Ausnahmefall, daß er praktisch nicht in die Waage fällt. Dennoch habe ich, der ich neugierig, eine Art von Schnüffler bin, so etwas gekannt, was doch nicht nur ins Gebiet der Sage gehört. O ja, im Lauf meines Lebens habe ich zweimal beobachtet (im Sinne einer wissenschaftlichen Beobachtung, ich sage es nicht nur so dahin), daß ein schlechter Ruf ungerechtfertigt war. So etwas gründet sich gewöhnlich auf ähnliche Namen oder auf gewisse äußere Zeichen, zum Beispiel viele Ringe zu tragen, was ahnungslose Leute für absolut charakteristisch in der bewußten Hinsicht halten, ebenso wie sie glauben, ein Bauer könne keine zwei Worte sagen, ohne ›meiner Treu‹ hinzuzusetzen, oder ein Engländer komme nicht ohne ›Goddam‹[1] aus. Das sind so Konventionen für das Boulevardtheater.«

Monsieur de Charlus setzte mich sehr in Erstaunen, als er unter den Homosexuellen auch den Freund der Schauspielerin zitierte, den ich in Balbec als das Haupt der Gesellschaft der vier Freunde hatte auftreten sehen.[1] »Aber die Schauspielerin?« – »Sie dient ihm als Paravent, als Ablenkung für die öffentliche Meinung; im übrigen hat er Beziehungen mit ihr, vielleicht mehr als mit Männern, denn eigentlich hat er mit denen gar keine.« – »Nicht mit den drei anderen?« – »Aber was glauben Sie denn! Sie sind keineswegs auf diese Weise befreundet: Zwei davon sind ganz und gar auf Frauen eingestellt, einer gehört dazu, weiß es aber nicht sicher von seinem Freund, und auf alle Fälle verbergen sie sich voreinander.

Was Sie in Erstaunen setzen wird, ist, daß solche ungerechtfertigte Rufe in der öffentlichen Meinung sich stets am zähesten halten. Sie selbst, Brichot, der Sie Ihre Hand ins Feuer legen würden für die Tugend irgendeines Mannes, der hierherkommt und den die Eingeweihten kennen wie einen bunten Hund, werden wie alle Welt glauben, was man von irgendeinem sehr bekannten Mann sagt, der für die große Masse diese Neigungen verkörpert, während er in Wirklichkeit nicht für fünf Pfennig davon besitzt. Ich sage für fünf Pfennig, weil wir bei einem Tarif von fünfundzwanzig Louis[2] die Zahl dieser kleinen Heiligen bis auf Null absinken sähen. Im übrigen jedoch liegt der Durchschnitt der Heiligen, soweit Sie Heiligkeit darin sehen wollen, im allgemeinen bei dreißig, höchstens vierzig Prozent.« Wenn Brichot die Frage des schlechten Rufs auf das männliche Geschlecht verlagert hatte, so bezog ich meinerseits die Worte von Monsieur de Charlus auf das weibliche Geschlecht und dachte dabei an Albertine. Ich war über seine Statistik entsetzt, selbst wenn ich mir klarmachte, daß er wahrscheinlich mutwillig, seinen eigenen Wünschen entsprechend, sowie auch nach Maßgabe der Berichte von vielleicht lügnerischen Zuträgern, die auf alle Fälle sich durch ihre eigenen Bedürfnisse täuschen ließen, die zusätzlich zu denen von Monsieur de Charlus zweifellos die Rechnung des Barons verfälschten, die Ziffer zu hoch ansetzte. »Dreißig Prozent!« rief Brichot aus. »Selbst wenn die Proportionen umgekehrt wären, müßte ich die Zahl der Schuldigen noch verhundertfachen. Wenn es aber so ist, wie Sie sagen, Baron, wenn Sie sich nicht täuschen, müssen wir anerkennen, daß Sie einer der seltenen Seher einer Wahrheit sind, die niemand in unserer Umgebung vermutet hätte. So hat Barrès über die Korruption im Parlament[1] Enthüllungen gemacht, die in gleicher Weise wie die Existenz des von Leverrier entdeckten Planeten erst nachträglich erwiesen worden sind.[2] Madame Verdurin würde lieber noch Männer zitieren, deren Namen ich zu verschweigen vorziehe, Männer, die im Geheimdienst und im General-

stab – soviel ich weiß, von patriotischem Eifer inspiriert – Umtriebe witterten, wie ich sie mir niemals vorgestellt hätte.[3] Über die Freimaurerei, die deutsche Spionage, den Morphinismus zeichnet Léon Daudet Tag für Tag eine Art von Märchen auf, die sich hinterher als reine Wahrheit erweisen.[4] Dreißig Prozent!« wiederholte Brichot noch einmal verdutzt. Man muß allerdings sagen, daß Monsieur de Charlus die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen für homosexuell hielt, wobei er gleichwohl die Männer ausnahm, mit denen er selbst Beziehungen gehabt hatte und deren Fall, sofern nur ein Quentchen Romantik dabei im Spiel gewesen war, ihm weit komplexer schien. So trifft man Lebemänner an, die an Frauenehre nicht glauben und einzig derjenigen ein wenig davon zuerkennen, die ihre Geliebte war und von der sie allen Ernstes mit geheimnisvoller Miene behaupten: »Aber nicht doch, Sie täuschen sich, sie ist keine Dirne.« Diese unerwartete Wertschätzung wird ihnen zum Teil von ihrer Eigenliebe diktiert, für die es schmeichelhafter ist, daß solche Gunst ihnen einzig und allein vorbehalten war, zum Teil von ihrer Naivität, die schlechthin alles schluckt, was ihre Geliebte sie glauben machen will, zum Teil von jenem Sinn für das Leben, für den sich, sobald man den Menschen und ihrem Dasein etwas näherkommt, die im voraus geschaffenen Etiketten und Fächer als zu einfach erweisen. »Dreißig Prozent! Aber nehmen Sie sich nur in acht, Sie sind vielleicht weniger glücklich als die Historiker, denen die Zukunft post festum recht gegeben hat, Baron, und wenn Sie der Nachwelt das Sittenbild hinterlassen, das Sie uns eben gezeichnet haben, so fände sie es am Ende allzu schlimm. Sie urteilt nur nach sicheren Unterlagen und wird in diesem Fall Einblick in Ihre Akten verlangen. Da aber wahrscheinlich kein Dokument die Echtheit dieser Art von Kollektivphänomenen gewährleistet, die die einzig Eingeweihten aus Eigenliebe nur allzugern in tiefstem Dunkel belassen, gäbe es eine große Empörung im Lager der schönen Seelen, Sie selbst aber würden einfach zu einem Verleumder

oder Wahnsinnigen erklärt. Nachdem Sie im Wettbewerb der Eleganz den höchsten Preis und die Krone auf dieser Erde erlangt haben, würden Sie die Trübsal einer Ablehnung jenseits des Grabes auf sich nehmen müssen. Und das ist, wie unser Bossuet[1] – Gott verzeihe mir – gesagt hat, die Sache denn doch nicht wert.« – »Ich arbeite nicht für die Geschichte«, antwortete Monsieur de Charlus, »das Leben genügt mir, es ist durchaus interessant genug, wie der arme Swann immer zu sagen pflegte.« – »Wie, Sie haben Swann gekannt, Baron? Aber das wußte ich ja gar nicht. Hatte er auch solche Neigungen?« fragte Brichot in besorgtem Ton. »Was für ein Grobian! Meinen Sie denn, ich kenne überhaupt keine anderen Leute? Nein, von ihm glaube ich es nicht«, erklärte dann Monsieur de Charlus mit gesenktem Blick und ganz, als ob er das Für und Wider in Gedanken erwöge. In der Meinung aber, im Falle Swanns, dessen so entgegengesetzte Neigungen immer sehr bekannt gewesen waren, könne ein halbes Zugeständnis für den Betroffenen selbst nur völlig unschädlich, gleichzeitig aber schmeichelhaft für den sein, der etwas dergleichen andeutete, ließ der Baron gleichsam unwillkürlich, als denke er laut, vernehmen: »Ich will nicht behaupten, daß nicht vielleicht früher einmal, beiläufig, im Internat …«, korrigierte sich dann jedoch. »Aber das liegt ja zweihundert Jahre zurück! Woher soll ich so etwas heute noch wissen? Sie verlangen wirklich zu viel von mir«, führte er lachend seine Bemerkung zu Ende.[1] »Auf alle Fälle war er nicht gerade, was man hübsch nennt!« meinte Brichot, der, selbst abscheulich häßlich, sich für gutaussehend hielt und alle anderen sehr leicht unschön fand. »Schweigen Sie«, sagte der Baron, »Sie wissen nicht, was Sie sagen; zu jenen Zeiten hatte er eine Haut wie ein Pfirsich und war«, setzte er hinzu, indem er jeder Silbe eine andere Tonhöhe gab, »wie ein kleiner Cherub so hübsch. Überhaupt ist er immer reizend geblieben. Die Frauen haben ihn wie wahnsinnig umschwärmt.« – »Kannten Sie seine eigene?« – »Aber was denken Sie, durch mich hat er sie ja ken-

nengelernt. Ich fand sie reizend, als sie eines Abends in einer Quasi-Hosenrolle als Miss Sacripant[2] auftrat; ich war mit Clubkameraden da. Wir haben hinterher alle eine Frau mitgenommen, und obwohl ich einzig zu schlafen Lust hatte, behaupteten böse Zungen – denn die Welt ist nun einmal furchtbar schlecht –, ich hätte die Nacht mit Odette verbracht. Jedenfalls ließ sie nicht locker seitdem, und ich hatte gemeint, mich von ihr zu befreien, wenn ich sie Swann vorstellte. Von dem Tag an hängte sie sich aber erst recht an mich, sie konnte kein Wort richtig schreiben, und so mußte ich ihre Briefe für sie verfassen.[3] Darauf bekam ich den Auftrag, sie auch noch abends auszuführen. Da sehen Sie, mein Kind, was man davon hat, wenn man sich seinen guten Ruf erhält. Im übrigen verdiente ich ihn nur halb. Sie zwang mich, fürchterliche kleine Partien zu fünfen oder sechsen für sie zu arrangieren.« Und die Liebhaber, die Odette nacheinander gehabt hatte (sie war mit diesem, dann mit jenem zusammen – diese Männer, von denen Swann nichts wußte, von keinem einzigen, geblendet, wie er war durch Eifersucht und Liebe, ob er nun Möglichkeiten abschätzte oder Schwüren glaubte, die überzeugender wirken als der Schuldigen entschlüpfte Widersprüche, die weniger faßbar und doch bedeutsamer sind, aus denen der Eifersüchtige mit größerer Logik Nutzen ziehen könnte als aus den Auskünften, die er vorgibt erhalten zu haben, um seine Geliebte zu beunruhigen), diese Liebhaber begann Monsieur de Charlus mit der gleichen Sicherheit herzuzählen, als sagte er die Reihe der Könige von Frankreich auf. Tatsächlich hat der Eifersüchtige – wie die Zeitgenossen – zu wenig Distanz, er weiß nichts, und nur für Fremde nimmt die Chronik der Ehebrüche die Exaktheit der Geschichte in Gestalt im übrigen ganz gleichgültiger Listen an, die traurig nur für einen anderen Eifersüchtigen werden, wie ich einer war, der dann unwillkürlich seinen Fall mit dem soeben diskutierten vergleicht und sich fragt, ob nicht auch für die Frau, an der er zweifelt, eine ebensolche berühmte Liste existiert. Doch er

kann nichts darüber in Erfahrung bringen, es ist wie eine allgemeine Verschwörung, eine Mystifikation, an der sich grausamerweise alle beteiligen und die darin besteht, ihm, solange seine Freundin aus den Armen des einen in die des anderen eilt, eine Binde vor die Augen zu halten, die er ständig erfolglos abzustreifen bemüht ist, denn jeder versucht, den Unglücklichen in seiner Verblendung zu belassen, gute Seelen aus Güte, Böse aus ihrer Bosheit heraus, Flegel aus einem Hang zu häßlichen Streichen, Gesittete aus Höflichkeit und Wohlerzogenheit, alle aber aufgrund einer jener Konventionen, die man als Prinzip zu bezeichnen pflegt. »Hat denn Swann je erfahren, daß Sie ihre Gunst genossen haben?« – »Aber was denken Sie, das wäre ja grauenhaft! Wer sollte ihm so etwas denn erzählen! Das wäre ja haarsträubend gewesen! Mein Lieber, er hätte mich ganz einfach umgebracht, denn er war eifersüchtig wie ein Tiger. Ebensowenig habe ich Odette gestanden, der das im übrigen ganz gleichgültig gewesen wäre, daß … nun, Sie werden mich nicht dazu bringen, Dummheiten zu erzählen.[1] Das Ärgste aber ist, daß sie auf ihn Revolverschüsse abgefeuert hat, die um ein Haar mich getroffen hätten. Ich habe wirklich angenehme Dinge mit diesem Paar erlebt; natürlich sah ich mich auch gezwungen, ihm gegen d'Osmond zu sekundieren, der mir das niemals verziehen hat. D'Osmond hatte Odette entführt und Swann sich zu trösten versucht, indem er die Schwester Odettes zu seiner Geliebten oder angeblichen Geliebten machte. Aber Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich Ihnen Swanns Geschichte erzähle, wir hätten da für zehn Jahre Stoff, verstehen Sie, denn ich kenne mich da wie kein anderer aus. Ich mußte Odette begleiten, wenn sie gerade Charles nicht sehen wollte. Das war für mich um so verdrießlicher, als ich einen sehr nahen Verwandten habe, der, natürlich ohne irgendein Anrecht darauf zu haben, den Namen Crécy trägt und begreiflicherweise nicht sehr entzückt darüber war. Denn sie ließ sich Odette de Crécy nennen und durfte das auch sehr wohl, da sie nur getrennt von

einem Crécy lebte, dessen Frau sie war, einem sehr ehrenwerten und übrigens ganz echten Crécy, dem sie bis zum letzten Heller alles abgenommen hat. Aber Sie lassen mich da reden, und dabei habe ich Sie mit ihm in der Blindschleiche gesehen, Sie haben ihn ja öfter als Gast zum Abendessen in Balbec gehabt.[2] Er hat das sicher nötig, der Arme: Er lebte von einer ganz kleinen Pension, die Swann ihm ausgesetzt hatte, und ich vermute stark, daß seit dem Tod meines Freundes diese Rente ihm nicht mehr ausgezahlt worden ist. Was ich nicht begreife«, sagte Monsieur de Charlus zu mir, »ist, daß Sie, der Sie doch so oft bei Charles gewesen sind, vorhin nicht den Wunsch geäußert haben, der Königin von Neapel vorgestellt zu werden. Gut, gut, ich sehe, daß Sie sich nicht für Personen als bloße Kuriositäten interessieren, aber das erstaunt mich immerhin bei jemandem, der mit Swann gut bekannt gewesen ist, bei dem diese Art von Interesse ja so stark ausgebildet war, daß ich nicht einmal sagen kann, ob in dieser Hinsicht er mein Lehrmeister war oder ich der seine. Es erstaunt mich in gleicher Weise, als träfe ich jemanden, der Whistler gekannt hat und dennoch nicht weiß, was Geschmack ist.[1] Mein Gott, besonders für Morel wäre es wichtig gewesen, die Königin kennenzulernen. Er wünschte es sich übrigens leidenschaftlich, denn er ist sehr gescheit. Zu schade, daß sie gegangen ist. Aber ich werde trotzdem dieser Tage die Konjunktion herbeiführen. Es ist unerläßlich, daß er sie kennenlernt. Das einzige Hindernis könnte sein, daß sie morgen stürbe. Aber es steht ja zu hoffen, daß nicht ausgerechnet das passiert.« Hier unterbrach ihn Brichot, der offenbar immer noch unter dem Eindruck der »dreißig Prozent« stand, die Monsieur de Charlus ihn offenbart hatte, und seine Gedanken unaufhörlich weiterverfolgt zu haben schien; mit düsterer Miene und einer Plötzlichkeit, die an einen Untersuchungsrichter gemahnte, der einen Angeklagten zum Geständnis zwingen will – die aber in Wirklichkeit dem Verlangen des Professors entsprang, für scharfsinnig zu gelten –, sowie einem Gefühl der Bedrückt-

heit, mit dem er eine so schwere Beschuldigung auch nur andeutete, frage er Monsieur de Charlus: »Gehört denn Ski auch zu diesen Menschen?« Um seine angebliche Intuitionsgabe ins rechte Licht zu rücken, hatte er Ski gewählt, denn er sagte sich, wenn wirklich auf hundert Männer nur dreißig Unschuldige kämen, riskiere er kaum, sich zu täuschen, wenn er Ski erwähnte, der ihm etwas sonderbar vorkam, an Schlaflosigkeit litt und sich parfümierte, kurz sich völlig außerhalb der normalen Linie bewegte. »Aber *keine Spur*«, rief der Baron mit bitterer, von Dogmatismus getränkter und aufs äußerste gereizter Ironie. »Was Sie sagen, ist denkbar falsch, absurd, vollkommen danebengetroffen! Ski wirkt ausgerechnet so auf Leute, die gar nichts davon verstehen. Wenn er es wäre, würde er nicht derart danach aussehen, wobei ich das ohne kritische Nebenabsicht sage, denn er hat Charme und, wie ich finde, sogar etwas durchaus Gewinnendes.« – »Aber nennen Sie uns doch Namen«, sagte Brichot beharrlich. Monsieur de Charlus reckte sich mit düster-feierlicher Miene auf. »Oh! Mein Lieber, ich selbst lebe, wie Sie ja wissen, ganz und gar im Abstrakten, mich interessiert das alles nur unter einem transzendentalen Gesichtspunkt«, antwortete er mit der aufbrausenden Empfindlichkeit von Leuten seines Schlages und der affektierten Großspurigkeit, die für seine Unterhaltung charakteristisch war. »Mich, das müssen Sie verstehen, interessieren immer nur allgemeine Gesichtspunkte, ich spreche über diese Sache wie über das Gravitationsgesetz.« Doch diese Augenblicke von Gereiztheit, durch die der Baron sein wahres Leben zu verbergen trachtete, hielt nur kurze Zeit an im Vergleich zu den Stunden, in denen er es Schritt für Schritt immer deutlicher erraten ließ, ja mit aufreizender Bereitschaft ausbreitete, da das Bedürfnis, sich anzuvertrauen, bei ihm stärker war als die Furcht, sein Geheimnis unter die Leute zu bringen. »Ich wollte eigentlich nur sagen«, fuhr er fort, »daß auf einen schlechten Ruf, der ungerechtfertigt ist, Hunderte von guten kommen, die es nicht weniger sind. Natürlich

schwankt die Zahl der Falschbeurteilten, je nachdem, ob man sich auf die Aussage von ihresgleichen oder auf die der anderen verläßt. Zwar wird die Böswilligkeit der letzteren dadurch gezügelt, daß sie sich schwertun zu glauben, ein Laster, das für sie ebenso schrecklich ist wie Diebstahl oder Mord, werde von Leuten praktiziert, deren Zartgefühl und Herzensgüte sie kennen, doch stachelt die Böswilligkeit der ersteren in übertriebenem Maß das Verlangen an, Leute, die ihnen gefallen, als – wie soll ich sagen – zugänglich anzusehen, sowohl durch Auskünfte von Leuten, die das gleiche Verlangen getäuscht hat, als auch durch den Umstand, daß sie im allgemeinen auf Distanz gehalten werden. Ich habe einen wegen solcher Neigungen ziemlich übel beleumundeten Mann sagen hören, er vermute, ein gewisser Herr der Gesellschaft huldige ihnen ebenfalls. Sein einziger Grund zu dieser Annahme aber war, daß dieser Herr sich ihm gegenüber liebenswürdig erwiesen hatte! So spielt häufig Optimismus«, bemerkte naiv der Baron, »bei der Schätzung der Zahl eine Rolle. Der wahre Grund aber für den enormen Abstand zwischen der von Laien und andererseits von Eingeweihten errechneten Zahl erklärt sich aus dem Geheimnis, mit dem letztere eben ihr Treiben umgeben, um es vor anderen zu verbergen, denen jedes Mittel der Erkundung fehlt und die buchstäblich sprachlos wären, wenn sie von der Wahrheit auch nur den vierten Teil erführen.« – »Dann ist es also in unserem Jahrhundert wie bei den Griechen«, sagte Brichot. »Aber wieso den Griechen? Stellen Sie sich denn vor, daß es nicht immer so weitergegangen ist? Denken Sie doch – nur unter Ludwig XIV. – an Monsieur, den kleinen Vermandois, Molière, den Prinzen Ludwig von Baden, Braunschweig, Charolais, Boufflers, den Großen Condé, den Herzog von Brissac.«[1] – »Warten Sie, warten Sie, ich wußte es von Monsieur, von Brissac durch Saint-Simon, von Vendôme natürlich und vielen anderen. Aber dieses alte Schandmaul von Saint-Simon spricht doch häufig vom Großen Condé und dem Prinzen Ludwig von Baden, ohne darüber

jemals ein Wort verlauten zu lassen.« – »Es ist wirklich bedauerlich, daß ich ausgerechnet einem Professor der Sorbonne eine Geschichtsvorlesung zu halten gezwungen bin. Aber teurer Meister, Sie sind ja wirklich völlig ahnungslos.« – »Sie sind hart, Baron, aber gerecht. Doch passen Sie auf, ich will Ihnen auch ein Vergnügen bereiten. Ich erinnere mich jetzt an ein im Küchenlatein geschriebenes Lied jener Epoche über ein Gewitter, das den Großen Condé überraschte, als er in Begleitung seines Freundes, des Marquis de La Moussaye, die Rhône hinunterfuhr. Condé sagte:

Carus Amicus Mussaeus,
Ah! Deus bonus! quod tempus!
Landerirette,
Imbre sumus perituri.

La Moussaye beruhigte ihn mit den folgenden Versen:

Securae sunt nostrae vitae.
Sumus enim Sodomitae,
Igne tantum perituri,
Landeriri. [1]

»Ich nehme zurück, was ich gesagt habe«, erklärte Charlus mit schriller, manierierter Stimme, »Sie sind ein Born der Weisheit; schreiben Sie mir das doch bitte auf, nicht wahr, ich möchte es für mein Familienarchiv haben, da eine Urahnin dritten Grades von mir eine Schwester von Monsieur le Prince[2] war.« – »Gewiß, Baron, aber über den Prinzen Ludwig von Baden finde ich nichts. Im übrigen denke ich mir, daß im allgemeinen das Kriegshandwerk …« – »Unsinn! In jener

Epoche gab es doch Vendôme,[3] Villars, den Prinzen Eugen, Conti, und wenn ich Ihnen von allen unseren Helden in Tonking, in Marokko berichtete[1] – und zwar von jenen wahrhaft großen und frommen Helden, die ganz der ›neuen Generation‹ angehören –, würden Sie sich sehr wundern. Oh! Ich könnte die Leute noch etwas lehren, die sich mit der Erforschung dieser neuen Generation beschäftigen, die die eitlen Komplikationen der älteren von sich geworfen hat, wie Monsieur Bourget sagt![2] Ich habe da unten einen kleinen Freund, von dem viel die Rede ist, er hat Großartiges geleistet … nun, ich will nicht boshaft sein, kehren wir lieber zum siebzehnten Jahrhundert zurück. Sie wissen, daß Saint-Simon von dem Maréchal d'Huxelles – unter vielen anderen – sagt: › … ein Lüstling, in griechischen Lastern zu Hause, welche zu verbergen er sich nicht einmal die Mühe nahm, wenn er junge Offiziere aufgriff, die er sich zuzurichten wußte neben manchen jungen wohlgestalteten Dienern, und das alles ganz unverhüllt, in der Armee wie in Straßburg‹.[3] Sie haben wahrscheinlich die Briefe von Madame gelesen, die Männer nannten ihn nur die ›Putana‹.[4] Sie äußert sich sehr deutlich über diese Zustände.« – »Sie mußte es freilich wissen, wenn man bedenkt, wer ihr Gatte war.« – »Madame ist eine interessante Person«, sagte Monsieur de Charlus, »man könnte nach ihrem Bild die poetische Synthese der ›Frau einer Tante‹[5] zeichnen. Zunächst einmal ein Mannweib; gewöhnlich ist die Frau einer Tante ein Mann, wodurch das Kindermachen ihr leichter fällt. Ferner spricht Madame nicht von den Lastern Monsieurs, doch spricht sie unaufhörlich von den gleichen Lastern bei anderen, wohlinformiert, wie sie ist, und zugleich aus der Neigung heraus, die wir haben, in fremden Familien den gleichen Makel festzustellen, unter dem wir selbst in der unseren leiden, um uns zu beweisen, daß daran nichts Außergewöhnliches oder Entehrendes ist. Ich sagte Ihnen schon, daß es immer so gewesen ist. Doch zeichnet sich unsere Epoche speziell unter diesem Gesichtspunkt aus. Und trotz der Beispiele, die ich aus

dem siebzehnten Jahrhundert anführe, würde mein großer Ahnherr François de La Rochefoucauld, wenn er in unseren Zeiten lebte, von diesen mit noch besserem Grund als von den seinigen sagen … kommen Sie, Brichot, helfen Sie mir: ›Die Laster sind zu allen Zeiten die gleichen; aber wenn Personen, die alle Welt kennt, in den ersten Jahrhunderten gelebt hätten, würde man dann jetzt von den Ausschweifungen Heliogabals sprechen?‹[1] ›Die alle Welt kennt‹ gefällt mir sehr. Ich sehe, daß mein scharfsinniger Verwandter die Schliche seiner berühmten Zeitgenossen kannte, wie ich die der meinigen kenne. Aber es gibt solche Leute in unseren Tagen nicht nur in größerer Zahl, sie haben außerdem noch etwas Spezielles an sich.« Ich sah, daß Monsieur de Charlus uns erklären wollte, in welcher Weise diese besonderen Sitten sich entwickelt hatten. Keinen Augenblick aber, während er sprach, während Brichot sprach, wich das mehr oder weniger bewußte Bild meines Heims, in dem Albertine mich erwartete, verknüpft mit dem schmeichelnden innigen Thema Vinteuils, aus meinem Bewußtsein. Ich kehrte in Gedanken unaufhörlich zu Albertine zurück, wie ich bald wirklich zu ihr würde zurückkehren müssen, als sei ich einem Gefangenen gleich an sie festgeschmiedet, so daß ich Paris nicht verlassen konnte und mein Zuhause, während ich es mir hier vom Salon Verdurin aus vorstellte, mir nicht als ein leerer, für die Persönlichkeit aufreizender und von leichter Traurigkeit durchzogener Raum vor Augen stand, sondern als gleichsam – darin dem Hotel von Balbec an einem gewissen Abend ähnlich – von einer Gegenwart erfüllt, die sich nicht fortrührte, für mich dort dauernd vorhanden war und die ich mit Sicherheit, sobald ich irgend wollte, wieder vorfinden würde. Die Beharrlichkeit, mit der Monsieur de Charlus immer wieder zu seinem Thema zurückkehrte – für das sein stets in gleicher Richtung sich betätigender Geist einen gewissen Scharfblick besaß –, hatte etwas auf eine schwer entwirrbare Weise Peinliches; er war langweilig wie ein Gelehrter, der außerhalb seines Spezialfa-

ches nichts kennt, ging einem auf die Nerven wie ein Eingeweihter, der sich auf die ihm anvertrauten Geheimnisse etwas zugute tut und darauf brennt, sie anderen zu verraten, war unsympathisch wie jemand, der, sobald es um seine eigenen Fehler geht, sich darüber verbreitet, ohne zu merken, daß er Mißfallen damit erregt, versklavt wie ein Süchtiger und hemmungslos unvorsichtig wie mancher Kriminelle. Diese charakteristischen Merkmale, die zu gewissen Zeiten etwas Packendes hatten wie die eines Verrückten oder Verbrechers, brachten mir im übrigen eine gewisse Erleichterung. Denn als ich sie der erforderlichen Umwandlung unterzog, damit ich aus ihnen Folgerungen im Hinblick auf Albertine ziehen konnte, und mich an ihre Haltung Saint-Loup und auch mir gegenüber erinnerte, sagte ich mir, daß, wie schmerzhaft die eine dieser Erinnerungen und wie melancholisch die andere für mich war, sie doch die, wie mir schien, unverkennbare Deformation und notgedrungen einseitige Spezialisierung ausschloß, die einem so überdeutlich aus der Unterhaltung wie aus der Persönlichkeit des Barons entgegentrat. Unglücklicherweise aber beeilte sich dieser, die Gründe meines Hoffens zunichte zu machen, und zwar auf die gleiche Weise, wie er sie mir zuvor selbst an die Hand gegeben hatte, nämlich unbewußt. »Ja«, sagte er, »ich bin ja kein Fünfundzwanzigjähriger mehr und habe schon viele Dinge um mich her sich verändern sehen, ich erkenne weder die Gesellschaft wieder, in der ja alle Schranken niedergerissen sind und wo eine Horde ohne Eleganz und Anstand bis in die Kreise meiner Familie hinein Tango tanzt, noch die Moden, noch die Politik, noch die Künste, noch die Religion, einfach nichts. Aber ich gestehe, daß etwas sich noch mehr verändert hat, und zwar das, was die Deutschen als Homosexualität bezeichnen.[1] Mein Gott, zu meiner Zeit, wenn ich von den Männern absehe, denen Frauen nun einmal zuwider sind, und von jenen, die nur sie lieben und anderes einzig aus Berechnung taten, waren die Homosexuellen gute Familienväter und hielten sich eine Ge-

liebte nur, um den Schein zu wahren. Hätte ich eine Tochter zu verheiraten gehabt, würde ich unter ihnen meinen Schwiegersohn ausgewählt haben, um ganz sicher zu sein, daß sie nicht unglücklich würde. Ach! Alles ist anders geworden. Jetzt rekrutieren sie sich auch aus den Männern, die am heftigsten für Frauen eingenommen sind. Ich glaubte, dafür ein gewisses Gefühl zu besitzen, und wenn ich mir einmal gesagt hatte: der bestimmt nicht, mich sicherlich nicht zu täuschen. Doch ich muß sagen, daß ich heute zuweilen ratlos bin. Einer meiner Freunde, der überaus bekannt in dieser Hinsicht ist, hatte einen Kutscher, den meine Schwägerin Oriane ihm verschafft hatte, einen Burschen aus Combray, der sich ein wenig auf allen Gebieten versucht hatte, besonders auf dem eines Schürzenjägers, und den ich solchen Dingen überaus abgeneigt glaubte. Er machte seine Geliebte unglücklich, indem er sie mit zwei Frauen, die er anbetete (ganz zu schweigen von weiteren), betrog: einer Schauspielerin und einem Mädchen aus einem Bierlokal. Mein Cousin, der Fürst von Guermantes, der gerade über das enervierende Maß an Intelligenz derer verfügt, die allzu leicht alles glauben, sagte eines Tages zu mir: ›Aber warum schläft denn X. nicht mit seinem Kutscher? Wer weiß, ob es nicht diesem Théodore‹[2] (so heißt der Kutscher nämlich) ›Vergnügen machen würde und ob er sich nicht sogar kränkt, weil sein Herr ihm keine Avancen macht?‹ Ich konnte nicht anders, ich mußte Gilbert daraufhin Schweigen gebieten; ich war gleichzeitig außer mir über diesen angeblichen Scharfblick, der, wenn er sich so wahllos betätigt, vielmehr zu einem Mangel an Scharfblick wird, und über die allzu durchsichtige Schlauheit meines Cousins, der unseren Freund gern auf diesem schwankenden Steg vorausgeschickt hätte, um ihn dann selbst, sofern er sich als gangbar erwiese, zu beschreiten.« – »Hat denn der Fürst von Guermantes auch solche Neigungen?« fragte Brichot mit einer Mischung aus Staunen und Unbehagen. »Mein Gott«, antwortete Charlus entzückt, »das ist ja nun so bekannt, daß ich keine Indiskreti-

on zu begehen glaube, wenn ich die Frage bejahe. Im Jahr darauf nun fuhr ich nach Balbec und hörte dort von einem Matrosen, der mich manchmal mit auf den Fischfang nahm, daß mein Théodore, dessen Schwester[1] übrigens die Jungfer einer Freundin von Madame Verdurin, der Baronin Putbus, ist, im Hafen sich bald den einen, bald den anderen Matrosen mit außerordentlicher Unverfrorenheit aufgegriffen hat, um mit ihm eine kleine Bootfahrt ›Zuschlag inbegriffen‹ zu unternehmen.« Jetzt warf ich meinerseits die Frage ein, ob der Chef des Kutschers, in dem ich den Herrn wiedererkannt hatte, der den ganzen Tag mit seiner Geliebten Karten spielte,[2] auch so sei wie der Fürst von Guermantes. »Aber hören Sie, das weiß doch jeder, er macht ja gar kein Geheimnis daraus.« – »Aber er hatte doch seine Geliebte bei sich.« – »Nun, und was macht das aus? Sind diese Kinder denn wirklich so naiv?« sagte er zu mir in väterlichem Ton, ohne etwas von dem Leiden zu ahnen, das seine Worte mir bei dem Gedanken an Albertine bereiteten. »Sie ist übrigens reizend, seine Geliebte.« – »Und die drei Freunde, mit denen er zusammen war, sind die auch so wie er?« –»Aber nicht doch«, rief er, indem er sich die Ohren zuhielt, als hätte ich auf einem Instrument einen falschen Ton hervorgebracht. »Jetzt schießen Sie über das Ziel hinaus. Hat man denn nicht das Recht, Freunde zu besitzen? Oh! Die Jugend wirft auch alles durcheinander! Man müßte Sie noch einmal von Grund auf erziehen, mein Kind. Allerdings«, fuhr er fort, »gestehe ich, daß dieser völlig eindeutige Fall – und ich kenne noch andere – mich, der ich doch versuche, meinen Geist allen kühnen Ideen zu öffnen, in Verlegenheit bringt. Ich bin sicher zu sehr alte Schule, ich kann da nicht folgen«, sagte er in dem Ton, mit dem ein alter Gallikaner von gewissen Formen des Ultramontanismus, ein liberaler Royalist von der Action française oder ein Schüler Claude Monets von den Kubisten spricht.[1] »Ich tadle diese Neuerer nicht, ich beneide sie eher, ich suche sie zu verstehen, doch es gelingt mir nicht. Wenn sie so sehr die Frauen lieben,

warum müssen sie dann, zumal in dieser Arbeiterwelt, in der das so ungern gesehen wird und in der sie aus Eigenliebe unentdeckt bleiben möchten, ausgerechnet das haben, was sie gern als einen Liebling bezeichnen? Es muß etwas anderes für sie bedeuten, aber was?« Was kann die Frau anderes für Albertine bedeuten? dachte ich, und darin in der Tat war mein Leiden enthalten. »Also, ich muß sagen, Baron«, bemerkte Brichot, »wenn jemals im Senat der Universität die Absicht zur Sprache käme, einen Lehrstuhl für Homosexualität einzurichten, würde ich Sie an erster Stelle vorschlagen. Oder vielmehr nein, ein Institut für Spezialfragen der Psychophysiologie wäre noch geeigneter für Sie. Ich kann mir besonders gut vorstellen, daß Sie einen Lehrstuhl am Collège de France innehätten, der Ihnen gestatten würde, sich privaten Studien hinzugeben, deren Resultate Sie dann wie der Professor für Tamil oder Sanskrit vor der sehr kleinen Zahl von Leuten, die so etwas interessiert, zum Vortrag bringen könnten. Sie hätten dann zwei Hörer und den Pedell, womit ich nicht den leisesten Argwohn in bezug auf unseren Pedellenstab geäußert haben möchte, den ich vielmehr als ausgesprochen untadelig erachte.« – »Sie verstehen gar nichts davon«, entgegnete der Baron in schneidend hartem Ton. »Überhaupt täuschen Sie sich, wenn Sie glauben, daß das so wenig Leute interessiert. Genau das Gegenteil ist der Fall.« Und ohne sich klarzumachen, welcher Widerspruch zwischen der Richtung, die seine Konversation zwangsläufig einschlug, und dem Vorwurf bestand, den er anderen machte, bemerkte er zu Brichot mit einer Miene der Schockiertheit und moralischen Mißbilligung: »Es ist im Gegenteil erschreckend, daß eigentlich von nichts anderem mehr die Rede ist. Es ist eine Schande, aber es ist, wie ich Ihnen sage, mein Lieber! Es scheint, daß vorgestern bei der Herzogin von Ayen zwei Stunden lang kein anderes Thema berührt worden ist. Sie können sich vorstellen, wenn jetzt die Frauen schon anfangen, über diese Dinge zu reden, so ist das wirklich ein Skandal! Das Schmählichste aber ist«, fuhr er mit

Feuereifer und ungewöhnlichem Nachdruck fort, »daß sie von solchen üblen Erscheinungen, wahrhaften Schmutzfinken, darüber aufgeklärt werden, wie der kleine Châtellerault einer ist – über den sich mehr sagen ließe als über irgend jemanden sonst –, die ihnen dann Geschichten über andere Leute erzählen. Man hat mir berichtet, daß er über mich die schlimmsten Dinge sagt, aber ich mache mir nichts daraus, ich denke doch, daß Schmutz und Unrat, wenn sie von einem Menschen geworfen werden, der um ein Haar aus dem Jockey relegiert worden wäre, weil er ein gezinktes Kartenspiel benutzt hat, nur auf den Betreffenden selbst zurückfallen können. Ich weiß jedenfalls, daß ich, wenn ich Jane d'Ayen wäre, meinen Salon genügend respektieren würde, um dort nicht solche Themen behandeln und meine eigenen Verwandten in den Kot ziehen zu lassen. Doch es gibt eben keine Gesellschaft, keine Regeln, keinen Anstand mehr, weder in der Konversation noch in Toilettenfragen. Oh! Mein Lieber, das Ende aller Dinge ist da, die Leute sind samt und sonders so böse geworden. Sie reden um die Wette Schlechtes von allen übrigen. Es ist grauenhaft!«

Feige, wie ich es schon in meiner Kindheit in Combray gewesen war, als ich die Flucht ergriff, um nicht mit anzusehen, wie meinem Großvater Cognac angeboten wurde und meine Großmutter sich vergebens bemühte, ihn vom Trinken abzuhalten,[1] hatte ich nur einen Gedanken, nämlich den, das Haus der Verdurins zu verlassen, bevor das Urteil gegen Charlus vollstreckt würde. »Ich muß jetzt unbedingt fort«, sagte ich zu Brichot. »Ich schließe mich Ihnen an«, sagte er, »aber wir können uns doch nicht auf französisch empfehlen. Wir wollen uns wenigstens von Madame Verdurin verabschieden«, setzte der Professor hinzu, der sich auf den Salon mit der Miene dessen zubewegte, der beim Pfänderspiel sehen will, ob man »wiederkommen darf«.

Während wir uns unterhielten, hatte Monsieur Verdurin auf ein Zeichen seiner Frau Morel beiseite genommen. Auch wenn sie es nach nochmaliger Überlegung für klüger gehalten

hätte, die Aufklärung Morels zu verschieben, wäre das nun nicht mehr möglich gewesen. Es gibt gewisse, bisweilen im Mund lokalisierte Wünsche, die, wenn man sie einmal hat anwachsen lassen, nach Befriedigung verlangen, welches auch immer die Folgen sein mögen: Man kann nicht länger widerstehen, eine dekolletierte Schulter zu küssen, die man allzu lange betrachtet hat und auf die die Lippen wie der Vogel auf die Schlange niederfallen, oder verführt vom Gelüst in ein Stück Kuchen zu beißen oder sich das Staunen, die Verwirrung, den Schmerz oder die Heiterkeit zu versagen, die man durch unvorhergesehene Worte in einer Seele entfesseln wird. So hatte Madame Verdurin, nach Melodramatik dürstend, ihrem Mann eingeschärft, Morel auf die Seite zu ziehen und um jeden Preis mit dem Geiger zu sprechen. Dieser hatte sich als erstes bitter darüber beklagt, daß die Königin von Neapel gegangen war, bevor er ihr hatte vorgestellt werden können. Monsieur de Charlus hatte ihm so oft wiederholt, daß sie die Schwester der Kaiserin Elisabeth und der Herzogin von Alençon war, daß die Souveränin in Morels Augen eine außerordentliche Bedeutung erlangt hatte. Der Patron aber hatte ihm erklärt, daß sie sich nicht zurückgezogen hätten, um von der Königin von Neapel zu reden, und kam gleich zum Kern der Sache. »Sehen Sie«, schloß er nach einiger Zeit, »wenn Sie wollen, können wir ja meine Frau um Rat fragen. Mein Ehrenwort, sie weiß nicht, was ich Ihnen gesagt habe. Wir wollen einfach sehen, wie sie die Sache beurteilt. Mein Rat ist vielleicht nicht der richtige, aber Sie wissen ja, welch sicheres Urteil sie hat, und da sie Ihnen überaus freundschaftlich zugetan ist, wollen wir ihr das Ganze unterbreiten.« Und während Madame Verdurin mit Ungeduld der Emotionen harrte, die das Gespräch mit dem Virtuosen und, sobald er gegangen war, der exakte Bericht über den Dialog zwischen ihm und ihrem Mann ihr bereiten sollten, und inzwischen immer wieder sagte: »Was mögen sie nur tun? Ich hoffe wenigstens, daß Auguste, wenn er so lange Zeit braucht, ihn sich

gehörig vornimmt«, war Monsieur Verdurin mit Morel, der sehr aufgeregt schien, wieder heruntergekommen. »Er möchte dich um einen Rat bitten«, sagte Monsieur Verdurin zu seiner Frau mit der Miene eines Mannes, der nicht sicher ist, ob seine Bitte Erhörung finden wird. Anstatt Monsieur Verdurin zu antworten, wandte sich Madame Verdurin im Feuer der Leidenschaft unmittelbar an Morel: »Ich bin unbedingt der gleichen Ansicht wie mein Mann, ich finde, Sie dürfen das nicht länger dulden!« rief sie mit größter Heftigkeit aus, wobei sie als haltlose Heuchelei überging, daß sie mit ihrem Mann vereinbart hatte, sie wollten so tun, als wisse sie nicht, was er dem Geiger gesagt hatte. »Wie? Was denn dulden?« stammelte Monsieur Verdurin, der Staunen zu heucheln bemüht war und mit einem Ungeschick, das sich durch seine Verwirrung erklärte, an seiner Lüge festhalten wollte. »Ich habe erraten, was du ihm gesagt hast«, antwortete Madame Verdurin, ohne sich um Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der Erklärung zu kümmern und ohne sich groß darum zu sorgen, was der Geiger von der Wahrhaftigkeit der Patronne denken mochte, wenn er sich an diese Szene erinnerte. »Nein«, fuhr Madame Verdurin fort, »ich finde, daß Sie nicht länger einen so schmachvollen Umgang mit einer in dieser Weise gebrandmarkten Persönlichkeit dulden dürfen, mit einem Menschen, der nirgends empfangen wird«, setzte sie ohne alle Rücksicht darauf hinzu, daß das gar nicht stimmte und daß sie selbst ihn alle Tage empfing. »Das gesamte Konservatorium hält sich über Sie auf«, bemerkte sie weiterhin in dem Gefühl, daß dieses Argument die stärkste Wirkung ausüben würde. »Setzen Sie dieses Leben einen Monat länger fort, so ist Ihre künstlerische Zukunft zum Teufel, während Sie ohne diesen Charlus mehr als hunderttausend Francs im Jahr verdienen dürften.« – »Aber ich habe niemals etwas davon gehört, ich bin ja ganz bestürzt und weiß Ihnen wirklich größten Dank«, murmelte Morel mit Tränen in den Augen. Da er aber gleichzeitig Erstaunen heucheln und seine Beschämung verbergen

mußte, wurde er röter und geriet stärker in Schweiß, als wenn er alle Beethoven-Sonaten hintereinander gespielt hätte; in seine Augen stiegen Tränen, die ihm der Bonner Meister gewiß nie entlockt hätte. Der Bildhauer, den diese Tränen interessierten, wies mit einem an mich gewandten Augenzwinkern auf Charlie. »Wenn Sie nichts gehört haben, so sind Sie der einzige. Es ist dies ein Herr, der einen miserablen Ruf hat und in dubiose Affären verwickelt war. Ich weiß, die Polizei hat ein Auge auf ihn, und das ist im übrigen noch das beste, was ihm widerfahren kann, wenn er nicht wie alle seinesgleichen unter den Händen von Apachen umkommen will«, fügte sie hinzu, denn bei dem Gedanken an Monsieur de Charlus kehrte ihr auch die Erinnerung an Madame de Duras zurück, und in ihrer sie vollends berauschenden Wut suchte sie die Wunden noch zu vergrößern, die sie dem unseligen Charlie schlug, sowie sich für diejenigen zu rächen, die sie an diesem Abend selbst empfangen hatte. »In materieller Hinsicht kann er Ihnen ohnedies nichts nützen, er ist vollkommen ruiniert, seitdem er Leuten in die Hände gefallen ist, die ihn erpressen und selbst dabei nicht einmal auf ihre Kosten kommen, so wenig, wie Sie auf die Ihren kämen, denn alles bei ihm ist mit Hypotheken belastet, sein Stadthaus, sein Schloß, kurz alles, was er besitzt.« Morel schenkte dieser Lüge um so leichter Glauben, als Monsieur de Charlus ihn gern zum Vertrauten seiner Beziehungen zu den Apachen machte, einem Menschenschlag, für den ein Bedientensohn, so liederlich er selbst sein mag, einen Abscheu bekundet, der seiner Anhänglichkeit an den Bonapartismus in nichts nachsteht.

Schon zeichnete sich schemenhaft in seinem listigen Geist eine Kombination ab, die dem entsprach, was im achtzehnten Jahrhundert als *renversement des alliances* [1] bezeichnet wurde. Entschlossen, niemals wieder mit Monsieur de Charlus zu sprechen, wollte er gleich am nächsten Tag zu Jupiens Nichte mit dem Vorhaben zurückkehren, alles einzurenken. Zu seinem Pech sollte dieser Plan jedoch scheitern, da Monsieur de

Charlus am gleichen Abend noch mit Jupien eine Verabredung hatte, der der ehemalige Westenmacher sich trotz der Ereignisse nicht zu entziehen wagte. Da andere, Morel betreffende, sich, wie man sehen wird, inzwischen überstürzt hatten, erklärte, als Jupien ihm weinend von seinem Unglück berichtete, der seinerseits nicht weniger unglückliche Baron, er wolle die kleine Verlassene adoptieren, ihr einen der Titel überlassen, über die er verfügte, wahrscheinlich den einer Mademoiselle d'Oloron, ihr eine zusätzliche Erziehung zuteil werden lassen und eine reiche Heirat für sie arrangieren. Versprechungen, die Jupien große Freude bereiteten, seine Nichte jedoch kaltließen, denn sie liebte noch immer Morel, der aus Dummheit oder Zynismus mit einem Scherz auf den Lippen in die Werkstatt trat, als Jupien nicht da war. »Was haben Sie denn«, sagte er lachend. »Sie haben ja tiefe Schatten unter den Augen. Etwa Liebeskummer? Mein Gott, die Jahre folgen sich und gleichen einander nicht, schließlich hat man ja die Freiheit, ein paar Schuhe zu probieren, warum nicht erst recht eine Frau, und wenn sie einem dann eben nicht paßt …« Er wurde nun böse, als sie weinte, was er schwächlich und unwürdig fand. Man erträgt nicht immer leicht die Tränen, die man andere vergießen macht.

Aber wir haben zu weit vorgegriffen, denn all dies trug sich erst nach der Soiree bei den Verdurins zu, deren Bericht wir unterbrochen haben und nun wieder da aufnehmen wollen, wo wir stehengeblieben sind. »Ich hätte niemals geahnt …«, seufzte Morel als Antwort auf Madame Verdurins Worte. »Natürlich, Ihnen sagt man das nicht ins Gesicht, aber das hindert nicht, daß man sich im Konservatorium über Sie aufhält«, fuhr Madame Verdurin bösartig fort, denn sie wollte Morel darauf hinweisen, daß es sich nicht nur um Monsieur de Charlus, sondern auch um ihn handelte. »Ich will gern glauben, daß Sie nichts davon wissen, doch deswegen nimmt keiner ein Blatt vor den Mund. Fragen Sie Ski, was neulich bei Chevillard[1] zwei Schritte von uns entfernt gesagt worden

ist, als Sie in meine Loge traten. Man zeigt förmlich mit Fingern auf Sie. Ich muß Ihnen sagen, daß ich selbst nichts darauf gebe; ich finde nur, daß es einen Mann überaus lächerlich macht und daß er Gefahr läuft, es sein Leben lang zu bleiben.« – »Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll«, antwortete Charlie in dem Ton, in dem man diese Worte zu einem Zahnarzt sagt, der einem schauderhaft wehgetan hat, ohne daß man es sich anmerken lassen möchte, oder einem allzu blutdürstigen Zeugen, der einen wegen eines belanglosen Wortes zu einem Duell zwingt, indem er einem vorhält: »Sie dürfen das keinesfalls auf sich sitzen lassen.« – »Ich denke doch, Sie haben Charakter, Sie sind ein Mann«, antwortete Madame Verdurin, »und werden laut und deutlich Ihre Meinung sagen, obwohl er allen Leuten gegenüber behauptet, Sie würden das niemals wagen, er habe Sie in der Hand.« Um sich eine würdige Haltung zu geben und um seine eigene arg zerlumpte Würde zu überdecken, fand Charlie in seinem Gedächtnis etwas, was er gelesen oder gehört hatte, und verkündete alsobald: »Ich bin nicht dazu erzogen, mir dergleichen gefallen zu lassen. Heute abend noch werde ich mit Monsieur de Charlus brechen. Die Königin von Neapel ist doch wirklich fort? Sonst nämlich hätte ich ihn vorher noch darum gebeten …« – »Es ist nicht nötig, daß Sie ganz und gar mit ihm brechen«, sagte Madame Verdurin aus dem Verlangen heraus, den Bestand ihres Fähnleins nicht aufs Spiel zu setzen. »Es bestehen keinerlei Bedenken dagegen, daß Sie ihn hier in unserem Grüppchen sehen, wo Sie geschätzt werden und niemand etwas Schlechtes über Sie sagen wird. Aber verlangen Sie Ihre Freiheit und lassen Sie sich nicht von ihm zu diesen dummen Puten schleppen, die Ihnen ins Gesicht liebenswürdig sind; ich wünschte nur, Sie hätten gehört, was die hintenherum geredet haben. Überhaupt: Sie müssen nichts bedauern, Sie werden auf diese Weise einen Makel los, der Ihnen sonst Ihr ganzes Leben lang anhaften würde, und unter künstlerischem Gesichtspunkt kann ich Ihnen sagen, daß Sie – selbst

ohne die schändliche Einführung durch Charlus –, wenn Sie sich in diesen Kreisen einer Pseudogesellschaft herumtrieben, unseriös wirken und den Ruf eines Amateurs, eines kleinen Salonmusikers erwerben würden, was in Ihrem Alter das Allerschlimmste ist. Ich verstehe, daß es für alle diese schönen Damen sehr bequem ist, bei ihren Freundinnen Einladungen damit zu erwidern, daß sie Sie umsonst spielen lassen, aber Ihre Zukunft als Künstler stünde dabei auf dem Spiel. Ich will nicht behaupten, daß Sie nicht bei einer oder zweien dennoch auftreten können. Sie sprechen von der Königin von Neapel. Sie ist tatsächlich fort, sie mußte noch zu einer Soiree – die ist nun wirklich eine ordentliche Frau, und ich will Ihnen sagen, ich glaube, sie gibt auf den Charlus nicht viel. Offen gestanden bin ich der Ansicht, daß sie vor allem meinetwegen gekommen ist. Jaja, ich weiß, sie hatte Lust, Monsieur Verdurin und mich kennenzulernen. Das ist ein Ort, wo Sie spielen könnten. Und wenn ich Sie mitbringe – ich bin ja bei den Künstlern bekannt, wie Sie wissen, zu mir sind sie alle immer sehr nett, sie betrachten mich ein bißchen als eine der Ihren, als Patronne sozusagen –, so ist das etwas ganz anderes. Aber hüten Sie sich wie vor der Pest davor, zu Madame de Duras zu gehen! Machen Sie keinen solchen Schnitzer! Ich kenne Künstler, die mir über sie ihr Herz ausgeschüttet haben. Wissen Sie, die wissen, daß man sich auf mich verlassen kann«, setzte sie in sanftem, schlichtem Ton hinzu, wie sie ihn plötzlich anzunehmen verstand, und gab dabei ihren Zügen einen Anschein von Bescheidenheit und ihren Augen den dazu passenden Zauber. »Sie kommen einfach und erzählen mir ihre kleinen Erlebnisse; selbst die, die für die Schweigsamsten gelten, sprechen sich manchmal stundenlang bei mir aus, und ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie interessant sie sind. Der gute Chabrier[1] sagte immer: ›Nur Madame Verdurin versteht sie zum Reden zu bringen.‹ Nun müssen Sie wissen, daß ich alle – ohne Ausnahme, kann ich Ihnen sagen – in Tränen gesehen habe, weil sie bei Madame de Duras aufgetreten sind.

Nicht nur machte es ihr Vergnügen, sie allen möglichen Demütigungen durch ihr Personal auszusetzen, sondern sie konnten auch nirgends mehr ein Engagement finden. Die Direktoren sagten: ›Aha! Ich verstehe, einer, der bei Madame de Duras spielt.‹ Damit war es dann aus. Es gibt kein zuverlässigeres Mittel, sich die Zukunft zu verbauen. Sie wissen ja, diese Gesellschaftsmenschen, so etwas wirkt unseriös, man kann noch soviel Talent besitzen, es ist traurig zu sagen, aber es bedarf nur einer Madame de Duras, damit man den Ruf eines Amateurs erlangt. Und bei Künstlern, das wissen Sie ja – wie Sie wissen, daß ich sie kenne, wo ich seit vierzig Jahren mit ihnen umgehe, sie lanciere, mich für sie interessiere –, kurz, Sie wissen ja, wenn diese Leute einmal gesagt haben: ›Ein Amateur‹, so ist alles gesagt. Und tatsächlich fängt es schon an, daß man Sie so nennt. Wie viele Male habe ich auf dem Posten sein müssen und habe versichert, daß Sie niemals in einem so lächerlichen Salon spielen würden! Wissen Sie, was man mir dann geantwortet hat? ›Aber er wird müssen; Charlus wird ihn nicht einmal fragen, er holt niemals seine Meinung ein.‹ Jemand hat geglaubt, ihm ein Vergnügen zu machen, als er zu ihm sagte: ›Wir bewundern so sehr Ihren Freund Morel.‹ Wissen Sie, was er mit dieser unverschämten Miene, die Sie an ihm kennen, geantwortet hat? ›Aber wieso mein Freund?‹ hat er gesagt. ›Wir gehören nicht derselben Klasse an, nennen Sie ihn lieber mein Geschöpf, meinen Schützling.‹« In diesem Augenblick tauchte hinter der gewölbten Stirn dieser Göttin der Musik das einzige auf, was gewisse Personen nicht bei sich behalten können: ein Ausspruch, den wiederzugeben nicht nur niederträchtig, sondern unklug ist. Doch das Bedürfnis, ihn weiterzutragen, ist stärker als Ehrenhaftigkeit und Vorsicht. Diesem Bedürfnis gab die Patronne nach ein paar leichten Zuckungen, die sich auf ihrer gramdurchfurchten, sphärischen Stirn abzeichneten, nach: »Meinem Mann ist sogar wiedererzählt worden, er habe gesagt: ›meinen Bedienten‹, aber das kann ich nicht mit Sicherheit behaupten«, setzte

sie hinzu. Ein gleiches Bedürfnis hatte Monsieur de Charlus, kurz nachdem er Morel geschworen hatte, niemandem seine Herkunft zu verraten, bewogen, zu Madame Verdurin zu sagen: »Er ist der Sohn eines Kammerdieners.« Ein gleiches Bedürfnis würde wiederum diesen Ausspruch, da er einmal in Umlauf gesetzt war, von einer Person zur anderen weiterwandern lassen, deren jede ihn unter dem Siegel einer Verschwiegenheit, die versprochen, aber nicht bewahrt wurde – ganz wie sie selbst es gehalten hatte –, anderen anvertrauen würde. Dieser Ausspruch sollte schließlich wie der Ring beim Ringleinspiel zu Madame Verdurin zurückgetragen werden und sie mit dem Betreffenden, der es schließlich erfahren hatte, auseinanderbringen. Sie wußte es, konnte aber das Wort nicht zurückhalten, das ihr auf der Zunge brannte. »Bedienter« mußte Morel unweigerlich verletzen. Sie sagte dennoch »Bedienter«, und wenn sie hinzufügte, sie könne es nicht mit Sicherheit behaupten, so tat sie es, um sowohl dank solcher Nuancierung des übrigen desto sicherer zu scheinen als auch ihre unparteiische Haltung zu beweisen. Diese unparteiische Haltung rührte sie selbst derart, daß sie liebevoll auf Charlie einzureden begann: »Denn sehen Sie«, sagte sie, »ich mache ihm nicht einmal einen Vorwurf daraus, er zieht Sie einfach mit sich in seinen Abgrund, er kann nichts dafür, in seinen Abgrund, denn er versinkt selbst darin, denn er versinkt darin«, wiederholte sie mit Nachdruck im Staunen über das Treffende des Bildes, das ihr entfahren war und von ihrer Aufmerksamkeit erst jetzt eingeholt wurde und das sie nun ins rechte Licht zu rücken bemüht war. »Nein, was ich ihm vorwerfe«, sagte sie in dem fast liebevollen Ton einer Frau, die sich an ihrem Erfolg berauscht, »das ist sein Mangel an Zartgefühl Ihnen gegenüber. Es gibt Dinge, die man nicht jedem Beliebigen erzählt. So hat er eben noch gewettet, Sie würden vor Vergnügen erröten, wenn er Ihnen (das Ganze ist natürlich Aufschneiderei, denn eine Empfehlung durch ihn würde genügen, damit Sie es nicht bekämen) ankündigt, daß Sie das

Kreuz der Ehrenlegion erhalten. Das mag noch hingehen, obwohl ich niemals gern gesehen habe«, setzte sie mit einem aus Feinfühligkeit und Würde gemischten Ausdruck hinzu, »daß man seinen Freund zum besten hat; aber Sie wissen ja, es gibt Nichtigkeiten, die einen dennoch schmerzen. So zum Beispiel, wenn er uns erzählt und sich dabei totlachen will, daß Sie nach diesem Kreuz so sehr Ihres Onkels wegen verlangen und daß Ihr Onkel ein Domestik war.« – »Das hat er Ihnen gesagt!« schrie Charlie, der nach diesen geschickt wiedergegebenen Bemerkungen alles, was Madame Verdurin ihm gesagt hatte, für die lautere Wahrheit hielt. Madame Verdurin schwamm in Wonne wie eine alte Geliebte, die in dem Augenblick, da ihr junger Liebhaber sie verlassen will, mit Erfolg seine Heirat zum Scheitern bringt. Vielleicht hatte sie ihre Lüge nicht einmal so genau berechnet, geschweige denn bewußt gelogen. Vielleicht ließ eine Art von Gefühlslogik noch elementarerer Art, ein bloßer Nervenreflex, der sie zur Aufheiterung ihres Daseins und Erhaltung ihres Glücks dazu antrieb, in ihrem Klübchen die Karten zu mischen, impulsiv diese Worte, diese so teuflisch zweckmäßigen und darüber hinaus völlig exakten Behauptungen über ihre Lippen gelangen, ohne daß sie Zeit gehabt hätte, deren Wahrheitsgehalt zu prüfen. »Wenn er es noch zu uns allein gesagt hätte, würde es ja nichts ausmachen«, fuhr die Patronne fort, »wir wissen, was wir von seinen Reden zu halten haben, und außerdem gibt es ja gar keinen lächerlichen Beruf, man hat seinen Wert, man ist, was man wert ist; aber daß er hingeht und Madame de Portefin damit amüsieren will« (Madame Verdurin nannte sie mit Absicht, denn sie wußte, daß Charlie Madame de Portefin liebte), »das betrübt uns sehr. Als mein Mann es hörte, hat er gesagt: ›Lieber hätte ich eine Ohrfeige bekommen.‹ Denn Gustave« (man erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Monsieur Verdurin Gustave hieß)[1] »liebt Sie, das wissen Sie ja, ebensosehr wie ich. Im Grunde ist er ein sehr empfindsamer Mensch.« – »Aber ich habe dir niemals gesagt, daß ich ihn

liebe«, brummte Monsieur Verdurin, der den gutmütigen Polterer spielte. »Du verwechselst mich mit dem Charlus.« – »Oh! Nein, jetzt verstehe ich den Unterschied, ich bin von einem Elenden betrogen worden, Sie aber, Sie sind gut«, rief Charlie in aller Aufrichtigkeit aus. »Nein, nein«, murmelte Madame Verdurin, um sich ihren Sieg zu erhalten (denn sie wußte ihre Mittwochabende gerettet), ohne ihn zu mißbrauchen, »elend ist zuviel gesagt; er richtet Unheil, viel Unheil an, aber unbewußt; Sie wissen, diese Geschichte mit der Ehrenlegion hat nicht sehr lange gedauert. Es wäre mir aber unangenehm, Ihnen alles zu wiederholen, was er über Ihre Familie gesagt hat«, setzte Madame Verdurin hinzu, die in große Verlegenheit geraten wäre, wenn sie es wirklich hätte tun sollen. »Oh! Wenn es auch nicht lange gedauert hat, so beweist es doch, daß er ein Verräter ist«, brach es aus Morel heraus.

In diesem Augenblick traten wir in den Salon. »Ah!« rief Monsieur de Charlus, als er sah, daß Morel da war, und ging auf den Musiker mit der Beschwingtheit eines Menschen zu, der umsichtig seinen ganzen Abend auf die Begegnung mit einer Frau ausgerichtet hat und nun in seinem Freudenrausch nicht ahnt, daß er selbst sich die Falle gestellt hat, wo ihn die von dem Ehemann hierzu bestellten Männer vor aller Welt ergreifen und verprügeln werden. »Nun endlich«, sagte er, »das ist wahrhaftig nicht zu früh; sind Sie auch zufrieden, Sie junge Berühmtheit und bald jüngster Ritter der Ehrenlegion? Denn nicht lange mehr, so werden Sie Ihr Kreuz vorzeigen können«, setzte Monsieur de Charlus mit von zärtlichem Triumph erfüllter Stimme hinzu, und gerade durch diese Anspielung auf die bevorstehende Auszeichnung bestätigte er die von Madame Verdurin vorgebrachten Lügen, die Morel nunmehr für unumstößliche Wahrheit hielt. »Lassen Sie mich, ich verbiete Ihnen, mir näher zu kommen«, rief Morel dem Baron zu. »Sie haben das gewiß nicht zum erstenmal versucht. Auch andere mögen Sie schon pervertiert haben!«[1] Mein einziger Trost war der Gedanke, ich würde Morel und die Verdurins

von Monsieur de Charlus nunmehr zu Boden geschmettert sehen. Wegen tausendmal geringfügigerer Dinge waren seine rasenden Zornausbrüche über mich ergangen,[2] vor denen niemand sicher war; selbst ein König hätte ihn nicht eingeschüchtert. Statt dessen trug sich etwas Außergewöhnliches zu. Monsieur de Charlus schien stumm und bestürzt sein Unglück zu ermessen, ohne dessen Ursache zu begreifen, und da er keine Worte fand, lenkte er seine Blicke der Reihe nach auf alle Anwesenden mit forschender, empörter und beschwörender Miene; er schien sie weniger danach zu befragen, was vorgefallen sei, als vielmehr, was er darauf antworten solle. Was ihn verstummen ließ, war vielleicht (als er Monsieur und Madame Verdurin die Blicke wegwenden und niemanden ihm zu Hilfe kommen sah) der gegenwärtige Schmerz, und vor allem das Grauen vor dem, der noch kommen würde, vielleicht aber auch die Tatsache, daß er sich nicht im voraus in der Phantasie bereits den Kopf erhitzen und sich in einen Zorn hatte hineinsteigern können und deshalb nicht über eine vorgefertigte Wut verfügte (denn in seiner Empfindlichkeit, Nervosität und Hysterie war er wirklich impulsiv, doch nur vermeintlich tapfer, sogar, wie ich übrigens immer angenommen hatte und was ihn mir eher sympathisch machte, nur ein vermeintlicher Bösewicht und unfähig zu den normalen Reaktionen eines gereizten Ehrenmannes), während man ihn unvermutet attackiert und niedergeschlagen hatte, als er waffenlos war; oder aber er fühlte sich in einem Milieu, das nicht das seinige war, weniger zu Hause und den Dingen gewachsen, als er es im Faubourg gewesen wäre. Jedenfalls verhielt es sich so, daß in diesem Salon, den er verachtete, diesem vornehmen Adelssproß (dem eine wesensmäßige Überlegenheit über die Angehörigen des Bürgertums ebensowenig eignete wie irgendeinem seiner verängstigten Vorfahren vor dem Revolutionstribunal) nichts anderes einfiel, als unter völliger Lähmung all seiner Glieder und seiner Zunge nach allen Seiten entsetzte und über die ihm angetane Gewalt empörte,

gleichzeitig flehende und fragende Blicke zu werfen. Dennoch verfügte Monsieur de Charlus über alle Register – nicht nur der Beredsamkeit, sondern auch der Kühnheit, wenn er, von einer seit langem in ihm brodelnden Wut gegen jemanden gepackt, auf einer Gesellschaft den Unglücklichen vor allen Gästen, die niemals geglaubt hätten, daß man so weit gehen konnte, mit den vernichtendsten Worten an den Pranger stellte. In solchen Fällen steigerte sich Monsieur de Charlus in Weißglut, tobte in regelrechten Nervenanfällen, vor denen alle Welt weiche Knie bekam. In diesen Fällen aber lag die Initiative bei ihm, er griff an, er sagte, was er wollte (so wie Bloch sich gern über die Juden lustig machte, aber errötete, wenn man ihren Namen in seiner Gegenwart aussprach). Wenn er diese Leute haßte, so haßte er sie, weil er sich von ihnen verachtet glaubte. Wären sie freundlich zu ihm gewesen, hätte er sie umarmt, anstatt sich ihnen gegenüber einem Delirium des Zorns zu überlassen. In dieser so grausam unvorhergesehenen Situation konnte der große Wortgewandte nur stammeln: »Was soll denn das bedeuten? Was ist denn los?« Man hörte ihn nicht einmal. Und die zeitlose Pantomime des panischen Schreckens hat sich so wenig gewandelt, daß dieser alte Herr, dem ich einem Pariser Salon ein unangenehmes Erlebnis zustieß, unbewußt die wenigen schematischen Haltungen wiederholte, mit denen die griechische Plastik der ersten Jahrhunderte den Schrecken der vom Gott Pan verfolgten Nymphen stilisierte.

Der in Ungnade gefallene Botschafter, der in den Ruhestand versetzte Bürochef, jemand, den man in Gesellschaft zu schneiden beginnt, oder der Liebhaber, der plötzlich einen Korb erhält, sie alle sinnen manchmal monatelang dem Ereignis nach, das ihre Hoffnungen vernichtet hat: Sie wenden es hin und her wie ein Geschoß, das sie, niemand weiß woher und von wem entsandt, meteorgleich ereilt hat. Sie möchten gerne wissen, aus welchen Elementen diese seltsame Rakete zusammengesetzt ist, die sie aus heiterem Himmel getroffen

hat, möchten wissen, welche bösen Absichten darin zu erkennen sind. Chemiker verfügen wenigstens über das Mittel der Analyse; Kranke, die an Schmerzen leiden, deren Ursprung ihnen verborgen ist, können einen Arzt zu Rate ziehen. Und Kriminalfälle werden durch den Untersuchungsrichter mehr oder weniger aufgehellt. Doch für die bestürzenden Handlungen unserer Mitmenschen vermögen wir oft die Beweggründe nicht zu entdecken. So ging für Monsieur de Charlus – um schon auf Tage vorzugreifen, die jener Soiree folgten, auf die wir wieder zurückkommen werden – aus Charlies Haltung nur eines deutlich hervor. Charlie, der dem Baron häufig gedroht hatte, er werde erzählen, welche Leidenschaft er ihm einflößte, hatte es offenbar getan und dazu den ersten Augenblick genutzt, nachdem er sich genügend »arriviert« fühlte, um auf eigenen Füßen zu stehen. Er hatte offenbar aus reinem Undank Madame Verdurin alles erzählt. Doch wie kam es, daß diese (denn entschlossen, alles zu leugnen, hatte der Baron schon sich selbst überzeugt, daß die Gefühle, die man ihm vorwerfen würde, nur in der Phantasie existierten) sich hatte täuschen lassen? Freunde von Madame Verdurin, die vielleicht ihrerseits für Morel eine Leidenschaft hegten, hatten dafür den Boden bereitet. Infolgedessen schrieb Monsieur de Charlus in den folgenden Tagen furchtbare Briefe an mehrere völlig unschuldige »Getreue«, die ihn für wahnsinnig hielten; dann trug er Madame Verdurin eine lange, rührende Geschichte vor, mit der er allerdings keineswegs die gewünschte Wirkung erzielte. Denn einerseits wiederholte Madame Verdurin dem Baron unaufhörlich: »Kümmern Sie sich einfach nicht um ihn, strafen Sie ihn mit Nichtachtung, er ist eben ein Kind.« Der Baron aber schmachtete einzig nach Versöhnung. Andererseits bat er – um diese dadurch herbeizuführen, daß er Charlie alles vorenthielt, wovon dieser geglaubt hatte, es sei ihm sicher –, Madame Verdurin, sie möge ihn nicht mehr bei sich empfangen, worauf sie aber mit einer Weigerung antwortete, die ihr gereizte und sarkastische Briefe

von Monsieur de Charlus eintrug. Während Monsieur de Charlus von einer Vermutung zur anderen geriet, kam er niemals auf die richtige: nämlich daß der Streich keineswegs von Morel geführt worden war. Er hätte es allerdings erfahren können, wenn er Morel um eine Aussprache von wenigen Minuten gebeten hätte. Er hielt das aber für unter seiner Würde und für unvereinbar mit den Interessen seiner Liebe. Er war beleidigt worden und wartete nun darauf, eine Erklärung entgegenzunehmen. Im übrigen verbindet sich immer mit der Idee eines Gesprächs, durch das ein Mißverständnis geklärt werden könnte, eine andere, die, aus welchem Grund auch immer, uns hindert, uns auf dieses Gespräch einzulassen. Wer sich in zwanzig Fällen erniedrigt und seine Schwäche gezeigt hat, wird beim einundzwanzigsten Mal seinen Stolz beweisen – dem einzigen Mal, wo es nützlich gewesen wäre, sich nicht auf eine anmaßende Haltung zu versteifen, sondern einen Irrtum aufzuklären, der sich, wenn man ihn nicht berichtigt, beim Gegner definitiv festsetzen muß. Was die gesellschaftliche Seite dieses Zwischenfalls betraf, so verbreitete sich das Gerücht, dem Baron sei bei den Verdurins die Tür gewiesen worden, als er versuchte, einem jungen Musiker Gewalt anzutun. Das Gerücht bewirkte, daß man sich nicht weiter wunderte, Monsieur de Charlus bei den Verdurins nicht mehr auftauchen zu sehen, und wenn er zufällig irgendwo einen der von ihm beargwöhnten und beschimpften Getreuen traf und dieser dem Baron gegenüber, der ihn wiederum nicht grüßte, eine beleidigte Haltung einnahm, staunten die Leute nicht, denn sie sahen ein, daß niemand aus dem Klübchen den Baron mehr kennen wollte.

Während Monsieur de Charlus unter dem vernichtenden Eindruck der Worte, die Morel zu ihm gesagt hatte, und der Haltung der Patronne die Pose der von panischem Schrecken gepackten Nymphe einnahm, hatten sich Monsieur und Madame Verdurin gleichsam zum Zeichen des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen in den ersten Salon zurückgezogen,

so daß Monsieur de Charlus allein blieb, während auf dem Podium Morel seine Geige einpackte. »Du mußt uns erzählen, wie alles verlaufen ist«, drang Madame Verdurin begierig in ihren Gatten. »Ich weiß nicht, was Sie ihm gesagt haben, jedenfalls sah er ganz aufgeregt aus«, warf Ski ein, »er hatte Tränen in den Augen.« Madame Verdurin tat, als hätte sie nicht verstanden. »Ich glaube, was ich ihm gesagt habe, war ihm ganz gleichgültig«, erklärte sie unter Zuhilfenahme eines Tricks, der allerdings nicht jedermann zu täuschen vermag, um den Bildhauer zu zwingen, noch einmal zu sagen, Charlie habe Tränen vergossen, Tränen, die die Patronne in einen allzu stolzen Freudenrausch versetzten, als daß sie Gefahr laufen wollte, der eine oder andere der Getreuen habe schlecht verstanden und wisse nichts davon. »Aber nein, im Gegenteil, ich sah große Tränen in seinen Augen schimmern«, sagte der Bildhauer in leisem Ton und mit einem Lächeln boshaften Einvernehmens, während er zur Seite blickte, um sicherzugehen, daß Morel immer noch auf dem Podium weilte und das Gespräch nicht mit anhören konnte. Eine Person aber gab es, die es hörte und deren Gegenwart, sobald sie bemerkt werden würde, Morel erneut mit einer seiner verlorenen Hoffnungen erfüllen sollte. Es war die Königin von Neapel, die ihren Fächer vergessen und es liebenswürdiger gefunden hatte, eine andere Soiree, zu der sie sich begeben hatte, zu verlassen und ihn selbst zu holen. Sie war ganz leise, wie in einer gewissen Befangenheit, eingetreten, um sich zu entschuldigen und jetzt, wo niemand mehr da war, einen kurzen Besuch zu machen. Ihr Kommen war aber überhört worden in der Erregung über den Zwischenfall, den sie auf der Stelle erfaßte und der sie in flammende Empörung versetzte. »Ski sagt, er hat Tränen in den Augen gehabt, hast du davon etwas bemerkt? Ich habe keine Tränen gesehen. Oder doch! Ich erinnere mich allerdings«, korrigierte sie sich, denn sie fürchtete, man könne ihr Leugnen für bare Münze nehmen. »Was den Charlus anbelangt, der schafft's nicht mehr lange, der sollte sich setzen, der

steht ja nicht mehr fest auf den Beinen, der wird noch der Länge nach hinschlagen«, setzte sie mit mitleidlosem Hohnlachen hinzu. In diesem Augenblick eilte Morel herbei: »Ist die Dame dort nicht die Königin von Neapel?« fragte er (obwohl er ganz genau wußte, daß sie es war), indem er auf die Souveränin zeigte, die auf Charlus zutrat. »Nach dem, was geschehen ist, kann ich jetzt leider den Baron nicht mehr bitten, mich ihr vorzustellen.« – »Warten Sie, ich werde es tun«, sagte Madame Verdurin, und von einigen Getreuen gefolgt – aber nicht von mir und Brichot, die wir uns beeilten, zu unseren Mänteln zu gelangen und das Haus zu verlassen –, schritt sie auf die Königin zu, die sich gerade mit Monsieur de Charlus unterhielt. Dieser hatte geglaubt, die Verwirklichung seines großen Wunsches, Morel der Königin von Neapel vorgestellt zu sehen, könne nur durch den unwahrscheinlichen Tod der Souveränin verhindert werden. Doch wir stellen uns die Zukunft wie einen in den leeren Raum projizierten Widerschein der Gegenwart vor, während sie das oft unmittelbare Ergebnis von Ursachen ist, die uns zum größten Teil entgehen. Jetzt, kaum eine Stunde später, hätte Monsieur de Charlus alles darum gegeben, daß Morel der Königin nicht vorgestellt wurde. Madame Verdurin machte vor der Königin eine Reverenz. Als sie sah, daß diese sie nicht zu erkennen schien, sagte sie: »Ich bin Madame Verdurin, Eure Majestät erkennen mich offenbar nicht.« – »Doch, doch«, sagte die Königin und setzte dabei so selbstverständlich ihre Unterhaltung mit Monsieur de Charlus fort, mit einer obendrein so vollendet zerstreuten Miene, daß Madame Verdurin sich fragte, ob dieses in wundervoll beiläufigem Ton ausgesprochene »Doch, doch« überhaupt an sie gerichtet war, was Monsieur de Charlus inmitten seines Liebeskummers ein in Sachen Impertinenz erfahrenes und feinschmeckerisches Dankeslächeln entlockte. Morel, der von weitem die Vorbereitungen für seine Vorstellung sah, war jetzt näher getreten. Die Königin reichte Monsieur de Charlus ihren Arm. Auch auf ihn war sie böse, aber nur, weil er den

feigen Beleidigern nicht beherzter entgegentrat. Sie errötete um seinetwillen vor Scham, daß die Verdurins ihn so zu behandeln wagten. Die von schlichter Güte erfüllte Sympathie, die sie ihnen vor ein paar Stunden bezeigt hatte, und der unnahbare Stolz, mit dem sie ihnen jetzt gegenübertrat, wurzelten in der gleichen Stelle ihres Herzens. Die Königin war eine Frau voller Güte, aber sie verstand die Güte zuallererst in Form der unerschütterlichen Anhänglichkeit an die Menschen, die sie liebte, an ihre Familie, an alle, die ihres Blutes waren und zu denen auch Monsieur de Charlus zählte, endlich alle Menschen des Bürgertums oder auch des einfachsten Volkes, die jene zu achten wußten, die sie selbst liebte, und die für sie herzliche Gefühle hegten. Als einer mit diesen trefflichen Instinkten begabten Frau hatte sie Madame Verdurin ihre Sympathie kundgetan. Natürlich liegt hier eine etwas enge, etwas toryhafte Form der Güte vor, die mehr und mehr aus der Mode kommt. Das bedeutet aber nicht, daß bei ihr die Güte weniger aufrichtig und weniger glühend wäre. Die Alten haben mit nicht geringerer Kraft die Menschengruppe geliebt, für die sie sich aufopferten, weil diese über die Grenzen ihres Stadtstaates nicht hinausreichte, noch die Menschen von heute ihr Vaterland, als andere eines Tages die Vereinigten Staaten der ganzen Erde lieben werden. Ganz in meiner Nähe hatte ich das Beispiel meiner Mutter, die Madame de Cambremer und Madame de Guermantes niemals dazu bewegen konnten, an einer philanthropischen Veranstaltung oder einer Nähstube zu patriotischen Zwecken sich zu beteiligen, jemals auf einem Basar einen Verkaufsstand oder den Vorsitz zu übernehmen. Ich will damit keineswegs sagen, daß sie recht gehabt hat, einzig zu handeln, wenn ihr Herz zuvor gesprochen hatte, und ihrer Familie, ihren Dienstboten, den Unglücklichen, die der Zufall ihr über den Weg führte, die Schätze ihrer Liebe und Großherzigkeit vorzubehalten, doch ich weiß, daß diese bei ihr wie bei meiner Großmutter unerschöpflich waren und bei weitem alles übertrafen, was die Damen Guermantes oder

Cambremer jemals vermochten oder taten. Der Fall der Königin von Neapel war wieder ein völlig anderer, und dennoch muß man anerkennen, daß auch ihre Auffassung von sympathischen Menschen keineswegs die war, die man in den Romanen von Dostojewski findet, die Albertine aus meiner Bibliothek entlehnt und sich angeeignet hatte, das heißt speichelleckende Schmarotzer, Diebe, Trunkenbolde, die abwechselnd unterwürfig und unverschämt sind, Lüstlinge oder sogar unter Umständen Mörder. Im übrigen berühren sich die Gegensätze dabei, da ja der Adlige, der Nahestehende, der schwerbeleidigte Verwandte, den die Königin zu verteidigen gedachte, Monsieur de Charlus war, also trotz seiner Geburt und all der verwandtschaftlichen Bande, die ihn mit der Königin verknüpften, jemand, dessen Tugenden von vielen Lastern überlagert waren. »Sie sehen aus, als fühlten Sie sich nicht wohl, mein lieber Cousin«, sagte sie zu Monsieur de Charlus. »Lehnen Sie sich auf meinen Arm. Seien Sie gewiß, daß er Sie immer stützen wird. Seine Kraft reicht dafür aus.« Dann blickte sie stolz geradeaus (ihr gegenüber befanden sich, wie mir Ski erzählte, in diesem Augenblick Madame Verdurin und Morel) und fuhr fort: »Sie wissen, daß er vormals in Gaëta schon den Pöbel in Schach gehalten hat. Er wird auch jetzt für Sie ein Bollwerk sein.«[1] Und so, an ihrem Arm den Baron fortgeleitend und ohne sich Morel vorstellen zu lassen, verließ die ruhmreiche Schwester der Kaiserin Elisabeth den Raum.

Bei dem furchtbaren Temperament von Monsieur de Charlus und den Verfolgungen, mit denen er sogar seine eigenen Verwandten in chronischen Schrecken versetzte, hätte man meinen können, er werde in der Folge dieser Soiree seine Wut an den Verdurins auslassen und Repressalien gegen sie in die Wege leiten. Es geschah aber nichts dergleichen, und der Hauptgrund dafür bestand sicherlich darin, daß der Baron, der sich einige Tage darauf erkältet und sich eine jener infektiösen Lungenentzündungen zugezogen hatte, die damals sehr häufig waren, lange Zeit in den Augen seiner Ärzte und auch

in seinen eigenen dem Tod nahe war und danach monatelang zwischen Tod und Leben schwebte. Handelte es sich hier einfach um eine körperliche Metastase, ersetzte ein anderes Leiden den neurotischen Zustand, in dem er sich bis dahin zu wahren Orgien des Zornes hatte hinreißen lassen? Man macht es sich zu leicht, wenn man glaubt, er habe eben die Verdurins vom gesellschaftlichen Standpunkt aus nie für voll genommen und könne ihnen deshalb nicht böse sein wie seinen Standesgenossen, zu leicht auch, wenn man daran erinnert, daß die Nervösen zwar bei jeder Gelegenheit über eingebildete, in Wirklichkeit ganz harmlose Feinde in Zorn geraten, jedoch völlig unaggressiv werden, wenn jemand gegen sie die Offensive ergreift, und daß man sie wirksamer beruhigt, indem man ihnen kaltes Wasser über den Kopf gießt, als wenn man ihnen die Nichtigkeit ihrer Beschwerden darzulegen versucht. Allerdings muß die Erklärung für diesen fehlenden Groll wahrscheinlich nicht in einer Metastase gesucht werden, sondern vielmehr in der Krankheit selbst. Sie versetzte den Baron in einen Zustand so großer Erschöpfung, daß ihm wenig Muße blieb, an die Verdurins zu denken. Er stand mit einem Fuß im Grab. Wir haben das Wort Offensive gebraucht; selbst wenn eine solche erst posthume Wirkung hat, erfordert sie, wenn man sie angemessen »planen« will, das Opfer eines Teils der verfügbaren Kräfte. Monsieur de Charlus besaß nicht mehr genügend davon, um eine solche Planung auszuführen. Es ist oft von Todfeinden die Rede, die die Augen noch einmal öffnen, um festzustellen, daß beider letztes Stündlein geschlagen hat, und sie beglückt darauf wieder schließen. Dieser Fall muß selten sein, es sei denn, daß der Tod die Betreffenden mitten im Leben überkommt. Gerade in dem Augenblick aber, in dem man nichts mehr zu verlieren hat, scheut man sich vor Konsequenzen, die man mitten im Leben leichthin in Kauf genommen hätte. Der Geist der Rache gehört zum Leben; meist – trotz der Ausnahmen, die innerhalb eines und desselben Charakters einen der menschlichen Natur inhärenten Wi-

derspruch darstellen, wie man sehen wird – verläßt er uns auf der Schwelle des Todes. Wenn Monsieur de Charlus einen Augenblick an die Verdurins gedacht hatte, fühlte er sich zu erschöpft, wandte sich zur Wand und dachte an gar nichts mehr. Nicht daß er seine Beredsamkeit verloren hätte, aber sie verlangte von ihm geringere Anstrengungen. Sie strömte noch immer, doch in verwandelter Form. Losgelöst von den heftigen Ausbrüchen, die sie so oft geschmückt hatte, war sie nur mehr in Gestalt einer sozusagen mystischen Beredsamkeit vorhanden, die mit Worten der Sanftmut, Gleichnissen aus dem Evangelium und offenkundiger Ergebung in das Ende verziert war. Er sprach besonders an Tagen, an denen er sich gerettet glaubte. Rückfälle brachten ihn zum Schweigen. Diese christliche Sanftmut, in die sich sein großartiges Ungestüm (wie in *Esther* der so ganz andere Geist von *Andromaque*)[1] verlagert hatte, erfüllte seine Umgebung mit Staunen. Selbst die Verdurins hätten nicht umhin gekonnt, einen Mann zu bewundern und zu verehren, den seine Charakterfehler ihnen eben noch hassenswert hatten erscheinen lassen. Allerdings hielten sich auch noch Gedanken an der Oberfläche, die nur dem Schein nach christlich waren. Er flehte den Erzengel Gabriel an, ihm wie dem Propheten zu verkünden, nach wie langer Zeit der Messias erscheinen werde.[1] Dann hielt er mit einem sanften, traurigen Lächeln inne und fügte hinzu: »Aber der Erzengel dürfte nicht von mir wie von Daniel verlangen, daß ich mich noch ›sieben Wochen und zweiundsechzig Wochen gedulde‹, denn bis dahin wäre ich tot.«[2] Der also Erwartete war Morel. Daher bat er denn auch den Erzengel Raphael, ihm diesen zurückzubringen wie den jungen Tobias. Dann wieder mischte er weltliche Mittel unter die geistlichen (so wie die Päpste, wenn sie krank sind, zwar Messen lesen lassen, es aber doch nicht versäumen, einen Arzt rufen zu lassen) und versuchte seinen Besuchern einzureden, daß, wenn Brichot ihm schnellstens seinen jungen Tobias zurückbrachte, der Erzengel Raphael vielleicht ein Einsehen haben und ihm

wie dem Vater des Tobias oder durch die Heilkraft des Teiches Bethsaida das Augenlicht wiedergeben werde.[3] Trotz dieser Rückfälle ins Menschliche aber war die moralische Reinheit der Reden von Monsieur de Charlus gleichwohl zu etwas wahrhaft Köstlichem geworden. Eitelkeit, üble Nachrede, Ausbrüche der Bosheit oder des Hochmuts, all das war verschwunden. Moralisch hatte Monsieur de Charlus sich weit über das Niveau erhoben, auf dem er vordem gelebt hatte. Doch ließ diese moralische Vollkommenheit, über deren Wahrheitsgehalt seine Redekunst die gerührten Zuhörer möglicherweise täuschte, zugleich mit der Krankheit nach, die ihr ein klein wenig zugute gekommen war. Mit einer, wie wir sehen werden, progressiv wachsenden Schnelligkeit vollzog Monsieur de Charlus seinen erneuten Abstieg. Doch das Verhalten der Verdurins ihm gegenüber war für ihn nur mehr eine ziemlich ferne Erinnerung, deren Wiederaufleben durch unmittelbarere Zorneswallungen verhindert wurde.

Um wieder auf die Soiree bei den Verdurins zurückzukommen, so sagte an dem Abend, als die Gastgeber allein zurückgeblieben waren, Monsieur Verdurin zu seiner Frau: »Weißt du auch, weshalb Cottard[1] nicht gekommen ist? Er ist bei Saniette[2] , dem der Börsencoup, durch den er sich sanieren wollte, fehlgeschlagen ist. Als er erfuhr, daß er keinen Franc mehr, wohl aber eine Million Schulden hat, hat ihn der Schlag getroffen.« – »Weshalb hat er auch spekuliert? Dieser Esel ist doch der letzte, der für so etwas geschaffen ist. Schlauere als er lassen dabei Haare, er aber ist ja förmlich dazu prädestiniert, von aller Welt übertölpelt zu werden.« – »Natürlich, das wissen wir schon lange, daß er ein Esel ist«, sagte Monsieur Verdurin. »Aber so liegen die Dinge nun einmal. Wir haben da einen Menschen, dem morgen der Hauseigentümer die Tür weisen und der sich im äußersten Elend befinden wird; seine Verwandten mögen ihn nicht, Forcheville wird ganz gewiß nichts für ihn tun. Da habe ich mir gedacht – ich will natürlich nichts unternehmen, was dir vielleicht nicht recht ist –, wir

könnten ihm eine kleine Rente aussetzen, damit er seinen Ruin nicht allzusehr spürt und sich zu Hause gesundpflegen kann.« – »Ich bin ganz deiner Meinung, es ist sehr nett von dir, daß du daran gedacht hast. Aber du sagst: ›zu Hause‹; dieser Narr hat eine viel zu teure Wohnung beibehalten, das geht jetzt nicht mehr so weiter, man müßte irgendwo zwei Zimmer für ihn mieten. Ich glaube, er bewohnt noch immer eine Wohnung zu sechs- oder siebentausend Francs.« – »Sechstausendfünfhundert. Aber er hängt sehr an seinem Zuhause. Den ersten Schlaganfall hat er schon hinter sich, länger als zwei oder drei Jahre wird er es nicht mehr machen. Nehmen wir einmal an, wir gäben über drei Jahre hinweg zehntausend Francs für ihn aus. Ich finde, das können wir uns erlauben. Wir könnten zum Beispiel in diesem Jahr, anstatt wieder La Raspelière zu mieten, etwas Bescheideneres nehmen. Bei unseren Einkünften, denke ich, dürfte es nicht unmöglich sein, zehntausend Francs innerhalb von drei Jahren zu amortisieren.« – »Einverstanden; das Dumme ist nur, daß es sicher bekannt wird, und dann müssen wir für andere Ähnliches tun.« – »Du kannst dir denken, daß ich mir das schon überlegt habe. Ich werde es nur unter der ausdrücklichen Bedingung tun, daß niemand etwas davon erfährt. Nein, danke schön, ich habe keine Lust, zum Wohltäter des Menschengeschlechts zu avancieren. Nur keine Philanthropie! Was wir tun könnten, wäre vielleicht zu behaupten, das Geld sei von der Fürstin Scherbatow für ihn bestimmt worden.« – »Aber wird er das glauben? Sie hat sich mit Cottard wegen ihres Testaments beraten.« – »Schlimmstenfalls könnte man Cottard ins Vertrauen ziehen, er ist an die berufliche Schweigepflicht gewöhnt und verdient selbst enorm viel, er wird niemals einer jener Kunstfertigen sein, für die man dann blechen muß. Er würde es möglicherweise sogar übernehmen zu sagen, die Fürstin hätte ihn zum Mittler ausersehen. Auf diese Weise würden wir gar nicht in Erscheinung treten. Das würde uns lästige Dankesszenen, Gefühlsäußerungen und die üblichen

Phrasen ersparen.« Monsieur Verdurin gebrauchte bei dieser Gelegenheit noch ein Wort, das offenbar diese Art von rührenden Szenen und Phrasen bezeichnete, denen sie aus dem Weg gehen wollten. Ich konnte aber nicht genau erfahren, welches Wort es war, denn es war kein französischer Ausdruck, sondern einer von jenen, wie sie in Familien üblich sind, um gewisse Dinge, vor allem unangenehme Dinge, zu bezeichnen, wahrscheinlich weil man sie vor den Betroffenen erwähnen will, ohne von ihnen verstanden zu werden. Diese Art von Ausdrücken ist im allgemeinen ein Relikt aus einem früheren Status der Familie. In einer jüdischen Familie zum Beispiel wird es ein ritueller Begriff sein, der seinen Sinn verloren hat und vielleicht das einzige hebräische Wort darstellt, das die mittlerweile französisierte Familie noch kennt. In einer stark ländlich verwurzelten Familie ist es vermutlich ein Wort aus dem Dialekt der betreffenden Gegend, obwohl ihre Angehörigen diesen Dialekt nicht mehr sprechen und sogar nicht einmal mehr verstehen. In einer aus Südamerika stammenden und nur noch französisch sprechenden Familie wird es ein spanisches Wort sein. Und in der folgenden Generation spielt es nur mehr die Rolle einer Kindheitserinnerung. Man wird noch wissen, daß die Eltern damit auf die bei Tisch servierenden Diener anspielten, ohne von diesen verstanden zu werden, da sie ebendiesen bestimmten Ausdruck verwendeten, aber die Kinder wissen nicht mehr, was das Wort wirklich bedeutete und ob es aus dem Spanischen, Hebräischen, Deutschen oder aus dem Dialekt der betreffenden Gegend stammt, ja, ob es überhaupt je einer bestimmten Sprache angehört hat oder nicht vielleicht ein alter Personenname oder ein völlig frei erfundenes Silbengebilde ist. Der Zweifel kann nur behoben werden, wenn man noch einen Großonkel, einen alten, noch lebenden Verwandten hat, dem der gleiche Ausdruck ebenfalls geläufig war. Da ich keinen Verwandten der Verdurins kannte, habe ich das Wort nie genau rekonstruieren können. Madame Verdurin aber hat jener Ausdruck sicherlich

zum Lächeln gebracht; denn die Verwendung einer solchen Sprache, die weniger allgemein, persönlicher, geheimer als die gewohnte ist, flößt denjenigen, die sie untereinander gebrauchen, ein egoistisches Behagen ein, das immer von einer gewissen Befriedigung begleitet ist. Als dieser Augenblick der Heiterkeit vorüber war, äußerte Madame Verdurin ein Bedenken: »Aber wenn Cottard es ausplaudert?« – »Er wird es nicht ausplaudern.« Er tat es aber, wenigstens zu mir, denn durch ihn habe ich einige Jahre später, und zwar bei der Beerdigung Saniettes, von der Sache gehört. Ich bedauerte, daß ich nicht früher davon etwas gewußt hatte. Zunächst wäre ich so schon früher auf den Gedanken gekommen, daß man den Menschen niemals böse sein und sie niemals nach einer bestimmten Erinnerung an irgendeine Bosheit beurteilen soll, denn wir wissen nicht alles, was zu einem anderen Zeitpunkt ihre Seele an Gutem aufrichtig gewollt und verwirklicht hat. So täuscht man sich sogar unter dem einfachen Gesichtspunkt der Voraussicht, denn zweifellos wird das schlechte Betragen, das man ein für allemal festgestellt hat, sich wieder zeigen. Doch die Seele ist reicher als das, sie hat viele andere Ausdrucksformen, die sich ebenfalls bei dem gleichen Menschen zeigen können, dem wir wegen seines schlechten Betragens jede Sanftmut abzusprechen geneigt sind. Doch auch unter einem persönlicheren Gesichtspunkt wäre diese Enthüllung nicht ohne Wirkung auf mich geblieben. Indem Cottards Enthüllung nämlich meine Meinung über Monsieur Verdurin, den ich immer mehr für den schlechtesten aller Menschen hielt, geändert hätte, wäre der Argwohn ob der Rolle, die die Verdurins möglicherweise zwischen Albertine und mir spielten, zerstreut worden. Allerdings vielleicht zu Unrecht, denn Monsieur Verdurin besaß zwar Tugenden, war aber desungeachtet bis zur grausamsten Verfolgung streitlustig, und er wachte so eifersüchtig über die Herrschaft im Klübchen, daß er auch vor den schlimmsten Lügen und dem Schüren ungerechtfertigtsten Hasses nicht zurückschreckte, wenn es galt,

bei den Getreuen Bande zu zerstören, deren ausschließliches Ziel nicht die Stärkung des Fähnleins war. Er war ein Mann, der zu Selbstlosigkeit, zu verschwiegener Großherzigkeit fähig war, was nicht unbedingt heißt, ein feinfühliger Mann noch ein sympathischer, gewissenhafter, wahrheitsliebender oder immerfort gutherziger Mann. Eine partielle Güte – in der vielleicht noch ein wenig von der Familie weiterlebte, mit der meine Großtante befreundet gewesen war[1] – existierte vermutlich in ihm, bevor ich durch besagte Handlungsweise von ihr erfuhr, so wie es Amerika oder den Nordpol schon vor Kolumbus und Peary[2] gegeben hat. Gleichwohl präsentierte mir im Augenblick meiner Entdeckung Monsieur Verdurins Natur einen neuen, ungeahnten Aspekt, und ich folgerte daraus auf die Schwierigkeit, ein festes Bild zu präsentieren, sei es das eines Charakters, sei es das von Gesellschaften oder Leidenschaften. Denn jener ändert sich nicht weniger als diese, und wenn man das verhältnismäßig Unbewegliche klischieren will, sieht man es dem verwirrten Objektiv nacheinander verschiedene Aspekte zeigen (was impliziert, daß es eben nicht unbeweglich verharren kann, sondern sich bewegt).

Als ich sah, wie spät es war, fürchtete ich, daß Albertine die Zeit lange werden könne, und bat Brichot bei Verlassen des Verdurinschen Hauses, mich zunächst an meiner Wohnung abzusetzen. Mein Wagen würde ihn dann nach Hause bringen. Er beglückwünschte mich dazu, daß ich so unmittelbar heimkehrte, denn er wußte nicht, daß ein junges Mädchen mich zu Hause erwartete, und so früh und so brav einen Abend beendete, dessen wahren Beginn ich im Gegenteil tatsächlich nur aufgeschoben hatte. Dann sprach er von Monsieur de Charlus. Dieser wäre zweifellos bestürzt gewesen, den Professor, der immer so liebenswürdig zu ihm war und jederzeit erklärte: »Ich sage nie etwas weiter«, von ihm und seinem Leben derart ohne jede Zurückhaltung sprechen zu hören. Und das empörte

Staunen Brichots wäre vielleicht nicht weniger aufrichtig gewesen, hätte Monsieur de Charlus zu ihm gesagt: »Ich habe zuverlässig gehört, daß Sie schlecht von mir sprechen.« Brichot hegte tatsächlich eine gewisse Zuneigung für Monsieur de Charlus, und hätte man ihn aufgefordert, sich an irgendein Gespräch über ihn zu erinnern, so wären ihm viel eher die Sympathiegefühle in den Sinn gekommen, die er für ihn empfunden hatte, während er über ihn die gleichen Dinge sagte wie alle anderen auch, als diese Dinge selbst. Er hätte nicht zu lügen geglaubt, wenn er sagte: »Ich, der ich von Ihnen immer so freundschaftlich spreche«, da er ja tatsächlich etwas wie Freundschaft empfand, wenn er von Monsieur de Charlus sprach. Dieser besaß für Brichot vor allem den Reiz, den der Gelehrte in erster Linie vom Gesellschaftsleben erwartete und der darin bestand, daß es ihm wirkliche Beispiele dessen lieferte, was er lange Zeit für eine Erfindung der Dichter hatte halten können. Brichot, der oft die zweite Ekloge Vergils[1] interpretiert hatte, ohne recht eigentlich zu wissen, ob einer solchen Fiktion irgendeine Wirklichkeit entsprach, fand nun spät in seinem Leben in der Unterhaltung mit Monsieur de Charlus ein wenig von dem Vergnügen, von dem er wußte, daß es seine Lehrer Mérimée und Renan oder sein Kollege Maspéro[2] auf Reisen in Spanien, in Palästina oder Ägypten verspürt hatten, wenn sie in der gegenwärtigen Landschaft und Bevölkerung Spaniens, Palästinas und Ägyptens den Rahmen und die unveränderten Akteure jener Szenen der Antike wiedererkannten, die sie selbst in Büchern studiert hatten. »Ohne diesen Helden von hoher Abkunft kränken zu wollen«, erklärte mir Brichot in dem Wagen, der uns nach Hause fuhr, »muß ich sagen, er ist einfach fabelhaft, wenn er seinen satanischen Katechismus kommentiert, mit einer Verve, der etwas vom Narrenhaus anhaftet, und der Sturheit, nein, dem naiven Eifer eines Blanc d'Espagne oder eines französischen Emigranten.[3] Ich kann versichern, daß ich mich, wenn ich wagen darf, mich so auszudrücken wie Monseigneur d'Hulst[4] , an

den Tagen nicht langweile, an denen ich den Besuch dieses Feudalherrn bekomme, der Adonis gegen unser Zeitalter der Ungläubigkeit verteidigen möchte, der den Instinkten seiner Rasse gefolgt ist und dabei in aller sodomitischen Unschuld das Kreuz genommen hat.«[1] Ich hörte Brichot zu und war nicht allein mit ihm. Wie im übrigen unaufhörlich, seitdem ich das Haus verlassen hatte, fühlte ich mich, wenn auch auf noch so unerklärliche Weise, mit dem jungen Mädchen verbunden, das in diesem Augenblick in seinem Zimmer war. Selbst wenn ich mit dem einen oder anderen Gast bei den Verdurins plauderte, spürte ich sie undeutlich neben mir, ich hatte von ihr die gleiche vage Vorstellung, wie man sie von seinen eigenen Gliedern hat, und wenn ich an sie dachte, so auf die gleiche Art, in der man an den eigenen Körper denkt, mit dem Unbehagen, gleich einem Sklaven daran gefesselt zu sein. »Und was für eine Klatschbude«, fuhr Brichot fort, »um alle nur möglichen Nachträge der *Causeries du lundi* [2] zu versorgen, gibt doch die Konversation dieses Apostels ab! Stellen Sie sich vor, von ihm erfahre ich, daß der Traktat über die Ethik, den ich immer als die grandioseste Moralkonstruktion unserer Epoche bewundert habe, unserem hochverehrten Kollegen X. von einem jungen Depeschenboten inspiriert worden ist. Wir dürfen allerdings nicht zögern zuzugeben, daß mein ausgezeichneter Freund versäumt hat, uns im Lauf seiner Darlegungen den Namen dieses Epheben bekanntzugeben. Er hat darin mehr Rücksicht auf die öffentliche Meinung an den Tag gelegt – oder, wenn Sie wollen, weniger Dankbarkeit – als Phidias, der den Namen des von ihm geliebten Athleten in den Ring seines Olympischen Zeus eingeritzt hat. Der Baron kannte diese Geschichte nicht. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß er in seiner Orthodoxie davon entzückt war. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich jedesmal, wenn ich mit meinem Kollegen über eine Doktorthese debattiere, in seiner übrigens äußerst scharfsinnigen Dialektik jenen Zusatz an Würze finde, den pikante Enthüllungen für Sainte-Beuve dem

allzu wenig mitteilsamen Werk Chateaubriands zufügten.[1] Von unserem Kollegen, dessen Weisheit schieres Gold ist, der aber nur wenige Silberlinge besitzt, ist dieser Telegraphist ›in allen Ehren‹ (man muß hören, in welchem Ton er das sagt) in die Hände des Barons übergegangen. Und da dieser Satan der hilfsbereiteste aller Menschen ist, hat er für seinen Schützling eine Stelle in den Kolonien erlangt, von wo aus dieser, da er eine dankbare Seele ist, ihm von Zeit zu Zeit ausgezeichnete Früchte schickt. Der Baron macht sie seinen vornehmen Bekannten zum Geschenk; Ananas von diesem jungen Mann schmückte letzthin die Tafel am Quai Conti, woraufhin Madame Verdurin ohne jede boshafte Absicht bemerkte: ›Sie haben offenbar einen Onkel oder Neffen in Amerika, Monsieur de Charlus, daß Sie so herrliche Ananas erhalten!‹ Ich gestehe, daß ich sie mit leiser Heiterkeit verzehrt habe, während ich mir *in petto* den Anfang einer Horaz-Ode aufsagte, die Diderot gern zitierte.[2] Kurz und gut, ich bekomme wie mein Kollege Boissier, wenn er vom Palatin nach Tibur schweift,[3] durch die Unterhaltung mit dem Baron eine bedeutend lebhaftere und farbigere Vorstellung von den Schriftstellern des Augusteischen Zeitalters. Ich will gar nicht von denen der Verfallzeit sprechen oder bis zu den Griechen zurückgehen, obwohl ich einmal dem trefflichen Monsieur de Charlus gesagt habe, ich käme mir bei ihm wie Plato bei Aspasia vor.[4] In der Tat hatte ich dabei die Ausmaße der beiden Persönlichkeiten bedeutend vergrößert und, wie La Fontaine sagt, mein Beispiel von ›weit kleinerem Getier‹[5] entlehnt. Wie dem aber auch sei, Sie nehmen gewiß nicht etwa an, daß der Baron darüber böse war. Niemals habe ich ihn so einfach vergnügt gesehen. In geradezu kindlichem Übermut verzichtete er ganz auf sein aristokratisches Phlegma. ›Was für Schmeichler, diese Herren von der Sorbonne!‹ rief er voller Entzücken aus. ›Wenn ich mir vorstelle, daß ich so alt habe werden müssen, wie ich es jetzt bin, um mit Aspasia verglichen zu werden. Ein altes Gerümpel wie ich! Ja, wenn ich da

an meine Jugend denke!‹ Ich wünschte, Sie hätten ihn bei diesen Worten sehen können: wie gewöhnlich maßlos gepudert und in seinem Alter parfümiert wie ein kleiner Stutzer. Im übrigen, bei all seiner genealogischen Besessenheit, der beste Kerl von der Welt! Aus allen diesen Gründen wäre ich tief betrübt, wenn der Bruch heute abend endgültig sein sollte. Erstaunt war ich über die Art, wie der junge Mann sich in die Brust geworfen hat. Er hatte doch seit einiger Zeit dem Baron gegenüber wahre Sklavenmanieren angenommen, eine Vasallenhaltung, die kaum auf eine solche Auflehnung hinzuweisen schien. Ich hoffe auf alle Fälle, daß selbst wenn *(dii omen avertant)* [1] der Baron nicht an den Quai Conti zurückkehren sollte, dieses Schisma sich nicht auch auf mich erstreckt. Wir haben alle beide zu viel Nutzen von dem Austausch, den wir zwischen meinem schwachen Wissen und seiner Erfahrung vorzunehmen pflegen.« (Tatsächlich wird man sehen, daß Monsieur de Charlus Brichot gegenüber zwar keinen heftigen Groll an den Tag legte, ihm aber seine Sympathie so völlig entzog, daß es ihm möglich war, ohne die geringste Nachsicht sein Urteil über ihn zu fällen.) »Und ich schwöre Ihnen, daß dieser Austausch so ungleich ist, daß ich, wenn der Baron mir die Lehren seines Daseins zur Verfügung stellt, nicht mit Sylvestre Bonnard[2] übereinstimme, wenn er sagt, man träume den Traum des Lebens immer noch am besten in einer Bibliothek.«

Wir waren vor meiner Tür angelangt. Ich stieg aus dem Wagen, um dem Kutscher Brichots Adresse zu geben. Vom Trottoir aus sah ich das Fenster Albertines; früher, als sie noch nicht im Hause wohnte, war dieses Fenster am Abend stets dunkel geblieben, jetzt aber versah es das elektrische Licht im Inneren, segmentiert durch die Querleisten der Fensterläden, von oben bis unten mit parallel übereinanderliegenden Goldbarren. Dieses magische Zauberbuch, das so klar und deutlich vor mir lag und vor meinem ruhigen Geist exakte, ganz nahe Bilder zeichnete, in deren Besitz ich sogleich ge-

langen würde, war für den fast erblindeten Brichot, der im Wagen geblieben war, unsichtbar und wäre ihm ohnedies unverständlich geblieben, da er sowenig wie die Freunde, die mich vor dem Abendessen, wenn Albertine von ihrer Ausfahrt zurückgekehrt war, besuchen kamen, von einem mir ganz gehörenden Mädchen etwas wußte, das mich in dem Zimmer neben dem meinen erwartete. Der Wagen rollte davon. Ich stand einen Augenblick allein auf dem Trottoir. Gewiß lieh ich diesen leuchtenden Streifen, die ich von unten her erblickte und die jedem anderen ganz uninteressant erschienen wären, eine außerordentliche Dichtigkeit, Fülle und Dauerhaftigkeit mittels der Bedeutung, die sie für mich wegen des von anderen nicht erahnten Schatzes hatten, den ich dort verborgen hielt und von dem diese horizontalen Strahlen ausgingen, eines Schatzes freilich, für den ich meine Freiheit, die Einsamkeit und das Denken geopfert hatte. Wäre Albertine nicht dort oben gewesen und hätte ich nur mein Vergnügen gesucht, wäre es mir bei unbekannten Frauen zuteil geworden, in deren Leben ich mich bemüht hätte einzudringen, in Venedig vielleicht oder doch wenigstens in irgendeinem Winkel des nächtlichen Paris. Jetzt aber mußte ich, wenn für mich die Stunde der Zärtlichkeiten kam, nicht verreisen, nicht einmal ausgehen, sondern einzig nach Hause kommen. Nach Hause kommen aber nicht, um wenigstens allein zu sein und, nachdem man die anderen, die von außen her dem Denken Nahrung zutrugen, verlassen hat, sich nunmehr zumindest gezwungen zu fühlen, diese Nahrung in sich selbst zu suchen, sondern im Gegenteil weniger allein als bei den Verdurins, da ich ja von der Person empfangen wurde, bei der ich am vollständigsten auf mein Denken verzichtete, der ich es vielmehr ganz und gar auslieferte, ohne daß ich einen Augenblick Muße gehabt, an mich selbst, oder mir die Mühe genommen hätte – da meine Freundin ja bei mir war –, etwa an sie zu denken. Und deshalb war mir, als ich ein letztes Mal von draußen meine Augen zu dem Zimmer erhob, in dem ich mich gleich darauf

befinden würde, als erblickte ich das leuchtende Gitter, das sich hinter mir schließen würde und dessen unerbittliche goldene Stäbe ich für eine ewige Knechtschaft selbst geschmiedet hatte.

Albertine hatte mir nie gesagt, daß sie den Argwohn hegte, ich könne eifersüchtig sein und alles überwachen, was sie unternahm. Die einzigen Worte, die wir vor allerdings recht langer Zeit über die Eifersucht ausgetauscht hatten, schienen das Gegenteil zu beweisen. Ich erinnerte mich, daß ich an einem schönen Mondscheinabend zu Beginn unserer Bekanntschaft – es war eines der ersten Male, daß ich sie nach Hause zurückbegleitet hatte, und ich hätte es eigentlich ebenso gern nicht getan, sondern sie lieber verlassen, um anderen nachzulaufen – zu ihr gesagt hatte: »Sie wissen ja, wenn ich Ihnen vorschlage, Sie zurückzubegleiten, so tue ich es nicht aus Eifersucht; wenn Sie etwas vorhaben, verschwinde ich diskret.« Sie aber hatte mir geantwortet: »Oh! Ich weiß, daß Sie nicht eifersüchtig sind und daß es Ihnen ganz gleichgültig ist, aber ich habe nichts anderes vor, als mit Ihnen zusammen zu sein.« Ein anderes Mal war es in La Raspelière, wo Monsieur de Charlus mit einem heimlichen Seitenblick auf Morel Albertine gegenüber ostentativ die Rolle galanter Liebenswürdigkeit gespielt und ich zu ihr gesagt hatte: »Nun, er hat Ihnen hoffentlich ordentlich zugesetzt«, und da ich halb ironisch hinzugefügt hatte: »Ich habe alle Qualen der Eifersucht durchlitten«, hatte Albertine unter Verwendung einer Redeweise, die entweder dem vulgären Milieu entstammte, aus dem sie hervorgegangen war, oder dem noch vulgäreren, in dem sie verkehrte, zur Antwort gegeben: »Was sind Sie doch für ein Uzbruder! Ich weiß ja, daß Sie nicht eifersüchtig sind. Erstens haben Sie es mir gesagt, und zweitens sieht man es doch auch. Lassen Sie's gut sein!« Sie hatte mir seither niemals gesagt, daß sie ihre Meinung geändert hätte, aber es mochten sich in ihr in dieser Hinsicht neue Ideen herausgebildet haben, die sie mir verbarg, die aber ein Zufall gegen ihren

Willen mir offenbaren konnte, denn als ich sie an diesem Abend zu Hause in ihrem Zimmer gesucht, in das meine herübergeholt und dann zu ihr (mit einer gewissen Befangenheit, die ich selbst nicht begriff, denn ich hatte ja Albertine angekündigt, ich werde ausgehen, und dabei bemerkt, ich wisse noch nicht genau, wohin, ob zu Madame de Villeparisis, zu Madame de Guermantes oder vielleicht zu Madame de Cambremer; allerdings hatte ich aus guten Gründen die Verdurins nicht genannt) gesagt hatte: »Raten Sie, woher ich komme? Von den Verdurins!«, hatte ich kaum Zeit gefunden, diese Worte auszusprechen, als Albertine mir mit bestürzter Miene schon die folgenden entgegengehalten hatte, die ganz von allein mit einer Macht, über die sie nicht Herr war, aus ihr hervorzubrechen schienen: »Das habe ich geahnt.« – »Ich wußte nicht, daß es Sie ärgern würde, wenn ich zu den Verdurins gehe.« (Es stimmt, daß sie mir nicht sagte, es ärgere sie, aber man sah es ihr deutlich an. Es stimmt auch, daß ich mir selbst nicht gesagt hatte, es würde sie ärgern. Und doch schien mir angesichts ihres ausbrechenden Zorns wie beim Anblick von Ereignissen, von denen wir in einer Art nachträglichen zweiten Gesichts den Eindruck haben, sie seien uns in der Vergangenheit schon bekannt gewesen, daß ich nichts anderes hätte erwarten können.) »Mich ärgern? Was soll mir das denn ausmachen? Es ist mir wirklich so lang wie breit. Sollte nicht Mademoiselle Vinteuil heute da sein?« Völlig außer mir bei diesen Worten sagte ich zu ihr, um ihr zu zeigen, daß ich besser informiert war, als sie glaubte: »Sie hatten mir nicht gesagt, daß Sie neulich Madame Verdurin getroffen haben.« – »Habe ich die denn getroffen?« fragte sie mit nachdenklicher Miene gleichzeitig sich selbst, als suche sie in ihrer Erinnerung, und mich, als könne ich ihr Auskunft geben, zweifellos wohl, damit ich sagte, was ich wußte, vielleicht aber auch, um Zeit für eine Antwort zu finden, die ihr schwierig schien. Ich aber war weit weniger mit dem Gedanken an Mademoiselle Vinteuil beschäftigt als mit einer Be-

fürchtung, die mich schon früher gestreift hatte, aber sich nun mit aller Gewalt meiner bemächtigte. Bei der Heimkehr glaubte ich sogar, daß Madame Verdurin einfach nur aus dem Bedürfnis, großzutun, den angeblich geplanten Besuch von Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin erfunden hatte, so daß ich bei der Heimkehr beruhigt war. Einzig Albertine hatte mir durch ihre Worte: »Sollte nicht Mademoiselle Vinteuil dort sein?« gezeigt, daß ich mich mit meinem ersten Argwohn nicht getäuscht hatte; aber schließlich war ich für die Zukunft beruhigt, weil ja Albertine, als sie darauf verzichtete, zu den Verdurins zu gehen, mich Mademoiselle Vinteuil vorgezogen hatte.

»Überhaupt«, stieß ich zornig hervor, »gibt es noch viele andere Dinge, die Sie mir verbergen, sogar ganz belanglose, wie zum Beispiel die Sache mit Ihrer dreitägigen Reise nach Balbec. Ich erwähne das nur ganz nebenher.« Ich hatte die Worte: »Ich erwähne das nur ganz nebenher« als Ergänzung von »sogar ganz belanglose« hinzugefügt, damit, wenn Albertine zu mir sagte: »Was finden Sie denn Ungehöriges an meinem Ausflug nach Balbec?«, ich ihr antworten konnte: »Aber ich weiß es nicht einmal mehr, die Sachen, die man mir erzählt hat, kommen mir schon durcheinander, ich lege im Grund so wenig Wert darauf !« Und tatsächlich erwähnte ich diese dreitägige Fahrt mit dem Chauffeur nach Balbec, von wo aus mich ihre Postkarten mit so großer Verspätung erreicht hatten, völlig aufs Geratewohl und bedauerte sogar, mein Beispiel so schlecht gewählt zu haben; gewiß war dies nämlich, da sie kaum Zeit gehabt hatte, hin- und zurückzufahren, gerade diejenige ihrer Unternehmungen, bei der für irgendeine auch nur einigermaßen ausgedehnte Begegnung mit wem auch immer keine Zeit geblieben war. Albertine aber glaubte nach dem, was ich ihr soeben gesagt hatte, ich wisse die ganze Wahrheit und hätte ihr nur bislang verborgen, daß ich davon unterrichtet war. Sie war nämlich seit einiger Zeit überzeugt, daß ich sie auf die eine oder andere Weise be-

obachten ließ oder daß ich jedenfalls irgendwie – sie hatte erst in der vorausgehenden Woche dergleichen zu Andrée gesagt – über ihr eigenes Leben »besser Bescheid wisse als sie selbst«. So unterbrach sie mich jetzt durch ein völlig überflüssiges Geständnis, denn ganz gewiß hatte ich nichts von dem geargwöhnt, was sie mir jetzt sagte, und war nun meinerseits ganz bestürzt; so groß kann der Abstand zwischen der Wahrheit sein, die eine Lügnerin verbirgt, und der Vorstellung, die sich nach Maßgabe solcher Lügen derjenige, der die Lügnerin liebt, von dieser Wahrheit macht. Kaum hatte ich die Worte: »Ihre dreitägige Reise nach Balbec, ich erwähne das nur ganz nebenher« ausgesprochen, als Albertine mir ins Wort fiel und, als sei es etwas ganz Natürliches, erklärte: »Sie wollen damit sagen, daß diese Reise nach Balbec niemals stattgefunden hat? Natürlich nicht! Ich habe mich immer gefragt, warum Sie so getan haben, als glaubten Sie daran. Es war dabei denkbar harmlos. Der Chauffeur brauchte drei Tage, um etwas für sich zu erledigen. Er wagte es Ihnen nicht zu sagen. Da habe ich denn aus Freundlichkeit (so bin ich nun einmal! und immer habe ich dann selbst die Sache auszubaden) eine Reise nach Balbec erfunden. Er hat mich ganz einfach in Auteuil abgesetzt bei meiner Freundin, die in der Rue de l'Assomption wohnt, wo ich drei Tage verbracht und mich schrecklich gelangweilt habe. Sie sehen, es ist wirklich nicht schlimm, es ist gar nichts weiter passiert. Ich bin allerdings auf den Gedanken gekommen, Sie wüßten vielleicht Bescheid, als ich Sie über die Ankunft der um acht Tage verspäteten Postkarten lachen sah. Ich muß zugeben, es war lächerlich; es wäre besser gewesen, überhaupt keine Karten zu schicken. Aber daran bin ich nicht schuld. Ich hatte sie im voraus gekauft und dem Chauffeur übergeben, bevor er mich in Auteuil absetzte, und dann hat dieser Esel sie in seiner Tasche vergessen, anstatt sie in einem Briefumschlag an einen Freund in der Nähe von Balbec zu schicken, der sie von dort an Sie zurücksenden sollte. Ich wartete immer, daß sie endlich kämen. Er hat aber erst

nach fünf Tagen daran gedacht, und anstatt es mir zu sagen, hat der Dummkopf sie gleich nach Balbec expediert. Als er es mir gestanden hat, habe ich ihm ganz gehörig die Meinung gesagt, wie Sie sich denken können! Daß dieser Idiot Ihnen auch noch unnötige Sorgen machte, war der Dank dafür, daß ich mich drei Tage hinter Mauern gesetzt habe, damit er sich seinen dummen Familienangelegenheiten widmen konnte! Ich wagte in Auteuil nicht einmal auszugehen aus Angst, es könne mich jemand sehen. Das einzige Mal, als ich doch das Haus verließ, hatte ich mich als Mann verkleidet, aber mehr zum Spaß. Mein Pech, das mich überallhin verfolgt, wollte, daß die erste Person, der ich über den Weg laufen mußte, jener Itzig, Ihr Freund Bloch war. Aber ich glaube nicht, daß Sie durch ihn etwas über diese Reise nach Balbec erfahren haben, die immer nur in meiner Phantasie existierte, denn er sah aus, als erkenne er mich nicht.«

Ich fand keine Worte, denn ich wollte nicht zeigen, wie erschüttert, wie völlig überfahren ich war von so vielen Lügen. Zu einem Gefühl des Grauens, das freilich nicht den Wunsch aufkommen ließ, Albertine fortzujagen, trat ein heftiges Verlangen zu weinen hinzu. Die Ursache dafür war nicht die Lüge selbst oder die Vernichtung alles dessen, was ich so fest für wahr gehalten hatte, daß ich mich nun wie in einer völlig zerstörten Stadt fühlte, in der kein Haus mehr steht und der nackte Boden von Trümmern starrt, sondern die melancholische Vorstellung, daß Albertine während der drei Tage, die sie in tödlicher Langeweile bei ihrer Freundin in Auteuil verbracht hatte, nicht ein einziges Mal den Wunsch verspürt hatte, vielleicht nicht einmal auf den Gedanken gekommen war, heimlich einen Tag zu mir zurückzukehren oder mich durch einen Rohrpostbrief um meinen Besuch in Auteuil zu bitten. Doch ich hatte keine Zeit, mich solchen Überlegungen hinzugeben. Ich wollte vor allem nicht zeigen, wie erschüttert ich war. So lächelte ich mit der Miene eines Menschen, der über alles besser Bescheid weiß, als er zugeben will: »Aber das ist ja nur

eine Sache unter Tausenden.[1] Sehen Sie, erst heute abend bei den Verdurins habe ich erfahren, daß das, was Sie mir über Mademoiselle Vinteuil gesagt haben …« Albertine blickte mich starr, mit gequälter Miene an und versuchte in meinen Augen zu lesen, was ich wohl wissen mochte. Was ich wußte und ihr sagen wollte, war, wer Mademoiselle Vinteuil wirklich war. Allerdings hatte ich das nicht bei den Verdurins erfahren, sondern früher in Montjouvain. Da ich aber mit Absicht davon niemals zu Albertine gesprochen hatte, konnte ich nun so tun, als wäre es mir erst seit diesem Abend bekannt. Ich war beinahe erfreut – nachdem ich damals in der Lokalbahn so sehr gelitten hatte –, diese Erinnerung an Montjouvain zu besitzen, die ich etwas später datieren, die aber gleichwohl ein erdrückender Beweis, ein Keulenschlag für Albertine sein würde. Diesmal wenigstens hatte ich nicht nötig, »so zu tun, als wisse ich«, und Albertine »zum Reden zu bringen«: Ich wußte, ich hatte durch das erhellte Fenster in Montjouvain alles selbst gesehen. Albertine mochte mir noch so oft erzählen, daß ihre Beziehungen zu Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin ganz rein gewesen seien: Wie aber konnte sie, wenn ich ihr schwören würde (und ich würde es schwören, ohne damit zu lügen), daß ich die Sitten dieser beiden Frauen kannte, immer noch aufrechterhalten, sie habe im täglichen Umgang mit den beiden gelebt, sie ihre »großen Schwestern« genannt und sei nicht von ihrer Seite der Gegenstand von Anträgen geworden, auf die hin sie bestimmt mit ihnen gebrochen hätte, wenn sie nicht eben darauf eingegangen war? Ich hatte jedoch keine Zeit, die Wahrheit vorzubringen. Da Albertine wie bei der falschen Reise nach Balbec annahm, sie sei mir bekannt, sei es durch Mademoiselle Vinteuil, falls sie bei den Verdurins gewesen war, sei es einfach durch Madame Verdurin, die möglicherweise zu Mademoiselle Vinteuil von ihr gesprochen hatte, ließ mich Albertine gar nicht erst zu Wort kommen, sondern machte mir ein Geständnis, das genau das Gegenteil dessen war, was ich

geglaubt hatte, mir andererseits aber, da es mir bewies, daß sie niemals aufgehört hatte, mich zu belügen, vielleicht nicht minderen Kummer bereitete (besonders da ich, wie ich eben schon sagte, nicht mehr auf Mademoiselle Vinteuil eifersüchtig war). Mir zuvorkommend also äußerte sich Albertine wie folgt: »Sie wollen sagen, Sie hätten heute abend erfahren, daß ich mit meiner Behauptung gelogen habe, ich sei von der Freundin von Mademoiselle Vinteuil so gut wie erzogen worden. Es stimmt, ich habe ein klein wenig gelogen. Aber ich fühlte mich so verachtet von Ihnen, ich sah Sie derart begeistert für die Musik dieses Vinteuil, daß ich mich, da eine meiner Kameradinnen – das ist jetzt aber wahr, ich schwöre es Ihnen – die Freundin der Freundin Mademoiselle Vinteuils gewesen war, in Ihren Augen durch die vorgebliche Tatsache interessant machen wollte, ich hätte diese beiden Mädchen gut gekannt. Ich fühlte, daß ich Sie langweilte, daß Sie fanden, ich sei eine dumme Gans; da habe ich gemeint, wenn ich Ihnen erzählte, diese Leute hätten mit mir verkehrt und ich könne Ihnen sehr wohl Einzelheiten über Vinteuils Werk mitteilen, würde ich ein klein wenig an Ansehen in Ihren Augen gewinnen und wir könnten dadurch einander näherkommen. Wenn ich Sie anlüge, so geschieht es immer nur aus Liebe zu Ihnen. Und da hat nun dieser Abend bei den Verdurins kommen müssen, damit Sie die Wahrheit erfahren, die Ihnen vielleicht sogar in übertriebener Form dargestellt worden ist. Ich wette, die Freundin von Mademoiselle Vinteuil hat Ihnen gesagt, sie kenne mich nicht. Sie hat mich aber mindestens zweimal bei meiner Kameradin gesehen. Aber natürlich bin ich nicht schick genug für Leute, die so berühmt geworden sind. Sie behaupten lieber, sie hätten mich niemals gesehen.« Arme Albertine! Als sie geglaubt hatte, sie könne durch ihre Behauptung, sie habe der Freundin von Mademoiselle Vinteuil so nahe gestanden, den Zeitpunkt ihrer »Versetzung« hinauszögern und mir wieder näherkommen, war sie, wie es so oft geschieht, auf einem anderen als dem geplanten Weg

zur Wahrheit gelangt. Daß sie über Musik besser Bescheid wußte, als ich glaubte, hätte mich in keiner Weise gehindert, an jenem Abend in der Lokalbahn dennoch mit ihr zu brechen, und doch hatte gerade die Bemerkung, die sie in jener Absicht machte, sehr viel mehr zur Folge gehabt als die bloße Unmöglichkeit eines Bruchs. Sie beging nur einen Irrtum der Auslegung, das heißt, sie täuschte sich zwar nicht über die Wirkung, die diese Bemerkung haben sollte, wohl jedoch über die Ursache, durch die diese Wirkung zustande kam, denn die wahre Ursache lag nicht darin, daß ich von ihrer musikalischen Kultur, sondern von ihren üblen Bekanntschaften Kenntnis erhielt. Was mich jäh ihr wieder nähergebracht, ja mehr noch, mich geradezu mit ihr hatte eins werden lassen, war nicht die Erwartung eines Vergnügens – Vergnügen wäre noch zuviel gesagt, handelte es sich doch um eine gewisse oberflächliche Annehmlichkeit –, sondern das jähe Überwältigtsein durch einen Schmerz.

Auch diesmal hatte ich nicht Zeit, ein allzu langes Schweigen zu bewahren, hinter dem man eine Erschütterung hätte vermuten können. Gerührt, daß sie so bescheiden war und sich in dem Verdurinschen Milieu verachtet glaubte, sagte ich darum liebevoll zu ihr: »Aber meine Liebe, ich werde daran denken, ich gebe Ihnen gern ein paar hundert Francs, damit Sie, wo Sie wollen, die schicke Dame spielen und Monsieur und Madame Verdurin zu einem schönen Abendessen einladen können.« Ach! in Albertine aber lebten mehrere Personen. Die geheimnisvollste, die einfachste, die grausamste zeigte sich in der Antwort, die sie mir mit einer Miene des Widerwillens gab und deren einzelne Wörter (sogar die des Satzbeginns, da sie ja nicht zu Ende sprach) ich nicht recht verstand. Erst etwas später, als ich ihre Gedanken erraten hatte, konnte ich sie deuten. Man hört nachträglich, wenn man verstanden hat. »Besten Dank! Wenn ich denke, daß ich auch nur einen Sou für die beiden Alten ausgeben soll, dann wäre mir schon lieber, ich wäre einmal frei und könnte es mir hin-

tenherum …« Auf der Stelle wurde ihr Gesicht purpurrot, sie sah todunglücklich aus und hielt eine Hand vor den Mund, als könnte sie die Wörter, die sie zu mir gesagt und die ich nicht verstanden hatte, dorthin zurückkehren lassen. »Was sagen Sie, Albertine?« – »Nichts, nichts, ich war gerade dabei einzuschlafen.« – »Nicht doch, Sie sind ja ganz wach.« – »Ich dachte an das Abendessen für die Verdurins, Ihr Vorschlag ist sehr nett.« – »Nein, nein, ich spreche von dem, was Sie eben gesagt haben.« Sie wiederholte verschiedene Formulierungen, die aber zu den Wörtern, die durch die Unterbrechung undeutlich für mich geblieben waren, gar nicht paßten, geschweige denn zu der Unterbrechung selbst und ihrem gleichzeitigen plötzlichen Erröten. »Hören Sie, Liebste, das ist doch nicht, was Sie sagen wollten, warum hätten Sie sonst so plötzlich innegehalten?« – »Weil ich mein Ansinnen unbescheiden fand.« – »Welches Ansinnen denn?« – »Ein Diner zu veranstalten.« – »Ach was, darum geht es doch nicht, zwischen uns beiden gibt es keine Unbescheidenheit.« – »Doch, im Gegenteil, man darf Leute, die man liebt, nicht ausnutzen. Auf alle Fälle schwöre ich Ihnen, daß es darum ging.« Einerseits war es mir stets unmöglich, einen Schwur von ihr anzuzweifeln; andererseits befriedigten ihre Erklärungen keineswegs meinen Verstand. Ich gab denn auch nicht nach. »Aber so haben Sie doch wenigstens den Mut, Ihren Satz zu beenden, Sie sind stehengeblieben bei ›hintenherum‹ …« – »Oh! lassen Sie mich in Ruhe!« – »Aber warum denn?« – »Weil das ein furchtbar vulgärer Ausdruck war, ich schäme mich, so etwas vor Ihnen zu sagen. Ich weiß nicht, woran ich gedacht haben mag; dieses Wort, dessen Sinn ich nicht einmal kenne und das ich auf der Straße einmal von ganz unmöglichen Leute habe sagen hören, ist mir ganz widersinnigerweise über die Lippen gekommen. Es hat weder mit mir noch mit irgend jemandem sonst zu tun, ich habe laut geträumt.« Ich fühlte, daß ich aus Albertine nichts weiter herausbekommen würde. Sie hatte mich belogen, als sie geschworen hatte, daß das, was sie am

Weitersprechen hinderte, die gesellschaftlich bedingte Furcht vor einer Unbescheidenheit sei, aus der dann die Scham geworden war, vor meinen Ohren einen allzu vulgären Ausdruck zu verwenden. Gewiß war das eine zweite Lüge gewesen. Denn wenn ich mit Albertine zusammen war, gab es keine noch so gewagte Bemerkung, kein noch so unanständiges Wort, daß wir es bei unseren Liebkosungen nicht verwendeten. Auf alle Fälle hatte es keinen Zweck, in diesem Augenblick weiter in sie zu dringen. Mein Gedächtnis aber blieb von dem Wort »hintenherum« unablässig heimgesucht. Albertine sagte häufig: »Nein, sowas von hintenherum!«, um damit auszudrücken: »Sowas von verschlagen!« Aber sie sagte das regelmäßig in meiner Gegenwart, und wenn sie nur das hatte sagen wollen, warum hatte sie dann plötzlich gestockt? Warum war sie so heftig errötet, hatte die Hand vor den Mund gehalten und später ihren Satz in ganz anderer Form zu wiederholen versucht, dann aber, als sie merkte, daß ich das Wort »hintenherum« gehört hatte, eine falsche Erklärung gegeben? Nun aber, da ich darauf verzichtete, ein Verhör fortzusetzen, bei dem ich keine Antwort erhalten würde, war das beste, so zu tun, als dächte ich nicht mehr daran; ich konnte also zu den Vorwürfen zurückkehren, die Albertine mir wegen der Tatsache gemacht hatte, daß ich zu der Patronne gegangen war, und brachte höchst ungeschickt eine recht einfältige Entschuldigung vor: »Ich hatte Sie auch fragen wollen, ob Sie nicht zu der Soiree bei den Verdurins mitkämen.« Das war eine zwiefach mißglückte Bemerkung, denn wenn ich es gewollt hätte, warum hatte ich es ihr, da ich sie ja die ganze Zeit sah, nicht vorgeschlagen? Wütend über meine Lüge und ermutigt durch meine Schüchternheit, rief sie denn: »Sie hätten mich tausend Jahre lang darum bitten können, ich hätte es doch auf keinen Fall getan. Das sind Leute, die immer gegen mich gewesen sind, sie haben alles versucht, um mir in die Suppe zu spucken. Es gibt keine Freundlichkeit, die ich Madame Verdurin in Balbec nicht erwiesen habe, aber sie haben es mir wirklich

großartig gedankt! Sie könnte mich auf dem Totenbett darum bitten, und ich würde nicht hingehen. Es gibt Dinge, die man nicht verzeiht. Und was Sie betrifft, ist es das erste Mal, daß Sie sich derart unzart mir gegenüber benehmen. Als Françoise mir sagte, Sie seien ausgegangen (Sie können sich denken, wie zufrieden sie war, mir so etwas zu sagen), wäre mir lieber gewesen, es hätte mir jemand einen Schlag auf den Kopf gegeben. Ich habe versucht, mir nichts anmerken zu lassen, aber in meinem Leben hat mich noch niemand so gekränkt.«

Während sie zu mir sprach, ging in mir im überlebendigen schöpferischen Schlaf des Unterbewußten (einem Schlaf, in dem Dinge, die uns nur streifen, sich tiefer eingraben und die schlummernden Hände den öffnenden Schlüssel greifen, den sie zuvor vergebens suchten) die Suche danach weiter, was sie wohl mit dem unterbrochenen Satz, dessen Fortsetzung ich so gern gewußt hätte, hatte sagen wollen. Und plötzlich wurde ich von zwei schrecklichen Wörtern, an die ich überhaupt nicht gedacht hatte, getroffen: »besorgen lassen«.[1] Ich kann nicht einmal sagen, daß sie mit einem Schlag da waren, wie es geschehen kann, wenn man sich ergeben einer unvollständigen Erinnerung überläßt und völlig darin verhaftet bleibt, obwohl man sanft und behutsam versucht, sie zu erweitern. Nein, entgegen meiner üblichen Art, mich zu erinnern, erfolgte meine Suche, glaube ich, auf zwei parallelen Wegen. Der erste berücksichtigte nicht nur Albertines Worte, sondern auch ihren verärgerten Blick, als ich ihr Geld für ein gediegenes Abendessen angeboten hatte, einen Blick, der zu besagen schien: Danke schön, Geld ausgeben für Dinge, die mich anöden, wo ich doch ohne Geld Dinge tun kann, die mir Spaß machen! Und es war vielleicht die Erinnerung an diesen Blick, die mich bewog, die Methode zu ändern, um den Schluß dessen zu finden, was sie hatte sagen wollen. Bis dahin hatte ich mich wie hypnotisiert auf das letzte Wort konzentriert: »hintenherum«. Was wollte sie heimlich tun? Heimlich jemanden besuchen? Nein. Heimlich verreisen? Nein.

Heimlich dies, heimlich das. Plötzlich aber ließ mich die Erinnerung an ihren speziellen Blick und ihr spezielles Achselzucken, als ich ihr vorschlug, ein Abendessen zu geben, auch auf die vorangehenden Wörter ihres Satzes zurückblicken. So sah ich, daß sie nicht einfach gesagt hatte »hintenherum«, sondern »es mir hintenherum«. Wie gräßlich, das also wäre ihr lieber gewesen! Doppelt gräßlich, denn selbst die letzte Straßendirne, die sich dafür hergibt oder es will, benutzt dem Mann gegenüber, der darauf eingeht, nicht diese abscheuliche Wendung. Sie würde sich dadurch zu sehr herabgewürdigt fühlen. Vor einer Frau nur, wenn sie Frauen liebt, kann sie so etwas sagen, um sich zu entschuldigen, daß sie sich gleich darauf einem Mann hingeben wird. Albertine hatte nicht gelogen, als sie mir sagte, sie habe in dem Augenblick halb geträumt. Zerstreut, impulsiv hatte sie nicht mehr daran gedacht, daß sie bei mir war; sie hatte die Achseln gezuckt und zu reden angefangen, wie sie es mit einer jener gewissen Frauen getan hätte, vielleicht mit einem meiner jungen Mädchen aus der kleinen Schar. Doch jäh in die Wirklichkeit zurückgerufen, bemühte sie sich, hochrot vor Scham, die Worte zurückzunehmen, die sie gerade hervorzubringen im Begriff war, und in ihrer Verzweiflung hatte sie kein einziges mehr aussprechen wollen. Ich durfte keine Sekunde mehr zögern, wenn sie nicht merken sollte, in welch desolatem Zustand ich war. Doch schon traten mir nach diesem plötzlichen Wutanfall die Tränen in die Augen. Wie in Balbec in jener Nacht, die auf die Enthüllung ihrer Freundschaft mit den Vinteuils gefolgt war, mußte ich rasch für meinen Kummer einen glaubhaften Grund erfinden, der zudem geeignet war, auf Albertine so nachhaltig zu wirken, daß ich einen Aufschub von einigen Tagen erhielt, um einen Entschluß zu fassen. In dem Augenblick aber, als sie mir sagte, daß sie niemals eine solche Kränkung, wie ich sie ihr durch meinen Ausgang zugefügt hatte, erlebt habe und daß sie lieber gestorben wäre, als sich von Françoise so etwas sagen zu lassen, ich aber, gereizt durch

ihre lächerliche Empfindlichkeit, ihr sagen wollte, das, was ich getan hatte, sei ganz unbedeutend, da es nichts Beleidigendes für sie habe, wenn ich ausgegangen war, kam gleichzeitig und parallel damit meine unbewußte Suche nach dem, was sie dem Wort »hintenherum« hatte hinzusetzen wollen, an ihr Ziel, und da ich die Verzweiflung, in die meine Entdeckung mich stürzte, unmöglich völlig verbergen konnte, beschuldigte ich mich lieber, anstatt mich zu verteidigen: »Meine liebe kleine Albertine«, sagte ich zu ihr mit sanfter, von aufsteigenden Tränen erstickter Stimme, »ich könnte Ihnen sagen, Sie haben unrecht, ich habe nichts getan, aber ich würde lügen, vielmehr haben Sie recht, Sie haben die Wahrheit begriffen, mein armes Liebes, nämlich daß ich vor einem halben, einem Vierteljahr, als ich noch so viel für Sie übrig hatte, so etwas niemals getan hätte. Es ist ein Nichts und bedeutet doch viel wegen der ungeheuren Wandlung in meinem Herzen, für die es ein Zeichen ist, und da Sie diese Wandlung, die ich Ihnen zu verbergen hoffte, nun doch erraten haben, füge ich auch noch dies hinzu: Meine liebe Albertine« – ich sprach mit großer Sanftmut und tiefer Traurigkeit zu ihr – »sehen Sie, das Leben, das Sie hier führen, ist langweilig für Sie, es ist besser, wenn wir uns trennen, und da die Trennungen, die am schnellsten vonstatten gehen, immer die besten sind, bitte ich Sie, um den großen Kummer abzukürzen, den ich haben werde, mir heute abend noch adieu zu sagen und morgen früh fortzugehen, während ich schlafe, noch bevor ich Sie wiedergesehen habe.« Sie schien bestürzt, noch ungläubig und schon tief betrübt: »Wieso morgen? Ist das wirklich Ihr Wille?« Trotz des Kummers, den ich empfand, wenn ich von unserer Trennung sprach, als sei sie bereits vollzogen – vielleicht zum Teil aber auch gerade wegen dieses Kummers –, begann ich, Albertine ganz präzise Ratschläge wegen gewisser Dinge zu erteilen, die sie nach ihrem Fortgang aus dem Haus tun sollte. Während ich ihr bald das eine, bald das andere anempfahl, ging ich sogar so weit, auch kleinste Einzelheiten zu beden-

ken. »Seien Sie doch so nett«, sagte ich mit unendlicher Trauer in der Stimme zu ihr, »mir das Buch von Bergotte zurückzuschicken, das noch bei Ihrer Tante ist. Es ist nicht eilig, in drei Tagen, in acht Tagen, wann Sie wollen, nur denken Sie daran, damit ich Sie nicht später darum bitten muß, das täte mir gar zu weh. Wir sind glücklich gewesen, und jetzt fühlen wir, daß wir unglücklich werden würden.« – »Sagen Sie nicht, wir fühlen, daß wir unglücklich werden«, fiel mir Albertine ins Wort, »sagen Sie nicht ›wir‹, denn nur Sie allein finden das.« – »Ja gut, Sie oder ich, wie Sie wollen, aus dem einen oder anderen Grund – aber es ist ja wahnsinnig spät, Sie sollten jetzt unbedingt schlafen gehen – haben wir also beschlossen, daß wir uns heute abend trennen.« – »Verzeihen Sie, Sie haben beschlossen, und ich gehorche, weil ich Ihnen keinen Verdruß bereiten will.« – »Gut, ich habe es beschlossen, aber deswegen ist es nicht weniger schmerzlich für mich. Ich will nicht behaupten, daß es mir sehr lange schmerzlich sein wird, Sie wissen, daß ich nicht die Fähigkeit habe, mich lange zu erinnern, aber in den ersten Tagen werde ich mich sehr nach Ihnen sehnen! Ich finde es daher auch unnötig, etwas durch Briefe erst wieder aufleben zu lassen, wir machen besser auf einmal Schluß.« – »Ja, Sie haben recht«, sagte sie mit einer Jammermiene, die durch ihre zu dieser späten Stunde ermüdeten Züge verstärkt wurde, »besser, als sich einen Finger nach dem anderen abschneiden zu lassen, legt man den Kopf auf den Block.« – »Mein Gott, ich bin entsetzt, wie spät Sie heute ins Bett kommen, das ist ja heller Wahnsinn. Nun, schließlich, wenn man bedenkt, daß es der letzte Abend ist! Sie werden in Ihrem weiteren Leben noch genug Zeit zum Schlafen haben.« So versuchte ich, während ich behauptete, wir müßten uns verabschieden, den Moment hinauszuzögern, da sie mir wirklich gute Nacht sagen würde. »Soll ich, damit Sie in den ersten Tagen etwas Unterhaltung haben, Bloch sagen, er möge seine Cousine Esther dorthin schicken, wo Sie hingehen? Er würde das sicher mir zuliebe tun.« – »Ich weiß nicht, weshalb

Sie das sagen« (ich sagte es in dem Bemühen, Albertine ein Geständnis abzupressen) »ich lege nur auf einen einzigen Menschen Wert, und das sind Sie«, erklärte Albertine, und ihre Worte erfüllten mich mit einem sanften Glück. Aber welchen Schmerz fügte sie mir gleich darauf wieder zu: »Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich dieser Esther meine Photographie gegeben habe, weil sie durchaus darauf bestand und ich sah, daß es ihr Vergnügen machen würde, aber deswegen fühle ich mich doch nicht mit ihr befreundet und habe auch gar keine Lust, sie jemals wiederzusehen!« Und doch war Albertine so wetterwendisch, daß sie gleich darauf hinzufügte: »Wenn sie mich besuchen will, ist es mir natürlich gleich, denn sie ist sehr nett, aber ich lege keinerlei Wert darauf.« So hatte also meine Freundin, als ich zu ihr etwas über die Photographie Esthers sagte, die Bloch mir geschickt hatte (ich hatte sie noch nicht einmal erhalten, als ich mit Albertine darüber sprach), aus meinen Worten gefolgert, Bloch habe mir eine Photographie von ihr gezeigt, die sie Esther geschenkt hatte. In meinen ärgsten Vermutungen war ich nie so weit gegangen, mir vorzustellen, daß eine so große Intimität zwischen Albertine und Esther bestehen könne. Albertine hatte mir nichts zu antworten gewußt, als ich etwas von einer Photographie sagte.[1] Jetzt aber, da sie mich völlig zu Unrecht unterrichtet glaubte, fand sie es geschickter, alles einzugestehen. Ich war niedergeschmettert. »Und dann noch eines, Albertine, ich bitte Sie dringend, daß Sie mich nie wiederzusehen versuchen. Wenn wir jemals, was ja geschehen kann, in einem Jahr, in zwei oder drei Jahren, uns in der gleichen Stadt befinden, so gehen Sie mir aus dem Weg.« Als ich sah, daß sie meiner Bitte nicht sofort zustimmte, fuhr ich fort: »Liebe Albertine, tun Sie das nicht, versuchen Sie nicht, mir in diesem Leben noch einmal zu begegnen. Es würde mir zu großen Kummer bereiten. Denn ich hatte wahrhaft freundschaftliche Gefühle für Sie, wie Sie sehr gut wissen. Ich habe wohl gemerkt, daß Sie, als ich Ihnen neulich erzählt habe, ich wolle die Freundin

wiedersehen, von der wir in Balbec gesprochen hatten, gemeint haben, es sei bereits abgemacht. Aber nein, ich versichere Ihnen, daß mir nichts daran lag. Sie sind gewiß überzeugt, daß ich seit langem schon beschlossen hatte, Sie zu verlassen, und daß meine Zärtlichkeit nur eine Komödie war.« – »Aber gar nicht, Sie sind wohl verrückt, nie habe ich so etwas geglaubt«, gab sie traurig zurück. »Sie haben recht, Sie dürfen auch versichert sein, ich habe Sie wirklich gern gehabt, nicht wie ein Liebender vielleicht, aber doch mit sehr, sehr warmen Gefühlen, mehr, als Sie glauben werden.« – »Aber doch, ich glaube es. Und wenn Sie sich etwa vorstellen, daß ich Sie nicht liebte …!« – »Es macht mir großen Kummer, Sie zu verlassen.« – »Und mir noch tausendmal größeren«, antwortete mir Albertine. Schon seit ein paar Augenblicken spürte ich, daß ich die Tränen, die mir in die Augen traten, nicht mehr zurückhalten konnte. Diese Tränen aber entsprangen keineswegs der gleichen Art von Trauer, die ich einst empfunden hatte, als ich zu Gilberte sagte: »Es ist besser, wir sehen uns nicht mehr, das Leben reißt uns auseinander.« Gewiß sagte ich mir, als ich damals an Gilberte diese Worte schrieb, wenn ich nicht mehr sie, sondern eine andere lieben würde, müsse das Übermaß meiner Liebe jene andere vermindern, die ich selbst vielleicht hätte einflößen können, als stünde zwangsläufig zwei Liebenden nur eine bestimmte Menge an Liebe zur Verfügung, wobei das Zuviel auf der einen Seite der anderen fortgenommen wird, und daß ich auch von einer anderen, ebenso wie von Gilberte, mich zu trennen verurteilt sein würde. Doch war die Situation diesmal ganz anders aus verschiedenen Gründen, deren erster, aus dem sich wiederum alle weiteren ergaben, darin bestand, daß mein Mangel an Willenskraft, der meiner Großmutter und meiner Mutter in Combray so große Sorge machte, vor dem aber – derart energisch setzt ein Kranker seine Schwäche durch – beide nacheinander die Waffen streckten, in immer beschleunigterem Maße zugenommen hatte. Als ich zu merken begann, daß meine

Gegenwart Gilberte langweilte, hatte ich noch genügend Kraft, auf sie zu verzichten. Ich hatte keine mehr, als ich die gleiche Feststellung bei Albertine gemacht hatte, und sann nur darauf, sie mit Gewalt zurückzuhalten. Während ich also Gilberte in der Absicht, sie wirklich nicht mehr zu sehen, geschrieben hatte, daß ich sie nicht mehr sehen wollte, sagte ich es zu Albertine voller Unaufrichtigkeit einzig in der Absicht, eine Versöhnung herbeizuführen. So kehrten wir einander eine Außenseite zu, die sich stark von der inneren Wirklichkeit unterschied. Zweifelsohne ist es immer so, wenn zwei Wesen einander gegenüberstehen, weil jedes von ihnen über einen Teil dessen in Unkenntnis bleibt, was der andere in sich birgt, und selbst über das, was er weiß, da er es nur zum Teil versteht, und weil alle beide nach außen hin zeigen, was für sie am wenigsten charakteristisch ist, sei es, daß sie selbst das ihnen Eigentümliche nicht klar erkennen und für unwichtig halten, sei es, daß unbedeutende Vorteile, die nicht von ihnen selbst abhängen, ihnen wichtiger und schmeichelhafter scheinen und sie bei gewissen Dingen, auf die sie Wert legen, die sie aber nicht haben, aus Furcht vor Geringschätzung so tun, als legten sie gar keinen Wert darauf, so daß gerade diese das zu sein scheinen, was sie mehr als alles übrige ablehnen oder sogar widerwärtig finden. In der Liebe aber wird dieses Mißverständnis auf die Spitze getrieben, weil wir – außer vielleicht, solange wir noch Kinder sind – es darauf anlegen, daß der äußere Anschein, den wir uns geben, nicht etwa unser Denken genau widerspiegelt, sondern das, was dieses Denken für das geeignetste hält, um uns an das Ziel unserer Wünsche zu bringen, das für mich, seit ich nach Hause zurückgekommen war, darin bestand, daß Albertine in dem Zustand der Gefügigkeit verblieb, den sie mir gegenüber früher bewiesen hatte, und daß sie nicht in ihrer Gereiztheit größere Freiheit verlangte – eine Freiheit, die ich ihr zwar eines Tages zu geben wünschte, die mich aber zu diesem Zeitpunkt, weil ich mich vor ihrem Unabhängigkeitsbedürfnis fürchtete, allzu

eifersüchtig hätte werden lassen. Von einem gewissen Alter an tun wir aus Eigenliebe und Scharfsinnigkeit so, als legten wir gerade auf die Dinge, die wir am meisten wünschen, keinen Wert. In der Liebe aber zwingt uns Scharfsinnigkeit – die im übrigen wahrscheinlich nicht die wahre Weisheit ist – schon ziemlich früh zu einem solchen Geist der Doppelzüngigkeit. Was ich als Kind mir als das Süßeste an der Liebe vorgestellt hatte und was mir zu ihrem innersten Wesen zu gehören schien, war, daß man bei der Geliebten seine Zärtlichkeit, seine Dankbarkeit für ihre Güte, sein Verlangen nach einem immerwährenden gemeinsamen Leben freimütig verströmen könne. Doch aufgrund eigener Erfahrung sowie der meiner Freunde war ich mir nur allzu schnell darüber klargeworden, daß der Ausdruck solcher Gefühle keineswegs ansteckend ist. Der Fall einer affektierten alten Frau wie Monsieur de Charlus, der, da er in seiner Phantasie immer nur einen schönen Jüngling vor sich sieht, selbst ein schöner junger Mann zu sein wähnt und immer stärker sein weibisches Wesen in seinem lächerlichen Bemühen um einen Anschein von Männlichkeit verrät, dieser Fall untersteht seinerseits einem größeren Gesetz, das nicht nur die Charlusse erfaßt, sondern so allgemeingültig ist, daß selbst die Liebe es noch nicht ganz und gar erschöpft; wir sehen an uns nicht den Körper, den die anderen sehen, und »folgen« unserer Vorstellung, dem Objekt, das uns vorschwebt, den anderen aber unsichtbar bleibt (nur manchmal sichtbar gemacht wird durch einen Künstler in einem Werk, woraus sich bei seinen Bewunderern so häufig Enttäuschungen ergeben, weil sie bei persönlicher Bekanntschaft mit dem Autor auf dessen Gesicht die innere Schönheit so unvollkommen widergespiegelt finden). Wenn man das einmal erkannt hat, läßt man sich nicht mehr so unbefangen »gehen«; ich hatte mich heute nachmittag gehütet, Albertine meine volle Dankbarkeit dafür auszudrücken, daß sie nicht im Trocadéro geblieben war, und heute abend in meiner Furcht, sie könne mich verlassen, so getan, als hätte ich meinerseits

den Wunsch, sie zu verlassen, ein Täuschungsmanöver, das mir, wie man gleich sehen wird, nicht allein durch die Lehren diktiert wurde, die ich aus meinen früheren Liebeserfahrungen zu entnehmen glaubte und für meine jetzige fruchtbar machen wollte. Die Furcht, daß Albertine vielleicht zu mir sagen könnte: »Ich möchte gewisse Stunden für mich, in denen ich allein ausgehen kann, ich möchte einen ganzen Tag weggehen«, kurz irgendeine solche Bitte um Freiheit äußerte, die ich mir nicht genau vorzustellen versuchte, die mich aber auf alle Fälle mit Schrecken erfüllte, hatte mich einen Augenblick während der Soiree bei den Verdurins gestreift. Doch sie hatte sich verflüchtigt, zumal ihr die Erinnerung an alles widersprach, was mir Albertine unaufhörlich darüber sagte, wie glücklich sie bei mir zu Hause sei. Wenn die Absicht, mich zu verlassen, bei Albertine bestand, so äußerte sie sich nur auf verkappte Art, in traurigen Blicken, gewissen Regungen der Ungeduld, Sätzen, die eigentlich nichts dergleichen besagten, die aber, wenn man sie logisch durchdachte (und man hatte nicht einmal nötig, sie logisch zu durchdenken, denn man versteht auf der Stelle diese Sprache der Leidenschaft; selbst Leute aus dem Volk verstehen solche Sätze, die sich nur aus Gefühlen wie Eitelkeit, Groll, Eifersucht erklären, die im übrigen unausgesprochen bleiben, denen aber der Gesprächspartner sofort auf die Spur kommt infolge einer intuitiven Fähigkeit, die wie der »gesunde Menschenverstand«, von dem Descartes spricht, die »verbreitetste Sache von der Welt«[1] ist), sich nur aus dem Vorhandensein eines Gefühls erklären konnte, das sie verbarg, das sie aber dazu bringen mochte, Pläne für ein anderes Leben, ohne mich, zu schmieden. Ebenso wie sich diese Absicht in ihren Worten nicht in logischer Weise ausdrückte, blieb auch das Vorgefühl dieser Absicht, das ich heute abend verspürte, ganz unbestimmt in mir. Ich lebte weiter nach der Hypothese, die alles als wahr annahm, was Albertine mir sagte. Doch mag es sein, daß während dieser Zeit eine ganz entgegengesetzte Hypothese, an die ich nicht den-

ken wollte, mich gleichwohl nicht verließ; das ist um so wahrscheinlicher, als ich sonst wohl keinerlei Hemmung verspürt hätte, Albertine zu sagen, daß ich zu den Verdurins gegangen war, und auch sonst mein geringes Erstaunen über ihren Zorn nicht begreiflich gewesen wäre, so daß wahrscheinlich in mir die Idee einer Albertine lebendig war, die ganz das Gegenteil von der war, die meine Vernunft sich schuf, von der auch, die ihre eigenen Worte schilderten, einer gleichwohl nicht unbedingt erfundenen Albertine, da sie ja wie ein innerer Spiegel gewisser Regungen war, die bei ihr auftauchten, wie zum Beispiel ihr Verdruß darüber, daß ich zu den Verdurins gegangen war. Seit langem nämlich entsprachen meine häufigen Ängste, meine Furcht, Albertine zu sagen, daß ich sie liebte, einer anderen Hypothese, die sehr viel mehr Dinge erklärte und auch für sich hatte, daß, wenn man sich die erste zu eigen machte, die zweite um so plausibler erschien, denn wenn ich mich Albertine gegenüber zu Zärtlichkeitsäußerungen hinreißen ließ, so erreichte ich bei ihr nur eine gewisse Gereiztheit (die sie übrigens selbst einer anderen Ursache zuschrieb).

Was mir offengestanden am schwerwiegendsten erschien und mich als Symptom dafür, daß sie meiner Anschuldigung zuvorkommen wollte, vor allem stutzig machte, war, daß sie zu mir gesagt hatte: »Ich glaube, sie haben heute abend Mademoiselle Vinteuil da«, worauf ich ihr so schonungslos wie möglich geantwortet hatte: »Sie hatten mir nicht gesagt, daß Sie Madame Verdurin getroffen haben.« Sobald ich Albertine nicht liebenswürdig fand, kehrte ich, anstatt ihr zu sagen, daß ich traurig war, ihr gegenüber die Bosheit heraus. Wenn ich meine Analyse hiernach, richte, das heißt nach dem unveränderlichen System von Entgegnungen, die genau das Gegenteil von dem besagten, was ich empfand, kann ich sicher sein, daß ich ihr an diesem Abend nur deshalb erklärte, ich wolle sie verlassen, weil ich fürchtete – selbst noch bevor ich mir darüber klargeworden war –, sie könne irgendeine Freiheit fordern (ich hätte nicht recht sagen können, vor wel-

cher Freiheit ich mich so fürchtete, einer Freiheit offenbar, aufgrund deren sie mich hätte betrügen können oder ich jedenfalls nicht mehr hätte sicher sein können, daß sie mich nicht betrog), ihr aber aus Stolz, aus diplomatischem Geschick dartun wollte, ich sei weit davon entfernt, das zu befürchten, wie schon in Balbec, als ich wünschte, daß sie eine hohe Meinung von mir bekomme, und später, als mir daran lag, daß sie keine Zeit hatte, sich mit mir zu langweilen.

Was endlich den Einwand betrifft, den man auf diese zweite – die unformulierte – Hypothese machen könnte, nämlich daß Albertine mir im Gegenteil unaufhörlich versicherte, sie ziehe allem anderen das Leben bei mir, die Ruhe, die Lektüre, die Einsamkeit, den Abscheu gegen sapphische Liebe usw. vor, so hätte es keinen Zweck, darauf einzugehen. Wenn nämlich Albertine ihrerseits meine wahren Empfindungen nach dem hätte beurteilen wollen, was ich zu ihr sagte, so hätte sie genau das Gegenteil der Wahrheit erfahren, da ich den Wunsch, sie zu verlassen, nur bekundete, wenn ich keineswegs auf sie verzichten konnte, und ihr in Balbec zweimal gestanden hatte, ich liebte eine andere Frau, einmal Andrée, ein anderes Mal eine etwas nebelhafte Person, und beide Male, als mir die Eifersucht die Liebe zu Albertine zurückgegeben hatte. Meine Worte spiegelten also keineswegs meine Gefühle wider. Wenn der Leser davon nur einen ziemlich schwachen Eindruck bekommt, so deswegen, weil ich als Erzähler ihm zur gleichen Zeit meine Gefühle erkläre und ihm meine Worte berichte. Würde ich ihm jedoch die ersteren verbergen und er nur die zweiten kennen, so müßte er aus meinen Handlungen, die in gar keiner Beziehung dazu stehen, so oft den Eindruck von seltsamen Sinnesänderungen gewinnen, daß er mich nahezu für verrückt halten müßte. Dabei wäre dieses Verfahren kaum sehr viel falscher als dasjenige, das ich verwendete, denn die Bilder, die mich zum Handeln brachten, pure Gegensätze jener, die sich bei mir in Worte umsetzten, waren in jenem Augenblick sehr dunkel: Ich kannte die Natur,

aus der heraus ich handelte, nur unvollkommen; heute kenne ich deren subjektive Wahrheit sehr genau. Ihre objektive Wahrheit hingegen, ob nämlich die Intuitionen aus dieser Natur die wahren Absichten Albertines richtiger erfaßten als mein logisches Denken, ob ich recht daran tat, mich dieser meiner Natur anzuvertrauen, oder ob sie nicht im Gegenteil die Absichten Albertines verändert hat, anstatt sie zu entwirren, das zu entscheiden fällt mir schwer.

Die undeutliche Furcht, die mich bei den Verdurins befallen hatte, daß Albertine mich verlassen könnte, hatte sich zunächst wieder verflüchtigt. Ich kam nach Hause mit dem Gefühl, ein Gefangener zu sein, keineswegs aber eine Gefangene anzutreffen. Die zerstreute Furcht jedoch befiel mich um so stärker von neuem, als ich Albertine mitteilte, ich sei bei den Verdurins gewesen, und sogleich auf ihrem Gesicht eine Maske rätselhaftester Gereiztheit auftauchte, die keineswegs zum erstenmal darauf zu sehen war. Ich wußte, daß sie nur die körperliche Kristallisation wohlbegründeter Vorwürfe und klarer Gedanken für den war, der diese hegt und verschweigt, eine sichtbar gewordene, logisch aber nicht mehr durchdringbare Synthese, die jedoch jener, der den kostbaren Rest davon auf dem Gesicht des geliebten Menschen erblickt, durch Analyse auf die verstandesmäßigen Elemente zurückzuführen versucht, um zu verstehen, was sich in diesem Menschen vollzieht. Ein ungefährer Annäherungswert an die unbekannte Größe, die für mich Albertines Gedanken darstellten, wäre etwa gewesen: Ich wußte ja, daß er Verdacht geschöpft hat, ich war sicher, daß er versuchen würde, den Verdacht zu bestätigen, und damit ich ihn nicht behindere, hat er seine Schnüffelei hinter meinem Rücken betrieben. Wenn aber Albertine mit solchen Vorstellungen lebte, die sie mir gegenüber niemals ausgesprochen hatte, mußte ihr dann nicht vor dieser Existenz grausen und ihr keine Kraft mehr verbleiben, sie weiterzuführen, mußte sie nicht von einem Tag zum anderen beschließen, ihr ein Ende zu machen, einer Existenz,

in der sie sich, falls sie – zumindest in begehrlichen Gedanken – schuldig war, durchschaut, in die Enge getrieben und gehindert fühlte, ihren Neigungen zu folgen, noch dazu ohne daß meine Eifersucht dadurch entwaffnet worden wäre; einer Existenz, in der sie sich, falls sie in Gedanken und Taten unschuldig war, seit einiger Zeit zu Recht entmutigt fühlte, wenn sie sah, daß sie seit Balbec, wo sie es so beharrlich vermied, jemals mit Andrée allein zu bleiben, bis auf den heutigen Tag, als darauf verzichtet hatte, zu den Verdurins zu gehen und im Trocadéro zu bleiben, mein Vertrauen gleichwohl nicht hatte wiedergewinnen können? Noch dazu konnte ich nicht sagen, daß ihre Haltung nicht vollkommen gewesen wäre. Wenn sie in Balbec, sobald das Gespräch auf junge Mädchen von der gewissen Sorte kam, häufig deren Lachen, ihre Bewegungen, kurz ihr ganzes Gehabe nachgeahmt hatte, was eine Qual für mich bedeutete wegen meiner Vermutungen, wie das auf ihre Freundinnen wirken müsse, so hörte sie, seitdem sie meine Meinung darüber kannte, bei gelegentlichen Anspielungen auf diese Dinge gänzlich auf, an der Unterhaltung teilzunehmen, sei es mit Worten oder sogar auch nur mit dem Ausdruck ihres Gesichts. Ob sie nun nicht in die übelwollenden Äußerungen einzustimmen wünschte, die über die eine oder andere gemacht wurden, oder aus irgendeinem anderen Grund, jedenfalls fiel einem dann auf, daß ihre sonst so beweglichen Züge, sobald dieses Thema gestreift wurde, ohne jede Reaktion darauf blieben, das heißt genau den gleichen Ausdruck beibehielten, den sie einen Augenblick zuvor aufgewiesen hatten. Diese Unbeweglichkeit selbst einer flüchtigen Miene lastete wie ein Schweigen. Man hätte unmöglich sagen können, ob Albertine die Dinge, von denen die Rede war, tadelte oder billigte, ob sie davon wußte oder nicht. Jeder ihrer Züge bezog sich nur noch auf einen anderen ihrer Züge. Ihre Nase, ihr Mund, ihre Augen bildeten eine völlig von allem anderen getrennte Harmonie, sie sah aus wie ein Pastellbild und schien ebensowenig gehört zu haben, was vor ihr gesprochen wurde,

als hätte man die Unterhaltung in Gegenwart eines Porträts von La Tour[1] geführt.

Meine Sklaverei, die mir noch bewußt gewesen war, als ich dem Kutscher die Adresse Brichots gegeben hatte und das Licht im Fenster sah, bedrückte mich gleich darauf nicht mehr, als ich bemerkte, daß Albertine die ihre so grausam zu empfinden schien. Damit sie weniger schwer auf ihr lastete und sie nicht auf den Gedanken brachte, sie von sich aus zu durchbrechen, war mir als das Geschickteste erschienen, ihr den Eindruck zu geben, dieser Zustand sei nicht definitiv und ich selbst hätte vor, ihm ein Ende zu bereiten. Als ich sah, daß meine Täuschung gelungen war, hätte ich mich glücklich fühlen können, zunächst weil das, was ich so sehr befürchtet hatte, nämlich der von mir bei Albertine vermutete Wille fortzugehen, gebannt war, aber auch weil – abgesehen von dem beabsichtigten Resultat – der Erfolg dieser Täuschung an sich (da er den Beweis erbrachte, daß ich für Albertine nicht unbedingt ein verschmähter Liebhaber, ein verlachter Eifersüchtiger war, dessen Listen man im voraus durchschaut) darin bestand, daß sie unserer Liebe von neuem eine Art von Jungfräulichkeit verlieh und für Albertine die Zeit wieder aufleben ließ, als sie, damals in Balbec, so leicht für wahr halten konnte, daß ich eine andere liebte. Das hätte sie jetzt sicherlich nicht mehr getan, aber sie schenkte meiner vorgeblichen Absicht Glauben, daß wir uns an diesem Abend für immer trennen sollten.

Sie sah aus, als vermute sie, daß die Ursache bei den Verdurins zu suchen sei. Ich sagte ihr, ich hätte dort einen Theaterautor getroffen, Bloch, der mit Léa gut bekannt sei und dem diese merkwürdige Dinge angedeutet habe (ich gedachte Albertine dadurch glauben zu machen, ich wisse noch sehr viel mehr über Blochs Cousinen, als ich sagen wolle). Doch aus einem Bedürfnis heraus, die Unruhe zu beschwichtigen, in die mich meine Vortäuschung eines Bruchs versetzt hatte, fuhr ich fort: »Albertine, können Sie mir schwören, daß

Sie mich niemals belogen haben?« Sie blickte starr ins Leere, dann antwortete sie mir: »Ja, das heißt nein. Ich tat nicht recht daran, Ihnen zu sagen, Andrée sei sehr von Bloch entzückt gewesen, wir hatten ihn gar nicht gesehen.« – »Was war dann der Zweck?« – »Weil ich fürchtete, Sie könnten von ihr etwas anderes glauben.« – »Ist das alles?« Sie starrte weiter vor sich hin und fuhr fort: »Ich habe auch nicht recht daran getan, Ihnen eine dreiwöchige Reise mit Léa zu verschweigen. Aber ich kannte Sie noch wenig.« – »War das vor Balbec?« – »Vor dem zweiten Mal, ja.« Und am Morgen noch hatte sie mir gesagt, sie kenne Léa nicht! Ich sah, wie ein Feuer schlagartig einen Roman vernichtete, an dem ich Tausende von Stunden geschrieben hatte. Wozu bloß? Wozu? Gewiß, ich begriff sehr wohl, daß Albertine mir diese Dinge nur enthüllte, weil sie dachte, ich hätte sie indirekt von Léa erfahren, und daß kein Grund bestand, weshalb es nicht noch hundert ähnliche geben sollte. Ich begriff auch, daß die Antworten Albertines auf eine solche Reihe von Fragen niemals auch nur eine Spur von Wahrheit enthielten, da sie sich diese jeweils nur unwillkürlich in Gestalt einer wahllosen Mischung entschlüpfen ließ, die sich in ihr aus bis dahin bewußt verheimlichten Tatsachen und dem Glauben ergab, man habe gleichwohl Kenntnis davon erhalten. »Aber zwei Dinge, das ist ja noch nichts«, sagte ich zu ihr, »wir wollen doch wenigstens vier zusammenbringen, damit ich eine Erinnerung an Sie zurückbehalte. Was können Sie mir sonst noch enthüllen?« Sie starrte noch immer ins Leere. Auf welche Vorstellung von ihrem künftigen Leben stimmte sie ihre Lügen ab, mit welchen Göttern, die sich als weniger wohlwollend erwiesen, als sie gemeint hatte, strebte sie eine Übereinkunft an? Das Ganze war offenbar nicht bequem, denn ihr Schweigen und die Starrheit ihres Blicks nahmen so bald kein Ende. »Nein, nichts anderes«, brachte sie endlich hervor. Und trotz meines Beharrens versteifte sie sich jetzt mühelos auf dieses »nichts anderes«. Welche Lüge lag darin! Denn wie viele Male, in wie vielen Wohnungen, auf

wie vielen Spazierfahrten mochte sie wohl seit dem Tag, da sie diese Neigungen an sich entdeckt hatte, bis zu dem, an dem ich sie bei mir einsperrte, ihrer Lust nachgegeben haben! Lesbierinnen sind selten und doch zahlreich genug, um in der größten Menschenmenge von ihresgleichen nicht unbemerkt zu bleiben. Von diesem Augenblick an aber ist es leicht, in Verbindung zu treten. Mit Grauen erinnerte ich mich an einen Abend, der mir zu jener Zeit nur lächerlich vorgekommen war.[1] Einer meiner Freunde hatte mich mit seiner Geliebten und einem anderen Freund, der ebenfalls die seine mitgebracht hatte, zum Abendessen in ein Restaurant eingeladen. Es dauerte nicht lange, so verstanden die beiden Damen sich, waren aber so ungeduldig, einander zu besitzen, daß bereits bei der Suppe ihre Füße sich suchten, wobei sie häufig statt dessen an die meinen gerieten. Bald schlangen sich die Beine umeinander. Meine beiden Freunde sahen nichts; ich stand Qualen aus. Eine der beiden Frauen, die es nicht länger aushielt, bückte sich unter den Tisch, weil sie, wie sie sagte, etwas habe fallen lassen. Dann bekam die eine Migräne und wünschte den Waschraum aufzusuchen. Die andere stellte fest, es sei Zeit, eine Freundin im Theater zu treffen. Schließlich blieb ich mit den beiden Freunden allein, die noch immer nichts ahnten. Die mit den Kopfschmerzen kam zurück, äußerte aber den Wunsch, allein fortzugehen und ihren Liebhaber zu Hause zu erwarten, damit sie zuvor noch ein Antipyrin nehmen könne. Die Damen wurden enge Freundinnen, sie fuhren zusammen aus, wobei die eine Männerkleidung trug, kleine Mädchen auftrieb und sie der anderen brachte, die sie einweihte. Die andere hatte einen kleinen Jungen, mit dessen Betragen sie vorgeblich unzufrieden war und den sie von ihrer Freundin züchtigen ließ, wobei diese sich nicht lange bitten ließ. Man darf sagen, daß es keinen noch so öffentlichen Ort gab, an dem sie nicht taten, was das Allergeheimste ist.

»Aber Léa ist die ganze Zeit während unserer Reise höchst korrekt mir gegenüber gewesen«, sagte Albertine. »Sie war

sogar zurückhaltender als viele Damen der Gesellschaft.« – »Haben Damen der Gesellschaft es Ihnen gegenüber an Zurückhaltung fehlen lassen, Albertine?« – »Niemals.« – »Was wollen Sie dann damit sagen?« – »Nun, sie war weniger frei in ihren Reden.« – »Zum Beispiel?« – »Sie hätte nicht wie viele Frauen, mit denen man gesellschaftlich verkehrt, das Wort ›blöd‹ benutzt oder den Ausdruck ›sich einen Dreck um die Leute kümmern‹.« Mir schien, daß selbst das, was von meinem Roman noch nicht verbrannt war, nun auch in Asche zerfiel. Ein Gefühl tiefer Entmutigung hätte sonst bei mir angehalten. Bei den Worten Albertines aber, als ich sie recht bedachte, folgte darauf wahnwitziger Zorn. Dieser machte seinerseits einer Art von Rührung Platz. Auch ich log, seitdem ich nach Hause zurückgekommen war und erklärt hatte, ich wolle mit ihr brechen. Allmählich aber zog dieser Wille zu einer Trennung, den ich mit Beharrlichkeit simulierte, etwas von jener Traurigkeit nach sich, die ich verspürt hätte, wenn ich Albertine tatsächlich hätte verlassen wollen.

Sogar wenn mir von Zeit zu Zeit ganz plötzlich, gleich einem Anfall, wie man es bei den anderen physischen Schmerzen nennt, jenes orgiastische Leben in den Sinn kam, das Albertine geführt hatte, bevor sie mich kannte, bewunderte ich nur um so mehr die Gefügigkeit meiner Gefangenen und war ihr nicht länger böse. Gewiß hatte ich niemals während unseres gemeinsamen Lebens aufgehört, Albertine anzudeuten, daß unsere derzeitige Existenz wahrscheinlich nur ein Provisorium sei, damit sie auch weiterhin einen Reiz daran fand. An diesem Abend aber war ich weitergegangen, da ich gefürchtet hatte, unbestimmte Drohungen einer Trennung würden nicht länger genügen, zumal sie zweifellos in Albertine meist durch ihre Vorstellung meiner großen eifersüchtigen Liebe zu ihr widerlegt wurden, die, wie sie anzudeuten schien, mich zu den Nachforschungen bei den Verdurins getrieben hatte. An diesem Abend dachte ich, daß unter den anderen Gründen, die mich plötzlich – ohne daß ich mir anders als

ganz allmählich darüber klargeworden wäre – zu der Aufführung dieser Trennungskomödie hatten bringen können, vor allem der folgende wichtig war. Einem Impuls folgend, wie mein Vater ihn manchmal hatte, begann ich einen Menschen in seiner Sicherheit zu bedrohen; da ich jedoch nicht wie er den Mut besaß, die Drohung auch wahrzumachen, trieb ich es, um nicht den Eindruck zu erwecken, meine Worte seien Schall und Rauch, mit dem Anschein von Verwirklichung ziemlich weit und trat den Rückzug erst an, wenn mein Gegner der Illusion erlegen war, ich sei aufrichtig, und es tatsächlich mit der Angst zu tun bekommen hatte.

Außerdem spüren wir sehr wohl, daß in solchen Lügen ein Stück Wahrheit liegt: Wenn das Leben schon keine Veränderung in unsere Liebeserfahrungen trägt, so möchten doch wir selbst es tun oder zumindest Veränderung vortäuschen und von einer Trennung sprechen, so deutlich spüren wir, daß alle Liebeserfahrungen und alle Dinge überhaupt in schneller Entwicklung auf den Abschied hin begriffen sind. Man möchte die Tränen, die er bringen wird, schon weinen, bevor er da ist. Sicherlich lag diesmal der Szene, die ich gespielt hatte, ein unmittelbar nützlicher Zweck zugrunde. Es war plötzlich wichtig für mich, sie zu behalten, denn ich spürte, wie sie in anderen aufging, mit denen sich zu treffen ich sie nicht hindern konnte. Doch hätte sie nun für immer auf diese alle um meinetwillen verzichet, so hätte ich mich vielleicht erst recht entschlossen, sie niemals zu verlassen, denn eine Trennung wird durch Eifersucht grausam, durch Dankbarkeit aber unmöglich gemacht. Ich fühlte jedenfalls, daß ich die große Schlacht zu liefern im Begriffe war, bei der ich siegen oder unterliegen mußte. Ich hätte Albertine in einer Stunde alles geschenkt, was ich besaß, weil ich mir sagte: Von dieser Schlacht hängt alles ab. Solche Schlachten aber gleichen weniger denen von ehedem, die nur wenige Stunden dauerten, als vielmehr einer Schlacht unserer Tage, die nicht morgen, nicht übermorgen und nicht in der nächsten Woche zu Ende

gehen wird. Man verausgabt all seine Kräfte, weil man immer glaubt, daß es die letzten sind, die man noch brauchen wird. Dann aber vergeht mehr als ein Jahr, ohne daß »die Entscheidung« stattgefunden hat.[1]

Vielleicht kam noch eine unbewußte Erinnerung an lügnerische Szenen hinzu, wie Monsieur de Charlus sie liebte, in dessen Gesellschaft ich mich ja gerade befand, als die Furcht, von Albertine verlassen zu werden, sich meiner bemächtigt hatte. Später aber hat mir meine Mutter etwas erzählt, was ich damals noch nicht wußte, woraufhin ich jedoch eher vermuten möchte, daß ich alle Elemente dieser Szene in mir selbst vorgefunden habe, in einem Teil jenes dunklen Bestandes an Erbanlagen, die wir erst durch gewisse Emotionen erreichen (wie es dem Alkohol, dem Kaffee vergleichbare Medikamente tun, die gleichsam unsere aufgespeicherten Kräfte schonen): Als meine Tante Octave[1] durch Eulalie erfahren hatte, Françoise habe in der sicheren Annahme, meine Tante werde nie mehr das Haus verlassen, insgeheim ihrerseits einen Ausgang geplant, von dem meine Tante nichts wissen sollte, hatte diese am Tag zuvor zum Schein den Entschluß gefaßt, am folgenden eine Spazierfahrt zu wagen. Françoise, die es zunächst nicht glauben wollte, mußte nicht nur ihre Sachen vorbereiten, diejenigen lüften, die zu lange im Schrank gehangen hatten, sondern sogar den Wagen bestellen und alle Einzelheiten des Tages bis auf die Minute regeln. Erst als Françoise, endlich überzeugt oder doch wenigstens unsicher geworden, sich gezwungen sah, meiner Tante ihre eigenen Pläne zu gestehen, hatte diese ausdrücklich auf die ihren verzichtet, um nicht, wie sie sagte, denjenigen von Françoise im Wege zu stehen. Ebenso hatte ich, damit Albertine nicht glaubte, ich übertriebe nur, sondern sich soweit wie möglich in die Idee hineindachte, wir würden einander verlassen, selbst die Schlußfolgerungen aus allem gezogen, was ich vorbrachte, alles für jene Zeit schon bedacht, die am folgenden Tag beginnen und für immer andauern sollte, die Zeit, da wir ge-

trennt sein würden, und Albertine Empfehlungen mitgegeben, als ob wir uns nicht gleich danach versöhnen würden. Wie die Generäle, die der Überzeugung sind, man müsse es mit einem Scheinmanöver, um den Feind täuschen zu können, bis zum Äußersten treiben, hatte ich in dieses hier fast ebensoviel seelische Energie gesteckt, wie wenn es wahr gewesen wäre. Diese fiktive Szene einer Trennung machte mir fast ebensoviel Kummer, als wäre sie Wirklichkeit, vielleicht weil einer der beiden Schauspieler, nämlich Albertine, sie für wirklich hielt und dadurch für den anderen die Illusion noch stärker machte. Wir lebten in einem provisorischen Zustand, der zwar mühsam, aber dennoch erträglich war, im Alltag verhaftet durch den Ballast der Gewohnheit und die Gewißheit, daß auch der folgende Tag, mochte er auch noch so quälend verlaufen, die Gegenwart des Menschen enthalten würde, der einem wichtig ist. Nun aber zerstörte ich Tor dieses ganze schwerfällige Leben. Freilich zerstörte ich es nur in fiktiver Form, doch das genügte, um mich in tiefe Niedergeschlagenheit zu versetzen: vielleicht weil die traurigen Worte, die man – wenn auch in lügnerischer Absicht – ausspricht, ihre Traurigkeit in sich selbst tragen und uns damit nachhaltig infizieren; vielleicht auch, weil man weiß, daß man mit dem nur vorgetäuschten Abschied jene Stunde vorwegnehmend heraufbeschwört, die unabwendbar später einmal schlagen wird, zumal man ja nicht sicher sein kann, ob man damit nicht gerade den Mechanismus auslöst, der sie schlagen läßt. In jedem Bluff liegt ein – wenn auch noch so kleines -Quentchen Ungewißheit über das, was der Getäuschte seinerseits tun wird. Wenn diese Komödie der Trennung nun wirklich mit einer Trennung ausginge! Man kann eine solche selbst unwahrscheinliche Möglichkeit nicht ins Auge fassen, ohne Herzklopfen zu bekommen. Man ist doppelt ängstlich, denn die Trennung würde dann in einem Moment geschehen, in dem sie unerträglich wäre, da man wieder litte wegen der Frau, die einen nun verlassen würde, bevor man geheilt oder zumindest

ruhiger geworden wäre. Und dazu haben wir nicht einmal mehr die Gewohnheit, jene Stütze, auf die wir uns verlassen können, selbst in unserem Kummer. Wir haben uns mutwillig ihrer begeben, wir haben dem gegenwärtigen Tag eine außergewöhnliche Wichtigkeit zugemessen, wir haben ihn aus der Reihe der aufeinanderfolgenden Tage herausgelöst, er schwebt, ohne Wurzeln, wie ein Abreisetag, und unsere Phantasie ist nicht mehr durch die Gewohnheit gelähmt, sie ist erwacht, plötzlich haben wir unsere Alltagsliebe mit sentimentalen Träumereien versehen, die sie gewaltig anwachsen lassen, wobei uns eine Gegenwart unerläßlich wird, auf die wir nun gerade nicht mehr mit unbedingter Sicherheit werden zählen können. Gewiß: Gerade um uns für die Zukunft diese Gegenwart zu sichern, haben wir so getan, als könnten wir auf sie verzichten. Doch aus diesem Spiel ist für uns Ernst geworden, wir haben wieder zu leiden begonnen, weil wir etwas Neues, Ungewohntes getan haben, was dadurch jenen Kuren ähnlich sieht, die später das Übel heilen sollen, an dem wir leiden, deren erste Wirkung aber darin besteht, es noch schlimmer zu machen.

Ich hatte Tränen in den Augen wie jemand, der sich, allein in seinem Zimmer, den launenhaften Umwegen seiner Träumereien folgend, den Tod eines geliebten Menschen vorstellt und sich dabei so lebhaft den Schmerz ausmalt, den er dabei erleben wird, daß er ihn schließlich verspürt. So schien mir, als ich Albertine immer zahlreichere Empfehlungen für ihr Verhalten mir gegenüber nach unserer Trennung gab, daß ich fast ebensoviel Kummer empfand, als hätten wir nicht vor, uns gleich darauf wieder zu versöhnen. Und war ich denn überhaupt so sicher, diese Versöhnung bewirken zu können, Albertine wieder zu der Idee eines gemeinsamen Lebens zurückzuführen, sicher auch, daß bei ihr nicht, wenn mir das alles an diesem Abend gelänge, die durch diese Szene nur zerstreute Stimmung wiederkehren würde? Ich fühlte mich als Herr der Zukunft, glaubte aber nicht recht daran, denn ich

begriff, daß dieses Gefühl nur daher rührte, daß es sie noch nicht gab und ihre Erfordernisse mich noch nicht bedrückten. Und indem ich log, verlieh ich meinen Worten vielleicht mehr Wahrheit, als ich dachte. Ich hatte davon ein Beispiel erlebt, als ich zu Albertine gesagt hatte, ich würde sie schnell vergessen. So war es mir tatsächlich mit Gilberte gegangen, die ich jetzt nicht besuchte, weniger, um einem Kummer, als vielmehr einem lästigen Zwang aus dem Weg zu gehen. Dabei hatte ich gewiß Schmerz empfunden, als ich Gilberte schrieb, ich würde sie nicht mehr sehen. Denn zu Gilberte ging ich nur von Zeit zu Zeit. Doch alle Stunden Albertines gehörten mir. In der Liebe aber ist es leichter, auf ein Gefühl zu verzichten, als eine Gewohnheit abzulegen. Während ich die Kraft, so viele schmerzvolle Worte über unsere Trennung auszusprechen, in meiner Gewißheit fand, daß sie erlogen waren, so waren sie dagegen aufrichtig im Mund Albertines, als sie rief: »Ach! Ich verspreche es Ihnen ja, ich werde Sie niemals wiedersehen. Alles will ich eher, als Sie weinen sehen, mein Herz. Ich will Ihnen keinen Kummer bereiten. Wenn es denn sein muß, wollen wir einander nicht mehr wiedersehen.« Sie waren aufrichtig, was sie von meiner Seite nicht hätten sein können, weil einerseits der Verzicht, den sie in Aussicht stellten, Albertine, die für mich nur Freundschaft empfand, weniger kostete, andererseits aber meine Tränen, die für eine große Liebe wenig bedeutet hätten, ihr als etwas Unerhörtes erschienen und sie tief betroffen machten, wenn sie sie auf jene Freundschaft übertrug, bei der sie selbst stehengeblieben und die größer als die meine war, nach dem, was sie eben sagte – nach dem, was sie eben sagte, weil bei einer Trennung derjenige, der nicht mit wahrer Liebe liebt, die zärtlichen Dinge sagt, während wahre Liebe sich nicht direkt ausspricht –, nach dem, was sie eben sagte und was vielleicht nicht ganz unrichtig war, denn die tausend Freundlichkeiten der Liebe können schließlich bei dem, der sie einflößt, aber nicht empfindet, eine Zuneigung, eine Dankbarkeit erzeugen, die weniger ego-

istisch ist als das Gefühl, das diese Regungen dort hervorgerufen hat, und die vielleicht nach Jahren der Trennung, wenn bei dem ehemals Liebenden nichts mehr davon zu finden ist, bei der Geliebten noch immer fortbesteht.[1]

Nur einen Augenblick lang empfand ich für sie eine Art von Haß, der meinem Bedürfnis, sie zurückzuhalten, aber nur neue Nahrung gab. Da ich, an jenem Abend einzig eifersüchtig auf Mademoiselle Vinteuil, mit der größten Gleichgültigkeit an den Trocadéro dachte – nicht nur daran, wie ich sie dorthin geschickt hatte, damit sie nicht zu den Verdurins ging, sondern sogar noch, als ich sah, daß dort Léa auftreten würde, um derentwillen ich Albertine dann zurückholen ließ, damit sie nicht ihre Bekanntschaft machte –, sprach ich, ohne mir etwas dabei zu denken, den Namen Léa aus; Albertine jedoch, mißtrauisch und in der Meinung, man habe mir darüber vielleicht mehr erzählt, kam mir zuvor und erklärte mir mit großer Redseligkeit, doch nicht, ohne das Gesicht etwas abzuwenden: »Ich kenne sie sehr gut; im vorigen Jahr sind wir, ein paar Freundinnen und ich, zu ihrer Vorstellung gegangen; nach der Aufführung waren wir noch bei ihr in der Garderobe; sie hat sich vor unseren Augen umgezogen. Das war sehr interessant.« Da sah sich mein Denken gezwungen, von Mademoiselle Vinteuil abzusehen; statt dessen heftete es sich nun mit verzweifeltem Bemühen in jenem unmöglichen Wettlauf nach dem Abgrund, den solche Rekonstruktionen eines Vorfalls bedeuten, an die Schauspielerin, an jene Abendvorstellung, bei der Albertine zu ihr in die Garderobe gegangen war. Wie sollte man einerseits nach allen Eiden, die sie mir, noch dazu im Ton größter Wahrhaftigkeit, geschworen hatte, nach dem völligen Verzicht auf ihre Freiheit glauben, daß bei alledem etwas Schlechtes im Spiel sein könnte? Waren aber nicht dennoch meine argwöhnischen Vermutungen Fühlern gleich, die die Wahrheit ertasteten, wo doch, wenn sie die Verdurins für mich aufgegeben hatte, um statt dessen in den Trocadéro zu gehen, gleichwohl bei den Verdurins Made-

moiselle Vinteuil hatte sein sollen, im Trocadéro aber, auf den sie im übrigen verzichtet hatte, um mit mir spazierenzufahren, eben jene Léa der Grund war, weshalb ich sie von dort zurückkommen ließ, Léa, derentwegen ich mich überflüssigerweise zu beunruhigen schien, die aber dennoch Albertine durch eine Bemerkung, die sie ganz ungefragt machte, weit besser gekannt zu haben zugab, als ich jemals gefürchtet hatte, noch dazu unter recht fragwürdigen Umständen, denn wer mochte sie veranlaßt haben, zu ihr in die Garderobe zu gehen? Wenn es mit Mademoiselle Vinteuil und Léa, die mir beide den Tag zur Hölle gemacht hatten, so war, daß ich aufhörte, wegen der einen zu leiden, sobald ich um der anderen willen litt, so entweder infolge einer Unzulänglichkeit meines Geistes, der sich nicht viele Szenen auf einmal vorzustellen vermochte, oder infolge einer Interferenz meiner nervösen Erregungen, von denen meine Eifersucht nur das Echo war. Ich konnte daraus schließen, daß Albertine Léa ebensowenig angehört hatte wie Mademoiselle Vinteuil und daß ich an Léa nur glaubte, weil ich eben noch unter dieser Vorstellung litt. Aber daß meine Eifersuchtsregungen erloschen – um eine nach der anderen zuweilen wieder aufzuflammen –, schloß nicht aus, daß jede einzelne doch einer erahnten Wahrheit entsprach, so daß ich mir bei all diesen Frauen nicht sagen durfte: keine, sondern vielmehr annehmen mußte: alle. Ich sage »erahnt«, denn ich konnte nicht alle erforderlichen Punkte von Raum und Zeit unter Beobachtung halten; welcher Instinkt noch dazu hätte mir das jeweilige Zusammentreffen verraten, das heißt mir gestattet, Albertine an einem Ort zu einer bestimmten Zeit mit Léa oder den jungen Mädchen von Balbec oder mit der Freundin von Madame Bontemps, die sie damals im Vorübergehen gestreift hatte, oder mit der jungen Person, die sie beim Tennisspiel zärtlich mit den Ellbogen berührt hatte, oder mit Mademoiselle Vinteuil zu überraschen?

»Meine liebe Albertine, es ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie mir das versprechen. Die ersten Jahre übrigens werde ich es vermeiden, Orte zu besuchen, an denen Sie gerade sind. Sie wissen wohl nicht, ob Sie diesen Sommer nach Balbec gehen werden? Weil ich es in diesem Fall so einrichten würde, dort lieber nicht zu erscheinen.« Wenn ich jetzt aufgrund meiner lügenhaften Erfindung immer weiter in die Zukunft vorausgriff, so geschah es weniger, um Albertine zu ängstigen, als um mir selbst Leid zu bereiten. Wie ein Mensch, der zunächst nur recht unwichtige Gründe des Unmuts hat, sich aber dann, vom Klang der eigenen Stimme berauscht, zu einer Wut fortreißen läßt, die nicht durch Kümmernisse, sondern durch seinen unaufhörlich wachsenden Zorn verursacht wird, so ließ auch ich mich mit der Widerstandslosigkeit eines Menschen, der spürt, wie der Frost ihn packt, der aber nicht zu kämpfen versucht, ja sogar bei den Kälteschauern eine Art von Lust verspürt, dauernd weiter in Trauer und immer tiefere Verzweiflung treiben. Und falls ich schließlich doch, wie ich es vorhatte, später die Kraft aufbringen sollte, mich zu fassen, zu reagieren, den Rückwärtsgang einzulegen, so müßte heute Albertines Kuß beim Gutenachtsagen mich weit mehr als über den Kummer, den sie mir durch ihren unfreundlichen Empfang bei meiner Rückkehr bereitet hatte, über jenen trösten, den ich verspürt hatte, als ich mir, um sie vorgeblich zu regeln, die Formalitäten einer eingebildeten Trennung ausmalte und mir ihre Folgen vor Augen hielt. Dieses Gutenachtsagen durfte auf alle Fälle nicht von ihr ausgehen, denn das hätte mir die scheinbare Sinnesänderung erschwert, in der ich ihr vorzuschlagen gedachte, wir sollten doch noch einmal auf eine Trennung verzichten. Ich fand daher kein Ende, sie daran zu erinnern, daß die Stunde des Gutenachtsagens schon längst gekommen war, weil ich dadurch die Initiative und die Möglichkeit behielt, sie immer wieder hinauszuschieben. So streute ich unaufhörlich Anspielungen auf den schon so weit vorgeschrittenen Abend und auf unsere Müdigkeit unter die Fra-

gen, die ich Albertine stellte. »Ich weiß nicht, wohin ich gehen werde«, antwortete sie mit nachdenklicher Miene auf meine Frage. »Vielleicht in die Touraine, zu meiner Tante.« Dieser erste Plan, den sie sich zurechtgelegt hatte, ließ mich zu Eis erstarren, als trete damit unsere endgültige Trennung tatsächlich in das Stadium der Verwirklichung ein. Sie ließ ihre Blicke auf dem Zimmer, dem Pianola[1] , den mit blauem Atlas bezogenen Sesseln ruhen. »Ich kann mich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ich das alles weder morgen noch übermorgen, noch jemals wieder sehen soll. Das liebe kleine Zimmer! Mir scheint, es ist ganz unmöglich, es will mir gar nicht in den Sinn.« – »Es muß sein, Sie waren so unglücklich hier.« – »Aber nein, ich war nicht unglücklich, erst jetzt werde ich es sein.« – »Nicht doch, ich kann Ihnen versichern, es ist so besser für Sie.« – »Für Sie vielleicht!« Ich fing an, starr ins Leere zu blicken, als ob ich, von Zweifel befallen, mit einer Idee kämpfte, die mir eben erst in den Sinn gekommen war. Endlich bemerkte ich: »Hören Sie, Albertine, Sie sagen, Sie seien glücklicher hier und werden unglücklich sein.« – »Ganz bestimmt!« – »Ich bin darüber sehr bestürzt; wollen Sie, daß wir versuchen, ein paar Wochen weiter so zu leben? Wer weiß? Von einer Woche zur anderen kann man vielleicht noch sehr weit gelangen; Sie wissen ja, daß es Provisorien gibt, die zuletzt für immer währen.« – »Oh! Das wäre sehr lieb von Ihnen!« – »Nur ist es dann Torheit, daß wir uns wegen eines Nichts ganze Stunden lang wehtun; das ist wie eine Reise, auf die man sich vorbereitet hat und die man dann doch nicht macht. Ich bin ganz zerbrochen vor Kummer.« Ich setzte sie auf meine Knie, nahm das Manuskript von Bergotte, das sie sich so sehr wünschte, und schrieb auf den Einband: »Für meine kleine Albertine zur Erinnerung an die Verlängerung des Mietvertrags.« – »Jetzt aber«, sagte ich zu ihr, »gehen Sie und schlafen Sie bis morgen abend durch, meine Liebe, Sie müssen ja ganz zerschlagen sein.« – »Ich bin vor allem

sehr froh!« – »Lieben Sie mich ein wenig?« – »Noch hundertmal mehr als zuvor.«

Ich hätte unrecht gehabt, über diese kleine Komödie glücklich zu sein, selbst dann, wenn es nicht zu jener glaubhaften Inszenierung gekommen wäre, bis zu der ich alles getrieben hatte. Selbst wenn wir nur ganz einfach von Trennung gesprochen hätten, so wäre es schon ernst genug gewesen. Gespräche dieser Art glaubt man nicht nur in bewußter Unaufrichtigkeit zu führen – was den Tatsachen entspricht –, sondern auch in voller Entschlußfreiheit. Gewöhnlich aber sind sie, uns unbewußt, das erste Raunen eines Sturms, von dem wir noch nichts ahnen. Tatsächlich drücken wir dabei das Gegenteil von dem aus, was wir uns wünschen (nämlich immer mit der Geliebten zusammenzusein), doch ist es gerade auch die Unmöglichkeit eines solchen Zusammenlebens, die unser tägliches Leiden ausmacht, ein Leiden, das wir dem der Trennung vorziehen, wiewohl es, ob wir wollen oder nicht, mit Trennung enden wird. Normalerweise, aber trotzdem nicht sogleich. Meist vollzieht es sich so – bei Albertine und mir war das, wie man sehen wird, nicht der Fall –, daß man einige Zeit, nachdem jene Worte, an die man nicht glauben wollte, gefallen sind, das noch ganz unfertige Projekt einer bewußten, nicht schmerzlichen und zeitlich begrenzten Trennung in die Tat umsetzt. Man bittet die Frau – damit sie sich später bei uns um so wohler fühlt, wir aber andererseits für den Augenblick dem unaufhörlichen Ablauf von Trauer und Müdigkeit entrinnen –, ohne uns eine Reise von einigen Tagen zu machen (oder uns eine solche ohne sie zu gestatten). Diese Tage werden die ersten sein, die wir – seit sehr langer Zeit – ohne sie verbringen, etwas, was uns bislang unmöglich erschienen war. Sehr schnell nimmt sie nachher ihren Platz in unserem Heim wieder ein. Nur ist diese Trennung, die kurz war, aber immerhin wahr geworden ist, nicht so willkürlich beschlossen und auch nicht mit solcher Gewißheit die einzige, wie wir meinen. Die gleichen Mißhelligkeiten fangen wieder an, die

gleiche Schwierigkeit des Zusammenlebens zeichnet sich von neuem ab, nur ist die Trennung jetzt nicht mehr so schwierig zu vollziehen; man hat angefangen davon zu sprechen, man hat sie in nicht verletzender Weise schon einmal ausgeführt. Aber das sind nur Vorläufer, die wir als solche nicht erkannten. Bald wird auf die nur momentane, freundliche Trennung die grausame, definitive folgen, der wir vorgearbeitet haben, ohne es zu wissen.

»Kommen Sie in fünf Minuten in mein Zimmer, mein Liebster, damit ich Sie noch ein wenig sehen kann. Sie müssen ganz lieb zu mir sein. Aber ich schlafe dann sicher gleich ein, denn ich bin halb tot.« Eine Tote sah ich wirklich vor mir, als ich kurz darauf in ihr Zimmer trat. Sie war eingeschlafen, sobald sie sich hingelegt hatte; die Bettücher, die sich wie ein Leichentuch um ihren Körper rollten, waren in ihrem schönen Faltenwurf gleichsam zu Stein erstarrt. Wie bei gewissen Darstellungen des Jüngsten Gerichts aus dem Mittelalter schien es, als rage einzig der Kopf, der im Schlaf der Posaune des Erzengels harrt, aus dem Grab hervor.[1] Der Schlummer hatte diesen Kopf in einer fast ganz nach hinten zurückgeworfenen Haltung und von wirrem Haar umflutet überrascht. Als ich diesen bedeutungslosen Körper vor mir liegen sah, fragte ich mich, was für eine Logarithmentafel er eigentlich vorstellte, daß alle Handlungen, in die er hätte verstrickt sein können, von einer bloßen Berührung mit dem Ellbogen bis zum Kleiderstreifen im Vorübergehen, in ihrer ganzen unendlichen Ausdehnung bis zu allen Punkten, die dieser Körper in Raum und Zeit je eingenommen hatte, Handlungen, die von Zeit zu Zeit jäh in meiner Erinnerung wiederauflebten, mir so schmerzliche Ängste bereiten konnten, obwohl ich wußte, daß sie bei meiner Freundin durch Regungen und Wünsche zustande kamen, die mir bei einer anderen, ja sogar fünf Jahre früher oder später bei ihr selbst, ganz gleichgültig gewesen wären. Es war eine Lüge, eine Lüge jedoch, von der ich mich aus Feigheit nur durch meinen Tod erlösen zu können glaubte.

So blieb ich, in den Pelzmantel gehüllt, den ich seit meiner Rückkehr von den Verdurins noch nicht abgelegt hatte, vor diesem leicht zusammengekrümmten Körper stehen, der wie eine Allegorie aussah. Wofür? Für meinen Tod? Meine Liebe?[1] Bald hörte ich ihre regelmäßigen Atemzüge. Ich ließ mich am Rand ihres Bettes nieder, um die beruhigende Kur von Brise und Kontemplation auf mich wirken zu lassen. Dann zog ich mich leise zurück, um sie nicht aufzuwecken.

Es war so spät geworden, daß ich gleich am Morgen Françoise nahelegte, recht leise zu gehen, wenn sie an Albertines Zimmer vorüberkam. Überzeugt, daß wir die Nacht mit dem verbracht hatten, was sie als Orgien zu bezeichnen pflegte, wies Françoise ironisch die anderen Bedienten an, »die Prinzessin nicht aufzuwecken«. Eines der Dinge, die ich fürchtete, war, daß Françoise eines Tages sich nicht mehr beherrschen, daß sie zu Albertine ausfallend werden und dadurch Komplikationen in unserem Dasein bewirken könnte. Françoise war damals nicht mehr – wie zu jener Zeit, als sie darunter litt, Eulalie von meiner Tante verwöhnt zu sehen – in dem Alter, ihre Eifersucht standhaft zu ertragen. Diese veränderte und verkrampfte vielmehr das Gesicht unserer alten Dienerin so sehr, daß ich mich zuweilen fragte, ob sie nicht, ohne daß ich es bemerkt hatte, im Anschluß an einen Zornausbruch einen leichten Schlaganfall erlitten hatte. Nachdem ich darum gebeten hatte, man möge auf Albertines Schlaf Rücksicht nehmen, fand ich selbst gar keinen. Ich versuchte zu verstehen, welches die wirkliche innere Verfassung Albertines wohl sei. War durch die traurige Komödie, die ich gespielt hatte, eine wirkliche Gefahr abgewendet worden, das heißt, hatte sie, obwohl sie behauptete, sie fühle sich zu Hause so glücklich, doch in Wirklichkeit hin und wieder die Idee, sie wünsche sich ihre Freiheit, oder sollte ich im Gegenteil ihren Worten vertrauen? Welche der beiden Hypothesen war die richtige? Wenn es mir häufig so erging und vor allem noch ergehen sollte, daß ich einem Vorfall meines früheren Lebens

in Gedanken die Ausmaße eines historischen Faktums zu geben versuchte, um eine politische Begebenheit verstehen zu können, so fand ich umgekehrt an diesem Morgen kein Ende, trotz so vieler Unterschiede um des besseren Verständnisses willen die Tragweite der Szene, die in der Nacht zuvor zwischen uns stattgefunden hatte, mit einem diplomatischen Zwischenfall zu vergleichen, der sich damals gerade ereignet hatte.

Vielleicht hatte ich das Recht, so zu urteilen. Es war durchaus möglich, daß ohne mein Wissen das Beispiel von Monsieur de Charlus mich bei dieser lügnerischen Szene geleitet hatte, die ich ihn so oft und mit so großer Glaubwürdigkeit hatte aufführen sehen. War aber bei ihm diese Szene nicht einfach ein unbewußtes Einbringen der tiefwurzelnden Tendenz seiner durch List provozierenden und gegebenenfalls aus Stolz kriegerischen deutschen Rasse in das Privatleben?

Verschiedene Persönlichkeiten, darunter der Fürst von Monaco, hatten der französischen Regierung eingeredet, daß Deutschland, wenn sie sich nicht von Monsieur Delcassé trenne, seine unablässigen Drohungen wahrmachen und zum Krieg schreiten würde, worauf der Minister des Äußeren gebeten wurde zu demissionieren.[1] Die französische Regierung hatte also doch für den Fall, daß wir nicht nachgeben würden, die Möglichkeit einer Kriegsabsicht ins Auge gefaßt. Andere Personen aber meinten, es handle sich um einen einfachen »Bluff« und Deutschland hätte, auch wenn Frankreich standhaft geblieben wäre, nicht zum Schwert gegriffen. Gewiß war in meinem Fall die Vorlage nicht nur eine andere, sondern fast genau entgegengesetzt, da die Drohung, mit mir zu brechen, nie von Albertine ausgegangen war; aber eine Gesamtheit von Eindrücken hatte bei mir zu dem Glauben geführt, daß sie daran dachte, so wie die französische Regierung dies von Deutschland geglaubt hatte. Wenn andererseits Deutschland den Frieden wünschte, so zeugte es von höchst anfechtbarer und gefährlicher Geschicklichkeit, bei der französischen Re-

gierung die Vorstellung zu wecken, es wünsche den Krieg. Gewiß war mein Verhalten nicht ungeschickt gewesen, wenn der Gedanke, ich würde mich niemals dazu entschließen, mit ihr zu brechen, bei Albertine plötzlich auftauchende Wünsche nach Unabhängigkeit weckte. Und war es nicht schwer zu glauben, sie kenne dergleichen nicht, und die Augen zu verschließen vor jenem ganzen geheimen Leben in ihr, das auf die Befriedigung ihres Lasters gerichtet war, allein schon in Anbetracht ihres Zorns, als sie erfuhr, ich sei bei den Verdurins gewesen, sowie ihrer Worte: »Ich habe es ja gewußt«, denen sie noch den aufschlußreichen Satz hinzugefügt hatte: »Sie sollten ja wohl Mademoiselle Vinteuil dahaben?« All das wurde noch bestätigt durch die Begegnung zwischen Albertine und Madame Verdurin, von der ich durch Andrée wußte. Und doch, sagte ich mir, wenn ich versuchte, gegen mein Gefühl anzugehen, waren diese jähen Unabhängigkeitswünsche – falls sie überhaupt existierten – durch die entgegengesetzte Idee verursacht oder würden schließlich durch sie verursacht werden, nämlich die, daß ich nie die Absicht gehabt hatte, sie zu heiraten, und die Wahrheit sagte, wenn ich scheinbar unbedacht auf unsere bevorstehende Trennung anspielte, kurz, daß ich sie doch auf alle Fälle den einen oder anderen Tag verlassen würde – eine Überzeugung, die durch die Szene, die ich ihr am Abend gemacht hatte, nur an Kraft gewinnen und vielleicht bei ihr zu dem folgenden Entschluß führen konnte: Wenn es doch unabwendbar an dem einen oder anderen Tag geschehen muß, ist es besser, wir machen auf der Stelle Schluß. Die Kriegsvorbereitungen, die das dümmste aller Sprichwörter empfiehlt, um dem Friedenswillen zum Sieg zu verhelfen, schaffen im Gegenteil zunächst bei jedem der beiden Gegner die Überzeugung, daß der andere den Bruch will, eine Überzeugung, die den Bruch herbeiführt, und wenn er stattgefunden hat, bei jedem der beiden wiederum die Überzeugung, der Gegner habe ihn gewollt.[1] Selbst wenn die Drohung nicht ernst gemeint war, lädt ihr Erfolg dazu ein, es

von neuem zu versuchen. Der genaue Punkt aber, bis zu dem der Bluff erfolgreich sein wird, ist schwierig zu bestimmen; wenn der eine zu weit geht, wagt der andere, der bis dahin nachgegeben hat, sich seinerseits etwas weiter vor; der erste, der nicht mehr weiß, wie er seine Methode ändern soll und sich zudem an die Idee gewöhnt hat, daß den Bruch vorgeblich nicht zu fürchten die beste Manier darstellt, ihm aus dem Weg zu gehen (wie ich es an jenem Abend mit Albertine gemacht hatte), noch dazu aus Stolz lieber unterliegen als noch einmal nachgeben will, verharrt in seiner drohenden Haltung, bis keiner mehr zurück kann. Diese Art von Bluff kann auch mit Aufrichtigkeit gemischt sein und mit ihr abwechseln, so daß, was gestern noch ein Spiel war, morgen Wirklichkeit ist. Es kann letztlich auch geschehen, daß einer der Gegner tatsächlich zum Krieg entschlossen ist, daß Albertine zum Beispiel die Absicht hatte, früher oder später dieses Leben zu beenden, oder umgekehrt, daß diese Idee ihr niemals in den Sinn gekommen war und nur meine Einbildungskraft sie erfunden hatte. Das waren die verschiedenen Hypothesen, die ich erwog, während sie an diesem Morgen schlief. Was die letztere anbetrifft, kann ich gleichwohl sagen, daß ich Albertine in der darauffolgenden Zeit immer nur gedroht habe, ich würde sie verlassen, wenn es galt, einer Vorstellung von unangebrachter Freiheit bei ihr zu begegnen, einer Vorstellung, der sie nicht eigentlich Ausdruck verlieh, die mir aber unausgesprochen in gewissen geheimnisvollen Mißfallensregungen, gewissen Worten und Gesten dennoch enthalten schien, für welche diese Idee die einzig mögliche Erklärung war und für die sie mir keine andere bot. Noch dazu stellte ich solche Regungen sehr oft fest, ohne auf eine mögliche Trennung anzuspielen, da ich hoffte, sie entstammten nur einer schlechten Laune, die am gleichen Tag noch verschwinden würde. Doch hielt diese fast ohne Unterbrechung oft während Wochen an, in denen Albertine einen Konflikt provozieren zu wollen schien, als gebe es in jenem Augenblick in einer mehr oder

weniger entfernten Region Vergnügungen, um die sie sich durch ihr Eingesperrtsein bei mir gebracht sah und die so lange, bis sie ein Ende genommen hatten, ihren Einfluß auf sie ausübten, gleich jenen atmosphärischen Veränderungen, die noch in unserer Kaminecke auf unsere Nerven einwirken, selbst wenn sie sich auf den fernen Balearen ereignen.

An diesem Morgen, während Albertine schlief und ich zu erraten versuchte, was sie in ihrem Inneren verbarg, erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, die ihrer Beunruhigung darüber, daß sie nichts über meine Entschlüsse erfuhr, durch den folgenden Satz Madame de Sévignés Ausdruck gab: »Ich für meine Person bin überzeugt, daß er nicht die Absicht hat, sich zu verheiraten; aber warum bringt er dann Unruhe über dieses Mädchen, mit dem er sich niemals vermählen wird? Warum setzt er sie der Gefahr aus, daß sie andere Partien mit Verachtung ausschlägt? Warum den Sinn eines Menschen verwirren, dem man mit solcher Leichtigkeit aus dem Weg gehen könnte?«[1] Dieser Brief meiner Mutter brachte mich auf die Erde zurück. Wozu gehe ich den Geheimnissen einer Seele nach, deute ein Mienenspiel und fühle mich von Ahnungen bedrängt, denen ich nicht auf den Grund zu gehen wage? fragte ich mich. Ich gab mich Träumereien hin, während in Wirklichkeit die Sache ganz einfach war. Ich bin ein unentschlossener junger Mann, und es handelt sich um eine jener Heiraten, bei denen man eine Zeitlang nicht weiß, ob sie zustande kommen oder nicht. Es war nichts Besonderes an dem Fall Albertine. Dieser Gedanke verschaffte mir eine große, aber kurzzeitige Entspannung. Schon bald darauf sagte ich mir: Man kann tatsächlich unter einem rein gesellschaftlichen Gesichtspunkt alles wie die banalsten »Vermischten Meldungen« betrachten, und von außen würde ich es vielleicht so ansehen. Aber ich weiß: Wahr, zum mindesten ebenfalls wahr ist alles, was ich gedacht, was ich in Albertines Augen gelesen habe, wahr sind die Befürchtungen, die mich foltern, und die Probleme, die mich unaufhörlich im Hinblick auf sie beschäftigen.

Die Geschichte von dem zögernden Verlobten und der nicht zustande gekommenen Heirat mag dem entsprechen, so wie die Theaterchronik eines mit gesundem Menschenverstand begabten Lokalreporters den Inhalt eines Stücks von Ibsen wiedergeben kann. Doch neben den Tatsachen, die man berichtet, besteht eben doch noch etwas anderes. Freilich mag dieses andere, wenn man es zu sehen verstünde, bei allen zögernden Verlobten vorhanden sein und bei allen Eheschließungen, die sich in die Länge ziehen, weil vielleicht etwas Geheimnisvolles hinter dem Alltagsgeschehen steckt. Ich konnte darüber hinwegsehen, soweit es um das Leben anderer ging, aber das meine und Albertines erlebte ich von innen her.

Ebensowenig, wie sie es vordem getan hatte, sagte Albertine von diesem Abend an zu mir: »Ich weiß, daß Sie kein Vertrauen zu mir haben, ich werde versuchen, Ihren Argwohn zu zerstreuen.« Dieser Gedanke, den sie nie aussprach, hätte aber selbst ihre geringfügigsten Handlungen erklären können. Nicht nur war sie darauf bedacht, daß sie niemals einen Augenblick allein und ich nie in Unkenntnis darüber war, was sie getan hatte, falls ich ihren eigenen Erklärungen keinen Glauben schenkte, sondern sogar, wenn sie mit Andrée telephonierte oder mit der Garage oder dem Reitstall oder sonstwem, behauptete sie, es sei zu langweilig, allein am Apparat zu stehen, weil die Telephonistinnen so lange brauchten, um die Verbindung herzustellen, und richtete es so ein, daß ich bei ihr war, notfalls sogar Françoise, ganz als fürchte sie, ich könne mir vorstellen, sie werde irgendwelche bedenklichen Telephongespräche führen, die zum Treffen geheimer Verabredungen dienten. Ach! All das beruhigte mich nicht. Aimé hatte mir die Photographie Esthers mit den Worten zurückgeschickt, das sei die Dame nicht. Also gab es noch andere? Wen? Ich schickte die Photographie an Bloch zurück. Diejenige, die Albertine Esther geschenkt hatte, die hätte ich eigentlich sehen wollen. Wie war sie darauf ? Vielleicht im Dekolleté? Wer weiß, ob sie sich nicht zusammen hatten photo-

graphieren lassen. Ich wagte jedoch nicht, zu Albertine etwas darüber zu sagen – denn das hätte gewirkt, als hätte ich die Photographie nicht selbst zu Gesicht bekommen – noch zu Bloch, dem ich kein so großes Interesse an Albertine zu erkennen geben wollte. Und dieses Leben, das jeder, der meinen Argwohn und ihre Sklaverei gekannt hätte, von außen her als höchst grausam für mich und Albertine hätte ansehen müssen, galt Françoise als ein Leben unverdienter Freuden, das die »Schmeichlerin« sich geschickt scheinbar aufzwingen ließ, diese »Scharlatantin«, wie Françoise sagte, die dieses Femininum viel häufiger gebrauchte als das Maskulinum, weil sie auf Frauen neidischer war. Da Françoise durch die Berührung mit mir ihren Wortschatz um neue Wendungen bereichert hatte, die sie sich jedoch auf ihre Weise zurechtlegte, sagte sie auch von Albertine, sie habe niemals eine Person von solcher »Perfidität« gekannt, die mir förmlich das Geld aus der Tasche »sog«, weil sie gut Komödie zu spielen verstehe (was Françoise wiederum, da sie ebenso leicht das Besondere für das Allgemeine wie das Allgemeine für das Besondere setzte und nur sehr ungenaue Vorstellungen vom Unterschied zwischen den verschiedenen Gattungen der dramatischen Kunst besaß, »Pantomine spielen« nannte). Vielleicht war ich an diesem Irrtum über Albertine und mein wahres Leben durch die unklaren Behauptungen, die ich im Gespräch mit Françoise gewandt einstreute – teils aus dem Verlangen heraus, sie zu ärgern, teils um, wenn auch nicht geliebt, so doch glücklich zu scheinen –, selbst ein wenig schuld. Und doch erriet sie sehr bald meine Eifersucht, die Überwachung, die ich Albertine angedeihen ließ (Dinge, von denen ich so gern gewollt hätte, daß Françoise sie nicht wußte), wie der Hellseher, wenn er mit verbundenen Augen einen Gegenstand findet; von jener Intuition geleitet, die sie für alle Dinge besaß, die mir unangenehm sein konnten, und dank deren sie sich vom Ziel auch nicht durch die Lügen abbringen ließ, die ich vorbringen konnte, um sie zu verwirren, geleitet aber auch von ihrem Haß

auf Albertine, der Françoise mehr noch als dazu, ihre Feindinnen für glücklicher und für gewitztere Komödiantinnen zu halten, als sie waren, dazu trieb, das zu entdecken, was ihnen schaden und sie ins Verderben stürzen konnte. Françoise hat gewiß Albertine niemals Szenen gemacht. Ich fragte mich, ob nicht Albertine, wenn sie sich überwacht fühlte, selbst die Trennung vollziehen würde, die ich ihr angedroht hatte, denn in seinem wechselnden Verlauf läßt das Leben unsere erfundenen Geschichten zur Wirklichkeit werden. Jedesmal, wenn ich eine Tür gehen hörte, zuckte ich in der gleichen Weise zusammen wie meine Großmutter in ihrer Agonie, wenn ich läutete. Ich glaubte nicht, daß Albertine ausging, ohne es mir gesagt zu haben, doch mein Unbewußtes nahm es an, so wie das Unbewußte meiner Großmutter bei meinem Schellen erbebte, obwohl sie nicht mehr bei Bewußtsein war. Eines Morgens wurde ich sogar ganz plötzlich von jäher Unruhe befallen, sie sei nicht nur ausgegangen, sondern abgereist. Ich hatte eine Tür gehen hören, es schien mir die Tür ihres Schlafzimmers zu sein. Lautlos schlich ich zu ihrem Zimmer, trat ein und blieb auf der Schwelle stehen. Im Halbdunkel bauschten sich die Bettücher in Sichelform, es mußte Albertine sein, die zusammengekauert mit Kopf und Füßen zur Wand hin schlief. Nur das starke schwarze Haar des Kopfes schaute über das Bettuch hinaus und zeigte mir, daß sie es war, daß sie die Tür nicht aufgemacht, sich nicht gerührt hatte, und ich fühlte, wie dieser reglose, doch lebendige Halbkreis, der ein ganzes menschliches Leben barg, das einzige war, was für mich etwas bedeutete; ich fühlte, wie er dalag, in meinem Besitz und von mir beherrscht.

Doch ich kannte Françoise' Kunstfertigkeit darin, etwas zu insinuieren, ihre Art, in Form einer bedeutungsvollen Inszenierung ihren Willen durchzusetzen, und kann mir noch heute nicht denken, daß sie der Versuchung widerstanden hatte, Albertine täglich anzudeuten, welche demütigende Rolle sie im Haus spielte, und sie durch eine geschickt übertriebene

Ausmalung der Gefangenschaft, in der sie sich befand, vollends kopfscheu zu machen. Ich habe einmal Françoise dabei angetroffen, wie sie mit einer großen Brille auf der Nase in meinen Papieren wühlte und ein paar Blätter zurücklegte, in denen ich eine Erzählung über Swann und die Unmöglichkeit seines Verzichts auf Odette aufgezeichnet hatte.[1] Hatte sie sie aus Unachtsamkeit in Albertines Zimmer herumliegen lassen? Im übrigen erhob sich wahrscheinlich über allen Andeutungen Françoise', die nur die perfide einflüsternde Orchestrierung darstellten, in einer höheren, klareren, dringlicheren Tonlage die anschuldigende, verleumderische Stimme der Verdurins, die wütend darüber waren zu erleben, wie Albertine mich unwissentlich und ich sie wissentlich vom Klübchen fernhielt.

Was das Geld betraf, das ich für Albertine ausgab, so war es mir fast unmöglich, die Beträge vor Françoise zu verheimlichen, da ich ihr überhaupt keine Ausgaben verheimlichen konnte. Françoise hatte wenige Fehler, diese Fehler aber hatten bei ihr wahre Fähigkeiten gezeitigt, die ihnen dienten und ihr außerhalb dieser Fehler oft den Dienst versagten. Der größte war die Neugier, die sich auf Beträge bezog, die wir für andere ausgaben als sie. Hatte ich eine Rechnung zu bezahlen oder ein Trinkgeld zu geben, so mochte ich mich noch so sehr abseits halten, sie fand einen Teller, den sie zurechtrücken, eine Serviette, die sie fortnehmen mußte, irgend etwas, was ihr gestattete, näher zu kommen. Wie wenig Zeit ich ihr auch ließ, da ich sie meist erzürnt fortschickte: diese Frau, die nicht mehr gut sah, kaum zählen konnte, beobachtete dennoch – von der gleichen Neigung getrieben, die einen Schneider, wenn er uns sieht, unwillkürlich den Stoff unseres Anzugs abschätzen und am liebsten auch noch befühlen läßt, oder die einen Maler für einen Farbeffekt besonders empfänglich macht – heimlich, was ich gab, und errechnete sich sofort den genauen Betrag. Wenn ich mich, damit sie nicht Albertine gegenüber behaupten konnte, daß ich ihren Chauffeur zu bestechen versuchte, lieber von vornherein wegen eines Trink-

gelds, das ich ihm gab, mit den Worten entschuldigte: »Ich wollte dem Chauffeur eine Freundlichkeit erweisen, ich habe ihm zehn Francs gegeben«, so antwortete Françoise, die sich mit ihrem Blick eines halbblinden alten Adlers ausreichend orientiert hatte, völlig ungerührt: »Nicht doch, Monsieur hat ihm dreiundvierzig Francs Trinkgeld gegeben. Der Mann hat Monsieur gesagt, er bekomme fünfundvierzig Francs, Monsieur hat ihm darauf hundert Francs gegeben, aber nur zwölf Francs zurückerhalten.« Sie hatte Zeit gefunden, die Höhe des Trinkgelds festzustellen oder zu berechnen, die nicht einmal ich selbst hätte angeben können.

Sofern Albertine sich vorgenommen hatte, mir meine Ruhe wiederzugeben, gelang es ihr zum Teil, und meine Vernunft wünschte sich gar nichts Besseres als den Beweis, daß ich mich in den schlimmen Absichten Albertines ebenso getäuscht hatte wie vielleicht in ihren lasterhaften Instinkten. Gewiß ließ ich mich bei der Bewertung der Argumente, die meine Vernunft mir lieferte, durch das Verlangen leiten, sie zutreffend zu finden. Doch um gerecht zu sein und Aussicht zu haben, die Wahrheit zu erkennen, soweit man einzuräumen bereit ist, daß sie sich nicht nur erahnen, durch telepathische Emanationen erfühlen läßt – mußte ich mir da nicht auch sagen, daß ebenso, wie meine Vernunft sich von meinen Wünschen leiten ließ, wenn sie meine Heilung herbeizuführen suchte, mein Gefühl in allem, was Mademoiselle Vinteuil betraf (die Laster Albertines, ihre Absicht, ein anderes Leben zu haben, ihren Plan einer Trennung, was lauter Begleiterscheinungen ihrer Laster waren), bei dem Versuch, mich krank zu machen, vielleicht von meiner Eifersucht in die Irre geleitet worden war? Ihre Abriegelung, die Albertine selbst so erfindungsreich zu einer völlig hermetischen zu machen verstand, benahm mir vielleicht allmählich, indem sie mich vom Leiden befreite, meinen Argwohn, und ich konnte nun, wenn der Abend mich erneut unruhig stimmte, in der Gegenwart Albertines die Befriedigung der ersten Tage wiederfinden.

Neben meinem Bett sitzend sprach sie mit mir von einer jener Toiletten oder den sonstigen Dingen, die ich ihr weiterhin schenkte, um ihr nach Möglichkeit das Leben angenehmer und ihre Gefangenschaft schöner zu gestalten, wobei ich manchmal fürchtete, sie könne der Meinung jener Madame de La Rochefoucauld sein, die, als jemand sie fragte, ob sie sich denn nicht in einer so schönen Behausung wie Liancourt recht wohl fühle, antwortete, ein schönes Gefängnis gebe es für sie nicht.[1]

Ebenso wie ich mich wegen des alten Silbergeschirrs an Monsieur de Charlus gewandt hatte, wandte ich mich, als wir das Projekt erwogen, eine Jacht zu kaufen,[2] ein Projekt, das Albertine für unrealisierbar hielt – und ich ebenfalls, jedesmal dann, wenn ich wieder an ihre Tugend zu glauben begann und meine nachlassende Eifersucht nicht mehr andere Wünsche in mir unterdrückte, in denen meine Freundin keinen Platz hatte, die aber ebenfalls zu ihrer Befriedigung Geld erforderten –, für alle Fälle und ohne daß sie glaubte, wir würden jemals eine besitzen, an Elstir um Rat. Wie auf dem Gebiet der weiblichen Kleidung war nun aber der Geschmack des Malers raffiniert und heikel auch da, wo es um die Innenausstattung von Vergnügungsjachten ging. Er wollte in ihnen nur englische Möbel und altes Silber sehen. Albertine hatte zunächst nur an ihre Toiletten und an das Mobiliar gedacht. Jetzt interessierte sie sich für Silber, und das hatte sie, schon seitdem wir aus Balbec zurückgekehrt waren, veranlaßt, Werke über die Silberschmiedekunst und die Echtheitszeichen der alten Ziseleure zu studieren. Doch ist antikes Tafelsilber – da es in Frankreich zweimal eingeschmolzen wurde, zuerst nach dem Frieden von Utrecht[1] , als der König selbst, dem seine großen Herren darin folgten, das seine opferte, dann 1789 – außerordentlich selten. Andererseits, wenn auch moderne Silberschmiede diese ganzen Schätze nach den Zeichnungen der Manufaktur von Pont-aux-Choux[2] wieder nachgearbeitet haben, fand doch Elstir diese antiken Novitäten unwürdig des Heims einer Frau

von Geschmack, selbst wenn es sich nur um ein schwimmendes Heim handelte. Ich wußte, daß Albertine die Beschreibung der Wunderwerke gelesen hatte, die Roettiers für Madame Du Barry geschaffen hat.[3] Sie brannte darauf, sie zu sehen, ich darauf, sie ihr zu schenken, falls es noch etwas davon gab. Sie hatte sogar hübsche Sammlungen angelegt, die sie mit bezauberndem Geschmack in einer Vitrine anordnete und die ich nicht ohne Rührung und Furcht betrachten konnte, denn die Kunst, mit der sie die Gruppierung vornahm, war die aus Geduld, Erfindungsgeist, Sehnsucht und dem Wunsch zu vergessen geborene, wie Gefangene sie üben.

An Toiletten gefiel ihr in dieser Zeit vornehmlich alles, was von Fortuny[4] kam. Diese Kleider von Fortuny, von denen ich eines an Madame de Guermantes gesehen hatte, waren die, deren bevorstehendes Erscheinen Elstir uns verkündet hatte, als er von den prächtigen Gewändern der Zeitgenossinnen Carpaccios und Tizians sprach, die aus ihrer prunkvollen Asche wiedererstehen würden, denn alles wird wiederkommen, wie in den Gewölben der Markuskirche[5] zu lesen steht und wie es jene aus den Marmor- und Jaspisbecken der byzantinischen Kapitelle trinkenden Vögel verkünden, die Symbol des Todes und zugleich der Auferstehung sind.[6] Sobald die Frauen angefangen hatten, solche Kleider zu tragen, hatte Albertine sich der Versprechungen Elstirs erinnert und den Wunsch danach geäußert, und wir sollten ihr eines davon aussuchen. Diese Kleider waren also nicht jene wirklich antiken, in denen die Frauen von heute ein wenig zu kostümiert aussehen und die man besser in einer Sammlung aufbewahrt (auch solche übrigens suchte ich für Albertine), sie hatten aber auch nicht jene Kälte, die für Nachahmungen, für alle Imitationen alter Stile charakteristisch ist. Sie hatten eher Ähnlichkeit mit den Dekorationen von Sert, Bakst und Benois,[1] die zu dieser Zeit in den Ballets Russes die beliebtesten Kunstepochen heraufbeschworen, mit Hilfe von Kunstwerken, die ganz von deren Geist getränkt und dennoch authentisch waren; ebenso

ließen die Roben von Fortuny, treu dem Geist früherer Zeiten, aber doch durch und durch authentisch, wie eine Dekoration, ja mit größerer Beschwörungskraft als eine Dekoration, da die Dekoration im Imaginären verblieb, jenes orienterfüllte Venedig in Erscheinung treten, in dem sie getragen worden wären, dessen Sonne mitsamt den turbangeschmückten Gestalten sie heraufbeschworen und dessen vielfältig gebrochene, geheimnisvolle und komplementäre Farbe sie darstellten, in höherem Maße noch als der Schrein von San Marco. Alles aus dieser Zeit war untergegangen, doch alles wurde wiedergeboren, heraufbeschworen – damit sich eines mit dem anderen im Glanz der Landschaft und im Gewimmel des Lebens verbinde – durch das vereinzelte, überlebende Auftauchen der Stoffe verblichener Dogaressen.

Ich wollte ein- oder zweimal Madame de Guermantes wegen solcher Dinge um ihren Rat bitten. Die Herzogin aber mochte Toiletten nicht, in denen man kostümiert wirkt. Sie selbst sah niemals besser aus, als wenn sie schwarzen Samt mit Diamanten trug. Für Kleider, wie Fortuny sie fertigte, taugte ihr Rat nicht. Im übrigen hatte ich Bedenken, durch eine solche Frage bei ihr den Anschein zu erwecken, als besuchte ich sie nur, wenn ich sie zufällig brauchte, während ich seit langem jede Woche mehrere Einladungen von ihrer Seite ablehnte. Ich erhielt übrigens solche in großer Fülle nicht nur von ihr. Gewiß, sie und viele andere Frauen waren immer sehr liebenswürdig zu mir gewesen. Sicher aber hatte meine Isolation diese Liebenswürdigkeit noch verzehnfacht. Es scheint, daß im Gesellschaftsleben – ein schwacher Widerschein dessen, was sich in der Liebe zuträgt – die beste Art, gesucht zu werden, darin besteht, sich zu verweigern. Ein Mann setzt alles als Posten in seine Rechnung ein, was er an rühmlichen Zügen herausstellen kann, um einer Frau zu gefallen; unaufhörlich wechselt er in seiner Kleidung ab, er wacht über seine Miene; die Betreffende aber hat für ihn nicht eine einzige der Aufmerksamkeiten, die er bei einer anderen erlangt, die er

sich, wiewohl er sie betrügt und in unordentlicher Kleidung und ohne jedes Bemühen, ihr zu gefallen, vor ihr erscheint, auf immer verbunden hat. Ebenso würde ich einem Mann, der etwa bedauerte, daß man sich in der Gesellschaft nicht stärker um ihn bemüht, nicht raten, noch mehr Besuche zu machen oder sich eine noch schönere Equipage zuzulegen; ich würde ihm vielmehr sagen, er solle keine Einladung annehmen, auf sein Zimmer beschränkt leben, niemanden zu sich lassen, denn dann dürfe er sicher sein, daß man vor seiner Tür Schlange stehen werde. Oder vielmehr, ich würde es ihm nicht sagen. Denn diese zuverlässige Art, umworben zu werden, führt nur so zum Erfolg wie die, geliebt zu werden, das heißt, wenn man sie selbst keinesfalls zu diesem Zweck erwählt hat, wohl aber zum Beispiel, wenn man tatsächlich immer im Haus bleibt, weil man ernstlich krank ist oder zu sein glaubt oder dort eine Geliebte eingeschlossen hält, die man der Gesellschaft vorzieht (oder wenn diese drei Dinge gleichzeitig zutreffen), für welche dann, ohne daß sie etwas von der Existenz dieser Frau weiß, die Zurückgezogenheit selbst ein Grund sein wird, den, der sie übt, mehr als alle anderen zu schätzen und sich an ihn zu heften.

»Apropos Haus: Wir sollten uns bald einmal mit Ihrem Hauskleid von Fortuny beschäftigen«, sagte ich zu Albertine. Für sie, die sie sich lange Zeit danach gesehnt hatte, die sie es lange Zeit mit mir auswählen würde, die sie schon im voraus einen Platz nicht nur in ihren Schränken, sondern auch in ihrer Phantasie dafür freihielt und es, um sich unter so vielen zu entscheiden, in allen Details lange Zeit liebevoll betrachten würde, mußte das zweifellos weit mehr bedeuten als für eine allzu reiche Frau, die mehr Kleider hat, als sie wünscht, und sie nicht einmal anschaut. Trotz des Lächelns aber, mit dem Albertine mir dankte und sagte: »Sie sind wirklich zu nett«, bemerkte ich, wie müde und sogar traurig sie aussah. Manchmal ließ ich sogar, bis diejenigen fertig waren, die sie sich ausgesucht hatte, leihweise andere kommen, zuweilen auch

nur Stoffe, die ich Albertine anzog oder die ich ihr um die Schultern drapierte; majestätisch – halb Dogaressa, halb Mannequin – schritt sie in meinem Zimmer auf und ab. Nur wurde meine Sklaverei in Paris für mich noch drükkender beim Anblick dieser Kleider, die Venedig vor mich hinzauberten. Gewiß war Albertine in höherem Maße eine Gefangene als ich selbst. Und es war merkwürdig zu sehen, wie das Schicksal, das die Wesen verändert, durch die Mauern ihres Gefängnisses dringen, Albertine in ihrem innersten Wesen verwandeln und aus dem jungen Mädchen von Balbec eine langweilige und gefügige Gefangene hatte machen können. Tatsächlich: die Mauern des Gefängnisses hatten diesen Einfluß nicht von ihr fernhalten können, vielleicht hatten vielmehr sie ihn gerade hervorgebracht. Sie war nicht mehr die gleiche Albertine, weil sie nicht mehr wie in Balbec unaufhörlich auf ihrem Rad zur Flucht gerüstet schien, unauffindbar wegen der großen Zahl kleiner Badeorte, in denen sie bei Freundinnen übernachtete, und zumal infolge ihrer Lügereien nur schwer zu erreichen; bei mir eingesperrt, gefügig und allein, war sie also nicht mehr das, was sie in Balbec, selbst wenn ich sie hatte auffinden können, am Strand gewesen war, nämlich jenes flüchtige, vorsichtige und zum Trug bereite Wesen, dessen Gegenwart weiter reichte, in all die zahllosen Rendezvous hinein, die sie geschickt vertuschte und um derentwillen man sie liebte, da man unter ihnen litt, ferner auch, weil man unter ihrer Kühle den anderen gegenüber und ihren nichtssagenden Antworten das Rendezvous des vergangenen Tages und das vom nächsten schon spürte, die für mich ein Schatten von Verachtung und Verschlagenheit färbte. Weil der Wind des Meeres nicht mehr ihre Kleider schwellte, weil vor allem ihr selbst die Flügel durch mich beschnitten waren, hatte sie aufgehört, eine Nike zu sein; sie war zu einer beschwerlichen Sklavin geworden, von der ich mich am liebsten freigemacht hätte.

Um meine Gedanken in eine andere Richtung zu lenken, bat ich Albertine, anstatt eine Partie Karten oder Dame mit ihr zu beginnen, sie möge mir etwas vorspielen. Ich blieb in meinem Bett, sie aber setzte sich am anderen Ende des Zimmers vor das Pianola, das zwischen den Bücherregalen stand. Sie wählte entweder ganz neue Stücke oder solche, die sie mir erst ein- oder zweimal vorgespielt hatte. Da sie mich zu kennen begann, wußte sie nämlich, daß ich meine Aufmerksamkeit gern nur auf das lenkte, was mir noch dunkel war, worin ich jedoch im Lauf mehrmaligen Vorspielens die fragmentarischen und unterbrochenen Linien der zu Anfang in dichtem Nebel undeutlich schwebenden Architektur dank dem zunehmenden, aber leider auch entstellenden und der Sache selbst fremden Durchdringen mit Hilfe des Verstandes allmählich miteinander verbinden konnte. Sie kannte und – so glaube ich – verstand auch die Freude, die die ersten Male für meinen Geist diese Modellierarbeit aus einem noch gestaltlosen Nebel bedeutete. Während sie spielte, konnte ich von Albertines üppiger Haarpracht nur eine schwarze, herzförmige Schale sehen, die sich an ihr Ohr schmiegte wie der Haarknoten einer von Velázquez gemalten Infantin.[1] Ebenso wie das gesamte Volumen dieses musizierenden Engels durch die vielgestaltigen Verbindungslinien zwischen den verschiedenen Punkten der Vergangenheit, die die Erinnerung an ihn in mir belegte, und den verschiedenen Stätten bestimmt wurde, vom bloßen Anblick bis zu den innersten Empfindungen meines Wesens, die mir dazu verhalfen, in das Innerste seines Wesens zu gelangen, hatte auch die Musik, die sie spielte, ein Volumen, das durch die ungleiche Sichtbarkeit der verschiedenen Themen zustande kam, je nachdem es mir mehr oder weniger leicht gelang, in sie einzudringen und untereinander die Linien einer Konstruktion zu verbinden, die mir zunächst gänzlich in Dunst zu zerfließen schien. Albertine wußte, daß sie mir Vergnügen bereitete, wenn sie meinem Denken einstweilen im Dunkel liegende Dinge und damit die Möglichkeit bot, dem

Nebel feste Umrisse abzugewinnen. Sie erriet, daß beim dritten oder vierten Vorspielen mein Verstand alle Teile durchdrungen, infolgedessen die gleiche Distanz zu ihnen allen gewonnen hatte und sie nun, da er keine Aktivität mehr an ihnen entfalten konnte, auf einer gleichen Ebene unbeweglich vor sich ausgebreitet sah.[2] Sie ging indessen noch nicht gleich zu einem neuen Stück über, denn vielleicht ohne sich darüber klar zu sein, welcher Prozeß sich in mir vollzog, wußte sie, daß mein Verstand in dem Augenblick, da es ihm gelungen war, das Geheimnis eines Werks zu entwirren, fast immer auch im Lauf seines zerstörerischen Wirkens zum Ausgleich diese oder jene nützliche Überlegung gleichsam am Wegesrand gefunden hatte. Wenn Albertine dann eines Tages sagte: »Diese Walze hier werden wir jetzt Françoise geben, damit sie sie gegen eine andere umtauscht«, gab es für mich oft zweifellos ein Musikstück weniger in der Welt, dafür jedoch eine Wahrheit mehr.

Ich war mir so völlig darüber klargeworden, daß es absurd war, auf Mademoiselle Vinteuil und ihre Freundin eifersüchtig zu sein, da Albertine sie in keiner Weise wiederzusehen suchte und aus allen Plänen für einen Sommeraufenthalt, die wir geschmiedet hatten, aus eigenem Antrieb das so nahe bei Montjouvain gelegene Combray ausgeschieden hatte, daß ich Albertine häufig darum bat – und ohne daß ich im geringsten dabei litt –, mir gerade von Vinteuil etwas vorzuspielen. Ein einziges Mal ist diese Musik Vinteuils ein mittelbarer Anlaß der Eifersucht für mich gewesen. Eines Abends nämlich sprach Albertine, die wußte, daß ich Stücke von Vinteuil bei Madame Verdurin von Morel hatte spielen hören, von diesem letzteren und äußerte lebhaft den Wunsch, bei einer seiner Darbietungen zugegen zu sein und ihn kennenzulernen. Es war gerade zwei Tage, nachdem von dem Brief Léas an Morel, den Monsieur de Charlus unfreiwillig abgefangen hatte, etwas zu mir gedrungen war.[1] Ich fragte mich, ob nicht Léa vielleicht zu Albertine von ihm gesprochen hatte. Die Worte:

»Du Infame«, »du Verderbte, du« kehrten mit ihrem ganzen Grauen in mein Bewußtsein zurück. Aber gerade weil in dieser Weise die Musik Vinteuils für mich schmerzlich mit Léa verbunden war – nicht mit Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin –, konnte ich, als der durch Léa verursachte Schmerz abgeklungen war, diese Musik hören, ohne zu leiden. Ein Übel hatte mich von der möglichen Gefährdung durch andere befreit. In der Musik, die ich bei Madame Verdurin gehört hatte, wurden zunächst von mir nicht bemerkte Themen – anfänglich dunklen, noch unerkennbaren Larven gleich – zu glanzvollen Architekturen, manche auch zu Freunden, die ich kaum erkannt, die mir im besten Falle häßlich erschienen waren und mit denen es mir wie mit zunächst unsympathischen Leuten ging, von denen man nicht glaubt, daß sie so sind, wie sie sich einem zeigen, sobald man sie einmal näher kennt. Zwischen den beiden Phasen fand eine tiefgreifende Wandlung statt. Andererseits entdeckte ich Themen, die sich mir das erste Mal wohl deutlich dargestellt hatten, ohne daß ich sie zunächst jedoch erkannte, jetzt auch in anderen Werken, so zum Beispiel jenes Thema aus der *Variation religieuse* [1] für Orgel, das seinerzeit bei den Verdurins in dem Septett unbemerkt an mir vorübergegangen war, obwohl es darin, einer Heiligen gleich die Stufen der geweihten Stätte niederschwebend, sich unter den vertrauten Hausgeistern des Komponisten fand. Andererseits war jenes Thema, das mir zunächst zu wenig melodisch, allzu mechanisch von der schwankenden Freude der Mittagsglocken rhythmisiert erschienen war, jetzt für mich dasjenige, das ich am meisten liebte, wobei ich nicht weiß, ob ich mich nun an seine Häßlichkeit gewöhnt oder seine Schönheit entdeckt hatte. Diese Reaktion auf die Enttäuschung, die Meisterwerke einem zunächst bereiten, kann man tatsächlich einer Abschwächung des ersten Eindrucks oder aber dem Bemühen zuschreiben, das nun einmal notwenig ist, um die Wahrheit zu erkennen. Unter zwei Hypothesen, die sich bei allen wichtigen Fragen,

den Fragen nach der Wirklichkeit der Kunst,[2] der Wirklichkeit überhaupt, der Ewigkeit der Seele einstellen, muß man seine Wahl treffen; bei der Musik Vinteuils aber stellte sich die Frage dieser Wahl jeden Augenblick unter verschiedensten Formen. Diese Musik zum Beispiel schien mir wahrer als alle bekannten Bücher.[3] In gewissen Augenblicken dachte ich, es rühre daher, daß alles, was wir im Leben fühlen, da es ja nicht in Gestalt von Ideen auftritt, durch seine Umsetzung ins Literarische, das heißt vom Intellekt Gestaltete, berichtet, erklärt, analysiert, jedoch nicht wieder zu einem Ganzen zusammengefügt wird, wie es durch die Musik geschieht, in der die Töne offenbar direkt von der Persönlichkeit moduliert werden und den allerinnersten Ort des Gefühls zum Ausdruck bringen, jenes Allerinnerste, das uns den spezifischen Rauschzustand schenkt, in den wir von Zeit zu Zeit geraten, den wir aber, wenn wir sagen: »Welch schönes Wetter! Welch schöner Sonnenschein!« unserem Nächsten keineswegs vermitteln, in dem die gleiche Sonne und das gleiche Wetter ganz andere Schwingungen erzeugen. So gab es denn in der Musik Vinteuils solche Visionen, die man unmöglich ausdrücken kann und beinahe nicht betrachten darf; wenn man nämlich im Augenblick, da man einschläft, die Liebkosung ihrer unwirklichen Verzauberung erfährt, in ebenjenem Augenblick, da der Verstand uns bereits verlassen hat, da schließen sich die Augen, und bevor man noch Zeit findet, nicht nur das Unsagbare, sondern auch das Unsichtbare kennenzulernen, schläft man ein. Wenn ich mich der Hypothese überließ, die Kunst sei etwas Wirkliches, schien es mir, daß die Musik sogar mehr als die bloße erregte Freude wie schönes Wetter oder eine Opiumnacht spenden kann, nämlich einen wirklicheren, fruchtbareren Rauschzustand, soweit ich es mir jedenfalls ahnend vorzustellen vermochte. Es ist aber unmöglich, daß ein Bildwerk oder ein Musikstück, wenn sie uns eine innere Bewegung schenken, die wir als etwas Höheres, Reineres, Wahreres empfinden, nicht einer bestimmten geistigen Wirklichkeit

entsprechen, denn sonst hätte das Leben keinen Sinn. So kam nichts in so hohem Maße wie ein schönes Thema bei Vinteuil dem so unverkennbar eigenen Vergnügen gleich, das ich ein paarmal in meinem Leben verspürt hatte, zum Beispiel vor den Kirchtürmen von Martinville oder vor jenen Bäumen an einer Landstraße bei Balbec oder noch einfacher zu Anfang dieses Werks beim Trinken einer gewissen Tasse Tee.[1] Ebenso wie diese Tasse Tee führten zahllose Lichteindrücke, helle Klänge, rauschende Farben, die Vinteuil aus der Welt hervorschickte, in der er seine Kompositionen schuf, meiner Einbildungskraft ungemein nachdrücklich, doch zu schnell, als daß sie es hätte festhalten können, etwas vor, was ich mit der balsamisch durchdufteten Seide eines Geraniums vergleichen konnte. Allerdings kann bei der Erinnerung diese unbestimmte Empfindung zwar nicht unbedingt vertieft, doch immerhin präzisiert werden, indem man nämlich den Umständen nachgeht, die erklären, weshalb ein bestimmter Geschmack uns lichtvolle Empfindungen ins Gedächtnis rufen konnte; bei den unbestimmten Empfindungen aber, wie Vinteuil sie vermittelte, die nicht von einer Erinnerung, sondern von einem Eindruck herrührten (dem beispielsweise vor den Kirchtürmen von Martinville), hätte man für den Geranienduft seiner Musik nicht eine materielle Erklärung, sondern die tiefe Entsprechung, das unbekannte, farbenreiche Fest auffinden müssen (von dem seine Werke losgelöste Fragmente, Splitter mit scharlachrot aufleuchtenden Kanten zu sein schienen), das heißt die Art und Weise, auf die er das Universum »hörte« und aus sich herausprojizierte. »Vielleicht[2] ist gerade diese unbekannte Eigenart einer ganz einzigen Welt, die kein anderer Komponist uns jemals aufgezeigt hat«, sagte ich zu Albertine, »der echteste Beweis für das Genie, mehr noch als der Inhalt des Werkes.« – »Auch in der Literatur?« wollte Albertine wissen. »Auch in der Literatur.« Und als ich wieder an die Gleichförmigkeit der Vinteuilschen Werke zurückdachte, erklärte ich Albertine, daß die großen Schriftsteller immer nur

ein einziges Werk geschaffen oder vielmehr ein und dieselbe Schönheit, die sie der Welt bringen, gebrochen durch verschiedene Medien, uns vor Augen geführt haben. »Wenn es nicht so spät wäre, meine Kleine«, sagte ich zu ihr, »würde ich Ihnen das bei allen Schriftstellern nachweisen, die Sie lesen, während ich schlafe; ich würde Ihnen die gleiche dem Gesamtwerk innewohnende Identität wie bei Vinteuil zeigen. Diesen typischen Themen, die Sie wie ich herauszuerkennen beginnen, meine liebe kleine Albertine, die die gleichen in der Sonate, dem Septett, den anderen Werken sind, würde zum Beispiel bei Barbey d'Aurevilly[1] wenn Sie wollen, eine verborgene Wirklichkeit entsprechen, die sich in einer materiellen Spur verrät, der physiologischen Röte der Behexten, von Aimée de Spens, La Clotte, oder die Hand im *Rideau cramoisi*, die alten Sitten und Bräuche, alten Wörter, verschwundenen eigenartigen Formen des Handwerks, hinter denen die Vergangenheit steht, die aus einem Spiegel abgelesene mündliche Geschichtsüberlieferung durch die Hirten, die vornehmen Städte der Normandie, die ihren spezifischen Duft von England her erhalten und hübsch sind wie ein schottisches Dorf, Menschen, die Verwünschungen ausstoßen, gegen die man nichts vermag, die Vellini, der Hirt, eine gleiche Art von Angst in einer Landschaft, ob es sich nun um eine Frau handelt, die nach ihrem Mann sucht, wie in *Une vieille maîtresse*, oder den Mann in *L'Ensorcelée*, der durch die Heide streift, oder die Behexte selbst, wenn sie aus der Messe kommt. Den typischen Themen Vinteuils entspricht auch noch die Geometrie des Steinmetzen in den Romanen von Thomas Hardy[2] .«

Die Themen Vinteuils führten meine Gedanken zum kleinen Thema, und ich erzählte Albertine, daß es gleichsam die Nationalhymne der Liebe Swanns und Odettes gewesen war, »der Eltern von Gilberte, die Sie, glaube ich, kennen. Sie haben mir erzählt, daß auch sie ein Mädchen von der gewissen Sorte ist. Hat sie nicht versucht, mit Ihnen in intime Bezie-

hung zu treten? Jedenfalls hat sie zu mir von Ihnen gesprochen«. – »Ja, da ihre Eltern sie im Wagen vom Unterricht abholen ließen, wenn schlechtes Wetter war, hat sie mich, glaube ich, einmal mitgenommen und mich während der Fahrt geküßt«, sagte sie nach kurzem Schweigen und lachte dabei, als teile sie mir vertraulich etwas Amüsantes mit. »Sie fragte mich ganz unvermittelt, ob ich Frauen liebte.« (Aber wenn sie sich nur zu erinnern glaubte, daß Gilberte sie mitgenommen hatte, wie konnte sie dann so genau angeben, Gilberte habe ihr diese sonderbare Frage gestellt?) »Ich habe sogar, ich weiß nicht mehr, aus welcher verrückten Idee heraus, wohl um sie ein bißchen an der Nase herumzuführen, ›Ja‹ geantwortet.« (Man konnte auf den Gedanken kommen, Albertine fürchte, Gilberte habe mir dergleichen erzählt, und wolle nun nicht, daß ich sie bei einer Lüge ertappte.) »Wir haben aber gar nichts gemacht.« (Es war immerhin seltsam, daß die beiden, wenn sie schon solche Geständnisse ausgetauscht und im Wagen einander geküßt hatten, wie Albertine sagte, sonst nichts getan haben sollten.) »Sie hat mich vier- oder fünfmal auf diese Weise mitgenommen, vielleicht auch etwas öfter, das ist aber auch alles.« Ich tat mir großen Zwang an, nicht weiter in sie zu dringen, beherrschte mich aber doch, damit es nicht aussah, als mäße ich der Sache irgendwelche Bedeutung bei, und kehrte zu den Steinmetzen von Thomas Hardy zurück. »An *Jude the Obscure* erinnern Sie sich ja sehr gut, aber haben Sie auch in *The Well-Beloved* die Steinblöcke bemerkt, die der Vater auf der Insel aus dem Felsen schlägt und in Booten in das Atelier des Sohnes schafft, wo sie zu Statuen werden, oder in *A Pair of Blue Eyes* die parallel gerichteten Gräber und auch die parallelen Linien des Schiffs und – gleich daneben – der Eisenbahnwagen, in denen die beiden Liebenden und die Tote sich befinden, oder den Parallelismus zwischen *The Well-Beloved*, wo der Mann drei Frauen liebt, und *A Pair of Blue Eyes*, wo die Frau drei Männer liebt, und so fort, schließlich, wie überhaupt alle diese Romane sich über-

einanderlegen lassen, gleich den Häusern, die sich eines über dem anderen auf dem felsigen Grund der Insel auftürmen? Ich kann hier nicht in ein paar Minuten von den Größten sprechen, aber bei Stendhal[1] würden Sie sehen, wie ein gewisses Gefühl der Höhe sich mit dem seelischen Leben verknüpft: der erhöhte Ort, an dem Julien Sorel gefangensitzt, der Turm, in dem hoch oben Fabrice eingeschlossen ist, der Glockenturm, in dem der Abbé Blanès Astrologie treibt und von dem aus Fabrice einen so herrlichen Rundblick hat. Sie haben mir gesagt, Sie haben Bilder von Vermeer gesehen: Sie sind sich sicher klar darüber, daß es Bruchstücke einer gleichen Welt sind, daß darin immer, wie genial auch wiedergegeben, der gleiche Tisch, der gleiche Teppich, die gleiche Frau, die gleiche neue und einzigartige Schönheit erscheint, ein Rätsel in jener Epoche, in der nichts ihr gleicht oder sie erklärt, wenn man sich nicht mit einer rein thematischen Verwandtschaft begnügt, sondern den ganz besonderen Eindruck zu begreifen versucht, den die Farbe hervorbringt. Nun also, diese neuartige Schönheit bleibt sich stets gleich in allen Werken Dostojewskis[2] : Die Frau bei Dostojewski (genauso einzigartig wie eine Frau von Rembrandt) mit ihrem geheimnisvollen Gesicht, dessen ansprechende Schönheit jäh, als hätte sie die Güte nur gespielt, zu furchtbarer Anmaßung erstarrt (obschon es im Grunde scheint, als sei sie gut), immer die gleiche, nicht wahr, ob es nun Nastasja Filippowna ist, die Liebesbriefe an Aglaja schreibt und ihr gesteht, daß sie sie haßt, oder bei einem ganz entsprechend verlaufenden Besuch – auch jenem, bei dem Nastasja Filippowna Wanjas Eltern beleidigt – Gruschenka, die bei Jekaterina Iwanowna ebenso freundlich auftritt, wie sie dieser zuvor furchtbar erschienen war, dann aber mit einemmal ihre Bosheit verrät, wenn sie Jekaterina beleidigt (obwohl Gruschenka im Grunde gut ist). Gruschenka, Nastasja, ebenso originelle, ebenso geheimnisvolle Gestalten nicht nur wie die Kurtisanen von Carpaccio, sondern auch wie die Bathseba von Rembrandt.[1] Geben Sie

einmal acht darauf, daß er offenbar nichts anderes gekannt hat als das auffallende, zwiespältige Gesicht, in dem plötzliches Losbrechen des Stolzes die Frau anders erscheinen läßt, als sie ist. (›Du bist nicht so‹, sagt Myschkin zu Nastasja, als er Wanjas Eltern besucht, und Aljoscha könnte es zu Gruschenka sagen, wenn sie Jekaterina Iwanowna besuchen gehen.) Wenn er hingegen ›Ideen zu Bildern‹ anbringen möchte, sind die immer dümmlich und gäben höchstens Bilder von Munkaczy ab, solche, die, wie Myschkin es sich wünschen würde, einen zum Tode Verurteilten, im Augenblick, da er usw., darstellen oder die Jungfrau Maria, im Augenblick, da sie usw.[2] Um aber auf die neuartige Schönheit zurückzukommen, die Dostojewski der Welt gebracht hat, so liegt sie wie bei Vermeer in der Erschaffung einer bestimmten Seele, einer bestimmten Färbung von Stoffen und Orten; bei Dostojewski werden nicht nur Menschen, sondern auch Wohnstätten geschaffen: Ist nicht das Haus, in dem der Mord in *Rodion Raskolnikoff* geschieht, mit seinem Dvornik etwas fast so Wunderbares wie das Meisterwerk eines Mordortes bei Dostojewski, nämlich das so langgezogene, hohe und weitläufige Haus Rogoshins, in dem er Nastasja Filippowna umbringt? Diese neuartige, schreckliche Schönheit eines Hauses, die neuartige, zusammengesetzte Schönheit eines Frauengesichtes, das ist das Einzigartige, was Dostojewski der Welt gebracht hat, und die Vergleiche, die Literaturkritiker zwischen ihm und Gogol, zwischen ihm und Paul de Kock anstellen,[1] sind völlig uninteressant, weil sie zu dieser geheimen Schönheit in keiner Beziehung stehen. Wenn ich dir[2] gesagt habe, daß wir von Roman zu Roman immer wieder auf die gleiche Szene stoßen, so kehren übrigens auch in einem einzelnen Roman die gleichen Szenen, die gleichen Personen wieder, wenn der Roman sehr lang ist. Ich könnte es Ihnen leicht an *Krieg und Frieden* erklären, wo eine bestimmte Szene in einem Wagen …« – »Ich wollte Sie nicht unterbrechen, aber wo Sie doch jetzt von Dostojewski abkommen, fürchtete ich, ich

würde es sonst vergessen. Sagen Sie, mein Lieber, was haben Sie neulich damit gemeint, als Sie von einer gewissermaßen dostojewskihaften Seite bei Madame de Sévigné sprachen? Ich muß gestehen, daß ich das nicht ganz begriffen habe. Sie kommen mir doch so ganz verschieden vor.« – »Kommen Sie, mein kleines Mädchen, ich muß Sie erst küssen, weil Sie sich noch so gut an meine Worte erinnern; Sie dürfen dann wieder zurück an Ihr Pianola. Was ich da gesagt habe, war zugegebenermaßen ziemlich dumm. Aber es gab zwei Gründe, weshalb ich es sagte. Der erste ist ein ganz besonderer Grund. Manchmal zeigt uns Madame de Sévigné wie Elstir, wie Dostojewski, anstatt uns die Dinge in logischer Reihenfolge vorzuführen, das heißt, indem sie mit der Ursache beginnt, zunächst die Wirkung, die Illusion, die unser Auge trifft. So stellt auch Dostojewski seine Personen dar. Ihre Handlungen erscheinen uns ebenso trügerisch wie die Effekte Elstirs, bei dem das Meer so aussieht, als ob es im Himmel wäre. Wir sind alle erstaunt, hinterher zu erfahren, daß dieser oder jener heimtückische Mensch im Grunde ein ausgezeichneter Charakter ist oder umgekehrt.« – »Ja, aber nun nennen Sie mir ein Beispiel aus Madame de Sévigné.« – »Ich gestehe«, gab ich lachend zurück, »daß meine Bemerkung stark an den Haaren herbeigezogen war, aber ich könnte schon Beispiele finden. Hier also eine Beschreibung.«[1]

»Aber hat denn Dostojewski jemals jemanden umgebracht? Die Romane, die ich von ihm kenne, könnten alle ›Geschichte eines Verbrechens‹ heißen. Er ist offenbar ganz besessen von dieser Vorstellung, es ist nicht natürlich, daß er immer nur von so etwas spricht.« – »Ich glaube nicht, liebe Albertine, allerdings kenne ich sein Leben schlecht. Bestimmt hat er wie jeder andere auf der Welt die Sünde unter der einen oder anderen Form kennengelernt, wahrscheinlich unter einer, die die Gesetze verbieten. In diesem Sinne muß er wohl auch ein wenig kriminell gewesen sein, wie seine Helden, die es übrigens niemals ganz sind, vielmehr nur unter Zubilligung mildernder

Umstände von uns verurteilt werden können. Vielleicht war es gar nicht nötig, daß er selbst kriminell war. Ich bin kein Romancier; möglicherweise fühlen sich schöpferische Geister von bestimmten Lebensformen angezogen, die sie selbst persönlich nicht erlebt haben. Wenn ich mit Ihnen nach Versailles komme, wie wir es uns vorgenommen haben, werde ich Ihnen das Porträt eines Mannes zeigen, Choderlos de Laclos, der ein vollendeter Ehrenmann war, dazu der beste Gatte der Welt und der das aufs abscheulichste verderbte Buch, das man sich denken kann, geschrieben hat,[2] und gleich gegenüber jenes der Madame de Genlis,[3] die moralische Erzählungen schrieb und sich nicht damit begnügte, die Herzogin von Orléans zu betrügen, sondern ihr auch noch die Hölle auf Erden bereitete, indem sie ihr ihre Kinder entfremdete. Ich gebe allerdings zu, daß Dostojewskis Beschäftigung mit dem Mord etwas Ungewöhnliches hat, was ihn mir sehr fremd macht. Ich bin schon einigermaßen entsetzt, wenn ich bei Baudelaire lese:

Si le viol, le poison, le poignard, l'incendie …
C'est que notre âme, hélas! n'est pas assez hardie. [1]

Wenn Notzucht, Gift, Dolch und Brand …
So nur, weil es unserer Seele, leider! An Kühnheit fehlt.

Aber da kann ich wenigstens noch glauben, daß Baudelaire nicht ganz aufrichtig war, während Dostojewski … All das scheint mir selbst denkbar fernzuliegen, es sei denn, ich hätte in mir Seiten, von denen ich nichts weiß, denn man wird nur allmählich man selbst. Bei Dostojewski stoße ich auf tiefe Abgründe, die sich jedoch nur an vereinzelten Stellen der menschlichen Seele auftun. Aber er ist ein großer Schöpfer.

Zunächst scheint die Welt, die er schildert, wahrhaftig für ihn geschaffen zu sein. All diese grotesken Gestalten, die immer wieder bei ihm vorkommen, die Lebedew, Karamasow, Iwolgin, Segrew, diese ganze unglaubliche Schar führt uns eine phantastischere Menschheit vor Augen als die *Nachtwache* von Rembrandt. Vielleicht aber ist sie auch nur auf die gleiche Weise phantastisch, das heißt durch Beleuchtung und Kostüm, jedoch sonst eigentlich ganz alltäglich. Jedenfalls ist sie gleichzeitig reich an Wahrheiten, tief und einzigartig und ganz Dostojewskis Eigentum. Bei ihnen, bei diesen Narren, denkt man fast an nicht mehr existierende Rollen wie bei gewissen Figuren der antiken Komödie, und trotzdem: Welch wahre Aspekte der menschlichen Seele vermögen sie uns zu enthüllen! Was mich tödlich langweilt, ist der feierliche Ton, in dem man über Dostojewski spricht und schreibt.[2] Ist Ihnen aufgefallen, welche Rolle Eigenliebe und Stolz bei seinen Figuren spielen? Man sollte meinen, daß für ihn Liebe und sinnloser Haß, Güte und Verrat, Schüchternheit und Unverschämtheit nur zwei Zustände einer gleichen Natur sind, da ja entweder Eigenliebe oder Stolz Aglaja, Nastasja, den Hauptmann, den Mitja am Barte zieht, Krassotkin, der Aljoscha[1] mit Haßliebe gegenübersteht, daran hindert, sich so zu zeigen, wie sie in Wirklichkeit sind. Aber es gibt noch viel anderes Großartiges. Ich weiß sehr wenig von seinen Büchern. Aber ist es nicht ein Motiv von monumentaler Einfachheit, der ältesten Kunst würdig, ein unterbrochener und immer wieder fortgesetzter Fries, auf dem Rache und Sühne vorüberziehen, erst das Verbrechen des alten Karamasow, der die arme Irre schwängert, dann die geheimnisvolle, animalische, unerklärliche Regung, in der die Mutter, die, ohne es zu wissen, das Werkzeug der Rache des Schicksals ist, ebenso dunkel ihrem Mutterinstinkt, vielleicht auch einer Mischung aus Groll und physischer Dankbarkeit für ihren Vergewaltiger gehorchend, bei dem alten Karamasow niederkommt? Dies ist die erste Episode, geheimnisvoll, großartig und erhaben wie eine Er-

schaffung der Frau in den Bildwerken von Orvieto.[2] Dann als Entsprechung dazu die zweite Episode, mehr als zwanzig Jahre später, der Mord am alten Karamasow, die Schmach, die der Sohn der Irren, Smerdjakow, über die Familie Karamasow bringt, worauf bald ein ebenso geheimnisvoll, großartig bildhafter wie unerklärter Vorgang von ebenso dunkler und natürlicher Schönheit wie die Niederkunft im Garten des alten Karamasow folgt, nämlich der Tod Smerdjakows, der sich nach begangenem Verbrechen erhängt. Was Dostojewski anbelangt, so habe ich mich nicht so sehr von ihm entfernt, wie Sie glauben, als ich von Tolstoj sprach, der ihn in vielem nachgeahmt hat. Bei Dostojewski findet sich konzentriert, noch verzerrt und verdrossen, viel von dem, was sich bei Tolstoj entfalten wird. Bei Dostojewski findet man jene vorweggenommene Verdrießlichkeit der Vorläufer, die die Schüler aufhellen.« – »Wissen Sie, mein Kleiner, es ist wirklich dumm, daß Sie so faul sind. Schauen Sie doch nur, wie Sie die Literatur von einem viel interessanteren Gesichtspunkt aus betrachten, als man sie uns gelehrt hat; wenn ich an die Aufsätze denke, die wir zum Beispiel über *Esther* schreiben mußten: ›Monsieur‹ … wissen Sie noch?« setzte sie lachend hinzu, weniger um sich über ihre Lehrer und sich selbst lustig zu machen, als um des Vergnügens willen, in ihrer Erinnerung, in unserer gemeinsamen Erinnerung, bereits ein wenig zurückliegende Episoden zu finden.[1]

Doch während sie mit mir sprach und ich an Vinteuil dachte, trat wieder die andere Hypothese,[2] die materialistische, die des Nichts, vor mich hin. Ich fing von neuem zu zweifeln an, ich sagte mir, daß doch möglicherweise, wenn die Themen Vinteuils mir der Ausdruck gewisser Seelenzustände zu sein schienen ähnlich dem, den ich damals beim Geschmack der in eine Tasse Tee eingetauchten Madeleine fühlte, nichts mir die Gewißheit gab, daß das Unbestimmte solcher Zustände ein Zeichen ihrer Tiefe und nicht vielmehr ein Beweis einzig dafür war, daß wir sie noch nicht zu analysieren vermochten,

womit also nichts Wirklicheres an ihnen wäre als an anderen. Dennoch war jenes Glück, jenes Gefühl der Gewißheit im Glück, das ich hatte, als ich die Tasse Tee trank oder in den Champs-Elysées den Geruch von altem Holz einatmete,[3] keine Illusion. Auf alle Fälle, sagte der Geist des Zweifels in mir, selbst wenn diese Zustände im Leben tiefer als andere und gerade deshalb unanalysierbar sind, weil sie zu viele Kräfte in Bewegung setzen, über die wir uns noch nicht klargeworden sind, so erinnert der Reiz gewisser Themen Vinteuils an sie, weil auch er unanalysierbar ist; das beweist allerdings nicht, daß er dieselbe Tiefe erreicht. Die Schönheit eines rein musikalischen Themas scheint leicht das Abbild eines nicht verstandesmäßigen Eindrucks, den wir gehabt haben, oder wenigstens mit ihm verwandt zu sein, aber doch nur, weil sie selbst nicht verstandesmäßig ist. Warum aber halten wir dann bestimmte geheimnisvolle Themen, die durch gewisse Quartette und das Konzert Vinteuils geistern, für besonders tief ? Im übrigen waren es nicht nur Stücke von ihm, die Albertine mir abspielte. Das Pianola war zeitweise für uns wie eine wissenschaftliche (historische und geographische) Laterna magica[1] , und die Wände dieses Pariser Zimmers, das mit moderneren Erfindungen als das in Combray versehen war, sah ich, je nachdem ob Albertine Rameau oder Borodin spielte, bald mit einer Tapisserie des achtzehnten Jahrhunderts bespannt, auf der Amoretten sich vor einem Hintergrund von Rosen tummelten, bald breitete sich die östliche Steppe darauf aus, in der alle Klänge in der Unendlichkeit der Entfernungen und der weichen Dämpfung durch den Schnee erstickten.[2] Diese flüchtigen Dekorationen waren übrigens die einzigen meines Zimmers, denn wenn ich mir damals, als ich meine Tante Léonie beerbte, vorgenommen hatte, Sammlungen anzulegen wie Swann, mir Bilder und Statuetten zu kaufen, so gab ich jetzt mein ganzes Geld für Pferde, für ein Automobil, für Albertines Toiletten aus. Aber enthielt nicht mein Zimmer ein weit kostbareres Kunstwerk als all jene anderen? Dieses

Kunstwerk war Albertine. Ich sah sie an. Es war seltsam für mich zu denken, daß sie es war, sie, mit der auch nur bekannt zu sein ich so lange für unmöglich gehalten hatte, die heute – ein gezähmtes Wildtier, ein Rosenstock, dem ich Stab und Stütze, das Spalier gleichsam, lieferte, an dem sein Leben sich festranken konnte – jeden Tag so in ihrem Zuhause, gleich neben mir, am Pianola saß, angelehnt an mein Bücherregal. Ihre Schultern, die ich hängend und schmollend weggewendet gesehen hatte, wenn sie die Golfschläger heimtrug, lehnten sich jetzt an meine Bücher. Ihre schönen Beine, von denen ich mir am ersten Tage bereits zu Recht vorgestellt hatte, daß sie während ihrer ganzen Jugend die Pedale eines Fahrrads bedient hatten, hoben und senkten sich nun mit denen des Pianolas, auf die Albertine – jetzt von einer Eleganz, durch die ich sie mir um so zugehöriger fühlte, als sie ihr durch mich zugekommen war – ihre Schuhe aus Goldstoff setzte. Ihre Finger, denen einst die Lenkstange vertraut gewesen war, ruhten jetzt auf den Tasten wie die einer heiligen Cäcilie[1] ; ihr Hals, dessen Rundung, von meinem Bett aus gesehen, voll und kräftig wirkte, schien in dieser Entfernung und unter dem Licht der Lampe rosiger, weniger rosig jedoch als ihr im Profil geneigtes Gesicht, dem meine Blicke, aus den Tiefen meiner selbst aufsteigend, mit Erinnerung beladen und vor Verlangen brennend, einen solchen Glanz, ein solch intensives Leben verliehen, daß es plastisch hervorzutreten und mit der gleichen fast magischen Macht zu kreisen schien wie an jenem Tag in dem Hotel in Balbec, als mein Sehvermögen durch mein allzu großes Verlangen, sie zu küssen, verwirrt gewesen war; ich verfolgte jede seiner Oberflächen über das, was ich sah, hinaus, stellte sie mir verlängert auch noch unter den anderen darübergeschobenen vor, die sie mir verbargen – wie zum Beispiel den Lidern, die halb über den Augen lagen, oder dem Haar, das die Wangen zur Hälfte verdeckte –, und malte mir diese übereinandergelagerten Ebenen in ihrer Tiefenschichtung aus[2] ; die Augen, die (wie bei einem Opal, der noch in

der Matrix ruht und von dem nur zwei Flächen geschliffen sind) glänzender als Metall und doch widerstandsfähiger als Licht geworden waren, lagen inmitten der sie umgebenden blinden Materie wie der mauvefarbene Seidenflügel eines unter Glas gebetteten Schmetterlings; die Haare aber, die, schwarz und gekraust, sich zu immer wieder neuen Gebilden zusammenfügten, wenn sie sich mit der Frage nach mir wandte, was sie spielen sollte – bald zu einem prachtvollen, an der Spitze scharf zulaufenden, am Grunde breiten, schwarzen, dichtbefiederten, dreieckigen Flügel, bald zu einem Lockenmassiv, das mit seinem reichen, vielfältigen Gewoge eine mächtige, formenreiche Kette mit zahllosen Graten, Wasserscheiden und Schluchten bildete –, schienen an Vielgestaltigkeit noch zu übertreffen, was die Natur für gewöhnlich hervorbringt, und statt dessen eher dem Bemühen eines Bildhauers zu entsprechen, der die Schwierigkeiten anhäuft, um die Geschmeidigkeit, den Schwung, den Schmelz, die Lebendigkeit seiner Ausführung ins rechte Licht zu setzen. Sie unterbrachen durch ihre Überschneidung die bewegte Kurve und das scheinbare Kreisen des glatten rosigen Gesichts mit seinem matten Ton wie von bemaltem Holz und hoben es dadurch noch deutlicher hervor. Im Gegensatz aber zu einem so stark plastischen Gepräge und auch infolge der Harmonie, dank der sie mit meiner Freundin verbunden waren – die wiederum ihre Haltung deren Form und Zweck angepaßt hatte –, schienen das Pianola, das sie halb verdeckte wie ein Orgelmanual, das Bücherregal, die ganze Zimmerecke nur mehr der erleuchtete Schrein, die Krippe für diesen musizierenden Engel, für ein Kunstwerk zu sein, das sich gleich danach in holdseliger Magie aus seiner Nische herausbegeben und seine kostbare, rosige Substanz meinen Küssen darbieten würde. Aber nein, Albertine war durchaus kein Kunstwerk für mich. Ich wußte, was es heißt, eine Frau auf künstlerische Art zu bewundern, hatte ich doch Swann gekannt. Aus eigenem Antrieb war ich, ganz gleich, um welche Frau es sich handelte,

unfähig, so zu handeln, da ich über keine Gabe der äußeren Beobachtung verfügte und niemals wußte, was ich eigentlich sah. Ich staunte, wenn Swann nachträglich einer Frau, die mir unbedeutend erschienen war, die Würde eines Kunstwerks verlieh, indem er sie vor mir, wie er es galanterweise auch ihr selbst gegenüber getan hatte, mit einem Porträt von Luini[1] verglich oder in ihrer Toilette das Kleid und die Schmuckstücke eines Gemäldes von Giorgione[1] wiederfand. So etwas gab es bei mir nicht. Um die Wahrheit zu sagen: Wenn ich Albertine wie einen von einer wundervollen Patina überhauchten musizierenden Engel zu betrachten begann, zu dessen Besitz ich mich beglückwünschte, dauerte es nicht lange, bis sie mir gleichgültig wurde; ich langweilte mich sehr rasch mit ihr, doch hielt auch dieser Zustand nicht allzu lange an. Man liebt nur da, wo man einem Unzugänglichen nachspürt, man liebt nur, was man nicht besitzt, und bald wurde ich mir wieder darüber klar, daß ich Albertine eben nicht besaß. In ihren Augen sah ich abwechselnd Hoffnung, Erinnerung, Sehnsucht nach Freuden vorüberziehen, die ich nicht erriet, auf die sie aber in diesem Fall lieber verzichtete, als mir davon zu erzählen, und von denen ich, da ich nur diesen Widerschein in ihrer Iris erfaßte, nicht mehr wahrnahm als der Neugierige, den man nicht in den Zuschauerraum eingelassen hat und der nun, dicht an die Glasscheibe der Zwischentür gedrückt, von dem, was sich auf der Bühne ereignet, nichts sehen kann. (Ich weiß nicht, ob es auf sie zutraf, aber eine merkwürdige Sache, wie bei den Ungläubigsten das Bekenntnis eines Glaubens an das Gute, ist jene Beharrlichkeit in der Lüge, die sich bei allen Wesen findet, die uns betrügen. Man mag ihnen noch so oft wiederholen, daß ihre Lüge mehr Kummer schafft als ein offenes Geständnis, sie können es noch so gut selbst wissen und werden doch gleich darauf abermals lügen, um im Einklang mit dem zu bleiben, was sie ihrer ersten Aussage gemäß sind oder was wir ihren Worten zufolge für sie bedeuten. So läßt sich ein Atheist, der am Leben hängt, töten, um die Vorstel-

lung, die man von seiner Tapferkeit hat, durch sein Verhalten nicht zu widerlegen.) Während solcher Stunden sah ich manchmal über ihre Person, in ihren Blicken, auf ihrem schmollenden Mund, in ihrem Lächeln den Widerschein solcher inneren Schauspiele huschen, durch deren Betrachtung sie mir an diesen Abenden fernrückte und fremd wurde, da sie mir ja unzugänglich blieben. »Woran denken Sie, meine Liebste?« – »Ach, an gar nichts.« Manchmal erzählte sie mir, um dem Vorwurf zu begegnen, daß sie mir nichts zu berichten habe, Dinge, von denen sie genau wußte, daß sie mir ebenso bekannt waren wie allen anderen (so wie Staatsmänner, die einem auch nicht die kleinste Neuigkeit verraten würden, dafür von jener sprechen, die schon in der Zeitung gestanden hat), oder aber sie erzählte mir ohne irgendwelche genaueren Angaben, ganz so, als mache sie mir vertrauliche Geständnisse, von ihren Radausflügen in Balbec ein Jahr vor unserer Bekanntschaft. Als ob ich damals richtig geraten hätte, wenn ich daraus schloß, sie müsse ein recht unabhängiges junges Mädchen sein, das sehr ausgedehnte Ausflüge unternahm, erschien, als Albertine sich diese Ausflüge wieder in Erinnerung rief, auf ihren Lippen jenes gleiche geheimnisvolle Lächeln, das mich in den ersten Tagen auf der Strandpromenade von Balbec bezaubert hatte. Sie sprach auch von Ausflügen, die sie mit Freundinnen auf dem Land in Holland gemacht hatte, von der Rückkehr nach Amsterdam[1] zu sehr später Stunde, wenn eine dichtgedrängte fröhliche Menge von Leuten, ihr fast alle bekannt, die Straßen und Grachten überflutete, deren zahllose, flüchtige Lichter ich in den glänzenden Augen Albertines wie in den flimmernden Fensterscheiben eines schnell dahinfahrenden Wagens zu erkennen glaubte.[2] Wieviel besser würde zu der sogenannten ästhetischen Neugier der Name Indifferenz passen im Vergleich zu jener schmerzlichen, unermüdlichen Neugier, die ich den Stätten entgegenbrachte, an denen Albertine gelebt hatte, allem auch, was sie an diesem oder jenem Abend getan, lächelnden Bli-

cken, die sie verschenkt, Worten, die sie gesagt, Küssen, die sie empfangen haben mochte! Nein, niemals hätte mir die Eifersucht damals auf Saint-Loup, wenn sie länger gewährt hätte, solche unendliche Unruhe eingetragen. Diese Liebe zwischen Frauen war etwas zu Unbekanntes; die damit verbundenen Freuden und ihre Eigenart vermochte ich mir auf keine Weise mit Sicherheit und Genauigkeit vorzustellen. Wie viele Leute, wie viele Orte (selbst solche, die sie nicht unmittelbar angingen, unbestimmte Vergnügungsorte, wo sie sich vielleicht tatsächlich vergnügt hatte, Orte, an denen viele Menschen sind, die einen im Vorbeigehen streifen) hatte Albertine – wie jemand, der seine Begleiter, eine ganze Gesellschaft, vor sich an der Kontrolle vorbei ein Theater betreten läßt – von der Schwelle meiner Einbildungskraft oder meiner Erinnerung, wo ich mich nicht um sie kümmerte, in mein Herz hineingebracht! Jetzt war die Kenntnis, die ich von ihnen hatte, innerlich, unmittelbar, krampfhaft, schmerzhaft geworden. Liebe ist Raum und Zeit, dem Herzen fühlbar gemacht.

Und dennoch hätte ich vielleicht, wäre ich selbst völlig treu gewesen, nicht unter Formen der Untreue gelitten, die mir unmöglich hätten einfallen können. Was ich mir aber unter Qualen bei Albertine ausmalte, war mein eigenes unaufhörliches Verlangen, neuen Frauen zu gefallen und mich neuen Abenteuern zuzuwenden, war, daß ich ihr jene Blicke unterstellte, die ich neulich sogar an ihrer Seite unwillkürlich auf die jungen Radfahrerinnen geworfen hatte, die an den Tischen des Bois de Boulogne saßen. Wie Erkenntnis, so könnte man beinahe sagen, schöpft man Eifersucht nur aus sich selbst. Beobachtung spielt keine Rolle dabei. Nur aus der Lust, die man selbst verspürt hat, kommen einem Wissen und Schmerz.

Sekundenlang spürte ich, wie in den Augen Albertines, im jähen Erröten ihrer Haut ein heißer Strahl heimlich in Regionen vorschoß, die für mich so unzugänglich wie der Himmel waren und wo die mir unbekannten Erinnerungen Albertines

sich bewegten. Dann bekam diese Schönheit, die ich seit kurzem – wenn ich an die aufeinanderfolgenden Jahre dachte, in denen ich Albertine am Strand von Balbec oder in Paris gekannt hatte – an ihr feststellte und die darin bestand, daß meine Freundin sich auf so vielen Ebenen entwickelte und so viele vergangene Tage in sich trug – diese Schönheit bekam dann für mich etwas Herzzerreißendes. Dann fühlte ich, wie unter diesem sich rosig färbenden Gesicht einem Abgrund gleich die unausschöpfbaren Tiefen von Abenden verborgen lagen, an denen ich Albertine nicht gekannt hatte. Ich konnte freilich Albertine auf meine Knie nehmen, ihren Kopf in meinen Händen halten; ich konnte sie streicheln, meine Finger lange über sie hingleiten lassen, doch als betastete ich einen Stein, der noch den Salzgehalt unvordenklicher Ozeane oder den Strahl eines Sterns in sich birgt, spürte ich, daß ich nur die undurchdringliche Hülle eines Wesens berührte, das sich im Inneren ins Unendliche verlor. Wie sehr litt ich unter der Situation, in die uns die Vergeßlichkeit der Natur gebracht hat, die ja, als sie die mythische Einheit der Körper aufhob und sie in eine Vielheit verwandelte, nicht darauf bedacht war, eine gegenseitige Durchdringung der Seelen vorzusehen! Ich begriff sehr wohl, daß Albertine für mich nicht einmal (ihr Körper befand sich zwar in der Macht des meinen, doch ihr Denken entzog sich dem Zugriff meines Denkens) die wunderbare Gefangene war, mit der ich meine Behausung zu bereichern geglaubt hatte, indem ich – wie jene Person, die, ohne daß jemand es wußte, die Prinzessin von China in einer Flasche verschlossen hielt[1] – ihre Anwesenheit dort zur Gänze selbst meinen Besuchern verheimlichte, die sie ja nicht am Ende des Korridors im nächsten Zimmer vermuten konnten; da sie mich in so dringender, grausamer und ausweglos Weise zu einer Durchforschung der Vergangenheit einlud, glich sie vielmehr einer mächtigen Göttin der Zeit. Und wenn ich für sie Jahre meines Lebens und mein Vermögen verlieren sollte – vorausgesetzt, ich könnte behaupten, was leider nicht

sicher ist, sie hätte dabei selbst nichts verloren –, so habe ich gleichwohl nichts zu bedauern. Gewiß wäre die Einsamkeit besser, fruchtbarer, weniger schmerzlich gewesen. Wenn ich aber an das Leben des Sammlers denke, zu dem Swann mir riet und dessen Unkenntnis Monsieur de Charlus bei mir tadelte, wenn er mit einer Mischung aus Esprit, Anmaßung und Geschmack zu mir sagte: »Wie häßlich es bei Ihnen ist!«[1] : Welche Statuen, welche langgesuchten und endlich besessenen oder gar, wenn alles zum Besten stünde, mit selbstlosem Wohlgefallen betrachteten Bilder hätten, wie die kleine Wunde, die schnell vernarbte, aber durch die unbewußte Ungeschicklichkeit Albertines oder irgendwelcher Gleichgültigen oder meiner eigenen Gedanken bald wieder aufgerissen wurde, mich aus mir selbst hinaus auf jenen ganz privaten Verbindungsweg zu der großen Straße gewiesen, auf der vorüberzieht, was wir erst von dem Tag an kennen, da wir gelitten haben: das Leben der anderen?

Manchmal war so schöner Mondschein, daß ich, eine Stunde nachdem Albertine sich hingelegt hatte, zu ihrem Bett ging, um ihr zu sagen, sie solle aus dem Fenster sehen. Ich bin sicher, daß ich deswegen in ihr Zimmer ging und nicht etwa, um mich dessen zu versichern, daß sie wirklich da war. Welcher Anschein sprach dafür, daß sie daraus zu entweichen imstande war oder wünschte? Es hätte dazu eines – unwahrscheinlichen – Zusammenstoßes mit Françoise bedurft. In dem dunklen Zimmer sah ich nichts als die Weiße des Kopfkissens und darauf ein zierliches Diadem aus schwarzem Haar. Doch hörte ich Albertines Atemzüge. Ihr Schlaf war so tief, daß ich erst zögerte, an ihr Bett zu treten, dann aber ließ ich mich auf dem Bettrand nieder; ihr Schlaf floß weiter leise murmelnd dahin. Unmöglich läßt sich wiedergeben, wie fröhlich ihr Erwachen war. Ich küßte, ich schüttelte sie. Sofort hielt sie im Schlafen inne, brach ohne den leisesten Übergang in heiteres Lachen aus, während sie die Arme um meinen Hals schlang, und sagte zu mir: »Gerade wollte ich mich schon

fragen, ob du nicht kämest«, und dann fing sie von neuem zärtlich zu lachen an. Man hätte meinen können, daß im Schlaf dieser reizende Kopf nur mit Heiterkeit, Zärtlichkeit und Lachen angefüllt war. Wenn ich sie weckte, bewirkte ich nur, wie bei einer Frucht, die man aufbricht, daß der erquickende Saft daraus hervorquoll.

Unterdessen ging der Winter zu Ende;[1] die schöne Jahreszeit kehrte zurück, und oft, wenn Albertine mir eben erst gute Nacht gesagt hatte und mein Zimmer, meine Vorhänge, die Wand über den Vorhängen noch ganz dunkel waren, vernahm ich vom Garten der benachbarten Klosterschwestern her, reich und voller Köstlichkeit in der Stille wie ein Kirchenharmonium, die Modulationen eines unbekannten Vogels, der wie in lydischer Tonart[2] die Matutine sang und inmitten meiner Dunkelheit schon den reichen, strahlenden Klang der Sonne ertönen ließ, die er sah. Bald wurden die Nächte kürzer, und schon vor den Stunden, die ehedem den Morgen einleiteten, sah ich hinter den Vorhängen meines Fensters die täglich zunehmende Weiße des Tageslichts hervorquellen. Wenn ich mich darein ergab, Albertine auch weiterhin dieses Leben führen zu lassen, in dem sie, wie ich wohl spürte, trotz aller Gegenbeteuerungen den Eindruck hatte, eine Gefangene zu sein, so nur, weil ich jeden Tag sicher war, daß ich am folgenden mich gleichzeitig an die Arbeit machen, mich aus dem Bett erheben, das Haus verlassen und die Abreise nach irgendeiner Besitzung vornehmen könnte, die wir kaufen würden und auf der Albertine in größerer Freiheit, gleichwohl aber ohne Beunruhigung für mich, ein Land- oder Strandleben führen, der Bootfahrt oder der Jagd nachgehen konnte, wie es ihr gefiel.

Nur war es am folgenden Tag immer so, daß von jener vergangenen Zeit, die ich in Albertine abwechselnd liebte und verabscheute (da, solange sie Gegenwart ist, zwischen ihr und uns – aus Eigennutz, aus Höflichkeit, aus Mitleid – jeder an einem Vorhang aus Lügen webt, den wir für die Wirklichkeit

halten), rückblickend eine jener Stunden, aus denen sie sich zusammensetzte, sogar jene, die ich zu kennen geglaubt hatte, mir plötzlich einen Aspekt vor Augen führte – ohne daß jemand versuchte, ihn mir zu verhüllen –, der völlig verschieden von dem war, unter dem sie sich mir früher gezeigt hatte. Hinter diesem oder jenem Blick offenbarte sich mir nun anstatt des guten Gedankens, den ich vordem darin zu sehen geglaubt hatte, ein bis dahin ungeahnter Wunsch, der mir einen neuen Teil des Herzens von Albertine entfremdete, das ich dem meinen so nahe und so ähnlich gewähnt hatte. Als Andrée zum Beispiel im Juli aus Balbec abgereist war, hatte mir Albertine nicht gesagt, daß sie vorhatte, ihre Freundin bald darauf wiederzusehen; ich war aber der Meinung, daß sie sie sogar früher wiedergesehen hatte, als sie damals selbst meinte, da sie mir wegen meiner großen Traurigkeit in Balbec in jener Nacht des 14. September das große Opfer gebracht hatte, nicht dort zu bleiben, sondern sofort mit mir nach Paris zurückgekehrt war.[1] Als sie am fünfzehnten dort ankam, hatte ich sie aufgefordert, Andrée zu besuchen, und hinterher zu ihr gesagt: »Hat sie sich gefreut, Sie wiederzusehen?« Nun aber war Madame Bontemps gekommen und hatte etwas für Albertine gebracht; ich sah sie einen Augenblick und sagte ihr, daß Albertine mit Andrée ausgegangen sei: »Sie haben zusammen eine Ausfahrt aufs Land unternommen.« – »Ja«, antwortete mir Madame Bontemps, »mit dem ›Land‹ allerdings nimmt es Albertine nicht so genau. So wollte sie zum Beispiel vor drei Jahren alle Tage zu den Buttes-Chaumont.« Bei dem Namen Buttes-Chaumont, wo Albertine behauptete, noch nie gewesen zu sein, stockte mir einen Augenblick der Atem. Die Wirklichkeit ist die geschickteste aller Feindinnen. Sie führt ihre Attacken auf die Stelle unseres Herzens, an der wir sie nicht erwarteten und infolgedessen für eine Verteidigung nicht gerüstet sind. Hatte Albertine damals ihre Tante belogen, als sie ihr sagte, sie gehe alle Tage zu den Buttes-Chaumont, oder später mich, als sie behauptete, sie kenne diese Gegend nicht?

»Glücklicherweise«, setzte Madame Bontemps hinzu, »wird die arme Andrée bald aufs Land fahren, wo es erholsamer ist, auf das wirkliche Land, sie hat es sehr nötig, sie sieht miserabel aus. Sie hat tatsächlich diesen ganzen Sommer nicht die Luft gehabt, die sie eigentlich braucht. Bedenken Sie, daß sie Balbec Ende Juli in dem festen Glauben verlassen hat, sie würde im September dorthin zurückkehren. Weil ihr Bruder sich das Knie verletzte, konnte sie aber nicht wieder hin.« Dann erwartete also Albertine, Andrée in Balbec wiederzusehen, und hatte es mir verheimlicht! Allerdings war es um so netter von ihr, daß sie mir vorgeschlagen hatte, mit mir zurückzufahren. Es sei denn, daß … »Ja, ich erinnere mich, daß Albertine damals davon sprach …« (das stimmte nicht). »Wann war denn dieser Unfall? Mir gehen die Dinge im Kopf etwas durcheinander.« – »Nun, in gewissem Sinne erfolgte er gerade im richtigen Augenblick, denn einen Tag später wäre die Miete für die Villa weitergelaufen, und Andrées Großmutter hätte einen Monat unnötig zahlen müssen. Er hat sich am 14. September das Bein gebrochen; sie hatte gerade noch Zeit, am fünfzehnten morgens an Albertine zu telegraphieren, daß sie nicht kommen würde, und Albertine konnte daraufhin das Büro benachrichtigen. Einen Tag später hätte der Mietvertrag bis zum 15. Oktober gegolten.« Wenn also Albertine ihre Meinung geändert und zu mir gesagt hatte: »Fahren wir doch heute abend ab«, so hatte sie dabei eine Wohnung vor sich gesehen, die ich nicht kannte, die der Großmutter Andrées, in die sie sich gleich nach unserer Rückkehr begeben konnte, um dort ihre Freundin zu treffen, ihre Freundin, der sie im übrigen, ohne daß ich es ahnte, bald darauf in Balbec wieder zu begegnen geglaubt hatte. Ihre so freundlichen Worte, daß sie gern mit mir nach Hause fahren werde, Worte, die so ganz im Gegensatz zu ihrer überaus hartnäckigen Weigerung kurz zuvor standen, hatte ich damals einer reuigen Umkehr ihres guten Herzens zugeschrieben. Sie waren aber ganz einfach ein Reflex gewesen, wie er auf eine inzwischen erfolgte Verände-

rung einer Situation hin zustande kommt, die wir nicht kennen: Darin liegt das ganze Geheimnis der Wandlung im Verhalten von Frauen, die uns nicht lieben. Sie verweigern uns eigensinnig ein Rendezvous für den folgenden Tag, weil sie müde sind oder weil ihr Großvater verlangt, daß sie bei ihm zum Abendessen erscheinen. »Dann kommen Sie doch hinterher«, reden wir ihr zu. »Er erwartet immer, daß ich bis zu sehr später Stunde bleibe. Außerdem bringt er mich möglicherweise zurück.« Sie haben eben ganz einfach bereits ein Rendezvous mit jemandem, der ihnen gefällt. Plötzlich ist dieser Jemand aber gar nicht frei. Dann kommen sie und sagen uns, wie sehr sie bedauern, uns Kummer bereitet zu haben. Sie würden eben ihren Großvater versetzen und lieber bei uns bleiben, da ihnen sowieso an nichts anderem gelegen sei. Ich hätte diese Art von Phrasen in den Worten Albertines am Tag meiner Abreise von Balbec erkennen müssen. Gleichwohl durfte ich vielleicht nicht nur sie darin erkennen, sondern um diese Worte richtig zu verstehen, hätte ich mich an zwei spezielle Züge im Charakter Albertines erinnern müssen.

Zwei Charakterzüge Albertines nämlich kamen mir in diesem Augenblick in den Sinn: der eine, um mich zu trösten, der andere, um mich vollends zu verstören. In unserem Gedächtnis hat eben alles Platz. Es ist wie eine Apotheke oder ein chemisches Laboratorium, in dem man durch Zufall ebensogut eine beruhigende Droge wie ein gefährliches Gift in die Hand bekommt. Der erste Zug, der tröstliche, war jene gewisse Gewohnheit, ein und dieselbe Handlung mehreren Personen zugute kommen zu lassen, jene vielfältige Nutzbarmachung aller ihrer Taten, die für Albertine so bezeichnend war. Es lag ganz in ihrem Charakter, daß sie, als sie nach Paris zurückkehrte (die Tatsache, daß Andrée nicht wiederkam, mochte ihr unbequemer erscheinen lassen, in Balbec zu bleiben, wobei das nicht bedeuten mußte, daß sie es etwa ohne Andrée einfach nicht aushalten konnte), bei dieser einen Reise Gelegenheit fand, gleich zwei Personen, die sie aufrichtig

liebte, eine Freundlichkeit zu erweisen: mir, indem sie in mir den Glauben nährte, es geschehe, um mich nicht allein zu lassen, damit ich nicht so sehr an meinem Kummer litte, aus Ergebenheit für mich; Andrée, indem sie ihr einredete, sie habe, da jene nicht nach Balbec kam, keinen Augenblick länger dort verweilen mögen, sie sei nur so lange geblieben, um sie dort wiederzusehen, und eile nun im ersten Augenblick zu ihr zurück. Nun folgte die Abreise Albertines mit mir tatsächlich so unmittelbar einerseits auf die Äußerung meines Kummers und meines Verlangens, wieder in Paris zu sein, andererseits auf die Depesche von Andrée, daß ganz natürlicherweise Andrée sowohl wie ich, da weder sie von meinem Kummer noch ich von der Depesche etwas wußte, glauben konnten, die Abreise Albertines sei die Wirkung einzig der jedem von uns jeweils bekannten Ursache, auf die hin sie tatsächlich in so wenigen Stunden Abstand und derart unverhofft erfolgt war. In diesem Fall konnte ich noch dazu glauben, daß mich zu begleiten der wahre Zweck Albertines war, die gleichwohl keine Gelegenheit hatte versäumen wollen, sich auch bei Andrée Anspruch auf Dank zu verdienen. Leider aber fiel mir fast gleichzeitig ein anderer Charakterzug Albertines ein, nämlich die Lebhaftigkeit, mit der die unwiderstehliche Versuchung, einem Vergnügen nachzugehen, sie jeweils überkam. Nun fiel mir wieder ein, mit welcher Ungeduld sie, als sie sich zur Abreise entschlossen hatte, zum Zug geeilt war, wie sie den Direktor weggestoßen hatte, durch dessen Bemühungen, uns zurückzuhalten, wir um ein Haar den Omnibus verpaßt hätten; ich dachte an die nur für mich bestimmte Geste des heimlichen Einverständnisses, die mich so gerührt hatte, als Monsieur de Cambremer uns in der Kleinbahn fragte, ob wir die Abreise nicht um acht Tage verschieben könnten. Ja, was ihr in diesem Augenblick vorschwebte und sie zu so fieberhafter Eile des Aufbruchs anspornte, was sie ungeduldig wiederzusehen trachtete, war eine unbewohnte Wohnung, die ich selbst einmal gesehen hatte, die der Großmutter Andrées, ein Luxusap-

partement, das der Aufsicht eines alten Kammerdieners unterstand, nach Süden gelegen, aber so leer und so ruhig, daß die Sonne gleich einem Überzug auf dem Kanapee und auf den Sesseln der Zimmer zu liegen schien, wo Albertine und Andrée den respektvollen, vielleicht naiven, vielleicht auch eingeweihten Wächter baten, sie ausruhen zu lassen.

Ich sah es jetzt die ganze Zeit vor mir, leer, mit einem Bett oder einem Kanapee, einem Zimmermädchen, das von nichts wußte oder eine Mitwisserin war, und Albertine, wie sie jedesmal, wenn sie eilig und ernst aussah, sich dorthin begab, um ihre Freundin zu treffen, die sicher schon vor ihr angekommen war, weil sie freier über sich verfügte. Ich hatte bislang noch nie an diese Wohnung gedacht, jetzt aber bekam sie für mich eine schreckliche Schönheit. Das Unbekannte im Leben anderer Menschen ist wie das in der Natur, dessen Grenzen durch jede wissenschaftliche Entdeckung etwas ferner gerückt, jedoch nicht aufgehoben werden. Ein Eifersüchtiger treibt die Geliebte zur Verzweiflung, indem er sie um tausend belanglose Vergnügungen bringt. Diejenigen aber, die den wahren Bestand ihres Lebens bilden, verbirgt sie dort, wo er sogar in Augenblicken, in denen sein Verstand seiner Meinung nach den größten Scharfsinn offenbart und Dritte ihn am besten unterrichten, sie nicht im entferntesten sucht.

Wie dem auch sei, Andrée würde nun abreisen. Ich wollte jedoch nicht, daß Albertine mich verachten konnte, weil ich mich von ihr und Andrée hatte täuschen lassen. Dieser Tage einmal würde ich es ihr sagen. Ich würde sie dann vielleicht zwingen, offener zu mir zu sprechen, wenn ich ihr bewies, daß ich über Dinge sehr wohl orientiert war, die sie mir verbarg. Ich wollte aber jetzt noch nicht davon sprechen, zunächst, weil sie so bald nach dem Besuch ihrer Tante diese Quelle meiner Information erraten, sie zugestopft und keine andere, unbekannte mehr gefürchtet hätte. Ferner auch, weil ich nicht Gefahr laufen wollte, solange ich noch nicht absolut sicher war, daß ich Albertine bis zu jeder von mir gewünsch-

ten Dauer würde behalten können, in ihr zu viele Zornesregungen wachzurufen, deren Wirkung darin bestehen konnte, daß sie mich zu verlassen wünschte. Wenn ich allerdings richtig nachdachte, die Wahrheit suchte, die Zukunft nach ihren Worten ermaß, mit denen sie stets meine Pläne gutgeheißen und zum Ausdruck gebracht hatte, wie sehr sie dieses Dasein liebe und wie wenig ihre Zurückgezogenheit ihr das Gefühl von Entbehrungen gebe, zweifelte ich nicht, daß sie immer bei mir bleiben würde. Es verdroß mich sogar recht eigentlich, denn ich fühlte, wie das Leben, die Welt, deren Freuden ich noch niemals richtig gekostet hatte, mir im Austausch gegen eine Frau entgingen, an der ich nichts Neues mehr zu finden vermochte. Ich konnte nicht einmal nach Venedig gehen, denn dort würde ich mich auf meinem Lager allzusehr von der Furcht vor den Anträgen gefoltert fühlen, die der Gondoliere, die Leute im Hotel, die Venezianerinnen ihr machen konnten. Wenn ich aber umgekehrt meine Schlüsse aus der anderen Hypothese zog, derjenigen, die sich nicht auf die Worte Albertines stützte, sondern auf ihr Schweigen, ihre Blicke, ihr Erröten, ihr Schmollen und sogar ihre Zornesausbrüche, deren Grundlosigkeit ich ihr leicht hätte nachweisen können, die ich aber weitaus lieber zu ignorieren vorgab, sagte ich mir, daß dieses Leben unerträglich für sie war, daß sie sich die ganze Zeit um Dinge betrogen fühlte, die sie eigentlich liebte, und daß sie mich unweigerlich eines Tages dennoch verlassen würde. Ich wünschte mir nur, falls sie es einmal täte, den Augenblick selbst zu bestimmen, einen Augenblick, in dem es mir nicht allzu schmerzlich und der auch in einer Zeit des Jahres gelegen wäre, in der sie sich an keinen der Orte begeben konnte, die in meiner Vorstellung Schauplätze ihrer Ausschweifungen waren, weder nach Amsterdam noch zu Andrée, noch zu Mademoiselle Vinteuil, die sie allerdings ein paar Monate später gleichwohl sehen würde. Doch bis dahin würde ich mich beruhigt haben und alles mir gleichgültig sein. Auf alle Fälle konnte ich daran erst denken, wenn der

kleine Rückfall wieder vorüber war, der auf die Entdeckung der Gründe folgte, weshalb Albertine innerhalb weniger Stunden zuerst nicht und dann doch auf der Stelle von Balbec hatte fortgehen wollen; man mußte den Symptomen Zeit geben zu verschwinden, Symptomen, die unstreitig allmählich nachlassen würden, sofern ich nichts Neues erfuhr, die aber jetzt noch zu frisch waren, um eine nunmehr als unvermeidlich erkannte Trennungsoperation, mit der es jedoch noch nicht eilte und die man besser »kalten Blutes« vornehmen würde, nicht schmerzlicher und schwieriger zu gestalten. Die Wahl des Augenblicks lag ganz bei mir; denn falls sie fortgehen wollte, bevor ich es beschlossen hatte, würde ich immer noch in dem Augenblick ihrer Erklärung, sie habe jetzt genug von diesem Leben, daran denken können, ihre Gründe zu bekämpfen, ihr mehr Freiheit zu lassen, ihr irgendein ganz großes Vergnügen in absehbarer Zeit zu versprechen, das sie selbst dann würde abwarten wollen, oder sogar, wenn ich mir Unterstützung einzig von ihrem Herzen versprach, ihr meinen Kummer schließlich einzugestehen. Ich war in dieser Hinsicht also völlig ruhig, worin ich übrigens nicht sehr folgerichtig mit mir selbst verfuhr. Denn bei der Hypothese, bei der ich mich gerade nicht an die Dinge hielt, die sie sagte und ankündigte, vermutete ich, daß sie mir bei einer Trennung im voraus ihre Gründe angeben und mir Zeit lassen würde, diese zu bekämpfen und sogar hinfällig zu machen.

Ich fühlte, daß mein Leben mit Albertine, soweit ich nicht eifersüchtig war, nichts als Langeweile, soweit ich es aber war, nur Leiden bedeutete. Selbst wenn man annahm, es könne auch Glück enthalten, würde es nicht von Dauer sein. In demselben Geist von Weisheit, der mich in Balbec an jenem Abend inspirierte, an dem wir glücklich gewesen waren – damals, nach dem Besuch der Marquise de Cambremer –, wollte ich sie verlassen, weil ich wußte, daß bei einem längeren Hinauszögern nichts zu gewinnen war.[1] Nur stellte ich mir auch jetzt noch vor, die Erinnerung, die ich von ihr bewahren

würde, werde wie die mit einem Pedal festgehaltene Schwingung der Trennungsminute sein. Daher legte ich Wert darauf, eine angenehme Minute auszuwählen, damit auch eine solche in mir weiterschwang. Man durfte nicht zu heikel sein, nicht zu lange warten, man mußte weise handeln. Da ich nun aber einmal so lange gewartet hatte, wäre es eitel Torheit gewesen, nicht noch ein paar Tage zuzuwarten, bis eine einigermaßen annehmbare Minute da wäre, um nicht Gefahr zu laufen, sie in einer ähnlichen Stimmung der Auflehnung scheiden zu sehen, wie ich es früher erlebt hatte, wenn Mama sich von meinem Bett entfernte, ohne mir noch einmal gute Nacht zu sagen, oder wenn sie auf dem Bahnhof sich von mir verabschiedete. Auf alle Fälle überschüttete ich Albertine mit allen erdenklichen Freundlichkeiten. Was die Kleider von Fortuny betraf, so hatten wir uns endlich für ein blau und golden gemustertes, mit rosa Seide gefüttertes entschieden, das gerade fertig geworden war. Außerdem hatte ich noch dazu die fünf anderen bestellt, auf die sie mit Bedauern verzichtet hatte, weil ihr dieses eine immerhin noch besser gefiel.

Trotz allem ließ ich mich eines Abends, als der Frühling gekommen war, zwei Monate nachdem ihre Tante die bewußte Äußerung getan hatte, vom Zorn hinreißen. Es war gerade der Abend, an dem Albertine zum erstenmal das blau-goldene Morgenkleid von Fortuny trug, das die Vorstellung von Venedig in mir heraufbeschwor und mir dadurch um so deutlicher machte, auf was ich um Albertines willen verzichtete, ohne daß sie mir auch nur Dank dafür wußte. Ich hatte ja Venedig zwar niemals gesehen, doch träumte ich unaufhörlich davon seit jenen Osterferien, die ich als Kind dort hatte verbringen sollen, und sogar noch früher, seit dem Anblick der Stiche nach Tizian und der Photographien nach Giotto, die einst in Combray Swann mir geschenkt hatte.[1] Das Kleid von Fortuny, das Albertine an diesem Abend angelegt hatte, kam mir wie ein lockender Schatten jenes unsichtbaren Venedigs vor. Es war mit morgenländischen Ornamenten überzogen,

wie Venedig, wie jene gleich Sultaninnen hinter durchbrochenen Steinvorhängen verborgenen venezianischen Paläste, wie die Einbände der Ambrosianischen Bibliothek[1] , wie die Säulen mit den orientalischen Vögeln, die abwechselnd Tod und Leben symbolisieren und hier unzählige Male auf dem schillernden Gewebe von tiefem Blau wiederkehrten, das unter meinem vorwärtstastenden Blick sich in schmiegsames Gold verwandelte durch eine ähnliche Metamorphose, wie sie vor der vorwärtsgleitenden Gondel flammendes Metall aus der Azurtönung des Canal Grande macht. Die Ärmel aber waren in jenem kirschrosa Ton gefüttert, der so eigentümlich venezianisch wirkt, daß man ihn Tiepolorosa nennt.[2]

Im Lauf des Tages hatte Françoise vor mir verlauten lassen, daß Albertine mit nichts zufrieden sei, daß sie vielmehr, ob ich ihr nun sagen ließ, ich werde mit ihr ausfahren, oder aber, ich werde nicht mit ihr ausfahren, das Automobil werde sie abholen kommen oder komme nicht, ungeduldig mit den Achseln zuckte und kaum höflich Antwort gab. An jenem Abend, als ich merkte, daß sie schlechter Laune war, und die erste große Hitze mich ermattet hatte, konnte ich meinen Zorn nicht zügeln und warf ihr Undankbarkeit vor: »Ja, Sie können fragen, wen Sie wollen«, rief ich mit lauter Stimme und völlig außer mir, »Sie können Françoise fragen, man ist sich darüber einig.« Sofort aber fiel mir ein, daß Albertine mir einmal gesagt hatte, wie fürchterlich ich aussah, wenn ich in Zorn geriet, und daß sie behauptet hatte, die folgenden Verse aus Esther paßten dann auf mich:

Jugez combien ce front irrité contre moi
Dans mon âme troublée a dû jeter d'émoi …
Hélas! sans frissonner quel cœur audacieux
Soutiendrait les éclairs qui partent de vos yeux? [3]

Bedenkt, mit welchem Schreck und Schauder der Verdruß,
Den Eure Stirn mir zeigt, mein Herz verwirren muß …
Ah mir! Welch dreister Stolz, welch trotziges Geblüt
Ertrüg, o Herr, den Blitz, der Eurem Aug entsprüht?

Ich schämte mich meiner Heftigkeit. Und um wiedergutzumachen, was ich getan hatte, ohne daß daraus für mich eine Niederlage entstand, sondern vielmehr der von mir geschlossene Friede ein bewaffneter und furchtgebietender war, während es mir gleichzeitig nützlich schien zu zeigen, daß ich einen Bruch nicht fürchtete, damit nicht sie auf den Gedanken kam, ihn in die Tat umzusetzen, sagte ich: »Verzeihen Sie mir, meine liebe Albertine, ich schäme mich meiner Heftigkeit, ich bin verzweifelt darüber. Wenn es nicht mehr möglich ist, daß wir uns verstehen, wenn wir uns trennen müssen, so darf es so nicht sein, das wäre unser unwürdig. Wir werden uns trennen, wenn es sein muß, aber vor allem liegt mir daran, Sie sehr demütig und von ganzem Herzen um Verzeihung zu bitten.« Ich dachte mir, um alles wiedergutzumachen und mich gleichzeitig zu versichern, daß es ihre Absicht sei, für die nächste Zeit noch bei mir zu bleiben – wenigstens bis zu dem Zeitpunkt, zu dem Andrée abgereist sein würde, was für drei Wochen später vorgesehen war –, werde es gut sein, gleich am folgenden Tag auf irgendein Vergnügen, größer, als sie es zuvor gehabt, aber noch etwas in der Ferne liegend, für sie bedacht zu sein; außerdem würde ich, da ich doch auf alle Fälle den Verdruß, den ich ihr bereitet hatte, wiedergutmachen wollte, vielleicht gut daran tun, diesen Moment zu benutzen, um ihr zu zeigen, daß ihr Leben mir besser bekannt war, als sie vermutete. Die schlechte Laune, in die sie dadurch geraten mußte, würde morgen durch viele Freundlichkeiten von meiner Seite wieder behoben sein, die Warnung ihr jedoch heilsam im Bewußtsein bleiben. »Ja, liebe Albertine,

verzeihen Sie mir, wenn ich heftig gewesen bin. Ich bin jedoch nicht ganz so schuldig, wie Sie meinen. Es gibt böse Leute, die uns trennen wollen; um Sie nicht zu quälen, habe ich bisher nie davon sprechen mögen, aber ich bin jetzt wirklich manchmal über gewisse Reden, die Sie betreffen, völlig verstört.« Um aber die Gelegenheit zu nutzen, da ich ihr sowieso zeigen wollte, daß ich über ihre Abreise aus Balbec Bescheid wisse, setzte ich gleich noch hinzu: »Zum Beispiel[1] wußten Sie ja, daß Mademoiselle Vinteuil zu Madame Verdurin an dem Nachmittag kommen sollte, an dem Sie in den Trocadéro gegangen sind.« Sie errötete. »Ja, ich wußte es.« – »Können Sie mir schwören, daß Sie nicht hingehen wollten, um die intimen Beziehungen zu ihr wieder aufzunehmen?« – »Aber ganz sicher kann ich Ihnen das schwören. Was heißt übrigens ›wieder aufnehmen‹? Ich habe niemals welche mit ihr gehabt, ich schwöre es Ihnen.« Ich war tief betrübt, daß Albertine mich so belog, da der Augenschein ihres Errötens ja allzu deutlich sprach. Ihre Falschheit ging mir tief zu Herzen. Und dennoch, da in dieser Lüge eine Beteuerung ihrer Unschuld lag, an die ich unbewußt trotz allem zu glauben bereit war, tat sie mir weniger weh als die Aufrichtigkeit, mit der sie mir auf die Frage: »Können Sie mir wenigstens schwören, daß das Vergnügen, Mademoiselle Vinteuil wiederzusehen, keine Rolle bei Ihrem Wunsch spielte, an jenem Nachmittag die Verdurins zu besuchen?« antwortete: »Nein, das kann ich nicht schwören. Es hätte mir großes Vergnügen bereitet, Mademoiselle Vinteuil wiederzusehen.« Eine Sekunde zuvor war ich böse auf sie gewesen, weil sie mir ihre Beziehungen zu Mademoiselle Vinteuil verhehlte, jetzt aber geriet ich durch ihr Eingeständnis des Vergnügens, das sie gehabt hätte, jene zu sehen, vollends aus der Fassung. Gewiß hatte Albertine durch die bei meiner Rückkehr von den Verdurins ausgesprochenen Worte: »Sollte nicht Mademoiselle Vinteuil da sein?« alles Leiden in mir wieder entfacht, weil sie mir dadurch bewies, daß sie von ihrem

Kommen wußte. Wahrscheinlich hatte ich aber seither mir die Dinge in folgender Weise zurechtgelegt: Sie wußte, daß Mademoiselle Vinteuil kommen würde, und empfand keinerlei Vergnügen dabei. Aber da ihr offenbar hinterher klargeworden war, daß die Enthüllung über ihre Bekanntschaft mit einer so übelbeleumdeten Person wie Mademoiselle Vinteuil mich in Balbec derart zur Verzweiflung getrieben hatte, daß ich sogar an Selbstmord dachte, hat sie mir nichts davon gesagt. Nun aber sah sie sich genötigt einzugestehen, daß ebendiese Begegnung ihr Vergnügen gemacht hätte. Im übrigen hätte ihre geheimnisvolle Art, als sie damals zu den Verdurins hatte gehen wollen, ein ausreichender Beweis für mich sein müssen. Ich hatte mir das aber zu wenig genau überlegt. Obwohl ich mir jetzt sagte: Warum gesteht sie nur die Hälfte ein? Das ist dumm von ihr, mehr noch als nur traurig und schlecht, war ich so erschüttert, daß ich nicht den Mut fand, der Sache weiter nachzugehen, zumal ich nicht gut dabei abschnitt, hätte ich doch keine Beweise anzuführen gewußt; um lieber wieder das Heft in der Hand zu haben, beeilte ich mich, auf das Thema Andrée zu kommen, das mir erlauben würde, Albertine durch die erdrückende Enthüllung über die Depesche Andrées eine offene Niederlage zu bereiten. »Wissen Sie«, sagte ich zu ihr, »jetzt plagt man mich nämlich wieder und liegt mir mit Ihren Beziehungen in den Ohren, doch diesmal sind es die zu Andrée.« – »Andrée??« rief sie aus. In tiefem Unmut rötete sich ihr Gesicht. Ihre Augen weiteten sich vor Zorn oder in dem Wunsch, Staunen erkennen zu lassen. »Das ist ja wirklich reizend!! Darf man vielleicht wissen, wer Ihnen solche schönen Dinge erzählt? Könnte ich vielleicht einmal selbst mit diesen Leuten reden? Und vielleicht auch erfahren, worauf sie sich stützen bei ihren Verleumdungen?« – »Meine liebe Albertine, ich weiß es nicht, es handelt sich um anonyme Briefe, aber von Leuten, die Sie vielleicht ziemlich leicht auffinden würden« (um ihr zu zeigen, daß ich nicht fürchtete, sie werde wirklich nach ihnen suchen) »denn

offenbar kennen sie Sie gut. Der letzte, muß ich gestehen (ich zitiere gerade ihn, weil es sich da nur um eine Kleinigkeit handelt und weiter nichts Arges darinsteht), hat mir gleichwohl den Rest gegeben. Es hieß dort, Sie hätten damals, als wir Balbec verließen, zuerst bleiben und hinterher doch abreisen wollen, weil Sie inzwischen einen Brief von Andrée bekommen hätten des Inhalts, sie komme nicht.« – »Ich weiß sehr wohl, daß Andrée mir geschrieben hat, daß sie nicht kommen würde, sie hat mir sogar telegraphiert, ich kann Ihnen die Depesche nicht zeigen, weil ich sie nicht aufgehoben habe, doch das war nicht an jenem Tag. Außerdem, wenn es selbst an jenem Tag gewesen wäre, was sollte es mir schon ausmachen, ob Andrée nach Balbec kam oder nicht?« »Was sollte mir das schon ausmachen« war ein Beweis ihres Zorns und außerdem dafür, daß es ihr eben doch »etwas ausmachte«; dennoch war es nicht unbedingt ein Beweis, daß Albertine ausschließlich deshalb zurückgefahren war, um Andrée zu sehen. Jedesmal wenn Albertine feststellen mußte, daß einer der wirklichen oder angeblichen Beweggründe einer ihrer Handlungen von einer Person entdeckt war, der sie andere angegeben hatte, geriet sie in Zorn, selbst wenn die Person diejenige war, um derentwillen sie die Handlung begangen hatte. Daß Albertine glaubte, die Informationen über alles, was sie tat, würden mir nicht von anonymer Seite geliefert, sondern ich selbst bemühte mich darum, hätte man in keiner Weise aus den gleich darauf an mich gerichteten Worten schließen können, in denen sie meine Version mit den anonymen Briefen anscheinend akzeptierte, dafür aber aus ihrer Zornesmiene, aus ihrem Zorn gegen mich, der nichts als die Explosion all ihrer vorausgegangenen schlechten Launen war, ebenso wie die Spionage, zu der ich mich nach dieser Hypothese ihres Erachtens herbeigelassen hatte, nur das letzte Glied einer Überwachung aller ihrer Handlungen war, an der sie bereits seit langem nicht mehr gezweifelt hatte. Ihr Zorn erstreckte sich sogar auf Andrée, und da sie sich bestimmt

sagte, daß ich nun auch keine Ruhe mehr haben würde, wenn sie mit ihr ausging, erklärte sie lieber selbst: »Überhaupt fällt mir Andrée entsetzlich auf die Nerven. Es ist einfach tödlich mit ihr. Morgen kommt sie wieder. Ich will aber nicht mehr mit ihr ausfahren. Sie können es den Leuten mitteilen, die Ihnen erzählt haben, ich sei ihretwegen nach Paris zurückgekommen. Soll ich Ihnen sagen, daß ich Andrée doch nun schon so viele Jahre kenne und Ihnen dabei nicht einmal beschreiben könnte, wie ihr Gesicht aussieht, so wenig habe ich sie angeschaut!« In Balbec aber hatte sie im ersten Jahr zu mir gesagt: »Andrée ist entzückend!« Freilich mußte das nicht bedeuten, daß sie Liebesbeziehungen zu ihr unterhielt, und ich hatte sie damals sogar nie anders als voller Empörung von jeglichen Beziehungen dieser Art sprechen hören. War es aber nicht möglich, daß sie sich verändert hatte – sogar ohne sich über ihre Wandlung im klaren zu sein – und vielleicht ihre Spiele mit einer Freundin nicht für das gleiche hielt wie gewisse unmoralische Beziehungen, mit denen sie keine deutliche Vorstellung verband, die sie aber bei anderen schärfstens zu verurteilen pflegte? War es nicht möglich, da ja diese gleiche Wandlung und der gleiche Mangel an Bewußtsein davon auch in ihren Beziehungen zu mir eine Rolle spielten, zu mir, dem sie in so großer Empörung Küsse verweigert hatte, die sie mir später von sich aus jeden Tag geben sollte und, wie ich hoffte, noch sehr lange, ja sogar nach wenigen Minuten schon mir wieder geben würde? »Aber meine Liebe, wie soll ich Ihnen das sagen, ich kenne sie ja gar nicht.«[1] Diese Antwort war so klar, daß sie alle Einwände und Zweifel hätte zerstreuen müssen, die ich in Albertines Augen kristallisiert vor mir sah. Doch blieben jene bestehen; ich schwieg, und gleichwohl betrachtete sie mich weiterhin mit der gespannten Aufmerksamkeit, mit der man jemanden ansieht, der noch nicht ausgeredet hat. Ich bat sie von neuem um Verzeihung. Sie antwortete mir, sie habe mir nichts zu verzeihen. Sie war jetzt wieder ganz sanft. Doch es schien mir, als habe sich unter ihren trau-

rigen, gramentstellten Zügen ein Geheimnis geformt. Ich wußte recht wohl, daß sie mich nicht verlassen konnte, ohne es mir vorher zu sagen; im übrigen konnte sie weder wünschen, mich jetzt zu verlassen (acht Tage darauf sollte sie die neuen Kleider von Fortuny anprobieren), noch ohne Verletzung des Anstands weggehen, da meine Mutter am Ende der Woche zurückkehren sollte und ebenso ihre Tante. Warum aber, da es doch offenbar unmöglich war, daß sie von mir ging, wiederholte ich ihr gegenüber mehrere Male, wir würden am folgenden Tag zusammen venezianische Glaswaren ansehen gehen, die ich ihr schenken wollte, und wieso war ich so erleichtert zu hören, daß sie es für abgemacht hielt? Als sie mir aber schließlich gute Nacht sagen kam und ich sie küßte, machte sie es nicht wie gewöhnlich, sondern wandte sich ab und – es waren nur ein paar Sekunden seit dem Augenblick verflossen, als ich noch daran dachte, wie süß es für mich war, daß sie mir jetzt alle Abende gab, was sie mir in Balbec verweigert hatte – erwiderte meinen Kuß nicht. Man hätte meinen können, daß sie mit mir böse war und mir kein Zeichen der Zärtlichkeit geben wollte, das ich ihr später als eine Falschheit hätte auslegen können, die diesem Bruch widersprach. Man hätte meinen können, sie wolle ihre Handlungen vielmehr auf ihn abstimmen, aber doch in Maßen, sei es, um ihn nicht ausdrücklich anzukündigen, sei es, weil sie, auch wenn sie die physischen Beziehungen zu mir abbrach, gleichwohl meine Freundin bleiben wollte. Ich küßte sie ein zweites Mal und drückte den spiegelnden golddurchwirkten Azur des Canal Grande mitsamt den Vogelpaaren, Symbolen des Todes und der Auferstehung, fest an mein Herz. Aber ein zweites Mal zog sie sich, anstatt meinen Kuß zu erwidern, mit jener Art von instinktivem und unheilverkündendem Starrsinn zurück, wie ihn Tiere haben, wenn sie den Tod nahen fühlen.[1] Dieses Vorgefühl, das sie auszudrücken schien, erfaßte auch mich und erfüllte mich mit so angstvollem Grauen, daß ich, als Albertine an der Tür angekommen war, nicht den Mut

fand, sie gehen zu lassen, sie vielmehr noch einmal zurückrief. »Albertine«, sagte ich zu ihr, »ich bin gar nicht müde. Wenn Sie selbst noch nicht Lust zum Schlafen haben, könnten Sie ein wenig bleiben, falls Sie mögen, aber freilich bestehe ich nicht darauf, ich möchte Sie nicht ermüden.« Es schien mir, daß, hätte ich sie ausgekleidet und in ihrem weißen Nachthemd haben können, in dem sie mir rosiger, wärmer schien und meine Sinne mehr reizte, die Versöhnung vollkommener gewesen wäre. Doch ich zögerte einen Augenblick, denn die blaue Einsäumung des Kleides gab ihrem Gesicht eine Schönheit und Leuchtkraft, einen himmlischen Schein, ohne den es mir härter vorgekommen wäre. Sie kam langsam zurück und sagte sehr sanft, doch noch immer mit niedergeschlagener, trauriger Miene: »Ich kann bleiben, solange Sie wollen, ich bin gar nicht schläfrig.« Ihre Antwort beruhigte mich, denn solange sie da war, hatte ich das Gefühl, ich könne der Zukunft gebieten, und es schwang auch Freundschaft und Nachgiebigkeit in ihrem Klang, jedoch von einer gewissen Art, der Grenzen durch das Geheimnis gesetzt zu sein schienen, das ich hinter ihrem traurigen Blick und verwandelten Auftreten erriet – verwandelt teils ohne ihr Zutun, teils zweifellos, um es im voraus mit irgend etwas, was ich nicht wußte, in Einklang zu bringen. Gleichwohl schien mir, daß ich sie nur ganz in Weiß mit nacktem Hals vor mir haben müßte, so wie ich sie in Balbec in ihrem Bett gesehen hatte, um soviel Kühnheit aufzubringen, daß sie mir nachgegeben hätte. »Wenn Sie schon so nett sind und noch ein wenig hier bleiben, um mich zu trösten, sollten Sie Ihr Kleid ausziehen, es ist zu warm, zu steif, ich wage Ihnen nicht nahe zu kommen, um den schönen Stoff nicht zu zerdrücken, und auch diese Schicksalsvögel stehen zwischen uns. Ziehen Sie sich aus, meine Liebe.« – »Nein, es wäre unbequem, hier dieses Kleid aufzuhaken. Ich ziehe mich nachher in meinem Zimmer aus.« – »Wollen Sie sich auch nicht auf meinen Bettrand setzen?« – »Doch, gern.« Aber sie blieb etwas von mir entfernt,

neben meinen Füßen. Wir unterhielten uns. Plötzlich hörten wir in regelmäßigem Rhythmus einen klagenden Ruf. Es waren die Tauben, die zu gurren begannen. »Das beweist, daß es Tag ist«, sagte Albertine; mit fast gerunzelter Braue, als versäume sie durch ihr Leben bei mir die Freuden der schönen Jahreszeit, fügte sie hinzu: »Es ist Frühling geworden, denn offenbar sind die Tauben da.« Die Ähnlichkeit zwischen ihrem Gurren und dem Hahnenschrei war so tief und so dunkel wie in dem Septett von Vinteuil die Ähnlichkeit zwischen dem Thema des Adagios, das auf dem gleichen Schlüsselmotiv basiert wie der erste und der letzte Satz; doch unterscheidet es sich so stark durch Tonart und Rhythmus, daß Laien, wenn sie ein Musikwerk von Vinteuil aufschlagen, mit Staunen feststellen, daß alle drei Sätze auf den gleichen vier Tönen aufgebaut sind, die man im übrigen mit einem Finger auf dem Klavier anschlagen kann, ohne irgendeine der drei Melodien dadurch wiederzufinden. So war auch dieses von den Tauben aufgeführte melancholische Tonstück eine Art Hahnenschrei in Moll, der nicht zum Himmel aufstieg, sich nicht vertikal erhob, sondern, regelmäßig wiederkehrend wie ein Eselschrei, in weiche Süße gehüllt, von einer Taube zur anderen auf einer gleichen horizontalen Linie weiterlief, nie aber sich nach oben wandte, nie seine der Ebene verhaftete Klage in jenen freudigen Appell verwandelte, den so viele Male das Allegro des Eingangssatzes und das Finale ausgestoßen hatten. Ich weiß, daß ich in diesem Augenblick das Wort »Tod« aussprach, als müsse Albertine sterben. Es ist, als ob die Ereignisse ausladender wären als der Augenblick, in dem sie sich vollziehen, und nicht völlig darin Platz zu finden vermöchten. Auf die Zukunft greifen sie ohnehin durch die Erinnerung über, die wir von ihnen behalten, aber sie fordern ihren Platz ebenso in der Zeit, die vorausgegangen ist. Sicher wird man einwenden, daß wir sie dann noch nicht so sehen, wie sie später sind; aber verwandeln sie sich nicht auch durch die Erinnerung?

Als ich sah, daß Albertine mich von sich aus nicht zu küssen gedachte, und begriff, daß all dies verlorene Zeit sei, daß erst mit einem Kuß die wahren, die beschwichtigenden Minuten beginnen würden, sagte ich zu ihr: »Gute Nacht, es ist zu spät«, um dadurch zu bewirken, daß sie mich dennoch küßte, und wir dann einfach dabei bleiben konnten. Aber nachdem sie mir genau wie schon zweimal zuvor geantwortet hatte: »Gute Nacht, versuchen Sie, gut zu schlafen«, begnügte sie sich mit einem Kuß auf meine Wangen. Diesmal wagte ich sie nicht zurückzurufen. Mein Herz aber pochte so stark, daß ich mich nicht wieder hinzulegen vermochte. Wie ein Vogel, der von der einen Ecke seines Käfigs zur anderen flattert, schwankte ich unaufhörlich zwischen der Beunruhigung, daß Albertine fortgehen könne, und relativer Ruhe hin und her. Diese Ruhe kam durch die Überlegung zustande, die ich mehrere Male in der Minute von neuem begann: Sie kann auf keinen Fall gehen, ohne es vorher zu sagen, und sie hat kein Wort gesagt, daß sie weggehen will; damit war ich einigermaßen beruhigt. Gleich darauf aber sagte ich mir von neuem: Und wenn ich doch morgen feststellen müßte, daß sie fortgegangen ist? Meine Beunruhigung muß ja trotz allem in irgend etwas begründet sein. Weshalb hat sie mich nicht geküßt? Da verspürte ich einen grauenhaften Stich im Herzen. Doch der Schmerz legte sich ein wenig, als ich mit meinen Überlegungen wieder von neuem begann; schließlich bekam ich davon Kopfweh, so endlos und monoton war der Gang meines Denkens. So gibt es gewisse seelische Zustände, in erster Linie die Beunruhigung, die uns nur zwei einander ausschließende Möglichkeiten lassen und deshalb etwas ebenso grauenhaft Begrenztes haben wie einfaches körperliches Leiden. Immer wieder ging ich die Kette der Argumente durch, die meiner Beunruhigung recht gaben, dann auf der anderen Seite wiederum die, die sie unbegründet erscheinen ließen und mich besänftigten; das alles spielte sich auf ganz engem Raum ab, so wie ein Kranker unaufhörlich in einer im Inneren vollzogenen

Bewegung das Organ betastet, das ihm Schmerzen bereitet, und sich dann nur einen Augenblick ganz wenig davon entfernt, um sofort zu ihm zurückzukehren. Plötzlich fühlte ich mich in der tiefen Stille der Nacht betroffen durch ein dem Anschein nach bedeutungsloses Geräusch, das mich gleichwohl entsetzte, es war das Fenster in Albertines Zimmer, das sich jäh öffnete. Als ich nichts mehr hörte, fragte ich mich, weshalb dieses Geräusch mich derart erschrecken konnte. An sich hatte es nichts so Außerordentliches an sich; aber ich legte ihm wahrscheinlich zwei Bedeutungen bei, die mich in gleicher Weise erschrecken ließen. Zunächst war es eine Übereinkunft unseres gemeinsamen Lebens, daß, da ich mich vor Luftzug fürchtete, niemals des Nachts ein Fenster geöffnet wurde. Man hatte es Albertine auseinandergesetzt, als sie zu uns ins Haus zog, und obwohl überzeugt, daß es von meiner Seite eine – sogar ungesunde – Manie darstelle, hatte sie mir versprochen, dieses Verbot niemals zu überschreiten. Sie war aber in allem, was Dinge betraf, die, wie sie wußte, auf einen Wunsch von mir zurückgingen, so ängstlich, selbst wenn sie sie mißbilligte, daß ich sicher sein konnte, sie hätte eher in störendem Kamingeruch geschlafen als ihr Fenster geöffnet, ebenso wie sie mich, sogar aus noch so triftigen Gründen, des Morgens nie hätte wecken lassen. Es war nur eine der kleinen Konventionen unseres Lebens; bedeutete aber nicht die Verletzung auch nur einer von ihnen, ohne daß vorher davon die Rede gewesen war, daß sie keine Rücksicht mehr zu nehmen für nötig hielt und ebenso bereit war, auch alle anderen umzustoßen? Dieses Geräusch aber war so heftig, fast als ob sie in einer ungezogenen Regung und rot vor Zorn das Fenster aufgestoßen und dabei zu sich selbst gesagt hätte: Ich ersticke in diesem Leben, ich brauche Luft – ganz gleich wie![1] Ich sagte mir das nicht genau so, aber ich dachte weiter wie an ein Vorzeichen, das mir geheimnisvoller und unheilkündender als ein Käuzchenruf schien, an das Geräusch des Fensters, das Albertine aufgestoßen hatte. In einer Erregung, wie ich sie viel-

leicht nicht mehr seit jenem Abend in Combray verspürt hatte, als Swann bei uns zu Abend aß, ging ich die ganze Nacht im Korridor auf und ab in der Hoffnung, ich könne durch das Geräusch meiner Schritte die Aufmerksamkeit Albertines auf mich lenken und erreichen, daß sie mich mitleidig zu sich rief, doch kam aus ihrem Zimmer kein Laut. In Combray hatte ich meine Mutter gebeten zu kommen. Aber bei meiner Mutter fürchtete ich einzig ihren Zorn. Ich wußte, daß ihre Zärtlichkeit nicht abnahm, wenn ich ihr die meine zeigte. Das aber gerade ließ mich zögern, Albertine zu rufen. Allmählich fühlte ich, daß es zu spät war. Sie schlief sicher schon seit langem. Ich kehrte auf mein Lager zurück. Am folgenden Tag, sobald ich aufgewacht war, schellte ich – da niemals, was auch geschehen mochte, jemand zu mir kam, bevor ich gerufen hatte – nach Françoise. Im gleichen Augenblick dachte ich: Ich werde mit Albertine von der Jacht sprechen, die ich ihr bauen lassen will. Als ich meine Briefe nahm, sagte ich zu Françoise, ohne den Blick zu heben: »Ich habe nachher gleich Mademoiselle Albertine etwas zu sagen; ist sie schon aufgestanden?« – »Ja, sie ist schon lange auf.« Ich fühlte wie unter einem Windstoß tausend Regungen der Unruhe sich in mir erheben, die ich in meiner Brust kaum im Gleichgewicht halten konnte. Der Tumult in mir war so groß, daß mir der Atem versagte wie in einem Sturm. »So? Und wo ist sie jetzt?« – »Sie muß wohl in ihrem Zimmer sein.« – »Schon gut! Ich sehe sie ja nachher.« Ich atmete auf, die Erregung meines Inneren legte sich, Albertine war da, es war mir beinahe gleichgültig, daß es sich so verhielt. War ich nicht überhaupt töricht gewesen mit meiner Vermutung, es könne anders sein? Ich schlief von neuem ein, aber trotz meiner Gewißheit, daß sie mich nicht verlassen würde, war mein Schlaf zwar leicht, aber leicht nur mit Bezug auf sie. Denn die Geräusche, die sich nur auf Arbeiten im Hof bezogen, konnte ich zwar undeutlich im Schlaf hören, doch blieb ich dabei ruhig, während das leiseste Knistern aus ihrem Zimmer oder ihr Kommen und Gehen, ein

leiser Druck auf den Klingelknopf, mich zusammenzucken ließ, ganz durch mich hindurchfuhr, so daß ich mit pochendem Herzen dalag, auch wenn ich jene Geräusche in tiefem Schlummer vernahm, ebenso wie meine Großmutter in den letzten Tagen vor ihrem Tod,[1] als sie bereits von starrer Unbeweglichkeit befallen war, die nicht mehr von ihr wich und von den Ärzten als Koma bezeichnet wurde, sofort, wie man mir erzählt hat, gleich einem Blatt im Winde zu beben begann, wenn das dreifache Klingelzeichen ertönte, durch das ich Françoise zu mir zu beordern pflegte und das selbst in jenen Wochen, in denen ich es so leise ausführte, um die Stille des Sterbezimmers nicht zu stören, niemand – versicherte mir Françoise – infolge der ganz bestimmten, mir selbst unbewußten Art, mit der ich auf die Schelle drückte, mit dem Klingelzeichen einer anderen Person hätte verwechseln können. War denn auch ich in eine Art von Agonie eingetreten? Nahte mir der Tod?

An diesem und am folgenden Tag fuhren wir zusammen aus, da Albertine mit Andrée nichts mehr unternehmen wollte. Ich sprach mit ihr nicht einmal von der Jacht. Diese Ausfahrten hatten mir meine Ruhe gänzlich zurückgegeben. Am Abend aber hatte sie mich auch weiterhin auf ihre neue Art geküßt, so daß ich wütend war. Ich konnte darin nur ihre Absicht sehen, mir darzutun, daß sie mit mir schmollte, was mir mehr als lächerlich schien nach allen Freundlichkeiten, die ich ihr unaufhörlich erwies. Daher hatte ich auch – denn nicht einmal mehr die physische Befriedigung, auf die ich Wert legte, fand ich bei ihr, da sie mir häßlich schien in ihrer schlechten Laune – um so lebhafter das Gefühl, daß ich alle Frauen und all die Reisen entbehren mußte, nach denen mein Verlangen in jenen ersten warmen Tagen wieder wach wurde. Dank verschiedenster Erinnerungen an vergessene Rendezvous, die mich noch als Mittelschüler unter dem schon dichten Grün mit Frauen zusammenbrachten, schien mir diese Region des Frühlings, in der unsere Heimatgegend auf ihrer

Reise durch die Jahreszeiten seit drei Tagen unter einem milden Himmel haltmachte, eine Region, in der alle Straßen zu Picknicks auf dem Lande, Kahnpartien und Vergnügungsfahrten hinzueilen schienen, ebensosehr wie ein Land der Bäume ein Land der Frauen zu sein, in dem die von allen Seiten dargebotenen Freuden meinen sich neubelebenden Kräften wieder offenstanden. Meine Ergebung in Trägheit, in Keuschheit und in die Notwendigkeit, Lust nur mit einer Frau zu erleben, die ich nicht liebte, resigniert in meinem Zimmer zu bleiben, nicht zu reisen, all das war möglich in jener alten vergangenen Welt, in der wir noch einen Tag zuvor gelebt hatten, in der leeren Winterwelt, nicht aber mehr in dem neuen, grünbelaubten Universum, in dem ich aufgewacht war wie ein junger Adam, der zum erstenmal dem Problem der Existenz, des Glücks gegenübersteht und mit der Fülle früherer negativer Lösungen nicht belastet ist. Die Anwesenheit Albertines bedrückte mich, ich schaute sie an, wie ergeben und verdrossen sie war, und empfand es als Unglück, daß es zwischen uns nicht zum Bruch gekommen war. Ich wollte nach Venedig, ich wollte in der Zwischenzeit in den Louvre gehen und venezianische Bilder anschauen oder ins Luxembourg,[1] um dort die beiden Elstirs zu sehen, die, wie mir erzählt worden war, die Fürstin von Guermantes diesem Museum verkauft hatte; es waren dieselben, die ich so sehr bei der Herzogin von Guermantes bewundert hatte: *Freuden des Tanzes* und *Porträt der Familie X.* [2] Aber ich fürchtete, daß auf dem ersteren gewisse laszive Posen Albertine Verlangen oder Sehnsucht nach volkstümlichen Genüssen einflößen konnten, so daß sie sich etwa sagte, am Ende könne eine Art von Leben, wie sie es niemals geführt hatte, ein Leben mit Feuerwerk und gewöhnlichen Kneipen, auch sein Gutes haben. Schon im voraus fürchtete ich, sie werde am 14. Juli mich darum bitten, zu einem Volksfest gehen zu dürfen, und träumte von einem unmöglichen Ereignis, durch das dieses Fest abgesagt würde. Und dann gab es auf den Elstirs in der üppigen Landschaft des

Südens Frauenakte, die Albertine an gewisse Vergnügungen erinnern mochten, obwohl Elstir selbst – aber würde sie sein Werk nicht herunterziehen? – darin nur statuarische Schönheit oder besser noch die Schönheit jener monumentalen Weiße gesehen hatte, wie sie Körper von Frauen haben, die im Grünen sitzen.[1]

Ich fand mich also damit ab, darauf zu verzichten, und wollte statt dessen nach Versailles. Albertine, die mit Andrée nicht mehr hatte ausfahren mögen, saß mit einem Morgenrock von Fortuny bekleidet lesend in ihrem Zimmer. Ich fragte sie, ob sie mit mir nach Versailles fahren wolle. Sie hatte den reizenden Zug, daß sie immer zu allem bereit war, vielleicht aufgrund ihrer früheren Gewohnheit, die Hälfte ihrer Zeit bei anderen zu verbringen, so wie sie sich auch in zwei Minuten entschlossen hatte, mit uns nach Paris zu kommen. Sie sagte also zu mir: »Ich kann ja mitkommen, wie ich bin, wenn wir unterwegs nicht aus dem Wagen steigen.« Sie zögerte einen Augenblick zwischen zwei Mänteln von Fortuny, um ihren Morgenrock damit zu verdecken – ganz wie sie gezögert hätte, welchen von zwei Freunden sie mitnehmen sollte –, wählte einen wundervollen dunkelblauen[2] und steckte eine Nadel in ihren Hut. Nach einer Minute, noch bevor ich meinen Mantel angelegt hatte, war sie bereit, und wir fuhren nach Versailles. Ebendiese Schnelligkeit, diese absolute Gefügigkeit beruhigten mich noch mehr, als hätte ich es, ohne irgendein deutlich umrissenes Motiv zur Unruhe, dennoch nötig, eingelullt zu werden. Dabei brauche ich doch nichts zu fürchten, sie tut alles, um was ich sie bitte, trotz dieses Fenstergeräusches neulich in der Nacht. Sobald ich von einer Ausfahrt gesprochen habe, hat sie den blauen Mantel über den Morgenrock geworfen und ist mitgekommen; so etwas würde eine Rebellin nicht tun, eine Person, die nicht mehr gern mit mir zusammen wäre, sagte ich mir, während wir uns nach Versailles begaben. Wir blieben lange dort. Der Himmel bestand ganz und gar aus dem strahlenden, etwas blassen Blau, wie es ein Spaziergänger, der

sich auf ein Feld lagert, manchmal über seinem Haupt sieht, so einheitlich aber und so tief, daß man spürte, wie das Blau, aus dem er gemacht war, ohne jede Beimischung verwendet worden war und dabei in so unerschöpflicher Verschwendung, daß man immer tiefer in seine Substanz hätte eindringen können, ohne auch nur auf ein Atom von etwas anderem zu stoßen als immer dieses gleichen Blaus. Ich dachte an meine Großmutter, die in der menschlichen Kunst und in der Natur die Größe liebte und die so gern in dieser Bläue den Kirchturm von Saint-Hilaire sich aufrecken sah. Plötzlich empfand ich von neuem Sehnsucht nach meiner verlorenen Freiheit, als ich ein Geräusch vernahm, das ich zunächst nicht erkannte und das auch meine Großmutter sehr geliebt hätte. Es klang wie das Summen einer Wespe. »Sieh an«, sagte Albertine, »da ist ein Aeroplan, allerdings sehr, sehr hoch.«[1] Ich blickte um mich, aber wie der auf dem Feld gelagerte Wanderer sah ich nur, von keinem schwarzen Punkt gezeichnet, die intakte Blässe des unvermischten Azurs über mir. Ich hörte gleichwohl das Summen der Tragflächen, die plötzlich in mein Gesichtsfeld traten. Hoch oben durchschnitten sie, braun, winzig und glänzend, das einheitliche Blau des unveränderlichen Himmels. Ich hatte endlich das Summen mit seiner Ursache in Verbindung gesetzt, mit dem kleinen Insekt, das dort oben schwirrte, sicher mindestens in zweitausend Meter Höhe; ich sah förmlich, wie es brummte. Als die Entfernungen auf der Erde noch nicht schon lange durch die Schnelligkeit verkürzt waren, wie sie es heute sind, besaß vielleicht das Pfeifen eines Zuges, der in einer Entfernung von zwei Kilometern vorüberfuhr, jene Schönheit, die uns jetzt noch für einige Zeit beim Summen eines Aeroplans in zweitausend Meter Höhe bewegt, wenn wir uns vorstellen, daß die in vertikaler Richtung durchlaufenen Entfernungen die gleichen wie auf dem Boden sind und daß, in einer anderen Richtung, in der auch die Maße uns anders vorkommen, weil bislang der Zugang zu solchen Höhen uns unmöglich schien, ein Aeroplan in zweitausend

Meter Höhe uns nicht ferner ist als ein Zug, der in einer Entfernung von zwei Kilometern vorüberfährt, ja sogar eigentlich näher, weil der gleiche Weg in einem reineren Medium zurückgelegt wird – da nichts Trennendes zwischen dem Reisenden und seinem Ausgangspunkt steht –, wie auf dem Meer oder in der Ebene bei ruhigem Wetter das Kielwasser eines schon entfernten Schiffes oder das bloße Wehen des Zephirs den Ozean der Fluten oder der Felder durchzieht.

Ich hatte Lust, etwas zu essen. Wir hielten bei einer großen Konditorei, die etwas außerhalb der Stadt gelegen und zu jenem Zeitpunkt sehr in Mode war. Eine Dame wollte gerade aufbrechen und bat die Konditorsfrau um ihre Sachen. Als die Dame gegangen war, blickte Albertine mehrmals zu der Konditorsfrau hin, als wolle sie deren Aufmerksamkeit auf sich ziehen, während jene Tassen, Teller und Gebäck wegräumte, denn es war schon spät. Sie trat nur dann zu mir heran, wenn ich etwas bestellen wollte. Als die außergewöhnlich große Frau, zu unserer Bedienung bereit, dicht neben uns stand, ergab es sich, daß Albertine, die an meiner Seite saß, um die Aufmerksamkeit der anderen auf sich zu lenken, in vertikaler Richtung zu ihr einen hellen Blick erhob, wobei sie die Iris um so mehr nach oben verlegen mußte, als die Konditorsfrau sehr dicht an unseren Tisch getreten war. Albertine verfügte also nicht über das Hilfsmittel, den Neigungswinkel durch Schrägung des Blicks entsprechend zu verringern. Sie mußte, wenn sie nicht zu sehr den Kopf heben wollte, ihre Blicke zu der übermäßigen Höhe emporsenden, in der sich die Augen der Konditorsfrau befanden. Aus Rücksicht auf mich senkte sie sie gleich wieder, versuchte es aber, als die Konditorsfrau in keiner Weise auf sie achtgab, von neuem. Daraus folgte eine Serie mehrfacher flehender Aufblicke zu einer unerreichbaren Gottheit. Nun blieb der Frau nur noch der große Nachbartisch zum Aufräumen. Der Blick Albertines brauchte sich nur noch seitlich zu verschieben. Doch nicht ein einziges Mal ließ die andere den ihren auf

meiner Freundin ruhen. Das wunderte mich nicht, denn ich wußte, daß diese Frau, die mir halbwegs bekannt war, Liebhaber hatte, obwohl sie verheiratet war, jedoch ihre Seitensprünge gut zu verheimlichen verstand, was mich angesichts ihrer auffallend geringen Intelligenz außerordentlich verwunderte. Ich betrachtete die Frau, während wir unsere Teemahlzeit beendeten. Ganz in ihre Aufräumarbeit vertieft, war sie beinahe unhöflich zu Albertine, da sie mit keinem Blick deren Blicke beantwortete, die im übrigen nichts Ungehöriges hatten. Die andere räumte unaufhörlich auf, ohne sich ablenken zu lassen. Wäre das Einordnen der Löffelchen und Obstmesser nicht dieser großen schönen Frau anvertraut, sondern zwecks Einsparung menschlicher Arbeitskraft einer einfachen Maschine überlassen worden, so hätte Albertines Aufmerksamkeit nicht unerwiderter bleiben können; dennoch senkte jene nicht die Augen, zog sich nicht in sich selbst zurück, sondern ließ ihre Blicke, ihre Reize spielen, wiewohl sie einzig in ihre Arbeit vertieft schien. Wäre die Konditorsfrau nicht eine so ungewöhnlich einfältige Person gewesen (so war nicht nur ihr Ruf, sondern ich wußte es aus Erfahrung), hätte diese Uninteressiertheit als Gipfel des Raffinements erscheinen können. Ich bin mir dabei dessen wohl bewußt, daß noch das dümmste Geschöpf, wenn sein Verlangen oder sein Eigennutz im Spiel ist, einzig in solchem Fall inmitten der Belanglosigkeit seines sonstigen stupiden Daseins dem Ineinandergreifen des kompliziertesten Räderwerks sich unmittelbar anzupassen vermag; dennoch wäre eine solche Vermutung bei einer so törichten Person, wie es die Konditorsfrau war, doch zu weit hergeholt gewesen. In ihrer Torheit erreichte sie sogar Formen unwahrscheinlicher Unhöflichkeit! Nicht ein einziges Mal schaute sie Albertine an, obwohl sie sie fraglos sehen mußte. Es war wenig liebenswürdig meiner Freundin gegenüber, aber im Grund war ich entzückt, daß Albertine diese kleine Lektion erhielt, das heißt sehen mußte, daß Frauen sie häufig gar nicht beachteten. Wir verließen die Konditorei,

stiegen wieder in den Wagen und befanden uns schon auf dem Heimweg, als ich plötzlich mit Bedauern feststellte, daß ich vergessen hatte, die Konditorsfrau beiseite zu nehmen und sie für alle Fälle zu bitten, der Dame, die gerade aufbrach, als wir kamen, meinen Namen und meine Adresse zu verheimlichen, welche die Konditorsfrau infolge häufiger Bestellungen, die ich bei ihr gemacht hatte, sicherlich recht gut kannte. Es war wirklich unnötig, daß die Dame auf diesem Weg möglicherweise indirekt Albertines Adresse erfuhr. Aber ich fand es doch zu umständlich, wegen einer solchen Geringfügigkeit noch einmal umzukehren, und meinte auch, es könne der Sache selbst in den Augen der törichten und lügenhaften Konditorsfrau allzuviel Bedeutung verleihen. Ich nahm mir nur vor, in etwa acht Tagen wegen dieses Anliegens wieder bei ihr Tee zu trinken, und dachte auch noch darüber nach, wie langweilig es doch ist, daß man immer die Hälfte von dem vergißt, was man zu sagen vorhat, so daß man auf die einfachsten Dinge noch einmal zurückkommen muß.

Wir kehrten sehr spät nach Hause zurück, in einem Dunkel, in dem hie und da am Wegrand eine rote Militärhose neben einem Unterrock uns ein Liebespaar anzeigte. Unser Wagen nahm den Weg über die Porte Maillot. An die Stelle der Monumente von Paris war die Silhouette der Monumente von Paris getreten, rein, linear und schwerelos, wie bei einer zerstörten Stadt, deren Bild man festhalten wollte; dicht über dieser hier aber stieg mit solcher Süße die anstoßende blaßblaue Sphäre auf, vor der sich ihre Umrisse überall abhoben, daß die dürstenden Augen allerorten noch ein wenig von dem köstlichen Farbton aufzufangen suchten, der ihnen so karg nur zugemessen wurde: Es war der Mondschein. Albertine bewunderte ihn. Ich wagte ihr nicht zu sagen, daß ich ihn allein oder auf der Suche nach einer Unbekannten stärker genossen hätte. Ich zitierte ihr Verse oder Prosastellen über den Mondschein und zeigte ihr, wie er vom silbernen Mond, der er früher gewesen war, bei Chateaubriand, bei dem Victor Hugo

von »Éviradnus« und »La fête chez Thérèse«, zu einem blauen wurde, um sich dann bei Baudelaire und Leconte de Lisle in einen gelben, metallischen zurückzuverwandeln. Als ich sie dann an die bildliche Deutung der Mondsichel am Ende von »Booz endormi« erinnerte, sprach ich auch über das ganze Gedicht.[1]

Ich kann gar nicht sagen, wie sehr, wenn ich daran zurückdenke, ihr Leben von wechselnden, flüchtigen, häufig einander widersprechenden Wünschen verdeckt war. Zweifellos wirkte die Lüge noch komplizierend, denn da sie sich nicht mehr genau an unsere Gespräche erinnerte, in deren Verlauf sie zum Beispiel sagte: »Sie war ein hübsches Mädchen, sie spielte sehr gut Golf«, dann aber auf meine Frage nach dem Namen des jungen Mädchens mit jener beiläufigen, ganz unverbindlichen, überlegenen und teilweise wohl spontanen Miene – denn jeder Lügner dieser Kategorie nimmt eine solche Miene jedesmal an, wenn er auf eine Frage nicht eingehen will, und sie steht ihm auch immer zur Verfügung – mir zur Antwort gab: »Oh! Ich weiß nicht« (mit sichtlichem Bedauern, mich nicht informieren zu können), »ich habe ihren Namen niemals gewußt, ich sah sie immer beim Golf, aber wußte nicht, wie sie hieß«, sagte sie, wenn ich einen Monat später einmal sagte: »Du weißt doch, Albertine, diese hübsche Person, von der du gesprochen hast, die so gut Golf spielt«, erklärte sie etwas unbedacht: »O ja, natürlich Émilie Daltier, ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist.« Die Lüge wurde dann wie eine Feldbefestigung von der Verteidigung des Namens abgebaut und statt dessen für die Tarnung der Möglichkeiten, sie wiederzufinden, benutzt. »Oh, ich weiß nicht, ich habe niemals ihre Adresse gekannt. Ich verkehre auch mit niemandem, der sie uns sagen könnte. O nein, Andrée hat sie gar nicht gekannt. Sie gehörte nicht zu unserer kleinen Schar, die heute ohnehin in alle Winde zerstreut ist.« Manchmal war die Lüge wie ein häßliches Eingeständnis: »Oh, wenn ich ein Jahreseinkommen von dreihunderttausend Francs hätte …« Sie

biß sich auf die Lippen. »Und was würdest du dann tun?« – »Ich würde dich bitten«, sagte sie, indem sie mich umarmte, »daß du mich bei dir bleiben läßt. Wo könnte ich glücklicher sein?« Aber sogar wenn ich mit Lügen rechnete, war es unglaublich, wie schnell sich in ihrem Leben die Phasen ablösten und selbst ihre dringlichsten Wünsche sich wieder verflüchtigten. Sie war ganz vernarrt in eine Person, wollte sie aber drei Tage später nicht mehr bei sich empfangen. Sie konnte nicht eine Stunde warten, daß ich ihr Leinwand und Farben kaufte, denn sie wollte es von neuem mit der Malerei versuchen. Zwei Tage lang mühte sie sich ungeduldig ab und vergoß beinahe die schnellversiegenden Tränen eines Kindes, dem man seine Amme genommen hat. Diese Unbeständigkeit ihrer Gefühle den Wesen, den Dingen, den Beschäftigungen, den Künsten, den Landschaften gegenüber war tatsächlich so universell, daß, sollte sie sich etwas aus Geld gemacht haben, was ich nicht einmal glaube, diese Lust auch nicht länger als alles übrige vorhalten konnte. Wenn sie sagte: »Oh, wenn ich ein Jahreseinkommen von dreihunderttausend Francs hätte!«, so wäre sie, selbst wenn sie einen schlechten, aber doch jedenfalls wenig dauerhaften Gedanken damit ausdrücken wollte, nicht länger dabei stehengeblieben als bei dem Verlangen, nach Les Rochers[1] zu fahren, dessen Bild sie in einer Ausgabe von Madame de Sévigné entdeckte, die meiner Großmutter gehört hatte, oder dem, eine Golfkameradin wiederzutreffen, in ein Flugzeug zu steigen, Weihnachten bei ihrer Tante zu verbringen oder es von neuem mit der Malerei zu versuchen.

»Im Grund haben wir alle beide keinen Hunger, wir könnten doch bei den Verdurins vorbeifahren«, sagte sie, »es ist jetzt gerade die rechte Zeit und heute auch ihr Empfangstag.« – »Aber wenn Sie doch böse auf sie sind?« – »Oh! Es wird immer viel gegen sie gesagt, aber im Grunde sind sie eigentlich gar nicht so übel. Madame Verdurin ist immer sehr nett zu mir gewesen. Und dann kann man ja auch nicht ewig mit allen Leuten böse sein. Sie haben Fehler, aber wer hat sie

nicht?« – »Sie sind ja gar nicht angezogen, Sie müßten erst nach Hause gehen, um sich umzukleiden. Dann aber würde es sehr spät.« – »Ja, da haben Sie recht, wir wollen lieber einfach nach Hause fahren«, antwortete Albertine mit jener wunderbaren Gefügigkeit, die mich immer erstaunte.

Die schöne Jahreszeit machte in jener Nacht einen so gewaltigen Sprung wie ein Thermometer bei Hitze. Von meinem Bett aus hörte ich an diesen früherwachten Frühlingsmorgen, wie die Straßenbahnen die Düfte in einer Luft durchschnitten, der immer mehr Hitze beigemengt wurde, bis sie die Festigkeit und Dichte der Mittagsstunde bekam. Wenn jedoch schließlich die kühlere, geschmeidige Luft in meinem Zimmer den Geruch des Waschbeckens, den Geruch des Schranks und den Geruch des Kanapees mit einem Firnis überzogen und abgesondert hatte und ich fühlte, wie sie, senkrecht und aufrecht, in deutlich getrennten Abschnitten nebeneinandergereiht waren, in einem perlmuttartig schimmernden Halbdunkel, das dem Lichtschein auf den Vorhängen und den blauen Atlassesseln eine feinere Glasur verlieh, sah ich mich – und zwar nicht aufgrund einer einfachen Laune meiner Phantasie, sondern weil es tatsächlich möglich war – in einem neuen Vorstadtviertel, ähnlich jenem, in dem in Balbec X. wohnte, die sonnengleißenden Straßen entlanggehen, wobei mir nicht der schale Geruch der Metzgerläden oder die weißen Quadersteine, sondern das ländliche Eßzimmer vor Augen stand, wohin ich gleich gelangen konnte, und die Gerüche, die ich beim Eintreten vorfinden würde, der Geruch der Obstschale mit den Kirschen und Aprikosen, der von Apfelwein, von Schweizerkäse, Gerüche, die in der lichtvollen, in Kühle erstarrten Dunkelheit schwebend verharren und sie mit zarten Streifen durchziehen wie das Innere eines Achats, während die Messerbänkchen aus geschliffenem Glas irisierende Regenbogen-

farben versprühen oder das Wachstuch stellenweise mit funkelnden Pfauenaugen bestikken.[1]

Wie das Brausen eines Windes, dessen Stärke kontinuierlich zunimmt, vernahm ich mit Freude unter meinem Fenster ein Automobil. Ich spürte seinen Benzingeruch.[2] Er mag zartempfindenden Menschen (die immer Materialisten sind und denen er die Landluft verdirbt) als ein bedauerliches Übel erscheinen, ebenso gewissen Denkern, die auf ihre Weise ebensolche Materialisten sind, da sie an die Bedeutsamkeit von Fakten glauben und sich einbilden, der Mensch wäre glücklicher und zu höherer Poesie imstande, wenn seine Augen mehr Farbe zu sehen und seine Nase mehr Düfte zu unterscheiden vermöchten, was im Grunde einer philosophischen Umsetzung der naiven Vorstellung jener Menschen gleichkommt, die da glauben, das Leben wäre schöner, wenn man anstelle eines schwarzen Fracks prachtvolle Gewänder trüge. Für mich aber ließ (ebenso wie ein an sich vielleicht unerfreulicher Geruch nach Naphthalin oder Vetiver mich entzückt hätte, da er mir das reine Blau des Meeres am Tag meiner Ankunft in Balbec wiedergeschenkt hätte) dieser Benzingeruch – der, zugleich mit dem Rauch aus der Maschine entweichend, so viele Male zu dem blassen Azurblau des Himmels aufgeschwebt war an jenen glühendheißen Tagen, an denen ich von Saint-Jean-de-la-Haise nach Gourville fuhr, so wie er mir auf meinen Fahrten an manchen Sommernachmittagen folgte, während Albertine mit Malen beschäftigt war – jetzt zu beiden Seiten, obwohl ich mich in meinem dunklen Zimmer befand, Kornblumen, Mohnblumen und leuchtendroten Klee erblühen; er berauschte mich wie ein Landduft, nicht festumrissen und fixiert wie derjenige, der über dem Weißdorn liegt und, durch dichtere, schwerflüssige Elemente festgehalten, mit einer gewissen Beständigkeit der Hecke vorgelagert ist, sondern als ein Geruch, vor dem die Straßen entweichen, das Aussehen des Bodens sich verändert, die Schlösser herbeieilen, der Himmel blasser wird, die Kräfte sich vervielfältigen,

ein Geruch, der als ein Symbol aufschnellender Kraft das bereits in Balbec verspürte Verlangen neu in mir weckte, in diesen Käfig aus Glas und Stahl zu steigen, diesmal aber nicht, um auf irgendwelchen Familiensitzen mit einer Frau, die ich schon zu gut kannte, Besuche zu machen, sondern um an neuen Stätten einer unbekannten Frau in Liebe zu nahen. Ein Geruch, den in jedem Augenblick die Hupen vorbeifahrender Automobile begleiteten, gleich einem Appell, dem ich wie einem militärischen Trompetensignal die Worte unterlegte: »Pariser, steh auf, steh auf, nimm dein Mahl auf dem Lande ein und mache eine Bootfahrt auf dem Fluß, im Schatten unter den Bäumen, mit einem schönen Mädchen, steh auf, steh auf !« Diese Träumereien aber waren mir so angenehm, daß ich mich zu dem »strengen Gesetz« beglückwünschte, aufgrund dessen solange ich nicht gerufen hatte, kein »scheuer Sterblicher«, ob es nun Françoise oder Albertine war, auf den Gedanken kommen würde, mich »in den Tiefen dieses Palastes« zu stören, wo

une majesté terrible
Affecte à mes sujets de me rendre invisible [1]

der Allmacht tödlich Grauen
Dem Untertan verbeut, mein Angesicht zu schauen.

Plötzlich aber verwandelte sich die Dekoration; es handelte sich nicht mehr um die Erinnerung an alte Eindrücke, sondern um die an ein altes Verlangen, das eben durch das blaugoldene Kleid von Fortuny frisch in mir geweckt worden war und nun vor mir einen anderen Frühling ausbreitete, einen Frühling, der keineswegs mehr grünbelaubt, sondern im Ge-

genteil plötzlich aller Bäume und Blüten entkleidet war durch bloßes Aussprechen des Namens »Venedig«, einen geläuterten, auf seine Essenz zurückgeführten Frühling, der das Längerwerden, die Erwärmung, die schrittweise Entfaltung seiner Tage nur in der zunehmenden vegetativen Kraft nicht mehr einer unreinen Erde, sondern eines unberührten blauen Wassers verrät, das frühlingshaft ist, ohne Blütenblätter zu treiben, und dem Maienmonat nur durch von diesem geschaffene Reflexe antworten könnte und auf den es sich mit der strahlenden, starren Nacktheit seines dunklen Saphirtones genau abstimmt. Daher bewirken die neuzeitlichen Jahre an der gotischen Stadt ebensowenig Veränderung wie die Jahreszeiten an ihren nie erblühenden Meeresarmen; ich wußte es, ich konnte es mir nicht vorstellen, oder aber, wenn ich es mir vorstellte, so wünschte ich mit dem gleichen Verlangen, das einst, als ich ein Kind war, noch im leidenschaftlichen Eifer des Aufbruchs die Kraft zu reisen in mir zerstört hatte, mich meinen eigenen Vorstellungen von Venedig gegenüberzusehen, genau zu betrachten, wie dieses in Arme zerteilte Meer mit seinen denen des Flusses Okeanos ähnlichen Windungen eine aufs höchste entwickelte städtische Zivilisation umschlang, die sich aber, hinter ihrem azurblauen Gürtel isoliert, völlig abseits entwickelt und abseits auch ihre Schulen der Malerei und Architektur gezeitigt hatte – ein fabelhafter Garten mit Früchten und Vögeln aus farbigen Steinen, erblüht inmitten des Meeres, das ihn kühl umwogte und mit seiner Flut den Schaft der Säulen bespülte, auf den mächtigen Steinschnitt der Kapitelle aber wie einen dunklen Azurblick, der im Schatten wacht, das Licht in Tupfen aufsetzte und unaufhörlich darüber hinrieseln ließ. Ja, ich mußte reisen, der Augenblick war da. Seitdem Albertine nicht mehr auf mich böse zu sein schien, kam mir ihr Besitz nicht mehr wie etwas vor, wofür man bereit ist, alle anderen Dinge herzugeben. Vielleicht weil man es getan hätte, um sich von einem Kummer, einer Angst zu befreien, die jetzt beschwichtigt ist. Es ist uns ge-

lungen, den papierbespannten Reifen zu durchbrechen, durch den niemals hindurchzukommen wir einen Augenblick gefürchtet hatten. Wir haben das Unwetter aufgehellt, die Heiterkeit des Lächelns wieder herbeigeführt. Das quälende Geheimnis eines Hasses ohne uns bekannten Grund und vielleicht ohne Ende hat sich in nichts aufgelöst. Von diesem Augenblick an stehen wir wieder dem Problem gegenüber, das für kurze Zeit ausgeschaltet schien, dem Problem eines Glücks, das wir für unmöglich halten. Jetzt, da das Leben mit Albertine wieder möglich geworden war, fühlte ich, daß mir daraus nur Unglück erwachsen konnte, da sie mich nicht liebte: Besser war es, sich in der milden Süße ihrer Einwilligung von ihr zu trennen, die ich dann in meine Erinnerung mitnehmen würde. Ja, es war der richtige Moment; ich mußte mich genau nach dem Datum erkundigen, an dem Andrée Paris verlassen sollte, energisch auf Madame Bontemps einwirken, damit ich gewiß sein konnte, daß in diesem Augenblick Albertine weder nach Holland noch nach Montjouvain fuhr. Wüßten wir in der Liebe unsere Gefühle besser zu analysieren, könnten wir einsehen, daß Frauen uns nur gefallen, weil gleich einem Gegengewicht Männer da sind, denen wir sie streitig machen müssen; fällt dieses Gegengewicht weg, so verliert die Frau ihren Zauber. Ein schmerzliches, vorbeugendes Beispiel dafür ist jene Vorliebe der Männer für Frauen, die, bevor sie sie kannten, Fehltritte begangen haben, jene Frauen, die offenbar weiterhin gefährdet sind und die sie während der ganzen Dauer ihrer Liebe von neuem erobern müssen; oder dann das gegenteilige, nachträgliche und diesmal keineswegs dramatische Beispiel eines Mannes, der spürt, wie seine Neigung für die geliebte Frau nachläßt, der die herausgearbeiteten Regeln spontan anwendet und, um sicherzugehen, die Frau weiterhin zu lieben, sie in ein gefährliches Milieu versetzt, in dem er sie täglich beschützen muß. (Er stellt das Gegenteil der Männer dar, die verlangen, daß eine Frau

das Theater aufgibt, obwohl sie sie gerade deshalb lieben, weil sie beim Theater war.)

Und wenn also dieser Abreise nichts mehr entgegenstehen würde: einen schönen Tag wählen wie den heutigen – es würde jetzt viele solche geben –, an dem Albertine mir gleichgültig sein und ich selbst von tausend Wünschen mich verlockt fühlen würde; ich müßte sie ausgehen lassen, ohne sie vorher zu sehen, dann aufstehen, mich schnell vorbereiten, ein Wort für sie zurücklassen und die Gelegenheit nutzen, wo es mir, da sie zu dem betreffenden Zeitpunkt an keinen Ort gehen könnte, der mich beunruhigte, auf der Reise gelingen würde, mir keine schlimmen Dinge vorzustellen, die sie unternehmen konnte – die mir im Augenblick übrigens noch dazu völlig gleichgültig waren –, und, ohne ihr wiederbegegnet zu sein, nach Venedig reisen. Ich schellte nach Françoise, um sie zu bitten, mir einen Reiseführer und ein Kursbuch zu kaufen, wie ich es als Kind schon getan hatte, als ich eine Reise nach Venedig hatte vorbereiten wollen, die damals die Erfüllung eines ebenso heftigen Wunsches gewesen wäre, wie ich ihn im Augenblick verspürte; ich vergaß, daß ich mir einen anderen Wunsch seither ohne jedes Vergnügen erfüllt hatte, nämlich den, nach Balbec zu fahren, und daß Venedig, da es gleichfalls ein sichtbares Phänomen darstellte, wahrscheinlich ebensowenig wie Balbec einen unaussprechlichen Traum verwirklichen konnte: eine vom frühlingshaften Meer vergegenwärtigte Gotik, ein Traum, der unaufhörlich meinen Geist mit einem verzauberten, schmeichelnden, geheimnisvollen und ungreifbaren Bild umspielte. Françoise, die mein Schellen gehört hatte, trat ein, einigermaßen beunruhigt darüber, wie ich ihre Worte und ihr Verhalten aufnehmen würde. Sie sagte: »Ich war sehr besorgt, daß Monsieur heute so spät erst geschellt hat. Ich wußte gar nicht, was ich machen soll. Früh um acht Uhr hat Mademoiselle Albertine von mir ihre Koffer verlangt; ich habe mich nicht getraut, sie nicht herauszugeben, hatte aber Angst, Monsieur würde schelten, wenn ich Mon-

sieur schon weckte. Ich habe noch und noch auf sie eingeredet und ihr gesagt, sie soll doch eine Stunde warten, weil ich immer dachte, Monsieur schellt vielleicht doch gerade noch. Sie hat es aber nicht gewollt, sie hat mir diesen Brief für Monsieur gegeben, und um neun Uhr ist sie fort.« Da aber – so wenig weiß man, was in einem selbst vorgeht, war ich doch von meiner Gleichgültigkeit gegenüber Albertine überzeugt gewesen – stockte mir der Atem, ich mußte mein Herz mit beiden Händen halten, die sich mit dem gleichen Schweiß netzten, den ich seit der Enthüllung nicht mehr verspürt hatte, die Albertine mir damals in der Kleinbahn über die Freundin von Mademoiselle Vinteuil gemacht hatte, und konnte nichts anderes sagen als: »Schon gut, Françoise, ich danke Ihnen schön, Sie haben ganz recht getan, daß Sie mich nicht weckten; lassen Sie mich nur einen Augenblick ruhen, ich schelle später noch einmal.«

ANHANG

NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Marcel Proust ist am 18. November 1922 gestorben. Zwei Wochen zuvor hatte er seinem Verleger ein nur lückenhaft überarbeitetes Typoskript mit dem Titel *La Prisonnière (1 re partie de Sodome et Gomorrhe III)* zukommen lassen und in einem Begleitbrief erklärt, wegen seines Gesundheitszustandes sei es ihm unmöglich weiterzuarbeiten; er könne deshalb den Band erst bei der Korrektur der Druckfahnen fertigstellen. Dazu ist es nicht mehr gekommen, und die 1923 erschienene Erstausgabe, *La Prisonnière (Sodome et Gomorrhe III)*, vermerkt denn auch, das Manuskript sei von Dr. Robert Proust und Jacques Rivière sehr sorgfältig überarbeitet und für den Druck vorbereitet worden. Gemäß ihrer These, es bestehe eine autorisierte und abgeschlossene Version von *À la recherche du temps perdu*, haben Prousts Bruder und sein Verlegerfreund die zahlreichen Unstimmigkeiten im Typoskript konsequent ausgemerzt. Seitdem die Herausgabe von Prousts Werken keinen gesetzlichen Einschränkungen mehr unterliegt und außerdem das Unvollendete keine negative Kategorie mehr darstellt, wurden Versuche unternommen, die nachgelassenen Teile der *Recherche* so zu veröffentlichen, wie Proust sie eben nachgelassen hat, das heißt unvollendet.

Während *Sodom und Gomorrha I* und *II* um Sodom (die männliche Homosexualität) kreisen, wendet sich Proust in den folgenden Teilen der *Recherche* Gomorrha (der weiblichen Homosexualität) zu. Nach dem Baron von Charlus rückt nun Albertine ins Zentrum des Geschehens. Mit der *Gefangenen* beginnt jener Teil der *Recherche*, den man als Albertine-Zyklus, Albertine-Episode oder Albertine-Roman bezeichnet hat und den Proust am liebsten in einem einzigen Band, als *Sodome et Gomorrhe III* veröffentlicht hätte. Zeitweise zog er auch eine Veröffentlichung in zwei Bänden in Betracht: *Sodome et Gomorrhe III* und *IV* mit den Untertiteln *La Prisonnière* und *La Fugitive* oder später *Albertine disparue.* Die Frankfurter Ausgabe hält sich an die kanonische Gliederung in zwei Bände, die sie mit *Die Gefangene* und *Die Flüchtige* betitelt.

Die Gefangene gliedert sich in eine Folge von Tagen beziehungsweise von Tagesabläufen. Die Handlung folgt dem Rhythmus von Tag und Nacht sowie demjenigen der Jahreszeiten. Daraus ergibt sich gleichzeitig eine thematische Reduktion und eine mehrfache Variation des Themenmaterials. Die Gefangenschaft Albertines, die auch eine Gefangenschaft Marcels ist – eine Art Sartresches *Huis-clos* –, wird meist im Modus der Wiederholung, dem Iterativ Gérard Genettes, erzählt. Die Ereignisse des dritten Tages mit dem Konzert bei den Verdurins, das Gespräch mit Albertine über den Roman am vierten Tag sowie einige weitere

Episoden stehen jedoch im Singulativ und heben sich von dem eintönigen Hintergrund ab.

Der Band beginnt in demselben Zimmer, in dem auch die Ouvertüre der *Recherche* spielt. Während jedoch der schlaflose Protagonist der Ouvertüre den Bildern aus seiner Vergangenheit nachsinnt, lauscht Marcel am ersten Morgen der *Gefangenen* auf die Geräusche und nimmt die Gerüche wahr, die von der Straße in sein Zimmer dringen. Wie das Barometermännchen des Optikers in Combray zeigt seine innere Meßuhr das Wetter an. Was in den Entwürfen zum *Contre Sainte-Beuve* aus den Jahren 1908-1909 eine Einheit bildet, wird in der *Recherche* auseinandergenommen: Die Erinnerungen an frühere Zimmer und frühere Zeiten stehen am Anfang von *Swann* als Ouvertüre des ganzen Romanzyklus, die Wahrnehmungen der Straßengeräusche am Anfang der *Gefangenen* sowie – nun als Leitmotiv – an weiteren Tagesanfängen in diesem Band.

Das Zimmer als Keimzelle von Handlung bildet ein wesentliches Element und Instrument von Prousts Erzählkunst. Die in der Ouvertüre der *Recherche* erinnerten Zimmer bezeichnen die Räume, in denen die Romanhandlung spielen wird: Combray, Balbec, Paris, Doncières, Venedig. Das Zimmer der Laterna magica zu Beginn der ersten um Combray kreisenden Erzählsequenz zeigt den Raum, in dem das Drama des Zubettgehens spielt; in den Zimmern von Tante Léonie zu Beginn des zweiten Kapitels von »Combray« wird der Raum, der in der Folge auskundschaftet wird, vorweggenommen; und die Spazierfahrten mit Madame de Villeparisis in der Gegend von Balbec nehmen ihren Ausgangspunkt in Marcels Hotelzimmer. In der *Gefangenen* jedoch ist Marcels Zimmer nicht nur Ausgangspunkt, sondern auch – wie schon im Drama des Zubettgehens, auf das mehrmals ausdrücklich Bezug genommen wird – Hauptschauplatz der Handlung. Wohl gibt es auch einige Nebenschauplätze: die beiden Badezimmer mit der schalldurchlässigen Trennwand und den sonnendurchfluteten Fenstern, Albertines Zimmer, Treppe und Hof, die Wohnung der Guermantes, den Salon der Verdurins, den Bois de Boulogne oder die sonntäglichen Dörfer zwischen Paris und Versailles, doch die eigentliche Handlung, das Drama um Marcel und Albertine, spielt in Marcels Zimmer. Wie im Vorraum vor den Gemächern des Kaisers und der Königin in Racines *Bérénice* treffen hier die Protagonisten des Dramas aufeinander, ohne sich je wirklich zu treffen und um schließlich für immer auseinanderzugehen. Wie bei Racine auch steht der Ort der Handlung in einem dramatischen Spannungsverhältnis zum Außenraum. Während sich Bérénice und Titus an eine glückliche Vergangenheit in Palästina erinnern und sich mit Grauen eine Zukunft vor Augen führen, in der sie voneinander getrennt leben werden, kreisen Marcels Gedanken – seit er von der Bekanntschaft Albertines mit Vinteuils Tochter und deren Freundin weiß – um Montjouvain, um alles, was Albertine möglicherweise früher dort getrieben hat, um alles, was sie später dort oder an anderen Orten treiben könnte. Er bleibt zwar tagelang in seinem Zimmer, doch anstatt sich endlich an die Arbeit zu machen und zu schreiben, wie früher der Großmutter und jetzt Albertine von einem Tag zum anderen versprochen, verwendet er seine ganze Phantasie und Energie darauf, Albertines Spazierfahrten zu planen sowie in Erfahrung zu bringen, wie und wo genau Albertine ihre Zeit verbracht hat. Gomorrha wird dabei zur Chiffre für das Unbekannte, ja für das Unkennbare überhaupt. Parallel dazu ist Marcels inquisitorische Eifersucht, die auf der Ebene der Handlung nur »verlorene Zeit«

bedeutet, ein Bild nicht nur für die dichterische Einbildungskraft, sondern auch für die endlose Suche nach dem Sinn. Auch Albertines Neigung zur Lüge kann in diesen Bedeutungszusammenhang eingeschrieben werden. Wie Marcels Eifersucht, die ständig neue Realitäten erfindet, zeigen die Lügen Albertines, die der Realität ständig neue Formen verleihen, die Triebkräfte, die der Dichtkunst zugrunde liegen. Bevor jedoch der Interpret in der Eifersuchts- und Lügenthematik eine metapoetische Bedeutung zu erkennen imstande ist, muß er sich mit dem Romanhelden durch mehrere Eifersuchtsszenen und mit dem Erzähler (um die Sache nicht dem Autor selbst anzulasten) durch endlose Betrachtungen und Theorien über Liebe und Eifersucht hindurchquälen. Während Proust im ersten Band der *Recherche* Swanns Liebe und Eifersucht gegenüber Odette in der Art eines Berichts als eine mehr oder weniger lineare Folge von Szenen und Ereignissen erzählt, wird in der *Gefangenen* die Entwicklung von Marcels Liebe und Eifersucht gegenüber Albertine romanhaft ausgebaut und lehrhaft kommentiert. Die Erzählung wird zum Abbild einer Obsession, von der sie sich nur an jenen Stellen lösen kann, an denen Marcel die schlafende Albertine betrachtet und seine Gedanken eine andere Richtung nehmen. Dann wird in der Überlagerung verschiedener Erinnerungsbilder Albertine zum Symbol, ja zur Göttin der Zeit und damit auch zur zentralen Figur von und für Prousts Roman. Paradoxerweise kommt die zentrale Bedeutung Albertines in einem unleserlichen Wort des Manuskripts am schönsten zum Ausdruck. Am Abend des dritten Tages betrachtet Marcel die schlafende Albertine und sieht in ihr eine allegorische Figur. Doch wovon? Vielleicht seines Todes? Vielleicht …, und hier folgt das unleserliche Wort: Heißt es »de mon amour« oder »de mon œuvre«, »meiner Liebe« oder »meines Werks«?

Dank der ästhetischen Dimension des Dramas zwischen Marcel und Albertine wird auch der Schauplatz der Handlung zu einem ästhetischen Ort. In einem gewissen Sinn ist er es allerdings schon zuvor. Wenn nämlich die Geräusche einer Straßenbahn, der Benzinduft eines Automobils, die Signale eines Frühlingsmorgens oder die Rufe der Straßenverkäufer in Marcels Zimmer dringen, wird dieses zum Schauplatz der Sinneswahrnehmung, jener Aisthesis, die der Ästhetik nicht nur etymologisch zugrunde liegt. Es wird auch zum Ort – zu einem Topos – der ästhetischen Reflexion jener Jahre des Aufbruchs, in denen die *Recherche* entstanden ist. So trägt ein Bild Umberto Boccionis, das 1912 in der Futuristen-Ausstellung bei Bernheim-Jeune gezeigt wurde, den Titel: »La Rue entre dans la maison«. Daß Proust dieses Bild gesehen hat, ist nicht erwiesen; sicher aber war ihm das am 20. Februar 1909 in *Le Figaro* erschienene futuristische Manifest bekannt, in dem Marinetti ein Loblied auf die Schönheit eines Automobils oder einer Lokomotive anstimmt und sich gleichzeitig über die Schönheit der Nike von Samothrake lustig macht. Weitere Verbindungen zur zeitgenössischen Kunst ergeben sich in der *Gefangenen*, wenn Proust die verschiedenen Ansichten Albertines übereinanderlegt und gleichsam ein futuristisches Bild malt, oder auch wenn er Albertine am Pianola als kubistisches Bild darstellt.

Neben der Gefangenschaft Albertines wird in der *Gefangenen* auch eine wesentliche Entwicklungsphase in Marcels ästhetischer Bildung erzählt. Nach den Erfahrungen mit Architektur und Skulptur (hauptsächlich in *Swann* und in den *Jeunes filles*), mit Malerei (in den *Jeunes filles* und in *Guermantes*, am Beispiel Elstirs) und mit der Schauspielkunst (in den *Jeunes filles* und in *Guermantes*, am

Beispiel der Berma), gelangt Marcel in der *Gefangenen* dank der Auseinandersetzung mit dem Werk Vinteuils zur Erkenntnis des Wesens der Kunst. Um selbst zum Künstler zu werden, ist er jedoch wegen seiner Liebe zu Albertine noch zu sehr im Leben verhaftet und bleibt vom Künstlertum vorläufig ausgeschlossen. Während innerhalb der Geschichte Marcels die Begegnung mit Vinteuils Septett eine vorläufige und unvollkommene Erfahrung darstellt, bildet *Die Gefangene* den Schluß- und wohl auch den Höhepunkt von Prousts Schaffen. Proust selbst hat zwar einmal gesagt, die *Flüchtige* sei sein am besten geschriebenes Werk, doch ist die *Gefangene* mit der in mehreren Tageszyklen erzählten Gefangenschaft Albertines nicht weniger gut komponiert als die *Flüchtige* mit dem in drei Phasen gegliederten Entschwinden Albertines. Der »komponierte« Charakter des Bandes äußert sich nicht nur in der Gliederung der Handlung, sondern auch in der bewußten Verwendung von Leitmotiven, in der durchgehenden musikalischen Thematik und der musikalischen Faktur einzelner Texte.

Abgesehen von zahlreichen im übertragenen Sinn musikalischen Passagen, wie der Eingangsszene, in der die Straßengeräusche Marcel ein Erwachen »ganz in Musik« bescheren, oder dem Morgen des zweiten Tages, wo mit den Rufen der Straßenverkäufer eine »Festouvertüre« erklingt, entwickelt Proust das Thema Musik in drei sich ergänzenden Szenen oder Sequenzen des Romans auf explizite Weise. Jede dieser Szenen nimmt ihren Ausgangspunkt in der Geigensonate Vinteuils.

Die erste spielt am Nachmittag des dritten Tages: Während Marcel auf die Heimkehr Albertines wartet, setzt er sich ans Klavier und spielt die Sonate Vinteuils. Plötzlich erinnert ihn eine bisher nicht beachtete Stelle an *Tristan*. Nun schlägt er die Partitur des *Tristan* auf, legt sie über die Sonate Vinteuils, und seine Gedanken kreisen in der Folge auch um Wagner. Schöner könnte nicht gezeigt werden, wie die *Recherche*, in der Proust die *Gefangene* über »Eine Liebe Swanns« legt, komponiert ist; deutlicher könnte auch nicht gesagt werden, wer Vinteuil eigentlich ist. Während der ganzen Szene werden Marcels musikalische Überlegungen von der Frage begleitet, ob Kunst tatsächlich etwas grundlegend anderes ist als das Leben oder eben doch nicht. In einer Betrachtung über den letzlich unvollkommenen Charakter einiger großer Werke des 19. Jahrhunderts, das heißt über die Art und Weise, wie Balzac, Hugo, Michelet oder Wagner (im deutlich intendierten Gegensatz zu Proust) einzelne ihrer Werke erst nachträglich zu einem Ganzen zusammengefügt haben, scheint die Frage eher verneint, in den Betrachtungen über die Motive Wagners und die in ihnen erklingende jubilierende Schöpferfreude scheint sie eher bejaht zu werden.

Die zweite Szene, eine der großen Gesellschaftsszenen der *Recherche*, spielt am Abend des dritten Tages. Sie zeigt die Uraufführung eines nachgelassenen Septetts von Vinteuil im Rahmen eines vom Baron von Charlus organisierten Hauskonzerts bei den Verdurins. Marcel, der nicht weiß, was auf dem Programm steht, erkennt plötzlich, daß es sich bei der Musik, die er hört, um ein Stück von Vinteuil handeln muß. Die in *Sodom und Gomorrha* gleich einem Leitmotiv immer wieder gestellte Frage, ob Vinteuil außer der Geigensonate noch andere Werke komponiert habe, wird so während der Aufführung dieses Septetts endlich beantwortet. Auch hier kreisen Marcels Gedanken, die das Konzert begleiten, nicht nur um die Musik im speziellen, sondern auch um die Frage nach dem Wesen der

Kunst: Ist Kunst nur etwas Kontingentes? Ist sie denselben Zufällen unterworfen wie das Leben? Oder ruht sie in einem anderen Grund und kennt sie eine andere Ordnung? Diesmal dominiert die positive These, jene nämlich, die Kunst sei etwas anderes als das Leben. Am Beispiel der musikalischen Phrasen Vinteuils zeigt Proust, wie der wahre Künstler in jedem seiner Werke sich auf seinen tiefsten Grund besinnt und deshalb seine authentische, unverkennbare Stimme erklingen läßt. Proust nennt diesen Grund die innere, »verlorene Heimat« des Künstlers.

Die dritte Szene spielt am vierten Tag. Albertine sitzt am Pianola und spielt Werke von Vinteuil. Die Schöpferfreude, die aus diesen Werken spricht, überträgt sich auf den zuhörenden Marcel, der darauf jenes gleiche Glücksgefühl empfindet, das ihn früher auch beim Anblick der Kirchtürme von Martinville oder der Bäume von Hudimesnil erfaßt hat. Ausgehend von den musikalischen Phrasen Vinteuils, von der authentischen Stimme des Komponisten, legt Proust in dieser Szene seine Theorie vom künstlerischen Stil dar, die er schon im Vorwort zur *Bibel von Amiens* entwickelt hat und nun im Rahmen eines Gesprächs zwischen Marcel und Albertine am Beispiel der typischen Themen und Stilmerkmale von Barbey d'Aurevilly, Thomas Hardy, Stendhal, Tolstoj und Dostojewski ausführt.

Offensichtlich ist das Gespräch mit Albertine über die großen Romanautoren des 19. Jahrhunderts nur sehr flüchtig in den Text der *Gefangenen* eingebaut. Es ergänzt zwar in idealer Weise die Betrachtungen über Vinteuil und Wagner, indem die Frage des persönlichen Stils eines Künstlers nun im Kontext der Literatur gestellt wird, doch hat Proust keine Zeit mehr gefunden, dem Gespräch über Literatur dieselbe kompositorische Perfektion zu verleihen, die das Konzert bei den Verdurins zu einem Höhepunkt seines Werks werden läßt. Dennoch erfüllt das Gespräch auch auf der Ebene der Handlung eine bedeutende Aufgabe. In dem bedrückenden Drama um Liebe und Eifersucht, um Verdächtigung, Verstellung und Lüge, das sich zwischen Marcel und Albertine abspielt, vermittelt es (dem Leser sowie den Protagonisten) eine Pause. Eine ähnliche, letzte Pause vor der Katastrophe wird durch ein weiteres literarisches Gespräch herbeigeführt, in dem Marcel auf der Heimfahrt von einem Ausflug mit Albertine nach Versailles Stellen über den Mondschein bei Chateaubriand, Hugo, Baudelaire und Leconte de Lisle zitiert. Doch schon vor den beiden literarischen Gesprächen hat Proust in Form von Leitmotiven gewisse Ruhepunkte in den Text der *Gefangenen* eingelassen: die Szenen mit Albertine am Pianola, jene mit der schlafenden Albertine, die »cris de Paris« oder die Passagen über den venezianischen Modeschöpfer Fortuny. Wirkliche Ruhepausen sind diese Pausen allerdings nur selten. Die Rufe der Straßenhändler beispielsweise sind in ihrer Zweideutigkeit alle dazu angetan, Marcels eifersüchtiger Phantasie Nahrung zu geben, und die Fortuny-Kleider, die Marcel für Albertine besorgt, erregen seinen Wunsch, endlich nach Venedig zu fahren – ohne Albertine.

Über diesen Wunsch führt Proust die Lösung des Knotens herbei. Marcel ist entschlossen, Albertine zu verlassen und nach Venedig zu fahren; er schellt nach Françoise, um sie zu bitten, einen Reiseführer und ein Kursbuch zu kaufen. Françoise kommt und meldet, Albertine habe nach ihren Koffern verlangt und um neun sei sie fort. »Mademoiselle Albertine ist fort« – mit diesem Satz beginnt der nächste Band der *Recherche*, *Die Flüchtige*.

Die in der *Gefangenen* erzählten Ereignisse dauern ungefähr sechs Monate. Auf die innere Chronologie der *Recherche* bezogen, umfaßt die Handlung eine Zeitspanne vom Herbst 1899 bis zum Frühjahr 1900. Die Bezüge auf die Zeitgeschichte erschließen jedoch einen wesentlich größeren Zeitraum; sie reichen von 1900 bis 1922.

Wie für die vorangehenden Bände der *Recherche* finden sich Vorstufen zu der *Gefangenen* schon in Prousts Frühwerk. Ein Drama der Eifersucht wird schon in »Das Ende der Eifersucht« erzählt; inquisitorische Verhöre durch einen eifersüchtigen Liebhaber finden schon in *Jean Santeuil* statt; von lesbischer Liebe handelt schon das frühe Prosastück »Vor der Nacht«; um Sterben und Tod geht es in mehreren Novellen von *Freuden und Tage*, um Musik, musikalische Phrasen und Leitmotive in »Melancholische Sommertage in Trouville«.

Die eigentlichen Vorarbeiten zur *Recherche* beginnen jedoch erst 1908. Von den zahlreichen Projekten, die Proust in einem Brief vom 5. oder 6. Mai 1908 an Louis d'Albufera aufzählt, stehen zwei in sehr deutlicher Verbindung mit der *Gefangenen*. Er schreibt seinem Freund: »Ich habe Folgendes in Arbeit: eine Studie über den Adel / einen Pariser Roman / eine Studie über Sainte-Beuve / eine Studie über die Frauen / eine Studie über die Päderastie (nicht leicht zu publizieren) / eine Studie über die Kirchenfenster / eine Studie über die Grabplatten / eine Studie über den Roman.« Nähere Aufschlüsse über die weitere Arbeit an diesen Projekten gibt ein Notizbuch, das Proust zwischen 1908 und 1910 verwendete, das sogenannte *Carnet de 1908*. Dort finden sich die ersten genaueren Hinweise auf Themen, die Proust teils im Sainte-Beuve-Projekt, teils in der *Recherche* aufgenommen und ausgebaut hat: Notizen zu Hardy, zu Barbey d'Aurevilly oder auch Skizzen zum Handlungsverlauf des Romans wie beispielsweise die folgende: »Im zweiten Teil des Romans wird das junge Mädchen ruiniert sein; ich werde sie aushalten, ohne zu versuchen, sie zu besitzen – aus Unvermögen, geliebt zu werden.« Während die Kapitel über die Liebe in *Jean Santeuil* und die Liebes- und Eifersuchtsszenen in »Eine Liebe Swanns« mit Prousts Beziehung zu Reynaldo Hahn in Verbindung gebracht werden können, scheint für die unglückliche Liebe des Protagonisten im zweiten Teil von Prousts Roman auch die Freundschaft mit Bertrand de Fénelon eine Rolle zu spielen. Das fragliche junge Mädchen heißt lange Zeit Maria und stammt aus jenem Holland, wohin Proust im Oktober 1902 zusammen mit Fénelon eine im Bereich der Gefühle katastrophale Reise unternommen hat. Mehrere Anspielungen auf Holland sind im Text der *Gefangenen* stehengeblieben, doch hat sich Proust im Lauf der Arbeit an seinem Roman darum bemüht, biographische Spuren auszumerzen oder zumindest zu verwischen. So ersetzt er – wahrscheinlich im Frühjahr 1914 – »Maria« durch »Albertine«. Die biographischen Bezüge auf Holland verschwinden, dafür entstehen onomastische Verbindungen zu Namen wie Robert, Gilbert oder Gilberte.

Sozusagen im Gegenzug drängt aber das Leben auch wieder in den Roman hinein. Nach der Wiederbegegnung mit Alfred Agostinelli im Januar 1913 beschäftigt Proust seinen früheren Chauffeur aus der Zeit in Cabourg als Sekretär. Zusammen mit seiner Frau beziehungsweise seiner Freundin wohnt Agostinelli bei Proust, der es ihm ermöglicht, die Fliegerei zu erlernen. Im Sommer: Reise nach Cabourg und überstürzte Rückkehr Prousts mit Agostinelli nach Paris. Im Dezember verläßt Agostinelli Prousts Wohnung. Proust unternimmt alles, um ihn zur Rückkehr zu

bewegen. Am 30. Mai 1914 stürzt Agostinelli vor Antibes mit seinem Flugzeug ins Meer und findet den Tod.

Die Ereignisse um Agostinelli haben die vorgesehene Architektur der *Recherche* verändert. Anstatt die Druckfahnen von *Le Côté de Guermantes* zu korrigieren, die Grasset im Frühjahr 1914 hergestellt hat, entwirft Proust einen völlig neuen, Albertines Gefangenschaft, Flucht und Tod erzählenden Romanteil. Während in der *Flüchtigen* die Nähe Agostinellis besonders deutlich wahrzunehmen ist, werden in der *Gefangenen*, wie Jean-Yves Tadié in seiner Proust-Biographie gezeigt hat, die Erinnerungen an Agostinellis Aufenthalt bei Proust durch die als Last empfundene Gegenwart von Henri Rochat (1918 bis 1921) überlagert.

Zwischen 1916 und 1922 schreibt Proust eine zusammenhängende Reinschrift aller noch fehlenden Teile seines Romans. Sie reicht von *Sodom und Gomorrha* bis zur *Wiedergefundenen Zeit* und umfaßt zwanzig Hefte. Im Frühjahr 1922 schreibt er, wie Céleste Albaret berichtet, das Wort »Fin«. Auch die sogenannte Reinschrift gleicht eher einem Entwurf, denn Ränder und Rückseiten sind mit Korrekturen und Zusätzen vollgeschrieben. Längere Zusätze hat Proust in einer Reihe separater Hefte untergebracht. Was die *Gefangene* betrifft, stammt etwa die Hälfte des Textvolumens aus den »cahiers d'ajoutages«. Der Tod Bergottes, der Tod Swanns, die endgültige Fassung des Konzerts bei den Verdurins, das Leitmotiv der Fortuny-Kleider, die »cris de Paris«, das Gespräch über die Romanautoren des 19. Jahrhunderts – all diese für die Physiognomie des Bandes entscheidenden Episoden sind späte Zusätze.

Was die Aufteilung von Prousts Roman in einzelne Bände betrifft, ist der Briefwechsel Prousts mit Rivière und mit Gallimard unsere aufschlußreichste Quelle. Bei der Vorbereitung von *À l'ombre des jeunes filles en fleurs* im Jahre 1918 glaubte Proust noch, seinen ganzen Roman in fünf Teilbänden publizieren zu können. Wenig später spricht er aber schon von *Sodome et Gomorrhe I*, *II*, *III*, *IV*… Am liebsten hätte er alle Romanteile zwischen *Le Côté de Guermantes* und der Matinee bei der Fürstin von Guermantes in *Le Temps retrouvé* unter demselben – dem Inhalt auch durchaus angemessenen – Titel »Sodome et Gomorrhe« veröffentlicht. Bedauerlicherweise hat sich sein Verleger aber diesem Vorhaben mit Erfolg widersetzt. Im Juni 1922 steht zur Diskussion, den um Albertine kreisenden Romanteil, der jetzt auch im Typoskript vorliegt, in zwei Bände zu zerlegen, die mit *La Prisonnière* und *La Fugitive* betitelt werden könnten, und Proust fügt hinzu: mit den Untertiteln *Sodome et Gomorrhe III* oder *Sodome et Gomorrhe III* und *IV*. Doch dann erschien die Übersetzung eines Werks von Tagore mit dem Titel *La Fugitive*, was diesen Plan zunichte machte. In den letzten Wochen vor seinem Tod war Proust offenbar von der Idee besessen, den Albertine-Teil in einem einzigen Band herauszubringen. Er schickte zwar ein wenn auch nicht völlig überarbeitetes Typoskript der *Gefangenen* an Gallimard, arbeitete aber gleichzeitig an einer radikal verkürzten Fassung des folgenden Teils, den er mit *Albertine disparue* betitelte und möglicherweise mit *La Prisonnière* zu einem einzigen Band zusammenfassen wollte. Die editorischen Probleme, die sich aus diesem Plan ergeben, werden im Nachwort zum nächsten Band der Frankfurter Ausgabe, *Die Flüchtige*, zur Sprache kommen.

Eines dieser Probleme muß allerdings schon im Zusammenhang mit der *Gefangenen* besprochen werden. In der Fassung der Reinschrift hält Marcel Albertine

seit ihrer Bemerkung, sie kenne Mademoiselle Vinteuil und deren Freundin, für lesbisch. Erst nach dem Tod Albertines überzeugt ihn Andrée vom Gegenteil. In der späteren Fassung, jener der Zusätze und des verkürzten Typoskripts von *Albertine disparue*, verläuft der Prozeß in umgekehrter Richtung. Marcel glaubt Albertine, als sie versichert, sie habe mit ihrer Behauptung, Mademoiselle Vinteuil und deren Freundin zu kennen, nur aufschneiden wollen. Erst die Nachricht von dem tödlichen Reitunfall seiner Freundin am Ufer der Vivonne, also in der Nähe von Montjouvain, überzeugt ihn von der Richtigkeit seiner ursprünglichen Annahme. Beide Versionen stehen in dem Typoskript, das Proust Gallimard kurz vor seinem Tod überlassen hat, nebeneinander, was einige logische Widersprüche zur Folge hat. Robert Proust und Jacques Rivière haben denn auch versucht, durch Umstellungen (die wir in den Anmerkungen signalisieren) der Handlung eine gewisse Logik zu verleihen. Spätere Herausgeber haben es vorgezogen, den Text des Typoskripts so zu belassen, wie er ist, oder auch, was *Albertine disparue* betrifft, zwei verschiedene Fassungen zu publizieren. Ob sich Proust aber jemals für eine »logische« Abfolge entschieden hätte, bleibt eine offene Frage; denn was er mit dem Drama um Marcel und Albertine zeigen will, ist ja gerade die Unmöglichkeit, aus Gesagtem, ja selbst aus mit eigenen Augen Gesehenem zu erschließen, was wirklich geschehen ist. In beiden Versionen und ganz besonders in der von Proust hinterlassenen Mischversion werden Marcel und Albertine zu Beispielfiguren für die Zufälligkeit alles Gesagten und damit für die endlose Suche nach dem Sinn – auf den Autor bezogen, mit den Worten Rainer Warnings, für ein »Schreiben ohne Ende«.

Neben dem Versuch, dem Geschehen um Albertine eine neue Wendung zu geben und den entsprechenden Teil der *Recherche* radikal zu verkürzen, arbeitete Proust während der letzten Wochen und Tage seines Lebens an zwei Vorabdrucken aus den unpublizierten Teilen seines Romans, »La regarder dormir. Mes réveils« (*La Nouvelle Revue française*, November 1922) und »Précaution inutile« (*Les Œuvres libres*, Februar 1923). Die letzten Stunden aber galten wiederum der *Gefangenen*. Wie Céleste Albaret berichtet, hat ihr Proust in der Nacht vor seinem Tod einige Sätze diktiert. Diese bewegenden Dokumente – von der Hand Célestes mit einigen Zusätzen Prousts – sind in Tadiés Biographie sowie in der neuen Pléiade-Ausgabe der *Recherche* wiedergegeben. Eines davon zeigt das molieresque Ballett der Ärzte in Bergottes Sterbezimmer; es lautet, leicht arrangiert: »Sie zeichneten sich ab vor einer Dekoration, furchterregend, schwarz – Die letzte Krankheit Bergottes, wegen der Bedeutung der Personen – Doch ihre Quadrillen näherten sich dem Kranken – Sie konferierten endlos unter sich – Betreffend seines Zustandes aber, ihm gegenüber, nein, nein, die Medizin geht den Patienten nichts an – Wie ungehobelt, sagte sich Bergotte, denn offensichtlich wollen sie damit sagen – Er möchte wissen, wie lange noch …« Am folgenden Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr, während Doktor Robert Proust, Doktor Bize und Doktor Babinski sich um ihn bemühten, ist Proust gestorben.

Die Publikation von *Sodome et Gomorrhe III*. *La Prisonnière* im November 1923 stand noch völlig im Zeichen von Prousts ein Jahr zuvor erfolgtem Tod. In der Zwischenzeit waren weitere Vorabdrucke erschienen, u. a. in der Sondernummer der *Nouvelle revue française* vom 1. Januar 1923, *Hommage à Marcel Proust 1871-1922*. Im Zentrum des Interesses standen nun neben den Erinnerungen an den

Autor die unpublizierten Teile des Werkes, die Gallimard in Zusammenarbeit mit Prousts Bruder 1925 (*Albertine disparue*) und 1927 (*Le Temps retrouvé*) herausbrachte. Die Ausgaben von Jean Milly (»GF«), Pierre-Edmond Robert (»Bibliothèque de la Pléiade« und »folio«) und Nathalie Mauriac Dyer (»Le livre de poche«) – Ausgaben, denen wir manche Anregung verdanken – haben auf die komplizierte Text- und Editionsgeschichte des Bandes neues Licht geworfen.

Während man sich seit dem Erscheinen von *Du côté de chez Swann* trotz dem entschiedenen Widerstand seitens des Autors bemüht hat, die Modelle für Prousts Romanfiguren zu identifizieren – Charles Haas oder Charles Ephrussi für Swann, Robert de Montesquiou oder den Baron Doazan für Charlus, Delafosse für Morel, Agostinelli für Albertine und Proust selbst für alle zusammen –, versucht die neuere Kritik, Prousts Personen als Exempelfiguren zu verstehen: Swann als Vertreter des Ästhetizismus, als eine Art Emissär Ruskins; Charlus als Verkörperung der Homosexualität; Morel als Beispiel für die krankhafte Verbindung von Begabung und Schändlichkeit; Albertine als Beispielfigur für Malerei (vgl. die vorangegangenen Kommentare der Frankfurter Ausgabe), als Vertreterin einer neuen Gesellschaftsschicht, die in die großbürgerlich-aristokratische Welt einbricht (Jacques Dubois), als allegorische Figur des Proustschen Textes selbst (Daniela de Agostini und Rainer Warning).

Die vorliegende Ausgabe folgt der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens aus dem Jahr 1956. Der Text wurde revidiert und stellenweise neu gefaßt.

Außer den neueren französischen Ausgaben verdankt unser Kommentar Alberto Beretta Anguissola entscheidende Anregungen.

Zürich, im Juni 2000

ANMERKUNGEN UND KOMMENTAR

Zahlen in eckigen Klammern weisen auf die Bibliographie; einfache Seitenangaben auf den vorliegenden Band.

Seite 5: Zum Titel: vgl. unser Nachwort.
Seite 7:
1 Die Pointe des Satzes ist auch ein Element der Exposition; sie benennt eines der Hauptthemen der *Gefangenen*.

Seite 8:
1 Wie Pierre-Edmond Robert anmerkt, gibt Proust in den Entwürfen der Kreuzfahrt konkrete Ziele: zuerst Amsterdam, dann Nizza. Beide Orte weisen auf den

biographischen Hintergrund der Romanhandlung. Amsterdam kann mit Bertrand de Fénelon, Nizza mit Alfred Agostinelli in Verbindung gebracht werden. Sowohl mit Fénelon als auch mit Agostinelli verband Proust eine leidenschaftliche, von quälender Eifersucht begleitete Liebe. Vgl. Pléiade [3] Bd. III , S. 1699.

2 Vgl. *Guermantes* [16] S. 105, und *Unterwegs zu Swann* [14] S. 55. In *Swann* wird für die Mutter nicht das kleine, sondern das große Bett hergerichtet.

Seite 9:

1 Einen Hinweis auf die Beleuchtungseffekte von Léon Bakst, dem Bühnenbildner der Ballets Russes, findet sich schon in den *Jeunes filles*. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 748.

2 Es handelt sich um den Refrain einer beliebten Romanze von Émile Durand (1830-1903): »Le Biniou«. Der Text stammt von Hippolyte Guérin; »e biniou« ist ein bretonischer Dudelsack.

Seite 10:

1 Wie schon zu dem Refrain aus »Le Biniou« gibt Alberto Beretta Anguissola (Mondadori [27] S. 943) die genauesten Informationen zu dieser Stelle. Es handelt sich um den ersten Vers der letzten Strophe von Massenets (1842-1912) »Pensée d'automne«. Der Text stammt von Armand Silvestre (1837-1901).

2 Für weitere Variationen über dieses Lieblingsthema Prousts vgl. das Prosagedicht »Tuilerien« in *Freuden und Tage* [11] S. 143, die Passage über den Sonnenstrahl auf dem Balkon in *Unterwegs zu Swann* [14] S. 571 oder die Beschreibung der Place de la Concorde im Abendlicht in *Sodom und Gomorrha* [17] S. 54.

Seite 11:

1 Der Philosoph, von dem hier die Rede ist, äußert sich schon in Prousts »Avant-propos« zu Ruskins *Bible d'Amiens* (1904); in den Ruskin-Kommentaren (1904 und 1906) und den Pastiches (1908) setzt er seine Theorie in kritische und dichterische Praxis um; in der *Recherche* endlich tritt dieser Philosoph, wenn auch auf intermittierende Weise, in der Gestalt des Protagonisten in Erscheinung.

Seite 12:

1 Vgl. »Das Barometermännchen« im *Gegen Sainte-Beuve* [20] S. 77.

2 Die Beschreibung der Kirchtürme von Martinville ist ein Leitmotiv der *Recherche*: In *Swann* wird erzählt, wie der Text entstanden ist (*Unterwegs zu Swann* [14] S. 262-266); in den *Jeunes filles* wird der Text von Norpois gelesen und kritisch begutachtet (*Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 42 und 67); in der *Gefangenen* hofft Marcel, *Le Figaro* werde seinen Text publizieren; im folgenden Band wird der Artikel endlich erscheinen. Auch in den Entwürfen zum *Contre Sainte-Beuve* bildet der Artikel im *Figaro* einen thematischen Schwerpunkt (vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [20] S. 54-60).

Seite 18:
1 Woher das Zitat stammt, bleibt zu untersuchen.

2 Freies Zitat nach einem Brief vom 5. Januar 1676.

Seite 19:
1 Die Szene mit Céleste Albaret hat Proust im Frühjahr 1922 geschrieben. Eigentlich wollte er sie – wie eine Regieanweisung im Cahier 59 zeigt – in *Sodom und Gomorrha* unterbringen, wo Céleste Albaret bereits ein erstes Mal auftritt (vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 362-366), doch dafür war es bereits zu spät. Im Typoskript der *Gefangenen* findet sich die Szene an zwei verschiedenen Stellen. Wir behalten die Doppelspurigkeit bei.

Seite 20:
1 Zitate aus Racines Tragödie *Esther*, Vers 195-196, 199-200, 201-204. Racines erste biblische Tragödie spielt schon in den Entwürfen zum *Contre Sainte-Beuve* eine wichtige Rolle. Bei der morgendlichen Begegnung mit der Mutter übernimmt diese den Part der biblischen und Racineschen Esther (die ihr Judentum verbirgt), Proust diejenige des despotischen Assuérus. Vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [20] S. 69. Auch die Szene mit Reynaldo Hahns Chormusik zu *Esther* (S. 109) spielt vordergründig im scheinbar harmlosen Familien- und Freundeskreis: Proust (beziehungsweise der vom Autor kaum zu unterscheidende Ich-Erzähler), seine Mutter, sein Vater, Reynaldo Hahn. Die Weiterentwicklung des Themas in der *Recherche* zeigt aber, daß Esthers verborgenes Judentum eine Metapher für etwas anderes ist, was Proust verbirgt und Marcel in Albertine vermutet, nämlich Homosexualität.

Seite 21:
1 Der Park der Buttes-Chaumont liegt im Nordosten von Paris in der Nähe des damals verrufenen Quartiers von La Villette. Er wurde zwischen 1864 und 1867 von Baron Haussmann als romantische Anlage mit zahlreichen pittoresken Landschaftselementen wie Felsen, Seen oder Grotten erbaut.

Seite 23:
1 Ironische Einblendung der Realität in die Welt des Romans. Gegen seine Asthmaanfälle verwendete Proust einen brennbaren Puder Marke Legras. Wie zahlreiche Besucher berichten, war sein Zimmer ständig von Rauchschwaden erfüllt.

Seite 35:
1 Daß Marcel mit Albertine nicht nach Venedig fahren kann, hat vielleicht, wie Alberto Beretta Anguissola auf ingeniöse Weise anmerkt (Mondadori [27] S. 946-947), einen literarischen Grund, nämlich Ruskins Vergleich von Venedig mit Gomorrha im letzten Abschnitt der *Steine Venedigs*: »Es ist nutzlos und schmerzlich, sich über die letzten Stufen des Niedergangs zu verbreiten. Der alte Fluch der Städte der Niederungen lag auf ihr: ›Stolz, Überfluß an Brot, Überfluß an Müßiggang‹. Das innere Feuer seiner Leidenschaften verzehrte es, verhängnisvoll wie der Feuerregen über Gomorrha; es verlor seinen Rang unter den Nationen und seine Asche erfüllt die Kanäle seiner entseelten Fluten.«

Seite 37:
1 Der Vergleich impliziert eine Anspielung auf Glucks Oper *Orphée et Eurydice* (1774, Pariser Fassung) und Offenbachs Opéra-bouffe *Orphée aux Enfers* (1858). In den Entwürfen hat Proust die Erinnerungen Marcels wie schon auf den vorangehenden Seiten ausführlich dargelegt: Rivebelle, Balbec, Marcels Verzweiflung nach dem abgesagten Rendezvous mit Madame de Stermaria … Dadurch daß dieser Rückblick wegfällt, gewinnt der mythologische Vergleich an Gewicht, als Vorahnung nämlich auf Albertines Tod. Immerhin bleibt dem Leser die Erinnerung an Marcels Spiele mit Gilberte in den Champs-Élysées-Anlagen, besonders aber an den feucht-frischen Modergeruch in dem alten, zum Toilettenhäuschen umfunktionierten Pavillon in diesen Anlagen und darüber hinaus an Onkel Adolphes Ruhegemach in Combray, das »unablässig jenen dunklen, frischen Ge-

ruch gleichzeitig nach Wald und nach Ancien-Régime verströmte«. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 95 und 98 sowie *Unterwegs zu Swann* [14] S. 107.

Seite 42:

1 Der katalanische Maler und Modeschöpfer Mariano Fortuny y Madrazo (1871-1949) eröffnete 1907 in Venedig ein Modeatelier und kurz darauf zwei Vertretungen in Paris. Möglicherweise sind sich Proust und Fortuny 1900 in Venedig begegnet, als Proust mit seiner Mutter, Reynaldo Hahn und dessen Schwester Maria zwei Wochen in der Lagunenstadt verbrachte. Maria war seit 1899 mit einem Onkel Fortunys, Raymond de Madrazo, verheiratet. Die erste Erwähnung Fortunys findet sich in einem Brief an Reynaldo Hahn vom 26. August 1906. Bei der Erweiterung seines Romans während der Kriegsjahre macht Proust aus den Fortuny-Kleidern ein Leitmotiv, das die neu eingeführte Figur Albertines mit dem althergebrachten Thema Venedig verbindet. Im Mai 1915 erkundigt er sich bei Madame Straus über Fortuny, und in einem Brief vom 17. Februar 1916 an Madame de Madrazo legt er dar, wie er das Thema in seinem Roman entwikkeln wird. »Das ›Leitmotiv‹ Fortuny«, schreibt Proust, »erscheint nur selten, ist aber von größter Bedeutung; es spielt bald eine sinnliche, bald eine poetische, bald eine schmerzliche Rolle.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XV , S. 57.

2 In Balzacs *Les Secrets de la princesse de Cadignan* paßt die Protagonistin ihre Kleidung ihrem seelischen Zustand an. Der Baron von Charlus, neben Elstir Prousts Spezialist in Modefragen, hat schon früher darauf hingewiesen. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 670.

Seite 43:

1 Die Szene, in der sich Madame de Guermantes über Maeterlinck mokiert, spielt in *Guermantes* [16] S. 320. Ähnliche Gegenüberstellungen verschiedener Geister finden sich immer wieder in der *Recherche*, wenn Proust den speziellen Esprit der Herzogin charakterisiert. Auf der einen Seite steht der sogenannte echt französische Geist à la Mérimée oder Meilhac, für den Proust nichts übrig hat, auf der anderen stehen die in Prousts Augen wirklich großen Geister. Allerdings sind die

Grenzlinien nicht immer ganz klar zu ziehen, beispielsweise bei Stendhal und Balzac.

2 Die Sprachentwicklung hat nicht Madame de Guermantes und Françoise, sondern Madame Bontemps recht gegeben.

Seite 44:

1 Der Landgasthof Guillaume le Conquérant in Dives-sur-Mer liegt in der unmittelbaren Nachbarschaft von Cabourg, wo Proust sich mehrmals aufgehalten hat.

2 Anspielung auf das 4. Kapitel des 5. Buchs im 1. Teil der *Mémoires d'outre-tombe*, in dem die Mutter ihrem Sohn bretonische Versromanzen vorsingt. Während sich in den ländlichen Romanen George Sands zahlreiche Beispiele für archaisierende und regional getönte Sprache finden, zitiert Chateaubriand nur wenige Verse aus den fraglichen Romanzen. Eine davon aber wird ausführlich resümiert. Es geht darin um ein junges Mädchen, das von einem Bösewicht gefangengehalten wird, mit Hilfe des heiligen Nikolaus entfliehen kann, kurz darauf aber stirbt.

Seite 45:

1 In Frohsdorf bei Wien lebte der letzte legitimistische Kronprätendent Frankreichs, Henri de Bourbon, Graf von Chambord (1820-1883).

Seite 46:

1 Die Bretagne wird auch als »pays des pardons« bezeichnet. Der Ausdruck geht auf »le pardon de Sainte-Anne d'Auray« zurück, ein kirchliches Fest mit Prozession und Ablaßerteilung.

2 Hinter dem Namen Pampille verbirgt sich Marthe Daudet, die Frau Léon Daudets, in dessen Zeitung *L'Action française* sie regelmäßig Kochrezepte publizierte. Das Zitat stammt aus dem Kapitel »Bretagne« in dem 1913 bei Fayard erschienenen Band *Les Bons Plats de France.*

3 Im Hintergrund dieser Szene steht das Jagdschloß Bois-Boudran der Familie Greffulhe, wo der Hochadel Europas ein- und ausging.

Seite 50:

1 Gemäß der inneren Chronologie der *Recherche* spielt die Handlung der *Gefangenen* 1901, zwei Jahre also nach der Begnadigung von Dreyfus am 19. September 1899.

Seite 52:
1 Zu Prousts Interesse am Jockey Club vgl. Louis de Beauchamp, *Marcel Proust et le Jockey Club*, Paris, Émile-Paul, 1973. Durch seine aristokratischen Freunde und die Berichte im *Figaro* oder im *Gaulois* hat sich Proust über die Ereignisse in den verschiedenen Pariser Clubs auf dem laufenden gehalten. Er selbst war von 1908 bis 1916 Mitglied des Polo Club.

2 Bei Proust sind solche direkten Eingriffe des Erzählers, wie sie bei Stendhal, bei Balzac oder im englischen Roman häufig vorkommen, eher selten.

3 Gefährte des Äneas. Exempelfigur für Treue und Freundschaft.

Seite 53:
1 Wegen des in *L'Aurore* erschienenen Manifests »J'accuse« (13. Februar 1898) wurde Zola zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Er entzog sich der Strafe und begab sich nach London ins Exil.

Seite 54:
1 Édouard Drumont (1844-1917), Autor von *La France juive* (1886) und *Les Juifs et l'affaire Dreyfus* (1899), war einer der profiliertesten Antisemiten Frankreichs.

Seite 55:
1 Die drei renommierten Modeschöpfer werden schon in jenem Teil der *Jeunes filles* erwähnt, der eine Art Topographie der Belle Époque darstellt. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 682, Anm. 2.

Seite 56:
1 Alberto Beretta Anguissola hat sich der Mühe unterzogen, diese Angaben umzurechnen. Achttausend Francs von 1910 entsprechen etwa zweihunderttausend Francs von 1990.

2 Wie Pierre-Edmond Robert gezeigt hat, erklärt sich die Bemerkung aus der Tatsache, daß Fortuny Eiweiß verwendete, um seine Farben zu binden. Vgl. [3] Bd. III , S. 1672.

3 Bei der fraglichen Dame handelt es sich um die reiche Amerikanerin Anna Gould, die zwei Jahre nach ihrer Scheidung von Boni de Castellane (1906) den Grafen von Talleyrand heiratete.

4 Beretta Anguissola hat auch die drei folgenden Freundinnen der Herzogin identifiziert: die 1909 verstorbene, mit dem Herzog von Manchester verheiratete Kubanerin Consuelo Yznaga del Valle; Frances Evelyn Maynard (1861-1938), der im *Who's who* von 1905 ein ausführlicher Artikel gewidmet ist; die amerikanische Milliardärin Consuelo Vanderbilt (1870-1964), die 1895 den Herzog von Marlborough heiratete.

Seite 57:
1 Der Unglückliche ist Marcel Proust.

Seite 61:
1 Das im Hinblick auf spätere Geißelungsszenen in der *Recherche* wohl nicht ganz harmlose Beispiel stammt aus Herodot VII , 34-35.

Seite 66:
1 Napoleon III . hat dem Sohn von Joachim Murat, König von Neapel von 1808 bis 1814, den Fürstentitel verliehen. Dem alten französischen Adel war dieser Titel ein Dorn im Auge, was Proust in seinem Saint-Simon-Pastiche zur Sprache bringt. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12].

Seite 68:
1 Vgl. *Guermantes* [16] S. 600.

Seite 71:
1 Blochs Onkel.

Seite 72:
1 Jacques Thibaud (1880-1953) war einer der renommiertesten Geiger seiner Zeit. In der Widmung eines Exemplares von *Swann* für Jacques de Lacretelle nennt Proust als eines der Modelle von Vinteuils »kleinem Thema« eine Passage aus der Sonate für Geige und Klavier von Saint-Saëns, einen »Triumph von Jacques Thibaud«. Vgl. *Essays* [13] S. 361-362.

Seite 73:
1 Wiederum hebt Proust eine bedeutungsvolle Szene aus dem erzählerischen Kontinuum heraus, hier nicht als Vor- oder Rückgriff, sondern als einzelnes Ereignis in

einer Folge sich wiederholender Ereignisse. Bedeutungsvoll an der Szene ist nicht nur das Täuschungsmanöver Andrées, sondern auch die als Pointe gesetzte Überzeugung, daß über die möglicherweise lesbische Beziehung zwischen den beiden jungen Mädchen niemals etwas Abschließendes erfahren werden kann.

Seite 75:
1 Im Manuskript steht als drittes Beispiel »la sonate de Vinteuil«, was die Daktylo nicht lesen konnte und offenließ. Proust hat weder die Leerstelle im Typoskript ergänzt noch einige Zeilen weiter unten »la phrase du musicien« gestrichen.

Seite 80:
1 Octave. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 360 und 658.

Seite 87:
1 In ihrer Studie über Proust und die malerischen Avantgarden seiner Zeit hat Paola Placella Sommella die folgende Betrachtung über das Wesen der jungen Mädchen mit der futuristischen Auffassung von Raum, Zeit, Licht und Geschwindigkeit in Zusammenhang gebracht. Vgl. Placella [45] S. 66 ff.

Seite 92:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 281-287.

Seite 93:
1 Zum Problem der Chronologie der *Recherche* vgl. Gareth H. Steel, *Chronology and Time* [49].

Seite 94:
1 Obwohl er die Pose des Betrachters einnimmt, kennt Proust die Werke Benozzo Gozzolis, die er auch in *Swann* erwähnt, nur aus Büchern, besonders aus Ruskin.
2 Zu den insgesamt vier Szenen mit der schlafenden Albertine vgl. die meisterhafte Studie Rainer Warnings »Supplementäre Individualität. Prousts ›Albertine endormie‹« [54].

Seite 97:
1 In den Entwürfen ist nur von Raffael die Rede. Wie Nathalie Mauriac Dyer gezeigt hat (Poche [6] S. 579), bezieht Proust seine Motive auch hier aus Ruskin. Die Bäume gehen wohl auf einen Stich in *Modern Painters* zurück, der eine *Heilige Familie* Raffaels reproduziert. Vgl. *Works* [22] Bd. V , Tafeln XI und XVIII .

2 »Albertines Augenbrauen«, schreibt Rainer Warning, »umranden die geschlossenen Lider wie ein ›doux nid d'Alcyon‹, das Nest jener Alkyone also, deren Klage um den ertrunkenen Gatten Cyex von den Göttern erhört wurde, so daß beide, in Eisvögel verwandelt, auf dem Meer als liebendes Paar sich wiederfanden. Wieder also verbirgt sich hinter der scheinbar naturhaften Metaphorik Kunst, diesmal ein literarischer Ort. Ovid ist es, der die Geschichte in seinen *Metamorphosen* erzählt, und dort ist auch ausdrücklich von jenem schwimmenden Nest die Rede, das Alkyone in stürmischer Winterzeit sieben Tage lang bebrütet, während deren Äolus die Winde hütet und die Wogen glättet (XI , 410-748). Die Metapher konnotiert somit metonymisch eine Geschichte von Liebe und Treue, von Trennung, Klage und Wiedervereinigung, zentriert um eine ›fidissima Alcyone‹ (XI , 415 f.), die Marcel auf Albertine, das rätselhafte ›être de fuite‹, projiziert. Das Bild vom bebrüteten Nest konnotiert eben jene Seßhaftigkeit, die er sucht: ›Adam frileux en quête d'une Ève sédentaire‹«. (Warning [54] S. 450-451.) Zum Bild des Alkyonennestes vgl. auch *Guermantes* [16] S. 52, Anm. 1.

Seite 98:
1 Anspielung auf die siamesischen Zwillinge Radica und Doodica, die 1901 bis 1902 vom amerikanischen Zirkus Barnum & Bailey in Paris gezeigt wurden. Sie wurden 1902 von dem Chirurgen Eugène-Louis Doyen getrennt. Doodica starb eine Woche, Radica zwei Jahre nach der Operation. Beretta Anguissola hat die Textvorlagen minuziös untersucht und den Text ingeniös interpretiert. Er sieht in der Anspielung einen Hinweis auf Albertines »widernatürliche« Veranlagung und auf ihren Tod. Daß Proust Rosita und nicht Radica schreibt, erklärt er mit dem Hinweis auf ein anderes aufsehenerregendes siamesisches Zwillingspaar, Rosa und Josepha Blazek (1878-1922). Vgl. Mondadori [27] S. 959-960.

Seite 101:
1 Während der Protagonist des Sainte-Beuve-Projekts (1908-1909) bald Marcel, bald Marcel Proust heißt, bleibt jener der *Recherche* vorerst ohne Namen. Bei der Erweiterung des Romans während der Kriegsjahre nennt ihn Proust dann mehrmals Marcel, doch bei der Überarbeitung des Manuskripts und der Typoskripte wird der

Name Marcel mit allerlei hypothetischen Zusätzen versehen. Wie in dem Interview mit Élie-Joseph Bois (1913) oder in seinem Flaubert-Artikel (1920) markiert Proust gleichzeitig Nähe und Distanz. 1913 spricht er von der »Person, die erzählt, die ›Ich‹ sagt (und die nicht ich selbst bin)«, 1920 von dem »Erzähler, der ›ich‹ sagt, der ich aber nicht immer bin)«. (*Essays* [13] S. 352 und 409.)

Seite 103:
1 Eine ähnliche Situation hat Proust schon in der Erzählung »Das Bekenntnis eines jungen Mädchens« inszeniert. Vgl. *Freuden und Tage* [11] S. 131.

Seite 105:
1 Manche Leser und Kritiker sehen an dieser Stelle lediglich einen schlecht und recht transponierten Männerhals. Sie lassen aber außer acht, daß der kräftige, großporige Hals Albertines durchaus zu ihrer Erscheinung und zu ihrem Charakter paßt und daß die malerischen Vorbilder Albertines, nämlich Renoirs junge Mädchen, ihrerseits durchaus kräftige Halspartien vorzuweisen haben.

Seite 112:
1 Wie Pierre-Edmond Robert nachgewiesen hat, variiert Proust eine Passage aus dem letzten Kapitel des Romans *Le Crime de Sylvestre Bonnard* von Anatole France: »[…] ein Haus mit hohem Giebel, dessen Schindeldach in der Sonne taubenblau schimmert.« Vgl. Pléiade [3] Bd. III , S. 1720.

2 Vgl. die Erinnerung Prousts an den Zola-Prozeß in *Jean Santeuil* [19] S. 672 ff.

3 Erinnerung Prousts an sein Duell mit Jean Lorrain am 6. Februar 1907.

Seite 118:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 143.

Seite 121:
1 Der Dichter Raymond de Borrelli (1837-1906) muß mehrmals bei Proust als Beispiel für mondänes, billiges Literatentum herhalten.

Seite 136:
1 Vgl. *Guermantes* [16] S. 183.

Seite 137:
1 Als »heutige Bouchers oder Fragonards« könnten beispielsweise Helleu oder Renoir bezeichnet werden. Degas hat Helleu »Watteau à vapeur« genannt – ein Ausspruch, den Proust in *Guermantes* zitiert. Vgl. *Guermantes* [16] S. 497.

Seite 144:
1 Vgl. S. 61, Anm. 1.

Seite 145:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 640-641.

Seite 147:
1 Der im maurischen Stil aus Anlaß der Weltausstellung von 1878 erbaute Trocadéro barg in seinem Inneren einen großen Konzertsaal. 1937 wurde der Bau durch das Palais Chaillot ersetzt.

Seite 148:
1 Wie aus einem Brief vom 27. Februar 1917 an Mme. Scheikévitch hervorgeht, kennt Proust diese Begriffe aus dem Briefwechsel von Felix Mendelssohn Bartholdy. »Ich denke«, schreibt er, »genau wie Sie über die Empfindelei. Wenn ich mich zitieren darf und da Sie *Swann* gelesen haben, so kennen Sie (und Sie werden ihm in den folgenden Bänden wieder begegnen) einen gewissen Bloch, der ebensosehr mit Empfindelei [dt. im Text] ausgestattet ist, wie ihm Empfindelung [sic, dt. im Text] abgeht (die Orthographie dieser teutonischen Wörter ist mir nicht geläufig; ich habe sie, glaube ich, im Briefwechsel Mendelssohns gelesen, dem leider letztere mehr abging, als er wohl glaubte).« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XVI , S. 57.

Seite 150:
1 Mentor, der Ratgeber des Odysseus, ist im französischen Kulturraum nicht nur aus Homers *Odyssee*, sondern auch aus Fénelons *Aventures de Télémaque* bekannt, wo Athena in der Gestalt Mentors den Protagonisten begleitet.

Seite 151:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 294 ff.

Seite 160:
1 Beginn des 3. Tages. Die hier beginnende – dem musikalischen Kontext der *Gefangenen* durchaus angemessene – Textsequenz über die »cris de Paris«, die Rufe der Pariser Straßenhändler, fehlt im Manuskript. Proust hat sie 1922 in den Text des Typoskripts eingearbeitet, wobei er mit Rivière plante, die virtuose Passage als Vorabdruck in der *Nouvelle revue française* zu publizieren. Wie Leo Spitzer gezeigt hat, übernimmt Proust das Thema und mehrere Beispiele aus der

als »roman musical« bezeichneten Oper *Louise* (1900) von Gustave Charpentier. Vgl. Leo Spitzer, »L'étymologie d'un ›cri de Paris‹«, in: *Romanische Literaturstudien*, Tübingen, Max Niemeyer Verlag, 1959. Céleste Albaret berichtet, Proust habe seinen Chauffeur, Odilon Albaret, beauftragt, ihm weitere Beispiele zuzutragen. Vgl. *Monsieur Proust*, Paris, Laffont, S. 329. Auch aus dem Briefwechsel mit Benjamin Crémieux geht hervor, wie intensiv sich Proust um seine Dokumentation bemühte. Im Postscriptum eines Briefes vom 5. oder 6. August 1922 schreibt er: »Ich bedaure sehr, mit Ihnen nicht über die ›petits métiers‹ in der Gegend des Passage des Favorites [dem Wohnort Crémieux'] gesprochen zu haben. Denn ich habe eben in *Sodome et G [omorrhe] III* eine Passage über die ›cris‹ von Paris geschrieben (besonders Rufe der Gemüse-, der Schubkarrenhändler). Vielleicht aber hat die Originalität der Ladenschilder, von denen Sie mir erzählt haben, ihr Pendant in amüsanten Rufen, die Gemüse, Früchte usw. anpreisen, und in verschiedenen Instrumenten. Ich habe übrigens selbst eine ziemlich reiche, oft sehr hübsch klingende Ernte eingebracht, die Sie aber gewiß vervollständigt hätten.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XXI , S. 403-404. Die kommentatorische Aufarbeitung der Passage ist Alberto Beretta Anguissola zu verdanken. So stützt sich unser Kommentar auch hier auf die italienische Ausgabe. Die Rufe der Pariser Straßenhändler haben eine Tradition, die bis ins Mittelalter zurückgeht. Im 16. Jahrhundert begann man, die fahrenden Berufe systematisch darzustellen, und oft wurden dabei die Berufe durch die Rufe ergänzt. Einige dieser »Partituren« sind abgebildet in: Bertall, *La Comédie de notre temps*, Paris, Plon, 1874, oder Robert Massin, *Les Cris de la ville*, Paris, Albin Michel, 1985. »Alle oder beinahe alle diese Rufe«, schreibt Beretta Anguissola, »sind zweideutig. Der Geist des einfachen Volkes und der Reichtum des Argots haben ihnen eine skatologische oder allgemeiner eine erotische Bedeutung verliehen, wodurch sie als ein drängender und vielförmiger Appell aufgefaßt werden können, sich ohne Skrupel dem Liebesgenuß und der Lebensfreude hinzugeben – ein moderner Gesang von Sirenen, die Albertine verführen, aufreizen und pervertieren.« Vgl. Mondadori [27] S. 964.

Seite 161:
1 Das Portal spielt sowohl bei Ruskin als auch bei Proust eine wichtige Rolle. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 169-170.

2 Mussorgskis Oper *Boris Godunow* wurde am 19. Mai 1908 in Paris erstmals gegeben. Proust hat am 22. Mai 1913 einer Aufführung im Théâtre des Champs-Élysées beigewohnt. Debussys *Pelléas et Mélisande* wurde am 30. April 1902 in der Opéra-Comique uraufgeführt. Proust hat die Oper 1911 per Theatrophon kennengelernt. Aus seiner Begeisterung hat er auch gegenüber Reynaldo Hahn, der Debussy nicht mochte, kein Geheimnis gemacht. Ein amüsantes Pastiche von *Pelléas et Mélisande* findet sich in dem Band *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 287.

Seite 162:
1 Der »bigorneau« (Strandschnecke) bezieht seinen Namen von »bigorne«, dem zweihörnigen Spitzamboß. Muschel und Horn erklären, weshalb »bigorneau« sowohl das weibliche als auch das männliche Geschlecht bezeichnen kann. Im Hinblick auf Albertine ist es wohl nicht zufällig, daß Proust mit diesem nicht nur doppeldeutigen, sondern auch doppelgeschlechtlichen Ruf beginnt.

2 »Schnecken, frische, schöne Schnecken.« Neben der einigermaßen evidenten metaphorischen Bedeutung von Schnekken und Muscheln spielt Proust möglicherweise mit dem doppelgeschlechtlichen Wesen der Schnecken.

Seite 163:
1 Das (freie) Zitat stammt nicht von Rameau, sondern aus der Oper *Armide* von Lully (Text von Quinault, 3. Akt, 1. Szene), die 1905 von der Pariser Schola Cantorum aufgeführt wurde.

2 »Das Dutzend zu sechs Sous.«

3 Auch die Montage von Zitaten aus *Pelléas et Mélisande* ist auf die Figur Albertines abgestimmt. Das letzte Zitat spielt auf ihr geheimnisvolles Wesen an und weist auf ihren Tod voraus.

4 »Trimme Hunde, verschneide Katzen, kupiere Schwänze und Ohren«. Auf die Einladung, Gaumen- und Liebesfreuden zu genießen, folgt eine – dank der Zweideutigkeit der gewählten Verben und Nomen – ziemlich eindeutige Drohung.

Seite 164:

1 »Kleider, Kleiderhändler, Klei … der.«

2 »Von Ewigkeit zu Ewigkeit« und »er ruhe in Frieden« sind Gebetsformeln aus der Opferbeziehungsweise der Totenmesse.

3 »Ganz zarte, ganz frische / Artischocken, zarte, schöne / Artischocken.« Zu diesem Ruf vgl. die weiter oben angegebene Studie von Leo Spitzer, »L'étymologie d'un ›cri de Paris‹«. Spitzer hat gezeigt, daß nicht nur die musikalische Form des Rufs, sondern auch das Wort »verduresse« auf das Mittelalter zurückweist, nämlich auf die »renverdies« genannten Frühlingsgedichte.

4 In den mittelalterlichen Antiphonaren oder Antiphonalen sind die Antiphonen und Responsorien zu Messe und Stundengebet zusammengefaßt. Wie schon in seinem Artikel »La mort des cathédrales« (1904), den er 1919 in *Pastiches et mélanges* wiederaufgenommen hat, bezieht Proust sein Wissen aus Émile Mâle. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 198 ff. Zu dem von Proust oft konsultierten Werk *L'Art religieux du XIIIe siècle* tritt nun auch, wie Nathalie Mauriac Dyer gezeigt hat, ein eben erschienener Artikel Mâles, »Études sur l'art de l'époque Romane« (*La Revue de Paris*, 1. Juni 1921), in dem Quadrivium und Trivium wiederum mit den sieben Tönen der Gregorianik in Verbindung gebracht werden.

5 »Messer, Scheren, Klingen.«

Seite 165:

1 »Haben Sie Sägen zum Schleifen, der Säger ist da.«

2 »Flick, flick, flick / Der Kesselflicker flickt's. / Alles flickt er, / Alles stopft er / Jedes Loch, jedes Loch, jedes Loch.«

3 »Amüsieren Sie sich, meine Damen, hier ist es, das Vergnügen.« Dieser Ruf ist ein freies Zitat aus Charpentiers Oper *Louise*.

Seite 166:

1 Die folgenden drei Zitate stammen aus Racines Tragödie *Esther* (Verse 632, 638, 669-670). Vgl. die analogen Szenen mit der Mutter im *Gegen Sainte-Beuve* [20] S. 70.

Seite 167:
1 Vorbereitung auf den Tod Albertines im folgenden Band der *Recherche*. Wie der Protagonist von »Das Ende der Eifersucht« in *Freuden und Tage* kommt Albertine bei einem Reitunfall ums Leben. Da Ausdrücke wie »voltigieren« oder »Volte« auch im Flugsport verwendet werden, schimmert an dieser Stelle auch der Tod Agostinellis durch.

Seite 168:
1 Die Antwort auf diese Frage wird erst auf S. 176 gegeben. Dazwischen liegt ein Einschub zu den Themen Schlaf, Traum, Erinnerung, Vergessen, Narkotika, Rausch usw., ein Themenkomplex, dem Proust in jedem der vorangegangenen Bände der *Recherche* eine Betrachtung beziehungsweise eine Handlungssequenz gewidmet hat. Vgl. *Du côté de chez Swann* [14] S. 7-15; *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 552-570; *Guermantes* [16] S. 113-119; *Sodom und Gomorrha* [17] S. 79 und 557-564.

Seite 170:
1 Hippolyte Taine und George Eliot stehen für jenen Gegensatz, der Prousts Sainte-Beuve-Projekt zugrunde liegt: Taine verkörpert die Vernunft und auch den Essay, Eliot das Gefühl und auch den Roman.

Seite 171:
1 Die folgenden zwei Seiten hat Proust handschriftlich dem Typoskript hinzugefügt. Sie können als Beispiel dafür dienen, was Proust Gallimard gegenüber einmal die »surnourriture« seines Textes nannte.

2 Ausgehend von Mnemosyne, Göttin der Erinnerung und Mutter der Musen, bildet Proust den Neologismus »Mnémotechnie«.

Seite 174:
1 Beretta Anguissola sieht in dem überraschenden Bild nicht nur kontextuelle Bezüge (Mitleidgefühle für die Großmutter, für Albertine, für Françoise), sondern auch den Bezug – mit umgekehrten Vorzeichen – auf Prousts Verhältnis zu seiner

Mutter. Nicht der Sohn trauert um die tote Mutter (und Geliebte), sondern die Mutter um den toten Sohn (und, wie Michelangelos *Pietà* im Petersdom es nahelegt, Geliebten). Vgl. Mondadori [27] S. 969.

Seite 176:

1 »Frisch vom Schiff, die Austern, frisch vom Schiff.« Wie auch das folgende Meergetier bereichern Austern im Französischen den verhüllenden Wortschatz.

2 Das auf Fisch und Meerfrüchte spezialisierte Restaurant liegt in der Rue Duphot nahe bei der Madeleine.

3 »Garnelen! Frische Garnelen! Rochen, lebende Rochen! – Merlan zum Backen, zum Backen! – Makrelen, frische, heutige Makrelen! – Frische, gute Miesmuscheln.«

4 Die unerwartete Erwähnung des Chauffeurs legt die Doppeldeutigkeit der ganzen Passage offen zutage. »Maquereau« bedeutet nicht nur Makrele, sondern auch Zuhälter. Der Leser weiß bereits, daß der Chauffeur tatsächlich ein Strizzi ist. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 629.

5 »Römischer Salat, römischer Salat! / Ich verkauf ihn nicht, ich führ ihn spazieren.« Die Sommerendivie (römischer Salat) ist eine Lattichart. Cottard ist hier das Sprachrohr von Prousts Vater, dem Hygienik-Professor Adrien Proust. Mit Cottard kommen aber auch die übertragenen Bedeutungen von »laitue« (Vagina und junge Dirne) ins Spiel.

Seite 177:

1 »Ich hab schönen Spargel aus Argenteuil.« Spargel-Witze hat Proust schon in *Guermantes* zum besten gegeben. Vgl. *Guermantes* [16] S. 705.

2 »Fässer, Fässer!«

3 »Gla …, Glaa-söör, kaputtes Glas, Glasör, Glaa-söör.«

4 »Durch heilbringende Anordnung gemahnt und durch göttliche Belehrung angeleitet, wagen wir zu sprechen.« Mit dieser Formel wird in der Messe das Vaterunser eingeleitet.

5 Die Erfindung des allerdings erst später entstandenen gregorianischen Gesangs wird Papst Gregor dem Großen (Papst von 590-604) zugeschrieben.

6 »Lumpen, Alteisen, Kaninchenfel-le.«

7 »Valencia, schöne Valencia, frische Orangen.«

8 »Schöner Lauch.« – »Acht Sous meine Zwiebel.«

9 Das von Proust mehrmals verwendete Lukrez-Zitat (aus *De natura rerum* II , 1) spricht davon, wie angenehm es ist, vom sicheren Ufer aus der Gefahr anderer zuzusehen. Das Sprichwort ist sowohl in den rosa Seiten des *Petit Larousse* als auch in Büchmanns *Geflügelten Worten* festgehalten.

Seite 178:
1 »Karotten / Zwei Sous das Bund.«

2 »Grüne Bohnen, frische grüne Bohnen.«

Seite 179:
1 Die Confiserie Rebattet, Faubourg Saint-Honoré, wird schon in den *Jeunes filles* erwähnt. Poiré-Blanche liegt im Faubourg Saint-Germain, das Hotel Ritz an der Place Vendôme.

Seite 180:
1 Das folgende Bravourstück ist ein handschriftlicher Zusatz im Typoskript. Die virtuose Passage wurde oft kommentiert: bald als Selbstpastiche, bald als karikierende Übersteigerung der im Kontext latenten Bezüge zwischen Gaumen- und Liebesfreuden. Vgl. GF [4] S. 531, Mondadori [27] S. 971, Poche [6] S. 585.

Seite 182:
1 Die Herausgeber der Erstausgabe und jene der Pléiade von 1954 haben dieses Gespräch mit Céleste Albaret gestrichen, da ein beinahe identischer Text bereits auf S. 19 zu lesen ist.

2 Scheherazade ist die Protagonistin von *Tausendundeiner Nacht*, die sich durch Erfindungsgabe und Erzählkunst vor dem Tod rettet. Die Parallele zwischen Marcel und Scheherazade weist voraus auf jene zwischen der *Recherche* und *Tausendundeiner Nacht*, die Proust in der *Wiedergefundenen Zeit* entwickelt.

Seite 183:
1 Sowohl das Hôtel des Réservoirs als auch das Restaurant Vatel lagen in der Rue des Réservoirs in unmittelbarer Nähe des Schlosses. Proust hat mehrmals in dem Hotel logiert, am längsten im Sommer 1906. Wie Pierre-Edmond Robert anmerkt,

hängt Versailles für Proust auch eng mit Agostinelli zusammen, der auf einem benachbarten Flugfeld fliegen lernte. Vgl. Pléiade [3] Bd. III , S. 1634-1635.

Seite 184:
1 Es handelt sich um den großen Platz vor dem Schloß.

Seite 185:
1 Proust bezieht das Bild aus der Einleitung von Émile Mâles *Art religieux du XIII* e siècle en France. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 628, und *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 92.

Seite 186:
1 Das Schloß, Grand Trianon und Petit Trianon sind obligatorische Stationen des touristischen Rundgangs in Versailles.

Seite 189:
1 Anspielung auf die Futuristen, deren Manifeste sich ausdrücklich gegen einen Venedigkult wandten, wie ihn Ruskin pflegte. Vgl. Mondadori [27] S. 973, Poche [6] S. 586, und Keller, »Marcel Proust zwischen Belle Époque und Moderne« [37].

Seite 191:
1 Im Jahre 1577 beauftragte Papst Gregor XIII . Palestrina, den Kirchengesang mit den liturgischen Reformen Pius V . in Übereinstimmung zu bringen. Mit der »lyrischen Deklamation der Modernen« spielt Proust auf Mussorgski und Debussy an.

Seite 192:
1 »Los, ihr Väter, los, ihr Mütter, / Macht den Kleinen eine Freude; / Ich mache sie, ich verkaufe sie, / Ich fress' euer Geld. / Trallala, trallala, / Trallala, fidirullala. / Los, ihr Kleinen!«

2 »Hier wird's geflickt, Steingut und Por-zellan. Flicke Glas, Marmor, Kristall, Bein und Elfenbein, Antiquitäten. Hier wird's geflickt.«

3 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 130.

Seite 196:
1 Montage von Textstellen aus Briefen vom 14. Juni 1671 und vom 29. September 1675.

2 Brief vom 11. Februar 1671.

3 Brief vom 27. Mai 1680. Madame de Sévigné spricht von der Verschwendungssucht ihres Sohnes Charles, was Proust auf seinen Romanhelden und wohl auch auf sich selbst bezieht.

Seite 197:
1 Beretta Anguissola hat gezeigt, daß die einzelnen Textblöcke dieser Passage ein gemeinsames Zentrum haben, nämlich Vermeer. Mehrere Bilder von Prousts Lieblingsmaler zeichnen sich ab: *Bei der Kupplerin* (Dresden), *Das Milchmädchen* (Amsterdam) und zuvor *Brieflesendes Mädchen am offenen Fenster* (Dresden), *Die Briefleserin* (Amsterdam).

Seite 201:
1 1864 uraufgeführte Verskomödie von Théodore de Banville (1823-1891).

Seite 202:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 298.

Seite 206:
1 Zitat eines von Albertine verwendeten Ausdrucks. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 528.

Seite 208:
1 Die (kaum zu übersetzenden) »croyances« spielen in Prousts Psychologie eine zentrale Rolle. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 620 ff.

Seite 211:
1 Als Strafe für den Mord an ihren Ehemännern schöpfen die fünfzig Töchter des Danaos auf ewig Wasser in ein Faß ohne Boden.

2 Für den Mord an seinem Schwiegervater wurde Ixion zwar von Zeus entsühnt; für sein Begehren nach Hera aber büßt er im Tartaros auf einem nie ruhenden feurigen Rad.

Seite 213:
1 Zwei Widersprüche veranschaulichen, daß der Text nicht vollendet ist: Auf S. 206 gibt Marcel dem Mädchen fünf Francs, und überall sonst in der *Gefangenen* weilt die Mutter in Combray.

Seite 216:
1 Françoise und ihre Tochter sprechen hier den Dialekt der aus Auxillac im Departement Lozère gebürtigen Céleste Albaret.

Seite 219:
1 Im Manuskript steht »Mon et cher Marcel«. Die meisten Herausgeber haben die wohl bewußt kurz und salopp gehaltene Formel erweitert und geben »Mon chéri et cher Marcel«. Zur Verwendung des Namens Marcel vgl. S. 101, Anm. 1.

Seite 221:
1 »Wollust« und »Beängstigung« weisen auf Wagners Oper *Tristan und Isolde* voraus, von der weiter unten ausdrücklich die Rede ist. Die beiden Motive der Sonate entsprechen dem Tristan-Motiv und dem Schicksalsmotiv, die schon im Vorspiel erklingen.

Seite 222:
1 Die Szene kann als Mise en abîme interpretiert werden; in der Handlung ist Prousts Romankunst inszeniert. Marcel legt *Tristan* über die Sonate Vinteuils, Proust die *Gefangene* über »Eine Liebe Swanns«, die Liebe Marcels zu Albertine über die Liebe Swanns zu Odette.

2 Um 1900 fanden die Concerts Lamoureux im Cirque des Champs-Élysées statt, jeweils am Sonntagnachmittag.

3 Komische Oper (1836) von Adolphe Adam (1803-1856). Von diesem Werk ist allerdings bei Nietzsche nirgends die Rede. Proust kennt jedoch Nietzsches Begeisterung für die französische Operette, die in Halévys *La Vie de Frédéric Nietzsche* (Paris, Calmann-Lévy, 1909) belegt ist. Er kennt auch seine deutlich gegen Wagner gerichtete Vorliebe für Bizets *Carmen*, wie sie im Vorwort zu *Der Fall Wagner* zum Ausdruck kommt. Prousts Schulfreunde Daniel Halévy und Robert Dreyfus haben das Werk 1893 übersetzt. Daß Proust *Carmen* durch ein anderes Beispiel ersetzt, läßt sich durch seine Freundschaft mit Madame Straus und Jacques Bizet erklären; daß er als Beispiel *Le Postillon de Longjumeau* wählt, vielleicht dadurch, wie Beretta Anguissola vermutet, daß in Adams komischer Oper der schöne Postillion sowohl von einer Frau als auch von einem Mann umworben wird. Vgl. Mondadori [27] S. 978. Zu Proust und Nietzsche hat Jacques Le Rider auf dem Hamburger Symposion »Marcel Proust und die Belle Époque« (1999)

einen aufschlußreichen Vortrag gehalten, der in den Publikationen der Marcel Proust Gesellschaft erscheinen wird.

Seite 224:
1 Das erste Beispiel stammt aus *Siegfried* (II , 2); das zweite und dritte aus *Tristan und Isolde* (II , 2 und III , 1). Die Beispiele aus *Tristan* verwendet Proust auch in *Guermantes* [16] S. 660, *Sodom und Gomorrha* [17] S. 197, und *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 94.

Seite 225:
1 Die Idee, seine bereits publizierten und seine zukünftigen Romane unter einem einzigen Titel zusammenzufassen und untereinander zu verbinden, äußert Balzac im Vorwort der 1842 erschienenen Ausgabe von *La Comédie humaine*. Auch Victor Hugo erklärt im Vorwort von *La Légende des siècles* (1859), er fasse einige verstreute Gedichte zusammen. *La Bible de l'humanité* besteht aus einer Sammlung religionswissenschaftlicher Aufsätze, die Michelet 1864 unter einem gemeinsamen Titel publiziert hat. Das Vorwort zu der 1833-1867 erschienenen *Histoire de France* datiert von 1869, jenes zur *Histoire de la Révolution française* (1847-1853) von 1868.

2 Wie ein ausführlicherer Text aus dem *Contre Sainte-Beuve* zeigt, denkt Proust an den »Karfreitagszauber« aus *Parsifal*. Vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [20] S. 162. Jean-Jacques Nattiez hat gezeigt, daß Proust eine Anmerkung von Albert Lavignac übernimmt, die nicht den Tatsachen entspricht. Vgl. Nattiez [43] S. 42, und Albert Lavignac, *Le Voyage artistique à Bayreuth*, Paris, Delagrave, 1983, S. 498. Bei den folgenden (unhaltbaren) Thesen zur Entstehung der Tetralogie läßt sich Proust wohl durch das Beispiel Balzacs leiten.

3 Mit Jean-Yves Tadié (Pléiade [3] Bd. I , S. CIII) nehmen wir an, Proust nehme hier Romain Rolland ins Visier, dem er schon im *Contre Sainte-Beuve* Oberflächlichkeit und Faktizität zum Vorwurf macht. Vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [20] S. 225 ff.

Seite 226:
1 *Tristan und Isolde*, III , 1.

Seite 227:
1 *Siegfried*, I , 3.

2 Die Überlegungen Marcels zur Frage, ob Kunst etwas wirklich Reales sei, münden in den Gedanken, alles hänge möglicherweise doch nur vom vulkanischen, technischen Geschick des Künstlers ab. Die Technik bestimmt auch mit dem Flugzeug Marke Mystère den pointenhaften Schluß des Abschnitts.

3 Zu diesem Thema vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 632.

Seite 228:
1 Im vorletzten Kapitel der *Éducation sentimentale* besucht Madame Arnoux Frédéric Moreau, erblickt das Porträt Rosanettes und meint, die Porträtierte zu kennen. »Unmöglich«, antwortet Frédéric, »das ist ein altes italienisches Gemälde.« Zu den oft untergründigen Beziehungen zwischen Proust und Flaubert vgl. Mireille Naturel, *Proust et Flaubert. Un secret d'écriture*, Amsterdam, Rodopi, 1999.

2 Mit »Sureté (nationale)« wird die französische Sicherheitspolizei bezeichnet.

Seite 234:
1 Weitere Werke von Gabriel Davioud (1823-1881) sind, wie Beretta Anguissola anmerkt, das Châtelet-Theater, der Brunnen an der Place Saint-Michel, das Chalet auf der Insel und der Pré Catelan im Bois de Boulogne.

Seite 235:
1 Im Hintergrund dieser Passage steht das Haus von Prousts Onkel in Auteuil. Vgl. das Vorwort zu Jacques-Émile Blanches *Propos de peintres* in *Essays* [13] S. 368 ff.

2 Prousts wenig schmeichelhafte Bemerkung über die Certosa di Pavia geht auf Ruskin zurück, der sich mehrmals negativ über dieses Bauwerk geäußert hat, beispielsweise in *The Seven Lamps of Architecture*: »Ich kenne nichts Unangenehmeres und Peinlicheres«. Vgl. *Works* [22] Bd. VIII , S. 50.

Seite 236:
1 Es ist anzunehmen, Proust denke an die architektonischen Motive im Hintergrund des *Heiligen Sebastian* im Louvre.

2 Im Original »vénus ancillaire«; das Adjektiv (die Dienstmägde betreffend) ist erotisch konnotiert, da es meist in Verbindung mit »amour« verwendet wird.

3 Der beim Rond-Point gelegene Cirque des Champs-Élysées wurde unter anderem als Konzertsaal verwendet.

Seite 242:

1 Die Peri, ein feenhaftes Wesen der altpersischen Sage, ist nicht nur in der Romantik (vgl. Victor Hugos »La fée et la péri« in *Odes et ballades* oder Schumanns *Das Paradies und die Peri*), sondern auch um die Jahrhundertwende ein beliebtes Motiv. In seiner Besprechung von Anna de Noailles' Gedichtsammlung *Les Éblouissements* (1907) erinnert sich Proust an ein Aquarell Gustave Moreaus, das eine Peri darstellt. Vgl. *Essays* [13] S. 316. 1912 brachten die Ballets Russes das »poème dansé« *La Péri* von Paul Dukas zur Aufführung. In den *Jeunes filles* vergleicht Proust Albertine mit einer Peri. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 530.

Seite 246:

1 Während der ganzen Spazierfahrt im Bois de Boulogne bleibt unbestimmt, ob sich Marcel von Albertine (Agostinelli) chauffieren läßt (Vgl. S. 234), oder ob ein Kutscher beziehungsweise ein Chauffeur (Vgl. S. 246) das Paar begleitet.

Seite 247:

1 Der Ausspruch stammt von Mme. de la Roche-Guyon und wird von Gédéon Tallemant de Réaux (1619-1690) in seinen *Historiettes* (entstanden um 1658) überliefert.

2 Die Bronzestatuen von Barbedienne verkörpern schon im Umkreis der Verdurins den »schlechten« Geschmack. In La Raspelière expediert sie Madame Verdurin schleunigst auf den Speicher. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 468. Proust sah sich jedoch keineswegs veranlaßt, die von seinen Eltern geerbten Barbedienne-Bronzen aus seiner Wohnung zu entfernen. Vgl. Poche [6] S. 591.

Seite 251:

1 Es handelt sich um zwei benachbarte parallele Verbindungsstraßen zwischen der Avenue des Champs-Élysées und dem Faubourg Saint-Honoré.

2 Françoise Leriche hat im Typoskript eine durchgestrichene Bemerkung entdeckt, die zeigt, wen Proust hier aufs Korn nimmt: »Erstaunliche Verschachtelung der Lügen zwischen Albertine und Andrée (Gallimard, Rivière)«. Vgl. Poche [6] S. 592.

Seite 253:
1 Beretta Anguissola vermutet, die Bilder Albertines seien auch ein Echo von Prousts Beziehung zu Henri Rochat. Vgl. Mondadori [27] S. 986 und Tadié [51] S. 798-800.

Seite 254:
1 Was bei diesem ungewöhnlichen Eingriff des Autors der Selbstzensur zum Opfer fällt und ob es sich um Marcel oder Albertine handelt, bleibt im Dunkeln.

Seite 256:
1 Im Hintergrund dieser Passage steht der überaus erfolgreiche Maler Paul Helleu (1859-1927), der eine luxuriöse Jacht besaß.

2 Die Episode von Bergottes Tod fehlt im Manuskript. Proust hat die eigentliche Todesszene im Cahier 62, einem Entwurfheft mit Zusätzen, 1921 erarbeitet und ein Jahr später in das Typoskript der *Gefangenen* übertragen, wo sie nun auch dazu dient, eine Lüge Albertines zu entlarven. Zu den herausgeberischen Problemen dieses Textes vgl. den minuziösen Bericht von Pierre-Edmond Robert in Pléiade [3] Bd. III , S. 1737-1738.

Seite 258:
1 Dasselbe Zitat verwendet Proust schon in seiner Chronik »Der Salon der Fürstin Edmond de Polignac« (1903). Vgl. *Essays* [13] S. 224. Bei Anaxagoras ist der Ausspruch nicht belegt. Möglicherweise bezieht ihn Proust aus Senecas *Dialogen* (XI , § 2): »Das ganze Leben ist nichts anderes als eine Reise hin zum Tod.«

Seite 262:
1 Wie Céleste Albaret berichtet (*Monsieur Proust* [25] S. 422), hat ihr Proust in der Nacht vor seinem Tod einige Zusätze diktiert. Zwei davon sind möglicherweise Ergänzungen des hier endenden Abschnitts. Wir übersetzen eines dieser ergreifenden Dokumente in unserem Nachwort. Im Original sind sie nachzulesen in den neueren Ausgaben der *Prisonnière* sowie bei Tadié [51] S. 907-908.

2 Am 21. April 1921 wurde im Jeu de Paume eine Ausstellung holländischer Malerei eröffnet, die von der Presse als ein einmaliges Ereignis gewürdigt wurde. Unter den zahlreichen enthusiastischen Berichten hat sich Proust besonders mit den Artikeln seines Freundes Jean-Louis Vaudoyer beschäftigt, die am 30. April, 7. Mai und 14. Mai unter dem Titel »Le mystérieux Vermeer« in der Zeitschrift *L'Opinion* erschienen sind. Proust hat auf diese Artikel reagiert und Vaudoyer geschrieben, die *Ansicht von Delft*, die er auf seiner Hollandreise 1902 gesehen hatte, sei das »schönste Gemälde der Welt«. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XX , S. 226. An einem nicht näher bestimmbaren Datum zwischen dem 18. und 24. Mai hat er dann die Ausstellung zusammen mit Vaudoyer besucht. Zu dieser vielbesprochenen Episode vgl. zuletzt Antoine Compagnon, »Proust au musée«, in: *Marcel Proust, l'écriture et les arts*, Paris, Gallimard, 1999.

3 Vaudoyer spricht zwar von »Vermeers berühmtem Gelb« und den weißen Mauern, denen Vermeer etwas »kostbar Perlenhaftes« zu geben weiß, das »kleine gelbe Mauerstück« aber ist eine Erfindung Prousts. Zahllose Leser und Kritiker haben sich um eine zentimetergenaue Lokalisierung des Mauerstücks in Vermeers *Ansicht von Delft* bemüht, zuletzt Lorenzo Renzi, *Proust e Vermeer*, Bologna, Il Mulino, 1999.

4 Vaudoyer schrieb am 7. Mai: »In Vermeers Handwerk liegt eine chinesische Geduld, eine Fähigkeit, den minuziösen Arbeitsvorgang zu verbergen, die man nur in den Bildern, Lakken und Steinen des fernen Ostens wiederfindet.«

Seite 263:

1 Bei Vaudoyer: »Man erblickt diese Fläche von rosa goldenem Sand, die den Vordergrund bildet und wo eine Frau mit blauer Schürze gerade durch dieses Blau eine wunderbare Harmonie erschafft.«

2 Am 9. Mai 1921 schreibt Proust an Étienne de Beaumont, der ihm vorgeschlagen hatte, ihn zu einer Ingres-Ausstellung zu begleiten: »Ich war seit einiger Zeit derart – nicht krank, sondern – todkrank, daß ich für diesen Besuch keine Möglichkeit sehe. […] Es wäre für Sie ja wohl auch nicht sehr angenehm, wenn ich zur ›Sensa-

tion‹ (Schlaganfall, plötzlicher Tod usw.) Ihrer Ausstellung würde, die genügend Meisterwerke vereinigt, um auf den ›überfahrenen Hund‹ verzichten zu können.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XX , S. 251. Daß dann Proust tatsächlich bei seinem Besuch der Ausstellung im Jeu de Paume einen Anfall erlitten haben soll, gehört in das Reich der biographischen Legenden. Er hat nämlich gleich danach auch noch die Ingres-Ausstellung besucht und anschließend mit Vaudoyer im Ritz zu Mittag gegessen.

Seite 264:

1 Vaudoyer (30. April) erinnert daran, daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts Vermeer nicht ein verkannter, sondern ein unbekannter Maler war. Zu seiner Wiederentdeckung, die Proust in der Figur Swanns darstellt, vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 289, Anm. 1.

2 Auch auf S. 256 spricht Proust von »jenem Tag«, auf S. 262 aber vom »Vortag dieses Tages« (»la veille de ce jour-là«), was zweifellos korrekt ist.

Seite 266:

1 Die Abfolge der einzelnen Episoden bleibt in diesem Bereich undeutlich. Von der fraglichen Dame ist erst etwas weiter unten ausführlicher die Rede.

2 Die sogenannten »édicules Rambuteau« entstanden während der Juli-Monarchie; sie sind nach dem damaligen Präfekten, dem Grafen von Rambuteau, benannt.

3 Helle, das heißt aus dem Rahmen fallende Hosen charakterisieren auch den Schwager Saint-Loups. Vgl. S. 46.

Seite 267:

1 Die Rue de Bourgogne liegt mitten im Faubourg Saint-Germain. Mit Neuilly signalisiert der Text seine Nähe zu Robert de Montesquiou, der dort wohnte.

2 »Fezensac« ist ein weiteres Montesquiou-Signal. »Balleroy« ist der Name einer Adelsfamilie und eines Schlosses, das Proust im Sommer 1907 von Cabourg aus besuchte. Vgl. Tadié [51] S. 593.

Seite 269:

1 Wieder einmal spricht Prousts Text auch von Literatur, hier im speziellen von Rhetorik. »Man sah dann die ganze Sache vor sich« ist eine Art Definition jener rhetorischen Figur, die Hypotypose genannt wird.

2 Vgl. S. 265 (»was sie gestand«).

Seite 274:
1 Gemeint ist »se démerder«. Im Text steht »se débrouiller«. Das Wort »merde« ist erst um die Mitte des 20. Jahrhunderts salonfähig geworden. Zuvor gebrauchte man Umschreibungen wie »le mot de cinq lettres« oder »le mot de Cambronne« – nach dem französischen General Pierre Cambronne, der am Ende der Schlacht von Waterloo auf die Aufforderung, sich zu ergeben, mit dem besagten fünfbuchstabigen Wort reagiert haben soll. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 494, und *Guermantes* [16] S. 699.

2 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 599.

Seite 275:
1 Es geht in dieser Klammer nicht nur um die Unerfahrenheit Marcels, sondern auch um die offenbar gering eingeschätzte literarische Aufnahmefähigkeit der Fürstin, die mit Pierre Lotis *Pêcheurs d'Islande* (1886) und Alphonse Daudets *Tartarin de Tarascon* (1872) sicherlich bestens bedient gewesen wäre.

Seite 278:
1 Die Szene spielt in der Gegend des Institut. Die Verdurins wohnen am Quai Conti, das heißt am linken Seine-Ufer zwischen dem Pont Neuf und dem Pont des Arts.

Seite 279:
1 Auf die Gefahr hin, den Leser mit professoralen Erklärungen zu langweilen, stellen wir fest: 1. Cherbourg und Dünkirchen sind Hafenstädte am Ärmelkanal. 2. »Le Petit Dunkerque« ist der Name eines am Quai Conti gelegenen Haushaltwarengeschäfts. 3. »Grand Cherbourg« steht also in (witzigem) Gegensatz zu »Petit Dunkerque«. 4. Das von den Verdurins gemietete Sommerhaus La Raspelière, wo sich Marcel und Brichot letztmals begegnet sind, liegt in der Nähe von Cherbourg, ihre Wohnung in Paris neben dem »Petit Dunkerque«. Voilà, ça y est!

2 Wie der Tod Bergottes fehlt der Tod Swanns im Manuskript. Proust hat die Passage 1921 im Cahier 59 entworfen und später in das Typoskript der *Gefangenen* übernommen.

Seite 281:

1 Die vorangehende Passage ist ein regelrechtes Pastiche eines Nekrologs. Möglicherweise hat Proust die Nekrologe des am 14. Juli 1902 gestorbenen Charles Haas im *Figaro* und im *Gaulois* aufbewahrt und für dieses Pastiche benutzt.

2 Vgl. S. 52.

3 Immer deutlicher wendet sich hier der Diskurs aus dem fiktiven Raum des Romans in die Realität. Angesprochen ist hier nicht nur die Romanfigur Charles Swann, sondern auch Charles Haas, dem Proust ganz zu Beginn seiner mondänen Karriere im Salon von Madeleine Lemaire und später in den Salons des Faubourg Saint-Germain begegnet ist.

4 Mit diesem Hinweis auf das Gemälde von James Tissot (1836-1902) *Le Cercle de la rue Royale* (1868) wird die Überschneidung von Realität und Fiktion perfekt. Wie Beretta Anguissola in Erfahrung gebracht hat, war das Bild 1922 in einer Ausstellung im Louvre zu sehen und wurde in der Zeitschrift *L'Illustration* (10. Juni 1922) reproduziert. Paul Brach hat die Reproduktion herausgeschnitten und Proust geschickt, der sich in einem Brief vom 9. August 1922 bedankt. Zur gleichen Zeit hat er die Passage über Charles Swann und Tissot seinem Roman hinzugefügt.

Seite 282:

1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 158. Entgegen unserer dortigen Anmerkung, von jenem anderen Grund sei später in der *Recherche* nicht mehr die Rede, wird er hier noch einmal erwähnt.

2 Antoine de Noailles, Herzog von Mouchy (1841-1909), war einer der Großen in Politik und Gesellschaft seiner Zeit. Zusammen mit einigen auf Tissots Gemälde *Le Cercle de la rue Royale* dargestellten Persönlichkeiten, Haas, Gallifet und Saint-Maurice, ist er in einer berühmt gewordenen Revue aufgetreten, die der Marquis von Massa am 19. Dezember 1863 im Château de Mouchy organisiert hat. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. IX , S. 119, Anm. 19.

Seite 283:

1 Von dieser Katastrophe wird erst im letzten Band der *Recherche* wieder die Rede sein.

Seite 284:
1 Wie die Verdurins selbst gehört auch das Palais, das sie bewohnen, in das Reich der Fiktion. Die Rue Montalivet liegt im Faubourg Saint-Honoré.

2 König von Frankreich, 1422-1461.

Seite 285:
1 Otto war ein gefragtes Pariser Photo-Atelier. Von ihm stammen jene leicht zweifelhaften Gruppenporträts mit Proust, Lucien Daudet und Robert de Flers, die den Zorn von Prousts Eltern hervorgerufen haben. Vgl. *Das Proust-Album* [46] S. 147. Ähnliche Bilder hat Otto auch von Robert de Montesquiou festgehalten. Vgl. *Robert de Montesquiou ou l'art de paraître*, Paris, Réunion des musées nationaux, 1999.

2 Renommiertes Parfumgeschäft in der Rue Saint-Honoré.

Seite 286:
1 Der Nachruf auf Charles Haas im *Figaro* trägt den Titel »Une génération de causeurs«.

Seite 288:
1 Zu Charlus und den Söhnen von Mme. Surgis-le-Duc vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 134 und 160.

2 Die Bemerkung zu Landru ist ein Einschub nicht des Erzählers, sondern des Autors. Der Serienmörder Landru wurde im November 1921 zum Tode verurteilt. Ein Gnadengesuch wurde abgelehnt; am 25. Februar 1922 wurde er hingerichtet. Prousts Zusatz im Manuskript muß in der Zeitspanne zwischen Verurteilung und Hinrichtung erfolgt sein.

Seite 289:
1 Freies Zitat nach *Les Caractères*, § 21: »De la mode«.

2 Echo der Gespräche zwischen Proust und André Gide über die Homosexualität. In die gleiche Richtung weisen weiter oben Plato und Vergil, auf dessen zweite *Ekloge* Gide mit seinem *Corydon* Bezug nimmt.

3 Amarillis wird in der vierten *Idylle* besungen.

4 Die Bemerkung über den Geschmack einer bibelotbesessenen Hausfrau ist möglicherweise auf Montesquiou gemünzt. Beethoven und Veronese stehen als Beispiele für schöpferische Tiefendimension.

Seite 290:
1 Die ewige Buße der Sodomiten unter dem Feuerregen findet im 7. Höllenkreis bzw. im 15. Gesang von Dantes *Göttlicher Komödie* statt.

2 Wie Milly gezeigt hat, haben die Herausgeber der Erstausgabe den Schluß dieses Abschnitts unterschlagen. Die Bedenken des Arztes (Robert Proust) waren offenbar stärker als das Gewissen des Philologen (Jacques Rivière).

Seite 291:
1 Der einzige von Greco porträtierte Großinquisitor ist der Kardinal Niño de Guevara. Sein Porträt hängt im Metropolitan Museum in New York, eine Kopie davon in der Sammlung Oskar Reinhart in Winterthur.

Seite 292:
1 Das Nebeneinander von »toilette« und »toile« beruht nicht nur auf einem Wortspiel, sondern auch auf der Verwandtschaft zwischen der Romanfigur und ihrem Modell. Proust hat wiederholt auf die phänomenale Beobachtungsgabe Montesquious und seine Kennerschaft in Sachen Mode und Malerei hingewiesen, beispielsweise in seinem Artikel »Ein Lehrer des Schönen« (*Essays* [13] S. 278); seine Vorliebe für Toilettenwitze hat er aber verschwiegen beziehungsweise auf Charlus übertragen. Zu Montesquiou vgl. die Parallelsetzung eines Sankt-Moritzer Chalets mit einem Toilettenhäuschen in dem Kapitel »L'air de jouvence« von *Altesses Sérénissimes*, Paris, Félix Juven, 1907.

Seite 293:
1 Vgl. *Guermantes* [16] S. 774 ff.

2 Vgl. *Guermantes* [16] S. 532.

Seite 295:
1 Nationaler Kopfputz der russischen Frauen.

2 Genueser Samt oder Genua-Kord ist ein dem Manchester ähnlicher Stoff mit Rippen oder anderem Relief.

Seite 296:

1 Die Aufzählung von Edelsteinen weist gleichzeitig auf des Esseintes, den Protagonisten von Huysmans' Roman *À rebours*, und auf Robert de Montesquiou. Huysmans hat Montesquious mit Türkisen besetzte Schildkröte übernommen und mit weiteren Edelsteinen inkrustiert.

Seite 298:
1 Wie die vorangehenden Edelsteine weist auch dieses Motiv – die Suche nach Neuem, nach neuen Empfindungen, neuen Erfahrungen – auf *À rebours*, besonders auf das neunte Kapitel. Dort läßt Huysmans die Flaubertsche Chimäre aus *La Tentation de Saint Antoine* auftreten (»Je cherche des parfums nouveaux, des fleurs plus larges, des plaisirs inéprouvés«), bevor er seinen – bis anhin wenn auch nicht normalen, so doch heterosexuellen – Helden mit einem Jüngling zusammenführt.
2 Morels Vorname wurde bisher selten genannt, doch hat der Leser Prousts »rêverie onomastique« über Charles Morel wohl kaum vergessen. Vgl. *Guermantes* [16] S. 681.

Seite 299:
1 Imitationen waren im Fin de siècle ein beliebtes Gesellschaftsspiel. Proust selbst hat es besonders gern in Gesellschaft von Reynaldo Hahn und Lucien Daudet gespielt, wobei Montesquiou ein beliebtes Opfer war. Der berühmte Schauspieler Jean Sully-Mounet (1841-1916), gen. Mounet-Sully, wird von Proust immer wieder erwähnt, erstmals in seinem Lemaitre-Pastiche »Impressionen aus dem Theater« aus dem Jahre 1888. Vgl. *Essays* [13] S. 36.

Seite 302:
1 An den Bewegungen einer Holundermarkkugel, die an einem Seidenfaden hängt, lassen sich elektrische Kräfte beobachten.

Seite 303:
1 Entdeckungen über die Geheimnisse und Abgründe menschlichen Verhaltens stehen in der *Recherche* oft in erzählerischen Vor- oder Rückgriffen, Klammern im Stile Balzacs wie die vorliegende sind dagegen bei Proust eher selten.

Seite 304:
1 Mit diesem Ausdruck charakterisiert Saint-Simon den Bruder Ludwigs XIV ., Monsieur, den Herzog von Orléans. Vgl. *Mémoires* [23] Bd. I . S. 33.

Seite 305:
1 Wie Swann repräsentiert Charlus in der *Recherche* den Dilettanten, der den Künstlerfiguren Bergotte, la Berma, Elstir und Vinteuil gegenübergestellt wird.

Seite 306:
1 Die Syntax dieses Satzes bleibt offen.

Seite 307:
1 Gemeint ist Bloch. Douville steht für die Sommerfrische an der Küste der Normandie.

Seite 308:
1 Für die neueren italienischen Opernkomponisten kannte Proust nur Verachtung. In den *Jeunes filles* läßt er – als Beispiel für ihren schlechten Geschmack – Albertine für Mascagnis *Cavalleria rusticana* schwärmen (vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 657), bedenklicher wird die Sache jedoch, wenn er (allerdings im witzig-pointierten Kontext eines Briefes an Reynaldo Hahn) Verdi unter die »vieux cons« einordnet. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XI . S. 191.

2 Beretta Anguissola erinnert an zwei Porträts des Florentiner Manieristen Agnolo di Cosimo, gen. Il Bronzino (1503-1563), die besonders gut in den Proustschen Kontext passen: das Porträt eines Jünglings, der eine Frauenstatuette in der Hand hält, im Louvre, und das Porträt eines lautenspielenden Jünglings in den Uffizien. Vgl. Mondadori [27] S. 998.

Seite 312:
1 Im Hintergrund steht Reynaldo Hahn, der um 1900 begann, sich auch als musikalischer Feuilletonist zu betätigen.

2 Offensichtlich hat Proust, nachdem er die Episode von Bergottes Tod in den Roman eingefügt hatte, den folgenden Text nicht überarbeitet.

Seite 313:
1 Proust charakterisiert die Sorge von Charlus um Morel mit lauter weiblichen und teilweise zweideutigen Nomina: »pied de grue«, »reine«.

Seite 314:
1 Erlaubtes und Unerlaubtes.

2 Giovanni Antonio Bazzi (1477-1549), gen. Il Sodoma.

Seite 318:

1 An dieser Krankheit ist Proust gestorben.

Seite 322:
1 Der französische Ausdruck »s'il est farce ou marteau« bedeutet hier etwa »ob er es nur ist oder auch tut«.

2 Charles Batteux (1713-1780), Inhaber des Lehrstuhls für Griechisch und Latein am Collège de France, ist der Verfasser mehrerer ästhetischer und rhetorischer Schriften, u. a. *Traité sur les beaux-arts réduits à un même principe* (1746) und *Cours de belles-lettres* (1750).

Seite 324:
1 Vgl. eine ähnliche Szene in *Sodom und Gomorrha* [17] S. 188.

Seite 327:
1 Es ist kaum anzunehmen, daß hier der in *Swann* erwähnte Xavier Saintine (1798-1865), Autor sentimentaler Romane, gemeint ist. Ob hinter dem Namen eine reale Figur steht, bleibt zu untersuchen.

Seite 331:
1 Die parodistische »rêverie généalogique« kreist im wesentlichen um Montesquiou. Mit Alberti spielt Proust auf die toskanische Herkunft der Luynes an: Charles d'Albert erhielt unter Ludwig XIII . den Titel des Herzogs von Luynes.

2 Figuren aus der Trivialliteratur. Mme. Pipelet ist die Concierge in Eugène Sues *Mystères de Paris* (1843); Mme. Gibout entstammt einem Vaudeville von Théophile Dumersan, *Mme Gibou et Mme Pochet ou le thé chez la ravaudeuse* (1832); Joseph Prudhomme ist eine Figur von Henri Monnier, die erstmals in den *Scènes populaires* (1830) auftritt.

Seite 332:
1 Anspielung auf La Fontaines Fabel »Der Frosch, der dem Stier an Größe gleichen wollte«.

2 Suzanne Reichenberg war auf komische, Sarah Bernhardt auf tragische Rollen spezialisiert. Einen gemeinsamen Auftritt der beiden Schauspielerinnen hat Proust am 30. Mai 1894 bei Montesquiou in Versailles erlebt. Vgl. *Essays* [13] S. 72 ff.

3 Anspielung auf La Fontaines Fabel »Vom Häher, der sich mit Pfauenfedern geschmückt«.

Seite 334:
1 Joseph Reinach (1856-1921), ein »dreyfusard« der ersten Stunde, hat eine monumentale *Histoire de l'affaire Dreyfus* (1901-1911) verfaßt. Paul Hervieus (1857-1915) Briefroman *Peints par eux-mêmes* (1893) war eines der Modelle für den Briefroman, den Proust zusammen mit drei Freunden im Sommer 1893 projektierte. Proust hat die beiden Autoren im Salon von Mme. Straus kennengelernt.

Seite 335:
1 Für einen Augenblick erinnert der Salon Verdurin an jenen von Mme. Arman de Caillavet, deren Zierde Anatole France war. Vgl. Painter [44] Bd. I , S. 112 ff.

2 Beretta Anguissola hat angemerkt, daß zu Ehren Karls des Großen, des Begründers der Schulen, der 28. Januar in Frankreich schulfrei war.

3 Potel & Chabot war ein Pariser Traiteurgeschäft mit mehreren Filialen.

4 Die Entwicklung des ästhetischen Geschmacks hat Proust immer wieder zum Thema seines Romans gemacht. An dieser Stelle widerspiegelt die Haltung des Publikums gegenüber Bergotte Prousts Verhältnis zu Anatole France. In seinem Artikel »Gegen die Dunkelheit« (1896) lobt er France als einen der wenigen, die sich der französischen Sprache noch bedienen wollen oder können. 1920 aber (im Vorwort zu Paul Morands *Tendres Stocks*) – nach der Entdeckung des Art nègre, nach dem Futurismus und dem Kubismus – wendet sich Proust (der Neuerer) gegen France (den Traditionalisten). Vgl. *Essays* [13] S. 120 und 419 ff.

5 Zu Misia Godebska, die für die Fürstin Jurbeletschew Modell gestanden hat, und zu den Ballets Russes vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 213 sowie die Anm. 2, die in unserer übernächsten Anmerkung präzisiert und korrigiert wird.

6 Figur aus *Les Contes nouveaux ou les fées à la mode* (1698-1711) von Madame d'Aulnay (1650-1705). In »La Princesse Printanière« ist Carabosse eine böse Fee, die der Königstochter zwanzig Jahre Unglück beschert. Die Rolle der bösen Fee spielt Madame Verdurin nicht gegenüber den russischen Tänzern, sondern gegenüber Charlus.

Seite 336:

1 Im folgenden wird die Parallele zwischen der Dreyfus-Affäre und den Pariser Auftritten der Ballets Russes, einem politischen und einem künstlerischen Ereignis, denen Proust beigewohnt hat, ausgeführt. In *Jean Santeuil* hat Proust den Prozeß gegen Zola ausführlicher behandelt. Vgl. *Jean Santeuil* [19] »Im Umkreis der Dreyfus-Affäre«. Der damals inhaftierte Oberstleutnant Picquart, ein überzeugter »dreyfusard«, trat bei dem Prozeß als Zeuge auf; Labori war Zolas Anwalt; General Zurlinden war nach der Demission Cavaignacs im September 1889 kurze Zeit Kriegsminister; Loubet war Staatspräsident von 1899 bis 1906; Oberst Jouaust präsidierte das Militärgericht in Rennes bei dem skandalösen Revisionsprozeß, in dem Dreyfus am 9. September 1899 ein zweites Mal schuldig gesprochen wurde. Wie die Dreyfus-Affäre sind in der *Recherche* auch die Ballets Russes nicht Gegenstand eines Zeitgemäldes, sondern Beispiele für soziales Verhalten. Nach einer kurzen Saison im Mai 1909 kehrten die Ballets Russes 1910 nach Paris zurück, wo sie u. a. Rimskij-Korsakows *Scheherazade* zur Aufführung brachten. Proust hat das Ballet zweimal gesehen und war begeistert. Die Polowetzer Tänze aus Borodins Oper *Fürst Igor* waren schon 1909 gezeigt worden. Ebenso *Les Sylphides*, eine Folge Chopinscher Klavierstücke, orchestriert u. a. von Strawinsky, der von 1910 an epochemachende Originalwerke für die Ballets Russes geschrieben hat: *L'Oiseau de feu* (1910), *Pétruchka* (1911), *Le Sacre du printemps* (1913), *Le Rossignol* (1914), *Feux d'artifice* (1916), *Le Renard* (1922). Von Richard Strauss gaben die Ballets Russes 1914 die *Josephslegende* und 1916 *Till Eulenspiegel*. Von 1910 an stand Proust in Verbindung mit den Künstlern der Ballets Russes. Berühmt geworden ist ein Souper nach der Erstaufführung von Strawinskys *Renard* am 18. Mai 1922, bei dem Proust, Joyce, Picasso und Strawinsky am gleichen Tisch saßen. Vgl. Painter [44] S. 536 ff.

2 In den verschiedenen Phasen der Dreyfus-Affäre wurde auch immer wieder über die Zuständigkeit der einzelnen Gerichte diskutiert.

3 Der Philosoph Claude Adrien Helvétius (1715-1771), Autor des von der Zensur verbotenen Werks *De l'Esprit* (1758), empfing zusammen mit seiner Frau die

geistige Elite seiner Zeit (Diderot, d'Alembert, d'Holbach, Turgot, Condorcet, Beccaria u. a.).

Seite 337:
1 Die künstlerischen Avantgarden des angehenden zwanzigsten Jahrhunderts (Fauves, Futuristen, Kubisten) waren ausdrücklich gegen den Impressionismus gerichtet.

2 Dem Sozialisten Jean Jaurès (1859-1914) hat Proust in *Jean Santeuil* mit der Figur Couzons ausführlicher die Ehre erwiesen. Vgl. *Jean Santeuil* [19] S. 644 und Anm. 2.

Seite 340:
1 Das Théâtre libre wurde 1888 von dem Schauspieler André Antoine gegründet. Es wurde zu einem Zentrum der Avantgarde. Gespielt wurden u. a. Goncourt, Maeterlinck, Turgenjew, Ibsen, Strindberg, Hauptmann. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 492, Anm. 1.

Seite 341:
1 Daß Proust selbst mit diesem Schnupfenmittel vertraut war, geht aus einem Brief hervor, den er kurz vor seinem Tod an Paul Morand geschrieben hat. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XXI , S. 531.

Seite 342:
1 Wie der Tod Bergottes und jener Swanns ist der Tod Cottards ein Zusatz im Typoskript. Auch in diesem Fall wurde der Kontext nicht angeglichen, so daß Cottard später im Roman wieder auftritt.

Seite 348:
1 Aus den Entwürfen wird deutlich, daß zu einer zweiten Aufführung des Konzerts, am 16., Mme. Verdurin ihre eigenen Bekannten einladen wird.

Seite 349:
1 Der von Toulouse-Lautrec oft dargestellte Chansonnier Aristide Bruant (1851-1925) war bekannt dafür, bei seinen Auftritten im Chat-Noir und später im Mirliton das Publikum anzuschnauzen.

2 Eine entsprechende Textstelle fehlt in der *Recherche*.

Seite 350:

1 Die Königin von Neapel, Maria von Wittelsbach (1841-1925), von der schon in *Guermantes* mehrmals die Rede ist, lebte nach dem Verlust ihres Königreichs (1860) meist in Paris. Sie hatte drei Schwestern: Elisabeth (1837-1898), Kaiserin von Österreich; Mathilde (1843-1925), Herzogin von Trani; Sophie (1847-1897), Herzogin von Alençon. Elisabeth wurde von einem italienischen Anarchisten ermordet; Sophie fand den Tod bei dem verheerenden Brand des Bazar de la Charité vom 4. Mai 1897.

Seite 351:
1 Die Heirat fand am 2. Oktober 1900 statt.

2 Das Königspaar hat eigenhändig an der Verteidigung von Gaeta gegen die Truppen Garibaldis (November 1860 bis Februar 1861) teilgenommen.

Seite 353:
1 Die Frage, ob Vinteuil neben der Sonate für Geige und Klavier noch andere Werke geschrieben hat, bildet ein strukturierendes Motiv der *Recherche*. In *Sodom und Gomorrha* durchzieht sie untergründig die Soiree bei den Verdurins auf La Raspelière, und am Ende des Bandes führt sie die Kehrtwendung herbei. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 511, 565 und 755-756.

2 Der Vergleich charakterisiert Mme. Verdurin als Wagnerianerin: Im Vorspiel der *Götterdämmerung* sind die drei Nornen auf dem Walkürenfelsen zu sehen.

Seite 354:
1 Bei der Vorbereitung des ersten Bandes seines Romans, als die Künstlerfiguren der zukünftigen *Recherche* genauere Konturen anzunehmen begannen, faßte Proust den Entschluß, am Ende des letzten Bandes zwei Werke Vinteuils miteinander zu vergleichen und in diesem Vergleich seinem Protagonisten den Weg zum Künstlertum zu erschließen. Zuvor war diese Rolle einer Aufführung von Wagners *Parsifal* in der Schlußszene zugedacht. Nun aber plante Proust, der Geigensonate Vinteuils in *Swann* am Schluß des Romans eine Kantate, eine Symphonie oder ein Quartett Vinteuils gegenüberzustellen. Weshalb er dann die Musik – die doch gemäß seiner schopenhauerschen Überzeugung den Gipfel der Hierarchie der Künste bildet – aus der *Wiedergefundenen Zeit* herausgelöst und in die *Gefangene* eingebaut hat, darü-

ber läßt sich nur spekulieren. Möglicherweise gab er nun doch der schellingschen Hierarchie mit der Dichtung als der höchsten Kunst den Vorzug, möglicherweise aber wußte er auch, daß er seinen Roman nicht vollenden würde, und wollte deshalb wenigstens einen Teil seiner ästhetischen Botschaft publizieren. Das Konzert bei den Verdurins in der *Gefangenen* bildet denn auch nicht nur den Schluß-, sondern wohl auch den Höhepunkt von Prousts Schaffen. Angesichts der Qualität dieser Szene in der *Gefangenen* kann man nur davon träumen, was aus den ästhetischen Betrachtungen in der *Wiedergefundenen Zeit* hätte werden können. Im Typoskript der *Gefangenen* ist das Werk Vinteuils bald ein Quartett, bald ein Quintett, bald ein Sextett, bald ein Septett, einmal ein Stück für zehn Instrumente. Die Herausgeber haben sich für ein Septett entschieden, wohl auch deshalb, weil nun feststand, Prousts Roman würde sieben Bände umfassen. Als Modelle der Sonate nennt Proust gegenüber Jacques de Lacretelle Saint-Saëns, Wagner, Franck, Fauré und Schubert (vgl. *Essays* [13] S. 361-362); in seinen Notiz- und Entwurfheften sowie in seinen Briefen ist auch von Beethoven, Schumann, Chopin, Borodin oder Chabrier die Rede. Als Modelle für das Septett dienten gewiß auch jene Quartette, die sich Proust in seiner Wohnung durch das Quattuor Poulet vorspielen ließ: Mozart, Beethoven, Fauré, Franck, Debussy (vgl. Tadié [51] S. 754). Die eigentlichen Modelle für Prousts Betrachtungen über Musik sind jedoch Schopenhauer und Wagner. Zu Proust und Musik vgl. Jean-Jacques Nattiez, *Proust musicien* [43]; zu Vinteuils Septett als imaginärem Kunstwerk vgl. Michel Butor, »Die imaginären Kunstwerke bei Proust«, in: M. B., *Essays zur modernen Literatur und Musik*, München, Beck, 1965; zur kunstvollen Überlagerung von Erzählung und ästhetischer Betrachtung vgl. Keller, *Proust lesen* [36]; zu den Vorstufen der Episode Yoshikawa [55].

Seite 356:

1 Es ist verlockend, bei der Beschreibung von Vinteuils Septett an den schal klingenden Vorhang der flageolett spielenden Streicher und die Fanfare der Klarinetten zu Beginn von Mahlers erster Sinfonie zu denken. Direkte Berührungspunkte

zwischen Proust und Mahler gibt es jedoch keine. Näher bei Proust liegt, wie schon Painter gezeigt hat, Debussys symphonische Dichtung *La Mer* und dessen Quartett. Vgl. Painter [44] Bd. II , S. 385 ff.

Seite 358:
1 Marcels Erinnerungen sind eine Einladung an den Leser, die betreffenden Stellen nachzuschlagen.

Seite 360:
1 Anspielung auf die beiden letzten Stücke von Schumanns *Kinderszenen*: »Kind im Einschlummern« (Nr. 12) und »Der Dichter spricht« (Nr. 13).

Seite 361:
1 Vgl. S. 235, Anm. 1.

Seite 363:
1 Den Gegensatz von Gefühl und Verstand hat Proust in den Entwürfen zu einem Essay über Sainte-Beuve herausgearbeitet. Vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [20] S. 9 ff.

Seite 365:
1 Die verlorene Heimat des Dichters ist ein Bild dafür, was Proust an anderer Stelle das Wesen oder die Physiognomie des Künstlers nennt. Im Stil kommt dieses Wesen zum Ausdruck. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 103.

Seite 367:
1 An dieser Stelle wird besonders deutlich, daß Proust mit dem Konzert bei den Verdurins an einem seiner frühen Texte, der Konzertchronik »Ein Sonntag im Konservatorium« aus dem Jahr 1895, weiterschreibt. Vgl. *Essays* [13].

2 In seiner Konzertchronik beschreibt Proust die kollektive Ekstase der Zuhörer und stellt dabei fest: »Ein unverständliches, aber kräftiges Band vereinte jetzt all diese Personen, die sich eben noch so fremd gewesen waren.« (*Essays* [13] S. 85) Und am 20. Mai 1895 schreibt er an Suzette Lemaire – in enger Anlehnung an Schopenhauer: »[…] ich glaube, daß das Wesen der Musik darin besteht, in uns jenen geheimnisvollen Seelengrund aufzuwecken (unerreichbar für die Literatur und im allgemeinen für alle beschränkten Ausdrucksformen, beschränkt, weil sie Worte gebrauchen und somit Ideen, festgelegte Dinge oder Objekte – Malerei,

Skulptur –), der dort beginnt, wo die Wissenschaft aufhört und den man deshalb einen religiösen nennt.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. I , S. 386-387.

Seite 368:
1 Wie Yoshikawa entdeckt hat, findet sich im Cahier 55 eine Notiz, die als Beispiele zwei Werke von César Franck angibt: die Geigensonate und das Klavierquintett. Vgl. Yoshikawa [55] S. 305 und 345.

Seite 369:
1 Im Carnet 4 notiert Proust eine Phrase aus Schumanns *Faschingsschwank aus Wien*, »que tant de soirs je vis passer et repasser sans jamais voir son visage«. Pléiade [3] Bd. III , S. 1145.

Seite 370:
1 Von Neuralgie war schon auf S. 223 im Zusammenhang mit den Motiven Wagners die Rede. Wie Nathalie Mauriac Dyer anmerkt, hat Proust in einem Notizbuch, dem Carnet 2, den Ausdruck auch für die Motive von César Franck verwendet.

2 Den gleichsam unbeteiligten Ausdruck der Engel Bellinis hat schon Ruskin festgestellt, wie Proust 1904 in einer Fußnote seiner Übersetzung der *Bible d'Amiens* anmerkt. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 112. Eine Anspielung auf die musizierenden Engel Bellinis findet sich auch in den *Jeunes filles*. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 694 und Anm. 1. Möglicherweise erinnert sich Proust in der *Gefangenen* an zwei Gemälde, die er auf seiner Venedigreise 1900 gesehen hat: Bellinis Triptychon in Santa Maria dei Frari und Mantegnas *Himmelfahrt Mariä* in der Capella Ovetari der Eremitani-Kirche in Padua. In einem Brief vom 6. oder 7. Juni 1907 an Montesquiou nennt er Mantegnas Fresko »eines meiner liebsten Bilder«. Vgl. *Correspondance* [9] Bd. VII , S. 174.

3 Vgl. die Episode der Kirchtürme von Martinville in *Unterwegs zu Swann* [14] S. 262 ff., und jene der Bäume von Hudimesnil in *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 417 ff.

Seite 371:

1 Die Konstellation der Romanfiguren suggeriert einen bedenkenswerten Zusammenhang zwischen Beschäftigung mit nachgelassenen Schriften und Profanation.

Seite 373:
1 Ein längerer Zusatz im vorangehenden Abschnitt (über die Gefühle von Vinteuils Tochter) erschwert die Verbindung zwischen Pronomen (»sie«) und Nomen (die Freundin von Vinteuils Tochter).

2 Wir belassen diese Spur einer früheren Textfassung.

Seite 374:
1 Prousts Geringschätzung für diese beiden Nummern aus dem dritten Aufzug von *Tannhäuser* (2. und 1. Szene) kommt schon in einem Brief an Suzette Lemaire zum Ausdruck, den er im Mai 1895 nach einer Aufführung des *Tannhäusers* geschrieben hat: »Sie finden doch auch […], das Gebet Elisabeths und sogar das Lied an den Abendstern seien langweilige und schwache Stücke, der letzte Aufzug dagegen (oder besser gesagt der Schluß des letzten Aufzugs, denn das Lied ist glaube ich schon im letzten Aufzug) sei durchwegs bewunderungswürdig.« Vgl. *Correspondance* [9] S. 385. Die Gegenüberstellung mit späteren Werken Wagners findet sich auch in dem Essay »Über Baudelaire« aus dem Jahre 1921. Vgl. *Essays* [13] S. 444.

2 Drei Gedichte aus Victor Hugos romantisch-pittoresken Anfängen – die ersten beiden aus *Odes et ballades* (1823-1828), das letzte aus *Les Orientales* (1829) – werden den späteren, tiefgründigeren Gedichten aus *La Légende des siècles* (1859-1883) und *Les Contemplations* (1856) gegenübergestellt.

Seite 375:
1 Panamisten wurden jene Kreise genannt, die sich einer Untersuchung des Panama-Skandals widersetzten, einer Bestechungsaffäre im Zusammenhang mit dem 1889 gescheiterten französischen Projekt eines schleusenlosen Kanals durch den Isthmus von Panama. Zahlreiche Vertreter der Politik und der Hochfinanz waren in den Skandal verwickelt.

Seite 377:
1 Weitere Einladung an den Leser, zurückzublättern und den Roman als durchkomponiertes Ganzes zu verstehen.

Seite 380:
1 Mit der Natur des Kamels hat sich Proust schon im Zusammenhang mit Ruskin beschäftigt, der im Gegensatz zu den mittelalterlichen Steinmetzen und zu Buffon das Kamel als ein Beispiel für Ungehorsam hinstellt. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 131.

Seite 387:
1 Hinter diesem Vornamen verbirgt sich eine der elegantesten Damen des Faubourg Saint-Germain, nämlich Mme. Henry Standish (1848-1933), geborene Hélène de Pérusse, eine Schwester der Gräfin Bertrand de Montesquiou. Bei der Gegenüberstellung verschiedener Typen weiblicher Schönheit und Eleganz in *Guermantes* dient sie Proust zusammen mit der Gräfin Greffulhe als Modell. Vgl. *Guermantes* [16] S. 70 und Anm. 1.

Seite 389:
1 Der vorangehende Abschnitt über M. d'Argencourt ist ein Saint-Simon-Pastiche. Es handelt sich um einen Zusatz, den Proust in das Manuskript hineingeklebt hat.

Seite 390:
1 Auch dieser Hinweis rückt Charlus in die Nähe von Montesquiou. Wie die Königin wohnte Montesquiou im Boulevard Maillot in Neuilly, die Königin Nr. 94, Montesquiou Nr. 96.

Seite 391:
1 Wie Beretta Anguissola anmerkt, geht die Legende, nach der die Fürstin Metternich aus Ärger über den Mißerfolg des *Tannhäuser* bei der Pariser Erstaufführung am 13. März 1861 ihren Fächer entzweigebrochen haben soll, auf den Artikel »Il est cassé, le bel éventail« von Jules Janin zurück. In ihren Erinnerungen, *Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes* (1920), hat die Fürstin die Legende dementiert.
2 Beretta Anguissola sieht eine Anspielung auf das von der Königin in der Rue Saint-Roch betriebene Geschäft, eine Art Bazar, in dem zu wohltätigen Zwecken kalabresisches Handwerk verkauft wurde. Wir glauben jedoch, Charlus fasse den Augenblick ins Auge, in dem nach dem Tod der Königin ihr Besitz öffentlich versteigert würde. Damit rückt ihn Proust einmal mehr in die Nähe von Montesquiou, der im Juni 1901 im Hôtel Drouot zahlreiche persönliche Gegen-

stände und einen Großteil der von der Gräfin Castiglione hinterlassenen Photographien ersteigert hat.

3 Zu dem Anspruch der Familie Murat auf den Königstitel Neapels und beider Sizilien vgl. Prousts Saint-Simon-Pastiche in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12].

Seite 392:
1 Es handelt sich um Louis de Contes (eigentlich Coutes).

Seite 395:
1 Indem er sich über Bernardin de Saint-Pierres Glauben an die Vorsehung lustig macht, wird Charlus zu jenem »verdorbenen Bernardin de Saint-Pierre«, den Anatole France im Autor von *Freuden und Tage* gesehen hat. Vgl. *Freuden und Tage* [11] S. 8.

Seite 396:
1 Das von Napoleon am 15. Oktober 1812 in Moskau unterzeichnete Dekret regelt den Status der Mitglieder der Comédie-Française.

2 Das viermal wiederholte Wort »tapette« bedeutet nicht nur Schwätzer, sondern auch Schwuler.

Seite 399:
1 Graf Hoyos-Sprinzenstein (1834-1895) war von 1883 bis 1894 österreichischer Botschafter in Paris.

Seite 402:
1 Die Tirade Brichots ist eine Parodie der Vorbehalte gegenüber Kant, wie sie von Prousts Lehrern, Darlu und Boutroux, geäußert wurden.

Seite 403:
1 In Platos *Symposion* kommen die verschiedenen Arten von Liebe, u. a. die Liebe von erwachsenen Männern zu ephebischen Jünglingen, zur Sprache.

2 Brichot gräzisiert den Ausdruck »s'ennuyer à cent sous l'heure« (sich tödlich langweilen).

3 Brichot faßt drei Aspekte von Charlus zusammen: den esoterischen mit den Rosenkreuzern, jener mystischen Sekte des 17. Jahrhunderts, die Joseph Péladan im französischen Fin de siècle zu neuem Leben erweckte; den dekadenten mit

Petronius, dem Autor des *Satiricon*; den elitären mit Saint-Simon, dem Autor der *Mémoires*.

Seite 404:
1 Prousts Kenntnisse über Madame Du Barry, die Maitresse Ludwigs XV ., und deren Silberschätze beruhen auf dem Werk *Les Maîtresses de Louis XV* (1860) der Brüder Goncourt. Der dritte Teil des Werks erschien 1878 in erweiterter Fassung unter dem Titel *La Du Barry*.

Seite 405:
1 »Eine große Zeitspanne im Leben des Menschen«. Zitat aus dem dritten Kapitel von *De vita Iulii Agricolae* von Tacitus.

Seite 408:
1 Am Beispiel der Entwicklung und der Veränderungen des Verdurinschen Salons zeigt Proust ein Gesetz, Dauer im Wechsel, dessen ästhetische Dimension er eben im Vergleich zweier Werke Vinteuils dargelegt hat.

2 Man darf anmerken, daß es sich auch um ein Lieblingsthema Prousts handelt.

Seite 409:
1 Anspielung auf die Schlußszene von Victor Hugos Drama *Hernani* (1830), in der die beiden Protagonisten, Doña Sol und Hernani, nach ihrem Hochzeitsfest in nächtlicher Stille allein zurückbleiben. Doch die Stille ist trügerisch: Ein Hornstoß erklingt und erinnert Hernani an das Versprechen, bei diesem Signal zu sterben. Hernani und Doña Sol nehmen Gift. Für Charlus wird es nicht viel besser kommen.

2 Anspielung auf Thomas Coutures (1815-1879) Monumentalgemälde *Les Romains de la décadence* (1847), das heute im Musée d'Orsay einen Ehrenplatz einnimmt. Die zwei fraglichen Philosophen stehen rechts im Bild und betrachten mit sichtlichem Tadel das Schauspiel der römischen Dekadenz.

3 Don Carlos, der spätere Karl V ., ist eine weitere Figur in Victor Hugos Drama.

Seite 410:
1 Proust nennt drei berühmte Geiger seiner Zeit. Den Geiger, Dirigenten und Komponisten Georges Enesco (1881-1955) hat Proust in einem Konzert vom 19. April 1913 mit der Violinsonate von Franck gehört. In der Folge hat er eine Passa-

ge über das kleine Thema Vinteuils in *Swann* überarbeitet. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 509 und Anm. 1. Lucien Capet (1873-1928) hat 1903 das Capet-Quartett gegründet, in dessen Konzerten Proust die Quartette Beethovens kennenlernte. Zu Jacques Thibaud, Vgl. S. 72, Anm. 1.

2 Der Landschaftsmaler Théodore Rousseau (1812-1867) ist ein Vertreter der École de Barbizon.

Seite 412:

1 Eigentlich dürfte Morel sich nicht mehr im Kreis der übrigen Gäste aufhalten, da er im Augenblick von M. Verdurin ins Gebet genommen wird. Ski am Klavier ist eine Erinnerung an Reynaldo Hahn, wie Proust ihn in seinem Bericht über den Salon von Madeleine Lemaire beschreibt. Vgl. *Essays* [13] S. 218, und *Jean Santeuil* [19] S. 588-589. Eine amüsante Zeichnung Prousts mit Reynaldo in typischer Pose findet sich am Schluß eines Briefes vom 31. Dezember 1907 an Hahn. Vgl. *Sur la lecture. Texte zu Proust*, Bd. II , Köln, Marcel Proust Gesellschaft, 1996.

Seite 414:

1 Proust nennt zwei Beispiele beflissener Adlaten: Auguste Vacquerie (1819-1895) und Paul Meurice (1820-1905), die beide mit Hugos privatem Leben, seinen politischen Aktivitäten und seinem literarischen Schaffen eng verbunden waren. Vacquerie war der Bruder von Hugos Schwiegersohn, Meurice Hugos Testamentsvollstrecker; beide waren als Redakteure an der 1848 von Hugo gegründeten Zeitung *L'Événement* tätig, beide begleiteten Hugo ins Exil.

Seite 415:

1 Proust liebt dieses Thema. 1897 hat er sich mit dem Kritiker Jean Lorrain duelliert, der zweideutige Anspielungen auf Prousts Beziehung mit Lucien Daudet gemacht hatte. Aus einem ähnlichen Grund kam es im August 1908 beinahe zum Duell mit Marcel Plantevignes beziehungsweise mit dessen Vater. Vgl. Marcel Plantevignes, *Avec Marcel Proust*, Paris, Nizet, 1966, S. 98, und *Correspondance* [9] Bd. VIII , S. 208.

Seite 417:

1 »Empor die Herzen!« Sprichwörtlich gewordene Formel, mit der in der Messe die »Praefatio«, das heißt der Lobgesang beginnt, der die Konsekration des Brotes und Weines, den »Canon missae«, einleitet.

Seite 418:
1 Der Ursprung dieses Sprichworts ist biblisch (*Sprüche* 16, 9). Proust verwendet es auch in seinen Notizen zu George Eliot. Vgl. *Essays* [13] S. 495.

2 Vgl. *Guermantes* [16] S. 399 ff.

Seite 419:
1 Wie Bergotte und Cottard taucht auch Mme. de Villeparisis nach ihrem Tod wieder auf.

Seite 420:
1 Wie Beretta Anguissola anmerkt, ist das Modell dieser Dame die Herzogin von Maillé, von deren legitimistischer Gesinnung in den Memoiren der Comtesse de Boigne die Rede ist, einem Werk, das Proust am 20. März 1907 im *Figaro* besprochen hat. Vgl. *Essays* [13] S. 306 ff.

2 Wie aus dem Goncourt-Pastiche in der *Wiedergefundenen Zeit* ersichtlich ist, handelt es sich bei den Schwestern von Mme. de Villeparisis um Madame de Beausergent, deren Memoiren ein Lieblingsbuch von Marcels Großmutter sind, und um die Fürstin von Hannover.

Seite 423:
1 Prousts Informationsquelle ist die Biographie *La Vie de Michel-Ange* (1907) des von ihm nicht eben geschätzten Romain Rolland.

2 Das Arbeiterquartier La Villette, wo sich allerlei dubiose Gestalten tummelten und wo sich auch das Schlachthaus befand, übte auf Proust eine besondere Faszination aus. Vgl. Marcels Reaktion auf Albertines Vorschlag, den in derselben Gegend gelegenen Park der Buttes-Chaumont zu besuchen (S. 21 ff.).

3 Es ist anzunehmen, Brichot (Proust) meine die Dreyfus-Affäre.

Seite 424:
1 Wie Robert gezeigt hat, entlehnt Proust seine Beispiele aus der Literatur: Die Beteuerungsformel »jarniguié« (je renie Dieu) findet sich in Molières *Dom Juan* (

III , 2), »goddam« in Beaumarchais' *Le Mariage de Figaro* (III , 5). Vgl. Pléiade [3] Bd. III , S. 1761.

Seite 425:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 364-366 und 756-757.

2 Im 19. Jahrhundert wurden die Zwanzig-Francs-Münzen Louis oder Napoléon genannt.

Seite 426:
1 Der dritte Band von Barrès' Trilogie *Roman de l'énergie nationale*, *Leurs figures* (1902), beschäftigt sich mit der Korruption im Zusammenhang mit dem Panama-Skandal.

2 Aufgrund seiner Beobachtungen der Umlaufbahn des Planeten Uranos schloß der Astronom Urbain Leverrier (1811-1877) auf die Existenz eines damals noch unbekannten Himmelskörpers. Dieser wurde ein Jahr später von Johann Gottfried Galle (1812-1910) entdeckt und Neptun genannt.

3 Anspielung auf eine der dramatischsten Episoden der Dreyfus-Affäre. Nach dem Selbstmord von Oberst Henry, der gefälschte, Dreyfus belastende Dokumente vorgelegt hatte, wurde Henry von den Dreyfus-Gegnern als patriotischer Held gefeiert, und man organisierte eine Kollekte für seine Witwe.

4 Anspielung auf Léon Daudets (1867-1942) Artikel in der von ihm 1908 gegründeten Zeitung *L'Action française*. Über die prophetische Gabe Léon Daudets äußert sich Proust in einem Brief an Lucien Daudet vom 16. November 1914. Léon hatte 1913 eine Artikelsammlung veröffentlicht mit dem gleichzeitig voraus- und zurückblickenden Titel *L'Avant-guerre. Études et documents sur l'espionnage juif-allemand en France depuis l'affaire Dreyfus*. Proust schreibt dazu: »Der Krieg hat leider die Vorkriegszeit bestätigt und verewigt.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XII , S 334. In seinem Essay über Léon Daudet »Unermeßlich an Geist und Genius: Léon Daudet« schreibt Proust, Daudet habe sich die »heroische« Aufgabe gestellt, Oberst Henrys »heroische Fälschung« zu hassen. Vgl. *Essays* [13] S. 415.

Seite 427:

1 Beretta Anguissola hat auf den zweideutigen Charakter des Ausdrucks hingewiesen, den Brichot Bossuet in den Mund legt (»Ça ne vaut pas le coup«): »coup« bedeutet auch einen schnell erledigten Koitus. In einem Brief an Mme. Straus vom 27. Dezember 1907, in dem er sich über die Unart äußert, gewagte Ausdrücke in unangebrachtem Kontext zu gebrauchen, schreibt er: »Eigentlich beruht diese Mode auf demselben Blödsinn, der Idioten wie Roujon dazu bringt zu sagen:›Ich pfeife darauf, wie Bossuet sagt.‹« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. VII , S. 324. Henri Roujon war Sekretär der Académie des Beaux-Arts.

Seite 428:
1 Zwei verborgene Hinweise auf eine homosexuelle Veranlagung Swanns finden sich schon im ersten Band der *Recherche*. Zu Beginn der Soiree Sainte-Euverte betrachtet Swann die statuengleichen Diener der Marquise, und einmal träumt er, er verreise und versuche, einen jungen Mann dafür zu gewinnen, mit ihm wegzufahren. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 468 ff. und 512.

2 In *Swann* erfährt man lediglich, daß Odette Swann von einem ihrer verflossenen Freunde vorgestellt worden war. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 285. Elstir hat Odette als Miss Sacripant porträtiert. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 607 ff.

3 Wie Beretta Anguissola in einer ausführlichen Anmerkung ausführt, wirft diese Aussage des Barons ein zweifelhaftes Licht auf die vielgerühmte Freundschaft von Charlus zu Swann. Vgl. Mondadori [27] S. 1023-1024.

Seite 430:
1 Die drei Auslassungspunkte sind ein erneuter verborgener Hinweis auf Swanns homosexuelle Veranlagungen.

2 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 711.

Seite 431:
1 Die Anspielung unterstreicht die Nähe zu Montesquiou, der sich von Whistler porträtieren ließ.

Seite 433:
1 Die Galerie prominenter Homosexueller beruht größtenteils auf den Memoiren Saint-Simons und den Briefen Liselottes von der Pfalz, der Princesse Palatine.

Genannt werden, wie in den vorangehenden Proust-Kommentaren im Detail, am zuverlässigsten bei Beretta Anguissola in der Mondadori-Ausgabe, nachzulesen ist: der Herzog von Orléans (1640-1701), gen. Monsieur, Bruder Ludwigs XIV . und Gatte Liselottes von der Pfalz; der junge Graf von Vermandois (1667-1682), Sohn Ludwigs XIV . und Mlle. de la Vallières; Molière; Ludwig Wilhelm I ., Markgraf von Baden (1655-1707); Braunschweig (auf wen Proust anspielt, bleibt eine offene Frage); der Graf von Charolais (1700-1760), ein Enkel Ludwigs XIV . und Mme. de Montespans; Joseph-Marie de Boufflers (1706-1747); der Große Condé (1621-1686); der Herzog von Brissac (1645-1699).

Seite 434:

1 »Mein lieber Freund Moussaye / Ach, lieber Gott, welch ein Unwetter! / Landerirette, / Wir werden im Regen sterben. – Unser Leben ist in Sicherheit, / Denn wir sind Sodomiten, / Nur im Feuer werden wir sterben, / Landeriri.« Proust zitiert dieses Lied nach der französischen Ausgabe der Briefe Liselottes von der Pfalz: *Correspondance complète de Madame, duchesse d'Orléans, née princesse Palatine*, trad. G. Brunet, Paris, Charpentier, 1863.

2 Anrede des Großen Condé.

3 In Prousts Galerie folgt das »Kriegskabinett«. Genannt werden: der Herzog von Vendôme (1554-1712); der Herzog von Villars (1653-1734); Prinz Eugen (1663-1736); der Fürst von Conti (1664-1709), zweiter Sohn des Großen Condé.

Seite 435:

1 Anspielung auf die französischen Eroberungen in Indochina und Marokko.

2 Der Essayist und Romancier Paul Bourget (1852-1935) ist ein Vertreter jener nationalen, katholischen Erneuerung in Frankreich, die sich vom dekadenten Fin de siècle abwandte.

3 Die Bemerkung über den Marquis von Huxelles (1752-1730) zitiert Proust aus Saint-Simon, *Mémoires* [23] Bd. II , S. 303.

4 Der Übername »Madame Putana« (Frau Hure) galt nicht dem Marquis von Huxelles, sondern dem Prinzen Eugen, wie aus einem Brief Liselottes von der Pfalz vom 30. Oktober 1720 hervorgeht.

5 In den Memoiren Saint-Simons finden sich mehrere Porträts Liselottes von der Pfalz. Seine eigene »poetische Synthese der Frau einer Tante« zeigt Proust in dem Porträt von Mme. de Vaugoubert (*Sodom und Gomorrha* [17] S. 72).

Seite 436:
1 Das Zitat stammt aus den »Réflexions diverses« in *Œuvres complètes*, Paris, Gallimard, Bibliothèque de la Pléiade, 1957, S. 543.

Seite 438:
1 Zu den Bezeichnungen der Homosexualität vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 16, Anm. 1.

2 Wiederaufnahme einer Figur, die schon in *Swann* eine zwielichtige Rolle spielt. Nach den historischen Beispielen wendet sich Proust wieder seinen Romanfiguren zu und zieht dabei überraschende Verbindungslinien.

Seite 439:
1 Man erfährt an dieser Stelle, daß Marcel der späteren Kammerfrau der Baronin Putbus, einer seiner erotischen Phantasien, schon als Kind in Combray begegnet ist. Vgl. die mit erotischen Symbolen besetzte Szene, in der Théodore und seine Schwester Marcel in die Krypta der Kirche von Combray hinabführen (*Unterwegs zu Swann* [14] S. 92).

2 Die hier endende Verbindungslinie weist zurück auf S. 425 und weiter auf *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 756-757 und 364-366.

Seite 440:
1 Gegenüberstellung von je zwei kirchenpolitischen, politischen und ästhetischen Positionen, wobei die extremen Positionen alle der Gegenwart des Autors angehören. Der Ultramontanismus vertritt (gegen den Gallikanismus) den Primat des Papstes innerhalb der katholischen Kirche; die von Léon Daudet und Charles Maurras 1908 gegründete Zeitung *L'Action française* gab sich nationaler und monarchistischer als manche Royalisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; die Kubisten verstanden sich gegenüber den Impressionisten (der früheren Avantgarde) als radikale Neuerer. Ein chronologischer Bruch liegt nicht vor, wie oft behauptet wurde, da in dem Vergleich nicht die Romanfigur, sondern der Autor spricht.

Seite 442:
1 Proust knüpft einen weiteren Faden, der die *Gefangene* mit den vorangehenden Teilen der *Recherche* verknüpft. Ein weiteres Mal erweist sich die Szene zu Beginn von *Swann* (vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 19) als eine Schlüsselstelle des Romans.

Seite 445:
1 Der Begriff stammt aus dem Siebenjährigen Krieg, als sich Österreich mit Frankreich und Preußen mit England verbündeten (anstelle der bisherigen Allianzen Preußens mit Frankreich und Österreichs mit England).

Seite 447:
1 Der Komponist Camille Chevillard (1859-1923) leitete von 1897 an die Concerts Lamoureux.

Seite 449:
1 Emmanuel Chabrier (1841-1894), französischer Komponist.

Seite 452:
1 Etwas weiter oben (S. 443) heißt M. Verdurin Auguste.

Seite 453:
1 Wie Painter gezeigt hat, schimmert an dieser Stelle jene Abendveranstaltung durch, die Montesquiou am 5. Juni 1897 im Hause der Baronin Adolphe de Rothschild für und mit dem von ihm protegierten Pianisten Delafosse organisierte und in deren Verlauf es zum Bruch zwischen Montesquiou und Delafosse kam. Vgl. Painter [44] Bd. II , S. 392.

2 Man erinnert sich an die Ausbrüche und Ergüsse des Barons bei Marcels nächtlichem Besuch in *Guermantes* [16] S. 774 ff.

Seite 461:
1 Vgl. S. 351, Anm. 2.

Seite 463:
1 *Andromaque* (1667), von Leidenschaft und Krieg geprägt, steht im Gegensatz zu der späten biblischen Tragödie *Esther* (1689).

Seite 464:
1 Vgl. *Daniel* 9, 21 ff.

2 Freie Kombination von Themen und Zeitangaben aus dem Buch *Daniel*, in dem der Wiederaufbau Jerusalems und das Kommen des Messias vorausgesagt werden.

3 In *Sodom und Gomorrha* vergleicht sich Charlus nicht mit Tobit, dem blinden Vater, der hofft, sein Sohn Tobias werde ihm zurückgeführt, sondern mit dem Erzengel Raphael (vgl. [17] S. 698). Auch in der *Gefangenen* werden die biblischen beziehungsweise apokryphen Themen frei variiert: Die Rolle des Vaters wird bald von Charlus übernommen, bald ist sie Brichot zugedacht, der wie Tobit das Augenlicht wiedererlangen soll. Beim Teich von Bethsaida wird in *Markus* 5, 22-25, ein Blinder geheilt.

Seite 465:
1 Der Lebenslauf Cottards bleibt unbestimmt: Auf S. 342 ist von seinem Tod die Rede; auf S. 398 erscheint er unter den Gästen bei den Verdurins; hier pflegt er Saniette, dessen Schlaganfall auf S. 378 in anderer Weise begründet wird.

2 Auch der Tod Saniettes ist nicht eindeutig festgelegt. Auf S. 378 hat Saniette nur noch wenige Wochen zu leben, hier stirbt er erst in einigen Jahren.

Seite 469:
1 In *Swann* ist davon die Rede, daß Marcels Großvater die Familie der Verdurins gekannt hat. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 290.

2 Im Manuskript sowie im Typoskript fehlt der Name. Schon die ersten Herausgeber haben die Lücke mit dem amerikanischen Polarforscher Peary gefüllt, der 1909 den Nordpol erreichte.

Seite 470:
1 In Vergils zweiter *Ekloge* (*Bucolica*) findet sich die Liebesklage des Corydon, der den Hirten Alexis liebt.

2 Prosper Mérimée (1803-1870), Autor der Novelle *Carmen*, hat Spanien häufig bereist. Ernest Renan (1823-1892), Inhaber des Lehrstuhls für Hebräisch am Collège de France und Autor zahlreicher religionsgeschichtlicher Werke, hat 1860 eine längere Orientreise unternommen. Von dem Ägyptologen Gaston Maspéro (1846-1916) ist schon in den *Jeunes filles* die Rede. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 75 und Anm. 1.

3 Mit den Emigranten sind jene Anhänger des Ancien régime gemeint, die während der Revolution ins Exil gegangen sind. »Blancs d'Espagne« ist schwieriger zu

erklären. Einerseits spielt Proust mit der lautlichen Nähe von »Grands« und »Blancs« und mit der Farbe »blanc d'Espagne«, die in der Temperamalerei Verwendung findet; andererseits aber hat der Ausdruck auch eine politische Bedeutung, die Alberto Beretta Anguissola in einer ausführlichen Anmerkung herausgearbeitet hat (Mondadori [27] S. 1037). Als »Blancs« wurden wegen des Lilienbanners die Royalisten bezeichnet. Nach dem Tod (1883) des Grafen von Chambord, des legitimistischen Kronprätendenten, der keine männlichen Nachkommen hatte, setzten die Anhänger der Bourbonen ihre Hoffnung auf die spanische Linie der Dynastie, die Bourbon d'Anjou, die allerdings im Jahre 1700 auf den Anspruch auf den französischen Thron verzichtet hatten. Doch die französischen Legitimisten ließen diesen Verzicht nicht gelten. So gab es denn neben den orleanistischen Royalisten, den »Blancs d'Eu« (nach der Grafschaft Eu in der Normandie, dem Sitz der Orléans), die legitimistischen, die »Blancs d'Espagne«.

4 Mgr. d'Hulst (1841-1896) war der Begründer und erster Rektor des Institut catholique (1880).

Seite 471:

1 Charlus als Kreuzritter männlicher Schönheit, und männliche Schönheit als Kreuz für Charlus … Was bei Brichots Sprüchen alles auf das Konto von Monseigneur d'Hulst geht, bleibt zu untersuchen.

2 Zahlreiche Bände von Sainte-Beuves *Causeries du lundi* enthalten im Anhang biographische Dokumente.

Seite 472:

1 In seinem »Lundi« vom 27. Mai 1850 beispielsweise bedauert Sainte-Beuve, daß Chateaubriand in bezug auf die Gefühle, die er in Frauen erweckt und für Frauen empfunden hat, in den *Mémoires d'outre-tombe* derart diskret ist. Vgl. *Causeries du lundi*, Paris, Garnier, 1875-1882 (15 Bände), Bd. II , S. 145.

2 Die Kommentatoren haben sich mit dieser Anspielung schwergetan. Pierre-Edmond Robert und Nathalie Mauriac Dyer belassen es bei einem (weder überzeugten noch überzeugenden) Hinweis auf Diderots erste Satire, in der Horaz mehrmals zitiert wird. Alberto Beretta Anguissola hat sich damit nicht begnügt. In

Diderots Briefen an Falconet (16. Februar 1766, August 1771) und besonders auch in einem Brief vom 25. Mai 1773 an den Abbé Galiani hat er Horaz-Zitate (beispielsweise aus *Carmina* III , 6) gefunden, die sowohl vom Text als auch vom Kontext her wesentlich besser zu Brichots Äußerung passen. Vgl. Mondadori [27] S. 1040-1041.

3 Anspielung auf die *Promenades archéologiques: Rome et Pompéi* (1880) von Gaston Boissier (1823-1908). Im zweiten Kapitel dieses Werks ist vom Palatin, im vierten von Tivoli die Rede.

4 Aspasia war eine kultivierte athenische Kurtisane; sie galt als guter Geist des Perikles. Plato, der der folgenden Generation angehörte, erwähnt sie im *Menexenos* als Lehrerin und Muse des Sokrates.

5 Anspielung auf La Fontaines Fabel »Die Taube und die Ameise«.

Seite 473:

1 Die Götter mögen es abwenden (»quod di omnem avertant«). Die Beschwörungsformel findet sich beispielsweise in Ciceros dritter *Philippischen Rede*.

2 Proust kombiniert zwei Reminiszenzen aus Anatole Frances Roman *Le Crime de Sylvestre Bonnard* (1881).

Seite 480:

1 An dieser Stelle haben die Herausgeber der Erstausgabe eine spätere Szene (S. 567) eingefügt, in der Marcel zum Schluß kommt, Albertine habe mit Mlle. Vinteuil lesbische Beziehungen unterhalten. Dieser Schluß wird (in der Erstausgabe) durch das gleich folgende Geständnis Albertines korrigiert, ihre Behauptung, Mlle. Vinteuil zu kennen, sei eine Lüge gewesen, und sie habe Marcel nur imponieren wollen. Vgl. unser Nachwort.

Seite 486:

1 Proust spielt mit dem Ausdruck »se faire casser le pot« (sich sodomisieren, das heißt anal penetrieren lassen). In *Le Passé défini*, seinem Tagebuch (Eintrag vom 8. August 1952), berichtet Jean Cocteau von einem vulgären Burschen, der bei Proust einquartiert war (es muß sich um Henri Rochat handeln). »Nur dieser Bursche«, meint Cocteau, »war imstande, den abscheulichen Ausdruck zu verwenden,

den Proust Albertine in den Mund legt (*casser le pot*). Wie naiv Marcel doch ist. Er denkt nicht daran, daß eine Frau oder gar ein junges Mädchen (das dazu noch die Frauen liebt) einen solchen Ausdruck nicht verwenden kann.« Vgl. [21] Bd. I , S. 305. Diese Überlegung hat auch Eva Rechel-Mertens nicht angestellt, als sie die fragliche Stelle mit »es mir besorgen lassen« übersetzte. Das ist zwar elegant, doch versteht man nicht, weshalb etwas weiter unten die letzte Straßendirne sich nicht dazu hergeben und weshalb sie den Ausdruck nicht verwenden sollte. Zu der fraglichen Passage und dem Erwartungsdruck, unter dem der Übersetzer steht, vgl. Ina Hartwig, »Der zerbrochene Topf«, in: *Marcel Proust. Zwischen Belle Époque und Moderne* [40].

Seite 491:
1 Zuvor hatte Albertine versichert, Esther nicht zu kennen. Vgl. S. 154.

Seite 495:
1 Proust zitiert den ersten Satz von Descartes' *Discours de la méthode* (1637).

Seite 500:
1 Der Hofmaler Ludwigs XV ., Maurice Quentin de La Tour (1704-1788), war ein Spezialist für in Pastell gemalte Porträts.

Seite 502:
1 Eine analoge Begegnung zwischen Blochs Cousine und einer anderen jungen Frau erzählt Proust in *Sodom und Gomorrha* [17] S. 371.

Seite 505:
1 Die Anführungszeichen in diesem Abschnitt weisen auf die Berichte über das Kriegsgeschehen.

Seite 506:
1 Es handelt sich um Tante Léonie.

Seite 509:
1 Der komplizierten Psychologie entspricht ein komplizierter Text. Dieser beruht auf zahlreichen, nur unvollständig verarbeiteten Skizzen zu Freundschaft und Liebe in den Entwurfheften.

Seite 513:
1 Beim Pianola handelt es sich um eine von der Firma Aeolian hergestellte Vorrichtung, die in ein bestehendes Klavier eingebaut wurde. Mit Pedalen wurden

perforierte Rollen betrieben, die ihrerseits auf die Klaviatur einwirkten. Die Interpretation des bei der Aufnahme engagierten Pianisten blieb erhalten. Mit dem Aufkommen des Grammophons verlor das mechanische Klavier in den zwanziger Jahren seine Bedeutung. In einem Brief an Mme. Straus vom 5. Januar 1914 schreibt Proust: »Wenn ich nicht allzu traurig bin, liegt mein Trost in der Musik, ich habe das Theatrophon durch den Kauf eines Pianolas komplettiert.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XIII , S. 31. Ob Proust das Pianola vor oder nach der »Flucht« Agostinellis am 1. Dezember 1913 angeschafft hat, ist ungewiß.

Seite 515:
1 Entgegen der mittelalterlichen Ikonographie stehen in Prousts Vergleich die Gräber offen, bevor die apokalyptischen Posaunen erklingen.

Seite 516:
1 Aus dem Manuskript geht nicht eindeutig hervor, ob an dieser Stelle »de ma mort? de mon amour?« oder »de ma mort? de mon œuvre?« zu lesen ist. Jean Milly [4] und Nathalie Mauriac Dyer [6] lesen »œuvre« (Werk), alle anderen Herausgeber »amour« (Liebe). Am liebsten würden wir die Zweideutigkeit des Manuskripts beibehalten, entscheiden uns aber doch – sowohl aus thematischen als auch stilistischen Gründen – für »amour«.

Seite 518:
1 Anspielung auf eine Episode der 1. Marokkokrise. Nach der Landung Kaiser Wilhelms II . in Tanger (1905) legte Ministerpräsident Rouvier seinem Außenminister Théophile Delcassé den Rücktritt nahe.

Seite 519:
1 Weitere Variation zum Thema »croyance«. Vgl. S. 208. Proust spielt an auf das in seinen Augen unsinnige Sprichwort *Si vis pacem para bellum* und stellt es (implizit) in Zusammenhang mit dem Ausbruch des 1. Weltkrieges.

Seite 521:
1 Freies Zitat nach einem Brief vom 25. Oktober 1679.

Seite 525:
1 Die Realität des Autors überlagert die Fiktion des Romans. Marcel hat bis anhin lediglich ein Prosastück über die Kirchtürme von Martinville verfaßt.

Seite 527:
1 Dieser Ausspruch wird schon auf S. 247 zitiert.

2 Vgl. S. 256, Anm. 1.

Seite 528:
1 Mit den Verträgen von Utrecht (1713-1715) ging der Spanische Erbfolgekrieg zu Ende.

2 Pariser Porzellanmanufaktur des 18. Jahrhunderts.

3 Von Madame Du Barrys Silberschätzen ist schon auf S. 404 die Rede. Der am Hof Ludwigs XV . tätige Jacques Roettiers (1707-1784) war einer der bedeutendsten Silberschmiede der Rokokozeit.

4 Das ganz am Anfang der *Gefangenen* (S. 42) eingeführte Fortuny-Motiv wird an dieser Stelle wiederaufgenommen und weiterentwickelt.

5 Was an den Kuppeln von San Marco geschrieben steht beziehungsweise dargestellt wird, ist nicht der Spruch »Alles wird wiederkommen«, sondern die Kreuzigung, die Auferstehung und die Auffahrt Christi, eine Bilderfolge, die Ruskin am Ende des Kapitels über San Marco in den *Steinen von Venedig* in der Botschaft zusammenfaßt: »Christus ist auferstanden, und Christus wird wiederkommen.« Proust wendet die Botschaft in den Bereich der Mode.

6 Am 6. Februar 1916 schrieb Proust an Mme. de Madrazo: »Wissen Sie, ob Fortuny für seine Hauskleider je das Motiv der paarweise angeordneten Vögel verwendet hat, die beispielsweise aus einer Schale trinken und die in San Marco auf den byzantinischen Kapitellen so häufig vorkommen.« Vgl. *Correspondance* [9] Bd. XV , S. 49. Beretta Anguissola (Mondadori [27] S. 1049 ff.) hat die fraglichen Kapitelle unter die Lupe genommen und dabei festgestellt, daß Proust auch hier Themen und Motive aus Ruskin frei kombiniert. Die beiden Vögel zieren, wie Beretta Anguissola anmerkt, den Umschlag der ersten Ausgaben von *Stones of Venice*, und Ruskin hat mehrere Beispiele des Motivs abgebildet. Vgl. die Reproduktionen im Kommentar von Nathalie Mauriac Dyer, Poche [6] S. 618.

Seite 529:

1 Der Maler José-Maria Sert (1876-1945) zeichnete 1914 für das Bühnenbild, Léon Bakst (1866-1924) für die Kostüme der *Josephslegende* verantwortlich. Als Vorlage dienten Bilder von Veronese. Alexandre Benois (1876-1960) schuf das Bühnenbild von *Pétrouchka* (1911).

Seite 533:
1 Im Louvre sind zwei Velázquez-Porträts von spanischen Infantinnen zu sehen: jenes der Margarita, die auch auf dem bekannten Bild *Las Meninas* abgebildet ist, und jenes der Maria Teresa. Prousts Anspielung bezieht sich wohl auf letzteres.

2 Mit dem Bild Albertines am Pianola und der Analyse des musikalischen Verstehens stellt sich Proust in den Kontext von kubistischer Technik und Theorie.

Seite 534:
1 Vgl. S. 304.

Seite 535:
1 Dieses Werk Vinteuils ist besonders eng mit César Franck verbunden. Man denkt an die zahlreichen Werke Francks für Orgel und an die *Variations symphoniques* für Klavier und Orchester (1885).

2 Die Frage, ob die Kunst etwas Reales oder etwas Illusorisches sei, durchzieht die *Gefangene* wie ein Leitmotivs. Sie wird erst im Schlußteil der *Recherche*, der Matinee Guermantes, beantwortet.

3 Auf dem langen Weg Marcels zu seiner Berufung zum Schriftsteller am Ende der *Recherche* bildet Schopenhauers Auffassung der Musik als einer der Dichtung überlegenen Kunst eine Zwischenstation.

Seite 537:
1 Der Autor identifiziert sich mit dem Erzähler; gleichzeitig lädt er seinen Leser ein, sich zu erinnern oder zurückzublättern.

2 Das nun folgende Gespräch mit Albertine ist ein Relikt oder ein Echo des Sainte-Beuve-Projekts aus den Jahren 1908-1909, in dem die Erinnerungen Prousts in ein Gespräch mit seiner Mutter hätten einmünden sollen. Die Matinée avec Maman bildet auch den Kern der Matinée Guermantes am Schluß der *Recherche*. Angesichts seines Gesundheitszustandes hatte es Proust aber eilig, seine ästhetische Botschaft zu veröffentlichen, was er mit seinen Artikeln aus den Jahren 1919-1922

auch getan hat. Die Überzeugung, das Gesamtwerk eines Künstlers sei eine Einheit und könne in seinen typischen Merkmalen als solche erfaßt werden, kommt schon 1904 in Prousts Vorwort zu *La Bible d'Amiens* zum Ausdruck. Die Betrachtungen in der *Gefangenen* über die »phrases types«, die typischen Stilmerkmale und Themen eines Künstlers, gehen in manchen Punkten auf Notizen in der Agenda zurück, die Proust von 1908 an benutzte. Die gleichzeitig entstandenen Pastiches sind eine Umsetzung von Prousts Gedanken über den Stil, eine »critique en action«, wie er es nannte.

Seite 538:

1 Von Jules-Amédée Barbey d'Aurevilly (1808-1889) zitiert Proust folgende Werke: die Romane *Une vieille maîtresse* (1851), *L'Ensorcelée* (1852 und 1855) und *Le Chevalier des Touches* (1864) sowie die Novelle »Le rideau cramoisi« aus *Les Diaboliques* (1874). Es wird deutlich, daß Proust unter »phrases types« sowohl Stilmerkmale, Themen, Motive oder auch Stimmungen versteht. Einige Notizen aus seiner Agenda hat Proust beinahe unverändert übernommen. Vgl. *Le Carnet de 1908* [8] S. 94-95 und 106-107. Zu Proust und Barbey ist eine umfassende Studie von Brian G. Rogers in Vorbereitung.

2 Von Thomas Hardy (1840-1928) werden folgende Romane erwähnt: *A Pair of Blue Eyes* (1873), *Jude the Obscure* (1896), *The Well-Beloved* (1897). Auch zu Hardy, den Proust 1906 und 1910 gelesen hat, finden sich Notizen in der Agenda, die in der *Gefangenen* verwendet werden. Vgl. *Le Carnet de 1908* [8] S. 114. Zu Proust und Hardy vgl. Pierre-Edmond Robert, *Proust lecteur des Anglo-Saxons*, Paris, Nizet, 1996.

Seite 540:

1 Da es sowohl in *Le Rouge et le noir* (1830) als auch in *La Chartreuse de Parme* (1839) auftaucht, betrachtet Proust das Motiv des erhöhten Ortes, verbunden mit einem Glücksgefühl, als eine »phrase type«. Proust zitiert die beiden Beispiele auch in seinem Vorwort zu Paul Morands *Tendres Stocks* (1920). Vgl. *Essays* [13] S. 427.

2 Prousts drittes ausführlicheres Beispiel ist Fjodor Dostojewski (1821-1881). Es werden Figuren und Szenen aus folgenden Romanen erwähnt: *Schuld und Sühne* (1866), *Der Idiot* (1868), *Brüder Karamasow* (1880). Während sich das französische Fin de siècle für Tolstoj begeisterte, erscheinen nach 1900 mehrere Werke über Dostojewski, zuerst von Dimitri Merejkowsky, *Tolstoï, Dostoïewsky, la personne et l'œuvre* (1903), später u. a. André Suarès, *Dostoïevski*, Paris, Cahiers de la Quinzaine, 1912. Im Umkreis der Nouvelle Revue Française, bei André Gide oder bei Jacques Rivière, war die Begeisterung für Dostojewski groß. Von Proust sind einige Notizen über ihn im Band *Essays* [13] publiziert. Zu Proust und Dostojewski vgl. Giovanni Macchia, *L'Angelo della notte*, Milano, Rizzoli, 1979; und *L'Ange de la nuit. Sur Proust*, Paris, Gallimard, 1993.

Seite 541:

1 Anspielung auf Carpaccios *Die beiden Kurtisanen* im Museo Correr in Venedig und auf Rembrandts *Bathseba nach dem Bade* im Louvre. Bei den fraglichen Frauenfiguren Dostojewskis handelt es sich um ausgehaltene Damen, bei den Figuren Carpaccios um Kurtisanen, bei Rembrandt um eine Schönheit kurz vor dem Ehebruch (allerdings mit König David).

2 Der ungarische Maler Michael Munkacsy (1844-1900) lebte von 1872 bis 1896 in Paris. Er malte Genreszenen und Historienbilder. Einige seiner Bilder, beispielsweise *Le Dernier Jour d'un condamné à mort en Hongrie* (1872), *Le Calvaire* (1883) oder *Les Saintes Femmes au tombeau* (1895), nehmen Themen von Bildern auf, von denen in Dostojewskis *Idiot* (I , 5 oder III , 6) und bei Proust die Rede ist.

Seite 542:

1 Paul de Kock (1794-1871) hat zahlreiche Trivialromane und mehrere Theaterstücke geschrieben. Ob man ihn tatsächlich mit Dostojewski verglichen hat oder ob Proust ihn nur um des Gegensatzes willen nennt, bleibt offen.

2 Das Du ist ein Relikt aus dem Gespräch mit der Mutter des Sainte-Beuve-Projektes.

Seite 543:

1 An dieser Stelle hat Proust im Manuskript eine Seite leer gelassen. Vom »dostojewskihaften Zug« in den Briefen der Madame de Sévigné war schon in den *Jeunes filles* die Rede. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 326.

2 Bei dem Buch von Choderlos de Laclos (1741-1803) handelt es sich um den Roman *Les Liaisons Dangereuses* (1782).

3 Im Gegensatz zu Laclos zeigt sich Madame de Genlis (1746-1830) in ihren *Contes moraux* (1802) als Moraltante, im Leben aber als Intrigantin. Sie war Hofdame der (nichtsahnenden) Herzogin, Maitresse des (später Philippe-Égalité genannten) Herzogs und Erzieherin der herzoglichen Kinder (darunter des späteren Königs Louis-Philippe).

Seite 544:

1 Vers 25 und 28 aus dem Eingangsgedicht »Au lecteur« der *Fleurs du mal.*

2 Der Vorwurf ist gegen André Suarès gerichtet, in dessen *Dostoïevski* (Paris, Cahiers de la Quinzaine, 1912) der russische Dichter auf pathetische Weise gefeiert wird.

Seite 545:

1 Figuren aus den *Brüdern Karamasow.*

2 Im nachhinein zeigt sich nun, daß hinter den in *Guermantes* ([16] S. 497) erwähnten »Basreliefs der Kathedrale von Balbec« tatsächlich jene der Fassade des Doms von Orvieto stehen.

Seite 546:

1 Mit der Erinnerung an den Aufsatz Gisèles über Racine und Sophokles in den *Jeunes filles* (vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 698) endet das Gespräch mit Albertine.

2 Wiederaufnahme der auf S. 537 unterbrochenen Überlegungen zur Frage, ob Kunst etwas Reales oder etwas Illusorisches sei.

3 Wie schon vor dem Gespräch über die »phrases types« bei Barbey d'Aurevilly, Hardy oder Dostojewski erinnert der Autor den Leser an Momente im Leben Marcels, die zugleich Schlüsselstellen des Romans sind, und lädt ihn ein, die Ekstasen vor den Kirchtürmen von Martinville und den drei Bäumen von Hudimesnil oder

die Erinnerungsekstasen beim Trinken einer Tasse Tee und dem Geruch nach altem Holz als »phrases types« Marcel Prousts zu begreifen.

Seite 547:
1 Erinnerung an die Laterna-magica-Episode in *Unterwegs zu Swann*.

2 Mit Jean Philippe Rameau (1683-1764) assoziiert Proust ganz allgemein die Thematik des Rokoko; mit Alexander Borodin (1834-1887) dagegen ein ganz spezielles Werk, nämlich die sinfonische Dichtung *Steppenskizze aus Mittelasien* (1880).

Seite 548:
1 Die heilige Cäcilie ist im französischen Fin de siècle ein beliebtes Thema. Vgl. Ernest Chaussons (1855-1899) Vertonung (1891) von Maurice Bouchors (1855-1929) Marionettenspiel *La Légende de sainte Cécile*. In seinem Artikel »Impressions de route en automobile« (*Le Figaro*, 19. November 1907) vergleicht Proust Agostinelli am Lenkrad seines Automobils mit der heiligen Cäcilie an der Orgel. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 92. Der moderne Kontext ist auch in der *Gefangenen* gegeben, verwendet doch Proust für sein Porträt von Albertine am Pianola Begriffe und Techniken des Kubismus.

2 Die übereinandergelagerten Ebenen in ihrer Tiefenschichtung weisen auf den kubistischen Kontext; sie nehmen aber gleichzeitig ein Thema (eine »phrase type«) auf, das bei Proust von seinen frühesten Texten an die Tiefendimension der Seele und der Kunst signalisiert. Wir denken an »die Tiefe der hintereinanderliegenden Ebenen« in der Beschreibung des Silser Sees in »Leibhaftige Gegenwart« (*Freuden und Tage* [11] S. 183), an die »unterschiedlich entfernten Horizonte« unseres Gedächtnisses in der Vorrede zur Übersetzung von *La Bible d'Amiens* (*Nachgeahmtes und Vermischtes* [12] S. 104) oder an die Stufen einer Treppe in Doncières, »die so geschickt aneinandergefügt waren, daß sie in ihrer dichten Staffelung jene vollkommene Proportion aufzuweisen schienen, die oftmals in der Sphäre der Farben, der Düfte, der Geschmackswahrnehmungen eine ganz besondere Art von sinnlichem Genuß in uns auszulösen vermag« (*Guermantes* [16] S. 111).

Seite 549:

1 Von Bernardino Luini (1480-1532) erwähnt Proust in den *Jeunes filles*, auch dort im Zusammenhang mit Swann, eine *Anbetung der heiligen drei Könige*. Auch hier verbirgt sich hinter Swann Ruskin, dem Proust seine Kenntnisse verdankt. In *Fors Clavigera* erwähnt Ruskin die *Anbetung* im Louvre (*Works* [22] Bd. XXVII , S. 434), in *The Cestus of Aglaia* stellt er die Porträts Luinis weit über diejenigen Leonardos (*Works* [22] Bd. XIX , S. 130).

Seite 550:
1 Die Frauenfiguren Giorgiones sind weder besonders bekleidet noch besonders geschmückt. Giorgione signalisiert den Wunsch Marcels, nach Venedig zu fahren.

Seite 551:
1 Textgeschichtlich gesehen geht Albertine auf eine Figur zurück, die Maria heißt und Holländerin ist.

2 Hinweis auf Kommendes.

Seite 553:
1 Die Anspielung war lange Zeit für die Proust-Kritik ein Rätsel. Pierre-Edmond Robert (Pléiade [3] S. 1788) hat es gelöst. Die Geschichte von dem Narren, der glaubt, in einer Flasche die Prinzessin von China zu sehen, hat Proust in einem Feuilleton von Anatole France über Mérimée gelesen (*Le Temps*, 19. Februar 1888). Vgl. *La Vie littéraire*, Paris, Calmann-Lévy, 1925 (4 Bände), Bd. II , S. 51. Sie stammt aus einem Brief von Mérimée an Mrs. Senior vom 29. Juli 1855. Proust erwähnt sie auch im Briefroman von 1893 (*Freuden und Tage* [11] S. 272) und in *Guermantes* [16] S. 407.

Seite 554:
1 Die Proust-Biographik hat diesen Ausspruch bald Wilde, bald Montesquiou in den Mund gelegt (*se non è vero, è ben trovato*).

Seite 555:
1 An dieser Stelle beginnt der letzte »Tag«, das heißt die letzte Serie von Tagen.

2 Prousts Lieblingsquartett von Beethoven war das 15. (op. 132) mit dem dritten Satz: »Heiliger Dankgesang eines Genesenen an die Gottheit, in der lydischen Tonart: Molto adagio. Neue Kraft fühlend: Andante.«

Seite 556:

1 Im nachhinein wird das einschneidende Ereignis am Schluß von *Sodom und Gomorrha* datiert.

Seite 563:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [17] S. 345.

Seite 564:
1 Zu den von Swann geschenkten Photographien vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 119; zu den Stichen Tizians ibid., S. 61. Zu Giotto, Tizian, und Swann (als Emissär Ruskins) tritt im folgenden Fortuny als weitereres Emblem für den Traum einer Reise nach Venedig.

Seite 565:
1 In einer ausführlichen Anmerkung erklärt Beretta Anguissola, weshalb Proust hier die Biblioteca Ambrosiana in Mailand und nicht die Biblioteca Marciana in Venedig nennt. Er nimmt an, daß Émile Mâle Proust über die Bestände und Neuanschaffungen der Ambrosiana orientiert hat. Vgl. Mondadori [27] S. 1069-1070.

2 Die Beschreibung des Kleides ist eine Art Venedig-Pastiche.

3 Freies Zitat nach Racines Tragödie *Esther* (Vers 647-648 und 651-652).

Seite 567:
1 Das folgende Geständnis Albertines, sie habe gewußt, daß Mlle. Vinteuil zu den Verdurins kommen solle, haben die Herausgeber der Erstausgabe nach vorn (S. 480) verschoben. Robert Proust hatte diese Korrektur vorgeschlagen, und Jacques Rivière war damit einverstanden, wie aus einem Brief vom 30. September 1923 hervorgeht: »Ich habe eben Ihren Vorschlag, die Mlle. Vinteuil betreffenden Passagen zu überarbeiten und neu zu ordnen, sehr genau studiert und finde ihn perfekt. Es brauchte Ihren außerordentlichen Scharfsinn, um diese Schwierigkeit (›ce mauvais pli‹) in Marcels Text mit so wenigen Veränderungen und Verschiebungen zum Verschwinden zu bringen.« Vgl. *Robert Proust et la Nouvelle Revue Française. Les années perdues de la* Recherche *1922-1931*, Paris, Gallimard, 1999, S. 64, und unser Nachwort.

Seite 571:
1 Diese Replik bezieht sich auf eine Bemerkung Albertines, die durch einen Zusatz etwas in die Ferne gerückt ist.

Seite 572:
1 Proust hat mehrere Vorzeichen von Albertines Tod in den Text der *Gefangenen* eingefügt.

Seite 576:
1 Nach Jean Cocteau geht dieser Ausspruch auf denselben Burschen zurück, dem wir »se faire casser le pot« verdanken. »Er beklagte sich, daß man nie ein Fenster öffnete, und es kam deshalb zum Bruch, weil er es ostentativ und mit großem Lärm tat. (Diese Szene findet man auch im Buch.) Er sagte: ›-Man krepiert ja hier.‹ Ich habe vergessen, ob er abgehauen ist oder ob Céleste ihm die Tür gewiesen hat.« Vgl. *Le Passé défini* [21] Bd. I , S. 305. Zu Henri Rochat vgl. Céleste Albaret [25] und Tadié [51] passim.

Seite 577:
1 Weiteres Vorzeichen von Albertines Tod.

Seite 579:
1 Die neuen Bestände der staatlichen Gemäldesammlung waren in der Orangerie des Palais du Luxembourg ausgestellt. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [14] S. 540 und Anm. 1.

2 Während im Hause des Herzogs und der Herzogin von Guermantes zwei Bilder von Elstir hängen, die mit Whistlerschen Porträts und Renoirs *Déjeuner des canotiers* in Verbindung gebracht werden können (vgl. *Guermantes* [16] S. 590 und Anm. 1), weisen die beiden Elstirs der Fürstin auf Renoirs *Bal du Moulin de la Galette* (Musée d'Orsay) und *Madame Charpentier et ses enfants* (Metropolitan Museum of Art, New York).

Seite 580:
1 Ein weiteres Mal schimmert hinter Elstir Renoir durch. Vgl. *Les Grandes Baigneuses* (Museum of Art, Philadelphia) und *Baigneuses au crabe* (Museum of Art, Cleveland).

2 Dieser blaue Fortuny-Mantel spielt eine zentrale Rolle innerhalb der leitmotivischen Komposition der *Recherche*. Man tut gut daran, ihn in Erinnerung zu behalten.

Seite 581:

1 Die Konstellation Versailles-Aeroplan-Albertine hat einen biographischen Hintergrund; sie weist auf Agostinelli. Vgl. S. 583, Anm. 1.

Seite 585:
1 Ein erstes Mal äußert sich Marcel über den Mondschein in der Dichtung gegenüber Mme. de Villeparisis. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [15] S. 423 ff. »Blaues, samtenes Mondlicht« scheint in Chateaubriands *Génie du Christianisme* (V , 12); von Bäumen »im blauen Mondschein« spricht Victor Hugo in dem Gedicht »Éviradnus« aus *La Légende des siècles*, und vom »blauen Mondschein, der den Horizont überströmt« in »La fête chez Thérèse« aus *Les Contemplations*; in Baudelaires Sonett »La lune offensée« trägt der Mond einen gelben Domino; bei Leconte de Lisle endlich findet man einen »kalten« Mond in »Le cœur de Hialmar« und einen »fahlen Mondschein« in »Les Hurleurs« (beide Gedichte in: *Poèmes barbares*, 1862). Vgl. Luzius Keller, »Beseelte Landschaften und Landschaften der Seele. Prousts Verhältnis zur Romantik am Beispiel seines Dialoges mit Chateaubriand«, in: *Romantik. Aufbruch zur Moderne*, hg. Karl Maurer und Winfried Wehle, München, Fink Verlag, 1991.

Seite 587:
1 Gemeint ist das Schloß Madame de Sévignés in der Nähe von Rennes.

Seite 588:
1 Erinnerung an Auteuil. Vgl. das Vorwort zu Blanches *Propos de peintres* in *Essays* [13].

2 Vgl. »Benzingeruch und Erinnerungen an sommerliche Spazierfahrten« in *Gegen Sainte-Beuve* [20]. Zum Thema Automobil: Wolfram Nitsch, »Phantasmen aus Benzin. Prousts Automobile in textgeschichtlicher Sicht«, in: *Marcel Proust. Schreiben ohne Ende* [39], und Werner Hofmanns Vortrag »Die Poesie des Autogestanks« (erscheint in den Akten des Hamburger Symposions der Marcel Proust Gesellschaft vom Juli 1999 über Marcel Proust und die Belle Époque).

Seite 590:
1 Freies Zitat nach Racines Tragödie *Esther* (Vers 193-194).

RESÜMEE

DIE GEFANGENE

Erster Tag: Die morgendlichen Straßengeräusche dringen in Marcels Zimmer. Albertines Gutenachtkuß als Wegzehrung (7). Lichteffekte und Albertines Vogelgezwitscher bei der Morgentoilette. Das Barometermännchen (9). Die Mutter schreibt täglich aus Combray. Sie mißbilligt Marcels Verhalten gegenüber Albertine (12). Françoise zwingt Albertine unter das Gesetz, Marcels Schlaf nicht zu stören. Zitate aus Racines *Esther* (16). Geistige und physische Veränderungen Albertines (20). Marcel empfindet gegenüber Albertine keine Liebe mehr, sondern nur noch Eifersucht. Stets wittert er verdächtige Machenschaften und rät deshalb Albertine von einem Ausflug in den Park der Buttes-Chaumont ab. Unvorsichtigerweise läßt er sie auf ihren täglichen Spazierfahrten von Andrée und dem ehemaligen Chauffeur der Verdurins begleiten. Gomorrha ist überall (23). Kaum ist Albertine ausgefahren, genießt Marcel die Freuden des Alleinseins. Träumereien, Erinnerungen, Reisewünsche. Venedig (31).

Besuche bei der Herzogin von Guermantes gegen Abend. Ihre Fortuny-Kleider. Ihre altmodische Sprache (38). Psychologische Auswirkungen der Dreyfus-Affäre (50). Weiteres Gespräch über Modefragen (54). Begegnung mit Monsieur de Charlus und Morel. Der Ausdruck »einen Tee spendieren«. Charlus' Vertrautheit mit Morel, mit einem Klubdiener, mit Monsieur de Vaugoubert. Einschub des Autors, der sein Sittengemälde rechtfertigt (56). Plan einer Heirat Morels mit Jupiens Nichte. Zufriedenheit des Barons. Infame Absichten Morels (62).

Zwischenfall mit dem Jasmin (73). Diskretion Albertines (76). Andrées Charakterfehler (79). Eifersucht als Quelle von Mißtrauen und Täuschung (82). Albertine im Hauskleid. Ihr Ring mit den Schwingen eines Adlers. Ihr Geschmack, ihre Eleganz, ihre Intelligenz (84). Das Wesen der jungen Mädchen liegt in der Geschwindigkeit ihrer Veränderungen (87). Jupiens Nichte ändert ihre Ansichten über Morel und den Baron von Charlus (90). Verschiedene Bilder Albertines (91). Ihr Schlaf (94). Ihr Erwachen (100). »Marcel« (101). Marcel gleicht immer mehr seinen Eltern und seiner Tante Léonie (106). Trügerische Beruhigung durch die Liebesspiele mit Albertine (109).

Zweiter Tag: Ein Wetterwechsel – Wechsel in ein anderes Klima – macht die Arbeitspläne Marcels zunichte (111). Erinnerungen an Balbec, an eine verdächtige Äußerung Aimés. Die Eifersucht kennt kein Ende (114).

Am Abend erklärt Albertine, tags darauf Madame Verdurin einen Besuch machen zu wollen. Ihre Mimik weckt Marcels Argwohn. Er will diesen Besuch verhindern (120). Albertine – ein flüchtiges Wesen (127). Rolle der Verdächtigungen

in der Liebe. Rolle der Gewohnheit. Albertine als Lügnerin (129). Haßgefühle von Françoise gegenüber Albertine (135). Telephongespräch mit Andrée (136). Albertine erzählt Marcel, Madame Verdurin angetroffen zu haben (141). Die Drehfeuer der Eifersucht (143). Marcel will Albertine zu den Verdurins begleiten; Albertine ändert ihre Pläne; neue Verdächtigungen. Albertine wird zu einer unendlichen Reihe unlösbarer Probleme (143). Die Flugplätze in der Nähe von Paris (145). Albertine soll am folgenden Tag eine Benefizgala im Trocadéro besuchen (147). Marcel gleicht seinen Eltern (148). Wunsch, mit Albertine zu brechen und nach Venedig zu fahren (151). Der verweigerte Gutenachtkuß. Listen Marcels, um Albertine zurückzuhalten. Ihr Schlaf. Ihr Erwachen (154).

Dritter Tag: Ein in den Winter eingeschobener Frühlingstag. Die Rufe der Straßenhändler als Ouvertüre zu einem Festtag (160). Albertine tritt ein. Zitate aus Racines *Esther*. Austausch lügenhafter Reden. Vorahnung von Albertines Tod (166). Einschub über Schlaf, Träume, Amnesie und Narkotika (168). Der Schlaf schenkt uns Gefühle des Mitleids, unsere verschiedenen »Pietà« (174). Wiederaufnahme der »cris de Paris« (176). Albertines Bravourstück über das Eis (180). Vergleich ihrer Sprache mit jener von Céleste Albaret (182). Andrée begleitet Albertine in den Trocadéro. Zweifel an der Zuverlässigkeit des Chauffeurs (183). Erinnerung an Gilbertes Unaufrichtigkeit sowie eine Reise Albertines nach Balbec (187). Von seinem Fenster aus lauscht Marcel auf die Rufe der Händler und beobachtet die Laufmädchen. Er trägt Françoise auf, ihm ein Milchmädchen heraufzuschicken (190). Ein sorgenvoller Brief von Marcels Mutter (195). Das Milchmädchen. Unterschied zwischen der realen und der imaginierten Person (196). Marcel liest im *Figaro*, daß im Trocadéro die als Lesbierin bekannte Schauspielerin Léa auftreten wird (201). Françoise wird beauftragt, Albertine sogleich zurückzuholen. Die Sprache von Françoise degeneriert unter dem Einfluß ihrer Tochter (212). Per Telephon und per Rohrpost wird die Rückkehr Albertines angekündigt. Marcels Unruhe und auch sein Verlangen kommen dadurch zum Erliegen (217). Vinteuils Geigensonate und Wagners *Tristan.* Liegt in der Kunst eine tiefere Realität? (221). Die nachträglich gefundene Einheit gewisser Werke des neunzehnten Jahrhunderts (224). Die Kunst läßt sich auf technische Fähigkeiten reduzieren (227). Morel beschimpft seine Verlobte (229). Albertines neuer Ring (231). Ausflug in den Bois de Boulogne (233). Gespräch über Architektur am Beispiel des Trocadéro (234). Ohne Albertine etwas davon zu sagen, will Marcel den Abend bei den Verdurins verbringen. Albertine als Hindernis, mit den Midinetten anzubändeln oder nach Venedig zu fahren (237). Albertine hat ihren früheren Reiz verloren (242). Die parallelen Schatten Albertines und Marcels. Rückkehr im Mondschein (245). Abendessen in Albertines Zimmer. Ihre Bewunderung für Barbedienne-Bronzen (247). Anzeichen für die Absicht Albertines zu entfliehen. Ein Versprecher Gisèles (249). Marcel verschweigt seinen Wunsch, mit Albertine zu brechen, und verspricht ihr ein Kleid von Fortuny (255).

Marcel erfährt, daß Bergotte an diesem Tag gestorben ist (256). Sein Alter, seine Krankheit, sein Tod vor Vermeers *Ansicht von Delft* (256). Gedanken über die Unsterblichkeit des Künstlers (264).

Bergottes Tod bringt eine Lüge Albertines an den Tag (264). Man glaubt nicht seinen Sinnen, sondern seinen Überzeugungen (266). Albertines Begabung zu lügen (268).

Ohne Albertine etwas davon zu sagen, geht Marcel zu den Verdurins (271). Begegnung mit Morel. Seine Neurasthenie und sein Zynismus (272). Zwei vorläufige Resultate dieses Tages: der Entschluß, mit Albertine zu brechen, und die Erkenntnis, Kunst beruhe nur auf technischer Fähigkeit und lohne deshalb kein Opfer (278). Begegnung mit Brichot. Gespräch über Swann. Swann als Figur in einem Roman Marcels (278). Erinnerungen Brichots an den früheren Salon Verdurin (284). Begegnung mit Charlus. Seine Veranlagung offenbart sich in seiner Erscheinung sowie in seiner Sprache (286). Er äußert sich über die Eleganz Albertines (295). Entwicklung seines Verhältnisses mit Morel und seines Verhaltens im Kreis der Verdurins (298). Charlus liest einen Brief Léas an Morel und entdeckt dabei eine neue Bedeutung des Ausdrucks »dazugehören« (303). Als Amateur kann Charlus aus solchen Entdeckungen keinen Nutzen ziehen (305). Er erkundigt sich nach Bloch (306). Er bewundert Morels Erfolge bei Frauen (308). Um seinen Schützling zu lancieren, hat er den Faubourg Saint-Germain zu einem Konzert Morels bei den Verdurins eingeladen und auch den Kontakt mit Bergotte wiederaufgenommen (310). Auch Mademoiselle Vinteuil und ihre Freundin werden erwartet (315). Aufflammen der Eifersucht Marcels (316). Begegnung mit Saniette. Seine archaisierende Sprache (319). Vertraulichkeiten von Charlus gegenüber den Dienern in der Garderobe (321). Monsieur Verdurin beschimpft Saniette (322). Vergnügen der Verdurins, zu entzweien und zu verbinden (325). Wut Madame Verdurins auf Charlus wegen der Auswahl der Gäste (326). Gesellschaftliche Auswirkungen der Dreyfus-Affäre und der Ballets Russes (335). Die Verdurins und der Tod der Fürstin Scherbatow (338). Vorkehrungen Madame Verdurins vor dem Musikgenuß. Der Geruch nach Rhinogomenol (341). Charlus möchte Morel adoptieren (344). Heimliche Gespräche von Charlus mit seinesgleichen (345). Madame Verdurin will Charlus und Morel entzweien (346). Außer der Königin von Neapel benehmen sich die Gäste gegenüber Madame Verdurin äußerst unerzogen (348).

Monsieur de Charlus zwingt seine Gäste, sich der Musik gegenüber anständig zu benehmen und schweigend zuzuhören (352). Man spielt ein unveröffentliches Septett von Vinteuil, das Marcel an die Geigensonate erinnert. Es beginnt mit einem geheimnisvollen Appell (353). Betrachtungen über Madame Verdurin, die Musiker und Morel (356). Das Septett verhält sich zur Sonate wie Marcels Liebe für Albertine zu seinen früheren Lieben (358). Die Eindrücke der Musik vermischen sich mit den Gedanken an Albertine. Vinteuils Musik läßt die Kunst als etwas Reales und somit dem Leben Überlegenes erscheinen. Vinteuils Stimme (359). Die verlorene Heimat des Künstlers (365). Am Ende des Septetts erklingt neuerdings der Appell, diesmal auf triumphale Weise (370). Marcel verdankt das ästhetische Erlebnis der Freundin von Vinteuils Tochter, die die unleserlichen Aufzeichnungen des Komponisten entziffert hat. Verquickung von Genie und Laster (371).

Nach dem Konzert weist Monsieur Verdurin Saniette die Tür. Dieser erleidet im Hof einen Schlaganfall (377). Die Gäste bedanken sich bei Monsieur de Charlus, ohne sich um Madame Verdurin zu kümmern (379). Bemühungen des Barons um Morels Karriere in der Gesellschaft (383). Wut Madame Verdurins (390). Der vergessene Fächer der Königin von Neapel (391). Madame Verdurin spannt Brichot in die Verschwörung gegen Charlus ein. Skrupel Brichots (399).

Erinnerungen Brichots an den früheren Salon Verdurin (405). Kommentare des Barons zu Morels Geigenspiel (410). Der Baron als Hörer in Brichots Vorlesungen (414). Die gesellschaftliche Stellung von Madame de Villeparisis (419). Marcel nimmt sich vor, Albertine vorzutäuschen, er wolle mit ihr brechen (422). Charlus erzählt von Swann und Odette und doziert, angeregt durch Brichot, über Homosexualität (423). Unterdessen wird Morel von Monsieur Verdurin ins Gebet genommen (442). Morel verleugnet Charlus. Der fassungslose Baron wird von der wegen ihres Fächers zurückgekehrten Königin von Neapel weggeführt (453). Großzügigkeit der Verdurins gegenüber dem kranken Saniette (465). Rückkehr Marcels mit Brichot. Das erleuchtete Fenster als Symbol von Marcels Knechtschaft (469).

Wut Albertines. Wut Marcels (476). Enthüllungen Albertines über die angebliche Reise nach Balbec (478). Sie behauptet, ihre angebliche Freundschaft mit der Freundin von Vinteuils Tochter sei eine Lüge gewesen (481). Der Ausdruck »mir es hintenherum besorgen lassen« (483). Marcel gibt vor, sich von Albertine trennen zu wollen (488). Weitere Enthüllungen Albertines: Blochs Cousine Esther (490), eine Reise mit Léa (501). Marcel und Tante Léonie (506). Albertine erklärt, sich in die Touraine zu ihrer Tante begeben zu wollen, worauf Marcel das böse Spiel abbricht und vorschlägt, den Mietvertrag zu erneuern (513). Die schlafende Albertine als allegorische Figur (516).

Vierter »Tag«: Vergleich zwischen der Szene am Vortag und einem diplomatischen Bluff (517). Albertine sucht vergeblich Marcels Verdacht zu zerstreuen (522). Françoise und möglicherweise auch die Verdurins versuchen, Marcel und Albertine auseinanderzubringen (523). Der künstlerische Geschmack Albertines (527). Ihre Fortuny-Kleider (528). Albertine am Pianola (532). Sie spielt Werke Vinteuils. Die spiritualistische Hypothese: Gleich den Kirchtürmen von Martinville, den Bäumen von Hudismenil oder der Madeleine erschließt diese Musik eine geistige Realität (536). Gespräch mit Albertine. Künstlerisches Genie hängt nicht von Inhalten ab, sondern von der Umsetzung einer geistigen Realität (537). Stilistische und thematische Beispiele aus den Romanen von Barbey d'Aurevilly, Thomas Hardy und Dostojewski. Schöpfertum und Erfahrung des Bösen. Dostojewski und Madame de Sévigné (538). Die materialistische Hypothese: Die Kunst ist eitel und nichtig (546). Illusion von Albertine als Kunstwerk: Die heilige Cäcilie am Pianola (548). Die Liebe Marcels zu Albertine hat ihren Grund nicht in der Kunst (550). Nie erlahmende Neugier in bezug auf Albertine. Liebe ist Raum und Zeit, wie das Herz sie erfährt (552). Albertine als Göttin der Zeit. Ihr friedlicher Schlaf. Ihr freudiges Erwachen bei Mondschein (554).

Fünfter »Tag«: Der Frühling naht (555). Madame Bontemps erzählt Marcel von Albertines Spaziergängen im Park der Buttes-Chaumont und weshalb sie in Balbec einwilligte, mit ihm nach Paris zu fahren (556). Zwei Charakterzüge Albertines: kalkuliertes Handeln und unwiderstehlicher Hang zum Vergnügen (559). Der Bruch scheint unvermeidlich, doch Marcel will den Augenblick selbst bestimmen (564). Vorwürfe und Enthüllungen in bezug auf Vinteuils Tochter und auf Andrée (567). Albertine verweigert Marcel den Gutenachtkuß (571). Todesahnungen (572). Vorahnung von ihrer Flucht (576).

Sechster »Tag«: Erleichterung beim Erwachen (577). Erneute Todesahnungen (577). Marcel empfindet Albertine als Last. Wunsch, ohne sie nach Venedig zu fahren (579). Ausflug mit Albertine nach Versailles. Ein Flugzeug (580). Verdäch-

tige Aufmerksamkeit Albertines gegenüber der Konditorsfrau (582). Nächtliche Rückkehr im Mondschein. Der Mondschein bei den Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts (584). Albertine willigt ein, die Verdurins an diesem Abend nicht mehr zu besuchen (587).

Letzter »Tag«: Frühlingsgefühle beim Erwachen (587). Geräusch und Geruch eines Automobils erwecken Erinnerungen an Balbec und Wünsche nach Landpartien mit einer Unbekannten (588). Wunsch, ohne Albertine nach Venedig zu fahren. Entschluß, sie auf der Stelle zu verlassen (590). Marcel will sich einen Reiseführer und einen Fahrplan besorgen lassen, als Françoise ihm meldet, Albertine habe das Haus um neun Uhr verlassen. Die Gleichgültigkeit gegenüber Albertine erweist sich als Illusion (593).

BIBLIOGRAPHIE

I. Werke von Marcel Proust:

1. *Contre Sainte-Beuve* précédé de *Pastiches et mélanges* et suivi de *Essais et articles*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
2. *Jean Santeuil* précédé de *Les Plaisirs et les jours*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
3. *À la recherche du temps perdu*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1987-1989 (4 Bände).
4. *La Prisonnière*, Paris, Flammarion, »GF«, 1984.
5. *La Prisonnière*, Paris, Gallimard, »folio«, 1988.
6. *La Prisonnière* suivi de *Albertine disparue,* Paris, Librairie Générale Française, »Le livre de poche«, 1993.
7. *Écrits de jeunesse*, Institut Marcel Proust International, o. J.
8. *Le Carnet de 1908*, Paris, Gallimard, 1976.
9. *Correspondance*, Paris, Plon, 1970-1993 (21 Bände).
10. Marcel Proust und Jacques Rivière: Correspondance (1914-1922), Paris, Gallimard, 1976.

II. Deutsche Übersetzungen:

11. Freuden und Tage und andere Erzählungen und Skizzen aus den *Jahren 1892-1896*. Deutsch von Luzius Keller (»Der Gleichgültige« von Elisabeth Borchers), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988.
12. Nachgeahmtes und Vermischtes (»Pastiches et mélanges«). Deutsch von Henriette Beese, Ludwig Harig und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1989.

13. Essays, Chroniken und andere Schriften. Deutsch von Henriette Beese, Luzius Keller und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
14. Unterwegs zu Swann (»Du côté de chez Swann«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1994.
15. Im Schatten junger Mädchenblüte (»À l'ombre des jeunes filles en fleurs«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1995.
16. Guermantes (»Le Côté de Guermantes«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1996.
17. Sodom und Gomorrha (»Sodome et Gomorrhe«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1999.
18. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit (»À la recherche du temps perdu«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, »suhrkamp taschenbuch«, 1981-1984 (10 Bände).
19. Jean Santeuil. Deutsch von Eva Rechel-Mertens und Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992 (2 Bände).
20. Gegen Sainte-Beuve (»Contre Sainte-Beuve«). Deutsch von Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1997.

III. Weitere Primärliteratur:

21. Cocteau, Jean: Le Passé défini, Paris, Gallimard, 1983 (3 Bände).
22. Ruskin, John: The Works, »Library Edition«, London, G. Allen, 1903-1912 (39 Bände).
23. Saint-Simon: Mémoires, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1983-1988 (8 Bände).

IV. Sekundärliteratur:

24. Adams, William Howard: Prousts Figuren und ihre Vorbilder, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988.
25. Albaret, Céleste: Monsieur Proust, Paris, Laffont, 1973.
26. Bardèche, Maurice: Marcel Proust romancier, Paris, Les sept couleurs, 1971 (2 Bände).
27. Beretta Anguissola, Alberto: Kommentar zu La Prigioniera, in: Marcel Proust, *Alla ricerca del tempo perduto*, Milano, Mondadori, 1989, Band III.
28. Compagnon, Antoine: Proust entre deux siècles, Paris, Seuil, 1989.
29. Corbineau-Hoffmann, Angelika: Marcel Proust: A la recherche *du temps perdu*, Tübingen und Basel, Francke, 1993.

30. Curtius, Ernst Robert: Marcel Proust (1925), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1964.
31. De Agostini, Daniela: »Albertine: ›figura allegorica‹ dell' opera e ›metafora‹ della scrittura, *aut-aut* 193/194 (1983).
32. Deleuze, Gilles: Proust und die Zeichen, Frankfurt a. M. / Berlin / Wien, Ullstein, 1988.
33. Dubois, Jacques: Pour Albertine. Proust et le sens du social, Paris, Seuil, 1997.
34. Eels, Emily: »Proust à sa manière«, Littérature 46 (1982), 105-123.
35. Henry, Anne: Marcel Proust. Théories pour une esthétique, Paris, Klincksieck, 1981.
36. Keller, Luzius: Proust lesen, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1991.
37. Id.: »Marcel Proust zwischen Belle Époque und Moderne« in: [40].
38. Köhler, Erich, u. Corbineau-Hoffmann, Angelika: Marcel *Proust*, 3., aktualisierte und erweiterte Auflage, Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1994.
39. Marcel Proust. Schreiben ohne Ende, Hg. Rainer Warning, Frankfurt a. M. und Leipzig, Insel Verlag, 1994.
40. Marcel Proust. Zwischen Belle Époque und Moderne, Hg. Reiner Speck und Michael Maar, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1999.
41. Michel-Thiriet, Philippe: Das Proust Lexikon, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
42. Milly, Jean: Proust dans le texte et l'avant-texte, Paris, Flammarion, 1985.
43. Nattiez, Jean-Jacques: Proust musicien, Paris, Christian Bourgois, 1984.
44. Painter, George: Marcel Proust – Eine Biographie, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1962.
45. Placella Sommella, Paola: Marcel Proust e i movimenti pittorici *d'avantguardia*, Rom, Bulzoni, 1982.
46. Das Proust-Album, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1975.
47. Recherche de Proust, Hg. Gérard Genette und Tzvetan Todorov, Paris, Seuil, 1980.
48. Richard, Jean-Pierre: Proust et le monde sensible, Paris, Seuil, 1974.
49. Steel, Gareth H.: Chronology and Time in A la recherche du *temps perdu*, Genève, Droz, 1979.
50. Tadié, Jean-Yves: Proust, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1987.
51. Id.: Marcel Proust. Biographie, Paris, Gallimard, 1996.
52. Veltkamp, Ingrid: Marcel Proust. Eifersucht und Schreiben, München, Wilhelm Fink Verlag, 1987.
53. Vogely, Maxine Arnold: A Proust Dictionary, New York, The Whitston Publishing Company, 1981.
54. Warning, Rainer: »Supplementäre Individualität. Prousts ›Albertine endormie‹«, in: *Individualität*, Hg. Manfred Frank und Anselm Haverkamp, München, Wilhelm Fink Verlag, 1988; jetzt auch in: Warning, Rainer: *Proust-Studien*, München, Wilhelm Fink Verlag, 2000.
55. Yoshikawa, Karuyoshi: »Vinteuil ou la genèse du Septuor«, *Cahiers Marcel Proust* 9, Paris, Gallimard, 1979.

NAMENREGISTER

Adam, Adolphe 631
Agostinelli, Alfred 606 , 609 ,611, 625 , 628 , 666 , 672
Agostini, Daniela de 609
Albaret, Céleste 19 , 182 ; 606 , 608 , 612 , 622 , 628 , 630 , 635 , 675
Albaret, Odilon 622
Albert, Prinz von Belgien 351
Albert, Charles d' 331 , 634
Alberti s. Albert, Charles d' Albufera, Louis d' 605
Alembert d' 646
Alençon, Herzogin von s. Wittelsbach, Sophie von Anaxagoras 635
Antoine, André 646
Aspasia 472 ; 664
Aulnay, Madame d' 645

Babinski, Dr. 609
Bach, Johann Sebastian 308
Baden, Ludwig, Fürst von 433 f.
Bakst, Léon 529 ; 611 , 668
Balzac 42 f., 225 , 314 ; 602 , 615 f., 631 f., 642
Banville, Théodore de 629
Barbedienne, Ferdinand 247 ; 634
Barbey d'Aurevilly, Jules-Amédée 538 ; 603 , 605 , 669 , 672
Barrès, Maurice 426 ; 657
Batteux, Charles 322 ; 643
Baudelaire 43 , 543 f., 585 ; 604 ,651, 676
Beauchamp, Louis de 616
Beaumarchais 657
Beaumont, Étienne de 636
Beccaria, Cesare 646
Beethoven 289 , 444 ; 640 , 648 , 655 , 674
Bellini, Giovanni 370 ; 650
Benois, Alexandre 529 ; 668
Beretta Anguissola, Alberto 610–677
passim Berlioz, Hector 312
Bernardin de Saint-Pierre 395 ; 653
Bernhardt, Sarah 332 ; 644
Bertall 622
Bize, Dr. 608
Bizet, Georges 412

Bizet, Jacques 634
Blanche, Jacques-Émile 633 , 676
Blazek, Josepha und Rosa 620
Boccioni, Umberto 600
Boigne, Comtesse de 656
Bois, Élie-Joseph 620
Boissier, Gaston 472 ; 664
Borelli, Raymond de 121 ; 621
Borodin, Alexander 547 ; 645 , 648 , 672
Bossuet 427 ; 658
Boucher, François 127 , 282 ; 621
Bouchor, Maurice 672
Bouff lers, Joseph-Marie de 433
Bourbon, Henri de 45 ; 616 , 663
Bourget, Paul 435 ; 659
Boutroux, Émile 653
Brach, Paul 638
Braunschweig, Herzog von 433 ; 659
Brissac, Herzog von 433 ; 659
Bronzino 308 ; 642
Bruant, Aristide 349 ; 647
Buffon 380 ; 652
Butor, Michel 649

Caillavet, Mme. Arman de 644
Cambronne, Pierre 637
Capet, Lucien 410 ; 655
Carpaccio 528 , 541 ; 670
Castellane, Boni de 617
Castiglione, Gräfin von 653
Cavaignac, Godefroy 645
Chabrier, Emmanuel 449 ; 648 , 661
Chambord, Graf von, s. Bourbon, Henri de Charolais, Graf von 433 ; 659
Charpentier, Gustave 622 ; 625
Chateaubr iand 44 , 472 , 585 ; 604 , 615 , 663 , 676
Chausson, Ernest 672
Chevillard, Camille 447 ; 661
Choderlos de Laclos, Pierre Ambroise François de 543 , 671
Chopin 645 , 648
Cicero 664
Cocteau, Jean 665 , 675
Compagnon, Antoine 635
Condé, Louis de, gen. der Große 417 , 433 f.; 659
Condorcet, Antoine de 646

Contes, Louis de 653
Conti, Fürst von 434 ; 659
Courier, Paul-Louis 43
Couture, Thomas 409 ; 654
Crémieux, Benjamin 622

D'Annunzio, Gabriele 376
Dante 640
Darius 61
Darlu, Alphonse 653
Daudet, Alphonse 637
Daudet, Léon 426 ; 657 , 661
Daudet, Lucien 639 , 641 , 656 f.
Daudet, Marthe 45 ; 616
Davioud, Gabriel 234 ; 632
Debussy, Claude 162 , 324 ; 623 f., 648 f.
Degas 621
Delafosse, Léon 609 , 661
Delcassé, Théophile 517 ; 667
Descartes 495 ; 665
Diderot 472 ; 646 , 664
Dostojewski 376 , 461 , 540–545; 603 , 670 ff.
Doyen, Eugène-Louis 620
Dreyfus, Alfred 50 ff., 333–337; 616 , 645 , 657
Dreyfus, Robert 631
Drumont, Édouard 54 ; 617
Du Barry, Madame 404 , 528 ; 654 , 667
Dubois, Jacques 609
Dukas, Paul 633
Dumersan, Théophile 643
Durand, Émile 611

Eliot, George 170 ; 626 , 656
Elisabeth, Kaiserin, s. Wittelsbach, Elisabeth
von Enesco, Georges 410 ; 655
Ephrussi, Charles 609
Eugen, Prinz 434 ; 659 f.

Falconet, Étienne 664
Fauré, Gabriel 648
Fénelon 622
Fénelon, Bertrand de 605 , 611
Flaubert 641
Flers, Robert de 639
Fortuny y Madrazo, Mariano 42 , 56 , 220 , 255 , 295 , 528 , 564 , 571 , 580 , 590 ; 604 , 606 , 614 , 617 , 667 , 674 , 676
Fragonard 127 ; 621
France, Anatole 335 ; 621 , 644 , 653 , 664 , 673
Franck, César 648 , 650 , 655 , 668

Galiani, Abbé 664
Galle, Johann Gottfried 657
Gallifet, General 281 ; 639
Gallimard, Gaston 606–609, 626 , 634
Garibaldi 647
Genlis, Madame de 543 ; 671
Gide, André 640 , 670
Giorgione 550 ; 673
Giotto 564 ; 674
Gluck, Christoph Willibald 614
Godebska, Misia 644
Gogol, Nikolaj 542
Goncourt, Brüder 646 , 654 , 656
Gould, Anna 617
Gozzoli, Benozzo 94 ; 619
Greco, El 291 ; 640
Greffulhe, Familie 616
Greffulhe, Gräfin 652
Gregor der Große 191 ; 627
Gregor XIII. 629
Grignan, Madame de 17
Guérin, Hippolyte 611
Guevara, Niño de 640

Haas, Charles 609 , 638 f. Händel 308
Hahn, Maria 614 f., 667
Hahn, Reynaldo 605 , 613 f., 624 , 641 f., 655
Halévy, Daniel 631
Hardy, Thomas 538 f.; 603 , 605 , 669 , 672

Hartwig, Ina 665
Hauptmann, Gerhard 646
Haussmann, Baron 613
Heliogabalus 436
Helleu, Paul 621 , 634
Helvétius, Claude Adrien 336 ; 646
Henry, Oberst 657 f.
Herodot 617
Hervieu, Paul 334 ; 644
Hofmann, Werner 676
Holbach d' 646
Homer 622
Horaz 472 ; 664
Hoyos, Graf von 653
Hugo, Victor 43 , 374 , 414 , 585 ; 602 , 604 , 631 , 633 , 651 , 654 f., 676
Hulst, Monseigneur d' 470 ; 663
Huxelles, Marquis von 435 ; 660
Huysmans, Joris-Karl 641

Ibsen, Hendrik 376 ; 646
Ingres 636

Janin, Jules 652
Jaurès, Jean 337 ; 646
Jeanne d'Arc 392
Jouaust, Oberst 336 ; 645
Joyce, James 646

Kant, Immanuel 402 ; 653
Karl der Große 644
Karl V. 655
Karl VII. 282
Karl X. 50
Keller, Luzius 628 , 649 , 676
Kock, Paul de 542 ; 671
Kolumbus 469

Labori, Fernand 336 f.; 645
La Bruyère, Jean de 289
Lacretelle, Jacques de 618 , 648
La Fontaine 334 , 472 ; 644 , 664
La Moussaye, Marquis von 434
Landru 639
La Rochefoucauld 247 , 436
La Tour, Maurice Quentin de 500 ; 665
Lavignac, Albert 632
Leconte de Lisle 585 ; 604 , 676
Lemaire, Madeleine 638 , 655
Lemaire, Suzette 650 f.
Lemaitre, Jules 641
Leo X. 423
Leonardo da Vinci 108 ; 673
Leriche, Françoise 634
Le Rider, Jacques 631
Leverrier, Urbain 426 ; 657
Liselotte von der Pfalz 435 ; 659 f.
Lorrain, Jean 621 , 656
Loti, Pierre 637
Loubet, Émile 336 ; 645
Louis-Philippe 671
Ludwig Wilhelm I. 659
Ludwig XIII. 331
Ludwig XIV. 433 , 642 ; 659
Ludwig XV. 665 , 667
Luini, Bernardino 673
Lukrez 627
Lully, Jean-Baptiste 624

Macchia, Giovanni 670
Madrazo, Mme. de, s. Hahn, Maria Madrazo, Raymond de 614
Maeterlinck, Maurice 43 , 162 ; 615 , 646
Mahler, Gustav 649
Maillé, Herzogin von 656
Mâle, Émile 625 , 628 , 674
Mallarmé 43
Manchester s. Yznage della Valle, Consuelo Mantegna 235 f., 370 ; 650
Margarita, Infantin 668

Maria Teresa, Infantin 668
Marinetti, Filippo 600
Marlborough, Herzogin von, s. Vanderbilt, Consuelo Mascagni, Pietro 642
Maspéro, Gaston 470 , 663
Massa, Marquis von 639
Massenet, Jules 10 ; 612
Massin, Robert 622
Mauriac Dyer, Nathalie 609 , 619 , 625 , 650 , 664 , 666
Maurras, Charles 661
Maynard, France Evelyn 56 , 617
Meilhac, Henri 43 ; 615
Mendelssohn Bartholdy, Felix 622
Merejkowsky, Dimitri 670
Mérimée, Prosper 43 , 470 ; 615 , 662 , 673
Metternich, Fürstin 652
Meurice, Paul 414 ; 655
Michelangelo 362 , 423
Michelet, Jules 224 ; 602 , 631
Milly, Jean 609 , 640 , 666
Molière 433 ; 657 , 659
Monaco, Fürst von 517
Monet, Claude 440
Monnier, Henri 643
Monsieur 433 , 435 ; 642 , 659
Montespan, Madame de 659
Montesquiou, Gräfin Bertrand de 652
Montesquiou, Robert de 609 , 637 , 639 ff., 643 f., 651 ff. 659 , 661 , 673
Morand, Paul 644 , 646 , 670
Moreau, Gustave 633
Mouchy, Herzog von, s. Noailes, Antoine de
Mozart 648
Munkacsy, Michael 541 ; 670
Murat, Joachim, König von Neapel 617
Murat, Prinz 66
Murat, Prinzessin 391
Musset, Alfred de 344
Mussorgski, Modest 162 ; 623

Napoleon 284 ; 653
Napoleon III. 617
Nattiez, Jean-Jacques 632 , 648
Naturel, Mireille 632
Neapel, Königin von, s. Wittelsbach, Maria
Nero 148

Nietzsche 222 ; 631
Nitsch, Wolfram 676
Noailles, Anna de 633
Noailles, Antoine de 282 ; 639

Offenbach, Jacques 614
Otto 285 ; 639
Ovid 619

Painter, George 644 , 646 , 649 , 661
Palestrina 191 ; 629
Pampille s. Daudet, Marthe
Peary, Robert Edwin 469 ; 662
Péladan, Joseph 654
Perikles 664
Petronius 403 ; 654
Phidias 470
Picasso 646
Picquart, Georges 336 ; 645
Pius V. 629
Placella Sommella, Paola 618
Plantevignes, Marcel 656
Plato 288 f., 314 , 402 , 472 ; 640 , 653 , 664
Polignac, Fürst von 281
Polignac, Fürstin von 635
Praxiteles 288
Proust, Adrien 627
Proust, Robert 597 , 608 f., 640 , 674
Puccini, Giacomo 308

Quinault, Philippe 624

Racine 599 , 613 , 625 , 671 , 674 , 677
Radica und Doodica 620
Raffael 225 ; 619

Rambuteau, Graf von 636
Rameau, Jean-Philippe 163 , 547 ; 624 , 672
Rechel-Mertens, Eva 610 , 665
Reichenberg, Suzanne 332 ; 644
Reinach, Joseph 334 ; 644
Rembrandt 540 f., 544 ; 670
Renan, Ernest 376 , 470 ; 662
Renoir 621 , 675
Renzi, Lorenzo 635
Rimskij-Korsakow, Nikolaj 645
Rivière, Jacques 597 , 606 , 608 , 622 , 634 , 640 , 670 , 674
Robert, Pierre-Edmond 609 , 611–677
passim Rochat, Henri 605 , 634 , 675
Roche-Guyon, Madame de la 633
Roettiers, Jacques 528 ; 667
Rogers, Brian G. 669
Rolland, Romain 632 , 656
Rothschild, Alphonse de 661
Roujon, Henri 658
Rousseau, Théodore 410 ; 655
Rouvier 667
Ruskin 612 , 619 , 622 , 628 , 633 , 650 , 652 , 667 f., 673

Sainte-Beuve, Charles Augustin 472 ; 659 , 663
Saintine, Xavier 643
Saint-Maurice, Gaston 281 ; 639
Saint-Saëns, Camille 618 , 648
Saint-Simon 304 , 403 , 433 , 435 ; 642 , 652 ff., 659 f.
Sand, George 14 , 44 ; 615
Scheikévitch, Mme. 621
Schelling, Friedrich 648
Schopenhauer, Arthur 648 , 650 , 668
Schubert 648
Schumann 360 ; 633 , 648 ff.
Seneca 635
Senior, Mrs. 673
Sert, José-Maria 529 ; 668
Sévigné, Madame de 17 f., 196 , 520 , 542 , 587 ; 629 , 671 , 676
Sévigné, Charles 196 ; 629
Silvestre, Armand 612
Sodoma, Il 314 ; 643
Sokrates 288
Sophokles 671
Spitzer, Leo 622 , 624

Standish, Mme. Henri 652
Steel, Gareth H. 619
Stendhal 43 , 540 ; 603 , 615 f.
Straus, Mme. 615 , 631 , 644 , 658 , 666
Strauss, Richard 336 , 376 ; 645
Strawinsky, Igor 336 ; 645 f.
Strindberg, August 646
Suarès, André 670 f.
Sue, Eugène 643
Sully-Mounet, gen. Mounet-Sully 299 ; 641

Tacitus 654
Tadié, Jean-Yves 606 , 608 , 632 , 634 , 648
Tagore, Rabindranath 607
Taine, Hippolyte 170 ; 626
Tallement de Réaux, Gédéon 633
Talleyrand, Graf von 617
Theokrit 289
Thibaud, Jacques 72 , 410 ; 618 , 655
Tiepolo, Giambattista 565
Tissot, James 281 ; 628 f.
Tizian 528 ; 674
Tolstoj, Leo 376 , 545 ; 603 , 670
Toulouse-Lautrec, Henri de 647
Turgenjew, Iwan 646
Turgot 646

Vacquerie, Auguste 414 ; 655
Vallières, Mademoiselle de la 659
Vanderbilt, Consuelo 56 ; 617
Vaudoyer, Jean-Louis 635 f.
Velázquez 533 , 668
Vendôme, Herzog von 433 f.; 659
Verdi, Giuseppe 642

Vergil 288 , 470 ; 640 , 662 ff.
Vermandois, Graf von 433 ; 659
Vermeer 262 , 264 , 282 ; 629 , 635 f.
Veronese 289 ; 640 , 668
Villars, Herzog von 434 ; 659

Wagner, Richard 222–226, 236 , 353 , 376 , 391 ; 602 f., 630 f., 648 , 650 f.
Warning, Rainer 608 f., 619
Warwick, Lady, s. Maynard, Frances Evelyn Watteau 621
Whistler 431 ; 659 , 675
Wilde, Oscar 673
Wilhelm II. 666
Wittelsbach, Elisabeth von 350 , 443 , 461 ; 647
Wittelsbach, Maria von 350 , 390 , 402 , 431 , 443 , 447 f., 458–461; 647
Wittelsbach, Mathilde von 647
Wittelsbach, Sophie von 350 , 443 ; 647

Xenophon 403
Xerxes 61 , 144

Yoshikawa, Kazuyoshi 649 f.
Yznaga del Valle, Consuelo 56 ; 617

Zola, Émile 53 ; 616 , 621 , 645
Zola, Mme. 336
Zurlinden, Émile 336 ; 645

INHALT

Die Gefangene

ANHANG

Nachwort

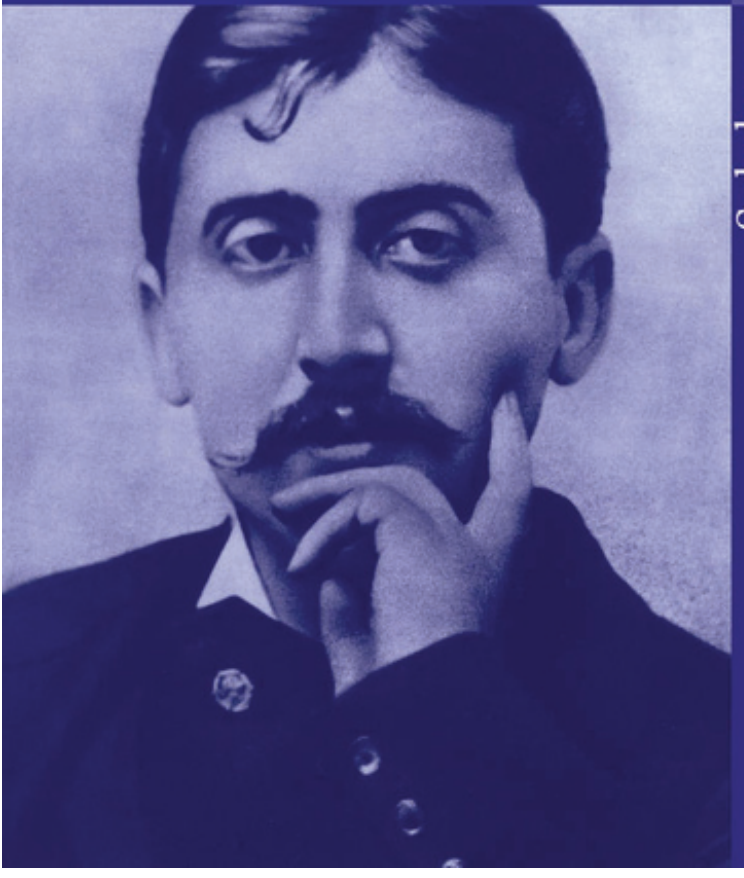
Anmerkungen und Kommentar

Resümee

Bibliographie

Namenregister

Marcel Proust
Die Flüchtige
Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 6



Suhrkamp

MARCEL PROUST

AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN ZEIT 6

DIE FLÜCHTIGE

SUHRKAMP

3821

Originaltitel:

À la recherche du temps perdu.

La Fugitive

Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens;

revidiert von Luzius Keller und Sybilla Laemmel.

ebook Suhrkamp Verlag Berlin 2010

© für diese deutschsprachige Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Alle Rechte vorbehalten

www.suhrkamp.de

eISBN 978-3-518-74260-0

3822

»Mademoiselle Albertine ist fort!« Um wieviel psychologischer als die Psychologie ist doch das Leiden! Vor einem Augenblick hatte ich bei meiner Selbstanalyse geglaubt, diese Trennung, ohne daß wir uns wiedergesehen hätten, sei gerade das, was ich wünschte; während ich die mäßigen Vergnügungen, die Albertine mir bot, gegen die Fülle von Wünschen abwägte, an deren Befriedigung sie mich hinderte (Wünsche, denen die Gewißheit der Gegenwart Albertines gleich einem Druck innerhalb meiner seelischen Atmosphäre erlaubt hatte, in den Vordergrund meines Bewußtseins zu treten, die aber auf die erste Kunde, Albertine sei fort, mit dieser gar nicht erst in Wettstreit treten konnten, da sie sich sogleich verflüchtigten), hatte ich mich für scharfsinnig gehalten und den Schluß gezogen, daß ich sie nicht mehr sehen wolle, daß ich sie nicht mehr liebte. Doch diese Worte: »Mademoiselle Albertine ist fort« hatten in meinem Herzen ein solches Leid verursacht, daß ich spürte, ich würde ihm nicht länger standhalten können; es mußte ihm auf der Stelle Einhalt geboten werden; zartfühlend gegenüber mir selbst, wie es Mama gegenüber meiner sterbenden Großmutter gewesen war, sagte ich mir in jener guten Absicht, jemanden, den man liebt, nicht leiden zu lassen: Habe nur eine Sekunde Geduld, wir finden dir ein Mittel, sei ganz ruhig, wir werden dich nicht derart leiden lassen.[1] Und da ich ahnte, daß mir Albertines Fortgehen eben, als ich noch nicht geläutet hatte, nur deswegen gleichgültig, ja sogar wünschenswert hatte scheinen können, weil ich es für unmöglich gehalten hatte, suchte mein Selbsterhaltungstrieb in ebendiesem Gedankengang die ersten Linderungsmittel für meine frische Wunde: Das alles hat überhaupt nichts zu bedeuten, da ich sie alsbald dazu bewegen werde zurückzukehren. Ich will mir gleich überlegen, mit welchen Mitteln, aber auf jeden Fall ist sie heute abend hier. Unnötig also, sich zu beunruhigen. »Das alles hat überhaupt nichts zu bedeuten« – ich hatte mich nicht damit begnügt, so zu mir selbst zu sprechen, auch in Françoise hatte ich versucht, die-

sen Eindruck zu erwecken, indem ich mir mein Leid ihr gegenüber nicht anmerken ließ; denn sogar in dem Augenblick, als ich es mit solcher Heftigkeit verspürte, vergaß meine Liebe nicht, daß sie Wert darauf legte, wie eine glückliche Liebe, eine erwiderte Liebe zu wirken, vor allem in den Augen von Françoise, die Albertine nicht mochte und immer an der Ernsthaftigkeit ihrer Empfindungen gezweifelt hatte. Ja, eben noch, bevor Françoise kam, hatte ich geglaubt, ich liebte Albertine nicht mehr, hatte ich geglaubt, als exakter Analytiker nichts unberücksichtigt gelassen zu haben, hatte ich geglaubt, mein Herz bis auf den Grund zu kennen. Doch kann der Verstand, wie hellsichtig er auch sein mag, die Elemente nicht wahrnehmen, aus denen das Herz besteht und die unerahnt bleiben, solange nicht ein Phänomen, das imstande ist, sie zu isolieren, sie aus dem flüchtigen Zustand, in dem sie sich meist befinden, in eine beginnende Verfestigung überführt. Ich hatte mich getäuscht, als ich glaubte, in meinem Herzen klarzusehen. Diese Erkenntnis aber, die mir die subtilsten Wahrnehmungen des Geistes nicht vermittelt hätten, war mir soeben – hart, gleißend, fremd, gleich einem kristallisierten Salz – durch die jähe Reaktion des Schmerzes zugetragen worden. Ich war es so gewohnt, Albertine um mich zu haben, und nun erblickte ich plötzlich ein neues Gesicht der Gewohnheit. Bisher hatte ich in ihr vor allem eine zerstörerische Macht gesehen, die jede Originalität, ja sogar das Wahrnehmungsbewußtsein aufhebt; jetzt sah ich sie als furchterregende Gottheit, die so fest an uns geschmiedet, deren nichtssagendes Gesicht unserem Herzen so fest aufgeprägt ist, daß diese für uns kaum erkennbare Gottheit, wenn sie sich loslöst, wenn sie sich von uns abwendet, uns schrecklichere Leiden als jede andere zufügt und darin ebenso grausam ist wie der Tod.[1]

Das Dringendste war, ihren Brief zu lesen, da ich auf Mittel sinnen wollte, sie zur Rückkehr zu bewegen. Ich fühlte mich im Besitz dieser Mittel, weil die Zukunft als etwas, was zu-

nächst nur in unserem Denken besteht, uns noch durch eine *in extremis* erfolgende Intervention unseres Willens beeinflußbar erscheint. Gleichzeitig aber dachte ich daran, daß ich andere Kräfte als die meinen auf sie hatte einwirken sehen, gegen die ich auch bei weit mehr verfügbarer Zeit nichts hätte ausrichten können. Was nützt es uns, daß die Stunde noch nicht geschlagen hat, wenn wir über das, was sich darin vollziehen wird, gleichwohl nichts vermögen? Als Albertine im Hause war, stand mein Entschluß fest, die Initiative zu unserer Trennung nicht aus der Hand zu geben. Dann aber war sie gegangen. Ich öffnete ihren Brief. Er war folgendermaßen abgefaßt:

»Mein lieber Freund, verzeihen Sie mir, daß ich nicht wagte, Ihnen die Worte mündlich zu sagen, die jetzt folgen werden, aber ich bin so feige, ich habe immer in Ihrer Gegenwart solche Furcht gehabt, daß ich, selbst wenn ich mich zu zwingen versuchte, doch den Mut nicht fand, es zu tun. Was ich Ihnen aber hätte sagen sollen, ist dies: Ein Leben zu zweien ist für uns unmöglich geworden; Sie haben ja übrigens bei Ihrer Szene neulich abends selber gesehen, daß sich in unseren Beziehungen etwas gewandelt hat. Was in jener Nacht noch beigelegt werden konnte, würde in ein paar Tagen nicht wiedergutzumachen sein. Da ist es doch besser, jetzt, nachdem wir durch eine gute Fügung uns noch einmal ausgesöhnt haben, als gute Freunde zu scheiden; deswegen, Lieber, schicke ich Ihnen diese Zeilen und bitte Sie, seien Sie so gut und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen etwas Kummer bereite, und denken Sie an den unermeßlichen, den ich selber haben werde. Mein lieber großer Junge, ich möchte nicht Ihre Feindin werden, es wird schon hart genug für mich sein, wenn ich Ihnen nach und nach oder sogar schon sehr bald gleichgültig sein werde; und da meine Entscheidung unwiderruflich ist, werde ich, noch ehe ich diesen Brief Françoise übergebe, sie um meine Koffer bitten. Adieu, ich lasse bei Ihnen das Beste von mir zurück! Albertine.«

All das bedeutet nichts, sagte ich mir; es ist sogar besser, als ich mir vorgestellt hatte, denn da sie nichts von alledem ernst meint, hat sie es offensichtlich nur geschrieben, um eine Entscheidung zu erzwingen, um mir Angst einzujagen. Es gilt, das Dringendste ins Auge zu fassen, nämlich daß Albertine heute abend wieder zu Hause ist. Es ist schon traurig zu denken, daß diese Bontemps ausgemachte Schlitzohren sind, die ihre Nichte benutzen, um Geld aus mir herauszupressen. Aber was tut das schon? Selbst wenn ich Madame Bontemps, damit Albertine heute abend wieder bei mir ist, die Hälfte meines Vermögens geben muß, haben Albertine und ich immer noch genug, um angenehm zu leben. Gleichzeitig aber schätzte ich ab, ob mir genügend Zeit verblieb, um heute morgen noch die Jacht und den Rolls Royce zu bestellen, die Albertine sich wünschte, wobei ich alle Bedenken fallenließ und gar nicht mehr daran dachte, daß ich für unklug gehalten, sie ihr zu schenken.[1] < Ich[2] hatte vor, außer den Automobilen die schönste Jacht zu kaufen, die es damals gab. Sie war zu haben, aber so teuer, daß sich kein Käufer dafür fand. Im übrigen würde sie noch nach dem Kauf, selbst vorausgesetzt, daß wir nur vier Monate im Jahr damit kreuzten, mehr als zweihunderttausend Francs jährlich an Unterhalt kosten. Auf einem Fuß von mehr als einer halben Million pro Jahr würden wir also leben. Würde ich das sieben oder acht Jahre lang überhaupt durchhalten können? Was soll's: Wenn ich nur mehr fünfzigtausend Francs Rente hätte, könnte ich sie Albertine überlassen und mich umbringen. Das war der Entschluß, den ich faßte. Er veranlaßte mich, an *mich* zu denken. Da nun das Ich unablässig eine große Zahl von Dingen denkt und selbst nur das Denken dieser Dinge ist, trifft es, wenn es zufällig, anstatt Dinge vor sich zu haben, plötzlich an sich selbst denkt, nur auf eine leere Apparatur, etwas, was es nicht kennt und dem es, um ihm etwas Realität zu verleihen, die Erinnerung an ein im Spiegel wahrgenommenes Gesicht hinzufügen muß. Dieses komische Lächeln, dieser ungleich gestutzte

Schnurrbart, das also wird von der Erdoberfläche verschwinden. Wenn ich mich in fünf Jahren umbringen würde, so würde es für mich aus damit sein, all die Dinge denken zu können, die unaufhörlich in meinem Geist vorüberzogen. Ich würde nicht mehr auf der Erde wohnen und niemals dorthin zurückkehren. Mein Denken käme für immer zum Stillstand. Mein Ich aber erschien mir nur desto nichtiger, wenn ich es derart schon als etwas sah, was nicht mehr existierte. Wie sollte es schwierig sein, derjenigen, zu der unser Denken unaufhörlich eilt (derjenigen, die wir lieben), dieses andere Wesen zu opfern, an das wir niemals denken, nämlich uns selbst? Daher erschien mir der Gedanke an meinen Tod wie auch die Vorstellung meines Ichs als etwas Merkwürdiges; sie waren mir keineswegs unangenehm. Plötzlich fand ich sie schrecklich traurig; ich hatte nämlich daran gedacht, daß ich nur deshalb nicht über mehr Geld verfügen konnte, weil meine Eltern noch lebten. Ich dachte plötzlich an meine Mutter. Die Vorstellung aber, wie sehr sie nach meinem Tod leiden würde, konnte ich nicht ertragen.Selbst wenn eine Unterstützung durch Madame Bontemps nicht genügt, wenn Albertine ihrer Tante nicht gehorchen will und für ihre Rückkehr die Bedingung stellt, daß sie künftig volle Freiheit hat – nun gut, wenn es mir auch Kummer macht, ich werde sie ihr lassen: Sie wird allein ausgehen können, wie es ihr gefällt; man muß auch schmerzliche Opfer bringen können für etwas, woran einem mehr als an allem anderen liegt und was für mich eben doch – trotz allem, was ich heute morgen aufgrund exakter, aber unsinniger Überlegungen für richtig gehalten habe – darin besteht, daß Albertine bei mir lebt. Könnte ich zudem behaupten, daß es mir wirklich so schmerzlich wäre, ihr diese Freiheit zu lassen? Da müßte ich lügen. Schon oft hatte ich das Gefühl gehabt, das Leiden daran, sie in Freiheit, aber fern von mir, das Böse tun zu lassen, werde vielleicht geringer sein als die Trauer, die ich zuweilen empfand, wenn ich sah, wie unlustig sie in meiner Gesellschaft, bei mir zu Hause war. Hätte

sie mich darum gebeten, irgendwohin reisen zu dürfen, wäre es mir bei dem Gedanken an die vorgesehenen Orgien gewiß schrecklich gewesen, sie gehen zu lassen. Ihr aber zu sagen: Nehmen Sie unser Schiff oder den Zug, reisen Sie auf einen Monat in dieses oder jenes Land, das ich nicht kenne, wo ich nichts von dem, was Sie tun, erfahren werde – in dieser Vorstellung habe ich mir oft gefallen, denn ich dachte, sie würde Vergleiche anstellen, fern von mir mich vorziehen und glücklich sein bei der Rückkehr. Außerdem wünscht sie es sicherlich selbst, sie verlangt keineswegs nach jener Freiheit, von der ich mit Leichtigkeit – dadurch, daß ich Albertine täglich neue Vergnügungen böte – Tag für Tag gewisse Abstriche machen könnte. Nein, Albertine wollte, daß ich ihr gegenüber nicht mehr unerträglich war, und vor allem – wie einst Odette von Swann –, daß ich mich entschloß, sie zu heiraten. Ist sie erst einmal verheiratet, wird sie aufihre Unabhängigkeit keinen Wert legen, wir werden beide hier bleiben, glücklich vereint. Das bedeutete allerdings, auf Venedig zu verzichten. Doch die ersehntesten Städte – geschweige denn die angenehmsten Gastgeberinnen oder die Vergnügungen und mehr noch als Venedig die Herzogin von Guermantes oder das Theater –, wie blaß, unwichtig und tot werden doch Städte wie Venedig, wenn wir durch ein so schmerzhaftes, unlösbares Band an ein anderes Herz gebunden sind. Albertine hat in dieser Heiratsfrage übrigens ganz und gar recht. Mama sogar fand das ewige Aufschieben lächerlich. Sie heiraten – das gerade hätte ich längst tun sollen, sollte ich jetzt tun, und deshalb hat sie mir auch diesen Brief geschrieben, von dem kein Wort ernst gemeint ist; um damit ihr Ziel zu erreichen, hat sie für einige Stunden auf das verzichtet, was sie ebensosehr wünschen muß, wie ich selbst es wünsche: daß sie wieder hierherkommt. Ja, das hat sie gewollt, das ist der Zweck ihres Handelns, sagte mir meine mitfühlende Vernunft, doch ich spürte, daß meine Vernunft, wenn sie es mir sagte, immer auf der gleichen Hypothese fußte, die sie sich von Anfang an zu

eigen gemacht hatte. Nun aber war ich mir wohl gewahr, daß die andere Hypothese[1] sich immer wieder bestätigt hatte. Gewiß hätte diese zweite Hypothese niemals ausdrücklich die kühne Formulierung gefunden, Albertine habe ein intimes Verhältnis mit Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin gehabt. Und dennoch hatte sich die zweite Hypothese bestätigt, als ich bei der Einfahrt in den Bahnhof von Incarville[2] durch den Schock jener schrecklichen Nachricht erschüttert wurde. In der Folge hatte sich diese Hypothese niemals vorgestellt, daß Albertine mich aus eigenem Antrieb und auf diese Weise je verlassen könnte, ohne mich vorher zu benachrichtigen und mir die Zeit zu geben, sie daran zu hindern. Nun war mir zwar nach dem neuen ungeheuren Sprung, den das Leben mich hatte tun lassen, die Wirklichkeit, die sich mir aufdrängte, ebenso neu wie diejenige, vor die uns die Entdeckungen eines Physikers, die Ermittlungen eines Untersuchungsrichters oder die Forschungsergebnisse eines Historikers in bezug auf die Hintergründe eines Verbrechens oder einer Revolution stellen; die schüchternen Vorhersagen meiner zweiten Hypothese wurden durch diese Wirklichkeit zwar übertroffen, gleichzeitig aber auch erfüllt. Diese zweite Hypothese war nicht die des Verstandes, und meine panische Angst an dem Abend, als Albertine mich nicht geküßt hatte, in jener Nacht, als ich das Geräusch des Fensters vernahm,[1] diese Angst war nicht verstandesbedingt. Daß jedoch – die Folge wird es noch mehr zeigen, so wie viele Episoden es bereits angedeutet haben – der Verstand nicht das subtilste, machtvollste, geeignetste Instrument für die Erfassung der Wahrheit ist, kann nur ein Grund mehr sein, mit dem Verstand und nicht mit dem Intuitionsvermögen unseres Unbewußten, mit einem vorgefaßten Glauben an Vorahnungen zu beginnen. Das Leben selbst führt uns nach und nach, von Fall zu Fall, zu der Wahrnehmung, daß all das, was uns für unser Herz oder für unseren Geist das allerwichtigste ist, uns nicht durch vernunftmäßige Überlegung zuteil wird, sondern durch andere Mächte. Dann aber ist

es der Verstand selbst, der vor jenen im Gewahrwerden ihrer Überlegenheit aufgrund vernünftiger Einsicht die Waffen streckt und sich darein ergibt, nur ihr Mitarbeiter und ihr Diener zu sein. Ein auf Erfahrung beruhender Glaube. Mir schien, ich hätte auch das unvorhergesehene Unglück, gegen das ich ankämpfte (wie die Freundschaft Albertines mit zwei Lesbierinnen) schon gekannt, gelesen nämlich in so vielen Zeichen, in denen ich (trotz der gegenteiligen Behauptungen meiner Vernunft, die sich auf Albertines eigene Äußerungen stützte) ihren Überdruß, ihren Abscheu davor erkannt hatte, ein solches Sklavendasein zu führen, Zeichen, die auf dem Grund ihrer traurig ergebenen Augen, auf ihren plötzlich von unerklärlicher Röte übergossenen Wangen – beim Geräusch des jäh geöffneten Fensters – wie mit unsichtbarer Tinte eingeschrieben waren. Ich hatte es bloß nicht gewagt, diese Zeichen hinlänglich zu deuten und ausdrücklich dem Gedanken Gestalt zu geben, sie könne plötzlich fortgehen. In meinem durch Albertines Gegenwart ausgeglichenen Seelenzustand hatte ich nur ein Fortgehen in Betracht gezogen, das ich selbst in die Wege leiten würde, an einem unbestimmten Tag und damit in nicht existenter Zeit; folglich hatte ich bloß die Illusion gehabt, ihr Fortgehen in Erwägung zu ziehen, so wie sich die Leute, solange sie sich wohlfühlen, einbilden, sie fürchteten den Tod nicht, wenn sie an ihn denken, während sie in Wirklichkeit einen rein negativen Gedanken in ihre gute Gesundheit einfließen lassen, die das Nahen des Todes aber gerade verändern würde. Die Idee eines von Albertine selbst gewollten Fortgehens hätte mir aber tausendmal in denkbar klarer, denkbar genauer Form in den Sinn kommen können, ohne daß ich deswegen deutlicher geahnt hätte, was dieses Fortgehen, auf mich selbst bezogen – das heißt in Wirklichkeit –, sein würde, welch einmaliges, schreckliches, unbekanntes Ereignis, welch völlig neues Unheil. Hätte ich dieses Fortgehen vorausgesehen, so hätte ich ohne Unterlaß jahrelang daran denken können, ohne daß diese Gedanken einer neben dem

anderen an Intensität, geschweige denn Ähnlichkeit den entferntesten Bezug zu der unausdenkbaren Hölle gehabt hätten, von der Françoise den Schleier hob, als sie zu mir sagte: »Mademoiselle Albertine ist fort.« Um sich eine unbekannte Situation vorzustellen, bedient sich die Einbildungskraft bekannter Elemente und stellt sich diese Situation eben deswegen nicht vor. Das Empfindungsvermögen aber, selbst das rein physische, bleibt wie von der Spur des Blitzes von der unverwechselbaren und lange Zeit unauslöschlichen Signatur des neuen Ereignisses gezeichnet. Und ich wagte mir kaum zu sagen, ich wäre vielleicht, hätte ich dieses Fortgehen vorausgesehen, unfähig gewesen, es mir in seiner Entsetzlichkeit vorzustellen, ja sogar, hätte Albertine es mir angekündigt und hätte ich ihr gedroht, sie angefleht, unfähig gewesen, es zu verhindern. Wie fern lag mir jetzt das Verlangen nach Venedig! Genauso wie früher in Combray dasjenige, Madame de Guermantes kennenzulernen, wenn die Stunde kam, zu der ich nur noch eine einzige Sache ersehnte: Mama bei mir im Zimmer zu haben! Tatsächlich waren alle seit meinen Kindertagen erlebten Formen der Unruhe auf den Appell der neuen Angst hin herbeigeeilt, um sie zu verstärken und mit ihr zu einer homogenen Masse zu verschmelzen, die mich erstickte.

Gewiß, diesen physischen Stich ins Herz, den eine solche Trennung einem versetzt und der infolge der erschreckenden Registrierfähigkeit des Körpers aus dem Schmerz etwas macht, was allen von Leiden erfüllten Epochen unseres Lebens zeitlich zugehört, gewiß, diesen Stich ins Herz, den vielleicht – so wenig kümmert man sich um den Schmerz der anderen – diejenige ein wenig in ihre Berechnungen einbezieht, die dem Nachtrauern seine höchste Intensität verleihen möchte, sei es, daß die Frau ihr Fortgehen nur andeutet oder nur zum Schein inszeniert, um bessere Bedingungen zu verlangen, sei es, daß sie für immer – für immer! – fortgeht, um uns schmerzlich zu treffen oder um sich zu rächen oder um weiterhin geliebt zu werden oder – da sie gute Erinnerungen hin-

terlassen möchte – um mit Gewalt jenes Netz von Überdruß und Gleichgültigkeit zu zerreißen, in dem sie sich zu verstricken drohte – gewiß, diesen Stich ins Herz hatte man zu vermeiden erhofft, man hatte sich versprochen, sich im guten voneinander zu trennen. Nur kommt es tatsächlich selten vor, daß man sich im guten trennt, wäre man nämlich im guten miteinander, würde man sich nicht voneinander trennen! Außerdem spürt die Frau, der gegenüber man sich am gleichgültigsten zeigt, dennoch dunkel, daß man ihrer zwar müde geworden ist, sich aber aufgrund einer gleichen Gewohnheit mehr und mehr an sie gebunden hat, und sie glaubt, einer der wesentlichsten Punkte, wenn man sich voneinander im guten trennen will, bestehe darin, nach vorheriger Bekanntgabe fortzugehen. Nun aber fürchtet sie, durch vorherige Bekanntgabe die Sache selbst zu verhindern. Je größer ihre Macht über einen Mann, desto deutlicher spürt jede Frau, die einzige Möglichkeit fortzugehen sei zu fliehen. Eben: flüchtig, weil eine Königin. Gewiß, es besteht ein ungeheurer Abstand zwischen jenem Überdruß, den sie kurz zuvor noch einflößte, und, da sie nun fort ist, diesem rasenden Bedürfnis, sie wieder bei sich zu haben. Doch hierfür gibt es, außer den in diesem Werk bereits erwähnten Gründen und denen, die später zur Sprache kommen werden, noch andere. Zunächst findet das Fortgehen häufig in dem Augenblick statt, in dem die – wirkliche oder nur geglaubte – Gleichgültigkeit am allergrößten ist, das heißt, wenn man sich am äußersten Punkt des Pendelausschlages befindet. Die Frau sagt sich: Nein, so kann es nicht weitergehen, gerade weil der Mann nur davon spricht, sie zu verlassen, oder doch daran denkt, worauf sie es ist, die geht. Dann schwingt das Pendel zu seinem anderen äußersten Punkt zurück, der Abstand ist nun so groß wie nur möglich. In einer Sekunde kommt er an diesen Punkt zurück; noch einmal, von allen bereits gegebenen Gründen abgesehen: Das ist doch nur natürlich. Das Herz klopft, und außerdem ist die Frau, die fortgegangen ist, nicht mehr dieselbe wie die, die hier war. Ihr

Leben in unserer Nähe, das uns allzu bekannt war, ist mit einem Schlag um all die Leben vermehrt, unter die sie sich ganz gewiß mischen wird, ja vielleicht hat sie uns verlassen, um sich eben unter jene zu mischen. Diese neue Lebensfülle der Frau, die fortgegangen ist, wirkt deshalb auf die Frau zurück, die vorher bei uns war und vielleicht da schon darauf sann, wegzugehen. Der Reihe der psychologischen Fakten, die wir ableiten können und die einen Teil ihres Lebens mit uns bilden, unseres ihr gegenüber allzu deutlich zur Schau getragenen Überdrusses, unserer Eifersucht auch (und die bewirken, daß Männer, die von mehreren Frauen verlassen worden sind, es eben wegen ihres Charakters und immer aufgrund ganz gleicher Reaktionen wurden, die im voraus berechenbar sind: Jeder hat seine Art, betrogen zu werden, so wie jeder seine Art hat, sich einen Schnupfen zu holen) – dieser Reihe, die nicht allzu viele Geheimnisse für uns birgt, entsprach sicherlich eine andere Tatsachenreihe, von der wir nichts ahnten. Sie hatte gewiß schon eine Zeitlang schriftlich oder auch mündlich oder durch Boten Beziehungen zu einem bestimmten Mann oder einer bestimmten Frau unterhalten und nur auf ein vereinbartes Zeichen gewartet, das wir ihr vielleicht, ohne es zu wissen, selbst gegeben haben, als wir ihr erzählten: Herr X. hat mich gestern besucht, falls sie nämlich mit Herrn X. ausgemacht hatte, daß an dem Abend, bevor sie selbst zu Herrn X. eilen sollte, dieser mir einen Besuch machen würde. Wie viele Hypothesen waren hier möglich! Möglich allerdings nur! Ich konstruierte mir die Wahrheit so gut zurecht, allerdings nur als Möglichkeit, daß ich, als ich eines Tages irrtümlich einen an eine meiner Geliebten gerichteten Brief geöffnet hatte, einen Brief, der, in chiffrierter Sprache abgefaßt, folgendermaßen lautete: »Erwarte immer noch Zeichen, zu Marquis von Saint-Loup zu gehen; morgen per Telephon benachrichtigen«, mir in Gedanken eine geplante Flucht zurechtlegte; der Name des Marquis von Saint-Loup stand gewiß nur für etwas anderes da, denn meine Geliebte kannte

Saint-Loup nicht, hatte mich aber von ihm reden hören, und die Unterschrift war im übrigen etwas wie ein Spitzname, der zu keiner Sprache paßte. Nun aber war der Brief nicht an meine Geliebte gerichtet, sondern an eine Person im Hause, die einen anderen Namen trug, den man nur falsch gelesen hatte. Der Brief war auch nicht chiffriert, sondern in schlechtem Französisch abgefaßt, weil eine Amerikanerin ihn geschrieben hatte, die mit Saint-Loup tatsächlich befreundet war, wie dieser mir bestätigte. Die ungewöhnliche Art aber, in der jene Amerikanerin bestimmte Buchstaben schrieb, hatten einem ganz echten, wenn auch fremdländischen Namen das Aussehen eines Spitznamens gegeben. Ich hatte mich also an jenem Tag mit meinem Argwohn auf der ganzen Linie getäuscht. Doch das intellektuelle Gerüst, durch das ich all diese völlig falschen Tatsachen miteinander in Verbindung gesetzt hatte, war in sich selbst eine so richtige, so gültige Form der Wahrheit gewesen, daß, als ein Vierteljahr darauf meine Geliebte (die zu jenem ersten Zeitpunkt noch ihr ganzes Leben mit mir zu verbringen gedachte) mich verließ, sich dies in einer Weise vollzog, die mit der vormals nur eingebildeten völlig identisch war. Es kam ein Brief, der genau die gleichen Eigentümlichkeiten aufwies, wie ich sie fälschlich dem ersten Brief zugeschrieben hatte, nur hatte er diesmal wirklich den Sinn eines vereinbarten Zeichens, usw.

Dieses Unglück war das größte meines ganzen Lebens. Und dennoch wurde das Leiden, das es mir bereitete, vielleicht noch von der Neugier übertroffen, die Ursache dieses Unglücks zu erfahren: wen Albertine begehrt, wen sie aufgesucht hatte. Doch die Quellen solcher großen Ereignisse sind wie die der Ströme; wir können den ganzen Erdkreis durchziehen, wir finden sie nicht. Hatte Albertine seit langem schon ihre Flucht geplant? Ich habe nicht erwähnt (weil es mir damals nur wie Albernheit und schlechte Laune vorgekommen war, wie das, was man bei Françoise mit der Wendung »eingeschnappt sein« bezeichnete), daß sie seit dem Tag, an dem sie

aufgehört hatte, mich zu küssen,[1] eine Grabesmiene zur Schau getragen, eine starre, steife Haltung angenommen, die einfachsten Dinge mit trauriger Stimme vorgebracht, sich langsam bewegt und niemals mehr gelächelt hatte. Ich kann nicht behaupten, daß irgend etwas auf ein Einverständnis mit jemandem außerhalb des Hauses hinwies. Zwar erzählte mir Françoise hinterher, sie habe, als sie zwei Tage vor dem Verschwinden Albertines in ihr Zimmer getreten sei, dort niemanden vorgefunden, die Vorhänge seien zugezogen gewesen, aber an der Frische der Luft und den Geräuschen habe sie gespürt, daß das Fenster offenstand. Tatsächlich habe sie dann Albertine auf dem Balkon vorgefunden. Doch man sieht nicht recht, mit wem sie von da aus hätte in Verbindung treten können, und außerdem erklärten sich die zugezogenen Vorhänge vor dem offenen Fenster zweifellos dadurch, daß sie wußte, welche Angst ich vor Luftzug hatte, und daß diese Vorhänge, wenn sie mich auch wenig davor schützten, doch mindestens Françoise daran gehindert hätten, vom Korridor aus zu sehen, daß die Fensterläden so früh schon geöffnet waren. Nein, ich sehe nichts außer einer kleinen Tatsache, die bloß beweist, daß sie am Vorabend bereits wußte, sie werde weggehen. An diesem Abend hatte sie nämlich aus meinem Zimmer, ohne daß ich es bemerkte, eine Menge Einwickelpapier und Packleinwand entnommen, die sich dort befanden und mit deren Hilfe sie ihre zahllosen Matineen und Morgenkleider die ganze Nacht hindurch einpackte, um am Morgen zu gehen. Das ist die einzige Tatsache, und dabei blieb es auch. Wenig Wichtigkeit kann ich dem Umstand beimessen, daß sie mir an jenem Abend beinahe mit Gewalt tausend Francs aufdrängte, die sie mir schuldete: Dabei war nichts Besonderes, denn sie war immer sehr genau in Geldangelegenheiten. Ja, sie nahm am Abend vorher das Packpapier, aber nicht erst an jenem Abend wußte sie, daß sie gehen würde. Denn nicht der Kummer bewog sie zu gehen, sondern der bereits gefaßte Entschluß zu gehen, auf das Leben zu verzichten, das sie erträumt

hatte, teilte ihr diese bekümmerte Miene mit. Bekümmert, fast feierlich und frostig mir gegenüber, abgesehen von dem letzten Abend, an dem sie länger bei mir geblieben war, als sie erst wollte – was mich gleich, da sie sonst immer ihren Aufbruch gern in die Länge zog, etwas verwunderte –, hatte sie an der Tür zu mir gesagt: »Adieu, mein Kleiner, adieu!« Ich hatte aber im Augenblick nicht darauf achtgegeben. Françoise hat mir erzählt, daß Albertine am nächsten Morgen, als sie ihr sagte, sie werde gehen (freilich aber war das auch durch die Ermüdung erklärbar, denn sie hatte sich nicht ausgezogen, vielmehr die ganze Nacht mit Packen all ihrer Sachen mit Ausnahme derjenigen zugebracht, um die sie, da sie sich weder in ihrem Zimmer noch in ihrem Ankleideraum befanden, Françoise erst bitten mußte), um vieles trauriger, steifer und starrer gewesen sei als an den vorausgegangenen Tagen, so daß sie, als sie »Adieu Françoise« sagte, nach Françoises Meinung zum Umfallen erschöpft ausgesehen habe. Wenn man solche Dinge erfährt, begreift man plötzlich, daß die Frau, die einem nun so viel weniger gefiel als alle jene Frauen, denen man mit Leichtigkeit einfach auf einer Spazierfahrt begegnet, die Frau, der man grollte, weil man auf alle jene um ihretwillen verzichten mußte, im Gegenteil diejenige ist, die man tausendmal vorziehen würde. Denn die Alternative stellt sich jetzt nicht mehr zwischen einem gewissen – durch die Gewohnheit und vielleicht auch die Mittelmäßigkeit des Objekts fast hinfällig gewordenen – Vergnügen und anderen Vergnügen, die verlockend und bezaubernd sind, sondern zwischen diesen Vergnügen und einer Sache, die weitaus stärker ist, dem Mitgefühl mit dem Schmerz.

Als ich mir selbst versicherte, daß Albertine am Abend wieder da sein werde, hatte ich mich an das Dringlichste gehalten und mit einer neuen Überzeugung die Wunde jener anderen, nun herausgerissenen Überzeugung verbunden, mit der ich bisher gelebt hatte. Doch wie schnell auch mein Selbsterhaltungstrieb tätig geworden war, war ich gleichwohl,

als Françoise mir berichtet hatte, eine Sekunde lang völlig wehrlos gewesen, und wenn ich jetzt auch wußte, daß Albertine am Abend zurück sein würde, wachte doch der Schmerz, den ich in dem kurzen Augenblick verspürt hatte, bevor ich selbst mich dieser Rückkehr versichert hatte (dem Augenblick, der auf die Worte: »Mademoiselle Albertine hat ihre Koffer verlangt, Mademoiselle Albertine ist fort!« gefolgt war), von selbst aufs neue in mir ganz gleich demjenigen auf, der er vorher gewesen war, das heißt zu dem Zeitpunkt, an dem ich von der nahe bevorstehenden Rückkehr Albertines noch nichts wußte. Sie mußte im übrigen zurückkehren, aber von sich aus. Bei allen Hypothesen liefe der Anschein, daß ich meinerseits Schritte unternahm oder sie bat zurückzukommen, dem Zweck durchaus zuwider. Gewiß hatte ich nicht mehr die Kraft, auf sie zu verzichten, wie ich sie Gilberte gegenüber bewiesen hatte.[1] Mehr noch als Albertine wiedersehen wollte ich der physischen Beängstigung ein Ende bereiten. Mein Herz, das nicht mehr die Kraft von einst besaß, konnte sie nicht länger ertragen. Dann war ich auch durch die Gewöhnung, nie meinen Willen zu betätigen, ob es sich nun um Arbeit oder etwas anderes handelte, feiger geworden. Vor allem war diese Angst aus vielen Gründen unvergleichlich stärker, wobei der wichtigste Grund vielleicht gar nicht darin zu sehen ist, daß ich mit Madame de Guermantes und mit Gilberte niemals die Lust der Sinne gekostet hatte, sondern daß meiner Liebe zu ihnen, da ich sie nicht jeden Tag, nicht jede Stunde sah – denn es bestand weder die Möglichkeit dazu noch infolgedessen das Bedürfnis danach –, die unermeßliche Kraft der Gewohnheit fehlte. Vielleicht wäre mir jetzt, da mein Herz, unfähig zu wollen und aus eigener Kraft das Leiden zu ertragen, nur eine einzige Lösung für möglich hielt, nämlich die Rückkehr Albertines um jeden Preis, die entgegengesetzte Lösung (der freiwillige Verzicht, die fortschreitende Resignation) als eine im Leben unwahrscheinliche, romanhafte erschienen, hätte ich mich nicht selbst früher für

ebendiese entschieden, als es sich um Gilberte handelte. Ich wußte also, daß auch diese andere Lösung akzeptiert werden konnte, und zwar von ein und demselben Menschen, denn ungefähr war ich ja trotz allem der gleiche geblieben. Nur hatte die Zeit ihre Rolle gespielt, die Zeit, die mich gealtert, die Zeit auch, die Albertine unaufhörlich in meiner Nähe belassen hatte, solange wir unser gemeinsames Leben führten. Ich verzichtete nicht auf sie, doch war mir immerhin von dem, was ich für Gilberte empfunden hatte, der Stolz geblieben, daß ich Albertine nicht als ein verächtliches Spielzeug erscheinen wollte, indem ich sie bitten ließ, wieder zu mir zu kommen; ich wollte, daß sie zurückkam, ohne daß es den Anschein hatte, daß mir daran gelegen sei. Ich stand auf, um keine Zeit zu verlieren, aber hielt inne vor Schmerz: zum ersten Male stand ich auf, seitdem sie fort war. Dennoch mußte ich mich rasch ankleiden, um mich bei Albertines Concierge zu erkundigen.

Das Leiden, als Fortsatz eines von außen zugefügten seelischen Schocks, strebt danach, seine Form zu verändern; man hofft, es werde sich verflüchtigen, wenn man Pläne schmiedet oder Erkundigungen einzieht; man hofft, es werde unzählige Metamorphosen durchmachen, denn das erfordert weniger Mut, als das Leiden auf sich zu nehmen, wie es nun einmal ist; das Lager scheint so eng, so hart, so kalt, auf dem man sich bettet mit seinem Schmerz. Ich stellte mich also wieder auf die Füße; nur mit unendlicher Vorsicht bewegte ich mich in meinem Zimmer, wählte meinen Platz stets so, daß ich den Stuhl Albertines nicht sah, nicht das Pianola, auf dessen Pedale sie ihre Goldpantöffelchen gesetzt hatte, nicht ein einziges der Dinge, die ihrem Gebrauch gedient hatten und die alle in ihrer besonderen Sprache, die meine Erinnerungen sie gelehrt hatten, mir eine Übersetzung, eine neue Version der Nachricht von ihrem Fortgehen geben, es mir ein zweitesmal zur Kenntnis bringen wollten. Doch ohne die Dinge anzuschauen, nahm ich sie dennoch wahr: Meine Kräfte verließen mich, ich sank

in einen der blauen Atlassessel, deren Schimmer vor einer Stunde noch im Halbdunkel des von einem einfallenden Lichtstrahl betäubten Zimmers in mir schwärmerische, mir nunmehr aber so fernliegende Träume wachgerufen hatte.[1] Ach! Noch nie, seit Albertine fort war, hatte ich mich dorthin gesetzt. Daher konnte ich auch nicht sitzen bleiben und erhob mich; und so stellte sich jeden Augenblick eines der zahllosen Ichs ein, aus denen wir bestehen und die sich bescheiden zurückhalten, ein Ich, das noch nichts davon wußte, daß Albertine gegangen war, und dem ich es erst mitteilen mußte; ich war gezwungen – was grausamer schien, als wenn sie Fremde gewesen wären, die nicht meine eigene Leidensfähigkeit besaßen –, das widerfahrene Unglück allen diesen Wesen, allen diesen Ichs zu berichten, denen es noch unbekannt war; jedes von ihnen mußte ein erstesmal die Worte vernehmen: »Albertine hat ihre Koffer verlangt« (jene sargförmigen Koffer, die ich in Balbec neben denen meiner Mutter hatte aufgeladen werden gesehen[1]), »Albertine ist fort«. Jedem einzelnen mußte ich meinen Kummer mitteilen, den Kummer, der keineswegs ein aus einer Gesamtheit verhängnisvoller Umstände willkürlich gezogener pessimistischer Schluß, sondern das intermittierende, unfreiwillige Aufleben eines spezifischen, von außen kommenden und nicht von uns gewählten Eindrucks ist. Es gab einige solcher Ichs, die ich seit ziemlich langer Zeit nicht wiedergesehen hatte. Zum Beispiel (ich hatte nicht daran gedacht, daß heute der Tag für den Friseur war) das Ich, welches ich war, wenn ich mir die Haare schneiden ließ. Ich hatte dieses Ich vergessen, und sein Auftauchen entlockte mir – wie bei einer Beerdigung das eines alten, im Ruhestand lebenden Dieners, der die teure Verstorbene noch persönlich gekannt hat – ein Schluchzen. Dann erinnerte ich mich plötzlich, daß ich seit acht Tagen für kurze Augenblicke von panischer Angst befallen worden war, die ich mir nicht hatte eingestehen wollen. In diesen Augenblicken hatte ich gleichwohl die Lage diskutiert, indem ich zu mir sagte: Es ist

ja unnütz, nicht wahr, die Hypothese ins Auge zu fassen, daß sie etwa plötzlich fortgehen würde. Das ist völlig sinnlos. Wenn ich mich einem vernünftigen und einsichtigen Mann darüber mitteilte (und ich hätte es getan, um mich zu beruhigen, hätte mich nicht die Eifersucht daran gehindert, jemandem mein Herz zu öffnen), würde er mir sicher sagen: »Aber Sie sind ja verrückt, das ist ganz unmöglich.« Tatsächlich hatten wir ja keinen einzigen Streit gehabt. »Man geht doch fort aus einem bestimmten Grund. Und man sagt es dann auch. Man erteilt dem anderen das Recht, eine Antwort zu geben. Man geht nicht einfach nur so fort. Nein, das ist Kinderei. Dies ist die einzige völlig sinnlose Hypothese.« Gleichwohl hatte ich alle Tage, wenn ich am Morgen, nachdem ich geschellt hatte, Albertine wiedersah, einen Seufzer unendlicher Erleichterung ausgestoßen. Als aber Françoise mir den Brief Albertines überreicht hatte, war ich auf der Stelle sicher gewesen, es werde sich um das handeln, was ja gar nicht sein konnte, um ebendies Weggehen, das ich trotz aller logischen Gründe, um derentwillen ich hätte beruhigt sein müssen, dennoch mehrere Tage lang schon vorausgespürt hatte. In meiner Verzweiflung hatte ich es mir beinahe mit einer gewissen Zufriedenheit über meinen Scharfsinn gesagt, wie ein Mörder, der weiß, daß er nicht entlarvt werden kann, der aber dennoch Furcht hat und plötzlich bei dem Untersuchungsrichter, der ihn vorgeladen hat, auf einem Aktendeckel den Namen seines Opfers liest …

Meine ganze Hoffnung war, daß Albertine zu ihrer Tante in die Touraine gefahren sei, wo sie alles in allem hinreichend überwacht war und nicht viel unternehmen konnte, bis ich sie zurückgeholt haben würde. Meine schlimmste Befürchtung war, sie sei in Paris geblieben, nach Amsterdam oder nach Montjouvain[1] gereist, das heißt entkommen, um sich in irgendein Abenteuer zu stürzen, dessen Präliminarien mir entgangen waren. In Wirklichkeit aber dachte ich, wenn ich mir Paris, Amsterdam, Montjouvain, das heißt mehrere verschie-

dene Orte, vorstellte, an Orte, die nichts als möglich waren; als daher der Concierge Albertines mir antwortete, sie sei in die Touraine gereist, schien mir dieser Aufenthaltsort, den ich zu erhoffen geglaubt hatte, der schrecklichste von allen, weil dieser wirklich war und ich zum erstenmal, gemartert von der Gewißheit der Gegenwart und der Ungewißheit der Zukunft, mir Albertine vorstellte, wie sie ein Leben begann, das sie sich fern von mir vielleicht für lange Zeit, vielleicht für immer wünschte und in dem sie jenes Unbekannte verwirklichen würde, das mich früher so oft beunruhigt hatte, als ich immerhin noch so glücklich war, das, was sie mir nach außen hin darbot, ihr undurchdringliches und von mir gleichsam erschlichenes süßes Antlitz, besitzen und liebkosen zu können. Dieses Unbekannte gerade machte den tiefsten Grund meiner Liebe aus.

Vor Albertines Tür stieß ich auf ein armes kleines Mädchen, das mich mit großen Augen anschaute und so lieb aussah, daß ich es fragte, ob es nicht zu mir kommen wolle, ganz wie ich es mit einem treublickenden Hund getan hätte. Sie schien ganz einverstanden zu sein. Zu Hause hielt ich sie eine Weile auf meinen Knien, bald aber wurde mir ihre Anwesenheit unerträglich, da sie mich Albertines Abwesenheit nur um so stärker spüren ließ. Ich bat sie also zu gehen, nachdem ich ihr zuvor einen Fünfhundertfrancsschein gegeben hatte. Und doch war bald darauf der Gedanke, irgendein anderes kleines Mädchen bei mir zu haben und niemals allein und bar der Hilfe einer unschuldigen Anwesenheit zu sein, der einzige Traum, der mir ermöglichte, die Vorstellung zu ertragen, daß Albertine vielleicht eine Zeitlang nicht zu mir zurückkehren werde.

Was Albertine selbst betraf, existierte sie kaum in mir in anderer Form als der ihres Namens, der, abgesehen von einigen seltenen Ruhezeiten beim Erwachen, sich fortwährend in mein Gehirn einschrieb. Hätte ich laut gedacht, so hätte ich ihn unaufhörlich vor mich hingesagt, und mein Geschwätz

wäre ebenso einförmig und beschränkt gewesen, als wäre ich in einen Vogel gleich jenem der Fabel verwandelt, dessen Ruf unaufhörlich den Namen derjenigen wiederholt, die er vordem als Mensch geliebt hat.[1] Man sagt ihn sich vor; da man ihn aber verschweigt, ist es, als ob man ihn in sich aufschreibe, er eine Spur im Gehirn hinterlasse und dieses schließlich gleich einer Mauer, die jemand zum Zeitvertreib vollgekritzelt hat, vollkommen mit dem tausendmal wiederholten Namen der Geliebten bedeckt sei. Man schreibt ihn die ganze Zeit in sein Denken ein, solange man glücklich, und erst recht, wenn man unglücklich ist. Diesen Namen, der uns nichts gibt, als was wir schon wissen, stets von neuem auszusprechen, ist ein immer wieder auflebendes Bedürfnis, auf die Dauer aber auch sehr ermüdend für uns. An physische Lust dachte ich in jenem Augenblick nicht einmal; ich sah in meinen Gedanken gar nicht das Bild jener Albertine vor mir, die doch die Ursache eines so großen Umsturzes in meinem Inneren war, ich nahm ihren Körper nicht wahr, und hätte ich die Idee klar herausstellen wollen, die – denn irgendeine solche gibt es wohl immer – mit meinem Leiden verbunden war, so wären es abwechselnd einerseits die Zweifel über die Verfassung gewesen, in der sie abgereist war, ob mit oder ohne die Absicht zurückzukommen, und andererseits die über die Mittel, sie zu mir zurückzuführen. Vielleicht hat man ein Symbol und eine Wahrheit in der Erfahrung zu sehen, welchen winzigen Raum in unserer Beängstigung die einnimmt, auf die sie sich bezieht. Ihre Person zählt dabei tatsächlich wenig, soviel etwa wie der ganze Ablauf von Gefühlen, von Ängsten, die wir infolge gewisser Zufälle um ihretwillen erlebt und die sich durch Gewohnheit an ihre Person festgeheftet haben. Ein Beweis dafür (mehr noch als die Langeweile, die einen im Glück befällt) ist, wie gleichgültig die Frage, ob man diese gleiche Person sieht oder nicht sieht, ob man von ihr geachtet wird, ob sie einem zur Verfügung steht oder nicht, uns scheinen wird, sobald dieses Problem (das dann so müßig ist, daß wir es uns

nicht einmal mehr vorlegen werden) uns nur noch im Hinblick auf ihre Person beschäftigt – nachdem nämlich der Ablauf von Gefühlen und Ängsten vergessen ist, zumindest soweit er zu ihr in Beziehung steht, denn er vollzieht sich vielleicht von neuem, doch jetzt übertragen auf eine andere. Vordem, als er noch mit ihr verknüpft war, glaubten wir, daß unser Glück nur von ihr abhänge: Es hing aber einzig von der Beendigung unserer Ängste ab. Unser Unbewußtes[1] war also klarblickender als wir selbst in jenem Augenblick, da es der Gestalt der geliebten Frau einen so geringen Platz zuwies, der Gestalt, die wir vielleicht sogar vergessen hatten, die wir nur schlecht erkennen und für belanglos halten konnten in dem schrecklichen Drama, in dem von der Möglichkeit, sie wiederzufinden, um nicht mehr auf sie warten zu müssen, geradezu unser Leben abhängen konnte. Diese winzige Proportion der Gestalt der Frau ist der logische und notwendige Effekt der Art und Weise, in der die Liebe sich entwickelt, eine deutliche Allegorie der subjektiven Natur dieser Liebe.

Die Absicht, mit der Albertine fortgegangen war, glich zweifellos derjenigen von Völkern, die durch eine militärische Demonstration eine diplomatische Aktion vorbereiten. Sie war sicher nur fortgegangen, um von mir bessere Bedingungen, mehr Freiheit, mehr Luxus zu erlangen. In diesem Fall wäre von uns beiden ich der siegreiche Teil gewesen, sofern ich die Kraft besessen hätte, den Augenblick abzuwarten, in dem sie sah, daß sie nichts erreichte, und aus freien Stücken zu mir zurückkehrte. Dem Bluff die Stirn zu bieten ist aber beim Kartenspiel oder im Krieg – wo es nur um den Sieg geht – wohl möglich, doch sind die Bedingungen nicht die gleichen, die Liebe und Eifersucht stellen, ganz zu schweigen vom Leiden. Wenn ich, um zu warten, um »durchzuhalten«, Albertine mehrere Tage, mehrere Wochen vielleicht, fern von mir weilen ließ, so vernichtete ich, was während fast eines Jahres mein Ziel gewesen war: ihr nicht eine Stunde Freiheit zu vergönnen. All meine Vorsichtsmaßnahmen wären mit

einem Schlag nutzlos geworden, wenn ich ihr Zeit und Möglichkeit ließ, mich nach Herzenslust zu betrügen; wenn sie sich dann schließlich dennoch ergeben würde, so könnte ich bestimmt die Zeit nicht vergessen, in der sie allein gewesen war, und selbst wenn ich zum Schluß den Sieg davontrüge, würde ich doch in der Vergangenheit, das heißt auf eine nicht wiedergutzumachende Weise, der Besiegte sein.

Was die Mittel betraf, Albertine zu mir zurückzuführen, so bestanden um so bessere Aussichten auf Erfolg, je glaubhafter die Hypothese erscheinen konnte, daß sie nur in der Hoffnung fortgegangen sei, mit besseren Bedingungen zurückgerufen zu werden. Glaubhaft war diese Hypothese zweifellos für die Leute, die an der Aufrichtigkeit Albertines immer gezweifelt hatten, gewiß zum Beispiel für Françoise. Doch meiner Vernunft, für die die einzig mögliche Erklärung gewisser Anfälle schlechter Laune und überhaupt gewisser Verhaltensweisen Albertines, noch bevor ich irgend etwas wußte, der bereits in ihr feststehende Plan eines endgültigen Fortgehens gewesen war, fiel es schwer zu glauben, daß dieses Fortgehen jetzt, da es vollzogen war, nur ein Täuschungsmanöver sein sollte. Ich sage, meiner Vernunft, nicht mir. Die Hypothese eines Täuschungsmanövers wurde mir um so unentbehrlicher, je unwahrscheinlicher sie war; sie gewann an Macht in dem Maße, in dem sie an Wahrscheinlichkeit verlor. Wenn man sich am Rand des Abgrunds sieht und meint, Gott habe einen verlassen, zögert man nicht mehr, von ihm ein Wunder zu erwarten. < Ich[1] gebe zu, daß ich in alledem ein denkbar apathischer, freilich auch ein denkbar leidender Detektiv war. Doch die Flucht Albertines hatte mir die Fähigkeiten nicht wiedergegeben, die die Gewohnheit, sie durch andere Leute überwachen zu lassen, mir genommen hatte. Ich dachte nur an eins: einen anderen mit den Recherchen zu beauftragen. Dieser andere sollte Saint-Loup sein, der auch einwilligte. Dadurch übertrug ich die Angst so vieler Tage auf ihn, fühlte mich von Freude und, des Erfolges sicher, von etwas wie Munterkeit beseelt;

meine Hände waren ganz plötzlich wieder trocken, nicht mehr mit jenem Schweiß bedeckt, den Françoise hervorgetrieben hatte, als sie zu mir sagte: »Mademoiselle Albertine ist fort«.

Vielleicht aber ging es dabei auch noch um anderes. Man wird sich erinnern, daß ich den Entschluß, mit Albertine zu leben und sie sogar zu heiraten, gefaßt hatte, um sie bei mir zu behalten, jeweils zu wissen, was sie tat, und sie daran zu hindern, ihre Gepflogenheiten mit Mademoiselle Vinteuil wieder aufzunehmen. Es war in dem furchtbaren Schmerz über ihre Enthüllung in Balbec geschehen, als sie nur, ganz als ob es sich um etwas völlig Natürliches handle und so, daß ich selbst, obwohl dies der größte Kummer war, den ich in meinem ganzen Leben verspürt hatte, schließlich auch etwas völlig Natürliches darin zu sehen vorgab, einen Sachverhalt berichtete, den ich mir auch in meinen schlimmsten Vermutungen niemals vorzustellen gewagt hätte. (Es ist erstaunlich, wie wenig Einbildungskraft die Eifersucht, die ihre Zeit damit verbringt, kleine Vermutungen in falscher Richtung zu machen, beweist, wenn es darauf ankommt, die Wahrheit zu entdecken.) Nun aber hatte diese Liebe, die besonders aus dem Bedürfnis geboren war, Albertine davon abzuhalten, das Böse zu tun, in der Folge die Spuren ihres Ursprungs bewahrt. Mit ihr zusammen zu sein bedeutete mir nicht viel, sofern ich die »Flüchtige« davon abhalten konnte, dahin oder dorthin zu gehen. Um sie davon abzuhalten, hatte ich mich auf die Augen und die Gesellschaft derjenigen verlassen, die sie begleiteten, und sofern diese mir am Abend ganz brav ihren beruhigenden Bericht erstatteten, löste sich meine Beunruhigung in gute Laune auf.>

Als ich mir selbst die Versicherung gegeben hatte, Albertine werde, was ich auch täte, noch am gleichen Abend wieder im Hause sein, hatte ich den Schmerz zurückgedrängt, den Françoise mir bereitet hatte, als sie mir sagte, Albertine sei fort (in meiner völligen Überraschung hatte ich nämlich einen Augenblick geglaubt, dieses Fortgehen sei definitiv). Wenn

aber nach einer Unterbrechung in einer neuen Regung seines selbständigen Lebens das Ursprungsleiden spontan in mir wiederkehrte, war es immer noch ebenso grausam, wie es vor dem tröstlichen Versprechen gewesen war, das ich selbst mir gegeben hatte, nämlich am gleichen Abend noch Albertine zu mir zurückzuholen; von dieser Formel, die es beruhigt hätte, wußte mein Leiden nichts. Um die Mittel zur Herbeiführung dieser Rückkehr wirksam zu machen, war ich noch einmal – nicht, daß eine solche Haltung mir jemals sehr zum Erfolg verholfen hätte, sondern weil ich sie immer angenommen hatte, seitdem ich Albertine liebte – so zu tun verdammt, als liebte ich sie nicht, als bereite ihr Verschwinden mir keinen Schmerz; ich war dazu verdammt, sie auch fortan zu belügen. Ich würde zu um so energischeren Maßnahmen greifen können, um sie zur Rückkehr zu bewegen, je glaubhafter ich mir den Anschein gab, auf sie verzichtet zu haben. Ich nahm mir vor, an Albertine einen Abschiedsbrief zu schreiben, in dem ich ihre Abwesenheit als endgültig betrachtete, während ich gleichzeitig plante, Saint-Loup zu Madame Bontemps zu entsenden, auf die er, gleichsam als wisse ich nichts davon, den brutalsten Druck ausüben sollte, damit Albertine schnellstens wiederkam. Dabei hatte ich doch mit Gilberte die Gefahr von Briefen erprobt, deren Gleichgültigkeit, erheuchelt zunächst, schließlich zur Wahrheit wird. Diese Erfahrung hätte mich daran hindern sollen, an Albertine Briefe des gleichen Charakters zu senden, wie ich sie an Gilberte geschrieben hatte. Was man aber Erfahrung nennt, ist nur die unseren Augen zuteil werdende Offenbarung eines unserer Charakterzüge, der ganz natürlich wiedererscheint, und zwar um so nachdrücklicher, als wir ihn schon einmal vor uns selbst ans Licht gezogen haben, so daß die spontane Regung, die uns das erstemal geleitet hatte, durch alle Suggestionen der Erinnerung auch noch etwas wie eine Bestärkung erfährt. Das menschliche Plagiat, dem man am schwersten entgeht, ist für die Individuen (und sogar für die Völker, die in ihren Fehlern verhar-

ren und sie noch schwerwiegender machen) immer das Plagiat ihrer selbst.

Saint-Loup, den ich in Paris wußte, wurde auf der Stelle von mir angefordert, er eilte rasch und tatenfreudig wie früher in Doncières herbei und war auf der Stelle bereit, in die Touraine zu fahren.[1] Ich unterbreitete ihm den folgenden Plan. Er sollte in Châtellerault aussteigen, sich das Haus von Madame Bontemps zeigen lassen und abwarten, bis Albertine ausgegangen sei, da sie ihn sonst hätte wiedererkennen können. »Dieses junge Mädchen, von dem du sprichst, kennt mich also vom Sehen?« sagte er zu mir. Ich erklärte ihm, ich glaubte es eigentlich nicht. Der Plan dieser Unternehmung erfüllte mich mit unendlicher Freude. Sie stand dennoch in absolutem Widerspruch zu allem, was ich mir am Anfang vorgenommen hatte: nämlich mich so einzurichten, daß es nicht aussah, als ließe ich nach Albertine forschen; denn diesen Eindruck mußte sie zwangsläufig wecken. Sie hatte jedoch vor dem, was »man hätte tun sollen«, den unschätzbaren Vorteil, daß sie mir gestattete, mir selbst zu sagen, jemand, den ich entsandt hatte, werde Albertine sehen und sie ohne Zweifel zurückholen. Hätte ich von Anfang an in meinem Herzen klarsehen können, so hätte ich vorausgesehen, daß diese im Dunkel verborgene und von mir mißbilligte Lösung den Vorrang vor allen Lösungen der Geduld erhalten würde und daß ich aus Mangel an Willenskraft entschlossen war, sie zu wollen. Da Saint-Loup schon etwas erstaunt schien, daß den ganzen Winter über ein junges Mädchen bei mir gewohnt haben sollte, ohne daß ihm durch mich etwas davon bekanntgeworden war, und da er andererseits immer wieder von dem jungen Mädchen aus Balbec gesprochen und ich ihm niemals geantwortet hatte: Aber sie wohnt ja bei mir, hätte er sich durch meinen Mangel an Vertrauen sehr wohl verletzt fühlen können. Freilich mochte Madame Bontemps zu ihm etwas von Balbec sagen. Doch es verlangte mich zu sehr danach, daß er abfuhr und ankam, als daß ich an die möglichen Folgen

dieser Reise hätte denken wollen oder auch nur können. Was die Möglichkeit anbetraf, daß er Albertine (die er übrigens systematisch anzuschauen vermieden hatte, als er ihr in Doncières begegnet war[1]) wiedererkannte, so hatte sie sich nach Meinung aller so sehr verändert und so sehr zugenommen, daß es kaum wahrscheinlich war. »Hast du keine Photographie? Das wäre mir sehr nützlich.« Ich verneinte zuerst seine Frage, damit er nicht nach meiner Photographie, die ungefähr in der Zeit von Balbec gemacht worden war, Albertine in aller Ruhe wiedererkennen konnte, obwohl er sie seither nur im Eisenbahnabteil flüchtig gesehen hatte. Doch ich erwog, daß sie auf der letzten bereits so verschieden von Albertine in Balbec aussehen mußte, wie jetzt die lebende Albertine es tat, und daß er sie auf der Photographie ebensowenig wie in Wirklichkeit wiedererkennen würde. Während ich sie heraussuchte, strich er mir mit sanfter Hand über die Stirn, als wolle er mich trösten. Ich war bewegt darüber, welchen Kummer er über den Schmerz empfand, den er in mir erriet. Zwar hatte er sich von Rachel getrennt, aber was er damals erlebt hatte, lag ihm noch nicht so fern, daß er nicht für diese Art von Leiden Sympathie und Mitleid empfunden hätte, so wie man sich jemandem näher fühlt, der an der gleichen Krankheit leidet wie man selbst. Zudem war seine Zuneigung zu mir so groß, daß die Vorstellung von meinen Leiden ihm unerträglich war. Daher hegte er auch für diejenige, die sie mir bereitete, eine Mischung aus Groll und Bewunderung. Da er in mir ein höheres Wesen sah, stellte er sich vor, daß ein Geschöpf, dem ich so ergeben war, etwas ganz Außergewöhnliches sein müsse. Obwohl ich davon überzeugt war, daß er die Photographie Albertines hübsch finden würde, konnte ich mir aber gleichwohl nicht vorstellen, sie werde auf ihn einen Eindruck wie Helena auf die Greise von Troja machen, und bemerkte daher ganz bescheiden, während ich weitersuchte: »Oh! Du darfst nicht zuviel erwarten, erstens ist die Photographie nicht gut, und dann ist auch sie selbst nicht so famos,

sie ist keine Schönheit, sie ist vor allem sehr lieb.« – »O doch! Sie muß wunderbar sein«, sagte er in naiver und aufrichtiger Begeisterung, während er sich das Wesen vorzustellen versuchte, um dessentwillen ich in eine derartige Verzweiflung und Aufregung geraten war. »Ich nehme es ihr übel, daß sie dir Kummer bereitet, aber man kann sich ja denken, daß ein Wesen wie du, das künstlerisch bis in die Fingerspitzen ist und in allem die Schönheit so leidenschaftlich liebt, dazu ausersehen sein muß, mehr als ein anderer zu leiden, wenn sie ihm in einer Frau entgegentritt.« Endlich hatte ich die Photographie gefunden. »Sie ist sicher wundervoll«, sagte Robert, bevor er gesehen hatte, daß ich ihm die Photographie hinhielt, noch ein weiteres Mal. Plötzlich bemerkte er sie und hielt sie einen Augenblick in der Hand. Sein Gesicht drückte eine Bestürzung aus, die fast töricht wirkte. »Das ist sie? Das ist das junge Mädchen, das du liebst?« stieß er endlich in einem Ton hervor, in dem das Staunen einzig die Furcht, mich zu verletzen, etwas milderte. Er gab keinen Kommentar, hatte aber jene vernünftige, vorsichtige, notgedrungen etwas verächtliche Miene aufgesetzt, mit der wir einem Kranken begegnen – selbst wenn er bis anhin ein bedeutender Mann und unser Freund gewesen ist –, der von alledem nichts mehr ist, denn von Tobsucht befallen redet er von einem himmlischen Wesen, das ihm erschienen ist und das er beharrlich dort sieht, wo wir als gesunde Menschen nur ein Federbett erblicken. Ich begriff auf der Stelle Roberts Staunen und daß es das gleiche war, wie es mich beim Anblick seiner Geliebten erfaßt hatte[1] , mit dem alleinigen Unterschied, daß ich in ihr eine Frau angetroffen hatte, die mir bereits bekannt war, während er seiner Meinung nach Albertine niemals gesehen hatte. Zweifellos aber war der Unterschied zwischen dem, was wir beide in ein und derselben Person sahen, gleich groß. Es war lange her, daß ich in Balbec ganz allmählich begonnen hatte, angesichts von Albertine mit meinen visuellen Empfindungen Empfindungen des Geschmacks, des Geruchs, der Berührung zu ver-

binden. Seither waren tiefere, süßere, undefinierbarere Empfindungen, zuletzt solche des Schmerzes, zu jenen hinzugekommen. Kurz, wie ein Stein, um den der Schnee sich sammelt, war Albertine nur der Entstehungskern einer unermeßlichen Konstruktion, die mein Herz durchdrang. Robert, für den diese ganze Schichtung von Empfindungen unsichtbar blieb, nahm nur den Bodensatz davon wahr, den ich im Gegenteil darunter nicht zu erkennen vermochte. Was Robert beim Anblick von Albertines Photographie aus der Fassung gebracht hatte, war nicht die Begeisterung der trojanischen Greise, die beim Vorüberschreiten Helenas befinden:

Notre mal ne vaut pas un seul de ses regards [2] ,

Allein ein Blick von ihr wiegt mehr als unser Leid, sondern etwas ihr genau Entgegengesetztes, bei dem man in die Worte auszubrechen geneigt ist: Oh! Und wegen so etwas hat er sich graue Haare wachsen lassen, sich solchen Kummer gemacht und so viele Dummheiten angestellt! Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Art von Reaktion beim Anblick einer Person, die einem von uns geliebten Wesen Leiden bereitet, sein Leben von Grund auf verwandelt, vielleicht seinen Tod herbeigeführt hat, unendlich viel häufiger als die der trojanischen Greise, ja unstreitig die übliche ist. Dies rührt nicht nur daher, daß die Liebe individuell wäre, noch daß es uns, wenn wir sie nicht selbst empfinden, ganz natürlich wäre, sie vermeidbar zu finden und über die Torheit der anderen zu philosophieren. Nein, es liegt vielmehr daran, daß, wenn sie in einem Stadium angelangt ist, wo sie solche Leiden verursacht, die gesamte Konstruktion aus Empfindungen, die zwischen dem Gesicht der Frau und den Augen des Liebenden steht, der ungeheure, aus Schmerz gewobene Kokon, der sie – wie eine Schneeschicht einen Brunnen – umkleidet und verbirgt, schon so sehr angewachsen ist, daß das Angesicht, an dem die Blicke des

Liebenden haften bleiben, der Punkt, an dem er auf seine Lust und sein Leiden trifft, ebensoweit von jenem Punkt entfernt ist, an dem die anderen diese sehen, wie es die wirkliche Sonne von dem Ort ist, an dem ihr kondensiertes Licht uns sie am Himmel wahrnehmen läßt. Zudem hat während dieser Zeit unter der Verpuppung aus Schmerzen und Zärtlichkeiten, die dem Liebenden die schlimmsten Metamorphosen des geliebten Wesens unsichtbar macht, das Gesicht Zeit gehabt, zu altern und sich zu wandeln. So ist denn das Gesicht, das der Liebende zum erstenmal gesehen hat, sehr weit von demjenigen entfernt, das er sieht, seitdem er liebt und leidet, ist aber auch in umgekehrtem Sinne ebensoweit von dem entfernt, das der gleichgültige Betrachter jetzt sehen kann. (Wie wäre es gewesen, wenn anstelle der Photographie derjenigen, die ein junges Mädchen war, Robert die Photographie einer früheren Geliebten gesehen hätte?) Es ist sogar gar nicht nötig, diejenige zum erstenmal zu sehen, die so große Verwüstungen angestellt hat, um gleichwohl erstaunt zu sein. Oft haben wir sie gekannt, wie mein Onkel Adolphe Odette gekannt hatte. Dann erstreckt sich die Verschiedenheit des Gesichtswinkels nicht nur auf den körperlichen Aspekt, sondern auf den Charakter, die individuelle Bedeutung. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Frau, die dem Liebenden Leiden bereitet, stets lieb und umgänglich mit jemandem gewesen ist, der sich nichts aus ihr macht, so wie Odette, die sich gegen Swann so grausam zeigte, für meinen Großonkel Adolphe die immer entgegenkommende »Dame in Rosa«[1] gewesen war, oder daß das Wesen, dessen Entscheidungen stets von dem Liebenden so ängstlich wie die einer Gottheit vorausberechnet werden, demjenigen, der es nicht liebt, als ganz bedeutungslose Person erscheint, die sich nur allzu glücklich schätzt zu tun, was man von ihr will, so wie es die Geliebte von Saint-Loup für mich gewesen war, der ich in ihr nur jene »Rachel quand du Seigneur« sah, die man mir so oft angeboten hatte.[2] Ich erinnere mich, wie verblüfft ich – als ich sie das erstemal mit Saint-Loup gesehen

hatte – bei der Vorstellung gewesen war, es könne einem Qualen bereiten, nicht zu wissen, was eine solche Frau an einem bestimmten Abend getan, was sie etwa leise zu einem anderen gesagt, warum sie es auf einen Bruch angelegt haben sollte. Nun aber verspürte ich, daß diese Vergangenheit, nur daß es diesmal die Albertines war, der jede Fiber meines Herzens, meines Lebens hilflos leidend entgegenbebte, ebenso unbedeutend in den Augen Saint-Loups erscheinen mußte und vielleicht eines Tages für mich selbst werden konnte, daß ich vielleicht ganz allmählich, was die Bedeutungslosigkeit oder den Ernst der Vergangenheit Albertines betraf, von der Verfassung, in der ich mich in diesem Augenblick befand, zu der Saint-Loups übergehen würde, denn ich machte mir keine Illusionen darüber, was Saint-Loup, was jeder andere außer dem Liebhaber denken mochte. Ich litt darunter nicht einmal allzusehr. Lassen wir die hübschen Frauen den Männern, die über keine Phantasie verfügen. Ich rief mir die tragische Erklärung so manchen Lebens ins Gedächtnis zurück, die in einem genialen und unähnlichen Porträt liegt, beispielsweise in Elstirs Bild von Odette, einem Porträt, das weniger eine Geliebte als die alles verändernde Liebe zeigt.[1] Es fehlte nur noch, daß es sich dabei – wie bei so vielen Porträts – um das Werk eines großen Malers und zugleich eines Liebenden handelte (tatsächlich hieß es ja, daß Elstir der Liebhaber von Odette gewesen sei). Diese Differenz der Eindrücke wird durch das ganze Leben eines Liebenden, dessen Torheiten kein Mensch begreift, durch das ganze Leben eines Swann, bewiesen. Tritt aber zu dem Liebenden noch ein Maler wie Elstir, so löst sich das Rätsel: Man hat endlich die Lippen vor Augen, die die Menge niemals an dieser Frau bemerkt, die Nase, die niemand gekannt, den Schwung der Bewegung, den niemand an ihr vermutet hat. Das Porträt sagt: »Was ich geliebt, woran ich gelitten, was ich unaufhörlich gesehen habe, hier sieht man's.« In einer umgekehrten gymnastischen Bemühung versuchte ich meinerseits, der ich alles getan hatte,

um mir zu Rachel hinzuzudenken, was Saint-Loup ihr hinzugefügt hatte, den Beitrag meines Herzens und Geistes aus der Zusammensetzung Albertines zu eliminieren und sie mir so vorzustellen, wie sie Saint-Loup erscheinen mußte oder wie damals Rachel mir erschienen war. Doch was hat das zu sagen? Sogar wenn wir diese Unterschiede selber wahrnehmen könnten, würden wir ihnen dann Glauben schenken? Als ehemals in Balbec Albertine mich unter den Arkaden von Incarville erwartete und in meinen Wagen sprang, hatte sie noch keineswegs zugenommen, sondern eher infolge von zuviel Sport an Gewicht verloren; mager, verunstaltet durch einen häßlichen Hut, unter dem man nur eine häßliche kleine Nasenspitze hervorschauen sah und von der Seite her weiße Wangen, die wie bleiche Engerlinge wirkten, bot sie meinen Blicken sehr wenig von sich selbst, dennoch aber genug, damit ich, sobald sie in meinen Wagen sprang, wußte, daß sie es war, daß sie pünktlich zum Rendezvous erschienen und nicht anderswohin gegangen war; das aber genügt; was man liebt, liegt zu sehr in der Vergangenheit, besteht allzusehr in der gemeinsam vertanen Zeit, als daß man die ganze Frau dafür nötig hätte; man will nur sicher sein, daß sie es ist, sich nicht über ihre Identität täuschen, die für den Liebenden weit größeres Gewicht als Schönheit hat; die Wangen können hohl, der Körper kann mager werden: selbst bei jenen, die anfangs in den Augen der anderen den größten Stolz zeigten, einer Schönheit zu gebieten, bewirkt schon dies kleine Stückchen Mund, dieses Siegel, in dem die unverrückbare Persönlichkeit einer Frau zusammengefaßt ist, dieser kleinste Nenner, diese Konstante, daß ein Mann, der in der vornehmsten Welt begehrt ist, die er obendrein liebte, über keinen einzigen seiner Abende verfügen kann, weil er seine Zeit damit verbringt, der geliebten Frau bis zur Stunde, da sie einschläft, das Haar zu flechten und wieder zu lösen oder auch nur einfach in ihrer Nähe, mit ihr zusammen zu sein, sei es, damit sie bei ihm, oder sei es auch nur, damit sie nicht bei anderen ist.

»Bist du sicher«, sagte er zu mir, »daß ich dieser Frau so einfach dreißigtausend Francs[1] für das Wahlkomitee ihres Mannes anbieten kann? Ist sie wirklich so korrupt? Wenn du dich nicht täuschst, würden wahrscheinlich auch schon dreitausend Francs genügen.« – »Nein, ich bitte dich, spare an einer Sache nicht, die mir so sehr am Herzen liegt. Du mußt folgendes sagen, woran übrigens etwas Wahres ist: ›Mein Freund hatte einen Verwandten um diese dreißigtausend Francs für das Wahlkomitee des Onkels seiner Verlobten gebeten. Nur dieser Verlobung wegen erhielt er sie. Er hat nun mich ersucht, sie Ihnen so zu überbringen, daß Albertine nichts davon erfährt. Und jetzt plötzlich verläßt ihn Albertine. Er weiß nicht mehr, was er tun soll. Er muß die dreißigtausend Francs zurückgeben, wenn aus der Heirat mit Albertine nichts wird. Heiratet er sie aber, so müßte sie zumindest der Form wegen sofort zurückkommen, denn es würde einen allzu schlechten Eindruck machen, wenn diese Flucht anhielte.‹ Du glaubst wohl, ich hätte das alles nur erfunden?« – »Aber nicht doch«, gab Saint-Loup aus Freundlichkeit, aus Diskretion zurück und auch, weil er wußte, daß die Umstände oft bizarrer sind, als man meint. Schließlich war es keineswegs ausgeschlossen, daß an dieser Geschichte mit den dreißigtausend Francs, wie ich sagte, etwas Wahres sei. Es war denkbar, aber nicht wahr, und daß etwas Wahres daran sei, war eben eine Lüge. Wir aber belogen einander, Robert und ich, wie es in allen Unterredungen geschieht, bei denen ein Freund dem anderen aufrichtig zu helfen wünscht, wenn dieser einer Liebe wegen der Verzweiflung nahe ist. Ein Freund, der Ratgeber, Stütze und Tröster ist, kann die Verzweiflung des anderen beklagen, vermag sie aber nicht nachzufühlen, und je mehr er lügt, desto besser ist es für ihn. Der andere gesteht ihm, was nötig ist, damit jener ihm hilft, doch vielleicht gerade um Hilfe zu erlangen, verschweigt er ihm auch viel. Der Glückliche aber ist trotz allem der, der Mühen auf sich nimmt, der eine Reise macht, eine Mission erfüllt, doch in seinem Inneren

selbst nicht leiden muß. Ich war in diesem Augenblick derjenige, der Robert in Doncières gewesen war, als er sich von Rachel verlassen glaubte.[1] »Gut also, ganz wie du willst; wenn ich eine Schlappe erleide, so nehme ich sie im voraus deinetwegen hin. Dieser ganze so unverhohlene Handel mag zwar etwas merkwürdig scheinen, doch weiß ich sehr wohl, daß es in unseren Kreisen Herzoginnen und sogar recht bigotte gibt, die für dreißigtausend Francs schwierigere Dinge täten, als ihrer Nichte zu sagen, sie solle nicht länger in der Touraine verweilen. Außerdem bin ich doppelt froh, dir einen Dienst zu erweisen, weil du auf diese Weise dich wenigstens bereit finden mußt, mich dann und wann zu sehen. Wenn ich mich verheirate«, setzte er hinzu, »werden wir uns dann etwas mehr sehen, wirst du dann mein Haus als das deine betrachten?« … Er hielt plötzlich inne, da er, so vermutete ich damals wenigstens, daran denken mochte, daß, wenn auch ich mich verheiratete, Albertine für seine Frau kein passender Umgang sein werde. Ich aber erinnerte mich an das, was mir die Cambremers über seine vermutliche Heirat mit der Tochter des Fürsten von Guermantes gesagt hatten.[2] Ein Blick ins Kursbuch belehrte ihn, daß er erst am Abend werde abreisen können. Françoise fragte mich: »Soll man das Bett von Mademoiselle Albertine aus dem Arbeitszimmer schaffen?« – »Im Gegenteil«, antwortete ich, »es muß gemacht werden.« Ich hoffte, sie werde jeden Tag zurückkehren, und wollte nicht, daß Françoise auch nur auf den Gedanken kam, es könne in Zweifel stehen. Die Abreise Albertines sollte wie eine zwischen uns verabredete Sache wirken, die keineswegs bedeutete, daß sie mich weniger liebte. Françoise aber sah mich mit einer Miene wenn nicht des Unglaubens, so doch wenigstens gelinden Zweifels an. Auch sie hatte ihre zwei Hypothesen. Ihre Nasenflügel weiteten sich, sie witterte den Bruch und mochte ihn wohl bereits seit langem spüren. Sie mochte sich dessen aber nur darum nicht absolut sicher sein, weil sie

vielleicht wie ich nicht völlig zu glauben wagte, was ihr ein allzu großes Vergnügen bereitet hätte.

Saint-Loup konnte kaum im Zuge sein, als ich in meinem Vorzimmer auf Bloch stieß, den ich nicht hatte schellen hören, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als ihn einen Augenblick bei mir zu empfangen. Er hatte mich letzthin mit Albertine getroffen (die er aus Balbec kannte) und zwar an einem Tag, als sie schlechter Laune war. »Ich habe mit Monsieur Bontemps diniert«, sagte er zu mir, »und da ich einen gewissen Einfluß auf ihn habe, habe ich ihm gesagt, es betrübe mich, daß seine Nichte nicht netter zu dir ist, er möge doch in diesem Sinne auf sie einzuwirken versuchen.« Ich erstickte beinahe vor Zorn; diese Bitten und Klagen zerstörten die ganze Wirkung von Saint-Loups Demarche und ließen mich unmittelbar Albertine gegenüber in Erscheinung treten, so daß es auf diese Weise schien, als richte ich eine Bitte an sie. Um das Unglück vollzumachen, hörte Françoise, die im Vorzimmer geblieben war, jedes Wort mit an. Ich machte Bloch alle nur erdenklichen Vorhaltungen, sagte ihm, ich hätte ihn keineswegs mit einer solchen Mission beauftragt und im übrigen sehe er die Sache ganz falsch. Von diesem Augenblick an hörte Bloch nicht mehr zu lächeln auf, weniger, glaube ich, aus Freude als aus Verlegenheit, weil er mir in dieser Weise zuwidergehandelt hatte. Lachend äußerte er sein Staunen, daß ich in solchen Zorn geriet. Vielleicht sagte er es, um seinem indiskreten Schritt in meinen Augen etwas Gewicht zu nehmen, vielleicht auch, weil er von Natur aus feige war und fröhlich träge in seinen Lügen dahinlebte wie die Quallen unter dem Wasserspiegel, vielleicht auch weil, selbst wenn er einer anderen Menschenrasse angehört hätte, andere Menschen sich nicht auf den gleichen Standpunkt stellen können wie wir und deshalb das Ausmaß des Unheils nicht begreifen, das ihre beiläufig geäußerten Worte in uns anrichten mögen. Ich hatte ihn eben hinausbefördert, denn ich fand keine Abhilfe für das, was er angerichtet hatte, als es erneut schellte und

Françoise mir eine Vorladung zum Chef der Sicherheitspolizei überbrachte. Die Eltern des kleinen Mädchens, das ich eine Stunde mit zu mir heraufgenommen hatte, wollten gegen mich Klage wegen Verführung einer Minderjährigen einreichen. Es gibt Augenblicke im Leben, in denen eine Art Schönheit aus der Vielfalt der Ärgernisse erwächst, die uns überfallen, untereinander verschlungen wie Wagnersche Leitmotive, aus der Einsicht ferner auch, die sich in uns regt, daß die Ereignisse nicht in der Gesamtheit der Reflexe ihren Sitz haben, die sich in dem armseligen kleinen Spiegel abmalen, den der Verstand sich vorhält und den er die Zukunft nennt, sondern daß sie sich außerhalb von uns befinden und ebenso unvermutet zur Stelle sind wie jemand, der einen Verbrecher in flagranti ertappt. Schon sich selbst überlassen, verändert sich ein Ereignis in unseren Augen, sei es, daß Mißerfolg seine Dimensionen erweitert oder Genugtuung sie verringert. Selten aber steht es allein. Die durch ein jedes von ihnen erregten Gefühle wirken einander entgegen, und in gewisser Weise – ich spürte es deutlich, als ich mich zum Chef der Sicherheitspolizei aufmachte – ist ein zumindest kurzfristig ziemlich wirksames Gegenmittel gegen sentimentalen Kummer die Angst. Auf der Sicherheitspolizei fand ich die Eltern vor, die mich beschimpften und mir mit den Worten: »Solches Geld nehmen wir nicht« die fünfhundert Francs zurückgaben, die ich nicht zurücknehmen wollte, ferner den Chef der Sicherheitspolizei, dem als unnachahmliches Beispiel die Geschicklichkeit von Schwurgerichtspräsidenten beim Kreuzverhör vorschwebte und der aus jedem Satz, den ich sagte, ein Wort herausgriff, um damit eine geistreiche und belastende Entgegnung herzustellen. Von meiner den Tatbestand betreffenden Unschuld war überhaupt keine Rede, denn das war die einzige Hypothese, die keiner auch nur einen Augenblick lang in Betracht ziehen wollte. Trotzdem bewirkten die Schwierigkeiten einer Anklageformulierung, daß es für mich bei dieser außerordentlich vehementen Lektion blieb, zumindest solange

die Eltern da waren. Kaum jedoch waren sie fort, schlug der Chef der Sicherheitspolizei, der kleine Mädchen mochte, einen anderen Ton an und bemerkte kumpelhaft: »Ein andermal müssen Sie es eben geschickter anstellen. Donnerwetter! Wenn man es mit dem Aufreißen so eilig hat, muß es ja danebengehen. Und bessere kleine Mädchen finden Sie überall für weit weniger Geld. Der Betrag war haarsträubend übertrieben.« Ich war mir so sicher, daß er mich nicht verstehen würde, wenn ich ihm die Wahrheit zu erklären versuchte, daß ich, als er mir gestattete, mich zurückzuziehen, ohne ein Wort der Entgegnung davon Gebrauch machte. Alle Vorübergehenden kamen mir auf dem Heimweg wie Polizeiinspektoren vor, die den Auftrag hatten, sämtliche meiner Schritte und Handlungen zu überwachen. Doch dieses Leitmotiv, ebenso wie jenes meiner Wut auf Bloch, verhallte wieder, um einzig dem von Albertines Abwesenheit Platz zu machen. Dieses aber setzte in einer fast fröhlichen Tonart wieder ein, seit Saint-Loup sich auf den Weg gemacht hatte. Seit er es übernommen hatte, Madame Bontemps aufzusuchen, ruhte die Last der Angelegenheit nicht mehr auf meinem strapazierten Geist, sondern auf Saint-Loup. Im Augenblick seines Aufbruchs hatte mich sogar Fröhlichkeit erfaßt, weil ich einen Entschluß gefaßt hatte: Ich habe, so sagte ich mir, geschickt pariert. Daraufhin hatten sich meine Leiden verflüchtigt. Ich wähnte die Ursache darin, daß ich gehandelt hatte, und das glaubte ich mit voller Überzeugung, denn wir wissen nie, was sich in unserer Seele verbirgt. Was mich glücklich machte, war im Grunde nicht, daß ich meine Schwierigkeiten, einen Entschluß zu faßen, auf Saint-Loup abgewälzt hatte, wie ich selber meinte. Dabei täuschte ich mich gleichwohl nicht völlig: Das Spezifikum zur Genesung nach einem unglücklichen Ereignis (drei Viertel aller Ereignisse sind es ja) liegt in einem Entschluß; denn er bewirkt, infolge einer jähen Richtungsänderung unserer Gedanken, den Fluß derjenigen zu unterbrechen, die aus dem Ereignis hervorgegangen sind und dessen Schwingung weiter-

tragen, ihn zu brechen durch einen gegenläufigen, von außen her, aus der Zukunft kommenden Fluß gegenläufiger Gedanken. Diese neuen Gedanken nun sind vor allem dann wohltätig für uns (das aber galt für die, die mich im Augenblick überkamen), wenn sie uns aus den Tiefen dieser Zukunft eine Hoffnung zutragen. Was mich im Grunde glücklich machte, war die geheime Gewißheit, daß die Mission Saint-Loups gar nicht scheitern könne und Albertine deshalb bestimmt zurückkommen werde. Das wurde mir bald klar, denn als ich am ersten Tag keine Nachricht von Saint-Loup erhielt, begann ich von neuem zu leiden. Mein Entschluß, die ihm erteilte Vollmacht, war also nicht die Ursache meiner Freude, die sonst angedauert hätte, sondern jene meine Überzeugung: Der Erfolg ist gewiß, als ich sagte: Möge kommen, was will. Der durch seine Verspätung in mir geweckte Gedanke, es könne mir in Wirklichkeit etwas anderes als Erfolg zuteil werden, war mir aber so grauenhaft, daß ich darüber alle Heiterkeit verloren hatte. Tatsächlich läßt unsere Voraussicht, unsere Hoffnung auf glückliche Ereignisse unser Herz von Freude schwellen, was wir anderen Ursachen zuschreiben; doch die Freude schwindet dahin und läßt uns wieder in Kummer versinken, wenn wir nicht mehr sicher sind, daß das Ziel unserer Wünsche Wirklichkeit werden wird. Immer hält eine unsichtbare Überzeugung das Gebäude unserer Empfindungswelt zusammen, und wird es dieser Stütze beraubt, so gerät es ins Wanken. Wir haben gesehen, daß diese Überzeugung für uns den Wert oder Unwert eines Menschen ausmachte, das berauschende Gefühl oder den Überdruß, ihn zu sehen. Ebenso macht sie es uns möglich, einen Kummer zu ertragen, der uns nur deswegen nicht allzu groß erscheint, weil wir überzeugt sind, daß er ein Ende finden wird, oder sein jähes Anwachsen, bis die Anwesenheit eines bestimmten Menschen uns ebensoviel wie und manchmal sogar mehr als unser Leben bedeutet. Eine Sache im übrigen gab dem Schmerz in meinem Inneren die ganze Schärfe der ersten Minute zurück, die er, wie ich

gestehen muß, an sich jetzt nicht mehr besaß. Nämlich ein Satz in Albertines Brief, den ich noch einmal las. Wir mögen einen Menschen noch so sehr lieben, das Leid, ihn zu verlieren, wenn wir in der Einsamkeit nur ihm gegenüberstehen, dem unser Geist dann die ihm zusagende Form gibt, dieses Leid ist erträglich und ganz verschieden von jenem weniger menschlichen, weit weniger uns zugehörigen, das unvorhergesehen und bizarr ist wie ein äußerer Zufall in der seelischen Welt und in der Region des Herzens – und dessen Ursache nicht eigentlich unmittelbar die Menschen selbst sind, sondern vielmehr die Art ist, auf die wir erfahren haben, daß wir sie nie mehr sehen werden. An Albertine konnte ich unter sanften Tränen denken und mich an den Gedanken gewöhnen, daß ich sie an diesem Abend sowenig wie am gestrigen wiedersehen würde; aber noch einmal zu lesen: »Mein Entschluß ist unwiderruflich«, das war etwas anderes, es war so, als wenn ich ein gefährliches Medikament eingenommen und in der Folge einen Herzanfall bekommen hätte, wie man ihn möglicherweise nicht übersteht. Es liegt in den Dingen, in den Ereignissen, in den Abschiedsbriefen eine Gefahr besonderer Art, die den Schmerz, den andere Menschen uns bereiten können, verstärkt und entstellt. Doch hielt dieses Leid nicht lange an. Trotz allem war ich mir so sicher, daß Saint-Loup mit seiner Geschicklichkeit Erfolg haben werde, und erschien mir die Rückkehr Albertines als so gewiß, daß ich mich fragte, ob ich klug daran getan hatte, sie überhaupt zu wünschen. Gleichwohl freute ich mich darauf.

Unglücklicherweise kam Françoise und verkündete mir, der ich die Sache mit der Sicherheitspolizei für beendet gehalten hatte, ein Inspektor sei gekommen und habe sich erkundigt, ob ich gewohnheitsmäßig junge Mädchen bei mir im Hause habe, der Concierge habe in dem Glauben, es sei von Albertine die Rede, die Frage bejaht, und seit diesem Augenblick werde das Haus allem Anschein nach überwacht. Von nun an würde es mir also für immer unmöglich sein, ein kleines

Mädchen zu mir zu holen als Tröstung in meinem Kummer, wollte ich mich nicht vor ihren Augen der Schande aussetzen, daß ein Inspektor auftauchte und sie in mir einen Missetäter sehen mußte. Im gleichen Augenblick wurde mir klar, wieviel mehr man für gewisse Träume lebt, als man selber meint, denn diese Unmöglichkeit, jemals ein kleines Mädchen auf den Knien zu wiegen, schien meinem Leben für immer allen Wert zu nehmen; aber außerdem wurde mir klar, wie begreiflich es ist, daß Menschen leichthin ihr Glück zurückweisen und den Tod riskieren, während man sich doch vorstellt, daß Eigennutz und Todesfurcht die Welt regieren. Denn wenn ich daran dachte, daß sogar ein unbekanntes kleines Mädchen beim Auftauchen eines Mannes von der Polizei eine beschämende Vorstellung von mir haben könnte, hätte ich mich ja selbst viel lieber umgebracht! Zwischen den beiden Leiden gab es überhaupt keinen Vergleich. Im Leben aber denken die Leute niemals daran, daß diejenigen, denen sie Geld anbieten oder die sie mit dem Tode bedrohen, vielleicht eine Geliebte oder auch nur einen Kameraden haben, auf dessen Achtung sie Wert legen, wenn schon die Selbstachtung fehlt. Plötzlich aber erschien es mir infolge einer Verwirrung, die mir nicht bewußt war (ich dachte tatsächlich nicht daran, daß Albertine mündig war, also bei mir wohnen und sogar meine Geliebte sein konnte), als könne die Verführung von Minderjährigen auch auf Albertine zutreffen. Da schien mir das Leben nach allen Seiten hin versperrt. Als ich aber daran dachte, daß ich nicht keusch mit ihr gelebt hatte, stellte ich in der Bestrafung, die mir auferlegt war, weil ich ein kleines unbekanntes Mädchen auf den Knien gehalten hatte, jenen Zusammenhang fest, der fast immer bei menschlichen Strafen besteht und bewirkt, daß es beinahe nie eine wirklich gerechte Verurteilung noch einen Justizirrtum gibt, sondern daß eine gewisse Harmonie zwischen der falschen Vorstellung, die sich der Richter von einer unschuldigen Handlung macht, und den schuldhaften Dingen besteht, von denen er nichts wußte. Wie ich aber be-

dachte, daß die Rückkehr Albertines für mich eine schmachvolle Bestrafung nach sich ziehen konnte, die mich in ihren Augen demütigen und vielleicht ihr selbst Schaden zufügen mochte, den sie mir niemals verzeihen würde, hörte ich auf, diese Rückkehr zu wünschen; ich dachte daran mit Entsetzen. Am liebsten hätte ich telegraphiert, sie solle nicht zurückkommen. Im selben Augenblick aber überkam mich der leidenschaftliche Wunsch, daß sie zurückkam, und schwemmte alles andere hinweg. Einen Augenblick lang die Möglichkeit ins Auge gefaßt zu haben, ihr zu sagen, sie solle nicht zurückkommen, und ohne sie zu leben, genügte, daß ich mich plötzlich bereit fühlen konnte, auf alle Reisen, alle Freuden, alle Arbeiten zu verzichten, damit Albertine nur zurückkam!

Oh! Wie hatte sich doch meine Liebe zu Albertine, deren Verlauf ich nach jener zu Gilberte geglaubt hatte voraussehen zu können, gerade im vollsten Gegensatz zu jener entwickelt! Wie unmöglich war es mir, Albertine auch weiterhin nicht zu sehen! Für jede Handlung aber, selbst die winzigste, die früher von der glücklichen Atmosphäre umwoben war, welche die Anwesenheit Albertines bedeutete, mußte ich mit neuem Aufwand, aber dem gleichen Schmerz die Trennung von neuem erfahren. Dann wieder drängten die damit wetteifernden anderen Formen des Lebens diesen neuen Schmerz in das Dunkel zurück, und während jener ersten Frühlingstage fand ich sogar, während ich Saint-Loups Besuch bei Madame Bontemps abwartete, in der Vorstellung von Venedig und irgendwelchen schönen Unbekannten ein paar Augenblicke angenehmer Beschwichtigung. Sobald ich dies bemerkte, fühlte ich mich von panischem Schrecken erfüllt. Die Ruhe, die ich eben gekostet hatte, war die erste Erscheinungsform jener großen, intermittierenden Kraft, die in mir gegen den Schmerz, gegen die Liebe ankämpfen und schließlich den Sieg über sie davontragen würde. Das, wovon ich eben einen Vorgeschmack, ein Vorzeichen bekommen hatte, war – zunächst für einen Augenblick –, was später ein bleibender Zu-

stand werden sollte: ein Leben, in dem ich nicht mehr um Albertines willen leiden, sie nicht mehr lieben würde. Meine Liebe aber sah damit den einzigen Feind vor sich, von dem sie besiegt werden konnte: das Vergessen; und sie begann zu zittern wie ein Löwe, der in dem Käfig, in den man ihn eingesperrt hat, plötzlich die Pythonschlange erblickt, die ihn verschlingen wird.

Ich dachte die ganze Zeit an Albertine, und niemals sagte Françoise, wenn sie in mein Zimmer trat, mir schnell genug, um meine Angst abzukürzen: »Es ist kein Brief gekommen.« Von Zeit zu Zeit aber gelang es mir, wenn ich diesen oder jenen Gedankenstrom meinem Kummer entgegenlenkte, die verdorbene Atmosphäre meines Herzens zu erneuern, es gleichsam auszulüften; am Abend aber, falls es mir gelang einzuschlafen, war es, als sei die Erinnerung an Albertine das Medikament gewesen, das mir zum Schlaf verhalf, so daß ich notgedrungen erwachte, sobald seine Wirkung nachließ. Ich dachte die ganze Zeit im Schlaf an Albertine. Es war ein besonders ihr zugehöriger Schlaf, einer, den sie mir schenkte, ein Schlaf, in dem ich zudem nicht wie während meines Wachens frei war, an anderes zu denken. Der Schlaf und die Erinnerung an sie waren die beiden Substanzen, die man miteinander vermischt und uns zum Schlafen verabreicht. Wenn ich wach war, nahm im übrigen mein Leiden täglich zu, anstatt sich zu vermindern. Nicht etwa, daß das Vergessen nicht seine Schuldigkeit getan hätte, aber darin begünstigte es noch die Idealisierung des Bildes, dem ich nachtrauerte, und gleichzeitig die Assimilierung meines ursprünglichen Leidens an neue, analoge Leiden, die es ihrerseits verstärkten. Dabei war dieses Bild noch erträglich für mich. Wenn ich aber plötzlich an ihr Zimmer dachte, in dem das Bett leer geblieben war, an ihr Klavier, an ihr Automobil, so verlor ich alle Kraft, ich mußte die Augen schließen, ich ließ den Kopf auf die linke Schulter sinken wie jemand, der einen Schwächeanfall hat. Das Geräusch der Türen schmerzte mich fast ebenso, weil

nicht sie es war, die sie öffnete. Als ein Telegramm von Saint-Loup hätte kommen können, wagte ich nicht zu fragen: Ist ein Telegramm da? Es kam endlich eines, das aber alles nur in die Ferne rückte, denn es lautete: »Die Damen sind auf drei Tage verreist.«

Die vier Tage, die vergangen waren, seitdem Albertine fort war, hatte ich wohl nur deshalb ertragen, weil ich mir sagte: Es ist nur eine Frage der Zeit, vor Ende der Woche ist sie zurück. Doch dieser Grund hinderte nicht, daß für mein Herz, für meinen Körper der zu vollziehende Akt dennoch der gleiche war: ohne sie zu leben, nach Hause zurückzukehren und sie nicht vorzufinden, an der Tür ihres Zimmers vorüberzugehen (sie zu öffnen fand ich noch nicht den Mut) und dabei zu wissen, daß sie nicht anwesend war, schlafen zu gehen, ohne ihr gute Nacht gesagt zu haben: das waren Dinge, die in furchtbarer Vollständigkeit und trotz allem ganz so, als sollte ich Albertine nicht wiedersehen, mein Herz vollziehen mußte. Doch dieses Vollziehen war jetzt bereits viermal möglich gewesen, was wiederum bewies, daß mein Herz die Fähigkeit dazu auch weiterhin besaß. Bald würde ich vielleicht sogar das, was mir dazu verhalf, in dieser Weise weiterzuleben – die nahe bevorstehende Rückkehr Albertines –, nicht mehr nötig haben (ich würde mir sagen können: Sie kehrt niemals zurück, und dennoch weiterleben, so wie ich es nun schon vier Tage lang getan hatte), einem Verwundeten gleich, der sich ans Gehen wieder gewöhnt hat und auf seine Krücken verzichten kann. Gewiß fand ich abends, wenn ich nach Hause zurückkehrte, so, daß es mir den Atem verschlug und ich in der Leere der Einsamkeit fast erstickte, die in unendlicher Folge aufgereihten Erinnerungen aller jener Abende vor, an denen Albertine mich erwartet hatte; aber schon traf ich nun auch die Erinnerungen an den letzten, den vorletzten und die beiden vorhergehenden Abende an, das heißt die Erinnerung an vier Abende, die seit dem Fortgehen Albertines verstrichen waren und die ich ohne sie, allein, verbracht hatte, Abende, an denen

ich gleichwohl gelebt, vier Abende, die neben den anderen bereits einen wenn auch sehr schmalen Erinnerungsstreifen bildeten, der jeden weiteren Tag aber vielleicht an Stofflichkeit zunehmen würde. Ich will nicht von der mir in diesem Augenblick eröffneten schriftlichen Liebeserklärung einer Nichte der Herzogin von Guermantes sprechen, die als das hübscheste junge Mädchen von Paris galt, oder von dem Versuch des Herzogs von Guermantes, Einfluß zu üben im Auftrag der Eltern, die dem Glück ihrer Tochter zuliebe bereit waren, sich mit einer so ungleichen Partie, einer solchen Mésalliance abzufinden. Dergleichen Zwischenfälle, die vielleicht der Eigenliebe schmeicheln könnten, sind allzu schmerzlich, wenn man liebt. Man verspürt den Wunsch und würde doch nie den Mangel an Zartgefühl aufbringen, sie derjenigen bekanntzugeben, die von uns eine weit ungünstigere Meinung hat, woran sich im übrigen nichts ändern würde, wenn die Betreffende erführe, daß wir auch günstiger beurteilt werden können. Was mir die Nichte des Herzogs schrieb, hätte Albertine nur in ärgerliche Stimmung versetzt.

Sobald ich erwacht war und meinen Kummer an der Stelle, an der ich vor dem Einschlafen stehengeblieben war, wieder aufschlug wie ein vorübergehend zugeklapptes Buch, dessen Lektüre mich nun bis zum Abend begleiten würde, verbanden sich mir alle Sinneseindrücke äußerlichen wie innerlichen Ursprungs unweigerlich mit einem stets Albertine betreffenden Gedanken. Schellte es, so war es ein Brief von ihr, vielleicht war sie es selbst! Wenn ich mich wohlfühlte und nicht allzu unglücklich war, war ich nicht mehr eifersüchtig, ich hatte ihr nichts mehr vorzuwerfen, hätte sie gern schnell wiedergesehen, geküßt, mein ganzes Leben in Freuden mit ihr verbracht. Ihr zu telegraphieren: »Kommen Sie schnell!« schien mir ganz einfach zu sein, ganz als ob meine neue Stimmung nicht nur meine eigene Gemütsverfassung, sondern auch die Dinge außerhalb meiner verändert und sie leichter gemacht hätte. Wenn ich düsterer Stimmung war, erwachten

all meine Zornesanwandlungen gegen sie aufs neue, ich hatte keine Lust mehr, sie zu küssen, ich spürte die Unmöglichkeit, jemals glücklich mit ihr zu sein, ich wollte ihr nur Böses zufügen und sie daran hindern, anderen anzugehören. Diese beiden entgegengesetzten Stimmungen zeitigten aber ein ganz gleiches Resultat; sie mußte auf alle Fälle so schnell wie möglich zurückkommen. Doch fühlte ich, daß, welche Freude mir auch diese Rückkehr kurzfristig geben mochte, bald die gleichen Schwierigkeiten sich wieder einstellen würden und daß die Suche nach dem Glück in der Befriedigung des seelischen Verlangens ebenso naiv war wie das Unternehmen, den Horizont zu erreichen, indem man immer geradeaus geht. Je weiter das Verlangen fortschreitet, desto weiter entfernt sich der wirkliche Besitz. Wenn das Glück – oder wenigstens die Leidlosigkeit – gefunden werden kann, muß man deshalb nicht die Befriedigung, sondern die progressive Minderung und das endliche Erlöschen des Verlangens suchen. Man trachtet zu sehen, was man liebt, man sollte aber vielmehr versuchen, es nicht zu sehen, da allein das Vergessen schließlich zum Erlöschen des Verlangens führen kann. Ich stelle mir dabei vor, daß ein Schriftsteller, der Wahrheiten dieser Art äußerte, das Buch, das sie enthielte, vielleicht einer Frau widmen würde, der er auf diese Weise näherkommen möchte, indem er ihr sagte: Dieses Buch gehört dir. Damit aber würde er in seinem Buch zwar die Wahrheit aussprechen, doch in der Widmung lügen, denn es wird ihm nicht mehr daran liegen, daß das Buch dieser Frau gehört, als ihm an einem Stein liegt, der von ihr kommt und der ihm nur teuer ist, solange er die Frau liebt. Die Bande zwischen einem anderen und uns existieren nur in unserem Denken. Wenn das Gedächtnis nachläßt, lockern sie sich, und ungeachtet der Illusion, der wir gern erliegen würden und mit der wir aus Liebe, aus Freundschaft, aus Höflichkeit, aus Achtung, aus Pflichtgefühl die anderen betrügen, sind wir im Leben allein. Der Mensch ist das Wesen, das nicht aus sich herauskann, das die anderen nur in sich

selbst kennt und das lügt, wenn es das Gegenteil behauptet. Ich aber hätte solche Angst davor gehabt, man könne mir dieses Verlangen nach ihr, die Liebe zu ihr rauben, wäre es denn möglich gewesen, daß ich mir einredete, beide seien von hohem Wert für mein Leben. Ohne Bezauberung und ohne Leiden die Namen der Stationen aussprechen zu hören, die der Zug berührte, wenn er in die Touraine fuhr, hätte ich als Verminderung meiner selbst gesehen (letztlich weil es bewiesen hätte, daß Albertine mir gleichgültig wurde); es war gut, sagte ich mir, wenn ich mich unaufhörlich fragte, was sie in jedem Augenblick denken, tun, wünschen mochte, ob sie zurückkehren wollte oder würde, jene Verbindungstür offenzuhalten, welche die Liebe in mir geschaffen hatte, und zu fühlen, wie das Leben einer anderen durch die geöffneten Schleusen das Becken wieder füllte, das nicht wieder zu stagnieren verlangte. Da das Schweigen Saint-Loups anhielt, schob sich bald eine sekundäre Angst – die Erwartung eines Telegramms, eines Anrufs von ihm – vor die erste, die Unruhe wegen des Resultats, das heißt, ob Albertine zurückkehren würde. In Erwartung dieses Telegramms auf jedes Geräusch zu lauschen wurde mir derart unerträglich, daß es mir schien, sein Eintreffen, wie auch immer es ausfallen mochte, müsse, da dies die einzige Sache war, an die ich zur Zeit noch dachte, meine Leiden beenden.[1] Als ich aber endlich ein Telegramm von Robert erhielt, in dem er mir sagte, er habe Madame Bontemps gesehen, sei jedoch trotz aller Vorsichtsmaßregeln von Albertine gesehen worden, und daran sei alles gescheitert, brach ich in Wut und Verzweiflung aus, denn gerade das hatte ich vor allem vermeiden wollen. In dem Augenblick, da Albertine davon wußte, mußte die Reise Saint-Loups den Anschein wecken, als legte ich Wert auf sie, was sie nur daran hindern konnte, zu mir zurückzukehren; mein Grauen vor diesem Anschein aber war mir als einziges von dem Stolz geblieben, der meine Liebe zu Gilbertes Zeiten ausgezeichnet und den sie seither abgelegt hatte. Ich verfluchte Robert; dann

aber sagte ich mir, ich müsse eben, da dieses Mittel versagt hatte, zu einem anderen greifen. Wenn der Mensch auf die äußere Welt einwirken kann, wie sollte es da nicht durch den Einsatz von List, Verstand, Gewinnsucht oder Zuneigung gelingen, jene furchtbare Sache, die Abwesenheit Albertines, aus der Welt zu schaffen? Man glaubt, daß man nach seinem Wunsch und Willen die Dinge um sich herum ändern kann, man glaubt es, weil man keine andere günstige Lösung sieht. Man denkt nicht an die, die sich am häufigsten einstellt und die in der Tat auch günstig ist: Wir gelangen nicht dazu, die Dinge nach unseren Wünschen zu ändern, aber ganz allmählich macht unser eigenes Wünschen eine Wandlung durch. Die Situation, die wir zu ändern hofften, weil sie uns unerträglich war, wird uns gleichgültig. Wir haben das Hindernis zwar nicht überwinden können, wie wir es so sehr gewünscht hatten, aber das Leben hat uns dazu gebracht, es zu umgehen, daran vorbeizugleiten, und wenden wir uns dann nach der Ferne der Vergangenheit zurück, vermögen wir es kaum noch zu bemerken, so wenig wahrnehmbar ist es geworden.

Im Stockwerk über uns hörte ich eine Nachbarin Stücke aus *Manon* spielen. Ich bezog die mir bekannten Worte auf Albertine und mich und wurde von einem so tiefen Gefühl bewegt, daß ich zu weinen begann. Es war die Stelle:

Hélas, l'oiseau qui fuit ce qu'il croit l'esclavage,
Le plus souvent, la nuit
D'un vol désespéré revient battre au vitrage,

Ach, flieht der Vogel das, was ihm als Käfig scheint,
Kehrt er des Nachts zurück,
Sucht kummervoll nach Einlaß in die Gitterstäbe,

und Manons Tod:

> *Manon, réponds-moi donc! Seul amour de mon âme,*
> *Je n'ai su qu'aujourd'hui la bonté de ton cœur.* [1]

> Manon, so antworte mir doch! Du Liebe meiner Seele,
> Erst heute hat sich mir dein Herz ganz offenbart.

Da Manon zu Des Grieux zurückkehrt, schien es mir, daß ich für Albertine die einzige Liebe ihres Lebens sein müsse. Ach, wahrscheinlich würde sie, wenn sie im gleichen Augenblick die gleiche Melodie gehört hätte, unter dem Namen Des Grieux nicht meiner zärtlich gedacht haben, und wäre sie dennoch auf den Gedanken gekommen, hätte die Erinnerung an mich sie daran gehindert, sich von dieser Musik rühren zu lassen, die gleichwohl, wenn auch besser geschrieben und differenzierter, dem Genre angehört, das ihr besonders lag. Was mich betraf, so hatte ich nicht den Mut, mich dem glückseligen Gedanken hinzugeben, Albertine könne mich »Du Liebe meiner Seele« nennen und sich klar darüber werden, daß sie sich mit »was ihm als Käfig scheint« geirrt hatte. Ich wußte, daß man einen Roman nicht lesen kann, ohne der Heldin die Züge derjenigen zu verleihen, die man liebt. Das Buch kann aber noch so glücklich ausgehen, unsere Liebe ist doch keinen Schritt weitergekommen, und wenn wir es zuklappen, so liebt uns diejenige, die wir lieben und die im Roman endlich zu uns gekommen ist, im Leben deswegen keinen Deut mehr. Voller Zorn telegraphierte ich an Saint-Loup, er solle schnellstens nach Paris zurückkommen, um zumindest den Eindruck zu vermeiden, er suche mit (zwangsläufig verheerender) Beharrlichkeit einen Einfluß auszuüben, den ich doch so gern verheimlicht hätte. < Ich[1] war davon überzeugt, Alber-

tine sei nicht bei ihrer Tante, sondern bei der Konditorsfrau, bei der wir so kurz vor ihrem Fortgehen etwas gegessen hatten. Ich kehrte zu der Konditorsfrau zurück, umschmeichelte sie, versprach ihr eine Zuneigung, die ich für sie auch empfand in diesem Moment, da sie so viel für mich tun konnte, und bat sie um die Gunst, das ganze Haus sehen zu dürfen. Sie war einverstanden. Doch hier war etwas in Reparatur, da mußte ich warten, bis aufgeräumt war, meine Freundin hatte genügend Zeit, während meines Rundgangs vom einen Zimmer ins andere zu wechseln. In einem schließlich, sagte sie, sei eine Kleine, die sie adoptiert habe und die krank sei. Ich insistierte. »Nein, Sie würden sie wecken.« Am Ende ließ sie mich hinein und küßte sie auf die Stirn, ohne sie zu wecken. Es war nicht Albertine. Gegenüber aber sah ich ein Zimmer mit zugezogenen Vorhängen, das man mir nicht öffnete, weil der Schlüssel fehlte; ich bat inständig darum, bot auch an, einen Schlosser kommen zu lassen. Vergeblich; so blieb ich überzeugt, hinter dem Vorhang befinde sich Albertine.>

Doch bevor Saint-Loup meiner Weisung gemäß zurückgekommen war, erhielt ich ein Telegramm von Albertine selbst:

»Lieber Freund, Sie haben Ihren Freund Saint-Loup zu meiner Tante geschickt, was unsinnig war. Mein lieber Freund, wenn Sie mich brauchten, warum haben Sie nicht direkt an mich geschrieben? Ich wäre nur zu glücklich gewesen, zu Ihnen zurückzukehren. Bitte unterlassen Sie künftig solche absurden Schritte.«

»Ich wäre nur zu glücklich gewesen, zu Ihnen zurückzukommen!« Wenn sie das sagte, so bedauerte sie doch offenbar, daß sie fortgegangen war, und suchte nach einem Vorwand, um zurückzukommen. Ich brauchte also einzig zu tun, was sie mir sagte, das heißt ihr zu schreiben, daß ich sie nötig habe, und sie würde zurückkommen. Ich würde sie also wiedersehen, sie, die Albertine von Balbec (denn seit sie fort war, war sie die wieder für mich geworden. Wie eine Muschel, auf die man nicht mehr achtgibt, wenn man sie immer auf der

Kommode liegen hat, an die man aber, was man zuvor nicht mehr tat, wieder denkt, nachdem man sich einmal von ihr getrennt hat, um sie zu verschenken, oder wenn man sie verliert, rief sie die ganze freudige Schönheit der blauen Wellenberge des Meeres in mir wach). Nicht nur sie selbst aber war ein Wesen der Phantasie und damit begehrenswert geworden, sondern das Leben mit ihr erschien mir jetzt als ein Phantasieleben, damit aber von allen Schwierigkeiten befreit, so daß ich mir sagte: Wie glücklich werden wir sein! Seit ich jedoch die Gewißheit dieser Rückkehr besaß, durfte ich nicht mehr den Anschein erwecken, als wolle ich sie überstürzen, sondern mußte im Gegenteil zunächst die schlechte Wirkung ausgleichen, die Saint-Loup durch sein Verhalten hervorgerufen hatte, den ich später immer noch desavouieren könnte, indem ich sagte, er habe aus eigenem Antrieb gehandelt, weil er nun einmal von jeher für diese Heirat gewesen sei. Indessen las ich ihren Brief noch einmal und war trotz allem enttäuscht, wie wenig von einer Person in einem Brief enthalten ist. Gewiß drücken die Schriftzüge mit ihren Linien unsere Gedanken aus, so wie es auch unsere Gesichtszüge tun; wir befinden uns stets in Gegenwart von Gedanken. Doch bei einer Person werden die Gedanken erst deutlich, nachdem sie bereits durch das seerosengleich entfaltete Blütenblatt ihres Gesichts hindurchgeströmt sind. Dadurch aber werden sie wiederum erheblich verändert. Und eine der Ursachen für die ständigen Enttäuschungen in der Liebe liegt vielleicht in diesen ständigen Abweichungen, die bewirken, daß bei der Erwartung eines idealen Wesens, das wir lieben, jede Begegnung uns eine Person aus Fleisch und Blut entgegenführt, die bereits nur noch so wenig von unserem Traum enthält. Und wenn wir von dieser Person etwas verlangen, dann erhalten wir von ihr einen Brief, in dem sogar von der Person nur sehr wenig bleibt, so wie in den Buchstaben der Algebra nichts bleibt von der Determination der arithmetischen Ziffern, die ihrerseits die Eigenschaften der zusammengezählten Früchte oder Blumen

nicht mehr enthalten. Und doch sind vielleicht Worte wie »Liebe« oder »geliebtes Wesen« und auch ihre Briefe trotz allem Übersetzungen ein und derselben Wirklichkeit (so unbefriedigend es auch sein mag, von der einen zur anderen überzugehen), da wir den Brief beim Lesen zwar unzulänglich finden und dennoch alle Qualen der Hölle durchleben, solange er noch nicht angekommen ist und er unsere Angst zu beruhigen vermag, wenngleich seine kleinen schwarzen Zeichen unser Verlangen nicht erfüllen, denn dieses spürt, daß in ihnen nur das Äquivalent eines Wortes, eines Lächelns, eines Kusses enthalten ist, nicht aber diese Dinge selbst. < Jedesmal[1] übrigens, wenn ich diesen Brief wiederlas, kam er mir anders vor. Erinnerte ich mich daran als an etwas Enttäuschendes, bemerkte ich plötzlich bezaubernde Worte, die mir zuvor anders erschienen waren. Und die vertrauensvolle Erinnerung an diese letzte Lektüre löste sich auf, sobald ich den Brief von neuem las. So nehmen die Dinge alle eine besondere Tönung an, je nachdem, ob die Morgenröte sie bescheint oder die Flamme des Herdfeuers oder der violette Schirm des Gewitters oder der unabsehbare, trübe Kristall des Platzregens.> Ich schrieb an Albertine:[2]

»Liebe Freundin, ich wollte Ihnen gerade schreiben und danke Ihnen, daß Sie mir sagen, Sie wären, wenn ich Sie gebraucht hätte, zu mir geeilt; es ist schön von Ihnen, die Ergebenheit gegenüber einem alten Freund auf derart würdige Weise zu äußern, und meine Achtung für Sie kann dadurch nur größer werden. Aber nein! Ich hatte Sie nicht darum gebeten, und ich werde Sie auch nicht darum bitten; uns wiederzusehen – zumindest auf lange Zeit hinaus –, täte Ihnen vielleicht nicht weh, Sie fühlloses Geschöpf. Mir aber, der ich manchmal so gleichgültig schien, täte es sehr weh. Das Leben hat uns getrennt. Sie haben einen Entschluß gefaßt, den ich für sehr weise halte und den Sie im richtigen Augenblick, mit einem wunderbaren Ahnungsvermögen, gefaßt haben, denn Sie sind gerade am Tag nach jenem Tag fortgegangen, an dem

ich die Zustimmung meiner Mutter erhalten hatte, Sie um Ihre Hand zu bitten. Ich hätte es Ihnen beim Erwachen gesagt, als ich ihren Brief erhielt (zugleich mit dem Ihrigen!). Vielleicht hätten Sie befürchtet, mir Kummer zu bereiten, wenn Sie unmittelbar darauf fortgegangen wären. Und wir hätten vielleicht unser beider Leben für etwas vereint, was am Ende – wer weiß – unser Unglück gewesen wäre. Wenn es so hätte kommen müssen, dann seien Sie für ihre Klugheit bedankt. Wir gingen deren Früchten verlustig, würden wir uns wiedersehen. Gewiß wäre das eine Versuchung für mich. Doch ist mein Verdienst nicht groß, wenn ich ihr widerstehe. Sie wissen, was für ein unbeständiges Wesen ich bin und wie schnell ich vergesse. Deshalb bin ich nicht allzu sehr zu bedauern. Sie haben es mir oft gesagt: ich bin vor allem ein Gewohnheitsmensch. Die Gewohnheiten, die ich jetzt ohne Sie anzunehmen beginne, sind noch nicht sehr gefestigt. Freilich sind im Augenblick die, die ich mit Ihnen teilte und die durch Ihr Fortgehen gestört wurden, noch stärker. Sie werden es nicht mehr lange sein. Ich hatte deshalb sogar erwogen, diese paar letzten Tage zu nutzen, während ein Wiedersehen noch nicht dasselbe bedeuten würde wie in vierzehn Tagen, vielleicht früher schon, eine (verzeihen Sie mir meine Offenheit), eine lästige Störung – ich hatte erwogen, vor dem endgültigen Vergessen diese Tage zu nutzen, um mit Ihnen kleinere materielle Fragen zu regeln, bei denen Sie als die gute, reizende Freundin, die Sie sind, demjenigen einen Dienst hätten erweisen können, der sich fünf Minuten lang für Ihren Verlobten hielt. Da ich nicht an der Zustimmung meiner Mutter zweifelte, andererseits aber wünschte, daß wir beide voll und ganz die Freiheit genössen, die Sie mir so liebenswert und freigebig geopfert haben, was freilich nur bei einem gemeinsamen Leben möglich war, das auf einige Wochen beschränkt blieb, Ihnen wie mir jedoch sehr unerfreulich geworden wäre, wenn wir nun unser ganzes Leben hätten zusammen verbringen sollen (während ich Ihnen schreibe, macht es mir fast Kummer

zu denken, daß es um ein Haar so weit war, ja um ein paar Sekunden), war ich darauf bedacht, unsere Existenz in einer möglichst unabhängigen Weise einzurichten, und wollte fürs erste, daß Sie jene Jacht erhielten, auf der Sie Reisen hätten unternehmen können, während ich in meinem leidenden Zustand Sie im Hafen erwartet hätte; ich hatte an Elstir[1] geschrieben, um seinen Rat zu erbitten, denn ich weiß, daß Sie viel von seinem Geschmack halten. Zu Land aber wollte ich, daß Sie ganz für Sie allein Ihr eigenes Automobil hätten, in dem Sie nach Lust und Laune ausfahren und auf Reisen gehen würden. Die Jacht war schon beinahe fertig; sie heißt – wie Sie es sich in Balbec gewünscht hatten, *Schwan.* Und da ich mich erinnerte, daß Sie allen anderen Wagen die Marke Rolls vorziehen, hatte ich einen solchen bestellt. Jetzt aber, da wir uns nie mehr sehen werden und ich nicht zu hoffen wage, Sie werden das Boot oder den Wagen, die nunmehr unnütz geworden sind, von mir annehmen, haben sie für mich selbst keinen Zweck. Ich hatte also gedacht, da ich sie über einen Mittelsmann in Auftrag gegeben habe, aber unter Nennung Ihres Namens, Sie könnten vielleicht, indem Sie sie persönlich wieder abbestellen, mir die Belastung durch diese beiden unnötig gewordenen Dinge ersparen. Jedoch aus diesem und aus anderen Gründen wäre es nötig gewesen, daß wir uns noch einmal sprechen. Nun aber scheint mir, daß es, solange ich mich möglicherweise wieder in Sie verlieben könnte – was nicht mehr lange der Fall sein wird – Wahnsinn wäre, wegen eines Segelbootes und eines Rolls Royce uns zu sehen und das Glück Ihres Lebens aufs Spiel zu setzen, da es ja Ihrer Meinung nach darin besteht, fern von mir zu leben. Nein, ich behalte lieber den Rolls und die Jacht. Da ich sie aber nicht benutzen werde und wahrscheinlich diese immer vor Anker und abgetakelt im Hafen, jener in der Garage bleiben wird, habe ich vor, auf das … (mein Gott, ich wage nicht etwas ungenau zu benennen und damit eine Ketzerei zu begehen, die Sie entsetzen würde) der Jacht die bewußten Verse von Mal-

larmé zu setzen, die Sie so sehr liebten … erinnern Sie sich, es ist das Gedicht, das mit dem Vers beginnt: »Le vierge, le vivace et le bel aujourd'hui.« Ach, das Heute ist weder jungfräulich mehr noch schön.[1] Aber diejenigen, die wie ich wissen, daß sie sehr schnell daraus ein erträgliches »Morgen« machen werden, sind selbst kaum erträglich. Was den Rolls Royce betrifft, so hätte er eher andere Verse des gleichen Dichters verdient, von denen Sie sagten, Sie verstünden sie nicht:

Tonnerre et rubis aux moyeux
Dis si je ne suis pas joyeux
De voir dans l'air que ce feu troue
Flamber les royaumes épars
Que mourir pourpre la roue
Du seul vespéral de mes chars. [1]

Naben mit Donner und Rubinen
Sag, bin ich nicht glücklich,
In vom Feuer durchlöcherten Lüften zu sehen,

Die Weltenreiche erglühen
Und das purpurne Rad erstirbt
Meines einzigen abendlichen Wagens.

Adieu für immer, meine kleine Albertine, und Dank noch für die schöne Ausfahrt, die wir am Tage vor unserer Trennung gemeinsam unternommen haben. Sie bleibt mir in sehr guter Erinnerung.

PS. Ich antworte nicht auf Ihre Bemerkung wegen angeblicher Vorschläge, die Saint-Loup (ich kann mir nicht vorstellen, daß er in der Touraine ist) Ihrer Tante gemacht haben

soll. Das klingt ja nach Sherlock Holmes. Wofür halten Sie mich?

Ebenso wie ich früher Albertine gesagt hatte: »Ich liebe Sie nicht«, damit sie mich liebte, »ich vergesse die Leute, wenn ich sie nicht sehe«, damit sie mich recht oft besuchte, »ich habe beschlossen, mich von Ihnen zu trennen«, um jeder Idee einer Trennung bei ihr zuvorzukommen, sagte ich ihr jetzt, weil ich unbedingt wollte, daß sie innerhalb von acht Tagen zurückkehrte: »Leben Sie wohl für immer«; weil ich sie wiedersehen wollte, sagte ich zu ihr: »Ich fände es gefährlich, Sie noch einmal zu sehen«; weil mir schlimmer als der Tod erschien, getrennt von ihr zu leben, schrieb ich ihr: »Sie haben recht gehabt, wir wären zusammen unglücklich.« Ach, als ich diesen unaufrichtigen Brief schrieb, damit es so aussah, als liege mir nicht an ihr (das war der einzige Stolz, der von meiner ehemaligen Liebe zu Gilberte in der zu Albertine noch übriggeblieben war), und auch um des süßen Gefühls willen, gewisse Dinge zu sagen, die mich und nicht sie rühren konnten, hätte ich sogleich die Möglichkeit voraussehen sollen, daß seine Wirkung darin bestehen konnte, mir eine negative Antwort zu bescheren, das heißt eine, die bestätigte, was ich selber sagte, ja daß ein solcher Effekt sogar sehr wahrscheinlich eintreten mußte, denn selbst wenn Albertine weniger gescheit gewesen wäre, als sie war, hätte sie doch keinen Augenblick an der Unaufrichtigkeit dessen gezweifelt, was ich ihr da schrieb. Ohne sich bei den Absichten aufzuhalten, die ich in diesem Brief äußerte, hätte sie allein aus der Tatsache, daß ich ihn schrieb, selbst wenn nicht Saint-Loups Eingreifen vorausgegangen wäre, den Beweis geschöpft, daß ich wünschte, sie komme zurück, und den Rat entnommen, mich am Haken zappeln zu lassen, bis ich vollends festsaß. Zudem hätte ich außer der Möglichkeit einer negativen Antwort zumindest voraussehen müssen, daß diese Antwort mir ganz plötzlich mit äußerster Stärke meine Liebe zu Albertine wiedergeben würde. Und ebenso hätte ich mich – immer noch bevor ich

meinen Brief abschickte – fragen müssen, ob ich, falls Albertine in dem gleichen Ton antwortete und nicht zurückkäme, meines Schmerzes genügend Herr wäre, um mich zum Schweigen zu zwingen und ihr nicht vielmehr zu telegraphieren: »Kommen Sie zurück« oder ihr irgendeinen anderen Sendboten zu schicken, was, nachdem ich geschrieben hatte, wir würden uns niemals wiedersehen, sonnenklar beweisen mußte, daß ich sie eben nicht entbehren konnte, und zu noch energischerer Weigerung ihrerseits sowie dazu führen mußte, daß ich meine Angst nicht mehr zu bezwingen wüßte und daraufhin zu ihr reiste, um vielleicht – wer weiß? – nicht einmal empfangen zu werden. Gewiß wäre das nach drei enormen Ungeschicklichkeiten die schlimmste von allen gewesen, und mir wäre nichts anderes übriggeblieben, als mich auf der Schwelle ihres Hauses umzubringen. Doch das psychopathologische Universum ist so fatal konstruiert, daß die ungeschickte Handlung, diejenige, die man vor allem vermeiden müßte, gerade die beruhigende ist, die Handlung, die für uns, bis wir das Ergebnis kennen, neue Perspektiven der Hoffnung eröffnet und uns für kurze Augenblicke von dem unerträglichen Schmerz befreit, den die Verweigerung in uns hat aufkommen lassen. So begehen wir unbedacht, wenn der Schmerz zu stark ist, die Ungeschicklichkeit zu schreiben, durch jemand anderen eine Bitte aussprechen zu lassen, selber hinzufahren, kurz, zu beweisen, daß wir auf die, die wir lieben, nicht verzichten können.

Doch ich sah nichts von alledem voraus. Als Resultat meines Briefes schwebte mir im Gegenteil vor, ich werde aufs schnellste Albertines Rückkehr bewirken. Beim Gedanken an dieses Ergebnis empfand ich denn auch, als ich den Brief schrieb, ein tiefes Glücksgefühl. Gleichzeitig aber weinte ich unaufhörlich beim Schreiben; zunächst ein wenig so wie an dem Tag, als ich die Szene der vorgetäuschten Trennung spielte[1] ; denn jene Worte – ich hatte sie ja erlogen, um in meinem Stolz nicht zuzugeben, daß ich liebte – führten mir,

obwohl sie ein entgegengesetztes Ziel verfolgten, die Idee vor Augen, die sie für mich ausdrückten, und bargen so ihre Traurigkeit in sich selbst. Ich spürte aber auch, daß an dieser Idee etwas Wahres war. Die Zeit vergeht, und allmählich wird alles wahr, was man erlogen hatte; mit Gilberte hatte ich das nur allzu sehr erfahren; die Gleichgültigkeit, die ich vorgetäuscht hatte, während ich unaufhörlich schluchzte, war schließlich Wirklichkeit geworden, allmählich hatte uns das Leben getrennt, wie ich es zu Gilberte mit erlogenen Worten, die sich im nachhinein aber bewahrheiteten, gesagt hatte. Ich erinnerte mich daran und sagte mir: Wenn Albertine ein paar Monate verstreichen läßt, werden meine Lügen Wahrheit. Und jetzt, da das Schlimmste überstanden ist, wäre nicht zu wünschen, sie ließe diese paar Monate verstreichen? Wenn sie zurückkommt, werde ich auf das wirkliche Leben verzichten, das ich zwar noch nicht genießen kann, an dem ich aber mit der Zeit bald einmal Gefallen finden könnte, während sich die Erinnerung an Albertine verflüchtigen wird.

Da die Wirkung dieses Briefes mir gewiß schien, bedauerte ich, ihn abgeschickt zu haben. Als ich mir die alles in allem sehr leicht zu bewerkstelligende Rückkehr Albertines vorstellte, kehrten mir nämlich jäh alle Gründe, weshalb eine Heirat zwischen uns schlecht ausgehen müsse, mit Macht ins Bewußtsein zurück. Ich hoffte, sie werde es ablehnen zurückzukommen. Ich war gerade dabei, mir klarzumachen, daß meine Freiheit, die ganze Zukunft meines Lebens von ihrer Weigerung abhing, daß ich eine Torheit begangen hatte, ihr zu schreiben, daß ich den leider abgeschickten Brief hätte zurückbeordern sollen, als Françoise mit der Zeitung, die sie heraufgeholt hatte, ihn mir nochmals übergab. Sie wußte nicht, wieviel Marken sie aufkleben mußte, um ihn freizumachen. Auf der Stelle aber änderte ich meine Meinung; ich wünschte, Albertine würde nicht zurückkehren, zugleich aber auch, daß dieser Entschluß, um meinen Befürchtungen ein

Ende zu bereiten, von ihr selbst ausging, und wollte Françoise den Brief wieder aushändigen.

Ich schlug die Zeitung auf. Sie enthielt die Nachricht, daß die Berma gestorben war. Das erinnerte mich an die beiden verschiedenen Weisen, wie ich *Phèdre* gesehen hatte, und ich dachte jetzt auf eine dritte Art an die Szene der Liebeserklärung zurück.[1] Es schien, als sei das, was ich mir selbst so oft vorgesprochen und was ich auf der Bühne gehört hatte, die Kundgabe von Gesetzen, die ich im Leben an mir selbst erfahren mußte. Es gibt in unserer Seele Dinge, an denen wir mehr hängen, als wir selbst wissen. Entweder leben wir ohne sie, tun es aber, weil wir aus Furcht zu scheitern oder zu leiden, von einem Tag zum anderen aufschieben, uns in ihren Besitz zu bringen. So war es mir mit Gilberte ergangen, als ich glaubte, auf sie verzichtet zu haben. Es muß nur vor dem Zeitpunkt, zu dem wir uns völlig von diesen Dingen gelöst haben – ein viel späterer Zeitpunkt als der, zu dem wir uns von ihnen gelöst zu haben glauben –, beispielsweise daß junge Mädchen sich verloben, und schon verlieren wir die Fassung, schon können wir das Leben nicht mehr ertragen, das uns vordem so melancholisch ruhig erschien. Oder aber die Sache ist in unserem Besitz, dann aber meinen wir, sie falle uns zur Last, und würden uns gern von ihr befreien; so war es mir mit Albertine ergangen. Kaum jedoch wird uns durch sein Fortgehen dieses eben noch gleichgültige Wesen entzogen, so können wir nicht mehr leben. Vereinigte nun die Handlung von *Phèdre* nicht diese beiden Aspekte? Hippolyte ist im Begriff fortzugehen. Phèdre, die bis dahin bemüht war, feindselige Gefühle in ihm zu wecken – aus Gewissensskrupeln, wie sie sagt oder vielmehr der Dichter sie sagen läßt, in Wirklichkeit aber eher, weil sie nicht sieht, worauf alles hinausläuft, und sich nicht geliebt fühlt –, hält nicht länger an sich. Sie gesteht ihm ihre Liebe, und gerade diese Szene hatte ich mir oft vorgesagt:

On dit qu'un prompt départ vous éloigne de nous. [1]

Es heißt, Ihr werdet uns sehr bald verlassen.

Gewiß, so kann man denken, ist dieser Grund ein untergeordneter, verglichen mit dem Tod des Thésée. Und ebenso kann man einige Verse später, wenn Phèdre so tut, als sei sie falsch verstanden worden,

Aurais-je perdu tout le soin de ma gloire,

Sollte meine Ehre mir nichts mehr bedeuten,

denken, es sei deshalb, weil Hippolyte ihre Erklärung zurückgewiesen hat:

Madame, oubliez vous
Que Thésée est mon père, et qu'il est votre époux?

Madame, habt Ihr vergessen,
Theseus ist mein Vater, Euer Gatte?

Doch auch ohne diese Empörung hätte Phèdre nach erreichtem Glück das Gefühl haben können, es sei nicht viel wert. Sobald sie aber sieht, daß sie es nicht erreicht, daß Hippolyte glaubt, falsch verstanden zu haben, und sich entschuldigt, da will sie wie ich, als ich Françoise den Brief wieder zurückgab,

daß die Weigerung von ihm kommt, und sucht ihre allerletzte Chance:

... Ah! cruel, tu m'as trop entendue.

… Grausamer, du hast mich nur zu gut verstanden.

Und selbst die Härten, die Swann, wie man mir erzählt hatte, gegenüber Odette und die ich gegenüber Albertine gezeigt hatte, Härten, die die frühere Liebe durch eine neue aus Mitleid, aus Rührung, aus dem Bedürfnis nach Herzlichkeit gemachte ersetzten, die lediglich eine Variation der ersten darstellten, fanden sich in dieser Szene:

Tu me haïssais plus, je ne t'aimais pas moins.
Tes malheurs te prêtaient encore de nouveaux charmes.

Du haßtest mich noch mehr, doch meine Liebe blieb.
Dein Unglück selbst verlieh dir neuen Zauber.

Der Beweis, daß die »Sorge um ihre Ehre« nicht das ist, woran Phèdre am meisten liegt, ist darin zu sehen, daß sie Hippolyte verzeihen und sich von den Ratschlägen Œnones freimachen würde, wenn sie nicht im gleichen Augenblick erführe, daß Hippolyte Aricie liebt.[1] Um soviel empfindlicher schmerzt Eifersucht, die in der Liebe dem Verlust jeglichen Glücks gleichkommt, als der Verlust des Ansehens! Da nun läßt sie Œnone (dieser Name bezeichnet nur den schlechtesten Teil ihrer selbst) Hippolyte verleumden, ohne daß sie länger

»die Sorge, ihn zu verteidigen« auf sich nimmt, und überantwortet schließlich denjenigen, der sie nicht will, einem Geschick, dessen Grauen ihr keineswegs zum Trost gereicht, da ja ihr freiwilliger Tod unmittelbar auf Hippolytes Untergang folgt. So jedenfalls erschien mir, wenn ich von all jenen »jansenistischen«[2] Skrupeln – wie Bergotte es genannt hätte – absah, die Racine Phèdre eingegeben hat, um sie weniger schuldig erscheinen zu lassen, diese Szene als eine Art Prophezeiung der Liebesepisoden meiner eigenen Existenz.[3] Diese Überlegungen änderten übrigens nichts an meinem Entschluß; ich reichte Françoise, damit sie ihn endlich auf die Post bringe, den Brief zurück, um Albertine gegenüber einen Versuch in die Tat umzusetzen, der mir unerläßlich schien, seitdem ich erfahren hatte, daß er noch nicht unternommen war. Dabei haben wir sicher unrecht zu glauben, daß die Erfüllung unseres Wunsches etwas Geringfügiges sei, denn sobald wir glauben, er könne nicht erfüllt werden, hängen wir von neuem daran und finden nur, daß es nicht der Mühe wert war, ihm nachzugehen, sofern wir ganz sicher sind, unsere Absicht keinesfalls zu verfehlen. Und doch hat man auch recht. Denn geringfügig erscheinen läßt uns diese Erfüllung und das Glück nur unsere Zuversicht; zugleich aber sind sie unbeständig, und daraus kann nur Kummer entstehen. Der Kummer aber wird um so stärker sein, je vollkommener der Wunsch erfüllt worden ist, und um so unmöglicher zu ertragen, je länger gegen alle Naturgesetze das Glück gewährt, ja die Weihe der Gewohnheit erhalten hat.

In einem anderen Sinne auch tragen die beiden Tendenzen, nämlich die, die mich darauf Wert legen ließ, daß mein Brief abging, und die, sobald ich ihn abgegangen glaubte, es zu bedauern, einen gewissen Wahrheitsgehalt in sich. Was die erstere angeht, ist es nur zu begreiflich, daß wir unserem Glück – oder unserem Unglück – nachlaufen und gleichzeitig wünschen, durch diese neue Handlung, deren Folgen nun abrollen werden, einen Zustand der Erwartung zu schaffen, der

uns nicht in absolute Verzweiflung versinken läßt, mit einem Wort, daß wir bemüht sind, dem Übel, an dem wir leiden, nacheinander andere Formen zu geben, von denen wir glauben, sie würden uns weniger grausam quälen. Die andere Tendenz aber ist nicht weniger wichtig, denn aus dem Glauben an den Erfolg unseres Unternehmens geboren, ist sie ganz einfach der Beginn, der vorweggenommene Beginn der Desillusion, die wir bald angesichts der Befriedigung unseres Wunsches erleben würden, des Bedauerns darüber, daß wir uns unter Verzicht auf alle anderen, die dadurch ausgeschlossen sind, auf diese Form des Glücks festgelegt haben. Sobald mein Brief fort war, malte ich mir von neuem die Rückkehr Albertines als unmittelbar bevorstehend aus. Dadurch entstanden in meinen Gedanken anmutige Bilder, und solches Glück neutralisierte immerhin ein wenig die Gefahr, die ich in dieser Rückkehr sah. Das seit so langem verlorengegangene Glück, sie bei mir zu haben, berauschte mich. Ich will nicht sagen, das Vergessen hätte sein Werk nicht begonnen. Eine Auswirkung aber des Vergessens bestand darin, daß viele mißliebige Aspekte Albertines, verdrießliche Stunden, die ich mit ihr verbrachte, sich in meinem Gedächtnis nicht mehr einstellten und deshalb kein Grund mehr waren zu wünschen, sie möge nicht mehr hier sein, wie ich es tat, als sie es noch war; so wurde mir schließlich von ihr ein abgekürztes, aber mit allem, was ich an Liebe zu anderen empfunden habe, verschöntes Bild zuteil. In dieser besonderen Form ließ mich das Vergessen, das zwar meiner Gewöhnung an die Trennung Vorschub leistete, mir aber gleichzeitig Albertine sanfter und schöner erscheinen ließ, vermehrt ihre Rückkehr herbeiwünschen.

Seitdem Albertine fort war, schellte ich – wenn ich glaubte, man könne nicht sehen, daß ich geweint hatte – sehr häufig nach Françoise, und ich sagte zu ihr: »Man muß einmal nachsehen, ob Mademoiselle Albertine nichts vergessen hat. Denken Sie daran, ihr Zimmer zu machen, damit es in Ordnung

ist, wenn sie kommt.« Oder einfach: »Erst neulich sagte Mademoiselle Albertine zu mir – warten Sie, es war gerade am Tag vor ihrer Abreise …« Ich wollte Françoise das abscheuliche Vergnügen, das sie über Albertines Abwesenheit empfand, vergällen, indem ich ihr zu verstehen gab, daß sie nur von kurzer Dauer sein werde; ich wollte Françoise auch zeigen, daß ich nicht fürchtete, von dieser Abwesenheit zu sprechen, wollte sie – so wie es gewisse Generale machen, wenn sie einen erzwungenen Rückzug als ein strategisches und in ihrem Plan längst vorgesehenes Manöver bezeichnen – als beabsichtigt, als eine Episode hinstellen, deren wahre Bedeutung ich im Moment nur verhehlte, keineswegs aber als das Ende meine Freundschaft mit Albertine; dadurch, daß ich unaufhörlich ihren Namen nannte, wollte ich schließlich etwas von ihr wie einen Luftzug in dieses Zimmer wieder einströmen lassen, wo ihr Fortgehen eine Leere geschaffen hatte, in der ich kaum noch zu atmen vermochte. Zudem sucht man die Proportionen seines Schmerzes zu vermindern, indem man ihn in alltägliche Äußerungen wie die Bestellung eines Anzugs und die Anweisungen für das Abendessen einreiht.

Als Françoise Albertines Zimmer machte, öffnete sie in ihrer Neugier die Schublade eines kleinen Tisches aus Rosenholz, in die meine Freundin die persönlicheren Dinge legte, die sie beim Schlafen nicht anbehielt. »Oh! Monsieur, Mademoiselle Albertine hat vergessen, ihre Ringe mitzunehmen, sie sind in der Schublade geblieben.« Meine erste Regung war zu sagen: Wir müssen sie ihr nachschicken. Doch das hätte ausgesehen, als sei ihre Rückkehr nicht gewiß. »Gut«, antwortete ich nach kurzem Schweigen, »es lohnt sich nicht, wenn man bedenkt, daß sie nur noch kurze Zeit fort sein wird. Geben Sie sie mir, ich werde dann weiter sehen.« Françoise überreichte sie mir mit einem gewissen Mißtrauen. Sie haßte Albertine, aber da sie mich nach sich selbst beurteilte, stellte sie sich vor, man könne mir einen Brief meiner Freundin nicht überlassen, ohne fürchten zu müssen, daß ich

ihn öffnete. Ich nahm die Ringe. »Monsieur sollte aufpassen, daß sie nicht verlorengehen«, meinte Françoise, »man kann schon sagen, daß es schöne Ringe sind! Ich weiß nicht, wer sie ihr geschenkt hat, ob es Monsieur oder sonst wer war, aber so viel weiß ich, daß er reich sein muß und daß er guten Geschmack hat!« – »Ich war es nicht«, antwortete ich Françoise, »und außerdem hat sie die beiden nicht von der gleichen Person; den einen hat ihr ihre Tante geschenkt, den anderen hat sie gekauft.«[1] – »Nicht von der gleichen Person!« rief Françoise. »Monsieur scherzen wohl, sie sind ja völlig gleich, abgesehen von dem Rubin, der auf dem einen hinzugefügt ist, es ist derselbe Adler auf beiden, und dieselben Buchstaben stehen innen drin …« Ich weiß nicht, ob Françoise spürte, was sie mir damit antat, aber um ihre Lippen spielte die Andeutung eines Lächelns, das nicht mehr von ihnen wich. »Wieso der gleiche Adler? Sie wissen ja nicht, was Sie sagen. Auf dem ohne Rubin ist allerdings ein Adler, aber auf dem andern so etwas wie ein ziselierter Männerkopf.« – »Männerkopf? Wo hat Monsieur denn das gesehen? Mit meiner bloßen Brille habe ich sofort erkannt, daß das einer von den Flügeln des Adlers ist. Wenn Monsieur seine Lupe nimmt, wird er den zweiten Flügel auf der anderen Seite, Kopf und Schnabel in der Mitte sehen. Man erkennt jedes Federchen. Ah! Das ist schöne Arbeit.« Das ängstliche Bedürfnis zu wissen, ob Albertine mich belogen hatte, ließ mich vergessen, daß ich Françoise gegenüber die Würde wahren und ihr das boshafte Vergnügen hätte mißgönnen sollen, das sie darin fand, wenn schon nicht mich zu quälen, so doch wenigstens meiner Freundin zu schaden. Ich atmete schwer, während Françoise meine Lupe holen ging, ich nahm sie, ich ließ mir von Françoise den Adler auf dem Ring mit dem Rubin zeigen, es fiel ihr nicht schwer, die Flügel nachzuweisen, die auf die gleiche Art ziseliert waren wie auf dem andern Ring, die plastische Zeichnung jeder Feder, den Kopf. Sie machte mich auch auf die gleichen Buchstaben an der Innenseite aufmerk-

sam, zu denen allerdings auf dem Rubinring noch andere hinzugekommen waren. Beide trugen innen Albertines Monogramm. »Da muß ich mich wirklich wundern, daß Monsieur soviel Zeit gebraucht hat, um zu merken, daß das der gleiche Ring ist«, sagte Françoise zu mir. »Selbst wenn man nicht genau hinsieht, erkennt man doch sofort die gleiche Hand, die gleiche Art, das Gold zu bearbeiten, und die gleiche Form. Als ich sie nur flüchtig gesehen hatte, hätte ich schon geschworen, daß sie vom selben Ort stammen müssen. So etwas kennt man heraus wie die Küche einer guten Köchin.« Und tatsächlich war – um ihr bei dieser Expertise zu helfen – zu ihrer Dienstbotenneugier, die noch durch den Haß geschürt wurde und die ganz gewohnheitsmäßig mit erschreckender Genauigkeit alle Einzelheiten aufzeichnete, jener Geschmack hinzugetreten, über den sie verfügte, jener gleiche Geschmack in der Tat, den sie in der Küche bewies und der vielleicht, wie ich, als wir nach Balbec abreisten, an ihrer Art sich zu kleiden bemerkt hatte, durch die Koketterie einer Frau verstärkt wurde, die auch einmal hübsch gewesen ist und die sich den Schmuck und die Toiletten der anderen angeschaut hat.[1] Hätte ich mich an einem Tag, an dem ich das Gefühl hatte, zu viele Tassen Tee getrunken zu haben, im Medikament getäuscht und anstelle einiger Veronaltabletten ebenso viele Koffeintabletten eingenommen, mein Herz hätte nicht heftiger schlagen können. Ich wies Françoise aus dem Zimmer. Auf der Stelle hätte ich Albertine sehen wollen. Zu dem Grauen über ihre Lügen, zu der Eifersucht auf den Unbekannten trat noch der Schmerz darüber, daß sie sich in dieser Weise hatte Geschenke machen lassen. Ich schenkte ihr allerdings mehr, aber eine Frau, die wir selbst aushalten, scheint uns keine ausgehaltene Frau zu sein, solange wir nicht erfahren, daß sie von anderen ausgehalten wird. Und dennoch hatte ich sie, da ich unaufhörlich so viel Geld für sie ausgab, erwählt trotz solcher moralischen Niedrigkeit; diese Niedrigkeit hatte ich in ihr gepflegt, vielleicht vermehrt, vielleicht sogar erzeugt. Dann aber, wie

wir ja die Gabe haben, Märchen zu erfinden, um unseren Schmerz einzulullen, wie wir, wenn wir Hungers sterben, uns einzureden imstande sind, ein Unbekannter werde uns ein Vermögen von hundert Millionen hinterlassen, stellte ich mir Albertine in meinen Armen vor, wie sie mir erklärte, sie habe den zweiten Ring schlicht wegen der Ähnlichkeit seiner Machart gekauft und ihr Monogramm eingravieren lassen. Nur stand diese Erklärung zunächst auf schwachen Füßen, sie hatte noch nicht Zeit gehabt, ihre wohltätigen Wurzeln in meinen Geist zu senken, und mein Schmerz ließ sich so schnell nicht beschwichtigen. Darauf überlegte ich mir, wie viele Männer, die anderen erklären, ihre Freundin sei wirklich liebenswürdig, ähnliche Qualen ausstehen. Sie belügen nämlich nicht nur die anderen, sondern ebenso sich selbst. Allerdings lügen sie nicht nur; sie verbringen ja mit dieser Frau durchaus angenehme Stunden; aber diese ganze Liebenswürdigkeit, wie sie in Gegenwart anderer ihnen gegenüber entfaltet wird und ihnen erlaubt, sich ihres Glücks zu rühmen, die ganze Liebenswürdigkeit auch allein mit dem Liebenden, der sich seines Glücks rühmen darf – wie viele ungekannte Stunden überdeckt sie doch, in denen der Liebende gelitten, gezweifelt und nutzlose Forschungen angestellt hat, um die Wahrheit zu erfahren! Mit solchen Leiden verbunden ist nun einmal das süße Glück zu lieben, sich an den banalsten Reden einer Frau zu berauschen – banal, man weiß es, doch verleiht man ihnen ihren Duft. In diesem Augenblick konnte ich keinen Gefallen mehr daran finden, mich zu erinnern, um denjenigen Albertines zu atmen. Niedergeschmettert, die beiden Ringe in der Hand, betrachtete ich diesen erbarmungslosen Adler, dessen Schnabel mein Herz wie mit Zangen hielt, dessen Schwingen mit den erhaben gearbeiteten Federn das Vertrauen davongetragen hatten, das ich meiner Freundin bewahrte, und im Griff von dessen Fängen mein verwundeter Geist keinen Augenblick den Fragen entgehen konnte, die er sich pausenlos über jenen Unbekannten stellte, für dessen

Namen der Adler gewiß das Symbol war, ohne daß ich imstande gewesen wäre, es zu deuten, den Unbekannten, den sie gewiß früher geliebt und den sie vor nicht langer Zeit wiedergesehen hatte, denn gerade an dem holden, traulichen Tag der gemeinsamen Spazierfahrt in den Bois hatte ich ja zum erstenmal den zweiten Ring an ihr bemerkt, denjenigen, auf dem es schien, als tauche der Adler seinen Schnabel in die helle Blutlache des Rubins.

Daß ich unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend darunter litt, daß Albertine fort war, bedeutet allerdings nicht, daß ich nur an sie dachte. Einerseits hatte sich schon seit langem ihr Zauber nach und nach allen möglichen Gegenständen mitgeteilt, die schließlich sehr weit von ihm entfernt waren, aber dennoch von der gleichen Erregung elektrisch aufgeladen wurden, die sie selbst mir vermittelte, und wenn mich etwas an Incarville oder an die Verdurins oder an eine neue Rolle Léas erinnerte, durchströmte mich das Leiden. Andererseits bestand das, was ich selbst »an Albertine denken« nannte, darin, an die Mittel zu denken, wie ich sie zur Rückkehr bewegen, wie ich wieder mit ihr zusammen sein, wie ich wissen konnte, was sie trieb. Wenn also während der Stunden dieses unaufhörlichen Martyriums ein Diagramm die Bilder hätte darstellen können, von denen mein Leiden begleitet war, so hätte man die Gare d'Orsay[1] , die Madame Bontemps angebotenen Banknoten oder Saint-Loup gesehen, wie er sich über das Pult eines Telegraphenbüros neigte, um ein Depeschenformular an mich auszufüllen, niemals aber das Bild Albertines. Ebenso wie im ganzen Lauf unseres Lebens unser Egoismus dauernd die für unser Ich wertvollen Ziele vor sich sieht, aber niemals dieses *Ich* selbst betrachtet, das seinerseits den Blick von jenen nicht läßt, so senkt sich das Verlangen, das unsere Handlungen lenkt, zwar zu diesen herab, steigt aber niemals zu sich selbst empor, entweder weil es, allzu utilitaristisch gesinnt, sich mit Eifer in das Handeln stürzt und die Erkenntnis verschmäht, oder weil es nach der Zukunft

trachtet, um den Enttäuschungen der Gegenwart abzuhelfen, oder weil es aus Trägheit auf dem bequemen Hang der Einbildungskraft hinabgleitet, anstatt den schroffen Aufstieg der Introspektion zu wagen. In Wirklichkeit ist es so, daß in solchen Stunden der Krise, in denen wir unser ganzes Leben aufs Spiel setzen würden, in dem Maße, wie das Wesen, von dem es abhängt, immer deutlicher offenbart, welch ungeheuren Platz es in uns einnimmt, so daß nichts in der Welt bleibt, was dadurch nicht von Grund auf umgewälzt würde, das Bild des Wesens selbst dahinschwindet, bis es fast nicht mehr wahrnehmbar ist. In allen Dingen finden wir die Wirkung seiner Gegenwart in der tiefen Bewegung wieder, die wir verspüren; das Wesen selbst aber, die eigentliche Ursache, finden wir nirgends mehr. Ich war während jener Tage so unfähig, mir Albertine vorzustellen, daß ich fast hätte glauben können, ich liebte sie nicht mehr, so wie meine Mutter in den Monaten der Verzweiflung, in denen sie außerstande war, sich meine Großmutter vorzustellen (außer einmal in der Zufallsbegegnung eines Traums, dessen Köstlichkeit sie so stark empfand, daß sie sogar im Schlaf sich mit allen ihr in diesem Zustand noch verbliebenen Kräften bemühte, ihm Dauer zu verleihen), sich hätte bezichtigen können und auch in der Tat bezichtigte, nicht um ihre Mutter zu trauern, deren Tod sie zwar selbst ins Grab brachte, deren Züge sich aber ihrer Erinnerung entzogen.

Weshalb hätte ich glauben sollen, daß Albertine sich aus Frauen nichts machte? Weil sie, besonders in der letzten Zeit, gesagt hatte, sie liebe sie nicht? Aber beruhte nicht unser Leben auf ununterbrochener Lüge? Nicht ein einziges Mal hatte sie zu mir gesagt: Warum kann ich nicht unbehindert ausgehen? Weshalb fragen Sie die anderen, was ich mache? Tatsächlich war es doch ein zu merkwürdiges Leben, als daß sie mich nicht danach hätte fragen müssen, wenn sie den Grund nicht gekannt hätte. Und war es nicht verständlich, daß meinem Schweigen über die Gründe dieser Absonderung ein

gleiches beständiges Schweigen ihrerseits über ihre unaufhörlichen Sehnsüchte, ihre zahllosen Erinnerungen, ihre zahllosen Wünsche und Hoffnungen entsprach? Françoise sah ganz so aus, als wisse sie, daß ich log, wenn ich auf eine baldige Rückkehr Albertines anspielte. Ihre Überzeugung aber schien auf etwas Stärkeres gegründet als nur auf jene Wahrheit, durch die sich gewöhnlich unsere Bedienstete leiten ließ, daß nämlich die Herrschaft sich nicht gern vor ihren Dienern gedemütigt sieht und sie von der Wirklichkeit daher nur wissen läßt, was sich nicht zu weit von einer schmeichelhaften Fiktion entfernt und demnach geeignet ist, den Respekt zu erhalten. Diesmal aber schien die Überzeugung bei Françoise auf etwas anderem zu fußen, so als ob sie selbst in Albertines Gemüt Mißtrauen erweckt und unterhalten, ihren Zorn geschürt, kurz, sie bis zu einem Punkt getrieben hätte, an dem sie, Françoise, das Fortgehen meiner Freundin als unvermeidbar hatte vorhersehen können. Wenn das stimmte, so mußte freilich meine Version von einer kurzfristigen, mir bekannten und von mir gebilligten Abwesenheit in Françoise einzig Unglauben wecken. Doch die Vorstellung, die sie sich von Albertines eigensüchtigem Wesen machte, die Übertreibung, mit der sie in ihrem Haß den »Profit« gewaltig hoch anschlug, den Albertine mutmaßlich aus mir zog, mochte in einem gewissen Umfang ihre Sicherheit ins Wanken bringen. Daher betrachtete sie, wenn ich vor ihr wie auf eine ganz natürliche Sache auf die nahe Rückkehr Albertines anspielte, mein Gesicht (auf dieselbe Art, auf die sie, wenn der erste Diener, um sie zu ärgern, unter Abänderung einzelner Wörter eine politische Nachricht vorlas, die sie nicht glauben mochte, zum Beispiel die Schließung der Kirchen und die gewaltsame Wegführung der Geistlichen[1] , selbst aus der entferntesten Ecke der Küche und obwohl sie von dort nichts lesen konnte, instinktiv und begierig auf die Zeitung blickte), als könne sie daraus ersehen, ob es wirklich darin geschrieben stand oder ob ich die Sache bloß erfand. Als sie aber bemerkte, daß ich

einen langen Brief geschrieben hatte und die genaue Adresse von Madame Bontemps suchte, wuchs ihr bis dahin nur unbestimmtes Bangen davor, daß Albertine zurückkehren könnte. Es wuchs sich zu wahrer Bestürzung aus, als sie mir am folgenden Morgen unter meiner Post einen Brief überbringen mußte, auf dessen Umschlag sie die Handschrift Albertines erkannt hatte. Sie fragte sich, ob das Fortgehen Albertines eine bloße Komödie gewesen sei – eine Vermutung, die sie in zweifacher Hinsicht zur Verzweiflung brachte; sie garantierte nämlich für die Zukunft und endgültig das Leben Albertines im Hause, gleichzeitig aber bedeutete sie für mich als den Herrn von Françoise und damit auch für sie selbst die Demütigung, von Albertine hinters Licht geführt worden zu sein. Welche Ungeduld ich auch verspürte, den Brief zu lesen, ich konnte es dennoch nicht unterlassen, einen Augenblick Françoise in die Augen zu blicken, aus denen alle Hoffnung gewichen war, da sie aus diesem Vorzeichen auf die unmittelbar bevorstehende Rückkehr Albertines schloß, so wie ein Liebhaber des Wintersports mit Freuden den nahenden Kälteeinbruch aus dem Abflug der Schwalben entnimmt. Endlich ging Françoise, und als ich ganz sicher war, daß sie die Tür gut geschlossen hatte, öffnete ich geräuschlos, um nicht allzu ungeduldig zu wirken, den Brief, der folgendermaßen lautete:

»Lieber Freund, vielen Dank für all die lieben Dinge, die Sie mir sagen. Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung für die Abbestellung des Rolls, wenn Sie meinen, daß ich dabei etwas zu tun vermag, das aber nehme ich an. Sie brauchen mir nur den Namen des Mittelsmannes zu schreiben. Sie lassen sich sonst womöglich von diesen Leuten einfangen, denn diese wollen natürlich einzig verkaufen; und was sollen Sie mit dem Auto, wo Sie doch niemals ausfahren? Ich bin sehr gerührt, daß Sie unseren letzten Ausflug in so gutem Andenken haben. Glauben Sie mir, daß ich meinerseits diese Fahrt in zweifacher Dämmerung (da die Nacht kam und wir uns kurz danach tren-

nen sollten) nicht vergessen werde und sie erst aus meinem Geist schwinden wird mit der endgültigen Nacht.«[1]

Ich merkte sehr wohl, daß dieser letzte Satz nur eine Phrase war und daß Albertine nicht bis zum Tod eine so köstliche Erinnerung an diese Ausfahrt bewahren konnte, die ihr sicherlich kein Vergnügen bereitet hatte, da sie ja darauf sann, mich zu verlassen. Ich staunte aber doch, wie begabt diese Radfahrerin und Golfspielerin aus Balbec war, die, bevor sie mich kannte, nichts als *Esther* gelesen hatte, und mit wie gutem Grund ich der Meinung gewesen war, sie habe bei mir neue Vorzüge gewonnen, die sie zu einem anderen, vollkommeneren Wesen umgestalteten. Die Worte also, die ich zu ihr in Balbec gesagt hatte: »Ich glaube, meine Freundschaft würde sehr wertvoll für Sie sein, denn ich bin genau die Person, die Ihnen geben könnte, was Ihnen fehlt« – auf eine Photographie hatte ich die Widmung geschrieben: »In der Gewißheit, von der Vorsehung gesandt zu sein« –, diese Worte also, die ich, ohne daran zu glauben, nur in der Absicht ausgesprochen hatte, sie darin einen Nutzen sehen zu lassen, mit mir zusammen zu sein, und sich über die Langeweile hinwegzusetzen, die sie dabei verspüren mochte, auch diese Worte hatten sich als wahr erwiesen; und während ich eigentlich die Bemerkung, ich wolle sie nicht sehen aus Furcht, ich könne mich in sie verlieben, gemacht hatte, weil ich ja gerade wußte, daß bei ständigem Umgang meine Liebe sich abstumpfen, die Trennung sie aber steigern würde, hatte in Wirklichkeit der ständige Umgang ein unendlich viel stärkeres Bedürfnis nach ihrer Nähe in mir entzündet als die Liebe der ersten Zeit in Balbec, so daß auch diese Worte sich als wahr erwiesen hatten.

Alles in allem aber brachte Albertines Brief die Dinge nicht voran. Sie äußerte sich nur darüber, daß sie an den Mittelsmann schreiben wolle. Ich mußte aus dieser Situation herauskommen, die Dinge härter anfassen; so kam ich auf folgende Idee. Ich ließ auf der Stelle Andrée einen Brief zukommen, in dem ich ihr sagte, daß Albertine bei ihrer Tante sei, daß ich

mich sehr einsam fühle und daß sie mir ein unermeßlich großes Vergnügen machen würde, wenn sie für ein paar Tage zu mir käme; da ich aber keinerlei Geheimniskrämerei wünsche, bat ich sie, Albertine davon in Kenntnis zu setzen. Gleichzeitig schrieb ich an Albertine, als ob ich ihren Brief noch nicht erhalten hätte:

»Liebe Freundin, verzeihen Sie mir bitte etwas, was Sie gut verstehen werden; ich hasse so sehr jede Geheimniskrämerei, daß es mein Wunsch war, Sie möchten es von ihr und von mir erfahren. Aufgrund Ihrer so lieben Anwesenheit hier bei mir habe ich die schlechte Gewohnheit angenommen, nicht allein zu sein. Da wir beschlossen haben, daß Sie nicht zurückkommen, dachte ich mir, die Person, die Sie am besten ersetzen könnte, weil sie für mich die geringste Veränderung bedeuten und mich am meisten an Sie erinnern würde, sei Andrée, und so habe ich sie gebeten, zu kommen.[1] Um aber nichts zu überstürzen, habe ich ihr gegenüber bloß von ein paar Tagen gesprochen, doch unter uns gesagt glaube ich, daß es diesmal für immer ist. Meinen Sie nicht auch, ich tue recht damit? Sie wissen ja, daß die kleine Schar von jungen Mädchen in Balbec immer jener Kreis der Gesellschaft war, der auf mich den größten Zauber ausübte und in den aufgenommen zu werden mir das größte Glück bedeutete. Zweifellos wirkt dieser Zauber auch heute noch. Das Verhängnis unserer Charaktere und die leidigen Umstände des Lebens haben ja gewollt, daß meine kleine Albertine nicht meine Frau werden kann; doch glaube ich, daß ich dennoch eine Frau finden werde – weniger reizend zwar, aber durch die größere Übereinstimmung ihrer Natur mit der meinigen vielleicht imstande, glücklicher mit mir zu sein – nämlich Andrée.«

Nachdem ich diesen Brief abgesandt hatte, kam mir plötzlich der Argwohn, daß Albertine, als sie mir schrieb: »Ich wäre zu glücklich gewesen zurückzukommen, wenn Sie es mir ohne Umweg geschrieben hätten«, dies nur gesagt hatte, weil ich ihr eben nicht ohne Umweg geschrieben hatte, und

daß sie, hätte ich es getan, gleichwohl nicht zurückgekommen wäre, sondern sich freuen würde, Andrée bei mir und später auch als meine Frau zu wissen, vorausgesetzt, sie, Albertine, wäre frei, weil sie jetzt seit acht Tagen schon sich ihrem Laster hingeben und meine ein halbes Jahr lang stündlich erneuerten Vorkehrungen in Paris hatte hinfällig machen können, Vorkehrungen, die sich nachträglich als nutzlos erwiesen, da Albertine jetzt seit acht Tagen gewiß tat, woran ich sie Minute für Minute gehindert hatte. Ich sagte mir, daß sie dort ihre Freiheit wahrscheinlich mißbrauchte, und zweifellos erschien mir diese Idee, die ich in mir bildete, traurig, aber sie blieb allgemein, da sie mir keinen speziellen Fall vor Augen führte und es mir infolge der unbegrenzten Zahl von eventuellen Gespielinnen, an die ich dabei denken konnte, unmöglich machte, mich bei einer einzelnen aufzuhalten, so daß sich mein Geist in eine Art ständiger Bewegung hineingezogen fühlte, die nicht frei von Schmerz war, von einem Schmerz jedoch, der aus Mangel an konkreten Bildern erträglich war. Freilich hörte er auf, erträglich zu sein, und wurde grausam quälend, als Saint-Loup eintraf. Bevor ich aber erkläre, warum die Worte, die er mir zu sagen hatte, mich so unglücklich machten, muß ich einen Zwischenfall erwähnen, der seinem Besuch unmittelbar vorausgegangen war und an den ich mich in der Folge mit solcher Unruhe erinnerte, daß er vielleicht nicht gerade den schmerzlichen Eindruck, den meine Unterhaltung mit Saint-Loup in mir hervorrief, wohl aber die praktische Tragweite dieses Gesprächs abschwächte. Der Zwischenfall bestand in folgendem: Da ich ungeduldig darauf brannte, Saint-Loup zu sehen, erwartete ich ihn (was ich nicht hätte tun können, wenn meine Mutter dagewesen wäre, denn es war das, was sie am meisten auf der Welt verabscheute, gleich nach der Unart, »vom Fenster aus zu sprechen«) auf der Treppe, wo ich folgende Worte vernahm: »Wie! Sie wissen nicht, wie man es anstellt, daß jemand entlassen wird, den man nicht leiden kann? Aber das ist doch ganz einfach. Sie

brauchen zum Beispiel nur die Sachen zu verstecken, die er zu bringen hat; wenn es die Herrschaft dann eilig hat und ihn ruft, findet er nichts, er verliert den Kopf; meine Tante ist sicher ärgerlich auf ihn und sagt: ›Was macht dieser Mensch denn nur?‹ Wenn er dann mit Verspätung erscheint, werden alle schön wütend sein und er wird nicht das Erforderliche bei sich haben. Ist das vier- oder fünfmal passiert, können Sie sicher sein, daß er entlassen wird, besonders wenn Sie nicht versäumen, heimlich die Sachen zu beschmutzen, die er hereinzubringen hat, und so gibt es noch tausend weitere Tricks.« Ich war starr vor Staunen, denn diese grausamen und machiavellistischen Worte kamen aus dem Munde Saint-Loups. Ich aber hatte ihn immer als einen guten Menschen betrachtet, der sich der Unglücklichen erbarmte, und daher kam es mir jetzt vor, als rezitiere er die Rolle Satans; aus eigenem Antrieb konnte er in dieser Weise nicht reden. »Aber alle Leute wollen schließlich leben«, entgegnete der Mann, zu dem er gesprochen hatte; ich bemerkte ihn erst jetzt und erkannte in ihm einen der Bedienten der Herzogin von Guermantes. »Was geht Sie das an, wenn es Ihnen selbst daraufhin besser geht?« hielt Saint-Loup ihm böse entgegen. »Für Sie kommt außerdem das Vergnügen hinzu, einen Prügelknaben zu haben. Sie können sehr wohl Tintenfässer auf seine Livree ausleeren, wenn er gerade ein großes Diner servieren soll, kurz, lassen Sie ihn auch nicht eine Minute in Ruhe, dann geht er von ganz allein. Im übrigen werde ich ein bißchen nachhelfen können, ich werde meiner Tante sagen, ich bewunderte Ihre Geduld, daß Sie mit einem so nachlässigen Tölpel den Dienst bei ihr besorgen.« Ich zeigte mich, Saint-Loup kam auf mich zu. Doch mein Vertrauen in ihn war erschüttert, seit ich ihn so anders hatte reden hören, als ich ihn bisher gekannt hatte. Ich fragte mich, ob jemand, der imstande war, einem Unglücklichen gegenüber so grausam zu handeln, vielleicht auch eine Verräterrolle mir gegenüber bei der Mission gespielt haben mochte, die er bei Madame Bontemps hatte erfüllen sollen.

Diese Überlegung diente vor allem dazu, daß ich, nachdem er mich verlassen hatte, seinen Mißerfolg nicht als Beweis nahm, ich könne nicht zum Ziel kommen. Solange er aber bei mir war, dachte ich in erster Linie an den Saint-Loup von früher und besonders an den Freund, der soeben von Madame Bontemps kam. Er bemerkte sogleich: »Du bist nicht zufrieden mit mir, ich habe es an deinen Depeschen gesehen, du bist aber ungerecht, ich habe alles getan, was ich konnte; du findest, ich hätte häufiger telephonieren sollen, es hieß aber immer, du seiest nicht frei.« Unerträglich aber wurde mein Leiden, als er zu mir sagte: »Um da fortzufahren, wo wir nach meiner letzten Depesche verblieben sind: Ich trat also, nachdem ich eine Art von Hangar[1] durchschritten hatte, in das Haus ein, und am Ende eines langen Korridors führte man mich in einen Salon.« Bei diesen Worten »Hangar«, »Korridor«, »Salon« wurde, noch bevor sie ganz ausgesprochen waren, mit größerer Schnelligkeit als der des elektrischen Stroms mein Herz erschüttert, denn die Kraft, die am häufigsten in der Sekunde den Weg um die Erde zurücklegt, ist nicht der elektrische Strom, sondern der Schmerz. Wie oft sagte ich mir diese Worte »Hangar«, »Korridor«, »Salon« noch vor, nachdem Saint-Loup gegangen war, und wie erneuerte ich damit jedesmal aus eigenem Antrieb jene Erschütterung! In einem Hangar kann man sich mit einer Freundin verstecken. Und der Salon? Wer weiß, was Albertine dort trieb, wenn ihre Tante nicht da war! Hatte ich mir also das Haus, in dem Albertine wohnte, vorgestellt, als gebe es dort weder einen Hangar noch einen Salon? Nein; ich hatte es mir überhaupt nicht oder nur als einen ganz unbestimmten Ort vorgestellt. Ich hatte ein erstes Mal gelitten, als die Stätte, an der sie sich befand, sich geographisch individualisierte, als ich erfahren hatte, daß sie sich, anstatt an zwei oder drei möglicherweise in Frage kommenden Orten zu sein, in der Touraine befand; die betreffenden Worte ihres Concierges hatten in meinem Herzen wie auf einer Landkarte die Stelle abgesteckt, an der es endlich leiden

sollte. Als ich mich aber einmal an die Idee gewöhnt hatte, daß sie sich in einem Haus in der Touraine befand, hatte ich das Haus gleichwohl nicht vor mir gesehen; nie war in meiner Einbildung die abscheuliche Vorstellung von einem Salon, einem Hangar, einem Korridor aufgetaucht, die mir jetzt, als ich sie gleichsam unmittelbar mir gegenüber auf der Netzhaut Saint-Loups, der sie gesehen hatte, eingezeichnet fand, zu den Räumen wurden, in denen Albertine auf und ab ging, lebte, den ganz bestimmten Räumen anstelle einer unendlichen Vielheit möglicher Räume, die einander gegenseitig ausgelöscht hatten. Bei den Worten »Hangar«, »Korridor«, »Salon« wurde mir mein Wahnsinn bewußt, Albertine acht Tage lang an diesem vermaledeiten Ort zu lassen, dessen *Existenz* (und nicht bloße Möglichkeit) mir jetzt offenbar geworden war. Ach! Als Saint-Loup mir auch noch sagte, daß er in diesem Salon von einem benachbarten Zimmer aus laut habe singen hören und daß Albertine die Sängerin gewesen sei, begriff ich mit Verzweiflung im Herzen, daß Albertine, endlich von mir befreit, glücklich war! Sie hatte ihre Freiheit wiedererlangt. Und ich hatte mir eingebildet, sie werde kommen und den Platz Andrées für sich zurückfordern wollen! Jetzt, da sie wieder in Freiheit war, da sie den Käfig verlassen hatte, aus dem ich sie bei mir manchmal tagelang nicht einmal in mein Zimmer kommen ließ, hatte sie für mich ihren ganzen Wert wiedergefunden, sie war wieder diejenige, der alle folgten, war wieder der Zaubervogel der ersten Tage. Mein Schmerz verwandelte sich in Zorn auf Saint-Loup. »Gerade daß sie von deinem Kommen erfährt, das hatte ich dich gebeten, um jeden Preis zu vermeiden!« – »Du stellst dir das so einfach vor! Es war mir versichert worden, sie sei nicht zu Hause. Laß mich rekapitulieren! Was die Geldfrage anbelangt, hatte ich – wie soll ich sagen – mit einer Frau zu tun, die mir so zart besaitet schien, daß ich fürchtete, ich könnte sie verletzen. Sie aber hat nicht mit der Wimper gezuckt, als ich vom Geld sprach. Etwas später hat sie sogar bemerkt, sie sei ganz gerührt, daß wir

uns so gut verstünden. Dennoch war alles, was sie später äußerte, so zartfühlend und auf so hohem Niveau, daß es mir unmöglich schien, sie könne jenes ›Wir verstehen uns so gut‹ im Hinblick auf das Geld gesagt haben, das ich ihr angeboten hatte. Denn im Grunde benahm ich mich ja eher rüpelhaft.« – »Aber vielleicht hat sie dich nicht verstanden, sie hat es am Ende nicht einmal recht gehört, du hättest es noch einmal sagen sollen, denn gerade damit hätten wir bestimmt Erfolg gehabt.« – »Aber wieso soll sie mich denn nicht verstanden haben! Ich habe es zu ihr gesagt, wie ich mit dir jetzt spreche, und sie ist weder taub noch verrückt.« – »Sie hat weiter keine Bemerkung gemacht?« – »Keine.« – »Du hättest es ihr noch einmal sagen sollen.« – »Wie sollte ich es ihr noch einmal sagen? Sobald ich sie beim Eintreten erblickte, habe ich mir gesagt, du habest dich sicher getäuscht und wollest mich zu einem enormen Fauxpas veranlassen; und es war furchtbar schwierig, ihr das Geld in dieser Weise anzubieten. Ich habe es trotzdem getan, um deinen Wunsch zu erfüllen, war allerdings ganz und gar davon überzeugt, daß sie mich aus dem Haus weisen werde.« – »Aber sie hat es nicht getan. Also hat sie dich entweder nicht verstanden und du hättest es ihr noch einmal erklären müssen, oder du hättest ruhig weiter mit ihr über die Sache reden können.« – »Daß sie mich nicht verstanden haben könnte, sagst du, weil du hier bist, aber ich wiederhole dir, wärst du bei unserer Unterredung zugegen gewesen … Es war keinerlei Lärm, ich habe es klipp und klar gesagt, es ist gar nicht möglich, daß sie mich nicht verstanden hat.« – »Aber jedenfalls ist sie fest davon überzeugt, daß ich ihre Nichte stets heiraten wollte?« – »Nein, was das betrifft … Wenn du meine Meinung hören willst, so glaubte sie keineswegs, daß du Heiratsabsichten hättest. Sie hat mir gesagt, du selbst habest ihrer Nichte gesagt, du wollest sie verlassen. Ich weiß nicht einmal, ob sie jetzt der Überzeugung ist, daß du heiraten willst.« Das beruhigte mich wieder einigermaßen, da es mir zeigte, daß ich weniger gedemütigt, folglich also besser

zum Geliebtwerden befähigt und auch freier war, einen entscheidenden Schritt zu tun. Gleichwohl hatte ich Zweifel. »Es verdrießt mich zu sehen, daß du nicht zufrieden bist.« -- »Doch, ich bin gerührt, ich bin dankbar für deine Nettigkeit, aber mir scheint, du hättest …« – »Ich habe getan, was ich konnte. Ein anderer hätte nicht mehr tun können, ja nicht einmal so viel. Versuche es doch mit einem anderen.« – »Aber nein, wenn ich es geahnt hätte, hätte ich dich gar nicht erst hingeschickt; dein mißlungener Schritt hindert mich aber jetzt daran, noch etwas zu unternehmen.« Ich machte ihm Vorwürfe. Er hatte versucht, mir einen Dienst zu erweisen, und dabei keinen Erfolg gehabt. Beim Fortgehen war Saint-Loup in der Tür jungen Mädchen begegnet, die gerade kamen. Ich hatte schon oft die Vermutung gehegt, daß Albertine junge Mädchen in jener Gegend kenne, dies aber war das erstemal, daß der Gedanke mir Qualen bereitete. Man muß wirklich annehmen, daß die Natur unserem Geist die Gabe verliehen hat, ein natürliches Gegengift zur Vernichtung der argwöhnischen Betrachtungen auszuscheiden, die wir ohne Unterlaß und gleichzeitig ohne Gefahr anstellen. Nichts aber machte mich immun gegen die jungen Mädchen, denen Saint-Loup begegnet war. Doch waren nicht solche Einzelheiten gerade das, was ich von einem jeden über Albertine hatte erfahren wollen? Hatte ich nicht, um genauere Kenntnis davon zu erhalten, Saint-Loup, der von seinem Oberst zurückbeordert war, gebeten, um jeden Preis bei mir vorbeizukommen? Hatte nicht ich selbst also all das zu wissen gewünscht, ich oder vielmehr mein ausgehungerter Schmerz, der, begierig zu wachsen, sich Nahrung davon versprach? Zuletzt hatte mir Saint-Loup auch noch von der angenehmen Überraschung erzählt, ganz in der Nähe dort als einziges bekanntes Gesicht, das ihn an die Vergangenheit erinnerte, eine alte Freundin Rachels wiedergetroffen zu haben, eine hübsche Schauspielerin, die sich in der Nachbarschaft auf dem Land aufhielt. Der Name dieser Schauspielerin aber genügte, damit ich mir sagte:

Vielleicht ist es die. Er genügte, damit ich – in den Armen einer Frau, die ich gar nicht kannte – eine lächelnde und vor Lust errötete Albertine vor mir sah. Und warum auch hätte es nicht so sein sollen? Hatte ich je unterlassen, an irgendwelche Frauen zu denken, seit ich Albertine kannte? An dem Abend, an dem ich zum erstenmal bei der Fürstin von Guermantes gewesen war, hatte ich da nicht auf dem Heimweg sehr viel mehr als an jene an die junge Person gedacht, von der Saint-Loup mir erzählt hatte, jene, die Stundenhotels aufsuchte, oder an die Kammerfrau der Baronin Putbus? War ich nicht um dieser letzteren willen nach Balbec zurückgekehrt?[1] Erst kürzlich noch hatte ich selbst so große Lust gehabt, nach Venedig zu fahren: Weshalb hätte Albertine nicht ihrerseits Lust haben sollen, in die Touraine zu reisen? Nur hätte ich sie dennoch – das stellte ich jetzt fest – gleichwohl nicht verlassen, ich wäre nicht nach Venedig gegangen; ich wußte sogar im tiefsten Inneren, als ich mir sagte: Ich werde sie bald verlassen, daß ich sie nicht mehr verlassen würde, ebensogut wie ich wußte, daß ich mich nicht mehr an die Arbeit setzen oder ein gesünderes Leben führen, kurz all das tun würde, was ich mir jeden Tag von neuem für den folgenden vornahm. Nur hatte ich, was immer ich auch im Innersten glaubte, es für geschickter gehalten, sie unter der Drohung einer fortwährenden Trennungsaussicht leben zu lassen. Bestimmt aber hatte ich sie aufgrund meiner hassenswerten Geschicklichkeit nur allzu gut überzeugt. Auf alle Fälle konnte es jetzt nicht so weitergehen, ich konnte sie nicht mit jungen Mädchen, mit jener Schauspielerin einfach in der Touraine lassen; ich konnte den Gedanken an das Leben dort, das sich meiner Kenntnis entzog, nicht ertragen. Ich würde noch ihre Antwort auf meinen Brief abwarten: ob sie dort, ach!, einen Tag mehr oder weniger üble Dinge trieb, machte nicht viel aus (vielleicht sagte ich es mir, weil meine Eifersucht nicht mehr das gleiche Verhältnis wie vordem zur Zeit besaß, war ich doch nicht mehr gewohnt, mir über jede ihrer Minuten Klarheit zu ver-

schaffen, von denen schon eine einzige, in der sie frei war, mich um den Verstand gebracht hätte). Sobald aber ihre Antwort eingetroffen wäre, würde ich sie, wenn sie nicht wiederkäme, selbst holen gehen; ob sie nun wollte oder nicht, würde ich sie ihren Freundinnen entreißen. War es nicht überhaupt besser, daß ich selbst ging, jetzt, da mir die bislang ungeahnte Bosheit Saint-Loups offenbar geworden war? Wer weiß, ob er nicht selbst ein förmliches Komplott geschmiedet hatte, um mich von Albertine zu trennen? Hatte ich mich verändert, oder hatte ich damals nicht vermuten können, daß natürliche Ursachen mich eines Tages in diese außergewöhnliche Situation bringen würden? Wie sehr hätte ich jetzt gelogen, hätte ich ihr, wie ich es vormals in Paris zu ihr sagte, geschrieben, ich wünschte, es stoße ihr kein Unfall zu![1] Oh! Wäre ihr einer zugestoßen, hätte ich, anstatt daß mein Leben für immer von dieser nie endenden Eifersucht vergiftet wurde, auf der Stelle nicht vielleicht gerade das Glück, aber doch durch Beseitigung des Leidens die Ruhe wiedergefunden.

Beseitigung des Leidens? Habe ich es je wahrhaftig glauben können, daß der Tod nur auslöscht, was existiert, das übrige aber im gleichen Zustand beläßt, daß er den Schmerz aus dem Herzen eines Menschen tilgt, für den die Existenz eines anderen nur mehr ein Quell der Leiden ist, daß er den Schmerz hinwegnimmt und nichts an seine Stelle setzt? Beseitigung des Schmerzes! Wenn ich die Unfallmeldungen der Zeitungen überflog, bedauerte ich, daß ich nicht den Mut hatte, den gleichen Wunsch in mir zu formen wie Swann. Wenn Albertine einen Unfall erlitten hätte, so wäre das, falls sie noch am Leben war, für mich ein Vorwand gewesen, zu ihr zu eilen, wäre sie aber tot, hätte ich – wie Swann einst gesagt hatte – die Freiheit zu leben wiedergefunden.[2] Glaubte ich es wirklich? Er hatte es geglaubt, dieser Mann, der so klug war und sich selbst so gut zu kennen meinte. Wie wenig weiß man von dem, was man in seinem Herzen trägt! Wie bald darauf hätte ich ihn, wäre er noch am Leben gewesen, darüber beleh-

ren können, daß sein Wunsch nicht weniger sinnlos als verbrecherisch war und daß der Tod der Geliebten ihn von gar nichts befreit hätte. Ich ließ allen Stolz Albertine gegenüber fahren, ich schickte ihr ein verzweifeltes Telegramm, in dem ich sie bat, unter welchen Bedingungen auch immer zu mir zurückzukehren. Sie könne tun, was sie wolle, ich bäte sie einzig darum, sie dreimal in der Woche, bevor sie schlafen gehe, kurz küssen zu dürfen. Und hätte sie gesagt: Einmal nur, so hätte ich mich auch mit einem Mal abgefunden.

Sie kehrte niemals zurück. Mein Telegramm war kaum abgegangen, als ich selbst eines empfing. Es war von Madame Bontemps. Die Welt ist nicht ein für allemal für jeden von uns geschaffen. Es treten im Lauf des Lebens Dinge hinzu, von denen wir nichts ahnten. Ach! Nicht eine Beseitigung des Leidens bewirkten die beiden ersten Zeilen des Telegramms bei mir:

»Armer Freund, unsere kleine Albertine ist nicht mehr, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen, der Sie so sehr an ihr hingen, etwas so Furchtbares sagen muß. Sie ist bei einem Ausritt von ihrem Pferd gegen einen Baum geschleudert worden.[1] Alle unsere Bemühungen haben sie nicht ins Leben zurückrufen können. Warum bin ich nicht an ihrer Stelle gestorben.«

Nein, nicht Beseitigung des Leidens war die Folge, sondern ein ganz neues Leiden, das Leiden zu erfahren, daß sie nie mehr zurückkommen würde. Aber hatte ich mir nicht mehrmals gesagt, sie werde vielleicht niemals zurückkommen? Ich hatte es mir tatsächlich gesagt, aber nicht einen Augenblick lang – das wurde mir jetzt klar – hatte ich daran geglaubt. Da ich ihre Gegenwart, ihre Küsse brauchte, um das Leiden zu ertragen, das mein Mißtrauen mir bereitete, hatte ich seit Balbec die Gewohnheit angenommen, ständig mit ihr zusammen zu sein. Selbst wenn sie ausgegangen war und ich alleine war, küßte ich sie noch. Ich hatte es weiter so gehalten, seit sie sich in der Touraine befand. Ich brauchte weniger ihre Treue als ihre Rückkehr, und wenn mein Verstand diese

manchmal ungestraft in Zweifel ziehen konnte, so hörte doch meine Einbildungskraft keine Sekunde auf, sie mir vorzugaukeln. Instinktiv strich ich mit der Hand über meinen Hals, über meine Lippen, die sich von ihr noch geküßt gefühlt hatten, nachdem sie fortgegangen war, und es nie wieder sein würden; ich strich mit der Hand über sie hin, wie Mama mich beim Tod meiner Großmutter mit den Worten gestreichelt hatte: »Armer Kleiner, Deine Großmama, die dich so sehr geliebt hat, wird dich nun nie mehr küssen.«[1] Mein ganzes zukünftiges Leben war aus meinem Herzen gerissen. Mein ganzes zukünftiges Leben? Ich hatte also nicht manchmal daran gedacht, es ohne Albertine zu verbringen? Aber nein! Seit langem schon hatte ich ihr also alle Minuten meines Lebens bis zum Tod geweiht? Gewiß! Diese Zukunft, die unlösbar von ihr war, hatte ich nicht zur erkennen gewußt, jetzt aber, da sie entsiegelt vor mir lag, empfand ich, welchen Platz sie in meinem leeren Herzen eingenommen hatte. Françoise, die noch von nichts wußte, trat in mein Zimmer ein; wütend herrschte ich sie an: »Was ist denn los?« Da aber (es fallen zuweilen Worte, die eine andersgeartete Wirklichkeit an die Stelle derjenigen setzen, die unmittelbar neben uns liegt, und uns überwältigen, als würden wir von Schwindel erfaßt) kam es von ihr: »Monsieur hat keinen Grund, böse zu sein. Monsieur wird sich im Gegenteil freuen, hier sind nämlich zwei Briefe von Mademoiselle Albertine.« Später wurde mir bewußt, daß ich die Augen eines Menschen gehabt haben muß, dessen Geist aus den Fugen gerät. Ich war nicht einmal glücklich oder ungläubig. Ich war wie jemand, der dieselbe Stelle des Zimmers von einem Kanapee und von einer Grotte eingenommen sieht. Da ihm nichts mehr wirklich scheint, bricht er einfach zusammen. Die beiden Briefe Albertines mußten kurz vor dem Ausritt, bei dem sie umgekommen war, abgefaßt worden sein. Der erste lautete:

»Lieber Freund, ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir durch die Bekanntgabe Ihrer Absicht beweisen, Andrée zu

Ihnen kommen zu lassen. Ich bin sicher, sie wird mit Freuden einwilligen, und ich glaube, daß das für sie eine sehr glückliche Lösung sein wird. Bei ihrer Begabung wird sie aus der Gesellschaft eines Mannes, wie Sie einer sind, und aus dem wundervollen Einfluß, den Sie auf andere Menschen zu nehmen verstehen, sicherlich Nutzen ziehen. Ich glaube, Sie haben da eine Idee gehabt, aus der für beide viel Gutes entstehen kann. Wenn sie also die geringsten Schwierigkeiten macht (was ich aber nicht glaube), schicken Sie mir ein Telegramm, ich übernehme es dann, auf sie einzuwirken.«

Der zweite war einen Tag später datiert. In Wirklichkeit hatte sie beide sicherlich in kurzem Abstand voneinander geschrieben, vielleicht sogar zur gleichen Zeit, und nur den ersten mit einem früheren Datum versehen. Denn die ganze Zeit über hatte ich mir völlig falsche Vorstellungen von ihren Absichten gemacht, die nur darin bestanden hatten, zu mir zurückzukommen, und die jemand, der der Sache unbeteiligt gegenüberstand – ein Mann ohne Phantasie, ein Unterhändler bei einem Friedensvertrag, ein Kaufmann, der eine geschäftliche Transaktion erwägt – richtiger beurteilt hätte als ich. Er enthielt nur die folgenden Worte:

»Wäre es zu spät, daß ich zu Ihnen zurückkomme? Wenn Sie noch nicht an Andrée geschrieben haben, würde es Ihnen dann recht sein, mich wieder zu sich zu nehmen? Ich beuge mich Ihrem Entschluß, ich flehe Sie nur an, ihn mir recht bald bekanntzugeben. Sie können sich denken, mit welcher Ungeduld ich auf Ihre Antwort warte. Wenn ich zu Ihnen zurückkommen darf, würde ich gleich den nächsten Zug nehmen. Von ganzem Herze die Ihre, Albertine.«

Damit der Tod Albertines meine Leiden hätte beenden können, hätte der Unfall sie nicht nur in der Touraine, sondern auch in mir selbst ums Leben bringen müssen. Niemals aber war sie da lebendiger gewesen. Um in uns einzugehen, muß ein Wesen die Form der Zeit annehmen und sich in ihren Rahmen fügen; da es uns nur im Ablauf der Minuten er-

scheint, kann es uns von sich selbst immer nur einen Aspekt auf einmal zur Verfügung stellen, nur eine einzige Photographie von sich überlassen. Die große Schwäche, die es für ein Wesen bedeutet, aus einer bloßen Sammlung von Momentaufnahmen zu bestehen, ist auch eine große Stärke; es ist abhängig vom Gedächtnis, das Gedächtnis eines Augenblicks aber hat nicht von allem Kunde, was seither geschehen ist; der Augenblick, den das Gedächtnis registriert hat, lebt weiter, dauert noch immer an, damit jedoch auch das Wesen, das sich darin abgezeichnet hat. Diese Bruchstücke aber erwecken die Tote nicht nur wieder zum Leben, sondern vervielfältigen sie sogar. Um mich zu trösten, hätte ich nicht eine, sondern unzählige Albertines vergessen müssen. Wenn ich soweit gekommen war, den Schmerz um die eine zu ertragen, mußte ich es bei einer anderen, bei hundert anderen abermals versuchen.

Da änderte sich mein Leben von Grund auf. Was früher – nicht etwa dank Albertine, sondern parallel zu ihr, wenn ich allein war – sein Glück ausmachte, war gerade das ständige Wiederaufleben früherer Augenblicke, wenn identische Augenblicke sie herbeiriefen. Im Rauschen des Regens fand ich den Duft des Flieders in Combray wieder; in den Lichtspielen der Sonne auf dem Balkon die Tauben in den Gärten der Champs-Élysées; in den gedämpften Geräuschen und der Hitze des Vormittags die Frische der Kirschen; den Wunsch, in die Bretagne oder nach Venedig zu fahren, im Rauschen des Windes und in der Wiederkehr der Osterzeit. Der Sommer kam, die Tage waren lang, es war heiß. Es war die Zeit, da am frühen Morgen Schüler und Lehrer die öffentlichen Anlagen aufsuchen, um sich im Schatten der Bäume für die letzten Prüfungen vorzubereiten und dabei den einzigen Hauch von Kühle aufzufangen, den ein Himmel abgibt, solange er noch nicht im Glast des Tages glüht, doch schon von der gleichen unfruchtbaren Reinheit starrt. Von meinem dunklen Zimmer aus spürte ich ebenso deutlich wie früher, jetzt aber einzig auf

schmerzliche Weise, daß draußen in der drückenden Luft die sich neigende Sonne die aufragenden Häuser und Kirchen fahlrot einfärbte. Und wenn Françoise wiederkam und dabei, ohne es zu wollen, die Falten der großen Vorhänge bewegte, unterdrückte ich einen Schrei, denn in mir hatte sich eine Wunde geöffnet beim Anblick jenes Sonnenstrahls von früher, der die neue Fassade von Bricqueville l'Orgueilleuse mir hatte schön erscheinen lassen, als Albertine zu mir gesagt hatte: »Sie ist restauriert.«[1] Da ich nicht wußte, wie ich Françoise meinen Seufzer erklären sollte, sagte ich zu ihr: »Oh, ich habe solchen Durst!« Sie ging hinaus, kam zurück, ich aber wandte mich heftig ab, schmerzhaft getroffen von einer der tausend unsichtbaren Erinnerungen, die in jedem Augenblick im Dunkel ringsumher auf mich niedergingen: Ich hatte soeben gesehen, daß sie Kirschen und Apfelwein hereintrug, den Apfelwein und die Kirschen, die ein Bauernbursche uns in Balbec an den Wagen gebracht hatte[2] und mittels deren ich früher am vollkommensten und »in beiderlei Gestalt« mit dem Regenbogen der dunklen Speisezimmer an glühendheißen Tagen kommuniziert hätte.[3] Da dachte ich zum erstenmal an das Landgasthaus Les Écorres und sagte mir, daß Albertine an gewissen Tagen, an denen sie mir in Balbec erklärt hatte, sie sei nicht frei, sie müsse mit ihrer Tante ausgehen, vielleicht statt dessen mit irgendeiner Freundin sich in einem der Landgasthäuser aufhielt, in denen ich, wie sie wußte, nicht einzukehren pflegte, so daß ich mich aufs Geratewohl lange im Marie-Antoinette verweilte, wo man mir gesagt hatte: »Wir haben sie heute nicht gesehen«, während sie an jenem anderen Ort ihrer Freundin gegenüber dieselben Worte gebrauchte wie mir gegenüber, wenn wir beide ausfuhren: »Er wird nicht auf den Gedanken kommen, hier nach uns zu suchen; auf diese Weise bleiben wir ungestört.«[1] Ich sagte Françoise, sie möge die Vorhänge schließen, denn ich mochte den Sonnenstrahl nicht mehr sehen. Er aber drang weiterhin ebenso zersetzend in mein Gedächtnis ein. »Sie gefällt mir nicht, sie ist restau-

riert, aber morgen fahren wir nach Saint-Martin-le-Vêtu[2] und übermorgen nach …« Morgen, übermorgen: es war die Zukunft eines vielleicht für immer gemeinsamen Lebens, die da von neuem beginnt; mein Herz schwillt ihr entgegen, aber die Zukunft ist nicht mehr, Albertine ist tot.

Ich fragte Françoise, wie spät es sei. Sechs Uhr. Endlich, Gott sei Dank, wird diese schwüle Hitze abklingen, über die ich mich früher mit Albertine beklagte und die wir doch so sehr liebten. Der Tag ging seinem Ende zu. Doch was gewann ich dabei? Die Kühle des Abends zog herauf, es war die Stunde des Sonnenuntergangs; in meinem Gedächtnis gewahrte ich ihn am Ende einer Straße, auf der wir zusammen heimfuhren, weiter entfernt als das letzte Dorf, gleich einem fernen Rastort, nicht mehr zu erreichen an diesem Abend, an dem wir in Balbec haltmachen würden, stets zusammen. Damals zusammen. Jetzt aber galt es plötzlich vor diesem eigentlichen Abgrund haltzumachen, sie war tot. Es genügte nicht mehr, die Vorhänge zuzuziehen, ich versuchte, meinem Gedächtnis Augen und Ohren zu verstopfen, um den orangefarbenen Streifen der Abendröte nicht noch einmal zu sehen, nicht mehr die unsichtbaren Vögel zu hören, die sich von Baum zu Baum Antwort gaben, auf beiden Seiten von mir, dem gleichen, den damals so zärtlich die umarmte, die jetzt tot war.[1] Ich versuchte, den Empfindungen auszuweichen, die der Geruch abendfeuchter Blätter oder wellenförmig über die Hügel führende Landstraßen in uns wecken. Doch schon hatten diese Empfindungen mich wieder ergriffen und vom gegenwärtigen Augenblick genügend weit hinweggeführt, daß die Vorstellung, Albertine sei tot, mich mit dem nötigen Anlauf, der nötigen Kraft von neuem treffen konnte. Oh! Niemals mehr würde ich einen Wald betreten, niemals mehr zwischen Bäumen spazierengehen. Nur: wären weite Ebenen etwa weniger grausam für mich? Wie oft hatte ich, wenn ich Albertine abholte, wie oft auch hatte ich, wenn ich mit ihr zurückfuhr, den Weg durch die weite Ebene von Cricqueville genommen, zu-

weilen bei dunstigem Wetter, wo dann der schwimmende Nebel uns die Illusion eingäbe, wir seien von einem unermeßlichen See umgeben, manchmal an durchsichtig klaren Abenden, an denen der Mondschein die entstofflichte Erde schon zwei Schritte von uns entfernt so himmlisch erscheinen ließ, wie sie während des Tages nur in weiter Ferne wirkt, und die Felder, die Wälder samt dem Firmament, denen er sie ähnlich machte, mit dem Moosachat eines und desselben Azurs umkleidete!

Françoise war gewiß glücklich über Albertines Tod, und man muß gerechterweise sagen, daß sie aus einer Art von Schicklichkeitsgefühl und Takt keine Trauer heuchelte. Doch die ungeschriebenen Gesetze ihres uralten Kodex und ihrer Tradition einer mittelalterlichen Bäuerin, die noch wie in den alten Heldensagen weint, waren urtümlicher als ihr Haß auf Albertine und sogar auf Eulalie. Als ich daher an einem dieser Spätnachmittage nicht rasch genug mein Leiden verbarg, bemerkte sie meine Tränen, wobei ihr der Instinkt des kleinen Bauernmädchens von ehedem zu Hilfe kam, der sie angeleitet hatte, Tiere zu fangen und zu quälen, einem Hähnchen mit Lust den Hals umzudrehen oder die Hummer lebend zu kochen, sowie, wenn ich krank war – als handle es sich um Wunden, die sie einem Käuzchen beigebracht hatte –, mein schlechtes Aussehen zu beobachten und sich sodann in düsterem und unheilverkündendem Ton darüber auszulassen. Doch ihr Combrayer Sittenkodex erlaubte ihr nicht, Tränen und Kummer leichtzunehmen, die sie für ebenso verderblich hielt wie den Verzicht auf Flanellunterwäsche oder das Essen von Dingen, gegen die man Widerwillen verspürt. »O nein, Monsieur darf nicht so weinen, das ist nicht gut für Monsieur!« In ihrem Bemühen, meinen Tränen Einhalt zu gebieten, wirkte sie besorgt, als handle es sich um Ströme von Blut. Zu ihrem Leidwesen nahm ich eine kalte Miene an, die alle Ergüsse, auf die sie hoffte und die im übrigen vielleicht aufrichtig gewesen wären, im Keim erstickte. Es war vielleicht bei ihr mit Alber-

tine wie mit Eulalie, das heißt, daß sie jetzt, da meine Freundin aus mir keinen Nutzen mehr ziehen konnte, sie zu hassen aufhörte.[1] Sie legte gleichwohl Wert darauf, mir zu zeigen, daß sie meine Tränen sehr wohl bemerkt hatte, die ich, dem fatalen Beispiel meiner Familie folgend, nur nicht »sehen lassen« wollte. »Man darf nicht weinen, Monsieur«, sagte sie zu mir, diesmal in ruhigerem Ton, mehr um mir ihren Scharfblick zu beweisen, als um mir Mitleid zu bezeigen. Sie setzte noch hinzu: »Das mußte ja so kommen, sie war zu glücklich, die Arme, sie hat nicht begriffen, wie glücklich sie war.«

Wie endlos stirbt der Tag an solchen langen Sommerabenden. Ein blasses Phantom des gegenüberliegenden Hauses zeichnete noch unendlich lange das Aquarell seiner steten Weiße in den Himmel ein. Endlich wurde es dunkel in der Wohnung; ich stieß mich an den Möbeln des Vorzimmers, doch in der Tür, die zur Treppe ging, war inmitten der Schwärze, die ich vollkommen glaubte, der verglaste Teil noch durchscheinend und blau; es war das Blau einer Blume, eines Insektenflügels, ein Blau, das mir schön vorgekommen wäre, hätte ich nicht gespürt, daß es ein letzter Widerschein war, schneidend wie Stahl, ein allerletzter Streich, den in nicht endender Grausamkeit der Tag gegen mich führte.

Endlich trat dennoch völlige Dunkelheit ein, aber da genügte der Anblick eines Sterns neben dem Baum im Hof, um mir unsere Ausfahrten im Wagen nach dem Abendessen in Erinnerung zu rufen, Fahrten in die Wälder von Chantepie, die vom Mondlicht gleichsam umkleidet waren.[1] Und selbst auf den Straßen kam es vor, daß ich auf der Lehne einer Bank einen Mondstrahl bemerkte und seine natürliche Reinheit gewahrte inmitten der künstlichen Lichter eines Paris, das dank diesem gleichen Mondenschein einen Augenblick lang für meine Einbildungskraft in die Natur einbezogen und so, in die unendliche Stille der in der Erinnerung heraufbeschworenen Felder eingebettet, ganz von der schmerzlichen Erinnerung an die Spazierfahrten beherrscht wurde, die ich mit Albertine

gemacht hatte. Oh! Wann würde die Nacht zu Ende gehen? Doch bei der ersten Kühle der Morgenstunde erschauerte ich, denn sie nun beschwor mir das süße Glück jenes Sommers wieder herbei, in dem wir einander von Balbec nach Incarville, von Incarville nach Balbec unaufhörlich bis zum frühen Morgen hin und her heimbegleitet hatten.[2] Ich hatte nur noch eine einzige Hoffnung für die Zukunft – eine Hoffnung, die viel herzzerreißender war als die Furcht –, nämlich Albertine zu vergessen. Ich wußte, daß ich sie eines Tages vergessen würde, ich hatte Gilberte, ich hatte Madame de Guermantes, ich hatte meine Großmutter vergessen. Das aber ist die gerechteste und grausamste Strafe für jenes so vollkommene Vergessen, jene Grabesstille, wodurch wir uns von denen losgelöst haben, die wir nicht mehr lieben, daß wir dieses gleiche Vergessen als unvermeidlich voraussehen auch im Hinblick auf die, die wir noch lieben. Wir wissen zwar, daß es einen schmerzlosen Zustand, einen Zustand bloßer Gleichgültigkeit gibt. Da ich aber nicht gleichzeitig an das, was ich war, und an das, was ich sein würde, denken konnte, dachte ich mit Verzweiflung an diese ganze Hülle aus Zärtlichkeiten, aus Küssen, aus engverbundenem Schlummer, die bald für immer von mir würde abfallen müssen. Der Ansturm dieser zärtlichen Erinnerungen, die alle an dem Gedanken zerschellten, daß Albertine tot war, bedrängte mich so sehr mit dem Zusammenprall so stark entgegengesetzter Strömungen, daß ich es nicht mehr aushielt an meinem Platz; ich stand auf, blieb aber plötzlich ganz erschüttert stehen; das gleiche Frühlicht, das ich wahrgenommen hatte, als ich, noch strahlend und warm von ihren Küssen, Albertine verlassen hatte, ließ seine jetzt unheilkündende Klinge, deren kalte, erbarmungslose, ungebrochene Weiße mich wie ein Messerstich durchfuhr, über den Vorhang gleiten.

Bald würden die Geräusche der Straße einsetzen und mir erlauben, von der Skala ihrer jeweiligen Klangstärke den Grad der unaufhörlich zunehmenden Hitze abzulesen, in der sie

widerhallten. In dieser Hitze aber, die einige Stunden später vom Duft der Kirschen durchzogen sein würde, fand ich (so wie es genügt, daß in einer Arznei einer der Bestandteile durch einen anderen ersetzt worden ist, um aus einem bislang Wohlbehagen und Anregung spendenden Medikament eines mit deprimierender Wirkung zu machen) nicht mehr das Verlangen nach Frauen wieder, sondern meine Angst vor Albertines Fortgehen. Im übrigen war die Erinnerung an alle meine Wünsche ebensosehr von dieser Angst und von Leiden durchdrungen wie die Erinnerung an meine Freuden. In jenes Venedig, in dem, wie ich geglaubt hatte, die Gegenwart Albertines mir lästig gewesen wäre[1] (zweifellos weil ich verworren fühlte, daß sie mir dort vielmehr notwendig war), wollte ich jetzt, da Albertine nicht mehr lebte, lieber nicht reisen. Albertine war mir als ein Hindernis erschienen, das zwischen mir und allen Dingen stand, weil sie für mich das Gef äß darstellte, das sie alle enthielt und aus dem allein ich sie empfangen konnte. Jetzt, da dieses Gef äß zerstört war, fühlte ich nicht mehr den Mut, nach jenen Dingen zu greifen, und es gab kein einziges, von dem ich mich nicht bedrückt abwendete und das ich nicht lieber unerprobt lassen wollte. So kam es, daß meine Trennung von Albertine mir keineswegs das Feld aller erdenklichen Vergnügungen eröffnete, von dem ich geglaubt hatte, es sei mir nur durch ihre Gegenwart verstellt. Im übrigen hatte das Hindernis, das ihre Anwesenheit vielleicht wirklich für meine Reise und meinen Lebensgenuß gebildet hatte, mir nur, wie es häufig vorkommt, die anderen Hindernisse verdeckt, die sich jetzt ganz unbehoben zeigten, nachdem dieses eine verschwunden war. Auf diese Weise hatte ich früher auch, wenn irgendein netter Besuch mich am Arbeiten hinderte und ich am nächsten Vormittag wieder allein war, deshalb nicht mehr geleistet. Wenn eine Krankheit, ein Duell, ein durchgehendes Pferd bewirken, daß wir dem Tod ins Auge sehen, so meinen wir, wir hätten sonst noch das Leben, die Lust oder unbekannte Länder in Hülle und Fülle

genießen können, all die Dinge, deren wir uns nun beraubt sehen. Ist aber die Gefahr vorbei, so finden wir nichts anderes wieder als das gleiche trübselige Leben, in dem von alledem für uns nichts existierte.

Diese kurzen Nächte dauern freilich nicht lange an. Der Winter würde wiederkehren, in dem ich nicht mehr die Erinnerung an Spazierfahrten mit ihr bis zum allzufrüh erscheinenden Morgengrauen zu fürchten hätte. Würde mir aber nicht der erste Frost in seiner konservierenden Kälte den Keim meiner ersten Wünsche wieder zutragen, wenn ich sie um Mitternacht holen ließ und die Zeit mir so lang vorkam, bis ihr Klingeln ertönte, ihr Klingeln, auf das ich jetzt in alle Ewigkeit vergeblich würde warten können? Würde er mir nicht den Keim meiner ersten Unruhe wieder zutragen, als ich zweimal glaubte, sie werde nicht kommen?[1] In jener Zeit sah ich sie nur selten; doch selbst die Zwischenräume, die damals zwischen ihren Besuchen lagen, die Albertine nach mehreren Wochen aus dem Schoß eines unbekannten Lebens aufsteigen ließen, ohne daß ich versucht hätte, davon Besitz zu ergreifen, und die infolgedessen meine Ruhe sicherten, denn sie hinderten die unaufhörlich unterbrochenen Regungen meiner Eifersucht, sich zusammenzuballen und in meinem Herzen einen Block zu bilden – so beruhigend diese Zwischenräume in jener Zeit auch sein konnten, so sehr waren sie rückblickend von Leiden erfüllt, seitdem das, was sie an Unbekanntem während ihrer Dauer getan haben mochte, mir nicht länger gleichgültig war, besonders jetzt, da kein Besuch mehr von ihr mir je wieder zuteil werden würde; so kam es, daß jene Januarabende, an denen sie zu mir kam und die dadurch für mich so süß gewesen waren, jetzt mit ihrem scharfen Nordwind eine Unruhe, die ich damals nicht kannte, auf mich einströmen lassen und mir in höchst gefahrbringender Form den ersten in ihrer Eiseskälte konservierten Keim meiner Liebe zutragen würden. Bei dem Gedanken, ich müsse jene kalte Zeit, die schon seit Gilberte und meinen Spielen in den Champs-

Élysées-Anlagen mir immer so traurig erschienen war, wieder nahen sehen, oder wenn ich mir vorstellte, daß Abende gleich jenem Abend wiederkehren würden, jenem Schneeabend, an dem ich vergebens viele Stunden der Nacht auf Albertine gewartet hatte – dann, in jenen Augenblicken, was ich da am meisten fürchtete wie ein Kranker in körperlicher Hinsicht für seine Brust, ich aber seelisch für meinen Kummer, für mein Herz, das war die Rückkehr der großen Kälte, und ich sagte mir, daß für mich am schwersten wahrscheinlich der Winter zu ertragen sein werde. Damit ich die Erinnerung an Albertine, die mit allen Jahreszeiten verknüpft war, abstreifen konnte, hätte ich sie alle vergessen müssen, bereit, sie ganz von neuem kennenzulernen, so wie ein von halbseitiger Lähmung betroffener Greis noch einmal lesen lernt; ich hätte auf das ganze Universum fürs erste Verzicht leisten müssen. Einzig, sagte ich mir, würde mein wirklicher eigener Tod (aber er ist ja unmöglich) mich über den ihren trösten können. Ich dachte nicht daran, daß der eigene Tod weder unmöglich noch außergewöhnlich ist; er ereignet sich, uns unbewußt, notfalls gegen unseren Willen, jeden einzelnen Tag. Ich aber würde unter der Wiederholung aller Arten von Tagen leiden, die nicht nur die Natur, sondern auch künstlich herbeigeführte, einer eher konventionellen Ordnung angehörende Umstände in eine Jahreszeit einfügen. Bald würde das Datum wiederkehren, zu dem ich im letzten Sommer nach Balbec gegangen war, wo dann meine Liebe, die noch nicht untrennbar mit Eifersucht verknüpft war und sich noch nicht über alles beunruhigte, was Albertine im Lauf des Tages tun mochte, so viele neue Wandlungen durchmachen sollte – bevor sie zu der ganz anderen der letzten Zeiten wurde –, daß dieses alles beschließende Jahr, in dem das Schicksal Albertines sich zu wandeln begann und sich vollendete, mir von Begebenheiten erfüllt, vielfältig, weitschichtig wie ein Jahrhundert erschien. Dann würde die Erinnerung an spätere Tage, aber aus weiter zurückliegenden Jahren, wiederkehren, die Schlechtwettersonn-

tage, an denen gleichwohl alles unterwegs war, die Leere des Nachmittags, in der das Geräusch des Windes und des Regens mich einst dazu aufgefordert hatte, den »philosophe sous les toits«[1] zu spielen; mit welcher Angst würde ich die Stunde herannahen sehen, in der Albertine, die ich so wenig erwartet hatte, zu mir gekommen war, mich zum erstenmal gestreichelt und darin nur innegehalten hatte, weil Françoise die Lampe brachte,[2] alles das in der jetzt zwiefach toten Zeit, in der Albertine noch neugierig auf mich war und meine Zärtlichkeit ihr gegenüber mit vollem Recht so hoffnungsfroh sein durfte! In einer vorgeschritteneren Jahreszeit erinnerten mich sogar jene glorreichen Abende, an denen die kapellengleich halboffenen Büros und Mädchenschulen, in Goldstaub gebadet, die Straßen mit jungen Halbgöttinnen bekränzen, die, wenn sie nicht weit von uns entfernt mit ihresgleichen plaudern, eine fieberhafte Lust in uns wecken, in ihre mythologischen Existenzen tiefer einzudringen, nur mehr an die Zärtlichkeit Albertines, die ich, solange sie mir zur Seite war, als Hinderungsgrund empfand, mich jenen anderen zu nähern.[3]

Im übrigen würde zwangsläufig zu der Erinnerung an die rein natürlichen Stunden auch die seelische Landschaft hinzutreten, die daraus etwas so Einzigartiges macht. Wenn ich später das Horn des Ziegenhirten an einem ersten, fast italienisch anmutenden Schönwettertag hören würde, würde dieser gleiche Tag wechselweise unter sein Licht gemischt die Angst enthalten, Albertine – vielleicht mit Léa und den beiden jungen Mädchen – im Trocadéro zu wissen, dann das trauliche, häusliche, gleichsam eheliche Glück, das ich damals als lästig empfand und das Françoise mir alsbald zurückbringen würde. Von der telephonischen Botschaft, durch die Françoise mir von der demütigen Ergebenheit Albertines und ihrer Rückkehr Kunde gegeben hatte, nahm ich damals an, sie erfülle mich mit Stolz. Ich hatte mich getäuscht. Sie hatte nur deshalb rauschhafte Freude in mir hervorgerufen, weil sie mir das Gefühl gab, daß diejenige, die ich liebte, wirklich mir gehörte

und für mich nur lebte, daß sie mich sogar von ferne und ohne daß ich nötig hatte, mich mit ihr zu beschäftigen, als ihren Herrn und Gebieter betrachtete und auf ein bloßes Zeichen von mir wiederkam. So hatte diese telephonische Botschaft ein Stückchen Glück bedeutet, das von fern zu mir kam aus der Gegend des Trocadéro, in der sich also damals Quellen des Glücks für mich öffneten, die mir beschwichtigende Moleküle, beruhigenden Balsam zusandten und mir eine so glückselige Freiheit des Geistes schenkten, daß ich nur noch – während ich mich von keiner Sorge eingeschränkt allein der Musik Wagners widmete – die gewisse Ankunft Albertines zu erwarten brauchte, ohne Fieber und in einem von jeder Ungeduld freien Zustand, in dem ich damals das Glück nicht zu erkennen vermochte. Das Glücksempfinden aber darüber, daß sie wiederkehrte, mir folgte und mir angehörte, hatte seinen Grund in der Liebe und nicht etwa im Stolz. Es hätte mir gar nichts bedeutet, jetzt fünfzig Frauen zu meiner Verfügung zu haben, die auf ein Zeichen von mir nicht nur vom Trocadéro, sondern von Indien zu mir geeilt wären. Als ich aber an jenem Tag wußte, daß Albertine, während ich allein in meinem Zimmer saß und Musik machte, gefügig auf dem Weg zu mir war, hatte ich eine jener in den Strahlen der Sonne zerstäubten Substanzen eingeatmet, die, wie andere für den Körper heilsam sind, statt dessen die Seele erquicken. Dann war es eine halbe Stunde später die Ankunft Albertines gewesen, dann die Spazierfahrt mit Albertine, eine Ankunft und eine Spazierfahrt, die ich für langweilig gehalten hatte, weil sie für mich von Gewißheit begleitet waren, die aber gerade wegen dieser Gewißheit von dem Augenblick an, da Françoise mir telephonisch mitgeteilt hatte, sie bringe meine Freundin zu mir zurück, eine goldene Ruhe in die folgenden Stunden hatte einfließen lassen, so daß aus ihnen ein zweiter Tag erstand, der ganz verschieden von dem ersten war, weil er einen ganz anderen seelischen Untergrund barg, einen seelischen Untergrund, der ihn zu einem eigenständigen Tag machte, der zu

der Vielheit aller derer hinzutrat, die ich bisher gekannt, aber mir zuvor niemals vorgestellt hatte – so wie wir uns nicht die Ruhe eines Sommertages vorstellen könnten, wenn solche Tage nicht in der Reihe derjenigen existierten, die wir selbst durchlebt haben; es war ein Tag, von dem ich nicht eigentlich sagen konnte, daß ich mich an ihn erinnerte, denn mit jener Beschwichtigung verband ich jetzt ein Leiden, das ich damals nicht verspürt hatte. Später aber, als ich in umgekehrter Richtung die Zeiten wieder durchmaß, durch die ich hindurchgegangen war, bevor ich Albertine so sehr liebte, als mein nunmehr vernarbtes Herz sich ohne Leiden von der toten Albertine loszulösen vermochte, da, als ich endlich ohne Kummer an jenen Tag zurückdenken konnte, an dem Albertine mit Françoise Einkäufe gemacht hatte, anstatt im Trocadéro zu bleiben, erinnerte ich mich mit Vergnügen an diesen Tag als an den, der einer Seelenjahreszeit angehörte, die mir vordem noch nicht bekannt gewesen war; endlich rief ich ihn mir genau in Erinnerung, doch ohne ihn mit Leiden zu versetzen, vielmehr so, wie man sich gewisser Sommertage erinnert, die man zu heiß gefunden hat, als man sie erlebte, und aus denen man erst nachträglich die unvermischte Essenz aus echtem Gold und unvergänglichem Azur gewinnt.

So verliehen diese wenigen Jahre der Erinnerung an Albertine, was sie so schmerzlich machte, die wechselnde Tönung, die unterschiedliche Tonart, die Asche nicht nur ihrer Jahreszeiten oder Stunden – von den Spätnachmittagen im Juni zu den Winterabenden, den Mondnächten über dem Meer zur Heimkehr im Morgengrauen, dem Schnee über Paris zu den welken Blättern von Saint-Cloud –, sondern auch der jeweiligen Vorstellung, die ich mir abwechselnd von Albertine machte, des physischen Aspekts, unter dem sie mir in jedem dieser Augenblicke erschien, der mehr oder weniger großen Häufigkeit, mit der ich sie in jener Jahreszeit sah (die daraufhin aufgelockerter oder dichter erschien), den Ängsten, in die sie mich durch das Warten auf sie versetzt hatte, dem Zauber,

den ich selbst in irgendeinem Augenblick für sie besaß, den Hoffnungen, die ich hegte und dann wieder aufgegeben hatte; all das verwandelte den Charakter meiner retrospektiven Trauer nicht minder als die Eindrücke von Licht oder Duft, die damit verbunden waren, vervollständigte jedes einzelne der Sonnenjahre, die ich durchlebt hatte und die allein mit ihrem Frühling, ihrem Herbst, ihrem Winter wegen der von ihr unlösbaren Erinnerung so traurig waren, und unterlegte sie mit einer Art von Seelenjahr, in dem die Stunden nicht durch die Stellung der Sonne bedingt waren, sondern durch die Erwartung einer Begegnung mit ihr; in dem die Jahreszeit nicht an der Länge der Tage oder dem Fortschritt der Temperatur gemessen wurden, sondern am Aufschwung meiner Hoffnungen, dem Fortschreiten unserer Freundschaft, der zunehmenden Verwandlung ihres Gesichts, den Reisen, die sie gemacht hatte, der Häufigkeit und dem Stil der Briefe, die sie mir schickte, wenn sie fern von mir war, ihrem mehr oder weniger großen Eifer, mich bei der Rückkehr wiederzusehen. Und wenn schließlich dieser Wandel der Zeit, der verschiedenen Tage mir jeweils eine andere Albertine schenkte, so geschah das nicht nur, weil gleiche Augenblicke sie mir in Erinnerung riefen. Man wird sich erinnern, daß jeder Tag, auch bevor ich noch liebte, aus mir einen anderen Menschen gemacht hatte, der andere Wünsche hegte, weil seine Wahrnehmungen wieder anders als die vorherigen waren, so daß er sich, wenn er noch am Tag zuvor nur von Stürmen und steilen Klippen geträumt hatte, sobald das indiskrete Frühlingslicht Rosenduft durch einen offenstehenden Spalt in seinen Schlaf hatte gleiten lassen, bereits beim Erwachen im Aufbruch nach Italien befand. Hatten nicht sogar in meiner Liebe der wechselnde Zustand meiner seelischen Atmosphäre, der sich wandelnde Druck meiner Überzeugungen an dem einen Tag das Sichtbarwerden meiner eigenen Liebe vermindert, an jenem anderen sie unendlich ausgeweitet, an noch einem anderen bis zum Lächeln verschönt und wieder an einem folgenden zu Gewit-

terwolken zusammengeballt? Man ist nur durch das, was man besitzt. Man besitzt aber nur, was man gegenwärtig hat; wie viele aber von unseren Erinnerungen, unseren Launen, unseren Ideen brechen in eine Ferne auf, in der wir sie aus den Augen verlieren! Dann aber können wir sie nicht mehr im Gesamtbestand unseres Wesens führen. Doch haben sie geheime Wege, auf denen sie in uns zurückzukehren vermögen. An gewissen Abenden, wenn ich eingeschlafen war, fast ohne Albertine nachzutrauern – man kann nur dem nachtrauern, was man sich ins Gedächtnis ruft –, fand ich beim Erwachen eine ganze Flotte von Erinnerungen vor, die im hellsten Licht des Bewußtseins in mir kreuzten und die ich ganz deutlich wahrnahm. Dann beweinte ich, was ich so deutlich sah und was noch am Abend zuvor für mich ein Nichts gewesen war. Der Name Albertines, ihr Tod hatten plötzlich wieder einen anderen Sinn; ihre Untreue hatte schlagartig ihre ganze Bedeutung zurückgewonnen.

Wie[1] hatte sie mir tot erscheinen können, wo ich doch jetzt, um an sie zu denken, nur über die Bilder verfügte, die ich, als sie noch lebte, abwechselnd vor Augen hatte: schnell und gebeugt über ihr mythologisches Rad, bei Regen im Harnisch ihres kriegerischen Gummimantels, der ihre Brust wölbte, das Haupt bedeckt mit dem Schlangenhelm, verbreitete sie Angst und Schrecken auf den Straßen von Balbec; an den Abenden, an denen wir Champagner in den Wald von Chantepie mitgenommen hatten, war ihre Stimme herausfordernd, wie verändert, und auf ihrem Gesicht lag jene bleiche, nur um die Backenknochen gerötete Hitze, die ich in der Dunkelheit des Wagens schlecht erkennen konnte, die ich deshalb, um sie besser zu sehen, ins Mondlicht rückte und die ich jetzt vergebens mit den Augen der Erinnerung wiederzusehen versuchte, in einer Dunkelheit, die nie mehr enden würde. Eine kleine Statuette während des Spaziergangs zur Insel, eine große, großporige Figur am Pianola – sie war bald regnerisch und schnell, bald herausfordernd und durchsichtig, bald regungs-

los und lächelnd, bald ein musizierender Engel. Jedes dieser Bilder war mit einem Moment verknüpft, an dessen Datum ich mich zurückversetzt fühlte, wenn ich ebendiese Albertine wiedersah. Diese Momente der Vergangenheit aber sind nicht unverrückbar; sie behalten in unserem Gedächtnis die Bewegung bei, die sie der Zukunft entgegentrug – einer Zukunft, die dann ihrerseits Vergangenheit geworden war – und uns mit sich zog. Niemals hatte ich die in einen Gummimantel gehüllte Albertine der Regentage geliebkost, ich wollte sie darum bitten, diese Rüstung abzulegen; das würde bedeuten, daß ich mit ihr die Liebe der Felder, die Geschwisterlichkeit der Reise kennenlernen konnte. Doch es ging nicht mehr, sie war tot. Immer auch hatte ich, aus Furcht, Albertine zu verderben, an Abenden verständnislos getan, an denen sie mir Formen der Lust anzubieten schien, die sie vielleicht sonst nicht bei anderen gesucht hätte und die jetzt ein wütendes Verlangen in mir weckten. Ich hätte sie nie in gleicher Art bei einer anderen erlebt, aber diejenige, die sie mir hatte schenken wollen, hätte ich jetzt, selbst wenn ich die ganze Welt durcheilte, nicht mehr finden können, denn Albertine war tot. Es schien mir, als müsse ich zwischen zwei Tatbeständen wählen, entscheiden, welcher der wahre sei, so sehr stand der des Todes von Albertine – der mir aus einer mir unbekannten Wirklichkeit zugekommen war, aus ihrem Leben in der Touraine – in Widerspruch zu allen meinen Gedanken, die sich auf sie bezogen, meinen Wünschen, meiner Wehmut, meiner Rührung, meiner Wut, meiner Eifersucht. Ein solcher Reichtum aus ihrem Leben entlehnter Erinnerungen, ein solcher Überfluß an Gefühlen, die ihr Leben heraufbeschworen und in sich beschlossen, ließ schier unglaubhaft erscheinen, daß Albertine tot war. Ein solcher Überfluß an Gefühlen – denn mein Gedächtnis, das meine Zärtlichkeit aufbewahrte, beließ ihr gleichzeitig ihre ganze Mannigfaltigkeit. Nicht allein Albertine war eine Aufeinanderfolge von Augenblicken, sondern auch ich selbst. Meine Liebe zu ihr war nicht einfach:

Zu der Neugier auf das Unbekannte war ein sinnliches Verlangen getreten und zu dem Gefühl beinahe häuslichen Glücks bald Gleichgültigkeit, bald wütende Eifersucht. Ich war nicht ein einzelner, vielmehr war ich die von Stunde zu Stunde wiederaufgenommene Parade einer zusammengewürfelten Armee mit Leidenschaftlichen, Gleichgültigen, Eifersüchtigen – Eifersüchtige, von denen keiner wegen der gleichen Frau eifersüchtig war. Und gerade daraus würde gewiß eines Tages die Heilung hervorgehen, die ich dann gar nicht wünschen würde. In einer Menge können die einzelnen Elemente nacheinander, ohne daß man es bemerkt, durch andere ersetzt, und diese durch wiederum neue ausgeschaltet oder verstärkt werden, so daß schließlich ein Wechsel vollzogen ist, der bei einem einzelnen nicht vorstellbar wäre. Die komplexe Vielheit meiner Liebe, meiner Person multiplizierte und wandelte meine Leiden ab. Gleichwohl konnten sie sich immer in zwei Gruppen ordnen, deren Wechsel das ganze Leben meiner Liebe zu Albertine ausgemacht hatte, die sich einmal in vollem Vertrauen und einmal in eifersüchtigem Argwohn erging.[1]

Es fiel mir schon schwer zu denken, daß die in mir so lebendige (wie ich den doppelten Harnisch der Gegenwart und der Vergangenheit tragende) Albertine tot war; vielleicht war es aber ebenso widerspruchsvoll, daß das argwöhnische Vermuten von Fehlern, für die Albertine – jetzt des Fleisches, das aus ihnen Lust geschöpft hatte, sowie der Seele entkleidet, die nach ihnen hatte Verlangen tragen können – nicht mehr befähigt noch verantwortlich war, die nicht mehr existierten, in mir ein solches Leiden bewirkte, das ich nur dann gesegnet hätte, wenn ich darin das Unterpfand der geistigen Wirklichkeit einer körperlich nicht existierenden Person hätte sehen können anstelle des zur Selbstauslöschung bestimmten Widerscheins von Eindrücken, die ich von ihr einstmals erhalten hatte. Eine Frau, die kein Vergnügen mehr mit anderen erleben konnte, hätte meine Eifersucht nicht mehr erregen sollen,

wenn nur meine Zärtlichkeit zum Durchbruch hätte kommen können. Das aber war unmöglich, da sie ihren Gegenstand, Albertine, einzig in Erinnerungen fand, in denen jene noch am Leben war. Da ich sie allein schon dadurch wiedererweckte, daß ich an sie dachte, konnte ihre Untreue niemals die einer Toten sein, wurde doch der Augenblick, in dem sie sie beging, immer zum gegenwärtigen, nicht nur für Albertine, sondern auch für das auf einmal wiedererwachte – meiner Ichs, das sie betrachtete. Auf diese Weise vermochte kein Anachronismus das unlösliche Paar zu trennen, bei dem zu jeder neuen Schuldigen sofort ein beklagenswerter und stets der gleichen Epoche angehöriger Eifersüchtiger trat. Ich hatte sie in den letzten Monaten bei mir zu Hause eingeschlossen gehalten. Aber jetzt, in meiner Einbildungskraft, war Albertine frei; sie nutzte diese Freiheit schlecht, sie gab sich bald den einen, bald den anderen Frauen preis. Früher dachte ich unaufhörlich an die ungewisse Zukunft, die vor uns ausgebreitet lag; ich versuchte, darin zu lesen. Was aber jetzt wie eine zweite Zukunft vor mir lag (ebenso besorgniserregend wie eine Zukunft, da ebenso ungewiß, ebenso schwer zu entziffern, ebenso geheimnisvoll, dabei grausamer noch, weil ich nicht wie bei der Zukunft über die Möglichkeit oder die Illusion verfügte, auf sie einzuwirken, und auch weil sie sich ebenso lange hinziehen würde wie mein eigenes Leben, ohne daß meine Gefährtin da war, um die Leiden zu beschwichtigen, die sie mir bereitete), war nicht mehr die Zukunft Albertines, sondern ihre Vergangenheit. Ihre Vergangenheit? Der Ausdruck ist schlecht gewählt, da es für die Eifersucht weder Vergangenheit noch Zukunft gibt, vielmehr das, was sie sich vorstellt, immer Gegenwart ist.

Die Veränderungen der Atmosphäre rufen andere im Inneren des Menschen hervor und wecken vergessene Formen des Ichs, sie arbeiten der Befriedung durch die Gewohnheit entgegen, geben gewissen Erinnerungen und gewissen Leiden ihre ganze Wirkkraft zurück; wieviel mehr aber noch war das

für mich der Fall, wenn dieses neue Wetter mich an das erinnerte, in dem Albertine in Balbec zum Beispiel bei drohendem Regen, Gott weiß warum, große Ausflüge gemacht hatte in der dicht anliegenden Hülle ihres Gummimantels. Hätte sie noch gelebt, so hätte sie bestimmt bei diesem so ähnlichen Wetter in der Touraine eine gleiche Expedition unternommen. Da sie es nicht mehr konnte, hätte ich unter dieser Vorstellung auch nicht leiden sollen; doch wie bei einem Amputierten erneuerte der geringste Wetterwechsel meine Schmerzen in einem Glied, das gar nicht mehr existierte.

Plötzlich kristallisierte sich in mir eine Erinnerung heraus, der ich seit sehr langem nicht wiederbegegnet war, denn sie hatte in der fließenden, unsichtbaren Weite meines Gedächtnisses wie aufgelöst geruht. So war Albertine vor mehreren Jahren einmal errötet, als jemand von ihrem Bademantel sprach. Zu jener Zeit empfand ich ihretwegen keine Eifersucht. Seither aber hatte ich sie fragen wollen, ob sie sich an diese Unterhaltung erinnere und mir sagen könne, weshalb sie errötet war. Die Sache hatte mich um so mehr beschäftigt, als man mir gesagt hatte, die beiden jungen Freundinnen Léas hätten die Bäder des Hotels besucht, und zwar, wie es hieß, nicht nur um dort Duschen zu nehmen. Doch aus Furcht, Albertine zu verstimmen, oder unter der Vorstellung, ich solle lieber einen besseren Zeitpunkt abwarten, hatte ich immer aufgeschoben, davon zu sprechen, dann schließlich nicht mehr daran gedacht. Plötzlich aber, eine gewisse Zeit nach Albertines Tod, tauchte die Erinnerung wieder auf, mit jenem gleichzeitig irritierenden und feierlichen Charakter der Rätsel behaftet, die für immer unlösbar bleiben, weil das einzige Wesen, das sie aufhellen könnte, tot ist. Konnte ich nicht wenigstens versuchen, in Erfahrung zu bringen, ob Albertine in dieser Badeanstalt jemals etwas Ungehöriges oder auch nur Verdächtiges vorgenommen hatte? Wenn ich jemanden nach Balbec schickte, gelänge es mir vielleicht. Zu ihren Lebzeiten hätte ich sicherlich nichts darüber erfahren können. Doch die

Zungen lösen sich in seltsamer Weise und geben leicht einen Fehler preis, wenn niemand mehr den Groll der Schuldigen zu fürchten hat. Da die Beschaffenheit der Einbildungskraft rudimentär und einschichtig geblieben ist (denn sie ist nicht den zahllosen Verwandlungen unterzogen worden, durch die die ersten Modelle menschlicher Erfindungen, ob es sich nun um ein Barometer, einen Luftballon, ein Telephon handelt, in ihrer letzten Vollendung so verbessert erscheinen, daß sie kaum noch wiederzuerkennen sind) und nur sehr wenige Dinge auf einmal zu sehen erlaubt, nahm diese Erinnerung an die Badeanstalt mit ihren Duschen mein ganzes Blickfeld ein.

Manchmal stieß ich in den dunklen Straßen des Schlafs auf einen jener schlechten Träume, die nicht sehr ernst zu nehmen sind, zunächst einmal aus dem Grund, weil die Traurigkeit, die sie erzeugen, kaum länger als eine Stunde nach dem Erwachen anhält, worin sie jenem Unbehagen gleicht, das durch ein künstliches Einschlafmittel entsteht. Dann auch aus dem weiteren Grund, daß man ihnen nur sehr selten, kaum alle zwei oder drei Jahre einmal, zu begegnen pflegt. Dabei bleibt es noch ungewiß, ob man mit ihnen schon einmal zu tun gehabt hat – ob es nicht vielmehr nur so scheint, als sehe man sie nicht zum erstenmal, weil eine optische Täuschung, eine Zerlegung des Bildes (Verdoppelung wäre zu wenig gesagt) sie mit diesem Aspekt umkleidet. Gewiß hätte ich mich, da ich Zweifel über das Leben und den Tod Albertines hegte, schon lange zu Nachforschungen herbeilassen sollen. Die gleiche Schlaffheit aber, die gleiche Mutlosigkeit, die bewirkt hatten, daß ich mich Albertine unterwarf, als sie noch da war, hinderten mich daran, etwas zu unternehmen, seitdem ich sie nicht mehr sah. Und doch zuckt aus der jahrelang dahingeschleppten Schwäche zuweilen ein Energieblitz auf. Ich entschloß mich, wenigstens diese völlig partielle Nachforschung zu unternehmen.

Man hätte meinen können, daß es in Albertines Leben überhaupt nichts anderes gegeben habe. Ich fragte mich, wen

ich wohl nach Balbec schicken könne, um an Ort und Stelle Nachforschungen vorzunehmen. Aimé schien mir gut gewählt. Abgesehen davon, daß er mit den Örtlichkeiten aufs beste vertraut war, gehörte er jener Kategorie von Leuten aus dem Volk an, die zwar auf ihren eigenen Nutzen bedacht, ihrer Herrschaft aber treu ergeben und gegen jede Art von Moral gleichgültig sind und von denen wir – wenn wir sie nämlich gut bezahlen, beseitigen sie in ihrer Gehorsamkeit gegenüber unserem Willen alles, was diesen in irgendeiner Weise behindern könnte, denn sie erweisen sich nicht nur als unfähig zu Indiskretion, Nachgeben oder Unredlichkeit, sondern im gleichen Maß auch als skrupellos – zu sagen pflegen: rechtschaffene Leute. In sie können wir absolutes Vertrauen setzen. Als Aimé abgereist war, stellte ich mir vor, wieviel besser es gewesen wäre, ich könnte über die Dinge, die er dort in Erfahrung zu bringen versuchte, jetzt Albertine selbst befragen. Sobald aber die Vorstellung dieser Frage, die ich Albertine stellen wollte, die ich ihr, wie mir schien, gerade stellen würde, Albertine mir hatte gegenwärtig werden lassen, und zwar nicht aufgrund einer mühevollen Wiedererweckung, sondern gleichsam durch den Zufall einer jener Begegnungen, die wie nicht »gestellte« Photographien, das heißt Momentaufnahmen die betreffende Person lebendiger erscheinen lassen, und wie ich mir unser Gespräch vorstellte, da wurde mir auch alsbald dessen Unmöglichkeit bewußt; ich war von einer neuen Seite her an die Vorstellung herangekommen, daß Albertine tot war, Albertine, die mir nicht nur jenes zärtliche Gefühl einflößte, das man Abwesenden gegenüber hegt, wenn ihr Anblick das verschönte Bild nicht korrigiert, sondern auch die Traurigkeit zu wissen, daß diese Abwesenheit ewig und die arme Kleine für immer des süßen Glücks des Lebens verlustig gegangen ist. Und alsbald geriet ich durch eine plötzliche Verschiebung von der Qual der Eifersucht in die Verzweiflung über die Trennung. Was mein Herz jetzt erfüllte, war anstelle gehässigen Argwohns die gerührte Erinnerung an

Stunden vertrauensvoller Zärtlichkeit mit der Schwester, die ich in Wirklichkeit durch ihren Tod verloren hatte, denn mein Kummer bezog sich nicht darauf, was Albertine für mich gewesen war, sondern darauf, wovon mein Herz in seinem Verlangen, an den ganz allgemeinen Gefühlen der Liebe teilzuhaben, mich nach und nach überzeugt hatte, daß sie es gewesen sei. Da aber wurde ich mir darüber klar, daß dieses Leben, das mich so sehr gelangweilt hatte – jedenfalls glaubte ich es – im Gegenteil köstlich gewesen war; ich fühlte jetzt, daß zu den unbedeutendsten Augenblicken, in denen ich zu ihr von ganz belanglosen Dingen gesprochen hatte, eine Lust sich gesellt und mit ihnen verschmolzen hatte, die, obwohl damals von mir nicht bemerkt, dennoch bereits die Ursache dafür bildete, daß ich diesen Augenblicken so beharrlich unter Ausschluß alles übrigen nachgegangen war; die kleinsten Zwischenfälle, die ich mir aus jenen Zeiten ins Gedächtnis rief, eine Bewegung, die sie im Wagen neben mir gemacht hatte, oder wie sie sich in ihrem Zimmer mir gegenüber an den Tisch setzte, führten in meiner Seele eine Brandung von Süße und Trauer herauf, von der sie nach und nach ganz überflutet wurde. Das Zimmer, in dem wir zu Abend aßen, war mir nie hübsch erschienen, ich behauptete es nur Albertine gegenüber, damit meine Freundin es zufrieden wäre, in diesem Raum zu leben. Jetzt aber waren mir die Vorhänge, die Sessel, die Bücher nicht mehr gleichgültig. Die Kunst ist nicht das einzige, was die unbedeutendsten Dinge mit Zauber und Geheimnis zu umhüllen vermag; die gleiche Macht, sie in tief innerliche Beziehung zu uns zu setzen, ist auch dem Schmerz gegeben. Im Augenblick selbst hatte ich keinerlei Aufmerksamkeit auf jenes Abendessen verwendet, das wir zusammen bei der Heimkehr aus dem Bois einnahmen, bevor ich zu den Verdurins ging; jetzt aber zog seine Schönheit und ernste Süße meine von Tränen erfüllten Blicke auf sich. Ein Eindruck der Liebe steht in keinem Verhältnis zu anderen Eindrücken des Lebens, aber unter ihnen verloren, tritt er gleichwohl nicht

deutlich hervor. Nicht von unten her, aus dem Tumult der Straße und der Fülle der benachbarten Häuser, sondern wenn man sich davon entfernt hat, kann man aus einer Distanz, in der die ganze Stadt verschwunden scheint oder nur in Bodenhöhe eine wirre Anhäufung bildet, vom Abhang eines nahegelegenen Hügels in der Sammlung der Einsamkeit und des Abends in ihrer Einzigartigkeit, Beständigkeit und Reinheit die ragende Höhe einer Kathedrale ermessen. Ich versuchte, durch meine Tränen hindurch das Bild Albertines an mich zu ziehen, indem ich an alle ernsten und richtigen Dinge dachte, die sie an jenem Abend ausgesprochen hatte.

Eines Morgens glaubte ich die längliche Form eines Hügels im Nebel vor mir zu sehen und die Wärme einer Tasse Schokolade zu genießen, während die Erinnerung an den Nachmittag, an dem Albertine mich besuchte und ich sie zum erstenmal geküßt hatte, mir das Herz aufs schrecklichste zusammenzog: das kam daher, daß ich soeben das Glucksen der Dampfheizung gehört hatte, die gerade in Betrieb gesetzt worden war.[1] Zornig warf ich eine Einladung von Madame Verdurin fort, die Françoise mir brachte. Wieviel stärker drängte sich mir der Eindruck, den ich gehabt hatte, als ich zum erstenmal nach La Raspelière zum Abendessen ging, nämlich daß der Tod nicht alle Wesen im gleichen Alter trifft,[2] jetzt auf, da Albertine so jung gestorben war, während Brichot auch weiterhin die Diners von Madame Verdurin besuchte, die noch immer empfing und ihre Empfänge auch viele Jahre noch weiter veranstalten würde! Alsbald rief mir der Name Brichot das Ende jener Soiree ins Gedächtnis zurück, nach der er mich nach Hause begleitet und wie ich dann von unten das Licht der Lampe Albertines gesehen hatte.[1] Ich hatte auch schon andere Male daran gedacht, aber mich dabei dieser Erinnerung nicht von der gleichen Seite genähert. Denn wenn unsere Erinnerungen uns auch gehören, so doch in der Art von Besitzungen mit verborgenen Pforten, die wir selbst nicht kennen, die aber jemand aus der Nachbarschaft uns auf-

tut, so daß wir, wie wir feststellen, wenn auch von einer unerwarteten Seite her, nach Hause gekommen sind. Als ich nun an die Leere dachte, die mich jetzt bei der Heimkehr erwartete, und daran, daß ich nicht mehr von unten das Zimmer Albertines sehen würde, in dem das Licht für immer erloschen war, da begriff ich, wie sehr ich mich an jenem Abend getäuscht hatte, an dem ich, nachdem Brichot mich verlassen hatte, Langeweile und Bedauern zu verspüren glaubte, weil ich nicht spazierenfahren und anderswo Liebesabenteuer suchen konnte; da begriff ich, wie sehr ich mich getäuscht hatte und daß ich nur deshalb den Schatz, dessen Lichtschein von oben zu mir drang, nicht gebührend zu würdigen gewußt hatte, weil ich ihn in meinem sicheren Besitz wähnte, wodurch er mir zwangsläufig anderen noch so geringen Vergnügungen nachzustehen schien, denen ich, indem ich sie mir vorzustellen versuchte, großen Wert beimaß. Ich begriff, wie sehr mich dieses Licht, das aus einem Gefängnis zu dringen schien, mit Lebensfülle und Lebensglück erfüllt hatte; ich begriff, daß jenes Leben, das ich in Paris in einem Zuhause geführt hatte, das gleichzeitig auch das Albertines war, gerade die Verwirklichung jenes tiefen Friedens darstellte, den ich mir an jenem Abend erträumte – und für unmöglich hielt –, an dem sie unter dem gleichen Dach wie ich im Grand-Hôtel in Balbec genächtigt hatte.[2]

Ich wäre untröstlich gewesen, wenn die Unterhaltung, die ich mit Albertine nach unserer Heimkehr aus dem Bois vor jener letzten Soiree bei den Verdurins führte,[1] nicht stattgefunden hätte, diese Unterhaltung, die Albertine mit meinem geistigen Leben in gewisser Hinsicht in Verbindung gebracht und in bestimmten Parzellen unseres Wesens uns tatsächlich miteinander identisch gemacht hatte. Denn zweifellos dachte ich immer wieder mit Rührung an ihr Verständnis und ihre Freundlichkeit mir gegenüber zurück, doch waren diese gleichwohl nicht größer als die anderer Personen, die ich gekannt hatte. Hatte nicht Madame de Cambremer in Balbec zu

mir gesagt: »Wie! Sie könnten Ihre Tage mit Elstir verbringen, der ein Genie ist, und Sie verbringen sie mit Ihrer Cousine!« Albertines Klugheit gefiel mir, weil sie assoziativ in mir das wieder heraufbeschwor, was ich ihre Süße nannte, so wie wir als die Süße einer Frucht eine gewisse Empfindung bezeichnen, die nur an unserem Gaumen existiert. Tatsächlich schoben sich meine Lippen, wenn ich an Albertines Klugheit dachte, instinktiv vor und kosteten eine Erinnerung aus, deren Wirklichkeit ich mir lieber als eine außerhalb von mir bestehende, objektive Überlegenheit eines Wesens vorstellte. Gewiß hatte ich Personen von größerer Klugheit gekannt. Doch die Unbegrenztheit der Liebe oder ihr Egoismus bewirkt, daß gerade die geistige und seelische Physiognomie der Wesen, die wir lieben, für uns am wenigsten objektiv definiert ist; wir retuschieren unaufhörlich nach Maßgabe unserer Wünsche und unserer Befürchtungen daran herum, wir trennen sie nicht von uns, sie sind nur ein unendlicher, unbestimmter Ort, an den wir unsere zärtlichen Gefühle aus uns selbst heraus verlagern. Wir haben von unserem eigenen Körper, in dem unaufhörlich so viele Unlust- und Lustgefühle zusammenströmen, keine so klar umrissene Vorstellung wie von einem Baum oder einem Haus oder einem Vorübergehenden. Und vielleicht hatte mein Unrecht darin bestanden, daß ich nicht stärker den Versuch gemacht hatte, Albertine aus ihr selbst heraus zu begreifen. Um ihren Zauber zu verstehen, hatte ich mich lange Zeit damit begnügt, die verschiedenen Positionen zu betrachten, die sie in meinem Gedächtnis auf der Ebene der Jahre einnahm, wobei ich mit Staunen bemerkte, daß ihr durch Veränderungen, die sich nicht nur auf die Verschiedenheit der Perspektiven zurückführen ließen, eine spontane Bereicherung zuteil geworden war; ich hätte aber auch in gleicher Weise versuchen sollen, ihren Charakter wie den irgendeiner anderen Person zu verstehen, und vielleicht hätte ich mir dann erklären können, weshalb sie so hartnäckig ihr Geheimnis hütete, und damit zwischen dieser merkwürdigen Beharr-

lichkeit und meiner unabänderlichen Ahnung jenen Konflikt nicht verlängert, der zum Tod Albertines geführt hatte. Da aber verspürte ich großes Mitleid mit ihr und zugleich Scham darüber, daß ich sie überlebte. Es schien mir tatsächlich in den Stunden, in denen ich nicht allzu sehr litt, daß ich in gewisser Weise von ihrem Tod profitierte, denn eine Frau ist von großem Nutzen für unser Leben, wenn sie darin anstatt eines Glückselements für uns ein Werkzeug des Kummers ist, und es gibt keine einzige, deren Besitz so kostbar ist wie der jener Wahrheiten, die sie uns entdeckt, indem sie uns leiden macht. In solchen Augenblicken schien mir, wenn ich den Tod meiner Großmutter und den Albertines nebeneinanderstellte, daß mein Leben mit dem Makel des Doppelmords besudelt sei, den allein die feige Nachsicht der Welt mir verzeihen konnte.[1] Ich hatte davon geträumt, von ihr verstanden, von ihr nicht verkannt zu werden, und glaubte dabei, es sei wegen des großen Glücks, verstanden, nicht verkannt zu werden, während so viele andere diesen Wunsch besser hätten erfüllen können. Man wünscht, verstanden zu werden, weil man wünscht, geliebt zu werden, und man wünscht, geliebt zu werden, weil man liebt. Das Verständnis der anderen ist uns gleichgültig, ihre Liebe lästig. Meine Freude, ein wenig von dem Verstand und Herzen Albertines besessen zu haben, rührte nicht von dem Wert ihres Verstandes und Herzens an sich her, sondern daher, daß dieser Besitz für mich einen weiteren Schritt zum totalen Besitz Albertines bedeutete, einem Besitz, der mein Ziel und mein Traum seit dem ersten Tag, an dem ich sie sah, gewesen war. Wenn wir von der »Liebenswürdigkeit« einer Frau sprechen, projizieren wir vielleicht nur das Vergnügen, das wir bei ihrem Anblick empfinden, wie Kinder es tun, wenn sie sagen: Mein liebes Bettchen, mein liebes kleines Kopfkissen, mein lieber kleiner Weißdorn. Daraus erklärt sich im übrigen, daß Männer niemals von einer Frau, die sie nicht betrügt, sagen: Sie ist so nett, sehr oft hingegen von einer Frau, die sie betrügt. Madame de Cambremer fand zu Recht,

daß der geistige Charme Elstirs der größere sei. Nur können wir nicht in der gleichen Weise über den einer Person urteilen, die wie alle übrigen außerhalb von uns, gleichsam nur am äußersten Rand unseres Denkens aufgemalt, existiert, und denjenigen einer Person, die aufgrund eines immer bei gewissen Gelegenheiten wiederholten, aber jedenfalls zähen Irrtums der Lokalisierung sich in unserem eigenen Körper in einer Weise eingenistet hat, daß die Frage, die wir rückblickend an uns richten, ob sie nicht an einem bestimmten Tag, im Durchgang einer kleinen Lokalbahn an der Küste, eine andere Frau angesehen hat, uns Leiden bereitet wie ein Chirurg, der nach einem Geschoß in unserem Herzen sucht. Ein einfaches Frühstückshörnchen, das wir selbst essen, bereitet uns mehr Vergnügen als alle Schnepfen, Junghasen und Steinhühner, die Ludwig XV. vorgesetzt bekam, und das Grashälmchen, das ein paar Zentimeter vor unseren Augen im Wind flattert, wenn wir uns auf einem Berg gelagert haben, kann uns den schwindelnden Grat eines Gipfels verdecken, der sich in einer Entfernung von ein paar Meilen erhebt.[1] Dabei besteht aber unser Unrecht nicht darin, die Klugheit und Liebenswürdigkeit einer Frau, die wir lieben, hoch einzuschätzen, wie gering sie auch im Grunde sein mögen. Es besteht vielmehr darin, für die Liebenswürdigkeit und Klugheit der anderen unempfänglich zu sein. Verlogenheit ruft erst wieder Empörung und Güte Dankbarkeit, auf die sie stets bei uns stoßen sollten, in uns wach, wenn sie von einer Frau kommen, die wir lieben, und das physische Verlangen hat die wunderbare Macht, der Klugheit ihre Geltung und einem ehrbaren Leben seinen soliden Untergrund von neuem zuzuerkennen. Niemals würde ich etwas so Göttliches wiederfinden: ein Wesen, mit dem ich über alles sprechen, dem ich mich rückhaltlos anvertrauen könnte. Mich anvertrauen? Brachten mir andere Menschen nicht mehr Vertrauen entgegen als Albertine? Führte ich nicht mit anderen ergiebigere Gespräche? Es hängt eben gar nichts davon ab, ob das Vertrauen oder ein Gespräch, an sich mit-

telmäßige Dinge, mehr oder weniger unvollkommen sind, wenn nur Liebe dazukommt, denn nur sie ist göttlich.

Ich sah Albertine wieder vor mir, wie sie sich, rosig unter dem schwarzen Haar, an ihr Pianola setzte; ich spürte auf meinen Lippen, die sie auseinanderzudrängen suchte, ihre Zunge, ihre mütterliche, unversiegliche, nährende, gebenedeite Zunge, deren verborgene Flamme und geheimer Gnadentau bewirkten, daß, selbst wenn sie sie einzig über die Oberfläche meines Halses oder Leibes gleiten ließ, diese oberflächlichen, aber gleichsam aus dem Inneren ihres Körpers stammenden Liebkosungen – von innen nach außen gewendet wie ein Stoff, der sein Futter zeigte – auch noch in den äußerlichsten Berührungen die geheimnisvolle, süße Lust einer Penetration bekamen.

Ich kann nicht einmal sagen, daß es Verzweiflung war, was ich beim Verlust all dieser so süßen Augenblicke empfand, die nichts mir jemals wiedergeben würde. Um verzweifelt zu sein, muß man am Leben, auch wenn es nur noch unglücklich sein kann, gleichwohl und trotz allem hängen. Ich war verzweifelt in Balbec, als ich den Tag hatte aufgehen sehen und mir dabei sagen mußte, daß kein einziger für mich je wieder glücklich sein werde.[1] Ich war seitdem ebenso egoistisch geblieben, aber das Ich, dem ich jetzt verhaftet war, das Ich, das jene lebendigen Reserven anlegte, die mit dem Selbsterhaltungstrieb zusammenhängen, dieses Ich existierte nicht mehr; wenn ich an meine Möglichkeiten, an meine Lebenskraft dachte, an das, was ich an Bestem besaß, dachte ich an einen gewissen Schatz, den ich mein eigen genannt hatte (ich und nur ich allein, da die anderen nicht genau das in mir verborgene Gefühl kennen konnten, das er in mir weckte), den aber niemand mehr mir rauben konnte, da ich ihn nicht mehr besaß. Tatsächlich aber hatte ich ihn immer nur besessen, weil ich mir hatte vorstellen wollen, ich besäße ihn. Ich hatte nicht nur die Unvorsichtigkeit begangen, Albertine mit meinen Lippen zu betrachten, sie in meinem Herzen zu bergen und sie

damit in meinem Inneren leben zu lassen, oder diejenige, eine häusliche Liebe mit der Lust der Sinne zu vermischen. Ich hatte mir auch einreden wollen, daß es sich bei unserer Beziehung um Liebe handelte, daß wir gegenseitig die Beziehung pflegten, die man Liebe nennt, weil sie mir gefügig die Küsse gab, die ich ihr gab. Und da ich mich daran gewöhnt hatte, es zu glauben, hatte ich nicht nur eine Frau verloren, die ich liebte, sondern auch eine Frau, die mich liebte, meine Schwester, mein Kind, meine zärtliche Geliebte. Alles in allem hatte ich ein Glück und ein Unglück besessen, das Swann nicht kennengelernt hatte, denn gerade während der ganzen Zeit, in der er in Odette verliebt und ihretwegen eifersüchtig gewesen war, hatte er sie kaum gesehen, da es ja so schwierig für ihn war, an gewissen Tagen, an denen sie ihm im letzten Augenblick absagte, dennoch zu ihr zu gehen. Hinterher aber hatte sie als seine Frau bei ihm gelebt, und zwar so lange, bis er starb; ich im Gegenteil hatte, hierin glücklicher als Swann, während ich auf Albertine eifersüchtig war, sie bei mir im Hause gehabt. Ich hatte wahrhaftig in die Tat umgesetzt, wovon Swann so oft geträumt und was er materiell erst dann verwirklicht hatte, als es ihm gleichgültig geworden war. Aber schließlich hatte ich doch Albertine nicht behalten, wie er Odette behalten hatte. Sie war entflohen, sie war tot. Denn niemals wiederholt sich etwas in genau der gleichen Weise, und Existenzen, die die meisten Analogien aufweisen und die man wegen der Ähnlichkeit der Charaktere und der Gleichheit der Umstände auswählen kann, um an ihnen gewisse Symmetrien nachzuweisen, bleiben doch in vielen Punkten einander entgegengesetzt. Und dabei hatte der hauptsächliche Unterschied (die Kunst) sich noch gar nicht manifestiert.[1]

Ich hätte nicht viel verloren, hätte ich das Leben verloren; ich hätte nicht mehr verloren als eine leere Form, den leeren Rahmen für ein Meisterwerk. Gleichgültig dem gegenüber, was ich von nun an in ihn einfügen würde, aber glücklich und stolz bei dem Gedanken, was er enthalten hatte, stützte ich

mich auf die Erinnerung an jene so süßen Stunden, und dieser seelische Halt teilte mir ein Wohlgefühl mit, das selbst das Nahen des Todes nicht unterbrochen hätte. Wie schnell eilte sie in Balbec herbei, als ich sie holen ließ; einzig um mir zu Gefallen ihr Haar mit Düften zu durchtränken, hatte sie sich verspätet! Diese Bilder aus Balbec und Paris, die ich mir derart gern noch einmal vor Augen führte, waren die erst so kurze Zeit zurückliegenden und so rasch umgewendeten Blätter ihres kurzen Lebens. All das, was für mich nur Erinnerung war, war für sie Handlung gewesen, eine Handlung, die wie in der Tragödie einem jähen Tod entgegeneilte. Menschenwesen erleben eine Entwicklung in uns und eine andere außerhalb von uns (ich hatte es deutlich gespürt an den Abenden, an denen ich feststellte, wieviel reicher an Vorzügen Albertine geworden war, was nicht nur mit meinem Gedächtnis zusammenhing), Entwicklungen, die nicht ohne Einfluß aufeinander bleiben. Indem ich Albertine kennenzulernen und dann völlig zu besitzen suchte, mochte ich noch so sehr nur dem Bedürfnis gefolgt sein, das Geheimnis jedes Individuums, jedes Landes, die die Einbildungskraft uns verschieden erscheinen läßt, auf Elemente zurückzuführen, die unserem Ich erbärmlich ähnlich sehen, dem Bedürfnis auch, jede unserer tiefen Freuden ihrer eigenen Zerstörung entgegenzutreiben, ich hatte es nicht gekonnt, ohne auch meinerseits auf das Leben Albertines einzuwirken. Vielleicht hatten mein Vermögen, die Aussicht auf eine glänzende Partie sie angezogen; meine Eifersucht hatte sie zurückgehalten; ihre Gutmütigkeit oder ihre Klugheit oder das Gefühl ihrer Schuld oder List und Geschicklichkeit hatten sie bewogen, sich mit einer – von mir immer härter gestalteten – Gefangenschaft abzufinden, einer Gefangenschaft, die einzig durch den in meinem Inneren sich vollziehenden Verlauf meiner Geistestätigkeit zustande gekommen war, aber deswegen nicht weniger auf Albertines Leben Rückwirkungen gehabt hatte, die ihrerseits ausersehen waren, meinen psychologischen Fähigkeiten neue und immer

schmerzlichere Aufgaben zu stellen, war sie doch aus meiner Gefangenschaft entronnen, um auf einem Reitpferd, das sie ohne mich nicht besessen hätte,[1] den Tod zu finden und mir noch im Tod Argwohnmotive zu hinterlassen, deren Bestätigung, falls sie erfolgte, für mich grausamer sein mußte als damals in Balbec die Entdeckung ihrer Bekanntschaft mit Mademoiselle Vinteuil, da Albertine nicht da sein würde, um mich zu beruhigen. Daher kommt es, daß jene lange Klage der Seele, die in sich selbst eingeschlossen zu leben meint, nur scheinbar ein Monolog ist, da das Echo der Wirklichkeit sie jeweils in neue Richtungen zwingt, und daß manches Dasein wohl einem spontan verfaßten Essay über subjektive Psychologie gleicht, der aber doch aus einer gewissen Entfernung dem rein realistischen Roman einer anderen Existenz seine »Handlung« verleiht, deren Peripetien wiederum ihrerseits den Verlauf des psychologischen Essays beeinflussen und eine Richtungsänderung bei ihm zur Folge haben. Wie konzentriert war doch das Ineinandergreifen, wie rasch die Entwicklung der Handlung bei unserer Liebe gewesen und wie plötzlich trotz aller Verzögerungen, Unterbrechungen und Hemmungen des Anfangs – darin ganz und gar gewissen Novellen Balzacs oder einigen Balladen Schumanns vergleichbar – die Lösung des Konflikts![1] In dem Lauf nur dieses letzten Jahres, das für mich lang wie ein Jahrhundert war – so oft hatte Albertine seit Balbec und bis zu ihrem Fortgehen aus Paris ihre Position in bezug auf mein Denken verändert, so oft auch hatte sie ohne mein Dazutun und oft auch ohne mein Wissen sich selbst verändert –, mußte dieses ganze glückliche Leben in zärtlicher Liebe untergebracht werden, das so kurz nur gedauert hatte und mir dennoch in einer Fülle, ja fast Unendlichkeit vor Augen stand, unerreichbar für immer und dennoch unentbehrlich. Unentbehrlich, ohne vielleicht in sich und von vornherein etwas Notwendiges gewesen zu sein, da ich ja Albertine nicht gekannt hätte, wenn ich nicht in einer Abhandlung über die Kunst des Mittelalters die Beschreibung

der Kirche von Balbec gefunden, wenn nicht Swann, als er sagte, diese Kirche habe etwas beinahe Persisches, meine Wünsche auf die byzantinischen Einflüsse in der normannischen Baukunst ausgerichtet, wenn nicht eine Hotelgesellschaft, dadurch, daß sie in Balbec ein hygienisches und komfortables Etablissement für Gäste schuf, meine Eltern bewogen hätte, meine Wünsche zu erhören und mich nach Balbec zu schicken. Gewiß hatte ich in diesem so lange im voraus ersehnten Balbec weder die persische Kirche, von der ich träumte, noch ewige Nebel gefunden. Sogar der schöne Einuhrfünfunddreißig-Zug hatte nicht dem entsprochen, was ich mir darunter vorgestellt hatte. Doch im Austausch gegen das, was unsere Einbildungskraft uns vergebens erwarten läßt und was wir umsonst so mühevoll zu entdecken bestrebt sind, schenkt das Leben uns etwas, was weit über unser Vorstellungsvermögen hinausgeht. Wer hätte mir in Combray gesagt, wenn ich mit solcher Trauer im Herzen den Gutenachtkuß meiner Mutter erwartete, daß diese Beängstigungen heilen, dann aber eines Tages nicht um meiner Mutter willen, sondern wegen eines jungen Mädchens wiedererwachen sollten, das zunächst nur vor dem Horizont des Meeres eine Blume sein würde, die meine Augen jeden Tag unwillkürlich suchten, doch eine denkende Blume, und in dessen Geist ich in so kindischer Weise einen Platz einnehmen wollte, daß ich darunter litt, daß es nichts von meiner Bekanntschaft mit Madame de Villeparisis wußte? Ja, um des Gutenachtsagens, um des Kusses einer solchen Fremden willen sollte ich ein paar Jahre später ebensosehr leiden wie als Kind, wenn meine Mutter am Abend nicht noch einmal zu mir kam. Diese so notwendige Albertine aber, die zu lieben jetzt fast den ausschließlichen Inhalt meiner Seele ausmachte, hätte ich, wenn Swann nicht von Balbec gesprochen hätte, nie und nimmer gekannt. Ihr Leben wäre dann vielleicht länger gewesen, das meine alles dessen bar, was jetzt sein Martyrium ausmachte. Und so kam es mir vor, als hätte ich durch meine ausschließ-

lich egoistische Zärtlichkeit Albertines Tod herbeigeführt, wie ich meine Großmutter ermordet hatte. Selbst später noch, als ich schon in Balbec ihre Bekanntschaft gemacht hatte, hätte es geschehen können, daß ich sie nicht liebte, wie ich es hinterher tat. Denn als ich damals auf Gilberte verzichtete und mir bewußt wurde, daß ich eines Tages eine andere Frau lieben könnte, hätte ich kaum einen Zweifel daran zu hegen gewagt, daß ich sicherlich, mindestens in der Vergangenheit, allein Gilberte hätte lieben können. Soweit es aber Albertine betraf, handelte es sich um keinen Zweifel mehr, ich war mir vielmehr sicher, daß es nicht unbedingt sie sein mußte, die ich hätte lieben, daß es auch eine andere hätte sein können. Es wäre dafür ausreichend gewesen, daß Madame de Stermaria an dem Abend, als ich mit ihr auf der Insel im Bois zu Abend essen sollte, mir nicht abgesagt hätte.[1] Es war damals noch Zeit, und zu Madame de Stermarias Gunsten hätte dann jene Tätigkeit der Einbildungskraft eingesetzt, die uns dazu bringt, aus einer Frau einen so starken Eindruck des Individuellen zu gewinnen, daß sie uns einzigartig schon an sich, aber für uns speziell vorbestimmt und notwendig scheint. Wenn ich mich auf einen fast physiologischen Standpunkt stellte, konnte ich mir zumindest sagen, daß ich eine gleiche ausschließliche Liebe auch für eine andere Frau hätte hegen können. Freilich nicht für jede andere Frau. Denn Albertine, die rundlich und brünett war, glich zwar nicht der schlanken, rothaarigen Gilberte, gleichwohl war sie aber aus derselben gesunden Substanz gemacht, und über den gleichen sinnlichen Wangen hatten beide einen Blick, dessen Bedeutung man nur schwer erfaßte. Sie gehörten zu den Frauen, für die Männer keine Augen gehabt hätten, die ihrerseits jede Torheit für andere zu begehen bereit waren, die mir »nichts sagten«. Ich hätte fast meinen können, die sinnliche und eigenwillige Persönlichkeit Gilbertes sei in den Körper Albertines übergegangen, der freilich etwas anderes war, aber doch jetzt, wenn ich darüber nachdachte, tiefgehende Analogien mit dem ihren aufwies.

Ein Mensch hat fast immer die gleiche Art sich zu erkälten, krank zu werden, das heißt, es bedarf eines gewissen Zusammentreffens von Umständen; es ist natürlich, daß, wenn man sich verliebt, dies anläßlich eines bestimmten Typs von Frauen geschieht, eines im übrigen weitverbreiteten Typs. Die ersten Blicke Albertines, die mich hatten träumen lassen, waren von den ersten Blicken Gilbertes nicht unbedingt verschieden. Ich hätte fast meinen können, daß die schwer faßbare Persönlichkeit, die Sinnlichkeit, die eigenwillige und listenreiche Natur Gilbertes mich noch einmal versuchen wollten, inkarniert diesmal in dem völlig anderen und doch nicht unähnlichen Körper Albertines. Dank einem ganz anderen Leben, einem gemeinsamen, bei dem weder Zerstreutheit noch Vergessen einen Spalt öffneten in dem von schmerzlicher Sorge ständig zusammengehaltenen Gedankenblock, hatte, was Albertine betraf, ihr lebendiger Körper nicht wie der Gilbertes eines Tages aufgehört, derjenige zu sein, in dem ich fand, was für mich (nicht aber für andere), wie ich erst nachträglich erkannte, weibliche Reize sind. Doch sie war tot. Ich würde sie vergessen. Wer weiß, ob nicht dann die gleichen Eigenschaften drängenden Blutes und unruhevollen Träumens eines Tages wiederkehren würden, um mich in neue Unruhe zu stürzen? Doch in welcher weiblichen Gestalt, konnte ich nicht ahnen. Mit Hilfe von Gilberte hätte ich mir Albertine und meine Liebe zu ihr so wenig ausmalen können, wie die Erinnerung an die Sonate von Vinteuil mir erlaubt hätte, mir sein Konzert[1] vorzustellen. Ja sogar die ersten Male, als ich Albertine sah, hatte ich glauben können, ich liebte andere Frauen. Im übrigen hätte sogar sie selbst mir, hätte ich sie ein Jahr früher kennengelernt, trüb wie ein grauer Himmel erscheinen können, an dem die Morgenröte noch nicht aufgegangen ist. Hatte ich mich im Hinblick auf sie verändert, so hatte auch sie selbst Wandlungen durchgemacht, und das junge Mädchen, das an jenem Tag an mein Bett getreten war, als ich an Madame de Stermaria geschrieben hatte, war nicht das

gleiche, das mir in Balbec begegnet war, sei es, daß jenes plötzliche Aufblühen der Frau sich bei ihm vollzogen hatte, die im Augenblick der Pubertät in Erscheinung tritt, sei es infolge von Umständen, die ich niemals habe ermitteln können. Auf alle Fälle, selbst wenn diejenige, die ich eines Tages lieben würde, in gewissem Maße ihr gliche, das heißt wenn meine Wahl einer Frau nicht vollkommen frei sein sollte, so bedeutete das doch, daß sie, selbst wenn sie vielleicht einer gewissermaßen notwendigen Fügung unterstand, auf etwas Umfassenderes als ein Individuum, auf eine ganze Gattung von Frauen gerichtet war, und das reichte, während es gleichzeitig meiner Liebe zu Albertine jede Notwendigkeit nahm, für mein Verlangen aus. Von der Frau, deren Gesicht wir beständiger vor uns haben als das Licht selbst, da wir ja auch bei geschlossenen Lidern nicht einen Augenblick aufhören, ihre schönen Augen, ihre schöne Nase zu lieben und alle Mittel in Bewegung zu setzen, um sie wiederzusehen, von dieser einzigartigen Frau wissen wir sehr wohl, daß eine andere es für uns gewesen wäre, wenn wir uns in einer anderen Stadt als der, in der wir ihr begegnet sind, aufgehalten, wenn wir uns in einem anderen Stadtviertel, einem anderen Salon bewegt hätten. Einzigartig? Glauben wir das? Sie ist vielmehr zahllos. Und dennoch steht sie kompakt, unzerstörbar vor unserem liebenden Blick, unersetzbar für sehr lange Zeit durch eine andere. Das kommt daher, daß diese Frau allein durch eine Art von magischen Anrufungen tausend Elemente der Zärtlichkeit geweckt hat, die fragmentarisch zuvor in uns bestanden haben, die sie aber sammelt und zusammenfügt, wobei sie jede Lücke zwischen ihnen schließt, und daß wir selbst, indem wir sie mit ihren Zügen belehnten, den soliden Stoff für die geliebte Person geliefert haben. Daraus folgt, daß, wären wir auch für sie nur einer unter Tausenden und vielleicht sogar der Letzte von allen, sie für uns die einzige ist, auf die unser ganzes Leben sich bezieht. Freilich hatte ich deutlich empfunden, daß diese Liebe nicht notwendig war, nicht nur, weil sie

ebensogut mit Madame de Stermaria hätte zustande kommen können, sondern auch ohne das: weil ich dieses Gefühl selbst zu gut kannte, es zu ähnlich allem fand, was es auch in Beziehung auf andere Frauen gewesen war, und auch weil ich etwas weiter Gefaßtes als Albertine darin sah, etwas was sie umhüllte, ohne etwas von ihr zu wissen, so wie die Flut eine schmale Klippe umbrandet. Doch allmählich konnte ich mich kraft meines Zusammenlebens mit Albertine von den Ketten, die ich selbst geschmiedet hatte, nicht mehr befreien; die Gewohnheit, Albertines Person mit dem Gefühl in Verbindung zu setzen, das sie selbst mir nicht eingeflößt hatte, konnte mich gleichwohl zu dem Glauben veranlassen, daß es ihr allein zugeordnet war, so wie die Gewohnheit einer einfachen Ideenassoziation zwischen zwei Phänomenen – jedenfalls nach der Doktrin einer gewissen philosophischen Schule – die illusorische Kraft und Notwendigkeit eines Kausalitätsgesetzes verleiht. Ich hatte geglaubt, daß meine Beziehungen, mein Vermögen mir ersparen würden zu leiden, vielleicht sogar auf allzu wirkungsvolle Weise, denn ich stellte mir vor, das bringe mich auch um das Gefühl, die Liebe, die Phantasie; ich beneidete das arme Mädchen vom Lande, dem das Fehlen aller Verbindungen, sogar eines Telegraphenbüros, lange Monate des Träumens nach einem Kummer schenkt, den es nicht mit künstlichen Mitteln zu betäuben vermag. Nun aber machte ich mir klar, daß im Fall der Herzogin von Guermantes, die alles in Fülle besaß, was die Distanz zwischen ihr und mir unüberwindlich hätte machen können, diese Distanz plötzlich durch Meinungen und Vorstellungen, für die soziale Vorteile nur ein form- und wandelbarer Stoff sind, mit einemmal überbrückt worden war, während aufähnliche, doch umgekehrte Art meine Beziehungen, mein Vermögen, alle materiellen Mittel, die meine Situation und die Zivilisation der Epoche, in der ich lebte, mir zur Verfügung stellten, den einmal fälligen Nahkampf mit dem gegnerischen, unbeugsamen Willen Albertines, über den kein Druck etwas vermocht hatte, einzig

hinausgezögert hatten, so wie in modernen Kriegen die Vorarbeiten der Artillerie und die enorme Reichweite der Geschosse den Zeitpunkt bloß hinauszögern, zu dem man übereinander herfällt und wo der Beherztere den Sieg davonträgt. Ich hatte mit Saint-Loup wohl Depeschen und Telephonanrufe austauschen, in ständiger Verbindung mit dem Postbüro in Tours stehen können – war indessen nicht das ganze Warten nutzlos und das Resultat trotz allem gleich null gewesen? Und leiden nicht sogar jene Landmädchen ohne gesellschaftliche Vorteile und ohne Verbindungen nach außen oder die Menschen, die vor der Vervollkommnung der Zivilisation gelebt haben, weniger, weil man unter diesen Umständen weniger Wünsche in sich trägt und weil man weniger wehmutsvoll vermißt, was man immer für unerreichbar gehalten hat und was aus diesem Grund gleichsam unwirklich geblieben ist? Man verlangt um so mehr nach einer Person, wenn sie dicht daran ist, sich uns hinzugeben; die Hoffnung nimmt den Besitz vorweg; die Sehnsucht wirkt als eine Verstärkung des Verlangens. Die Weigerung Madame de Stermarias, mit mir auf der Insel im Bois zu soupieren, hatte verhindert, daß sie diejenige wurde, die ich liebte. Das hätte aber auch Grund genug sein können, daß ich gerade sie geliebt hätte, wenn ich sie hinterher rechtzeitig wiedergesehen hätte. Kaum hatte ich gewußt, daß sie nicht kommen würde, und dabei die unwahrscheinliche Hypothese ins Auge gefaßt – die sich aber hinterher als richtig erwiesen hatte –, daß vielleicht jemand, der um ihretwillen eifersüchtig war, sie von anderen fernhielte und daß ich sie niemals wiedersehen würde, so hatte ich auch schon so sehr gelitten, daß ich für ihren Anblick alles hingegeben hätte, und was die Ankunft Saint-Loups in mir beschwichtigt hatte, war eine der größten Seelenqualen, die ich jemals erlebt habe.[1] Von einem gewissen Alter an aber ist unsere jeweilige Liebe, sind unsere Geliebten Töchter unserer Seelenqual; unsere Vergangenheit und die physischen Schäden, mit denen sie uns zeichnen, bestimmen unsere Zukunft.

Was besonders Albertine angeht, so war, selbst wenn man von diesen dicht danebenliegenden Liebesmöglichkeiten absieht, in der Geschichte meiner Liebe zu ihr, das heißt zu ihr und ihren Freundinnen, bereits vorgezeichnet, daß ich nicht unbedingt gerade sie lieben mußte. Denn es handelte sich hier nicht einmal um eine Liebe wie die zu Gilberte, sondern von Anbeginn an um eine, die sich anfangs auf mehrere junge Mädchen verteilte. Daß ich um ihretwillen – weil sie mir in gewisser Weise als etwas ihr Analoges erschienen – so gern unter ihren Freundinnen weilte, könnte allerdings sein. Wahr ist jedenfalls, daß sehr lange Zeit ein Schwanken zwischen ihnen möglich war, daß meine Wahl von der einen zur anderen schweifte und, wenn ich die eine vorzuziehen glaubte, ausreichend war, daß diese oder jene andere mich warten ließ oder ablehnte, mich zu sehen, damit ich für diese dann etwas wie beginnende Liebe empfand. Sehr oft wäre es möglich gewesen, wenn in Balbec Andrée mich treffen sollte und ich in lügenhafter Absicht beschlossen hatte – damit es nicht so aussah, als legte ich Wert auf sie –, zu ihr zu sagen: Ach! Wenn Sie doch nur ein paar Tage früher gekommen wären! Jetzt liebe ich eine andere, aber das macht nichts, Sie können mich ja trösten, und kurz vor diesem Besuch Andrées Albertine mich irgendwie im Stich ließ, daß dann mein Herz nicht mehr aufhörte, unruhig zu klopfen, und ich die liebte, die ich niemals wiederzusehen glaubte. Wenn dann Andrée kam, so sagte ich ihr in aller Wahrhaftigkeit (wie ich es in Paris zu ihr sagte, nachdem ich erfahren hatte, daß Albertine Mademoiselle Vinteuil kannte), was sie für eigens erfunden und unaufrichtig halten mußte, nämlich was ich tatsächlich genauso und in den gleichen Ausdrücken auch gesagt hätte, wäre ich am Abend zuvor mit Albertine glücklich gewesen: »Ach, wenn Sie doch früher gekommen wären, jetzt liebe ich eine andere.« Doch auch noch in diesem Fall, als nämlich Andrée durch Albertine abgelöst worden war, nachdem ich erfahren hatte, daß diese Mademoiselle Vinteuil kannte, schwankte meine

Liebe zwischen ihnen beiden, und infolgedessen hatte ich alles in allem nur eine Liebe aufs Mal in mir getragen. Doch es hatte sich vorher auch der Fall ergeben, daß ich mich mit zweien der Mädchen halb zerstritten hatte. Dann war es so, daß die, die den ersten Schritt tat, Aussicht hatte, mir die Ruhe wiederzugeben, die andere aber Aussicht, von mir geliebt zu werden, wenn sie böse auf mich blieb, was nicht heißen will, daß ich mich nicht vielleicht mit der ersten endgültig verbunden hätte, denn sie hätte mich – wenn auch ohne Erfolg – über die Härte der zweiten getröstet, jener zweiten, die ich schließlich vergessen hätte, wenn sie nicht wiedergekommen wäre. Nun aber trat es manchmal ein, daß, während ich überzeugt war, die eine oder andere wenigstens werde einlenken, keine der beiden während einiger Zeit dergleichen tat. Meine Angst war also verdoppelt, verdoppelt auch meine Liebe, bei der ich mir vorbehielt, diejenige nicht mehr zu lieben, die zu mir zurückkehren würde, einstweilen jedoch um beider willen litt. Es ist das Los eines unter Umständen schon in jungen Jahren erreichten Alters, daß weniger eine Person als der Umstand, verlassen worden zu sein, einen in Liebe entflammen läßt, bis man schließlich von dieser Person – deren Gesicht undeutlich und deren Seele inexistent geworden ist, während unsere Vorliebe für sie neueren Datums und unerklärbar ist – nur noch das eine weiß, nämlich, daß sie, damit man nicht mehr leide, unbedingt anfragen lassen müsse: Würden Sie mich empfangen? Meine Trennung von Albertine an dem Tag, als Françoise mir gesagt hatte: »Mademoiselle Albertine ist fort«, war eine Art abgeschwächter Allegorie gar mancher Trennungen. Damit wir nämlich entdecken, daß wir verliebt sind, vielleicht sogar, damit wir es überhaupt werden, muß oft genug erst der Tag der Trennung kommen.

In solchen Fällen, in denen ein vergebliches Warten oder ein Wort der Ablehnung unsere Wahl entscheidet, arbeitet die durch das Leiden aufgepeitschte Einbildungskraft so schnell, fabriziert sie in einem derart wahnsinnigen Tempo eine kaum

begonnene, noch gestaltlose Liebe, die monatelang bloße Skizze geblieben war, daß der Verstand, der das Herz nicht einholen kann, von Zeit zu Zeit staunend ausruft: Du bist ja wahnsinnig! In was für neuen Vorstellungen lebst du denn und unter wie vielen Schmerzen? Das alles ist nicht das wirkliche Leben! Und tatsächlich genügten in solchen Augenblicken, würde man nicht durch die Treulose erneut angestachelt, solide Zerstreuungen, die rein physisch dem Herzen Ruhe verschafften, um diese Liebe abzutöten. Jedenfalls war das Leben mit Albertine, wenn es auch an sich nicht notwendig war, mir doch unverzichtbar geworden. Ich hatte gezittert, als ich Madame de Guermantes liebte, weil ich mir sagte, daß sie bei ihren allzugroßen Mitteln der Verführung – nicht nur Schönheit, sondern auch Rang und Reichtum – allzuviel Freiheit haben würde, vielen Leuten anzugehören und ich somit zu wenig Macht über sie erlangen konnte. Albertine, die arm und unbekannt war, mußte darauf bedacht sein, mich zu heiraten. Gleichwohl hatte ich sie nicht für mich allein zu besitzen vermocht. Ob es an den gesellschaftlichen Bedingungen liegt oder an der klugen Voraussicht des einzelnen – die Wahrheit sieht so aus, daß niemand Macht über das Leben eines anderen hat.

Warum hatte sie mir nicht gesagt: Ich habe diese Neigung? Ich hätte nachgegeben, ich hätte ihr erlaubt, sie zu befriedigen. In einem Roman, den ich gelesen hatte, kam eine Frau vor, die keine tadelnden Worte des Mannes, der sie liebte, dazu bringen konnten, sich ihm mitzuteilen. Als ich das las, hatte ich diese Situation absurd gefunden; ich meinerseits, sagte ich mir, hätte die Frau zuerst zum Reden gezwungen und mich dann mit ihr verständigt. Aber wozu all dies unnötige Unglücklichsein? Jetzt jedoch erkannte ich, daß es nicht in unserer Macht steht, ob wir uns solches Unglück bereiten oder nicht, und daß wir zwar unseren Willen kennen mögen, andere sich ihm aber deswegen nicht beugen. Und dennoch, diese schmerzlichen, diese unabweisbaren Wahrheiten, die uns be-

herrschten und für die wir blind gewesen waren, Wahrheiten unserer Gefühle, Wahrheiten unseres Geschicks – wie oft haben wir sie, ohne es zu wissen und zu wollen, in Worte gefaßt, die wir selbst wohl für lügenhaft hielten, denen aber die Ereignisse nachträglich eine prophetische Qualität verliehen. Ich erinnerte mich an viele Worte, die der eine oder andere von uns ausgesprochen hatte, ohne damals etwas von der Wahrheit zu wissen, die sie enthielten, Worte, die wir vielmehr sogar gesagt hatten, indem wir glaubten, uns eine Komödie vorzuspielen, deren Verlogenheit aber sehr geringfügig, sehr wenig bedeutsam, ganz und gar auf unsere kümmerliche Unaufrichtigkeit beschränkt war, verglichen mit dem, was sie ohne unser Wissen enthielten. Lügen, Irrtümer diesseits des Eigentlichen, das wir nicht bemerkten, Wahrheit jenseits davon, Wahrheit unserer Charaktere, deren grundlegende Gesetze uns verborgen blieben und der Zeit bedürfen, um uns offenbar zu werden, Wahrheit unseres Schicksals auch.[1] Ich hatte geglaubt zu lügen, als ich ihr damals in Balbec erklärte: »Je mehr ich Sie sehen werde, desto mehr werde ich Sie lieben« (und trotz allem hatte gerade dieses alle Augenblicke umschließende intime Zusammenleben mich durch das Mittel der Eifersucht so stark an sie gebunden); »ich habe das Gefühl, daß ich Ihnen für Ihr geistiges Leben nützlich sein könnte«; oder in Paris: »Versuchen Sie, vorsichtig zu sein. Denken Sie daran, daß ich untröstlich wäre, wenn Ihnen ein Unfall zustieße« (und sie: »Ich könnte ja verunglücken«[2]); oder in Paris, an dem Abend, an dem ich so getan hatte, als wolle ich sie verlassen: »Lassen Sie sich noch einmal anschauen, denn bald werde ich Sie nicht mehr sehen, dann aber wird es für immer sein.« Und sie hatte es geglaubt, als sie am selben Abend um sich geblickt hatte: »Wenn ich daran denke, daß ich dieses Zimmer, diese Bücher, das Pianola, dieses ganze Haus nicht wiedersehen soll, kann ich es gar nicht fassen, und doch ist es so.« In ihren letzten Briefen endlich, als sie geschrieben hatte (wahrscheinlich dachte sie dabei: »dick aufgetragen«): »Ich lasse

Ihnen das Beste von mir selbst« (und war nicht tatsächlich jetzt der Treue, war nicht den leider, ach, so hinfälligen Kräften meines Gedächtnisses ihr Verstand, ihre Güte, ihre Schönheit einzig anheimgegeben?), und: »Jener Augenblick in zweifacher Dämmerung, da der Tag sich neigte und wir uns kurz danach trennen sollten, wird erst aus meinem Geist schwinden, wenn die endgültige Nacht ihn umhüllt«, ein Satz, geschrieben am Vorabend des Tages, an dem tatsächlich ihr Geist von der vollkommenen Nacht umhüllt worden war, wobei sie sich vielleicht in jenen letzten, so kurzen, aber von der Todesangst ins Unendliche unterteilten lichten Augenblicken an unseren letzten Ausflug deutlich erinnerte; und in dieser Sekunde, in der alles uns verläßt und man sich einen Glauben schafft, hatte sie vielleicht, wie die Atheisten, die auf dem Schlachtfeld zu Christen werden, den von ihr so oft verwünschten und zugleich so hochgeachteten Freund zu Hilfe gerufen, der seinerseits – denn alle Religionen gleichen sich – die Grausamkeit besaß zu wünschen, sie habe noch Zeit gefunden, in sich zu gehen, ihm ihren letzten Gedanken zu geben, ihm endlich ihre Beichte abzulegen und in ihm zu sterben. Doch was half es, da, selbst wenn sie noch Zeit gehabt hatte, in sich zu gehen, wir beide doch erst begriffen hatten, wo unser Glück lag und was wir hätten tun sollen, als und weil dieses Glück nicht mehr möglich war und wir gerade das, was wir hätten tun sollen, nicht mehr zu tun vermochten, sei es, weil man die Dinge, solange sie noch möglich sind, aufschiebt, sei es, weil sie die Anziehungskraft und den Anschein leichter Verwirklichung nur so lange haben, wie sie, in die ideale Leere unserer Einbildungskraft projiziert, der belastenden, verunstaltenden Überflutung durch das Element des wirklichen Lebens noch entzogen sind. Der Gedanke, daß man sterben wird, ist grausamer als das Sterben selbst, aber weniger grausam als der, daß ein anderer tot ist, daß über einer Person, die von ihr verschlungen worden ist, wieder in unversehrter Glätte ohne die leiseste Welle eine Wirklichkeit

sich breitet, aus der diese Person ausgeschlossen ist, in der kein Wollen und keine Kenntnis mehr besteht und von der aus es ebenso schwer ist, zu der Vorstellung zurückzufinden, daß diese Person existiert hat, wie es schwer ist, aus der noch frischen Erinnerung an ihr Leben heraus zu denken, daß sie mit den bedeutungslosen Bildern, den Erinnerungen an die Gestalten eines Romans, den man gelesen hat, vergleichbar sei.

Jedenfalls war ich glücklich, daß sie mir vor ihrem Tod noch jenen Brief geschrieben und vor allem die letzte Depesche geschickt hatte, die mir bewies, daß sie zurückgekommen wäre, hätte sie länger gelebt. Es schien mir das nicht nur wohltuender, sondern auch schöner zu sein, so als ob die ganze Begebenheit unvollständig gewesen wäre ohne dieses Telegramm, weniger kunstvoll, weniger schicksalhaft. In Wirklichkeit wäre sie es in gleichem Maße gewesen, wenn alles sich anders vollzogen hätte; denn jedes Ereignis ist wie eine ganz bestimmte Form, die wie auch immer beschaffen, der Serie der Tatsachen, die es unterbrochen hat und abzuschließen scheint, ein Muster aufprägt, das wir für das einzig mögliche halten, da wir jenes nicht kennen, das statt seiner hätte wirken können.

Warum hatte sie mir nicht gesagt: Ich habe diese Neigung? Ich hätte nachgegeben, ich hätte ihr erlaubt, sie zu befriedigen, und würde sie noch in diesem Augenblick küssen. Wie traurig war für mich die Erinnerung daran, daß sie mich belogen hatte, als sie mir, drei Tage bevor sie mich verließ, noch schwor, sie habe mit der Freundin von Mademoiselle Vinteuil die Art von Beziehungen nicht gehabt, die in dem Augenblick, als sie es mir schwor, ihr Erröten mir eingestand! Die arme Kleine – wenigstens war sie so ehrlich gewesen, mir nicht schwören zu wollen, daß das Vergnügen, Mademoiselle Vinteuil und ihre Freundin wiederzusehen, bei ihrem Wunsch, an jenem Tag zu den Verdurins zu gehen, keine Rolle gespielt habe. Warum hatte sie ihr Geständnis nicht zu Ende geführt?[1] Vielleicht war es überhaupt ein wenig meine Schuld, wenn sie

trotz all meiner Bitten, die an ihrer Ablehnung scheiterten, mir niemals hatte sagen wollen: Ich habe diese Neigung. Vielleicht war es ein wenig meine Schuld, weil ich in Balbec an dem Tag, als ich nach dem Besuch von Madame de Cambremer meine erste Auseinandersetzung mit Albertine gehabt hatte und noch so weit davon entfernt war, zu glauben, daß sie irgend etwas anderes als übertriebene Freundschaftsgefühle für Andrée hegen könne, allzu heftig meinen Widerwillen gegen solche Sitten geäußert und sie in allzu kategorischer Form verurteilt hatte.[1] Ich konnte mich nicht erinnern, ob Albertine errötet war, als ich naiverweise mein Grauen vor all diesen Dingen bekundet hatte, ich konnte mich nicht erinnern, denn oft wollen wir erst sehr viel später wissen, welche Haltung eine Person in einem Augenblick eingenommen hat, in dem wir überhaupt nicht darauf achtgegeben haben, während sie später, wenn wir an unsere Unterhaltung zurückdenken, eine entscheidende Schwierigkeit aufklären könnte. Doch in unserem Gedächtnis klafft eine Lücke, es findet sich keine Spur davon. Sehr oft aber haben wir im Augenblick selbst nicht die nötige Aufmerksamkeit auf Dinge verwendet, die uns damals schon wichtig hätten erscheinen können, wir haben einen Satz nicht ganz richtig gehört, eine Bewegung nicht festgehalten oder beides vergessen. Und wenn wir später, begierig, eine Wahrheit zu entdecken, uns von einer Folgerung zur anderen zurücktasten und unser Gedächtnis wie eine Sammlung von Zeugenaussagen durchblättern und dann auf diesen Satz, auf diese Geste stoßen, an die wir uns partout nicht erinnern können, dann fangen wir zwanzigmal von vorne an, doch vergebens, denn der Weg führt nicht weiter. War sie errötet? Ich weiß nicht, ob sie errötet war, doch mußte sie die Worte gehört haben, und die Erinnerung daran hatte sie später stocken lassen, als sie vielleicht nahe daran war, mir alles zu gestehen. Jetzt aber war sie nirgends mehr, ich hätte den ganzen Erdkreis von einem Pol zum anderen durchmessen können, ohne Albertine zu begegnen, die Wirklichkeit, die

sich über ihr wieder geschlossen hatte, lag glatt und eben da und hatte jede Spur des Wesens ausgelöscht, das in die Tiefe hinabgesunken war. Sie war nichts weiter mehr als ein Name, so wie jene Madame de Charlus, von der diejenigen, die sie gekannt hatten, nebenbei bemerkten: Sie war wundervoll. Ich aber konnte nicht länger als eine Sekunde die Existenz dieser Wirklichkeit fassen, von der Albertine kein Bewußtsein mehr hatte, denn in mir existierte meine Freundin noch allzusehr, in mir, dessen Gefühle und Gedanken sich ausnahmslos auf ihr Leben bezogen. Vielleicht hätte sie, wenn sie es gewußt hätte, mit Rührung gesehen, daß ihr Freund sie nicht vergaß, jetzt, da ihr Leben beendet war, und sie wäre für Dinge empfänglich gewesen, die sie früher kaltgelassen hätten. Da man sich jeder Untreue, und wäre sie noch so verborgen, enthalten möchte – so sehr fürchtet man, daß diejenige, die man liebt, sich ihrer nicht enthalten könnte –, war ich entsetzt bei dem Gedanken, daß, wenn die Toten noch irgendwo leben, meine Großmutter um mein Vergessen ebenso wissen mußte wie Albertine um mein Gedenken. Und wenn man alles recht erwägt, ist man dann wohl sicher, selbst wenn es sich um die gleiche Verstorbene handelt, daß die Freude, die man darüber empfände, daß sie gewisse Dinge weiß, den Schrecken aufzuwiegen vermöchte, wenn man denken müßte, es seien ihr *alle* bekannt; und wie grausam auch das Opfer wäre, würden wir nicht doch manchmal darauf verzichten, diejenigen, die wir geliebt haben, nach ihrem Tod als Freunde zu behalten, aus Furcht, daß sie unsere Richter würden? Meine eifersüchtige Neugier auf das, was Albertine getan haben mochte, war unbegrenzt. Ich bestach wer weiß wie viele Frauen, von denen ich gleichwohl nichts erfuhr. Diese Neugier war so lebhaft, weil eine Person nicht auf einmal für uns stirbt, sie bleibt noch von etwas wie einer Aura des Lebens umflossen, die nichts von wirklicher Unsterblichkeit hat, jedoch bewirkt, daß sie auch weiter unser Denken in der gleichen Weise beschäftigt wie zu der Zeit, als sie noch am Leben war. Sie ist nur

gleichsam auf Reisen. Eine sehr heidnische Form des Weiterlebens nach dem Tod. Umgekehrt, wenn man aufgehört hat zu lieben, sterben solche Regungen, die die betreffende Person in uns weckte, noch bevor sie selbst gestorben ist. So hätte ich keinen Finger mehr gerührt, um in Erfahrung zu bringen, mit wem Gilberte an einem bestimmten Abend in den Champs-Élysée-Anlagen spazierengegangen war.[1] Nun aber fühlte ich sehr wohl, daß diese Neugierregungen untereinander ganz gleich waren, ohne Wert in sich selbst, ohne Möglichkeit einer Dauer. Und dennoch fuhr ich fort, weiterhin alles der grausamen Befriedigung dieser flüchtigen Neugier zu opfern, obwohl ich im voraus wußte, daß meine durch die Tatsache ihres Todes erzwungene Trennung von Albertine mich zu derselben Gleichgültigkeit führen würde wie meine freiwillige Trennung von Gilberte. So schickte ich insbesondere Aimé nach Balbec, denn ich hatte das Gefühl, er werde an Ort und Stelle vieles in Erfahrung bringen.

Hätte sie wissen können, was geschehen würde, so wäre sie bei mir geblieben. Das aber liefe darauf hinaus, zu behaupten, daß sie, nachdem sie erst einmal ihren Tod erlebt hätte, doch lieber bei mir und lebendig gewesen wäre. Schon durch den Widerspruch, der ihr innewohnte, war eine solche Unterstellung absurd. Aber sie war nicht ungefährlich. Wenn ich mir nämlich vorstellte, wie glücklich Albertine – falls sie alles wissen, falls sie rückblickend alles verstehen könnte – sein würde, wieder zu mir zu kommen, sah ich sie auch schon bei mir, ich wollte sie in die Arme schließen, aber ach, es war ja ganz unmöglich: sie würde niemals wiederkehren, sie war tot. Meine Einbildungskraft suchte sie im Himmel an Abenden, die jenen glichen, an denen wir ihn gemeinsam betrachtet hatten; noch über die Sphäre des Mondscheins hinaus, den sie so sehr liebte, versuchte ich meine Zärtlichkeit nach oben bis zu ihr zu entsenden, damit sie ihr ein Trost dafür wäre, daß sie nicht mehr lebte; diese Liebe aber zu einem jetzt so fernen Wesen war wie eine Religion, meine Gedanken stiegen zu ihr

wie Gebete auf. Das Verlangen vermag viel, es bewirkt Überzeugungen; ich war überzeugt, Albertine werde nicht fortgehen, weil ich es verlangte; weil ich es verlangte, war ich nunmehr auch überzeugt, sie sei gar nicht tot; ich las Bücher über Tischrücken, ich begann die Möglichkeit einer Unsterblichkeit der Seele zu erwägen. Doch sie allein genügte mir nicht. Ich wollte sie nach meinem Tod mit ihrem Leib wiederfinden, ganz als ob die Ewigkeit dem Leben ähnlich wäre. Was sage ich da, dem Leben! Ich verlangte noch mehr. Nicht einmal durch den Tod wollte ich der Genüsse für immer beraubt sein, die gleichwohl nicht er allein uns nimmt. Denn auch ohne ihn hätten sie sich schließlich erschöpft, schon jetzt hatten sie unter der Einwirkung der alten Gewohnheit und der Suche nach Neuem damit angefangen. Zudem hätte Albertine sich im Leben sogar physisch nach und nach verändert, und täglich hätte ich selbst mich dieser Veränderung angepaßt. Meine Erinnerung aber, die von ihr immer nur einzelne Momente vor sich sah, verlangte sie so wiederzusehen, wie sie schon nicht mehr gewesen wäre, hätte sie weitergelebt; was sie wollte, war ein Wunder, das den natürlichen, willkürlich gesetzten Grenzen des Gedächtnisses entsprach, das von der Vergangenheit niemals loskommen kann. Dennoch stellte ich mir dieses lebende Geschöpf mit der Naivität früherer Theologien vor, wobei ich mir nicht nur jene Erklärungen gewährte, die sie mir hätte geben können, sondern in einem letzten Widerspruch auch diejenigen, die sie mir im Leben stets vorenthalten hatte. Da so ihr Tod eine Art von Traum war, würde meine Liebe ihr wie ein unverhofftes Glück erscheinen; vom Tod behielt ich nur die Bequemlichkeit und den Optimismus einer vereinfachenden und alles bereinigenden Lösung bei.

Zuweilen stellte ich mir unsere Wiedervereinigung nicht in so weiter Ferne liegend, nicht in einer anderen Welt vor. Ebenso wie ich mir früher, als ich Gilberte nur daher kannte, daß ich mit ihr in den Anlagen der Champs-Élysées spielte, am Abend zu Hause ausmalte, ich werde von ihr einen Brief

erhalten, in dem sie mir ihre Liebe bekannte, oder sie werde ins Zimmer treten, so ließ auch eine gleiche Kraft des Verlangens, ebenso unbekümmert um die ihr entgegenstehenden Naturgesetze wie seinerzeit (im Falle Gilbertes, wo es alles in allem recht gehabt und das letzte Wort behalten hatte) in mir jetzt die Vorstellung wach werden, ich werde eine Nachricht von Albertine mit der Mitteilung erhalten, sie habe zwar einen Reitunfall gehabt, aber aus romantischen Gründen (wie es schließlich schon manchmal bei Personen vorgekommen ist, die man lange Zeit für tot gehalten hat) habe sie nicht gewollt, daß ich von ihrer Heilung erführe; jetzt jedoch wünsche sie reuevoll nur, wieder mit mir leben zu dürfen. So hatte ich volles Verständnis für den süßen Wahn gewisser Personen, die im übrigen ganz vernünftig scheinen, denn ich hegte in mir gleichzeitig die Gewißheit, daß sie tot war, und die unablässige Hoffnung, sie ins Zimmer treten zu sehen.

Ich hatte noch keine Nachricht von Aimé erhalten, der gleichwohl in Balbec angekommen sein mußte. Gewiß bezog sich meine Nachforschung auf einen sekundären und sehr willkürlich ausgewählten Punkt. Wäre das Leben Albertines wirklich schuldhaft gewesen, müßte es freilich Dinge von ganz anderer Wichtigkeit enthalten, auf die nur der Zufall mich nicht hingeführt hatte, wie er es im Fall der Unterhaltung über den Bademantel und Albertines Erröten getan hatte. Nur existierten diese anderen Dinge eben nicht für mich, da ich sie ja nicht sah. Ich hatte also ganz zufällig aus allen übrigen jenen einen Tag herausgegriffen, den ich mir jetzt, mehrere Jahre darauf, zu rekonstruieren versuchte. Wenn Albertine eine Neigung zu Frauen gehabt hatte, so gab es tausend andere Tage ihres Lebens, deren Verwendung ich nicht kannte, die aber für mich wahrscheinlich ebenso interessant zu erforschen wären; an viele andere Orte in Balbec, in viele andere Städte als Balbec hätte ich Aimé hierfür entsenden können. Gerade jene Tage aber boten sich meiner Einbildungskraft nicht dar, sie existierten nicht in ihr, denn ich wußte ja nicht, womit

Albertine sie zugebracht hatte. Dinge und Personen begannen für mich erst zu existieren, wenn sie in meiner Einbildungskraft eine individuelle Existenz annahmen. Es mochte Tausende von anderen geben, die ihnen glichen, diese einzelnen vertraten für mich alle übrigen. Wie es mich seit langem, was meine Verdächtigungen gegenüber Albertine betraf, danach verlangte zu wissen, was es mit den Duschen auf sich hatte, so wollte ich in gleicher Weise, was meine Liebeswünsche betraf, gerade jene Frauen kennenlernen – obwohl ich wußte, daß es junge Mädchen und Kammerfrauen in großer Zahl gab, die ebensoviel wert waren und über die ich genausogut zufällig etwas hätte hören können –, von denen Saint-Loup gesprochen hatte, die für mich individuell existierten, nämlich das junge Mädchen, das in Stundenhotels verkehrte, und die Kammerfrau von Madame de Putbus. Die in meiner Gesundheit, meiner Unentschlossenheit, meiner »Prokrastination«, wie Saint-Loup es nannte[1] , begründeten Schwierigkeiten, irgend etwas in die Tat umzusetzen, hatten bewirkt, daß ich es von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr hinausschob, gewisse Verdächtigungen zu untersuchen wie auch gewisse Wünsche zu erfüllen. Ich behielt sie aber im Gedächtnis und nahm mir vor, nicht zu vergessen, sie in der Wirklichkeit kennenzulernen; denn sie allein verfolgten mich (die anderen hatten ja keine Form in meinen Augen, sie existierten nicht), und gerade der Zufall, der sie mitten aus der Realität ausgesucht hatte, bot mir Gewähr dafür, daß ich in ihnen mit einem kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit, mit dem wahren, begehrten Leben in Berührung kommen würde. Genügt nicht zudem eine einzige kleine Tatsache, wenn sie gut gewählt ist, um den Experimentator ein allgemeines Gesetz finden zu lassen, das die Wahrheit über Tausende gleichartiger Fälle enthüllt? In meinem Gedächtnis mochte Albertine so wie sie mir im Lauf des Lebens sukzessiv erschienen war, lediglich in Augenblicken existieren, doch mein Denken, das unter ihnen die Einheit wiederherstellte, machte wiederum

eine einzige Person aus ihr; über diese Person aber wollte ich mir ein allgemeines Urteil bilden, wissen, ob sie mich belogen hatte, ob sie Frauen liebte, ob sie mich verlassen hatte, um mit jenen ungehindert zu verkehren. Die Aussage der Badefrau würde vielleicht meinen Zweifeln über Albertines Sitten für immer ein Ende bereiten.

Meinen Zweifeln! Ach, ich hatte geglaubt, es würde mir gleichgültig oder sogar angenehm sein, Albertine nicht mehr zu sehen, bis ihr Fortgehen mir meinen Irrtum entdeckte. Ebenso hatte ihr Tod mir gezeigt, wie sehr ich mich täuschte, wenn ich bisweilen glaubte, ich wünschte ihn herbei und er sei meine Befreiung. Und ebenso begriff ich, als ich den Brief Aimés erhielt, daß ich bis dahin nur deshalb nicht allzu grausam unter meinen Zweifeln an der Tugend Albertines gelitten hatte, weil es sich in Wirklichkeit mitnichten um Zweifel handelte. Mein Glück, mein Leben erforderten, daß Albertine tugendhaft war, und hatten deshalb ein für allemal als Tatsache unterstellt, daß sie es sei. Mit diesem Schutzglauben gewappnet, konnte ich meinen Geist gefahrlos alle Vermutungen trübselig durchspielen lassen, denen er zwar konkrete Gestalt verlieh, aber keinen Glauben schenkte. Ich sagte mir: Sie hat vielleicht eine Neigung für Frauen, so wie man sich sagt: Ich könnte heute abend sterben; man sagt es sich, glaubt es aber nicht und macht Pläne für den folgenden Tag. Das erklärt auch, daß ich angesichts der für andere unbedeutenden Bilder, die Aimés Brief vor mir heraufbeschwor – zuvor glaubte ich ja fälschlicherweise, darüber im Ungewissen zu sein, ob Albertine Frauen liebe oder nicht, und ein auf seiten Albertines verbuchter Fehler hätte für mich nichts offenbart, was ich nicht schon oft ins Auge gefaßt hatte –, von einem unerwarteten Leiden erfaßt werden konnte, dem grausamsten, das ich je verspürt hatte, einem Leiden, das mit diesen Bildern, mit, ach, dem Bild Albertines eine Art von, wie man in der Chemie sagt, Präzipitat bildete, in dem alles unlösbar miteinander verbunden war und von dem der Wortlaut von

Aimés Brief (den ich ganz konventionell absetze) nicht die geringste Vorstellung geben kann, da jedes der Wörter, aus denen er sich zusammensetzt, durch das Leiden, das er hervorrief, auf der Stelle verwandelt und für alle Zeiten gefärbt wurde.

»Monsieur,

Monsieur wird mir bitte verzeihen, daß ich nicht eher an Monsieur geschrieben habe. Die Person, die ich im Auftrag von Monsieur aufsuchen sollte, hatte sich für zwei Tage von hier entfernt, und da ich bestrebt bin, das Vertrauen zu rechtfertigen, das Monsieur in mich gesetzt hat, wollte ich nicht mit leeren Händen wiederkommen. Ich habe nun soeben mit der Person gesprochen, die sich gut an (Mlle. A.) erinnert.« (Aimé, der über gewisse Ansätze von Bildung verfügte, wollte »Mlle. A.« kursiv schreiben oder in Anführungszeichen setzen. Doch wenn er Anführungszeichen setzen wollte, wurde eine Klammer daraus, und gedachte er etwas einzuklammern, so pflegte er es in Anführungszeichen zu setzen. In ähnlicher Weise sagte Françoise, jemand sei durch die Straße vergangen, um zu sagen, er sei gegangen, und es sei viel Zeit gegangen anstatt vergangen; denn die Fehler von Leuten aus dem Volk bestehen sehr oft nur darin, daß sie – wie es übrigens auch die Sprache tut – Wörter vertauschen, die im Laufe der Jahrhunderte den Platz getauscht haben.)

»Nach dem, was sie sagt, steht die Sache, die Monsieur vermutete, ohne jeden Zweifel fest. Zunächst einmal hat sie selbst sich jedesmal um Mademoiselle Albertine gekümmert, wenn diese sich in die Bäder begab. Mlle. A. kam sehr oft für ihre Dusche zusammen mit einer großen Frau, die älter war als sie, immer in Grau gekleidet ging und der Badefrau, ohne daß diese ihren Namen wußte, gut bekannt war, weil sie sie oft dabei beobachtet hatte, wie sie nach jungen Mädchen Aus-

schau hielt. Die Frau kümmerte sich aber um andere gar nicht mehr, seitdem sie die Bekanntschaft von (Mlle. A.) gemacht hatte. Sie und Mlle. A. schlossen sich immer in der Kabine ein, sie hielten sich sehr lange dort auf, und die Dame in Grau gab der Person, mit der ich gesprochen habe, mindestens zehn Francs Trinkgeld. Sie können sich ja denken, sagte diese Person zu mir, daß die dort nicht den Rosenkranz gebetet haben, sonst hätten sie mir ja wohl keine zehn Francs gegeben. Mlle. A. kam auch manchmal mit einer Frau, die eine sehr dunkle Hautfarbe hatte und ein Lorgnon trug. Aber meist erschien (Mlle. A.) mit anderen Mädchen, die jünger waren als sie selbst, besonders einer sehr Rothaarigen. Abgesehen von der Dame in Grau waren die Personen, die Mlle. A. gewöhnlich mitbrachte, nicht aus Balbec und mußten wohl oft sogar von ziemlich weit hergekommen sein. Sie kamen nie zusammen, aber wenn Mlle. A. kam, sagte sie mir, ich solle die Kabinentür auflassen, sie erwarte eine Freundin, und diese Person, mit der ich gesprochen habe, wußte, was das bedeutete. Die betreffende Person hat mir keine anderen Einzelheiten mitteilen können, da sie sich nicht mehr gut erinnerte, »was ja nach so langer Zeit wohl zu verstehen sei«. Im übrigen hatte sie auch nichts weiter wissen wollen, da sie sehr diskret ist und das außerdem in ihrem Interesse lag, da sie an Mlle. A. recht gut verdiente. Sie war aufrichtig betrübt zu hören, daß Mlle. A. gestorben ist. So jung, wie sie war, ist es ja wirklich ein großes Unglück für sie und die ihrigen. Ich erwarte Weisungen von Monsieur, ob ich Balbec verlassen kann, weil ich glaube, ich werde nichts weiteres mehr in Erfahrung bringen. Ich danke noch Monsieur für die kleine Reise, die Monsieur mir auf diese Weise verschafft hat und die mir sehr angenehm war, um so mehr, als das Wetter sich denkbar günstig angelassen hat. Die Saison fängt dieses Jahr hier gut an. Alle hoffen, daß Monsieur in diesem Sommer hier auch einmal wieder ein kleines Gastspiel geben wird.

Weiter habe ich Monsieur nichts Interessantes zu melden«, usw.

Um zu begreifen, wie tief diese Worte in mich eindrangen, muß man sich erinnern, daß die Fragen, die ich mir im Hinblick auf Albertine stellte, keine beiläufigen Fragen waren, gleichgültige, nur eine Einzelheit betreffende, die einzigen tatsächlich, die wir uns zu allen Wesen stellten, die nicht wir selbst sind, was uns gestattet, von unempfänglichen Gedanken umhüllt inmitten des Leidens, der Lüge, des Lasters und des Todes dahinzuwandeln. Nein, bei Albertine handelte es sich um eine das Wesentliche betreffende Frage: Wer war sie wirklich, womit beschäftigte sie sich in Gedanken, was liebte sie, belog sie mich, war mein Leben mit ihr ebenso erbärmlich gewesen wie das Leben Swanns mit Odette? Was daher die Antwort Aimés, obwohl sie keine allgemeine, sondern eine ganz spezielle Antwort war – und vielleicht gerade deswegen –, berührte, war in Albertine und in mir das Wesentliche. Endlich sah ich in Gestalt der Ankunft Albertines in dem Duschetablissement, wenn sie es mit der Dame in Grau von der kleinen Straße her betrat, ein Bruchstück jener Vergangenheit, die mir nicht weniger geheimnisvoll, nicht weniger erschreckend schien, als ich gefürchtet hatte, wenn ich ihr in Albertines Erinnerung und Blick zu begegnen glaubte. Gewiß hätte jeder andere als ich diese Einzelheiten belanglos finden können; da ich sie jetzt nach Albertines Tod unmöglich von ihr widerlegen lassen konnte, nahmen sie etwas wie Wahrscheinlichkeit an. Es ist sogar wahrscheinlich, daß in den Augen Albertines, selbst wenn sie der Wahrheit entsprachen und auch wenn sie sie eingestanden hätte, ihre eigenen Vergehen (ob sie ihrem Gewissen nun harmlos oder tadelnswert, ihrer Sinnlichkeit genußvoll oder reizlos erschienen) nicht den Stempel jenes unaussprechlichen Grauens getragen hätten, von dem ich selbst sie nicht zu trennen vermochte. Aufgrund

meiner eigenen Liebe zu Frauen – obwohl sie für Albertine sicherlich nicht dasselbe bedeutet hatten – konnte ich ihr einigermaßen nachfühlen, was sie dabei empfand. Und das Leiden begann tatsächlich damit, daß ich mir vorstellte, wie sie begehrte, so wie ich so oft begehrt hatte, wie sie mich belog, so wie ich sie so oft belogen hatte, wie ihre Gedanken von diesem oder jenem jungen Mädchen beherrscht waren, wie sie sich für sie in Unkosten stürzte, wie ich es für Mademoiselle de Stermaria getan hatte, für viele andere, für die Dorfmädchen, die ich draußen auf den Feldwegen traf. Ja, mein ganzes Wünschen und Begehren half mir in einem gewissen Ausmaß, das ihre zu verstehen; das allein bedeutete bereits ein großes Leiden, bei dem alle Wünsche, je lebhafter sie gewesen waren, zu um so grausameren Qualen wurden, als ob sie in dieser Algebra der Empfindsamkeit mit dem gleichen Koeffizienten, aber mit einem Minusanstatt Pluszeichen ausgestattet erschienen. Doch aus der Sicht Albertines, soweit ich es nach mir selbst beurteilen konnte, waren wohl ihre Verfehlungen, wie sehr sie auch gewillt gewesen sein mochte, sie vor mir zu verbergen – was mich vermuten ließ, sie halte sich für schuldig oder fürchte, mir Kummer zu bereiten –, jene Verfehlungen, die sie ganz nach eigenem Ermessen vorbereitet hatte, im hellen Licht der Einbildungskraft, wo das Verlangen sich artikuliert, gleichwohl Dinge von der gleichen Art wie alles andere im Leben: für sie Freuden, die sich zu versagen sie nicht die Kraft gehabt hatte, für mich Leiden, die mir zu ersparen sie versucht hatte, indem sie sie mir verheimlichte, Freuden und Leiden jedoch, die ihren Platz inmitten der übrigen Freuden und Leiden des Lebens finden konnten. Mich aber, mich trafen diese Bilder von außen, ohne Vorwarnung, ohne daß ich selbst sie hätte ausformen können, diese Bilder aus dem Brief Aimés, wie Albertine im Duschetablissement erscheint und wie sie das Trinkgeld bereithält. Dennoch liebte ich sie jetzt mehr, sie war fern: Anwesenheit rückt die einzige Wirklich-

keit, die gedachte, uns fern und mildert so das Leiden, Abwesenheit hingegen ruft es wacht und mit ihm die Liebe.

Da ich aus diesem wortlosen und berechneten Eintreffen Albertines mit der Frau in Grau das Rendezvous herauslas, das sie vereinbart hatten, jene Übereinkunft, in einem Duschkabinett es miteinander zu treiben, was Erfahrung in der Verderbtheit sowie die wohlverborgene Organisation eines ausgemachten Doppellebens voraussetzte, und da mir diese Bilder die schreckliche Kunde von Albertines Schuldhaftigkeit überbrachten, hatten sie mir zweifellos gerade deshalb unvermittelt einen physischen Schmerz zugefügt, mit dem sie untrennbar verbunden bleiben würden. Doch hatte der Schmerz alsbald auf sie zurückgewirkt; eine objektive Tatsache, ein Bild ist verschieden je nach dem inneren Zustand, in dem man sich damit befaßt. Und der Schmerz ist ein ebenso machtvoller Veränderer der Wirklichkeit wie der Rausch. In der Verbindung mit diesen Bildern hatte das Leiden aus ihnen etwas äußerst Verschiedenes von dem gemacht, was für jeden anderen eine Dame in Grau, ein Trinkgeld, eine Duschkabine oder die Straße sein mochte, in der das berechnete Eintreffen Albertines mit der Dame in Grau stattfand – ein kurzer Blick in ein Leben der Lügen und Verfehlungen, wie ich es mir nie vorgestellt hätte – ; mein Leiden hatte diese Bilder unvermittelt in ihrer Substanz verändert; ich sah sie nicht in einem Licht, wie es die Schauspiele der Erde bescheint, sondern als Fragmente einer anderen Welt, eines unbekannten, heillosen Planeten, als eine Ansicht der Hölle. Die Hölle – das war dieses ganze Balbec mit all diesen benachbarten Orten, aus denen sie nach Aimés Brief häufig Mädchen kommen ließ, die jünger waren als sie, um sie in die Dusche mitzunehmen. Jenes Geheimnis, das meine Phantasie früher der Gegend von Balbec verliehen hatte und das sich verflüchtigt hatte, als ich dort lebte, das ich dann, als ich Albertine kennenlernte, noch einmal zu erfassen erhofft hatte, denn ich glaubte, sie müsse es verkörpern, als ich sie am Strand vorübergehen sah, als ich

so wahnwitzig war zu wünschen, sie sei nicht tugendhaft – auf welch grauenvolle Weise prägte es doch jetzt alles, was Balbec betraf! Die Namen der Stationen, Apollonville …, die für mich etwas so Vertrautes und Beruhigendes geworden waren, wenn ich sie bei der abendlichen Rückkehr von den Verdurins ausrufen hörte, erregten jetzt in mir, wenn ich daran dachte, daß Albertine an einem dieser Orte gewohnt, ihre Ausflüge bis zu jenem ausgedehnt und wahrscheinlich oft einen dritten mit dem Fahrrad aufgesucht hatte, einen noch schrecklicheren Angstzustand als jenes erste Mal, als ich sie in so tiefer Beunruhigung von der kleinen Lokalbahn aus mit meiner Großmutter erblickte, bevor ich in Balbec ankam, das ich noch nicht kannte.

Die Macht der Eifersucht äußert sich auch darin, daß sie uns entdeckt, in welchem Ausmaß die Wirklichkeit der äußeren Tatsachen und die Regungen der Seele etwas Unbekanntes sind, das zu tausend Vermutungen Anlaß gibt. Wir glauben die Dinge und das, was die Leute denken, genau zu kennen einfach aus dem Grund, weil wir uns gar nicht darum kümmern. Sobald wir aber den Wunsch nach Wissen verspüren, wie ihn der Eifersüchtige hegt, wird das alles zu einem schwindelerregenden Kaleidoskop, in dem wir gar nichts mehr erkennen. Hatte Albertine mich betrogen, mit wem, in welchem Haus, an welchem Tag? An dem Tag, als sie mir dieses, oder an dem, als ich ihr, wie ich mich erinnerte, irgendwann im Laufe des Tages jenes gesagt hatte – ich wußte es nicht. Ebensowenig wußte ich, welches ihre Gefühle für mich gewesen, ob sie von Eigennutz oder Liebe inspiriert gewesen waren. Plötzlich aber erinnerte ich mich an irgendeine ganz banale Begebenheit, zum Beispiel daran, daß Albertine nach Saint-Martin-le-Vêtu mit der Begründung hatte gehen wollen, der Name interessiere sie, vielleicht aber lediglich, weil sie die Bekanntschaft irgendeines Landmädchens gemacht hatte, das in jener Gegend wohnte.[1] Von Aimé dank den Aussagen der Badefrau all das erfahren zu haben, war

nichts im Vergleich zu dem Gedanken, Albertine würde ewig in Unkenntnis bleiben, daß er mich davon unterrichtet hatte, denn das Bedürfnis zu wissen war in meiner Liebe zu Albertine immer von dem Bedürfnis übertroffen worden, ihr zu zeigen, daß ich wußte; dadurch nämlich wurde zwischen uns die Trennwand der unterschiedlichen Illusionen eingerissen, was jedoch nie bewirkt hatte, daß sie mich deshalb mehr liebte, im Gegenteil. Nun aber verhielt es sich so, daß seit ihrem Tod das zweite dieser Bedürfnisse und die Wirkung des ersten sich miteinander vermengt hatten, nämlich: mir das Gespräch vorzustellen, in dem ich ihr hätte mitteilen wollen, was ich erfahren hatte, und – ebenso lebhaft – das Gespräch, in dem ich sie nach dem hätte fragen wollen, was ich nicht wußte; das heißt, sie zu sehen, bei mir zu haben, zu hören, wie sie mir gutmütig antwortet, zu sehen, wie ihre Wangen sich wieder runden, ihre Augen alle Bosheit ablegen und sich mit Traurigkeit füllen, das heißt, sie weiterhin zu lieben und die Raserei meiner Eifersucht in der Verzweiflung über meine Einsamkeit zu vergessen. Das schmerzliche Geheimnis dieser Unmöglichkeit, ihr jemals anzudeuten, was ich in Erfahrung gebracht hatte, und unsere Beziehungen auf der Basis der Wahrheit dessen, was ich soeben erst entdeckt hatte (und was ich vielleicht nur deshalb hatte entdecken können, weil sie nicht mehr am Leben war) aufzubauen, setzte seine Trauer an die Stelle des vielleicht noch schmerzlicheren Geheimnisses ihres Verhaltens. Wie? So sehr zu wünschen, daß Albertine von meinem Wissen um die Geschichte mit dem Duschraum erfuhr, Albertine, die gar nicht mehr existierte! Das war wiederum eine der Folgen jenes unseres Unvermögens, bei unseren Betrachtungen über den Tod uns etwas anderes als das Leben vorzustellen. Albertine existierte nicht mehr. Doch für mich war sie die Person, die mir verheimlicht hatte, daß sie in Balbec Verabredungen mit anderen Frauen traf, und die sich einbildete, mich erfolgreich getäuscht zu haben. Wenn wir Erwägungen darüber anstellen, was sich nach unserem eigenen Tod zutragen

wird, projizieren wir uns dann nicht irrtümlicherweise als Lebende in diese Zeit? Und ist es letzten Endes so viel lächerlicher zu bedauern, daß eine Frau, die nicht mehr existiert, nicht weiß, daß wir erfahren haben, was sie vor sechs Jahren tat, als zu wünschen, daß wir, die wir dann tot sind, beim Publikum in hundert Jahren noch in Gunst stehen? Das letztere beruht zwar auf einer realeren Grundlage als das erstere, doch entsprang das Bedauern meiner nachträglichen Eifersucht doch keiner anderen optischen Täuschung als bei anderen Menschen das Verlangen nach postumen Ruhm. Wenn gleichwohl mein Gefühl für das feierlich Endgültige meiner Trennung von Albertine für einen Augenblick an die Stelle der Vorstellung dieser Verfehlungen trat, verlieh es ihnen dennoch um so größere Tragweite, als es ihnen den Charakter des Nichtwiedergutzumachenden verlieh. Ich fühlte mich verloren im Leben wie an einem endlosen Strand, wo ich allein war und wo ich, nach welcher Richtung ich auch ging, ihr niemals begegnen würde. Glücklicherweise fand ich gerade im richtigen Augenblick, einem Arbeiter gleich, der einen Gegenstand entdeckt, den er bei seinem Vorhaben gut brauchen kann, in meinem Gedächtnis – wie es denn in dieser Wirrnis aus Erinnerungen immer alle Arten von Dingen, gefahrvolle und heilsame, gibt, die erst nacheinander deutlich hervortreten – eine Äußerung meiner Großmutter. Beim Anhören einer phantastischen Geschichte, die Madame de Villeparisis von der Badefrau zugetragen worden war, hatte sie zu mir gesagt: »Das ist eine Frau, die offenbar die Lügenkrankheit hat.« Diese Erinnerung bedeutete eine große Hilfe für mich. Welche Tragweite konnte etwas haben, was die Badefrau zu Aimé gesagt hatte? Noch dazu hatte sie ja eigentlich gar nichts gesehen. Man kann mit Freundinnen Duschen nehmen, ohne daß man sich dabei etwas Schlechtes denken muß. Vielleicht wollte die Badefrau sich aufspielen und übertrieb deswegen die Höhe des Trinkgelds. Ich hatte Françoise einmal behaupten hören, meine Tante Léonie habe in ihrer Gegenwart gesagt, sie habe

»eine Million im Monat zu verzehren«, was reiner Wahnsinn war, ein anderes Mal, sie habe gesehen, wie meine Tante Léonie der Eulalie vier Tausendfrancsscheine gegeben habe, während mir bereits ein vierfach gefalteter Fünfzigfrancsschein wenig wahrscheinlich schien. So erstrebte ich und erreichte es auch allmählich, mich von der schmerzlichen Gewißheit zu befreien, um deren Erlangen ich mich so sehr bemüht hatte, da ich mich nun einmal zwischen dem Wunsch zu wissen und der Furcht zu leiden unaufhörlich hin und her gerissen fand. Da vermochte meine Liebe wieder aufzuleben, aber sogleich mit dieser Liebe die Trauer, von Albertine getrennt zu sein, durch sie aber fühlte ich mich vielleicht noch unglücklicher als in den erst so kurze Zeit zurückliegenden Stunden, in denen die Eifersucht mich marterte. Diese letztere aber lebte plötzlich bei dem Gedanken an Balbec wieder auf, weil ich mit einemmal wieder das Bild (das mir bis dahin niemals Leiden bereitet hatte und mir sogar als eines der harmlosesten in meinem Gedächtnis enthaltenen erschienen war) des Speisesaals im Hotel am Abend vor mir sah und gleichzeitig auf der anderen Seite der großen Fensterscheiben die Menschenmenge, die sich im Dunkel wie vor der leuchtenden Glaswand eines Aquariums drängte und den seltsamen Wesen in der Helligkeit drinnen bei ihrem Treiben zusah – ein wirrer Haufen, in dem (nie hatte ich daran gedacht) die Fischermädchen, die Töchter des Volkes, dicht die Kleinbürgerinnen streiften, die neidvoll auf diesen in Balbec noch neuen Luxus blickten, den vielleicht nicht ihre Mittel, wohl aber Geiz und Tradition ihren Eltern versagten; unter diesen Kleinbürgerinnen aber hatte sich wahrscheinlich beinahe jeden Abend Albertine befunden, die ich noch nicht kannte und die dort zweifellos irgendein kleines Mädchen auftrieb, zu dem sie sich ein paar Minuten später in der Nacht auf dem Sand oder in einer verlassenen Badekabine am Fuß der Klippen gesellte. Dann erstand meine Traurigkeit von neuem, ich hatte wie ein Verbannungsurteil das Geräusch des Fahrstuhls

gehört, der, statt auf meiner Etage zu halten, weiter nach oben fuhr. Dennoch würde die einzige Person, deren Besuch ich mir wünschen könnte, niemals mehr kommen, sie war tot. Machte aber der Fahrstuhl an meiner Etage halt, so pochte mir das Herz, und einen Augenblick lang dachte ich bei mir: Und wenn das Ganze doch nur ein Traum wäre? Vielleicht ist sie es, sie wird läuten, sie kommt zu mir zurück. Françoise wird eintreten und mir mit noch mehr Schrecken als Zorn in der Stimme – denn ihr Aberglaube ist noch stärker als ihre Rachsucht, und sie würde weniger die Lebende fürchten als das, was sie für einen Geist hält – sagen: Monsieur wird niemals erraten, wer da ist. Ich versuchte an nichts zu denken, ich griff nach einer Zeitung. Doch die Lektüre dieser Artikel, die von Leuten verfaßt waren, die niemals echten Schmerz erlebt hatten, war mir unerträglich. Von einem unbedeutenden Chanson sagte der eine: »Es ist zum *Weinen*«, während ich es mit größter Fröhlichkeit angehört hätte, sofern Albertine noch lebte. Ein anderer, nebenbei bemerkt ein großer Schriftsteller, berichtete, weil er beim Verlassen eines Zuges lebhaft begrüßt worden war, er habe *unvergeßliche* Ovationen entgegengenommen, wo doch ich, wenn sie mir jetzt dargebracht worden wären, sie nicht einen Augenblick beachtet hätte. Ein dritter versicherte, daß ohne die leidige Politik das Leben in Paris »einfach zauberhaft« sein müsse, während ich doch wußte, daß selbst ohne Politik dieses Leben für mich nur grauenhaft sein konnte, mir aber selbst in Verbindung mit Politik köstlich erschienen wäre, hätte ich Albertine wiederfinden können.[1] Der Berichterstatter der Jagdseite erklärte (wir waren im Mai): »Diese Zeit des Jahres ist eine wahrhaft schmerzliche, ja sagen wir sogar eine todtraurige Periode für den Waidmann von echtem Schrot und Korn, da es nichts, aber auch gar nichts zu schießen gibt«, während der Chronist des »Salon« bemerkte: »Angesichts einer solchen Art, eine Ausstellung zu organisieren, fühlt man sich von ungeheurer Entmutigung, von überwältigender Traurigkeit erfaßt.« Wenn die Stärke

meines eigenen Gefühls mir die Ausdrücke derjenigen, die kein wahres Glück oder Unglück kannten, verlogen und blaß erscheinen ließ, führten mir doch andererseits die unbedeutendsten Zeilen, die auch nur die entlegenste Beziehung zur Normandie, zu Nizza[2] , zu Bädern, zur Berma, zu der Fürstin von Guermantes, zur Liebe, zur Trennung oder zur Untreue hatten, plötzlich das Bild Albertines vor Augen, ohne daß ich Zeit fand, mich von ihm abzuwenden, und ich begann von neuem zu weinen. Im übrigen konnte ich gewöhnlich diese Zeitungen gar nicht lesen, denn die einfache Bewegung des Eröffnens erinnerte mich zugleich daran, daß ich eine ähnliche oft vollzogen hatte, als Albertine noch lebte, und daß sie nicht mehr am Leben war; ich ließ das Blatt sinken und hatte nicht die Kraft, es vollends zu entfalten. Jeder Eindruck beschwor einen ihm vergleichbaren, aber schmerzlichen Eindruck herauf, weil die Existenz Albertines gleichsam aus ihm herausgeschnitten war, so daß ich niemals den Mut fand, diese verstümmelten Minuten, die schmerzlich in meinem Herzen abliefen, bis ans Ende zu durchleben. Selbst als sie endlich aufhörte, meinem Denken unablässig gegenwärtig und allmächtig in meinem Herzen zu sein, empfand ich doch noch einen plötzlichen Schmerz, wenn ich wie zu den Zeiten, als sie noch da war, in ihr Zimmer treten, nach dem Licht suchen, mich in die Nähe des Pianolas setzen mußte. Auf eine Reihe von kleinen Hausgottheiten verteilt, bewohnte sie noch lange die Flamme der Kerze, den Türknopf, die Rückenlehne eines Stuhls und andere immateriellere Regionen wie zum Beispiel eine schlaflose Nacht oder die Erregung, die sich meiner beim ersten Besuch einer Frau bemächtigte, die mir gefallen hatte. Trotzdem erregten die wenigen Sätze, die mein Auge im Lauf eines Tages las oder die gelesen zu haben ich mich erinnerte, oft in mir grausame Eifersucht. Dafür war es weniger nötig, daß sie mir einen schlüssigen Beweis für die Unmoral der Frauen gaben, als daß sie vielmehr einen alten Eindruck wiederbelebten, der mit Albertines Existenz in irgendeiner Weise

zusammenhing. In einen vergessenen Augenblick verlagert, der für mich nicht durch gewohnheitsmäßige Wiederkehr in meinem Denken an Kraft verloren hatte, einen Zeitpunkt, zu dem Albertine noch lebte, schienen mir ihre Verfehlungen desto näher, desto beängstigender, desto grausamer. Dann fragte ich mich von neuem, ob die Enthüllungen der Badefrau wirklich falsch waren. Eine gute Art, die Wahrheit zu erfahren, würde darin bestehen, Aimé nach Nizza zu schicken, wo er ein paar Tage in der Nachbarschaft der Villa von Madame Bontemps verbringen könnte. Wenn Albertine die Freuden liebte, die eine Frau bei anderen Frauen findet, wenn sie mich verlassen hatte, um auf diesen Genuß nicht länger verzichten zu müssen, würde sie sicherlich, sobald sie wieder frei war, versucht haben, sich ihm zu überlassen, und das sicherlich auch mit Erfolg in einer Gegend, die sie so gut kannte und in die sie sich nicht aus freier Wahl zurückgezogen hätte, wenn sie nicht meinte, dort ihren Neigungen bequemer leben zu können als bei mir. Gewiß lag nichts Außergewöhnliches darin, daß der Tod Albertines meine Befürchtungen so wenig verändert hatte. Wenn unsere Geliebte am Leben ist, kommen uns zum großen Teil die Gedanken, aus denen sich das zusammensetzt, was wir unsere Liebe nennen, während der Stunden, in denen sie uns nicht zur Seite ist. Auf diese Weise nimmt man die Gewohnheit an, zum Gegenstand seiner Träumerei eine Abwesende zu machen, die, selbst wenn sie es nur für einige Stunden bleibt, während dieser Stunden jedenfalls nichts als Erinnerung ist. Daran ändert der Tod nicht viel. Als Aimé zurückkehrte, forderte ich ihn auf, nach Nizza zu reisen, und so kann ich sagen – nicht nur aufgrund meiner Gedanken, meiner traurigen Stimmungen oder der Erregung, die ein Name in mir auslöste, der, wenn auch noch so lose, mit einer gewissen Person in Beziehung stand, sondern auch aufgrund all meiner Handlungen, der Nachforschungen, die ich unternahm, und des Gebrauchs, den ich von meinem Geld machte, der nur dem einen Zwecke diente, ihre Handlungen

zu erfahren –, daß während dieses ganzen Jahres mein Leben von einer Liebe, von einer tatsächlichen Liaison ausgefüllt war. Und das Objekt dieser Liebe war eine Tote. Bisweilen heißt es, daß irgend etwas von einer Person nach dem Tod weiterlebt, wenn diese Person ein Künstler war und etwas von sich in ihre Werke hat eingehen lassen. In der gleichen Weise vielleicht setzt etwas wie ein Ableger, der aus der einen Person entnommen und in das Herz einer anderen eingepflanzt ist, dort sein Dasein fort, selbst wenn die Person, von der er abgetrennt wurde, nicht mehr am Leben ist.

Aimé mietete sich neben der Villa von Madame Bontemps ein; er machte die Bekanntschaft einer Kammerfrau und eines Wagenvermieters, bei dem sich Albertine häufig ein Gefährt für den ganzen Tag ausgeliehen hatte. Diese Leute hatten nichts bemerkt. In einem zweiten Brief sagte mir Aimé, er habe von einer kleinen Wäscherin[1] aus der Stadt erfahren, Albertine habe ihr jedesmal, wenn sie die Wäsche zurückbrachte, auf eine ganz besondere Art den Arm gedrückt. »Aber«, hat sie gesagt, »etwas anderes hat dieses Fräulein niemals getan.« Ich schickte Aimé Geld, mit dem ich seine Reise und freilich auch die Leiden bezahlte, die er mir durch seinen Brief bereitete, und dennoch bemühte ich mich, ihnen Heilung zu schaffen, indem ich mir sagte, daß dies schließlich eine Vertraulichkeit sei, die noch auf keine lasterhaften Wünsche schließen lasse, als ich von Aimé folgendes Telegramm erhielt: »Habe hochinteressante Dinge erfahren. Viel Neues für Monsieur. Brief folgt.« Am folgenden Tag kam ein Brief, dessen Umschlag genügte, um mir Schaudern zu bereiten; ich hatte erkannt, daß er von Aimé war, denn jede Person, selbst die bescheidenste, verfügt über die gewissen kleinen Hausgeister, die, wiewohl lebendig, in einer Art von Erstarrung aufs Papier gebannt sind: die Züge der besonderen Schrift, die einzig ihr zu Gebote stehen.

»Zunächst hat das Wäschermädchen nichts sagen wollen, sie versicherte, Mademoiselle Albertine habe niemals etwas

anderes getan, als sie in den Arm zu kneifen. Doch um sie zum Reden zu bringen, habe ich sie zum Abendessen eingeladen und zum Trinken animiert. Da hat sie mir erzählt, daß Mademoiselle Albertine sich oft mit ihr am Strand getroffen habe, wenn sie baden ging; Mademoiselle Albertine habe die Gewohnheit gehabt, sehr früh am Morgen aufzustehen, um baden zu gehen und sie an einer Stelle des Ufers zu treffen, wo die Bäume so dicht sind, daß niemand einen sehen kann; außerdem gibt es zu dieser Stunde keine Zuschauer dort. Dann brachte die Wäscherin ihre kleinen Freundinnen mit, sie badeten, und hinterher, da es da unten schon sehr warm ist und die Sonne selbst unter den Bäumen heiß brennt, trockneten sie sich alle im Grase, streichelten, kitzelten sich gegenseitig und spielten miteinander. Die kleine Wäscherin hat mir gestanden, daß sie sich sehr gern mit ihren kleinen Freundinnen amüsierte und daß sie, als sie bemerkte, wie Mademoiselle Albertine sich immer in ihrem Bademantel an sie drückte, ihr gesagt habe, sie solle ihn doch ausziehen, und daß sie sie dann mit der Zunge am Hals und an den Armen geliebkost habe, an der Fußsohle sogar, die Mademoiselle Albertine ihr entgegenstreckte. Die Wäscherin zog sich auch aus, und im Spiel stießen sie sich ins Wasser. An diesem Abend hat sie mir weiter nichts erzählt. Aber da ich ganz zu Ihren Diensten bin und das Menschenmögliche tun wollte, um Monsieur ein Vergnügen zu machen, habe ich das Wäschermädchen für die Nacht zu mir nach Hause genommen. Sie hat mich gefragt, ob ich wolle, daß sie mit mir dasselbe mache wie mit Mademoiselle Albertine, wenn diese ihren Schwimmanzug auszog. Sie hat auch noch zu mir gesagt: (Wenn Sie gesehen hätten, wie sie vor Ungeduld zappelte, dieses feine Fräulein, und zu mir sagte: (Ach, es ist himmlisch mit dir) und wie sie so aufgeregt war, daß sie mich unwillkürlich biß.) Ich habe noch das Mal auf dem Arm der kleinen Wäscherin gesehen. Ich verstehe auch gut, daß Mademoiselle Albertine Gefallen an der Sa-

che gefunden hat, denn diese Kleine ist wirklich sehr geschickt.«

Als mir in Balbec Albertine ihre Freundschaft mit Mademoiselle Vinteuil offenbarte, hatte ich furchtbar gelitten. Doch Albertine war da, um mich zu trösten. Als ich es dann so weit gebracht hatte, daß Albertine mich verließ, weil ich allzu sehr versucht hatte, ihre Handlungen auszukundschaften, als damals Françoise mir gemeldet hatte, sie sei nicht mehr da, und ich mich allein fand, hatte ich noch mehr gelitten. Immerhin aber verblieb die Albertine, die ich geliebt hatte, in meinem Herzen. Was ich jetzt an ihrer Stelle fand – zu meiner Strafe, denn ich hatte eine Neugier vorangetrieben, der entgegen meiner Vermutung der Tod kein Ende gesetzt hatte –, war eine andere junge Person, die immer neuen Lug und Trug ersann, wo die andere mir so liebevoll und unter Schwüren versichert hatte, sie habe niemals jene Vergnügungen gekannt, die sie nun im Rausch des Fortgehens und der wiedergewonnenen Freiheit bis zur Ohnmacht genossen hatte; sogar gebissen hatte sie das Wäschermädchen, das sie bei Sonnenaufgang am Ufer der Loire traf und zu dem sie sagte: »Es ist himmlisch mit dir.« Eine Albertine, die von der früheren ganz verschieden war, nicht nur in dem Sinn, in dem wir das Wort verschieden verstehen, wenn es sich um andere handelt.[1] Wenn die anderen von dem verschieden sind, was wir geglaubt haben, so geht uns diese Verschiedenheit nicht sehr nahe, der Pendelschlag der Intuition kann jeweils nur so weit nach außen schwingen, wie er es vorher nach innen getan hat, und auf diese Weise geben wir diesen Verschiedenheiten nur in ganz oberflächlichen Regionen ihren Platz. Wenn ich früher erfuhr, daß eine Frau eine Vorliebe für Frauen hatte, so schien sie mir deswegen nicht eine andere Frau aus ganz besonderem Stoff zu sein. Wenn es aber dabei um eine Frau geht, die man liebt, so sucht man, um sich von dem Schmerz zu befreien, den man bei dem Gedanken empfindet, daß das möglich ist, nicht nur genau in Erfahrung zu bringen, was sie

getan, sondern auch, was sie empfunden hat, als sie es tat, welche Vorstellung sie davon hatte, was sie tat; wenn man dann immer weiter vorstößt, gelangt man durch die Tiefe des Schmerzes zum Geheimnis, zur innersten Essenz. Ich litt bis in die tiefsten Gründe meines Seins, bis in meinen Körper, in mein Herz hinein, weit mehr, als ich unter der Furcht gelitten hätte, mein Leben zu verlieren, unter dieser Neugierde, an der alle Kräfte meines Verstandes und meines Unbewußten mitwirkten. So projizierte ich auch alles, was ich über sie erfuhr, ins Innerste Albertines hinein. Der Schmerz aber, den die Realität von Albertines Laster bis zu solchen Tiefen in mich eingesenkt hatte, erwies mir sehr viel später noch einen letzten Dienst. Wie das Leiden, das ich meiner Großmutter bereitet hatte, bildete auch jenes, das Albertine mir bereitete, ein letztes Band zwischen ihr und mir, das sogar noch länger währte als die Erinnerung, denn infolge der Energieerhaltung, die allem Physischen eigen ist, bedarf das Leiden nicht einmal der Lehren des Gedächtnisses: so leidet ein Mann, der die schönen, beim Mondschein in den Wäldern verbrachten Nächte vergessen hat, noch immer an dem Rheumatismus, den er ihnen verdankt.

Diese Neigung, die sie abstritt und die sie dennoch hatte, eine Neigung, deren Entdeckung nicht durch kalte Verstandesarbeit, sondern in der Form des brennenden Leidens zu mir gedrungen war, das ich bei der Lektüre der Worte erlebte: »Es ist himmlisch mit dir«, eines Leidens, das ihr ganz besondere Eigenschaften andichtete, diese Neigung fügte sich dem Bild Albertines nicht nur hinzu, wie die neue Schale dem Einsiedlerkrebs, der sie mit sich schleppt, sondern viel eher gleich einem Salz, das eine Verbindung mit einem anderen Salz eingeht, dessen Farbe und sogar Natur es wie in einer Präzipitation verwandelt. Die kleine Wäscherin hatte vermutlich ihren Freundinnen einfach gesagt: Stellt euch vor, ich hätte es nicht geglaubt, aber dieses Fräulein gehört auch dazu; für mich aber handelte es sich nicht einfach um ein Laster, das sie nicht

vermuteten und von nun an der Person Albertines zuordneten, sondern um die Entdeckung, daß sie eine andere Person war, eine Person wie jene, deren Sprache sie sprach, was bewies – denn sie wurde dadurch zur Landsmännin anderer und mir um so fremder –, daß alles, was ich von ihr bekommen hatte, was ich in meinem Herzen trug, nur ein ganz kleiner Teil von ihr war, während sie den Rest, der eine so große Ausweitung dadurch erfuhr, daß er nicht nur jene an sich schon geheimnisvoll bedeutsame Sache, nämlich ein individueller Wunsch war, sondern daß sie ihn mit anderen teilte, immer vor mir verborgen und mich von ihm ferngehalten hatte, ganz wie eine Frau, die mir verhehlt hätte, daß sie aus einem feindlichen Lande stammte und Spionin war, wobei Albertine sich als eine weit größere Verräterin denn eine Spionin erwies, da diese uns nur über ihre Nationalität täuscht, während bei Albertine die Täuschung ihr tiefstes Wesen betraf, das, welchem zufolge sie nicht der übrigen Menschheit angehörte, sondern einer fremden Rasse, die sich unter sie mischt, in ihr versteckt, doch niemals mit ihr verschmilzt. Ich hatte gerade zwei Bilder Elstirs gesehen, auf denen in einer üppigen Landschaft nackte Frauen dargestellt sind.[1] Auf dem einen hebt eines der jungen Mädchen den Fuß empor, wie es Albertine wahrscheinlich machte, wenn sie ihn der Wäscherin entgegenhielt. Mit dem anderen versucht sie das andere junge Mädchen, das scherzend widerstrebt, dabei das Bein anhebt und den Fuß nur leicht in die blaue Woge taucht, ins Wasser zu stoßen. Ich entsann mich jetzt, daß dieses angehobene Bein zusammen mit dem Winkel des Knies die gleiche mäanderhafte Schwanenhalsbewegung beschrieb wie in seinem natürlichen Fall der Schenkel Albertines, wenn sie auf dem Bett neben mir lag; oft hatte ich ihr sagen wollen, wie sehr sie mich an diese Bilder erinnerte. Ich hatte es dann aber unterlassen, um nicht in ihr die Vorstellung von nackten Frauenkörpern zu wecken. Jetzt sah ich sie vor mir, wie sie mit der jungen Wäscherin und ihren Freundinnen die Gruppe von neuem bildete, die ich

so sehr liebte, als ich in Balbec unter Albertines Freundinnen gesessen hatte. Wäre ich aber ein allein für Schönheit empfänglicher Liebhaber gewesen, so hätte ich erkannt, daß Albertine die Gruppe jetzt tausendmal schöner erstehen ließ, da diese nun aus den unbekleideten Statuen von Göttinnen gleich jenen bestand, die die großen Bildhauer in Versailles zwischen den Rabatten und in den Wasserbecken verstreuten, damit die schmeichelnden Fluten sie umspülten und glätteten. Neben der Wäscherin sah ich in ihr jetzt weit mehr als in Balbec das junge Mädchen am Meeresufer: in der doppelten Nacktheit weiblicher Marmorstatuen, inmitten schwüler Hitze und üppiger Vegetation, ins Wasser getaucht wie nautische Basreliefs.[1] Und wie ich mich an ihre Stellung auf meinem Bett erinnerte, glaubte ich, ihren angewinkelten Schenkel zu sehen, ich sah ihn, es war ein Schwanenhals, er suchte den Mund des anderen Mädchens. Jetzt sah ich nicht einmal mehr einen Schenkel, sondern den kühnen Hals eines Schwans gleich dem, der auf einer vor Sinnlichkeit bebenden Studie den Mund einer Leda sucht, die man in der ganz spezifischen Erregung weiblicher Lust vor sich hat, weil nur ein Schwan da ist, weil sie um so mehr allein zu sein scheint, ebenso wie man am Telephon in einer Stimme Klangfärbungen entdeckt, die man nicht deutlich wahrnimmt, solange man sie nicht von einem Gesicht trennt, auf dem man ihren Ausdruck objektiviert. Anstatt sich auf die Frau zu richten, die abwesend und durch einen trägen Schwan ersetzt ist, konzentriert sich in dieser Studie die Lust auf diejenige, die sie empfindet.[2] Für kurze Augenblicke war die Verbindung zwischen meinem Herzen und meinem Gedächtnis gestört. Was Albertine mit der Wäscherin getan hatte, wurde mir nur noch durch fast algebrahafte Abkürzungen deutlich, die mir aber nichts mehr sagten; hundertmal in der Stunde jedoch wurde der unterbrochene Strom wiederhergestellt und mein Herz mitleidlos durch ein Höllenfeuer verbrannt, während ich Albertine sah, wiedererweckt durch meine Eifersucht, wahrhaft lebendig,

wie sie sich unter der Liebkosung der kleinen Wäscherin streckte und zu ihr sagte: »Ach, es ist himmlisch mit dir.«

Da sie am Leben war in dem Augenblick, in dem sie ihre Verfehlung beging, das heißt in dem Augenblick, den ich selbst durchlebte, genügte es mir nicht, diese Verfehlung zu kennen, ich hätte auch noch gewollt, daß sie wisse, daß ich wußte. In diesen Momenten empfand ich daher auch Bedauern bei dem Gedanken, daß ich sie niemals wiedersehen würde; dieses Bedauern trug den Stempel meiner Eifersucht, und ganz verschieden von dem schmerzlichen Bedauern der Augenblicke, in denen ich sie liebte, war es nur das Bedauern, ihr nicht sagen zu können: Du glaubtest, ich würde niemals erfahren, was du getan hast, nachdem du mich verlassen hast. Ich aber weiß alles, die Wäscherin am Ufer der Loire, und wie du zu ihr gesagt hast: Es ist himmlisch mit dir, ich habe auch die Bißspuren gesehen. Gewiß sagte ich mir: Weshalb mich quälen? Die, die ihre Lust bei der Wäscherin gefunden hat, existiert nicht mehr, also war sie keine Person, deren Handlungen jetzt noch etwas bedeuten. Sie sagt sich nicht, daß ich alles weiß, aber sie sagt sich ebensowenig, daß ich nichts davon weiß, denn sie sagt sich gar nichts. Doch diese Schlußfolgerung überzeugte mich weniger als der Anblick ihrer Lust, der mich in den Moment zurückversetzte, in dem sie sie erlebte. Was wir empfinden, ist das einzige, was für uns existiert, wir aber projizieren es in die Vergangenheit oder in die Zukunft, ohne uns durch die fiktiven Schranken des Todes Einhalt gebieten zu lassen. So stand mein Bedauern über ihren Tod in diesem Augenblick unter dem Einfluß meiner Eifersucht und erhielt dadurch seine ganz besondere Form, gleichzeitig aber erstreckte sich dieser Einfluß natürlich auch auf meine okkultistischen Träume, meine Unsterblichkeitsträume, die nur meinen angestrengten Versuchen entsprangen, das, was ich ersehnte, zu verwirklichen. Wenn ich sie in solchen Augenblicken daher, wie Bergotte es für möglich hielt, durch Tischrücken hätte heraufbeschwören oder ihr, wie Abbé X. es

sich vorstellte, in einem anderen Leben hätte begegnen können, hätte ich es mir nur gewünscht, um ihr zu sagen: Das mit der Wäscherin ist mir bekannt. Du sagtest: Es ist himmlisch mit dir; ich habe die Bißspuren gesehen.

Was mir zu Hilfe kam gegen dieses Bild von der Wäscherin, war – freilich als es schon eine Weile bestanden hatte – dieses Bild selbst, weil wir immer nur wirklich kennen, was neu ist, was mit einemmal in unsere Empfindungswelt eine Tönung hineinträgt, die uns überrascht und der die Gewohnheit noch nicht ein blasses Faksimile unterschoben hat. Vor allem aber war es das Auseinanderfallen Albertines in zahlreiche Teile, in zahllose Albertines, die ihre einzige Art ausmachten, in mir zu existieren. Augenblicke kehrten in mein Bewußtsein zurück, in denen sie nur gut oder klug oder ernsthaft oder sogar einfach ein vor allem dem Sport ergebenes Mädchen gewesen war. War es aber im Grunde nicht richtig, daß dieses Auseinanderfallen mich beruhigte? Wenn es nämlich in sich selbst keiner Wirklichkeit entsprach, wenn es die Gestalt der aufeinanderfolgenden Stunden an sich trug, in denen sie mir erschienen war, eine jeweilige Gestalt, die in meinem Gedächtnis eingezeichnet blieb, so wie die Kurven der Projektionen meiner Laterna magica den Kurven auf den bunten Einschiebgläsern entsprachen, stellte es nicht dann auch auf seine Weise eine – und zwar diesmal ganz objektive – Wahrheit dar, nämlich die, daß jeder von uns nicht ein einziger, sondern eine Unzahl von Personen ist, die nicht den gleichen moralischen Wert besitzen, und daß die Existenz einer lasterhaften Albertine gleichwohl nicht hinderte, daß es auch andere in ihr gab, die zum Beispiel, die gern in ihrem Zimmer mit mir über Saint-Simon sprach[1] , diejenige auch, die an dem Abend, an dem ich ihr gesagt hatte, wir müßten uns trennen, so traurig geantwortet hatte: »Wenn ich bedenke, daß ich dieses Pianola, dieses Zimmer, das alles niemals wiedersehen soll«, und, als sie sah, in welch tiefe Bewegung meine eigene Lüge mich schließlich versetzte, in so aufrichtigem

Mitleid ausgerufen hatte: »Oh! Nein, alles lieber, als Ihnen Kummer machen, es ist abgemacht, ich werde nicht versuchen, Sie wiederzusehen«? Da war ich nicht mehr allein, ich fühlte die Wand dahinschwinden, die uns trennte. Von dem Augenblick an, da diese herzensgute Albertine zurückgekehrt war, hatte ich die einzige Person wiedergefunden, von der ich das Gegengift für die Leiden erbitten konnte, die Albertine mir bereitete. Gewiß wünschte ich immer noch, die Geschichte mit der Wäscherin zur Sprache zu bringen, aber nicht mehr in der Form grausamen Triumphs oder um ihr in böswilliger Absicht zu zeigen, daß ich davon wisse. Ganz wie ich es getan hätte, wenn Albertine noch am Leben gewesen wäre, fragte ich sie vielmehr in liebevoller Weise, ob die Geschichte mit der Wäscherin denn wohl wirklich stimme. Sie schwor mir, sie sei nicht wahr. Aimé sei nicht sehr ehrlich und habe nur, damit es nicht so aussehe, als bekomme er sein Geld umsonst, mit etwas in Händen zurückkehren wollen und daraufhin der Wäscherin in den Mund gelegt, was ihm gerade paßte. Bestimmt hatte Albertine auch jetzt nicht zu lügen aufgehört. Gleichwohl verspürte ich in dem Hin und Her ihrer Widersprüche einen gewissen Fortschritt, den sie mir verdankte. Daß sie mir nicht sogar am Anfang Geständnisses gemacht hatte (freilich vielleicht unwillkürlich, in einem Satz, wie er einem nebenher entschlüpft), hätte ich nicht beschwören mögen. Ich erinnerte mich nicht mehr. Und dann hatte sie auch eine so bizarre Art, gewisse Dinge zu bezeichnen, daß es dieses oder jenes heißen konnte. Seit sie sich jedoch meiner Eifersucht bewußt geworden war, bemühte sie sich, mit Abscheu zu dementieren, was sie zuvor willfährig gestanden hatte. Im übrigen hatte Albertine so etwas gar nicht nötig. Um mich von ihrer Unschuld zu überzeugen, genügte es mir, sie zu küssen, und ich konnte es, jetzt, da die uns trennende Scheidewand – ungreifbar, aber widerstandsfähig wie jene, die sich nach einem Streit zwischen zwei Liebenden aufrichtet, an der die Küsse zerschellen würden – gefallen war. Nein,

sie hatte nicht nötig, mir irgend etwas zu sagen. Mochte sie doch getan haben, was sie wollte, die arme Kleine, es gab Gefühle, in denen wir über alles Trennende hinweg uns dennoch finden konnten. Wenn die Geschichte auf Wahrheit beruhte und Albertine mir ihre Neigung verborgen hatte, so hatte sie es getan, um mir keinen Kummer zu bereiten. Ich hatte das süße Gefühl, solche Worte von dieser Albertine zu vernehmen. Hatte ich im übrigen jemals eine andere gekannt? Die beiden größten Fehlerquellen in den Beziehungen zu einem anderen Wesen ergeben sich daraus, daß man selbst ein gutes Herz hat oder jenes andere Wesen liebt. Man liebt auf ein Lächeln, einen Blick, eine Schulter hin. Das genügt; dann, in den langen Stunden der Hoffnung oder der Trauer, fabriziert man eine Person, man stellt einen Charakter zusammen. Und wenn man später mit der geliebten Person in näheren Kontakt tritt, so kann man, welchen grausamen Wirklichkeiten man auch gegenübersteht, diesen guten Charakter, diese Eigenschaften einer uns liebenden Frau von der Frau, die einen ganz bestimmten Blick und eine ganz bestimmte Schulter hat, ebensowenig trennen wie ihre Jugend von einer alternden Person, die wir von Jugend an kennen. Ich beschwor vor meinem inneren Auge den schönen, guten, rührenden Blick jener Albertine wieder herauf, ihre runden Wangen, ihren großporigen Hals. Es war das Bild einer Toten; da aber diese Tote lebte, war es für mich ein leichtes, auf der Stelle zu tun, was ich unweigerlich getan hätte, wenn sie als Lebende bei mir gewesen wäre (und was ich tun würde, wenn ich sie jemals in einem anderen Leben wiederfinden sollte): Ich verzieh ihr.

Die Augenblicke, die ich in der Nähe dieser Albertine erlebt hatte, waren mir so kostbar, daß ich wünschte, ich hätte keinen von ihnen entschwinden lassen. Manchmal aber, so wie man die kläglichen Reste eines vergeudeten Vermögens aufsammelt, fand ich einige wieder, die ich schon verloren geglaubt hatte; als ich einen Schal hinten am Hals anstatt vorn zusammenknotete, fiel mir eine Spazierfahrt ein, an die ich

niemals zurückgedacht hatte: Damit die kalte Luft meinem Hals nicht zusetzte, hatte mir Albertine damals, nachdem sie mich geküßt hatte, den Schal in dieser Weise angelegt. Diese belanglose Spazierfahrt, die durch eine so bescheidene Geste meinem Gedächtnis zurückgegeben wurde, bereitete mir dasselbe Vergnügen wie jene persönlichen Gegenstände, die einer geliebten Verstorbenen gehört haben und die für uns, wenn eine alte Kammerfrau sie uns überbringt, so großen Wert besitzen; mein Kummer fand sich dadurch bereichert, um so mehr, als ich an diesen Schal nie mehr gedacht hatte. Die Erinnerungen der Liebe bilden nämlich keine Ausnahme von den allgemeinen Gesetzen des Gedächtnisses, das seinerseits denen der Gewohnheit unterliegt. Da diese alles abschwächt, erinnert uns gerade das am stärksten an einen Menschen, was wir vergessen hatten, weil es unbedeutend war, und dem wir dadurch seine ganze Kraft belassen haben. Daher lebt der beste Teil unseres Gedächtnisses außerhalb von uns: in dem feuchten Hauch eines Regentages, dem Geruch eines ungelüfteten Raums oder demjenigen eines eben entzündeten, aufflammenden Feuers, überall da, wo wir von uns selbst das wiederfinden, was unser Verstand verschmäht hatte: die letzte, die beste Reserve der Vergangenheit, die, wenn alle anderen versiegt sind, uns noch Tränen entlocken kann.

Außerhalb von uns? In uns, besser gesagt, denn das bedeutet ja dasselbe; doch unseren Blicken entzogen, in der Vergessenheit. Gerade aber dank dem Vergessen können wir von Zeit zu Zeit jenen Menschen wiederfinden, der wir waren, den Dingen gegenüberstehen, wie er es tat, oder von neuem, weil wir nicht mehr wir selbst, sondern der andere sind, unter dem leiden, was er liebte und was uns jetzt gleichgültig ist. Im hellen Licht der gewöhnlichen Erinnerung verblassen die Bilder der Vergangenheit nach und nach, sie verschwinden, es bleibt von ihnen nichts, und wir können sie nicht wiederfinden. Mein gegenwärtiges Ich liebte Albertine nicht mehr, mein Ich, das sie geliebt hatte, war tot. Doch das Wort Équemauville

war in mir hinterlegt, es war Teil jenes Ichs, das über Dinge zu weinen begann, die mich in gewöhnlichen Zeiten nicht mehr bekümmerten, gleich jenen in der Bibliothèque Nationale hinterlegten Pflichtexemplaren, dank denen man Werke kennt, die sonst zerstört wären, gleich jenen Schallplatten auch, vor denen ein großer Künstler gesungen hat, die man im Keller der Opéra begräbt und die, wenn der Virtuose tot ist, wieder zu singen beginnen, mit der Stimme, von der man glaubte, sie sei auf ewig verstummt.[1] Ebenso wie die Zukunft kostet man auch die Vergangenheit nicht auf einmal, sondern in kleinen Dosen.

Überhaupt nahm mein Kummer so viele Formen an, daß ich ihn zuweilen gar nicht mehr wiedererkannte; ich wünschte mir, eine große Liebe zu haben, ich wollte eine Person suchen, die bei mir leben würde; das aber schien mir das Zeichen, daß ich Albertine nicht mehr liebte, während es gerade eines dafür war, daß ich sie immer noch liebte; denn dieses Bedürfnis, eine große Liebe zu erleben, war nicht minder als das Verlangen, die vollen Wangen Albertines zu küssen, nur ein Teil meiner wehmütigen Sehnsucht nach ihr. Im Grunde aber war ich glücklich, daß ich mich nicht in eine neue Frau verliebte; ich machte mir klar, daß die große, immer weiter andauernde Liebe zu Albertine etwas war wie der Schatten des Gefühls, das ich für sie gehegt hatte, daß sie dessen verschiedene Bestandteile reproduzierte und den gleichen Gesetzen gehorchte wie die wirklichen Empfindungen, die sie noch über den Tod hinaus widerspiegelte. Denn ich fühlte sehr wohl, daß ich zwar zwischen meinen Gedanken an Albertine eine Pause einschieben konnte; wäre ich aber darin einen Schritt zu weit gegangen, hätte ich sie nicht mehr geliebt; durch diese Zäsur wäre sie mir gleichgültig geworden, so wie mir jetzt meine Großmutter gleichgültig war. Eine allzu lange, ohne einen Gedanken an sie verbrachte Zeit hätte in meiner Erinnerung die Kontinuität aufgehoben, die das wesentliche Prinzip des Lebens ist, wenn man es auch nach einer gewissen

Pause immer noch wiederherstellen kann. War es nicht ebenso mit meiner Liebe zu Albertine gewesen, als sie noch lebte, jener Liebe, die sich, nachdem ich lange Zeit nicht mehr an sie gedacht, wieder hatte aufnehmen lassen? Meine Erinnerung mußte indessen den gleichen Gesetzen gehorchen, sie konnte keine zu langen Unterbrechungen vertragen, denn dem Nordlicht ähnlich reflektierte sie nach dem Tod Albertines nur das Gefühl, das ich vordem für sie gehabt hatte, sie war wie der Schatten meiner Liebe. Erst wenn ich sie vergessen hätte, würde ich es klüger und beglückender finden können, ohne Liebe zu leben. So machte gerade die Sehnsucht nach Albertine, weil sie in mir das Bedürfnis nach einer Schwester entstehen ließ, ebendieses Bedürfnis unerfüllbar. In dem Maße aber, wie diese meine Sehnsucht nachlassen würde, müßte das Verlangen nach einer Schwester, das nur eine unbewußte Form dieser Wehmut war, weniger gebieterisch werden. Und doch schlugen diese beiden Relikte meiner Liebe in ihrem Abnehmen nicht das gleiche Tempo an. Es gab Stunden, in denen ich entschlossen war, mich zu verheiraten, eine so deutliche Verfinsterung machte das erste durch, während das zweite im Gegenteil noch große Kraft bewahrte. Umgekehrt stieg später, als meine eifersüchtigen Erinnerungen erloschen waren, zuweilen plötzlich Zärtlichkeit für Albertine in meinem Herzen auf, und wenn ich dann an meine Liebe zu anderen Frauen dachte, sagte ich mir, daß Albertine sie verstanden, ja geteilt haben würde; ihr Laster wurde damit für mich ein weiterer Anlaß zur Liebe. Manchmal erstand meine Eifersucht in Augenblicken von neuem, in denen ich mich nicht mehr an Albertine erinnerte, obwohl ich auch dann noch um ihretwillen eifersüchtig war. Ich glaubte es um Andrées willen zu sein, nachdem man mir gerade eines ihrer Abenteuer hinterbracht hatte. Andrée aber war für mich nur ein Deckname, ein Verbindungsweg, eine Weiche, die mich indirekt zu Albertine hinlenkte. So gibt man im Traum einer Person, über deren eigentliche Identität man sich gleichwohl nicht täuscht, ein

anderes Gesicht, einen anderen Namen. Alles in allem hatten trotz der Strömungen und Gegenströmungen, die in solchen besonderen Fällen diesem allgemeinen Gesetz entgegenstehen, die Gefühle, die Albertine mir hinterlassen hatte, größere Mühe zu sterben als die Erinnerung an die ersten Ursachen, aus denen sie hervorgegangen waren. Nicht nur die Gefühle übrigens, sondern auch die Empfindungen. Verschieden in dieser Hinsicht von Swann, der, nachdem er angefangen hatte, Odette nicht mehr zu lieben, in sich nicht einmal mehr die Empfindung seiner Liebe hatte nachschaffen können, hatte ich noch das Gefühl, eine Vergangenheit zu durchleben, die nur mehr die Geschichte eines anderen war; mein gewissermaßen geteiltes Ich loderte noch, während sein oberster Teil bereits hart geworden und erkaltet war, an seiner Basis jedesmal auf, wenn ein Funke den alten Strom herstellte, selbst als mein Geist sich schon lange von Albertine keinen Begriff mehr machen konnte. Da aber kein Bild von ihr mehr das grausame Erbeben oder die Tränen begleitete, die ein kalter Wind, wie er in Balbec über die schon rosigen Apfelbäume dahingefahren war, mir in die Augen trieb, ging ich soweit, mich zu fragen, ob das Wiedererstehen meines Schmerzes nicht auf rein pathologischen Ursachen beruhe und ob nicht das, was ich für das erneute Aufleben einer Erinnerung und die letzte Phase einer Liebe hielt, vielmehr der Beginn einer Herzkrankheit sei.

Es gibt bei gewissen Erkrankungen sekundäre Symptome, die vom Patienten nur allzu leicht mit der Krankheit selbst verwechselt werden. Klingen sie ab, stellt er erstaunt fest, daß er von der Genesung weniger weit entfernt ist, als er zuvor meinte. So war es auch mit dem Leiden – den dadurch ausgelösten »Komplikationen« –, das Aimés Briefüber das Duschetablissement und die Wäschermädchen in mir ausgelöst hatten. Wenn mich ein Seelenarzt untersucht hätte, so wäre sein Befund gewesen, daß es um meinen Kummer eigentlich besser stand. Da ich ein Mensch war, eines jener amphibischen

Lebewesen, die zugleich in der Vergangenheit und in der gegenwärtigen Welt hausen, gab es in mir noch immer einen wirksamen Widerspruch zwischen der lebendigen Erinnerung an Albertine und meinem Wissen um ihren Tod. Dieser Widerspruch war aber in einem gewissen Sinn die Umkehrung dessen, was er früher gewesen war. Die Vorstellung vom Tod Albertines – diese Vorstellung, die in der ersten Zeit derart heftig gegen die Vorstellung ihres Lebens anbrandete, daß ich mich vor ihr in Sicherheit bringen mußte wie kleine Kinder vor einem großen Brecher –, die Vorstellung ihres Todes hatte dank ihrem immer wieder erneuten Ansturm schließlich in mir den Platz erobert, den noch vor kurzem die Vorstellung von ihrem Leben eingenommen hatte. Ohne daß ich mir darüber Rechenschaft gab, war jetzt die Vorstellung vom Tod Albertines – nicht mehr die mir gegenwärtige Erinnerung an ihr Leben – das, was hautpsächlich den Stoff meiner unbewußten Träumereien bildete, so daß, wenn ich jene plötzlich unterbrach, um über mich selbst nachzudenken, ich nicht mehr wie in den ersten Tagen über die Tatsache staunte, daß eine in mir so lebendige Albertine auf der Erde nicht mehr existieren sollte, daß sie tot sein sollte, sondern darüber, daß Albertine, die nicht mehr auf Erden existierte, Albertine, die tot war, in mir so lebendig blieb. Festgemauert in der ununterbrochenen Folge sukzessiver Erinnerungen, wurde der finstere Tunnel, in dem mein Denken zu lange schon vor sich hinträumte, als daß es ihn noch beachtet hätte, jäh durch eine sonnige Öffnung unterbrochen und schien in der Ferne eine lächelnde, blaue Welt zu versprechen, in der Albertine nur noch eine unbedeutende, reizvolle Erinnerung war. Ist nun diese, fragte ich mich, die wirkliche oder jenes Wesen, das mir in dem Dunkel, in dem ich so lange dahinirrte, die einzige Wirklichkeit zu sein schien? Der Mensch, der ich vor so kurzer Zeit noch gewesen war und der nur in der unaufhörlichen Erwartung des Augenblicks lebte, Albertine werde kommen, ihm gute Nacht sagen und ihm einen Kuß geben, kam mir

jetzt in einer Art von Vervielfältigung meines Ich nur mehr wie ein schwacher, schon halb verwelkter Teil meines Wesens vor, und wie eine Blume, die sich öffnet, verspürte ich an mir die verjüngende Frische einer Exfoliation. Doch brachten mir diese kurzen Lichtblicke vielleicht meine Liebe zu Albertine nur desto stärker zu Bewußtsein, wie es bei allen zum Dauerzustand gewordenen Vorstellungen geschieht, die einen Gegensatz brauchen, um sich zu bestätigen. Leute zum Beispiel, die den Krieg von 1870 erlebt haben, berichten, daß ihnen die Vorstellung des Krieges schließlich ganz natürlich geworden war, nicht weil sie zu wenig an den Krieg dachten, sondern weil sie ständig an ihn dachten. Damit sie sich aber wieder dessen bewußt wurden, was für ein seltsames, wichtiges Phänomen der Krieg war, mußte irgend etwas sie aus dem Zustand des ständigen Drucks dieser Vorstellung herausreißen, so daß sie die Tatsache des Krieges für einen Augenblick vergaßen und sich wieder wie in Friedenszeiten fühlten bis zu dem Augenblick, wo sich auf der unbeschriebenen Fläche, jetzt ganz deutlich geworden, die grauenhafte Wirklichkeit, die sie gar nicht mehr gesehen hatten, weil sie nichts anderes mehr sahen als sie, von neuem abzeichnete. Wenn nur wenigstens dieser Rückzug der verschiedenen Erinnerungen an Albertine sich in mir nicht nur in Staffeln, sondern gleichzeitig auf der ganzen Front, auf der ganzen Linie meines Gedächtnisses vollzogen hätte und sich die Erinnerungen an ihre Täuschungen und jene an ihre Herzlichkeit zusammen entfernt hätten, dann hätte das Vergessen mir Beschwichtigung geschenkt. So war es jedoch nicht. So wie an einem Strand die Ebbe unregelmäßig zurückgeht, wurde ich durch den Biß irgendeiner meiner Verdächtigungen gepackt, wenn das Bild ihrer herzlichen Gegenwart sich zu weit von mir entfernt hatte, als daß es mir noch Linderung hätte spenden können.

Was die Täuschungen anbetrifft, hatte ich unter ihnen gelitten, denn sie mochten in einem noch so entlegenen Jahr stattgefunden haben, für mich waren sie nicht alt; doch litt ich

weniger unter ihnen, als sie alt wurden, das heißt, als sie mir weniger lebhaft vor Augen standen, denn die Entfernung einer Begebenheit von uns entspricht mehr dem visuellen Vermögen des sie betrachtenden Gedächtnisses als der wirklichen Distanz der verflossenen Jahre, so wie uns die Erinnerung an einen Traum der letzten Nacht infolge seiner Unbestimmtheit und seinem schnellen Verblassen ferner scheinen kann als ein Ereignis, das bereits mehrere Jahre zurückliegt. Obwohl aber die Idee von Albertines Tod in mir Fortschritte machte, wirkte diesen das Rückfluten der Empfindung, daß sie lebendig sei, dennoch entgegen – wenn sie auch nicht völlig zum Stillstand dadurch kamen – und verhinderte, daß sie sich regelmäßig vollzogen. Jetzt ist mir bewußt, daß ich während jener Periode (zweifellos weil ich jene Stunden vergessen hatte, in denen sie bei mir eingesperrt war und die gleichsam lauter Beweise ihrer Unschuld geworden waren, so sehr nämlich hatten sie das Leiden an Verfehlungen zum Verschwinden gebracht, die mir fast gleichgültig schienen, denn ich wußte, daß sie sie nicht beging) das Martyrium durchlebte, gewohnheitsmäßig mit einer ebenso neuen Vorstellung zusammenzuwohnen, wie es diejenige von Albertines Tod gewesen war (bis dahin war ich immer von dem Gedanken ausgegangen, daß sie noch lebte), einer Vorstellung, von der ich geglaubt hätte, sie sei ebenso unmöglich zu ertragen, die aber, mir selbst unbemerkt, nach und nach die Grundlage meines Bewußtseins bildete, wo sie sich an die Stelle der Vorstellung setzte, daß Albertine unschuldig sei: es war die Vorstellung ihrer Schuld. Als ich an ihr zu zweifeln vermeinte, glaubte ich im Gegenteil an sie; ebenso nahm ich zum Ausgangspunkt meiner anderen Vorstellungen die – oft in der gleichen Weise wie die entgegengesetzte Vorstellung widerlegte – Gewißheit ihrer Schuld, während ich mir immer noch einbildete, ich zweifele daran. Ich mußte in jener Epoche viel leiden, ich bin mir aber klar darüber, daß es notwendig war. Man kann von einem Leiden nicht genesen, wenn man es nicht in ganzer Stärke durchlebt. Als

ich Albertine vor jedem Kontakt bewahrte, als ich in mir die Illusion erzeugte, daß sie unschuldig sei, ebenso auch später, als ich zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen den Gedanken nahm, sie sei am Leben, tat ich nichts anderes, als daß ich die Stunde der Heilung hinauszögerte, weil ich die langen Stunden der notwendigen Leiden, die ihr zwangsläufig vorausgehen mußten, immer weiter vor mir herschob. Wenn nun aber die Gewohnheit auf diese Vorstellungen von Albertines Schuld einwirken sollte, so mußte sie es nach den gleichen Gesetzen tun, die ich schon im Lauf meines Lebens an mir erfahren hatte. Ebenso wie der Name Guermantes die Bedeutung und den Zauber eines von Seerosen eingefaßten ländlichen Weges und des Kirchenfensters mit dem Bild Gilberts des Bösen, die Anwesenheit Albertines die der blauen Wellenberge des Meeres, die Namen Swanns, des Liftboys, der Fürstin von Guermantes und so vieler anderer alles verloren hatten, was sie früher für mich bedeutet hatten, wobei dieser Zauber und diese Bedeutung in mir ein bloßes Wort zurückließen, das sie jetzt für groß genug hielten, daß es allein leben konnte – einem Mann vergleichbar, der seinen Diener geschult hat, ihm immer mehr überläßt und sich nach ein paar Wochen ganz im Hintergrund hält –, so würde auch die schmerzliche Vorstellung von der Schuld Albertines infolge der Gewohnheit schließlich wieder aus mir verschwinden. Im übrigen würden bis dahin wie bei einer von zwei Seiten gleichzeitig vorgenommenen Attacke auch bei diesem Einwirken der Gewohnheit zwei Verbündete einander Waffenhilfe leisten. Dadurch, daß eben diese Vorstellung von Albertines Schuld mir allmählich wahrscheinlicher und gewohnter vorkommen mußte, würde sie mir weniger schmerzlich sein. Andererseits aber, weil sie weniger schmerzhaft sein würde, müßten die Einwände, die ich gegen die Gewißheit dieser Schuld machte und die meinem Verstand nur durch mein Bedürfnis, nicht allzusehr zu leiden, suggeriert wurden, einer nach dem anderen allmählich hinfällig werden; da aber die

eine dieser Aktionen jeweils auch die andere vorantriebe, würde ich verhältnismäßig rasch von der Gewißheit der Unschuld Albertines zu der Gewißheit ihrer Schuld übergehen. Ich mußte mit der Vorstellung des Todes von Albertine, mit der Vorstellung ihrer Verfehlungen zusammenleben, damit diese Vorstellungen mir etwas Gewohntes wurden, das heißt, damit ich sie und endlich Albertine selbst würde vergessen können.

Doch so weit war ich noch nicht. Manchmal war es mein durch irgendeinen Anreiz des Verstandes – zum Beispiel bei der Lektüre – hellsichtiger gewordenes Gedächtnis, das meinen Kummer erneuerte; ein andermal hingegen war es mein Kummer, der zum Beispiel durch die ängstliche Vorahnung eines drohenden Gewitters wuchs und dabei gleichzeitig irgendeine Erinnerung an unsere Liebe höher an die Oberfläche und damit näher ans Licht trug. Im übrigen konnte dieses jeweilige Wiederaufleben meiner Liebe zu der toten Albertine sich nach einem von der Neugier auf andere Dinge durchströmten Intervall vollziehen, ebenso wie diese Liebe nach der langen Unterbrechung, die mit dem in Balbec verweigerten Kuß begonnen hatte und während deren ich mir damals sehr viel mehr Gedanken um Madame de Guermantes, um Andrée, um Mademoiselle de Stermaria machte, wieder eingesetzt hatte, sobald ich Albertine von neuem häufiger sah. Nun aber konnte auch jetzt das jeweilige Eingenommensein für andere eine Trennung – diesmal von einer Toten – bewirken, während deren sie mir gleichgültiger wurde. Alles das aus dem gleichen Grund, nämlich weil sie für mich eine Lebende war. Und selbst später noch, als ich sie weniger liebte, blieb das für mich gleichwohl einer der Wünsche, deren man schnell müde wird, die aber wiederkehren, wenn man sie eine Zeitlang ruhen läßt. Ich folgte den Spuren erst der einen, dann der anderen Lebenden, darauf jedoch kehrte ich zu meiner Toten zurück. Oft tauchte in den dunkelsten Regionen meiner selbst, wenn ich mir keine klare Vorstellung von Albertine mehr ma-

chen konnte, ein Name zufällig auf und rief bei mir schmerzliche Reaktionen hervor, die ich nicht mehr für möglich gehalten hatte, so wie bei Sterbenden, wenn schon das Hirn nicht mehr denkt, dennoch ein Glied noch zusammenzuckt, in das man die Nadel senkt. Während langer Perioden aber traten bei mir solche Reizzustände so selten auf, daß ich meinerseits Anlässe zu einem Kummer, einem Eifersuchtsanfall suchte in dem Bestreben, an die Vergangenheit wieder anzuknüpfen und mich besser an Albertine zu erinnern. Da eben die Trauer um eine Frau nur ein Wiederaufleben der Liebe ist und den gleichen Gesetzen wie diese unterliegt, wurde das Ausmaß meiner Trauer durch die gleichen Ursachen vermehrt, wie sie zu Lebzeiten Albertines meine Liebe zu ihr verstärkt hätten, Ursachen, unter denen immer Eifersucht und Schmerz an erster Stelle standen. In den meisten Fällen aber tauchten solche Anlässe – denn eine Krankheit, ein Krieg können weit über den Zeitpunkt hinaus andauern, den eine noch so weitblickende Weisheit für sich angesetzt hatte – ohne mein Wissen auf und verursachten mir dann jedesmal einen so heftigen Schock, daß ich sehr viel mehr daran dachte, mich gegen das durch sie hervorgerufene Leiden zu schützen, als sie um eine Erinnerung anzugehen.

Im übrigen brauchte ein Wort nicht einmal wie der Name Chaumont (und sogar eine zwei Namen gemeinsame Silbe genügte meinem Gedächnis wie einem Elektriker, der sich mit dem geringfügigsten Körper begnügt, sofern dieser ein guter Leiter ist, um den Kontakt zwischen Albertine und meinem Herzen wiederherzustellen) sich auf einen Argwohn zu beziehen, um einen solchen heraufzurufen (um gleich einem magischen Sesam-öffne-dich zum Paßwort zu werden, das die Tür zu einer Vergangenheit aufschloß, die nicht mehr zählte, denn man hatte es satt, sie zu sehen, und deshalb besaß man sie im wahrsten Sinn des Wortes nicht mehr, sie war einem entnommen worden, und man hatte nach dieser Ablation geglaubt, die eigene Persönlichkeit habe sich in ihrer Form ver-

ändert wie eine Figur, die mit einer Ecke eine ganze Seite verlor); gewisse Sätze zum Beispiel, in denen der Name einer Straße oder eines Weges vorkam, wo Albertine sich vielleicht einmal aufgehalten hatte, genügten, um einer potentiellen, nicht real existierenden Eifersucht Gestalt zu verleihen, auf der Suche nach einem Körper, einer Behausung, irgendeiner materiellen Fixierung, irgendeiner besonderen Verwirklichung.

Häufig geschah es einfach während meines Schlafes, daß jene »Reprisen« und »Dacapos« des Traums, die mit einemmal mehrere Seiten des Gedächtnisses, mehrere Blätter des Kalenders umschlagen, mich zurückführten, mich zurückschreiten ließen zu einem schmerzlichen, aber weit zurückliegende Eindruck, der seit langem anderen Platz gemacht hatte und nun von neuem gegenwärtig wurde. Für gewöhnlich war dieser Eindruck von einer zwar ungeschickten, aber ergreifenden Inszenierung begleitet, die durch die Illusion, die sie schuf, meinen Augen unterbreitete und vor meinen Ohren erklingen ließ, was künftig von dieser Nacht seinen Ausgang nehmen sollte. Nimmt nicht im übrigen in der Geschichte einer Liebe und ihrer Kämpfe gegen das Vergessen der Traum sogar einen größeren Platz ein als der Wachzustand, da er ja nicht den feinen Unterteilungen der Zeit Rechnung trägt, vielmehr die Übergänge verwischt, die größten Gegensätze nebeneinanderstellt, in einem Nu das Wirken der langsam während des Tages gewobenen Tröstung zunichte macht und uns in der Nacht eine Begegnung mit derjenigen ermöglicht, die wir schließlich vergessen hätten, unter der Bedingung freilich, daß sie uns niemals wiederbegegnet wäre? Denn was man auch darüber sagen mag, wir können durchaus im Traum den Eindruck gewinnen, daß das, was sich darin vollzieht, Wirklichkeit ist. Es wäre nur aus Gründen unmöglich, die wir unserer wachen Erfahrung entnehmen, einer Erfahrung, die uns in diesem Augenblick verborgen bleibt. Deshalb erscheint uns dieses unwahrscheinliche Leben als wahr. Da manchmal

durch eine fehlerhafte Beleuchtung in meinem Inneren, die durch ihre Mängel die Aufführung zum Scheitern brachte, meine wohlinszenierten Erinnerungen mir die Illusion des Lebens schenkten, glaubte ich wirklich eine Begegnung mit Albertine zu haben, sie tatsächlich wiederzufinden; dann aber fühlte ich mich außerstande, auf sie zuzugehen, die Worte hervorzubringen, die ich ihr sagen wollte, das Licht, das ausgegangen war, wieder anzuzünden, damit ich sie sehen konnte – alles Unmöglichkeiten, die einfach in meinem Traum durch die Unbeweglichkeit, die Stummheit, die Blindheit des Schläfers entstanden, so wie man plötzlich bemerkt, daß in der Laterna magica ein großer Schatten, der verborgen bleiben sollte, das projizierte Bild der Person überdeckt, ein Schatten, der derjenige des Apparates oder des ihn Bedienenden ist. Zu anderen Zeiten tauchte Albertine in meinem Traum auf und wollte mich von neuem verlassen, ohne daß dieser Entschluß mich tiefer zu bewegen vermochte. Das kam daher, daß wahrscheinlich aus meinem Gedächtnis in das Dunkel meines Schlafes ein warnender Strahl drang, und was nun Albertine von innen her erhellte und ihren zukünftigen Handlungen, dem Fortgehen, das sie mir ankündigte, jedes Gewicht nahm, war das Bewußtsein, daß sie tot war. Manchmal aber verquickte sich die sogar etwas deutlichere Erinnerung daran, daß Albertine tot war, mit der Empfindung – ohne sie jedoch aufzuheben – daß sie lebte. Ich plauderte mit ihr, und während ich sprach, ging meine Großmutter im Hintergrund des Zimmers auf und ab. Ein Teil ihres Kinns war zerfallen wie verwitterter Marmor, doch ich fand daran nichts Ungewöhnliches. Ich sagte zu Albertine, ich hätte ihr Fragen zu stellen, die sich auf das Duschetablissement in Balbec und eine gewisse Wäscherin in der Touraine bezogen, doch schob ich es auf später auf, da wir ja alle Zeit der Welt hatten und nichts mehr eilte. Sie erklärte mir mit Bestimmtheit, daß sie nichts Schlechtes tue und erst noch am Abend zuvor Mademoiselle Vinteuil auf die Lippen geküßt habe. Wie? Sie ist hier? – Ja,

es ist sogar Zeit, daß ich Sie jetzt verlasse, denn ich sollte gleich zu ihr gehen. Da ich aber Albertine, seitdem sie tot war, nicht mehr als Gefangene bei mir hielt wie in der letzten Zeit ihres Lebens, beunruhigte mich dieser ihr Besuch bei Mademoiselle Vinteuil. Ich wollte es mir nicht anmerken lassen. Albertine sagte, sie habe sie nur geküßt, doch wahrscheinlich begann sie wieder zu lügen wie in den Zeiten, in denen sie alles abgestritten hatte. Jetzt würde sie sich vermutlich nicht damit begnügen, Mademoiselle Vinteuil zu küssen. Zweifellos hatte ich in gewisser Hinsicht unrecht, mich derart zu beunruhigen, da, wie man sagt, die Toten nichts fühlen und nicht handeln können. Man sagt es, doch das hinderte nicht, daß meine Großmutter, obwohl sie tot war, dennoch seit Jahen weiterlebte und in diesem Augenblick in meinem Zimmer auf und nieder ging. Und zweifellos hätte mir, wenn ich wieder wach war, diese Vorstellung von einer Toten, die dennoch weiterlebte, ebenso unbegreiflich erscheinen müssen, wie sie für mich jetzt unmöglich zu erklären ist. Doch ich hatte sie so oft schon im Lauf jener vorübergehenden Periode des Irrsinns, wie unsere Träume es sind, in mir herausgebildet, daß sie mir schließlich ganz vertraut geworden war; das Gedächtnis der Träume kann dauerhaft werden, wenn sie sich häufig genug wiederholen. Ich denke mir auch, daß jener Mann, selbst wenn er heute geheilt und wieder zur Vernunft gekommen ist, möglicherweise etwas besser als die anderen versteht, was er in einer freilich vergangenen Epoche seines mentalen Daseins damit meinte, als er den Besuchern eines Irrenhauses erklären wollte, er selbst sei trotz allem, was der Arzt behaupte, nicht geistesgestört, und zu diesem Zweck seiner eigenen gesunden Geistesverfassung die tollen Chimären der einzelnen Kranken gegenüberstellte, wobei er mit den Worten schloß: »So glaubt der da, der genau wie alle anderen aussieht – Sie würden ihn gar nicht für verrückt halten –, er sei Christus, und dabei kann das doch gar nicht sein, denn Christus bin ja ich!«[1] Lange aber noch, nachdem mein Traum beendet war, blieb ich von jenem

Kuß beunruhigt zurück, den Albertine in Worten, die ich noch zu hören meinte, gegeben zu haben behauptete. Tatsächlich hatten sie wirklich sehr nahe an meinem Ohr aufklingen müssen, denn ich selbst hatte sie ja ausgesprochen. Den ganzen Tag über fuhr ich fort, mit Albertine zu sprechen, ich befragte sie, ich verzieh ihr, ich machte das Vergessen all der Dinge wieder gut, die ich ihr eigentlich zu ihren Lebzeiten hatte sagen wollen. Plötzlich aber war ich entsetzt bei dem Gedanken, daß diesem durch mein Gedächnis heraufbeschworenen Wesen, an das sich alle meine Reden richteten, keine Wirklichkeit mehr entsprach, da die verschiedenen Teile des Gesichts zerstört waren, denen allein der ständige Antrieb des heute vernichteten Lebenswillens die Einheit einer Person hatte geben können.

An anderen Tagen fühlte ich, ohne geträumt zu haben, gleich bei meinem Erwachen, daß in mir der Wind sich gedreht hatte; er blies kalt und stetig von einer anderen Richtung aus der Tiefe meiner Vergangenheit her und trug mir das Geläute ferner Stunden, das Pfeifen einer Abfahrt zu, Geräusche, die ich gemeinhin nicht hörte. Ich versuchte mir ein Buch vorzunehmen. Ich schlug wieder einmal einen Roman von Bergotte auf, den ich besonders geliebt hatte. Die sympathischen Personen darin gefielen mir sehr, und bald, von dem Zauber des Buches umfangen, begann ich, zu meinem ganz persönlichen Vergnügen, mir zu wünschen, die böse Frau darin würde bestraft; meine Augen netzten sich mit Tränen, als endlich das Glück der Verlobten gesichert war. Aber dann kann ich doch, rief ich mit Verzweiflung aus, daraus, daß ich allem, was Albertine hat tun können, solche Wichtigkeit beimesse, nicht schließen, daß ihre Persönlichkeit etwas Wirkliches und Unzerstörbares ist, daß ich sie eines Tages als ganz die gleiche im Himmel wiederfinden werde, wo ich doch andererseits den Erfolg einer Person, die niemals anderswo als in der Einbildung von Bergotte existiert hat, die ich nie gesehen habe, deren Gesicht ich mir ganz nach Belieben so oder

so vorstellen kann, mit so heißen Wünschen herbeizusehnen, mit solcher Ungeduld zu erwarten und mit Tränen zu begrüßen vermag! Im übrigen kamen in diesem Roman verführerische junge Mädchen vor, Liebesbriefe, einsame Wege, auf denen man sich begegnet; all das rief mir in Erinnerung zurück, daß man heimlich lieben kann, es weckte meine Eifersucht, als wenn Albertine noch auf einsamen Wegen sich hätte ergehen können. Es war darin auch die Rede von einem Mann, der nach fünfzig Jahren eine Frau wiedersieht, die er in ihrer Jugend geliebt hat, er aber erkennt sie nicht wieder und langweilt sich in ihrer Gegenwart. Das aber führte mich zu dem Gedanken, daß die Liebe nicht ewig andauert, und bestürzte mich, als sei es mir vorbestimmt, von Albertine getrennt zu werden und sie in meinen alten Tagen ungerührt wiederzusehen. Wenn ich auf eine Karte von Frankreich stieß, richteten sich meine erschreckten Augen so ein, daß ihr Blick nicht auf die Touraine fiel, damit ich nicht eifersüchtig würde, und um nicht unglücklich zu sein, vermied ich die Normandie, wo mindestens Balbec und Doncières eingezeichnet waren, zwischen denen ich alle Wege vor mir sah, die wir so oft zusammen zurückgelegt hatten. Unter anderen Namen von Städten und Dörfern Frankreichs, Namen, die nur sichtbar oder hörbar waren, schien der Name Tours zum Beispiel auf ganz andere Weise nicht nur aus unwirklichen Bildern, sondern aus giftigen Substanzen zusammengesetzt, die unmittelbar auf mein Herz einwirkten, dessen Schlag sie beschleunigten und schmerzhaft für mich machten. Wie aber – wenn diese Kraft sich bis auf gewisse Namen erstreckte, die durch sie so verschieden von allen anderen wurden – konnte ich mich wundern, ganz in meiner Nähe, selbst wenn ich mich auf Albertine beschränkte, festzustellen, daß diese auf mich so unwiderstehlich wirkende Kraft, zu deren Erzeugung jede beliebige andere Frau ausgereicht hätte, das Resultat eines Durcheinanderwirkens und Verwebens von Träumen, Wünschen, Gewohnheiten, Zärtlichkeiten war, mit der notwendi-

gen Wechselwirkung einander ablösender Leiden und Vergnügungen? Das aber ging noch nach ihrem Tod so fort, da das Gedächtnis ausreicht, das wirkliche Leben, nämlich das geistige, auch weiter zu unterhalten. Ich erinnerte mich, wie Albertine aus dem Eisenbahnwagen gestiegen war und mir gesagt hatte, sie habe Lust, nach Saint-Martin-le-Vêtu zu fahren, und sah sie auch wieder, wie sie vordem ausgesehen hatte mit ihrer bis auf die Wangen heruntergezogenen Polomütze; ich stieß von neuem auf Möglichkeiten des Glücks, die ich lebhaft aufgriff: Wir hätten zusammen bis Quimperlé, bis Pont-Aven fahren können. Es gab keine Station in der Nähe von Balbec, an der ich sie nicht wiedersah, so daß dieser Landstrich wie eine mythologische Landschaft mir die ältesten, reizvollsten, durch das Folgende völlig weggewischten Sagen meiner Liebe bewahrte und lebendig vor Augen führte. Oh! Welches Leiden würde es für mich bedeuten, müßte ich jemals wieder in jenem Bett in Balbec schlafen, um dessen Messingrahmen mit den festsitzenden Gitterstäben gleich einem unverrückbaren Scharnier sich mein Leben bewegt und entwickelt hatte: erst die fröhlichen Gespräche mit meiner Großmutter, dann das Entsetzen über ihren Tod, die süßen Liebkosungen Albertines, die Entdeckung ihres Lasters und jetzt ein neues Leben, in dem ich beim Anblick der Bücherregale mit ihren Glasscheiben wußte, daß Albertine nie mehr ins Zimmer treten würde; war dieses Hotel in Balbec nicht wie das einzige Bühnenbild in einem Provinztheater, in dem seit Jahren die verschiedensten Stücke gespielt werden, das nacheinander für eine Komödie, eine erste Tragödie, für eine zweite und für ein rein poetisches Stücke gedient hat, dieses Hotel, das schon so weit in meine Erinnerung zurückreichte und immer in seinen Mauern wieder neue Epochen meines Lebens umschlossen hatte? Daß nur dieser Teil immer der gleiche blieb, diese Wände, die Bücherregale, der Spiegel, ließ mich deutlicher empfinden, daß in dem Gesamtbild sich alles übrige, daß ich selbst mich verändert hatte, und gab mir so jenen

Eindruck, den Kinder noch nicht haben, wenn sie in ihrem pessimistischen Optimismus glauben, sie hätten an den unter Verschluß gehaltenen Mysterien des Lebens, der Liebe, des Todes keinen Teil; später freilich stellen wir dann mit einem Gefühl wehen Stolzes fest, daß sie im Lauf der Jahre mit unserem eigenen Leben fest verwachsen sind.

Ich versuchte es mit Zeitungen.[1]

Die Lektüre von Zeitungen war mir infolgedessen zuwider, außerdem ist sie nicht unbedenklich. Es zweigen in uns von jeder Idee wie von einem Kreuzungspunkt im Wald so viele verschiedene Wege ab, daß ich mich in dem Augenblick, in dem ich es am wenigstens erwartete, einer neuen Erinnerung gegenübersah. Der Titel des Liedes von Fauré *Das Geheimnis* hatte mich auf das *Geheimnis des Königs* des Herzogs von Broglie geführt, der Name Broglie auf den Namen Chaumont[1] ; oder ich hatte bei dem Wort Karfreitag an Golgatha gedacht, die Etymologie dieses Wortes aber scheint der Bezeichnung *Calvus mons*, das heißt Chaumont[2] , zu entsprechen. Auf welchem Wege ich nun auch auf Chaumont gekommen sein mochte, im gleichen Augenlick traf mich ein so grausamer Schlag, daß ich von da an sehr viel mehr darauf bedacht war, mich gegen Schmerz zu verwahren, als aus diesem Namen Erinnerungen zu ziehen. Ein paar Sekunden nach dem Schlag teilte mir mein Verstand, der wie das Geräusch des Donners mehr Zeit brauchte, auch den Grund dafür mit. Bei Chaumont hatte ich an die Buttes-Chaumont[3] gedacht, wohin, wie Madame Bontemps mir mitgeteilt hatte, Andrée sich häufig mit Albertine begab, während Albertine mir gesagt hatte, sie habe die Buttes-Chaumont niemals auch nur gesehen. Von einem gewissen Alter an sind unsere Erinnerungen derart miteinander verwoben, daß die Sache, die man im Sinn hat, oder das Buch, das man liest, ganz dahinter verschwindet. Überall hat man etwas von sich ausgestreut, alles ist ergiebig, alles birgt

Gefahren in sich, und ebenso kostbare Entdeckungen wie in Pascals *Pensées* kann man in einer Seifenreklame machen.

Gewiß war die Sache wie die mit den Buttes-Chaumont, die mir zu ihrer Zeit belanglos erschienen war, an sich, als Vorwurf gegen Albertine betrachtet, weniger schwerwiegend und weniger entscheidend als die Geschichte mit der Badefrau oder der Wäscherin. Zunächst aber findet eine Erinnerung, die unwillkürlich auf uns zutritt, eine ganz ungebrochene Kraft der Einbildung in uns vor – in diesem Fall des Leidens –, die wir zum Teil schon abgenutzt haben, wenn wir umgekehrt unseren Geist absichtlich bemühen, um eine Erinnerung noch einmal zu produzieren. An die beiden letzteren zudem (die Badefrau, die Wäscherin), die in meinem Gedächtnis immer, wenn auch umschattet, gegenwärtig waren, den Möbeln vergleichbar, die im Halbdunkel eines Ganges stehen und an denen man sich, obwohl man sie kaum sieht, nicht stößt, hatte ich mich gewöhnt. An die Buttes-Chaumont hingegen hatte ich lange nicht gedacht und ebensowenig an den Blick, den Albertine in den Spiegel des Kasinos von Balbec geworfen hatte, oder an ihre unerklärt gebliebene Verspätung an jenem Abend, an dem ich nach der Soiree bei den Guermantes so lange auf sie gewartet hatte[1] , das heißt an all jene Teile ihres Lebens, die außerhalb meines Herzens geblieben waren und über die ich so gern Näheres gewußt hätte, damit sie sich ihm assimilieren, ihm anfügen und dadurch auch die Verbindung mit den süßeren Erinnerungen aufnehmen konnten, die dort in Gestalt einer verinnerlichten und wahrhaft mir eigenen Albertine hausten. Indem sie einen Zipfel des schweren Schleiers der Gewohnheit aufhoben (der Gewohnheit, die uns verdummt, die uns unser ganzes Leben hindurch fast das gesamte Universum verbirgt und in tiefem Dunkel bei unausgewechselter Aufschrift den gefährlichsten und berauschendsten Giften des Lebens etwas ganz Wirkungsloses unterschiebt, das uns keine Wonnen schenkt), tauchten sie wieder in mir auf wie am ersten Tag, hatten sie doch jene unver-

brauchte Frische, mit der eine wiederkehrende Jahreszeit uns durchdringt und in den gewohnten Ablauf unserer Stunden eine Veränderung bringt, eine Veränderung, die auch im Bereich unserer Vergnügungen, zum Beispiel wenn wir an einem ersten schönen Frühlingstag in den Wagen steigen oder bei Sonnenaufgang das Haus verlassen, bewirkt, daß wir unsere unbedeutendsten Handlungen mit einer übersteigerten Hellsichtigkeit betrachten, durch die diese Minute intensiven Daseins sich aus der Summe der vorhergegangenen Tage heraushebt. Ich fühlte mich wieder in den Augenblick zurückversetzt, in dem ich nach der Soiree bei der Fürstin von Guermantes auf Albertines Kommen gewartet hatte. Die Tage der Vergangenheit überdecken allmählich alle, die ihnen vorausgegangen sind, und werden ihrerseits wiederum unter denen begraben, die auf sie folgen. Doch jeder Tag von früher bleibt in uns hinterlegt wie in einer unendlich großen Bibliothek, in der auch noch von den ältesten Büchern jeweils ein Exemplar existiert, nach dem wahrscheinlich nie ein Mensch fragen wird. Wenn jedoch dieser alte Tag dann gleichwohl die durchsichtige Schicht der späteren Epochen durchsteigt, wieder an die Oberfläche dringt, sich weit in uns ausdehnt und sich über alles ergießt, nehmen die Namen von früher für einen Augenblick ihre alte Bedeutung wieder an, die Personen ihr einstiges Gesicht, wir unsere Seele von dazumal, und wir durchleben noch einmal unter unbestimmten, aber erträglich gewordenen Leiden, die nicht lange andauern, jene längst schon unlösbar gewordenen Probleme, die uns zu ihrer Zeit so sehr geängstigt haben. Unser Ich besteht aus der Schichtung aufeinanderfolgender Zustände. Doch diese Schichtung ist nicht starr wie die eines Berges. Immer wieder führen Aufbrüche im Inneren alte Lagen an die Oberfläche empor. Ich fand mich wieder, wie ich nach der Soiree bei der Fürstin von Guermantes Albertine erwartete. Was hatte sie an jenem Abend getan? Hatte sie mich betrogen? Mit wem? Die Enthüllungen Aimés, selbst wenn ich sie für bare Münze nahm,

verminderten in nichts für mich mein angsterfülltes, trostloses Interesse an dieser unerwarteten Frage, ganz als ob jede wieder andersgeartete Albertine, jede neue Erinnerung, ihr besonderes Problem der Eifersucht mit sich führen müsse, zu dem die Lösungen der übrigen nicht paßten.

Ich hätte aber nicht nur genau wissen wollen, mit welcher Frau sie diese Nacht verbracht, sondern welches besondere Vergnügen sie ihr geschenkt, was in diesem Augenblick in ihr sich zugetragen hatte. In Balbec hatte Françoise sie manchmal geholt und mir dann gesagt, sie habe sie vorgefunden, wie sie mit unruhiger, suchender Miene sich aus dem Fenster lehnte, als ob sie auf jemanden warte. Wenn wir nun annehmen, ich hätte erfahren, das erwartete junge Mädchen sei Andrée gewesen: in welchem Seelenzustand hatte dann wohl Albertine sie erwartet, was mochte hinter dem unruhigen, suchenden Blick sich verborgen haben? Welche Wichtigkeit hatte diese Neigung für Albertine, welche Stelle nahm sie in ihren Gedanken ein? Ach, wenn ich mir meine eigene Aufregung jedesmal in dem Moment vergegenwärtigte, in dem ich ein junges Mädchen bemerkt hatte, das mir gefiel, manchmal auch nur, wenn ich von ihm hatte sprechen hören, ohne es gesehen zu haben, mein Bestreben auch, mich schön zu machen, vorteilhaft herauszustechen, meine Ausbrüche von kaltem Schweiß, brauchte ich mir, wenn ich Qualen erleben wollte, nur diese gleich lustvolle Erregung bei Albertine vorzustellen, als besäße ich hierfür jenen Apparat, dessen Erfindung meine Tante Léonie sich – wenn irgendein Arzt an der Wirklichkeit ihres Leidens zweifelte – gewünscht hatte: einen Apparat, der es ermöglichte, dem Arzt, damit er sich besser über alle Leiden seines Patienten Klarheit verschaffen konnte, diese persönlich fühlbar zu machen. Um mir Folterqualen zu bereiten, genügte es aber schon, mir zu sagen, daß neben diesen Dingen ernsthafte Gespräche mit mir über Stendhal und Victor Hugo für sie sicherlich wenig Gewicht gehabt hatten, oder zu spüren, daß es ihr Herz zu anderen hinzog, daß es sich von mei-

nem löste und sich anderswo einpflanzte. Doch die volle Bedeutung, die dieses Verlangen für sie haben mochte, und die Zurückhaltung, die darüber gebreitet lag, konnten mir nicht offenbaren, was dieses Verlangen nun eigentlich seinem Wesen nach war, erst recht aber nicht, wie sie es sah, wenn sie etwa zu sich selbst von ihm sprach. In der Sphäre des physischen Leidens wenigstens müssen wir unseren Schmerz nicht selbst auswählen. Die Krankheit bestimmt ihn und zwingt ihn uns auf. Bei der Eifersucht aber müssen wir gewissermaßen Leiden jeglicher Art und Größe ausprobieren, bevor wir es bei dem bewenden lassen, das uns möglicherweise paßt. Wieviel größer aber noch ist – wenn es sich um ein Leiden wie dieses handelt – die Schwierigkeit, derjenigen, die man liebt, die Lust nachzufühlen, die sie mit anderen Wesen als uns erlebt, Wesen, die ihr Empfindungen vermitteln, die wir ihr nicht zu schenken vermögen, oder die zumindest durch ihre Anlage, ihr Bild, ihre Art, sich zu geben, etwas ganz anderes für sie vorstellen als für uns![1] Ach! Warum hatte Albertine nicht Saint-Loup geliebt! Wieviel weniger, schien mir, hätte ich dann gelitten!

Freilich wissen wir nichts von der besonderen Empfindungsweise eines anderen, aber gewöhnlich wissen wir nicht einmal, daß wir nichts davon wissen, da die Empfindungsweise der anderen uns einfach gleichgültig ist. Was Albertine anbetrifft, so hätte mein Unglück oder Glück davon abgehangen, wie dieses ihr Empfinden wohl beschaffen war. Ich wußte, daß es mir unbekannt blieb, und schon das allein war für mich ein Schmerz. Die unbekannten Wünsche und Freuden, die Albertine durchlebte, glaubte ich einmal vor mir zu sehen, ein andermal zu hören: zu sehen, als kurze Zeit nach dem Tod Albertines Andrée bei mir erschien. Zum erstenmal fand ich sie schön, ich sagte mir, daß dieses beinahe krause Haar, diese dunklen und verschatteten Augen zweifellos das gewesen sein mußten, was Albertine so sehr geliebt hatte, daß ich die Materialisierung dessen vor mir hätte, was sie sich in ihren

verliebten Träumen ausmalte, was sie mit dem antizipierenden Blick des Verlangens an jenem Tag vor sich sah, als sie so überstürzt von Balbec zurückkehren wollte. Wie eine dunkle, unbekannte Blume, die mir über das Grab hinaus als von einem Wesen herstammend überbracht wurde, an dem ich sie nicht zu entdecken vermocht hatte, stand jetzt, so glaubte ich – einer überraschend ausgegrabenen, unschätzbar wertvollen Reliquie gleich – vor mir das verkörperte Verlangen Albertines, das Andrée für mich war wie Aphrodite das Verlangen des Zeus. Andrée betrauerte Albertine, aber ich spürte sogleich, daß ihre Freundin ihr nicht eigentlich fehlte. Jetzt, da sie ihr gewaltsam durch den Tod ferngerückt war, schien sie sich leicht mit einer solchen endgültigen Trennung abgefunden zu haben, die ich bei Lebzeiten Albertines nicht von ihr zu erbitten gewagt hätte, so sehr hätte ich gefürchtet, es werde mir nicht gelingen, Andrées Einverständnis zu erlangen. Nun schien sie sich aber ohne Schwierigkeit mit diesem Verzicht abzufinden, gerade in dem Augenblick, in dem er mir nichts mehr nützte. Andrée gab mir Albertine preis, doch eine tote Albertine, die für mich nicht nur das Leben, sondern rückblickend auch ein wenig von ihrer Wirklichkeit verloren hatte, wenn ich sah, daß sie für Andrée nicht unerläßlich notwendig und einzigartig war, da sie sie durch andere hatte ersetzen können.

Zu Lebzeiten Albertines hätte ich es nicht gewagt, Andrée um vertrauliche Mitteilungen über den Charakter der Freundschaft zwischen ihnen beiden und mit der Freundin Mademoiselle Vinteuils zu bitten, da ich letzten Endes nicht sicher war, ob nicht Andrée alles, was ich ihr sagte, Albertine wiederholte. Jetzt wäre ein solches Verhör, selbst wenn es kein Ergebnis zeitigte, zumindest gefahrlos. Ich sprach zu Andrée nicht in fragendem Ton, sondern so, als wüßte ich schon die ganze Zeit, vielleicht durch Albertine, von ihrer, Andrées, Vorliebe für Frauen und von ihren Beziehungen zu Mademoiselle Vinteuil. Sie gestand alles lächelnd ohne Ziere-

rei ein. Aus diesem Geständnis konnte ich grausame Folgerungen ziehen; da Andrée, die so zärtlich und kokett mit jungen Männern in Balbec umgegangen war, niemandem Veranlassung zu der Vermutung hatte geben können, sie habe Gepflogenheiten, die sie jetzt in keiner Weise abstritt, konnte ich mir zunächst einmal aufgrund eines Analogieschlusses nach der Entdeckung dieser neuen Andrée denken, daß Albertine sich mit der gleichen Leichtigkeit jedem anderen gegenüber als mir, den sie eifersüchtig wußte, zu denselben Sitten bekannt haben würde. Da aber andererseits Andrée die beste Freundin Albertines gewesen und wahrscheinlich eigens um ihretwillen von Balbec zurückgekehrt war, drängte sich mir nun auch, da Andrée diese Neigung eingestand, notwendigerweise die Folgerung auf, daß Albertine und Andrée schon immer Beziehungen zueinander unterhalten hatten. Gewiß, wie man in Gegenwart einer fremden Person nicht ohne weiteres von dem Geschenk Kenntnis zu nehmen wagt, das sie einem überbringt, so daß man die Umhüllung erst löst, wenn der Spender gegangen ist, suchte auch ich nicht, solange Andrée anwesend war, mein Inneres zu erforschen, um dort den Schmerz festzustellen, den sie mir bereitete und der, wie ich spürte, schon meine körperlichen Trabanten, die Nerven, das Herz, in große Unruhe versetzte, obwohl ich diese aus Wohlerzogenheit nicht zu bemerken vorgab, sondern im Gegenteil auf die liebenswürdigste Art von der Welt mit dem jungen Mädchen, das mein Gast war, plauderte, ohne meine Blicke diesen inneren Vorgängen zuzuwenden. Besonders schmerzlich war es mir, daß Andrée zu mir sagte, als sie von Albertine sprach: »O ja, sie mochte es so gern, wenn wir zusammen ins Tal von Chevreuse fuhren.« Es schien mir, als füge dieses Tal dem unbestimmten und gleichsam nicht existenten Universum, in dem sich die Spazierfahrten Albertines und Andrées vollzogen hatten, aufgrund eines nachträglichen, dämonischen Schöpfungsaktes dem Werk Gottes ein Tal von Teufels Gnaden hinzu. Ich spürte, daß Andrée mir alles sagen würde, was

sie mit Albertine getrieben hatte, und während ich aus Höflichkeit, aus Gewandtheit, aus Eigenliebe, vielleicht aus Dankbarkeit mich immer liebenswürdiger zu zeigen bemühte – inzwischen verengte sich der Raum immer mehr, den ich der Unschuld Albertines noch allenfalls zugestehen konnte –, schien es mir, daß ich trotz dieses Bestrebens das erstarrte Bild eines Tieres abgab, um das ein Vogel mit lähmendem Blick langsam immer engere Kreise zieht, ohne es eilig zu haben, weil er sicher ist, wann immer er will, auf sein Opfer niederstoßen zu können, das ihm nicht mehr zu entrinnen vermag. Ich blickte sie gleichwohl an, und mit allem, was mir noch von der Munterkeit, Natürlichkeit und Gelassenheit verblieb, wie sie Leute zeigen, die den Anschein erwecken wollen, als fürchteten sie nicht, vom starren Blick des anderen hypnotisiert zu werden, machte ich die beiläufige Bemerkung: »Ich habe niemals etwas davon erwähnt, weil ich Sie nicht verärgern wollte, aber jetzt, wo es so wohltuend für uns ist, von ihr zu sprechen, kann ich Ihnen ja sagen, daß ich seit langem über die gewissen Beziehungen Bescheid wußte, die Sie mit Albertine unterhielten; im übrigen wird es Ihnen Vergnügen machen, selbst wenn sie es schon wußten, zu hören, daß Albertine förmlich für sie schwärmte.« Ich sagte zu Andrée, es würde für mich die Befriedigung einer großen Neugier bedeuten, wenn sie mir erlaubte (sogar wenn es sich nur um harmlose Liebkosungen handelte, bei denen meine Gegenwart sie nicht allzusehr stören würde) zuzusehen, wie sie dergleichen mit Albertines Freundinnen trieb, die den gleichen Neigungen huldigten, und ich nannte dabei, um Näheres zu erfahren, Rosemonde, Berthe, die Albertine nahegestanden hatten. »Abgesehen davon, daß ich um nichts in der Welt das, wovon Sie sprechen, vor Ihren Augen täte«, antwortete mir Andrée, »glaube ich nicht, daß eine einzige von denen, die Sie nennen, solche Neigungen hat.« Da ich mich gleichwohl wider Willen von dem Ungeheuer angezogen fühlte, vor dem ich mich fürchtete, antwortete ich ihr: »Wie! Sie wollen mich doch

nicht glauben machen, daß in der gesamten kleinen Schar Albertine die einzige war, mit der Sie so etwas taten!« – »Aber ich habe niemals dergleichen mit Albertine getan.« – »Hören Sie, meine liebe Andrée, warum wollen Sie Dinge leugnen, die ich seit mindestens drei Jahren weiß? Ich kann daran nicht Böses finden, eher im Gegenteil. Gerade was den Abend vor dem Tag betrifft, an dem sie so gern mit Ihnen zu Madame Verdurin gehen wollte, so werden Sie sich doch erinnern …« Bevor ich meinen Satz beendet hatte, sah ich in den Augen Andrées, die spitzig wurden wie Steine (die daraufhin ein Juwelier nur schwer verwenden kann), einen besorgten Blick auftauchen wie vor Beginn eines Theaterstücks die Köpfe jener Privilegierten, die eine Ecke des Vorhangs anheben und gleich wieder verschwinden, damit man sie nicht bemerkt. Der besorgte Blick erlosch gleich wieder, und alles war wie vorher, doch ich hatte das deutliche Gefühl, daß alles, was ich jetzt sehen würde, nur noch künstlich für mich hergerichtet war. In diesem Moment erblickte ich mich im Spiegel; ich war überrascht von einer gewissen Ähnlichkeit zwischen mir und Andrée. Wenn ich nicht seit langem aufgehört hätte, meinen Schnurrbart auszurasieren, und auch jetzt nur einen leichten Anflug davon aufgewiesen hätte, so wäre die Ähnlichkeit beinahe vollständig gewesen. Vielleicht hatte Albertine in Balbec beim Anblick meines glattrasierten Gesichts unvermittelt das ungeduldige, wütende Verlangen verspürt, nach Paris zurückzukehren. »Aber ich kann doch nicht einzig deshalb, weil Sie nichts Böses dabei finden, etwas behaupten, was gar nicht stimmt. Ich schwöre Ihnen, daß ich niemals so etwas mit Albertine getan habe, vielmehr sogar der Überzeugung bin, daß sie das alles verabscheut hat. Die Leute, von denen Sie das zu wissen vorgeben, haben Sie angelogen, vielleicht aus Eigennutz«, fügte sie mit forschendem, mißtrauischem Blick hinzu. »Nun gut, wenn Sie mir nichts sagen wollen …«, antwortete ich, da ich mir den Anschein geben wollte, als habe ich nur vor, einen Beweis nicht zu liefern, den ich in Wirk-

lichkeit gar nicht besaß. Gleichwohl nannte ich in unbestimmter Absicht aufs Geratewohl den Namen der Buttes-Chaumont. »Es kann sein, daß ich mit Albertine auf die Buttes-Chaumont gefahren bin, aber ist denn das ein Ort, an dem irgend etwas Schlechtes ist?« Ich fragte sie, ob sie nicht über die Sache einmal mit Gisèle sprechen könne, die doch zu einer gewissen Zeit mit Albertine besonders eng befreundet gewesen war. Doch Andrée erklärte mir, daß nach einem besonders gemeinen Streich, den Gisèle ihr letzthin gespielt habe, gerade diese um eine Gefälligkeit zu bitten das einzige sei, was für mich zu tun sie immer und ewig ablehnen würde. »Wenn Sie sie sehen«, fügte sie hinzu, »sagen Sie ihr nichts von dem, was ich Ihnen eben erzählt habe; es hat keinen Zweck, daß ich sie mir zur Feindin mache. Sie weiß, was ich von ihr halte, aber ich habe immer vorgezogen, es zu keinem offenen Bruch mit ihr kommen zu lassen, was ja doch nur zu Versöhnungsszenen führt. Außerdem ist sie gefährlich. Aber Sie verstehen, wenn man so einen Brief gelesen hat, wie ich ihn vor acht Tagen vor Augen hatte, wo sie auf perfideste Weise Lügen verbreitet, so kann nichts, nicht einmal die schönste Handlungsweise von der Welt, die Erinnerung daran auslöschen.« Wenn alles in allem Andrée – die solche Neigungen in einem Maße besaß, daß sie kein Hehl daraus machte, während andererseits Albertine sehr an ihr gehangen hatte, was zweifellos der Fall war – dennoch mit Albertine keine körperlichen Beziehungen unterhalten und von deren diesbezüglichen Neigungen gar nichts gewußt haben wollte, so mußte das daran liegen, daß Albertine sie eben wirklich nicht besaß und mit niemandem durch derartige Beziehungen verbunden war, die sie eher als mit allen anderen mit Andrée gehabt hätte. Als Andrée gegangen war, spürte ich denn auch, daß ich ihrer so deutlichen Erklärung vermehrte Ruhe verdankte. Vielleicht aber war Andrée ihr Verhalten durch eine Art von Pflichtgefühl der Verstorbenen gegenüber diktiert worden, deren Andenken noch in ihr lebte. Sicherlich wollte sie nicht,

daß jemand von Albertine glaubte, was diese sie zu ihren Lebzeiten unbedingt abzustreiten gebeten hatte.

Nachdem ich so lange versucht hatte, mir diese Freuden Albertines vorzustellen, und einen Augenblick lang geglaubt hatte, sie beim Anblick Andrées vor mir zu sehen, glaubte ich ein anderes Mal, sie anders als durch die Augen zu entdecken, ich glaubte sie zu hören. In ein Stundenhotel hatte ich zwei kleine Wäscherinnen aus einer Stadtgegend kommen lassen, in die Albertine sich häufig begeben hatte. Unter den Liebkosungen der einen begann die andere mit einemmal etwas vernehmen zu lassen, wovon ich zunächst nicht wußte, was es war, denn die Bedeutung eines urtümlichen Lautes, der einer Empfindung Ausdruck gibt, die wir selbst nicht kennen, begreift man niemals ganz genau. Wenn man ihn von einem Nachbarzimmer aus und, ohne etwas zu sehen, hört, kann man einen Laut, den der Schmerz einem Kranken entreißt, der operiert wird, ohne zuvor betäubt worden zu sein, für unbändiges Gelächter halten; und für den Laut, den eine Mutter von sich gibt, der man mitteilt, ihr Kind sei eben gestorben, kann es uns, wenn wir nicht wissen, um was es sich handelt, ebenso schwerfallen, eine Übersetzung in die menschliche Sprache zu finden, wie für den von einem Tier oder einer Harfe erzeugten. Man braucht eine gewisse Zeit, um zu begreifen, daß diese beiden Laute nach der Analogie dessen, was wir, wiewohl auf ganz andere Weise, haben verspüren können, das ausdrücken, was wir als Leiden bezeichnen, und ebenso brauchte ich für die Einsicht Zeit, daß dieser Laut das besagte, was ich ebenfalls in Analogie zu etwas von mir – nur auf ganz andere Weise – Empfundenem als Lust erkannte;[1] und diese hier mußte sehr stark sein, um diejenige, die sie empfand, derart zu überwältigen und ihr eine solche unbekannte Sprache zu entlocken, die alle Phasen des köstlichen Dramas zu bezeichnen und zu kommentieren schien, das diese junge Frau durchlebte, während es sich vor meinen Blicken hinter dem Vorhang verbarg, der sich auf ewig für alle anderen als sie selbst über alles

senkt, was sich im geheimsten Inneren einer Kreatur vollzieht. Diese beiden Kleinen konnten mir im übrigen nichts sagen, sie wußten nicht, wer Albertine war.[2] Romanschriftsteller stellen gern in einer Einleitung die Dinge so dar, als seien sie auf der Reise in irgendeinem Lande jemandem begegnet, der ihnen die Lebensgeschichte einer Person erzählte. Sie überlassen diesem Zufallsbekannten dann das Wort, und der Bericht, den er gibt, bildet den Roman. So wurde das Leben des Fabrice del Dongo Stendhal von einem Paduaner Domherrn erzählt.[3] Wie gern würden wir, wenn wir lieben, das heißt wenn die Existenz einer anderen Person für uns Geheimnisse zu bergen scheint, einen solchen wohlunterrichteten Erzähler finden! Und sicherlich existiert er auch. Schildern wir selbst nicht häufig ganz leidenschaftslos das Leben dieser oder jener Frau einem unserer Freunde oder einem Fremden, die nichts von ihren Liebesgeschichten gewußt haben und uns gespannt zuhören? Ähnlich dem Mann aber, der ich war, wenn ich Bloch von der Fürstin von Guermantes oder von Madame Swann erzählte, existierte auch eine Person, die mir von Albertine hätte berichten können, diese Person gibt es immer … aber wir begegnen ihr nie. Hätte ich Frauen finden können, die sie gekannt hatten, hätte ich, so schien mir, alles erfahren, was ich nicht wußte. Gleichwohl hätten Fremde sicher gemeint, niemand könne so gut wie ich ihr Leben kennen. Kannte ich nicht sogar ihre beste Freundin, Andrée? So glaubt man, daß der Freund eines Ministers die Wahrheit über gewisse Staatsaffären weiß oder nicht in einen Prozeß verwickelt werden kann. Nur hat in der Praxis der Freund die Erfahrung gemacht, daß, jedesmal wenn er mit dem Minister über Politik sprechen wollte, dieser sich in Gemeinplätzen erging und ihm höchstens sagte, was in den Zeitungen stand, oder daß er, wenn er irgendwelchen Verdruß hatte, bei jenem, selbst wenn er noch so oft vorstellig wurde, nie mehr erreichte als ein: Das steht nicht in meiner Macht, worüber dann der Freund selbst keine Macht mehr besaß. Ich sagte mir: Wenn ich doch ir-

gendwelche Zeugen kennenlernen könnte! Von diesen Zeugen aber, hätte ich sie wirklich kennengelernt, wäre nicht mehr zu erfahren gewesen als von Andrée, die als Treuhänderin eines Geheimnisses dieses nicht preisgeben wollte. Auch darin unterschieden von Swann, der, als er nicht mehr eifersüchtig war, nicht mehr neugierig darauf war, was Odette mit Forcheville getan haben mochte, fand ich selbst dann noch, als meine Eifersucht sich gelegt hatte, einzig darin einen Reiz, die Wäscherin Albertines oder Personen aus ihrem Stadtviertel kennenzulernen und ihr Leben dort, ihre geheimen Unternehmungen zu rekonstruieren. Da aber Verlangen immer aus einem vorhergehenden Prestige entsteht, so wie es bei Gilberte oder bei der Herzogin von Guermantes der Fall gewesen war, wollte ich nur – in den Stadtgegenden, in denen Albertine früher gewohnt hatte – Frauen ihres Milieus kennenlernen, nur ihre Gegenwart schien mir wünschenswert. Auch wenn sie mir nichts mitteilen konnten, so waren doch eben die einzigen Frauen, zu denen ich mich hingezogen fühlte, diejenigen, die Albertine gekannt hatte oder möglicherweise hätte kennen können, Frauen ihres Milieus oder der Kreise, in denen sie gern verkehrte, mit einem Wort Frauen, die für mich das Prestige besaßen, ihr ähnlich zu sein oder zu denen zu gehören, die ihr gefallen hätten. Unter diesen letzteren aber waren es vor allem die Mädchen aus dem Volk, weil ihr Leben gar so verschieden von dem mir bekannten war. Gewiß besitzt man die Dinge nur durch das Denken, und man besitzt nicht ein Bild, wenn man es in seinem Speisezimmer hat, aber nichts davon versteht, sowenig wie eine Gegend, wenn man sie zwar bewohnt, aber nie einen Blick darauf wirft. Doch schließlich hatte ich früher die Illusion, Balbec greifbar vor mir zu haben, wenn Albertine in Paris mich besuchen kam und ich sie in meinen Armen hielt. In der gleichen Weise fand ich nun auch einen übrigens sehr engen und geheimen Kontakt mit dem Leben Albertines, der Atmosphäre der Nähateliers, einer Unterhaltung über den Ladentisch hinweg, der Seele

kümmerlicher Armutswohnungen, wenn ich eine Arbeiterin umarmte. Andrée, jene anderen Frauen, sie alle waren, verglichen mit Albertine – so wie es Albertine selbst im Hinblick auf Balbec gewesen war –, Ersatzvergnügungen, wie sie in immer weiter absteigender Folge füreinander eintreten und uns dadurch gestatten, auf das zu verzichten, was wir nicht mehr erlangen können, sei es nun eine Reise nach Balbec oder die Liebe Albertines, das heißt, sie gehörten zu jenen Vergnügen, die (so wie zum Beispiel das, im Louvre einen Tizian anzuschauen, der früher dort war, einen darüber tröstet, daß man nicht nach Venedig reisen kann), durch unmerkliche Nuancen voneinander getrennt, aus unserem Leben etwas machen wie eine Folge von konzentrischen, eng nebeneinanderliegenden, harmonisch gefügten und nach unten abgestuften Zonen, die sich um einen ersten Wunsch gruppieren, der den Ton angegeben, das, was mit ihm nicht harmoniert, ausgeschieden und alles mit einer vorherrschenden Färbung (so war es mir zum Beispiel auch mit Madame de Guermantes, mit Gilberte ergangen) überzogen hat. Andrée, die anderen Frauen, waren für das – wie ich wußte – nicht mehr erfüllbare Verlangen, Albertine wieder bei mir zu haben, das gleiche, was eines Abends, bevor ich noch Albertine anders als vom Sehen kannte und als ich noch meinte, mir den Wunsch nach ihrer Nähe niemals erfüllen zu können, das kühle, flimmernde Sonnenlicht auf einer Weintraube war. Wenn sie mir in dieser Weise Albertine oder auch nur den Typ, für den sie zweifellos eine Vorliebe hatte, ins Gedächtnis riefen, so weckten diese Frauen in mir ein grausames Gefühl der Eifersucht und der Trauer, das später, als mein Kummer nachließ, die Form nicht ganz reizloser Neugier annahm.

Nunmehr mit der Erinnerung an meine Liebe eng verbunden, richteten die physischen und sozialen Eigentümlichkeiten Albertines, deren ungeachtet ich sie geliebt hatte, im Gegenteil mein Verlangen nach dem aus, was es früher am wenigsten von sich aus gewählt hätte: brünette Mädchen aus dem

Kleinbürgertum. Gewiß, was vor allem wieder teilweise in mir aufzuleben begann, war jenes unermeßliche Verlangen, das meine Liebe zu Albertine nicht hatte sättigen können, das unermeßliche Verlangen, das Leben kennenzulernen, das ich früher auf den Landstraßen um Balbec und auf den Straßen von Paris verspürte, um dessentwillen ich so viel gelitten hatte, als ich Albertine, da ich es auch in ihrem Herzen vermutete, der Mittel hatte berauben wollen, es mit anderen als mit mir zu stillen. Jetzt, da ich die Vorstellung von einem solchen Verlangen bei ihr ertragen konnte, die sogar unmittelbar durch mein eigenes wachgerufen wurde, fielen diese beiden unermeßlichen Begierden zusammen. Ich hätte gewollt, wir hätten uns ihnen gemeinsam überlassen können, und sagte mir: Dieses Mädchen hätte ihr gefallen; durch eine jähe Umkehr aber fühlte ich mich bei dem Gedanken an sie und ihren Tod zu traurig, um meinen Wünschen länger nachhängen zu können. Wie früher der Weg nach Méséglise und der nach Guermantes die Grundlagen für meine Neigung zum Land gelegt hatten und mich daran gehindert hätten, einen nachhaltigen Reiz in einer Landschaft zu finden, in der es keine alte Kirche, keine Kornblumen, keine Butterblumen gegeben hätte, so bewirkte auch meine Liebe zu Albertine, daß ich ausschließlich eine gewisse Art von Frauen suchte, da ich diese in meinem Inneren mit einer reizvollen Vergangenheit in Beziehung setzen konnte; ich begann wieder wie vor der Zeit meiner Liebe zu ihr das Bedürfnis nach Dingen zu verspüren, die harmonisch mit ihr zusammenklangen und sich als auswechselbar mit meiner immer weniger exklusiv gewordenen Erinnerung erwiesen. Ich hätte jetzt keine Freude in Gesellschaft einer stolzen blonden Herzogin zu finden vermocht, weil sie keine der Bewegungen in mir erzeugt hätte, die von Albertine ausgingen, meinem Verlangen nach ihr, meiner Eifersucht auf ihre Liebeserlebnisse, meinem Leiden um ihren Tod. Denn um stark zu sein, müssen unsere Empfindungen in uns etwas von ihnen Verschiedenes auslösen, ein Gefühl, das nicht in der

Lust seine Befriedigung finden kann, doch zu dem Verlangen hinzutritt, es anschwellen und sich verzweifelt an die Lust klammern läßt. In dem Maß, wie Albertines eventuelle Liebe zu gewissen Frauen mir keine Leiden mehr bereitete, verknüpfte sie diese Frauen mit meiner Vergangenheit und verlieh ihnen etwas Wirklicheres, so wie die Erinnerung an Combray den Butterblumen und dem Weißdorn mehr Wirklichkeit verlieh, als alle neuen Blumen sie je haben konnten. Selbst von Andrée sagte ich mir jetzt nicht mehr wütend: Albertine liebte sie, sondern im Gegenteil, um mir selbst für mein Verlangen eine Erklärung zu geben, mit gerührter Miene: Albertine hat sie sehr geliebt. Ich hatte jetzt Verständnis für die Witwer, die man für getröstet hält, die aber im Gegenteil dadurch, daß sie ihre Schwägerin heiraten, beweisen, daß sie untröstlich sind.

So schien mir meine zu Ende gehende Liebe neue Liebeserlebnisse zu ermöglichen, und gleich jenen Frauen, die, nachdem sie lange Zeit um ihrer selbst willen geliebt wurden, später, wenn sie die Neigung ihres Liebhabers nachlassen fühlen, ihre Macht dadurch auch weiter aufrechterhalten, daß sie sich mit der Rolle einer Vermittlerin begnügen, gab nun Albertine, wie die Pompadour es bei Ludwig XV. tat, neuen jungen Mädchen ihren Nimbus.[1] Früher verteilte sich meine Zeit auf Perioden, in denen ich erst nach der einen, dann nach einer anderen Frau verlangte. Wenn die heftigen Freuden, die die eine mir bot, abgeflaut waren, wünschte ich die herbei, die mir eine fast reine Zärtlichkeit schenkte, bis das Bedürfnis nach kundigeren Liebkosungen das Verlangen nach der ersten von neuem erwachen ließ. Jetzt hatte dieser Wechsel ein Ende genommen, oder zumindest dehnte eine der beiden Perioden sich unendlich lange aus. Was ich gewünscht hätte, wäre gewesen, daß die Neue bei mir wohnte und mir am Abend, bevor sie mich verließ, einen trauten Schwesterkuß gab. Auf diese Weise hätte ich glauben können – wenn ich nicht die Erfahrung der unerträglichen Gegenwart einer anderen ge-

macht hätte –, daß ich mehr einen Kuß als bestimmte Lippen, eine Lust mehr als eine Liebe, eine Gewohnheit mehr als eine Person ersehnte. Ich hätte auch gewollt, daß die Neue mir Musik von Vinteuil wie Albertine vorspielte und wie sie mit mir über Elstir redete. All das war unmöglich. Ihre Liebe würde der Albertines nie gleichkommen, dachte ich bei mir; entweder verfügt eben eine Liebe, zu der lauter einzelne Episoden hinzutreten – wie Museumsbesuche, Abende im Konzert, ein ganzes kompliziertes Dasein, das zu Briefen und Gesprächen Anlaß gibt, ein Flirt, der den eigentlichen Beziehungen vorausgeht, eine ernste Freundschaft, die ihnen folgt –, über mehr Hilfsmittel als die Liebe zu einer Frau, die nur die Hingabe kennt, so wie ja auch ein Orchester dem Klavier überlegen ist; oder aber es stellte in einer unterschwelligeren Weise noch mein Bedürfnis nach der gleichen Art von Zärtlichkeit, wie Albertine sie mir gab, der Zärtlichkeit eines hinlänglich gebildeten Mädchens, das gleichzeitig eine Schwester für mich war, einzig – wie auch das Verlangens nach Frauen aus dem gleichen Milieu – ein Aufleben der Erinnerung an Albertine, der Erinnerung an meine Liebe zu ihr dar. Noch einmal machte ich die Erfahrung, daß – erstens – die Erinnerung nicht erfinderisch, daß sie ohnmächtig ist, etwas anderes, sogar Besseres zu verlangen als das, was wir besessen haben; zweitens aber auch, daß sie geistiger Natur ist, so daß die Wirklichkeit ihr nicht den Zustand bieten kann, nach dem sie sucht; endlich, daß, wenn sie sich auf eine verstorbene Person bezieht, das Wiedererstehen, das sich in ihr vollzieht, weniger das eines Verlangens nach Liebe ist – woran sie uns zunächst glauben macht –, als das des Verlangens nach der Abwesenden. Auf diese Weise machte mir sogar die Ähnlichkeit der erwählten Frau mit Albertine, die Ähnlichkeit – falls ich sie erlangte – ihrer Zärtlichkeit mit der, die meine Freundin mir gegeben hatte, das Fehlen dessen um so stärker bewußt, was ich, ohne es zu wissen, gesucht hatte und was ganz unerläßlich für mich war, wenn mein Glück wieder aufleben sollte;

was ich gesucht hatte – das heißt Albertine selbst, die Zeit, die wir zusammen verlebt hatten, die Vergangenheit, nach der ich mich auf die Suche begab, ohne es zu wissen. Gewiß, an hellen Tagen schien mir Paris mit unzähligen jungen Mädchen wie mit einem jungen Blütenflor geschmückt, Mädchen, nach denen ich kein Verlangen trug, die aber mit ihren Wurzeln in das Dunkel der Wünsche und ungekannten Nächte Albertines hineinreichten. Von der einen hatte sie mir ganz zu Anfang, als sie mir noch nicht mißtraute, gesagt: Die Kleine da ist entzückend, was für hübsches Haar sie hat! Alle meine frühere Neugier auf ihr Leben, damals, als ich sie nur erst vom Sehen kannte, und andererseits auch alle meine Wünsche nach Leben an sich verschmolzen in der ausschließlichen Neugier darauf, in welcher Weise Albertine ihre Lust empfand, wie sie aussehen mochte, wenn sie mit anderen Frauen zusammen war, vielleicht weil ich dann, nachdem jene sich entfernt hätten, allein mit ihr geblieben wäre, als letzter und als Meister. Und wenn ich ihr Zögern gesehen hätte, ob es sich lohnte, den Abend mit der einen oder anderen zu verbringen, ihren Überdruß, nachdem eine Dritte gegangen war, vielleicht auch ihre Enttäuschung, hätte ich die Eifersucht, die Albertine mir einflößte, auf das richtige Maß zurückgeführt, weil ich angesichts ihrer Art, die Lust zu erleben, das Ausmaß ihrer Freuden begriffen und ihre Grenzen genau hätte abstecken können.

Um wieviel Freuden, um welch glückliches Leben, sagte ich mir, hat sie uns durch ihre erbitterte Hartnäckigkeit im Abstreiten ihrer Neigungen gebracht! Als ich aber wieder einmal nach dem Grund für diesen Eigensinn suchte, kehrte mir plötzlich eine Bemerkung ins Gedächtnis zurück, die ich in Balbec an dem Tag gemacht hatte, an dem sie mir einen Bleistift schenkte. Als ich ihr vorwarf, sie habe sich nicht von mir küssen lassen, hatte ich gesagt, daß ich das ebenso natürlich fände, wie es mir schändlich schien, daß eine Frau Beziehungen mit einer anderen unterhielt.[1] Ach, daran hatte Albertine vielleicht seitdem immer gedacht!

Ich nahm Mädchen mit mir nach Hause, die mir niemals gefallen hätten, ich strich glättend über Madonnenscheitel, ich bewunderte eine kleine wohlgeformte Nase, einen Teint, blaß wie der einer Spanierin. Früher freilich hatte ich selbst bei einer Frau, die mir nur auf einem Feldweg bei Balbec oder auf einer Pariser Straße auffiel, verspürt, wie sehr mein Verlangen auf das Individuelle gerichtet war und daß es eine Fälschung bedeutet hätte, seine Erfüllung bei einer anderen zu suchen. Indem das Leben mir nach und nach das Gleichbleibende an unseren Bedürfnissen enthüllte, hatte es mich indessen gelehrt, daß man sich in Ermangelung des einen Wesens mit einem anderen begnügen muß, und ich fühlte, daß, was ich bei Albertine suchte, auch eine andere, zum Beispiel Mademoiselle de Stermaria, mir hätte geben können. Es war dann eben doch Albertine gewesen, und zwischen der Befriedigung meiner Zärtlichkeitsbedürfnisse und den Eigentümlichkeiten ihres Körpers hatte sich eine so unentwirrbare Verstrickung von Reminiszenzen vollzogen, daß ich das Verlangen nach Zärtlichkeit von diesem Gespinst aus Erinnerungen an Albertines Körper nicht mehr lösen konnte. Sie allein vermochte mir dieses Glück zu geben. Die Idee ihrer Einzigartigkeit war nicht ein metaphysisches Apriori, das ich aus dem schöpfte, was Individuelles an Albertine war, so wie es mir früher mit den Vorübergehenden ergangen war, sondern ein Aposteriori, das sich aus der bedingten, aber unlösbaren Verkettung meiner Erinnerungen ergab. Ich konnte keine Liebkosung mehr begehren, ohne das Bedürfnis nach ihr zu verspüren, ohne unter ihrer Abwesenheit zu leiden. So machte gerade die Ähnlichkeit der erwählten Frau oder der Liebkosung, die ich von ihr verlangte, mit dem Glück, das ich gekannt hatte, mir nur um so deutlicher bewußt, was ihnen alles dazu fehlte, daß es hätte wiedererstehen können. Die gleiche Leere, die ich in meinem Zimmer verspürte, seitdem Albertine gegangen war, und die ich auszufüllen geglaubt hatte, indem ich andere

Frauen in die Arme schloß, fand ich in diesen wieder. Niemals hatten sie von der Musik Vinteuils oder den Memoiren Saint-Simons gesprochen, sie hatten kein zu starkes Parfüm benutzt, wenn sie zu mir kamen, sie hatten sich nicht ein Spiel daraus gemacht, ihre Wimpern mit den meinen zu vermischen – alles wichtige Dinge, weil sie einem anscheinend erlauben, den Akt des körperlichen Besitzes mit Träumen zu umkleiden und sich die Illusion der Liebe zu verschaffen, in Wirklichkeit aber, weil sie einen Teil der Erinnerung an Albertine bildeten und ich sie hätte wiederfinden wollen. Was diese Frauen von Albertine an sich hatten, ließ mich nur um so mehr verspüren, was ihnen gleichwohl fehlte – das heißt alles – und was nie mehr sein würde, da Albertine tot war. Und so bewirkte gerade meine Liebe zu Albertine, durch die ich mich zunächst zu jenen Frauen hingezogen gefühlt hatte, daß sie mir gleichgültig wurden, und meine Trauer um Albertine sowie das Fortbestehen meiner Eifersucht, die durch ihre Dauer bereits meine pessimistischste Voraussicht übertroffen hatten, hätten sich zweifellos nicht sonderlich gewandelt, wäre ihre Existenz, losgelöst von meinem übrigen Leben, einzig dem Spiel meiner Erinnerungen unterworfen gewesen – den Wirkungen und Rückwirkungen einer Psychologie, die auf unbewegliche Zustände anwendbar ist – und nicht in den Sog eines umfassenderen Systems geraten, in dem die Seelen sich in der Zeit bewegen wie die Körper im Raum. Wie es eine Geometrie im Raum gibt, gibt es auch eine Psychologie in der Zeit, in der die Berechnungen einer Psychologie der Fläche nicht mehr stimmen würden, weil man darin die Zeit und eine der Formen, die sie annimmt, nämlich das Vergessen, nicht genügend berücksichtigte[1] – das Vergessen, dessen Macht ich zu spüren begann und das ein so gewaltiges Werkzeug der Anpassung an die Wirklichkeit ist, weil es allmählich in uns die überlebende Vergangenheit zerstört, die zu jener in beständigem Widerspruch steht. Ich hätte wahrhaftig früher schon erraten können, daß ich eines Tages Albertine nicht mehr lieben wür-

de. Der Unterschied in der Bedeutung, die ich oder ein anderer ihrer Person und ihrem Handeln beimaß, hatte mir klargemacht, daß meine Liebe weniger eine Liebe zu ihr als eine Liebe in mir war, und aus diesem subjektiven Charakter meiner Liebe hätte ich verschiedene Folgerungen ziehen können; als Seelenzustand konnte sie insbesondere die Person, der sie galt, geraume Zeit überleben, doch ohne jede Stütze außerhalb ihrer selbst mußte sie sich eines Tages wie jeder Seelenzustand, auch der dauerhafteste, außer Gebrauch und »ersetzt« finden, und so würde an jenem Tag alles, was mich so innig und unauflöslich mit der Erinnerung an Albertine verbunden hatte, für mich nicht mehr existieren. Es ist das Unglück der anderen, daß sie in unserem Denken nur ein sehr brauchbares Regalbrett für Dinge abgeben, die es sammelt. Gerade deswegen gründet man Pläne auf sie, die die Intensität von Gedanken haben; doch Gedanken ermüden, die Erinnerung zerrinnt, und der Tag würde kommen, da ich gern jeder beliebigen anderen Frau das Zimmer Albertines überlassen würde, wie ich ohne jeden Kummer Albertine die Achatkugel und andere Geschenke Gilbertes gegeben hatte.[2]

Es war nicht so, daß ich Albertine nicht immer noch geliebt hätte, aber ich tat es doch schon nicht mehr auf dieselbe Art wie in der letzten Zeit; nein, auf die älterer Zeiten eher, in denen alles, was zu ihr in Beziehung stand, ob Stätten oder Menschen, in mir eine Neugierde erzeugte, in der mehr Zauber als Leiden lag. Und tatsächlich war mir bewußt, daß ich jetzt, bevor ich sie ganz und gar vergaß – einem Reisenden ähnlich, der auf demselben Weg zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt –, bevor ich bei der Gleichgültigkeit des Anfangs anlangte, im umgekehrten Sinn alle Gefühle werde durchlaufen müssen, durch die ich hindurchgegangen war, bevor ich zu meiner großen Liebe gelangte. Diese Etappen aber, diese Momente der Vergangenheit, sind nicht unbeweglich, sie haben die furchtbare Gewalt, die glückliche Unwissenheit der Hoffnung bewahrt, die damals leidenschaftlich einer Zeit

entgegenstrebte, die heute Vergangenheit geworden ist, die wir aber aufgrund einer Halluzination einen Augenblick lang rückblickend für die Zukunft halten. Ich las einen Brief von ihr, in dem sie mir ihren Besuch für den Abend angekündigt hatte, und durchlebte eine Sekunde lang die Freude der Erwartung. Bei solcher Rückkehr auf dem gleichen Weg aus einer Gegend, in die man nie wieder gelangen wird, in der man aber den Namen und das Aussehen aller Stationen, durch die man bereits auf dem Hinweg gekommen ist, wiedererkennt, kann es geschehen, daß man auf der einen von ihnen anhält und auf dem Bahnhof sekundenlang die Illusion erlebt, man fahre wieder ab, doch in der Richtung des Ortes, von dem man gekommen ist, so, wie es beim erstenmal war. Plötzlich endet die Illusion, doch eine Sekunde lang hat man sich von neuem auf dem Weg zu ihm befunden: so groß ist die Grausamkeit der Erinnerung.

Bevor man zur Gleichgültigkeit zurückkehrt, von der man ausgegangen ist, kommt man also nicht darum herum, in umgekehrter Richtung die Strecke zurückzulegen, die man durchmessen hatte, um bei der Liebe anzulangen; trotzdem aber sind die Wege, die Linien, denen man folgt, nicht unbedingt die gleichen. Sie haben das Gemeinsame, daß sie nicht direkt verlaufen, weil das Vergessen ebensowenig wie die Liebe sich auf gerader Linie bewegt. Doch sie wählen nicht zwangsläufig die gleichen Bahnen. Auf der aber, die ich jetzt bei der Rückkehr einschlug, gab es kurz vor der Ankunft vier Etappen[1] , an die ich mich besonders erinnere, zweifellos weil ich dort Dinge bemerkte, die nicht einen Teil meiner Liebe zu Albertine bildeten oder doch nur in dem Maß mit ihr verknüpft waren, in dem das, was vor einer großen Liebe bereits in unserer Seele war, sich mit dieser verbindet, sei es, indem es sie nährt, sei es, indem es sie bekämpft, sei es, indem es für unseren analysierenden Verstand einen Gegensatz zu ihr oder ein Bild von ihr darstellt.

Die erste dieser Etappen begann an einem Winteranfang, einem schönen Sonntag Allerheiligen, an dem ich ausgefahren war. Als ich mich dem Bois näherte, rief ich mir voller Traurigkeit die Rückkehr Albertines in Erinnerung, damals als sie vom Trocadéro aus wieder zu mir kam, denn dies war der gleiche Tag, nur ohne Albertine.[2] Voller Traurigkeit, und gleichwohl nicht ohne Vergnügen, denn die Wiederaufnahme des gleichen Motivs, das den früheren Tag durchflutet hatte, nunmehr in Moll, in einem klagenden Ton, der Umstand auch, daß Françoise jetzt nicht telephonierte und Albertine jetzt nicht nach Hause zurückkehrte – was nichts Negatives war; in der Wirklichkeit war das, woran ich mich erinnerte, einfach aufgehoben –, gaben diesem Tag etwas Wehmütiges und machten daraus etwas Schöneres als nur einen gleichförmigen, einfachen Tag, weil das, was nicht mehr in ihm war, was aus ihm herausgerissen war, dennoch in ihn eingeprägt blieb. Ich summte Motive aus der Sonate von Vinteuil vor mich hin. Ich litt nicht mehr sehr bei dem Gedanken, daß Albertine sie mir so oft vorgespielt hatte, denn fast alle meine Erinnerungen an sie befanden sich jetzt in jenem zweiten chemischen Zustand, in dem sie dem Herzen keine ängstliche Beklemmung mehr, sondern ein sanftes Glücksgefühl bereiten. Bei den Stellen, die sie am häufigsten spielte und bei denen sie die Gewohnheit hatte, eine bestimmte Bemerkung zu machen, die mir damals reizend schien, oder mir irgendeine Reminiszenz nahezulegen, sagte ich zu mir: Die arme Kleine, doch ohne Traurigkeit, nur so, daß ich dadurch der betreffenden Stelle noch höheren Wert beimaß, einen gewissermaßen historischen, anekdotischen, wie ihn das an sich schon so schöne Bildnis Karls I. von van Dyck dadurch erhält, daß es nur deswegen in die nationalen Sammlungen eingegangen ist, weil Madame du Barry daran gelegen war, auf den König Eindruck zu machen.[1] Als das kleine Thema, bevor es völlig verschwand, in seine verschiedenen Elemente aufgelöst, noch einen Augenblick im Raum kreiste, entschwebte mit ihm für

mich nicht wie für Swann eine Botin, die von Albertine zu mir kam. Es waren nicht ganz die gleichen Ideenassoziationen, die bei mir und bei Swann das kleine Thema hervorgerufen hatte. Ich war vor allem für das schrittweise Hervortreten, das Tasten, den immer wieder erneuten Anlauf, das »Werden« eines Themas empfänglich gewesen, das sich im Lauf der Sonate ergab, wie es sich für diese Liebe im Lauf meines Lebens ergeben hatte.[2] Jetzt aber, da ich wußte, wie täglich ein weiteres Element meiner Liebe entschwand, erst der Aspekt der Eifersucht, darauf ein anderer, bis sie am Ende als vage Erinnerung in den Zustand der ersten, schwachen Anziehung zurückglitten, schien es mir, als sei das, was ich in dem aufgelösten kleinen Thema vor meinen Blicken zerrinnen sah, meine Liebe selbst.

Als ich den von Unterholz unterbrochenen Parkwegen folgte, über die ein täglich dünnerer Flor gebreitet war, und mich dabei von der Erinnerung an eine Spazierfahrt umwoben fühlte, bei der Albertine neben mir im Wagen saß, als sie mit mir heimgekehrt war und ich fühlte, wie sehr mein Leben ihr gehörte – im ungewissen Gewoge des nebeldunklen Geästs, in dem die untergehende Sonne die gleichsam im Leeren hängende, gelichtete Horizontale des goldenen Laubes aufschimmern ließ (im übrigen zuckte ich jeden Augenblick zusammen wie alle, die aufgrund einer fixen Idee bei jeder Frau an der Biegung eines Weges eine Ähnlichkeit, ja sogar die Möglichkeit der Identität mit der feststellen, an die man denkt: Vielleicht ist sie es! Man wendet sich um, der Wagen fährt weiter, und man kehrt nicht zurück) –, da begnügte ich mich nicht damit, sie mit den Augen des Gedächtnisses zu sehen, vielmehr interessierten sie mich, rührten mich an wie die rein beschreibenden Seiten, zwischen die ein Künstler zur Vervollständigung eine erfundene Handlung, einen ganzen Roman einschiebt; auf diese Weise nahm dieses Stück Natur den einzigen melancholischen Zauber an, der mir bis ans Herz dringen konnte. Der Grund dieses Zaubers schien mir zu sein,

daß ich Albertine noch ungemindert liebte, während der wahre Grund im Gegenteil war, daß das Vergessen in mir Fortschritte machte, daß die Erinnerung an Albertine mir nicht mehr grausam war, das heißt sich gewandelt hatte; wir mögen aber eine noch so klare Einsicht in unsere Eindrücke haben, so wie ich damals glaubte, klare Einsicht in die Gründe meiner Melancholie zu haben, wir können trotzdem nicht bis zu ihrer letzten Bedeutung vordringen; wie ein Unwohlsein, über das der Arzt sich von seinem Patienten berichten läßt und mit dessen Hilfe er zu einer tieferen Ursache gelangt, von der der Kranke nichts weiß, haben auch unsere Eindrücke oder unsere Ideen lediglich die Bedeutung von Symptomen. Da meine Eifersucht durch den Eindruck von Zauber und sanfter Traurigkeit, die ich in mir verspürte, in Schach gehalten wurde, erwachten meine Sinne wieder. Noch einmal wie damals, als ich aufgehört hatte, Gilberte zu sehen, regte sich die Liebe zur Frau in mir, befreit von jeder ausschließlichen Gedankenverbindung mit einer bestimmten bereits geliebten Frau, und wie jene Essenzen, die durch eine vorausgehende Zerstörung freigeworden sind und in der Frühlingsluft flutend schweben, umwallte sie mich ringsum und verlangte nur, einem neuen Geschöpf zugeeignet zu werden. Nirgends sprießen so viele Blumen, von denen die einen sogar »Vergißmeinnicht« heißen, wie auf einem Friedhof. Ich schaute die jungen Mädchen, die in unendlicher Fülle diesen schönen Tag mit ihrer Blüte schmückten, in der Weise an, wie ich es einst vom Wagen der Madame de Villeparisis oder von jenem aus getan hatte, in dem ich an einem gleichen Sonntag mit Albertine spazierengefahren war. Sogleich aber gesellte sich zu jedem Blick, den ich auf der einen oder anderen ruhen ließ, unmittelbar der neugierige, verstohlene, unternehmende, ungreifbare Ideen widerspiegelnde hinzu, den ihnen Albertine unbemerkt zugeworfen hätte und der nun zu dem meinen zwillingshaft seinen geheimnisvoll rauschenden, raschen blauschillernden Flügelschlag fügte und diese bis dahin so natürlichen Parkwege mit

den Schauern eines Unbekannten streifte, mit dem mein eigenes Verlangen, wenn es allein geblieben wäre, ihnen nicht Neuheit hätte verleihen können, denn ihm selbst haftete für mich ja nichts Fremdes an.

Manchmal auch führte mich die Lektüre eines eher traurigen Romans jäh in die Vergangenheit zurück, denn gewisse Romane sind wie eine große, rasch vergehende Trauer; sie heben die Gewohnheit auf und setzen uns wieder mit der Wirklichkeit des Lebens in Verbindung, doch nur für einige Stunden, einem Alpdruck gleich, denn die Mächte der Gewohnheit, das Vergessen, das sie erzeugen, die Fröhlichkeit, die sie infolge der Ohnmacht unseres Gehirns, gegen sie anzukämpfen, und das Wahre neu zu erschaffen, in uns heraufführen, sind unendlich viel stärker als die beinahe hypnotische Suggestion eines schönen Buches, die wie alle Suggestionen nur sehr kurze Zeit wirkt.

Hatte ich nicht das erstemal in Balbec vor allem deshalb so sehr gewünscht, Albertine kennenzulernen, weil sie für mich all die jungen Mädchen verkörperte, deren Anblick auf Straßen und Feldwegen mich so oft gefesselt hatte? Und war es nicht natürlich, daß jetzt der untergehende Stern dieser meiner Liebe, in der sie alle sich verdichtet hatten, von neuem in aufstäubende Sternennebel zersprühte? Alle schienen mir Albertine zu sein; das Bild, das ich in mir trug, ließ sie mich überall wiederfinden; die eine, die an der Biegung eines Parkweges in ihr Automobil stieg, erinnerte mich sogar mit ihren rundlichen Formen so stark an sie, daß ich mich einen Augenblick fragte, ob ich nicht sie vor mir sah und ob man mich nicht getäuscht hatte, als man mir ihren Tod mitteilte. Ich sah sie wieder vor mir, wie sie ebenfalls am Ende eines Wegs, vielleicht in Balbec, auf die gleiche Art in den Wagen stieg, damals, als sie noch so großes Zutrauen zum Leben hatte. Die Geste dieses jungen Mädchens aber, das ins Automobil stieg, registrierte ich nicht nur mit meinen Augen als eine flüchtige Erscheinung, wie man sie häufig auf einer Spazierfahrt kurz erblickt;

zu einem zeitlosen Akt geworden, schien sie für mich auch in die Vergangenheit zurückzureichen, dank jenem Aspekt, der ihr hinzugesetzt war und mir so lust-, so trauervoll zu Herzen ging.

Schon aber war das junge Mädchen verschwunden. Etwas weiter entfernt sah ich eine Gruppe von drei ein wenig älteren jungen Mädchen, vielleicht bereits jungen Frauen, deren elegantes und energisches Auftreten so sehr dem entsprach, was mich am ersten Tag entzückt hatte, als ich Albertine und ihre Freundinnen sah, daß ich diesen drei neuen Mädchen folgte und, als sie einen Wagen nahmen, verzweiflungsvoll in alle Himmelsrichtungen nach einem zweiten ausspähte, den ich auch fand, aber es war schon zu spät. Ich konnte sie nicht wiederfinden. Einige Tage später aber bemerkte ich beim Nachhausekommen in der Toreinfahrt unseres Hauses die gleichen drei jungen Mädchen, denen ich im Bois gefolgt war. Sie gehörten ganz und gar, die beiden brünetten vor allem, nur waren sie etwas älter, zu jenen jungen Mädchen der Gesellschaft, die häufig, wenn ich sie vom Fenster aus sah oder ihnen auf der Straße begegnete, tausend Pläne in mir angeregt hatten und mir das Leben lebenswert erscheinen ließen, deren Bekanntschaft ich aber nicht hatte machen können. Die Blonde hatte eine etwas zartere, fast leidende Miene, die mir weniger gefiel; dennoch war sie die Ursache, daß ich mich, als hätte ich Wurzeln geschlagen, nicht damit begnügte, sie einen Augenblick lang zu betrachten, mit jenem Blick, der in seiner unablenkbaren Starrheit, als müsse er einem Problem auf den Grund gehen, sich dessen bewußt zu sein scheint, daß es gelte, weit über das, was man sieht, hinauszugelangen. Ich hätte sie sicherlich entschwinden lassen wie so viele andere, wenn in dem Augenblick, in dem sie an mir vorübergingen, die Blonde – war es, weil ich sie mit solcher Aufmerksamkeit betrachtete? – mir nicht heimlich einen ersten, dann, nachdem sie an mir vorbeigegangen war, mit zurückgewandtem Kopf einen zweiten Blick zugeworfen hätte, der mich vollends entflamm-

te. Da sie sich jedoch sofort nicht mehr mit mir beschäftigte und sich ihren Freundinnen zuwandte, wäre meine Glut sicherlich erloschen, hätte sie sich nicht durch das, was nun folgte, verhundertfacht. Als ich den Concierge fragte, wer sie seien, erhielt ich von ihm die Antwort: »Sie haben nach der Frau Herzogin gefragt. Ich glaube aber, nur die eine von ihnen ist mit ihr bekannt, die anderen haben sie wohl nur bis zur Tür begleitet. Hier ist ihr Name, ich weiß nicht, ob ich ihn richtig aufgeschrieben habe.« Ich las: »Mademoiselle Déporcheville«, und ich erriet dahinter ohne Mühe d'Éporcheville, das heißt den Namen oder doch ungefähr den Namen, soweit ich mich erinnerte, des jungen Mädchens aus bester Familie, das entfernt mit den Guermantes verwandt war und von dem mir Robert erzählt hatte, er sei ihm in einem Stundenhotel begegnet und habe intimen Umgang mit ihm gehabt.[1] Ich begriff jetzt die Bedeutung ihres Blicks und weshalb sie sich hinter dem Rücken ihrer Freundinnen nach mir umgedreht hatte. Wie oft hatte ich an sie gedacht, wobei ich sie mir immer nur nach dem Namen vorstellte, den Robert mir genannt hatte. Nun hatte ich sie gesehen und in keiner Weise verschieden von ihren Freundinnen gefunden, es sei denn durch den verhüllten Blick, der zwischen mir und ihr einen geheimen Zutritt zu Teilen ihres Lebens aufgetan hatte, die offensichtlich ihren Freundinnen verborgen waren, sie mir aber zugänglicher – schon halb als die meine – erscheinen ließen, gefügiger auch, als gewöhnlich junge Mädchen der Aristokratie es sind. In ihrem Geist bestand von vornherein zwischen ihr und mir etwas Gemeinsames in Gestalt der Stunden, die wir zusammen hätten verbringen können, wenn sie in der Lage gewesen wäre, mir ein Rendezvous zu versprechen. War es nicht das, was ihr Blick mit einer Beredsamkeit hatte ausdrücken wollen, die einzig ich verstand? Mein Herz schlug mit aller Macht, ich hätte nicht genau sagen können, wie Mademoiselle d'Éporcheville aussah, ich sah unbestimmt ein blondes Gesicht vor mir, das ich nur im Profil wahrgenommen hatte, war

aber bereits unsterblich in sie verliebt. Plötzlich wurde mir klar, daß ich argumentierte, als könne von den dreien Mademoiselle d'Éporcheville nur die Blonde sein, die sich umgedreht und mich zweimal angeschaut hatte. Der Concierge hingegen hatte so etwas gar nicht gesagt. Ich kehrte zu seiner Loge zurück und fragte ihn noch einmal; er aber erklärte mir, er könne mir darüber keine genauere Auskunft geben, weil alle drei heute zum erstenmal gekommen seien, noch dazu justament, als er selbst nicht da war. Doch werde er seine Frau fragen, da diese sie schon einmal gesehen habe. Sie putzte gerade die Hintertreppe. Wer hat nicht im Lauf seines Lebens in irgendeiner Form diese mehr oder weniger köstliche Ungewißheit erlebt? Ein hilfreicher Freund hält, wenn man ihm ein junges Mädchen beschreibt, dem man auf einem Ball begegnet ist, für ausgemacht, es müsse sich um eine seiner Freundinnen handeln, und lädt einen daraufhin mit ihr zusammen ein. Könnte aber nicht zwischen so vielen anderen und einem Wesen, von dem man nur eine mündliche Schilderung gegeben hat, dennoch eine Verwechslung sich ergeben haben? Wird die Person, die man gleich sehen wird, nicht eine andere sein als die, welche man so sehr begehrt? Oder wird man gleich darauf erleben, daß einem ausgerechnet jene lächelnd die Hand entgegenstreckt, von der man gewünscht hat, daß sie es sei? Dieser letztere Glücksfall kommt ziemlich häufig vor und ergibt sich, ohne immer durch eine so überzeugende Beweisführung gerechtfertigt zu sein wie diejenige, die Mademoiselle d'Éporcheville betraf, aus einer Art von Intuition sowie aus der Tatsache, daß der Wind des Zufalls uns eben dann und wann einmal günstig weht. Dann, wenn wir sie vor uns sehen, sagen wir uns: Das ist sie. Ich erinnerte mich, wie genau ich erraten hatte, welche innerhalb der kleinen Schar am Strand promenierender junger Mädchen Albertine Simonet hieß. Diese Erinnerung weckte in mir einen durchdringenden, aber kurzen Schmerz, und als der Concierge seine Frau holen ging, stellte ich mir vor allem vor – während ich

an Mademoiselle d'Éporcheville dachte, wie man es in den Minuten der Erwartung tut, in denen ein Name, eine Auskunft, die man aus nicht ganz klaren Gründen zu einem bestimmten Gesicht in Beziehung gesetzt hat, einen Augenblick lang frei zwischen mehreren tastend umherschweben, bereit, wenn sie sich an ein neues heften, das erste, über das sie einem etwas ausgesagt hatten, nachträglich wieder unbekannt, unbeschrieben und ungreifbar zu machen –, daß der Concierge mir vielleicht die Mitteilung machen würde, Mademoiselle d'Éporcheville sei im Gegenteil eine der beiden Brünetten. In diesem Fall würde das Wesen, an dessen Existenz ich glaubte und das ich bereits liebte, dessen Besitz meine Vorstellung ausschließlich beherrschte, dieses blonde, tückische Fräulein von Éporcheville, dahinschwinden, da die schicksalträchtige Antwort sie dann wieder in zwei verschiedene Elemente auflösen würde, die ich willkürlich zusammengefügt hatte, nach der Art eines Romanschriftstellers, der verschiedene der Wirklichkeit entnommene Elemente miteinander verschmilzt, um eine fiktive Person zu schaffen, zwei Elemente, die, jedes für sich allein – da der Name nicht mehr die Absicht des Blicks unterstützte – alle Bedeutung verloren. In diesem Fall würden meine Schlußfolgerungen hinfällig sein, aber wie fanden sie sich im Gegenteil bestätigt, als der Concierge kam und mir sagte, Mademoiselle d'Éporcheville sei in der Tat die Blonde! Von da an konnte ich nicht mehr an eine Homonymie glauben. Es wäre ein zu großer Zufall gewesen, daß von diesen drei jungen Mädchen die eine sich Mademoiselle d'Éporcheville nannte, daß gerade sie (und dies war eine erste sachliche Bestätigung meiner Vermutung) diejenige war, die mich in der bewußten Weise fast lächelnd angeblickt hatte, und dann gleichwohl nicht die sein sollte, die Stundenhotels besuchte.

Darauf begann für mich ein Tag von wahnwitziger Aufgeregtheit. Bevor ich all das einkaufen ging, wovon ich annahm, es stehe mir gut, um am übernächsten Tag einen denkbar gu-

ten Eindruck zu machen, wenn ich Madame de Guermantes besuchen, bei ihr eine leicht zu erobernde junge Person antreffen und mit dieser ein Rendezvous ausmachen würde (denn bestimmt würde ich Mittel und Wege finden, mich einen Augenblick mit ihr in einer Ecke des Salons zu unterhalten), gab ich um größerer Sicherheit willen zunächst ein Telegramm an Robert auf, in dem ich ihn um den genauen Namen und eine Beschreibung des jungen Mädchens in der Hoffnung bat, ich werde seine Antwort noch vor dem übernächsten Tag erhalten, an dem die junge Person, so hatte mir der Concierge gesagt, Madame de Guermantes noch einmal eine Visite machen wollte; ich aber würde dann (nicht eine Sekunde dachte ich an etwas anderes, nicht einmal an Albertine), was auch bis dahin geschähe und wenn ich mich in einer Sänfte hintragen lassen müßte, falls ich krank wäre, der Herzogin einen Besuch machen. Wenn ich an Saint-Loup telegraphierte, so nicht etwa, weil mir noch der geringste Zweifel an der Identität der Person geblieben wäre, also das mir vor Augen gekommene junge Mädchen und das, von dem er mir gesprochen hatte, auch nur entfernt für mich zwei getrennte Wesen dargestellt hätten. Ich zweifelte nicht, daß die beiden ein und dasselbe Wesen waren. Doch in meiner Ungeduld darüber, daß ich noch bis zum übernächsten Tag ausharren mußte, war es mir ein süßes Gefühl – ganz als habe ich damit bereits eine geheime Macht über sie –, ein Telegramm zu erhalten, das sie und verschiedene sie angehende Einzelheiten betraf. Als ich im Telegraphenbüro meine Depesche in der lebhaften Erregung eines von Hoffnung glühenden Menschen aufgab, stellte ich fest, wieviel weniger hilflos ich jetzt war als in meiner Kindheit und gegenüber Mademoiselle d'Éporcheville als gegenüber Gilberte. Von dem Augenblick an, in dem ich mir einzig die Mühe genommen hatte, meine Depesche abzufassen, brauchte der Postangestellte sie nur zu nehmen und auf den schnellsten Wegen elektrischer Nachrichtenvermittlung weiterzuleiten; damit würden ja die ganze Strecke von Frankreich bis ans

Mittelmeer und die Lebemannvergangenheit Roberts, die dazu dienlich war, die Person zu identifizieren, der ich eben begegnet war, im Dienst des Romans stehen, den ich eben flüchtig in den Grundzügen angelegt hatte und an den ich nicht einmal mehr zu denken brauchte, denn alle diese Umstände würden es übernehmen, ihn in dem einen oder anderen Sinn zu Ende zu führen, bevor noch vierundzwanzig Stunden vergangen wären. Früher hingegen, als ich, von Françoise aus den Anlagen der Champs-Élysées heimgeführt, allein im Haus ohnmächtige Wünsche nährte und mich der praktischen Mittel der Zivilisation noch nicht bedienen konnte, liebte ich wie ein Wilder oder sogar, da ich ja keine Bewegungsfreiheit besaß, wie eine Blume. Von diesem Augenblick an verbrachte ich meine Zeit im Fieber; die Möglichkeit einer Abwesenheit von achtundvierzig Stunden, für die mein Vater[1] meine Gesellschaft wünschte, die mich aber um den Besuch bei der Herzogin gebracht hätte, versetzte mich in einen Zustand derartiger Wut und Verzweiflung, daß meine Mutter sich einschaltete und bei meinem Vater für mich die Erlaubnis erwirkte, in Paris zu bleiben. Mehrere Stunden hindurch aber ließ mein Zorn nicht nach, während mein Verlangen nach Mademoiselle d'Éporcheville sich infolge des Hindernisses, das sich zwischen uns schob, noch verzehnfacht hatte, wie auch infolge der Furcht, die ich einen Augenblick lang gehegt hatte, daß diese Stunden meines Besuchs bei Madame de Guermantes, denen ich wie einem sicheren Gut, das niemand mir entreißen konnte, unablässig lächelnd entgegensah, womöglich nie eintreten würden. Gewisse Philosophen sagen, die äußere Welt existiere nicht und nur in uns selbst entwickelten wir unser Leben. Wie dem auch sei, die Liebe, selbst in ihren bescheidensten Anfangsstadien, ist ein frappierendes Beispiel dafür, wie wenig die Wirklichkeit für uns bedeutet. Hätte ich aus dem Gedächtnis ein Porträt von Mademoiselle d'Éporcheville entwerfen, eine Beschreibung ihrer Person, ihr Signalement geben sollen, so wäre es mir unmöglich gewesen, ja, ich hätte

sie sogar auf der Straße nicht wiedererkannt. Ich hatte sie im Profil und in der Bewegung erblickt, sie war mir hübsch, einfach, hochgewachsen und blond erschienen, mehr hätte ich nicht zu sagen vermocht. Doch alle Reaktionen meines Verlangens, des Bangens, des tödlichen Streichs, der mir durch die Angst zugefügt wurde, ich werde sie möglicherweise nicht sehen – falls nämlich mein Vater mich mit auf die Reise nehmen sollte –, das alles stellte in Verbindung mit einem Bild, das ich im Grunde gar nicht kannte und bei dem mir völlig zu wissen genügte, daß es angenehm war, bereits eine Liebe dar. Endlich, am folgenden Morgen, nach einer Nacht beseligter Schlaflosigkeit, erhielt ich Saint-Loups Telegramm: »De l'Orgeville, *de* Adelsprädikat, *orge* wie Gerste, *ville* wie Stadt, klein, brünett, rundlich, ist zur Zeit in der Schweiz.« Sie war es nicht.

Meine[1] Mutter trat mit der Post in mein Zimmer, legte sie nachlässig auf mein Bett, als denke sie an etwas anderes. Sie zog sich gleich darauf wieder zurück, um mich allein zu lassen. Ich aber, der ich die Listen meiner lieben Mama kannte und wußte, daß man immer, ohne sich zu täuschen, in ihrem Gesicht lesen konnte, wenn man zum Schlüssel ihren Wunsch nahm, den anderen Vergnügen zu bereiten, lächelte und dachte: Es ist irgend etwas Interessantes für mich in der Post, und Mama hat diese gleichgültige und zerstreute Miene angenommen, damit meine Überraschung um so größer ist und um es nicht wie die Leute zu machen, die einem das Vergnügen zur Hälfte verderben, indem sie es einem zuvor schon ankündigen. Dageblieben aber ist sie nicht, weil sie glaubte, daß ich dann aus Eigenliebe das Vergnügen, das ich empfände, verbergen und dadurch weniger stark in mir erleben würde. Indessen war sie, als sie zur Tür ging, um das Zimmer zu verlassen, Françoise begegnet, die gerade hereinkommen wollte. Meine Mutter aber hatte Françoise zurückgedrängt und mit sich hinausgezogen, worauf diese betroffen und verwundert schien, denn sie war der Meinung, ihr Aufgabenbereich

schließe das Vorrecht ein, zu jeder Stunde in mein Zimmer einzudringen. Doch schon waren auf ihrem Gesicht Erstaunen und Zorn hinter dem düsteren, schleimigen Lächeln transzendenten Mitleids und philosophischer Ironie verschwunden, einer viskösen Flüssigkeit, die ihre verletzte Eigenliebe sekretierte, um ihre Wunde zu heilen. Damit sie sich nicht verachtet zu fühlen brauchte, verachtete sie uns. Sie wußte ja, daß wir Herrschaften waren, launenhafte Wesen, die sich nicht durch Intelligenz auszeichnen und ihr Vergnügen darin finden, besser mit Geist ausgestatteten Personen, den Dienstboten nämlich, durch das Mittel der Einschüchterung zu zeigen, daß sie die Herren sind, und ihnen sinnlose Pflichten aufzuerlegen, wie zum Beispiel in Zeiten einer Epidemie das Wasser abzukochen, ein Zimmer mit feuchtem Lappen aufzuwischen und es in dem Augenblick zu verlassen, in dem sie gerade die Absicht hatten, einzutreten. Meine Mutter hatte in ihrer Überstürzung die Kerze mitgenommen. Ich stellte fest, daß sie die Post ganz dicht neben mich gelegt hatte, damit sie mir nicht entging. Ich bemerkte aber, daß es nur Zeitungen waren. Gewiß fand sich darin irgendein Artikel von einem Schriftsteller, den ich mochte, der aber nur selten schrieb und deshalb für mich eine Überraschung sein würde. Ich ging zum Fenster; über dem bleichen, dunstigen Frühlicht war der Himmel rosig, wie es zu dieser Stunde die eben entzündeten Küchenherde sind; er erfüllte mich mit Hoffnung und dem Wunsch nach einer nächtlichen Bahnfahrt, um an dem kleinen Bahnhof in den Bergen aufzuwachen, an dem ich dem Milchmädchen mit den rosigen Wangen begegnet war.[1] Ich schlug den *Figaro* [2] auf. Wie ärgerlich! Gleich der erste Artikel hatte den gleichen Titel wie der, den ich selbst eingesandt hatte und der nicht erschienen war. Aber nicht nur der Titel, sondern auch die ersten Worte waren absolut die gleichen. Das war denn doch wirklich zu stark! Ich nahm mir vor, einen Beschwerdebrief zu schreiben. Und ich hörte, wie Françoise in ihrer Empörung darüber, daß sie aus meinem Zimmer vertrieben wurde, zu

dem sie jederzeit freien Zutritt zu haben glaubte, vor sich hinbrummelte: »Ob das kein Unglück ist, so ein Kind, das man schon hat auf die Welt kommen sehen! Ich war nicht dabei, als seine Mutter ihm das Leben gegeben hat, das ist allerdings wahr. Aber als ich seine Bekanntschaft machte, war er, alles was recht ist, noch keine fünf Jahre auf der Welt!« Aber nicht nur einige Worte, alles war da, und da war ja auch meine Signatur … Es war mein Artikel, der endlich erschienen war! Doch mein Denken, das vielleicht zu jenem Zeitpunkt schon anfing, ein wenig älter und etwas müder zu werden, fuhr einen Augenblick noch zu räsonieren fort, als habe es nicht begriffen, daß dies mein Artikel war, ähnlich den alten Leuten, die unbedingt eine einmal begonnene Bewegung zu Ende führen müssen, auch wenn sie unnötig geworden ist oder ein unerwartetes Hindernis, vor dem man sich rasch zurückziehen müßte, sie sogar gefährlich macht. Dann bedachte ich, welch geistiges Brot doch eine Zeitung ist, noch warm und feucht von der Presse, aus der es eben hervorgegangen ist, und vom Nebel des Morgens, an dem es schon in den frühesten Stunden an die Dienstmädchen ausgeteilt wird, die es der Herrschaft mit dem Frühstückskaffee bringen, jenes Wunderbrot, das, mit der Gabe unendlicher Vermehrung beschenkt, gleichzeitig eines und Zehntausende ist und dennoch das gleiche für jeden einzelnen bleibt, während es in unübersehbarer Zahl in sämtliche Häuser ausgeschüttet wird.

Was ich in der Hand hielt, ist nicht ein bestimmtes Exemplar der Zeitung, sondern ein beliebiges von den Zehntausenden; es ist nicht nur das von mir Geschriebene, sondern das von mir Geschriebene und von allen Gelesene. Um das Phänomen richtig zu beurteilen, das sich in diesem Augenblick in den anderen Häusern vollzieht, muß ich diesen Artikel nicht als Verfasser, sondern wie einer der Leser der Zeitung auf mich wirken lassen; er war nicht nur das von mir Geschriebene, sondern auch das Symbol seiner Inkarnation in so und so vielen Geistern. Daher mußte ich, um ihn zu lesen, für einen

Augenblick aufhören, Autor zu sein, und statt dessen ein beliebiger Zeitungsleser werden. Gleich aber stieg ein erster Zweifel in mir auf. Wird der ahnungslose Leser überhaupt diesen Artikel sehen? Ich entfalte zerstreut die Zeitung, wie ein ahnungsloser Leser es tun würde, ich nehme die Haltung, ja die Gesichtszüge an, als wisse ich nicht, was diesen Morgen in meiner Zeitung steht, und wolle nur eilig die Nachrichten aus der Gesellschaft oder den politischen Teil durchfliegen. Mein Artikel aber ist so lang, daß mein Blick, mit dem ich vor ihm auszuweichen suche (um mich ganz an die Wahrheit zu halten und nicht das Glück zu beeinflussen, so wie jemand, der warten muß, besonders langsam zählt), im Überfliegen doch noch ein Stück davon erhascht. Viele von denen aber, die den Eingangsartikel bemerken, ja ihn sogar lesen, werfen dennoch keinen Blick auf die Signatur. Ich selbst wäre ganz außerstande zu sagen, von wem der Leitartikel des vorherigen Tages stammte. Ich nehme mir aber jetzt vor, von ihm und dem Namen des Verfassers fortan täglich Notiz zu nehmen; doch wie ein eifersüchtiger Liebhaber, der seine Geliebte nicht betrügt, um an ihre Treue zu glauben, überlege ich mir kummervoll, daß die Aufmerksamkeit, die ich künftig zu entfalten gedenke, die der anderen gleichwohl nicht erzwingen noch erzwungen haben kann. Die nicht zu vergessen, die auf die Jagd gegangen oder schon früh von zu Hause aufgebrochen sind. Immerhin ein paar werden ihn dennoch lesen. Ich mache es wie sie, ich fange an. Wenn ich auch weiß, daß viele derer, die ihn lesen, ihn erbärmlich finden werden, scheint mir doch in dem Augenblick, in dem ich ihn selbst lese, das, was ich meinerseits in jedem Wort sehe, auf dem Papier zu stehen; ich kann nicht glauben, daß nicht jede Person, wenn sie die Augen auftut, auf der Stelle die Bilder vor sich sieht, die ich selbst sehe, da ich der Meinung bin, der Gedanke des Autors werde unmittelbar vom Leser wahrgenommen, während in Wirklichkeit ein anderer Gedanke in seinem Geist entsteht; ich glaube es mit der gleichen Naivität

wie diejenigen, die da meinen, dasselbe Wort, das man ausgesprochen hat, laufe so, wie es ist, an den Telephondrähten entlang; gerade in dem Augenblick, in dem ich ein beliebiger Leser sein will, schreibt mein Geist meinen Artikel von neuem. Wenn Monsieur de Guermantes diesen oder jenen Satz, der Bloch gefallen würde, nicht verstünde, so könnte ihn vielleicht andererseits diese oder jene Überlegung amüsieren, die bei Bloch auf kein Verständnis stieße. Da für jeden Teil, den etwa ein vorhergehender Leser unbeachtet ließe, ein neuer Liebhaber sich einstellte, würde eben doch der Artikel in seiner Gesamtheit von einer ganzen Menge von Leuten in den Himmel gehoben und begegnete damit autoritativ dem mangelnden Selbstvertrauen dessen, der ihn nun nicht mehr zu verteidigen brauchte. In Wirklichkeit verhält es sich mit dem Wert eines Artikels, wie hervorragend er auch sein mag, wie mit jenen gewissen Sätzen, die in Parlamentsberichten stehen und in denen die Worte: »Wir werden ja sehen«, die der Minister ausgesprochen hat, nur einen Teil – und vielleicht den unbedeutendsten – eines Satzes bilden, den man folgendermaßen lesen muß: »Der Ministerpräsident, Minister des Inneren und des Kultus: ›Wir werden ja sehen.‹ Lebhafte Zurufe von der äußersten Linken. ›Gut! Sehr gut!‹ auf einigen Bänken der Linken und im Zentrum« (ein Schluß, der besser als die Mitte und des Anfangs würdig ist[1]): Ein Teil ihrer Schönheit – und das ist der Erbfehler dieser Literaturgattung, von dem auch die berühmten *Lundis* [2] nicht ausgenommen sind – liegt in dem Eindruck, den sie im Leser erzeugt. Es handelt sich um eine kollektive Venus, von der man nur ein verstümmeltes Glied besitzt, wenn man sich einzig an den Gedanken des Verfassers hält, denn sie verwirklicht und vervollständigt sich erst in dem Geist der Leser. In ihm erst erhält sie ihre endgültige Form. Und da eine Menschenmenge, selbst wenn es sich um eine Elite handelt, keinen Künstler ergibt, haftet dieser letzten Prägung, die sie ihr verleiht, zwangsläufig etwas ein wenig Gewöhnliches an. So mag sich Sainte-Beuve am

Montag vorgestellt haben, wie Madame de Boigne unter ihrem säulengetragenen Betthimmel seinen Artikel im *Constitutionnel* las und dabei diese oder jene hübsche Bemerkung goutierte, die, nachdem er sie lange wohlgefällig in sich erwogen hatte, vielleicht nie seiner Feder entflossen wäre, hätte er es nicht für angebracht gehalten, seinem Feuilleton damit etwas aufzuhelfen und dessen Durchschlagskraft zu mehren. Bestimmt las es der Kanzler seinerseits und würde seiner alten Freundin bei dem Besuch, den er ihr etwas später machte, darüber ein paar Worte sagen. Am Abend aber würde ihm der Herzog von Noailles, wenn er in grauen Hosen bei ihm erschien und ihn in seinem Wagen abholte, mitteilen, was man in der Gesellschaft davon hielt, sofern nicht ein Wort von Madame d'Arbouville ihn bereits davon unterrichtet hatte. Ich sah, wie zur gleichen Stunde über so und so viele Leute meine Gedanken – oder sogar in Ermangelung meiner Gedanken, über diejenigen, die ihnen nicht folgen konnten, die wiederholte Nennung meines Namens und damit gleichsam ein verschöntes Bild meiner selbst – ihren Glanz ergossen und ihre eigenen Gedanken mit einer Morgenröte tränkten, die mich selbst mit mehr Kraft und triumphierender Freude erfüllte als jene unermeßliche Morgenröte, die gleichzeitig in allen Fenstern rosa schimmerte.[1] Beim Versuch, irgendein Leser zu sein, sah ich Bloch, die Guermantes, Legrandin, Andrée, Maria[2] aus jedem Satz die Bilder ziehen, die der Artikel enthält, versuche also, irgendein Leser zu sein, und gleichzeitig lese ich auch als Autor. Aber nicht nur als Autor; damit das unmögliche Wesen, das ich hierbei zu sein versuche, alle Gegensätze in sich vereinige, die mir besonders günstig sein können, lese ich zwar als Autor, beurteile mich aber als Leser, das heißt ohne irgendeinen jener Ansprüche, die derjenige an einen Text stellt, der ihn an dem Ideal mißt, das er hat ausdrücken wollen. Diese Seiten, die sich, als ich sie niederschrieb, neben dem, was ich dachte, so farblos ausnahmen, so kompliziert und undurchsichtig neben meiner harmonieerfüllten, transpa-

renten Vision, so voller Lücken, die auszufüllen mir nicht gelungen war, so daß die Lektüre für mich ein Leiden bedeutete, hatten damals in mir nur das Gefühl meines Unvermögens und meines unheilbaren Talentmangels verstärkt. Jetzt aber, da ich mich zwinge, ihnen als Leser gegenüberzustehen, wälze ich die schmerzhafte Verpflichtung, über mich zu urteilen, auf die anderen ab; es gelingt mir wenigstens, ganz von dem abzusehen, was ich hatte tun wollen, und zu lesen, was ich geschaffen hatte. Ich las den Artikel und versuchte mir dabei einzureden, daß er von einem anderen sei. Da aber ereignete es sich, daß all meine bildlichen Wendungen, alle Überlegungen, alle Beiwörter, sobald ich sie als solche und ohne Erinnerung an das Scheitern betrachtete, das sie für meine Zielsetzung bedeuteten, mich durch ihren Glanz, ihre überraschende Neuheit, ihre Tiefe entzückten. Wenn ich aber einem allzu großen Versagen begegnete, versetzte ich mich in die Seele des beliebigen staunenden Lesers, und dann sagte ich mir: Ach, was! Wie soll denn ein Leser so etwas bemerken? Dort fehlt wohl etwas, das mag sein. Aber zum Kuckuck mit ihnen, wenn es ihnen nicht paßt! Es stehen doch ohnehin genug hübsche Sachen darin, mehr, als sie es gewohnt sind. Indem ich so meinem mangelnden Selbstvertrauen diese zehntausend anerkennenden Meinungen als Stütze gab, schöpfte ich aus der Lektüre, in die ich mich in diesem Moment vertiefte, ein ebenso starkes Gefühl von Kraft und Vertrauen auf mein Talent, wie ich daraus Selbstzweifel geschöpft hatte, als sich das, was ich geschrieben hatte, nur an mich richtete. Kaum hatte ich daher die tröstliche Lektüre vollendet, als ich, der ich doch nicht den Mut gefunden hatte, mein Manuskript noch einmal durchzulesen, mir auch schon wünschte, gleich noch einmal von vorn anzufangen, gibt es doch nichts Besseres als einen eigenen alten Artikel, um sich sagen zu können: Wenn man ihn einmal gelesen hat, kann man ihn auch ein zweites Mal lesen.[1] Ich nahm mir vor, weitere Exemplare durch Françoise holen zu lassen – um sie meinen Freunden zu

schenken, würde ich ihr sagen, in Wirklichkeit aber, um die Hand auf das Wunder der Vermehrung meiner Gedanken zu legen und, ganz als wäre ich ein anderer Herr, der soeben *Le Figaro* aufschlägt, in einer anderen Nummer die gleichen Sätze noch einmal zu lesen. Es war zufällig sehr lange her, daß ich die Guermantes gesehen hatte; ich würde ihnen einen Besuch machen und bei dieser Gelegenheit erfahren, welche Meinung man über meinen Artikel hatte.

Ich dachte an diese oder jene Leserin, in deren Schlafzimmer ich gern eingedrungen wäre, der die Zeitung wenn auch nicht meine Gedanken, die sie nicht verstehen konnte, so doch wenigstens meinen Namen zutragen und bei der er genauso wirken würde, als spräche man zu ihr von meiner Person in den höchsten Tönen. Doch Lobsprüche, die dem erteilt werden, was man nicht liebt, schlagen das Herz nicht stärker in dessen Bann, als die Regungen eines Geistes, in den man nicht einzudringen vermag, den eigenen Geist anziehen. Im Gedanken an andere Freunde aber sagte ich mir, daß es, wenn mein Gesundheitszustand sich auch weiter verschlechtern und ich sie möglicherweise nicht mehr sehen könnte, doch angenehm sein müsse, weiterhin zu schreiben, weil ich auf diese Weise noch Zugang zu ihnen haben, zwischen den Zeilen zu ihnen sprechen, ihre Gedanken nach Belieben lenken, ihr Wohlgefallen erregen und in ihrem Herzen freundliche Aufnahme finden konnte. Ich sagte es mir, weil gesellschaftliche Beziehungen bisher einen gewissen Platz in meinem täglichen Leben eingenommen hatten, weil mir deshalb eine Zukunft, in der sie keine Rolle mehr spielen würden, Schrecken einflößte und weil schließlich ein solches Hilfsmittel, das mir erlauben würde, die Aufmerksamkeit meiner Freunde weiterhin an mich zu fesseln, ja vielleicht ihre Bewunderung auf mich zu ziehen, bis es mir wieder gut genug ging, um sie selbst aufzusuchen, für mich etwas Tröstliches besaß; ich sagte es mir, aber ich fühlte sehr wohl, daß es gar nicht der Wahrheit entsprach, daß ich mir zwar gern ihre Aufmerksamkeit als einen

Anlaß zum Vergnügen vorstellte, dieses Vergnügen aber doch ein inneres, geistiges und abgeschiedenes war, das sie mir nicht schenken konnten und das ich nicht dadurch zu finden imstande war, daß ich mit ihnen sprach, sondern nur dadurch, daß ich fern von ihnen schrieb; und daß, wenn ich zu schreiben anfing, um sie auf diese Weise indirekt zu besuchen, ihnen eine bessere Vorstellung von mir zu geben und mir eine angesehenere Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen, mir vielleicht gerade das Schreiben die Lust nehmen würde, sie zu sehen, und ich am Ende keine Freude mehr darin fände, die Stellung, die mir die Literatur möglicherweise in der Gesellschaft geschaffen haben würde, auch zu genießen, denn ich fände mein Vergnügen dann eben nicht mehr in der Gesellschaft, sondern in der Literatur.

Als ich mich daher nach dem Mittagessen zu Madame de Guermantes begab, war es weniger wegen Mademoiselle d'Éporcheville, die infolge der Depesche Saint-Loups das Beste ihrer Persönlichkeit verloren hatte, als um in Gestalt der Herzogin selbst eine der Leserinnen meines Artikels zu besuchen, mit deren Hilfe ich mir würde vorstellen können, was das Publikum der Abonnenten und Käufer des *Figaro* darüber gedacht haben mochte. Allerdings ging ich nicht ohne ein gewisses Vergnügen zu Madame de Guermantes. Ich mochte mir noch so oft sagen, daß sich dieser Salon in meinen Augen von den anderen wegen der langen Vorbereitungszeit unterschied, die er in meiner Phantasie verbracht hatte; dadurch, daß ich die Gründe für diesen Unterschied kannte, hob ich ihn keineswegs auf. Es gab für mich übrigens mehrere Formen des Namens Guermantes. Mit demjenigen, den mein Gedächtnis nur gleichsam in ein Adreßbuch eingetragen hatte, war freilich überhaupt keine Poesie verbunden, ältere aber, die bis in die Zeit zurückreichten, in der ich Madame de Guermantes noch nicht kannte, waren befähigt, in mir neue Gestalt anzunehmen, besonders wenn ich die Herzogin lange nicht gesehen hatte und die grelle Deutlichkeit der Person mit

menschlichen Zügen das geheimnisvolle Strahlen des Namens nicht zum Erlöschen brachte. Dann begann ich von neuem an die Wohnstätte von Madame de Guermantes wie an etwas zu denken, was jenseits von allem Wirklichen lag, in der gleichen Weise, wie ich immer wieder an das nebelhafte Balbec meiner ersten Träume zurückdachte, als hätte ich seither nicht die Reise dorthin gemacht, oder an den Ein-Uhr-Fünfzig-Zug, als hätte ich ihn niemals benutzt. Ich vergaß einen Augenblick meine Kenntnis davon, daß dies alles gar nicht existierte, so wie man manchmal an ein geliebtes Wesen denkt und dabei für einen Augenblick vergißt, daß es tot ist. Dann aber kehrte die Wirklichkeit in mein Bewußtsein zurück, da ich nunmehr das Vorzimmer der Herzogin betrat. Ich tröstete mich jedoch, indem ich mir sagte, daß es trotz allem für mich ein echter Schnittpunkt zwischen Traum und Wirklichkeit war. Bei meinem Eintreten in den Salon erkannte ich das blonde junge Mädchen, in dem ich vierundzwanzig Stunden lang geglaubt hatte, das von Saint-Loup genannte sehen zu dürfen. Sie bat die Herzogin, mich ihr »noch einmal vorzustellen«. Und tatsächlich hatte ich von dem Augenblick an, da ich ins Zimmer trat, den Eindruck, als kenne ich sie recht gut, welchen Eindruck jedoch die Herzogin durch ihre Frage zerstreute: »Ah! Sie sind Mademoiselle de Forcheville schon begegnet?« Ich hingegen war sicher, niemals irgendeinem jungen Mädchen vorgestellt worden zu sein, das diesen Namen trug, der mich bestimmt frappiert hätte, so vertraut war er meinem Gedächtnis, seitdem man mir jenen nachträglichen Bericht über Odettes Liebesabenteuer und Swanns Eifersucht gegeben hatte. An sich lag in meiner doppelten Namensverwechslung, daß ich mich nämlich zunächst an *de l'Orgeville* erinnert hatte, als sei es *d'Éporcheville*, zu *Éporcheville* aber umgestaltete, was in Wirklichkeit *Forcheville* hieß, nichts Außergewöhnliches. Wir begehen den Fehler, die Dinge so zu präsentieren, wie sie sind, die Namen so, wie sie geschrieben werden, die Leute, wie sie Photographie und Psychologie uns als

unwandelbar schildern. In Wirklichkeit aber entspricht das keineswegs dem, was wir für gewöhnlich wahrnehmen. Wir sehen, hören, begreifen die Welt völlig verkehrt. Wir wiederholen einen Namen, wie wir ihn verstanden haben, bis die Erfahrung unseren Irrtum berichtigt, was nicht immer geschieht. Alle Welt sprach in Combray fünfundzwanzig Jahre lang vor Françoise von Madame Sazerat, Françoise aber fuhr gleichwohl fort, Madame Sazerin zu sagen, nicht aufgrund jenes eigenwilligen, stolzen Bestehens auf ihren Täuschungen, das ihren Gewohnheiten entsprach, sich durch unseren Widerspruch nur verstärkte und all das repräsentierte, was bei ihr zu dem Frankreich von Saint-André-des-Champs an gleichmacherischen Grundsätzen aus dem Jahre 1789 hinzugetreten war (sie nahm nur eines der Bürgerrechte für sich in Anspruch, nämlich das, die Wörter nicht so auszusprechen wie wir, und darauf zu bestehen, daß *hôtel, été* und *air* Feminina seien), sondern weil sie in Wirklichkeit auch weiter jedesmal Sazerin verstand. Ein solcher ständiger Irrtum, der genau dem »Leben« entspricht, prägt seine tausend Formen nicht nur dem sichtbaren und dem hörbaren Universum auf, sondern auch dem sozialen, dem sentimentalen, dem historischen usw. Die Prinzessin von Luxemburg nimmt für die Frau des Gerichtspräsidenten nur die gesellschaftliche Stellung einer Kokotte ein, was im übrigen ohne Bedeutung ist; bedeutsamer ist es schon, wenn Odette für Swann eine schwer zu erobernde Frau ist, woraus er sich einen ganzen Roman konstruiert, der um so schmerzhafter sein muß, als er seinen Irrtum begreift; noch bedeutungsvoller aber ist es, daß die Franzosen in den Augen der Deutschen einzig von Revanche träumen. Wir besitzen von der Welt nur formlose, fragmentarische Vorstellungen, die wir durch willkürliche, gefährliche Suggestionen bewirkende Gedankenassoziationen vervollständigen. Ich hätte also keinen Grund gehabt, sehr erstaunt zu sein, als ich den Namen Forcheville hörte (fragte mich auch bereits, ob es sich vielleicht um eine Verwandte jenes

Forcheville handelte, von dem ich so viel hatte sprechen hören), hätte nicht das blonde junge Mädchen, zweifellos in dem Bemühen, mit Takt allen Fragen zuvorzukommen, die ihr hätten unangenehm sein können, auf der Stelle gesagt: »Sie erinnern sich nicht, daß Sie mich früher sehr oft gesehen haben. Sie kamen sogar in unser Haus, ich war Ihre Freundin Gilberte. Ich habe gleich bemerkt, daß Sie nicht wußten, wer ich bin. Ich aber habe Sie auf der Stelle wiedererkannt.« (Sie sagte das, als habe sie mich sofort in dem Salon wiedererkannt, in Wahrheit aber hatte sie mich auf der Straße erkannt und gegrüßt; später berichtete mir auch Madame de Guermantes, sie habe als etwas sehr Komisches und Ungewöhnliches erzählt, ich sei ihr nachgegangen und habe versucht, sie im Vorbeigehen zu streifen, offenbar in der Meinung, ich hätte eine Kokotte vor mir.) Erst nachdem sie gegangen war, erfuhr ich, weshalb sie Mademoiselle de Forcheville hieß. Nach dem Tod Swanns fand es sich, daß Odette, die alle Welt durch einen tiefen, lang anhaltenden und aufrichtigen Schmerz in Erstaunen setzte, eine sehr reiche Witwe war. Forcheville heiratete sie, nachdem er eine lange Reihe von Schloßbesuchen absolviert und sich dessen versichert hatte, daß seine Familie seine Gattin empfangen werde (diese Familie machte einige Schwierigkeiten, gab dann aber angesichts des Vorteils nach, nicht mehr für die Ausgaben eines bedürftigen Verwandten aufkommen zu müssen, der sich nun sozusagen aus Armut zu Üppigkeit erheben sollte). Kurz darauf starb ein Onkel Swanns, bei dem sich durch die nacheinander erfolgten Todesfälle zahreicher Verwandter eine enorme Hinterlassenschaft angesammelt hatte, und vermachte sein ganzes Vermögen Gilberte, die auf diese Weise zu einer der reichsten Erbinnen Frankreichs wurde.[1] Es war aber das der Augenblick, in dem als Folge der Dreyfus-Affäre eine antisemitische Bewegung entstanden war, die zu einer verstärkten Durchsetzung der Gesellschaft mit Juden parallel verlief. Die Politiker hatten nicht unrecht gehabt mit ihrer

Annahme, die Aufdeckung des Justizirrtums werde dem Antisemitismus einen spürbaren Schlag versetzen. Für den Augenblick aber wurde dadurch ein zumindest in der feinen Welt verbreiteter Antisemitismus gesteigert, ja auf die Spitze getrieben. Forcheville, der wie auch noch der geringste Adelige aus Gesprächen seiner Familie die Gewißheit gewonnen hatte, daß sein Name älter sei als der der La Rochefoucauld, war der Meinung, er habe durch seine Vermählung mit der Witwe eines Juden einen gleichen Akt der Nächstenliebe vollzogen wie ein Millionär, der eine Prostituierte von der Straße aufliest und sie aus dem Elend der Gosse zieht. Er war bereit, seine Güte auch noch auf Gilberte auszudehnen, deren Heiratsaussichten durch die große Zahl ihrer Millionen verbessert, aber durch den absurden Namen Swann beeinträchtigt waren. Er erklärte, er wolle sie adoptieren. Wie man weiß, hatte Madame de Guermantes zum Staunen der Gesellschaft – das sie im übrigen aus Neigung und Gewohnheit gern erregte –, als Swann sich verheiratet hatte, abgelehnt, seine Tochter oder seine Frau zu empfangen. Diese Weigerung hatte sich um so herzloser ausgenommen, als für Swann lange Zeit seine mögliche Heirat mit Odette die Einführung seiner Tochter bei Madame de Guermantes bedeutet hatte. Gewiß hätte gerade er, der schon so vieles erlebt hatte, wissen müssen, daß solche Szenen, die man sich ausmalt, niemals Wirklichkeit werden, und zwar aus verschiedenen Gründen, deren einer bewirkte, daß ihm wenig daran lag, dieser Einführung nachzutrauern. Dieser Grund ist der, daß, um welches Bild es sich auch handelt – von der Forelle, die man bei Sonnenuntergang zu verspeisen gedenkt, um derentwillen ein von Natur aus seßhafter Mann sich dazu entschließt, einen Zug zu besteigen, bis zu dem Wunsch, eine stolze Kassiererin eines Abends dadurch in Erstaunen zu setzen, daß man in einer pompösen Equipage bei ihr vorfährt, um dessentwillen ein skrupelloser Mensch sich dazu entschließt, einen Mord zu begehen oder um der Erbschaft willen den Tod der Seinen zu ersehnen, je nachdem ob

er mehr zur Tat oder zur Trägheit neigt, ob er seine Ideen konsequent weiterverfolgt oder es dabei bewenden läßt, das erste Glied der Kette spielerisch zu berühren –, die Handlung, die uns den Zugang zu diesem Bild verschaffen soll, ob diese Handlung nun eine Reise, eine Heirat oder ein Verbrechen usw. ist, uns so nachhaltig verändert, daß wir gar nicht mehr wichtig finden oder sogar ganz aus den Augen verlieren, was jenes Bild ausmachte, das derjenige sich ausmalte, der zu jenem Zeitpunkt noch kein Reisender oder Ehemann oder Verbrecher oder Einsamer war (der sich um des Ruhmes willen an die Arbeit macht, gleichzeitig aber keinerlei Verlangen nach Ruhm mehr verspürt), usw. Sollten wir im übrigen hartnäckig darauf bestehen, keinesfalls umsonst gehandelt zu haben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Sonne gerade nicht scheint und uns, da wir frieren, eine warme Suppe am Kaminfeuer weit erwünschter wäre als eine Forelle im Freien, daß unsere Equipage der Kassiererin keinen Eindruck macht, da sie vielleicht aus ganz anderen Gründen große Achtung für uns hegte und unser unvermittelter Reichtum bei ihr nur Argwohn erregt. Kurz, wir haben ja gesehen, wie Swann nach seiner Heirat vor allem an den Beziehungen seiner Frau und seiner Tochter zu Madame Bontemps gelegen war, usw. Zu allen aus der typisch Guermantesschen Auffassung des gesellschaftlichen Lebens sich ergebenden Gründen, die die Herzogin bewogen hatten, sich Madame und Mademoiselle Swann niemals vorstellen zu lassen, kann man noch die selige Ungezwungenheit hinzuzählen, mit der Leute, die selbst nicht lieben, von dem Abstand nehmen, was sie an Liebenden tadeln und was sich aus deren Liebe erklärt. »Oh! Mit alledem gebe ich mich nicht ab; wenn es den armen Swann amüsiert, Dummheiten zu machen und sich um seine Stellung zu bringen, so ist das seine Sache; mir soll man mit dergleichen nicht kommen, so etwas geht oft sehr schlecht aus; sie sollen selber zusehen, wie sie damit fertig werden.« Es war das gleiche *Suave mari magno* [1] , das Swann mir selbst im Hinblick auf

die Verdurins angeraten hatte, als er schon lange nicht mehr in Odette verliebt war und an dem Klübchen nicht mehr besonders hing. Das ist es, was das Urteil Dritter über Leidenschaften, die sie nicht selbst empfinden, und über Komplikationen, die sich daraus für das Benehmen ergeben, so weise macht. Madame de Guermantes hatte sich sogar mit staunenswerter Beharrlichkeit bemüht, Madame und Mademoiselle Swann auszuschließen. Als Madame Molé und Madame de Marsantes angefangen hatten, sich mit Madame Swann zu liieren und eine große Zahl von Damen der Gesellschaft bei ihr einzuführen, war Madame de Guermantes nicht nur unbekehrt geblieben, sondern hatte alles getan, um die Brücken abzubrechen, und erreichte auch, daß ihre Cousine, die Fürstin von Guermantes, ihrem Beispiel folgte. An einem der ernstesten Tage der Krise, als unter dem Ministerium Rouvier die Befürchtung auftauchte, es könne zwischen Frankreich und Deutschland zum Krieg kommen,[2] dinierte ich allein mit Monsieur de Bréauté bei Madame de Guermantes und hatte die Herzogin besorgt vorgefunden. Da sie sich gern mit Politik abgab, glaubte ich, sie wolle dadurch ihrer Befürchtung eines drohenden Krieges Ausdruck geben, so wie sie eines Tages, an dem sie sichtlich besorgt und sehr wortkarg bei Tisch erschienen war, jemandem, der sie schüchtern nach dem Grund ihrer Besorgtheit fragte, mit ernster Miene geantwortet hatte: »China macht mir Sorge.« Diesmal aber hatte gleich darauf Madame de Guermantes selbst ihre bewölkte Miene, die ich auf die Angst vor einer Kriegserklärung zurückgeführt hatte, Monsieur de Bréauté gegenüber mit den Worten erklärt: »Es heißt, Marie-Aynard wolle diesen Swanns eine gesellschaftliche Stellung verschaffen. Ich muß unbedingt morgen vormittag Marie-Gilbert um Hilfe angehen, damit so etwas nicht geschieht. Sonst kann ja von Gesellschaft keine Rede mehr sein. Reizend, diese Dreyfus-Affäre! Da braucht die Kolonialwarenhändlerin an der Ecke nur zu erklären, sie sei nationalistisch, und schon will sie bei uns verkehren.« Ich

aber empfand bei diesen Reden, die im Vergleich zu dem, was ich erwartet hatte, einen so frivolen Klang hatten, das Staunen eines Lesers, der im *Figaro* an der gewohnten Stelle die letzten Nachrichten über den Russisch-Japanischen Krieg sucht, statt dessen aber auf die Liste der Personen stößt, die Mademoiselle de Mortemart Hochzeitsgeschenke übersandt haben, da die Wichtigkeit einer aristokratischen Heirat alle Schlachten zu Wasser und zu Lande auf die letzte Seite der Zeitung verwiesen hat. Die Herzogin fand übrigens schließlich in ihrer über jedes Maß konsequenten Hartnäckigkeit eine solche Befriedigung ihres Stolzes, daß sie keine Gelegenheit versäumte, ihr Ausdruck zu geben. »Babal«, sagte sie, »behauptet, wir beide seien die zwei elegantesten Personen von Paris, weil nur ich und er uns nicht von Madame und Mademoiselle Swann grüßen lassen. Er versichert nämlich, es sei der höchste Schick, Madame Swann nicht zu kennen.« Und die Herzogin lachte aus vollem Halse.

Als Swann jedoch gestorben war, fand es sich, daß der Entschluß, seine Tochter nicht bei sich zu empfangen, nunmehr aufgehört hatte, Madame de Guermantes all die Befriedigung des Stolzes, der Unabhängigkeit, des *self-government*, der Verfolgung zu geben, die sie daraus hatte ziehen können, da der Tod des Menschen, der ihr den köstlichen Eindruck ermöglicht hatte, zu spüren, daß sie ihm widerstand, daß er sie nicht dazu bringen konnte, ihre Dekrete aufzuheben, dem allen ein Ende bereitete. Daraufhin ging die Herzogin dazu über, neue Dekrete zu erlassen, die sich auf Lebende bezogen und ihr deshalb das Gefühl geben konnten, sie habe die Freiheit, zu tun, was ihr paßte. Sie dachte nicht an die kleine Swann, doch wenn von ihr die Rede war, verspürte sie eine Neugierde wie nach einem unbekannten Ort, dessen Zugang ihr nicht mehr durch den Wunsch, den Prätentionen eines Swann entgegenzutreten, verlegt war. Im übrigen können so viele verschiedene Gefühle dazu beitragen, ein einziges hervorzubringen, daß man nicht sagen kann, ob nicht auch eine

gewisse freundliche Gesinnung Swann gegenüber bei diesem Interesse eine Rolle spielte. Sicherlich gehörte – denn auf allen Stufen der Gesellschaft lähmt ein oberflächliches Gesellschaftsleben das Empfinden und führt dazu, daß man die Toten nicht wiedererwecken kann – die Herzogin zu denjenigen, die die Gegenwart der anderen brauchen – eine Gegenwart, die sie als echte Guermantes mit allen Künsten möglichst lange auszudehnen wußte –, um wahrhaft lieben, aber auch, was schon seltener ist, um ein wenig verabscheuen zu können. So kam es, daß ihre wohlwollenden Gefühle anderen gegenüber zu deren Lebzeiten oft suspendiert waren, weil irgendeine ihrer Handlungen sie verärgert hatte, nach ihrem Tod aber auferstanden. Sie hatte dann fast ein Wiedergutmachungsbedürfnis, weil sie die anderen nur mehr, wenn auch sehr unscharf, mit ihren guten Eigenschaften und befreit von all der bescheidenen Selbstzufriedenheit und den bescheidenen Prätentionen vor sich sah, die ihr bei ihnen auf die Nerven fielen, solange sie lebten. Das gab manchmal bei aller Frivolität dem Verhalten von Madame de Guermantes – freilich mit viel Niedertracht vermischt – etwas wirklich Nobles. Denn während drei Viertel der Menschen den Lebenden schmeicheln und sich um die Toten nicht scheren, tat sie oft nach dem Tode der Leute das, was die von ihr schlecht Behandelten zu ihren Lebzeiten gern gesehen hätten.

Was nun Gilberte anbetraf, so hätten alle Menschen, die sie liebten und für sie eine gewisse stellvertretende Selbstachtung empfanden, sich über den Stimmungsumschwung der Herzogin ihr gegenüber nur in dem Gedanken gefreut, daß Gilberte sich durch verächtliches Zurückweisen der Avancen, die ihr nach fünfundzwanzig Jahren der Demütigung gemacht wurden, dafür nun rächen werde. Leider sind die moralischen Reaktionen nicht immer mit dem identisch, was der gesunde Menschenverstand ersinnt. So kann jemand, der wegen einer unangebrachten Kränkung geglaubt hat, seine Ambitionen bei einer Person, die ihm wichtig ist, begraben zu müssen, sie

gerade dadurch bewahren. Gilberte, die allen gegenüber ziemlich gleichgültig blieb, die ihr liebenswürdig entgegentraten, hatte nie aufgehört, mit Bewunderung an die hochmütige Madame de Guermantes zu denken und sich nach den Gründen für diesen Hochmut zu fragen; einmal hatte sie sogar – eine Handlung, um derentwillen alle Leute, die freundschaftliche Gefühle für sie hegten, vor Scham in den Boden gesunken wären – an die Herzogin schreiben wollen, um sie zu fragen, was sie gegen ein junges Mädchen habe, von dem sie niemals gekränkt worden war. Die Guermantes hatten in ihren Augen eine Bedeutung angenommen, die ihr Adelsrang ihnen nie hätte verschaffen können. Sie stellte sie nicht nur über den gesamten Adel, sondern sogar über alle königlichen Familien.

Alte Freundinnen Swanns kümmerten sich viel um Gilberte. In der Aristokratie erfuhr man von der jüngsten Erbschaft, die sie gemacht hatte, und man begann festzustellen, wie wohlerzogen sie sei und welche reizende Gattin sie einmal abgeben würde. Man behauptete, eine Cousine von Madame de Guermantes, die Fürstin von Nièvre, ziehe sie für ihren Sohn in Betracht. Madame de Guermantes konnte Madame de Nièvre nicht ausstehen. Sie erklärte überall, eine solche Heirat wäre ein Skandal. Erschrocken versicherte Madame de Nièvre, sie habe niemals daran gedacht. Eines Tages nach dem Mittagessen, als schönes Wetter war, und Monsieur de Guermantes mit seiner Frau ausfahren wollte, setzte Madame de Guermantes vor dem Spiegel ihren Hut auf, ihre blauen Augen betrachteten sich selbst und ihr noch immer blondes Haar, die Jungfer hielt verschiedene Sonnenschirme in der Hand, unter denen ihre Herrin einen auswählen sollte. Die Sonne flutete durchs Fenster, sie hatten beschlossen, den schönen Tag für einen Besuch in Saint-Cloud zu nutzen. Monsieur de Guermantes stand fertig angekleidet mit perlgrauen Handschuhen und dem Zylinder auf dem Kopf da und sagte sich: Oriane ist wirklich noch wundervoll, ich finde sie fabelhaft. Als er sah, daß seine Frau guter Laune schien, sagte

er: »Apropos, ich habe Ihnen etwas auszurichten von Madame de Virelef. Sie wollte Sie bitten, am Montag mit ihr in die Oper zu kommen. Aber da sie auch die kleine Swann eingeladen hat, hat sie es nicht gewagt und mich gebeten, erst das Terrain zu sondieren. Ich äußere keine Meinung, ich führe nur einen Auftrag aus. Immerhin scheint mir, mein Gott, wir könnten … «, setzte er in beiläufigem Ton hinzu; da nämlich ihre Disposition gegenüber einer Person eine kollektive Disposition war, das heißt in gleicher Form bei beiden entstand, wußte er von sich selbst, daß die gegen Mademoiselle Swann gerichtete Feindseligkeit seiner Frau hinfällig geworden und sie selbst vielmehr neugierig war, ihre Bekanntschaft zu machen. Madame de Guermantes band endgültig ihren Schleier fest und wählte einen Sonnenschirm aus. »Aber ganz wie Sie wollen, was soll mir das denn ausmachen? Ich habe keine Bedenken dagegen, daß wir die Kleine kennenlernen. Sie wissen doch, ich habe niemals etwas *gegen* sie gehabt. Ich wollte nur nicht den Anschein erwecken, als ob wir die Mesalliancen unserer Freunde in unserem Hause empfingen. Das ist alles.« – »Damit hatten Sie vollkommen recht«, antwortete der Herzog, »Sie sind die Klugheit in Person, meine Teure, und außerdem ganz entzückend in diesem Hut.« – »Sie sind sehr liebenswürdig«, sagte Madame de Guermantes lächelnd zu ihrem Gatten und schritt zur Tür. Doch bevor sie in den Wagen stieg, legte sie Wert darauf, noch einige Erklärungen abzugeben: »Jetzt gibt es ja viele Leute, die die Mutter bei sich sehen. Dabei besitzt sie genug Einsicht, um drei Viertel des Jahres krank zu sein; übrigens heißt es, die Kleine sei ganz besonders nett. Zudem weiß alle Welt, daß wir Swann ungemein gern gehabt haben. Man wird es gewiß ganz natürlich finden.« Darauf fuhren sie zusammen nach Saint-Cloud.

Vier Wochen später wurde die kleine Swann, die noch nicht Forcheville hieß, bei den Guermantes zum Mittagessen eingeladen. Es war von tausend Dingen die Rede; am Ende der Mahlzeit brachte Gilberte schüchtern vor: »Ich glaube, Sie

haben meinen Vater sehr gut gekannt.« – »Das kann ich wohl sagen«, gab Madame de Guermantes in einem melancholischen Ton zurück, mit dem sie ihr Verständnis für den Kummer der Tochter bewies, andererseits auch mit einer gewollt übertriebenen Eindringlichkeit, um den Eindruck zu wecken, als wolle sie vertuschen, daß sie nicht ganz sicher sei, ob sie sich wirklich an den Vater erinnerte. »Wir haben ihn gut gekannt, ich erinnere mich noch *sehr wohl* an ihn.« (Sie durfte sich in der Tat sehr gut an ihn erinnern, hatte er ihr doch fünfundzwanzig Jahre hindurch fast täglich einen Besuch gemacht.) »Ich weiß genau, wer er war, und ich kann Ihnen auch sagen«, fügte sie hinzu, als wolle sie die Tochter darüber aufklären, wen sie zum Vater gehabt habe, und müsse dem jungen Mädchen erst einmal eine eingehende Kenntnis von ihm vermitteln, »er verstand sich ausgezeichnet mit meiner Schwiegermutter und auch mit meinem Schwager Palamède.« – »Er kam auch zu uns, er hat sogar hier im Haus geluncht«, fügte Monsieur de Guermantes mit ostentativer Zurückhaltung und im Bestreben nach skrupulöser Genauigkeit hinzu. »Sie erinnern sich doch, Oriane. Was war Ihr Vater für ein trefflicher Mann! Wie deutlich spürte man, aus was für einer gediegenen Familie er kam! Im übrigen habe ich früher auch einmal seine Eltern gesehen. Sie und er sind wirklich sehr brave Leute gewesen!« Man hatte den Eindruck, daß, wären Eltern und Sohn noch am Leben, der Herzog von Guermantes keinesfalls gezögert hätte, sie für eine Stellung als Gärtner zu empfehlen. So spricht man im Faubourg Saint-Germain zu jedem Bürgerlichen von anderen Bürgerlichen, sei es, um diesem dadurch zu schmeicheln, daß man – für die Dauer des Gesprächs – zugunsten des Mannes oder der Frau, mit denen man sich gerade unterhält, eine Ausnahme macht, sei es vielmehr oder zugleich, um ihn zu demütigen. In der gleichen Weise spricht ein Antisemit zu einem Juden, den er im gleichen Augenblick mit Liebenswürdigkeiten überhäuft, schlecht

von den Juden im allgemeinen, was ihm erlaubt, zu verletzen, ohne grob zu sein.

Madame de Guermantes aber, wahre Königin des Augenblicks, die sich an Leutseligkeit überbot, solange sie einen sah, und sich nicht entschließen konnte, einen gehen zu lassen, war zugleich auch dessen Sklavin. Swann hatte manchmal im Rausch der Konversation der Herzogin die Illusion zu schenken vermocht, sie hege freundschaftliche Gefühle für ihn, doch nun war er nicht mehr imstande dazu. »Er war ein reizender Mensch«, sagte sie mit einem traurigen Lächeln, während sie auf Gilberte einen sehr sanften Blick heftete, der diesem jungen Mädchen für den Fall, daß es ein reges Gefühlsleben besaß, zeigen mußte, daß es verstanden wurde und daß Madame de Guermantes, wäre sie mit ihm allein und wären die Umstände günstiger gewesen, ihm gern die ganze Tiefe ihrer eigenen Empfindung aufgedeckt hätte. Monsieur de Guermantes hingegen, ob er nun fand, daß die Umstände sich für solche Ergüsse nicht eigneten, oder ob seiner Meinung nach alle übertriebenen Gefühlsäußerungen Sache der Frauen waren und die Männer in dieser Sphäre nicht mehr zu suchen hatten als in den übrigen der Weiblichkeit zugeteilten Bezirken – mit Ausnahme von Küche und Weinkeller, die er sich als seine Domäne vorbehielt, da er in dieser Hinsicht kompetenter war als die Herzogin –, erachtete es für richtig, eine Unterhaltung, die er mit sichtlicher Ungeduld anhörte, durch seine Einmischung nicht noch in die Länge zu ziehen. Im übrigen setzte Madame de Guermantes, nachdem dieser Anfall von Gefühlsseligkeit vorüber war, mit mondäner Frivolität an Gilberte gewandt hinzu: »Ja wissen Sie, ich muß Ihnen sagen, er war *seeehr* befreundet mit meinem Schwager Charlus und war auch ein ganz, *ganz* guter Freund von Voisenon« (so heißt das Schloß des Fürsten von Guermantes), und zwar nicht nur so, als sei die Tatsache, Monsieur de Charlus und den Fürsten zu kennen, für Swann ein reiner Zufall gewesen, als seien also der Schwager und der Vetter der Herzogin zwei

Männer gewesen, mit denen ganz bestimmte Umstände Swann überraschenderweise zusammengeführt hätten – während dieser tatsächlich mit allen Leuten derselben Gesellschaftsschicht verkehrt hatte –, sondern als wolle Madame de Guermantes Gilberte auch zu verstehen geben, wer ihr Vater gewesen war, das heißt diesen durch einen jener charakteristischen Züge »plazieren«, mit deren Hilfe man, wenn man erklären will, wieso man mit jemandem in Verbindung gekommen ist, den man normalerweise nicht kennengelernt hätte, oder wenn man die berichtete Tatsache als etwas Einmaliges hinzustellen wünscht, sich auf die besondere Patenschaft einer bestimmten Person beruft. Was Gilberte anbetraf, war sie um so froher, daß die Unterhaltung sich wieder von diesem Thema entfernte, als sie selbst versuchte, ihr eine andere Wendung zu geben, da sie von Swann den erlesensten Takt in Verbindung mit geistigem Charme geerbt hatte, beides Dinge, die Herzog und Herzogin wiedererkannten und schätzten, so daß sie Gilberte aufforderten, bald wieder zu kommen. Mit der Genauigkeit von Personen übrigens, deren Leben keinen eigentlichen Inhalt hat, stellten sie wechselweise bei den Leuten, mit denen sie in Verkehr kamen, die schlichtesten Vorzüge fest und äußerten darüber lebhaft ihr Erstaunen mit der naiven Bewunderung eines Städters, der auf dem Land einen Grashalm entdeckt, oder vergrößerten wie unter einem Mikroskop deren geringste Fehler, kommentierten sie unaufhörlich und nahmen ständig Anstoß daran, oft sogar beides wechselweise bei ein und derselben Person. Bei Gilberte waren es zunächst ihre angenehmen Seiten, an denen sich der müßige Scharfsinn von Monsieur und Madame de Guermantes betätigte: »Haben Sie die Art bemerkt, wie sie gewisse Worte ausspricht«, sagte, nachdem sie gegangen war, die Herzogin zu ihrem Gatten, »das ist ganz und gar Swann, ich glaubte ihn zu hören.« – »Ich wollte gerade die gleiche Bemerkung machen wie Sie, Oriane.« – »Sie ist geistreich, sie ist ganz und gar nach ihrem Vater geraten.« – »Ich finde, daß sie ihm sogar

weit überlegen ist; erinnern Sie sich, wie gut sie diese Geschichte mit den Seebädern erzählt hat, sie hat ein gewisses Brio, das bei Swann nicht zu finden war.« – »Oh, er hatte aber doch sehr viel Witz.« – »Ich sage nicht, daß er ihn nicht hatte, ich sage nur, daß er kein Brio hatte«, sagte Monsieur de Guermantes in gequältem Ton, denn seine Gicht machte ihn reizbar, und wenn er niemand anderen hatte, um seiner Gereiztheit Luft zu machen, ließ er sie an der Herzogin aus. Doch außerstande, den Grund dafür zu begreifen, begnügte er sich mit der Miene des Unverstandenen. Das Wohlwollen des Herzogs und der Herzogin bewirkten, daß man jetzt notfalls zu Gilberte manchmal von ihrem »verstorbenen Vater« gesprochen hätte, doch war es nun nicht mehr recht angebracht, denn Forcheville hatte gerade zu dieser Zeit das junge Mädchen adoptiert. Sie sagte »Vater« zu Forcheville, versetzte die würdigen alten Damen in Entzücken durch ihre Höflichkeit und Distinktion, und man fand, daß nicht nur Forcheville sich ihr gegenüber bewundernswert benommen, sondern die Kleine auch sehr viel Herz habe und es ihm angemessen danke. Sie hatte sich mir gewiß deshalb zu erkennen gegeben und von ihrem wirklichen Vater gesprochen, weil sie gelegentlich große Unbefangenheit zeigen konnte und zu zeigen wünschte. Das war aber eine Ausnahme, man wagte vor ihr den Namen Swann sonst nicht mehr auszusprechen. Ich hatte beim Eintreten in den Salon zwei Zeichnungen Elstirs bemerkt, die früher in ein Kabinett im Oberstock verbannt gewesen waren, wo ich sie nur durch Zufall einmal gesehen hatte.[1] Elstir war jetzt Mode. Madame de Guermantes war untröstlich, daß sie so viele Bilder von ihm ihrer Cousine gegeben hatte[1] , untröstlich nicht, weil sie jetzt Mode waren, sondern weil sie sie jetzt zu schätzen wußte. Tatsächlich entsteht ja die Mode aus den Vorlieben einer gewissen Anzahl von Leuten, für die die Guermantes repräsentativ sind. Sie konnte aber nicht daran denken, andere Bilder von ihm zu erwerben, denn die Preise waren seit einiger Zeit enorm gestiegen. Da sie aber wenigs-

tens irgend etwas von Elstir in ihrem Salon haben wollte, hatte sie die beiden Zeichnungen herunterholen lassen, von denen sie jetzt erklärte, sie ziehe sie seinen Gemälden vor. Gilberte erkannte sofort die Hand des Meisters. »Man könnte meinen, das seien Elstirs«, sagte sie. »Gewiß sind sie das«, antwortete unbedacht die Herzogin, »und zwar hat gerade Ihr … Freunde haben uns veranlaßt, die Zeichnungen zu kaufen. Sie sind ganz wundervoll. Meiner Meinung nach sind sie seinen Gemälden überlegen.« Ich, der ich diesen Dialog nicht mit angehört hatte, war gerade dabei, die Zeichnung von nahem zu betrachten. »Aber das ist doch der Elstir …« Ich sah, wie Madame de Guermantes mir verzweifelt Zeichen zu machen versuchte. »Ach so ja, der Elstir, den ich oben schon einmal bewundert habe. Er hängt hier viel besser als dort auf dem Korridor. Übrigens habe ich Elstir gerade in einem Artikel im *Figaro* erwähnt.[2] Haben Sie ihn gelesen?« – »Sie haben einen Artikel in *Le Figaro* geschrieben?« rief der Herzog mit der gleichen Heftigkeit aus, mit der er ausgerufen hätte: Aber das ist ja eine Cousine von mir. »Ja, gestern erst.« – »In *Le Figaro*? Sind Sie sicher? Das sollte mich aber sehr wundern. Wir haben nämlich jeder unseren *Figaro*, und wenn er dem einen entgangen wäre, hätte ihn doch der andere sehen müssen. Nicht wahr, Oriane, es stand doch nichts darin?« Der Herzog ließ *Le Figaro* holen und fügte sich erst dem Augenschein, als ob bis dahin durchaus die Möglichkeit bestanden hätte, daß ich selbst mich in bezug auf die Zeitung irrte, für die ich etwas geschrieben hatte. »Wie? Das verstehe ich nicht. Dann haben Sie also einen Artikel in *Le Figaro* geschrieben?« sagte die Herzogin zu mir im redlichen Bemühen, von einer Sache zu sprechen, die sie nicht interessierte. »Nicht doch, Basin, das können Sie später lesen.« – »Aber nein, der Herzog sieht so gut aus, wie er dasitzt mit seinem großen Bart auf der Zeitung«, meinte Gilberte, »ich werde ihn sofort lesen, sobald ich zu Hause bin.« – »Ja, jetzt, wo alle anderen Leute sich glatt rasieren, trägt er einen Bart«, sagte die Herzogin, »er

macht niemals mit, was die anderen tun. Als wir heirateten, hatte er nicht nur keinen Bart, sondern auch keinen Schnurrbart. Die Bauern, die ihn nicht kannten, wollten einfach nicht glauben, daß er Franzose sei. Zu jener Zeit hieß er Fürst des Laumes.« – »Gibt es noch einen Fürsten des Laumes?« fragte Gilberte, die sich für alles interessierte, was sich auf Leute bezog, die ihr so lange Zeit hindurch nicht hatten guten Tag sagen wollen. »O nein«, antwortete mit einem zärtlich schwermütigen Blick die Herzogin. »So ein hübscher Titel! Einer der schönsten von ganz Frankreich!« rief Gilberte, da Banalitäten einer gewissen Art unfehlbar zu gegebener Zeit gewissen gescheiten Personen über die Lippen kommen. »Ja, freilich, ich bedaure es auch. Basin möchte, daß der Sohn seiner Schwester ihn weiterführt, aber das ist nicht dasselbe; im Grunde wäre es wohl möglich, weil es nicht unbedingt der älteste Sohn sein muß, der Titel kann auch vom ältesten auf den jüngeren übergehen. Ich sagte gerade, daß Basin damals ganz bartlos war; eines Tages, bei einer Wallfahrt – erinnern Sie sich, mein Lieber«, sagte sie zu ihrem Mann, »es war diese Wallfahrt nach Paray-le-Monial[1] – fragte mein Schwager Charlus, der immer gern mit den Bauern spricht, bald den einen, bald den anderen: ›Woher bist du denn?‹, und da er sehr großzügig ist, schenkte er ihnen etwas oder lud sie zum Trinken ein. Denn niemand ist gleichzeitig hochmütiger und schlichter als Mémé. Sie können erleben, daß er eine Herzogin nicht grüßen will, weil sie ihm nicht Herzogin genug ist, einen Hundejungen aber mit Liebenswürdigkeit überhäuft. Daraufhin nun sagte ich zu Basin: ›Los, Basin, sprechen auch Sie ein bißchen mit ihnen‹. Mein Mann, der nicht immer sehr einfallsreich ist …« – »Ich danke bestens, Oriane«, sagte der Herzog, ohne sich in der Lektüre meines Artikels zu unterbrechen, in die er sich vertieft hatte – »er wandte sich also an einen Bauern und wiederholte ihm wörtlich die Frage seines Bruders: ›Und du, woher bist denn du?‹ – ›Ich bin aus Les Laumes.‹ – ›Du bist aus Les Laumes? Sehr gut, dann bin ich

ja dein Fürst.‹ Darauf betrachtete der Bauer Basins bartloses Gesicht und antwortete ihm: ›Das stimmt nicht. Sie sind ein Englischer.‹«[1] So sah man in den Geschichtchen der Herzogin solche großen, bedeutenden Titel wie denjenigen des Fürsten des Laumes an ihrem richtigen Platz, in ihrem alten Zustand und mit Lokalfarbe getränkt, in der gleichen Weise auftauchen, wie man in gewissen Stundenbüchern inmitten einer Volksmenge aus alten Zeiten die Turmspitze von Bourges erkennt.[2] Es wurden Visitenkarten hereingebracht, die ein Diener soeben abgegeben hatte. »Ich weiß nicht, was der da eingefallen ist, ich kenne sie überhaupt nicht. Das verdanke ich Ihnen, Basin. Sie haben wirklich kein Glück gehabt mit dieser Art von Beziehungen, mein armer lieber Freund«; dann fuhr sie an Gilberte gewandt fort: »Ich kann Ihnen gar nicht erklären, wer das ist, Sie kennen sie ganz bestimmt nicht, sie nennt sich Lady Rufus Israël.« Gilberte errötete heftig. »Ich kenne sie nicht persönlich«, sagte sie (das stimmte um so weniger, als Lady Rufus Israël sich zwei Jahre vor Swanns Tod mit diesem ausgesöhnt hatte und Gilberte beim Vornamen nannte). »Aber von anderen Leuten weiß ich sehr gut, wer die Dame ist, die Sie meinen.« Wie ich erfuhr, hatte ein junges Mädchen sie einmal, sei es aus boshafter Absicht, sei es aus Ungeschicklichkeit, nach dem Namen nicht ihres Adoptiv-, sondern ihres wirklichen Vaters gefragt, worauf sie in ihrer Verwirrung und um dem, was sie sagen mußte, einen etwas anderen Klang zu geben, nicht Suann, sondern Svann sagte und erst später merkte, daß sie zum eigenen Schaden aus einem Namen englischen Ursprungs einen deutschen gemacht hatte.[1] Sie hatte sogar nicht angestanden, sich herabzuwürdigen, um sich zu erhöhen, und hinzugefügt: »Über meine Geburt werden sehr verschiedene Dinge erzählt, ich selbst aber darf von alledem nichts wissen.« Wie sehr sich Gilberte auch bisweilen beim Gedanken an ihre Eltern (denn selbst Madame Swann stellte für sie eine gute Mutter dar und war es auch) einer solchen Art, das Leben aufzufassen, geschämt haben

mochte, darf man leider nicht vergessen, daß die Elemente, die dem zugrunde lagen, zweifellos von ihren Eltern entlehnt waren, denn wir erschaffen uns nicht in allen Teilen selbst. Zu einem bestimmten Quantum Egoismus, das der Mutter innewohnt, tritt ein andersgeartetes aus der Familie des Vaters hinzu, was nicht unbedingt bedeuten muß, daß es sich dazu addiert oder gar damit multipliziert, doch bringt beides einen neuen, unendlich viel machtvolleren und erschreckenderen Egoismus hervor. Seit die Welt besteht und Familien, in denen irgendein Fehler in der einen Form existiert, mit anderen Familien sich verbinden, in denen er in einer anderen zu Hause ist, woraus dann eine besonders vollkommene und abscheuliche Spielart bei dem Kind entsteht, müßten die gehäuften Formen des Egoismus (um hier nur vom Egoismus zu sprechen) einen solchen Umfang annehmen, daß die ganze Menschheit daran zugrunde ginge, wenn nicht aus dem Übel selbst dessen natürliche Beschränkungen erwüchsen, die es auf erträgliche Maße zurechtstutzen, analog denjengen, die verhindern, daß eine unermeßliche Vermehrung der Infusorien unseren Planeten vernichtet oder daß die eingeschlechtliche Befruchtung des Pflanzenreich erlöschen läßt, usw. Von Zeit zu Zeit bildet irgendeine Tugend mit diesem Egoismus zusammen eine neue, selbstlose Kraft. Die Kombinationen, durch die im Lauf der Generationen die Seelenchemie Elemente, die allzu furchterregend werden könnten, beschränkt und ungefährlich macht, sind endlos, und ihre Berücksichtigung dürfte die Geschichte der Familien äußerst interessant und abwechslungsreich gestalten. Im übrigen besteht neben diesen sich häufenden Egoismen – wie man sie bei Gilberte sicherlich bemerken konnte – dieser oder jener höchst reizvolle elterliche Zug; er tritt dann für eine kurze Weile allein und ausschließlich hervor und spielt seine rührende Rolle in vollkommener Aufrichtigkeit. In solchen Augenblicken besteht die Seele nur aus ihm. Zweifellos ging Gilberte nicht immer so weit, anderen zu suggerieren, sie sei vielleicht die natürli-

che Tochter irgendeines Großen; aber meistens verbarg sie ihre Herkunft. Vielleicht war es ihr einfach nur unangenehm, sich zu ihr zu bekennen, und sie zog es vor, daß man Näheres darüber von anderen erfuhr. Vielleicht glaubte sie sie wirklich zu verbergen, mit jener Unsicherheit der Überzeugung, die gleichwohl nicht Zweifel ist und das, was man wünscht, als Möglichkeit offenläßt – eine Haltung, von der Musset mit der Hoffnung auf Gott[1] ein Exempel gibt. »Ich kenne sie nicht persönlich«, nahm Gilberte das Gespräch wieder auf. Hegte sie tatsächlich als Mademoiselle de Forcheville die Hoffnung, man werde darüber hinwegsehen, daß sie Swanns Tochter war? Gewissen Personen gegenüber vielleicht, von denen sie hoffte, es würden mit der Zeit alle daraus werden. Über deren gegenwärtige Zahl konnte sie sich keine großen Illusionen machen; zweifellos wußte sie, daß viele Leute flüsterten: »Das ist die Tochter von Swann.« Aber sie wußte es nur mit der gleichen Art von Wissen, wie es uns von Leuten spricht, die aus Not Selbstmord verüben, während wir zum Ball gehen, einem sehr peripheren und unbestimmten Wissen, das wir nicht sehr beflissen sind, durch genauere, auf unmittelbaren Eindrücken basierende Kenntnis zu ersetzen. Gilberte gehörte wesensmäßig oder doch zumindest während jener Jahre der verbreitetsten Spielart menschlicher Strauße an, nämlich der Gruppe derjenigen, die ihren Kopf weniger in der Hoffnung, nicht gesehen zu werden – was sie für unwahrscheinlich halten –, in den Sand stecken als vielmehr in der Absicht, nicht zu sehen, daß man sie sieht, was ihnen immerhin schon etwas wert zu sein scheint und ihnen erlaubt, sich für alles weitere auf das Zufallsglück zu verlassen. Da die Entfernung für uns die Dinge kleiner, unbestimmter und gefahrloser macht, zog Gilberte es vor, sich in der Nähe der Personen nicht gerade dann aufzuhalten, wenn diese die Entdeckung machten, daß sie eine geborene Swann war. Da man aber den Leuten nahe ist, die man sich vorstellt, und man sich die Leute vorstellen kann, wie sie die Zeitung lesen, war es Gilberte

lieber, in den Zeitungen als Mademoiselle de Forcheville zu erscheinen. Allerdings behielt sie bei den Schriftstücken, für die sie selbst verantwortlich war, ihren Briefen nämlich, für einige Zeit eine Übergangsform bei und zeichnete G. S. Forcheville. Die wahre Heuchelei, die in dieser Form der Unterschrift lag, äußerte sich weit weniger in dem Fortlassen der übrigen Buchstaben des Namens Swann als derjenigen des Namens Gilberte. Tatsächlich schien Mademoiselle de Forcheville, wenn sie den harmlosen Vornamen auf ein G reduzierte, damit ihren Freunden suggerieren zu wollen, sie habe die gleiche Amputation an dem Namen Swann ebenfalls nur zum Zweck der Abkürzung vorgenommen. Sie verlieh sogar dem S eine besondere Wichtigkeit, indem sie es zu einem langen Schwanz auszog, der quer durch das G lief, aber doch so, daß man ihn als nur vorläufig und dazu bestimmt ansah, in der gleichen Weise zu verschwinden wie jener beim Affen noch voll ausgebildete, der beim Menschen nicht mehr existiert.

Trotz allem lag in ihrem Snobismus etwas von der gescheiten Neugier Swanns. Ich erinnere mich, daß sie an diesem Nachmittag Madame de Guermantes fragte, ob sie wohl Monsieur du Lau kennenlernen könnte, und daß, als die Herzogin antwortete, er sei krank und gehe gar nicht mehr aus, Gilberte sich erkundigte, wie er sei, denn, setzte sie mit leichtem Erröten hinzu, sie habe von ihm sehr oft sprechen hören. (Der Marquis du Lau war in der Tat einer der intimsten Freunde Swanns vor dessen Heirat gewesen, und vielleicht hatte sogar Gilberte ihn noch flüchtig gesehen, jedoch in einem Moment, als sie sich für die große Welt noch nicht interessierte.) »Können mir vielleicht Monsieur de Bréauté oder der Fürst von Agrigent eine Vorstellung von ihm geben?« – »O nein! Absolut nicht«, rief Madame de Guermantes aus, die ein sehr lebhaftes Gefühl für die Verschiedenheiten der Provinzen hatte und nüchterne, aber durch den rauhen Goldton ihrer Stimme lebhaft kolorierte Porträts unter dem sanften Blühen ihrer

Veilchenaugen entstehen ließ. »Du Lau war ganz und gar der Edelmann aus dem Périgord, reizend, mit den vollkommenen Umgangsformen und der Nonchalance seiner Provinz. Als der König von England, mit dem der Marquis sehr befreundet war, sich in Guermantes aufhielt, wurde nach der Jagd ein Imbiß gereicht; es war die Stunde, zu der Monsieur du Lau gewöhnlich seine Stiefel ablegte und dicke Wollpantoffel anzog. Die Gegenwart des Königs Eduard und aller Großfürsten genierte ihn in keiner Weise. Er erschien mit seinen Wollpantoffeln an den Füßen unten im großen Saal von Guermantes. Er fand, er sei der Marquis du Lau d'Allemans und habe es nicht nötig, sich wegen des Königs von England irgendwelchen Zwang anzutun.[1] Er und der bezaubernde Quasimodo de Breteuil waren die beiden, die ich am meisten mochte. Sie waren übrigens beide sehr befreundet mit …« (sie wollte sagen Ihrem Vater, hielt aber plötzlich inne). »Nein, mit Gri-Gri oder Bréauté hat er gar nichts zu tun, er ist der echte Grandseigneur aus dem Périgord. Im übrigen führt Mémé gern eine Stelle aus Saint-Simon über einen Marquis von Allemans an, sie trifft den Nagel auf den Kopf.« Ich zitierte die ersten Worte dieses Porträts: »Monsieur d'Allemans, der unter dem Adel des Périgord durch den seinen und durch seine Verdienste sehr ausgezeichnet war, wurde von allen Dortigen in jeglicher Sache als Schiedsrichter angesehen, an den ein jeder sich wandte, seiner Zuverlässigkeit, seiner Befähigung und seinen angenehmen Manieren wegen; er war so etwas wie der Hahn der Provinz …« – »Ja, da ist etwas dran«, sagte Madame de Guermantes, »um so mehr als du Lau immer rot gewesen ist wie ein Hahnenkamm.« – »Ich erinnere mich, daß ich dieses Porträt auch habe zitieren hören«, sagte Gilberte, ohne jedoch zu erwähnen, daß sie es durch ihren Vater kannte, der ja in der Tat ein großer Bewunderer von Saint-Simon gewesen war.[2]

Von dem Fürsten von Agrigent und Monsieur de Bréauté sprach sie gern auch noch aus einem anderen Grund. Der Fürst hatte seinen Titel von dem Hause Aragonien geerbt,

während die Herrschaft selbst poitevinisch ist. Was sein Schloß betraf, jedenfalls das, in dem er residierte, so war es nicht ein Schloß seiner Familie, sondern stammte aus der Familie eines ersten Gatten seiner Mutter und lag ungefähr gleich weit von Martinville und von Guermantes entfernt. Daher sprach denn auch Gilberte von ihm und von Monsieur de Bréauté wie von Gutsnachbarn, die sie an ihre alte ländliche Heimat erinnerten.[1] Rein sachlich gesehen war etwas Verlogenes an diesen ihren Reden, denn erst in Paris hatte sie durch die Gräfin Molé die Bekanntschaft von Monsieur de Bréauté gemacht, der im übrigen freilich ein alter Freund ihres Vaters war. Was das Vergnügen anbelangt, von der Umgebung von Tansonville zu sprechen, so mochte es aufrichtig sein. Der Snobismus gewisser Personen gleicht jenen angenehmen Getränken, denen sie nützliche Substanzen beimischen. Gilberte interessierte sich für diese oder jene elegante Dame, weil sie wundervolle Bücher und echte Nattiers besaß, die meine ehemalige Freundin allerdings nie in der Bibliothèque Nationale oder im Louvre angeschaut hätte, und ich konnte mir denken, daß trotz noch größerer Nähe der anziehende Einfluß von Tansonville für Gilberte sich weniger an Madame Sazerat oder Madame Goupil erwiesen hätte, als es nun an dem Fürsten von Agrigent geschah. »Oh! Der arme Babal und der arme Gri-Gri«, sagte Madame de Guermantes, »sind beide viel kränker als du Lau; ich fürchte, weder der eine noch der andere haben noch lange zu leben.«

Als[2] sie zu ihrem Mann sagte, er wisse, was ihn Beziehungen von der Art der Israëls gekostet hatten, spielte Madame de Guermantes auf eine vor kurzem erfolgte, für das Ehepaar sehr ärgerliche Begebenheit an. Als der Präsident des Jockey verstarb, bestand für Monsieur de Guermantes, den dienstältesten Vizepräsidenten, kein Zweifel daran, daß er gewählt werde, was im übrigen für ihn, den ältesten und in jeder Hinsicht bedeutendsten aller französischen Herzöge, wenig bedeutete. Nun hatten sich aber möglicherweise zu jenem Zeit-

punkt in den aristokratischen Clubs gegenüber den großen Vermögen feindselige Gefühle herangebildet, möglicherweise wollte dieser so militärische Zirkel in der Person des Herzogs die dreyfusfreundliche Gesinnung seines Cousins, des Fürsten, bestrafen, möglicherweise hatten auch die zahlreichen Unverschämtheiten der Herzogin heftige Eifersuchts- und Haßgefühle hervorgerufen, denn der Mehrzahl der Mitglieder des Jockey blieb es verwehrt, daß ihre Frauen in der allzu erlesenen Gesellschaft der Guermantes empfangen wurden, oder selbst in diese einzudringen, jedenfalls hatte im letzten Augenblick eine Kabale einen Vertreter des wenig bemittelten, wenig eleganten, wenig bekannten Adels auf den Präsidentensessel erhoben, denselben Monsieur de Chaussepierre, dessen Frau bei der Fürstin von Guermantes von der Herzogin, wie ich gesehen hatte[1] , zweimal auf derart impertinente Weise, einmal erstaunt, dann familiär, gegrüßt worden war. Wie es in solchen Fällen häufig geschieht, erwies sich der neue Präsident als viel dreyfusfreundlicher als der Herzog, der es überhaupt nicht war.[2] Doch man befragte Monsieur de Chaussepierre nicht zu seinen inneren Überzeugungen. Wie diese auch beschaffen sein mochten, der neue Präsident repräsentierte eine sehr militaristische Gesellschaft, die auf die Gegend zwischen der Rue du Bac und der Rue de la Chaise begrenzt blieb, kein Geld ausgab und mit keinem Rothschild je Karten ausgetauscht hatte. Das genügte.

Als Monsieur de Guermantes die Lektüre meines Artikels beendet hatte, richtete er an mich ein paar übrigens ziemlich laue Komplimente. Er bedauerte die etwas klischeehafte Form dieses Stils, in dem eine noch reichlich geschwollene Ausdrucksweise und die Häufung von Metaphern ein wenig an die altmodische Prosa Chateaubriands gemahne[3] ; hingegen beglückwünschte er mich vorbehaltlos dazu, daß ich mich »mit etwas beschäftigte«: »Ich mag es gern, wenn man seine Hände rührt. Ich habe nichts übrig für die unnützen jungen Leute, diese Narrenzunft, die nur Wichtigtuer und Unruhestif-

ter hervorbringt.« Gilberte, die mit außerordentlicher Schnelligkeit die Manieren der großen Welt annahm, bemerkte, wie stolz sie darauf sein werde, zu sagen, sie sei mit einem Schriftsteller befreundet. »Sie können sich denken, daß ich erklären werde, ich hätte das Vergnügen, nein die *Ehre*, mit Ihnen bekannt zu sein.« – »Sie mögen wohl nicht morgen mit uns in die Opéra-Comique kommen?« sagte die Herzogin zu mir, und ich stellte mir vor, daß sie mich zweifellos in die gleiche Parterreloge führen werde, in der ich sie schon ein erstes Mal gesehen hatte und die mir damals unzugänglich wie das Unterwasserreich der Nereiden erschienen war.[1] Mit kummervoller Stimme gab ich jedoch zur Antwort: »Nein, ich gehe nicht ins Theater, ich habe eine Freundin verloren, die ich sehr geliebt habe.« Ich hatte fast Tränen in den Augen, als ich es sagte, und dennoch bereitete es mir zum erstenmal ein gewisses Vergnügen, davon zu sprechen. Von diesem Augenblick an begann ich aller Welt zu schreiben, es sei mir ein großer Kummer widerfahren, und hörte auf, ihn zu empfinden.

Als Gilberte gegangen war, sagte Madame de Guermantes zu mir: »Sie haben meine Zeichen nicht verstanden, ich habe sie Ihnen gemacht, damit Sie Swann nicht erwähnen.« Als ich mich entschuldigte, fuhr sie fort: »Aber ich verstehe das sehr gut; ich selbst war für einen Augenblick dicht daran, seinen Namen zu nennen, und konnte gerade noch früh genug innehalten; es ist furchtbar, glücklicherweise gelang es mir eben noch zur rechten Zeit. Sie wissen doch, daß das sehr peinlich ist, Basin«, sagte sie zu ihrem Mann, um meine Verfehlung etwas abzuschwächen und so zu tun, als sei ich nur einem allgemein verbreiteten inneren Zwang gefolgt, dem schwer zu widerstehen war. »Was kann denn ich dafür?« antwortete der Herzog. »Sie brauchen nur diese Zeichnungen wieder nach oben schaffen zu lassen, da sie Sie offenbar zu lebhaft an Swann erinnern. Wenn Sie nicht an Swann denken, werden Sie auch nicht mehr von ihm sprechen.«

Am folgenden Tag erhielt ich zwei Glückwunschbriefe, die mich sehr in Erstaunen setzten; der eine war von Madame Goupil, einer Frau aus Combray, die ich seit soundso vielen Jahren nicht wiedergesehen und mit der ich auch nicht mehr als dreimal gesprochen hatte. Ein Lesekabinett hatte ihr *Le Figaro* vermittelt. So erreichen uns, wenn in unserem Leben irgend etwas geschieht, was einen gewissen Widerhall findet, Nachrichten von Personen, die unserem gegenwärtigen Bekanntenkreis ganz fernstehen und an die wir uns nur als an etwas so weit Zurückliegendes erinnern, daß diese Personen ihren Platz in einer großen Distanz einzunehmen scheinen, besonders hinsichtlich der Tiefe. Ein vergessener Schulfreund, der zwanzigmal Gelegenheit gehabt hätte, sich uns wieder in Erinnerung zu bringen, gibt uns ein Lebenszeichen, nicht ohne daß im übrigen auch das Gegenteil geschähe. So erhielt ich von Bloch, von dem ich so gern gewußt hätte, was er von meinem Artikel hielt, keine Zeile. Allerdings hatte er den Artikel gelesen und sollte es mir später auch eingestehen, doch erst, als sich das gleiche, nur umgekehrt, wiederholte. Ein paar Jahre später schrieb er nämlich selbst einen Artikel für *Le Figaro* und hatte das Bedürfnis, mir dieses Ereignis umgehend kundzutun. Da das, was er als ein Privileg betrachtete, nun auch ihm zuteil geworden war, und der Neid, der ihn vorzugeben bewogen hatte, er wisse von meinem Artikel nichts, damit von ihm wich, wie wenn ein Kolben sich hebt, sprach er davon, ganz anders freilich, als er sich mein Urteil über den seinen wünschte: »Ich wußte zwar, daß auch du«, sagte er zu mir, »einen Artikel verfaßt hast. Ich glaubte aber dir gegenüber nichts davon erwähnen zu sollen, da ich fürchtete, es könnte dir unangenehm sein, denn man soll ja zu seinen Freunden nicht von Demütigungen sprechen, die ihnen widerfahren sind. Und gewiß ist es eine, wenn man in der Zeitung der Militärköpfe, der Pfaffen oder der Five o'clock teas schreibt, vom Weihrauch und vom Weihwasser ganz zu schweigen.« Sein Charakter blieb der gleiche, aber sein Stil

war jetzt weniger preziös, wie manche Schriftsteller eben auf ihre Manieriertheit verzichten, sobald sie keine symbolistischen Gedichte mehr schreiben, sondern Fortsetzungsromane.

Um mich über sein Schweigen zu trösten, las ich noch einmal den Brief von Madame Goupil; er war freilich ohne Wärme abgefaßt, denn wenn die Aristokratie zwischen der Anrede »Monsieur« und den »herzlichen Grüßen« am Schluß eine Art Palisade aus gewissen formelhaften Wendungen errichtet, so können daran doch blütengleiche Ausrufe der Freude und der Bewunderung sprießen und sich zu duftenden Girlanden zusammenfügen. Die bürgerliche Konvention aber zwingt sogar den persönlichen Teil der Briefe in ein Netz von Redensarten wie »Ihr so wohlverdienter Erfolg« hinein, die sich höchstens bis zu einem »Ihr schöner Erfolg« versteigen. Schwägerinnen, die der erhaltenen Erziehung treu bleiben und in ihren Korsetts strengste Reserve bewahren, glauben in Teilnahme und Enthusiasmus geschwelgt zu haben, wenn sie etwa schreiben: »Mit treuem Gedenken«. »Mutter schließt sich meiner Teilnahme an« ist ein Superlativ, mit dem man selten verwöhnt wird. Ich erhielt noch einen anderen Brief außer dem von Madame Goupil, doch der Name Sautton[1] war mir unbekannt. Es war eine Schrift wie von Leuten aus dem Volk, die Ausdrucksweise war entzückend. Ich war sehr bekümmert, daß ich nicht in Erfahrung bringen konnte, wer ihn geschrieben hatte.

Am übernächsten Morgen freute ich mich darüber, daß Bergotte ein großer Bewunderer meines Artikels war und ihn nicht ohne Neid hatte lesen können.[2] Gleich darauf allerdings war es mit meiner Freude aus. In Wirklichkeit hatte mir Bergotte keine Zeile geschrieben. Ich hatte mich nur gefragt, ob er diesen Artikel wohl gemocht hätte, und gefürchtet, es sei nicht der Fall. Auf die Frage, die ich mir stellte, hatte mir Madame de Forcheville die Antwort gegeben, er bewundere ihn ungemein und finde, daß er das Werk eines großen Schriftstellers sei. Doch sie sagte es mir, als ich schlief; das

Ganze war ein Traum. Fast alle Träume antworten auf die Fragen, die wir uns stellen, mit der Inszenierung mehrerer Personen, deren komplexe Aussagen jedoch keine Dauer haben.

An Mademoiselle de Forcheville aber konnte ich nur mit tiefer Betroffenheit denken: Wie, Swanns Tochter, diese Tochter, die er so gern bei den Guermantes gesehen hätte, während diese ihrem alten Freund nicht den Gefallen taten, sie bei sich zu empfangen – nun hatten sie von sich aus gewünscht, sie kennenzulernen, da inzwischen die Zeit vergangen war, die für uns einen anderen Menschen erneuert, die ihn, wie man jedenfalls behauptet, mit einer neuen Persönlichkeit versieht, wenn wir ihm seit langem nicht begegnet sind, das heißt, seit wir selbst unsere alte Haut abgelegt und unseren Geschmack erneuert haben. Wenn aber Swann bisweilen diese Tochter an sich drückte und küßte und zu ihr sagte: »Wie schön, mein Liebling, eine Tochter wie dich zu haben; eines Tages, wenn ich nicht mehr da sein werde und man dennoch von deinem Papa spricht, wird man es nur mit dir und dank dir tun«, wenn er also in dieser Weise für nach seinem Tod eine ängstliche, bange Hoffnung auf ein Nachleben in seiner Tochter hegte, da täuschte er sich ebensosehr wie jener alte Bankier, der ein Testament zugunsten einer kleinen Tänzerin gemacht hat – die er aushält und die perfekten Anstand zeigt –, wenn er sich sagt, daß er für sie zwar nur ein großzügiger Freund sei, daß sie jedoch seinem Andenken sicherlich treu bleiben werde. Sie zeigte perfekten Anstand, während sie unter dem Tisch mit den Freunden des alten Bankiers, die ihr gefielen, immer schon füßelte, aber das alles sehr im verborgenen und unter Wahrung des Scheins. Sie wird um den ausgezeichneten Mann Trauer tragen, sich durch sein Ableben erlöst fühlen, nicht nur das flüssige Kapital, sondern auch die Liegenschaften, die Automobile, die er ihr hinterläßt, sich gern zunutze machen, überall aber das Monogramm des ehemaligen Besitzers, dessen sie sich ein wenig schämt, ent-

fernen lassen und mit dem Genuß der Gabe nie Trauer um den Geber verbinden. Die Illusion der väterlichen Liebe ist vielleicht nicht geringer als die der anderen; viele Töchter sehen in ihrem Vater nur einen alten Mann, der ihnen sein Vermögen hinterläßt. Anstatt daß die Anwesenheit Gilbertes in einem Salon Gelegenheit geboten hätte, manchmal noch von ihrem Vater zu sprechen, war sie ein Hindernis dafür, jene immer seltener werdenden Gelegenheiten wahrzunehmen, die man noch hätte haben können, es zu tun. Selbst wenn es sich um Aussprüche von ihm handelte oder um Gegenstände, die er geschenkt hatte, gewöhnte man sich ab, ihn zu nennen, und diejenige, die ihn hätte lebendig erhalten, ja verewigen sollen, erwies sich als die, die das Werk des Todes und des Vergessens beschleunigte und vollends vollzog.

Gilberte aber vollzog nach und nach das Werk des Vergessens nicht nur in bezug auf Swann: sie hatte auch in mir in bezug auf Albertine dieses Werk des Vergessens beschleunigt. Unter der Einwirkung des Verlangens – also des Verlangens nach Glück –, das Gilberte während der paar Stunden, in denen ich sie für eine andere gehalten hatte, als sie war, geweckt hatte, war eine gewisse Zahl von Leiden, von schmerzlichen Gedanken, die kurz zuvor noch meinen Geist gefangenhielten, von mir gewichen und hatte einen ganzen Block von Erinnerungen an Albertine, der wahrscheinlich seit langem schon mürbe und brüchig geworden waren, mit sich fortgerissen. Wenn nämlich viele mit ihr verknüpfte Erinnerungen anfangs dazu beigetragen hatten, in mir die Trauer über ihren Tod zu unterhalten, so hatte andererseits diese Trauer die Erinnerungen fixiert. In der Folge überkam mich dank der Veränderung meines Gemütszustandes, die zweifellos Tag für Tag in untergründiger Weise durch die ständige, aber nun plötzlich in allen Teilen vollendete Zersetzungsarbeit des Vergessens vorbereitet worden war, ein Gefühl, das ich, wie ich mich erinnere, an diesem Tag zum erstenmal verspürte, jenes Gefühl von Leere, das Gefühl, in mir sei ein ganzer Teil

meiner Gedankenassoziationen dahingeschwunden, wie es ein Mensch verspürt, bei dem eine seit langem nicht mehr intakte Gehirnschlagader geplatzt und ein ganzer Bereich des Gedächtnisses zerstört oder gelähmt ist. Ich liebte Albertine nicht mehr. Höchstens fühlte ich an gewissen Tagen, an denen jene Art von Wetter herrscht, die unsere Empfindungen variiert, sie mit neuer Wachheit erfüllt und uns damit wieder in Beziehung zur Wirklichkeit setzt, bei dem Gedanken an sie eine bittere Traurigkeit. Ich litt unter einer Liebe, die gar nicht mehr vorhanden war. So verspüren Amputierte manchmal, wenn das Wetter wechselt, Schmerzen in dem Bein, das sie nicht mehr haben.

Das Verschwinden meines Leidens und alles dessen, was es mit sich forttrug, ließ mich in einem eigentlich reduzierten Zustand zurück, wie es häufig bei der Heilung einer Krankheit geschieht, die in unserem Leben zuvor großen Raum eingenommen hat. Gewiß währt die Liebe deshalb nicht ewig, weil unsere Erinnerungen nicht immer wahr bleiben und weil das Leben aus einer unaufhörlichen Erneuerung der Zellen besteht. Diese Erneuerung aber wird, soweit sie die Erinnerungen betrifft, gleichwohl durch die Aufmerksamkeit verzögert, die das, was sich wandeln soll, festzuhalten sucht und für kurze Zeit auch wirklich noch fixiert. Da es aber mit dem Kummer wie mit dem Verlangen nach Frauen ist, das man vergrößert, indem man daran denkt, würden uns durch den Umstand, viel zu tun zu haben, zwei Dinge leichter fallen: Keuschheit und Vergessen.

Aufgrund einer anderen Reaktion findet (obwohl eine Ablenkung, das heißt das Verlangen nach Mademoiselle d'Éporcheville mir mit einem Schlag das Vergessen als etwas bereits Vollzogenes spürbar gemacht hatte), obschon die Tatsache bestehen bleibt, daß die Zeit allmählich das Vergessen herbeiführt, dieses Vergessen nicht statt, ohne auf die Vorstellung von der Zeit nachhaltig einzuwirken. Es gibt optische Täuschungen in der Zeit ebensogut wie im Raum. Daß in mir

die alten Anwandlungen zu arbeiten, die verlorene Zeit aufzuholen, ein anderes, überhaupt erst das richtige Leben anzufangen, auch weiterhin bestanden, schenkte mir die Illusion, ich sei noch immer unverändert jung; gleichwohl hatte die Erinnerung an all die Ereignisse, die in meinem Leben im Lauf dieser letzten Lebensmonate Albertines aufeinandergefolgt waren – und auch an diejenigen, die in meinem Herzen einander abgelöst hatten, denn wenn man sich sehr gewandelt hat, ist man geneigt zu vermuten, man habe sehr lange gelebt –, mir diese viel länger erscheinen lassen als ein Jahr, und jetzt, da das Vergessen so vieler Dinge mich wie durch leere Räume auch von den jüngsten Ereignissen trennte, so daß sie, da ich ja, wie man sagt, »Zeit« gehabt hatte, sie zu vergessen, schon weit zurückzuliegen schienen, war für mich diese fragmentarische, regellose Interpolation innerhalb meines Gedächtnisses – einem dichten Nebel auf dem Ozean vergleichbar, der einem für alle Dinge jegliche Anhaltspunkte nimmt – das Element, das mein Gefühl für Entfernungen in der Zeit verschob und deren Beziehungen untereinander veränderte, so daß diese sich an dem einen Punkt verkürzt, an einem anderen weit auseinandergezogen zeigten und mir zum Anlaß wurden, mich den Dingen teils viel ferner, teils bedeutend näher zu fühlen, als ich es in Wirklichkeit war. Und da es in den neuen, noch nicht durchmessenen Räumen, die sich vor mir ausdehnten, ebensowenig Spuren meiner Liebe zu Albertine geben würde wie in den verlorenen Zeiten, die ich soeben durchschritten hatte, solche der Liebe zu meiner Großmutter, woraus sich dann eine Folge von Perioden ergab, bei denen nach einer gewissen Pause nichts von dem, was die vorhergehende stützte, in der folgenden mehr vorhanden war, erschien mir mein Leben als etwas so Mangelhaftes, dem jegliche Stütze durch ein individuelles, mit sich identisches Ich fehlte, als etwas für die Zukunft so Sinnloses, wie es langwierig hinsichtlich der Vergangenheit gewesen war, als etwas, dem der Tod genausogut hier wie dort, ohne es in irgendeiner Weise

abzuschließen, ein Ende setzen konnte, wie jene Kurse zur französischen Geschichte, die in den Oberklassen an einem ganz beliebigen Punkt aufhören, je nach Laune der Lehrpläne oder der Lehrer, bei der Revolution von 1830, bei der von 1848 oder beim Ende des Zweiten Kaiserreichs. Vielleicht rührten die Erschöpfung und die Niedergeschlagenheit, die ich damals in mir spürte, weniger daher, daß ich fruchtlos etwas geliebt hatte, was ich schon vergaß, als daher, daß ich begann, Gefallen zu finden am Umgang mit neuen Lebenden, mit reinen Gesellschaftsmenschen, bloßen Freunden der Guermantes, an und für sich völlig uninteressanten Leuten. Ich tröstete mich am Ende leichter darüber, feststellen zu müssen, daß diejenige, die ich geliebt hatte, nach Ablauf einer gewissen Zeit nur mehr eine blasse Erinnerung war, als darüber, daß ich in mir selbst wieder auf jene nichtige Geschäftigkeit stieß, bei der wir die Zeit damit vertun, das Dasein mit einer lebenden, aber parasitären Menschenflora auszuschmücken, die ebenfalls, wenn sie abstirbt, zu nichts zerfällt, die aber jetzt schon mit allem, was wir früher kannten, nicht das geringste zu tun hat, was nicht hindert, daß unsere geschwätzige, melancholische und kokette Senilität ihr zu gefallen sucht. Das neue Wesen, dem es leicht sein würde, ohne Albertine weiterzuexistieren, war in mir aufgetaucht, da ich ja zu Madame de Guermantes von ihr in bekümmerten Worten ohne echten Schmerz hatte sprechen können. Das mögliche Auftreten dieser neuen Ichs, die einen anderen Namen tragen würden als ihr Vorgänger, hatte mich wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen das, was ich liebte, schon immer entsetzt: früher um Gilbertes willen, als ihr Vater zu mir sagte, ich würde, wenn ich in Ozeanien lebte, nicht mehr zurückkehren wollen[1], ganz kürzlich erst, als es mir das Herz zusammenzog beim Lesen der Memoiren eines mittelmäßigen Schriftstellers, der als junger Mann eine Frau angebetet hatte, von ihr durch das Leben getrennt worden war und ihr als alter Mann freudlos wieder begegnete, ohne die geringste Lust, sie wiederzusehen.

Diesmal aber brachte es neben dem Vergessen eine fast gänzliche Stillung des Schmerzes mit sich, dieses so gefürchtete, so wohltuende Wesen, das bloß eines der Austausch-Ichs war, die das Schicksal für uns bereithält, um sie, unserem Willen zum Trotz und ohne auf unsere Bitten mehr zu hören als ein scharfsichtiger und deshalb um so autoritärerer Arzt, mit einem opportunen Eingriff an die Stelle des Ichs zu setzen, das wirklich schon zu ramponiert ist. Das Schicksal vollzieht im übrigen dann und wann diesen Prozeß des Austauschs, wie sich die Gewebe ja auch abnutzen und regenerieren, doch geben wir darauf nur acht, wenn das alte Ich einen großen Kummer beinhaltete, einen schmerzenden Fremdkörper, den wir mit Erstaunen nicht mehr vorfinden, wenn wir verwundert feststellen, daß wir ein anderer geworden sind, einer, für den das Leiden seines Vorgängers nur noch das Leiden eines anderen ist, über das man voller Mitleid sprechen kann, weil man es selbst nicht empfindet. Es ist uns dann sogar gleichgültig, daß wir durch so viele Leiden hindurchgegangen sind, denn nur undeutlich erinnern wir uns, sie erlebt zu haben. Es ist möglich, daß unsere nächtlichen Alpträume in gleicher Weise voller Schrecken sind. Beim Erwachen jedoch sind wir eine andere Person, die sich nicht weiter darum kümmert, daß diejenige, der sie nachfolgt, im Schlaf vor ihren Mördern fliehen mußte.

Gewiß behielt dieses Ich noch einen gewissen Kontakt mit dem alten – einem Freund ähnlich, der einem Todesfall mit Gleichgültigkeit gegenübersteht, zu den Anwesenden aber mit angemessener Erschütterung davon spricht und von Zeit zu Zeit in das Zimmer des weiterhin vernehmlich schluchzenden Witwers tritt, der ihn gebeten hat, an seiner Stelle die Trauergäste zu empfangen. Auch ich brach noch in Schluchzen aus, wenn ich einen Augenblick lang von neuem der frühere Freund Albertines wurde. Doch ich neigte dazu, mit meinem ganzen Selbst in eine neue Persönlichkeit einzugehen. Nicht weil die anderen tot sind, läßt unsere Zuneigung zu ihnen

nach, sondern weil wir selbst sterben. Albertine hatte ihrem Freund nichts vorzuwerfen. Derjenige, der dessen Namen mißbräuchlich führte, war lediglich dessen Erbe. Man kann nur dem treu sein, dessen man gedenkt, man gedenkt aber nur dessen, was man gekannt hat. Während mein neues Ich im Schatten des alten heranwuchs, hatte es jenes alte oft von Albertine sprechen hören; nur durch jenes hindurch, durch die Erzählungen, die es ihm verdankte, glaubte es sie zu kennen, sie war ihm sympathisch und lieb; doch handelte es sich nur um eine Zuneigung aus zweiter Hand.[1]

Eine andere Person, bei der das Werk des Vergessens, soweit es sich auf Albertine bezog, wahrscheinlich zu jener Epoche noch rascher gedieh und mir durch den Vergleich erlaubte, ein wenig später einen neuen Fortschritt dieses Vorganges bei mir selbst zu beobachten (darin besteht meine Erinnerung an eine zweite Etappe vor dem endgültigen Vergessen), war Andrée. Ich kann tatsächlich nicht umhin, in dem Vergessen Albertines, wenn nicht die einzige oder hauptsächliche, so doch wenigstens die unerläßliche Voraussetzungen schaffende Ursache eines Gesprächs zu sehen, das Andrée mit mir ungefähr ein halbes Jahr nach demjenigen führte, von dem ich berichtete und bei dem ihre Worte sehr von denen abwichen, deren sie sich zuvor bedient hatte. Ich erinnere mich, daß es in meinem Zimmer stattfand, weil es mir zu jener Zeit Vergnügen machte, so etwas wie körperliche Beziehungen mit ihr zu pflegen wegen des kollektiven Charakters, den meine Liebe zu den jungen Mädchen der kleinen Schar anfangs gehabt hatte und jetzt wieder annahm, eine Liebe, die lange Zeit ungeteilt allen zusammen galt und nur vorübergehend allein mit der Person Albertines verknüpft war, während der Monate vor und nach ihrem Tod.

Wir befanden uns noch aus einem anderen Grund in meinem Zimmer, weswegen ich diese Unterhaltung sehr genau lokalisieren kann. Ich war nämlich aus der übrigen Wohnung verbannt, da es Mamas Empfangstag war. (Es war ein Tag, an

dem Mama bei Madame Sazerat zu Mittag gegessen hatte; da es Mamas Empfangstag war, hatte sie gezögert, zu ihr zu gehen. Da aber Madame Sazerat sogar in Combray einen immer mit langweiligen Leuten einzuladen wußte, hatte Mama in der Gewißheit, sich nicht zu amüsieren, damit gerechnet, sie könne, ohne sich um ein Vergnügen zu bringen, beizeiten heimkehren.[1]) Tatsächlich war sie rechtzeitig nach Hause gekommen, und auch ohne Bedauern, da Madame Sazerat nur todlangweilige Leute bei sich empfangen hatte, die noch dazu unter dem Ton jener ganz besonderen Stimme erstarrten, die sie annahm, wenn sie Gesellschaft bei sich sah, und die Mama ihre »Mittwochstimme« nannte. Meine Mutter mochte sie im übrigen sehr gern und bedauerte sie wegen ihres Mißgeschicks – eine Folge der Torheiten ihres Vaters, der sich für die Herzogin von X. ruiniert hatte –, das sie zwang, fast das ganze Jahr hindurch in Combray zu leben, mit einer Unterbrechung nur durch einige Wochen bei ihrer Cousine in Paris und eine große »Vergnügungsreise«, zu der es nicht öfter als alle zehn Jahre kam.

Ich erinnere mich, daß meine Mutter am Tag zuvor auf meine seit Monaten wiederholte Bitte und weil die Prinzessin von Parma immer wieder nach ihr fragte, zu dieser gegangen war, die selbst niemals Besuche machte (und bei der man sich gewöhnlich damit begnügte, sich im Vorzimmer in das Buch einzutragen), die aber auf einem Besuch meiner Mutter bestanden hatte, da Ihre Hoheit durch das Protokoll verhindert war, selbst bei uns zu erscheinen. Meine Mutter war sehr unzufrieden zurückgekehrt: »Du hast mich da zu etwas ganz Unnützem veranlaßt«, sagte sie, »die Prinzessin von Parma hat mir kaum guten Tag gesagt, sie ist gleich wieder zu den Damen zurückgekehrt, mit denen sie gerade sprach, ohne sich überhaupt mit mir abzugeben; als sie nach zehn Minuten noch immer nicht das Wort an mich gerichtet hatte, bin ich gegangen; sie hat mir nicht einmal die Hand gereicht. Ich war sehr ärgerlich. Hingegen traf ich beim Aufbruch vor der Tür die

Herzogin von Guermantes, die sehr liebenswürdig war und sich des längeren über dich erging. Was war das für eine sonderbare Idee von dir, zu ihr von Albertine zu sprechen! Sie hat mir erzählt, du habest ihr gesagt, ihr Tod sei für dich ein großer Kummer gewesen.« (Ich hatte tatsächlich zu der Herzogin etwas Derartiges bemerkt, jedoch nicht mehr daran gedacht und es freilich auch ohne allen Nachdruck gesagt. Nur geben noch so zerstreute Personen manchmal in ganz merkwürdiger Weise auf Worte acht, die nebenbei entschlüpfen und die ganz selbstverständlich erscheinen, dabei jedoch aufs tiefste die Neugier dieser Personen erregen.) »Aber ich gehe nie wieder zu der Prinzessin von Parma. Du hast mir damit wirklich etwas eingebrockt!«

Am folgenden Tag also, dem Empfangstag meiner Mutter, kam Andrée mich besuchen. Sie hatte nicht viel Zeit, denn sie mußte noch Gisèle abholen, mit der sie unbedingt zu Abend essen wollte. »Ich kenne ihre Fehler, aber sie ist doch meine beste Freundin und tatsächlich das Wesen, an dem ich am meisten hänge«, sagte sie zu mir. Sie schien sogar eine gewisse Angst davor zu haben, ich könnte fragen, ob ich nicht mit ihnen zusammen speisen dürfe. Sie war begierig auf andere Menschen, ein Dritter aber, der sie so gut kannte wie ich, hätte sie, weil sie sich dann nicht so ungezwungen hätte geben können, in dem Vergnügen gestört, das sie an solchen Zusammenkünften fand.

Als sie kam, war ich allerdings nicht da; sie wartete auf mich, und ich mußte meinen kleinen Salon durchqueren, um zu ihr zu gelangen, doch hörte ich eine Stimme und sagte mir, es müsse noch ein anderer Besuch für mich gekommen sein. In meiner Eile, Andrée zu begegnen, die in meinem Zimmer wartete, und meiner Unkenntnis darüber, wer dieser andere sein könne, der offenbar nicht bekannt mit ihr war, da man ihn ja in einen anderen Raum gewiesen hatte, horchte ich einen Augenblick an der Tür des kleinen Salons, denn mein Besucher sprach, er war nicht allein, und zwar sprach er mit einer

Frau[1] : *»Oh! ma chérie, c'est dans mon cœur!«* sang er ihr trällernd mit den Worten von Armand Silvestre. »Ja, du wirst immer meine Liebe bleiben trotz allem, was du mir angetan hast:

Les morts dorment en paix dans le sein de la terre.
Ainsi doivent dormir nos sentiments éteints.
Ces reliques du cœur ont aussi leur poussière:
Sur leurs restes sacrés ne portons pas les mains.

Sanft ruhn die Toten in den Gräbern allen.
Erlöschen, schlafen muß, was uns verband.
Des Herzens Heiligstes muß auch zu Staub zerfallen,
O rühret nicht daran mit frevler Hand.

Das ist etwas altmodisch, aber hübsch! Ebenso wie das, was ich dir schon am ersten Tag hätte sagen können:

Tu les fera pleurer, enfant belle et chérie …

Du wirst sie weinen machen, schönes Kind …

Wie? Das kennst du nicht?

… Tous ces bambins, hommes futurs,
Qui suspendent déjà leurs jeunes rêveries
Aux cils câlins de tes yeux purs.

… Knäblein, Männer von morgen,
Kinderträume im reinen Blick
Hinter zärtlichen Wimpern verborgen.

Oh, einen Augenblick lang glaubte ich mir sagen zu können:

Le premier soir qu'il vint ici,
De fierté je n'eus plus souci.
Je lui disais: Tu m'aimeras
Aussi longtemps que tu pourras.
Je ne dormais bien qu'en ses bras.

Am ersten Abend, da er kam,
Verließ mich alle stolze Scham.
Ich sagte ihm: Du sollst mich lieben,
Solang du magst. Ich ruhte warm
Und wohlig nur in seinem Arm.«

Voller Neugier, zu erfahren, an welche Frau sich diese Flut von Poesie wandte, öffnete ich, auf die Gefahr hin, dadurch meine dringende Begegnung mit Andrée hinauszuzögern, die Tür. Besagte Verse wurden von Monsieur de Charlus einem Mann in Uniform vorgetragen, in dem ich rasch Morel erkannte, der gerade zu einer militärischen Übung einrückte. Er stand sich nicht mehr gut mit Monsieur de Charlus, besuchte ihn aber von Zeit zu Zeit, um eine Gefälligkeit von ihm zu erwirken. Monsieur de Charlus, der gewöhnlich der Liebe eine männlichere Form gab, neigte gleichwohl auch zu gefühlvollem Schmachten. Im übrigen war er schon in seiner Kindheit, um die Verse der Dichter zu verstehen und nachzufühlen, gezwungen gewesen, sich dabei vorzustellen, sie seien

nicht an eine schöne Ungetreue, sondern an einen jungen Mann gerichtet. Ich trennte mich von den beiden so schnell wie möglich, obwohl ich sehr wohl spürte, daß solche gemeinsamen Besuche mit Morel für Monsieur de Charlus eine ungeheure Befriedigung bedeuteten, da sie ihm für einen Augenblick die Illusion schenkten, wieder verheiratet zu sein. Überhaupt vereinigte er in seiner Person den Snobismus der Königinnen mit dem der Domestiken.

Die Erinnerung an Albertine war bei mir so fragmentarisch geworden, daß sie mir keine Trauer mehr bereitete und nur noch die Überleitung zu neuen Wünschen schuf, so wie ein Akkord den Übergang zu neuen Harmonien bildet. Und auch ganz ohne die Idee einer beiläufigen Liebelei – denn ich blieb der Erinnerung an Albertine noch treu – war ich glücklicher, Andrée bei mir zu haben, als ich es je mit einer Albertine gewesen wäre, die ich durch ein Wunder wiedergefunden hätte. Andrée konnte mir nämlich mehr Dinge über Albertine sagen, als Albertine selbst mir gesagt hätte. Mein Geist war ja noch immer mit den Problemen beschäftigt, die Albertine ihm aufgab, während meine Liebe zu ihr, ob seelischer oder körperlicher Art, bereits verschwunden war. Mein Verlangen jedoch, ihr Leben zu kennen, erwies sich jetzt, weil es weniger abgenommen hatte, als entsprechend stärker, stärker als mein Bedürfnis nach ihrer Gegenwart. Dazu kam, daß die Idee, eine Frau habe vielleicht intime Beziehungen mit Albertine gehabt, in mir jetzt nur mehr den Wunsch weckte, ebensolche mit jener Frau zu haben. Das sagte ich auch Andrée, während ich sie streichelte. Ohne im geringsten daran zu denken, ihre Worte mit den vor ein paar Monaten geäußerten in Einklang zu bringen, sagte sie daraufhin mit einem schiefen Lächeln: »Ja, sicher, aber Sie sind ein Mann. Deshalb können wir zusammen auch nicht ganz genau die Dinge tun, die ich mit Albertine getan habe.« Ob sie nun meinte, damit meine Lust (früher hatte ich ihr in der Hoffnung auf Geständnisse zu verstehen gegeben, ich hätte gern etwas mit einer Frau, die es mit

Albertine getrieben hatte) oder meinen Kummer zu steigern, ob sie vielleicht damit das Überlegenheitsgefühl zerstören wollte, das ich in ihren Augen ihr gegenüber hegen mochte, weil ich glaubte, der einzige Intimus Albertines gewesen zu sein: »Ach ja! Wir haben es beide so schön miteinander gehabt, sie war so zärtlich, so leidenschaftlich. Sie suchte ihr Vergnügen übrigens nicht nur bei mir. Sie hatte bei Madame Verdurin einen hübschen Jungen getroffen, der Morel hieß. Die beiden haben sich auf Anhieb verstanden. Mit ihrer Erlaubnis, ebenfalls mitzutun, weil er ein Faible für Grünschnäbel hatte und dafür, sie sitzenzulassen, sobald er sie verdorben hatte, mit ihrer Erlaubnis also übernahm er es, den Fischermädchen in einer abgelegenen Bucht den Kopf zu verdrehen, den Wäschermädchen, die sich in einen Burschen vergucken konnten, aber auf die Avancen eines Mädchens nie eingegangen wären. Sobald er dann die Neue ganz in der Hand hatte, bestellte er sie an einen absolut sicheren Ort, wo er sie Albertine überließ. Weil die Neue fürchtete, den Morel zu verlieren, der sowieso kräftig mitmischte, blieb sie immer schön gefügig und verlor ihn trotzdem, weil er sich unter Angabe eine falschen Adresse aus dem Staub machte, entweder aus Angst vor den Folgen oder auch nur, weil ein- oder zweimal ihm reichten. Er hatte übrigens einmal den Schneid, eine Neue samt Albertine in ein Bordell in Couliville zu führen, wo sie sie dann zu viert oder fünft nahmen, gleichzeitig oder nacheinander. Dafür hatte er wirklich eine Schwäche, Albertine übrigens auch.[1] Nur machte sich Albertine jeweils hinterher schreckliche Gewissensbisse. Mit Ihnen hat sie, glaube ich, diese Schwäche in den Griff bekommen, es sich immer wieder versagt, ihr nachzugeben. Außerdem hielt sie sehr viel auf Ihre Freundschaft und hatte Skrupel. Aber es war schon klar, daß sie gleich wieder damit anfangen würde, sobald sie sich einmal von Ihnen getrennt hätte. Nur glaube ich, daß ihre Gewissensbisse noch viel größer waren, falls sie nach der Trennung von Ihnen dieser blindwütigen Lust wieder gefolgt

ist. Sie hoffte, Sie würden sie retten, Sie würden sie heiraten. Im Grunde spürte sie, daß das eine Art von kriminellem Wahnsinn war, und ich habe mich oft gefragt, ob sie sich nicht nach einer solchen Sache, die in einer Familie zu einem Selbstmord geführt hat, das Leben genommen hat.[2] Ich muß Ihnen allerdings gestehen, daß sie ganz zu Beginn des Zusammenlebens mit Ihnen noch nicht völlig darauf verzichtet hatte, diese Dinge mit mir zu treiben. Es gab Tage, da sie es einfach zu brauchen schien, und zwar so sehr, daß sie einmal, als es draußen wirklich leicht zu machen gewesen wäre, darauf bestand, mich neben ihr zu haben, bei Ihnen zu Hause. Wir hatten kein Glück, wir wären beinahe erwischt worden.[1] Sie hatte den Umstand genutzt, daß Françoise gerade einkaufen gegangen war und Sie noch nicht da waren. Sie hatte also alle Lichter gelöscht, damit Sie, wenn Sie mit dem Schlüssel aufsperrten, zuerst etwas Zeit damit verloren, den Schalter zu suchen, und sie hatte ihre Zimmertür nicht zugesperrt. Wir haben gehört, wie Sie die Treppe hinaufkamen, ich hatte kaum Zeit, mich zurechtzumachen und herunterzukommen. Eine ziemlich unnötige Eile, denn aufgrund eines unglaublichen Zufalls hatten Sie Ihren Schlüssel vergessen und mußten schellen. Wir waren aber trotzdem ziemlich aufgeregt, so daß wir beide, um unsere Verlegenheit zu kaschieren, auf den gleichen Gedanken kamen, ohne uns abzusprechen: nämlich so zu tun, als störe uns der Geruch des Jasmins, auf den wir im Gegenteil ganz versessen waren. Sie haben damals einen schönen Zweig dieses Strauchs mitgebracht, was es mir erlaubte, den Kopf abzuwenden und meine Erregung zu verbergen. Das hinderte mich nicht daran, Ihnen mit absurder Tölpelhaftigkeit zu sagen, daß vielleicht Françoise schon wieder da sei und ihnen die Tür öffnen könnte, obschon ich Ihnen einen Augenblick zuvor die Lüge erzählt hatte, wir seien eben erst vom Spaziergang zurückgekommen und Françoise sei bei unserer Rückkehr noch nicht aus dem Haus gegangen (was stimmte). Das Dümmste aber war – da wir dachten, Sie hätten

Ihren Schlüssel –, das Licht ausgemacht zu haben, denn wir befürchteten, daß Sie beim Heraufkommen sähen, daß es wieder anging; oder zumindest haben wir zu lange damit gewartet. Noch drei Nächte lang konnte Albertine kein Auge zu tun aus ständiger Angst, Sie würden mißtrauisch und fragten bei Françoise nach, weshalb sie das Licht nicht angemacht hatte, bevor sie ging. Albertine fürchtete sich nämlich gewaltig vor Ihnen und behauptete zeitweilig, Sie seien abgefeimt, bösartig und verabscheuten sie im Grunde. Nach drei Tagen hat sie dank Ihrer Ungerührtheit begriffen, daß Sie nicht auf den Gedanken gekommen waren, Françoise irgendwelche Fragen zu stellen, und konnte wieder schlafen. Aber sie nahm ihre Beziehungen zu mir nicht mehr auf, entweder aus Angst oder aus schlechtem Gewissen, denn sie behauptete, sie liebe Sie sehr, oder vielleicht liebte sie jemand anderen. Jedenfalls hat man in ihrer Gegenwart nicht mehr von Jasmin sprechen können, ohne daß sie knallrot geworden wäre und die Hand vors Gesicht gehalten hätte, um die Röte zu verbergen.«

Wie gewisse Glücksfälle kommen auch gewisse Unglücksfälle zu spät; sie erlangen dann in uns nicht mehr die Größe, die sie kurze Zeit zuvor noch erlangt hätten. So auch das Unglück, das für mich die schreckliche Enthüllung Andrées bedeutete. Selbst wenn schlechte Nachrichten uns an sich Kummer bereiten müßten, kommt es in der Ablenkung, dem ausgewogenen Spiel der Unterhaltung doch auch vor, daß sie, ohne anzuhalten, an uns vorübergleiten und daß wir, völlig absorbiert von zahllosen Dingen, die wir zu erwidern haben – durch unseren Wunsch, den Anwesenden zu gefallen, in einen anderen verwandelt und in diesem neuen Zyklus für kurze Zeit gegen die Gefühlsregungen und Leiden unempfindlich, die wir, um in ebenjenen einzugehen, verlassen haben, zu denen wir aber zurückfinden, wenn die kurze Verzauberung wieder verflogen ist –, gar keine Zeit haben, sie in uns aufzunehmen. Wenn diese Gefühlsregungen, diese Leiden jedoch allzusehr überhand nehmen, treten wir doch immer nur zer-

streut in die Zone einer neuen Augenblickswelt ein, in der wir, unserem Leiden noch allzu treu, nicht zu einem anderen werden können; dann f inden die Worte unmittelbar zu unserem Herzen, das sich aus dem Spiel nicht herauszuhalten vermag. Schon seit einiger Zeit aber besaßen Albertine betreffende Worte wie ein Gift, das sich verflüchtigt hat, ihre toxische Kraft nicht mehr. Die Entfernung war schon allzu groß; wie ein Spaziergänger, der am Spätnachmittag eine umwölkte Mondsichel am Himmel sieht und sich sagt, das sei nun also der ungeheure Mond, so dachte auch ich bei mir: Wie! Diese Wahrheit, die ich so sehr gesucht, so sehr gefürchtet habe, besteht also nur in diesen paar gesprächsweise hingeworfenen Worten, die man nicht einmal völlig durchdenken kann, weil man im Augenblick nicht allein ist! Außerdem hatte sie mich in einem Zustand verminderter Aufnahmefähigkeit betroffen, da ich mich mit Andrée sehr ermüdet hatte. Wahrlich, einer solchen Wahrheit mich zu widmen, hätte ich gern mehr Kraft gehabt; so drang sie gar nicht in mich ein, das aber kam daher, daß ich für sie noch keinen Platz in meinem Herzen hatte finden können. Man möchte, daß die Wahrheit einem durch ganz neue Zeichen enthüllt würde, nicht durch einen Satz, der denen gleicht, die schon so oft gefallen sind. Die Gewohnheit zu denken legt manchmal das Gefühl für das Wirkliche lahm, macht dagegen immun und läßt es uns nur als etwas Gedachtes erscheinen.

Es gibt keine Idee, die nicht die Möglichkeit einer Widerlegung, kein Wort, das nicht sein Gegenwort in sich trüge. Jedenfalls war dies jetzt, wenn es wirklich stimmte, die ganze, nutzlose Wahrheit über das Leben einer nicht mehr existierenden Geliebten, eine Wahrheit, die, aus den Tiefen aufsteigend, uns gerade dann erscheint, wenn wir nichts mehr damit anfangen können. Dann aber (wobei wir zweifellos an irgendeine andere denken, die wir jetzt lieben und mit der das gleiche sich vollziehen kann, denn um die, die man vergessen hat, grämt man sich nicht mehr) überfällt uns ein Gefühl der

Trostlosigkeit. Man sagt sich: Würde sie doch noch leben! Man sagt sich: Würde doch die, die lebt, all dies begreifen können und außerdem auch noch, daß ich nach ihrem Tod alles erfahren werde, was sie mir jetzt verbirgt! Doch handelt es sich da um einen Teufelskreis. Hätte ich bewirken können, daß Albertine wieder lebte, so hätte ich gleichzeitig auch bewirkt, daß Andrée mir nichts mitgeteilt hätte. Es ist ungefähr dasselbe wie das ewige: Sie werden schon sehen, wenn ich Sie einmal nicht mehr liebe, das zugleich so wahr und so sinnlos ist, da man, sobald man nicht mehr liebte, tatsächlich viel erreichen, sich aber gar nichts mehr daraus machen würde, daß man es erreicht. Es kommt sogar im Grunde ganz auf dasselbe heraus. Wenn man nämlich die Frau, die man wiedersieht, nicht mehr liebt und sie einem dann alles sagt, so ist eben sie es nicht mehr oder wir selbst sind ein anderer geworden: Der einstige Liebende existiert nicht mehr. Auch hierüber ist der Tod hinweggegangen, hat alles leicht und alles zwecklos gemacht. Bei diesen Überlegungen stützte ich mich auf die Hypothese, Andrée sage die Wahrheit – was immerhin möglich war – und fühle sich mir gegenüber gerade dadurch, daß sie jetzt zu mir in enger Beziehung stand, zur Aufrichtigkeit bewogen aufgrund jener Saint-André-des-Champs-Haltung, die anfangs auch Albertine im Umgang mit mir an den Tag gelegt hatte.[1] Andrée wurde in diesem Fall darin noch durch die Tatsache unterstützt, daß sie Albertine nicht mehr fürchtete, denn die Realität der Wesen hält nach ihrem Tod nur für kurze Zeit an; nach einigen Jahren aber ist es mit ihnen wie mit den Göttern untergegangener Religionen, gegen die man sich ohne Furcht vergeht, weil man an ihre Existenz nicht mehr glaubt. Doch daß Andrée nicht mehr an die Wirklichkeit Albertines glaubte, konnte ebensogut wie die Wirkung, daß sie eine Wahrheit verriet, die nicht zu enthüllen sie versprochen hatte, auch die haben, daß sie sich nicht mehr fürchtete, eine Lüge zu erfinden, die nachträglich ein ungünstiges Licht aufihre angebliche Komplizin warf. Erlaubte ihr

dieses Fehlen der Furcht, mir endlich mit diesen Worten die Wahrheit zu enthüllen, oder dachte sie sich etwas Unwahres aus, falls sie mich aus irgendeinem Grund für allzu stolz und glücklich hielt und mir Kummer bereiten wollte? Vielleicht war sie gereizt gegen mich (wobei sie dann diese Gereiztheit nur unterdrückt hatte, solange sie mich unglücklich, ja untröstlich wußte), weil ich Beziehungen mit Albertine gehabt hatte und sie mich vielleicht – in der Meinung, ich werde mich deswegen für begünstigter halten als sie – um einen Vorzug beneidete, den sie möglicherweise niemals erlangt oder überhaupt niemals gewünscht hatte. So hatte ich sie oft zu Leuten, deren gesundes Aussehen, deren Bewußtsein von ihrem gesunden Aussehen vor allem, sie aufs äußerste reizte, sagen hören, sie schienen ihr ernsthaft krank, wobei sie in der Hoffnung, jene zu verdrießen, noch hinzufügte, ihr selbst gehe es vorzüglich, was sie nie aufhörte zu behaupten, selbst wenn sie noch so krank war, bis zu dem Tag, an dem sie in der Gelassenheit des Todes nichts mehr darauf gab, ob es den Glücklichen gut ging und ob sie wußten, daß sie selbst im Sterben lag. Doch jener Tag war noch fern. Vielleicht war sie aus einem mir unbekannten Grund gegen mich gereizt, so wie sie einst wütend gegen den in Sportdingen so bewanderten, in allem übrigen aber vollkommen ignoranten jungen Mann[1] gewesen war, den wir in Balbec getroffen hatten, der seither mit Rachel zusammenlebte und über den jedenfalls Andrée sich an herabsetzenden Äußerungen nicht genug tun konnte, wobei sie sogar wünschte, wegen übler Nachrede verklagt zu werden, um dann ehrenrührige Dinge, die man ihr nicht als falsch nachweisen konnte, gegen seinen Vater vorzubringen.[2] Vielleicht verspürte sie aber auch diese Wut gegen mich nur von neuem, nachdem sie vorher, zweifellos als sie mich so traurig wußte, davon frei geblieben war. Tatsächlich hegte sie sogar denjenigen gegenüber, die sie mit zornfunkelnden Blicken hatte entehren, umbringen oder gar auf ein falsches Zeugnis hin verurteilt sehen wollen, keinerlei Groll mehr,

sobald sie sie traurig oder gedemütigt sah, vielmehr war sie dann bereit, sie mit Wohltaten zu überhäufen. Denn sie war nicht von Grund auf schlecht, und wenn ihre verborgenere, tiefere Natur nicht in der Sanftmut bestand, die man aufgrund ihrer zarten Aufmerksamkeiten zunächst in ihr vermutete, sondern vielmehr in Hochmut und Neid, so war doch ihre dritte, noch tiefere Natur – ihre eigentliche, aber nicht ganz zur Verwirklichung gelangte – auf Güte und Nächstenliebe gerichtet. Doch wie alle Wesen, die in einem bestimmten Zustand sich einen besseren wünschen, jedoch, da ihnen dieser nur durch ihre Wünsche bekannt ist, nicht begreifen wollen, daß die Grundbedingung dafür wäre, mit ihrem früheren Zustand zu brechen – wie Neurastheniker oder Morphinisten, die zwar geheilt sein wollen, aber gleichwohl nicht zulassen möchten, daß man ihnen ihre Manien oder ihr Morphium entzieht, oder wie jene der Religion zugewandten Herzen oder Künstlerseelen, die, obschon der Welt verhaftet, sich nach Einsamkeit sehnen, sich aber diese in einer Form vorstellen, die keinen absoluten Verzicht auf ihr früheres Dasein einschließt –, war Andrée zwar bereit, alle Geschöpfe zu lieben, doch nur unter der Bedingung, daß es ihr vorher gelungen wäre, sie sich nicht mehr im Zustand des Triumphes vorzustellen, sondern sie zuvor gedemütigt zu haben. Sie begriff nicht, daß man sogar die Stolzen lieben und ihren Stolz durch Liebe und nicht durch einen noch maßloseren Stolz überwinden mußte. Doch darin war sie eben wie die Kranken, die Heilung gerade durch die gleichen Mittel erlangen wollen, die ihre Krankheit verstärken, Mittel, die sie lieben, aber sofort nicht mehr lieben würden, wenn sie darauf verzichteten. Man will schwimmen lernen und doch einen Fuß auf festem Boden behalten.

Was nun den sportliebenden jungen Mann, den Neffen der Verdurins,[1] angeht, den ich bei meinen beiden Aufenthalten in Balbec angetroffen hatte, so muß ich noch beiläufig und etwas vorgreifend sagen, daß sich kurze Zeit nach dem Besuch

Andrées, jenem Besuch, auf den die Erzählung gleich noch einmal zurückkommen wird, etwas zutrug, was ziemlich viel Staub aufwirbelte. Zunächst verlobte sich der junge Mann (vielleicht in Erinnerung an Albertine, die er – wie ich damals noch nicht wußte – geliebt hatte) mit Andrée und heiratete sie trotz der Verzweiflung Rachels, auf die er keinerlei Rücksicht nahm. Da nun (das heißt ein paar Monate nach dem Besuch, von dem ich spreche) sagte Andrée nicht mehr, daß er ein Schuft sei, und ich stellte später fest, daß sie es nur gesagt hatte, weil sie ganz verrückt nach ihm, jedoch der Meinung gewesen war, er wolle nichts von ihr wissen. Ein anderer Sachverhalt aber frappierte noch mehr. Dieser junge Mann ließ kleine Einakter in selbstentworfenen Dekorationen und Kostümen aufführen, die in der zeitgenössischen Kunst eine mindestens ebenso große Revolution bewirkt haben wie die Ballets Russes. Kurz, die kompetentesten Kritiker sahen seine Werke als etwas ganz Erstrangiges, fast als geniale Schöpfungen an, und ich denke im übrigen wie sie, womit ich also zu meiner eigenen Verwunderung die früher geäußerte Meinung Rachels bestätige. Die Personen, die ihn in Balbec gekannt hatten, als er nur darauf achtgab, ob die Leute, mit denen er umgehen mußte, elegant geschnittene Kleider trugen oder nicht, und seine Zeit beim Bakkarat, beim Rennen, bei Golf oder Polo verbrachte, Personen, die wußten, daß er auf der Schule immer eine Null gewesen war und sogar das Gymnasium hatte verlassen müssen (um seine Eltern zu ärgern, hatte er zwei Monate lang in dem großen Freudenhaus gewohnt, in dem Monsieur de Charlus Morel zu ertappen gedachte), meinten, daß seine Werke vielleicht von Andrée stammten, die aus Liebe ihm den Ruhm zukommen lassen wolle, oder daß er – noch wahrscheinlicher – mit seinem großen Privatvermögen, in das seine Torheiten nur eine kleine Bresche geschlagen hatten, irgendeinen genialen und bedürftigen Fachmann bezahle (denn diese Art von Reichen – die im Umgang mit der Aristokratie ihre Bürgerlichkeit nicht abgelegt und keine Ah-

nung davon haben, was ein Künstler ist, der für sie entweder bloß der Schauspieler bleibt, den sie für das Aufsagen eines Monologs zur Verlobungsfeier ihrer Tochter holen und dem sie dann, in einem Nebenraum, schnell und diskret seine Gage zustecken, oder der Maler, der das Porträt der nun Verheirateten anfertigt, bevor sie Kinder hat und solange sie noch vorteilhaft aussieht – glaubt gern, daß jemand aus der besseren Gesellschaft, der schreibt, komponiert oder malt, seine Werke auf Bestellung anfertigen läßt und dafür bezahlt, den Ruf eines Verfassers genießen zu können, so wie andere es sich etwas kosten lassen, einen Sitz in der Deputiertenkammer einzunehmen). Doch das alles war falsch, und dieser junge Mann war wirklich der Autor dieser bewundernswerten Werke. Als ich es erfuhr, zog ich gezwungenermaßen verschiedene Annahmen in Erwägung. Entweder war er wirklich lange Jahre hindurch jener »ausgemachte« Banause, als der er sich zeigte, gewesen, und irgendein physiologischer Durchbruch erst hatte das schlummernde Genie aus seinem Dornröschenschlaf geweckt; oder er war zur Zeit seiner stürmischen letzten Schuljahre, seiner nicht bestandenen Reifeprüfung, seiner großen Spielverluste in Balbec, seiner Furcht, zusammen mit den unmöglich gekleideten Getreuen seiner Tante Verdurin die Lokalbahn zu benutzen, bereits ein Genie und von seiner Begabung, die er in dem leidenschaftlichen Rausch jugendlicher Passionen einstweilen auf Eis gelegt hatte, nur zeitweilig abgelenkt; oder aber er war ein schon seiner selbst bewußtes Genie und Klassenletzter nur deshalb gewesen, weil er, während der Lehrer banale Dinge über Cicero äußerte, insgeheim Rimbaud oder Goethe las. Gewiß, nichts ließ auf diese Hypothese schließen, als ich ihn in Balbec kennenlernte, wo seine ganze Sorge offenbar nur der Untadeligkeit eines Gespanns oder dem Mischen von Cocktails galt. Doch ein unwiderleglicher Einwand ist das freilich nicht. Er konnte zwar sehr eitel sein, was durchaus mit Genie vereinbar ist, und gleichzeitig auf die Weise zu glänzen versuchen, von der er vermutete,

daß sie am besten geeignet sei, die Gesellschaft zu blenden, in der er lebte, was ihm nie dadurch gelungen wäre, daß er eine weitgehende Kenntnis der *Wahlverwandtschaften* bewies, sondern weitaus besser durch das Lenken eines Viergespanns. Im übrigen bin ich nicht sicher, ob er, selbst als er der Autor dieser ganz originalen schönen Werke geworden war, außerhalb der Theater, in denen jeder ihn kannte, gern jemandem guten Tag gesagt hätte, der wie die Getreuen der ersten Stunde nicht im Smoking erschienen wäre, was bei ihm nicht auf Dummheit, sondern auf Eitelkeit und sogar einen gewissen Sinn für das Praktische, einen klaren Blick für die richtige Anpassung seiner Eitelkeit an die Mentalität der Dummköpfe hingewiesen hätte, an deren Hochachtung ihm nun einmal lag und in deren Augen ein Smoking vielleicht heller glänzt als das lebendige Feuer in dem Blick eines Denkers. Wer weiß, ob von außen her betrachtet nicht dieser oder jener Mann von Talent oder sogar mancher Mann ohne Talent, der gleichwohl geistige Dinge liebt, wie ich zum Beispiel, wenn man ihn in Rivebelle, im Hotel oder auf der Strandpromenade von Balbec getroffen hätte, den Eindruck eines vollkommenen und noch dazu anmaßenden Trottels gemacht hätte? Ganz zu schweigen davon, daß für Octave die Dinge der Kunst wahrscheinlich etwas ihm so eigenst Zugehöriges waren, etwas, was in den geheimsten Falten seines Inneren so lebendig war, daß er gar nicht auf den Gedanken gekommen wäre, davon zu sprechen, wie zum Beispiel Saint-Loup es getan hätte, in dessen Augen die Künste das gleiche Prestige besaßen wie ein schönes Gespann für Octave. Außerdem war er vielleicht wirklich ein leidenschaftlicher Spieler, und es hieß denn auch, daß er es geblieben sei. Obwohl ich zwar wußte, daß die Pietät, die das Fortleben der unbekannten Werke Vinteuils ermöglicht hat, aus dem so trüben Milieu von Montjouvain[1] hervorgegangen ist, war ich gleichwohl nicht weniger betroffen bei dem Gedanken, daß die vielleicht außergewöhnlichsten Kunstwerke unserer Epoche nicht dem Concours général, einer akademi-

schen Mustererziehung à la Broglie, sondern dem Besuch des Turfs und fashionabler Bars zu verdanken sind.[2] Auf alle Fälle lagen die Gründe, die zu jener Zeit in Balbec in mir den Wunsch geweckt hatten, ihn kennenzulernen, in Albertine und ihren Freundinnen jedoch den, ich möge nur ja nicht seine Bekanntschaft machen, in gleicher Weise seinem eigentlichen Wert fern und hätten nur das ewige Mißverständnis eines »Intellektuellen« (von mir selbst repräsentiert) und der Leute von Welt (in Gestalt der kleinen Schar) im Hinblick auf einen Mann von Welt (den jungen Golfspieler) beleuchten können. Ich ahnte nichts von seinem Talent, und sein Prestige in meinen Augen bestand – ähnlich dem, das früher Madame Blatin[3] bei mir genossen hatte – darin, daß er, was sie auch behaupten mochten, der Freund meiner Freundinnen war und zudem der kleinen Schar näher stand als ich. Andererseits waren Albertine und Andrée, die darin die Unfähigkeit der Gesellschaft symbolisierten, ein gültiges Urteil über die Dinge des Geistes zu fällen, wie auch deren Neigung, sich in dieser Hinsicht am Schein zu orientieren, nicht nur nahe daran, mich dumm zu finden, weil ich auf einen solchen Esel neugierig sein konnte, sondern staunten besonders, daß meine Wahl, wenn schon auf einen Golfspieler, ausgerechnet auf den unbedeutendsten von allen gefallen war. Hätte ich mich wenigstens mit dem jungen Gilbert de Bellœuvre anfreunden wollen, der abgesehen vom Golf ein Bursche war, mit dem man sich unterhalten konnte, der beim Concours général eine Auszeichnung erhalten hatte und recht nette Verse schmiedete (tatsächlich war er dümmer als jeder andere!), oder aber, wenn es meine Absicht war, »Studien für ein Buch« zu machen, mit Guy Saumoy, der völlig exzentrisch war, zwei junge Mädchen entführt hatte und wenigstens einen höchst merkwürdigen Typ darstellte, der mich »interessieren« konnte! Diese beiden hätte man mir »zugestanden«, aber was konnte ich an dem anderen finden? Er war der Typ des »völligen Banausen«, des »ausgemachten Banausen«.

Um auf den Besuch Andrées zurückzukommen, so setzte sie mir nach den Enthüllungen, die sie mir über ihre Beziehungen zu Albertine gemacht hatte, auseinander, Albertine habe mich vor allem deshalb verlassen, weil sie sich Sorgen gemacht hätte, was ihre Freundinnen aus der kleinen Schar und auch andere darüber denken mochten, sie in dieser Weise bei einem jungen Mann wohnen zu sehen, mit dem sie nicht verheiratet war. »Ich weiß wohl, es war bei Ihrer Mutter, aber das macht keinen Unterschied. Sie wissen nicht, wie diese Welt der jungen Mädchen beschaffen ist, was sie voreinander verbergen und wie jede die Meinung der anderen fürchtet. Ich kannte welche, die jungen Männern gegenüber eine schreckliche Sittenstrenge an den Tag legten, einfach weil diese mit ihren Freundinnen bekannt waren, aus Angst, daß sie gewisse Dinge erführen; und doch habe ich an solchen Mädchen aus Zufall ganz andere Seiten gesehen, was ihnen gar nicht behagte.« Einige Monate zuvor wäre mir dieses mutmaßliche Wissen, das Andrée über die Beweggründe der Mädchen der kleinen Schar besaß, als das Kostbarste der Welt erschienen. Vielleicht genügte das, was sie sagte, um zu erklären, daß Albertine, die in Paris sich mir hingegeben, in Balbec sich mir verweigert hatte, wo ich ständig ihre Gefährtinnen sah, was ich damals in meinem Bestreben, mich mit ihr anzufreunden, absurderweise für einen großen Vorteil hielt. Vielleicht hatte sogar die Beobachtung, daß ich Andrée gegenüber Regungen des Einvernehmens zeigte, oder meine unvorsichtige, ihr gegenüber gemachte Bemerkung, Albertine werde im Grand-Hôtel übernachten, bewirkt, daß letztere, die vielleicht eine Stunde zuvor noch ganz bereit gewesen war, mir einige Freuden wie etwas ganz Natürliches zuzugestehen, einen plötzlichen Sinneswandel vollzogen und mir gedroht hatte, sie werde schellen.[1] Dabei mußte sie doch damals vielen zugänglicher gewesen sein. Diese Vorstellung weckte meine Eifersucht, und ich sagte zu Andrée, es gebe da etwas, wonach ich sie fragen wolle. »Haben Sie es in dieser leerstehenden Woh-

nung getan, die Ihrer Großmutter gehört?«[2] – »O nein, niemals! Da wären wir sicher gestört worden.« – »Soso, ich dachte … es schien mir …« – »Im übrigen tat Albertine so etwas am liebsten auf dem Land.« – »Wo denn?« – »Früher, als sie keine Zeit hatte, sich sehr weit fortzubegeben, gingen wir auf die Buttes-Chaumont, sie kannte da ein Haus, oder auch unter den Bäumen, da war niemand, oder auch in der Grotte des kleinen Trianons.« – »Sie können sich denken, daß ich mich frage, wieso ich Ihnen glauben soll! Noch vor einem Jahr haben Sie mir geschworen, Sie hätten auf den Buttes-Chaumont nichts dergleichen getan.« – »Ich fürchtete eben, Ihnen weh zu tun.« Wie ich schon sagte, kam mir – allerdings sehr viel später – der Gedanke, daß Andrée im Gegenteil dieses zweite Mal, am Tag der Geständnisse, es darauf angelegt hatte, mir weh zu tun. Ich hätte es auch sogleich bemerkt, während sie sprach, wenn ich das Bedürfnis danach gehabt, das heißt, wenn ich Albertine noch so geliebt hätte wie früher. Doch die Worte Andrées schmerzten nicht genug, um mich zu zwingen, sie sogleich als Lügen zu erkennen. Wenn also Andrées Worte, woran ich vorerst nicht zweifelte, wahr waren, unterschied sich die wirkliche, erst jetzt von mir entdeckte Albertine, nachdem ich verschiedene scheinbare Albertines gekannt hatte, nicht wesentlich von der orgiastischen Kreatur, die ich am ersten Tag ihres Erscheinens auf der Strandpromenade erahnte und die mir nacheinander so viele Ansichten geboten hatte wie Häuserzeilen, die nach und nach das monumentale Bauwerk verstellen, es erdrücken, es ganz zum Verschwinden bringen, wenn man sich einer Stadt, deren Wahrzeichen man nur von ferne erkannt hatte, nähert, deren wahre Proportionen dann aber – wenn man sie gut kennt und richtig beurteilt – genau jene sind, die die Perspektive des ersten Blicks eindeutig gekennzeichnet hatte, während alle übrigen, durch die wir hindurchgegangen sind, nur jener Serie von Verteidigungslinien angehören, wie sie jedes Wesen gegen unsere Sicht errichtet und die man um den Preis unendli-

cher Leiden eine nach der anderen überwinden muß, bevor man zum Herzen gelangt. Wenn ich im übrigen kein Bedürfnis hatte, unbedingt an die Unschuld Albertines zu glauben, weil mein Leiden ja nachgelassen hatte, so kann ich umgekehrt auch sagen, daß ich gerade deshalb nicht allzusehr unter diesen Enthüllungen litt, weil seit geraumer Zeit die Überzeugung, die ich mir bezüglich der Unschuld Albertines zurechtgelegt hatte, zurückgewichen war vor der von jeher in mir gegenwärtigen Überzeugung, dem Glauben an Albertines Schuld. Wenn ich nun nicht mehr an die Unschuld Albertines glaubte, so deshalb, weil ich nicht mehr das Bedürfnis, das leidenschaftliche Verlangen danach in mir trug. Glaube entsteht aus Wünschen, und wenn wir es im allgemeinen nicht wahrnehmen, so kommt das daher, daß die meisten der glaubensstiftenden Wünsche – im Unterschied zu jenem, der mich hatte annehmen lassen, Albertine sei unschuldig – erst mit uns selbst enden. Allen Beweisen, die meine erste Sicht bestätigten, hatte ich törichterweise bloße Behauptungen Albertines vorgezogen. Weshalb hatte ich ihr geglaubt? Die Lüge ist für die Menschheit ganz unabdingbar. Sie spielt bei ihr vielleicht die gleiche Rolle wie das Trachten nach Lust und wird im übrigen durch dieses Trachten bestimmt. Man lügt, um sich seine Lust zu sichern oder um seine Ehre zu schützen, falls das Bekanntwerden der Lust der Ehre entgegensteht. Man lügt sein ganzes Leben lang, auch und vor allem, vielleicht sogar einzig, den Menschen gegenüber, die einen lieben. Nur diese bringen uns wirklich dazu, daß wir uns ängstlich um unsere Lust sorgen und dabei ihre Achtung unbedingt haben wollen. Ich hatte Albertine zuerst für schuldig gehalten, und allein mein Verlangen, das meine ganze Intelligenz in den Dienst des Zweifels stellte, hatte mich auf den falschen Weg geführt. Vielleicht sind wir von elektrischen, seismischen Zeichen umgeben, die wir unvoreingenommen deuten müßten, um die Wahrheit über die Charaktere zu erfahren. Ich muß gestehen, daß, wie traurig ich auch über Andrées Worte war, ich es den-

noch schöner fand, daß die Wahrheit schließlich mit dem übereinstimmte, was mein Gefühl von Anfang an geahnt hatte, als wenn sie nur dem jämmerlichen Optimismus entsprochen hätte, dem ich später feige erlegen war. Es war mir lieber, daß das Leben sich auf der Höhe unserer Intuitionen hielt. Stimmten nicht im übrigen diese, die ich am ersten Tag am Strand gehabt hatte, als ich glaubte, die jungen Mädchen verkörperten die frenetische Lust, das Laster, und auch an jenem Abend[1] , an dem ich die Erzieherin Albertines das leidenschaftliche junge Geschöpf in der gleichen Weise in die kleine Villa hatte heimführen sehen, wie man ein Raubtier, das allem Anschein entgegen später nichts mehr wird bändigen können, in seinen Käfig zwingt, mit den Worten Blochs überein[2] , mit denen er mir die Erde in so schönen Farben gemalt und mir dabei die Universalität des Verlangens nach Lust dermaßen vor Augen geführt hatte, daß es mich fortan bei allen Spazierfahrten, bei jeder Begegnung durchschauerte? Vielleicht war es trotz allem gut, daß ich diesen ersten Intuitionen erst jetzt in bestätigter Form wiederbegegnete. Solange meine Liebe zu Albertine anhielt, hätte ich unter ihnen allzu sehr gelitten; es war besser, daß von ihnen nur eine Spur übriggeblieben war, meine ewige argwöhnische Vermutung von Dingen, die ich nicht sah und die sich dennoch unaufhörlich dicht neben mir begaben, und vielleicht noch eine andere, weiter zurückreichende, umfassendere Spur: *meine Liebe selbst*. Bedeutet es nicht trotz allem, ungeachtet allen Leugnens meiner Vernunft, Albertine von ihrer abschreckendsten Seite zu kennen, wenn ich sie erwählte und liebte? Und ist nicht selbst in den Augenblicken, in denen das Mißtrauen schlummert, die Liebe nur ein Fortbestehen und eine verwandelte Form davon? Ist sie nicht ein Beweis der Klarsicht (ein dem Liebenden selbst undurchschaubarer Beweis), da das Verlangen sich immer auf das richtet, was uns am konträrsten ist, und uns das zu lieben zwingt, was uns Leiden schafft? Sicher spielen in dem Reiz eines Wesens, bei unserem Wohlgefallen an seinen Augen,

seinem Mund, seiner Gestalt, uns unbekannte Elemente eine Rolle, die ganz darauf angelegt sind, uns denkbar unglücklich zu machen, so daß bereits die bloße Anziehung durch ein Wesen, das ihm geltende Liebesempfinden in seinen Anfängen, als wie harmlos wir beides auch deuten mögen, ein Ablesen all seiner Treulosigkeiten und Fehler in einer anderen Version darstellt.

Standen nicht auch vielleicht diese Reize, in denen sich zum Zweck meiner Verführung die verderblichen, gefährlichen, tödlichen Wesensbestandteile eines Geschöpfes materialisierten, zu solchen verborgenen Giften in einer noch unmittelbareren ursächlichen Beziehung wie die lockende Üppigkeit zu dem todbringenden Saft gewisser giftiger Pflanzen? Vielleicht, sagte ich mir, hatte gerade das Laster Albertines, Quell meiner künftigen Leiden, bei ihr die guten freimütigen Manieren erzeugt, die einem die Illusion schenkten, man lebe mit ihr in einer ebenso loyalen und uneingeschränkten Kameradschaft wie mit einem Mann, genauso wie ein paralleles Laster bei Monsieur de Charlus eine weibliche Feinheit und Empfänglichkeit des Geistes hervorgebracht hatte. Inmitten der ausgemachtesten Verblendung besteht der Scharfblick noch fort in Form von Vorliebe und Zärtlichkeit, so daß man unrecht daran tut, in der Liebe von schlechter Wahl zu sprechen, da, sobald überhaupt eine Wahl vorliegt, diese nur schlecht sein kann. »Fanden diese Ausflüge zu den Buttes-Chaumont statt, als Sie sie bei mir zu Hause abholten?« fragte ich Andrée. »O nein, seitdem Albertine mit Ihnen aus Balbec zurückgekommen war, hat sie außer dem einen Mal, von dem ich Ihnen erzählt habe, nichts dergleichen mehr mit mir getan. Sie erlaubte mir nicht einmal mehr, von diesen Dingen zu sprechen.« – »Aber meine gute Andrée, warum immer noch lügen? Durch einen denkbar großen Zufall – denn ich versuche niemals von solchen Sachen Kenntnis zu erlangen – habe ich bis in die kleinsten Einzelheiten Dinge dieser Art erfahren, die Albertine, wie ich genau angeben kann, mit einer Wäsche-

rin am Ufer noch ein paar Tage vor ihrem Tod getrieben hat.« – »Oh! Vielleicht, nachdem sie Sie verlassen hatte, das weiß ich natürlich nicht. Sie spürte, daß sie Ihr Vertrauen niemals hatte wiedererlangen können und es auch nie wiedererlangen würde.« Diese letzten Worte bedrückten mich sehr. Dann dachte ich an den Abend mit dem Jasminzweig zurück, ich erinnerte mich, daß ich ungefähr vierzehn Tage später, da meine Eifersucht nacheinander ihr Objekt wechselte, Albertine gefragt hatte, ob sie niemals Beziehungen mit Andrée gehabt habe, und sie mir geantwortet hatte: »Oh! Niemals! Freilich schwärme ich für Andrée, ich habe eine tiefe Zuneigung zu ihr, aber nur wie zu einer Schwester, und selbst wenn ich die Neigungen hätte, die Sie bei mir vorauszusetzen scheinen, so wäre sie die letzte Person, an die ich bei so etwas dächte. Ich kann es Ihnen schwören, bei allem was Sie wollen, bei meiner Tante, bei dem Grab meiner seligen Mutter.« Ich hatte ihr geglaubt. Selbst wenn ich nicht durch den Widerspruch zwischen ihren früheren halben Eingeständnissen – über Dinge, die sie hinterher, sobald sie sah, daß sie mir nicht gleichgültig waren, geleugnet hatte – mißtrauisch geworden wäre, hätte ich mich aber dennoch erinnern müssen, wie überzeugt Swann von dem rein platonischen Charakter der Freundschaften des Barons von Charlus gewesen war und daß er diese Meinung sogar an dem Abend des Tages noch, an dem ich den Westenmacher und den Baron im Hof beobachtet hatte[1] , mir gegenüber vertrat; ich hätte daran denken sollen, daß es, die eine dicht vor der anderen liegend, zwei Welten gibt, deren eine aus den Dingen besteht, die die besten, aufrichtigsten Menschen sagen, dahinter jedoch eine zweite, die sich aus der Abfolge der Handlungen zusammensetzt, die diese gleichen Menschen begehen, so daß, wenn eine verheiratete Frau etwa von einem jungen Mann sagt: »Oh! Es stimmt durchaus, daß ich sehr mit ihm befreundet bin, aber das ist etwas so Unschuldiges, so Reines, ich könnte es Ihnen bei dem Andenken meiner Eltern schwören«, man sich selbst, ohne auch nur eine

Sekunde zu zögern, einen Eid darauf leisten kann, daß sie wahrscheinlich eben von dem Badezimmer zurückgekehrt ist, in das sie sich nach jedem Rendezvous mit dem jungen Mann in größter Eile begibt, um keine Kinder zu bekommen. Der Jasminzweig machte mich todtraurig, ebenso, daß Albertine von mir geglaubt und gesagt haben soll, ich sei ein böser Mensch und könne sie nicht leiden; mehr als alles aber vielleicht noch ihre unerwarteten Lügen, die ich nur mit Mühe mit meinem Denken in Einklang bringen konnte. Eines Tages hatte sie mir erzählt, sie sei auf einem Flugplatz gewesen, sie sei befreundet mit einem der Flieger (zweifellos um meinen Argwohn von den Frauen abzulenken, da sie meinte, auf Männer sei ich weniger eifersüchtig) und wie amüsant es gewesen sei, Andrées staunende Bewunderung für diesen Flieger und seine Aufmerksamkeiten ihr, Albertine, gegenüber zu beobachten, worauf Andrée sogar schließlich einen Spazierflug mit ihm hatte unternehmen wollen. Das nun aber war in allen Teilen erfunden, denn niemals war Andrée auf jenem Flugplatz gewesen, usw.

Als Andrée sich verabschiedet hatte, war die Stunde des Abendessens da. »Du wirst niemals erraten, wer mir einen Besuch von mindestens drei Stunden gemacht hat«, sagte meine Mutter zu mir. »Ich sage jetzt drei Stunden, es waren vielleicht noch mehr, sie ist fast zur gleichen Zeit mit dem ersten Besuch, Madame Cottard, gekommen, hat aber dann nacheinander, ohne sich von der Stelle zu rühren, meine verschiedenen Gäste kommen und gehen sehen – ich hatte mehr als dreißig da – und mich erst vor einer Viertelstunde verlassen. Wäre nicht deine Freundin Andrée bei dir gewesen, hätte ich dich geholt.« – »Aber wer war es denn?« –»Eine Person, die niemals Besuche macht.« – »Die Prinzessin von Parma?« – »Ich habe offenbar doch einen klügeren Sohn, als ich immer glaubte. Es macht gar keinen Spaß, dich einen Namen erraten zu lassen, du findest ihn immer gleich.« – »Hat sie sich entschuldigt, daß sie gestern so kühl zu dir war?« – »Nein, das

wäre ja auch dumm gewesen. Denn eben ihre Entschuldigung war ja dieser Besuch. Deine liebe Großmutter hätte das sehr korrekt gefunden. Es scheint, daß sie gegen zwei Uhr einen Diener anfragen hat lassen, ob ich einen Empfangstag hätte. Man hat ihr geantwortet, er sei gerade heute, und da kam sie herauf.« Meine erste Idee, die ich Mama nicht mitzuteilen wagte, war, daß die Prinzessin von Parma, da sie am Vortag von sehr hohen Herrschaften umgeben war, die ihr sehr nahestanden und mit denen sie gerne plaudern wollte, meine Mutter mit einem Mißvergnügen hatte eintreten sehen, das sie ihr nicht verhehlte. Es war aber gerade der Stil der deutschen großen Damen, den sich im übrigen die Guermantes sehr stark zu eigen gemacht hatten, diese hochmütige Ablehnung zu zeigen, die man dann durch gewissenhaft beobachtete Liebenswürdigkeit wieder auszugleichen suchte. Meine Mutter aber glaubte – und in der Folge glaubte auch ich es –, daß die Prinzessin von Parma sie ganz einfach nicht erkannt und daraufhin nicht gemeint habe, sich mit ihr beschäftigen zu müssen, daß ihr dann aber nach dem Weggang meiner Mutter klargeworden sei, wer sie war, sei es durch eine Bemerkung der Herzogin von Guermantes, die meine Mutter unten im Haus getroffen hatte, sei es durch die Liste der Besucherinnen, die die Türsteher vor dem Eintreten jeweils nach ihrem Namen fragten, um ihn in ein Register einzutragen. Sie hatte es nicht liebenswürdig genug gefunden, meiner Mutter sagen zu lassen oder selbst zu sagen: Ich habe Sie nicht erkannt, vielmehr, was nicht weniger der Höflichkeit der deutschen Höfe und den Gepflogenheiten der Guermantes entsprach als meine erste Version, an einen Besuch gedacht, also etwas ganz Exzeptionelles seitens einer Hoheit, vor allem bei einem Besuch von mehreren Stunden, und gedacht, daß dieser meiner Mutter in indirekter, aber völlig überzeugender Form eine Erklärung liefern werde, wie es auch geschah.

Ich hielt mich jedoch nicht damit auf, meine Mutter um einen Bericht über den Besuch der Prinzessin von Parma zu

bitten, denn ich erinnerte mich jetzt an mehrere Albertine betreffende Dinge, nach denen ich Andrée nicht gefragt hatte, obwohl ich es vorgehabt hatte. Wie wenig übrigens von dieser Geschichte Albertines wußte ich und würde ich jemals wissen, der einzigen Geschichte, die mich besonders interessiert hätte oder die doch wenigstens in gewissen Augenblicken mich immer wieder zu interessieren begann! Denn der Mensch ist ein Wesen ohne festes Lebensalter, ein Wesen, das die Fähigkeit besitzt, in wenigen Sekunden um Jahre jünger zu werden, und das innerhalb der Wände der Zeit, in der es gelebt hat, auf und ab schwebt wie in einem Bassin, dessen Spiegel unaufhörlich auf und nieder steigt und es bald auf die Höhe dieser, bald auf die Höhe jener Epoche trägt. Ich schrieb an Andrée, sie möge wiederkommen. Sie konnte es erst eine Woche später tun. Fast gleich zu Beginn ihres Besuchs sagte ich zu ihr: »Nun gut, da Sie behaupten, daß Albertine diese Dinge nicht mehr trieb, solange sie hier wohnte, hat sie mich somit Ihrer Meinung nach schließlich verlassen, um ihren Neigungen ungehindert nachgehen zu können – aber mit welcher Freundin denn?« – »Aber nein, so war es ganz bestimmt nicht.« – »Dann also, weil ich zu unangenehm zu ihr war?« – »Nein, ich glaube nicht. Ich glaube, sie ist gezwungen worden, Sie zu verlassen, und zwar von ihrer Tante, die für sie Pläne mit diesem Mistkerl hatte, Sie wissen schon, dem jungen Mann, den Sie nach seiner Lieblingsredensart immer den ›So-ein-Pech‹ nannten, diesem jungen Mann, der Albertine liebte und um ihre Hand angehalten hatte. Als sie sahen, daß Sie sie nicht zu heiraten gedachten, fürchteten sie, daß das schockierende Andauern ihres Aufenthalts bei Ihnen den jungen Mann daran hindern könnte, sie zu heiraten. Madame Bontemps, auf die der junge Mann unaufhörlich einredete, hat Albertine zurückgeholt. Albertine war ja im Grunde auf ihren Onkel und ihre Tante angewiesen, und als sie erfuhr, daß die beiden fanden, sie solle selbst sehen, wie sie aus der Sache herauskomme, hat sie Sie verlassen.« Ich hatte in meiner Ei-

fersucht niemals an diese Erklärung gedacht, sondern nur an Albertines Verlangen nach anderen Frauen und an meine Überwachung; ich hatte ganz vergessen, daß es auch noch Madame Bontemps gab, die – nur etwas später – seltsam finden konnte, was meine Mutter von Anfang an so sehr schockiert hatte. Zumindest fürchtete Madame Bontemps, daß die Sache den eventuellen Verlobten schockieren konnte, den sie für alle Fälle in Reserve hielt, falls ich Albertine doch nicht heiratete. Denn entgegen dem, was früher Andrées Mutter geglaubt hatte, war für Albertine nun doch eine gute bürgerliche Partie zur Hand.[1] Als aber Albertine Madame Verdurin hatte sehen wollen, als sie sich insgeheim mit ihr unterredet hatte, als sie so böse war, daß ich zu der Soiree gegangen war, ohne es ihr zu sagen, bestand ein geheimes Einverständnis zwischen ihr und Madame Verdurin zu dem Zweck einer Begegnung nicht mit Mademoiselle Vinteuil, sondern mit dem Neffen, der Albertine liebte und für den Madame Verdurin eine reiche Heirat für nicht gar so wichtig hielt, mit jener Befriedigung über gewisse Heiraten, die bei gewissen Familien überraschen, in deren Denkweise man nicht eindringt. Ich aber hatte niemals mehr an diesen Neffen gedacht, der vielleicht der Initiator gewesen war, dem ich es verdankte, daß ich jenes erste Mal von ihr geküßt worden war. Meine ganze Konstruktion bezüglich der Unruhe Albertines, die ich mir errichtet hatte, mußte ich nun durch eine andere ersetzen oder mit dieser überbauen, denn vielleicht schloß die eine die andere nicht aus, da ja eine Neigung zu Frauen nicht verhindert, daß man sich verheiratet. War diese Heirat wirklich der Grund für das Fortgehen Albertines, und hatte sie nur aus Eigenliebe, um nicht zu zeigen, wie sehr sie von ihrer Tante abhing, oder um mich nicht zu einer Heirat zu zwingen, mir dies verschweigen wollen? Ich begann mir darüber klarzuwerden, daß das System der mehrfachen Ursachen für eine Handlung, das Albertine so geschickt in ihren Beziehungen zu ihren Freundinnen angewendet hatte, wenn sie jede einzelne glauben ließ,

daß sie ihr zuliebe gekommen sei,[1] nur eine Art von künstlichem, gewolltem Symbol für die verschiedenen Aspekte war, unter denen eine Handlung je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, erscheint. Staunen und eine gewisse Scham, die ich darüber empfand, daß ich mir nicht ein einziges Mal gesagt hatte, in welcher schiefen Situation Albertine sich bei mir befand und daß diese ihrer Tante ein Ärgernis sein könne – dieses Staunen erlebte ich damals nicht zum ersten- und nicht zum letztenmal. Wie oft ist es vorgekommen, daß ich versucht hatte, die Beziehungen zwischen zwei Wesen und die daraus erwachsenden Krisen zu verstehen, und dann plötzlich ein Dritter von seinem Gesichtspunkt aus zu mir darüber sprach – denn er hatte noch engere Beziehungen zu dem einen von den beiden – und daraus sich dann vielleicht die ganze Krise erklärte! Wenn aber die Handlungen so undeutlich bleiben, wie sollten dann die Personen selbst es nicht sein? Zieht man die Behauptung gewisser Leute in Betracht, Albertine sei eine durchtriebene Person, die schon diesen oder jenen zu einer Heirat habe veranlassen wollen, so kann man sich unschwer vorstellen, wie sie sich über ihr Leben bei mir geäußert hätten. Gleichwohl war sie meiner Meinung nach ein Opfer gewesen, ein vielleicht nicht immer ganz reines Opfer, aber in diesem Fall schuldig doch nur aus anderen Gründen, wegen Verfehlungen, von denen man nicht sprach.

Vor allem aber muß man sich folgendes sagen: Einerseits ist die Lüge häufig ein Charakterzug; andererseits ist sie bei Frauen, die sonst nicht verlogen sind, eine natürliche, improvisierte, dann immer besser ausgebaute Verteidigungsstellung gegen jene plötzliche Gefahr, die imstande wäre, jedes Leben zu zerstören: die Liebe. Außerdem ist es kein Zufall, daß intellektuelle und sensible Menschen sich immer fühllosen und geistig unterlegenen Frauen unterwerfen und trotz allem auch sehr an ihnen hängen, und zwar so sehr, daß der Beweis dafür, daß sie nicht geliebt werden, sie keineswegs davon abhält, alles dafür zu geben, um eine solche Frau bei sich zu behalten.

Wenn ich sage, daß solche Männer ein Bedürfnis zu leiden haben, so gehe ich bestimmt nicht fehl, ignoriere allerdings dabei die Voraussetzungen, aus denen dieses – gewissermaßen unfreiwillige – Leidensbedürfnis auf eine völlig begreifliche Weise folgt, ganz zu schweigen davon, daß, da ja vollkommene Naturen selten sind, ein vornehmlich intellektueller und sensibler Mann im allgemeinen wenig Willen hat und ein Spielball der Gewohnheit sein wird wie auch der Furcht, eine Minute später leiden zu müssen, was ihn zu unaufhörlichem Leiden prädestiniert, und daß er unter diesen Voraussetzungen niemals die Frau verschmähen wird, die ihn nicht liebt. Man wird vielleicht erstaunt sein, daß er sich mit so wenig Liebe begnügt, aber man müßte sich eben eher den Schmerz vorstellen, den seine eigene Liebe ihm bereiten kann, einen Schmerz, für den man ihn freilich nicht allzu sehr bedauern darf, denn es ist mit diesen furchtbaren Seelenbewegungen, die eine unglückliche Liebe, Flucht oder Tod einer Geliebten uns bereiten, wie mit jenen Schlaganfällen, die einen im Augenblick schier zugrunde richten, nach deren Abklingen aber die Muskeln ganz allmählich ihre Elastizität, ihre Lebenskraft wiederzuerlangen trachten. Außerdem ist es nicht so, daß diesem Schmerz nicht auch eine Kompensation entspricht. Solche durch Intellekt und Sensibilität bestimmten Menschen neigen im allgemeinen wenig zur Lüge. Diese überrascht sie um so mehr, als sie, selbst wenn sie sehr gescheit sind, in einer Welt des Möglichen existieren, über geringe Reaktionsfähigkeit verfügen und weit mehr in dem Schmerz leben, den die Frau ihnen auferlegt, als in der klaren Erkenntnis dessen, was sie wollte und tat, wen sie liebte – einer Erkenntnis, die vor allem den Willensnaturen gegeben ist, die sie nötig haben, um der Zukunft zu begegnen, anstatt über die Vergangenheit Tränen zu vergießen. Solche Menschen also fühlen sich betrogen, ohne recht zu wissen warum. Dadurch stattet die mittelmäßige Frau, der sie – wie man staunend sieht – ihre Liebe weihen, ihre Welt viel reicher aus, als eine kluge Frau es je vermocht

hätte. Hinter jedem ihrer Worte spüren sie eine Lüge, hinter jedem Haus, in das sie gegangen zu sein behauptet, irgendein anderes Haus; hinter jeder Handlung, jedem Wesen eine andere Handlung und ein anderes Wesen. Welche, wissen sie sicherlich nicht, haben auch nicht die Energie und hätten gewiß nie die Möglichkeit, zu einem Wissen darüber zu gelangen. Eine lügenhafte Frau kann bestimmt mit einem sehr einfachen Trick und ohne daß sie sich je die Mühe machte, einen anderen zu ersinnen, eine ganze Reihe von Personen täuschen, vor allem aber, was noch mehr heißen will, gerade die Person, die ihn doch hätte durchschauen müssen. All das rückt einem solchen sensiblen Intellektuellen ein Universum vor Augen, dessen Abgründe seine Eifersucht ermessen möchte und dessen Tiefendimension auch sein Verstand nicht ohne Interesse betrachtet.

Ohne unbedingt zu dieser Spezies zu zählen, würde ich vielleicht jetzt, da Albertine tot war, das Geheimnis ihres Lebens erfahren. Aber beweist das nicht – die Indiskretionen nämlich, die begangen werden, wenn das irdische Leben einer Person abgelaufen ist –, daß im Grunde niemand an ein zukünftiges Leben glaubt? Wenn diese Indiskretionen auf Wahrheit beruhen, müßte man den Groll der Person, deren Handlungen man enthüllt, ebensosehr für den Tag, da man ihr im Himmel begegnet, fürchten, wie man sich vor ihr fürchtete, als sie noch lebte und man sich gehalten glaubte, ihr Geheimnis zu hüten. Wenn aber diese Indiskretionen nicht wahr und nur erfunden sind, weil die betreffende Person nicht mehr vorhanden ist und ihnen nicht entgegentreten kann, sollte man um so mehr den Zorn der Toten fürchten, wenn man an den Himmel glaubt. Doch an diesen glaubt niemand.

Auf diese Weise war es möglich, daß sich im Herzen Albertines ein langes Drama zwischen Bleiben und Fortgehen abgespielt hatte, daß aber dann schließlich doch wegen ihrer Tante oder dieses jungen Mannes und nicht wegen Frauen, an die sie vielleicht niemals gedacht hatte, ein Fortgehen daraus

wurde. Das Schwerwiegendste für mich war, daß Andrée, die mir gleichwohl über die Sitten Albertines nichts mehr zu verbergen hatte, mir schwor, es hätten niemals Beziehungen der bewußten Art zwischen Albertine einerseits und Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin andererseits bestanden (Albertine wußte selbst von ihren Neigungen noch nichts, als sie die Bekanntschaft der beiden machte, diese aber hatten sie in der Furcht, daß bei ihnen der Wunsch der Vater des Gedanken sei – was ebenso viele Irrtümer nach sich zieht wie das Wünschen selbst –, als für solche Dinge völlig unempfänglich betrachtet. Vielleicht hatten sie später etwas über die Übereinstimmung der Neigungen Albertines mit ihren eigenen erfahren, aber zu jenem Zeitpunkt kannten sie sie dann schon zu gut, und ebenso Albertine auch sie, als daß noch der Gedanke hätte aufkommen können, es zusammen zu versuchen).

Alles in allem verstand ich immer noch nicht besser, weshalb Albertine mich verlassen hatte. Wenn das Gesicht einer Frau schon für die Augen, die sich nicht auf diese ganze bewegliche Oberfläche, auf die Lippen heften können, nur schwer erfaßbar ist – und erst recht für das Gedächtnis –, wenn schon Wolken es verwandeln je nach der sozialen Stellung, nach der Höhe, auf der man selbst sich befindet, welch dichter Vorhang schiebt sich dann erst zwischen ihre Handlungen, die wir vor uns sehen, und deren Beweggründe! Die Beweggründe liegen auf einer tieferen Ebene, die wir nicht wahrnehmen können, und erzeugen im übrigen ganz andere Handlungen als die uns bekannten, oft sogar solche, die zu diesen in gänzlichem Widerspruch stehen. Zu welcher Epoche hat es wohl nicht irgendeinen Mann des öffentlichen Lebens gegeben, den seine Freunde für einen Heiligen hielten, von dem sich aber später herausstellte, daß er Fälschungen begangen, den Staat bestohlen, sein Vaterland verraten hat? Wie häufig wird jedes Jahr ein großer Herr von einem Verwalter betrogen, den er großgezogen hat und von dem er geschworen

hätte, er sei ein braver Mann, ja, der vielleicht sogar wirklich ein solcher war! Wieviel undurchdringlicher aber wird dieser Vorhang vor den Beweggründen eines anderen, wenn wir für diese andere Person Liebe empfinden! Denn er verdunkelt unser Urteil und auch die Handlungen derjenigen, die, sobald sie sich geliebt fühlt, plötzlich aufhört, Wert auf das zu legen, was sonst für sie wichtig gewesen wäre, zum Beispiel auf materiellen Besitz. Vielleicht aber heuchelt sie zum Teil auch, im Bewußtsein unserer Liebe, diese Verachtung von Hab und Gut in der Hoffnung, von uns desto mehr zu erlangen, je mehr sie uns leiden macht. Berechnung kann auch bei allem übrigen eine Rolle spielen, und selbst positive Tatsachen ihres Lebens, eine Intrige etwa, die sie niemandem anvertraut hat aus Furcht, sie könne uns zur Kenntnis gelangen, über die aber trotzdem vielleicht eine Menge Leute Bescheid wüßten, wenn sie das leidenschaftliche Verlangen, darüber genaueres zu wissen, ebenso stark verspürt hätten wie wir, zugleich aber über eine größere Freiheit des Geistes verfügt und bei der Betreffenden weniger Argwohn geweckt hätten, eine Intrige, über die manche von ihnen vielleicht sogar sehr gut orientiert waren – Personen jedoch, die wir nicht kennen und von denen wir nicht wüßten, wo wir sie finden sollten. Unter all den Gründen dafür, daß jemand sich uns gegenüber rätselhaft verhält, müssen wir auch jene Eigentümlichkeiten des Charakters bedenken, die ein Wesen, sei es aus Nichtachtung seines eigenen Interesses, sei es aus Haß, aus Liebe zur Freiheit, aufgrund jäher Zornausbrüche oder aus Furcht vor dem, was bestimmte Personen davon denken werden, dazu bewegen, das Gegenteil von dem zu tun, was wir erwartet hätten. Dann gibt es noch die Unterschiede des Milieus, der Erziehung, an die man nicht glauben will, weil man sie, wenn man miteinander spricht, in seinen Worten übergeht, die aber gleichwohl, wenn man allein ist, wieder zur Stelle sind, um die Handlungen jedes einzelnen von einem so entgegengesetzten Standpunkt aus

zu lenken, daß keine wahrhafte Begegnung zustande kommen kann.

»Aber meine liebe Andrée, jetzt lügen Sie ja schon wieder. Erinnern Sie sich doch – Sie selbst haben es mir eingestanden, ich hatte am Tag zuvor mit Ihnen telephoniert, wissen Sie es nicht mehr? –, daß Albertine mir zwar ihren Wunsch als etwas verbarg, wovon ich nichts wissen sollte, aber daß sie doch durchaus zu der Matinee bei den Verdurins gehen wollte, zu der auch Mademoiselle Vinteuil zu erscheinen gedachte.« – »Ja, aber Albertine wußte nichts davon, daß Mademoiselle Vinteuil erwartet wurde.« – »Wie? Sie selbst haben mir gesagt, daß sie ein paar Tage zuvor Madame Verdurin getroffen habe.[1] Im übrigen, liebe Andrée, hat es gar keinen Zweck, daß wir einander etwas vormachen. Ich habe eines Morgens im Zimmer Albertines einen Zettel gefunden, ein Briefchen von Madame Verdurin, in dem sie sie dringend auffordert, zu der Matinee zu erscheinen.« Ich zeigte ihr den Zettel, den tatsächlich Françoise eigens, damit ich ihn auch mit Sicherheit fand, einige Tage vor dem Fortgehen Albertines auf deren Sachen gelegt hatte, um gleichzeitig, fürchte ich, dadurch Albertine glauben zu machen, ich hätte diese durchsucht, auf alle Fälle jedenfalls ihr bekanntzugeben, daß ich den Zettel gesehen hatte. Ich hatte mich oft gefragt, ob nicht diese von Françoise ersonnene List wesentlich zu Albertines Fortgehen beigetragen hatte, weil sie nun sah, daß sie mir nichts mehr verbergen konnte, und sich entmutigt, ja als Verliererin fühlte. Ich zeigte ihr den Zettel: »Ich habe keinerlei Gewissensbisse, da ich mich durch diese Art von Familiensinn ganz entschuldigt fühle …« – »Sie wissen ja, Andrée, Albertine hat immer gesagt, die Freundin von Mademoiselle Vinteuil sei in der Tat für sie etwas wie eine Mutter, eine Schwester gewesen.«[2] – »Aber Sie verstehen bestimmt dieses Briefchen ganz falsch. Die Person, mit der Madame Verdurin Albertine in ihrem Hause eine Begegnung vermitteln wollte, war keineswegs die Freundin von Mademoiselle Vinteuil, sondern der Verlobte, der ›So-

ein-Pech‹, und der Familiensinn ist der Madame Verdurins diesem widerwärtigen Kerl gegenüber, der ja nun einmal ihr Neffe ist. Trotzdem hat Albertine, vermute ich, später erfahren, daß Mademoiselle Vinteuil kommen sollte; Madame Verdurin mag wohl beiläufig etwas davon erwähnt haben. Sicherlich hat ihr der Gedanke, ihre Freundin wiederzusehen, Vergnügen gemacht und sie an angenehme Dinge der Vergangenheit erinnert, aber doch nur so, wie auch Sie zufrieden wären, wenn Sie irgendwohin gehen sollten und wüßten, daß dort Elstir ist, keinesfalls mehr, kaum vielleicht in dem gleichen Maß. Nein, wenn Albertine nicht sagen wollte, weshalb sie zu Madame Verdurin gehen wollte, so deswegen, weil eine Probe stattfand, zu der Madame Verdurin nur sehr wenige Personen eingeladen hatte, darunter auch den Neffen, dem Sie in Balbec begegnet sind, den Madame Bontemps mit Albertine verheiraten wollte und mit dem Albertine dort zu sprechen vorhatte. Ein schöner Mistkerl übrigens. Außerdem ist es gar nicht nötig, so viele Erklärungen zu suchen«, fügte Andrée hinzu. »Gott weiß, wie sehr ich Albertine liebte und was für ein herzensgutes Geschöpf sie war, aber besonders seitdem sie damals den Typhus gehabt hatte (ein Jahr, bevor Sie uns alle kennenlernten), war sie ganz unberechenbar geworden. Plötzlich fand sie unerträglich, was sie gerade tat, sie brauchte absolut eine Veränderung, und zwar im gleichen Augenblick noch, wobei sie zweifellos selbst nicht wußte, weshalb. Erinnern Sie sich noch an das erste Jahr, als Sie nach Balbec kamen, das Jahr, als wir uns kennenlernten? Eines schönen Tages ließ sie sich eine Depesche schicken, die sie nach Paris zurückrief, es blieb kaum noch Zeit, ihre Koffer zu packen. Für eine Abreise bestand gleichwohl nicht der geringste Grund. Alle Vorwände, die sie gebrauchte, erwiesen sich hinterher als falsch. Paris war für sie in jenem Augenblick todlangweilig. Wir waren alle noch in Balbec. Der Golfplatz war noch in Betrieb, und sogar die Endspiele für den großen Pokal, den sie so gern haben wollte, waren noch nicht abge-

schlossen. Sie hätte ihn bestimmt gewonnen. Sie hätte nur acht Tage länger warten müssen. Na gut! Doch sie ist davongaloppiert. Ich bin ihr gegenüber später noch oft auf die Sache zurückgekommen. Sie sagte selbst, sie wisse nicht, weshalb sie abgereist ist, es sei so etwas wie Heimweh gewesen (das Heim war in diesem Fall Paris, Sie können sich vorstellen, wie glaubhaft das klang), sie habe sich in Balbec nicht wohlgefühlt, vielmehr gemeint, es seien Leute dort, die sich über sie lustig machten.«[1] An dem, was Andrée sagte, war insofern etwas Wahres, als die Verschiedenheiten zwischen den Geistern zwar die verschiedenen Eindrücke eines gleichen Werkes auf die eine oder andere Person erklären und die Verschiedenheit des Gefühls die Unmöglichkeit, eine Person zu überzeugen, die einen nicht liebt, darüber hinaus aber noch die Verschiedenheiten zwischen den Charakteren bestehen, die Besonderheiten eines Charakters, die eine Handlung auch beeinflussen. Dann dachte ich nicht länger mehr an diese Erklärung, sondern sagte mir nur, wie schwierig es doch sei, die Wahrheit im Leben zu erfahren. Ich hatte sehr wohl das Verlangen Albertines, zu Madame Verdurin zu gehen, wie auch ihr Bemühen, es vor mir geheimzuhalten, beobachtet und mich nicht getäuscht. Wenn man aber in dieser Weise eine Tatsache in der Hand hält, entziehen sich doch die anderen – die Rückseite des Teppichs, der wahre Motor der Handlung, der Intrige, ebenso wie das wahre Verständnis des Herzens –, von denen man stets nur einen äußeren Anschein wahrgenommen hat, und wir sehen nichts als körperlose Silhouetten an uns vorüberziehen, von denen wir uns sagen, sie bedeuteten dies oder das, es geschehe alles wegen dieser oder jener Person. Die Enthüllung, daß Mademoiselle Vinteuil kommen sollte, war mir um so mehr wie eine Erklärung vorgekommen, als Albertine, um allem die Spitze abzubrechen, zu mir davon gesprochen hatte. [2] Und hatte sie sich später nicht geweigert, mir zu schwören, die Anwesenheit von Mademoiselle Vinteuil bereite ihr kein Vergnügen?[1] Was nun aber diesen

jungen Mann anbelangt, so erinnerte ich mich jetzt an folgendes, was ich vergessen hatte. Kurze Zeit zuvor, als Albertine bei mir wohnte, hatte ich ihn getroffen, und er war – ganz im Gegensatz zu seiner Haltung in Balbec – ungemein liebenswürdig, ja direkt zutraulich gewesen und hatte eindringlich gebeten, mir einen Besuch machen zu dürfen, was ich aus vielen Gründen abgelehnt hatte. Jetzt nun begriff ich, daß er ganz einfach deswegen den Wunsch gehabt hatte, weil er wußte, daß Albertine bei mir im Hause wohnte, daß er sich mit mir hatte gut stellen wollen, um sie um so leichter sehen und mir abspenstig machen zu können, woraus ich schloß, daß er ein Schurke sein müsse. Als ich mich aber etwas später den ersten Werken dieses jungen Mannes gegenüberfand, dachte ich zwar weiterhin, daß er sich nur Albertines wegen so sehr gewünscht hatte, zu mir zu kommen; während ich das noch immer anstößig fand, erinnerte ich mich doch, daß auch ich, als ich einst nach Doncières gefahren war, um Saint-Loup zu besuchen, es eigentlich getan hatte, weil ich Madame de Guermantes liebte. Allerdings war der Fall nicht der gleiche: Da Saint-Loup Madame de Guermantes nicht liebte, lag in meinem freundschaftlichen Verhalten ihm gegenüber wohl eine gewisse Falschheit, aber doch kein Verrat. Ich dachte ferner auch daran, daß man dieses freundschaftliche Gefühl für denjenigen, der das Gut besitzt, nach dem man trachtet, auch dann verspürt, wenn der Besitzer es auch seinerseits liebt. Gewiß gilt es dann, gegen eine Freundschaft anzukämpfen, die geradewegs zum Verrat führen muß. Ich glaube das auch immer selbst getan zu haben. Von denen aber, die dazu nicht die Kraft besitzen, kann man nicht sagen, daß die Freundschaft, die sie für den Besitzer hegen, unbedingt und durchaus unaufrichtig sein muß; sie verspüren sie in aller Ehrlichkeit und bekunden sie deswegen mit einer Glut, die, nachdem der Verrat vollzogen ist, den betrogenen Gatten oder Liebhaber starr vor Empörung sagen läßt: Wenn Sie die Freundschaftsbeteuerungen gehört hätten, die dieser Elende

mir gegenüber ständig im Munde geführt hat! Daß man einem Menschen seinen Schatz raubt, kann ich noch verstehen. Daß man aber das teuflische Bedürfnis verspürt, ihn zunächst seiner Freundschaft zu versichern, ist doch ein Grad perverser Schamlosigkeit, den man kaum fassen kann. In Wirklichkeit liegt aber darin weder ein perverses Vergnügen noch bewußte Verlogenheit. Für jene Art von Zuneigung, die der Pseudoverlobte Albertines mir an jenem bewußten Tage bezeigt hatte, gab es noch eine andere Entschuldigung – da sie nämlich etwas Komplexeres war als ein einfacher Ausfluß der Liebe zu Albertine –, nämlich die Tatsache, daß er erst seit kurzem wußte, sich selbst eingestand und nach außen hin proklamiert wissen wollte, daß er ein Intellektueller war. Zum erstenmal gab es andere Werte für ihn als die eines Sport- oder Lebemanns. Daß ich bei Elstir, bei Bergotte sehr angesehen war, daß Albertine vielleicht zu ihm von der Art und Weise gesprochen hatte, in der ich Schriftsteller beurteilte und in der ich ihrer Meinung nach auch selbst hätte schreiben können, bewirkte, daß ich mit einem Schlag für ihn (für den neuen Menschen, den er endlich in sich selbst erkannte) jemand Interessantes geworden war, mit dem er sich sehr gern angefreundet, dem er seine Pläne mit Vergnügen anvertraut und den er vielleicht sogar darum gebeten hätte, ihn Bergotte vorzustellen. So war er aufrichtig, als er um die Erlaubnis nachsuchte, mich zu besuchen, und mir eine Sympathie bewies, die durch intellektuelle Gründe wie auch den durch den Widerschein Albertines eine gewisse Aufrichtigkeit erhielt. Zweifellos war es nicht nur *deswegen*, daß er solchen Wert darauf legte, mir einen Besuch zu machen, für den er alles andere aufgegeben hätte. Von diesem letzteren Grund aber, der am Ende nur die beiden ersteren zu einer Art von leidenschaftlichem Paroxysmus steigerte, wußte er selbst vielleicht nichts, die beiden anderen jedoch existierten wirklich, so wie wirklich bei Albertine, als sie an jenem Nachmittag zu der Probe bei Madame Verdurin hatte gehen wollen, die völlig

ehrenwerte Vorfreude darauf existiert hatte, ihre Kindheitsfreundinnen wiederzusehen, die für sie nicht lasterhafter waren, als sie selbst jenen beiden erschien, mit ihnen zu plaudern und ihnen allein schon durch ihre Anwesenheit bei den Verdurins zeigen zu können, daß das arme kleine Mädchen, das sie gekannt hatten, jetzt in einen bedeutenden Salon eingeladen wurde, wozu möglicherweise auch noch das Vergnügen kam, die Musik Vinteuils anzuhören. Wenn alles dies stimmte, so rührte die Röte, die in Albertines Antlitz aufgestiegen war, als ich von Mademoiselle Vinteuil gesprochen hatte, einzig daher, daß ich es anläßlich jener Matinee getan hatte, die sie vor mir hatte verbergen wollen wegen des Heiratsprojektes, von dem ich nichts wissen sollte. Die Weigerung Albertines, mir zu schwören, sie hätte kein Vergnügen daran gefunden, bei dieser Matinee Mademoiselle Vinteuil wiederzusehen, hatte in jenem Augenblick meine Qualen vermehrt, meinen Argwohn bestärkt, bewies mir rückblickend aber vielmehr, daß sie Wert darauf gelegt hatte, aufrichtig zu mir zu sein, sogar in bezug auf eine so völlig harmlose Sache oder vielleicht gerade deshalb, weil sie so harmlos war. Bestehen blieb trotzdem, was Andrée mir über ihre Beziehungen zu Albertine gesagt hatte. Vielleicht konnte ich gleichwohl vermuten – selbst wenn ich nicht soweit ging zu glauben, daß Andrée es von Grund auf erfand, damit ich nicht glücklich sein oder mich ihr nicht überlegen fühlen konnte –, daß sie das, was sie mit Albertine tat, ein wenig übertrieben hatte und daß Albertine mit einem gewissen geistigen Vorbehalt etwas verkleinerte, was sie mit Andrée getrieben hatte, wobei sie sich in jesuitischer Weise Definitionen zunutze machte, die ich höchst unbedacht selbst zu diesem Thema formuliert hatte, und daraufhin fand, ihre Beziehungen zu Andrée gehörten nicht unbedingt zu dem, was sie mir eingestehen müsse, und sie könne sie leugnen, ohne zu lügen. Doch weshalb sollte ich annehmen, daß eher sie als Andrée log? Die Wahrheit und das Leben sind beide schwer zu bewältigen, und ich behielt von

ihnen, ohne daß ich sie wirklich kennengelernt hätte, einen Eindruck zurück, bei dem vielleicht die Erschöpfung die Trauer noch überwog.

★

Das dritte Mal nun, daß mir, wie ich mich erinnere, zu Bewußtsein kam, daß ich mich gegenüber Albertine dem Zustand völliger Gleichgültigkeit näherte (und dieses letzte Mal in so weitgehendem Maße, daß ich spürte, ihn tatsächlich erreicht zu haben), war – recht lange nach dem letzten Besuch Andrées – an einem Tag in Venedig.[1] Meine Mutter hatte mich für einige Wochen dorthin mitgenommen; da Schönheit sowohl in den bescheidensten wie in den kostbarsten Dingen liegen kann, empfing ich dort Eindrücke, die ganz denen verwandt waren, die ich früher so oft in Combray gekannt hatte, jetzt aber umgesetzt in etwas ganz anderes, Reicheres. Wenn um zehn Uhr morgens meine Fensterläden geöffnet wurden, sah ich anstelle des schwarzen Marmors, zu dem im Sonnenglast die Schindeln von Saint-Hilaire wurden, den goldenen Engel auf dem Campanile von San Marco strahlen. Funkelnd im Sonnenlicht, so daß man kaum den Blick auf ihm ruhen lassen konnte, ließ er mir mit weit ausgebreiteten Armen für den Zeitpunkt – eine halbe Stunde später –, zu dem ich auf der Piazzetta sein würde, eine Verheißung noch gewisserer Freuden zuteil werden, als sie einst den Menschen guten Willens zu verkündigen ihm oblag.[1] Solange ich noch im Bett lag, konnte ich nur ihn sehen; da aber die Welt eine einzige ungeheure Sonnenuhr ist, von der schon ein beleuchteter Kreisausschnitt uns erlaubt, die Stunde abzulesen, dachte ich am frühen Morgen bereits an die Läden von Combray auf dem Kirchplatz, die am Sonntag gerade kurz vor dem Schließen standen, wenn ich zur Messe kam, während das Stroh auf dem Markt unter der schon heißer strahlenden Sonne seinen stren-

gen Geruch verbreitete. Doch schon am zweiten Tag bestand das, was ich beim Erwachen vor mir sah, das, weshalb ich aufstand (weil es jetzt in meinem Gedächtnis und meinem Verlangen an die Stelle der Erinnerungen an Combray getreten war), in den Eindrücken meines ersten Spaziergangs in Venedig – jenem Venedig, in dem das Alltagsleben nicht weniger wirklich als in Combray war: Wie in Combray am Sonntagmorgen hatte man das Vergnügen, auf eine festliche Straße sich hinauszubegeben, doch diese Straße bestand ganz und gar aus einer saphirenen, von einem lauen Lufthauch erfrischten Wasserfläche von so intensiver Färbung, daß meine ermüdeten Augen zu ihrer Entspannung und ohne Furcht, sie würde nachgeben, ihren Blick auf ihr ruhen lassen konnten. Wie in Combray die braven Bürger der Rue de l'Oiseau traten auch in dieser neuen Stadt die Bewohner aus vielen nebeneinander in der Hauptstraße aufgereihten Häusern; doch die Rolle der Häuser, die dort eine schmale Schattenspur zu ihren Füßen niederfallen ließen, war in Venedig Palästen aus Porphyr und Jaspis anvertraut, über deren architravgeschmückter Tür der Kopf eines bärtigen Gottes[2] (aus der Front sich hervorhebend wie der Türklopfer eines Hauseingangs in Combray) die Wirkung erzielte, durch seinen Reflex nicht dem Erdbraun des Bodens, sondern dem leuchtenden Blau des Wassers eine dunklere Tönung zu verleihen. Der Schatten, den die Segeltuchmarkise des Modegeschäfts und das Aushängeschild des Barbiers erzeugt hätten, bestand auf der Piazza in den kleinen blauen Blumen, die das Relief einer Renaissancefassade in der Wüste des besonnten Steinpflasters aufsprießen läßt – nicht ohne daß man, wenn die Sonne brannte, wie in Combray auch in Venedig sogar unmittelbar am Kanal hätte Stores herunterlassen müssen. Nur spannten sie sich zwischen dem Maßwerk und den Laubornamenten gotischer Fenster aus. So auch jenes Fensters unseres Hotels,[1] vor dessen Balustrade meine Mutter mich erwartete, während sie ihre Blicke mit einer Geduld über den Kanal schweifen ließ, die

sie vielleicht damals in Combray nicht bewiesen hätte, als sie noch Hoffnungen in mich setzte, die sich seither nicht verwirklicht hatten, und als sie mich nicht merken lassen wollte, wie sehr sie mich liebte. Jetzt fühlte sie wohl, daß ihre zur Schau getragene Kühle nichts mehr geändert hätte; die Zärtlichkeit, die sie mir im Übermaß bewies, war wie jene unerlaubten Speisen, die man Kranken nicht mehr vorenthält, wenn man weiß, daß sie doch nicht wieder gesund werden können. Die bescheidenen Besonderheiten, die dem auf die Rue de l'Oiseau gehenden Zimmerfenster meiner Tante Léonie seine individuelle Prägung gegeben hatten – seine Asymmetrie infolge des ungleichen Abstands der beiden Nachbarfenster, die übermäßige Höhe des hölzernen Simses, der gewinkelte Eisenstab zum Aufsperren der Fensterflügel und die beiden Bahnen davor aus glänzendem blauen Atlas, die Vorhanghalter teilten und auseinanderhielten – all das gab es auch in dem Hotel in Venedig, in dem ich jene so besonderen und beredten Worte vernahm, die uns von weitem den Ort kenntlich machen, wohin wir zum Mittagessen heimkehren, und die später in unserer Erinnerung wie ein Zeugnis dafür bestehen bleiben, daß wir während einer gewissen Zeit an ebendiesem Ort wohnten; doch fiel die Aufgabe, sie auszusprechen, in Venedig nicht, wie es in Combray gewesen war und wie es fast immer ist, den einfachsten, ja den häßlichsten Dingen zu, sondern dem noch halb arabischen Spitzbogen einer Fassade, die unter den Gipsabgüssen fast aller Museen und in allen illustrierten Kunstbüchern zu finden ist als eines der Meisterwerke der mittelalterlichen Profanarchitektur[1] ; von weitem schon, als ich noch kaum an San Giorgio Maggiore vorbeigefahren war, erkannte ich diesen Spitzbogen, der bereits auf mich schaute, und der Schwung seiner gebrochenen Wölbungen fügte seinem Willkommlächeln die Distinktion eines von größerer Höhe kommenden und fast unverstandenen Blickes hinzu. Und weil hinter seiner Balustrade aus verschiedenfarbigen Marmorsäulchen Mama saß und lesend auf mich warte-

te, das Gesicht von einem Tüllschleier umhüllt, dessen Weiße für mich ebenso herzzerreißend wie die ihres Haares war, denn ich spürte, daß meine Mutter ihn, unter dem sie ihre Tränen verbarg, weniger deswegen um ihren Strohhut gelegt hatte, um vor den Leuten im Hotel »angezogen« zu erscheinen, als vielmehr, um vor mir weniger »in Trauer«, weniger bedrückt, beinahe getröstet zu erscheinen; weil sie mir – sobald ich von der Gondel aus rief, wenn sie mich nicht sogleich erkannt hatte – aus der Tiefe ihres Herzens ihre Liebe entgegenschickte, die erst da haltmachte, wo nichts Materielles sie mehr stützen konnte: an der Oberfläche ihres leidenschaftlichen Blicks, den sie so nahe wie möglich zu mir herantrug, den sie als Vorbote ihrer Lippen zu einem Lächeln zu erhöhen suchte, das mich zu küssen schien, in dem Rahmen und unter dem Baldachin des verborgeneren Lächelns des Spitzbogens im Licht der Mittagssonne – deshalb hat dieses Fenster in meinem Gedächtnis die zärtliche Süße der Dinge angenommen, die zu gleicher Zeit wie wir und eng bei uns teilhatten an einer bestimmten Stunde, die als dieselbe ihnen und uns damals schlug; und mit wie wundervollen Formen auch diese Fensterkreuze angefüllt sind, dieses berühmte eine wird gleichwohl für mich den ganz privaten Aspekt bewahren wie etwa ein großer Geist, mit dem wir vier Wochen zusammen in einer gleichen Sommerfrische verbracht haben und der dort ein wenig Freundschaft mit uns geschlossen hat; und wenn ich jedesmal, sobald ich seither einer Kopie dieses Fensters in einem Museum begegne, meine Tränen zurückhalten muß, so ganz einfach deswegen, weil es mir nur das eine sagt, was mich am meisten rührt: Ich kann mich sehr gut an Ihre Mutter erinnern.

Wenn ich dann, um Mama entgegenzugehen, die von dem Fenster zurückgetreten war, die Hitze draußen hinter mir ließ, empfing ich denselben Eindruck von Kühle wie in Combray, wenn ich mich nach oben in mein Zimmer begab; in Venedig aber war es ein Strom von Meeresluft, der diese Kühle nicht

mehr auf einer kleinen Holztreppe mit schmalen Stufen, sondern auf den edlen, jeden Augenblick von einem meergrünen Sonnenstrahl übersprühten Marmorfliesen unterhielt, die die nützliche, früher empfangene Lektion eines Chardin durch die eines Veronese ergänzten.[1] Weil aber in Venedig Kunstwerke, großartige Objekte, die Aufgabe haben, uns die vertrauten Eindrücke des Lebens zu vermitteln, hieße es den Charakter dieser Stadt unter dem Vorwand, daß das Venedig gewisser Maler in seinem berühmtesten Teil nur kühl ästhetisch wiedergegeben sei (nehmen wir dabei die herrlichen Skizzen von Maxime Dethomas[2] aus), verfälschen, gäbe man nun im Gegensatz dazu nur die Elendsansichten wieder, die Stellen, an denen alles verschwindet, was seinen Glanz ausmacht, verliehe der Stadt, um sie intimer und wahrer darzustellen, Ähnlichkeit mit Aubervilliers. [3] Es war der Fehler sehr großer Künstler, daß sie, in einer ganz begreiflichen Reaktion gegen das künstliche Venedig schlechter Maler, sich einzig an das ihnen realistischer erscheinende Venedig der bescheidenen Campi und verlassenen kleinen Rii hielten. Dieses erkundete ich oft des Nachmittags, wenn ich nicht mit meiner Mutter spazierenging.[1] Dort nämlich fand ich leichter jene Frauen aus dem Volk – die Streichhölzer verkauften, Perlen aufzogen, Glas bliesen, Spitzen knüpften –, all diese jungen Arbeiterinnen mit ihren großen schwarzen Fransenschals, die zu lieben mich nichts hinderte, da ich Albertine sozusagen vergessen hatte, und die mir begehrenswerter erschienen als andere, weil ich mich gleichwohl noch ein wenig an sie erinnerte. Wer hätte mir im übrigen genau sagen können, was an diesem leidenschaftlichen Suchen nach Venezianerinnen auf diese selbst zurückzuführen war, was auf Albertine und was auf meinen alten Wunsch von einst, nach Venedig zu reisen? Unser geringstes Verlangen, obwohl einzigartig wie ein Akkord, nimmt gleichwohl die Grundtöne in sich auf, über denen unser ganzes Leben errichtet ist. Wenn wir aber einmal einen von ihnen aufheben würden, den wir gar nicht hören, der uns

nicht bewußt ist, der nichts mit dem Objekt zu tun hat, das wir verfolgen, so würden wir erleben, wie unser ganzes Verlangen nach diesem Objekt dahinschwindet. In der Erregung meiner ruhelosen Suche nach Venezianerinnen gab es viele Dinge, über die ich mir keine Klarheit zu geben versuchte. Meine Gondel folgte den kleinen Kanälen; wie die geheimnisvolle Hand eines Genius, der mich in die entlegensten Winkel dieser Stadt des Orients geführt hätte, schienen sie mir, je weiter ich vordrang, einen Weg zu bahnen, der sich mitten in das Herz eines Viertels eingrub, das sie teilten, indem sie nur eben mit ihrer winzigen, willkürlich gezogenen Spur die hohen Häuser mit den kleinen maurischen Fenstern auseinanderschoben; als hielte der magische Führer eine Kerze in seinen Fingern, die mir beim Durchgang leuchtete, ließen sie vor sich einen Sonnenstrahl aufblitzen und bahnten ihm seinen Weg. Man hatte das Gefühl, daß zwischen den bescheidenen Häusern, die der Kanal voneinander trennte und die sonst ein kompaktes Ganzes gebildet hätten, überhaupt kein Raum freigehalten war. Deshalb ragten der Campanile der Kirche und die Spaliere der Gärten senkrecht über den Rio hinaus wie in einer überschwemmten Stadt. Doch übernahm für die Kirchen wie für die Gärten, dank einer gleichen Umsetzung, wie sie im Canal Grande stattfand, das Meer so bereitwillig die Funktion eines Verbindungswegs, einer großen oder auch kleinen Straße, daß zu beiden Seiten des kleinen Kanals die Kirchen aus dem zu einem armseligen, volkstümlichen Viertel gewordenen Wasser emporstiegen wie bescheidene, zahlreich besuchte Pfarrkirchen, die den Stempel ihrer Bedürftigkeit tragen, aus der zahlreichen Menge von einfachen Leuten, daß auch die durch die Öffnung des Kanals durchquerten Gärten ihre erstaunten Blätter oder Früchte bis ins Wasser heruntersandten und daß von der Stufe vor dem Haus, deren grobbehauener Sandstein noch rauh wirkte, als sei er erst eben durchgesägt, überrascht blickende, aber ihr Gleichgewicht wahrende Gassenjungen ihre Beine baumeln ließen, in ihrer

Balance gleich Matrosen auf einer Drehbrücke, deren beide Hälften sich soeben geöffnet und dem Meer erlaubt haben, zwischen ihnen hindurchzufließen. Manchmal tauchte ein schöneres Bauwerk auf, wie eine Überraschung aus einer soeben geöffneten Schachtel, ein kleiner Elfenbeintempel mit korinthischen Säulenordnungen und einer allegorischen Statue im Frontgiebel, etwas fremd zwischen den gewöhnlichen Dingen, in deren Mitte er einfach so dastand, denn wir mochten uns noch so sehr bemühen, ihm Platz zu machen, das Peristyl, das der Kanal ihm zugestand, behielt das Aussehen einer Uferlände für Gemüsehändler. Ich hatte den mein Verlangen noch steigernden Eindruck, nicht außerhalb zu sein, sondern mehr und mehr in das Innere eines Arkanums einzudringen, denn jedesmal fand ich etwas Neues, das sich zu meiner Rechten oder zu meiner Linken erhob, ein kleines Bauwerk oder einen unerwarteten Campo, die noch das gleichsam erstaunte Aussehen der schönen Dinge zeigten, die man zum erstenmal sieht und deren Bestimmung und Nutzen man nicht gleich begreift. Ich kehrte zu Fuß durch kleine Calli zurück, sprach dabei Mädchen aus dem Volk an, wie es Albertine vielleicht getan hatte, und ich wünschte mir, sie wäre bei mir. Freilich konnten es nicht dieselben sein; zu der Zeit, in der Albertine in Venedig gewesen war,[1] wären sie noch Kinder gewesen. Nachdem ich aber früher schon in einem ersten Sinn und aus Feigheit jedem meiner als einzigartig empfundenen Wünsche untreu geworden war – hatte ich mich doch auf die Suche eines ähnlichen Objekts gemacht und nicht desselben, da ich es nicht wiederzufinden hoffte –, suchte ich jetzt systematisch nach Frauen, die Albertine nicht gekannt haben konnte, ja ich suchte sogar nicht einmal mehr nach solchen, wie ich sie mir früher gewünscht hatte. Gewiß kam es öfter vor, daß ich mir mit einer unerhörten Heftigkeit des Verlangens irgendeine junge Person aus Méséglise oder aus Paris ins Gedächtnis zurückrief oder auch das Milchmädchen, das ich am Morgen bei meiner ersten Reise nach Balbec am Fuß eines

Hügels erblickt hatte.[2] Aber ach! Ich erinnerte mich an sie, wie sie damals gewesen waren, das heißt, wie sie jetzt ganz bestimmt nicht mehr waren. Wie ich also früher dazu kam, meinen Eindruck, ein Liebeswunsch sei etwas Einzigartiges, zu relativieren und anstelle einer aus den Augen verlorenen Klosterschülerin eine ähnliche Klosterschülerin zu suchen, so mußte ich jetzt, um die Mädchen wiederzufinden, die meine oder Albertines Jugend mit Unruhe erfüllt hatten, einer weiteren Beeinträchtigung jenes Prinzips zustimmen, das die Individualität der Liebeswünsche postuliert; was ich nunmehr suchte, waren nicht mehr diejenigen, die damals sechzehn Jahre alt waren, sondern solche, die es heute waren, denn was ich jetzt in Ermangelung der bemerkenswerteren Eigenheit, die mir entging, an einer Frau liebte, war ihre Jugend. Ich wußte, daß die Jugend derer, die ich gekannt hatte, nur mehr in meiner glutvollen Erinnerung bestand und daß ich nicht sie – wie groß auch mein Verlangen war, zu ihnen zu gelangen, wenn mein Gedächtnis sie mir vor Augen stellte – pflücken durfte, wenn ich wirklich die Jugend und die Blüte des Jahres ernten wollte.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, wenn ich mich aufmachte, um meine Mutter auf der Piazzetta zu treffen. Wir riefen eine Gondel herbei. »Wie sehr hätte deine Großmutter diese einfache Größe geliebt!« sagte meine Mutter zu mir, indem sie auf den Dogenpalast wies, der noch mit dem gleichen Gedanken auf das Meer schaute, den einst der Architekt in ihn hineingelegt hatte und den er nun treulich in der stummen Erwartung verschwundener Dogen beibehielt. »Sie hätte sogar die Sanftheit dieser rosigen Tönungen geliebt, da ihr ja jede Süßlichkeit fehlt. Wie sehr hätte deine Großmutter Venedig geliebt, und welche jener der Natur durchaus ebenbürtige Einfachheit hätte sie in all dieser Schönheit entdeckt, die so reich ist, daß sie keiner weiteren Bearbeitung bedarf und sich darbietet, wie sie ist: der Dogenpalast in seiner kubischen Form, die Säulen, von denen du mir sagst, sie stammten aus

dem Palast des Herodes, mitten auf der Piazzetta, und, noch weniger arrangiert, aufgestellt, als hätte sich kein anderer Platz gefunden, die Pilaster aus Akko und die Bronzerosse am Balkon der Markuskirche![1] Deine Großmutter hätte den Schein der untergehenden Sonne mit ebenso großem Vergnügen auf dem Dogenpalast betrachtet wie auf einem Gebirge!« Es lag tatsächlich etwas Wahres in dem, was meine Mutter sagte, denn während die Gondel, die uns heimwärts trug, den Canal Grande hinauffuhr, sahen wir, wie die aufgereihten Paläste, zwischen denen wir dahinglitten, Licht und Stunde auf ihren rosigen Fronten widerspiegelten, weniger in der Art privater Behausungen oder berühmter Bauwerke als vielmehr wie eine Kette von Marmorklippen, zu deren Füßen man am Abend längs der Fahrrinne spazierenfährt, um den Sonnenuntergang zu bewundern. Daher erinnerten auch die zu beiden Seiten der Fahrrinne angeordneten Wohnstätten an Ansichten der Natur, einer Natur freilich, die ihre Werke mit den Mitteln menschlicher Einbildungskraft aus sich hervorgebracht hatte. Gleichzeitig aber (und das liegt an den trotz allem stets städtischen Eindrücken, die Venedig sozusagen auf hoher See vermittelt, über jenen Fluten, wo das Auf und Ab der Gezeiten zweimal am Tag deutlich zu spüren ist, wenn die prächtigen Außentreppen der Palazzi bald durch die Flut überspült, bald von der Ebbe freigelegt werden), als wären wir in Paris, auf den Boulevards, in den Champs-Élysées, im Bois, in irgendeiner fashionablen Avenue, stießen wir im zerstäubten Abendlicht auf die elegantesten Frauen – fast alles Ausländerinnen –, die, weich in die Kissen ihrer schwimmenden Equipagen zurückgelehnt, sich in einer Art von Korso bewegten und an einem Palazzo haltmachten, in dem sie in der Absicht, ihre dort wohnende Freundin zu besuchen, anfragen ließen, ob sie anwesend sei; während sie auf Antwort warteten, zogen sie für alle Fälle ihre Visitenkarte hervor, um sie abzugeben, wie sie es an der Tür des Guermantesschen Palais getan hätten, sahen in ihrem Führer nach, in welcher Epoche und in

welchem Stil der Palast erbaut war, nicht ohne wie auf dem Kamm eine blauen Woge von der Brandung des funkelnd sprühenden und sich bäumenden Wassers, das gegen die Einengung zwischen der tanzenden Gondel und dem hallenden Marmor aufzubegehren schien, hin und her geschoben zu werden. Daher waren sogar solche Fahrten, die einzig Besuchen oder dem Kartenabgeben galten, dreideutig und zugleich einmalig in Venedig, wo das einfache, gesellschaftlich bedingte Kommen und Gehen Form und Zauber eines Museumsbesuchs und einer Bootsfahrt erhält. < Mehrere[1] Palazzi am Canal Grande waren in Hotels umgewandelt; aus Liebe zur Abwechslung wie auch aus Liebenswürdigkeit gegen Madame Sazerat, der wir begegnet waren – sie war die unerwartet und lästigerweise auftauchende Bekannte, die man auf jeder Reise trifft – und die Mama eingeladen hatte, wollten wir eines Abends versuchen, in einem anderen Hotel als unserem zu Abend zu essen, in dem, wie es hieß, die Küche besser war. Während meine Mutter den Gondoliere auszahlte und mit Madame Sazerat in den vorbestellten Salon trat, wollte ich einen Blick in den großen, mit schönen Marmorpfeilern geschmückten und vormals ganz und gar mit jetzt leider schlecht restaurierten Fresken ausgestatteten Speisesaal des Hotels werfen. Zwei Kellner unterhielten sich in einem Italienisch, das ich hier übersetzt wiedergebe:

»Essen die beiden Alten auf ihrem Zimmer? Sie geben niemals vorher Bescheid. Es ist unerträglich, ich weiß nie, ob ich ihnen den Tisch reservieren soll *(non so se bisogna conservar loro la tavola)*. Nun, es geschieht ihnen ganz recht, wenn sie herunterkommen und ihn nicht mehr frei finden! Ich verstehe nicht, daß *forestieri* wie die in einem so eleganten Hotel unterkommen. Das sind doch Leute, die nicht hierher gehören.«

Trotz seiner Mißachtung hätte der Kellner gern gewußt, wie er es mit dem Tisch halten sollte, und so wollte er den Liftboy beauftragen, er solle sich auf der Etage danach erkundigen, als

ihm, bevor er Zeit dazu gefunden hatte, eine Antwort zuteil wurde: er bemerkte, wie die alte Dame den Speisesaal betrat. Trotz der Miene von Trauer und Müdigkeit, die die Last der Jahre einem Gesicht mitteilt, und ungeachtet einer Art von Ekzem, einem roten Ausschlag, der das ihre bedeckte, hatte ich keine Mühe, unter ihrem Kapotthut und in ihrem losen schwarzen Kleid, das bei W.[1] gearbeitet war, aber für Uneingeweihte dem Hauskleid eine alten Portiersfrau glich, die Marquise de Villeparisis zu erkennen. Der Zufall brachte es mit sich, daß der Ort, an dem ich, in die Betrachtung der Spuren einer Freskomalerei versunken, mich gerade aufhielt, an der Längswand der schönen Marmorwände sich genau hinter dem Tisch befand, an dem Madame de Villeparisis Platz nahm.

»Dann kommt sicher auch gleich Monsieur de Villeparisis. Sie sind jetzt vier Wochen hier, aber nicht einmal hat einer von ihnen allein gespeist«, stellte der Kellner fest.

Ich fragte mich, wer derjenige ihrer Verwandten sein mochte, mit dem sie reiste und den man Monsieur de Villeparisis nannte, doch ein paar Sekunden später erkannte ich, als er auf den Tisch zuschritt und neben ihr Platz nahm, ihren alten Liebhaber, den Marquis von Norpois. Sein hohes Alter hatte die Klangfülle seiner Stimme geschwächt, dafür aber seiner Redeweise, die früher so voller Reserve war, etwas geradezu Unbeherrschtes verliehen. Vielleicht mußte man den Grund dafür in einem Ehrgeiz suchen, für dessen Verwirklichung, wie er spürte, ihm nicht mehr viel Zeit übrigblieb und der ihn deshalb mit um so größerer Vehemenz und Ungeduld erfüllte, vielleicht aber auch in der Tatsache, daß er, nunmehr abseits von einer Politik, in der er brennend gern von neuem eine Rolle gespielt hätte, sowie von naivem Verlangen beseelt, durch mörderische Kritiken, die er gegen diejenigen schleuderte, die zu ersetzen er sich vollauf in der Lage fühlte, zu erreichen meinte, daß sie ihrer Funktion womöglich enthoben würden. In gleicher Weise geben manche Politiker einer Re-

gierung, der sie nicht angehören, keine drei Tage. Man ginge nun freilich zu weit, wenn man meinte, Monsieur de Norpois hätte sich von der Tradition der diplomatischen Sprache ganz und gar entfernt. Sobald von Staatsgeschäften die Rede war, wurde er, wie man sehen wird, wieder der Mann, den wir gekannt haben, aber in der übrigen Zeit ließ er sich über das eine oder andere mit der senilen Beharrlichkeit gewisser Achtzigjähriger aus, die Frauen zusetzen, die von ihnen nicht mehr viel zu befürchten haben.

Madame de Villeparisis bewahrte während einiger Minuten das Schweigen einer alten Frau, der es infolge der Müdigkeit des Alters schwerfällt, sich aus der Rückerinnerung an die Vergangenheit von neuem zur Gegenwart zu erheben. Darauf erging sie sich in rein praktischen Fragen, in denen eine gegenseitige Liebe spürbar bleibt:

»Sind Sie bei Salviati[1] vorbeigegangen?« – »Ja.« – »Werden sie morgen liefern?« – »Ich habe die Schale selbst mitgebracht. Nach dem Essen werde ich sie Ihnen zeigen. Sehen wir einmal, was es gibt.« – »Haben Sie wegen meiner Suezaktien Börsenauftrag gegeben?« – »Nein, die Börse ist im Augenblick nur für Erdölwerte zu haben. Der ganze Bereich zieht im Augenblick. Royal Dutch hat allerdings keinen weiteren Sprung von dreitausend Francs gemacht. Man rechnet mit einem Kurs von vierzigtausend Francs. Meiner Meinung nach wäre es aber nicht klug, so lange zu warten. Aber es besteht kein Grund zur Eile, da ja der Markt ausgezeichnet ist. Nun aber zum Menü. Als Vorspeise gibt es Rotbarbe. Nehmen wir die?« – »Ich ja, aber Ihnen ist das verboten. Nehmen Sie lieber Risotto; sie machen ihn hier allerdings nicht sehr gut.« – »Das tut nichts. Herr Ober, bringen Sie zunächst Rotbarbe für Madame und Risotto für mich.«

Es folgte darauf erneutes langes Schweigen.

»Hier, schauen Sie her, ich bringe Ihnen die Zeitungen, den *Corriere della Sera* und die *Gazetta del Popolo* [1] und was es sonst noch gibt. Wissen Sie, daß stark von einem Diplomaten-

schub die Rede ist, dessen erster Sündenbock Paléologue sein soll, der sich in Serbien als notorisch unfähig erwiesen hat? Er würde vielleicht durch Lozé ersetzt werden, damit aber wäre der Posten in Konstantinopel[2] frei. Jedoch«, beeilte sich Monsieur de Norpois nicht ohne Schärfe hinzuzufügen, »für einen Botschafterposten von so weitreichender Bedeutung in einem Land, in dem ganz augenscheinlich, was auch geschehen mag, England immer den Vorsitz am Verhandlungstisch führen wird, wäre es angezeigt, sich an erfahrene Männer zu wenden, die besser dafür gerüstet sind, den Fallstricken der Feinde unseres britischen Verbündeten auszuweichen als die Diplomaten der neuen Schule, die mit gesenktem Kopf dem Gegner in die Klinge laufen.« Die gereizte Zungenfertigkeit, mit der Monsieur de Norpois diese letzten Worte hervorbrachte, rührte vor allem davon her, daß die Zeitungen, anstatt seinen Namen zu bringen, wie er es ihnen angeraten hatte, als »Favoriten Nummer eins« einen jungen Legationschef nannten. »Weiß Gott! Infolge undurchsichtiger Machenschaften werden erfahrene Männer daran gehindert, Stelle und Stellung mehr oder weniger unfähiger junger Dachse einzunehmen. Ich habe viele von diesen angeblichen Diplomaten gekannt, die auf die empirische Methode eingeschworen waren und ihre ganze Hoffnung auf einen Versuchsballon setzten, den ich schnell zum Platzen brachte. Es ist über jeden Zweifel hinaus erwiesen, daß, wenn die Regierung so unklug ist, die Lenkung des Staates ziellos tastenden Händen anzuvertrauen, auf den Ruf der Pflicht ein junger Rekrut immer mit ›Hier‹ antworten wird. Aber wer weiß« (und hier sah Monsieur de Norpois so aus, als wisse er sehr wohl, von wem er rede), »ob nicht das gleiche geschähe, wenn man eines Tages einen mit Wissen und Lebenserfahrung ausgestatteten Veteranen zu finden sich bemühte? Meines Erachtens – wobei natürlich jedem unbenommen bleibt, die Dinge auf seine Art zu sehen – sollte der Posten in Konstantinopel erst nach einer Regelung unserer unbereinigten Schwierigkeiten mit Deutschland angenommen

werden. Wir sind niemandem etwas schuldig, und es darf nicht sein, daß man alle sechs Monate von uns einen Generalpardon erschleicht und uns mit dolosen Machenschaften zwingt, aus purer Notwehr auf etwas einzugehen, was von einer korrupten Presse uns angesonnen wird. Das muß ein Ende haben, und natürlich würde ein Mann von großem Gewicht, der seine Fähigkeiten unter Beweis gestellt hat, ein Mann, der, wenn ich so sagen darf, ›das Ohr des Kaisers hat‹, mehr Autorität als irgendein anderer besitzen, um unter diesen Konflikt einmal den Schlußstrich zu setzen.«

Ein Herr, der soeben seine Mahlzeit beendet hatte, grüßte Monsieur de Norpois.

»Oh, da ist Fürst Foggi«, sagte der Marquis. »Ja? Ich weiß allerdings nicht genau, wen Sie meinen«, hauchte Madame de Villeparisis. »Aber doch, natürlich! Fürst Odon, der echte Schwager Ihrer Cousine Doudeauville. Sie müssen sich doch erinnern, daß ich mit ihm in Bonnétable zur Jagd war!« – »Ach! Odon, das ist doch der, der malt?« – »Aber nicht doch, er ist der, der die Schwester des Großfürsten N. geheiratet hat.«

Monsieur de Norpois brachte das alles in dem etwas unangenehmen Ton eines mit seiner Schülerin unzufriedenen Lehrers vor und hielt den Blick seiner blauen Augen streng auf Madame de Villeparisis geheftet.

Als der Fürst seinen Kaffee getrunken hatte und den Tisch verließ, stand Monsieur de Norpois auf, ging eilig auf ihn zu, trat aber dann mit einer eindrucksvollen Geste zurück, als spiele er selbst keine Rolle, und stellte ihn Madame de Villeparisis vor. Während der paar Minuten, die der Fürst neben ihnen stehend verbrachte, ließ Monsieur de Norpois keinen Augenblick davon ab, Madame de Villeparisis mit seinem blauen Blick zu überwachen, aus dem das Wohlwollen oder die Strenge des alten Liebhabers sprach, vor allem aber die Befürchtung, sie könne sich zu jener Art von unkontrollierten Äußerungen veranlaßt sehen, die er einst goutiert hatte,

jetzt aber fürchtete. Sobald sie zu dem Fürsten etwas bemerkte, das nicht ganz exakt war, berichtigte er ihre Worte und fixierte streng die bedrückte und gefügige Marquise mit der unbeirrbaren Intensität eines Hypnotiseurs.

Ein Kellner kam und richtete mir aus, meine Mutter warte auf mich; ich eilte zu ihr und entschuldigte mich bei Madame Sazerat mit der Bemerkung, es habe mir solchen Spaß gemacht, Madame de Villeparisis zu beobachten. Bei diesem Namen erbleichte Madame Sazerat und schien einer Ohnmacht nahe. Dann aber beherrschte sie sich:

»Madame de Villeparisis, Mademoiselle de Bouillon?« fragte sie. »Ja.« – »Ob ich sie nicht einen Augenblick zu Gesicht bekommen könnte? Es ist der Traum meines Lebens.« – »Dann dürfen Sie aber keine Minute verlieren, Madame, sie wird gleich mit dem Essen fertig sein. Aber wie kann Sie das nur so ungemein interessieren?« – »Madame de Villeparisis war doch in erster Ehe die Herzogin von Havré, schön wie ein Engel, böse wie ein Teufel, die meinen Vater um den Verstand gebracht, völlig ruiniert, bald darauf jedoch verlassen hat. Aber wenn sie auch wie das letzte der Straßenmädchen an ihm gehandelt hat und die Ursache ist, daß wir, ich und die Meinen, in kleinsten Verhältnissen in Combray leben mußten, war es doch, seit mein Vater tot ist, ein Trost für mich, daß er die schönste Frau seiner Zeit geliebt hat, und da ich sie niemals gesehen habe, wäre es trotz allem etwas wie eine Befriedigung für mich …«

Ich führte die vor Aufregung zitternde Madame Sazerat in den Speisesaal und zeigte ihr Madame de Villeparisis.

Wie Blinde jedoch, die ihre Blicke nicht dorthin lenken, wohin man sie dirigieren will, heftete Madame Sazerat die ihren nicht auf den Tisch, an dem Madame de Villeparisis speiste, sondern bemerkte, während sie an einem anderen Punkt des Saales nach ihr suchte:

»Aber sie muß schon fort sein, da, wo Sie sagen, sehe ich sie nicht.«

Und wieder forschte sie nach der verhaßten, angebeteten Vision, die seit so langem schon ihre Einbildungskraft bewohnte.

»Doch, da ist sie ja, an dem zweiten Tisch.« – »Dann zählen wir offenbar nicht vom gleichen Punkt aus; so wie ich zähle, sitzt am zweiten Tisch nur neben einem alten Herrn eine kleine, abscheuliche, bucklige Person mit einem ganz roten Gesicht.« – »Das ist sie.«

Inzwischen[1] hatte Madame de Villeparisis Monsieur de Norpois gebeten, den Fürsten Foggi zum Sitzen aufzufordern, worauf eine liebenswürdige Unterhaltung zwischen den dreien in Gang gekommen war. Es war von Politik die Rede, und der Fürst erklärte, er habe vor, sich für die Geschicke des Kabinetts überhaupt nicht mehr zu interessieren, dafür aber werde er mindestens eine Woche lang noch in Venedig bleiben, er hoffe, daß bis dahin eine Ministerkrise sicher umschifft sein werde. Fürst Foggi glaubte im ersten Augenblick, Fragen der Politik interessierten Monsieur de Norpois nicht, denn dieser, der bis dahin sich mit so viel Verve ausgesprochen hatte, bewahrte plötzlich ein fast engelhaftes Schweigen, von dem man annehmen mußte, es könne sich, wenn seine Stimme je wiederkehrte, nur in die unschuldsvollen melodischen Klänge eines Mendelssohn oder César Franck verwandeln. Der Fürst meinte auch, dieses Schweigen folge aus der Zurückhaltung eines Franzosen, der einem Italiener gegenüber sich über italienische Angelegenheiten nicht näher äußern wolle. Damit aber befand er sich völlig im Irrtum. Schweigen und eine Miene der Gleichgültigkeit waren bei Monsieur de Norpois nicht ein Zeichen der Reserve, sondern das übliche Vorspiel zu einer sehr intensiven Einmischung in wichtige Staatsangelegenheiten geblieben. Der Ehrgeiz des Marquis galt keinem geringeren Ziel als dem Gesandtenposten in Konstantinopel, und zwar nach vorhergehender Regelung der deutschen Frage, bei deren Bereinigung er die Haltung des Kabinetts in Rom zu bestimmen gedachte. Der Marquis war in der Tat der Mei-

nung, ein Akt von internationaler Tragweite könne die würdige Krönung seiner Karriere bedeuten, vielleicht sogar einen Beginn neuer Ehren und schwieriger Funktionen, auf die er noch nicht Verzicht geleistet hatte. Denn das Alter macht uns zunächst zwar unfähig, etwas zu unternehmen, aber noch nicht, es uns dennoch zu wünschen. Erst in einer dritten Periode haben dann diejenigen, die zu sehr hohen Jahren kommen, auch auf das Wünschen verzichtet, wie sie zuvor das Handeln haben aufgeben müssen. Sie kandidieren dann nicht einmal mehr bei bedeutungslosen Wahlen, bei denen sie vormals ans Ziel zu gelangen versuchten, zum Beispiel der des Präsidenten der Republik. Sie begnügen sich damit auszugehen, zu essen, Zeitungen zu lesen, sie überleben sich selbst.

Um den Marquis wieder in gute Laune zu versetzen und ihm zu zeigen, daß er ihm wie einem Landsmann gegenüberstehe, begann der Fürst von den eventuellen Nachfolgern des gegenwärtigen Ministerpräsidenten zu sprechen. Die Aufgabe dieser Nachfolger würde nicht einfach sein. Nachdem Monsieur de Norpois Fürst Foggi mehr als zwanzig Namen von Politikern hatte zitieren hören, die diesem für das Amt in Betracht zu kommen schienen, Namen, die der ehemalige Botschafter anhörte, ohne die halbgesenkten Lider von seinen blauen Augen zu heben und ohne eine Bewegung zu machen, brach er endlich das Schweigen, um jene Worte fallenzulassen, die zwanzig Jahre hindurch das Gespräch der Staatskanzleien bilden und später, als niemand mehr etwas davon wußte, von irgendeiner Persönlichkeit, die mit »Ein Eingeweihter« oder »Testis«[1] oder »Machiavelli« zeichnete, in einer Zeitung ausgegraben werden sollten, wo gerade die Vergessenheit, in die sie geraten waren, ihnen den Vorteil eintrug, von neuem eine Sensation zu bilden. Fürst Foggi also hatte soeben mehr als zwanzig Namen dem Diplomaten gegenüber genannt, der sich unbeweglich und stumm wie ein Ertaubter verhielt, als Monsieur de Norpois leicht den Kopf hob und in jener Form, in der seine folgenschwersten diplomatischen Interventionen

stattgefunden hatten, wenn auch diesmal mit vermehrter Kühnheit und verminderter Kürze, sehr behutsam fragte: »Hat jemand auch den Namen Giolitti[2] genannt?« Bei diesen Worten fiel es dem Fürsten wie Schuppen von den Augen, er vernahm ein überirdisches Raunen. Auf der Stelle begann darauf Monsieur de Norpois von ganz belanglosen Dingen zu sprechen, fürchtete sich also nicht mehr, ruhig Lärm zu machen, so wie, nachdem der letzte Ton einer erhabenen Arie von Bach verklungen ist, man sich nicht mehr scheut, mit lauter Stimme zu sprechen oder seinen Mantel aus der Garderobe zu holen. Er markierte sogar den Einschnitt noch mehr, indem er den Fürsten bat, ihro Majestäten, dem König und der Königin, den Ausdruck seiner untertänigsten Ergebenheit zu Füßen zu legen, sobald er sie zu sehen Gelegenheit haben würde, eine Abschiedsphrase, die ungefähr dem entsprach, was am Ende eines Konzerts die laut herausgebrüllten Worte sind: »Der Kutscher Auguste aus der Rue de Belloy!«. Wir wissen nicht, welches genau die Eindrücke des Fürsten Foggi waren. Er war ganz sicher entzückt, den Vortrag eines Meisterwerks, wie es die Worte waren: »Und Giolitti? Hat niemand seinen Namen genannt?« mit angehört zu haben. Denn Monsieur de Norpois, bei dem durch das Alter die schönsten Eigenschaften zum Erlöschen gebracht oder doch getrübt vorhanden waren, hatte sich andererseits mit zunehmenden Jahren in solchen »Bravourarien« vervollkommnet, wie gewisse bejahrte Musiker, bei denen alles übrige bereits im Niedergang ist, bis zum letzten Tag in der Kammermusik eine immer vollendetere Virtuosität erlangen, wie sie sie vordem nicht besaßen.

Wahr ist, daß Fürst Foggi, der noch vierzehn Tage in Venedig bleiben wollte, am gleichen Tag nach Rom zurückkehrte und bald darauf vom König wegen einer Sache, die Besitzungen betraf, die dem Fürsten, wie wir schon erwähnt zu haben glauben, in Sizilien gehörten, in Audienz empfangen wurde. Das Kabinett setzte sein Scheinleben noch etwas länger fort, als man angenommen hatte. Nach seinem Sturz be-

fragte der König verschiedene Staatsmänner darüber, wen man als Chef mit der Bildung eines neuen Kabinetts betrauen solle. Dann berief er Giolitti, der sich bereit erklärte. Drei Monate darauf brachte eine Zeitung eine Notiz über das Gespräch des Fürsten Foggi mit Monsieur de Norpois. Die Unterhaltung der beiden wurde in der gleichen Form wie oben berichtet mit dem einzigen Unterschied, daß man anstatt der Worte: »Monsieur de Norpois fragte ganz behutsam« dort las: »sagte mit jenem feinen und bezaubernden Lächeln, das man an ihm kennt«. Monsieur de Norpois war der Meinung, daß »behutsam« für einen Diplomaten bereits reichlich viel Explosivkraft besitze und daß diese Hinzufügung zumindest unangebracht sei. Er hätte sogar darum gebeten, der Quai d'Orsay möge offiziell dementieren, aber der Quai d'Orsay wußte ohnehin nicht, wo der Kopf ihm stand. Tatsächlich telephonierte Monsieur Barrère,[1] nachdem die Unterhaltung publik geworden war, stündlich mehrmals mit Paris, um gekränkt festzustellen, daß es einen dienstbeflissenen Botschafter am Quirinal gebe, sowie auch um darüber zu berichten, welches Befremden der Vorfall im gesamten Europa ausgelöst habe. Dieses Befremden existierte nicht, doch die diversen Botschafter waren viel zu höflich, um Monsieur Barrère zu dementieren, als er ihnen versicherte, bestimmt sei alle Welt empört. Monsieur Barrère, der nur auf seine eigenen Eingebungen hörte, betrachtete dieses höfliche Schweigen als Bestätigung. Sogleich depeschierte er nach Paris: »Ich habe mich eine Stunde lang mit dem Marchese Visconti-Venosta[2] unterhalten, usw.« Seine Sekretäre hatten damals nichts zu lachen.

Gleichwohl verfügte Monsieur de Norpois über die ergebene Gefolgschaft einer sehr alten französischen Zeitung, die ihm sogar im Jahre 1870, als er französischer Gesandter in einem der deutschen Länder war, einen großen Dienst erwiesen hatte. Diese Zeitung war (besonders, was den nicht signierten Leitartikel betraf) bewundernswert redigiert. Tausendmal mehr Interesse aber fand sie, als dieser Leitartikel

(der in jenen fernen Zeiten »Premier-Paris« hieß und heute aus unbekannten Gründen »Éditorial« genannt wird) im Gegenteil schlecht geschrieben war und unaufhörliche Wortwiederholungen aufwies. Jeder verspürte mit tiefer Ergriffenheit, daß dieser Artikel »inspiriert« war, vielleicht von Monsieur de Norpois, vielleicht von irgendeinem anderen der Großen, die der Stunde geboten. Um im voraus eine Vorstellung von den Vorgängen in Italien zu geben, wollen wir zeigen, wie sich Monsieur de Norpois diese Zeitung im Jahre 1870 zunutze machte – überflüssigerweise, wird man finden, da der Krieg ja gleichwohl stattfand, auf äußerst wirkungsvolle Art, meinte hingegen Monsieur de Norpois, dessen Grundsatz immer war, man müsse vor allem den Boden der öffentlichen Meinung vorbereiten. Seine Artikel, in denen jedes Wort wohlabgewogen war, glichen jenen optimistischen Bulletins, denen der Tod des Patienten auf dem Fuß folgt. Am Vorabend der Kriegserklärung zum Beispiel im Jahre 1870, als die Mobilmachung bereits fast vollzogen war, hatte Monsieur de Norpois, der natürlich im Hintergrund blieb, es für richtig befunden, dieser berühmten Zeitung folgenden Leitartikel zu schicken:

»In gewissen wohlunterrichteten Kreisen scheint die Meinung vorzuherrschen, daß seit gestern um die Mitte des Nachmittags die Situation, ohne wohlverstanden einen alarmierenden Charakter anzunehmen, immerhin als ernst und sogar unter gewissen Gesichtspunkten als möglicherweise kritisch betrachtet werden müsse. Der Herr Marquis de Norpois hätte danach mit dem preußischen Minister mehrere Unterhaltungen gehabt, um in einem Geiste der Entschlossenheit und der Versöhnung, jedenfalls aber auf ganz konkrete Art, die verschiedenen zur Zeit bestehenden – wenn man so sagen darf – Reibungsmomente zu prüfen. Leider war uns bei Redaktionsschluß die Meldung noch nicht zugegangen, nach der man sich auf eine Formel geeinigt hätte, die als Basis für ein diplomatisches Abkommen dienen könnte.«

Letzte Nachrichten bei Redaktionsschluß: »Mit Genugtuung erfahren wir von informierter Seite, daß eine leichte Entspannung in den Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich eingetreten zu sein scheint. Man dürfte danach ganz besondere Wichtigkeit der Tatsache beimessen, daß Monsieur de Norpois ›Unter den Linden‹ den englischen Gesandten getroffen hat, mit dem er sich etwa zwanzig Minuten lang unterhielt. Diese Nachricht wird als sehr befriedigend[1] angesehen.« Am folgenden Tage konnte man im Leitartikel lesen: »Es dürfte so aussehen, als ob ungeachtet aller diplomatischen Gewandtheit des Marquis von Norpois, dem jedermann für die Energie und das Geschick, mit dem er die unveräußerlichen Rechte Frankreichs zu verteidigen gewußt hat, vollste Anerkennung zollt, ein Bruch sozusagen fast unvermeidlich ist.«

Die Zeitung unterließ es nicht, einem solchen Leitartikel einige Kommentare folgen zu lassen, die wohlverstanden Monsieur de Norpois ihr hatte zugehen lassen. Man hat vielleicht bemerkt, daß in den vorausgehenden Zitaten der Konditional die grammatische Form darstellte, die der Botschafter im diplomatischen Schrifttum bevorzugte (»Man dürfte besondere Wichtigkeit beilegen« anstatt »Es scheint, daß man besondere Wichtigkeit beilegt«). Jedoch auch ein nicht im gewöhnlichen Sinn, sondern in dem eines alten Optativ verwendeten Indikativ Präsens war Monsieur de Norpois um nichts weniger teuer. Die Kommentare, die dem Leitartikel folgten, waren folgendermaßen abgefaßt:

»Niemals hat die Öffentlichkeit den Beweis einer so bewundernswerten Ruhe geliefert. (Monsieur de Norpois hätte gern gesehen, wenn dies der Wahrheit entspräche, fürchtete aber das Gegenteil.) Sie ist müde der fruchtlosen Aufregungen und hat mit Befriedigung zur Kenntnis genommen, daß die Regierung seiner Majestät alle Verantwortung für Eventualitäten tragen wird, die sich ergeben könnten. Das Publikum wünscht« (Optativ!) »sich nichts Besseres. Zu diesem schö-

nen Erfolg einer Kaltblütigkeit, die in sich selbst bereits einen Hinweis auf den Erfolg enthält, möchten wir noch eine Nachricht hinzufügen, die sehr geeignet ist, auf die öffentliche Meinung beruhigend einzuwirken, soweit dies überhaupt nötig wäre. Es wird glaubhaft berichtet, daß Monsieur de Norpois, der aus Gesundheitsgründen seit langem schon nach Paris kommen sollte, um sich dort einer kleinen Behandlung zu unterziehen, Berlin verlassen hätte, wo er seine Anwesenheit nicht mehr als notwendig erachtete.«

Letzte Nachricht bei Redaktionsschluß: »Seine Majestät der Kaiser hat heute morgen seine Residenz von Compiègne nach Paris verlegt, um mit dem Marquis von Norpois, dem Kriegsminister und dem Marschall Bazaine, auf den die öffentliche Meinung ihr besonderes Vertrauen setzt, eine Konferenz abzuhalten, Seine Majestät der Kaiser hat das Diner abgesagt, das er für seine Schwägerin, die Herzogin von Alba, zu geben gedachte. Diese Maßnahmen haben überall bei ihrem Bekanntwerden einen besonders günstigen Eindruck geweckt. Der Kaiser hat eine Parade der Truppen abgenommen, deren Enthusiasmus unbeschreiblich ist. Auf eine Mobilisierungsorder, die sofort beim Eintreffen der Souveräne in Paris ausgegeben wurde, stehen mehrere Armeekorps bereit, um sich eintretendenfalls in Richtung Rhein in Bewegung zu setzen>.«[1]

Ich könnte nicht behaupten, daß am Abend, wenn wir ins Hotel zurückgekehrt waren (denn seit der Begegnung mit dem alten Paar Villeparisis-Norpois wagten wir es nicht mehr, außer Haus essen zu gehen), ich in der Erregung der Dämmerung nicht oft spürte, daß die Albertine von ehemals trotz allem, für mich unsichtbar, in meinem tiefsten Grund wie in den Bleikammern eines inneren Venedig[2] eingeschlossen lag, in einem Gefängnis, dessen festsitzende Pforten sich manchmal durch ein inneres Ereignis verschoben, um mir ein Tor zu dieser Vergangenheit zu öffnen.

So wurden zum Beispiel eines Abends durch einen Brief meines Börsenmaklers für einen Augenblick die Pforten des Gefängnisses wieder geöffnet, in dem Albertine in meinem Innersten lebendig war, doch in solcher Ferne, solcher Tiefe, daß sie mir unerreichbar blieb. Seit ihrem Tod hatte ich mich nicht mehr mit den Spekulationen beschäftigt, die ich unternommen hatte, um ihretwegen über mehr Geld zu verfügen. Nun aber war einige Zeit vergangen, und große Weisheiten einer vorhergehenden Epoche waren durch die jetzige dementiert worden, so wie es früher dem Ausspruch von Thiers ergangen war, die Eisenbahn werde niemals ein Erfolg sein; die Papiere, von denen Monsieur de Norpois zu uns gesagt hatte: »Ihr Ertrag ist zweifellos nicht sehr groß, aber wenigstens wird das Kapital nie an Wert verlieren«, waren wiederholt gerade diejenigen, die am meisten fielen. Allein für die englischen Konsols und für die Raffineries Say mußte ich den Maklern die Differenz sowie derart erhebliche Beträge an Zinsprovisionen und für Reporte zahlen, daß ich mich von einem Tag zum andern entschloß, alles zu verkaufen, wobei ich aber plötzlich feststellen mußte, daß ich kaum noch den fünften Teil des Vermögens besaß, das ich von meiner Großmutter geerbt und zu Lebzeiten Albertines besessen hatte. Davon übrigens erfuhr in Combray der dort noch ansässige Teil meiner Familie und unserer Bekannten, und da man wußte, daß ich mit dem Marquis de Saint-Loup und den Guermantes verkehrte, hieß es: »Das kommt davon, wenn man zu hoch hinaus will.« Man wäre dort sehr erstaunt gewesen zu erfahren, daß ich diese Spekulationen wegen eines jungen Mädchens von so bescheidener Herkunft wie Albertine, einem Schützling fast des ehemaligen Klavierlehrers meiner Großmutter – Vinteuil – unternommen hatte. In dieser Combrayer Sphäre übrigens, in der jeder gemäß Einkünften, von denen jeder weiß, wie hoch sie sind, wie in Indien für immer in eine Kaste einrangiert wird, hätte man sich keine Vorstellung von der großen Freiheit machen können, die in

der Welt der Guermantes herrschte, wo man dem Vermögen keinerlei Gewicht beilegte und die Armut zwar als unangenehm, jedoch keineswegs als abträglich, vielmehr als etwas betrachtete, was die soziale Stellung nicht mehr berührte als ein Magenleiden. Zweifellos stellte man sich in Combray vor, daß Saint-Loup und Monsieur de Guermantes wahrscheinlich verarmte Adelige mit hypothekenbelasteten Schlössern seien, denen ich Geld vorstreckte, während jene in Wirklichkeit, falls ich einen finanziellen Zusammenbruch erlitten hätte, die ersten gewesen wären, die mir – übrigens vergeblich – ihre Hilfe angeboten hätten. Mein relativer Ruin war um so mißlicher, als meine venezianischen Begierden sich letzthin auf eine Glaswarenverkäuferin konzentriert hatten, deren blumengleicher Teint den entzückten Augen eine ganze Skala von orangefarbenen Tönen bot und mir ein solches Verlangen einflößte, sie täglich wiederzusehen, daß ich in dem Gedanken daran, daß meine Mutter und ich Venedig bald verlassen würden, zu dem Versuch entschlossen war, ihr in Paris irgendeine Existenzmöglichkeit zu schaffen, damit ich mich nicht von ihr zu trennen brauchte. Die Schönheit dieser Siebzehnjährigen war so edel, so strahlend, machte sie zu einem wahren Tizian, den es vor der Abreise zu erwerben galt. Würde ich aber mit dem wenigen, was mir an Vermögen blieb, ihr eine ausreichende Verlockung bieten können, damit sie ihr Land verließ, um in Paris nur für mich zu leben? Als ich jedoch den Brief des Maklers zu Ende las, erinnerte mich ein Satz darin: »Ich werde mich um Ihre Reporte kümmern«, an einen fast ebenso verlogenen professionellen Ausdruck, den die Badefrau in Balbec gebraucht hatte, als sie zu Aimé von Albertine sprach. »Ich habe mich um sie gekümmert«, hatte sie gesagt. Diese Worte nun, die mir niemals wieder in den Sinn gekommen waren, ließen wie ein Sesam-öffne-dich die Türen des Verlieses sich in ihren Angeln drehen. Doch gleich darauf schlossen sie sich wieder über der dort Eingemauerten; daß ich nicht zu ihr gelangen wollte, kann mir nicht als

Schuld angelastet werden, denn ich konnte sie ja nicht mehr sehen, konnte mich nicht mehr an sie erinnern, und nur in der Vorstellung, die wir von ihnen haben, existieren andere Wesen; für einen Augenblick freilich hatte mich ihre Verlassenheit, von der sie nichts wußte, stärker angerührt; für eine Sekunde hatte ich mich nach der schon fernen Zeit zurückgesehnt, in der ich Tag und Nacht unter der ständigen Begleitung der Erinnerung an sie gelitten hatte. Ein andermal weckte in San Giorgio degli Schiavoni ein Adler neben einem der Apostel, der auf ganz die gleiche Weise stilisiert war, die Erinnerung und fast das Leiden in mir, die jene beiden Ringe in mir hervorgerufen hatten, deren Übereinstimmung Françoise entdeckt und von denen ich niemals in Erfahrung gebracht hatte, wessen Geschenk an Albertine sie gewesen waren.[1]

Eines Abends jedoch trug sich ein Umstand zu, in dessen Folge meine Liebe eigentlich hätte wiedererstehen müssen. In dem Augenblick, als unsere Gondel an den Stufen des Hotels anlegte, übergab mir der Portier eine Depesche, die der Telegraphenbote mir schon dreimal hatte aushändigen wollen, denn wegen der Ungenauigkeit der Adresse (die ich dennoch durch die Entstellung hindurch, welche die italienischen Beamten daran vorgenommen hatten, als die meine erkannte) wurde eine Empfangsquittung verlangt, mit der ich bezeugen sollte, daß das Telegramm auch wirklich für mich bestimmt sei. Ich öffnete es, sobald ich in meinem Zimmer war, überflog die Ansammlung schlecht übermittelter Wörter und vermochte schließlich herauszulesen: »Lieber Freund, die Totgeglaubte – entschuldigen Sie – ist sehr lebendig und wünscht ein Wiedersehen, um über Heirat zu sprechen, wann Rückkehr? Alles Liebe. Albertine.« Da trug sich nun in umgekehrter Richtung das gleiche zu, was mir mit meiner Großmutter widerfahren war: Als ich die Tatsache erfahren hatte, daß meine Großmutter tot war, hatte ich zuerst keinen Schmerz verspürt. Tatsächlich litt ich unter ihrem Tod erst, als unwillkürliche Erinnerungen sie für mich wieder lebendig gemacht

hatten.[1] Jetzt, da Albertine in meinem Denken für mich nicht mehr lebte, bereitete mir die Nachricht, daß sie am Leben sei, nicht die Freude, die ich von ihr erwartet hätte. Albertine war für mich nur ein Bündel von Vorstellungen gewesen, sie hatte ihren physischen Tod überlebt, solange diese Vorstellungen in mir lebten; umgekehrt erstand Albertine jetzt, da diese Vorstellungen erloschen waren, in keiner Weise für mich mit ihrem Körper wieder zu neuem Sein. Bei der Beobachtung, wie so gar keine Freude ich darüber empfand, daß sie am Leben war, der Feststellung also, daß ich sie nicht mehr liebte, hätte ich bestürzter sein müssen als jemand, der nach Monaten der Reise oder Krankheit in den Spiegel blickt und dabei bemerkt, daß er weiße Haare und ein neues Gesicht, das eines reifen Mannes oder Greises, bekommen hat. Es bestürzt uns, weil es besagt: Der Mann, der ich war, der blonde junge Mann, existiert nicht mehr, ich bin ein anderer. Bedeutet es nicht eine ebenso tiefe Verwandlung, einen ebenso vollständigen Tod des Ichs, das man gewesen ist, die ebenso totale Verdrängung des alten durch dieses neue Ich, wenn man sieht, daß ein von einer weißen Perücke gekröntes faltendurchzogenes Gesicht an die Stelle des früheren getreten ist? Man ist aber nicht bekümmerter darüber, daß man ein anderer geworden ist, weil die Jahre sich abgelöst haben, das heißt in der Dimension der Zeit, als man sich darüber grämt, zu ein und derselben Zeit einander widersprechende Wesen zu sein: der Böse, der Empfindsame, der Zartfühlende, der Polterer, der Selbstlose, der Ehrgeizige, die man im Lauf eines jeden Tages abwechslungsweise ist. Der Grund aber, weshalb man sich nicht darüber grämt, ist der gleiche, nämlich der, daß das – für einen Augenblick im letzteren Fall, wenn es sich um den Charakter handelt; für immer im ersteren Fall, wenn es um die Leidenschaften geht – untergegangene Ich nicht mehr da ist, um das neue zu beklagen, das andere, das in jenem Augenblick oder von da an das ganze Ich ausmacht. Der Polterer lächelt über sein Poltern, da er ja ein Polterer ist, der Vergeß-

liche aber regt sich über seinen Mangel an Gedächtnis gerade deswegen nicht auf, weil er ja vergessen hat.

Ich wäre unf ähig gewesen, Albertine wiederzuerwecken, da ich es ebenso war, mich selbst, mein Ich von damals wiederzuerwecken. Nach seiner Gewohnheit, durch unaufhörliche, im Kleinsten wirkende Arbeit das Gesicht der Welt zu verändern, hatte das Leben mir am Tag nach Albertines Tod nicht gesagt: Sei ein anderer, sondern durch Veränderungen, die zu unmerklich waren, als daß ich selbst mir über die Tatsache der Veränderung hätte klarwerden können, fast alles in mir erneuert, so daß mein Denken schon an seinen neuen Herren – mein neues Ich – gewöhnt war, als es erkannte, daß er ein anderer war; an diesen nun hielt es sich. Meine Liebe zu Albertine, meine Eifersucht rührten, wie man gesehen hat, von der in Gedankenassoziationen begründeten Ausstrahlung gewisser süßer oder schmerzlicher, aber zentraler Eindrücke her, der Erinnerung an Mademoiselle Vinteuil in Montjouvain oder an die zärtlichen Gutenachtküsse, die Albertine mir in die Halsbeuge gab. In dem Maße aber, wie diese Erinnerungen verblaßt waren, hatte die ungeheure Sphäre, die von ihnen ihre beängstigende oder wohltuende Färbung erhielt, wieder neutrale Tönungen angenommen. Als erst einmal das Vergessen sich mehrerer beherrschender Punkte des Leidens und der Lust bemächtigt hatte, war der Widerstand meiner Liebe gebrochen, ich liebe Albertine nicht mehr. Ich versuchte mich an sie zu erinnern. Ich hatte ein richtiges Vorgefühl gehabt, als ich zwei Tage nach dem Fortgehen Albertines entsetzt darüber gewesen war, daß ich achtundvierzig Stunden ohne sie hatte leben können. Es war wie damals, als ich an Gilberte geschrieben hatte und mir selbst sagte: Wenn das zwei Jahre so weitergeht, werde ich sie nicht mehr lieben. Und als Swann mich um ein Wiedersehen mit Gilberte gebeten hatte, war mir das so unangenehm erschienen, als solle ich bei mir eine Tote empfangen; für Albertine aber hatte der Tod – oder das, was ich für den Tod gehalten hatte – das gleiche vollbracht wie für

Gilberte der zu lange ausgedehnte Bruch. Der Tod wirkt nur wie Abwesenheit. Jenes Monstrum, bei dessen Auftauchen meine Liebe erschauert war, das Vergessen, hatte genauso, wie ich es geglaubt hatte, diese schließlich verschlungen.[1] Nicht nur hatte die Nachricht, daß sie noch am Leben war, meine Liebe keineswegs wiedererweckt, nicht nur erlaubte sie mir festzustellen, wie weit meine Rückkehr zur Gleichgültigkeit bereits vorgeschritten war, sondern sie bewirkte auch im Nu eine so jähe Beschleunigung dieses Vorgangs, daß ich mich rückblickend fragte, ob einst die entgegengesetzte Nachricht, die vom Tod Albertines, nicht umgekehrt, da sie das Werk der Trennung vollendete, meine Liebe gesteigert und ihren Untergang entsprechend verzögert hatte. Ja, nun, da das Wissen, daß Albertine lebte und ich mich wieder mit ihr vereinen konnte, sie mir plötzlich so wenig kostbar erscheinen ließ, fragte ich mich, ob Françoises Einflüsterungen, der Bruch selbst und sogar der (nur eingebildete, aber für wirklich gehaltene) Tod nicht meine Liebe verlängert hatten; so sehr haben nämlich die Anstrengungen Dritter und sogar des Geschicks, uns von einer Frau zu trennen, einzig den Erfolg, daß wir uns um so fester an sie binden. Jetzt vollzog sich das Gegenteil. Ich versuchte schon, mich an sie zu erinnern; vielleicht aber, weil ich nur mehr ein Zeichen zu machen brauchte, um sie wieder bei mir zu haben, war die Erinnerung, die sich nun bei mir einstellte, diejenige an ein bereits recht korpulentes, etwas männliches Mädchen, in dessen welkem Gesicht schon anlagemäßig das Profil von Madame Bontemps vorgezeichnet war. Was sie mit Andrée oder anderen getan haben mochte, interessierte mich nicht mehr. Ich litt nicht mehr an dem Übel, das ich so lange für unheilbar gehalten hatte, und im Grunde hätte ich das voraussehen können. Gewiß sind Trauer um eine Geliebte oder noch nachlebende Eifersucht in gleicher Weise physische Krankheiten wie Tuberkulose oder Leukämie. Gleichwohl sollte man unter den physischen Leiden einen Unterschied zwischen denen machen,

die durch ein rein körperliches Agens hervorgerufen werden, und denen, die auf den Körper nur durch das Mittel des Verstandes wirken. Zumal wenn der Teil des Verstandes, der als Übermittlungsorgan dient, das Gedächtnis ist – das heißt, wenn die Ursache selbst bereits beseitigt ist oder schon weiter zurückliegt –, kommt es selten vor, wie grausam auch das Leiden sein mag und wie tief die dem Organismus zugefügte Störung scheint, daß die Prognose nicht günstig wäre, da das Denken über eine Fähigkeit der Erneuerung oder vielmehr eine Unf ähigkeit zur Bewahrung verfügt, die den Geweben nicht eigen ist. Nach Ablauf der gleichen Zeit, in der ein Krebskranker bereits gestorben wäre, ist ein Witwer, ein untröstlicher Vater statt dessen meist geheilt. Ich war es. Sollte ich um einer Person willen, die ich in diesem Augenblick so aufgedunsen vor mir sah und die gewiß gealtert war wie die Mädchen, die sie selbst geliebt hatte, sollte ich um ihretwillen auf die strahlende junge Erscheinung verzichten, die meine Erinnerung von gestern, meine Hoffnung auf morgen war und der ich keinen Sou mehr würde geben können – ebensowenig wie irgendeiner anderen –, wenn ich Albertine schließlich heiratete? Verzichten auf diese »neue Albertine«, »nicht jene, wie die Unterwelt sie sah«, »vielmehr getreu und stolz, ja selbst ein wenig scheu«[1] ? Sie war jetzt, was Albertine ehemals gewesen war, da meine Liebe zu Albertine nur eine vorübergehende Form meiner Schwärmerei für die Jugend dargestellt hatte. Wir glauben ein junges Mädchen zu lieben und lieben doch – ach! – in ihr nur jene Morgenröte, deren Schein für kurze Zeit nur ihr Antlitz erhellt. Die Nacht ging vorüber. Am Morgen gab ich dem Hotelportier die Depesche zurück und sagte ihm, man habe sie mir irrtümlich ausgehändigt und sie sei nicht für mich. Er meinte, jetzt da sie geöffnet sei, werde es Schwierigkeiten geben und es sei besser, wenn ich sie behielt. Ich steckte sie in meine Tasche, nahm mir aber vor, so zu tun, als ob ich sie nicht erhalten hätte. Ich hatte endgültig aufgehört, Albertine zu lieben. So stellte sich denn diese Lie-

be, nachdem sie sich so weit von dem entfernt, was ich mir nach meiner Liebe zu Gilberte vorgestellt, und mich auf einen so langen und schmerzlichen Irrweg geführt hatte, endlich auch ihrerseits, wiewohl sie erst eine Ausnahme gebildet hatte, ganz wie meine Liebe zu Gilberte unter das allgemeine Gesetz des Vergessens.

Da aber überlegte ich mir folgendes: Ich hing an Albertine mehr als an mir selbst; ich hänge jetzt nicht mehr an ihr, weil ich für eine gewisse Zeit sie nicht mehr gesehen habe. Mein Verlangen, durch den Tod nicht von mir selbst getrennt zu werden, das heißt nach dem Tod aufzuerstehen, war nicht wie das Verlangen, nie von Albertine getrennt zu werden, sondern hielt beständig an. Lag das wohl daran, daß ich mich für kostbarer hielt als sie, daß ich, als ich sie liebte, mir selbst dennoch teurer war? Nein, das lag daran, daß ich sie nicht mehr liebte, als ich aufgehört hatte sie zu sehen, mich aber weiterhin liebte, da ja das tägliche Band zu mir selbst nicht zerrissen war wie jenes zu Albertine. Wenn nun aber jenes zu meinem Körper es auch wäre …? Gewiß, das käme auf das gleiche hinaus. Unsere Liebe zum Leben ist nur eine alte Liaison, von der wir nicht loskommen können. Ihre Kraft beruht aufihrer Beständigkeit. Doch der Tod, der sie zerstört, wird uns von dem Verlangen nach Unsterblichkeit heilen.

Wenn ich nach dem Mittagessen nicht auf eigene Hand Venedig durchstreifte, machte ich mich zurecht, um mit meiner Mutter auszugehen, und ging, um die Hefte herunterzuholen, in denen ich für eine Arbeit über Ruskin[1] Notizen machte, in mein Zimmer hinauf. An der jähen Brechung der Mauerecken, die wie abgestumpft wirkten, erkannte ich die vom Meer, von der Kargheit des Bodenbestandes auferlegten Beschränkungen. Und wenn ich dann die Treppe herunterkam zu meiner Mutter, die auf mich wartete, zu jener Stunde, da es in Combray so angenehm war, in der durch die geschlossenen Läden erhaltenen Dunkelheit die ganz nahe Sonne zu spüren, so waren hier, in dem Treppenhaus aus Marmor, von dem

man so wenig wie auf einem Gemälde der Renaissance wußte, ob es in einem Palast oder einer Galeere errichtet war, die gleiche Kühle und das gleiche Gefühl blendenden Lichts draußen von dem Sonnensegel gegeben, das sich vor ständig geöffneten Fenstern bewegte, durch die in einem unaufhörlichen Luftstrom laues Dunkel und grünliche Sonne wie auf einer schimmernden Bahn hereinglitten und die Vorstellung von der nimmerruhenden Nachbarschaft, der Leuchtkraft, der schillernden Unruhe der Flut mit sich brachten. Meist[2] begab ich mich nach San Marco, und zwar mit um so größerem Vergnügen, als man erst eine Gondel nehmen mußte, um dorthin zu gelangen, und die Kirche sich mir deshalb nicht als ein einfaches Bauwerk darstellte, sondern als das Ziel einer Fahrt über die frühlingshafte Meeresflut, mit der die Markuskirche für mich ein lebendiges, untrennbares Ganzes bildete. Wir beide, meine Mutter und ich, traten in das Baptisterium ein[1] und schritten über Marmor- und Glasmosaiken des Bodens, vor uns die weiten Arkaden, deren geschwungene rosige Flächen die Zeit etwas gebeugt hat, so daß die Kirche da, wo die Frische des Kolorits noch erhalten ist, wirkt, als sei sie in einer wachsweichen, formbaren Masse aus gigantischen Waben[2] aufgebaut; da, wo dagegen eine Verhärtung des Stoffes eingetreten ist und die Künstler Steinfiligrane und Vergoldungen angebracht haben, sieht sie jedoch aus, als sei sie der köstliche, in einer Art von Korduanleder hergestellte Einband eines venezianischen Evangeliars in Kolossalformat.[3] Da meine Mutter sah, daß ich mich lange vor den Mosaiken aufhalten wollte, die die Taufe Christi darstellen, legte sie, als sie die eisige Kühle verspürte, die von der Decke des Baptisteriums niederfiel, mir einen Schal um die Schultern.[4] Als ich mit Albertine in Balbec war, glaubte ich, sie entdecke mir eine jener ständigen Illusionen, die den Geist so vieler nicht ganz klardenkender Leute erfüllt, als sie von dem – meiner Meinung nach auf nichts beruhenden – Vergnügen sprach, das sie darin finden würde, irgendein Gemälde mit mir zusammen zu be-

trachten. Heute bin ich zumindest sicher, daß ein Vergnügen darin besteht, eine schöne Sache mit einer bestimmten Person, wenn auch nicht zu sehen, so doch wenigstens gesehen zu haben. Für mich ist die Stunde gekommen, da es mir nicht gleichgültig ist – wenn ich mich daran erinnere, wie ich damals im Baptisterium vor den Fluten des Jordan stand, in die der heilige Johannes Jesus eintaucht, während die Gondel uns an der Piazzetta erwartet –, daß in dem kühlen Halbschatten neben mir eine Frau stand, die sich in ihre Trauer mit der verehrungsvoll enthusiastischen Glut jener alten Frau hüllte, die man in Venedig auf der *Heiligen Ursula* von Carpaccio sehen kann, und daß diese Frau mit den roten Wangen und den traurigen Augen in ihren schwarzen Schleiern – eine Frau, die keine Macht der Welt für mich von dem von sanftem Licht durchfluteten Heiligtum von San Marco je wieder wird trennen können, in dem ich vielmehr sicher bin, sie immer wiederzufinden, weil sie dort wie ein Mosaik ihren für sie ausgesparten unverrückbaren Platz hat – meine Mutter ist.[1] Carpaccio, den ich soeben nannte und der der Maler war, den wir am liebsten aufsuchten, wenn ich nicht in San Marco arbeitete, hätte beinahe eines Tages meine Liebe zu Albertine neu belebt. Ich sah zum erstenmal das Bild, das den Patriarchen von Grado darstellt, wie er einen Besessenen heilt.[2] Meine Augen ruhten auf dem wundervollen rotvioletten Himmel, von dem sich die intarsiengleich darauf abgebildeten hohen Kamine abheben, deren nach oben ausladende Form und in der Röte des Tons tulpenähnliche Entfaltung an so viele venezianische Veduten von Whistlers[3] Hand gemahnt. Dann schweiften meine Augen von der alten, hölzernen Rialtobrücke, jenem Ponte Vecchio des fünfzehnten Jahrhunderts, zu den mit vergoldeten Kapitellen geschmückten Marmorpalästen, und verweilten dann wieder auf dem Kanal, auf dem die Gondeln von Jünglingen in rosafarbenen Röcken und mit federgeschmückten Kappen auf dem Kopf gelenkt werden, die jenem täuschend ähnlich sind, der in jener glanzvollen *Josephslegende*

von Sert, Strauß und Keßler wahrhaft an Carpaccio erinnert.[4] Endlich kehrten meine Blicke, bevor sie das Bild verließen, zu dem Ufer zurück, das mit wimmelnden Szenen aus dem venezianischen Leben jener Epoche angefüllt ist. Ich sah, wie der Barbier sein Rasiermesser abwischt, der Neger sein Faß trägt, die Muselmanen Gespräche führen, sah edle venezianische Herren in weiten Brokat- und Damastgewändern und mit Kappen aus kirschrotem Samt, als ich plötzlich am Herzen etwas verspürte wie einen leichten Stich. Auf dem Rücken eines der Calzabrüder, kenntlich an den Stickereien aus Gold und Perlen, die auf ihrem Ärmel oder Kragen das Emblem der fröhlichen Bruderschaft festhalten, der sie sich verschrieben hatten, erkannte ich plötzlich den Mantel, den Albertine umgelegt hatte, um mit mir im offenen Wagen an jenem Abend nach Versailles zu fahren, an dem ich weit entfernt gewesen war zu ahnen, daß kaum fünfzehn Stunden mich von dem Augenblick trennten, zu dem sie von mir fortgehen würde. Immer zu allem bereit, hatte sie an jenem traurigen Abend, den sie in ihrem letzten Brief von »zweifacher Dämmerung erfüllt« genannt hatte, »weil die Nacht niedersank und wir uns verlassen sollten«, über ihre Schultern einen Mantel von Fortuny geworfen, den sie am folgenden Tag mitgenommen und den ich in meiner Erinnerung nie wiedergesehen hatte. Aus diesem Bild von Carpaccio also hatte der geniale Sohn Venedigs ihn entnommen, und von den Achseln dieses Calzabruders hatte er ihn losgelöst, um ihn auf die so vieler Pariserinnen zu werfen, die gewiß wie ich nicht ahnten, daß das Modell in einer Gruppe jener Edelleute im Vordergrund des *Patriarchen von Grado* in einem Saal der Akademie von Venedig existierte. Ich hatte alles wiedererkannt, und da der vergessene Mantel mir, damit ich ihn recht betrachtete, noch einmal die Augen und das Herz desjenigen gegeben hatte, der an jenem Abend mit Albertine nach Versailles hatte aufbrechen wollen, wurde ich für ein paar Sekunden von einem verworrenen, bald wieder von mir weichenden Gefühl von

Verlangen und Wehmut heimgesucht. Schließlich gab es Tage, an denen wir, meine Mutter und ich, uns nicht mit den Museen und Kirchen Venedigs begnügten, und so stießen wir einmal, als das Wetter besonders schön war, um jene Tugenden und Laster Giottos wiederzusehen, von denen Swann mir Reproduktionen geschenkt hatte, die wahrscheinlich jetzt noch im Studierzimmer des Hauses in Combray hängen[1] , bis nach Padua vor; nachdem wir in strahlender Sonne den Arenagarten durchschritten hatten, trat ich in die Giottokapelle ein, in der die ganze Wölbung und der Hintergrund der Fresken so blau sind, daß es scheint, als habe der strahlende Tag zugleich mit dem Besucher die Schwelle überschritten und sich für einen Augenblick im Schatten und in der Kühle mit seinem reinen Himmel niedergelassen, seinem reinen Himmel, der kaum ein wenig dunkler dadurch wird, daß er die Vergoldung des Lichtes hinter sich gelassen hat, so wie wir es bei jenen kurzen Pausen erleben, von denen die schönsten Tage unterbrochen sind, wenn, ohne daß man irgendeine Wolke gesehen hat, die Sonne für Minuten ihren Blick anderswohin wendet und die Azurbläue, die dadurch nur noch weicher wird, sich ein wenig verdunkelt. An diesem auf den nun blau leuchtenden Stein übertragenen Himmel flogen Engel umher, die ich zum ersten Male sah, denn Swann hatte mir Reproduktionen nur von den Tugenden und Lastern, nicht aber von den Fresken geschenkt, auf denen die Geschichte Christi und der Heiligen Jungfrau dargestellt ist. In diesem Engelflug nun fand ich den gleichen Eindruck tatsächlichen, buchstäblich wirklichen Handelns wieder, den mir schon die Gebärden der Caritas oder des Neides vermittelt hatten. Mit wieviel himmlischer Glut oder wenigstens kindlicher Bravheit und fleißigem Bemühen sie auch ihre kleinen Hände einander annähern, sind diese Engel in der Arena dennoch nicht als Allegorien dargestellt, sondern als geflügelte Wesen einer ganz besonderen Spezies, die wirklich existiert und in der Naturgeschichte der Zeit des Alten und Neuen Testaments

eine Rolle gespielt haben muß. Es sind kleine Geschöpfe, die unaufhörlich vor den Heiligen im Flug ihre Kreise ziehen, wenn diese spazierengehen; es gibt immer einige, die oben über sie hinweggeschnellt sind, und da sie wirkliche, wahrhaft flugbegabte Kreaturen sind, sieht man, wie sie sich erheben, sich in Schleifen bewegen und mit der größten Leichtigkeit wahre »Loopings« vollführen, indem sie mit dem Kopf nach unten niederstoßen unter Zuhilfenahme ihrer Flügel, die ihnen gestatten, sich in den Gesetzen der Schwerkraft ganz und gar widersprechenden Positionen zu halten, woraufhin sie sehr viel mehr an eine ausgestorbene Spielart von Vögeln oder an Schüler von Garros,[1] die sich im Schwebeflug üben, als an Engel der Renaissance und der folgenden Epochen erinnern, deren Flügel nur mehr Embleme darstellen und deren Haltung gewöhnlich die gleiche ist wie die von himmlischen Personen, die flügellos dargestellt werden.

Als[2] ich ins Hotel zurückkehrte, fand ich junge Frauen vornehmlich aus Österreich vor, die in Venedig die ersten schönen Tage des dortigen blütenlosen Frühlings zu verleben gedachten. Es gab darunter eine, deren Züge zwar nicht denen Albertines glichen, die mir aber durch die gleiche frische Gesichtsfarbe, den gleichen lachenden und leichtlebigen Blick gefiel. Bald merkte ich, daß ich anfing, ihr die gleichen Dinge zu sagen, die ich in der ersten Zeit Albertine gegenüber geäußert hatte, und daß ich ihr nicht nur den gleichen Schmerz verbarg, als sie mir sagte, sie werde mich am folgenden Tag nicht wiedersehen, da sie nach Verona ging, sondern gleichzeitig auch meine Lust, ebenfalls nach Verona zu fahren. Das hielt nicht lange an, sie mußte zurück nach Österreich, ich würde sie nicht mehr sehen; doch schon auf unklare Weise eifersüchtig, wie man es ist, wenn man sich zu verlieben beginnt, fragte ich mich beim Anblick ihres bezaubernden, rätselvollen Gesichts, ob nicht auch sie den Frauen zugetan sei, ob nicht das, was sie mit Albertine gemeinsam hatte, die Klarheit des Teints und des Blicks, die Miene liebenswürdi-

gen Freimuts, dem alle Welt erlag, eher daher rührte, daß sie keineswegs die Handlungen der anderen zu erforschen bemüht war, da diese sie keineswegs interessierten, als daher, daß sie die ihren eingestanden hätte, die sie ja gerade unter kindischen Lügen verbarg, das heißt ob das alles nicht, morphologisch betrachtet, die Wesenszüge der Frau bezeichnete, die andere Frauen liebt. War es das an ihr, was – ohne daß ich verstandesmäßig den Grund erfassen konnte – auf mich solche Anziehung ausübte, Unruhe in mir weckte (ein tieferer Grund vielleicht meiner Neigung zu allem, was in Leiden führt) und mir, wenn ich sie ansah, soviel Lust und Traurigkeit mitteilte, ähnlich wie gewisse magnetische Teilchen, die wir nicht sehen, in der Luft gewisser Gegenden uns so großes Unbehagen bereiten? Ach, ich würde es niemals erfahren. Ich hätte, wenn ich in ihrem Gesicht zu lesen versuchte, gern zu ihr gesagt: Sie sollten es mir sagen, es würde mich interessieren, weil ich dadurch ein Gesetz der menschlichen Naturgeschichte kennenlernen könnte, aber nie würde sie es mir sagen; sie bezeugte vor allem, was jenem Laster ähnlich war, ganz besonderen Abscheu und verhielt sich den ihr befreundeten Frauen gegenüber äußerst kühl. Vielleicht war dies ein Beweis dafür, daß sie etwas zu verbergen hatte, vielleicht war sie deswegen einmal geneckt oder mit übler Nachrede verfolgt worden, und die Miene, die sie zur Schau trug, um jedes Voraussetzen solcher Dinge bei ihr zu unterbinden, war vielleicht etwas wie das so eindeutig bezeichnende Sichfernhalten gewisser Tiere von Menschen, von denen sie einmal geschlagen worden sind. Mich über ihr Leben zu orientieren war vollkommen unmöglich; wie lange hatte ich sogar bei Albertine gebraucht, bis ich etwas wußte! Ihr Tod war notwendig gewesen, um die Zungen zu lösen, soviel kluge Umsicht hatte Albertine, ähnlich wie diese junge Frau, in ihrem Verhalten gezeigt. Und war ich noch dazu sicher, selbst über Albertine irgend etwas zu wissen? Ebenso übrigens wie mit gewissen Lebensbedingungen, nach denen wir uns besonders sehnen,

die uns aber gleichgültig werden, wenn wir die Person nicht mehr lieben, um derentwillen wir – uns unbewußt – sie uns so lebhaft wünschten, weil sie uns erlaubt hätten, in ihrer Nähe zu leben und im Rahmen des Möglichen ihr sogar zu gefallen, verhält es sich auch mit gewissen Formen geistig bedingter Neugier. Die wissenschaftliche Bedeutung, die ich darin sah, die Art des Verlangens zu erkennen, die sich unter den schwachgeröteten Blütenblättern dieser Wangen, in der – wie in den ersten Stunden des Morgens – noch sonnenlosen Helligkeit dieser etwas blassen Augen, in dem Verlauf ihres Tages, über den sie mir niemals etwas berichtete, verbarg, würde zweifellos hinfällig werden, wenn ich Albertine überhaupt nicht mehr lieben oder diese junge Frau überhaupt nicht mehr lieben würde.

Am Abend ging ich allein aus in dieser verzauberten Stadt, in der ich mich inmitten ganz unbekannter Viertel fühlte wie eine Figur aus *Tausendundeiner Nacht.* Es war sehr selten, daß mir der Zufall meiner Spaziergänge nicht irgendeinen unbekannten, geräumigen Platz entdeckte, den kein Führer und kein Reisender je erwähnt hatte. Ich war verstrickt in ein Netz kleiner Gäßchen, von Calli. Des Abends bilden sie mit ihren hohen, kelchförmigen Kaminen, denen die Sonne die lebhaftesten rosa und lichtesten roten Töne verleiht, einen über den Häusern blühenden Garten mit so verschiedenartigen Farbnuancen, daß man hätte meinen können, man habe die über der Stadt angelegten Blütenfelder eines Tulpenliebhabers aus Delft oder Haarlem vor sich.[1] Im übrigen verwandelte das enge Beieinander der Häuser jedes Fenster in einen Rahmen für ein vor sich hinträumendes Küchenmädchen, das daraus hervorschaute, oder für eine junge Person, die sich im Sitzen das Haar von einer alten Frau kämmen ließ, deren im Dunkel nur erahntes Gesicht wie das einer Hexe wirkte, und machte damit etwas wie eine Ausstellung von hundert nebeneinandergereihten holländischen Bildern aus einem jeden der ärmlichen, stillen und wegen der ungemeinen Enge dieser Calli

dicht an das nächste herangerückten Häuser. Eng zusammengedrängt durchzogen diese Calli nach allen Richtungen mit ihren Furchen das Stück Venedig, das sich zwischen dem Kanal und der Lagune befand, als habe es sich in diesen unzähligen zartlinigen, bis ins einzelne durchgeformten Gebilden gleichsam kristallisiert. Plötzlich sieht es dann aus, als ob sich am Ende einer der kleinen Gassen die kristallisierte Materie entspannte und wieder auflockerte. Ein weiter, prächtiger Campo, den ich in solcher Größe in diesem Netz von kleinen Gassen bestimmt nicht vermutet hätte, breitete sich im fahlen Mondschein vor mir aus, von bezaubernden Palästen eingefaßt. Es war dies einer jener architektonischen Komplexe, auf die in anderen Städten alle Straßen hinführen, zu denen sie uns eigens geleiten und auf die sie ganz ausdrücklich verweisen. Hier schien er eher mit Absicht in einem Gewirr von kleinen Gassen versteckt wie jene Paläste orientalischer Märchen, zu denen eine Person des Nachts geleitet wird, damit sie, vor Morgengrauen nach Hause zurückgeführt, die magische Stätte nicht wiederfindet und schließlich glaubt, sie habe sie nur im Traum betreten. Am folgenden Tag machte ich mich auf die Suche nach meinem schönen nächtlichen Platz, ich folgte den Calli, die sich alle glichen und mir jeglichen Hinweis verweigerten, es sei denn, sie gaben ihn mir, um mich um so mehr in die Irre zu leiten. Manchmal weckte irgendein Indiz, das ich undeutlich zu erkennen glaubte, in mir die Hoffnung, ich werde den schönen exilierten Platz in seiner Abgeschlossenheit, Einsamkeit und Stille dennoch wiederfinden. Im gleichen Augenblick aber brachte mich ein böser Genius in Gestalt einer neuen Calle auf den Gedanken, meinem Instinkt entgegen umzukehren; plötzlich jedoch befand ich mich wieder am Canal Grande. Da aber zwischen der Erinnerung an einen Traum und der Erinnerung an eine Wirklichkeit kein großer Unterschied besteht, fragte ich mich schließlich, ob nicht während meines Schlafs in einem trüben Stück venezianischen Kristalls der seltsam verschwimmende Einschluß

eines von romantischen Palästen umgebenen Platzes mir erschienen und von mir in meine Mondscheinmeditationen hinübergenommen worden war.

Das Verlangen aber, weit mehr noch gewisse Frauen als gewisse Plätze nicht wieder für immer zu verlieren, unterhielt bei mir in Venedig einen Zustand der Erregung, der an dem Tag, für den meine Mutter unsere Abreise beschlossen hatte, geradezu fieberhaft wurde, als ich gegen Abend – unser Gepäck war bereits in der Gondel, die es zum Bahnhof bringen sollte – in der Liste der im Hotel erwarteten Fremden die folgende Eintragung fand: »Baronin Putbus mit Bedienung.«[1] Sofort erhob das Bewußtsein von all den Stunden sinnlicher Lust, um die unsere Abreise mich bringen würde, jenes Verlangen, das in chronischem Zustand in mir vorhanden war, zur Höhe eines Gefühls und überflutete es mit Schwermut und vagen Empfindungen; ich bat meine Mutter, unsere Abreise um ein paar Tage aufzuschieben. Daß sie meine Bitte gar nicht in Betracht zu ziehen, ja überhaupt nicht einmal ernst zu nehmen schien, weckte in meinen durch den venezianischen Frühling überreizten Nerven das alte Verlangen nach Widerstand gegen ein Komplott, das – wie ich mir einbildete – meine Eltern (offenbar in der Vorstellung, ich müsste ja doch wohl oder übel gehorchen) gegen mich schmiedeten, jener Wille zu kämpfen, der mich ehedem dazu trieb, denen, die ich liebte, auf brutale Weise meinen Willen aufzuzwingen, wofür ich mich dann freilich, nachdem es mir gelungen war, sie zum Nachgeben zu bewegen, ganz dem ihren unterwarf. Ich sagte meiner Mutter, ich werde nicht abreisen[1] , sie aber hielt es für klüger, sich nicht den Anschein zu geben, als glaube sie an den Ernst meiner Absicht, und antwortete mir nicht einmal. Ich bemerkte dazu, sie werde schon sehen, ob es mir ernst damit sei oder nicht. Der Portier überbrachte uns drei Briefe, zwei für sie und einen für mich, den ich zwischen allen übrigen in meine Brieftasche steckte, ohne auch nur einen Blick auf den Umschlag zu werfen. Und als die Stunde gekommen

war, wo sie, von meinem ganzen Gepäck begleitet, sich zum Bahnhof begab, ließ ich mir auf der Terrasse mit dem Blick auf den Kanal eine Erfrischung bringen und schaute dem Sonnenuntergang zu, während von einer Gondel aus, die dem Hotel gegenüber hielt, ein Musikant *O sole mio* [2] sang. Die Sonne sank immer weiter. Meine Mutter konnte jetzt nicht mehr weit vom Bahnhof entfernt sein. Bald wäre sie fort, ich wäre in Venedig allein, allein mit dem traurigen Gefühl, sie meinetwegen betrübt zu wissen, und ohne ihre Gegenwart, mit der sie mir Trost spenden konnte. Die Stunde der Abfahrt kam näher. Meine unwiderrufliche Einsamkeit lag so nahe vor mir, daß mir schien, sie habe bereits begonnen, sei bereits grenzenlos. Denn ich fühlte mich allein, die Dinge waren mir fremd geworden, ich hatte nicht mehr genügend Ruhe, um aus meinem pochenden Herzen herauszutreten und ihnen eine gewisse Festigkeit zu verleihen. Die Stadt, die ich vor mir hatte, war Venedig nicht mehr. Ihre Persönlichkeit, ihr Name schienen mir nichts weiter als lügnerische Fiktionen zu sein, die ich den Steinen nicht mehr aufzuprägen wagte. Die Paläste schienen auf ihre einfachen Teile reduziert, waren nur Anhäufungen von gewöhnlichem Marmor, das Wasser war nichts weiter mehr als eine Verbindung aus Wasserstoff und Stickstoff,[1] ewig, blind, vor und außerhalb Venedigs existierend, ohne Wissen um die Dogen und um Turner.[2] Gleichwohl aber war dieser belanglose Ort seltsam wie eine Stätte, an der man anlangt und die einen noch nicht kennt, oder eine, die man verlassen und die uns bereits vergessen hat. Ich konnte ihm nichts mehr von mir sagen, nichts mehr von mir auf ihn übergehen lassen, er beschränkte mich auf mich selbst, ich war nur noch ein klopfendes Herz und eine Aufmerksamkeit, die angstvoll dem Ablauf von *O sole mio* folgte. Ich mochte noch so verzweifelt mein Denken an den schönen charakteristischen Schwung des Rialto heften, ich sah ihn in der Mittelmäßigkeit des Augenscheins als eine Brücke, die meiner Vorstellung von ihm nicht nur unterlegen, sondern auch ebenso

fremd war wie ein Schauspieler, von dem wir trotz seiner blonden Perücke und schwarzen Kleidung wissen, daß er wesensmäßig dennoch nicht Hamlet ist. So waren auch die Paläste, der Kanal, der Rialto von der Vorstellung entkleidet, die ihre Individualität ausmachte, und in ihre gewöhnlichen Stoffelemente zersetzt. Zugleich aber kam mir dieser mittelmäßige Ort nunmehr nicht mehr so fern vor. Das Hafenbecken des Arsenals verkörperte wegen eines ebenfalls naturwissenschaftlichen Faktors, seiner Breitenausdehnung, die Eigenart der Dinge, die, selbst wenn sie oberflächlich denen unseres Landes gleichen, dennoch ihre Fremdheit, ihr Verbanntsein unter andere Himmel offenbaren; ich hatte das Gefühl, daß dieser so benachbarte Horizont, den ich in einer Stunde mit der Gondel erreichen würde, eine Krümmung der Erde bezeichnete, die ganz verschieden von der in Frankreich war, eine ferne Krümmung, die durch den Kunstgriff der Reise sich neben mir verankert fand und mir gerade dadurch um so spürbarer machte, wie weit fort ich war; so erfüllte mich das Arsenalbecken in seiner Belanglosigkeit und Fremdheit mit jener Mischung aus Abscheu und Grauen, die ich zum erstenmal verspürt hatte, als ich, noch ein Kind, meine Mutter zu den Bains Deligny[1] begleitete und mich in der phantastischen Landschaft eines düsteren Bassins, über dem es weder Himmel noch Sonne gab und bei dessen Anblick, wie es von engen Zellen umrahmt dalag, man gleichwohl das Gefühl hatte, es stehe mit von Menschenleibern bedeckten unsichtbaren Tiefen in Verbindung, gefragt hatte, ob diese den Sterblichen durch Holzbaracken verborgenen und damit von der Straße her unkenntlichen Tiefen nicht der Zugang zum Eismeer seien, das hier unter Einschluß der Pole beginne, ja ob dieser enge Raum nicht selbst der freie Teil des äußersten Polarmeers sei; in dieser einsamen, unwirklichen, eisigen, mir sympathielos gegenüberstehenden Gegend aber, in der ich allein bleiben sollte, stieg der Sang des *O sole mio* wie eine Klage um jenes Venedig auf, das ich gekannt hatte, und

schien mein Unglück zum Zeugen aufzurufen. Zweifellos hätte ich nicht länger zuhören sollen, wenn ich noch meine Mutter erreichen und mit ihr zusammen abreisen wollte; ich hätte mich zur Abreise entscheiden müssen, ohne auch nur eine Sekunde zu verlieren. Doch das gerade konnte ich nicht; ich verharrte in meiner Reglosigkeit, ohne imstande zu sein, mich zu erheben oder auch nur mich dazu zu entschließen. Um den Entscheid, den es zu treffen galt, nicht ins Auge zu fassen, war mein ganzes Denken damit beschäftigt, den einzelnen Strophen von *O sole mio* zu folgen, das ich im Geist mit dem Sänger mitsang, das Steigen der Melodie vorauszusehen, ihr dabei zu folgen, um schließlich mit ihr zu fallen. Gewiß interessierte mich dieses unbedeutende, hundertmal gehörte Lied in gar keiner Weise. Ich konnte niemandem und auch mir nicht eine Freude machen, wenn ich es andächtig bis zum Ende anhörte, als erfüllte ich damit eine Pflicht. Außerdem konnte mir schließlich in dieser Romanze keine der Strophen, die ich im voraus kannte, die Entscheidung liefern, die ich brauchte; schlimmer noch: Jede dieser Strophen wurde, wenn sie an die Reihe kam, ein Hindernis, diese Entscheidung wirksam zu treffen, ja erlegte mir vielmehr die entgegengesetzte Entscheidung auf, nämlich nicht abzureisen, denn es verstrich darüber ja noch weitere Zeit. Dadurch belastete sich diese in sich selbst jeglichen Vergnügens bare Beschäftigung, *O sole mio* anzuhören, mit einer tiefen, fast verzweifelten Trauer. Ich war mir wohl dessen bewußt, daß ich bereits durch die Tatsache meines reglosen Ausharrens die Entscheidung zum Bleiben bekundete; aber mir zu sagen: Ich reise nicht, was mir in dieser direkten Form nicht gelang, war mir in jener anderen: Ich werde noch eine Strophe von *O sole mio* anhören, dennoch möglich; möglich, aber unendlich schmerzlich, denn die praktische Bedeutung dieser Bildersprache entging mir nicht, und während ich mir sagte: Ich höre schließlich nur noch die nächste Strophe an, wußte ich, daß das bedeutete: Ich bleibe allein in Venedig. Diese Traurigkeit

aber machte vielleicht gerade wie eine in Erstarrung versetzende Kälte den besonderen, den verzweifelten, aber faszinierenden Reiz dieses Gesangs aus. Jeder Ton, den die Stimme des Sängers mit fast muskulärer Kraft und Ostentation hervorbrachte, traf mich mitten ins Herz. Wenn die Strophe in der Tiefe verklungen war und das Stück beendet schien, hatte der Sänger noch nicht genug und fing von neuem in der Höhe an, als habe er das Bedürfnis, noch ein weiteres Mal meine Einsamkeit und Verzweiflung zu verkünden. In einer törichten, gewissermaßen höflichen Hinwendung zu seiner Darbietung aber sagte ich mir: Ich kann mich noch nicht entschließen; vor allem muß ich in mir diese Strophe noch einmal anstimmen. Und wie sie ausklang, vertiefte sie meine Einsamkeit, ließ sie von einer Minute zur anderen umfassender und bald unwiderruflich werden. < Meine[1] Mutter mußte am Bahnhof angekommen sein. Bald wäre sie fort. Ein bedrückendes Gefühl überkam mich wie beim Anblick des nun – seit die Seele Venedigs aus ihm gewichen war – ganz klein gewordenen Kanals, dieses banalen Rialto auch, der nicht mehr der Rialto war, so auch beim Anhören dieses Gesangs der Verzweifung, zu dem *O sole mio* wurde und der, wie er so vor den substanzlosen Palazzi angestimmt wurde, diese vollends zertrümmerte und den Zerfall Venedigs besiegelte; ich wohnte der langsamen Verwirklichung meines Unglücks bei, wie es von dem Sänger kunstvoll, ohne Eile, Note um Note ausgeformt wurde, während die unbewegt hinter San Giorgio Maggiore stehende Sonne den Sänger mit Erstaunen betrachtete; in der Folge sollte denn auch dieses Dämmerlicht mit meiner bebenden Erregung und der bronzetonigen Stimme des Sängers in meiner Erinnerung eine vieldeutige, unveränderliche und schmerzliche Legierung bilden.

So verharrte ich in meiner Reglosigkeit, mit aufgelöstem Willen, dem Anschein nach ohne Entschluß; in jenen Augenblicken ist er aber wahrscheinlich bereits gefaßt: Unsere Freunde können ihn nämlich oft voraussehen. Wir aber, wir

können es nicht; sonst blieben uns freilich viele Leiden erspart.

Endlich aber, aus Höhlen, die düsterer waren als die, aus denen der Komet hervorgeht, den man vorausberechnen kann, erwachte in mir – dank der ungeahnten Defensivkraft der eingewurzelten Gewohnheit, dank den versteckten Reserven, die sie in plötzlicher Eingebung im letzten Moment ins Treffen führt – am Ende doch die Tat: Ich rannte, so schnell ich konnte, und kam bei bereits geschlossenen Wagentüren, aber doch noch rechtzeitig an, um meine Mutter vorzufinden, die rot vor Aufregung war und mit Mühe ihre Tränen beherrschte, da sie gedacht hatte, ich werde nicht mehr erscheinen. <»Du weißt«, sagte sie, »deine Großmutter hat immer wieder gesagt: ›Es ist merkwürdig, niemand kann zugleich so unerträglich und nett wie dieser Kleine sein‹.« Im Vorbeifahren sahen wir, wie Padua, dann Verona, um uns Adieu zu sagen, dem Zug beinahe bis zum Bahnhof entgegenkamen, und während wir uns entfernten, wie sie wieder, die sie ja nicht abreisten, das eine seinen Feldern, das andere seinen Hügeln zustrebten.

Die Stunden gingen dahin. Meine Mutter beeilte sich nicht, die beiden Briefe zu lesen, die sie nur geöffnet hatte, und versuchte auch zu erreichen, daß ich nicht sofort meine Brieftasche zog und ihr das Schreiben entnahm, das der Portier mir übergeben hatte. Sie fürchtete immer, ich könne alle Reisen zu lang, zu ermüdend finden, und schob jeweils so weit wie möglich, um mich während der letzten Stunden zu beschäftigen, den Augenblick hinaus, in dem sie die harten Eier auspacken, mir die Zeitungen reichen, das Paket mit den Büchern öffnen würde, die sie eingekauft hatte, ohne es mir zu sagen. Ich schaute für einen Augenblick meine Mutter an, die ihren Brief voller Verblüffung las, dann den Kopf hob und ihre Augen abwechselnd auf deutlich unterschiedenen, unvereinbaren Erinnerungen ruhen zu lassen schien, die sie offenbar nicht aufeinander abzustimmen vermochte. Indessen erkannte ich auf meinem Umschlag die Schrift Gilbertes. Ich öffnete den

Brief. Gilberte gab mir ihre Vermählung mit Robert de Saint-Loup bekannt. Sie schrieb mir außerdem, sie habe mir in dieser Angelegenheit nach Venedig telegraphiert, jedoch keine Antwort erhalten. Ich erinnerte mich, daß man mir gesagt hatte, der Telegraphendienst funktioniere dort sehr schlecht. Ich hatte ihre Depeche nicht erhalten. Vielleicht würde sie es nicht glauben wollen. Plötzlich spürte ich, wie in meinem Hirn eine Tatsache, die sich dort als Erinnerung festgesetzt hatte, ihren Platz verließ und ihn einer anderen abtrat. Die Depesche, die ich letzthin erhalten und von der ich geglaubt hatte, sie sei von Albertine, diese Depesche stammte von Gilberte. Da die etwas gekünstelte Originalität der Schrift Gilbertes vor allem darin bestand, daß, wenn sie eine Zeile schrieb, die T-Striche so weit in die darüberliegende Zeile gerieten, daß einzelne Wörter darin unterstrichen schienen, und die i-Punkte in solcher Höhe schwebten, daß sie die Sätze, die darüberstanden, willkürlich abteilten, umgekehrt aber die Schwänze und Arabesken der Wörter bis in die darunterliegende Zeile hinabführten, war es ganz natürlich, daß der Angestellte des Telegraphenbüros die Schlingen der s oder y in der oberen Zeile als ein »ine« gelesen hatte, das sich dem Namen Gilberte anschloß. Der Punkt auf dem i von Gilberte hatte sich mit der Wirkung einer Fermate nach weiter oben verirrt. Was das G von Gilberte betraf, so sah es aus wie ein deutsches A.[1] Daß außerdem noch zwei oder drei Wörter falsch gelesen oder miteinander verwechselt waren (einige waren mir im übrigen unverständlich geblieben), genügte, um die Einzelheiten meines Irrtums zu erklären, obwohl es dessen nicht einmal bedurft hätte. Wie viele Buchstaben liest schon eine zerstreute oder vor allem voreingenommene Person im einzelnen in einem Wort, wenn sie von der Idee ausgeht, daß der Brief aus einer bestimmten Feder stammt? Wie viele Wörter in einem Satz? Man errät vieles beim Lesen oder erfindet schöpferisch etwas hinzu; alles übrige ergibt sich aus einem Eingangsirrtum; die weiteren, die daraus folgen (und das gilt

nicht nur für die Lektüre von Briefen und Telegrammen oder überhaupt nur für die Lektüre), mögen denjenigen, denen der Ausgangspunkt nicht bekannt ist, noch so merkwürdig scheinen, sie sind gleichwohl ganz natürlich. Ein Gutteil von dem, was wir – und das trifft bis in die letzten Folgerungen zu – mit ebensoviel Eigensinn wie Treuherzigkeit glauben, rührt von einer ersten Täuschung über die Voraussetzungen her.[1] »Oh! Das ist wirklich unerhört«, sagte meine Mutter zu mir. »Hör mal, man wundert sich ja wirklich in meinem Alter über gar nichts mehr, aber ich muß dir sagen, nichts kann so unerwartet sein wie die Nachricht, die dieser Brief mir bringt.« – »Weißt du«, antwortete ich, »ich weiß nicht, was es ist, aber selbst wenn es noch so erstaunlich ist, kann es doch gar nichts sein neben dem, was ich selbst hier erfahre. Es handelt sich um eine Eheschließung. Robert de Saint-Loup heiratet Gilberte Swann.« – »Ah!« sagte meine Mutter zu mir, »das wird dann wahrscheinlich in meinem anderen Brief stehen, in dem, den ich noch nicht aufgemacht habe, denn ich habe die Handschrift deines Freundes erkannt.« Meine Mutter lächelte mir dabei mit jener leichten Rührung zu, die für sie, seit sie ihre Mutter verloren hatte, jedes auch noch so kleine Ereignis umkleidete, insofern es menschliche Geschöpfe anging, die zu Schmerz, zu Erinnerung fähig waren und auch ihrerseits ihre Toten beklagten. So lächelte also meine Mutter mir zu und sprach mit sanfter Stimme zu mir, ganz als fürchte sie, wenn sie die Heirat Roberts und Gilbertes oberflächlich behandle, dem nicht Genüge zu tun, was diese Heirat an melancholischen Eindrücken bei der Tochter und der Witwe Swanns, bei der Mutter Roberts, die bereit war, sich von ihrem Sohn zu trennen, vielleicht hervorgerufen hatte, welchen beiden meine Mutter aus Güte und aus Sympathie mit der Güte, die jene mir bewiesen, ihre eigene Gefühlsbereitschaft als Tochter, als Ehefrau und als Mutter lieh. »Nun, hatte ich recht zu sagen, etwas so Erstaunliches hättest du gewiß noch nicht gehört?« sagte ich zu ihr. »Nein, eben doch nicht!« antwortete sie mit

sanfter Stimme. »Die außerordentlichste Nachricht habe ich, ich sage nicht, ›die größte, die kleinste‹, denn dieses Zitat von Madame de Sévigné, das alle Leute im Munde führen, die nichts weiter von ihr wissen, war deiner Großmutter ebensosehr zuwider wie jenes andere: ›was ist es doch für eine hübsche Sache um das Heuwenden‹. Wir wollen doch nicht Sévigné-Zitate gebrauchen, die fürs große Publikum sind.[1] Dieser Brief hier kündigt mir die Heirat des jungen Cambremer an.« – »So!« gab ich gleichgültig zurück. »Und mit wem? Auf alle Fälle steht schon die Persönlichkeit des Verlobten dafür, daß diese Heirat nicht gar so sensationell sein kann.« – »Außer die Verlobte tut das ihre hinzu.« – »Und wer ist die Verlobte?« – »Ach, wenn ich es dir gleich sage, dann ist ja gar kein Verdienst dabei, denke doch einmal nach«, sagte meine Mutter zu mir, denn da sie sah, daß wir noch nicht in Turin waren, wollte sie etwas wie eine eiserne Ration für Notzeiten zurückbehalten. »Woher soll ich das wissen? Ist es denn jemand so Großartiges? Wenn Legrandin und seine Schwester zufrieden sind, können wir gewiß sein, daß es sich um eine brillante Partie handelt.« – »Über Legrandin weiß ich nichts, aber die Person, die mir die Heirat anzeigt, sagt, Madame de Cambremer sei entzückt. Ich weiß nicht, ob du es eine brillante Partie nennen würdest. Auf mich selbst macht es eher den Eindruck einer Vermählung wie zu den Zeiten, als noch Könige Hirtinnen heirateten, freilich ist die Hirtin sogar weniger als eine Hirtin, doch im übrigen reizend. Deine Großmutter wäre erstaunt gewesen, aber nicht unangenehm berührt.« – »Aber wer ist die Verlobte denn nun?« – »Mademoiselle d'Oloron.« – »Das kommt mir ganz fabelhaft und gar nicht hirtinnenartig vor, aber ich weiß gar nicht, wer das überhaupt ist. Es handelt sich um einen Titel, den die Guermantes in ihrer Familie haben.« – »Genau das, und zwar hat ihn Monsieur de Charlus durch Adoption der Nichte Jupiens gegeben. Sie aber heiratet nun den jungen Cambremer.« – »Die Nichte Jupiens! Nicht möglich!« – »Das

ist der Lohn der Tugend. Es ist eine Heirat ganz wie der Schluß eines Romans von George Sand«, sagte meine Mutter. Es ist der Preis des Lasters und eine Heirat wie das Ende eines Romans von Balzac, dachte ich. »Alles in allem«, sagte ich zu meiner Mutter, »wenn man darüber nachdenkt, ist es ganz natürlich. Auf diese Weise haben die Cambremers in der Sippe der Guermantes Fuß gefaßt, in deren Mitte sie nie gehofft hätten, ihre Zelte einmal aufschlagen zu können. Außerdem wird die Kleine, nachdem Monsieur de Charlus sie adoptiert hat, sehr viel Geld haben, was dringend notwendig ist, da die Cambremers das ihre verloren haben; und schließlich ist sie nun die Adoptivtochter und in der Meinung der Cambremers wahrscheinlich die wirkliche – nämlich natürliche – Tochter jemandes, den sie als einen Fürsten von Geblüt betrachten. Die Verbindung mit einem Bastard aus fast königlichem Hause ist vom französischen und ausländischen Adel immer als schmeichelhaft angesehen worden. Wir brauchen da gar nicht so weit zurückzugehen, zu Beispielen wie Lucinge,[1] denk doch nur an die Heirat von Roberts Freund vor einem halben Jahr erst mit einem jungen Mädchen, das allein deshalb in der Gesellschaft eine Rolle spielen konnte, weil es zu Recht oder Unrecht als die natürliche Tochter eines Souveräns angesehen wurde.« Meine Mutter aber, die noch an dem Kastensystem von Combray festhielt, aufgrund dessen meine Großmutter über eine solche Heirat entsetzt gewesen wäre, wollte andererseits vor allem das richtige Urteil ihrer Mutter ins rechte Licht rücken und fügte deshalb hinzu: »Im übrigen ist die Kleine höchst ehrbar, und deine liebe Großmutter hätte nicht einmal ihre unendliche Güte, ihre unbegrenzte Nachsicht nötig gehabt, um der Wahl des jungen Cambremer ohne Strenge gegenüberzustehen. Erinnerst du dich, wie distinguiert sie dieses Mädchen vor sehr langer Zeit gefunden hatte, als sie einmal in den Laden gegangen war, um sich den Rocksaum nachnähen zu lassen? Es war damals fast noch ein Kind. Jetzt aber, obwohl eine etwas sitzengebliebene Jungfer, ist sie eine

andere, tausendmal vollkommenere Frau. Deine Großmutter aber hat das alles mit einem Blick erkannt. Sie hat gefunden, die kleine Nichte eines Westenmachers sei ›vornehmer‹ als der Herzog von Guermantes.«[1] Mehr noch als am Lob meiner Großmutter lag meiner Mutter daran, »besser« für sie zu finden, daß sie nicht mehr da war. Es war dies der letzte Schluß ihrer Liebe, ganz als erspare sie ihrer Mutter damit nachträglich noch ein Leid. »Und dennoch, weiß du«, sagte meine Mutter, »wenn der alte Swann – den du allerdings nicht gekannt hast – hätte denken können, daß er eines Tages einen Urenkel oder eine Urenkelin haben würde, in deren Adern gleichzeitig das Blut der alten Moser, die immer sagte: ›Pongschur, Mäsjöhs‹, und das des Herzogs von Guise fließen würde …« – »Aber höre, Mama, das ist sogar noch viel erstaunlicher, als du meinst. Denn die Swanns waren sehr angesehene Leute, und in Anbetracht der Stellung, über die ihr Sohn verfügte, hätte seine Tochter, wenn er selbst eine angemessene Ehe geschlossen hätte, eine sehr schöne Partie machen können. Doch alles brach in sich zusammen, da er ja eine Kokotte heiratete.« – »Oh! Eine Kokotte! Weißt du, die Leute sind böse, ich habe niemals alles geglaubt.« – »Doch, eine Kokotte, ich kann dir da eines Tages sogar Dinge … aus der Familie erzählen, aber lieber ein anderes Mal.«[2] In Träumerei verloren, fuhr meine Mutter fort: »Wenn man denkt, daß die Tochter einer Frau, die dein Vater mir niemals zu grüßen erlaubt hätte, jetzt den Neffen von Madame de Villeparisis heiratet, die dein Vater mich zu Anfang nicht besuchen ließ, weil er fand, sie stammte aus einer anderen Welt, die für mich allzu glanzvoll sei!« Dann bemerkte sie noch: »Der Sohn von Madame de Cambremer, an den Legrandin uns so ungern ein Empfehlungsschreiben mitgeben wollte, weil er uns nicht vornehm genug fand, heiratet also die Nichte eines Mannes, der nie gewagt hätte, anders als über die Hintertreppe in unsere Wohnung zu kommen … ! Immerhin, deine gute Großmutter hatte recht, wenn sie sagte, du erinnerst

dich wohl noch daran, die Hocharistokratie leiste sich Sachen, die den Kleinbürger entsetzen würden, und daß ihr die Königin Marie-Amélie verleidet sei wegen des Entgegenkommens, das sie der Geliebten des Fürsten von Condé gezeigt hatte, damit diese ihn bewog, zugunsten des Herzogs von Aumale zu testieren.[1] Weißt du noch, sie fühlte sich auch in ihren Gefühlen verletzt, weil seit Jahrhunderten Töchter aus dem Hause Gramont, die wirkliche Heilige waren, in Erinnerung an die Liebesverbindung einer Urahnin mit Heinrich IV. den Namen Corisande tragen.[2] Das sind Dinge, die vielleicht auch in der Bourgeoisie vorkommen, aber man trägt sie dort nicht zur Schau. Das hätte doch deine liebe Großmutter gewiß nicht amüsiert!« setzte meine Mutter traurig hinzu, denn die Freuden, bei denen wir bedauerten, daß meine Großmutter sie nicht mehr teilen konnte, waren die allereinfachsten des Lebens, eine Neuigkeit, ein Theaterstück, ja weniger noch als das, eine bloße Imitation,[3] die ihr Vergnügen bereitet haben würde. »Was meinst du, wie erstaunt sie gewesen wäre! Und doch bin ich sicher, daß diese Heiraten deine Großmutter schockiert hätten, daß sie davon peinlich berührt gewesen wäre, ich glaube, es ist besser, daß sie nichts mehr davon erfahren hat«, fuhr meine Mutter noch einmal fort, denn angesichts eines jeden Ereignisses stellte sie sich gern vor, daß meine Großmutter davon einen ganz besonderen Eindruck gehabt hätte, der mit der wundervollen Einzigartigkeit ihrer Natur zusammenhing und dem eine ganz außergewöhnliche Bedeutung zugekommen wäre. Bei jedem traurigen Vorfall, den man ehedem nicht hätte voraussehen können, dem Verlust an Ansehen zum Beispiel oder dem finanziellen Zusammenbruch eines unserer alten Freunde, einer öffentlichen Kalamität, einer Epidemie, einer Krise, einer Revolution, sagte sich meine Mutter, es sei vielleicht besser, daß Großmama von alledem nichts erfahren habe, weil es ihr zu viel Kummer bereitet hätte und sie es vielleicht nicht hätte ertragen können. Wenn es sich um etwas Schockierendes handelte wie diese

Nachrichten jetzt, wollte meine Mutter in einer Bewegung des Herzens, die in entgegengesetzter Richtung verlief wie bei jenen bösen Menschen, die sich in Vermutungen gefallen, wonach ihre Feinde mehr gelitten hätten, als man meine, in ihrer Liebe für meine Großmutter nicht zugeben, daß irgend etwas Trauriges oder Abträgliches ihr hätte zustoßen können. Sie stellte sich meine Großmutter immer allem Schlimmen, das nicht hätte geschehen sollen, nunmehr entronnen vor und sagte sich daraufhin, daß der Tod meiner Großmutter vielleicht alles in allem das Gute habe, daß ihr das Schauspiel der gegenwärtigen Zeit erspart bleibe, das zu häßlich sei für eine so edle Natur, die sich nie damit hätte abfinden können. Denn der Optimismus ist die Philosophie der Vergangenheit. Da die Ereignisse, die stattgefunden haben, unter allen nur möglichen die einzigen sind, die wir tatsächlich kennen, scheint uns das Schlechte, das sie hervorgebracht haben, unvermeidlich; das wenige Gute aber, das trotz allem durch sie zustande gekommen ist, rechnen wir ihnen hoch an und meinen, es wäre ohne sie nie eingetreten. Sie versuchte sich gleichzeitig so gut wie möglich vorzustellen, was meine Großmutter beim Erfahren dieser Nachrichten empfunden hätte, und für unmöglich zu halten, daß wir es mit unseren um so viel weniger erhabenen Geistern je erraten könnten. »Was meinst du«, sagte meine Mutter zunächst, »wie erstaunt deine Großmutter gewesen wäre!« Ich spürte deutlich, wie sehr meine Mutter darunter litt, es ihr nicht mitteilen zu können, denn sie bedauerte, daß meine Großmutter es nicht erfahren sollte, und fand etwas Unrechtes darin, daß das Leben Dinge bewirkte, die meine Großmutter nicht hätte glauben mögen, wodurch rückblickend der Kenntnis, die sie von den Menschen und der Gesellschaft mitgenommen hatte, etwas Falsches und Unvollkommenes anhaftete, wie denn die Heirat der kleinen Jupien mit dem Neffen Legrandins ganz dazu angetan war, die Grundvorstellungen meiner Großmutter ebensosehr zu erschüttern wie – wenn meine Mutter sie hätte zu ihr gelangen lassen können –

die Nachricht, daß es gelungen sei, für die in den Augen meiner Großmutter unlösbaren Probleme der Luftschiffahrt und der drahtlosen Telegraphie eine Lösung zu finden. Es wird sich zeigen, daß dieses Verlangen, meine Großmutter an den Wohltaten unserer Wissenschaft teilnehmen zu lassen, bald darauf meiner Mutter noch zu egoistisch erschien. Was ich erfuhr – denn ich habe ja von Venedig aus das alles nicht miterleben können –, war, daß Mademoiselle de Forcheville von dem Herzog von Châtellerault und dem Fürsten von Silistrien um ihre Hand gebeten worden war, während Saint-Loup sich um Mademoiselle d'Entragues, die Tochter des Herzogs von Luxemburg, beworben hatte. Folgendes hatte sich zugetragen. Da Mademoiselle de Forcheville hundert Millionen besaß, war Madame de Marsantes der Meinung gewesen, es biete sich da eine ausgezeichnete Partie für ihren Sohn. Sie beging den Fehler zu sagen, dieses junge Mädchen sei eine reizende junge Person, es sei ihr völlig unbekannt, ob sie reich oder arm sei, sie wolle es auch nicht wissen, aber selbst wenn keine Mitgift vorhanden sei, müsse es doch ein Glücksfall sogar für den anspruchsvollsten jungen Mann sein, eine solche Gattin heimzuführen. Das war sehr kühn von einer Frau, die sich nur durch die hundert Millionen verlockt fühlte, so daß sie über alles andere hinwegzusehen geneigt war. Auf der Stelle war jedem klar, daß sie an eine Partie für ihren Sohn dachte. Die Fürstin von Silistrien erhob darauf allerorten ein ungeheures Geschrei. Sie verbreitete sich über die große Stellung Saint-Loups und konnte sich nicht beruhigen, daß ein Herr wie er die Tochter einer Odette und eines Juden heiraten solle, es sei eben aus mit dem Faubourg Saint-Germain. So selbstsicher Madame de Marsantes auch war, wagte sie sich daraufhin doch nicht weiter vor, sondern zog sich sogar vor den empörten Ausrufen der Fürstin von Silistrien zurück, die ihrerseits sofort für ihren Sohn bei dem jungen Mädchen vorfühlen ließ. Sie hatte die Stimme nur so laut erhoben, um Gilberte für ihn sichern zu können. Indessen hatte Madame de Marsantes, um

die Scharte wieder auszuwetzen, alsbald ihr Augenmerk auf Mademoiselle d'Entragues, die Tochter des Herzogs von Luxemburg, gerichtet. Daß diese nur über zwanzig Millionen verfügte, sagte sie ihr zwar weniger zu, doch erzählte sie jedem, der es hören wollte, ein Saint-Loup könne eine Mademoiselle Swann (von Forcheville war schon gar keine Rede mehr) eben nicht ehelichen. Ohne das Folgende hätte aber das Projekt d'Entragues kaum größeres Interesse hervorgerufen. Als einige Zeit darauf jemand unbedacht bemerkte, der Herzog von Châtellerault denke daran, Mademoiselle d'Entragues zu heiraten, tat Madame de Marsantes, die in diesen Dingen kitzeliger war als sonst wer, sofort sehr von oben herab, griff mit jäher Kehrtwendung auf Gilberte zurück und ließ für ihren Sohn um deren Hand bitten, worauf unverzüglich die Verlobung erfolgte.

Diese Verlobungen riefen lebhafte Kommentare in den verschiedensten Gesellschaftskreisen hervor. Mehrere Freundinnen meiner Mutter, die Saint-Loup bei uns gesehen hatten, kamen zu ihrem Empfangstag, um sich zu erkundigen, ob der Verlobte tatsächlich dieser Freund von mir sei. Manche wagten sogar zu behaupten, daß, soweit es sich um die andere Heirat handele, der Bräutigam kein Cambremer-Legrandin sei. Man habe es aus guter Quelle, denn die geborene Legrandin, jetzt Marquise von Cambremer, habe diese Behauptung noch am Tag vor der Veröffentlichung der Verlobung dementiert. Ich selbst fragte mich, weshalb Monsieur de Charlus einerseits, Saint-Loup andererseits, die doch Gelegenheit gefunden hatten, kurz zuvor noch an mich zu schreiben und mir in ihren Briefen so freundschaftlich geplante Reisevorschläge zu machen, die vorzuschlagen die genannten Verlobungen nicht unbedingt nahelegten, mir überhaupt nichts darüber mitgeteilt hatten. Ich schloß daraus, ohne daran zu denken, daß man diese Dinge gern bis zuletzt geheimhält, ich sei eben doch weniger ihr Freund, als ich geglaubt hatte, was mir, soweit es Saint-Loup betraf, Kummer bereitete.[1]

Wieso aber eigentlich wunderte ich mich, wenn ich doch schon bemerkt hatte, daß die Liebenswürdigkeit, die Behandlung von Gleich zu Gleich bei der Aristokratie nur eine Komödie war, daß ich davon ausgenommen wurde? In dem Bordell[2] – das jetzt neben Frauen mehr und mehr auch Männer bereithielt –, in dem Monsieur de Charlus Morel überrascht hatte und dessen »Subdirectrice«, eifrige Leserin des *Gaulois*, die Nachrichten aus der Gesellschaft kommentierte, erkärte diese Patronne gegenüber einem dicken Herrn, der regelmäßig zu ihr kam, um unaufhörlich mit jungen Männern Champagner zu trinken, weil er, bereits sehr stark, hinlänglich fettleibig werden wollte, um ganz bestimmt nicht »eingezogen« zu werden, falls ein Krieg ausbrechen sollte: »Es scheint, der kleine Saint-Loup ist auch ›so einer‹ und der kleine Cambremer ebenfalls, die armen jungen Frauen! Auf alle Fälle, wenn sie die künftigen Ehemänner kennen, müssen Sie sie zu uns schicken, sie werden hier alles finden, was ihr Herz begehrt, und bestimmt ist bei ihnen viel Geld zu holen«, worauf der dicke Herr, obwohl er selbst ebenfalls »so einer« war, heftig protestierte und, weil bis zu einem gewissen Grad ein Snob, zur Antwort gab, er begegne oft sowohl Cambremer wie Saint-Loup bei seinen Vettern d'Ardonvillers, sie seien große Frauenliebhaber und alles andere als »so welche«. »Ah!« machte daraufhin die Subdirectrice in skeptischem Ton, da sie gleichwohl keine Beweise besaß und überzeugt war, daß in unserem Jahrhundert der verleumderischen Abgeschmacktheit des Klatsches die Sittenverderbtheit den Rang ablief. Menschen, mit denen ich nicht verkehrte, schrieben mir, um mich zu fragen, was ich von diesen beiden Heiraten »halte«, ganz als veranstalteten sie eine Rundfrage über die Höhe der Damenhüte im Theater oder den psychologischen Roman. Ich fand nicht den Mut, auf diese Briefe zu antworten. Von den beiden Heiraten »hielt« ich nichts, doch ich hatte ein Gefühl ungeheurer Traurigkeit, wie wenn zwei Teile unserer vergangenen Existenz, die noch fest verankert neben uns

liegen und auf die wir vielleicht allzu träge von einem Tag zum anderen irgendeine uneingestandene Hoffnung gründeten, unter Freudenfeuern wie zwei Schiffe endgültig nach fremden Bestimmungsorten ihre Anker lichteten. Was die betroffenen Parteien betraf, so hatten sie über ihre eigene Heirat eine höchst natürliche Meinung, da es ja um sie selbst und nicht um andere ging. Sie hatten niemals genug des Spottes für solche auf einen geheimen Makel begründeten »großen Heiraten« finden können. Und sogar die Cambremers, aus einem so alten Hause, doch von so bescheidenen Prätentionen, wären die ersten gewesen, Jupien zu vergessen und sich einzig der unerhörten Größe des Hauses d'Oloron zu erinnern, hätte nicht gerade eine Person, die am ehesten durch die Heirat sich hätte geschmeichelt fühlen müssen, eine Ausnahme gemacht, nämlich die Marquise von Cambremer-Legrandin. Da sie nun einmal boshaft von Natur war, ging ihr das Vergnügen, die Ihrigen zu demütigen, noch über das, sich selbst zu höherem Glanz zu erheben. Da sie obendrein ihren Sohn nicht liebte und sehr schnell eine Abneigung gegen ihre künftige Schwiegertochter gefaßt hatte, erklärte sie, es sei ein Unglück für einen Cambremer, eine Person alles in allem so ungewissen Ursprungs zu heiraten, bei der noch dazu die Zähne schief stünden. Was die Neigung des jungen Cambremer zum Umgang mit Gebildeten wie zum Beispiel Bergotte und sogar Bloch betraf, so kann man sich denken, daß eine so glanzvolle Verbindung nicht die Wirkung hatte, ihn snobistischer zu machen, sondern daß er jetzt, da er sich als Nachfolger der Herzöge von d'Oloron fühlte souveränen Fürsten, wie die Zeitungen es ausdrückten –, hinlänglich von seiner Größe überzeugt war, um mit welchen Leuten immer er Lust hatte umzugehen. Er ließ den kleinen Adel zugunsten des gebildeten Bürgertums stehen, soweit er seine Zeit nicht etwelchen Hoheiten widmete. Die Zeitungsnotizen, sofern sie Saint-Loup betrafen, verliehen meinem Freund, dessen königliche Vorfahren einzeln aufgezählt wurden, einen neuen Glanz, der mich aber nur

traurig stimmte, als sei er selbst dadurch ein anderer geworden, der Nachkomme Roberts des Starken eher als der Freund, der sich vor kurzem noch mit dem Klappsitz begnügt hatte, damit ich es im Fond um so bequemer hätte; daß ich nichts im voraus von seiner Heirat mit Gilberte geahnt hatte, die sich als Überraschung brieflich eröffnete, fern allem, was ich bisher von ihm und ihr gedacht hatte, unerwartet wie ein chemisches Präzipitat, bedrückte mich, obwohl ich lieber hätte bedenken sollen, daß er vielleicht viel zu tun gehabt hatte und daß in der feinen Welt Ehen häufig so rasch beschlossen werden, nicht selten zum Ersatz für eine andere, gescheiterte Kombination. Die Traurigkeit, trübe wie ein Umzugstag, bitter wie Eifersucht, die diese beiden Heiraten durch den Schock ihres jähen, unvermuteten Eintretens in mir bewirkten, war so abgrundtief, daß man mich später daran erinnerte und sie mir absurderweise auch noch hoch anrechnete, als sei sie das Gegenteil von dem gewesen, was sie im Augenblick war, nämlich ein doppeltes, dreifaches oder sogar vierfaches Vorgefühl.

Leute aus der Gesellschaft, die bislang auf Gilberte überhaupt nicht achtgegeben hatten, sagten jetzt mit ernsthaft interessierter Miene zu mir: »Ah! Das ist die, die den Marquis de Saint-Loup heiratet«, und sahen sie mit den aufmerksamen Augen derer an, die nicht nur auf alle Ereignisse des Pariser Lebens begierig sind, sondern sich auch bemühen, etwas dazuzulernen, und an die durchdringende Kraft ihres Blicks glauben. Diejenigen, die umgekehrt nur Gilberte gekannt hatten, betrachteten nunmehr Saint-Loup mit äußerster Aufmerksamkeit, baten mich (oft waren es Leute, die mich selbst kaum kannten), ihm vorgestellt zu werden, und kehrten von dieser Vorstellung dann von Festfreude überglänzt zurück, wobei sie von dem Verlobten sagten: Er sieht wirklich sehr gut aus. Gilberte war überzeugt, daß der Name Marquis de Saint-Loup tausendmal mehr sei als der Titel eines Herzogs von Orléans, aber da sie in erster Linie geistiges Kind ihrer Generation war (die eher zur Gleichheit neigte), wollte sie nicht weniger Esp-

rit an den Tag legen als die anderen und sprach daher gern von der bewußten *mater semita*,[1] worauf sie dann, um noch geistreicher zu wirken, hinzufügte: »Bei mir ist es dafür der *pater*.«

»Es scheint, daß die Prinzessin von Parma die Heirat des kleinen Cambremer gestiftet hat«, sagte Mama zu mir. Und so war es auch. Die Prinzessin von Parma kannte seit langem von Wohltätigkeitsveranstaltungen her einerseits Legrandin, den sie sehr distinguiert fand, andererseits Madame de Cambremer, die das Thema wechselte, wenn die Prinzessin sie fragte, ob sie die Schwester Legrandins sei. Die Prinzessin wußte, wie sehr Madame de Cambremer darunter litt, daß sie niemals richtig in die hohe aristokratische Gesellschaft eingedrungen war, in der niemand sie empfing. Als die Prinzessin von Parma, die es übernommen hatte, eine geeignete Partie für Mademoiselle d'Oloron zu finden, Monsieur de Charlus fragte, ob ihm ein liebenswürdiger und gebildeter Mann bekannt sei, der sich Legrandin de Méséglise nenne (so bezeichnete sich jetzt Legrandin), antwortete der Baron zunächst mit einem Nein; dann plötzlich kam ihm eine Erinnerung an einen Mitreisenden, dessen Bekanntschaft er in einem Nachtzug gemacht und der ihm seine Karte zurückgelassen hatte. Er lächelte auf eine undurchsichtige Art. Es ist vielleicht derselbe, dachte er bei sich. Als er erfuhr, daß es sich um einen Sohn der Schwester dieses Legrandin handle, sagte er: »Sieh an, das wäre ja höchst merkwürdig! Wenn er nach seinem Onkel geraten wäre, so läge kein Grund zum Erschrecken vor, denn ich habe ja immer gesagt, daß diese Leute die besten Ehemänner abgeben.« – »Was für Leute?« wollte die Prinzessin wissen. – »O Madame, ich würde Ihnen das gern erklären, wenn wir uns öfter sähen. Mit Ihnen kann man ja sprechen. Königliche Hoheit sind ja so klug«, sagte Charlus, von einem Mitteilungsdrang erfaßt, der allerdings auf der Stelle wieder versiegte. Der Name Cambremer gefiel ihm – obwohl er sich aus den Eltern nichts machte –, weil er eine der vier bretoni-

schen Baronien repräsentierte und etwas Besseres für seine Adoptivtochter keinesfalls zu erhoffen war; es war ein alter geachteter Name mit soliden Verbindungen in der Provinz. Ein Fürst wäre unmöglich und im übrigen auch nicht erwünscht gewesen. Dies war gerade das Richtige. Die Prinzessin bat darauf Legrandin um seinen Besuch. Er war seit einiger Zeit physisch ziemlich verändert, zu seinem Vorteil übrigens. Wie die Frauen, die entschlossen ihr Gesicht der schlanken Taille zum Opfer bringen und sich ständig in Marienbad aufhalten, hatte Legrandin das gelenkige Äußere eines Kavallerieoffiziers erlangt. In dem Maße, wie Monsieur de Charlus schwerer und langsamer geworden war, hatte Legrandin an Schlankheit und Schnelligkeit gewonnen, wobei dieser entgegengesetzte Effekt auf die gleiche Ursache zurückzuführen war. Seine Schnelligkeit hatte übrigens psychologische Gründe. Er hatte die Gewohnheit, gewisse fragwürdige Häuser aufzusuchen, wollte aber dort beim Kommen und Gehen nicht bemerkt werden, sondern stürzte sich geradezu hinein. Als die Prinzessin von Parma ihm von den Guermantes, von Saint-Loup sprach, erkärte er, er habe sie schon immer gekannt, wobei er die Tatsachen, daß er die Schloßherren von Guermantes immer schon dem Namen nach gekannt hatte, andererseits aber bei meiner Tante Swann, dem Vater der künftigen Madame de Saint-Loup, in Person begegnet war – jenem Swann, mit dessen Frau und Tochter Legrandin sich im übrigen in Combray den Umgang verboten hatte –, geschickt miteinander vermischte. »Ich bin sogar letzthin mit dem Bruder des Herzogs von Guermantes, Monsieur Charlus, gereist. Er hat von sich aus eine Unterhaltung begonnen, was auf alle Fälle ein gutes Zeichen ist, denn es beweist, daß er weder töricht noch steif, noch irgendwie prätentiös ist Oh! Ich weiß, was alles man über ihn sagt. Aber ich glaube so etwas nie. Im übrigen geht mich das Privatleben der anderen gar nichts an. Er hat mir den Eindruck eines sehr feinfühligen Menschen von Herz und Takt gemacht.« Darauf

sprach die Prinzessin von Mademoiselle d'Oloron. Im Kreise der Guermantes war man allgemein gerührt über den Herzensadel von Monsieur de Charlus, der, gütig, wie er schon immer gewesen war, das Glück eines armen, reizenden jungen Mädchens zu machen trachtete. Der Herzog von Guermantes aber, der unter dem Ruf seines Bruders litt, gab zu verstehen, daß, wie schön das alles ohnehin schon sei, es sich doch noch dazu um etwas Natürliches handle. »Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich ausdrücke, bei der ganzen Angelegenheit ist eben alles natürlich«, sagte er, vor lauter Geschicklichkleit schon wieder ungeschickt. Seine Absicht aber war, darauf hinzuweisen, daß das junge Mädchen ein Kind seines Bruders sei, das dieser jetzt anerkenne. Gleichzeitig war das auch eine Erklärung für die Rolle Jupiens. Die Prinzessin ließ ebenfalls diese Version durchblicken, um Legrandin davon zu überzeugen, daß alles in allem der junge Cambremer so etwas wie eine Mademoiselle de Nantes, eine der natürlichen Töchter Ludwigs XIV., heiraten werde, wie sie weder von dem Herzog von Orléans noch von dem Fürsten von Conti seinerzeit verschmäht worden waren.[1] Diese zwei Heiraten, von denen wir beide, meine Mutter und ich, in dem Zug sprachen, der uns nach Paris zurückbrachte, übten auf gewisse Personen, die bisher schon in dieser Erzählung eine Rolle gespielt haben, eine ganz beträchtliche Wirkung aus. Zunächst auf Legrandin; ich brauche kaum zu sagen, daß er in das Palais des Barons von Charlus absolut in der Weise wie in ein Haus von zweifelhaftem Ruf, in dem man nicht gesehen werden will, hineinstürmte, um sowohl möglichst schneidig zu tun als auch um sein Alter zu vertuschen, denn unsere Gewohnheiten folgen uns selbst dahin, wo sie uns zu gar nichts nütze sind; fast niemand aber bemerkte, daß bei der Begrüßung Monsieur de Charlus ihm ein nur schwer feststellbares und noch schwerer zu deutendes Lächeln zusandte; dieses Lächeln war ohnehin das gleiche, im Grunde freilich das genaue Gegenteil dessen, wie zwei Männer, die sich gewöhnlich in der ersten Gesell-

schaft begegnen, es austauschen, wenn sie der Zufall an einem fragwürdigen Ort zusammenführt (zum Beispiel im Élysée, wo der General de Froberville, wenn er dort vormals auf Swann stieß, diesem den Blick ironischen geheimen Einverständnisses zweier angestammter Gäste der Fürstin des Laumes zusandte, die sich gleichwohl dann und wann auch mit Präsident Grévy einlassen). Noch bemerkenswerter aber war eine wirkliche Veränderung seiner Natur zum Besseren hin. Legrandin pflegte im Hintergrund seit recht langem bereits – schon seit der Zeit, zu der ich als Kind in Combray meine Ferien verbrachte – aristokratische Beziehungen, bei denen allerdings höchstens eine Einladung ohne sonstige Mitgäste zu einem an sich unergiebigen Landaufenthalt herausschaute. Plötzlich nun stellte die Heirat seines Neffen unter diesen ganz separaten Ansätzen eine Verbindung her, und Legrandin hatte nunmehr eine gesellschaftliche Stellung, die nachträglich durch seine alten Beziehungen zu Leuten, mit denen er nur allein, aber doch ganz freundschaftlich verkehrt hatte, solide untermauert wurde. Damen, denen man ihn vorstellen zu müssen glaubte, erzählten, daß er seit zwanzig Jahren regelmäßig vierzehn Tage bei ihnen auf dem Land verbringe und daß er es gewesen sei, der ihnen das schöne antike Barometer im kleinen Salon verehrt habe. Zufällig war er mit auf Gruppenaufnahmen geraten, auf denen auch Herzöge figurierten, die jetzt zu seiner Verwandtschaft gehörten. Sobald er nun aber in der großen Welt eine Stellung einnahm, hörte er auf, Gebrauch davon zu machen. Es war nicht nur so, daß er jetzt, da er sich arriviert wußte, kein Vergnügen mehr daran fand, eingeladen zu werden, sondern vielmehr räumte von den beiden Lastern, die lange um seine Seele gerungen hatten, das weniger natürliche, der Snobismus, einem minder künstlichen das Feld, das eher eine – wenn auch nur auf Umwegen vollzogene – Rückkehr zur Natur darstellte. Zweifellos sind sie nicht unvereinbar, und die Erforschung eines Vorstadtmilieus kann durchaus praktiziert werden, nachdem man die von einer

Herzogin gegebene Gesellschaft gerade erst verlassen hat. Doch die Abkühlung des Alters machte Legrandin weniger geneigt, so viele Genüsse aufeinanderzuhäufen und anders als mit gutem Grund auszugehen, gestaltete zudem auch die physischen für ihn zu einigermaßen platonischen um, zu Freundschaften und Gesprächen, die viel Zeit verlangten und daher bewirkten, daß er die ihm zur Verfügung stehende fast ausschließlich unter dem Volk verbrachte und ihm nur sehr wenig für das Leben in der Gesellschaft verblieb. Madame de Cambremer ihrerseits wurde nahezu gleichgültig gegen die Liebenswürdigkeit der Herzogin von Guermantes. Als diese sich nunmehr genötigt sah, mit der Marquise zu verkehren, hatte sie, wie es immer geschieht, wenn man in näheren Kontakt mit menschlichen Wesen, das heißt Geschöpfen gerät, in denen sich Vorzüge (die man schließlich entdeckt) mit Fehlern vermischen (an die man sich letzten Endes gewöhnt), festgestellt, daß Madame de Cambremer eine mit einem Verstand und einer Kultur begabte Frau war, die beide zwar ich selbst nicht besonders schätzte, die aber der Herzogin höchst beachtlich erschienen. Sie begab sich also häufig am späten Nachmittag zu Madame de Cambremer und stattete ihr lange Besuche ab. Doch der wundervolle Charme, den die letztere bei der Herzogin von Guermantes zu finden gewähnt hatte, schwand für sie dahin, sobald sie merkte, daß jene ihren Umgang suchte. Sie empfing sie jetzt eher aus Höflichkeit als zu ihrem Vergnügen. Eine noch auffallendere Veränderung vollzog sich mit Gilberte, eine Veränderung, die einerseits symmetrisch zu der verlief, die bei Swann nach seiner Heirat eingetreten war, sich aber andererseits stark von dieser unterschied. Gewiß war Gilberte in den ersten Monaten glücklich gewesen, die allererste Gesellschaft zu empfangen. Gewiß nur in ihrer Funktion als Erbschaft wurden die intimen Freunde ihrer Mutter eingeladen, auf die jene Wert legte, und auch nur an bestimmten Tagen, wo außer ihnen niemand anwesend war, sie also völlig unter sich blieben, abgesondert von der

eleganten Welt, ganz als ob eine Berührung zwischen Madame Bontemps oder Madame Cottard und der Fürstin von Guermantes oder der Prinzessin von Parma gleich der von zwei entzündlichen Pulvern eine nicht wiedergutzumachende Katastrophe bewirkt hätte. Dennoch waren die Bontemps, die Cottards und andere, wenn auch enttäuscht, beim Diner nur unter sich zu sein, stolz darauf, sagen zu können: Wir haben bei der Marquise von Saint-Loup diniert, um so mehr, als Gilberte die Kühnheit manchmal so weit trieb, mit ihnen zusammen Madame de Marsantes einzuladen, die im Interesse der Erbschaft als wahrhaft große Dame mit einem Schildpattfächer und Federn auf dem Kopf erschien. Sie trug nur Sorge, von Zeit zu Zeit das Lob der zurückhaltenden Leute zu singen, die man immer nur sieht, nachdem man ihnen selbst ein Zeichen gegeben hat – eine Warnung, mittels deren sie den Leuten vom Genre Cottard, Bontemps und Konsorten, soweit sie die Ohren zu spitzen verstanden, einen etwas hochmütigen Beweis der Geneigtheit gab. Vielleicht wegen meiner »kleinen Freundin aus Balbec«, von deren Tante ich gern in diesem Milieu gesehen worden wäre, hätte ich es vorgezogen, zu diesem Kreis zu gehören. Doch Gilberte, für die ich jetzt vor allem ein Freund ihres Mannes und der Guermantes war (und die mich – vielleicht schon seit Combray, wo meine Eltern mit ihrer Mutter nicht verkehrten, in einem Alter, in dem wir nicht nur den Dingen diesen oder jenen Vorteil beimessen, sondern sie förmlich klassifizieren – mit einem Prestige begabt hatte, das man später dann nicht mehr verliert), hielt diese Soireen für meiner unwürdig und sagte mir beim Gehen: »Ich habe mich sehr gefreut, Sie zu sehen, aber kommen Sie doch lieber übermorgen, da treffen Sie meine Tante Guermantes und Madame de Poix; heute habe ich, um Mama ein Vergnügen zu machen, nur ihre Freundinnen bei mir.« Dies aber hielt nur wenige Monate an, und schon nach kürzester Zeit war alles von Grund auf verändert. War es deswegen, weil das gesellschaftliche Leben Gilbertes dieselben Gegen-

sätze wie das von Swann aufweisen sollte? Auf alle Fälle war Gilberte erst seit kurzer Zeit Marquise von Saint-Loup (und bald danach, wie man sehen wird, Herzogin von Guermantes[1]), als sie auch schon – nachdem sie das Glanzvollste und Schwierigste, was es gab, erreicht hatte, in der Meinung offenbar, daß der Name Guermantes jetzt wie ein braungoldenes Email ihr fest anhafte und daß sie, mit wem sie auch umging, für die anderen stets die Herzogin von Guermantes bleiben werde (was ein Irrtum war, denn der Wert eines Adelstitels steigt wie ein Börsenpapier, wenn er gefragt ist, und sinkt, sobald er angeboten wird). Kurz gesagt, sie teilte die Meinung jener Operettenfigur, die erklärt: »Mein Nam' erspart mir sicherlich, noch viel von ihm zu sagen«[2] – begann ihre Verachtung für all das zu bekunden, was sie so sehr ersehnt hatte, behauptete, alle Leute aus dem Faubourg Saint-Germain seien Idioten, mit denen man nicht verkehren könne, und bereitete ihre Wort in die Tat umsetzend jedem Verkehr mit ihnen ein Ende. Alles,[3] was uns unvergänglich scheint, strebt der Vernichtung zu; eine gesellschaftliche Situation wird wie alles übrige nicht für alle Zeiten geschaffen, sondern entsteht ebenso wie die Macht eines Reichs jeden Augenblick neu durch etwas wie einen nie endenden Schöpfungsakt, woraus sich die offensichtlichen Anomalien der Gesellschaftsgeschichte wie der politischen im Lauf eines halben Jahrhunderts hinlänglich erklären. Die Erschaffung der Welt hat nicht am Anfang stattgefunden, sie findet alle Tage statt. Die Marquise von Saint-Loup sagte sich immer wieder: Ich bin die Marquise von Saint-Loup; sie wußte, daß sie am Tag zuvor drei Diners bei Herzoginnen abgesagt hatte. Wenn nun aber bis zu einem gewissen Grad ihr Name die denkbar wenig aristokratischen Kreise, die sie bei sich empfing, zwar adelte, so vulgarisierten umgekehrt die Kreise, die die Marquise empfing, entsprechend ihren Namen. Nichts widersteht dieser Art von Wirkung, die größten Namen geben ihr nach. Hatte nicht Swann eine Prinzessin aus dem Hause Frankreich gekannt, deren

Salon, weil sie dort allen und jeden empfing, zur allerletzten Kategorie geworden war? Als eines Tages die Fürstin des Laumes sich pflichtgemäß einen Augenblick zu dieser Hoheit begab, bei der sie nur ganz untergeordnete Leute angetroffen hatte, und hinterher zu Madame Leroi kam, hatte sie zu Swann und dem Marquis von Modena bemerkt: »Endlich fühle ich mich in einer vertrauten Sphäre. Ich komme von der Gräfin X. und habe dort keine drei bekannten Gesichter gesehen.« Personen, die ihre Bekanntschaft erst nach dieser Epoche gemacht, dann aber gleich beim ersten Erscheinen feststellten, daß dieser Herzogin von Guermantes die bessere Gesellschaft, die sie so leicht bei sich hätte sehen können, völlig gleichgültig war, und bemerkten, daß sie niemanden aus dieser Gesellschaft empfing, wohl aber, falls sich doch eine und womöglich noch die allerbrillanteste dieser Personen zu ihr wagte, ihr offen ins Gesicht gähnte, erröten nachträglich bei dem Gedanken, daß sie der besseren Gesellschaft ein Prestige hatten zuerkennen können, und würden niemals dieses demütigende Geständnis ihrer vergangenen Schwächen einer Frau anzuvertrauen wagen, von der sie glauben, sie sei infolge einer wesensmäßigen Erhabenheit ihrer Natur von jeher unfähig gewesen, diese zu verstehen. Sie hören mit an, wie geistreich sie ihren Witz gegen die Herzöge richtet, und – bedeutsamer noch – sie sehen mit an, wie sie ihr Verhalten mit ihren Spöttereien in Einklang bringt. Gewiß denken sie nicht daran, nach den Ursachen des Zufalls zu forschen, der aus Mademoiselle Swann eine Mademoiselle de Forcheville und aus Mademoiselle de Forcheville die Marquise von Saint-Loup und später die Herzogin von Guermantes gemacht hat. Auch bedenken sie vielleicht nicht, daß dieser Zufall nicht weniger in seinen Wirkungen als in seinen Ursachen dazu dienen könnte, die spätere Haltung Gilbertes zu erklären, denn der Verkehr mit Bürgerlichen bedeutet nicht ganz das gleiche für Mademoiselle Swann wie für eine Dame, die allgemein mit »Madame la Duchesse« angeredet wird, von jenen Herzogin-

nen aber, die sie langweilen, mit »ma cousine«. Man verachtet gern ein Ziel, das man nicht hat erreichen können oder das man definitiv erreicht hat. Und diese Verachtung scheint uns einen wesensmäßigen Zug von Leuten zu bilden, die wir noch nicht kannten. Wenn wir den Lauf der Jahre zurückverfolgen könnten, würden sie uns vielleicht, frenetischer als irgend jemand sonst, die gleichen Fehler offenbaren, die zu verbergen oder zu überwinden ihnen so vollkommen gelungen ist, daß wir sie außerstande wähnen, nicht nur jemals von ihnen berührt worden zu sein, sondern auch – da sie sie sich ja nicht vorstellen können –, sie bei anderen zu entschuldigen. Bald übrigens erlangte der Salon der neuen Marquise von Saint-Loup (wenigstens in gesellschaftlicher Hinsicht, denn man wird sehen, welche Wirren ihn künftig noch heimsuchen sollten) seinen endgültigen Aspekt. Dieser Aspekt nun war überraschend in folgendem: Man erinnerte sich noch an die ungemein pompösen und raffinierten Empfänge, ebenso glanzvoll wie die bei der Fürstin von Guermantes, die einst Madame de Marsantes, die Mutter Saint-Loups, in Paris veranstaltet hatte. Andererseits war in den letzten Zeiten der Salon Odettes, wiewohl weit weniger hoch im Ansehen, nicht weniger glänzend an Luxus und Eleganz gewesen. Saint-Loup nun aber, der glücklich war, dank dem großen Vermögen seiner Frau sich alles leisten zu können, was er zu seinem Behagen brauchte, hatte nur den Wunsch, nach einem guten Abendessen in aller Ruhe den Künstlern zu lauschen, die ihm daheim gute Musik vorspielten. Dieser junge Mann, der zu einer gewissen Zeit so stolz, so ehrgeizig gewirkt hatte, lud jetzt, um sie an seinem Luxus teilnehmen zu lassen, Gefährten ein, die seine Mutter in ihrem Haus nicht empfangen hätte. Gilberte ihrerseits setzte den Ausspruch Swanns: »Die Qualität macht mir wenig aus, aber ich fürchte die Quantität« in die Praxis um. Saint-Loup, der vor seiner Frau auf den Knien lag, sowohl weil er sie liebte als auch weil er ihr diesen großen Luxus eben verdankte, hütete sich wohl, Neigungen, die den

seinen so ähnlich waren, entgegenzutreten, so daß die großen Empfänge von Madame de Marsantes und Madame de Forcheville, die sie beide jahraus, jahrein nur deshalb veranstaltet hatten, um ihren Kindern dadurch eine glanzvolle Stellung zu sichern, auch nicht einen einzigen Empfang von seiten der Marquise und des Marquis von Saint-Loup zu zeitigen vermochten. Sie hatten die schönsten Pferde, um zusammen auszureiten, die schönste Jacht, um damit Kreuzfahrten zu unternehmen, luden aber nie mehr als zwei Personen dazu ein. In Paris hatten sie Abend für Abend drei oder vier Freunde zum Diner, niemals mehr, so daß aufgrund einer unvorhergesehenen und gleichwohl natürlichen Gegenbewegung an die Stelle der riesigen, wimmelnden Volieren der Mütter einzig ein stilles Nest getreten war.

Die Person, die von den beiden Verbindungen am wenigsten Nutzen hatte, war die junge Mademoiselle d'Oloron, die schon am Tag der kirchlichen Trauung, von einem typhösen Fieber befallen, sich mühsam zum Traualtar schleppte und wenige Wochen später starb. Die Todesanzeige, die kurz darauf erschien, mischte unter Namen wie den Jupiens fast alle größten Namen Europas wie diejenigen des Vicomte und der Vicomtesse von Montmorency, Ihrer Königlichen Hoheit der Gräfin von Bourbon-Soissons, des Fürsten von Modena-Este, der Vicomtesse von Edumea, der Lady Essex und so fort. Gewiß konnte sogar für diejenigen, die wußten, daß die Verstorbene die Tochter Jupiens war, die Zahl dieser großen Verwandtschaftsnamen nichts Erstaunliches haben. Alles liegt eben daran, glänzend alliiert zu sein. Da dann der Casus foederis[1] eintritt, versetzt der Tod des kleinen Bürgermädchens sämtliche europäischen Fürstenhäuser in Trauer. Viele junge Leute aber der neuen Generation, die von der wirklichen Situation der Beteiligten keine Ahnung hatten, mochten nicht nur sehr wohl Marie-Antoinette d'Oloron, Marquise de Cambremer, für eine Dame von höchster Geburt halten, sondern auch bei der Lektüre dieser Traueranzeige noch sehr vie-

le andere Irrtümer begehen. So wären sie wahrscheinlich, sofern sie beim Durchstreifen der französischen Landschaft etwa auch ein wenig die Gegend von Combray kennengelernt hätten, nicht erstaunt gewesen, festzustellen, daß Madame L. de Méséglise und der Graf von Méséglise unter den ersten Namen ganz in der Nähe des Herzogs von Guermantes figurierten. Die Gegend um Méséglise und die um Guermantes liegen dicht beieinander,[2] alter Adel aus der gleichen Region, möglicherweise schon seit Generationen verschwägert, hätten sie sich vielleicht gesagt. Wer weiß? Es handelt sich da am Ende um einen Zweig der Guermantes, der den Namen Grafen von Méséglise trägt. Der Graf von Méséglise aber hatte mit den Guermantes nichts zu tun und war nicht einmal hier von ihrer Seite aufgeführt, sondern in Verbindung mit den Cambremers, da der Graf von Méséglise, der sich aufgrund eines raschen Avancements nach nur zwei als Legrandin de Méséglise verbrachten Jahren so nannte, niemand anders war als unser alter Freund Legrandin. Gewiß, wenn schon ein falscher Titel, so konnte kaum irgendeiner den Guermantes so unangenehm wie gerade dieser sein. Sie waren früher mit den wirklichen Grafen von Méséglise verschwägert gewesen, von denen nur noch eine Frau übrig war, die Tochter übrigens von obskuren, heruntergekommenen Leuten, die selbst mit einem reich gewordenen Pächter meiner Tante verheiratet war, der dieser Mirougrain abgekauft hatte und Ménager hieß, sich aber jetzt Ménager de Mirougrain nannte, so daß, wenn man von seiner Frau als einer »von Méséglise« sprach, eher die Meinung bestand, sie sei in Méséglise geboren und stamme aus Méséglise wie ihr Gatte seinerseits aus Mirougrain.

Jeder andere falsche Titel hätte also die Guermantes weniger geärgert. Doch die Aristokratie versteht sich darauf, sich mit solchem abzufinden und auch mit vielem anderen noch, sobald eine unter welchem Gesichtspunkt auch immer für nützlich erachtete Heirat dabei im Spiel ist. Gedeckt durch den Herzog von Guermantes, sollte Legrandin für einen Teil

der damaligen Generation sowie für die Gesamtheit der darauffolgenden der echte Graf von Méséglise sein.

Ein anderer Irrtum noch, den jeder junge Leser, der wenig auf dem laufenden ist, vermutlich begangen hätte, bestand darin zu glauben, daß der Baron und die Baronin von Forcheville als Verwandte beziehungsweise Schwiegereltern des Marquis von Saint-Loup, das heißt von der Seite der Guermantes her, auf der Traueranzeige vertreten seien. Doch gehörten sie dort gar nicht hin, da Robert und nicht Gilberte mit den Guermantes verwandt war; allem Anschein entgegen standen die Namen des Barons und der Baronin von Forcheville als die von Angehörigen der jungen Frau auf der Anzeige, und zwar nicht wegen der Cambremers oder der Guermantes, sondern Jupiens wegen, der, wie unserem bereits besser eingeweihten Leser bekannt ist, Odettes leiblicher Cousin war.[1]

Die ganze Gunst von Monsieur de Charlus übertrug sich nach der Heirat seiner Adoptivtochter auf den jungen Marquis de Cambremer; daß dessen Neigungen die gleichen waren wie die des Barons, bewirkte, da sie schon kein Hindernis für seine Erwählung zum Gatten von Mademoiselle d'Oloron gebildet hatten, ganz natürlicherweise, daß er von dem Baron nur um so mehr geschätzt wurde, nachdem er Witwer geworden war. Nicht daß der Marquis nicht auch andere Vorzüge gehabt hätte, die ihn zu einem sehr reizvollen Umgang für Monsieur de Charlus machten. Doch selbst wenn es sich um einen schon an sich sehr wertvollen Menschen handelt, wirkt es doch noch als ein (von demjenigen, der ihn in seinem engen Kreis zuläßt, keineswegs gering geschätzter, sondern als sehr angenehm empfundener) Vorzug, wenn der Betreffende außerdem Whist spielt. Der junge Marquis verfügte über eine ungewöhnliche Intelligenz und »schlug«, wie es schon in Féterne hieß, wo er gelebt hatte, als er noch ein Kind war, »ganz seiner Großmutter nach«, da er wie sie enthusiastisch und ebenso musikalisch war. In ihm wiederholten sich auch gewisse ihrer Eigenheiten,

jedoch eher in Form bloßer Nachahmung, wie bei den übrigen Mitgliedern der Familie, als aus Atavismus. So erkannte ich einige Zeit nach dem Tod seiner Frau, als ich einen mit dem Namen Léonor unterschriebenen Brief erhielt, einem Vornamen, von dem ich mich nicht erinnerte, daß er der seine war, nur an der Schlußformel: *Croyez à ma sympathie vraie*, wer ihn eigentlich geschrieben hatte. Dieses *vraie* am bezeichnenden Platz setzte dem Vornamen Léonor den Namen Cambremer hinzu.[1]

Der Zug fuhr in Paris ein, als meine Mutter und ich immer noch von den zwei Neuigkeiten sprachen, die sie, damit die Reise mir nicht allzu lang erschiene, für den zweiten Teil der Fahrt aufgespart und mir erst nach Mailand zur Kenntnis gegeben hatte. Meine Mutter war sehr schnell zu dem Standpunkt zurückgekehrt, der für sie in der Tat der einzig mögliche war, nämlich der meiner Großmutter. Meine Mutter hatte sich zuerst gesagt, daß meine Großmutter erstaunt, dann, daß sie betrübt gewesen wäre, was lediglich besagte, daß meine Großmutter an einem so überraschenden Ereignis Vergnügen gefunden hätte und daß meine Mutter, da sie nicht zugeben konnte, meine Großmutter sei nunmehr irgendeiner Freude beraubt, lieber annehmen wollte, daß alles so am besten sei, da dies Nachrichten von der Art waren, wie sie ihr nur Kummer bereitet hätten. Wir waren kaum nach Hause zurückgekehrt, als meine Mutter ihr Bedauern, meine Großmutter nicht an allen Überraschungen teilnehmen lassen zu können, die das Leben heraufführt, allzu egoistisch fand. Lieber noch gab sie sich der Vermutung hin, sie wären für meine Großmutter gar keine solchen gewesen, da sie im Grunde nur dem entsprachen, was diese vorausgesehen hätte. Sie wollte darin nur mehr die Bestätigung der geradezu seherischen Fähigkeiten meiner Großmutter erkennen, den Beweis dafür, daß meine Großmutter ein noch tieferer, klarblickenderer und gerechterer Geist gewesen war, als wir so schon meinten. So zögerte meine Mutter nicht, um zu diesem Gesichtspunkt reiner Bewun-

derung zu gelangen, hinzuzufügen: »Und doch, wer weiß, ob deine Großmutter nicht alles ganz recht gefunden hätte? Sie war so nachsichtig, und dann weißt du ja auch, daß sie auf gesellschaftliche Stellung nichts gab, sondern einzig auf natürliche Distinktion. Besinne dich nur, es ist merkwürdig, alle beide haben ihr gefallen. Erinnerst du dich noch an den ersten Besuch bei Madame de Villeparisis, als sie zurückkam und sagte, wie gewöhnlich sie Monsieur de Guermantes gefunden habe, aber andererseits voll des Lobes für diese Jupiens war? Die liebe Mama – erinnerst du dich noch? – pflegte doch immer vom Vater zu sagen: ›Wenn ich noch eine Tochter hätte, würde ich sie ihm geben, und die Kleine ist noch besser als er.‹ Und erst die Tochter Swanns! Sie wiederholte oft: ›Ich finde sie reizend, ihr werdet sehen, sie macht einmal eine sehr schöne Partie.‹ Die gute Mama, wenn sie das ahnen konnte, so hat sie wirklich das richtige Vorgefühl gehabt! Bis zuletzt, selbst über ihr Ende hinaus erteilt sie uns noch eine Lektion des Klarblicks, der Güte und der gerechten Einschätzung aller Dinge.« Und da die Freuden, deren wir zu unsrem Leidwesen meine Großmutter beraubt sahen, ganz bescheidene kleine Dinge des täglichen Lebens waren, eine Imitation, die ihr Vergnügen gemacht hätte, eine Speise, die sie besonders gern gemocht hätte, oder ein neuer Roman ihres Lieblingsautors, sagte Mama: »Wie überrascht sie gewesen wäre, wie sehr hätte sie das amüsiert! Und was für einen hübschen Brief hätte sie als Antwort darauf geschrieben! Und was meinst du«, fuhr meine Mutter fort, »wie glücklich der arme Swann, der es so gern gesehen hätte, daß Gilberte bei den Guermantes verkehrte, gewesen wäre, wenn er hätte erleben können, daß seine Tochter selbst eine Guermantes wird!« – »Unter einem anderen Namen als dem seinen zum Altar geführt als Mademoiselle de Forcheville? Glaubst du wirklich, darüber wäre er so glücklich gewesen?« – »Ah! Das ist allerdings wahr, daran dachte ich nicht.« – »Bei mir hat das den Effekt, daß ich mich nicht so recht für dieses Weibsstück freuen

kann; zu denken, daß sie es übers Herz gebracht hat, den Namen ihres Vaters aufzugeben, der so gut zu ihr war!« – »Ja, du hast recht, und wenn ich es richtig bedenke, ist es doch vielleicht besser, daß er es nicht mehr erfahren hat.« So kann man bei den Toten sowenig wie bei den Lebenden wissen, ob eine Sache ihnen mehr Freude oder Kummer bereiten würde. »Es scheint, die Saint-Loups wollen in Tansonville wohnen. Hätte sich Swanns Vater, der immer deinem lieben Großpapa so gern seinen Teich zeigte, wohl träumen lassen, daß der Herzog von Guermantes ihn später so häufig sehen würde, besonders wenn er etwas von der unmöglichen Heirat seines Sohnes gewußt hätte? Jedenfalls wird Saint-Loup, dem du so oft von dem Rotdorn, dem Flieder und den Schwertlilien von Tansonville erzählt hast, dich jetzt besser verstehen. Denn alles gehört ja dann ihm.« So spielte sich in unserem Eßzimmer unter dem Licht der Lampe, das dafür so günstig ist, eine jener Unterhaltungen ab, in denen die Weisheit zwar nicht der Nationen, wohl aber der Familien irgendein Ereignis – ob es sich nun um einen Todesfall, eine Verlobung, eine Erbschaft, einen wirtschaftlichen Zusammenbruch handelt – sich vornimmt, unter das Vergrößerungsglas des Gedächtnisses schiebt und ihm dadurch sein volles Relief verleiht, auseinanderrückt, zurückschiebt, perspektivisch an verschiedenen Punkten von Raum und Zeit festmacht, was für diejenigen, die nicht gelebt haben, auf ein und derselben Ebene verhaftet ist: Namen von Verstorbenen, wechselnde Adressen, Herkunft und Veränderungen eines Vermögens, Änderungen im Grundbesitz. Wird einem diese Weisheit aber nicht von jener Muse eingegeben, die man solange wie möglich nicht beachten sollte, wenn man eine gewisse Frische der Eindrucksfähigkeit und Schaffenskraft sich bewahren will, einer Muse, der aber auch diejenigen, die von ihr keine Notiz genommen haben, am Abend ihres Lebens im Schiff der alten Provinzkirche begegnen, zu jener Stunde, da sie sich plötzlich für die ewige Schönheit, der die Schnitzereien am Altar Aus-

druck geben, weniger empfänglich fühlen als für die Erfassung der wechselnden Geschicke, die jene erlebt haben (als sie in eine berühmte Privatsammlung, in eine Kapelle, dann in ein Museum gerieten, um danach schließlich wieder in der Kirche zu landen), und plötzlich das Gefühl haben, einen gleichsam denkenden Steinfußboden unter den Füßen zu verspüren, der vielleicht aus dem letzten Staub eines Arnauld oder Pascal besteht, oder auch wenn sie nur, während ihnen vielleicht das Bild einer frischen Provinzschönen vor Augen steht, auf der Kupferplatte eines Kirchenstuhls die Namen der Tochter des ländlichen Patrons oder Notabeln entziffern; die Muse, die alles aufgesammelt hat, was die höheren Musen der Philosophie und der Kunst verworfen haben, alles, was nicht in der Wahrheit gründet, was nur kontingent ist, aber dafür doch auch andere Gesetze offenbart: die Muse der Geschichte.[1]

Alte Freundinnen meiner Mutter, mehr oder weniger aus Combray, suchten sie auf, um mit ihr über Gilbertes Heirat zu sprechen, von der sie sich keineswegs sonderlich beeindruckt zeigten. »Sie wissen ja, wer Mademoiselle de Forcheville ist, nämlich ganz einfach Mademoiselle Swann, und der Trauzeuge, der ›Baron‹ von Charlus, wie er sich nennen läßt, ist der Alte, der die Mutter schon früher mit Wissen und Zustimmung Swanns, der davon profitiert haben wird, ausgehalten hat.«[2] – »Aber nein, was sagen Sie da«, wandte meine Mutter ein. »Erstens war doch Swann außerordentlich reich.« – »Offenbar war es damit doch nicht ganz so weit her, wenn er es nötig hatte, Geld von anderen zu nehmen. Was ist eigentlich an dieser Frau, daß ihre alten Liebhaber von ihr nicht loskommen können? Sie hat es fertiggebracht, sich von dem ersten heiraten zu lassen, dann von dem dritten, und nun zieht sie den zweiten noch halb aus dem Grab, damit er bei der Tochter, die sie von dem ersten oder irgendeinem anderen hat – denn wie soll man sich bei der Menge noch auskennen? Sie weiß es selber nicht mehr! –, den Trauzeugen spielt. Ich sage

der dritte, es wird wohl der dreihundertste sein, wenn ich ehrlich sein soll. Im übrigen wissen Sie ja, wenn sie selbst nicht mehr Forcheville ist als Sie und ich, so paßt das gut zu dem jungen Ehemann, der selbstverständlich kein Adeliger ist. Sie können sich ja denken, daß nur ein Glücksritter so ein Mädchen heiraten mag. Er ist offenbar in Wirklichkeit ein x-beliebiger Dupont oder Durand. Wenn nicht der Bürgermeister von Combray ein Radikaler wäre, der nicht einmal den Pfarrer grüßt, wüßte ich genauestens über die Sache Bescheid. Denn Sie wissen ja, beim Aufgebot muß er seinen wahren Namen bekennen! Für die Zeitungen und für das Papiergeschäft, das die Anzeigen druckt, klingt es ja sehr hübsch, wenn man sich Marquis de Saint-Loup nennen läßt. Das tut niemandem weh, und wenn es den guten Leuten Vergnügen macht, will ich die letzte sein, die etwas dagegen hat. Was soll mich daran stören? Da ich niemals mit der Tochter einer Frau verkehren werde, die von sich hat reden machen, kann sie meinetwegen ihren Dienstboten gegenüber die Marquise spielen, so viel sie will. Aber vor dem Standesamt ist das etwas anderes. Ah! Wenn mein Vetter Sazerat noch beim Bürgermeisteramt wäre, hätte ich ihm geschrieben. Mir hätte er gesagt, unter welchem Namen er den Eintrag gemacht hatte.«

Ich sah übrigens zu dieser Zeit Gilberte, mit der ich mich von neuem angefreundet hatte, gar nicht so selten, denn das Leben ist in seiner Dauer nun einmal anders bemessen als die Dauer unserer Freundschaften. Wenn erst einmal ein gewisser Zeitraum vergangen ist, sieht man, daß Freundschaftsbeziehungen unter den gleichen Personen wie früher (ebenso wie in der Politik ehemalige Minister und auf dem Theater vergessene Stücke wieder hervorgeholt werden) nach langen Jahren der Unterbrechung sogar mit einem gewissen Vergnügen von neuem geknüpft werden. Nach zehn Jahren existieren die Gründe nicht mehr, weshalb der eine zu heftig liebte und der andere einen allzu anspruchsvollen Despotismus nicht ertragen konnte. Einzig eine gewisse Affinität ist übriggeblieben,

und alles, was Gilberte mir früher versagt hatte, gewährte sie mir nun freimütig, zweifellos weil ich nicht mehr danach verlangte. Was ihr immer unerträglich und unmöglich erschienen war, tat sie jetzt: Ohne daß wir uns jemals über den Grund der Veränderung ausgesprochen hätten, war sie immer bereit, zu mir zu kommen, und hatte es niemals eilig, mich wieder zu verlassen; das kam daher, daß seither das Hindernis verschwunden war, nämlich meine Liebe. Ich verbrachte übrigens ein wenig später ein paar Tage in Tansonville[1]. Diese[2] Ortsveränderung war mir ziemlich lästig, da ich in Paris eine junge Person unterhielt, die in der von mir gemieteten Absteigewohnung schlief. Wie andere den Duft von Wäldern oder das Murmeln eines Sees brauchen, brauchte ich ihren Schlaf in meiner Nähe, am Tag aber hatte ich sie immer neben mir im Wagen. Denn wie sehr man auch eine Liebe vergißt, kann sie dennoch die Form der Liebe, die auf sie folgt, bestimmen. Schon innerhalb der vorherigen haben tägliche Gewohnheiten existiert, an deren Ursprung wir selbst sogar uns nicht mehr erinnern können. Die Angst eines ersten Tages ist schuld an dem leidenschaftlichen Wunsch, dann an der Gewohnheit – die allmählich erstarrt wie gewisse Bräuche, deren Sinn sich nicht mehr feststellen läßt –, mit der Geliebten gemeinsam bis zu ihrer Wohnung zu fahren oder sie ständig in der unsrigen anwesend wissen zu wollen, an allen ihren Ausgängen selbst oder durch die Vermittlung einer Person, die unser Vertrauen besitzt, teilzunehmen – all diese Gewohnheiten, gleichsam große, gleichförmige Bahnen, die unsere Liebe täglich durchläuft und die einst im vulkanischen Feuer einer glühenden Erregung in Form gegossen wurden. Diese Gewohnheiten aber überleben die Frau und sogar die Erinnerung an die Frau. Sie werden zum äußeren Schema wenn nicht aller unserer Lieben, so jedenfalls doch gewisser einander ablösender. So hatte meine Wohnung in Erinnerung an die vergessene Albertine die Anwesenheit meiner gegenwärtigen Geliebten gefordert, die ich vor den Besuchern verbarg und die mein Leben

ausfüllte wie früher Albertine. Um nach Tansonville fahren zu können, mußte ich von ihr verlangen, daß sie sich für einige Tage von einem meiner Freunde beaufsichtigen ließ, der sich aus Frauen seinerseits nichts machte.>, weil ich erfahren hatte, daß Gilberte unglücklich war, von Robert betrogen, doch nicht auf die Weise, wie alle Welt und vielleicht auch – ihren Worten nach wenigstens – sie selbst es vermutete. Die Eigenliebe, das Bedürfnis, die anderen und sich selbst zu täuschen, die im übrigen unvollkommene Kenntnis des Verrats, die allen Betrogenen gemeinsam ist, zumal Robert als wahrer Neffe von Monsieur de Charlus sich mit Frauen in der Öffentlichkeit kompromittierte, die alle Welt und alles in allem auch Gilberte für seine Geliebten hielt …[1] Man fand sogar in der Gesellschaft, daß er sich zu weit gehen ließ, da er auf Soireen keinen Schritt von der einen oder anderen wich, die er hinterher auch noch heimbegleitete, während Madame de Saint-Loup sehen konnte, wie sie nach Hause kam. Wer gesagt hätte, die andere Frau, die er bloßstellte, sei in Wirklichkeit gar nicht seine Geliebte, hätte für einen angesichts offenbarer Tatsachen verblendeten Toren gegolten. Doch ich selbst hatte leider einen Wink in Richtung der Wahrheit erhalten – einer Wahrheit, die mir unendlich weh tat –, und zwar durch ein paar Worte, die Jupien sich hatte entschlüpfen lassen. Wie groß war meine Verblüffung gewesen, als ich – ich hatte mich einige Monate vor meiner Abreise nach Tansonville zu Monsieur de Charlus begeben, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, denn es hatten sich bei ihm Herzaffektionen herausgestellt, nicht ohne Anlaß zu beträchtlicher Beunruhigung zu geben – mit Jupien, den ich allein angetroffen hatte, von einem Liebesbriefwechsel sprach, der, an Robert gerichtet und mit dem Namen Bobette gezeichnet, Madame de Saint-Loup in die Hände gefallen war, und dabei von dem ehemaligen Faktotum des Barons erfuhr, die mit Bobette zeichnende Person sei niemand anders als der artikelschreibende Violinist, den wir bereits erwähnten und der eine so beträchtliche Rolle im Le-

ben von Monsieur de Charlus gespielt hatte![1] Jupien sprach nicht ohne Empörung von ihm: »Dieser Bursche konnte tun und lassen, was er wollte, er war frei. Aber wenn es eine Seite gab, nach der er die Blicke nicht richten durfte, so war es die des Neffen von unserem Herrn Baron. Um so mehr, als der Herr Baron seinen Neffen liebte wie seinen eigenen Sohn; er hat versucht, die Ehe auseinanderzubringen, und das ist eine Schande. Zudem mußte er wirklich teufliche Listen angewendet haben, denn niemand war von Natur aus solchen Dingen so abgeneigt wie der Marquis von Saint-Loup. Wie viele Torheiten hat er doch für seine Geliebten begangen! Nein, daß dieser elende Musikus den Baron verlassen hat, wie er es tat – aufrecht schmutzige Art, darf man wohl sagen –, war noch seine Sache. Aber daß er den Blick auf den Neffen geworfen hat … Es gibt eben Dinge, die man nicht tut!« Jupiens Empörung war ehrlich; sogenannte unmoralische Personen neigen zu moralischer Entrüstung genau wie andere, nur wechselt diese ein wenig ihr Objekt. Wenn zudem Leute, deren Herz nicht unmittelbar im Spiel ist, über die Liebesverbindungen, die man vermeiden sollte, oder schlechte Ehen so zu urteilen pflegen, als sei man frei, selbst auszuwählen, was man zu lieben gedenkt, stellen sie die köstliche Zauberprojektion der Liebe nicht in Rechnung, die so völlig und so ausschließlich die Person umwebt, in die man sich verliebt, daß die »Dummheit«, die ein Mann begeht, wenn er eine Köchin oder die Geliebte seines besten Freundes heiratet, im allgemeinen die einzige poetische Handlung darstellt, die er im Lauf seines Lebens begeht. Ich wurde mir klar darüber, daß es um ein Haar zwischen Robert und seiner Frau zu einer Trennung gekommen wäre (ohne daß Gilberte bislang wußte, um was es sich handelte). Madame de Marsantes aber hatte als liebende, ehrgeizige und philosophische Mutter alles zurechtgebogen und die Versöhnung oktroyiert. Sie gehörte zu jenen Kreisen, in denen die Mischung von unaufhörlich sich kreuzenden Blutströmen und die unaufhörliche Minderung der Vermögen

jeden Augenblick im Bereich der Leidenschaften wie in dem der finanziellen Interessen erblich übernommene Laster und kompromittierende Vorkommnisse von neuem virulent werden läßt. Mit der gleichen Energie hatte sie früher Madame Swann protegiert, dann die Heirat der Nichte Jupiens und diejenige ihres eigenen Sohnes mit Gilberte zustande gebracht, wobei sie in diesem Fall mit schmerzlicher Resignation für sich selbst die gleiche atavistische Weisheit nutzbar machte, von der sie den ganzen Faubourg profitieren ließ. Vielleicht hatte sie in einem gewissen Moment diese Heirat Roberts mit Gilberte sogar in aller Eile einzig deswegen arrangiert – was ihr gewiß weniger Mühe bereitet und weniger Tränen gekostet hatte, als ihn zum Bruch mit Rachel zu bewegen –, weil sie fürchtete, er könne mit einer anderen Kokotte oder gar mit derselben – denn Robert hatte viel Zeit gebraucht, um Rachel zu vergessen – ein neues Techtelmechtel anfangen, das ihm vielleicht sogar zum Heil geworden wäre. Jetzt verstand ich, was Robert mir bei der Fürstin von Guermantes mit den Worten hatte sagen wollen: »Es trifft sich unglücklich, daß deine kleine Freundin aus Balbec nicht das von meiner Mutter gewünschte Vermögen hat, ich glaube, wir beide hätten uns recht gut verstehen können.« Er hatte sagen wollen, daß sie aus Gomorrha wie er aus Sodom war, oder vielleicht, wenn es aufihn noch nicht zutraf, goutierte er schon nur mehr die Frauen, die er auf eine gewisse Weise und mit anderen Frauen zusammen hätte lieben können. Wäre ich also nicht, abgesehen von seltenen Rückfällen, jetzt frei von der Neugier gewesen, über meine Freundin irgend etwas in Erfahrung bringen zu wollen, so hätte ich über sie nicht nur Gilberte, sondern auch deren Gatten befragen können. Alles in allem war es die gleiche Tatsache, die Robert und mir das Verlangen eingeflößt hatte, Albertine zu heiraten (nämlich die, daß sie Frauen liebte). Aber die Ursachen unseres Verlangens wie auch die Absichten, die wir damit verbanden, waren entgegengesetzt. Bei mir war der Wunsch aus Verzweiflung entstanden, als ich

davon erfuhr, bei Robert aus Befriedigung darüber; bei mir, weil ich sie durch unaufhörliche Überwachung daran hindern wollte, ihren Neigungen nachzugehen; bei Robert, weil er diese zu pflegen und die Freiheit, die sie ihm lassen würde, dafür zu nutzen gedachte, daß sie ihm auch Freundinnen zuführte.

Während Jupien also in dieser Weise die neue, von der ursprünglichen so weit abweichende Orientierung der sinnlichen Neigungen Roberts aus einer so kurz zurückliegenden Zeit herleitete, bewies mir ein Gespräch, das ich mit Aimé hatte und das mich sehr unglücklich machte, daß der ehemalige Oberkellner aus Balbec diese Abweichung – die Inversion – viel früher schon festgestellt hatte. Die Gelegenheit zu diesem Gespräch fand sich, als ich einige Tage in Balbec verbrachte, wohin Saint-Loup aus Anlaß eines längeren Urlaubs mit seiner Frau gekommen war, die er in dieser ersten Phase noch keine Minute allein ließ. Ich hatte mit Bewunderung festgestellt, wie sehr der Einfluß Rachels bei Robert noch spürbar war. Allein ein junger Ehemann, der lange Zeit eine Geliebte gehabt hat, versteht sich darauf, seiner Frau vor dem Betreten eines Restaurants den Mantel abzunehmen und ihr all die Aufmerksamkeit zu erweisen, die ihr gebühren. Er hatte während seiner Liaison die Erziehung erhalten, die ein guter Ehemann braucht. Nicht weit von ihm hatte Bloch an einem benachbarten Tisch unter einer Schar von anmaßenden jungen Universitätsleuten sich in einer pseudo-zwanglosen Weise aufgespielt und einem seiner Freunde, dem er ostentativ die Karte mit einer Bewegung reichte, durch die er gleichzeitig zwei Wasserkaraffen umstieß, sehr laut zugerufen: »Nein, nein, mein Lieber, bestellen Sie! In meinem Leben noch habe ich kein Menü wählen können«, und dabei noch dauernd in wenig aufrichtigem Stolz wiederholt: »Ich habe niemals zu bestellen verstanden!«; dann wünschte er in einer Mischung aus Literatur und Feinschmeckertum eine Flasche Champagner »in rein symbolischer Form« als Untermalung der freund-

schaftlichen Konversation auf dem Tisch zu sehen. Saint-Loup allerdings verstand zu bestellen. Er saß an der Seite Gilbertes, die bereits schwanger war (er sollte in der Folge nicht aufhören, dafür zu sorgen, daß sie Kinder bekam), wie er neben ihr im Hotel im Doppelbett schlafen mochte. Er sprach nur zu seiner Frau, das übrige Hotel schien für ihn gar nicht zu existieren. Doch in dem Augenblick, in dem ein Kellner nahe vor ihm stehend eine Bestellung entgegennahm, hob er rasch seine lichten Augen und warf auf ihn einen nicht länger als zwei Sekunden währenden Blick, der in seiner durchscheinenden Hellsichtigkeit von einer Art forschender Neugier zu zeugen schien, die völlig verschieden von dem Ausdruck eines Blicks war, den ein anderer Gast, und wäre es noch so lange, auf einem Hoteldiener oder Kellner ruhen ließ, um hinterher über ihn humoristische oder sonstige Bemerkungen zu seinen Freunden zu machen. Dieser ganz kurze, von keinerlei sonstigen Absichten begleitete Blick, der bewies, daß der Kellner ihn an sich interessierte, offenbarte demjenigen, der ihn beobachtet hätte, daß im Leben dieses vortrefflichen Ehemanns und vordem so leidenschaftlichen Liebhabers einer Rachel noch eine andere Ebene existierte, die ihm unendlich interessanter war als jene, auf der er sich aus Pflichterfüllung bewegte. Doch sah man ihn nur auf dieser letzteren. Schon waren seine Augen zu Gilberte zurückgekehrt, die nichts gesehen hatte, er stellte ihr nebenbei einen Freund vor und begab sich dann auf eine Spazierfahrt mit ihr. Aimé aber berichtete mir von jener viel weiter zurückliegenden Zeit, in der ich durch Madame de Villeparisis in diesem gleichen Balbec die Bekanntschaft Saint-Loups gemacht hatte.[1]

»Aber ja doch, Monsieur«, sagte er zu mir, »das ist doch mehr als bekannt, ich weiß es seit sehr langem schon. Damals in dem ersten Jahr, als Monsieur in Balbec war, schloß sich der Herr Marquis mit meinem Liftboy unter dem Vorwand ein, er müsse Photographien von der Frau Großmutter von Monsieur entwickeln. Der Kleine wollte sich beschweren, wir

haben alle erdenkliche Mühe gehabt, die Sache niederzuschlagen. Und warten Sie, Monsieur, Monsieur erinnert sich zweifellos auch noch an den Tag, wo Monsieur mit dem Herrn Marquis de Saint-Loup und seiner Freundin, die er immer als Kulisse benutzte, ins Restaurant gekommen ist.[1] Monsieur erinnert sich sicher noch, daß der Herr Marquis ging, wobei er einen Wutanfall vorschützte. Ich will dabei keineswegs sagen, daß Madame etwa recht gehabt hätte. Sie hat ihn mehr als einmal bis aufs Blut gereizt. Aber niemand wird mir ausreden, daß an jenem Tag der Zorn des Herrn Marquis nur geheuchelt war und er sich nur von Monsieur und Madame hat entfernen wollen.« Was nun wenigstens jenen Tag betraf, so weiß ich, daß Aimé, wenn er nicht bewußt log, sich doch in jeder Hinsicht täuschte. Ich erinnerte mich dafür zu genau daran, in welchem Zustand Robert sich befunden und wie er den Journalisten geohrfeigt hatte.[2] Im übrigen galt das gleiche für Balbec. Entweder hatte der Liftboy gelogen, oder es war Aimé, der log. Wenigstens glaubte ich es; Sicherheit darüber vermochte ich nicht zu erlangen. Man sieht immer nur eine Seite der Dinge, und wenn mir daraus nicht so viel Kummer erwachsen wäre, hätte ich eine gewisse Schönheit in der Tatsache entdeckt, daß für mich der Gang des Liftboys zu Saint-Loup ein bequemes Mittel gewesen war, jenem einen Brief zuzustellen und von ihm eine Antwort zu erhalten, die gleiche Sache ihm aber die Bekanntschaft mit jemandem, der ihm gefiel, eingetragen hatte. Die Dinge haben in der Tat stets mindestens zwei Seiten. Aus der unbedeutendsten Handlung, die wir vollziehen, leitet ein anderer Mensch eine Reihe völlig andersgearteter Handlungen ab. Sicher ist, daß ich das Abenteuer Saint-Loups und des Liftboys, wenn es stattgefunden hatte, ebensowenig in dem belanglosen Übermitteln meines Briefes hätte vermuten können, wie jemand, der von Wagner nur das Duett aus *Lohengrin* kennt, das Vorspiel zum *Tristan* vorauszuahnen imstande wäre.[3] Gewiß bieten die Dinge den Menschen wegen der Dürftigkeit ihrer Sinne nur eine be-

schränkte Reihe ihrer zahllosen Attribute dar. Sie erscheinen uns farbig, weil wir Augen besitzen; wie viele andere Beiwörter würden sie außerdem noch verdienen, wenn wir über Hunderte von weiteren Sinnen verfügten? Doch ist dieser andersartige Aspekt, den sie haben könnten, für uns leichter zu begreifen, wenn wir bedenken, wie ein anderer das, was in unserem Leben ein ganz minimales Ereignis ist, von dem wir nur einen Teil kennen, den wir jedoch für das Ganze halten, durch ein Fenster auf der anderen Seite des Hauses betrachten und demgemäß eine andere Aussicht darauf haben könnte. Für den Fall, daß Aimé sich nicht täuschte, hatte das Erröten Saint-Loups, als Bloch den Liftboy ihm gegenüber erwähnte, vielleicht nicht nur daher gerührt, daß jener das Wort wie »laift« ausgesprochen hatte. Ich war aber überzeugt davon, daß die physiologische Umstellung Saint-Loups zu jenem Zeitpunkt noch nicht begonnen hatte und er damals noch ausschließlich Frauen liebte. Besser als an irgendeinem anderen Zeichen konnte ich es rückblickend an der Freundschaft erkennen, die Saint-Loup mir in Balbec bezeigt hatte. Nur solange er Frauen liebte, war er wirklich solcher Freundschaft fähig gewesen. Später, zumindest während einiger Zeit, bekundete er den Männern gegenüber, die ihn nicht unmittelbar interessierten, eine, wie ich glaube, zum Teil – denn er war sehr spröde geworden – aufrichtige Gleichgültigkeit, die er freilich noch übertrieb, damit man glaube, er richte seine Aufmerksamkeit einzig und allein auf Frauen. Allerdings erinnere ich mich, daß er eines Tages in Doncières, als ich zum Diner zu den Verdurins fuhr und er seinen Blick etwas länger auf Charlie ruhen ließ, zu mir gesagt hatte: »Es ist merkwürdig, aber dieser Junge hat verschiedene Züge von Rachel. Fällt dir das nicht auf? Ich finde manches bei den beiden ganz gleich.[1] Nun, auf alle Fälle kann ja mich das nicht interessieren.« Gleichwohl aber hatte er noch eine Weile mit versonnenem Blick dagestanden, wie jemand, der, bevor er sich wieder an eine Kartenpartie oder zu einem Abendessen in die Stadt be-

gibt, an eine jener sehr weiten Reisen denkt, von denen er annimmt, daß er sie niemals machen wird, nach denen er aber dennoch für einen Moment Sehnsucht verspürt. Wenn aber Robert Züge von Rachel bei Charlie zu entdecken meinte, so suchte Gilberte ihrerseits von Rachel etwas an sich zu haben, um Robert zu gefallen, brachte wie jene Schleifen aus ponceauroter, rosa oder gelber Seide in ihrem Haar an, das sie außerdem auf die gleiche Art frisiert trug, denn sie glaubte, ihr Gatte liebe die andere noch, und war eifersüchtig auf sie. Daß die Liebe Roberts sich in gewissen Augenblicken auf dem schmalen Grat bewegte, der die Liebe eines Mannes zu einer Frau von der Liebe eines Mannes zu einem Mann trennt, kann wohl möglich sein. Jedenfalls spielte hier die Erinnerung an Rachel eine Rolle nur mehr in ästhetischer Hinsicht. Es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß sie noch eine andere hätte spielen können. Eines Tages war Robert zu ihr gekommen und hatte sie gebeten, sich als Mann zu verkleiden und eine lange Locke ihres Haares herunterhängen zu lassen, sich aber dann gleichwohl damit begnügt, sie ohne rechte Befriedigung einfach nur zu betrachten. Er blieb jedoch mit ihr in Verbindung und ließ ihr gewissenhaft, wenn auch ohne Vergnügen, die enorme Rente zukommen, die er ihr ausgesetzt hatte, was sie nicht daran hinderte, im weiteren Verlauf der Dinge aufs häßlichste gegen ihn vorzugehen. Unter dieser Großzügigkeit Rachel gegenüber hätte Gilberte nicht gelitten, wäre sie sicher gewesen, daß es sich nur um die resignierte Erfüllung eines Versprechens handelte, hinter dem keine Liebe mehr stand. Doch gerade Liebe gab Robert im Gegenteil für Rachel noch zu fühlen vor. Die Homosexuellen wären die besten Ehemänner der Welt, wenn sie nicht Komödie spielten und täten, als seien sie für Frauen entflammt. Gilberte klagte im übrigen nicht. Daß sie Robert von Rachel geliebt, sogar so lange noch geliebt glaubte, hatte ihre Wünsche auf ihn gelenkt und sie dazu bewogen, auf bessere Partien zu verzichten; es war ihr vorgekommen, als mache er ihr eine gewisse Konzession,

indem er sie heiratete. Tatsächlich fielen in der ersten Zeit Vergleiche zwischen den beiden Frauen (die dabei an Charme und Schönheit so völlig ungleich waren) nicht zugunsten der bezaubernden Gilberte aus. Diese aber gewann in der Folge die Achtung ihres Mannes zunehmend, während Rachel sie immer mehr verlor. Noch eine andere Person änderte ihre Meinung, und das war Madame Swann. Für Gilberte war Robert vor der Heirat bereits von dem doppelten Glorienschein umgeben, den ihm einerseits sein durch das Wehklagen von Madame de Marsantes unaufhörlich an die große Glocke gehängtes gemeinsames Leben mit Rachel schuf, andererseits der Zauberglanz, den die Guermantes immer in den Augen ihres Vaters besessen hatten und für den empfänglich zu sein sie von ihm geerbt hatte; Madame de Forcheville dagegen hätte eine glanzvollere, vielleicht fürstliche Heirat vorgezogen (es gab immer verarmte königliche Familien, die für Geld zu haben gewesen wären; allerdings lag die eingebrachte Summe weit unter den versprochenen achtzig Millionen, da ja das Geld nun durch den Namen Forcheville seine Rotüre verloren hatte) und einen Schwiegersohn, der bei einem fern der Gesellschaft verbrachten Leben sich weniger um das seine hätte prellen lassen. Sie hatte vor Gilbertes Willen die Waffen strecken müssen und sich bitter allen Leuten gegenüber beklagt, wobei sie ihren Schwiegersohn nicht schonte. Eines schönen Tages war alles wie umgewandelt, der Schwiegersohn war ein Engel geworden, und nur in aller Heimlichkeit mokierte man sich noch über ihn. Das kam daher, daß das Alter bei Madame Swann (die inzwischen Madame de Forcheville geworden war) die Neigung, sich aushalten zu lassen, nicht vermindert hatte, die sie schon immer besaß, für deren Befriedigung sie aber, nachdem die Bewunderer sich zurückgezogen hatten, keine Möglichkeit mehr sah. Sie wünschte sich jeden Tag ein neues Collier, eine neue mit Brillanten bestickte Robe, ein luxuriöseres Automobil, verfügte jedoch über wenig Vermögen, da Forcheville fast alles durchgebracht hatte und – wel-

cher israelitische Vorfahre mochte da bei Gilberte die Hand im Spiel haben? – sie selbst eine zwar bewundernswerte, aber abscheulich geizige Tochter besaß, die ihrem Mann das Geld zuteilte und ihrer Mutter natürlich erst recht. Plötzlich aber hatte sie einen Beschützer in Robert gewittert und gefunden. Daß sie nicht mehr die Jüngste war, hatte keine Bedeutung in den Augen eines Schwiegersohnes, der Frauen nicht mochte. Alles, was er von seiner Schwiegermutter verlangte, war, daß sie die eine oder andere Schwierigkeit zwischen ihm und Gilberte ins reine brachte und bei dieser für ihn die Einwilligung dafür erwirkte, daß er eine Reise mit Morel unternahm. Kaum hatte Odette sich dafür verwendet, wurde sie schon mit einem prachtvollen Rubin belohnt. Dies wiederum erforderte, daß Gilberte sich ihrem Gatten gegenüber freigebiger zeigte. Odette predigte es ihr um so eindringlicher, als sie selbst daraus Nutzen ziehen würde. So konnte sie dank Robert an der Schwelle der Fünfzig (manche sagten, der Sechzig) überall, wo sie bei einem Diner, einer Soiree erschien, in unerhörtem Luxus glänzen, ohne wie früher dazu einen »Freund« zu benötigen, der jetzt nicht mehr gezahlt, geschweige denn pariert hätte. So schien sie für immer in die Periode endgültiger Keuschheit übergetreten zu sein, und noch nie war sie eleganter gewesen.

Es war nicht nur die Bosheit, der Groll des einstigen Armen gegen den Herrn, der ihn reich gemacht hat, ihn aber dabei (es lag das im Charakter und mehr noch im Wortgebrauch des Barons) so sehr den Rangunterschied hatte fühlen lassen, was Charlie zu Saint-Loup trieb, auf daß Monsieur de Charlus darunter desto mehr litte. Es war wohl auch Gewinnsucht im Spiel. Ich hatte den Eindruck, daß Robert beträchtliche Summen auf ihn verwendete. Auf einer Soiree, bei der ich Robert getroffen hatte, bevor ich nach Combray fuhr, und wo die Art, wie er sich mit einer eleganten Frau zur Schau stellte, die als seine Geliebte galt, keinen Schritt von ihr wich, nur als Paar mit ihr auftrat und vor aller Augen förmlich in ihren Röcken

steckte, auf mich gewissermaßen wie die nur mit einem Zusatz von Lebhaftigkeit und Spannkraft versehene unwillkürliche Wiederholung einer uralten Gewohnheit wirkte, die ich bei Monsieur de Charlus beobachtet hatte, der das ganze weibliche Drum und Dran, mit dem die Gräfin Molé (oder eine andere) ihn gleichsam belehnte, wie das Banner einer »gynophilen« Sache trug, das nicht das seine war, das er aber gleichwohl, wenn auch nicht dazu berechtigt, in dieser Weise zu hissen liebte, vielleicht weil er es als Schutz oder als ästhetisch reizvoll empfand, war mir aufgefallen, wie dieser Junge, der so großzügig auftrat, als er weniger reich war, neuerdings zur Sparsamkeit neigte. Daß man nur an dem hängt, was man besitzt, und daß manch einer, der das Geld mit vollen Händen ausgab, das er nur dann und wann besaß, das zu horten strebt, mit dem er versehen ist, stellt zweifellos ein ziemlich allgemeines Phänomen dar, das allerdings bei ihm in meinen Augen ganz besondere Züge erhielt. Saint-Loup lehnte es ab, eine Droschke zu nehmen, und ich sah, daß er ein Umsteigebillet der Straßenbahn sorgfältig aufbewahrt hatte. Zweifellos entfaltete hierin Saint-Loup, wenn auch zu ganz anderen Zwecken, Talente, die er im Lauf seiner Verbindung mit Rachel erworben hatte. Ein junger Mann, der lange mit einer Frau gelebt hat, ist nicht so unerfahren wie ein reiner Jüngling, für den seine Gattin die erste Frau ist. Es genügte bei den seltenen Malen, wenn Robert seine Frau zum Mittagessen in ein Restaurant ausführte, zu beobachten, auf welche gewandte und achtungsvolle Art er ihr die Sachen abnahm, mit welcher Kunst er ein Diner zusammenstellte und wie er sich bedienen ließ, mit welcher Aufmerksamkeit er Gilbertes Ärmel andrückte, bevor er ihr in die Jacke half, damit man begriff, daß er lange der Liebhaber einer anderen gewesen war, bevor er der Gatte dieser Frau wurde. In gleicher Weise konnte er, da er sich bis in die kleinsten Einzelheiten mit dem Haushalt Rachels hatte abgeben müssen – einerseits, weil diese gar nichts davon verstand, andererseits aber nach und nach, weil

er wegen seiner Eifersucht die Befehlsgewalt über ihr Hauspersonal behalten wollte –, bei der Verwaltung der Güter seiner Frau und der Führung des Haushalts geschickt und kundig die Rolle weiterhin spielen, die Gilberte vielleicht gar nicht hätte übernehmen können und ihm gern überließ. Gewiß aber ließ er Charlie den Gewinn noch aus den kleinsten Groschenersparnissen zukommen, wodurch er ihn alles in allem recht üppig unterhielt, ohne daß Gilberte es bemerkte oder darunter litt. Vielleicht sogar, weil er den Violinisten für einen Verschwender hielt »wie alle Künstler« (Charlie nannte sich so ohne Überzeugung und ohne eigentlichen Stolz, um damit zu entschuldigen, daß er Briefe nicht beantwortete, nebst einer Menge von sonstigen Fehlern, von denen er glaubte, sie bildeten einen anerkannten Bestandteil der Künstlerpsychologie). Persönlich schien es mir unter dem Gesichtspunkt der Moral absolut gleichgültig, ob man sein Vergnügen bei einem Mann oder einer Frau fand, auf alle Fälle aber höchst natürlich und menschlich, daß man es da suchte, wo man es zu finden hofft. Wäre also Robert nicht verheiratet gewesen, so hätte seine Verbindung mit Charlie mir keinerlei Kummer machen müssen. Gleichwohl litt ich und hätte es offenbar ebenso lebhaft getan, wenn Robert Junggeselle geblieben wäre. Bei jedem anderen wäre mir, was er tat, vollkommen gleichgültig gewesen. Doch ich vergoß Tränen bei dem Gedanken, daß ich früher für einen ganz anderen Saint-Loup eine so große Zuneigung gehegt hatte, die dieser, wie ich an seinem neuen kühlen und ausweichenden Verhalten spürte, nicht erwiderte, da er für Männer, seit er die Möglichkeit entdeckt hatte, in ihnen ein Objekt des Verlangens zu sehen, keine Freundschaft mehr zu empfinden imstande war. Wie hatte dergleichen bei einem Jungen entstehen können, der die Frauen so sehr geliebt und den ich in einem Maße verzweifelt gesehen hatte, daß ich fürchtete, er könne sich umbringen, weil »Rachel quand du Seigneur« ihn hatte verlassen wollen? War vielleicht die – für mich unsichtbare – Ähnlichkeit zwischen Charlie und Rachel

die Brücke[1] gewesen, die Robert erlaubt hatte, von den Neigungen seines Vaters zu denen seines Onkels überzugehen und damit eine physiologische Entwicklung zu vollenden, die selbst bei diesem letzteren erst ziemlich spät sich vollzogen hatte? Manchmal jedoch beunruhigten mich die Worte Aimés von neuem; ich rief mir das Verhalten Roberts in jenem Jahr in Balbec ins Gedächtnis zurück; er hatte, wenn er mit dem Liftboy sprach, eine Art, ihn gar nicht zu beachten, die sehr an die von Monsieur de Charlus erinnerte, wenn er das Wort an gewisse Männer richtete. Doch Robert konnte dieses Verhalten sehr wohl von Monsieur de Charlus aus einem gewissen Hochmut und einer bestimmten physischen Haltung der Guermantes übernommen haben, ohne deshalb im geringsten die speziellen Neigungen des Barons zu teilen. So hatte der Herzog von Guermantes, der in keiner Weise den gleichen Sitten huldigte, die gleiche nervöse Art wie Monsieur de Charlus, sein Handgelenk zu drehen, als wolle er eine Spitzenmanschette daran befestigen, sowie auch in der Stimme die gleichen spitzen und affektierten Töne – Manierismen, denen man bei Monsieur de Charlus versucht gewesen wäre, eine andere Bedeutung beizulegen, und denen er sie auch selbst tatsächlich gegeben hatte, da das Individuum seine Besonderheiten mit Hilfe überpersönlicher atavistischer Züge ausdrückt, die im übrigen vielleicht nichts als in Gebärde und Stimme fixierte überkommene Eigentümlichkeiten sind. Dieser letzteren Hypothese zufolge, die die Naturgeschichte streift, dürfte man nicht Monsieur de Charlus als einen Guermantes bezeichnen, der mit einem sich teilweise in Form bestimmter, dem Geschlecht Guermantes eigentümlicher Familienzüge äußernden Makel behaftet war, sondern vielmehr den Herzog von Guermantes, der dann in einer pervertierten Familie das Ausnahmewesen darstellen würde, das von dem Erbübel so ausdrücklich verschont geblieben ist, daß die äußeren Stigmata, mit denen dieses ihn dennoch ebenfalls gezeichnet hat, bei ihm jeden Sinn verlieren. Ich erinnerte mich,

daß ich an jenem ersten Tag, als ich Saint-Loup in Balbec, so blond und aus einem so kostbaren und erlesenen Stoff erschaffen, sein Monokel in der Luft wirbelnd erstmals sah, an seinem Äußeren einen femininen Zug bemerkt hatte, was gewiß nicht eine Wirkung der Dinge war, die ich jetzt über ihn erfuhr, sondern eher ein Effekt der ganz besonderen Grazie der Guermantes und der verfeinerten Qualität jenes Meißner Porzellans, aus dem auch die Herzogin modelliert zu sein schien. Ich rief mir zudem seine Zuneigung für mich in Erinnerung zurück, seine liebevolle, ja sentimentale Art, ihr Ausdruck zu geben, und sagte mir, daß auch das, wiewohl es irgend jemand anderen hätte täuschen können, damals keineswegs etwas anderes bedeutete, vielmehr das Gegenteil von dem, was ich heute über ihn hatte sagen hören. Wann aber hatte es begonnen? Wenn bereits in dem Jahr, in dem ich zum zweitenmal nach Balbec gekommen war – weshalb hatte er dann nicht ein einziges Mal den Liftboy aufgesucht, noch zu mir jemals ein Wort über ihn verloren? Was aber jenes erste Jahr betraf, wie hätte er, leidenschaftlich verliebt in Rachel, wie er es damals war, aufihn aufmerksam werden können? In diesem ersten Jahr hatte ich Saint-Loup freilich eigenartig gefunden, wie alle echten Guermantes. Nun allerdings war er noch eigenartiger, als ich damals gefunden hatte. Doch das, was wir nicht aus unmittelbarer Intuition, sondern nur durch andere erfahren, vermag unsere Seele, ist einmal der Augenblick verpaßt, um nichts in der Welt in sich aufzunehmen; ihre Verbindungen zur Wirklichkeit sind geschlossen; daher vermögen wir auch unsere Entdeckung nicht mehr auszukosten, es ist zu spät dafür. Um im übrigen einen geistigen Genuß daraus zu ziehen, bereitete mir diese viel zu großen Schmerz. Freilich zweifelte ich seit jenen Reden, die Monsieur de Charlus bei Madame Verdurin in Paris geführt hatte,[1] nicht mehr daran, daß Roberts Fall nur der gleiche wie der einer Menge höchst ehrenwerter Männer war, die sich aus den Klügsten und Besten rekrutierten. Dergleichen über irgend

jemand Beliebigen zu erfahren hätte mir nichts ausgemacht, doch bei Robert verhielt es sich anders. Der Zweifel, den die Worte Aimés in mir zurückgelassen hatten, trübte die ganze Freundschaft, die zwischen uns in Balbec und Doncières bestanden hatte, und wiewohl ich nicht an Freundschaft glaubte und auch nicht daran, sie für Robert je wirklich empfunden zu haben, mußte ich mir doch – wenn ich von neuem an die Geschichte von dem Liftboy und die von dem Restaurant dachte, in dem ich mit Saint-Loup und Rachel zu Mittag gegessen hatte – ernstlich Mühe geben, nicht zu weinen.[1]

Ich hätte im übrigen keinen Grund, bei diesem Aufenthalt in der Nähe von Combray, der vielleicht diejenige Epoche meines Lebens war, in der ich an Combray am allerwenigsten dachte, lange zu verweilen, wenn er nicht gerade durch diese Tatsache eine zumindest vorläufige Berichtigung gewisser Ideen bewirkt hätte, die mir zum erstenmal auf dem Weg nach Guermantes gekommen waren, sowie anderer, die sich auf dem Weg nach Méséglise bei mir eingestellt hatten. Jeden Abend nahm ich, nunmehr in anderer Richtung, die Spaziergänge wieder auf, die wir nachmittags von Combray aus gemacht hatten, wenn wir nach Méséglise aufgebrochen waren. In Tansonville wurde jetzt zu einer Stunde diniert, zu der wir früher in Combray schon lange schlafen gegangen waren. Wegen der heißen Jahreszeit, aber auch weil Gilberte am Nachmittag in der Schloßkapelle malte, wurde erst etwa zwei Stunden vor dem Abendessen ein Spaziergang gemacht. Auf das Vergnügen, bei der Heimkehr einen purpurfarbenen Himmel den Kalvarienberg einrahmen oder in die Vivonne niedersinken zu sehen, folgte jetzt das, erst bei beginnender Dunkelheit aufzubrechen, wenn man im Dorf nur noch auf das bläuliche, unregelmäßige, wandernde Dreieck heimkehrender Schafe stieß.[2] Auf der einen Seite der Felder erlosch das Abendrot, über der anderen war bereits der Mond entzündet, der bald darauf beide ganz überflutete. Es kam vor, daß Gilberte mich allein gehen ließ; dann zog ich mit meinem

Schatten hinter mir wie ein Boot dahin, das durch verzauberte Weiten schifft; weit häufiger aber kam sie mit. Die Spaziergänge, die wir so machten, waren oft die gleichen wie die, die ich einst als Kind unternommen hatte: War es da nicht unausbleiblich, daß in noch viel stärkerem Maß als ehedem auf dem Weg nach Guermantes mich jetzt das Gefühl überkam, ich werde zum Schreiben niemals befähigt sein, ein Gefühl, zu dem ein anderes noch hinzutrat, nämlich – wenn ich sah, wie gering meine Neugier auf Combray war – daß meine Einbildungs- und Gefühlsfähigkeit schwächer geworden sei? Ich sah mit tiefer Betrübnis, wie wenig ich meine vergangenen Jahre noch einmal nachzuleben vermochte. Vom Rand des Treidelweges aus kam die Vivonne mir schmal und häßlich vor. Nicht daß mir größere sachliche Ungenauigkeiten meiner Erinnerung deutlich bewußt gewesen wären. Dadurch aber, daß ich von den Stätten getrennt gelebt hatte, die ich jetzt von einem völlig anderen Dasein her noch einmal durchschritt, fand sich zwischen ihnen und mir nicht mehr jener enge Kontakt, aus dem, sogar noch bevor man es merkt, das unmittelbare, köstliche, alles erfassende Aufzucken der Erinnerung sich ergibt. Da ich dessen Eigenart wohl nicht erfaßte, betrübte mich der Gedanke, daß meine Empfindungs- und Vorstellungskraft doch offenbar abgenommen hatte, empfand ich doch bei diesen Spaziergängen kein Vergnügen mehr. Gilberte, die mich noch weniger verstand, als ich selbst es tat, vermehrte meine Traurigkeit dadurch, daß sie mein Erstaunen teilte: »Wie? Sie empfinden nichts dabei«, fragte sie, »wenn Sie jetzt auf diesen kleinen Pfad kommen, den Sie früher hinaufgegangen sind?«[1] Sie selbst war so verändert, daß ich sie nicht mehr schön fand, ja daß sie es überhaupt nicht mehr war. Während wir dahinschritten, sah ich, wie die Landschaft sich wandelte, wir mußten Hügel erklimmen, dann senkten Hänge sich hinab. Wir plauderten, Gilberte und ich, in einer für mich sehr angenehmen Weise, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit. In manchen Menschen gibt es verschiedene

Schichten, die untereinander nicht ähnlich sind und die je nachdem den Charakter des Vaters oder den der Mutter widerspiegeln; man geht nacheinander durch beide hindurch. Am folgenden Tag hat die Reihenfolge der Schichtung sich jedoch umgekehrt. Und schließlich weiß man überhaupt nicht mehr, wer künftig über die Lage der verschiedenen Teile entscheiden wird, auf wen man für diese Entscheidung bauen kann. Gilberte erschien mir wie jene Länder, mit denen man kein Bündnis zu schließen wagt, weil sie allzuoft die Regierung wechseln. Im Grund aber hat man unrecht damit. Sogar bei einem Menschen, der sich selbst unaufhörlich ablöst, schafft das Gedächtnis etwas wie eine Identität und bewirkt, daß er Versprechen nicht unerfüllt lassen möchte, an die er sich erinnert, selbst wenn er sie nicht unterzeichnet hat. Was den Verstand anbelangt, so war er bei Gilberte, wenn man von einigen Seltsamkeiten absah, die von ihrer Mutter stammten, ungewöhnlich wach. Ich erinnere mich aber, daß sie mich – was nichts mit ihrem persönlichen Wert zu tun hat – bei den Gesprächen, die wir auf diesen Spaziergängen führten, manchmal recht in Erstaunen versetzte. Einmal, beim erstenmal, sagte sie zu mir: »Wenn Sie nicht zu großen Hunger hätten und es nicht so spät wäre, könnten wir, wenn wir diesen Weg zur Linken nehmen und uns dann nach rechts wenden, in weniger als einer Viertelstunde in Guermantes sein.«[1] Das war genauso, als hätte sie mir gesagt: Wenden Sie sich nach links, dann nach rechts, und Sie werden an das Unerreichbare rühren, an jene stets zurückweichenden Fernen, von denen man auf Erden immer nur die Richtung kennt, nur – ehemals hatte ich geglaubt, sie als einziges von Guermantes kennenlernen zu können, und in einem gewissen Sinne täuschte ich mich vielleicht sogar nicht – die Gegend, in der sie liegen, ihre »Gegend«. Ein andermal ergab sich meine Verwunderung daraus, daß ich die »Quellen der Vivonne« zu sehen bekam, die ich mir als etwas ebenso Unirdisches vorstellte wie den Eingang zur Unterwelt und die doch nur eine viereckige,

waschschüsselförmige Vertiefung waren, aus der Blasen aufstiegen.[1] Das dritte Mal aber war, als Gilberte zu mir sagte: »Wenn Sie wollen, können wir ja auch einmal schon am Nachmittag ausgehen, und zwar könnten wir uns dann nach Guermantes über Méséglise begeben, das ist der weitaus hübscheste Weg« – ein Satz, der alle meine Kindheitsvorstellungen über den Haufen warf und mich darüber belehrte, daß die beiden Gegenden nicht so unvereinbar waren, wie ich geglaubt hatte. Was mich am meisten überraschte, war jedoch, wie wenig ich während dieses Aufenthalts meine früheren Jahre noch einmal durchlebte, wie wenig mir daran lag, Combray wiederzusehen, wie schmal und unschön mir die Vivonne erschien. Als aber Gilberte einmal für mich Phantasievorstellungen berichtigte, die ich auf dem Weg nach Méséglise in mir bewegt hatte, so geschah das auf einem jener Spaziergänge, die schon eher nächtliche Wanderungen waren, obwohl sie vor dem Diner stattfanden – wir aßen ja bei ihr erst so spät! In dem Augenblick, da wir uns in die geheimnisvolle Tiefe eines schön geformten Tals begaben, das mondlichtübergossen dalag, hielten wir einen Augenblick inne wie zwei Insekten, bevor sie in das Innere eines bläulichen Blütenkelches tauchen. Gilberte fand bei dieser Gelegenheit – vielleicht nur aus der Liebenswürdigkeit der Gastgeberin, die bedauert, daß man bald abreist, und einem gern noch mehr von der Gegend gezeigt hätte, da sie einem zu gefallen scheint – Worte, die, da die Sprecherin mit der Gewandtheit einer Dame von Welt Verschwiegenheit, Schlichtheit und Maß im Ausdruck der Gefühle in sie zu legen weiß, einen glauben machen, daß man in ihrem Leben einen Platz einnimmt, den niemand sonst auszufüllen vermöchte. Inspiriert von der köstlichen Luft und dem leisen Hauch, den man atmete, ließ ich plötzlich meinen Gefühlen freien Lauf und sagte ihr: »Sie haben neulich von dem kleinen Pfad gesprochen. Wie sehr habe ich Sie damals geliebt!« – »Und warum«, antwortete sie, »haben Sie es mir denn nicht gesagt? Ich habe nichts davon

geahnt. Aber ich liebte Sie. Einmal habe ich mich Ihnen sogar an den Hals geworfen.« – »Und wann soll das gewesen sein?« – »Das erste Mal in Tansonville, Sie machten einen Spaziergang mit Ihren Angehörigen, ich kam gerade nach Hause, nie hatte ich einen so hübschen kleinen Jungen gesehen. Ich hatte die Gewohnheit«, setzte sie mit einer Miene vager Schamhaftigkeit hinzu, »mit kleinen Freunden in den Ruinen des Turms von Roussainville zu spielen. Sie werden mir sicher sagen, daß ich recht ungezogen war, denn es waren allerlei Mädchen und Jungen darunter, die von der Dunkelheit profitierten. Der Chorknabe aus der Kirche von Combray, er hieß Théodore – er war, wie ich gestehen muß, sehr nett (mein Gott, was der alles konnte!) und ist seither recht häßlich geworden (er ist jetzt Apotheker in Méséglise) –, amüsierte sich dort mit allen kleinen Bauernmädchen aus der Nachbarschaft. Da man mich allein fortgehen ließ, lief ich hin, sobald ich ausrücken konnte. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie gern ich Sie dort getroffen hätte; ich erinnere mich sehr gut, wie ich – da mir nur eine Minute dafür zu Gebot stand, Sie wissen zu lassen, was ich mir wünschte – es Ihnen auf die Gefahr hin, von Ihren und meinen Eltern dabei gesehen zu werden, auf eine so offenkundige Weise zeigte, daß ich mich jetzt noch schäme. Sie aber sahen mich so böse an, daß mir ganz klar war, Sie wollten nicht.«[1] Mit einemmale sagte ich mir da, daß die wahre Gilberte, die wahre Albertine vielleicht diejenigen waren, die sich im ersten Moment in ihren Blicken preisgegeben hatten, die eine vor der rosigen Weißdornhecke, die andere am Meeresstrand. Ich aber, der ich das damals nicht begriffen und erst später wieder aus meinem Gedächtnis hervorgeholt hatte, nach einer Zwischenzeit, in der aufgrund meiner Äußerungen eine ganze Gefühlsschicht die Mädchen vor einem Freimut wie dem damals in der ersten Minute gezeigten ängstlich zurückschrecken ließ, hatte durch meine Ungeschicklichkeit alles verdorben. Ich hatte bei Ihnen noch gründlicher – obwohl, um die Wahrheit zu sagen, die Niederlage bei ihnen

weniger töricht war – und aus den gleichen Gründen wie Saint-Loup einst bei Rachel »verspielt«. »Und das zweite Mal«, fuhr Gilberte fort, »war, als ich Sie viele Jahre später in Ihrem Hauseingang traf, am Tag, bevor ich Ihnen bei meiner Tante Oriane wiederbegegnete; ich habe Sie nicht sofort erkannt, oder vielmehr erkannte ich Sie, ohne es zu wissen, da mich wieder die gleiche Lust wie damals in Tansonville befiel.« – »In der Zwischenzeit haben wir uns aber immerhin auf den Champs-Élysées getroffen.« – »Ja, aber da liebten Sie mich zu sehr, ich fühlte, wie Sie allem nachspürten, was ich tat.« Ich dachte nicht daran, sie zu fragen, wer der junge Mann gewesen sei, mit dem sie die Avenue des Champs-Élysées hinunterschritt, an jenem Tag, als ich von zu Hause weggegangen war, um sie wiederzusehen, und mich mit ihr ausgesöhnt hätte, solange es noch Zeit war, an jenem Tag, der vielleicht mein ganzes Leben verändert hätte, wenn ich nicht auf die beiden nebeneinander dahinschreitenden Schatten in der Dämmerung gestoßen wäre.[1] Hätte ich sie danach gefragt, hätte sie mir vielleicht die Wahrheit gesagt, genau wie Albertine, wäre sie wieder zum Leben erwacht. Und steht nicht tatsächlich zwischen uns und den Frauen, die wir nicht mehr lieben und denen wir nach Jahren von neuem begegnen, der Tod, ganz so, als gehörten sie dieser Welt nicht mehr an, da ja die Tatsache, daß unsere Liebe nicht mehr existiert, aus denen, die sie vordem waren, oder aus dem, der wir selbst gewesen sind, etwas wie Tote macht? Vielleicht aber hätte sie sich auch nicht mehr erinnert oder mich angelogen. Jedenfalls hatte ein Wissen darum für mich kein Interesse mehr, da mein Herz sich noch stärker gewandelt hatte als Gilbertes Gesicht. An diesem fand ich kaum mehr Gefallen, vor allem aber war ich nicht mehr unglücklich; ich hätte nicht verstehen können, wenn ich überhaupt je noch daran gedacht hätte, daß ich es dermaßen hatte sein können, als ich Gilberte mit langsamen Schritten neben einem jungen Mann hergehen sah und mir sagen mußte: Es ist aus, ich verzichte für alle Zeiten darauf,

sie wiederzusehen. Von dem Seelenzustand, der in jenem fernen Jahr für mich eine einzige Qual gewesen war, war nichts mehr vorhanden. Denn es gibt in dieser Welt, in der alles sich abnutzt, alles untergeht, etwas, was noch gründlicher versinkt, noch nachhaltiger der Zerstörung anheimfällt und noch weniger Spuren zurückläßt als die Schönheit: den Kummer.

Wenn ich jedoch nicht überrascht bin, daß ich sie damals nicht gefragt habe, mit wem sie die Champs-Élysées hinuntergegangen war – denn ich hatte schon zu viele Beispiele eines solchen durch die Zeit herbeigeführten Verlusts der Neugier erlebt –, so bin ich es doch eher ein wenig darüber, daß ich Gilberte nicht erzählt habe, wie ich, bevor ich sie an jenem Tag traf, eine alte Chinavase verkauft hatte, um für sie Blumen zu besorgen.[1] (Ich fragte sie. Es war die als Mann verkleidete Léa gewesen. Sie wußte, daß diese auch Albertine kannte, konnte aber weiter nichts sagen. So treten gewisse Personen in unserem Leben immer wieder auf, um unsere Vergnügen oder Leiden durch ihr Erscheinen vorzubereiten.[2]) Es war dabei während der traurigen Zeiten, die darauf folgten, mein einziger Trost gewesen zu denken, daß ich ihr eines Tages ohne Gefahr von dieser zärtlichen Absicht werde erzählen können. Mehr als ein Jahr danach noch leitete, wenn ein Wagen auf meinen aufzufahren drohte, mein Verlangen, nicht umzukommen, sich einzig aus dem Wunsch her, Gilberte davon zu erzählen. Ich tröstete mich, indem ich mir sagte: Übereilen wir nichts, ich habe dafür ja noch mein ganzes Leben lang Zeit. Deshalb eben wollte ich es nicht verlieren. Jetzt wäre es mir wenig angenehm gewesen, davon zu sprechen, beinahe lächerlich, es hätte mir auch zu weit geführt. »Im übrigen waren Sie«, fuhr Gilberte fort, »sogar an dem Tag, an dem ich Sie vor Ihrer Haustür traf, noch ganz der gleiche wie in Combray geblieben. Wenn Sie wüßten, wie wenig Sie sich verändert hatten!« Ich sah in meinem Gedächtnis wieder Gilberte vor mir. Ich hätte das Lichtviereck aufzeichnen können, das die Sonne unter dem Weißdorn beschrieb, die Schaufel,

die das kleine Mädchen in der Hand hielt, den langen Blick, den sie auf mich heftete. Nur hatte ich wegen der unartigen Geste, von der er begleitet war, gemeint, es sei ein verachtungsvoller Blick, weil das, was ich mir wünschte, etwas zu sein schien, wovon kleine Mädchen nichts wußten oder was sie nur in meiner Phantasie in den Stunden meines einsamen Verlangens taten. Erst recht nicht hätte ich vermutet, daß eines von ihnen die Kühnheit besitzen könne, dergleichen so leicht, so rasch und fast unter den Augen meines Großvaters durch eine Gebärde derart zu verdeutlichen.

Ich fragte sie nicht, mit wem sie an jenem Abend, an dem ich die Chinavase verkauft hatte, die Champs-Élysées hinuntergegangen war. Was damals an Wirklichkeit unter dem Anschein verborgen gelegen hatte, war mir völlig gleichgültig geworden. Und doch, wie viele Tage und Nächte hatte ich darunter gelitten, daß ich mich fragte, wer es war, hatte ich – mehr vielleicht noch als früher, um nicht noch einmal zurückzugehen und Mama in jenem gleichen Combray gute Nacht zu sagen – das Pochen meines Herzens unterdrücken müssen! Es heißt, und das erklärt vielleicht zum Teil die fortschreitende Abschwächung gewisser nervöser Affektionen, daß auch unser Nervensystem dem Altern ausgesetzt sei. Das trifft nicht nur auf unser Dauer-Ich zu, das für den ganzen Verlauf unseres Lebens vorhält, sondern auch für alle aufeinanderfolgenden Ichs, aus denen es sich schließlich auch zusammensetzt.

So mußte ich denn nach so vielen Jahren der Entfernung von ihm einem Bild, das ich mir noch so lebhaft vorstellen konnte, eine Veränderung angedeihen lassen; es war das eine Operation, die mich recht glücklich machte, da sie mir zeigte, daß der unüberbrückbare Abgrund, von dem ich damals glaubte, er bestehe zwischen mir und einer gewissen Art von kleinen Mädchen mit goldenem Haar, in ganz gleicher Weise nur eingebildet war wie der Abgrund Pascals, und die ich poetisch fand wegen der langen Reihe von Jahren, in deren Tiefen ich sie vollziehen mußte. Verlangen und Bedauern zuckten in

mir auf, wenn ich an die Kellergewölbe von Roussainville dachte. Dennoch war ich froh, mir zu sagen, daß jenes Glück, zu dem ich damals mit aller Kraft hinstrebte und das nichts mir zu schenken vermochte, anderswo als nur in meinem Denken, tatsächlich sogar ganz dicht neben mir, in jenem Roussainville, von dem ich so oft sprach und das ich von dem irisduftenden Kabinett aus erkennen konnte, vorhanden gewesen war. Ich aber hatte nichts davon gewußt! Im Grunde verkörperte sie alles, was ich auf jenen Spaziergängen so sehr ersehnt hatte, daß ich mich nicht entschließen konnte, heimzukehren, da ich glaubte, ich sähe die Bäume sich halb auftun und lebendig werden. Was ich damals so fieberhaft wünschte, hätte sie mich um ein Haar – hätte ich es nur zu begreifen und zu finden gewußt – in meiner Jugend schon genießen lassen. Noch vollständiger, als ich geglaubt hatte, gehörte Gilberte damals wahrhaftig zu der Gegend von Méséglise. Und selbst an dem Tag, als ich ihr unter einem Hauseingang begegnet war – obwohl sie nicht Mademoiselle de l'Orgeville war, jene, die Robert in Stundenhotels getroffen hatte (wie komisch, daß ich gerade ihren künftigen Gatten um nähere Auskunft darüber gebeten hatte!) –, täuschte ich mich nicht vollständig über die Bedeutung ihres Blicks noch darüber, welcher Art von Frauen sie angehörte und nach ihrem eigenen Geständnis immer angehört hatte. »Das alles liegt sehr weit zurück«, sagte sie zu mir, »ich habe immer nur an Robert gedacht seit dem Tag, an dem ich mich mit ihm verlobte. Und sehen Sie, diese Kinderlaunen sind nicht einmal das, was ich mir am meisten vorwerfe.«[1]

DAS DINER VILLEPARISIS-NORPOIS

IN DER FASSUNG DES MANUSKRUPTS

(1916-1919)

Mehrere Palazzi am Canal Grande waren in Hotels umgewandelt, und zur Abwechslung wollten wir eines Abends nicht in dem von uns bewohnten, sondern in einem anderen zu Abend essen, in dem, wie es hieß, die Küche besser war. Während meine Mutter den Gondoliere auszahlte, trat ich in einen mit Marmorpfeilern geschmückten Saal, der früher einmal ganz mit Fresken ausgemalt gewesen war. Ich hörte einen Kellner fragen, ob die »Villeparisis'« zum Diner herunterkämen; ein anderer meinte, sie gäben nie Bescheid, es sei unerträglich. Da sah er, daß die Dame sich näherte. Es war tatsächlich Madame de Villeparisis, aber vornübergebeugt, mit jener Miene von Traurigkeit und Verwirrung, wie sie übermäßige Müdigkeit und das Gewicht der Jahre einem Gesicht auferlegen. Der Zufall wollte, daß man uns gleich neben ihrem Tisch längs der schönen Marmorwände des Palais plazierte, glücklicherweise aber, da meine Mutter müde war und das Vorstellen vermeiden wollte, kehrten wir ihr den Rücken zu und konnten außerdem von der Marquise nicht gesehen werden, da wir durch das Relief einer hohen und breiten Säule mit goldenem Kapitell geschützt waren. Inzwischen fragte ich mich, wer von ihren Verwandten Monsieur de Villeparisis genannt wurde, als ich einige Minuten später ihren alten Liebhaber, Monsieur de Norpois, erblickte, wie er, gebückter noch als sie, von ihrem Zimmer herunterkam und sich an ihren Tisch setzte. Sie liebten sich immer noch, und jetzt, da er seine Funktionen im Ministerium aufgegeben hatte und sobald das relative Inkog-

nito, das man im Ausland genießt, es erlaubte, lebten sie zusammen. Aus Respekt gegenüber seiner alten Geliebten nannte er sorglich im Hotel seinen Namen nicht, so daß die Kellner, die bei dieser Distanz von Paris von den dort berühmten Liaisons nichts wußten, aber feststellten, daß der alte Herr, selbst wenn er allein ausgegangen war, zum Diner immer zurückkehrte, um es tête-à-tête mit der alten Dame einzunehmen, glaubten, es mit Monsieur und Madame de Villeparisis zu tun zu haben. Der eheliche Charakter ihrer Liaison, den das Sichgehenlassen des Alters und des Reisens unendlich verstärkt hatte, zeigte sich sogleich darin, daß Monsieur de Norpois, als er sich zu Tisch setzte, keine jener Freundlichkeiten bezeigte, wie man sie einer anderen Frau als seiner Ehefrau erweist, wobei auch sie nicht die geringste Anstrengung ihm gegenüber unternahm. Er war lebendiger geblieben als sie und erzählte mit einer Vertraulichkeit, die mich erstaunte, was er im Lauf des Tages von einem Botschafter, dem er einen Besuch abgestattet, erfahren hatte. Sie ließ einen großen Teil seiner Worte vorübergehen, ohne zu antworten, vielleicht aus Müdigkeit oder Interesselosigkeit oder Taubheit und Verlangen, es zu verbergen. Von Zeit zu Zeit sagte sie ihm etwas mit schwacher, gleichsam betrübter Stimme. Man sah, daß sie nur noch für ihn lebte und seit langem den Halt in der Gesellschaft verloren hatte (aus der er ihr mit einer gewissen Redseligkeit und mit ziemlich lauter Stimme, damit sie ihn höre, die neuesten Nachrichten überbrachte), denn sie stellte mit leiser, müder Stimme gewisse Fragen, die aus dem Mund einer Person erstaunten, die immerhin zur besten Gesellschaft gehörte, auch wenn sie dort seit langem geschnitten wurde. Nach langem Schweigen: »Also dieser Bisaccia,[1] dem Sie eben begegnet sind, ist das ein Sohn von Sosthène?« – »Ja, natürlich, es ist der, der Herzog von Bisaccia wurde, als Arnaud den Titel von Doudeauville annahm. Er ist reizend, er gleicht ein wenig, aber zum Besseren, dem jüngsten Sohn von Carnot.« Es folgte wieder Schweigen. Was die alte Frau, deren zauberhaf-

te Augen in dem zerfallenen Gesicht niemand erkennen konnte (in dem Nebel, mit dem die Entfernung von Paris und die Ferne des Alters sie umhüllten), am meisten zu beschäftigen schien, war die Möglichkeit eines Krieges im Zusammenhang mit Marokko.[1] Dem zum Trotz, was der ausländische Botschafter Monsieur de Norpois gesagt hatte, war sie nicht beruhigt. »Ach Sie! Sie sehen immer gleich schwarz«, sagte Monsieur de Norpois nicht ohne Grobheit. »Ich gebe zu, daß Kaiser Wilhelm sich oft unglücklich benimmt und ausdrückt. Daß man gewisse Dinge ernstnehmen muß, ist aber noch kein Grund, sie tragisch zu nehmen. Jupiter müßte denjenigen, die er verderben will, den Verstand nehmen, denn niemand hat Interesse am Krieg, Deutschland weniger als irgendwer. Man weiß genau in der Wilhelmstraße, daß Marokko nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert ist. Sie sorgen sich wegen einer Lappalie.« Und wiederum folgte ein unendlich langes Schweigen seitens Madame de Villeparisis, deren offenbar einst so große Schönheit verblichen war wie die Fresken an der Decke dieses herrlichen Saales mit den breiten roten Säulen und deren Persönlichkeit den Augen, wenn auch nicht von Parisern, die sie vielleicht erkannt hätten, so doch des venezianischen Personals ebenso verborgen blieb, als hätte die Marquise vor ihrem Gesicht wie in früheren Zeiten Venedigs eine Karnevalsmaske getragen.[2] Monsieur de Norpois beschwerte sich von Zeit zu Zeit bei dem Kellner, der nicht brachte, was er bestellt hatte. Ich sah, daß er gutes Essen weiterhin ebensosehr liebte wie zur Zeit, als er bei uns speiste, und Madame de Villeparisis ebenso wählerisch war wie in Balbec. »Bestellen Sie doch nicht Omelette soufflée«, sagte Monsieur de Norpois, »die haben doch keine Ahnung, was das ist. Man wird Ihnen etwas auftischen, was mit Omelette soufflée überhaupt nichts zu tun hat. Nun denn, Sie sind selbst schuld, da Sie ja von italienischer Küche nichts wissen wollen.« Madame de Villeparisis gab keine Antwort, doch nach einer Weile seufzte sie murmelnd, als sei es ein leise-traurig

klagender Windhauch: »Nichts weiß man mehr zuzubereiten, ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern, früher bei meiner Mutter, da verstand man etwas Vorzügliches zustande zu bringen, was man Crème renversée nannte. Vielleicht könnte man eine bestellen.« – »Das hieß damals noch nicht Crème renversée, das hieß«, sagte Monsieur de Norpois, indem er das Wort gleichsam in Anführungszeichen setzte, »Œufs au lait. Was man Ihnen servieren wird, ist sicher nicht famos. Œufs au lait – das war kremig, das hatte eine Patina! Erinnern Sie sich?« Vielleicht erinnerte sie sich eben nicht, vielleicht hatte sie ihn nicht verstanden, vielleicht hatte sie einfach genug geredet – jedenfalls gab Madame de Villeparisis keine Antwort. Sie wahrte ein langes Schweigen, wodurch sich aber Monsieur de Norpois nicht gekränkt fühlte, denn offenbar erstaunte es ihn nicht, es mußte für ihn ein Charakteristikum, vielleicht ein besonderer Reiz seines Zusammenlebens mit ihr sein. Und während sie mühsam ihre grünen Bohnen zerschnitt, begann er wieder, ihr zu erzählen, wie interessant, wie optimistisch letzten Endes der ausländische Botschafter gewesen war; gleichzeitig schaute er, ob ein Kellner vorbeikam, bei dem er die Nachspeise bestellen könne. Bevor diese aufgetragen war, standen wir, meine Mutter und ich, vom Tisch auf, wobei wir, um von ihnen nicht erkannt zu werden, das Gesicht abwendeten; trotzdem erblickte ich das alte Liebespaar, man hätte meinen können, gleichgültig gegeneinander, in Wirklichkeit aber von der Zeit gebeugt wie zwei Äste, die die gleiche Neigung angenommen haben, sich beinahe berühren und durch nichts wieder aufgerichtet oder voneinander entfernt werden können.[1]

Dazu wäre es auf die Dauer vielleicht auch mit mir gekommen, wenn Albertine noch gelebt hätte. Was aber offenbar ein solches Glück bedeutete, daß ehrgeizige Männer und Frauen ihm Gesellschaft und Ehrgeiz opfern, was hätte sein können – ich litt nicht darunter, daß es nicht sein würde, so gleichgültig war ich gegenüber der Erinnerung an Albertine

geworden. Ich kann nicht behaupten, daß ich nicht häufig am Abend, wenn wir ins Hotel zurückgekehrt waren (denn seit der Begegnung mit dem alten Paar Villeparisis-Norpois wagte es Mama nicht mehr, außer Haus essen zu gehen), in der Erregung der Dämmerung spürte, daß trotz allem die Albertine von ehemals, für mich unsichtbar, in meinem tiefsten Grund wie in den Bleikammern eines inneren Venedig eingeschlossen lag […].

DAS DINER VILLEPARISIS IN DER FASSUNG VON 1919

»Mme de Villeparisis à Venise«, erschienen in *Le Matin* vom 11. Dezember 1919:

In den letzten Tagen unseres Aufenthalts in Venedig dinierten wir des öfteren, da wir Madame Sazerat angetroffen hatten, in anderen Hotels als dem unsrigen. Wir wollten ihr nämlich etwas Abwechslung und etwas Luxus bieten. Mama hatte mir erzählt, was sie mir in Combray verschwiegen hätte, als sie mir *Les Maîtres Sonneurs* und *François le Champi* vorlas und dabei – sogar in diesen Werken – beträchtliche Kürzungen vornahm; sie hatte mir erzählt, daß Madame Sazerat sozusagen ruiniert war, weil ihr Vater, Monsieur de Portef in, sich (das lag mehr als vierzig Jahre zurück) in die Herzogin von Havré verliebt hatte, die ihm nach und nach alles, was er besaß, abgenommen und ihn schließlich, als seine letzten Pachtzinsen aufgezehrt waren, verlassen hatte.

Als wir nun eines Abends Madame Sazerat in ein neues Hotel ausführten, wo wir einen kleinen Salon reserviert hatten, wollte ich, während meine Mutter den Gondoliere auszahlte, einen Blick[1] in den großen mit schönen Marmorpfei-

lern geschmückten und vormals ganz und gar mit jetzt leider schlecht restaurierten Fresken ausgestatteten Speisesaal des Hotels werfen. Zwei Kellner unterhielten sich in einem Italienisch, das ich hier übersetzt wiedergebe:

»Essen die beiden Alten auf ihrem Zimmer? Sie geben niemals vorher Bescheid. Es ist unerträglich, ich weiß nie, ob ich ihnen den Tisch reservieren soll (›non so se bisogna conservar loro la tavola‹). Nun, es geschieht ihnen ganz recht, wenn sie herunterkommen und ihn nicht mehr frei finden! Ich verstehe nicht, daß man *forestieri* wie die in einem so eleganten Hotel aufnimmt. Das sind doch Leute, die nicht hierhergehören.«

Trotz seiner Nichtachtung hätte der Kellner gern gewußt, wie er es mit dem Tisch halten sollte, und so wollte er den Liftboy beauftragen, er solle sich auf der Etage danach erkundigen, als ihm, bevor er dazu noch Zeit gefunden hatte, auch schon eine Antwort zuteil wurde: er bemerkte, wie die alte Dame den Speisesaal betrat. Trotz der Miene von Trauer und Müdigkeit, die die Last der Jahre einem Gesicht mitteilt, und ungeachtet einer Art von Ekzem, einem roten Ausschlag, der das ihre bedeckte, hatte ich keine Mühe, unter ihrem Kapothut und in ihrem losen schwarzen Kleid, das bei W. gearbeitet war, aber für Uneingeweihte dem Hauskleid einer alten Portiersfrau glich, die Marquise von Villeparisis zu erkennen.

»Dann kommt sicher auch gleich Monsieur de Villeparisis. Sie sind jetzt vier Wochen hier, aber noch nicht einmal hat einer von ihnen allein gespeist«, stellte der Kellner fest.

Ich fragte mich, wer derjenige ihrer Verwandten sein mochte, mit dem sie reiste und den man Monsieur de Villeparisis nannte, doch ein paar Sekunden später erkannte ich, als er auf den Tisch zuschritt und neben ihr Platz nahm, ihren alten Liebhaber, Monsieur de Norpois. Sie wahrte während einiger Minuten das Schweigen einer alten Frau, der es infolge der Müdigkeit des Alters schwerfällt, sich aus der Erinnerung an die Vergangenheit von neuem zur Gegenwart zu erheben.

Dann, mit schwacher, aber gebieterischer Stimme diese Fragen, in denen eine gegenseitige Liebe spürbar blieb:

»Sind Sie bei Salviati vorbeigegangen?«

»Ja.«

»Werden sie morgen liefern?«

»Ich habe die Schale selbst mitgebracht. Nach dem Essen werde ich sie Ihnen zeigen. Sehen wir einmal, was es gibt.«

»Als Vorspeise gibt es Rotbarbe; nehmen wir die?«

»Ich ja, aber Ihnen ist das, wie Sie wissen, verboten. Sie könnten Risotto nehmen, sie machen ihn aber nicht gut.«

»Das tut nichts. Herr Ober, bringen Sie zunächst Rotbarbe für mich und Risotto für Madame, und zwei halbe Évian!«

Es folgte darauf erneutes langes Schweigen.

»Hier, schauen Sie her, ich bringe Ihnen *Il Corriere della sera* und *Il Giornale d'Italia.* Ich habe auch *Le Temps*. Ich will die Nachrichten von der Börse lesen«, fügte er mit fürsorglichem Eifer hinzu, als hätte es sich um Nachrichten von einem Kranken gehandelt.

Und tatsächlich fügte er bald hinzu:

»Unseren Renten geht es besser, aber die Minen bleiben schwach. De Beers erholt sich sehr schnell, vielleicht sogar etwas zu schnell. Wenn nur kein Rückfall eintritt. Die Erdölwerte geben wieder Lebenszeichen. Warum lesen Sie denn nicht? *Il Giornale d'Italia* ist doch die Zeitung von Sonnino!«[1]

Nach langem Schweigen fragte Madame de Villeparisis:

»Sonnino, ist das nicht ein Verwandter von Monsieur de Venosa?«

»Überhaupt nicht«, antwortete Monsieur de Norpois in gereiztem Ton, »das ist ein englischer Jude mit dem Vornamen Sidney (hat aber nichts zu tun mit dem reizenden Sidney Schiff[2]). Er ist scheint's eine Kapazität, hat aber offenbar einen scheußlichen Charakter.«

Monsieur de Norpois fuhr fort, die Zeitung zu lesen.

»Haben Sie daran gedacht, dem Botschafter einen Besuch abzustatten?« fragte Madame de Villeparisis mit der Strenge einer durch die Sanftheit des Alters gemilderten Liebe.

»Ja, ich war in seinem Hotel, bevor ich zu Salviati ging. Er hat mir sehr interessante Dinge erzählt. Ich wußte beispielsweise nicht, daß er, als Briand am Ruder war, dem Palazzo Farnese ein Telegramm gesandt hatte, in dem es hieß, ›falls die italienische Regierung die Ausweisung von Monsieur Caillaux[1] verlange, man sich dem nicht widersetzen solle‹. Das war sehr klug und beweist ein diplomatisches Geschick, in dem leider die Italiener Meister geworden sind, so daß sie sich hüteten, irgend etwas zu verlangen. Er hat zwei mir ebenfalls unbekannte Depeschen von Ribot[2] und Jonnart[3] damit in Zusammenhang gebracht. In der ersten zeigt sich Ribot erschrocken über das heftige Vorgehen Jonnarts in seinem Widerstand gegen König Konstantin, predigt ihm Mäßigung und erinnert ihn daran, daß er unter seiner Verantwortung handle. Nach Jonnarts Erfolg aber schickt ihm Ribot ohne weiteres eine überschwengliche Depesche, beglückwünscht ihn von ganzem Herzen und fügt hinzu: ›Im übrigen wissen Sie ja, daß ich bereit war, Sie mit all meinen Kräften zu unterstützen, wenn Sie auf irgendein Hindernis gestoßen wären.‹ Diese etwas vorschnelle Art, seine Schuld einzugestehen, schmälert meine Sympathie für Ribot in keiner Weise. Hätten wir doch, bei Gott, nur Männer wie ihn und Briand!«

»Und was ist mit diesem vielzitierten Fiume«?[4] fragte Madame de Villeparisis nach einer Weile.

»Na gut! Ganz anders, als ich immer dachte, ist Nitti,[5] dem ich D'Annunzio als eigentlichen Adlatus verbunden dachte, kein Fiumist. Es war da bei dem Botschafter auch ein völlig unbekannter französischer Schriftsteller, Marcel[6] – den Namen weiß ich nicht mehr –, der aber ein überschwenglicher Verehrer von D'Annunzio ist; er vergleicht dessen freiwilliges Exil in Frankreich[7] mit demjenigen Dantes; er hat im Vor- oder besser im Rückblick drei Verse von Vergil gedichtet, in

denen Äneas vor Fiume vorüberzieht und dabei D'Annunzio heraufbeschwört; er hat einen Vers Hugos zitiert, vielleicht aus ›Le Petit Roi de Galice‹, in dem die Art, eine Stadt zu erobern, derjenigen von D'Annunzio sehr ähnlich ist, und es scheint, daß sogar in den Stücken D'Annunzios dem Boden eine historische Vergangenheit entströmt. In den Augen der italienischen Regierung ist es aber eine ernstere, wenn nicht sogar eine tragische Angelegenheit. Natürlich will sie das Gesicht wahren. Doch geht es nicht mehr darum, den Namen D'Annunzios auf die Fahne zu schreiben, oder etwa, ihm eine Blankounterschrift zu geben. Man will ihn mit welchen Mitteln auch immer unterkriegen, und da man mich freundlicherweise um meine Meinung gefragt hat, habe ich, nicht ohne meine Vorbehalte gegenüber der Politik des Risorgimento anzubringen, angedeutet, es sei gefährlich, das Palaver zu verlängern, denn die ganze Angelegenheit könnte zu einer Art Partisanenkrieg ausarten, mit dem Risiko, daß sich ein Pulverfaß entzündet und Italien seinen Platz am grünen Tisch verliert.«

Ein Herr, der soeben seine Mahlzeit beendet hatte, grüßte Monsieur de Norpois.

»Oh, da ist Fürst B.«, sagte der Marquis.

»Ja? Ich weiß allerdings nicht genau, wen Sie meinen«, hauchte Madame de Villeparisis.

»Aber doch, natürlich! Fürst Odon, der echte Schwager Ihrer Cousine Doudeauville. Sie müssen sich doch erinnern, daß ich mit ihm in Bonnétable zur Jagd war!«

»Ach! Odon, das ist doch der, der malt?«

»Aber nicht doch, er ist der, der die Schwester des Großfürsten N. geheiratet hat.«

Monsieur de Norpois brachte das alles in dem etwas unangenehmen Ton eines mit seiner Schülerin unzufriedenen Lehrers vor und hielt den Blick seiner blauen Augen streng auf Madame de Villeparisis geheftet.

Als der Fürst seinen Kaffee getrunken hatte und den Tisch verließ, stand Monsieur de Norpois auf, ging eilig auf ihn zu, trat aber dann mit einer eindrucksvollen Geste zurück, als spiele er selbst keine Rolle, und stellte ihn Madame de Villeparisis vor. Während der paar Minuten, die der Fürst neben ihnen stehend verbrachte, ließ Monsieur de Norpois keinen Augenblick davon ab, Madame de Villeparisis mit seinem blauen Blick zu überwachen, aus dem das Wohlwollen oder die Strenge des alten Liebhabers sprach, vor allem aber die Befürchtung, sie könne sich zu jener Art von unkontrollierten Äußerungen veranlaßt sehen, die er einst goutiert hatte, jetzt aber fürchtete. Sobald sie zu dem Fürsten etwas bemerkte, das nicht ganz korrekt war, berichtigte er ihre Worte und fixierte streng die bedrückte und gefügige Marquise mit der unbeirrbaren Intensität eines Hypnotiseurs.

Ein Kellner kam und richtete mir aus, meine Mutter warte auf mich; ich eilte zu ihr und entschuldigte mich bei Madame Sazerat mit der Bemerkung, es habe mir solchen Spaß gemacht, Madame de Villeparisis zu beobachten. Bei diesem Namen erbleichte Madame Sazerat und schien einer Ohnmacht nahe.

Dann aber beherrschte sie sich:

»Madame de Villeparisis, Mademoiselle de Bouillon?« fragte sie.

»Ja.«

»Ob ich sie nicht einen Augenblick zu Gesicht bekommen könnte? Es ist der Traum meines Lebens.«

»Dann dürfen Sie aber keine Minute verlieren, Madame, sie wird gleich mit dem Essen fertig sein. Aber wie kann Sie das nur so ungemein interessieren?«

»Madame de Villeparisis war doch in erster Ehe die Herzogin von Havré, schön wie ein Engel, böse wie ein Teufel, die meinen Vater um den Verstand gebracht, völlig ruiniert, bald darauf jedoch verlassen hat. Aber wenn sie auch wie das letzte Straßenmädchen an ihm gehandelt hat und die Ursache ist,

daß wir, ich und die Meinen, in kleinsten Verhältnissen in Combray leben mußten, war es doch, seit mein Vater tot ist, ein Trost für mich, daß er die schönste Frau seiner Zeit geliebt hat, und da ich sie niemals gesehen habe, wäre es trotz allem etwas wie eine Befriedigung für mich …«

Ich führte die vor Aufregung zitternde Madame Sazerat in den Speisesaal und zeigte ihr Madame de Villeparisis.

Wie Blinde jedoch, die ihre Blicke nicht dorthin lenken, wohin man sie dirigieren will, heftete Madame Sazerat die ihren nicht auf den Tisch, an dem Madame de Villeparisis speiste, sondern bemerkte, während sie an einem anderen Punkt des Saales nach ihr suchte:

»Aber sie muß schon fort sein, da, wo Sie sagen, sehe ich sie nicht.«

Und wieder forschte sie nach der verhaßten, angebeteten Vision, die seit so langem schon ihre Einbildungskraft bewohnte.

»Doch. Da ist sie, an dem zweiten Tisch.«

»Dann zählen wir offenbar nicht vom gleichen Punkt aus; so wie ich zähle, sitzt am zweiten Tisch nur neben einem alten Herrn eine kleine, abscheuliche, bucklige Person mit einem ganz roten Gesicht.«

»Das ist sie!« [1]

ANHANG

NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Bei seinem Tod am 18. November 1922 hinterließ Marcel Proust eine Manuskriptfassung der noch unveröffentlichen Teile von *À la recherche du temps perdu*. Dieses sogenannte »manuscrit au net« beginnt mit *Sodome et Gomorrhe* und endet mit dem Wort »fin« am Ende von *Le Temps retrouvé*. Nachdem *Sodome et Gomorrhe II* im Frühjahr 1922 erschienen war, hatte Proust weitere Teile des Manuskripts abtippen lassen. Das damals entstandene Typoskript diente als Textvorlage für die Arbeit an den beiden folgenden Bänden der *Recherche*. Zwei Wochen vor seinem Tod hat Proust seinem Verleger unter dem Titel *La Prisonnière (1re partie de Sodome et Gomorrhe III)* einen ersten Teil dieses keineswegs druckreifen Typoskripts zukommen lassen. Prousts Bruder, Dr. Robert Proust, und Jacques Rivière haben den Text überarbeitet und 1923 unter dem Titel *La Prisonnière (Sodome et Gomorrhe III)* veröffentlicht. 1925 folgte *Albertine disparue*.

»Um neun Uhr ist sie fort«, berichtet Françoise am Ende der *Gefangenen* – »Mademoiselle Albertine ist fort«, klingt es zu Beginn der *Flüchtigen* nach. Die Flucht Albertines bildet nicht nur die Zäsur, sondern auch die Klammer zwischen den beiden Bänden des Albertine-Zyklus, und gleich einem Leitmotiv wird sich ihr Fortgehen im Romantext festsetzen. Noch kurz zuvor hatten Marcel beim Erwachen Frühlingsgefühle erfüllt. Der Benzingeruch eines Automobils hatte in ihm den Wunsch nach Landpartien mit einer Unbekannten erweckt, den Wunsch auch, nach Venedig zu fahren, und zwar ohne Albertine. Er war entschlossen, sie zu verlassen und aus dem Gefängnis, das er sich selbst errichtet hatte, auszubrechen. Jetzt, nach Albertines Flucht, verstrickt er sich um so tiefer im Netz seiner eifersüchtigen Obsessionen. Ohne sich von der Stelle zu rühren, setzt er alle Mittel ein, die ihm geeignet scheinen, die Flüchtige zur Rückkehr zu bewegen. Während er Robert de Saint-Loup mit einem Bestechungsauftrag zu Madame Bontemps entsendet, tauscht er mit Albertine Briefe voller Lügen und Verstellungen aus, in denen die Trennung scheinbar besiegelt wird. Als dann schließlich die wahren Gefühle der beiden »Liebenden« obsiegen und Albertine zu Marcel zurückkehren möchte, wird ihr Versöhnungsbrief von dem Telegramm überholt, in dem Madame Bontemps mitteilt, Albertine sei bei einem Reitunfall ums Leben gekommen.

Nun beginnt eine Trauerarbeit besonderer Art. Einerseits muß sich Marcel bei jedem in seiner Erinnerung aufsteigenden Ereignis seines Lebens mit Albertine von neuem bewußt werden, daß Albertine tot ist. Die in der *Gefangenen* geschilderte Vervielfachung ihres Bildes im Geist Marcels setzt sich in der *Flüchtigen*

fort. Der Roman wird dabei für die Aufmerksamkeit und das Erinnerungsvermögen des Lesers zu einer wahren Herausforderung. Während nur wenig neue Ereignisse sein Interesse fesseln, wird er ständig auf früher Gelesenes verwiesen. In den vorangehenden Bänden der *Recherche* blieb solch konzentriertes Erinnern des Helden und des Lesers auf einzelne Szenen beschränkt; jetzt wird es zu einem Kompositionsprinzip des Romans. Andererseits kommt nach Albertines Tod Marcels inquisitorische Eifersucht keineswegs zum Erliegen. Aimé wird beauftragt, in Balbec und in der Touraine beziehungsweise in Nizza Erkundigungen einzuholen. Was Marcel dabei erfährt, ist niederschmetternd, werden doch seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt: amouröse Begegnungen Albertines mit anderen Frauen in einem Duschen-Etablissement in Balbec, Liebesspiele mit jungen Wäscherinnen am Ufer der Loire … Allerdings bleibt jederzeit offen, ob die Berichte tatsächlich der Wahrheit entsprechen oder nicht vielleicht doch der Phantasie Aimés beziehungsweise des jeweiligen Informanten entspringen. In höherem Maße noch als in der *Gefangenen* werden Marcels Eifersuchtsphantasien so zum Sinnbild der Fiktion an sich, zu einer Mise en abyme des fiktionalen Schreibens. Daß die Wahnvorstellungen auch nach dem Tod Albertines nicht zur Ruhe kommen, kann als Bild dessen betrachtet werden, was Rainer Warning Prousts »Schreiben ohne Ende« genannt hat.

Trotz allem wirkt neben der Erinnerung und der Imagination auch die zunächst verborgene Kraft des Vergessens. Über drei Etappen führt Proust seinen Romanhelden zu vollständiger Gleichgültigkeit gegenüber Albertine. Eine erste Etappe kreist um Gilberte Swann, der Marcel auf einem Spaziergang im Bois de Boulogne und auf der Straße vor seiner Wohnung begegnet, ohne sie zu erkennen. Sie wirft ihm einen Blick zu, er hört einen Namen, und schon ist seine Phantasie entflammt: Er stellt sich vor, es handle sich um die Tochter aus gutem Haus, von der Saint-Loup ihm erzählt hat, sie besuche Stundenhotels. Ein Telegramm Saint-Loups und eine weitere Begegnung mit der jungen Unbekannten bei den Guermantes klären den Irrtum auf. Dieselbe Szene gibt auch Gelegenheit, von Gilbertes sozialem Aufstieg zu berichten und zu zeigen, wie die jetzige Mademoiselle de Forcheville ihre Herkunft zu verbergen sucht. Ohne den Bezug zwischen den beiden schmählichen Verhaltensweisen ausdrücklich herzustellen, setzt Proust Gilbertes Verleugnen ihres Vaters parallel zu Marcels Vergessen von Albertine. Bei dem Besuch zeigt sich auch, welches Echo – nämlich keines – Marcels nun endlich in *Le Figaro* erschienener Artikel bei den Guermantes gefunden hat.

Die zweite Etappe des Vergessens kreist um Andrée. Entgegen früheren Beteuerungen gibt sie nun unumwunden zu, mit Albertine lesbische Beziehungen unterhalten zu haben. Sie erzählt von Ausflügen in den Park der Buttes-Chaumont, von dem Zwischenfall mit dem Jasmin, als Marcel die beiden jungen Frauen beinahe überrascht hätte, schließlich von Morel, der Albertine kleine Mädchen beschaffte, nicht ohne sich zuvor selbst an ihnen gütlich getan zu haben. Doch auch bei diesen Erzählungen bleibt letzten Endes offen, ob die Worte Andrées Wahrheit oder Lüge sind. Der romaneske Charakter Andrées scheint auf den Roman Prousts abzufärben. Neben den Liebesabenteuern Albertines wird in diesem Teil auch die abenteuerliche Geschichte Octaves erzählt: Der unbedeutende Dandy der *Jeunes filles* wird zum genialen Theaterautor; er war während der ganzen Zeit, die Albertine bei Marcel verbrachte, Albertines Verlobter; schließlich wird er Andrée heiraten.

Wohl lassen die Enthüllungen Andrées augenblicksweise Marcels Liebe und Eifersucht von neuem aufflammen, den Prozeß des Vergessens vermögen sie jedoch nicht aufzuhalten.

Die dritte Etappe dieses Prozesses verlegt Proust nach Venedig, wohin Marcel mit seiner Mutter gereist ist. Die Erinnerung an Albertine ruht nun in Marcel »wie in den Bleikammern eines inneren Venedigs«, und öffnet sich einmal durch einen Zufall ein Tor dieses Seelenkerkers, so begegnet Marcel der in seinem Inneren Gefangenen mit Gleichgültigkeit: einmal, als eine Wendung im Brief seines Bankiers ihm die Duschen-Etablissements in Balbec in Erinnerung ruft; dann, als er die Darstellung eines Adlers betrachtet, die ihn an zwei verdächtige Ringe Albertines erinnert; schließlich, als ein mit »Albertine« gezeichnetes Telegramm eintrifft, in dem sie versichert, durchaus am Leben zu sein, ihn zu sehen wünscht und Hochzeitspläne besprechen möchte. Daran, daß er nicht die geringste Freude empfindet, erkennt Marcel, daß nun auch seine Liebe zu Albertine tot ist.

Das Venedig-Kapitel bildet eine Art Pendant zu »Combray«, dem ersten Teil von *Unterwegs zu Swann*. Den bescheidenen Eindrücken von Schönheit (vor einer Dorfkirche, einem roten Ziegeldach oder drei Kirchtürmen im Abendlicht) stehen nun erhabene Eindrücke gegenüber (vor der Markuskirche, dem Engel auf dem Campanile oder den Palazzi am Canal Grande). Auch mit Giottos Allegorien der Laster und Tugenden werden die beiden Teile der *Recherche* zueinander in Beziehung gesetzt. In Combray betrachtet sie Marcel in Form von Reproduktionen und in der Gestalt des hochschwangeren Küchenmädchens, in der Arena-Kapelle begegnet er dem originalen Kunstwerk. Während die Pilgerfahrten zu den Sehenswürdigkeiten Venedigs und Paduas unter dem euphorisch bestimmten Zeichen von Ruskin stehen und gemeinsam mit der Mutter unternommen werden, läßt Proust seinen Romanhelden auf der dysphorisch erlebten Suche nach erotischen Abenteuern – nun unter dem Zeichen von *Tausendundeiner Nacht* – auch allein durch Venedig irren. Die Spannung zwischen einem euphorisch und einem dysphorisch markierten Venedigbild findet am Tag der Abreise ihren Höhepunkt, als Marcel erfährt, im Hotel werde die Baronin Putbus mit Gefolge erwartet. In der Hoffnung, endlich der Kammerfrau der Baronin, einem, wie Saint-Loup sich ausdrückte, wahrhaftigen Giorgione, zu begegnen, entschließt sich Marcel, zu bleiben und die Mutter allein abreisen zu lassen. Im letzten Augenblick erst, nachdem der Gedanke an die betrübte Mutter der Stadt jeden Reiz genommen hat, besinnt er sich eines anderen und holt die Mutter am Bahnhof ein.

Auf der Rückfahrt nach Paris erfahren Marcel und seine Mutter von zwei Heiraten aus ihrem Bekanntenkreis. Gilberte Swann, von der, wie Marcel erst jetzt begreift, das mit »Albertine« gezeichnete Telegramm stammte, heiratet Robert de Saint-Loup, womit zwei zu Beginn der *Recherche* scheinbar unvereinbare »Gegenden«, die Gegend von Méséglise oder von Swann und die Gegend von Guermantes, nun nebeneinanderrücken; und der junge Marquis von Cambremer heiratet die unterdessen von Monsieur de Charlus adoptierte Nichte Jupiens. Die beiden Mesalliancen sind Anlaß, über gesellschaftliche Umwälzungen zu meditieren, doch nimmt Proust bald jenes Hauptthema wieder auf, das mit der Reise nach Venedig vorübergehend in den Hintergrund getreten ist, nämlich Sodom und Gomorrha.

Im nächsten »Kreis« von Sodom und Gomorrha ist Robert de Saint-Loup an der Reihe. Zu seinem Erstaunen erfährt Marcel, daß auch Robert – für ihn der Inbegriff des »homme à femmes« – zu den »hommes-femmes« gehört, seine Frau vernachlässigt und eine Liebschaft mit Morel unterhält.

Während eines Aufenthalts bei Gilberte de Saint-Loup in Tansonville werden weitere feste Überzeugungen Marcels erschüttert. Entgegen dem Glauben seiner Jugend sind die Gegend von Swann oder Méséglise und die von Guermantes keineswegs zwei hermetisch voneinander getrennte Welten. Sie lassen sich auch topographisch verbinden, und man kann, wie Gilberte es vorschlägt, durchaus über Guermantes nach Méséglise gehen oder umgekehrt. Spätestens hier wird dem Leser bewußt, daß die vermeintliche Unvereinbarkeit der Gegenden von Méséglise und Guermantes auch etwas mit der vermeintlichen Unvereinbarkeit entgegengesetzter menschlicher Veranlagungen zu tun hat. Albertine, Robert de Saint-Loup und Morel sind dafür die Exempelfiguren. Auch die Bedeutung jener eigentümlichen Geste, mit der Gilberte im ersten Band der *Recherche* auf die Begegnung mit Marcel reagierte, klärt sich jetzt auf: Was Gilberte ausdrücken wollte, war nicht Verachtung, sondern Begehren. Wie das Venedig-Kapitel verhält sich die Episode in Tansonville, auf die schon in der Ouvertüre des Romans vorausgewiesen wird, komplementär zu »Combray«. Eine nach der anderen werden nun die Überzeugungen aus der Jugendzeit des Romanhelden korrigiert, eine Frage nach der anderen wird beantwortet, und dadurch wird spürbar, daß sich die *Recherche* langsam ihrem Ende nähert. *Die Flüchtige* aber endet einigermaßen unerwartet mitten in der Episode von Marcels Aufenthalt in Tansonville.

Während es schon in den vorangehenden Bänden der *Recherche* oft schwerfällt, die chronologische Verbindung zwischen den einzelnen Ereignissen festzulegen, so gerät die Zeit mit dem Tod Albertines vollends aus den Fugen. Es bleibt offen, wie lange Marcels Trauerarbeit, sein Nachdenken und Nachforschen dauern. Die Zeit wird in der *Flüchtigen* sozusagen nach innen und nach rückwärts gewendet. Daran ändert sich auch in dem Venedig-Kapitel und der Tansonville-Episode nur wenig. Immerhin können im Anschluß an die *Gefangene* Flucht und Tod Albertines auf das Frühjahr 1900 datiert werden; die Reise nach Venedig wohl auf das Frühjahr 1901; der Aufenthalt in Tansonville vielleicht auf das folgende Jahr. Gemäß einem in der ganzen *Recherche* befolgten Prinzip wird jedoch dieser zeitliche Rahmen durch Anspielungen auf frühere oder spätere Ereignisse immer wieder in Frage gestellt.

Thematische Vorstufen zu der *Flüchtigen* finden sich schon in jenen frühen Studien und Erzählungen aus *Freuden und Tage*, in denen Proust der Frage nachgeht, wie Gefühle – Liebe oder Eifersucht – entstehen und vergehen; die ersten eigentlichen Entwürfe aber finden sich in den sogenannten Cahiers Sainte-Beuve. Der Artikel im *Figaro* und Erinnerungen an Venedig bilden Teile jener autobiographischen Erzählung, die im Sainte-Beuve-Projekt aus den Jahren 1908-1909 die literaturkritischen Betrachtungen einrahmt.

Nachdem Proust den Anfang seines Romans fertiggestellt und den Schluß entworfen hat, arbeitet er zwischen 1911 und 1914 an weiteren Szenen und Episoden, die schließlich in der *Flüchtigen* ihren Platz gefunden haben: die plötzlich aufflammende Liebe zu einer jungen Frau, in der Marcel später Gilberte Swann wiedererkennt; Reiseträume und Reise nach Venedig und Padua (wobei es in den Entwürfen tatsächlich zu einer Begegnung mit der Kammerfrau von Madame Putbus kommt); Aufenthalt in Tansonville. Daneben schreibt Proust auch an jener Liebesgeschichte weiter, die als Pendant und Erweiterung von »Eine Liebe Swanns« geplant ist: »eine Liebe Marcels« zu einer Frau, die zunächst Maria heißt und aus Holland stammt, dann aber – im April 1914 – durch Albertine ersetzt wird.

Dafür gibt es biographische Gründe. Mit der Figur Marias hat Proust die Erinnerung an Seelenqualen verbunden, die er während einer im Bereich der Gefühle desaströsen Hollandreise mit Bertrand de Fénelon im Jahre 1902 ausgestanden hat. Unter dem unmittelbaren Eindruck einer weiteren Seelenkrise hat nun Proust nicht nur die Figur Marias zum Verschwinden gebracht, sondern auch die ganze Struktur seines Romans verändert. Nachdem er im Januar 1913 seinem früheren Chauffeur aus der Zeit in Cabourg, Alfred Agostinelli, wiederbegegnet war, beschäftigte Proust diesen bei sich als Sekretär. Zusammen mit seiner Freundin, die er als seine Frau ausgab, wohnte Agostinelli bei Proust, der es ihm ermöglichte, die Fliegerei zu erlernen. Im Sommer verbrachte Proust einige Tage mit Agostinelli in Cabourg, kehrte aber von einem Tag auf den anderen nach Paris zurück. Im Dezember verließ Agostinelli überraschend Paris, worauf Proust einen anderen Freund, Albert Nahmias, mit einem Bestechungsauftrag zu Agostinellis Vater nach Nizza und Monaco entsandte. Agostinelli aber, der sich unter dem Namen »Marcel Swann« in einer Pilotenschule eingeschrieben hatte, stürzte am 30. Mai 1914 vor Antibes ins Meer und fand dabei den Tod.

Die Ereignisse um Agostinelli haben die ursprünglich geplante Architektur der *Recherche* grundlegend verändert. Anstatt die Druckfahnen von *Le Côté de Guermantes* zu korrigieren, die Grasset im Frühjahr 1914 hergestellt hatte, entwarf Proust einen völlig neuen, Albertines Gefangenschaft, Flucht und Tod sowie Marcels Trauerarbeit, sein Gedenken und Vergessen Albertines erzählenden Romanteil. In der *Flüchtigen* ist die Nähe zu Agostinelli besonders deutlich wahrzunehmen. Nicht nur die Handlung, sondern auch der Text des Romans ist dem Leben nachgebildet. So entsprechen beispielsweise die Telegramme Marcels an Robert de Saint-Loup während dessen Mission bei Madame Bontemps genau den Telegrammen Prousts an Albert Nahmias während dessen Mission bei Agostinellis Vater, und die Briefe Marcels an Albertine zitieren teilweise wörtlich die Briefe Prousts an Agostinelli, nur geht es im Roman um den Kauf einer Jacht, im Leben dagegen um den Kauf eines Flugzeugs.

Nach den ersten Entwürfen schreibt Proust 1915 eine zusammenhängende Fassung des Albertine-Teils, in dem nun auch das Venedig-Kapitel seinen Platz findet. Wie zahlreiche andere Szenen und Episoden seines Romans bildetet Venedig während des Entstehungsprozesses eine Art von schwimmender Insel, die Proust bald hier, bald da zu verankern sucht. In den Entwürfen war Venedig lange Zeit der Ort, an dem sich Marcel plötzlich an die tote Großmutter erinnert. Nachdem Proust diese zentrale Szene der *Recherche* in den Band *Sodom und Gomorrha* und nach Balbec verlegt und damit dem Venedig-Kapitel seinen Handlungszusammen-

hang genommen hat, integriert er nun dieses – schlecht und recht – in den Albertine-Teil. So hat beispielsweise das in dieser Arbeitsphase entwickelte Fortuny-Leitmotiv die Aufgabe, Venedig und Albertine miteinander zu verbinden.

Die eingangs erwähnte Manuskriptfassung datiert, was die *Flüchtige* betrifft, von 1916-1917, doch hat Proust bis zum Frühjahr 1922 an seinem Manuskript weitergearbeitet. Längere Zusätze sind in einer Reihe separater Hefte notiert. Mit wachsender Berühmtheit wurde Proust auch immer häufiger von Zeitungen und Zeitschriften um Vorabdrucke aus seinem Roman angegangen. Zum Leidwesen und Ärger seines Verlegers hat sich Proust nicht mit den Vorabdrucken in der *Nouvelle Revue française* zufriedengegeben. So trennte er 1919 das Venedig-Kapitel aus dem Manuskript heraus, tilgte alle Bezüge auf die Romanhandlung und überließ es der Zeitschrift *Les Feuillets d'art*, wo es am 15. Dezember 1919 unter dem Titel »À Venise« erschienen ist. Unter dem Titel »Les Mille et un Matins. Mme de Villeparisis à Venise« war am 11. Dezember 1919, einen Tag nach der Verleihung des Prix Goncourt, in der Zeitung *Le Matin* bereits ein Auszug daraus erschienen. Etwas später hat sich Proust darum bemüht, seinen Albertine-Roman in drei Teilen bei *Les Œuvres libres* zu publizieren. Zwei Teile sind erschienen, »Jalousie« (1921) und »Précaution inutile« (1923), dann gelang es Gallimard, dem Unternehmen ein Ende zu bereiten. Im wesentlichen aber konzentrierte sich Prousts Arbeit nach dem Erscheinen von *Sodome et Gomorrhe II* auf das Typoskript der *Gefangenen* und in den letzten Tagen vor seinem Tod auf jenes der *Flüchtigen*. Mehrmals hatte er sich zuvor schon mit seinem Verleger über die Titel der folgenden Bände unterhalten. Am liebsten hätte Proust alle weiteren Bände bis zu *Le Temps retrouvé* mit »Sodome et Gomorrhe« betitelt: III (Gefangenschaft Albertines), IV (Flucht Albertines), V (Robert de Saint-Loup), VI (Charlus während des Krieges) … doch der Verleger beharrte auf konkreten Einzeltiteln. Im Laufe des Sommers wurde erwogen, die beiden folgenden Bände mit »La Prisonnière« und »La Fugitive« zu betiteln. Als dann aber unter dem Titel *La Fugitive* ein Werk Rabindranath Tagores erschien, wurden gleich beide Titel fallengelassen. Trotzdem betitelte Proust das Typoskript, das er zwei Wochen vor seinem Tod Gallimard zukommen ließ, *La Prisonnière (1re partie de Sodome et Gomorrhe III)*. In einer begleitenden Notiz, dem letzten »Brief« an Gallimard, schrieb er: »Mein lieber Gaston […]. Ich glaube, es wäre im jetzigen Augenblick das Dringendste, Ihnen alle meine Bücher zu überlassen. In dem schrecklichen Zustand, in dem ich mich dieser Tage befinde, hat jene Art von Verbissenheit, mit der ich an der *Prisonnière* arbeitete (sie ist bereit, aber man muß sie überarbeiten, am besten lassen Sie Druckfahnen herstellen, die ich korrigieren werde), jene Verbissenheit hat die folgenden Bände etwas in die Ferne gerückt. Doch drei Tage Ruhe können genügen. Ich breche ab, adieu, lieber Gaston. Marcel Proust. Brief folgt, sobald ich kann.« Mehrmals schon hatte Proust seinem Verleger versichert, sein Roman sei abgeschlossen und könne, falls ihm etwas zustoßen sollte, von Gallimard zusammen mit Rivière aufgrund seiner nachgelassenen Manuskripte publiziert werden. Es sollte anders kommen.

Der todkranke Autor hat seine letzten Kräfte darauf verwendet, das Typoskript der *Flüchtigen* radikal zu verändern. Zuvor schon hatte er darin Zusätze und Streichungen vorgenommen, doch jetzt reduziert er plötzlich das Textvolumen um mehr als die Hälfte. Er streicht Aimés Nachforschungen in Balbec, die drei Etap-

pen des Vergessens (Begegnung mit Gilberte, die Enthüllungen Andrées, das Telegramm von »Albertine«), das Gespräch mit der Mutter auf der Rückreise von Venedig über die Mesalliancen in der Pariser Gesellschaft sowie den Aufenthalt in Tansonville. Dafür wird jetzt in Madame Bontemps' Telegramm präzisiert, Albertine sei am Ufer der Vivonne ums Leben gekommen. Da Montjouvain – Symbol des Sapphismus – in der Nähe der Vivonne liegt, ist damit die Antwort auf die Frage nach Albertines Neigungen vorweggenommen, und die Nachforschungen Marcels erübrigen sich. Schließlich erhält der so entstandene Romanteil den Titel »Albertine disparue«. Möglicherweise hatte Proust gehofft, Gefangenschaft und Flucht Albertines doch noch in einem Band unterbringen zu können; möglicherweise auch hat er den obsessionellen und lugubren Charakter von Marcels Trauerarbeit selbst nicht mehr ertragen. In der so entstandenen Kurzfassung sind jedoch zahlreiche Widersprüche stehengeblieben. So hat Proust beispielsweise das Telegramm »Albertines« – als dritte Etappe des Vergessens – gestrichen; trotzdem wird es im Gespräch zwischen Marcel und seiner Mutter auf der Rückfahrt von Venedig erwähnt. Außerdem klafft in der Kurzfassung eine Lücke zwischen der Rückkehr von Venedig und dem Aufenthalt in Tansonville. Auf einem Umschlag hat Proust in der letzten Nacht vor seinem Tod mit zitternder Schrift stichwortartig einen Plan entworfen, wie die Lücke – unter Wiederverwendung einiger gestrichener Passagen – geschlossen werden könnte. Wie dem auch sei, die Fassung »letzter Hand« von *À la recherche du temps perdu* ist eine unvollendete.

Mit dem sicheren Blick des Diagnostikers gelangte auch Robert Proust zu diesem Befund, als er nach dem Tod seines Bruders dessen Nachlaß sichtete. Und er hat auch sogleich die Gefahr erkannt, die dem Ruhm Marcel Prousts drohte. In einer Zeit, in der das Unvollendete nur negativ konnotiert wurde, durfte von der amputierten Fassung niemand etwas erfahren. So machte sich denn Robert Proust daran, die Korrekturen, die ihm gut schienen, in das vom Autor nicht benützte Doppel des Typoskripts zu übertragen, weigerte sich aber trotz wiederholtem Drängen, Gallimard und Rivière das Original auszuhändigen. Schlimmer noch, er scheute nicht davor zurück, hier etwas zu streichen und dort etwas hinzuzufügen, beispielsweise die G Aufteilung des Romans in vier Kapitel und die entsprechenden Kapiteltitel: »Le Chagrin et l'oubli«, »Mademoiselle de Forcheville«, »Séjour à Venise«, »Nouvel aspect de Robert de Saint-Loup«. Seine Mitherausgeber konnten nicht einmal verifizieren, ob der Titel »Albertine disparue«, der nur auf dem (unterschlagenen) Original erscheint, wirklich von Proust stammt. In Tat und Wahrheit ist denn auch die 1925 erschienene Erstausgabe von *Albertine disparue* ein Artefakt Robert Prousts.

Trotz aller Bemühungen der Herausgeber haben mehrere Kritiker den unfertigen Charakter von *Albertine disparue* bemerkt. Der mit der Sondernummer der *Nouvelle Revue française*, »Hommage à Marcel Proust 1871-1922« (1. Januar 1923), propagierten Behauptung, Proust habe seinen Roman vollendet, vermochte *La Prisonnière* (November 1923) noch einigermaßen zu genügen; zwei Jahre später aber zirkulierte sogar das Gerücht, Proust habe nur skizzenhafte Entwürfe hinterlassen. So schreibt beispielsweise Edmond Jaloux in *Les Nouvelles littéraires* (16. Januar 1926), Proust habe keine Zeit mehr gehabt, »seinen Text immer und immer wieder zu korrigieren, ihm Volumen zu verleihen, ihm Nahrung zuzuführen, ihn auf tausend Arten zu bereichern«. Damit hat er zwar recht, übersieht je-

doch, daß die Monotonie beziehungsweise das von ihm monierte Fehlen pittoresker Szenen und Episoden ein wesentliches Element dieses Romanteils bildet. Henri Bidou hat das erkannt, wenn er in *La Revue de Paris* (1. März 1926) bemerkt, *Albertine disparue* sei »das eindringlichste Werk, das Proust je geschrieben« habe, denn es sei »frei von jenen die Bewegung hemmenden Abschweifungen, die die anderen Bände überwuchern«. Oft aber treten bei den Kritikern die ästhetischen Gesichtspunkte zurück, um dem Moralismus der zwanziger Jahre Platz zu machen. Die Polemik richtet sich dabei nicht nur gegen Proust, sondern auch gegen André Gide, dessen Roman *Les Faux-Monnayeurs* (1926) beinahe gleichzeitig mit *Albertine disparue* erschienen ist. Dabei wird – etwa bei Camille Mauclair in der in Toulouse erscheinenden *La Dépêche* (19. Februar 1926) – die krankhafte Sucht, pathologische und psychologische Abnormitäten darzustellen, dem verderblichen Einfluß Freuds und Dostojewskis zugeschrieben. Tatsächlich standen bei den Autoren und Redakteuren der *Nouvelle Revue française*, besonders Gide und Rivière, Freud und Dostojewski hoch im Kurs. Schlimmer noch tönte es aus einer anderen Ecke, nämlich der in Brüssel erscheinenden *L'Indépendance belge*, wo Georges Rency am 4. April 1926 sich folgendermaßen über *Albertine disparue* äußerte: »Ich weiß nicht, ob es in irgendeiner Literatur ein Werk gibt, das ebenso demoralisierend ist, ebenso finster und bedrückend, ebenso zerstörerisch für jeden Glauben, jede Hoffnung, wie das Werk dieses Halbjuden Proust, bei dem sich das dem Juden eigene Bedürfnis nach Zerstörung mit einem tiefen Verständnis dessen paarte, was das Abendland als originellste Leistung hervorgebracht hat, nämlich des aristokratischen Geistes.« Damit sind die Muster vorgegeben, die im Deutschland der dreißiger Jahre eine Rezeption Prousts verhindern sollten. Nach der kontroversen Beurteilung durch die Tagespresse, die Jean Milly in seiner 1992 bei Honoré Champion erschienenen Ausgabe von *Albertine disparue* in sorgfältiger und dankenswerter Weise dokumentiert hat, beschäftigte sich die Proust-Kritik nur sporadisch mit diesem Band der *Recherche* als solchem. Die Diskussion setzte erst in den fünfziger Jahren wieder ein.

Die 1954 erschienene, dreibändige Ausgabe von *À la recherche du temps perdu* in der Bibliothèque de la Pléiade präsentiert die *Flüchtige* in völlig veränderter Gestalt. Die Herausgeber, Pierre Clarac und André Ferré, hatten Zugang zu dem »manuscrit au net«, nicht aber zu den Typoskripten. Deshalb ersetzten sie »Albertine disparue«, was in keinem der ihnen vorliegenden Dokumente belegt ist, durch »La Fugitive«, den Titel, den sie aus dem Briefwechsel Prousts kannten und der 1954 durch Tagore nicht mehr gesperrt war. Bis auf einige Passagen im Venedig-Kapitel, die aus der Erstausgabe übernommen wurden, hielten sich Clarac und Ferré an das Manuskript.

Zusammen mit diesem gelangte 1962 auch ein mit »Albertine disparue« betiteltes Typoskript in den Besitz der Bibliothèque Nationale. Es handelt sich jedoch um das von Robert Proust bearbeitete Doppel, das kein neues Licht auf die editorischen Probleme der *Recherche* zu werfen vermag. Die eigentliche Sensation ereignete sich 1986, als Claude Mauriac im Archiv von Suzy Mante-Proust, der Tochter Robert Prousts, das vom Autor bearbeitete Typoskript von »Albertine disparue« entdeckte. Nathalie Mauriac und Étienne Wolff haben dieses Typoskript 1987 bei Grasset publiziert. In der Folge brach ein Streit unter Gelehrten aus, der auch heute noch nicht völlig abgeklungen ist. Für die einen stellt das wiederentdeckte Typo-

skript die Fassung »letzter Hand« dar. Folgerichtig publiziert Nathalie Mauriac Dyer in »Le livre de poche« unter dem Titel *Sodome et Gomorrhe III* einen Band mit *La Prisonnière* und *Albertine disparue*; ebenso folgerichtig läßt sie die Ausgabe »letzter Hand« mit *Albertine disparue* abbrechen. Um die Kontinuität der Handlung zu wahren, setzt die Ausgabe nach *La Prisonnière* noch einmal ein und bringt – nun in der Fassung des »manuscrit au net« – *La Fugitive* und *Le Temps retrouvé*. Eine Synopse der Kurzfassung (Typoskript) und der Langfassung (Manuskript) mit allen Streichungen und Zusätzen gibt Jean Milly in seiner 1992 bei Honoré Champion erschienenen Ausgabe von *Albertine disparue*. Pierre-Edmond Robert und besonders Giovanni Macchia haben jedoch die auf den ersten Blick überzeugende These vertreten, bei dem von Proust bearbeiteten Typoskript handle es sich nicht um einen Band der *Recherche*, sondern um den dritten Teil des Albertine-Romans für *Les Œuvres libres*. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich allerdings, daß sich Proust in den Randnotizen eindeutig an »Monsieur Gallimard« und nicht an den Herausgeber der *Œuvres libres* wendet. Erstaunlicherweise hat auch Robert Prousts Artefakt aus dem Jahr 1925 seine Verfechter gefunden, stützt sich doch die 1989 erschienene, von Anne Chevalier betreute Ausgabe von *Albertine disparue* in der neuen, vierbändigen Ausgabe der Bibliothèque de la Pléiade wieder vermehrt auf die Erstausgabe beziehungsweise das von Prousts Bruder bearbeitete Typoskript.

Welche Fassung soll nun – und in welcher Gestalt – dem Leser der Frankfurter Ausgabe vorgelegt werden? Die Fassung »letzter Hand«, bei der die Kontinuität der Handlung verlorengeht? Die Manuskriptfassung, in der wesentliche Teile des Venedig-Kapitels fehlen? Oder beide Fassungen, wie in der Ausgabe von Nathalie Mauriac Dyer? Soll im weiteren auf Zusätze und Streichungen im Text selbst oder aber in den Anmerkungen hingewiesen werden? Im Bewußtsein, dadurch ein weiteres Artefakt zu produzieren, haben wir uns für eine Art Mischlösung entschieden. Als Textbasis dient die Fassung des »manuscrit au net«, wobei die Ungereimtheiten des Manuskripts (einmal Touraine, einmal Nizza; einmal Tochter, einmal Nichte Jupiens usw.) nicht korrigiert werden. Die Zusätze und Neufassungen Prousts im Typoskript sind mit spitzen Klammern gekennzeichnet und mit einer Anmerkung versehen. Dabei ist nicht immer auszumachen, ob der Zusatz im Hinblick auf die ursprünglich geplante Langfassung oder die Kurzfassung erfolgte. Zusätze, die eindeutig der Kurzfassung zuzuordnen sind, stehen in einer Anmerkung. Auf Streichungen im Typoskript wird in den Anmerkungen verwiesen. Auf diese Weise verfügt der Leser über ein Textkorpus, das ihm erlaubt, sowohl – unter Auslassung der in spitzen Klammern stehenden Passagen – die Manuskriptfassung als auch – unter Einschluß dieser Passagen – die erweiterte Fassung des Typoskripts und schließlich – unter Zuhilfenahme der Anmerkungen – die Kurzfassung des Typoskripts zu lesen. Für einen genaueren Vergleich der verschiedenen Fassungen müssen aber in jedem Fall die erwähnten französischen Ausgaben herangezogen werden, in erster Linie jene von Nathalie Mauriac Dyer und von Jean Milly.

Von dem Gespräch zwischen Monsieur de Norpois und Madame de Villeparisis in der Venedig-Episode legen wir drei Fassungen vor: zuerst (im Kontext des Romans) die Neufassung aus dem Typoskript, dann (als Zusätze) die ursprüngliche Version aus dem Manuskript und jene aus »Mme de Villeparisis à Venise« beziehungsweise aus »À Venise«. In der letztgenannten Version dreht sich das Gespräch

um Fiume und d'Annunzio, das heißt die politische Aktualität von 1919; in jener des Manuskripts um die Marokkokrise von 1905; in der Neufassung dann um meist nicht näher präzisierte Namen und Ereignisse der Jahrhundertwende, der Zeit also, in der die Handlung spielt.

Die vorliegende Ausgabe folgt der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens aus dem Jahr 1957 (*Die Entflohene*). Der Text wurde revidiert und stellenweise neu gefaßt. Eine Übersetzung des Artikels »À Venise« findet sich in dem Band: Marcel Proust, *Der gewendete Tag* [26]; die Fassung letzter Hand von *Albertine disparue* diente als Vorlage für den dritten Teil, »Die Flucht«, des Bandes: Marcel Proust, *Albertine* [27].

Ohne dem Leser die von der Anlage des Romans her intendierte Erinnerungsarbeit vorenthalten zu wollen, haben wir die von Marcel erinnerten Momente seines Lebens mit Albertine beziehungsweise die Verweise Prousts auf vorangehende Bände der *Recherche* nachgewiesen. Außer den erwähnten französischen Ausgaben verdankt unser Kommentar Alberto Beretta Anguissola wichtige Anregungen.

Zürich, im Juli 2001

ANMERKUNGEN UND KOMMENTAR

Zahlen in eckigen Klammern weisen auf die Bibliographie; einfache Seitenangaben auf den vorliegenden Band.

Seite 5: Zum Titel »Die Flüchtige«: In einem Brief vom 25. Juni 1922 schreibt Proust an Gaston Gallimard: »[…] ich könnte vielleicht *Sodom III* den Titel *La Prisonnière* geben und *Sodom IV La Fugitive*, wobei auf dem Buchdeckel hinzuzufügen wäre (Fortsetzung von *Sodome et Gomorrhe*).« Eine Woche später dann: »Ich wollte dem ersten Teil den Titel *La Prisonnière* geben und dem zweiten *La Fugitive*. Nun hat aber eben Madame de Brimont unter dem Titel *La Fugitive* ein Werk von Tagore übersetzt. Also geht *La Fugitive* nicht, das gäbe Mißverständnisse. Und wenn *La Fugitive* nicht geht, geht auch *La Prisonnière* nicht, was den Gegensatz dazu bildete.« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XXI, S. 311 und 331-332. Trotzdem verwendet Proust auch später noch einige Male die beiden gegensätzlichen Titel, behält aber schließlich nur »La Prisonnière« bei. Der Titel »Albertine disparue« erscheint nur auf dem von Proust überarbeiteten Typoskript und darf deshalb strenggenommen nur für die Fassung »letzter Hand«, die Kurzfassung des Bandes, verwendet werden. Trotzdem verwenden nicht nur die Erstausgabe, sondern auch mehrere Ausgaben neueren Datums diesen Titel für die auf dem Manu-

skript beruhende, keinen Titel aufweisende Fassung. Dem Beispiel der dreibändigen Pléiade-Ausgabe von 1954 folgend, halten wir uns an den – allerdings nur in Prousts Briefwechsel belegten – Titel *La Fugitive*, übersetzen aber nicht wie Eva Rechel-Mertens mit *Die Entflohene*, sondern mit *Die Flüchtige*.

Seite 7:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 454.

Seite 9:
1 Im Typoskript hat Proust den ersten Abschnitt von *Albertine disparue* um etwa die Hälfte gekürzt, gleichzeitig aber einige Zusätze angebracht. Robert Proust hat für die Erstausgabe eine Mischversion hergestellt, die von der neuen Pléiade-Ausgabe übernommen wird. Wir folgen dem Manuskript.

Seite 10:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 256 und 527.

2 Der folgende Abschnitt steht im Manuskript – ohne weitere Regieanweisungen Prousts – mitten in einem Brief Marcels an Albertine. Dem Vorschlag von Jean Milly folgend, fügen wir ihn an dieser Stelle ein, wo bereits von den Geschenken an Albertine die Rede ist.

Seite 13:
1 Von ihrem ersten Auftreten an ist Albertine in der *Recherche* die Exempelfigur für das Unergründliche. Die Begegnung mit Albertine am Strand von Balbec löst in Marcel einen inquisitorischen Prozeß aus, bei dem sich schon zu Beginn verschiedene Hypothesen zu ihrer Herkunft, ihrem Namen, ihren Gedanken, ihren Gefühlen, ihren Neigungen, ihren Absichten, ihrem ganzen Tun und Lassen gegenüberstehen. Vgl. beispielsweise *Die Gefangene* [22], S. 495-496 und 562.

2 Die fragliche Szene spielt eigentlich in Parville. Incarville ist die vorangehende Station. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 755.

Seite 14:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 575-576.

Seite 20:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 571.

Seite 22:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 224 und 264.

Seite 24:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 588 ff.

Seite 25:
1 Vgl. ibid., S. 12.

Seite 26:
1 »Amsterdam« weist auf die frühere Fassung mit der aus Holland stammenden Maria als Protagonistin zurück, »Montjouvain« weist auf die letzte Fassung voraus, in der Albertine am Ufer der Vivonne, das heißt in der Nähe von Montjouvain, ums Leben kommt.

Seite 27:
1 Reminiszenz an die Geschichte von Tereus, Progne und Philomela im 6. Buch von Ovids *Metamorphosen*.

Seite 29:
1 Proust verwendet den Begriff »inconscient«. Durch Vermittlung des Kreises um die Nouvelle Revue Française hat Proust in seinen letzten Lebensjahren einiges über Freud erfahren. Er hat sich aber nie näher mit dessen Schriften befaßt.

Seite 30:
1 Der folgende Abschnitt ist ein Zusatz im Typoskript.

Seite 33:
1 Im Manuskript ist der Wohnort von Madame Bontemps bald die Touraine, bald Nizza, in *Albertine disparue*, das heißt dem überarbeiteten Typoskript, ist es Brüssel.

Seite 34:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 381.

Seite 36:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 218.

2 Zitat aus dem zweiten Buch von Ronsards *Sonnets pour Hélène* (LXVII, Vers 4). Der zitierte Vers erinnert an eine Situation aus dem dritten Gesang der *Ilias*.

Seite 38:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 107-119.

2 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 216.

Seite 39:
1 Vgl. ibid., S. 606-629.

Seite 40:

1 Die angebotene Summe entspricht heute immerhin etwa einer halben Million Francs.

Seite 42:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 166.

2 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 482 und 727, wo es sich allerdings um eine Nichte des Fürsten handelt.

Seite 55:
1 In der Episode mit den Telegrammen bricht das Leben beinahe unvermittelt in den Roman ein. Einige Auszüge aus den Briefen und Telegrammen Prousts an Albert Nahmias, seinen Beauftragten beim Vater Agostinellis, mögen dies belegen: »telegraphieren Sie häufig und sofort«; »schicken Sie lieber zehn Depeschen als nur eine; ich will wissen, woran ich bin«; »telephonieren Sie zu jeder beliebigen Stunde«; »verlangen Sie nach dem Vater […] in einem Augenblick, da er allein ist«; »die Person [Agostinelli] darf von unserer Spekulation nichts wissen«; »wenn der andere [Agostinelli] Verdacht schöpft und fragt, ob man Geld angeboten hat, soll der Vater alles leugnen, das würde alles zum Scheitern bringen«; »es ist unsinnig, absurd, bei einer Spekulation, die unter uns bleiben sollte, ein Rendezvous in einem Hotel vereinbart zu haben, in dem man Sie kennt«. Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XII, S. 359-362.

Seite 57:
1 Die beiden Zitate stammen aus der Oper *Manon* (1884) von Jules Massenet; das erste aus der dritten Szene des dritten Aktes, in der Manon zu ihrem Geliebten Des Grieux, den sie verraten hat, zurückkehrt, um ihn um Verzeihung zu bitten; das zweite aus der Schlußszene der Oper. Schon in der *Gefangenen* hat Proust Albertine mit der Musik Massenets in Verbindung gebracht. Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 10.

Seite 58:
1 Der folgende Zusatz im Typoskript steht in Verbindung mit einer Szene aus der *Gefangenen*, die ihrerseits ein später Zusatz ist. Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 582-584.

Seite 60:

1 Zusatz im Typoskript.

2 Wie Marcels Telegramme an Saint-Loup ist der nun folgende Brief an Albertine dem Leben abgeschrieben. Er findet seine Vorlage in einem Brief Prousts an Agostinelli vom 30. Mai 1914, dem Todestag Agostinellis. Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XIII, S. 217-223.

Seite 62:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 256.

Seite 63:
1 Wie schon weiter oben übernimmt hier Proust gewisse Passagen aus dem erwähnten Brief an Agostinelli beinahe wörtlich, zum Beispiel: »Wenn ich es [das Flugzeug] behalte, werde ich jedenfalls auf (ich weiß nicht, wie dieser Teil heißt, und ich will gegenüber einem Piloten kein Sakrileg begehen) jene Verse Mallarmés, die Sie kennen, eingravieren lassen […]. Es ist jenes Gedicht, das Sie lieben und zugleich dunkel finden, mit dem Eingangsvers: Le vierge le vivace et le bel Aujourdhui. […] Ach! Das ›Heute‹ ist nicht mehr ›jungfräulich‹, weder ›lebhaft‹ noch ›schön‹.« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XIII, S. 217-219.

Seite 64:
1 Freies Zitat nach dem Sonett »M'introduire dans ton histoire«.

Seite 66:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 488 ff.

Seite 67:
1 Für die erste Weise vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 20-32; für die zweite *Guermantes* [20], S. 56-68.

Seite 68:
1 Proust zitiert folgende Verse aus *Phèdre*: 584, 666, 663-664, 670, 688-689. Die Geständnisszene aus dem zweiten Akt ist nicht nur ein Leitmotiv in der *Recherche*, sondern auch ein ständiger Bezugspunkt in Prousts späten Essays. Vgl. *Essays* [17], S. 433-435.

Seite 70:
1 Vgl. *Phèdre* IV, 4.

2 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 24 und 194.

3 Proust hat auch die Ereignisse seines eigenen Lebens mit Racines Tragödie in Verbindung gesetzt. So bildet die Szenerie von Hippolytes Tod – mit dem aus der Meerestiefe auftauchenden Ungeheuer und den scheuenden, Hippolyte zu Tode schleifenden Pferden – eine Präfiguration nicht nur für den Tod Albertines – bei einem Reitunfall –, sondern auch für den Tod Agostinellis. In einem Brief vom Monat Juli 1917 an Walter Berry zitiert Proust den Bericht des Théramène über Hippolytes Tod (*Phèdre* V, 6) und fügt hinzu: »Es [das Mittelmeer] hat vor vier Jahren – nachdem sein Flugzeug abgestürzt war – meinen geliebten Sekretär, einen Italiener, der *Swann* abtippte, verschlungen.« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XVI, S. 189.

Seite 73:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 85 und 231.

Seite 75:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 319.

Seite 77:
1 Zu Zeiten Prousts war das heutige Musée d'Orsay der Bahnhof, von dem die Züge in Richtung Orléans und auch in Richtung Touraine abfuhren.

Seite 79:
1 In karikaturaler Form nimmt Proust Themen auf, die zur Zeit der Romanhandlung aktuell waren. 1901 und 1904 wurden Gesetze erlassen, die die Mitglieder religiöser Orden vom öffentlichen Unterricht ausschlossen; 1905 wurde die Trennung von Kirche und Staat beschlossen, gegen die sich Proust in seinem Artikel »Der Tod der Kathedralen« (*Le Figaro*, 16. August 1904) zur Wehr gesetzt hatte. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [16], S. 194-205.

Seite 81:
1 Proust übernimmt hier einen Ausdruck aus einem Brief Agostinellis, der nicht erhalten ist. In dem bereits zitierten Brief vom 30. Mai 1914 schreibt er an Agostinelli: »Vielen Dank für Ihren Brief (ein Satz war bezaubernd: in zweifacher Dämmerung usw).« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XII, S. 217. Nathalie Mauriac Dyer merkt an, daß möglicherweise das Bild auf Barbey d'Aurevillys Erzählung *L'Ensorcelée* zurückgeht, wo von der tiefstehenden Abendsonne die Rede ist,

»zweimal so traurig wie gewöhnlich, denn sie bezeichnete zweimal den Untergang, jenen des Tages und jenen des Jahres«. Vgl. Barbey d'Aurevilly [28], Bd. I, S. 559. Zu Proust und Barbey vgl. Brian Rogers, *Proust et Barbey d'Aurevilly*, Paris, Honoré Champion, 2000.

Seite 82:
1 An dieser Stelle folgt im Manuskript der Zusatz, den wir auf S. 10 einfügen.

Seite 85:
1 Im Kontext des Romans ist es einigermaßen unwahrscheinlich, daß sich neben dem Haus von Madame Bontemps ein Hangar befindet; im Kontext des Lebens aber besteht eine offensichtliche Verbindung mit Agostinelli. Es ist anzunehmen, daß Proust auf den Flugplätzen um Paris Nachforschungen über seinen flüchtigen Freund angestellt hat.

Seite 90:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 185-186 und 227.

Seite 91:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 167-168.

2 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 513

Seite 92:
1 In dem von Proust korrigierten Typoskript steht hier der Zusatz »am Ufer der Vivonne«. Darin liegt eine Art Kurzschluß, der die schließlich mit »Albertine disparue« betitelte Kurzfassung des Bandes möglich macht. Es ist nun offensichtlich, daß Albertine sich nach Montjouvain begeben hat. Nachforschungen über ihr Tun und Lassen sind deshalb überflüssig. Der Albertine-Roman schließt so in der Umgebung von Combray, dem Ausgangspunkt vom Roman Marcels. Außerdem weist der Zusatz auf die Zusammenführung der beiden Gegenden von Combray voraus, wie sie in der Tansonville-Episode stattfindet: Die Vivonne fließt durch die Gegend von Guermantes, Montjouvain dagegen liegt in der Gegend von Méséglise.

Seite 93:
1 An dieser Stelle fügt Proust im Typoskript von *Albertine disparue* einen Zusatz ein: »Diese Worte ›am Ufer der Vivonne‹ fügten meiner Verzweiflung etwas noch

Grausameres hinzu. Daß sie mir in der Lokalbahn gesagt hatte, sie sei mit Mademoiselle Vinteuil befreundet, und daß der Ort, wo sie sich befand, seit sie mich verlassen hatte, und wo sie den Tod gefunden hatte, die Nachbarschaft von Montjouvain war, dieses Zusammentreffen konnte nicht zufällig sein; gleich einem Blitz ging mir ein Licht auf: Plötzlich verbanden sich jenes in der Eisenbahn erwähnte Montjouvain und jene unwillentlich eingestandene Vivonne im Telegramm von Madame Bontemps. So hatte sie mich also an jenem Abend, als ich zu den Verdurins gegangen war, jenem Abend, als ich ihr gesagt hatte, ich wolle sie verlassen, angelogen!« Vgl. Milly [7], S. 135.

Seite 96:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 607-608, wo es sich (wie auch in der *Gefangenen* [22], S. 235) um Marcouville l'Orgueilleuse handelt.

2 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 609.

3 Verdunkelte Speisezimmer an einem heißen Sommertag sind ein Lieblingsthema Prousts. Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 235 und 588. Daß es sich dabei um eine Erinnerung Prousts an das Haus seines Onkels in Auteuil handelt, geht aus dem Vorwort zu Jacques-Émile Blanches *Propos de peintres* (1919) hervor. Vgl. *Essays* [17], S. 372.

Seite 97:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 349.

2 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 608.

Seite 98:
1 In der vorangehenden Passage überschneiden sich Erinnerungen an Episoden aus zwei verschiedenen Bänden der *Recherche*. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 422, und *Sodom und Gomorrha* [21], S. 580.

Seite 99:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 30.

Seite 100:
1 Hier läßt das Gedächtnis den Autor oder den Helden im Stich. Die erinnerten Spazierfahrten fanden in der Mittagshitze statt. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 580.

2 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 617, wo es sich jedoch um Parville handelt.

Seite 102:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 247 und 564-565.

Seite 103:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 189 und 194-200.

Seite 105:
1 Anne Chevalier hat bemerkt, daß Proust auf den 1850 erschienenen Roman von Émile Souvestre *Un philosophe sous les toits. Journal d'un homme heureux* anspielt. Alberto Beretta Anguissola hat sich die Mühe genommen, den Roman auch zu lesen und in einer Anmerkung zu resümieren. Der Zusammenhang zu der *Recherche* ergibt sich aus dem Thema der Erinnerung. In Souvestres Roman erinnert sich der Protagonist – ausgehend von den Ereignissen eines Jahres – an sein früheres Leben, wobei die Erinnerung bald dysphorisch, bald euphorisch bestimmt ist.
2 Vgl. *Guermantes* [20], S. 502.
3 Die entsprechende Seite im Typoskript (S. 648) ist ein eindrückliches Zeugnis für den dramatischen Schaffensprozeß während Prousts letzter Tage. Nathalie Mauriac Dyer [6, 8 und 9] und besonders auch Jean Milly [7] haben die einzelnen Zusätze, Streichungen und Anmerkungen analysiert und chronologisch geordnet. Wir begnügen uns mit einigen Hinweisen: Zuerst setzt Proust am Ende dieser Seite »Ende« und diktiert Céleste Albaret eine Randbemerkung: »Ende von *Albertine disparue* oder, wenn Monsieur Gallimard einen längeren Band möchte, Ende des ersten Kapitels von *Albertine disparue*.« Dann streicht er diese Bemerkung und setzt mit zitternder Hand darüber: »NB. Nein, doch nicht. *La Prisonnière* soll ein Ganzes sein und *Albertine*«; hier bricht er ab, streicht und setzt am Ende der Seite: »Ende des ersten Kapitels von *Albertine disparue*«. Schließlich fügt er am oberen Rand der Seite eine Notiz für den Verleger hinzu: »NB. Mit dieser Seite endet das erste Kapitel von *Albertine disparue*. Von Seite 648 bis 898 nichts, ich habe alles gestrichen. Wir springen also von Seite 648 zum zweiten Kapitel von *Albertine disparue*. Ohne Übergang springen wir also zum zweiten Kapitel 898.« Aus diesen Anweisungen läßt sich schließen, daß Proust kurz erwogen hat, *La Prisonnière* und

Albertine disparue in einem Band zu vereinen, sich dann aber doch für zwei Bände entschließt, wobei *Albertine disparue* zwei Kapitel umfaßt (I: Flucht, Tod, Nachforschungen, Erinnerungen; II: Venedig). Bei Prousts Arbeitsweise darf man vermuten, daß einiges von den 250 gestrichenen Seiten an anderer Stelle wieder aufgenommen werden sollte. Die fragliche Streichung endet in unserer Ausgabe auf S. 309.

Seite 109:
1 Dem folgenden Abschnitt liegt nicht das Manuskript, sondern die Erstausgabe zugrunde. Robert Proust hat den Text aus dem vom Autor überarbeiteten Typoskript in die Kopie übertragen, wobei die Vorlage verlorenging.

Seite 112:
1 An dieser Stelle steht im Manuskript ein Zusatz, der die weiter unten geschilderte Mission Aimés in Balbec vorwegnimmt: »Diese Verdächtigungen wurden augenblicksweise so quälend, daß ich Aimé, der zu diesem Zeitpunkt noch in Paris war, darum bat, in Balbec Erkundigungen über das Leben einzuziehen, das Albertine dort geführt hatte. Er versprach mir, am Ende des Monats Urlaub zu nehmen, und ich übergab ihm zweitausend Francs für seine Reise.« Vgl. Milly [7], S. 390.

Seite 118:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 484-487.

2 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 484-487.

Seite 119:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 474.

2 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 726-730.

Seite 120:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 233-256.

Seite 121:
1 Bisher fühlte sich Marcel als Opfer der verräterischen Machenschaften Albertines. Bei der nun einsetzenden Selbstanalyse entdeckt er, daß das Opfer Albertine und der Täter er selbst ist. Die Vorstellung, daß wir die von uns geliebten Menschen zugrunde richten, ein an Dostojewski erinnerndes Thema, hat Proust schon im »Bekenntnis eines jungen Mädchens« aus *Freuden und Tage* (1896) oder

auch in dem Artikel »Sohnesgefühle eines Muttermörders« (1907) entwickelt. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [16], S. 206-219. In der *Recherche* hat er sie mit den Reuegefühlen Marcels gegenüber der toten Großmutter wieder aufgenommen. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 231-238.

Seite 123:
1 Im Manuskript steht an dieser Stelle (mit der Notiz »anderswo plazieren«) ein Zusatz: »oder wie jene Schweizer Zeitungen, in denen man klein gedruckt lesen kann: Zum Weltkrieg, die neuesten Kämpfe, eine Million Tote –, und groß gedruckt: Erfolg für die Firma Zeiler aus Lausanne in der Ausstellung von Grenoble.«

Seite 124:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 775-779.

Seite 125:
1 Gemeint ist die Tatsache, daß Swann ein Amateur bleibt, Marcel jedoch am Ende ein Künstler wird. Die ganze vorangehende Passage über Swann ist im Manuskript als »capitalissime« bezeichnet.

Seite 126:
1 Kurz nach Agostinellis Tod schreibt Proust an Émile Straus: »Ach, voller Kummer stelle ich mir heute vor, daß er die Mittel, die Fliegerei zu erlernen, nicht gehabt hätte, wäre er mir nicht begegnet und hätte er durch mich nicht so viel Geld verdient.« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XIII, S. 228.

Seite 127:
1 Die Bemerkung zu Balzac wird durch eine Notiz zum *Contre Sainte-Beuve* vorbereitet: »Für Balzac deutlich die langsamen Vorbereitungen zeigen (*La Fille aux yeux d'or*, *Sarrazine*, *La Duchesse de Langeais* usw.), wie das Thema allmählich eingeschnürt wird und wie sich am Ende die Schlinge plötzlich zusammenzieht.« (*Gegen Sainte-Beuve* [25], S. 182.) Schumann hat zahlreiche Balladen komponiert, in Form von Liedern, von Chorliedern a capella oder Chorliedern mit Begleitung. Ob sich Proust auf bestimmte Werke bezieht oder ob er mit »Balladen« und »Schumann« einfach ein doppeltes Romantiksignal setzt, bleibt eine offene Frage.

Seite 129:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 550.

Seite 130:
1 Gemeint ist das in der *Gefangenen* aufgeführte Septett, das in den Entwürfen die unterschiedlichsten Bezeichnungen trägt.

Seite 134:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 555.

Seite 138:
1 Proust paraphrasiert ein berühmtes, auf Montaignes *Essais* zurückgehendes Diktum aus Pascals *Pensées*: »Wahrheit diesseits der Pyrenäen, Irrtum jenseits«. Vgl. Blaise Pascal, *Œuvres complètes*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1954, S. 1149.

2 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 167 und Anm. 1.

Seite 140:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 568.

Seite 141:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 342.

Seite 143:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 205.

Seite 146:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 118, wo Monsieur de Charlus das Wort verwendet.

Seite 154:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 609, wo jedoch von Saint-Mars-le-Vêtu die Rede ist.

Seite 159:
1 Wie Karuyoshi Yoshikawa in seiner Thèse (*Études sur la genèse de* La Prisonnière *d'après des brouillons inédits*, Université de Paris 4, 1976) gezeigt hat, weisen die Entwürfe zu dieser Passage deutliche Spuren realer Ereignisse auf. Im besonderen erinnert sich Proust an einen Artikel des Journalisten Alfred Capus, der im *Figaro* die Chronik »Courrier de Paris« betreute. Am 8. Juni 1914, das heißt einen Tag nach der Bergung von Agostinellis Leichnam, war dort zu lesen: »Es sind schwierige Zeiten für den Dilettantismus. Die Geister, die kühl bleiben möchten, die Liebhaber des eleganten Lebens und des leichten Gesprächs über Kunst,

Philosophie oder Literatur erkennen ihre Stadt kaum wieder, und Paris ist für sie nicht mehr bewohnbar. Kein Salon, kein Club und keine Gesellschaft, wo man von etwas anderem als von Politik sprechen würde.« Vgl. Nathalie Mauriac Dyer [9], S. 308.

2 Nizza ist eine weitere Spur des Lebens im Roman. Dorthin hatte Proust im Dezember 1913 Albert Nahmias mit dem Auftrag entsandt, die Rückkehr Agostinellis zu bewirken. In den Entwürfen und noch im »manuscrit au net« befindet sich Albertine nach ihrer Flucht bald am Ufer des Mittelmeers, bald am Ufer der Loire. Der Widerspruch verschwindet erst mit der Korrektur »am Ufer der Vivonne« im Typoskript von *Albertine disparue*.

Seite 161:

1 Mit der kleinen Wäscherin eignet sich Proust ein Motiv an, das schon in der vorhergehenden Generation die Phantasie von Dichtern und Malern angeregt hat. Im Januar 1909 schreibt Proust an Lucien Daudet: »Ist Ihnen *Manette Salomon* präsent, und wissen Sie, in welchem Teil des Buches das Lob der kleinen Wäscherinnen gesungen wird, vom malerischen Standpunkt aus? Seit einem Jahr bin ich sehr verliebt in Wäscherinnen; die Stelle würde mich interessieren, doch ich kann sie nicht finden.« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. IX, S. 17. In *Manette Salomon* (1867), einem Roman der Brüder Goncourt, trifft eine Gruppe junger Künstler auf dem Heimweg von einem Diner auf einige junge Wäscherinnen, worauf ein Ball bei Kerzenlicht organisiert wird. Die malerische Referenz par excellence ist jedoch Bonnards Farblithographie *La Petite Blanchisseuse* für Vollards *Album des Peintres-Graveurs* (1896). Zur Bedeutung des Motivs bei Proust vgl. Joan Rosasco, »Aux sources de la Vivonne«, in *Recherche de Proust* [57].

Seite 164:

1 Im Manuskript steht an dieser Stelle eine Montageanleitung: »Wenn Monsieur de Charlus traurig ist« sowie ein Zusatz: »Wir brauchten oft die gleichen Worte. Wiewohl wir uns in gleicher Gemütsverfassung befanden, konnten wir einander doch nicht trösten. Denn der Kummer ist egoistisch und vermag in dem, was ihn nicht betrifft, keine Heilung zu finden; hätte Monsieur de Charlus um einer Frau

willen Kummer gehabt, so wäre dieser von dem meinen gleich weit entfernt geblieben, sofern nicht Albertine ihn verursacht hätte.«

Seite 166:

1 »Die Badenden« (junge Mädchen oder Jünglinge) sind ein häufiges Motiv der impressionistischen und symbolistischen Malerei. Wie schon in der *Gefangenen* (vgl. [22], S. 580) sind die Bilder Renoirs das wichtigste Modell für die Badenden Elstirs.

Seite 167:

1 In einer subtilen Anmerkung hat Beretta Anguissola am Beispiel dieser nautischen Basreliefs die Hintergründigkeit von Prousts thematischer Strategie aufgedeckt. Um zu verhindern, daß Albertine Elstirs Badende betrachtet, unternimmt Marcel mit ihr in der *Gefangenen* eine Spazierfahrt nach Versailles, ohne zu bedenken, daß Albertine dort das berühmte Basrelief von François Girardon (1628-1715), *Le Bain des Nymphes*, erblicken könnte, ein Vorbild von Renoirs *Grandes Baigneuses* (Museum of Art, Philadelphia); diese bilden ihrerseits das Modell für das Gemälde Elstirs, das Albertine nicht betrachten sollte. »Nutzlose Vorsicht«, *Précaution inutile*, ist der Titel jenes Ausschnitts aus dem Albertine-Roman, der im Februar 1923 in der Zeitschrift *Les Œuvres libres* erschienen ist. Vgl. Beretta Anguissola [36], S. 827.

2 Auch dieses Bild kann mit einem realen Modell in Verbindung gebracht werden. Im Postskriptum eines jener wichtigen Briefe an Maria de Madrazo, in denen Proust Erkundigungen über Fortuny einholt, fragt er auch: »Wissen Sie vielleicht, ob eine Leda von Boldini, die Helleu besitzt, photographiert worden ist?«. Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XV, S. 58. Das fragliche, etwas plakativ erotische Bild *Leda mit dem Schwan*, zu dem auch drei Skizzen bekannt sind, ist abgebildet in Ettore Camesasca und Carlo L. Ragghianti, *L'Opera completa di Boldini*, Milano, Rizzoli, 1970, S. 99.

Seite 169:

1 In seinen Entwürfen hat Proust mehrmals Albertine mit Saint-Simon in Verbindung gebracht. Schließlich sind davon nur wenige Spuren übriggeblieben, und die Emissäre Saint-Simons in der *Recherche* bleiben Swann und Charlus.

Seite 173:
1 Eine leicht veränderte Version der vorangehenden Passage (von »Die Erinnerungen der Liebe […]« an) steht schon zu Beginn des zweiten Teils der *Jeunes filles*. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 310-311.

Seite 189:
1 Das Beispiel steht schon im vorangehenden Band der *Recherche*. Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 290.

Seite 189:
1Im Manuskript folgt: »Doch ärgerte ich mich über«, worauf der Text abbricht und eine Seite leer bleibt. Höchstwahrscheinlich stehen die für diese Seite vorgesehenen Beispiele jetzt weiter vorn (S. 158-159).

Seite 190:
1 Beretta Anguissola hat die historischen und thematischen Bezüge, die sich in dieser Gedankenassoziation Marcels verbergen, aufgedeckt und minuziös geschildert. Wir greifen zwei Punkte aus Beretta Anguissolas Kommentar heraus. In *Le Secret du roi* (1878) behandelt Albert de Broglie (1821-1901), ein Enkel Madame de Staëls, die französische Geheimdiplomatie unter Ludwig XV. Einer der Protagonisten dieser Diplomatie war Éon de Beaumont, der sich auf seinen Missionen in Rußland oder England bald als Mann, bald als Frau ausgab. Eine schillernde Figur, die nicht nur den zeitgenössischen Klatsch, sondern auch den Erfinder von Figuren wie Albertine Simonet oder Robert de Saint-Loup interessierte. Der zweite Punkt betrifft den Familiensitz der Familie Broglie, nämlich das Schloß Chaumont-sur-Loire. Dort hatte Madame de Staël im Sommer 1810 residiert und unter ihren Gästen, Freunden und Ex-Liebhabern auch Madame Récamier empfangen, mit der sie eine, wie ihre Zeitgenossen berichten, innige Freundschaft, ja eine heiße Liebe verband. Wenn Marcel in der *Gefangenen* (vgl. [22], S. 21) verhindern will, daß Albertine mit Andrée den Park der Buttes-Chaumont aufsucht, so liegt das nicht nur, wie wir dort angemerkt haben, an der pittoresken, für erotische Eskapaden wie

geschaffenen Parkanlage mit ihren Grotten und Bosketten, sondern auch an einer Gedankenassoziation Prousts, der den Namen Chaumont mit lesbischer Liebe verbindet. Vgl. Beretta Anguissola [36], S. 829-833, und Maurice Levaillant, *Une amitié amoureuse: Madame de Staël et Madame Récamier. Lettres et documents inédits*, Paris, Hachette, 1956.

2 In der zweiten Kette von Ideenassoziationen sind die Bezüge zugleich vorder- und auch hintergründiger. Karfreitag, Golgatha, Schädelstätte, *calvus mons*, Chaumont ist leicht nachzuvollziehen. Darunter aber liegt mit Wagners *Parsifal*, den Proust in der *Recherche* mehr verbirgt als zeigt, ein Themengeflecht, in dem sich Versuchung, Schuld und Erlösung verbinden.

3 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 21 und 557.

Seite 191:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 189-206.

Seite 194:
1 Dadurch, daß Proust die erzählerische Konstellation eines heterosexuellen Liebenden wählt, der auf eine homosexuelle Geliebte eifersüchtig ist, dem es also doppelt verwehrt ist, die Gefühle der Frau nachzuempfinden, kann Marcel zur Exempelfigur werden für die endlose – und gezwungenermaßen erfolglose – Suche nach dem Sinn.

Seite 201:
1 Mit einer ähnlichen Bemerkung kommentiert Proust die Geräusche bei der ersten Begegnung zwischen Monsieur de Charlus und Jupien. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 19. Als Proust im April 1919 seine Wohnung am Boulevard Haussmann verlassen mußte und für kurze Zeit im Hause der Schauspielerin Réjane (Rue Laurent-Pichat) Unterkunft fand, sind ihm in der Wohnung nebenan ähnliche Geräusche aufgefallen. Im Juli 1919 schrieb er an Jacques Porel, den Sohn der Hausbesitzerin: »Meine Nachbarn, von denen mich nur eine dünne Wand trennt, lieben sich täglich mit einer Leidenschaft, auf die ich eifersüchtig bin. Wenn ich bedenke, daß für mich diese Empfindung schwächer ist als jene, ein kühles Bier zu trinken, so beneide ich die Leute, die derartige Schreie ausstoßen können, daß ich

das erste Mal an einen Mord gedacht habe.« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XVIII, S. 331.

2 Die vorangehende Episode mit dem Wäschermädel wurde in der Erstausgabe von *Albertine disparue* unterschlagen.

3 Genaugenommen erzählt ein Neffe des Kanonikers aus Padua die Geschichte der Herzogin Sanseverina. Was den erzählerischen Trick anbelangt, so hat ihn Proust in *Jean Santeuil* selbst verwendet: »Eines Tages brachten die Zeitungen die Nachricht von seinem [des Schriftstellers C.] plötzlichen Tode, und da unter den Papieren, die man bei ihm gefunden hatte, der Roman nicht aufgeführt war, von dem wir eine Abschrift besaßen, beschloß ich – mein Freund war gerade mit anderen Dingen beschäftigt –, diese zu veröffentlichen.« (*Jean Santeuil* [24], S. 21.)

Seite 206:
1 Proust bezieht seine Kenntnis zu dem fraglichen Thema aus dem Werk von Edmond und Jules de Goncourt *Les Maîtresses de Louis XV* (1860). Der dritte Teil dieses Werks erschien 1878 in erweiterter Fassung unter dem Titel *La du Barry*.

Seite 209:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 742.

Seite 211:
1 Mit solchen und ähnlichen Überlegungen hat Proust immer wieder seine Verbundenheit mit den aktuellen Strömungen der Psychologie, der Literatur und der Kunst unterstrichen. So sagte er beispielsweise in einem Interview beim Erscheinen von *Swann*: »Sie wissen, daß es eine Geometrie der Fläche und eine Geometrie des Raums gibt. Nun, für mich ist der Roman nicht nur Psychologie der Fläche, sondern die Psychologie in der Zeit.« (*Essays* [17], S. 351.)

2 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 581, *Sodom und Gomorrha* [21], S. 194-195 und 206-207. Nach dem vorangehenden Abschnitt beginnt in der Erstausgabe das zweite Kapitel.

Seite 213:
1 Im Manuskript schreibt Proust zuerst »trois arrêts« (»drei Stationen«), dann »quatre étapes« (»vier Etappen«). In der Folge erzählt er einen dreistufigen Prozeß des Vergessens.

2 Erinnerung an den dritten Tag der *Gefangenen*. Dort handelt es sich allerdings um einen frühlingshaften Sonntag im Februar. Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 160 und 244.

Seite 214:
1 Prousts Informationsquelle ist abermals das Werk der Brüder Goncourt *Les Maîtresses de Louis XV* beziehungsweise *La du Barry* (Vgl. S. 206, Anm. 1). Nachdem das fragliche Gemälde für die königlichen Sammlungen angeschafft worden war, ließ die du Barry es in ihren Gemächer aufhängen, um es dem König mit den Worten zu zeigen: »Siehst du dieses Bild? Wenn du dein Parlament gewähren läßt, wird es dir den Kopf abschneiden, wie das Parlament von England Karl den Kopf abgeschnitten hat.« Vgl. Edmond et Jules de Goncourt, *Œuvres complètes*, Genève-Paris, Slatkine Reprints, 1986, Bd. X, S. 96-97. Das Porträt Karls I. von Van Dyck spielt schon in Prousts Frühwerk eine wichtige Rolle. Vgl. *Freuden und Tage* [15], S. 10 und 112 sowie die entsprechenden Anmerkungen.
2 Im Gegensatz zu Swann, dem Amateur, der Vinteuils Sonate nur mit dem Leben verbindet, erahnt Marcel, der zukünftige Künstler, darin die ästhetische Dimension.

Seite 219:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 142.

Seite 223:
1 Beretta Anguissola hat angemerkt, daß hier Marcels Vater zum letztenmal zu seinen Lebzeiten erwähnt wird. Durch die Weigerung, ihn zu begleiten, verschuldet sich Marcel ein weiteres Mal gegenüber seinen Eltern.

Seite 224:
1 Die folgende Episode des Artikels in *Le Figaro* gehört zu den ältesten Schichten von Prousts Roman. Sie bildet einen wichtigen Bestandteil in dem Gespräch mit der Mutter, das dem *Contre Sainte-Beuve* als Leitfaden dient. Vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [25], S. 51-60.

Seite 226:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 328.

2 Alles in allem hat Proust zwischen 1900 und 1907 elf Artikel in *Le Figaro* publiziert. Einen davon, »Impressions de route en automobile« (19. November 1907), hat er in den Text der *Recherche* übernommen und in die Romanhandlung eingebaut: In *Swann* schreibt Marcel sein Prosastück über die Kirchtürme von Martinville, in den *Jeunes filles* legt er es Monsieur de Norpois zur Kritik vor, jetzt erscheint es in Form eines Zeitungsartikels. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 264-266, und *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 42 und 68.

Seite 229:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 663-664.

2 Im folgenden verwendet Proust ein Themen- und Beispielmaterial, das er 1908-1909 in den Entwürfen zu einem Artikel über die Methode Sainte-Beuves aufgearbeitet hat. Sainte-Beuves *Causeries du lundi* sind von 1849 an in der bonapartistischen Zeitung *Le Constitutionnel* erschienen. Madame de Boigne ist die Autorin von *Les Récits d'une tante. Mémoires de la comtesse de Boigne, née d'Osmond (1781-1866)* [29]. Proust hat dieses Werk am 20. März 1907 im *Figaro* rezensiert. Vgl. »Tage des Lesens«, *Essays* [17], S. 306-314. Mit dem »Kanzler« (gemeint ist der Herzog Étienne-Denis Pasquier), dem Herzog von Noailles und Madame d'Arbouville werden weitere Namen aus Sainte-Beuves literarischem und sentimentalem Umfeld erwähnt. Vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [25], S. 33 und die entsprechenden Anmerkungen.

Seite 230:
1 Mit dem Motiv des durch die Fenster schimmernden Morgenlichts beginnen die Entwürfe zum *Contre Sainte-Beuve* und damit zur *Recherche*. Wie Nathalie Mauriac Dyer anmerkt, erscheint das Motiv ein letztes Mal auf jenem Umschlag, auf dem Proust in der Nacht vor seinem Tod einen Plan für den Schluß der *Recherche* festgehalten hat. Als erstes figurieren dort »jene strahlenden Morgen, wenn wir in der Morgenröte einen Sonnenspender sehen«. Vgl. Mauriac [9], S. 315.

2 Das Manuskript zu dieser Episode basiert auf einer 1910 geschriebenen Version, in der Albertine Maria noch nicht verdrängt hat. Im Typoskript gehört die Episode zu dem gestrichenen und nicht weiter bearbeiteten Teil.

Seite 231:
1 Zitat aus dem »Sonnet au lecteur« (1850), das Mussets *Poésies nouvelles* beschließt. Vers 12 lautet: »Je veux, quand on m'a lu, qu'on puisse me relire.«

Seite 237:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 219, wo Gilberte allerdings diesen Onkel zu Lebzeiten ihres Vaters beerbt.

Seite 239:
1 Das von Proust mehrmals verwendete Lukrez-Zitat (aus *De natura rerum* II, 1) spricht davon, wie angenehm es ist, vom sicheren Ufer aus der Gefahr anderer zuzusehen. Das Zitat ist sowohl in den rosa Seiten des *Petit Larousse* als auch in Büchmanns *Geflügelten Worten* festgehalten.

2 Anspielung auf eine Episode der Marokkokrise. Nach der Landung Kaiser Wilhelms II. in Tanger (1905) legte Ministerpräsident Rouvier seinem Außenminister Delcassé den Rücktritt nahe und übernahm selbst das Außenministerium. Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 518. Eine Anspielung auf eine spätere Episode der Marokkokrise, den »Panthersprung nach Agadir«, findet sich in *Guermantes* [20], S. 570.

Seite 248:
1 In *Guermantes* [20], S. 587, befinden sich die Elstirs in einem Salon, in den Marcel vom Herzog begleitet wird. Der Text der *Flüchtigen* spielt auf eine ältere Fassung aus dem Jahr 1910 an. Vgl. Claudie Chelet-Hester, »La galerie des Guermantes ou la leçon de vérité d'Elstir«, *Bulletin d'informations proustiennes* 22 (1991), S. 45-46.

Seite 249:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 809.

2 Das Manuskript der *Flüchtigen* basiert auf einem Entwurf aus dem Jahr 1910, in dem der Artikel im *Figaro* noch nicht mit der Beschreibung der Kirchtürme von Martinville identisch war.

Seite 250:
1 Mit der Pilgerfahrt nach Paray-le-Monial charakterisiert Proust die Guermantes nicht etwa als Kunstliebhaber, sondern als Monarchisten. Wie Beretta Anguissola in seinem Kommentar darlegt, hat es damit folgende Bewandtnis: Schwester Mar-

guerite-Marie Alacoque (1647-1690) hatte im Kloster der Visitantinnen in Paray-le-Monial zahlreiche Visionen, in denen ihr Christus die Größe seiner Liebe und seines Herzens zeigte. In dem Buch *La Dévotion du Sacré-Cœur* (1698) hat sie ihre Visionen festgehalten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich der Kult des Heiligen Herzens und die Verehrung für die Autorin der *Dévotion du Sacré-Cœur*, die 1864 selig- und 1920 heiliggesprochen wurde. Nach der Pariser Commune versuchten katholische Rechtskreise den Kult für ihre Sache, das heißt die Wiederherstellung der Monarchie, einzuspannen. Von 1873 an gab es jährliche Pilgerfahrten nach Paray-le-Monial; im gleichen Jahr entschied die Nationalversammlung, der Bau einer Kirche des Heiligen Herzens auf der Höhe von Montmartre sei eine Angelegenheit von nationalem Interesse. Touristisch gesehen, bewies sie damit einige Weitsicht.

Seite 251:
1 In leicht veränderter Form erscheint die Anekdote auch in der *Gefangenen* [22], S. 46.

2 In einer ausführlichen Anmerkung hat Beretta Anguissola dargelegt, daß die Turmspitze der Kathedrale von Bourges auf einer *Anbetung der Könige* in den *Très riches heures du duc de Berry* (um 1400) abgebildet ist. Wegen seines allzu großen Gewichts mußte der Turm im 18. Jahrhundert abgebrochen werden.

Seite 252:
1 Swann und auch Odette sind in der *Recherche* die Exempelfiguren für die Anglophilie des Fin de siècle. Wer es mit Swann gut meint, nennt ihn also »Souann«; wer es schlecht mit ihm meint, nennt ihn »Svann« und charakterisiert ihn damit als Deutschen und Juden. Mit dem Namen von Prousts Mutter verhielt es sich wohl ähnlich: wer »Weil« anstatt »Wel« aussprach, spielte auf den deutsch-jüdischen Ursprung der Familie an.

Seite 253:
1 »L'Espoir en Dieu« (1838) ist ein philosophisch-mystisches Gedicht aus Alfred de Mussets *Poésies nouvelles*. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 491.

Seite 256:
1 Die Szene figuriert auch in der *Gefangenen* [22], S. 46.

2 Swann ist der »Vertreter« Saint-Simons in der *Recherche* (zusammen mit Charlus). Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 39-41, 448 und die entsprechenden Anmerkungen. Das leicht gekürzte Saint-Simon-Zitat stammt aus den *Mémoires* [33], Bd. VII, S. 463.

Seite 257:
1 Der Landsitz Bréautés befindet sich »dicht neben dem der Guermantes«. Vgl. *Guermantes* [20], S. 633.

2 Die folgende Episode hat Proust (in erweiterter Form) in die *Gefangene* übernommen. Deshalb hat Robert Proust sie in der Erstausgabe von *Albertine disparue* weggelassen. Sie fehlt auch in der neuen Pléiade-Ausgabe. Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 49-52.

Seite 258:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 112-113, wo Madame de Chaussepierre allerdings von der Herzogin nicht gegrüßt wird.

2 Der Text der *Flüchtigen* geht auf eine Zeit zurück, als von der Dreyfus-freundlichen Phase des Herzogs noch nichts bekannt war. Diese (vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 208-210) entwickelt Proust erst in einem Zusatz zum Typoskript.

3 Die Ironie dieser Passage besteht darin, daß der Herzog richtig analysiert, aber falsch urteilt. Prousts *À la recherche du temps perdu* ist der Beweis, daß weder Chateaubriands Stil noch seine Thematik altmodisch sind.

Seite 259:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 45-76.

Seite 261:
1 Der Name des Absenders ist im Manuskript nicht eindeutig zu entziffern (Sautton oder Sanilon). Erst in der *Wiedergefundenen Zeit* wird sich herausstellen, wer den Brief geschrieben hat.

2 Die Episode von Bergottes Tod (*Die Gefangene* [22], S. 256-264) fehlt im Manuskript. Proust hat sie 1921 im Cahier 62, einem Entwurfheft mit Zusätzen zum »manuscrit au net«, erarbeitet und später in das Typoskript der *Gefangenen* übertragen.

Seite 267:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 350.

Seite 268:
1 An dieser Stelle endet die erste Phase des Vergessens. In seinen Briefen an Reynaldo Hahn hat sich Proust darüber geäußert, wie seine Trauer um Agostinelli abnimmt. Am 24. Oktober 1914, fünf Monate nach Agostinellis Tod, schreibt er: »Mein lieber Kleiner, es ist wirklich nett von Ihnen, gedacht zu haben, der Aufenthalt in Cabourg müsse für mich Agostinellis wegen schmerzlich sein. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß er es nicht in dem Maße war, wie ich gedacht hätte, und daß diese Reise eher eine erste Etappe des Weges ist, auf dem ich mich von meinem Kummer entferne.« Auch die folgende Überlegung hat Proust in seinen Roman übernommen: »Der Kummer nimmt nicht etwa deshalb ab, weil die anderen gestorben sind, sondern weil man selbst stirbt. Und es braucht eine wirklich große Lebenskraft, um jenes ›Ich‹, das vor einigen Wochen existierte, zu bewahren und als solches am Leben zu erhalten. Sein Freund hat ihn nicht vergessen, den armen Alfred. Doch er hat ihn im Tod eingeholt, und sein Erbe, das ›Ich‹, das heute existiert, liebt zwar Alfred, doch kennt es ihn nur aus den Erzählungen des anderen. Es ist ein Gefühl aus zweiter Hand.« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XIV, S. 357-358.

Seite 269:
1 Die in Klammern gesetzte Passage ist ein nicht eindeutig plazierter Zusatz im Manuskript. Vgl. Mauriac Dyer [9], S. 190.

Seite 271:
1 Im folgenden zitiert Proust – mehr oder weniger frei – einen nicht näher bestimmbaren Vers des Dichters und Librettisten Armand Silvestre (1837-1901), die Verse 206-209 von Alfred de Mussets »La Nuit d'octobre«, das erste Quartett von Armand Sully Prudhommes (1839-1907) Gedicht »Aux Tuileries« aus dem Band *Les Vaines Tendresses* (1875), schließlich die Verse 7, 9, 19-21 des Gedichts »Nocturne« aus dem Band *Le Coffret de santal* (1873) von Charles Cros (1842-1888). Nathalie Mauriac Dyer hat in Silvestres Gedicht »Fleur de chimère« einen Vers aufgespürt, an den sich Proust vielleicht erinnert hat: »Car c'est dans mon

cœur qu'est la fleur de mon rêve!« Das Gedicht steht in einem Band mit dem in unserem Zusammenhang vielsagenden Titel *Les Tendresses* (1898). Derselben Kommentatorin verdanken wir auch den Hinweis, daß die hier zitierten Dichter von Proust auch bemüht wurden, wenn er sich selbst in der Rolle des verlassenen oder verschmähten Liebhabers befand. 1888 zitiert er für Daniel Halévy Charles Cros (vgl. *Écrits de jeunesse* [10], S. 142-143); 1902 zitiert er in einem Brief an Antoine Bibesco im Zusammenhang mit Bertrand de Fénelon dieselben Verse aus Mussets »La Nuit d'octobre« (vgl. *Correspondance* [12], Bd. III, S. 146); 1908 zitiert er in einer Widmung an Marcel Plantevignes Sully Prudhomme (vgl. *Correspondance* [12], Bd. VII, S. 221).

Seite 275:
1 Einige Elemente der vorangehenden Passage hat Proust als späte Zusätze in das Typoskript von *Sodom und Gomorrha* eingefügt. Morels Wunsch, ein junges Mädchen zu mißbrauchen und sich dann aus dem Staub zu machen, seine Vorliebe für kleine Mädchen, seine Verbindung mit Albertine sowie der Name Couliville sind deshalb dem Leser bereits bekannt.

2 Proust webt an einem Themenkomplex weiter (Perversion, Schuld gegenüber geliebten Menschen, Sühne), der schon in seinem Frühwerk von großer Bedeutung ist. Vgl. »Vor der Nacht« (1893), »Das Bekenntnis eines jungen Mädchens« (1896) – beide in *Freuden und Tage* –, »Sohnesgefühle eines Muttermörders« (1907) in *Nachgeahmtes und Vermischtes*, in der *Recherche* dann Marcel (in seinem Verhältnis zu Mutter und Großmutter), die Tochter Vinteuils sowie deren Freundin.

Seite 276:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 73-74.

Seite 279:
1 Schon in *Guermantes* wird Albertine mit Saint-André-des-Champs in Verbindung gebracht (vgl. [20], S. 515 und 519), was nicht ganz harmlos ist. Von Saint-André-des-Champs aus erblickt man Roussainville, das vom Gewitter gezüchtigt wird wie eine biblische Stadt (vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 222-223).

Seite 280:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 650-651.

2 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 80.

Seite 282:
1 Die Verwandtschaft Octaves mit den Verdurins wurde schon früher erwähnt. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 658, und *Sodom und Gomorrha* [21], S. 399. Verschiedene junge Männer haben dieser Romanfigur Modell gestanden. In der folgenden Passage vor allem, wie Anne Chevalier anmerkt, Jean Cocteau, dessen Ballett *Parade* – Musik von Erik Satie, Bühnenbild von Picasso, aufgeführt im Mai 1917 im Théâtre du Châtelet durch die Ballets Russes – einen kleineren Skandal hervorrief. Der Abbé Mugnier schreibt in seinem Tagebuch vom 3. Juni 1917: »Das Ballett dauert einige Minuten, und Jean Cocteau bildet sich voller Überheblichkeit ein, es handle sich um die Premiere von *Hernani*. Seine Freunde sind konsterniert.« Vgl. Chevalier [4], S. 1105.

Seite 285:
1 Es ist die Freundin von Vinteuils Tochter, die die unleserlichen Aufzeichnungen des Komponisten entziffert und damit gerettet hat. Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 371-373.

2 Der Concours général stand den Schülern der oberen Klassen des Gymnasiums offen. Verlangt wurde ein Französischaufsatz über ein vorgegebenes Thema. À la Broglie spielt an auf den bereits auf S. 190 erwähnten Herzog Albert de Broglie, Autor mehrerer historischer und bildungspolitischer Werke und Mitglied der Académie française. Von Pferden und Bargetränken war schon in den *Jeunes filles* im Zusammenhang mit Octave die Rede. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 651.

3 Madame Blatin verdankte ihr Prestige in den Augen Marcels der Tatsache, dass sie mit Gilberte und Madame Swann bekannt war. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 573-547.

Seite 287:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 727-730.

2 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 560.

Seite 290:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 580.

2 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 214.

Seite 292:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 163.

Seite 296:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 734.

Seite 297:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 736-737, und *Die Gefangene* [22], S. 559.

Seite 303:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 139.

2 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 658, und *Sodom und Gomorrha* [21], S. 756.

Seite 305:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 754.

2 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 476.

Seite 306:
1 Vgl. *Die Gefangene* [22], S. 567.

Seite 309:
1 Als Proust im Frühjahr 1922 weitere Teile seines Manuskripts abtippen ließ, legte er der Venedig-Episode teilweise auch den 1919 in der Zeitschrift *Les Feuillets d'art* erschienenen Artikel »À Venise« zugrunde. Unser Text folgt dem damals entstandenen und in der Folge von Proust überarbeiteten Typoskript, wobei wir die gestrichenen Passagen beibehalten. In der Fassung »letzter Hand« endet hier die 250 Seiten umfassende Streichung und beginnt das zweite Kapitel von *Albertine disparue*. In der Erstausgabe beginnt an dieser Stelle das dritte Kapitel »Séjour à Venise«. Proust hat sich im Jahr 1900 im Zusammenhang mit seinen Ruskin-Studien zweimal in Venedig aufgehalten, einmal im Mai mit seiner Mutter (sowie Reynaldo Hahn, dessen Schwester und Marie Nordlinger) und einmal allein im Oktober, nicht zuletzt, um dem Umzug der Prousts vom Boulevard Malesherbes in die Rue de Courcelles zu entgehen.

Seite 310:

1 Von den frühesten Entwürfen an (in den »Cahiers Sainte-Beuve« von 1908-1909, vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [25], S. 101-108) bildet Venedig einen Kontrapunkt zu Combray. Wie man bei der Ankunft in Combray als erstes den Kirchturm von Saint-Hilaire erblickt, so beginnt die »Besichtigung« Venedigs mit dem Campanile von San Marco. Das in der Morgensonne gleißende Gold des Verkündigungsengels steht im Gegensatz zu dem Sonnenuntergang und der trüb-dunklen Ansicht Venedigs am Ende der Episode. Es muß angemerkt werden, daß zur Zeit von Prousts ersten Entwürfen zur Venedig-Episode der Campanile zusammengebrochen und der goldene Engel zertrümmert war. Die Katastrophe ereignete sich am 14. Juli 1902. *Le Figaro*, welcher an diesem Tag auch den Tod von Charles Haas meldete (vgl. *Die Gefangene* [22], S. 281 und Anm. 1), brachte das Ereignis als Schlagzeile.

2 Der bärtige Gott, eine Janusfigur, geht auf Ruskin zurück, der in einer Tafel zu den *Steinen von Venedig* mehrere Fensterdekorationen, u. a. auch den bärtigen Januskopf darstellt. Vgl. *Works* [32], Bd. IX, Tafel 8.

Seite 311:

1 In der lange Zeit maßgeblichen Proust-Biographie von George Painter, die großen Wert auf die Übereinstimmung von Leben und Werk legt, logieren die Prousts merkwürdigerweise im Danieli, das heißt an der Riva degli Schiavoni und nicht am Canal Grande. In Tat und Wahrheit aber sind Proust und seine Mutter im Europa, das am Canal Grande gegenüber der Kirche Santa Maria della Salute lag, abgestiegen. Alberto Beretta Anguissola, der Prousts Spuren in Venedig sehr genau gefolgt ist, präzisiert, daß um 1900 das Europa nicht wie heute im Palazzo Tiepolo (aus dem 17.), sondern im Palazzo Giustinian (aus dem 15. Jahrhundert) untergebracht war. Vgl. Mondadori [36], S. 863.

Seite 312:

1 Die Vorstellung von Venedig als einem Museum der profanen Baukunst des Mittelalters erscheint schon in Prousts Vorwort zu seiner Übersetzung der *Bible of Amiens* und in Prousts Besprechung von *Les Pierres de Venise*. Vgl. *Essays* [17],

S. 299. Wie die Sonate oder das Septett Vinteuils und wie Elstirs *Port de Carquethuit* ist das venezianische Spitzbogenfenster ein imaginäres Kunstwerk – imaginär und doch nach identifizierbaren Modellen gearbeitet. Der Hinweis auf Museen mit reproduzierten Kunstwerken hat Alberto Beretta Anguissola aufhorchen lassen, und er ist im Pariser Musée national des monuments français (das bis 1937 als Musée de sculpture comparée auch nicht-französische Beispiele zeigte) auf die Suche gegangen. Er hat dabei zwei blinde Fenster des Hauses von Jacques Cœur in Bourges entdeckt, die möglicherweise dem Proustschen Fenster zugrunde liegen und eine Interpretation nahelegen, die die sentimentale Mutter-Sohn-Beziehung ironisiert. Vgl. Mondadori [36], 864-865.

Seite 313:

1 Mit dem Wert der bescheidenen Dinge und Eindrücke hat sich Proust in dem Essay über Chardin und Rembrandt (1895) und im *Jean Santeuil* auseinandergesetzt. Zu Beginn der *Recherche* hat er das Thema wieder aufgenommen, und nun stellt er den Stilleben und Genreszenen aus »Combray« die große venezianische Malerei gegenüber.

2 Der Zeichner, Maler und Bühnenbildner Maxime Dethomas (1867-1929) hat nicht nur Henri de Régniers *Esquisses vénitiennes* (1906), sondern auch Prousts Artikel »À Venise« (1919) illustriert.

3 Der Vorort im Nordosten von Paris steht als Beispiel für häßliche Bedeutungslosigkeit.

Seite 314:

1 Die Proust-Biographik hat – vielleicht nicht ganz willkürlich, aber doch ohne belegbare Gründe – die im folgenden erzählten Streifzüge dem zweiten Aufenthalt Prousts in Venedig zugeordnet. Vgl. beispielsweise Paul Morand, *Venises* [31], S. 120-125. Dort (S. 124) steht auch der bedenkenswerte Satz: »Für Proust ist Venedig die Stadt seines Unterbewußtseins.«

Seite 316:

1 Über den Aufenthalt Albertines in Venedig erfährt man nichts Näheres. Er kann mit der Zeit in Verbindung gebracht werden, die sie mit der Freundin von

Mademoiselle Vinteuil in Triest verbracht hat. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 756.

2 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 328.

Seite 318:
1 Die Handlung spielt vor einer glorreichen, jedem Venedig-Reisenden, jedem Kenner von Venedig-Literatur oder -Veduten wohlvertrauten Kulisse: Piazzetta (mit den beiden Säulen), Dogenpalast, Markusplatz, Markuskirche und Baptisterium. Daß die Mutter (durch die Augen der Großmutter) diesen kulturbeladenen Ort als natürlich empfindet, darf als Ironiesignal gelesen werden. Ruskins *St. Mark's Rest* beginnt mit dem Ratschlag, die Besichtigung der Stadt an dieser Stelle beginnen zu lassen. Den Hinweis auf die Pfeiler aus Akkon bezieht Proust aus den *Stones of Venice*. Vgl. *St. Mark's Rest* in *Works* [32], Bd. XXIV, S. 207-208, *The Stones of Venice* in *Works* [32], Bd. X, S. 85, und Jo Joshida,»L'après-midi à Venise« [45].

Seite 319:
1 Im Manuskript fehlen die folgenden Seiten (bis S. 332); sie sind ersetzt durch eine Paperole aus einem Entwurfheft. Wir geben die ältere Version dieser Paperole auf S. 415-419 und halten uns im folgenden (S. 319–332) an das von Proust überarbeitete Typoskript.

Seite 320:
1 Anspielung auf das Modehaus Worth, das im Zweiten Kaiserreich und zu Beginn der Dritten Republik tonangebend war. Im Zusammenhang der Romanhandlung beziehungsweise im Kontext der Jahrhundertwende impliziert die Anspielung »aus einer anderen Zeit«.

Seite 321:
1 Spezialgeschäft für venezianische Glaskunst mit mehreren Adressen und Niederlassungen, u. a. Piazza San Marco und Rue de la Paix.

Seite 322:
1 Bei unterschiedlicher politischer Ausrichtung war die *Gazetta del Popolo* das Turiner Pendant zum Mailänder *Corriere della Sera*.

2 Freie Kombination von Realem und Imaginärem: Maurice Paléologue (1859-1944) war von 1907 bis 1912 Botschafter in Sofia, Henri Lozé (1850-1915) von 1893 bis 1895 Botschafter in Wien.

Seite 325:
1 Der ganze Schluß der Szene (bis »in Richtung Rhein in Bewegung zu setzen«, S. 332) beruht auf einem bald handschriftlichen, bald diktierten Zusatz im Typoskript.

Seite 327:
1 Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich der Politiker und Publizist Gabriel Hanoteaux (1853-1944), der mit Prousts Vater bekannt war und gemäß Painter der Figur des Marquis von Norpois Modell gestanden haben soll.

2 Giovanni Giolitti (1842-1928) war zwischen 1892 und 1921 nicht weniger als fünfmal italienischer Ministerpräsident. So kann sein Name – was wohl durchaus beabsichtigt ist – kaum dazu dienen, die Handlung zeitlich näher zu bestimmen.

Seite 329:
1 Camille Barrère (1851-1940) war von 1897 bis 1924 Botschafter in Rom. Proust hat den Diplomaten als Kind in seinem Elternhaus kennengelernt. In seinem Briefwechsel macht er sich mehrmals über die wichtigtuerische Art Barrères lustig. Am 5. oder 6. August 1922 schreibt er an Benjamin Crémieux: »Die italienische Presse beschäftigt sich täglich mit mir, zum großen Leidwesen von M. Barrère, der glaubt, ich hätte ihn in der Figur M. de Norpois' dargestellt, nur weil er wöchentlich, als ich ein Kind war, bei uns dinierte. Doch Norpois repräsentiert einen völlig anderen, wenn auch ebenso abscheulichen Typus von Diplomaten.« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XXI, S. 402-403.

2 Emilio Visconti-Venosta (1829-1914) war während seiner langen diplomatischen Laufbahn mehrmals italienischer Außenminister.

Seite 331:
1 Proust schreibt: »satisfaisante (*befriedigend*)«.

Seite 332:
1 An dieser Stelle endet der handschriftliche Zusatz im Typoskript (S. 319-332). Die nächsten Seiten (S. 332–341 »[…] dem Verlangen nach Unsterblichkeit hei-

len.«) sind im Typoskript von *Albertine disparue* gestrichen. Dazu kommen weitere editorische Komplikationen, auf die wir nicht näher eingehen können, die aber von Nathalie Mauriac Dyer ausführlich dargelegt werden. Vgl. Mauriac Dyer [9], S. 228, Anm. 2.

2 In Prousts suggestivem Bild verbinden sich die Bleikammern des Dogenpalastes und das französische Wort »les oubliettes« (Verlies).

Seite 335:
1 Vgl. S. 73. Schon mancher Proust- und Venedig-Kenner hat sich einen Augenblick lang darüber gefreut, im oberen Saal der Scuola di San Giorgio degli Schiavoni tatsächlich einen Adler vorzufinden, mußte dann aber enttäuscht feststellen, daß das naturalistische Fresko von Andrea Vicentino (1539-1614) mit dem stilisierten Adler Prousts nichts zu tun haben kann. Die französischen Ausgaben verzeichnen zwar, daß im Manuskript nach »Schiavoni« ein Fragezeichen folgt, lassen aber die Sache auf sich bewenden. Dabei hat Alberto Beretta Anguissola das Rätsel gelöst und die Lösung in seiner Ausgabe von *Albertine scomparsa* [36] sowie in seinem Aufsatz »Pèlerinages proustiens à Venise« [37] publiziert. Proust hat den fraglichen Adler nicht in der Scuola di San Giorgio degli Schiavoni, sondern auf einer Ikone in der benachbarten Kirche San Giorgio dei Greci gesehen. Die Ikone aus dem 14. Jahrhundert (heute im Museum der Kirche) zeigt Christus in Glorie mit den zwölf Aposteln. Der Heiland ist von den Evangelistensymbolen und den Aposteln umgeben; der stilisierte Adler zeigt mit seinem Schnabel auf den Apostel Andreas. Damit ist auch die Frage nach jenem Unbekannten, »für dessen Namen der Adler gewiß das Symbol war« (S. 76) beantwortet. Vgl. Beretta Anguissola, »Pèlerinages« [37], S. 45, Mondadori [36], S. 880, und *Proust e la Bibbia* [38], Abbildung 7.

Seite 336:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 231 ff.

Seite 338:
1 Vgl. S. 50.

Seite 340:

1 Freie Zitate aus dem Geständnis Phèdres gegenüber Hippolyte (Verse 634-638), einer Szene, die das ganze Werk Prousts durchzieht und in der *Recherche* ein eigentliches Leitmotiv bildet.

Seite 341:
1 Als sich Proust im Mai 1900 in Venedig aufhielt, arbeitete er unmittelbar am zweiten Teil eines Artikels über Ruskin für die *Gazette des Beaux-Arts* (der erste Teil war am 1. April erschienen, der zweite erschien am 1. August). Gleichzeitig aber beschäftigte er sich bereits mit der Übersetzung der *Bibel von Amiens*, wobei ihm seine Mutter und Marie Nordlinger behilflich waren.

2 Von dieser Stelle an folgt das Typoskript dem stark gekürzten Text des Artikels »À Venise«. Wir halten uns an das Manuskript.

Seite 342:
1 Heute gelangt man nur noch von der Markuskirche her ins Baptisterium. Um 1900 konnte auch, wie es Ruskin sowohl in den *Stones of Venice* als auch in *St. Mark's Rest* empfiehlt, das der Piazzetta zugewandte Portal mit den Pfeilern aus Akkon benützt werden.

2 Schon in »Combray« ist von Steinplatten die Rede, die die Zeit weich, ja flüssig hat werden lassen. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 88 und 255.

3 Wie Nathalie Mauriac Dyer gezeigt hat, geht das Bild auf Ruskin zurück. Das neunte Kapitel von *St. Mark's Rest*, das den Mosaiken des Baptisteriums gewidmet ist, trägt als Epigraph ein Zitat aus *The Stones of Venice*: »Dieses Bauwerk muß weniger wie eine Kirche als wie ein Gebetbuch aufgefaßt werden, ein großes illuminiertes Missal, gebunden in Alabaster anstatt Pergament.« Vgl. Poche [9], S. 332.

4 Welche Bedeutung die Szene im Baptisterium für die Geschichte, die Heilsgeschichte Marcels hat, wird sich erst in der *Wiedergefundenen Zeit* erweisen. Schon in der Szene selbst geht es aber offensichtlich um mehr als die touristische Besichtigung eines Kunstwerks. Wie Alberto Beretta Anguissola gezeigt hat, setzt Proust die Mutter, die Marcel einen Schal über die Schultern legt, mit den Engeln in Beziehung, die auf dem Mosaik während der Taufe die Kleider Jesu tragen. Da-

durch setzt Proust Marcel an die Stelle des Getauften, der durch die Taufe seiner Schuld (gegenüber der Mutter) enthoben wird. »Es geht hier um die psychische Gesundheit des Erzählers. Der Besuch im Baptisterium von San Marco ist eine christliche Metapher dessen, was für Freud den entscheidenden Punkt einer Analyse darstellt: der Punkt – auch wenn er oft nicht als solcher wahrgenommen wird –, an dem sich die Realität und die eigene Geschichte versöhnen. Christlich gesprochen kann es keine Taufe ohne Immersion geben. Deshalb konnte nur eine Stadt wie Venedig, die buchstäblich im Meer versinkt und ganz aus Wasser gemacht ist, zur ›Figur‹ für diese entscheidende, vorläufig noch unbewußte Wende werden.« Vgl. Mondadori [36], S. 885.

Seite 343:

1 Auf Carpaccios Zyklus der *Ursulalegende* hat Proust schon in früheren Bänden der *Recherche* verwiesen. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 680, und *Guermantes* [20], S. 590. Das vorletzte Bild des Zyklus ist zweigeteilt, links das Martyrium der elftausend Jungfrauen, rechts das Begräbnis der Heiligen. Die fragliche Frauenfigur erscheint in der Begräbnisszene. Sie ist durch ihre einfache Kleidung und ihre Stellung im Vordergrund von der prunkvollen Szene losgelöst. Es handelt sich um die verstorbene Frau des Auftraggebers, die bereits tot war, als das Bild gemalt wurde. Außerdem sind drei ihrer Töchter in der vorangehenden Szene des Martyriums dargestellt, so daß die Figur gleichzeitig eine Mater dolorosa und eine verstorbene Mutter darstellt. Die Betroffenheit des Autors ist auch ohne dieses Hintergrundwissen spürbar. Proust hat sich bei Ruskin informiert, in dessen *Guide to the Academy at Venice* das fragliche Bild reproduziert ist (*Works* [32], XXIV, Tafel LII); außerdem bei Gabrielle und Léon Rosenthal, *Carpaccio*, Paris, Laurens, 1906, sowie bei Gustave Ludwig und Pompeo Molmetti, *Vittore Carpaccio*, Paris, Hachette, 1910.

2 Gemeint ist das *Wunder der heiligen Kreuzreliquie* in der Accademia. Als Proust im Februar 1916 damit begann, das Motiv von Albertines Fortuny-Kleidern in den Roman einzuarbeiten, hat er sich in mehreren Briefen an Maria de Madrazo über

das »leitmotiv Fortuny« geäußert. Insbesondere hat er sich bei Mme. de Madrazo, die mit einem Onkel Fortunys verheiratet war, erkundigt, ob Fortuny nach bestimmten Modellen aus der venezianischen Malerei gearbeitet hat. Gleichzeitig hat er sich ausführlich über Carpaccio dokumentiert. So übernimmt er in der folgenden Beschreibung des *Wunders der heiligen Kreuzreliquie* mehrere Elemente aus dem Werk von Gabrielle und Léon Rosenthal, *Carpaccio, biographie critique*, Laurens, 1907, beispielsweise den Barbier, der sein Rasiermesser abwischt, sowie den Neger, der ein Faß trägt. Bedeutungs- und geheimnisvollere Bezüge spielen jedoch in dem Mantelmotiv. Am Ende der *Gefangenen* (vgl. [22], S. 580) ist von einem wundervollen dunkelblauen Fortuny-Mantel die Rede, den Albertine sich für eine Spazierfahrt nach Versailles überwirft. Nun entdeckt Marcel das Modell dieses Mantels auf einem Bild Carpaccios. Proust hat das *Wunder der heiligen Kreuzreliquie* sehr genau angeschaut und mit Bedacht einen Mantel gewählt, der mit einer bedeutungsvollen Kartusche verziert ist. Die Sirene mit dem doppelten Fischschwanz auf der Kapuze des Calzabruders weist auf das doppelgesichtige, schillernde Wesen Albertines hin. Wie Alberto Beretta Anguissola bemerkt hat, lautet die Inschrift in der Kartusche, die auf den Proust vorliegenden Reproduktionen nicht lesbar ist: CON TEMPO. Ob Proust diese Inschrift kannte und der Bezug auf Albertine, die »mächtige Göttin der Zeit« (vgl. *Die Gefangene* [22], S. 554), vom Autor intendiert ist, bleibt ein Geheimnis. Vgl. Beretta Anguissola [36], S. 892, und »Pèlerinages« [37], S. 43.

3 Die große Pariser Whistler-Ausstellung von 1905 in der École des Beaux-Arts zeigte mehrere Aquarelle und Stiche mit Ansichten von Venedig. In Erinnerung an die Tage in Venedig hat sich Proust darüber in Briefen an die Mutter, an Marie Nordlinger und einige Monate später an Maria de Madrazo, Reynaldo Hahns Schwester, geäußert. Für die Mutter zeichnet er am 15. Juni einen Plan der Ausstellung und schreibt dazu: »Steig die Treppe hinauf, oben im Vestibül sind links kleine Ansichten von Venedig, Straßen, Höfe, Rii; rechts noch einmal Venedig und kleine Seestücke.« Etwas später schreibt er an Marie Nordlinger, nachdem sich

Jacques-Émile Blanche in *La Renaissance latine* vom 15. Juni (wo auch Prousts Artikel »Sur la lecture« figurierte) negativ über Whistler geäußert hatte: »In diesem Augenblick findet in der künstlerischen Elite Frankreichs ein beängstigender Meinungsumschwung in bezug auf Whistler statt. Man betrachtet ihn als einen Mann von erlesenem Geschmack, der vorgibt, ein großer Künstler zu sein […]. Ich bin gar nicht dieser Meinung. Wenn derjenige, der das türkisblaue Venedig, das topasfarbene Amsterdam und die opalene Bretagne gemalt hat, kein großer Maler war, hat es nie welche gegeben.« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. V, S. 219 und 260-261. Die Verbindung zwischen Carpaccio und Whistler findet sich auch in einem Brief an Mme. de Madrazo vom 9. März 1916: »es gibt dort [im *Wunder der heiligen Kreuzreliquie*] eine Blüte von trichterförmig erweiterten Schornsteinen, die ebenso schön ist wie die Tulpenblüte und die vielleicht, was mich nicht erstaunen würde, einige kleine Venedig-Ansichten Whistlers beeinflußt hat.« Vgl. ibid., Bd. XV, S. 62.

4 In den Monaten Mai und Juni 1914 gaben die Ballets Russes *La Légende de Joseph* (Text von Harry von Kessler und Hugo von Hofmannsthal, Musik von Richard Strauss, Bühnenbild von José-Maria Sert, Kostüme von Léon Bakst, Choreographie von Michael Fokine). Die Ausstattung hielt sich nicht etwa an orientalische Muster, sondern – in dekadentistischästhetizistischer Manier – an das Venedig der Spätrenaissance, besonders an Veronese. Ob Proust einer Aufführung beigewohnt hat, ist ungewiß, doch hat er sich ausführlich über das Stück dokumentiert. Wer es ihm gleichtut, was bisher von den Kommentatoren einzig Alberto Beretta Anguissola getan hat, stößt auf zahlreiche Themen und Motive, die Prousts Interesse erklären, insbesondere das im Umkreis von Diaghilew allgegenwärtige Thema Sodom und Gomorrha. Möglicherweise bildet die zentrale Szene, in der Joseph sich in einen weiten gelben Mantel hüllt, um sich vor den Zudringlichkeiten von Potiphars Frau zu schützen, eine Keimzelle des Fortuny-Mantel-Leitmotivs in der *Gefangenen* und der *Flüchtigen*. Vgl. die ausführliche Anmerkung von Alberto Beretta Anguissola [36], S. 888-891.

Seite 345:
1 Die Parallele zwischen den allegorischen Figuren von Padua und jenen von Combray gehört zum allerersten Romanprojekt Prousts. Die ersten Entwürfe zu dem Besuch der Arena-Kapelle (in Begleitung der Kammerzofe der Baronin Putbus) datieren von 1909. Ein Kapitel »Les Vices et les Vertus de Padoue et de Combray« wird noch beim Erscheinen von *Du côté de chez Swann* 1913 angekündigt, doch dann tritt – bei der Arbeit am Albertine-Teil – mit der Figur der Kammerzofe auch Padua in den Hintergrund.

Seite 346:
1 Der Flugpionier Roland Garros, der 1913 als erster das Mittelmeer überflog, wurde im Oktober 1918 vermißt gemeldet.

2 Der folgende Abschnitt ist im Typoskript von *Albertine disparue* gestrichen.

Seite 348:
1 Proust sieht Venedig durch die Brille Carpaccios. Die tulpenförmigen Kamine stammen aus dem *Wunder der Heiligen Kreuzreliquie*. Dahinter jedoch schimmert ein weiteres Bild durch, nämlich Monets *Tulpenfeld bei Haarlem*. Proust hat das Bild bei dem Fürsten Edmond de Polignac gesehen und in seiner Chronik über den »Salon der Fürstin Edmond de Polignac« als »das schönste Bild von Monet, das ich kenne« taxiert. Polignac war nicht nur ein Liebhaber von Tulpen aus Haarlem beziehungsweise von Bildern Monets, sondern auch von Venedig, wo er – dank seiner Frau, geb. Winnareta Singer, einer amerikanischen Milliardärin – einen Palazzo besaß. Vgl. *Essays* [17], S. 223-226, und *Guermantes* [20], S. 802 und Anm. 1.

Seite 350:
1 Zu der Kammerjungfer der Baronin Putbus, der in den frühen Entwürfen eine bedeutende Rolle zugedacht war, vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 143-145, 185-186 und 227-229, *Die Gefangene* [22], S. 118, sowie supra S. 90.

Seite 351:
1 In den Entwürfen zum Sainte-Beuve-Projekt findet sich eine ähnliche Szene, doch dort erinnert sich Proust (beziehungsweise der Ich-Erzähler) an einen Streit

mit der Mutter, bei dem er selbst drohte, ohne die Mutter abzureisen. Vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [25], S. 107-108.

2 Die Romanze wurde 1898 komponiert; Musik von Eduardo di Capua auf ein Gedicht von Giovanni Capurro. In der letzten Strophe verdichten sich die Bezüge auf die Romansituation: Sonnenuntergang, Nahen der Nacht, der Liebende unter dem Fenster der Geliebten … Man beachte, daß die Position des Gondoliere derjenigen Marcels entspricht, als er zu Beginn des Venedig-Kapitels seine Mutter von der Gondel aus an ihrem Fenster erblickt (S. 312).

Seite 352:
1 Stickstoff anstatt Sauerstoff – es muß sich um ein Versehen handeln.

2 Der Name evoziert lichterfüllte Venedig-Bilder und spielt indirekt auch auf Ruskin an, der ein großer Bewunderer Turners war.

Seite 353:
1 An dasselbe Erlebnis erinnert sich Proust schon im *Jean Santeuil* [24], S. 193-194. Die bei einem Hochwasser im Sommer 1993 zerstörte Badeanstalt Deligny war auf einem vor dem Quai d'Orsay verankerten Floß untergebracht. Neben den gemeinsamen Schwimmbecken standen für die medizinisch empfohlenen Kaltwasserkuren 350 Einzelkabinen zur Verfügung. Sie waren ringsum geschlossen, nach unten zum Wasser hin aber offen. Daß Proust auch das Arsenal in Venedig aus eigener Erfahrung kannte, ist kaum anzunehmen. Es ist vielmehr ein imaginärer, literarischer (schon im 21. Gesang von Dantes *Inferno* thematisierter) Ort. Morands Bemerkung, Venedig sei die Stadt von Prousts Unterbewußtsein (vgl. [31], S. 124) muß insofern relativiert werden, als im Romantext die Bilder und Phantasmen des Unterbewußtseins durchaus bewußt gemacht werden.

Seite 355:
1 Den Schluß der Venedig-Episode übernehmen wir aus dem Typoskript, dem der Artikel »À Venise« zugrunde liegt.

Seite 357:
1 Wer sich an die Beschreibung von Gilbertes Unterschrift in den *Jeunes filles* erinnert, braucht diese Erklärungen nicht abzuwarten, um zu wissen, wer das frag-

liche Telegramm aufgegeben hat. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 109.

Seite 358:
1 An dieser Stelle endet *Albertine disparue*. Alles weitere ist im Typoskript gestrichen. In der Erstausgabe beginnt hier das vierte Kapitel.

Seite 359:
1 Zitate aus Briefen Madame de Sévignés an ihren Cousin Philippe-Emmanuel de Coulanges vom 15. Dezember 1670 und 22. Juli 1671. Wir zitieren den Anfang des ersten Briefes, um zu zeigen, weshalb die Großmutter diese (rhetorisch aufgedonnerte) Seite Madame de Sévignés nicht mochte: »Ich will Ihnen die allererstaunlichste Sache zur Kenntnis bringen, die verblüffendste, wunderbarste, wundervollste, triumphierendste, überwältigendste, unerhörteste, einzigartigste, außerordentlichste, unglaublichste, unvorhergesehnste, größte, kleinste […].« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. I, S. 139.

Seite 360:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 750.

Seite 361:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 31.

2 Anspielung auf das Verhältnis Onkel Adolphes mit Odette de Crécy.

Seite 362:
1 Anspielung auf eine düstere Episode am Hof der Orléans, von der Madame de Boigne in ihren Memoiren berichtet. Die Königin erklärte sich bereit, die Maitresse des Fürsten von Condé am Hof zu empfangen, unter der Bedingung, daß diese den Fürsten dazu bringe, ihren Sohn, den Herzog von Aumale, als Erben einzusetzen. Der Kuhhandel kam zustande, und wenig später fand man den Fürsten erhängt an einem Fenster seines Schlosses in Chantilly. Vgl. *Récits d'une tante.*[29], Bd. III, S. 289-290.

2 Die Frau des Grafen Philibert de Gramont, Diane d'Andouins (1554-1620), genannt »la belle Corisande«, war die Geliebte Heinrichs IV. Prousts Freund Armand de Guiche sowie dessen Stiefschwester, die Gräfin Clermont-Tonnerre (Antonia-Corisande-Élisabeth) stammten aus dem Hause Gramont.

3 Nachahmungen waren um die Jahrhundertwende ein beliebtes, von Proust glänzend beherrschtes Gesellschaftsspiel. Bevorzugte Opfer des jungen Proust waren Madeleine Lemaire und Robert de Montesquiou.

Seite 366:
1 Jede Heirat eines Freundes hat Proust zu schaffen gemacht, besonders die Heiraten seiner adligen Freunde: Guiche, Radziwill, Albufera, Polignac oder Lauris. So schreibt er beispielsweise am 1. November 1910 an Georges de Lauris: »Mein lieber Georges, es war sehr nett von Ihnen, mir aus Anlaß Ihrer Hochzeit zu schreiben; es wäre noch netter gewesen, mich einzuladen« und Anfang Februar 1920 an Pierre de Polignac: » Lieber Freund, Ihre Verlobung, Ihre Verlobung bereitete mir große Freude und tiefen Schmerz.«. Vgl. *Correspondance* [12], Bd. X, S. 192, und Bd. XIX, S. 105.

2 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 705-709.

Seite 369:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 247.

Seite 372:
1 Mademoiselle de Nantes, Tochter von Ludwig XIV. und Madame de Montespan, heiratete den Fürsten von Condé; ihre Schwester, Mademoiselle de Blois, den Herzog von Orléans; eine weitere Mademoiselle de Blois, Tochter von Ludwig XIV. und Madame de la Vallière, den Fürsten Conti. Über die drei Heiraten wird sowohl in Saint-Simons Memoiren als auch in den Briefen der Liselotte von der Pfalz – Prousts Quellen für den Klatsch am Hofe des Sonnenkönigs – ausführlich berichtet.

Seite 376:
1 Proust legt hier eine Spur an, die nicht weiterführt.

2 Freies Zitat aus Offenbachs Opéra bouffe *La Belle Hélène* (1864). Es stammt aus der 7. Szene des 1. Aktes.

3 Hier beginnt ein Einschub, der das Gefüge der ganzen Passage empfindlich stört. Er endet mit »[…] keine drei bekannten Gesichter gesehen.«

Seite 380:
1 Ereignis, das die Bündnispflicht eines Staates auslöst.

2 Die Vereinigung der beiden zuvor streng getrennten Gegenden von Méséglise und Guermantes gehört zu den Themen, die das Ende des Romans herbeiführen.

Seite 382:
1 Auch der gutunterrichtete Leser erfährt diese Tatsache hier zum erstenmal.

Seite 383:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [21], S. 508.

Seite 386:
1 Die als Pointe gesetzte Historie hat etwas Zwielichtiges. Einerseits teilt Proust die Vorbehalte der Moralisten (Pascals insbesondere) oder auch Schopenhauers gegenüber der Geschichte, andererseits aber läßt er in seinem Text auch zwei bedeutende historische Werke durchschimmern, nämlich Chateaubriands *Vie de Rancé* (1844) und Sainte-Beuves *Port Royal* (1840-1859), die beide von der Zerstörung des Klosters und der Exhumierung der dort Begrabenen berichten.

2 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 52.

Seite 388:
1 Erinnerungen an diesen Aufenthalt in Tansonville tauchen bereits in der Ouvertüre auf. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 12.

2 Der Satz wird durch einen längeren Zusatz unterbrochen, den wir in spitze Klammern setzen.

Seite 389:
1 Der Satz ist nicht abgeschlossen.

Seite 390:
1 In den Entwürfen hieß Morel lange Zeit Bobby Santois.

Seite 394:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 433 ff.

Seite 395:
1 Vgl. *Guermantes* [20], S. 227 ff.

2 Vgl. *Guermantes* [20], S. 250.

3 Für eine ähnliche Gegenüberstellung von Früh- und Spätwerk Wagners vgl. *Die Gefangene* [22], S. 374.

Seite 396:
1 Auch auf der onomastischen Ebene sind die beiden Figuren miteinander verbunden.

Seite 402:
1 Für den Autor wie für den Leser besteht die Brücke aus den beiden Namen.

Seite 404:
1 Vgl. die Szene mit Marcel, Charlus und Brichot während der Soiree bei den Verdurins in der *Gefangenen*.

Seite 405:
1 An dieser Stelle endet in der ersten Pléiade-Ausgabe *La Fugitive* und folglich auch *Die Entflohene*. Im Manuskript findet sich lediglich die Anweisung für einen Abschnitt.

2 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 168 und 196.

Seite 406:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 212.

Seite 407:
1 An dieser Stelle verbinden sich die beiden Gegenden von Méséglise und von Guermantes auch geographisch miteinander.

Seite 408:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 250.

Seite 409:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [18], S. 206-207. Das Mißverständnis um die Geste Gilbertes ist eines der anschaulichsten Beispiele für das anfängliche Unvermögen Marcels, die Zeichen zu entziffern. Gilles Deleuze betrachtet das Entziffern von Zeichen als das zentrale Problem in Prousts Roman. Vgl. Deleuze [43].

Seite 410:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 283.

Seite 411:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [19], S. 282.

2 Der in Klammern gesetzte Zusatz im Manuskript widerspricht den Aussagen des Kontexts.

Seite 414:
1 Im Manuskript folgt die Anmerkung »Grausamkeit beim Tod ihres Vaters (aus dem entsprechenden Heft kopieren)«. Dann bleiben zwei Seiten leer. Das Typoskript endet acht Seiten weiter. Obwohl weder im Manuskript noch im Typoskript entsprechende Anweisungen existieren, hat Robert Proust den Band an dieser

Stelle enden lassen. Wie die meisten neueren Ausgaben folgen wir seinem Vorschlag. das diner villeparisis-norpois in der fassung des manuskripts Als Proust 1919 den Artikel »À Venise« für die Zeitschrift *Les Feuillets d'Art* vorbereitete, hat er die Seiten mit dem Diner Villeparisis-Norpois aus dem Manuskript herausgenommen. Diese Seiten sind verlorengegangen. An ihrer Stelle hat er eine ältere Version der Szene – in Form einer Paperole – in das Manuskript geklebt. Die Vorlage ist stark beschädigt und stellenweise kaum zu entziffern. Jean Milly [7] sowie Nathalie Mauriac Dyer [9] haben diese Fassung publiziert.

Seite 416:
1 Wieder einmal führt Proust seine Kenntnisse des Adelskalenders am Beispiel eines Sodomiten vor. Es handelt sich um Édouard, Graf von La Rochefoucauld und Fürst von Bisaccia, den Sohn von Sosthène, Herzog von Doudeauville. Proust erwähnt ihn in einem Brief vom 10. Dezember 1921 an den Herzog von Guiche als einen der Sodomiten, die mit *Sodom und Gomorrha I* unzufrieden waren wegen »der Art und Weise, wie ich sie (*ganz gegen meinen Willen, aus rein künstlerischen, kompositorischen Gründen*) in *Sodom und Gomorrha* gebrandmarkt habe […]«. Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XX, S. 577-578.

Seite 417:
1 Anspielung auf die Marokkokrise von 1905.

2 Wie Nathalie Mauriac Dyer anmerkt, ist die ganze Szene mit Madame de Villeparisis und Monsieur de Norpois eine Ankündigung jenes Teils der *Wiedergefundenen Zeit*, die Proust mit »bal des têtes« (Maskenball) bezeichnet. Vgl. Poche [9], S. 329.

Seite 419:
1 Wie Marie Miguet-Ollagnier gezeigt hat, schimmern an dieser Stelle die Ovidschen Figuren Philemon und Baucis durch. Vgl. *La Mythologie de Marcel Proust* [53], S. 174. das diner villeparisis-norpois in der fassung von 1919 »Mme de Villeparisis à Venise«, erschienen in *Le Matin* vom 11. Dezember 1919. Der Artikel erschien am Vorabend der Verleihung des Prix Goncourt an Marcel Proust. Es handelt sich um einen Ausschnitt aus dem Artikel »À Venise« in *Les Feuillets*

d'Art (15. Dezember 1919). Für seinen Artikel in *Les Feuillets d'Art* hat Proust alle Bezüge auf Albertine gestrichen und das Gespräch zwischen Madame de Villeparisis und Monsieur de Norpois der politischen Aktualität angepaßt. Es geht jetzt nicht mehr um die Marokkokrise von 1905, sondern um die Kriegsjahre und die Einnahme von Fiume durch d'Annunzio im September 1919. In seiner Ausgabe von *Albertine disparue* [7] hat Jean Milly den ganzen Artikel sowie den für *Le Matin* neu verfaßten Ingreß abgedruckt und kommentiert. Wir folgen – in großer Dankbarkeit – seiner Ausgabe.

Seite 420:
1 Von hier an übernimmt *Le Matin* den Text von »À Venise«, wo der Abschnitt folgendermaßen beginnt: »Mehrere Palazzi am Canal Grande waren in Hotels umgewandelt; aus Liebe zur Abwechslung wie auch aus Liebenswürdigkeit gegen Madame Sazerat, der wir begegnet waren – sie war die unerwartet und lästigerweise auftauchende Bekannte, die man auf jeder Reise trifft – und die Mama eingeladen hatte, wollten wir eines Abends versuchen, in einem anderen Hotel als unserem zu Abend zu essen, in dem, wie es hieß, die Küche besser war. Während meine Mutter den Gondoliere auszahlte und mit Madame Sazerat in den vorbestellten Salon trat, wollte ich […].«

Seite 422:
1 Sidney Sonnino (1847-1923), italienischer Politiker.

2 Sidney Schiff (1868-1944), englischer Literat, der seit 1919 zum engeren Freundeskreis Prousts gehörte. In einem um den 30. August 1920 geschriebenen Brief entschuldigt sich Proust, in seinem Artikel Schiff ohne dessen Einwilligung genannt zu haben: »Folgendes ist geschehen. Mme. Colette, die Frau des Direktors von *Le Matin*, hatte mich um eine Erzählung gebeten […] ich hatte ihr eine geschickt, in der von bekannten Politikern die Rede war. Da ich mich zu erinnern glaubte (und es immer noch glaube), daß man mir gesagt hat, Sonnino heiße eigentlich Schiff, habe ich absichtlich seinen Namen genannt, um sagen zu können, ›hat aber nichts zu tun mit dem reizenden Sidney Schiff‹ – gleichsam eine kleine freundschaftliche Visitenkarte für Sie. Ich hatte also Mme. Colette die Erzählung

vorgelegt, sie wollte mir die Druckfahnen schicken, und ich wollte sie Ihnen schicken. Doch gerade dann wurde mir der Prix Goncourt zugesprochen. Sie konnte der ›Aktualität‹ nicht widerstehen und hat die Erzählung sogleich publiziert, ohne Druckfahnen, voller Fehler. Und so wurde Ihr Name in *Le Matin* (am Tag des Prix Goncourt, um den 12. Dezember herum) publiziert, ohne daß ich Sie um Erlaubnis fragen konnte. Einen Monat später erschien in den *Feuillets d'art* mein Artikel aus *Le Matin* noch einmal, illustriert von Maxime Dethomas, und mit ihm Ihr Name, ohne daß ich mich um irgend etwas hätte kümmern können, ich war nicht imstande, die Augen zu öffnen.« Vgl. *Correspondance* [12], Bd. XIX, S. 418.

Seite 423:

1 Der französische Politiker Joseph Caillaux (1857-1944) befand sich 1917 auf einer diplomatischen Mission in Italien. Er galt als Befürworter eines raschen Friedens mit Deutschland.

2 Alexandre Ribot (1842-1923) war mehrmals Außenminister und Ministerpräsident.

3 Célestin Jonnart (1857-1927) war 1917 Hochkommissar Frankreichs in Athen, wo er König Konstantin zur Abdankung zwang.

4 Das ehemals österreich-ungarische Fiume wurde nach dem Ersten Weltkrieg sowohl von Italien als auch von Jugoslawien beansprucht. Am 11. September 1919 besetzte d'Annunzio Fiume mit einer Schar von Freiwilligen. 1920 erhielt Fiume den Status eines Freistaates unter der Kontrolle des Völkerbundes. 1924 kam es an Italien, 1947 an Jugoslawien und trägt heute den Namen Rijeka.

5 Francesco Nitti (1868-1953) war italienischer Ministerpräsident von Juni 1919 bis Juni 1920.

6 Für die französischen Kommentatoren steht fest, daß es sich bei diesem »völlig unbekannten französischen Schriftsteller« um Marcel Proust handelt. Dafür spricht, daß Proust 1893 mit Begeisterung d'Annunzios *L'Intrus* (eine Übersetzung von *L'Innocente*) gelesen hat und daß er sich in einem 1919 geschriebenen Zusatz zum Goncourt-Pastiche in *Pastiches et Mélanges* selbst in Szene setzt. Vgl. *Nach-*

geahmtes und Vermischtes [16], S. 35. Allerdings ist die internationale Proust-Forschung schon vor längerer Zeit zu anderen Schlüssen gekommen. Der fragliche Schriftsteller ist nicht Marcel Proust, sondern der Journalist und Romancier Marcel Boulanger, Bruder des mit Proust befreundeten Jacques Boulanger. Marcel Boulanger war tatsächlich ein fanatischer Anhänger von d'Annunzio, den er als Reporter in Fiume aufgesucht hat. Zahlreiche Artikel und drei seiner Bücher drehen sich um d'Annunzio: *Écrit le soir* (1917), *Réponse à Gabriel d'Annunzio* (o. J.) und *Chez Gabriel d'Annunzio* (1921). Außerdem war Marcel Boulanger bei der Zeitschrift *Les Feuillets d'Art* für die Rubrik Mode verantwortlich. Für die Leser von »À Venise« konnte kein Zweifel bestehen, wer mit dem »völlig unbekannten französischen Schriftsteller, Marcel …« gemeint war. Vgl. Giorgio Mirandola, »D'Annunzio e Proust«, *Lettere italiane* XX (1968), S. 470-479, und Beretta Anguissola [36], S. 871-872.

7 D'Annunzio hatte sich 1910 nach Frankreich abgesetzt, um seinen Gläubigern zu entgehen. Er gehörte schon seit längerer Zeit zum Künstlerkreis um Robert de Montesquiou. Im Mai 1911 kam im Théâtre du Châtelet d'Annunzios Mysterium *Le Martyre de Saint-Sébastien* (Musik von Claude Debussy) zur Aufführung. Sowohl Proust als auch Montesquiou zeigten lebhaftes Interesse für die von Ida Rubinstein dargestellte Figur des Heiligen.

Seite 426:

1 An dieser Stelle, wo der zuvor erschienene Artikel in *Le Matin* endet, setzen *Les Feuillets d'Art* eine Fußnote: »Wir haben darauf verzichtet, das Gespräch zwischen Madame de Villeparisis und Monsieur de Norpois als erste zu publizieren, denn unserem Kollegen von *Le Matin* war sehr daran gelegen, am selben Tag, an dem M. Marcel Proust der Prix Goncourt zugesprochen wurde, eine Erzählung von ihm zu publizieren. Trotzdem bringen wir die Szene noch einmal, um dem Werk seine ganze Breite wiederzugeben.« Diese Fußnote zeigt, daß es Proust in dem weiter oben zitierten Brief an Sidney Schiff mit der Wahrheit nicht sehr genau nimmt.

RESÜMEE

DIE FLÜCHTIGE

An seinem heftigen Schmerz erkennt Marcel nach der Flucht Albertines seine Liebe zu ihr (7). Die Gewohnheit als eine furchterregende Gottheit (8). Albertines Abschiedsbrief (9). Pläne und Mittel, sie zur Rückkehr zu bewegen (12). Die beiden Hypothesen zu Albertines Charakter, Veranlagung und Verhalten (13). Ostinato zum Thema Fortgehen (15). Vorzeichen für Albertines Flucht (20). Ständige Erneuerung des Schmerzes (22). Albertine in der Touraine (26). Marcel tröstet sich mit einem kleinen Mädchen (27). Saint-Loup wird beauftragt, Albertine zurückzuholen. Er soll Mme. Bontemps Geld anbieten. (33). Begegnung mit Bloch. Vorladung auf den Polizeiposten wegen des kleinen Mädchens (43). Albertines Fortgehen als Leitmotiv (45). Erste Anzeichen von Vergessen (50). Telegramme Saint-Loups. Albertine hat Saint-Loup bei ihrer Tante überrascht (55). Heuchlerischer Briefwechsel zwischen Marcel und Albertine (58). Nachricht vom Tod der Berma. Bedeutung der *Phèdre* im Leben Marcels (67). Françoise findet zwei Ringe, die Albertine vergessen hat (73). Weitere Briefe (80). Marcel lädt Andrée ein, bei ihm zu wohnen (82). Rückkehr Saint-Loups. Eifersucht Marcels wegen junger Mädchen, mit denen Albertine in der Touraine verkehrt (84). Telegramm von Mme. Bontemps mit der Nachricht von Albertines Tod (92). Zwei letzte Briefe Albertines (93). Erinnerungen, Schmerz und Trauer. Postume Eifersucht. (95). Aimé wird nach Balbec entsandt (116). Trauer um Albertine. Gewissensbisse (117). Gilberte, Mme. de Stermaria, Mme. de Guermantes, Albertine … Zufälligkeit der Liebe (129). Wißbegierde Marcels in bezug auf Albertines Veranlagung und Neigungen (137). Brief Aimés. Das Duschen-Etablissement in Balbec. Aufflammen der Eifersucht (148). Aimé in Nizza beziehungsweise in der Touraine. Die Wäschermädchen (161). Erinnerungen an die liebevolle Albertine (169). Marcel beginnt, sich an den Gedanken ihres Todes und ihrer Veranlagung zu gewöhnen (176). Namen (z. B. Chaumont), Wörter, Sätze, Situationen, Träume, die die Erinnerung an Albertine wachrufen (181). Enthüllungen Andrées (195). Wunsch, die Erfahrungen und Gefühle Albertines zu kennen (200). Möglichkeit neuer Liebeserlebnisse (206). Die Macht des Vergessens (211).

Erste Etappe auf dem Weg zur völligen Gleichgültigkeit gegenüber Albertine. Begegnung mit drei jungen Mädchen im Bois de Boulogne und in der Stadt (213). Mlle. d'Éporcheville (219). Marcels Artikel im *Figaro* (224). Besuch bei den Guermantes. Mlle. de Forcheville (233). Gesellschaftliche Karriere Gilbertes. Sie verleugnet ihre Herkunft (237). Fortschritte des Vergessens (263).

Zweite Etappe. Besuch Andrées (268). M. de Charlus rezitiert sentimentale Gedichte (271). Enthüllungen Andrées über ihre Beziehungen mit Albertine (274). Octave (280). Weitere Enthüllungen (286). Die Prinzessin von Parma besucht Marcels Mutter (293). Plan einer Heirat zwischen Octave und Albertine (295).

Dritte Etappe. Aufenthalt in Venedig. Combray und Venedig (309). Die Mutter vor dem gotischen Spitzbogenfenster des Hotels (311). Chardin und Veronese (313). Kanäle und einsame Rii (314). Piazzetta, Dogenpalast und Markuskirche in der Optik von Mutter und Großmutter (317). Mme. de Villeparisis und M. de Norpois im Restaurant (319). Letzte Erinnerungen an Albertine und Gleichgültigkeit Marcels: Ein Brief von Marcels Börsenmakler (333); ein stilisierter Adler (335); ein mit »Albertine« gezeichnetes Telegramm (336). Ruskin. San Marco (341). Besuch im Baptisterium (342). Besuch in der Accademia: Carpaccios *Ursulalegende*. *Der Patriarch von Grado*. Die *Josephslegende* von Sert, Strauss und Kessler. Albertines Mantel. Kurze Erregung und Gleichgültigkeit Marcels (343). Besuch in Padua. Giottos Tugenden und Laster (345). Interesse für Touristinnen aus Österreich und venezianische Arbeiterinnen (346). Wegen der bevorstehenden Ankunft der Baronin Putbus weigert sich Marcel, mit seiner Mutter heimzukehren (350). *O sole mio*. Traurigkeit und Gewissensbisse gegenüber der Mutter. Venedig im fahlen Abendlicht (351). Plötzlicher Entschluß, mit der Mutter zurückzufahren (355).

Ein Brief Gilbertes zeigt ihre Heirat mit Robert de Saint-Loup an (356). Das mit »Albertine« gezeichnete Telegramm stammte von Gilberte (357). Ein weiterer Brief zeigt die Heirat zwischen dem jungen Cambremer und Mademoiselle d'Oloron, der Nichte Jupiens, an (359). Gespräch mit der Mutter über die beiden Heiraten (360). Legrandins Snobismus. Seine Homosexualität (373). Gilberte als Marquise von Saint-Loup (375). Saint-Loups Homosexualität (389). Gilbertes Mutter läßt sich von Robert aushalten (399). Roberts Verhältnis zu Morel (400). Spaziergänge mit Gilberte in Tansonville (405). Die Gegend von Méséglise und die Gegend von Guermantes (407). Die Quellen der Vivonne (407). Gilbertes Geste bei der ersten Begegnung mit Marcel als Ausdruck nicht von Verachtung, sondern von Verlangen. Gleichgültigkeit Marcels (409).

BIBLIOGRAPHIE

I. Werke von Marcel Proust:

1 *Contre Sainte-Beuve* précédé de *Pastiches et mélanges* et suivi de*Essais et articles*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
2 *Jean Santeuil* précédé de *Les Plaisirs et les jours*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
3 *À la recherche du temps perdu*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1954 (3 Bände).

4 *À la recherche du temps perdu*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1987-1989 (4 Bände).
5 *Albertine disparue*, Paris, Gallimard, 1925.
6 *Albertine disparue*, Paris, Grasset, 1987.
7 *Albertine disparue*, Paris, Honoré Champion, 1992.
8 *La Prisonnière* suivi de *Albertine disparue,* Paris, Librairie Générale Française, »Le livre de poche«, 1993.
9 *La Fugitive*, Paris, Librairie Générale Française, »Le livre depoche«, 1993.
10 *Écrits de jeunesse*, Institut Marcel Proust International, o. J.
11 *Le Carnet de 1908*, Paris, Gallimard, 1976.
12 *Correspondance*, Paris, Plon, 1970-1993 (21 Bände).
13 Marcel Proust / Jacques Rivière: *Correspondance* (1914-1922), Paris, Gallimard, 1976.
14 Marcel Proust / Gaston Gallimard: *Correspondance*, Paris, Gallimard, 1989.

II. Deutsche Übersetzungen:

15 *Freuden und Tage und andere Erzählungen und Skizzen aus den Jahren 1892-1896*. Deutsch von Luzius Keller (»Der Gleichgültige« von Elisabeth Borchers), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988.
16 *Nachgeahmtes und Vermischtes* (»Pastiches et mélanges«). Deutsch von Henriette Beese, Ludwig Harig und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1989.
17 *Essays, Chroniken und andere Schriften*. Deutsch von Henriette Beese, Luzius Keller und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
18 *Unterwegs zu Swann* (»Du côté de chez Swann«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1994.
19 *Im Schatten junger Mädchenblüte* (»À l'ombre des jeunes filles en fleurs«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1995.
20 *Guermantes* (»Le Côté de Guermantes«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1996.
21 *Sodom und Gomorrha* (»Sodome et Gomorrhe«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1999.
22 *Die Gefangene* (»La Prisonnière«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 2000.
23 *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (»À la recherche du temps perdu«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, »suhrkamp taschenbuch«, 1981-1984 (10 Bände).

24 *Jean Santeuil*. Deutsch von Eva Rechel-Mertens und Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992 (2 Bände).
25 *Gegen Sainte-Beuve* (»Contre Sainte-Beuve«). Deutsch von Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1997.
26 *Der gewendete Tag*, ›Auf der Suche nach der verlorenen Zeit‹ in den Vorabdrucken, herausgegeben und übersetzt von Christina Viragh und Hanno Helbling, München, Deutscher Taschenbuch Verlag, 1996.
27 *Albertine*. Ein Roman aus der ›Suche nach der verlorenen Zeit‹, herausgegeben, übersetzt und mit einem Nachwortversehen von Hanno Helbling, München, Deutscher Taschenbuch Verlag, 2001.

III. Weitere Primärliteratur:

28 Barbey d'Aurevilly, Jules Amédée: *Œuvres romanesques complètes*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1964-1966 (2 Bände).
29 Boigne, Charlotte-Louise de: *Récits d'une tante. Mémoires de la comtesse de Boigne, née d'Osmond*, Paris, Plon, 1907 (4 Bände).
30 *Lettres de la Princesse Palatine*, Paris, Mercure de France, 1985.
31 Morand, Paul: *Venises*, Paris, Gallimard, 1971.
32 Ruskin, John: *The Works*, »Library Edition«, London, G. Allen, 1903-1912 (39 Bände).
33 Saint-Simon: *Mémoires*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1983-1988 (8 Bände).
34 Sévigné, Mme de: *Correspondance*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1972-1978 (3 Bände).

IV. Sekundärliteratur:

35 Bardèche, Maurice: *Marcel Proust romancier*, Paris, Les sept couleurs, 1971 (2 Bände).
36 Beretta Anguissola, Alberto: Kommentar zu *Albertine scom parsa*, in: Marcel Proust, *Alla ricerca del tempo perduto*, Milano, Mondadori, 1989-1993 (4 Bände), Bd. IV.
37 Id.: »Pèlerinages proustiens à Venise«, *Bulletin Marcel Proust* 44 (1994), S. 42-58.
38 Id.: *Proust e la Bibbia*, Milano, Edizioni San Paolo, 1999.
39 Bizub, E.: *La Venise intérieure*, Neuchâtel, La Baconnière, 1991.
40 Compagnon, Antoine: *Proust entre deux siècles*, Paris, Seuil,1989.
41 Corbineau-Hoffmann, Angelika:*Marcel Proust: A la recherche du temps perdu*, Tübingen und Basel, Francke, 1993.
42 Curtius, Ernst Robert: *Marcel Proust*(1925), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1964.
43 Deleuze, Gilles: *Proust und die Zeichen*, Frankfurt a. M. / Berlin / Wien, Ullstein, 1988.

44 Dubois, Jacques: *Pour Albertine. Proust et le sens du social*, Paris, Seuil, 1997.
45 Joshida, Jo: »L'après-midi à Venise: autour de plusieurs textes inédits sur la basilique Saint-Marc«, in: *Cahiers Marcel Proust* 14. *Études proustiennes* VI, Paris, Gallimard, 1987.
46 Keller, Luzius: *Proust lesen*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1991.
47 Id.: »Marcel Proust zwischen Belle Époque und Moderne« in: [51].
48 Köhler, Erich / Corbineau-Hoffmann, Angelika: *Marcel Proust*, 3., aktualisierte und erweiterte Auflage, Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1994.
49 Macchia, Giovanni: *L'Ange de la nuit*, Paris, Gallimard, 1993.
50 *Marcel Proust. Schreiben ohne Ende*, Hg. Rainer Warning, Frankfurt a. M. und Leipzig, Insel Verlag, 1994.
51 *Marcel Proust. Zwischen Belle Époque und Moderne*, Hg. Reiner Speck und Michael Maar, Frankfurt a. M., Suhrkamp, 1999.
52 Michel-Thiriet, Philippe:*Das Proust Lexikon*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
53 Miguet-Ollagnier, Marie: *La Mythologie de Marcel Proust*, Paris, Les Belles Lettres, 1982.
54 Milly, Jean: *Proust dans le texte et l'avant-texte*, Paris, Flammarion, 1985.
55 Painter, George: *Marcel Proust – Eine Biographie*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1962.
56 *Das Proust-Album*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1975.
57 *Recherche de Proust*, Hg. Gérard Genette und Tzvetan To dorov, Paris, Seuil, 1980.
58 Richard, Jean-Pierre: *Proust et le monde sensible*, Paris, Seuil, 1974.
59 Steel, Gareth H.: *Chronology and Time in A la recherche du temps perdu*, Genève, Droz, 1979.
60 Tadié, Jean-Yves: *Proust*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1987.
61 Id.: *Marcel Proust. Biographie*, Paris, Gallimard, 1996.
62 Veltkamp, Ingrid: *Marcel Proust. Eifersucht und Schreiben*, München, Wilhelm Fink Verlag, 1987.
63 Vogely, Maxine Arnold: *A Proust Dictionary*, New York, The Whitston Publishing Company, 1981.
64 Warning, Rainer:*Proust-Studien*, München, Wilhelm Fink Verlag, 2000.
65 Yoshikawa, Karuyoschi: »Vinteuil ou la genèse du Septuor«, *Cahiers Marcel Proust* 9, Paris, Gallimard, 1979.

NAMENREGISTER

Agostinelli, Alfred 435 f., 447 450, 454 f., 465
Alacoque, Marguerite-Marie 463
Albaret, Céleste 452
Albufera, Louis d' 481
Allemans, Marquis von 256
Andouins, Diane d' 481
Arbouville, Madame d' 462
Arnauld, Antoine 386
Aumale, Herzog von 362; 481

Bach, Johann Sebastian 327
Bakst, Léon 478
Balzac, Honoré de 454
Barbey d'Aurevilly, Jules 449
Barrère, Camille 329; 473
Barry, Madame du 214; 460
Bazaine, Achille 332
Beretta Anguissola, Alberto 443, 451, 456 f f., 461, 463 f., 470, 474 f., 477 f., 488
Berry, Walter 448
Bibesco, Antoine 466
Bidou, Henri 439
Bisaccia, Fürst von 416
Blanche, Jacques-Émile 451, 477
Blois, Marie-Anne de 482
Blois, Louise-Françoise de 482
Boigne, Gräfin von 229; 461, 481
Boldini, Giovanni 457
Bonnard, Pierre 456
Boulanger, Jacques 488
Boulanger, Marcel 488
Brimont, Madame de 444
Broglie, Albert, Herzog von 190, 285; 458, 468
Büchmann, Georg 462

Caillaux, Joseph 423; 487
Camesasca, Ettore 457
Capua, Eduardo di 479
Capurro, Giovanni 479
Capus, Alfred 455
Carnot, François Marie Sadi 417
Carpaccio, Vittore 343 f., 476 f., 479
Chardin, Jean-Baptiste 313; 470
Chevalier, Anne 441, 451, 467 f.
Chateaubriand, François-René de 258; 465, 482
Chelet-Hester, Claudie 463
Cicero 284
Clarac, Pierre 440
Clermont-Tonnerre, Élisabeth de 481
Cocteau, Jean 467f.
Colette 486
Cœur, Jacques470
Condé, Fürst von362; 481 f.
Conti, Fürst372; 482
Coulanges, Philippe-Emmanuel de480
Crémieux, Benjamin 473
Cros, Charles 466

D'Annunzio, Gabriele 423 f., 442 , 486 ff.
Dante 480
Daudet, Lucien 456
Debussy, Claude 488
Delcassé, Théophile 462
Deleuze, Gilles 484
Dethomas, Maxime 313 ; 471 , 487
Diaghilev, Serge de 478
Dostojewski, Fedor 440 , 453
Doudeauville, Sosthène, Herzog von 485
Dreyfus, Alfred 237 , 240 ; 465

Eduard VII. 255
Éon de Beaumont, Charles 458

Fauré, Gabriel 190
Fénelon, Bertrand de 435 , 466
Ferré, André 440
Fokine, Michael 478
Fortuny y Madrazo, Mariano 344 ; 436 , 457 , 476 , 478
Franck, César 326
Freud, Sigmund 440 , 446

Gallimard, Gaston 437 , 439 , 444 , 452
Garros, Roland 346 ; 478
Gide, André 439 f.
Giolitti, Giovanni 327 ; 472
Giorgione 432
Giotto 345 ; 432
Girardon, François 456
Goethe 284
Goncourt, Edmond und Jules de 456 , 460 , 487
Grévy, Jules 373
Guiche, Herzog von 481 , 485

Haas, Charles 469
Hahn, Reynaldo 465 , 469
Halévy, Daniel 466
Hanoteaux, Gabriel 472
Heinrich IV. 362 ; 481
Helleu, Paul 457
Hofmannsthal, Hugo von 478
Hugo, Victor 193 , 424

Jaloux, Edmond 439
Jonnart, Célestin 423 ; 487
Joshida, Jo 471

Karl I. 460
Kessler, Harry von 343 ; 478

Konstantin, König von Griechenland 423

La Rochefoucauld, Édouard, Graf von 485
Lauris, Georges de 481
La Vallière, Madame de 482
Lemaire, Madeleine 481
Levaillant, Maurice 458
Liselotte von der Pfalz 482
Lozé, Henri 322 ; 472
Lucinge, Familie 360
Lukrez 462
Ludwig, Gustave 476
Ludwig XIV. 372 ; 482
Ludwig XV. 206 ; 458

Macchia, Giovanni 441
Madrazo de, Maria 457 , 476 f.
Mallarmé, Stéphane 63 ; 448
Mante-Proust, Suzy 441
Marie-Amélie (Königin) 362
Mauclair, Camille 440
Mauriac, Claude 441
Mauriac Dyer, Nathalie 441 f., 449 , 452 , 455 , 462 , 466 , 473 , 475 , 484 f.
Massenet, Jules 447
Mendelssohn, Felix 326
Miguet-Ollagnier, Marie 485
Milly, Jean 440 ff., 445 , 450 , 452 f., 484 , 486
Mirandola, Giorgio 488
Molmetti, Pompeo 476
Monet, Claude 479
Montaigne, Michel de 454
Montespan, Madame de 482
Montesquiou, Robert de 481 , 488
Morand, Paul 471 , 480
Mugnier, Abbé 467
Musset, Alfred de 253 ; 462 , 464 , 466

Nahmias, Albert 435 f., 447 , 455

Nantes, Mademoiselle de 372 ; 482
Nattier, Jean-Marc 257
Nitti, Francesco 487
Noailles, Herzog von 230 ; 462
Nordlinger, Marie 469 , 474 , 477

Offenbach, Jacques 482
Orléans, Philippe, Herzog von 372 ; 482
Ovid 446 , 485

Painter, George 470 , 472
Paléologue, Maurice 322 ; 472
Pascal, Blaise 190 , 386 , 413 ; 454 , 482
Pasquier, Étienne-Denis, Herzog 462
Picasso, Pablo 467
Plantevigne, Marcel 466
Polignac, Edmond, Fürst von 479
Polignac, Pierre de 481
Pompadour, Madame de 206
Porel, Jacques 459
Proust, Robert 429 , 438 f., 441 , 445 , 452 , 464 , 484

Racine, Jean 70 ; 448
Radziwill, Léon 481
Ragghianti, Carlo 457
Récamier, Madame 458
Rechel-Mertens, Eva 443 f.
Régnier, Henri de 471
Réjane 459
Rembrandt 470
Rency, Georges 440
Renoir, Auguste 456
Ribot, Alexandre 423 ; 487
Rimbaud, Arthur 284
Rivière, Jacques 429 , 437 , 439 f.
Robert, Pierre-Edmond 441
Robert der Starke 368
Rogers, Brian 449

Ronsard, Pierre de 446
Rosasco, Joan 456
Rosenthal, Gabrielle und Léon 476
Rouvier, Maurice 239 ; 462
Rubinstein, Ida 488
Ruskin, John 341 ; 432 , 469 f., 474 ff. 480

Sainte-Beuve, Charles Augustin 229 ; 461 f., 479 , 482
Saint-Simon, Louis, Herzog von 457 , 464 , 482
Sand, George 360
Satie, Erik 467
Schif f, Sydney 422 ; 486 , 488
Schopenhauer, Arthur 482
Schumann, Robert 454
Sert, José-Maria 343 ; 478
Sévigné, Madame de 480
Silvestre, Armand 466
Singer, Winnareta 479
Sonnino, Sidney 422 ; 486
Souvestre, Émile 451 f.
Staël, Germaine de 458
Stendhal 193 , 201
Straus, Émile 454
Strauss, Richard 343 ; 478
Sully Prudhomme, Armand 466

Tagore, Rabindranath 437 , 444
Thiers, Louis-Adolphe 333
Tizian 203 , 234
Turner, William 352 ; 480

Vergil 424
Veronese, Paolo 313 ; 478
Van Dyck, Anton 214 ; 460
Vicentino, Andrea 473
Visconti-Venosta, Emilio 329 ; 473
Vollard, Ambroise 456

Wagner, Richard 106 , 395 ; 458 , 482
Warning, Rainer 430
Whistler, James 343 ; 477 f.
Wilhelm II. 462
Wolff, Étienne 441

Yoshikawa, Karuyoshi 455

INHALT

Die Flüchtige

ANHANG

Nachwort

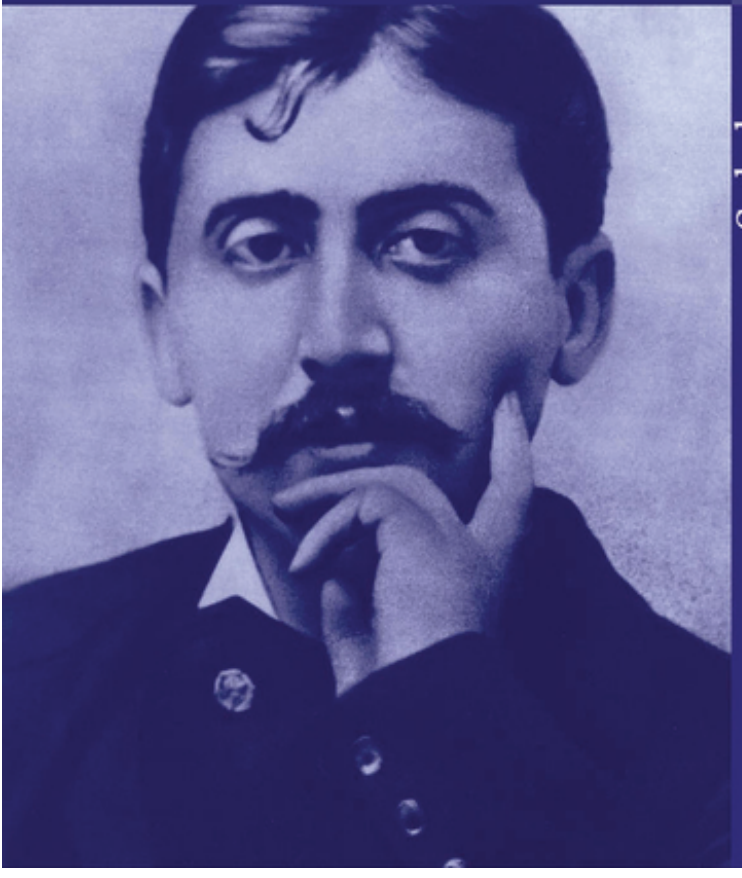
Anmerkungen und Kommentar

Resümee

Bibliographie

Namenregister

Marcel Proust
Die wieder-gefundene Zeit
Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 7



Suhrkamp

MARCEL PROUST

AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN ZEIT 7

DIE WIEDERGEFUNDENE ZEIT

SUHRKAMP

4278

Originaltitel:

À la recherche du temps perdu.

Le Temps retrouvé

Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens;

revidiert von Luzius Keller.

ebook Suhrkamp Verlag Berlin 2010

© für diese deutschsprachige Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Alle Rechte vorbehalten

www.suhrkamp.de

eISBN 978-3-518-74260-0

Den ganzen Tag – in jenem etwas allzu typisch ländlichen Haus, das aussah, als sei es lediglich ein Ort zum Haltmachen zwischen zwei Spaziergängen oder bei einem Unwetter, eines jener Häuser, in denen jeder Salon wie ein Gartenzimmer aussieht und auf den Tapeten der Zimmer in dem einen die Rosen aus dem Garten, in dem anderen die Vögel aus den Bäumen gekommen sind, um uns Gesellschaft zu leisten, schön der Reihe nach, denn es waren alte Tapeten, auf denen jede Rose weit genug von der nächsten entfernt war, daß man sie, wäre sie lebendig gewesen, hätte pflücken und jeden Vogel in einen Käfig setzen und zähmen können, völlig verschieden von den großflächigen Wandbekleidungen heutiger Zimmer, auf denen sich vor einem silbergrauen Hintergrund sämtliche Apfelbäume der Normandie eingefunden haben, um sich im japanischen Stil abzuzeichnen und die Stunden, die wir im Bett verbringen, mit Halluzinationen zu erfüllen –, den ganzen Tag verbrachte ich damals in meinem Zimmer, das auf das schöne Grün des Parks und die Flieder am Eingang blickte, auf das grüne Laub der großen, von Sonne gleißenden Bäume am Wasser und auf den Wald von Méséglise. Im Grunde betrachtete ich das alles nur deshalb mit Vergnügen, weil ich mir sagte: Es ist hübsch, so viel Grün vor dem Fenster meines Zimmers zu haben, bis ich in dem weiten, ganz in Grün gehaltenen Gemälde den Turm der Kirche von Combray erkannte, doch dunkelblau gemalt, weil er weiter weg war. Nicht eine Darstellung des Turms, nein, den Turm selbst, der sich inmitten des leuchtenden Grüns, doch ganz anders getönt, so dunkel, daß er beinahe mit dem Stift hingesetzt schien, im Rahmen meines Fensters abzeichnete und mir so die Entfernung an Meilen und Jahren vor Augen führte. Und wenn ich mein Zimmer für einen Augenblick verließ, erblickte ich am Ende des Korridors, denn er führte in eine andere Richtung, gleich einem scharlachfarbenen Band die Wandbespannung eines kleinen Salons, die nichts als schlichter Musselin war, aber ganz rot und zu feurigem Aufflammen bereit, sobald ein Son-

nenstrahl sie traf.[1] Während dieser Spaziergänge erzählte mir Gilberte, wie Robert sich, allerdings um anderer Frauen willen, von ihr abzuwenden schien. Tatsächlich war sein Leben voller Frauen, wie das Leben von Männern, die Frauen lieben, oft voller Männerfreundschaften ist, jener Art von unnötigem Selbstschutz und sinnlos beanspruchtem Platz, wie ihn in den meisten Häusern Gegenstände einnehmen, die zu nichts nütze sind. Er erschien mehrmals in Tansonville, während ich mich dort aufhielt. Er war ganz anders, als ich ihn gekannt hatte. Sein Leben hatte ihn nicht schwerfälliger und langsamer gemacht wie Monsieur de Charlus, sondern im Gegenteil eine konträre Verwandlung in ihm bewirkt und ihn mit dem flotten Äußeren eines Kavallerieoffiziers bedacht – obwohl er bei seiner Verheiratung aus dem aktiven Dienst ausgeschieden war –, wie er es vorher nie besessen hatte. In dem Maße, in dem Monsieur de Charlus gewichtiger geworden war, hatte Robert (zweifellos war er unendlich viel jünger, aber man spürte, daß er sich diesem Ideal mit den Jahren immer mehr nähern würde), gleich gewissen Frauen, die entschlossen ihr Gesicht der schlanken Taille opfern und von einem gewissen Zeitpunkt an sich kaum noch aus Marienbad fortrühren (in dem Gedanken, daß sie nun einmal nicht mehrere Arten von Jugend gleichzeitig festhalten können, die der Gestalt aber am ehesten noch die anderen ersetzen kann), an Schlankheit und Schnelligkeit gewonnen, was der jeweils entgegengesetzte Effekt ein und desselben Lasters war.[2] Diese Schnelligkeit hatte im übrigen verschiedene psychologische Gründe: die Furcht gesehen zu werden, den Wunsch nicht den Anschein zu erwecken, diese Furcht zu hegen, die Fieberhaftigkeit, wie sie aus Unzufriedenheit mit sich selbst und aus Mißmut entsteht. Er hatte die Gewohnheit, gewisse übelbeleumdete Häuser zu besuchen, und da er nicht wollte, daß man ihn hineingehen oder herauskommen sah, stürzte er in sie hinein, um den scheelen Blicken etwaiger Vorübergehender möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten, in der gleichen Weise, wie

man zum Sturm ansetzt. Diese Windstoßallüre war ihm geblieben. Vielleicht schematisierte sie ihm auch die zur Schau getragene Unerschrockenheit eines Menschen, der seine Furchtlosigkeit beweisen und sich keine Zeit zum Nachdenken nehmen will. Der Vollständigkeit halber sollte man noch den mit zunehmendem Alter wachsenden Wunsch nach einem jugendlichen Auftreten und sogar die Ungeduld jener immer gelangweilten, immer blasierten Männer berücksichtigen, die zu gescheit sind für das verhältnismäßig müßige Leben, in dem sie ihre Fähigkeiten nicht entfalten können. Zweifellos kann sich der Müßiggang solcher Naturen gerade in einer gewissen Lässigkeit ausdrücken. Besonders aber seitdem Leibesübungen aller Art in Gunst stehen, hat der Müßiggang sportliche Form angenommen, selbst außerhalb der dem Sport gewidmeten Stunden, eine Form, die sich nicht mehr in Lässigkeit, sondern in einer fieberhaften Lebhaftigkeit zeigt, die der Langeweile weder Zeit noch Raum zur Entwicklung zu lassen wähnt.[1] Mein Gedächtnis, das unwillkürliche Gedächtnis sogar, hatte die Liebe zu Albertine verloren. Doch es scheint, als bestünde ein unwillkürliches Gedächtnis der Glieder – eine blasse und unfruchtbare Nachahmung des anderen –, das ein längeres Leben hat, so wie gewisse seelenlose tierische oder pflanzliche Gebilde länger leben als der Mensch. Beine und Arme sind voll von schlummernden Erinnerungen. Einmal, als ich mich ziemlich früh von Gilberte getrennt hatte, wachte ich mitten in der Nacht in dem Zimmer in Tansonville auf, und noch halb schlafend rief ich: »Albertine«. Ich hatte dabei weder an sie gedacht noch von ihr geträumt, noch sie mit Gilberte verwechselt: Einzig eine in meinem Arm erwachende Reminiszenz hatte bewirkt, daß ich hinter meinem Rücken nach der Schelle suchte wie in meinem Zimmer in Paris. Da ich diese aber nicht fand, hatte ich »Albertine« gerufen, denn ich glaubte, meine verstorbene Freundin ruhe neben mir, wie sie es oft am Abend tat, wenn wir zusammen einschliefen und später beim Erwachen auf die

Zeit vertrauten, die Françoise brauchte, bis sie kam, so daß Albertine, ohne unvorsichtig zu sein, die Klingelschnur ziehen konnte, die ich nicht fand.[1] Er wurde – zumindest während dieser leidigen Phase – viel spröder und bezeugte gegenüber seinen Freunden, zum Beispiel mir, keinerlei Gefühle mehr. Bei Gilberte dagegen praktizierte er bis zur Farce getriebene, abstoßende Demonstrationen von Gefühlsduselei. Nicht daß ihm Gilberte in Wirklichkeit gleichgültig gewesen wäre. Nein, Robert liebte sie. Doch belog er sie unausgesetzt; seine unaufrichtige Haltung, ja sogar was sich hinter seinen Lügen verbarg, wurde regelmäßig offenbar; dann aber glaubte er sich nicht anders aus der Affäre ziehen zu können, als indem er bis zur Lächerlichkeit die ehrliche Betrübnis übersteigerte, daß er Gilberte Kummer bereitete. Er kam nach Tansonville, genötigt, wie er sagte, am folgenden Morgen aufzubrechen wegen irgend eines Herrn aus der Gegend, der ihn angeblich in Paris erwartete und der, wenn wir ausgerechnet ihn am gleichen Abend in der Nähe von Combray trafen, ohne es zu wollen die Lüge, von der ihn in Kenntnis zu setzen Robert versäumt hatte, aufdeckte, indem er erzählte, er sei hierher gekommen, um sich vier Wochen lang auszuruhen, und werde bis dahin keinen Fuß nach Paris setzen. Robert errötete, sah das von feiner Melancholie getränkte Lächeln Gilbertes, schickte den Tolpatsch unter lauten Verwünschungen zum Teufel, kehrte vor seiner Frau nach Hause zurück, ließ ihr ein paar Zeilen voller verzweifelter Beteuerungen des Inhalts überbringen, er habe sich dieser Lüge bedient, um sie nicht zu betrüben, damit sie nicht, wenn sie ihn wegen eines Grundes, den er ihr nicht nennen könne, nach Paris zurückkehren sähe, denken solle, er liebe sie nicht mehr (was alles, obwohl er es als Lüge niederschrieb, im großen ganzen der Wahrheit entsprach), fragte dann bei ihr an, ob er zu ihr kommen dürfe, woraufhin er dort – teils aus echter Traurigkeit, teils aus Überdruß an diesem Leben, teils in täglich dreisterer Simulation – schluchzte, sich mit kaltem Wasser übergoß, von seinem nahen Tode sprach

oder sich auf das Parkett fallen ließ, als fühle er sich schlecht. Gilberte wußte nicht, wieweit sie ihm glauben sollte, hielt ihn zwar in jedem einzelnen Fall für einen Lügner, wähnte sich jedoch im allgemeinen geliebt und beunruhigte sich über seine Todesahnungen, da sie dachte, er habe vielleicht eine Krankheit, von der sie nur nichts wisse, weshalb sie es nicht wagte, ihn zu verdrießen und zum Verzicht auf seine Reisen zu bewegen.

Obendrein verstand ich um so weniger, weshalb er sie unternahm, als Morel zugleich mit Bergotte[1] überall, wo die Saint-Loups sich aufhielten, ob in Paris oder in Tansonville, wie der Sohn des Hauses behandelt wurde. Morel wußte Bergotte wundervoll nachzuahmen. Mit der Zeit brauchte man ihn gar nicht mehr darum zu bitten, eine Nachahmung zum besten zu geben. Wie jene Hysteriker, die man gar nicht mehr hypnotisieren muß, damit sie zu dieser oder jener Person werden, schlüpfte er ganz unvermittelt in die Rolle.[2] Françoise, die schon mit angesehen hatte, was Monsieur de Charlus für Jupien getan hatte und was nun Robert de Saint-Loup für Morel tat, schloß daraus nicht, daß es sich hier um einen Zug handelte, der in verschiedenen Generationen bei den Guermantes auftrat, sondern war vielmehr – da auch Legrandin Théodore viel Hilfe angedeihen ließ –, obwohl sonst eine so moralische und von Vorurteilen beherrschte Person, zu dem Glauben gelangt, dies sei ein Brauch, den seine weite Verbreitung ehrbar mache. Von einem jungen Mann, ob es sich nun um Morel oder um Théodore handelte, sagte sie stets: »Er hat einen Herrn gefunden, der sich immer für ihn interessiert hat und sich seiner angenommen hat.« Und da in solchem Falle stets die Beschützer die Liebenden, Duldenden und Verzeihenden sind, zögerte Françoise bei der Wahl zwischen ihnen und den Minderjährigen, die sie verführten, nicht, ersteren die edle Rolle zuzuerkennen und zu finden, sie bewiesen »viel Herz«. Ohne Zaudern tadelte sie Théodore, der Legrandin viele Streiche gespielt hatte, schien aber gleichwohl wenig

Zweifel über die Natur ihrer Beziehungen zu hegen, denn sie fügte hinzu: »Da hat der Kleine begriffen, daß er jetzt an der Reihe ist, und hat gesagt: ›Nehmen Sie mich mit, ich will Sie lieben und immer nett zu Ihnen sein‹, und wahrhaftig, der Herr hat so viel Herz, daß Théodore ganz gewiß vielleicht sogar mehr von ihm bekommt, als er im Grunde verdient, denn er ist ein Tollkopf, aber dieser Herr ist so gut, daß ich oft zu Jeanette« (der Verlobten Théodores) »gesagt habe: ›Kleine, wenn du je Kummer hast, dann geh nur zu Monsieur. Er würde lieber selbst auf dem Boden schlafen, um dir sein Bett zu überlassen. Er hat den Kleinen‹« (Théodore) »›zu sehr geliebt, als daß er ihm je die Tür weisen würde. Ganz bestimmt wird er ihn niemals im Stich lassen.‹« [1] Aus Höflichkeit fragte ich die Schwester Théodores, der jetzt im Süden lebte, nach dessen Familiennamen. »Aber das ist ja der, der mir auf meinen Artikel im *Figaro* geschrieben hat!« rief ich aus, als ich erfuhr, daß er Sautton[1] hieß.

Ebenso schätzte sie Saint-Loup höher als Morel; sie war der Meinung, daß trotz aller Gemeinheiten, die der Kleine (Morel) begangen hatte, der Marquis ihm niemals seine Hilfe vorenthalten würde, denn er ist ein Mann mit zu viel Herz, es sei denn, ihm selbst wären große Widrigkeiten zugestoßen.

Er bestand darauf, daß ich in Tansonville blieb, und ließ einmal durchblicken, obwohl er mir damit offensichtlich nicht einmal schmeicheln wollte, mein Kommen habe für seine Frau eine so große Freude bedeutet, daß sie nach ihren eigenen Worten einen ganzen Abend lang außer sich vor Vergnügen darüber gewesen sei, an einem Abend zumal, an dem sie sich so traurig gefühlt hatte, daß ich sie durch mein unvermutetes Erscheinen wundergleich vor der Verzweiflung gerettet hatte – »vielleicht vor Schlimmerem noch«, fügte er hinzu. Er bat mich, sie zu überzeugen zu versuchen, daß er sie liebe, wobei er mir erklärte, die Frau, die er außerdem liebe, liebe er weniger als Gilberte und er werde bald mit ihr brechen. »Und dennoch«, fuhr er mit einer solchen Eitelkeit und in einem

solchen Bedürfnis, sich mitzuteilen, fort, daß ich immer wieder erwartete, der Name »Charlie« werde gegen Roberts Willen »präsentiert werden« wie die Nummer einer Lotterie, »hatte ich allen Grund, stolz zu sein. Diese Frau, die mir so viele Beweise ihrer Zärtlichkeit gegeben hat und die ich Gilberte zuliebe aufgeben will, hatte sich vorher nie aus einem Mann etwas gemacht; sie selbst hatte das Gefühl, unfähig zur Liebe zu sein. Ich bin der erste. Ich wußte, daß sie sich allen anderen gegenüber so ablehnend gezeigt hatte, daß ich, als ich von ihr den anbetungswürdigen Brief erhielt, in dem sie mir sagte, sie könne ein Glück einzig mit mir erleben, es kaum zu fassen vermochte. Gewiß hätte ich allen Grund, mich daran zu berauschen, wenn mir nicht der Gedanke an die in Tränen aufgelöste Gilberte unerträglich wäre. Findest du nicht, daß sie etwas von Rachel hat?« sagte er zu mir. Tatsächlich war mir eine gewisse Ähnlichkeit aufgefallen, die man zwischen den beiden jetzt möglicherweise feststellen konnte. Vielleicht lag es an einer wirklichen Ähnlichkeit einzelner Züge (die auf den gleichwohl bei Gilberte so wenig spürbaren jüdischen Ursprung zurückgehen mochte), daß sich Robert, als seine Familie auf seiner Verheiratung bestand, bei gleichen Vermögensvoraussetzungen eher zu Gilberte hingezogen gefühlt hatte. Es lag aber auch daran, daß Gilberte, seitdem sie einige Photographien der ihr damals nicht einmal dem Namen nach bekannten Rachel gefunden hatte, Robert zu Gefallen bestimmte Gewohnheiten der Schauspielerin zu kopieren bemüht war, zum Beispiel wie diese rote Schleifen im Haar und am Arm ein schwarzes Samtband zu tragen, und sich die Haare färbte, um brünett zu erscheinen. Dann, als sie spürte, daß der Kummer ihrem Gesicht die Frische nahm, versuchte sie, etwas nachzuhelfen. Sie tat sogar manchmal des Guten zuviel. Eines Tages, als Robert auf vierundzwanzig Stunden nach Tansonville kommen sollte, sah ich sie zu meiner Verblüffung bei Tisch so befremdlich anders nicht nur als früher, sondern auch als an gewöhnlichen Tagen aussehen, daß ich so ver-

blüfft war, als hätte ich eine Schauspielerin, eine Art Theodora[1] vor mir. Ich spürte, daß ich sie in meiner Neugier festzustellen, was an ihr verändert war, unwillkürlich allzusehr anstarrte. Diese Neugier wurde übrigens gleich darauf zufriedengestellt, als Gilberte sich die Nase putzte, und trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die sie traf. An den vielen Farben, die als reiche Palette auf ihrem Taschentuch sichtbar wurden, sah ich, daß sie über und über angemalt war. Davon also hatte sie diesen blutroten Mund, dem sie den Ausdruck lachender Heiterkeit zu geben versuchte in der Meinung, es stehe ihr gut, während der Umstand, daß die Stunde der Ankunft des Zuges immer näher rückte, ohne daß Gilberte wußte, ob ihr Mann wirklich kommen oder ob er eine jener Depeschen schicken würde, die Monsieur de Guermantes mit dem Witzwort charakterisiert hatte: »Kommen unmöglich, Lüge folgt«, ihre Wangen unter dem von Schminke violett gefärbten Schweiß erbleichen ließ und dunkle Ringe um ihre Augen legte.

»O ja, weißt du«, sagte er zu mir mit einer geflissentlich herzlichen Miene, die zu der spontanen Herzlichkeit von früher in schroffem Gegensatz stand, mit Trinkerstimme zudem und dem Tonfall eines Schauspielers, »dafür, Gilberte glücklich zu wissen, würde ich alles geben! Sie hat so viel für mich getan. Du kannst es dir gar nicht vorstellen.« Am unerfreulichsten dabei war indes seine Eigenliebe, denn er fühlte sich geschmeichelt, weil Gilberte ihn liebte, und ohne daß er zu sagen wagte, daß er selbst Charlie liebe, gab er gleichwohl über die Liebe, die der Geiger ihm angeblich entgegenbrachte, Einzelheiten zum besten, von denen Saint-Loup wußte, daß sie stark aufgebauscht, wenn nicht ganz und gar erfunden waren, verlangte doch Charlie täglich mehr Geld von ihm.[1] Indem er Gilberte mir anvertraute, fuhr er wieder nach Paris zurück.

Ich hatte übrigens Gelegenheit (um etwas vorzugreifen, da ich mich jetzt ja noch in Tansonville befinde), ihn dort einmal in Gesellschaft zu beobachten, und zwar aus einer Entfernung,

dank der ich in seiner Sprechweise, die trotz allem lebendig und reizvoll geblieben war, die Vergangenheit wiederzufinden vermochte; ich war überrascht, wie sehr er sich veränderte. Er wurde seiner Mutter immer ähnlicher; die hochmütige Schlankheit, die er von ihr geerbt hatte und die bei ihr vollkommen war, wirkte bei ihm infolge vollendetster Erziehung übertrieben und starr; der durchdringende Blick, der allen Guermantes eigentümlich war, gab ihm das Aussehen, als ob er alle Stätten, an denen er sich bewegte, einer Inspektion unterzöge, aber auf eine nahezu unbewußte Art, gleichsam aus Gewohnheit und als handle es sich um eine Art Gattungsmerkmal. Selbst wenn er unbeweglich stand, verlieh ihm die besondere Färbung, die ihn mehr als alle übrigen Guermantes auszeichnete und nichts als die Materie gewordene Sonnenfülle eines goldenen Tages zu sein schien, etwas wie ein fremdartiges Gefieder, ordnete ihn einer so seltenen, kostbaren Spezies zu, daß man ihn gern für eine ornithologische Sammlung besessen hätte; und wenn sich dieser zu einem Vogel gewordene Lichtschimmer in Bewegung, in Aktion setzte, wenn ich zum Beispiel Saint-Loup auf einer Soiree erscheinen sah, die ich selbst besuchte, hatte er eine Art, den mit dem goldenen Reiherbusch seines etwas gelichteten Haars gekrönten Kopf seidenweich und stolz aufzurecken und Halsbewegungen zu machen, die weit geschmeidiger, anmaßender und koketter waren als solche, wie Menschen sie zeigen, daß man sich in einer Mischung aus Neugier und halb mondän, halb zoologisch bestimmter Bewunderung bei seinem Anblick fragte, ob man sich im Faubourg Saint-Germain oder im Jardin des Plantes[1] befinde, ob man einen vornehmen Herrn oder einen Vogel einen Salon durchqueren oder in seinem Käfig promenieren sehe. Diese ganze Rückkehr jedoch zu der gefiederten Eleganz der Guermantes mit dem spitzen Schnabel und den stechenden Augen wurde für sein neues Laster nutzbar gemacht, indem es sich ihrer bediente, um eine gewisse Haltung aufrechtzuerhalten. Je mehr er sich ihrer bediente, desto mehr

nahm er das Aussehen einer – wie Balzac sagt – Tante[2] an. Mit etwas Phantasie konnte man den Gesang nicht minder als das Gefieder auf diese Weise deuten.[3] Er fing jetzt an, Bemerkungen zu machen, die er für »Grand Siècle« hielt, und ahmte darin die Manieren der Guermantes nach. Durch ein undefinierbares Etwas aber wurden daraus gleichzeitig Manieren von Monsieur de Charlus.[1] »Ich verlasse dich einen Augenblick«, sagte er auf dieser Abendgesellschaft, als Madame de Marsantes sich in einiger Entfernung von ihm befand. »Ich muß meine Mutter jetzt ein bißchen hofieren.«

Was jene Liebe anbetraf, von der er unaufhörlich redete, handelte es sich dabei nicht nur um die zu Charlie, wenn diese auch als einzige für ihn zählte. Welcher Art die Liebeserlebnisse eines Mannes sein mögen, immer täuscht man sich über die Zahl der Personen, mit denen er Affären unterhält, weil man fälschlich Freundschaften für Affären ansieht, woraus sich ein Additionsfehler ergibt, aber andererseits auch, weil man meint, eine offenkundige Affäre schließe eine weitere aus, was einer anderen Gattung von Irrtümern angehört. Zwei Personen können sagen: Ich kenne die Geliebte von X. und zwei verschiedene Namen nennen, ohne daß eine von ihnen sich irren müßte. Eine Frau, die man liebt, genügt selten allen unseren Bedürfnissen, und man betrügt sie eben mit einer, die man nicht liebt. Was nun die Art von Liebschaften angeht, wie Saint-Loup sie von Monsieur de Charlus geerbt hatte, macht ein Ehemann, der zu ihnen neigt, seine Frau meist glücklich. Das ist eine allgemeine Regel, von der die Guermantes abzuweichen geruhten, weil diejenigen von ihnen, die solche Neigungen hatten, den Glauben wecken wollten, sie hätten im Gegenteil eine Neigung für Frauen. Sie zeigten sich ungeniert mit der einen oder anderen und brachten ihre eigene dadurch zur Verzweiflung. Die Courvoisier stellten es klüger an. Der junge Vicomte von Courvoisier hielt sich für den einzigen sowohl auf Erden als auch seit Anbeginn der Welt, der sich durch einen Angehörigen seines eigenen

Geschlechts in Versuchung geführt fühlte. Da er vermutete, diese Neigung sei satanischen Ursprungs, kämpfte er gegen sie an, heiratete eine entzückende Frau und machte ihr mehrere Kinder. Dann klärte ein Cousin ihn auf, daß diese Neigung ziemlich verbreitet sei, und ging in seiner Güte soweit, ihn in gewisse Häuser einzuführen, in denen er ihr frönen konnte. Monsieur de Courvoisier liebte seine Frau daraufhin um so mehr, verdoppelte seinen Fortpflanzungseifer, und er und sie wurden als das beste Ehepaar von ganz Paris zitiert. Von Saint-Loups Ehe hingegen sprach man nicht in diesem Ton, da Robert, anstatt sich mit der Homosexualität zu begnügen, seine Frau tödlich eifersüchtig machte, indem er ohne Vergnügen Mätressen unterhielt.

Möglicherweise stellte Morel, der ungewöhnlich dunkel war, für Saint-Loup eine so unerläßliche Ergänzung dar wie der Schatten für das Sonnenlicht. Man kann sich sehr gut in dieser so alten Familie einen vornehmen goldblonden, mit Klugheit und allen äußeren Vorteilen begabten Herrn denken, der in den Tiefen seines Inneren eine niemandem bekannte geheime Neigung zu Negern verbirgt.

Robert ließ im übrigen niemals die Unterhaltung jene Art von Liebe berühren, der er huldigte. Wenn ich ein Wort darüber sagte, reagierte er mit so betontem Desinteresse, daß er sogar sein Monokel fallen ließ: »Ach, weißt du, von diesen Dingen habe ich keine Ahnung. Wenn du darüber Aufklärung haben willst, *mein Lieber*, kann ich dir nur raten, dich anderswohin zu wenden. Ich bin Soldat, Punkt, Schluß. Im gleichen Maß, wie diese Dinge mich kaltlassen, verfolge ich mit brennender Spannung den Balkankrieg. Früher hat so etwas auch dich interessiert, ich meine die Etymologie der Schlachten. Ich sagte dir damals, man könne selbst unter völlig veränderten Bedingungen typische Schlachten wiedererkennen, zum Beispiel den großen Versuch einer Umgehung vom Flügel her wie in der Schlacht von Ulm. Nun, wenn auch die Balkankriege etwas ganz Besonderes sind, so ist doch Lüle-

Burgas immer noch Ulm, eine Umgehung vom Flügel her.[1] Das sind Themen, über die du dich mit mir unterhalten kannst. Aber in solchen Sachen, wie du sie da erwähnst, kenne ich mich so wenig aus wie in Sanskrit.«

Diese Themen, die Robert so entschieden ablehnte, schnitt dagegen Gilberte, wenn er abgereist war, gern im Gespräch mit mir an. Freilich dachte sie dabei nicht an ihren Mann, denn sie wußte nichts über ihn oder gab dies zumindest vor. Doch verbreitete sie sich gern darüber, soweit es andere betraf, sei es, daß sie darin indirekt eine Entschuldigung für Robert suchte, sei es, daß dieser, wie sein Onkel sowohl zu strengem Schweigen über diesen Gegenstand entschlossen als auch von dem Bedürfnis getrieben, sein Herz auszuschütten und über andere zu lästern, ihr in dieser Hinsicht vieles anvertraut hatte. Unter allen übrigen wurde auch Monsieur de Charlus nicht geschont; zweifellos konnte Robert, ohne ausdrücklich von Charlie zu Gilberte zu sprechen, in ihrer Gegenwart nicht unterlassen, ihr in der einen oder anderen Form zu wiederholen, was er von dem Geiger erfahren hatte. Dieser nun verfolgte seinen einstigen Wohltäter mit seinem Haß. Diese Unterhaltungen, die Gilberte sehr liebte, gestatteten mir, sie zu fragen, ob parallel dazu Albertine, deren Namen ich seinerzeit zum erstenmal von ihr gehört hatte, als sie sich im Unterricht angefreundet hatten, solche Neigungen gehegt habe.[2] Gilberte vermochte mir keine Auskunft zu geben. Im übrigen interessierte es mich schon seit langem nicht mehr. Nur erkundigte ich mich weiterhin ganz automatisch danach, wie ein Greis, dem das Gedächtnis abhanden gekommen ist, von Zeit zu Zeit nach dem Sohn fragt, den er verloren hat.

Was merkwürdig ist, worüber ich mich aber hier nicht weiter verbreiten kann, ist die Beobachtung, bis zu welchem Ausmaß zu jener Zeit alle Personen, die Albertine geliebt hatte, alle diejenigen, die bei ihr alles erreicht hätten, was sie wollten, wenn nicht meine Freundschaft, so doch wenigstens die Bekanntschaft mit mir wünschten, erbaten, ja, ich wäre

fast geneigt zu sagen: erbettelten. Es wäre nicht mehr nötig gewesen, Madame Bontemps Geld anzubieten, damit sie Albertine zu mir zurückschickte. Daß diese Wendung in meinem Leben sich vollzog, als sie mir nichts mehr nützte, betrübte mich tief, weniger wegen Albertine, die ich ohne Vergnügen empfangen hätte, selbst wenn sie mir nicht aus der Touraine, sondern aus dem Jenseits zurückgebracht worden wäre, sondern wegen einer jungen Frau, die ich liebte und vergebens zu Gesicht zu bekommen versuchte. Ich sagte mir, daß, wenn sie stürbe oder ich sie nicht mehr liebte, all jene, die mich ihr hätten näherbringen können, ihre Bedeutung für mich verlören. Vorläufig aber bemühte ich mich vergeblich, auf sie einzuwirken, denn die Erfahrung hatte mich nicht geheilt, obwohl sie mich doch hätte lehren sollen – wenn sie je etwas lehren würde –, daß das Lieben einer bösen Verzauberung gleicht, wie sie im Märchen vorkommt und gegen die man nichts vermag, bis der Zauber gebrochen ist.

»Das Buch, das ich da habe, handelt gerade von solchen Dingen«, sagte sie. (Ich erwähnte Robert gegenüber jenes rätselhafte »Wir hätten uns gut verstanden«. Er erklärte, er erinnere sich nicht daran und es habe auf jeden Fall keine spezielle Bedeutung.)[1] »Es ist ein alter Balzac, den ich durchackere, um mich auf das Niveau meiner Onkel zu heben, *La Fille aux yeux d'or*.[2] Es ist aber absurd, unwahrscheinlich, ein gräßlichschöner Traum. Überhaupt kann eine Frau vielleicht von einer anderen Frau in dieser Weise überwacht werden, niemals aber von einem Mann.« – »Da täuschen Sie sich, ich kannte eine Frau, die von einem Mann, der sie liebte, geradezu eingekerkert wurde; sie durfte niemanden sehen und nur in Begleitung zuverlässiger Betreuer das Haus verlassen.« – »Oh, wie entsetzlich muß das gerade Ihnen vorkommen, der Sie ein so gutes Herz haben! Erst kürzlich haben Robert und ich gesagt, daß Sie heiraten sollten. Ihre Frau würde Sie gesundpflegen, und Sie würden sie glücklich machen.« – »O nein, ich bin eine zu unverträgliche Natur.« – »Aber gehen

Sie doch!« – »Ich versichere es Ihnen. Ich war ja einmal verlobt, konnte mich aber nicht entschließen, sie zu heiraten (sie selbst hat darauf verzichtet wegen meiner unentschlossenen und schikanösen Natur).« Ja, auf diese allzu einfache Weise beurteilte ich jetzt mein Abenteuer mit Albertine, jetzt, da ich dieses Abenteuer nur noch von außen sah.

Als ich mich wieder auf mein Zimmer begab, betrübte mich der Gedanke, daß ich kein einziges Mal die Kirche von Combray besucht hatte, die mich im Grün hinter dem violett durchleuchteten Fenster zu erwarten schien. Was soll's, sagte ich mir, vielleicht in einem anderen Jahr, wenn ich bis dahin nicht gestorben bin, denn ich sah keinen anderen Hinderungsgrund als meinen eigenen Tod, da ich an den der Kirche nicht dachte, von der ich meinte, sie müsse mich noch lange überleben, so wie sie schon lang vor meiner Geburt bestanden hatte.

Eines Tages jedoch sprach ich zu Gilberte von Albertine und fragte sie, ob diese Frauen geliebt habe. »Aber nein, überhaupt nicht!« antwortete sie. »Früher haben Sie mir aber doch gesagt, sie habe sich schlecht benommen!« – »Habe ich das wirklich gesagt? Da müssen Sie sich täuschen. Jedenfalls, wenn ich es gesagt habe – aber sicher irren Sie sich! –, habe ich im Gegenteil Liebeleien mit jungen Männer gemeint. In ihrem damaligen Alter ging so etwas wahrscheinlich ohnedies nicht sehr weit.« Sagte Gilberte das, um mir gegenüber zu vertuschen, daß sie selbst, wie Albertine behauptet hatte, Frauen liebte und Albertine Anträge gemacht hatte? Oder wußte sie, daß ich (denn die anderen wissen oft über unser Leben besser Bescheid, als wir glauben) Albertine geliebt hatte, daß ich um ihretwillen eifersüchtig gewesen war, und meinte sie (denn die anderen mögen mehr über uns wissen, als wir denken, gehen aber manchmal auch zu weit darin und gelangen durch übertriebene Vermutungen zu Irrtümern, die wir bei ihnen zwar voraussetzen, doch aus der Hoffnung heraus, sie vermuteten überhaupt nichts), daß ich es noch immer

sei, weshalb sie mir aus Güte die Binde vor die Augen legte, die man für Eifersüchtige immer bei der Hand hat? Auf alle Fälle folgten die Worte Gilbertes von der Behauptung des »schlechten Benehmens« Albertines bis zu dem Zeugnis ihres untadeligen Lebenswandels und ihrer guten Sitten dem umgekehrten Weg wie die Beteuerungen Albertines, die zuletzt fast etwas wie Beziehungen mit Gilberte eingestanden hatte. Albertine hatte mich damit ebenso in Erstaunen gesetzt wie Andrée mit dem, was sie mir gesagt hatte, denn zuerst, bevor ich sie näher kannte, hatte ich diese kleine Schar für verderbt gehalten und dann eingesehen, daß meine Vermutungen falsch waren, wie es ja oft vorkommt, daß man in einem Milieu, das man zu Unrecht für höchst verworfen hielt, einer ehrbaren jungen Person begegnet, die von den Realien der Liebe kaum etwas ahnt. Dann hatte ich den umgekehrten Weg genommen, das heißt meine anfänglichen Vermutungen wieder als wahr angesehen. Vielleicht aber hatte mir Albertine so etwas nur gesagt, um erfahrener zu wirken, als sie war, und mich in Paris durch einen Nimbus von Verderbtheit zu blenden, wie sie es das erstemal in Balbec mit dem der Tugend versucht hatte. Vielleicht auch ganz einfach, weil sie, als ich von Frauen sprach, die Frauen liebten, nicht völlig ahnungslos hatte erscheinen wollen, wie man eine wissende Miene annimmt, wenn in einem Gespräch die Rede auf Fourier oder auf Tobolsk[1] kommt, auch wenn man gar nicht weiß, worum es sich dabei handelt. Sie hatte vielleicht in nächster Nähe von Mademoiselle Vinteuils Freundin und von Andrée gelebt, war aber doch von beiden, da diese annahmen, sie »gehöre nicht dazu«, durch eine hermetisch dichte Scheidewand getrennt geblieben und hatte sich – wie eine Frau, die einen belesenen Mann heiratet und daraufhin für ihre geistige Kultur etwas zu tun bemüht ist – diese Kenntnisse später nur um meinetwillen verschafft, indem sie die Fähigkeit erwarb, auf meine Fragen Antwort zu geben, bis sie begriff, daß diese meiner Eifersucht entsprangen, und sie den Rückzug antrat. Es sei denn, daß

Gilberte mich belog. Ich kam auf den Gedanken, daß Robert sie vielleicht nur geheiratet hatte, weil er im Lauf eines Flirts, den er in die ihn interessierende Richtung gelenkt hatte, von ihr erfahren haben mochte, daß sie Frauen nicht abgeneigt war, und sich Genüsse erhoffte, die er jedoch offenbar zu Hause nicht fand, da er sie nun anderswo suchte. Keine dieser Hypothesen war absurd, denn bei Frauen wie der Tochter Odettes oder den Mädchen der kleinen Schar findet sich eine solche Anhäufung verschiedenartigster Neigungen, die vielleicht sogar gleichzeitig nebeneinander bestehen, daß der Verbindung mit einer Frau ohne weiteres die Liebe zu einem Mann folgen kann; so bleibt es denn offen, welche die wirkliche und vorherrschende Neigung ist.

Ich wollte mir von Gilberte *La Fille aux yeux d'or* nicht ausleihen, da sie das Buch gerade las. Sie borgte mir aber zum Einschlafen an diesem letzten Abend, den ich in ihrem Haus verbrachte, ein Werk, das in mir einigermaßen starke und recht gemischte Gefühle weckte, die allerdings nicht lange vorhalten sollten. Es war ein Band des unveröffentlichten Tagebuches der Brüder Goncourt.[2] Als ich nun, bevor ich meine Kerze löschte, die Seiten las, die ich weiter unten wiedergebe, erschien mir meine fehlende Befähigung für den Schriftstellerberuf, die ich einst schon in der Gegend von Guermantes geahnt und bei diesem Aufenthalt, dessen letzten Abend ich jetzt verbrachte, bestätigt gefunden hatte – jenem Abend vor der Abreise glich, an dem man immer, aus der Starre nunmehr endender Gewohnheiten gelöst, sich selber klar zu beurteilen versucht –, weniger bedauerlich, als ob die Literatur keine tiefere Wahrheit enthüllte; und zugleich fand ich es traurig, daß die Literatur nicht war, wofür ich sie gehalten hatte. Andererseits aber schien mir der kränkelnde Zustand wiederum weniger bedauerlich, der mich in ein Sanatorium verbannen würde, wenn die schönen Dinge, von denen die Bücher sprechen, nicht schöner waren als das, was ich gesehen hatte. Doch durch einen bizarren Widerspruch bekam ich jetzt, als

dieses Buch mir davon sprach, Lust, sie von neuem zu sehen. Ich lasse die Seiten folgen, die ich damals las, bis die Müdigkeit mir die Augen schloß:[1]

»In der Absicht, mich zum Diner in seinem Haus abzuholen, taucht vorgestern plötzlich Verdurin, der ehemalige Kritiker von *La Revue* [2] , bei mir auf, der Verfasser jenes Buches über Whistler, in dem wahrhaftig Faktur und artistisches Kolorit dieses echten Amerikaners von Verdurin als Liebhaber aller gemalten Raffiniertheiten und *Hübschheiten* wiedergegeben sind. Und während ich mich ankleide, um mit ihm zu gehen, da beginnt er einen langen Bericht, den er stellenweise wie eine Beichte verängstigt herunterbetet, über den gleich nach seiner Heirat mit der ›Madeleine‹ Fromentins[3] geleisteten Verzicht zu schreiben, einen Verzicht, der auf die Gewohnheit, Morphium zu nehmen, zurückzuführen sein soll und Verdurins Worten zufolge bewirkt haben soll, daß die meisten Habitués des Salons seiner Gattin gar nicht wüßten, daß der Gatte je geschrieben habe, und von Charles Blanc, Saint-Victor, Sainte-Beuve[1] oder Burty wie von Individuen sprächen, denen er ihrer Meinung nach niemals das Wasser reichen könnte. ›Und dabei, sagen Sie selbst, Goncourt, Sie wissen doch, und Gautier wußte es auch, daß meine *Salons* ein anderes Niveau hatten als diese jämmerlichen *Maîtres d'autrefois*, die in der Familie meiner Frau als Meisterwerk gelten.‹ Dann, während die in der Nähe des Trocadéro vom letzten Aufflammen einer Glut erhellte Dämmerung herabsinkt, in der die Türme dieses Bauwerks ganz und gar den mit Johannisbeergelee überzogenen Türmen altmodischer Konditoren[2] gleichen, geht die Plauderei im Wagen weiter, der uns zum Quai Conti bringen soll, wo das Privathaus liegt, von dem der Besitzer behauptet, es sei früher der Palast der venezianischen Gesandten gewesen; dort soll es ein Rauchzimmer geben, das Verdurin als einen Saal bezeichnet wie in *Tausendundeiner Nacht*,[3] der aus einem berühmten Palazzo, des-

sen Namen ich vergessen habe, geholt worden sein soll, mit einer Brunneneinfassung, auf der eine Krönung der Heiligen Jungfrau dargestellt ist, von der Verdurin steif und fest behauptet, sie sei ein erstklassiger Sansovino[4] und diene seinen Gästen als Ascheneimer für ihre Zigarrenasche. Und wahrhaftig habe ich bei unserer Ankunft in dem meergrünen, diffusen Mondlicht, das dem ähnelt, in das auf Bildern der klassischen Malerei Venedig eingebettet liegt, und in dem die als Silhouette erscheinende Kuppel des Institut wie die Salute auf den Bildern Guardis wirkt, ein wenig die Illusion, mich am Canal Grande zu befinden.[5] Diese Illusion wird genährt durch die Bauart des Hauses, von dessen erstem Stock aus man den Quai nicht sieht, und durch die phantasiefördernde Behauptung des Hausherrn, der Name der Rue du Bac – der Teufel soll mich holen, wenn ich daran jemals gedacht habe – leite sich von der Bezeichnung der Fähre her, mit der die Nonnen früherer Zeiten, die Miramionen, zum Hochamt in Notre-Dame übergesetzt wurden.[1] Ein ganzes Stadtviertel, in dem meine Kindheit umherstreifte, als meine Tante de Courmont[2] dort wohnte, und das ich *wiederzulieben* beginne, als ich fast an das Haus der Verdurins anstoßend das Ladenschild des Petit Dunkerque[3] wiederfinde, eines jener Lädchen, die sonst nur in Gestalt der Bleistift- und Frottis-Vignetten von Gabriel de Saint-Aubin[4] fortleben und in denen das neugierig stöbernde achtzehnte Jahrhundert seine müßigen Augenblicke mit dem Erhandeln französischer und ausländischer Niedlichkeiten und all dessen zubrachte, was die Künste an Neuestem produzieren, wie eine Rechnung des Petit Dunkerque besagt, eine Rechnung, von der nur Verdurin und ich, glaube ich, noch je ein Exemplar besitzen, und die wahrhaftig eines jener flüchtigen Meisterwerke auf verziertem Papier darstellt, die das Zeitalter Ludwigs XV. für seine Rechnungen benutzte, mit einem Briefkopf in Form eines wogenden, mit Schiffen beladenen Meeres, eines Meeres mit Wellen, die wie eine Illustration zu der Fabel von der Auster und den Klägern[5] in

der Éditions des Fermiers Généraux aussehen. Die Hausherrin, die mir einen Platz an ihrer Seite geben wird, teilt mir liebenswürdig mit, daß sie als Tafelschmuck nur japanische Chrysanthemen gewählt, diese aber auf Vasen verteilt habe, die ganz erlesene Kunstwerke sind, deren eines aus Bronze gefertigt ist, auf der Blütenblätter aus rötlichem Kupfer den Eindruck wecken, als hätten sich lebendige Blumen entblättert. Anwesend sind Cottard, der Arzt, seine Frau, der polnische Bildhauer Viradobetski[6] , der Sammler Swann, eine vornehme Dame aus Rußland (eine Fürstin mit einem auf *ow* [7] endenden Namen, auf den ich mich nicht besinnen kann), und Cottard flüstert mir ins Ohr, daß sie es gewesen sei, die aus nächster Nähe auf Erzherzog Rudolf geschossen habe, und daß nach ihren Worten ich selbst in Galizien und im nördlichen Polen eine unerreichte Sonderstellung genösse,[1] da dort ein junges Mädchen niemals die Hand einem Mann zum Ehebund reiche, solange es nicht wisse, ob der zukünftige Ehemann auch ein Bewunderer von *La Faustin* [2] ist. ›Ihr könnt das nicht verstehen, ihr Westeuropäer‹, wirft abschließend die Fürstin ein, die mir, meiner Treu, den Eindruck eines gänzlich überlegenen Geistes macht, ›dieses eindringliche Erfassen der intimsten Bereiche der Frau durch den Schriftsteller.‹ Ein Mann mit ausrasiertem Kinn, ausrasierten Lippen und mit Koteletten wie ein Oberkellner gibt in herablassendem Ton Scherze von sich nach Art eines Gymnasiallehrers, der bei der Saint-Charlemagne-Feier[3] mit den Klassenbesten Umgang hat: Brichot, der Universitätsprofessor. Als Verdurin meinen Namen nennt, findet er kein Wort, das unsere Bücher kennen würde, und da erwachen in mir Enttäuschung und Zorn, erregt durch jene Verschwörung, die die Sorbonne gegen uns ins Werk setzt, wobei sie den Widerspruch, das Feindselige eines gewollten Schweigens bis in das liebenswürdig gastliche Haus trägt, in dem ich gefeiert werde. Wir gehen zu Tisch und haben vor uns eine Flucht von Tellern, die nicht mehr und nicht weniger als wahre Meisterwerke des Porzellanmalers sind,

dessen künstlerischem Geplauder die geschmeichelte Aufmerksamkeit des Kunstliebhabers bei einem delikaten Mahl am bereitwilligsten lauscht – Teller aus der Yen-Tsching-Epoche mit kapuzinerblumenfarbenen Tönungen am Rand, mit bläulichen Schattierungen und dem fülligen Blättergewirr der Wasserschwertlilie, in wahrlich dekoratistischer Weise von einem morgenrotfarbenen Flug von Fischreihern und Schnepfen durchquert, gekennzeichnet von ebenjenen Nuancen des Frühlichts, auf die täglich mein Blick beim Erwachen am Boulevard Montmorency[1] fällt – Meißner Teller, die spielerischer wirken in ihrer graziösen Faktur und mit dem schläfrigen Welken ihrer schon fast violett getönten Rosen, dem dunkelrot gefransten Rand einer Tulpe, den Rokokoformen einer Nelke oder eines Vergißmeinnichts – Sèvres-Teller mit der feinen Guillochearbeit der weißen, goldlinierten Kannelierung oder auf dem cremefarben ausgesparten Grund des Porzellans tändelnd vom Relief eines goldenen Bandes zusammengehalten – und zuletzt ein komplettes Silbergeschirr aus Luciennes mit Myrtengirlanden, die die du Barry[2] wiedererkennen würde. Was aber vielleicht eine ebenso große Seltenheit ist, das ist die wirklich hervorragende Qualität der Dinge, die darin aufgetragen werden[3] , aufs sublimste zubereitete Köstlichkeiten, wie sie die Pariser – man darf das laut sagen – auch bei den größten Festessen einem niemals bieten und die mich an gewisse gefüllte Kalbsschnitzel von Jean d'Heurs[4] erinnern. Selbst die Gänseleber hat keinerlei Ähnlichkeit mit der faden Mousse, die man uns gewöhnlich unter diesem Namen serviert; und ich kenne nicht viele Orte, wo ein schlichter Kartoffelsalat aus Kartoffeln zubereitet wird, die die Festigkeit japanischer Elfenbeinkugeln mit der Textur jener Elfenbeinlöffelchen vereinen, mit denen die Chinesinnen Wasser auf den Fisch gießen, den sie gefangen haben. In dem venezianischen Glas, das ich vor mir habe, entsteht ein reiches Juwelengefunkel aus Rottönen, hineingezaubert durch einen ganz außergewöhnlichen Léoville,[5] der bei der Versteigerung

der Bestände von Monsieur Montalivet erworben wurde; eine Weide aber für das Auge und – ich stehe nicht an, es zu sagen – für die Einbildungskraft des Körperteils, den man früher als das Maul bezeichnet hat, ist es, wenn ein Glattbutt hereingetragen wird, der nichts von den etwas unfrischen Glattbutten an sich hat, die selbst auf den luxuriösesten Tafeln erscheinen und denen sich die Etappen der langen Reise in Form der Gräten in die Haut eingezeichnet haben; ein Glattbutt, der zudem nicht mit dem klebrigen Brei serviert wird, den unter dem Namen einer weißen Sauce so viele Küchenchefs produzieren, sondern in Begleitung einer echten weißen Sauce, die mit Butter zu fünf Francs das Pfund zubereitet ist; wenn dieser Glattbutt noch dazu auf einer herrlichen Tsching-Hun-Platte hereingetragen wird, auf der in Purpurstreifen das Abendrot sich über ein Meer ergießt, vor dem in drolliger Prozession eine Kette von Langusten einherschwimmt, deren rauh gekörnte Oberfläche so körperhaft wiedergegeben ist, als habe man die Schalen lebendiger Tiere als Formen benutzt, einer Platte, deren Handgriff die Angel eines kleinen Chinesen mit einem Fisch daran bildet, den der bläuliche Silberglanz seines Bauches zu einem wahren Wunderwerk perlmutterschimmernden Farbenspiels macht. Als ich Verdurin gegenüber bemerke, welch erlesenes Vergnügen ihm eine so raffinierte Kost in solchen Sammlerobjekten machen müsse, wie kein Fürst sie heutigentags in seinen Vitrinen besitzt, wirft die Hausherrin melancholisch ein: ›Man sieht, daß Sie ihn nicht kennen!‹ Und dann schildert sie mir ihren Gatten als einen kauzigen Besessenen, der all diesen Niedlichkeiten gleichgültig gegenüberstehe: ›Ja, ein Besessener‹, wiederholt sie, ›ja, genau das, ein Mensch, der eher Lust auf eine Flasche Apfelwein hätte, wie man ihn in der etwas derben Kühle eines normannischen Bauernhofs trinkt.‹ Und diese bezaubernde Frau, deren Redeweise liebevoll das Kolorit einer Gegend aufnimmt, erzählt uns voll überschwenglicher Begeisterung von jener Normandie, in der sie gewohnt haben, einer Normandie,

die ihren Schilderungen zufolge eine unermeßlich große englische Parkanlage ist, mit dem Wohlgeruch ihrer Hochstammgruppen à la Lawrence[1] , dem kryptomerienfarbenen Samt ihrer natürlichen Rasenflächen in der porzellanenen Einfassung rosenroter Hortensien, dem zartknittrigen Blütengewirr schwefelfarbener Rosen, die sich über die Haustür eines Bauernhauses neigen, auf der die Einlegearbeit zweier ineinander verschlungener Birnbäume ein überaus ornamentales Wahrzeichen bildet, und die anmutige Neigung eines Blütenzweigs an einem bronzenen Armleuchter von Gouthière[1] ins Gedächtnis rufen, einer Normandie, von der die Pariser Feriengäste überhaupt nichts ahnen und die von den Schranken jeder ihrer *Einfriedungen* beschützt wird, Schranken, welche sämtlich zu öffnen die Verdurins, wie sie mir gestehen, nicht unterlassen haben. Gegen Abend, im schläfrigen Erlöschen aller Farben, wenn ein Lichtschein einzig noch von dem in molkebläulichen Tönen gerinnenden Meer herrührt (›O nein, es hat nichts von dem Meer, das Sie kennen‹, beteuert leidenschaftlich meine Nachbarin, als ich einwerfe, Flaubert habe meinen Bruder und mich in Trouville herumgeführt, ›überhaupt nichts, nein, nichts, Sie müssen mit mir hinfahren, sonst bekommen Sie niemals einen Eindruck davon‹), traten sie den Heimweg durch Rhododendronbüsche an, die mit ihren wie aus rosenfarbenem Tüll gefalteten Blüten wahre Wälder bildeten, völlig benommen von dem Geruch der Sardinenräuchereien, von dem ihr Mann furchtbare Asthmaanfälle bekam – ›Ja‹, beteuerte sie nachdrücklich, ›es ist, wie ich Ihnen sage, wahre Asthmaanfälle‹. Im darauffolgenden Sommer fuhren sie gleichwohl wieder hin und installierten eine ganze Künstlerkolonie in einem herrlichen mittelalterlichen Domizil in Gestalt eines alten Klosters, das sie für ein Butterbrot gemietet hatten. Und ich muß schon sagen, wenn ich diese Frau erzählen höre, die durch so viele wahrhaft vornehme Milieus hindurchgegangen ist und gleichwohl etwas von der Unverbrauchtheit der Rede einer Frau aus dem Volk bewahrt

hat, dank der uns die Dinge in der Färbung erscheinen, die unsere Phantasie ihnen verleiht, läuft mir das Wasser im Mund zusammen, wenn sie mir das Leben schildert, das sie dort geführt haben, wie jeder in seiner Zelle arbeitete, und in dem Salon, der so groß war, daß er zwei Kamine besaß, alle vor dem Mittagessen zu einer Unterhaltung wirklich erlesenen Stils zusammenkamen, die mit Gesellschaftsspielen abwechselte, was mich an die Art des Daseins erinnerte, die Diderots meisterhafte Briefe an Mademoiselle Volland[1] vor uns erstehen lassen. Dann, nach dem Mittagessen, begab sich alles ins Freie, selbst wenn es gehagelt hatte, sobald ein Sonnenstrahl sich zeigte und Regenfeuchte mit lichtem Schimmer die Knorren einer prächtigen Allee hundertjähriger Buchen umgab, die vor dem Hintergrund des Parkgitters, von allerlei Strauchwerk durchsetzt, an dessen Gezweig blütenknospengleich Regentropfen hingen, die Schönheit des Pflanzlichen verkörperten, die dem achtzehnten Jahrhundert so teuer war. Man blieb stehen, um das von der Kühle beschwingte zarte Gezwitscher eines Dompfaffen anzuhören, der in der Blütenkrone einer weißen Rose wie in einer reizenden winzigen Badewanne aus Nymphenburger Porzellan plätscherte. Als ich zu Madame Verdurin etwas über die von Elstir in so zarten Pastelltönen wiedergegebenen Landschaften und Blumen jener Gegenden sage, wirft sie zornig den Kopf zurück: ›Aber erst durch mich hat er das alles kennengelernt, jawohl, all die kuriosen Winkel, all diese Motive; ich habe es ihm aber ins Gesicht gesagt, als er uns verließ, nicht wahr, Auguste[2] ? Jedes einzelne Motiv, jawohl! Die Gegenstände kannte er schon, das muß man ihm gerechterweise zubilligen. Aber Blumen hatte er noch nie gesehen, er konnte eine Althaea nicht von einer Stockrose[3] unterscheiden. Ich habe ihn erst gelehrt – Sie werden es kaum glauben –, den Jasmin zu erkennen.‹ Man muß gestehen, daß es merkwürdig zu denken ist, der Blumenmaler, den die Kunstkritiker uns heute als den herausragenden, ja als sogar Fantin-Latour überlegen preisen,

hätte ohne diese Frau neben mir möglicherweise niemals einen Jasminzweig wiedergeben können. ›Ja, mein Ehrenwort, Jasmin! Alle Rosen, die er gemalt hat, hat er entweder bei mir gemalt, oder ich habe sie ihm gebracht! Bei uns hieß er immer nur Monsieur Tiche[1] ; fragen Sie Cottard, fragen Sie Brichot, wen Sie wollen, ob er bei uns als großer Mann behandelt worden ist. Er selber hätte darüber gelacht. Ich habe ihm beigebracht, wie man Blumen anordnet, zu Anfang kam er damit gar nicht zurecht. Er brachte niemals einen Strauß zustande. Von Natur hatte er bei der Auswahl keinen Geschmack, ich mußte ihm sagen: »Nein, malen Sie das nicht, das lohnt sich nicht, malen Sie lieber dies.« Ach! Hätte er nur so wie beim Ordnen von Blumen beim Ordnen seiner Verhältnisse auf uns gehört, dann wäre diese elende Heirat nie zustande gekommen!‹ Und plötzlich sieht sie mit ihren in einer vergangenheitsseligen Träumerei fiebrigglänzenden Augen, mit dem manischen Strecken der Fingerglieder, dem nervösen Zupfen an der Ärmelrüsche ihre Bluse, der verzerrten Körperhaltung einer Leidenden wie ein wunderbares Gemälde aus, das, wie mir scheint, nie gemalt wurde, ein Gemälde, dem man alle mühsam beherrschte Empörung, allen würgenden Argwohn einer in ihrem zartesten Gefühl, in ihrer weiblichen Schamhaftigkeit verletzten Freundin ablesen könnte. Gleich darauf spricht sie von dem wundervollen Porträt, das Elstir für sie schuf, dem Porträt der Familie Cottard[2] , das sie dem Luxembourg zum Geschenk gemacht hat, als es zum Bruch mit dem Maler gekommen war; sie gesteht, daß sie es war, die ihn auf den Gedanken gebracht hat, den Mann im Frack zu malen, um dieses schöne Schäumen des Hemdes zu erzielen, und die das Samtkleid der Frau auswählte, um dem Auge in dem unruhigen Geflimmer der hellen Töne von Teppich, Blumen, Früchten und den Gazekleidchen der Kinder, die wie Ballettutus aussehen, einen Ruhepunkt zu geben. Auch jene Frisur sei eine Idee von ihr gewesen, eine Idee, die man dann dem Künstler zuschrieb, jene Idee, die schlicht darin bestand, die

Frau nicht in großer Toilette darzustellen, sondern in der Intimität des Alltagslebens zu überraschen. ›Ich sagte zu ihm: »Gerade bei der Frau, die sich das Haar aufsteckt, das Gesicht trocknet oder die Füße wärmt und sich dabei unbeobachtet glaubt, gibt es tausend interessante Bewegungen, Bewegungen von geradezu leonardesker Anmut![1] ‹‹

Doch auf ein Zeichen Verdurins, der uns zu verstehen gibt, daß diese neue Empörungswelle für das hypernervöse Wesen, das seine Frau im Grunde ist, schädlich sein könnte, lenkt Swann meine bewundernden Blicke auf das Kollier aus schwarzen Perlen, das die Dame des Hauses trägt und das sie – damals war es noch weiß – aus dem Besitz eines Nachkommen der Madame de La Fayette, die es ihrerseits von Henriette von England als Geschenk erhalten haben soll, ersteigert hat; die Perlen sollen schwarz geworden sein infolge einer Feuersbrunst, die einen Teil des Hauses zerstörte, das die Verdurins in einer Straße bewohnten, an deren Namen ich mich nicht erinnern kann, einer Feuersbrunst, nach der man das Kästchen mit den inzwischen allerdings ganz schwarz gewordenen Perlen auffand.[2] ›Und ich kenne sogar das Porträt dieser Perlen am Hals der Madame de La Fayette, ja, wie ich Ihnen sage, ihr Porträt‹, wiederholt Swann mit Nachdruck, als die Gäste eine leise Überraschung zeigen, ›es befindet sich in der Sammlung des Herzogs von Guermantes.‹ Es sei dies eine Sammlung, behauptet Swann, die auf der Welt nichts ihresgleichen habe und die ich mir unbedingt ansehen müsse, eine Sammlung, die dem berühmten Herzog, dem Lieblingsneffen der Madame de Beausergent, von dieser seiner Tante hinterlassen wurde – der nachmaligen Madame Hatzfeld, einer Schwester der Marquise de Villeparisis und der Fürstin von Hannover, bei der mein Bruder und ich ihn einst in den Zügen des bezaubernden kleinen Buben namens Basin so sehr geliebt haben, was in der Tat der Vorname des Herzogs ist. Darauf [1] greift Doktor Cottard mit einer Feinsinnigkeit, die ihn als den durch und durch distinguierten Mann kennzeichnet,

der er ist, noch einmal die Geschichte der Perlen auf und weiß zu berichten, daß Katastrophen dieser Art im Hirn der Menschen ganz ähnliche Veränderungen hervorrufen wie jene, die man an der unbelebten Materie zu beobachten Gelegenheit hat; ein besserer Philosoph, als die meisten Ärzte es sind, zitiert er ebenjenen Kammerdiener von Madame Verdurin, der durch die Schrecknisse jener Feuersbrunst, bei der er um ein Haar umgekommen wäre, ein anderer Mensch geworden sein soll, dessen Handschrift sich sogar derart verändert haben soll, daß beim Eintreffen des ersten Briefs, in dem er seinen damals in der Normandie weilenden Dienstherren von dem Ereignis Mitteilung machte, diese meinten, ein Spaßvogel wolle sie zum besten halten. Doch nicht nur eine veränderte Schrift, will man Cottard Glauben schenken, sondern zudem soll aus dem vordem enthaltsamen Mann ein grauenerregender Trinker geworden sein, so daß Madame Verdurin ihn wohl oder übel entlassen mußte. Der eindrucksvolle gelehrte Exkurs wird sodann auf ein anmutvolles Zeichen, das die Dame des Hauses gibt, aus dem Speisezimmer in den venezianischen Rauchsalon verlegt, in welchem Cottard uns berichtet, er habe regelrechte Persönlichkeitsspaltungen miterlebt, wofür er als Beispiel den Fall eines seiner Patienten anführt, den er liebenswürdigerweise zu präsentieren mir sich erbietet, eines Mannes, den er seinen Worten nach nur an den Schläfen zu berühren braucht, um ihn zu einem zweiten Leben zu erwecken, in dem dieser sich an keine Einzelheiten des ersten erinnern kann, so daß er, der in jenem ein durchaus ehrenwerter Bürger, bereits mehrere Male bei Diebstählen angetroffen wurde, die er in dem zweiten begangen hatte, das er als abgefeimter Bösewicht führt. Darauf bemerkt Madame Verdurin feinsinnig, die Medizin könne folglich dem Theater wirklichkeitsnahe Themen liefern, bei denen die amüsantesten Verwicklungen auf pathologischen Irrungen beruhen, was wiederum, indem ein Wort das andere gibt, Madame Cottard veranlaßt zu erzählen, daß ein ganz ähnlicher Sachverhalt von dem

Erzähler behandelt wird, den ihre Kinder abends am liebsten hören, nämlich dem Schotten Stevenson – ein Name, dessen Nennung Swann mit der äußerst entschiedenen Feststellung quittiert: ›Das ist ein sehr großer Schriftsteller, dieser Stevenson, kann ich Ihnen nur sagen, Monsieur de Goncourt, ein sehr großer sogar, einer, der den größten das Wasser zu reichen vermag.‹[1] Als ich aber nach staunender Bewunderung der aus dem alten Palazzo Barberini[2] stammenden wappengeschmückten Kassettendecken des Rauchzimmers mir mein Bedauern über die zunehmende Schwärzung einer bestimmten Schale durch die Asche unserer ›Londres‹ anmerken lasse, und nachdem Swann erzählt hat, daß ähnliche Flecken aus den Büchern aus dem Besitz Napoleons I., die trotz seiner antibonapartistischen Gesinnung der Herzog von Guermantes besitzt, den Nachweis erbrächten, der Kaiser habe gepriemt, bemerkt Cottard, der sich als ein mit seiner Neugier wahrhaftig alles durchdringender Forscher erweist, diese Flecken rührten keineswegs vom Gebrauch des Kautabaks her – ›unter gar keinen Umständen‹, erklärt er mit großer Entschiedenheit –, sondern von der Gewohnheit Napoleons, jederzeit, auf dem Schlachtfeld sogar, Lakritzpastillen zur Hand zu haben, mit denen er seine Leberschmerzen zu beschwichtigen suchte. ›Denn er hatte ein Leberleiden‹, schloß der Doktor, ›und daran starb er dann auch.‹«

Hier hielt ich in meiner Lektüre inne, denn ich reiste am folgenden Tag ab; zudem fühlte ich mich jetzt zu dem anderen Herrn befohlen, in dessen Dienst wir jeden Tag die Hälfte unserer Zeit zubringen. Die Aufgabe, zu der er uns zwingt, pflegen wir mit geschlossenen Augen zu verrichten. Jeden Morgen stellt er uns wieder unserem anderen Herrn zur Verfügung, da er weiß, daß wir sonst nur widerwillig für ihn arbeiten würden. Da wir neugierig sind, wenn unser Geist die Augen wieder geöffnet hat, zu erfahren, was wir wohl bei

dem Herrn verrichtet haben, der seine Sklaven sich hinlegen läßt, bevor er sie zu abgründiger Arbeit treibt, versuchen die Schlauesten unter uns, sobald die Aufgabe erfüllt ist, heimlich zurückzuschauen. Doch der Schlaf ist noch schneller als sie und löscht die Spuren aus, die sie zu sehen begehren. Und nach so vielen Jahrhunderten wissen wir darüber noch immer nicht sehr viel.[1] Ich schloß also das Tagebuch der Brüder Goncourt. Welche Macht hat doch die Literatur! Ich hätte die Cottards wiedersehen, sie nach Einzelheiten über Elstir fragen, das Lädchen Au Petit Dunkerque anschauen mögen, falls es noch existierte, und gern um die Erlaubnis nachgesucht, das Stadthaus der Verdurins zu besichtigen, in dem ich einst zu Abend gegessen hatte. Doch eine unbestimmte Unruhe hielt mich gefangen. Gewiß, ich hatte mir niemals verhehlt, daß ich nicht zuzuhören und, sobald ich nicht allein war, auch nicht zu sehen verstand. Eine alte Frau trug in meinen Augen kein Perlenkollier, und was darüber gesprochen wurde, drang nicht in meine Ohren. Gleichwohl hatte ich jene Menschen im täglichen Leben gekannt, ich hatte häufig mit ihnen gespeist, es waren die Verdurins, der Herzog von Guermantes, die Cottards; jeder von ihnen war mir so gewöhnlich vorgekommen wie meiner Großmutter jener Basin, von dem sie nicht ahnte, daß er der geliebte Neffe, der wunderbare junge Held der Madame de Beausergent war, jeden von ihnen hatte ich für belanglos gehalten; ich erinnerte mich der zahllosen Vulgaritäten, aus denen jeder einzelne von ihnen bestand …

Et que tout cela fasse un astre dans la nuit! [1]

Und daß all das ein Stern wird in der Nacht!

Ich beschloß, einstweilen von den Einwänden gegen die Literatur abzusehen, die diese am Vorabend meiner Abreise von Tansonville gelesenen Seiten der Brüder Goncourt in mir hatten aufkommen lassen. Selbst wenn ich von der besonderen Spielart der Naivität absah, die bei diesem Chronisten so verblüffend ist, konnte ich unter verschiedenen Gesichtspunkten ganz beruhigt sein. Zunächst, soweit es mich persönlich betraf, war meine Unfähigkeit zu sehen und zu hören, die das zitierte Tagebuch mir so unangenehm vor Augen geführt hatte, doch nicht allumfassend. Es gab in mir eine Person, die mehr oder weniger gut zu sehen wußte, doch es war eine intermittierende Person, die immer erst dann zum Leben erwachte, wenn ein allgemeiner, mehreren Dingen gemeinsamer Wesenszug sich manifestierte und ihr Nahrung und Freude bot.[2] Dann sah und hörte diese Person, doch immer nur in einer gewissen Tiefe, so daß die Beobachtung draus keinen Nutzen zog. Wie ein Geometer, der die Dinge gänzlich von jedem Gefühlsmoment entblößt und nur mehr ihren linearen Aufriß sieht, ließ ich mir entgehen, was die Leute sagten, denn was mich interessierte, war nicht, was sie sagen wollten, sondern die Art, wie sie es äußerten, insofern sie eine Entblößung ihres Charakters oder ihrer Lächerlichkeiten bedeutete, oder es war – anders gesagt – ein Objekt, das stets in ganz spezieller Weise das Ziel meiner Suche gewesen war, nämlich das, was einem Wesen und einem anderen gemeinsam ist. Nur wenn ich dieses erblickte, setzte sich mein Geist plötzlich munter in Bewegung – zuvor hatte er dahingedämmert, sogar hinter meiner oberflächlich angeregten Konversation, deren Lebhaftigkeit vor den anderen eine völlige geistige Erstarrung verbarg –, doch was er wie ein Jäger verfolgte, wenn er beispielsweise der Identität des Verdurinschen Salons an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten nachspürte, lag in der Tiefe, jenseits der eigentlichen Oberfläche, in einer etwas abgelegenen Zone. Und daher entging mir der oberflächliche Reiz der Menschen, weil ich die Fähigkeit nicht

besaß, mich bei ihm aufzuhalten, einem Chirurgen vergleichbar, der unter der weichen Glätte eines Frauenleibes das Leiden erkennt, das ihn zerfrißt. Bei einem Diner sah ich die Gäste nicht, denn wenn ich glaubte, sie zu betrachten, durchleuchtete ich sie.[1] Dies bewirkte, wenn ich alle Beobachtungen zusammenfaßte, die ich bei einem Diner über die Gäste machen konnte, daß die von mir nachgezeichneten Züge in ihrer Gesamtheit ein System psychologischer Gesetze ergaben, in dem das spezifisch Interessante an den Reden eines Gastes sozusagen bedeutungslos wurde. Nahm das nun meinen Porträts, die ich ja gar nicht als solche ausgab, jeden Wert? Muß beispielsweise in der Malerei das eine Porträt, das gewisse auf Volumen, Licht und Bewegung[2] bezügliche Wahrheiten augenfällig macht, unbedingt einem anderen, ihm keineswegs ähnlichen Porträt derselben Person nachstehen, in dem tausend im ersten weggelassene Einzelheiten bis ins kleinste genau aufgezeichnet sind, einem zweiten Porträt, aus dem man schließen kann, das Modell sei bezaubernd gewesen, während man es nach dem ersten für häßlich gehalten hätte, was eine dokumentarische, ja historische Bedeutung haben mag, aber nicht unbedingt eine künstlerische Wahrheit darstellt?

Zudem spornte mich meine Frivolität an, sobald ich nicht allein war, den anderen zu gefallen; ich wollte eher mit meinem Geplauder amüsieren, als durch Zuhören mich bilden, es sei denn, ich begab mich in Gesellschaft, um mich über ein künstlerisches Problem zu erkundigen oder einem eifersüchtigen Argwohn nachzugehen, der meinen Geist zuvor beschäftigt hatte. Doch war ich unfähig, etwas zu sehen, wenn nicht eine Lektüre mich dazu angespornt hatte, wenn ich nicht im voraus die Skizze gezeichnet hatte, die ich nun mit der Wirklichkeit konfrontieren wollte. Wie viele Male – ich wußte es sehr wohl, auch ohne daß diese Seiten Goncourts es mir gezeigt hatten – blieb ich unfähig, meine Aufmerksamkeit auf Dinge oder auf Menschen zu richten, und später, sobald mir nur ihr Bild in der Stille von einem Künstler vor Augen ge-

stellt worden war, hätte ich Meilen zurückgelegt, ja mein Leben aufs Spiel gesetzt, um sie wiederzufinden! Jetzt hatte sich meine Einbildungskraft in Bewegung gesetzt, hatte begonnen zu malen. Und wovor ich vor einem Jahr gegähnt hatte, davor fragte ich mich jetzt voller Bangigkeit, wenn ich es im voraus betrachtete, es herbeisehnte: Sollte es wirklich unmöglich sein, es zu sehen? Was würde ich nicht darum geben!

Wenn man Artikel über Leute liest, selbst über Menschen der Gesellschaft, die als die »letzten Repräsentanten einer Welt, von der kein Augenzeuge mehr da ist« charakterisiert werden, mag man freilich ausrufen: Wenn man bedenkt, was das für ein unbedeutendes Menschenkind ist, von dem hier mit so viel Überschwang und in so schmeichelhaften Wendungen gesprochen wird! So etwas hätte ich nun bedauert, nicht gekannt zu haben, wenn ich nur Zeitungen und Zeitschriften gelesen und den Betreffenden selbst niemals gesehen hätte! Viel eher aber fühlte ich mich versucht, bei der Lektüre solcher Abschnitte in der Zeitung zu denken: Wie schade, daß ich – damals, als ich nur darauf bedacht war, Gilberte oder Albertine wiederzusehen – auf diesen Herrn nicht besser achtgegeben habe! Ich habe ihn für nichts weiter als einen ausgemachten Langweiler gehalten, für einen simplen Statisten, dabei gehörte er zu den Personen der Handlung!

Die Lektüre jener Seiten Goncourts ließ mich diese Disposition bedauern. Vielleicht hätte ich nämlich aus ihnen schließen können, daß das Leben einen lehrt, den Wert der Lektüre geringer zu veranschlagen, und uns zeigt, daß das, was der Schriftsteller uns rühmt, eigentlich nicht viel taugte; doch ich konnte genausogut daraus schließen, daß die Lektüre uns im Gegenteil lehrt, den Wert des Lebens höher anzusetzen, den Wert, den wir nicht zu erkennen wußten und über dessen Größe erst das Buch uns die Augen geöffnet hat. Zur Not können wir uns darüber trösten, daß wir an der Gesellschaft eines Vinteuil, eines Bergotte wenig Gefallen fanden. Die prüde Bürgerlichkeit des einen, die unerträglichen Unarten

des anderen, sogar die anmaßende Vulgarität eines Elstir in seinen Anfängen (das Tagebuch der Brüder Goncourt hatte mir nämlich zu der Entdeckung verholfen, daß er kein anderer war als jener »Monsieur Tiche«, der einst bei den Verdurins durch seine Reden Swanns Geduld auf eine so schwere Probe gestellt hatte) sprachen nicht gegen sie, da ja ihr Genie sich in ihren Werken offenbart hat. Was sie betrifft, ist es ein Problem von geringer Bedeutung, ob die Memoiren oder wir unrecht haben, wenn jene den Verkehr mit ihnen reizvoll finden, während er uns mißfallen hat; selbst wenn der Memoirenschreiber unrecht hätte, würde das nämlich nichts gegen den Wert eines Lebens beweisen, das solche geniale Menschen hervorbringt. (Doch welcher geniale Mensch hat sich nicht der ärgerlichen Sprache der Künstler seines Kreises befleißigt, bevor er, wie es bei Elstir der Fall war, aber nur selten vorkommt, zu einem überlegenen guten Geschmack gelangte? Sind nicht beispielsweise die Briefe Balzacs mit vulgären Wendungen gespickt, die Swann Todesqualen bereitet hätten? Und doch ist anzunehmen, daß dieser feinsinnige und von allen hassenswerten Lächerlichkeiten freie Swann die *Cousine Bette* und den *Curé de Tours* nicht hätte schreiben können.)[1] Wenn ich am anderen Ende der Erfahrung sah, daß die merkwürdigsten Anekdoten, die den unerschöpflichen Stoff von Goncourts Tagebuch und eine Ergötzung an einsamen Abenden für den Leser bilden, ihm von jenen Gästen erzählt worden waren, die wir beim Lesen seiner Seiten gern kennengelernt hätten, die aber in mir keine Spur einer interessanten Erinnerung hinterlassen hatten, so war auch dies nicht allzu unerklärlich. Ungeachtet der Naivität Goncourts, der aus dem interessanten Inhalt dieser Anekdoten auf den Wert des Mannes schloß, der sie ihm erzählt hatte, konnte es sehr wohl geschehen, daß mittelmäßige Menschen merkwürdige Dinge in ihrem Leben gesehen oder zu hören bekommen hatten und darüber berichteten. Goncourt konnte zuhören, wie er zu sehen verstand; ich konnte das nicht.

Im übrigen müßte man all diese Fakten getrennt beurteilen. Monsieur de Guermantes hatte mir freilich nie den Eindruck eines anbetungswürdigen Musterexemplars jugendlicher Anmut gemacht, das meine Großmutter so gern gekannt hätte und mir auf Grund der Memoiren von Madame de Beausergent als unnachahmliches Ideal vor Augen hielt. Doch man muß bedenken, daß Basin damals sieben Jahre alt und die Verfasserin seine Tante war, ferner auch, daß selbst Männer, die wenige Monate darauf von ihren Frauen geschieden werden, diese uns gegenüber in den höchsten Tönen preisen. Eines der hübschesten Gedichte von Sainte-Beuve bezieht sich auf die Erscheinung eines mit allen Gaben der Anmut geschmückten Kindes neben einem Springbrunnen. Es handelt sich um die kleine Mademoiselle de Champlâtreux, die damals etwa zehn Jahre alt war.[1] Trotz aller zärtlichen Verehrung, die die Gräfin von Noailles,[2] die herausragende Dichterin, ihrer Schwiegermutter, der Herzogin von Noailles, geborene Champlâtreux, entgegenbrachte, bleibt vorstellbar, wenn sie ihr Porträt hätte entwerfen sollen, daß dieses in lebhaftem Widerspruch zu dem gestanden hätte, das Sainte-Beuve fünfzig Jahre früher von ihr gezeichnet hat.

Verwirrender noch wäre vielleicht das Mittelding gewesen, jene Menschen, denen man mehr zubilligt als das Gedächtnis, das eine merkwürdige Anekdote aufzubewahren vermag, ohne daß man allerdings, wie bei einem Vinteuil oder einem Bergotte, auf ihre Werke zurückgreifen könnte, um über sie zu urteilen, denn sie haben keine geschaffen: Sie haben nur – zu unserem großen Erstaunen, da wir sie so mittelmäßig fanden – Werke inspiriert. Es mag noch hingehen, daß der Salon, der in den Museen den größten Eindruck von Eleganz seit den großen Schöpfungen der Maler der Renaissance erweckt, derjenige der lächerlichen Spießbürgerin ist, der mich im wirklichen Leben zu nähern – hätte ich sie nicht gekannt – ich mir vor dem Bild erträumt hätte, in der Hoffnung, von ihr die kostbarsten Geheimnisse der Kunst des Malers zu erfahren,

die sein Bild mir nicht offenbaren wollte, jener Spießbürgerin, deren pompöse Schleppe aus Samt und Spitzen ein den schönsten Tizians vergleichbares Stück Malerei darstellt. Ich hatte schon früher begriffen, daß nicht der geistreichste, der belesenste oder der mit den besten Verbindungen ausgestattete Mensch, sondern derjenige, der sich selbst zum Spiegel zu machen und so sein Leben, wäre es auch mittelmäßig, zu reflektieren versteht, ein Bergotte wird (mochten ihn auch die Zeitgenossen für weniger geistreich halten als Swann und für weniger gelehrt als Bréauté); mit um so größerem Recht konnte man das gleiche von den Modellen des Künstlers sagen. Wenn in dem Künstler, der alles zu malen imstande ist, die Liebe zur Schönheit erwacht, findet er das Modell jener Welt von Eleganz, in der er so viele schöne Motive entdecken mag, bei Leuten, die nur ein wenig reicher sind als er, bei denen er aber Dinge erblickt, die er üblicherweise in seinem Atelier nicht vorfindet, dem Atelier eines verkannten Genies, das seine Bilder für fünfzig Francs verkauft: einen Salon mit alten Seidenbezügen auf den Möbeln, vielen Lampen, schönen Blumen, schönen Früchten – verhältnismäßig bescheidene Leute, bescheiden zumindest in den Augen wirklich vornehmer Leute (die nicht einmal wissen, daß es erstere überhaupt gibt), die aber gerade deswegen eher Gelegenheit haben, auf den unbekannten Künstler zu stoßen, ihn zu schätzen, ihn einzuladen, seine Bilder zu kaufen, als jene Leute der Aristokratie, die sich – wie der Papst oder Staatsoberhäupter – von Malern porträtieren lassen, die längst in die Akademien berufen worden sind. Wird nicht die Poesie eines eleganten Heimes und schöner Toiletten unserer Zeit für die Nachwelt eher in dem Salon des Verlegers Charpentier, wie Renoir ihn dargestellt hat, zu finden sein als in den Porträts der Fürstin von Sagan oder der Gräfin von La Rochefoucauld von Cot oder Chaplin?[1] Die Künstler, die uns die glanzvollsten Visionen der Eleganz geschenkt haben, fanden die Elemente dafür bei Leuten, die selten die wahrhaften Elegants ihrer Epoche wa-

ren, denn diese werden sich kaum von dem Unbekannten malen lassen, der eine Schönheit in sich trägt, die sie auf seinen Bildern nicht zu erkennen vermögen, da sie ihnen hinter einer Schablone veralteter Anmut verborgen bleibt, die dem Publikum vor Augen steht wie jene subjektiven Halluzinationen, die der Kranke für gegenständlich hält. Daß aber diese mediokren Modelle, die mir persönlich bekannt gewesen waren, auch noch gewisse kompositorische Momente, die mich entzückt hatten, inspiriert und angeraten haben sollten, daß die Anwesenheit des einen oder anderen von ihnen auf einem Gemälde mehr bedeuten sollte als die eines bloßen Modells, sondern die eines Freundes sein sollte, dem man auf seinen Bildern einen Platz geben will, bewirkte, daß ich mich zu fragen begann, ob all die Leute, die nicht gekannt zu haben wir bedauern, weil Balzac sie in seinen Büchern geschildert oder ihnen diese als verehrendes Zeichen seiner Bewunderung gewidmet hat, die von Sainte-Beuve oder Baudelaire in ihren schönsten Versen besungen wurden, und mehr noch alle Récamiers und Pompadours mir nicht vielleicht als höchst belanglose Personen erschienen wären: sei es aufgrund eines Mangels meiner Natur – was mich geradezu in Raserei darüber versetzte, daß ich krank war und nicht alle von mir verkannten Leute noch einmal aufsuchen konnte –, sei es, daß sie ihr Ansehen nur einem trügerischen Zauber der Literatur verdankten, was bedeutete, daß man künftig beim Lesen ein anderes Wörterbuch verwenden mußte, und mich darüber trösteten, daß ich von einem Tag auf den anderen wegen meines fortschreitenden Leidens mit der Gesellschaft brechen und auf Reisen sowie Museen verzichten mußte, um mich in einem Sanatorium pflegen zu lassen. Vielleicht aber erscheint dieser unwahre Aspekt, dieses falsche Licht in den Memoiren nur, wenn sie allzu aktuell sind, wenn der Ruhm so schnell vergeht, sowohl der intellektuelle als auch der mondäne (denn die Gelehrsamkeit versucht zwar später diesem Begrabensein

entgegenzuwirken, doch kann sie dem sich anhäufenden Vergessen auch nur ein Teilchen von tausenden entreißen?).

Mit diesen Gedanken, die mein Bedauern darüber, keine Begabung für die Literatur zu haben, teils verminderten und teils verstärkten, beschäftigte ich mich keinen Augenblick während der langen Jahre, in denen ich ohnedies auf den Wunsch zu schreiben verzichtet hatte und die ich fern von Paris in einem Sanatorium verbrachte, bis dieses zu Beginn des Jahres 1916 kein Pflegepersonal mehr finden konnte.[1] Ich kehrte damals in ein Paris zurück, das sehr verschieden von dem war, das ich schon einmal, wie man gleich sehen wird, im August 1914 zum Zweck einer ärztlichen Untersuchung[2] wieder aufgesucht hatte, worauf ich mich wieder in mein Sanatorium begeben hatte. An einem der ersten Abende nach meiner zweiten Rückkehr im Jahr 1916 machte ich, da ich Lust hatte, von der einzigen Sache, die mich damals interessierte, nämlich dem Krieg, reden zu hören, nach dem Abendessen einen Besuch bei Madame Verdurin, denn neben Madame Bontemps war sie eine der Königinnen dieses Paris im Kriege, das an die Zeit des Directoire erinnerte. Wie in Folge der Aussaat kleiner Mengen von Hefepilz oder einer Art von Urzeugung sah man junge Frauen, die den ganzen Tag zylinderartige Turbane trugen, wie eine Zeitgenossin von Madame Tallien es hätte tun können, und aus Bürgersinn enge, dunkle, sehr kriegsmäßige ägyptische Tuniken über sehr kurzen Röcken; an den Füßen hatten sie Riemengebilde, die an Kothurne erinnerten, wie Talma sie auf der Bühne trug, oder hohe Gamaschen, die an diejenigen unserer lieben Frontkämpfer[3] gemahnten; nur deswegen, pflegten sie zu sagen, weil sie nicht vergaßen, daß sie die Augen dieser Kämpfer erfreuen mußten, schmückten sie sich noch, nicht nur mit »duftigen« Toiletten, sondern auch mit Modeschmuck, der in seiner Ornamentik an die Armeen im Feld erinnerte, wenn nicht sogar das Material, aus dem er

bestand, von der Front kam, ja an der Front verarbeitet worden war; anstatt ägyptischer Motive, wie sie einst an den Napoleonischen Feldzug erinnern sollten, waren es jetzt Ringe oder Armbänder, die aus Geschoßsplittern oder den Führungsringen von Fünfundsiebziger-Granaten hergestellt waren, und Zigarettenanzünder, die aus zwei englischen Pennies bestanden, denen ein Frontsoldat in seinem Unterstand eine so schöne Patina verliehen hatte, daß das Profil der Königin Viktoria darauf wirkte wie von Pisanello[1] gezeichnet; gerade weil sie unaufhörlich daran dachten – so behaupteten sie –, trugen sie zudem, wenn einer ihrer Angehörigen fiel, kaum Trauer unter dem Vorwand, daß die ihre eine »stolze Trauer« sei, was ihnen als Tracht eine Haube aus weißem englischen Krepp gestattete (die von höchst reizvoller Wirkung war und zudem – in der unüberwindlichen Gewißheit des Sieges – »noch der Hoffnung Raum ließ«) sowie den Kaschmir von ehedem durch Atlas oder Seidenmusselin zu ersetzen, ja sogar die Perlen beizubehalten gestattete, natürlich »unter Wahrung des Taktes und der Korrektheit, die man Französinnen nicht erst ins Gedächtnis zu rufen braucht«.

Der Louvre, ja alle Museen waren geschlossen; wenn man also in der Zeitung einen Artikel mit der Überschrift »Eine sensationelle Ausstellung« fand, konnte man sicher sein, daß es sich um eine Ausstellung nicht von Bildern, sondern von Kleidern handelte, von Kleidern, die im übrigen »jenen zarten Freuden der Kunst, deren die Pariserin nur allzu lange schon entraten mußte« gewidmet waren. So war Eleganz und Vergnügen wieder in Aufnahme gekommen; in Ermangelung der Künste suchte jetzt die Eleganz sich zu entschuldigen, so wie jene es im Jahr 1793 getan hatte, in dem Jahr, in dem die Künstler, die ihre Werke im revolutionären Salon ausstellten, verkündeten, es werde zu Unrecht »strengen Republikanern seltsam erscheinen, daß man sich mit den Künsten beschäftigt, während die Koalition der europäischen Staaten das Territorium der Freiheit bedrängt«[1] . Ähnlich machten es im Jahr

1916 nun die Damenschneider, die im übrigen mit dem stolzen Selbstbewußtsein von Künstlern sich dazu bekannten, daß »Neues zu suchen, sich von der Banalität zu entfernen, die Persönlichkeit zu unterstreichen, den Sieg vorzubereiten, für die Nachkriegsgeneration eine neue Form des Schönen herauszustellen, der Ehrgeiz war, von dem sie besessen waren, das Idealbild, das sie verfolgten, wie man sich selbst überzeugen konnte, wenn man ihre entzückend eingerichteten Salons in der Soundsostraße besuchte, in denen die Parole herrschte, durch eine lichte, fröhliche Note die lastende Trauer der Stunde zu übertönen, natürlich mit aller Diskretion, wie die Umstände sie geboten«.

»Die Trauer der Stunde«, sie könnte tatsächlich »die weibliche Energie untergraben, dürften wir nicht andererseits so hohe Beispiele des Mutes und der Standhaftigkeit uns vor Augen halten! Gerade im Gedenken an unsere Vaterlandsverteidiger, die in ihrem Schützengraben von noch mehr Behaglichkeit und Luxus für die teure Abwesende träumen, die sie zurückließen, werden wir unermüdlich eine zunehmend erlesenere Sorgfalt an die Schöpfung von Toiletten wenden, die den Notwendigkeiten des Tages entsprechen. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich«, begreiflicherweise, »die englischen – also verbündeten – Modehäuser; alles schwärmt in diesem Jahr für das ›Tonnenkleid‹, das in seiner anmutigen Fülle den Frauen ein amüsantes und gleichzeitig sehr vornehmes Cachet verleiht. Eine der glücklichsten Folgen dieses traurigen Krieges« (hier erwartete man etwas wie »die Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen« oder die »Weckung des Nationalgefühls«) – »eine der glücklichsten Folgen dieses traurigen Krieges«, fuhr der liebenswürdige Berichterstatter fort, »wird in den hübschen Resultaten auf dem Gebiete der weiblichen Toilette liegen, das heißt darin, daß man ohne unbedachten oder unangebrachten Luxus mit sehr wenig Material, ja aus einem bloßen Nichts, kokette Dinge zu zaubern weiß. Der von einem großen Schneideratelier in nur wenigen Exemplaren

herausgebrachten Robe zieht man zur Zeit im Hause angefertigte Kleider vor, weil sie den Geist, den Geschmack und die individuellen Tendenzen der Persönlichkeit nachdrücklicher betonen.«[1] Was die Wohltätigkeit anbelangte, war es selbstverständlich, daß sie im Hinblick auf das viele durch die Invasion hervorgerufene Elend und die unzähligen Kriegsversehrten genötigt war, »noch erfinderischer« zu werden, was die Notwendigkeit ergab, den Spätnachmittag, um einen Bridgetisch geschart, unter lebhaftem Kommentieren der Frontnachrichten bei Tee-Einladungen zu verbringen, während vor der Tür Automobile – mit einem schmucken Soldaten am Steuer, der mit dem Laufburschen schwatzte – die Damen mit den hohen Turbanen erwarteten. Im übrigen waren nicht nur die Kopfbedeckungen neu, die mit ihrer seltsamen Form die Gesichter überragten. Die Gesichter waren es auch. Diese Damen mit den neuen Hüten waren Frauen, die, von wer weiß wo gekommen, jetzt die Blüte der Eleganz bildeten, die einen seit sechs Monaten, die anderen seit zwei Jahren, andere wiederum bereits seit vier Jahren. Diese Unterschiede hatten für sie übrigens die gleiche Bedeutung, wie es zu der Zeit, in der ich zuerst ausgegangen war, für zwei Familien wie die Guermantes und die La Rochefoucauld das erwiesene Bestehen ihrer Geschlechter seit drei oder vier Jahrhunderten gehabt hatte. Die Dame, die die Guermantes seit 1914 kannte, betrachtete diejenige, die ihr 1916 bei ihnen vorgestellt wurde, als eine Emporgekommene, begrüßte sie mit den Allüren einer alten Marquise, beäugte sie von oben bis unten durch ihr Lorgnon und gab mit einer kleinen Grimasse zu verstehen, daß man nicht einmal zuverlässig wisse, ob die Dame verheiratet sei oder nicht. »Es kann einem übel werden, wenn man so etwas mit ansehen muß«, schloß die Dame von 1914, der lieb gewesen wäre, man hätte gleich nach ihrer eigenen die Neuzulassungen wieder gesperrt. Diese neuen Personen, die den jungen Leuten schon recht alt, gewissen alten aber, die früher nicht ausschließlich in der großen Welt verkehrt hatten,

nicht allzu neu erschienen, boten nicht nur der Gesellschaft die Zerstreuungen politischer und musikalischer Unterhaltung in der intimen Form dar, die ihr angemessen war, sondern mußten sie gewissermaßen notgedrungen darbieten, denn damit die Dinge neu erscheinen, wenn sie alt sind – und sogar wenn sie neu sind –, bedarf es in der Kunst, in der Medizin und auch im Leben der Gesellschaft neuer Namen. (Sie waren im übrigen neu in bestimmter Hinsicht. So war Madame Verdurin während des Krieges nach Venedig gereist, aber wie Leute, die vermeiden wollen, von traurigen und gefühlvollen Dingen zu reden, bewunderte sie, wenn sie Venedig fabelhaft fand, weniger Venedig selbst noch die Markuskirche[1] , noch die alten Paläste – das heißt alles, was mir gefallen hatte und worauf sie nicht viel gab –, sondern die Wirkung der Scheinwerfer am Himmel, über die sie auf genaue Ziffern gestützte Informationen besaß. So entsteht von Zeit zu Zeit immer wieder ein neuer Realismus als Reaktion auf eine bis dahin bewunderte Kunst.)

Der Salon Sainte-Euverte war ein verblaßtes Etikett, das, selbst wenn sich die Anwesenheit der größten Künstler und der einflußreichsten Minister darunter verborgen hätte, für niemanden mehr Anziehungskraft besaß. Statt dessen lief jederman, um einen von dem Sekretär des einen oder dem Abteilungschef des anderen geprägten Ausspruch zu hören, zu den neuen Damen mit den Turbanen, die mit ihrer schwirrenden, geschwätzigen Invasion Paris überzogen hatten. Die Damen des ersten Directoires hatten eine Königin, die jung und schön war und sich Madame Tallien nannte. Die des zweiten hatten deren zwei, die alt und häßlich waren und Madame Verdurin und Madame Bontemps hießen. Wer hätte Madame Bontemps jetzt noch zur Last legen können, daß ihr Mann eine vom *Écho de Paris* scharf kritisierte Rolle in der Dreyfus-Affäre gespielt hatte? Da die ganze Kammer zu einem gewissen Zeitpunkt revisionistisch geworden war, hatte man notwendigerweise aus ehemaligen Revisionisten wie aus alten

Sozialisten die Partei der sozialen Ordnung, der religiösen Duldsamkeit und der verstärkten militärischen Ausbildung rekrutieren müssen. Man hätte früher um Monsieur Bontemps einen Bogen gemacht, weil die Vaterlandsfeinde damals den Namen von Dreyfus-Anhängern trugen. Bald aber war dieser Name vergessen und durch den eines »Gegners der dreijährigen Dienstpflicht«[1] ersetzt. Da Monsieur Bontemps einer der Urheber dieses Gesetzes war, mußte er Patriot sein.

In der Gesellschaft (und dieses soziale Phänomen ist nur ein Einzelfall eines weit allgemeineren psychologischen Gesetzes) erregen Neuerungen, ob sie bedenklich sind oder nicht, Grauen nur solange, wie sie noch nicht assimiliert und in beruhigende Elemente eingebettet erscheinen. Für die Dreyfus-Gesinnung galt das gleiche wie für die Heirat Saint-Loups mit der Tochter Odettes, eine Heirat, über die man sich zunächst gewaltig aufgeregt hatte. Jetzt, da man bei den Saint-Loups alle Leute traf, »die man kannte«, hätte Gilberte sogar Odettes Sitten praktizieren können, und man wäre dennoch zu ihr gegangen und hätte ihr zugestimmt, wenn sie wie eine alte Marquise noch nicht assimilierte Neuerungen auf moralischem Gebiet in Grund und Boden verdammte. Die Parteinahme für Dreyfus war jetzt in den Bestand respektabler und gewohnter Dinge eingereiht. Niemand dachte daran, sich zu fragen, was einer solchen Haltung eigentlich zugrunde lag – ebensowenig jetzt, da man sie akzeptierte, wie früher, da man sie verdammte. *Shocking* jedenfalls fand man sie nicht mehr. Das genügte bereits. Kaum erinnerte man sich noch daran, daß sie früher so gegolten hatte, so wie man nach kurzer Zeit nicht mehr weiß, ob der Vater eines jungen Mädchens ein Dieb gewesen ist oder nicht. Im Notfall kann man sagen: Nein, Sie sprechen von einem Schwager oder einem Namensvetter; gegen diesen hier lag niemals etwas vor. Ebenso hatte es gewiß zweierlei Parteinahme für Dreyfus gegeben; diejenige jedenfalls, der man bei der Herzogin von Montmorency begegnete und in deren Bereich man dafür gesorgt hatte, daß

die dreijährige Dienstpflicht durchging, konnte so übel nicht sein. Auf alle Fälle gab es ja für jede Sünde Absolution. Dieses Vergessen, mit dem man die Dreyfus-Gesinnung bedachte, kam ihren Trägern erst recht zugute. Im übrigen gab es solche in der Politik nicht mehr, da alle es zu einem gegebenen Zeitpunkt gewesen waren, wenn sie in die Regierung kommen wollten, selbst diejenigen, die das Gegenteil von dem verkörperten, was die Dreyfus-Anhängerschaft zur Zeit ihrer bestürzenden Neuheit gewesen war (zu der Zeit, als Saint-Loup auf die schiefe Bahn geriet): Antipatriotismus, Irreligion, Anarchie und was sonst noch. So bot sich die Dreyfus-Gesinnung von Monsieur Bontemps, unsichtbar und auf Ansprüche gerichtet wie bei allen Politikern, so wenig den Blicken dar wie die Knochen unter der Haut. Niemand hätte sich mehr daran erinnert, daß er ein Dreyfus-Anhänger gewesen war, denn Weltleute sind zerstreut und vergeßlich, und zudem war es schon so lange her, und sie selbst gaben vor, sie hätten das Gefühl, es sei noch länger her, denn eine der Ideen, die jetzt allgemein im Schwange waren, bestand darin zu sagen, die Vorkriegszeit sei vom Krieg durch eine ebenso tiefe Kluft und scheinbar ebenso lange Dauer wie zwei Epochen der Erdgeschichte getrennt, und sogar Brichot, dieser Nationalist, sprach, wenn er auf die Dreyfus-Affäre kam, von »jenen prähistorischen Zeiten«.

(Tatsächlich stand die tiefe, durch den Krieg bewirkte Wandlung in umgekehrtem Verhältnis zu dem Wert der betroffenen Geister, wenigstens von einem gewissen Niveau an. Ganz unten beschäftigten sich die bloßen Dummköpfe und einzig dem Amüsement zugewendeten Leute überhaupt nicht damit, daß Krieg war. Ganz oben aber haben die, die sich im Inneren eine eigene Welt schaffen und darin leben, wenig Blick für die Wichtigkeit äußerer Ereignisse. Was für sie aufs nachhaltigste die Ordnung der Gedanken beeinflußt, ist viel eher etwas, was an sich gar keine Bedeutung zu haben scheint, ihnen aber die Ordnung der Zeit umkehrt und sie zu

Mitlebenden einer anderen Epoche ihres Daseins macht. Man kann sich in der Praxis davon durch die Schönheit der Seiten überzeugen, die von dieser Wandlung inspiriert sind; der Gesang eines Vogels im Park von Montboissier oder ein mit Resedaduft geschwängerter Lufthauch sind zweifellos Ereignisse von geringerer Tragweite als die größten Daten der Revolution und des Kaiserreichs. Dennoch haben sie Chateaubriand in seinen *Mémoires d'outre-Tombe* Seiten von unendlich größerem Wert eingegeben.)[1] Die Bezeichnungen Dreyfusard und Antidreyfusard hätten jetzt keinen Sinn mehr, erklärten nun die gleichen Leute, die bestürzt und empört gewesen wären, wenn man ihnen gesagt hätte, daß wahrscheinlich in einigen Jahrhunderten oder sogar früher noch auch das Wort Boche nur noch Kuriositätswert besitzen würde wie heute Sansculotten oder Chouans oder *bleu*.[1] Monsieur Bontemps wollte von Frieden nichts hören, bevor nicht Deutschland der gleichen Zerstückelung wie im Mittelalter anheimgefallen, der Sturz des Hauses Hohenzollern proklamiert und Wilhelm II. von einem Dutzend Kugeln durchbohrt worden wären. Mit einem Wort, er war das, was Brichot einen »Jusquauboutisten«[2] nannte, das beste Zeugnis guter Bürgergesinnung, das man ihm ausstellen konnte. Gewiß hatte sich in den ersten drei Tagen Madame Bontemps etwas vereinsamt inmitten der Personen gefühlt, die Madame Verdurin gebeten hatten, sie mit ihr bekannt zu machen, und mit leichter Schärfe antwortete Madame Verdurin: »Der Graf, meine Liebe!«, wenn Madame Bontemps sie fragte: »Es war doch der Herzog von Haussonville, den Sie mir da eben vorgestellt haben?«, was sie entweder aus völliger Unwissenheit und weil ihr jegliche Gedankenverbindung zwischen dem Namen Haussonville und irgendeinem Titel fehlte, oder umgekehrt aufgrund einer gerade übermäßiger Bildung entspringenden Ideenassoziation mit der »Partei der Herzöge« tat, zu der, wie man ihr gesagt hatte, Monsieur d'Haussonville innerhalb der Académie gehörte.[3] Vom vierten Tag an hatte sie begonnen, im Faubourg

Saint-Germain festen Fuß zu fassen. Ein paarmal sah man noch um sie herum unbekannte Überbleibsel einer Welt, die man hier ignorierte, doch alle, die wußten, aus welchem Ei Madame Bontemps ausgeschlüpft war, wunderten sich darüber nicht mehr als über die Schalenreste, die einem Küken anhaften. Nach vierzehn Tagen aber hatte sie sie abgeschüttelt, und noch ehe vier Wochen vergangen waren, wußte jedermann, wenn sie bemerkte: »Ich gehe zu den Lévys«, ohne daß sie sich genauer ausdrücken mußte, daß es sich um die Lévis-Mirepoix handelte, und nicht eine Herzogin hätte sich zur Ruhe begeben, bevor sie nicht von Madame Bontemps oder Madame Verdurin zumindest telephonisch erfahren hatte, was in den amtlichen Abendmeldungen stand, was ausgelassen war, wie das Verhältnis zu Griechenland[1] sich entwickelte, welche Offensive vorbereitet wurde, kurz alles, was das Publikum erst am folgenden Morgen oder noch später erfuhr, so daß es war, als wohnten sie einer ersten Kostümprobe bei. In der Unterhaltung sprach Madame Verdurin, um diese Neuigkeiten mitzuteilen, immer nur per »wir«, wenn sie Frankreich meinte. »Also hören Sie: Wir verlangen von dem König von Griechenland, daß er sich aus dem Peloponnes zurückzieht, etc. etc., wir schicken ihm … etc.« In allen ihren Berichten kehrte dauernd die Bezeichnung G. Q. G.[2] wieder (»Ich habe mit dem G. Q. C. telephoniert«), eine Abkürzung für das Große Hauptquartier, die sie mit dem gleichen Vergnügen aussprach, mit dem früher Frauen, die den Fürsten von Agrigent nicht kannten, zeigen wollten, daß sie auf dem laufenden seien, und sobald er erwähnt wurde, lächelnd fragten: »Grigri?« – ein Vergnügen, wie es in ruhigen Zeiten nur die feine Welt kennt, aber in großen Krisen auch das Volk. Wenn unser erster Diener von dem König von Griechenland sprechen hörte, war er dank den Zeitungen in der Lage, ihn wie Wilhelm II. als »Tino« zu titulieren, während bis dahin seine Vertrautheit mit Königen in dem ordinäreren Stadium eigener Erfindung verblieben war, zum Beispiel als er den

König von Spanien »Fonfonse«[3] genannt hatte. Man konnte im übrigen beobachten, daß in dem Maße, wie die Zahl der Leute aus ersten Kreisen anstieg, die sich Madame Verdurin gegenüber huldvoll erwiesen, die Zahl derjenigen abnahm, die sie als »Langweiler« bezeichnete. Durch eine Art von magischer Verwandlung wurde jeder »Langweiler«, der ihr einen Besuch gemacht hatte und sich um eine Einladung bei ihr bewarb, plötzlich zu einem angenehmen und gescheiten Menschen. Kurz, als ein Jahr zu Ende gegangen war, hatte die Zahl der Langweiler so sehr abgenommen, daß die Furcht und das strikte Unvermögen, Langeweile zu ertragen, die einen so großen Raum in der Unterhaltung Madame Verdurins eingenommen und eine so große Rolle in ihrem Leben gespielt hatten, fast völlig verschwunden waren. Man hätte meinen können, daß in ihren späteren Jahren dieses Unvermögen (von dem sie früher behauptet hatte, sie habe es in ihrer Jugendblüte niemals verspürt) ihr weniger Leiden bereitete, so wie gewisse Formen von Migräne und nervös bedingtem Asthma ihre Macht verlieren, wenn man älter wird. Das Grauen vor der Langeweile hätte aus Mangel an Langweilern Madame Verdurin nunmehr vielleicht sogar gänzlich verschont, hätte sie nicht bis zu einem allerdings geringen Umfang jene, die keine mehr waren, durch andere zu ersetzen beliebt, die sich aus ehemaligen Getreuen rekrutierten.

Um aber mit den Herzoginnen zu Ende zu kommen, die jetzt bei Madame Verdurin verkehrten, suchten diese dort, ohne es zu wissen, genau das gleiche wie die Dreyfus-Anhänger von ehedem, das heißt ein mondänes Vergnügen, das in seiner Zusammensetzung geeignet war, gleichzeitig die politische Neugier zu befriedigen und dem Bedürfnis zu genügen, die Zeitungsnachrichten gemeinsam zu kommentieren. Madame Verdurin sagte jetzt: »Kommen sie um fünf: Wir besprechen den Krieg« wie früher: »Wir besprechen die Affäre« und dazwischen: »Sie werden Morel hören.«

Morel aber hätte gar nicht da sein dürfen, und zwar aus dem einfachen Grund, daß er keineswegs zurückgestellt war. Er war einfach nicht eingerückt, war ein Deserteur, nur wußte es niemand.

Alles war so sehr beim alten geblieben, daß man die Ausdrücke von früher wiederfand: die *bien pensants* und die *mal pensants*. Und weil sie jetzt etwas anderes zu bedeuten schienen, wollten die großen einstigen Dreyfus-Anhänger, wie die alten Kommunarden Antirevisionisten gewesen waren, nun jedermann füsilieren lassen und fanden dabei die Unterstützung der Generäle, wie diese zur Zeit der Affäre gegen Galliffet gewesen waren.[1] Zu diesen Versammlungen lud Madame Verdurin auch einige etwas neuangekommenere Damen ein, Wohltätigkeitsbekanntschaften, die die ersten Male in glänzenden Toiletten erschienen, mit üppigen Perlenkolliers, die Odette, jetzt, da sie in Nachahmung der Damen des Faubourgs »Kriegsgarderobe« trug, mit strengem Blick musterte, sie, die doch ebenso schöne besaß und ihrerseits mit deren Zurschaustellung geprunkt hatte. Doch die Frauen wußten sich anzupassen. Nach drei oder vier Malen wurde ihnen klar, daß die Toiletten, die sie für elegant gehalten hatten, von den Personen, die es waren, zur Zeit geächtet wurden; sie legten ihre goldenen Kleider beiseite und schickten sich in die Einfachheit.

Eine der Zierden des Salons war So-ein-Pech[2] , der sich trotz seiner sportlichen Neigungen hatte zurückstellen lassen. Er war für mich so sehr der Autor eines bewundernswürdigen Werks geworden, das mich unaufhörlich beschäftigte, daß ich mich nur durch Zufall, wenn ich einen querlaufenden Kontakt zwischen zwei Erinnerungsreihen herstellte, daran erinnerte, daß er derselbe war, der bewirkt hatte, daß Albertine von mir fortgegangen war. Noch dazu führte dieser querlaufende Kontakt, insofern er die Überreste von Erinnerung an Albertine betraf, auf ein Gleis, das mitten im Brachland mehrere Jahre weit weg endete. Ich dachte nämlich nie mehr an sie. Es war

ein Erinnerungsgleis, eine Linie, die ich nie mehr nahm. Demgegenüber waren die Werke von Soein-Pech ganz neu, und diese Erinnerungslinie wurde von meinem Geist unaufhörlich frequentiert und benutzt.

Ich muß gestehen, daß die Bekanntschaft mit dem Gatten Andrées weder leicht zu erreichen noch angenehm zu machen war und daß die Freundschaft, die man ihm entgegenbrachte, vielen Enttäuschungen ausgesetzt war. Er war nämlich zu jener Zeit schon sehr krank und vermied alle Anstrengungen außer solchen, von denen er sich möglicherweise ein Vergnügen versprach. Als ein solches aber sah er nur die Bekanntschaft mit Leuten an, die er noch nicht kannte und die seine lebhafte Einbildungskraft ihm zweifellos darstellte, als würden sie möglicherweise anders als die anderen sein. Was aber die anbelangte, die er bereits kannte, war ihm schon wohlvertraut, wie sie waren und sein würden, sie schienen ihm nicht mehr eine für ihn gefährliche, ja vielleicht sogar tödliche Bemühung wert. Er war alles in allem ein sehr schlechter Freund. Vielleicht aber war in seinem Hang zu neuen Leuten etwas von der frenetischen Kühnheit, die er einst in Balbec an den Sport, das Spiel und alle Exzesse der Tafel verwandt hatte.

Was Madame Verdurin anging, wollte sie mich jedesmal mit Andrée bekannt machen und nie einsehen, daß ich sie bereits kannte. Im übrigen zeigte sich Andrée selten mit ihrem Mann. Sie war für mich eine bewundernswerte und aufrichtige Freundin; getreu dem Geschmack ihres Gatten, der gegen die Ballets Russes opponierte, sagte sie von dem Marquis von Polignac: »Er hat sein Haus von Bakst einrichten lassen; wie kann man nur darin schlafen! Da wäre Dubuffe mir lieber.« Die Verdurins wiederum erklärten infolge der fatalen Entwicklung des Ästhetizismus, der sich letzten Endes in den Schwanz beißt, sie könnten den *modern style* (noch dazu stammte er aus München) und weiße Räume nicht leiden, liebten vielmehr nur alte französische Möbel in dunklem De-

kor.[1] Oft sah ich in dieser Zeit Andrée. Wir hatten uns nichts zu sagen, einmal aber dachte ich an den Namen Juliette, der bei Albertine wie eine geheimnisvolle Blume aus der Tiefe der Erinnerung aufgesprießt war. Geheimnisvoll damals freilich, doch heute außerstande, in mir etwas zu wecken; während ich von so vielen gleichgültigen Dingen sprach, schwieg ich über dieses, nicht weil es noch gleichgültiger als etwas anderes gewesen wäre, doch gibt es eine Übersättigung durch Dinge, an die man zuviel gedacht hat. Vielleicht war die Epoche, in der ich darin gerade so zahllose Geheimnisse erblickt hatte, die eigentlich wahre gewesen. Da aber solche Epochen nicht von Dauer sind, sollte man seine Gesundheit, sein Vermögen nicht der Entdeckung von Geheimnissen opfern, die einen eines Tages nicht mehr interessieren.

Man war zu jener Zeit, in der Madame Verdurin bei sich sehen konnte, wen immer sie wollte, sehr erstaunt festzustellen, daß sie indirekt Vorstöße in Richtung auf eine Person unternahm, die sie völlig aus den Augen verloren hatte, nämlich Odette. Man fand, daß diese dem glanzvollen Milieu, zu dem das Klübchen geworden war, an Reiz nichts hinzufügen könne. Eine lange Trennung aber weckt zuweilen, während sie allen Groll beschwichtigt, neue freundschaftliche Gefühle. Außerdem hat das Phänomen, aufgrund dessen nicht nur Sterbende einzig ehemals vertraute Namen aussprechen, sondern auch Greise sich in Kindheitserinnerungen verlieren, sein gesellschaftliches Äquivalent. Um ihr Bemühen, Odette zu einer Rückkehr in ihr Haus zu bewegen, erfolgreich zu gestalten, verwendete Madame Verdurin selbstverständlich nicht die »Ultras«, sondern die weniger getreuen Gewohnheitsgäste, die in beiden Salons auf gutem Fuß geblieben waren. Sie sagte zu ihnen: »Ich weiß nicht, weshalb man sie überhaupt nicht mehr hier sieht. Sie ist mir vielleicht böse, ich bin es ihr nicht; was habe ich ihr nur getan? Bei mir hat sie ihre beiden Ehemänner kennengelernt. Wenn sie zurückkommen mag, soll sie jedenfalls wissen, daß mein Haus ihr offensteht.« Diese Wor-

te, die für den Stolz der Patronne eine schwere Zumutung bedeutet hätten, wären sie ihr nicht durch ihre Einbildungskraft diktiert worden, wurden kolportiert, doch ergebnislos. Madame Verdurin erwartete Odette, die nicht kam, bis Ereignisse, von denen man später hören wird, sie aus ganz anderen Gründen zu ihr führten, das heißt bewirkten, was der eifrige Zuträgerdienst der Abtrünnigen nicht hatte zustande bringen können. So selten ereignen sich Erfolge, doch auch endgültige Niederlagen.

Madame Verdurin pflegte zu sagen: »Es ist schrecklich, ich werde mit Bontemps telephonieren, damit er das Nötige für morgen veranlaßt. Man hat wieder den ganzen letzten Teil des Artikels von Norpois geschwärzt und nur deswegen, weil er darin andeutet, man habe Percin limogiert.«[1] Denn die geläufige Form der Dummheit bestand darin, daß jeder stolz darauf war, die geläufigen dummen Ausdrücke zu verwenden und damit zu zeigen glaubte, daß er auf der Höhe der Zeit sei, so wie früher eine Bürgersfrau, wenn von Bréauté, Agrigent oder Charlus die Rede war, sagte: »Wer? Babal de Bréauté, Grigri, Mémé de Charlus?« Die Herzoginnen machen es übrigens ebenso; sie hatten das gleiche Vergnügen daran, »limogieren« zu sagen, denn Herzoginnen unterscheiden sich zwar – für bürgerliche Leute mit dichterischer Phantasie – durch den Namen, sie drücken sich aber entsprechend dem geistigen Niveau aus, auf dem sie sich befinden und auf dem es immer eine ebenso große Zahl von Bürgerlichen gibt. Die Klassen des Geistes nehmen keine Rücksicht auf die Geburt.

All diese Telephongespräche Madame Verdurins verliefen nicht ohne gewisse Einschränkungen. Wir haben zwar vergessen, es zu sagen, aber wenn der »Salon« Verdurin auch im Geiste und tatsächlich weiterexistierte, hatte er doch vorübergehend seinen Schauplatz in eines der großen Pariser Hotels verlegt, da der Mangel an Kohle und Licht die Empfänge der Verdurins in der sehr feuchten früheren Behausung der venezianischen Gesandten erschwerte. Der neue Salon war nicht

unkomfortabel. Wie in Venedig der wegen des Wassers genau zugemessene Raum die Form der Paläste bestimmt, wie ein Garteneckchen in Paris mehr entzückt als in der Provinz ein Park, machte das enge Speisezimmer, das Madame Verdurin im Hotel zur Verfügung stand, aus einer Art von Rhombus mit vor Weiße blitzenden Wänden einen Bildschirm, auf dem jeden Mittwoch, ja sogar fast täglich die interessantesten, verschiedenartigsten Männer und elegantesten Frauen projiziert erschienen, alle gleichermaßen entzückt, den Luxus der Verdurins mitzugenießen, der wie ihr Vermögen in einer Epoche wuchs, in der die Reichsten sich einschränken mußten, da sie sich von ihren Einnahmequellen getrennt sahen.[1] Die Form dieser Empfänge hatte sich etwas gewandelt, ohne deswegen Brichot weniger zu entzücken, da er in dem Maß, in dem der Bekanntenkreis der Verdurins sich weitete, immer neue Vergnügungen auf kleinem Raum fand, ähnlich den Überraschungen, die man in einem Weihnachtsstrumpf entdeckt. An bestimmten Tagen waren die Abendessensgäste so zahlreich, daß das Eßzimmer des Hotelappartements sich als zu klein erwies; man veranstaltete das Diner dann in dem riesigen Speisesaal im Erdgeschoß, wo die Getreuen, während sie heuchlerisch der Intimität der oberen Räume nachtrauerten, in Wahrheit entzückt – während sie wie einst in der kleinen Lokalbahn ganz unter sich blieben – Schauobjekt und Gegenstand des Neides für die Nachbartische bildeten. Gewiß hätte in normalen Friedenszeiten eine insgeheim an den *Figaro* oder *Gaulois* eingesandte Notiz »Aus der Gesellschaft« mehr Leute, als der Speisesaal des Majestic[2] in sich aufnehmen konnte, davon unterrichtet, daß Brichot mit der Herzogin von Duras diniert hatte. Da aber seit dem Krieg die Gesellschaftschronisten diese Art von Informationen verschmähten (wofür sie sich mit Berichten über Beerdigungen, mit der Wiedergabe von Aussprüchen und der Schilderung franco-amerikanischer Bankette schadlos hielten), konnte Publizität nur durch das kindliche, in seiner Wirkung beschränkte, an längst verflosse-

ne Zeiten gemahnende und vor der Entdeckung Gutenbergs anzusiedelnde Hilfsmittel zustande kommen: daß man an Madame Verdurins Tafel von anderen gesehen wurde. Nach dem Diner begab sich alles in die Privatsalons der Patronne, und dann begannen die Telephongespräche. Viele der großen Hotels aber waren zu jener Zeit von Spionen bevölkert, welche die von Bontemps durch den Fernsprecher mit einer Indiskretion, die glücklicherweise nur durch die Unzuverlässigkeit seiner regelmäßig von den Ereignissen widerlegten Informationen einigermaßen ausgeglichen wurde, weitergegebenen Neuigkeiten notierten.

Vor der Stunde, da die Nachmittagstees ihrem Ende zugingen, sah man in der Dämmerung am noch hellen Firmament kleine braune Flecken, die an dem blauen Abendhimmel für Mücken oder Vögel hätten gelten können. So könnte man ein Gebirge, das man aus sehr weiter Ferne sieht, für eine Wolke halten. Doch ist man gerührt, weil man weiß, daß diese Wolke unendlich groß, von fester Konsistenz und undurchdringlich ist. Daher war ich gerührt, daß der braune Fleck am Sommerhimmel weder eine Mücke noch ein Vogel war, sondern ein Flugzeug mit Männern, die über Paris wachten. (Die Erinnerung an die Flugzeuge, die ich mit Albertine bei unserem letzten Ausflug in der Nähe von Versailles gesehen hatte, spielte bei dieser Rührung keine Rolle, denn die Erinnerung an diesen Spaziergang war mir gleichgültig geworden.)[1] Zur Stunde des Abendessens waren die Restaurants voll, und wenn ich im Vorbeigehen auf der Straße einen armen Urlauber sah, der, für sechs Tage der ständigen Todesgefahr entronnen und schon wieder zum Aufbruch in die Schützengräben bereit, seine Blicke ein paar Sekunden lang auf den beleuchteten Fensterscheiben ruhen ließ, litt ich wie in dem Hotel in Balbec, wenn die Fischer uns beim Abendessen beobachteten; ich litt sogar noch mehr, weil ich wußte, daß das Elend des Soldaten ärger

als das des Armen ist, da er alles Elend auf seine Person vereint, und auch rührender, insofern es resignierter, insofern es edler ist und weil er mit dem Kopfschütteln eines Philosophen, ohne Haß, bereit, von neuem ins Feld zu ziehen, beim Anblick der Etappenhasen, die sich zur Bestellung ihrer Tische drängen, sagt: »Es kommt einem gar nicht vor, als wäre überhaupt Krieg.« Um halb zehn Uhr dann, wenn noch niemand Zeit gehabt hat, mit seinem Abendessen zu Ende zu kommen, wurden aufgrund der Polizeiverordnungen plötzlich alle Lichter gelöscht, und das jeden Abend von neuem einsetzende Handgemenge der Etappenhasen, die den Dienern des Restaurants, in dem ich an einem Urlaubsabend mit Saint-Loup diniert hatte, ihre Überzieher entrissen, fand um neun Uhr fünfunddreißig in jenem geheimnisvollen Halbdunkel statt, wie es in einem Zimmer, in dem man eine Laterna magica vorführt, oder in den Zuschauerräumen herrscht, in denen die Filme eines der großen Kinos[2] gezeigt werden, zu denen die Damen und Herren nach dem Diner hinstrebten. Nach dieser Stunde aber war für diejenigen, die wie ich an dem besagten Abend zu Hause gegessen hatten und hinterher ausgingen, um noch Freunde zu besuchen, Paris wenigstens in gewissen Stadtteilen noch dunkler, als es das Combray meiner Kindheit gewesen war; die Besuche, die man machte, bekamen Ähnlichkeit mit denen, die man Nachbarn auf dem Land abstattet.

Ach! Hätte Albertine noch gelebt, wie herrlich wäre es dann gewesen, sich mit ihr an den Abenden, an denen ich in der Stadt gegessen hatte, im Freien unter den Arkaden zu treffen! Zunächst hätte ich nichts gesehen, ich wäre erregt bei dem Gedanken gewesen, sie hätte das Rendezvous versäumt, dann aber hätte ich mit einemmal gesehen, wie sich von der schwarzen Mauer eines ihrer geliebten grauen Gewänder abhob und ihre lächelnden Augen mich bemerkten, und dann hätten wir engumschlungen, ohne daß jemand es sah und uns störte, zusammen nach Hause gehen können. Ach, ich war

allein und kam mir vor, als besuchte ich einen Gutsnachbarn, so wie damals Swann nach dem Abendessen zu uns kam, ohne in der Dunkelheit von Tansonville auf dem kleinen Treidelweg bis zur Rue du Saint-Esprit mehr Fußgängern zu begegnen, als ich jetzt auf den zu gewundenen ländlichen Wegen gewordenen Straßen zwischen Sainte-Clotilde und der Rue Bonaparte traf.[1] Da diese Landschaftsfragmente, bei denen das Wetter jeweils einen Wechsel der Szenerie bewirkt, nicht mehr durch einen unsichtbar gewordenen Rahmen beeinträchtigt waren, wähnte ich mich an Abenden, an denen der Wind einen eisigen Hagel vor sich hertrieb, weit mehr am Ufer des wütenden Meeres, von dem ich einstmals so oft geträumt hatte, als seinerzeit in Balbec; und noch andere Naturelemente, die bis dahin in Paris nicht existiert hatten, nährten die Vorstellung, man sei eben aus dem Zug gestiegen und komme, um dort die Ferien zu verbringen, auf dem Land an: zum Beispiel der Kontrast von Licht und Schatten, den man neben sich an hellen Mondscheinabenden auf dem Boden sah. Er brachte Effekte hervor, die es in Städten sonst gar nicht gibt, und das im tiefen Winter! Seine Strahlen ergossen sich über den von keinem Schaufler weggeschafften Schnee des Boulevard Haussmann, wie sie es auf einem Alpengletscher getan hätten. Die Silhouetten der Bäume zeichneten sich klar und rein auf dieser goldblauen Schneefläche mit einer Zartheit ab, die wir sonst in gewissen japanischen Malereien oder Bildhintergründen Raffaels finden; sie streckten sich am Boden zu Füßen des Baumes selber aus, wie man es oft in freier Natur sieht, wenn das Abendrot die Wiesen, auf denen sich in regelmäßigen Intervallen Bäume erheben, überflutet und zum Irisieren bringt. Durch ein besonders köstliches und delikates Raffinement aber war die Wiese, auf der diese Baumschatten so schwebend leicht wie irrende Seelen erschienen, eine Paradieseswiese, nicht grün, sondern wegen des Mondscheins, der über den jadefarbenen Schnee hinglitt, von strahlender Weiße, so daß man hätte meinen können, sie sei einzig und

allein aus vollentfalteten Birnbaumblüten geschaffen.[1] Auf den Plätzen aber wirkten die Gottheiten an den öffentlichen Brunnen mit ihrem erfrorenen Wasserstrahl in der Hand wie Statuen aus zweierlei Material, bei deren Ausführung der Künstler ausschließlich Bronze und Kristall miteinander hatte vermählen wollen. An diesen Ausnahmetagen waren alle Häuser schwarz. Im Frühling hingegen, wenn von Zeit zu Zeit entgegen den Verfügungen der Polizei ein Privathaus oder eine Hoteletage oder sogar nur ein einzelnes Zimmer in einem Stockwerk die Läden nicht geschlossen hielt, glaubte man, da es ganz isoliert auf ungreifbarer Finsternis zu stehen schien, man habe eine reine Lichtprojektion, eine Erscheinung ohne Konsistenz vor Augen. Die Frau aber, die man, wenn man die Blicke sehr hoch erhob, in diesem goldenen Halbdunkel sah, nahm in der Finsternis ringsum, in der man verloren war und in die auch sie eingeschlossen schien, den geheimnisvollen, schleierverhüllten Zauber einer Vision aus dem Orient an. Dann schritt man weiter, und nichts mehr unterbrach den gesundheitsförderlichen eintönigen ländlichen Gang durch die Dunkelheit.

Ich dachte darüber nach, daß ich seit langem keiner der Personen wiederbegegnet war, von denen in diesem Werk die Rede war. Nur 1914 hatte ich während der beiden Monate, die ich in Paris verbrachte, Monsieur de Charlus gesehen sowie Bloch und Saint-Loup getroffen, aber auch diesen nur zweimal. Das zweite Mal war sicherlich dasjenige, bei dem er mir am meisten er selbst zu sein schien; all die weniger angenehmen Eindrücke der Unaufrichtigkeit, die ich während des zuvor geschilderten Aufenthaltes in Tansonville von ihm gehabt hatte, waren jetzt ausgelöscht, und ich hatte vielmehr alle seine schönen Eigenschaften von ehedem wiedererkannt. Das erste Mal, als ich ihn nach der Kriegserklärung getroffen hatte, das heißt zu Beginn der darauffolgenden Woche, überbot

sich Saint-Loup, während Bloch die allerchauvinistischsten Gefühle zur Schau trug, nachdem Bloch sich verabschiedet hatte, an Selbstironie, weil er sich nicht bei der Truppe meldete, so daß ich von der Heftigkeit seines Tons beinahe schockiert war.

Saint-Loup war gerade aus Balbec zurückgekehrt. Ich erfuhr später auf indirektem Weg, daß er sich vergebens um den Chef des Restaurants bemüht hatte. Dieser verdankte seine Position dem, was er von Monsieur Nissim Bernard geerbt hatte. Es war in der Tat niemand anderes als der junge Kellner, der von Blochs Onkel seinerzeit »protegiert« worden war.[1] Der Reichtum aber hatte ihm die Tugend beschert, so daß Saint-Loups Verführungsversuche keinen Erfolg gehabt hatten. Während also tugendhafte junge Leute, sobald sie in die Jahre gekommen sind, sich den Leidenschaften überlassen, deren sie sich endlich bewußt geworden sind, werden leichtsinnige junge Burschen zu prinzipienfesten Männern, und die Charlusse, die sich ihnen im Vertrauen auf frühere Gerüchte zu spät nähern, beißen auf Granit. Alles ist nur eine Frage der Chronologie.

»Nein«, rief er nachdrücklich und fröhlich aus, »alle, die nicht kämpfen, haben, welchen Grund sie auch anführen mögen, einfach keine Lust, sich totschießen zu lassen, es ist nichts als *Furcht*.« In dem gleichen entschiedenen Ton, höchstens noch energischer als bei der Feststellung des Zagens der anderen, fügte er hinzu: »Und wenn ich mich nicht melde, unterlasse ich es einfach aus *Furcht, jawohl*!« Ich hatte bereits bei verschiedenen Personen bemerkt, daß das Zurschautragen lobenswerter Gefühle nicht die einzige Art ist, schlechte zu verbergen, sondern daß eine neue Methode im offenen Bekennen letzterer besteht, wobei man dann wenigstens nicht den Anschein erweckt, als wolle man etwas verbergen. Bei Saint-Loup war diese Tendenz durch seine Gewohnheit verstärkt, wenn er eine Indiskretion begangen oder einen Schnitzer gemacht hatte, die man ihm hätte vorwerfen kön-

nen, es offen zu bekennen und hinzuzufügen, er habe es mit Absicht getan. Es war dies eine Gewohnheit, von der ich glaube, daß er sie von irgendeinem Lehrer an der Kriegsschule übernommen hatte, mit dem er eng befreundet war und den er sehr bewunderte. Es bereitete mir also keine Mühe, diesen Ausfall als ein durch Worte bestätigtes Gefühl zu interpretieren, das das Verhalten Saint-Loups und sein Fernbleiben von dem soeben ausgebrochenen Krieg bestimmt hatte und das er deshalb offen zu bekennen vorzog.

»Hast du etwas davon gehört«, fragte er mich beim Abschied, »daß meine Tante Oriane sich scheiden lassen will? Ich selbst weiß davon überhaupt nichts. Von Zeit zu Zeit ist immer wieder die Rede davon; ich habe es so oft gehört, daß ich lieber warte, bis es geschehen ist, um es zu glauben. Ich muß allerdings sagen, verständlich wäre es schon; mein Onkel ist ein bezaubernder Mann, nicht nur in Gesellschaft, sondern auch seinen Freunden und seinen Verwandten gegenüber. In gewisser Hinsicht hat er sogar mehr Herz als meine Tante, die eine Heilige ist, aber ihn das gnadenlos spüren läßt. Doch als Ehemann ist er einfach furchtbar, er hat nie aufgehört, seine Frau zu betrügen, zu beleidigen, brutal zu behandeln und mit Geld überaus kurz zu halten. Daß es so natürlich wäre, wenn sie ihn verließe, könnte ein Grund sein, daß es stimmt, aber zugleich auch einer, daß es gerade nicht stimmt, denn allein diese Tatsache reicht schon aus, daß man auf den Gedanken kommt und ihm Ausdruck gibt. Immerhin, wo sie ihn nun doch schon so lange erträgt! Ich weiß jetzt nur zu gut, daß es viele Dinge gibt, die fälschlich vorausgesagt, dann dementiert worden sind und schließlich doch Wahrheit werden.« Das brachte mich auf den Gedanken, ihn zu fragen, ob jemals die Rede davon gewesen war, daß er Mademoiselle de Guermantes heiraten solle. Er fuhr förmlich auf und versicherte mir, daß davon keine Rede, dies vielmehr nur eines der in der Gesellschaft umlaufenden Gerüchte sei, wie sie von Zeit zu Zeit, man weiß nicht woher, aufkommen und wieder ver-

schwinden, Gerüchte, deren erwiesene Falschheit diejenigen, die daran geglaubt haben, nicht vorsichtig genug macht, daß sie nicht doch, sobald ein neues eine Verlobung oder Scheidung betreffendes oder ein politisches Gerücht auftaucht, wieder daran glauben und es unter die Leute bringen.

Achtundvierzig Stunden waren noch nicht vergangen, als gewisse Tatsachen, die ich erfuhr, mir bewiesen, daß ich mich bei der Deutung der Worte Roberts getäuscht hatte: »Alle diejenigen, die nicht an der Front sind, bleiben aus Furcht zu Hause.« Saint-Loup hatte es gesagt, um in der Unterhaltung zu glänzen, um originelle Psychologie zu treiben, solange er sich noch nicht sicher war, ob seine Meldung angenommen worden war. Doch strebte er dies die ganze Zeit mit aller Macht an, da er in dieser Hinsicht weniger originell war in dem Sinn, den er selbst diesem Wort geben zu müssen glaubte, dafür aber in einer tieferen Weise Franzose nach der Art von Saint-Andrédes-Champs[1] und in größerer Harmonie mit allem war, was es zu jenem Zeitpunkt an Bestem bei diesen Franzosen von Saint-André-des-Champs gab, ob Herren oder Bürger oder Leibeigene, solche, die die Herren respektieren oder solche, die sich gegen sie auflehnen, zwei gleichermaßen französische Abteilungen derselben Familie, die Linie Françoise und die Linie Morel, so daß, um sich später von neuem zu vereinen, zwei Pfeile in dieselbe Richtung, nämlich in Richtung Grenze flogen. Bloch hatte mit Entzücken das Eingeständnis von Feigheit seitens eines »Nationalisten« (der es so wenig war) mit angehört, und als Saint-Loup ihn gefragt hatte, ob er selbst einrücken werde, die Miene eines Hohenpriesters angenommen, um zu antworten: »Kurzsichtig«.

Bloch aber hatte seine Meinung über den Krieg ganz und gar geändert, als er ein paar Tage später völlig zerstört zu mir kam. Obwohl »kurzsichtig«, war er für felddiensttauglich befunden worden. Ich begleitete ihn nach Hause, als wir Saint-Loup trafen, der sich im Kriegsministerium mit einem frühe-

ren Offizier verabredet hatte, um sich dort einem Obersten vorstellen zu lassen, »Monsieur de Cambremer«, fügte er erklärend hinzu. »Ach, aber es stimmt ja, ich spreche von einem alten Bekannten von dir. Du kennst Cancan so gut wie ich.« Ich antwortete ihm, daß ich ihn tatsächlich kannte und auch seine Frau, beide aber nicht übermäßig schätzte.[2] Ich war es jedoch so sehr gewöhnt, seit ich ihnen zum erstenmal begegnet war, die Frau für eine trotz allem bemerkenswerte Person zu halten, da sie ihren Schopenhauer gründlich kannte und immerhin Zugang zu geistigen Kreisen hatte, die ihrem derben Gatten verschlossen blieben, daß ich anfangs erstaunt war, als Saint-Loup mir antwortete: »Die Frau ist natürlich blöd, die schenke ich dir; er aber ist ein vortrefflicher Mensch, der seinerzeit recht begabt war und noch heute sehr angenehm im Umgang ist.« Mit dieser »Blödheit« der Frau meinte Saint-Loup zweifellos ihr leidenschaftliches Verlangen, in der großen Welt zu verkehren, was die große Welt mehr als alles andere übelnimmt, mit den Vorzügen des Mannes zweifellos etwas, was mit denen zu tun hatte, die seine Mutter ihm zuerkannte, wenn sie ihn für den Besten der Familie erklärte. Er wenigstens lief keinen Herzoginnen nach, aber tatsächlich ist ja das eine Form der »Intelligenz«, die sich ebensosehr von der der Denker unterscheidet wie die »Intelligenz«, die das Publikum einem reichen Mann zuerkennt, der »es verstanden hat«, ein Vermögen zu machen. Die Worte Saint-Loups mißfielen mir jedoch insofern nicht, als sie mich daran erinnerten, daß falsche Ansprüche immer der Dummheit benachbart sind und daß Schlichtheit einen zwar nicht in die Augen fallenden, aber doch sympathischen Reiz besitzt. Ich hatte freilich nie das Vergnügen gehabt, die Schlichtheit von Monsieur de Cambremer zu kosten. Aber daher rührt es ja, daß ein Wesen je nach den Personen, die es beurteilen, abgesehen von den Verschiedenheiten dieser Urteile, so viele verschiedene Wesen inkarniert. Von Monsieur de Cambremer hatte ich nur die

Schale kennengelernt. Was er an Köstlichem hatte, wie andere mir bestätigten, war mir unbekannt geblieben.

Bloch verließ uns vor seiner Haustür, während er, vor Bitterkeit gegen Saint-Loup triefend, die Bemerkung machte, daß sie, die Litzengeschmückten, die Muttersöhnchen, die im Generalstab paradierten, nichts aufs Spiel setzten, daß er jedoch als einfacher Gemeiner keine Lust habe, sich wegen »Wilhelm« den Leib von Kugeln durchlöchern zu lassen. »Es scheint, daß Kaiser Wilhelm ernstlich erkrankt ist«, antwortete Saint-Loup.[1] Bloch, der wie alle Leute, die in Börsennähe leben, besonders geneigt war, Sensationsnachrichten aufzugreifen, fügte hinzu: »Es ist sogar sehr davon die Rede, daß er gar nicht mehr lebt.« Für die Börse ist jeder kranke Souverän, ob es sich nun um Edward VII. oder Wilhelm II. handelt, bereits verstorben, jede Stadt, die belagert wird, auch schon eingenommen. »Man hält es nur deswegen geheim«, fügte Bloch hinzu, »um eine nachteilige Wirkung auf die öffentliche Meinung bei den Boches zu vermeiden. Aber er ist gestern nacht gestorben, mein Vater hat es aus einer absolut zuverlässigen Quelle.« Die absolut zuverlässigen Quellen waren die einzigen, die Vater Bloch berücksichtigte, beispielsweise wenn er durch das Glück, dank »hoher Verbindungen« Zugang zu ihnen zu haben, daraus die noch geheime Nachricht schöpfte, die Extérieures würden anziehen oder die de Beers fallen.[2] Wenn aber in genau dem Augenblick eine Hausse der de Beers eintrat oder die Extérieures angeboten wurden, wenn der Handel mit den ersteren »fest« und »lebhaft« war, derjenige mit den letzteren aber »zögernd«, »schwach« und man sich ihnen gegenüber »reserviert« verhielt, blieb die absolut zuverlässige Quelle dennoch eine absolut zuverlässige Quelle. Daher teilte Bloch uns auch die Nachricht vom Tod des Kaisers mit geheimnisvoll wichtiger und gleichzeitig herausfordernder Miene mit. Er war besonders wütend darüber, daß Robert immer von »Kaiser Wilhelm« sprach. Ich glaube, daß noch unter dem Fallbeil der Guillotine Saint-Loup und Monsieur de

Guermantes sich nicht anders hätten ausdrücken können. Blieben zwei Männer der feinen Gesellschaft als einzige Überlebende auf einer öden Insel übrig, auf der sie niemandem gegenüber gute Manieren beweisen müßten, würden sie einander dennoch an solchen Spuren guter Erziehung erkennen, so wie zwei Lateiner am korrekten Zitieren Vergils. Saint-Loup hätte niemals, selbst von den Deutschen gefoltert, anders als »Kaiser Wilhelm« zu sagen vermocht. Diese Lebensart aber ist trotz allem ein Zeichen großer Behinderung für den Geist. Wer sich nicht davon freimachen kann, bleibt ein Gesellschaftsmensch. Diese elegante Mittelmäßigkeit ist übrigens etwas ganz Wundervolles – vor allem in Verbindung mit dem, was an verborgener Hochgesinntheit und unausgesprochenem Heroismus sich hinzugesellt –, verglichen mit der gleichzeitig weinerlichen und großsprecherischen Vulgarität eines Bloch, der Saint-Loup förmlich anschrie: »Kannst du nicht einfach Wilhelm sagen? Natürlich nicht, du hast Schiß, schon hier kriechst du vor ihm auf dem Bauch! Ah! Das müssen schöne Frontsoldaten sein, die den Boches derart die Stiefel lecken. Das sind diese litzengeschmückten Herren, die nur bei einer Reiterquadrille zu paradieren verstehen. Mehr habe ich nicht zu sagen.«

»Der arme Bloch will durchaus, daß ich nur paradiere«, bemerkte Saint-Loup lächelnd zu mir, als wir unseren Kameraden verlassen hatten. Ich spürte sehr wohl, daß Paradieren keineswegs das war, was Robert sich ersehnte, obwohl ich mir damals noch nicht über seine Absichten so gut im klaren war wie später, als er, da die Kavallerie außer Gefecht blieb, durchsetzte, erst als Infanterieoffizier, dann bei den Jägern zu Fuß zu dienen, bis schließlich eintrat, wovon man noch lesen wird. Von diesem Patriotismus Roberts wußte Bloch jedoch nichts aus dem einfachen Grund, weil Robert ihm in keiner Weise Ausdruck gab. Bloch, der uns hämisch antimilitaristische Bekenntnisse abgelegt hatte, nachdem er für »tauglich« erklärt worden war, hatte zuvor die chauvinistischsten Erklä-

rungen vom Stapel gelassen, damals nämlich, als er sich wegen Kurzsichtigkeit ausgemustert glaubte. Solche Erklärungen abzugeben wäre Saint-Loup außerstande gewesen, zunächst aus einem seelischen Zartgefühl, das sich dem Ausdruck allzu tiefer Empfindungen, die man völlig natürlich findet, verweigert. Meine Mutter hätte früher keinen Augenblick gezögert, für meine Großmutter zu sterben und sogar furchtbar darunter gelitten, wenn man sie hätte daran hindern wollen. Doch kann ich mir nachträglich unmöglich aus ihrem Mund einen Satz wie den folgenden vorstellen: Ich würde mein Leben für meine Mutter lassen. Ebenso schweigsam verhielt sich in seiner Liebe zu Frankreich Robert, der mir in diesem Augenblick (soweit ich mir seinen Vater vorstellen konnte) weit mehr wie ein Saint-Loup vorkam als wie ein Guermantes. Es wäre vor dem Ausdruck derartiger Gefühle auch durch die gewissermaßen moralisch fundierte Art seines Verstands sicher gewesen. Mancher kluge, wirklich ernsthafte Arbeiter hegt eine gewisse Abneigung gegen Leute, die das, was er tut, in Literatur umsetzen und zur Geltung bringen. Wir hatten weder das Gymnasium noch die Sorbonne gemeinsam besucht, doch hatten wir, jeder für sich, dieselben Lehrer gehört (ich erinnere mich an das Lächeln Saint-Loups), die, wie einige andere, eine bemerkenswerte Vorlesung halten, dabei aber, um als geniale Menschen zu gelten, ihren Theorien einen ehrgeizigen Namen geben. Sobald wir darauf zu sprechen kamen, begann Robert herzlich zu lachen. Von Natur aus richtete sich unsere Vorliebe nicht instinktiv auf Leute wie Cottard oder Brichot, aber wir hatten doch eine gewisse Hochachtung vor gründlichen Kenntnissen im Griechischen oder in der Medizin und vor jenen, die sich nicht berechtigt glaubten, deshalb wie Marktschreier aufzutreten. Ich habe gesagt, daß Mamas sämtliche Handlungen einst zwar auf dem Gefühl der Bereitschaft beruhten, ihr Leben für ihre Mutter hinzugeben, daß sie aber vor sich selbst dieses Gefühl niemals ausdrücklich formuliert und es zweifellos nicht nur unnütz und lächerlich, sondern

sogar peinlich und beschämend gefunden hätte, ihm vor anderen Ausdruck zu geben; ähnlich kann ich mir ganz unmöglich von Saint-Loup, der von seiner Feldausrüstung, den Besorgungen, die er noch zu machen hatte, unseren Aussichten auf den Sieg, der geringen Schlagkraft der russischen Armee, der voraussichtlichen Haltung Englands sprach, vorstellen, daß er eine noch so beredte Phrase hätte verwenden können, wie sie sogar der sympathischste Minister den Abgeordneten gegenüber im Munde führt, die ihm stehend und begeistert zuhören. Ich kann indessen nicht entscheiden, ob in dem Negativen, das ihn daran hinderte, schönen Gefühlen Ausdruck zu geben, die er wirklich hegte, nicht eine gewisse Auswirkung des »Geistes der Guermantes« zu sehen war, von dem man so viele Züge bei Swann angetroffen hat. Denn wenn ich ihn auch in erster Linie als einen Saint-Loup empfand, blieb er doch ein Guermantes, und dadurch befanden sich unter den zahlreichen Beweggründen, die seinen Mut befeuerten, auch solche, die nicht die gleichen waren wie die seiner Freunde aus Doncières, jener von ihrem Soldatenhandwerk begeisterten jungen Männer, mit denen ich täglich zu Abend gespeist hatte und von denen so viele in der Marneschlacht oder anderswo den Tod fanden, wobei sie ihre Mannschaft mit sich rissen.

Die jungen Sozialisten, die sich möglicherweise in Doncières befanden, als ich mich dort aufhielt, die ich aber nicht kennenlernte, weil sie sich nicht in den Kreisen Saint-Loups bewegten, konnten zu der Einsicht kommen, daß die Offiziere dieser Kreise keineswegs »Aristos« in jener hochfahrend stolzen und schmählich schadenfrohen Bedeutung des Wortes waren, welche die »Populos« – die aus dem Unteroffiziersstand hervorgegangenen Offiziere, die Freimaurer – dieser Benennung beilegten. Umgekehrt trafen die adligen Offiziere den gleichen Patriotismus bei den Sozialisten an, die sie, wie ich es bei meinem Aufenthalt in Doncières selbst mitanhören konnte, auf dem Höhepunkt der Dreyfus-Affäre

beschuldigt hatten, vaterlandslose Gesellen zu sein. Der ebenso aufrichtige wie tiefe Patriotismus der Soldaten hatte eine von ihnen selbst als unantastbar empfundene Form angenommen, deren »Verunglimpfung« sie in flammende Empörung versetzte, während die gewissermaßen unbewußten, unabhängigen, keiner festumrissenen vaterländischen Religion verschriebenen Patrioten, wie es die Radikalsozialisten waren, nicht hatten begreifen können, welch tiefe Wahrheit dem innewohnte, was sie für leere und gehässige Formeln hielten.

Sicherlich hatte Saint-Loup sich wie sie daran gewöhnt, als den echtesten Teil seiner selbst die Erforschung und Entwicklung der zum Erreichen größtmöglicher strategischer und taktischer Erfolge führenden Maßnahmen anzusehen und zu fördern, so daß für ihn wie für die anderen das eigene Leben etwas verhältnismäßig Unwichtiges wurde, etwas, was bedenkenlos jenem inneren Anliegen, ihrer aller wahrem Lebenskern geopfert werden konnte, den ihre individuelle Existenz nur wie eine schützende Epidermis umgab. In dem Mut Saint-Loups gab es aber auch charakteristischere Elemente, in denen man leicht jene Großzügigkeit hätte wiedererkennen können, die am Anfang den Reiz unserer Freundschaft ausgemacht hatte, und ebenso das Erbübel, das bei ihm erst später zur Entfaltung gekommen war und in Verbindung mit dem intellektuellen Niveau, über das er nie hinausgelangt war, bewirkte, daß er nicht nur persönliche Tapferkeit bewunderte, sondern das Grauen vor jeglicher Verweichlichung bis zu einem wahren Rausch übersteigerte, der ihn beim Kontakt mit der Männlichkeit überkam. Er empfand bei einem zweifellos keuschen Zusammenleben unter freiem Himmel mit Senegalesen, die jeden Augenblick ihr Leben zum Opfer brachten, eine geistige Wollust, unter die sich viel Verachtung für die »geschniegelten Herrchen« mischte und die, so entgegengesetzt sie ihm erscheinen mochte, nicht allzu verschieden von jener war, die ihm das Kokain verschafft hatte, von dem er in Tansonville so übertriebenen Gebrauch gemacht hatte und

von dem ihm der Heroismus (wie ein Medikament, das ein anderes ersetzt) heilte. Seinem Mut lag vor allem die doppelt geübte Höflichkeit zugrunde, die ihn einerseits das Lob der anderen singen und sich für seine Person damit begnügen ließ, Gutes zu tun, ohne ein Wert darüber zu verlieren, ganz im Gegensatz zu einem Bloch, der ihm bei unserer Begegnung gesagt hatte: »Natürlich würden Sie kneifen« und selbst nichts tat; und die ihn andererseits veranlaßte, alles, was ihm gehörte, sein Vermögen, seinen Rang, ja sein Leben gering zu achten und alles herzugeben. Mit einem Wort: der wahre Adel seiner Natur. Es vermischen sich aber im Heldentum so viele Quellen, daß die neue Neigung, die sich in ihm bemerkbar gemacht hatte, und das intellektuelle Mittelmaß, das er nicht hatte überschreiten können, ebenfalls daran teilhatten. Indem er die Gewohnheiten eines Monsieur de Charlus annahm, nahm Robert auch unwillkürlich, wenn auch unter ganz anderer Form, dessen Ideal von Männlichkeit an.

»Wird es lange dauern?« fragte ich Saint-Loup. »Nein, ich glaube an einen sehr kurzen Krieg«, antwortete er mir. Wie immer waren seine Argumente Büchern entnommen. »Lies doch einmal wieder«, sagte er zu mir, als hätte ich es bereits getan, »das Dekret vom 28. Oktober 1913 über die Führung großer Einheiten und denk dabei an die Voraussagen von Moltke; dann wirst du sehen, daß der Einsatz von Reservisten nicht organisiert und nicht einmal vorgesehen ist; man hätte das gewiß nicht unterlassen, wenn ein langer Krieg erwartet würde.«[1] Mir schien, daß man dieses Dekret weniger als Beweis für einen kurzen Krieg deuten konnte, sondern eher als Beweis mangelnder Voraussicht hinsichtlich Dauer und Gestalt des Krieges bei denjenigen, die es verfaßt und sich nicht träumen ließen, wie grauenhaft in einem Stellungskrieg der Materialverbrauch jeglicher Art und wie das Zusammenwirken verschiedener Kriegsschauplätze sich gestalten würde.

Es gibt außerhalb der Homosexualität bei Leuten, die der Homosexualität von Natur aus höchst abgeneigt sind, ein ge-

wisses konventionelles Männlichkeitsideal, das dem Homosexuellen, sofern er nicht ein überragender Geist ist, zur Verfügung steht, wobei er es allerdings verfälscht. Dieses Ideal gewisser Militärs, auch gewisser Diplomaten ist in besonderem Maße ärgerlich. In seiner niedrigsten Form entspricht es einfach der Grobheit des Prachtkerls, der seine Rührung nicht zeigen will und im Augenblick der Trennung von einem Freund, der vielleicht in den Tod geht, eine Neigung zu Tränen verspürt, von der niemand etwas ahnt, weil der Prachtkerl sie unter wachsendem Zorn verbirgt, der sich im Moment des Abschieds folgendermaßen entlädt: »Los jetzt, zum Donnerwetter, du Idiot! Umarme mich und nimm diese Börse hier, die mich stört, du verdammter Dummkopf !« Der Diplomat, der Offizier, der bei allem Gefühl dafür, daß es einzig auf die große nationale Tat ankommt, dennoch gleichfalls zärtliche Gefühle für den »Kleinen« bei der Gesandtschaft oder im Bataillon hegt, der durch Fieber oder eine Kugel umgekommen ist, verkörpern die gleiche Neigung zur Männlichkeit in geschickterer, durchdachterer, aber im Grunde ebenso hassenswerter Form. Er will um den »Kleinen« keine Träne vergießen, er weiß, daß er bald sowenig daran denken wird, wie ein Chirurg mit gutem Herzen, der dennoch an dem Abend, an dem eine kleine Patientin an einer ansteckenden Krankheit stirbt, wirklichen Kummer empfindet, dem er nur keinen Ausdruck gibt. Sofern der Diplomat Schriftsteller ist und von diesem Tod berichtet, wird er nicht sagen, er habe Kummer gehabt; nein: zunächst wird er es aus »männlicher Schamhaftigkeit« unterlassen, dann aber auch aus dem schriftstellerischen Geschick, das Rührung erzeugt, indem es sie verbirgt. Einer seiner Kollegen und er werden bei dem Sterbenden wachen. Nicht einen Augenblick werden sie sagen, daß sie Kummer empfinden. Sie werden von Angelegenheiten des Dienstes bei der Gesandtschaft oder im Bataillon sprechen, vielleicht sogar ausführlicher, als es sonst ihre Gewohnheit ist:

»B. sagte zu mir: ›Sie vergessen doch nicht, daß morgen der General zur Inspektion kommt; sorgen Sie dafür, daß die Leute einen guten Eindruck machen.‹ Er, der sonst so liebenswürdig war, nahm einen unverbindlicheren Ton als gewöhnlich an, ich bemerkte, daß er meinen Blick vermied, ich selbst war ebenfalls nervös.«

Der Leser aber versteht, daß dieser unverbindliche Ton bei Menschen, die nicht den Anschein erwecken wollen, als hätten sie Kummer, eben Kummer bedeutet. Das wäre nur lächerlich, ist aber zugleich widerwärtig und häßlich, weil so nur Leute trauern, die der Meinung sind, daß Kummer nicht zählt, daß das Leben ernster ist als die Trennung, und so weiter, und infolgedessen bei Trauerfällen den gleichen Eindruck von Lüge und Leere wecken wie am Neujahrstag jener Herr, der beim Überreichen seiner Marrons glacés – allerdings ironisch lächelnd – bemerkt: »Ich wünsche Ihnen ein gutes und glückliches neues Jahr.« Um nun mit dieser Geschichte von dem Offizier oder dem Diplomaten, der mit bedecktem Haupt, weil man den Verwundeten ins Freie getragen hat, bei dem Sterbenden wacht, zu Ende zu kommen: Zu einem bestimmten Zeitpunkt ist dann alles aus:

»Ich dachte, ich muß jetzt gehen und die Sachen zum Putzen vorbereiten; aber – ich weiß wirklich nicht warum – in dem Augenblick, als der Doktor die Hand vom Puls löste, nahmen B. und ich, ohne daß wir uns darüber verständigt hätten – die Sonne brannte heftig, vielleicht war es uns zu heiß –, wie wir da an dem Lager standen, unsere Képis ab.«

Der Leser jedoch spürt sehr wohl, daß nicht wegen der Sonnenhitze, sondern aus Rührung angesichts der Majestät des Todes die beiden so männlichen Männer, die niemals Wörter wie »Zärtlichkeit« oder »Kummer« im Mund führen, die Kopfbedeckung abgenommen haben.

Das Ideal der Männlichkeit bei Homosexuellen wie Saint-Loup ist nicht das gleiche, aber ebenso konventionell und ebenso verlogen. Die Lüge besteht darin, daß sie sich selbst

nicht eingestehen wollen, daß physisches Verlangen am Grund der Gefühle ist, die sie aus anderen Quellen herleiten. Monsieur de Charlus haßte jede Verweichlichung. Saint-Loup bewunderte den Mut der jungen Männer, den Rausch der Kavallerieangriffe, den geistigen und moralischen Adel der Freundschaften von Mann zu Mann, die völlig rein sind und bei denen einer für den anderen sein Leben läßt. Der Krieg, der die Hauptstädte, in denen es nur noch Frauen gibt, zu einem verzweiflungsvollen Aufenthalt für Homosexuelle macht, enthält für sie gleichzeitig die Elemente eines Romans der Leidenschaft, sofern sie so klug sind, sich Trugbilder zu schaffen, doch nicht klug genug, sie zu durchschauen, ihren Ursprung zu erkennen und sich selbst zu sehen, wie sie sind. Als folglich junge Leute aus dem gleichen Geist sportlicher Nachahmung zu den Waffen eilten, der während eines bestimmten Jahres jedermann Diabolo[1] spielen hieß, war für Saint-Loup der Krieg um so mehr das Ideal, das er mit seinen in Wahrheit weit konkreteren, aber von Ideologien umnebelten Wünschen zu verfolgen wähnte, ein Ideal, dem er in Gemeinschaft mit den von ihm bevorzugten jungen Männern auf einer Ebene reiner, männlicher Ritterlichkeit diente, fern den Frauen, wo er, um seinen Burschen zu retten, sein Leben aufs Spiel setzen oder sterben und seinen Leuten im Tod noch fanatische Liebe einflößen konnte. Insofern – und obwohl viele andere Dinge bei seinem Mut eine Rolle spielten – machte sich die Tatsache bemerkbar, daß er ein großer Herr war, und zugleich machte sich in bis zur Unkenntlichkeit idealisierter Form die Idee von Monsieur de Charlus bemerkbar, daß es zum Wesen eines Mannes gehöre, nichts Verweichlichtes an sich zu haben. Und so, wie in der Philosophie oder in der Kunst zwei analoge Ideen ihre Geltung aus der Art und Weise erhalten, in der sie dargestellt sind, und große Unterschiede aufweisen können je nachdem, ob ein Xenophon oder ein Plato[1] sie auseinandersetzt, bewunderte ich, obschon ich sehr wohl erkannte, wieviel beide, indem sie dieses oder jenes ta-

ten, miteinander gemeinsam hatten, unendlich viel mehr Saint-Loup, der verlangte, an den gefährlichsten Punkt gestellt zu werden, als Monsieur de Charlus, der sich weigerte, helle Krawatten zu tragen.

Ich erwähnte Saint-Loup gegenüber meinen Freund, den Direktor des Grand-Hôtel in Balbec, der offenbar behauptet hatte, es habe zu Beginn des Krieges in mehreren französischen Regimentern Fälle von Desertion gegeben, die er als »Dissertationen« bezeichnete, und diese seien durch das, was er den »preußischen Militaristen« nannte, hervorgerufen worden. Er hatte sogar irgendwann an eine gleichzeitige Landung der Japaner, der Deutschen und der Kosaken in Rivebelle geglaubt, an eine Bedrohung Balbecs[2] , und gemeint, man könne dann nur rechtzeitig »retardieren«. Er fand den Aufbruch der Regierung nach Bordeaux[1] etwas überstürzt und erklärte, es sei falsch, daß sie so schnell »retardiere«. Dieser Deutschenfresser bemerkte lachend über seinen Bruder: »Er ist im Schützengraben, keine fünfundzwanzig Meter von den Boches entfernt«, bis man erfahren hatte, daß er selber einer war und ihn in ein Internierungslager sperrte.

»Apropos Balbec, erinnerst du dich noch an den ehemaligen Liftboy des Hotels?« sagte beim Abschied Saint-Loup ganz wie jemand, der sich an die Identität des Betreffenden nicht recht zu erinnern schien und hoffte, von dem Antwortenden darüber aufgeklärt zu werden. »Er hat sich gemeldet und schreibt mir, ich möge doch dafür sorgen, daß er bei den Fliegern *wieder angenommen* wird.« Offenbar war der Liftboy es müde, in dem geschlossenen Käfig des Aufzugs auf- und niederzusteigen, und die Stufen des Treppenhauses im Grand-Hôtel genügten ihm nicht mehr. Er wollte sich in anderer Weise denn als Hotelportier »die Litzen« verdienen, denn unsere Sendung ist nicht immer, was wir zunächst dafür hielten. »Ich werde sicherlich sein Gesuch unterstützen«, sagte Saint-Loup zu mir. »Ich sagte noch heute morgen zu Gilberte, daß wir niemals genug Flugzeuge haben können. Nur so wird

man sehen, was der Gegner im Schilde führt. So wird man den größten Vorteil eines Angriffs, das Überraschungsmoment, zunichte machen, und die beste Armee wird vielleicht die sein, die die besten Augen hat.«[2] Ich war diesem fliegenden Liftboy wenige Tage zuvor begegnet. Es war von Balbec die Rede, und da ich neugierig war zu erfahren, was er mir über Saint-Loup sagen konnte, lenkte ich das Gespräch, indem ich ihn fragte, ob es wahr sei, daß Monsieur de Charlus, wie man mir zugetragen hatte, in bezug auf junge Männer usw. Der Liftboy schien erstaunt, er wußte nicht das geringste. Dafür aber bezichtigte er den reichen jungen Mann, denjenigen, der mit seiner Geliebten und drei Freunden zusammenlebte. Da er das Ganze in einen Topf zu werfen schien und ich von Monsieur de Charlus, der es mir, wie man sich wohl erinnert, vor Brichot versichert hatte, wußte, daß daran nichts war[1], sagte ich zu dem Liftboy, er müsse sich täuschen. Er widersprach meinen Zweifeln mit den entschiedensten Versicherungen. Der Freundin des jungen reichen Mannes oblag es, die jungen Männer aufzugabeln, und dann bedienten sich alle gemeinsam. So hatte sich also Monsieur de Charlus, der kompetenteste Fachmann auf diesem Gebiet, völlig getäuscht, so sehr ist die Wahrheit fragmentarisch, geheim und unvorhersehbar. Aus Furcht vor einer spießigen Argumentation, aus Furcht auch, den Charlismus dort zu sehen, wo er nicht ist, war ihm dieser Sachverhalt, das Aufgabeln durch die Frau, entgangen. »Sie ist einige Male an mich herangetreten«, sagte der Liftboy. »Doch hat sie sogleich gesehen, mit wem sie es zu tun hatte, ich habe kategorisch abgelehnt, bei solchem Zeug mache ich nicht mit; ich sagte ihr, das widerstrebe mir in aller Form. Es genügt, daß eine Person indiskret ist, es wird weitergesagt, und schon kann man nirgends mehr eine Stelle finden.« Diese letzten Argumente schwächten die tugendhaften Erklärungen des Anfangs ab, schienen sie doch zu besagen, daß der Liftboy nachgegeben hätte, wäre er sicher gewesen, die Sache würde diskret behandelt. Das war zweifellos

bei Saint-Loup der Fall gewesen. Sehr wahrscheinlich waren auch der reiche junge Mann, seine Freundin und seine Freunde nicht weniger begünstigt worden, denn der Liftboy zitierte viele Gespräche, die sie mit ihm zu verschiedenen Zeiten geführt hatten, was selten geschieht, wenn man so kategorisch abgelehnt hat. Da war beispielsweise die Geliebte des reichen Mannes einmal an ihn herangetreten, um einen Hotelboy kennenzulernen, mit dem er sehr befreundet war. »Ich glaube nicht, daß sie ihn kannten. Man nannte ihm Victor. Natürlich«, fügte der Liftboy hinzu, als beziehe er sich auf unübertretbare, etwas geheime Gesetze, »kann man einem Kameraden, der nicht reich ist, nichts versagen.« Ich erinnerte mich an die Einladung, die der adlige Freund des reichen Mannes mir einige Tage vor meiner Abreise aus Balbec hatte zukommen lassen. Das hatte aber wohl damit nichts zu tun; es war wohl eine bloße Freundlichkeit gewesen.

»Nun, und die arme Françoise? Ist es ihr gelungen, ihren Neffen zurückstellen zu lassen?« Françoise aber, die sich seit langem darum bemüht hatte, daß der Neffe zurückgestellt wurde, und die, als man ihr über die Guermantes eine Empfehlung an den General de Saint-Joseph anbot, mit einer Miene der Hoffnungslosigkeit geantwortet hatte: »O nein, das würde nichts nützen, mit diesem alten Kerl läßt sich nichts anfangen, der ist ja das Schlimmste, was es gibt, er ist ein Patriot«, fand, sobald vom Krieg die Rede gewesen war, doch bei allem Schmerz, den sie darüber verspürte, man dürfe die »armen Russen« nicht im Stich lassen, »wo man doch eine Allianz mit ihnen ist«. Der erste Diener, der ohnedies überzeugt war, daß der Krieg nicht länger als zehn Tage dauern und mit einem glänzenden Sieg Frankreichs enden werde, hätte aus Furcht, durch die Ereignisse Lügen gestraft zu werden, nicht gewagt – und vielleicht auch nicht genügend Phantasie aufgebracht –, einen langen, unentschiedenen Krieg vorauszusagen. Doch dem bevorstehenden überwältigenden Sieg versuchte er nach Kräften vorauszuschicken, was Françoise

Leid bereiten konnte. »Das kann böse ausgehen, denn es scheint, daß viele nicht einrücken wollen, Sechzehnjährige, die sich einfach hinstellen und greinen.« Wenn er ihr solche unangenehmen Dinge sagte, um sie zu »fuchsen«, so nannte er das »sie ein bißchen aufkeschern«, »sie hochnehmen« oder »sie uzen«. »Sechzehn Jahre, heilige Mutter Gottes!« entgegnete Françoise. Doch regte sich gleich darauf Argwohn bei ihr: »Es hat doch aber geheißen, man zieht sie erst von zwanzig Jahren an ein, die anderen sind doch noch Kinder.« – »Natürlich haben die Zeitungen Order, nichts davon zu sagen. Im übrigen kommt zuerst die ganze Jugend dran, allzu viele kehren da nicht zurück. Einerseits ist das ganz gut, so ein Aderlaß, das ist nützlich von Zeit zu Zeit, das bringt den Handel in Schwung. Aber verdammt, solche zimperlichen Bürschchen, die nicht so recht wollen, die werden kurzerhand füsiliert, zwölf Kugeln in den Pelz, und ab die Post! Einerseits muß das sein. Und den Offizieren macht das nichts weiter aus. Die bekommen ihre Peseten, und weiter wollen sie nichts.« Françoise erbleichte jedesmal derart bei solchen Unterhaltungen, daß man fürchten mußte, der Diener werde noch erreichen, daß sie an einem Herzinfarkt starb.

Ihre Untugenden legte sie deshalb nicht ab. Wenn ein junges Mädchen mich besuchen kam und unsere alte Dienerin noch so schlecht auf den Beinen war, brauchte ich nur einmal aus dem Zimmer zu gehen, und schon war sie oben auf einer Leiter am Hängeboden, im Begriff, wie sie sagte, nach irgendeinem Paletot von mir zu suchen, um nachzuschauen, ob keine Motten hineingekommen seien, in Wirklichkeit jedoch, um uns zu belauschen. Trotz all meiner Vorhaltungen behielt sie auch ihre hinterhältige Art bei, in indirekter Form Fragen zu stellen, wobei sie sich seit einiger Zeit eines gewissen »weil doch sicherlich« bediente. Da sie mich nicht zu fragen wagte: »Hat diese Dame ein eigenes Haus?« sagte sie, während sie die Augen mit dem Blick eines treuen Hundes zu mir erhob: »Weil doch sicherlich diese Dame ihr Privathaus hat

… «, wobei sie den zu offenkundigen Frageton nicht aus Höflichkeit vermied, sondern um ihre Neugierde zu verbergen.

Kurz und gut, da die Dienstboten, die wir am meisten lieben – besonders wenn sie uns fast gar nicht mehr die Dienste und Aufmerksamkeiten ihres Berufes erweisen –, leider immer Dienstboten bleiben und die Grenzen (die wir verwischen möchten) ihrer Kaste nur um so deutlicher markieren, je mehr sie in die unsere einzudringen glauben, machte Françoise häufig mir gegenüber (und »um mich aufzukeschern«, wie der erste Diener gesagt hätte) gewisse seltsame Bemerkungen, die eine Person aus höheren Kreisen nie gemacht hätte. Mit versteckter, aber ebenso tiefer Freude, als hätte es sich um eine schwere Krankheit gehandelt, sagte sie zu mir, wenn mir heiß war und mir der Schweiß – ich selbst gab darauf nicht weiter acht – die Stirn hinunterlief: »Sie sind ja in Schweiß gebadet«, und zwar so erstaunt, als handle es sich um ein ungewöhnliches Phänomen, zugleich aber etwas verächtlich lächelnd wie angesichts einer vagen Ungehörigkeit (»Sie wollen ausgehen, aber Sie haben ja Ihre Krawatte vergessen!«), wobei sie gleichwohl die besorgte Stimme annahm, mit der man jemanden seines Zustandes wegen zu beunruhigen gedenkt. Man hätte meinen können, daß ich auf der weiten Welt der einzige war, der je in Schweiß gebadet war. Sie sprach auch nicht mehr so wie ehedem. Denn in ihrer demütigen und zärtlichen Bewunderung für Wesen, die ihr unendlich unterlegen waren, nahm sie deren gewöhnliche Redeweise an. Ihre Tochter hatte sich über sie mir gegenüber beklagt und (ich weiß nicht, von wem sie das hatte) dabei die Worte gebraucht: »Sie beschwert sich dauernd, daß ich zum Beispiel die Türen schlecht schließe, und um alles und jedes macht sie Fisematenten.« Françoise glaubte zweifellos, daß nur die Unvollständigkeit ihrer Erziehung sie bisher um diesen schönen Sprachgebrauch gebracht habe. Von ihren Lippen, auf denen ich einst das reinste Französisch hatte erblühen sehen, kam nun mehrmals am Tage: »Er hat Fisematenten gemacht.« Es ist im übrigen merk-

würdig, daß nicht nur die Ausdrücke, sondern auch die Gedanken bei ein und derselben Person sich wenig wandeln. Der erste Diener pflegte zu erklären, daß Poincaré nichts Gutes im Sinn habe, womit er nicht meinte, er trachte nach Geld, sondern er habe von jeher den Krieg gewollt.[1] Er wiederholte das sieben- bis achtmal am Tag vor demselben gewohnten und immer gleichmäßig interessierten Publikum. Nicht ein Wort, nicht eine Geste, nicht eine Nuance im Ton fiel dabei anders aus. Obwohl die Vorführung nur zwei Minuten dauerte, lag sie doch in allen Teilen fest wie eine Theatervorstellung. Seine Sprachfehler verdarben ebenso wie die Schnitzer ihrer Tochter die Redeweise von Françoise. Er glaubte, daß das, was Monsieur de Rambuteau mit so peinlichen Gefühlen eines Tages von dem Herzog von Guermantes als »Rambuteau-Häuschen« hatte bezeichnen hören, nicht Pissoir heiße, sondern Pistoir.[2] Zweifellos hatte er das Wort in seiner Kindheit einmal falsch aufgenommen, so war es bei ihm hängengeblieben. Er führte den Ausdruck unaufhörlich und immer falsch ausgesprochen im Munde. Françoise, die sich zunächst genierte, gebrauchte ihn schließlich auch, um sich zu beklagen, daß es dergleichen nicht ebensogut wie für Männer auch für Frauen gebe. Doch bewirkte ihre demütige Bewunderung für den ersten Diener, daß sie niemals Pissoir sagte, sondern – in Anlehnung an den Sprachgebrauch – Pissetoir.

Sie schlief nicht mehr, sie aß nicht mehr, sie ließ sich die Kriegsverlautbarungen, von denen sie nichts begriff, von dem Kammerdiener vorlesen, der auch nicht viel mehr davon verstand und bei dem ein gewisses patriotisches Hochgefühl häufig den Wunsch überwog, Françoise zu quälen; mit einem sympathischen Lachen sagte er, als er von den Deutschen sprach: »Da wird es etwas Rechtes geben, unser alter Joffre hat vor, einen Kometen bei ihnen landen zu lassen.« Françoise verstand nicht recht, um was für einen Kometen es sich handelte, aber sie hatte doch das Gefühl, daß diese Bemerkung einen Teil jener liebenswürdigen und originellen Extravagan-

zen bildete, auf die eine wohlerzogene Person, die auf Gesittung Wert legte, mit guter Laune zu reagieren habe, und während sie mit einem vergnügten Achselzucken zu sagen schien: Er ist doch immer derselbe, hellte sie ihre Tränenmiene durch ein Lächeln auf. Immerhin war sie glücklich, daß der neue Metzgerbursche, der trotz seines Handwerks ziemlich furchtsam war (dabei hatte er seine Laufbahn im Schlachthaus begonnen), noch nicht alt genug war, um eingezogen zu werden. Sonst wäre sie imstande gewesen, den Kriegsminister persönlich aufzusuchen, um seine Freistellung zu erwirken.

Der Kammerdiener hätte sich niemals vorstellen können, daß die Frontberichte nicht Grund zum Jubeln waren und man nicht auf Berlin zumarschierte, da er dauernd las: »Wir haben den Feind unter starken Verlusten auf seiner Seite zurückgedrängt« und ähnliches, Taten, die er als ebenso viele Siege feierte. Ich hingegen war über die Geschwindigkeit entsetzt, mit welcher der Kriegsschauplatz an Paris heranrückte, und staunte meinerseits, daß unser Diener, nachdem er in einem Tagesbericht hatte lesen können, eine Kriegshandlung habe sich in der Nähe von Lens zugetragen, nicht beunruhigt war, als am folgenden Tag in der Zeitung stand, diese Aktion wirke sich bei Jouy-le-Vicomte zu unserem Vorteil aus, einem Ort, dessen Zugang sich fest in unserer Hand befand. Dabei war dem Diener der Name von Jouy-le-Vicomte sehr wohl bekannt, das nicht weit von Combray gelegen war.[1] Man liest eben die Zeitungen, wie man liebt: mit verbundenen Augen. Man versucht den Dingen nicht auf den Grund zu gehen. Man hört die süßen Reden des Chefredakteurs mit an, wie man den Worten seiner Geliebten lauscht. Man ist geschlagen und glücklich, weil man sich nicht geschlagen, sondern als Sieger fühlt.

Ich war übrigens nicht lange in Paris geblieben, sondern hatte ziemlich rasch mein Sanatorium wieder aufgesucht. Obwohl einen der Arzt dort grundsätzlich nach dem Prinzip der Isolierung behandelte, hatte man mir zu verschiedenen

Zeitpunkten je einen Brief von Gilberte und einen von Robert zukommen lassen. Gilberte schrieb mir (etwa im September 1914), daß sie zwar den dringenden Wunsch gehabt habe, in Paris zu bleiben, um leichter Nachricht von Robert zu erhalten, daß aber die ständigen Angriffe der Rumpler-Tauben[1] sie besonders ihrer kleinen Tochter wegen so sehr verängstigt hatten, daß sie mit dem letzten Zug, der nach Combray fuhr, aus Paris geflüchtet war, einem Zug, der Combray gar nicht erreicht hatte, woraufhin sie nur mit Hilfe eines Bauernkarrens, auf dem sie eine fürchterliche Fahrt von zehn Stunden zurückgelegt habe, nach Tansonville gelangt sei! »Und stellen Sie sich vor, was dort auf Ihre alte Freundin wartete«, schloß Gilberte ihren Brief. »Ich war von Paris aufgebrochen, um den deutschen Flugzeugen zu entgehen, und hatte mir vorgestellt, daß ich in Tansonville vor alledem sicher sein würde. Ich war jedoch noch keine zwei Tage dort, als auch schon, denken Sie sich nur, die Deutschen erschienen, die die ganze Gegend überfluteten, nachdem sie unsere Truppen bei La Fère geschlagen hatten, und ein deutscher Stab, gefolgt von einem Regiment, in Tansonville vor der Tür stand; ich mußte sie unterbringen, es gab keine Möglichkeit zu fliehen, keinen Zug mehr, nichts.« Entweder hatte der deutsche Stab sich tadellos benommen, oder man mußte in Gilbertes Brief die ansteckende Wirkung des Geistes der Guermantes feststellen, die schließlich bayerischer Abstammung und mit der deutschen Hocharistokratie verwandt waren; jedenfalls wurde Gilberte nicht müde, sich über die vollendete Erziehung der Stabsoffiziere und sogar die der Soldaten auszulassen, die nur um die Erlaubnis nachgesucht hatten, sich »eines der Vergißmeinnichts abzupflücken, die am Teich wuchsen«, eine Wohlerzogenheit, mit der in ihrem Brief die zügellose Unordnung der französischen Flüchtlinge kontrastierte, die den Besitz vor der Ankunft der deutschen Generäle heimgesucht und alles geplündert hatten.[1] War der Brief Gilbertes in gewisser Hinsicht vom Geist der Guermantes gezeichnet – andere würden viel-

leicht sagen, vom Geist der jüdischen Internationale, was wahrscheinlich nicht zutreffend gewesen wäre, wie man sehen wird –, so zeigte sich Robert in dem Brief, den ich eine ganze Reihe von Monaten später erhielt, jedenfalls weit mehr als ein Saint-Loup denn als ein Guermantes; es war ein Brief, der obendrein die ganze liberale Kultur widerspiegelte, die er sich zugelegt hatte, und alles in allem durchaus sympathisch klang. Leider äußerte er sich darin nicht über Strategie wie bei unseren Gesprächen in Doncières; er sagte mir nicht, in welchem Umfang seiner Meinung nach der Krieg die Grundsätze, die er mir damals auseinandergesetzt hatte, bestätigt oder entkräftet habe.

Das Äußerste, worauf er sich einließ, war, daß seit 1914 in Wirklichkeit mehrere Kriege einander abgelöst, die Lehren des einen aber das Verhalten beim folgenden weitgehend beeinflußt hätten. Die Theorie des »Durchbruchs« war zum Beispiel durch die These vervollständigt worden, daß man, bevor man den Durchbruch wage, das vom Gegner gehaltene Terrain zunächst durch Artilleriebeschuß vollkommen umpflügen müsse. Dann aber hatte man festgestellt, daß dieser Beschuß das Vorrücken von Infanterie und Artillerie auf einem Terrain unmöglich machte, in dem Tausende von Granatlöchern ebenso viele Hindernisse bildeten. »Der Krieg«, erklärte er mir, »entzieht sich den Gesetzen unseres alten Hegels nicht, er ist in unaufhörlichem Werden begriffen.«

Das war nur wenig, verglichen mit dem, was ich eigentlich gern hätte wissen mögen. Noch mehr aber betrübte mich, daß er mir keine Namen von Generälen nennen durfte. Auch führten, nach den spärlichen Angaben der Zeitungen zu schließen, nicht diejenigen diesen Krieg, von denen ich in Doncières so begierig war zu erfahren, welche im Ernstfall sich am meisten bewähren würden. Geslin de Bourgogne, Galliffet, Négrier waren tot. Pau hatte fast schon seit Kriegsbeginn den aktiven Dienst quittiert. Von Joffre, von Foch, von Castelnau, von Pétain hatten wir niemals gesprochen. »Mein lieber Junge«,

schrieb mir Robert, »ich muß zugeben, daß Redensarten wie: ›Keiner kommt hier durch‹ oder: ›Wir kriegen sie noch‹[1] nicht angenehm in unseren Ohren klingen; sie haben mir lange ähnliche Zahnschmerzen bereitet wie der Ausdruck Poilu und dergleichen mehr, und zweifellos ist es verdrießlich, ein Epos mit Hilfe von Wendungen zu konstruieren, die schlimmer sind als ein grammatischer oder ästhetischer Lapsus, etwas in sich noch viel Konträreres und Gräßlicheres, nämlich vulgäre Affektiertheiten und Künsteleien, die wir doch so sehr verabscheuen, wie zum Beispiel Leute, die sich für geistreich halten und Koks sagen statt Kokain. Wenn Du aber sehen könntest wie alle, besonders die Männer aus dem Volk, die Arbeiter, die kleinen Geschäftsleute, die gar nichts von dem Heroismus wußten, der in ihrem Inneren verborgen war, und ahnungslos im Bett gestorben wären, jetzt durch den Kugelregen laufen, um einen Kameraden zu retten oder einen verwundeten Vorgesetzten fortzutragen, um dann, selbst getroffen, noch im Sterben zu lächeln, wenn der Stabsarzt ihnen sagt, der Graben sei den Deutschen schon wieder entrissen worden – dann, versichere ich Dir, mein lieber Junge, bekommt man eine neue Vorstellung von den Franzosen und Verständnis für die historischen Epen, die uns im Schulunterricht so weit hergeholt schienen.

Dieses Heldengedicht ist so schön, würdest du finden wie ich, daß die Wörter dabei keine Rolle mehr spielen. Rodin oder Maillol könnten aus einem abscheulichen Stoff, den man hinterher gar nicht mehr wiedererkennen würde, Meisterwerke schaffen. In der Berührung mit so viel Größe ist der Poilu für mich etwas geworden, bei dem ich gar nicht mehr merke, ob sich dahinter zunächst eine Anspielung oder ein Scherz versteckt hat, ähnlich wie wenn wir heute von den Chouans lesen. Aber ich habe das Gefühl, daß Poilu bereits eines großen Dichters harrt, so wie die Worte Sintflut oder Christus oder die Barbaren bereits von Größe durchdrungen waren, bevor ein Hugo, ein Vigny oder alle anderen sich ihrer be-

dienten.[1] Ich sprach vom Volk, von den Arbeitern als dem Besten, was wir haben, doch das gilt gleichermaßen für alle. Der arme kleine Vaugoubert, der Sohn des Botschafters, wurde siebenmal verwundet, bevor er fiel. Jedesmal, wenn er von einer Patrouille zurückkam, ohne etwas abbekommen zu haben, schien er sich dafür entschuldigen zu wollen, als habe es an ihm nicht gelegen. Er war ein ganz reizender Junge. Wir hatten uns angefreundet; die Eltern bekamen Erlaubnis, zur Beerdigung zu kommen unter der Bedingung, daß sie nicht in Trauer erschienen und – wegen des Bombardements – nur fünf Minuten blieben. Die Mutter, eine große derbe Person wie ein Pferd, Du kennst sie vielleicht, war wohl zutiefst betrübt, doch man merkte ihr nichts an. Der arme Vater war jedoch in einem solchen Zustand, daß selbst ich, wie ich Dir versichern kann, obwohl ich ziemlich hartgesotten bin, seitdem ich mich daran gewöhnt habe, daß der Kopf eines Kameraden, der gerade zu mir spricht, plötzlich von einer Granate getroffen oder ihm von der Schulter gerissen wird, mich mühsam beherrschte, als ich den armen Vaugoubert so völlig zusammengebrochen sah, gleich einem Waschlappen. Wenn ihm der General auch sagte, es sei alles für Frankreich und sein Sohn habe sich wie ein Held bewährt, schluchzte der arme Mann, der sich von dem Leichnam seines Sohnes gar nicht trennten konnte, daraufhin nur um so mehr. Schließlich – und deshalb muß man sich an dieses ›keiner kommt hier durch‹ und so weiter gewöhnen – haben doch eben alle diese Leute, ob mein guter Kammerdiener oder Vaugoubert, die Deutschen am Durchkommen gehindert. Du findest vielleicht, daß wir selbst nicht recht vorankommen, aber man darf nicht nach Vernunftgründen gehen, denn eine Armee fühlt sich siegreich aufgrund einer inneren Einsicht, so wie ein Sterbender weiß, daß es mit ihm zu Ende geht. Wir aber wissen, daß wir den Sieg erringen werden, und wir wollen es auch, um einen gerechten Frieden zu diktieren, ich meine damit nicht nur, ge-

recht für uns, wahrhaft und wirklich gerecht für die Franzosen, sondern auch für die Deutschen gerecht.«

Natürlich hatte auch der Krieg die Intelligenz Saint-Loups nicht über ihr Niveau emporgehoben. Ebenso wie die militärischen Helden von mittelmäßiger und banaler geistiger Verfassung, wenn sie während der Rekonvaleszenz Gedichte schrieben, sich bei der Schilderung des Krieges nicht an bloße Tatsachen hielten, die an sich nichtig sind, sondern der banalen Ästhetik folgten, deren Regeln sie bislang hochgehalten hatten, und daraufhin, wie sie es zehn Jahre früher auch schon getan hätten, von »blutiger Morgenröte« und dem »bebenden Flügelschlag des Sieges« schwafelten, blieb Saint-Loup, der über sehr viel mehr Geist und künstlerisches Gefühl verfügte, auch jetzt gescheit und künstlerisch und berichtete mir mit viel Geschmack über die Landschaften, die er vor sich sah, während er am Rand eines sumpfigen Waldes unbeweglich festlag, als wäre er auf der Entenjagd. Um mir gewisse Gegensätze von Licht und Schatten zu veranschaulichen, die für ihn das »Entzücken seiner Morgenstunde« gebildet hatten, zitierte er Bilder, die wir beide sehr liebten, und scheute sich nicht, auf eine Stelle bei Romain Rolland[1] und sogar bei Nietzsche mit jener geistigen Unabhängigkeit des Frontsoldaten anzuspielen, die nicht von der Furcht beherrscht war, einen deutschen Namen auszusprechen, wie es den Leuten in der Etappe erging, und die sogar eine gewisse prickelnde Koketterie darein setzte, den Feind zu zitieren, ähnlich wie seinerzeit Oberst Paty de Clam, als er während des Zola-Prozesses im Zeugensaal an Pierre Quillard vorbeiging, einem Dichter, der seine Dreyfus-Gesinnung mit äußerster Heftigkeit zum Ausdruck brachte, mit dem er aber persönlich nicht bekannt war, und dabei Verse aus dessen symbolistischem Drama *La Fille aux mains coupées* [2] rezitierte. Wenn Saint-Loup mir gegenüber ein Lied von Schumann erwähnte, so führte er den Titel immer nur in deutscher Sprache an und machte keinerlei Umschweife, um mir zu sagen, daß er beim Anhören

des ersten Vogelgezwitschers im Morgengrauen an ebenjenem Waldrand berauscht gewesen sei, als habe zu ihm der Vogel aus jenem »sublimen *Siegfried*« gesprochen, den er nach dem Krieg wieder zu hören hoffte.[3]

Nun, bei meiner zweiten Rückkehr nach Paris, erhielt ich gleich am Morgen nach meiner Ankunft einen weiteren Brief von Gilberte, die zweifellos den vergessen hatte, von dem ich berichtet habe – oder zumindest seinen Inhalt –, denn ihr Aufbruch aus dem Paris von Ende 1914 war darin rückblickend völlig anders dargestellt. »Sie wissen vielleicht nicht, mein lieber Freund«, schrieb sie mir, »daß ich seit zwei Jahren schon in Tansonville lebe. Ich bin zur gleichen Zeit mit den Deutschen angekommen. Alle wollten mich damals an der Abreise hindern. Sie hielten mich offenbar für verrückt. ›Wie‹, sagten sie zu mir, ›Sie sind in Sicherheit hier in Paris, und begeben sich ausgerechnet in die vom Feind heimgesuchte Gegend in dem Augenblick, wo alles von dort wegzukommen strebt?‹ Ich konnte mir nicht verhehlen, daß dieses Argument nicht ganz unberechtigt war. Aber wie Sie wissen, habe ich eine einzige Tugend, ich bin nicht feige, oder wenn Sie lieber wollen, ich bin einfach treu, und als ich mein liebes Tansonville bedroht wußte, wollte ich seinen Schutz nicht allein unserem alten Verwalter überlassen. Ich hatte das Gefühl, mein Platz sei an seiner Seite. Im übrigen habe ich gerade dank diesem Entschluß das Schloß fast ganz retten können – während beinahe alle anderen Häuser der Nachbarschaft, die von ihren Besitzern kopflos im Stich gelassen wurden, bis auf den Grund zerstört worden sind –, und nicht nur das Schloß, sondern auch die kostbaren Sammlungen, an denen mein lieber Papa so sehr hing.« Mit einem Wort, Gilberte war jetzt überzeugt, daß sie nicht, wie sie mir 1914 geschrieben hatte, nach Tansonville gegangen war, um vor den Deutschen zu fliehen und sich in Sicherheit zu bringen, sondern im Gegenteil, um ihnen entgegenzutreten und ihr Schloß zu verteidigen.

Sie waren übrigens nicht in Tansonville geblieben, doch es hatte bei ihr ein so unaufhörliches Kommen und Gehen von Soldaten stattgefunden – weit hinausgehend über jenes, das Françoise damals auf der Straße von Combray so bittere Tränen entlockt hatte –, daß sie, wie sie diesmal völlig zutreffend sagte, eine Art Frontleben geführt hatte. Man sprach in den Zeitungen auch in den höchsten Tönen von ihrem bewundernswerten Verhalten, und es war die Rede davon, ihr eine Auszeichnung zu verleihen. Das Ende des Briefes entsprach der Wahrheit. »Sie haben gar keine Vorstellung, was dieser Krieg ist, mein lieber Freund, und welche Wichtigkeit jetzt eine Straße, eine Brücke, eine Anhöhe bekommt. Wie oft habe ich an die dank Ihnen so köstlichen Spaziergänge zurückgedacht, die wir zusammen in dieser heute verwüsteten Gegend unternommen haben, in der um irgendeinen Weg, irgendeinen Hügel, den Sie liebten und den wir oft zusammen aufgesucht haben, jetzt so erbittert gekämpft wird! Wahrscheinlich haben Sie sich ebensowenig wie ich vorgestellt, daß aus dem unbekannten Roussainville und dem langweiligen Méséglise, von wo uns die Post gebracht wurde und man den Doktor holen ließ, wenn es Ihnen schlecht ging, jemals berühmte Orte werden würden. Und dabei, mein lieber Freund, sind beide mit gleich gutem Grund wie Austerlitz oder Valmy[1] zu ewigem Ruhm gelangt. Die Schlacht bei Méséglise hat mehr als acht Monate gewährt, die Deutschen haben dort mehr als sechshunderttausend Mann verloren, sie haben Méséglise zerstört, aber nicht eingenommen. Der kleine Pfad, den Sie so sehr liebten und den wir immer den Weißdornpfad nannten – Sie behaupteten damals, in Ihrer Kindheit hätten Sie sich dort in mich verliebt, während ich Ihnen doch wahrhaftig versichern kann, daß ich in Sie verliebt gewesen bin –, hat eine Bedeutung erlangt, die ich gar nicht in Worte fassen kann. Das riesige Kornfeld, an das er stößt, ist die berühmte Kote 307, deren Namen Sie immer wieder in den Frontberichten finden konnten. Die Franzosen haben die klei-

ne Brücke über die Vivonne gesprengt, die, wie Sie sagten, Sie nicht ganz so sehr in Ihre Kindheit zurückgeführt hat, wie Sie es sich wünschten, doch die Deutschen haben andere geschlagen; eineinhalb Jahre lang hatten sie die eine Hälfte von Combray besetzt, und die Franzosen hielten die andere.«[2] Am Tag, nachdem ich diesen Brief erhalten hatte, das heißt zwei Tage vor demjenigen, an dem ich, in der Dunkelheit einhergehend, das Geräusch meiner Schritte hörte, während ich solchen Erinnerungen nachhing, hatte mir Saint-Loup, der von der Front kam und im Begriff stand, dorthin zurückzukehren, einen Besuch von nur wenigen Sekunden gemacht, dessen Ankündigung allein mich aufs tiefste bewegte. Françoise hatte sich in der Hoffnung aufihn stürzen wollen, er werde in der Lage sein, die Freistellung des schüchternen Metzgerburschen zu erwirken, dessen Altersklasse ein Jahr später zur Einziehung an der Reihe war. Doch hielt die Nutzlosigkeit dieses Schrittes sie davon ab, denn schon seit längerem hatte der schüchterne Schlachtviehtöter die Metzgerei gewechselt. In der unsrigen sagte man Françoise – sei es, daß man fürchtete, uns als Kunden zu verlieren, sei es in voller Aufrichtigkeit –, man wisse nicht, wo der junge Mann untergekommen sei; ein guter Metzger würde er ohnehin niemals werden. Da hatte Françoise noch überall nach ihm gesucht. Doch Paris ist groß, der Metzgereien sind viele, und in welche auch immer sie gegangen war, sie hatte ihn nicht wiederfinden können, den schüchternen, blutigen jungen Mann.

Als Saint-Loup in mein Zimmer getreten war, stand ich ihm mit jenem Gefühl von Befangenheit, jenem Gefühl von etwas Übernatürlichem gegenüber, das einem letztlich alle Urlauber einflößen und das man verspürt, wenn man in das Zimmer einer von tödlicher Krankheit befallenen Person geführt wird, die noch aufsteht, sich ankleidet und spazierengeht. In einem gewissen Sinn (besonders zu Beginn, denn für alle, die nicht wie ich fern von Paris gelebt hatten, war inzwischen die Gewohnheit ans Werk gegangen, die den Dingen, sobald wir sie

mehrmals gesehen haben, ihren eigentlichen, durch die Verwurzelung in der Tiefe des Eindrucks und des Gedankens gegebenen Sinn entzieht) – in einem gewissen Sinn lag in diesem Urlaub für die Frontsoldaten etwas Grausames. Zu Beginn sagte man sich: Sie werden nicht zurückkehren wollen, sie werden desertieren. Tatsächlich kamen sie ja nicht nur von Stätten, die uns unwirklich schienen, weil wir einzig durch die Zeitungen von ihnen gehört hatten und uns nicht vorstellen konnten, daß man aus Gigantenschlachten mit nur einer Prellung der Schulter hervorgehen könne; nein, sie kamen von den Gestaden des Todes, zu denen sie zurückkehren würden; sie waren einen Augenblick in unsere Mitte getreten, unbegreiflich für uns und Gefühle von Zärtlichkeit, Grauen und Geheimnis uns mitteilend wie jene Toten, die wir beschwören und die uns nur für eine Sekunde erscheinen, ohne daß wir ihnen Fragen vorzulegen wagen, und die im übrigen höchstens ein »Ihr würdet es euch nicht vorstellen können« als Antwort für uns hätten. Denn es ist äußerst bemerkenswert, daß bei allen dem Feuer Entronnenen, wie es die Urlauber sind, sowie bei Lebenden oder Toten, die ein Medium hypnotisiert oder heraufbeschwört, die Wirkung der Berührung mit dem Mysterium einzig darin besteht, die Banalität des Gesagten noch zu steigern, falls dies überhaupt möglich ist. So trat ich Robert gegenüber, der auf der Stirn eine Narbe trug, die mir erhabener und geheimnisvoller schien als die vom Fuß eines Riesen auf der Erde zurückgelassene Spur. Ich hatte es nicht gewagt, ihm Fragen zu stellen, und er hatte nur einfache Dinge zu mir gesagt. Noch dazu waren diese wenig verschieden von jenen, die er vor dem Krieg geäußert hätte, ganz als ob die Menschen unbeeinflußt durch ihn weiterhin das blieben, was sie gewesen waren; der Ton der Unterhaltung war immer noch der gleiche, nur der Stoff ein anderer, und selbst das nicht unbedingt.

Ich glaubte zu verstehen, daß es ihm bei der Armee möglich geworden war, allmählich zu vergessen, daß Morel sich

gegen ihn ebenso schlecht benommen hatte wie seinem Onkel gegenüber. Dennoch bewahrte er große Freundschaft für ihn und verspürte dann und wann ein heftiges Verlangen, ihm von neuem zu begegnen, stellte es aber stets wieder zurück. Ich hielt es für zartfühlender Gilberte gegenüber, Robert nicht darauf hinzuweisen, daß er, um Morel wiederzufinden, nur Madame Verdurin aufzusuchen brauchte.

Fast demütig bemerkte ich zu Robert, wie wenig man in Paris vom Krieg zu spüren bekomme. Er antwortete mir, es gehe doch immerhin auch in Paris manchmal »ganz unglaublich« zu. Er meinte damit einen Angriff von Zeppelinen[1] , der tags zuvor stattgefunden hatte, und fragte mich, ganz als gehe es um irgendein ästhetisch höchst bedeutsames Schauspiel, ob ich es auch mitangesehen habe. Man versteht noch, daß an der Front eine gewisse Koketterie darin liegt, in einer Situation, in der man jeden Augenblick getötet werden kann, festzustellen: Wie wundervoll, dieses Rosa und dieses zarte Grün! Davon aber war bei Saint-Loup in Paris nichts zu spüren, in Paris, aus Anlaß eines unbedeutenden Angriffs, der aber von unserem Balkon aus, in der Stille einer Nacht, in der es plötzlich ein *wirkliches* Fest gegeben hatte mit nützlichen, beschützenden Raketen und Fanfarenklängen, die nicht einfach zum Zweck der Parade ertönten, usw. Ich erwähnte die Schönheit der im Dunkeln aufsteigenden Flugzeuge. »Vielleicht gilt das noch mehr von denen, die herunterkommen«, sagte er zu mir. »Ich gebe zu, daß der Augenblick sehr schön ist, in dem sie aufsteigen, in dem sie sich zu einer Art von Sternbild zusammenfügen und dabei genauso präzisen Gesetzen folgen, wie die es sind, von denen die wirklichen Sternbilder regiert werden, denn das, was dir als Schauspiel erscheint, ist der Moment, in dem die Geschwader sich formieren, Befehle ausgegeben werden und der Jagdflug beginnt, usw. Aber findest du nicht auch den Augenblick am schönsten, in dem sie, schon ganz unter die Sterne versetzt, sich wieder von ihnen lösen, um auf die Jagd zu gehen oder auf das Signal der Entwarnung

heimzukehren, den Augenblick, in dem sie etwas Apokalyptisches bekommen, da ja dann selbst die Sterne nicht an ihrem Platz bleiben? Und waren diese Sirenen nicht wirklich wie Wagner – was ja im übrigen sehr gut für eine Begrüßung der Deutschen paßte; das Ganze nahm sich tatsächlich aus wie eine Nationalhymne mit dem Kronprinzen und den Prinzessinnen in der kaiserlichen Loge, wie die *Wacht am Rhein* [1] . Man mußte sich wirklich fragen, ob es sich um Flieger oder nicht eher um Walküren handelte.« Der Vergleich der Flieger mit Walküren schien ihm zu gefallen; er erklärte ihn übrigens mit rein musikalischen Motiven: »Tatsächlich, das stimmt! Diese Sirenentöne klangen wirklich nach Walkürenritt! Da müssen erst die Deutschen kommen, damit man in Paris Wagner hören kann.«

In gewisser Hinsicht war der Vergleich nicht falsch. Von unserem Balkon aus glich die Stadt einer schwarzen Masse, die plötzlich aus den Tiefen der Nacht ins Licht des Himmels rückte, wenn ein Flugzeug nach dem anderen auf den gellenden Anruf der Sirenen in die Höhe schnellte, während mit einer langsameren, aber um so tückischeren und beunruhigenderen Bewegung – denn dieser Blick ließ bereits an das noch unsichtbare und vielleicht schon sehr nahe Objekt denken, das er suchte – die Scheinwerfer unaufhörlich umhertasteten, den Feind aufspürten und mit ihrem Licht einkreisten bis zu dem Augenblick, da jäh beschwingt die Flugzeuge sich auf ihn warfen. Geschwaderweise stiegen nacheinander die Flieger aus der in den Himmel entrückten Stadt walkürengleich empor. Dennoch lagen auch Stücke des Erdbodens am Fuße von Häusern in Helligkeit getaucht da, und ich sagte zu Saint-Loup, wenn er am Tag zuvor bereits hier gewesen wäre, hätte er, während er die Apokalypse am Himmel betrachtete, auf Erden (ganz wie in der *Grablegung des Grafen von Orgaz* [1] , auf der Greco die beiden Ebenen parallel übereinander dargestellt hat) ein richtiges Vaudeville mit ansehen können, von Personen im Nachthemd aufgeführt, deren berühmte Namen

verdient hätten, auf einer Liste irgendeinem Nachfolger jenes Ferrari[2] übersandt zu werden, dessen Nachrichten aus der Gesellschaft Saint-Loup und mich oft so sehr amüsiert hatten, daß wir hinterher zum Spaß noch weitere erfanden. Und das taten wir sogar an jenem Tag noch, als gäbe es keinen Krieg, obwohl freilich über einen höchst kriegsmäßigen Gegenstand, nämlich die Furcht vor den Zeppelinen: »Unter anderem sah man die Herzogin von Guermantes, in ihrem Nachthemd jeder Zoll eine große Dame, sowie den Herzog von Guermantes, unerhört elegant in einem rosa Pyjama mit darüber geworfenem Bademantel usw.«

»Ich bin sicher«, sagte er zu mir, »daß man in allen großen Hotels amerikanische Jüdinnen im Hemd sehen konnte, wie sie die Perlen, die ihnen einmal erlauben sollen, einen verarmten Herzog zu heiraten, an ihre welken Brüste drücken. Das Hotel Ritz muß an solchen Abenden dem Hôtel du libre échange[3] gleichen.«

Trotz allem kann man sagen, daß der Krieg die Intelligenz Saint-Loups zwar nicht zu steigern vermochte, diese Intelligenz jedoch immerhin im Verlauf einer Entwicklung, bei der Erbeigenschaften eine große Rolle spielten, eine Brillanz annahm, wie ich sie früher bei ihm nicht gekannt hatte. Welche Kluft lagt jetzt zwischen dem blonden jungen Mann, der einst von eleganten Frauen oder solchen, die es sein wollten, hofiert worden war, und dem doktrinären Theoretiker, der nicht aufhörte, mit Worten zu jonglieren! Einer anderen Generation und einem anderen Zweig der Familie angehörend, erschien er, einem Schauspieler vergleichbar, der die einst von Bressant oder Delaunay[1] gespielte Rolle von neuem verkörpert, wiewohl selbst rosig und goldblond, während der andere teils sehr schwarz und teils ganz weiß war, als Nachfolger von Monsieur de Charlus. Wenn er sich auch mit seinem Onkel in der Kriegsfrage nicht verstand, da er selbst ganz jenem Teil

der Aristokratie angehörte, dem Frankreich über alles ging, während Monsieur de Charlus im Grund defätistisch war, konnte er doch jemandem, der den ersten Darsteller der Rolle nicht kannte, zeigen, wie man im Spielen des Räsonneurs glänzen kann. »Es scheint, daß Hindenburg eine Offenbarung ist«, sagte ich zu ihm. »Eine alte Offenbarung«, antwortete er mir wie aus der Pistole geschossen, »oder eine künftige Revolution. Man hätte, statt den Feind zu schonen, Mangin freie Hand lassen, Österreich und Deutschland niederringen und die Türkei europäisieren sollen, anstatt Frankreich zu balkanisieren.« – »Aber wir werden Hilfe von den Vereinigten Staaten bekommen«, sagte ich zu ihm. »Einstweilen sehe ich hier nur das Schauspiel der ›veruneinigten‹ Staaten. Warum machen wir keine größeren Konzessionen an Italien? Nur aus Furcht, Frankreich zu entchristianisieren?« – »Wenn dein Onkel Charlus dich hören könnte! Im Grund würdest du nicht böse sein, wenn man dem Papst noch mehr zumutete, der aber denkt mit Verzweiflung daran, daß womöglich dem Thron Franz Josephs etwas zustoßen könnte. Er behauptet übrigens, damit in der Tradition Talleyrands und des Wiener Kongresses zu bleiben.« – »Die Ära des Wiener Kongresses ist vorbei«, antwortete er mir. »Der Geheimdiplomatie muß man jetzt eine konkrete entgegensetzen. Mein Onkel ist im Grund ein unverbesserlicher Monarchist, den man dazu bringen würde, solche Karpfen wie Madame Molé und Haie wie Arthur Meyer zu schlucken, sofern man ihm Karpfen und Haie ›à la Chambord‹ zubereitet servierte. Aus Haß auf die Trikolore würde er, glaube ich, lieber unter das Lumpenbanner der phrygischen Mütze eilen und sie guten Glaubens für die weiße Fahne halten.« Gewiß waren das nur große Worte,[1] und Saint-Loup blieb von der manchmal tiefen Originalität seines Onkels weit entfernt. Doch war er ebenso liebenswürdig und charmant von Wesensart, wie der andere im Innersten argwöhnisch und eifersüchtig blieb. Er war auch rosig und reizend geblieben, wie er es in Balbec unter der Fülle seines gol-

denen Haares gewesen war. Das einzige, worin sein Onkel ihn nicht hätte übertreffen können, war seine vom Faubourg Saint-Germain geprägte Geistesart, die selbst an all jenen haften bleibt, die sich so sehr davon befreit zu haben glauben, während sie doch daraus ihre Hochachtung vor gescheiten Menschen ohne glanzvolle Herkunft beziehen (eine Hochachtung, die wirklich nur im Adel blüht, weshalb die Revolutionen so ungerecht sind), gemischt allerdings mit törichter Selbstzufriedenheit. Dank dieser Mischung aus Bescheidenheit und Hochmut, aus erworbener geistiger Neugier und eingeborener Autorität, waren Monsieur de Charlus und Saint-Loup auf verschiedenen Wegen und bei entgegengesetzten Meinungen und obendrein durch den Abstand einer Generation getrennt, zu Intellektuellen geworden, die jede neue Idee interessierte, und zu Causeuren, die niemand, der ihnen ins Wort fiel, zum Schweigen zu bringen vermochte. So kam es, daß jemand Mittelmäßiges den einen wie den anderen je nach Stimmung hochinteressant oder todlangweilig finden konnte.

»Du erinnerst dich doch noch«, sagte ich zu ihm, »an unsere Gespräche in Doncières.« – »O ja, das waren noch gute Zeiten. Welcher Abgrund trennt uns jetzt davon! Werden diese schönen Tage je wiederkehren

du gouffre interdit à nos sondes,
Comme montent au ciel les soleils rajeunis
Après s'être lavés au fond des mers profondes?[1]

vom Abgrund, der sich unserm Lot versagt,
Zum Himmel die verjüngten Sonnen steigen,
Die sich so rein gespült in tiefer Meeresnacht?«

»Denken wir doch an diese Gespräche nur noch zurück, um uns die angenehme Atmosphäre von damals in Erinnerung zu rufen«, sagte ich zu ihm. (Ich wollte dabei ein ganz bestimmtes Element der Wahrheit ermitteln). »Macht eigentlich dieser gegenwärtige Krieg, der alles umgestürzt hat – besonders, wie du mir sagtest, die Vorstellung vom Krieg –, alles hinfällig, was du mir damals über jene Schlachten gesagt hast, zum Beispiel jene Schlachten Napoleons, die in künftigen Kriegen nachgeahmt werden würden?« – »Überhaupt nicht!« antwortete er. »Die napoleonische Schlacht kehrt immer wieder, um so mehr, als in diesem Krieg Hindenburg ganz vom napoleonischen Geist durchdrungen ist. Seine raschen Truppenverschiebungen, seine Scheinmanöver, sei es, daß er eine dünne Truppenkulisse vor seinem Gegner beläßt, um mit versammelten Kräften an anderer Stelle vorzustoßen (wie Napoleon 1814), sei es, daß er ein Ablenkungsmanöver so realistisch durchführt, daß er den Gegner zwingt, seine Kräfte da zu konzentrieren, wo nicht die Hauptfront ist (so das Scheinmanöver Hindenburgs vor Warschau, dank dem die geprellten Russen ihren Widerstand dort verstärkten, um an den Masurischen Seen geschlagen zu werden), seine Scheinrückzüge, die ganz analog zu denen verlaufen sind, mit denen Austerlitz, Arcole und Eckmühl begannen – all das ist napoleonisch bei ihm, und damit ist die Frage noch nicht einmal erschöpft.[2] Und bedenke, daß du, sobald du die Ereignisse des Krieges ohne meine Hilfe nach Maßgabe ihres Ablaufes zu interpretieren versuchst, dich nicht zu ausschließlich auf die besondere Manier Hindenburgs verlassen darfst, wenn du den Sinn dessen finden willst, was er tut, oder den Schlüssel zu dem, was er noch tun wird. Ein General ist wie ein Schriftsteller, der ein gewisses Stück, ein gewisses Buch zu verfassen unternimmt, den aber das Buch an der einen Stelle durch unerwartete Möglichkeiten, die er in ihm entdeckt, an einer anderen durch eine Sackgasse, in die es ihn lockt, dazu bringt, von seinem vorgefaßten Plan erheblich abzuweichen.[1] Da ein Ablenkungsma-

növer nur an einem Punkt vorgenommen werden sollte, der in sich selbst von einiger Wichtigkeit ist, kannst du dir vielleicht vorstellen, daß ein solches Manöver über jedes Erwarten gelingt, während die Hauptoperation mit einem Mißerfolg endet, so daß das Ablenkungsmanöver zur Hauptoperation wird. Ich warte jetzt darauf, daß Hindenburg sich an einem Typus der napoleonischen Schlacht versucht, der darin besteht, zwei Gegner, in diesem Falle die Engländer und uns, voneinander zu trennen.«

Während ich mich in dieser Weise an den Besuch Saint-Loups erinnerte, war ich weitergegangen und hatte sogar einen etwas zu großen Bogen geschlagen; ich war schon fast beim Pont des Invalides angekommen. Die Laternen waren, wenn auch (wegen der Gothas[2]) nicht allzu zahlreich, entzündet worden, und zwar sehr zeitig, weil die »Sommerzeit«[3] etwas zu früh – zu einem Zeitpunkt, zu dem die Nacht noch ziemlich rasch einbrach – festgesetzt worden war und gleichmäßig für die ganze schöne Jahreszeit galt (so wie die Zentralheizung von einem gewissen Datum an in Betrieb genommen und wieder abgestellt wird). Ein Rest von Tageslicht lag somit auch weiterhin über der nächtlich erleuchteten Stadt und an einem großen Teil des bläulichschimmernden Himmels, der von der Sommer- und Winterzeit nichts wußte und keine Notiz davon nahm, daß halb neun Uhr jetzt halb zehn Uhr war. In der Region, die von den Türmen des Trocadéro[1] beherrscht wurde, glich der Himmel einem unermeßlichen türkisfarbenen Meer, das im Zurückweichen eine leichte Kette von schwarzen Felsen, vielleicht gar nur von schlichten, nebeneinander aufgereihten Fischernetzen sichtbar macht, die in Wirklichkeit kleine Wolken sind. Ein Meer, in diesem Augenblick noch türkisfarben, das unmerklich die Menschen mit sich zieht, die von der ungeheuren Kreiselbewegung der Erde fortgetragen werden, der Erde, auf der sie in ihrer Verblendung ihre Revolutionen und Kriege weiterführen wie zum Beispiel den, der jetzt den Boden Frankreichs mit Blut tränk-

te. Wenn man den trägen, überschönen Himmel anschaute, der es unter seiner Würde fand, seinen Stundenplan zu ändern, vielmehr statt dessen über der lichterglänzenden Stadt in blauen Tönen seinen noch andauernden Tagesschimmer breitete, fühlte man sich von einem Schwindelgefühl erfaßt: Er war jetzt nicht mehr ein weitgespanntes Meer, sondern eine vertikale Staffelung wie von blauen Gletschern. Die Türme des Trocadéro aber, die den Stufen aus Türkis so nahe schienen, mußten wohl weit entfernt sein wie die Doppeltürme gewisser Schweizer Städte, von denen man von weitem vermeint, sie lägen dicht vor den Hängen der Gipfel.[2] Ich machte kehrt, aber nachdem ich die Invalidenbrücke verlassen hatte, erschien am Himmel kein Tageslicht mehr; es war überhaupt kaum noch Licht in der Stadt, und hin und wieder gegen Mülleimer stoßend und meinen Weg verfehlend, fand ich mich zu meiner Überraschung – indem ich mechanisch dem Labyrinth der dunklen Straßen folgte – auf den Boulevards wieder. Hier erneuerte sich der Eindruck von orientalischem Leben, den ich kurz zuvor bereits gehabt hatte. Andererseits war das wiedererwachte Paris der Directoirezeit nun durch das von 1815 ersetzt. Wie im Jahre 1815 ergab sich das Bild verschiedenartigster Uniformen alliierter Truppen; unter ihnen reichte der Anblick von Afrikanern in roten Pluderhosen und Hindus in weißen Turbanen aus, damit für mich aus diesem Paris, in dem ich spazierenging, eine exotische Phantasiestadt wurde, in einem Orient gelegen, der authentisch war in allem, was die Kostüme und die Farben der Gesichter betraf, gleichzeitig aber eigenwillig und traumhaft, was seine Inszenierung betraf, so wie Carpaccio aus der Stadt, in der er lebte, ein Jerusalem oder ein Konstantinopel machte, indem er eine Menge versammelte, die kaum farbenprächtiger war als die Menge hier.[1] Da sah ich, wie er hinter zwei Zuaven herging, die sich nicht um ihn zu scheren schienen, einen großen, dicken Mann mit weichem Filzhut und langem Überrock: Ich schwankte in der Überlegung, ob ich sein graurosa getöntes Gesicht für das

eines Schauspielers oder das eines Malers halten sollte, die beide gleichermaßen durch unzählige Skandale als Söhne Sodoms bekannt geworden waren. Zumindest war ich mir dessen gewiß, den Spaziergänger nicht persönlich zu kennen; mit Erstaunen bemerkte ich daher, als sein Blick dem meinen begegnete, daß er befangen schien und sich eigens entschloß, auf mich zuzukommen, ganz wie ein Mann, der zeigen will, daß man ihn keineswegs dabei überrascht, wie er sich einer Beschäftigung hingibt, die er lieber im Dunkel belassen hätte. Für eine Sekunde fragte ich mich, wer mich da begrüßte: Es war Monsieur de Charlus. Man kann sagen, daß der Verlauf seiner Krankheit beziehungsweise der seines Lasters jenen äußersten Punkt erreicht hatte, an dem sich die winzige ursprüngliche Persönlichkeit des Individuums und seine von den Vorfahren ererbten Eigenschaften durch ihren generischen Makel oder ihre generische Krankheit völlig verdeckt sehen. Monsieur de Charlus hatte sich so weit wie nur möglich von sich selbst entfernt oder war durch das, was aus ihm nun geworden war und was nicht ihn allein, sondern auch viele andere Homosexuelle auszeichnete, so völlig maskiert, daß ich ihn im ersten Augenblick für einen beliebigen von ihnen gehalten hatte, wie er da mitten auf dem Boulevard diesen Zuaven folgte – für einen beliebigen, der nicht Monsieur de Charlus und kein Grandseigneur, kein Mann von Einbildungskraft und Geist war und keinerlei Ähnlichkeit mit dem Baron aufwies, abgesehen von jenem allen gemeinsamen Zug, der jetzt, zumindest bevor man ihn besonders scharf ins Auge faßte, alles überdeckte.

So hatte ich, als ich eigentlich zu Madame Verdurin gehen wollte, Monsieur de Charlus getroffen. Gewiß wäre ich ihm nicht wie früher dort bei ihr begegnet; der Bruch zwischen ihnen hatte sich noch vertieft, und Madame Verdurin nutzte die gegenwärtigen Ereignisse, um ihn erst recht in Mißkredit zu bringen. Nachdem sie seit langem schon gesagt hatte, sie finde ihn verbraucht, abgetan und altmodischer in seinen an-

geblichen Gewagtheiten als die alleraltfränkischsten Leute, faßte sie jetzt diese Aburteilung in einer Weise zusammen, die jede Phantasie mit Abneigung gegen ihn erfüllen mußte, indem sie sagte, er sei »vorkriegsmäßig«[1] . Der Krieg hatte zwischen ihm und der Gegenwart nach der Meinung des Klübchens eine Kluft aufgerissen, durch die er in die abgelebteste Vorzeit verwiesen wurde.

Überhaupt stellte sie ihn – hierin wandte sie sich mehr an die weniger genau orientierte politische Welt – in gesellschaftlichen Belangen wie als geistige Potenz als ein Fossil, ja als einen Versager dar. »Er verkehrt mit niemandem, und niemand empfängt ihn«, sagte sie zu Monsieur Bontemps, der leicht zu überzeugen war. Es war übrigens etwas Wahres an ihren Worten. Die Situation von Monsieur de Charlus hatte sich verändert. Da er sich immer weniger um die Gesellschaft kümmerte, sich infolge seines reizbaren Charakters mit ihr überworfen und im Bewußtsein seiner sozialen Bedeutung verschmäht hatte, sich mit der Mehrzahl der Personen wieder zu versöhnen, die die Blüte der großen Welt ausmachten, lebte er in einer relativen Isolierung, die nicht wie diejenige, in der Madame de Villeparisis gestorben war, den Ostrazismus der Aristokratie zur Grundlage hatte, sondern in den Augen des Publikums aus zwei Gründen eher noch schlimmer erschien. Der jetzt offenkundige schlechte Ruf des Barons erweckte in weniger orientierten Kreisen den Glauben, daß um seinetwillen die Leute, mit denen er aus eigenem Antrieb zu verkehren ablehnte, ihn nicht mehr sehen wollten. Auf diese Weise schien das, was Ergebnis seiner galligen Gemütsart war, der Verachtung jener für ihn zu entspringen, die er verachtete. Andererseits hatte Madame de Villeparisis einen großen Schutzwall besessen, nämlich die Familie. Monsieur de Charlus aber hatte zwischen dieser und sich unzählige Zerwürfnisse geschaffen. Sie war ihm übrigens – besonders die Seite »vieux Faubourg«, die Seite »Courvoisier« – uninteressant erschienen, und er, der immer aus Opposition gegen die

Courvoisiers so kühne Vorstöße nach der Kunst hin unternommen hatte, ahnte nicht, daß das, was an ihm einen Bergotte am meisten gefesselt hätte, gerade seine Verwandtschaft mit diesem gesamten alten Faubourg war, die Möglichkeit auch, die er besaß, jenem das quasi provinzielle Leben zu schildern, das seine Cousinen von der Rue de la Chaise bis zu der Place du Palais-Bourbon und der Rue Garancière führten.[1] Zudem tat Madame Verdurin – wobei sie sich auf einen anderen, weniger transzendenten als vielmehr praktischen Standpunkt stellte – nunmehr so, als glaube sie, er sei gar kein Franzose. »Was ist er eigentlich genau von Nationalität, ist er nicht Österreicher?« fragte in aller Unschuld Monsieur Verdurin. »Aber nicht doch, durchaus nicht«, antwortete die Gräfin Molé, deren erste Regung eher eine der Vernunft als des Grolles war. »Nein, nein, er ist Preuße«, erklärte die Patronne, »wenn ich es Ihnen doch sage, ich weiß es ganz genau, er hat uns selbst oft genug gesagt, daß er Mitglied des preußischen Herrenhauses ist und den Titel Durchlaucht führt.« – »Aber die Königin von Neapel hatte mir doch erzählt … « – »Wissen sie denn nicht, daß das eine abscheuliche Spionin ist?« rief Madame Verdurin, da sie die Haltung, die die verbannte Souveränin eines Abends bei ihr bewiesen hatte, dieser nicht vergaß.[1] »Ich weiß es, und zwar ganz genau, sie hat davon gelebt. Wenn wir eine energischere Regierung hätten, müßten solche Leute längst interniert sein. Gehen Sie mir doch mit denen! Auf alle Fälle werden Sie gut daran tun, solche Leutchen nicht zu empfangen, denn ich weiß genau, daß der Innenminister ein Auge auf sie hat. Ihr Haus würde daraufhin auf der Stelle überwacht. Nichts wird mich von der Überzeugung abbringen, daß dieser Charlus zwei Jahre lang unaufhörlich bei mir Spionage betrieben hat.« Da ihr aber wahrscheinlich einfiel, man könne Zweifel an dem Interesse hegen, das für die deutsche Regierung selbst die detailliertesten Berichte über die Organisation des Trüppchens haben könnten, fügte Madame Verdurin – als jemand, der sich des-

sen bewußt ist, daß der Wert seiner Worte nur steigen kann, wenn er die Stimme nicht erhebt – mit sanfter, aber von Scharfsinn geprägter Miene, hinzu: »Soll ich Ihnen sagen, daß ich gleich am ersten Tag meinem Mann erklärt habe: ›Das gefällt mir nicht, diese Art, wie dieser Mensch sich bei uns eingeführt hat, irgend etwas stimmt daran nicht‹? Wir hatten damals einen Besitz tief in einer Bucht auf einer beträchtlichen Anhöhe. Sicher war er von den Deutschen beauftragt, dort einen Stützpunkt für ihre U-Boote vorzubereiten. Es gab schon immer Dinge, die mich wunderten, die ich seither allerdings begriffen habe. Zum Beispiel wollte er anfangs nie zusammen mit meinen anderen Gästen die Eisenbahn benutzen. Ich hatte ihm außerdem sehr freundlich ein Zimmer im Schloß angeboten. Aber nein, er zog es vor, in Doncières zu wohnen, wo immer enorm viel Militär stationiert war. Das alles riecht ja förmlich nach Spionage.«

Was die erste dieser gegen den Baron gerichteten Beschuldigungen betraf, daß er nämlich aus der Mode gekommen sei, gab man in der Gesellschaft Madame Verdurin nur allzu bereitwillig recht. In Wirklichkeit war die Gesellschaft undankbar, denn Monsieur de Charlus war in gewisser Weise ihr Dichter, derjenige, der der Atmosphäre des mondänen Lebens eine Poesie abzugewinnen vermochte, in der sich Geschichte, Schönheit, Pittoreskes, Komisches und frivole Eleganz vereinten. Doch in der Gesellschaft war man unfähig, diese Poesie zu verstehen, man fand die Poesie nicht im Gesellschaftsleben, suchte sie anderswo und stellte himmelweit über Monsieur de Charlus Männer, die ihm unendlich nachstanden, aber behaupteten, sie verachteten die Gesellschaft, und statt dessen soziologische und nationalökonomische Theorien zum besten gaben. Monsieur de Charlus schwelgte darin, unfreiwillig typische Aussprüche der Herzogin von Montmorency wiederzugeben und die wohldurchdachte Anmut ihrer Toiletten zu schildern, wobei er sie als ein höheres Wesen hinstellte; daraufhin betrachteten ihn gewisse Damen der Gesellschaft als

einen Idioten, denn sie sahen in der Herzogin von Montmorency eine dumme und uninteressante Person, waren der Meinung, Kleider seien dazu gemacht, getragen zu werden, aber ohne daß es danach aussieht, als gebe man darauf besonders acht, und eilten, da sie ja intelligenter waren, in die Sorbonne oder, wenn Deschanel sprechen sollte, in die Abgeordnetenkammer.[1] Kurzum, man hatte in der Gesellschaft die Bewunderung für Monsieur de Charlus abgelegt, nicht etwa weil man seine seltene geistige Potenz durchschaut hätte, sondern weil man sie überhaupt nicht erkannt hatte. Man fand ihn »vorkriegsmäßig«, altmodisch, denn gerade diejenigen, die am wenigsten imstande sind, Verdienste zu beurteilen, verwenden am häufigsten für ihre Klassifizierung die Kategorien der Mode. Sie haben nichts erfaßt, ja nicht einmal geahnt, was es in einer Generation an verdienstvollen Menschen gab, und jetzt muß man sie alle en bloc verdammen, denn das ist das Aushängeschild einer neuen Generation, die man ebensowenig verstehen wird.

Was die zweite Anschuldigung betraf, die der Deutschfreundlichkeit, wurde sie in der Gesellschaft – ist diese doch allem Extremen abhold – zurückgewiesen, doch hatte sie in Morel einen unermüdlichen und ganz besonders grausamen Verfechter gefunden: Morel, der in den Zeitungen und sogar in der Gesellschaft die Stellung zu wahren wußte, die ihm zu verschaffen Monsieur de Charlus sich so sehr bemüht hatte und die er ihm nun nicht mehr zu entziehen vermochte, verfolgte den Baron mit einem um so verabscheuenswürdigeren Haß, als gerade er, welches auch im einzelnen seine Beziehungen zu dem Baron gewesen sein mochten, an ihm das kennengelernt hatte, was jener vor aller Augen verbarg: seine tiefe Güte. Monsieur de Charlus hatte dem Geiger gegenüber eine solche Großzügigkeit, ein solches Zartgefühl bewiesen, sich so gewissenhaft an sein gegebenes Wort gehalten, daß Charlie, als er ihn verließ, von ihm eine Vorstellung mitgenommen hatte, die keineswegs die von einem lasterhaften

Mann (höchstens betrachtete er das Laster des Barons als eine Krankheit), sondern die von einem Mann war, der von allen, die er jemals kenngelernt hatte, die hochsinnigsten Ideen hegte, einem Mann von ungewöhnlicher Feinfühligkeit, einem Heiligen fast. Er verleugnete das so wenig, daß er selbst nach dem Bruch in aller Aufrichtigkeit zu einem Elternpaar sagen konnte: »Sie können ihm Ihren Sohn ruhig anvertrauen, er kann auf ihn nur den besten Einfluß haben.« Wenn er also danach trachtete, ihn durch seine Artikel zu kränken, so zog er, wie er sich dachte, nicht sein Laster, sondern seine Tugend in den Schmutz.

Kurz vor dem Krieg hatte es damit angefangen, daß kleine Gesellschaftsberichte, die für die sogenannten Eingeweihten völlig durchsichtig waren, Monsieur de Charlus großen Schaden zufügten. Von dem einen mit dem Titel »Mißgeschicke einer Witwe von Stande mit einem auf *us* endenden Namen oder die Baronin in ihren alten Tagen« hatte Madame Verdurin fünfzig Exemplare gekauft, um sie an ihre Bekannten auszuleihen, und Monsieur Verdurin, der erklärte, Voltaire habe nicht besser geschrieben, las sie den Gästen des Hauses vor. Seit dem Krieg hatte sich der Ton gewandelt. Nicht nur als Homosexueller wurde der Baron gebrandmarkt, sondern auch wegen seines angeblichen Deutschtums. Frau Bosch oder Frau van den Bosch war der gewöhnliche Spitzname von Monsieur de Charlus geworden. Ein poetisch gefärbter Artikel hatte seine Überschrift von gewissen Tanzbezeichnungen Beethovens entlehnt: »Eine Allemande«. Zwei Novellen endlich: »Der Onkel aus Amerika und die Tante aus Frankfurt« sowie »Herr von Hinterrücks«, deren Druckbogen im Klübchen vorgelesen wurden, hatten sogar Brichot in Entzücken versetzt, der ausrief: »Wenn nur die sehr hohe und mächtige Dame Anastasia[1] ihn uns nicht noch schwärzt.«

Die Artikel selbst waren geistreicher als ihre albernen Überschriften. Ihr Stil leitete sich von Bergotte her, doch auf eine Weise, die vielleicht nur ich begriff, und zwar aus fol-

gendem Grund. Die Schriften Bergottes hatten tatsächlich auf Morel keinerlei Einfluß ausgeübt. Die Befruchtung war auf eine ganz besondere und so wenig übliche Art erfolgt, daß ich allein schon deshalb hier ein paar Worte darüber sagen möchte. Ich habe seinerzeit die spezielle Manier Bergottes erwähnt, beim Reden seine Worte zu wählen und zu artikulieren. Morel, der ihm lange Zeit hindurch bei den Saint-Loups begegnet war, hatte sich daraufhin in Bergotte-Imitationen versucht, bei denen er die Stimme des Meisters ganz und gar zu kopieren wußte und Worte verwendete, wie jener sie hätte gebrauchen können. Jetzt nun brachte Morel beim Schreiben Gespräche à la Bergotte zu Papier, doch ohne sie jener Umsetzung zu unterziehen, durch die geschriebener Bergotte daraus geworden wäre. Da nur wenige Personen mit Bergotte gesprochen hatten, erkannte man seinen Sprechton nicht, der anders war als sein Stil. Eine solche orale Befruchtung ist so selten, daß ich sie kurz erwähnen wollte. Sie bringt aber nur unfruchtbare Blüten hervor.[1] Morel, der im Pressebüro untergekommen war, fand nun, da sein französisches Blut in seinen Adern kochte wie der Saft der Trauben von Combray, es sei nicht das Wahre, während des Krieges in einem Büro tätig zu sein, und ließ sich schließlich doch noch einziehen, obwohl Madame Verdurin nichts unversucht ließ, ihn davon zu überzeugen, daß er in Paris bleiben müsse. Gewiß war sie indigniert, daß Monsieur de Cambremer in seinem Alter in einem Stab war, sie, die von jedem Mann, der sie nicht besuchen kam, sagte: »Wo ist denn der nun wieder untergekrochen?«, und wenn man ihr versicherte, daß gerade dieser vom ersten Tag an im vordersten Schützengraben gelegen habe, antwortete sie ohne Bedenken ob ihrer Lügen oder vielleicht aus der Gewohnheit heraus, sich zu irren: »Aber nein, er hat sich aus Paris gar nicht fortgerührt, er macht gefährliche Sachen, ungefähr so etwas Riskantes wie einen Minister spazierenführen; wenn ich es Ihnen doch sage, ich stehe dafür ein, ich kenne jemanden, der ihn gesehen hat«; wenn es sich aber um die

Getreuen handelte, so war es nicht dasselbe, sie wollte sie nicht fortlassen und betrachtete den Krieg als eine Art von gigantischem »Langweiler«, der sie ihr zu entführen trachtete. Deshalb unternahm sie auch alle erdenklichen Schritte, um sie zu behalten, was ihr das zwiefache Vergnügen verschaffte, sie bei ihren Abendessen zu haben und sie andererseits, solange sie noch nicht da oder wenn sie bereits gegangen waren, ob ihrer Untätigkeit zu schmähen. Noch dazu mußte der Getreue sich für diesen Etappendienst hergeben, und sie war untröstlich, daß Morel sich darin so widerspenstig erwies; sie hatte ihm oft, aber vergeblich gesagt: »Doch, doch, Sie machen sich nützlich in diesem Büro, weit mehr als an der Front. Darauf aber allein kommt es an, daß man sich nützlich macht, am Krieg teilhat und dazugehört. Es gibt solche, die dazugehören, und es gibt Etappenhasen. Sie aber gehören dazu, Sie können ganz beruhigt sein, alle Welt weiß es, und niemand wirft einen Stein auf Sie!« So hatte sie schon unter ganz anderen Verhältnissen, als die Männer noch nicht so selten waren und sie sich noch nicht wie jetzt vor allem mit Frauen begnügen mußte, wenn zum Beispiel einer von ihnen seine Mutter verlor, nicht angestanden, ihn davon zu überzeugen, daß er ohne Bedenken weiter zu ihren Empfängen kommen könne. »Den Kummer trägt man im Herzen. Wollten Sie tanzen gehen« (sie selbst gab keine Bälle) »da wäre ich die erste, Ihnen abzuraten, aber hier, bei meinen kleinen Mittwochveranstaltungen oder in meiner Parterreloge, wird sich niemand wundern. Man weiß doch, wie tief Ihnen Ihr Kummer geht …« Jetzt waren die Männer seltener, die Trauerfälle hingegen häufiger geworden, und sie waren als Verhinderungsgrund, in Gesellschaft zu gehen, ohne jeden Wert, da der Krieg schon allein genügte. Madame Verdurin hielt sich an die Daheimgebliebenen. Sie wollte sie davon überzeugen, daß sie Frankreich nützlicher wären, wenn sie in Paris verweilten, so wie sie ihnen früher versichert hätte, ihre verstorbenen Lieben wären glücklicher, wenn sie sich amüsierten. Trotz allem sah

sie wenig Männer bei sich; vielleicht bedauerte sie manchmal, daß sie es mit Monsieur de Charlus zu einem Bruch hatte kommen lassen, der irreparabel war.

Wenn auch Monsieur de Charlus und Madame Verdurin nicht mehr miteinander verkehrten, fuhren doch beide fort, zu leben wie bisher: Madame Verdurin sah weiterhin Gäste bei sich, Monsieur de Charlus hörte nicht auf, seinem Vergnügen nachzugehen, als ob nichts geschehen wäre – mit ein paar kleinen Unterschieden, denen keine große Bedeutung zukam: Bei Madame Verdurin zum Beispiel wohnte Cottard jetzt den Empfängen in der Uniform eines Obersten aus der *Île du rêve* [1] bei, die sehr ähnlich aussah wie die eines haitianischen Admirals und auf deren Tuch ein breites himmelblaues Band an die Schärpe der Marienkinder gemahnte; Monsieur de Charlus hingegen, der sich in einer Stadt befand, aus der die reifen Männer, denen bisher seine Neigung gegolten hatte, völlig verschwunden waren, hielt es, wie es gewisse in Frankreich nur Frauen zugetane Franzosen halten, sobald sie in den Kolonien leben. Er hatte sich zuerst aus Notwendigkeit damit abgefunden und dann daran gewöhnt, sich mit kleinen Jungen abzugeben.

Der erste dieser charakteristischen Züge verblich ziemlich rasch, denn Cottard starb bald darauf – »das Antlitz dem Feinde zugewandt«, schrieben die Zeitungen, obwohl er niemals aus Paris herausgekommen war, sondern in Wirklichkeit sich in Anbetracht seines hohen Alters überanstrengt hatte –, bald übrigens gefolgt von Monsieur Verdurin, dessen Tod einen einzigen Menschen betrübte, nämlich – wer hätte das gedacht? – Elstir. Ich hatte seine Werke unter einem in gewisser Weise absoluten Gesichtspunkt studieren können. Er aber bezog sie, besonders im Alter, in fast abergläubischer Weise auf die Gesellschaft, die ihm seine Modelle geliefert und dann, durch die Alchimie der Eindrücke von ihm in ein Kunstwerk verwandelt, ihm sein Publikum, seine Zuschauer gestellt hatte. Mehr und mehr geneigt, in materialistischer

Weise zu glauben, daß ein beachtlicher Teil der Schönheit in den Dingen selber liegt, so wie er in seinen Anfängen in Madame Elstir den etwas schweren Schönheitstyp angebetet hatte, dem er ursprünglich nachgegangen war und den er auf seinen Bildern und Wandteppichen immer wieder umworben hatte, sah er jetzt mit Monsieur Verdurin eines der letzten Überbleibsel des gesellschaftlichen Rahmens, des so vergänglichen Rahmens – hinfällig wie die Kleidermoden, die einen Teil davon bilden –, dahinschwinden, der einer Kunst einen gewissen Halt gibt, ihre Authentizität bezeugt, wie wahrscheinlich die Revolution dadurch, daß sie die Formen der Eleganz des achtzehnten Jahrhunderts zerstörte, einen Maler galanter Szenen[1] aufs tiefste betrübt hat oder Renoir sich gegrämt haben muß, als der Montmartre und der Moulin de la Galette[2] verschwanden; mit Monsieur Verdurin nun sah Elstir vor allem die Augen und das Hirn vergehen, die von seiner Malerei die angemessenste Sicht gehabt hatten, in denen diese Malerei im Zustand einer geliebten Erinnerung in gewisser Weise immer beheimatet war. Gewiß waren junge Leute herangewachsen, die ebenfalls die Malerei liebten, aber eine andere Malerei, Leute, die nicht wie Swann, wie Monsieur Verdurin Whistler Lektionen des Geschmacks und Monet solche der Wahrheit entnommen hatten, aufgrund deren sie Elstir Gerechtigkeit widerfahren ließen. Daher fühlte dieser sich tatsächlich einsamer nach dem Tod Monsieur Verdurins, mit dem er seit so vielen Jahren entzweit gewesen war, und es war für ihn, als ob ein wenig von der Schönheit seines Werkes mit etwas von dem, was es im Universum an Bewußtsein dieser Schönheit gab, ins Dunkel versinke.

Was die Veränderung betraf, die auf die Vergnügungen von Monsieur de Charlus einen Einfluß ausübte, so war sie von intermittierender Natur: Da er eine vielfältige Korrespondenz mit der »Front« unterhielt, fehlte es ihm nicht an Urlaubern reifen Alters.

Zu der Zeit, als ich noch glaubte, was man sagte, wäre ich versucht gewesen, wenn ich Deutschland, dann Bulgarien, dann Griechenland ihre friedlichen Absichten äußern hörte, ihnen Glauben zu schenken.[1] Seitdem das Leben mit Albertine und mit Françoise mich aber daran gewöhnt hatte, bei beiden Gedanken und Pläne zu vermuten, die sie nicht in Worte kleideten, ließ ich mich durch keine auch noch so überzeugend klingenden Reden von Wilhelm II., von Ferdinand von Bulgarien, von Konstantin von Griechenland in meinem Gefühl mehr täuschen, das erriet, welche Machenschaften sich hinter einer jeden verbargen. Gewiß waren meine Streitigkeiten mit Françoise oder mit Albertine Streitigkeiten nur privater Natur gewesen, solche, die nur das Leben jener kleinen geistigen Zelle, wie ein menschliches Wesen eine ist, betrafen. Ebenso wie es aber Tierkörper und Menschenkörper gibt, Zellansammlungen, deren jede, bezogen auf eine einzelne Zelle, so groß ist wie der Montblanc, gibt es ungeheure, organisierte Anhäufungen von Individuen, die man Nationen nennt und deren Leben, lediglich in größerem Maßstab, das Leben der Zellen wiederholt, aus denen sie sich zuammensetzen; wer nicht imstande ist, das Geheimnis, die Reaktion, die Gesetze der einzelnen Zellen zu verstehen, wird immer nur leere Worte gebrauchen, wenn er von Kämpfen unter Nationen spricht. Beherrscht er jedoch die Psychologie der Individuen, dann bekommen die kolossalen Massen von Individuen, die zusammengeballt einander entgegentreten, in seinen Augen eine machtvollere Schönheit als der Kampf, der sich aus dem Konflikt zweier Charaktere ergibt; er wird sie in dem Maßstab sehen, in dem der Körper eines hochgewachsenen Mannes von Infusorien wahrgenommen würde, von denen mehr als zehntausend nötig sind, um einen Würfel mit einem Millimeter Seitenlänge anzufüllen. So trugen nun seit einiger Zeit jene Frankreich genannte geometrische Figur, angefüllt bis zu ihren Rändern von Millionen kleiner verschiedenförmiger Polygone, und jene mit noch mehr Polygonen angefüllte, Deutsch-

land genannte geometrische Figur untereinander solche Streitigkeiten aus. Unter diesem Gesichtspunkt verhielten sich also der Deutschland genannte Körper und der Frankreich genannte Körper bis zu einem gewissen Grad wie Individuen. Doch waren die Schläge, die sie miteinander tauschten, durch die Gesetze jenes riesigen Boxkampfs geregelt, dessen Grundsätze Saint-Loup mir dargelegt hatte; und weil sie sich schon auf der Ebene der Individuen ins Riesenhafte anhäufte, nahm die Streitigkeit ungeheure und großartige Formen an, wie wenn der mit tausend Wellen sich aufbäumende Ozean versuchte, eine jahrhundertealte Klippenreihe zu durchbrechen, oder wenn gigantische Gletscher mit ihren langsamen zerstörerischen Oszillationen den Rahmen der Berge zu zerschlagen strebten, von denen sie umschlossen sind.

Trotz allem ging das Leben für viele Personen, die in dieser Erzählung eine Rolle gespielt haben, zum Beispiel für Monsieur de Charlus und für die Verdurins, in gleicher Weise weiter, als hätten die Deutschen sich nicht schon in so großer Nähe zu ihnen befunden, denn die zur Permanenz gewordene, wenn auch im Augenblick abgebremste Drohung einer Gefahr läßt uns vollkommen kalt, solange wir sie uns nicht vor Augen führen. Die Menschen gehen gewohnheitsmäßig ihren Vergnügungen nach, ohne daran zu denken, daß im Fall eines Versagens der schwächenden und mäßigenden Einflüsse die Hervorbringung von Infusorien ein Maximum erreichen, das heißt in wenigen Tagen um Millionen von Meilen emporschnellen und von einem Quadratmillimeter zu der einer millionenmal größeren Masse als die Sonne ansteigen würde, womit diese Lebewesen gleichzeitig allen Sauerstoff und alle lebensnotwendigen Substanzen zerstört hätten und daß es dann keine Menschheit, keine Tiere, keine Erde mehr gäbe; ebensowenig denken sie daran, daß eine nicht wiedergutzumachende und dazu noch sehr wahrscheinliche Katastrophe im Äther durch die unaufhörliche rasende Aktivität zustande kommen könnte, die sich hinter der scheinbaren Unwandel-

barkeit der Sonne verbirgt: Sie beschäftigen sich mit ihren Angelegenheiten, ohne an diese beiden Welten zu denken, von denen die eine zu klein, die andere zu groß ist, als daß sie die kosmischen Drohungen bemerkten, die uns in dieser Weise umgeben.

So veranstalteten die Verdurins ihre Diners – bald freilich tat es Madame Verdurin allein, denn Monsieur Verdurin starb kurz darauf –, und Monsieur de Charlus ging seinen Vergnügungen nach, ohne wirklich daran zu denken, daß die Deutschen, allerdings durch eine immerfort erneuerte blutige Barriere zur Unbeweglichkeit verdammt, sich nur eine Automobilstunde von Paris entfernt befanden. Die Verdurins dachten allerdings daran, wird man sagen, da sie ja einen politischen Salon unterhielten, in dem jeden Abend die Situation nicht nur der Armeen, sondern auch der Flotten durchgesprochen wurde. Sie dachten tatsächlich an die Hekatomben vernichteter Regimenter und von den Fluten verschlungener Passagiere; nur vervielfältigt eben eine jeweils entgegengesetzte Operation alles, was unser eigenes Wohlsein betrifft, in einem solchen Maße und dividiert durch eine so ungeheure Zahl, was nichts mit ihm zu tun hat, daß der Tod von Millionen Unbekannten uns kaum und beinahe weniger berührt als ein Luftzug. Da Madame Verdurin an Migräne litt und morgens keine Hörnchen mehr in ihren Milchkaffee tauchen konnte, hatte sie schließlich von Cottard ein Attest erlangt, das ihr gestattete, in einem bestimmten Restaurant, von dem wir gesprochen haben, solche herstellen zu lassen. Dies war von den zuständigen Stellen fast ebenso schwer zu erreichen gewesen wie jemandes Beförderung zum General. Ihr erstes Hörnchen nahm sie an dem Morgen zu sich, an dem die Zeitungen über den Untergang der *Lusitania* [1] berichteten. Während sie das Hörnchen in den Milchkaffee tauchte und ihrer Zeitung kleine Stupse gab, damit sie sie aufgeschlagen halten konnte, ohne zum Umblättern die mit dem Eintauchen beschäftigte Hand zu benutzen, sagte sie: »Wie grauenhaft! Das ist ja fürchterlicher

als die entsetzlichsten Tragödien.« Doch der Tod all dieser Ertrunkener mußte ihr wohl doch auf ein Milliardstel seiner Größe reduziert erscheinen, denn während sie mit vollem Munde diese trostlosen Überlegungen anstellte, war der Ausdruck, der auf ihrem Gesicht lag und wahrscheinlich durch den Wohlgeschmack des Gebäcks hervorgerufen wurde, das ihr so unschätzbare Dienste bei ihrer Migräne leistete, eher der eines sanften Behagens.

Was Monsieur de Charlus betraf, lag sein Fall ein wenig anders, nur noch schlimmer, denn der Baron ging noch weiter, als nur leidenschaftlich den Sieg Frankreichs nicht zu wünschen; er wollte vielmehr, ohne es sich einzugestehen, daß Deutschland, wenn nicht siegte, so doch zumindest nicht zerstört werden würde, wie alle Welt es sich wünschte. Der Grund dafür war, daß in diesen Streitigkeiten die großen Gesamtheiten von Individuen, die man Nationen nennt, sich in gewissem Maße wie Individuen betrugen. Die Logik, von der sie sich leiten lassen, ist eine völlig innerliche und wird unaufhörlich durch die Leidenschaft neu angefacht wie bei Menschen, die sich in einer Streitigkeit unter Liebenden oder in einem häuslichen Zwist gegenüberstehen, der Streitigkeit zwischen einem Sohn und seinem Vater, einer Köchin mit ihrer Dienstherrin, einer Frau mit ihrem Mann. Wer unrecht hat, glaubt gleichwohl recht zu haben – wie es bei Deutschland der Fall war –, und wer recht hat, liefert zuweilen für sein gutes Recht Argumente, die ihm nur deswegen unwiderleglich scheinen, weil sie seiner Leidenschaft entgegenkommen. Um von dem guten Recht einer der beiden Parteien überzeugt zu sein, ist es in solchen Streitigkeiten unter Individuen das Sicherste, dieser Partei anzugehören, denn nie könnte man als bloßer Zuschauer so unumwunden seine Zustimmung erteilen. Nun ist aber in den Nationen das Individuum, wenn es wirklich der Nation angehört, nur eine einzelne Zelle des Individuums Nation. Propaganda ist ein Wort ohne Sinn. Hätte man den Franzosen gesagt, sie würden geschlagen wer-

den, so wäre kein Franzose verzweifelter gewesen, als wenn man ihm gesagt hätte, er würde fallen bei einem Einschlag der Dicken Bertha[1] . Die eigentliche Propaganda macht man gegenüber sich selbst, und zwar durch die Hoffnung, denn sie ist eine Form des Selbsterhaltungstriebs einer Nation, sofern man wirklich ein lebendiges Glied dieser Nation ist. Um blind gegen das zu bleiben, was an der Sache des Deutschland genannten Individuums Unrechtes ist, und jederzeit zu erkennen, was an der Sache des Frankreich genannten Individuums Gerechtes ist, war das Sicherste für einen Deutschen nicht, keine Urteilskraft zu besitzen – und für einen Franzosen war es das Sicherste nicht, Urteilskraft zu haben –, sondern das Sicherste war für den einen wie für den andern, von Patriotismus durchtränkt zu sein. Monsieur de Charlus, der über ungewöhnliche moralische Vorzüge verfügte, der dem Mitleid zugänglich, großherzig, der Zuneigung und Aufopferung fähig war, kannte auf der anderen Seite aus verschiedenen Gründen – worunter auch der eine Rolle spielen mochte, daß seine Mutter eine bayerische Herzogin war – keinen Patriotismus. Er gehörte infolgedessen dem Frankreich genannten Körper und dem Deutschland genannten Körper an. Wäre ich selbst von Patriotismus frei gewesen, anstatt mich nur als eine der Zellen des Frankreich genannten Körpers zu empfinden, so wäre, scheint mir, meine Art, die Streitigkeit zu beurteilen, nicht die gleiche gewesen, wie sie es früher hätte sein können. In meiner Jugend, in der ich aufs Wort glaubte, was andere mir sagten, hätte ich zweifellos die deutsche Regierung nicht ihre Redlichkeit proklamieren hören, ohne versucht gewesen zu sein, sie nicht in Zweifel zu ziehen; doch seit langem schon wußte ich nun, daß unsere Gedanken nicht immer mit unseren Worten übereinstimmen; nicht nur hatte ich eines Tages vom Treppenfenster aus einen Charlus entdeckt, von dem ich nichts geahnt hatte[1] , sondern besonders auch bei Françoise und dann leider bei Albertine mit ansehen müssen, wie sie Urteile und Pläne hegten, die ihren Worten so gänzlich wider-

sprachen, daß ich sogar als bloßer Zuschauer mich jetzt in meinem Instinkt durch keine noch so überzeugenden Worte des deutschen Kaisers oder des Königs von Bulgarien hätte beirren lassen, da ich sofort wie bei Albertine erraten hätte, was sie insgeheim betrieben. Doch kann ich freilich kaum Vermutungen darüber hegen, was ich getan hätte, wenn ich nicht handelnde Person, wenn ich nicht ein Teil der Frankreich genannten handelnden Person gewesen wäre, so wie in meinen Streitigkeiten mit Albertine mein trauriger Blick oder mein schwerer Atem ein Teil meines leidenschaftlich an der Sache interessierten Individuums waren: Zu einer vorurteilslosen Haltung vermochte ich gar nicht zu gelangen. Monsieur de Charlus hingegen hatte das fertiggebracht. In seiner Eigenschaft als bloßer Zuschauer mußte ihn nun alles veranlassen, germanophil zu sein, insofern er, wiewohl nicht wirklich Franzose, in Frankreich lebte. Er war sehr feinsinnig; in jedem Land aber sind die Dummköpfe in der Überzahl; hätte er in Deutschland gelebt, hätten ihn zweifellos die deutschen Dummköpfe gereizt, jene, die mit törichten und leidenschaftlichen Argumenten eine ungerechte Sache verfochten; da er aber in Frankreich lebte, brachten ihn die französischen Dummköpfe nicht weniger in Harnisch, jene, die mit törichten und leidenschaftlichen Argumenten eine gerechte Sache verfochten. Für denjenigen, der keine Leidenschaft empfindet, ist die Logik der Leidenschaft, selbst wenn sie tausendmal recht hat, nie unwiderlegbar. Monsieur de Charlus legte feinsinnig den Finger auf jedes falsche Argument der Patrioten. Die Befriedigung, die einem Dummkopf aus seinem guten Recht und der Gewißheit des Erfolgs erwächst, ist ganz besonders verdrießlich. So ärgerte sich Monsieur de Charlus über den triumphierenden Optimismus von Leuten, die nicht wie er Deutschland und seine Stärke kannten, sondern allmonatlich zumindest für den nächsten Monat an die Niederringung des Feindes glaubten und nach Ablauf eines Jahres mit größter Sicherheit eine neue Prognose verkündeten, als ob sie nicht

mit genau der gleichen Sicherheit bereits eine ebenso falsche, aber seither vergessene aufgestellt hätten, wozu sie freilich, wenn man sie daran erinnerte, bemerkten, das sei etwas ganz anderes. Doch hätte vielleicht Monsieur de Charlus, der eine gewisse geistige Tiefe besaß, im Bereich der Kunst kein Verständnis dafür bewiesen, daß das Argument »das ist etwas ganz anderes« von den Verächtern Monets denjenigen entgegengehalten wird, die ihnen erklären: »Das sagte man schon von Delacroix.«[1] Endlich neigte Monsieur de Charlus zum Mitleid; der Gedanke an einen Besiegten tat ihm weh, er war stets für den Schwächeren und las keine Gerichtschroniken, damit er nicht am eigenen Leib die Ängste des Verurteilten durchleben mußte oder die Unmöglichkeit ertragen, den Richter, den Henker und die vom Vollzug der Gerechtigkeit berauschte Menge umzubringen. Er war felsenfest davon überzeugt, daß Frankreich nicht besiegt werden konnte, doch andererseits wußte er, daß die Deutschen Hungersnot litten und von einem Tag zum anderen genötigt sein würden, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Auch diese Vorstellung wurde ihm dadurch unangenehm gemacht, daß er in Frankreich lebte. Seine Erinnerungen an Deutschland waren schließlich ferne Erinnerungen, während die Franzosen, die mit einer ihn empörenden Genugtuung von der Niederringung Deutschlands sprachen, Leute waren, deren Fehler er kannte und deren Mienen ihm unsympathisch waren. In solchen Fällen bedauert man eher die, die man nicht kennt, die man sich nur vorstellt, als diejenigen, die ganz dicht neben einem in der Gewöhnlichkeit des täglichen Lebens dahinexistieren, es sei denn, daß man ganz zu ihnen gehört und gleichsam ein Fleisch mit ihnen ist; der Patriotismus bewirkt dieses Wunder, man ist für sein Land, wie man in einem Liebesstreit für sich selbst ist.

Daher gab der Krieg bei Monsieur de Charlus einen außerordentlich fruchtbaren Nährboden für jene Haßgefühle ab, die bei ihm im Handumdrehen entstanden und sehr kurzlebig wa-

ren, ihn jedoch, solange sie anhielten, zu jeder Gewalttat befähigten. Wenn er die Zeitungen las, erfüllten ihn die Berichterstatter, die jeden Tag Deutschland als bereits völlig darniederliegend, als ein in die Enge getriebenes, zur Ohnmacht verurteiltes Wild darstellten, während das Gegenteil sich nur als allzu wahr erwies, durch ihre muntere, herzlose Dummheit mit einer sinnlosen Wut. Die Zeitungen wurden zu jenem Zeitpunkt teilweise von bekannten Leuten redigiert, die hier eine Gelegenheit fanden, noch einmal »Dienst zu leisten«, von Leuten wie Brichot, wie Norpois, ja sogar Morel und Legrandin.[1] Monsieur de Charlus malte sich aus, wie er ihnen begegnen und sie mit den bittersten Sarkasmen überschütten würde. Immer besonders gut auf dem laufenden über sexuelle Makel, wußte er diesbezüglich alles über sie, während sie selbst, in dem Wahn befangen, niemand wisse davon, sich darin gefielen, ihrerseits solche bei den Souveränen der »Raubstaaten« anzuprangern oder bei Wagner usw. Er brannte darauf, ihnen gegenüberzutreten, sie mit der Nase vor aller Welt auf ihr eigenes Laster zu stoßen und diese Beleidiger eines Besiegten entehrt und nach Haltung ringend im Staub hinter sich zu lassen.

Monsieur de Charlus hatte noch speziellere Gründe, deutschfreundlich zu sein. Der eine bestand darin, daß er zur besseren Gesellschaft gehörte; er hatte lange in den besten Kreisen verkehrt, hatte unter ehrenhaften Leuten gelebt, unter Ehrenmännern, Leuten, die niemals einem Schurken die Hand reichen würden. Er kannte ihr Zartgefühl und ihre Härte, er wußte, daß sie immun gegen die Tränen eines Mannes waren, den sie aus einem Club ausschlossen oder mit dem sich zu schlagen sie ablehnten, selbst wenn dieser Akt »moralischer Sauberkeit« den Tod der Mutter des räudigen Schafes verschuldet hätte. Nun war für ihn bei aller Bewunderung, die er für England hegte, für den Mut, mit dem es in den Krieg eingetreten war, dieses untadelige England, das zu keiner Lüge imstande war, aber verhinderte, daß Brotgetreide und Milch

den Weg nach Deutschland fanden, als Nation dem vergleichbar, was unter Individuen ein Ehrenmann, ein patentierter Zeuge und Schiedsrichter in Ehrenangelegenheiten ist, und andererseits wußte er, daß Leute, an denen ein Makel haftet, Schurken wie gewisse Personen bei Dostojewski, besser sein können, wobei mir immer unklar geblieben ist, wieso er mit diesen die Deutschen identifizierte, denn schließlich genügen ja List und Verlogenheit nicht, um die Voraussetzung für ein gutes Herz zu schaffen, das die Deutschen offensichtlich durch nichts bewiesen haben.

Endlich soll ein letzter Zug das Bild der Germanophilie von Monsieur de Charlus vervollständigen. Aufgrund einer allerdings recht bizarren Reaktion verdankte er sie seinem »Charlismus«[1] . Er fand die Deutschen sehr häßlich, vielleicht weil sie blutsmäßig ihm ein wenig zu nahe standen. Er war auf Marokkaner, vor allem aber auf Angelsachsen versessen, in denen er etwas wie lebendig gewordene Bildwerke des Phidias sah. Bei ihm aber kam Lust nicht ohne eine gewisse Vorstellung von Grausamkeit zustande, deren volle Stärke mir damals noch nicht bekannt war; in dem Mann, den er liebte, wollte er einen berückenden Henker sehen. Hätte er gegen die Deutschen Partei ergriffen, wäre es ihm vorgekommen, als verhalte er sich, wie er sich nur in den Stunden des Genusses verhielt, das heißt entgegen seiner dem Mitleid zugeneigten Natur, das heißt entflammt für das verführerische Böse, und als trete er die tugendhafte Häßlichkeit mit Füßen. So ging es ihm auch noch im Augenblick der Ermordung Rasputins[2] – einer Tat, deren unerhört russische Färbung man übrigens mit Staunen konstatierte – bei einem Souper à la Dostojewski (ein Eindruck, der noch viel stärker gewesen wäre, hätte nicht das Publikum ahnungslos allem gegenübergestanden, worüber Monsieur de Charlus so vorzügliche Kenntnisse besaß): mit Staunen, weil das Leben uns so sehr täuscht, daß wir schließlich meinen, die Literatur habe keine Beziehung zu ihm, und wir mit Verblüffung sehen, daß die wundervollen Ideen, mit

denen die Bücher uns bekanntgemacht haben, in größter Selbstverständlichkeit das Alltagsleben durchziehen und daß zum Beispiel ein Souper, ein Mord, insofern sie sich in Rußland abspielen, naturgemäß etwas Russisches an sich haben.

Der Krieg zog sich endlos hin, und diejenigen, die vor mehreren Jahren bereits aus sicherer Quelle erfahren hatten, daß erste Friedensverhandlungen im Gange seien, ja sogar die einzelnen Bedingungen des Vertrages zu spezifizieren wußten, gaben sich keine Mühe, wenn sie mit einem sprachen, sich wegen ihrer falschen Berichterstattung zu entschuldigen. Sie hatten sie vergessen und waren bereit, in aller Aufrichtigkeit andere Berichte unter die Leute zu bringen, die sie ebenso schnell vergessen würden. Es war die Zeit, in der unaufhörlich die Gothas einflogen; die Luft rauschte ständig vom wachsamen, klangvollen Vibrieren französischer Aeroplane. Manchmal aber ertönte die Sirene wie ein markerschütternder Walkürenruf – die einzige deutsche Musik, die man seit Kriegsbeginn vernommen hatte – bis zur Stunde, da die Feuerwehr meldete, daß der Angriff beendet sei, während daneben das Signal der Entwarnung wie ein unsichtbarer Gassenjunge in regelmäßigen Abständen die gute Nachricht kommentierte und seinen Freudenschrei in die Luft aufsteigen ließ.

Monsieur de Charlus war erstaunt zu sehen, daß selbst Leute wie Brichot, die vor dem Krieg militaristisch gewesen waren, vor allem Frankreich vorgeworfen hatten, es nicht genug zu sein, Deutschland nicht nur die Ausschreitungen seines Militarismus, sondern sogar seine Bewunderung für die Armee zur Last zu legen pflegten. Gewiß änderten sie ihre Meinung, sobald davon die Rede war, den Krieg gegen Deutschland im Tempo zu beschränken, und klagten mit Recht die Pazifisten an. Doch Brichot zum Beispiel, der es trotz seines Augenleidens übernommen hatte, in öffentlichen Vorträgen über gewisse im neutralen Ausland erschienene Werke zu referieren, hob den Roman eines Schweizers in den Himmel,

in dem als eine Keimzelle des Militarismus die Bewunderung verspottet wird, die zwei Kinder symbolhaft beim Anblick eines Dragoners empfinden. Dieser Spott mißfiel Monsieur de Charlus noch aus anderen Gründen, denn er war der Meinung, ein Dragoner könne etwas sehr Schönes sein.[1] Vor allem aber befremdete ihn die Bewunderung Brichots wenn nicht für das Buch, das der Baron nicht gelesen hatte, so doch zumindest für seinen Geist, der so völlig anders war als jener, der Brichot vor dem Kriege erfüllt hatte. Damals war alles gut, was ein Militär tat, sogar die Unterschlagungen des Generals de Boisdeffre, die Verkleidungen und Machenschaften des Obersten du Paty de Clam, die Fälschung des Obersten Henry.[2] Aufgrund welcher außerordentlichen Kehrtwendung aber (die jedoch in Wirklichkeit nur ein anderer Aspekt der gleichen höchst noblen Leidenschaft war, der patriotischen Leidenschaft, die sich gezwungen sah, von dem militaristischen Charakter abzugehen, den sie an sich trug, als sie die ihrer Tendenz nach antimilitaristische Dreyfus-Gesinnung bekämpfte, und sich einer fast antimilitaristischen Haltung zuzuwenden, da sie nunmehr gegen das ultramilitaristische Deutschland zu Felde zog) rief Brichot nun aus: »O Schauspiel, höchst wunderbar und würdig, die Jugend eines ganz aus Brutalität bestehenden Jahrhunderts anzuziehen, eines Jahrhunderts, das einzig den Kultus der Macht kennt: den Dragoner! Kann man sich nicht vorstellen, wie die elende Soldateska einer Generation aussehen wird, die in der Verehrung solch brutaler Machtkundgebungen großgeworden ist? Im Sinn einer Antithese zu dieser häßlichen Auffassung des alles beherrschenden Säbels hat also Spitteler symbolhaft die von ihm als den Narrenstudenten bezeichnete Figur, verspottet, verleumdet und einsam, in die Tiefe der Wälder verbannt, eine Figur, in der der Autor so köstlich jene Gefühle süßen Glücks verkörpert, wie sie leider aus der Mode gekommen sind und womöglich bald überhaupt vergessen werden, wenn

die grausame Herrschaft ihres alten Gottes nicht ein Ende findet, jenes herrliche, süße Glück der Friedenszeit.«

»Sehen Sie«, sagte Monsieur de Charlus zu mir, »Sie kennen ja Cottard und Cambremer; jedesmal wenn ich sie sehe, beklagen sie mir gegenüber Deutschlands außergewöhnlichen Mangel an Psychologie. Unter uns gesagt, glauben Sie, daß sie sich bisher viel um Psychologie gekümmert haben und daß sie selbst jetzt imstande wären, Sinn für Psychologie an den Tag zu legen? Sie können mir glauben, daß ich nicht übertreibe. Es mag sich um einen großen Deutschen, um Nietzsche handeln oder um Goethe, Sie werden stets hören, daß Cottard sagt: ›Mit dem üblichen Mangel an Psychologie, der die teutonische Rasse kennzeichnet.‹ Natürlich gibt es im Krieg Dinge, die mir mehr Kummer bereiten, aber Sie werden zugeben, daß es doch die Nerven strapaziert. Norpois ist scharfsinniger, ich erkenne es an, obwohl er sich von Anfang an unaufhörlich geirrt hat. Aber was sollen diese Artikel bedeuten, die allgemein Enthusiasmus erregen? Mein lieber Herr, Sie wissen ebensogut wie ich, was an Brichot ist, den ich wirklich sehr gern mag, selbst seit dem Schisma, das mich von seiner kleinen Gemeinde trennt, weswegen ich ihn sehr viel seltener sehe. Aber dennoch hege ich eine gewisse Hochachtung für diesen Schulpotentaten, der ein Meister des Wortes und höchst gebildet ist, und ich finde es überaus rührend, daß er bei seinem Alter und geschwächt, wie er ist – denn das ist er merklich seit Jahren schon –, sich wieder, wie er sagt, zum ›Dienst‹ gemeldet hat. Letzten Endes ist aber die gute Absicht eine Sache, das Talent eine andere, und Brichot hat niemals Talent gehabt. Ich gebe zu, daß ich seine Bewunderung für gewisse Seiten des gegenwärtigen Krieges teile, die nicht ohne Größe sind. Dennoch wundert es mich, daß ein blinder Parteigänger der Antike wie Brichot, der nicht genug Sarkasmen für Zola finden konnte, wenn dieser in einem Arbeiterhaushalt oder einem Bergwerk mehr Poesie zu entdecken meint als in historischen Palästen, oder auch für Goncourt, der

Diderot über Homer und Watteau über Raffael stellt, uns jetzt unaufhörlich wiederholt, daß die Thermopylen oder sogar Austerlitz nichts neben Vauquois[1] seien. Diesmal übrigens geht das Publikum, das den Modernisten der Literatur und der Kunst Widerstand geleistet hat, mit denen des Krieges mit, weil es sich hier um eine allgemein akzeptierte Denkmode handelt und weil die kleinen Geister nicht durch die Schönheit, sondern durch die enormen Ausmaße eines Ereignisses überwältigt werden. Man schreibt ›colossal‹ nur noch mit einem K, aber im Grunde ist das, wovor man niederkniet, eben gerade etwas Kolossales. Apropos Brichot, haben Sie Morel gesehen? Ich habe gehört, er würde gern wieder mit mir zusammenkommen. Er braucht nur den Anfang zu machen, ich bin der Ältere, es ist nicht meine Sache, den ersten Schritt zu tun.«

Zu seinem Unglück sah sich Monsieur de Charlus – wie hier vorwegnehmend bemerkt sei – schon am folgenden Tag auf der Straße unvermittelt Morel gegenüber; um seine Eifersucht zu reizen, nahm ihn dieser beim Arm und erzählte ihm mehr oder weniger wahre Geschichten; als darauf Monsieur de Charlus völlig die Fassung verlor und nur noch einen Wunsch hegte, nämlich den, daß Morel diesen Abend bei ihm verbringen und sich nicht anderswohin begeben würde, sagte jener, als er gerade einen Kameraden erblickte, Monsieur de Charlus Adieu, worauf dieser, in der Hoffnung, daß die Drohung, die er selbstverständlich niemals wahr machen würde, Morel zum Bleiben veranlassen könnte, zu ihm sagte: »Nimm dich in acht, ich werde mich rächen!« Morel aber ging lachend seiner Wege, wobei er seinen überraschten Kameraden am Hals tätschelte und um die Taille faßte.

Ja, was Monsieur de Charlus mir in bezug auf Morel sagte, machte deutlich, wie sehr die Liebe – und die des Barons mußte sehr beharrlich sein – (zwar phantasievoller und empfindsamer, gleichzeitig aber auch) leichtgläubiger und weniger stolz macht. Als dann aber Monsieur de Charlus sagte:

»Dieser Bursche ist ganz verrückt nach den Frauen und denkt an nichts anderes«, sprach er eine größere Wahrheit aus, als er vielleicht glaubte. Er sagte es aus Eigenliebe, aus Liebe auch, damit die anderen glauben mochten, Morels Zuneigung zu ihm seien nicht andere der gleichen Art gefolgt. Freilich glaubte ich kein Wort davon, ich, der ich miterlebt hatte – wovon Monsieur de Charlus noch immer nichts wußte –, daß Morel für fünfzig Francs eine seiner Nächte dem Fürsten von Guermantes zur Verfügung gestellt hatte. Gewiß, wenn Morel mit seinen Kameraden vor einem Café im Freien saß und Monsieur de Charlus vorübergehen sah, so stieß er mit ihnen (ausgenommen an den Tagen, an denen er in dem Bedürfnis nach Gewissenserleichterung ihn verletzte, um ihm darauf mit zerknirschter Miene sagen zu können: Oh, verzeihen Sie mir! Ich gebe zu, Ihnen gegenüber abscheulich gehandelt zu haben) spitze Schreie aus, wies mit dem Finger auf den Baron und ließ jene glucksenden Geräusche vernehmen, mit denen man sich über einen alten Homosexuellen lustig macht; ich aber war überzeugt, er tue es, um sein Spiel zu verbergen; ebenso glaubte ich, daß jeder dieser öffentlichen Ankläger des Barons, sobald dieser ihn auf die Seite genommen hätte, ihm in jeder Hinsicht zu Willen gewesen wäre. Hierin täuschte ich mich. Wenn nämlich ein ganz bestimmter Prozeß – und zwar in allen Klassen – Personen wie Saint-Loup zur Homosexualität geführt hatte, Personen, die ihr zuvor denkbar fern standen, so hatte auch ein in entgegengesetzter Richtung verlaufender Prozeß jene, denen solche Praktiken zuvor geläufig gewesen waren, von ihnen entfernt. In gewissen Fällen war die Wandlung durch späte religiöse Skrupel zuwege gebracht worden, durch den Schock, als gewisse Skandale[1] aufgedeckt wurden, oder durch die Furcht vor nicht existierenden Krankheiten, an die ihre Verwandten, oft Concierges oder Kammerdiener, sie in redlichster Absicht hatten glauben machen wie auch, in unredlicher Absicht, eifersüchtige Liebhaber, die gemeint hatten, dadurch einen jungen Mann für sich allein zu behalten,

den sie jedoch ebensosehr sich selbst wie den anderen entfernt hatten. So hätte sich jetzt der ehemalige Liftboy aus Balbec um keine Schätze der Welt für solche Anträge hergegeben, die ihm heute nicht minder bedenklich schienen als irgendwelche lockenden Angebote des Feindes. Was Morel betraf, rührte seine Weigerung, die sich ausnahmslos auf alle Freier bezog – wobei Monsieur de Charlus unbewußt eine Wahrheit ausgesprochen hatte, die gleichzeitig seine Illusionen rechtfertigte und seine Hoffnungen vernichtete –, daher, daß er sich, zwei Jahre nachdem er Monsieur de Charlus verlassen hatte, in eine Frau verliebte, mit der er nun lebte und die, da sie einen stärkeren Willen besaß als er, ihn zu unverbrüchlicher Treue anzuhalten verstand. So hätte also Morel, der zu der Zeit, als Monsieur de Charlus ihn mit so viel Geld beschenkte, gleichwohl für fünfzig Francs eine Nacht mit dem Fürsten von Guermantes verbracht hatte, jetzt weder von diesem noch von irgendeinem anderen was auch immer angenommen, selbst wenn man ihm fünfzigtausend Francs angeboten hätte. Als Ersatz für Ehre und Selbstlosigkeit hatte seine »Frau« ihm eine gewisse Selbstachtung beizubringen vermocht, die gelegentlich sogar in Prahlerei ausartete oder in ein öffentliches Zurschautragen der Tatsache, daß alles Geld der Welt ihm gleichgültig war, sofern es ihm unter gewissen Bedingungen angeboten wurde. So richtet es denn das Spiel der verschiedenen psychologischen Gesetze in der Weise ein, daß in der Blüte des Menschengeschlechts alles kompensiert wird, was in der einen oder anderen Richtung durch Überfülle oder durch Verknappung dessen Untergang herbeiführen würde. So verhält es sich bei den Blumen, bei denen, wie Darwin dargelegt hat, eine gleiche Weisheit die Art der Befruchtung bestimmt, wobei sie die verschiedenen, einander konträren Modi aufeinanderfolgen läßt.

»Überhaupt ist es doch etwas Merkwürdiges«, fügte Monsieur de Charlus mit der schrillen, hohen Stimme hinzu, die er hin und wieder annahm, »ich höre des öfteren, wie Leute, die

den ganzen Tag sehr wohl glücklich wirken und ausgezeichnete Cocktails zu sich nehmen, dennoch erkären, sie hielten es nicht bis zum Ende des Krieges aus, ihr Herz habe nicht die Kraft dafür, sie könnten an nichts anderes denken, sie müßten schier sterben. Das Außerordentlichste ist, daß so etwas tatsächlich vorkommt. Wie interessant! Handelt es sich um eine Frage der Ernährung, weil sie nur noch schlecht zubereitete Speisen zu sich nehmen oder weil sie sich, um ihren Eifer zu beweisen, für sinnlose Aufgaben einspannen lassen, wobei die Diät, die sie gesund erhielt, über den Haufen geworfen wird? Jedenfalls registriere ich eine erstaunliche Zahl von vorzeitigen Todesfällen, vorzeitig zumindest vom Standpunkt des Verstorbenen aus. Ich weiß nicht mehr, wovon soeben die Rede war – daß Norpois diesen Krieg bewunderte. Welch eigenartige Weise, davon zu sprechen! Zunächst einmal: haben Sie den Schwall von neuen Ausdrücken bemerkt, die nach Abnutzung durch den täglichen Gebrauch – denn Norpois ist wirklich unermüdlich, ich glaube, der Tod meiner Tante Villeparisis hat ihm eine zweite Jugend geschenkt – sofort durch andere Gemeinplätze ersetzt werden? Ich erinnere mich, daß Sie sich früher ein Vergnügen daraus machten, gewisse Redewendungen zu notieren, die auftauchten, eine Weile im Schwang blieben und dann verschwanden, wie zum Beispiel ›Wer Wind sät, wird Sturm ernten‹, ›Die Hunde bellen, die Karawane zieht vorbei‹, ›Machen Sie mir eine gute Politik, und ich werde Ihnen gute Finanzen machen, sagte Baron Louis‹, ›Es handelt sich da um Symptome, die tragisch zu nehmen Übertreibung wäre, die aber doch als ernst zu betrachten sind‹, ›Für den König von Preußen arbeiten‹ (diese Redensart ist übrigens wieder aufgelebt, was zu erwarten war). Wie viele aber habe ich seitdem sterben sehen! Wir haben den ›Fetzen Papier‹ gehabt, die ›Raubstaaten‹, die berühmte ›Kultur, die darin besteht, wehrlose Frauen und Kinder zu ermorden‹, ›Der Sieg gehört, wie die Japaner sagen, demjenigen, der eine Viertelstunde länger auszuhalten ver-

mag‹. Die ›Germano-Turanier‹, die ›wissenschaftliche Barbarei‹, ›wenn wir den Krieg gewinnen wollen, nach dem starken Ausdruck von Lloyd George‹, und unzählige andere, die ›Schlagkraft der Truppen‹, die ›Frontmoral‹. Sogar die Syntax des guten Norpois macht infolge des Krieges eine ebenso tiefe Wandlung durch wie die Brotfabrikation oder das Tempo der Transporte. Haben Sie bemerkt, daß dieser ausgezeichnete Mann, der seinen Wünschen gern Ausdruck gibt, als handle es sich um eine Wahrheit, deren Verwirklichung unmittelbar bevorsteht, gleichwohl nicht das schlichte, einfache Futurum zu verwenden wagt, das vielleicht durch die Ereignisse widerlegt werden könnte, sondern seit neuestem zur Bezeichnung dieser Zeitform das Verb ›dürfen‹ gebraucht?« Ich gestand Monsieur de Charlus, daß ich nicht ganz begriffe, was er damit meinte.

Ich muß hier ausdrücklich festhalten, daß der Herzog von Guermantes in keiner Weise den Pessimismus seines Bruders teilte. Er war außerdem ebenso anglophil, wie Monsieur de Charlus anglophob war. Kurz, er hielt Caillaux für einen Verräter, der tausendmal verdiente, füsiliert zu werden.[1] Als sein Bruder von ihm Beweise für diesen Verrat erbat, antwortete Monsieur de Guermantes, daß man das Verbrechen des Verrats überhaupt nie bestrafen könne, wenn man nur die Leute verurteilen wolle, die ein Papier mit der Erklärung: Ich habe Verrat begangen, unterschrieben. Für den Fall aber, daß sich keine Gelegenheit finden sollte, darauf zurückzukommen, stelle ich hier auch fest, daß zwei Jahre später der Herzog von Guermantes, von reinster Anti-Caillaux-Gesinnung erfüllt, einem englischen Militärattaché und seiner Frau begegnete, einem hervorragend gebildeten Paar, mit dem er sich ebenso eng anfreundete wie zu den Zeiten der Dreyfus-Affäre mit den drei reizenden Damen[2] , und daß gleich am ersten Tag zu seiner Verblüffung, als er von Caillaux sprach, dessen Verurteilung er für ausgemacht und dessen Verbrechen er für klar erwiesen hielt, das gebildete und reizende Ehepaar ihm antwor-

tete: »Aber wahrscheinlich wird er doch freigesprochen, es liegt nichts gegen ihn vor.« Monsieur de Guermantes versuchte ins Feld zu führen, Monsieur de Norpois habe bei seiner Vernehmung mit einem Blick auf den völlig niedergeschmetterten Caillaux bemerkt: »Sie sind der Giolitti Frankreichs, jawohl, Monsieur Caillaux, Sie sind der Giolitti Frankreichs.«[3] Das gebildete und reizende Ehepaar aber hatte gelächelt, sich über Monsieur de Norpois lustig gemacht, Beweise für seine Senilität angeführt und die Meinung geäußert, er habe zwar diese Bemerkung nach dem Bericht des *Figaro* angesichts eines »völlig niedergeschmetterten« Monsieur Caillaux gemacht, wahrscheinlich aber über einen Monsieur Caillaux, der sich tatsächlich ins Fäustchen lachte. Die Ansichten des Herzogs von Guermantes hatten sich bald darauf gewandelt. Diese Sinnesänderung dem Einfluß einer Engländerin zuzuschreiben ist nicht so außerordentlich, wie es erschienen wäre, wenn man sie im Jahr 1919 prophezeit hätte, als die Engländer die Deutschen nur Hunnen nannten und eine harte Verurteilung der Schuldigen verlangten. Auch ihre Meinung hatte sich geändert, und jede Entscheidung wurde von ihnen gebilligt, sofern sie Frankreich mißfallen, aber Deutschland helfen konnte.[1] Um auf Monsieur de Charlus zurückzukommen, antwortete dieser auf das Eingeständnis, daß ich ihm nicht zu folgen vermöge: »Aber doch, aber doch: ›Dürfen‹ steht in Norpois' Artikeln für das Futur, das heißt, es bezeichnet die Wünsche von Norpois – und im übrigen unser aller Wünsche«, fügte er, wenn auch nicht ganz aufrichtig, hinzu. »Sie verstehen, daß, wenn ›dürfen‹ nicht die Bezeichnung des Futurs wäre, man zur Not verstehen könnte, daß das Subjekt dieses Verbs ein Land sein könnte. Jedesmal zum Beispiel, wenn Norpois sagt: ›Amerika dürfte nicht gleichgültig gegen diese wiederholten Rechtsverletzungen bleiben‹, ›Die Doppelmonarchie dürfte nicht verfehlen, zu einer Selbstbesinnung zu kommen‹, so ist klar, daß solche Sätze die Wünsche Norpois' ausdrücken (wie die meinen, wie die Ihrigen), aber

hier kann man dem Verb noch seinen ursprünglichen Sinn entnehmen, denn ein Land kann etwas ›dürfen‹, Amerika kann ›dürfen‹, sogar die Doppelmonarchie kann ›dürfen‹ (trotz des ewigen ›Mangels an Psychologie‹). Aber kein Zweifel ist mehr möglich, wenn Norpois zum Beispiel schreibt: ›Diese systematischen Verwüstungen dürften die Neutralen nicht überzeugen‹, ›Das Seengebiet[1] dürfte in kurzer Zeit in den Händen der Alliierten sein‹, ›Die Resultate dieser neutralen Wahlen dürften wohl nicht die Meinung der großen Mehrheit des Landes widerspiegeln‹[2] . Nun steht fest, daß Verwüstungen, Regionen und Abstimmungsresultate leblose Dinge sind, die nicht ›dürfen‹ können. Mit Hilfe dieser Formulierung richtet Norpois ganz einfach an die Neutralen die Aufforderung (der sie, wie ich zu meinem Bedauern feststellte, nicht zu folgen scheinen), aus ihrer Neutralität herauszutreten, oder an das Seengebiet die, nicht länger den ›Boches‹ zu gehören« (Monsieur de Charlus sprach dabei das Wort »Boche« mit der gleichen Kühnheit aus, mit der er früher in der Kleinbahn von Balbec sich über Männer geäußert hatte, deren Neigung nicht den Frauen galt).

»Haben Sie im übrigen bemerkt, wie listig Norpois seit 1914 seine an die Neutralen gerichteten Artikel einzuleiten pflegt? Er fängt mit der Erklärung an, daß Frankreich sich gewiß nicht in die Politik Italiens (oder Rumäniens, oder Bulgariens usw.) einzumischen habe. Einzig diesen Mächten stehe es zu, in völliger Unabhängigkeit und unter alleiniger Berücksichtigung des nationalen Interesses die Entscheidung zu treffen, ob sie ihre Neutralität aufgeben wollen oder nicht. So sind denn die ersten Erklärungen des Artikels (das, was man früher als Exordium bezeichnet hätte) auf bemerkenswerte Weise selbstlos; die Fortsetzung freilich ist es meist sehr viel weniger. ›Immerhin‹, fährt Norpois dem Sinn nach fort, ›steht es außer Frage, daß einen materiellen Nutzen aus dem Kampf nur die Nationen ziehen werden, die ihren Platz auf der Seite des Rechts und der Gerechtigkeit haben. Man kann nicht er-

warten, daß die Alliierten damit, daß sie ihnen Gebiete zubilligen, aus denen seit Jahrhunderten die Klagen ihrer bedrängten Brüder aufgestiegen sind, solche Völker belohnen, die, der Politik des geringsten Kraftaufwandes folgend, ihr Schwert nicht in den Dienst der Alliierten stellen.‹ Ist der erste Schritt zum Anraten einer Intervention getan, gibt es für Norpois kein Halten mehr; schon erteilt er mehr oder weniger verhüllte Ratschläge nicht allein über das Prinzip, sondern auch über den Zeitpunkt einer solchen Intervention. ›Gewiß‹, fügt er in (wie er selbst sagen würde) pharisäerhaftem Ton hinzu, ›haben allein Italien (oder Rumänien) über die Stunde und die Form zu befinden, die ihnen für den Kriegseintritt opportun erscheinen. Gleichwohl wird ihnen nicht entgehen, daß sie sich, wenn sie allzu lange zaudern, der Gefahr aussetzen, den Anschluß zu verpassen. Schon erbebt das gehetzte Germanien in namenlosem Entsetzen unter dem Hufschlag der russischen Reiter. Es ist augenscheinlich, daß die Völker, die erst dem Sieg zu Hilfe eilen, dessen strahlendes Morgenrot sich bereits am Horizont abzuzeichnen beginnt, nicht auf die Belohnung rechnen können, die sie, wenn sie sich beeilten, noch … usw.‹ Es ist so, wie wenn es beim Theater heißt: ›Die letzten noch verbleibenden Plätze werden gleichfalls sehr bald vergeben sein. Nachzügler seien gewarnt!‹ – eine Argumentation, die um so törichter ist, als Norpois sie alle sechs Monate von neuem hervorkramt, wenn er den Rumänen regelmäßig vorhält: ›Die Stunde ist gekommen, in der Rumänien wissen muß, ob es seine nationalen Bestrebungen zu verwirklichen gedenkt oder nicht. Wenn es noch länger wartet, besteht die Gefahr, daß es plötzlich zu spät ist.‹[1] Nun ist aber in der Tat seit den drei Jahren, in denen er das wiederholt, nicht nur dieses ›Zu spät‹ niemals eingetreten, sondern die Angebote, die man Rumänien macht, werden vielmehr unaufhörlich gesteigert. Ebenso fordert er Frankreich oder wen immer auf, in Griechenland als Schutzmacht zu intervenieren, weil der Vertrag, durch den Griechenland an Serbien gebunden ist, nicht einge-

halten worden sein soll.[2] Wäre aber, Hand aufs Herz, Frankreich, wenn es sich nicht im Krieg befände und eine wohlwollende Neutralität Griechenlands zum eigenen Nutzen wünschte, auf die Idee gekommen, als Schutzmacht zu intervenieren, oder hätte es moralische Empörung darüber verspürt, daß Griechenland seine Verpflichtungen Serbien gegenüber nicht eingehalten hat? Schweigt es etwa nicht, sobald es sich um die ebenso flagrante Vertragsverletzung Rumäniens oder Italiens handelt, die mit gutem Grund, wie ich glaube, ebenso wie Griechenland ihre Verpflichtungen als Verbündete Deutschlands nicht eingehalten haben, allerdings wohl auch weniger umfassende und weitreichende Verpflichtungen, als behauptet wird?[1] Die Wahrheit ist, daß die Leute alles durch die Brille ihrer Zeitungen sehen, und wie könnte es anders sein, da sie ja persönlich weder von den betreffenden Persönlichkeiten noch von den Ereignissen wissen! Zur Zeit der Dreyfus-Affäre, für die Sie seltsamerweise so viel Leidenschaft aufgebracht haben, zu einer Zeit, von der man jetzt allgemein behauptet, wir seien von ihr durch Jahrhunderte getrennt – denn die Kriegsphilosophen haben erreicht, daß jedes Band zur Vergangenheit zerrissen ist –, schockierte es mich zu sehen, daß Mitglieder meiner Familie ihre höchste Achtung auf Antiklerikale verwandten, die einst für die Kommune eingetreten waren, ihnen aber nunmehr von ihrer Zeitung als Dreyfus-Gegner präsentiert wurden, hingegen aus guter Familie stammende, katholische, jedoch für die Revision plädierende Generäle mit Schimpf und Schande bedachten. Nicht weniger empört es mich zu sehen, wie alle Franzosen jetzt Kaiser Franz Joseph verabscheuen, den sie vorher verehrten – zu Recht, muß ich sagen, ich, der ich ihn gut kenne und den er als Cousin zu behandeln geruht. Ich habe ihm seit Kriegsbeginn nicht mehr geschrieben«, fuhr er fort wie jemand, der kühn einen Fehler eingesteht, von dem er weiß, daß man ihn nicht gut dafür tadeln kann. »Doch, im ersten Jahr, aber nur ein einziges Mal! Was wollen Sie, das ändert nichts an meiner Verehrung für

ihn, nur habe ich hier viele junge Verwandte, die in unseren Reihen kämpfen und es daher, wie ich weiß, sehr übel aufnehmen würden, wenn ich eine Korrespondenz mit dem Oberhaupt einer Nation weiterführte, die sich mit uns im Krieg befindet. Was wollen Sie? Mag mich doch kritisieren, wer will«, fügte er hinzu, als biete er sich mutig meinen Vorwürfen dar, »ich habe nicht gewollt, daß ein mit ›Charlus‹ unterzeichneter Brief in diesem Augenblick in Wien ankommt. Die schärfste Kritik, die ich an dem alten Souverän üben würde, ist, daß ein Herr seines Ranges, das Oberhaupt eines der ältesten und ruhmreichsten Häuser Europas, sich von einem im übrigen recht gescheiten Krautjunker leiten läßt, von diesem Wilhelm von Hohenzollern, der letzten Endes ein bloßer Emporkömmling ist[1] – eine der schockierendsten Anomalien dieses Kriegs.« Und da Monsieur de Charlus, sobald er sich auf den reinen Adelsstandpunkt stellte, der für ihn der letzten Endes ausschlaggebende war, immer bei außerordentlichen Kindereien endete, sagte er zu mir in dem gleichen Ton, als spreche er von der Marne oder von Verdun, es gebe da ganz kapitale und höchst merkwürdige Dinge, die nicht auslassen dürfe, wer einmal die Geschichte dieses Krieges schreiben wolle. »So zum Beispiel«, erklärte er mir, »sind die Leute so ignorant, daß niemand folgendes Kuriosum beobachtet hat. Der Großmeister des Malteserordens, der ein reiner Boche ist, lebt dessen ungeachtet weiterhin in Rom, wo er als Großmeister unseres Ordens das Privileg der Exterritorialität genießt.[2] Interessant!« fügte er mit einer Miene hinzu, als wolle er damit sagen: Sie sehen, Sie haben es nicht zu bereuen, daß Sie mir heute abend begegnet sind. Ich dankte ihm, und er setzte die bescheidene Miene eines Mannes auf, der kein Honorar verlangt. »Wo war ich doch gerade stehengeblieben? Ach ja, ich sagte, daß die Leute jetzt Franz Joseph hassen, weil ihre Zeitung es ihnen nahelegt. Über König Konstantin von Griechenland und den Zaren von Bulgarien hat die Meinung des Publikums mehrmals zwischen Ab-

neigung und Sympathie geschwankt, weil es abwechselnd hieß, sie würden sich auf die Seite der Entente oder auf die der Gruppe stellen, die Brichot die Zentralmächte nennt. Das ist so, wie wenn Brichot uns bei jeder Gelegenheit wiederholt: ›Venizelos' Stunde wird noch schlagen.‹ Ich zweifle nicht daran, daß Herr Venizelos ein höchst fähiger Staatsmann ist, aber wer sagt uns denn, daß die Griechen sich ihn wünschen? Er wolle, heißt es, daß Griechenland seine Verpflichtungen Serbien gegenüber erfüllt. Dazu müßte man erst einmal wissen, worin diese Verpflichtungen bestehen und ob sie sich weiter erstrecken als diejenigen, die Italien und Rumänien verletzten zu dürfen meinten. Wir machen uns Sorgen darüber, wie Griechenland seine Verträge erfüllt und seine Verfassung respektiert, die wir uns gewiß nicht machten, wenn es nicht in unserem eigenen Interesse läge. Wäre der Krieg nicht gekommen, meinen Sie, daß dann die ›Schutzmächte‹ auch nur die Auflösung der Kammer registriert hätten? Ich stelle einzig fest, daß man dem König von Griechenland eine Stütze nach der anderen entzieht, um ihn hinauszuwerfen oder ihn in dem Augenblick einzusperren, in dem er keine Armee mehr zu seiner Verteidigung hat. Ich sagte Ihnen, daß das Publikum den König von Griechenland und den König der Bulgaren einzig nach seiner Zeitung beurteilt. Wie aber könnte es über sie eine andere Meinung als die der Zeitung haben, da es sie ja gar nicht kennt? Ich habe sie sehr, sehr oft gesehen und bin mit Konstantin von Griechenland, der ein prachtvoller Bursche war, in seiner Diadochenzeit[1] recht gut bekannt gewesen. Ich habe immer gedacht, Kaiser Nikolaus hege eine große Schwäche für ihn. In allen Ehren natürlich. Die Prinzessin Christian[1] sprach ganz offen davon, aber diese Frau ist eine Pest. Was den Zaren der Bulgaren betrifft, ist er nicht ernst zu nehmen, ein ganz loser Vogel, dabei aber äußerst gescheit, im Grunde ein ungewöhnlicher Mann. Er ist mir sehr zugetan.«[2] Monsieur de Charlus, der so angenehm sein konnte, wurde widerwärtig, sobald er auf dieses Thema zu sprechen kam. Er

trug dabei eine Befriedigung zur Schau, wie sie einen schon bei einem Kranken reizt, der die ganze Zeit von seiner vorzüglichen Gesundheit spricht. Ich habe oft gedacht, daß die Getreuen, die in der Blindschleiche von Balbec aus seinem Mund so gern die Bekenntnisse vernommen hätten, denen er auswich, vielleicht dieses Zurschautragen einer Manie nicht ausgehalten hätten und mit einem Gefühl des Unbehagens, ähnlich dem, das uns in einem Krankenzimmer bis zu einem gewissen Grad den Atem verschlägt oder das man einem Morphinisten gegenüber verspüren würde, der vor aller Augen seine Spritze hervorholt, gerade sie diesen vertraulichen Mitteilungen, die sie zu wünschen glaubten, ein Ende bereitet hätten. Außerdem reizte es einen, wenn man hörte, wie alle Welt – wahrscheinlich sehr häufig ohne jeden Beweis – von jemandem beschuldigt wurde, der sich selbst nicht in jene spezielle Kategorie einbezog, welcher man ihn zugehörig wußte und in die er so gern die anderen einrangierte. Kurz, er, der doch so gescheit war, hatte sich in dieser Hinsicht eine Privatphilosophie zurechtgelegt (der vielleicht eine Spur jenes Sinns für kuriose Seltsamkeiten zugrunde lag, die Swann im »Leben« fand), die alles mit diesen speziellen Ursachen erklärte und ihn – notgedrungen, wie es unsere Marotten mit sich bringen – nicht nur unter seinem Niveau, sondern auch außerordentlich selbstzufrieden agieren ließ. So setzte er, der sonst so ernst und so edel wirken konnte, ein geradezu albernes Lächeln auf, sobald er einen Satz wie den folgenden von sich gab: »Da mutmaßlich ähnliche Beziehungen bei Ferdinand von Coburg und Kaiser Wilhelm eine Rolle spielen, könnte das der Grund für Zar Ferdinand sein, sich auf die Seite der ›Raubstaaten‹ zu schlagen. Ach Gott, das wäre ja ganz begreiflich, man ist immer nachgiebig einer ›Schwester‹ gegenüber, man kann ihr einfach nichts abschlagen. Ich fände, das wäre doch als Erklärung für die Allianz zwischen Bulgarien und Deutschland recht nett.« Über diese törichte Auslegung lachte Monsieur de Charlus so herzlich, als fände er sie

selbst überaus geistreich: eine Auslegung, die, selbst wenn sie auf Tatsachen beruht hätte, ebenso kindisch war wie die Überlegungen, die Monsieur de Charlus über den Krieg anstellte, sobald er ihn als Feudalherr oder als Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem[1] betrachtete. Er schloß mit einer Bemerkung, die allerdings treffender war: »Erstaunlich ist«, sagte er, »daß dieses Publikum, das die Menschen und Dinge des Krieges immer nur nach seiner Zeitung beurteilt, gleichwohl der Ansicht ist, es bilde sich eine Meinung aus eigener Kraft.«

Hierin hatte Monsieur de Charlus recht. Man hat mir erzählt, man müsse miterlebt haben, welche Pausen des Schweigens und Zögerns Madame de Forcheville einlegte – Pausen gleich denen, wie man sie nicht für die Kundgebung, sondern auch für die Formulierung einer persönlichen Meinung braucht –, bevor sie, als sei das ihre ganz private Ansicht, bemerkte: »Nein, ich glaube nicht, daß sie Warschau einnehmen werden«; »Ich habe nicht den Eindruck, daß es noch einen zweiten Winter dauern kann«; »Was ich nicht möchte, wäre ein fauler Friede«; »Was mir Angst macht, ist, wenn ich es Ihnen sagen soll, die Kammer«; »Doch, ich bin trotz allem der Meinung, daß ein Durchbruch gelingen wird!« Um solche Dinge zu sagen, setzte Odette eine affektierte Miene auf, die noch alberner wurde, wenn sie zum Beispiel erklärte: »Ich will nicht behaupten, daß sich die deutschen Armeen nicht gut geschlagen hätten, aber es fehlt ihnen das, was wir als ›Schneid‹ bezeichnen.« Um das Wort »Schneid« auszusprechen (oder auch nur den Ausdruck »Schlagkraft«), vollzog sie mit der Hand die gleiche Gebärde des Knetens und mit den Augen das gleiche Zwinkern wie Malschüler, die einen Atelierausdruck verwenden. Ihr privater Jargon trug mehr noch als früher merkliche Spuren ihrer Bewunderung für die Engländer, die sie nicht mehr wie ehemals nur als »unsere Nachbarn jenseits des Kanals« oder höchstens als »unsere Freunde, die Engländer«, sondern als »unsere loyalen Verbündeten« bezeichnen durfte. Ich brauche wohl nicht zu sa-

gen, daß sie es sich nicht nehmen ließ, bei jeder Gelegenheit den Ausdruck *fair play* zu verwenden, um auszudrücken, daß die Engländer die Deutschen für inkorrekte Spieler hielten, oder die Wendung: »Es kommt allein darauf an, daß wir den Krieg gewinnen, wie unsere treuen Verbündeten sagen.« Obendrein brachte sie recht ungeschickt den Namen ihres Schwiegersohns mit allem in Verbindung, was die englischen Soldaten und das Vergnügen betraf, das er darin fand, in intimem Umgang mit Australiern wie Schotten, Neuseeländern und Kanadiern seine Tage zu verbringen. »Mein Schwiegersohn Saint-Loup kennt jetzt recht gut die Umgangssprache all dieser braven *tommies.* Er verständigt sich gut sogar mit solchen, die aus den fernsten *dominions* stammen, und fraternisiert nicht nur mit dem diese Truppen kommandierenden General, sondern auch mit dem bescheidensten *private.*«

Es sei mir erlaubt, dieser Abschweifung über Madame de Forcheville, während ich an der Seite von Monsieur de Charlus die Boulevards entlangschlendere, eine andere, etwas längere hinzuzufügen, die für die Veranschaulichung jener Epoche dienlich ist, nämlich über die Beziehungen zwischen Madame Verdurin und Brichot. Der bedauernswerte Brichot wurde bereits von Monsieur de Charlus (der gleichzeitig sehr feinsinnig und mehr oder weniger bewußt deutschfreundlich war) ohne Nachsicht beurteilt; schlimmer noch aber wurde er von den Verdurins behandelt. Gewiß waren diese chauvinistisch und hätten eigentlich an den Artikeln Brichots Gefallen finden müssen, die im übrigen nicht geistloser waren als viele Elaborate, an denen sich Madame Verdurin ergötzte. Doch wird man sich zum einen vielleicht erinnern, daß schon in La Raspelière für die Verdurins Brichot aus dem großen Mann, als der er ihnen zunächst erschienen war, zwar nicht gerade ein Prügelknabe à la Saniette, aber doch die Zielscheibe kaum verhüllter Spöttereien geworden war. Freilich war er zu diesem Zeitpunkt noch ein Getreuer unter den Getreuen, was ihm einen Teil der stillschweigend durch die Statuten für alle

Gründungsmitglieder oder späteren Zugehörigen des Fähnleins vorgesehenen Vorteile sicherte. Als jedoch möglicherweise infolge des Kriegs oder infolge der unaufhaltsamen Herausbildung einer lange entbehrten Eleganz, deren unerläßliche und unsichtbar gebliebene Elemente seit längerem den Salon der Verdurins tränkten, sich dieser neuen Kreisen öffnete und die Getreuen, die zunächst für diese neuen Kreise den Anreiz dargestellt hatten, immer seltener eingeladen wurden, vollzog sich ein paralleles Phänomen für Brichot. Trotz Sorbonne und Institut war bis zum Krieg sein Ruhm über die Grenzen des Salon Verdurin nicht hinausgedrungen. Als er aber begann, fast täglich Artikel zu schreiben, die sich mit jenem falschen Glanz schmückten, den er früher so oft freigebig an die Getreuen verschwendet hatte, Artikel, in denen dennoch eine solide Gelehrsamkeit steckte, die er als würdiger Vertreter der Sorbonne nicht eben zu verbergen suchte, auch wenn er sie in ein angenehmes Kleid hüllte, war man in der »feinen Gesellschaft« vor Bewunderung außer sich. Endlich einmal schenkte sie ihre Gunst jemandem, der keine Null war und das Interesse durch die Fruchtbarkeit seiner Intelligenz und die Schätze seines Gedächtnisses zu fesseln vermochte. Und während drei Herzoginnen den Abend bei Madame Verdurin verbrachten, wetteiferten drei andere miteinander um die Ehre, zum Abendessen den großen Mann bei sich zu sehen, der eine der drei beehrte, denn er fühlte sich um so freier, als Madame Verdurin, außer sich über den Erfolg seiner Artikel im Faubourg Saint-Germain, Sorge trug, Brichot niemals einzuladen, wenn er einer berühmten Persönlichkeit hätte begegnen können, der er noch nicht bekannt war und die ihn schleunigst in ihre Netze ziehen würde. So hätte der Journalismus (in dem sich Brichot alles in allem unter Ehrungen und gegen vorzügliche Zusatzhonorare mit einer Spätlese dessen begnügte, was er sein ganzes Leben lang gratis und inkognito im Salon Verdurin verschwenderisch ausgeteilt hatte, denn seine Artikel kosteten ihn, geschwätzig und gelehrt wie

er war, keine größere Mühe als seine Causerien) Brichot zu unbestrittenem Ruhm führen können und schien es eine Zeitlang auch zu tun … wäre nicht Madame Verdurin gewesen. Gewiß waren Brichots Artikel weit davon entfernt, so hervorragend zu sein, wie man in der feinen Welt glaubte. Die Vulgarität des Menschen drängte sich überall unter der Pedanterie des Gelehrten hervor. Neben Bildern, die überhaupt nichts besagten (»Die Deutschen können dem Bild Beethovens nicht mehr ins Auge sehen«, »Schiller hat sich bestimmt im Grabe umgedreht«, »Die Tinte, mit der die Neutralität Belgiens paraphiert worden ist, war noch kaum getrocknet«, »Lenin spricht, doch Rußland ist groß und die Partei weit weg«), fanden sich Trivialitäten wie die folgenden: »Zwanzigtausend Gefangene, das will etwas heißen; unser Oberbefehlshaber wird wach sein, hellwach«; »Wir wollen siegen, damit ist alles gesagt.« Aber mit alledem vermischt so viel Wissen, so viel Einsicht, so viel Urteilskraft! Madame Verdurin jedoch begann niemals einen Artikel von Brichot zu lesen, ohne sich im voraus an seinen Lächerlichkeiten zu delektieren, und las ihn mit größter Aufmerksamkeit, damit ihr keine einzige entging. Leider hoffte sie nie vergeblich. Man wartete aber nicht einmal, bis man sie gefunden hatte. Das geglückteste Zitat eines allerdings wenig bekannten Autors – oder aus einem wenig bekannten Werk, auf das Brichot sich bezog – wurde als Beweis der unerträglichsten Pedanterie angeführt, und Madame Verdurin wartete mit Ungeduld auf die Stunde des Abendessens, um bei ihren Gästen Lachstürme zu entfesseln. »Nun, was sagen Sie zu dem Brichot von heute abend? Ich habe lebhaft an Sie gedacht, als ich das Cuvier-Zitat las. Wahrhaftig, ich glaube, er wird verrückt.« – »Ich habe ihn noch nicht gelesen«, sagte dann Cottard. »Wie, Sie haben ihn noch nicht gelesen? Aber Sie wissen ja gar nicht, um welches Vergnügen Sie sich bringen, wo er doch zum Totlachen ist.« In Wahrheit recht zufrieden, daß jemand den Artikel Brichots noch nicht gelesen hatte, so daß sie Gelegenheit bekam, auf

alle Lächerlichkeiten darin hinzuweisen, hieß Madame Verdurin den Kammerdiener den *Temps* bringen und las nun den Artikel mit lauter Stimme vor, wobei sie die einfachsten Sätze übertrieben betonte. Nach dem Abendessen wurde die Kampagne gegen Brichot fortgesetzt, doch jetzt unter falscher Heimlichtuerei. »Ich sage es lieber nicht laut, weil ich fürchte, daß dort hinten«, sagte sie, indem sie auf die Gräfin Molé wies, »eine gewisse Bewunderung herrscht. Man ist in der Gesellschaft noch naiver, als gemeinhin angenommen wird.« Madame Molé, der man durch ziemlich lautes Sprechen zu bedeuten bemüht war, daß von ihr die Rede war, während man sich gleichzeitig bemühte, durch gedämpfte Stimme anzudeuten, daß man von ihr nicht gehört werden wolle, verleugnete feige Brichot, den sie in Wahrheit neben Michelet stellte. Sie gab Madame Verdurin recht, und um dennoch etwas zu sagen, was ihr unbestreitbar erschien, bemerkte sie zum Schluß: »Man muß ihm allerdings lassen, daß seine Artikel sehr gut geschrieben sind.« – »Wie? Sie finden das gut geschrieben?« fragte Madame Verdurin. »Ich persönlich finde, er schreibt wie ein Schwein« – eine Kühnheit, die die Gäste aus der feinen Welt zum Lachen brachte, zumal Madame Verdurin, als erschrecke sie selbst vor dem Wort Schwein, es nur flüsternd und hinter vorgehaltener Hand zu artikulieren wagte. Ihre Wut gegen Brichot steigerte sich um so mehr, als dieser eine naive Befriedigung über seinen Erfolg zur Schau trug, trotz der Anfälle schlechter Laune, die bei ihm die Zensur jedesmal bewirkte, wenn sie, wie er es nannte, da er gern – um zu zeigen, daß er nicht hoffnungslos akademisch war – neue Wörter verwendete, einen Teil seines Artikels geschwärzt hatte. In seiner Gegenwart ließ sich Madame Verdurin – es sei denn durch eine gewisse mürrische Art, die einen scharfsinnigen Menschen gewarnt hätte – kaum anmerken, wie wenig sie sich aus dem machte, was Chochotte[1] da zusammenschrieb. Sie warf ihm nur einmal vor, er schreibe zu häufig »ich«. Er hatte tatsächlich die Gepflogenheit, unauf-

hörlich »ich« zu sagen, zunächst weil er sich einfach aus professoraler Gewohnheit ständig solcher Wendungen bediente wie: »Ich gebe zu, daß …« und sogar, anstatt zu sagen: »Es mag sein, daß …«, die Wendung vorzog: »Ich halte dafür, daß die enorme Ausdehnung der Front es nötig macht …«; vor allem aber kam er als alter militanter Dreyfus-Gegner, der die Kriegsvorbereitungen der germanischen Welt lange vor dem Krieg gewittert hatte, häufig in die Lage zu schreiben: »Ich habe schon im Jahre 1897 darauf aufmerksam gemacht«, »Im Jahre 1901 bereits habe ich klargestellt«, »In meiner heute sehr selten gewordenen kleinen Broschüre (*habent sua fata libelli* [1]) warnte ich bereits davor«, und so war er endlich bei dieser Gewohnheit geblieben. Er errötete heftig, als Madame Verdurin ihm, übrigens in ziemlich scharfem Ton, ihre Beobachtung mitteilte. »Sie haben ganz recht, Madame. Jemand, der die Jesuiten ebensowenig liebte wie Monsieur Combes[2] , wiewohl er keines Vorwortes aus der Feder unseres so angenehmen Meisters eines köstlichen Skeptizismus – Anatole France – teilhaftig geworden ist, der, wenn ich mich nicht täusche – vor der Sintflut! –, mein Gegner war, hat gesagt, das Ich sei hassenswert.«[3] Von diesem Augenblick an ersetzte Brichot »ich« durch »man«; dieses »man« hinderte freilich den Leser nicht daran zu erkennen, daß der Verfasser von sich sprach, erlaubte diesem aber, nunmehr unaufhörlich von sich zu reden, die geringste seiner Äußerungen zu kommentieren, aus einer schlichten Negation einen ganzen Artikel wuchern zu lassen, und alles unter dem Schutzmantel dieses »man«. Hatte zum Beispiel Brichot in irgendeinem früheren Artikel gesagt, die deutschen Armeen hätten etwas von ihrer Kampfkraft eingebüßt, so fing er nun folgendermaßen an: »Man will die Wahrheit nicht vertuschen. Man hat gesagt, die deutschen Armeen hätten an Schlagkraft eingebüßt. Man hat jedoch nicht gesagt, ihre Schlagkraft sei nicht mehr groß. Erst recht wird man nicht behaupten, sie verfügen jetzt über keinerlei Kampfkraft mehr. Man wird auch nicht sagen, daß das erober-

te Gebiet, wenn es schon nicht …« usw. Kurz, allein mit dem Hinweis auf alles, was er nicht sagen würde, und der Erinnerung an alles von ihm vor einigen Jahren Gesagte und an das, was Clausewitz, Jomini, Ovid und Apollonius von Tyana[4] im Lauf der Jahrhunderte gesagt haben mochten, hätte Brichot leicht den Stoff für einen umfänglichen Band gehabt. Es ist bedauerlich, daß er ihn nicht herausgebracht hat, denn jene stofflich so reichhaltigen Artikel sind heute schwer aufzutreiben. Nach dieser Abkanzelung durch Madame Verdurin begann der Faubourg Saint-Germain über Brichot zu lachen, solange man bei ihr war, bewunderte ihn aber weiterhin, sobald man das Klübchen verlassen hatte. Dann wurde es Mode, sich über ihn lustig zu machen, wie früher die Bewunderung für ihn Mode gewesen war, und selbst jene, die sich insgeheim gefesselt fühlten, wenn sie seine Artikel lasen, gaben ihren Standpunkt auf, sobald sie nicht mehr allein waren, und lachten mit, um nicht als weniger scharfsinnig zu gelten als die anderen. Niemals war im Klübchen soviel von Brichot die Rede gewesen wie zu dieser Zeit, doch geschah es, um ihn ins Lächerliche zu ziehen. Als ein Kriterium für die Intelligenz jeder Neuerwerbung galt, was der Betreffende von Brichots Artikeln hielt; wenn er beim erstenmal falsch reagierte, wurde er umgehend darüber belehrt, wie man sich als gewitzte Person auszuweisen habe.

»Kurz und gut, mein lieber Freund, das alles ist ganz furchtbar, und wir haben mehr zu beklagen als nur langweilige Artikel. Man spricht von Vandalismus, von zerstörten Kunstdenkmälern. Aber liegt Vandalismus nicht auch in der Zerstörung so vieler prachtvoller junger Leute, die ganz unvergleichliche polychrome Bildnisstatuen waren? Muß nicht eine Stadt, die über keine schönen Männer verfügt, den gleichen Eindruck erwecken wie eine Stadt, deren gesamter Bestand an Werken der Bildhauerkunst vernichtet ist? Was für ein Vergnügen kann ich darin finden, in einem Restaurant zu dinieren, in dem ich von alten Clowns bedient werde, die

schon Moos angesetzt und Ähnlichkeit mit dem Père Didon[1] haben, sofern es nicht sogar Frauen mit Häubchen auf dem Kopf sind, die mich glauben machen, ich sei in die Suppenküche Duval geraten?[1] Es ist doch so, mein Lieber, und ich glaube, ich sage das mit gutem Recht: Das wahre Schöne ist trotz allem das Schöne in lebendigem Stoff. Was für ein Vergnügen kann es bereiten, von rachitischen, kneiferbewehrten Gestalten das Mahl vorgesetzt zu bekommen, deren Visage man ansieht, weshalb sie zurückgestellt sind? Anders als früher darf man jetzt, wenn man in einem Restaurant seine Augen auf etwas Erfreulichem ruhen lassen will, nicht mehr die jungen Leute anschauen, die einen bedienen, sondern nur die Gäste, die sich dort befinden. Einem Angestellten konnte man wiederbegegnen, wenn sie auch häufig wechselten, aber woher soll man wissen, wer irgendein englischer Leutnant ist und wann er wiederkommt, da er ja vielleicht zum erstenmal hier auftaucht und morgen bereits gefallen sein kann? Als August der Starke, wie uns der bezaubernde Morand[2] , der großartige Verfasser der *Clarisse*, erzählt, eines seiner Regimenter gegen eine Sammlung chinesischer Vasen eintauschte, machte er meiner Meinung nach ein schlechtes Geschäft. Bedenken Sie, daß all die großen Lakaien, die zwei Meter lang waren und die monumentalen Treppen[3] unserer schönen Freundinnen schmückten, inzwischen umgekommen sind, nachdem sie sich großenteils zur Truppe gemeldet hatten, weil man ihnen immer wieder sagte, der Krieg würde zwei Monate dauern. Ach! Sie kannten nicht wie ich die Stärke Deutschlands, die Kraft der preußischen Rasse«, fuhr er selbstvergessen fort.

Doch als er bemerkte, daß er seinen Standpunkt zu deutlich hatte durchblicken lassen: »Ich fürchte weniger Deutschland für Frankreich als vielmehr den Krieg selbst. Die Leute hinter der Front bilden sich ein, der Krieg wäre nur ein gigantischer Boxkampf, dem sie dank ihrer Zeitung von ferne beiwohnen können. Aber so ist es eben nicht. Es handelt sich um eine

Krankheit, die, wenn sie an dem einen Punkt besiegt scheint, an einem anderen ausbricht. Ist heute Noyon befreit[1] , wird es morgen weder Brot noch Schokolade geben, und übermorgen wird derjenige, der sich unbehelligt wähnte und höchstens damit rechnete, zufällig getötet zu werden, außer sich sein, weil er in der Zeitung liest, daß sein Jahrgang aufgerufen ist. Was die Baudenkmäler betrifft, ist es weniger das Verschwinden eines in seiner Qualität unerreichten Kunstwerkes wie Reims[2] , was mich besonders entsetzt, als vielmehr die Tatsache, eine so ungeheure Quantität von Ensembles vernichtet zu sehen, die noch das geringste Dorf in Frankreich sehenswert und sogar reizvoll machten.«

Ich dachte sogleich an Combray, doch früher hatte ich geglaubt, mich in den Augen von Madame de Guermantes herabzusetzen, wenn ich zugab, wie bescheiden die Stellung war, die meine Familie in Combray innehatte. Ich fragte mich, ob die Guermantes und Monsieur de Charlus nicht durch Legrandin oder Swann oder Saint-Loup oder Morel davon erfahren hatten. Doch war mir diese Wissenslücke weniger peinlich als nachträgliche Erklärungen. Ich wünschte nur, Monsieur de Charlus spräche nicht von Combray.

»Ich will nichts Böses über die Amerikaner sagen, mein lieber Herr«, fuhr er fort, »es scheint, daß sie unerschöpflich großzügig sind, und da es in diesem Kriege keinen Dirigenten gegeben hat, sondern jeder lange nach dem andern in den Tanz eingetreten ist und die Amerikaner angefangen haben, als wir schlechterdings am Ende waren, mögen sie noch über eine Ausdauer verfügen, die bei uns nach vier Jahren Krieg einigermaßen ausgebrannt ist.[3] Selbst vor dem Krieg liebten sie unser Land, unsere Kunst, sie ließen sich unsere Meisterwerke etwas kosten. Viele von ihnen sind jetzt drüben. Aber eine solchermaßen entwurzelte Kunst, wie Barrès[4] sagen würde, ist das Gegenteil von dem, was von jeher den bezaubernden Reiz Frankreichs ausgemacht hat. Das Schloß erklärte die Kirche, die ihrerseits, weil sie früher ein Wallfahrtsort war,

die *Chanson de geste* erklärte. Ich brauche meinen Ursprung, meine Familienverbindungen nicht zu übertreiben, und darum geht es mir auch nicht. Letzthin aber mußte ich, um eine geschäftliche Frage zu regeln, trotz einer gewissen Abkühlung, die zwischen mir und dem jungen Paar eingetreten ist, meiner Nichte Saint-Loup, die in Combray wohnt, einen Besuch abstatten. Combray war nur eine kleine Stadt, wie es viele gibt. Unsere Vorfahren waren als Stifter auf mehr als einem Kirchenfenster dargestellt, und andere zeigten unsere Wappenschilde. Wir hatten dort unsere Kapelle und unsere Gräber. Diese Kirche ist von den Franzosen und Engländern zerstört worden, weil sie den Deutschen als Beobachtungsposten diente. Die Mischung aus immer noch fortlebender Geschichte und Kunst, wie sie in Frankreich bestand, geht verloren, und man sieht das Ende noch nicht ab. Natürlich will ich nicht aus privaten Erwägungen törichterweise die Zerstörung der Kirche von Combray mit der der Kathedrale von Reims vergleichen, einer wunderbaren gotischen Kathedrale, in der auf ganz natürliche Weise die Reinheit antiker Bildwerke wiedererstanden war, oder mit der von Amiens. Ich weiß nicht, ob der erhobene Arm des heiligen Firmin[1] heute zerschlagen ist. In diesem Fall ist die höchste Bekundung des Glaubens und der Kraft aus unserer Welt verschwunden.« – »Ihre Symbole nur, Monsieur!« antwortete ich ihm. »Dabei verehre ich gewisse Symbole genau so sehr wie Sie. Aber es wäre doch sinnlos, dem Symbol die Wirklichkeit zum Opfer zu bringen, die jenes symbolisiert. Die Kathedralen sollen und müssen bis zu dem Tag in Verehrung gehalten werden, an dem man, um sie zu schützen, die Wahrheiten verleugnen müßte, die gerade sie lehren. Der in einer beinahe militärischen Geste erhobene Arm des heiligen Firmin besagte: Mögen wir vernichtet werden, wenn es die Ehre verlangt. Gebt nicht Menschen für Steine hin, deren Schönheit daher rührt, daß sie für den Augenblick menschliche Wahrheiten gefaßt haben.« – »Ich verstehe, was Sie sagen wollen«, antwortete mir Monsieur de

Charlus, »und Monsieur Barrès, der uns leider nur allzu viele Wallfahrten zu dem Straßburger Monument und zum Grabe Déroulèdes zu machen veranlaßt hat, drückte sich rührend und elegant aus, als er schrieb, die Kathedrale von Reims sei uns weniger teuer als das Leben unserer Infanteristen[1] : eine Versicherung, die den Zorn unserer Zeitungen auf jenen deutschen General einigermaßen lächerlich erscheinen ließ, der den Oberbefehl hatte und erklärte, die Kathedrale von Reims sei ihm weniger kostbar als das Leben eines deutschen Soldaten.[2] Gerade das ist übrigens schwer zu ertragen, daß jedes Land das gleiche sagt. Die Gründe, aus denen die Industrieverbände Deutschlands den Besitz von Belfort für unerläßlich halten, nämlich um ihre Nation gegen unsere Revanchegelüste zu schützen, sind die gleichen wie die, aus denen Barrès Mainz fordert, um uns gegen die Invasionsgelüste der Boches zu versichern.[3] Weshalb ist die Rückerstattung von Elsaß-Lothringen Frankreich als unzulängliches Motiv für einen Krieg erschienen, aber als ausreichendes Motiv, um ihn fortzusetzen, ihn jedes Jahr von neuem zu erklären?[4] Sie sehen mir ganz so aus, als glaubten Sie, der Sieg sei Frankreich schon sicher, und Sie zweifeln gewiß nicht daran, daß auch ich es von ganzem Herzen wünsche. Aber seitdem zu Recht oder Unrecht die Alliierten sich des Sieges gewiß wähnen (ich meinerseits wäre natürlich entzückt über diese Lösung, aber ich sehe vor allem viele Siege auf dem Papier oder Pyrrhussiege mit einem Aufwand, über den wir nichts erfahren) und die Boches dessen nicht mehr so sicher sind, sieht man, daß Deutschland den Frieden herbeizuführen versucht, Frankreich hingegen den Krieg in die Länge zieht, dieses gerechte Frankreich, das anerkennenswerte Worte der Gerechtigkeit hören läßt, das aber doch zugleich auch die *douce France* [1] ist und lieber solche des Mitleids finden sollte, und wären es nur Worte für seine eigenen Kinder, damit die Blumen, die im Frühjahr wieder sprießen, etwas anderes als Gräber zu schmücken haben werden. Seien Sie offen, lieber Freund, Sie selbst

hatten mir eine Theorie vorgetragen, wonach die Dinge nur dank einem unaufhörlich neu unternommenen Schöpfungsakt existieren.[2] Die Erschaffung der Welt hat nicht ein für allemal stattgefunden, sagten Sie zu mir, sie findet unabwendbar alle Tage wieder statt. Nun, wenn Sie zu dieser Wahrheit stehen, können Sie von Ihrer Theorie auch den Krieg nicht ausnehmen. Unser trefflicher Norpois mag (indem er wieder einmal eine der alten rhetorischen Floskeln hervorholt, die ihm so teuer sind wie die ›Morgenröte des Sieges‹ oder ›der General Winter‹) ruhig schreiben: ›Jetzt, da Deutschland den Krieg gewollt hat, sind die Würfel gefallen.‹ Die Wahrheit ist, daß man jeden Morgen den Krieg von neuem erklärt. Derjenige, der ihn fortsetzen will, ist ebenso schuldig wie der, der ihn begonnen hat, ja vielleicht schuldiger, denn dieser sah möglicherweise nicht alle Schrecken des Krieges voraus.

Niemand aber behauptet, daß ein so sehr in die Länge gezogener Krieg, selbst wenn er einen siegreichen Ausgang nimmt, gefahrlos sei. Es ist schwierig, von Dingen zu sprechen, für die es keinen Präzedenzfall gibt, oder von den Rückwirkungen auf den Organismus, die sich aus einer Operation ergeben, wenn diese zum erstenmal vorgenommen wird. Tatsächlich gehen Neuerungen, denen man mit Unruhe entgegensieht, meist glatt über die Bühne. Die Besonnensten unter den Republikanern glaubten, es sei Wahnsinn, die Trennung von Kirche und Staat zu vollziehen. Sie ging aber völlig reibungslos vonstatten. Dreyfus wurde rehabilitiert, Picquart Kriegsminister, ohne daß jemand mit der Wimper gezuckt hätte.[1] Was aber muß man von einer Überbeanspruchung befürchten, die ein mehrere Jahre andauernder Krieg darstellt! Was werden die Männer nach der Heimkehr tun? Wird die Zermürbung sie zerbrochen oder in den Wahnsinn getrieben haben? All das kann schlecht ausgehen, und wenn auch nicht für Frankreich, so doch für die Regierung, allermindestens aber für die Regierungsform. Sie haben mir früher einmal das bewundernswerte Werk von Maurras, *Aimée de Coigny*, zu

lesen gegeben. Es sollte mich sehr wundern, wenn nicht irgendeine Aimée de Coigny von der Entwicklung des Krieges, den die Republik führt, das gleiche erwarten sollte, was im Jahr 1812 Aimée de Coigny von dem Krieg des Kaiserreiches erwartet hat.[2] Wenn diese Aimée unserer Zeit existiert, werden ihre Hoffnungen dann in Erfüllung gehen? Ich selber wünsche es nicht.

Um auf den Krieg zurückzukommen: Ist jener erste, der ihn begonnen hat, Kaiser Wilhelm gewesen? Ich bezweifle es. Wenn er es aber war, hat er dann anderes getan als zum Beispiel Napoleon, etwas freilich, was ich persönlich ganz abscheulich finde? Dennoch wundere ich mich, daß es den Beweihräucherern Napoleons solches Grauen einflößt, Leuten, die wie General Pau[3] am Tag der Kriegserklärung ausgerufen haben: ›Auf diesen Tag habe ich vierzig Jahre lang gewartet. Es ist der schönste Tag meines Lebens.‹ Gott weiß, wie sehr ich protestiert habe, als in der Gesellschaft den Nationalisten, den Militärs eine ganz unangemessene Stellung eingeräumt wurde, als jeder Freund der Künste verdächtig schien, sich mit vaterlandsfeindlichen Dingen zu beschäftigen, als jede Kultur, die nicht kriegerisch war, verderblich geheißen wurde! Kaum behielt jemand, der wirklich zur Gesellschaft gehörte, neben einem General etwas von seiner Geltung. Eine Wahnsinnige hätte mich um ein Haar Monsieur Syveton[1] vorgestellt. Sie werden mir sagen, daß das, was ich intakt zu erhalten versuche, nur die Regeln des Gesellschaftslebens sind. Doch trotz ihrer anscheinenden Frivolität hätten diese vielleicht helfen können, manche Auswüchse zu verhindern. Ich habe immer Hochachtung vor den Leuten gehabt, die die Grammatik oder die Logik verteidigen. Fünfzig Jahre später ist man sich klar darüber, daß sie große Gefahren bannten. Unsere Nationalisten sind die größten Deutschenfresser, die radikalsten Jusquauboutisten, die man sich denken kann. Aber nach fünfzehn Jahren hat ihre Philosophie sich gründlich gewandelt. Tatsächlich drängen sie jetzt auf Fortsetzung des

Kriegs. Aber sie tun es nur, um eine kriegerische Rasse auszurotten und aus Liebe zum Frieden. Denn eine kriegerische Kultur, eben das, was sie vor fünfzehn Jahren so schön fanden, flößt ihnen jetzt Grauen ein. Nicht nur werfen sie Preußen vor, es habe dem militärischen Element zur Vorherrschaft verholfen, sondern sind auch der Meinung, daß militärische Kulturen immer und überall zum Untergang all dessen beigetragen haben, was sie jetzt kostbar finden: nicht allein die Künste, sondern sogar die Galanterie. Es genügt, daß einer ihrer früheren Kritiker sich zum Nationalismus bekehrt hat, damit er gleichzeitig ein Freund des Friedens wird. Er ist davon überzeugt, daß in allen kriegerischen Kulturen die Frau eine demütige und unterdrückte Rolle gespielt hat. Man wagt ihm nicht entgegenzuhalten, daß im Mittelalter die Damen der Ritter und Dantes Beatrice ihren Platz vielleicht auf einem ebenso hohen Thron einnahmen wie die Heldinnen des Monsieur Becque[2] . Ich warte nur darauf, daß ich nächstens bei Tisch unterhalb von einem russischen Revolutionär oder von einem unserer Generäle zu sitzen komme, der Krieg führt aus Grauen vor dem Krieg und um ein Volk dafür zu bestrafen, daß es ein Ideal hochhält, in dem diese Leute selbst vor fünfzehn Jahren den einzigen Energiespender sahen. Der unglückliche Zar wurde noch vor ein paar Monaten geehrt, weil er die Konferenz im Haag[1] zusammengebracht hatte. Jetzt aber, da man dem freien Rußland huldigt, vergißt man seinen Anspruch auf Ruhm. So dreht sich das Rad der Welt.[2] Und dennoch spricht Deutschland in einem Maße die gleiche Sprache wie Frankreich, daß man meinen könnte, einer zitiere den anderen, wenn er unermüdlich wiederholt, er ›kämpfe um das Überleben‹. Wenn ich lese: ›Wir kämpfen gegen einen unversöhnlichen und grausamen Feind, bis wir einen Frieden erlangt haben werden, der uns in Zukunft vor jedem Überfall beschützt, auf daß das Blut unserer tapferen Soldaten nicht umsonst geflossen ist‹ oder aber: ›Wer nicht für uns ist, ist wider uns‹[3] , dann weiß ich nicht, ob dieser Satz von Kaiser

Wilhelm oder von Monsieur Poincaré stammt, denn abgesehen von einigen Varianten haben sie alle beide ihn an die zwanzigmal gesagt, obwohl ich in Wahrheit bekennen muß, daß der Kaiser in diesem Fall den Präsidenten der Republik kopiert. Frankreich hätte vielleicht keinen Wert darauf gelegt, den Krieg länger fortzusetzen, wenn es schwach geblieben wäre, vor allem aber hätte Deutschland es nicht so eilig gehabt, ihn zu beenden, wenn es nicht aufgehört hätte, stark zu sein. Gar so stark, denn stark, das werden Sie sehen, ist es immer noch.«

Er hatte sich angewöhnt, beim Sprechen sehr laut zu schreien[4] , aus Nervosität und aus dem Bedürfnis, ein Ventil für Eindrücke zu finden, die er loswerden mußte – da er nie eine Kunst betrieben hatte – wie ein Flieger seine Bomben, und wäre es auf freiem Feld, sogar da, wo seine Worte niemanden erreichten, erst recht aber, wenn er sich in Gesellschaft befand, wo alles, was er sagte, zufällig irgendwo und er aus Snobismus, aus Vertrauen zu seinem Urteil Gehör fand, ja sogar – so sehr tyrannisierte er seine Zuhörer – notfalls mit Gewalt erzwang oder erhielt, weil man ihn fürchtete. Auf den Boulevards war dieses Pathos ein Zeichen seiner Verachtung für die Passanten, um derentwillen er ebensowenig die Stimme senkte, wie er ihnen aus dem Weg gegangen wäre. Seine Stimme ertönte, erdröhnte vielmehr zur allgemeinen Verwunderung und machte für die Leute, die sich umdrehten, Meinungsäußerungen hörbar, die uns den Ruf des Defätismus hätten einbringen können. Ich machte Monsieur de Charlus darauf aufmerksam, ohne jedoch mehr zu erreichen, als daß ich seine Lachlust reizte. »Geben Sie zu, daß das sehr komisch wäre!« sagte er zu mir. »Alles in allem«, fuhr er fort, »kann man ja nie wissen, und jeder von uns ist allabendlich in Gefahr, am folgenden Morgen unter ›Vermischtes‹ seinen Platz zu finden. Warum sollten sie mich nicht in den Gräben von Vincennes erschießen?[1] Das gleiche ist meinem Großonkel, dem Herzog von Enghien, widerfahren. Ein gewisser Pö-

bel wird durch den Durst nach adligem Blut völlig um den Verstand gebracht; darin ist er von feinerer Witterung als die Löwen. Sie wissen ja, daß es für jene Bestien schon genügen würde, daß Madame Verdurin einen Kratzer auf der Nase hätte, um sich auf sie zu stürzen. Auf, wie man in meiner Jugend gesagt hätte, ihrem Zinken.« Und er begann lauthals zu lachen, als befänden wir uns allein in einem Salon.

Mitunter fragte ich mich – denn ich sah, wie ziemlich fragwürdige Individuen beim Vorbeigehen von Monsieur de Charlus aus dem Schatten auftauchten und sich in einer gewissen Entfernung von ihm scharten –, ob es ihm angenehmer wäre, wenn ich ihn allein ließe oder wenn ich nicht von seiner Seite wiche. So fragt sich jemand, der einem an häufigen epileptiformen Anfällen leidenden Greis begegnet und dem schwankenden Gang abliest, daß mit aller Wahrscheinlichkeit ein solcher Anfall unmittelbar bevorsteht, ob seine Gesellschaft als die eines möglichen Helfers erwünscht ist oder eher gefürchtet als die eines Zeugen, vor dem jener den Anfall verbergen möchte und dessen Gegenwart möglicherweise befördert, was sonst durch völlige Ruhe am Ausbruch gehindert werden könnte. Die Möglichkeit des Ereignisses, von dem man nicht weiß, ob man sich dabei abseits halten soll oder nicht, zeigt sich bei dem Kranken durch taumelnde Bewegungen an, die er wie ein Trunkener vollführt. Bei Monsieur de Charlus indessen wurden die verschiedenen divergierenden Positionen, jene Anzeichen eines möglichen Zwischenfalls, bei dem ich mir nicht sicher war, ob er wünschte oder fürchtete, daß meine Gegenwart sein Eintreten verhinderte, wie in einer kunstvollen Inszenierung nicht von dem Baron, der unbeirrt geradeaus schritt, eingenommen, sondern von einer ganzen Schar von Statisten. Allerdings glaube ich, daß es ihm lieber war, die Begegnung zu vermeiden, denn er zog mich in eine Querstraße, die dunkler war als der Boulevard und wohin von diesem unaufhörlich – sofern sie nicht umgekehrt zu ihm hinströmten – Soldaten jeder Waffengattung und jeder Natio-

nalität strömten: eine Flut von Jugend, Ersatz und Trost für Monsieur de Charlus nach dem Abströmen aller Männer an die Front, das zu Anfang der Mobilmachung Paris gleichsam pneumatisch entleert hatte. Monsieur de Charlus fand kein Ende, die glänzenden Uniformen zu bewundern, die an uns vorüberzogen und Paris zu etwas so Kosmopolitischem machten, wie ein Hafen es ist, und zugleich zu etwas so Unwirklichem wie die Dekoration, die ein Maler aus ein paar Architekturelementen nur zusammengestellt hat, um sie als Vorwand für eine Schau der vielfältigsten und schillerndsten Kostüme benutzen zu können.

Er bewahrte seine ganze Hochachtung und Zuneigung für jene großen Damen, die des Defätismus[1] beschuldigt wurden, so wie früher jenen, denen vorgeworfen wurde, sie nähmen für Dreyfus Partei. Er bedauerte nur, daß sie, indem sie sich zur Politik herabließen, der »Polemik der Journalisten« eine Zielscheibe boten. Für ihn hatte in Hinsicht auf sie sich nichts geändert, denn seine Frivolität berief sich auf die Grundlage, daß die mit Schönheit und Vorrechten verbundene Geburt das einzig Beständige war, Krieg und Dreyfus-Affäre hingegen vulgäre, vergängliche Moden. Hätte man die Herzogin von Guermantes erschossen, weil sie dabei überrascht worden war, einen Separatfrieden mit Österreich stiften zu wollen, wäre sie ihm darum nicht minder edel und strahlend erschienen, als uns heute Marie-Antoinette erscheint, die zum Tode durch Enthauptung verurteilt worden ist. In solchen Augenblicken wirkte Monsieur de Charlus edel wie ein Saint-Vallier oder ein Saint-Mégrin[2] , hielt sich gerade, aufrecht, majestätisch, sprach mit feierlichem Ernst und bewies ausnahmsweise keine jener Marotten, durch die Männer seiner Art sich zu verraten pflegen. Doch warum gibt es unter ihnen keinen, dessen Stimme jemals richtig klingt? Selbst in diesem Moment, in dem die seine dem größten Ernst so nahe war, klang sie immer noch falsch und hätte des Stimmers bedurft.

Im übrigen wußte Monsieur de Charlus buchstäblich nicht, wohin er den Kopf wenden sollte; oft hob er ihn, während er bedauerte, daß er keinen Feldstecher bei sich hatte, der ihm jedoch nicht von großem Nutzen gewesen wäre, denn in weit größerer Zahl als gewöhnlich war überall Militär zu sehen, sogar am Himmel, weil die Zeppelinangriffe vor zwei Tagen die Behörden in Alarm versetzt hatten. Die Aeroplane, die ich vor wenigen Stunden noch insektengleich als braune Flecken vor dem blauen abendlichen Firmament hatte erscheinen sehen, zogen nun in der Dunkelheit dahin, die noch tiefer war wegen der zum Teil gelöschten Straßenlaternen, so daß sie jetzt nur mehr wie leuchtende Signalschiffe wirkten. Der größte Eindruck von Schönheit, den diese menschlichen Sternschnuppen uns boten, war vielleicht, daß sie uns veranlaßten, zum Himmel aufzuschauen, zu dem man sonst nur selten die Augen hebt. Dieses Paris, das ich im Jahr 1914 in fast wehrloser Schönheit die Bedrohung durch den nahenden Feind hatte erwarten sehen, war jetzt wie seinerzeit in den ewig alten, unwandelbaren Glanz eines grausam geheimnisvollen heiter-klaren Mondes getaucht, der über die noch intakten Bauwerke die zweckfreie Schönheit[1] seiner Lichtflut ergoß: und wie im Jahre 1914, mehr noch als 1914, gab es auch etwas anderes, Lichter von anderer Art, intermittierende Feuer, von denen man wußte, daß sie durch Menschenwillen gelenkt waren – sei es von diesen Flugzeugen, sei es von den Scheinwerfern auf dem Eiffelturm her –, durch eine freundlich gesinnte Wachsamkeit, die einem die gleiche Art von tiefer Bewegung schenkte, die gleiche Art von Dankbarkeit und Ruhe einflößte, wie ich sie auf der Stube Saint-Loups, in der Zelle jenes militärischen Klosters erlebt hatte, in dem, bevor sie eines Tages ohne Zögern in strahlender Jugend das Opfer darbrachten, so viele glühende und gehorsame Herzen sich ertüchtigt hatten.

Nach dem Angriff zwei Tage zuvor, bei dem am Himmel mehr Leben als auf der Erde zu herrschen schien, hatte sich

jener beruhigt wie das Meer nach einem Sturm. Doch wie das Meer nach einem Sturm war er noch nicht wieder zu völliger Befriedung gelangt. Flugzeuge stiegen noch immer wie Feuerwerkskörper auf, um sich den Sternen zuzugesellen, und Scheinwerfer ließen langsam über den durch sie gefächerten Himmel wie blassen Sternenstaub ihre wandernden Milchstraßen ziehen. Indessen reihten sich Aeroplane mitten unter die Sternbilder ein, und man hätte sich in der Tat in einer anderen Hemisphäre wähnen können, wenn man solch »neue Sterne«[1] gewahrte.

Monsieur de Charlus äußerte mir gegenüber seine Bewunderung für die Flieger, und da er niemals darauf verzichten konnte, seiner Deutschfreundlichkeit ebenso freien Lauf zu lassen wie seinen sonstigen Neigungen – wenn auch die eine wie die anderen verleugnend –, sagte er: »Im übrigen muß ich doch sagen, daß ich die Deutschen ebenso bewundere, wenn sie in ihre Gothas steigen. Und erst die Zeppeline: Stellen Sie sich nur vor, was für ein Mut dazu gehört! Sie sind eben einfach Helden. Was macht es schon, daß sie ihre Bomben auf Zivilisten werfen, da ja Batterien auf sie gerichtet sind? Haben Sie Angst vor den deutschen Flugzeugen oder vor der Kanone?« Ich bekannte, ich hätte keine, aber vielleicht täuschte ich mich. Da meine Trägheit mir die Gewohnheit verschafft hatte, meine Arbeit von einem Tag auf den nächsten zu verschieben, stellte ich mir zweifellos vor, es könne mit dem Tode ebenso sein. Warum sollte man Angst vor einer Kanone haben, die, wie man überzeugt ist, einen an ebendiesem Tag nicht treffen wird? Überhaupt fügten die vereinzelt in meinen Gedanken aufsteigenden Vorstellungen von Bombenabwürfen und meinem eventuellen Tod für mich zu dem Bild, das ich mir beim Auftauchen der Luftschiffe machte, nichts Tragisches hinzu bis zu dem Tag, an dem ich von einem von ihnen, einem vor meinen Augen hin und her geschüttelten und an einem bewegten Himmel von streifigen Nebelschwaden überwallten, einem jener Flugzeuge, die ich mir,

obwohl ich wußte, daß sie Mordinstrumente waren, immer nur als sternenhaft und himmlisch vorgestellt hatte, am Abendhimmel die Bewegung eines auf uns gezielten Bombenabwurfs ausgehen sah. Die unmittelbare Wirklichkeit einer Gefahr wird ja erkennbar nur in dem Neuen, das man nicht auf etwas bereits Bekanntes zurückführen kann und das man als Impression bezeichnet; oft – so auch hier – konzentriert es sich auf eine Linie, eine Linie in diesem Fall, die einer Absicht entsprach: eine Linie, hinter der eine verborgene, sie umformende Macht stand, während über dem Pont de la Concorde rings um den drohenden und bereits eingekreisten Aeroplan, ganz als ob in den Wolken sich die Brunnen der Champs-Élysées, der Place de la Concorde und der Tuilerien widerspiegelten, die Leuchtfontänen der Scheinwerfer in den Himmel aufstiegen, ihrerseits Linien voller Absicht, einer vorsorglichen und beschützenden Absicht, einer Absicht mächtiger und weiser Männer, denen ich, wie eines Nachts in der Kaserne von Doncières, dankbar war, daß ihre Kraft geruhte, sich die Mühe zu nehmen, mit so schöner Präzision über uns zu wachen.

Die Nacht war ebenso schön wie 1914, als Paris ebenso bedroht gewesen war. Der Mondschein war wie mildes stetes Magnesiumlicht[1] , das uns erlaubte, ein letztes Mal nächtliche Bilder jener schönen Stadtansichten, der Place Vendôme, der Place de la Concorde, aufzunehmen, an denen ich in meinem Grauen vor den Granaten, die sie vielleicht zerstören würden, gerade infolge des Kontrastes zu ihrer noch intakten Schönheit besondere Fülle wahrnahm, als ob sie sich vordrängten, um ihre wehrlose Architektur den Einschlägen darzubieten. »Haben Sie keine Furcht?« wiederholte Monsieur de Charlus. »Die Pariser machen sich die Lage offenbar nicht klar. Ich höre, daß Madame Verdurin alle Tage Empfänge gibt. Ich weiß es nur vom Hörensagen, persönlich habe ich keinerlei Kenntnis davon, denn ich habe ganz mit ihr gebrochen«, fügte er hinzu, indem er nicht nur die Augen, als wäre gerade ein

Telegraphenbote vorbeigekommen, sondern auch Kopf und Schulter senkte und einzig den Arm in einer Gebärde hob, wie man sie macht, um, wenn auch nicht gerade ein: Ich wasche meine Hände in Unschuld, so doch ein: Ich kann Ihnen gar nichts darüber sagen (ich hatte ihn freilich auch nichts gefragt) damit auszudrücken. »Ich weiß, daß Morel immer noch viel dort verkehrt«, fuhr er fort (es war das erstemal, daß er zu mir wieder von ihm sprach). »Es heißt, das Vergangene tue ihm leid, er wünsche sich mir wieder zu nähern«, fügte er hinzu, wobei er die ganz dem Faubourg Saint-Germain gemäße Leichtgläubigkeit eines Menschen bewies, der sagt: Es ist viel davon die Rede, daß Frankreich mehr Kontakt als je mit Deutschland hat und daß sogar Unterhandlungen im Gange sind, und die eines Liebhabers, den die schroffsten Zurückweisungen noch immer nicht entmutigt haben. »Nun wenn er will, dann muß er es nur sagen. Ich bin älter als er, es ist nicht an mir, den ersten Schritt zu tun.« Letzteres war so augenscheinlich, daß er es nicht eigens hätte sagen müssen. Zudem aber war es nicht einmal aufrichtig, und deshalb schämte man sich für ihn so sehr, denn man spürte, daß er, wenn er sagte, es sei nicht an ihm, den ersten Schritt zu tun, diesen bereits tat, da er nur darauf wartete, daß ich anbot, bei der Annäherung den Vermittler zu spielen.

Gewiß kannte ich die naive oder geheuchelte Gutgläubigkeit jener, die jemanden lieben oder bei jemandem nicht empfangen werden und daraufhin diesem Jemand einen Wunsch unterstellen, den er trotz unausgesetzten Umwerbens nie bekundet hat. Doch an dem plötzlich bebenden Ton, mit dem Monsieur de Charlus seine Worte stockend hervorbrachte, an dem unsicheren Blick, der auf dem Grund seiner Augen flackerte, merkte ich, daß noch etwas anderes vorlag als bloßes banales Insistieren. Ich täuschte mich nicht, und ich werde gleich von den beiden Begebenheiten erzählen, die es mir nachträglich bewiesen haben (was die zweite angeht, greife ich um viele Jahre vor, da sie erst aus der Zeit nach dem Ab-

leben von Monsieur de Charlus stammt. Dieses sollte erst sehr viel später erfolgen, und wir werden noch Gelegenheit haben, ihn mehrmals sehr verändert gegenüber jenem zu sehen, als den wir ihn gekannt haben, besonders das letzte Mal, zu einem Zeitpunkt, als er Morel schon ganz vergessen hatte). Was die erste dieser Begebenheiten betrifft, trug sie sich nur zwei oder drei Jahre nach dem Abend zu, an dem ich in der geschilderten Weise mit Monsieur de Charlus die Boulevards entlanggegangen war. Zwei Jahre etwa nach diesem Abend also traf ich Morel. Ich dachte sofort an Monsieur de Charlus und an das Vergnügen, das es für ihn bedeuten würde, dem Geiger wieder zu begegnen; infolgedessen bat ich diesen eindringlich, er möge ihn besuchen, wäre es auch nur ein einziges Mal. »Er ist gut zu Ihnen gewesen«, sagte ich zu Morel, »er ist alt, er kann sterben. Man muß solche Streitigkeiten von früher beilegen können und die Spuren des Bruchs zum Verschwinden bringen!« Morel schien völlig meiner Meinung zu sein, was die Wünschbarkeit einer solchen Befriedung betraf, lehnte aber gleichwohl kategorisch ab, Monsieur de Charlus auch nur ein einziges Mal zu besuchen. »Sie haben unrecht«, sagte ich zu ihm. »Ist das nun Eigensinn oder Furcht, Bosheit oder unangebrachte Eigenliebe? Ist es Tugendhaftigkeit (Sie dürfen sicher sein, daß Sie sie keiner Gefahr aussetzen würden) oder Koketterie?« Da aber antwortete mir der Geiger mit zitternder Stimme, während er bei dem Geständnis, das ihm offenbar äußerst schwerfiel, das Gesicht verzog: »Nein, es ist von alledem nichts; auf die Tugend pfeife ich. Bosheit? Es ist im Gegenteil soweit gekommen, daß ich ihn fast bedaure. Es ist auch nicht Koketterie, sie wäre unnütz; auch Trägheit ist es nicht, ich habe tagelang nichts zu tun als die Daumen zu drehen. Nein, alles das ist es nicht, es ist – aber sagen Sie es niemandem, ich bin im Grunde verrückt, daß ich es Ihnen bekenne – es ist … es ist … einfach Angst!« Und er begann tatsächlich an allen Gliedern zu zittern. Ich gestand ihm, daß ich nicht recht begriffe, was er meine. »Nein, fragen Sie mich

nicht weiter danach. Reden wir nicht mehr davon. Sie kennen ihn nicht wie ich, ich darf sogar sagen, daß Sie ihn überhaupt nicht kennen.« – »Aber was soll er Ihnen denn tun? Er wird um so weniger danach trachten, Ihnen etwas anzutun, als sicher kein Groll mehr zwischen Ihnen beiden besteht. Und außerdem, im Grunde, Sie wissen es ja, ist er doch ein sehr guter Mensch.« – »Zum Teufel, und wie ich weiß, daß er ein guter Mensch ist! Das Zartgefühl und die Redlichkeit in Person! Aber lassen Sie mich, bitte, sprechen wir nicht mehr davon. Ich flehe Sie an, es ist schmachvoll zu sagen, aber ich habe Angst!«

Die zweite Begebenheit, wie gesagt, ergab sich erst nach dem Tod von Monsieur de Charlus. Man brachte mir einige Erinnerungsstücke, die er mir hinterlassen hatte, und dazu einen Brief in dreifachem Umschlag, der mindestens zehn Jahre vor seinem Tod geschrieben worden war. Doch er war damals ernstlich krank gewesen und hatte seine Verfügungen getroffen; dann hatte er sich wieder erholt, bevor er später in jenen Zustand fiel, in dem wir ihn an dem Tag einer Matinee der Fürstin von Guermantes antreffen werden. Der Brief aber, der mit den Gegenständen, die er einigen Freunden vermachte, in einem Geldschrank verblieben war, hatte dort sieben Jahre lang geruht, sieben Jahre, in denen er Morel vollständig vergessen hatte. Der Brief war mit feinliniger, fester Handschrift geschrieben und lautete:

»Mein lieber Freund, die Wege der Vorsehung sind unerforschlich. Zu Zeiten bedient sie sich des *Fehlers* eines mittelmäßigen Menschen, um die hohe Tugend eines Gerechten am Straucheln zu hindern. Sie kennen Morel, Sie wissen, woher er kommt und zu welchen Höhen – nämlich auf die meine – ich ihn zu erheben gedachte. Sie wissen, daß er es vorgezogen hat, nicht zu Staub und Asche zurückzukehren, aus denen jeder Mensch als der wahrhafte Phönix, der er ist, sich wieder

erheben kann, sondern zu dem Kot, in dem die Viper auf dem Bauche kriecht. Er hat sich fallen lassen, das aber hat mich vor dem Fall bewahrt. Sie wissen, daß mein Wappen die Devise unseres Herrn Jesus Christus trägt: *Inculcabis super leonem et aspidem* [1] , zugleich mit einem Mann, unter dessen Füßen wie eine bloße heraldische Stütze ein Löwe und eine Schlange ruhen. Wenn ich den Löwen in meiner eigenen Brust überwinden konnte, so ist es dank der Schlange und ihrer Klugheit geschehen, die ich allzu leichtfertig einen Fehler nannte, denn die tiefe Weisheit des Evangeliums hat daraus eine Tugend gemacht, eine Tugend wenigstens für die anderen. Unsere Schlange mit dem – solange ein selbst verzauberter Zauberer da war, der sie beschwor – so harmonischen Zischen war nicht nur musikalisch und kriecherisch, sie besaß auch bis zur Feigheit jene Tugend, die ich jetzt für göttlich halten muß, nämlich die Klugheit der Vorsicht. Diese göttliche Vorsicht war es, die sie taub machte für die Aufforderungen, mit denen ich durch die Vermittlung anderer sie zu mir zurückführen wollte, und ich werde keinen Frieden in dieser Welt und keine Hoffnung auf Verzeihung in der anderen finden, bevor ich Ihnen nicht dieses Geständnis abgelegt habe. Sie, die Schlange ist darin das Werkzeug der göttlichen Weisheit gewesen, denn ich hatte beschlossen, sie nicht lebend von mir gehen zu lassen. Er – sie – oder ich. Ich war entschlossen, sie zu töten. Gott hat ihr die Vorsicht angeraten und mich damit vor einem Verbrechen bewahrt. Ich zweifle nicht, daß das Eingreifen des Erzengels Michael, meines heiligen Schutzpatrons, eine große Rolle dabei gespielt hat, und ich bitte ihn, mir zu verzeihen, daß ich ihn Jahre hindurch so sehr vernachlässigt und so schlecht die unzähligen Beweise seiner Güte beantwortet habe, die er mir zuteil werden ließ, zumal im Kampf gegen das Böse. Ich verdanke diesem Diener Gottes – ich bekenne es aus der Fülle meines Glaubens und meiner Einsicht –, daß der himmlische Vater Morel eingegeben hat, nicht zu mir zu kommen. Und nun ist die Stunde

meines Todes gekommen.

Ihr Ihnen treulich ergebener,

semper idem

P. G. Charlus.«

Da begriff ich Morels Angst; gewiß enthielt der Brief eine große Portion Hochmut und viel Literatur. Aber das Geständnis klang ehrlich. Morel kannte eben besser als ich die »quasi verrückte Seite«, die auch Madame de Guermantes an ihrem Schwager entdeckt hatte, und wußte, daß sie sich nicht, wie ich bis dahin geglaubt hatte, auf die kurzlebigen Schaustücke oberflächlicher und fruchtloser Wut beschränkt hatte.

Kehren wir jedoch zu unserem Ausgangsspunkt zurück. Ich gehe also die Boulevards entlang, neben Monsieur de Charlus, der mich soeben als möglichen Vermittler für die Eröffnung von Friedensverhandlungen mit Morel zu gewinnen suchte. Da er merkte, daß ich schwieg, fuhr er fort: »Ich weiß gar nicht, warum er nicht spielt; man macht jetzt keine Musik mehr unter dem Vorwand, daß Krieg sei, aber man tanzt, man speist in Restaurants, und die Frauen erfinden ›Ambrine‹[1] für ihre Haut. Feste füllen die Tage aus, die vielleicht, wenn die Deutschen noch weiter vorrücken, die letzten unseres Pompeji gewesen sein werden. Und gerade dadurch wird es von der Frivolität erlöst werden. Sofern nämlich die Lava eines deutschen Vesuvs (ihre Marinegeschütze sind ja nicht weniger fürchterlich als ein Vulkan) sie bei der Toilette überrascht und ihre Geste im Versteinern für die Ewigkeit aufbewahrt, werden die Kinder sich später bilden, indem sie in illustrierten Schulbüchern die Gräfin Molé betrachten, wie sie gerade eine letzte Schminkschicht auflegen wollte, bevor sie sich zu einem Abendessen bei einer ihrer Schwägerinnen begab, oder

Sosthène de Guermantes, wie er mit einem vollendenden Pinselstrich seine falschen Brauen nachzog. Das wird dann den Stoff für die Vorlesungen künftiger Brichots abgeben; die Frivolität einer Epoche wird, wenn zehn Jahrhunderte vergangen sind, zur Materie profundester Gelehrsamkeit, besonders wenn sie dank einer vulkanischen Eruption oder der Lava ähnliche Substanzen, die bei einem Bombardement niedergegangen sind, intakt erhalten bleibt. Was für Dokumente wird die künftige Geschichtsschreibung dadurch erhalten, daß giftige Gase wie jene, die aus dem Vesuv aufstiegen, und Erdstürze wie die, unter denen Pompeji begraben wurde, jene leichtsinnigen Häuser konservieren, die ihre Bilder und Statuen noch nicht nach Bayonne weggeschafft haben! Überhaupt, haben wir nicht schon seit einem Jahr wenigstens Teilansichten jenes Pompeji vor Augen, wenn wir Abend für Abend mit ansehen, wie die Leute in die Keller stürzen, nicht um mit einer alten Flasche Mouton-Rothschild oder Saint-Émilion heraufzukommen, sondern um sich selbst und das, was sie an kostbarer Habe ihr eigen nennen, dort unten zu verbergen, den Priestern von Herkulaneum gleich, die vom Tod in dem Augenblick überrascht wurden, als sie die heiligen Tempelgef äße in Sicherheit bringen wollten? Immer führt die Anhänglichkeit an das Objekt den Untergang des Besitzers herbei. Paris ist nicht wie Herkulaneum von Herkules gegründet. Aber wie viele Ähnlichkeiten drängen sich gleichwohl auf! Diese Hellsichtigkeit, die uns beschert ist, ist jedoch nicht erst ein Produkt unserer Epoche, auch alle anderen Epochen besaßen sie. Wenn ich denke, daß uns morgen das gleiche Los ereilen kann wie die Städte am Fuß des Vesuv, so stelle ich fest, daß auch diese sich von dem Schicksal der Städte der Bibel bedroht fühlten, auf die der Bannstrahl niederfiel. Man hat auf den Mauern eines pompejanischen Hauses die aufschlußreiche Inschrift gefunden: *Sodoma, Gomora* [1] .« Ich weiß nicht, ob es an dem Namen Sodom und der Vorstellung lag, die er in ihm weckte, oder ob ihn der Ge-

danke an ein Bombardement beherrschte, jedenfalls hob Monsieur de Charlus einen Augenblick lang die Augen zum Himmel, gleich darauf aber lenkte er sie zur Erde zurück. »Ich bewundere alle Helden dieses Kriegs«, sagte er. »Da sind zum Beispiel, mein Lieber, die englischen Soldaten, die ich zu Anfang in etwas leichtfertiger Weise als bloße Fußballspieler angesehen habe, die anmaßend genug wären, sich mit Berufsspielern – und noch dazu was für welchen! – zu messen. Nun, ich muß sagen, rein ästhetisch betrachtet, gleichen sie sehr wohl den Athleten Griechenlands, jawohl Griechenlands, mein Lieber, sie sind wie die Jünglinge Platons[2] oder besser noch wie die Spartaner. Freunde von mir sind nach Rouen gegangen, wo sie ihr Lager haben, sie haben dort Wunderbares gesehen, wahre Weltwunder, wie man sie sich gar nicht vorstellen kann. Rouen ist nicht mehr Rouen, es ist eine andere Stadt. Natürlich gibt es auch noch das alte Rouen mit den abgezehrten Heiligen seiner Kathedrale. Auch das ist sehr schön, versteht sich, aber es ist etwas anderes. Und unsere Poilus! Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich an den Poilus Geschmack finde oder unseren Pariser Leutchen, sehen Sie wie dem da, der gerade vorübergeht mit seiner kecken, aufgeweckten und drolligen Miene. Es kommt oft vor, daß ich sie anspreche und einen Augenblick mit ihnen plaudere. Wieviel geistige Feinheit, wieviel gesunden Sinn trifft man häufig bei ihnen an! Und wie amüsant und nett sind die Burschen aus der Provinz mit ihrem gerollten R und ihrem dialektalen Jargon! Ich selbst habe immer auf dem Lande gelebt, in Bauernhöfen genächtigt, ich kenne ihre Sprache; doch die Bewunderung für die Franzosen darf uns nicht veranlassen, den Gegner zu verkennen, denn das hieße uns selbst geringschätzen. Sie ahnen nicht, was für ein Soldat der deutsche Soldat ist, Sie haben ihn eben nicht gesehen wie ich, wenn er im Paradeschritt, im Stechschritt *unter den Linden* vorbeidefiliert.« Und noch einmal auf das Ideal der Männlichkeit zurückkommend, das er mir in Balbec skizziert hatte, das aber mit der Zeit bei ihm eine

philosophischere Form angenommen hatte, wobei er übrigens zu den absurdesten Argumenten gelangte, die immer wieder, selbst wenn er sich eben noch auf einer gewissen Höhe bewegt hatte, die allzu dünne Bildungsdecke des bloßen Weltmanns – wenn auch eines sehr gescheiten Weltmanns – erkennen ließ, fuhr er fort: »Sehen Sie, dieser prachtvolle Bursche, ich meine den Boche als Soldaten, ist ein kraftvolles, ein gesundes Geschöpf, das einzig an die Größe seines Landes – Deutschland über alles! – denkt, was im Grund gar nicht so dumm ist, während wir, da jene sich mannhaft wappneten, im Dilettantismus versanken.« Dieses Wort bedeutete wahrscheinlich für Monsieur de Charlus irgend etwas der Literatur Verwandtes, denn gleich darauf, zweifellos weil er sich erinnerte, daß ich die Literatur liebte und kurze Zeit die Absicht gehabt hatte, mich ihr ganz zu widmen, schlug er mir auf die Schulter (er nutzte diese Geste, um sich so sehr auf mich zu stützen, daß es mich schmerzte wie früher beim Militär der Rückstoß des sechsundsiebziger Gewehrs[1] gegen mein Schulterblatt) und sagte, als wolle er seinen Vorwurf etwas mildern: »Ja, wir sind im Dilettantismus versunken, wir alle, auch Sie, erinnern Sie sich nur, Sie müssen wie ich Ihr *mea culpa* sprechen, wir alle sind nur zu sehr Dilettanten gewesen.« Überrascht durch den Vorwurf, bar aller Schlagfertigkeit, verehrungsvoll höflich meinem Gesprächspartner gegenüber und gerührt von seiner freundschaftlichen Güte, gab ich ihm eine Antwort, als müsse auch ich, seiner Aufforderung gemäß, mir an die Brust schlagen, was gänzlich töricht war, denn ich hatte mir nicht die Spur von Dilettantismus vorzuwerfen. »Nun, also«, erklärte er darauf, »ich verlasse Sie jetzt« (die Gruppe, die ihn von weitem eskortierte, hatte sich endlich von uns gelöst), »ich gehe jetzt schlafen wie ein sehr alter Herr, um so mehr, als offenbar der Krieg alle unsere Gewohnheiten verändert hat, wie es Norpois in einem jener idiotischen Aphorismen behauptet, die ihm so teuer sind.« Ich wußte im übrigen, daß Monsieur de Charlus, wenn er sich nach Hause begab,

dennoch sehr wohl mitten unter Soldaten blieb, denn er hatte sein Stadtpalais in ein Militärlazarett verwandelt, wobei er im übrigen, wie ich glaube, mehr als den Vorspiegelungen seiner Einbildungskraft dem Drängen seines guten Herzens nachgegeben hatte.

Die Nacht war klar und von keinem Hauch bewegt; ich stellte mir vor, daß die Seine, wie sie durch die von den Brückenbogen und ihrem Widerschein gebildeten Kreise floß, dem Bosporus ähnlich sehen müsse.[1] Und wie ein Symbol jener Invasion, die Monsieur de Charlus in seinem Defätismus voraussagte, oder aber der Waffenhilfe, die unsere muselmanischen Brüder den Armeen Frankreichs leisteten, schien der wie eine Messingmünze schmale und krummgebogene Mond den Pariser Himmel unter das orientalische Zeichen des Halbmonds zu stellen.

Doch beim Adieu-Sagen drückte er mir für einen Augenblick die Hand, als wolle er sie zerquetschen, was eine deutsche Eigentümlichkeit aller Leute ist, die so geartet sind wie der Baron, und ein paar Sekunden lang knetete er sie mir, wie Cottard es ausgedrückt hätte, als wolle er meinen Gelenken eine Geschmeidigkeit wiedergeben, die sie gar nicht eingebüßt hatten. Bei manchen Blinden ersetzt das Tastgefühl in gewissem Ausmaß das Gesicht. Ich weiß nicht so recht, welchen anderen Sinn es in diesem Falle vertrat. Er glaubte mir vielleicht nur die Hand zu drücken, so wie er gewiß meinte, einen Senegalesen, der gerade im Dunkeln vorüberging und nicht zu bemerken geruhte, wie sehr er bewundert wurde, nur anzuschauen. In beiden Fällen täuschte sich der Baron. Er sündigte durch ein Übermaß an Intensität der Berührung wie des Blicks. »Ist hierin nicht der ganze Orient eines Decamps, eines Fromentin, eines Ingres, eines Delacroix enthalten?«[1] sagte er zu mir, immer noch durch den Anblick des vorbeigehenden Senegalesen wie gebannt. »Sie wissen ja, ich persönlich interessiere mich für die Dinge und die Geschöpfe immer nur als Maler oder als Philosoph. Im übrigen bin ich zu alt.

Aber wie schade, daß nicht einer von uns beiden, um das Bild zu vervollständigen, eine Odaliske ist.«

Weder der Orient Decamps' noch der Delacroix' suchte nun meine Einbildungskraft heim, als der Baron mich verlassen hatte, sondern der alte Orient jenes *Tausendundeiner Nacht*, das ich so sehr geliebt hatte, und während ich mich mehr und mehr in dem Netz dieser dunklen Straßen verlor, dachte ich an den Kalifen Harun al Raschid[2] , wie er sich in den entlegenen Stadtvierteln Bagdads auf die Suche nach Abenteuern begab. Andererseits war ich bei der herrschenden Wärme vom Gehen erhitzt und hatte Durst, doch seit langem waren alle Bars geschlossen, und wegen des Treibstoffmangels machten sich die wenigen von Levantinern oder Negern gelenkten Autodroschken, denen ich begegnete, nicht einmal die Mühe, auf mein Zeichen zu reagieren. Der einzige Ort, an dem ich mir etwas hätte zu trinken bestellen und wieder zu Kräften kommen können, um darauf heimzukehren, wäre ein Hotel gewesen.

In der ziemlich weit vom Stadtzentrum entfernten Straße, in der ich mich befand, waren diese aber, seitdem die Gothas ihre Bomben auf Paris warfen, samt und sonders geschlossen. Beinahe ebenso stand es um die Läden der Geschäftsleute, die wegen des Mangels an Angestellten oder von Furcht gepackt auf das Land geflüchtet waren und an ihrer Tür nur eine – gewöhnlich handgeschriebene – Ankündigung zurückgelassen hatten, die die Wiedereröffnung für einen fernen und höchst problematischen Zeitpunkt in Aussicht stellte. Die Betriebe, die noch überlebten, kündigten in gleicher Form an, daß sie in der Woche nur zweimal geöffnet hatten. Man spürte, daß Elend, Verlassenheit und Furcht dieses ganze Viertel bewohnten. Um so überraschter war ich, daß unter diesen verlassenen Häusern eines stand, in dem viel mehr das Leben Grauen und Untergang besiegt zu haben und Betriebsamkeit und Reichtum aufrechtzuerhalten schien. Hinter den geschlossenen Läden jedes einzelnen Fensters offenbarte das Licht, das wegen

der Polizeivorschriften gedämpft war, gleichwohl den Verzicht auf jegliche Sparmaßnahmen. Unaufhörlich ging die Tür, um neuen Besuchern Eintritt zu gewähren und andere hinauszulassen. Es war ein Hotel, das wegen des Geldes, das seine Besitzer verdienen mußten, sicherlich die Eifersucht aller benachbarten Geschäftsleute erregte; und es erregte gleichfalls meine Neugier, als ich etwa fünfzehn Meter von mir entfernt, das heißt zu weit, als daß ich in der tiefen Dunkelheit ihn hätte erkennen können, einen Offizier heraustreten sah.

Etwas jedoch verblüffte mich, das weder an seinem Gesicht lag, das ich nicht sehen konnte, noch an seiner von einem großen Umhang verdeckten Uniform, sondern an dem außerordentlichen Mißverhältnis zwischen der Zahl der verschiedenen Punkte, die sein Körper passierte, und der geringen Anzahl von Sekunden, in denen sich dies vollzog und dabei wie der Ausfallversuch eines Belagerten wirkte. Obwohl ich ihn nicht eigentlich erkannte, dachte ich deshalb, wenn nicht an die Haltung, die Schlankheit, das Tempo, die rasche Beweglichkeit Saint-Loups, so doch an die Art von Allgegenwart, die ihn so sehr auszeichnete. Der Uniformierte, der imstande war, in so kurzer Zeit so viele verschiedene Positionen im Raum einzunehmen, war, ohne mich bemerkt zu haben, in einer Seitenstraße verschwunden, und ich blieb im Zweifel zurück, ob ich dieses Hotel tatsächlich betreten sollte, dessen bescheidenes Aussehen mich starke Bedenken hegen ließ, ob wirklich Saint-Loup es soeben verlassen haben konnte.[1] Ich erinnerte mich unwillkürlich daran, daß Saint-Loup zu Unrecht in eine Spionageaffäre verwickelt worden war, weil man seinen Namen in Briefen fand, die ein deutscher Offizier bei sich getragen hatte. Volle Rehabilitierung war ihm von seiten der Militärbehörde damals zuteil geworden. Trotz allem brachte ich diese Erinnerung in Zusammenhang mit dem, was ich jetzt vor mir sah. War dieses Hotel ein Spionagenest? Der Offizier war bereits seit ein paar Minuten verschwunden, als

ich einfache Soldaten verschiedener Waffengattungen eintreten sah, was mich in meiner Vermutung noch bestärkte. Andererseits verspürte ich ungewöhnlichen Durst. Sehr wahrscheinlich würde ich hier etwas zu trinken finden, und benutzte dies als Vorwand, um trotz der Unruhe, die sich darunter mischte, meine Neugier zu befriedigen.

Ich nehme also an, daß nicht die durch diese Begegnung geweckte Neugier der eigentliche Beweggrund für mich war, die aus wenigen Stufen bestehende Treppe hinaufzusteigen, an der oben der Eingang zu einer Art Vestibül der Hitze wegen offenstand. Ich glaubte zuerst, meine Neugier nicht befriedigen zu können, denn von der Treppe aus, auf der ich im Dunkeln stehenblieb, sah ich mehrere Personen, die kamen und ein Zimmer wünschten, doch die Antwort erhielten, es sei keines mehr frei. Offenbar sprach gegen sie aber alleine, daß sie nicht zu dem Spionagering gehörten, denn als sich kurz darauf ein Matrose einstellte, beeilte man sich, ihm Zimmer Achtundzwanzig zu geben. Ich konnte, ohne selbst in der Dunkelheit erkannt zu werden, ein paar Soldaten und zwei Arbeiter sehen, die sich in einem stickigen Raum, der hochtrabend mit farbigen, aus Magazinen und illustrierten Zeitschriften ausgeschnittenen Frauenbildnissen geschmückt war, friedlich unterhielten. Man unterhielt sich also friedlich, nicht ohne dabei patriotische Ideen zu äußern: »Was willst du«, sagte der eine, »man wird dasselbe tun wie die Kameraden.« – »Ah! Sicherlich glaube ich nicht, daß ich fallen werde«, antwortete auf einen Wunsch hin, den ich nicht gehört hatte, ein anderer, der, wenn ich es recht verstand, sich am folgenden Tag an einen gefährlichen Frontabschnitt im Feld begeben sollte. »Das wäre ja noch schöner, mit zweiundzwanzig Jahren, wo ich überhaupt erst seit einem halben Jahr diene. So etwas wäre doch wirklich stark«, rief er in einem Ton aus, der mehr noch als den Wunsch, lange zu leben, das Gefühl verriet, logisch zu argumentieren, als die Tatsache, daß er noch keine zweiundzwanzig Jahre alt war, ihm eine größere Chance

einräumen müsse, am Leben zu bleiben, ja, als sei es ganz unmöglich, daß er fallen könne. »In Paris ist es fabelhaft«, sagte ein anderer. »Man hat das Gefühl, hier herrsche gar kein Krieg. Und du, Julot, willst du dich noch immer melden?« – »Aber sicher melde ich mich, ich habe doch auch Lust, diesen dreckigen Boches tüchtig eins draufzugeben.« – »Na, dieser Joffre, das ist ein Mann, der mit den Ministerweibern schläft, das ist keiner, der irgend etwas schafft.« – »Schlimm, daß man hier solche Sachen hören muß«, meinte ein etwas älterer Flieger und fuhr dann, zu dem Arbeiter gewendet, der eben jene Bemerkung gemacht hatte, fort: »Ich würde Ihnen raten, solche Reden nicht zu führen, wenn Sie an der Front sind; unsere Poilus würden sonst bald kurzen Prozeß mit Ihnen machen.« Die Banalität dieser Unterhaltung machte mir keine große Lust, noch mehr davon zu hören, und ich hatte gerade die Absicht gefaßt, einzutreten oder die Stufen wieder hinabzusteigen, als ich durch die folgenden Worte, die ich erschauernd hörte, aus meiner Gleichgültigkeit gerissen wurde: »Das ist doch erstaunlich, daß der Patron nicht wiederkommt, aber freilich, wie er um diese Zeit noch Ketten auftreiben will, kann ich mir nicht recht denken.« – »Wo der doch schon gefesselt ist …« – »Natürlich ist er gefesselt, sicher, er ist gefesselt und ist es doch nicht; wenn mich einer so fesselte, käme ich wieder los.« – »Aber das Vorlegeschloß ist doch zugesperrt.« – »Natürlich ist es zugesperrt, aber das bekommt man zur Not wieder auf. Die Sache ist die, daß die Ketten eben nicht lang genug sind. Du wirst mir das nicht erklären wollen, wo ich ihn die ganze Nacht verdroschen habe, daß mir das Blut nur so über die Hände gelaufen ist.« – »Bist du heute abend mit Schlagen dran?« – »Nein, heute nicht, heute ist Maurice an der Reihe. Am Sonntag bin ich dran, der Patron hat mir sein Wort gegeben.« Ich verstand jetzt, weshalb man die kräftigen Arme des Seemanns hatte brauchen können. Und daß man friedliche Bürger ferngehalten hatte, lag nicht etwa daran, daß dieses Hotel ein Spionagenest war. Ein furchtbares

Verbrechen sollte hier begangen werden, sofern nicht jemand rechtzeitig erschien, um es aufzudecken und die Schuldigen festnehmen zu lassen. Alles dies bewahrte in der friedlichen, wenn auch bedrohten Nacht dennoch so sehr den Anschein eines Traumes, einer Märchenerzählung, daß ich mit dem Stolz eines Gerichtsherrn und dem Lustgefühl eines Poeten zugleich entschlossen in das Hotel trat.

Ich berührte leicht meinen Hut, und die anwesenden Personen erwiderten, ohne sich stören zu lassen, mehr oder weniger höflich meinen Gruß. »Können Sie mir sagen, an wen ich mich wenden muß? Ich möchte ein Zimmer und etwas zu trinken bestellen.« – »Warten Sie eine Minute, der Patron ist gerade fort.« – »Aber der Chef ist oben«, bemerkte ein anderer. »Du weiß doch, daß er nicht gestört werden darf.« – »Glauben Sie, daß ich ein Zimmer bekommen kann?« – »Warum nicht, das glaube ich schon.« – »Zimmer Dreiundvierzig muß frei sein«, meinte der junge Mann, der sich in der Sicherheit wiegte, daß er nicht fallen werden, weil er erst zweiundzwanzig Jahre alt war. Er rückte ein wenig auf dem Sofa zur Seite, um mir Platz zu machen. »Wie wäre es, wenn man das Fenster öffnete, es ist furchtbar rauchig hier drinnen!« schlug der Flieger vor. Tatsächlich rauchte alles Pfeife oder Zigaretten. »Ja, aber dann macht erst die Fensterläden zu, ihr wißt doch, daß kein Licht nach außen dringen darf wegen der Zeppeline.« – »Es kommen keine Zeppeline mehr. Die Zeitungen haben selbst gesagt, wir hätten alle schon heruntergeholt.« – »Es kommen keine mehr, es kommen keine mehr, was weißt denn du davon? Wenn du wie ich fünfzehn Monate an der Front gewesen bist und dein fünftes Boche-Flugzeug abgeschossen hast, dann kannst du mitreden. Den Zeitungen darf man nicht glauben. Sie waren erst gestern über Compiègne, sie haben eine Mutter mit ihren beiden Kindern getötet.« – »Eine Mutter mit ihren beiden Kindern!« rief mit funkelnden Augen und einer Miene tiefen Mitleids der junge Mann, der hoffte, er werde nicht fallen, und der im übrigen

ein energisches, offenes und ungemein sympathisches Gesicht hatte. »Sie haben keine Nachricht von dem langen Julot, seine Patin[1] hat schon seit acht Tagen keinen Brief von ihm, es ist das erstemal, daß er so lange keine Nachricht gibt.« – »Wer ist seine Patin?« – »Das ist die Dame, die die Bedürfnisanstalt unterhalb dem Olympia besorgt.« – »Schlafen sie miteinander?« – »Was sagst du da? Sie ist verheiratet und überhaupt eine gesetzte Person. Sie schickt ihm jede Woche Geld, sie hat eben ein gutes Herz. Das ist eine prima Frau.« – »Da kennst du ihn also, den langen Julot?« – »Ob ich ihn kenne!« erwiderte mit Wärme der junge Mann von zweiundzwanzig Jahren. »Er ist sogar einer von meinen besten Freunden. Es gibt nicht viele, die mir so wert sind wie er, er ist ein guter Kamerad, zu jedem Dienst bereit. Oh! Das will ich meinen, daß das ein schweres Unglück wäre, wenn dem etwas zugestoßen wäre.« Jemand schlug ein Würfelspiel vor, und an der fieberhaften Eile, mit der der junge Mann von zweiundzwanzig Jahren die Würfel ausschüttete und die Resultate mit Augen verkündete, die ihm aus dem Kopf quollen, konnte man leicht erkennen, daß er die Mentalität eines Spielers besaß. Ich verstand nicht recht, was jemand darauf zu ihm sagte, doch in einem Ton tiefen Mitleids rief er aus: »Julot ein Zuhälter! Ja, er sagt, er wäre ein Zuhälter. Er ist aber doch völlig unfähig. Ich habe selbst gesehen, wie er seine Frau bezahlt hat, jawohl, er hat sie vor meinen Augen bezahlt. Das heißt, ich will nicht beschwören, daß Jeanne l'Algérienne ihm nicht einmal etwas gegeben hat, aber sicher nicht mehr als fünf Francs, und das von einer Frau, die in einem Haus angeschafft hat, wo sie am Tag mehr als fünfzig Francs verdient hat. Wenn einer sich da nur fünf Francs geben läßt! Da muß man schön dumm sein. Und jetzt ist sie an der Front, ich gebe gern zu, sie hat ein hartes Leben, aber dafür verdient sie auch, was sie will; schicken jedenfalls tut sie ihm nichts. Ha! Ein Zuhälter soll der lange Julot sein? Da gäbe es aber viele, die sich so nennen müßten. Er ist nicht nur kein Zuhälter, sondern meiner Mei-

nung nach ein Idiot.« Der Älteste der Runde, dem der Chef zweifellos deswegen aufgetragen hatte, auf ein gewisses anständiges Verhalten zu achten, hörte, da er für einen Augenblick ausgetreten war, nur den Schluß der Unterhaltung. Er konnte sich aber nicht enthalten, einen Blick auf mich zu werfen, und war sichtlich unangenehm von der Wirkung berührt, die sie auf mich haben mußte. Ohne sich allerdings speziell an den jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren zu wenden, der diese Theorie über die käufliche Liebe auseinandergesetzt hatte, bemerkte er ganz allgemein: »Ihr redet viel zuviel und zu laut. Das Fenster steht offen, es gibt Leute, die zu dieser Stunde schlafen. Ihr wißt, wenn der Patron zurückkäme und euch hier so reden hörte, wäre ihm das nicht recht.«

Genau in diesem Augenblick hörte man die Tür gehen; alle schwiegen, da sie offenbar meinten, es werde der Patron sein, aber es war nur ein ausländischer Autochauffeur, der allgemein mit großem Hallo begrüßt wurde. Beim Anblick einer prächtigen Uhrkette, die sich über die Weste des Chauffeurs zog, warf ihm der junge Mann von zweiundzwanzig Jahren einen heiter fragenden Blick zu, auf den ein Brauenrunzeln und ein strenges Augenzwinkern in meine Richtung erfolgte. Ich begriff, daß er mit dem ersten Blick hatte sagen wollen: Na, was hast du denn da, hast du die gestohlen? Meinen herzlichen Glückwunsch! Der zweite aber bedeutete zweifellos: Sag nichts, da ist dieser Kerl, den wir gar nicht kennen. Mit einemmal erschien der Patron, unter der Last von einigen Metern dicker eiserner Ketten schwitzend, die ausgereicht hätten, mehrere Sträflinge zu fesseln. »Habe ich mich abgeschleppt!« sagte er. »Wenn ihr nicht solche Faulpelze wärt, hätte ich nicht selbst hinzugehen brauchen.« Ich erklärte ihm, daß ich ein Zimmer wolle: »Für ein paar Stunden nur, ich habe keinen Wagen gefunden und fühle mich nicht ganz wohl. Aber ich hätte gerne etwas zu trinken.« – »Pierrot, geh in den Keller, hole Cassis und sage, sie sollen Zimmer Dreiundvierzig herrichten. Da schellt es schon wieder von Zimmer Sieben.

Krank wollen die sein. Krank, na, da weiß man schon Bescheid, das sind Leute, die koksen, sie sehen schon halb verblödet aus. Die müssen wir rausschmeißen. Sind auf Zimmer Zweiundzwanzig die Betten frisch bezogen? Gut! Da schellt Zimmer Sieben. Lauf mal schnell hinauf. Nanu, Maurice, was tust du denn noch hier? Du weißt doch, du wirst erwartet, mach dich fort nach Zimmer Vierzehn A. Und beeile dich gefälligst ein bißchen.« Da machte sich Maurice schleunigst auf und folgte dem Patron, der, peinlich berührt, daß ich seine Ketten gesehen hatte, mit seiner Last verschwand. »Wieso kommst du denn so spät?« fragte der junge Mann von zweiundzwanzig Jahren den Chauffeur. »Wieso spät? Es ist sogar noch eine Stunde zu früh. Aber es ist draußen zu heiß zum Herumlaufen. Ich bin erst auf Mitternacht bestellt.« – »Zu wem gehst du denn?« – »Zur ›schönen Pamela‹«, sagte der orientalische Chauffeur, der beim Lachen schöne weiße Zähne entblößte. »Ah!« machte der junge Mann von zweiundzwanzig Jahren.

Bald konnte ich mich in mein Zimmer Dreiundvierzig hinaufbegeben, doch die Luft im Zimmer war so stickig und meine Neugier so groß, daß ich schnell meinen Cassis trank und die Treppe wieder hinunterging; dann aber kam mir eine andere Idee: Ich machte kehrt und stieg über die Etage von Zimmer Dreiundvierzig hinaus bis nach oben.[1] Plötzlich war mir, als dringe aus einem Zimmer, das am Ende eines Korridors lag, unterdrücktes Stöhnen. Ich machte schnell ein paar Schritte und legte mein Ohr an die Tür. »Ich flehe Sie an, Gnade, Gnade, Mitleid, machen Sie mich los, schlagen Sie nicht so stark auf mich ein!« sagte eine Stimme. »Ich küsse Ihre Füße, ich demütige mich vor Ihnen, ich will es nicht wieder tun. Haben Sie Mitleid mit mir!« – »Nein, du elender Schuft«, antwortete eine andere Stimme, »und wenn du noch lange schreist und auf den Knien herumrutschst, fesseln wir dich eben ans Bett, Pardon gibt es hier nicht.« Und ich hörte ein Geräusch wie vom Niedersausen einer Klopfpeitsche, an

der sich wahrscheinlich scharfe Nägel befanden, denn dem Geräusch folgten Schmerzensschreie. Da bemerkte ich, daß es ein kleines Rundfenster auf den Flur gab, an dem aus Versehen der Vorhang nicht zugezogen war; leise im Dunkeln vorwärtsschleichend, rückte ich bis zu diesem Fensterchen vor, und da sah ich, an sein Lager gefesselt wie Prometheus an seinen Felsen, im Begriff, die Schläge einer tatsächlich mit spitzen Nägeln versehenen Klopfpeitsche entgegenzunehmen, die Maurice auf ihn niederfallen ließ, da sah ich, bereits in seinem Blut schwimmend und mit Striemen bedeckt, die bewiesen, daß diese Züchtigung nicht zum erstenmal erfolgte, da sah ich vor mir Monsieur de Charlus.[1] Plötzlich ging die Tür auf, und jemand kam herein, der mich glücklicherweise nicht sah; es war Jupien. Er näherte sich dem Baron mit respektvoller Miene und einem Lächeln des Einverständnisses: Nun, Sie brauchen mich wohl nicht? Der Baron bat Jupien, Maurice einen Augenblick hinauszuschicken. Jupien expedierte ihn höchst ungeniert vor die Tür. »Es kann uns doch niemand hören?« fragte der Baron; Jupien verneinte die Frage. Der Baron wußte, daß Jupien, obwohl gescheit wie ein Gebildeter, über keinerlei praktische Vernunft verfügte und immer vor den Betroffenen in Form von Anspielungen sprach, die niemanden zu täuschen vermochten, sowie unter Verwendung von Decknamen, die in aller Munde waren.[2] »Eine Sekunde«, unterbrach ihn Jupien, der aus Zimmer Drei eine Glocke gehört hatte. Ein Abgeordneter der Action libérale[3] ging fort. Jupien brauchte es nicht selbst zu sehen, denn er kannte das Klingelzeichen, da der Abgeordnete tatsächlich jeden Tag nach dem Mittagessen erschien. Er hatte nur heute eine andere Stunde gewählt, weil er der Trauung seiner Tochter in Saint-Pierre-de-Chaillot hatte beiwohnen müssen. So war er erst am Abend erschienen, doch er legte Wert darauf, frühzeitig heimzukehren wegen seiner Frau, die immer unruhig wurde, wenn er erst spät nach Hause kam, besonders jetzt bei diesen Bombenangriffen. Jupien hielt darauf, ihn hinaus-

zubegleiten, um seine Hochachtung vor einem Parlamentsmitglied[1] zu bekunden, wobei ihn im übrigen keinerlei persönliche Habgier leitete. Denn obwohl dieser Abgeordnete, der die Ausfälle der *Action Française* [2] verabscheute (er wäre im übrigen unfähig gewesen, eine Zeile von Charles Maurras oder Léon Daudet zu verstehen), sich gut mit den Ministern stand, die sich geschmeichelt fühlten, wenn sie zu seinen Jagden eingeladen wurden, hätte Jupien nicht gewagt, ihn bei seinen Schwierigkeiten mit der Polizei um die geringste Unterstützung zu bitten. Er wußte, daß es riskant war, dem wohlhabenden und ängstlichen Gesetzgeber gegenüber solche Dinge zu erwähnen, denn er hätte auch die harmloseste Razzia nicht vermeiden können, dafür aber auf der Stelle seinen freigebigsten Kunden verloren. Nachdem er den Abgeordneten, der seinen Hut tiefin die Augen drückte und seinen Kragen hochschlug, zur Tür begleitet hatte und dieser sich so aalglatt hindurchwand, wie er es auch in seinen Wahlreden tat, wobei er sein Gesicht erfolgreich zu verbergen glaubte, begab sich Jupien wieder zu Monsieur de Charlus hinauf, dem er zur Erklärung sagte: »Das war Monsieur Eugène.« Wie in den Sanatorien wurden auch bei Jupien die Leute nur beim Vornamen genannt, wobei man es nicht unterließ, um die Neugier der Gewohnheitsgäste zu befriedigen oder das Ansehen des Hauses zu heben, flüsternd ihren wirklichen Namen hinzuzufügen. Manchmal indessen wußte Jupien nichts von der wahren Persönlichkeit seiner Kunden; dann stellte er sich vor und verkündete auch, es handle sich um diesen oder jenen Börsianer, Aristokraten oder Künstler – ein kurzlebiger und reizvoller Irrtum für den, den man zu Unrecht für jenen anderen hielt –, und fand sich schließlich damit ab, auf ewig nicht zu wissen, wer Monsieur Victor war. So hatte Jupien dem Baron zu Gefallen die Gewohnheit angenommen, das Gegenteil von dem zu tun, was bei gewissen Versammlungen üblich ist, wo man sagt: Ich werde Ihnen Monsieur Lebrun vorstellen (und dann flüsternd hinzufügt: Er läßt sich gern Lebrun nennen,

aber in Wirklichkeit ist er ein russischer Großfürst.) Umgekehrt hatte Jupien das Gefühl, es genüge nicht, Monsieur de Charlus einen bloßen Milchausträger vorzustellen. Augenzwinkernd fügte er dann mit gedämpfter Stimme hinzu: »Das ist ein Bursche aus einem Milchgeschäft, aber vor allem ist er einer der gefährlichsten Apachen von Belleville.« (Es ist unvorstellbar, in welch schlüpfrigem Ton Jupien das Wort Apache sagte.) Als genügten diese Referenzen nicht, versuchte er es obendrein mit dem Anführen seines Strafregisters: »Er ist mehrmals wegen Diebstahl und wegen vieler Einbrüche verurteilt worden. Er ist in Fresnes gewesen, weil er« (wieder dieser schlüpfrige Ton) »Passanten verprügelt und als halbe Krüppel auf der Straße zurückgelassen hat. Er war auch im Afrikabataillon[1] der Fremdenlegion; dort hat er seinen Sergeanten umgelegt.«

Der Baron war Jupien sogar etwas böse, weil er wußte, daß in diesem Haus, das er durch sein Faktotum für sich hatte kaufen lassen und das ein Angestellter für ihn leitete, infolge der Ungeschicklichkeit des Onkels von Mademoiselle d'Oloron alle mehr oder weniger über seine Person und seinen Namen informiert waren (nur glaubten viele, es handle sich dabei um einen Decknamen, und zudem hatten sie ihn durch ungenaues Aussprechen in einer Weise entstellt, daß der Baron in der Dummheit dieser Leute einen besseren Schutz als in der Diskretion Jupiens besaß). Er fand es nur bequemer, sich von dessen Versicherungen beschwichtigen zu lassen, und erklärte murmelnd in der Gewißheit, daß man ihn nicht hören könne: »Ich wollte vor dem Kleinen nichts sagen, er ist sehr nett und tut, was er kann. Doch finde ich ihn nicht brutal genug. Sein Gesicht gefällt mir, aber er nennt mich ›elender Schuft‹, als hätte er es auswendig gelernt.« – »O nein! Niemand hat ihn dazu angehalten«, antwortete Jupien, ohne zu merken, wie unwahrscheinlich diese Behauptung klang. »Er war im übrigen in den Mord an einer Hausmeisterin in La Villette verwickelt.« – »Das ist allerdings sehr interessant«, antwortete lä-

chelnd der Baron. »Ich habe aber gerade den Kerl da, der in den Schlachthäusern die Ochsen tötet und der ihm ähnlich sieht; er ist zufällig vorbeigekommen, wollen Sie es mit ihm versuchen?« – »O ja, sehr gern.« Ich sah den Mann aus dem Schlachthaus eintreten, er sah tatsächlich Maurice etwas ähnlich, aber, was noch seltsamer war, alle zwei hatten etwas von einem Typus, den ich mir persönlich nie ausdrücklich klargemacht hatte, der aber, wie ich sehr wohl bemerkte, in Morels Antlitz vorgezeichnet lag: Sie hatten beide eine gewisse Ähnlichkeit, wenn schon nicht mit Morel selbst, wie ich ihn gesehen hatte, so doch mit einem gewissen Gesicht, das Blicke, die Morel in einer anderen Weise betrachteten als die meinen, mit Hilfe seiner Züge sich hätten konstruieren können. Sobald ich mir geistig mit Einzelheiten, die ich meiner Erinnerung an Morel entlehnte, einen Rohentwurf dessen angefertigt hatte, was er für einen anderen vorstellen mochte, wurde ich mir darüber klar, daß diese beiden jungen Leute, von denen einer Verkäufer in einem Bijouteriegeschäft und der andere Hotelangestellter war, etwas wie ein Surrogat für Morel bieten mochten. Konnte man daraus schließen, daß Monsieur de Charlus, zumindest bei einer gewissen Form seiner Liebesbeziehungen, immer einem gleichen Typus treu blieb und daß das Verlangen, das ihn nacheinander diese beiden jungen Leute auswählen ließ, das gleiche war, das ihn damals auf dem Bahnhof in Doncières veranlaßt hatte, Morel anzusprechen, daß also alle drei ein wenig dem Epheben ähnelten, dessen Form, eingeschnitten in den Saphir seiner Augen, dem Blick von Monsieur de Charlus jenes Besondere gab, das mir am ersten Tag in Balbec so erschreckend erschienen war?[1] Oder daß seine Liebe zu Morel den von ihm gesuchten Typ beeinflußte und er deshalb, um sich über dessen Abwesenheit zu trösten, Männer suchte, die ihm ähnlich sahen? Eine andere Vermutung, die ich anstellte, war, daß vielleicht zwischen Morel und ihm entgegen dem äußeren Anschein nur freundschaftliche Beziehungen bestanden hatten und daß Monsieur

de Charlus zu Jupien nun junge Leute kommen ließ, die Morel ähnlich genug sahen, daß er bei ihnen die Illusion haben konnte, Liebesglück mit jenem zu genießen. Wenn man bedenkt, was Monsieur de Charlus alles für Morel getan hat, hätte einem diese Vermutung unwahrscheinlich vorkommen können, wüßte man nicht, daß die Liebe uns zu den größten Opfern für das geliebte Wesen treibt und manchmal sogar zum Opfer unseres Verlangens, das indessen um so weniger leicht Erfüllung findet, je mehr das geliebte Wesen spürt, daß wir lieben.

Was einer solchen Vermutung noch die Unwahrscheinlichkeit nimmt, die sie auf den ersten Blick zu haben scheint (obwohl sie gewiß nicht der Wirklichkeit entspricht), ist etwas, was in dem nervösen Temperament, in der tief leidenschaftlichen Charakterveranlagung von Monsieur de Charlus begründet liegt, die darin der Saint-Loups sehr ähnlich ist und anfangs in seiner Beziehung zu Morel in zurückhaltenderer, ja negativer Form die gleiche Rolle gespielt haben mochte wie bei seinem Neffen die seine zu Beginn seiner Verbindung mit Rachel. Die Beziehungen zu einer Frau, die man liebt (das aber kann genausogut für die Liebe zu einem jungen Mann gelten), können auch noch aus einem anderen Grund platonisch bleiben als nur infolge der Tugend der Frau oder der wenig sinnlichen Natur der Liebe, die sie einzuflößen vermag. Dieser Grund kann sein, daß der Liebende im Übermaß seiner Liebe zu ungeduldig ist, um mit gebührender, wenn auch gespielter Gleichgültigkeit den Augenblick zu erwarten, in dem er erreichen wird, was er sich wünscht. Immer wieder setzt er zum Angriff an, unaufhörlich schreibt er an die, die er liebt, er ist die ganze Zeit bemüht, sie zu sehen, sie verweigert sich ihm, er verzweifelt an seinem Glück. Von diesem Augenblick an hat sie begriffen: Wenn sie ihm ihre Gesellschaft und ihre Freundschaft zuteil werden läßt, werden diese Vorteile dem, der sich ihrer bereits verlustig glaubte, so beträchtlich erscheinen, daß sie darauf verzichten kann, ihm noch mehr zu

gewähren, und den Moment, in dem er es nicht mehr ertragen kann, sie nicht zu sehen, in dem er um jeden Preis dem Krieg ein Ende machen will, nutzen sollte, um ihm einen Frieden aufzuzwingen, dessen erste Bedingung in dem rein platonischen Charakter der Beziehungen besteht. Außerdem hat der Liebende, der die ganze Zeit vor dem Vertrag in ständiger Unruhe, in ständiger Erwartung eines Briefs oder eines Blicks verbrachte, bereits aufgehört, an den physischen Besitz zu denken, nach dem er zu Beginn so quälendes Verlangen verspürt hatte; nun hat sich beim Warten das Verlangen abgenutzt, es hat Bedürfnissen anderer Art Platz gemacht, solchen, die allerdings noch schmerzhafter sind, wenn sie nicht befriedigt werden. Dann findet man später den Genuß, den man am ersten Tag in Zärtlichkeiten zu finden gehofft hatte, in abgewandelter Form: in Worten von Freundschaft, von versprochener Gesellschaft, die nach den Auswirkungen der Ungewißheit, manchmal auch nur nach einem von allen Nebeln der Kälte verschleierten Blick, wenn die Person in so weite Ferne rückt, daß man glaubt, man werde sie niemals wiedersehen, köstliche Augenblicke der Entspannung herbeiführen. Die Frauen erraten das alles und wissen, daß sie sich den Luxus gestatten können, sich niemals hinzugeben, wenn sie das unstillbare Verlangen – so man zu nervös war, es ihnen in den ersten Tagen zu verheimlichen – erkennen, das man nach ihnen verspürt. Die Frau ist nur zu glücklich, wenn sie jetzt, ohne selbst etwas zu geben, sehr viel mehr empfängt, als sie gemeinhin für ihre Hingabe zu erwarten hat. Besonders nervöse Menschen glauben daher an die Tugend ihres Idols. Die Aureole aber, mit der sie es umkränzen, ist auf diese Weise ein – wie man sieht, sehr indirektes – Produkt ihres Liebesüberschwangs. Es existiert dann in der Frau etwas, was in Medikamenten unbewußt vorhanden ist, die unabsichtlich geradezu listig wirken, ein Schlafmittel etwa oder das Morphium. Nicht für diejenigen, denen diese Medikamente die Lust des Schlafes oder ein wirkliches Wohlgefühl schenken,

sind sie so unentbehrlich, nicht von ihnen werden sie mit Gold aufgewogen oder gegen alles eingetauscht, was der Kranke besitzt; das gilt vielmehr für jene Kranken (im übrigen können es dieselben sein, aber erst nach ein paar Jahren, wenn sie andere geworden sind), denen das Medikament keinen Schlaf, keinerlei Lust verschafft, die aber, wenn sie es nicht haben, von einer Unruhe befallen werden, der sie um jeden Preis, selbst um den des Todes, ein Ende bereiten wollen.

Was Monsieur de Charlus betrifft, dessen Fall alles in allem mit jener leichten Differenzierung, die sich aus der Gleichheit des Geschlechts ergibt, dennoch den allgemeinen Gesetzen der Liebe untersteht, so mochte er zwar einer Familie angehören, die älter war als die Kapetinger, er mochte reich und von einer eleganten Gesellschaft oft vergeblich umworben, Morel hingegen überhaupt nichts sein; er hätte zu Morel, wie er es zu mir getan hatte, sagen können: »Ich bin fürstlichen Geblüts, ich will Ihr Bestes« – und dennoch hatte Morel die Oberhand, sofern er sich nun einmal nicht ergeben wollte. Dafür aber, daß er es nicht wollte, reichte vielleicht schon aus, daß er sich geliebt wußte. Das Grauen großer Herren vor den Snobs, die sich um jeden Preis mit ihnen anfreunden wollen, verspürt der männlich veranlagte Mann dem Homosexuellen und die Frau jedem Mann gegenüber, der allzu heftig in sie verliebt ist. Nicht nur besaß Monsieur de Charlus alle Vorteile, er hätte auch Morel enorme bieten können. Wahrscheinlich aber wäre dies alles an einem entschlossenen Willen zerschellt. In diesem Fall wäre es Monsieur de Charlus wie den Deutschen ergangen – denen er ja im übrigen durch seine Herkunft angehörte –, die in dem Krieg, der sich in diesem Augenblick abspielte, an allen Fronten, wie der Baron nur zu gern wiederholte, zwar siegreich waren: Was aber nützten ihnen ihre Siege, da sie nach jedem von ihnen die Alliierten noch entschlossener fanden, ihnen das einzige vorzuenthalten, was sie, die Deutschen, gern erlangt hätten, nämlich Frieden und Versöhnung? Ebenso rückte einst Napoleon in Rußland

ein und forderte großherzig die Behördenvertreter auf, bei ihm zu erscheinen. Doch niemand kam.[1] Ich ging wieder hinunter und trat in das kleine Vorzimmer, in dem Maurice, ungewiß, ob man ihn zurückholen werde, da Jupien ihm eingeschärft hatte, unbedingt zu warten, gerade bei einer Kartenpartie mit einem seiner Kameraden saß. Es herrschte lebhafte Aufregung wegen eines Kriegskreuzes, das man am Boden gefunden hatte und von dem man nicht wußte, wer es verloren hatte, das heißt, an wen man es, um dem Träger Bestrafung zu ersparen, hätte zurückschicken sollen.[1] Dann war die Rede von der Hochherzigkeit eines Offiziers, der bei dem Versuch, seinen Burschen zu retten, sein Leben geopfert hatte. »Es gibt trotz allem bei den Reichen ausgezeichnete Leute. Ich selbst würde für einen solchen Mann mit Freuden mein Leben opfern«, erklärte Maurice, der offenbar die furchtbaren Züchtigungen an dem Baron nur mechanisch und gewohnheitsmäßig, aufgrund seines Aufwachsens fast ohne Erziehung, aus dem Bedürfnis nach Geld und aus einer gewissen Neigung vornahm, dieses auf eine Art zu verdienen, von der er glaubte, sie sei weniger anstrengend als Arbeit (obwohl sie in Wirklichkeit mühevoller war). Ganz so jedoch, wie Monsieur de Charlus fürchtete, hatte er vielleicht ein gutes Herz und dieses noch dazu, wie es schien, auf dem rechten Fleck. Es standen ihm fast die Tränen in den Augen, als er von dem Tod jenes Offiziers sprach, und der junge Mann von zweiundzwanzig Jahren war nicht weniger tief bewegt. »Ach, ja, das sind prima Leute. Solche armen Schweine wie wir haben nicht viel zu verlieren, aber ein Herr, der einen Haufen Diener um sich hat und alle Tage um sechs seinen Aperitif trinken kann, das ist schon ein tolles Ding! Man kann lästern, so viel man will, aber wenn man Leute wie den fallen sieht, ist das doch etwas anderes. Der liebe Gott sollte nicht erlauben, daß solche Reichen sterben, schon weil sie dem Arbeiter viel nützen können. Allein schon weil so einer gefallen ist, sollte man alle Boches abschießen bis auf den letzten, wenn man noch dazu bedenkt,

was sie in Löwen getan haben – und den kleinen Kindern die Hände abhacken …![2] Nein, ich weiß nicht, ich bin sicher nicht besser als alle anderen, aber lieber bekäme ich wegen Befehlsverweigerung ein paar Kugeln in den Leib, als solchen Barbaren zu gehorchen; das sind ja keine Menschen mehr, das sind wirklich Barbaren, da kann mir einer erzählen, was er will.« All diese Burschen waren im Grunde gute Patrioten. Ein einziger, der am Arm leicht verwundet war, ließ den anderen gegenüber zu wünschen übrig, denn, da er bald wieder an die Front zurückkehren sollte, bemerkte er: »Teufel auch, das war diesmal nicht die richtige Verwundung« (eine solche nämlich, wegen der man vom Frontdienst zurückgestellt wird), wie einst Madame Swann sagte: »Ich habe es fertiggebracht, die böse Influenza zu bekommen.«

Die Tür ging wieder auf, und der Chauffeur, der draußen Luft geschöpft hatte, trat ein. »Wie, du bist schon fertig? Das hat ja nicht lange gedauert«, sagte er beim Anblick von Maurice, denn er hatte geglaubt, dieser sei noch damit beschäftigt den Herren zu schlagen, der in Anspielung auf eine Zeitung, die zu jener Zeit erschien, *L'Homme enchaîné* [1] hieß. »Es ist nicht lange für dich, der du draußen an der frischen Luft spazierengegangen bist«, antwortete Maurice gekränkt, weil klar war, daß er oben nicht gefallen hatte. »Du hättest mal wie ich, was das Zeug hält, bei dieser Hitze darauflos prügeln sollen! Wäre es nicht wegen der fünfzig Francs, die er immer gibt …« – »Und außerdem ist es einer, der sich gut aufs Reden versteht. Man merkt, daß er Bildung hat. Was sagt er? Wird es bald zu Ende sein?« – »Er sagt, wir werden sie nicht unterkriegen, sondern es wird so ausgehen, sagte er, daß am Ende keiner gewinnt.« – »Lieber Himmel, da spricht er ja wie ein Boche …« – »Ich habe euch schon gesagt, ihr redet zu laut«, sagte der Älteste zu den übrigen, als er mich bemerkte. »Brauchen Sie das Zimmer noch?« – »Ach, du, halt doch das Maul, du bist hier nicht der Herr.« – »Nein, ich brauche es nicht mehr, ich wollte gerade bezahlen.« – »Es ist besser,

wenn Sie direkt beim Patron bezahlen. Maurice, geh und hole ihn.« – »Aber ich will Sie nicht stören.« – »Nein, nein, es ist schon gut.« Maurice ging hinauf; er kam wieder und sagte zu mir: »Der Patron kommt sofort.« Ich gab ihm zwei Francs für seine Bemühungen, worauf er vor Vergnügen errötete. »Oh! Recht schönen Dank. Ich werde sie meinem Bruder schicken, der in Gefangenschaft ist. Nein, es geht ihm nicht schlecht, das kommt immer ganz auf das Lager an.«

Während dieser ganzen Zeit standen zwei sehr elegante Gäste in Frack und weißem Schlips unter ihren Überziehern – zwei Russen, wie es mir in Anbetracht ihres ganz leichten Akzents schien – auf der Schwelle und überlegten, ob sie eintreten sollten. Es war offensichtlich das erstemal, daß sie herkamen; jemand hatte ihnen wohl die Adresse gegeben, und sie schienen nun zwischen Verlangen, Versuchung und Furchtsamkeit zu schwanken. Der eine – ein schöner junger Mann – sagte alle zwei Minuten mit einem halb fragenden, halb überredenden Lächeln zu dem anderen: »Nun, was soll schon sein? Machen wir uns nichts daraus!« Aber wenn er damit auch vermutlich sagen wollte, daß sie sich nichts aus den Folgen machen sollten, so machte er sich höchstwahrscheinlich eben doch etwas daraus, denn seine Rede war von keiner Bewegung des Eintretens, sondern nur von einem neuen Blick auf den anderen begleitet, dem das gleiche Lächeln und das gleiche »Machen wir uns nichts daraus!« folgte. Dieses »Machen wir uns nichts daraus!« war unter Tausenden ein Beispiel für jene einzigartige, von unserer gewohnten ganz verschiedenen Sprache, bei der die Aufregung alles, was wir sagen wollten, in eine andere Richtung drängt und an seiner Stelle einen neuen Satz erstehen läßt, der aus einem unbekannten See aufzutauchen scheint, in dem Wendungen gedeihen, die keine Beziehung zu unserem Denken haben, dieses aber gerade dadurch sichtbar werden lassen. Ich erinnere mich, wie einmal Albertine, als Françoise, die wir nicht gehört hatten, in einem Augenblick eintrat, in dem meine Freun-

din sich ganz nackt an mich schmiegte, unwillkürlich, um mich zu warnen, sagte: »Da schau, die schöne Françoise.« Françoise, die nichts deutlich erkennen konnte und nur in einer gewissen Entfernung durch das Zimmer ging, hätte zweifellos nichts gemerkt. Aber der ungewöhnliche Ausdruck »die schöne Françoise«, den Albertine in ihrem Leben sonst nie verwendet hätte, trug allzu deutlich das Zeichen seines Ursprungs an sich; sie spürte, daß er in der Aufregung aufs Geratewohl gewählt war, brauchte gar nicht erst hinzusehen, um alles zu begreifen, und verließ das Zimmer, während sie in ihrem Dialekt das Wort »poutana« vor sich hinmurmelte. Ein anderes Mal, sehr viel später, als der inzwischen zum Familienvater gewordene Bloch eine seiner Töchter mit einem Katholiken verheiratet hatte, sprach ein ungezogener Mensch diese darauf an, daß er gehört zu haben glaube, sie sei die Tochter eines Juden, und fragte nach dem Namen. Die junge Frau, die von jeher eine geborene Bloch gewesen war, antwortete jetzt, indem sie den Namen auf deutsche Art aussprach, wie es der Herzog von Guermantes getan hätte, das heißt mit einem deutschen Ch anstatt mit C oder K.[1] Der Patron – um auf die Szene im Hotel zurückzukommen (in das jetzt die beiden Russen sich mit der Bemerkung: »Machen wir uns nichts daraus!« entschlossen hineinbegeben hatten) – war noch nicht zurückgekehrt, als Jupien kam und sich darüber beklagte, daß man zu laut sprach und daß die Nachbarn sich beschweren würden. Er hielt verdutzt in seiner Rede inne, als er mich bemerkte. »Macht alle, daß ihr hinauskommt.« Schon erhoben sie sich, als ich zu ihm sagte, es wäre doch einfacher, wenn die jungen Leute hierblieben und statt dessen ich mit ihm einen Augenblick vor die Tür ginge. Er folgte mir höchst verwirrt. Ich erklärte ihm, weshalb ich gekommen war. Man hörte, wie Kunden den Patron fragten, ob er sie nicht mit einem Lakaien, einem Chorknaben, einem Negerchauffeur bekannt machen könne. Alle Berufe interessierten diese alten Narren, in der Truppe aber alle Waffengattungen und Alliierte

jeglicher Nationalität. Einige verlangten besonders nach Kanadiern, da sie vielleicht unbewußt dem Zauber eines kaum spürbaren Akzents erlagen, von dem man nicht recht weiß, ob er aus einem alten Frankreich oder aus England stammt. Wegen ihres Röckchens und weil gewisse lakustrische Träume sich oft mit solchen Wünschen verbinden, waren Schotten besonders gefragt. Da aber jede Narrheit ihre eigenen Züge und manchmal Verstärkung durch die Umstände erhält, fragte ein Greis, dessen Begierden zweifellos längst sämtlich befriedigt sein mußten, nachdrücklich immer wieder, ob man ihn nicht mit einem Kriegskrüppel in Verbindung setzen könne. Man hörte langsame Schritte im Treppenhaus. Infolge einer Indiskretion, die in seiner Natur begründet war, konnte Jupien sich nicht enthalten, mir mitzuteilen, es sei der Baron, der jetzt herunterkomme; er dürfe mich auf keinen Fall sehen, wenn ich aber in das Zimmer treten wolle, das neben dem Vestibül lag, wo sich die jungen Leute aufhielten, so würde er ein Schiebefenster öffnen – ein Trick, den er erfunden hatte, damit der Baron alles sehen und hören konnte, ohne gesehen zu werden, und den er nun, so sagte er mir, zu meinen Gunsten gegen diesen verwenden wolle. »Nur rühren dürfen Sie sich auf keinen Fall!« Nachdem er mich ins Dunkel gestoßen hatte, ließ er mich allein. Im übrigen konnte er mir kein anderes Zimmer geben, denn sein Hotel war trotz des Krieges besetzt. Das Zimmer, das ich eben verlassen hatte, war sogleich von dem Vicomte von Courvoisier in Anspruch genommen worden, der das Rote Kreuz in X. auf zwei Tage hatte verlassen können und für eine Stunde nach Paris gekommen war, um sich etwas zu entspannen, bevor er sich nach Schloß Courvoisier zu der Vicomtesse begab, der er erklären würde, er habe den Zug verpaßt. Er ahnte kaum, daß Monsieur de Charlus sich nur wenige Meter von ihm entfernt befand, und dieser mochte es ebensowenig vermuten, denn er war seinem Cousin niemals bei Jupien begegnet, der seinerseits von der

sorgsam geheimgehaltenen wahren Persönlichkeit des Vicomtes nichts wußte.

Bald trat der Baron ein; wegen der Wunden, die er gewiß gewohnt sein mußte, konnte er sich nur mit Mühe vorwärtsbewegen. Obwohl er sicher auf seine Kosten gekommen war und nur eintrat, um Maurice das Geld zu geben, das er ihm schuldete, richtete er doch auf den Kreis der um ihn versammelten jungen Leute einen zärtlich-neugierigen Blick, offenbar in der Absicht, bei jedem einzelnen das Vergnügen einer ganz platonischen, aber doch liebevoll in die Länge gezogenen Begegnung zu genießen. Von neuem entdeckte ich an ihm in der frivolen Munterkeit, wie er sie diesem Harem gegenüber an den Tag legte, der ihn andererseits beinahe einzuschüchtern schien, jenes Heben von Schulter und Kopf und die Geschliffenheit des Blickes, die mir an dem Abend seines ersten Auftretens in La Raspelière als anmutige Züge aufgefallen waren und die er von einer mir unbekannten Großmutter geerbt haben mußte, Züge, die sich im Alltag auf seinem Gesicht hinter einem männlicheren Ausdruck verbargen, aber unter gewissen Umständen, bei denen er Wert darauf legte, in einem bescheideneren Milieu zu gefallen, und ganz als »große Dame« aufzutreten wünschte, recht graziös zum Vorschein kamen.

Jupien hatte sie alle dem Wohlwollen des Barons empfohlen und ihm beteuert, es seien durchweg »Luden« aus Belleville und alle würden es für einen Louis[1] mit ihrer eigenen Schwester treiben. Im übrigen war, was Jupien sagte, gleichzeitig Lüge und Wahrheit. Besser und gefühlvoller, als er es dem Baron gegenüber zugab, waren sie keineswegs Halbwilde. Diejenigen aber, die sie dafür hielten, sprachen zu ihnen gleichwohl mit völliger Redlichkeit, als müßten diese schrecklichen Gesellen ebenso redlich sein. Ein Sadist[1] kann sich noch so sehr vorstellen, er befinde sich in Gesellschaft eines Mörders, seine reine Seele, seine Sadistenseele, hat sich deswegen nicht gewandelt, und er ist wie vor den Kopf ge-

schlagen angesichts einer Lüge dieser Leute, die keineswegs Mörder sind, aber auf leichte Weise etwas »Kohle« verdienen wollen und deren Vater, Mutter oder Schwester abwechselnd auferstehen oder wieder sterben, weil die Burschen in der Unterhaltung mit dem Kunden, dem sie zu gefallen suchen, sich ständig verplappern. In seiner Naivität und bei seiner willkürlichen Vorstellung eines Gigolos ist der Kunde wiederum vor den Kopf gestoßen: Er ist entzückt über die zahlreichen Morde, die er glaubt, dem Kerl anlasten zu dürfen, gleichzeitig aber verliert er die Fassung angesichts eines Widerspruchs und einer Lüge, die er in dessen Reden entdeckt.

Alle schienen ihn zu kennen; Monsieur de Charlus blieb bei jedem lange stehen und sprach mit ihm in einem Jargon, den er – in der gezierten Anmaßung, das Lokalkolorit zu treffen und gleichzeitig in dem perversen Vergnügen, sich in der Gosse zu wälzen – für dessen Sprache hielt. »Du, hör mal«, sagte er, »das ist aber widerwärtig, ich habe dich neulich vor dem Olympia mit zwei Weibsbildern gesehen. Das machst du doch sicher nur wegen dem Zaster, so also betrügst du mich.« Glücklicherweise hatte derjenige, an den er sich mit dieser Ansprache wandte, keine Zeit zu erklären, er habe niemals »Zaster« von einer Frau genommen, was die gehobene Stimmung des Barons nur gedämpft hätte; seinen Protest sparte er sich für das Ende seines Satzes auf und erwiderte: »O nein! Ich betrüge Sie nie.« Diese Worte bereiteten dem Baron lebhaftes Vergnügen, und da die Geistesart, die ihm von Natur eignete, immer hinter der hervorschaute, mit der er sich zierte, sagte er zu Jupien: »Es ist wirklich nett, daß er mir das sagt. Und wie gut er es sagt! Man wäre beinahe versucht, es für die Wahrheit zu halten. Aber was macht es schließlich aus, ob es wahr ist oder nicht, wenn es ihm gelingt, mich daran glauben zu machen? Was für nette Äugelchen er hat! Komm, ich gebe dir zwei dicke Küsse für deine Mühe, mein lieber Junge. Du sollst an mich denken, wenn du wieder im Schützengraben bist. Ist es da auch nicht zu schlimm?« – »Teufel, ja, es gibt

Tage, wo eine Granate gerade neben einem krepiert …«, und der junge Mann fing an, das Geräusch der Granate, der Flugzeuge und was es sonst noch gibt nachzuahmen. »Aber man muß es schon machen wie die anderen, und Sie können sicher sein, daß wir bis zum Ende durchhalten werden.« – »Bis zum Ende! Wenn man nur wüßte, was für ein Ende das sein wird!« meinte melancholisch der Baron, der »pessimistisch« war. »Sie haben eben nicht gelesen, daß auch Sarah Bernhardt[1] in den Zeitungen schreibt: ›Frankreich hält durch bis zum Ende. Die Franzosen lassen sich lieber bis zum letzten Mann totschießen‹.« – »Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Franzosen sich tapfer bis zum letzten Mann totschießen lassen«, sagte Monsieur de Charlus, als sei das das Natürlichste von der Welt und obwohl er selbst nicht die Absicht hatte, irgend etwas dergleichen zu tun. Doch er wollte den Eindruck von Pazifismus wieder wettmachen, den er immer hervorrief, wenn er sich vergaß. »Ich zweifle nicht daran, ich frage mich nur, wie weit ausgerechnet Madame Sarah Bernhardt die Eignung besitzt, im Namen Frankreichs zu sprechen. Aber mir scheint, ich kenne diesen reizenden, diesen entzückenden jungen Mann gar nicht«, setzte er mit dem Blick auf einen anderen hinzu, den er nicht wiedererkannte oder vielleicht niemals gesehen hatte. Er begrüßte ihn, wie er einen Fürsten in Versailles begrüßt hätte, und um die Gelegenheit zu nutzen, sich gratis ein zusätzliches Vergnügen zu verschaffen – so wie ich, als ich noch klein war, wenn meine Mutter eine Bestellung bei Boissier oder bei Gouache[1] gemacht hatte, auf die Aufforderung einer der Damen hinter dem Ladentisch mir ein Bonbon aus einem der Gläser nahm, zwischen denen sie thronten –, ergriff er die Hand des reizenden jungen Mannes und drückte sie nachhaltig auf preußische Art, wobei er ihm so unendlich lange lächelnd in die Augen schaute, wie einen früher die Photographen stillsitzen ließen, wenn das Licht nicht gut war: »Monsieur, ich bin entzückt, ich bin ganz begeistert, Ihre Bekanntschaft zu machen. Er hat hübsches Haar«, fuhr er zu

Jupien gewendet fort. Darauf trat er zu Maurice, um ihm seine fünfzig Francs zu geben, faßte ihn aber erst noch einmal um die Taille: »Du hast mir ja gar nicht gesagt, daß du in Belleville eine Portiersfrau zusammengeschlagen hast.« Er keuchte förmlich vor Begeisterung und brachte sein Gesicht ganz nahe an das von Maurice heran. »Oh! Aber Herr Baron!« antwortete der Gigolo, der offenbar aus Versehen nicht instruiert worden war, »wie können Sie denn so etwas von mir glauben?« Und sei es, daß die Sache wirklich nicht zutraf, sei es, daß sie zwar stimmte, der Täter sie aber allzu gräßlich fand und meinte, er tue besser daran, sie zu leugnen, jedenfalls erklärte er: »Ich, und mich an meinesgleichen vergreifen! Ein Boche, o ja, weil Krieg ist, aber eine Frau, und noch dazu eine alte Frau!« Diese Kundgabe tugendhafter Prinzipien hatte auf den Baron die Wirkung einer kalten Dusche; er zog sich, stark abgekühlt, von Maurice zurück, nachdem er ihm gleichwohl sein Geld gegeben hatte, wenn auch mit der unwilligen Miene eines Mannes, der sich um etwas betrogen fühlt, zwar keine Geschichten machen will und zahlt, doch nicht zufrieden ist. Dieser schlechte Eindruck wurde übrigens bei dem Baron noch gesteigert, weil der Beschenkte sich bei ihm mit den Worten bedankte: »Das schicke ich meinen Alten, und ein bißchen davon bekommt mein kleiner Bruder an der Front.« Diese rührenden Gefühle enttäuschten Monsieur de Charlus fast ebensosehr, wie die etwas konventionelle bäuerliche Redeweise ihn reizte, in der sie vorgebracht wurden. Jupien legte den Burschen immer wieder nahe, sie müßten verderbter wirken. Darauf wagte einer mit einer Miene zu sagen, als käme nun etwas ganz Satanisches: »Hören Sie, Herr Baron, Sie werden es mir nicht glauben, aber als ich ein kleiner Junge war, habe ich durchs Schlüsselloch zugesehen, wie meine Eltern es miteinander trieben. So ein verdorbenes Früchtchen, was? Sie glauben vielleicht, ich sage das nur so, aber nein, ich schwöre Ihnen, es war wirklich so, wie ich es Ihnen schildere.« Monsieur de Charlus war gleichzeitig verzweifelt und

entsetzt über dieses Bemühen um Perversität, hinter dem sich nichts als Dummheit und Unschuld verbarg. Selbst die ausgemachtesten Diebe und Mörder hätten ihn nicht zufriedengestellt, denn sie reden nicht über ihr Verbrechen; und zudem besteht in dem Sadisten – selbst wenn er noch so gutherzig ist, ja vielmehr erst recht, je gutherziger er ist – ein Durst nach dem Bösen, den Übeltäter, da sie ganz andere Zwecke im Augen haben, nicht befriedigen können.

Der junge Mann behauptete zwar noch, da er – wiewohl zu spät – seinen Irrtum einsah, es machte ihm nichts aus, einen Polypen umzulegen, und er trieb die Kühnheit sogar so weit, dem Baron zu sagen: »Soll ich dir einen blasen?« Doch der Zauber war gebrochen. Man merkte die Absicht wie bei Büchern von Verfassern, die im Apachenjargon schreiben wollen. Vergebens führte der junge Mann im einzelnen alle »Schweinereien« auf, die er mit seiner Frau trieb; Monsieur de Charlus stellte nur mit Verwunderung fest, auf wie weniges sich diese Schweinereien beschränkten. Das lag nicht nur an der Unehrlichkeit der Erzählung. Nichts ist beschränkter als Lust und Laster. In diesem Sinn kann man tatsächlich sagen, wobei man den Sinn des Ausdrucks verändert, man bewege sich stets in einem Circulus vitiosus.

Man war also in dem Etablissemant zwar davon überzeugt, daß Monsieur de Charlus fürstlichen Geblüts war, doch bedauerte man zutiefst den Tod eines Mannes, von dem die Gigolos sagten: »Ich kenne seinen Namen nicht, er ist, wie es scheint, ein Baron« und der niemand anderes war als der Fürst von Foix (der Vater des Freundes von Saint-Loup). Während seine Frau wähnte, er halte sich meist in seinem Club auf, verbrachte er tatsächlich Stunden bei Jupien, wo er mit den Strichjungen plauderte und ihnen Geschichten aus der großen Welt erzählte. Er war ein großer schöner Mann wie sein Sohn. Merkwürdig ist, daß Monsieur de Charlus – zweifellos weil er ihm immer nur in der Gesellschaft begegnet war – nichts davon wußte, daß der Fürst seine Neigungen teilte. Es wurde

sogar behauptet, sie hätten sich bis auf seinen eigenen Sohn (den Freund Saint-Loups) erstreckt, als dieser noch die Schule besuchte, was vermutlich nicht der Wahrheit entsprach. Da der Vater im Gegenteil sehr wohl über Gepflogenheiten informiert war, von denen viele nichts wissen, wachte er sehr genau über den Umgang seines Sohness. Eines Tages, als ein Mann, von ganz niedriger Herkunft übrigens, dem jungen Fürsten von Foix bis zum Haus seines Vates gefolgt war und dort ein Briefchen durchs Fenster geworfen hatte, hatte der Vater die Botschaft aufgehoben. Der Verfolger aber gehörte zwar vom aristokratischen Gesichtspunkt aus nicht zur gleichen Welt wie der Fürst von Foix senior, dafür aber um so mehr in einem anderen Sinn. Es fiel ihm nicht schwer, unter den gemeinsamen Mitwissern einen Mittler zu finden, der den Fürsten von Foix zum Schweigen brachte, indem er ihm bewies, daß der junge Mann durch sein Verhalten ihn, den Älteren, zu einer solchen Kühnheit erst ermutigt hatte. Das war auch gar nicht unmöglich, denn der Fürst von Foix hatte zwar seinen Sohn vor schlechten Einflüssen von außen, jedoch nicht vor seiner Erbanlage schützen können. Im übrigen blieb das wahre Wesen des jungen Fürsten von Foix wie das seines Vaters den Angehörigen seiner eigenen Welt ganz und gar verborgen, obwohl er es mit denen einer anderen ärger als sonst einer trieb.

»Wie einfach er ist! Niemals würde man ihn für einen Baron halten«, sagten einige Habitués, nachdem Monsieur de Charlus gegangen war, während Jupien ihn noch nach unten begleitete und der Baron es nicht unterließ, sich über die Tugend des jungen Mannes zu beklagen. Aus der unzufriedenen Miene Jupiens, der den Jüngling wohl eingehend vorbereitet hatte, konnte man schließen, daß er dem falschen Mörder sogleich eine tüchtige Abreibung erteilen würde. »Er ist das Gegenteil von dem, was du mir versprochen hast«, fügte der Baron hinzu, damit Jupien für ein anderes Mal daraus eine Lehre zog. »Er wirkt wie ein guter Junge, er drückt überaus

respektable Familiengefühle aus.« – »Er steht sich immerhin nicht gut mit seinem Vater«, warf Jupien ein, »sie wohnen zwar zusammen, aber jeder schafft in einer anderen Bar an.« Als Verbrechen betrachtet, wirkte das etwas schwach neben einem Mord, aber Jupien war am Ende seines Lateins. Der Baron sagte nichts mehr, denn wenn er auch wollte, daß man seine Vernügungen vorbereitete, wünschte er sich doch die Illusion zu erhalten, sie seien nicht vorbereitet. »Er ist ein richtiger Bandit, er sagt das alles nur, um Sie irrezuführen, Sie sind eben zu naiv«, setzte Jupien noch hinzu, um sich reinzuwaschen, erreichte aber damit weiter nichts, als daß er Monsieur de Charlus in seiner Eigenliebe verletzte.

»Es scheint, er hat eine Million pro Tag zu verzehren«, sagte der junge Mann von zweiundzwanzig Jahren, dem die Behauptung, die er damit aufstellte, nicht unwahrscheinlich schien. Bald hörte man das Rollen des Wagens, der ganz in der Nähe auf Monsieur de Charlus gewartet hatte. In diesem Augenblick sah ich mit langsamen Schritten neben einem Soldaten, der offenbar mit ihr aus einem benachbarten Zimmer kam, eine Person eintreten, die wie eine ältere Dame in einem weiten, schwarzen Rock aussah. Ich stellte bald meinen Irrtum fest: Es war ein Priester, eines der so seltenen und in Frankreich nur ausnahmsweise vertretenen Exemplare des schlechten Priesters. Offenbar war der Soldat gerade dabei, seinen Gefährten damit zu necken, wie wenig sein Verhalten zu seiner Kleidung passe, denn mit ernster Miene und wie ein Doktor der Theologie den Finger zu seinem unschönen Gesicht emporhebend, erklärte dieser gewichtig: »Was wollen Sie, ich bin eben« (ich hatte erwartet: »kein Engel«) »keine Heilige.«[1] Im übrigen war er schon im Gehen und verabschiedete sich von Jupien, der den Baron hinunterbegleitet hatte und gerade wieder heraufkam; in seiner Verwirrung aber vergaß der schlechte Priester, sein Zimmer zu bezahlen. Jupien, den sein Witz nie im Stich ließ, schüttelte den Opferstock, in den er den jeweiligen Beitrag seiner Kunden legte, und ließ

ihn mit den folgenden Worten klingeln: »Für die Kosten der heiligen Messe, Monsieur l'Abbé.« Die häßliche Person entschuldigte sich, entrichtete ihren Obolus und verschwand.

Nun holte mich Jupien aus der dunklen Höhle, in der ich mich nicht zu rühren wagte. »Kommen Sie doch einen Augenblick ins Vestibül, wo meine Jungen sich unterhalten, während ich hinaufgehe und das Zimmer schließe; da Sie hier Mieter sind, ist das selbstverständlich.« Der Patron war da, und ich bezahlte meine Rechnung. In diesem Augenblick erschien ein junger Mann im Smoking und verlangte herrisch von ihm: »Kann ich morgen früh Léon schon um drei Viertel elf statt um elf Uhr haben, da ich hinterher auswärts essen muß?« – »Das kommt darauf an«, antwortete der Patron, »wie lange der Abbé ihn behält.« Diese Antwort schien den jungen Mann im Smoking nicht zufriedenzustellen; er war bereits im Begriff, gegen den Abbé zu wüten, als sein Zorn bei meinem Anblick eine andere Richtung nahm. Er trat einen Schritt näher an den Patron heran: »Wer ist das, was bedeutet das?« murmelte er mit leiser, aber wütender Stimme. Sehr unangenehm berührt, erklärte der Patron, meine Anwesenheit spiele keine Rolle, ich sei nur als Mieter hier. Der junge Mann im Smoking ließ sich aber durch diese Erklärung offenbar nicht beschwichtigen. Unaufhörlich bemerkte er: »Das ist äußerst unangenehm, das ist gerade, was nicht vorkommen sollte, Sie wissen, daß ich das hasse, Sie werden es soweit bringen, daß ich in Ihr Haus keinen Fuß mehr setze.« Die Ausführung der Drohung schien jedoch nicht unmittelbar bevorzustehen, denn er verschwand zwar empört, jedoch erst nachdem er noch einmal nachdrücklich den Wunsch geäußert hatte, Léon möge um drei Viertel elf, möglichst sogar schon um half elf Uhr frei und zu seiner Verfügung sein. Jupien kehrte zurück und begleitete mich bis zur Straße hinunter.

»Ich möchte nicht, daß Sie mich falsch beurteilen«, sagte er zu mir. »Dieses Haus bringt mir nicht soviel Geld ein, wie Sie vielleicht meinen. Ich muß auch anständige Mieter haben,

aber freilich würde man mit ihnen allein nicht sehr weit kommen. Sie haben hier das Gegenteil eines Karmeliterklosters vor sich: Nur dank dem Laster kann die Tugend gedeihen.[1] Nein, wenn ich dieses Haus übernommen habe oder vielmehr von dem Verwalter, den Sie ja kennen, habe übernehmen lassen, so einzig, um dem Baron damit einen Dienst zu erweisen und ihm für seine alten Tage eine Zerstreuung zu verschaffen.« Jupien meinte damit nicht einmal nur die Szenen von Sadismus, wie ich deren eine mit angesehen hatte, oder die Ausübung des dem Baron eigentümlichen Lasters. Selbst für die bloße Unterhaltung, um Gesellschaft zu haben oder um Karten zu spielen, gefiel sich dieser nur mehr mit Leuten aus dem Volk, die ihn ausbeuteten. Gewiß kann man den Lumpensnobismus ebensogut verstehen wie den anderen. Beide hatten im übrigen lange in ihm nebeneinander bestanden, wobei der eine den anderen abzulösen pflegte, denn der Baron hatte niemanden elegant genug für seinen Umgang in der großen Welt gefunden, während ihm in der anderen niemand apachenhaft genug sein konnte. »Ich hasse die Mittellage«, pflegte er zu sagen, »die bürgerliche Komödie hat etwas Geziertes für mich, ich brauche entweder die Fürstinnen der klassischen Tragödie oder den derben Schwank. Nur ja kein Juste-Milieu, entweder *Phèdre* oder *Les Saltimbanques*.«[1] Endlich aber war das Gleichgewicht zwischen diesen beiden Snobismen doch ins Wanken geraten. Ob es nun eine Folge greisenhafter Müdigkeit war oder an einem Übergreifen der Sinnlichkeit auch auf die banalsten Beziehungen lag, der Baron lebte nur noch mit Leuten »unter seinem Stand«, wobei er unwillkürlich in die Fußstapfen des einen oder anderen seiner großen Vorfahren trat, des Herzogs von La Rochefoucauld oder des Fürsten von Harcourt oder des Herzogs von Berry, von denen allen Saint-Simon uns schildert, wie sie ihr Leben mit ihren Lakaien verbrachten, die ihnen enorme Summen abnahmen und sich an ihren Vergnügen in einer Weise beteiligten, daß es einem für diese großen

Herren peinlich war, wenn man ihnen einen Besuch machen wollte und sie in vertraulichem Kartenspiel oder bei einem gemeinsamen Trunk mit ihrer Livriertenschar antraf.[1] »Vor allem«, sagte Jupien noch, »tue ich es, um ihm Unannehmlichkeiten zu ersparen, denn der Baron, sehen Sie, ist ein großes Kind. Selbst jetzt, wo er hier alles findet, was er nur wünschen kann, treibt er es oft noch auf eigene Faust. Großzügig, wie er ist, kann das bei den jetzigen Zeiten für ihn die schlimmsten Folgen haben! Kommt da nicht neulich ein Hotelboy zu mir, der halbtot ist vor Angst, weil der Baron ihm so viel Geld für den Fall geboten hatte, daß er ihn besuchte (in seinem Haus, welche Unvorsichtigkeit!). Obwohl er einzig Frauen liebt, war dieser Bursche ganz beruhigt, sobald er begriff, was man von ihm wollte. Als ihm so viel Geld versprochen wurde, hatte er den Baron für einen Spion gehalten. Er atmete förmlich auf, als er einsah, daß man von ihm verlangte, nicht sein Vaterland, sondern nur seinen Körper preiszugeben, was zwar nicht moralischer ist, aber doch weniger gefährlich und vor allem weniger mühevoll.« Als ich Jupien so reden hörte, dachte ich mir: Wie schade, daß Monsieur de Charlus weder Romancier noch Dichter ist! Nicht etwa um das, was er sähe, zu beschreiben; doch der Punkt, an dem sich ein Charlus in bezug auf seine Leidenschaft befindet, läßt um ihn herum Skandale entstehen, zwingt ihn, das Leben ernst zu nehmen, Gefühle in das Vergnügen zu investieren, hindert ihn daran stehenzubleiben, in einer ironischen und äußerlichen Sicht der Dinge zu erstarren, und läßt in ihm unaufhörlich einen Strom schmerzlicher Erfahrung fließen. Fast jedesmal, wenn er sich einem anderen gegenüber erklärt, muß er auf eine grobe Abfuhr gefaßt sein, sofern er sich nicht sogar in die Gefahr begibt, ins Gefängnis zu kommen. Nicht nur Kinder, sondern auch Dichter werden mit Schlägen erzogen. Wäre Monsieur de Charlus ein Romancier gewesen, so wäre das Haus, das Jupien für ihn eingerichtet hatte – und durch welches das Risiko, zumindest (denn eine polizeiliche Razzia war immer zu

befürchten) soweit es von einem Individuum ausging, dessen Geneigtheit der Baron auf der Straße nicht mit Sicherheit feststellen konnte, stark vermindert wurde – für ihn ein Unglück gewesen. Doch Monsieur de Charlus war in der Kunst nur ein Dilettant, der nicht ans Schreiben dachte und dafür auch nicht begabt war.

»Soll ich Ihnen eigentlich gestehen«, fuhr Jupien fort, »daß ich bei dieser Art von Einnahmen nicht einmal große Bedenken habe? Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich die Sache, die man hier treibt, liebe, denn sie entspricht der Neigung meines Lebens. Ist es aber verboten, ein Entgelt für Dinge zu empfangen, die man nicht für schuldhaft hält? Sie sind gebildeter als ich und werden mir zweifellos sagen, Sokrates habe gemeint, er dürfe kein Geld für seine Unterweisungen nehmen.[1] Zu unseren Zeiten liegt eine solche Denkweise den Philosophieprofessoren, den Ärzten, den Malern, den Bühnendichtern, den Theaterdirektoren gleichermaßen fern. Glauben Sie nur nicht, daß man bei diesem Gewerbe nur mit der Hefe des Volkes verkehrt. Sicher ist, daß der Leiter eines solchen Hauses wie eine große Kokotte nur Männer bei sich sieht, aber er empfängt Männer, die sich auf allen möglichen Gebieten ausgezeichnet haben und im allgemeinen bei sonst gleichen Voraussetzungen zu den Geistreichsten, Feinfühligsten und Liebenswürdigsten ihres Faches zählen. Man könnte dieses Haus ganz leicht, kann ich Ihnen versichern, zu einem Mittelpunkt des geistigen Lebens oder zu einer Nachrichtenzentrale machen.« Ich aber war noch ganz unter dem Eindruck der Schläge, die ich Monsieur de Charlus hatte empfangen sehen.

Tatsächlich: Wenn man Monsieur de Charlus, seinen Hochmut, seine Übersättigung mit mondänen Vergnügungen, seine leicht in Leidenschaft umschlagende launenhaften Neigungen zu Männern letzten Ranges und von der schlimmsten Sorte kannte, verstand man sehr gut, daß das gleiche große Vermögen, das jeder Parvenü mit Entzücken sich hätte zufal-

len sehen, weil es ihm erlauben würde, seine Tochter mit einem Herzog zu verheiraten und Hoheiten zu seinen Jagden einzuladen, Monsieur de Charlus deswegen eine Genugtuung verschaffte, weil es ihm gestattete, eines oder sogar mehrere Häuser an der Hand zu haben, in denen sich ständig die Art von jungen Leuten aufhielten, unter denen er sich besonders gern bewegte. Vielleicht bedurfte es dazu nicht einmal seines Lasters. Er war doch der Nachkomme so vieler großer Herren, Fürsten von Geblüt oder Herzöge, von denen Saint-Simon uns erzählt, daß sie mit niemandem verkehrten, der »einen Namen hatte«, sondern ihre ganze Zeit beim Kartenspiel mit Dienern verbrachten, denen sie enorme Summen schenkten!

»Vorläufig aber«, sagte ich zu Jupien, »ist dieses Haus etwas ganz anderes, etwas ganz anderes sogar als ein Irrenhaus, da der Irrsinn der Geistesgestörten, die es bewohnen, in Szene gesetzt, als solcher erfaßt und vorgezeigt wird. Ein wahres Pandämonium! Wie der Kalif aus *Tausendundeiner Nacht* hatte ich geglaubt, im rechten Augenblick einem Mann zu Hilfe zu kommen, der geschlagen wurde; statt dessen aber sah ich, wie sich vor meinen Augen eine andere Erzählung aus *Tausendundeiner Nacht* abspielte, jene nämlich, in der eine in eine Hündin verwandelte Frau sich freiwillig schlagen läßt, um ihre einstige Gestalt wiederzuerlangen.«[1] Jupien schien über meine Worte betroffen, denn er entnahm ihnen, daß ich gesehen hatte, wie der Baron geschlagen wurde. Er stand einen Augenblick lang schweigend da, während ich eine vorüberfahrende Droschke anhielt; dann plötzlich aber kam ihm einer jener hübschen Einfälle, die mich immer bei diesem Mann, der seine Bildung sich selbst verdankte, so verblüfft hatten, wenn er im Hof unseres Hauses mich oder Françoise mit seinen anmutigen Reden begrüßte; er sagte: »Sie sprechen von vielen Erzählungen aus *Tausendundeiner Nacht.* Ich aber kenne eine, die eine gewisse Beziehung zu dem Titel eines Buches hat, das ich bei dem Baron gesehen zu haben glaube« (er spielte auf eine Übersetzung von Ruskins *Sesam und Li-*

lien an, die ich Monsieur de Charlus geschickt hatte)[1] . »Sollte es eines Abends Ihre Neugier reizen, wenn auch nicht gerade vierzig, so doch etwa zehn Räuber zu treffen, brauchen Sie nur herzukommen. Um zu wissen, ob ich da bin, müssen Sie nur nach dem oberen Fenster sehen: ist ein Spalt offen, und brennt Licht, so heißt das, ich bin da, man kann ruhig hereinkommen. Das ist mein persönliches ›Sesam‹. Ich spreche nur von ›Sesam‹. Denn wenn Sie Lilien wollen, dann rate ich Ihnen allerdings, sie anderswo zu suchen.« Und indem er mich ziemlich kurzangebunden grüßte – denn eine aus Aristokraten bestehende Kundschaft und eine Clique von jungen Leuten, die er anführte wie ein Piratenkapitän, hatten ihm einen nachlässig-vertraulichen Umgang vermittelt –, wollte er sich gerade von mir verabschieden, als das Geräusch einer Detonation – einer Bombe, der keine Sirenenwarnung vorausgegangen war – ihn bewog, mir doch zum Bleiben zu raten. Bald setzte das Sperrfeuer ein, und zwar so heftig, daß man annehmen mußte, das deutsche Flugzeug müsse sich in nächster Nähe, wahrscheinlich unmittelbar über uns, befinden.

Im Nu wurden die Straßen ganz schwarz. Manchmal beleuchtete ein feindliches Flugzeug, das ziemlich niedrig flog, den Punkt, an dem es eine Bombe abwerfen wollte. Ich fand meinen Weg nicht mehr. Ich dachte an den Tag, an dem ich bei meinem Ritt nach La Raspelière wie einem Gott, vor dem mein Pferd sich aufbäumte, einem Flugzeug begegnet war.[1] Ich stellte mir vor, daß jetzt die Begegnung anders ausfallen, daß der Gott des Bösen mich vernichten würde. Ich schritt schneller aus, um vor ihm zu fliehen, einem Wanderer gleich, den die Springflut verfolgt, ging im Kreis auf stockfinsteren Plätzen und vermochte mich nicht mehr zurechtzufinden. Endlich spendeten die Flammen einer Feuersbrunst mir Licht; ich konnte meinen Weg wiederfinden, während unaufhörlich Kanonenschüsse erdröhnten. Meine Gedanken aber schweiften zu einem anderen Gegenstand ab. Ich dachte an Jupiens Haus[2] , das jetzt vielleicht in Staub und Asche gesunken war,

denn eine Bombe war dicht in meiner Nähe niedergegangen, als ich es gerade verließ, jenes Haus, auf das Monsieur de Charlus prophetisch »Sodoma« hätte schreiben können, wie es mit nicht weniger Vorausahnung oder zu Beginn des Vulkanausbruchs und der bereits im Gang befindlichen Katastrophe jener unbekannte Einwohner von Pompeji getan hatte. Doch was machen Sirenen und Gothas Leuten aus, die ihr Vergnügen suchen? Der Rahmen von Gesellschaft und Natur, der unsere Liebeserlebnisse umgibt, beschäftigt uns nicht viel. Der Sturm tobt auf dem Meer, das Schiff schlingert nach allen Seiten, aus dem Himmel gehen vom Wind durchpeitschte Wolkenbrüche nieder, wir aber wenden höchstens wegen der Behinderung, die sie für uns bedeutet, eine Sekunde Aufmerksamkeit an diese ungeheure Kulisse, in der wir selbst ganz verschwinden, wir und der Körper, dem wir näherzukommen versuchen. Die bombenkündenden Sirenen störten Jupiens Kunden nicht mehr, als ein Eisberg es getan hätte.[3] Ja, mehr noch, die physische Gefahr, die sie bedrohte, befreite sie von der Angst, von der sie in geradezu krankhafter Weise seit so langem besessen waren. Es ist nämlich falsch zu glauben, daß die Stufenleiter der Ängste derjenigen der Gefahren entspricht, durch die jene hervorgerufen werden. Man kann fürchten, nicht einzuschlafen, weit weniger Angst aber vor einem ernsthaften Duell verspüren, vor einer Ratte wiederum mehr als vor einem Löwen. Während einiger Zeit würden sich jetzt die Polizisten nur um das Leben der Einwohner (eine doch so bedeutungslose Sache) kümmern und würden kaum dazu kommen, sie der Schande zu überantworten. Mehr noch als nur ihre moralische Freiheit wiederzufinden, ließen sich manche von der Dunkelheit verlocken, die plötzlich auf den Straßen herrschte. Ja, einige dieser Pompejaner, auf die bereits der Feuerregen des Himmels niederging, begaben sich in die Gänge der Untergrundbahn hinab, die finster waren wie Katakomben. Sie wußten, daß sie dort nicht allein sein würden. Die Dunkelheit aber, die alles wie ein neues Element

umschließt, bringt die für gewisse Personen unwiderstehlich verlockende Wirkung hervor, das erste Stadium der Lust auszuschalten und unmittelbar in eine Phase der Zärtlichkeit einzuführen, zu der man gewöhnlich erst nach einiger Zeit gelangt. Ob nun das begehrte Objekt eine Frau oder ein Mann ist – und sogar unter der Voraussetzung, daß die Kontaktaufnahme einfach wäre und das Wortgeplänkel, das sich in einem Salon (zumindest bei hellem Tageslicht) endlos hinziehen würde, unnötig wäre –, so ist doch am Abend (wie schwach beleuchtet eine Straße auch sein mag) zumindest ein Vorspiel erforderlich, bei dem zunächst nur die Augen das Vergnügen vorwegnehmen, da allein schon die Scheu vor den Vorübergehenden und auch vor dem begehrten Wesen selbst einen zunächst daran hindert, mehr zu tun als zu schauen oder zu reden. In völliger Dunkelheit wird dieses ewig alte Spiel jedoch überflüssig, die Hände, die Lippen, die Körper können als erste handeln. Notfalls stehen immer noch als Entschuldigung, sofern man schlecht ankommt, die Dunkelheit selbst und die Irrtümer zur Verfügung, die durch sie entstehen. Kommt man aber gut an, so erweckt in uns die unmittelbare Antwort des Körpers, der sich nicht zurückzieht, sondern nähert, die Vorstellung, daß die (oder der), an die wir uns schweigend wenden, vorurteilsfrei und eher lasterhaften Neigungen unterworfen sind, eine Vorstellung, die eine Steigerung des Glückes bedeutet, ohne weiteres die Frucht genießen zu können, ohne sie zuvor mit den Augen zu begehren und um Erlaubnis zu bitten. Indessen dauert die Dunkelheit an; eingetaucht in dieses neue Element müssen Jupiens Habitués wohl glauben, eine Reise gemacht zu haben, um einem Naturphänomen wie einer Sturmflut oder einer Mondfinsternis beizuwohnen, und anstelle einer in allen Punkten vorbereiteten und ortsgebundenen Lust die Lust einer Zufallsbegegnung im Unbekannten zu finden; so begingen sie denn unter dem vulkanischen Grollen der Bomben am Fuß eines pompejanischen Lupanars geheime Riten in katakombischem Dunkel.

In ein und demselben Raum hatten sich viele Menschen versammelt, die nicht hatten fliehen wollen. Sie kannten einander nicht, aber man sah, daß sie ungefähr der gleichen reichen und aristokratischen Gesellschaftsschicht angehörten. Der Anblick jedes einzelnen bot etwas Abstoßendes, das sich möglicherweise aus dem mangelnden Widerstand gegen entwürdigende Vergnügungen ergab. Der eine, ein Koloß, hatte ein von roten Flecken übersätes Gesicht wie ein Trunkenbold. Ich erfuhr, daß er zu Beginn kein solcher gewesen war, vielmehr nur ein Vergnügen daran gefunden hatte, junge Leute zum Trinken zu verleiten. Von der Idee erschreckt, er könnte eingezogen werden (obwohl er die Fünfzig bereits überschritten zu haben schien), hatte er jedoch, da er bereits sehr dick war, damit angefangen, unaufhörlich zu trinken, um möglichst über das Gewicht von zwei Zentnern hinauszugelangen, bei dessen Überschreitung man zurückgestellt wird. Jetzt aber hatte sich diese Berechnung zur Leidenschaft gewandelt, und wo man sich auch von ihm trennte, so sehr man ihn auch überwachte, stets traf man ihn in einem Weinlokal an. Sobald er aber zu reden begann, offenbarte er sich mir als ein Mann von zwar nur mittelmäßiger Intelligenz, aber von großem Wissen, ein Mann mit Erziehung und Kultur. Da trat ein anderer Mann aus der Gesellschaft ein, sehr jung noch und von äußerst vornehmer Erscheinung. Bei ihm war tatsächlich noch kein äußeres Stigma eines Lasters zu erkennen, wohl aber, was weit unheimlicher war, ein inneres. Sehr groß und mit reizendem Gesicht, doch verriet seine Beredsamkeit eine ganz andere Intelligenz als die seines Nachbarn, des Trinkers, und zwar, ohne Übertreibung, eine wahrhaft bemerkenswerte. Dennoch begleitete er jede seiner Bemerkungen mit einem Ausdruck, der zu einem ganz anderen Satz gepaßt hätte. Als lebe er im vollen Besitz der gesamten Ausdrucksmöglichkeiten des menschlichen Antlitzes, doch in einer anderen Welt, präsentierte er diese in völlig falscher Reihenfolge, ließ aufs Geratewohl ein Lächeln oder einen Blick fallen, die keinerlei

Beziehung zu den um ihn herum geführten Reden hatten. Ich hoffe für ihn, sofern er, was gewiß der Fall ist, noch lebt, daß er nicht Opfer einer andauernden Erkrankung, sondern nur einer vorübergehenden Vergiftung war. Hätte man alle Anwesenden um ihre Visitenkarte gebeten, wäre man wahrscheinlich erstaunt gewesen zu sehen, daß sie alle einer gehobenen Gesellschaftsschicht angehörten. Doch das eine oder andere Laster und zumal das größte von allen, der Mangel an Willenskraft, der uns daran hindert, einem von ihnen zu widerstehen, führte sie dort zusammen, in getrennten Zimmern zwar, aber doch jeden Abend, wie man mir sagte, so daß ihr Name den Damen der Gesellschaft zwar noch bekannt war, diese sie aber allmählich aus den Augen verloren und nie mehr Gelegenheit hatten, ihren Besuch zu empfangen. Sie wurden noch eingeladen, doch die Gewohnheit vereinte sie in dem vielschichtigen verrufenen Haus. Sie versuchten das übrigens nur wenig zu verbergen im Gegensatz zu den kleinen Hotelangestellten und Arbeitern, die ihrem Vergnügen dienten. Abgesehen von den Gründen, die man leicht errät, läßt sich das auch aus folgendem verstehen: Für einen Arbeiter oder für einen Dienstboten war der Verkehr in diesem Haus das gleiche wie für eine Frau, die als anständig gilt, der Besuch eines Stundenhotels. Manche gestanden ein, sie seien zwar einmal dorthin gegangen, behaupteten aber steif und fest, niemals wieder dorthin zurückgekehrt zu sein, und Jupien sogar log in diesem Fall, um ihren Ruf zu schützen oder um die Konkurrenz auszuschalten, und behauptete: »O nein, er kommt nicht zu mir, er würde nie in ›so etwas‹ gehen.« Für Herren der Gesellschaft ist die Sache weniger schlimm, insbesondere die Angehörigen ihrer Kreise, die in »so etwas« nicht gehen, nicht einmal wissen, was das überhaupt ist, und sich mit den Lebensgewohnheiten der Betreffenden nicht beschäftigen. Wenn jedoch gewisse Mechaniker eines Fliegerhorstes in »so etwas« gegangen sind, würden ihre Kameraden, die ihnen nachspio-

niert haben, um nichts in der Welt ihnen dorthin folgen aus Furcht, daß es bekannt werden könnte.

Während ich mich meiner Wohnung näherte, dachte ich darüber nach, wie schnell das Gewissen aufhört, an unseren Gewohnheiten mitzuwirken, die es vielmehr ihrer Eigenentwicklung überläßt, ohne sich weiter mit ihnen zu beschäftigen, und wie erstaunt wir demzufolge sein könnten, wenn wir bloß von außen und voraussetzend, daß sie das ganze Individuum verpflichten, die Handlungen von Menschen betrachten, deren sittlicher oder geistiger Wert sich in Wirklichkeit auch unabhängig von diesen Handlungen in einem völlig entgegengesetzten Sinn entwickeln kann. Ganz offensichtlich hat ein Fehler der Erziehung oder das Fehlen jeder Erziehung, verbunden mit der Neigung, Geld wenn schon nicht auf die am wenigsten unangenehme Art (denn viele Arbeiten würden alles in allem erfreulicher sein – aber errichtet sich nicht auch der Kranke aus fixen Ideen, Entbehrungen und Heilmitteln eine weit unangenehmere Existenz als eine oft nur leichte Krankheit, die er in dieser Weise zu bekämpfen glaubt, ihm bereiten würde?), so doch auf die am wenigsten mühsame Weise zu verdienen, diese jungen Leute dazu geführt, sozusagen in aller Unschuld und für einen mittelmäßigen Lohn Dinge zu tun, die ihnen kein Vergnügen bereiteten und ihnen zu Beginn gewiß lebhaften Abscheu eingeflößt haben müssen. Man hätte sie danach für durch und durch schlecht halten können, aber sie waren nicht nur im Krieg wundervolle Soldaten, unvergleich »tapfere Krieger«, sondern auch im zivilen Leben voller Gutherzigkeit, durch und durch rechtschaffene Leute. Sie machten sich seit langem nicht mehr klar, was an dem Leben, das sie führten, moralisch oder unmoralisch sein mochte, weil es gleichzeitig das der Menschen ihrer Umgebung war. Wenn wir uns über gewisse Perioden der alten Geschichte unterrichten, sind wir auch erstaunt, individuell gute Menschen bedenkenlos an Massenmorden oder an Menschen-

opfern teilnehmen zu sehen, die ihnen wahrscheinlich als etwas ganz Natürliches erschienen.

In nicht geringerem Maße wird möglicherweise auch unsere Epoche demjenigen, der in zweitausend Jahren ihre Geschichte liest, so vorkommen, als tauche sie manche zarte und reine Gewissen in einen Lebensraum, der ungeheuerlich und verderblich erscheinen mag, in dem jene sich aber zurechtfanden.

Die pompejanischen Wandmalereien, deren Szenen sich bei Jupien abspielten, paßten übrigens – insofern sie das Ende der Französischen Revolution ins Gedächtnis riefen – gut zu der dem Directoire nicht unähnlichen Epoche, die jetzt ihren Anfang nahm. Schon tauchten als eine Art Vorschuß auf den Frieden – freilich im Dunkeln verborgen, um nicht allzu offenkundig gegen die Polizeibestimmungen zu verstoßen – überall neue Tänze auf und tobten allerorten die ganze Nacht hindurch. Daneben brachen gewisse künstlerische Meinungen, jetzt weniger deutschfeindlich als während der ersten Kriegsjahre, sich Bahn, um den beengten Geistern wieder etwas mehr Luft zum Atmen zu verschaffen, doch mußte man ihnen, damit sie salonfähig wurden, einstweilen noch ein Mäntelchen vaterländischer Gesinnung umhängen. Ein Professor schrieb ein hervorragendes Buch über Schiller, und es wurde auch in den Zeitungen besprochen. Doch bevor man den Verfasser des Werks erwähnte, stellte man allem anderen voran, er sei an der Marne, bei Verdun gewesen, habe fünf Auszeichnungen erhalten und zwei Söhne an der Front verloren. Dann lobte man die Klarheit, die Tiefe seines Buches über Schiller, den man als groß qualifizieren durfte, sofern man statt »dieser große Deutsche« sagte: »dieser große Boche«. Das war die Parole für den Artikel, unter deren Schutz er passieren durfte.

Andererseits kannte ich wenige Menschen, ich kann sogar sagen, ich kannte überhaupt keinen Menschen, der an Verstand und Gefühlsfähigkeit so begabt wie Jupien war, denn die erlesene Fertigkeit, die das geistige Grundgerüst seiner

Rede ausmachte, war ihm nicht durch eine Gymnasialerziehung oder eine der Formen von Universitätskultur zugekommen, die aus ihm einen hervorragenden Mann hätte machen können, während viele junge Leute der Gesellschaft aus ihnen keinerlei Nutzen ziehen. Es lag einzig an seinem angeborenen Feingefühl und seinem natürlichen Geschmack, daß er sich aus gelegentlicher, ohne Anleitung gepflegter Zufallslektüre seine treffende Redeweise geschaffen hatte, in der ein vollendetes Gleichgewicht der Sprache sichtbar wurde und seine Schönheit zeigte. Das Gewerbe, das er betrieb, konnte freilich mit vollem Recht als eines der lukrativsten, aber auch als das letzte von allen angesehen werden. Wie kam es nun, daß Monsieur de Charlus, mochte ihm auch sein Aristokratenhochmut noch so viel Verachtung für jede Art von Nachrede einflößen, sich nicht aus einem gewissen Gefühl der persönlichen Würde und Selbstachtung angehalten sah, seiner Sinnlichkeit diese oder jene Befriedigung zu versagen, für die man doch wohl keine andere Entschuldigung finden konnte als ausgemachte Unzurechnungsfähigkeit? Er wie auch Jupien mußten die Gewohnheit, die Moral von einem großen Bereich ihrer Handlungen zu trennen (wie es auch bei vielen amtlichen Funktionen, zuweilen bei denen des Richters, manchmal bei denen des Staatsmannes und vielen anderen der Fall sein mag), seit so langer Zeit angenommen haben, daß die Gewohnheit (ohne jemals das moralische Gefühl nach seiner Meinung zu befragen) sich von Tag zu Tag verstärkt hatte bis zu demjenigen, an dem dieser zustimmende Prometheus sich von roher Gewalt an den Fels der reinen Materie hatte ketten lassen.

Gewiß fühlte ich sehr wohl, daß dies ein neues Stadium der Krankheit von Monsieur de Charlus war: Seitdem ich sie zuerst bemerkt und nach den verschiedenen Etappen, die sie vor meinen Augen durchlaufen hatte, vollzog sich nun ihre Entwicklung in immer schnellerem Tempo. Der arme Baron konnte jetzt nicht mehr sehr weit von dem Ende, von seinem

Tod entfernt sein, selbst wenn diesem nicht – nach der Voraussage und den Wünschen von Madame Verdurin – eine Einkerkerung vorausging, die in seinem Alter den Tod nur beschleunigen konnte. Dennoch habe ich mich vielleicht ungenau ausgedrückt, wenn ich sage: der Fels der reinen Materie. Vielleicht enthielt diese reine Materie immer noch ein wenig Geist. Dieser Wahnsinnige wußte trotz allem genau, daß er das Opfer eines Wahns war, und trieb in diesen Augenblicken ein Spiel, denn er wußte genau, daß derjenige, der ihn schlug, nicht böser war als der kleine Junge, der beim Kriegsspiel ausgelost wird, um die Rolle des »Preußen« zu übernehmen, und über den daraufhin alles mit der Glut wahrer Vaterlandsliebe und geheuchelten Hasses herfällt. Opfer eines Wahnes, bei dem gleichwohl noch immer ein wenig die Persönlichkeit von Monsieur de Charlus mitsprach! Selbst bei solchen Abirrungen verrät die menschliche Natur (wie sie es in der Liebe oder beim Reisen tut) ihr Bedürfnis nach Glauben durch ein gewisses Verlangen nach Wahrheit. Wenn ich zu Françoise von einer Kirche in Mailand – einer Stadt, in die sie wahrscheinlich niemals kommen würde – oder von der Kathedrale von Reims, ja sogar nur von der von Arras[1] sprach, die sie nicht mehr sehen konnte, weil sie mehr oder weniger zerstört waren, so beneidete sie die Reichen, die sich das Schauspiel solcher Kostbarkeiten zu leisten vermögen, und riefin sehnsüchtigem Bedauern aus: »Ach, wie schön müßte das sein!« – ausgerechnet sie, die seit so vielen Jahren in Paris wohnte und doch niemals neugierig darauf war, sich Notre-Dame anzusehen. Das lag daran, daß Notre-Dame eben einen Teil von Paris bildet, der Stadt, in der sich das alltägliche Leben von Françoise abspielte und in der es infolgedessen unserer alten Dienerin schwerfiel – wie es auch für mich der Fall gewesen wäre, hätte nicht die Beschäftigung mit der Architektur in gewisser Hinsicht meine rein instinktiven Empfindungen aus den Jahren von Combray korrigiert –, die Gegenstände ihrer Träume zu situieren. In den Personen, die wir lieben,

verfolgen wir, ohne ihn immer genau erkennen zu können, einen bestimmten, ihnen immanenten Traum. Der Glaube an Bergotte und an Swann lag meiner Liebe zu Gilberte zugrunde, der Glaube an Gilbert le Mauvais meiner Liebe zu Madame de Guermantes. Und welche Meeresweiten waren in meiner allerschmerzlichsten, eifersüchtigen und – wie es schien – individuellsten Liebe, der zu Albertine, ausgespart! Gerade wegen dieses Individuellen übrigens, an dem man so leidenschaftlich hängt, ist schon die jeweilige Liebe zu Personen etwas Ähnliches wie gewisse Abirrungen. (Und sind nicht die Krankheiten des Körpers sogar, zumindest diejenigen, die mit dem Nervensystem zusammenhängen, ebenfalls gewisse von unseren Organen und Gelenken angenommene Spezialneigungen oder abneigungen, aufgrund deren diese vor bestimmten Wetterlagen ein Grauen empfinden, das ebenso unerklärlich und ebenso eigensinnig ist wie die Neigung gewisser Männer zum Beispiel zu Frauen, die einen Kneifer tragen, oder zu Kunstreiterinnen? Dieses Verlangen, das jedesmal der Anblick einer Kunstreiterin erweckt – wer vermöchte zu sagen, mit welchem chronischen, aber unbewußten Traum es verbunden ist, ebenso unbewußt und geheimnisvoll wie zum Beispiel für jemanden, der sein ganzes Leben lang an asthmatischen Anfällen gelitten hat, der Einfluß einer ganz bestimmten Stadt, die scheinbar wie alle anderen ist, in der er jedoch zum erstenmal frei atmen kann?)

Nun aber gleichen Abirrungen gewissen Formen der Liebe, bei denen der Makel der Krankhaftigkeit alles überdeckt, alles angesteckt hat. Selbst in den allerwahnsinnigsten ist die Liebe noch sichtbar. Wenn Monsieur de Charlus darauf bestand, daß man ihm um Hände und Füße Eisenringe von erprobter Festigkeit legte, wenn er nach der Eisenstange und, wie Jupien mir anvertraute, anderen grausamen Instrumenten verlangte, die äußerst schwer zu beschaffen waren, selbst wenn man sich an Seeleute wandte – denn sie dienten einst zur Durchführung von Strafen, die selbst dort außer Gebrauch gekommen sind,

wo die Disziplin am härtesten ist, an Bord von Schiffen nämlich –, so lag auf dem Grund von dem allem bei Monsieur de Charlus sein ganzer Traum von Männlichkeit, der sich notfalls in Akten der Brutalität bewies, aber auch das ganze innere, für uns unsichtbare Bildmaterial, das er hier nur in einigen wenigen Reflexen durchblicken ließ und das aus Kreuzigungswerkzeugen für Verbrecher und Folterinstrumenten der Feudalzeit bestand, mit dem seine mittelalterliche Phantasie ausgestattet war. Aus dem gleichen Empfinden sagte er jedesmal bei seiner Ankunft zu Jupien: »Heute abend wenigstens wird es doch keinen Alarm geben, denn ich sehe mich schon im voraus wie einen Bewohner Sodoms vom Feuer des Himmels zu Asche verbrannt.« Er tat dann so, als habe er vor den Gothas Angst, obwohl er nichts dergleichen empfand, sondern nur auf einen Vorwand aus war, sobald die Sirenen ertönten, in den Schacht der Untergrundbahn zu eilen, wo er die Lust irgendeiner nahen Berührung in der Dunkelheit, vermischt mit unbestimmten Träumen von mittelalterlichen Gewölben und Verliesen erhoffte. Im Grunde verriet sein Verlangen, gefesselt und geschlagen zu werden, in seiner Häßlichkeit einen ebenso poetischen Traum wie bei anderen der Wunsch, nach Venedig zu reisen oder Tänzerinnen auszuhalten. Monsieur de Charlus aber verlangte von diesem Traum eine so weitgehende Illusion der Wirklichkeit, daß Jupien das hölzerne Bett, das in Zimmer Dreiundvierzig[1] stand, verkaufen und durch ein eisernes Bett ersetzen mußte, das sich besser mit den Ketten vertrug.

Als ich zu Hause ankam, ertönte endlich das Entwarnungssignal. Der Trommelwirbel der Feuerwehr wurde von einem Gassenjungen kommentiert. Ich begegnete Françoise, die gerade mit dem Kammerdiener aus dem Keller kam. Sie hatte geglaubt, ich sei tot. Sie sagte mir, Saint-Loup sei unter Entschuldigungen vorbeigekommen, um nachzusehen, ob er nicht bei seinem Besuch am Morgen in unserem Haus sein Kriegskreuz verloren habe.[1] Er hatte nämlich bemerkt, daß es ihm

abhanden gekommen war, und da er am folgenden Morgen zu seiner Truppe zurückkehren mußte, wollte er auf alle Fälle nachsehen, ob es nicht bei mir wäre. Er hatte mit Françoise überall gesucht, aber nichts gefunden. Françoise meinte, er müsse es verloren haben, bevor er zu mir gekommen war, denn, sagte sie, es schien ihr ganz gewiß, ja, sie hätte darauf schwören mögen, er habe es nicht mehr gehabt, als sie ihn zuletzt sah. Darin täuschte sie sich. Man erkennt hier wieder, welchen Wert Zeugenaussagen und Erinnerungen besitzen! Im übrigen hatte das Ganze keine große Bedeutung. Saint-Loup war von den übrigen Offizieren ebenso geschätzt wie bei seinen Leuten beliebt; die Sache würde sich leicht in Ordnung bringen lassen.

Indessen spürte ich sofort an der wenig enthusiastischen Art, in der sie von ihm sprachen, daß Saint-Loup auf Françoise und den Diener einen nur mäßigen Eindruck gemacht hatte. All die Anstrengungen, die der Sohn des Dieners und der Neffe von Françoise unternommen hatten, um sich vor dem Frontdienst zu drücken, dieselben Anstrengungen hatte im umgekehrten Sinn, nämlich um in vorderster Reihe zu stehen, Saint-Loup unternommen. Das aber konnten Françoise und der Diener, da sie nach sich selbst urteilten, nicht glauben. Sie waren überzeugt, die Reichen würden immer in Sicherheit gebracht. Hätten sie im übrigen die Wahrheit über Roberts heroischen Mut gekannt, so hätte auch das sie nicht weiter berührt. Er sprach nicht von den »Boches«, er hatte vor ihren Ohren die Bravour der Deutschen gepriesen, er schob es nicht auf Verrat, daß wir nicht vom ersten Tag an Sieger gewesen waren. Das aber hätten sie gern gehört, und das wäre ihnen als Zeichen des Mutes erschienen. Daher fand ich sie, obwohl sie noch weiter nach dem Kriegskreuz suchten, Robert gegenüber kühl gestimmt. Ich aber, der keine Zweifel darüber hatte, wo dieses Kreuz geblieben war (wenn sich Saint-Loup an diesem Abend auf solche Weise zerstreut hatte, so nur, um eine Zwischenzeit auszufüllen, denn von neuem Verlangen erfaßt,

Morel wiederzusehen, ließ er seine sämtlichen militärischen Beziehungen spielen, um in Erfahrung zu bringen, in welchem Truppenteil dieser sich befand, und um ihn aufzusuchen, doch hatte er bislang nur eine Unzahl einander widersprechender Auskünfte erhalten können), riet Françoise und dem Diener, schlafen zu gehen. Doch dieser hatte es nie eilig, sich von Françoise zu trennen, seitdem er dank dem Krieg ein noch wirksameres Mittel als die Vertreibung der Ordensschwestern[1] und die Dreyfus-Affäre besaß, um sie zu quälen. An jenem Abend und überhaupt jedesmal, wenn ich während der paar Tage, die ich vor meiner Abreise in ein anderes Sanatorium in Paris verbrachte, noch zu ihnen ging, hörte ich, wie unser erster Diener der entsetzten Françoise gegenüber bemerkte: »Sie haben es nicht eilig, versteht sich, sie warten, bis ihnen sozusagen die reife Frucht in den Schoß fällt; an dem Tag aber nehmen sie Paris ein, und an dem Tag gibt es sicherlich kein Pardon!« – »Herrgott im Himmel, heilige Jungfrau Maria!« rief Françoise aus, »es genügt ihnen also nicht, daß sie das arme Belgien erobert haben. Die haben genug gelitten bei der ›Invahision‹!« – »Belgien! Françoise, was sie in Belgien getan haben, wird dagegen noch gar nichts sein!« Dann aber, da der Krieg die Unterhaltung der Leute aus dem Volk mit einer Menge von Ausdrücken bereichert hatte, deren Bekanntschaft sie nur durch die Augen, durch die Lektüre der Zeitungen gemacht hatten und deren korrekte Aussprache ihnen unbekannt war, fügte er hinzu: »Ich kann nicht verstehen, wie die Welt so verrückt sein und sich einbilden kann … Sie werden sehen, Françoise, sie bereiten einen neuen Angriff von noch größerer Dimenzion vor als alle anderen.« Als ich mich dagegen weniger im Namen des Mitleids für Françoise oder der gesunden strategischen Vernunft als aus lexikalischen Gründen aufgelehnt und erklärt hatte, das Wort heiße »Dimension«, erreichte ich damit nichts weiter als Françoise zu veranlassen, den abscheulichen Satz jeweils zu wiederholen, wenn ich in die Küche trat, denn fast ebenso glücklich

wie darüber, seine Kollegin erschrecken zu können, war unser erster Diener, wenn er seinem Herrn zeigen konnte, daß er, wiewohl ein ehemaliger Gärtner aus Combray[1] und jetzt einfacher Hausdiener, doch ein guter Franzose nach der Regel von Saint-André-des-Champs war und aus der Erklärung der Menschenrechte die Befugnis ableitete, in voller Unabhängigkeit »Dimenzion« zu sagen und sich in dieser Sache keine Vorschriften machen zu lassen, die seinen Dienst nicht betraf und in deren Bereich infolgedessen seit der Revolution ihm niemand etwas zu sagen hatte, da er mir rechtlich gleichgestellt war.

Zu meinem Verdruß mußte ich also mit anhören, wie er im Gespräch mit Françoise weiterhin von einer militärischen Unternehmung großer »Dimenzion« sprach, und zwar mit einer Beharrlichkeit, die dazu bestimmt war, mir zu beweisen, daß diese Aussprache nicht auf seiner Unwissenheit, sondern auf seinem wohlfundierten Willen beruhte. Er faßte die Regierung und die Zeitungen in ein von Mißtrauen getragenes »man« zusammen, zum Beispiel: »Man erzählt uns jetzt viel von den Verlusten der Boches, man sagt uns aber nichts von den unseren; dabei scheint es, daß sie zehnmal größer sind. Man sagt uns, die anderen seien am Ende, sie hätten nichts mehr zu essen, ich aber glaube, daß sie hundertmal mehr zu essen haben als wir. Man darf uns doch nicht allzuviel weismachen wollen. Wenn sie nichts zu essen hätten, würden sie sich nicht schlagen wie neulich erst, wo sie von den Unseren zehntausend junge Leute unter zwanzig Jahren abgeschossen haben.« So übertrieb er bei jeder Gelegenheit die Triumphe der Deutschen, wie er es einst mit denen der Radikalen gemacht hatte; zu gleicher Zeit ließ er sich über ihre Untaten aus, damit diese Triumphe Françoise um so schmerzlicher wären, worauf diese denn auch unaufhörlich wiederholte: »O heilige Mutter Gottes, heilige Jungfrau Maria!« Manchmal versuchte er ihr auf eine andere Weise auf die Nerven zu fallen: »Im übrigen taugen wir nicht mehr als die. Was wir in Griechenland treiben,

ist um kein Haar besser, als was die in Belgien getan haben. Sie werden sehen, wir werden noch die ganze Welt gegen uns aufbringen und gezwungen sein, mit allen Nationen zu kämpfen!« Dabei war doch genau das Gegenteil der Fall. An Tagen, an denen die Nachrichten gut waren, hielt er sich dadurch schadlos, daß er Françoise versicherte, der Krieg werde fünfunddreißig Jahre dauern; in der Voraussicht eines möglichen Friedens jedoch erklärte er mit Bestimmtheit, dieser werde nicht länger als einige Monate anhalten und Schlachten nach sich ziehen, neben denen die jetzigen nur ein Kinderspiel seien, so daß hinterher von Frankreich nichts mehr übrigbleiben würde.

Der Sieg der Alliierten schien, wenn schon nicht nahe, so doch wenigstens einigermaßen sicher, und man muß leider gestehen, daß unser erster Diener darüber tief betrübt war. Da er den Weltkrieg wie alles übrige auf den Kampfreduziert hatte, den er erbittert gegen Françoise führte (die er trotz allem gern hatte, so wie man eine Person gern haben kann, die man gleichwohl mit Vergnügen alle Tage zur Weißglut bringt, indem man sie beim Domino schlägt), sah er den Sieg in Gestalt jener ersten Unterhaltung, bei der zu seinem Leidwesen Françoise zu ihm sagen würde: Endlich ist es aus, und jetzt werden sie uns viel mehr herausrücken müssen, als wir ihnen im Jahr siebzig geben mußten. Er glaubte im übrigen unentwegt, daß dieser vom Schicksal vorgezeichnete Ausgang erfolgen müsse, weil ein unbewußter Patriotismus bei ihm wie bei allen Franzosen, die dem gleichen Trugbild zum Opfer fielen wie ich, seit ich krank war, den Glauben bewirkte, daß der Sieg – wie in meinem Falle die Heilung – tags darauf erfolgen werde. Er versicherte sich dagegen im voraus, indem er Françoise ankündigte, der Sieg werde vielleicht eintreten, doch sein Herz blute bei dem Gedanken daran, denn die Revolution würde ihm auf dem Fuß folgen und dann die Invasion. »Ach! Dieser Hergottssakramentskrieg! Die Boches werden sich als einzige schnell davon erholen, Françoise, sie ha-

ben ja auch schon Hunderte von Milliarden damit verdient. Aber daß sie uns auch nur einen Sou ausspucken, daran denkt ja ernsthaft kein Mensch! Man wird es vielleicht in den Zeitungen schreiben«, fügte er aus Vorsicht hinzu (da man nie wissen konnte), »um das Volk zu beruhigen, so wie es jetzt seit drei Jahren heißt, der Krieg werde morgen enden.« Françoise fühlte sich durch diese Worte um so beunruhigter, als sie tatsächlich, nachdem sie den Optimisten mehr Glauben als unserem Diener geschenkt hatte, doch hatte sehen müssen, daß der Krieg, von dem sie geglaubt hatte, er werde trotz der »Invahision« des armen Belgien in vierzehn Tagen enden, immer noch im Gange war und daß man nicht recht vorankam – es handelte sich dabei um das Phänomen der erstarrten Fronten, das sie nicht begriff –, und weil schließlich einer der unzähligen »Patensöhne«, denen sie alles gab, was sie bei uns verdiente, ihr erzählt hatte, man habe die eine oder andere Tatsache nicht bekanntgegeben. »Alles das wird auf den Arbeiter zurückfallen«, schloß unser erster Diener. »Man wird Ihnen Ihren Acker wegnehmen, Françoise.« – »Ach, du lieber Herrgott!« Doch solchen noch in der Zeiten Schoß ruhenden Mißgeschicken zog er näherliegende vor; er verschlang die Zeitungen in der Hoffnung, Françoise eine Niederlage ankündigen zu können. Er wartete auf schlechte Nachrichten wie auf Ostereier, in der Hoffnung, die Dinge würden sich schlecht genug entwickeln, um Françoise zu erschrecken, aber doch nicht schlecht genug, als daß er selbst materiell darunter leiden würde. So hätte ihn ein Zeppelinangriff entzückt, weil er dann sehen konnte, wie Françoise sich im Keller versteckte, während er für seine Person die Überzeugung pflog, daß in einer so großen Stadt wie Paris die Bomben nicht ausgerechnet auf unser Haus fallen würden.

Daneben machte sich bei Françoise nun auch ihr Pazifismus aus den Zeiten in Combray wieder bemerkbar. Sie zweifelte beinahe an den »deutschen Greueln«. »Am Anfang des Kriegs haben sie uns gesagt, diese Deutschen seien Mörder,

Briganten, wahre Banditen, ja sie seien ›Bbboches‹ …« (Sie sprach das Wort Boche deswegen mit mehreren B aus, weil ihr die Anschuldigungen, daß die Deutschen Mörder seien, eigentlich plausibel schienen, die aber, sie seien Boches, nahezu unwahrscheinlich wegen der Ungeheuerlichkeit der Anklage. Nur blieb dabei ziemlich schwer zu verstehen, welchen geheimnisvollen, furchtbaren Sinn Françoise dem Wort »Boche« unterlegte, da man noch im Anfang des Krieges stand, und auch wegen der Miene des Zweifels, mit der sie es auszusprechen pflegte. Denn der Zweifel, daß die Deutschen Verbrecher seien, mochte möglicherweise schlecht begründet sein, schloß aber vom logischen Gesichtspunkt aus keinen Widerspruch in sich. Wie aber sollte man daran zweifeln, daß sie Boches waren, da ja dieses Wort in der Sprache des Volkes eben einen Deutschen bezeichnete? Vielleicht wiederholte sie nur indirekt die wilden Reden, die sie damals gehört hatte und in denen das Wort »Boche« mit ganz besonderer Energie hervorgestoßen wurde.) »Ich habe das alles geglaubt«, sagte sie, »aber ich frage mich jetzt, ob wir selbst nicht ebensolche Schelme sind wie sie.« Dieser blasphemische Gedanke war bei Françoise in hinterlistiger Weise durch unseren Diener vorbereitet worden, denn als dieser sah, daß seine Kameradin freundliche Gefühle für den König Konstantin von Griechenland hegte, hatte er es ihr unaufhörlich so dargestellt, als werde ihm von uns jede Nahrung vorenthalten bis zu dem Tag, an dem er nachgeben würde. Daher hatte die Abdankung dieses Souveräns[1] Françoise aufs tiefste bewegt, so daß sie sogar erklärte: »Wir sind nicht besser als die anderen. Wenn wir in Deutschland wären, täten wir ganz genau dasselbe.«

Ich sah sie jedoch wenig während dieser paar Tage, denn sie ging viel zu jenen Vettern, von denen Mama mir einmal gesagt hatte: »Du weißt doch, daß sie reicher sind als du.« Es hatte sich nämlich etwas wahrhaft Schönes zugetragen, wie es zu dieser Zeit im ganzen Land so häufig vorkam und wie es, falls sich ein Historiker fände, der die Erinnerung daran ver-

ewigte, von der Größe Frankreichs, seiner Seelengröße, seiner Größe gemäß Saint-André-des-Champs Zeugnis ablegen würde, einer Größe, die so manche im Hinterland lebende Zivilisten nicht weniger offenbarten als die an der Marne gefallenen Soldaten. Ein Neffe von Françoise war bei Berry-au-Bac[2] gefallen; er war zugleich Neffe jener ihrer millionenschweren Vettern, ehemaliger großer Caféhausbesitzer, die sich, nachdem ihr Vermögen gemacht war, vom Geschäft zurückgezogen hatten. Er war gefallen, er, ein ganz kleiner Caféinhaber ohne Vermögen, der, bei der Mobilmachung im Alter von fünfundzwanzig Jahren eingezogen, seine junge Frau allein zurückgelassen hatte, damit sie die kleine Bar weiterführte, die er selbst wenige Monate darauf wiederzusehen hoffte. Aber er war gefallen. Da nun hatte sich folgendes zugetragen: Die millionenschweren Vettern von Françoise hatten, wiewohl mit der jungen Frau, der Witwe ihres Neffen, kaum verwandt, ihr Leben im ländlichen Ruhestand, in den sie sich seit zehn Jahren zurückgezogen hatten, aufgegeben und den Cafébetrieb übernommen, ohne einen Sou dafür zu verlangen; jeden Morgen um sechs Uhr waren die Millionärin, eine wirkliche Dame, und ihr Fräulein Tochter schon in den Kleidern, beide bereit, ihrer angeheirateten Nichte und Cousine zu helfen. Fast drei Jahre schon spülten sie nun von frühmorgens bis abends halb zehn Uhr ohne einen einzigen Ruhetag Gläser und trugen die bestellten Speisen und Getränke auf. In diesem Buch, in dem keine einzige Tatsache berichtet wird, die nicht erfunden ist, in dem es keine einzige Gestalt gibt, hinter der sich eine wirkliche Person verbirgt, in dem alles und jedes je nach Maßgabe dessen, was ich demonstrieren will, von mir erdacht worden ist, muß ich zum Preis meines Landes sagen, daß die Millionärsverwandten unserer Françoise, die ihre Zurückgezogenheit aufgegeben haben, um ihrer schutzlosen Nichte zu helfen, die einzigen Personen sind, die tatsächlich existieren. Überzeugt davon, daß sie in ihrer Bescheidenheit nicht Anstoß daran nehmen werden, und zwar aus dem Grund,

weil sie dieses Buch niemals lesen werden, zeichne ich hier mit einem kindlichen Vergnügen und von tiefer Rührung bewegt, da ich ja nicht die Namen der vielen anderen zitieren kann, die ebenso gehandelt haben und dank denen Frankreich weiterlebt, ihren wirklichen Namen auf, den übrigens echt französischen Namen Larivière.[1] Wenn es irgendwelche üblen Drückeberger gegeben hat wie den anmaßenden jungen Mann im Smoking, den ich bei Jupien gesehen hatte und dessen einzige Sorge darin bestand, ob er Léon bereits um halb elf Uhr haben könne, weil er »auswärts essen mußte«, so werden sie aufgewogen durch die zahllose Menge all der Franzosen von Saint-André-des-Champs, all der wundervollen Soldaten, denen ich die Familie Larivière an die Seite stelle.

Um bei Françoise die Unruhe noch zu schüren, zeigte ihr unser Diener alte Nummern der *Lectures pour tous* [2] , die er wiedergefunden hatte und auf deren Titelbild (es waren Nummern von vor dem Krieg) die deutsche Kaiserfamilie abgebildet war. »Das ist unser Herr von morgen«, sagte er zu Françoise und zeigte ihr »Guillaume«. Sie riß die Augen auf und wandte sie dann der weiblichen Gestalt an seiner Seite mit den Worten zu: »Und das ist die Guillaumesse[3] !« Was Françoise anging, war ihr Haß auf die Deutschen grenzenlos; er wurde nur durch den gemäßigt, den unsere Minister in ihr weckten, und ich weiß nicht, ob sie glühender den Tod Hindenburgs oder den Clemenceaus wünschte.

Meine Abreise aus Paris wurde durch eine Nachricht verzögert, die mir solchen Kummer bereitete, daß ich für einige Tage unfähig war, mich aufzumachen. Ich erhielt nämlich die Nachricht vom Tod Robert de Saint-Loups, der am zweiten Tag nach seiner Rückkehr an die Front gefallen war, als er den Rückzug seiner Leute deckte.[4] Niemals hatte ein Mann weniger als er den Haß gegen ein Volk genährt (und was den Kaiser betraf, so war er aus besonderen, vielleicht gar falschen Gründen der Meinung, Wilhelm II. habe eher versucht, den Krieg zu verhindern als ihn zu entfesseln). Er hegte auch

keinen Haß auf das Teutonische. Die letzten Worte, die ich aus seinem Mund vor sechs Tagen vernommen hatte, waren die ersten Zeilen eines Schumann-Liedes, die er auf meiner Treppe in deutscher Sprache vor sich hingesungen hatte, so daß ich ihn sogar der Nachbarn wegen bat, damit aufzuhören. Durch eine erlesen gute Erziehung daran gewöhnt, sein Betragen von jeder Verteidigung oder Anklage, von jedem Pathos freizuhalten, hatte er im Angesicht des Feindes wie im Augenblick der Mobilmachung alles vermieden, was sein Leben hätte sichern können, aus jener Bereitschaft, hinter die anderen zurückzutreten, die sich in all seinen Umgangsformen symbolisch ausdrückte, sogar in der Art, den Schlag meiner Droschke zu schließen, wenn er mich, sooft ich sein Haus verließ, barhaupt zum Wagen geleitete. Mehrere Tage lang blieb ich in Gedanken an ihn in meinem Zimmer eingeschlossen. Ich erinnerte mich[1] an seine erste Ankunft in Balbec, wie er im weißlichen Wollanzug mit seinen dem Meer gleich grünlichen und bewegten Augen die Halle neben dem Speisesaal durchschritt, dessen große Fenster auf das Meer hinausgingen. Ich erinnerte mich an das so ganz besondere Wesen, als das er mir damals vorkam, jenes Wesen, dessen Freund zu sein ich so sehr erhoffte. Dieser Wunsch war weit über das hinaus, was ich jemals für möglich gehalten hätte, in Erfüllung gegangen, ohne mir freilich irgendein Vergnügen zu schenken; dann aber war ich mir über die großen Verdienste und alles andere klargeworden, was sich hinter dieser eleganten Erscheinung verbarg. Alles, Gutes wie Böses, hatte er täglich ohne das geringste Feilschen ausgegeben, auch in seiner letzten Stunde noch, als er aus Großherzigkeit, aus dem Bedürfnis, alles, was er besaß, in den Dienst der anderen zu stellen, einen Schützengraben angegriffen hatte, so wie er eines Abends auf den Polstersitzen des Restaurants entlanggelaufen war, damit ich nicht aufstehen mußte. Daß ich ihn aber alles in allem so wenig, an so verschiedenen Stätten, bei so verschiedenen und durch so große Zwischenräume getrennten

Gelegenheiten gesehen hatte: in jener Hotelhalle zu Balbec, im Café von Rivebelle, in der Kavalleriekaserne und bei den militärischen Diners in Doncières, im Theater, wo er einen Journalisten ohrfeigte, oder bei der Fürstin von Guermantes, schuf mir eindrucksvollere, deutlichere Bilder von seinem Leben und einen bewußteren Kummer über seinen Tod als über den von Personen, die man mehr geliebt, aber so unaufhörlich gesehen hat, daß das Bild, das man von ihnen behält, nur noch eine unbestimmte Mitte zwischen einer Unzahl von unmerklich verschiedenen Bildern bezeichnet und daß unsere Zuneigung, die so ganz auf ihre Kosten gekommen ist, nicht wie bei denjenigen, die wir nur in begrenzten Augenblicken im Verlauf von Begegnungen gesehen haben, die gegen den beiderseitigen Willen unvollkommen geblieben sind, Illusionen der Möglichkeit einer größeren Zuneigung in sich trägt, um die allein die Umstände uns betrogen haben. Wenige Tage nach demjenigen, an dem ich ihn gesehen hatte, wie er hinter seinem Monokel herlief, und ihn in jener Hotelhalle von Balbec mir als so hochmütig ausmalte, war mir am Strand von Balbec eine andere lebendige Gestalt zum erstenmal erschienen, die jetzt ebenfalls nur noch als Erinnerung existierte: Albertine, die an jenem ersten Abend, gleichgültig gegen alle und der See so zugehörig wie eine Möwe, über den Strand hinstrich. In sie nun hatte ich mich so schnell verliebt, daß ich, um mit ihr alle Tage ausgehen zu können, von Balbec aus Saint-Loup kein einziges Mal aufgesucht hatte. Und doch enthielt die Geschichte meiner Beziehung zu ihm auch ein Zeugnis dafür, daß ich während einer gewissen Zeit aufgehört hatte, Albertine zu lieben, da ich mich ja eine Weile in Roberts Nähe, in Doncières, aus Kummer darüber niedergelassen hatte, daß meine Gefühle für Madame de Guermantes nicht erwidert wurden. Sein Leben und das Albertines, zwei Leben, die mir so spät und beide in Balbec bekannt geworden und so schnell zu Ende gegangen waren, hatten einander kaum berührt; ihn aber, sagte ich mir jetzt immer wieder, als ich mir

Gedanken darüber machte, wie die flinken Weberschiffchen der Jahre Fäden zwischen denjenigen unserer Erinnerung weben, die zunächst voneinander ganz unabhängig schienen, hatte ich zu Madame Bontemps geschickt, als Albertine mich verlassen hatte. Zudem hatte sich herausgestellt, daß ihrer beider Leben ein analoges Geheimnis barg, von dem ich nichts geahnt hatte. Das Geheimnis Saint-Loups erweckte jetzt in mir vielleicht mehr Trauer als das Albertines, deren Leben mir so fremd geworden war. Doch ich konnte mich nicht darüber trösten, daß das ihre wie das Saint-Loups so früh geendet hatte. Sie und er sagten häufig zu mir, wenn sie mich umsorgten: »Sie, der Sie krank sind.« Nun aber waren sie gestorben, sie, deren letztes Bild vor dem Schützengraben und in dem Fluß ich dem alles in allem zeitlich nicht weit entfernten ersten Bild gegenüberstellen konnte, das selbst für Albertine mir noch etwas bedeutete als Assoziation mit dem Bild des Sonnenuntergangs über dem Meer.

Roberts Tod wurde von Françoise mit mehr Mitgefühl aufgenommen als der Albertines. Sie trat sogleich ihre Rolle als Klageweib an und begleitete das Totengedenken mit Schmerzausbrüchen und verzweifelten Klagen. Sie stellte ihren Kummer zur Schau und zeigte ein ungerührtes Gesicht bei abgewandtem Haupt nur, wenn ich mir meinen eigenen Schmerz unwillkürlich anmerken ließ, den nicht gesehen zu haben sie vorgab. Wie vielen nervösen Personen nämlich flößte ihr die Nervosität der anderen – zweifellos, weil sie allzusehr ihrer eigenen glich – nacktes Grauen ein. Sie wies jetzt gern, wenn sie auch nur die geringsten Genickschmerzen oder einen Anfall von Schwindel verspürte, nachdrücklich darauf hin und ließ nicht unerwähnt, daß sie sich gestoßen habe. Sobald ich aber von einem meiner Leiden sprach, tat sie sofort wieder stoisch und ernst, als habe sie nicht gehört.

»Der arme Marquis«, sagte sie, obwohl sie nicht anders konnte, als zu denken, daß er sicher das Menschenmögliche getan habe, um nicht ins Feld zu müssen, oder, nachdem er

einmal eingezogen war, um der Gefahr zu entgehen. »Die arme Dame«, sagte sie in Gedanken an Madame de Marsantes, »wie sehr mag sie wohl geweint haben, als sie von dem Tod ihres Jungen erfuhr! Wenn sie ihn wenigsten noch hätte wiedersehen können, aber es ist vielleicht besser, daß das nicht möglich war, denn seine Nase war entzweigeschnitten, er soll nicht wiederzuerkennen gewesen sein.« Und die Augen von Françoise füllten sich mit Tränen, hinter denen aber die grausame Neugier der Bäuerin funkelte. Ganz sicher bedauerte Françoise Madame de Marsantes in ihrem Schmerz, und das von ganzem Herzen, aber es tat ihr doch leid, daß sie nicht genau erfahren konnte, welche Form dieser Schmerz angenommen hatte, und daß sie, Françoise, nicht selbst das betrübende Schauspiel mit ansehen konnte. Da sie aber gern geweint hätte und von mir beim Weinen gesehen worden wäre, sagte sie, um sich in die rechte Stimmung zu bringen: »Oh! Das macht mir schon etwas aus!« Auch an mir erspähte sie alle Spuren des Kummers mit einer Gier, die mich dazu verleitete, eher etwas kühl zu tun, wenn ich von Robert sprach. Mehr noch aus einem gewissen Nachahmungstrieb, weil sie dergleichen hatte sagen hören – denn es gibt Klischees ebensogut in Küchenwie in Künstlerkreisen –, stellte sie immer wieder mit einer gewissen Armeleutegenugtuung fest: »Alle seine Reichtümer haben auch nicht verhindern können, daß er gestorben ist wie ein anderer, nun aber helfen sie ihm schon gar nichts mehr.« Der erste Diener benutzte die Gelegenheit, um Françoise zu erklären, zweifellos sei das traurig, aber es zähle doch gar nicht angesichts der Millionen von einfachen Soldaten, die alle Tage fielen trotz aller Bemühungen der Regierung, diese Tatsache vor uns zu verheimlichen. Diesmal aber gelang es ihm nicht, Françoises Schmerz so zu mehren, wie er es sich erhofft hatte. Sie nämlich antwortete ihm: »Es stimmt schon, daß sie auch für Frankreich sterben, aber das sind doch Unbekannte. Es ist eben immer interessanter, wenn man von Leuten hört, die man kennt.« Und Françoise, die nun

einmal gern weinte, fügte hinzu: »Sagen Sie mir nur ja, wenn etwas über den Tod des Marquis in der Zeitung steht.«

Robert hatte oft mit einer gewissen Trauer in der Stimme schon lange vor dem Krieg zu mir gesagt: »Oh, mein Leben! Sprechen wir nicht davon, ich bin ein Gezeichneter.« Spielte er damit vielleicht auf sein Laster an, das er bis dahin mit Erfolg vor aller Welt verborgen gehalten hatte, das er selbst aber kannte und dessen Schwere er sich vielleicht übertrieb wie Kinder, die es zum erstenmal mit der Liebe versuchen oder sich vorher mit dem eigenen Körper Lust verschaffen und glauben, sie wären wie die Pflanze, die ihren Pollen nicht ausstreuen kann, ohne gleich darauf untergehen zu müssen? Vielleicht hing diese Übertreibung sowohl bei Saint-Loup wie bei den Kindern außer mit der Idee der Sünde, die einem in diesem Alter noch nicht vertraut geworden ist, auch damit zusammen, daß eine neue Empfindung eine geradezu fürchterliche Gewalt besitzt, die sich später vermindert. Oder hatte er möglicherweise tatsächlich ein Vorgefühl, er werde einmal früh sterben, das er gegebenenfalls mit dem Tod seines ziemlich jung dahingerafften Vaters begründete? Gewiß, ein solches Vorgefühl hat etwas Unwahrscheinliches an sich. Dennoch unterliegt der Tod offenbar Gesetzmäßigkeiten. Man hat zum Beispiel häufig den Eindruck, daß Menschen, die von sehr alt oder sehr jung verstorbenen Eltern abstammen, fast zwangsläufig im gleichen Alter verscheiden, wobei die ersteren bis zum hundertsten Jahr unheilbare Leiden und Krankheiten mit sich schleppen müssen, während die anderen ungeachtet einer glücklichen und gesund geführten Existenz zu dem unvermeidlichen, wenn auch vorzeitigen Zeitpunkt von einem Leiden dahingerafft werden, einem Leiden, das so rechtzeitig und zugleich (trotz der tiefen Wurzeln, die es in der Naturanlage des Betreffenden haben mag) auch so zufällig eintritt, daß es nur mehr die unumgängliche Formalität bei der Verwirklichung ihres Todes zu sein scheint. Wäre es nicht möglich, daß selbst der zufällige Tod – wie derjenige Saint-

Loups, der ja vielleicht auf mehr Weisen, als ich zu sagen für nötig hielt, mit seinem Charakter zusammenhing – vorgezeichnet war, nur den Göttern bekannt, unsichtbar den Menschen, offenbar jedoch in einer halb unbewußten, halb bewußten Trauer (die in diesem letzteren Fall sogar den anderen gegenüber mit jener vollkommenen Aufrichtigkeit zum Ausdruck gebracht wurde, mit der man Unglücksfälle ankündigt, denen man in seinem tiefsten Inneren zu entgehen hofft und die dennoch eintreten), wie sie demjenigen eigentümlich ist, der solche Todesahnungen in sich trägt, gleich einem deutlich eingeschriebenen Leit- und Schicksalsspruch.

Wie schön muß er in jenen letzten Stunden gewesen sein! Er, der in diesem Leben, selbst wenn er saß, selbst wenn er einen Salon durchschritt, immer den Schwung des Angriffs in sich zu tragen schien, während er mit einem Lächeln den unbezähmbaren Willen überdeckte, der sich in seinem dreikantigen Kopf verbarg, war endlich wirklich zum Angriff übergegangen. Von seinen Büchern befreit, war das feudale Schloßtürmchen wieder zum Wehrturm geworden. Auch war dieser Guermantes in seinem Sterben um so mehr er selbst oder vielmehr einer des Geschlechts, in dem er nun aufging und innerhalb dessen er nichts anderes mehr war als ein Guermantes, wie es auch symbolisch sichtbar wurde bei seiner Beisetzung in der Kirche Saint-Hilaire in Combray: Sie war ganz mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, von dem sich in Rot unter der geschlossenen Krone – ohne die Initialen der Vornamen und ohne Titel – das G der Guermantes abhob, zu denen er im Tod zurückgefunden hatte.[1] Noch vor der Beerdigung, die nicht sogleich stattfand, schrieb ich an Gilberte. Ich hätte vielleicht an die Herzogin von Guermantes schreiben sollen, sagte mir aber, sie würde wohl Roberts Tod mit der gleichen Indifferenz aufnehmen, die ich sie bei dem so vieler anderer hatte zur Schau tragen sehen, die allem Anschein nach eng mit ihrem Leben verbunden gewesen waren, und daß sie vielleicht sogar in ihrer guermantischen Sinnesart zu

zeigen versuchen würde, daß sie den Aberglauben der Bande des Blutes nicht teilte. Ich selbst war zu elend, um an alle Welt zu schreiben. Ich hatte früher geglaubt, daß sie und Robert einander in dem Sinn liebten, in dem man das Wort in der Gesellschaft gebraucht, das heißt, daß sie, wenn sie beisammen waren, einander liebevolle Dinge sagten, die sie im Augenblick auch tatsächlich empfanden. Fern von ihr zögerte jedoch Robert nicht, sie für eine dumme Gans zu erklären; sie aber mochte zwar zuweilen ein egoistisches Vergnügen darin finden, ihn zu sehen, doch hatte ich auch erlebt, wie unfähig sie war, auch nur die kleinste Mühe auf sich zu nehmen oder im geringsten ihren Einfluß nutzbar zu machen, um ihm einen Dienst zu erweisen oder ihn sogar vor Unglück zu bewahren. Die Bosheit, die sie bei ihrer Weigerung an den Tag gelegt hatte, ihn dem General Saint-Joseph zu empfehlen, als Robert zum zweitenmal nach Marokko ging[2] , bewies, daß die Herzlichkeit, mit der sie seine Heirat aufgenommen hatte, nur eine Wiedergutmachung war, die sie nichts kostete. Ich war daher sehr erstaunt zu erfahren, daß man geglaubt hatte – sie war nämlich gerade krank, als Robert fiel –, man müsse ihr mehrere Tag lang unter erfundenen Vorwänden die Zeitungen vorenthalten, aus denen sie seinen Tod hätte erfahren können, um ihr den Schock zu ersparen, den sie erleiden würde. Mein Erstaunen wuchs noch, als ich hörte, die Herzogin habe, nachdem man ihr schließlich die Wahrheit nicht länger hatte verhehlen können, einen ganzen Tag in Tränen aufgelöst verbracht, sie sei krank geworden und habe lange – mehr als acht Tage, das war lange für sie – gebraucht, um sich trösten. Angesichts eines solchen Kummers war ich tief gerührt. Er bewirkte, daß jeder sagen konnte und ich selbst ebenfalls versichern kann, eine große freundschaftliche Neigung habe zwischen ihnen bestanden. Wenn ich mich aber daran erinnere, wie viele kleine Bosheiten, wieviel bösen Willen, wenn es sich darum handelte, einander einen Dienst zu erweisen, dieses Gefühl eingeschlossen hatte, sage ich mir doch wieder,

daß in der Welt der Gesellschaft eine große Freundschaft wohl nicht viel zu bedeuten hat.

Etwas später übrigens, bei einer Gelegenheit, die historisch bedeutsamer war, wenn sie mein eigenes Herz auch weniger berührte, zeigte sich meiner Meinung nach Madame de Guermantes in einem noch vorteilhafteren Licht. Sie, die als junges Mädchen der kaiserlichen Familie von Rußland gegenüber sich so anmaßend benommen hatte, wie man sich noch erinnern wird[1] , und die ihr nach ihrer Verheiratung immer mit einer Freiheit der Rede begegnet war, die man ihr manchmal als taktlos nachtrug, war vielleicht die einzige, die nach der russischen Revolution den Großfürstinnen und Großfürsten eine grenzenlose Ergebenheit bewies. Noch in dem Jahr, das dem Krieg unmittelbar vorausging, hatte sie die Großfürstin Wladimir dadurch empfindlich verletzt, daß sie immer von der Gräfin von Hohenfelsen, der morganatischen Gattin des Großfürsten Paul, als der »Großfürstin Paul« sprach. Das verhinderte aber nicht, daß gleich nach dem Ausbruch der russischen Revolution unser Botschafter in Sankt Petersburg, Monsieur Paléologue (»Paléo« für die diplomatische Welt, die so gut wie die andere ihr angeblich geistreichen Abkürzungen besitzt), mit Telegrammen der Herzogin von Guermantes überschwemmt wurde, die Nachrichten über das Ergehen der Großfürstin Maria Pawlowna erbat. Und für lange Zeit kamen alle Beweise der Sympathie und der Hochachtung, die diese Fürstin erhielt, ausschließlich von seiten der Herzogin von Guermantes.[1] Saint-Loup veranlaßte – wenn auch nicht durch seinen Tod, so doch wenigstens durch das, was er in den Wochen getan hatte, die seinem Ende vorausgegangen waren – größere Kümmernisse als den Schmerz der Herzogin. Gerade an dem Tag nach jenem Abend, an dem ich ihn gesehen hatte, und zwei Tage, nachdem der Baron zu Morel gesagt hatte: »Ich werde mich rächen«[2] , waren die Schritte, die Saint-Loup zum Wiederfinden Morels unternommen hatte, an ihr Ziel gelangt, das heißt dahin, daß der General, unter dessen Befehl

sich Morel hätte befinden sollen, erkannte, daß dieser fahnenflüchtig war, ihn hatte suchen und festnehmen lassen und – um sich bei Saint-Loup wegen der Bestrafung zu entschuldigen, die er jemandem auferlegen mußte, für den jener sich interessierte – Saint-Loup schriftlich davon in Kenntnis setzte. Morel zweifelte nicht daran, daß seine Verhaftung eine Folge der Rachsucht von Monsieur de Charlus sei. Er erinnerte sich an die Worte: »Ich werde mich rächen«, meinte, daß dies die Rache sei, und stellte darauf den Antrag, Enthüllungen machen zu dürfen. »Gewiß«, erklärte er, »ich bin desertiert, aber wenn ich auf Abwege geraten bin, ist das allein meine Schuld?« Er erzählte über Monsieur de Charlus und über Monsieur d'Argencourt, mit dem er sich ebenfalls überworfen hatte, Geschichten, die ihn selbst vielleicht nicht unmittelbar betrafen, die diese in ihrem zwiefachen Mitteilungsbedürfnis des Liebenden und des Homosexuellen ihm erzählt hatten, woraufhin Monsieur de Charlus und Monsieur d'Argencourt gleichzeitig verhaftet wurden. Diese Verhaftung bereitete allen beiden viel weniger Schmerz als die Tatsache, daß jeder von ihnen erfuhr, was er bislang nicht geahnt hatte, nämlich daß der andere sein Nebenbuhler gewesen war; die Untersuchungen brachten außerdem noch ans Licht, daß beide darüber hinaus eine Unzahl von unbekannten, gewöhnlichen, auf der Straße aufgelesenen Rivalen hatten. Sie wurden im übrigen bald wieder auf freien Fuß gesetzt. Mit Morel geschah das gleiche, denn der Brief, den der General an Saint-Loup geschrieben hatte, wurde ihm mit dem Vermerk: »Auf dem Feld der Ehre gefallen« wieder zugestellt. Der General wollte für den Verstorbenen zumindest bewirken, daß Morel einfach an die Front geschickt wurde; er führte sich dort tapfer, entging allen Gefahren und kehrte bei Ende des Krieges mit jenem Kreuz zurück, das Monsieur de Charlus seinerzeit für ihn vergeblich beantragt hatte, so daß er es nun indirekt dem Tod Saint-Loups verdankte.

Wenn ich an jenes bei Jupien verlorene Kriegskreuz dachte, habe ich mir seither oft vorgestellt, daß Saint-Loup, hätte er den Krieg überlebt, leicht erreicht haben würde, Abgeordneter zu werden in jenen Wahlen, die dem Krieg, der Schaumschlägerei und dem vom Krieg hinterlassenen Ruhmesglanz folgten – als ein abgeschossener Finger Jahrhunderte von Vorurteilen ausglich und dem Opfer gestattete, durch eine glanzvolle Heirat in eine aristokratische Familie einzutreten, das Kriegskreuz aber, selbst wenn es auf einem Bürosessel erworben war, genügte, damit sein Inhaber nach einer glorreichen Wahl in die Abgeordnetenkammer, ja möglicherweise sogar in die Académie Française[1] Einzug halten konnte. Die Wahl Saint-Loups hätte wegen seiner »heiligen« Familie Monsieur Arthur Meyer Fluten von Tränen und Tinte abgepreßt.[2] Vielleicht aber liebte er das Volk zu aufrichtig, als daß es ihm gelungen wäre, dessen Stimme zu erringen, obwohl es ihm aufgrund seiner Ahnenreihe seine demokratischen Ideen bestimmt vergeben hätte. Saint-Loup hätte sie zweifellos mit Erfolg in einer aus Fliegern bestehenden Kammer vorgetragen. Diese Helden hätten ihn gewiß verstanden, ebenso wie einige allerdings wenig zahlreiche erhabene Geister. Doch infolge der Vergreisung des Bloc national hatte man auch das alte Politikergesindel wieder aufgefischt, das immer wieder gewählt wird.[3] Diejenigen, die in eine solche aus Fliegern bestehende Kammer nicht eintreten konnten, warben nun zum Zweck der Aufnahme in die Académie Française um die Stimme der Marschälle, eines Präsidenten der Republik, eines Kammerpräsidenten usw. Sie wären einem Saint-Loup nicht günstig gesinnt gewesen, waren es aber einem anderen Habitué Jupiens, dem Abgeordneten der Action Libérale, dessen Wiederwahl sich ohne Opposition vollzog. Er legte die Uniform eines Landsturmsoffiziers nicht ab, obwohl der Krieg schon längst zu Ende war. Seine Wahl wurde mit Freuden von allen Zeitungen begrüßt, die ihn einhellig unterstützt hatten, und von den reichen adligen Damen, die aus Sinn für das Schick-

liche und aus Furcht vor den Steuern nur noch Lumpen trugen, während die Börsianer unaufhörlich Diamanten kauften, nicht für ihre Frauen, sondern weil sie alles Vertrauen in den Kredit irgendeines Volkes verloren hatten und sich in diesen greifbaren Reichtum flüchteten, woraufhin die De Beers um tausend Francs in die Höhe gingen. So viel Stupidität war zwar etwas ärgerlich, doch man haderte weniger mit dem Bloc national, als man plötzlich die Opfer des Bolschewismus auftauchen sah, zerlumpte Großfürstinnen, deren Ehemänner auf einem Karren und deren Söhne durch Steinigung ermordet worden waren, nachdem man sie ohne Nahrung unter dem Geheul des Pöbels Fronarbeit hatte verrichten lassen, um sie schließlich in Brunnen zu werfen, weil man glaubte, sie hätten die Pest und würden sie weiterverbreiten. Diejenigen, denen es gelungen war zu fliehen, erschienen mit einemmal wieder…[1]

Das neue Sanatorium, in das ich mich zurückzog, brachte mir so wenig Heilung wie das frühere; viele Jahre aber vergingen, bis ich es verließ.[2] Während der Rückfahrt nach Paris mit der Eisenbahn überfiel mich von neuem der Gedanke an meinen Mangel literarischer Begabung, den ich einst in der Gegend von Guermantes zu entdecken geglaubt hatte, den ich mit größerer Traurigkeit auf meinen täglichen Spaziergängen mit Gilberte vor dem Nachtessen, spät am Abend, in Tansonville wiedererkannt und an dem Tag, bevor ich diesen Besitz verließ, beim Lesen einiger Seiten aus dem Tagebuch der Brüder Goncourt mehr oder weniger mit der Eitelkeit, ja der Lüge der Literatur identifiziert hatte – dieser Gedanke, der wohl weniger schmerzlich, doch um so bedrückender war, wenn ich ihn nicht auf eine mir eigene Unzulänglichkeit, sondern auf das Nichtvorhandensein des Ideals zurückführte, an das ich geglaubt hatte, dieser Gedanke, der mir seit langem nicht mehr in den Sinn gekommen war, überfiel mich jetzt von neuem, heftiger und schmerzlicher denn je. Es geschah, wie ich mich

erinnere, als der Zug auffreiem Feld hielt.[3] Die Sonne beleuchtete eine Baumreihe, die der Eisenbahnlinie folgte, bis zur Mitte der Stämme. Bäume[4] , dachte ich, ihr habt mir nichts mehr zu sagen, mein erkaltetes Herz hört eure Stimme nicht mehr. Hier befinde ich mich nun mitten in der Natur, und doch beobachten meine Augen kühl und ohne Lust die Linie, die eure strahlenden Wipfel von den beschatteten Stämmen trennt. Wenn ich mich jemals für einen Dichter habe halten können, so weiß ich jetzt, daß ich keiner bin. Vielleicht könnten in dem neuen, so ausgedörrten Teil meines Lebens, der sich nun vor mir auftut, die Menschen mich in einer Weise inspirieren, wie die Natur es nicht mehr tut. Die Jahre aber, in denen ich sie hätte besingen können, werden nie wiederkehren. Während ich mich jedoch damit trösten wollte, daß vielleicht eine Beobachtung der Menschen an die Stelle einer unmöglich gewordenen Inspiration treten konnte, war ich mir klar, daß ich eben nur mir selbst einen Trost zukommen lassen wollte, von dem ich doch wußte, daß er wirkungslos war. Wenn ich wirklich eine Künstlerseele hätte, welches Vergnügen empfände ich da nicht angesichts dieser gleich einem Vorhang von der Abendsonne durchfluteten Baumreihe oder dieser Blümchen an der Böschung, die sich beinahe bis zum Trittbrett des Wagens emporrecken, deren Blütenblätter ich zählen könnte, deren Farbe ich aber wohlweislich nicht beschreibe, wie ein rechter Literat es tun würde, denn kann man hoffen, dem Leser ein Vergnügen mitzuteilen, das man nicht empfunden hat?[1] Etwas später hatte ich mit der gleichen Gleichgültigkeit die goldenen und orangefarbenen Lichttupfer wahrgenommen, mit denen die Abendsonne die Fenster eines Hauses übergoß; schließlich aber, als die Stunde schon vorgeschritten war, hatte ich ein anderes Haus gesehen, das aus einem Stoff von merkwürdiger rosa Färbung erbaut zu sein schien. Doch hatte ich diese verschiedenen Feststellungen mit derselben vollständigen Gleichgültigkeit gemacht, mit der ich bei einem Gartenspaziergang mit einer Dame ein Blatt aus

Glas und etwas weiter fort ein ähnliches Objekt aus einer alabasterartigen Materie gesehen hätte, Dinge, deren ungewohnte Färbung mich der drückendsten Langeweile gleichwohl nicht entrissen hätte, während ich aus Höflichkeit der Dame gegenüber, um irgend etwas zu sagen und auch um zu zeigen, daß diese Färbung mir keineswegs entging, im Vorbeigehen auf das getönte Glas und den gipsernen Gegenstand hingewiesen hätte. In gleicher Weise, aus einer Art von Gewissenhaftigkeit, machte ich mich selbst wie einen Begleiter, der imstande gewesen wäre, größeres Vergnügen daraus zu ziehen als ich, auf den flammenden Widerschein in den Fensterscheiben und den durchscheinenden rosa Ton des Hauses aufmerksam. Doch war der Gefährte, den ich auf diese interessanten Effekte hinwies, zweifellos weniger enthusiastisch als viele hierfür besser geeignete Leute, die ein solcher Anblick in Entzücken versetzt, denn er hatte von jenen Färbungen ohne jede Freude Kenntnis genommen.

Meine lange Abwesenheit von Paris hatte alte Freunde nicht gehindert, mir auch weiterhin, da mein Name immer noch aufihren Listen stand, treulich Einladungen zu senden; als ich bei der Heimkehr neben der zu einem Nachmittagstee, den die Berma zu Ehren ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes gab, auch eine solche zu einer Matinee fand, die am folgenden Tag bei dem Fürsten von Guermantes stattfinden sollte, waren die trübseligen Überlegungen, die ich im Zug angestellt hatte, nicht einer der unwichtigsten Beweggründe, mich dorthin zu begeben. Es lohnt sich wirklich nicht, daß ich darauf verzichte, das Leben eines Gesellschaftsmenschen zu führen, hatte ich mir gesagt, da ich für die berühmte »Arbeit«, an die ich mich nun seit so langem immer am nächsten Tag endlich zu begeben hoffe, eben doch nicht – oder nicht mehr – geschaffen bin und sie vielleicht sogar überhaupt keiner Realität entspricht. Freilich war dieser Grund völlig negativ, das heißt, er entkräftete einfach nur all jene Gründe, die mich von diesem mondänen Konzert hätte abhalten können. Derjenige

aber, der mich bewog hinzugehen, war dieser Name Guermantes, der genügend lange aus meinem Geist entschwunden war, um nun, als ich ihn auf der Einladungskarte las, den Lichtstrahl meiner Aufmerksamkeit zu erwecken, der auf dem Grund meines Gedächtnisses einen Querschnitt durch die Guermantessche Vergangenheit sichtbar machte mit all den Bildern von Dominialwald oder hochgewachsenen Blumen, wie sie ihn damals eskortierten, und um für mich den Zauber und die Bedeutung wiederzuerlangen, wie ich sie in Combray in ihm fand, wenn ich auf dem Heimweg in der Rue de l'Oiseau von außen, gleich dunklem Lack, das Fenster Gilberts des Bösen, Sire de Guermantes, erblickte. Für einen Augenblick waren mir die Guermantes von neuem als etwas von anderen Leuten der Gesellschaft völlig Verschiedenes, mit ihnen, ja mit jedem anderen Lebewesen Unvergleichliches vorgekommen, hervorgegangen aus der Befruchtung durch die schneidenden Winde jener düsteren Stadt Combray, in der sich meine Kindheit abgespielt hatte, und durch die Vergangenheit, die man von der kleinen Straße aus oben in dem Kirchenfenster erblickte. Ich hatte Lust verspürt, zu den Guermantes zu gehen, als müsse mich das meiner Kindheit und den Tiefen meines Gedächtnisses, in denen ich jene wahrnahm, irgendwie näherbringen. Immer wieder hatte ich die Einladung durchgelesen, bis die Buchstaben, aus denen dieser – ganz ähnlich dem von Combray – zugleich vertraute und geheimnisvolle Name bestand, sich schließlich dagegen auflehnten, von neuem selbständig wurden und vor meinen ermüdeten Augen sich nun zu einem Namen zusammenfügten, den ich nicht kannte. Da Mama sich gerade zu einer kleinen Teeeinladung bei Madame Sazerat begab, einer Veranstaltung also, von der sie im voraus wußte, daß sie sehr langweilig sein würde. trug ich keine Bedenken, zu der Fürstin von Guermantes zu gehen.

Ich nahm einen Wagen, um mich zu dem Fürsten von Guermantes zu begeben, der nicht mehr sein altes Palais be-

wohnte, sondern ein prächtiges neues, das er in der Avenue du Bois hatte erbauen lassen.[1] Wenn den Angehörigen der feinen Welt daran gelegen ist, daß wir an sie glauben, wären sie gut beraten zu begreifen, daß sie zunächst selbst an sich glauben oder zumindest die wesentlichen Elemente unseres Glaubens respektieren müßten. Zu der Zeit, da ich – selbst wenn ich in Wahrheit das Gegenteil wußte – des Glaubens war, die Guermantes bewohnten ein Stadtschloß kraft eines ererbten Rechts, schien mir das Eindringen in den Palast eines Zauberers oder einer Fee, die Möglichkeit, daß vor mir Pforten sich öffneten, die erst nachgeben, wenn man die Zauberformel ausgesprochen hat, ebenso schwierig wie das Erlangen einer Unterhaltung mit dem Zauberer oder der Fee selbst. Nichts fiel mir leichter als der Glaube, der erst am Vortag eingestellte oder von Potel & Chabot[2] vermittelte Lakai sei der Sohn, der Enkel, ein Nachkomme jedenfalls derjenigen, die der Familie schon lange vor der Revolution gedient hatten, und ich war von grenzenlosem guten Willen erfüllt, ein Ahnenbild in dem Porträt zu sehen, das erst vier Wochen zuvor bei Bernheim-Jeune[3] gekauft worden war. Doch kann man einen Zauber nicht von einem Gef äß in ein anderes umfüllen, Erinnerungen lassen sich nicht teilen, und von dem Fürsten von Guermantes blieb jetzt, nachdem er selbst durch seinen Umzug in die Avenue du Bois die Illusionen meines Glaubens zerstört hatte, nicht mehr viel übrig. Die Zimmerdecken, von denen ich einst befürchtet hatte, sie würden einstürzen, sobald man meinen Namen nannte, und unter denen für mich noch viel von dem Zauber und den Ängsten von dazumal hätte schweben können, wölbten sich jetzt über den Soireen einer Amerikanerin, die in meinen Augen ohne jegliches Interesse war. Natürlich haben die Dinge nicht von sich aus Macht; da wir selbst vielmehr diejenigen sind, die sie mit Macht begaben, mochte irgendein junger bürgerlicher Gymnasiast angesichts dieses Palais in der Avenue du Bois die gleichen Gefühle hegen wie einstmals ich vor dem alten Stadtpalais des Fürsten von

Guermantes. Er befand sich dann eben noch im Alter des Glaubens, ich aber hatte es hinter mir und seine Privilegien eingebüßt, so wie man nach der ersten Kindheit die Fähigkeit einbüßt, dank der ein Säugling die Milch, die er zu sich nimmt, in kleine verdauliche Einzelqualitäten aufzulösen vermag. Deshalb müssen die Erwachsenen sie vorsichtshalber in kleinen Schlucken genießen, während das Kind sie pausenlos und ohne Atemholen einsaugen kann. Der Wohnsitzwechsel des Fürsten von Guermantes hatte für mich wenigstens das Gute, daß der Wagen, der mich dorthin abholte und in dem ich die besagten Überlegungen anstellte, die Straßen passieren mußte, die zu den Champs-Élysées führen.[1] Diese waren damals mit sehr schlechter Pflasterung versehen, doch sobald ich in sie einbog, fühlte ich mich dennoch von meinen Gedanken durch jene Empfindung äußerster Weichheit fortgetragen, die man hat, wenn der Wagen mit einemmal leichter, sanfter, fast geräuschlos dahinfährt, wenn beispielsweise die Parktore sich geöffnet haben und man auf den mit feinem Sand oder welken Blättern bedeckten Wegen dahingleitet. In Wirklichkeit war dem natürlich nicht so; doch ich spürte ganz plötzlich, wie die äußeren Hindernisse wegfielen, denn ich mußte mich nicht mehr bemühen, mußte mich nicht mehr konzentrieren, wie wir es, wohl ohne uns dessen bewußt zu sein, gegenüber allem Neuen tun: Die Straßen, die ich in diesem Augenblick durchfuhr, waren jene so lange vergessenen, in die ich einst mit Françoise eingebogen war, um zu den Champs-Élysées zu gelangen. Der Boden wußte von ganz allein, wohin er führen sollte; sein Widerstand war besiegt. Und wie ein Flieger, der bis dahin mühsam auf der Erde entlanggerollt ist und nun plötzlich »abhebt«, erhob ich mich langsam zu den schweigenden Höhen der Erinnerung. Innerhalb von Paris werden diese Straßen sich für mich immer, wie aus einem eigenen Stoff gemacht, von den anderen unterscheiden. Als ich an der Ecke der Rue Royale anlangte, an der früher unter freiem Himmel der Händler mit den bei Françoise

so beliebten Photographien gestanden hatte, schien es mir, als könne der Wagen unter dem Zwang von hunderten in gleicher Weise vorgenommenen Wendungen gar nicht anders als wie von selbst um die Ecke zu biegen. Ich durchmaß nicht die gleichen Straßen wie die Spaziergänger, die sich an diesem Tag im Freien ergingen, sondern eine dahingleitende, traurige und doch glückliche Vergangenheit. Sie bestand aber aus so vielen verschiedenen Vergangenheiten, daß ich den Grund meiner Melancholie nur schwer erkennen konnte: Lag er in jenen Eilmärschen voll der Befürchtung, Gilberte würde nicht kommen, oder in der Nähe eines bestimmten Hauses, in das, wie man mir gesagt hatte, Albertine mit Andrée sich begeben hatte, oder in jenem die Eitelkeit aller Dinge symbolisierenden Sinn, den ein Weg zu erhalten scheint, wenn man ihn tausendmal mit einer Leidenschaft im Herzen zurückgelegt hat, die nicht mehr vorhanden ist und keine Frucht getragen hat, wie die Straße zum Beispiel, die ich nach dem Mittagessen so fieberhaft eilig durchmaß, um die noch leimfeuchten Plakate zu sehen, auf denen *Phèdre* oder *Le Domino noir* angezeigt wurden. Als ich auf den Champs-Élysées angekommen war, ließ ich den Wagen anhalten, da ich kein großes Verlangen verspürte, das ganze Konzert bei den Guermantes anzuhören; ich war gerade im Begriff auszusteigen, um ein paar Schritte zu Fuß zu gehen, als mich der Anblick eines Wagens fesselte, der in gleicher Weise sich zum Halten anschickte. Ein Mann mit starrem Blick[1] und gebeugter Gestalt schien eher in den Fond hineingesetzt als selbständig dort zu sitzen und machte, um sich aufrecht zu halten, Anstrengungen wie ein Kind, das man zum Bravsein ermahnt hat. Unter seinem Strohhut aber quoll ein nicht zu bändigender Wald von schlohweißen Haaren hervor; ein weißer Bart gleich dem, den der Schnee den Flußgöttern in öffentlichen Gärten umhängt, wallte von seinem Kinn herab. Es war – begleitet von Jupien, der ihn aufs eifrigste umsorgte – Monsieur de Charlus, der gerade einen Schlaganfall hinter sich hatte, von dem ich nichts wußte (man

hatte mir lediglich gesagt, er habe sein Augenlicht verloren; doch hatte es sich dabei nur um vorübergehende Störungen gehandelt, denn er sah jetzt wieder sehr gut), und der – sofern er sich nicht einfach bis dahin die Haare gefärbt hatte und ihm nun untersagt war, diese Anstrengung weiterhin auf sich zu nehmen – wie durch chemische Präzipitation und Saturation den ganzen Metallglanz sichtbar gemacht hatte, den wie lauter schäumende Geysire die einzelnen jetzt wie reinstes Silber gleißenden Strähnen seines Haupthaars und Bartes ausstrahlten. Dadurch aber hatte er dem alten gefallenen Fürsten die shakespearische Majestät eines König Lear verliehen. Die Augen waren von dieser totalen Umwälzung, dieser metallurgischen Veränderung des Kopfs nicht unberührt geblieben, nur hatten sie aufgrund eines umgekehrten Phänomens all ihren Glanz verloren. Das Ergreifendste aber war, daß man spürte, wie dieser verlorengegangene Glanz im Grunde das Ehrgefühl war und wie jetzt das physische und selbst geistige Leben von Monsieur de Charlus den aristokratischen Stolz überdauerte, von dem man einen Augenblick lang hatte glauben können, er bilde mit jenem eine unlösliche Einheit. So zum Beispiel fuhr in diesem Augenblick, sicher gleichfalls auf dem Weg zu dem Fürsten von Guermantes, in ihrem Mylord Madame de Saint-Euverte vorbei, die der Baron unter seinem Niveau gefunden hatte. Jupien, der ihn betreute wie ein Kind, flüsterte ihm ins Ohr, sie sei eine Bekannte, eben Madame de Saint-Euverte. Und sofort nahm Monsieur de Charlus mit unendlicher Mühe, aber dem ganzen eifrigen Bestreben eines Kranken, der dartun will, daß er alle Bewegungen, die noch schwierig für ihn sind, auszuführen vermag, den Hut vom Kopf; er verneigte sich und grüßte Madame de Saint-Euverte mit einer Ehrerbietung, als ob sie die Königin von Frankreich wäre. Vielleicht lag gerade in der Schwierigkeit, mit der Monsieur de Charlus einen solchen Gruß zustande brachte, ein Grund für ihn, ihn dennoch auszuführen, da er wußte, er werde tiefer durch eine Geste rühren, die wegen ihrer Schmerz-

haftigkeit doppelt verdienstlich für den war, der sie vollzog, sowie doppelt schmeichelhaft für den, an den sie sich richtete; so übertreiben denn Kranke wie Könige die Höflichkeit. Vielleicht wiesen auch die Bewegungen des Barons noch jenes mangelhafte Zusammenspiel auf, das aus den Störungen von Hirn oder Rückenmark folgt, so daß seine Gebärden über das Ziel seiner Absichten hinausschossen. Ich selbst sah darin mehr eine gleichermaßen physisch bedingte Sänftigung, eine Loslösung von den Realitäten des Lebens, die man mit Überraschung immer bei denen konstatiert, die schon im Schatten des Todes leben. Die Bloßlegung der Silberadern seines Haars offenbarte eine weniger tiefreichende Wandlung als jene unbewußte gesellschaftliche Demut, die alle sozialen Beziehungen umkehrte und angesichts von Madame de Saint-Euverte – wie sie es auch noch angesichts der letzten der Amerikanerinnen getan hätte (die damit endlich sich den Genuß der für sie bislang unerreichbar gebliebenen Höflichkeit des Barons hätte setzen können) – einen Snobismus sein Haupt beugen hieß, der von allen der unbezähmbarste geschienen hatte. Denn der Baron lebte auch weiter noch, und er dachte auch weiter; sein Verstand war von der Krankheit unberührt geblieben. Wirkungsvoller aber als ein sophokleischer Chor, der den zu Tode getroffenen Stolz des Ödipus beklagt, stärker als der Tod sogar oder eine Grabrede über den Tod kündete der eifrig-demütige, an Madame de Saint-Euverte gerichtete Gruß davon, wie zerbrechlich und vergänglich doch Liebe zu irdischer Größe und menschlicher Stolz sind.[1] Monsieur de Charlus, der sich bis dahin nicht dazu herabgelassen hätte, mit Madame de Saint-Euverte zu dinieren, grüßte sie jetzt, indem er sich bis zum Boden verneigte. Er grüßte vielleicht aus Unkenntnis des Ranges der Person, die er grüßte (da die Artikel des gesellschaftlichen Kodex nach einem Schlaganfall in gleicher Weise wie jeder andere Teil des Gedächtnisses ausfallen können), vielleicht auch infolge einer mangelhaften Koordination der Bewegungen, durch die sich die sonst seinem Hochmut ent-

springende Ungewißheit über die Identität einer vorübergehenden Dame nunmehr auf die Ebene einer nach außen sichtbaren Ehrerweisung verlagerte. Er grüßte mit der Höflichkeit von Kindern, die auf Geheiß ihrer Mutter schüchtern näher kommen und den Erwachsenen die Hand geben. Ein Kind aber, nur ohne den Stolz eines solchen, war er wieder geworden.

Eine Achtungsbezeigung von Monsieur de Charlus zu bekommen, darin bestand ihr ganzer Snobismus, wie der ganze Snobismus des Barons darin bestanden hatte, sie ihr vorzuenthalten. Jene abweisende und wählerische Natur aber, von der er mit Erfolg eine Madame de Saint-Euverte hatte glauben machen, sie sei ihm wesenszugehörig, machte Monsieur de Charlus mit einem Schlag zunichte, als er mit schüchterner Beflissenheit, mit ängstlichem Eifer einen Hut zog, unter dem hervor die Flut seines Silberhaars sich ergoß, und er so lange mit respektvoll entblößtem Haupt dasaß, eloquent wie ein Bossuet. Als der Baron mit Hilfe Jupiens ausgestiegen war und ich ihn begrüßt hatte, begann er sehr schnell und mit kaum wahrnehmbarer Stimme zu sprechen, so leise, daß ich nicht verstehen konnte, was er zu mir sagte; als ich ihn aber zum drittenmal bat, seine Worte zu wiederholen, reagierte er mit einer ungeduldigen Bewegung, die mich erstaunte nach der Fühllosigkeit, die das Gesicht anfangs gezeigt hatte und die zweifellos auf einen Rest von Lähmung zurückzuführen war. Als ich mich endlich an das Pianissimo kaum hörbar gemurmelter Worte gewöhnt hatte, bemerkte ich, daß der Kranke seine unbeeinträchtigten Verstandeskräfte noch besaß.

Es gab aber zwei Monsieur de Charlus, von weiteren ganz zu schweigen. Von den beiden verbrachte der vom Verstand gelenkte seine Zeit damit, sich zu beklagen, daß er einer völligen Aphasie entgegengehe und unaufhörlich ein Wort, einen Buchstaben an Stelle eines anderen gebrauche. Doch sobald ihm das wirklich unterlief, war der andere, ein unbewußter Monsieur de Charlus, auf dem Plan, der ebenso Neid erwe-

cken wollte, wie der erste auf Mitleid Anspruch erhob, und Koketterien spielen ließ, auf die der erste verzichtete: Sofort brach er wie ein Orchesterdirigent, dessen Musiker patzen, die begonnene Phrase ab und knüpfte mit unerhörter Erfindungsgabe das Folgende an das fälschlich anstelle eines anderen ausgesprochene Wort, das er somit eigens gewählt zu haben schien. Selbst sein Gedächtnis war unversehrt, weshalb er seinen Stolz darein setzte (was allerdings nicht ohne Ermüdung infolge äußerster Anspannung abging), irgendeine alte unwichtige Erinnerung hervorzukramen, die sich auf mich bezog und die mir zeigen sollte, daß er die ganze Klarheit seines Geistes behalten oder doch wiedererlangt hatte. Ohne Kopf oder Augen zu bewegen noch den Tonfall seiner Rede zu ändern, sagte er zum Beispiel zu mir: »An der Säule da hängt ein Plakat, das ganz demjenigen gleicht, vor dem ich stand, als ich Sie jenes erste Mal in Avranches sah, nein, ich irre mich, es war in Balbec …«[1] Tatsächlich handelte es sich um eine Reklame für das gleiche Fabrikat.

Ich hatte zu Beginn kaum deutlich verstanden, was er sagte, wie man zunächst in einem Zimmer gar nichts zu erkennen vermag, in dem die Vorhänge zugezogen sind. Doch wie die Augen an das Halbdunkel gewöhnten sich meine Ohren bald an das Pianissimo. Ich glaube auch, daß die Stimme des Barons sich stufenweise verstärkte, während er sprach, sei es, daß ihre Schwäche sich zum Teil aus einer nervösen Unsicherheit erklärte, die allmählich verschwand, wenn er, durch einen Dritten abgelenkt, nicht mehr daran dachte, sei es, daß im Gegenteil diese Schwäche seinem wahren Zustand entsprach und die bisweilen kraftvollere Art, mit der er eine Unterhaltung führte, aus einer künstlichen, vorübergehenden und für ihn verhängnisvollen Erregung entstand, auf die hin Fremde bemerkten: »Es geht ihm schon wieder besser, er darf nur nicht an seinen Zustand denken«, während in Wirklichkeit gerade diese Erregung sein Leiden steigerte, so daß es bald wieder einsetzte. Wie dem auch sei, in diesem Augenblick

jedenfalls (auch wenn man die Anpassung meinerseits in Rechnung stellt) stieß der Baron seine Worte mit größerer Kraft hervor, wie die Flut an Schlechtwettertagen ihre kurzen, gekrausten Wellen. Was aber von dem jüngst erfolgten Schlaganfall in ihm zurückgeblieben war, das war in der Resonanz seiner Worte hörbar wie das Rollen von Kieseln. Während er im übrigen weiterhin von der Vergangenheit sprach – sicher, um mir zu zeigen, daß er das Gedächtnis nicht verloren habe –, rief er jene auf eine düstere Weise, doch ohne Trauer wach. Er fand kein Ende, alle Angehörigen seiner Familie oder seiner Kreise aufzuzählen, die nun nicht mehr waren, weniger, wie mir schien, aus Betrübnis darüber, daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilten, sondern in einer Art von Befriedigung, daß er sie überlebt hatte. Wenn er sich ihren Tod ins Gedächtnis rief, schien er um so mehr das Bewußtsein seiner Rückkehr zur Gesundung zu genießen. Mit triumphierender Härte beinahe wiederholte er monoton, leicht stotternd und grabesdumpf: »Hannibal de Bréauté, tot! Antoine de Mouchy, tot! Charles Swann, tot! Adalbert de Montmorency, tot! Boson de Talleyrand, tot! Sosthène de Doudeauville, tot!« Und das Wort »tot« schien dabei gleich einer von Mal zu Mal schwereren Schaufel voll Erde auf diese Verstorbenen niederzufallen, als suchte ein Totengräber sie noch fester dem Grab zu verhaften.[1] Die Herzogin von Létourville, die nicht zu der Matinee der Fürstin von Guermantes ging, weil sie eben erst von langer Krankheit erstanden war, ging in diesem Augenblick zu Fuß an uns vorbei, und als sie den Baron bemerkte, von dessen jüngstem Schlaganfall sie nichts wußte, blieb sie stehen, um ihm guten Tag zu sagen. Die Krankheit aber, die sie selbst gehabt hatte, bewirkte nicht, daß sie die Krankheit eines anderen um so besser verstand, sondern vielmehr, daß sie sie mit desto größerer Ungeduld, ja einer Art von nervöser Gereiztheit ertrug, unter die sich möglicherweise trotz allem viel Mitgefühl mischte. Als sie hörte, wie der Baron manche Wörter mit Mühe oder fehlerhaft herausbrachte, und sah, daß

er nur unter Schwierigkeiten seinen Arm bewegte, wandte sie ihre Augen abwechselnd mir und Jupien zu, um von uns die Erklärung für ein so peinliches Phänomen zu erlangen. Da wir nichts sagten, entsandte sie zu Monsieur de Charlus selbst einen langen trauervollen, aber auch vorwurfsvollen Blick. Es sah aus, als gebe sie ihm die Schuld, daß er sich draußen im Freien ihr gegenüber in einer so ungewöhnlichen Haltung befand, nicht anders, als ob er ohne Krawatte oder ohne Schuhe ausgegangen wäre. Bei einem erneuten Aussprachefehler, den der Baron beging, sagte die Herzogin voll gleichzeitig sich steigendem Schmerz und Unmut zu ihm: »Palamède!« in dem fragenden wie äußerst ungehaltenen Ton der Übernervösen, die es nicht aushalten können, nur eine Minute zu warten, die aber dann, wenn man sie hereinkommen läßt, während man sich damit entschuldigt, daß man eben noch seine Toilette zu beenden habe, voller Bitterkeit, anklagend eher als Verzeihung heischend, in die Worte ausbrechen: »Ach so! Ich störe Sie wohl!« als sei das ein Verbrechen desjenigen, den sie durch ihr Eintreten aufgehalten haben. Endlich verließ sie uns mit zunehmend fassungsloser Miene, nicht ohne zuvor zu dem Baron zu sagen: »Sie täten besser, wieder nach Hause zu fahren.«

Er verlangte, sich auf einen Stuhl zu setzen, um sich auszuruhen, während Jupien und ich einen Augenblick weitergingen, und zog mühsam aus seiner Tasche ein Buch, das, wie mir schien, ein Gebetbuch war. Es war mir gar nicht unlieb, von Jupien eine große Zahl von Einzelheiten über den Gesundheitszustand des Barons zu erfahren. »Es freut mich sehr, daß ich mit Ihnen sprechen kann«, sagte Jupien, »doch wir tun gut, uns nicht weiter als bis zum Rond-Point zu entfernen. Gott sei Dank geht es dem Baron ja jetzt besser, aber ich wage nicht, ihn allein zu lassen; er ist immer derselbe, er hat ein zu gutes Herz, er würde alles, was er hat, anderen Leuten geben; und das ist noch nicht alles, er ist auch flott geblieben wie ein junger Mann, ich muß die Augen aufhalten.« –

»Um so mehr«, antwortete ich, »als er die seinen wieder gebrauchen kann; es hat mich sehr betrübt, als ich hörte, er habe das Augenlicht verloren.« – »Die Lähmung hatte sich bei ihm in der Tat auf die Augen geschlagen, er sah überhaupt nichts mehr. Können Sie sich vorstellen, während der Kur, die ihm ja im übrigen so gut bekommen ist, konnte er monatelang so wenig sehen wie ein Blindgeborener.« – »Dadurch wurde gewiß wenigstens ein guter Teil Ihrer Aufsicht überflüssig?« – »Aber keineswegs! Kaum waren wir in einem Hotel angekommen, erkundigte er sich schon nach dem Aussehen der Bedienung. Ich pflegte ihm dann zu versichern, es seien dort lauter Vogelscheuchen angestellt. Aber er spürte wohl, daß das so generell nicht stimmte, daß vielmehr ich ihm nicht immer die Wahrheit sagte. Da sehen Sie, wie durchtrieben er ist! Er hat auch eine Art von Witterung dafür, er geht wohl nach der Stimme oder was weiß ich! Er richtete es dann immer so ein, daß ich eine dringende Besorgung für ihn zu machen hatte. Eines Tages – Sie entschuldigen mich gewiß, wenn ich Ihnen so etwas berichte, aber Sie sind ja doch einmal zufällg in den Tempel der Schamlosigkeit geraten, ich habe vor Ihnen nichts mehr zu verbergen« (er hatte im übrigen immer schon mit einer wenig sympathischen Befriedigung gelegentlich Geheimnisse, die ihm anvertraut waren, in aller Breite mitgeteilt) » – kehrte ich von einem dieser angeblich so unaufschiebbaren Ausgänge um so schneller zurück, als ich mir sagte, daß er sicher eigens arrangiert worden sei, woraufhin ich denn auch in dem Augenblick, in dem ich mich dem Zimmer des Barons näherte, eine Stimme vernahm: ›Was soll das?‹ – ›Wieso?‹ fragte der Baron zurück, ›war es denn das erste Mal?‹ Ich trat, ohne anzuklopfen, ein, und wie groß war mein Schreck! Der Baron, der sich offenbar durch die Stimme hatte täuschen lassen, die tatsächlich schon kräftiger entwickelt war als sonst in diesem Alter üblich (zu jener Zeit war der Baron noch völlig blind), befand sich – ausgerechnet er, der früher eine so ausgesprochene Vorliebe für reife Personen

hatte! – in der Gesellschaft eines Knaben von noch nicht zehn Jahren.«

Man erzählte mir, daß er zu jener Zeit an fast täglich auftretenden Depressionen litt, die nicht eigentlich durch eine Sinnesverwirrung charakterisiert waren als vielmehr dadurch, daß er mit lauter Stimme und vor Dritten, deren Gegenwart oder Strenge er vergaß, sich zu Meinungen bekannte, die er sonst verbarg, zum Beispiel zu seiner Deutschfreundlichkeit. So lange nach dem Krieg beklagte er die Niederlage der Deutschen, zu denen er sich selbst rechnete, und bemerkte voll Stolz: »Und dennoch! Es ist ganz unmöglich, daß wir nicht Revanche bekommen, denn wir haben bewiesen, daß wir zäher im Widerstand und besser organisiert sind.« Oder er schlug in seinen Beichten einen anderen Ton an und rief wütend aus: »Lord X. oder Fürst Y. sollen nur noch einmal wiederholen, was sie gestern sagten! Ich habe mich mit Mühe zurückgehalten, ihnen nicht ins Gesicht zu sagen: Sie wissen ja sehr wohl, daß Sie mindestens so sehr dazugehören wie ich.« Es bedarf wohl keiner weiteren Erwähnung, daß, wenn Monsieur de Charlus in dieser Weise – solange er, wie man sagt, nicht ganz »bei sich« war – deutschfreundliche oder sonstige Bekenntnisse ablegte, die Personen, die sich gerade in seiner Nähe befanden, ob es nun Jupien oder die Herzogin von Guermantes war, die Gewohnheit angenommen hatten, seine unbedachten Reden zu unterbrechen und Dritten gegenüber, die dem Baron weniger nahestanden und indiskreter waren, seinen Worten eine etwas weithergeholte, aber ehrenhafte Bedeutung zu unterlegen.

»Mein Gott!« rief Jupien, »ich hatte recht, als ich wollte, daß wir uns nicht weit entfernen, da hat er schon wieder Mittel und Wege gefunden, ein Gespräch mit einem Gärtnerburschen anzufangen. Leben Sie wohl, Monsieur, es ist besser, ich verlasse Sie jetzt und rühre mich keinen Augenblick von meinem Patienten fort, er ist nur noch ein großes Kind.«[1] Kurz bevor ich bei der Fürstin von Guermantes angelangt war, stieg

ich noch einmal aus dem Wagen und begann wieder an jenes Gefühl von Müdigkeit und Überdruß zu denken, in dem ich am Tag zuvor versucht hatte, die Linie zu beschreiben, die in einer der Landschaften, die als die schönsten Frankreichs gelten, auf den Bäumen das Licht von Dunkel schied. Gewiß, die verstandesmäßigen Schlüsse, die ich daraus gezogen hatte, berührten mein Empfinden heute so grausam nicht mehr. Sie blieben die gleichen. Wie jedesmal aber, wenn ich mich meinen Gewohnheiten entrissen fühlte, mich zu einer anderen Stunde an einen neuen Ort begab, verspürte ich ein lebhaftes Vergnügen. Dieses Vergnügen kam mir heute wie ein rein frivoles Vergnügen vor, nur als dasjenige eben, mich zu einer Matinee bei der Fürstin von Guermantes zu begeben. Da ich jetzt aber wußte, daß ich nichts zu erlangen vermochte als frivole Vergnügungen – wozu sie mir dann noch versagen? Ich hielt mir von neuem vor, daß ich bei dem Versuch, jene Beschreibung zustande zu bringen, nichts von dem Enthusiasmus verspürt hatte, der zwar nicht das einzige, aber doch ein erstes Kriterium des Talents ist. Ich versuchte jetzt aus meinem Gedächtnis andere Momentaufnahmen[2] hervorzuholen, besonders Momentaufnahmen, die es in Venedig aufgenommen hatte, doch schon dieses Wort allein ließ mir die Stadt langweilig erscheinen wie eine Ausstellung von Photographien, und ich verspürte keine größere Neigung oder Begabung in mir, jetzt zu beschreiben, was ich vormals gesehen hatte, als gestern, was ich im Augenblick selbst akkurat, aber lustlos betrachtete. In wenigen Minuten würden mich soundso viele Freunde, die ich seit langer Zeit nicht gesehen hatte, sicherlich darum bitten, mich nicht länger derart zu isolieren, sondern meine Tage mit ihnen zu verbringen. Ich hatte keinen Grund, es ihnen abzuschlagen, hatte ich doch jetzt den Beweis, daß ich zu nichts mehr nütze war, daß mir die Literatur keine Freude mehr bereiten konnte, ob ich nun daran schuld hatte, weil ich zu wenig begabt war, oder sie, indem ihr tat-

sächlich weniger Wirklichkeit innewohnte, als ich geglaubt hatte.

Wenn ich an die Worte dachte, die Bergotte zu mir gesagt hatte: »Sie sind zwar krank, aber man kann Sie nicht bedauern, denn Sie verfügen ja über die Freuden des Geistes«[1] – wie sehr hatte er sich da in mir getäuscht! Wie wenig Freude hatte mir diese unfruchtbare geistige Klarheit gegeben! Ich muß sogar noch sagen, daß ich zwar vielleicht manchmal Freuden (nicht geistiger Art) empfinden mochte, sie aber immer an neue Frauen verschwendete; auf diese Weise hätte das Geschick, selbst wenn es mir hundert weitere und noch dazu von Krankheit freie Lebensjahre gewährt hätte, einzig weitere Stücke an eine sich immer nur verlängernde Existenz angesetzt, während man in Wirklichkeit gar nicht einsehen konnte, weshalb sie noch länger, geschweige denn lange Zeit hätte andauern sollen. Was die »Freuden des Geistes« betraf – durfte ich als solche die kühlen Feststellungen bezeichnen, die mein scharfes Auge oder mein klarer Verstand ohne irgendein Vergnügen machten und dabei völlig unfruchtbar blieben?

Doch gerade in dem Augenblick, in dem alles verloren scheint, erreicht uns zuweilen das Zeichen, das uns retten kann: Man hat an alle Pforten geklopft, die nirgendwohin führen, an die einzige aber, durch die man eintreten kann und die man hundert Jahre lang vergeblich gesucht hätte, pocht man, ohne es zu wissen, und da öffnet sie sich.

Versunken noch in die trübseligen Gedanken, von denen ich eben sprach, war ich in den Hof des Guermantesschen Palais eingetreten und hatte in meiner Zerstreuung nicht bemerkt, daß ein Wagen sich näherte; beim Ruf des Chauffeurs hatte ich gerade noch Zeit, rasch zur Seite zu springen. Ich wich so weit zurück, daß ich unwillkürlich auf die ziemlich schlecht behauenen Pflastersteine trat, hinter denen eine Remise lag. In dem Augenblick aber, als ich wieder Halt fand und meinen Fuß auf einen Stein setzte, der etwas weniger hoch war als der vorige, schwand meine ganze Mutlosigkeit

vor dem gleichen Glücksgefühl, das mir zu verschiedenen Epochen meines Lebens einmal der Anblick von Bäumen geschenkt hatte, die ich auf einer Wagenfahrt in der Nähe von Balbec wiederzuerkennen gemeint hatte, ein andermal der Anblick der Kirchtürme von Martinville oder der Geschmack einer Madeleine, die in Tee getaucht war, sowie noch viele andere Empfindungen, von denen ich gesprochen habe und die mir in den letzen Werken Vinteuils zu einer Synthese miteinander verschmolzen schienen. Wie in dem Augenblick, in dem ich die Madeleine gekostet hatte, waren alle Sorgen um meine Zukunft, alle Zweifel meines Verstandes zerstreut. Die Bedenken, die mich eben noch wegen der Realität meiner literarischen Begabung, ja der Literatur selbst befallen hatten, waren wie durch Zauberschlag behoben.

Ohne daß ich irgendeine neue Überlegung angestellt oder irgendein entscheidendes Argument gefunden hätte, hatten die soeben noch unlösbaren Schwierigkeiten alles Gewicht verloren. Diesmal aber war ich fest entschlossen, mich nicht damit abzufinden, daß ich nie das Weshalb kennen würde, wie ich es an jenem Tag getan hatte, an dem ich die in Tee getauchte Madeleine auf der Zunge verspürt hatte. Die Beseligung, die ich eben empfunden hatte, war tatsächlich ganz die gleiche wie diejenige, die ich beim Geschmack der Madeleine gefühlt und deren tiefere Gründe zu suchen ich damals aufgeschoben hatte. Der rein materielle Unterschied lag in den heraufbeschworenen Bildern; ein tiefes Azurblau berauschte meine Augen, Eindrücke von Kühle, von blendendem Licht wirbelten um mich her, und in meinem Verlangen, sie zu erfassen, ohne daß ich mich deswegen stärker zu rühren wagte als damals, da ich den Geschmack der Madeleine wahrnahm und versuchte, bis zu mir vordringen zu lassen, was er mir ins Gedächtnis rief, blieb ich ohne Rücksicht darauf, ob ich die zahlreich versammelte Schar der Chauffeure zum Lachen reizte, in schwankender Haltung stehen, wie ich es eben schon getan hatte, während mein einer Fuß auf dem hohen Pflasterstein,

der andere auf dem niedrigen ruhte. Sooft ich nur rein materiell dieses gleiche Auf- und Abtreten vollzog, blieb es ergebnislos für mich; sobald es mir aber gelang, die Matinee bei den Guermantes zu vergessen und wiederzufinden, was ich empfunden hatte, als ich in dieser Weise meine Füße aufsetzte, war mir von neuem die undeutlich aufblendende Vision ganz nahe und schien zu mir zu sagen: Hasche mich, wenn du die Kraft in dir hast, und versuche das Rätsel des Glücks, das ich dir aufgebe, zu lösen.[1] Und beinahe gleichzeitig erkannte ich sie: Es war Venedig,[2] über das mir die Bemühungen, es zu beschreiben, und die sogenannten Momentaufnahmen meines Gedächtnisses nie irgend etwas hatten sagen können, und das mir nun durch eine Empfindung, wie ich sie einst auf zwei ungleichen Bodenplatten im Baptisterium von San Marco gehabt hatte, wiedergeschenkt wurde, samt allen anderen an jenem Tag mit dieser Empfindung verbundenen Empfindungen, jenen, die seither in Wartestellung an ihrem Platz geblieben waren, worauf ein plötzlicher Zufall sie herausbefohlen hatte, in der Reihe der vergessenen Tage.[3] In der gleichen Weise hatte der Geschmack der kleinen Madeleine Combray in mein Gedächtnis zurückgeführt. Warum aber hatten mir die Bilder von Combray und von Venedig in dem einen und andern Augenblick so viel Freude gegeben, Freude, die einer Gewißheit glich und ohne sonstige Beweise genügte, um mir selbst den Tod gleichgültig erscheinen zu lassen?

Von dieser Frage bedrängt und mit der festen Absicht, heute die Antwort darauf zu finden, betrat ich das Palais Guermantes, weil wir nun einmal vor der Aufgabe, die unser Inneres uns diktiert, jener äußeren Rolle den Vorrang zu geben pflegen, die wir gerade spielen und die an diesem Tag für mich die des Eingeladenen war. Als ich aber im ersten Stockwerk anlangte, bat mich ein Diener, einen Augenblick in einen neben dem Büfett gelegenen, als Bibliothek dienenden kleinen Salon zu treten, bis das Stück beendet sein würde; die Frau Fürstin habe verboten, die Türen zu öffnen, solange die

Musik andauerte. Doch in demselben Augenblick folgte jenem Zeichen, das mir die beiden ungleichen Pflastersteine gegeben hatten, ein zweites, verstärkte das erste und ermahnte mich, bei meiner Aufgabe zu verharren. Ein Diener hatte nämlich soeben in seinem fruchtlosen Bemühen, keinen Lärm zu machen, einen Löffel gegen einen Teller geschlagen. Ein Glücksgefühl gleicher Art, wie es mir die beiden ungleichen Bodenplatten geschenkt hatten, überflutete mich; es waren immer noch Empfindungen von großer Hitze, aber ganz andere: Die Hitze war von Rauchduft durchzogen, gesänftigt durch den frischen Ruch einer Waldlandschaft; und ich erkannte, daß, was mir so angenehm schien, dieselbe Baumreihe war, deren Beobachtung und Beschreibung mir so langweilig vorgekommen war und vor der mich zu befinden, während ich eben eine Bierflasche öffnete, die ich im Eisenbahnabteil bei mir hatte, ich in meiner Verwirrung einen Augenblick lang geglaubt hatte, so deutlich hatte mir das identische Geräusch des gegen den Teller schlagenden Löffels, bevor ich noch Zeit hatte, mich zu besinnen, die Illusion des Geräusches verschafft, das der Hammer eines Bahnarbeiters erzeugte, der an einem Rad des Zuges etwas in Ordnung brachte, während wir dicht neben einem kleinen Wäldchen hielten. Dann aber hätte man glauben mögen, daß die Zeichen, die an diesem Tag mich aus meiner Mutlosigkeit ziehen und mir den Glauben an die Literatur wiedergeben sollten, es sich geradezu angelegen sein ließen, möglichst zahlreich aufzutreten: Nachdem ein Diener, der seit langem im Dienst des Fürsten von Guermantes stand, mich erkannt und mir in die Bibliothek, in der ich mich befand, eine Auswahl an kleinem Gebäck und ein Glas Orangeade gebracht hatte, damit ich nicht erst an das Büfett gehen müßte, wischte ich mir den Mund mit der Serviette ab, die er mir gleichzeitig reichte; sogleich aber – wie es jener Person aus *Tausendundeiner Nacht* erging, die, ohne es zu wissen, genau den Ritus ausführte, der, für sie allein sichtbar, einen gefügigen Geist erscheinen ließ, der bereit war, sie

in die Ferne zu führen – schwebte eine neue, azurumwogte Vision an meinen Augen vorbei; doch war sie rein, von Salzluft getränkt und schwoll zu Hügeln auf, die bläulichen Brüsten glichen; der Eindruck war so stark, daß der Moment, den ich durchlebte, mir wie der gegenwärtige Augenblick schien; verstörter als an jenem Tag, an dem ich mich fragte, ob ich wirklich von der Fürstin von Guermantes empfangen werden oder ob nicht alles in sich zusammensinken würde, glaubte ich, der Bediente habe ein Fenster auf den Strand geöffnet und alles lade mich zu einem Spaziergang während der Flutzeit längs der Strandpromenade ein; die Serviette, die ich genommen hatte, um mir den Mund zu wischen, hatte genau die Art von Steifheit und den Stärkegehalt des Handtuchs, mit dem ich mich am ersten Tag meiner Ankunft in Balbec mit solcher Mühe am Fenster abgetrocknet hatte; jetzt aber breitete sie, verteilt aufihre Zipfel und Falten, vor dieser Bibliothek des Palais Guermantes einen grünblauen Ozean gleich dem Schweif eines Pfauen aus. Ich kostete aber nicht einfach nur diese Farben, sondern einen ganzen Augenblick meines Lebens, der sie emporhob, der zweifellos auf sie hindrängte, den zu kosten mich vielleicht aber in Balbec ein bestimmtes Gefühl von Mattigkeit oder Betrübtheit gehindert hatte und der jetzt, von allem befreit, was an Unzulänglichem in der äußeren Wahrnehmung liegt, mich mit einem wahren Hochgefühl erfüllte.

Das Stück, das gespielt wurde, konnte jeden Augenblick enden und ich damit genötigt sein, in den Salon zu treten. Daher bemühte ich mich, die Natur der identischen Freudengefühle, die ich dreimal in wenigen Minuten wahrgenommen hatte, so klar wie möglich zu erkennen und daraus die Lehre zu gewinnen, die sich aus ihnen ziehen ließ. Bei dem grundlegenden Unterschied zwischen dem wahren Eindruck, den wir von einer Sache gehabt haben, und dem künstlichen Eindruck, den wir uns von ihr verschaffen, wenn wir sie uns willentlich vorzustellen versuchen, hielt ich mich nicht auf; ich erinnerte

mich nämlich nur allzu deutlich daran, wie verhältnismäßig gleichgültig Swann früher von den Tagen hatte sprechen können, da er geliebt wurde, weil er hinter diesen Worten etwas anderes als diese Tage sah, und an den jähen Schmerz, den das kleine Thema Vinteuils ihm bereitete, als es für ihn diese Tage selbst noch einmal so heraufführte, wie er sie ehedem erlebt hatte; deshalb auch begriff ich nur zu gut, daß das, was die Wahrnehmung der ungleichen Bodenplatten, die Steifheit der Serviette oder der Geschmack der Madeleine in mir geweckt hatten, keine Beziehung zu dem besaß, was ich mir oft von Venedig, von Balbec oder von Combray mit Hilfe einer gleichförmigen Erinnerung zu vergegenwärtigen suchte; und da begriff ich auch, daß man das Leben, wie schön es in gewissen Augenblicken auch erscheinen mag, mittelmäßig finden kann: Man beurteilt und verurteilt es dann eben aufgrund von lauter Dingen, die mit ihm nichts zu tun haben, Bildern, die nichts von ihm bewahren. Immerhin hielt ich beiläufig fest, daß der Unterschied zwischen allen wirklichen Eindrücken – Unterschiede, die erklären, weshalb ein gleichförmiges Gemälde des Lebens dem Leben nicht ähnlich sein kann – wahrscheinlich darauf beruhte, daß das geringste Wort, das wir irgendwann in unserem Leben gesagt, und die unbedeutendste Bewegung, die wir ausgeführt haben, von Dingen umgeben waren, den Widerschein von Dingen auf sich trugen, die logisch gesehen mit ihnen nichts zu tun hatten und durch den Verstand von ihnen abgelöst wurden, da sie ihm zum logischen Denken unnütz waren, inmitten deren jedoch – hier ein rosa Widerschein des Abendlichts auf der Mauer eines ländlichen Restaurants, ein Hungergefühl, ein Verlangen nach Frauen, ein Vergnügen am Luxus; dort blaue Wellengebilde des morgendlichen Meeres, mit Melodien durchwoben, die sich gleich den Schultern von Undinen[1] daraus zu erheben suchen – die einfachste Bewegung, die einfachste Handlung wie in tausend undurchlässigen Gef äßen gefangen bleibt, von denen jedes mit Dingen gänzlich unterschiedlicher Farbe, Ge-

ruchsbeschaffenheit und Temperatur gefüllt wäre; ganz zu schweigen davon, daß diese über die ganze Höhe unserer Jahre verteilten Gef äße (Jahre, in denen wir uns unaufhörlich gewandelt haben, und wäre es auch nur in Träumen und Gedanken) sich in ganz verschiedenen Höhenlagen befinden und uns das Gefühl von erstaunlich unterschiedlichen Atmosphären vermitteln. Freilich haben sich diese Wandlungen unmerklich vollzogen; doch zwischen der Erinnerung, die in uns plötzlich wieder auftaucht, und unserem gegenwärtigen Zustand ist ebenso wie zwischen zwei Erinnerungen aus verschiedenen Jahren, Orten oder Stunden die Entfernung derart groß, daß das allein, ganz abgesehen von der spezifischen Eigenart jeder einzelnen, sie untereinander vergleichbar machen würde. Ja, wegen des Vergessens konnten die Erinnerungen zwischen ihnen und dem gegenwärtigen Augenblick kein Band knüpfen, keine Kette legen, sie blieben an ihrem Ort, in ihrer Zeit, wahrten die Distanz, ihre Abgeschiedenheit in einem Talgrund oder auf einer Bergspitze, dafür aber lassen sie uns plötzlich eine neue Luft atmen, gerade weil es eine Luft ist, die wir früher schon geatmet haben, jene reinere Luft, von der die Dichter behauptet haben, sie herrsche im Paradies, die aber dieses tiefe Gefühl von Erneuerung nur vermitteln könnte, wenn sie zuvor schon einmal geatmet worden wäre; denn die wahren Paradiese sind die Paradiese, die man verloren hat.

Nebenbei bemerkte ich, daß sich aus dem Kunstwerk, das in Angriff zu nehmen ich mich nun bereit fühlte, ohne daß ich mich bewußt dazu entschlossen hätte, große Schwierigkeiten ergeben würden. Ich müßte nämlich für jeden seiner aufeinanderfolgenden Teile einen anderen Stoff wählen, und es gäbe einen großen Unterschied zu demjenigen, der sich für Vormittage am Meeresufer oder für Nachmittage in Venedig eignet, sobald ich jene Abende in Rivebelle schildern wollte, wenn in dem auf den Garten offenen Speisesaal die Hitze sich langsam zersetzte, niedersank und sich legte, während ein

letzter Lichtschein die Rosen an den Mauern des Restaurants erhellte und die letzten Aquarelle des Tages noch am Himmel sichtbar waren – in einem deutlich verschiedenen, neuen Stoff von besonderer Transparenz und Sonorität, dicht, kühl und rosig.

Ich glitt sehr rasch über all das hinweg, denn weit zwingender rief mich die Aufgabe, den Grund jenes Glücks, jener Art von Gewißheit zu suchen, mit der sie sich aufdrängte, eine Suche, die ich früher stets verschoben hatte. Dieser Grund nun begann sich mir zu offenbaren[1] , wenn ich jene beseligenden Eindrücke untereinander verglich, denn sie hatten untereinander gemeinsam, daß ich das Geräusch des Löffels an dem Teller, die Ungleichheit der Bodenplatten oder den Geschmack der Madeleine zugleich im gegenwärtigen Augenblick und in einem entfernten Augenblick wahrnahm, und zwar in einem Maße, daß die Vergangenheit auf die Gegenwart übergriff und ich nicht mehr mit Bestimmtheit wußte, in welcher von beiden ich mich befand; in Tat und Wahrheit war es so: Das Wesen, das dann in mir diesen beglückenden Eindruck empfand, empfand ihn darin, was dieser zu einem früheren Zeitpunkt und jetzt an Gemeinsamem hatte, darin, was er an Außerzeitlichem hatte; es war ein Wesen, das nur dann in Erscheinung trat, wenn es aufgrund einer solchen Identität zwischen Gegenwart und Vergangenheit in das einzige Lebenselement versetzt wurde, in dem es existieren und die Essenz der Dinge genießen konnte, das heißt außerhalb der Zeit.[2] Dadurch erklärte sich, daß meine Sorgen um meinen Tod in dem Augenblick ein Ende gefunden hatten, in dem ich unbewußt den Geschmack der kleinen Madeleine wiedererkannte; denn in diesem Augenblick war das Wesen, das ich gewesen war, ein außerzeitliches Wesen und stand daher den Wechselfällen der Zukunft unbesorgt gegenüber. Es lebte nur von der Essenz der Dinge; diese aber konnte es in der Gegenwart nicht erfassen, in der die Imagination nicht zum Zuge kommt; selbst die Zukunft, auf die jedes Handeln hinzielt, enthält sie uns vor.[3] Die-

ses Wesen hatte mich immer nur außerhalb des Handelns und unmittelbaren Genießens aufgesucht, es hatte sich immer dann manifestiert, wenn das Wunder einer Analogie mich der Gegenwart enthob. Als einziges hatte es die Macht, mich die früheren Tage, die verlorene Zeit, wiederfinden zu lassen, während die Bemühungen meines Gedächtnisses und meines Verstandes dabei immer scheiterten.

Vielleicht war ich eben noch gerade deshalb der Meinung gewesen, Bergotte habe zu Unrecht von den Freuden des »geistigen Lebens« gesprochen, weil ich in jenem Augenblick unter »geistigem Leben« gewisse logische Überlegungen verstand, die in keiner Beziehung zu ihm standen, zu dem also, was in diesem Augenblick in mir existierte – genauso wie ich die Welt und das Dasein hatte langweilig finden können, weil ich sie nach Erinnerungen ohne Wahrheit beurteilte, während ich jetzt eine unbändige Lust zu leben verspürte, jetzt, da in mir in dreifacher Wiederholung ein wirklicher Augenblick der Vergangenheit wiedererstanden war.

Nur ein Augenblick der Vergangenheit? Vielleicht weit mehr als das; etwas, was – zugleich der Vergangenheit und der Gegenwart zugehörig – weit wesentlicher als beide ist. Wie viele Male hatte doch im Lauf meines Lebens die Wirklichkeit mich enttäuscht, weil in dem Augenblick, da ich sie wahrnahm, meine Imagination[1] , die mein einziges Organ für die Wahrnehmung von Schönheit war, sich auf sie nicht anwenden ließ, aufgrund des unumgänglichen Gesetzes, daß man nur imaginieren kann, was abwesend ist. Hier nun hatte sich plötzlich die Wirkung dieses harten Gesetzes als neutralisiert und aufgehoben erwiesen durch einen wundervollen Kunstgriff der Natur, die eine Empfindung – Geräusch des Löffels und des Hammers, gleicher Buchtitel usw. – einmal in der Vergangenheit hatte aufschillern lassen, was meiner Imagination sie wahrzunehmen gestattete, zugleich aber auch in der Gegenwart, in der nun die wirkliche Aktivierung meiner Sinne durch das Geräusch, die Berührung mit dem Wäsche-

stück zu den Träumen der Imagination das hinzugegeben hatte, was ihnen gewöhnlich fehlte, das heißt die Idee der Existenz; dank diesem Trick aber hatte sie meinem Wesen für die Dauer eines Blitzes erlaubt, etwas zu erlangen, zu sondern und festzuhalten, was es niemals erahnt hatte: ein kleines Quantum reiner Zeit. Das Wesen, das in mir wiedergeboren war, als ich vor Glück derart erbebend das gemeinsame Geräusch des Löffels festgestellt hatte, der den Teller berührt, und des Hammers, der auf das Rad klopft, oder das Gemeinsame in der Unebenheit für die Schritte der Pflastersteine im Guermantesschen Hof und im Baptisterium von San Marco usw., dieses Wesen nährt sich einzig von der Essenz der Dinge; in ihr allein findet es seinen Bestand und seine Beseligung. Es kümmert traurig dahin bei der Beobachtung der Gegenwart, in der die Sinne sie ihm nicht zuführen, bei der Betrachtung einer Vergangenheit, die der Verstand ihm ausgedörrt verabfolgt, bei der Erwartung einer Zukunft, die der Wille aus Bruchstücken der Gegenwart und der Vergangenheit zusammensetzt, deren Wirklichkeitsgehalt er auch dadurch vermindert, daß er von ihnen nur beibehält, was dem utilitaristischen, eng auf Menschliches beschränkten Zweck entspricht, den er ihnen zuerkennt. Sobald aber ein bereits gehörtes Geräusch, ein schon vormals eingeatmeter Duft von neuem wahrgenommen wird, und zwar als ein gleichzeitig Gegenwärtiges und Vergangenes, ein Wirkliches, das gleichwohl nicht dem Augenblick angehört, ein Ideelles, das deswegen dennoch nichts Abstraktes bleibt, wird auf der Stelle die ständig vorhandene, aber gewöhnlich verborgene Wesenssubstanz der Dinge frei, und unser wahres Ich, das manchmal seit langem tot schien, aber es doch nicht völlig war, erwacht und gewinnt neues Leben aus der göttlichen Speise, die ihm zugeführt wird. Eine aus der Ordnung der Zeit herausgehobene Minute hat in uns, damit er sie erlebe, den von der Ordnung der Zeit befreiten Menschen erschaffen. Und dieser Mensch – wie gut kann man verstehen, daß er Vertrauen zu

seiner Freude faßt, selbst wenn der einfache Geschmack einer Madeleine nicht logischerweise die Gründe für diese Freude zu enthalten scheint, verstehen auch, daß das Wort Tod keinen Sinn für ihn hat; was könnte er, der Zeit enthoben, von der Zukunft fürchten?

Doch dieses Trompe-l'œil, das einen mit der Gegenwart unvereinbaren Augenblick der Vergangenheit dicht vor mich rückte, dieses Trompe-l'œil hielt nicht an. Gewiß kann man den Schauspielen des willentlichen Gedächtnisses, das keine größere Menge unserer Kräfte bindet als das Durchblättern eines Bilderbuches, längere Dauer verleihen. So hatte ich früher, zum Beispiel an dem Tag, an dem ich zum erstenmal zu der Fürstin von Guermantes gehen sollte, von dem besonnten Hof unseres Pariser Hauses aus lässig träge, wie es mir gerade paßte, bald den Kirchplatz in Combray, bald den Strand von Balbec betrachtet, ganz so als hätte ich den damaligen Tag illustrieren wollen, indem ich in einem Malheft blätterte mit Aquarellen von den verschiedenen Orten, an denen ich gewesen war, und mit dem egoistischen Vergnügen eines Sammlers bei der Katalogisierung der Illustrationen meines Gedächtnisses mir gesagt: Wie viele schöne Dinge habe ich doch in meinem Leben gesehen.[1] Dann bestätigte mein Gedächtnis zwar die Verschiedenheit der Empfindungen, aber es tat nichts weiter, als gleichartige Elemente miteinander zu kombinieren. Ganz anders bei den drei Erinnerungen, die ich eben gehabt hatte: Anstatt mir eine schmeichelhafte Vorstellung von meinem Ich zu machen, hatte ich im Gegenteil die gegenwärtige Wirklichkeit dieses Ichs beinahe in Zweifel gezogen. Wie an dem Tag, an dem ich die Madeleine in den heißen Tee getaucht hatte, hatte sich in mir im Schoße der Stätte, an der ich mich befand – ob diese nun wie an jenem Tag mein Zimmer in Paris oder wie heute, in diesem Augenblick, die Bibliothek des Fürsten von Guermantes oder noch etwas früher der Hof seines Stadthauses war – eine Empfindung gebildet (der Geschmack der eingetauchten Madeleine, das metal-

lische Geräusch, das Gefühl des Schritts), deren Strahlung noch eine schmale Zone rings um mich herum durchdrang und dem Ort, an dem ich mich befand, sowie auch einem anderen Ort (dem Zimmer meiner Tante, »tante Octave«, dem Eisenbahnabteil, dem Baptisterium von San Marco) gemeinsam zugehörig war. In diesem Augenblick aber, in dem ich auf diese Weise argumentierte, ließ mich das grelle Geräusch einer Wasserleitung, ein Geräusch, das dem langgezogenen Tuten ähnlich war, wie es manchmal im Sommer die Vergnügungsdampfer abends in Balbec draußen auf dem Meer vernehmen ließen, weit mehr verspüren (so wie es mir schon einmal in Paris in einem großen Restaurant beim Anblick eines luxuriösen, halb leeren, sommerlich warmen Speisesaals ergangen war) als nur ein Empfinden, das einfach demjenigen analog war, das ich am Spätnachmittag in Balbec gehabt hatte, damals – nachdem alle Tische bereits mit Wäsche und Silberzeug gedeckt waren und die großen glasverkleideten Fensteröffnungen ohne einen einzigen Zwischenraum, eine einzige »Ausfüllung« in Glas oder Stein, sich weit auf die Strandpromenade öffneten, während die Sonne langsam hinter dem Meer unterging, auf dem die Schiffe bereits ihre Stimme erhoben –, als ich, um zu Albertine und ihren Freundinnen zu stoßen, die auf der Standpromenade spazierengingen, nur den kaum bis zu meinen Knöcheln reichenden Holzrahmen zu übersteigen brauchte, in dessen Laufrinne man zum Zweck der Lüftung des Hotels die ununterbrochene Reihe der Glasscheiben zur Seite geschoben hatte. Doch die schmerzliche Erinnerung, Albertine geliebt zu haben, vermischte sich mit diesem Empfinden nicht. Schmerzliche Erinnerungen gibt es nur an Tote. Diese aber zerfallen schnell, und es bleibt rings um ihre Gräber sogar nur die Schönheit der Natur, das Schweigen, die Reinheit der Luft. Im übrigen war es nicht nur ein Echo, nicht ein Doppel einer vergangenen Empfindung, das ich bei dem Geräusch der Wasserleitung erlebte, sondern jene Empfindung selbst. In diesem Fall wie in allen vorherge-

henden hatte die gemeinsame Empfindung versucht, um sich herum den alten Ort zu schaffen, während der gegenwärtige, der dessen Platz einnahm, sich dem Einbruch eines normannischen Strandes oder einer Eisenbahnböschung in ein Pariser Stadtpalais mit seinem ganzen Gewicht hartnäckig widersetzte. Der auf das Meer geöffnete Speisesaal in Balbec mit seiner Damastwäsche, die wie ein Altartuch hingebreitet schien, um den Sonnenuntergang zu empfangen, hatte versucht, das feste Gefüge des Guermantesschen Palais zu erschüttern, seine Türen aufzusprengen, und einen Augenblick die Kanapees um mich herum ins Schwanken gebracht wie an einem früheren Tag die Tische des Restaurants in Paris. Immer hielt sich bei diesen Wiederauferstehungen der ferne Ort, der um die gemeinsame Empfindung aufwuchs, mit dem gegenwärtigen einen Augenblick lang wie ein Ringkämpfer eng umschlungen. Immer war der gegenwärtige Ort als Sieger hervorgegangen, immer jedoch war der Besiegte mir als der Schönere erschienen, so schön, daß ich auf dem ungleichen Pflaster wie vor der Tasse Tee in Verzückung verfallen war und versucht hatte, Combray, wie Venedig, wie Balbec in den Momenten festzuhalten, in denen sie auftauchten, und sie wiedererscheinen zu lassen, sobald sie mir entschwanden, jene Stätten, die mich überfluteten und wieder zurückwichen, die heranbrandteten, um mich dann inmitten der neuen, aber für die Vergangenheit durchlässigen Stätte allein zurückzulassen. Wenn aber diese gegenwärtige Stätte sich nicht auf der Stelle als Sieger erwiesen hätte, wäre mir, glaube ich, das Bewußtsein geschwunden; denn solche Wiederauferstehungen der Vergangenheit sind in der Sekunde, die sie dauern, so allumfassend, daß sie nicht nur unsere Augen zwingen, das Zimmer zu ignorieren, das unmittelbar vor ihnen liegt, und statt dessen den mit Bäumen bestandenen Weg oder die steigende Flut zu betrachten. Sie zwingen auch unsere Nase, die Luft der doch fernen Stätten einzuatmen, unseren Willen, unter den verschiedenen Möglichkeiten zu wählen, die sie uns anbieten,

unsere ganze Person, sich von ihnen umringt zu glauben oder wenigstens zwischen ihnen und den gegenwärtigen Stätten in dem Schwindel einer Ungewißheit zu schwanken, die derjenigen gleicht, die man manchmal im Augenblick des Einschlafens angesichts einer unaussprechlichen Vision verspürt.

Vielleicht also handelte es sich bei dem, was das in mir drei- oder viermal auferweckte Wesen soeben wahrgenommen hatte, tatsächlich um der Zeit entzogene Fragmente des Daseins, doch bei all ihrem Ewigkeitscharakter blieb diese Betrachtung etwas Flüchtiges. Dennoch aber spürte ich, daß das Vergnügen, das sie mir in seltenen, weit voneinander getrennten Momenten meines Lebens gegeben hatte, das einzige fruchtbare und allein echte war. Tragen die anderen nicht als Zeichen ihrer Unwirklichkeit entweder die Unmöglichkeit an sich, uns zufriedenzustellen, so zum Beispiel die gesellschaftlichen Vergnügungen, die uns höchstens ein Unbehagen verschaffen, wie es durch die Unverdaulichkeit einer unzuträglichen Speise entsteht, so die Freundschaft auch, die in sich eine Täuschung ist, da der Künstler, der – aus welchen moralischen Gründen auch immer – auf eine Stunde Arbeit zugunsten einer Stunde verzichtet, in der er mit einem Freund plaudert, sich bewußt sein muß, daß er eine Wirklichkeit für etwas opfert, was nicht existiert (da die Freunde nur dank einem holden Wahn Freunde sind, dem wir im Lauf des Lebens huldigen, dem wir uns überlassen, von dem wir aber in der Tiefe unseres Verstandes wissen, daß er der Irrtum eines Narren ist, der etwa glauben würde, die Möbel könnten leben und mit ihm sprechen), oder jene Betrübtheit, die ihrer Befriedigung folgt, wie an dem Tag, an dem ich Albertine vorgestellt worden war, darüber nämlich, mir eine allerdings nicht allzu große Mühe gegeben zu haben, um etwas zu erreichen – dieses junge Mädchen kennenzulernen –, was mir jetzt, da ich es erreicht hatte, als etwas Geringes erschien? Selbst eine tiefere Art von Freude, diejenige zum Beispiel, die ich in mir hätte fühlen können, als ich Albertine liebte, wurde mir in Wirk-

lichkeit nur auf negative Art bewußt, in Gestalt jener Angst, unter der ich litt, wenn ich sie nicht bei mir hatte; denn wenn ich sicher war, daß sie kommen werde, wie an dem Tag, als sie aus dem Trocadéro zurückgekehrt war[1] , hatte ich nur unbestimmte Langeweile zu verspüren geglaubt, während ich in immer tieferes Entzücken verfiel, als ich mit wachsender Freude in das Geräusch des Messers oder den Geschmack des Tees weiter und weiter eindrang, Eindrücke, die das Zimmer meiner Tante Léonie und in der Folge davon das ganze Combray mit den beiden Gegenden in mein eigenes Zimmer hineingetragen hatten. Daher war ich jetzt entschlossen, mich an diese Betrachtung der Essenz der Dinge zu klammern, sie festzuhalten – aber wie, mit welchen Mitteln denn? Ja, in dem Augenblick, in dem die Steifheit der Serviette mir Balbec wiedergeschenkt und für eine kurze Weile meine Imagination nicht nur mit dem Anblick des Meeres, wie es an jenem Morgen erschien, sondern auch mit dem Duft des Zimmers, der Schnelligkeit des Windes, dem Verlangen nach dem Mittagessen, dem ungewissen Schwanken zwischen den verschiedenen Spaziergängen umschmeichelt hatte – all das an meine Empfindung beim Berühren des Tuchs geheftet wie tausend Engelsflügel, die pro Minute tausend Umdrehungen vollziehen; ja, in dem Augenblick, in dem die beiden Pflastersteine den ausgetrockneten, belanglosen Bildern in meinem Inneren von Venedig, von San Marco, von allen meinen damaligen Empfindungen Ausdehnung und Volumen verliehen hatten, wobei sie den Platz mit der Kirche, die Reede mit dem Platz, den Kanal mit der Reede, mit allem, was die Augen sehen, jene Welt von Wünschen verbanden[1] , die man nur im Geiste sieht, gewiß, da hatte ich mich versucht gefühlt, zwar wegen der Jahreszeit nicht gerade eine Spazierfahrt auf den für mich vor allem frühlingshaften Wassern von Venedig zu unternehmen, wohl aber wenigstens nach Balbec zurückzukehren. Doch hielt ich mich nicht einen Augenblick bei diesem Gedanken auf. Ich wußte ja, daß die Orte nicht so waren, wie ihr

Name sie mir schilderte, und es kam beinahe nur noch in meinen Träumen vor, im Schlaf, daß ein Ort sich vor mir ausbreitete, der aus dem reinen, von den gewöhnlichen Dingen – jenen, die man sieht, die man berührt – völlig verschiedenen Stoff gemacht ist, aus dem er bestand, als ich sie mir vorstellte. Doch selbst was jene Bilder einer anderen Art, die der Erinnerung, betraf, wußte ich, daß ich die Schönheit von Balbec nicht angetroffen hatte, als ich dort war, und daß sogar die, die ich in mir aufbewahrte, nicht diejenige war, die ich bei meinem zweiten Aufenthalt vorfand. Zu sehr hatte ich die Unmöglichkeit erlebt, in der Wirklichkeit zu erreichen, was auf dem Grund meines Inneren ruhte; ebensowenig auf dem Markusplatz wie bei meiner zweiten Reise nach Balbec oder meiner Rückkehr nach Tansonville, um Gilberte zu sehen, würde ich die verlorene Zeit wiederfinden, und die Reise, die mir nur noch ein weiteres Mal die Illusion vorgaukelte, daß diese alten Eindrücke außerhalb von mir selbst an der Ecke eines bestimmten Platzes existierten, konnte nicht das von mir gesuchte Mittel sein. Ich wollte mich aber nicht noch einmal irreführen lassen, denn es handelte sich für mich darum, endlich zu wissen, ob es nicht doch möglich war, das zu erreichen, was ich – ewig enttäuscht, wie ich es in Gegenwart der Orte und der Wesen war (obwohl einmal das Konzertstück Vinteuils mir das Gegenteil zu sagen schien) – für unrealisierbar gehalten hatte. Ich würde also nicht ein weiteres Mal den Weg beschreiten, der, wie ich seit langem wußte, zu nichts führte. Eindrücke von der Art derjenigen, die ich festzuhalten versuchte, konnten bei dem Kontakt mit einer unmittelbaren Wahrnehmung, die unfähig gewesen ist, sie zum Leben zu erwecken, nur verlorengehen. Die einzige Art, sie nachhaltiger auszukosten, bestand in dem Versuch, sie vollständiger zu erkennen, und zwar da, wo sie sich befanden, das heißt in mir selbst, sie bis in ihre Tiefen klar und deutlich zu machen. Ich hatte das Glück in Balbec ebensowenig finden können wie später das des gemeinsamen Lebens mit Albertine, das mir

erst nachträglich wahrnehmbar geworden war. Die Rekapitulation aber der Enttäuschungen meines bislang gelebten Lebens, die ich anstellte, der Enttäuschungen, die mich glauben machten, seine Realität müsse ihren Sitz anderswo als im Handeln haben, reihte nicht in einer rein willkürlichen und nur an den Gegebenheiten meines Daseins haftenden Weise die verschiedenen betrogenen Erwartungen nebeneinander auf. Ich fühlte sehr wohl, daß die Enttäuschung der Reise und die Enttäuschung der Liebe nicht verschiedene Enttäuschungen waren, sondern nur der sich wandelnde Aspekt, den je nach Gegegebenheit unsere Ohnmacht annimmt, sich im materiellen Genuß, im tatsächlichen Handeln zu verwirklichen. Und als ich an jene außerzeitliche Freude zurückdachte, die durch das Geräusch des Löffels wie durch den Geschmack der Madeleine hervorgerufen war, sagte ich mir: War das nun das Glück, wie es von dem kleinen Thema der Sonate Swann angeboten worden war, der sich getäuscht hatte, als er es mit den Freuden der Liebe gleichsetzte und es im künstlerischen Schaffen nicht hatte finden können, das Glück, das mich der rotglühende, geheimnisvolle Appell des Septetts, mehr noch als es das kleine Thema der Sonate getan hatte, als ein überirdisches hatte erahnen lassen, jenes Septetts, das Swann nicht hatte kennen können, da er wie so viele andere gestorben ist, bevor die für sie gemachte Wahrheit enthüllt worden war? Allerdings hätte sie ihm nicht helfen können, denn dieses Motiv konnte wohl einen Appell symbolisieren, nicht aber Kräfte schaffen und aus Swann den Schriftsteller machen, der er nicht war.

Nach einer Weile aber, nach diesen Gedanken über die Auferweckungen durch das Gedächtnis, bedachte ich, daß auf andere Weise dunkle Eindrücke manchmal – und schon in Combray in der Gegend von Guermantes – auf die Weise jener Reminiszenzen meine Aufmerksamkeit erregt hatten, doch lag ihnen nicht eine Empfindung von früher, sondern eine neue Wahrheit zugrunde, ein kostbares Bild, das ich durch

Bemühungen der gleichen Art zu entdecken suchte, wie man sie unternimmt, um sich an etwas zu erinnern, ganz als ob unsere schönsten Ideen Melodien glichen, die uns wieder einfielen, ohne daß wir sie jemals gehört hätten, und die wir uns nun bemühten zu hören und aufzuzeichnen. Ich erinnerte mich mit Vergnügen daran, weil es mir zeigte, daß ich damals schon der gleiche war, und weil es einen grundlegenden Zug meiner Natur aufdeckte, mit Traurigkeit auch, wenn ich daran dachte, daß ich seit damals keinerlei Fortschritt gemacht hatte, daß schon in Combray sich meine Aufmerksamkeit auf irgendein Bild fixieren konnte, das meinen Blick mit Gewalt angezogen hatte, eine Wolke, ein Dreieck, ein Kirchturm, eine Blume, ein Kieselstein, wobei ich das Gefühl hatte, daß sich hinter diesen Zeichen vielleicht etwas ganz anderes verbarg, das zu entdecken ich versuchen müßte: ein Gedanke, den sie nach Art jener Hieroglyphen übersetzten, die zunächst materielle Dinge vorzustellen scheinen.[1] Zweifellos war diese Entzifferung schwierig, aber sie allein gab eine Wahrheit zu lesen. Denn die Wahrheiten, die der Verstand unmittelbar und eindeutig in der Welt des hellen Tageslichts aufgreift, besitzen weniger Tiefe, weniger innere Zwangsläufigkeit als diejenigen, die das Leben uns ohne unser Zutun in einem Eindruck mitgeteilt hat, der zwar gegenständlicher Natur ist, weil er durch die Sinne zu uns dringt, aus dem wir aber das geistige Element dennoch herauslösen können. Kurz und gut, in dem einen wie dem anderen Fall, ob es sich nun um Eindrücke wie denjenigen beim Anblick der Kirchtürme von Martinville handelt oder um Reminiszenzen wie bei der Ungleichheit der beiden Steinplatten oder dem Geschmack der Madeleine, ich mußte versuchen, die Empfindungen als die Zeichen ebenso vieler Gesetze und Ideen zu deuten, indem ich zu denken, das heißt aus dem Halbdunkel hervortreten zu lassen und in ein geistiges Äquivalent umzusetzen versuchte, was ich empfunden hatte. Was anderes aber war dieses Mittel, das einzige in meinen Augen, als das Schaffen eines Kunstwerks? Schon

drängten sich die Folgerungen in meinem Geist; denn ob es sich um Reminiszenen wie bei dem Geräusch der Gabel oder dem Geschmack der Madeleine handelte oder auch um solche in Form von symbolischen Zeichen eingeschriebene Wahrheiten, deren Sinn ich in meinem Kopf zu ergründen suchte, wo sie – Kirchtürme, im Wind bewegte Gräser – ein kompliziertes, rankenreiches Zauberbuch bildeten, ihr erstes Charakteristikum bestand darin, daß ich nicht frei war zu wählen, daß sie mir nur so und nicht anders einfach gegeben wurden. Ich spürte aber, daß gerade dies der Stempel ihrer Authentizität war. Ich hatte die beiden ungleichen Pflastersteine, an die ich gestoßen war, in jenem Hof nicht gesucht. Doch bürgte gerade die zufällige, unentrinnbare Weise, wie ich der Empfindung begegnet war, für die Wahrheit der wiedererweckten Vergangenheit und der freigesetzten Bilder, denn wir spüren ihr Bemühen, wieder zum Licht emporzusteigen, wir spüren das Glück, das Wirkliche wiedergefunden zu haben. Sie bürgt auch für die Wahrheit des ganzen Bildes mitsamt all jenen früheren Eindrücken, die sie uns zurückgibt, mit jenem unfehlbaren Gefühl für das Verhältnis von Licht und Schatten, von Volumen und Auslassungen, von Erinnern und Vergessen, wie es bewußter Erinnerung und Beobachtung auf immer und ewig unbekannt bleiben wird.

Was das innere Buch der unbekannten Zeichen betraf (offenbar gleichsam erhaben hervortretender Zeichen, denen meine Aufmerksamkeit bei der Erforschung meines Unbewußten nachspürte, an die sie anstieß, die sie umkreiste wie ein Taucher mit seiner Sonde), bei deren Lektüre niemand mir mit irgendwelchen Regeln helfen konnte, so bestand diese Lektüre in einem Schöpfungsakt, bei dem kein anderer uns ersetzen oder auch nur mit uns zusammenwirken kann. Wie viele wenden sich daher denn auch vom Schreiben ab! Wie viele Verpflichtungen nimmt man nicht auf sich, um gerade dieser einen zu entrinnen! Jedes Ereignis, ob Dreyfus-Affäre, ob Krieg, hatte den Schriftstellern andere Entschuldigungen

geliefert, um nur jenes Buch nicht entziffern zu müssen; sie wollten dem Recht zum Sieg verhelfen, die moralische Einheit der Nation neu erschaffen, sie hatten keine Zeit, an die Literatur zu denken. Doch das waren nur Ausflüchte, weil sie nicht oder nicht mehr über Genie, das heißt Gefühl verfügten. Das Gefühl nämlich diktiert die Pflicht, der Verstand aber liefert die Vorwände, sich ihr zu entziehen. Nur gelten in der Kunst keine Entschuldigungen, Absichten zählen in ihr nicht; in jedem Augenblick muß der Künstler auf sein Gefühl lauschen, daher aber nun ist die Kunst das Wirklichste, was es gibt, die strengste Schule des Lebens und das wahre Jüngste Gericht. Dieses Buch, das für uns mühsamer zu entziffern ist als jedes andere, ist auch das einzige, dessen Zeichen die Wirklichkeit selbst in uns eindrückt oder -druckt. Um welche vom Leben in uns zurückgelassene Idee es sich auch handelt, ihr materielles Symbol, die Spur des Eindrucks, den sie in uns hinterlassen hat, ist noch immer das Unterpfand ihrer notwendigen Wahrheit. Die vom reinen Verstand gelieferten Ideen bergen nur eine logische Wahrheit in sich, eine mögliche Wahrheit, ihre Wahl steht noch in unserem Belieben. Das Buch mit den in uns eingegrabenen, nicht von uns selbst eingezeichneten, symbolhaften Schriftzeichen ist unser einziges Buch. Nicht daß Ideen, die wir selbst gestalten, nicht logisch richtig sein können, aber ob sie wahr sind, wissen wir gleichwohl nicht. Wie armselig auch das ihn auslösende Objekt, wie ungreifbar auch seine Spur sein mag, allein der Gefühlseindruck ist ein Kriterium von Wahrheit und verdient deshalb allein, vom Geist festgehalten zu werden, denn er allein vermag, wenn der Geist diese Wahrheit aus ihm herauszulesen weiß, diesen zu größerer Vollendung zu führen und ihm wahrhaft reine Freude zu schenken. Der Gefühlseindruck ist für den Schriftsteller, was das Experiment für den Naturwissenschaftler ist, mit dem Unterschied, daß bei dem Naturwissenschaftler die Arbeit des Verstandes vorausgeht, bei dem Schriftsteller aber folgt. Was wir nicht durch unser persönli-

ches Bemühen erst haben entziffern, erst haben aufhellen müssen, was schon klar war, ehe wir darauf stießen, gehört uns nicht eigentlich an. Aus uns selbst kommt nur, was wir ganz allein aus dem Dunkel unseres Inneren herausholen und was den anderen unbekannt ist.

Ein schräger Abendsonnenstrahl rief mir für einen Augenblick eine Zeit in die Erinnerung zurück, an die ich nie zurückgedacht hatte: Als einmal in meiner frühen Kindheit meine Tante Léonie Fieber hatte und Doktor Percepied fürchtete, es könne Typhus daraus werden, mußte ich eine Woche lang in Eulalies kleinem Zimmer am Kirchplatz wohnen; es lag dort nur eine Matte auf dem Boden, das Fenster schützte ein Perkalvorhang, in dem ständig eine für mich ungewohnte Sonnenhitze summte.[1] Als ich nun bemerkte, wie die Erinnerung an das Zimmer einer ehemaligen Dienstbotin ganz plötzlich meinem vergangenen Leben eine tiefe, von allem übrigen so verschiedene und so köstliche Ausweitung gab, stellte ich mir als Kontrast dazu das völlige Fehlen von Gefühlseindrücken vor Augen, wie es selbst die glänzendsten Feste in den fürstlichsten Häusern in meinem Leben bewirkt hatten. Das einzige ein wenig Unheimliche an diesem Zimmer Eulalies war, daß man dort abends wegen der Nähe des Viadukts das Heulen der Züge hörte. Da ich aber wußte, daß dieses Brüllen aus ordnungsgemäß bedienten Maschinen kam, entsetzte es mich nicht so, wie es in prähistorischer Zeit die Schreie eines nahen Mammuts auf seiner freien, keiner Ordnung gehorchenden Bahn hätten tun können.

So war ich denn bereits zu diesem Schluß gekommen, daß wir dem Kunstwerk gegenüber keineswegs frei sind, daß wir es nicht nach unserem Belieben schaffen, daß es vielmehr schon vor uns existiert, notwendig, aber verborgen, und wir es deshalb, wie wir es bei einem Naturgesetz tun würden, eigentlich entdecken müssen. War aber nicht diese Entdeckung, zu der die Kunst uns verhelfen konnte, im Grund die Entdeckung dessen, was uns das Kostbarste sein müßte, gewöhnlich uns

aber für immer unbekannt bleibt: unser wahres Leben, die Wirklichkeit, wie wir sie erlebt haben, wie sie aber doch von dem, was wir glauben, so erheblich abweicht, daß wir ein derart starkes Glück empfinden, wenn uns ein Zufall die wirkliche Erinnerung verschafft? In dieser Ansicht bestärkte mich gerade auch der trügerische Charakter der angeblich realistischen Kunst, die nicht so verlogen wäre, wenn wir nicht im Leben die Gewohnheit angenommen hätten, dem, was wir fühlen, einen Ausdruck zu geben, der sich zwar gewaltig davon entfernt, den wir aber nach kurzer Zeit für die Wirklichkeit halten. Ich spürte, daß ich mich nicht mit den verschiedenen literarischen Theorien belasten durfte, die mich einen Augenblick verwirrt hatten – vor allem nicht mit denjenigen, die die Kritik im Moment der Dreyfus-Affäre entwickelt und während des Krieges wieder hervorgeholt hatte und die darauf ausgingen, »den Künstler aus seinem elfenbeinernen Turm herauszulocken« und dazu anzuhalten, nicht oberflächliche oder nur dem Bereich der Gefühle angehörige Gegenstände zu behandeln, sondern statt dessen große Arbeiterbewegungen, oder doch – mangels enormer Menschenmassen – wenigstens nicht mehr belanglose Müßiggänger (»ich gebe zu, daß die Schilderung solcher unnützen Kreaturen mich einigermaßen kaltläßt«, pflegte Bloch zu sagen), sondern edle, geistig hochstehende Menschen oder Helden zu beschreiben.

Doch schienen mir diese Theorien, noch bevor ich ihren logischen Inhalt näher untersuchte, bei denjenigen, die sie proklamierten, auf moralische Unterlegenheit hinzudeuten, so wie ein wirklich wohlerzogenes Kind, wenn es Leute sagen hört, zu denen es zum Mittagessen geschickt worden ist: »Wir geben alles offen zu, wir sind freimütig«, deutlich spürt, daß solche Worte auf eine moralische Qualität hindeuten, die dem einfachen guten Handeln unterlegen ist, denn dieses bedarf keiner Worte. Die wahre Kunst hat mit solchen und anderen Erklärungen nichts zu tun, sie erwächst in der Stille. Überhaupt gebrauchten diejenigen, die in dieser Weise sich in

Theorien ergingen, stehende Wendungen, die befremdlich denen der Dummköpfe glichen, über die sie herzogen. Vielleicht aber kann man eher nach der Qualität der Sprache als nach der Art der Ästhetik über den Höhengrad urteilen, bis zu dem die geistige und moralische Arbeit emporgeführt worden ist. Umgekehrt aber glauben von dieser Qualität der Sprache (sogar das Studium der Gesetze des Charakters kann man ebensowohl an einer ernsthaften wie an einer oberflächlichen Persönlichkeit betreiben, so wie der Sezierende die Regeln der Anatomie an dem Leichnam eines Dummkopfes nicht minder erschöpfend wie an dem eines Mannes von Talent zu studieren vermag, denn die großen Gesetze des menschlichen Geistes ergeben ebensowenig wie die der Blutzirkulation oder der Ausscheidung durch die Nieren nennenswerte Schwankungen je nach der geistigen Bedeutung einzelner Individuen), auf die die Theoretiker verzichten zu können meinen, die Bewunderer der Theoretiker leicht, sie beweise keinen großen geistigen Wert, weil sie diesen Wert, um ihn wahrzunehmen, unmittelbar ausgedrückt sehen müssen, das heißt: aus der bloßen Schönheit eines Bildes allein nicht abzuleiten vermögen. Daraus erklärt sich die plumpe Versuchung für den Schriftsteller, intellektuelle Werke zu schreiben. Welch eine Taktlosigkeit! Ein Werk, das Theorien enthält, ist wie ein Gegenstand, an dem noch das Preisschild hängt. (Überhaupt zeigt dieses einen nur negativen Wert; in der Literatur wird der Wert durch Argumentieren gemindert.)[1] Man argumentiert, das heißt man redet um die Dinge herum, wann immer man nicht die Kraft hat, sich zu zwingen, einen Gefühlseindruck alle aufeinanderfolgende Zustände durchlaufen zu lassen, die schließlich zu seiner Fixierung, zum Ausdruck, führen.

Die Wirklichkeit, die es auszudrücken galt, hatte ihren Sitz – das war mir jetzt klar – nicht in dem äußeren Aspekt des Objekts, sondern in einer Tiefe, in der dieser äußere Aspekt wenig Bedeutung hatte; symbolisch dafür waren das Geräusch des Löffels auf einem Teller und die von Stärke beschwerte

Steifheit der Serviette, die beide für meine geistige Erneuerung wertvoller waren als noch so viele humanitäre, patriotische, internationalistische und metaphysische Unterhaltungen. »Nichts mehr vom Stil«, hatte ich in jener Zeit sagen hören, »nichts mehr von Literatur, gebt uns wirkliches Leben!«[1] Man kann sich vorstellen, wie sehr sogar die einfachen, von Monsieur de Norpois gegen die »Flötenspieler« vorgebrachten Argumente seit dem Krieg wieder emporgeschossen waren. Diejenigen nämlich, die keinen künstlerischen Sinn besitzen, das heißt nicht bereit sind, sich der inneren Wirklichkeit zu unterwerfen, verfügen möglicherweise gleichwohl über die Fähigkeit, über Dinge der Kunst beliebig lange sich zu verbreiten. Sofern sie noch dazu Diplomaten oder Finanzleute sind, die mitten in den »Realitäten« der Gegenwart stehen, sind sie mit Vorliebe des Glaubens, die Literatur sei ein Spiel des Geistes, dem es bestimmt ist, in Zukunft mehr und mehr ausgeschaltet zu werden. Einige verlangten, der Roman solle uns etwas wie einen kinematographischen Ablauf der Dinge vor Augen führen. Diese Auffassung war absurd. Nichts entfernt uns weiter von dem, was wir in Wirklichkeit wahrgenommen haben, als eine solche kinematographische Schau.[2] Apropos: da ich mich beim Eintreten in diese Bibliothek daran erinnert hatte, was die Brüder Goncourt über die schönen Originalausgaben sagen, die sie enthält, hatte ich mir vorgenommen, sie mir anzuschauen, während ich hier eingeschlossen war. Ohne meinen Gedankengang zu unterbrechen, zog ich also die kostbaren Bände, denen ich indessen keine allzu große Aufmerksamkeit schenkte, einen nach dem anderen heraus, als ich mich in dem Augenblick, in dem ich achtlos den einen von ihnen aufschlug: *François le Champi* von George Sand[1] , unangenehm berührt fühlte wie durch den Eindruck einer Unstimmigkeit, bis ich zu Tränen gerührt erkannte, wie sehr dieser Eindruck mit meinen Gedanken in Übereinstimmung war. Wenn im Sterbezimmer die Angestellten des Beerdigungsinstituts gerade dabei sind, die Bahre auf-

zuheben, und der Sohn eines Mannes, der dem Vaterland Dienste erwiesen hat, den letzten vorbeidefilierenden Freunden die Hand reicht, wenn dann plötzlich unter dem Fenster Militärmusik ertönt, empört er sich, da er an einen schlechten Streich glaubt, durch den man seinen Kummer verhöhnt. Doch er, der bis dahin völlig beherrscht geblieben war, kann seine Tränen nicht zurückhalten; denn er hat plötzlich begriffen, daß das, was er hört, die Kapelle eines Regimentes ist, das seinem Beileid Ausdruck zu geben und der sterblichen Hülle des Vaters die letzte Ehre zu erweisen wünscht. In gleicher Weise hatte ich soeben erkannt, wie sehr meine Gedanken und jener schmerzliche Eindruck übereinstimmten, den ich in der Bibliothek des Fürsten von Guermantes beim Lesen eines Buchtitels gehabt hatte; eines Titels, der einst in mir die Vorstellung geweckt hatte, die Literatur eröffne uns wirklich jene Welt des Geheimnisvollen, die ich jetzt nicht mehr in ihr fand. Und dennoch war es kein besonders hervorragendes Buch, es war *François le Champi*. Dieser Name aber war sowenig wie der Name Guermantes für mich etwas gleiches wie die Namen, die ich seither kennengelernt hatte. Die Erinnerung an das, was mir an der Geschichte von *François le Champi*, als Mama mir das Buch von George Sand vorlas, unerklärlich vorgekommen war, wurde durch diesen Titel geweckt (so wie der Name Guermantes, wenn ich seit langem die Guermantes nicht gesehen hatte, für mich so viel vom Feudalismus enthielt – so enthielt *François le Champi* das Wesen des Romans) und trat für einen Augenblick an die Stelle der äußerst trivialen Vorstellung von George Sands ländlichen Romanen. Bei einem mondänen Abendessen, wo das Denken sich immer an der Oberfläche bewegt, hätte ich zweifellos von *François le Champi* und von den Guermantes sprechen können, ohne daß der eine oder die anderen noch die gleichen wie in Combray wären. Wenn ich aber allein war wie in diesem Augenblick, tauchte ich in größere Tiefen hinab. In diesem Augenblick schien mir die Vorstellung unbegreiflich,

daß die eine oder andere Person, deren Bekanntschaft ich in der Gesellschaft gemacht hatte, wirklich eine Cousine von Madame de Guermantes, das heißt einer Gestalt aus der Laterna magica, war, ebenso aber auch, daß die schönsten Bücher, die ich gelesen hatte – ich will nicht einmal sagen besser, obwohl sie es in Wirklichkeit waren – auch nur ebenso gut wie dieses einzigartige Werk *François le Champi* sein könnten. Es handelte sich da um einen sehr alten Gefühlseindruck, in dem meine Erinnerungen an Kindheit und Familie eine zärtliche Verbindung eingegangen waren, einen Gefühlseindruck, den ich nicht sofort wiedererkannt hatte. Im ersten Augenblick hatte ich mich zornig gefragt, wer der Fremde sei, der mir da ein Leid zufügte. Dieser Fremde war ich selbst oder vielmehr das Kind, das ich damals gewesen und das durch dieses Buch in mir wiedererstanden war, denn da es von mir nichts kannte als dieses Kind, hatte das Buch auf der Stelle das Kind herbeigerufen, es wollte nur von seinen Augen angeschaut, nur von seinem Herzen geliebt werden und zu ihm allein sprechen. Daher hatte denn auch dieses Buch, aus dem meine Mutter mir in Combray bis zum frühen Morgen vorgelesen hatte, für mich den ganzen Reiz jener Nacht bewahrt. Gewiß, die »Feder« George Sands, um einen Ausspruch von Brichot zu gebrauchen, der so gern bemerkte, ein Buch sei »mit flotter Feder« geschrieben, erschien mir keineswegs, wie es so lange meiner Mutter vorgekommen war, bevor sie langsam ihren literarischen Geschmack nach dem meinen bildete, als eine zauberkräftige Feder. Aber es war eine Feder, die ich, ohne es zu wollen, elektrisiert hatte, wie Schulbuben es gerne tun, und nun ergab es sich, daß tausend Nichtigkeiten aus Combray, die ich seit langem schon nicht mehr wahrgenommen hatte, von selbst aufflatterten und sich eine nach der anderen in einer unendlich langen, flimmernden Kette von Erinnerungen an die magnetisch gewordene Federspitze hefteten.

Gewisse Geister, die das Geheimnisvolle lieben, wollen glauben, daß die Gegenstände etwas von den Augen an sich bewahren, die sie angeschaut haben, daß über Bauten und Bildern ein Gefühlsschleier liegt, an dem Liebe und Bewunderung der vielen Anbeter jahrhundertelang gewirkt und gewoben haben. Diese ihre Schimäre würde sich als Wahrheit erweisen, wenn die Betreffenden sie in den Bereich der einzigen Wirklichkeit transportierten, die für jeden einzelnen existiert, nämlich den Bereich seines eigenen Empfindens. Ja, in diesem Sinn und nur in diesem Sinn (aber er erstreckt sich viel weiter) bringt uns ein ehemals betrachtetes Ding, wenn wir es wiedersehen, zugleich mit dem Blick, den wir darauf geheftet haben, alle Bilder zurück, von denen es damals erfüllt war. Das liegt daran, daß die Dinge – ein Buch zum Beispiel in seinem wie bei allen anderen roten Einband –, einmal von uns wahrgenommen, in uns zu etwas Immateriellen von gleicher Art werden wie alle unsere Gedanken und Empfindungen jener Zeit und sich mit ihnen unauflöslich durchdringen. Irgendein Name, den wir in einem Buch von früher gelesen haben, enthält zwischen seinen Silben die rauhen Windstöße und den glitzernden Sonnenschein, die herrschten, als wir es lasen. So ist die Literatur, die sich damit begnügt, »die Dinge zu beschreiben«, nur ein kümmerliches Inventar von Linien und Flächen aufzustellen, gerade diejenige, die, obwohl sie sich realistisch nennt, sich am weitesten von der Realität entfernt und die uns auch im höchsten Maße verarmt und bedrückt, denn sie schneidet brüsk jede Verbindung unseres gegenwärtigen Ichs zu der Vergangenheit ab, deren Essenz die Dinge in sich aufbewahrten, sowie zu der Zukunft, in der sie uns anregen, diese Essenz von neuem wahrzunehmen. Sie, ja sie soll die Kunst ausdrücken, wenn sie diesen Namen verdienen will, und wenn sie dabei scheitert, kann man noch immer aus ihrer Ohnmacht eine Lehre ziehen (während man aus den Erfolgen des Realismus keine zu ziehen vermag), nämlich

die, daß diese Essenz zum Teil subjektiv und nicht mitteilbar ist.

Mehr noch: eine Sache, die wir zu einem bestimmten Zeitpunkt sahen, ein Buch, das wir lasen, bleibt nicht nur für immer mit dem verknüpft, was um uns herum vorhanden war; ebenso treu bleibt es verbunden mit dem, was wir damals waren; es kann nur durch die Sensibilität, das Denken, die Person, die wir damals waren, von neuem empfunden und bedacht werden. Wenn ich *François le Champi* aus dem Bücherschrank nehme, so ersteht auf der Stelle in mir ein Kind, das meinen Platz einnimmt und allein das Recht hat, den Titel *François le Champi* zu lesen, das ihn liest, wie es ihn damals las, mit den gleichen Eindrücken vom Wetter draußen im Garten, den gleichen Träumen, die es damals von den Ländern und vom Leben hegte, der gleichen Angst vor dem morgigen Tag. Sehe ich aber ein Ding aus einer anderen Zeit vor mir, so wird ein junger Mann erstehen. Meine Person von heute ist nur ein aufgegebener Steinbruch; sie glaubt, alles, was sie enthält, sei gleichförmig und monoton; doch jede Erinnerung gewinnt daraus wie ein genialer Bildhauer unzählige Statuen. Ich sagte: Jedes Ding, das wir wiedersehen, denn die Bücher verhalten sich darin wie die Dinge: Die Art, wie sie sich aufschlagen lassen, oder das Korn des Papiers können in sich eine ebenso lebhafte Erinnerung daran aufbewahrt haben, in welcher Weise ich mir damals Venedig vorstellte, und von meinem Verlangen, dorthin zu gehen, wie die Sätze des Buches selbst. Eine lebhaftere Erinnerung sogar, denn die Sätze hemmen einen zuweilen, so wie man manchmal durch den Anblick der Photographie einer Person an diese sich weniger erinnert fühlt, als wenn man nur an sie denkt. Wenn ich indessen gelegentlich an einem Abend, an dem ich müde bin, gewisse Bücher meiner Kindheit zur Hand nehme, so ist das doch nicht viel anders, selbst – leider – bei gewissen Büchern Bergottes, als hätte ich den Zug genommen, in der Hoffnung, mich beim Betrachten anderer Dinge und dem Atmen der At-

mosphäre von ehedem zu erquicken. Doch es kommt vor, daß diese ausdrücklich gesuchte Wiedererinnerung sich durch die ausgedehnte Lektüre des Buches als behindert erweist. Es gibt eines von Bergotte (das in der Bibliothek des Fürsten eine geradezu servil schmeichlerische und ungemein banale Widmung trug), das ich einst an einem Wintertag gelesen habe, an dem ich Gilberte nicht sehen konnte, und in dem ich trotz allem Bemühen die Sätze nicht wiederfinden kann, die ich so sehr liebte. Bei gewissen Worten könnte ich meinen, daß sie es sind, aber das kann doch nicht sein! Wo wäre dann die Schönheit geblieben, die ich an ihnen fand? Doch der Schnee, der die Champs-Élysées an dem Tag bedeckte, an dem ich es las, ist nie von ihm geschwunden, ich sehe ihn immer noch.

Hätte ich mich versucht gefühlt, Bibliophiler zu werden, wie der Fürst von Guermantes es war, wäre ich es demnach nur auf eine besondere Art geworden. Selbst jene vom Eigenwert des Buches unabhängige Schönheit, die Liebhaber darin finden zu wissen, durch welche Bibliotheken es hindurchgegangen ist, zu wissen auch, daß es bei Gelegenheit dieses oder jenes Ereignisses von diesem oder jenem Souverän diesem oder jenem berühmten Mann geschenkt worden ist, es von Auktion zu Auktion durch sein Dasein hindurch verfolgen zu können, diese gewissermaßen geschichtliche Schönheit eines Buches wäre an mich nicht verschwendet. Lieber aber würde ich sie aus der Geschichte meines eigenen Lebens, das heißt nicht nur wie ein bloß auf Kuriositäten bedachter Sammler, gewinnen; oft würde sie für mich nicht an das materielle Exemplar geheftet sein, sondern an das Werk, wie an jenen *François le Champi*, den ich zum erstenmal in meinem kleinen Zimmer in Combray während der vielleicht süßesten und traurigsten Nacht meines Lebens betrachtet hatte, in der, ach Gott! (in einer Zeit, als mir die geheimnisvollen Guermantes noch ganz unerreichbar schienen) ich bei meinen Eltern eine erste Abdankung erreicht hatte, von der an für mich der Niedergang meiner Gesundheit und meiner Willens-

kraft, mein jeden Tag schwerer wiegender Verzicht auf eine mühevolle Aufgabe datierte – jenen *François le Champi*, den ich heute in der Bibliothek derselben Guermantes an dem schönsten Tag wiedergefunden hatte, woraus sich mit einemmal nicht nur die alten, tastenden Bemühungen meines Denkens, sondern geradezu auch der Zweck meines Lebens und vielleicht der Kunst überhaupt erklärten. Was die einzelnen Exemplare der Bücher anbelangt, so wäre ich im übrigen imstande gewesen, mich in einem lebendigen Sinn für sie zu interessieren. Die Erstausgabe eines Werkes wäre für mich kostbarer gewesen als die anderen, aber ich hätte unter »Erstausgabe« die verstanden, in der ich das Werk zum erstenmal las. Ich würde nach »Originalausgaben« suchen, das heißt nach denjenigen, aus denen ich von diesem Buch einen originalen Eindruck erhalten hatte, denn die folgenden Eindrücke sind das ja nicht mehr. Romane würde ich in Einbänden von ehemals sammeln, denjenigen aus der Zeit, in der ich meine ersten Romane las, die damals oft mit angehört hatten, wie Papa zu mir sagte: »Halte dich gerade«. Wie das Kleid, in dem wir eine Frau zum erstenmal gesehen haben, würden sie mir dazu verhelfen, meine Liebe von damals wiederzufinden, die Schönheit, die ich mit so vielen von Mal zu Mal weniger geliebten Bildern zugedeckt habe, um das erste wiederzufinden, ich, der ich nicht mehr das Ich bin, das sie gesehen hat, und der ich jenem Ich den Platz abtreten muß, das ich damals war, sobald es etwas herbeiruft, was es gekannt hat und was mein Ich von heute nicht mehr kennt. Doch selbst in diesem Sinn, dem einzigen, den ich verstehen könnte, wäre ich nicht versucht, Bibliophiler zu werden. Zu sehr ist mir bewußt, wie porös die Dinge für den Geist sind, wie sehr sie sich damit vollsaugen.

Die Bibliothek, die ich mir in dieser Weise zusammenstellen würde, hätte sogar einen noch größeren Wert; denn die Bücher, die ich einst in Combray oder in Venedig las und die mein Gedächtnis gleich einem Illuminator mit zahllosen Bil-

dern bereichert hat – Darstellungen von Saint-Hilaire oder der vor San Giorgio Maggiore festgemachten Gondel vor dem Hintergrund des mit funkelnden Saphiren besetzten Canal Grande –, wären nun jenen »Bilderbüchern« ebenbürtig, den illustrierten Bibeln oder Stundenbüchern, die der Liebhaber niemals aufschlägt, um den Text zu lesen, sondern nur, um sich wieder einmal an den Farben zu berauschen, die ihnen irgendein Schüler Foucquets[1] hinzugefügt hat und die den ganzen Wert des Werkes ausmachen. Gleichwohl würde mir das bloße Aufschlagen jener ehemals gelesenen Bücher, allein um die Bilder zu betrachten, mit denen sie damals nicht geschmückt waren, noch immer so gefährlich scheinen, daß selbst in diesem Sinn, dem einzigen, den ich verstehen könnte, ich nicht versucht wäre, Bibliophiler zu werden. Ich weiß zu gut, wie leicht solche vom Geist hinterlassenen Bilder vom Geist ausgelöscht werden. Den alten schiebt er neue unter, die nicht mehr die gleiche Macht der Auferweckung haben. Und wenn ich jenen *François le Champi* noch hätte, den Mama eines Abends aus dem Bücherpaket hervorholte, das meine Großmutter mir zum Geburtstag schenken wollte, ich würde ihn niemals anschauen; zu sehr fürchtete ich, ihm nach und nach meine Eindrücke von heute einzufügen, bis jene von einst völlig überdeckt wären; zu sehr fürchtete ich, ihn etwas derart Gegenwärtiges werden zu sehen, daß das Kind, das ich ihn bitten würde, noch einmal aufzuwecken, jenes Kind, das in dem kleinen Zimmer von Combray seinen Titel entzifferte, seine Stimme nicht wiedererkennen und dem Ruf nicht folgen würde, auf immer und ewig begraben und vergessen.

Die Idee einer populären Kunst schien mir ebenso wie die einer patriotischen Kunst wenn nicht gefährlich, so doch auf alle Fälle lächerlich.[1] Wenn dabei die Absicht bestand, die Kunst dem Volk zugänglich zu machen, indem man die Verfeinerungen der Formen, die nur »für Müßiggänger da sind«, opferte, so hatte ich jedenfalls genügend mit Damen und Herren der feinen Gesellschaft verkehrt, um zu wissen, daß sie

die wahrhaft Ungebildeten sind und nicht die Elektriker. In dieser Hinsicht wäre eine der Form nach volkstümliche Kunst eher für die Mitglieder des Jockey-Clubs als für die der Gewerkschaft[2] angebracht. Was ihren Gegenstand betrifft, so langweilen volkstümliche Bücher die Leute aus dem Volk ebensosehr, wie sich Kinder mit Büchern langweilen, die speziell für sie geschrieben sind. Man möchte sich anderswohin versetzen, wenn man liest, und Arbeiter sind ebenso neugierig auf die Fürsten, wie Fürsten es auf Arbeiter sind. Schon zu Beginn des Krieges hatte Monsieur Barrès gesagt, daß der Künstler (in diesem Fall Tizian) vor allem der Verherrlichung seines Vaterlandes dienen soll. Er kann ihm aber nur dienen, wenn er Künstler ist[1] , das heißt unter der Bedingung, daß er, sobald er jene Gesetze studiert, jene Erfahrungen zusammenstellt und jene Entdeckungen macht, die ebenso diffizil sind wie die der Naturwissenschaft, an nichts anderes – und wäre es selbst das Vaterland – als an die Wahrheit denkt, die ihm vor Augen steht. Wir wollen es doch nicht halten wie die Revolutionäre, die aus »Bürgersinn« die Werke eines Watteau und eines La Tour wenn nicht zerstörten, so doch mißachteten, obwohl diese Maler Frankreich mehr Ehre eingetragen haben als alle Künstler der Revolution.[2] Anatomie ist vielleicht nicht das Fach, das ein zart empfindendes Herz sich erwählen würde, hätte es die Wahl. Nicht der Güte seines Herzens, die sehr beträchtlich war, hat Choderlos de Laclos seine *Liaisons dangereuses* zu verdanken; ebensowenig hat Flaubert aus Neigung für die kleine oder große Bourgoisie Themen wie die von *Madame Bovary* oder der *Éducation sentimentale* gewählt. Manche Leute haben gemeint, die Kunst einer Epoche der Hast müsse unbedingt kurz angebunden sein, so wie andere vor dem Krieg voraussagten, er werde nicht lange dauern. In ähnlicher Weise sollte, wie man gemeint hat, die Eisenbahn der Kontemplation ein Ende bereiten; es habe keinen Zweck mehr, der Zeit der Postkutsche nachzutrauern; und doch hat dann das Automobil ihre Aufga-

be übernommen und gibt den Touristen von neuem die Möglichkeit, vor verlassenen Kirchen zu verweilen.[3] Ein Bild, das uns das Leben darbot, trug uns in Wirklichkeit in dem betreffenden Augenblick vielfältige und verschiedene Empfindungen zu. Wenn wir zum Beispiel den Einband eines Buches sehen, das wir schon gelesen haben, so weben sich unter die Druckbuchstaben des Titels die Mondstrahlen einer entlegenen Sommernacht. Der Geschmack des Morgenkaffees führt für uns jene unbestimmte Hoffnung auf schönes Wetter herauf, die früher so oft, während wir jenen aus einer großen Frühstückstasse aus weißem Porzellan tranken, das, rahmfarben und geriffelt, selbst wie festgewordene Milch aussah, und der Tag in seiner Fülle noch ganz unberührt vor uns lag, uns in der lichten Ungewißheit des ersten Morgens zulächelte. Eine Stunde ist nicht nur eine Stunde; sie ist ein mit Düften, mit Tönen, mit Plänen und Klimaten angefülltes Gef äß. Was wir die Wirklichkeit nennen, ist eine bestimmte Verbindung zwischen diesen Empfindungen und Erinnerungen, die uns gleichzeitig umgeben – eine Verbindung, die bei einer einfachen kinematographischen Wiedergabe verlorengeht, da diese sich um so mehr von der Wahrheit entfernt, je mehr sie sich auf sie zu beschränken vorgibt –, eine einzigartige Verbindung, die der Schriftsteller wiederfinden muß, um für immer in seinem Satz die beiden verschiedenen Glieder miteinander zu verketten. Man kann unendlich lange in einer Beschreibung die Gegenstände aufeinanderfolgen lassen, die sich an dem beschriebenen Ort befanden: Die Wahrheit beginnt erst in dem Augenblick, in dem der Schriftsteller zwei verschiedene Gegenstände nimmt, die Verbindung zwischen ihnen herstellt – diese Verbindung in der Welt der Kunst entspricht den durch die Kausalgesetze gegebenen einzigmöglichen Verbindungen in der Welt der Naturwissenschaften – und sie einschließt in die zwingenden Glieder eines schönen Stils[1] ; oder auch erst, wenn er, wie das Leben es tut, in zwei Empfindungen etwas Gemeinsames aufzeigt und so ihre gemeinsame

Essenz freilegt, wenn er, um sie den Zufälligkeiten der Zeit zu entziehen, die eine mit der anderen vereint: in einer Metapher[2]. Hatte mir nicht die Natur selbst in dieser Hinsicht den Weg der Kunst gezeigt? War sie nicht selbst ein Anfang von Kunst, sie, die mir so oft die Schönheit einer Sache erst viel später in einer anderen zu erkennen erlaubte: die Mittagsstunde von Combray im Klang seiner Glocken, die Vormittage von Doncières im Glucksen unserer Warmwasserheizung?[1] Die Verbindung kann an sich uninteressant, ihr Gegenstand mittelmäßig, der Stil schlecht sein, doch solange nichts dergleichen geschehen ist, ist nichts geschehen.

Dazu kamen weitere Überlegungen: Wenn die Wirklichkeit jene Art von Abfallprodukt der Erfahrung wäre, mehr oder weniger identisch für alle, weil jeder weiß, was wir meinen mit: schlechtes Wetter, ein Krieg, ein Mietwagenstand, ein erleuchtetes Restaurant, ein blühender Garten; wenn das also die Wirklichkeit wäre, so würde zweifellos eine Art von kinematographischem Film dieser Dinge genügen, und der »Stil«, die »Literatur«, die sich von ihren einfachen Gegebenheiten entfernten, nur ein künstliches Beiwerk sein. Doch war das tatsächlich die Wirklichkeit? Wenn ich versuchte, mir darüber klarzuwerden, was sich tatsächlich in dem Augenblick zuträgt, in dem eine Sache uns einen ganz bestimmten Eindruck macht – sei es wie an jenem Tag, an dem ich über die Brücke der Vivonne ging und der Schatten einer Wolke auf dem Wasser mich zu dem Ausruf veranlaßt hatte: »Verflixt nochmal!«, während ich vor Freude in die Luft sprang, sei es wie damals, als beim Anhören eines Satzes von Bergotte mein ganzer Eindruck sich in den nicht besonders angemessenen Worten entlud: »Wundervoll, ganz wundervoll«, sei es, wenn, durch irgendein übles Verhalten gereizt, Bloch seinen Gefühlen in einer Wendung Ausdruck gab, die keineswegs einer so gewöhnlichen Angelegenheit entsprachen: »Daß jemand so handeln kann, finde ich geradezu phantastisch«, oder ich selbst, geschmeichelt durch meine gute

Aufnahme bei den Guermantes und im übrigen ein wenig von ihren Weinen berauscht, beim Verlassen des Hauses unwillkürlich halblaut vor mich hinmurmelte: »Sie sind doch wirklich ganz besondere Menschen, mit denen es sich bestimmt höchst angenehm leben ließe« –, so bemerkte ich, daß ein großer Schriftsteller dieses wesentliche Buch, dieses einzig wahre Buch nicht im landläufigen Sinn erfinden, sondern, da es in jedem von uns bereits existiert, übersetzen muß. Pflicht und Aufgabe eines Schriftstellers sind die eines Übersetzers.[1] Schon bei der ungenauen Sprache beispielsweise der Eigenliebe wird die Berichtigung der schieflaufenden inneren Rede (die sich immer mehr von dem ersten, zentralen Eindruck entfernt), bis sie mit der Geraden zusammenfällt, die von dem ersten Eindruck hätte ausgehen müssen, zu einer mühseligen, unserer Trägheit höchst unwillkommenen Angelegenheit; in anderen Fällen aber, beispielsweise bei der Liebe, wird diese Berichtigung schmerzlich. Unser ganzes Heucheln von Gleichgültigkeit, unsere ganze Empörung über ihre Lügen, die so natürlich, die denen so ähnlich waren, die wir selbst verwenden, mit einem Wort, alles, was wir ständig – jedesmal, wenn wir uns unglücklich oder verraten fühlten – nicht nur zu der Geliebten sagten, sondern sogar auch, wenn wir darauf warteten, sie zu sehen, zu uns selbst, manchmal ganz laut, in der Stille unseres Zimmers, wo Worte ertönten wie: Nein, wirklich, ein solches Verhalten ist unerträglich; oder: Ich wollte dich ein letztes Mal sehen, und ich leugne nicht, daß es mir etwas ausmacht – das alles auf die einst empfundene Wahrheit zurückzuführen, von der es sich so weit entfernt hat, bedeutet aber, alles zu beseitigen, woran uns am meisten gelegen war, alles, was einsam und allein mit uns selbst im fieberhaften Planen von Briefen und Maßnahmen unser leidenschaftliches Zwiegespräch mit uns selbst ausmachte.

Selbst bei den künstlerischen Freuden, die man doch im Hinblick auf den Eindruck sucht, den sie bewirken, richten wir uns immer möglichst schnell so ein, daß wir als

unausdrückbar gerade das beiseite lassen, was dieser Eindruck eigentlich ist, und uns dem widmen, was uns erlaubt, ohne ihn bis auf den Grund zu kennen, Vergnügen an ihm zu finden und zu glauben, ihn anderen Liebhabern mitzuteilen, mit denen das Gespräch möglich ist, weil wir von einer Sache sprechen, die für sie und für uns dieselbe ist, denn die persönliche Wurzel unseres eigenen Eindrucks bleibt dabei außer acht. Jeder Eindruck ist doppelt: Zur Hälfte steckt er im Objekt, und in uns wird er durch eine andere Hälfte verlängert, die nur wir kennen könnten; doch gerade in den Augenblicken, in denen wir die uneigennützigsten Betrachter der Natur, der Gesellschaft, der Liebe oder sogar der Kunst sind, beeilen wir uns, diese zweite Hälfte zu vernachlässigen, das heißt die einzige, der wir uns widmen sollten, und berücksichtigen nur die andere Hälfte, die nicht vertieft werden kann, da sie ja äußerlich ist und uns deshalb keinerlei Ermüdung bereiten wird: Die feine Rille aufzuspüren, die der Anblick eines Weißdornbusches oder einer Kirche in uns eingezeichnet hat, fällt uns zu schwer. Dafür spielen wir ein weiteres Mal die Symphonie, wir besuchen ein weiteres Mal die Kirche, bis wir sie – auf jener Flucht vor unserem eigenen Leben, das wir nicht ins Auge zu fassen wagen, jener Flucht, die man Gelehrsamkeit nennt – ebenso gut und in der gleichen Weise kennen wie der kundigste Liebhaber der Musik oder der Archäologie.

Wie viele lassen es denn auch dabei bewenden, schöpfen nichts aus ihren Eindrücken, altern nutzlos und freudlos dahin, gleichsam als Junggesellen der Kunst[1] ! Sie kennen die Kümmernisse, die Jungfrauen oder Träge kennen und die Fruchtbarkeit oder Arbeit heilen würden. Sie gebärden sich exaltierter dem Kunstwerk gegenüber als die wahren Künstler; da ihre Exaltation nicht das Objekt eines harten Bemühens um Vertiefung ist, verströmt sie sich eben nach außen, erhitzt ihre Konversation und rötet ihr Angesicht. Sie glauben eine Tat zu vollbringen, wenn sie nach der Darbietung eines Werkes, das sie lieben, aus vollem Hals »bravo, bravo« schreien.

Diese Kundgebungen aber zwingen sie nicht, die Natur ihrer Liebe aufzuhellen, sie bleibt ihnen unbekannt. Ihre ungenutzte Liebe indessen strömt selbst in ihre ruhigsten Unterhaltungen ein, veranlaßt sie zu großen Gebärden, Grimassen und Schütteln des Kopfes, sobald sie über Kunst reden. »Da war ich doch in einem Konzert. Ehrlich gesagt: nicht sehr aufregend. Doch dann kommt das Quartett: verflixt und zugenäht! Das ist denn doch was anderes!« (Das Gesicht des Liebhabers drückt in diesem Augenblick ängstliche Unruhe aus, ganz als ob er dächte: Da sehe ich ja Funken, es riecht angebrannt, da brennt's.) »Alle Wetter, was ich da höre, ist grauenhaft, ist schlecht geschrieben, aber doch ganz toll; so was kann nicht jeder.« Dieser Blick wird von einem ebenfalls ängstlichen Tonfall begleitet, von weiterem Kopfschütteln, weiterem Gestikulieren, den lächerlichen Bewegungen der Stummelflügel eines Gänschens, das das Problem der Flügel nicht gelöst hat und doch vom Verlangen zu schweben geplagt wird. Von Konzert zu Konzert verbringt er so sein Leben, dieser sterile Liebhaber, verbittert, unbefriedigt, wenn er zu ergrauen beginnt, ohne fruchtbares Alter, sozusagen als Junggeselle der Kunst. Diese hassenswerten Leute, die ihre Verdienste herausposaunen und denen keine Befriedigung zuteil geworden ist, haben dennoch etwas Rührendes an sich, denn sie verkörpern den ersten, noch formlosen Versuch jenes Bedürfnisses, vom auswechselbaren Gegenstand geistiger Freuden zu deren permanentem Organ hinüberzuwechseln.

So lächerlich sie auch sind, verachten darf man sie nicht. Sie sind die ersten Versuche der Natur, die den Künstler erschaffen will, ebenso unförmig, ebenso lebensunfähig wie die ersten Tiere, die den gegenwärtigen Arten vorausgegangen sind und nicht zu überleben vermochten. Diese eigenwilligen und sterilen Liebhaber sollten uns rühren wie die ersten Apparate, die noch nicht die Erde verlassen konnten, denen zwar das geheime, noch unentdeckte Mittel fehlte, doch das Verlangen des Fliegens bereits innewohnte. »Und da muß ich

Ihnen sagen, lieber Freund«, setzt der Liebhaber hinzu, indem er einen beim Arm nimmt, »ich höre das jetzt zum achten Mal und schwöre Ihnen, es wird noch nicht das letzte sein.« Was in der Kunst wirklich nahrhaft ist, können sie aber nicht assimilieren, und so haben sie denn, von unersättlichem Heißhunger getrieben, die ganze Zeit das Bedürfnis nach künstlerischen Freuden. Sie applaudieren also lange Zeit hindurch ein und demselben Werk, in dem Glauben noch dazu, durch ihre Anwesenheit bei seiner Aufführung eine Pflicht zu erfüllen, eine Tat zu vollbringen, so wie andere ihre Aufgabe darin sehen, einer Sitzung des Aufsichtsrats oder einer Beerdigung beizuwohnen. Dann tauchen andere und sogar entgegengesetzte Werke auf, sei es in der Literatur, sei es in der Malerei oder der Musik, denn die Fähigkeit, Ideen und Systeme zu lancieren, besonders aber sie sich anzueignen, ist immer, sogar bei denen, die sie selbst hervorbringen, sehr viel häufiger gewesen als der wahre Geschmack; und jene Fähigkeit nimmt an Ausbreitung noch bedeutend zu, seitdem Zeitschriften und literarische Revuen (und mit ihnen die vermeintliche Berufung zum Schriftsteller oder Künstler) so zahlreich emporgeschossen sind. Daher liebte denn auch der beste Teil der Jungen, die Klügsten, die Idealistischsten, nur noch Werke, die in moralischer, soziologischer und sogar religiöser Hinsicht einen hohen Flug antraten. Sie bildeten sich ein, es sei dies das Kriterium für den Wert eines Werks, womit sie ein weiteres Mal dem Irrtum eines David, eines Chenavard oder eines Brunetière verfielen.[1] Man zog einem Bergotte, dessen gefälligste Sätze in Wahrheit eine viel tiefere Einkehr erfordert hatten, Schriftsteller vor, die tiefer schienen einfach deshalb, weil sie nicht so gut schrieben. Seine komplizierte Diktion sei nur für die höheren Kreise bestimmt, sagten die Demokraten, die auf diese Weise den höheren Kreisen eine unverdiente Ehre erwiesen. Sobald aber der vernünftelnde Verstand sich daranmachen will, Kunstwerke zu beurteilen, gibt es nichts Festes und Sicheres mehr: man kann demonstrieren, was im-

mer man will. Während die Wirklichkeit des Talents ein Gut, eine Errungenschaft universeller Natur ist, deren Vorhandensein unter den oberflächlichen Moden des Denkens und des Stils man unbedingt berücksichtigen muß, verharrt die Kritik in der Klassifizierung der Autoren bei solchen Moden. Einem Schriftsteller, der keinerlei neue Botschaft bringt, erkennt sie wegen seines peremptorischen Tones und seiner betonten Nichtachtung der ihm vorausgegangenen Schule die Weihe des Propheten zu. Diese beständige Verirrung der Kritik ist so groß, daß ein Schriftsteller beinahe vorziehen sollte, vom großen Publikum beurteilt zu werden (wäre dieses nicht unfähig, sich wirklich über das Rechenschaft zu geben, was in einem ihm unbekannten Bereich ein Künstler versucht und gesucht hat). Denn es besteht eine größere Analogie zwischen dem Gefühlsleben des Publikums und dem Talent eines großen Schriftstellers, das nichts anderes ist, als ein – nachdem alles andere zum Schweigen gebracht worden ist – ehrfurchtsvoll angehörtes Gefühl, ein vollkommenes und begriffenes Gefühl, als zwischen dem Gefühlsleben des Publikums und dem oberflächlichen Geschwätz sowie den wechselnden Kriterien der hierfür bestellten Kunstrichter. Ihr Wortgefecht erneuert sich alle zehn Jahre (denn es gibt ein Kaleidoskop nicht nur gesellschaftlicher Gruppen, sondern auch sozialer, politischer und religiöser Ideen, die dank ihrer Spiegelung in den breiten Massen eine momentane Ausweitung erfahren, aber trotzdem auf das kurze Leben solcher Ideen beschränkt bleiben, wobei deren Neuheit nur Geister blenden kann, die in bezug auf Beweise wenig anspruchsvoll sind). So waren Parteien und Schulen einander gefolgt und hatten immer die gleichen Geister angelockt, die nur bedingt Gescheiten, die stets zu jenem Schwärmen neigen, von dem gewissenhafter und in bezug auf Beweise anspruchsvollere Naturen sich freizuhalten wissen. Unglücklicherweise haben jene ersteren, gerade weil sie der Welt des Geistes nur halb angehören, es nötig, sich im Handeln zu vollenden; sie wirken daher stärker als die überlege-

nen Geister, ziehen die Menge an und erzeugen um sich herum nicht nur künstlich aufgebauschten Ruhm und ungerechtfertigte Mißachtung, sondern sogar Bürger- und andere Kriege, vor denen etwas Selbstkritik im Geiste Port-Royals Schutz gewähren würde.[1] Was aber den Genuß betrifft, den einem rundum wohlgearteten Geist, einem wahrhaft lebendigen Herzen der schöne Gedanke eines Meisters schenkt, so ist dieser Genuß zweifellos ganz legitim, doch wie wertvoll die Menschen auch sein mögen, die ihn zu schätzen wissen (wieviel solche gibt es wohl im Lauf von zwanzig Jahren?), beschränkt er sie gleichwohl darauf, nur das Bewußtsein eines anderen zu sein. Wenn irgendein Mann alles getan hat, um von einer Frau geliebt zu werden, die ihn nur hätte unglücklich machen können, und dann doch trotz jahrelang ständig vermehrter Anstrengungen nicht einmal erreicht hat, mit dieser Frau ein Stelldichein zu erlangen, so liest er, anstatt daß er versucht seinem Leiden und der Gefahr, der er entronnen ist, selbst Ausdruck zu geben, immer wieder, indem er ihm »eine Million Worte«[2] und die ergreifendsten Erinnerungen seines eigenen Lebens unterlegt, diesen Gedanken von La Bruyère: »Oft möchten die Menschen lieben und wissen nicht, wie ihnen dies glücken könnte; sie suchen ihre Niederlage, ohne ihr begegnen zu können; und so bleiben sie sozusagen gezwungenermaßen frei.«[1] Ob nun dieser Gedanke für den, der ihn niedergeschrieben hat, diesen Sinn hatte oder nicht (damit er ihn hätte – und das wäre schöner –, müßte es statt »lieben« besser »geliebt werden« heißen) – jedenfalls ist gewiß, daß der empfindsame Literaturliebhaber ihn in sich zu neuem Leben erweckt und mit Bedeutung bis an die Grenzen des Möglichen belädt; er kann ihn sich nicht wiederholen, ohne daß er von Freude überströmt, so wahr und so schön erscheint er ihm, aber er hat ihm trotz allem nichts hinzugefügt, bestehen bleibt immer nur ein Gedanke La Bruyères.

Wie könnte die bloß aufzeichnende Literatur irgendeinen Wert haben, wo doch die Wirklichkeit sich gerade unter sol-

chen kleinen Dingen, wie sie sie notiert, verbirgt (Größe in dem fernen Geräusch eines Aeroplans oder in der Linienführung des Kirchturms von Saint-Hilaire, die Vergangenheit im Geschmack einer Madeleine usw.), jene aber an sich ohne Bedeutung bleiben, solange man diese Wirklichkeit nicht aus ihnen herauslöst?

Durch das Gedächtnis festgehalten, konstituiert nach und nach gerade diese Kette all jener ungenauen Ausdrucksweisen, in denen nichts von dem verbleibt, was wir wirklich empfunden haben, unser Denken, unser Leben, ja die Wirklichkeit, und gerade diese Lüge würde durch eine sogenannte »gelebte« Kunst reproduziert, eine Kunst, die einfach ist wie das Leben, ohne Schönheit, eine so langweilige, so nichtssagende Wiederholung dessen, was unsere Augen sehen und unser Verstand konstatiert, daß man sich fragt, wo derjenige, der sich dieser Arbeit hingibt, den Freude und Bewegung spendenden Funken findet, kraft dessen er in seinem Vorhaben auf den Weg gebracht werden und vorwärtskommen kann. Die Größe der wahren Kunst aber, derjenigen, die Monsieur de Norpois als Dilettantenspielerei bezeichnet hätte, bestand darin, jene Wirklichkeit, von der wir so weit entfernt leben, wiederzufinden, wieder zu erfassen und uns bekanntzugeben, jene Wirklichkeit, von der wir uns immer mehr entfernen, je mehr die konventionelle Kenntnis, die wir an ihre Stelle setzen, an Dichte und Undurchdringlichkeit gewinnt, jene Wirklichkeit, deren wahre Kenntnis wir vielleicht bis zu unserem Tod versäumen und die doch ganz einfach unser Leben ist.

Das wahre Leben, das endlich entdeckte und erhellte, das einzige infolgedessen von uns wahrhaft gelebte Leben ist die Literatur: jenes Leben, das in gewissem Sinn jederzeit allen Menschen so gut wie dem Künstler innewohnt. Sie sehen es aber nicht, weil sie es nicht zu erhellen versuchen. Infolgedessen ist ihre Vergangenheit von unzähligen Photonegativen angefüllt, die ganz ungenutzt bleiben, da der Verstand sie nicht »entwickelt« hat. Unser Leben; und auch das Leben der

anderen; denn der Stil ist für den Schriftsteller wie die Farbe für den Maler nicht eine Frage der Technik, sondern der Anschauung. Er bedeutete die durch direkte und bewußte Mittel unmöglich zu erlangende Offenbarung der qualitativen Verschiedenheit der Weise, wie uns die Welt erscheint, einer Verschiedenheit, die ohne die Kunst das ewige Geheimnis jedes einzelnen bliebe. Durch die Kunst nur vermögen wir aus uns herauszutreten und uns bewußt zu werden, wie ein anderer das Universum sieht, das für ihn nicht das gleiche ist wie für uns und dessen Landschaften uns sonst ebenso unbekannt geblieben wären wie die, die es möglicherweise auf dem Mond gibt. Dank der Kunst sehen wir nicht nur eine einzige Welt, nämlich die unsere, sondern eine Vielzahl von Welten; so viele wahre Künstler es gibt, so viele Welten stehen uns offen: eine von der anderen stärker verschieden als jene, die im Universum kreisen, senden sie uns Jahrhunderte noch, nachdem der Fokus erloschen ist, von dem es ausging, ob er nun Rembrandt oder Vermeer hieß, ihr spezifisches Licht.

Diese Arbeit des Künstlers, nämlich unter der Materie, unter der Erfahrung, unter den Wörtern etwas davon Verschiedenes zu suchen, ist genau die umgekehrte Arbeit von jener, die in uns, solange wir uns selbst entfremdet leben, in jeder Minute die Eigenliebe, die Leidenschaft, der Verstand und auch die Gewohnheit vollbringen, wenn sie über unseren wahren Eindrücken, um sie uns völlig zu verbergen, die Nomenklaturen und praktischen Bestimmungen anhäufen, die wir fälschlich als das Leben bezeichnen. Kurz, diese so komplizierte Kunst ist gerade die einzig wirklich lebendige. Sie allein drückt unser eigenes Leben für die anderen aus und rückt es uns selbst vor Augen, jenes Leben, das man nicht »beobachten« kann, dessen beobachteter äußerer Schein erst übersetzt und oft gegen den Strich gelesen, ja mühevoll entziffert werden muß. Diese Arbeit, die unsere Eigenliebe, unsere Leidenschaft, unser Nachahmungstrieb, unser abstrakter Verstand, unsere Gewohnheiten geleistet hatten, ist genau die

Arbeit, die die Kunst erst wieder beseitigen muß; denn gerade den umgekehrten Weg, den Weg, der zu den Tiefen zurückführt, in denen das, was wirklich existiert hat, von uns ungekannt ruht, heißt sie uns ja gehen.

Es bedeutete zweifellos eine große Verlockung, das wahre Leben neu zu erschaffen, die Eindrücke zu verjüngen. Doch es gehörte Mut von jeglicher Art dazu, Mut sogar des Gefühls. Denn es bedeutete, daß man vor allem seine liebsten Illusionen ablegen, den Glauben an die Objektivität dessen, was man selbst sich mühsam erarbeitet hat, aufgeben und, anstatt sich ein hundertstesmal in der Wendung zu gefallen: Sie war sehr lieb zu mir, die darunterliegende Wahrheit lesen muß: Sie zu küssen hat mir Vergnügen bereitet. Gewiß, was ich in jenen Stunden der Liebe empfunden hatte, empfinden alle anderen Menschen auch. Man empfindet etwas, doch was man empfunden hat, gleicht gewissen Negativen, die nur schwarz wirken, solange man sie nicht in die Nähe einer Lampe bringt, und die man auch von der Rückseite ansehen muß; man weiß nicht, was es ist, solange man es nicht dem Licht des Verstandes nähert. Dann erst, wenn dieser es erhellt, es in die Sphäre des Intellekts verschiebt, erkennt man – und mit wieviel Mühe! – die genaue Form des vorangegangenen Eindrucks. Ich war mir aber auch klar darüber, daß jene von mir zuerst an Gilberte gemachte leidvolle Erfahrung – wonach unsere Liebe nicht dem Wesen, das sie uns einflößt, verhaftet ist – etwas Wohltätiges enthält: nebenbei als ein Mittel (denn, wie wenig Dauer unserem Leben auch beschieden sein mag, so lassen doch nur, während wir leiden, unsere in gewisser Weise von unaufhörlichen, doch unaufhörlich wechselnden Regungen bewegten Gedanken wie in einem Sturm jenen ganzen von Gesetzen beherrschten unermeßlichen Komplex aufsteigen, bis zu einer Höhe, in der wir ihn erkennen können, jenen unermeßlichen Komplex, auf den wir sonst, an einem ungünstig gelegenen Fenster postiert, keine Aussicht haben, denn in der Windstille des Glücks ruht er zu unbewegt und in

zu großer Tiefe unter uns; nur für ein paar große Genies vielleicht mag diese Bewegung dauernd stattfinden, ohne daß es für sie dazu der Erregung durch den Schmerz bedarf; dabei aber steht nicht einmal fest, ob wir nicht, wenn wir die breite, wohlgeordnete Entwicklung ihrer von Hochgefühl erfüllten Werke betrachten, allzusehr geneigt sind, aus der Festlichkeit dieses Werks auf die eines Lebens zu schließen, das am Ende vielmehr unter ständigen Leiden verlaufen ist) … hauptsächlich aber weil, wenn unsere Liebe nicht nur die zu einer Gilberte ist (was uns so viele Leiden schafft), so nicht deswegen, weil sie auch die Liebe zu einer Albertine, sondern weil unsere Liebe ein Teil unserer Seele ist, der, unzerstörbarer als die verschiedenen Ichs, die nacheinander in uns sterben und sie in egoistischer Weise bei sich behalten möchten, sich von den einzelnen Wesen, welches Leid auch immer (ein im übrigen heilsames Leid) uns dieser Vorgang bereiten möge, wieder ablösen muß, um das Allgemeingültige herauszustellen und diese Liebe, den Sinn dieser Liebe allen, dem universalen Geist zu schenken, nicht aber erst der einen, dann der anderen, mit welchen allen nacheinander erst das eine, dann das andere Ich, das wir gewesen sind, hätte eins werden mögen.

Ich mußte den geringsten Zeichen um mich herum (Guermantes, Albertine, Gilberte, Saint-Loup, Balbec usw.) ihren Sinn wiedergeben, den die Gewohnheit mir verborgen hatte. Sind wir aber erst einmal bei der Wirklichkeit angekommen, so werden wir, um sie auszudrücken, um sie festzuhalten, alles ausscheiden müssen, was ihr wesensfremd ist und was uns nur die Routine der Gewohnheit zuzutragen pflegt. Mehr als alles andere würde ich jene Worte ausscheiden, die von den Lippen eher als vom Geist gewählt werden, jene Worte voller Humor, wie man sie in der Konversation gebraucht und nach einem langen Gespräch mit anderen auch weiterhin in einer ganz künstlichen Weise sich selbst gegenüber verwendet, Worte, die uns den Geist mit Lügen anfüllen, jene gewissermaßen rein physischen Worte, die bei dem

Schriftsteller, der sich dazu erniedrigt, sie hinzuschreiben, von dem halben Lächeln oder der flüchtigen Grimasse begleitet sind, die zum Beispiel die gleichsam hingesprochenen Sätze eines Sainte-Beuve[1] in jedem Augenblick entstellt, während wahre Bücher Kinder nicht des hellen Tageslichts und der Plauderei sein sollen, sondern vielmehr der Dunkelheit und der Stille. Da aber die Kunst genau das Leben nachbildet, wird um die Wahrheiten, zu denen man gelangt ist, immer ein Hauch von Poesie, die Aura eines Geheimnisses schweben, die nichts anderes als die Spur jenes Halbdunkels ist, das wir haben durchschreiten müssen, die genau wie durch ein Lot markierte Angabe der Tiefe eines Werkes. (Denn diese Tiefe haftet nicht an bestimmten Themen, wie Romanschriftsteller glauben, die auf rein materialistische Weise spiritualistisch sind, da sie nicht den Schritt hinab aus der Welt der bloßen Erscheinungen tun können, und deren gesamte edle Intentionen, ähnlich jenen tugendhaften Tiraden, die gewissen, zu dem kleinsten Akt der Güte ganz unfähigen Personen völlig geläufig werden, uns an der Erkenntnis nicht hindern dürfen, daß ihre Träger nicht einmal die Kraft des Geistes besessen haben, sich von allen durch Nachahmung erworbenen Banalitäten der Form zu befreien.)

Was die Wahrheiten anbelangt, die der Verstand – selbst der höchsten Geister – unmittelbar im hellen Tageslicht vor sich sieht, so kann ihr Wert sehr groß sein, doch haben sie dürftigere Konturen und sind flächenhafter, sie haben keine Tiefe, weil keine Tiefen zu überwinden waren, um sie zu erlangen, weil sie nicht wiedergeschaffen sind. Oft schreiben Autoren, in deren Tiefen jene geheimnisvollen Wahrheiten nicht mehr auftauchen, von einem gewissen Alter an nur noch mit dem Verstand, der sich in ihnen machtvoller durchgesetzt hat; die Bücher ihres reifen Alters haben daher mehr Kraft als die ihrer Jugend, sie haben aber auch nicht mehr denselben Schmelz.

Ich fühlte gleichwohl, daß diese Wahrheiten, die der Verstand unmittelbar aus der Wirklichkeit entnimmt, nicht ganz zu verachten sind, könnten sie doch mit einem zwar weniger reinen, aber immerhin noch von Geist durchdrungenen Stoff jene Eindrücke einfassen, die uns – außerhalb der Zeit – die den Empfindungen der Vergangenheit und Gegenwart gemeinsame Essenz zuträgt, die jedoch, wenn auch kostbarer, gleichwohl zu selten sind, als daß ein Kunstwerk einzig aus ihnen bestehen könnte. Imstande, für ein solches nutzbar gemacht zu werden, drängte sich, wie ich spürte, in mir eine Menge solcher Wahrheiten, die sich auf die Leidenschaften, die Charaktere sowie die Sitten bezogen. Sie wahrzunehmen bedeutete eine Freude für mich; dennoch glaubte ich mich zu erinnern, daß ich mehr als eine von ihnen unter Leiden entdeckt hatte, andere im Rahmen recht mittelmäßiger Vergnügungen.

Jede Person, durch die wir leiden, kann von uns einer Gottheit zugeordnet werden, von der sie nur ein fragmentarischer Reflex und eine letzte Stufe ist: einer Gottheit (Idee), deren Betrachtung uns auf der Stelle Freude anstatt des vorherigen Leids schenkt. Die ganze Lebenskunst besteht darin, uns der Personen, durch die wir leiden, wie einer Stufe zu bedienen, auf der wir zu ihrer göttlichen Gestalt Zugang erhalten können, und auf diese Weise unser Leben fröhlich mit Gottheiten zu bevölkern.

Da aber ging ein neues Licht in mir auf, weniger strahlend gewiß als jenes, dem ich die Erkenntnis verdankte, daß das Kunstwerk das einzige Mittel ist, die verlorene Zeit wiederzufinden. Ich begriff, daß dieses ganze verschiedenartige Material des literarischen Werkes mein vergangenenes Leben war; ich begriff, daß es in den oberflächlichen Vergnügungen, in der Trägheit, in der Zärtlichkeit, im Schmerz zu mir gekommen und von mir gespeichert worden wahr, ohne daß ich seine Bestimmung, ja auch nur sein Fortleben besser erraten hatte, als der Same es tut, wenn er die Elemente in sich aufhäuft,

durch welche die Pflanze ernährt werden soll. Wie jenes Samenkorn[1] konnte ich sterben, sobald die Pflanze entwickelt war; ich hatte offenbar für sie gelebt, ohne es zu wissen oder das Gefühl zu haben, mein Leben müsse jemals in Kontakt mit jenen Büchern kommen, die ich hätte schreiben mögen und für die ich, wenn ich mich früher an den Arbeitstisch setzte, nie ein Thema fand. So hätte – und hätte doch nicht – mein ganzes Leben bis zu diesem Tag unter dem Titel »Eine Berufung«[1] zusammengefaßt werden können. Dieser Titel hätte es nicht zusammengefaßt, insofern die Literatur in meinem Dasein keine Rolle gespielt hatte. In einem anderen Sinn aber hätte er es getan, weil dieses Leben, die Erinnerungen an seine Kümmernisse und Freuden, eine Reserve ähnlich dem Eiweißvorrat bildeten, der im Keim der Pflanzen ruht, damit dieser daraus seine Nahrung schöpft, um sich in Samen zu einer Zeit umzuwandeln, in welcher der Embryo einer Pflanze sich entwickelt, ohne daß man noch etwas davon ahnt, obwohl es sich doch um den Schauplatz geheimer, aber höchst aktiver chemischer und respiratorischer Vorgänge handelt. So stand mein Leben mit dem in Verbindung, was seine Reifung herbeiführen würde. Und diejenigen, die später in ihm ihre Nahrung finden würden, wüßten nicht, wie diejenigen, die Körner essen, daß die gehaltvollen Substanzen, die sie enthalten, für ihre Ernährung gemacht worden sind: Sie hatten zuvor den Samen genährt und seine Reifung ermöglicht.

Auf diesem Gebiet können dieselben Vergleiche, die falsch sind, sofern man sie zum Ausgangspunkt nimmt, dennoch stimmen, wenn man zu ihnen erst zum Schluß gelangt. Der Dichter beneidet den Maler; er würde gern Skizzen, gern Aufzeichnungen machen; er ist verloren, wenn er es tut. Wenn er jedoch schreibt, so trägt ihm sein Gedächtnis jede einzelne Geste seiner Personen, jede ihrer kleinen Angewohnheiten und jede Nuance ihres Tonfalls zu; jedem einzelnen seiner erfundenen Personennamen könnte er sechzig Namen von Personen unterlegen, die er selbst gesehen und von denen die

eine ihm für einen bestimmten Gesichtsausdruck, die andere für das Monokel, eine dritte für den Zornausbruch und wieder eine andere für die gefällige Armbewegung usw. Modell gestanden hat. Dann aber wird der Schriftsteller sich darüber klar, daß sein Traum, ein Maler zu sein, wenn er auch nicht auf eine bewußte und willkürliche Art realisierbar war, gleichwohl seine Verwirklichung gefunden und daß auch er, der Schriftsteller, unbewußt sein Skizzenbuch geführt hat.

Denn von dem Gefühl gewogen, das ihm innewohnte, unterließ es der Schriftsteller regelmäßig, lange bevor er eines Tages ein solcher zu werden meinte, soundso viele Dinge zu registrieren, die andere zu beobachten pflegten, woraufhin er von jenen der Zerstreutheit, von sich selbst jedoch der Unfähigkeit bezichtigt wurde, zuzuhören oder zu beobachten; während dieser Zeit jedoch gebot er seinen Augen und Ohren, Dinge für immer festzuhalten, die andere als kindische Nichtigkeiten abgetan hätten: den Tonfall, in dem jemand einen Satz gesagt, den Gesichtsausdruck und die Schulterbewegung, die bei einer bestimmten Gelegenheit diese oder jene Person, von der er vielleicht nichts anderes weiß, vor vielen Jahren an sich gehabt, und das nur, weil er diesen Tonfall schon einmal vernommen hatte oder weil er spürte, daß er ihn werde wiederhören können, daß er etwas darstellte, was wiederholbar und von Bestand sein würde; das Gefühl für das Allgemeingültige wählt in dem künftigen Schriftsteller selbst aus, was allgemeingültig ist und in das Kunstwerk einmal wird eingehen können. Denn er hat den anderen immer nur zugehört, wenn sie, wie dumm oder töricht sie auch sein mochten, dadurch, daß sie wie Papageien wiederholten, was die Leute gleichen Charakters sagten, sie zu weissagenden Vögeln und Sprachrohren eines psychologischen Gesetzes gemacht hatten. Er entsinnt sich nur des Allgemeingültigen. Durch solche möglicherweise in seiner fernsten Kindheit wahrgenommenen Eigentümlichkeiten des Tonfalls oder der Physiognomie war das Leben der anderen in ihm dargestellt und würde, wenn er

später einmal schriebe, das Bild einer Person mittels einer vielen gemeinsamen Schulterbewegung gestalten, die so echt ist, als sei sie in den Heften eines Anatomen verzeichnet, hier aber eine psychologische Wahrheit ausdrücken soll, dazu aber auf diesen Schultern die von einem anderen gemachte Halsbewegung fixieren, so daß jeder einen Augenblick lang Modell gesessen hätte.

Es ist nicht gesagt, daß bei der Erschaffung eines literarischen Werks Imagination und Sensibilität nicht austauschbare Vorzüge sind und daß die zweite nicht ohne großen Schaden die erste ersetzen könnte, so wie Leute, deren Magen unfähig ist zu verdauen, diese Aufgabe ihrem Darmsystem überlassen. Ein von Geburt mit Sensibilität begabter Mensch könnte, auch wenn er keine Imagination besäße, gleichwohl bewundernswerte Romane schreiben. Das Leiden, das die anderen ihm bereiten würden, seine Bemühungen, diesem im voraus zu begegnen, die Konflikte, die ebendieses Leiden und die grausame zweite Person heraufführen könnten – all das würde, vom Verstand gedeutet, sehr wohl den Stoff eines Buches zu bilden vermögen, das nicht nur ebenso schön wäre, als wäre es imaginiert, als wäre es erfunden, sondern auch, sofern der Autor sich selbst überlassen und glücklich gewesen wäre, seinen Träumen ebenso fremd, für ihn selbst ebenso überraschend, ebenso zufällig wie eine plötzliche Laune der Imagination.

Auch noch so dumme Menschen künden in ihren Gebärden, ihren Reden, ihren unwillkürlich ausgedrückten Gefühlen von Gesetzen, die sie selbst nicht bemerken, der Künstler aber an ihnen beobachtet. Wegen dieser Art des Beobachtens hält man gemeinhin den Schriftsteller für boshaft, doch tut man es zu Unrecht, denn in einer Lächerlichkeit erkennt der Künstler einen schönen allgemeingültigen Zug, er legt ihn der beobachteten Person ebensowenig zur Last, wie der Chirurg sie geringschätzen würde, weil sie an einer ziemlich häufig auftretenden Form von Kreislaufstörung leidet; er macht sich also

weniger als irgend jemand über Lächerlichkeiten lustig. Unglücklicherweise ist er statt boshaft eher unglücklich zu nennen: Wenn es um seine eigenen Leidenhaften geht, befreit er sich, mag ihre Allgemeingültigkeit ihm auch wohlbekannt sein, weniger leicht von den persönlichen Leiden, die durch jene verursacht werden. Wenn ein Frechling uns beschimpft, wäre uns zweifellos lieber, er bedächte uns mit Lob; was aber vor allem, wenn eine angebetete Frau uns verrät, gäben wir darum, daß es anders wäre! Doch der Groll über die Beleidigung oder der Schmerz über den Treuebruch wären dann ewig unbekannte Gefilde für uns geblieben, deren Entdeckung, wie schmerzlich sie auch den Menschen treffen mag, für den Künstler wertvoll ist. Daher spielen die Bösen und Undankbaren – ihm und ihnen zum Trotz – in seinem Werk eine Rolle. Der Pamphletist bringt ganz von selbst mit seinem Ruhm auch den Schuft in Verbindung, den er in seiner Schmähschrift verdammt. Man kann in jedem Kunstwerk die Personen erkennen, die der Künstler am meisten gehaßt und – ach! – sogar die Frauen, die er am meisten geliebt hat. Sie selbst haben dem Schriftsteller nur Modell gestanden, da, wo sie ihm ganz gegen seinen Willen Leid verursachten. Als ich Albertine liebte, war ich mir sehr klar darüber gewesen, daß sie mich nicht liebte, und hatte mich wohl oder übel darein ergeben, daß sie mir nur zu der Kenntnis verhalf, was es heißt, Leid, Liebe und am Anfang sogar Glück zu erfahren.

Wenn wir aber das Allgemeingültige an unserem Kummer herauszuarbeiten und darüber zu schreiben versuchen, so fühlen wir uns etwas getröstet vielleicht auch aus einem anderen Grund als nur den Gründen, die ich angeführt habe, nämlich dadurch, daß das Denken auf allgemeingültige Art und das Schreiben für den Schriftsteller eine gesunde und notwendige Funktion ist, deren Ausübung ihn in gleicher Weise beglückt wie den rein körperlich lebenden Menschen der Sport, der vergossene Schweiß und das Bad. Offengestanden lehnte ich mich dagegen bis zu einem gewissen Grad auf. Ich mochte

noch so sehr glauben, die höchste Wahrheit des Lebens liege in der Kunst, ich mochte andererseits ebensowenig zu dem Bemühen der Erinnerung imstande sein, durch das allein ich Albertine noch einmal hätte lieben können, wie zu jenem, dank dem ich meine Großmutter immer noch zu beweinen imstande gewesen wäre: Ich fragte mich doch, ob gleichwohl ein Kunstwerk, von dem sie kein Bewußtsein hätten, für sie, für das Geschick dieser armen Toten, wirklich eine Erfüllung sein würde. Meine Großmutter, deren Todeskampf, ja deren Tod ich so gleichgültig mitangesehen habe! Oh daß ich doch zur Sühne[1] nach Abschluß meines Werkes, auf den Tod verwundet, von allen verlassen, lange Stunden vor meinem Ende würde leiden können! Im übrigen hegte ich unendliches Mitleid selbst mit weniger teuren Wesen, ja sogar Gleichgültigen, und mit so vielen persönlichen Schicksalen, aus denen ich, in dem Bemühen, sie zu verstehen, das Leiden oder sogar nur die lächerlichen Züge mir zunutze gemacht hatte. All diese Wesen, die mir Wahrheiten enthüllt hatten und nicht mehr existierten, kamen mir jetzt vor, als hätten sie ihr Leben einzig zu meinem Nutzen gelebt und als seien sie eigentlich auch für mich gestorben.

Es war traurig für mich zu denken, daß meine Liebe, auf die ich so großes Gewicht gelegt hatte, in meinem Buch so losgelöst von einem bestimmten Wesen auftreten würde, daß die verschiedensten Leser es ganz genau auf das übertragen würden, was sie selbst für andere Frauen empfunden hatten. Wie sollte ich mich aber über eine solche posthume Untreue oder auch darüber entsetzen, daß der eine oder andere Leser zum Gegenstand meiner Gefühle unbekannte Frauen machen konnte, wenn doch diese Untreue, die Verteilung der Liebe auf verschiedene Wesen, schon zu meinen Lebzeiten und bevor ich noch schrieb, ihren Anfang genommen hatte? Ich hatte ja nacheinander um Gilberte, um Madame de Guermantes, um Albertine gelitten. Nacheinander auch hatte ich sie vergessen, und einzig meine verschiedenen Wesen geweihte Liebe war

unzerstörbar gewesen. Die Profanierung einer meiner Erinnerungen durch unbekannte Leser hatte ich selbst bereits vor diesen vollzogen. Ich war nicht weit davon entfernt, vor mir selbst Grauen zu empfinden, so wie es vielleicht einer nationalistischen Partei vor sich selbst grauen würde, in deren Namen Feindseligkeiten weitergeführt wurden und die allein den Nutzen von einem Krieg hätte, in dem so viele edelmütige Opfer leiden und sterben mußten, ohne (was für meine Großmutter wenigstens eine große Belohnung gewesen wäre) den Ausgang des Kampfes zu kennen. Mein einziger Trost dafür, daß sie nicht wußte, daß ich mich endlich an die Arbeit machte, war, daß sie, die sich zwar nicht an meinem Fortschritt freuen konnte, seit langem (denn das ist das Los der Toten) kein Bewußtsein mehr hatte von meiner Untätigkeit, von meinem verfehlten Leben, dem Anlaß so großer Kümmernisse. Ganz bestimmt gäbe es da nicht nur meine Großmutter, nicht nur Albertine, sondern noch viele andere, von denen ich ein Wort oder einen Blick mir angeeignet hatte, an die ich mich aber nicht mehr als an Individuen erinnerte; ein Buch ist ein großer Friedhof, auf dessen Gräbern man die verblaßten Namen nicht mehr lesen kann. Trotzdem erinnert man sich manchmal sehr wohl des Namens, ohne jedoch zu wissen, ob etwas von dem Wesen, das ihn trug, auf diesen Seiten noch weiterlebt. Jenes junge Mädchen mit den tiefliegenden Augen und der schleppenden Stimme – ist sie hier? Und wenn sie hier wirklich ruht, in welchem Teil dann? Man weiß es nicht mehr, und wie soll man sie unter den Blumen finden?

Da wir aber fern von den Individuen leben, da wir unsere stärksten Gefühle, wie meine Liebe zu meiner Großmutter, zu Albertine es gewesen waren, nach einigen Jahren nicht mehr kennen, da sie für uns nichts mehr als ein unverstandenes Wort sind und da wir von diesen Toten in Gesellschaftskreisen nicht sprechen können, wo wir uns auch dann noch gerne aufhalten, wenn alles, was wir liebten, gestorben ist – müssen wir dann nicht, sofern es ein Mittel für uns gibt, die vergesse-

nen Worte verstehen zu lernen, dieses Mittel anwenden, auch wenn man sie dabei zunächst in eine allgemeinverständliche, aber wenigstens beständige Sprache übersetzen müßte, die aus denen, die nicht mehr sind, in ihrer wahrsten Essenz einen ewigen Gewinn für unsere Seelen machen würde? Muß nicht sogar, wenn es uns gelingt, das Gesetz der Wandlung zu erklären, das uns jene Worte unverständlich gemacht hat, unsere Schwäche zu einer neuen Stärke werden?

Überhaupt kann das Werk, an dem unsere Kümmernisse mitgearbeitet haben, für unsere Zukunft ebenso als ein unheilkündendes Zeichen des Leidens wie als ein glückliches Zeichen der Tröstung ausgelegt werden. Ja, wenn man sagt, daß dem Dichter seine Liebeserfahrungen, seine Schmerzen gedient, daß sie ihm dazu verholfen haben, sein Werk zu schaffen, wenn Unbekannte, die es am wenigstens ahnten – die eine durch ihre Bosheit, die andere durch ihre spöttische Art –, jede einen Stein für den Aufbau des Monuments beigesteuert haben, das sie nicht sehen werden, so denkt man nicht genügend daran, daß das Leben des Schriftstellers nicht mit diesem Werk beendet ist, daß die gleiche Natur, die ihn zu solchen später in sein Werk eingegangenen Leiden hingeführt hat, auch nachdem das Werk beendet ist, weiterleben und ihn veranlassen wird, andere Frauen unter Verhältnissen zu lieben, die die gleichen wären, wenn nicht alles, was die Zeit in diesen Verhältnissen, in dem Gegenstand seiner Gefühle, in seinem Liebeshunger und seiner Widerstandsfähigkeit gegen den Schmerz allmählich an Wandlungen bewirkt, eine leichte Abweichung zustande brächte. Unter diesem ersten Gesichtspunkt muß das Werk nur wie eine unglückliche Liebe betrachtet werden, die unweigerlich andere prognostiziert und die Ursache bildet, daß das Leben dem Werk gleicht und der Dichter kaum mehr zu schreiben braucht, so sehr wird er bereits in dem, was er geschrieben hat, die vorweggenommene Gestalt alles dessen finden, was noch kommen kann. So war meine Liebe zu Albertine, wie sehr sie sich auch von jener

unterschied, in meiner Liebe zu Gilberte schon in den glücklichen Tagen vorgezeichnet gewesen, an denen ich zum erstenmal von ihrer Tante den Namen Albertines gehört und ihr Porträt durch sie hatte entwerfen sehen, ohne damals zu ahnen, daß dieser unbedeutende Keim sich entwickeln und eines Tages über mein ganzes Leben erstrecken würde.[1] Unter einem anderen Gesichtspunkt aber steht das Werk im Zeichen des Glücks; denn es lehrt uns, daß überall in der Liebe das Allgemeingültige neben dem Besonderen liegt, und auch, von diesem zu jenem zu gelangen: durch eine Gymnastik, die stark macht gegen den Kummer, die hilft, seine Ursache außer acht zu lassen, um in der Tiefe seiner Essenz nachzugehen. Wie ich es in der Folge an mir selbst erfahren sollte, fühlt man tatsächlich, sofern sich die Berufung endlich verwirklicht hat, selbst wenn man liebt oder leidet, in den Stunden, in denen man arbeitet, deutlich, wie das geliebte Wesen sich in einer umfassenderen Wirklichkeit verliert, daß man es über der Arbeit schließlich für Augenblicke vergißt und nicht stärker mehr unter seiner Liebe leidet als unter einem rein körperlichen Leiden, bei dem das geliebte Wesen keine Rolle spielt, unter einer Art von Herzkrankheit. Allerdings kommt es dabei auf den Zeitpunkt an, und die Wirkung scheint die gegenteilige zu sein, wenn die Arbeit erst etwas später einsetzt. Denn die Wesen, denen durch ihre Bosheit, ihre Nichtigkeit ganz gegen unseren Willen gelungen war, unsere Illusionen zu zerstören, waren selbst zu nichts geworden und sehr wohl getrennt von den Liebesschimären, die wir uns geschaffen hatten; sobald wir uns dann an die Arbeit machen, holt unsere Seele sie von neuem hervor und identifiziert sie für die Bedürfnisse unserer Selbstanalyse mit Wesen, die uns geliebt hätten; in diesem Fall aber beginnt die Literatur die zunichte gemachte Arbeit der Liebesillusion von neuem und verhilft Gefühlen, die nicht mehr existieren, zu einer Art von Weiterleben.

Gewiß, wir sind gezwungen, mit dem Mut des Arztes, der die gefährliche Spritze noch einmal an sich selbst erprobt, unser persönliches Leiden noch einmal zu durchleben. Gleichzeitig jedoch müssen wir es in einer allgemeinen Form denken, dank der wir bis zu einem gewissen Grad seinem Zugriff entrinnen und die alle zu Teilhabern unseres Leidens macht und dadurch sogar nicht ganz ohne Freude ist. Da, wo das Leben einen in Mauern einschließt, schafft der Verstand einen Ausweg, denn wenn es auch kein Heilmittel für eine unerwiderte Liebe gibt, so kommt man davon durch das bloße Konstatieren des Leidens, wäre es auch nur, indem man die Konsequenzen zieht, die es in sich birgt. Der Verstand kennt diese eingeschlossenen Situationen des ausweglosen Lebens nicht.

Da nun einmal nichts Dauer erlangen kann, es sei denn, es würde zu etwas Allgemeingültigem, und wenn auch der Geist stirbt, mußte ich mich also mit der Vorstellung abfinden, daß selbst die Menschen, die dem Schriftsteller die teuersten waren, ihm schließlich nur wie einem Maler Modell gestanden haben.

In der Liebe ist unser glücklicher Rivale, das heißt also unser Feind, unser Wohltäter. Einer Frau, die in uns nur ein unbedeutendes physisches Verlangen geweckt hat, verleiht er alsbald einen ungeheuren Wert, der nichts mit ihr zu tun hat, den wir aber mit ihr verwechseln. Wenn wir keine Rivalen hätten, würde der Genuß sich nicht in Liebe verwandeln. Wenn wir keine hätten oder wenn wir glaubten, keine zu haben. Denn es ist nicht notwendig, daß sie tatsächlich existieren. Zu unserem Wohl genügt jenes illusorische Leben, mit dem unser Argwohn, unsere Eifersucht nicht vorhandene Rivalen begaben.

Wenn ein schmerzliches Stück Skizze geblieben ist, trifft uns manchmal eine neue Liebe oder ein neues Leiden und erlaubt uns, es auszuarbeiten, ihm Substanz zu verleihen. Man braucht diese nutzbringenden großen Kümmernisse gar nicht

erst lange herbeizuwünschen, denn sie bleiben niemals aus, sie lassen nie lange auf sich warten. Gleichwohl muß man sich beeilen, aus ihnen Nutzen zu ziehen, denn sie halten nicht sehr lange an: weil man sich tröstet, oder aber, wenn sie zu heftig sind und falls das Herz nicht mehr viel verträgt, weil man stirbt. Denn das Glück ist einzig heilsam für den Körper; die Kräfte des Geistes jedoch bringt der Kummer zur Entfaltung. Auch ohne daß er uns jedesmal ein Gesetz offenbarte, wäre er indessen nicht weniger unerläßlich, um uns jedesmal von neuem in die Wahrheit zu versetzen, uns zu zwingen – indem er jedesmal das Unkraut der Gewohnheit, der Skepsis, des Leichtsinns, der Gleichgültigkeit ausreißt –, die Dinge ernst zu nehmen. Allerdings ist diese Wahrheit, die sich mit dem Glück und der Gesundheit nicht verträgt, auch nicht immer vereinbar mit dem Leben. Der Kummer führt schließlich zum Tod. Bei jeder neuen zu starken Qual spüren wir, wie eine neue Ader heraustritt und ihre todbringenden Windungen an unserer Schläfe oder unter unseren Augen vollführt. So entstehen allmählich jene furchtbar verwüsteten Gesichter wie die des alten Rembrandt oder des alten Beethoven, den die Leute verlachten. Die Säcke unter den Augen aber und die Runzeln der Stirn wären nichts, wenn es das Leiden des Herzens nicht gäbe. Da aber Kräfte sich in andere Kräfte zu verwandeln vermögen, da anhaltendes Glühen zu Leuchtkraft wird und die Elektrizität des Blitzes eine Photographie erzeugen kann, da der dumpfe Schmerz unseres Herzens bei jedem neuen Kummer über sich die sichtbare Permanenz eines Bildes gleich einem Banner aufrichten kann, sollten wir das physische Leiden, das er uns bereitet, wegen der geistigen Erkenntnis hinnehmen, mit der er uns beschenkt; wir sollten unseren Leib zerfallen lassen, da jedes neue Teilchen, das sich davon löst, leuchtend diesmal und lesbar, auf daß es um den Preis von Leiden vollendet werde, die andere, Begabtere nicht nötig haben, und um es in dem Maße zu festigen, wie die Bewegungen der Seele unser Leben zermürben, zu unserem

Werk hinzutritt. Ideen sind Ersatz für Kümmernisse; in dem Augenblick, da diese sich in Ideen verwandeln, verlieren sie einen Teil ihrer schädlichen Wirkung auf unser Herz, und im ersten Augenblick löst diese Umwandlung plötzlich Freude aus. Ersatz dafür sind sie freilich im übrigen nur in der Dimension der Zeit, denn es scheint, daß das erste Element die Idee ist, der Kummer aber nur der Modus, nach dem gewisse Ideen zuerst in uns Einzug halten. Doch gibt es mehrere Familien in der Gattung der Ideen, manche von ihnen sind Freuden bereits von vornherein.

Diese Überlegungen ließen mich einen stärkeren und präziseren Sinn in der Wahrheit finden, die ich oft geahnt hatte, unter anderem, als Madame de Cambremer nicht verstehen konnte, wieso ich um Albertines willen einen so hervorragenden Mann wie Elstir hatte vernachlässigen können. Selbst im rein verstandesmäßigen Sinn fühlte ich, daß sie unrecht hatte, doch ich wußte nicht, was sie dabei verkannte, nämlich welche Lektionen der Schriftsteller im Lauf seiner Lehrzeit zu absolvieren hat. Der objektive Wert der Künste spielt dabei kaum eine Rolle; was man hervorheben und ans Licht bringen muß, sind unsere Gefühle, unsere Leidenschaften, das heißt Leidenschaften und Gefühle, die bei allen vorhanden sind. Eine Frau, von der wir nicht lassen können, die uns Leiden verursacht, zieht aus uns ganze Folgen weit tieferer und stärker an unser Lebensmark rührender Gefühle als ein Mann von überlegenem Geist, der uns interessiert. Je nach den Gesichtspunkten, die unser Leben bestimmen, stellt sich dabei nur die Frage, ob wir finden, daß ein bestimmter Verrat, durch den eine Frau uns Kummer bereitet hat, wenig bedeutet gegenüber den Wahrheiten, die dieser Verrat für uns aufgedeckt hat und die die Frau in ihrer Zufriedenheit, Kummer bereitet zu haben, kaum hätte verstehen können. Auf alle Fälle fehlt es nicht an solchem Verrat. Ein Schriftsteller kann sich ohne Furcht an eine lange Arbeit begeben. Der Verstand kann ruhig sein Werk beginnen, auf seinem Weg werden ihm genügend

Kümmernisse begegnen, um es auszuarbeiten. Was das Glück anbelangt, so dient es fast nur einem nützlichen Zweck: das Unglück möglich zu machen. Wir müssen im Glück sehr süße und sehr starke Bande des Vertrauens und der Zuneigung knüpfen, damit ihr Bruch in uns jene unschätzbare, schmerzhafte Zerreißung schafft, die wir Unglück nennen. Wenn man nicht glücklich gewesen wäre, und sei es auch nur durch die Hoffnung, würde einen das Unglück ohne Grausamkeit und damit fruchtlos treffen.

Um mehr noch, als das bei einem Maler der Fall ist, braucht der Schriftsteller, um Volumen und Konsistenz, Allgemeingültigkeit, literarische Realität zu erlangen, viele zuvor betrachtete Kirchen, wenn er eine Kirche darstellen will, und ebenso viele Menschen für ein einziges Gefühl. Wenn die Kunst lang ist und das Leben kurz, könnte man auch sagen, daß die Inspiration zwar kurz ist, die Gefühle aber, die sie darstellen muß, auch nicht länger sind. Unsere Leidenschaften skizzieren unsere Bücher, die Ruhepausen dazwischen schreiben sie. Wenn sich die Inspiration wieder einstellt, wenn wir die Arbeit wiederaufnehmen können, weckt die Frau, die uns für ein Gefühl Modell gesessen hat, dieses Gefühl in uns nicht mehr. Man muß es jetzt in seinem weiteren Verlauf nach dem Modell einer anderen Frau darstellen, und wenn das wegen der Ähnlichkeit unserer Gefühle einen allerdings nur literarischen Verrat an der Betreffenden darstellt, aufgrund dessen ein Werk gleichzeitig die Erinnerung an unsere vergangenen Liebeserlebnisse und die Prophezeiung weiterer, neuer ist, so liegt in solcher Unterschiebung doch nichts so sehr Bedenkliches. Es ist dies eine der Ursachen der Vergeblichkeit aller Nachforschungen, durch die man herausbekommen will, von wem der Autor spricht. Ein Werk, sogar ein solches unmittelbar bekennender Natur, hat seinen Platz mindestens zwischen mehreren Episoden im Leben des Verfassers, den vorangehenden nämlich, die ihn angeregt haben, und den folgenden, die ihm nicht weniger ähnlich sind, da alle Liebeserlebnisse,

die auf die ersten folgen, nach den früheren durchgepaust sind. Denn der Frau, die wir am meisten geliebt haben, sind wir doch nicht so treu wie uns selbst, wir vergessen sie früher oder später, um – da das einer der uns eigenen Züge ist – von neuem lieben zu können. Höchstens hat jene, die wir so sehr geliebt haben, zu den gegenwärtigen Gefühlen ein besonderes Element beigesteuert, dank dem wir ihr treu noch in der Untreue bleiben. Wir werden mit der folgenden Frau die gleichen Morgenspaziergänge machen müssen oder sie in derselben Weise spät nach Hause geleiten oder ihr hundertmal zuviel Geld geben. (Es ist etwas Merkwürdiges um diesen Kreislauf des Geldes, das wir Frauen geben: Sie machen uns aus diesem Grund unglücklich, das heißt sie verschaffen uns die Möglichkeit zum Bücherschreiben – man kann fast sagen, daß es mit den Werken wie mit den artesischen Brunnen ist, nämlich, daß sie sich um so höher erheben, je tiefer der Schacht ist, den das Leiden in unserem Herzen ausgehoben hat.) Diese Ersetzungen fügen dem Werk etwas Uneigennütziges, etwas Allgemeineres hinzu, was für uns zugleich eine strenge Lektion bedeutet, nämlich daß wir uns nicht an Personen heften sollen, daß nicht sie wirklich existieren und demnach fähig sind, ausgedrückt zu werden, sondern nur die Ideen. Noch dazu darf man keine Zeit verlieren, solange man diese Modelle zu seiner Verfügung hat, denn diejenigen, die uns für das Glück sitzen, können uns im allgemeinen nicht viele Sitzungen gewähren, ebensowenig aber leider auch, weil auch er so schnell vergeht, diejenigen, die uns für den Schmerz sitzen.

Auch dann, wenn er uns nicht den Stoff unseres Werks aufzeigt und zuträgt, ist er uns als Anreiz dazu von Nutzen. Imagination und Verstand mögen bewunderswerte Werkzeuge sein, aber sie sind zuweilen träge. Dann bringt sie das Leiden in Gang. Und die Personen, die uns für den Schmerz sitzen – wie viele unzählige Sitzungen gewähren sie uns doch in jenem Atelier, das wir nur in diesen Perioden aufsuchen und das in unserem Inneren liegt! Diese Perioden sind wie ein Bild

unseres Lebens mit seinen verschiedenartigen Schmerzen. Denn auch sie bergen verschiedenartige Schmerzen, und in dem Augenblick, da man glaubt, es sei nun ruhig, stößt man auf einen neuen. Neu in jedem Sinn des Wortes: solche unvorhergesehene Situationen zwingen uns, in engeren Kontakt mit uns selbst zu treten; vielleicht sind uns gerade deshalb diese schmerzlichen Konflikte, die die Liebe uns in jedem Augenblick präsentiert, eine Belehrung; sie entdecken uns nach und nach den Stoff, aus dem wir gemacht sind. Deshalb hatte ich vielleicht unrecht zu glauben, aus Françoise spreche die Stimme der Vernunft, wenn sie mit ansehen mußte, wie Albertine durch alle offenstehenden Türen eintrat wie ein Hund, überall Unordnung anrichtete, mich ruinierte und mir so großen Kummer machte, und sie mir darauf sagte (ich hatte nämlich zu diesem Zeitpunkt bereits einige Artikel und einige Übersetzungen gemacht): »Ach, wenn doch der junge Herr anstelle dieses Mädchens, das ihn seine ganze Zeit vertun läßt, einen braven jungen Sekretär ins Haus genommen hätte, der die ganze Zettelwirtschaft[1] des jungen Herrn in Ordnung gebracht hätte!« Indem sie mich meine Zeit vertun ließ und mir Kummer machte, war mir Albertine vielleicht, selbst in literarischer Hinsicht, nützlicher gewesen als ein Sekretär, der meine Zettelwirtschaft geordnet hätte. Wenn aber jemand so schlecht eingerichtet ist (und vielleicht ist innerhalb der Natur dieser Jemand der Mensch), daß er nicht lieben kann, ohne zu leiden, und wenn man leiden muß, um Wahrheiten zu erfahren, so wird man schließlich eines solchen Lebens überdrüssig. Die glücklichen Jahre sind die verlorenen, man wartet auf einen Schmerz, um an die Arbeit gehen zu können. Die Vorstellung vorausgegangenen Leidens verbindet sich mit dem Gedanken an Arbeit, man fürchtet sich vor jedem neuen Werk, wenn man an die Schmerzen denkt, die man zuvor ertragen muß, um es zu konzipieren. Da man aber einsieht, daß Leiden das Beste ist, was man im Leben findet kann, denkt man ohne Grauen – wie an eine Befreiung fast – an den Tod.

Wenn mich das auch in gewisser Weise empörte, muß man doch bedenken, daß wir sehr oft nicht mit dem Leben gespielt noch die Menschen nur für unsere Bücher nutzbar gemacht haben; das Gegenteil trat vielmehr häufig ein. Der so edle Fall Werthers war leider nicht der meinige. Ohne einen Augenblick an die Liebe Albertines zu glauben, hatte ich zwanzigmal um ihretwillen mir den Tod geben wollen, ich hatte mich ruiniert, ich hatte meine Gesundheit für sie zugrunde gerichtet. Wenn es sich ums Schreiben handelt, ist man gewissenhaft, man sieht sehr genau hin, man verwirft, was nicht Wahrheit ist. Solange es aber nur um das Leben geht, ruiniert man sich, macht sich krank oder begeht Selbstmord, und das um lauter Lügen willen. Tatsächlich kann man nur aus dem Ganggestein dieser Lügen (wenn man das Alter des Dichtens hinter sich hat) ein wenig Wahrheit gewinnen. Die Leiden sind verborgene, verhaßte Diener, die man bekämpft, unter deren Herrschaft aber man mehr und mehr gerät; grausame, unersetzbare Diener, die uns auf unterirdischen Wegen zur Wahrheit und zum Tod führen. Glücklich, wer die erste vor dem zweiten gefunden hat und für den, wie nahe sie auch zusammenliegen mögen, die Stunde der Wahrheit vor der des Todes schlägt!

Von meinem vergangenen Leben verstand ich noch dazu so viel, daß die geringsten Episoden sich zusammengefügt hatten, um mir jene Idealismuslektion zu geben, aus der ich heute Nutzen ziehen sollte. Hatten doch meine Begegnungen mit Monsieur de Charlus zum Beispiel, sogar bevor seine Deutschfreundlichkeit mir die gleiche Lektion erteilte, mehr noch als meine Liebe zu Madame de Guermantes oder zu Albertine, als die Liebe Saint-Loups zu Rachel, mich gelehrt, wie unwichtig der Stoff ist und daß alles vom Denken in ihn hineingelegt werden kann – eine Wahrheit, die durch das so oft mißverstandene und unnütz geschmähte Phänomen der Homosexualität noch stärker verdeutlicht wird als durch das seinerseits bereits so instruktive der Liebe. Diese zeigt uns,

wie die Schönheit von einer Frau weicht, die wir nicht mehr lieben, und in einem Gesicht sich niederläßt, das andere häßlich finden würden, das uns selbst hätte mißfallen können und möglicherweise eines Tages mißfallen wird; noch frappierender aber ist es, mit anzusehen, wie sie – so daß sie die ganze Verehrung eines großen Herrn auf sich zieht, der auf der Stelle eine schöne Fürstin stehen läßt – ihren Sitz auf die mützengekrönte Stirn eines Omnibusschaffners verlegt.[1] Bewies nicht mein Erstaunen jedesmal, wann immer ich in den Champs-Élysées auf der Straße oder am Strand das Gesicht von Gilberte, von Madame de Guermantes oder Albertine wiedergesehen hatte, wie ausschließlich sich eine Erinnerung in eine andere Richtung als die des Eindrucks erstreckt, mit dem sie anfangs zusammenfiel, von dem sie sich aber immer weiter entfernt?

Der Schriftsteller darf nicht Anstoß daran nehmen, daß der Homosexuelle seinen Heldinnen ein Männerantlitz gibt.[2] Diese etwas perverse Besonderheit allein gestattet dem Homosexuellen, später in allem, was er liest, eine ausreichende Allgemeingültigkeit zu finden. Racine war genötigt gewesen, einen Augenblick lang aus der antiken Phädra – um ihr später zu ihrer ganzen universalen Gültigkeit zu verhelfen – eine Jansenistin zu machen; nicht anders Monsieur de Charlus: Hätte er der »Ungetreuen«, deren Musset in »Nuit d'Octobre« oder in »Le Souvenir« trauernd gedenkt, nicht das Antlitz Morels gegeben[3] , so hätte er weder geweint noch verstanden, da er nur auf diesem einzigen, engen, umwegreichen Pfad zu den Wahrheiten der Liebe einen Zugang fand. Der Schriftsteller sagt nur aus einer der unaufrichtigen Sprache der Vorreden und Widmung entnommenen Gewohnheit heraus »mein Leser«. In Wirklichkeit ist jeder Leser, wenn er liest, eigentlich der Leser seiner selbst. Das Werk des Schriftstellers ist lediglich eine Art von optischem Instrument, das der Autor dem Leser reicht, damit er erkennen möge, was er in sich selbst vielleicht sonst nicht hätte sehen können. Daß der Leser das,

was das Buch aussagt, in sich selbst erkennt, ist der Beweis für die Wahrheit ebendieses Buches, und umgekehrt gilt das gleiche, zumindest bis zu einem gewissen Grad, da die Differenz zwischen den beiden Texten sehr oft nicht dem Autor, sondern dem Leser zur Last gelegt werden muß. Zudem kann das Buch unter Umständen zu gelehrt und zu dunkel für einen naiven Leser sein und ihm infolgedessen nur ein getrübtes Glas zur Verfügung stellen, durch das er nicht zu lesen vermag. Doch andere Eigentümlichkeiten (wie die Homosexualität) bewirken möglicherweise, daß der Leser auf eine bestimmte Art lesen muß, wenn er recht lesen will; der Autor darf sich daran nicht stoßen, sondern muß dem Leser möglichst viel Freiheit lassen, indem er ihm sagt: »Sieh du selber zu, ob du besser mit diesem Glas, mit jenem oder mit einem anderen siehst.«

Hatte ich mich nicht deshalb immer so sehr für die Träume interessiert, die man während des Schlafes hat, weil sie uns, Dauer mit Wirksamkeit kompensierend, allein schon dadurch zu einem besseren Verständnis dafür verhelfen, wieviel Subjektives beispielsweise die Liebe an sich hat, daß sie es – und zwar mit fabelhafter Geschwindigkeit – fertigbringen, uns, um es vulgär auszudrücken, auf eine Frau scharf zu machen, ja uns während eines Schlafs von wenigen Minuten in Liebe zu einer Häßlichen entbrennen zu lassen, was im wirklichen Leben Jahre der Gewöhnung, Jahre des Zusammenlebens erfordert hätte, als wären sie irgendwelche von einem Zauberdoktor erfundene intravenöse Liebesinjektionen, wie sie ebensogut auch solche von Leiden sein könnten? Mit der gleichen Geschwindigkeit verfliegt auch wieder die Suggestion der Liebe, die sie uns eingeflößt haben, und manchmal hat nicht nur die nächtliche Geliebte aufgehört, für uns eine solche zu sein, da sie wieder zu der uns wohlbekannten Häßlichen geworden ist, sondern es verliert sich zugleich auch etwas Kostbareres, ein ganzes bezauberndes Gemälde aus zärtlichen Gefühlen, aus Wonnen, aus unbestimmt verschwebenden Sehn-

suchtsgefühlen, eine Einschiffung nach Kythera[1] der Leidenschaften, deren Nuancen wir für den Wachzustand festhalten möchten, Nuancen von einer köstlichen Wahrheit, die aber entschwindet wie ein allzu stark verblichenes Bild, das man nicht mehr restaurieren kann. Viel stärker aber hatte vielleicht mich der Traum auch durch das ungeheure Spiel fasziniert, das er mit der Zeit treibt. Hatte ich nicht oft erlebt, wie für die Dauer einer Nacht, einer Minute einer Nacht, weit entlegene Zeiten aus der unermeßlichen Ferne, in die sie verbannt sind und wo wir von unseren damaligen Empfindungen nichts mehr erkennen können, in rasendem Tempo über uns hereinbrachen, mit blendender Helligkeit, als seien sie Riesenflugzeuge und nicht, wie wir meinten, blasse Gestirne, wie sie uns alles, was sie für uns enthalten hatten, noch einmal vor Augen führten, mit der Rührung, dem Schock, der Helligkeit ihrer unmittelbaren Nähe, und wie sie dann, sobald wir erwachten, wieder in jene zuvor wie durch ein Wunder aufgehobene Ferne rückten, und glaubten wir nicht sogar dabei, zu Unrecht allerdings, sie seien eine Möglichkeit, die verlorene Zeit wiederzufinden?[2] Ich war mir bewußt geworden, daß einzig die gewöhnliche, irrige Wahrnehmung alles in das Objekt verlegt, während doch alles im Geist ist. Ich hatte meine Großmutter in Wirklichkeit viele Monate nach ihrem tatsächlichen Tod verloren, ich hatte gesehen, wie sich das Aussehen einer Person je nach der Vorstellung wandelte, die ich oder andere von ihr hatten, und wie eine einzige zu mehreren wurde, entsprechend den Personen, denen sie vor die Augen trat (die verschiedenen Swanns der ersten Zeit zum Beispiel; die Prinzessin von Luxemburg für den Kammerpräsidenten), oder sogar zu mehreren für ein und dieselbe Person im Lauf der Jahre (der Name Guermantes, verschiedene Swanns für mich). Ich hatte gesehen, wie die Liebe in eine Person verlegt, was nur in dem Liebenden ist. Ich war mir dessen um so stärker bewußt geworden, als ich eine extreme Distanz zwischen objektiver Wirklichkeit und Liebe feststellte (Rachel, wie sie Saint-Loup

und mir, Albertine, wie sie mir und Saint-Loup, Morel oder der Omnibusschaffner, wie er Charlus oder anderen Männern erschien, und dabei trotz allem die zarten Gefühle des Barons: Musset-Verse usw.). Schließlich hatten bis zu einem gewissen Grad die Deutschfreundlichkeit von Monsieur de Charlus wie auch der Blick Saint-Loups auf die Photographie Albertines mir dazu verholfen, einen Augenblick lang mich, wenn auch vielleicht nicht von meiner Deutschfeindlichkeit, so doch wenigstens von dem Glauben an deren rein objektive Gültigkeit loszulösen und dem Gedanken Raum zu geben, daß es vielleicht mit dem Haß wie mit der Liebe sei und daß in dem vernichtenden Urteil, das in diesem Augenblick Frankreich über Deutschland fällte, wenn es dieses Land nicht länger in die Menschheit einbezog, vor allem eine Objektivierung von Gefühlen sich ausdrücke gleich denen, durch die Rachel und Albertine, die eine Saint-Loup, die andere mir so kostbar erschienen waren. Es war aber auch durchaus möglich, daß die Unmenschlichkeit nicht unbedingt ein Wesenszug Deutschlands sein mußte, denn ich hatte ja, ebenso wie ich als Individuum Liebe auf Liebe gekannt hatte, nach deren Ende der Gegenstand der jeweiligen Liebe mir wertlos erschien, in meinem Land Haß auf Haß erlebt, wobei beispielsweise Dreyfusianer wie Reinach[1] für tausendmal schlimmere Verräter gehalten wurden als die Deutschen, denen sie Frankreich auslieferten, Leute also, mit denen heute die Patrioten gegen ein Land zusammenarbeiteten, dessen Bürger alle zwangsläufig Lügner, wilde Tiere oder Dummköpfe waren, ausgenommen nur jene Deutsche, die die Sache Frankreichs zu der ihren machten, wie der König von Rumänien, der König der Belgier oder die russische Kaiserin.[1] Freilich würden die Dreyfus-Gegner mir geantwortet haben: Das ist nicht dasselbe. Ja, es ist tatsächlich niemals dasselbe, ebensowenig wie die Persönlichkeit noch dieselbe ist: sonst könnte angesichts des gleichen Phänomens derjenige, der sich dadurch narren läßt, nur seinen subjektiven Zustand verantwortlich machen, nicht aber

glauben, daß Vorzüge oder Fehler im Objekt begründet sind. Der Verstand hat ja keine Mühe, auf diesen Unterschied eine Theorie zu gründen (eine nicht naturgemäße Erziehung bei den geistlichen Orden nach Ansicht der Radikalen, Unfähigkeit der jüdischen Rasse zu einer wirklichen Eingliederung, ewiger Haß der deutschen Rasse gegen die lateinische Rasse, denn die gelbe Rasse war für den Augenblick rehabilitiert). Diese subjektive Seite zeichnete sich zum Beispiel in den Gesprächen der Neutralen ab, bei denen die deutschfreundlich Gesinnten die Fähigkeit entwickelten, einen Moment mit Verstehen und Zuhören auszusetzen, sobald man von deutschen Greueln in Belgien[2] sprach (und dennoch waren diese Wirklichkeit: Was ich an subjektiven Elementen in dem Haß wie in dem Gesichtspunkt feststellte, aus dem er kam, hinderte nicht, daß das Objekt echte Vorzüge und Nachteile besitzen konnte, bewirkte also keineswegs eine Auflösung der Wirklichkeit in reinen Relativismus). Nach Ablauf so vieler Jahre und einer so langen vertanen Zeit verspürte ich also nun jenen mächtigen Einfluß des subjektiven Faktors bis in die internationalen Beziehungen hinein; hatte ich das alles aber nicht bereits zu Beginn meines Lebens geahnt, als ich im Garten von Combray einen Roman von Bergotte las? Noch heute, sobald ich in einem seiner Bücher ein paar vergessene Seiten durchblättere, auf denen ich die Ränke eines Bösewichts dargestellt finde, ruhe ich nicht, bevor ich mich nach Überschlagen der nächsten hundert Seiten vergewissert habe, daß gegen Ende dieser gleiche Übeltäter gebührend gedemütigt wird und es noch erlebt, daß er mit seinen finsteren Vorhaben Schiffbruch erleidet. Ich erinnerte mich ja jetzt nicht mehr sehr gut daran, wie es diesen Personen ergangen war, worin sie sich vielleicht nicht allzusehr von den Personen unterschieden, die sich heute nachmittag bei Madame de Guermantes zusammenfanden, Personen, von deren vergangenem Leben – jedenfalls traf das auf mehrere von ihnen zu – ich ähnlich dunkle Vorstellungen besaß, als hätte ich davon in einem halb vergessenen Roman

gelesen. Hatte der Fürst von Agrigent endlich doch Mademoiselle X. geheiratet? Oder hatte nicht vielmehr der Bruder von Mademoiselle X. die Schwester des Fürsten von Agrigent heiraten sollen? Oder brachte ich das alles überhaupt mit einer früheren Lektüre oder einem kürzlich erst gehabten Traum durcheinander?

Der Traum war ein weiteres Faktum meines Lebens, das mich immer überaus frappierte und mir gewiß mit am meisten dazu gedient hatte, mich von dem rein mentalen Charakter der Wirklichkeit zu überzeugen; ich würde seine Hilfe bei der Abfassung meines Werks sicherlich nicht verschmähen. Wenn ich auf eine etwas weniger selbstlose Weise ganz einer Liebe lebte, führte ein Traum über große Räume verlorener Zeit hinweg meine Großmutter oder auch Albertine merkwürdig nahe an mich heran: Diese hatte ich wieder zu lieben angefangen, weil sie mir während meines Schlafs eine eher abgeschwächte Version der Geschichte mit der Wäscherin vorgetragen hatte. Ich dachte mir, daß Träume auf diese Art zuweilen Wahrheiten oder Eindrücke an mich heranbringen könnten, die mein Bemühen allein oder bloße reale Zufälle mir nicht vor Augen stellen würden, daß sie in mir Verlangen nach gewissen inexistenten Dingen oder Trauer darüber wecken würden, was die Bedingung ist, um zu arbeiten, um sich von der Gewohnheit zu befreien und sich vom Konkreten zu lösen. Ich würde diese zweite Muse also nicht verschmähen, die nächtliche, die die andere zuweilen ablösen würde.

Ich hatte manches Mal Adlige durchaus gewöhnlich werden sehen, wenn ihr Geist, wie zum Beispiel der des Herzogs von Guermantes, eben gewöhnlich war (»Immer raus mit der Sprache«, sagte er, ganz wie Cottard sich hätte ausdrücken können). Ich hatte während der Dreyfus-Affäre, während des Kriegs oder in der Medizin erlebt, daß Leute glaubten, die Wahrheit sei ein bestimmtes Faktum und daß Minister oder Ärzte ein Ja oder Nein besäßen, das keiner Interpretation bedarf, so daß ein Röntgenbild ohne Interpretation anzeigt, wo-

ran der Kranke leidet, oder daß die Regierenden wüßten, ob Dreyfus schuldig war, daß sie wüßten (ohne daß sie deshalb Roques zu einer Lokalinspektion zu entsenden brauchten), ob Sarrail über die Mittel verfügte, im gleichen Augenblick wie die Russen loszuschlagen.[1] Es gibt keine Stunde in meinem Leben, die mir nicht nützlich gewesen wäre für die Erkenntnis, daß einzig die gewöhnliche, irrige Wahrnehmung alles in das Objekt verlegt, während doch gerade umgekehrt alles im Geist ist.

Wenn ich es mir genau überlegte, hatte ich alles in allem den Stoff meiner Erfahrung, der auch der meines Buches sein würde, von Swann[2] , und zwar nicht nur wegen all dem, was ihn selbst und Gilberte betraf. Er war es, der bereits in Combray in mir das Verlangen erweckte, nach Balbec zu gehen; nie wären sonst meine Eltern darauf verfallen, mich dorthin zu schicken; ohne das aber hätte ich Albertine nicht kennenlernen können und nicht einmal die Guermantes, da meine Großmutter dann dort nicht Madame de Villeparisis wiedergetroffen und ich nicht die Bekanntschaft von Saint-Loup und Monsieur de Charlus gemacht hätte, woraufhin ich die Herzogin von Guermantes und durch sie ihre Cousine kennengelernt hatte, so daß sogar meine derzeitige Anwesenheit im Haus des Fürsten von Guermantes, in dem mich mit so jäher Plötzlichkeit die Idee meines Werks überfiel (womit ich also Swann nicht nur den Stoff, sondern auch den Entschluß verdankte), ebenfalls durch Swann zustande gekommen war. Es war dies vielleicht ein etwas dürftiger Stengel, um die entfaltete Fülle meines gesamten Lebens zu tragen (»Guermantes« ging also in diesem Sinn aus »Swann« hervor). Sehr häufig aber ist jener Urheber der verschiedenen Aspekte unseres Lebens jemand, der weit weniger darstellt als Swann, ja eine denkbar mittelmäßige Person. Hätte es nicht genügt, daß irgendein beliebiger guter Freund mich auf ein angenehmes Mädchen, das ich in Balbec hätte besitzen können (das ich aber wahrscheinlich dort niemals getroffen hätte), aufmerk-

sam machte, damit ich dorthin gegangen wäre? Oft begegnet man später einem nicht besonders erfreulichen Kameraden, man gibt ihm kaum die Hand, und doch, wenn man es sich jemals genau überlegt, so muß man sagen, daß aus einem von ihm nebenbei hingeworfenen Satz, aus einem: »Sie sollten nach Balbec kommen«, unser gesamtes Leben und Werk hervorgegangen sind. Wir verspüren ihm gegenüber keinerlei Erkenntlichkeit, ohne daß das von Undank zeugt, denn als er jene Worte sagte, hat er ja durchaus nicht an die ungeheuren Folgen gedacht, die sie für uns haben würden. Vielmehr haben unsere Sensibilität und unser Verstand Umstände sich zu Nutzen gemacht, die, nachdem jener den ersten Anstoß gegeben hatte, einer aus dem anderen hervorgegangen sind, ohne daß er das Zusammenleben mit Albertine deutlicher als das Maskenfest bei den Guermantes hätte voraussehen können. Sein Anstoß war zweifellos notwendig, und insofern hängen die äußere Form unseres Lebens und sogar der Stoff unseres Werkes von ihm ab. Ohne Swann wären meine Eltern nie auf den Gedanken gekommen, mich nach Balbec zu schicken. Er war aber deswegen für die Leiden nicht verantwortlich, die er mir mittelbar dadurch bereitet hatte. Sie rührten aus meiner Schwäche. Unter der seinen hat er ja durch Odette genügend gelitten. Indem er jedoch so das Leben bestimmte, das wir geführt haben, schloß er gleichzeitig alle Leben aus, die uns anstelle von diesem hätten zufallen können. Hätte Swann Balbec nicht erwähnt, so hätte ich Albertine, den Speisesaal des Hotels, die Guermantes nicht kennengelernt. Doch ich wäre anderswo hingegangen, ich hätte die Bekanntschaft anderer Leute gemacht, mein Gedächtnis sowohl wie meine Bücher wären von ganz anderen Bildern angefüllt worden, die ich mir gar nicht vorstellen kann und deren mir unbekannt gebliebene Neuheit mich verlockt und Bedauern in mir darüber weckt, daß ich nicht lieber ihnen entgegengegangen bin und daß nicht Albertine und der Strand von Balbec und

Rivebelle und die Guermantes mir auf immer unbekannt geblieben sind.

Mit dem Gesicht, wie ich es zum erstenmal vor dem Hintergrund des Meeres erblickt hatte, verband ich gewisse Dinge, über die ich zweifellos schreiben würde. In einer Hinsicht hatte ich recht, sie mit ihm zu verbinden: Hätte ich mich nämlich an jenem Tag nicht auf die Strandpromenade begeben und hätte ich sie nicht kennengelernt, so hätten sich all diese Ideen nicht entwickelt (es sei denn, es wäre durch eine andere geschehen). Ich hatte auch unrecht: Jene retrospektive Zeugungskraft, die wir in einem schönen Frauenantlitz finden können, kommt nämlich aus unseren Sinnen. Ganz gewiß hätte Albertine, zumal die Albertine von damals, diese Seiten, die ich schreiben würde, nicht verstanden. Doch gerade deswegen (und darin liegt ein Hinweis, daß man nicht in einer allzu betont intellektuellen Atmosphäre leben sollte), weil sie nämlich so verschieden von mir war, hatte sie mich durch den Kummer befruchtet und anfangs sogar durch das bloße Bemühen, sich das Andersartige vorzustellen. Wäre sie imstande gewesen, diese Seiten zu verstehen, hätte sie sie gerade deshalb nicht inspirieren können.

Die Eifersucht ist eine gute Anwerberin: Weist unser Bild eine Lücke auf, sucht sie uns auf der Straße die schöne Frau, die fehlte. Sie war nicht mehr schön, sie ist es von neuem geworden, denn wir sind eifersüchtig auf sie, sie wird die leere Stelle ausfüllen.

Wenn wir gestorben sind, werden wir keine Freude daran haben, daß das Bild in dieser Weise vervollständigt worden ist. Doch hat dieser Gedanke durchaus nichts Entmutigendes an sich, denn wir spüren, daß das Leben wohl doch etwas komplizierter ist, als man sagt, und daß auch die Umstände es sind. Es besteht nun aber eine dringende Notwendigkeit, diesen komplexen Charakter einmal aufzuzeigen. Die so nutzbringende Eifersucht entsteht nicht zwangsläufig aus einem Blick oder einem Bericht oder einer Retroflexion. Man kann

sie, ganz bereit, uns einen Stich zu versetzen, zwischen den Blättern eines Adreßbuchs entdecken, in dem, was für Paris den Titel *Tout-Paris* und für das Land den Titel *Annuaire des Châteaux* trägt.[1] Wir haben mit halbem Ohr die uns gleichgültig gewordene Schöne sagen hören, sie müsse auf ein paar Tage ihre Schwester im Pas-de-Calais, in der Nähe von Dünkirchen, besuchen; wir hatten ebenso vage vordem auch einmal daran gedacht, daß der Schönen doch wohl von Monsieur E. der Hof gemacht worden sei, den sie anscheinend nie mehr sah, denn nie besuchte sie mehr die Bar, in der sie sich früher mit ihm getroffen hatte. Was mochte ihre Schwester sein? Zimmermädchen vielleicht? Aus Diskretion hatten wir niemals diese Frage gestellt. Nun aber entdecken wir, als wir aufs Geratewohl den *Annuaire des Châteaux* aufschlagen, daß Monsieur E. sein Schloß im Pas-de-Calais, in der Nähe von Dünkirchen hat. Es besteht kein Zweifel mehr: Um der Schönen einen Gefallen zu tun, hat er ihre Schwester als Zimmermädchen engagiert, und wenn ihn jene in der Bar nicht mehr trifft, so läßt er sie eben zu sich kommen; er lebt fast das ganze Jahr in Paris, kann sie jedoch offenbar auch in der Zeit nicht entbehren, die er im Pas-de-Calais verbringt. Die von Wut und Liebe beschwingten Pinsel malen kräftig drauflos. Und doch, wenn dem gar nicht so wäre? Wenn wirklich Monsieur E. die Schöne nie mehr sähe, wohl aber aus Gefälligkeit ihre Schwester an einen Bruder empfohlen hätte, der seinerseits das ganze Jahr hindurch im Pas-de-Calais residiert? Dann besucht sie vielleicht sogar ihre Schwester zufällig zu einem Zeitpunkt, zu dem Monsieur E. gar nicht dort in der Gegend ist, denn sie kümmern sich um einander nicht mehr. Noch dazu ist am Ende die Schwester nicht einmal Zimmermädchen im Schloß oder sonst irgendwo, sondern hat Verwandte im Pas-de-Calais. Unser Schmerz des ersten Augenblicks weicht diesen letzten Vermutungen, die auf jede Eifersucht beschwichtigend wirken müssen. Aber was tut das schon? Verborgen in den Seiten des *Annuaire des Châteaux*,

ist sie im rechten Moment aufgetreten, denn jetzt ist die leere Stelle auf der Leinwand zugedeckt. Alles fügt sich trefflich zusammen dank der durch die Eifersucht herbeigerufenen Schönen, um derentwillen wir bereits nicht mehr eifersüchtig sind und die wir nicht mehr lieben.

* In diesem Augenblick kam der Diener und sagte mir, ich könne, da das erste Stück beendet sei, die Bibliothek verlassen und mich in die Salons begeben. Das rief mir in Erinnerung, wo ich mich befand. Doch ließ ich mich in den Überlegungen, die ich anzustellen begonnen hatte, keineswegs stören; auch störte es mich nicht, daß mir dieser Ausgangspunkt zu einem neuen Leben, den ich in der Einsamkeit nicht finden konnte, durch eine mondäne Veranstaltung, durch die Rückkehr in die Gesellschaft zugeführt worden war. Diese Tatsache hatte an sich nichts Ungewöhnliches, da ein Eindruck, der in mir den ewigen Menschen auferwecken konnte, nicht unbedingter an die Einsamkeit als an die Gesellschaft gebunden sein muß (wie ich früher meinte, wie es vielleicht auch früher für mich gewesen war und wie es vielleicht noch hätte sein müssen, wenn ich mich harmonisch entwickelt hätte, anstelle dieses langen Stillstands, der erst jetzt ein Ende zu nehmen schien). Da ich diesen Eindruck von Schönheit nur dann fand, wenn ein noch so unbedeutender gegenwärtiger Eindruck in mir einen identischen früheren Eindruck unmittelbar auferweckte, den ersten gleichzeitig auf mehrere Epochen ausdehnte und dadurch meine Seele, in der die besonderen Empfindungen gewöhnlich eine so große Leere zurückließen, mit einer allgemeinen Essenz erfüllte, bestand nämlich kein Grund, weshalb ich Empfindungen dieser Art nicht ebensogut in der Gesellschaft wie in der Natur finden sollte, werden sie uns doch vom Zufall zugeführt, nicht ohne die Hilfe jener speziellen Erregung, wenn an den Tagen außerhalb des alltäglich dahinströmenden Lebens selbst die einfachsten Dinge in uns von neuem Empfindungen wecken, die sonst die Gewohnheit unserem Nervensystem erspart. Daß gerade diese und allein

diese Art von Empfindungen zum Kunstwerk hinführen, dafür wollte ich jetzt den objektiven Grund zu finden versuchen und die Gedanken wiederaufnehmen, die mir in der Bibliothek in ununterbrochener Folge zugeflossen waren; denn ich fühlte, daß die Auslösung des geistigen Lebens in mir jetzt dauerhaft genug war, um im Salon inmitten der Gäste ebenso vorzuhalten wie in mir allein in der Bibliothek. Es schien mir, daß ich unter diesem Gesichtspunkt sogar mitten in der zahlreichen Versammlung meine Einsamkeit werde wahren können. Aus dem gleichen Grund nämlich, aus dem große Ereignisse nicht von außen auf die Kräfte unseres Geistes Einfluß nehmen und ein mittelmäßiger Schriftsteller, auch wenn er in einer epischen Epoche lebt, ein ebenso mittelmäßiger Schriftsteller bleibt, bildeten in der Welt der Gesellschaft nur die von uns mitgebrachten gesellschaftlichen Neigungen eine Gefahr. An sich aber war jene Welt der Gesellschaft ebenso außerstande, einen mittelmäßig zu machen, wie ein heroischer Krieg einen schlechten Dichter zu einem erhabenen macht.

Ob es nun theoretisch nützlich sein mochte oder nicht, daß das Kunstwerk in dieser Art und Weise beschaffen ist – bis ich diesen Punkt untersucht haben würde, wie es zu tun ich gleich vorhatte, konnte ich jedenfalls, soweit es mich betraf, nicht leugnen, daß ich wahrhaft ästhetische Eindrücke immer nur in der Folge von Empfindungen dieser Art gekannt hatte. Allerdings waren sie in meinem Leben ziemlich selten gewesen, aber sie bestimmten es; ich konnte in der Vergangenheit einige jener Höhepunkte wiederfinden, die ich zu Unrecht aus den Augen verloren hatte (was ich künftig nicht mehr zu tun gedachte). Schon jetzt aber konnte ich sagen, daß es sich zwar hier bei mir in dieser alles andere ausschließenden Wichtigkeit gewiß um einen ganz persönlichen Zug handelte, ich aber doch beruhigt sein durfte, wenn ich entdeckte, daß er mit weniger deutlichen, aber doch unterscheidbaren, im Grund fast analogen Zügen bei gewissen Schriftstellern verwandt zu finden war. Knüpft nicht an eine Empfindung von der Art derje-

nigen der Madeleine der schönste Teil der *Mémoires d'outre-Tombe* an: »Gestern am Abend ging ich allein spazieren … Ich wurde aus meinem Nachdenken durch den Schlag einer Drossel geholt, die auf dem höchsten Ast einer Birke saß. Im gleichen Augenblick ließ dieser zaubrische Ton vor meinen Augen das väterliche Besitztum wiedererstehen! Ich vergaß die Katastrophen, deren Zeuge ich gewesen war, und plötzlich in die Vergangenheit versetzt, sah ich die Felder wieder vor mir, aus denen so oft der Drosselschlag an mein Ohr gedrungen war.« Einer der zwei oder drei schönsten Sätze dieser Memoiren aber ist gewiß der folgende: »Ein feiner, süßer Duft von Heliotrop entströmte einem kleinen Acker mit blühenden Bohnen; er wurde uns nicht durch einen Wind der Heimat zugetragen, sondern durch eine rauhe Neufundlandbrise, die keine Beziehung hatte zu der in der Ferne einsam blühenden Pflanze und kein Verständnis für die Lust der Erinnerung. In diesem Duft, der nicht der Schönheit entströmte, der nicht aus ihrem Schoß etwas von ihrer Reinheit erhielt und sich nicht über ihre Spuren ergoß, in diesem Duft eines anderen Himmelsstrichs, einer anderen Kultur und einer fremden Welt lag alle Melancholie um Verlorenes, um Fernes, um die Jugend.«[1] Eines der Meisterwerke der französischen Literatur, *Sylvie* von Gérard de Nerval, gibt – genau wie, auf Combourg bezüglich, die *Mémoires d'outre-Tombe* – eine Empfindung wieder, die dem Geschmack der Madeleine und dem Drosselschlag durchaus an die Seite zu stellen ist.[2] Bei Baudelaire dann sind diese Reminiszenzen zahlreicher, aber fraglos weniger unwillkürlich und folglich meiner Meinung nach weniger entscheidend. Wählerischer und zugleich lässiger sucht der Dichter in eigenwilliger Weise im Duft der Frau zum Beispiel, in dem ihres Haares, ihrer Brust, die inspirierenden Analogien, dank denen »des ungeheuren Himmelrundes Bläue« und »ein Hafen, von Flammen und Masten durchstrahlt«[1] vor seinen Augen ersteht. Ich suchte mich gerade an die Stücke bei Baudelaire zu erinnern, denen eine in

dieser Weise transponierte Empfindung zugrunde liegt, um mir vollends einen Platz in einer edlen Ahnenreihe und damit die Gewißheit zu verschaffen, daß das Werk, an dessen Inangriffnahme ich mich durch nichts mehr gehindert fühlte, das Bemühen wert war, das ich ihm widmen wollte, als ich mich – unten an der Treppe angekommen, die von der Bibliothek hinunterführte – plötzlich in dem großen Saal und inmitten eines Festes vorfand, das mir von allen, denen ich früher beigewohnt hatte, sehr verschieden erscheinen und für mich einen ganz besonderen Aspekt annehmen, einen ganz neuen Sinn erhalten sollte. Tatsächlich vollzog sich, sobald ich in den großen Saal eingetreten war – obwohl ich immer noch genau an dem Punkt, an dem ich mich zuvor befunden hatte, an meinem Plan festhielt –, eine überraschende Wendung der Dinge, aus der sich der denkbar schwerste Einwand gegen mein Unterfangen ergeben sollte, ein Einwand, den ich zweifellos überwinden würde, der aber, während ich mich in meinem Inneren noch weiter mit den Bedingungen des Kunstwerkes beschäftigte, durch das hundertfach wiederholte Beispiel gerade der Erwägung, die am geeignetsten war, mich zum Zögern zu veranlassen, meine Gedankengänge unaufhörlich unterbrechen sollte.

Im ersten Augenblick begriff ich nicht, weshalb ich nur zögernd den Hausherrn und die Gäste wiedererkannte und weshalb jeder einzelne von ihnen eine Maske angelegt zu haben schien, durch starkes Pudern vor allem, das sie alle völlig veränderte.[2] Der Fürst zeigte immer noch beim Empfang der Gäste die wohlwollende Miene eines Königs aus einem Märchenspiel, die ich beim ersten Mal bei ihm festgestellt hatte, diesmal aber hatte er sich offenbar selbst der Etikette verschrieben, die er seinen Gästen auferlegte, und sich einen weißen Bart umgehängt, sowie seine Füße mit einer Art von bleiernen Sohlen beschwert; anscheinend hatte er es übernommen, eines der »Lebensalter« darzustellen. Sein Schnurrbart war ebenfalls weiß, als sei auf ihm etwas von dem Reif aus dem Wald

des kleinen Däumlings hängengeblieben, und schien den darunter erstarrten Mund zu behindern; er hätte ihn, nachdem er seine Wirkung getan, einfach abnehmen sollen. Tatsächlich erkannte ich ihn nur mit Hilfe einer Überlegung wieder und indem ich aus der schlichten Ähnlichkeit gewisser Züge auf eine Identität der Person meine Schlüsse zog. Ich weiß nicht, was der kleine Fezensac auf sein Gesicht getan hatte, aber während andere teils die Hälfte ihres Bartes, teils nur ihren Schnurrbart mit einer weißen Schicht überdeckt trugen, hatte er, ohne sich bei solchen bloßen Umfärbungen aufzuhalten, ein Mittel gefunden, sein Gesicht mit Runzeln und seine Brauen mit struppigen Haaren zu versehen; all das stand ihm übrigens nicht, sein Gesicht machte einen verhärteten, zu Bronze erstarrten, zeremoniösen Eindruck und ließ ihn soviel älter erscheinen, daß man nicht mehr für möglich gehalten hätte, das alles gehöre einem jungen Mann. Sehr viel mehr noch staunte ich im gleichen Augenblick, als »Herzog von Châtellerault« einen kleinen Greis mit einem silbernen Diplomatenschnurrbart bezeichnet zu hören, in dem nur ein winziger gleichbleibender Rest des Blicks mir gestattete, den jungen Mann wiederzuerkennen, den ich einmal als Besucher im Haus von Madame de Villeparisis angetroffen hatte.[1] Bei der ersten Person, die ich dadurch zu identifizieren vermochte, daß ich mich bemühte, von der Verkleidung abzusehen und die natürlichgebliebenen Züge durch eine Gedächtnisanstrengung zu vervollständigen, hätte mein zunächst gefaßter Gedanke sein sollen – und war es vielleicht sogar weniger als eine Sekunde lang –, sie dazu zu beglückwünschen, daß sie sich so wunderbar geschminkt habe, daß man zuerst, bevor man sie wiedererkannte, ein Zögern verspürte, wie beim Anblick von großen Schauspielern, wenn diese auf der Bühne in einer Rolle erscheinen, in der sie denkbar wenig sich selbst gleichen, so daß das Publikum, wiewohl durch das Programm unterrichtet, einen Augenblick stutzt, bevor es in Beifallsstürme ausbricht.

Unter diesem Gesichtspunkt war der Außerordentlichste von allen mein persönlicher Feind, Monsieur d'Argencourt[1] , der wahre Höhepunkt der Matinee. Nicht nur hatte er sich anstelle seines kaum pfeffer- und salzfarbenen Bartes einen höchst auffallenden neuen von unwahrscheinlicher Weiße zugelegt, sondern er war auch (so sehr vermögen geringfügige materielle Veränderungen eine Person zu verkleinern oder zu vergrößern, ja sogar viel mehr noch, ihren nach außen sichtbaren Charakter, ihre Persönlichkeit zu verändern) zu einem gar keine Achtung mehr einflößenden alten Bettler geworden; so echt sogar spielte dieser Mann, dessen steifleinene Förmlichkeit mir in der Erinnerung noch gegenwärtig war, seine Rolle eines unappetitlichen Alten, daß seine Glieder unaufhörlich zitterten und die schlaffen Züge seines gewöhnlich hochmütigen Gesichts in törichter Selbstzufriedenheit beständig lächelten. Bis zu diesem Punkt getrieben, wird die Kunst der Verkleidung tatsächlich noch mehr als das, eine völlige Transformation der Persönlichkeit. Zwar bestätigten mir ein paar geringfügige Züge, daß es wirklich Argencourt war, der diesen nicht wiederzugebenden pittoresken Anblick bot, aber wie viele verschiedene Zustände eines Gesichts mußte ich nacheinander durchmessen, wenn ich das jenes Argencourt wiederfinden wollte, den ich gekannt hatte und der so verschieden von sich selbst war, obwohl ihm dazu einzig sein eigener Körper zur Verfügung stand! Es war dies offenbar der äußerste Punkt, bis zu dem er ihn hatte bringen können, ohne daran zu sterben; das unübertrefflich stolze Gesicht und der so hochmütig wie möglich im Rückgrat durchgedrückte Rumpf waren jetzt nichts anderes als ein haltlos flatternder, aufgeweichter Fetzen. Wenn man sich an gewisse Formen des Lächelns zurückerinnerte, mit denen Argencourt ehemals zuweilen für einen Augenblick seinen Hochmut etwas gemildert hatte, konnte man in dem leiblich anwesenden d'Argencourt nur schwer denjenigen wiederfinden, den ich so oft gesehen hatte; nur schwer konnte man begreifen, daß die Möglichkeit

dieses jetzigen, an einen trotteligen alten Kleiderhändler gemahnenden Lächelns in dem korrekten Gentleman von ehedem schon vorgezeichnet gewesen war. Falls aber Argencourt mit diesem Lächeln noch immer die gleiche Absicht verfolgte, so wurde es doch durch die unerhörte Verwandlung des Gesichts, ja, durch den Stoff sogar des Auges, mit dem er ihm Ausdruck gab, zu etwas so völlig anderem, daß er ganz verschieden von dem früheren und sogar wie das eines anderen Menschen wirkte. Ich wurde von unwiderstehlichem Lachreiz gepackt beim Anblick dieses großspurigen Tattergreises, der in seiner gutmütigen Selbstkarikatur im gleichen Grad senil wirkte wie in tragischer Form der vom Schlag getroffene, überhöfliche Monsieur de Charlus. In seiner neuen Inkarnation als possenhafter Todeskandidat nach Art eines durch Zusatz von etwas Labiche noch übersteigerten Regnards[1] war Monsieur d'Argencourt ebenso zugänglich, ebenso gefällig wie Monsieur de Charlus, der in seiner Maske eines Königs Lear beflissen sein Haupt entblößte, wenn jemand, sei er auch noch mittelmäßig in seiner Position, ihm seinen Gruß erwies. Gleichwohl kam ich nicht auf den Gedanken, Monsieur d'Argencourt für den außerordentlichen Anblick, den er bot, meine Bewunderung auszusprechen. Nicht meine ehemalige Antipathie hinderte mich daran, denn er hatte es fertiggebracht, so sehr von sich selbst verschieden zu sein, daß ich der Illusion unterlag, vor einer anderen Person zu stehen, die so wohlwollend, so wehrlos und so inoffensiv wirkte, wie der vertraute Argencourt ablehnend, feindlich und gefährlich gewesen war. So sehr war er zu einer anderen Person geworden, daß es mir beim Anblick dieser unsagbar fratzenhaften, komischen weißen Gestalt, dieses Weihnachtsmanns, der einen kindisch gewordenen General Durakin[1] spielte, vorkam, als könne das menschliche Wesen ebenso vollständige Metamorphosen durchmachen wie gewisse Insekten. Ich hatte den Eindruck, als schaute ich durch die instruktive Glasscheibe eines naturwissenschaftlichen Museums und betrachtete, was aus

dem beweglichsten und zielsichersten Insekt zu werden vermag; die Gefühle jedenfalls, die mir Monsieur d'Argencourt bislang eingeflößt hatte, vermochte ich angesichts dieser molluskenhaften, mehr zuckenden als kriechenden Larve einfach nicht wiederzufinden. Doch ich schwieg, ich beglückwünschte Monsieur d'Argencourt nicht dazu, daß er dieses Schauspiel bot, das die Grenzen, innerhalb deren sich die Verwandlung des menschlichen Körpers vollziehen kann, besonders weit hinauszuschieben schien.

In den Kulissen des Theaters oder auf einem Kostümball ist man geneigt, aus Höflichkeit die Mühe zu übertreiben, mit der man die verkleideten Personen wiedererkennt, ja, es als fast unmöglich hinzustellen. Hier dagegen riet mir mein Instinkt, solche Regungen soweit möglich zu unterdrücken. Ich spürte, daß in ihnen nichts Schmeichelhaftes lag, weil ja die Verwandlung nicht gewollt war, und besann mich schließlich darauf – etwas, woran ich nicht gedacht hatte, als ich diesen Salon betrat –, daß jedes Fest, so einfach es auch ist, sofern es stattfindet, nachdem man lange Zeit aufgehört hat, die Gesellschaft aufzusuchen, und noch dazu einige der gleichen Personen vereint, die man früher schon kannte, die Wirkung eines Maskenballs hat, des allergelungensten, bei dem man sich allen Ernstes von den anderen »intrigiert«[1] fühlt, während sie doch die Masken, die sie seit langem unfreiwillig angelegt haben, durch Abschminken nicht zum Verschwinden zu bringen vermögen, nachdem das Fest verrauscht ist. Intrigiert von den anderen? Ach, auch wir selbst intrigieren jene: Denn die Schwierigkeit, die für mich darin lag, den richtigen Namen zu finden, der jeweils zu den Gesichtern gehörte, schien gleichermaßen für alle Personen zu bestehen, die das meine sahen und so wenig beachteten, als hätten sie es nie zuvor gesehen, oder aber eine von ihm verschiedene Erinnerung aus dem gegenwärtigen Aspekt mühevoll herauszulesen versuchten.

Als Monsieur d'Argencourt diese außerordentliche »Nummer« vorführte, die in ihrem burlesken Charakter bestimmt

die packendste Ansicht von ihm war, die ich je in mir aufbewahren würde, war er einem Schauspieler vergleichbar, der ein letztes Mal auf die Bühne tritt, bevor der Vorhang inmitten von Lachsalven endgültig niederfällt. Wenn ich ihm nicht mehr böse war, so deshalb, weil in ihm, der die Unschuld des ersten Lebensalters wiedergefunden hatte, keine Erinnerung mehr an jene von Verachtung geprägten Vorstellungen vorhanden war, die er von mir gehabt haben mochte, keine Erinnerung auch daran, daß er mit angesehen hatte, wie Monsieur de Charlus meinen Arm jäh losließ, sei es, daß von solchen Gefühlen in ihm nichts mehr vorhanden war, sei es, daß sie, um bis zu uns zu gelangen, durch so entstellende physische Brechungen hindurchgehen mußten, daß sie unterwegs völlig die Richtung änderten und Monsieur d'Argencourt als guter Mensch erschien mangels physischer Mittel, weiterhin auszudrücken, daß er schlecht war, und seine ständige einladende Heiterkeit zu unterdrücken. »Einem Schauspieler vergleichbar« war dabei noch zuviel gesagt: Von allem entblößt, was eine bewußte Seele hätte verraten können, gestikulierte er wie eine zappelnde Marionette mit künstlichem weißen Bart und bewegte sich durch diesen Salon wie in einem Puppenspiel zugleich naturwissenschaftlichen und philosophischen Charakters, in dem er wie in einer Leichenrede oder einer Vorlesung an der Sorbonne als mahnendes Beispiel für die Eitelkeit aller Dinge oder als ein Spezimen der Zoologie diente.

Puppen waren sie, aber solche, die man, um sie mit demjenigen zu identifizieren, den man gekannt hatte, gleichzeitig auf verschiedenen hinter ihnen gelagerten Prospekten sehen mußte, die ihnen Tiefe gaben und einen zwangen, eine geistige Arbeit zu verrichten, wenn man diese greisenhaften Hampelmänner vor sich hatte, denn man war gezwungen, sie nicht nur mit den Augen, sondern gleichzeitig mit dem Gedächtnis zu betrachten. Puppen, die von den unstofflichen Farben der Jahre umwoben waren, Puppen, die die Zeit sichtbar werden ließen, die Zeit, die gewöhnlich nicht sichtbar, um es zu wer-

den, nach Körpern verlangt und, wo immer sie auf solche stößt, sich ihrer bemächtigt, um den Schein ihrer Laterna magica über sie gleiten zu lassen. Immateriell wie einst Golo auf dem Türknopf meines Zimmers in Combray, stand da der neue und so unkenntliche Argencourt vor mir wie die Offenbarung der Zeit, die er in einem gewissen Maße sichtbar machte. Aus den neuen Elementen, die die Gestalt Argencourts und seine Persönlichkeit bildeten, las man eine bestimmte Zahl von Jahren ab, man erkannte die symbolische Gestalt des Lebens darin, nicht, wie es uns erscheint, das heißt permanent, sondern, wie es wirklich ist, nämlich als eine so wechselnde Atmosphäre, daß der stolze Grandseigneur sich am Abend darauf in der karikierten Gestalt eines Kleiderhändlers zeigt.

An anderen Personen ging diese Verwandlung, diese wirkliche Selbstentfremdung, über den Bereich der Naturgeschichte hinaus, und man staunte, wenn man einen Namen hörte, daß eine gleiche Person nicht wie Monsieur d'Argencourt die charakteristischen Merkmale einer neuen, völlig anderen Art, sondern die äußeren Züge eines anderen Charakters aufzuweisen vermochte. Ungeahnte Möglichkeiten hatte die Zeit wie aus Monsieur d'Argencourt auch aus diesem oder jenem jungen Mädchen gezogen, aber diese Möglichkeiten schienen, obwohl sie rein physiognomischer oder körperlicher Natur waren, dennoch die Persönlichkeit zu betreffen. Wenn die Gesichtszüge sich wandeln oder sich anders ordnen, wenn sie in einer gemeinhin langsameren Weise sich ausgleichen, nehmen sie mit einem neuen Aspekt auch eine andere Bedeutung an. So gab es diese oder jene Frau, die man als engstirnig und borniert gekannt hatte, bei der aber eine Verbreiterung der dadurch unkenntlich gewordenen Wangenpartie, eine nicht vorhersehbare Krümmung der Nase die gleiche Überraschung, oft sogar die gleiche freudige Überraschung hervorrief wie ein verständnisvolles, tiefes Wort, eine mutige, edle Tat, die man nie von ihr erwartet hätte. Um diese ganz neu

gewordene Nase sah man Horizonte sich öffnen, auf die man nie zu hoffen gewagt hätte. Güte und liebevoller Sinn, die früher unmöglich schienen, waren mit diesen Wangen auf einmal möglich geworden. Man konnte diesem Kinn gegenüber andeuten, was angesichts des vorhergehenden einem nie zu sagen eingefallen wäre. All diese neuen Gesichtszüge schlossen andere Charakterzüge ein; das engstirnige, magere junge Mädchen war eine behaglich breite, nachsichtige Matrone von Stand geworden. Nicht mehr in dem zoologischen Sinn, wie es bei Monsieur d'Argencourt der Fall war, sondern in einem sozialen und psychologischen Sinn konnte man sagen, daß hier eine neue Person vor einem stand.

Dank all diesen Seiten war eine Matinee wie die, auf der ich mich befand, etwas viel Wertvolleres als ein Bild der Vergangenheit; sie bot mir gleichsam alle aufeinanderfolgenden Bilder dar, die, von mir bislang nicht bemerkt, die Vergangenheit von der Gegenwart trennten, ja mehr noch, sie wies mir die Verbindung auf, die zwischen Gegenwart und Vergangenheit bestand; sie war wie das, was man früher als einen Guckkasten[1] bezeichnete, ein Guckkasten aber, der die Jahre zeigte, nicht eine Momentaufnahme, sondern eine Person in der entstellenden Perspektive der Zeit.

Was die Frau betraf, deren Liebhaber Monsieur d'Argencourt gewesen war, so hatte sie sich nicht sehr verändert, »wenn man Zeit bedachte, die verflossen war«, das heißt, ihr Gesicht war nicht allzu sehr zerstört für das eines Wesens, das unaufhörlich die Form verändert auf seiner Bahn durch den Abgrund, in den es geschleudert wurde, einen Abgrund, dessen Lage und Richtung wir nur durch lauter unzulängliche Vergleiche auszudrücken vermögen, denn wir können sie ja nur aus der Welt des Raumes wählen, und ob wir nun Höhe, Breite oder Tiefe dafür heranziehen, der einzige Vorzug solcher Vergleiche bleibt stets, uns begreiflich zu machen, daß diese nicht faßbare, jedoch spürbare Dimension existiert. Die Notwendigkeit, tatsächlich den Lauf der Jahre zurückzuver-

folgen, wenn ich den Figuren einen Namen geben wollte, zwang mich als Reaktion darauf in der Folge, die Jahre, an die ich nicht gedacht hatte, zu rekonstruieren, indem ich ihnen ihren wirklichen Platz zuwies. Unter diesem Gesichtspunkt und um mich nicht durch die scheinbare Identität im Raum täuschen zu lassen, war der ganz neue Anblick eines Wesens wie Monsieur d'Argencourt für mich eine verblüffende Offenbarung der Wirklichkeit des Jahrgangs, die gewöhnlich für uns etwas Abstraktes bleibt, so wie in anderer Weise das Auftreten gewisser Zwerg- oder riesiger Affenbrotbäume uns von der Veränderung der Meridianziffer Kunde gibt.

Dann erscheint uns das Leben wie ein Märchenspiel, in dem man von einem Akt zum anderen das kleine Kind zum Jüngling, zum reifen Mann werden und dem Grab sich zuneigen sieht. Wie man aber nun an den unaufhörlichen Verwandlungen verspürt, daß diese in ziemlich großen Altersabständen vorgeführten Wesen so verschieden voneinander sind, fühlt man auch, daß man selbst dem gleichen Gesetz unterliegt wie jene Geschöpfe, die sich immer weiter gewandelt haben, bis sie, ohne es deswegen nicht mehr zu sein – ja sogar gerade, weil sie nie aufhören, es zu sein –, dem nicht mehr gleichen, was wir einst in ihnen gesehen haben.

Eine junge Frau, die ich früher gekannt hatte, die jetzt weißhaarig und zu einer boshaften kleinen Person zusammengeschrumpft war, erschien wie ein Hinweis darauf, daß notwendigerweise im Schlußballett eines Stücks die Mitspieler so verkleidet auftreten, daß man sie nicht erkennt. Ihr Bruder jedoch erschien so aufrecht und war sich selbst so gleich geblieben, daß man sich wunderte, weshalb er auf seinem jungen Gesicht den schön aufgezwirbelten Schnurrbart weiß gefärbt haben mochte. Die weißen Partien in den bis dahin völlig schwarzen Bärten machten die menschliche Landschaft dieser Matinee zu etwas Melancholischem, ganz wie die ersten gelben Blätter der Bäume, wenn man glaubte, noch auf einen langen Sommer rechnen zu können, und – bevor man

angefangen hat, ihn recht zu nutzen – feststellen muß, daß es Herbst geworden ist. Da bemerkte ich, der ich seit meiner Kindheit immer nur von einem Tag auf den anderen lebte und der ich mir von mir selbst und den anderen ein definitives Bild gemacht hatte, an den Metamorphosen, die sich an all diesen Leuten vollzogen hatten, zum erstenmal die Zeit, die für sie vergangen war; das aber trug mir die bestürzende Offenbarung ein, daß sie ebenso für mich vergangen war. Obgleich an sich etwas Gleichgültiges, verstörte mich ihr hohes Alter, da es mir das Nahen des meinigen drohend vor Augen stellte. Und dieses Nahen wurde mir nun Schlag auf Schlag durch Bemerkungen zu Bewußtsein gebracht, die im Abstand von nur wenigen Minuten mein Ohr berührten wie die Posaunen des Jüngsten Gerichts. Die erste kam von den Lippen der Herzogin von Guermantes. Ich hatte sie eben erblickt, wie sie durch das doppelte Spalier der Neugierigen heranschritt, die, ohne sich über die wunderbaren, auf sie einwirkenden Kunstgriffe von Toilette und Kosmetik Rechenschaft zu geben, tiefbewegt beim Anblick dieses rotflammenden Hauptes und lachsartigen Körpers, wie er eben auftauchte aus seinen in schwarzer Spitze gearbeiteten Flossen, von Geschmeiden umschnürt, ihn betrachteten, in der ererbten Biegung seiner Linien, als hätten sie einen alten, mit Edelsteinen besetzten heiligen Fisch vor sich, in dem sich der Schutzgeist der Familie der Guermantes verkörperte. »Oh! Welche Freude, Sie zu sehen, Sie, meinen ältesten Freund«, sagte sie zu mir. Während ich aber in meiner Eigenliebe eines jungen Mannes aus Combray, der niemals zu irgendeinem Zeitpunkt für möglich gehalten hätte, einer ihrer Freunde zu sein und wahrhaft an dem geheimnisvollen Leben teilzuhaben, das man bei den Guermantes führte – einer ihrer Freunde mit dem gleichen Recht wie Monsieur de Bréauté, Monsieur de Forestelle, wie Swann, wie alle diejenigen, die nicht mehr lebten –, mich hätte geschmeichelt fühlen müssen, war ich darüber vor allem unglücklich. Ihr ältester Freund! sagte ich zu mir, wirklich, sie

übertreibt; vielleicht einer der ältesten, aber bin ich denn … In diesem Augenblick näherte sich mir ein Neffe des Fürsten von Guermantes: »Sie, der Sie ein alter Pariser sind«, sagte er zu mir. Eine Minute darauf wurde mir ein Briefchen überbracht. Ich war bei meiner Ankunft einem jungen Létourville begegnet, von dem ich nicht mehr wußte, wie er mit der Herzogin verwandt war, der mich jedoch oberflächlich kannte. Er hatte gerade Saint-Cyr verlassen, und da ich mir sagte, er könne für mich ein netter Kamerad sein, wie es Saint-Loup gewesen war, und mich in militärische Dinge samt den Änderungen einweihen, die inzwischen darin eingetreten waren, hatte ich ihm in Aussicht gestellt, wir könnten uns hinterher treffen und uns zu einem gemeinsamen Abendessen verabreden, wofür er mir lebhaft dankte. Ich aber hatte mit meinen Träumereien in der Bibliothek so viel Zeit vertrödelt, daß dieses von ihm hinterlassene Briefchen mir nur sagen sollte, er habe nicht länger auf mich warten können, sowie seine Adresse enthielt. Der Brief dieses erträumten Gefährten endete folgendermaßen: »Ihr sehr ergebener junger Freund Létourville.« »Junger Freund!« So hatte ich selbst früher in Briefen an Leute unterschrieben, die dreißig Jahre älter waren als ich, zum Beispiel Legrandin. Wie? Dieser Offiziersanwärter, in dem ich einen Kameraden à la Saint-Loup gesehen hatte, bezeichnete sich als mein junger Freund? Dann aber hatten sich vielleicht nicht allein die militärischen Methoden seither gewandelt und für Monsieur de Létourville war ich also kein Kamerad, vielmehr ein alter Herr; war ich also von Monsieur de Létourville, in dessen Gesellschaft ich mich gesehen hatte, wie ich mir selbst erschien, nämlich als guter Freund, war ich von ihm also durch das Ausschlagen der Nadel eines unsichtbaren Kompasses getrennt, an den ich nicht gedacht hatte, der mir aber meinen Platz so weit entfernt von dem jungen Offiziersanwärter anwies, daß ich offenbar demjenigen, der sich als mein junger Freund bezeichnete, nunmehr als alter Herr erschien?

Fast gleich darauf sprach jemand von Bloch, und ich fragte, ob von dem jungen Bloch die Rede sei oder von dem Vater (der, was ich nicht wußte, während des Kriegs – aus Erregung, wie es hieß, über den Angriff auf Frankreich – gestorben war). »Ich wußte nicht, daß er Kinder hat, ich wußte nicht einmal, daß er verheiratet ist«, antwortete mir der Fürst. »Doch sprechen wir offenbar von dem Vater, denn ein junger Mann ist er wirklich nicht mehr«, fügte er lachend hinzu. »Er könnte sehr wohl Söhne haben, die ihrerseits bereits junge Männer sind.« Ich begriff, daß es sich um meinen Kameraden handelte. Dieser trat denn auch einen Augenblick später ein.[1] Tatsächlich sah ich auf Blochs Gesicht übereinandergelagert jene schwächliche, immer Zustimmung ausdrückende Miene und die zittrigen Kopfbewegungen, jene Züge, die so schnell am Bremspunkt anlangen und die ich als eine geschickt bemäntelte Müdigkeit liebenswürdiger Greise gedeutet haben würde, hätte ich nicht in meinem Gegenüber den alten Freund erkannt und meine Erinnerung ihn daraufhin mit jenem nie versagenden jugendlichen Schwung beseelt, dem er gleichwohl im Augenblick zu entraten schien. Für mich, der ich ihn an der Schwelle des Lebens gekannt und nie aufgehört hatte ihn so zu sehen, war er mein Kamerad, ein Jüngling, dessen Jugend ich nach derjenigen bemaß, die ich seit jenem Augenblick weitergelebt zu haben meinte und deshalb unbewußt auch mir zuschrieb. Ich hörte jemanden sagen, man sehe ihm sein Alter an, und war ganz erstaunt, auf seinem Gesicht Züge zu erkennen, die eher für altgewordene Männer charakteristisch sind. Ich begriff den Grund dafür, nämlich daß er tatsächlich alt geworden war und daß aus Jünglingen, die eine ziemlich große Anzahl von Jahren überdauern, das Leben nun einmal Greise formt.

Als jemand auf eine Bemerkung hin, daß ich leidend sei, sich erkundigte, ob ich nicht fürchte, die Grippe zu bekommen, die zu jener Zeit[1] umging, beruhigte mich ein anderer wohlmeinend mit den Worten: »O nein, die bekommen eher

junge Menschen. Leute in Ihrem Alter riskieren da nicht mehr viel.« Es wurde mir auch versichert, das Personal habe mich durchaus wiedererkannt. Sie hätten meinen Namen geflüstert, erzählte mir eine Dame; sie habe gehört, wie sie »in ihrer Sprache« sagten: »Da kommt Vater …« (auf diese Bezeichnung war mein Name gefolgt); da ich keine Kinder hatte, konnte die Bemerkung sich nur auf mein Alter beziehen.

»Wie? Ob ich den Marschall[2] gekannt habe?« sagte die Herzogin zu mir. »Aber ich habe Leute gekannt, die eine weit größere Rolle gespielt haben, die Herzogin von Galliera, Pauline de Périgord, Monseigneur Dupanloup[3] .« Als ich das hörte, bedauerte ich in naiver Weise, nicht mehr gekannt zu haben, was sie als einen Rest von Ancien régime bezeichnete. Ich hätte daran denken sollen, daß man als »ancien régime« immer das bezeichnet, wovon man nur das Ende noch hat miterleben können. So nimmt jeweils das, war wir am Horizont erblicken, eine geheimnisvolle Größe an und scheint sich über einer Welt zu schließen, die man nicht wiedersehen wird; indessen schreiten wir selbst weiter und werden bald unsererseits am Horizont erscheinen für die Generationen, die erst nach uns kommen; der Horizont indessen weicht immer weiter zurück, und die Welt, die zu Ende gegangen scheint, fängt von neuem an. »Ich habe sogar, als ich ein junges Mädchen war«, fügte Madame de Guermantes hinzu, »noch die Herzogin von Dino[4] erlebt. Lieber Gott, Sie wissen ja, daß ich schließlich nicht mehr fünfundzwanzig bin.« Diese letzten Worte ärgerten mich. Sie sollte das nicht sagen, das paßt doch lediglich für eine alte Frau. Sofort aber überlegte ich mir, daß sie tatsächlich eine alte Frau war. »Sie allerdings«, fuhr sie fort, »sind noch immer der gleiche. Ja«, sagte sie zu mir, »Sie sind ganz erstaunlich, Sie bleiben immer jung« – eine Bemerkung, die doch so melancholisch ist, weil sie nur Sinn hat, wenn wir tatsächlich, wenn auch nicht dem Anschein nach, alt geworden sind. Den letzten Schlag versetzte sie mir mit den hinzugefügten Worten: »Ich habe immer bedauert, daß Sie

sich nicht verheiratet haben. Aber im Grund, wer weiß, ist es doch vielleicht gut. In Ihrem Alter hätten Sie Söhne im Krieg gehabt, und wenn sie gefallen wären wie der arme Robert (ich denke noch oft an ihn), so hätten Sie bei Ihrem empfindlichen Gemüt Ihre Kinder am Ende nicht überlebt.« Ich konnte mich nun wie in dem ersten wahren Spiegel sehen, dem ich begegnete, in den Augen von Greisen, die ihrer Meinung nach jung geblieben waren, so wie ich selbst es von mir meinte, und die, wenn ich mich ihnen gegenüber in dem Wunsch, sie dagegen protestieren zu hören, als Beispiel eines alten Mannes zitierte, in ihren Blicken, die mich so sahen, wie sie selbst sich nicht sahen, aber wie ich sie sah, auch nicht den Schatten eines Widerspruchs zu erkennen gaben; denn wir sahen nicht unser eigenes Bild, unser eigenes Alter, sondern jeder erkannte wie in einem Spiegel auf der gegenüberliegenden Seite einzig das des anderen. Allerdings wären wohl viele Leute bei der Entdeckung, daß sie gealtert waren, weniger traurig gewesen als ich. Doch erstens ist es mit dem Alter wie mit dem Tod. Einige begegnen ihnen mit Gleichgültigkeit, nicht weil sie mehr Mut, sondern weil sie weniger Einbildungskraft als die anderen haben. Dann aber ist auch ein Mann, der von Kindheit an eine gleiche Idee ins Auge faßt, dem jedoch Trägheit und schließlich sogar sein Gesundheitszustand – dadurch, daß sie beide ihm unaufhörlich zum Aufschieben der Verwirklichung jener Idee Anlaß geben – Abend für Abend den verflossenen, verlorenen Tag als null und nichtig streichen, so daß die Krankheit zwar das Altern seines Körpers beschleunigt, jedoch das seines Geistes aufhält, überraschter und bestürzter (wenn er sehen muß, daß er nie aufgehört hat, in der Zeit zu existieren) als andere, die wenig in sich gekehrt leben, sich nach dem Kalender richten und nicht mit einem Schlag die Gesamtsumme der Jahre entdecken, deren Addition sie Tag für Tag im Auge behalten haben. Doch ein noch schwerwiegenderer Grund erklärte meine Beängstigung; ich entdeckte dieses zerstörerische Wirken der Zeit gerade in dem Augen-

blick, in dem ich mich daran begeben wollte, in einem Kunstwerk Wirklichkeiten klarzustellen und verstandesmäßig zu formulieren, die außerzeitlich waren.

Bei einigen Menschen hatte das nach und nach erfolgende, aber in meiner Abwesenheit vollzogene Ersetzen jeder einzelnen Zelle durch eine andere eine so völlige Veränderung, eine so totale Metamorphose bewirkt, daß ich hundertmal beim Abendessen in einem Restaurant ihnen hätte gegenübersitzen können, ohne deshalb eher auf den Gedanken zu kommen, daß ich sie früher gekannt hatte, als ich die Königswürde eines inkognito reisenden Souveräns oder das Laster eines Unbekannten erraten hätte. Sofern ich ihren Namen hörte, ist der Vergleich sogar unzulänglich, denn man kann mit der Möglichkeit rechnen, daß ein Unbekannter, der einem gegenübersitzt, ein Verbrecher oder ein König ist, während ich diese Leute gekannt hatte oder doch zumindest Personen, die den gleichen Namen trugen, aber so verschieden von ihnen waren, daß ich nicht glauben konnte, sie seien dennoch dieselben. Wie ich es aber mit der Vorstellung von der Würde eines Königs oder von einem Laster gemacht hätte, einer Vorstellung, die auf der Stelle einem Unbekannten ein neues Gesicht verleiht, dem gegenüber man so leicht, als man ihn noch gleichsam mit verbundenen Augen ansah, die Taktlosigkeit hätte begehen können, herablassend oder liebenswürdig zu sein, in dessen gleichen Zügen man jetzt aber etwas Distinguiertes oder Verdächtiges entdeckt, bemühte ich mich gleichwohl, in das Gesicht der Unbekannten, der völlig Unbekannten, die Vorstellung einzuführen, sie sei Madame Sazerat, und es gelang mir schließlich, die ehemals bekannte Deutung dieses Gesichts wiederherzustellen, das freilich, da es so weit alle menschlichen Attribute, die ich daran gekannt hatte, verloren hatte wie ein Mensch, der wieder zum Affen geworden ist, wirklich völlig fremd, ganz und gar das einer anderen Person für mich geblieben wäre, wenn nicht der Name und die ausdrückliche Bestätigung der Identität mich trotz der Beschwer-

lichkeit des Problems auf den Weg zu einer Lösung geführt hätten. Manchmal jedoch erstand die frühere Person immerhin so deutlich, daß ich eine Konfrontation vornehmen konnte; wie mancher Zeuge jedoch, einem Angeklagten gegenübergestellt, den er gesehen hat, war ich angesichts des großen Unterschiedes trotz allem gezwungen zu sagen: Nein … ich erkenne sie nicht.

Gilberte de Saint-Loup sagte zu mir: »Wollen wir beide nicht allein in der Stadt zusammen zu Abend essen?« Als ich antwortete: »Wenn Sie es nicht kompromittierend finden, allein mit einem jungen Mann zu dinieren«, hörte ich ringsum alles lachen und fügte rasch hinzu: »oder vielmehr mit einem alten Mann«? Ich war mir bewußt, daß diese Wendung, die die anderen zum Lachen gebracht hatte, eine von denen war, die meine Mutter, für die ich immer ein Kind geblieben war, hätte gebrauchen können, wenn sie von mir sprach. Nun aber bemerkte ich, daß ich mich, um mich selbst zu beurteilen, auf den gleichen Standpunkt stellte wie sie. Wenn ich schließlich, so wie sie es auch getan hatte, gewisse Veränderungen registrierte, die sich seit meiner frühen Kindheit vollzogen hatten, so waren es doch immerhin schon sehr alte Veränderungen. Ich war bei denen stehengeblieben, aufgrund deren man eine Zeitlang, wobei man den Tatsachen fast noch vorgriff, gesagt hatte: »Er ist jetzt beinahe schon ein erwachsener junger Mann.« Ich dachte es noch immer, doch nun freilich mit ungeheurer Verspätung. Ich bemerkte nicht, wie sehr ich mich verändert hatte. Woran aber stellten sie, die so laut herausgelacht hatten, es denn eigentlich fest? Ich hatte kein graues Haar, mein Schnurrbart war schwarz. Ich hätte sie gern gefragt, worin sich ihnen der Augenschein der furchtbaren Tatsache offenbarte.

Jetzt aber begriff ich, was das Alter war – das Alter, das von allen Wirklichkeiten vielleicht diejenige ist, von der wir im Leben am längsten eine rein abstrakte Vorstellung behalten, während wir auf den Kalender blicken, unsere Briefe da-

tieren und sehen, wie unsere Freunde, die Kinder unserer Freunde, sich verheiraten, ohne daß wir – sei es aus Furcht, sei es aus Trägheit – begreifen, was das bedeutet, bis der Tag erscheint, an dem wir eine unbekannte Silhouette bemerken wie die des Monsieur d'Argencourt, die uns lehrt, daß wir in einer neuen Welt leben; bis zu dem Tag, an dem der Enkel einer unserer Freundinnen, ein junger Mann, den wir instinktiv als Kameraden behandeln, lächelt, als ob wir uns über ihn lustig machen wollten, da wir ihm wie ein Großvater vorgekommen sind; ebenso begriff ich nun, was der Tod, die Liebe, die Freuden des Geistes, die Nützlichkeit des Schmerzes, die Berufung usw. bedeuteten. Denn wenn auch die Namen für mich an Individualität verloren hatten, offenbarten die Wörter mir doch ihren vollen Sinn. Die Schönheit der Bilder wohnt hinter den Dingen, die der Ideen vor ihnen, so daß die erste aufhört, uns in Erstaunen zu setzen, wenn wir zu den Dingen vorgedrungen sind, während man die zweite erst begreift, wenn man die Dinge hinter sich gelassen hat.

Gewiß konnte mir die grausame Entdeckung, die ich soeben gemacht hatte, in bezug auf den Stoff meines Buchs nur von Nutzen sein. Da ich entschieden hatte, daß dieser Stoff nicht einzig aus den wirklich erfüllten Eindrücken bestehen könne, solchen, die außerhalb der Zeit gelegen waren, würden unter den Wahrheiten, mit denen ich sie einzufassen gedachte, auch solche, die sich auf die Zeit beziehen, auf die Zeit, in der die Menschen, die Gesellschaften, die Nationen weben und sich wandeln, einen bedeutenden Raum einnehmen. Ich würde dabei nicht nur Sorge tragen, jenen Veränderungen einen Platz einzuräumen, denen das Aussehen der Einzelwesen untersteht und von denen mir in jeder Minute neue Beispiele vor Augen traten, denn während ich an mein Werk dachte, das jetzt endgültig genug auf dem Weg des Entstehens war, um sich nicht mehr durch vorübergehende Zerstreuungen hintanhalten zu lassen, fuhr ich fort, den Leuten, die ich kannte, gu-

ten Tag zu sagen und mit ihnen zu sprechen. Das Alter zeigte sich übrigens nicht bei allen in der gleichen Weise an.

Ich bemerkte, wie jemand sich nach meinem Namen erkundigte, und erfuhr, daß es Monsieur de Cambremer sei. Um dann zu zeigen, daß er mich erkannte, fragte er mich: »Haben Sie immer noch Ihre Erstickungsanfälle?«[1] Und auf meine bejahende Antwort fügte er hinzu: »Sie sehen, das verhindert nicht, daß man ein hübsches Alter erreicht«, ganz als ob ich schon hundert Jahre alt wäre. Ich sprach zu ihm, während ich meine Augen scharf auf die zwei oder drei Züge heftete, denen ich kraft meines Denkens einen Platz in der sonst so völlig anderen Synthese aus meinen Erinnerungen geben konnte, die für mich seine Person ausmachten. Einen Augenblick lang aber wandte er halb den Kopf. Da gewahrte ich, daß er unkenntlich geworden war durch das Auftreten enormer roter Wülste auf den Wangen, die ihn daran hinderten, Mund und Augen vollends aufzutun, so daß ich verdutzt dastand und diese Art von Karbunkel nicht anzusehen wagte, da es mir geziemend erschien, daß er es als erster ansprach. Doch wie ein tapferer Patient spielte er nicht darauf an, sondern lachte, und ich bekam schon Angst, es werde wie Herzlosigkeit wirken, wenn ich nicht danach fragte, wie Taktlosigkeit jedoch, wenn ich es dennoch täte. »Aber treten sie mit zunehmendem Alter nicht immerhin seltener auf?« wollte er wissen und meinte damit noch immer meine Erstickungsanfälle. Ich verneinte die Frage. »O doch! Meine Schwester leidet merklich weniger darunter als früher«, widersprach er mir gewissermaßen, als könne es für mich nicht anders als für seine Schwester sein und als stelle das Alter eines der Heilmittel dar, von denen er nicht zugeben wollte, daß sie, wenn sie Madame de Gaucourt gut getan hatten, bei mir nicht helfen sollten. Da Madame de Cambremer-Legrandin zu uns getreten war, fürchtete ich mehr und mehr, als fühllos angesehen zu werden, wenn ich nicht mein Bedauern über das ausdrückte, was ich auf dem Antlitz ihres Gatten bemerkte, wagte aber

gleichwohl nicht, als erster davon zu sprechen. »Freuen Sie sich, ihn wiederzusehen?« sagte sie zu mir. »Geht es ihm denn gut?« fragte ich sie in zweifelndem Ton. »Lieber Gott, jedenfalls nicht schlecht, wie Sie sehen.« Sie hatte diese Krankheit nicht bemerkt, die meinen Blicken alles übrige verbarg und dabei nichts anderes war als eine der Masken der Zeit, die diese dem Gesicht des Marquis aufgeheftet hatte, doch so allmählich nur und schrittweise sie verstärkend, daß die Marquise davon nichts wahrgenommen hatte. Als Monsieur de Cambremer mit seinen Fragen wegen meiner Erstickungsanfälle fertig war, war es nunmehr an mir, mich mit leiser Stimme bei jemandem zu erkundigen, ob die Mutter des Marquis noch lebe. Bei der richtigen Einschätzung der vergangenen Zeit bietet Schwierigkeiten tatsächlich nur der erste Schritt. Es fällt einem anfangs nicht leicht, sich vorzustellen, daß soviel Zeit, dann aber, daß nicht sogar noch mehr Zeit vergangen ist. Man hatte niemals gedacht, daß das dreizehnte Jahrhundert so weit entfernt sei, hinterher aber macht es einem Mühe zu glauben, daß noch Kirchen aus dem dreizehnten Jahrhundert existieren, obwohl in Frankreich solche sogar in großer Zahl vorhanden sind. In wenigen Augenblicken hatte sich bei mir jener an sich sehr viel langwierigere Vorgang vollzogen, der sich bei Leuten abspielt, die zuerst Mühe hatten zu begreifen, daß eine Person, die sie in ihrer Jugend gekannt haben, nunmehr sechzig Jahre alt ist, und dann fünfzehn Jahre später noch größere Schwierigkeiten haben, wenn sie erfahren, daß sie immer noch lebt und erst fünfundsiebzig ist. Ich fragte Monsieur de Cambremer, wie es seiner Mutter gehe. »Sie ist immer noch ganz wundervoll«, sagte er zu mir, wobei er ein Adjektiv benutzte, das man in gewissen Familien – im Gegensatz zu den primitiven Stämmen, in denen man bejahrte Verwandte ohne Mitleid behandelt – für Greise verwendet, bei denen der Gebrauch der materiellen Fähigkeiten, wie zum Beispiel zu hören, noch zu Fuß zur Messe zu gehen und fühllos Trauerfälle hinzunehmen, in den Augen ihrer

Kinder von außerordentlicher geistiger Schönheit getränkt erscheint.

Andere, deren Gesicht intakt geblieben war, schienen nur in Verlegenheit zu kommen, wenn sie gehen mußten; man glaubte zuerst, die Beine täten ihnen weh, und dann erst begriff man, daß das Alter ihnen Sohlen aus Blei angeheftet hatte. Andere verschönte es, wie zum Beispiel den Fürsten von Agrigent. Aus diesem langen Dürren mit trübem Blick und mit Haaren, die ewig rötlich bleiben zu wollen schienen, war durch eine analoge Metamorphose, wie sie sich bei den Insekten vollzieht, ein Greis geworden, bei dem die roten, schon allzu lange an ihm feststellbaren Haare wie ein ausgedientes Tischtuch durch weiße ersetzt worden waren. Seine Brust hatte eine vordem bei ihm nie gesehene robuste, fast kriegerisch wirkende Fülle angenommen, als sei die dürftige Falterpuppe, die mir bekannt gewesen war, inzwischen aufgeplatzt; selbstbewußter Ernst entströmte seinen Augen, die ein ganz neues Wohlwollen spiegelten, mit dem er sich jedwedem zuzuneigen schien. Da aber trotz allem eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem fülligen gegenwärtigen Fürsten und dem Porträt bestand, das meine Erinnerung aufbewahrte, bewunderte ich die ursprüngliche Kraft der Erneuerung, die der Zeit innewohnt, versteht es diese doch, während sie die Einheit des Wesens und die Gesetze des Lebens respektiert, in dieser Weise das Szenenbild zu wechseln und kühne Kontraste in zwei aufeinanderfolgenden Aspekten in ein und dieselbe Person einzuführen. Viele dieser Leute identifizierte man nämlich sofort, doch nur etwa so, wie man in einer Ausstellung vereinigte schlechte Porträts von ihnen erkannt hätte, auf denen ein ungenauer und böswilliger Künstler einmal die Züge verhärtet, ein andermal die Frische des Teints oder die Leichtigkeit der Gestalt weggelassen und den Blick verdüstert hat. Bei einem Vergleich dieser Bilder mit denjenigen, die mir in meinem Gedächtnis vor Augen standen, mochte ich die, die mir zuletzt gezeigt wurden, entschieden weniger gern. Wie

man oft eine der Photographien, unter denen ein Freund uns zu wählen bittet, nicht so gut findet und zurückweist, hätte ich hier am liebsten zu jeder Person angesichts des Bildes ihrer selbst, das sie mir jetzt darbot, gesagt: Nein, nicht dieses hier, da sind Sie weniger gut getroffen, das sind Sie ja gar nicht. Ich hätte nicht gewagt hinzuzufügen: Anstelle Ihrer schönen geraden Nase hat man Sie hier mit der gebogenen Ihres Vaters dargestellt, die ich an Ihnen früher gar nicht kannte. Und tatsächlich handelte es sich um eine neue, jedoch familienübliche Nase. Kurzum, der Künstler, nämlich die Zeit, hatte alle diese Modelle in einer Weise wiedergegeben, daß sie noch zu erkennen waren; aber sie wirkten unähnlich, nicht weil sie geschmeichelt, sondern weil sie gealtert dargestellt waren. Dieser Künstler arbeitet übrigens äußerst langsam. So hatte die Zeit zum Beispiel jene Replik von Odettes Gesicht, deren Skizze ich an dem Tag, als ich zum erstenmal Bergotte gesehen hatte, in ganz leichten Strichen auf dem Antlitz Gilbertes erkannt hatte, endlich bis zu vollkommener Ähnlichkeit ausgestaltet, darin den Malern gleich, die ein Werk lange im Atelier behalten und von Jahr zu Jahr immer weiter vervollständigen.

Während gewisse Frauen ihr Alter dadurch eingestanden, daß sie sich schminkten, wurde es bei gewissen Männern gerade durch das Fehlen der Schminke sichtbar, Männern, auf deren Gesicht ich sie niemals ausdrücklich festgestellt hatte, die mir aber gleichwohl sehr verändert schienen, seitdem sie die Hoffnung zu gefallen und somit auch den Gebrauch von Schminke aufgegeben hatten. Einer von ihnen war Legrandin. Das nun weggelassene Rosa seiner Lippen und seiner Wangen, von dem ich nie vermutet hätte, es sei künstlich, gab seinem Gesicht die gräuliche Oberfläche und auch die skulpturale Präzision des Steins; es ließ seine länglichen fahlen Züge hervortreten wie die gewisser ägyptischer Götter. Götter? Eher Gespenster. Er hatte nicht nur aufgegeben, sein Gesicht anzumalen, sondern auch zu lächeln, seinen Blick aufleuchten

zu lassen und ausgeklügelte Reden zu führen. Man staunte, daß er so matt und gebrochen war und nur selten ein paar Worte sagte, die so belanglos waren wie jene, die Verstorbene von sich geben, wenn man sie heraufbeschwört. Man fragte sich, welche Ursache ihn daran hinderte, lebendig, beredt und charmant zu sein, so wie man sich das gleiche in Gegenwart des unbedeutenden Astralleibs eines zu Lebzeiten geistreichen Mannes fragt, wenn ein Spiritist sich an die Erscheinung mit Fragen wendet, die doch zu reizvollen Auslassungen Gelegenheit bieten würden. Man sagte sich dann, daß jene Ursache, durch die an die Stelle eines schnell reagierenden, farbig schillernden Legrandins das farblose, trübselige Gespenst Legrandins getreten war, eben das Alter sei.

In mehreren Personen schließlich erkannte ich nicht nur sie selbst wieder, sondern auch die, die sie früher gewesen waren; Ski zum Beispiel hatte sich nicht stärker verändert als eine Blüte oder Frucht, nachdem sie getrocknet ist. Er stellte einen unvollkommenen Versuch dar, der meine Theorien über die Kunst bestätigte. Andere von ihnen waren keineswegs Amateure, sondern einfach Gesellschaftsmenschen. Doch auch sie hatte das Alter nicht reifen lassen, und selbst wenn es sie mit einem ersten Kranz von Runzeln und einer Fassung aus weißem Haar umgab, behielten sie doch ihr puppenhaftes Gesicht und die Munterkeit ihrer achtzehn Jahre. Sie waren keine Greise, sondern ungewöhnlich verwelkte junge Leute von achtzehn. Ein weniges hätte genügt, um jene Entstellung durch das Leben wegzuwischen, und der Tod würde keine größere Mühe haben, ihrem Gesicht die Jugend wiederzugeben, als man aufwenden muß, um ein Porträt zu reinigen, das infolge einer leichten Schmutzschicht nicht mehr die Leuchtkraft von früher besitzt. So dachte ich auch an die Illusion, der wir uns trügerischerweise hingeben, wenn wir von einem berühmten Greis sprechen hören und uns daraufhin im voraus auf seine Güte, seine Gerechtigkeit und seine Sanftmut verlassen; denn ich fühlte deutlich, daß sie vierzig Jahre früher ein-

mal mitleidlose junge Leute gewesen waren und daß kein Grund bestand zu vermuten, daß sie nicht deren Eitelkeit, Doppelzüngigkeit, Anmaßung und Hinterhältigkeit auch jetzt noch bewahrt haben sollten.

Dennoch erlebte ich im völligen Gegensatz dazu die Überraschung, mit Männern und Frauen zu sprechen, die früher unerträglich gewesen waren, jetzt aber ihre Fehler fast sämtlich abgelegt hatten, da offenbar das Leben durch Versagen oder Erfüllen ihrer Wünsche ihre Anmaßung oder Bitterkeit von ihnen genommen hatte. Eine reiche Heirat, dank der man Kampf oder Ostentation nicht mehr nötig hat, gerade auch der Einfluß der Frau oder schließlich die allmählich erworbene Kentnnis von anderen Werten als denjenigen, an die man in einer frivolen Jugend ausschließlich glaubt, hatten ihnen gestattet, ihren Charakter aus seiner Verkrampfung zu lösen und ihre Vorzüge wirksam hervorzukehren. Diese schienen beim Älterwerden sich eine andere Persönlichkeit zugelegt zu haben, wie jene Bäume, deren Wesensart der Herbst zu ändern scheint, indem er sie verfärbt: bei ihnen bekundete sich das Alter zwar durchaus, doch auf eine geistig-seelische Art. Bei anderen trat es eher in einer physischen, und zwar so neuen Weise hervor, daß die Person (Madame d'Arpajon[1] zum Beispiel) mir gleichzeitig unbekannt und bekannt vorkam. Unbekannt, denn ich konnte unmöglich ahnen, daß sie es tatsächlich war, so daß ich trotz allem beim Zurückgrüßen nicht verhindern konnte, daß das geistige Bemühen auf meinem Gesicht sich zeigte, mit dem ich mich zwischen drei oder vier Personen zu entscheiden versuchte (von denen keine Madame d'Arpajon war), als ich mich fragte, wessen Gruß ich da erwiderte – übrigens mit einer Wärme, die sie in Erstaunen setzen mußte, denn in meiner Ungewißheit hatte ich aus Angst, zu kühl zu sein, falls es sich um eine intime Freundin handelte, die Vagheit des Blickes durch die Wärme des Händedrucks und des Lächelns ausgeglichen. Andererseits war mir ihr neues Aussehen gleichwohl nicht unbekannt. Es war jenes, das

ich im Lauf meines Lebens oft bei robusten alten Frauen festgestellt hatte, ohne damals freilich zu ahnen, daß sie viele Jahre zuvor Madame d'Arpajon ähnlich gewesen sein konnten. Dieses Aussehen war so verschieden von demjenigen, das ich an ihr gekannt hatte, daß man hätte meinen können, sie sei wie eine Person in einem Märchenspiel dazu verurteilt, zunächst als junges Mädchen, dann als füllige Matrone aufzutreten, um zweifellos bald darauf als kopfwackelnde und zu Boden gekrümmte Alte noch einmal über die Bühne zu gehen. Gleich einer schwerfälligen Schwimmerin, die das Ufer nur noch in großer Entfernung erkennt, schien sie mit Mühe die Wellen der Zeit zu zerteilen, die über sie hinwegfluteten. Allmählich jedoch gelang es mir, dadurch daß ich ihre gleich einem ungenauen Gedächtnis, das nicht mehr die Form von ehemals festzuhalten vermag, zögernde und ungewisse Gestalt betrachtete, in ihr dies oder das wiederzuerkennen, indem ich mich dem Spiel überließ, die kleinen Vier- oder Sechsecke fortzudenken, die ihren Wangen das Alter aufgeprägt hatte. Im übrigen war das, was es den Wangen der Frauen beimischte, nicht immer nur ein Gewirr aus geometrischen Figuren.[1] Auf den sich selbst so gleichgebliebenen und dennoch jetzt wie Nougatmasse vielfältig zusammengesetzten Wangen der Herzogin von Guermantes erkannte ich eine Spur von Grünspan, ein kleines zerstoßenes Stück rosiger Muschelschale sowie eine schwer zu definierende winzige Schwellung, kleiner als eine Mistelbeere und etwas undurchsichtiger, als eine Glasperle es gewöhnlich ist.

Manche von den Männern hinkten; man merkte dabei sehr wohl, daß sie es nicht infolge eines Unfalls mit dem Wagen, sondern nach einem ersten Schlaganfall taten und weil sie bereits, wie man sagt, mit einem Fuß im Grab standen. Während das ihre ebenfalls schon halb geöffnet vor ihnen lag, schienen gewisse halbgelähmte Frauen nicht mehr recht ihr bereits am Grabstein hängengebliebenes Kleid losmachen zu können, sie vermochten sich nicht mehr gerade aufzurichten.

Geneigt und mit gesenktem Kopffolgten sie jener Kurve, die sie nunmehr zwischen Leben und Tod vor dem letzten Sturz beschrieben. Nichts konnte gegen die Wendung dieser Parabel aufkommen, die sie einfach in ihre Bahn einbezog; sobald sie sich aufrichten wollten, fingen sie zu zittern an, und ihre Finger waren nicht mehr imstande, etwas festzuhalten.

Bei manchen hatte sich das Haar nicht einmal weiß gefärbt. So erkannte ich sehr wohl, als er seinem Herrn eine Mitteilung machen kam, den alten Kammerdiener des Fürsten von Guermantes. Die struppigen Haare auf seinen Backen und auf seinem Schädel hatten ihre rote, ins Rosige spielende Tönung beibehalten, und man konnte ja bei ihm nicht wie bei der Herzogin von Guermantes annehmen, daß er sie färbe. Doch wirkte er deswegen nicht weniger alt. Man hatte nur das Gefühl, daß es – wie im Pflanzenreich Moose, Flechten und dergleichen – auch unter den Menschen Arten gibt, die sich beim Nahen des Winters nicht verändern.

Mußte ich mir nun eigentlich sagen, daß diese individuellen Merkmale sterben würden? Ich hatte doch immer schon unser Individuum zu einem gegebenen Zeitpunkt als einen Polypen angesehen, bei dem das Auge als ein unabhängiger, wenn auch dem übrigen eingefügter Organismus in zuckende Bewegungen gerät, sobald ein Partikelchen vorüberzieht, ohne daß der Verstand den Befehl dazu erteilt, oder mehr noch, bei dem die Gedärme wie ein im Inneren versenkter Parasit sich inf izieren, ohne daß der Verstand etwas davon weiß, und in gleicher Weise unsere Seele – auf die Dauer des Lebens betrachtet – als eine Folge von nebeneinandergestellten und deutlich unterschiedenen Ichs, die nacheinander sterben oder sogar miteinander abwechseln würden wie diejenigen, von denen in Combray für mich eines an die Stelle des anderen trat, wenn der Abend kam. Ich hatte aber auch gesehen, daß diese seelischen Zellen, aus denen ein Wesen sich zusammensetzt, beständiger sind als dieses Wesen selbst. Ich hatte gesehen, wie die Laster oder der Mut der Guermantes in Saint-

Loup ebenso wie seine individuellen seltsamen und oft nur kurzlebigen Charakterfelder wiederkehrten oder wie bei Swann der Semitismus von neuem durchschlug. Ich konnte das gleiche an Bloch feststellen. Er hatte vor einigen Jahren seinen Vater verloren, und als ich ihm zu jenem Zeitpunkt geschrieben hatte, mir nicht antworten können, denn abgesehen von dem starken Familiensinn, den man oft in jüdischen Familien findet, hatte die Idee, daß sein Vater ein allen anderen durchaus überlegener Mann sei, seiner Sohnesliebe die Form eines Kultes verliehen. Er hatte seinen Verlust nicht verschmerzt, so daß er sich fast ein Jahr in einem Sanatorium hatte aufhalten müssen. Auf meine Beileidsbekundungen hatte er in einem zugleich tief empfindsamen, dabei aber beinahe hochmütigen Ton geantwortet, so sehr war er überzeugt, daß ich beneidenswert finden müsse, einem so überlegenen Mann mich habe nähern zu dürfen, dessen Zweispänner er gern einem historischen Museum zum Geschenk gemacht hätte. Jetzt aber ließ an seinem Familientisch den gleichen Zorn, den der Vater Bloch Monsieur Nissim Bernard gegenüber bekundet hatte, Bloch der Sohn an seinem eigenen Schwiegervater aus. Er fuhr ihn bei Tisch genauso hart an. Ganz so, wie ich gespürt hatte, wenn ich Cottard oder Brichot und viele andere reden hörte, daß aufgrund von Kultur und Mode eine gleiche Welle die gleichen Eigenheiten des Sprechens und Denkens durch den ganzen Raum fortträgt, wühlen auch während der ganzen Dauer der Zeiten gewaltige Grundwellen aus den Tiefen der Menschenalter die gleichen Regungen des Zornes, der Trauer, der Tapferkeit, die gleichen Manien in den übereinandergeschichteten Generationen auf, wobei jeder der mehrere Schichten umfassenden Ausschnitte gleichsam wie Schatten aufimmer neuen Lichtschirmen die Wiederholung eines in sich ebenso identischen, wenn auch häufig weniger unbedeutenden Bildes darbietet, als es jenes ist, das die Ausfälle Blochs gegen seinen Schwiegervater darstellen oder die von

Blochs Vater gegen Monsieur Nissim Bernard und die anderer, die ich nicht gekannt habe.

Gewisse Gesichter hatten unter der Kapuze ihrer weißen Haare schon die Strenge und die versiegelten Lider derjenigen, die bald sterben werden, und ihre beständig bebenden Lippen schienen Sterbegebete zu murmeln. Weiße anstelle von schwarzen oder blonden Haaren genügten, um ein in den Zügen gleichgebliebenes Gesicht zu verändern. Theaterkostümiers wissen, daß eine bloße Puderperücke genügt, um jemanden völlig ausreichend zu verkleiden und unkenntlich zu machen. Der junge Graf X.[1] , den ich als Leutnant in der Loge von Madame de Cambremer an dem Tag gesehen hatte, als Madame de Guermantes in der Loge ihrer Cousine war, hatte immer noch ebenso vollkommen regelmäßige Züge, ja sie waren sogar noch regelmäßiger geworden, da die physiologische Starre der Arteriosklerose die unbewegliche Geradheit seiner Dandy-Physiognomie verstärkte und seinen Zügen jene eindringliche, infolge der Unbeweglichkeit fast grimassenhaft wirkende Klarheit verlieh, die sie auf einer Studie von Mantegna oder Michelangelo hätten haben können. Das einst frische Rot seines Teints war feierlicher Blässe gewichen; silbernes Haar, ein leichter Embonpoint, die noble Haltung eines Dogen, eine Müdigkeit, die sich bis zu unmittelbarer Schlaflust auswuchs, alles fand sich bei ihm zusammen, um den neuen Eindruck zu schaffen, der auf die letzte schicksalhafte Majestät prophetisch hinzuweisen schien. Die Ersetzung des Rechtecks seines blonden Bartes durch das gleichförmige Rechteck seines weißen Bartes verwandelte ihn auf so vollkommene Weise, daß mein erster Gedanke war, als ich bemerkte, daß der Offiziersanwärter, den ich gekannt hatte, fünf Litzen trug, ihm zu gratulieren, nicht etwa dazu, daß er Oberst geworden war, sondern, daß er sich so gut als Oberst hergerichtet habe in einer Verkleidung, für die er die Uniform und die ernste, ja etwas triste Miene des höheren Offiziers entlehnt zu haben schien, der sein Vater gewesen war. Einen anderen,

dessen Gesicht noch lebendig und jung wirkte, ließ der weiße Bart anstelle des früheren blonden nur geröteter und kriegerischer erscheinen, er betonte den Glanz seiner Augen und teilte dem junggebliebenen Gesellschaftsmenschen die inspirierte Miene eines Propheten mit.

Die Verwandlung, die weißes Haar in Verbindung mit anderen Elementen besonders bei den Frauen bewirkte, hätte mich weniger stark gefesselt, wenn es sich dabei um eine Veränderung nur der Farbe gehandelt hätte, was eine Verzauberung für die Augen bedeuten kann, nicht aber um eine auf den Geist verwirrend wirkende Verwandlung der Person. Jemanden »wiederzuerkennen« und, mehr noch, ihn, den man nicht wiedererkennen kann, dennoch zu identifizieren, bedeutet, unter einer gleichen Benennung zwei konträre Dinge zu denken, das heißt einzusehen, daß das, was hier war, die Person nämlich, an die man sich erinnert, nicht mehr ist, und das, was hier ist, eine Person ist, die man nicht kannte; es bedeutet, daß man an ein fast ebenso verstörendes Geheimnis wie das des Todes denken muß, für das es im übrigen etwas wie eine Vorrede und eine Ankündigung ist. Denn ich wußte, was die Veränderungen besagen wollten, wozu sie das Vorspiel bildeten. Daher machte mir die Weiße des Haares bei den Frauen in Verbindung mit so vielen anderen Wandlungen besonders starken Eindruck. Man nannte mir einen Namen, und ich war bestürzt bei dem Gedanken, daß er gleichzeitig sich auf die blonde Walzertänzerin bezog, die ich früher gekannt hatte, und auf die schwerfällige Dame mit weißem Haar, die gewichtig an mir vorüberschritt. Zusammen mit einer gewissen rosigen Tönung der Gesichtsfarbe war der Name vielleicht das einzige, was es Gemeinsames zwischen den beiden Frauen gab, die verschiedener waren (ich meine diejenige meiner Erinnerung und diejenige der Matinee bei den Guermantes) als eine jugendliche Naive und eine alte Marquise in einem Theaterstück. Damit das Leben dazu gelangen konnte, die Walzertänzerin mit diesem wuchtigen Körper auszustatten,

ihre gehemmten Bewegungen wie durch ein Metronom zur Verlangsamung zu zwingen und unter Beibehaltung der Wangen – vielleicht war dies das einzig Gemeinsame –, die freilich jetzt viel fülliger geworden waren, aber schon in der Jugend die übertrieben rote Tönung gezeigt hatten, an die Stelle der leichtfüßigen Blondine diesen alten beleibten Dragoner zu setzen, hatte es größere Zerstörungen und Neubauten vornehmen müssen, als wenn man einen schlanken Kirchturm durch eine Kuppel ersetzt, und wenn man bedachte, daß eine solche Arbeit sich nicht an willenlosem Stoff, sondern an einem Körper vollzogen hatte, der nur unmerklich sich wandelt, versetzte der bestürzende Gegensatz zwischen der gegenwärtigen Erscheinung und dem Wesen, an das ich mich erinnerte, dieses in eine mehr als ferne, beinahe unwahrscheinliche Vergangenheit zurück. Man hatte Mühe, die beiden Aspekte zu vereinigen, die beiden Personen gedanklich mit ein und derselben Bezeichnung zu erfassen; denn ebenso wie es einem schwerfällt zu denken, daß ein Toter lebendig war oder der, der lebendig war, jetzt tot ist, beinahe ebenso schwierig ist es auch, und zwar in der gleichen Weise schwierig (denn die Vernichtung der Jugend, die Zerstörung einer Person voller Kraft und Beschwingtheit ist bereits ein erstes Nichts), zu begreifen, daß diejenige, die jung war, alt ist, wenn doch der Anblick dieser Alten neben dem der Jungen diese so sehr auszuschließen scheint, daß abwechselnd die Alte, dann die Junge und dann wiederum die Alte einem wie ein Traumgebilde erscheint und man nicht glauben mag, daß dies jemals habe jenes sein können, daß der Stoff von jenem, er selbst, ohne sich anderswohin zu verflüchtigen, dank den geschickten Manipulationen der Zeit zu diesem geworden ist, daß es derselbe Stoff ist, daß er nie diesen Körper verlassen hat, besäße man nicht den Hinweis des gleichen Namens und das bestätigende Zeugnis der Freunde, das einen Anflug von Wahrscheinlichkeit nur durch die Vorstellung von einer einst im Gold der

Ähren schlank knospenden, jetzt aber unter dem Schnee voll entfalteten Rose erhält.

Wie beim Schnee übrigens schien der Grad der Weiße des Haares im allgemeinen ein Zeichen für das Maß der durchlebten Zeit zu sein; so zeigen gewisse Berggipfel, selbst wenn sie für unseren Blick auf der gleichen Linie zu liegen scheinen wie die anderen, ihr Höhenniveau durch den Grad ihrer schneeigen Weiße an. Das traf allerdings nicht für alle zu, zumal nicht für alle Frauen. So schienen die Wellen der Fürstin von Guermantes, die ihre schön gewölbte Stirn[1] silbergleich umgaben, als sie grau und seidenglänzend waren, dadurch, daß sie beim Weißwerden den matten Ton von Wolle oder Werg angenommen hatten, nunmehr trüb wie schmutziger Schnee, der glanzlos geworden ist.

Und oft hatten es diese blonden Tänzerinnen mit einer Perücke aus weißem Haar nicht nur zu der Freundschaft von Herzoginnen gebracht, die sie früher nicht kannten: Während sie vordem nur tanzten, hatte jetzt wie eine Gnade die Kunst sie angerührt. Und wie im siebzehnten Jahrhundert berühmte Damen sich ins Kloster zurückzogen, lebten sie nun in einem ganz mit kubistischen Gemälden angefüllten Appartement, da ein kubistischer Maler nur für sie arbeitete und sie selbst ausschließlich für ihn lebten.[1] Was die Greise betraf, deren Züge sich gewandelt hatten, so versuchten sie, in permanentem Zustand fixiert, gleichwohl diesen oder jenen flüchtigen Ausdruck beizubehalten, der zu einer momentan angenommenen Haltung paßt und den man, sei es um einen vorteilhaften Zug seines Äußeren zur Geltung zu bringen, sei es um einen Fehler zu verdecken, gelegentlich ausprobiert, und sahen aus, als seien sie zu endgültiger Unbeweglichkeit erstarrte Momentaufnahmen ihrer selbst geworden.

All diese Leute hatten, um ihre Verkleidung anzulegen, so viel *Zeit* gebraucht, daß die Verkleidung für diejenigen, die mit ihnen lebten, im allgemeinen unbemerkt geblieben war. Sogar ein Aufschub wurde ihnen häufig gewährt, während

dessen sie noch eine Weile sie selbst bleiben konnten. Dann aber vollzog sich um so rascher die so lange vertagte Verkleidung; unvermeidlich war sie sowieso. Ich hatte niemals irgendeine Ähnlichkeit zwischen Madame X. und ihrer Mutter festgestellt, die ich nur als eine alte Frau mit der Statur eines zusammengeschrumpften kleinen Türken kannte. Madame X. selbst hatte ich tatsächlich immer nur bezaubernd und hochgewachsen gekannt, und sehr lange Zeit war sie es auch geblieben; zu lange offenbar, denn wie eine Person, die bevor es dunkel wird, nicht vergessen darf, ihr Türkinnenkostüm anzulegen, war sie nach einer gewissen Verspätung in rasender Eile plötzlich zusammengeschrumpft und hatte getreulich das Aussehen einer alten Türkin angenommen, das einst ihre Mutter getragen hatte.

Es gab Männer, von denen ich wußte, daß sie mit anderen verwandt waren, ohne daß mir jemals ein gemeinsamer Zug bei ihnen aufgefallen wäre; als ich nun aber den alten Eremiten im weißen Haar bewunderte, zu dem Legrandin geworden war, stellte ich plötzlich fest, ja ich kann sagen, ich entdeckte mit der Befriedigung eines Zoologen, daß in der Fläche seiner Wangen der Bau derjenigen seines jungen Neffen Léonor de Cambremer enthalten war, der ihm gleichwohl zunächst gar nicht zu ähneln schien; zu diesem ersten gemeinsamen Zug fügte ich einen weiteren hinzu, den ich bis dahin bei Léonor de Cambremer nicht festgestellt hatte, dann andere, von denen keiner sonst in dem gewohnten Gesamteindruck von seiner jungen Erscheinung mir entgegengetreten war, so daß ich bald von ihm eine Karikatur vor mir sah, die wahrer und tiefer schien, als wenn es sich um eine buchstäblich genaue Wiedergabe gehandelt hätte. Sein Onkel kam mir jetzt nur noch vor wie der junge Cambremer, der zum Spaß das Aussehen des Greises angenommen hatte, der er tatsächlich eines Tages sein würde, so daß nicht nur das, was aus den Jungen von ehemals geworden war, sondern auch das, was die von heute

einmal sein würden, machtvoll das Bewußtsein der Zeit in mir wach werden ließ.

Die Züge, in denen sich weniger die Jugend, wohl aber zumindest die Schönheit ausgedrückt hatte, waren bei den Frauen dahingeschwunden; diese hatten daraufhin versucht, sich mit dem Gesicht, das ihnen verblieben war, eine andere herzustellen. Dadurch, daß sie das Zentrum wenn nicht der Schwerkraft, so doch der Perspektive ihres Gesichts verlagerten und die Züge darum herum einer anderen Rolle anpaßten, legten sie mit fünfzig Jahren den Grund zu einer neuen Art von Schönheit, so wie man noch spät ein neues Handwerk erlernt oder einem Boden, der zum Weinbau nicht mehr taugt, Rüben abgewinnt. Um diese neuen Züge herum ließ man eine neue Jugend aufsprießen. Nur zu schöne oder zu häßliche Frauen eigneten sich für solche Verwandlungen nicht. Die ersteren, gemeißelt wie eine Marmorskulptur mit ein für allemal festgelegten Linien, an denen sich nichts mehr verändern läßt, nutzten sich ab wie eine Statue; die anderen, jene, die irgendeine Mißbildung des Gesichts aufwiesen, hatten vor den Schönen sogar einen gewissen Vorteil. Zunächst waren sie die einzigen, die man auf der Stelle wiedererkennen konnte. Man wußte, daß es in Paris keine zweimal einen so geformten Mund gab; ich erkannte sie an dem ihren auf dieser Matinee, bei der ich sonst niemanden erkannte. Außerdem sahen sie nicht einmal aus, als ob sie gealtert wären. Das Alter ist etwas Menschliches; sie aber waren Monstren und schienen sich nicht stärker »verändert« zu haben, als es Walfische tun.

Gewisse Männer, gewisse Frauen schienen nicht älter geworden zu sein; ihre Haltung war ebenso geschmeidig geblieben, ihr Gesicht noch genauso jung. Doch wenn man beim Sprechen ihren Gesichtern mit der glatten Haut und den feingezeichneten Konturen näher kam, erschienen sie einem ganz anders, so wie es einem mit der Oberfläche einer Pflanze, einem Wasser- oder Blutstropfen geht, nachdem man sie unter das Mikroskop gelegt hat. Denn jetzt erkannte ich zahllose

fettige Flecken auf der Haut, die ich für glatt gehalten hatte und die mir jene nun verleideten. Auch die Linien hielten einer solchen Vergrößerung nicht stand. Die der Nase wirkte unterbrochen, wenn man sie aus der Nähe betrachtete, oder sie wölbte sich und zeigte sich von den gleichen öligen Kreisen durchzogen wie das übrige Gesicht; von nahem gesehen versanken die Augen hinter taschenartigen Gebilden, welche die Ähnlichkeit des gegenwärtigen Gesichts mit dem von früher, das man wiederzufinden vermeinte, nunmehr völlig zerstörten. Wenn also auch diese Gäste von fern gesehen jung erschienen, so alterten sie proportional zu der Vergrößerung des Gesichts und der Möglichkeit, dessen Tiefenschichten fortschreitend wahrzunehmen; ihr Alter hing von dem Beschauer ab, der die geeignete Position suchen mußte, um diese Gesichter recht zu sehen, und nur distanzierte Blicke auf sie richten durfte, die das Objekt verkleinern wie Gläser, die der Optiker für einen Weitsichtigen wählt. Es war bei ihnen mit dem Alter wie mit dem Vorhandensein von Infusorien in einem Wassertropfen; es wurde weniger durch die Zahl der Jahre als durch den für den Gebrauch des Beobachters verwendeten Maßstab herbeigeführt.

Ich fand dort einen meiner alten Kameraden wieder, den ich zehn Jahre lang fast täglich gesehen hatte. Ich wurde gefragt, ob man ihn mir vorstellen dürfe. Ich trat auf ihn zu, und mit einer Stimme, die ich sehr wohl wiedererkannte, sagte er zu mir: »Welch eine große Freude nach so vielen Jahren!« Doch welche Überraschung bot sich mir dar! Diese Stimme schien durch einen perfekten Phonographen wiedergegeben zu werden, denn sie war diejenige meines Freundes, kam aber aus einem ergrauenden, dicken Mann hervor, den ich gar nicht kannte, und von da an schien es mir, nur künstlich, mittels eines Tricks der Mechanik, könne die Stimme meines Kameraden in diesen dicken, unbedeutenden Greis eingebaut worden sein. Dennoch wußte ich, daß er es war, denn die Person, die uns nach so langer Zeit einander vorgestellt hatte, neigte

gar nicht zu Späßen. Er selbst erklärte mir, ich sähe ganz unverändert aus, und ich merkte, daß er sich selbst nicht verändert glaubte. Daraufhin schaute ich ihn mir genauer an. Alles in allem hatte er tatsächlich, außer, daß er so dick geworden war, vieles von früher bewahrt. Gleichwohl konnte ich nicht begreifen, daß er es wirklich war. Daraufhin versuchte ich es mit der Erinnerung. Er hatte in seiner Jugend blaue, ständig lachende unaufhörlich bewegte Augen gehabt, die offenbar nach irgend etwas suchten, worüber ich damals nicht nachgedacht hatte und was, so schien es, etwas ganz abseits von seinen persönlichen Zwecken Liegendes war: die Wahrheit zweifellos, der er in ständiger Ungewißheit jungenhaft schwungvoll und von planlosem Respekt vor allen Freunden der Familie erfüllt nachging. Nun aber, nachdem er ein einflußreicher, fähiger, despotischer Politiker geworden war, hatten diese blauen Augen, die im übrigen nicht gefunden hatten, was sie suchten, eine Unbeweglichkeit angenommen, durch die ihr Blick unter gleichsam permanent gerunzelten Brauen etwas Stechendes bekam. Dementsprechend hatte sich darin der Ausdruck von Heiterkeit, Freimut und Unschuld in den von List und Heuchelei gewandelt. Ich hatte ganz entschieden den Eindruck, er sei ein anderer geworden, als er plötzlich etwas, was ich sagte, mit einem Lachen quittierte, dem unbezwinglichen Lachen von ehemals, das so gut zu der ständig heiteren Beweglichkeit seines Blicks gepaßt hatte. Musikliebhaber finden, daß, von X. orchestriert, die Musik von Z. zu etwas völlig anderem wird. Es handelt sich da um Nuancen, die die große Menge nicht erfaßt. Ein mit Mühe unterdrücktes tolles Kinderlachen unter Augen, die so stechend wirken wie ein gut, wenn auch etwas schief gespitzter Blaustift, bedeutet aber mehr als einen Unterschied in der Orchestrierung. Das Lachen hörte auf; ich hätte gern meinen Freund wiedererkannt, aber wie in der *Odyssee* der sich auf seine verstorbene Mutter stürzende Odysseus[1] , wie ein Spiritist, der vergebens versucht, von einer Erscheinung eine Antwort zu erlangen, durch die er

sie identifizieren könnte, wie der Besucher einer Elektrizitätsausstellung, der nicht glauben kann, daß der Phonograph sogar die unmittelbar aufgenommene Stimme einer Person unverändert wiedergibt, erkannte ich meinen Freund nicht mehr.[1] Man muß jedoch die Einschränkung machen, daß die Maßnahmen der Zeit für gewisse Personen beschleunigt oder verlangsamt ins Werk gesetzt werden können. Zufällig hatte ich auf der Straße vor vielleicht vier oder fünf Jahren die Vicomtesse von Saint-Fiacre getroffen (eine Schwiegertochter der Freundin der Guermantes). Ihre wie gemeißelten Züge schienen ihr ewige Jugend zu sichern. Außerdem war sie noch jung. Jetzt aber konnte ich sie trotz ihres Lächelns und Nickens in jener alten Dame nicht wiedererkennen, deren Züge so verzerrt waren, daß sich die Linien des Gesichts nicht wiederherstellen ließen. Das kam daher, daß sie seit drei Jahren Kokain und andere Drogen nahm. Ihre tief in schwarze Ringe gebetteten Augen wirkten wie verstört. Ihr Mund war seltsam starr. Es hieß, sie sei eigens für diese Matinee aufgestanden, nachdem sie Monate ausschließlich auf ihrem Bett oder ihrer Chaiselongue liegend zugebracht habe. So verfügt die Zeit über Schnell- und Sonderzüge, die rasch zu einem vorzeitigen Alter führen. Auf dem Parallelgeleise jedoch verkehren Retourzüge und fast ebenso schnell. Ich hielt Monsieur de Courgivaux für seinen eigenen Sohn, denn er sah jünger aus (obwohl er über fünfzig sein mußte, wirkte er jugendlicher als mit dreißig Jahren). Er hatte einen gescheiten Arzt gefunden und verzichtete seither auf Alkohol und Salz; so war er zu dem Status seiner dreißig Jahre zurückgekehrt und schien ihn an diesem Tag nicht einmal erreicht zu haben. Er hatte sich nämlich am gleichen Morgen die Haare schneiden lassen. Trotzdem gab es einen, den ich auch, nachdem man mir seinen Namen genannt hatte, nicht wiedererkennen konnte; ich dachte, es müsse sich um eine Homonymie handeln, denn es gab auch nicht die geringste Beziehung – weder zu jenem, den ich früher, noch zu dem, den ich einige Jahre zuvor gekannt

hatte. Trotzdem: er war es, doch weiß und dick geworden, und er hatte sich seinen Schnurrbart abrasiert, was genügt hatte, um ihn seine Persönlichkeit verlieren zu lassen.

Merkwürdigerweise schien das Phänomen des Alters bei seinen Variationen auf gewisse sozialbedingte Gewohnheiten Rücksicht zu nehmen. Grandseigneurs, die immer in ganz schlichten Alpakaröcken und mit alten Strohhüten auf dem Kopf auftraten, wie Kleinbürger sie nicht hätten tragen wollen, waren auf die gleiche Weise gealtert wie die Gärtner und Bauern, unter denen sie sich zeitlebens bewegt hatten. Braune Flecken hatten ihre Wangen übersät, und ihr Gesicht sah gelb und nachgedunkelt aus wie ein altes Buch.

Ich dachte aber auch an all jene, die nicht da waren, weil sie nicht kommen konnten, die ihr Sekretär in dem Bemühen, die Illusion aufrechtzuerhalten, sie seien noch immer am Leben, durch eines jener Telegramme entschuldigt hatte, die von Zeit zu Zeit der Fürstin überbracht wurden, an jene seit Jahren im Sterben liegenden Kranken, die nicht mehr aufstehen, sich nicht mehr rühren und selbst inmitten der frivolen Zudringlichkeit von Besuchern, die die Neugier von Touristen oder das gläubige Vertrauen von Pilgern herbeigezogen hat, mit geschlossenen Augen, den Rosenkranz in der Hand, das bereits zum Leichentuch gewordene Laken halb zurückgeworfen, regungslos daliegen gleich jenen Grabfiguren, deren starren, marmorweißen Leib das Leiden bis auf das Skelett durchmodelliert und auf den Sarkophag hingestreckt hat.

Die Frauen versuchten mit dem in Verbindung zu bleiben, was das Individuellste ihres Zaubers war, doch oft gab sich der neue Stoff ihres Gesichts dafür nicht mehr her. Man fühlte sich erschreckt bei dem Gedanken an die Epochen, die hatten abrollen müssen, bevor eine solche Revolution in der Geologie eines Gesichts sich vollziehen konnte, sowie beim Anblick der Erosionen, die längs der Nase stattgefunden hatten, der enormen Anschwemmung auch am Gestade der Wangen, die

nun in das ganze Gesicht mit ihren undurchsichtigen, zahllose Brechungen erzeugenden Massen einbrach.

Gewiß waren bestimmte Frauen noch sehr gut wiederzuerkennen; ihr Gesicht war fast das gleiche geblieben, sie hatten nur wie in angemessener Übereinstimmung mit der Jahreszeit graues Haar angelegt, das gleichsam ihr Herbstschmuck war. Bei anderen aber und auch bei manchen Männern war die Verwandlung so vollständig, die Identität so unmöglich herzustellen – zum Beispiel bei einem schwarzhaarigen Lebemann, den man im Gedächtnis, und dem bejahrten Mönch, den man nun vor Augen hatte –, daß diese fabelhaften Verwandlungen mehr noch als an die Kunst des Schauspielers an die gewisser phantastischer Mimen, deren Prototyp Fregoli[1] bleibt, erinnerten. Die altgewordene Frau hätte am liebsten geweint, wenn sie einsehen mußte, daß das undefinierbare, schwermütige Lächeln, das einst ihren Reiz ausgemacht hatte, nicht mehr bis an die Oberfläche jener Gipsmaske drang, die das Alter ihr aufgelegt hatte. Jetzt aber benutzte sie sie nur noch wie eine Theatermaske, um die anderen zum Lachen zu bringen! Plötzlich hatte sie es nämlich aufgegeben, gefallen zu wollen, und fand es geistvoller, sich darein zu fügen. Fast alle Frauen aber kämpften ohne Rast und Ruhe gegen das Alter an und boten der Schönheit, die sich von ihnen entfernte wie ein Sonnenuntergang, dessen letzte Strahlen sie leidenschaftlich noch bewahren wollten, den Spiegel ihres Antlitzes dar. Zu diesem Zwecke versuchten einige von ihnen die weiße Oberfläche einzuebnen und zu verbreitern, sie verzichteten auf die Pikanterie der bedrohten Grübchen, auf ein schmollendes Lächeln, das ohnehin schon nicht mehr zu halten und halb und halb wirkungslos geworden war, während andere, als sie ihre Schönheit endgültig schwinden und sich dadurch gezwungen sahen, ihre Zuflucht zu der Kraft des Ausdrucks zu nehmen – so wie man den Verlust der Stimme durch die Kunst der Diktion kompensiert –, eine bestimmte schmollende Mundstellung, eine Kräuselung um die Augen, einen

schwebenden Blick und manchmal ein Lächeln festhielten, das ihnen infolge des mangelnden Zusammenspiels der nicht mehr gehorchenden Muskeln ein Aussehen gab, als weinten sie.

Selbst bei Männern übrigens, die nur eine leichte Veränderung durchgemacht hatten, bei denen etwa einzig der Schnurrbart weiß geworden war, spürte man, daß diese Veränderung nicht ausschließlich materieller Art blieb. Es war, als sähe man diese Männer durch einen farbigen Dunst oder ein getöntes Glas, das das Aussehen ihres Gesichts verwandelte und vor allem durch diese Trübung enthüllte, daß das, was es uns »in natürlicher Größe« zu sehen gestattete, in Wirklichkeit sehr fern von uns war, in einer Ferne allerdings ganz verschieden von der im Raum, aus deren Tiefen sie jedoch, wie von einem anderen Ufer aus, ebensoviel Mühe hatten – wir spüren es ganz deutlich –, uns wiederzuerkennen, wie umgekehrt wir, sie zu identifizieren. Nur vielleicht Madame de Forcheville bot, gleichsam wie nach Einspritzung einer Flüssigkeit, einer Art von Paraffin, das die Haut straffer wölbt und zugleich daran hindert, sich irgendwie zu verändern, den Anblick einer für alle Zeiten »präparierten« Kokotte von einst.

»Sie halten mich für meine Mutter«, hatte mir Gilberte gesagt. Dem war so. Es wäre übrigens beinahe freundlich gewesen: Man geht von der Idee aus, daß die Leute die gleichen geblieben sind, und man findet sie dann alt. Geht man aber von der Idee aus, daß sie alt sind, findet man sie wieder und findet sie so übel nicht. Bei Odette war es nicht nur das: Wenn man ihr Alter wußte und sich auf eine alte Frau gefaßt machte, kam einem ihr Aussehen vor wie eine Herausforderung der Gesetze der Chronologie, erstaunlicher als die Herausforderung der Naturgesetze durch den Nichtzerfall des Radiums. In ihrem Fall erkannte ich sie nicht deshalb sogleich wieder, weil sie sich, sondern weil sie sich nicht verändert hatte. Da ich mir nun seit einer Stunde schon darüber Rechenschaft gab,

was die Zeit den Menschen an Neuem hinzugefügt hatte und was ich abstreichen mußte, um sie so wiederzufinden, wie ich sie gekannt hatte, stellte ich jetzt rasch meine Rechnung an, und nachdem ich zu der alten Odette die Zahl der Jahre addiert hatte, die über sie hinweggegangen waren, ergab das Resultat, das ich erhielt, tatsächlich eine Person, die mir die nicht sein zu können schien, die ich sah, und zwar gerade deshalb, weil sie noch so sehr der von früher glich. Welche Rolle spielten Schminke und Haarfärbemittel dabei? Mit ihrem platten goldenen Haar – wie der wirre Schopf einer großen mechanischen Puppe über einem erstaunten, unbeweglichen Gesicht, ebenfalls dem einer Puppe –, auf dem ein ebenfalls platter Strohhut ruhte, sah sie aus wie die Figur der Weltausstellung von 1878[1] (deren phantastischstes Wunder sie damals gewiß gewesen wäre, zumal wenn sie damals ihr heutiges Alter gehabt hätte), die in einer Silvesterrevue ihr Couplet vorträgt, dargestellt jedoch damals, jene Figur der Weltausstellung 1878, von einer noch jungen Frau.

Ein Minister aus der Zeit vor der Boulanger-Krise, der jetzt wieder Minister war, ging ebenfalls an uns vorüber, während er den Damen ein unsicheres, verlorenes Lächeln zusandte: gleichsam gefangen in tausend Bahnen der Vergangenheit, einem Männlein gleich, das durch eine unsichtbare Hand auf seiner Bahn bewegt wurde, geschrumpft und in seiner Substanz verändert wie eine in Bimsstein ausgeführte verkleinerte Wiedergabe seiner selbst. Dieser ehemalige Ministerpräsident, der im Faubourg Saint-Germain so wohl gelitten war, war einst das Ziel strafrechtlicher Verfolgungen und in der Gesellschaft wie beim Volk gleichermaßen verhaßt gewesen. Doch aufgrund der Erneuerung der Individuen, aus denen die eine wie das andere bestehen, sowie aufgrund einer Erneuerung der Leidenschaften und sogar Erinnerungen innerhalb der überlebenden Individuen selbst wußte es niemand mehr, und er wurde hoch geehrt.[1] Daher gibt es keine Demütigung – und wäre sie noch so groß –, mit der man sich nicht leicht in dem

Bewußtsein abfinden sollte, daß nach einigen Jahren unsere in der Versenkung verschwundenen Fehler nur noch unsichtbarer Staub sein werden, über den der heiterblühende Friede der Natur sich breitet. Der im Augenblick mit einem Makel behaftete einzelne wird sich dank der Wiederherstellung des Gleichgewichts, die die Zeit bewirkt, zwischen zwei neuen Gesellschaftsschichten finden, die dann nur noch Achtung und Bewunderung für ihn hegen und von denen getragen er es sich leicht behaglich machen kann. Freilich braucht es für diesen Vorgang Zeit; im Augenblick seiner Schwierigkeiten kann ihn nichts darüber trösten, daß das Milchmädchen von gegenüber mit angehört hat, wie die Menge ihm das Wort »Panamaschieber« zugerufen und ihm die Faust gezeigt hat, während er in den Gefängniswagen stieg; jenes Milchmädchen, das die Dinge nicht von der Warte der Zeit her sieht, nichts davon weiß, daß die Männer, die von der Morgenzeitung beweihräuchert werden, vordem einmal mißachtet waren, und daß der Mann, der in diesem Augenblick knapp am Gefängnis vorbeigeht und in bezug auf jenes Milchmädchen vielleicht die einfachen Worte nicht finden wird, die ihm die Sympathie zurückgewinnen könnten, eines Tages von der Presse gefeiert und von den Herzoginnen eingeladen wird. Ebenso aber verweist die Zeit auch Familienzwiste in weite Fernen zurück. Bei der Fürstin von Guermantes traf man ein Paar, von dem es hieß, die respektiven – seither verstorbenen – Oheime der beiden hätten einander nicht nur geohrfeigt, sondern der eine habe obendrein dem anderen, um ihn noch mehr zu demütigen, als Sekundanten seinen Hausmeister und seinen Diener geschickt in der Meinung, Herren der Gesellschaft seien für diesen Zweck zu gut. Diese Geschichten aber schlummerten in den Zeitungen von vor dreißig Jahren, und niemand kannte sie mehr. So war der Salon der Fürstin von Guermantes ein mit Kerzen besteckter und mit Blumen geschmückter friedhofgleicher Hort des Vergessens. Die Zeit hatte dort nicht nur Geschöpfe von früher dem Untergang

anheimgegeben, sondern auch neue Verbindungen ermöglicht und geschaffen.

Um auf den Politiker zurückzukommen, war er trotz der Veränderung in seiner physischen Substanz, die ebenso tief reichte wie die Wandlung der moralischen Ideen, die er jetzt im Publikum wachrief, mit einem Wort, trotz der vielen Jahre, die vergangen waren, seitdem er Ministerpräsident gewesen war, Mitglied des neuen Kabinetts, dessen Chef ihm ein Portefeuille übergeben hatte, etwa so, wie gewisse Theaterdirektoren eine Rolle an eine ihrer ehemaligen Kolleginnen vergeben, die sich seit langem von der Bühne zurückgezogen hat, die sie aber immer noch für befähigter als den Nachwuchs halten, eine Rolle mit Verstand zu spielen: eine Frau, deren schwierige wirtschaftliche Situation sie außerdem kennen und die, den Achtzigern nahe, dem Publikum immer noch ihr beinahe unversehrtes Talent vor Augen führt – mit jener Fortsetzung des Lebens, die man noch wenige Tage vor ihrem Tod, wie man später staunend bemerkt, hat konstatieren können.

Was hingegen Madame de Forcheville betraf, so war das Wunder geschehen, daß man nicht einmal sagen konnte, sie sei verjüngt, sondern vielmehr, daß sie mit all ihrem künstlichen Wangenrot und ihrem gefärbten Haar eine zweite Blüte erlebte. Mehr noch als die Verkörperung der Weltausstellung von 1878 wäre sie auf einer Botanikausstellung von heute die allermerkwürdigste der Sensationen gewesen. Mir im übrigen schien sie nicht zu sagen: Ich bin die Weltausstellung von 1878, sondern eher: Ich bin die Allée des Acacias von 1892.[1] Es war, als könne sie noch immer dort sein. Allerdings schien sie, gerade weil sie sich nicht verändert hatte, nicht wirklich zu leben. Sie hatte das Aussehen einer sterilisierten Rose. Ich sagte ihr guten Tag, sie suchte eine Zeitlang in meinem Gesicht zu lesen, wer ich sei, wie ein Schüler in dem seines Examinators die Antwort, die er leichter in seinem Kopf fände. Ich nannte ihr meinen Namen, und sofort, als hätte ich dank diesem Zauberwort das Aussehen eines Erdbeerbaums

oder eines Känguruhs abgelegt, das das Alter mir offenbar verliehen hatte, erkannte sie mich und begann mit ihrer so einzigartigen Stimme auf mich einzureden: Alle, die ihr früher in den kleinen Theatern Beifall geklatscht hatten, konnten jetzt nach Belieben, wenn sie eingeladen waren, um mit ihr »in der Stadt« zu Mittag zu essen, während des ganzen Gesprächs diese Stimme in jedem ihrer Worte wiederfinden. Sie war die gleiche geblieben, warm und gewinnend ohne jeden Zweck, mit einem ganz leichten englischen Akzent. Und doch, ebenso wie ihre Augen mich von einem fernen Gestade her anzublicken schienen, war die Stimme traurig, fast flehend wie die der Abgeschiedenen in der *Odyssee* [1] . Odette hätte noch auf der Bühne stehen können. Ich machte ihr mein Kompliment über ihre Jugend. Sie sagte zu mir: »Wie nett Sie sind, *my dear*, ich danke Ihnen sehr.« Und da es ihr schwerfiel, einem Gefühl, selbst dem aufrichtigsten, einen Ausdruck zu geben, der nicht von ihrem Bemühen um das zeugte, was ihr elegant erschien, wiederholte sie mehrmals: »Tausend, tausend Dank!« Mir aber, der ich einst so lange Strecken zurückgelegt hatte, um sie im Bois zu sehen, der ich das erstemal, als ich in ihrem Haus war, den Klang ihrer Stimme wie eine Köstlichkeit von ihren Lippen hatte fallen hören, schienen die jetzt in ihrer Nähe verbrachten Minuten unendlich lang, weil mir nichts einfiel, was ich zu ihr hätte sagen können, und ich entfernte mich, während ich mir eingestand, daß die Worte Gilbertes: »Sie halten mich für meine Mutter« nicht nur die Wahrheit trafen, sondern für die Tochter eher schmeichelhaft waren.

Nicht nur bei letzterer übrigens waren Familienzüge zum Vorschein gekommen, die bis dahin in ihrem Gesicht so unsichtbar geblieben waren wie im Inneren verborgene Teile eines Keims, von denen man nicht erraten kann, was nach dem Hervortreten aus ihnen werden wird. Bei dieser oder jener hatte das fünfzigste Jahr eine enorme, von der Mutter herstammende Krümmung die bis dahin gerade und rein ge-

zeichnete Nase verwandelt. Bei einer anderen, der Tochter eines Bankiers, nahm der Teint, der früher frisch war wie der einer jungen Gärtnerin, eine rote, ja kupferige Färbung an, fast etwas wie den Widerschein jenes Goldes, das oft genug durch die Hände ihres Vaters gegangen war. Manche hatten sich schließlich sogar ihrem Stadtviertel angepaßt und trugen gewissermaßen den Widerschein der Rue de l'Arcade, der Avenue du Bois oder der Rue de l'Élysée mit sich umher. Vor allem aber reproduzierten sie die Züge ihrer Eltern.

Ach, sie sollte nicht immer so bleiben! Weniger als drei Jahre später sollte ich ihr, die nicht gerade kindisch, aber etwas schwach im Kopf geworden war, auf einer von Gilberte veranstalteten Soiree begegnen, wo sie außerstande war, unter einer unbeweglichen Maske zu verbergen, was sie dachte, oder besser (denken ist vielleicht ein zu starkes Wort), was sie bei sich empfand; sie schüttelte den Kopf, preßte den Mund zusammen, zuckte die Achseln bei jeder Empfindung, die sie berührte, wie ein Trunkener oder ein Kind oder auch wie manche Dichter, die ihre Umgebung völlig vergessen, wenn die Inspiration sie packt, in Gesellschaft an ihrem Werk weiterschaffen und, während sie am Arm einer etwas erstaunt blickenden Dame zu Tisch schreiten, die Brauen runzeln und Grimassen schneiden. Die Empfindungen von Madame de Forcheville waren – außer einer einzigen, derjenigen, aufgrund deren sie an dieser Soiree teilnahm, nämlich der Zärtlichkeit für ihre inniggeliebte Tochter, das heißt dem Stolz, daß diese eine so glanzvolle Abendveranstaltung gab, einem Stolz, der bei der Mutter nicht einmal von Melchanolie darüber getrübt schien, daß sie selbst nichts mehr war –, diese Empfindungen waren nicht fröhlicher Natur und reichten nur zu einer unaufhörlichen Abwehr der Kränkungen aus, die man ihr bereitete, einer Abwehr, die ängstlich wie die eines Kindes war. Man hörte nur Reden wie: »Ich weiß nicht, ob Madame de Forcheville mich wiedererkennt, ich sollte mich ihr vielleicht von neuem vorstellen lassen.« – »Ach du lieber Gott,

das können Sie ruhig lassen«, gab jemand darauf mit lauter Stimme zurück, ohne zu bedenken, daß Gilbertes Mutter alles hören konnte (ohne es zu bedenken oder ohne darauf Rücksicht zu nehmen). »Das hat gar keinen Zweck. Was hätten Sie schon davon! Man muß sie einfach in ihrer Ecke lassen. Im übrigen ist sie schon ein bißchen schwach im Kopf.« Heimlich schleuderte Madame de Forcheville einen strafenden Blick aus ihren so schön gebliebenen Augen, der dem Beleidiger galt, dann nahm sie ihn rasch wieder zurück, aus Furcht, unhöflich gewesen zu sein, obwohl von der Kränkung getroffen; während sie ihre hilflose Empörung verschwieg, sah man, wie ihr Kopf sich bewegte und ihre Brust sich hob. Sie warf einen neuen Blick auf einen anderen, ebenso wenig höflichen Gaffer und wunderte sich nicht einmal allzusehr, denn da sie sich seit ein paar Tagen sehr schlecht fühlte, hatte sie ihrer Tochter nahezulegen versucht, die Festlichkeit aufzuschieben, doch diese hatte abgelehnt. Madame de Forcheville liebte sie deshalb nicht minder; alle eintreffenden Herzoginnen und die allgemeine Bewunderung für das neue Palais überfluteten ihr Herz mit Freude, und als die Marquise von Sabran eintrat, die damals die Dame war, zu der nur der steilste soziale Anstieg hinaufführte, hatte Madame de Forcheville das Gefühl, daß sie eine gute, weitschauende Mutter gewesen und ihre Aufgabe als solche nunmehr beendet sei. Weitere hohnlächelnde Gäste entlockten ihr einen neuen Blick und eine Art Selbstgespräch, soweit man es als Sprechen bezeichnen kann, wenn jemand eine stumme Unterhaltung mit sich selbst führt, die sich einzig in Gebärden ausdrückt. So schön noch, war sie – was sie niemals gewesen war – unendlich sympathisch geworden. Denn sie, die Swann und alle übrigen betrogen hatte, wurde jetzt ihrerseits von der ganzen Welt betrogen; zudem war sie, was die Rollen vollends vertauschte, so schwach geworden, daß sie sich nicht mehr gegen die Männer zu verteidigen wagte. Und bald würde sie sich auch gegen den Tod nicht wehren. Doch nach diesen den Tatsachen vorauseilen-

den Bemerkungen wollen wir wieder um drei Jahre zurückschreiten, das heißt zu der Matinee der Fürstin von Guermantes zurückkehren, auf der wir uns befinden.

Ich hatte Mühe, meinen Kameraden Bloch wiederzuerkennen, der übrigens jetzt nicht nur das Pseudonym, sondern den Namen Jacques du Rozier[1] angenommen hatte, unter dem einzig das Witterungsvermögen meines Großvaters noch »Hebrons süßes Tal« und »die Ketten Israels« erkannt hätte, die mein Freund endgültig abgeschüttelt zu haben schien.[2] Eine Art von englischem Schick hatte tatsächlich seine Gestalt völlig verändert und alles abgehobelt, was sich zum Verschwinden bringen ließ. Sein einst gekräuseltes, jetzt aber glatt mit einem Mittelscheitel frisiertes Haar glänzte von Brillantine. Seine Nase war dick und rot geblieben, doch schien sie jetzt eher von einem Dauerschnupfen geschwollen, der allenfalls das Näseln erklärte, mit dem er träge seine Sätze artikulierte, denn ebenso wie eine zu seiner Gesichtsfarbe passende Haartracht hatte er auch eine Stimme für seine Aussprache entdeckt, unter deren Wirkung nun das Näseln von früher den Charakter einer leicht verächtlichen Nuance bekam, der gut zu seinen entzündeten Nasenflügeln paßte. Dank der Haartracht aber, dem Wegfall des Schnurrbarts, der Eleganz des gewählten Typs, dem Willen verschwand diese jüdische Nase, so wie eine gut hergerichtete Bucklige beinahe gerade gewachsen scheint. Vor allem aber war, wo Bloch auch auftrat, der Ausdruck seiner Physiognomie durch ein dräuendes Monokel verändert. Der Zug von Mechanisierung, den dieses Monokel in Blochs Gesicht einführte, entzog es all den schwierigen Verpflichtungen, denen ein menschliches Antlitz sonst unterliegt, der Verpflichtung, schön zu sein, sowie der, Geist oder Wohlwollen oder Streben auszudrücken. Allein die Anwesenheit dieses Monokels in Blochs Gesicht enthob aber auch die anderen ganz und gar der Frage, ob es hübsch sei oder nicht, wie man angesichts der englischen Waren, von denen der Verkäufer in dem Laden sagt, sie seien jetzt »große Mode«,

sich nicht mehr zu fragen wagt, ob sie einem gefallen. Andererseits verschanzte er sich hinter dem Spiegel seines Monokels in einer so hochmütigen, distanzierten und selbstgefälligen Position, als sei dieses der Spiegel einer Luxuskutsche; um aber das Gesicht mit dem geglätteten Haar und dem Monokel in Einklang zu bringen, unterließen es Blochs Züge fortan, etwas auszudrücken.

Bloch bat mich, ihn dem Fürsten von Guermantes vorzustellen, und ich tat es ohne einen Schatten jener Schwierigkeiten, an denen ich mich damals gestoßen hatte, als ich zum erstenmal einen Abend bei ihm verbrachte[1] , Schwierigkeiten, die mir damals natürlich erschienen waren, während es mir jetzt ganz einfach vorkam, dem Fürsten einen seiner Gäste vorzustellen; ja, es wäre mir sogar leichtgefallen, ihm ganz improvisiert jemanden zuzuführen und bekanntzumachen, der gar nicht eingeladen war. Lag es daran, daß ich seit jener fernen Zeit ein »Vertrauter des Hauses« geworden war, obwohl seit einer Weile eher ein Vergessener dieser Gesellschaft, in der ich damals noch ein Neuling war? Oder war es nicht eher deshalb so leicht, weil ich eben kein eigentlicher Gesellschaftsmensch war und all das, was für einen solchen eine Schwierigkeit darstellt, für mich gar nicht mehr existierte, nachdem die Schüchternheit einmal von mir abgefallen war? Lag es vielleicht auch daran, daß die Menschen mit der Zeit vor mir ihren ersten (oft auch ihren zweiten und ihren dritten) künstlichen Schein abgelegt hatten und ich deshalb hinter dem hochtrabenden, verachtungsvollen Wesen des Fürsten ein großes Verlangen erkannte, andere Menschen kennenzulernen, die Bekanntschaft gerade derjenigen zu machen, die er zu verachten vorgab? Oder wohl daran, daß auch der Fürst sich gewandelt hatte, wie all jene in der Jugend und im reifen Alter anmaßenden Leute, denen das Alter seine Milde bringt (um so mehr, als die neu auftauchenden Menschen und die unbekannten Ideen, gegen die sie sich zur Wehr setzten, ihnen seit langem vom Sehen und als in ihrer Umgebung überall akzeptiert

vertraut waren), vor allem, wenn dem Alter dabei irgendeine Tugend oder irgendein Laster nachhilft – was den Kreis der Beziehungen vergrößert – oder auch eine Revolution, wie eine politische Bekehrung sie bewirkt, beispielsweise jene des Fürsten zum Dreyfusianer?

Wie ich es früher selbst bei meinem Eintritt in die Gesellschaft getan hatte und es auch jetzt noch manchmal tat, fragte mich Bloch nach den Leuten, die ich dort früher gekannt hatte und die jetzt so fern und abseits von allem waren wie jene Leute aus Combray, bei denen ich mich oft bemüht hatte, sie richtig zu »plazieren«. Doch Combray war für mich eine Sache ganz für sich, unmöglich mit irgend etwas anderem zu verwechseln, gleichsam ein Stück eines Puzzles, das in die Karte Frankreichs einzupassen mir niemals gelang. »Dann kann ich mir also nach dem Fürsten von Guermantes gar keine Vorstellung von Swann oder von Monsieur de Charlus machen?« fragte mich Bloch, dessen Redeweise ich so lange Zeit übernommen hate und der nun oft die meinige kopierte.[1] »Ganz und gar nicht, nein.« – »Aber worin besteht denn der Unterschied?« – »Man hätte sich dazu eben mit ihnen unterhalten müssen. Aber das ist unmöglich. Swann ist tot, und um Monsieur de Charles steht es auch nicht viel besser. Doch war der Unterschied enorm.« Während aber Blochs Augen bei dem Gedanken glänzten, wie diese wunderbaren Persönlichkeiten wohl gewesen sein mochten, dachte ich mir, daß ich in ihm eigentlich eine übertriebene Vorstellung von dem Vergnügen weckte, das ihre Gesellschaft mir geschenkt, da ich es immer erst verspürt hatte, wenn ich wieder allein war, und da man nur in der Einbildungskraft einen Eindruck von den wirklichen Unterscheidungen gewinnen kann. War Bloch sich wohl darüber klar? »Du malst mir das vielleicht alles zu schön«, sagte er zu mir. »So zum Beispiel die Hausherrin hier, die Fürstin von Guermantes; ich weiß wohl, sie ist nicht mehr jung, aber schließlich ist es nicht so lange her, daß du zu mir von ihrem unvergleichlichen Zauber, ihrer wunderbaren

Schönheit gesprochen hast. Gewiß, ich erkenne an, daß sie großen Stil zeigt, und sie hat auch die ungewöhnlichen Augen, von denen du mir erzähltest, aber so unerhört, wie du sagtest, finde ich sie eigentlich nicht. Natürlich hat sie viel Rasse. Aber immerhin …« Ich mußte Bloch darüber aufklären, daß wir nicht von der gleichen Person sprachen. Die Fürstin von Guermantes war tot, und der durch die Niederlage der Deutschen ruinierte Fürst hatte die vormalige Madame Verdurin geheiratet. »Du irrst dich, ich habe im Gotha von diesem Jahr nachgesehen«, gestand Bloch mir naiverweise«, »und ich habe den Fürsten von Guermantes gefunden, als Wohnort das Palais, in dem wir uns hier befinden, und verheiratet mit allem, was es an Grandiosem gibt, warte einmal, ich weiß noch: ›vermählt mit Sidonie, Herzogin von Duras, geborene des Baux‹.« Tatsächlich hatte Madame Verdurin kurz nach dem Tod ihres Gatten den alten Herzog von Duras geheiratet, der, ebenfalls ruiniert, sie zu einer Cousine des Fürsten von Guermantes gemacht hatte und zwei Jahre nach der Hochzeit verstorben war. Er hatte für Madame Verdurin einen sehr nützlichen Übergang gebildet; jetzt war sie dank einer dritten Ehe Fürstin von Guermantes und hatte im Faubourg Saint-Germain eine große Stellung, die in Combray große Verwunderung hervorgerufen hätte, wo die Damen aus der Rue de l'Oiseau, die Tochter von Madame Goupil und die Schwiegertochter von Madame Sazerat, während der ganzen letzten Jahre, bevor Madame Verdurin Fürstin von Guermantes wurde, hämisch von der »Herzogin von Duras« gesprochen hatten, als sei dies eine Rolle, die Madame Verdurin auf dem Theater spiele. Da sie nach dem Willen des Kastenprinzips unbedingt als Madame Verdurin sterben sollte, machte dieser Titel – man konnte sich nicht vorstellen, daß er ihr irgendwelche neue gesellschaftliche Macht übertrug – fast einen schlechten Eindruck. »Es wird über sie geredet«, dieser Ausdruck, der in jeglicher Art von Gesellschaft auf eine Frau Anwendung findet, die einen Liebhaber hat, konnte im

Faubourg Saint-Germain diejenigen betreffen, die Bücher veröffentlichten, in der Bourgeoisie von Combray aber diejenigen, die in die eine oder andere Richtung »unpassende« Heiraten machten. Als sie den Fürsten von Guermantes geheiratet hatte, mußte es sofort heißen, er sei ein falscher Guermantes, ein Betrüger. Für mich lag in der Identität des Titels und des Namens, aufgrund deren es noch eine Fürstin von Guermantes gab, die keinerlei Beziehung zu derjenigen besaß, deren Zauber mich so stark beeindruckt hatte, die nicht mehr existierte oder nurmehr wie eine wehrlose Tote war, der man ihn gestohlen hatte, etwas ebenso Schmerzliches wie in dem Anblick der Dinge, die einst Fürstin Hedwige[1] gehört hatten, wie ihr Schloß und alles, was ihr sonst zu eigen gewesen war, Dinge, die nun eine andere erfreuten. Die Nachfolge im Namen ist traurig wie alle Formen der Nachfolge, wie alle Aneignung durch Usurpation. Und immer – ohne daß darin eine Unterbrechung eintritt – würde eine Flut von neuen Fürstinnen von Guermantes kommen oder vielmehr immer und ewig eine einzige Fürstin von Guermantes, deren Funktionen nur von einem Zeitalter zum anderen einer anderen Frau oblagen, die vom Tod nichts wußte und allem gegenüber gleichgültig war, was sich verwandelt und dadurch verletzt, da der Name über denen, die von Zeit zu Zeit in den düsteren Schlund hinabsinken, seine seit undenklichen Zeiten friedlich daliegende gleiche Oberfläche wieder schließt.

Gewiß, sogar dieser äußere Wandel in den Gesichtern, die ich gekannt hatte, war nur das Symbol einer inneren Wandlung, die sich ganz allmählich von Tag zu Tag vollzogen hatte. Vielleicht hatten diese Menschen unaufhörlich die gleichen Dinge getan, aber von Tag zu Tag hatte die Vorstellung, die sie sich von sich selbst und den Personen ihres Umgangs machten, ein klein wenig ihre Richtung geändert, so daß sie nach Ablauf einiger Jahre unter den gleichen Namen andere Dinge und andere Menschen liebten; da sie selbst aber anders

geworden waren, wäre es erstaunlich gewesen, hätten sie keine neuen Gesichter gehabt.

Unter den Anwesenden befand sich ein angesehener Mann, der kurz zuvor in einem berühmten Prozeß eine Zeugenaussage gemacht hatte, deren einziger Wert in dem darin bekundeten Edelmut moralischer Gesinnung bestand, vor dem Richter und Verteidiger einmütig sich gebeugt hatten und die daraufhin zur Verurteilung zweier Personen geführt hatte. Daher stellte man bei seinem Eintreten eine Bewegung achtungsvoller Neugier fest. Es war Morel. Ich war vielleicht der einzige, der wußte, daß er gleichzeitig von Saint-Loup und einem von dessen Freunden ausgehalten worden war. Trotz dieser Erinnerungen grüßte er mich mit sichtlichem Vergnügen, wenn auch etwas reserviert. Er gedachte dabei der Zeit, als wir uns in Balbec gesehen hatten, und diese Erinnerungen waren für ihn von der schwermütigen Poesie der Jugendzeit umwoben.

Es gab aber auch Personen, die ich nicht wiedererkennen konnte, weil ich sie niemals gekannt hatte, denn ebensogut wie an den einzelnen Menschen hatte die Zeit in diesem Salon ihre chemische Verwandlungskraft auch an der Gesellschaft ausgeübt. In der spezifischen Beschaffenheit dieses Milieus, wie sie festgeschrieben war sowohl in gewissen Affinitäten, durch die alle großen Fürstennamen Europas angezogen wurden, als auch in der Abstoßung, die jedes nicht aristokratische Element fernhielt, hatte ich gleichsam ein stoffliches Refugium für jenen Namen Guermantes gesehen, dessen letzte Wirklichkeit es darstellte; nun hatte sich in der innersten Konstitution dieses Milieus, die ich für stabil gehalten hatte, eine tiefe Wandlung vollzogen. Die Anwesenheit von Leuten, denen ich in ganz anderen Gesellschaftskreisen begegnet war und von denen mir schien, daß sie niemals in diese hier hätten eindringen sollen, erstaunte mich noch weniger als die Herzlichkeit, mit der sie aufgenommen und mit dem Vornamen angeredet wurden. Ein gewisses System von aristokratischen Vorurteilen, von Snobismen, das ehemals automatisch von dem Na-

men Guermantes alles fernhielt, was mit ihm nicht in Einklang stand, hatte zu funktionieren aufgehört.

Gewisse Leute (Tossizza, Kleinmichel[1]), die zur Zeit meines ersten Auftretens in der Gesellschaft große Diners gaben, zu denen sie nur die Fürstin von Guermantes, die Herzogin von Guermantes, die Prinzessin von Parma einluden, die selbst bei diesen Damen den Ehrenplatz einnahmen und als das Beste galten – vielleicht sogar waren –, was es in der damaligen Gesellschaft gab, waren abgetreten, ohne irgendeine Spur zu hinterlassen. Waren sie Ausländer in diplomatischer Mission gewesen und inzwischen wieder in ihr Heimatland zurückgekehrt? Vielleicht hatte ein Skandal, ein Selbstmord, eine Entführung sie um die Möglichkeit gebracht, in der Gesellschaft von neuem zu erscheinen, oder sie waren Deutsche. Ihr Name jedoch verdankte seinen Glanz nur ihrer damaligen Stellung in der großen Welt, er wurde von niemanden mehr getragen, man wußte nicht einmal, wen ich meinte, wenn ich von ihnen sprach, und wenn ich ihren Namen zu buchstabieren versuchte, nahm man an, sie seien eine Art Hochstapler gewesen. Personen, die nach dem alten Gesellschaftskodex sich in diesen Kreisen nicht hätten befinden dürfen, hatten, was mich sehr erstaunte, zu besten Freundinnen Frauen von hervorragender Geburt, die nur um dieser neuen Freundinnen willen sich bei der Fürstin von Guermantes zu langweilen bereit waren. Das nämlich, was diese Gesellschaft charakterisierte, war ihre erstaunliche Geneigtheit, sich zu deklassieren.

Erschlafft oder zerbrochen, reagierten die Federn der Abweisungsmaschinerie nicht mehr, tausend Fremdkörper drangen ein, raubten dieser Gesellschaft jede innere Gleichartigkeit, alle Haltung und Farbe. Wie eine altersschwache große Dame hatte der Faubourg Saint-Germain nur noch ein schüchternes Lächeln für unverschämte Domestiken, die in seine Salons eindrangen, dort seine Orangeade tranken und ihre Mätressen vorstellten. Dabei wurde mir das Gefühl dafür, daß viel Zeit vergangen und ein kleiner Teil meiner Vergangen-

heit der Vernichtung anheimgefallen war, weniger stark durch die Zerstörung dieses zusammenhängenden Ganzen (das der Salon Guermantes gewesen war) als durch die völlige Auflösung der Kenntnis jener tausend Gründe, jener tausend Nuancen vermittelt, um derentwillen dieser oder jener, der sich dort jetzt noch befand, ganz naturgegeben an seinem Platz war, während ein anderer, der sich Ellbogen an Ellbogen mit ihm bewegte, eine höchst fragwürdige Neuerscheinung darstellte. Diese Ignoranz machte sich nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Politik, ja allerorten breit. Das Gedächtnis war eben bei den einzelnen von geringerer Dauer als das Leben; überhaupt nahmen sehr junge Leute, die jene bei den anderen nun aufgelösten Erinnerungen nie besessen hatten, jetzt aber einen Teil der Gesellschaft bildeten, sogar im Sinn des Adelskalenders ganz legitimerweise, da die Anfänge vergessen oder unbekannt waren, die Personen an dem Punkt ihres Aufstiegs oder Niedergangs in ihr Bewußtsein auf, an dem sie sich gerade befanden, und glaubten, schon immer hätten Madame Swann und die Fürstin von Guermantes und Bloch ihre große Stellung innegehabt und Clemenceau und Viviani[1] seien von jeher konservativ gewesen. Da aber gewisse Ereignisse eine längere Lebensdauer haben und die verpönte Erinnerung an die Dreyfus-Affäre noch in unbestimmter Gestalt dank dem, was ihre Väter ihnen erzählt hatten, in ihrem Bewußtsein existierte, erklärten sie, wenn man ihnen sagte, Clemenceau sei ein Dreyfus-Anhänger gewesen: »Nicht möglich, Sie müssen da etwas verwechseln, er gehört doch der Gegenseite an.« Kompromittierte Minister und ehemalige öffentliche Dirnen galten als Tugendspiegel. Als jemand einen jungen Mann von sehr hoher Geburt fragte, ob nicht irgend etwas gegen Gilbertes Mutter vorgelegen habe, antwortete der junge Herr, sie habe tatsächlich in der ersten Hälfte ihres Lebens einen Abenteurer mit Namen Swann geehelicht, darauf aber einen Mann geheiratet, der zu den hervorragendsten Erscheinungen der Gesellschaft gehört habe, den Grafen

von Forcheville. Gewiß hätten noch einige Personen in diesem Salon, die Herzogin von Guermantes zum Beispiel, über diese Behauptung gelächelt (die mir monströs vorkam, da sie Swanns Eleganz leugnete, wobei doch ich selbst in Combray mit meiner Großtante geglaubt hatte, Swann könne keine »Fürstinnen« kennen), und auch Frauen, die dort hätten sein können, aber kaum noch ausgingen, wie die Herzoginnen von Montmorency, von Mouchy und von Sagan, die intime Freundinnen Swanns gewesen waren und von dem zu ihrer Zeit in der von ihnen frequentierten Gesellschaft nicht akzeptierten Forcheville nie etwas gehört oder gesehen hatten. Doch gerade diese Gesellschaft von damals existierte ebenso wie die heute verwandelten Gesichter und die durch schneeweiße ersetzten blonden Haare nur noch in dem Gedächtnis von Leuten, deren Zahl sich täglich verringerte.

Bloch hatte während des Krieges aufgehört »auszugehen«, das heißt seine Kreise von ehedem zu besuchen, in denen er eine ziemlich klägliche Rolle gespielt hatte. Andererseits hatte er keineswegs aufgehört, jene Werke zu veröffentlichen, deren absurde Sophistik ich heute, um nicht von ihr eingefangen zu werden, zu zerstören bemüht war, Werke ohne Originalität, die aber bei jungen Leuten und vielen Frauen der guten Gesellschaft den Eindruck eines nicht alltäglichen geistigen Niveaus, ja einer Art von Genialität erweckten. Nach einer völligen Zäsur zwischen seinem früheren Gesellschaftsleben und dem neuen in einer neukonstituierten Gesellschaft war er für eine zweite ehrenvolle und ruhmreiche Phase seines Lebens die Erscheinung eines großen Mannes. Die jungen Leute hatten naturgemäß keine Ahnung davon, daß er in diesem Alter erst in der Gesellschaft debütierte, um so mehr, als die wenigen Namen, die er aus der Zeit seines Umgangs mit Saint-Loup im Gedächtnis behalten hatte, ihm gestatteten, seiner gegenwärtigen gesellschaftlichen Geltung den Anschein einer weit zurückreichenden Tradition zu geben. Auf alle Fälle schien er einer jener Männer von Talent zu sein, die zu allen

Zeiten in der großen Welt Erfolg gehabt haben, und man dachte nicht daran, daß er jemals in anderen Kreisen gelebt haben könne.

Die Alten versicherten, in der Gesellschaft sei alles verändert, man empfange jetzt Leute, die man zu ihrer Zeit niemals empfangen hätte; das war, wie man sagt, wahr und unwahr zugleich; unwahr, weil sie sich keine Rechenschaft über die Zeitkurve ablegten, derzufolge die Heutigen diese neuen Leute an ihrem Zielpunkt sahen, während sie sich an ihren Ausgangspunkt erinnerten. Als aber sie, die Alten, in die Gesellschaft eingetreten waren, gab es dort arrivierte Leute, an deren Anfänge sich andere erinnerten. Eine Generation genügt, um die Veränderung herbeizuführen, die sich einst durch die Jahrhunderte mit dem bürgerlichen und dann adlig gewordenen Namen Colbert vollzogen hat. Möglicherweise aber auch wahr, denn nicht nur die Personen verändern ihre Stellung, sondern auch die Ideen und die eingefleischtesten Gewohnheiten, darunter sogar jene, nur elegante Leute zu empfangen. Der Snobismus kann neue Formen annehmen, er kann aber auch verschwinden, wie sogar der Krieg oder die Radikalen, wie Juden in den Jockey-Club aufgenommen werden könnten.

Während die neue Generation von der Herzogin von Guermantes keine hohe Meinung hatte, weil sie mit Schauspielerinnen usw. bekannt war, betrachteten sie die heute bejahrten Damen der Familie immer noch als eine außerordentliche Person, einerseits, weil sie genau um ihre Geburt, ihr heraldisches Primat und ihren intimen Umgang mit den, wie Madame de Forcheville gesagt hätte, Royalties wußten, andererseits, weil sie es verschmähte, die Familie zu besuchen, sich in ihrem Kreis langweilte und bekannt war, daß man nie auf sie zählen konnte. Ihre Beziehungen zu der Welt des Theaters und der Politik, von denen man allerdings nur eine vage Vorstellung hatte, erhöhten ihren Seltenheitswert und ihr Prestige. So hielt man sie denn in politischen und künstlerischen Kreisen für eine etwas undefinierbare Erscheinung, eine

aus der Ordensgemeinschaft des Faubourg Saint-Germain Ausgetretene, die mit Unterstaatssekretären und Theatergrößen verkehrte, während man sich in ebendiesem Faubourg Saint-Germain fragte, wenn man eine elegante Soiree veranstaltete: Lohnt es sich überhaupt, Oriane einzuladen? Sie kommt ja ohnehin nicht. Na gut, der Form halber, doch machen wir uns keine Illusionen! Wenn dann aber gegen halb elf Oriane eintrat, in prächtiger Toilette, wenn sie auf der Schwelle in einer Art von majestätischer Herablassung stehenblieb und scheinbar mitleidslose, verächtliche Blicke auf ihre Cousinen warf und wenn sie dann eine Stunde blieb, so bedeutete das für die alte große Dame, die die Soiree gab, ein größeres Fest als früher für einen Theaterdirektor, wenn Sarah Bernhardt, die sehr vage versprochen hatte, bei einer Veranstaltung mitzuwirken, womit man aber nicht rechnete, dennoch gekommen wäre und mit unendlicher Bereitwilligkeit und Schlichtheit anstelle des versprochenen Stücks zwanzig weitere rezitiert hätte. Die Anwesenheit ebendieser Oriane, die von den Kabinettchefs von oben herab behandelt wurde, die aber deswegen (der Geist regiert die Welt) nicht weniger danach trachtete, immer mehr von ihnen kennenzulernen, hatte der Soiree der alten Dame von Stand, auf der sich doch ohnehin nur äußerst standesgemäße Frauen aufhielten, augenblicklich eine Stellung zugeordnet außerhalb und über allen anderen Soireen alter Damen von Stand derselben *season* (um noch einmal mit Madame de Forcheville zu sprechen), für welche besagte Soireen Oriane sich nicht bemüht hatte.

Sobald ich aufgehört hatte, mit dem Fürsten von Guermantes zu sprechen, bemächtigte Bloch sich meiner und stellte mich einer jungen Frau vor, die durch die Herzogin von Guermantes viel von mir gehört hatte und eine der elegantesten Frauen des Tages war. Ihr Name aber war mir völlig unbekannt und derjenige verschiedener Mitglieder des Hauses Guermantes ihr offenbar nicht sehr vertraut, denn sie fragte eine Amerikanerin, aufgrund welcher Tatsache Madame de

Saint-Loup mit der ganzen glanzvollen Gesellschaft, die sich dort befand, so intim zu sein schien. Diese Amerikanerin nun war mit einem Grafen Farcy vermählt, einem obskuren Verwandten der Forchevilles, für den diese das Vornehmste waren, was es auf der Welt gab. Daher antwortete sie denn auch ganz natürlicherweise: »Am Ende kommt es nur daher, daß sie eine geborene Forcheville ist, dagegen kommt nichts anderes auf.« Dabei wußte Madame de Farcy, obwohl sie naiv genug war, den Namen Forcheville für mehr zu halten als Saint-Loup, wenigstens noch, was letzterer bedeutete. Die reizende Freundin Blochs und der Herzogin von Guermantes hatte jedoch nicht die geringste Ahnung davon, und da sie ziemlich vorschnell war, antwortete sie in gutem Glauben einem jungen Mädchen, das sie danach fragte, wie Madame de Saint-Loup mit dem Hausherrn, dem Fürsten von Guermantes, verwandt sei: »Durch die Forchevilles« – eine Information, die die junge Person sogleich, als sei sie ihr von jeher vertraut, einer ihrer Freundinnen weitergab, die, da sie eigensinnig und noch dazu nervös war, heftig errötete, als ein Herr ihr sagte, Gilberte hänge nicht durch die Forchevilles mit den Guermantes zusammen, so daß der Herr schließlich glaubte, er habe sich getäuscht, den Irrtum akzeptierte und ihn seinerseits unverzüglich weitergab. Diners und sonstige gesellschaftliche Veranstaltungen waren für die Amerikanerin etwas wie eine Berlitz School. Sie hörte die Namen und wiederholte sie, ohne zuvor von ihrer Bedeutung und ihrer genauen Tragweite Kenntnis zu haben. Als jemand fragte, ob Tansonville Gilberte von ihrem Vater, Monsieur de Forcheville, überkommen sei, wurde ihm die Erklärung zuteil, der Besitz komme keineswegs von dieser Seite, sondern stelle eine Herrschaft aus der Familie ihres Mannes dar, das dem Besitz des Guermantes benachbarte Tansonville habe Madame de Marsantes gehört, sei aber, stark mit Hypotheken belastet, erst von Gilberte als ihre Mitgift zurückgekauft worden. Endlich erklärte einer von der alten Garde, nachdem er Swann

als einen Freund der Sagan und der Mouchy[1] in Erinnerung gerufen und sich die Amerikanerin erkundigt hatte, wie ich seine Bekanntschaft gemacht habe, ich sei ihm bei Madame de Guermantes begegnet, denn er wußte nichts von dem ländlichen Nachbarn, dem jungen Freund meines Großvaters, der Swann für mich gewesen war. Mißgriffe dieser Art sind von den berühmtesten Männern begangen worden und gelten in jeder konservativen Gesellschaft als ganz besonders schwerwiegend. Als Saint-Simon zeigen wollte, daß Ludwig XIV. von einer Unwissenheit gewesen sei, »die ihn zuweilen in aller Öffentlichkeit die gröbsten Ungereimtheiten behaupten ließ«[2] , führte er für diese Unwissenheit nur zwei Beispiele an, nämlich der König habe in Unkenntnis darüber, daß Renel ein Clermont-Gallerande war und Saint-Herem dem Haus Montmarin entstammte, diese beiden behandelt wie Leute von geringem Rang. Was nun Saint-Herem anbelangt, so haben wir wenigstens den Trost zu erfahren, daß der König nicht in seinem Irrtum befangen starb, denn er wurde »sehr spät« von Monsieur de La Rochefoucauld aufgeklärt. »Noch dazu aber«, fügte Saint-Simon mit etwas wie Mitleid hinzu, »mußte man ihm erst eröffnen, was diese beiden Häuser eigentlich waren, denn ihr Name sagte ihm nichts.«

Dieses so rasch hereinbrechende Vergessen, das sich über die jüngste Vergangenheit verbreitet, diese alles überflutende Unwissenheit macht auf der anderen Seite eine gewisse Kenntnis um so kostbarer, als sie wenig verbreitet ist: die Kenntnis der Genealogie der Leute, ihrer wahren Stellung, der durch Liebe oder finanzielle Rücksichten oder was immer bestimmten Gründe, weshalb sie sich mit dieser oder jener Familie verbunden haben oder mit einer anderen eine Mesalliance eingegangen sind, ein Wissen, das in allen Gesellschaften geschätzt wird, in denen ein konservativer Geist herrscht, ein Wissen, das mein Großvater in höchstem Maße hinsichtlich der Bourgeoisie von Combray und Paris besaß und das einst einem Saint-Simon derart imponierte, daß er an der Stel-

le, an der er die erstaunliche Klugheit des Fürsten von Conti preist, diesen, bevor er noch von den Wissenschaften spricht oder vielmehr so, als sei dies die erste der Wissenschaften, mit den folgenden Worten rühmt: »Ein sehr schöner, aufgeklärter, zielsicherer, klardenkender und umfassender Geist, ungeheuer belesen, jemand, der nichts vergaß, der die Genealogien, ihre Phantasiegebilde und ihre Wirklichkeit kannte, eine distinguierte Höflichkeit je nach Rang und Verdienst erwies und all das auszahlte, was die Fürsten von Geblüt eigentlich schuldig sind und nicht mehr erweisen; er erklärte sich darüber auch durchaus, ebensowohl wie auch über deren Besitzanmaßungen. Die Geschichte der Bücher und der Gespräche gab ihm die Möglichkeit, die denkbar artigsten Dinge über Geburt, über ehrenvolle Ämter anzubringen …«[1] Auf einer weniger glanzvollen Ebene wußte mein Großvater in allem, was sich auf die bürgerliche Gesellschaft von Combray und Paris bezog, nicht minder genau Bescheid und genoß es auch mit nicht geringerem Appetit. Es gab nur noch wenige solcher Feinschmecker, solcher Amateure, die wußten, daß Gilberte keine Forcheville, Madame de Cambremer keine Méséglise und die jüngere keine Valentinois war.[2] Wenige, und vielleicht rekrutierten sie sich nicht einmal aus der höchsten Aristokratie (nicht unbedingt die Frommen, ja sogar nicht unbedingt die Katholiken sind die besten Kenner der *Legenda aurea* [3] oder der Glasmalerei des dreizehnten Jahrhunderts), sondern aus einer zweitrangigen Aristokratie, die erst recht begierig ist auf das, was ihr kaum zugänglich ist, und die um so mehr Muße hat zu studieren, worin sie nicht verkehrt; doch treffen sie sich mit Vergnügen, lernen sich untereinander kennen, kommen zu köstlichen Diners zusammen wie die Société des bibliophiles oder die Société des amis de Reims[1] , Diners, bei denen man Genealogien degustiert. Frauen sind dabei nicht zugelassen, aber die Ehemänner berichten ihren Gattinnen beim Heimkommen: Das war diesmal wirklich ein interessantes Diner, es war da ein Monsieur de la Raspelière, der

uns völlig bezaubert hat, als er uns erklärte, daß diese Madame de Saint-Loup, die die hübsche Tocher hat, keineswegs eine geborene Forcheville ist; es handelt sich da um einen ganzen Roman.

Die Freundin Blochs und der Herzogin von Guermants war nicht nur elegant und bezaubernd, sie war auch gescheit und die Unterhaltung mit ihr überaus angenehm, doch durch die Tatsache etwas erschwert, daß nicht nur der Name meiner Gesprächspartnerin neu für mich war, sondern auch der einer großen Zahl von Personen, von denen sie sprach und die gegenwärtig den Kern der Gesellschaft bildeten. Als sie freilich auch von mir Geschichten hören wollte, sagten viele, die ich zitierte, ihr wiederum überhaupt nichts; sie waren alle in Vergessenheit geraten, zumindest diejenigen, die ihren Glanz nur von einer bestimmten Person erhalten hatten und nicht die ständig weitergeführten Namen irgendeiner berühmten aristokratischen Familie waren (deren genaue Titel die junge Frau selten wußte, da sie nur unklare Vorstellungen über den Ursprung mit einem Namen verband, den sie am Vorabend bei einem Diner falsch verstanden hatte); zum größten Teil hatte sie diese Namen nie zuvor gehört, da sie (nicht weil sie so jung war, sondern weil sie erst seit kurzem in Frankreich lebte und nicht gleich zur Gesellschaft den Zugang gefunden hatte) erst einige Jahre, nachdem ich mich aus der Gesellschaft zurückgezogen hatte, anfing, darin zu verkehren. Ich weiß nicht, wie der Name von Madame Leroi mir auf die Lippen kam, zufällig jedoch hatte meine Gesprächspartnerin einen alten Freund von Madame de Guermantes, der ihr den Hof gemacht hatte, sie erwähnen hören, in wenig erschöpfender Weise freilich, wie ich aus dem verächtlichen Ton entnahm, mit dem diese snobische junge Frau mir antwortete: »Doch, ja, ich weiß, wer Madame Leroi war, eine alte Freundin von Bergotte«, einem Ton, der zu besagen schien: Eine Person, die ich bei mir im Hause niemals hätte sehen mögen. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, wie dieser alte Freund von

Madame de Guermantes als Mann von vollkommener Lebensart und ganz im Stil der Guermantes, zu deren Zügen es gehörte, scheinbar niemals dem Umgang mit der hohen Aristokratie Wert beizumessen, es als zu dumm und zu sehr gegen den Geist dieser Guermantes verstoßend erachtet hätte, etwa zu sagen: Madame Leroi, die bei allen Hoheiten und Herzoginnen verkehrte, und statt dessen lieber berichtete: Sie war eine merkwürdige Person; eines Tages hat sie Bergotte folgende Antwort gegeben … Für die Leute freilich, die nicht Bescheid wissen, kommen solche nur mündlichen Informationen denen gleich, die die Presse dem Volke erteilt und auf die hin dieses je nach Zeitung glaubt, Monsieur Loubet und Monsieur Reinach[1] seien Gauner oder hochverdiente Bürger der Republik. Für meine Gesprächspartnerin war Madame Leroi etwas wie eine Madame Verdurin der ersten Epoche, minder glänzend jedoch und mit einem einzig auf Bergotte beschränkten Klübchen. Diese junge Frau ist übrigens eine der letzten gewesen, die noch durch reinen Zufall den Namen Madame Leroi haben nennen hören. Heute weiß niemand mehr, wer das ist, im übrigen mit vollem Recht. Ihr Name taucht nicht einmal in dem Personenverzeichnis der nachgelassenen Memoiren von Madame de Villeparisis auf, die sich gleichwohl in Gedanken so viel mit Madame Leroi beschäftigt hatte. Die Marquise hat aber weniger deshalb nicht von Madame Leroi gesprochen, weil diese zu ihren Lebzeiten nicht allzu freundlich zu ihr gewesen war, sondern weil niemand sich nach ihrem Tod für sie hätte interessieren können, so daß ihr Totschweigen weniger durch den gesellschaftlich bedingten Groll der Frau als durch den literarischen Takt der Autorin diktiert erscheint.[1] Meine Unterhaltung mit der eleganten Freundin Blochs war reizend, denn diese junge Frau war klug, aber der Unterschied zwischen ihrem und meinem Vokabular machte sie schwierig, gleichzeitig freilich auch recht aufschlußreich. Wenn wir auch noch so gut wissen, daß die Jahre vergehen, daß die Jugend dem Alter weicht, daß die

solidesten Vermögen und Throne einstürzen, daß der Ruhm vergänglich ist, so nimmt doch unsere Art, dieses bewegte, vom Strom der Zeit dahingetragene Universum zu erfahren und gleichsam abzulichten, diesem Universum jede Bewegung. So sehen wir noch immer alle Leute jung, die wir jung gekannt haben, diejenigen aber, die wir alt gekannt haben, schmücken wir rückblickend in der Vergangenheit mit den Tugenden des Alters, wir vertrauen vorbehaltlos auf die Kreditwürdigkeit eines Milliardärs, auf die Fürsprache eines Souveräns, obwohl wir aus Vernunftgründen wissen, aber keineswegs glauben, daß sie möglicherweise schon morgen entmachtete Flüchtlinge sind. Wie ein einfacheres Problem den Weg zu komplexeren, aber doch gleichgelagerten Schwierigkeiten ebnen kann, so vermittelte mir auf einem beschränkteren, nur das rein Gesellschaftliche umfassenden Gebiet die Unmöglichkeit, sich zu verstehen, wie sie sich in unserem Gespräch mit der jungen Frau aus der Tatsache ergab, daß wir in einer bestimmten Gesellschaft mit einem Abstand von fünfundzwanzig Jahren gelebt hatten, den Eindruck von Geschichte, und sie hätte in mir den Sinn für Geschichte verstärken können.

Es bleibt hinzuzufügen, daß diese Unkenntnis der wirklichen gesellschaftlichen Positionen, die alle zehn Jahre die Erwählten in ihrem aktuellen sichtbaren Status auftauchen läßt, als hätte die Vergangenheit nie existiert, und einer frisch in Europa gelandeten Amerikanerin den Blick dafür verstellt, daß Monsieur de Charlus den höchsten Rang in Paris zu einer Zeit innegehabt hatte, als Bloch noch über gar keinen verfügte, und daß Swann, der sich so sehr um Monsieur Bontemps bemühte, von den höchsten Herrschaften mit der größten Freundschaft behandelt worden war, daß diese Unkenntnis nicht nur bei den Neuankömmlingen besteht, sondern auch bei denen, die immer in benachbarten Gesellschaftsschichten verkehrt haben, und diese Unkenntnis ist bei letzteren wie bei den Erstgenannten ebenfalls eine (sich aber diesmal auf das

Individuum und nicht auf die soziale Schicht beziehende) Wirkung der Zeit. Wir können wohl unser Milieu und unsere Lebensform wechseln, unser Gedächtnis aber, das den Faden unserer stets gleichen Persönlichkeit festhält, heftet dieser immer wieder in den aufeinanderfolgenden Perioden die Erinnerung an die Gesellschaftsschichten an, in denen wir, und wäre es vor vierzig Jahren gewesen, unser Leben verbrachten. Bloch bei dem Fürsten von Guermantes kannte noch sehr wohl das bescheidene jüdische Milieu, in dem er mit achtzehn Jahren gelebt hatte, und Swann, als er nicht mehr Madame Swann, sondern eine Frau liebte, die in der gleichen Konditorei Colombin den Tee servierte, deren Besuch – ebenso wie den des Tea-Rooms in der Rue Royale – Madame Swann eine Zeitlang für so schick gehalten hatte, dieser gleiche Swann kannte sehr wohl noch seine eigentliche gesellschaftliche Position und erinnerte sich an Twickenham[1] ; er hegte keinerlei Zweifel über die Gründe, aus denen er lieber zu Colombin als zu der Herzogin von Broglie ging, und wußte ganz genau, daß er, selbst wenn er tausendmal weniger »schick« gewesen wäre, durch den Besuch von Colombin oder dem Ritz nicht das geringste gewonnen hätte, da dort jeder hingehen kann, der bezahlt. Zweifellos erinnerten sich auch die Freunde Blochs oder Swanns an die einfache jüdische Gesellschaft beziehungsweise die Einladungen in Twickenham, und so trennten die Freunde wie verschiedene weniger kenntliche »Ichs« von Swann oder von Bloch in ihrem Gedächtnis den derzeitigen eleganten Bloch so wenig von dem schäbigen von ehedem, wie den Swann seiner letzten Zeit, der bei Colombin verkehrte, von dem Swann des Buckinghampalasts. Diese Freunde waren im Leben in gewisser Weise die Nachbarn Swanns; das ihre war auf einer so benachbarten Linie verlaufen, daß sie sich dauerhaft genug an ihn erinnern konnten; bei anderen jedoch, die Swann ferner standen und in einer größeren Distanz weniger in gesellschaftlicher Hinsicht als hinsichtlich der Vertrautheit zu ihm gelebt hatten, die seine Bekanntschaft in

weit loserer Form gemacht und nicht so zahllose Begegnungen mit ihm gehabt hatten, bewirkten spärlichere Erinnerungen verschwommenere Vorstellungen. Fremde dieser Art erinnern sich nach Ablauf von dreißig Jahren an nichts Genaues mehr, was ihnen die Position der Person, die sie vor Augen haben, in die Vergangenheit zurückzuverfolgen und damit deren Rang richtig einzuschätzen erlaubt. Ich hatte in Swanns letzten Lebensjahren gleichwohl sogar Angehörige der feinen Gesellschaft, zu denen man von ihm sprach, sagen hören, als sei dies der Titel, der ihm eine Art von Berühmtheit verschaffte: »Meinen Sie den Swann vom Colombin?« Jetzt hörte ich Leute, die es gleichwohl besser hätten wissen sollen, wenn von Bloch die Rede war, fragen: »Der Guermantes-Bloch? Der Freund der Guermantes?« Diese Irrtümer, die in ein Leben eine Spaltung tragen und durch isolierte Betrachtung der Gegenwart aus dem Menschen, von dem man spricht, einen anderen Menschen, einen davon verschiedenen, eine Schöpfung vom Vortag, einen Menschen machen, der nur eine Verdichtung seiner gegenwärtigen Gewohnheiten ist (während er in sich selbst den kontinuierlichen Ablauf seines Lebens trägt, der ihn mit der Vergangenheit verknüpft), diese Irrtümer hängen wohl auch von der Zeit ab, stellen aber nicht ein soziales Phänomen, sondern ein Phänomen des Gedächtnisses dar. Ich stieß jetzt gerade auf ein Beispiel – einer ganz anderen Spielart allerdings angehörig, aber um so auffälliger – dieser Form des Vergessens, die für uns den Aspekt anderer Wesen zu verändern vermag. Ein junger Neffe von Madame de Guermantes, der Marquis von Villemandois, hatte sich gegen mich mit so hartnäckiger Unverschämtheit betragen, daß ich schließlich als eine Art von Repressalie eine so beleidigende Haltung ihm gegenüber eingenommen hatte, daß wir stillschweigend wie Feinde miteinander standen. Während ich auf dieser Matinee der Fürstin von Guermantes noch damit beschäftigt war, über die Zeit nachzusinnen, ließ er sich mir mit der Bemerkung vorstellen, er glaube, ich hätte Verwandte von

ihm gekannt, er selbst jedoch habe Artikel von mir gelesen und wünsche sehr, meine Bekanntschaft zu machen oder doch zu erneuern. Man muß dazusagen, daß er, wie so viele, mit den Jahren aus einem unverschämten jungen Mann zu einer durchaus gesetzten Persönlichkeit geworden war, daß er nicht mehr dieselbe Arroganz an den Tag legte, während von mir, wenn auch aufgrund von ganz unbedeutenden kleinen Artikeln, in den Kreisen, in denen er verkehrte, gesprochen wurde. Doch spielten diese Gründe bei seiner Herzlichkeit und seinem Entgegenkommen nur eine beiläufige Rolle. Der hauptsächliche oder doch zumindest derjenige, der den anderen erlaubte, ihre Wirkung zu entfalten, bestand darin, daß er – ob er nun ein schlechteres Gedächtnis hatte als ich oder meinen Riposten eine weniger konstante Aufmerksamkeit geschenkt hatte als ich seinen Angriffen, denn ich war damals für ihn eine unbedeutendere Persönlichkeit als er für mich – unsere Feindschaft ganz vergessen hatte. Mein Name erinnerte ihn höchstens noch daran, daß er mich oder irgendeinen meiner Angehörigen bei einer seiner Tanten getroffen haben mochte. Da er aber nicht genau wußte, ob er sich im Augenblick vorstellen oder wiedervorstellen ließ, beeilte er sich, zu mir von seiner Tante zu sprechen, wo er annahm, mir begegnet zu sein, und sich daran erinnerte, daß dort oft von mir gesprochen wurde, nicht jedoch an unsere früheren Streitigkeiten. Ein Name ist häufig alles, was für uns von einem Menschen bestehen bleibt, nicht nur, wenn er tot ist, sondern schon zu seinen Lebzeiten. Unsere Vorstellungen von ihm sind aber so ungenau oder so bizarr und entsprechen so wenig denjenigen, die er von uns hat, daß wir völlig vergessen haben, wie wir uns um ein Haar mit ihm duelliert hätten, uns aber gleichwohl erinnern, daß er als Kind in den Champs-Élysées seltsame gelbe Gamaschen trug, während er sich trotz all unseren Versicherungen nicht im geringsten daran erinnert, in solchen Gamaschen mit uns gespielt zu haben.

Bloch war mit den Bewegungen einer Hyäne eingetreten. Er kommt jetzt in Salons, in die er vor zwanzig Jahren niemals eingedrungen wäre, dachte ich bei mir. Doch war auch er inzwischen zwanzig Jahre älter geworden, er war dem Tode näher: Was hatte er nun davon gehabt? Von nahem betrachtet, lag hinter der Durchsichtigkeit seines Gesichts, in dem ich aus weiterer Ferne oder bei schlechter Beleuchtung nur heitere Jugend sah (sei es, daß sie dort immer noch herrschte, sei es, daß nur ich sie darauf wiedererstehen ließ), jetzt die erschreckende, von Angst gezeichnete Maske eines alten Shylock[1] , der fertig geschminkt in der Kulisse auf seinen Auftritt wartet, während er mit leiser Stimme bereits den ersten Vers rezitiert. Zehn Jahre später würde er auf Krücken in diese Salons humpeln, deren indolente Nachsicht ihn hochgebracht haben würde, mit »Meister« angeredet werden und es als Last und Plage empfinden, zu den La Trémoïlle gehen zu müssen. Was hatte er dann von alledem gehabt?

Aus den in der Gesellschaft vollzogenen Wandlungen konnte ich um so eher Wahrheiten entnehmen, die wichtig waren und würdig, einen Teil meines Werks zu untermauern, als sie sich nicht, wie ich im ersten Augenblick hätte versucht sein können zu glauben, einzig auf unsere Epoche beschränkten. Zu dem Zeitpunkt, da ich, noch kaum emporgekommen und ein noch größerer Neuling als heute Bloch, in das Milieu der Guermantes eingetreten war, hatte ich dort sicherlich gewisse Elemente als integrierende Bestandteile dieses Milieus angesehen, die von ihm völlig verschieden waren, die erst vor kurzer Zeit Aufnahme gefunden hatten und seltsam neu erschienen in den Augen Älterer, von denen ich sie nicht unterschied und die ihrerseits von den damaligen Herzögen als Mitglieder des Faubourg seit undenklichen Zeiten angesehen wurden, die aber selbst – sie, ihre Väter oder Großväter – Emporkömmlinge gewesen waren. Daraus ergibt sich, daß nicht die eigentlichen Gesellschaftsmenschen diese Gesellschaft so glanzvoll machten; vielmehr machte die Tatsache,

daß sie von dieser Gesellschaft mehr oder weniger vollständig assimiliert worden waren, nach fünfzig Jahren aus Menschen, die sich nun alle ähnlich sahen, eigentliche Gesellschaftsmenschen. Selbst in der Vergangenheit, in die ich den Namen Guermantes zurückverfolgte, um ihn in seiner ganzen Größe zu sehen – und zwar mit gutem Grund, denn unter Ludwig XIV. stellten die Guermantes, die damals einen fast königlichen Rang einnahmen, noch weit mehr als heute dar –, spielte sich der Vorgang, den ich in diesem Augenblick feststellte, bereits in gleicher Weise ab. Hatte man nicht damals zum Beispiel mit angesehen, wie sie sich mit der Familie Colbert alliierten, die uns heute allerdings hochadlig vorkommt, da eine Heirat mit einer Colbert einem La Rochefoucauld als eine schöne Partie erscheint? Aber nicht weil die Colbert, damals noch einfache Bürger, adlig waren, verbanden sich die Guermantes mit ihnen, sondern weil die Guermantes sich mit ihnen verbanden, wurden jene in den Adelsstand erhoben. Wenn der Name Haussonville mit dem gegenwärtigen Repräsentanten des Hauses[1] erlischt, wird er seinen Ruhm vielleicht aus der Tatsache beziehen, daß die Familie sich von Madame de Staël herleitet, während vor der Revolution Monsieur d'Haussonville, einer der ersten Herren des Königreichs, Monsieur de Broglie gegenüber mit stolzer Genugtuung erklärte, er kenne den Vater von Madame de Staël nicht und könne ihn Monsieur de Broglie sowenig vorstellen, wie dieser ihn selbst vorstellen könne, wobei sie beide kaum ahnten, daß ihre Söhne eines Tages, der eine die Tochter, der andere die Enkelin der Verfasserin von *Corinne* [2] ehelichen würden. Ich war mir nach dem, was mir die Herzogin von Guermantes sagte, darüber klar, daß ich in dieser Gesellschaft die Rolle eines eleganten Mannes hätte spielen können, der zwar kein Adelsprädikat trug, den man aber mit der Aristokratie von jeher aufs engste verbunden glaubte – die gleiche Rolle also, die Swann früher gespielt hatte und vor ihm bereits Monsieur Lebrun oder Monsieur Ampère, kurz alle jungen Freunde der

Herzogin von Broglie, die ihrerseits in ihren Anfängen sehr wenig mit der großen Welt zu tun gehabt hatte.[3] Wie sehr mochte ich wohl die ersten Male, als ich bei Madame de Guermantes diniert hatte, Männer wie Monsieur de Beauserfeuil schockiert haben, weniger durch meine Anwesenheit als durch Bemerkungen, die bezeugten, daß ich keine Ahnung von den Erinnerungen hatte, aus denen seine Vergangenheit bestand und die seine eigene Vorstellung von der Gesellschaft prägten! Eines Tages würde Bloch, wenn er, sehr alt geworden, bereits eine weit zurückliegende Erinnerung an den Salon Guermantes hätte, so wie er sich in diesem Augenblick seinen Augen darstellte, das gleiche Staunen, die gleiche schlechte Laune in Gegenwart gewisser Eindringlinge und ihrer offenbaren Unkenntnis empfinden. Andererseits würde er dann jene Tugend des Taktes und der Diskretion, die ich für das Privileg von Männern wie Monsieur de Norpois gehalten hatte, angenommen haben und um sich verbreiten, denn sie erneuert und verkörpert sich in Personen, die ihr mehr als alle anderen unzugänglich zu sein schienen.

Im übrigen war mir der Fall, der für mich eingetreten war, nämlich in die Gesellschaft der Guermantes aufgenommen zu werden, als etwas Außerordentliches erschienen. Wenn ich mich aber aus meiner Person und dem Milieu, dem ich unmittelbar angehörte, herausbegab, sah ich, daß dieses gesellschaftliche Phänomen durchaus nicht so vereinzelt auftrat, wie es mir zuerst vorgekommen war, und daß aus jenem Combrayer Becken, dem ich entstammte, alles in allem zahlreiche weitere Wasserstrahlen parallel zu meinem eigenen Weg aus der flüssigen Masse, die sie speiste, sich erhoben hatten. Zweifellos, da die Umstände immer ihre Besonderheit und die Charaktere ihre individuelle Prägung haben, war die Art und Weise jeweils ganz verschieden gewesen, wie Legrandin (durch die seltsame Eheschließung seines Neffen) in dieses Milieu vorgedrungen war, andererseits die Tochter Odettes hineingeheiratet hatte, doch auch wie Swann und ich

dorthin gelangt waren. Für mich, der ich mein Leben ganz nur in dieses eingeschlossen verbracht hatte und es nur von innen her betrachtete, schien das Legrandins ohne jede Beziehung zu dem meinen ganz anderen Wegen gefolgt zu sein, wie ein Fluß in seinem tiefen Tal den anders verlaufenden Fluß nicht sieht, der sich trotz aller Abweichungen auf seinem Weg zuletzt doch in denselben Strom ergießt. Aus der Vogelperspektive aber, wie sie der Statistiker einnimmt, der auf gefühlsmäßige Gründe oder unvermeidliche Torheiten keine Rücksicht nimmt, durch die diese oder jene Person zu Tode gekommen ist, und nur die Zahl der Individuen feststellt, die alljährlich sterben, könnte man sehr wohl beobachten, daß mehrere Personen aus einem gleichen Milieu, dessen Schilderung zu Beginn dieser Erzählung unternommen wurde, in ein anderes, ganz davon verschiedenes aufgestiegen waren, und es ist wahrscheinlich, daß, so wie es in Paris pro Jahr eine Durchschnittszahl von Eheschließungen gibt, auch jedes andere kultivierte und reiche bürgerliche Milieu einen fast gleichen Anteil an Leuten wie Swann, wie Legrandin, wie mich oder Bloch gestellt hätte, deren Lauf am Ende in den Ozean der »Gesellschaft« mündete. Auch erkannten sie einander dort: wenn beispielsweise der junge Graf von Cambremer alle Welt durch seine Distinktion, seine verfeinerten Allüren, seine maßvolle Eleganz in Erstaunen setzte, so sah ich in diesen Zügen – und ebenso in seinem schönen Blick und seinem glühenden Streben voranzukommen – die charakteristischen Merkmale seines Onkels Legrandin wiederkehren, das heißt die eines höchst bürgerlichen, wenn auch durch aristokratische Lebensart geformten alten Freundes meiner Eltern.

Die Güte, ein einfaches Reifungsprodukt, das schließlich vordem säuerliche Naturen wie die eines Bloch hinlänglich mit Zucker versetzt, ist ebenso verbreitet wie das Gerechtigkeitsgefühl, dank dem wir für den Fall, daß unsere Sache eine gute Sache ist, einen ungünstig voreingenommenen Richter ebensowenig zu fürchten haben wie einen befreundeten. Die

Enkel Blochs aber würden gut und diskret fast von Geburt an sein. Bloch selbst war vielleicht noch nicht so weit. Ich stellte jedoch fest, daß er, der sich früher als verpflichtet ausgab, zwei Stunden Eisenbahnfahrt zurückzulegen, um jemanden zu besuchen, der ihn gar nicht darum gebeten hatte, jetzt, wenn er zahllose Einladungen nicht nur zum Mittag- oder Abendessen, sondern auch zu einem Aufenthalt von vierzehn Tagen bald hier, bald dort erhielt, viele davon ablehnte, und zwar ohne darüber zu sprechen, ohne sich zu rühmen, daß er sie erhalten, noch daß er sich ihnen entzogen habe. Diskretion in Tat und Wort war ihm mit der gesellschaftlichen Stellung und dem Alter zugewachsen, mit einer Art von gesellschaftlichem Alter, wenn man so sagen darf. Zweifellos war Bloch früher ebenso indiskret gewesen wie unfähig zu Wohlwollen und Besonnenheit. Gewisse Fehler aber wie gewisse gute Eigenschaften haften weniger an diesem oder jenem Individuum als vielmehr an diesem oder jenem Moment der unter gesellschaftlichen Gesichtspunkten betrachteten Existenz. Sie haben fast gar nichts mit den Individuen zu tun, die nur unter ihr Licht wie unter mannigfaltige, bereits vor ihnen existierende, alles erfassende, unausweichliche Sonnenwenden geraten. Ärzte, die sich darüber Rechenschaft geben wollen, ob irgendein Medikament die Magensäure verringert, die Sekretion dieses Organs beschleunigt oder verlangsamt, erhalten verschiedene Resultate nicht je nach dem Magen, von dessen Sekretion sie ein wenig Magensaft entnehmen, sondern je nachdem, ob diese Entnahme an einem mehr oder weniger vorgeschrittenen Punkt der Verdauung des betreffenden Mittels erfolgt.

So erlitt der Name Guermantes, seit es ihn überhaupt gab – als die Gesamtheit aller Namen betrachtet, die er in sich begriff und mit sich führte –, in jedem Moment Verluste; aber ebenso nahm er immerfort neue Elemente auf wie jene Gärten, in denen in jedem Augenblick kaum knospende Blüten, im Begriff, die bereits welkenden zu ersetzen, sich innerhalb

einer Masse verlieren, die ganz gleichartig scheint, außer in den Augen derjenigen, die die Neuhinzugekommenen nicht von vornherein gesehen haben und in ihrer Erinnerung das deutliche Bild derjenigen aufbewahren, die schon nicht mehr sind.

Mehr als eine der Personen, die diese Matinee vereinte oder deren Erinnerung sie in mir wachrief, bot mir durch die Ansichten, die sie mir eine nach der anderen vor Augen geführt hatten, und durch die verschiedenen, einander entgegengesetzten Umstände, unter denen sie im Lauf der Zeit in mein Blickfeld geraten waren, ein Bild, ja eine Art von plastischem Relief der wechselvollen Ansichten und verschiedenartigen Perspektiven meines Lebens[1] , ähnlich einem markanten Punkt im Gelände, einem Hügel oder einem Schloß, der bald zur Rechten, bald zur Linken auftaucht, zunächst einen Wald zu überragen scheint, dann sich aus einem Tal erhebt und so dem Reisenden die Richtungswechsel und Höhenunterschiede des Weges aufzeigt, dem er folgt. Wenn ich diese Erinnerungen immer weiter zurückverfolgte, fand ich schließlich Bilder ein und derselben Person, die durch einen so langen Zeitabstand voneinander getrennt und von so verschiedenen meiner Ichs aufbewahrt worden waren, wohl sogar in sich selbst eine so verschiedene Bedeutung trugen, daß ich sie gewöhnlich ausließ, wenn ich glaubte, den bisherigen Ablauf meiner Beziehungen zu ihnen als Ganzes zu erfassen, ja, daß ich sogar zu denken aufhörte, sie seien dieselben, die ich früher gekannt hatte, und daß ein zufälliger Lichtblick meiner Aufmerksamkeit nötig war, um sie wie zu ihrer Etymologie, zu der Grundbedeutung, die sie für mich gehabt hatten, in Beziehung zu setzen. Mademoiselle Swann warf mir von der anderen Seite der rosigen Weißdornhecke einen Blick zu, dessen Bedeutung – nämlich Verlangen – ich nachträglich hatte berichtigen müssen. Über dieselbe Hecke blickte, mit einem harten Ausdruck im Gesicht, der auch nicht den Sinn hatte, den ich ihm damals unterlegte, der Herr, der laut Chronik von Combray der Lieb-

haber von Madame Swann war und der sich im übrigen seither so sehr verwandelt hat, daß ich in ihm niemals den Herrn in Balbec wiedererkannt hätte, der in der Nähe des Kasinos einen Anschlag studierte und an den ich mich alle zehn Jahre einmal erinnerte, wobei ich mir dann sagte: Aber das war ja schon damals Monsieur de Charlus, wie merkwürdig das doch ist! Madame de Guermantes bei der Trauung von Doktor Percepied, Madame Swann in Rosa bei meinem Großonkel, Madame de Cambremer, die Schwester Legrandins – so vornehm, daß er fürchtete, wir könnten ihn bitten, uns eine Empfehlung an sie mitzugeben –, das waren, ebenso wie viele andere, Swann oder Saint-Loup oder sonst jemanden betreffende, lauter Bilder, die ich zuweilen, wenn ich auf sie stieß, gern als erstes Blatt an den Anfang meiner Beziehungen zu diesen verschiedenen Personen heftete, aber tatsächlich schienen sie nur Bilder zu sein, nicht von der Person selbst herzurühren, mit der sie nichts mehr verband. Nicht nur haben manche Leute ein gutes Gedächtnis und andere nicht (ohne daß ich damit an jenen konstanten Zustand des Vergessens denke, in dem Frauen vom Typ der türkischen Gesandtengattin und andere leben, was ihnen erlaubt – da die vorausgehende Nachricht nach acht Tagen sich aus ihrer Erinnerung verflüchtigt hat oder aber die darauffolgende jene auszutreiben vermag –, immer einen Platz zu finden für die neue, entgegengesetzte, die man ihnen zuträgt), sondern auch bei sonst gleichem Gedächtnis erinnern sich zwei Personen nicht an die gleichen Dinge. Die eine hat vielleicht wenig auf eine Tatsache geachtet, unter der die andere immer in ihrem Gewissen leiden wird, aber umgekehrt als sympathisches und charakteristisches Zeichen im Flug eine Bemerkung erhascht, die die andere gemacht hat, ohne daran zu denken. Das Interesse, das man daran hat, sich in einer falschen Prognose nicht getäuscht zu haben, kürzt die Dauer der Erinnerung an diese Prognose ab und gestattet, sehr bald darauf zu behaupten, man habe sie nicht gestellt. Ein tieferes, sachlicheres Interesse aber spezia-

lisiert die Gedächtnisse, so daß ein Dichter, der von den Tatsachen beinahe alles vergessen hat, was man ihm in Erinnerung rufen will, einen flüchtigen Eindruck zurückbehält. Aus alledem ergibt sich, daß man nach zwanzig Jahren der Abwesenheit statt der erwarteten Regungen des Grolls unwillkürliches und unbewußtes Verzeihen antrifft, dafür aber auch auf Haßgefühle stößt, von denen man sich (weil man sich seinerseits nicht mehr des schlechten Eindrucks erinnert, den man einmal gemacht hat) den Grund nicht zu erklären vermag. Sogar bei den Leuten, die man am besten gekannt hat, hat man die Daten ihrer Geschichte vergessen. Und weil es mindestens zwanzig Jahre zurücklag, daß die Herzogin von Guermantes Bloch zum erstenmal gesehen hatte, hätte sie geschworen, daß er in ihrer Gesellschaftsschicht zur Welt gekommen und im Alter von zwei Jahren von der Herzogin von Chartres auf den Knien gewiegt worden sei.[1] Wie oft waren doch all diese Personen im Laufihres Lebens, dessen verschiedene Umstände jeweils die gleichen Wesen, aber unter wechselnder Gestalt und mit wechselnden Zielen präsentierten, in mein Blickfeld getreten; und die Vielfalt der Punkte meines eigenen Lebens, durch die der Lebensfaden jeder einzelnen dieser Personen hindurchführte, hatte schließlich die Wirkung gehabt, selbst die scheinbar einander ganz fernliegenden durcheinanderzuwirren, ganz als ob das Leben nur über eine beschränkte Zahl von Fäden verfügte, um die mannigfaltigsten Muster auszuführen. Was war zum Beispiel in meinen verschiedenen Vergangenheiten einander ferner als meine Besuche bei meinem Onkel Adolphe, als der Neffe von Madame de Villeparisis, der Cousine des Marschalls, als Legrandin und seine Schwester, als der mit Françoise befreundete ehemalige Westenmacher im Hof? Heute aber hatten sich all diese verschiedenen Fäden vereint, um den Gewebefond einerseits für das Paar Saint-Loup, andererseits für die jungen Cambremers abzugeben, ganz zu schweigen von Morel und so vielen anderen, deren Zusammentreffen mit den

übrigen eine ganz bestimmte Konstellation ergeben hatte, woraufhin die Umstände mir bislang als festgefügte Einheit, die einzelnen Personen jedoch nur wie deren Komponenten erschienen. Mein Leben aber währte bereits so lange, daß ich für mehr als eine der Gestalten, die es mir zuführte, in den Erinnerungen aus ganz entgegengesetzten Regionen zu ihrer Ergänzung eine andere fand. An die Bilder von Elstir sogar, die ich hier an einem Platz antraf, der ein Zeichen seines Ruhmes war, konnte ich die ältesten Erinnerungen an die Verdurins, die Cottards, das Gespräch im Restaurant in Rivebelle, den Morgen des Tages, an dem ich Albertine kennenlernte, und so viele andere anhängen. So erinnert ein Kunstliebhaber sich, wenn man ihm einen Flügel eines Hochaltars zeigt, in welcher Kirche, in welchem Museum, in welcher Privatsammlung die verstreuten anderen anzutreffen sind (ebenso wie er schließlich durch aufmerksame Lektüre der Auktionskataloge oder den Besuch von Antiquaren das Pendant zu einem Gegenstand findet, den er besitzt und mit dem es ein Paar bildet); in seinem Kopf vermag er die Predella, ja den ganzen Altar vollständig zu rekonstruieren. Wie ein an einem Flaschenzug aufsteigender Eimer das Seil verschiedene Male und an entgegengesetzten Seiten berührt, gab es keine Person, ja fast keine Dinge in meinem Leben, die darin nicht eine nach der anderen verschiedene Rollen gespielt hatten. Wenn ich eine einfache gesellschaftliche Bekanntschaft oder sogar einen rein materiellen Gegenstand nach Verlauf einiger Jahre in meiner Erinnerung wiederfand, stellte ich fest, daß das Leben unaufhörlich neue Fäden darum gewoben hatte, die sie schließlich mit dem schönen, einzigartigen Samt der Jahre weich umkleideten, ähnlich dem, der in alten Parks ein schlichtes Wasserrohr mit einer smaragdenen Hülle umgibt.

Nicht nur das Aussehen dieser Personen rief die Vorstellung wach von Personen aus einem Traum. Für sie selbst waren Jugend und Liebe bereits in Schlaf gesunken und das Leben mehr und mehr zu einem Traum geworden. Sie hatten

schließlich sogar ihren Groll, ihre Haßgefühle vergessen, und um gewiß zu sein, daß sie mit der Person, die dort stand, seit zehn Jahren nicht mehr sprachen, hätten sie sich auf ein Register beziehen müssen, das ebenso im Ungewissen verschwamm wie ein Traum, in dem man von jemandem beleidigt worden ist, ohne daß man weiß, wer es war. All diese Träume boten das konstrastreiche Bild des politischen Lebens, wo man in einem gleichen Kabinett Leute vereinigt sah, die einander des Mordes und des Verrates bezichtigt hatten. Dieser Traum aber wurde totenähnlich schwer bei gewissen Greisen an Tagen nach denjenigen, an denen sie sich in der Liebe versuchten. An solchen Tagen konnte man dem Präsidenten der Republik keine Fragen stellen, er vergaß einfach alles.[1] Ließ man ihm dann ein paar Tage Ruhe, kehrte die Erinnerung an die öffentlichen Angelegenheiten so unwillkürlich wie die an einen Traum wieder zurück.

Manchmal erschien das Wesen, das so verschieden von dem war, das ich seither kennengelernt hatte, nicht einzig in einem Bild. Jahrelang war mir Bergotte wie ein sanfter göttlicher Greis vorgekommen, war ich wie angesichts einer übernatürlichen Erscheinung bei dem Anblick des grauen Hutes von Swann oder des violetten Mantels seiner Frau, ebenso aber auch vor dem Geheimnis in Ehrfurcht erstarrt, mit dem der Name ihres Geschlechts die Herzogin von Guermantes noch bis in ihren Salon umgab – beinahe fabelhafte Ursprünge, eine bezaubernde Mythologie von Beziehungen, die später so banal geworden waren, sich aber gleichsam hoch am Himmel in die Vergangenheit erstreckten, mit dem Glanz, den der funkelnde Schweif eines Kometen entsendet. Und selbst Bekanntschaften, die nicht im Geheimnis begonnen hatten, wie meine Beziehungen zu Madame de Souvré, die heute so nüchtern und so rein gesellschaftlich waren, hielten unverlierbar in ihren Anfängen ein erstes Lächeln friedlicher Süße, weich eingebettet in die Fülle eines Nachmittags am Meeresstrand, einer Frühlingsabendstunde in Paris mit dem Rollen

der Equipagen, dem aufgewirbelten Staub und flimmernden Sonnenreflexen fest. Vielleicht war an Madame de Souvré gar nichts Besonderes gewesen, hätte man sie aus diesem Rahmen herausgelöst, sowenig wie an gewissen Bauwerken – der Salute zum Beispiel –, die ohne große Eigenschönheit sich bewundernswert herrlich dort ausnehmen, wo sie gelegen sind, doch sie hatte eben ihren Platz in einem Los von Erinnerungen, das ich in seiner Gesamtheit auf einen gewissen Wert schätzte, ohne mich zu fragen, wie darin genau die Person von Madame de Souvré zu beziffern war.

Eine Sache überraschte mich bei all diesen Menschen noch mehr als die physischen oder gesellschaftlichen Wandlungen, denen sie unterworfen waren, nämlich wie wandelbare Vorstellungen sie auch voneinander hatten. Legrandin hatte Bloch immer verachtet und nie das Wort an ihn gerichtet. Jetzt aber war er sehr liebenswürdig zu ihm. Keineswegs jedoch geschah das wegen der größeren Stellung, die Bloch nunmehr einnahm, was in diesem Fall nicht der Erwähnung wert wäre, denn soziale Veränderungen führen zwangsläufig auch zu Veränderungen des Verhaltens unter denen, die sie durchgemacht haben. Nein, es lag vielmehr daran, daß die Leute – wenn ich sage: die Leute, so meine ich das, was sie für uns sind – in unserem Gedächtnis nicht die Einförmigkeit eines Bildes haben. Je nach Maßgabe unseres Vergessens machen sie eine Entwicklung durch. Manchmal gehen wir darin so weit, daß wir sie mit anderen verwechseln: »Bloch, das ist doch jemand, der nach Combray gekommen ist«, und wenn man »Bloch« sagte, meinte man damit mich. Umgekehrt war Madame Sazerat überzeugt, daß eine bestimmte historische Arbeit über Philipp II. von mir stammte (die Bloch zum Verfasser hatte). Selbst wenn es nicht zu solchen Verwechslungen kommt, vergißt man doch die häßlichen Streiche, die einer uns gespielt hat, seine sonstigen schlechten Seiten und die letzte Begegnung mit ihm, bei der man auseinandergegangen ist, ohne sich die Hand zu geben, hingegen erinnert man sich

an eine weiter zurückliegende, damals, als man noch gut miteinander stand. Diesem früheren Mal entsprach das Verhalten Legrandins, soweit es sich in Liebenswürdigkeit Bloch gegenüber äußerte, sei es, daß ihm das Gedächtnis für einen gewissen Teil der Vergangenheit abhanden gekommen war, sei es, daß er diese verjährt glaubte in einer Mischung aus Verstehen, Vergessen und Gleichgültigkeit, die ebenfalls eine Wirkung der Zeit ist. Zudem sind die Erinnerungen, die wir aneinander haben, sogar in der Liebe, nicht die gleichen. Ich hatte erlebt, wie Albertine sich erstaunlich gut an irgendeine Bemerkung erinnerte, die ich ihr gegenüber bei unseren ersten Begegnungen gemacht und seither vollständig vergessen hatte. Von einer anderen Tatsache, die für immer wie ein Brocken in mein Bewußtsein gesunken war, wußte sie nichts mehr. Unser parallel verlaufendes Leben war wie jene Parkwege, an denen man in bestimmten Zwischenräumen Blumenvasen symmetrisch, jedoch nicht einander gegenüber, angeordnet findet. Erst recht ist es begreiflich, daß man sich bei Leuten, die man wenig kennt, kaum erinnert, wer sie sind, oder aber sich an etwas anderes sogar weiter Zurückliegendes als das erinnert, was man früher über sie dachte, etwas, was einem durch die Menschen des Milieus nahegelegt wird, in dem man ihnen wiederbegegnet: durch Menschen, die ihrerseits sie erst seit kurzem kennen, mit Vorzügen und einer Situation geschmückt, die früher bei jenen gar nicht vorhanden waren, die aber der Vergeßliche ohne weiteres akzeptiert.

Zweifellos hatte mir das Leben, wenn es mir mehrmals die gleichen Personen über den Weg führte, diese unter besonderen Umständen präsentiert, durch die mir von allen Seiten die Sicht verdeckt wurde, die ich sonst auf sie hätte haben können, so daß ich ihr Wesen nicht zu erkennen vermochte. Die Guermantes sogar, für mich der Gegenstand eines so grandiosen Traums, waren mir, als ich zum erstenmal einem von ihnen nahegekommen war, unter dem Aspekt zunächst einer alten Freundin meiner Großmutter, dann unter dem eines

Herrn erschienen, der mich auf eine gewisse unangenehme Art um die Mittagsstunde in den Kasinogärten fixiert hatte (denn zwischen uns und den anderen Menschen gibt es einen Trennungsstreifen aus zufälligen Umständen, so wie ich bei meinen Lektürestunden in Combray einen die Wahrnehmung betreffenden Trennungsstreifen entdeckt hatte, der den absoluten Kontakt zwischen der Wirklichkeit und dem Geist verhindert). Auf diese Weise war immer erst hinterher und dadurch, daß ich sie zu einem Namen in Beziehung setzte, die Kenntnis von ihnen für mich zu der Kenntnis der Guermantes geworden. Vielleicht machte aber gerade das mir das Leben um so poetischer, zu denken nämlich, daß das geheimnisvolle Geschlecht mit den durchdringenden Augen und dem Vogelschnabel, jenes rosige, goldene, unnahbare Geschlecht, sich so oft und in Form einer natürlichen Fügung durch blinde und doch ganz verschiedenartige Umstände meiner Betrachtung, meinem Umgang, ja meiner intimen Freundschaft dargeboten hatte, auf so vielfältiger Ebene sogar, daß ich mich, als ich einst die Bekanntschaft von Mademoiselle de Stermaria hatte machen oder Kleider für Albertine hatte bestellen wollen, als an die gefälligsten meiner Freunde an bestimmte Guermantes gewandt hatte. Freilich langweilte es mich ebenso, zu ihnen zu gehen wie zu den anderen Angehörigen der Gesellschaft, die ich später kennengelernt hatte. Es ging mir sogar mit der Herzogin von Guermantes wie mit gewissen Seiten Bergottes, deren Zauber mir nur auf eine gewisse Entfernung sichtbar wurde und sich verflüchtigte, wenn ich sie unmittelbar vor mir hatte, denn dieser Zauber wohnte in meinem Gedächtnis und in meiner Phantasie. Trotz allem aber unterschieden sich die Guermantes wie auch Gilberte von anderen Personen der Gesellschaft darin, daß ihre Wurzeln in eine tiefere Vergangenheit meines Lebens hineinreichten, in der ich noch mehr träumte und fester an die Individuen glaubte. Was ich gelangweilt besaß, wenn ich in diesem Augenblick mit der einen oder der anderen plauderte, war doch zumindest jene meiner

Kindheitsphantasien, die ich für die schönste gehalten und am unerreichbarsten geglaubt hatte, und ich tröstete mich, indem ich gleich einem Kaufmann, der sich in seinen Büchern nicht mehr zurechtfindet, den Wert ihres Besitzes mit dem Preis verwechselte, den mein Verlangen angesetzt hatte.

In bezug auf andere Personen aber war die Vergangenheit meiner Beziehungen zu ihnen von so glühenden, doch hoffnungslos gehegten Träumen angefüllt, in denen sich so reich mein Leben von damals entfaltete, das ihnen ganz und gar geweiht war, daß ich kaum begreifen konnte, wie ihre Verwirklichung nur in dem dürftigen, reizlosen Band einer gleichgültigen, geringgeachteten Vertrautheit bestand, in der ich nichts von dem mehr wiederfinden konnte, was ihr Geheimnis, ihre Glut und Süße einmal ausgemacht hatte.

Nicht alle hatten eine ihre Person charakterisierende Auszeichnung empfangen: Für einige war das Adjektiv ein anderes: Sie waren kürzlich verstorben.[1] »Was macht die Marquise von Arpajon?« fragte Madame de Cambremer. »Aber sie ist doch tot«, gab ihr Bloch zur Antwort. »Sie verwechseln das mit der Gräfin von Arpajon, die im vorigen Jahr gestorben ist.« Die Fürstin von Agrigent mischte sich in die Diskussion; als junge Witwe eines alten, sehr reichen Gatten, der einen großen Namen getragen hatte, war sie sehr umworben und hatte sich daraufhin ein großes Selbstbewußtsein zugelegt.[2] »Auch die Marquise von Arpajon ist vor ungefähr einem Jahr gestorben.« – »Ach! Ein Jahr, da muß ich Ihnen aber widersprechen«, entgegnete Madame de Cambremer, »ich habe vor noch nicht einem Jahr an einer musikalischen Soiree bei ihr teilgenommen.« Bloch konnte sich an dieser Unterhaltung nicht beteiligen, ebensowenig wie die jungen Lebemänner dieser Gesellschaft, denn solche Todesfälle unter bejahrten Personen spielten sich in einer zu großen Entfernung von ihnen ab, sei es infolge des enormen Unterschiedes an Jahren, sei es infolge des erst vor kurzem erfolgten Eintritts (Blochs zum Beispiel) in eine anders gewordene Gesellschaft, die er

durch eine Seitentür betrat, zu einem Zeitpunkt, als sie sich ihrem Ende zuneigte; und keine Erinnerung an eine ihm unbekannte Vergangenheit konnte ihm Licht spenden in dieser Dämmerung. Für die Leute des gleichen Alters und der gleichen Kreise aber hatte der Tod die einstige Bedeutung von etwas Fremdartigem verloren. Zudem ließ man alle Tage Nachricht über das Befinden von Leuten einholen, deren letztes Stündlein gekommen schien, von denen aber die einen sich wieder erholt hatten, während die anderen freilich »ihren Leiden erlegen« waren, so daß man sich nicht mehr genau erinnerte, ob eine bestimmte Person, die man niemals Gelegenheit hatte zu sehen, von ihrer Lungenentzündung genesen oder aber verschieden war. In diesen Regionen des Alters trat der Tod bedeutend häufiger auf, blieb dabei aber gleichzeitig undeutlicher umrissen. An diesem Kreuzungspunkt zweier Generationen und zweier Gesellschaften, die aus verschiedenen Gründen kaum in der Lage waren, über den Tod Bescheid zu wissen, die ihn mit dem Leben verwechselten, war er zu etwas rein Gesellschaftlichem geworden, zu einem Zwischenfall, der eine Person mehr oder weniger deutlich charakterisierte, ohne daß der Ton, in dem man davon sprach, zu bekunden schien, daß dieser Zwischenfall für sie alles beendete. Man sagte: Aber Sie vergessen, der Soundso ist ja tot, ganz wie man gesagt hätte: Er hat einen Orden bekommen oder: Er ist Mitglied der Académie, oder aber, was auf dasselbe herauskam, da es gleichermaßen die Teilnahme an Festlichkeiten verhinderte: Er verbringt den Winter im Süden. Er hat Gebirgsluft verordnet bekommen. Immerhin war es bei prominenten Leuten noch so, daß das, was sie beim Sterben zurückließen, die Erinnerung daran wachhielt, daß ihr Dasein beendet war. Bei belanglosen sehr alten Leuten der Gesellschaft aber fand man sich nicht mehr zurecht, ob sie nun eigentlich gestorben waren oder nicht, zweifellos auch, weil man sie ungenügend kannte oder ihre Vergangenheit vergessen hatte, vor allem aber, weil sie nichts mit der Zukunft verband. Die

Schwierigkeit nun, die dem einzelnen bei altgewordenen Angehörigen dieser Gesellschaft das Sortieren nach Krankheit, Abwesenheit, Zurückgezogenheit auf dem Lande oder Tod bereitete, bestätigte ebenso die Gleichgültigkeit der Zögernden wie die Bedeutungslosigkeit der Verstorbenen.

»Aber wenn sie nicht tot ist, warum sieht man sie denn nie, und ebensowenig ihren Mann?« fragte eine alte Jungfer, die gern die Geistreiche spielte. »Ich will es dir sagen«, fiel ihr ihre Mutter ins Wort, die, obwohl eine Fünfzigerin[1] , bei keinem Fest fehlte, »es ist, weil sie eben alt sind. In ihrem Alter geht man nicht mehr aus.« Es klang so, als läge vor dem Friedhof eine besondere, eingefriedete Stadt der Greise mit beständig im Nebel angezündeten Lampen. Madame de Saint-Euverte machte der Debatte mit den Worten ein Ende, die Gräfin von Arpajon sei vor einem Jahr an einer langwierigen Krankheit gestorben, aber auch die Marquise von Arpajon sei in der Zwischenzeit sehr schnell »aufirgendeine ganz unbedeutende Art« ebenfalls verschieden. Ein Tod, der allen diesen Leben glich, die Tatsache erklärte, daß er so unbemerkt erfolgt war, und alle entschuldigte, denen Verwechslungen unterliefen. Als die alte Jungfer hörte, Madame d'Arpajon sei wirklich tot, ließ sie einen besorgten Blick zu ihrer Mutter hinübergleiten, denn sie fürchtete, die Nachricht vom Tod ihrer »Altersgenossin« sei für sie ein »harter Schlag«. Sie glaubte im voraus über das Ableben ihrer eigenen Mutter etwas sagen zu hören: Der Tod von Madame d'Arpajon war »ein harter Schlag« für sie. Doch die Mutter der alten Jungfer kam sich selbst, sobald eine Person ihrer Altersklasse »abgelebt« war, im Gegenteil so vor, als habe sie bei einem Wettbewerb über eine ihrer beachtlichsten Konkurrentinnen den Sieg davongetragen. Ihr Tod war das einzige Mittel für sie, auf angenehme Weise ein Bewußtsein des eigenen Lebens zu erhalten. Die alte Jungfer bemerkte, daß ihre Mutter, die offensichtlich nicht ungern erzählt hatte, Madame d'Arpajon habe sich in eine jener Klausen vergraben, aus denen die mü-

den Greise selten mehr hervorkommen, noch weniger ungern vernommen hatte, daß die Marquise in jene noch dahinter gelegene Stadt übergesiedelt sei, aus der man nicht wiederkehrt. Dieser Feststellung der Gleichgültigkeit ihrer Mutter war für den spöttischen Geist der Tochter ein Quell des Amüsements. Um ihre Freundinnen zu erheitern, berichtete sie auf zwerchfellerschütternde Weise, in welcher, wie sie behauptete, geradezu munteren Art ihre Mutter händereibend bemerkt habe: »Ach, Gott, es stimmt ja, die arme Madame d'Arpajon ist ja tot.« Selbst diejenigen, die diesen Todesfall nicht brauchten, um sich darüber zu freuen, daß sie noch am Leben waren, machte er glücklich; denn jeder Sterbefall bedeutet für die anderen eine Vereinfachung ihrer Existenz, er nimmt einem alle Skrupel, sich erkenntlich zeigen zu müssen, und hebt den Zwang zum Besuchemachen auf. Nicht so freilich war der Tod Monsieur Verdurins von Elstir aufgenommen worden.

Eine Dame brach auf, denn sie mußte noch andere Matineen besuchen und mit zwei Königinnen Tee trinken. Es handelte sich um jene große Gesellschaftskokotte, die ich früher gekannt hatte, die Fürstin von Nassau[1] . Wenn sie nicht etwas kleiner geworden wäre (was ihr, da ihr Kopf sich jetzt an einer weit tieferen Stelle befand als früher, das Aussehen gab, als habe sie, wie man sagt, bereits »einen Fuß im Grab«), hätte man kaum sagen können, daß sie gealtert war. Sie war eine Marie-Antoinette mit der Nase einer Österreicherin, mit einem bezaubernden Blick geblieben, wohlkonserviert und nach tausend bewundernswert abgestimmten Schminkpartikelchen duftend, die ihrem Gesicht eine Tönung ins Lilafarbene gaben. Über ihr schwebte liebenswürdige Verwirrung, daß sie schon gehen müsse, ein Ausdruck, als verspreche sie aufs wärmste, später wiederzukommen, das Bemühen, unauffällig zu verschwinden – lauter Nuancen, die sie der Fülle von Eliteveranstaltungen verdankte, bei denen sie erwartet wurde. Fast auf den Stufen des Thrones geboren, dreimal verheiratet, lange und in opulenter Weise von großen Bankiers ausgehal-

ten, ganz zu schweigen von den tausend kleinen Capricen, die sie sich geleistet hatte, trug sie unbeschwert unter ihrem Kleid, das mauvefarben war wie ihre bewundernswürdigen rundgeformten Augen und ihr geschminktes Gesicht, die etwas verworrenen Erinnerungen an diese unermeßliche Vergangenheit. Als sie bei ihrem Aufbruch *à l'anglaise* an mir vorüberging, grüßte ich sie. Sie erkannte mich, drückte mir die Hand und heftete die runden mauvefarbenen Augensterne fest auf mich, ganz als wolle sie sagen: Wie lange ist es schon her, daß wir uns nicht mehr gesehen haben! Wir müssen bald einmal wieder von allem plaudern. Sie drückte mir die Hand mit Nachdruck, da sie sich nicht genau erinnerte, ob es in dem Wagen, der uns eines Abends von dem Haus der Herzogin von Guermantes heimgeführt hatte, zwischen uns zu einem Flirt gekommen war oder nicht.[1] Für alle Fälle schien sie auf etwas anzuspielen, was nicht gewesen war; das aber fiel ihr nicht schwer, da sie jede Nichtigkeit mit zärtlicher Miene anschauen konnte, und wenn sie gezwungen war, vor dem Ende eines Musikstückes aufzubrechen, die mimische Verzweiflung über eine Trennung zur Schau trug, die nicht endgültig sein würde. Im Ungewissen über die Möglichkeit eines Flirts mit mir, dehnte sie ihren verstohlenen Händedruck nicht sehr lange aus, begleitete ihn auch mit keinem Wort. Sie blickte mich nur, wie ich bereits sagte, in einer Weise an, die bedeutete: Wie lange ist das nun schon her!, während nacheinander ihre Ehegatten, die Männer, die sie ausgehalten hatten, und zwei Kriege an ihren Sternenaugen vorüberzogen, die, gleich einer in einen Opal eingeschnittenen astronomischen Uhr, eine nach der anderen all jene festlich erhöhten Stunden der so fernen Vergangenheit anzeigten, die in ihr jedesmal wieder auftauchten, wenn sie einem eine Begrüßung zuteil werden ließ, die immer gleichsam eine Entschuldigung war. Dann, nachdem sie mich verlassen hatte, ging sie mit entschiedenem Schritt zur Tür, um zu verhindern, daß sich ihretwegen jemand inkommodierte, um mir zu zeigen, daß sie nur deshalb

mit mir nicht geplaudert hatte, weil sie eben eilig gewesen war, und um die mit dem an mich gewendeten Händedruck verlorene Minute einzuholen, damit sie noch pünktlich bei der Königin von Spanien eintraf, die allein mit ihr Tee zu trinken gedachte. Als sie an der Tür war, meinte ich sogar, sie werde in Laufschritt verfallen. Auf alle Fälle lief sie ihrem Grab entgegen.

Eine dicke Dame sagte mir ein paar begrüßende Worte, und während dieser kurzen Zeit drängten sich die verschiedensten Gedanken in meinem Geist. Ich zögerte einen Augenblick, ihr zu antworten, denn ich fürchtete, daß sie die Leute nicht besser kannte als ich und möglicherweise glaubte, daß ich ein anderer sei; dann aber veranlaßte mich ihre Sicherheit umgekehrt – aus Furcht, sie könne irgendeine Dame sein, mit der ich sehr eng befreundet gewesen war –, übertriebene Liebenswürdigkeit in mein Lächeln zu legen, während meine Blicke weiterhin aufihren Zügen den Namen suchten, den ich dort nicht fand. So wie ein Kandidat beim Abiturientenexamen seine Blicke auf das Gesicht des Examinators heftet und vergebens hofft, dort die Antwort zu finden, die er besser in seinem eigenen Gedächtnis suchen würde, ließ ich unentwegt meine Blicke unter fortwährendem Lächeln auf den Zügen der dicken Dame ruhen. Sie schienen mir die von Madame Swann zu sein, und daher nahm mein Lächeln eine respektvolle Färbung an, während meine Unentschiedenheit ganz allmählich verschwand. Eine Sekunde später hörte ich die dicke Dame zu mir sagen: »Sie haben mich erst für Mama gehalten, und tatsächlich fange ich an, ihr sehr ähnlich zu sehen.« Da erkannte ich Gilberte.[1] Wir sprachen viel von Robert, Gilberte sprach von ihm in achtungsvollem Ton, als lege sie Wert darauf, mir zu zeigen, daß sie ihn stets als höheres Wesen bewundert und begriffen habe. Wir erinnerten uns gegenseitig daran, wie sehr die Ideen, die er einst über die Kunst der Kriegführung geäußert hatte (denn er hatte ihr oft in Tansonville die gleichen Theorien auseinandergesetzt, die ich ihn in Doncières und

später noch hatte aufstellen hören), alles in allem in den verschiedensten Punkten während des letzten Krieges ihre Bestätigung gefunden hatten.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, in welchem Maße selbst die geringfügigsten Dinge, die er mir in Doncières auseinandersetzte, mich jetzt und auch schon während des Krieges überrascht haben. Die letzten Worte, die ich von ihm hörte, als wir uns trennten, um uns nie mehr wiederzusehen, bezogen sich darauf, daß er erwartete, Hindenburg, ein General von napoleonischer Prägung, werde sich in einer typischen napoleonischen Schlachtführung versuchen, derjenigen nämlich, die zum Ziel hat, zwei Gegner zu trennen, vielleicht, hatte er hinzugesetzt, die Engländer und uns. Nun aber hat kaum ein Jahr nach Roberts Tod ein Kritiker, für den er große Bewunderung hegte und der sicherlich großen Einfluß auf seine militärischen Ideen ausübte, Monsieur Henry Bidou, gesagt, die Offensive Hindenburgs im März 1918 sei die Schlacht gewesen, ›wie sie von seiten eines Gegners, der seine Truppen gegen zwei in gleicher Front befindliche Gegner massiert herangeführt hat, unternommen wird, um diese Gegner zu trennen, ein Manöver, das der Kaiser im Jahre 1796 im Apennin erfolgreich durchgeführt hatte, das ihm aber in Belgien 1815 mißlang‹.[1] Kurz vorher verglich Robert in meiner Gegenwart die Schlachten mit Theaterstücken, bei denen es nicht immer leicht ist zu wissen, was der Autor gewollt und wo er selbst vielleicht mittendrin seinen Plan noch geändert hat. Nun würde Robert, wenn er die deutsche Offensive von 1918 auf diese Weise interpretierte, bestimmt nicht mit Monsieur Bidou übereingestimmt haben. Andere Kritiker aber sind der Meinung, daß der Erfolg Hindenburgs beim Vormarsch auf Amiens, dann sein erzwungener Halt an dieser Stelle, sein Erfolg in Flandern, dann wiederum der Stillstand dort alles in allem mehr durch Zufall aus Amiens, dann aus Boulogne Ziele gemacht haben, die er sich zuvor gar nicht als solche gesetzt hatte. Da aber jeder sich dabei ein Stück nach seinem

Belieben zurechtlegen kann, gibt es andere, die in dieser Offensive die Ankündigung eines Blitzmarsches auf Paris sehen, und wieder andere erkennen darin nur planlose Ausfälle mit dem Ziel einer Vernichtung der englischen Armee.[2] Und selbst wenn die von der militärischen Führung gegebenen Befehle sich der einen oder anderen Auslegung widersetzen, so steht es doch den Kritikern immer noch frei, wie Mounet-Sully zu Coquelin, der ihm versicherte, *Le Misanthrope* sei nicht das traurige, ja tragische Stück, als das er es spielen wolle (denn Molière habe ihm nach dem Zeugnis der Zeitgenossen eine komische Deutung gegeben und die Leute damit zum Lachen gebracht), zu sagen: ›Nun gut, dann hat Molière sich eben geirrt.‹[3] Und die Flugzeuge, wissen Sie noch, wie er immer sagte (er hatte so hübsche Ausdrücke): ›Jede Armee muß jetzt ein Argus mit hundert Augen sein‹? Ach! Er sollte seine Worte nicht mehr bestätigt sehen.« – »O doch«, antwortete ich, »er hat doch sehr wohl noch erfahren, daß man in der Sommeschlacht zunächst einmal den Feind geblendet hat, indem man ihm die Augen auskratzte, nämlich seine Flugzeuge und Fesselballons zerstörte.«[1] – »Ach ja, das ist allerdings wahr.« Und da sie, seitdem sie nur noch für geistige Dinge lebte, gern ihr Wissen zur Schau stellte, fügte sie hinzu: »Und dann behauptete er auch, man kehre zu uralten Mitteln zurück. Wissen sie, daß die Expeditionen in Mesopotamien in diesem Krieg« (offenbar hatte sie das seinerzeit in den Artikeln Brichots gelesen) »fortwährend in völlig unveränderter Form den Rückzug Xenophons wiederholten?[2] Und um vom Tigris zum Euphrat zu gelangen, hat der englische Oberbefehlshaber sich der Bellonen bedient, langer schmaler Boote, die in diesem Land etwas wie Gondeln sind und die bereits die alten Chaldäer verwendeten.« Bei diesen Worten hatte ich ein deutliches Gefühl jener Stagnation der Vergangenheit, die sich an gewissen Stätten infolge einer Art von spezifischem Gewicht unendlich lange unbeweglich zu halten vermag, so daß man sie in unveränderter Form wiederfinden kann.

»Es gibt eine Seite des Krieges, die er, glaube ich, bereits zu erkennen begann«, fuhr ich fort, »das ist die menschliche, die Tatsache, daß man den Krieg durchlebt wie Liebe oder Haß, daß man ihn wie einen Roman wiedererzählen könnte und daß infolgedessen, wenn auch der eine oder andere immer wieder behauptet, die Strategie sei eine Wissenschaft, diese zur Kenntnis des Krieges gar nichts nützt, weil der Krieg eben nicht strategisch ist. Der Feind weiß so wenig von unseren wirklichen Plänen, wie wir den Zweck kennen, den die Frau, die wir lieben, insgeheim verfolgt, und vielleicht kennen wir selbst jene Pläne nicht. Hatten die Deutschen bei der Offensive vom März 1918 die Absicht, Amiens einzunehmen? Wir wissen darüber nichts. Vielleicht wußten sie es selbst nicht einmal, und nur die Ereignisse, ihr Vordringen nach Westen auf Amiens zu, bestimmte ihre Pläne. Und wenn man sogar annähme, daß der Krieg etwas wissenschaftlich Erfaßbares sei, müßte man ihn doch malen, wie Elstir das Meer gemalt hat, von einer anderen Seite her, nämlich indem man von den Illusionen und Überzeugungen ausgeht, die man ganz allmählich berichtigt, so wie Dostojewski einen Lebenslauf geschildert haben würde.[1] Überhaupt steht es nur allzu sehr fest, daß der Krieg nicht Strategie ist, sondern eher Ähnlichkeit mit medizinischen Vorgängen hat, da er unvorhergesehene Komplikationen mit sich bringt, die der Kliniker eventuell zu vermeiden hoffte, so zum Beispiel die russische Revolution.«

Ich muß aber gestehen, daß ich wegen der Bücher, die ich in Balbec nicht weit von Robert entfernt gelesen hatte, stärker davon beeindruckt war, nicht nur im Rahmen des Feldzugs in Frankreich den Graben der Madame de Sévigné, sondern auch im Orient, bei Gelegenheit der Belagerung von Kout el-Amara (Kout-l'Émir, wie wir Vaux-le-Vicomte und Bailleaul'Évêque sagen, würde der Pfarrer von Combray bemerkt haben, hätte er seine Leidenschaft für Etymologie auf die orientalischen Sprachen ausgedehnt), in der Nähe von Bagdad jenen Namen von Bassorah auftauchen zu sehen, von dem in

Tausendundeiner Nacht so oft die Rede ist, jenen Ort, den jedesmal, nachdem er Bagdad verlassen hat oder bevor er dahin zurückkehrt, um sich ein- oder auszuschiffen, lange vor General Townshend und General Gorringe zu Zeiten der Kalifen Sindbad der Seefahrer aufsucht.[2] Während dieser ganzen Unterhaltung hatte Gilberte von Robert mit einer Ehrerbietung gesprochen, die eher meinem früheren Freund als ihrem verstorbenen Gatten zu gelten schien. Es war, als ob sie mir sagen wollte: Ich weiß, wie sehr Sie ihn bewundert haben. Sie können mir glauben, daß ich Verständnis für die Überlegenheit seiner Natur besaß. Und doch war die Liebe, die sie wohl kaum mehr für sein bloßes Erinnerungsbild empfand, vielleicht noch die ferne Ursache gewisser Eigentümlichkeiten ihres gegenwärtigen Lebens. So war Gilbertes unzertrennliche Freundin zu dieser Zeit Andrée. Obwohl diese, vor allem dank dem Talent ihres Mannes und ihrer Klugheit, wenn auch freilich nicht in die Kreise der Guermantes, so doch in eine unendlich gehobenere Welt vorgedrungen war, als sie sie früher frequentiert hatte, war man erstaunt, daß die Marquise von Saint-Loup sich herabließ, ihre beste Freundin zu werden. Diese Tatsache schien bei Gilberte ein Zeichen ihrer Neigung zu dem, was sie für ein der Kunst gewidmetes Dasein hielt, sowie für einen wirklichen sozialen Abstieg zu sein. Diese Erklärung mochte tatsächlich stimmen. Dennoch kam mir auch eine andere in den Sinn, denn ich war schon immer davon überzeugt, daß die Bilder, die wir irgendwo in einer bestimmten Konstellation antreffen, im allgemeinen der Widerschein oder in irgendeiner Weise die Wirkung einer ersten, ziemlich verschiedenen, wenn auch symmetrischen Anordnung anderer Bilder ist, wie weit diese auch von der zweiten entfernt sein mag. Ich dachte bei mir, daß man vielleicht deshalb alle Abende Andrée, ihren Mann und Gilberte zusammen sah, weil man so viele Jahre zuvor hatte erleben können, wie der spätere Gatte Andrées mit Rachel eng liiert war, sie aber dann um Andrées willen hatte sitzenlassen. Wahrscheinlich

hatte Gilberte damals, in der zu fernen, zu sehr darüber erhabenen Welt, in der sie lebte, nichts davon gewußt. Später aber, als Andrée genügend emporgekommen und sie selbst, Gilberte, hinlänglich abgestiegen war, damit sie einander bemerken konnten, hatte sie es sicherlich erfahren. Da aber hatte für sie die Frau naturgemäß ein großes Prestige besessen, um derentwillen Rachel von dem zweifellos verführerischen Mann verlassen worden war, dem Rachel einst vor Robert den Vorzug gegeben hatte.

Man hörte, wie die Fürstin von Guermantes in exaltiertem Ton und mit einer – durch ihr künstliches Gebiß bedingt – blechernen Stimme fortwährend wiederholte: »So ist es recht, wir bilden eine Gruppe! Wir bilden eine richtige Gruppe! Ich schwärme für diese Jugend, die so gescheit ist und immer und überall mitgeht! Was für eine wundervolle Muschikerin Sie sind!« Und sie klemmte ein großes Monokel in ihr weitgeöffnetes Auge, das halb amüsiert, halb aber auch verzeihungheischend erschien, weil es die Heiterkeit des Blicks nicht lange aufrechtzuerhalten vermochte. Doch bis zum äußersten war sie entschlossen, »mitzugehen«, »eine Gruppe zu bilden«.

So erinnerte Andrées Anblick vielleicht Gilberte an den Jugendroman, der ihre Liebe zu Robert gewesen war, und flößte Gilberte gleichzeitig große Hochachtung für Andrée ein, in die ein Mann immer noch verliebt war, den Rachel so sehr geliebt hatte, obwohl sie ihrerseits von Saint-Loup, wie Gilberte sehr wohl spürte, mehr als sie selbst geliebt worden war. Vielleicht aber spielten im Gegenteil diese Erinnerungen gar keine Rolle in der Vorliebe Gilbertes für das Künstlerehepaar, und man hatte darin nur, wie es viele taten, die bei Damen der Gesellschaft meist untrennbar miteinander verbundenen Neigungen zu sehen, sich zu bilden und sich sozial zu deklassieren. Gilberte hatte Robert vielleicht ebensosehr vergessen wie ich Albertine, und selbst wenn sie wußte, daß Rachel die Frau war, die der Künstler um Andrées willen verlassen hatte, dachte sie am Ende, wenn sie die Eheleute sah, niemals an

diese Tatsache, die somit in ihrer Neigung zu den beiden gar keine Rolle gespielt hätte. Ob meine erste Erklärung nicht nur möglich war, sondern sogar stimmte, hätte man einzig aufgrund des Zeugnisses der daran Beteiligten entscheiden können – das einzige Hilfsmittel, das in einem solchen Fall bleibt, sofern jene bei ihren vertraulichen Mitteilungen Klarsicht und Aufrichtigkeit haben walten lassen. Nun aber findet die erste von den beiden sich sehr selten darin, die zweite aber nie. Auf alle Fälle konnte der Anblick Rachels, die heute eine berühmte Schauspielerin geworden war, Gilberte nicht angenehm sein. Ich hörte also mit Unbehagen, daß jene im Rahmen dieser Matinee Gedichte rezitieren würde, und zwar, so wurde angekündigt, »Le Souvenir« von Musset und Fabeln von La Fontaine.

»Aber wie kommt es, daß Sie solche Menschenansammlungen wie diese hier besuchen?« wollte Gilberte von mir wissen. »Nie hätte ich Sie so eingeschätzt, daß ich Sie bei einer solchen Massenveranstaltung wiederfinden würde. Offengestanden habe ich Sie überall sonst eher zu treffen erwartet als bei einem dieser Traras meiner Tante, denn das ist sie ja nun einmal«, setzte sie mit einem feinen Lächeln hinzu; da sie nämlich schon eine Weile vor dem Eintritt Madame Verdurins in die Familie Madame de Saint-Loup gewesen war, betrachtete sie sich als eine Guermantes vom alten Schlag, die sich durch die Mesalliance ihres Onkels, das heißt seine Ehe mit Madame Verdurin, peinlich berührt fühlte, da sie die immerwiederkehrenden Spöttereien der Familie darüber selbst mit angehört hatte, während natürlich nur in ihrer Abwesenheit von der Mesalliance Saint-Loups, das heißt der Heirat mit ihr, die Rede war. Sie bekundete übrigens um so mehr Verachtung für diese nicht ganz waschechte Tante, als aufgrund einer gewissen perversen Neigung begabter Leute, sich auf Bahnen zu bewegen, die sich von dem entfernen, was gewöhnlich als schick gilt, aufgrund des Bedürfnisses auch, in Erinnerungen zu schwelgen, das man bei älteren Leuten fin-

det, sowie nicht zuletzt des Bemühens, ihrer Vergangenheit neuen Glanz zu geben, die Fürstin von Guermantes, wenn sie von Gilberte sprach, mit Vorliebe die Bemerkung einflocht: »Ich muß Ihnen sagen, daß sie für mich gar keine neue Bekanntschaft ist. Ich habe sehr gut bereits die Mutter dieser Kleinen gekannt; Sie müssen nämlich wissen, sie war eine enge Freundin meiner Cousine Marsantes. Übrigens hat sie bei mir Gilbertes Vater kennengelernt. Was den armen Saint-Loup angeht, so kannte ich schon viel früher seine ganze Familie, sein Onkel ist damals in La Raspelière einer der Intimen unseres Hauses gewesen.« – »Sie sehen, die Verdurins waren durchaus keine Bohemiens«, sagten daraufhin Leute zu mir, die die Fürstin von Guermantes in dieser Weise hatte reden hören, »sie waren von jeher schon Freunde der Familie von Madame de Saint-Loup.« Ich war dank meinem Großvater vielleicht der einzige, der wußte, daß tatsächlich die Verdurins keine Bohemiens gewesen waren. Das aber lag nicht unbedingt daran, daß sie Odette gekannt hatten. Doch rückt man sich gern in dieser Weise Erzählungen aus einer Vergangenheit zurecht, die niemand mehr kennt, ebenso wie die von Reisen in Länder, die niemand aufgesucht hat. »Also gut«, schloß Gilberte, »da Sie manchmal Ihren Elfenbeinturm verlassen, wären da nicht kleine intime Zusammenkünfte bei mir, zu denen ich ein paar verwandte Geister einladen könnte, das Richtigere für Sie? Solche großen Rummel wie diese hier passen doch gar nicht zu Ihnen. Ich sah Sie vorhin mit meiner Tante Oriane plaudern, der man so viele Vorzüge zuerkennen mag, wie man will, aber sicherlich tun wir ihr nicht unrecht, nicht wahr, wenn wir erklären, daß sie nicht gerade zur Elite des Geistes gehört.«

Ich konnte Gilberte die Gedanken nicht mitteilen, die mich seit einer Stunde beschäftigten, dafür aber glaubte ich, daß sie unter dem Gesichtspunkt reiner Unterhaltung meinem Vergnügen dienen könne; dieses schien mir tatsächlich nicht darin zu bestehen, daß ich mit der Herzogin von Guermantes

oder mit Madame de Saint-Loup über Literatur redete. Gewiß, ich hatte die Absicht, gleich morgen, obwohl diesmal mit einem festen Ziel, ganz der Einsamkeit zu leben. Selbst in meine Wohnung würde ich in meinen Arbeitsstunden keine Leute vorlassen, denn die Pflicht, mein Werk zu schaffen, ging derjenigen vor, höflich oder sogar gut zu sein. Sie würden zweifellos in mich dringen, da sie mich so lange nicht gesehen, dann wiedergefunden hatten, mich für genesen hielten und nun zu mir kamen, wenn die Arbeit ihres Tages oder ihres Lebens beendet oder unterbrochen war, von dem gleichen Bedürfnis nach meiner Gesellschaft beseelt wie ich in früheren Zeiten nach der Saint-Loups; wie ich schon früher in Combray festgestellt hatte, wenn meine Eltern mir in den Augenblicken Vorwürfe machten, in denen ich ohne ihr Wissen die löblichsten Vorsätze gefaßt hatte, sind eben auf dem Zifferblatt, das jeder Mensch in seinem Inneren trägt, die Zeiger nicht alle auf die gleiche Stunde eingestellt. Das des einen gibt die Stunde der Ruhe an, gleichzeitig aber das des anderen die der Arbeit, oder das eine die der Bestrafung durch den Richter, während bei dem Schuldigen die Stunde der Reue und der inneren Läuterung seit langem geschlagen hat. Ich aber würde den Mut finden, denen, die mich besuchen kamen oder mich abholen ließen, zu antworten, ich hätte wegen wichtiger Dinge, über die ich mich unverzüglich unterrichten müsse, ein dringendes, überaus bedeutsames Rendezvous mit mir selbst. Obwohl wenig Beziehung zwischen unserem wahren Ich und dem anderen besteht, kommt wegen der Namensgleichheit und des beiden gemeinsamen Leibes der Verzicht, der einen dazu bewegt, jeweils leichtere Verpflichtungen, ja sogar Vergnügungen hintanzustellen, den anderen wie reiner Egoismus vor.

War es aber nicht gerade, um mich mit ihnen zu beschäftigen, daß ich fern von denen leben wollte, die sich beklagen würden, mich nicht zu sehen, um mich mit ihnen gründlicher zu beschäftigen, als ich es in ihrer Gesellschaft hätte tun kön-

nen, um den Versuch zu machen, ihnen ihr eigenes Inneres zu offenbaren, sie zu verwirklichen? Was hätte es genützt, wenn ich noch jahrelang Abende damit verloren hätte, dem kaum verhallten Echo ihrer Worte den ebenso eitlen Klang der meinen um des unfruchtbaren Vergnügens eines gesellschaftlichen Kontaktes willen folgen zu lassen, der jedes tiefere Eindringen unmöglich macht? War es nicht besser, daß ich versuchte, die Kurve zu definieren und das Gesetz herauszustellen, das die Gebärden, die sie machten, die Worte, die sie sagten, ihr Leben, ihre Natur bestimmte? Unglücklicherweise würde ich gegen die Gewohnheit anzukämpfen haben, die darin besteht, daß man sich an die Stelle der anderen versetzt, eine Gewohnheit, die zwar die Konzeption eines Werks begünstigt, doch seine Ausführung in die Länge zieht. Denn aufgrund einer höheren Form der Höflichkeit treibt sie einen dazu, den andern nicht nur sein Vergnügen, sondern auch seine Pflicht zum Opfer zu bringen, während vom Standpunkt der anderen aus diese Pflicht, welche auch immer sie sein mag – und wäre es für jemanden, der an der Front keinen Dienst leisten kann, die Pflicht, hinten zu bleiben, weil er dort nützlich ist –, als das erscheint, was sie in Wahrheit für uns nicht ist, nämlich ein Vergnügen.

Weit davon entfernt, mich wegen dieses Lebens ohne Freunde und ohne Gespräche für unglücklich zu halten, wie es sogar bei den Größten vorgekommen ist, war ich mir klar darüber, daß die Kräfte der Begeisterung, die sich in der Freundschaft verausgaben, eine trügerische Konstruktion sind, auf der wir eine individuelle Freundschaft aufbauen wollen, die aber zu nichts führt, sich vielmehr von einer Wahrheit abwendet, zu der jene Kräfte uns hinzuleiten vermöchten. Soweit ich aber schließlich Zwischenzeiten der Ruhe und der Gesellschaft nötig haben würde, hatte ich das Gefühl, daß mehr als intellektuelle Gespräche, wie man sie in der besseren Gesellschaft für den Schriftsteller als nützlich erachtet, leichte Liebesbegegnungen mit eben erblühten jungen Mädchen eine

erlesene Nahrung darstellen würden, die ich allenfalls noch meiner Einbildungskraft gestatten könnte, die somit jenem berühmten Pferd glich, das nur mit Rosen gefüttert werden durfte.[1] Was ich plötzlich von neuem wünschte, war das, wovon ich in Balbec geträumt hatte, als ich, noch ohne sie zu kennen, Albertine, Andrée und ihre Freundinnen vor dem Meer hatte dahinschreiten sehen. Aber ach! Ich konnte nicht mehr versuchen, sie wiederzufinden, sie, nach denen ich gerade in diesem Augenblick so großes Verlangen trug. Die Einwirkung der Jahre, die alle Personen, die ich heute sah, so sehr verändert hatte, auch Gilberte, hatte gewiß alle die, die noch lebten, so wie sie es mit Albertine getan hätte, wenn sie nicht umgekommen wäre, in Frauen umgewandelt, die allzu verschieden waren von dem, was ich im Gedächtnis trug. Ich litt darunter, von mir selbst gezwungen zu sein, meine Gedanken auf jene zu richten, denn die Zeit, die zwar die Personen verändert, formt das Bild nicht um, das wir von ihnen bewahrt haben. Nichts ist schmerzlicher als dieser Gegensatz zwischen der Verwandlung der Menschen und der Starrheit der Erinnerung, wenn wir begreifen, daß das, was in unserem Gedächtnis so viel Frische bewahrt hat, im Leben keine Frische haben kann, daß wir außerhalb von uns dem nicht mehr nahekommen können, was uns in unserm Inneren so schön erscheint und in uns das gleichwohl so individuelle Verlangen nach einem Wiedersehen weckt, es sei denn, daß wir es in einer Person desselben Alters suchen, doch das bedeutet nun einmal: in einem anderen Wesen. Das nämlich, was uns an einer Person, nach der wir Verlangen tragen, so einzigartig scheint, gehört – wie ich schon oft hatte vermuten können – im Grunde gar nicht ihr an. Die verflossene Zeit aber gab mir davon einen noch vollständigeren Beweis, da ich nach zwanzig Jahren ganz spontan anstelle der Mädchen, die ich gekannt hatte, solche suchte, die jetzt jene Jugend besaßen, die die anderen damals hatten.

Im übrigen entspricht nicht nur das Erwachen unserer sinnlichen Wünsche keiner Wirklichkeit, weil es der verflossenen Zeit nicht Rechnung trägt. Es kam manchmal vor, daß ich wünschte, infolge eines Wunders würden – im Gegensatz zu dem, was ich geglaubt hatte, am Leben geblieben – meine Großmutter oder Albertine bei mir eintreten. Ich meinte, sie zu sehen, und mein Herz sprang ihnen förmlich entgegen. Ich vergaß nur eines dabei, nämlich daß, wenn sie wirklich lebten, Albertine jetzt beinahe so aussehen müßte wie in Balbec damals Madame Cottard und meine Großmutter, die jetzt mehr als fünfundneunzig Jahre alt wäre, mir nicht mehr mit dem schönen, ruhig lächelnden Antlitz würde begegnen können, mit dem ich sie mir auch jetzt immer noch in ebenso willkürlicher Weise vorstellte, wie man Gottvater mit einem Bart ausstattet oder im siebzehnten Jahrhundert die Helden Homers in der Gewandung der damaligen Edelleute darstellte, ohne zu berücksichtigen, daß sie in der Antike gelebt hatten.

Ich sah Gilberte an und dachte nicht: Ich möchte sie wiedersehen, sagte ihr aber, sie würde mir immer Vergnügen bereiten, wenn sie mich mit sehr jungen Mädchen einladen würde, mit armen, wenn es möglich wäre, damit ich ihnen mit kleinen Geschenken eine Freude machen könne, ohne im übrigen von ihnen etwas anderes zu verlangen, als daß sie mir die Träumereien und Traurigkeiten von ehedem wiederschenkten, höchstens eines unwahrscheinlichen Tages einen keuschen Kuß. Gilberte lächelte, sah aber hinterher so aus, als denke sie angestrengt nach.

Wie Elstir es liebte, in seiner Frau eine Verkörperung der venezianischen Schönheit vor sich zu haben, die er oft in seinen Werken dargestellt hatte, entschuldigte ich mich vor mir selbst damit, daß ich mich ja in einer Art von ästhetischem Egoismus zu den schönen Frauen hingezogen fühlte, die mir Leid bereiten könnten, und nährte in mir ein gewisses Gefühl abgöttischer Verehrung für die zukünftigen Gilbertes oder Herzoginnen von Guermantes oder Albertines, die mir begeg-

nen und, wie mir schien, ein Quell jener Inspiration für mich werden könnten, wie sie einem Bildhauer zuteil wird, wenn er sich unter schönen antiken Marmorstatuen ergeht. Ich hätte gleichwohl daran denken sollen, daß vor einer jeden von ihnen bereits mein Sinn für das Geheimnisvolle, das sie umwoben hatte, dagewesen war und daß ich aus diesem Grund, anstatt Gilberte zu bitten, mich mit jungen Mädchen bekannt zu machen, besser daran getan hätte, mich an jene Orte zu begeben, wo nichts uns mit ihnen verbindet, wo wir zwischen ihnen und uns etwas Unüberbrückbares verspüren und sogar noch zwei Schritte vom Strand entfernt beim Gang zum Baden das Gefühl haben, durch die Unmöglichkeit von Kontakten von ihnen getrennt zu sein. So hatte mein Sinn für das Geheimnisvolle sich nacheinander an Gilberte, an die Herzogin von Guermantes, an Albertine, an so viele andere heften können. Gewiß war das Unbekannte und fast Unkennbare zu einem Bekannten, Vertrauten, Gleichgültigen und Schmerzlichen geworden, hatte aber dabei doch immer etwas von seinem früheren Zauber behalten.

Tatsächlich gab es, wie in jenen Kalendern, die der Briefträger uns zu Neujahr überreicht, um sein Trinkgeld dafür zu erhalten, unter meinen Jahren nicht eines, das nicht auf seiner Titelseite oder zwischen seine Tage eingefügt das Bild einer Frau trug, nach der ich damals verlangt hatte; ein Bild, das oft um so willkürlicher war, als ich häufig die betreffende Frau nicht einmal gesehen hatte, zum Beispiel die Jungfer von Madame Putbus oder Mademoiselle d'Orgeville oder irgendeine junge Person, deren Namen ich nur in der Gesellschaftsspalte einer Zeitung unter einem »Schwarm bezaubernder junger Tänzerinnen« gefunden hatte. Ich erriet, daß sie schön war, verliebte mich in sie und schuf ihr einen idealen Körper, der in ganzer Höhe eine Landschaft jener Provinz beherrschte, in der sich, wie ich aufgrund der Lektüre im *Annuaire des Châteaux* mir vorstellte, die Besitzungen ihrer Familie befanden. Bei den Frauen, die ich gekannt hatte, war diese Land-

schaft in mindestens zweifacher Gestalt vorhanden. Eine jede erhob sich an einem verschiedenen Punkt meines Lebens, aufgerichtet wie eine lokale Schutzgöttin zunächst inmitten einer jener Traumlandschaften, die eine neben der anderen gleich quadratischen Feldern mein Leben überzogen und in denen ich sie mir vorstellen wollte; dann aber war eine jede auch, von seiten der Erinnerung gesehen, von den Stätten umgeben, an denen ich sie kennengelernt hatte und an die sie mich erinnerte; in ihnen blieb sie verhaftet, denn so rastlos unser Leben ist, so seßhaft ist unser Gedächtnis, und wir können noch so sehr ohne Unterlaß weiterjagen, unsere Erinnerungen führen trotzdem, an die Orte gebunden, von denen wir uns lösen, ihr häusliches Leben, wie jene Freunde auf Zeit, die der Reisende in einer Stadt gefunden hat und die er verlassen muß, wenn er von dort wieder abreist, denn sie, die nicht abreisen, werden dort ihren Tag und ihr Leben beenden, als wäre er noch dort, vor der Kirche, am Hafen und unter den Bäumen der Promenade. So erstreckte sich der Schatten Gilbertes nicht nur über eine Kirche der ÎIe-de-France, vor der ich sie zuerst im Geist gesehen hatte, sondern auch über den Weg eines Parks in der Gegend von Méséglise, der von Madame de Guermantes über einen von violetten und rötlichen Blütentrauben umsäumten Weg oder über das Morgengold eines Pariser Trottoirs. Jene zweite Person jedoch, die nicht dem Verlangen, sondern der Erinnerung entsprang, war bei jeder dieser Frauen nicht nur eine einzige. Denn jede hatte ich zu verschiedenen Malen und verschiedenen Zeiten gekannt, wo sie dann jedesmal für mich eine andere gewesen war, oder aber ich selber war ein anderer gewesen, von andersfarbigen Träumen umwogt. Aufgrund des Gesetzes aber, das die Träume eines jeden Jahres beherrscht hatte, gruppierten sich um diese die Erinnerungen an eine Frau, deren Bekanntschaft ich damals gemacht hatte: Alles, was sich zum Beispiel auf die Herzogin von Guermantes meiner Kindertage bezog, war durch eine Art von Anziehungskraft um Combray herum kon-

zentriert, alles aber, was sich auf die Herzogin von Guermantes bezog, die mich jetzt gleich zum Mittagessen einladen würde, um einen völlig verschiedenen Komplex von Empfindungen; es gab mehrere Herzoginnen von Guermantes, wie es seit jener Dame in Rosa auch mehrere Madame Swann gegeben hatte, die durch den farblosen Äther der Jahre voneinander getrennt waren und die ich ebensowenig durch einen Sprung von einer zur anderen erreichen konnte, als sollte ich einen Planeten verlassen und mich auf einen durch den Äther von diesem getrennten begeben. Nicht nur einen davon getrennten, sondern einen anderen und mit anderen Träumen geschmückten, Träumen, die je nach den verschiedenen Zeiten, in denen ich sie hatte, eine spezielle Flora bildeten, die man auf sonst keinem Planeten finden kann, so daß ich sogar, nachdem ich beschlossen hatte, ich würde weder zu Madame de Forcheville noch zu Madame de Guermantes zum Essen gehen, nur deshalb – so sehr hätte mich das in eine andere Welt versetzt – sagen konnte, diese sei nicht verschieden von der Herzogin von Guermantes, die von Genoveva von Brabant abstammte, jene immer noch die gleiche Dame in Rosa, weil ein gebildeter Mann in meinem Inneren es mir mit der gleichen Autorität versicherte, wie etwa ein Gelehrter mir dargelegt hätte, eine Milchstraße aus Sternennebeln verdanke ihren Ursprung der Segmentation ein und desselben Gestirns. So war jene Gilberte, die ich darum bat, mir zu ermöglichen, Freundinnen von der Art zu haben, die früher ihre Art gewesen war – worüber ich mir allerdings nicht klar war –, nunmehr lediglich Madame de Saint-Loup. Wenn ich sie sah, dachte ich nicht mehr an die Rolle, die einst in meiner nun auch von ihr vergessenen Liebe meine Bewunderung für Bergotte gespielt hatte, für jenen Bergotte, der jetzt ganz einfach für mich wieder der Verfasser seiner Bücher geworden war, ohne daß ich (außer in seltenen und davon völlig getrennten Erinnerungen) an die tiefe Bewegung dachte, mit der ich ihm vorgestellt worden war, noch an die Enttäuschung,

noch an die Verwunderung über die Art seiner Konversation in dem Salon mit den weißen Fellen und den vielen Veilchen, in dem so früh und auf so vielen verschiedenen Konsolen so viele Lampen aufgestellt wurden. Alle Erinnerungen, aus denen für mich jene erste Mademoiselle Swann bestand, waren jetzt von der gegenwärtigen Gilberte abgelöst, wurden in weiter Ferne durch die Anziehungskräfte eines anderen Universums festgehalten und hafteten dort an einem Thema Bergottes, mit dem sie eine von Weißdornduft umwehte Einheit bildeten.

Die fragmentarische Gilberte von heute hörte meine Bitte lächelnd an. Während sie dann darüber nachzudenken begann, wurde ihre Miene ernst. Zum Glück, denn das hinderte sie, ihre Aufmerksamkeit auf eine Gruppe zu lenken, deren Anblick ihr gewiß nicht hätte angenehm sein können. Man sah nämlich die Herzogin von Guermantes in lebhafter Unterhaltung mit einer abscheulichen alten Frau zusammenstehen, die ich anschaute, ohne im geringsten erraten zu können, wer sie wohl war: Ich wußte es wirklich nicht. Tatsächlich war es Rachel – das heißt die berühmt gewordene Schauspielerin, die im Lauf dieser Matinee Verse von Victor Hugo und La Fontaine rezitieren sollte –, mit der Gilbertes Tante, Madame de Guermantes, in diesem Augenblick sprach. In ihrem Bewußtsein, seit langem schon die allererste Stellung in Paris einzunehmen (wobei sie sich nicht klarmachte, daß eine solche Stellung nur in den Geistern existiert, die daran glauben, und daß viele neue Personen, wenn sie sie nirgends sahen und ihren Namen nicht in dem Bericht über irgendein mondänes Fest lasen, der Meinung sein mußten, daß sie in der Tat gar keine Rolle in der Gesellschaft spiele), sah nämlich die Herzogin nur noch bei Gelegenheit möglichst seltener Besuche, in möglichst großen Abständen und noch dazu mit unterdrücktem Gähnen den Faubourg Saint-Germain, der, wie sie behauptete, sie zu Tode langweile, gestattete sich aber andererseits die Laune, mit dieser oder jener Schauspielerin zu lun-

chen, die sie wundervoll fand. Da sie aber in den neuen Milieus, in denen sie verkehrte, weit mehr dieselbe geblieben war, als sie glaubte, meinte sie auch weiterhin, es stelle eine Form intellektueller Überlegenheit dar, leicht an Langeweile zu leiden, doch sie drückte diese Ansicht mit einer Heftigkeit aus, durch die ihre Stimme etwas Rauhes bekam. Als ich ihr gegenüber Brichot erwähnte, antwortete sie mir: »Er hat mich zwanzig Jahre lang genügend angeödet«, und als Madame de Cambremer sagte: »Lesen Sie nur wieder einmal nach, was Schopenhauer über die Musik sagt[1] «, griff sie diese Bemerkung mit dem heftigen Hinweis auf: »›Lesen Sie wieder‹ ist wirklich die Krönung! Nein! Also, ich muß doch sagen, so etwas darf man mit uns einfach nicht machen!« Der alte d'Albon lächelte, als er darin eine der Formen des Guermantesschen Esprits wiedererkannte. Gilberte, die moderner war, blieb gelassen. Obwohl sie Swanns Tochter war, liebte sie – wie ein von einer Henne ausgebrütetes Entlein – den Stil der Lakisten und sagte beispielsweise: »Ich finde das überaus rührend; seine Empfindsamkeit ist bezaubernd.«

Ich sagte zu Madame de Guermantes, ich sei Monsieur de Charlus begegnet. Sie fand, er habe noch mehr »nachgelassen«, als es in Wirklichkeit der Fall war, denn in der Gesellschaft werden in bezug auf die Verstandeskräfte eingebildete Unterschiede nicht nur bei verschiedenen Angehörigen der Gesellschaft, sondern auch bei derselben Person zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens festgestellt. Dann fügte sie noch hinzu: »Er war schon immer das Porträt meiner Schwiegermutter, jetzt aber tritt das noch viel deutlicher hervor.« Die Ähnlichkeit hatte an sich gar nichts Merkwürdiges. Es ist ja in der Tat bekannt, daß manche Frauen sich mit größter Exaktheit in einem anderen Wesen sozusagen abzeichnen und sich dabei nur im Geschlecht versehen – ein Irrtum, den man nicht als *felix culpa* bezeichnen kann, denn das Geschlecht wirkt auf die Persönlichkeit zurück; bei einem Mann wird aus einer echt weiblichen Veranlagung Affektiertheit, aus Zurückhal-

tung Empfindlichkeit usw. Gleichwohl bestehen in einem sogar bärtigen Gesicht oder auf den unter einem Backenbart hochgeröteten Wangen gewisse Linien, die ganz denen entsprechen, die man auf einem Bildnis der Mutter erkennt. Es gibt kaum einen alten Charlus, der nicht eine Ruine ist, bei dem man nicht mit Staunen unter Fettpolstern und Puderauflagen noch Reste einer schönen Frau in ihrer ewigen Jugend entdeckt. In diesem Augenblick trat Morel[1] ein; die Herzogin zeigte sich ihm gegenüber von einer Liebenswürdigkeit, die mich etwas befremdete. »Oh, wissen sie, ich mische mich nie in Familienstreitigkeiten«, sagte sie. »Finden Sie nicht auch, daß Zwiste unter Familienmitgliedern furchtbar langweilig sind?«

In solchen Perioden von zwanzig Jahren lösten sich nämlich nicht nur die Konglomerate der Coterien auf, um neue Formen anzunehmen, gemäß der Anziehungskraft neuer Gestirne, die ihrerseits dazu bestimmt waren, sich zu entfernen, um dann wieder aufzutauchen, sondern es fanden auch in der Persönlichkeit der einzelnen Individuen Kristallisationen, dann Auflösungen und neue Kristallisationen statt. War für mich Madame de Guermantes viele verschiedene Personen gewesen, so hatte auch für Madame de Guermantes oder Madame Swann diese oder jene beliebige Person in einer der Dreyfus-Affäre vorausgehenden Epoche die Rolle eines gehätschelten Lieblings, dann aber, von der Dreyfus-Zeit an, die eines Fanatikers oder Dummkopfs gespielt, denn jene Krise hatte für sie den Wert der Menschen verwandelt und den Parteien – die sich ihrerseits inzwischen ebenfalls aufgelöst und neugebildet hatten – einen anderen Rang als früher zugewiesen. Was dabei die rein rational bedingten Affinitäten kräftig unterstützt und seine Wirkung hinzufügt, ist die inzwischen vergangene Zeit, die uns unsere Antipathien, unsere Geringschätzung, ja sogar die Gründe vergessen läßt, die unsere Antipathien und unsere Geringschätzung erklärten. Wäre man der gesellschaftlichen Stellung der jungen Madame de

Cambremer näher auf den Grund gegangen, so hätte man herausgefunden, daß sie die Tochter eines kleinen Geschäftsmannes in unserem Haus, nämlich Jupiens, war und daß das, was sich hinzugesellt hatte, um sie so glanzvoll zu präsentieren, auf der Tatsache beruhte, daß ihr Vater für Monsieur de Charlus Männer beschaffte.[1] All das aber hatte in seiner Kombination höchst effektvolle Ergebnisse gezeitigt, während die bereits weit zurückliegenden Ursachen nicht nur den meisten Neuankömmlingen unbekannt, sondern auch von denen bereits vergessen waren, die darüber Bescheid gewußt hatten, da diese sich weit mehr als mit vergangener Schmach mit gegenwärtigem Glanz beschäftigten, denn man nimmt einen Namen immer als das hin, was er im Augenblick besagt. Interessant blieb an diesen Wandlungen der Salons nur, daß auch sie eine Wirkung der verlorenen Zeit und ein Phänomen des Gedächtnisses waren.

Aus Furcht, es könne mit Monsieur de Guermantes eine Szene geben, zögerte die Herzogin noch, die Balthy und die Mistinguett[2] einzuladen, die sie beide hinreißend fand, aber ganz entschieden war sie mit Rachel eng befreundet. Die neuen Generationen schlossen daraus, daß die Herzogin von Guermantes ungeachtet ihres Namens eben doch nur Halbseide sei und niemals wirklich der obersten Schicht der feinen Gesellschaft angehört habe. Es stimmt, daß sich Madame de Guermantes für einige Souveräne, deren Umgang ihr von zwei anderen großen Damen streitig gemacht wurde, noch die Mühe machte, sie zum Dejeuner bei sich zu haben. Doch einerseits erschienen diese nur selten und kannten zudem nur wenige Leute, andererseits setzte die Herzogin aus echt guermantischer abergläubischer Anhänglichkeit an die alten Formen des Protokolls (denn sie fand zwar wohlerzogene Leute »todlangweilig«, legte aber dennoch auf gute Erziehung Wert) in ihren Meldungen an die Zeitungen Formeln wie: »Seine Majestät hat der Herzogin von Guermantes befohlen«, »Ihre Majestät haben geruht« und so weiter. Die neu empor-

gekommenen Schichten nun, die diese Formeln nicht kannten, schlossen daraus, daß die gesellschaftliche Situation der Herzogin sogar noch geringer sei, als sie gedacht hatten. Von ihrem eigenen Standpunkt aus betrachtet, konnte ihr freundschaftlicher Verkehr mit Rachel bedeuten, daß wir uns getäuscht hatten, als wir Madame de Guermantes für heuchlerisch und verlogen hielten, wenn sie vernichtende Urteile über das elegante Leben abgab, als wir meinten, wenn sie es ablehnte, zu Madame de Sainte-Euverte zu gehen, geschehe es nicht im Namen der Intelligenz, sondern des Snobismus, und sie finde die Marquise nur dumm, weil diese – da sie ihr Ziel noch nicht erreicht hatte – naturgemäß snobistisch war. Doch konnte die Intimität mit Rachel auch bedeuten, daß die Intelligenz der Herzogin in Wahrheit mittelmäßig, unbefriedigt und zu guter Letzt nachgerade gesellschaftsmüde, endlich zu realer Betätigung gewillt war, jedoch in völliger Unkenntnis echter geistiger Wirklichkeit und mit einem Einschlag jener Neigung zum Ausgefallenen, aus der Damen in einer sehr guten gesellschaftlichen Position in der Idee: Wie amüsant wird das sein! einen wirklich todlangweiligen Abend verbringen, indem sie sich den Spaß machen, eine andere Person aus dem Schlaf zu wecken, der sie schließlich gar nichts zu sagen wissen, sobald sie in ihren Abendmantel gehüllt an ihrem Bett sitzen, worauf dann alles nach der Feststellung, es sei recht spät, sich endlich zur Ruhe begibt.

Man muß hinzufügen, daß auch wegen der Antipathie, die sie seit kurzem gegen Gilberte hegte, die wetterwendische Herzogin möglicherweise ein Vergnügen daran fand, Rachel bei sich zu empfangen, zumal es ihr außerdem erlaubte, eine der Maximen zu proklamieren, die dem Geist der Guermantes entsprangen: daß es zu viele Guermantes gebe, als daß man ihre Streitigkeiten zu seinen eigenen machen (oder auch nur in allen Fällen Trauer für sie tragen) könne; sie wahrte damit jene in der Formel: »Es liegt nicht an mir« sich äußernde Unabhängigkeit, welche der Politik zugrunde lag, die man Mon-

sieur de Charlus gegenüber verfolgen mußte, der einen, hätte man sich ihm gefügt, mit aller Welt entzweit hätte.

Was Rachel betraf, lag der Grund dafür, daß sie sich tatsächlich große Mühe gegeben hatte, der Herzogin von Guermantes näherzukommen (eine Mühe, die die Herzogin unter fingierter Nichtachtung und gewollter Unhöflichkeit nicht zu erkennen vermochte, so daß dieses Verhalten vielmehr ein Anreiz für sie bedeutet und ihr eine übertriebene Vorstellung von einer Schauspielerin gegeben hatte, die offenbar so wenig zum Snobismus neigte), wahrscheinlich in der ganz allgemeinen Faszination, die die Gesellschaft von einem gewissen Augenblick an selbst auf die hartgesottensten Bohemiens ausübt, ganz analog derjenigen, die die Bohemiens für die Angehörigen der Gesellschaft haben – eine Doppelströmung gleich der, die auf dem Boden der Politik in wechselseitiger Neugier und Verbrüderungssucht unter Nationen, die gegeneinander im Feld gelegen haben, ihren Ausdruck findet. Doch konnte das Verlangen Rachels auch einen spezielleren Grund haben. Gerade bei Madame de Guermantes und durch deren Verschulden hatte sie einst die größte Niederlage erlitten.[1] Rachel hatte das im Lauf der Zeit zwar nicht vergessen, doch verziehen, und das ganz besondere Prestige, das in ihren Augen die Herzogin eben dadurch erhalten hatte, sollte nie erlöschen. Die Unterhaltung wurde übrigens, während ich noch die Aufmerksamkeit Gilbertes davon abzulenken bemüht war, unterbrochen, denn die Hausherrin suchte die Schauspielerin; der Moment war gekommen, wo diese ihre Rezitation beginnen sollte, und tatsächlich erschien sie auch gleich darauf, nachdem sie sich von der Herzogin verabschiedet hatte, auf dem Podium. Während dieser Zeit nun rollte am anderen Ende von Paris ein völlig andersgeartetes Schauspiel ab. Die Berma hatte, wie ich schon sagte, mehrere Personen zu Ehren ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter zum Tee zu sich eingeladen, doch die Gäste hatten es offenbar nicht eilig zu erscheinen. Da sie erfahren hatte, daß

Rachel bei der Fürstin von Guermantes Gedichte rezitierte (was in den Augen der Berma ein Skandal war, da für sie, die große Künstlerin, Rachel immer eine Dirne geblieben war, die man wegen der Bühnentoiletten, die Saint-Loup ihr bezahlte, als Statistin in Stücken auftreten ließ, in denen sie selbst, die Berma, die erste Rolle spielte, ein um so größerer Skandal noch dazu, als in Paris die Nachricht verbreitet worden war, die Einladungen lauteten zwar auf den Namen der Fürstin von Guermantes, in Wirklichkeit aber gebe Rachel bei der Fürstin einen Empfang), hatte die Berma einigen Getreuen noch einmal nachdrücklich in schriftlicher Form nahegelegt, sie möchten bei ihrem Tee nicht fehlen, denn sie wußte, daß sie alle ebenso mit der Fürstin von Guermantes befreundet waren, die sie noch als Madame Verdurin gekannt hatten. Die Stunden vergingen, und niemand erschien bei der Berma. Bloch, den man gefragt hatte, ob er nicht zu der Berma gehen wolle, hatte naiv zur Antwort gegeben: »Nein, ich gehe lieber zu der Fürstin von Guermantes.« So aber hatte im Grund – ach! – jeder bei sich entschieden. Die Berma, die an einer tödlichen Krankheit litt, um derentwillen sie der Gesellschaft fernbleiben mußte, sah zwar, daß ihr Zustand schlimmer wurde, hatte aber gleichwohl, um den Luxusbedürfnissen ihrer Tochter nachzukommen, Bedürfnissen, die ihr kränklicher und träger Schwiegersohn nicht befriedigen konnte, wieder zu spielen begonnen. Sie wußte, daß sie die ihr noch verbleibende Lebenszeit damit verkürzte, wollte aber ihrer Tochter, der sie ansehnliche Honorare nach Hause brachte, ein Vergnügen machen und zugleich auch ihrem Schwiegersohn, den sie verabscheute, aber mit Schmeicheleien bedachte, denn sie wußte ihn von ihrer Tochter angebetet und fürchtete deshalb, daß er sie aus Bosheit der Möglichkeit berauben würde, sie zu sehen, falls sie ihn verstimmte. Die Tochter der Berma, die im stillen von dem Arzt geliebt wurde, der ihren Gatten behandelte, hatte sich überzeugen lassen, daß die Aufführungen von *Phèdre* für ihre Mutter nicht sehr gefährlich seien. Sie hatte

gewissermaßen den Arzt gezwungen, ihr diese Auskunft zu geben, da sie aus allen Einwendungen, auf die sie nicht achtgegeben hatte, nur dies hatte heraushören wollen; tatsächlich hatte der Arzt gesagt, er hege für die Berma keine großen Bedenken gegenüber diesen Aufführungen. Er hatte es gesagt, weil er gemerkt hatte, daß er auf diese Weise der jungen Frau, die er liebte, einen Gefallen tat, vielleicht auch aus Unwissenheit oder auch weil er ohnedies wußte, daß die Krankheit unheilbar war, und man sich leicht darein findet, das Martyrium der Kranken abzukürzen, wenn das, was dazu dient, es abzukürzen, einem selbst Nutzen bringt; vielleicht war er auch der törichten Auffassung, daß es der Berma Vergnügen mache und somit auch guttun werde, eine Auffassung, die ihm am Ende gerechtfertigt erschienen war, als er – nachdem die Kinder der Berma ihm eine Loge geschenkt und er selbst seine Patienten daraufhin im Stich gelassen hatte – sie auf der Bühne so ungewöhnlich lebendig fand, wie sie im Privatleben todgeweiht wirkte.[1] Tatsächlich erlauben uns unsere Gewohnheiten in einem hohen Maße und erlauben sogar unseren Organen, sich einer Existenz anzupassen, die zunächst nicht möglich scheint. Wer hat nicht schon einen herzkranken alten Meister der Manege alle akrobatischen Tricks ausführen sehen, bei denen man angenommen hätte, daß sein Herz ihnen nicht eine Minute standhalten würde? Ebenso war die Berma von jeher an die Bühne gewöhnt, deren Anforderungen ihre Organe sich so vollkommen angepaßt hatten, daß sie dank der unauffälligen Vorsicht, die sie walten ließ, beim Publikum die Illusion einer guten Gesundheit erwecken konnte, die lediglich durch eine rein nervöse, eingebildete Krankheit gestört wird. Nach der Szene der Liebeserklärung an Hippolyte mochte die Berma selbst zwar sehr wohl fühlen, was für eine furchtbare Nacht sie gewiß verbringen würde, ihre Bewunderer aber applaudierten mit aller Macht und erklärten sie für besser als je. Sie kehrte unter furchtbaren Leiden heim, jedoch glücklich, ihrer Tochter die blauen Scheine bringen zu kön-

nen, die sie mit der Keckheit eines alten Hasen immer noch gewohnheitsmäßig in ihrem Strumpf verbarg, aus dem sie sie voller Stolz und in der Hoffnung auf ein Lächeln, ja einen Kuß hervorzog. Unglücklicherweise gestatteten diese Geldscheine dem Schwiegersohn und der Tochter aber nur, neue Verschönerungen in ihrem Hause vorzunehmen, das unmittelbar an das der Mutter stieß: Unaufhörliche Hammerschläge unterbrachen daraufhin den Schlaf, den die große Tragödin so nötig hatte. Je nach den wechselnden Launen der Mode und um dem Geschmack von Monsieur de X. oder Monsieur de Y. Rechnung zu tragen, die sie bei sich zu empfangen hofften, ließen sie ein Zimmer nach dem anderen umgestalten. Die Berma aber ergab sich, wenn sie merkte, daß es mit dem Schlummer nichts war, der allein ihr Leiden hätte beschwichtigen können, darein, daß sie nicht wieder werde einschlafen können, nicht freilich ohne geheime Verachtung für Formen der Eleganz, die ihren Tod beschleunigten und ihre letzten Tage so grausam beeinträchtigten. Zweifellos verachtete sie sie zum Teil gerade deshalb, was eine natürliche Rache an den Dingen darstellt, die uns Leiden bereiten, gegen die wir aber machtlos sind. Doch kam hinzu, daß sie im Bewußtsein der in ihr ruhenden genialen Begabung und aufgrund der bereits von Jugend an gemachten Erfahrung, wie bedeutungslos die Dekrete der Mode sind, der Tradition treu geblieben war, die sie immer hochgeachtet hatte, deren Verkörperung sie war, nach deren Maßstäben sie Menschen und Dinge wie vor dreißig Jahren und daher auch zum Beispiel Rachel nicht als die überaus in Mode gekommene Schauspielerin, sondern als die kleine Dirne beurteilte, als die sie sie früher gekannt hatte. Die Berma war im übrigen nicht besser als ihre Tochter; aus ihr hatte die Tochter durch Vererbung und Ansteckung – angesteckt durch ein Beispiel, das durch allzu natürliche Bewunderung nur noch wirksamer wurde – ihren Egoismus, ihren mitleidlosen Spott, ihre unbewußte Grausamkeit geschöpft. Nur hatte die Berma ihrerseits das alles für ihre Toch-

ter aufgeopfert und dadurch sich selbst davon befreit. Hätte auch die Tochter der Berma nicht unaufhörlich Handwerker bei sich im Haus gehabt, so hätte sie gleichwohl ihre Mutter ermüdet, wie nun einmal die alles an sich reißenden, wilden und unbesonnenen Kräfte der Jugend auf das Alter und die Krankheit ermüdend wirken, wenn die Kraft fehlt, ihnen zu folgen. Alle Tage fand irgendein neues Essen statt, und man hätte die Berma egoistisch gefunden, wenn sie ihre Tochter darum gebracht, ja nicht sogar an der Festlichkeit persönlich teilgenommen hätte, da man bei dieser, um mit großer Mühe einige neue Bekanntschaften, die sich recht bitten ließen, herbeizulocken, auf die wunderwirkende Anwesenheit der berühmten Mutter rechnete. Man »versprach« sie diesen gleichen Bekannten für ein bei ihnen stattfindendes Fest, um ihnen eine Höflichkeit zu erweisen. Die arme Mutter aber, die so ernsthaft durch das Zusammenleben mit dem Tod in Anspruch genommen war, der sich in ihr niedergelassen hatte, sah sich genötigt, frühzeitig aufzustehen und aus dem Haus zu gehen. Ja, mehr noch: da in jener gleichen Epoche die Réjane[1] im vollen Strahlenglanz ihres Talents Vorstellungen im Ausland gab, die ungeheuren Erfolg hatten, fand der Schwiegersohn, die Berma dürfe sich nicht in den Schatten stellen lassen, wünschte, die Familie möchte den gleichen verschwenderischen Ruhm einheimsen, und zwang die Berma zu Tourneen, bei denen man sie mit Morphium aufputschen mußte, was wegen des Zustands ihrer Nieren sehr wohl ihr Tod sein konnte. Diese gleiche Anziehungskraft der Eleganz, des gesellschaftlichen Prestiges, jene des Lebens, hatte an dem Tag des Fests bei der Fürstin von Guermantes wie eine Saugpumpe gewirkt und mit pneumatischer Energie selbst die treuesten Gewohnheitsgäste der Berma dorthin gezogen, während dagegen bei ihr infolgedessen äußerste Leere und Totenstille herrschte. Ein junger Mann, der nicht sicher war, ob das Fest bei der Berma nicht ebenfalls eine glanzvolle Veranstaltung sein werde, war bei ihr erschienen. Als die Berma die Stunde

der Einladung verstreichen sah und sich darüber klarwerden mußte, daß alle sie versetzten, ließ sie den Tee servieren; man saß rings um den Tisch wie bei einem Totenmahl. Nichts in den Zügen der Berma erinnerte noch an das Gesicht, dessen Photographie mich an einem Mittfastenabend so sehr beunruhigt hatte[2] . Der Berma stand, wie das Volk sagt, der Tod ins Antlitz geschrieben. Diesmal sah sie allerdings wie eine Marmorstatue vom Erechtheion aus.[3] Ihre verhärteten Arterien waren schon halb versteinert, man sah wie mit dem Meißel ausgehauene lange Bänder in mineralischer Strenge über ihre Wangen laufen. Die sterbenden Augen standen noch verhältnismäßig lebendig in der damit kontrastierenden furchtbaren Knochenmaske und glänzten schwach wie eine Schlange, die zwischen Felsen schläft. Indessen schaute der junge Mann, der sich aus Höflichkeit mit zu Tisch gesetzt hatte, unaufhörlich auf die Uhr, da er sich zu der brillanten Festlichkeit der Guermantes hingezogen fühlte.

Die Berma hatte kein Wort des Vorwurfs für ihre Freunde, die sie im Stich gelassen hatten und sich in der naiven Hoffnung wiegten, sie werde nicht erfahren, daß sie statt dessen zu den Guermantes gegangen waren. Sie murmelte nur: »Eine Rachel, die ein Fest bei der Fürstin von Guermantes gibt! Man muß nach Paris kommen, um so etwas zu erleben!« Und dann aß sie schweigend mit feierlicher Langsamkeit die vom Arzt untersagten Kuchen; sie sah dabei aus, als gehorche sie einem Sterberitual. Der Teenachmittag verlief um so trauriger, als der Schwiegersohn auf Rachel, die er und seine Frau sehr gut kannten, wütend war, weil sie sie nicht eingeladen hatte. Sein Verdruß wurde dadurch geschürt, daß der junge Teegast gesagt hatte, er kenne Rachel gut genug, um sie, wenn er sich jetzt gleich zu den Guermantes begebe, noch darum anzugehen, in letzter Stunde das leichtlebige Paar ebenfalls einzuladen. Doch die Tochter der Berma wußte zu gut, welche tiefe Nichtachtung ihre Mutter Rachel gegenüber hegte und daß die Verzweiflung darüber, ihre Tochter die Ex-Dirne um eine

Einladung bitten zu sehen, ihr Tod gewesen wäre. Daher hatte sie dem jungen Mann und ihrem Gatten gesagt, es sei ganz unmöglich. Doch sie rächte sich, indem sie während des Tees ein leidendes Gesicht machte, das ihr Verlangen nach Vergnügen und den Verdruß darüber ausdrückte, daß sie durch ihre lästige alte Mutter davon ferngehalten wurde. Diese tat, als sehe sie das Schmollen ihrer Tochter nicht, und richtete von Zeit zu Zeit mit versagender Stimme ein liebenswürdiges Wort an den jungen Mann, den einzigen Gast, der gekommen war. Bald aber erwies der Luftsog, der alles zu den Guermantes entführte, darunter auch mich selbst, sich als die stärkere Kraft; der junge Mann stand auf und ging: Man wußte nicht, ließ er Phèdre oder den Tod allein mit Tochter und Schwiegersohn, allein mit ihrem Totengebäck.

Wir wurden unterbrochen durch die Stimme der Schauspielerin, die sich jetzt im Raum erhob. Ihr Spiel war intelligent, denn es setzte die Poesie, die sie vortrug, als ein Ganzes voraus, das schon vor dieser Rezitation existierte und von dem wir bloße Bruchstücke hörten, ganz als ob die Künstlerin auf einem Weg vorübergehend sich nur ein paar Augenblicke lang in unserer Hörweite befände.

Die Ankündigung von Gedichten, die fast jedermann kannte, bereitete zunächst allgemeines Vergnügen. Als man aber die Schauspielerin, bevor sie begann, mit gleichsam verstörter Miene die Augen überall suchend umherwenden, die Hände dabei mit flehender Miene erheben sah und hörte, wie sie jedes Wort gleichsam stöhnend hervorstieß, empfand einer wie der andere Verlegenheit, ja fühlte sich fast peinlich berührt durch diese Schaustellung von Gefühlen. Niemand hatte gedacht, daß das Rezitieren von Versen etwas Derartiges sein könne. Allmählich gewöhnt man sich daran, das heißt, man vergißt die erste Empfindung von Unbehagen, man findet heraus, was gut ist, man vergleicht in Gedanken verschiedene

Arten des Vortrags, um sich zu sagen: Dies ist besser, jenes weniger gut. Das erste Mal aber wagt man kaum – wie bei einer ganz normalen Gerichtsverhandlung, bei der man einen Rechtsanwalt vortreten, den Arm in die Luft erheben sieht, so daß der Talar zurückfällt, und hört, wie er in drohendem Ton zu reden beginnt –, seinen Nachbarn anzusehen. Denn es kommt einem grotesk vor, doch ist es vielleicht am Ende großartig, und man wartet noch zu, bevor man sich festlegt.

Dennoch waren die Zuhörer verdutzt, als sie sahen, wie diese Frau, bevor sie noch einen einzigen Ton hervorgebracht hatte, die Knie beugte, die Arme ausstreckte, irgendein unsichtbares Wesen darin zu wiegen schien, mit eingeknickten Beinen dastand und plötzlich, um höchst bekannte Verse zu sprechen, einen flehenden Ton anschlug. Alle schauten einander an und wußten nicht, was für ein Gesicht sie dazu machen sollten; einige unerzogene junge Leute erstickten ein fast unwiderstehliches Lachen; jeder warf heimlich seinem Nachbarn einen spähenden Blick zu wie bei eleganten Tischeinladungen, wenn man neben seinem Platz ein neues Instrument, eine Hummergabel oder eine Zuckerreibe findet, deren Zweck und Handhabung man nicht kennt, und nun auf einen kundigeren Mitgast starrt, der, wie man hofft, sich als erster dieser Dinge bedienen und einem damit die Möglichkeit geben wird, es ihm nachzutun. Ähnlich macht man es auch, wenn jemand einen Vers zitiert, den man nicht kennt, sich aber keine Blöße geben will und daraufhin, so wie man jemanden durch eine Tür vorangehen läßt, gleichsam als eine Vergünstigung einem besser Unterrichteten das Vergnügen läßt, zu sagen, von wem er stammt. So wartete beim Anhören der Schauspielerin jeder mit gesenktem Haupt und spähendem Blick, daß andere die Initiative ergriffen, zu lachen oder Kritik zu üben, zu weinen oder Beifall zu spenden.

Madame de Forcheville, die eigens aus Guermantes gekommen war, von wo die Herzogin sich nahezu vertrieben fühlte, hatte eine aufmerksame, gespannte, ja sogar ausge-

sprochen unangenehme Miene angenommen, entweder um zu zeigen, daß sie eine Kennerin sei und nicht aus gesellschaftlichen Gründen komme, oder aus Feindseligkeit gegen Leute, die in Literatur weniger bewandert sind und von anderen Dingen hätten sprechen können, oder auch aus der ihre ganze Person erfassenden Anstrengung, sich darüber klar zu werden, ob sie das »mögen« oder nicht mögen solle, vielleicht auch weil sie es zwar »interessant« fand, aber eigentlich nicht »mochte«, zumindest die Art, gewisse Verse zu sprechen. Diese Haltung hätte, so schien es, eher die Fürstin von Guermantes einnehmen können. Da diese aber in ihrem eigenen Haus und, neuerdings ebenso geizig wie reich, entschlossen war, Rachel nur fünf Rosen zu geben, führte sie statt dessen die Claque an. Sie rief zum Enthusiasmus auf und machte der Vortragenden gute Presse, indem sie unaufhörlich Entzückensschreie vernehmen ließ. Nur darin war sie wieder ganz Madame Verdurin, denn sie sah aus, als höre sie die Verse einzig zu ihrem eigenen Vergnügen an und habe eben nur einmal Lust gehabt, sie sich ganz allein vorsprechen zu lassen, wobei zufällig fünfhundert Personen, ihre Freunde, anwesend waren, denen sie gestattet hatte, heimlich hereinzuschlüpfen und ihrem, der Hausherrin, Vergnügen beizuwohnen.

Indessen bemerkte ich, ohne irgendeine Befriedigung meiner Eigenliebe, denn sie war alt und häßlich, daß die Schauspielerin, mit einer gewissen Zurückhaltung freilich, mir ermunternde Blicke zuwarf. Während der ganzen Rezitation hatte sie in ihren Augen ein unterdrücktes, aber durchdringendes Lächeln aufzucken lassen, das wie der Köder für eine verständnisvolle Erwiderung schien, die sie von meiner Seite erhoffte. Ein paar alte Damen, die wenig an solche Rezitationen von Dichtung gewöhnt waren, fragten zwischendurch einen ihrer Nachbarn: »Haben Sie das gesehen?«, wobei sie auf die feierlich-tragische Mimik der Schauspielerin anspielten, die sie nicht recht einzuordnen wußten. Die Herzogin von

Guermantes verspürte dieses leichte Schwanken und entschied den Sieg durch den Ausruf: »Das ist wundervoll!« mitten in einem Gedicht, das sie vielleicht für beendet hielt. Mehr als einer der Gäste ließ es sich darauf nicht nehmen, diesen Ausruf durch einen zustimmenden Blick und eine Neigung des Kopfes zu unterstreichen, womit er vielleicht weniger das Verständnis für die Vortragende als die gute Beziehung zu der Herzogin demonstrieren wollte. Als das Gedicht beendet war, hörte ich, da wir neben der Schauspielerin standen, wie diese Madame de Guermantes dankte; gleichzeitig aber benutzte sie, als sie mich an der Seite der Herzogin sah, die Gelegenheit, um sich zu mir zu wenden und mir einen huldvollen Gruß zu gewähren. Es war mir daraufhin klar, daß sie eine Person sein müsse, die ich kannte, und daß im Gegensatz zu den leidenschaftlichen Blicken des Sohnes von Monsieur de Vaugoubert[1] , die ich für den Gruß irgendeines Menschen gehalten hatte, der sich täuschte, das, was mir bei der Schauspielerin als ein Blick zärtlichen Verlangens erschienen war, nur eine stete herausfordernde Bemühung darstellte, sich zu erkennen zu geben und von mir einen Gruß zu erlangen. Ich dankte lächelnd für den ihrigen. »Ich bin sicher, daß er mich nicht wiedererkennt«, sagte die Vortragende zu der Herzogin. »Aber doch«, erklärte ich mit großer Bestimmtheit, »natürlich kenne ich Sie.« – »Nun, wer bin ich denn?« Ich wußte es durchaus nicht, und die Situation fing an heikel zu werden. Glücklicherweise hatte, während diese Frau bei ihrem Vortrag der schönsten Verse La Fontaines aus Güte, Torheit oder Befangenheit einzig an die Schwierigkeit dachte, mir guten Tag zu sagen, bei den gleichen schönen Versen Bloch in Gedanken ausschließlich seine Vorbereitungen getroffen, um, gleich nachdem das Gedicht zu Ende war, wie ein Belagerter, der einen Ausfall versucht, herbeizustürzen und, wenn auch nicht über die Leichen, so doch wenigstens über die Füße seiner Nachbarn hinwegstürmend, die Vortragende zu beglückwünschen, sei es aus einer irrigen Vorstellung von seinen Ver-

pflichtungen gegen sie, sei es aus bloßem Bedürfnis, sich zu bekunden. »Wie komisch, Rachel hier zu sehen!« flüsterte er mir ins Ohr. Dieser Name durchbrach mit seiner Magie auf der Stelle die Verzauberung, kraft deren die Geliebte Saint-Loups die mir unbekannte Gestalt dieser grauenerregenden Alten angenommen hatte. Sobald ich wußte, wer sie war, erkannte ich sie sehr wohl. »Es war sehr schön«, sagte er zu Rachel, und nachdem er durch Aussprechen dieser schlichten Worte seinem Drang Genüge getan hatte, wandte er sich wieder fort, fand aber so viel Schwierigkeiten dabei und machte so viel Lärm, um wieder an seinen Platz zu gelangen, daß Rachel mehr als fünf Minuten warten mußte, bevor sie das zweite Gedicht rezitieren konnte. Als sie dieses, nämlich »Die beiden Tauben«[1] , beendet hatte, trat Madame de Morienval auf Madame de Saint-Loup zu, von der sie wußte, daß sie gebildet sei, ohne jedoch daran zu denken, daß Gilberte auch den scharfen, sarkastischen Geist ihres Vaters geerbt hatte. »Das ist doch die Fabel von La Fontaine, nicht wahr?« fragte sie in dem Glauben, sie wohl wiedererkannt zu haben, aber ihrer Sache doch nicht völlig gewiß, denn die Fabeln La Fontaines waren ihr sehr wenig vertraut, und außerdem meinte sie, sie seien etwas für Kinder und nicht geeignet, in Gesellschaft rezitiert zu werden. Um einen solchen Erfolg zu erzielen, habe die Künstlerin sicherlich Fabeln von La Fontaine nachgeahmt, redete die gute Dame sich ein. Gilberte aber bestärkte sie, ohne es zu wollen, in dieser Idee, denn da sie Rachel nicht liebte und ausdrücken wollte, daß bei einer solchen Art des Vortrags von den Fabeln nicht viel übrig bleibe, sagte sie es auf die etwas überspitzte Art, die auch ihr Vater gehabt hatte und die naive Personen im Zweifel darüber ließ, was damit gemeint sei: »Ein Viertel davon ist die Erfindung der Vortragenden, ein Viertel pure Verrücktheit, ein Viertel hat keinen Sinn, und der Rest ist von La Fontaine«, was Madame de Morienval gestattete, zu behaupten, das, was man gehört habe, seien nicht »Die beiden Tauben« von La Fontaine, son-

dern eine arrangierte Sache, bei der höchstens ein Viertel von La Fontaine stamme, was in Anbetracht der unglaublichen Unwissenheit dieses Publikums niemanden wunderte.

Da einer der Freunde Blochs verspätet angekommen war, hatte dieser das Vergnügen, ihn zu fragen, ob er Rachel niemals gehört habe, und ihm ihre Diktion in allen Farben auszumalen, wobei er etwas übertrieb und plötzlich, während er einem anderen diese höchst moderne Diktion schilderte und deutete, ein seltsames Vergnügen verspürte, wie es das Zuhören ihm gar nicht bereitet hatte. Dann sprach er Rachel in exaltierten Falsettönen seine Bewunderung aus und stellte ihr seinen Freund vor, der erklärte, er bewundere niemanden so sehr wie sie; Rachel aber, die jetzt Damen der ersten Gesellschaft kannte und sie unbewußt kopierte, antwortete ihm: »Oh, das ist aber riesig schmeichelhaft für mich, Ihre Anerkennung ehrt mich.« Blochs Freund fragte sie, was sie von der Berma halte. »Die arme Frau, es scheint, sie lebt in tiefstem Elend. Ich will nicht sagen, daß sie kein Talent gehabt hat, aber es war im Grunde eben doch nicht das wahre Talent. Sie hatte eine Vorliebe für grauenhafte Dinge, aber alles in allem ist sie sicherlich nützlich gewesen; sie spielte auf eine lebendigere Art als die anderen, und dann war sie auch eine so tapfere, eine so großherzige Person, die sich für die anderen zugrunde gerichtet hat. Und da sie jetzt seit langem schon keinen Sou mehr verdient, weil ja das Publikum sich seit ebenso langem aus ihrer Art zu spielen nichts mehr macht … Im übrigen«, fügte sie lächelnd hinzu, »muß ich Ihnen sagen, daß ich bei meinem Alter sie ja natürlich nur noch in ihrer allerletzten Zeit sehen konnte, und selbst da war ich noch zu jung, als daß ich mir ein Urteil hätte bilden können.« – »Hat sie nicht sehr gut Gedichte rezitiert?« fragte aufs Geratewohl Blochs Freund, um Rachel zu schmeicheln, die denn auch antwortete: »Oh! Davon verstand sie nun wirklich nichts; was sie sprach, war Prosa, Chinesisch oder Volapük[1] , alles, was Sie wollen, alles, nur keine Gedichte.«

Ich aber war mir darüber klar, daß der Ablauf der Zeit nicht unbedingt einen Fortschritt in den Künsten heraufführt. Ebenso wie irgendein Autor des siebzehnten Jahrhunderts, der weder von der Französischen Revolution noch von den Entdeckungen der Naturwissenschaften noch vom Weltkrieg etwas gewußt hat, einem Schriftsteller von heute überlegen sein kann und wie vielleicht Fagon ein ebenso großer Arzt gewesen ist wie du Boulbon[2] (da die Überlegenheit des Genies hier das Zurückstehen an Wissen kompensiert), ebenso war die Berma, wie man sagt, tausendmal »mehr« als Rachel, die Zeit aber, die sie zugleich mit Elstir ins Rampenlicht gerückt hatte, hatte inzwischen eine mittelmäßige Begabung übermäßig aufgebauscht und durch ihre Weihen ein neues Genie geschaffen.

Man darf sich nicht wundern, daß die ehemalige Geliebte Saint-Loups sich abfällig über die Berma äußerte. Sie hätte es vielleicht schon getan, als sie noch jung war. Wenn aber damals nicht, so sicher heute. Nehmen wir an, eine Frau aus der besseren Gesellschaft, eine Frau von allererstem Geist und allererster Güte, werde Schauspielerin, entfalte in diesem für sie neuen Beruf großes Talent und verzeichne lauter Erfolge: Wenn man ihr nach langer Zeit wieder begegnet, wird man mit Erstaunen feststellen, nicht ihre eigene Sprache, sondern die der Schauspielerinnen zu vernehmen, ihre Gemeinheiten gegenüber den Kolleginnen, kurz alles, was »dreißig Jahre Theater«[3] einer Person hinzufügen, wenn sie über sie hinweggegangen sind. Rachel hatte sie hinter sich, und sie kam nicht aus der besseren Gesellschaft.

»Man kann sagen, was man will, es ist wundervoll, es ist persönlich, es hat Charakter, es ist gescheit, nie hat jemand Gedichte in dieser Weise gesprochen«, sagte die Herzogin, da sie fürchtete, Gilberte könne sich abfällig äußern. Diese begab sich etwas weiter fort zu einer Gruppe, um einem Konflikt mit ihrer Tante aus dem Weg zu gehen, die mir im übrigen über Rachel nur sehr gewöhnliche Dinge zu sagen wußte. Da sich ihr Leben zu neigen begann, waren in Madame de

Guermantes neue Formen der Neugier erwacht. Die Gesellschaft bot ihr nichts mehr. Die Vorstellung, daß sie in ihr den ersten Platz einnahm, war so selbstverständlich für sie wie die Höhe, in der sich der blaue Himmel über der Erde wölbt. Sie glaubte, nicht nötig zu haben, eine Stellung zu befestigen, die sie für unerschütterlich hielt. Dafür aber hätte sie, wenn sie las oder ins Theater ging, gern diese Lektüre oder das Schauspiel länger ausgedehnt; wie einst in dem engen kleinen Garten, in dem Orangeade gereicht wurde,[1] alles, was es an Erlesenstem in der großen Gesellschaft gab, ganz zwanglos bei ihr erschien und unter dem duftenden Hauch des Abends und in Wolken von Blütenstaub in ihr die Neigung für diese große Gesellschaft unterhielt, zeitigte jetzt ein ganz anderer Hunger in ihr den Wunsch, die Gründe für irgendeine literarische Polemik zu erfahren, Schriftsteller kennenzulernen und Schauspielerinnen zu sehen. Ihr müder Geist verlangte nach einer neuen Nahrung. Sie suchte nunmehr, um mit den einen wie den anderen in Berührung zu kommen, die Nähe von Frauen, mit denen sie früher nicht Visitenkarten hätte austauschen mögen und die ihre intime Bekanntschaft mit dem Direktor irgendeiner Revue betonten, in der Hoffnung, die Herzogin damit für sich zu gewinnen. Die erste Schauspielerin, die eingeladen wurde, glaubte die einzige in einem so außergewöhnlichen Milieu zu sein, das einer zweiten bereits viel mittelmäßiger erschien, als sie derjenigen begegnete, die den Vortritt gehabt hatte. Da die Herzogin an bestimmten Abenden regierende Fürstlichkeiten empfing, glaubte sie, daß nichts an ihrer Stellung sich gewandelt habe. In Wirklichkeit aber war sie, die einzige mit ganz reinem Blut, sie, die als geborene Guermantes mit »Guermantes-Guermantes« zeichnen konnte, sofern sie nicht als »die Herzogin von Guermantes« unterschrieb, sie, die ihren Schwägerinnen sogar als etwas noch Rareres erschien, ein aus dem Wasser aufgefischter Mose etwa, ein nach Ägypten geflohener Christus, ein Ludwig XVII., der dem Kerker des Temple entronnen war, als das

Reinste vom Reinen, sie war jetzt, da sie zweifellos jenem ererbten Zug zur geistigen Nahrung ihren Tribut entrichtete, der den sozialen Abstieg von Madame de Villeparisis verschuldet hatte, selbst zu einer Madame de Villeparisis geworden, bei der die von Snobismus beseelten Damen zweitklassigen Leuten zu begegnen fürchteten und die von den jungen Leuten, die nur die vollendete Tatsache feststellten, ohne zu wissen, was vorausgegangen war, als eine Guermantes aus einer weniger illustren Nebenlinie, einem weniger guten Jahrgang, kurz als eine deklassierte Guermantes angesehen wurde.

Da aber sogar die besten Schriftsteller oft beim Herannahen des Alters oder nachdem sie sich in einem Werk besonders verausgabt haben, kein Talent mehr zeigen, muß man es gewiß entschuldbar finden, wenn Damen der Gesellschaft von einem bestimmten Augenblick an über keinen Geist mehr verfügen. Swann fand in dem irgendwie bissiger gewordenen Geist der Herzogin von Guermantes die elegante Geschmeidigkeit der jungen Fürstin des Laumes nicht mehr. In ihrer späteren Zeit sagte sie, durch die geringste Anstrengung bereits ermüdet, enorm viele Dummheiten. Gewiß, immer wieder und häufig auch im Lauf dieser Matinee wurde sie von neuem die Frau, die ich gekannt hatte und die mit Geist von allen die Gesellschaft betreffenden Dingen sprach. Daneben aber kam es sehr oft vor, daß diese unter einem schönen Blick auffunkelnde Rede, die so viele Jahre hindurch die hervorragendsten Männer von Paris unter dem geistigen Zepter der Herzogin von Guermantes zusammengehalten hatte, gleichsam im Leeren nur noch ein Knistern von sich gab. Wenn der Moment für ein witziges Wort gekommen war, unterbrach sie sich für die gleiche Zahl von Sekunden wie früher, sah aus, als zögere sie, als gehe etwas Schöpferisches in ihr vor, aber der Ausspruch, den sie zustande brachte, taugte dennoch nicht viel. Wenige übrigens bemerkten es! Die Kontinuität des äußeren Vorgangs erweckte in ihnen den Glauben, der Geist sei immer noch am Leben, so wie manchmal Leute, die abergläu-

bisch auf eine bestimmte Marke von Kleingebäck eingeschworen sind, auch weiter ihre Petits fours bei dem gleichen Hause bestellen, ohne zu bemerken, daß sie längst abscheulich geworden sind. Schon während des Kriegs hatten sich bei der Herzogin Zeichen dieses Nachlassens bemerkbar gemacht. Wenn jemand von Kultur sprach, hielt sie inne, lächelte, ließ ihren schönen Blick aufleuchten und stieß »Kkkkultur« hervor, worüber die Freunde lachten, denn sie meinten, es zeige sich darin wieder einmal der Geist der Guermantes. Sicher verwendete sie auch noch jetzt die gleiche Form, den gleichen Tonfall, das gleiche Lächeln, das Bergotte entzückt hatte, der übrigens ebenfalls denselben Zuschnitt der Sätze, seine Interjektionen und Gedankenstriche, seine Beiwörter beibehalten hatte, als er damit eigentlich nichts mehr sagte. Doch die Neuankömmlinge wunderten sich, und wenn sie nicht gerade einen Tag getroffen hatten, an dem sie amüsant und »im vollen Besitz ihrer Geisteskräfte« war, sagten sie manchmal: »Wie dumm sie doch ist!«

Die Herzogin richtete es im übrigen so ein, daß sich ihr Abstieg in die Niederungen in geordneten Bahnen vollzog und sich nicht auf die Personen ihrer Familie auswirken konnte, aus denen sie Nahrung für ihren Adelsstolz zog. Wenn sie zum Beispiel, um ihre Rolle als Protektorin der Künste zu erfüllen, einen Minister oder einen Maler ins Theater einlud und dann der eine oder andere naiverweise fragte, ob ihre Schwägerin oder ihr Gatte sich ebenfalls unter den Zuschauern befinde, antwortete die Herzogin, die unter dem großartigen Anschein der Kühnheit ein eher ängstliches Herz verbarg, in äußerst hochmütigem Ton: »Ich habe keine Ahnung, sobald ich mein Haus verlasse, weiß ich nicht mehr, was meine Familie tut. Für alle Politiker und Künstler bin ich eine Witwe.« So vermied sie, daß der allzu eifrige Parvenü sich eine Zurückweisung zuzog, sie selbst aber etwa von Madame de Marsantes oder Basin tadelnde Worte hören mußte.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, welches Vergnügen es mir macht, Sie hier zu sehen. Mein Gott, wann sind wir uns das letztemal begegnet?« – »Als ich Madame d'Agrigente einen Besuch machte, bei der ich Sie so häufig traf.« – »Natürlich ging ich damals oft hin, mein lieber Junge, denn Basin liebte sie zu jener Zeit. Immer bei seiner jeweiligen Herzensfreundin begegnete man mir am häufigsten, weil er mir jedesmal sagte: ›Sie machen ihr doch auch ganz bestimmt einen Besuch?‹ Im Grund kam mir das ein bißchen ungehörig vor, diese Art von Verdauungsvisite, zu der er mich veranlaßte, nachdem er sich gütlich getan hatte. Ich hatte mich aber ziemlich schnell daran gewöhnt, langweilig war dabei nur, daß ich die Bekanntschaften weiterpflegen mußte, nachdem er seinerseits die Beziehungen abgebrochen hatte. Ich dachte damals immer an den Vers von Victor Hugo:

Emporte le bonheur et laisse-moi *l'ennui*[1]

Nimm du das Glück und laß den Kummer *mir*.

Wie in dem gleichen Gedicht trat ich gleichwohl jedesmal mit einem Lächeln auf den Lippen bei der Betreffenden ein, aber gerecht war es wirklich nicht, er hätte mir erlauben müssen, seinen Geliebten gegenüber auch etwas flatterhafter zu sein, denn dadurch, daß ich mich nacheinander um alle diese Bestelltundnichtabgeholten kümmern mußte, hatte ich schließlich keinen Nachmittag mehr für mich. Allerdings war das, wie mir scheint, im Vergleich mit der Gegenwart eine glückliche Zeit. Mein Gott, daß er noch einmal angefangen hat, mich zu betrügen, müßte mir eigentlich schmeicheln, weil es mich quasi jünger macht. Aber seine frühere Manier war

mir lieber. Was soll ich sagen, er hatte mich offenbar zu lange nicht betrogen. Er wußte nicht mehr, wie man das macht! Aber wir stehen uns dennoch nicht schlecht, wir reden miteinander, wir mögen uns sogar recht gern«, sagte die Herzogin zu mir, da sie fürchtete, ich könne verstanden haben, daß sie ganz und gar getrennt voneinander lebten; sie sagte es ein wenig in der Weise, wie jemand von einem Schwerkranken spricht: Er unterhält sich immer noch sehr gern, ich habe ihm heute morgen eine Stunde lang etwas vorgelesen. Sie fügte noch hinzu: »Ich werde ihm sagen, daß Sie da sind, er möchte Sie sicher sehen.« Damit trat sie auf den Herzog zu, der auf einem Sofa neben einer Dame saß und mit ihr plauderte. Mit Bewunderung sah ich, daß er fast der gleiche geblieben war, er wirkte nur etwas weißer, aber immer noch ebenso majestätisch und schön. Als er jedoch merkte, daß seine Frau mit ihm sprechen wollte, nahm er eine so wütende Miene an, daß ihr nichts anderes übrigblieb, als sich zurückzuziehen. »Er ist beschäftigt, ich weiß nicht, was er hat, Sie sehen ihn sicher gleich nachher«, sagte sie, da sie offenbar vorzog, ich würde selbst mit der Situation fertigzuwerden versuchen.

Da Bloch zu uns getreten war und im Auftrag seiner Amerikanerin von uns wissen wollte, wer eine dort anwesende junge Herzogin sei, antwortete ich ihm, sie sei eine Nichte von Monsieur de Bréauté, ein Name, über den Bloch, dem er nichts sagte, um Aufklärung bat. »Ach, Bréauté«, rief Madame de Guermantes zu mir gewendet aus, »Sie erinnern sich doch, nein, wie weit das zurückliegt, wie fern das alles jetzt ist! Nun, das war ein Snob.[1] Das waren Leute, die in der Nähe von meiner Schwiegermutter wohnten. Das würde Sie im einzelnen gar nicht interessieren, Monsieur Bloch, es ist amüsant nur für den Kleinen hier, der das alles schon früher und zur gleichen Zeit kennengelernt hat wie ich«, setzte Madame de Guermantes auf mich weisend hinzu und zeigte mir durch diese Worte auf mancherlei Weise, welch lange Zeit inzwischen vergangen war. Die Freundschaften, die Meinungen

von Madame de Guermantes hatten sich seit damals so sehr verändert, daß sie rückblickend ihren bezaubernden Babal für einen Snob ansah. Zudem fand er sich nicht nur in eine ferne Zeit zurückverwiesen, sondern – und das war etwas, was ich mir nicht klargemacht hatte, als ich ihn bei meinem ersten Eintritt in die Gesellschaft für eine der ausschlaggebenden Berühmtheiten von Paris hielt, für jemanden, dessen Name immer mit der Gesellschaftsgeschichte dieser Stadt verknüpft bleiben würde wie der Colberts mit der Regierungszeit Ludwigs XIV. – er trug nun seinerseits den Stempel seiner Provinz, er wurde ein Gutsnachbar der alten Herzogin, mit dem die Fürstin des Laumes sich als solchem angefreundet hatte. Und doch war dieser Bréauté, der ohne seinen früheren Geist in so ferne Jahre zurückversetzt und somit eigentlich aus der Mode gekommen war (was bewies, daß er seither von der Herzogin völlig vergessen worden war), zurückversetzt auch in die Umgebung von Guermantes, was ich an jenem ersten Abend in der Opéra-Comique, als er mir wie ein Wassergott erschien,[2] der eine unterseeische Grotte bewohnte, für ganz unmöglich gehalten hätte: ein Band zwischen der Herzogin und mir, weil sie sich daran erinnerte, daß ich ihn gekannt hatte, daß ich also einer ihrer Freunde und, wenn auch nicht aus der gleichen Gesellschaft wie sie hervorgegangen, doch mindestens jemand war, der seit sehr viel längerer Zeit in dieser Welt mit ihr lebte als viele hier anwesende Personen – weil sie sich daran erinnerte, dann aber auch, weil sie es gleichzeitig in genügend ungenauer Weise tat, um gewisse Einzelheiten vergessen zu haben, die mir damals wesentlich erschienen waren, nämlich daß ich nicht in Guermantes verkehrte und zu der Zeit, als sie der Trauung von Mademoiselle Percepied beiwohnte, nur ein bescheidener Bürgersohn aus Combray war, den sie ungeachtet aller Bitten Saint-Loups in dem Jahr, das auf ihr Erscheinen in der Opéra-Comique folgte, nie eingeladen hatte. Mir selbst kam das höchst bedeutsam vor, denn gerade zu jenem Zeitpunkt war mir das Leben der

Herzogin von Guermantes wie ein Paradies erschienen, in das ich niemals eingehen würde. Für sie aber war es nur ein Teil ihres trivialen Alltagsdaseins gewesen, und da ich von einem gewissen Moment an häufig bei ihr dinierte, im übrigen auch schon vorher ein Freund ihrer Tante und ihres Neffen gewesen war, wußte sie nicht mehr genau, zu welchem Zeitpunkt unsere nahe Bekanntschaft begonnen hatte, und machte sich keinerlei Gedanken über den phantastischen Anachronismus, den sie beging, indem sie den Anfang dieser Freundschaft einige Jahre zu früh ansetzte. So hätte ich ja jene unerreichbare Herzogin von Guermantes mit dem Namen Guermantes gekannt und zu dem Namen mit den goldschimmernden Silben, zum Faubourg Saint-Germain Zutritt gehabt, während ich in Wirklichkeit nur ganz einfach zu einer Dame zum Abendessen gegangen war, die für mich schon nichts anderes mehr war als eine beliebige Dame, bei der ich ein paarmal eingeladen war – nicht zu einem Besuch in dem unterseeischen Reich der Nereiden, sondern um einen Abend in der Parterreloge ihrer Cousine zu verbringen. »Wenn Sie Einzelheiten über Bréauté wissen wollen, bei dem sich das im übrigen kaum lohnt«, fügte sie zu Bloch gewendet hinzu, »fragen Sie den Kleinen hier (der tausendmal mehr ist als Bréauté), er hat mindestens fünfzigmal mit ihm zusammen bei mir diniert. Haben Sie nicht bei mir seine Bekanntschaft gemacht? Auf alle Fälle haben Sie Swann bei mir kennengelernt.« Ich war ebenso erstaunt darüber, daß sie für möglich halten konnte, ich hätte Monsieur de Bréauté anderswo als bei ihr kennengelernt, sei also in ihren Kreisen schon vor der Bekanntschaft mit ihr akzeptiert gewesen, wie zu sehen, daß sie glaubte, ich sei bei ihr Swann erstmals begegnet. Weniger unaufrichtig als Gilberte, wenn sie von Bréauté sagte: »Er war früher unser Nachbar auf dem Land, ich spreche noch gern mit ihm von Tansonville«, während er damals in Tansonville sie nicht besuchte, hätte ich von Swann, der mich freilich an ganz andere Dinge als an die Guermantes erinnerte, sagen können: Es war

ein ländlicher Nachbar von uns, der häufig am Abend zu uns kam.

»Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll, er war ein Mann, der nichts mehr zu sagen wußte, nachdem er eine Reihe von Hoheiten durchgenommen hatte. Er kannte allerdings viele ganz komische Geschichten über Leute aus Guermantes, über meine Schwiegermutter, über Madame de Varambon, bevor sie bei der Prinzessin von Parma war. Aber wie viele Leute wissen noch, wer Madame de Varambon war? Der Kleine hier, ja, er hat das alles noch gekannt, aber jetzt ist es damit vorbei. Das sind Leute, deren Namen nicht einmal mehr existieren und die im übrigen ein solches Weiterleben auch gar nicht verdienten.« Ich aber wurde mir klar darüber, wie häufig es auch in dieser so einheitlichen Sache, als die uns die Gesellschaft erscheint, da in ihr die Beziehungen der Personen untereinander ein Maximum an Konzentration erreichen und alles mit allem zusammenhängt, gleichwohl noch Provinzen gibt, oder wie viele solcher zumindest die Zeit schafft, die ihren Namen ändern und unbegreiflich für jene werden, die darin erstmalig auftauchen, wenn die Komparserie inzwischen gewechselt hat. »Sie war eine gute Frau, die unerhört törichte Sachen sagte«, fuhr die Herzogin fort, die, unempfänglich für jene Poesie des Unbegreiflichen, die eine Wirkung der Zeit ist, in allen Dingen nur das komische Element entdeckte: dasjenige, das mit einer Literatur vom Genre Meilhac, mit dem Geist der Guermantes vereinbar war.[1] »Eine Zeitlang hatte sie die Manie, unaufhörlich Pastillen zu schlucken, die damals gegen Husten verordnet wurden, und die« (fügte sie, selbst über einen so speziellen, früher so bekannten und heute allen Leuten, mit denen sie sprach, ganz fremden Namen lachend, hinzu) »Géraudel-Pastillen[2] hießen. ›Madame de Varambon‹, sagte meine Schwiegermutter immer wieder zu ihr, ›wenn Sie weiter unaufhörlich Géraudel-Pastillen schlucken, werden Sie sich den Magen ruinieren.‹ – ›Aber Frau Herzogin‹, antwortete Madame de Varambon, ›wieso soll denn das meinem Ma-

gen etwas machen, wo sie doch in die Bronchien gehen?‹ Sie war es auch, die gesagt hat: ›Die Herzogin hat eine Kuh, die so schön ist, so schön, daß alle Leute sie für einen Zuchthengst halten.‹« Madame de Guermantes hätte gerne noch weiter Geschichten von Madame de Varambon erzählt, von denen wir eine Unmenge kannten, aber wir spürten, daß dieser Name in dem unwissenden Gedächtnis Blochs keines der Bilder hervorrief, die für uns erstanden, sobald von Madame de Varambon, von Monsieur de Bréauté oder dem Fürsten von Agrigent die Rede war, statt dessen allerdings bei ihm wahrscheinlich übertriebene Hochachtung erzeugte, die ich ganz begreiflich fand, nicht etwa weil ich das gleiche an mir erfahren hatte, denn unsere eigenen Irrtümer und Lächerlichkeiten haben selten die Wirkung, uns, sogar nachdem wir sie ganz und gar durchschaut haben, nachsichtiger gegen die der anderen zu stimmen.

Die im übrigen bedeutungslose Wirklichkeit jener fernen Zeit war so sehr verlorengegangen, daß, als jemand, der nicht weit entfernt von mir stand, fragte, ob Tansonville ein Besitz Gilbertes durch ihren Vater, Monsieur de Forcheville, sei, ein anderer antwortete: »Aber nein, keineswegs! Es stammt vielmehr aus der Familie ihres Gatten. Alles das kommt von der Guermantes-Seite her. Tansonville liegt ganz nahe bei Guermantes. Es gehörte Madame de Marsantes, der Mutter des Marquis de Saint-Loup. Nur war der Besitz sehr stark mit Hypotheken belastet. So hat man ihn dem Verlobten mit in die Ehe gegeben und mit dem Vermögen von Mademoiselle de Forcheville freigekauft.« Ein anderes Mal sagte jemand, dem ich von Swann in der Absicht erzählte, ihm begreiflich zu machen, wie in jenen Zeiten ein Mann von Geist beschaffen war, zu mir: »Ach ja, die Herzogin von Guermantes hat mir Aussprüche von ihm wiederholt; das war doch ein alter Herr, den Sie bei ihr kennengelernt haben, nicht wahr?«

Die Vergangenheit hatte sich im Geist der Herzogin so stark verwandelt (oder die Trennungslinien der einzelnen Pha-

sen, die für mich bedeutsam waren, hatten für sie von jeher so wenig existiert, daß das, was für mich ein Ereignis gewesen, an ihr ganz unbemerkt vorübergegangen war), daß sie vermuten konnte, ich habe Swann bei ihr, Monsieur de Bréauté aber anderswo kennengelernt, wodurch sie mir eine Vergangenheit in der Gesellschaft zuteilte und sogar um vieles zu weit zurückdatierte. Denn das Bewußtsein der inzwischen vergangenen Zeit, das ich erlangt hatte, besaß ja auch die Herzogin; aufgrund einer umgekehrten Illusion jedoch wie der meinigen – die darin bestand, sie für kürzer zu halten, als sie war – hatte Madame de Guermantes gerade eine übertriebene Vorstellung von ihrer Länge, das heißt erkannte ihr eine zu weite Erstreckung rückwärts hin zu, ohne an die unendliche Scheidungslinie zu denken, die den Moment, an dem sie für mich ein Name, dann der Gegenstand meiner Liebe gewesen war, von jenem anderen trennte, an dem sie mir nur noch als eine beliebige Dame der Gesellschaft erschien. Besucht aber hatte ich sie erst in jener zweiten Periode, in der sie für mich eine andere Person war. Ihren eigenen Augen jedoch entgingen diese Unterschiede, und sie hätte es nicht merkwürdiger gefunden, wenn ich schon zwei Jahre früher bei ihr gewesen wäre, da sie nicht wußte, daß sie damals eine andere Person mit einer anderen Strohmatte[1] vor der Tür gewesen war, und da ihre eigene Person für sie selbst nicht wie für mich einen Bruch der Kontinuität aufwies.

»Das erinnert mich«, sagte ich zu der Herzogin von Guermantes, »an die erste Soiree bei der Fürstin von Guermantes, zu der ich mit der Befürchtung gegangen bin, ich sei gar nicht eingeladen, man werde mir die Tür weisen, und bei der Sie selbst ein ganz rotes Kleid und rote Schuhe trugen.« – »Mein Gott, liegt das alles weit zurück«, sagte die Herzogin und verstärkte damit für mich noch den Eindruck der vergangenen Zeit. Sie blickte melancholisch in die Ferne, kam jedoch mit einem gewissen Nachdruck auf das rote Kleid zurück. Ich bat sie, es mir zu beschreiben, was sie bereitwillig

tat. »Jetzt würde man so etwas gar nicht mehr anziehen. Es war eben ein Kleid, wie man es damals trug.« – »Aber war es nicht sehr hübsch?« fragte ich. Sie fürchtete immer, einem anderen durch ihre Worte einen Vorteil ihr gegenüber einzuräumen, etwas zu sagen, was ihr Ansehen möglicherweise schmälern konnte. »Doch, doch, ich fand es schon sehr hübsch. Man trägt so etwas nur nicht mehr, weil es im Augenblick gar nicht hergestellt wird. Aber man wird es von neuem tragen, alle Moden kehren wieder, in den Kleidern, in der Musik, in der Malerei«, fügte sie nachdrücklich hinzu, da sie diese Philosophie für originell hielt. Die Trauer jedoch darüber, daß sie älter wurde, teilte ihr dann wieder eine gewisse Müdigkeit mit, gegen die sie mit einem Lächeln anzukämpfen versuchte: »Sind Sie sicher, daß es rote Schuhe gewesen sind? Ich meine, es waren goldene.« Ich versicherte ihr, daß es mir wie heute gegenwärtig sei, ohne zu sagen, welcher Umstand mir erlaubte, es so fest zu behaupten.[1] »Wie nett von Ihnen, daß Sie sich daran noch erinnern«, sagte sie mit fast zärtlicher Miene zu mir, denn Frauen finden es nett, wenn man noch ihrer Schönheit gedenkt, so wie Künstler gerührt sind, wenn man ihre Werke bewundert. Wie fern übrigens auch die Vergangenheit schon liegen mag, wenn man eine so verstandesmäßig bestimmte Frau war wie die Herzogin, konnte sie keinesfalls ganz vergessen sein. »Erinnern Sie sich noch«, sagte sie zum Dank, daß ich mich an ihr Kleid und ihre Schuhe erinnerte, »wie wir Sie hinterher nach Hause gebracht haben, Basin und ich? Sie hatten da ein junges Mädchen, das Sie nach Mitternacht noch besuchen wollte. Basin lachte herzlich bei dem Gedanken, daß jemand zu dieser Stunde Ihnen eine Visite machen könnte.« Tatsächlich war an jenem Abend noch nach der Soiree bei der Fürstin von Guermantes Albertine zu mir gekommen.[2] Ich erinnerte mich ebensogut daran wie die Herzogin, obwohl mir Albertine jetzt so gleichgültig war, wie sie es Madame de Guermantes gewesen wäre, hätte diese gewußt, daß das junge Mädchen, um

dessentwillen ich nicht zu ihnen mit hineinkommen konnte, eben Albertine gewesen war. Das liegt daran, daß lange nachdem die armen Toten unser Herz verlassen haben, ihr fühlloser Staub weiterhin mit den einzelnen Begebenheiten der Vergangenheit vermischt bleibt und ihnen als Bindemittel dient. Ohne daß man sie noch liebt, geschieht es einem doch, daß man bei der Beschreibung eines Zimmers, einer Allee, eines Weges, in oder auf denen sie zu einer bestimmten Stunde sich aufgehalten haben, die Notwendigkeit empfindet, auf sie anzuspielen, damit die Stelle, die sie damals einnahmen, wieder ausgefüllt ist, selbst ohne sie zurückzuwünschen, ohne sie zu nennen oder auch nur zu gestatten, daß man sie identifiziert. (Madame de Guermantes erriet bestimmt die Identität des jungen Mädchens nicht, das an jenem Abend kommen sollte, hatte niemals etwas darüber gewußt und erwähnte die Sache nur wegen der ausgefallenen Stunde und der besonderen Gelegenheit.) So sehen die letzten und wenig beneidenswerten Formen des Nachlebens aus.

An sich waren die Urteile, die die Herzogin über Rachel fällte, durchaus nichtssagend, doch interessierten sie mich deshalb, weil auch sie eine neue Stunde auf dem Zifferblatt markierten. Denn nicht weniger vollständig als Rachel hatte die Herzogin die Erinnerung an den Abend verloren, den jene bei ihr verbracht hatte, vielmehr hatte sich mit dieser Erinnerung eine nicht geringere Wandlung vollzogen. »Ich muß Ihnen sagen«, fuhr sie fort, »es interessiert mich um so mehr, sie zu hören und auch zu hören, wie man ihr Beifall zollt, als ich sie aufgespürt, erkannt, beklatscht und etabliert habe, und das zu einer Zeit, da niemand sie kannte und alles sich über sie lustig machte. Ja, mein Kleiner, da staunen Sie, aber das erste Haus, in dem sie öffentlich auftrat, ist das meine gewesen! Während alle angeblich ganz modern ausgerichteten Damen wie meine neue Cousine«, sagte sie, indem sie ironisch auf die Fürstin von Guermantes wies, die für Oriane immer Madame Verdurin blieb, »sie hätten verhungern lassen, ohne zu

geruhen, sie auch nur anzuhören, habe ich sie interessant gefunden und ihr ein Honorar anbieten lassen, damit sie bei mir vor einem Publikum spielte, das die Spitze der besten Gesellschaft war. Wenn ich es etwas töricht prätentiös ausdrücken wollte, könnte ich sagen – denn im Grunde braucht das Talent keine fremde Hilfe –, ich hätte sie ›lanciert‹. Natürlich hatte sie mich nicht nötig dazu.« Ich deutete eine Gebärde des Widerspruchs an und stellte fest, daß Madame de Guermantes durchaus geneigt war, sich die entgegengesetzte These zu eigen zu machen: »Doch? Meinen Sie, daß das Talent trotz allem eine Stütze braucht? Daß jemand da sein muß, der es ins rechte Licht rückt? Im Grunde haben Sie vielleicht recht. Merkwürdig, Sie sagen genau das, was Dumas früher zu mir bemerkt hat. In diesem Fall fühle ich mich außerordentlich geschmeichelt, wenn ich auch nur das allergeringste – ich meine natürlich nicht zu dem Talent, aber zu dem Erfolg einer solchen Künstlerin – beigetragen habe.« Madame de Guermantes zog also vor, ihre Idee, das Talent vermöge von allein »aufzugehen« wie ein Abszeß, wieder fallenzulassen, weil es anders schmeichelhafter für sie war, aber auch weil sie seit einiger Zeit, wenn sie solche neuen Erscheinungen bei sich empfing und im übrigen an einer gewissen Müdigkeit litt, sich eine demütige Haltung zugelegt hatte, aufgrund deren sie die anderen befragte und ihre Meinung hören wollte, um sich selbst dann die ihre zu bilden. »Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen«, fuhr sie fort, »daß dieses gescheite Publikum, das man die Gesellschaft nennt, überhaupt nichts davon verstand. Die Leute protestierten, sie lachten. Ich mochte ihnen noch so eindringlich sagen: »Das ist merkwürdig, das ist interessant, das ist etwas, was noch nie versucht worden ist«, sie glaubten mir einfach nicht, so wie man mir nie in irgendeiner Sache Glauben geschenkt hat. Es ist wie mit der Szene, die sie damals aufführte, es war etwas von Maeterlinck, jetzt ist es ganz bekannt, aber damals machte sich alles darüber lustig, nur ich, das muß ich sagen, ich fand das wundervoll.[1] Es wundert mich

sogar, wenn ich darüber nachdenke, daß eine Bäuerin wie ich, die nur die Erziehung der jungen Mädchen ihrer Provinz genossen hatte, diese Dinge von vornherein gemocht hat. Natürlich hätte ich nicht sagen können, weshalb, es gefiel mir eben, es machte tiefen Eindruck auf mich; Basin, wissen Sie, dem alle Empfindsamkeit fernliegt, war ganz betroffen davon, wie stark es auf mich wirkte. ›Ich will nicht, daß Sie sich diese Dummheiten anhören, Sie machen sich krank damit‹, hat er mir damals gesagt. Und es stimmte wirklich, denn jeder hält mich zwar für eine ganz nüchterne Frau, aber im Grunde bin ich eben doch nur ein Nervenbündel.«

In diesem Augenblick trug sich ein unerwarteter Zwischenfall zu. Ein Diener kam und richtete Rachel aus, die Tochter der Berma und ihr Schwiegersohn wünschten sie zu sprechen. Wir haben gesehen, daß die Tochter der Berma dem Ansinnen ihres Mannes, Rachel um eine Einladung zu bitten, Widerstand entgegengesetzt hatte. Doch nach dem Weggang des jungen Gastes hatte die Langeweile des Paares in Gegenwart der Mutter zugenommen, der Gedanke, daß andere sich amüsierten, plagte die beiden bis zur Unerträglichkeit, kurz, einen Augenblick nutzend, da die Berma sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, weil sie etwas Blut spuckte, hatten sie sich mäuschenstill in elegantere Kleidung geworfen, einen Wagen bestellt und sich zur Fürstin von Guermantes begeben, ohne eingeladen zu sein. Rachel, die den Zusammenhang ahnte und sich heimlich geschmeichelt fühlte, nahm einen arroganten Ton an und sagte dem Diener, sie sei im Augenblick unabkömmlich, sie möchten ihr ein paar Zeilen schreiben und mitteilen, was sie zu diesem ungewöhnlichen Schritt veranlasse. Der Diener kehrte mit einer Karte zurück, auf der die Tochter der Berma gekritzelt hatte, sie und ihr Mann hätten dem Verlangen nicht widerstehen können, Rachel anzuhören, und bäten darum, hereinkommen zu dürfen. Rachel lächelte

über diesen albernen Vorwand und im Gefühl ihres eigenen Triumphs. Sie ließ antworten, es tue ihr unendlich leid, doch ihre Rezitation sei bereits beendet. Schon begannen im Vorzimmer, in dem die Wartezeit des jungen Paares sich immer länger hinzog, die Diener über die abgewiesenen Bewerber ihre Witze zu machen. Die Schmach einer Niederlage und die Erinnerung daran, was für ein Nichts Rachel in den Augen ihrer Mutter war, trieben die Tochter der Berma dazu, eine Unternehmung nicht aufzugeben, deren Risiko sie zu Beginn aus purer Vergnügungssucht auf sich genommen hatte. Sie ließ Rachel wie um eine Gefälligkeit darum bitten, sie möge ihr doch, wenn sie sie schon nicht hören könne, erlauben, ihr zumindest die Hand zu drücken. Rachel unterhielt sich gerade mit einem italienischen Fürsten, den, wie es hieß, ihr großes Vermögen lockte, ein Vermögen, dessen Ursprung durch ein paar Verbindungen in der Gesellschaft hinlänglich verschleiert wurde. Sie ermaß die Umkehrung der Situation, dank der jetzt die Kinder der berühmten Berma ihr zu Füßen lagen. Nachdem sie allen Anwesenden den Vorfall auf eine amüsante Art dargestellt hatte, ließ sie den jungen Leuten sagen, sie möchten eintreten; sie taten es denn auch, ohne sich bitten zu lassen, wodurch sie mit einem Schlag die gesellschaftliche Stellung der Berma ruinierten, wie sie vorher ihre Gesundheit zugrunde gerichtet hatten. Rachel durchschaute das sehr wohl wie auch die Tatsache, daß ihre herablassende Liebenswürdigkeit in der Gesellschaft ihr selbst den Ruf größerer Güte eintragen, für das junge Paar jedoch eine tiefere Erniedrigung bedeuten würde als eine Weigerung. Daher empfing sie die beiden mit affektiert ausgebreiteten Armen, wobei sie mit der Miene einer im Rampenlicht stehenden großen Gönnerin, die einen Augenblick ihr Piedestal verläßt, zu ihnen sagte: »Aber nein, das versteht sich doch von selbst! Was für eine Freude! Die Fürstin wird sicher entzückt sein.« In Unkenntnis darüber, daß man in Theaterkreisen glaubte, sie selbst sei die Einladende, hatte sie vielleicht gefürchtet, die Kinder der Berma

könnten, sofern sie ihnen den Zutritt verwehrte, wenn auch nicht an ihrem guten Willen, was ihr äußerst gleichgültig gewesen wäre, so doch an ihrem Einfluß zweifeln. Die Herzogin von Guermantes entfernte sich instinktiv, denn in dem Maße, in dem jemand die Kreise der ersten Gesellschaft zu suchen schien, sank er in ihrer Achtung. Sie hegte solche in diesem Augenblick nur noch für die Güte Rachels und hätte den Kindern der Berma den Rücken gekehrt, wenn jemand sie ihr vorgestellt hätte. Rachel legte sich indessen bereits in ihrem Kopf den liebenswürdigen Satz zurecht, mit dem sie am folgenden Tag die Berma in den Kulissen vollends vernichten würde: Ich war wirklich tief betrübt, es tat mir unbeschreiblich leid, daß Ihre Tochter antichambrieren mußte. Hätte ich nur gleich begriffen! So hat sie mir erst Karten geschickt! Es bereitete ihr inniges Vergnügen, der Berma diesen Schlag zu versetzen. Vielleicht wäre sie noch zurückgeschreckt, hätte sie gewußt, daß es ein tödlicher Schlag sein würde. Man macht gern Opfer, aber doch so, daß man sich nicht ausdrücklich ins Unrecht setzt, das heißt, indem man jene am Leben läßt. Wo übrigens lag ihr Unrecht denn? Lachend bemerkte sie ein paar Tage darauf: »Das ist doch wirklich ein bißchen stark, ich wollte zu ihren Kindern liebenswürdiger sein, als sie jemals zu mir gewesen ist, und um ein Haar hieße es jetzt auch noch, ich hätte sie umgebracht. Ich rufe die Herzogin als Zeugin an.« Es scheint, daß alle schlechten Regungen der Schauspieler samt der ganzen Künstlichkeit des Theaterlebens in deren Kinder übergehen, ohne daß bei diesen, wie es bei ihren Müttern der Fall ist, unermüdliche Arbeit eine Ablenkung schafft; große Tragödinnen sterben oft als Opfer der in ihrem Umkreis entstehenden häuslichen Intrigen, wie zuvor schon vielmals am Ende der Stücke, in denen sie aufgetreten sind.

Des weiteren verlief das Leben der Herzogin nach wie vor äußerst unglücklich, und zwar aus einem Grund, der sich auch

dahingehend auswirkte, daß er parallel dazu den gesellschaftlichen Umgang von Monsieur de Guermantes deklassierte. Seit langem durch sein fortgeschrittenes Alter zur Ruhe gekommen, wiewohl er noch ganz kräftig war, hatte er aufgehört, Madame de Guermantes zu betrügen, jetzt jedoch sich in Madame de Forcheville verliebt, ohne daß man recht wußte, wo die Anfänge dieser Liaison lagen. (Wenn man bedachte, in welchem Alter Madame de Forcheville jetzt stehen mußte, erschien das ungewöhnlich. Vielleicht aber hatte sie das Leben einer Kokotte schon sehr früh begonnen. Zudem gibt es Frauen, die man alle zehn Jahre in einer neuen Inkarnation und in neue Liebesabenteuer verstrickt wiederfindet, zuweilen sogar, wenn man sie schon tot geglaubt hatte, während sie eine junge Frau zur Verzweiflung bringen, deren Mann sie um ihretwillen verläßt.)

Nun aber hatte diese Liaison derartige Ausmaße angenommen, daß der Greis, der in dieser letzten Liebe die Art und Weise seiner früheren imitierte, seine Geliebte nach außen ganz und gar abschloß; wenn meine Liebe zu Albertine mit großen Variationen eine Wiederholung der Liebe Swanns zu Odette gewesen war, so erinnerte die Liebe von Monsieur de Guermantes an die meine zu Albertine. Sie mußte mit ihm zu Mittag und zu Abend speisen, er war immer bei ihr; sie schmückte sich damit vor ihren Freunden, die mit dem Herzog von Guermantes ohne sie niemals in Berührung gekommen wären und sie nun besuchten, um ihn kennenzulernen, etwa so, wie man zu einer Kokotte geht, um dort einen Souverän zu treffen, der ihr Liebhaber ist. Gewiß war Madame de Forcheville seit langem eine Dame der Gesellschaft geworden. Da sie aber spät im Leben noch einmal damit anfing, sich aushalten zu lassen, und zwar von einem stolzen Greis, der immerhin bei ihr die Hauptrolle spielte, verminderte sie selbst ihre Bedeutung dadurch, daß sie nur die Hausgewänder trug, die seinen Beifall fanden, die Küche, die ihm zusagte, in ihrem Haus führte und ihren Freunden damit schmeichelte, daß

sie ihnen erzählte, sie habe sie ihm gegenüber erwähnt, so wie sie einst meinem Großonkel sagte, sie habe ihn gegenüber dem Großfürsten erwähnt, der ihr Zigaretten schickte; mit einem Wort, sie neigte dazu, trotz ihrer wohlerworbenen gesellschaftlichen Situation kraft der Einwirkung neuer Umstände wieder das zu werden, als was sie mir in meiner Kindheit erschienen war, nämlich die Dame in Rosa. Freilich lebte mein Onkel Adolphe nun schon seit vielen Jahren nicht mehr. Doch hindert uns die Tatsache, daß rings um uns andere Personen an die Stelle der früheren treten, das gleiche Leben wieder von neuem zu beginnen? Für diese neuen Umstände hatte sie sich zweifellos aus Begehrlichkeit hergegeben, dann aber auch, weil sie – zunächst, als sie noch eine heiratsfähige Tochter hatte, in der Gesellschaft recht gesucht, dann aber links liegengelassen, seitdem Gilberte Saint-Loup geheiratet hatte – sich bewußt war, daß der Herzog von Guermantes, der alles für sie getan hätte, ihr eine Zahl von Herzoginnen zuführen würde, die vielleicht entzückt waren, ihrer Freundin Oriane einen Streich zu spielen; vielleicht aber fühlte sie sich auch zum Spiel gereizt durch das Mißvergnügen der Herzogin, der sie aufgrund eines echt weiblichen Rivalitätsgefühls mit Freuden den Rang ablief.

Diese Liaison mit Madame de Forcheville, die nur eine Imitation seiner früheren Liebschaften war, hatte soeben den Herzog von Guermantes zum zweiten Male um die Präsidentschaft des Jockey-Clubs und um einen Sitz als freies Mitglied der Académie des Beaux-Arts gebracht, so wie das allzu öffentlich mit dem Jupiens assoziierte Dasein von Monsieur de Charlus diesen den Vorsitz im Cercle de l'Union und in der Société des amis du vieux Paris gekostet hatte. Dergestalt waren die beiden Brüder, deren Neigungen so weit auseinanderlagen, doch auf die gleiche Art zum Verlust ihres Ansehens gelangt: aufgrund der gleichen Schlaffheit, des gleichen Mangels an Willen, der bereits – wenn auch noch in sympathischer Form – bei dem Herzog von Guermantes, ih-

rem Großvater und Mitglied der Académie Française, zu spüren gewesen war, nun bei den zwei Enkeln jedoch zur Folge hatte, daß der eine durch seine natürlichen Neigungen, der andere durch solche, die nicht dafür gelten, um ihr gesellschaftliches Ansehen gebracht wurden.

Bis zu seinem Tod hatte Saint-Loup seine Frau treulich immer wieder zu ihr begleitet. Waren sie nicht alle beide Erben gleichzeitig von Monsieur de Guermantes und von Odette, die noch dazu zweifellos die Haupterbin des Herzogs sein würde? Im übrigen besuchten sogar die sonst sehr heiklen Neffen Courvoisier, Madame de Marsantes, die Fürstin von Trania ihren Salon in der Hoffnung auf eine Erbschaft und ohne alle Rücksicht darauf, welchen Kummer sie damit Madame de Guermantes bereiteten, von der Odette, gereizt durch deren Verachtung, immer nur Schlechtes sagte.

Der alte Herzog von Guermantes[1] ging nicht mehr in Gesellschaft, denn er verbrachte seine Tage und Abende bei ihr. Heute jedoch erschien er auf einen Augenblick, um sie zu sehen, trotz der Verdrießlichkeit, seiner Frau zu begegnen. Ich hatte ihn nicht bemerkt und hätte ihn zweifellos nicht erkannt, wenn man ihn mir nicht deutlich bezeichnet hätte. Er war nur noch eine Ruine, aber eine großartige, oder eigentlich weniger noch als eine Ruine, eher das romantische Bild eines Felsens im Sturm. Auf allen Seiten von Wogen des Leidens, des Zorns über seine Leiden und der steigenden Flut des Todes, die ihn einzuschließen drohte, gepeitscht, bewahrte er auf seinem gleich einem Felsblock verwitterten Gesicht den Stil, den Schnitt, den ich immer bewundert hatte; es wirkte zernagt wie einer jener schönen antiken Köpfe, die eigentlich allzu stark beschädigt sind, mit denen wir aber doch unendlich gern unser Arbeitszimmer schmücken. Er schien nur einer älteren Epoche als früher anzugehören, nicht nur wegen der rauhen Stellen und Risse in dem einst glatten Material, sondern auch weil der kluge, amüsierte Ausdruck von einst durch eine unwillkürliche, unbewußte, aus Krankheit, Kampf gegen den

Tod, Zähigkeit und der Schwierigkeit weiterzuleben entstandene Maske ersetzt war. Da die Arterien jede Geschmeidigkeit verloren hatten, gaben sie dem einst sich weich erschließenden Gesicht nun die Härte einer Skulptur. Ohne daß der Herzog es ahnte, bot er den Blicken Ansichten seines Nackens, seiner Wangen, der Stirn dar, in denen das Dasein, als müsse es sich verzweifelt an jeder Minute festkrampfen, von einem tragischen Sturm geschüttelt schien, während die weißen Strähnen seines prächtigen, aber etwas gelichteten Haares mit ihrem Schaum an das schwer heimgesuchte Vorgebirge seines Antlitzes schlugen. Und gleich jenen seltsamen, einzigartigen Reflexen, wie sie allein das Nahen des Sturms, in dem alles untergehen wird, den Felsen verleiht, die zuvor eine andere Farbe hatten, waren, wie ich mir klar wurde, das bleierne Grau der starren, verbrauchten Wangen, das beinahe weiße, schäumende Grau der aufgewühlten Strähnen oder auch das schwache Licht, das den kaum noch sehenden Augen anvertraut war, keine unwirklichen, sondern im Gegenteil lauter nur allzu wirkliche und doch phantastische Farbnuancen, entnommen aus der mit ihren erschreckenden und prophetischen Schwarztönen unnachahmlichen Palette, aus der unnachahmlichen Beleuchtung des Alters, ja schon des Todes.

Der Herzog blieb nur ein paar Minuten da, lange genug jedoch, damit ich begriff, wie Odette, die ganz ihren jüngeren Anbetern gehörte, sich über ihn lustig machte. Doch etwas Merkwürdiges geschah: Er, der früher fast lächerlich gewirkt hatte, wenn er die Allüren eines Theaterkönigs zur Schau trug, hatte jetzt im Aussehen etwas von wahrer Größe bekommen, ein wenig wie sein Bruder, dem er durch das Alter, das alles Unwesentliche von ihm nahm, ähnlich geworden war. Und wie sein Bruder schien auch er, der ehemals – wenn auch auf andere Weise – hochmütig gewesen war, nunmehr fast respektvoll, allerdings ebenfalls auf eine andere Art, denn er hatte nicht das Verfallsstadium seines Bruders erreicht, der so weit heruntergekommen war, daß er mit der Höflichkeit eines

vergeßlichen Kranken diejenigen grüßte, die er früher verachtet hätte. Doch er war sehr alt, und als er durch die Tür schreiten und die Treppe hinuntergehen wollte, um sich hinauszubegeben, da machte ihn das Alter, das trotz allem der elendeste Zustand für den Menschen ist, das ihn ganz wie die Könige der griechischen Tragödie von seiner Höhe stürzte, das Alter, das ihn zwang, auf dem Kreuzweg innezuhalten, zu dem das bedrohliche Leben der Gebrechlichen wird, seine triefende Stirn abzuwischen, mit suchendem Blick nach einer Stufe zu tasten, die sich ihm entzog, weil er für seine unsicheren Schritte und verschwimmenden Augen einer Stütze bedurft hätte, und das ihn ungewollt wirken ließ, als bitte er die anderen sanft und schüchtern darum – da machte mehr noch als erhaben das Alter ihn demütig.

Da er auf Odette nicht verzichten konnte, ließ Monsieur de Guermantes, immer bei ihr in dem gleichen Lehnstuhl stationiert, aus dem er sich infolge von Alter und Gicht nur mit Mühe erhob, diese bei sich ihre Freunde empfangen, die nur allzu glücklich waren, dem Herzog vorgestellt zu werden, ihm das Wort zu lassen und ihm zu lauschen, wenn er von der alten Gesellschaft, der Marquise von Villeparisis, dem Herzog von Chartres, sprach.

So hatten im Faubourg Saint-Germain die scheinbar uneinnehmbaren Positionen des Herzogs und der Herzogin von Guermantes oder des Barons von Charlus ihre Unverletzlichkeit verloren, wie alle Dinge in dieser Welt sich wandeln, und zwar durch die Einwirkung eines inneren Prinzips, an das niemand gedacht hätte: Bei Monsieur de Charlus war es die Liebe zu Charlie, die ihn zum Sklaven der Verdurins gemacht hatte, dann der geistige Verfall; bei Madame de Guermantes ihre Sucht nach Neuem und nach allem, was die Kunst betraf; bei Monsieur de Guermantes eine alles andere ausschließende Liebe, wie er in seinem Dasein schon mehrere erlebt hatte, die aber nun infolge der Schwäche des Alters um so tyrannischer war und für deren fragwürdige Seiten der strenge Geist des

Salons der Herzogin (in dem der Herzog nicht mehr erschien und der im übrigen kaum noch funktionierte) kein Dementi mehr abgab und kein gesellschaftliches Gegengewicht mehr bot. So wandelt sich das Antlitz der Dinge dieser Welt; so wird der Schwerpunkt der Herrschaft, der Kataster der Vermögen, die Charta von Rang und Stand, alles was endgültig schien, unaufhörlich verändert, und ein Mann, der lange gelebt hat, kann die vollständigste Änderung gerade da konstatieren, wo sie ihm am unmöglichsten schien.

Hin und wieder fiel dem Herzog unter den Augen der alten Gemälde, die Swann mit der Liebe des »Sammlers« vereinigt hatte – was ganz dem altmodischen, zeitentrückten Charakter dieser Szene mit dem Herzog, der so ganz »Restauration«, und der Kokotte, die in einem der von ihm bevorzugten Morgenkleider ebensosehr »Second-Empire« war, entsprach –, die Dame in Rosa mit ihrem Geschwätz ins Wort; er hielt dann jäh inne und warfihr einen wütenden Blick zu. Vielleicht hatte er bemerkt, daß auch sie, genau wie die Herzogin, manchmal etwas Törichtes sagte, vielleicht aber meinte er auch in einer greisenhaften Halluzination, ein unzeitiger Geistesblitz von Madame de Guermantes schneide ihm die Rede ab, und glaubte, er befinde sich im Palais Guermantes, wie gefangene Raubtiere sich manchmal einen Augenblick noch frei in den Wüsten Afrikas wähnen. Mit jäh erhobenem Kopf heftete er aus kleinen, runden, gelben Augen, in denen es wie in Raubtieraugen blitzte, auf sie einen jener Blicke, die mich manchmal im Salon von Madame de Guermantes, wenn diese zu lebhaft sprach, hatten erzittern lassen. So blickte der Herzog einen Augenblick lang die kühne Dame in Rosa an. Diese aber hielt seinen Blicken stand, sie verließ ihn nicht mit den Augen, und nach ein paar Sekunden, die dem Zuschauer lang erschienen, erinnerte sich das gezähmte alte Raubtier daran, wo es sich wirklich befand, nämlich nicht in Freiheit bei der Herzogin in jener Sahara, deren Eingang durch die Strohmatte auf dem Treppenabsatz markiert wurde, sondern bei Madame

de Forcheville im Käfig des Jardin des Plantes.[1] Er zog den noch von einer dichten Mähne – von der man nicht hätte sagen können, ob sie blond oder weiß war – umwallten Kopfin die Schultern zurück und fuhr in seiner Erzählung fort. Er schien nicht begriffen zu haben, was Madame de Forcheville meinte und was im übrigen gemeinhin auch nicht viel Sinn enthielt. Er gestattete ihr, zu dem gemeinsamen Abendessen mit ihm Freunde hinzuzuziehen. Aufgrund einer Manie jedoch, die er seinen früheren Liebesbeziehungen entlehnte und die eine Odette nicht in Erstaunen setzen konnte, da sie an dergleichen von Swann gewöhnt war, die mich aber sehr tief berührte, weil sie mich an mein Leben mit Albertine erinnerte, verlangte er, daß alle diese Personen sich frühzeitig zurückzogen, damit er als letzter Odette gute Nacht sagen könne. Unnötig zu sagen, daß sie sich, kaum war er fort, wieder zu anderen gesellte. Der Herzog ahnte nichts davon oder zog jedenfalls vor, so zu tun, als ahne er nichts davon: Das Sehvermögen der Greise läßt nach, wie ihr Gehör unzulänglich wird, ihr Scharfblick verdunkelt sich, und die Müdigkeit bewirkt Pausen in ihrer Wachsamkeit. Und in einem gewissen Alter verwandelt sich Jupiter in eine Figur von Molière – doch nicht etwa in den olympischen Liebhaber der Alkmene, sondern in einen lächerlichen Géronte.[1] Im übrigen betrog und pflegte Odette Monsieur de Guermantes ohne Charme und ohne Größe. Sie war mittelmäßig in dieser Rolle wie in allen übrigen. Nicht, daß das Leben ihr nicht oft recht schöne angeboten hätte, doch sie zu spielen verstand sie nicht.

Tatsächlich also kam ich jedesmal, wenn ich sie in der Folge sehen wollte, nicht zum Ziel damit, denn Monsieur de Guermantes, der damit den Anforderungen seiner Gesundheit und seiner Eifersucht gleichzeitig Rechnung zu tragen gedachte, gestattete ihr Einladungen nur bei Tage und noch dazu unter der Bedingung, daß es sich nicht um Tanzveranstaltungen handle. Diese Gefangenschaft, in der sie gehalten wurde, gestand sie mir aus verschiedenen Gründen äußerst freimütig

ein. Der Hauptgrund war der, daß sie sich einbildete, obwohl ich nur Artikel geschrieben und Studien veröffentlicht hatte, ich sei ein bekannter Autor, woraufhin sie in Erinnerung an die Zeit, in der ich mich in die Avenue des Acacias begab, um sie vorbeikommen zu sehen, und später auch bei ihr im Haus erschien, naiverweise bemerkte: »Ah! Wenn ich hätte erraten können, daß er eines Tages ein großer Schriftsteller wird!« Da sie nun aber gehört hatte, Schriftsteller hielten sich gern in der Gesellschaft von Frauen auf, um sich kundig zu machen und Liebesgeschichten anzuhören, wurde sie jetzt mir gegenüber, um mein Interesse zu gewinnen, wieder zur bloßen Kokotte. Sie erzählte mir: »Sehen Sie, einmal hatte sich ein Mann sterblich in mich verliebt, und ich mochte ihn auch über alle Maßen gern. Wir lebten einfach himmlisch. Er mußte eine Reise nach Amerika machen, und ich sollte mitkommen. Am Tag vor der Abreise fand ich, es sei schöner, wenn eine Liebe nicht erst abzuflauen beginnt, denn immer an diesem Punkt konnte sie ja nicht bleiben. Wir verlebten einen letzten Abend, an dem er überzeugt war, ich würde mit ihm reisen, es war eine tolle Nacht, aber im Taumel unendlicher Vergnügungen empfand ich doch Verzweiflung darüber, daß ich ihn nie mehr wiedersehen sollte. Am gleichen Morgen hatte ich mein Schiffsbillett einem Reisenden gebracht, den ich gar nicht kannte. Dieser hatte es mir zumindest abkaufen wollen. Ich aber antwortete ihm: ›Nein, wenn Sie es mir abnehmen, erweisen Sie mir damit einen so großen Dienst, daß ich kein Geld dafür will.‹« Dann folgte eine andere Geschichte. »Eines Tages war ich in den Champs-Élysées, und Monsieur de Bréauté, den ich nur ein einziges Mal gesehen hatte, begann mich so beharrlich zu fixieren, daß ich stehenblieb und ihn fragte, wieso er sich erlaube, mich in dieser Weise anzustarren. ›Ich sehe Sie an‹, antwortete er mir, ›weil Sie einen lächerlichen Hut aufhaben.‹ Das stimmte. Es war ein kleiner Hut mit Stiefmütterchen, denn die Mode war in jener Zeit einfach fürchterlich. Ich aber geriet in Wut und sagte zu ihm:

›Ich erlaube Ihnen nicht, so mit mir zu sprechen.‹ Es fing zu regnen an. ›Ich würde Ihnen nur verzeihen‹, sagte ich zu ihm, ›wenn Sie einen Wagen hätten.‹ – ›Gut, ich habe gerade einen bei mir und werde Sie begleiten.‹ – ›Nein, ich nehme zwar Ihren Wagen, aber Sie selbst will ich nicht.‹ Ich stieg in den Wagen, er aber ging im Regen fort. Am Abend tauchte er bei mir auf. Wir verlebten zwei Jahre einer tollen Liebe. Kommen Sie einmal zu mir zum Tee, dann werde ich Ihnen erzählen, wie ich die Bekanntschaft von Monsieur de Forcheville gemacht habe. Im Grunde«, fügte sie mit melancholischer Miene hinzu, »habe ich mein Leben hinter Mauern verbracht, weil ich große Liebesaffären immer nur mit Männern hatte, die furchtbar eifersüchtig waren. Ich spreche nicht von Monsieur de Forcheville, denn im Grunde war er unbedeutend, und ich habe ernsthaft immer nur kluge Männer geliebt. Aber sehen Sie, Monsieur Swann war ebenso eifersüchtig wie dieser arme Herzog. Für den hier gebe ich alles auf, weil ich weiß, daß er zu Hause nicht glücklich ist. Für Monsieur Swann tat ich es, weil ich ihn wahnsinnig liebte, und ich finde, um einem Mann, der einen liebt, ein Vergnügen zu bereiten oder auch nur ihm Sorgen zu ersparen, kann man sehr wohl Tanz und Gesellschaft und alles übrige hergeben. Der arme Charles, er war so klug und so anziehend, genau das Genre von Männern, das ich am meisten geliebt habe.« Und das stimmte vielleicht sogar. Es hatte eine Zeit gegeben, in der Swann ihr gefallen hatte, es war gerade jene Zeit, in der sie selbst »nicht sein Genre«[1] war. Tatsächlich war sie sein Genre allerdings niemals gewesen. Dennoch aber hatte er sie damals so sehr und so schmerzlich geliebt. Später überraschte ihn dieser Widerspruch. Es braucht aber keiner zu sein, wenn wir daran denken, wie groß im Leben der Männer der Anteil des Leidens um Frauen ist, die nicht »ihr Genre« sind. Dafür gibt es vermutlich viele Gründe, zunächst einmal folgenden: Weil diese Frauen nicht »unser Genre« sind, lassen wir uns erst einmal lieben, ohne selbst zu lieben, und geben dadurch in unserem

Dasein einer Gewohnheit Raum, die mit einer Frau, die »unser Genre« ist, nicht zustande gekommen wäre, da diese sich begehrt gefühlt und sich daraufhin schwierig gegeben, uns nur seltene Begegnungen gewährt und nicht in alle Stunden unseres Lebens sich auf eine Weise eingenistet hätte, aufgrund deren wir später, wenn die Liebe kommt, die Frau uns aber wegen einer Entzweiung oder einer Reise im Stich oder ohne Nachricht läßt, das Gefühl haben, daß nicht nur ein Band zerreißt, sondern tausende. Sodann aber ist diese Gewohnheit, weil ja kein großes physisches Verlangen ihr zugrunde liegt, ganz durch das Gefühl bestimmt, und wenn die Liebe erwacht, arbeitet das Gehirn viel mehr mit: So ergibt sich ein Roman anstelle bloßen Begehrens. Wir mißtrauen den Frauen nicht, die »nicht unser Genre« sind, wir lassen uns von ihnen lieben, und lieben wir sie schließlich auch, so lieben wir sie hundertmal mehr als die anderen, selbst wenn wir in ihrer Nähe nicht die Befriedigung erfüllter Liebe verspüren. Aus diesen und noch vielen anderen Gründen geht die Tatsache, daß wir die größten Schmerzen durch Frauen erleben, die »nicht unser Genre« sind, nicht nur auf eine Verhöhnung durch das Geschick zurück, das unser Glück allein in der Form, die uns am wenigsten gefällt, zur Wirklichkeit werden läßt. Eine Frau, die »unser Genre« ist, wird selten gefährlich, denn sie will von uns nichts, sie stellt uns zufrieden, verläßt uns schnell und nistet sich nicht in unserem Leben ein; was aber gefährlich und in der Liebe leidenwirkend ist, das ist nicht die Frau selbst, sondern ihre tägliche Gegenwart, unsere Neugier darauf, was sie in jedem Augenblick tut, es ist nicht die Frau, sondern die Gewohnheit.

Ich beging die Feigheit zu sagen, das sei von ihrer Seite freundlich und edel, doch ich wußte, wie unaufrichtig es war und daß unter ihre Freimütigkeit sich Verlogenheit mischte. Je länger sie mir von ihren Abenteuern erzählte, mit desto größerem Schaudern dachte ich an all die Dinge, von denen Swann nichts gewußt hatte, unter denen er aber gelitten hätte, weil er

seine ganze Gefühlsfähigkeit an dieses Wesen wandte, und die er wohl fast bis zur Gewißheit allein schon aus ihren Blicken erriet, wenn sie einen Mann oder eine Frau ansah, die sie noch nicht kannte, die ihr aber gefielen. Im Grund teilte sie sich mir nur mit, um mir etwas zu liefern, was sie für Themen künftiger Novellen hielt. Hierin täuschte sie sich; nicht daß sie nicht jederzeit meine Einbildungskraft reichlich mit Reserven versorgt hätte, aber sie tat es dann auf eine unfreiwillige Art infolge eines Aktes, der aus mir selbst kommend ohne ihr Wissen die Gesetze ihres Lebens aus ihr abstrahierte.

Monsieur de Guermantes reservierte seine Zornesblitze allein für die Herzogin, auf deren eigenwilligen Umgang seine gereizte Aufmerksamkeit zu lenken Madame de Forcheville nicht unterließ. Die Herzogin war daher äußerst unglücklich. Allerdings behauptete Monsieur de Charlus, mit dem ich einmal darüber gesprochen hatte, daß das erste Unrecht nicht von seinem Bruder ausgegangen sei und daß die Legende von der Reinheit der Herzogin in Wirklichkeit aus einer Unzahl von geschickt verhehlten Abenteuern bestehe. Ich hatte davon niemals etwas gehört. Für die Mehrzahl der Menschen war Madame de Guermantes eine völlig andere Frau. Ihrer aller Meinung war von der Vorstellung beherrscht, sie sei immer über jeden Vorwurf erhaben gewesen. Ich konnte nicht entscheiden, welche von diesen beiden Ansichten der Wahrheit entsprach, jener Wahrheit, von der drei Viertel der Leute gewöhnlich gar nichts wissen. Ich erinnere mich wohl an gewisse schweifende Blicke ihrer blauen Augen im Kirchenschiff von Combray.[1] In Wahrheit aber wurde keine der beiden Ansichten durch diese widerlegt; die eine wie die andere konnte ihnen einen verschiedenen, aber gleichermaßen annehmbaren Sinn unterlegen. In meiner kindlichen Torheit hatte ich sie einen Augenblick lang als für mich bestimmte Liebesblicke angesehen. Inzwischen hatte ich begriffen, daß es nur die wohlwollenden Blicke einer – denen auf den Kirchenfenstern gleichenden – Lehnsherrin für ihre Vasallen waren. Sollte

man jetzt meinen, daß meine erste Vorstellung die richtige gewesen war und daß die Herzogin später zu mir niemals von Liebe gesprochen hatte aus Furcht, sich mit einem Freund ihrer Tante und ihres Neffen mehr zu kompromittieren, als sie es mit einem unbekannten Jungen getan hätte, dem sie zufällig in der Kirche Saint-Hilaire in Combray begegnet war?

Die Herzogin war vielleicht einen Augenblick lang glücklich gewesen, ihre Vergangenheit dadurch als gehaltvoller zu empfinden, daß ich sie mit ihr teilte, doch als ich ein paar Fragen über die provinzielle Herkunft von Monsieur de Bréauté stellte, den ich seinerzeit für ungefähr das gleiche wie Monsieur de Sagan oder Monsieur de Guermantes gehalten hatte, nahm sie wieder ihren gesellschaftlichen Standpunkt ein, das heißt den der Verachtung für das Gesellschaftsleben. Während sie mit mir sprach, führte die Herzogin mich durch das Palais. Man traf in kleineren Salons Vertraute des Hauses an, die sich lieber etwas zurückgezogen hatten, um die Musik anzuhören. In einem kleinen Empiresalon, in dem ein paar vereinzelte Herren im Frack auf einem Kanapee saßen und lauschten,[2] sah man neben einem von einer Minerva getragenen Stehspiegel eine geradlinige, im Innern aber wie eine Wiege ausgebuchtete Chaiselongue, auf der eine junge Frau ausgestreckt lag. Die Nachlässigkeit ihrer Haltung, die auch beim Eintreten der Herzogin sich in nichts änderte, bildete einen Gegensatz zu dem wundervollen Gleißen ihrer Empirerobe aus nacaratfarbener Seide, neben der rote Fuchsien blaß gewirkt hätten und in deren schillerndes Gewebe Insignien und Blumen so lange eingepreßt schienen, daß konkave Spuren davon zurückgeblieben waren. Um die Herzogin zu grüßen, neigte sie leicht ihren schönen dunklen Kopf. Obwohl draußen noch helles Tageslicht herrschte, war (da sie gewünscht hatte, daß der größeren Sammlung wegen beim Anhören der Musik die großen Vorhänge zugezogen würden), damit niemand stolperte, auf einem Dreifuß ein Licht in einer Urne entzündet, die einen schwach irisierenden Schein von

sich gab. Auf mein Befragen sagte mir die Herzogin von Guermantes, es sei Madame de Saint-Euverte. Darauf wünschte ich zu wissen, wie sie zu jener Madame de Saint-Euverte gehöre, die ich gekannt hatte. Madame de Guermantes sagte mir, sie sei die Frau eines Großneffen, gab heroisch zu, daß sie eine geborene La Rochefoucauld sei, leugnete aber, ihrerseits irgendwelche Saint-Euverte gekannt zu haben. Ich erinnerte sie an die Soiree (von der ich selbst allerdings nur vom Hörensagen wußte), bei der sie, damals noch Fürstin des Laumes, Swann getroffen hatte. Madame de Guermantes behauptete, an dieser Soiree niemals teilgenommen zu haben.[1] Die Herzogin hatte schon immer gern gelogen und tat es heute mehr denn je. Der – im übrigen mit der Zeit ziemlich heruntergekommene – Salon von Madame de Saint-Euverte war für sie ein Ort, den sie gern verleugnete. Ich drang nicht weiter in sie. »Nein, höchstens könnten Sie bei mir einmal flüchtig – denn er hatte Geist – den Mann von der gesehen haben, die Sie meinen, mit der ich selbst aber gar nicht in Verbindung stand.« – »Aber sie hatte doch gar keinen Mann.« – »Das haben Sie geglaubt, weil die beiden getrennt voneinander lebten, aber er war sogar bedeutend angenehmer als sie.« Ich begriff schließlich, daß ein sehr umfangreicher, außerordentlich großer und starker Mann mit weißem Haar, den ich fast überall getroffen, dessen Namen ich aber nie ermittelt hatte, der Gatte der Marquise von Saint-Euverte gewesen war. Er war im Vorjahr verstorben. Was nun die Nichte anbelangte, so weiß ich nicht, ob sie wegen eines Magen- oder Nervenleidens, einer Venenentzündung, einer bevorstehenden, soeben überstandenen oder fehlgegangenen Niederkunft die Musik in dieser reglosen Pose anhörte, auf die sie um niemandes willen verzichtete. Das Wahrscheinlichste ist, daß sie, stolz auf die schöne rote Seide ihres Gewandes, auf ihrer Chaiselongue einen Effekt à la Madame Récamier hervorzubringen meinte.[1] Sie war sich nicht bewußt, daß sie in mir einer neuen Entfaltung des Namens Saint-Euverte zum

Dasein verhalf, der nach einer so großen Pause den langen Abstand und zugleich die stetige Folge der Zeit für mich markieren sollte. Die Zeit selbst schien das zu sein, was sie in dieser Gondel wiegte, in der die Namen Saint-Euverte und der Empirestil in fuchsiaroten Seidentönen erblühten. Den Empirestil behauptete Madame de Guermantes immer gehaßt zu haben; das bedeutete, daß sie ihn heute haßte[2] , was auch stimmte, denn sie folgte der Mode, wenn auch gewöhnlich mit einer gewissen Verzögerung. Unter Übergehung von David, den sie wenig kannte, hatte sie in früher Jugend Ingres für den langweiligsten aller alten Akademiker gehalten, dann aber mit einem Male für den reizvollsten unter den Meistern der Moderne, worin sie schließlich so weit ging, daß sie Delacroix mit tiefem Abscheu bedachte. Über welche Zwischenstufen sie von diesem Kult wiederum zur Ablehnung zurückgekehrt war, spielt keine Rolle, da das Nuancen des Geschmackes sind, die die Kunstkritik bereits zehn Jahre früher widerspiegelt als die Konversation geistig hochstehender Frauen. Nachdem sie den Empirestil kritisiert hatte, entschuldigte sie sich, daß sie zu mir von belanglosen Leuten wie den Saint-Euverte und von Albernheiten wie der provinziellen Seite von Monsieur de Bréauté gesprochen habe, denn sie war ebenso außerstande zu denken, daß mich das interessieren könnte, wie die um das Wohl ihres Magens oder um eine Wirkung nach der Art von Ingres besorgte Madame de Saint-Euverte-La Rochefoucauld außerstande war zu ahnen, daß ihr Name mich entzückte, und zwar der ihres Gatten, nicht der ruhmreichere ihrer Vorfahren, und daß ich es als ihre Funktion ansah, in diesem mit Attributen geschmückten Raum die Zeit zu wiegen.

»Wie kann ich Ihnen mit solchen albernen Dingen kommen, wie sollte Sie das denn interessieren?« stieß die Herzogin hervor. Sie hatte diese Bemerkung nur halblaut gemacht, so daß keiner sie hatte verstehen können. Doch ein junger Mann (der mich in der Folge lebhaft durch einen Namen inte-

ressierte, der mir von früher viel vertrauter war als Saint-Euverte) erhob sich mit verzweifelter Miene und begab sich etwas weiter fort, um mit größerer Sammlung lauschen zu können. Es wurde die *Kreutzer-Sonate* [1] gespielt; da er sich aber im Programm getäuscht hatte, glaubte er, es sei ein Stück von Ravel[2] , von dem man ihm gesagt hatte, es sei schön wie Palestrina[3] , aber schwer zu verstehen. In seinem heftigen Drang, den Platz zu wechseln, stieß er wegen des Halbdunkels an einen Sekretär, was nicht abging, ohne daß viele Personen den Kopf nach ihm umwandten, wobei dieser so einfache Vorgang des Über-die-Schulter-Blickens eine willkommene Abwechslung in der Marter für sie bedeutete, »andächtig« der *Kreutzer-Sonate* zu lauschen. Madame de Guermantes und ich, die wir für diese Störung den Anlaß gegeben hatten, beeilten uns, einen anderen Raum aufzusuchen. »Ja, wie könnten solche Nichtigkeiten einen Mann Ihres geistigen Formates interessieren? Das ist gerade so wie eben, als ich Sie im Gespräch mit Gilberte de Saint-Loup sah. So etwas ist Ihrer nicht würdig. In meinen Augen ist diese Frau ein Nichts, sie ist nicht einmal eine Frau, sie ist das Gezierteste und Spießigste von der Welt« (denn selbst in ihre Verteidigung des Intellektualismus mischte die Herzogin noch aristokratische Vorurteile). »Sollten Sie überhaupt in solche Häuser wie dieses hier gehen? Heute, das verstehe ich noch, weil immerhin Rachel auftrat, das mag Sie interessieren. Aber wenn sie auch noch so gut war, sie verausgabt sich vor diesem Publikum hier nicht. Ich werde Sie mit ihr allein zu mir zum Lunch einladen. Dann werden Sie sehen, was an ihr ist. Sie ist ja doch hundertmal mehr als alles, was hier sonst erscheint. Nach dem Essen muß sie Gedichte von Verlaine für Sie sprechen. Dann werden Sie schon sehen, was das ist! Aber solche großen Tamtams wie dieser hier … nein, es geht über meinen Verstand, daß Sie so etwas mitmachen. Außer Sie treiben Studien … «, fügte sie mit einer Miene des Zweifels und des Argwohns hinzu, ohne sich auf die Frage weiter einzulassen, denn sie wußte selbst

nicht genau, worin solch unwahrscheinliche Vorgänge bestanden, die sie da andeutete.

Sie empfahl mir vor allem ihre Nachtischeinladungen, zu denen sich täglich X und Y einfänden. Sie war nämlich jetzt zu der Vorstellung von einem »Salon« gelangt, wie jene Damen sie hatten, die sie früher verachtete (obwohl sie es heute abstritt) und deren große Überlegenheit, das Zeichen der Erwähltheit, wie sie sagte, darin bestand, »alle Männer« bei sich zu sehen. Wenn ich ihr sagte, diese oder jene große Dame habe sich zu deren Lebzeiten abschätzig über Madame Howland[1] geäußert, lachte die Herzogin hellauf über meine Naivität: »Natürlich, die andere sah alle Männer bei sich, und diese war bemüht, sie in ihr Haus zu ziehen.«

»Glauben Sie nicht«, sagte ich zu der Herzogin, »daß es für Madame de Saint-Loup peinlich ist, so wie jetzt eben der ehemaligen Geliebten ihres Mannes zuzuhören?« Ich sah, wie auf dem Gesicht von Madame de Guermantes jene leichte Verzerrung entstand, die andeutet, daß man auf dem Weg der Überlegung etwas, was man soeben gehört hat, mit wenig angenehmen Gedanken in Beziehung setzt. Es handelt sich freilich um eine unausgesprochene Überlegung dabei, aber nie erhalten schwerwiegende Dinge, die wir sagen, eine mündliche oder schriftliche Erwiderung. Toren allein suchen vergebens zehnmal hintereinander um die Beantwortung eines Briefes nach, den sie nicht hätten schreiben sollen, der eine Entgleisung war; auf solche Briefe bekommt man eine Antwort immer nur durch Handlungen; die Empfängerin, die man für nachlässig hält, redet einen, wenn man ihr wiederbegegnet, mit »Monsieur« anstatt mit dem Vornamen an. Meine Anspielung auf die Liaison Saint-Loups mit Rachel war so schwerwiegend nicht und konnte höchstens eine Sekunde lang Madame de Guermantes verstimmen, weil sie ihr ins Gedächtnis zurückrief, daß ich der Freund Roberts und vielleicht sein Vertrauter hinsichtlich des Verdrusses gewesen war, den die Soiree bei der Herzogin Rachel bereitet hatte. Doch hing sie

ihren Gedanken nicht weiter nach, der gewitterdrohende Streifen verschwand von ihrem Antlitz, und sie antwortete auf meine Madame de Saint-Loup betreffende Frage: »Ich muß gestehen, ich glaube, daß es ihr um so gleichgültiger ist, als Gilberte ihren Mann niemals geliebt hat. Sie ist eine grauenhafte kleine Person. Sie hat auf die gesellschaftliche Stellung, den Namen, die Tatsache Wert gelegt, durch ihn meine Nichte zu sein, sie wollte sich aus ihrem Sumpf erheben, hat aber hinterher keinen anderen Gedanken gehabt, als in ihn zurückzukehren. Ich muß gestehen, mir hat das viel Kummer gemacht wegen des armen Robert, der gewiß kein Kirchenlicht war, aber diese Dinge bemerkte und vieles andere noch dazu. Ich darf es nicht sagen, weil sie trotz allem meine Nichte ist, ich habe auch keinen positiven Beweis, daß sie ihn betrogen hat, aber es hat da jedenfalls eine Menge Geschichten gegeben. Doch, doch, wenn ich Ihnen doch sage, daß ich es weiß, mit einem Offizier aus Méséglise, Robert wollte sich mit ihm schlagen. Wegen all dieser Dinge hat Robert sich ja an die Front gemeldet, der Krieg erschien ihm wie eine Befreiung von all seinem häuslichen Ungemach; wenn Sie meine Meinung wissen wollen, so ist er nicht einfach gefallen, er hat den Tod gesucht. Sie hat darüber nicht den geringsten Kummer verspürt, ich habe sogar gestaunt, mit welchem ungewöhnlichen Zynismus sie ihre Gleichgültigkeit zur Schau trug, was mir sehr leid tat, weil ich den armen Robert wirklich gern gemocht habe. Es wird Sie vielleicht wundern, weil alle mich ja schlecht kennen, aber ich denke jetzt noch dann und wann an ihn: Ich vergesse niemanden. Er hat nie etwas zu mir gesagt, aber er hatte doch bemerkt, daß ich alles erriet. Sehen Sie, wenn sie ihren Mann auch nur ein kleines bißchen geliebt hätte, könnte sie dann mit solchem Phlegma hinnehmen, daß sie sich im gleichen Salon mit der Frau befindet, die er Jahre hindurch über die Maßen geliebt hat? Man kann sogar sagen, immer, denn ich bin mir sicher, daß es bei ihm nie aufgehört hat, nicht einmal während des Krieges. Sie würde ihr dann

doch eher an die Kehle springen!« rief die Herzogin aus, die vergaß, daß sie ja dann selbst (indem sie Rachel einladen ließ und damit eine Szene ermöglichte, die sie für unvermeidbar hielt, falls Gilberte Robert geliebt hätte) am Ende grausam gehandelt hätte. »Nein, sehen Sie«, schloß sie ihre Rede, »sie ist ganz einfach eine Sau.« Ein solcher Ausdruck war bei Madame de Guermantes infolge des Abstiegs möglich, den sie aus den Kreisen des liebenswürdigen Guermantes-Kreises in die Gesellschaft der Schauspielerinnen vollzogen hatte, ferner, weil sie deren Jargon auf eine Art Rokoko pfropfte und diese Epoche für höchst unbefangen im Ausdruck hielt, endlich, weil sie glaubte, ihr selbst sei einfach alles erlaubt. Das Wort aber wurde ihr von ihrem Haß auf Gilberte diktiert, einem Bedürfnis geradezu, sie wenn schon nicht körperlich, so doch wenigstens in effigie zu züchtigen. Zugleich aber glaubte die Herzogin, durch ihre Behauptung ihr ganzes Verhalten Gilberte gegenüber, das heißt ihr gegen diese gerichtetes Verhalten in der Gesellschaft und in der Familie, vom Standpunkt der Interessen Roberts und seines Erbes aus zu rechtfertigen.

Wie nun manchmal die Urteile, die man sich bildet, durch Tatsachen, die man gar nicht kennt und nicht hätte vermuten könne, eine offensichtliche Bestätigung erfahren, zog Gilberte, an der zweifellos etwas von der Herkunft ihrer Mutter haftete (und gerade diese gewisse Art von Entgegenkommen hatte ich wohl, ohne mir darüber klar zu sein, in Rechnung gestellt, als ich sie bat, mich mit ganz jungen Mädchen bekannt zu machen), nach kurzer Überlegung aus meiner Bitte – und zwar sicherlich, damit der Profit in der Familie bleibe – einen kühneren Schluß als alle, die ich hätte voraussehen können. »Wenn Sie erlauben«, sagte sie zu mir, »werde ich jetzt meine Tochter holen und sie Ihnen vorstellen, sie plaudert da drüben mit dem kleinen Mortemart und anderen ganz belanglosen Bürschchen. Ich bin sicher, sie wird für Sie eine liebenswürdige kleine Freundin sein.«

Ich fragte sie, ob Robert erfreut gewesen sei, eine Tochter zu haben. »Oh! er war sehr stolz auf sie. Aber natürlich glaube ich trotzdem, er bei seinen Neigungen«, setzte sie naiv hinzu, »hätte lieber einen Buben gehabt.« Diese Tochter, deren Name und Vermögen in ihrer Mutter die Hoffnung wecken konnte, sie werde einen königlichen Prinzen heiraten und damit das Aufstiegswerk Swanns und seiner Frau krönen, wählte zum Gatten später einen unbekannten Literaten, denn sie war von allem Snobismus frei, und führte so die Familie wieder hinab, und zwar unter das Niveau, aus dem sie emporgestiegen war. Es wurde von da an außerordentlich schwierig, neuen Generationen glaubhaft zu machen, daß die Eltern dieses unbekannten Paares eine große Stellung innegehabt hatten. Die Namen von Swann und Odette de Crécy tauchten wie durch ein Wunder wieder auf und erlaubten den Leuten, einen darüber zu belehren, man täusche sich offenbar, diese Menschen seien als Familie keineswegs etwas so Überwältigendes gewesen; und man glaubte, Madame de Saint-Loup habe alles in allem die beste Heirat gemacht, die sie machen konnte, besser als diejenige ihres Vaters mit Odette de Crécy (die nichts war), im vergeblichen Bemühen emporzukommen; zumindest vom Gesichtspunkt seiner Liebe aus stand seine Heirat unter dem Einfluß solcher Theorien, wie sie im achtzehnten Jahrhundert große Herren, Schüler von Rousseau oder von Vorläufern der Revolution, dazu bringen konnten, ein natürliches Leben zu führen und ihre Privilegien aufzugeben.[1] Während sich Madame de Saint-Loup nach einem anderen Salon hin entfernte, wurden das Erstaunen über diese Worte und das Vergnügen, das sie mir bereiteten, durch jene Vorstellung der vergangenen Zeit ersetzt, diesmal heraufbeschworen, auf ihre Art und ohne daß ich sie gesehen hätte, durch Mademoiselle de Saint-Loup. War sie nicht, wie es überhaupt die meisten Menschen sind, gleich einem jener sternförmigen Kreuzungspunkte in den Wäldern und auch in unserem Leben, an denen Wege von den verschiedensten

Punkten her zusammenkommen? Sie waren zahlreich für mich, die Wege, die bei Mademoiselle de Saint-Loup zusammentrafen und strahlenförmig von ihr aus weiterführten. Vor allem aber trafen in ihr die beiden Gegenden aufeinander, in denen ich so viele Spaziergänge gemacht hatte und so vielen Träumen nachgegangen war – durch ihren Vater, Robert de Saint-Loup, die Gegend von Guermantes, durch Gilberte, ihre Mutter, die Gegend von Méséglise, in der man »unterwegs zu Swann« war. Der eine führte mich über die Mutter des jungen Mädchens und die Gärten der Champs-Élysées bis zu Swann, zu den Abenden in Combray, zu der Gegend von Méséglise; der andere über ihren Vater zu meinen Nachmittagen in Balbec, wo ich ihn wieder am besonnten Meer stehen sah. Schon zwischen diesen beiden Wegen entstanden Querverbindungen. Jenes wirkliche Balbec nämlich, dem ich die Bekanntschaft mit Saint-Loup verdankte, hatte ich ja größtenteils wegen der Dinge, die Swann mir über die Kirchen, hauptsächlich die persische Kirche gesagt hatte, aufsuchen wollen, und andererseits gelangte ich über Robert de Saint-Loup, den Neffen der Herzogin von Guermantes, wiederum in Combray in die Gegend von Guermantes. Doch auch zu vielen anderen Punkten meines Lebens führte mich Mademoiselle de Saint-Loup, zu der Dame in Rosa, die ihre Großmutter war und die ich bei meinem Großonkel gesehen hatte. Hier ergab sich eine neue Querverbindung, denn der Kammerdiener dieses Großonkels, der mir an jenem Tag die Tür geöffnet und später durch das Geschenk einer Photographie ermöglicht hatte, die Dame in Rosa zu identifizieren, war der Vater des jungen Mannes, den nicht nur Monsieur de Charlus, sondern auch der Vater von Mademoiselle de Saint-Loup geliebt, um dessentwillen er ihre Mutter unglücklich gemacht hatte. Und hatte nicht der Großvater von Mademoiselle de Saint-Loup, nämlich Swann, als erster vor mir die Musik Vinteuils erwähnt, ebenso wie Gilberte als erste Albertine? Im Gespräch über die Kompositionen Vinteuils aber mit Albertine hatte ich ent-

deckt, wer ihre engste Freundin war, und mit ihr jenes Leben begonnen, das zu ihrem Tod geführt und mir so viele Schmerzen bereitet hatte. Der Vater von Mademoiselle de Saint-Loup wiederum war derjenige gewesen, der sich auf den Weg gemacht hatte, um Albertine womöglich zur Rückkehr zu bewegen. Ja, eigentlich mein ganzes Leben in der Gesellschaft: sei es in Paris im Salon der Swanns oder der Guermantes, sei es ganz am anderen Ende bei den Verdurins, wobei zu den beiden Gegenden von Combray und den Champs-Élysées auch die schöne Terrasse von La Raspelière trat. Gibt es überhaupt unter den Personen, die wir kennen, solche, die wir nicht, wenn wir unsere Freundschaft mit ihnen erzählen wollen, nacheinander in die verschiedensten Stätten unseres Lebens einfügen müssen? Ein von mir geschildertes Leben Saint-Loups würde sich in all den wechselnden Dekorationen meines eigenen Lebens abspielen und es in seiner Ganzheit berühren, selbst jene Partien dieses Lebens, denen er am fernsten stand, nämlich die meine Großmutter und Albertine betreffenden. Und mochten auch die Verdurins sich noch so sehr am anderen Ende befinden, so hingen sie doch mit Odette durch deren Vergangenheit, mit Robert de Saint-Loup aber durch Charlie zusammen; und welche Rolle hatte nicht bei ihnen die Musik Vinteuils gespielt! Endlich hatte Swann die Schwester jenes Legrandin geliebt, der Monsieur de Charlus gekannt hatte, dessen Mündel wiederum der junge Cambremer heiratete. Gewiß, wenn es sich nur um unsere Herzen handelt, so hat der Dichter recht gehabt, von jenen »geheimnisvollen Fäden«[1] zu sprechen, die das Leben zerreißt. Es ist aber in Tat und Wahrheit vielmehr so, daß es auch unaufhörlich zwischen den Personen, zwischen den Ereignissen neue Fäden spinnt, daß es sie kreuzt, daß es sie verdoppelt, um das Gewebe zu verstärken, so daß zwischen dem unbedeutendsten Punkt unserer Vergangenheit und allen anderen ein dichtes Netz von Erinnerungen uns nur die Wahl der Verbindungswege läßt.[1] Wenn ich versuchte, mir alles bewußt zu

machen, mich an alles zu erinnern, so kann man sagen, daß nichts von all dem, was uns jetzt zustatten kam, nicht etwas Lebendiges, für uns mit persönlichem Leben Erfülltes gewesen war; erst später wurde es im Gebrauch zu bloßem industriellem Rohstoff. Ausgerechnet bei Madame Verdurin sollte ich Mademoiselle de Saint-Loup vorgestellt werden: Mit welcher Verzauberung dachte ich an die gemeinsamen Fahrten mit jener Albertine zurück, für die ich Mademoiselle de Saint-Loup bitten wollte, eine Art von Ersatz zu sein – die Fahrten mit der Tram in Richtung Doville, um Madame Verdurin zu besuchen, jene gleiche Madame Verdurin, die bereits vor meiner Liebe zu Albertine die zwischen dem Großvater und der Großmutter von Mademoiselle de Saint-Loup geknüpft und zerbrochen hatte! Rings um uns hingen die Bilder jenes Elstir, der mich Albertine vorgestellt hatte, und um noch gründlicher alle meine Vergangenheiten miteinander zu verschmelzen, hatte sich Madame Verdurin ebenso wie Gilberte mit einem Guermantes vermählt.

Wir könnten unsere Beziehungen sogar zu jemandem, den wir nur wenig gekannt haben, nicht schildern, ohne nacheinander die verschiedensten Stätten unseres Lebens aufzuzeigen. So gab für mich jedes Individuum – und ich selbst war eines – das Maß der Dauer durch die Umdrehungen an, die es nicht nur um sich selbst, sondern auch um die anderen vollzogen, vor allem auch durch die Positionen, die es hierbei nacheinander im Verhältnis zu mir eingenommen hatte. Und ganz gewiß fügten all diese verschiedenen Ebenen, auf denen die Zeit, seitdem ich mir ihrer auf diesem Fest wieder bewußt geworden war, mein Leben anordnete, wobei sie mich auf den Gedanken brachte, man müsse in einem Buch, das ein Leben erzählen wolle, statt der üblichen eindimensionalen Psychologie eine Art von räumlicher Psychologie verwenden, jenen Auferstehungen, die mein Gedächtnis vollzog, als ich in der Bibliothek allein meinen Gedanken nachhing, eine neue Schönheit hinzu: Indem es die Vergangenheit, ohne sie zu

verändern, in die Gegenwart einfügt, so wie sie war, als sie Gegenwart war, bringt nämlich das Gedächtnis jene große Dimension der Zeit, in der sich das Leben verwirklicht, gerade zum Verschwinden.[1] Ich sah Gilberte näherkommen. Ich, für den die Heirat Saint-Loups und die Gedanken, die mich damals bewegten und die an diesem Morgen die gleichen waren, erst Begebenheiten von gestern schienen, war erstaunt, neben ihr ein junges Mädchen von etwa sechzehn Jahren zu erblicken, dessen hochgewachsene Gestalt jene Distanz bemaß, die ich nicht hatte sehen wollen. Die farblose, ungreifbare Zeit hatte sich sozusagen, damit ich sie sehen und berühren könne, in ihr konkretisiert, sie hatte sie wie ein Meisterwerk geformt, inzwischen aber parallel an mir nur einfach ihr Werk getan. Inzwischen war Mademoiselle de Saint-Loup vor mich hingetreten. Sie hatte tiefgebettete, durchdringende Augen, und auch ihre reizende Nase war in Form eines Vogelschnabels leicht vorgewölbt und gebogen, nicht vielleicht wie die Swanns, sondern eher wie die Saint-Loups. Die Seele dieses Guermantes war dahingeschwunden, doch der bezaubernde Kopf mit den durchdringenden Augen des entflogenen Vogels hatte sich auf den Schultern von Mademoiselle de Saint-Loup von neuem niedergelassen, was alle, die ihren Vater gekannt hatten, zu langen Träumereien bewog.

Es fiel mir auf, daß ihre Nase, die nach dem Muster derjenigen ihrer Mutter und ihrer Großmutter gestaltet schien, unten in einer genau horizontalen, sublimen, wenn auch nicht ausreichend kurzen Linie endete. Ein so besonderer Zug hätte für sich allein schon eine Statue unter Tausenden gekennzeichnet, und ich bewunderte, wie die Natur bei Tochter, Mutter und Großmutter im gegebenen Augenblick eingegriffen hatte, um als die große, echte Künstlerin, die sie ist, auf diese entscheidende und machtvolle Weise den Meißel anzusetzen.

Ich fand sie überaus schön. Noch voller Hoffnungen, lachend, aus ebenden Jahren gestaltet, die ich verloren hatte, sah sie meiner Jugend gleich.

Endlich hatte diese Idee vom Wesen der Zeit auch noch den Wert für mich, ein Ansporn zu sein; sie sagte mir, es sei jetzt an der Zeit zu beginnen, wenn ich erreichen wollte, was ich manchmal im Lauf meines Lebens in kurzen blitzartigen Erhellungen auf dem Weg nach Guermantes oder auf meinen Wagenfahrten mit Madame de Villeparisis gespürt und woraufhin ich das Leben als lebenswert erachtet hatte. Wieviel mehr erschien es mir jetzt so, da ich meinte, daß dieses Leben, das man im Dunkel lebt, aufgehellt und zur Wahrheit dessen, was es war, zurückgeführt, daß dieses Leben, das man unaufhörlich fälscht, in einem Buch verwirklicht werden könnte! Wie glücklich würde der sein, dachte ich, der ein solches Buch zu schreiben vermöchte, doch welche Arbeit liegt auch vor ihm![1] Um davon eine Vorstellung zu geben, müßte man Vergleiche aus den höchsten und verschiedenartigsten Künsten entnehmen; denn dieser Schriftsteller, der außerdem bei der Gestaltung jedes Charakters, um ihn plastisch darzustellen, die entgegengesetzten Seiten aufzuzeigen hätte, müßte sein Buch sorgfältig unter unaufhörlicher Umgruppierung der Kräfte wie eine Offensive vorbereiten, es ertragen wie die Qual der Ermüdung, wie eine Ordensregel auf sich nehmen und wie eine Kirche erbauen, ihm folgen wie einer ärztlichen Weisung, es überwinden wie ein Hindernis, erobern wie eine Freundschaft, hegen und pflegen wie ein Kind, es schaffen wie eine Welt, ohne jene Geheimnisse außer acht zu lassen, die ihre Erklärung wahrscheinlich nur in anderen Welten finden, deren erahntes Sein jedoch das ist, was uns im Leben und in der Kunst am tiefsten zu bewegen vermag. In solchen großen Büchern aber gibt es ganze Partien, die aus Mangel an Zeit im Zustand der Skizze geblieben sind und die zweifellos auch nie fertiggestellt werden können, weil der Plan des Baumeisters zu großartig war. Wie viele gewaltige Kathedralen bleiben unvollendet! Man nährt ein solches Werk, man verstärkt seine schwachen Teile, man erhält es, doch dann ist es dieses Werk, das wächst, das unser Grab bezeichnet, es vor

Gerüchten und eine Zeitlang vor dem Vergessen bewahrt. Um aber auf mich selbst zurückzukommen, so dachte ich bescheidener an mein Buch, und es wäre sogar ungenau zu sagen, daß ich an die dachte, die es lesen würden, an meine Leser. Denn sie würden meiner Meinung nach nicht meine Leser sein, sondern die Leser ihrer selbst, da mein Buch nur etwas wie ein Vergrößerungsglas sein würde, ähnlich jenen, die der Optiker in Combray einem Käufer über den Ladentisch reichte – mein Buch, durch das ich ihnen ermöglichen würde, in sich selbst zu lesen. So würde ich auch nicht von ihnen erwarten, daß sie mich loben oder mit Tadel bedenken, sondern nur, daß sie mir sagen, ob es wirklich so ist, ob die Worte, die sie in sich selbst lesen, die gleichen sind wie die, die ich niedergeschrieben habe (wobei die möglichen Abweichungen im übrigen nicht immer daher rühren müssen, daß ich mich getäuscht habe, sondern vielleicht zuweilen auch darauf zurückzuführen sind, daß die Augen des Lesers nicht zu denen gehören, für die mein Buch das geeignete Mittel ist, um in sich selbst zu lesen). Und da ich unaufhörlich nach anderen Vergleichen suchte, durch die ich mir noch besser und noch anschaulicher die Aufgabe vor Augen führen könnte, der ich mich widmen wollte, stellte ich mir vor, daß ich an meinem großen Tisch aus Tannenholz unter den Augen von Françoise – da sie wie alle anspruchslosen Wesen, die in unserer Umgebung leben, eine gewisse Intuition für meine Aufgabe hatte (Albertine hatte ich jetzt hinlänglich vergessen, um auch Françoise verziehen zu haben, was sie möglicherweise gegen jene unternommen hatte) – neben ihr arbeiten würde, ja beinahe ebenso wie sie (zumindest, wie sie es früher tat: Da sie jetzt stark gealtert war, sah sie beinahe gar nichts mehr); indem ich hier oder dort ein zusätzliches Blatt anheftete, würde ich nämlich mein Buch erbauen – ich wage nicht in ehrgeiziger Weise zu sagen, wie eine Kathedrale, sondern nur ganz einfach wie ein Kleid. Wenn ich nicht meine ganze Zettelwirtschaft, wie Françoise es nannte, bei mir hätte, sondern gerade jenes

Zettelchen vermißte, das ich notwendig brauchte, so würde Françoise meine nervöse Unruhe gut verstehen, sie, die immer sagte, sie könne nicht nähen ohne die richtige Fadenstärke und die passenden Knöpfe. Zudem hatte sie dadurch, daß sie mein Leben mitlebte, eine Art von instinktivem Verständnis für literarische Arbeit erworben, das sicherer war als das vieler gescheiter Leute, erst recht natürlich als das der dummen. So hatte zum Beispiel, als ich damals meinen Artikel für *Le Figaro* schrieb, unser alter Diener in jener Art von Mitgefühl, das immer etwas die Mühen einer Arbeit übertreibt, die man selbst nicht ausübt und sich nicht vorstellen kann, ja sogar einer Gewohnheit, der man selbst nicht huldigt – so wie die Leute einem sagen: »Wie Sie das anstrengen muß, immer so stark zu niesen« –, die Schriftsteller aus vollem Herzen beklagt, indem er bemerkte: »Das ist ja das reinste Geduldspiel!« Françoise dagegen hatte meine Beglückung erraten und meine Arbeit respektiert. Sie wurde nur böse, wenn ich im voraus Bloch den Inhalt eines Artikels mitteilte, da sie fürchtete, er könne mir zuvorkommen. Sie sagte dann: »Sie sind bei solchen Leuten nicht mißtrauisch genug, das sind doch alles Kopiatisten.« Bloch gab sich tatsächlich auf der Stelle rückblickend ein Alibi, indem er mir jedesmal sagte, nachdem ich ihm etwas skizziert hatte, was er gut fand: »Sieh mal an, das ist merkwürdig, ich habe etwas ganz Ähnliches gemacht, ich muß es dir nächstens vorlesen.« Er hätte es mir noch nicht vorlesen können, schrieb es aber bestimmt noch am gleichen Abend.

Da ich die Papiere, die Françoise als meine Zettelchen bezeichnete, häufig aneinanderklebte, zerrissen sie gelegentlich hier oder dort. Könnte mir nicht Françoise bei Bedarf zur Hand gehen und sie auf die gleiche Weise ausbessern, wie sie Flicken auf die abgenutzten Stellen ihrer Kleider setzte oder wie sie das Küchenfenster, während sie auf den Glaser wartete wie ich auf den Drucker, mit einem Stück Zeitungspapier anstelle der zerbrochenen Scheibe zuklebte? Angesichts mei-

ner Hefte, die zernagt waren wie Holz, in dem der Wurm frißt, würde Françoise ausrufen: Das ist ja wie von Motten zerfressen, sehen Sie nur, diese Seite ist ja nur noch eine Häkelspitze; gleich einem Schneider würde sie sie dann prüfend betrachten und erklären: Ich glaube nicht, daß ich das flicken kann, das ist futsch. Schade, vielleicht sind es Ihre schönsten Ideen. Wie man in Combray sagt: Es gibt keine Kürschner, die mehr davon verstehen als die Motten. Sie gehen immer in den besten Pelz.

Außerdem sind ja in einem Buch die Individualitäten (ob nun menschliche oder nicht) aus einer Vielzahl von Eindrücken gemacht, die zwar von zahlreichen jungen Mädchen, zahlreichen Kirchen oder zahlreichen Sonaten herkommen, aber doch dazu dienen, eine einzige Sonate, eine einzige Kirche oder ein einziges junges Mädchen zu gestalten. Würde ich also nicht mein Buch in der Art schreiben, wie Françoise jenen von Monsieur de Norpois geschätzten Bœuf mode zubereitete, dessen Sülze von so vielen erlesenen Fleischstücken bereichert wurde?[1] Und endlich würde ich das verwirklichen, was ich auf meinen Spaziergängen in der Gegend von Guermantes so sehr ersehnt und für unmöglich gehalten hatte, wie ich es bei der Heimkehr für unmöglich gehalten hatte, mich jemals an ein Zubettgehen ohne den Kuß meiner Mutter zu gewöhnen, oder später an die Vorstellung, daß Albertine andere Frauen liebte, eine Vorstellung, mit der ich schließlich doch gelebt hatte, ohne ihre Gegenwart noch zu bemerken, denn unsere größten Befürchtungen gehen sowenig wie unsere größten Hoffnungen über unsere Kraft, wir können schließlich die einen bezähmen und die anderen verwirklichen.

Ja, es sei nun an der Zeit, mich an dieses Werk zu begeben – das sagte mir jene Vorstellung von der Zeit, die ich mir soeben gebildet hatte. Es war höchste Zeit; aber, und das rechtfertigte die Angst, die sich meiner gleich beim Eintreten in den Salon bemächtigt hatte, als die geschminkten Gesichter mir den Begriff der verlorenen Zeit vermittelten, war es wirk-

lich noch Zeit, und war ich selbst noch imstande dazu? Dem Geist sind Landschaften gegeben, deren Betrachtung ihm nur eine Zeitlang gestattet ist. Ich hatte gelebt wie ein Maler, der einen Weg hinaufgeht, unter dem ein See sich breitet, dessen Anblick ihm ein Vorhang aus Felsen und Bäumen verbirgt. Durch eine Lücke erblickt er ihn; er hat ihn ganz und gar vor sich; er greift zu seinem Pinsel. Doch schon kommt die Nacht, in der man nicht mehr malen kann und über der sich kein neuer Tag erheben wird.

Nur war eine der Voraussetzungen meines Werks, wie ich es soeben in der Bibliothek entworfen hatte, die Vertiefung von Eindrücken, die es galt, mit dem Gedächtnis zu erneuern. Dieses aber war verbraucht.

Doch hatte ich ohnehin, da ja noch nichts angefangen war, guten Grund, mich zu beunruhigen, selbst wenn ich glaubte, in Anbetracht meines Alters noch einige Jahre vor mir zu haben, denn schon in wenigen Minuten konnte meine Stunde schlagen. Man mußte in der Tat davon ausgehen, daß ich einen Körper hatte, das heißt unaufhörlich von einer doppelten Gefahr, einer äußeren und einer inneren, bedroht war. Noch dazu drückte ich es so nur wegen der Vereinfachung der Sprache aus, denn auch die innere Gefahr, wie ein Gehirnschlag zum Beispiel, ist äußerlich, da sie vom Körper kommt. Einen Körper zu haben aber ist die große Bedrohung für den Geist. Das menschliche, denkende Leben, so muß man zweifellos sagen, ist weniger eine an ein Wunder grenzende Vervollkommnung des animalischen, physischen Lebens, sondern eher eine Unvollkommenheit in der Organisation des geistigen Lebens, noch ebenso rudimentär wie die gemeinsame Existenz der Protozoen in Polypiarien, wie der Körper des Walfisches usw. Der Körper schließt den Geist in eine Festung ein; bald aber wird diese von allen Seiten belagert sein, und zuletzt muß der Geist sich ergeben.

Um mich nun mit der Unterscheidung der beiden Gefahren, die den Geist bedrohen, zu begnügen und mit der äußeren zu

beginnen, so erinnerte ich mich, daß es mir oft schon in meinem Leben so ergangen war – in den Momenten geistiger Übersteigerung, in denen irgendein Umstand bei mir jede physische Aktivität unterband, zum Beispiel, wenn ich halbberauscht das Restaurant von Rivebelle im Wagen verließ, um mich zu einem benachbarten Kasino zu begeben –, daß ich sehr deutlich in mir das augenblickliche Objekt meines Denkens verspürte und mir klar darüber war, daß es von einem bloßen Zufall abhing, nicht nur, daß dieses Objekt in meinem Geist überhaupt zu diesem Zeitpunkt aufgetreten war, sondern auch, daß es möglicherweise zugleich mit meinem Körper vernichtet werden würde. Ich machte mir damals wenig Sorgen darum. Mein Hochgefühl war weder von Vorsicht geleitet noch von Beunruhigung getrübt. Daß diese Freude in einer Sekunde verfliegen und sich im Nichts verlieren konnte, machte mir wenig aus. So aber war es jetzt nicht mehr; das kam daher, daß das Glück, das ich verspürte, nicht mehr aus einer rein subjektiven Spannung meiner Nerven herrührte, die uns von der Vergangenheit isoliert, sondern viel eher von einer Ausweitung meines Geistes, in dem sich die Vergangenheit neu gestaltete, zur Gegenwart wurde und mir – nur für den Augenblick, ach! – Ewigkeitswert verlieh. Ich hätte diesen gern an diejenigen weitergegeben, die ich mit meinem Schatz hätte bereichern können. Gewiß, was ich in der Bibliothek empfunden hatte und in meinem Inneren zu erhalten versuchte, war auch eine Art von Vergnügen, doch kein egoistisches mehr oder höchstens von einem Egoismus (denn alle fruchtbaren Altruismen der Natur entwickeln sich nach einem egoistischen Modus; der menschliche Altruismus, der nicht egoistisch ist, bleibt steril, es ist derjenige des Schriftstellers, der sich in einer Arbeit unterbricht, um einen unglücklichen Freund zu empfangen, eine öffentliche Tätigkeit zu übernehmen oder Propagandaartikel zu schreiben), einem Egoismus, der für die anderen nutzbar zu machen war. Ich besaß nicht länger die Gleichgültigkeit jener Heimfahrten von Rivebelle,

ich fühlte mich gewachsen um das Werk, das ich in mir trug (wie durch etwas Kostbares und Zerbrechliches, das mir anvertraut wäre und das ich unversehrt den Händen derjenigen überliefern wollte, für die es bestimmt war, Händen, die nicht die meinen waren). Daß ich mich als Träger eines Werks fühlte, machte jetzt einen Unfall, bei dem ich den Tod finden könnte, fürchtenswerter für mich, ja (in dem Maß, wie dieses Werk mir notwendig und unvergänglich schien) gerade absurd, im Widerspruch stehend zu meinen Wünschen, zu meinem Gedankenflug, aber deswegen doch nicht weniger möglich, da Unfälle (wie es tagtäglich bei den einfachsten Begebenheiten geschieht, wenn man beispielsweise von ganzem Herzen wünscht, wegen eines schlafenden Freundes keinen Lärm zu machen, und eine zu nahe am Tischrand hingestellte Karaffe zu Boden fällt und ihn aufweckt) durch materielle Ursachen hervorgerufen werden und deshalb durchaus in dem Augenblick eintreten können, in dem ganz anders gerichtete, durch das Ereignis vernichtete Willenskräfte sie zu etwas Hassenswertem machen. Ich wußte sehr wohl, daß mein Gehirn ein reiches Erzbecken war, in dem es kostbare Vorkommen in unendlich weiter und mannigfacher Ausdehnung gab. Blieb mir denn aber auch Zeit, sie wirklich abzubauen? Ich war die einzige Person, die dazu imstande war. Aus zwei Gründen: mit meinem Tod würde nicht nur der einzige Bergarbeiter verschwunden sein, der befähigt war, diese Erze zu schürfen, sondern auch das Vorkommen selbst; in ein paar Minuten also, wenn ich nach Hause führe, würde der Zusammenstoß des Autos, das ich nähme, mit einem anderen genügen, damit mein Körper vernichtet und mein Geist, aus dem das Leben entwiche, gezwungen wäre, die neuen Ideen auf immer und ewig fahren zu lassen, die er in ebendiesem Augenblick mit seinem zitternden, schützenden, aber vergänglichen Fruchtfleisch ängstlich umschloß, denn er hatte noch nicht Zeit gehabt, sie sicherer zu bergen: in einem Buch. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen erfaßte mich nun

aber diese wohlbegründete Furcht vor Gefahr zu einem Zeitpunkt, da die Vorstellung vom Tod mir seit kurzem gleichgültig geworden war. Die Furcht, nicht mehr ich zu sein, hatte früher Grauen in mir geweckt, und zwar bei jeder neuen Liebe, die ich erlebte (der zu Gilberte, der zu Albertine), weil ich die Vorstellung nicht ertragen konnte, daß eines Tages derjenige, der sie liebte, nicht mehr existieren würde, was einer Art von Tod gleichkam. Dadurch aber, daß diese Furcht immer wieder von neuem auftauchte, hatte sie sich ganz naturgemäß zu vertrauender Ruhe gewandelt.

Es brauchte aber nicht einmal den Gehirnschlag. Seine Symptome, spürbar an einer gewissen Leere im Kopf und einem Vergessen aller Dinge, die ich nur mehr durch Zufall wiederfand, wie wenn man beim Aufräumen seiner Sachen solche findet, die man vergessen hatte, ja sogar hätte suchen sollen, machten mich sozusagen zu einem Thesaurierer, dessen aufgebrochener Panzerschrank nach und nach die Reichtümer preisgegeben hätte. Eine Zeitlang gab es in mir ein Ich, das den Verlust dieser Reichtümer beklagte, bald aber spürte ich, wie mein Gedächtnis bei seinem Rückzug auch dieses Ich mit sich nahm.

Während die Idee des Todes mir zu jener Zeit, wie man gesehen hat, die Liebe verdüsterte, half mir doch seit langem schon die Erinnerung an die Liebe dazu, den Tod nicht mehr zu fürchten. Ich gelangte zu der Einsicht, daß Sterben nicht etwas Neues ist, sondern daß ich im Gegenteil von meiner Kindheit an schon viele Male gestorben war. Um die Periode herauszugreifen, die am wenigsten weit zurücklag: Hatte ich an Albertine nicht mehr als an meinem Leben gehangen? Konnte ich denn da meine Person begreifen, ohne daß diese meine Liebe in ihr weiterlebte? Nun aber liebte ich sie nicht mehr, ich war nicht länger derjenige, der sie liebte, sondern ein von jenem verschiedener, der sie nicht mehr liebte, ich hatte aufgehört, sie zu lieben, als ich ein anderer geworden war. Nun aber litt ich darunter nicht, dieser andere geworden

zu sein und Albertine nicht mehr zu lieben; gewiß aber konnte mir der Verlust meines Körpers keinesfalls so traurig erscheinen wie ehedem der Gedanke, eines Tages Albertine nicht mehr zu lieben. Und dennoch, wie gleichgültig war es mir jetzt, daß ich sie nicht mehr liebte! Diese aufeinanderfolgenden Tode, die das Ich, das sie auslöschen sollten, so sehr gefürchtet hatte, die aber so belanglos und so sanft sich zeigten, sobald sie einmal eingetreten waren und das Ich, das sie fürchtete, nicht mehr da war, um sie zu verspüren, hatten mir seit einiger Zeit Verständnis dafür geschenkt, wie wenig weise es wäre, vor dem Tod zu zittern. Nun aber begann ich gerade jetzt, da er mir seit kurzem gleichgültig geworden war, ihn von neuem zu fürchten, freilich in einem anderen Sinn, nicht mehr für mich, sondern für mein Werk, zu dessen Entstehen – zumindest eine gewisse Zeitlang – das von so vielen Gefahren bedrohte Leben unerläßlich notwendig war. Victor Hugo sagt:

Il faut que l'herbe pousse et que les enfants meurent. [1]

Das Gras muß sprießen, und die Kinder müssen sterben.

Ich aber sage, das grausame Gesetz der Kunst ist, daß die Menschen sterben und daß wir selbst sterben, wobei wir alle Leiden bis auf den Grund ausschöpfen, damit das Gras nicht des Vergessens, sondern des ewigen Lebens sprießt, jenes dichte Gras fruchtbarer Werke, auf dem die Generationen voller Heiterkeit und ohne Sorge um die, die darunter schlafen, abhalten werden ihr *déjeuner sur l'herbe*.[2] Ich habe von den äußeren Gefahren gesprochen; bleiben die inneren Gefahren. Wenn ich von einem von außen kommenden Unfall verschont blieb, wer weiß, ob ich dann nicht am Genuß dieser

Gnade durch einen Unfall, der mich von innen träfe, irgendeine interne Katastrophe, gehindert werden würde, bevor noch die Monate vergangen wären, die ich brauchte, um dieses Buch zu schreiben.

Gleich würde ich durch die Champs-Élysées mich nach Hause begeben: Wer sagte mir, daß ich dabei nicht von dem gleichen Übel befallen würde wie meine Großmutter eines Nachmittags, als sie dort mit mir einen Spaziergang machte, der für sie der letzte sein sollte, ohne daß sie es ahnte – in jener unserer Unkenntnis davon, daß ein Zeiger auf dem ihm selbst unbewußten Punkt angekommen ist, an dem die nun ausgelöste Feder des Uhrwerks die Stunde schlagen lassen wird? Vielleicht war die Furcht, die Minute, die dem ersten Schlag der Stunde vorangeht, schon fast ganz durchlaufen zu haben, wenn dieser sich bereits anbahnt, vielleicht war diese Furcht vor dem Schlag, der in meinem Gehirn anheben würde – diese Furcht war vielleicht etwas wie ein dunkles Wissen um das, was sein würde, etwas wie ein Widerschein im Bewußtsein des prekären Zustands des Gehirns, dessen Arterien nachgeben würden, was nicht unmöglicher ist als das plötzliche Sichabfinden mit dem Tod bei Verwundeten: Obwohl sie bei klarem Bewußtsein sind, obwohl der Arzt und der Wunsch zu leben sie zu täuschen versuchen, können sie angesichts dessen, was sein wird, erklären: Ich muß sterben, ich bin bereit, und einen Abschiedsbrief an ihre Frau schreiben.

Tatsächlich[1] aber trat merkwürdigerweise gerade dieser Fall ein, bevor ich noch mit meinem Buch begonnen hatte, und zwar in einer Form, wie ich sie niemals geahnt haben würde. Eines Abends, als ich ausging, fanden alle, ich sähe besser aus als je zuvor, und bewunderten, daß ich mein schwarzes Haar noch völlig behalten hatte. Doch beim Heruntersteigen der Treppe wäre ich dreimal beinahe hingefallen. Es hatte sich um einen Ausgang von nur zwei Stunden gehandelt, aber als ich wieder zu Hause war, fühlte ich, daß ich weder Gedächtnis noch Denkvermögen, noch sonstige Kräfte, noch eigentlich

meine Existenz besaß. Man hätte mir einen Besuch machen, mich zum König ernennen, mich ergreifen, verhaften können, ich hätte mir alles ruhig gefallen lassen, ohne ein Wort zu sagen, ohne die Augen zu öffnen, so wie hochgradig seekranke Leute, wenn sie auf einem Dampfer über das Kaspische Meer[1] fahren, auch nicht den leisesten Widerstand andeuten, falls man ihnen sagt, man werde sie nunmehr ins Wasser werfen. Ich hatte im eigentlichen Sinn keinerlei Krankheit, aber ich fühlte, daß ich zu nichts mehr imstande war, wie es bei sehr alten Leuten vorkommt, die, tags zuvor noch ganz munter, sich das Bein brechen oder eine Verdauungsstörung haben und dann nur noch einige Zeit in ihrem Bett ein Dasein führen, das nichts mehr ist als eine mehr oder weniger lange Vorbereitung auf einen von da an unausweichlichen Tod. Eines meiner Ichs, dasjenige, das einst zu jenen als Dinereinladungen bezeichneten Barbarengelagen ging, bei denen für die Männer mit weißer Hemdbrust und die halbnackten, federngeschmückten Frauen die Werte derart umgekehrt sind, daß jemand, der, nachdem er zugesagt hat, nicht zum Diner oder doch erst beim Braten erscheint, einen strafwürdigeren Akt begeht als die unmoralischen Handlungen, von denen man während der Mahlzeit ebenso leichtfertig spricht wie von jüngst erfolgten Sterbefällen und bei denen der Tod oder eine schwere Krankheit die einzigen Entschuldigungen sind, daß man nicht kommen kann, sofern man (noch rechtzeitig für die Einladung eines Vierzehnten) Nachricht gegeben hat, man liege soeben im Sterben – dieses Ich nun hatte seine Gewissenhaftigkeit bewahrt und sein Gedächtnis verloren. Das andere Ich, dasjenige, das den Plan für sein Werk aufgestellt hatte, erinnerte sich. Ich hatte eine Einladung der Gräfin Molé erhalten und außerdem erfahren, daß der Sohn von Madame Sazerat gestorben war. Ich war entschlossen, eine der folgenden Stunden, nach denen ich, da meine Zunge gelähmt war wie die meiner Großmutter während ihrer letzten Tage, kein Wort mehr hervorbringen noch auch nur

Milch schlucken konnte, für ein paar entschuldigende Worte an die Gräfin und einen Beileidsbrief an Madame Sazerat zu verwenden. Ein paar Minuten darauf jedoch hatte ich vergessen, was ich zu tun beabsichtigte. Es war ein glückliches Vergessen, denn das Gedächtnis meines Werks wachte und würde nun die Stunde des Überlebens, die mir noch zugebilligt war, zur Grundsteinlegung nutzen. Als ich ein Heft nahm, um zu schreiben, kam mir unglücklicherweise die Einladungskarte der Gräfin Molé unter die Finger. Auf der Stelle schob das vergeßliche Ich, das aber vor dem anderen den Vorrang hatte, wie es bei all jenen gewissenhaften Barbaren der Fall ist, die Dinereinladungen besucht haben, das Heft zurück und schrieb an Madame Molé (die mich übrigens zweifellos sehr hoch geschätzt haben würde, wäre ihr zu Ohren gekommen, daß ich meine Antwort auf ihre Einladung meiner Architektenaufgabe vorangestellt hatte). Plötzlich erinnerte mich ein Wort in dieser Antwort daran, daß Madame Sazerats Sohn gestorben war; ich schrieb ihr ebenfalls, dann, nachdem ich dergestalt eine echte Pflicht der mir künstlich auferlegten Notwendigkeit, mich höflich und mitfühlend zu zeigen, geopfert hatte, sank ich kraftlos zurück, schloß die Augen und konnte acht Tage lang nur mehr vegetieren. Während aber alle meine unnützen Pflichten, denen ich so bereitwillig die wahre hintanstellte, nach ein paar Minuten wieder aus meinem Kopf verschwanden, ließ mich der Gedanke an meinen Bau keinen Augenblick los. Ich wußte nicht, ob es eine Kirche sein würde, in der die Gläubigen nach und nach Wahrheiten entdecken und Harmonien, den großen Plan, der dem Ganzen zugrunde lag, erkennen würden, oder ob mein Werk wie ein Druidenmal auf dem Gipfel einer Insel für immer unbesucht dastehen würde. Doch ich war entschlossen, ihm meine Kräfte zu weihen, die gleichsam widerstrebend von mir wichen, als wollten sie mir Zeit lassen, das Ganze ringsum zu vollenden und die »Pforte des Grabes«[1] zu schließen. Bald war ich in der Lage, einige Skizzen vorweisen zu können. Niemand verstand das gerings-

te davon.[2] Selbst diejenigen, die meiner Schau jener Wahrheiten, die ich später in den Tempel einmeißeln wollte, sympathisch gegenüberstanden, beglückwünschten mich dazu, daß ich sie »mit dem Mikroskop« entdeckt hätte, während ich im Gegenteil ein Teleskop benutzt hatte, um Dinge wahrzunehmen, die in der Tat sehr klein waren, aber nur deshalb, weil sie in weiter Ferne lagen, und deren jedes für sich eine Welt darstellte.[3] Da, wo ich die großen Gesetze suchte, glaubte man in mir einen Detailkrämer zu sehen. Wozu überhaupt tat ich das? In meiner Jugend besaß ich eine gewisse Leichtigkeit, und Bergotte fand meine Arbeiten aus der Schulzeit »vollendet« [1] . Anstatt aber zu arbeiten, hatte ich in Trägheit, in Zerstreuung durch Vergnügen, in Krankheit dahingelebt, mich selbst und meine Manien gepflegt und unternahm nun mein Werk am Vortag meines Todes, ohne irgend etwas von meinem Metier zu verstehen. Ich fühlte nicht mehr die Kraft in mir, meinen Verpflichtungen gegen die anderen Menschen noch meinen Pflichten gegen mein Denken und mein Werk, noch weniger aber beiden zugleich gerecht zu werden. Was erstere anging, so wurde meine Aufgabe durch das Vergessen von Briefen und ähnlichem freilich ein wenig vereinfacht. Plötzlich aber führte eine Ideenverbindung nach Ablauf von vier Wochen die Erinnerung an meine Skrupel wegen jener Nachlässigkeit herbei, und ich wurde von dem Gefühl meines geschwächten Zustands befallen. Ich war erstaunt, dagegen gleichgültig zu sein, aber seit dem Tag, an dem meine Beine so stark gezittert hatten, als ich die Treppe hinunterging, war ich allem gegenüber gleichgültig geworden; ich trachtete nur noch nach Ruhe in Erwartung der großen Ruhe, die schließlich eintreten würde. Dem Urteil der gegenwärtigen Elite stand ich nicht etwa deshalb gleichgültig gegenüber, weil ich die Bewunderung, die man meinem Werk, wie mir schien, entgegenbringen mußte, auf die Zeit nach meinem Tod hinausschob. Die Elite der Zeit nach meinem Tod mochte denken, was sie wollte, das berührte mich ebensowenig. Wenn

ich an mein Werk und nicht an die Briefe dachte, die ich zu beantworten hatte, so lag es in Wirklichkeit nicht daran, daß ich zwischen diesen beiden Dingen wie in der Zeit meiner Trägheit und dann in der meiner Arbeit bis zu jenem Tag, an dem ich mich am Treppengeländer festhalten mußte, einen großen Unterschied in Hinsicht der Wichtigkeit machte. Die Organisation meines Gedächtnisses und meiner vordringlichen Sorgen war an mein Werk geknüpft, vielleicht weil die empfangenen Briefe den Augenblick danach vergessen waren, die Idee meines Werks dagegen in meinem Kopf verharrte, immer dieselbe, in ständiger Entwicklung. Doch auch sie war mir lästig geworden. Sie war für mich wie ein Sohn, mit dem sich die sterbende Mutter trotz aller Müdigkeit zwischen Spritzen und Schröpfköpfen immer noch beschäftigen muß. Sie liebt ihn vielleicht noch, aber ist nur noch aufgrund der ihre Kräfte übersteigenden Verpflichtung fähig, sich mit ihm zu beschäftigen. Bei mir waren die Kräfte des Schriftstellers nicht mehr auf der Höhe der egoistischen Anforderungen des Werks. Seit jenem Tag der Treppe gelangte nichts auf der Welt, kein Glück, ob es nun aus der freundschaftlichen Gesinnung anderer Menschen, den Fortschritten meines Werks, der Hoffnung auf Ruhm herrührte, anders mehr zu mir denn als eine große, so blasse Sonne, daß sie nicht mehr die Kraft in sich trug, mich zu wärmen, mir Leben oder irgendein Verlangen einzuflößen; noch dazu war sie, so blaß sie auch schien, zu blendend für meine Augen, die sich lieber schlossen, und ich wandte den Kopf zur Wand. Soweit ich die Bewegung meiner Lippen noch verspürte, muß ich wohl ein kleines Lächeln in einem winzigen Winkel meines Mundes zustande gebracht haben, als eine Dame mir schrieb: »Ich war *sehr erstaunt*, keine Antwort auf meinen Brief zu erhalten.« Immerhin erinnerte mich das an ihren Brief, und ich antwortete ihr. Ich wollte versuchen, damit man mich nicht für undankbar hielt, meine gegenwärtige Liebenswürdigkeit noch auf der Höhe derjenigen zu halten, die andere Leute etwa für

mich aufwendeten. Und es brachte mich um meine letzten Kräfte, daß ich der Agonie meiner Existenz die übermenschlichen Strapazen des Lebens zumuten mußte. Der Verlust des Gedächtnisses half mir ein wenig, indem es in meinen Verpflichtungen Lücken schuf; mein Werk füllte sie wieder aus.

Diese Idee des Todes ließ sich endgültig in mir nieder, wie eine Liebe es tut. Nicht daß ich den Tod etwa liebte, ich haßte ihn vielmehr. Nachdem ich zweifellos von Zeit zu Zeit an ihn gedacht hatte wie an eine Frau, die man noch nicht liebt, haftete aber der Gedanke an ihn jetzt so vollständig in der tiefsten Schicht meines Gehirns, daß ich mich mit keiner Sache beschäftigen konnte, ohne daß diese erst durch die Idee des Todes hindurchgegangen wäre, und selbst wenn ich mich mit nichts beschäftigte und mich völliger Ruhe hingab, leistete mir die Idee des Todes so unaufhörlich Gesellschaft wie die Vorstellung von meinem Ich. Ich glaube nicht, daß an dem Tag, an dem ich zu einem Halbtoten geworden war, die Umstände (die Unfähigkeit, eine Treppe hinunterzugehen, mich an einen Namen zu erinnern oder mich zu erheben) das herbeigeführt, die Idee des Todes durch eine vielleicht sogar unbewußte Argumentation begründet haben, sondern vielmehr, daß das alles zusammen eingetreten war und daß damit der große Spiegel des Geistes unausweichlich eine neue Wirklichkeit zurückstrahlen ließ. Gleichwohl sah ich nicht, wie man von den Übeln, die mich befallen hatten, ohne nochmalige Warnung zum vollendeten Tod übergehen könnte. Da aber dachte ich an die anderen, an alle diejenigen, die jeden Tag sterben, ohne daß der Abstand zwischen ihrer Krankheit und ihrem Tod uns ungewöhnlich erscheint. Ich dachte sogar, daß gewisse Unpäßlichkeiten mir jede für sich betrachtet nur deshalb nicht tödlich schienen, obwohl ich an meinen Tod glaubte, weil ich sie von innen sah (mehr noch als wegen der Täuschungsversuche der Hoffnung), genauso wie diejenigen, die am stärksten überzeugt sind, daß ihre Zeit abgelaufen ist, sich dennoch leicht überreden lassen, ihre Unfähigkeit, gewisse

Wörter auszusprechen, habe nichts mit einem Schlaganfall, mit Aphasie zu tun, sondern müsse von einer Ermüdung der Zunge, einem dem Stottern ähnlichen Nervenzustand oder der auf eine Verdauungsstörung folgenden Erschöpfung herrühren.

Was ich selbst zu schreiben hatte, war anderes und längeres, und es richtete sich auch an mehr als nur eine Person. Ja, es war lang, was ich zu schreiben hatte. Am Tag würde ich höchstens versuchen können zu schlafen. Wenn ich arbeitete, würde es nur nachts geschehen können. Doch es würde vieler Nächte bedürfen, vielleicht hundert, vielleicht tausend. Ich aber würde in der Angst leben, nicht zu wissen, ob der Herr meines Geschicks, der weniger nachsichtig als der Sultan Scheriar [1] war, am Morgen, wenn ich meine Erzählung unterbrach, mein Todesurteil noch etwas aufschieben und mir erlauben würde, am nächsten Abend darin fortzufahren. Nicht daß ich mir anmaßen wollte, in irgendeiner Hinsicht etwas wie ein *Tausendundeine Nacht* zu schreiben oder wie die Memoiren Saint-Simons,[1] die ebenfalls bei Nacht entstanden sind, noch irgendeines der Bücher, die ich in meiner kindlichen Naivität, abergläubisch an sie mich anklammernd wie an meine Liebeserlebnisse, geliebt hatte, denn ich konnte mir nicht ohne Grauen ein Werk vorstellen, das von ihnen verschieden war. Doch man kann – wie es Elstir mit Chardin erging –, was man liebt, nur wiederschaffen, indem man ihm entsagt. Zweifellos würden auch meine Bücher wie mein Wesen aus Fleisch und Blut schließlich eines Tages vergehen. Doch man muß sich eben abfinden mit dem Tod. Man nimmt die Vorstellung hin, daß in zehn Jahren man selbst nicht mehr ist und in hundert Jahren die Bücher nicht mehr existieren. Ewige Dauer ist den Werken so wenig wie den Menschen verheißen.

Es würde vielleicht ein ebensolanges Buch wie *Tausendundeine Nacht* sein, aber doch ein ganz anders Buch. Gewiß möchte man, wenn man in ein Werk verliebt ist, etwas ganz

Gleiches schaffen, doch man muß seine Augenblicksliebe opfern und nicht an seine Neigung, sondern an eine Wahrheit denken, die nicht nach unseren Vorlieben fragt, die uns vielmehr daran zu denken verbietet. Nur wenn man ihr folgt, stößt man möglicherweise auf das, was man preisgegeben hat, und schreibt, gerade indem man sie vergißt, arabische Märchenerzählungen oder Saint-Simonsche Memoiren einer anderen Epoche.[2] Aber war dazu noch Zeit für mich? War es nicht zu spät?[3]

Ich fragte mich nicht nur: Ist noch Zeit dafür?, sondern auch: Bin ich selbst noch dazu imstande? Die Krankheit, die mir einen Dienst erwiesen hatte, als sie mich wie ein gestrenger Seelenführer der Welt sterben ließ – »Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt's allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte«[1] –, die Krankheit, die mich vielleicht, nachdem die Trägheit mich vor der Gefälligkeit beschützt hatte, vor der Trägheit schützen würde, die Krankheit hatte meine Kräfte und, wie ich schon seit langem bemerkt hatte – vor allem seit dem Augenblick, von dem an ich Albertine nicht mehr liebte –, auch die Kräfte meines Gedächtnisses verbraucht. War aber nicht die durch das Gedächtnis vollzogene Wiedererschaffung von Eindrücken, die ich später zu vertiefen, zu erhellen, in geistige Äquivalente umzuwandeln hätte, eine der Voraussetzungen, ja geradezu die Essenz des Kunstwerks, so wie ich es vorhin in der Bibliothek konzipiert hatte? Ach! Wenn ich doch die Kräfte besäße, die an jenem Abend intakt in mir waren, den ich dort beim Anblick von *François le Champi* wieder heraufbeschworen hatte! Von jenem Abend her, an dem meine Mutter kapituliert hatte, datierte zugleich mit dem langsamen Sterben meiner Großmutter das Nachlassen meiner Gesundheit und meiner Willenskraft. Alles hatte sich in dem Moment entschieden, in dem ich – unfähig, noch bis zum Morgen zu warten –, nur um meine Lippen auf das Antlitz meiner Mutter zu drücken, einen Entschluß gefaßt, mich aus dem Bett und im Nachthemd ans

Fenster begeben hatte, durch das der Mondstrahl fiel, und dort sitzen blieb, bis ich Monsieur Swann hatte aufbrechen hören. Meine Eltern hatten ihn begleitet, ich hatte gehört, wie das Gartentor ging, die Schelle in Schwingung versetzte und sich wieder schloß …

Da kam mir plötzlich der Gedanke, daß in meinem Werk, sofern ich noch die Kraft hätte, es zu vollenden, diese Matinee – wie früher in Combray gewisse Tage, die mich beeinflußt hatten –, die mir am heutigen Tag die Idee meines Werks eingegeben hatte und zugleich die Furcht, es nicht verwirklichen zu können, ganz gewiß in erster Linie ein Bild dafür abgeben würde, was ich früher in der Kirche von Combray erahnt hatte und uns gewöhnlich unsichtbar bleibt: die Zeit.

Gewiß, es gibt viele andere Irrtümer unserer Sinne – man hat feststellen können, daß verschiedene Episoden dieser Erzählung es mir bewiesen hatten –, die den wirklichen Aspekt dieser Welt verfälschen. Doch könnte ich ja am Ende schlimmstenfalls bei der genaueren Transkription, um die ich mich bemühen würde, die Position der Töne nicht verändern, ich könnte darauf verzichten, sie von ihrer Ursache zu lösen, der sie unser Verstand nachträglich zuordnet, obwohl es alles in allem nicht schockierender ist, wenn man den sanften Sang des Regens mitten ins Zimmer legt und das Brodeln unseres Kräutertees wie eine Sintflut sich in den Hof ergießen läßt, als wenn man, wie es die Maler oft getan haben, ganz nahe oder weit entfernt, je nachdem die Gesetze der Perspektive, die Intensität der Farben und die erste Illusion des Blicks sie uns erscheinen lassen, ein Segel oder einen Berggipfel malt, die durch verstandesmäßige Beweisführung alsdann um enorme Distanzen versetzt werden. Ich könnte, obwohl dies ein schwerwiegender Irrtum wäre, auch weiterhin, wie man es gewöhnlich macht, Züge in das Gesicht einer Vorübergehenden einzeichnen, während an der Stelle von Nase, Wangen und Kinn nur ein leerer Raum existieren sollte, über die höchstens der Widerschein unserer Wünsche spielend hinglei-

ten dürfte. Und selbst wenn ich auch keine Zeit mehr hätte – was noch viel mehr ins Gewicht fällt –, die hundert Masken vorzubereiten, die es auf ein und dasselbe Gesicht zu heften gilt, nur schon gemäß den Augen, die es sehen, und des Sinns, den sie in seine Züge legen, und für dieselben Augen gemäß der Hoffnung oder der Furcht oder auch der Liebe und der Gewohnheit, die dreißig Jahre lang die Veränderungen des Alters verbergen, ja selbst wenn ich es schließlich auch nicht unternehmen würde – meine Verbindung mit Albertine zeigte mir zur Genüge, daß ohne dieses Element alles künstlich und unwahr bleibt –, bestimmte Personen nicht außerhalb, sondern innerhalb von uns darzustellen, wo ihre geringsten Handlungen tödliche Verwirrungen anrichten können, sowie das Licht des inneren Himmels gemäß den Druckunterschieden unserer Empfindungsf ähigkeit zu variieren, oder wenn eine kleine Wolke der Ungewißheit die heitere Atmosphäre unserer Gewißheit trübt, in der eine Sache so klein erscheint, und in einem Nu ihre Größe um ein Vielfaches vermehrt, wenn ich also auch diese und viele andere Veränderungen (deren Notwendigkeit, wenn man die Wirklichkeit schildern will, möglicherweise im Lauf dieser Erzählung deutlich geworden ist) bei der Transkription eines Universums, das es in seiner Gesamtheit nachzuzeichnen galt, nicht vorzunehmen vermöchte, so würde ich es doch zumindest nicht unterlassen, darin den Menschen nach dem Maß nicht seines Körpers, sondern seiner Jahre zu beschreiben, wie er sie bei seiner immer schwerer lastenden und ihn schließlich überwältigenden Aufgabe mit sich schleppen muß, wenn er seinen Ort verändert.

Daß wir einen unaufhörlich wachsenden Platz in der Zeit einnehmen, ist ja jedermann bewußt, und diese Universalität konnte mich nur freuen, denn gerade die Wahrheit, die von jedem einzelnen erahnte Wahrheit, mußte ich zu erhellen versuchen. Nicht nur ist jedermann bewußt, daß wir einen Platz in der Zeit einnehmen, dieser Platz wird auch von einem noch so simplen Geist annähernd ermessen, wie er jenen ermessen

würde, den wir im Raum einnehmen, da ja auch Leute ohne besonderen Scharfsinn beim Anblick von zwei ihnen unbekannten Männern, die beide schwarze Schnurrbärte tragen oder vollkommen ausrasiert sind, erklären, daß von diesen beiden Männern der eine etwa zwanzig, der andere etwa vierzig Jahre alt sei. Gewiß täuscht man sich oft in dieser Bewertung; daß man sie aber für möglich hält, bedeutet bereits, daß man das Alter als etwas Meßbares ansieht. Zu dem zweiten Manne mit schwarzem Schnurrbart sind in der Tat noch zwanzig Jahre hinzugetreten.

Auch gerade deshalb beabsichtigte ich jetzt, diese Vorstellung einer inkarnierten Zeit, die Vorstellung von vergangenen, aber von uns nicht losgelösten Jahren so deutlich herauszuarbeiten, weil ich in diesem Augenblick, im Palais des Fürsten von Guermantes, jenes Geräusch der Schritte meiner Eltern, die Monsieur Swann hinausbegleiteten, und jenes aufschnellende, scheppernde, anhaltende, lärmende und frische Läuten des Glöckchens, das mir anzeigte, daß Monsieur Swann endlich gegangen war und Mama heraufkommen würde, immer noch hörte, diese Geräusche selbst, sie, die doch so weit entfernt in der Vergangenheit lagen. Bei dem Gedanken nun an alle Ereignisse, die zwischen der Matinee bei den Guermantes und dem Augenblick lagen, in dem ich sie wahrgenommen hatte, wurde mir bange, denn ich wußte, daß es ganz genau dieses Glöckchen war, das in mir läutete, ohne daß ich irgend etwas am Lärmen seiner Schelle hätte ändern können, denn ich erinnerte mich nicht mehr genau daran, wie es verklang, und mußte mich deshalb, um es wieder zu erfahren, um ihm gut zu lauschen, bemühen, das Geräusch der Gespräche nicht mehr zu hören, die die Masken rings um mich führten. Um zu versuchen, es von näher zu hören, war ich gezwungen, tiefer in mich selbst hinabzusteigen. Dieses Läuten lag also immer noch in mir, und zudem lag zwischen ihm und dem gegenwärtigen Augenblick diese ganze, unendlich weit entfaltete Vergangenheit, von der ich nicht wußte, daß ich sie in mir trug.

Als es geläutet hatte, existierte ich schon; damit ich dieses Läuten aber heute noch hören konnte, hatte es offenbar keinen Kontinuitätsbruch, keine Pause gegeben, hatte ich offenbar keinen Augenblick lang aufgehört zu existieren, zu denken und meiner selbst mir bewußt zu sein, da dieser Augenblick von einst noch zu mir gehörte, ich ihn noch aufsuchen, bis zu ihm zurückkehren konnte allein dadurch, daß ich mich tiefer in mich hineinbegab. Weil sie in dieser Weise die Stunden der Vergangenheit in sich tragen, können menschliche Körper denen, die sie lieben, so viel Leid antun; denn sie enthalten so viele Erinnerungen an Freuden und Wünsche, ausgelöschte Erinnerungen für sie selbst, doch wie grausam für den, der den geliebten Körper betrachtet und in der Zeit bewahrt, eifersüchtig auf diesen Körper, eifersüchtig bis zum Wunsch seiner Vernichtung. Denn nach dem Tod zieht die Zeit sich aus dem Körper zurück, und die schon so gleichgültig gewordenen, blassen Erinnerungen sind nun von der, die nicht mehr ist, getilgt und werden es bald auch von dem sein, den sie noch immer quälen, in dem aber endlich auch sie einmal sterben werden, wenn das Verlangen nach einem lebendigen Leib sie nicht mehr unterhält. Albertine in der Tiefe, die ich schlafen sah, die tot war.

Ein Gefühl der Müdigkeit und des Grauens befiel mich bei dem Gedanken, daß diese ganze so lange Zeit nicht nur ohne Unterbrechung von mir gelebt, gedacht und wie ein körperliches Sekret abgelagert worden war und daß sie mein Leben, daß sie ich selbst war, sondern daß ich sie auch noch jede Minute bei mir festhalten mußte, daß sie mich, der ich auf ihrem schwindelnden Gipfel hockte und mich nicht rühren konnte, ohne sie ins Gleiten zu bringen, gewissermaßen trug. Das Datum, zu dem ich das Geräusch des Glöckchens an der Gartenpforte in Combray gehört hatte, jenen Klang, der jetzt so fern und dennoch in mich eingebettet war, bildete einen Markstein in dieser unendlichen Weite, von deren Vorhandensein in mir ich nichts ahnte. Es schwindelte mir, wenn ich unter mir und

trotz allem in mir, als sei ich viele Meilen hoch, so viele Jahre erblickte.

Ich hatte nun begriffen, weshalb der Herzog von Guermantes – als ich ihn auf seinem Stuhl sitzen sah, hatte ich mich gewundert, wie wenig er gealtert war, obwohl er doch so viel mehr Jahre unter sich hatte –, sobald er sich erhoben und versucht hatte, gerade zu stehen, ins Schwanken geraten war auf seinen Beinen, die schlotterig waren wie die jener alten Erzbischöfe, an denen nichts Festes ist außer ihrem metallenen Kreuz, um die sich aber muntere Seminaristen drängen, und er sich nur zitternd wie ein Blatt vorwärtsbewegte auf dem unwegsamen Gipfel seiner dreiundachtzig Jahre, als ob die Menschen alle auf lebendigen, unaufhörlich wachsenden, manchmal mehr als kirchturmhohen Stelzen hockten, die das Gehen für sie am Ende beschwerlich und gefahrvoll machte, bis sie plötzlich von ihnen herunterfielen. (Kam es wohl daher, daß das Gesicht der Menschen, die ein gewisses Alter erreicht haben, selbst in den Augen des Ahnungslosesten so unmöglich mit dem eines jungen Mannes zu verwechseln war und nur durch den Ernst von einer Art Wolke hindurch sichtbar wurde?) Da wurde mir bange, weil die meinen schon so hoch waren unter meinen Schritten; es kam mir nicht vor, als hätte ich noch die Kraft, diese Vergangenheit, die schon so weit hinunterreichte, noch lange bei mir festzuhalten. Immerhin würde ich es zuallererst nicht unterlassen, wenn die Kraft mir lange genug erhalten bliebe, um mein Werk zu vollenden, darin die Menschen, auf die Gefahr hin, daß sie dann monströsen Wesen glichen, als Figuren darzustellen, die neben dem so beschränkten Platz, der ihnen im Raum reserviert ist, einen anderen, so beträchtlichen, im Gegensatz zum ersten maßlos in die Länge gezogenen Platz einnehmen, da sie ja, wie in die Tiefe der Jahre getauchte Riesen, gleichzeitig so weit voneinander entfernte Epochen berühren, die sie durchlebt haben und zwischen die sich so viele Tage geschoben haben – einen Platz in der Zeit.

ENDE

ANHANG

NACHWORT DES HERAUSGEBERS

Bei seinem Tod am 18. November 1922 hinterließ Marcel Proust in zwanzig Heften eine Manuskriptfassung der noch unveröffentlichten Teile von *À la recherche du temps perdu*. Dieses sogenannte *manuscrit au net* beginnt mit der ersten Szene von *Sodom und Gomorrha* und endet mit dem Wort *Fin*, enthält jedoch weder Angaben zur Gliederung des Textes noch solche zu den Titeln der einzelnen Bände. Zwei Wochen vor seinem Tod hat Proust seinem Verleger unter dem Titel *La Prisonnière (1 re partie de Sodome et Gomorrhe III)* ein keineswegs druckfertiges Typoskript zukommen lassen. An der Fortsetzung, der er den Titel *Albertine disparue* gab, arbeitete er bis zu seinem Tod. Prousts Bruder, Dr. Robert Proust, hat sich zusammen mit den Verlagsleitern der Nouvelle Revue Française, Jacques Rivière und Jean Paulhan, um die Herausgabe der letzten Bände der *Recherche* gekümmert. 1923 erschien *La Prisonnière (Sodome et Gomorrhe III)*, 1925 *Albertine disparue*, 1927 *Le Temps retrouvé*.

Sozusagen nahtlos nimmt der letzte Band der *Recherche* die Handlung dort wieder auf, wo sie im vorletzten Band endet, nämlich mitten in der Episode von Tansonville. Immerhin darf der Abschnitt über das Zimmer, das Marcel im Hause von Gilberte de Saint-Loup bewohnt und von dem schon in der Ouvertüre der *Recherche* die Rede ist, als eine Art von Neuanfang gelesen werden. Schon in den am Ende der *Flüchtigen* erzählten Szenen in Tansonville wird deutlich, daß sich der Roman langsam seinem Ende nähert. Damit er gerettet werden kann, muß der Romanheld zuerst in einen Zustand völliger Desillusionierung, völliger Hoffnungslosigkeit geführt werden. Eine nach der anderen werden die Illusionen und Überzeugungen aus der Kindheit des Romanhelden korrigiert: Die Gegenden von Méséglise und von Guermantes sind nicht zwei völlig voneinander getrennte Welten; die Geste Gilbertes bei der ersten Begegnung bedeutete nicht Verachtung, sondern Begehren. Zu Beginn der *Wiedergefundenen Zeit* äußert sich das Bewußtsein, den Glauben der Jugend verloren und das Leben verpaßt zu haben – ein Bewußtsein, ohne das es keine »wiedergefundene Zeit« gäbe –, an dem teilnahmslo-

sen Blick, den Marcel aus seinem Zimmer auf die Wälder von Méséglise und den Kirchturm von Combray richtet. Es folgt eine längere Passage über Robert de Saint-Loups Homosexualität, von der schon im vorangehenden Band die Rede war. Es bedeutet für Marcel eine weitere Enttäuschung, feststellen zu müssen, daß derjenige, der für ihn der Inbegriff des *homme à femmes* war, auch zu den *hommes-femmes* gehört – und wohl schon immer gehörte. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Proust sich mit dem Gedanken trug, die Betrachtungen über Robert und Morel, Robert und Gilberte sowie über Legrandin und Théodore zu einem *Sodom und Gomorrha IV* oder *V* auszubauen. Die nächste Phase in dem Prozeß von Enttäuschung und Ernüchterung wickelt sich in der literarischen Sphäre ab. Als thematische Überleitung verwendet Proust Balzacs Roman *La Fille aux yeux d'or*, in dem von einer lesbischen Beziehung die Rede ist. *La Fille aux yeux d'or* wird Gilberte zugeordnet, Marcel dagegen liest in dem unveröffentlichen Tagebuch der Brüder Goncourt den Bericht über ein Diner bei den Verdurins, über Brichot, Cottard, Swann, Elstir … Prousts virtuoses Pastiche bewirkt auf der Ebene der Handlung, daß sein Romanheld an der Literatur verzweifelt. Wenn das die Literatur ist, sagt er sich, dann lohnt es sich gewiß nicht, sein Leben dafür herzugeben. Er muß sich auch sagen, daß er offensichtlich über keine Beobachtungsgabe verfügt und deshalb nicht zum Schriftsteller taugt. Immerhin läßt der Erzähler ein Türchen offen, heißt es doch jetzt schon, er sehe zwar nicht die Oberfläche, dafür aber die darunterliegenden psychologischen Gesetze.

Es folgt eine ausführliche Erzählsequenz, deren Handlung während des Ersten Weltkriegs spielt. Proust überspringt die Jahre zwischen dem Aufenthalt in Tansonville und dem Krieg, indem er seinen Romanhelden in ein Sanatorium steckt. Dieser kehrt 1916 kurz nach Paris zurück. Wie er es schon bei der Dreyfus-Affäre getan hat, nimmt Proust den Krieg zum Anlaß, gesellschaftliche und individuelle Verhaltensmuster zu beschreiben und zu analysiern. Das Kriegsgeschehen ist zwar durchaus präsent, aber immer nur als Vorwand oder als Hintergrund. Madame Verdurin und Madame Bontemps avancieren zu gesellschaftlichen Größen. Im Salon Verdurin, wo man früher den Protagonisten der Dreyfus-Affäre begegnen oder Morel zuhören konnte, orientiert man sich jetzt aus erster Hand über das Geschehen an der Front und in den Ministerien. Wie sich die einzelnen Personen im Ernstfall verhalten, zeigt Proust auch in einem eingeschobenen Rückblick auf einen ersten kurzen Aufenthalt Marcels in Paris bei Kriegsausbruch 1914. Saint-Loup verbirgt seinen Patriotismus, tut aber heimlich alles, um an die Front geschickt zu werden; in der Gewißheit, wegen seiner Kurzsichtigkeit nicht eingezogen zu werden, posaunt Bloch seinen Patriotismus aus – bis er dann doch eingezogen wird; der Hoteldirektor von Balbec wird als gebürtiger Deutscher in ein Lager gesteckt; sein Liftboy will zur Luftwaffe – eine schöne Gelegenheit, Lift, Flugzeug und Karriere in Parallele zu setzen; Françoise läßt sich von dem Kammerdiener durch seine Schauergeschichten in helle Aufregung versetzen; Gilberte flieht aus dem bedrohten Paris nach Tansonville. Später behauptet sie jedoch, sie sei nach Tansonville geeilt, um ihr Haus vor der Invasion zu beschützen. Die Gegend von Combray, die Proust aus der Beauce in die Champagne versetzt hat, liegt jetzt auf der Frontlinie, und die Schlacht, die um Méséglise geschlagen wird, ist jener von Verdun nachgebildet. Wie zu den Zeiten, als Marcel in Doncières weilte, betraut Proust Robert de Saint-Loup mit der Rolle des kriegsgeschichtlichen

Kommentators. Der eigentliche Protagonist der Handlung ist aber ein weiteres Mal Monsieur de Charlus. Während der Krieg Madame Verdurin zu gesellschaftlichem Glanz verhilft, läßt er den Glanz ihres Gegners verblassen. Wegen seiner notorischen Deutschfreundlichkeit ist der Baron während des Kriegs nicht mehr salonfähig. Außerdem wird seine Salonfähigkeit dadurch beeinträchtigt, daß seine Gedanken, Reden und Handlungen immer ausschließlicher von seiner Veranlagung bestimmt werden. So zeigt ihn Proust in einer längeren Szene mit Marcel, der sich zu den Verdurins begibt, wie er die Kriegskommentare von Norpois und Brichot zwar scharfsinnig kritisiert, letztlich aber als Erklärung dieser Allianz oder jener Kriegserklärung nur die Homosexualität dieses Kaisers oder jenes Zaren anzuführen weiß. Er zeigt ihn auch, wie er inmitten der bunten Menge junger Soldaten auf Urlaub seinen Neigungen nachgeht. Das Kernstück dieses Romanteils aber ist das von Jupien im Auftrag von Monsieur de Charlus eingerichtete Etablissement. Es ist eine *maison de passe*, und tatsächlich kreuzen sich hier die Wege der Hauptpersonen dieses Romanteils: Saint-Loup, Charlus und Marcel, Saint-Loup und Charlus als handelnde Personen, Marcel als Beobachter. Man fühlt sich an frühere Szenen der *Recherche* erinnert, an Montjouvain, an die Begegnung von Charlus und Jupien oder an das Bordell in Maineville. Wieder inszeniert Proust die Homosexualität – wenn der Baron sich geißeln läßt oder inmitten seines Harems junger Soldaten und Verbrecher auftritt – als ein Schauspiel: Tragödie, Komödie und auch Opéra-bouffe in einem. Schließlich erfährt diese Stätte des Lasters im Feuerregen eines Bombenangriffs und mit den Bezügen auf Sodom und Pompeji eine Art mythischer Überhöhung. Der Schluß dieses Romanteils ist antithetisch komponiert: Bei seinem Besuch in Jupiens Bordell läßt Saint-Loup sein Kriegskreuz liegen; kurz darauf fällt er im heldenhaften Einsatz für seine Mannschaft. Morel wird als Deserteur gefaßt und an die Front geschickt, von wo er dekoriert zurückkehrt.

Dank einem weiteren Aufenthalt Marcels in einem Sanatorium vergehen erneut Jahre, so daß die nun beginnende Schlußszene des Romans lange nach dem Krieg spielt. Auf der Rückfahrt nach Paris betrachtet Marcel eine Baumgruppe im Sonnenlicht, ohne dabei das geringste zu empfinden. In der Überzeugung, das Schöpfertum werde ihm nun infolge seiner Empfindungslosigkeit ohnehin auf ewig verschlossen bleiben, begibt er sich zu einer Matinee bei der Fürstin von Guermantes. Unterwegs trifft er auf Monsieur de Charlus. Dieser letzte Auftritt des Barons ist beeindruckend. Proust verleiht seiner Figur die Züge eines König Lear und eines Ödipus sowie die Rhetorik eines Bossuet und eines Chateaubriand. Doch drängt die *Recherche* nun ihrem Ende zu. Der letzte Teil des Romans, die Matinee bei der Fürstin von Guermantes, ist in zwei längere Szenen gegliedert. Die erste bezeichnet Proust – in Entwürfen und Vorankündigungen, nicht aber im Manuskript – mit *l'adoration perpétuelle*, die zweite mit *le bal de têtes*. Im ursprünglichen, religiösen Sinn meint *adoration perpétuelle* die ewige Anbetung der Hostie; *bal de têtes* meint einen Ball, bei dem die Gäste – im Gegensatz zum Kostümfest – nur Gesicht oder Kopf maskieren.

Als Marcel bei den Guermantes eintrifft, verfällt er mehrmals in einen Zustand euphorischer Ekstase. Ausgelöst wird das Glücksgefühl jeweils durch einen einfachen Sinneseindruck, der sich im nachhinein als ein Erinnerungsphänomen herausstellt. Im Hof der Guermantes läßt ein unebener Pflasterstein plötzlich die Erinne-

rung an Venedig aufleben; in der Bibliothek des Fürsten, wo Marcel darauf wartet, in den Salon eingelassen zu werden, erinnert ihn das Geräusch eines Löffels an die Baumgruppe im Sonnenlicht auf der Rückfahrt nach Paris, die Appretur einer Serviette an die Tage in Balbec und etwas später ein Exemplar von *François le Champi* an eine denkwürdige Nacht in Combray. Gleichzeitig mit den Orten (Venedig, Balbec, Combray) erinnert sich Marcel (und der Leser) aber auch an frühere ekstatische Erfahrungen: Erinnerungsekstasen, ausgelöst durch den Geschmack einer Madeleine oder den Modergeruch in einer Toilettenanlage; Kontemplationsekstasen vor drei Kirchtürmen in der Gegend von Combray oder drei Bäumen in der Gegend von Balbec; Kunstekstasen beim Lesen von Bergotte, beim Betrachten der Bilder Elstirs und beim Hören von Vinteuils Musik. Diesmal ist Marcel entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen, das heißt, den Grund jenes Glücksgefühls herauszufinden. Wie und weshalb ihm das gelingt, wird nicht näher ausgeführt. Offenbar genügt das wiederholte Auftreten der *mémoire involontaire*, um Marcel die Augen zu öffnen und ihm eine Psychologie des Künstlertums sowie eine ästhetische Theorie zuzutragen. In ähnlicher Weise genügte es zu Beginn von *Sodom und Gomorrha*, Marcel die Begegnung zwischen Charlus und Jupien vorzuführen, um ihm ein komplettes Wissen in Sachen Homosexualität zu vermitteln.

Mit anderen Worten: Proust brauchte einen erzählerischen Vorwand, um endlich seine Ideen zur Homosexualität (in *Sodom und Gomorrha*) beziehungsweise (in der *Wiedergefundenen* Zeit) zur Kunst, zum Künstlertum und zum Roman vortragen zu können. So wird in dieser Szene der Autor zur dominanten Instanz. Er übernimmt die Rolle des Erzählers und verleiht dem Protagonisten sein Wissen. Trotzdem tut man gut daran, den Roman, den Marcel in der Bibliothek des Fürsten von Guermantes entwirft, nicht mit Marcel Prousts *À la recherche du temps perdu* gleichzusetzen. Prousts Roman sprengt die in der *Wiedergefundenen Zeit* vorgetragene totalisierende Ästhetik, nicht nur weil Prousts Schreiben ein »Schreiben ohne Ende« ist (Rainer Warning), sondern auch weil es Dimensionen birgt, die nur durch ein Lesen ohne Ende erschlossen werden können. Aus der Sicht des Künstlers hat Proust in »Sur la lecture« (1905) das Lesen als eine Vorstufe zum Schreiben bezeichnet, ein Gedanke, den er nun räumlich inszeniert, wenn er den zukünftigen Schriftsteller die Gewißheit, sein Werk nun in Angriff nehmen zu können, in einer Bibliothek finden läßt.

In der folgenden Szene jedoch, dem *bal de têtes*, wird diese Gewißheit in Frage gestellt. Die eben vorgenommene Begründung des Kunstwerks in einer inneren Zeit beziehungsweise einer absoluten Zeit jenseits der Zeitlichkeit erscheint plötzlich durch die reale Zeit gefährdet. Als Marcel in den Guermantesschen Salon tritt, glaubt er sich auf einem Maskenball, so sehr hat die Zeit seine früheren Bekannten verändert. An dem Alter der anderen erkennt er das eigene und wie wenig Zeit ihm bleibt, um den eben gefaßten Entschluß auszuführen. Unter dem Eindruck dieser Greisenversammlung nimmt er sich zum Vorsatz, in seinem Roman nicht nur die innere Zeit des Menschen, sondern auch den Menschen in der äußeren Zeit darzustellen – *dans le Temps*. Danach folgt das Wort *Fin*.

Während der erste Teil der Matinee Guermantes mit den Erinnerungs-, Kontemplations- und Kunstekstasen sowie dem Romanprojekt Marcels vornehmlich von der inneren Entwicklung des Romanhelden handelt, führt uns Proust im zweiten Teil, dem *bal de têtes*, ein letztes Mal die Personen seines Romans vor Augen

und läßt uns auf die reale Zeit der Handlung zurückblicken. Von den Personen zeichnet Proust satirische, oft dem Kubismus verpflichtete Porträts; der Rückblick aber erfolgt an mancher Stelle nur in Form von in Klammern aufgereihten Stichworten. In jedem Fall aber ist nicht zu übersehen, daß *À la recherche du temps perdu* ein streng komponiertes Ganzes ist, daß jedes vermeintlich noch so unscheinbare Detail am Ende seine Bedeutung findet. Als Exempelfigur für das Zusammentreffen aller Beziehungslinien im Roman dient Mademoiselle de Saint-Loup, die Tochter von Gilberte Swann und Robert de Saint-Loup.

Versucht man, die in der *Wiedergefundenen Zeit* erzählten Ereignisse mit der realen Zeitgeschichte in Beziehung zu setzen, so kann von den beiden Aufenthalten Marcels in Paris ausgegangen werden, die ausdrücklich datiert sind: 1914 und 1916. Das hat Proust freilich nicht davon abgehalten, Geschehnisse aus späteren Kriegsjahren in den Kommentaren von Robert de Saint-Loup und Monsieur de Charlus zur Sprache zu bringen. Für den Aufenthalt in Tansonville haben wir in unserem Nachwort zu *Die Flüchtige* ein Datum kurz nach der Venedig-Reise vorgeschlagen. Diese Datierung muß aber korrigiert werden, denn Robert erwähnt in der Tansonville-Episode die Schlacht bei Burgas (Oktober 1912). Die Matinee Guermantes schließlich spielt mehrere Jahre nach dem Krieg. Doch jeder Versuch, die Handlung der *Recherche* zu datieren, muß scheitern. Mit Absicht hat Proust nicht nur die äußere, sondern auch die innere Chronologie seines Romans im Vagen belassen. So ist es ebenso unmöglich wie unnötig, etwa die Matinee Guermantes genau zu datieren oder das genaue Alter der dort auftretenden Personen zu bestimmen. Wäre Madame Verdurin tatsächlich das Modell von Fromentins Madeleine, wie das im Goncourt-Pastiche behauptet wird, dann wäre sie als Fürstin von Guermantes eine Hundertjährige. Oder der Protagonist selbst: Wenn man annimmt, er sei 1881 geboren und die Matinee finde 1925 statt, dann wäre er dort ein Mann im besten Alter und keineswegs der alte Mann, als den er sich plötzlich in den Reaktionen seiner Gegenüber oder beim Anblick seines Schulkameraden Bloch erkennt. Die reale Zeit ist wohl ein Thema in Marcels Romanprojekt und in Prousts Roman, sie dient jedoch nicht als Meßlatte für die geschilderten Ereignisse und Personen.

Die Entstehungsgeschichte der letzten Teile der *Recherche* ist ein besonders gut erforschtes und dokumentiertes Gebiet der neueren Proust-Kritik. Henri Bonnet und Bernard Brun haben unter dem Titel *Matinée chez la princesse de Guermantes. Cahiers du »Temps retrouvé«* [9] 1982 die frühesten Entwürfe der Schlußszene publiziert, und die neueren Ausgaben von Bernard Brun [5], Brian Rogers et al. [3] und Eugène Nicole [7] gehen zum Teil detailliert auf die Probleme der Textgenese ein. Wir beschränken uns auf eine summarische Darstellung.

Was der Protagonist von Prousts Roman in der Bibliothek des Fürsten von Guermantes entdeckt, weiß der Autor von allem Anfang an. In ihren Grundzügen hat sich Marcel Proust seine ästhetische Theorie während seines Philosophiestudiums an der Sorbonne 1893-1895 zurechtgelegt. In den meist unpubliziert gebliebenen Essays aus den folgenden Jahren (1895-1899) zu Chardin, Rembrandt, Moreau oder Monet hat er gezeigt, wie der Künstler im kontemplativen Betrachten der

Dinge und im Hinhören auf die innere Stimme seinen persönlichen Stil findet. In dem gleichzeitig entstandenen Romanfragment *Jean Santeuil* zeigt er auch, wie die unwillkürliche Erinnerung uns der Zeit entheben und in jene innere Welt entführen kann, in der die Kunst gründet. Auch in seinen Ruskin-Studien (1900-1905), in denen er im Zusammenhang mit Ruskins Religion der Schönheit zum erstenmal den Begriff *adoration perpétuelle* verwendet, vertritt Proust die These, der Künstler könne sich anderen nur mitteilen, wenn er sich selbst, seinem inneren Wesen, treu bleibt. Dieser Gedanke liegt auch dem Projekt für ein Werk in den Jahren 1908-1909 zugrunde, in dem Proust die Methode Sainte-Beuves wiederlegen wollte. Wir haben dieses Projekt in unserer Ausgabe des *Gegen Sainte-Beuve* [24] beschrieben und gezeigt, wie im Laufe des Jahres 1909 aus dem Sainte-Beuve-Projekt ein Roman, die spätere *Recherche*, geworden ist. In den Entwürfen und Ideenskizzen aus den Jahren 1908 und 1909 finden sich manche Texte, die Proust in seinem Roman und besonders im letzten Teil seines Romans wiederverwendet hat. So notiert Proust beispielsweise in seiner Agenda im Sommer 1908 einen Text über seine Empfindungslosigkeit angesichts von Bäumen im Sonnenlicht, den er später beinahe unverändert in das Manuskript des Romans übernommen hat; oder im Herbst desselben Jahres eine Erfahrung unwillkürlicher Erinnerung, bei der ihm nicht nur eine unebene Bodenplatte des Baptisteriums von San Marco in Erinnerung gerufen, sondern die ganze Schönheit Venedigs wiedergeschenkt wurde. Aus derselben Zeit stammt der Entwurf zu einem Vorwort des *Gegen Sainte-Beuve*, in dem Proust den Vorrang des Gefühls gegenüber dem Verstand postuliert und seine These mit fünf Beispielen unwillkürlicher Erinnerung belegt: Der Geschmack eines gerösteten, in Tee getunkten Brotes erinnert an ein sommerliches Landhaus; eine unebene Pflästerung an Venedig; das Geräusch eines Löffels an Bäume im Sonnenlicht; beim Anblick eines Stücks grünen Stoffs wie auch einer Baumgruppe am Weg tritt zwar das Glücksgefühl ein, doch bleibt das Erinnerungsbild verborgen. Später hat Proust diese Beispiele weiterentwickelt und in seinem Roman verteilt. Nur zu Beginn der Matinee Guermantes, wo es wie im Vorwort zum *Gegen Sainte-Beuve* eine These zu illustrieren gilt, treten sie noch einmal in gedrängter Folge auf.

Am 16. August 1909 schreibt Proust an Mme. Straus: »Sie werden mich lesen – und vielleicht mehr, als Ihnen lieb ist –, denn ich habe soeben ein langes Buch begonnen – und beendet.« Was hat das zu bedeuten? Proust hat inzwischen das Sainte-Beuve-Projekt aufgegeben und im Juni im Cahier 8 eine erste zusammenhängende Version eines Romananfangs geschrieben: Combray ohne die Spaziergänge in die Gegend von Méséglise und in die Gegend von Guermantes. Gleich darauf hat er im Cahier 51 auch einen Romanschluß entworfen, die erste Version des *bal de têtes*: eine Einladung bei der Fürstin von Guermantes mit den greisenhaften Gästen, gefolgt von einer Soiree im Theater, wo sich der Faubourg Saint-Germain zur Schau stellt. In der Folge (gegen Ende des Jahres 1910) schrieb Proust in den Cahiers 58 und 57 eine neue Fassung der Matinee Guermantes. Die Soiree im Theater entfällt, doch hat Proust die Idee, die Gesellschaft in dem Zuschauerraum eines Theaters zur Schau zu stellen, in *Guermantes* wiederaufgenommen. In der neuen Fassung besteht die Matinee im wesentlichen bereits aus *l'adoration perpétuelle* und *le bal de têtes*. Die Tatsache, daß der Romanheld nun sein Heil findet, wird dadurch unterstrichen, daß während der Szene in der Biblio-

thek des Fürsten im Salon ein Akt aus Wagners *Parsifal* gespielt wird. Bei den Erklärungen zum Grund des Glücksgefühls, das die unwillkürliche Erinnerung in uns bewirkt, und bei den Überlegungen zu *François le Champi* hat Proust längere Passagen aus dem bereits bestehenden Typoskript des Romananfangs herausgeschnitten und in die Schlußszene integriert. Alles Erklärende hat er an den Schluß verlegt, gleichzeitig aber auch die Fragen des Anfangs betont, beispielsweise mit der jetzt in der Madeleine-Episode eingefügten Klammer : »(obwohl ich noch immer nicht wußte und auch erst späterhin würde ergründen können, weshalb diese Erinnerung mich so glücklich machte)«. An dieser Fassung hat Proust während mehrerer Jahre durch unzählige Korrekturen und Zusätze weitergearbeitet. So ersetzt er beispielsweise ungefähr 1913 den Wagnerschen *Parsifal* durch ein Streichquartett Vinteuils. Später hat Proust die musikalischen Teile aus der Matinee Guermantes herausgenommen und in eine der schönsten Szenen der *Recherche*, die Aufführung von Vinteuils Septett auf einer Soiree bei den Verdurins in der *Gefangenen*, eingebaut. Bekanntlich hat sich Proust während der ersten Kriegsjahre in erster Linie mit den um Albertine kreisenden Teilen seines Romans beschäftigt. Danach hat er – was die *Wiedergefundene Zeit* betrifft – die Kapitel über Robert de Saint-Loups Homosexualität und über Monsieur de Charlus im Krieg sowie das Goncourt-Pastiche entworfen. Während Proust bisher (in *Unterwegs zu Swann*, *Sodom und Gomorrha* und *Die Gefangene*) den Verdurinschen Salon in der zeitlichen Abfolge seiner verschiedenen Ausformungen gezeigt hat, ändert er jetzt den Blickwinkel, betrachtet ihn aus der Sicht und beschreibt ihn im Stil der Brüder Goncourt. In dieser Phase kommt ihm auch der herrliche Gedanke, in der Matinee Guermantes die Rolle der Fürstin nicht, wie bisher geplant, mit Madame de Saint-Euverte, sondern mit Madame beziehungsweise Ex-Madame Verdurin zu besetzen. So wird die bei dem Fürsten von Guermantes versammelte Gesellschaft zur letzten Erscheinungsform des Verdurinschen Salons. Was gemeint ist, wenn Proust erklärt, in seinem Roman die Zeit darstellen zu wollen, läßt sich an der Geschichte dieses Salons ablesen, die vor der Geburt Marcels beginnt und lange Zeit nach dem Ersten Weltkrieg endet. In den Jahren 1917-1918 hat Proust eine Reinschrift der noch unveröffentlichen Teile der *Recherche* hergestellt, diese aber auch weiterhin mit Korrekturen und Zusätzen versehen, auch nachdem er im Frühjahr 1922 auf die letzte Seite das Wort *Fin* gesetzt hatte. Zahlreiche Ungereimtheiten – Doubletten, Einschübe, Brüche, Sprünge, kaum verständliche Sätze – führen auch dem philologisch wenig aufmerksamen Leser vor Augen, daß es sich bei dem Text der *Wiedergefundenen Zeit* um eine Rohfassung handelt. Wir haben die editorischen Probleme nur ausnahmsweise angemerkt. Das Manuskript von *Le Temps retrouvé* kann über http://gallica.bnf.fr/proust/ konsultiert werden.

Die kritische Auseinandersetzung mit der *Wiedergefundenen Zeit* beginnt zwar schon – als Echo auf die in der *Nouvelle Revue française* erscheinenden Vorabdrucke – im Lauf des Jahres 1927, gewinnt aber erst nach der Publikation der beiden Bände von *Le Temps retrouvé* im November genauere Konturen. Bernard Brun hat in seiner Ausgabe von *Le Temps retrouvé* [5] die Reaktionen der Tagespresse im Detail dokumentiert. Wie zwei Jahre zuvor mit *Albertine disparue* ruft Proust mit den ersten Teilen seines letzten Bandes die Moralisten auf den Plan. Louis Bert-

rand, Paul Souday oder Robert Kemp stoßen sich an den Szenen mit Monsieur de Charlus. Zusammen mit Dostojewski, Freud oder Gide wird Proust als Beispiel für eine amoralische Literatur hingestellt und sein Werk unter den *romans à proscrire* angeführt. Prousts Befürworter, Charles du Bos, Gabriel Marcel, Ramon Fernandez, Benjamin Crémieux, Edmond Jaloux und auch Ernst Robert Curtius, unterlassen es zwar nicht, die inkriminierten Szenen zu verteidigen, richten ihr Augenmerk aber in erster Linie auf die ästhetischen Betrachtungen im Schlußteil des Romans. Sehr bald jedoch wird die Diskussion um *Le Temps retrouvé* von jener um *À la recherche du temps perdu* als Ganzes abgelöst. Erst die neuere Textkritik hat sich wieder mit dem letzten Band der *Recherche* als solchem beschäftigt. Die vorliegende Ausgabe folgt der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens aus dem Jahr 1957. Der Text wurde revidiert und stellenweise neu gefaßt.

Unser Kommentar verdankt Bernard Brun [5], Daria Galateria [47], Eugène Nicole [7] sowie Jacques Robichez und Brian Rogers [3] zahlreiche Anregungen.

Zürich, im März 2002

ANMERKUNGEN UND KOMMENTAR

Zahlen in eckigen Klammern weisen auf die Bibliographie; einfache Seitenangaben auf den vorliegenden Band.

Seite 5: Zum Titel *Die wiedergefundene Zeit*: Der Titel *Le Temps retrouvé* gehört zum frühesten Titelbestand von Prousts Romanprojekt. Der Roman, dessen Veröffentlichung Bernard Grasset im Frühjahr 1913 in die Wege leitete, trug den Gesamttitel *Les Intermittences du cœur*; vorgesehen waren zwei Bände: *Le Temps perdu* und *Le Temps retrouvé*. Als sich während der Herstellung des ersten Bandes herausstellte, daß der Roman drei Bände füllen würde, ersetzte Proust *Le Temps perdu* durch *Du côté de chez Swann* und *Le Côté de Guermantes* und verschob das Thema des *temps perdu* in den neuen Haupttitel *À la recherche du temps perdu*. Bei allen folgenden Veränderungen und Erweiterungen blieb aber der Titel des letzten Bandes der *Recherche* unverändert, wobei von Anfang an mit *temps retrouvé* nur die letzte Szene des Romans, die Matinee bei der Fürstin von Guermantes, gemeint war; alles übrige gehört zum *temps perdu*, zur vertanen (und auch verlorenen) Zeit.

Seite 8:

1 Dieser erste Abschnitt ist ein später Zusatz im Manuskript. Da auch andere Bände und Teile der *Recherche* in einem Zimmer beginnen, haben sich die Herausge-

ber der Erstausgabe entschlossen, den letzten Band an dieser Stelle beginnen zu lassen. Dadurch läßt sich auch der Bezug dieses Zusatzes zur Ouvertüre der *Recherche* verdeutlichen, in der das Zimmer von Tansonville ein erstesmal erwähnt wird (vgl. *Unterwegs zu Swann* [16], S. 12). In ihrer Ausgabe in der Bibliothèque de la Pléiade von 1954, die der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens zugrunde liegt, machen Pierre Clarac und André Ferré den Schnitt vor den Spaziergängen mit Gilberte in Tansonville (vgl. *Die Flüchtige* [21], S. 405). Wir folgen der Erstausgabe.

2 Mit den gleichen Worten und Vergleichen wurde zuvor schon Legrandin beschrieben. Vgl. *Die Flüchtige* [21], S. 371.

Seite 9:

1 In der *Recherche* sind Robert de Saint-Loup und Albertine die Exempelfiguren für den in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus England importierten Sport (Reiten, Boxen, Radfahren, Golf, Tennis usw.). Die Gründung des Internationalen Olympischen Komitees durch Pierre de Coubertin im Jahre 1894 gab dem französischen Sport starke Impulse.

Seite 10:

1 Wie manche weitere Passagen in den folgenden Romanteilen (über Albertine, Rachel, Charlus, Jupien oder Morel) ist der vorangehende Abschnitt über Albertine ein später Zusatz.

Seite 11:

1 Nachdem Proust zwischen 1919 und 1921 in zwei Entwurfheften mit Zusätzen zur Reinschrift die Episode von Bergottes Tod erarbeitet und 1922 in *Die Gefangene* eingefügt hatte, blieb ihm keine Zeit, das Manuskript zu überarbeiten. So ist denn Bergotte an mehreren Stellen der folgenden Bände der *Recherche* noch am Leben.

2 Wenn es bei Proust um das Thema Imitationen geht, ist immer auch von Marcel Proust die Rede, der es glänzend verstand, andere (zum Beispiel Robert de Montesquiou) nachzuahmen beziehungsweise – aus der Sicht der (des) Betroffenen

– nachzuäffen. Es ist gewiß kein Zufall, daß der Name Morel dem Namen Marcel verwandt klingt.

Seite 12:
1 Daß Théodore, der ehemalige Laufbursche und Vorsänger aus Combray und spätere Protégé Legrandins, eine der heimlichen Hauptfiguren der *Recherche* ist, zeigt sich in dem vorangehenden Abschnitt, in dem sein Name nicht weniger als sechsmal erwähnt wird.

Seite 13:
1 Vgl. *Die Flüchtige* [21], S. 261.

Seite 14:
1 Anspielung auf die Titelheldin des Dramas *Théodora* von Victorien Sardou, das am 26. Dezember 1894 im Théâtre de la Porte-Saint-Martin zur Uraufführung gelangte. Sarah Bernhardt spielte die Titelrolle. Die Kurtisane und Schauspielerin Theodora wurde zuerst zur Geliebten, dann zur Gemahlin und schließlich zur Mitregentin des Kaisers Justinian (527-565). Prousts Anspielung zielt nicht nur auf die Sphäre der Schauspielkunst, sondern auch auf die mit Charlus/Jupien, Saint-Loup/Morel und Legrandin/Théodore soeben vorbereitete Thematik der Mesalliancen. Mit den Namen Théodore und Théodora differenziert Proust das weibliche und das männliche Geschlecht; mit gewissen seiner Romanfiguren (Charlus, Albertine, Saint-Loup, Morel, Théodore) sucht er die Differenzierung aufzuheben.

Seite 15:
1 Auf der vorangehenden Seite verbirgt Saint-Loup seine Beziehung zu Morel hinter einer Lüge.

Seite 16:
1 Im Jardin des Plantes befand sich der zoologische Garten.

2 »Tante« im Sinn von Tunte verwendet Balzac mehrmals in *Splendeurs et misères des courtisanes*.

3 Im französischen Text ergibt sich mit *ramage* (Sang) und *plumage* (Gefieder) eine Anspielung auf La Fontaines Fabel vom Fuchs und dem Raben.

Seite 17:

1 In der Betonung von Manieren liegt eine Anspielung auf die Manierismen und Manieren von Robert de Montesquiou. Vgl. die Studie von Ursula Link-Heer, »Mode, Möbel, Nippes, façons et manières. Robert de Montesquiou und Marcel Proust«, in: *Marcel Proust und die Belle Époque* [57].

Seite 19:
1 Über die Schlacht bei Ulm doziert Robert de Saint-Loup auch in Doncières (vgl. *Guermantes* [18], S. 153 und 158). Bei Burgas errangen im Ersten Balkankrieg die Bulgaren am 29. Oktober 1912 einen Sieg über die Türken.

2 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 124.

Seite 20:
1 Die in Klammern gesetzte Passage ist am Rand notiert. Wo sie eingefügt werden soll, ist unbestimmt. Sie spielt auf eine frühere Bemerkung Roberts an. Vgl. *Die Flüchtige* [21], S. 392.

2 In *La Fille aux yeux d'or* (1834/1835) erzählt Balzac die eifersüchtige Liebe der Marquise de San-Réal zu Paquita Valdès. Da diese sich in Henri de Marsay verliebt, tötet die Marquise ihre Geliebte.

Seite 23:
1 In die sibirische Stadt Tobolsk wurde 1917 die Zarenfamilie deportiert, bevor sie in Jekaterinburg ermordet wurde. Wie Daria Galateria anmerkt, hat vielleicht ein Brief Montesquious vom 7. Juni 1921 Proust den Philosophen Charles Fourier (1772-1837) in Erinnerung gerufen. Die Erwähnung von Tobolsk und Fourier steht auf einem späten Zusatz.

2 Prousts Werk und seine Briefe zeugen von einer intensiven Beschäftigung mit dem Tagebuch der Brüder Goncourt. Edmond de Goncourt (1822-1896) hat zwischen 1887 und 1896 in neun Bänden eine stark beschnittene Form des *Journal. Mémoires de la vie littéraire (1851-1895)* veröffentlicht. In seinem Testament hat er die von ihm gegründete Akademie beauftragt, zwanzig Jahre nach seinem Tod die unveröffentlichen Teile des Werks zu publizieren. Eine vollständige Ausgabe erschien jedoch erst 1956. In der Antwort auf eine Umfrage der Zeitung *Le Gaulois* (27. Mai 1922) anläßlich des hundertsten Geburtstages von Edmond de

Goncourt hat sich Proust ausführlicher über die Brüder Goncourt geäußert. Vgl. *Essays* [15], S. 473-476.

Seite 24:

1 Der *style artiste* der Brüder Goncourt bildet einen Schwerpunkt in Prousts literarischen Imitationen, ja in seinem Werk überhaupt. Neben dem Goncourt-Pastiche in der *Lemoine-Affäre* aus dem Jahre 1908 (vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [14], S. 34-38) und dem im Winter 1917/1918 entstandenen Goncourt-Pastiche in der *Wiedergefundenen Zeit* hat Proust mehrmals kleinere Exerzitien im goncourtschen Stil als Präsent für seine Freunde verfaßt, beispielsweise im Album von Mme. de Lauris (vgl. *Correspondance* [10], Bd. xi , S. 161) oder für Lucien Daudet (vgl. Marcel Proust, »Zwei unbekannte Goncourt-Pastiches«, in: *Marcel Proust. Zwischen Belle Époque und Moderne*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1999). Zahlreiche verdeckte Goncourt-Imitationen finden sich aber auch in der *Recherche*. In dem folgenden Pastiche hält sich Proust vornehmlich an die letzten, von Edmond de Goncourt verfaßten Bände des Tagebuchs. Auch andere Werke der Brüder Goncourt hat Proust als Quellen benützt, beispielsweise *Les Maîtresses de Louis XV* (1860), *L'Art du XVIII e siècle* (1859-1875), *La Maison d'un artiste* (1881) oder *L'Italie d'hier* (1894). Wir verzichten darauf, alle Bezüge nachzuweisen. Bei Jean Milly [59] sowie in den Ausgaben der Bibliothèque de la Pléiade [3] und von I Meridiani [47] finden sich ausführlichere Hinweise.

2 Wie der Pastiche überhaupt oszilliert der (erfundene) Titel *La Revue* zwischen Fiktion und Realität. In den Entwürfen steht *La Revue des Deux Mondes* und *La Revue bleue*. An keiner anderen Stelle der *Recherche* hat sich Proust so ausführlich mit der Kunstkritik seiner Zeit beschäftigt wie im Goncourt-Pastiche der *Wiedergefundenen Zeit*. Mit dem Buch Verdurins über Whistler spielt Proust auf die raffinierte Whistler-Kritik in seinem näheren Umfeld an: Mallarmé, Montesquiou, Régnier und Blanche. Neben dem fiktiven Verdurin erwähnt er im folgenden den Kunstkritiker Charles Blanc (1813-1882), den mit Edmond de Goncourt zuerst befreundeten, dann verfeindeten Theater-, Kunst- und Literaturkritiker Paul de

Saint-Victor (1825-1881), den in japanischer Kunst beschlagenen Kritiker und Sammler Philippe Burty (1830-1890). Die Reihe wird ergänzt durch Théophile Gautier (1811-1872), Autor eines umfangreichen kunstkritischen Œuvres, und Eugène Fromentin (1820-1876), Autor der von Proust nicht besonders geschätzten *Maîtres d'autrefois* (1876).

3 Madeleine heißt die weibliche Hauptfigur in Fromentins Roman *Dominique* (1863).

Seite 25:

1 Mit offensichtlichem Vernügen rangiert Proust Sainte-Beuve neben Autoren ohne große Bedeutung.

2 Eine analoge Goncourt-Imitation findet sich zu Beginn von *Sodom und Gomorrha II*. Vgl. *Sodom und Gomorrha* [19], S. 55, und die in Anm. 1 zitierte Stelle aus dem Tagebuch der Brüder Goncourt.

3 Gegen Ende der *Recherche* häufen sich die Anspielungen auf *Tausendundeine Nacht*. Vgl. Jullien [50].

4 Wie Eugène Nicole [7] gezeigt hat, überschneiden sich in dieser Anspielung möglicherweise zwei Künstler: der venezianische Architekt und Bildhauer Jacopo Sansovino (1486-1570), der u. a. die etwas später erwähnte Bibliothek von San Marco entworfen hat, und der in Volterra (Taufstein) und Florenz (Baptisterium) tätige Bildhauer Andrea Contucci, genannt il Sansovino (1460-1529).

5 Auch außerhalb der Venedig-Episode in der *Flüchtigen* bildet Venedig in der *Recherche* einen ständigen Bezugspunkt. Hier läßt Proust eine Ansicht von Venedig hinter einer Ansicht von Paris durchschimmern, die Kuppel von Santa Maria della Salute hinter der Kuppel des Institut de France, den Canal Grande hinter der Seine; an anderer Stelle die Dächer und Kamine Venedigs hinter den Dächern und Kaminen von Paris. Vgl. *Guermantes* [18], S. 801-802. Vermittelt werden diese Ansichten durch Bilder, einmal von Guardi, einmal von Carpaccio.

Seite 26:

1 Die Verdurinsche Etymologie ist natürlich reiner Unsinn. Um von ihrer Behausung am (auf der Höhe der Île Saint-Louis gelegenen) Quai de la Tournelle zur

Messe in Notre-Dame zu gelangen, wählten die Ordensschwestern der Miramionen gewiß einen direkteren Weg. Die Rue du Bac verdankt ihren Namen der Fähre (*bac*), mit der die zur Erbauung des Tuilerien-Schlosses benötigten Steine über die Seine transportiert wurden. Daß Proust die Rue du Bac ins Spiel bringt, hängt wohl damit zusammen, daß Whistler dort (in der Nummer 110) sein Pariser Atelier eingerichtet hatte.

2 Mme. Jules Lebas de Courmont, geb. Nephtalie Lefebre (1802-1844). In ihrem Tagebuch erzählen die Brüder Goncourt, daß sie ihr Interesse an Antiquitäten und Kuriositäten, an den Bibelots, ihrer Tante de Courmont verdanken. Sie wohnte nicht im Quartier des Institut, sondern in der Rue de la Paix 15.

3 Von der Kurzwarenhandlung am Quai Conti ist schon in der *Gefangenen* die Rede. Vgl. *Die Gefangene* [20], S. 279 und Anm. 1. Prousts Interesse an dem im Musée Carnavalet aufbewahrten Firmenschild geht auf das Werk der Brüder Goncourt zurück, die es in *L'Italie d'hier* und in *La Maison d'un artiste* erwähnen.

4 Zu den um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Zeichner und Kupferstecher tätigen Brüdern Saint-Aubin hatten die Brüder Goncourt eine offensichtliche Affinität. Sie sehen in deren Werk, besonders in jenem von Gabriel de Saint-Aubin, »die vollständigste Chronik vermischter Meldungen aus dem Paris des 18. Jahrhunderts«. Vgl. *L'Art du XVIII e siècle*, Paris, Flammarion/Fasquelle, o. J. (3 Bände), Bd. ii , S. 106.

5 Auch diese Angabe schillert zwischen Fiktion und Realität. Die Brüder Goncourt sprechen zwar in *L'Art du XVIII e siècle* von La Fontaines *Contes et nouvelles* in der Ausgabe der Fermiers généraux; es gibt aber keine entsprechende Ausgabe der Fabeln. Die Proustsche Beschreibung entspricht Oudrys Illustration zu »Le Rat et l'huître« in der 1755-1759 erschienenen Ausgabe der *Fables*.

6 Auf dem Umweg über den Pastiche nennt Proust hier den Bildhauer Ski mit seinem vollen Namen.

7 Diesmal führt der Weg von der Abkürzung zum vollen Namen; gemeint ist die Fürstin Scherbatow.

Seite 27:
1 Erzherzog Rudolf wurde am 30. Januar 1889 in einem Jagdpavillon bei Mayerling zusammen mit seiner Geliebten tot aufgefunden. Proust erwähnt das Ereignis bereits in den *Jeunes filles*. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 386.

2 1882 erschienener Roman von Edmond de Goncourt.

3 Karl der Große galt als der Begründer der Schulen. An seinem Namenstag, dem 28. Januar, der zu seinen Ehren schulfrei war, wurden die Klassenersten gefeiert.

Seite 28:
1 Die Brüder Goncourt wohnten in Auteuil, Boulevard Montmorency 53.

2 Auf das Silbergeschirr der Du Barry hat Proust schon in der *Gefangenen* Bezug genommen. Vgl. *Die Gefangene* [20], S. 404. Er verdankt seine Kenntnisse dem Werk der Brüder Goncourt *Les Maîtresses de Louis XV* (1860), dessen dritter Teil in erweiterter Fassung 1878 unter dem Titel *La Du Barry* erschienen ist.

3 Für die folgende kulinarische Passage bezieht Proust seine Beispiele nicht nur aus Edmond de Goncourts *La Maison de l'artiste*, sondern auch aus »den köstlichen Büchern von Pampille«. Vgl. *Guermantes* [18], S. 703 und Anm. 1. Unter dem Pseudonym Pampille veröffentlichte Marthe Allard, die Gattin Léon Daudets, in *L'Action française* (deren Chefredakteur Daudet war) gastronomische Artikel. Sie sind zusammengefaßt in dem Werk *Les Bons Plats de France*, Paris, Fayard, o. J.

4 Edmond de Goncourt hat sich des öfteren in Jean-d'Heurs, einer ehemaligen Abtei im Departement Meuse, die seinen Cousins Léon und Fédora Rattier gehörte, aufgehalten.

5 Grand cru aus dem Médoc.

Seite 29:
1 Der englische Porträtist Sir Thomas Lawrence (1769-1830) stellt seine Figuren gerne vor einen landschaftlichen Hintergrund.

Seite 30:
1 Der Bildhauer und Ziseleur Pierre Gouthière (1732-1814) fertigte u. a. die Verzierungen an ihrem Schloß in Louveciennes für die Du Barry.

Seite 31:
1 Diderots Briefe an Sophie Volland, in denen er von den Gesprächen im Salon d'Holbach berichtet, sind ein wichtiger Bezugspunkt für das Tagebuch der Brüder Goncourt.

2 An anderer Stelle heißt Verdurin mit Vornamen Gustave. Vgl. *Die Gefangene* [20], S. 452 und Anm. 1.

3 Proust nennt zweimal dieselbe Pflanze. Ob mit Absicht oder nicht und ob er sich gegebenenfalls über Madame Verdurin lustig macht, bleibt eine offene Frage.

Seite 32:
1 In *Swann* und den *Jeunes filles* nennt Proust den Maler Biche, in *Sodom und Gomorrha* Tiche.

2 Ein entsprechendes Porträt betrachtet Marcel in der Sammlung des Herzogs und der Herzogin von Guermantes. Vgl. *Guermantes* [18], S. 589-590 und 700 sowie die entsprechenden Anmerkungen. Eines der realen Vorbilder dieses fiktiven Porträts ist Renoirs *Madame Charpentier et ses enfants*, das auf S. 43 erwähnt wird.

Seite 33:
1 Die Bemerkung Madame Verdurins variiert eine Passage aus dem Goncourtschen Tagebuch (1. Februar 1895), wo von Radierungen Helleus die Rede ist.

2 Proust kombiniert ein reales Ereignis, das im Tagebuch der Brüder Goncourt am 26. April 1893 festgehalten wird, und ein Ereignis seiner Romanfiktion, nämlich den Brand, dem die frühere Wohnung der Verdurins zum Opfer fällt. Vgl. *Die Gefangene* [20], S. 283.

Seite 34:
1 Im folgenden parodiert Proust sein eigenes Interesse an psychopathologischen Phänomenen und an psychopathologischer Fachliteratur. Mit dem Begriff Veränderungen (*altérations*) weist er auf Alfred Binets *Les Altérations de la personnalité* (1892); mit jenem der Persönlichkeitsspaltungen auf Théodule Ribots *Les Maladies de la personnalité* (1883), wo solche *dédoublements* beschrieben werden, die bis zum Wahnsinn führen.

Seite 35:
1 Im Zusammenhang mit Persönlichkeitsspaltungen spielt Proust auf Stevensons Roman *The Strange Case of Dr. Jekyll and Mr. Hyde* (1885) an, während Madame Cottard ihren Kindern wohl eher die *Schatzinsel* vorliest. Proust hat den von ihm hochgeschätzten Erzähler schon in den *Jeunes filles* mit Swann in Verbindung gebracht. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 350, Anm. 1.

2 Proust kommt wohl deshalb auf die Idee, in das Verdurinsche Haus eine Kassettendecke aus dem Palazzo Barberini einzubauen, weil die Barberini beim Bau ihres Palazzos nicht davor zurückschreckten, antike Bauwerke zu plündern. Deshalb heißt es: *Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini*.

Seite 36:
1 Proust hat die Schriften Freuds nicht gekannt, doch hatte auch er, wie zahlreiche Stellen seines Werks belegen, eine Ahnung von Traumarbeit.

Seite 37:
1 Freies Zitat des letzten Verses von Victor Hugos Gedicht »?« aus *Les Contemplations*.

2 Von den verschiedenen Personen, die eine Persönlichkeit ausmachen, spricht Proust schon in den Entwürfen zum Sainte-Beuve-Projekt, beispielsweise in dem Kapitel »Das Barometermännchen« (*Gegen Sainte-Beuve* [24], S. 77-78). Die intermittierende Person, die dann zum Leben erwacht, wenn ein allgemeiner, mehreren Dingen gemeinsamer Wesenszug sich manifestiert, ist für Proust eine Verkörperung des ästhetischen Subjekts. In der Matinee Guermantes wird diese Person zum Protagonisten.

Seite 38:
1 In der vorangehenden Passage erläutert Proust das künstlerische Schaffen mit den Begriffen der kubistischen Ästhetik. Wie zuvor der Begriff *impression* war *art géométrique* in den Auseinandersetzungen um den Kubismus zu Beginn negativ konnotiert. Bald aber wurde die Geometrie, beispielsweise in Apollinaires *Les Peintres cubistes*, erschienen im selben Jahr (1913) wie *Du côté de chez Swann*, zum positiven Merkmal der neuen Kunst. Wie die Naturwissenschaftler über die euklidische Geometrie hinausgehen, erschließen die Kubisten, »was man im

Künstlerjargon als die *vierte Dimension* bezeichnet«. Auch das Bild des Chirurgen findet sich bei Apollinaire, und zwar im Zusammenhang mit Picasso. Vgl. Guillaume Apollinaire, *Œuvres en prose complètes*, Paris, Gallimard, Bibliothèque de la Pléiade, 1991 (3 Bände), Bd. ii , S. 11 und 24. In *Sodom und Gomorrha* [19], S. 596, hat Proust die Geometrie mit dem nicht kubistischen, sondern futuristischen Motiv des Automobils in Verbindung gebracht. Zu Kubismus und Futurismus bei Proust vgl. Hohl [48] und [49] sowie Keller [53].

2 Mit Volumen, Licht und Bewegung nimmt Proust weitere Begriffe der kubistischen Ästhetik auf.

Seite 41:

1 Die Beispiele sind nicht ganz zufällig gewählt, denn auch in *La Cousine Bette* thematisiert Balzac den Gegensatz zwischen dem Amateur und dem Künstler.

Seite 42:

1 Anspielung auf das Gedicht »La Fontaine de Boileau. Épître à Mme la comtesse Molé« aus den *Pensées d'août* (1843).

2 Bei den zahlreichen Lobliedern Prousts auf die Dichterin Anna de Noailles bildet das Wort Genie ein Leitmotiv. Vgl. die Besprechung des Gedichtbandes *Les Éblouissements* in *Essays* [15], S. 314-332.

Seite 43:

1 Seit seinen frühesten Schriften liebt es Proust, die moderne Porträtmalerei der traditionellen, akademischen gegenüberzustellen. In »Fächer« (*Freuden und Tage* [13], S. 72) Whistler und Bouguereau; in *Swann* (*Unterwegs zu Swann* [16], S. 541) Biche und Machard oder Leloir. Hier bezieht er sich auf Renoirs *Madame Charpentier et ses enfants* (1878), auf die Porträts von Pierre-Auguste Cot (1837-1883) und auf das *Porträt der Gräfin Aimery de la Rochefoucauld* von Charles Chaplin (1825-1891), das schon in »Der Salon der Gräfin Aimery de la Rochefoucauld« Erwähnung findet. Vgl. *Essays* [15], S. 181.

Seite 45:

1 Diese Überleitung dient dazu, die zwischen 1914 und 1918 geschriebenen Kapitel über Paris im Krieg in den Roman einzufügen. Ein biographischer Bezug zu

Prousts Aufenthalt im Sanatorium von Dr. Sollier in Boulogne-sur-Seine nach dem Tod seiner Mutter drängt sich nicht auf.

2 Obwohl er im September 1911 ausgemustert worden war, äußerte Proust in mehreren Briefen im Herbst 1914 die Befürchtung, sich wieder stellen zu müssen. In seinem Tagebuch berichtet Paul Morand: »Proust glaubt, sich wieder stellen zu müssen; wenn das tagsüber geschehen sollte, was wahrscheinlich ist, kann er zur Musterung nicht antreten, da er ja schläft; er fürchtet deshalb, zum Deserteur erklärt zu werden. Er erkundigt sich bei Lucien Daudet, ob dessen Bruder für ihn nicht die besondere Gunst einer Arztvisite um Mitternacht erwirken könne.« Vgl. Morand [32], S. 25.

3 Die zylinderartigen Turbane sind auch auf den Bildern Fernand Légers aus den Jahren des »Tubismus« (1913-1914) zu sehen. Mme. Tallien (1773-1835) lancierte in der Zeit des Directoire (1795-1799) die griechische Mode. Zur selben Zeit übertrug der Schauspieler Talma (1763-1826) Elemente des antiken Kostüms auf die moderne Bühne. Er wurde dabei von dem Maler David beraten.

Seite 46:

1 Wie Daria Galateria anmerkt, erhielt Marie Scheikévitch im Sommer 1917 von ihrem Bruder, der an der Front war, einen selbstgebastelten Zigarrenanzünder. Dieser bestand aus einem Granatsplitter und zwei englischen Münzen. Proust bat seine Freundin, ihm das Objekt zu schenken, und fügte hinzu: »Wissen Sie, Sie werden es im Buch wiederfinden.« Vgl. Scheikévitch [37], S. 154.

Seite 47:

1 Das Zitat stammt, wie in der neuen Pléiade-Ausgabe angemerkt wird, aus: *Description des ouvrages de peinture, exposés au salon du Louvre, par les artistes composant la commune générale des arts, le 10 août 1793, l'an II e de la République française, une et indivisible*. Proust bezieht es aus einem Werk der Brüder Goncourt: *Histoire de la société française pendant le Directoire* (1864), S. 264-265. Von da stammen auch seine Kenntnisse über Mme. Tallien.

Seite 48:

1 Bei der in Anführungszeichen gesetzten Passage handelt es sich möglicherweise um ein Pastiche.

Seite 49:
1 In den Anmerkungen der Pléiade-Ausgabe findet sich der Hinweis auf einen Artikel von Maurice Barrès in *L'Écho de Paris* vom 27. Juni 1916. Barrès schreibt: »Wer diese außerordentliche Dunkelheit gesehen hat, vor dem wird man sich hüten müssen; er wird es niemals unterlassen, wenn von Venedig die Rede ist, seinen Zeitgenossen mit den beharrlich wiederholten Worten in den Ohren zu liegen: 1916 hätte man da sein müssen!» Vgl. *Chronique* [26], Bd. viii , S. 199. Madame Verdurins Worte sind aber auch ein Echo auf Marinettis futuristisches Manifest *Contro Venezia passatista* (27. April 1910), in dem statuiert wurde, eine Lokomotive sei schöner als die Markuskirche.

Seite 50:
1 Das in der vorangehenden Passage Monsieur Bontemps zugeschriebene politische Schicksal erinnert an jenes von Joseph Reinach (1856-1921). Es widerspiegelt auch die politischen Überzeugungen Marcel Prousts. Reinach, ein enger Vertrauter von Mme. Straus, war die treibende Kraft der Dreyfus-Anhänger. Als dann im Sommer 1913 die Verlängerung der Wehrdienstpflicht von zwei Jahren auf drei Jahre diskutiert wurde, gehörte Reinach zu den Befürwortern einer Verlängerung, das heißt zu den Patrioten. Während des Krieges verfaßte er als Redakteur von *Le Figaro* unter dem Pseudonym Polybe Chroniken zum Kriegsgeschehen, die Proust den Artikeln Brichots (vgl. S. 126) zugrunde gelegt hat. Die neunzehn Bände der zwischen 1915 und 1919 publizierten *Commentaires de Polybe* bilden eine Art Gegenstück zu Reinachs dreibändiger *Histoire de l'affaire Dreyfus* (Paris, Fasquelle, 1930).

Seite 52:
1 Anspielung auf zwei Beispiele unwillkürlicher Erinnerung in Chateaubriands *Mémoires d'outre-tombe*. Am Ende des 2. Kapitels des 3. Buches taucht plötzlich, als sich Chateaubriand am 4. Juli 1817 im Park von Montboissier befindet, die Erinnerung an Combourg auf: »Ich wurde durch den Sang einer Drossel aus mei-

nen Überlegungen gerissen, die auf dem höchsten Zweig einer Birke saß. Im selben Augenblick ließ dieser magische Klang vor meinen Augen das väterliche Gut aufsteigen.« Im 5. Kapitel des 6. Buches erinnert ihn, als er bei seiner Amerikareise 1791 in Saint-Pierre auf Miquelon an Land geht, der Duft blühender Bohnenstauden an die Heimat: »Ein feiner, zarter Duft nach Heliotrop entströmte einem kleinen Beet mit blühenden Bohnenstauden; nicht eine heimatliche Brise trug sie uns zu, sondern ein von Neufundland her blasender Sturmwind, ohne Beziehung zu der exilierten Pflanze, ohne Gefühl für Erinnerung und Wonne.« Vgl. Chateaubriand [29], Bd. I, S. 76 und 211. Am Rand dieses in Klammern gesetzten Einschubs vermerkt Proust: »Montboissier, den Namen des Vogels und den Namen der Blume überprüfen.« Bei der zweiten Erwähnung der beiden Passagen (während der Matinee Guermantes, S. 336) steht anstatt *réséda* korrekt *héliotrope*. Auch in seinem Flaubert-Artikel zitiert Proust die *Mémoires d'outre-tombe* als Vorbild seines Romans. Vgl. *Essays* [15], S. 409.

Seite 53:

1 Mit Boche wurden und werden in Frankreich die Deutschen bezeichnet. Sansculotte wurde jeder genannt, der anstatt Kniehosen lange Hosen trug, im besonderen aber die französischen Revolutionäre. Mit Chouans werden die westfranzösischen Parteigänger des Königtums zwischen 1793 und 1800 bezeichnet, mit *bleu* ein Soldat der französischen Republik.

2 *Jusqu'au-boutistes* und *défaitistes* hießen zu Beginn des Ersten Weltkrieges die Falken und die Tauben.

3 Es geht um den Grafen Othenin d'Haussonville (1843-1924), der 1888 in die Académie française aufgenommen wurde. Dort gehörte er zu dem sogenannten *parti des ducs*, dem ein wesentlicher Einfluß bei der Aufnahme neuer Mitglieder nachgesagt wurde.

Seite 54:

1 Frankreich spielte eine aktive Rolle bei den Ereignissen, die den deutschfreundlichen König Konstantin, einen Schwager Wilhelms ii ., zwangen, 1917 zugunsten

seines Sohnes Alexander abzudanken. Ministerpräsident Venizelos kam wieder an die Macht und führte Griechenland in das Lager der Alliierten.

2 Grand Quartier Général.

3 Gemeint ist der spanische König Alfons xiii ., der bei seinen Besuchen in Paris 1905 und 1913 die Herzen des Volkes erobert hat.

Seite 56:

1 Auch hier interessiert sich Proust weniger für die geschichtlichen Ereignisse an sich als für ihr Bild in den Köpfen der Menschen und für den Bedeutungswandel der Wörter.

2 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 650, und *Die Flüchtige* [21], S. 282.

Seite 57:

1 Sowohl mit der Figur Andrées als auch mit den Verdurins geht es Proust darum, den Geschmackswandel zu illustrieren. Andrée hat die Ästhetik der Ballets Russes bereits hinter sich gelassen, während sich der Marquis Melchior de Polignac (1880-1950), ein bedeutender Förderer avantgardistischer Kunst, sein Haus noch von Bakst (1866-1924), dem Bühnenbildner der Ballets Russes, einrichten läßt. Der Maler und Dekorateur Édouard Dubufe (1853-1909) hat zahlreiche Repräsentationsbauten der Dritten Republik ausgeschmückt, beispielsweise die Comédie-Française, die Sorbonne oder das Hôtel de Ville.

Seite 59:

1 Proust legt Madame Verdurin Modewörter in den Mund. Für zensurieren, schwärzen sagte man *caviarder*; für zwangsversetzen *limoger*. (Im September 1914 hat der Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte, Marschall Joffre, mehr als hundert Generäle, die er für unfähig hielt, ihres Kommandos enthoben und nach Limoges versetzt. Daher der Ausdruck *limoger*.)

Seite 60:

1 Wer Ländereien und Liegenschaften besaß, hatte keine Einkünfte, da infolge eines Moratoriums Pacht- und Mietzinsen ausgesetzt waren.

2 Le Majestic war ein Luxushotel in der Avenue Kléber.

Seite 62:

1 Die summarische Art und Weise, wie Proust die Klammer anfügt, zeigt den unfertigen Charakter des Manuskripts.

2 Zu Beginn des Ersten Weltkrieges bestanden in Paris etwa fünfzehn, meist in der Gegend der Boulevards gelegene Lichtspielhäuser.

Seite 63:
1 Nur selten gibt Proust topographische Angaben zur Lage des Guermantesschen Stadtpalais. Hier befinden wir uns auf dem linken Ufer, im Faubourg Saint-Germain.

Seite 64:
1 Blühende Bäume sind für Proust stets Anlaß zu stilistischen Exerzitien. Mit *délicatesse*/*délicieuse*/*développaient*, *ombres*/*arbres*/*légères* und *prairie*/*paradisiaque* sucht er den optischen Eindruck in Sprachlautung umzusetzen. Vgl. *Guermantes* [18], S. 214, und *Essays* [15], S. 154.

Seite 65:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [19], S. 357.

Seite 68:
1 Die Statuen von Saint-André-des-Champs verkörpern die Tugenden des alten Frankreichs. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [16], S. 221.

2 Vgl. beispielsweise die Begegnung mit den Cambremers in *Sodom und Gomorrha* [19], S. 302-326.

Seite 70:
1 Der Gesundheitszustand des Kaisers war ein ständiges Thema der französischen Kriegspropaganda.

2 Von diesen beiden Aktien ist im Briefwechsel Prousts mit seinem Bankier Lionel Hauser mehrmals die Rede. Die de Beers steht im Zentrum von Prousts *Lemoine-Affäre*. Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [14].

Seite 76:
1 Marschall Moltke (1800-1891), der Sieger von 1871, warnte für einen zukünftigen Krieg vor einem schnellen Vorstoß nach Westen. In dem *Règlement sur la conduite des grandes unités*, auf das Saint-Loup anspielt, werden schnelle Gegenschläge postuliert.

Seite 78:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 662-663.

Seite 79:
1 Die Parallele zwischen den beiden Schülern des Sokrates gehört zum klassischen Bildungsgut.

2 Die Idee einer gemeinsamen Landung von Deutschen und Japanern ist natürlich reiner Unsinn.

Seite 80:
1 Angesichts der immer näher rückenden deutschen Truppen verlegte die französische Regierung ihren Sitz am 2. September 1914 nach Bordeaux. Anfang Dezember kehrte sie nach Paris zurück.

2 Eugène Nicole merkt an, daß die Franzosen zu Beginn des Krieges nur über 150 Flugzeuge verfügten. Im Lauf der folgenden Jahre wurden 55.000 Maschinen gebaut.

Seite 81:
1 Vgl. *Die Gefangene* [20], S. 425.

Seite 85:
1 Sowohl als Ministerpräsident (1912-1913) als auch anschließend als Staatspräsident (1913-1920) verfolgte Raymond Poincaré (1860-1934) eine revanchistische Politik. Man hat ihm vorgeworfen, sich nicht energisch genug für den Frieden eingesetzt zu haben.

2 Vgl. *Die Gefangene* [20], S. 266.

Seite 86:
1 Während des Krieges verlegt Proust Combray aus der Beauce in den vom Krieg heimgesuchten Teil Frankreichs, nämlich in die Nähe von Reims.

Seite 87:
1 Die Bombardierungen durch die Rumpler-Tauben begannen am 30. August 1914. Die von Edmund Rumpler (1872-1940) entwickelte Etrich-Rumpler-Taube war vor dem Ersten Weltkrieg das bekannteste und erfolgreichste Flugzeug.

Seite 88:

1 Hinter Gilberte in Tansonville verbirgt sich Madeleine Lemaire in ihrem Schloß Réveillon, die sich über die bei ihr einquartierten deutschen Militärs nicht zu beklagen hatte.

Seite 89:
1 Die in Anführungszeichen gesetzten Ausdrücke finden sich in Tagesbefehlen von Marschall Pétain.

Seite 90:
1 Über den Bedeutungsbeziehungsweise den Wertwandel des Wortes *poilu* vgl. Barrès, *Chronique* [26], Bd. vi , S. 102-106.

Seite 92:
1 Proust rückt Saint-Loup in die Nähe von Romain Rolland (1866-1944). Rolland schrieb zu Beginn des Krieges im *Journal de Genève* eine Reihe von Artikeln, die er 1915 unter dem Titel *Au-dessus de la mêlée* zusammenfaßte. Daß Rolland dem Deutschland Beethovens und Goethes treu blieb, wurde ihm in Frankreich übelgenommen.

2 Das fragliche Werk von Pierre Quillard (1864-1912) ist 1886 erschienen. Außer der Erwähnung in der *Wiedergefundenen Zeit* hat es keine großen Wellen geschlagen.

3 Die Szene mit dem Waldvöglein findet sich im zweiten Aufzug. Proust hat sich in seinen Briefen immer wieder gegen die chauvinistischen Bemühungen ausgesprochen, deutsche Kunst und im besonderen Wagner zu ignorieren, ja zu verbieten.

Seite 94:
1 Der »gute Grund«, weshalb Austerlitz und Valmy »ewigen Ruhm« erlangt haben, ist ein literarischer. Proust gibt der Schlacht bei Méséglise und sich selbst eine nicht unbescheidene Ahnenreihe: Tolstoj und Goethe. In *Krieg und Frieden* (1868) wird die Schlacht bei Austerlitz, in der *Campagne in Frankreich 1792* (1822) die Kanonade von Valmy beschrieben.

2 Die Schlacht um Méséglise ist derjenigen um Verdun nachgebildet.

Seite 97:

1 Ein erster Zeppelinangriff auf Paris fand am 21. März 1915 statt; ein zweiter, der großen Schaden anrichtete und bei dem zahlreiche Opfer zu beklagen waren, am 29. Januar 1916. Vgl. Barrès, *Chronique* [26], Bd. iv , S. 44.

Seite 98:
1 Das 1840 während einer deutsch-französischen Krise verfaßte Gedicht von Max Schneckenburger (1819-1849) wurde 1870 während einer weiteren Krise von Karl Wilhelm (1815-1873) vertont.

Seite 99:
1 Zu Proust und El Greco vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 394 und Anm. 2.

2 François Ferrari war um die Jahrhundertwende der Chronist mondäner Ereignisse in *Le Figaro*.

3 Die vorangehende Passage übernimmt zahlreiche Elemente eines Briefes von Proust an Mme. Straus von Ende Juli 1917. Proust schildert darin einen Bombenangriff, den er von der Place Vendôme aus beobachtet hat. Vgl. *Correspondance* [10], Bd. xvi , S. 196. *L'Hôtel du Libre-échange* (1894) ist ein Theaterstück von Feydeau und Desvallières.

Seite 100:
1 Jean-Baptiste Bressant (1815-1886) und Louis-Arsène Delaunay (1826-1903), beide Mitglieder des Ensembles der Comédie-Française, werden schon in *Swann* erwähnt. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [16], S. 23 und 110.

Seite 101:
1 Tatsächlich sind das nur Worte, doch bereiten dem Autor solche Tiraden, wie er sie an anderer Stelle Monsieur de Charlus in den Mund legt, offensichtlich Vergnügen. Mit der ihr eigenen historischen Akribie hat sich Daria Galateria dieser Passage angenommen. Wir fassen ihre Anmerkungen zusammen: *Carpe* bedeutet nicht nur *Karpfen*, sondern auch *langweilig* oder *dumm*; *escarpe* bedeutet *Graben* oder auch *Bandit*. Seit der *Gefangenen* ist Monsieur de Charlus auf die Gräfin Molé schlecht zu sprechen. Arthur Meyer (1844-1924) war Chefredakteur der monarchistischen Zeitung *Le Gaulois*. Der Graf von Chambord (1820-1883) war der letzte Kronprätendent aus dem Hause Bourbon. *Escarpe* ist also auch der Gra-

ben, der den aus einfachen Verhältnissen stammenden Meyer von Chambord trennt. *Carpe à la Chambord* findet sich in französischen Kochbüchern, beispielsweise in François Bonneau, *Talleyrand à table*, Châteauroux, 1988: Den Karpfen mit Nelkennägeln, Trüffeln und Speck spicken; in einer *sauce mirepoix* (Zwiebel, Karotten, Schinken und Bordeauxwein) leicht kochen lassen; den Sud mit Butter, Pilzen und Madeira anreichern; den Fisch auf einem Reisbett glaciert servieren … 1873 wäre es in Frankreich beinahe zu einer Restauration gekommen. Der Plan scheiterte schließlich, weil der Graf von Chambord sich weigerte, die Trikolore als Fahne Frankreichs zu akzeptieren. *Le Bonnet rouge* war eine revolutionäre, antimilitaristische Zeitung.

Seite 102:
1 Freies Zitat aus Baudelaires Gedicht »Le Balcon«.

2 Anspielung auf die siegreiche Schlacht bei Tannenberg am 30. August 1914 und die Operationen Hindenburgs zwischen Mai und September 1915, die zu einem Rückzug der russischen Truppen führten.

Seite 103:
1 Proust spricht aus eigener Erfahrung. Die während des Krieges geschriebenen Teile der *Recherche* weichen von »seinem vorgefaßten Plan erheblich ab«.

2 Die in Frankreich *gotha* genannten neuen deutschen Kampfflugzeuge gelangten in der Nacht vom 30. zum 31. Januar 1918 erstmals zum Einsatz. Es gab fünfundvierzig Tote und über zweihundert Verletzte. In einem kurz vor dem 13. Februar 1918 geschriebenen Brief an Mme. Straus erzählt Proust, er sei von einem Gotha-Angriff überrascht worden, als er sich zu den La Rochefoucaulds begab, um das zweite Streichquartett von Borodin zu hören. Vgl. *Correspondance* [10], Bd. xvii , S. 104.

3 Die Sommerzeit wurde in Frankreich 1916 eingeführt.

Seite 104:
1 Das aus Anlaß der Weltausstellung von 1878 erbaute Palais du Trocadéro (heute steht an seiner Stelle das Palais de Chaillot) war von einer metallenen Kuppel und zwei Türmen gekrönt.

2 Proust erinnert sich wohl weniger an seine Schweizer Reise im Sommer 1893 als an die auf Skizzen und Bildern festgehaltenen Schweizer Reisen Turners, die ihm durch Ruskin bekannt waren. Vgl. die Aquarellstudie *Zürich* (London, Tate Gallery) oder das Ölbild *Ein Festtag in Zürich* (Kunsthaus Zürich).

Seite 105:
1 Zu Proust und Carpaccio vgl. Alberto Beretta Anguissola, »Proust et les peintres italiens«, in: *Marcel Proust. L'écriture et les arts* [56], und Annick Bouillaguet, »Entre Proust et Carpaccio, l'intertexte des livres d'art«, in: *Proust et ses peintres* [62].

Seite 106:
1 Der Ausdruck *avant-guerre* geht auf ein Werk *L'Avant-guerre* zurück, das Léon Daudet 1914 noch vor dem Ersten Weltkrieg veröffentlicht hat. Daudet rühmt sich, den Begriff erfunden zu haben, und fügt hinzu, die deutsche Presse habe ihm die Ehre angetan, seine Wortschöpfung mit *Vorkrieg* zu übersetzen.

Seite 107:
1 Proust umreißt in großen Zügen den Faubourg Saint-Germain: Die Rue de la Chaise liegt bei Sèvres-Babylone, die Rue Garancière bei der Kirche Saint-Sulpice und die Place du Palais-Bourbon hinter der Abgeordnetenkammer in der Rue de l'Université.

Seite 108:
1 Vgl. *Die Gefangene* [20], S. 461.

Seite 109:
1 Paul Deschanel (1855-1922) war von 1898 bis 1902 und 1912-1920 Präsident der Abgeordnetenkammer. Danach wurde er Staatspräsident. Er war ein Habitué der Empfänge bei Madeleine Lemaire.

Seite 111:
1 Anastasie ist der Übername für die Zensur. Woher die Bezeichnung stammt, bleibt zu untersuchen.

Seite 112:
1 Zu Morels Bergotte-Imitationen vgl. S. 11 und Anm. 2.

Seite 114:
1 1897 uraufgeführte Oper von Reynaldo Hahn. Vgl. *Essays* [15], S. 347, Anm. 7.

Seite 115:
1 Als *peintre de fêtes galantes* wurde Watteau am 28. August 1717 in die Académie royale de peinture et de sculpture aufgenommen.

2 Renoirs *Le Bal du moulin de la Galette* (1876) befindet sich heute im Musée d'Orsay.

Seite 116:
1 Ende 1916 signalisierte Deutschland die Bereitschaft, Friedensverhandlungen aufzunehmen. Die Alliierten sind nicht darauf eingegangen. Zu Beginn des Krieges täuschte Zar Ferdinand von Bulgarien Neutralität vor, bis er dann im September 1915 Serbien angriff. Zu König Konstantin von Griechenland vgl. S. 54, Anm. 1.

Seite 119:
1 Am 7. Mai 1915 wurde der englische Dampfer vor der Küste Irlands von einem deutschen Torpedo getroffen. Der Untergang der *Lusitania* forderte über tausend Todesopfer.

Seite 120:
1 Die dicke Bertha verdankt ihren Namen der Tochter des Herstellers: Krupp. Vom 23. März 1918 an wurde Paris mit diesem großkalibrigen Geschütz, das eine Reichweite von über hundert Kilometern besaß, beschossen.

Seite 121:
1 Vgl. den Beginn von *Sodom und Gomorrha*.

Seite 123:
1 Eine analoge Passage findet sich in Prousts Vorwort zu *Propos de peintres* von Jacques-Émile Blanche. Vgl. *Essays* [15], S. 386.

Seite 124:
1 Proust las während des Krieges täglich mehrere Zeitungen. Er schätzte die Artikel zum Kriegsgeschehen von Oberst Feyler in *Le Journal de Genève* und diejenigen von Henry Bidou in *Le Journal des débats*. Die unter dem Pseudonym Polybe erscheinenden Kommentare von Joseph Reinach in *Le Figaro* sagten ihm weniger zu.

Seite 125:

1 Der von Proust geprägte Ausdruck spielt mit der homosexuellen Veranlagung des Barons von Charlus und mit seinen politischen Überzeugungen, seinem Karlismus.

2 Rasputin, der Vertraute des Zaren und der Zarin, wurde am 30. Dezember 1916 auf einer Soiree von Fürst Jussupow erschossen.

Seite 127:

1 Anspielung auf die Novelle *Die Mädchenfeinde* (1907) von Carl Spitteler (1845-1924), in der zwei Knaben, Hansli und Gerold, versuchen, mit einem Dragoner, dessen Uniform sie bewundern, ins Gespräch zu kommen. Spittelers Novelle wurde 1917 unter dem Titel *Les Petits Misogynes* ins Französische übertragen. 1920 erhielt Spitteler den Nobelpreis für Literatur.

2 Zu den verschiedenen Episoden der Dreyfus-Affäre vgl. *Jean Santeuil* [2], S. 1165-1169, und *Guermantes* [18], S. 866-868.

Seite 129:

1 Das in der Nähe von Verdun gelegene Dorf Vauquois lag während des ganzen Krieges in der Frontlinie. In den Monaten Februar und März 1915 fanden dort besonders heftige Kämpfe statt.

Seite 131:

1 Man denkt an den Prozeß gegen Oscar Wilde und an die Eulenburg-Affäre.

Seite 134:

1 Joseph Caillaux (1863-1944), Parteivorsitzender der Radikalen, wurde 1920 wegen »Kontakten mit einer feindlichen Nation« zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. 1925 wurde er rehabilitiert.

2 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [19], S. 208-210.

3 Der frühere Ministerpräsident Giovanni Giolitti (1842-1928) sprach sich gegen ein Zusammengehen Italiens mit den Alliierten aus, das 1915 trotzdem zustande kam.

Seite 135:

1 Gleich nach dem Waffenstillstand vom 11. November 1918 zeigten sich Divergenzen im alliierten Lager. Im Interesse eines Gleichgewichts auf dem Kontinent

war England darauf bedacht, Frankreich nach dem Sieg nicht allzu große Vorteile zuzugestehen.

Seite 136:
1 Es handelt sich um die Masurischen Seen. Vgl. S. 102.

2 Anspielung auf die Wahlen im Jahre 1916 in Griechenland. Die Neutralisten erhielten die Mehrheit gegenüber Venizelos, der Griechenland in das Lager der Alliierten führen wollte.

Seite 137:
1 Erst gegen Ende August 1916 fand sich Rumänien bereit, Österreich den Krieg zu erklären.

2 Nach dem Zweiten Balkankrieg (1913) und ihrem Sieg über Bulgarien waren Serbien und Griechenland durch eine Verteidigungsallianz verbunden.

Seite 138:
1 Zwischen 1882 und 1914 bildeten das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn und Italien den sogenannten Dreibund; zwischen Deutschland und Rumänien bestanden Handelsabkommen.

Seite 139:
1 Die Habsburger regierten in Österreich seit dem Ende des 13. Jahrhunderts und stellten seit dem 15. Jahrhundert den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Die Hohenzollern dagegen erlangten Königswürde 1701 mit Friedrich i . und Kaiserwürde 1871 mit Wilhelm i .

2 Anspielung auf Fra Galeazzo, Fürst von Thun und Hohenstein, Großmeister des Malteserordens seit 1905.

Seite 140:
1 Diadochen (Nachfolger) hießen die Feldherren Alexanders des Großen, die sich nach seinem Tod sein Reich teilten; hier bezeichnet das Wort den griechischen Kronprinzen.

Seite 141:
1 Im Kommentar der Pléiade-Ausgabe wird vermutet, es handle sich um die Herzogin von Mecklenburg, die 1898 den Prinzen Christian von Dänemark geheiratet hat. Zur Homosexualität des bulgarischen Zaren vgl. *Guermantes* [18], S. 339.

2 Wie in einer Tragödie Racines führt das Gespräch von der politischen Ebene in die Sphäre der Leidenschaften, und Monsieur de Charlus landet unweigerlich bei seinem Lieblingsthema.

Seite 142:
1 Gemeint ist der Malteserorden.

Seite 147:
1 Den Übernamen Chochotte verwendet Madame Verdurin schon in *Sodom und Gomorrha*. In der Umgangssprache bedeutet *chochotte* auch homosexuell.

Seite 148:
1 Jedes Buch hat sein Schicksal. Der auf den Dichter und Grammatiker Terentianus Maurus (4. Jh. n. Chr.) zurückgehende Ausspruch figuriert in den rosa Seiten des *Petit Larousse Illustré*.

2 Émile Combes (1835-1921), Ministerpräsident von 1902-1904, war ein überzeugter Befürworter der von Proust bekämpften Gesetze über die Trennung von Kirche und Staat. In der Bemerkung über das Vorwort von Anatole France liegt wohl eine gewisse Selbstgefälligkeit, hatte doch France auch für Prousts Erstling ein Vorwort verfaßt.

3 »Le moi est haïssable« ist ein Zitat aus den *Pensées* von Pascal.

4 Mit der heterogenen Namenreihe – zwei Militärhistoriker, ein Dichter, ein Philosoph – mokiert sich Proust über die gelehrte Pedanterie.

Seite 149:
1 Pater Henri Didon (1840-1900) war ein dominikanischer Prediger und Theologe.

Seite 150:
1 1855 von dem Metzger Duval begründete Restaurantkette mit vornehmlich weiblicher Bedienung in strenger Kleidung.

2 Dieser Einschub ist eine *intrusion d'auteur*, ein Eingriff des Autors in die Fiktion. Nicht dem Baron von Charlus, sondern Marcel Proust hat Paul Morand die fragliche Begebenheit erzählt, und zwar mündlich, denn in keinem seiner Werke ist davon die Rede. Die Novelle *Clarisse* erschien erstmals 1917 in *Le Mercure de France*. Sie figuriert auch in dem Band *Tendres Stocks* (1921), für den Proust ein Vorwort geschrieben hat. Vgl. *Essays* [15], S. 419-434. Wie die Herausgeber der

Pléiade-Ausgabe anmerken, wird die von Morand erzählte Anekdote auch erwähnt in: Erna von Watzdorf, *August der Starke. Kunst und Kultur des Barock*, Dresden, C. Heinrich, 1933, S. 58.

3 Man erinnert sich an die »Gigantentreppe« im Palais Saint-Euverte. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [16], S. 470.

Seite 151:

1 Die im Departement Oise gelegene Stadt Noyon galt als Symbol für das wechselhafte Kriegsgeschehen. Am 2. September 1914 wurde sie von den Deutschen erobert; als sich die Deutschen auf die Siegfriedlinie zurückzogen, wurde sie von den Franzosen am 18. März 1917 zurückerobert; im März 1918 fiel sie wieder in deutsche Hand.

2 Auch die Stadt Reims erlangte im Ersten Weltkrieg symbolische Bedeutung, wurde doch die Kathedrale zwischen 1914 und 1916 mehrmals getroffen und durch deutsche Brandbomben schwer beschädigt. »Man hat sie *vitrioliert*«, schreibt Proust im März 1915 an Louis d'Albufera, »aus abscheulicher Wut. Die moralische Verworfenheit, die diesem Verbrechen zugrunde liegt, ist ebenso enorm wie das Verbrechen selbst.« Vgl. *Correspondance* [10], Bd. xiv , S. 71. Als Proust 1919 in *Pastiches et mélanges* seinen Artikel »La Mort des cathédrales« aus dem Jahr 1904 wiederaufnahm, fügte er in einer Anmerkung hinzu: »Zehn Jahre sind vergangen, und der ›Tod der Kathedralen‹ besteht in der Zerstörung ihrer Steine durch die deutschen Truppen, nicht in der ihres Geistes durch eine antiklerikale Kammer, die nun mit unseren patriotischen Bischöfen eine Einheit bildet.« (*Nachgeahmtes und Vermischtes* [14], S. 195.)

3 Die ersten amerikanischen Truppen trafen im Mai 1917 in Frankreich ein.

4 Anspielung auf den Roman *Les Déracinés* (1897) von Maurice Barrès. Was die Meisterwerke betrifft, geht der Autor mit seiner Romanfigur nicht einig. Proust hat sich immer gegen Tendenzen ausgesprochen, Kunstwerke in einem historisierenden Rahmen zu zeigen.

Seite 152:

1 Die Statue befindet sich am Portal des hl. Firmin.

Seite 153:

1 Vor Maurice Barrès war Paul Déroulède (1846-1914) Präsident der Ligue de la Patrie Française. Die Allegorie der Stadt Straßburg und nach der deutschen Invasion auch diejenige der Stadt Lille auf der Place de la Concorde waren Kultstätten der Ligue. Nach der Verwüstung der Kathedrale von Reims schreibt Maurice Barrès am 20. September 1914: »Die Wunderwerke des französischen Geistes mögen untergehen, nicht aber der französische Geist selbst! Die schönsten Steine mögen vernichtet werden, doch das Blut meiner Rasse bleibe erhalten! In diesem Augenblick ziehe ich den bescheidensten, unscheinbarsten Infanteristen Frankreichs unseren der Ewigkeit würdigen Meisterwerken vor.« Vgl. *Chronique* [26], Bd. i ., S. 241-242.

2 An diesem Punkt hat sich sogar Romain Rolland zu einem Protest bewegen lassen: »Wer dieses Meisterwerk tötet, mordet mehr als einen Menschen, er mordet die reinste Seele einer Rasse.« Vgl. *Au-dessus de la mêlée* [34], S. 10.

3 Während von deutscher Seite erwogen wurde, nach einem Sieg gewisse Randgebiete, beispielsweise Belfort, zu annektieren, setzte sich Barrès zu Beginn des Krieges dafür ein, daß Frankreichs Ostgrenze an den Rhein verlegt werde. Nach dem Waffenstillstand begnügte er sich unter dem Druck der Alliierten, die sich gegen jede Annexion aussprachen, damit, eine rheinländische Pufferzone zwischen Frankreich und Preußen zu fordern.

4 Tatsächlich wurde erst bei Ausbruch des Krieges die Wiedergewinnung der 1871 verlorenen Provinzen zu einem Thema der offiziellen französischen Politik.

Seite 154:

1 Wie die Herausgeber der Pléiade-Ausgabe anmerken, verdankt der aus dem mittelalterlichen Rolandslied stammende Ausdruck *France douce* seine Verbreitung in neuerer Zeit einem Schulbuch, nämlich der Anthologie *La Douce France* (1911) von René Bazin.

2 Dieser Gedanke taucht in keinem der vorangehenden Gespräche zwischen dem Romanhelden und Monsieur de Charlus auf. Proust äußert ihn jedoch mehrmals in

seinen Überlegungen zur künstlerischen Originalität. Vgl. *Guermantes* [18], S. 459, und *Essays* [15], S. 432-433.

Seite 155:

1 Das Gesetz über die Trennung von Kirche und Staat wurde am 9. Dezember 1905 verabschiedet. Die endgültige Rehabilitierung von Dreyfus und die Ernennung von Picquart zum Kriegsminister erfolgten 1906.

2 Die Anspielung ist einigermaßen vertrackt, und es ist nicht ganz deutlich, welche Gedanken und Wünsche Proust seinen Figuren zuschreibt. Der monarchistisch gesinnte Charles Maurras hat in der *Gazette de France* (1902) eine Rezension über die von Étienne Lamy herausgegebenen *Mémoires d'Aimée de Coigny* verfaßt. Aimée de Coigny, Herzogin von Fleury (1769-1820), ist die von André Chénier besungene *jeune captive*. Ihrem Einfluß ist es zu verdanken, daß sich Talleyrand um 1812 dazu bewegen ließ, auf eine Restauration hinzuarbeiten. Proust hat den Text von Maurras in dem 1917 in zweiter Auflage erschienenen Band *L'Avenir de l'intelligence* gelesen.

3 General Pau (1848-1932) gehörte zur alten Garde. Er hatte im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 die rechte Hand verloren. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges führte er die französische Einheit, die im August 1914 im Elsaß Fuß faßte.

Seite 156:

1 Gabriel Syveton (1864-1904) war einer der Begründer der Ligue de la Patrie Française. Während einer Debatte über gewisse obskure Machenschaften im Offizierskorps ließ er sich dazu hinreißen, den Kriegsminister der antiklerikalen Regierung Combes zu ohrfeigen. Er wurde festgenommen; einen Tag vor seinem Prozeß, am 8. November 1904, fand man ihn tot in seiner Zelle. Auch bei seinen politischen Freunden war das Urteil über Syveton negativ. In seinen Erinnerungen widmet Léon Daudet der *affaire Syveton* ein eigenes Kapitel. Vgl. *Souvenirs et polémiques* [30], S. 611-640.

2 Der naturalistische Dramenautor Henry Becque (1837-1899) hat mehrmals zynische Frauengestalten ohne Moral auf die Bühne gebracht, beispielsweise in *Les Corbeaux* (1882) oder in *La Parisienne* (1885).

Seite 157:
1 Die erste Friedenskonferenz im Haag (1899) fand auf Anregung des Zaren Nikolaus ii . statt. 1917 wurde der Zar abgesetzt, 1918 ermordet.

2 Proust überschneidet das Bild vom Rad der Fortuna mit dem Diktum *sic transit gloria mundi*.

3 Hinter der Formel steckt ein Bibelspruch: »Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich« (Matthäus 12, 30, und Lukas 11, 23).

4 Ein weiteres Mal ist das Gehabe des Barons demjenigen des Grafen Robert de Montesquiou nachgebildet. In einem Brief vom 12. März 1904 an Mme. de Noailles erzählt Proust, wie bei einem Spaziergang die »kreischende« Stimme und »krankhaft exaltierte Gestik« des Grafen die Verwunderung der Passanten hervorriefen. Vgl. *Correspondance* [10], Bd. iv , S. 85.

Seite 158:
1 Der Herzog von Enghien (1772-1804) wurde am 21. März 1804 im Schloßgraben von Vincennes füsiliert. Er stand unter Verdacht, gegen Napoleon konspiriert zu haben.

Seite 160:
1 Die Herausgeber der Pléiade-Ausgabe verweisen auf Prousts Bekannte, die Fürstin Marthe Bibesco, deren deutsche Freundschaften ihr während des Krieges zum Vorwurf gemacht wurden.

2 Proust nennt zwei völlig unterschiedliche Gestalten des romantischen historischen Dramas: Saint-Vallier aus Victor Hugos *Le Roi s'amuse* (1832) und Saint-Mégrin aus Dumas' *Henri* III *et sa cour* (1829).

Seite 161:
1 »L'Inutile Beauté« ist der Titel einer Erzählung sowie des letzten zu Lebzeiten des Autors (1890) erschienenen Novellenbandes von Maupassant.

Seite 162:

1 Zitat aus dem Gedicht »Les Conquérants« von José-Maria Heredia in: *Les Trophées*, Paris, Lemerre, 1899.

Seite 163:
1 Proust imaginiert ein Magnesiumfeuer, das nicht extreme Helligkeit, sondern sanftes Licht verbreitet.

Seite 167:
1 Freies Zitat aus Psalm 91, 13: *Super aspidem et viperam gradieris, conculcabis leonem et draconem* – Auf Nattern und Vipern wirst du gehen und treten auf Löwen und Drachen.

Seite 168:
1 Wie in der Pléiade-Ausgabe angemerkt wird, wurde Ambrasalbe in den Militärspitälern zur Pflege von Verbrennungen und Erfrierungen verwendet.

Seite 170:
1 Proust bezieht diese Information aus dem Band *Pompéi. Histoire. Vie privée* (Paris, Laurens, 1906) von Henri Thédenat in der von ihm häufig konsultierten Reihe »Les Villes d'art célèbres«.

2 Der Ausdruck »les jeunes gens de Platon« übernimmt zwar den Titel eines 1855 erschienenen und 1858 in die *Essais de critique et d'histoire* aufgenommenen Artikels von Hippolyte Taine, doch was Monsieur de Charlus mit dem Ausdruck meint, ist wohl ziemlich offenkundig, besonders da mit *spartiates* die Steigerung auf dem Fuß folgt.

Seite 171:
1 Als Proust 1889 im 76. Infanterieregiment seinen Militärdienst ableistete, fand meist das Gewehr Marke Gras, Modell 1874, Verwendung. Daria Galateria vermutet, Proust verwechsle die Nummer seines Regiments mit dem Modell seines Gewehrs.

Seite 172:
1 Mit dem Bosporus nimmt Proust die orientalische Thematik wieder auf.

Seite 173:
1 Dem modernen Orient, wie ihn die französischen Maler des 19. Jahrhunderts dargestellt haben, stellt Proust zu Beginn des folgenden Abschnitts den alten Orient von *Tausendundeiner Nacht* gegenüber.

2 Mit der Figur aus *Tausendundeiner Nacht* ist auch Robert de Montesquiou verbunden, der auf einem der Kostümfeste bei Mme. Lemaire als Harun al Raschid erschienen war. Vgl. Painter [60], Bd. i , S. 489.

Seite 175:
1 In einer aufschlußreichen Studie hat Reinhold Hohl gezeigt, daß die vorangehende Szene dem Bild *Nu descendant un escalier* (1912) von Marcel Duchamp nachgebildet ist. Vgl. Hohl [48], S. 70, und Keller [53], S. 66-67.

Seite 178:
1 Für mittellose Soldaten und solche ohne Familie wurde zu Beginn des Krieges die Institution der Kriegspatin geschaffen. Diese versorgte ihren Patensohn mit Briefen, Geld und Päckchen, was bei der Feldpost zeitweise zu erheblichen Transportproblemen führte.

Seite 181:
1 Die Szenerie erinnert von ferne an eine Episode vom Beginn der *Recherche*. Dort steigt der kleine Marcel bis unter das Dach des Hauses in Combray und in die kleine, nach Iriswurzel riechende Kammer, die »außerdem von einem wilden schwarzen Johannisbeerstrauch durchduftet« wird. Von *cassis*, einem *cassis sauvage,* ist in Prousts Roman nur im Rahmen jenes Klosetts, in dem Marcel auch onaniert, und im Rahmen von Zimmer 43, in dem er einen Cassis zu sich nimmt, die Rede. Weder die szenographische noch die thematische Parallele zwischen der *petite pièce sentant l'iris* und der *chambre 43* sind wohl dem Zufall zuzuschreiben. Vgl. *Unterwegs zu Swann* [16], S. 20 und 231.

Seite 182:
1 Die komplizierte Inszenierung ist allen homosexuellen Szenen der *Recherche* gemeinsam: Szene in Montjouvain (*Unterwegs zu Swann* [16], S. 233-241), Begegnung von Charlus und Jupien (*Sodom und Gomorrha* [19], S. 7-24), Albertine betrachtet in einem Spiegel die Schwester und die Cousine Blochs (*Sodom und Gomorrha* [19], S. 298).

2 Die Biographen Prousts haben festgestellt, daß Jupiens Männerbordell ein reales Vorbild hat, nämlich Albert Le Cuziats Etablissement, Rue de l'Arcade 11. Proust hat Le Cuziat gekannt und ihm einige Möbel aus Familienbesitz überlassen. Zu

diesem sagenumwobenen Kapitel der Proust-Biographik vgl. Walter Benjamin, »Abend mit Monsieur Albert« in: W. B., *Gesammelte Schriften*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1972 (4 Bände), Bd. iv , S. 587-591; Maurice Sachs, *Le Sabbat*, Paris, Corrêa, 1946; Henri Bonnet, *Les Amours et la sexualité de Marcel Proust*, Paris, Nizet, 1985; Painter [60], Bd. ii , S. 425-426; Tadié [68], S. 788-792.

3 Die am 5. Juli 1901 von Jacques Piou begründete Action libérale war eine Gruppierung republikanisch gesinnter Katholiken.

Seite 183:

1 Proust verwendet ironischerweise das früher für Parlamentarier gebräuchliche Beiwort *honorable*. *Onorevole* ist in Italien heute noch gebräuchlich.

2 Die erste Nummer der von Léon Daudet und Charles Maurras publizierten nationalistischen Tageszeitung *L'Action française* erschien am 21. März 1908. Sie stand sowohl der regierenden Linken wie auch der Opposition, zu der die eben erwähnte Action libérale gehörte, kritisch gegenüber.

Seite 184:

1 Das sogenannte *bat' d'Af (bataillon d'Afrique)* ist die Strafkompanie der Fremdenlegion.

Seite 186:

1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [19], S. 383, und *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 468.

Seite 189:

1 Das Thema ist aus Tolstojs Roman *Krieg und Frieden* bekannt.

Seite 190:

1 Die 1915 geschaffene Auszeichnung des Kriegskreuzes geht auf eine Anregung von Maurice Barrès zurück.

2 Das Militärgeschichtliche Forschungsamt in Potsdam hat uns in dankenswerter Weise eine ausführliche Dokumentation überlassen, aus der hervorgeht, daß die im Volk kolportierten deutschen Greueltaten nur allzusehr der Wirklichkeit entsprechen. Löwen mit der berühmten Universitätsbibliothek wurde am 26. August 1914 niedergebrannt. Zu den Greueltaten in Löwen, Dinant und anderswo vgl. Peter Schöller, *Der Fall Löwen und das Weißbuch*, Köln/Graz, Böhlau, 1958, und Lothar

Wieland, *Belgien 1914. Zur Frage des belgischen »Franktireurkrieges« und die deutsche öffentliche Meinung von 1914 bis 1936*, Frankfurt a. M./Bern/New York, Peter Lang, 1984.

Seite 191:
1 Die von Clemenceau geleitete Zeitung *L'Homme libre* hat unter Anspielung auf die Behinderungen durch die Zensur den Namen *L'Homme enchaîné* (in Ketten gelegt) angenommen.

Seite 193:
1 Zur französischen Aussprache jüdischer Namen wie Swann oder (in Marcel Prousts Umkreis) Weil vgl. *Die Flüchtige* [21], S. 252, Anm. 1.

Seite 195:
1 Im 19. Jahrhundert wurden die Zwanzig-Francs-Münzen mit *Louis* oder *Napoléon* bezeichnet.

Seite 196:
1 Wenn bei Proust von Sadisten die Rede ist, geht es immer auch um Profanation und um die möglicherweise reine Seele des Sadisten. Vgl. die Betrachtungen über Mademoiselle Vinteuil in *Unterwegs zu Swann* [16], S. 233-241.

Seite 197:
1 Die Zitate sind höchstwahrscheinlich fiktiv, doch hat Sarah Bernhardt (1844-1923) trotz ihres Alters und ihres Gesundheitszustandes in den Kriegsjahren hinter der Front, in England und in den USA Tourneen durchgeführt, in denen sie das patriotische Stück *Les Cathédrales* von Eugène Morand zur Aufführung brachte.

Seite 198:
1 Confiserien am Boulevard des Capucins (Boissier) und am Boulevard de la Madeleine (Gouache).

Seite 202:
1 In der abschließenden Pointe wird das Spiel mit dem Geschlecht ein Spiel mit dem Genus. Der Priester sagt nicht wie Molières Tartuffe *je ne suis pas un ange* (*Tartuffe*, Vers 970), sondern – archaisierend – *je ne suis pas une ange*.

Seite 203:
1 Ob die Zweideutigkeit dieser Darlegungen Absicht ist, bleibt eine offene Frage.

Seite 204:
1 1899 uraufgeführte Operette von Louis Ganne (Text von Maurice Ordonneau).

Seite 205:
1 Entsprechende Passagen finden sich bei Saint-Simon über den Fürsten von Harcourt und den Herzog von La Rochefoucauld, nicht aber über den Herzog von Berry. Vgl. *Mémoires* [36], Bd. ii , S. 270, und Bd. iv , S. 727-728.

Seite 206:
1 In seiner Apologie des Sokrates erinnert Platon daran, daß Sokrates im Gegensatz zu den Sophisten nie Geld für seinen Unterricht entgegengenommen hat.

Seite 207:
1 Der Bezug auf *Tausendundeine Nacht* ist ein Leitmotiv der *Recherche*. In Combray schmücken die Geschichten von Ali Baba oder Aladin die von Tante Léonie geliebten Teller (vgl. *Unterwegs zu Swann* [16], S. 85); in Balbec – wo es um den Vergleich der Übersetzungen von Galland und Mardrus geht – ist das Werk mit Mutter und Großmutter assoziiert (*Sodom und Gomorrha* [19], S. 347-348); auf der Soiree Verdurin begleitet es den Romanhelden bei der Entdeckung von Vinteuils Septett (*Die Gefangene* [20], S. 353 ff.); in Venedig durchzieht Marcel die Calli unbekannter Viertel gleich einer Figur aus *Tausendundeiner Nacht* (*Die Flüchtige* [21], S. 348), und mit ebendiesem Vergleich (S. 173) beginnt die Episode, die in dem Gespräch zwischen Marcel und Jupien kommentiert wird. Schon in *Sodom und Gomorrha*, wo die Mutter die freizügige, unverblühmte Übersetzung von Mardrus ablehnt, wird deutlich, daß es bei den Bezügen auf *Tausendundeine Nacht* um mehr als die pittoreske Oberfläche geht, nämlich (beispielsweise in *Aladin und die Wunderlampe*) um das Verhältnis zur Mutter oder auch (mit der Figur des Abu Nuwàs und mit der Person des Übersetzers beziehungsweise dessen Frau Lucie Delarue-Mardrus) um Homosexualität (vgl. *Sodom und Gomorrha* [19], S. 347, Anm. 1). In dem Gespräch mit Jupien läßt Proust die verborgenen Bereiche von *Tausendundeiner Nacht* an den Tag treten. Eine Szene mit einer Frau, die in eine Hündin verwandelt ist und sich geißeln läßt, findet sich darin allerdings nicht, wohl aber andere Szenen mit allen möglichen Geißelungen. Vgl. Galateria [47], S. 929-930, und Jullien [50].

Seite 208:

1 Überschneidung von Fiktion und Realität. Prousts Übersetzung von *Sésame et les lys* ist 1906 erschienen.

Seite 209:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [19], S. 639.

2 Bei der Schilderung einer Kriegsnacht vollzieht Proust mehrere Perspektivenwechsel. Bisher sah man die Ereignisse durch die Augen des Ich-Erzählers, jetzt folgt man seinen Gedanken, und vom folgenden Abschnitt an spricht ein allwissender Erzähler.

3 Anspielung auf den Untergang der *Titanic* am 15. April 1912.

Seite 217:
1 Die Kathedrale von Arras datiert aus dem 18. Jahrhundert. Sie wurde im Krieg stark beschädigt.

Seite 219:
1 Wie Mario Lavagetto bemerkt hat, handelt es sich um einen Lapsus Prousts. Zuvor war Zimmer 43 dasjenige, in dem Marcel seinen Cassis trinkt, jetzt ist es die Folterkammer von Monsieur de Charlus. Vgl. Lavagetto [55].

Seite 220:
1 Erst jetzt versteht man die Spur, die Proust auf S. 189 angelegt hat.

Seite 221:
1 In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts wurden rigorose Maßnahmen gegen die religiösen Orden getroffen, besonders gegen die im Unterricht tätigen.

Seite 222:
1 Man konnte es zwar längst erahnen, doch erst an dieser Stelle sagt Proust ausdrücklich, daß der frühere Gärtner der Großtante in Combray und der Diener der Eltern in Paris ein und dieselbe Person namens Victor ist. Vgl. die Gespräche zwischen Françoise und dem Gärtner (*Unterwegs zu Swann* [16], S. 131) und jene zwischen Françoise und dem Diener (*Guermantes* [18], S. 25). In den bisherigen Personenregistern zur *Recherche* ist die Identität der beiden Figuren nicht vermerkt.

Seite 226:
1 König Konstantin hat im Juni 1917 unter französischem Druck abgedankt.

2 Das zwischen Laon und Reims gelegene Berry-au-Bac im Departement Aisne befand sich von 1914 bis 1918 dauernd in der Frontlinie.

Seite 228:
1 Die Larivières waren Verwandte von Prousts Haushälterin Céleste Albaret.

2 Das Magazin erschien seit 1898.

3 Zu einem früheren Zeitpunkt der Handlung spricht Françoise von *Antoinesse* und *mairesse*. Vgl. *Guermantes* [18], S. 27-28.

4 Zahlreiche Freunde Prousts sind im Krieg gefallen. Besonders schmerzlich war für ihn der Verlust von Bertrand de Fénelon. Nachdem sich Proust im Sommer 1902 in Fénelon verliebt hatte, hat er das Kapitel »Bertrand de Réveillon« in sein längst aufgegebenes Romanprojekt *Jean Santeuil* eingefügt. Nach dem Tod Fénelons schreibt er in einem Brief vom März 1915 an Louis d'Albufera: »Man brauchte ihn auf seinem diplomatischen Posten, das Ministerium wollte ihn zurückhalten, er wollte unbedingt an die Front, und er verscholl, als er seiner Abteilung voranging. […] Sein Heldenmut war um so erhabener, als er ohne jeden Haß war. Er kannte die deutsche Literatur, die mir völlig unbekannt ist, von Grund auf. Und diplomatisch, wie er war, schob er die Schuld des Krieges nicht Deutschland zu (zumindest nicht dem Kaiser, denn nur darüber will er Informationen – wahrhaftige oder falsche – gehabt haben). Möglicherweise war diese Ansicht ein Irrtum. Nichtsdestoweniger zeugt sie, auch als Irrtum, davon, daß der Patriotismus dieses Helden nichts Exklusives und Engstirniges an sich hatte. Doch er liebte Frankreich leidenschaftlich.« Vgl. *Correspondance* [10], Bd. xiv , S. 71.

Seite 229:
1 Proust nimmt die Erinnerungen seines Protagonisten an Saint-Loup zum Anlaß, um mehrere Szenen seines Romans kurz aufleben zu lassen. Solche Erinnerungsmomente durchziehen die ganze *Recherche*, werden aber, wie in gewissen musikalischen Kompositionen der Romantik und Spätromantik, gegen Ende des Werks immer häufiger.

Seite 235:

1 Die Szene ist dem Begräbnis des Fürsten Edmond de Polignac nachgebildet. Vgl. *Essays* [15], S. 221.

2 Vgl. *Guermantes* [18], S. 716-717.

Seite 236:
1 Vgl. *Guermantes* [18], S. 627.

Seite 237:
1 Großherzog Wladimir, Bruder des verstorbenen Zaren Alexander iii . und Onkel des regierenden Zaren Nikolaus ii ., hatte 1874 Maria Pawlowna, eine Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, geheiratet. Diese verbrachte zwei Monate des Jahres in Paris; ihr Salon im Hotel Continental war ein Zentrum der besseren Gesellschaft. Ein ebensolches Zentrum bildete der Salon der Fürstin Paley, der zweiten (morganatischen und deshalb nicht titelberechtigten) Frau von Großherzog Paul, einem Bruder von Großherzog Wladimir. Deshalb geht es wohl auch um gesellschaftliche und nicht nur um nobilitäre Eifersucht, wenn Maria Pawlowna der Fürstin Paley das Recht abstreitet, sich Großherzogin Paul zu nennen. Proust bezog seine Kenntnisse aus seinem Bekanntenkreis und aus dem Tagebuch von Maurice Paléologue, *La Russie des tsars pendant la Grande Guerre* (Paris, Plon, 1921-1923, 3 Bände). Paléologue war französischer Botschafter am russischen Hof von 1914 bis 1917.

2 Vgl. S. 130.

Seite 239:
1 Die ersten Wahlen nach dem Krieg am 16. Dezember 1919 brachten einen Erfolg des Bloc national, das heißt der Rechten. Unter den Gewählten befanden sich zahlreiche Kriegsveteranen, zum Beispiel der Pilot René Fonck. Deshalb spricht Proust von einer Kammer aus Fliegern.

2 Zu Arthur Meyer vgl. S. 101, Anm. 1.

3 Proust spricht vom *enfarinement du Bloc national*. Einerseits spielt er mit einer Passage aus La Fontaines Fabel von der Katze und einer alten Ratte: »Le Chat et un vieux rat«. Dort verbirgt sich die Katze, indem sie sich mit Mehl überstreut, worauf die Ratte bemerkt: »Ce bloc enfariné ne me dit rien qui vaille.« Proust

verwendet jedoch das Bild eher wegen der Haarfarbe der betreffenden Deputierten. Es ist bemerkenswert, daß Proust in der *Wiedergefundenen Zeit* zweimal auf sehr hintergründige Weise auf eine Fabel von La Fontaine anspielt (vgl. S. 26) und daß jedesmal eine Ratte im Spiel ist. In dem Etablissement von Albert Le Cuziat (vgl. S. 182, Anm. 2) war Proust als *l'homme aux rats* bekannt; es wird berichtet, er habe seine Befriedigung beim Anblick von zu Tode gequälten Ratten gefunden.

Seite 240:
1 Der hier abbrechende Text steht auf einem langen, unvollständig erhaltenen Leporello.

2 Schon der erste Aufenthalt Marcels in einem Santorium dient Proust dazu, Zeit zu gewinnen, das heißt, Jahre zu überspringen und die Kriegszeit herbeizuführen. Nun gilt es noch einmal, Jahre verfließen zu lassen, denn in der Schlußszene sollen die Personen des Romans als Greise auftreten.

3 Der Unfähigkeit zum Künstlertum, wie sie Marcel bei sich feststellt, steht die Meisterschaft Prousts gegenüber, der im folgenden ein Bild malt, das den Monetschen Pappelreihen nachgebildet ist. Das Anhalten des Zuges und der Blick aus dem Fenster gehören zum Arsenal der literarischen Beschreibung.

4 Die folgende Passage hat Proust beinahe unverändert aus seiner Agenda übernommen: »Bäume, ihr habt mir nichts mehr zu sagen, mein erkaltetes Herz hört euch nicht mehr, mein Auge beobachtet teilnahmslos die Linie, die euch in eine Schatten- und eine Lichtzone trennt, jetzt werden die Menschen mich inspirieren, jener Teil meines Lebens, in dem ich euch besungen hätte, wird niemals wiederkehren.« Vgl. *Carnets* [8], S. 38.

Seite 241:
1 Wir übersetzen den vorangehenden Satz, so gut es geht. Was Proust eigentlich sagen will, bleibt eine offene Frage.

Seite 244:
1 Heute (seit 1929) Avenue Foch, früher (bis 1855) Avenue de l'Impératrice. Boni de Castellane, der mit einer amerikanischen Milliardärin, Anna Gould, verheiratet

war, hatte sich dort ein prachvolles Palais bauen lassen. Das Palais rose war der Schauplatz der größten Feste der Belle Époque.

2 Potel & Chabot war in der Belle Époque die renommierteste Adresse für Büffets.

3 Eine nicht weniger renommierte Adresse als Potel & Chabot, aber im Bereich der Kunst, war Bernheim-Jeune. Sein Ruhm hat die Zeiten überdauert dank einiger epochemachender Ausstellungen: van Gogh (1901), van Dongen (1908), Matisse (1910), italienische Futuristen (1912), Monets Venedigbilder (1912) …

Seite 245:

1 Wir befinden uns an einem für Prousts Roman zentralen Ort von Paris. Ein weiteres Mal sind die Erinnerungen der Figur Anlaß für den Autor, Themen und Szenen des Romans dem Leser in Erinnerung zu rufen. Vgl. S. 229, Anm. 1. Wie in einer entsprechenden Szene in *Guermantes*, befindet sich Marcel in einem fahrenden Wagen. Vgl. *Guermantes* [18], S. 557.

Seite 247:

1 Seit ihrem ersten Auftreten in der Begegnungsszene mit Gilberte (*Unterwegs zu Swann* [16], S. 208) ist der starrende Blick das leitmotivische Erkennungszeichen für die fragliche Figur. Möglicherweise erinnert sich Proust für diese Szene auch an eine von Boni de Castellane in seinen Erinnerungen erzählte Begegnung mit dem Fürsten von Sagan: »Es schmerzte mich, ihn so zu sehen, ihn, den ich als so glänzende, elegante Erscheinung gekannt hatte; jetzt wurde er in einem Wägelchen gestoßen, mit gesenktem Kopf, schwerer Zunge und gebeugtem Rücken. Seine langen, schneeweißen Haare umrahmten sein Gesicht gleich einer Wolke.« *Mémoires* [28], S. 283.

Seite 249:

1 Proust inszeniert den letzten Auftritt des Barons im Zeichen der Erhabenheit: mit Anklängen an Shakespeares Lear, Sophokles' Ödipus und Bossuets Totenpredigten.

Seite 251:

1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 468.

Seite 252:

1 Nachdem er den Baron von Charlus zuvor mit Shakespeare, Sophokles und Bossuet bedacht hat, assoziiert Proust seine Romanfigur auch noch mit Chateaubriand. Der Titel *Les Mémoires d'outre-tombe* klingt mit dem Wort aus, das den Abschnitt beschließt: *tombe*. Und das vorangehende *ubi sunt?* nimmt auf eine Passage aus den *Mémoires* Bezug. 1832 kehrt Chateaubriand nach Verona zurück, wo er zehn Jahre früher bei dem Kongreß von Verona eine wichtige Rolle gespielt hat. Nun ruft er aus: »Monarchen! Fürsten! Minister! Da bin ich, Euer Gesandter; Euer Kollege ist auf seinen Posten zurückgekehrt. Wo seid Ihr? Antwortet! Kaiser Alexander von Rußland? – Tot. Kaiser Franz ii . von Österreich? – Tot. König Ludwig XVIII. von Frankreich? – Tot. […].« Vgl. *Mémoires* [29], Bd. ii , S. 767-768.

Seite 256:
1 Nach all den vorangehenden Erhabenheitssignalen beschließt Proust die Szene mit einer komischen Note. Von der letzten Begegnung mit Charlus und Jupien auf den Champs-Élysées spannt sich ein Bogen zu der ersten im Hof des Hôtel Guermantes. *Sodom und Gomorrha* ist beendet, *Die wiedergefundene Zeit* kann beginnen.

2 Bei diesen Betrachtungen über die Momentaufnahmen des Gedächtnisses erscheint die Photographie in negativem Licht. Wie für alles Neue hat sich Proust jedoch sehr für die Photographie interessiert, und Photographien spielen, wie sein Briefwechsel zeigt, eine bedeutende Rolle in seiner literarischen Arbeit.

Seite 257:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 206.

Seite 259:
1 Einen solchen Appell scheinen auch die drei Bäume von Hudimesnil an den Betrachter zu richten. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 421.

2 Bei der nun folgenden Reihe von Reminiszenzen übernimmt Proust die Beispiele aus dem Entwurf eines Vorworts zu seinem Sainte-Beuve-Projekt aus den Jahren 1908-1909. Vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [24], S. 9-17.

3 In seiner Agenda notierte Proust: »Wir halten die Vergangenheit für mittelmäßig, aber die Vergangenheit ist nicht das; sie liegt in der Unebenheit zweier Bodenplatten im Baptisterium von San Marco.« Vgl. *Carnets* [8], S. 49.

Seite 263:
1 Proust wählt lauter Motive aus dem ersten Aufenthalt in Balbec; vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 309-760.

Seite 265:
1 Ähnlich wie zu Beginn von *Sodom und Gomorrha* die Begegnung zwischen Monsieur de Charlus und Jupien dem Romanhelden ganz plötzlich die Augen öffnet und ihm ebenso plötzlich ein umfassendes Wissen über Homosexualität vermittelt, verhelfen ihm jetzt die vorangehenden Erinnerungserfahrungen zu einer Theorie nicht nur der Erinnerung, sondern der literarischen Schöpfung. Nicht ganz unvermittelt, aber doch sehr plötzlich weiß Marcel alles, was er wissen muß, um endlich Schriftsteller werden zu können.

2 Die Betrachtungen über das außerzeitliche Wesen waren in den Entwürfen von 1909 noch Bestandteil der Madeleine-Episode. Erst später hat sie Proust aus dem Typoskript herausgeschnitten und in die Schlußszene des Romans integriert. Vgl. Luzius Keller, *Les Avant-textes de l'épisode de la madeleine dans les cahiers de brouillon de Marcel Proust*, Paris, Place, 1978.

3 »l'avenir même vers lequel se tend l'action nous l'abandonne« … Was Proust meint, wird durch den Kontext deutlich. Was er sagt, bleibt undeutlich.

Seite 266:
1 Wie schon in dem Entwurf für ein Vorwort zum *Contre Sainte-Beuve*, unterscheidet Proust zwischen Wahrnehmung und Einbildungskraft, Verstand und Gefühl. Bald verwendet er die moderneren Begriffe *intelligence* und *instinct*, bald greift er auf die baudelaireschen Begriffe *sensation* und *imagination* zurück.

Seite 268:
1 Offenbar weist diese Passage auf einen frühen Zustand von Prousts Romanprojekt. In der fraglichen Szene, die sich jetzt am Ende von *Guermantes* befindet, geht es zwar immer noch um das Sammeln von Bildern, doch nicht mehr der Erinnerung. Proust zeigt die Aussicht auf den Hof des Guermantesschen Palais und die

Dächer von Paris, als wäre sie eine Sammlung mit Bildern von Carpaccio, Monet, Rembrandt, holländischen Genremalern, Turner und Elstir. Vgl. *Guermantes* [18], S. 802-803.

Seite 272:
1 Vgl. *Die Gefangene* [20], S. 217-221.

Seite 273:
1 In der Proustschen Erfahrung der unwillkürlichen Erinnerung ist das unvermittelte Auftauchen der Vergangenheit stets mit umfassenden Ideenassoziationen (mit Kontext und Volumen) verbunden. Exemplarisch dafür ist die Madeleine-Episode in *Unterwegs zu Swann*.

Seite 276:
1 In den ästhetischen Betrachtungen der *Wiedergefundenen Zeit* geht es vor allem darum, das Gemeinsame jener geheimnisvollen Ekstasen zu zeigen, die auf die Romanhandlung verteilt sind: Ekstasen der Erinnerung, Natureindrücke, ästhetische Erfahrungen. Das Bewußtsein, etwas Verborgenes ans Licht bringen, etwas entziffern und in eine andere Sprache übertragen zu müssen, gehört zum gemeinsamen romantischen Erbe nicht nur des Symbolismus und des Impressionismus, sondern auch des Kubismus und des Surrealismus.

Seite 279:
1 Von dieser Episode aus Marcels Kindheit erfährt der Leser hier zum erstenmal.

Seite 281:
1 Es ist kaum anzunehmen, das sei ironisch gemeint. Offensichtlich betrachtet Proust die Szene in der Bibliothek des Fürsten von Guermantes nicht als Theorie im Sinn dieses Verdikts.

Seite 282:
1 Die in Anführungszeichen gesetzte Passage ist eine Anspielung auf die von Romain Rolland in *La Foire sur la place* (1908) geäußerten Ansichten. Zu Proust und Rolland vgl. *Gegen Sainte-Beuve* [24], S. 225 und Anm. 1.

2 Über den Roman wurden in den Jahren um 1913 zahlreiche Debatten geführt. Einige bedeutende Stimmen kamen aus dem Lager der *Nouvelle Revue française*, beispielsweise Jacques Rivières Aufsatz »Le roman d'aventures« (*Nouvelle Revue*

française, Mai, Juni, Juli 1913) oder Albert Thibaudets »Réflexions sur la littérature« (*Nouvelle Revue française*, Juni 1914), wo Thibaudet tadelnd bemerkt, der Roman von Henry Bordeaux *La Nouvelle Croisade des enfants* (1914) sei ein »filmhafter Vorbeizug der Dinge«. Vgl. Michel Raimond, *La Crise du roman*, Paris, Corti, 1966.

Seite 283:

1 Die Passage über *François le Champi* bildete in den Entwürfen zusammen mit der Lektüre dieses Romans in *Swann* eine Einheit. Wie bei der Madeleine-Episode hat Proust den theoretischen Teil der Szene in den Schlußband seines Romans verlegt. Vgl. Volker Roloff, »*François le Champi* et le texte retrouvé« in: *Études proustiennes* III , Paris, Gallimard, 1979.

Seite 289:

1 Jean Foucquet war ein französischer Miniaturenmaler des 15. Jahrhunderts.

Seite 290:

1 Wiederaufnahme der Polemik gegen die literarischen Auffassungen eines Romain Rolland. Vgl. S. 282, Anm. 1.

2 Die Confédération générale du travail, auf die Proust hier anspielt, wurde 1895 begründet.

Seite 291:

1 Bei der Polemik gegen die patriotische Literatur sind, wie die Herausgeber der Pléiade-Ausgabe gezeigt haben, Proust einige Fehler unterlaufen. So schreibt beispielsweise Barrès nicht, Tizian habe mit dem Ziel gearbeitet, seiner Heimat zu Ruhm zu verhelfen, sondern nur, er habe seiner Heimat Ruhm gebracht. Das entspricht genau dem Ideal, das Proust auch in Briefen an Barrès vom 15. August und 1. Oktober 1913 formuliert: der Künstler im Dienst des Vaterlandes, aber als Künstler. Vgl. Barrès, *Chroniques* [26], Bd. viii , S. 179.

2 Zum Vandalismus gewisser patriotischer Künstler der Revolutionszeit vgl. auch Jules und Edmond de Goncourt, *Histoire de la société française pendant la Révolution* (1854), und Anatole France, *Les Dieux ont soif* (1912).

3 Vgl. *Nachgeahmtes und Vermischtes* [14], S. 93.

Seite 292:

1 Die Frage des Stils steht im Zentrum von Prousts Ästhetik. Bei seinen Versuchen zu Moreau oder Monet (1899), seinen Ruskin-Kommentaren (1904-1906), den Pastiches (1908) oder den späten Essays über Baudelaire, Flaubert, Morand und Blanche geht es Proust immer darum, zu zeigen, daß das Wesen, der Genius, die Persönlichkeit eines Künstlers immer nur in seinem Werk, und zwar in seinem Stil, faßbar sind, wobei Stil mehr meint als die Verbindungsfiguren, von denen in der vorliegenden Passage die Rede ist.

2 Prousts Verwendung rhetorischer Begriffe ist sehr frei. Hier bezeichnet er mit Metapher die verbindenden Figuren überhaupt. In ähnlich allgemeinem Sinn sprechen wenig später Reverdy und die Surrealisten vom Bild. Zur Rhetorik Prousts vgl. Gérard Genette, *Die Erzählung*, München, Fink, 1994.

Seite 293:
1 Vgl. *Guermantes* [18], S. 487, und *Die Flüchtige* [21], S. 118.

Seite 294:
1 Zur Enttäuschung des Übersetzers, der sich schon auf gleicher Stufe wie der Schriftsteller wähnte, muß Prousts Satz anders verstanden werden. Der Schriftsteller muß seine eigene Persönlichkeit, sein eigenes Wesen in sein Werk übertragen. Dann können die Leser dank dem Stil dieses Wesen erfassen. In den Betrachtungen über Vinteuils Septett spricht Proust von der Heimat des Künstlers. Vgl. *Die Gefangene* [20], S. 365.

Seite 295:
1 Vgl. Julia Kristeva, »Die Junggesellen der Kunst«, in: *Sammlung Speck*, Museum Ludwig Köln, Oktogon Verlag, 1996.

Seite 298:
1 Proust zitiert drei Beispiele aus drei Epochen für den Versuch, den Wert des Kunstwerks von seinem ethischen Gehalt her zu bestimmen: den patriotisch-republikanischen Maler David (1748-1825), den von Baudelaire geschmähten Maler Paul-Joseph Chenavard (1808-1895) sowie den Literaturkritiker Ferdinand Brunetière (1849-1906).

Seite 299:

1 Mit »Geist Port-Royals« ist hier wohl die Opposition zu den vorherrschenden Strömungen gemeint.

2 Zitat aus Molières Komödie *Les Femmes savantes*, Vers 792.

Seite 300:
1 Zitat aus La Bruyère, *Les Caractères*, »Du Cœur«, 16.

Seite 304:
1 Diesen Aspekt Sainte-Beuves hat Proust sowohl in seinem Essay über die Methode Sainte-Beuves als auch in seinem Pastiche veranschaulicht. Vgl. *Gegen Sainte Beuve* [24], S. 30, und *Nachgeahmtes und Vermischtes* [14], S. 23.

Seite 306:
1 Der Vergleich ist biblischen Ursprungs. Vgl. Johannes, 12, 24.

Seite 307:
1 Den Ausdruck *vocation* verwendet Proust auch in jener Szene von *Guermantes*, in der er Marcel beinahe ans Ziel kommen läßt. Vgl. *Guermantes* [18], S. 557.

Seite 311:
1 Mit dieser Passage, einem späten Zusatz zur Reinschrift, verbindet Proust die Schlußszene seines Romans mit dem Motiv Mutter–Großmutter–Schuld, das den Roman eröffnet und ihn leitmotivisch durchzieht.

Seite 314:
1 Solche Rückblicke des Erzählers sind immer auch Aufforderungen des Autors an den Leser, zurückzublättern, beispielsweise zu jener denkwürdigen Seite in den *Jeunes filles*, auf der uns in der Unterschrift Gilbertes zum erstenmal der Name Albertine entgegentritt. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 109.

Seite 321:
1 An dieser Stelle verwendet Proust erstmals den Ausdruck *paperole*. In ihren Erinnerungen unterscheidet Céleste Albaret die *paperoles* von den *béquets*. Mit *paperoles*, einem Ausdruck, den Proust offenbar im Gespräch nie gebrauchte, meint sie die fliegenden Zettel, Umschläge von Briefen, Zeitschriftenrückseiten usw., auf denen Proust sich Gedanken, Themen, Sätze usw. notierte; mit *béquets* die in das Manuskript hineingeklebten Anlageblätter mit ausformulierten Zusätzen, die oft in Form eines Leporellos zusammengefaltet sind. Unglücklicherweise hat es

sich in der Proust-Kritik eingebürgert, diese Leporellos als *paperoles* zu bezeichnen. Vgl. Céleste Albaret, *Monsieur Proust*, Paris, Laffont, 1973, S. 323-324.

Seite 323:
1 Anspielung auf eine Szene mit Monsieur de Charlus und einem Omnibusschaffner, die Proust bei der Fertigstellung von *Sodom und Gomorrha* gestrichen hat.

2 Mutatis mutandis gilt das auch für den Leser. Wie überflüssig sind doch all die Auslassungen über die Beschaffenheit von Albertines Hals!

3 Vgl. *Die Flüchtige* [21], S. 272.

Seite 325:
1 Anspielung auf das gleichnamige Bild Watteaus im Louvre.

2 Der Großbuchstabe von *Temps* ist ein Hinweis auf die Bedeutung der Zeitthematik, die von nun an bis zum letzten Wort im Blickfeld bleibt. *Temps perdu* als Pointe des Abschnitts ist aber auch eine Einladung, auf die vertane Zeit zurückzublicken, wie es der Erzähler im folgenden tatsächlich mehrmals tut.

Seite 326:
1 Vgl. S. 50, Anm. 1.

Seite 327:
1 Ferdinand, König von Rumänien, war ein Hohenzollern-Sigmaringen; Albert i ., König der Belgier, hatte eine Mutter aus dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen, und sein Großvater väterlicherseits, König Leopold i ., war ein Sachsen-Coburg; die Zarin Alexandra Feodorowna war die Tochter des Großfürsten von Hessen-Darmstadt.

2 Vgl. S. 190, Anm. 2.

Seite 329:
1 General Roques war Kriegsminister, als Bulgarien im September 1915 auf der Seite Deutschlands in den Krieg eintrat. Ein französisches Expeditionskorps unter General Sarrail wurde nach Saloniki entsandt, konnte aber nicht verhindern, daß Serbien besiegt wurde.

2 In der Folge von Rückblicken auf die vertane Zeit beziehungsweise auf die vorangegangenen Teile des Romans darf Swann nicht fehlen.

Seite 332:

1 Im *Tout-Paris* steht alles Wissenswerte über die Bewohner von Paris, im *Annuaire des châteaux* über jene von vierzigtausend französischen Schlössern und Landsitzen.

Seite 336:
1 Vgl. S. 52, wo Proust bereits auf die beiden Stellen hinweist.

2 Das Nervalsche Beispiel für Prousts Ahnenreihe findet sich am Ende des ersten Kapitels von *Sylvie*. Während er sich überlegt, wie er eine bewunderte Schauspielerin erobern könnte, überfliegt der Protagonist dieser Erzählung die Anzeigen in einer Zeitung: »Und da las ich diese beiden Zeilen: Fête du Bouquet provincial. – Morgen werden die Bogenschützen von Senlis denen von Loisy das Bouquet überbringen. Diese ganz einfachen Worte erweckten in mir eine ganze Reihe von Eindrücken: Es war eine Erinnerung an eine seit langem vergessene Provinz, ein fernes Echo der einfachen Feste der Jugend.« (*Œuvres* [33], Bd. i , S. 244.) Proust erwähnt die Stelle auch (neben dem ersten Beispiel aus den *Mémoires d'outretombe*) in seinem Flaubert-Essay. Vgl. *Essays* [15], S. 409. Ein ausführlicherer Text Prousts über Nerval findet sich im *Gegen Sainte-Beuve* [24], S. 201-214.

Seite 337:
1 Auch zu Baudelaire findet sich im *Gegen Sainte-Beuve* [24] ein ausführlicheres Kapitel (S. 112-145); vgl. auch den Baudelaire-Essay in *Essays* [15]. Die beiden, teils freien Zitate stammen aus den Gedichten »La Chevelure« und »Parfum exotique«.

2 Die nun folgende Gesellschaftsszene, der *bal de têtes*, gehört zum allerersten Bestand der *Recherche*. Im Gegensatz zum Kostümfest erschien man zu einem Maskenball lediglich mit einer Gesichtsmaske, einer *tête*. In seinen Briefen hat Proust mehrmals festgestellt, wie alt doch alle seine Bekannten plötzlich geworden seien. So schreibt er beispielsweise am 11. April 1907 an Reynaldo Hahn nach einem Konzert bei der Fürstin von Polignac, wo Hahns *Le Bal de Béatrice d'Este* gespielt wurde: »Wie alt sind doch alle Leute geworden, die ich gekannt hatte.

Einzig die Polignac hat endlich eine mit sanfter Reife gepaarte Jugend erreicht.« Vgl. *Correspondance* [10], Bd. vii , S. 139.

Seite 338:
1 Vgl. *Guermantes* [18], S. 295.

Seite 339:
1 Vgl. *Guermantes* [18], S. 409.

Seite 340:
1 Proust nennt zwei Komödienautoren, François Regnard (1655-1709) und Eugène Labiche (1815-1888). Im speziellen denkt Proust an Regnards Komödie *Le Légataire universel* (1708), in der sich die Handlung um einen sterbenden Erbonkel dreht.

Seite 341:
1 General Durakin ist der Protagonist des gleichnamigen Romans (*Le Général Dourakine*, 1864) aus der Feder der Comtesse de Ségur.

Seite 342:
1 Mit der gesellschaftlichen Institution des Maskenballs ist auch die spezielle Bedeutung des Verbums »intrigieren« verschwunden. Intrigieren meint, eine Maske, die man kennt, von der man aber nicht erkannt wird, zum Narren zu halten: Gell, du kennst mich nicht!

Seite 345:
1 Die Wirkungsweise des Guckkastens beruht wie die der Laterna magica auf der optischen Umkehrung der Camera obscura – in einem mit einer oder zwei Linsen ausgestatteten Holzkasten ermöglichen Spiegel die Sicht auf ein eingelegtes Bild –, doch im Unterschied zur Laterna magica täuscht der Guckkasten dem Betrachter Dreidimensionalität vor und den Eindruck, sich im Bildgeschehen zu befinden. Die Erfindung des frühen 18. Jahrhunderts blieb bis weit ins 19. Jahrhundert ein beliebter Zeitvertreib.

Seite 349:
1 Bloch ist eine der wenigen Figuren der *Recherche*, die von Combray an den Weg Marcels begleiten. Er ist eine Art Alter ego Marcels (und Marcel Prousts). Die Szenen mit Bloch zeigen den unfertigen Charakter des Manuskripts: Auf S. 385 tritt er erneut auf.

Seite 350:
1 Anachronismus: Die (spanische) Grippe wütete im Jahr 1918, die Matinee Guermantes spielt einige Jahre später.

2 Weiterer Anachronismus: Von dem Marschall (im Singular) konnte man nur vor dem Ersten Weltkrieg sprechen, und gemeint war der Marschall Mac-Mahon (1808-1898), Oberbefehlshaber der französischen Truppen im Deutsch-Französischen Krieg von 1870-1871. Der andere Marschall dieses Krieges, Achille Bazaine (1811-1888), wurde nach seiner Niederlage in Metz totgeschwiegen. Nach dem Ersten Weltkrieg gab es drei weitere französische Marschälle: Joffre, Foch und Pétain.

3 Den drei Persönlichkeiten ist gemeinsam, daß sie (wie Mac-Mahon) im Zweiten Kaiserreich auf die Bühne der Welt getreten sind, einer Zeit, die unterdessen sehr weit zurückliegt.

4 Strenggenommen gehört die Herzogin von Dino derselben Generation an wie die zuvor genannten Persönlichkeiten. Diese wurden zwischen 1802 und 1823 geboren und sind zwischen 1878 und 1895 gestorben.

Seite 355:
1 Zum Thema Erstickungsanfälle vgl. *Sodom und Gomorrha* [19], S. 479.

Seite 361:
1 Die Klammer ist ein später Zusatz. Proust hat vergessen, daß Madame d'Arpajon unterdessen gestorben ist.

Seite 362:
1 Geometrie ist ein zentraler Begriff der kubistischen Ästhetik. Tatsächlich sind zahlreiche Porträts aus dem *bal de têtes* dem Kubismus verpflichtet. Zu Proust und den malerischen Avangarden seiner Zeit vgl. S. 175, Anm. 1.

Seite 365:
1 Es handelt sich um den Marquis von Beausergent. Vgl. *Guermantes* [18], S. 72.

Seite 368:
1 Die gewölbte Stirn ist ein Hinweis auf die Identität der Fürstin von Guermantes.

Seite 369:
1 George Painter berichtet, Proust habe 1918 zugesehen, wie im Haus der Mäzenin Eugenia Huici de Errazuriz eine aus Biarritz zugesandte Kiste mit Werken Picas-

sos geöffnet wurde. Vgl. Painter [60], Bd. ii , S. 537. Reinhold Hohl nimmt an, es handle sich bei den fraglichen Werken um die 24 Zeichnungen *Pour Eugenia* (1918). Vgl. Hohl [48], S. 75 und Anm. 16.

Seite 373:
1 Vgl. *Odyssee*, 11. Gesang, Vers 206-208.

Seite 374:
1 Im Hintergrund der vorangehenden Passage steht wohl eine späte Wiederbegegnung Prousts mit Lucien Daudet.

Seite 376:
1 Anspielung auf den Verwandlungskünstler Leopoldo Fregoli (1867-1936), dessen Auftritte in Paris großen Erfolg hatten. Daria Galateria hat angemerkt, daß Fregoli in gewissen Nummern nur die Gesichtsmaske änderte, was eine Art von *bal de têtes* ergab.

Seite 378:
1 Die Weltausstellung von 1878 war eine Figur in der Sylvesterrevue *Tant plus ça change*, die am 28. Dezember 1878 im Théâtre du Palais-Royal erstmals gespielt wurde. Vgl. Édouard Noël und Edmond Stoullig, *Les Annales du théâtre et de la musique* 1878, Paris, Charpentier 1879, S. 336.

Seite 379:
1 Proust interessiert sich weniger für die einzelnen Beispiele als für das Phänomen des politischen und gesellschaftlichen Stehaufmännchens.

Seite 381:
1 Der Leser erinnert sich an das Finale von *Unterwegs zu Swann*.

Seite 382:
1 Vgl. S. 373, Anm. 1.

Seite 385:
1 Pseudonyme waren zu Prousts Zeit in Mode. Proust nimmt zwar seiner Figur den jüdischen Namen, läßt aber im Pseudonym die Schlagader des Pariser Judenviertels, nämlich die Rue des Rosiers, anklingen.

2 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [16], S. 134-136.

Seite 386:
1 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [19], S. 62.

Seite 387:

1 An dieser Stelle thematisiert Proust die Rolle Blochs als Alter ego Marcels. Mit Marcel, Bloch, Swann und Monsieur de Charlus entwirft diese Passage eine Art von idealem Protagonisten der *Recherche*.

Seite 389:
1 Marie-Hedwige ist der Vorname der früheren Fürstin von Guermantes.

Seite 391:
1 Die in Klammern genannten Beispiele weisen auf den griechischen Geldadel und die diplomatische High Society des alten Rußlands.

Seite 393:
1 Georges Clemenceau (1841-1929), Ministerpräsident von 1906 bis 1908 und 1917-1920, und René Viviani (1863-1925), Ministerpräsident im Jahr 1915, waren beide in ihren Anfängen Exponenten einer radikalen, linken Politik.

Seite 398:
1 Mit den Namen Sagan und Mouchy signalisiert Proust die Belle Époque.

2 Vgl. *Mémoires* [36], Bd. v , S. 478.

Seite 399:
1 Die vorangehende Passage ist eher ein Pastiche als ein Zitat. Proust bezieht sich auf das Porträt des Fürsten Conti in den *Mémoires* [36], Bd. iii , 368-369.

2 Gemeint ist die jüngste Madame de Cambremer, nämlich die Nichte Jupiens, über deren Heirat sich Marcel mit seiner Mutter während der Rückfahrt von Venedig unterhält. Vgl. *Die Flüchtige* [21], S. 359. Der Name Valentinois mag erstaunen. Monsieur de Charlus adoptiert Jupiens Nichte als Mademoiselle d'Oloron. Der entsprechende Text datiert von 1919. Am 19. März 1920 heiratete Pierre de Polignac, in den Proust damals verliebt war, die Adoptivtochter des Fürsten von Monaco, Charlotte Grimaldi, die den Titel einer Herzogin von Valentinois trug. Wie in ähnlichen vorangegangenen Fällen hat sich Proust mit dieser Heirat äußerst schwer getan und den Herzog von Valentinois, wie er sich jetzt nannte, mit Briefen bombardiert. So erklärt er ihm ausführlich, daß ein analoger Fall von Adoption und Heirat in seinem Roman vorkomme und er nun den für die junge Dame vorgesehenen Namen, nämlich *Vermandois,* abändern müsse, da er zu nahe an *Valentinois* liege (was nicht stimmt, denn die Dame hieß bereits d'Oloron). Als es dann zum

Bruch kam, hat Proust sich offensichtlich gerächt: Er läßt die junge Madame de Cambremer einige Wochen nach der Heirat an einem typhösen Fieber sterben (*Die Flüchtige* [21], S. 380), und in der *Wiedergefundenen Zeit* gibt er ihr den Namen Valentinois. Die ganze Passage über die Kurzlebigkeit gesellschaftlicher Erinnerung steht tatsächlich auf einem Leporello; sie ist ein später Zusatz. Zu Proust und Pierre de Polignac vgl. Tadié [67], S. 841-843.

3 Proust kennt die Sammlung von Heiligenviten aus dem 13. Jahrhundert aus dem Werk Émile Mâles *L'Art religieux en France du XIII e siècle*, das er immer wieder konsultiert hat.

Seite 400:

1 Die Société des bibliophiles français wurde 1820, die Société des Amis de Reims nach dem Ersten Weltkrieg gegründet.

Seite 401:

1 Émile Loubet (1838-1929) hatte als Ministerpräsident (1892) die anarchistischen Attentate und den Panamaskandal durchzustehen. Während seiner Amtszeit als Staatspräsident (1899-1906) fand die Revision des Dreyfus-Prozesses statt. Zu Reinach vgl. S. 50, Anm. 1.

Seite 402:

1 Das Modell der Memoiren von Madame de Villeparisis sind jene der Gräfin von Boigne, über die Proust 1907 in *Le Figaro* eine Rezension geschrieben hat. Vgl. *Essays* [15], S. 306 und Anmerkung. In der *Wiedergefundenen Zeit* nimmt Proust die Argumente einer Passage wieder auf, die von der Redaktion des *Figaro* gestrichen worden war.

Seite 403:

1 Twickenham, wo der Graf von Paris »residierte«, steht für den Hochadel, mit dem Swann befreundet war.

Seite 406:

1 Die Anspielung auf die Figur aus Shakespeares *Kaufmann von Venedig* zielt einzig auf Blochs Abstammung, nicht etwa auf seinen Charakter.

Seite 408:

1 Vgl. S. 53, Anm. 3.

2 Der Vater Mme de Staëls (der Autorin von *Corinne*) war der Genfer Bankier Necker (1732-1804), der spätere Finanzminister Ludwigs xvi . Die Tochter Mme de Staëls, Albertine, heiratete 1816 den Herzog Victor de Broglie. Die Enkelin Mme de Staëls, Louise-Albertine de Broglie (1818-1882), heiratete den Grafen Joseph Othenin Bernard d'Haussonville (1809-1884), den Vater des zuvor genannten Othenin d'Haussonville. Proust bezieht sein Wissen aus den Memoiren des Grafen: *Ma Jeunesse 1814-1830. Souvenirs par le comte d'Haussonville*, Paris, Calmann Lévy, 1885. Vgl. auch Prousts Betrachtungen über den Salon der Gräfin von Haussonville in *Essays* [15], S. 243-251.

3 Der Dichter Pierre-Antoine Lebrun (1785-1873) wurde 1828 in die Académie française gewählt. Er machte unter Louis-Philippe und Napoleon iii . Karriere als Politiker. Der Historiker Jean-Jacques Ampère (1800-1864), der Sohn des Physikers, war Professor am Collège de France. Er war ein Vertrauter von Mme. Récamier.

Seite 412:

1 Wie zuvor die Bibliothek des Fürsten bildet der Salon der Fürstin den Rahmen für einen umfassenden Rückblick auf das Leben des Erzählers beziehungsweise auf Prousts Roman. Es bleibt dem Leser freigestellt, die einzelnen Erinnerungen Marcels in den vorangehenden Bänden der *Recherche* nachzuschlagen.

Seite 414:

1 Die Herzogin von Chartres (1844-1925) wird auch vom Herzog von Guermantes als Respektsperson erwähnt. Vgl. *Guermantes* [18], S. 472.

Seite 416:

1 Es ist kaum anzunehmen, daß sich Proust auf eine reale Begebenheit bezieht.

Seite 421:

1 Der vorangehende Satz ist ein Zusatz im Manuskript. Es bleibt unklar, was er eigentlich bedeutet und wie er eingefügt werden muß. Wir versuchen, ihm einen Sinn zu geben, und setzen ihn als Einleitung des folgenden Abschnitts.

2 Auf S. 358 ist der Fürst noch am Leben.

Seite 423:

1 Angesichts des Alters der versammelten Gäste ist *quinquagénaire* (fünfzigjährig) gewiß ein Versehen.

Seite 424:
1 Die großen Kokotten gehören nicht nur zum Gesellschaftsbild der Belle Époque, sondern auch zum Personenbestand der *Recherche*.

Seite 425:
1 Proust übersieht, daß sein Romanheld keinen Wagen nehmen muß, um von der Herzogin nach Hause zurückzukehren.

Seite 427:
1 Wie Bloch tritt Gilberte während der Matinee Guermantes mehrere Male auf. Schon bei früheren Begegnungen hat Marcel Gilberte nicht wiedererkannt. Vgl. *Die Flüchtige* [21], S. 218.

Seite 428:
1 Zu Henri Bidou vgl. S. 124, Anm. 1. Das Zitat stammt aus dem *Journal des débats* vom 19. April 1918.

2 Während sich Proust sehr detailliert über das Kriegsgeschehen informierte, geht es ihm in der *Recherche* weniger um die Ereignisse an sich als – wie schon bei der Dreyfus-Affäre – um die Art und Weise, wie sie interpretiert werden.

3 Daria Galateria hat herausgefunden, woher Proust die Anekdote kennt, nämlich aus Jacques Porel, *Fils de Réjane. Souvenirs (1895-1920)* [61], Bd. i , S. 184. Am 30. Mai 1919 war Proust in die Rue Laurent Pichat 8 *bis* umgezogen, ein Haus, das der Réjane gehörte. Proust war mit dem Sohn der Réjane, Jacques Porel, gut bekannt.

Seite 429:
1 Anspielung auf eine Operation vom 25. Juni 1916, bei der die englische Luftwaffe mehrere deutsche Beobachtungsballone zerstörte.

2 Anspielung auf Xenophons *Anabasis*, wo auch von den im folgenden erwähnten Schiffen und Flößen die Rede ist. Den Vergleich mit Xenophon bezieht Proust aus den Artikeln, die Reinach unter dem Pseudonym Polybe in *Le Figaro* publizierte. Proust hat sich auch in seinen Briefen negativ über die pedantische Gelehrsamkeit dieser Artikel geäußert.

Seite 430:
1 Vgl. auch die Betrachtungen über die »dostojewskihafte Seite bei Madame de Sévigné« in *Die Gefangene* [20], S. 542.

2 Proust macht sich ein Vergnügen daraus, zwei seiner Lieblingsbücher mit dem Kriegsgeschehen zu verbinden. Das in den Kriegsberichten geläufige Wort *tranchée* (Graben) findet sich auch in den Briefen von Madame de Sévigné. Der Graben war allerdings im 17. und 18. Jahrhundert nicht ein Instrument des Stellungskriegs, sondern des Angriffs auf eine Festung. Bassorah, die Hafenstadt Bagdads, wo sich in *Tausendundeiner Nacht* Sindbad für seine Seefahrten einschifft, war im Krieg die Operationsbasis der Engländer gegen die Türken. In Kout-el-Amara wurde im Dezember 1915 der englische General Townshend eingeschlossen. Im April 1916 versuchte General Gorringe vergeblich, ihn zu entsetzen. Am 29. April 1916 mußte Townshend vor der türkischen Übermacht kapitulieren.

Seite 437:
1 Möglicherweise kreuzen sich in der Anspielung zwei Erinnerungen an die lateinische Literatur. In den Cäsaren-Viten Suetons ist von dem Pferd Incitatus die Rede, für das Caligula einen Stall aus Marmor und eine Futterkrippe aus Ebenholz anfertigen ließ; bei Apuleius dagegen findet der Esel beim Fressen beziehungsweise Essen eines Kranzes von Rosen seine menschliche Form wieder.

Seite 443:
1 Was Schopenhauer über Musik sagt, gehört zum frühesten thematischen Bestand von Prousts Werk. Vgl. »Ein Sonntag im Conservatoire« in *Essays* [15], S. 83-89.

Seite 445:
1 Wie Bloch und Gilberte hat auch Morel einen zweiten Auftritt in der Matinee Guermantes.

Seite 446:
1 Tochter oder Nichte Jupiens? Proust hat sich einmal für Nichte entschieden, im Manuskript aber bleibt die Frage offen.

2 Die Sängerinnen Louise Balthy (1869-1925) und Jeanne Bourgeois (1875-1956), genannt nach ihrem ersten Künstlernamen Mistinguett, repräsentieren das Varieté.

Seite 448:
1 Vgl. *Guermantes* [18], S. 311 und 319-321.

Seite 450:
1 In der Figur der Berma überschneiden sich Sarah Bernhardt und die Réjane. An dieser Stelle läßt Proust persönliche Erinnerungen an die Réjane in seinen Roman einfließen. Als er in das auch von der Réjane sowie deren Sohn und Schwiegertochter bewohnte Haus in der Rue Laurent-Pichat umzog, war die damals dreiundsechzigjährige Réjane schon krank. Dennoch trat sie Ende 1919 in Henry Batailles (1872-1922) *La Vierge folle* auf. Vgl. Porel [61], Bd. i , S. 370-372.

Seite 453:
1 Offensichtlich will Proust den Eindruck vermeiden, die Figur der Berma habe ein reales Vorbild.

2 In den *Jeunes filles* spielt die fragliche Szene an einem Neujahrstag. Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 87-88.

3 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 192.

Seite 458:
1 Spur einer früheren Fassung der Matinee Guermantes, in der Proust auch die Homosexualität thematisierte.

Seite 459:
1 Fabel von La Fontaine.

Seite 461:
1 1879 von Johann-Martin Schleyer (1831-1912) kreierte Universalsprache.

2 Guy-Crescent Fagon (1638-1718) war der Leibarzt Ludwigs xiv ., während Boulbon dem fiktiven Universum von Prousts Roman angehört.

3 Wie in der folio-Ausgabe angemerkt wird, ist Trente ans de théâtre der Name eines 1901 von Adrien Bernheim gegründeten Hilfswerks für alte Schauspieler. Es bezweckte auch die Förderung guten Theaters bei einem breiteren Publikum.

Seite 462:
1 Vgl. *Guermantes* [18], S. 718.

Seite 465:
1 Freies Zitat nach Victor Hugos Gedicht »15 février 1843« aus *Les Contemplations*.

Seite 467:
1 Bei früherer Gelegenheit behauptet die Herzogin das Gegenteil. Vgl. *Guermantes* [18], S. 633.

2 In den ersten Entwürfen spielt die große Gesellschaftsszene zu Beginn von *Guermantes* nicht in der Opéra, sondern in der Opéra-Comique. Im folgenden verwechselt wohl Proust Bréauté mit Monsieur de Palancy.

Seite 469:
1 Hofdame bei der Prinzessin Mathilde. Proust hat sie schon in *Guermantes* [18], S. 765-766, sowie in seiner Chronik über den »Salon Ihrer Kaiserlichen Hoheit« (*Essays* [15], S. 196) auftreten lassen.

Seite 470:
1 Zu der Verwandtschaft des Esprit Guermantes mit einer Literatur à la Meilhac vgl. *Unterwegs zu Swann* [16], S. 484.

2 Die Pastilles Géraudel gehören der Vorkriegszeit an.

Seite 472:
1 Anspielung auf ein Thema zu Beginn von *Guermantes*: Die Fußmatte im Vestibül der Guermantes ist für Marcel die Schwelle zum Faubourg Saint-Germain. Vgl. *Guermantes* [18], S. 36.

Seite 473:
1 Anspielung auf die Schlußszene von *Guermantes*.

2 Vgl. *Sodom und Gomorrha* [19], S. 206.

Seite 476:
1 Früher tönte es anders. Vgl. *Guermantes* [18], S. 320 und 348.

Seite 482:
1 Ein erstes, flüchtiges Porträt des Herzogs findet sich auf S. 460. Mit dem folgenden zweiten Porträt stellt Proust den Herzog in würdiger Weise neben dessen Bruder, Monsieur de Charlus, den er vor der Matinee ausführlich porträtiert hat. Ein Brief Prousts an Mme. Straus vom 5. oder 6. Mai 1920 zeigt, daß das Porträt auf eine Begegnung mit dem Grafen von Haussonville bei einer Benefizvorstellung in der Opéra vom 4. Mai 1920 zurückgeht: »Ich habe ihn nur flüchtig gesehen (und er mich nicht), doch schien mir, die Jahre hätten seiner Stirn, ohne deren Wölbung

zu verändern, etwas Majestätisches verliehen, das sie zuvor nicht in diesem Maß besaß.« Vgl. *Correspondance* [10], Bd. xix , S. 257.

Seite 485:
1 Im Jardin des Plantes befand sich auch der zoologische Garten.

Seite 486:
1 In der Art der Opéra-bouffe hat Proust den Herzog von Guermantes immer wieder mit Jupiter verglichen. Jetzt vergleicht er ihn mit der Figur des lächerlichen Alten, dem Molière in *Les Fourberies de Scapin* und in *Le Médecin malgré lui* den Namen Géronte gibt.

Seite 488:
1 So endet »Eine Liebe Swanns«.

Seite 491:
1 Erinnerung an die erste Begegnung mit der Herzogin von Guermantes; vgl. *Unterwegs zu Swann* [16], S. 254-260.

2 Die Fräcke sind ein Relikt aus der früheren Fassung, als die Matinee noch eine Soiree war.

Seite 492:
1 Vgl. *Unterwegs zu Swann* [16], S. 478-496.

Seite 493:
1 Man denkt an Mme. de Récamier auf dem Proträt von David im Louvre.

2 Tatsächlich haßt sie diesen Stil bereits in der ebenerwähnten Soiree bei der Marquise von Saint-Euverte.

Seite 494:
1 Die *9. Sonate für Klavier und Violine* (op. 47) von Beethoven.

2 Ravel wird bei Proust ein einziges Mal erwähnt. Zu einer bedeutsamen strukturellen Verwandtschaft zwischen Ravels *Valses nobles et sentimentales* (Klavierfassung 1911, Orchesterfassung 1912) und Prousts *Recherche*, vgl. Andreas Meyer, »Proust und die Musik der Belle Époque«, in: *Marcel Proust und die Belle Époque* [57].

3 Mit Beethoven signalisiert Proust den traditionellen, mit Ravel und Palestrina den avantgardistischen Geschmack. Eine ähnliche Gegenüberstellung findet sich

schon in dem Prosastück »Fächer« aus dem Jahr 1893. Vgl. *Freuden und Tage* [13], S. 72 und Anm. 1.

Seite 496:
1 Proust hat Mme. Meredith Howland, geb. Adélaïde Torrance, im Sommer 1893 in St. Moritz kennengelernt und ihr daraufhin die Erzählung »Mélancolique villégiature de Mme de Breyves« gewidmet. Die mit Charles Haas und Robert de Montesquiou befreundeten Howlands waren die einzigen Amerikaner, die im Faubourg Saint-Germain Aufnahme gefunden hatten. Mme. Howland war bekannt für ihre eleganten Empfänge Rue de Berry 24 *bis*.

Seite 499:
1 Auch unter Zuhilfenahme des an dieser Stelle stark beschädigten Manuskripts bleibt der vorangehende Satz eigentlich unverständlich. Immerhin muß festgehalten werden, daß nicht, wie die älteren Ausgaben glauben, von Mademoiselle, sondern von Madame de Saint-Loup die Rede ist.

Seite 501:
1 Zitat aus Victor Hugos Gedicht »Tristesse d'Olympio« (*Les Rayons et les ombres*).

Seite 502:
1 Am Ende von »Eine Liebe Swanns« bricht Swann nach Combray auf, um die frühere »Mademoiselle Legrandin« zu treffen. Die Überlegungen zum Leben Swanns, die jenen Romanteil beschließen, sind eine Vorwegnahme der Überlegungen zum Leben Marcels in der *Wiedergefundenen Zeit*. Dort zeigt Proust, während Swann eine neue Liebe einfädelt, wie sich die Ereignisse verflechten und verketten (*Unterwegs zu Swann* [16], S. 550-551), hier, in der *Wiedergefundenen Zeit*, spinnt er die Metapher weiter: Fäden, spinnen, Gewebe, Netz … Offensichtlich handelt dieser Text auch vom Text. Er ist eine Mise en abyme der *Recherche*.

Seite 503:
1 In diesem Abschnitt schreibt Proust *Temps* mit großem T. In einem Interview, das Proust beim Erscheinen von *Swann* dem Journalisten Élie-Joseph Bois gewährte, hat er sich in ähnlicher Weise über seinen Roman geäußert: »Nun, für mich ist der Roman nicht nur die Psychologie der Fläche, sondern die Psychologie in der

Zeit. Diese unsichtbare Substanz der Zeit habe ich zu isolieren versucht, aber dazu war es nötig, daß das Experiment von einer gewissen Dauer war. Ich hoffe, am Ende meines Buches wird das eine oder andere bedeutungslose gesellschaftliche Ereignis, eine Heirat zwischen zwei Personen, die im ersten Band klar unterschiedenen Welten angehörten, veranschaulichen, daß Zeit vergangen ist, und die Schönheit mancher patinierter Bleie in Versailles annehmen, denen die Zeit ein smaragdenes Kleid übergezogen hat.« (*Essays* [15], S. 351.)

Seite 504:
1 Die folgende Passage ist ein Zusatz im Manuskript auf einem längeren Leporello. In seinen Briefen hat sich Proust in ähnlicher Weise über seine Arbeit geäußert.

Seite 508:
1 Vgl. *Im Schatten junger Mädchenblüte* [17], S. 46.

Seite 513:
1 Zitat aus Victor Hugos Gedicht »À Villequier« (*Les Contemplations*).

2 Die als Pointe gesetzte Anspielung ist mehr als ein pittoresker Farbtupfer, hat doch Manets *Déjeuner sur l'herbe* gerade jene Kraft zum Thema, die die Kunst aus ihrer eigenen Vergangenheit schöpft.

Seite 514:
1 Auch der folgende Abschnitt ist ein später Zusatz in Form eines in das Manuskript eingefügten Leporellos. In den letzten Briefen Prousts an Gallimard und an Rivière ist tatsächlich häufig von Schwindelanfällen die Rede.

Seite 515:
1 Weshalb Proust hier das Kaspische Meer erwähnt, bleibt zu untersuchen.

Seite 517:
1 Zitat aus Victor Hugos Gedicht »À Théophile Gautier« (*Toute la lyre*).

2 Zu den ersten Reaktionen auf Prousts Roman vgl. unser Nachwort zu *Unterwegs zu Swann* [16], S. 635-637.

3 Optische Instrumente sind beliebte Metaphern, wenn es um Erzähltechnik geht. Das Bild von Mikroskop und Teleskop verwendet Proust auch in einer Antwort auf eine Umfrage in *Les Annales politiques et littéraires* vom 26. Februar 1922: »Mei-

nerseits ziehe ich als Handwerkszeug das Teleskop dem Mikroskop vor.« (*Essays* [15], S. 471.)

Seite 521:
1 Schehrijâr heißt der Sultan, dem Schehrezâd in *Tausendundeiner Nacht* Nacht für Nacht ihre Geschichten erzählt.

2 Wie George Sands Roman *François le Champi*, den Proust auf der folgenden Seite ein letztesmal erwähnt, bilden die Märchen aus *Tausendundeiner Nacht* und die Memoiren von Saint-Simon eine Art Klammer zwischen Anfang und Ende der *Recherche*. Zu diesen Kultbüchern Prousts vgl. das Kapitel »Les livres de chevet des personnages« in: Jean Rousset, *Forme et signification*, Paris, Corti, 1962, und Dominique Jullien [50].

3 Schon Balzac sah sich als Autor eines *Tausendundeine Nacht* des Abendlandes. Vgl. Balzac [25], Bd. x , S. 1217.

Seite 522:
1 Zitat aus Johannes 12, 24.

RESÜMEE

Marcels Zimmer in Tansonville. Aussicht auf den Wald von Méséglise und den Kirchturm von Combray (7). Robert de Saint-Loups Homosexualität. Auswirkungen auf sein Äußeres (8). Seine Lügen gegenüber Gilberte (10). Die Homosexuellen und ihre Protégés aus der Sicht von Françoise. Théodore (11). Robert und Gilberte (13). Robert und Morel (15). Robert ist immer ausschließlicher ein Guermantes (15). Die Guermantes und die Courvoisier in puncto Homosexualität (17). Im Gegensatz zu Gilberte meidet Robert das Thema (18).

Lektüre einer Passage aus dem unveröffentlichen Tagebuch der Brüder Goncourt. Ein Diner bei den Verdurins (24). Ihr Haus (25). Brichot (27). Bei Tisch (27). Elstir (32). Cottard (34). Swann (35).

Das Tagebuch führt Marcel seinen Mangel an Beobachtungsgabe vor Augen (37). Er sieht nicht die Oberfläche, sondern die psychologischen Gesetze (37). Die Motive und die dargestellten Personen spielen im Kunstwerk eine untergeordnete Rolle (41).

Aufenthalt in einem Sanatorium. Rückkehr nach Paris im Jahr 1916. Paris im Krieg gleicht dem Paris während des Directoire. Madame Verdurin und Madame Bontemps. Moden und Sitten (45). Der Salon Verdurin im Krieg (54). Flugzeuge am Abendhimmel (61). Nächtliche Spaziergänge in Paris (62).

Rückblick auf einen Aufenthalt in Paris im Jahre 1914 (65). Kriegsausbruch: Saint-Loup (65), Bloch (68), der Hoteldirektor von Balbec (79), der Liftboy (80), Françoise und der Kammerdiener (82). Ein Brief Gilbertes aus dem besetzten Tansonville (87). Brief Roberts mit strategischen Auslassungen (88).

Ein weiterer Brief Gilbertes (92). Kämpfe in der Gegend von Combray (94). Saint-Loup auf Urlaub: strategische und diplomatische Auslassungen (95). Begegnung mit Monsieur de Charlus (105). Sein Aussehen ist nur mehr das eines Homosexuellen (106). Sein gesellschaftliches Ansehen schwindet (106). Morel schreibt satirische Artikel gegen den Baron (110). Deutschfreundlichkeit von Monsieur de Charlus (119). Sarkastische Auslassungen über die patriotischen Artikel von Brichot (126), von Norpois (133). Charlus als Defätist aus ästhetischen Gründen (151). Brief von Charlus an Morel (166). Paris und Pompeji (169). Paris und der malerische Orient (173).

Tausendundeine Nacht (173). Aus einem rätselhaften Hotel tritt eiligen Schritts ein Offizier (174). Marcel läßt sich ein Zimmer geben und bestellt einen Cassis (180). In einem Zimmer unter dem Dach läßt sich Monsieur de Charlus mit Eisenketten traktieren (182). Das Etablissement wird von Jupien im Auftrag von Charlus geführt (182). Ein liegengelassenes Kriegskreuz (190). Zwei elegante Kunden (192). Der Baron inmitten seines Harems (196). Seine Enttäuschung über mangelnde Brutalität (199). Ein Priester als Kunde (202). Fliegeralarm (208). Paris und Pompeji (209). Die Gänge der Untergrundbahn als Zufluchtsort und Freizone (210). Saint-Loup und das liegengelassene Kriegskreuz (220). Françoise und der Kammerdiener (220). Die Larivières (226). Tod Saint-Loups (228). Morel als Deserteur und als Kriegsheld (237).

Dritte Rückkehr nach Paris lange Jahre nach dem Krieg. Unterwegs betrachtet Marcel eine malerische Baumreihe, ohne irgend etwas dabei zu empfinden außer dem Gefühl seiner Empfindungslosigkeit und künstlerischen Unfähigkeit (240). Einladung zu einer Matinee bei der Fürstin von Guermantes (242). Fahrt zum neuen Palais Guermantes in der Avenue du Bois. Erinnerungen (244).

Begegnung mit Monsieur de Charlus und Jupien. Charlus als tragischer Fürst (247). Er grüßt Madame de Saint-Euverte (248). Sein Erinnerungsvermögen ist intakt. Seine Litanei der Toten (252). Sein ungebrochenes Interesse an den Lebenden (253).

Die Momentaufnahmen des Gedächtnisses. Marcel betrachtet teilnahmslos Erinnerungsbilder von Venedig. Er kommt zur Überzeugung, die Freuden des Geistes seien ihm verschlossen und er tauge nicht zum Künstler (256). Im Hof des Palais Guermantes stolpert er über einen Pflasterstein. Plötzliches Glücksgefühl wie beim Kosten der Madeleine (258). Wiederaufleben der Erinnerung an Venedig

(259). Entschluß, jetzt den Grund dieses Glücksgefühls herauszufinden (260). Während der Wartezeit in der Bibliothek des Fürsten weitere Erinnerungsekstasen (260). Willentliche und unwillkürliche Erinnerung. Die wahren Paradiese sind die verlorenen (264). Das Wesen der Dinge liegt außerhalb der Zeit (265). Im Gegensatz zur verstandesmäßigen Beobachtung vermag die unwillkürliche Erinnerung dieses Wesen zu erfassen (266). Swann als Amateur (275). Nur der Künstler vermag die Gefühle als Zeichen von Gesetzen zu erfassen (276). Er muß das Buch in seinem Inneren entziffern (276). Erinnerung an das Zimmer Eulalies in Combray (279). Gegen die Theorien im Kunstwerk (280). Gegen den filmhaften Roman (282). *François le Champi*. Erinnerung an Combray (283). Eine Bibliothek von Originalausgaben besonderer Art (287). Gegen patriotische Kunst (290). Über den schönen Stil und die Metapher (292). Der Schriftsteller als Übersetzer (294). Die Junggesellen der Kunst (295). Die bloß aufzeichnende Literatur ist wertlos (300). Das wahre, das einzig gelebte Leben ist die Literatur (301). Jeder Künstler öffnet uns eine Welt (301). Auch die Wahrheiten des Verstandes sind für das Werk von Bedeutung (305). Das Leben als Stoff für das zukünftige Werk (306). Eine Berufung (307). Schöpferische Rolle des Leidens (310 und 320). Der Stoff an sich ist für die Qualität des Werks ohne Bedeutung (322). Der Traum als Mittel, die verlorene Zeit wiederzufinden (324 und 328). Rückblicke. Der Stoff des Werks kommt von Swann (329).

Marcel ist nun überzeugt, sein Werk in Angriff nehmen zu können (334). Chateaubriand, Nerval und Baudelaire bilden seine literarische Ahnenreihe (336). Er betritt den Salon und glaubt sich auf einem Maskenfest (337). Alle Anwesenden scheinen sich als Greise verkleidet zu haben (338). Monsieur d'Argencourt als Verkörperung der Zeit (339). Marcel wird sich seines eigenen Alters bewußt (347). Die Herzogin von Guermantes (347). Bloch (349). Madame Sazerat (353). Monsieur de Cambremer (355). Der Fürst von Agrigent (358). Legrandin (359). Ein ehemaliger Schulkamerad (372). Odette (377). Bloch als Jacques du Rozier (385). Madame Verdurin als Fürstin von Guermantes (388). Morel (390). Niedergang des Faubourg Saint-Germain (392). Die Matinee als Resümee von Marcels Leben (412). Erinnerungen an Mademoiselle Swann, Charlus, Saint-Loup, Madame de Guermantes (412). Die Fürstin von Nassau (424). Marcel hält Gilberte für ihre Mutter (427). Gilberte, Andrée, Octave und Rachel (427). Die Herzogin von Guermantes und Rachel (443).

Tee-Einladung bei der Berma. Vergebliches Warten auf die Gäste. Die Berma opfert sich für ihre Tochter und ihren Schwiegersohn (449).

Auftritt Rachels (455). Zustimmung der Herzogin von Guermantes und Blochs (457). Rachel hält nichts von der Kunst der Berma (460). In der Kunst bedeutet die fortschreitende Zeit nicht unbedingt einen Fortschritt (461). Gesellschaftlicher Niedergang der Herzogin von Guermantes (463). Widersprüchliche Erinnerungen Marcels und der Herzogin (467). Die Tochter der Berma läßt bei der Fürstin von Guermantes bitten, von Rachel empfangen zu werden (476). Liaison des Herzogs von Guermantes mit Madame de Forcheville (479). Porträt des Herzogs (482). Odette gibt Erinnerungen zum besten (487). Eine räumliche Psychologie (503). Gilberte stellt Marcel ihre Tochter vor. In Mademoiselle de Saint-Loup vereinen sich die verschiedenen Entwicklungslinien von Marcels Leben (503). Der Gedanke an die Zeit als Ansporn (504). Das Werk als Kathedrale, als Kleid (505). Höchste

Zeit, mit der Arbeit zu beginnen (508). Der Tod als Bedrohung nicht des Menschen, sondern des Werks (512). Unverständnis der ersten Leser (517). Mikroskop und Teleskop (517). *Tausendundeine Nacht* und Saint-Simons *Mémoires* als Vorbilder (521). Das Werk soll die Zeit veranschaulichen (523). Die Menschen auf Stelzen als Sinnbild der Zeit (527).

BIBLIOGRAPHIE

I. Werke von Marcel Proust:

1 *Contre Sainte-Beuve* précédé de *Pastiches et mélanges* et suivi de*Essais et articles*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
2 *Jean Santeuil* précédé de *Les Plaisirs et les jours*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1971.
3 *À la recherche du temps perdu*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1987-1989 (4 Bände).
4 *Le Temps retrouvé*, Paris, Éditions de la Nouvelle Revue Française, 1927.
5 *Le Temps retrouvé*, Paris, Flammarion, »GF«, 1986.
6 *Le Temps retrouvé*, Paris, Gallimard, »folio«, 1990.
7 *Le Temps retrouvé*, Paris, Librairie Générale Française, »Le livre de poche«, 1993.
8 *Carnets*, Paris, Gallimard, 2002.
9 *Matinée chez la Princesse de Guermantes. Cahiers du »Temps retrouvé«*, Paris, Gallimard, 1982.
10 *Correspondance*, Paris, Plon, 1970-1993 (21 Bände).
11 Marcel Proust/Jacques Rivière: *Correspondance* (1914-1922), Paris, Gallimard, 1976.
12 Marcel Proust/Gaston Gallimard: *Correspondance*, Paris, Gallimard, 1989.

II. Deutsche Übersetzungen:

13 *Freuden und Tage und andere Erzählungen und Skizzen aus den Jahren 1892-1896*. Deutsch von Luzius Keller (»Der Gleichgültige« von Elisabeth Borchers), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988.
14 *Nachgeahmtes und Vermischtes* (»Pastiches et mélanges«).Deutsch von Henriette Beese, Ludwig Harig und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1989.

15 *Essays, Chroniken und andere Schriften*. Deutsch von Henriette Beese, Luzius Keller und Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
16 *Unterwegs zu Swann* (»Du côté de chez Swann«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1994.
17 *Im Schatten junger Mädchenblüte* (»À l'ombre des jeunes filles en fleurs«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1995.
18 *Guermantes* (»Le Côté de Guermantes«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1996.
19 *Sodom und Gomorrha* (»Sodome et Gomorrhe«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1999.
20 *Die Gefangene* (»La Prisonnière«). Deutsch von Eva Rechel Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 2000.
21 *Die Flüchtige* (»La Fugitive«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 2001.
22 *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (»À la recherche du temps perdu«). Deutsch von Eva Rechel-Mertens, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, »suhrkamp taschenbuch«, 1981-1984 (10 Bände).
23 *Jean Santeuil*. Deutsch von Eva Rechel-Mertens und Luzius Keller, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992 (2 Bände).
24 *Gegen Sainte-Beuve* (»Contre Sainte-Beuve«). Deutsch von Helmut Scheffel, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1997.

III. Weitere Primärliteratur:

25 Balzac, Honoré de: *La Comédie humaine*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1976-1981 (12 Bände).
26 Barrès, Maurice: *Chronique de la Grande Guerre*, Paris, Plon, 1934 (14 Bände).
27 Barrès, Maurice: *L'Œuvre*, Paris, Club de l'Honnête Homme, 1965 (20 Bände).
28 Castellane, Boni de: *Mémoires*, Paris, Perrin, 1986.
29 Chateaubriand, François-René de: *Mémoires d'outre-tombe*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1951 (2 Bände).
30 Daudet, Léon: *Souvenirs et polémiques*, Paris, Laffont, 1992.
31 Goncourt, Edmond et Jules de: *Journal. Mémoires de la vie littéraire*, Paris, Laffont, 1989 (3 Bände).
32 Morand, Paul: *Journal d'un attaché d'ambassade*, Paris, Stock, o. J. [1948].

33 Nerval, Gérard de: *Œuvres complètes*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1993 (3 Bände).
34 Rolland, Romain:*Au-dessus de la mêlée*, Paris, Ollendorff, 1915.
35 Id.: *Journal des années de guerre*, Paris, Albin Michel, 1952.
36 Saint-Simon:*Mémoires*, Paris, Gallimard, »Bibliothèque de la Pléiade«, 1983-1988 (8 Bände).
37 Scheikévitch, Marie: *Souvenirs d'un temps disparu*, Paris, Plon, 1935.

IV. Sekundärliteratur:

38 Adams, William Howard: *Prousts Figuren und ihre Vorbilder*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1988.
39 Bardèche, Maurice: *Marcel Proust romancier*, Paris, Les sept couleurs, 1971 (2 Bände).
40 Bidou, Henri: *Histoire de la Grande Guerre*, Paris, Gallimard 1936.
41 Bonnet, Henri:*Les Amours et la sexualité de Marcel Proust*, Paris, Nizet, 1985.
42 Compagnon, Antoine: *Proust entre deux siècles*, Paris, Seuil,1989.
43 Corbineau-Hoffmann, Angelika: *Marcel Proust: A la recherche du temps perdu*, Tübingen und Basel, Francke, 1993.
44 Curtius, Ernst Robert: *Marcel Proust* (1925), Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1964.
45 Deleuze, Gilles: *Proust und die Zeichen*, Frankfurt a. M., Berlin, Wien, Ullstein, 1988.
46 Ferré, André: *Géographie de Marcel Proust*, Paris, Sagittaire, 1939.
47 Galateria, Daria: Kommentar zu *Il Tempo ritrovato*, in: Marcel Proust, *Alla ricerca del tempo perduto*, Milano, Mondadori, 1983-1993 (4 Bände), Bd. IV.
48 Hohl, Reinhold: »Marcel Proust in neuer Sicht«, *Neue Rundschau*, 1977, S. 54-72.
49 Id.: »Die *Recherche* und der Post-Impressionismus«, *Proustiana XXI*, Frankfurt a. M. und Leipzig, Insel Verlag, 2001.
50 Jullien, Dominique: *Proust et ses modèles*, Paris, Corti, 1992.
51 Keller, Luzius: *Proust lesen*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1991.
52 Id.: *Proust im Engadin*, Frankfurt a. M., Insel Verlag, 1998.
53 Id.: »Proust au-delà de l'impressionnisme«, in: *Proust et ses peintres* [62].
54 Köhler, Erich/Corbineau-Hoffmann, Angelika: *Marcel Proust*, 3., aktualisierte und erweiterte Auflage, Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1994.
55 Lavagetto, Mario: *Stanza 43 – Un lapsus di Marcel Proust*, Torino, Einaudi, 1991.
56 *Marcel Proust, l'écriture et les arts*, Hg. Jean-Yves Tadié, Paris, Gallimard/Bibliothèque nationale de France/Réunion des musées nationaux, 1999.
57 *Marcel Proust und die Belle Époque*, Hg. Thomas Hunkeler und Luzius Keller, Frankfurt a. M. und Leipzig, Insel Verlag, 2002.

58 Michel-Thiriet, Philippe: *Das Marcel Proust Lexikon*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1992.
59 Milly, Jean: *Proust dans le texte et l'avant-texte*, Paris, Flammarion, 1985.
60 Painter, George: *Marcel Proust – Eine Biographie*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, »suhrkamp taschenbuch«, 1980 (2 Bände).
61 Porel, Jacques: *Fils de Réjane. Souvenirs (1895-1920)*, Paris, Plon, 1951.
62 *Proust et ses peintres*, Hg. Sophie Bertho, Amsterdam, Rodopi, 2000.
63 *Das Proust-Album*, Hg. Pierre Clarac und André Ferré, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1975.
64 *Recherche de Proust*, Hg. Gérard Genette und Tzvetan Todorov, Paris, Seuil, 1980.
65 Roloff, Volker: »*François le Champi* et le texte retrouvé«, in: *Études proustiennes III*, Paris, Gallimard, 1979.
66 Steel, Gareth H.: *Chronology and Time in* A la recherche du temps perdu, Genève, Droz, 1979.
67 Tadié, Jean-Yves: *Proust*, Frankfurt a. M., Suhrkamp Verlag, 1987.
68 Id.: *Marcel Proust – Biographie*, Paris, Gallimard, 1996.
69 Vogely, Maxine Arnold: *A Proust Dictionary*, New York, The Whitston Publishing Company, 1981.

EDITIONSBERICHT

Mit der *Wiedergefundenen Zeit* verabschiedet sich der Herausgeber der Frankfurter Ausgabe von seinen Lesern. Um einen Rechenschaftsbericht ist ihm nicht zu tun; die dreizehn Bände der Ausgabe sollen sich selbst rechtfertigen. Er veranstaltet jedoch zum Abschied einen Tag der offenen Tür und öffnet die Tore seiner Werkstatt. »Aus der Werkstatt der Frankfurter Ausgabe« lautete der Titel eines Vortrags, den er am 16. Mai 2001 auf Einladung Wolfram Nitschs an der Universität zu Köln gehalten hat. Sein heutiger Editionsbericht ist eine überarbeitete Fassung jenes Vortrags.

Wer die schmucken Bände der Frankfurter Ausgabe in die Hand nimmt und sich dabei vorzustellen versucht, wie es wohl in der Werkstatt dieser Ausgabe aussehen mag, denkt vielleicht an einen ebenso schmucken Arbeits- und Bibliotheksraum, mit mehreren Arbeitsplätzen, mit Wörterbüchern, Enzyklopädien, Proust-Ausgaben, Studien zu Proust, mit Computern, Mikrofilmlesegeräten und so weiter; er denkt an eines dieser Laboratorien, wie man sie – auf Glanzpapier – in den Jahresberichten von Universitäten und anderen Konzernen gerne vorzeigt. Und darin säße dann ein Forschungsteam, das sich mit nichts anderem als der Herausgabe der Werke Marcel Prousts beschäftigt. Die Realität sieht – ich will nicht

entscheiden, ob glücklicher- oder unglücklicherweise – anders aus. Zwar steht mir eine gut ausgebaute Proust-Bibliothek zur Verfügung, Sibylla Laemmel und die Verlagslektoren helfen bei der Textrevision, und meine Assistenten legen jederzeit Hand an, wenn es gilt, den Kommentar zu ergänzen, einen Index zu erstellen oder Korrektur zu lesen. Die eigentliche Werkstatt aber reduziert sich im wesentlichen auf meinen Schreibtisch, und auf diesem liegen neben den Materialien, Druckvorlagen und Druckfahnen für die Frankfurter Ausgabe stets auch mehrere weitere Stapel.

Ein erster Plan im Hause Suhrkamp, die bestehenden Proust-Übersetzungen zu ergänzen und zu einer Werkausgabe zusammenzufassen, datiert von 1981/82. Als dann bei den Vorbereitungen für das Zürcher Symposion der Marcel Proust Gesellschaft über *Les Plaisirs et les jours* im November 1987 bekannt wurde, in Zürich sei eine kommentierte Neuübersetzung dieses Erstlingswerks des Autors geplant, setzte der schon damals sehr zielstrebige Präsident der Marcel Proust Gesellschaft alles daran, sowohl die Frankfurter als auch die Zürcher Pläne zu Fall zu bringen. Damit hatte er Erfolg, denn dank seinem Einschreiten wurden beide Pläne aufgegeben; gleichzeitig aber wurden sie durch den gemeinsamen Plan einer Frankfurter Ausgabe der Werke Marcel Prousts ersetzt. Geplant waren damals (im August 1988) sechzehn Bände mit allen bekannten Werken Prousts, neu übersetzt oder in revidierter Übersetzung: in einer ersten Abteilung drei Bände mit Erzählungen, Essays und kleinen Schriften; in einer zweiten Abteilung die sieben Bände von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*; in der dritten Abteilung mit Schriften aus dem Nachlaß zwei Bände für den Roman *Jean Santeuil*, ein Band für *Gegen Sainte-Beuve* und drei Bände für die Entwürfe zur *Recherche*. Die letztgenannten *esquisses* standen damals dank der neuen Pléiade-Ausgabe hoch im Kurs; seither sind die drei Bände mit Entwürfen jedoch aus den Verlagsanzeigen verschwunden. Jeder Band enthält neben dem Textteil einen Anhang mit Nachwort, Anmerkungen, Bibliographie, Namenregister und für die *Recherche* einem Resümee. Der erste Band, *Freuden und Tage*, erschien im Frühjahr 1988, der dreizehnte, *Die wiedergefundene Zeit*, erscheint im Herbst 2002.

Da in den vergangenen Jahren weitere Texte Prousts neu zum Vorschein gekommen sind, da auch einiges nachzutragen bleibt und es schließlich einige der vom Autor fallengelassenen Entwürfe zur *Recherche* durchaus verdienten, in einer Werkausgabe zu erscheinen, steht noch nicht fest, ob dem heutigen Abschied nicht doch in irgendeiner Form ein Wiedersehen folgen wird.

Ein grundlegendes Problem bei der Planung einer deutschen Werkausgabe Marcel Prousts liegt im Fehlen einer geeigneten Vorlage. Die in der Bibliothèque de la Pléiade bei Gallimard zwischen 1971 und 1989 erschienenen sechs Proust-Bände können nicht eigentlich als Gesamtausgabe betrachtet werden. Abgesehen davon, daß einige der in jüngerer Zeit entdeckten Werke fehlen, beispielsweise die Beiträge zu der Zeitschrift *Le Mensuel* (1890-1891) oder die Fragmente eines Briefro-

mans (1893), beruhen die Bände der Pléiade auf keinem einheitlichen editorischen Konzept. Auch sind die einzelnen Bände von sehr unterschiedlicher editorischer sowie kommentatorischer Qualität. So kommt es, daß der Herausgeber des deutschen Proust immer wieder auch textphilologische Probleme der französischen Vorlage zu lösen hatte.

Ich beginne mit dem schwierigsten dieser Probleme, dem *Gegen Sainte-Beuve*. Unter dem Titel *Contre Sainte-Beuve* erschien 1954 bei Gallimard ein Band, in dem der Herausgeber, Bernard de Fallois, die verschiedenartigen – bald erzählerischen, bald kritischen, bald theoretischen – Entwürfe und Notizen Prousts zu einem Werk über Sainte-Beuve leserfreundlich als ein kohärentes Ganzes präsentiert. 1971 erschien in der Bibliothèque de la Pléiade ein weiterer *Contre Sainte-Beuve*, diesmal in einer kritischen, von Pierre Clarac besorgten Ausgabe, reduziert jedoch auf die theoretischen und kritischen Texte. Zahlreiche der erzählerischen Texte aus de Fallois' *Contre Sainte-Beuve* von 1954 figurieren heute als Entwürfe zur *Recherche* unter den *esquisses* der vierbändigen Pléiade-Ausgabe der *Recherche* von 1987-89. Offensichtlich vermag nun aber weder das auf Sainte-Beuves kritische Methode ausgerichtete Textkorpus Claracs noch die auf die *Recherche* hinzielende Auswahl erzählerischer Texte in der neuen Pléiade-Ausgabe ein adäquates Bild von jenem Projekt oder jenen Projekten zu vermitteln, mit denen Proust in den Jahren 1908 und 1909 beschäftigt war. Diesem Ziel kommt die Ausgabe von 1954 wesentlich näher; sie kam jedoch aus philologischen Gründen als Vorlage für den *Gegen Sainte-Beuve* der Frankfurter Ausgabe nicht in Frage. Nachdem keine Vorlage übernommen werden konnte, nachdem auch die Versuche gescheitert waren, den Band in einer Pariser Werkstatt herstellen zu lassen, habe ich mich für eine Eigenbeziehungsweise eine Koproduktion entschließen müssen. Die in Parma lehrende Turiner Proust-Spezialistin Mariolina Bongiovanni Bertini hat das Textkorpus ausgewählt und kommentiert; ich habe die handschriftlichen Entwürfe überprüft und versucht, die Texte so anzuordnen, daß der von Proust vorgesehene Handlungsablauf sichtbar wird: das Erwachen im Zimmer, Wahrnehmungen und Erinnerungen, Warten auf *Le Figaro*, Sehnsucht nach der Bretagne oder nach Venedig, Plan eines Artikels, Gespräch mit der Mutter über Sainte-Beuve. Anstatt nun wie de Fallois die einzelnen Stationen der Handlung mit dem jeweils besten Entwurf oder einer Kombination verschiedener Entwürfe zu illustrieren, habe ich eine längere, mehr oder weniger kohärente Passage aus einem der Hefte mit Entwürfen Prousts, dem Cahier 2, wiedergegeben. Welche Probleme sich dabei ergaben, beispielsweise aus dem Fehlen einiger Seiten in der Mitte dieses Heftes, ist auf S. 66-67 des *Gegen Sainte Beuve* beziehungsweise in den Anmerkungen zu diesen Seiten nachzulesen. So mußte denn für den *Gegen Sainte-Beuve*, bevor der Text übersetzt und kommentiert werden konnte, eine Textvorlage erst hergestellt werden – in der Zürcher Werkstatt und gelegentlich auch in der Pariser Nationalbibliothek. Dafür kann die Frankfurter Ausgabe für sich in Anspruch nehmen, nach den Ausgaben von Fallois und von Clarac eine dritte Fassung dieses Proustschen Schlüsselwerks vorzulegen.

Auch bei der Arbeit an *Jean Santeuil* drängte es sich immer wieder auf, die französische Vorlage mit dem Manuskript zu vergleichen. So liest man beispielsweise in der Vorlage [2] (Hervorhebungen, das heißt Kursivierung, durch den Herausgeber):

»La nuit venait. Qu'ils sont tristes, ces instants où les chambres que le jour abandonne restent vides et comme à sec de lumière, avant qu'on n'ait *couvert* ces grands réservoirs de lumière chaude qu'on appelle les lampes!« (S. 321.)

»la présence des iris et des roses du Bengale, le retour des hirondelles et des *messages*, le passage d'un papillon« (S. 528).

»L'impression qu'il donnait était celle de regards flottant, avec beaucoup de calme d'ailleurs, assez loin de lui, d'une tête pas du tout engoncée dans les épaules mais au contraire comme *immobile* et portée aussi à droite ou à gauche« (S. 634).

»ce soleil […] qui venait jouer […] sur le chapeau incliné du colonel Picquart dont le voisin de Jean, une grosse dame, s'étant déplacée, disait« (S. 636).

»quelqu'*ennui* qu'il eût à repartir« (S. 752).

Der beste Korrektor ist wohl der Übersetzer. Beim einfachen Lesen werden die Fehler und Defizite des Textes meist irgendwie ausgeglichen, beim Übersetzen jedoch ist man auf eine korrekte und kohärente Vorlage angewiesen. So muß es in den zitierten Beispielen – und so steht es auch im Manuskript – nicht *couvert* (*bedeckt*), sondern *ouvert* (*geöffnet*) heißen, nicht *messages* (*Nachrichten*), sondern *mésanges* (*Meisen*), nicht *immobile* (*unbeweglich*), sondern *mobile* (*beweglich*), nicht *le voisin de Jean, une grosse dame, s'étant déplacée, disait* (*Jeans Nachbar, eine dicke Frau, sagte, nachdem sie zur Seite gerückt war*), sondern *le voisin de Jean, une grosse dame s'étant déplacée, disait* (*nachdem eine dicke Frau zur Seite gerückt war, sagte Jeans Nachbar*), nicht *ennui* (*Widerwillen*), sondern *envie* (*Lust*). Vgl. *Jean Santeuil* [23], S. 216, 530, 694, 697, 875.

Auch die folgende Passage über Robert de Montesquiou aus dem Saint-Simon-Pastiche (*Contre Sainte-Beuve* [1], S. 52 – deutsch in *Nachgeahmtes und Vermischtes* [14], S. 74) erkennt man wohl erst beim Übersetzen als editorische Fehlleistung: »Cet homme d'un mérite si hors de pair, où le brillant ne nuisait pas au profond, cet homme qui a pu être dit délicieux, qui se faisait écouter pendant des heures avec amusement pour les autres comme pour lui-même, car il riait fort de ce qu'il disait comme s'il avait été à la fois l'auteur et le parleur, et avec profit pour eux, cet homme, avait un vice […].«

Bei einigermaßen flüchtiger Lektüre überwindet man diese Passage ohne nennenswerte Schwierigkeiten. Tatsächlich ist keiner der französischen Herausgeber über die Stelle gestolpert. Versucht man aber, die Passage zu übersetzen, so stellt man fest, daß bei *l'auteur et le parleur* etwas nicht stimmen kann. Doch diesmal läßt uns die Bibliothèque Nationale im Stich, denn bei der fraglichen Stelle handelt es sich um einen Zusatz auf einem Exemplar der Druckfahnen, das sich nicht im Fonds Proust befindet. Des Rätsels Lösung findet sich im selben Band, in jener bekannten Passage nämlich (*Contre Sainte-Beuve* [1], S. 136 – *Nachgeahmtes und Vermischtes* [14], S. 186), in der von Montesquious Sammlerleidenschaft, seinem Fetischismus, seiner Idolatrie die Rede ist: »Je goûte trop profondément et jusqu'à l'ivresse les spirituelles improvisations où le plaisir d'un genre particulier qu'il trouve à ces vénérations conduit et inspire notre idolâtre pour vouloir le chicaner là-dessus le moins du monde.

Mais au plus vif de mon plaisir je me demande si l'incomparable causeur – et l'auditeur qui se laisse faire – ne pèchent pas également par insincérité […].«

Die Situation ist in beiden Texten die gleiche: auf der einen Seite Montesquiou als *causeur* oder als *parleur*, auf der anderen derjenige, der ihm zuhört, *l'auditeur*.

Und im ersten Beispiel ist Montesquiou offensichtlich beides: Er erzählt Witze und lacht dabei selbst, hört sich selbst zu; er ist nicht *l'auteur et le parleur*, sondern *auditeur* und *parleur*.

Auch bei der Arbeit an den Bänden der *Recherche*, von der unterdessen immerhin mehrere textkritisch überprüfte Ausgaben vorliegen, mußten die Manuskripte in der Bibliothèque Nationale konsultiert werden, nicht nur zu den nachgelassenen Teilen von Prousts Roman, sondern auch beispielsweise zu jener Stelle aus »Combray«, die im Dezember 1912 dem Lektor der Nouvelle Revue Française ins Auge gesprungen ist und ihn bewogen hat, das Manuskript zurückzuschicken. In der Fassung jenes Typoskripts, das Proust 1912 mehreren Verlagen zur Prüfung vorgelegt hat, lautet die Stelle folgendermaßen (vgl. *Unterwegs zu Swann* [16], S. 78): »Je n'étais pas avec ma tante depuis cinq minutes, qu'elle me renvoyait par peur que je ne la fatigue. Elle tendait à mes lèvres son triste front pâle et fade sur lequel, à cette heure matinale elle n'avait pas encore arrangé ses faux cheveux, et où les vertèbres transparaissaient comme les pointes d'une couronne d'épines ou les grains d'un rosaire, et elle me disait: […].«

Besagter Lektor (es handelt sich um André Gide) war über die Wirbel schockiert, die er auf der Stirn von Tante Léonie glaubte durchschimmern zu sehen. Wirbel um diese Wirbel hat es auch später immer wieder gegeben, und nach den neueren Ausgaben der *Recherche* zu schließen, ist man sich offenbar auch heute noch nicht darüber einig, was *les vertèbres qui transparaissaient sur le front de tante Léonie* eigentlich bedeutet und wie der korrekte Text lauten muß. Um zu verstehen, was gemeint ist, würde es jedoch genügen, *vertèbres* in der Bedeutung nicht von *Wirbel*, sondern übertragen von *Stütze*, *Stützreifen für die Perücke* und *transparaître* in der Bedeutung nicht von *durchschimmern*, sondern von *sichtbar sein* zu lesen. Die Entwürfe sowie Manuskript und Typoskript bestätigen diese Lektüre. Um die korrekte Edition des französischen Textes braucht sich der Herausgeber der Frankfurter Ausgabe glücklicherweise nicht zu kümmern; er kann es bei einer Anmerkung bewenden lassen.

Im Vergleich jedoch zu den Problemen, die sich beim Übersetzen ergeben, ist die philologische Arbeit an der Textvorlage ein leichtes Hors d'Œuvre, eine Fingerübung. Der Herausgeber der Frankfurter Ausgabe hat sich zwar mit *Freuden und Tage* sowie in einigen Zusätzen zu *Jean Santeuil* selbst als Übersetzer versucht; sonst aber hat er sich darauf beschränkt, die Übersetzungen anderer zu überprüfen, nicht ohne bald sachte, bald massiv in die Vorlage einzugreifen – unter tatkräftiger Mithilfe Sibylla Laemmels und des Lektorats. Dabei diente die Arbeit an den Pastiches, den vermischten Schriften, den Essays, an *Jean Santeuil* und den Entwürfen zum *Gegen-Sainte-Beuve* als Einübung in die Hauptaufgabe, nämlich die Revision der Rechel-Mertensschen Übersetzung von *À la recherche du temps perdu*. Die ursprüngliche Absicht, nur eigentliche Übersetzungsfehler zu korrigieren, mußte bald aufgegeben werden; denn es wurde deutlich, daß der kanonische Text aus den fünfziger Jahren einer durchgängigen Revision bedurfte. So wurden zahllose überflüssige Füllwörter gestrichen; unnötig komplizierte Wendungen wurden vereinfacht; Proustsche Wortwiederholungen, die die Übersetzerin in guter Oberschultradition vermieden hatte, wurden wieder eingeführt. Physisches wurde

in der Revision physischer, Metaphysisches metaphysischer. Auch das Kulinarische bedurfte einiger Nachbesserung. Trotz der vielgelobten Treue Eva Rechel-Mertens' zur Proustschen Syntax wurden bei der Revision auch Sätze verändert, besonders wenn – im Französischen völlig ungezwungen, im Deutschen aber sehr holperig – mehrere Nebensätze ineinander verschachtelt werden. Während beim Satzanfang die Übersetzerin (wie übrigens auch Michael Kleeberg in seiner Übersetzung des ersten Teils der *Recherche*) die Proustsche Folge von temporalen, relativen und partizipialen Nebensätzen oft überdeutlich nachzeichnet, hält sie sich am Satzende an die Regeln der deutschen Grammatik und verpaßt so manche Proustsche Pointe.

Zur Übersetzung Prousts ins Deutsche gibt es eine reichhaltige Literatur, von dem Verriß Schottlaenders durch Ernst Robert Curtius zu dessen Elogen der Rechel-Mertensschen Übersetzung oder auch von den Verrissen neuerer Proust-Übersetzungen durch Hanno Helbling in der *Neuen Zürcher Zeitung* (zuletzt *Die Gefangene* und Michael Kleebergs Neuübertragung mit dem Titel *Combray*) zu der Eloge der Frankfurter Ausgabe durch Wolfgang Matz in der *Neuen Rundschau*. Wie weit die revidierte Fassung der Frankfurter Ausgabe von der Vorlage abweicht, läßt sich durch einen einfachen Textvergleich ohne weiteres feststellen. Man kann es auch bei Wolfgang Matz nach- oder an den folgenden Beispielen ablesen.

Der Schluß des zweiten Abschnitts der Laterna-magica-Episode lautet bei Proust: »Le corps de Golo lui-même, d'une essence aussi surnaturelle que celui de sa monture, s'arrangeait de tout obstacle matériel, de tout objet gênant qu'il rencontrait en le prenant comme ossature et en se le rendant intérieur, fût-ce le bouton de la porte sur lequel s'adaptait aussitôt et surnageait invinciblement sa robe rouge ou sa figure pâle toujours aussi noble et aussi mélancolique, mais qui ne laissait paraître aucun trouble de cette transvertébration.« (*Du côté de chez Swann* [3], Bd. I, S. 10.)

Bei Rudolf Schottlaender: »Golos Leib selber, nicht minder übernatürlichen Wesens als der seiner Mähre, wurde mit jedem materiellen Hindernis, jedem störenden Gegenstand, auf den er stieß, fertig, indem er ihn wie ein Gerippe nahm und ihn sich einverleibte – den Knopf an der Tür nicht ausgenommen, über den er sich urplötzlich, schmiegsam-unbesieglich hinüberwand mit seinem roten Gewande oder seinem bleichen Antlitz, das immer gleichmäßig vornehm und melancholisch blieb und sich von dieser Rückgratsdurchstoßung nie irgendwie erschüttert zeigte.« (*Der Weg zu Swann*, Berlin, Die Schmiede, 1926, S. 16-17.)

Bei Eva Rechel-Mertens: »Aus ebenso unwirklichem Stoff gemacht wie sein Reittier, wußte sich Golos Körper mit jedem materiellen Hindernis, jedem störenden Gegenstand abzuf inden, indem er sie einfach als Knochengerüst in sich hineinschluckte, und wäre es der Knopf an der Tür; auf der Stelle ihrer Form sich fügend, schwamm in unzerstörter Deutlichkeit sein rotes Gewand oder sein blasses, immer gleich vornehmes und gleich melancholisches Gesicht, dem keinerlei Aufregung wegen dieser Rückgratsvertauschung anzusehen war, über ihre Oberfläche hin.« (*In Swanns Welt* (1953), »suhrkamp taschenbuch«, S. 18.)

In der Frankfurter Ausgabe: »Selbst Golos Körper, von ebenso übernatürlichem Wesen wie der seines Reittiers, kam mit jedem materiellen Hindernis, jedem störenden Gegenstand auf seinem Weg zurecht, indem er ihn sich einverleibte und

sich seiner wie eines Knochengerüstes bediente, bis hin zum Türknopf, um den sich plötzlich und unwiderstehlich Golos roter Mantel legte oder sein bleiches Gesicht, immer gleich edel, gleich melancholisch, doch scheinbar unbeeindruckt von dieser Entrückung.« (*Unterwegs zu Swann* [16], S. 17.)

Bei Michael Kleeberg: »Golos Körper selbst, aus dem gleichen übernatürlichen Stoff wie der seines Rosses, wurde mit jedem materiellen Hindernis, mit jedem störenden Gegenstand dadurch fertig, daß er es sich zum Knochengerüst machte, es sich sozusagen einverleibte, selbst den Türknopf, über den sich sogleich sein rotes Gewand schmiegte und als siegreiches Banner hinwegwehte, oder sein bleiches Gesicht, das noch immer so adlig und auch melancholisch wirkte und sich dabei keinerlei Verwirrung angesichts dieser Skelettverflüssigung anmerken ließ.« (*Combray*, München, Verlagsbuchhandlung Liebeskind, 2002, S. 15-16.)

Proust liebt es, Abschnitte mit einer Pointe zu beschließen. Die Pointe besteht hier aus einem Neologismus; gleichzeitig ist der Neologismus qua Neologismus eine Pointe. Wie bei den *vertèbres qui transparaissaient sur le front de tante Léonie* spielt Proust mit Wörtern und Themen, die sowohl die körperliche als auch die geistige Sphäre betreffen können; er stellt die beiden Sphären nebeneinander: *ossature* und *essence surnaturelle*, *le corps de Golo* und (im folgenden Abschnitt) *corps astral*. In *transvertébration* sind die Rückenwirbel zwar gegenwärtig, doch werden sie durch die Vorsilbe *trans* in eine andere Sphäre versetzt, jene der *transverbération*, der Transverberatio der hl. Teresa, der *transfiguration*, der Verklärung Christi auf dem Berg Thabor, oder der *transsubstantiation*, der Wandlung des Leibes Christi beim Abendmahl. Davon ist allerdings in *Rückgratsdurchstoßung* (Schottlaender), *Rückgratsvertauschung* (Rechel-Mertens) oder *Skelettverflüssigung* (Kleeberg) nichts zu spüren. In einer Probeübersetzung dieser Passage, die in der *Neuen Zürcher Zeitung* erschienen ist, hatte ich deshalb den Neologismus beibehalten: *Transvertebration*, und zwar am Schluß des Abschnitts, als Pointe. Während jedoch in *transvertébration* Begriffe wie *transverbération*, *transfiguration* oder *transsubstanciation* ganz natürlich mitklingen, gelangt man im Deutschen nur auf dem Umweg über gelehrte Begriffe wie Transfiguration und Transsubstantiation zu Verklärung und Wandlung. Ein Leser der *Neuen Zürcher Zeitung* aus Deutschland hat dann die Lösung gefunden. Die Pointe lautet jetzt: *doch scheinbar unbeeindruckt von dieser Entrückung*. Da sie nicht von mir stammt, brauche ich nicht zu verschweigen, wie sehr mir diese zugleich physische und metaphysiche Lösung gefällt.

Mehrere revisorische Eingriffe in den Rechel-Mertensschen Text betreffen frühere Tischsitten und fremdländische Speisen, die den deutschen Übersetzern immer wieder Mühe zu bereiten scheinen. So werden die in einer Szene des Dramas des Zubettgehens nach dem Essen gereichten *rince-bouches* bei Eva Rechel-Mertens zu *Likör*, bei Michael Kleeberg zum *Nachtrunk* beziehungsweise zum *parfümierten Wasser des Nachtrunks*. Müßte ich mich für eines der beiden entscheiden, würde ich das Digestivum von Eva Rechel-Mertens dem Vomitivum von Michael Kleeberg vorziehen, übersetze aber *rince-bouches*, wie es schon Rudolf Schottlaender getan hat, mit *Mundspülschalen*. In derselben Szene ist von jenem speziellen Speiseeis die Rede, das im Französischen *granité* heißt und im Deutschen früher Granito, heute aber eher Granita genannt wird. Schottlaender konnte damit überhaupt nichts anfangen und setzte (in Anführungszeichen) »das Harte

schlechthin«; bei Rechel-Mertens steht (ebenfalls in Anführungszeichen) »Granit«; bei Kleeberg (in Anführungszeichen) »Granité«, womit das Übersetzungsproblem nicht eigentlich gelöst ist.

Einen weiteren Anlaß zur Revision bot der dem Lauf der Jahreszeiten angepaßte Speisezettel in Combray. Unter den von Françoise besorgten und zubereiteten Köstlichkeiten figurieren *une barbue*, *des cardons à la moelle* und *des groseilles* (*Du côté de chez Swann* [3], Bd. I, S. 70). Bei Eva Rechel-Mertens steht für *barbue* Barbe. Nun ist aber die Barbe ein karpfenähnlicher und wohl eher sumpfig schmeckender Fisch, die *barbue* jedoch ein Plattfisch, eine Köstlichkeit also. Ich übersetzte anfangs mit *Rautenscholle*; eigentlich wäre *Glattbutt* zutreffend. *Cardons à la moelle* sind nicht *Artischocken* (Rechel-Mertens), sondern *Kardonen mit Mark*, Kardonen oder Karden, ein äußerst delikates, artischockenähnliches Gemüse, das leider in nördlichen Gefilden kaum zu haben ist. Schließlich steht in dem zu revidierenden Text für *groseilles* nicht *Johannisbeeren*, sondern *Stachelbeeren* (*groseilles à maquereau*). Das heißt nun nicht, jeder Übersetzer müsse unbedingt auch ein Feinschmecker sein, vielmehr muß er, auch wenn er es ist, bei jeder noch so kleinen Ungewißheit das Wörterbuch zu Rate ziehen.

Nur haben aber auch Wörterbücher ihre Grenzen – im quantitativen und im qualitativen Sinn. Sie können nicht alle Wörter enthalten, und sie enthalten eben nur Wörter, während es in einer Übersetzung nicht nur bei den Wörtern, sondern auch den Sätzen und Absätzen, Perioden und Sequenzen stimmen muß. Stimmigkeit einer ganzen Passage ist bei dem folgenden Beispiel aus *Le Côté de Guermantes* gefragt. Es geht um die enttäuschten Vorstellungen des Romanhelden von dem Garten des Guermantesschen Palais: »et je sus en fin qu'on n'y voyait ni gibet seigneurial, ni moulin fortif ié, ni sauvoir, ni colombier à piliers, ni four banal, ni grange à nef, ni châtelet, ni ponts fixes ou levis, voire volants non plus que péagers, ni aiguilles, chartes murales ou montjoies.« (*Le Côté de Guermantes* [3], Bd. II, S. 328.)

Während Marcel eine Illusion verliert, absolviert Proust ein stilistisches Exerzitium und schreibt eine Art Michelet- oder Augustin-Thierry-Pastiche. Von *gibet seigneurial* bis *montjoies* hat jedes Wort neben seiner eigentlichen Bedeutung auch die übertragene Bedeutung »feudales Mittelalter«.

Vor Eva Rechel-Mertens (1955) haben sich schon Walter Benjamin und Franz Hessel (1930) mit dieser Passage auseinandergesetzt: »schließlich erfuhr ich auch, zu sehn gäbe es da weder Lehnsherrngalgen noch Fischweiher, nicht Bannbackhaus noch Scheuer, weder Gerichtslaube noch feste oder Zugbrücken geschweige denn fliegende, so wenig wie Zollhaus, Kirchturm und Malhügel.« (*Die Herzogin von Guermantes*, München, Piper, S. 32.)

Eva Rechel-Mertens: »und ich erfuhr denn auch, daß es dort weder einen der Exekutionsgewalt der Herrschaft dienenden Galgen, noch eine befestigte Mühle, ein Verlies, ein auf Pfeilern ruhendes Taubenhaus, noch Bannbackhaus, noch Feldscheuer, noch Gerichtslaube, noch Zug- oder Schwebebrücken, geschweige denn Zollhäuschen, Obelisken, Rechtsarchive, Zinnen oder zum Gedächtnis alter Heldentaten errichtete Hügel gebe.« (*Die Welt der Guermantes*, »suhrkamp taschenbuch«, S. 32.)

Frankfurter Ausgabe: »und ich erfuhr schließlich auch, es gebe dort weder einen Blutgerichtsgalgen noch eine befestigte Mühle zu sehen, weder einen Karpfen-

teich noch einen Taubenschlag auf Pfeilern, weder Zwangsbackhaus, Hallenscheune, Gerichtslaube noch Stein- oder Zug-, geschweige denn Hänge- oder Zollbrücken, weder Turmspitzen, Wandchartas noch Denkmäler aus heldischer Frühzeit.« (*Guermantes* [18], S. 33.)

Zu *gibet seigneurial*: Der Benjaminsche *Lehnsherrngalgen* ist nicht falsch, aber mit dem doppelten Genitiv etwas schwerfällig; noch schwerfälliger wirkt die analytische Umschreibung bei Rechel-Mertens. Auf Rat meines mediävistischen Kollegen Ludwig Schmugge setze ich *Blutgerichtsgalgen*. Zu *moulin fortif ié*: Wie andere unbequeme Elemente fällt *moulin fortif ié* bei Benjamin und Hessel unter den Tisch; ich habe die Rechel-Mertenssche *befestigte Mühle* übernommen. Zu *sauvoir*: *Sauvoir* bedeutet tatsächlich *Fischweiher* und nicht *Verlies*, einen Fischweiher jedoch, der der Herrschaft untersteht. Ich mische deshalb etwas feudale Farbe bei und übersetze mit *Karpfenteich*. Zu *colombier à pilier*: Auch der Taubenschlag auf Pfeilern wird von Benjamin und Hessel ausgelassen. Zu *four banal*: Der Ausdruck bedeutet *Bannbackhaus* oder *Zwangsbackhaus*. Zu *grange à nef*: Das kann man zwar übersetzen; mittelalterlich an dieser Scheune ist aber wohl nur die Tatsache, daß sie sich im Inneren der Befestigung befindet. Zu *châtelet*: Mit Gerichtslaube herrscht für einmal unter den Übersetzern Einigkeit. Bei der nun folgenden Aufzählung verschiedener Brücken aber kann ich meinen Vorgängern nicht folgen. Beide verstehen *péagers* als *Zollhaus*. Nun kann *péager* zwar als Substantiv verwendet werden, heißt dann aber *Zöllner*; hier aber ist es ein Adjektiv und bezeichnet eine vierte Art von Brücken. Also: *noch Stein- oder Zug-, geschweige denn Hänge- oder Zollbrücken*. *Aiguilles* bietet keine größeren Probleme. Schwierig jedoch ist *chartes murales*: Das Wort und auch die Sache gibt es nicht. Ausgehend von *chartes* (Charta, Urkunde) und *carte murale* (Wandkarte) erfindet Proust etwas, was mittelalterlich klingt. Ich übersetzte diese Erfindung mit *Wandchartas*. Noch schwieriger wird es bei *montjoies*: Proust setzt als Pointe der ganzen Passage ein Wort, in dem sich das alte Frankreich sozusagen verdichtet. Gewiß hat das Wort auch spezielle Bedeutungen: *Montjoie Saint-Denis!* ist der alte Kriegsruf der Franzosen. Mit *montjoie* wurden auch die Steinpyramiden an den Wegkreuzungen im mittelalterlichen Straßennetz sowie gewisse Grabhügel oder Denkmäler (*Malhügel* bei Benjamin und Hessel) bezeichnet. Eva Rechel-Mertens versucht es noch einmal analytisch-erklärend; in der Frankfurter Ausgabe steht *Denkmäler aus heldischer Frühzeit*.

Das Beispiel macht auch deutlich, wie schwierig es ist, im Deutschen die Pointen des französischen Originals beizubehalten. Da meldet sich immer das Verbum irgendeines Nebensatzes, das partout das letzte Wort haben will. Dabei sollte doch diese Passage nicht mit dem farblosen *gebe*, sondern mit einem thematisch gewichtigeren Wort enden, beispielsweise mit *Malhügel* oder eben *aus heldischer Frühzeit*.

Um die Proustschen Pointen geht es auch in meinem letzten Beispiel zur Textrevision, der Ouvertüre zu der *Gefangenen*. So lautet der Text in der Vorlage: »Dès le matin, la tête encore tournée contre le mur et avant d'avoir vu, au-dessus des grands rideaux de la fenêtre, de quelle nuance était la raie du jour, je savais déjà le temps qu'il faisait. Les premiers bruits de la rue me l'avaient appris, selon qu'ils me parvenaient amortis et déviés par l'humidité ou vibrants comme des flèches dans l'aire résonnante et vide d'un matin spacieux, glacial et pur; dès le roulement

du premier tramway, j'avais entendu s'il était morfondu dans la pluie ou en partance pour l'azur. Et peut-être ces bruits avaient-ils été devancés eux-mêmes par quelque émanation plus rapide et plus pénétrante qui, glissée au travers de mon sommeil, y faisait entonner, à certain petit personnage intermittent, de si nombreux cantiques à la gloire du soleil que ceux-ci finissaient par amener pour moi, qui encore endormi commençais à sourire et dont les paupières closes se préparaient à être éblouies, un étourdissant réveil en musique.« (*La Prisonnière* [3], Bd. III, S. 519.)

Gewiß hat das Erwachen inmitten der Geräusche des anbrechenden Tages, dieses Erwachen in Musik, expositorische Funktionen: Musik ist ein Hauptthema in *La Prisonnière*. Gleichzeitig aber ist diese Exposition selbst ein musikalischer Text. In ihm ist von Musik die Rede; ein kleines Wesen tritt auf, das Hymnen zum Ruhm der Sonne anstimmt. Es ist zu beachten, daß Proust *nombreux* in seiner ästhetischen, prosodisch-musikalischen Bedeutung verwendet, also nicht als *zahlreich*, sondern als *wohlgemessen* oder *harmonisch*. Musikalisch ist dieser Text aber besonders in seiner Komposition. Die Einsätze sind sorgfältig ausgeformt: *Dès le matin – dès le roulement*; ebenso die Schlüsse, die Klauseln: *un matin spacieux, glacial et pur* (Proust macht sich zwar mehrmals über die Regel der drei Adjektive der Marquise von Cambremer lustig; er selbst verwendet jedoch diesen rhetorischen Kunstgriff sehr häufig); dann *en partance pour l'azur* – ein betont prosodischer Schluß, klingt darin doch die klassische Metrik an. Liest man die unbetonte Endsilbe mit, ergibt *partance pour l'azur*, liest man sie nicht mit, ergibt *en partance pour l'azur* einen halben Alexandriner. Außerdem reimt sich dieser Schluß mit dem vorangehenden: *pur – azur*. Der nächste Schluß dann, die nächste Klausel, *réveil en musique*, benennt das Prinzip, das bei der Komposition der ganzen Passage am Werk ist. Bei der Revision beziehungsweise der Neuübersetzung dieses Textes habe ich mich bemüht, wenigstens die Schlüsse ins Deutsche hinüberzuretten, die bei Eva Rechel-Mertens alle mit nichtssagenden Verben wie *kamen*, *nahm* und *wurden* besetzt sind. Mit einiger Mühe ist mir das gelungen, mit dem Resultat allerdings, daß das Lektorat alles wieder umgestellt und – wie es seine Aufgabe ist – den Regeln der deutschen Grammatik angepaßt hat. Auch für *nombreux* stand wieder *zahlreich*. Glücklicherweise habe ich den Schaden noch rechtzeitig bemerkt. Jetzt beginnt *Die Gefangene* so:

»Schon frühmorgens, den Kopf noch der Wand zugekehrt und ohne auch nur die Tönung des Lichtstreifens über den großen Vorhängen am Fenster wahrgenommen zu haben, wußte ich, wie das Wetter war. Die ersten Straßengeräusche hatten es mir mitgeteilt, je nachdem, ob sie von Feuchtigkeit gedämpft und gebrochen zu mir drangen oder wie schwirrende Pfeile im hallenden, leeren Raum eines weiten, eisigen und klaren Morgens; schon beim Rollen der ersten Straßenbahn hatte ich gehört, ob sie im Regen fröstelte oder aufbrach in azurne Bläue. Vielleicht aber war diesen Geräuschen eine schnellere, durchdringendere Emanation vorausgeeilt, war durch meinen Schlaf geglitten und erfüllte ihn mit dem Trübsinn, der den Schnee ankündigt, oder ließ ein gewisses intermittierendes kleines Wesen zum Ruhm der Sonne so harmonische Hymnen anstimmen, daß diese mir, der ich noch im Schlaf bereits zu lächeln begann und dessen Lider sich auf blendendes Licht gefaßt machten, zuletzt ein ohrenbetäubendes Erwachen bescherten, ganz in Musik.« (*Die Gefangene* [20], S. 7.)

Aus naheliegenden Gründen konnte bei der Revision beziehungsweise Neuübersetzung nicht jede einzelne Seite mit gleicher Sorgfalt und gleichem Zeitaufwand bearbeitet werden. Es kam vor, daß ich resignierte und ein Auge oder beide Augen zudrückte. Dann schlug die Stunde meiner Mitrevisorin und der Lektorin, die mir und Eva Rechel-Mertens nichts (oder beinahe nichts) durchgehen ließen.

Beim Kommentar, dem ich mich jetzt zuwende, verhält es sich ähnlich. Gewisse Anmerkungen blieben tage-, ja wochenlang auf der Werkbank, während andere sozusagen am Fließband produziert wurden, doch auch hier fehlte es nicht an freundlich tadelnden Hinweisen seitens meiner Mitarbeiter, falls ich einmal etwas auf die leichte Schulter genommen hatte.

In den Herausgeberverträgen zu den einzelnen Bänden der Frankfurter Ausgabe wird festgehalten, der Herausgeber solle das Werk erläutern »in einem dem Charakter einer Leseausgabe angemessenen Kommentar, wobei er Kontexte, Namen, literarische und zeitgeschichtliche Anspielungen erklärt«. Ich habe mich von Anfang an gehütet, in Erfahrung zu bringen, was eine Leseausgabe eigentlich ist. Vielleicht hätte ich sonst erfahren, es sei einer Leseausgabe nicht angemessen, wenn in *Nachgeahmtes und Vermischtes* alle Ruskin-Zitate peinlich genau nach der großen Werkausgabe nachgewiesen werden oder wenn im *Gegen Sainte-Beuve* von jedem einzelnen Fragment genau gesagt wird, in welchem Entwurfheft und auf welcher Seite die Vorlage zu finden ist. Vielleicht müßte ich mir auch sagen lassen, meine Anmerkungen zur Komposition, beispielsweise den Erzählsequenzen oder auch zu einzelnen Pointen, zur Onomastik, das heißt den Orts- und Personennamen, alles, was im Kommentar in Richtung Interpretation gehe, gehöre nicht in eine Leseausgabe. Ich hätte mich aber nicht beirren lassen, denn ich durfte erfahren, daß diese Art von Kommentar geschätzt wird. Vom ersten Band der Frankfurter Ausgabe an entspann sich zwischen Lesern und Herausgeber ein Dialog, dem ich viele Anregungen verdanke. Zuvor jedoch ist die Arbeit am Kommentar auch ein Gespräch mit meinen Mitarbeitern und Kollegen. Zu mehreren Bänden der Ausgabe gab es eine Liste mit offenen Fragen, die überallhin verschickt wurde, und von überall her sind auch Antworten eingetroffen: von Philip Kolb aus Urbana, Antoine Compagnon aus New York oder Paris, Alberto Beretta Anguissola aus Rom, Rainer Warning aus München, Karlheinz Stierle aus Konstanz.

Bei der ersten Abteilung der Ausgabe, *Freuden und Tage*, *Nachgeahmtes und Vermischtes* sowie *Essays*, war die kommentatorische Arbeit besonders aufwendig, da die französischen Vorlagen nur sehr sparsam und etwas zufällig kommentiert sind. Unzählige Namen, Titel, Zitate und Anspielungen mußten identifiziert und nachgewiesen werden. Bei den Pastiches habe ich außerdem in den Anmerkungen auch den pastichierten Autor ausgiebig zu Wort kommen lassen.

Bei den Bänden der dritten Abteilung, *Jean Santeuil* und *Gegen Sainte-Beuve,* hat mir Mariolina Bongiovanni Bertini die kommentatorische Knochenarbeit abgenommen. Ich konnte mich für *Jean Santeuil* auf einige Anmerkungen zur Malerei und für den *Gegen Sainte-Beuve* auf den textphilologischen Kommentar beschränken.

Bei der zweiten Abteilung, das heißt der *Recherche*, liegen die Dinge etwas anders. Seit Daria Galateria und Alberto Beretta Anguissola 1983 für die Reihe I Meridiani bei Mondadori ihren monumentalen Kommentar der *Recherche* in Angriff genommen haben, hat das Korpus der Proust-Kommentare ein beträchtliches Volumen erreicht. Es gibt heute neben der Frankfurter Ausgabe nicht weniger als sechs kommentierte Ausgaben der *Recherche*: Mondadori, GF, Pléiade, folio, Bouquins und Livre de poche. Trotzdem beschränkte sich meine Arbeit beim Kommentieren keineswegs aufs Auswählen und Abschreiben – im Gegenteil.

Als Beispiel kommentatorischer Knochenarbeit in der ersten Abteilung verweise ich auf den von Proust für *Le Figaro* verfaßten Artikel »Sohnesgefühle eines Muttermörders« von 1907 (*Nachgeahmtes und Vermischtes* [14], S. 211-212) und die dazugehörigen Anmerkungen 5, 6 und 7. Die Pléiade-Ausgabe gibt zu dieser Textpassage eine einzige Anmerkung. Sie betrifft den Vers »Et de longs fils soyeux l'unissent aux étoiles« und besagt, man habe die Quelle des zitierten Verses nicht ausfindig machen können. Der Kommentar der Frankfurter Ausgabe gibt Informationen über André Rivoire (Anmerkung 5), Framery, Pelletan und Brissaud (Anmerkung 6, wobei es ihm gut angestanden hätte, über Framery etwas weniger knapp zu berichten); außerdem identifiziert er den von Sully Prudhomme stammenden Vers (Anmerkung 7) und zeigt dessen Bedeutung in der Dichtung um 1900.

Kommentatorische Knochenarbeit findet sich auch in der dritten Abteilung, beispielsweise in den Anmerkungen Mariolina Bongiovanni Bertinis zu den Kapiteln über die Dreyfus-Affäre oder zu dem Skandal um Charles Marie in *Jean Santeuil* oder auch im Nachwort zum *Gegen Sainte-Beuve*. Ich begnüge mich mit einem allgemeinen Hinweis auf diese Beispiele und wende mich noch einmal der *Recherche* zu.

Sogar bei der Arbeit an *Sodom und Gomorrha*, jenem Band der *Recherche*, der doch von Antoine Compagnon zweimal, in der neuen Pléiade und in folio, ausführlich und vorbildlich kommentiert wurde, blieb ich am Ende auf einer Liste mit Fragen sitzen. Eine betraf den ausdrücklich als solchen und mit Anführungszeichen als Zitat bezeichneten Halbvers: »Puis règne Mérovée« (*Sodome et Gomorrhe* [3], Bd. III, S. 230 – *Sodom und Gomorrha* [19], S. 348), eine andere den in Anführungszeichen gesetzten Schluß, die Pointe eines Abschnitts über das Automobil, das »uns dazu verhilft, mit verliebt sich vortastender Hand und mit noch feinerer Präzision der wahren Geometrie nachzuspüren, dem schönen ›Maß der Erde‹« (*Sodom und Gomorrha* [19], S. 596 – *Sodome et Gomorrhe* [3]. Bd. III, S. 394). Mehr Erfolg als bei den zünftigen Proustiens – sogar Antoine Compagnon mußte passen – hatte ich mit meinen Fragen bei meinen Zürcher Kollegen. Luciano Rossi erkannte in dem Halbvers ein Zitat aus *Le Livre de mon ami* von Anatole France; und von dem Altphilologen Christoph Riedweg mußte ich mir sagen lassen, *mesure de la terre* sei nicht ein verstecktes Zitat, sondern die wörtliche Bedeutung des Begriffs Geometrie. Geblendet von der Nähe zu Maeterlincks Essay über das Automobil hatte ich, gleich meinen Vorgängern, das Naheliegende nicht wahrzunehmen vermocht. Die Anspielung auf den Antiquitätenhändler aus Zürich (vgl. *Sodom und Gomorrha* [19], S. 13) bleibt aber auch in Zürich weiterhin ein Rätsel. Ich bin der Sache zwar auf der Spur; am Ziel aber bin ich noch nicht. Zur Ehrenrettung der Proust-Kommentatoren sei hinzugefügt, daß Antoine Compagnon mir

buchstäblich in letzter Minute eine letzte (in seinen Ausgaben seither nachgetragene) Anmerkung zu *Sodom und Gomorrha* signalisiert hat. Mit »scène grelottante et déserte« bringt Proust auf der letzten Seite des Bandes Baudelaire ins Spiel, nämlich die Verse 25 und 26 aus dem Gedicht »Le Crépuscule du matin«: »L'aurore grelottante en robe rose et verte / S'avançait lentement sur la Seine déserte.«

Baudelaire auf der letzten Seite von *Sodom und Gomorrha*, sozusagen als Pointe; Baudelaire als Begleiter, als Schutzengel, wenn es gilt, wie in der Schlußszene von *Sodom und Gomorrha*, die Tiefen der Seele zu durchmessen … Wenn ich im Kommentar der Frankfurter Ausgabe zurückblättere, so stoße ich auf Anmerkungen, die Baudelaire in ähnlicher Position und ähnlicher Funktion zeigen, Anmerkungen zu »Melancholische Sommertage in Trouville« und zum Briefroman im ersten Band (*Freuden und Tage* [13], S. 104-105, Anm. 11-13, und S. 270, Anm. 7) oder zur ersten Begegnung Marcels mit der Herzogin von Guermantes (*Unterwegs zu Swann* [16], S. 260, Anm. 1). Wenn ich aber im Text zurückblättere, muß ich mit Bedauern feststellen, wie viele Baudelairesche Pointen mir beim Kommentieren entgangen sind. Daß es allen anderen Proust-Kommentatoren gleich ergangen ist, vermag mich nicht über die verpaßte Gelegenheit hinwegzutrösten. Wie gerne würde ich meinen Lesern zeigen, daß Proust von Anfang an Baudelaire nicht nur mit der Erkundung der Seele (und der Physis), sondern auch mit der Beziehung zu Mutter und Großmutter in Verbindung bringt. So beschließt er eine der ersten Szenen von »Combray« mit einem Porträt der Großmutter, in dem von ihren »braunen, durchfurchten Wangen« die Rede ist, die »beim Altern fast den malvenfarbenen Ton der Äcker zur Zeit der Herbstbestellung angenommen hatten«; »von der Kälte oder einem traurigen Gedanken herbeigeführt, trocknete darauf stets eine unwillkürliche Träne.« (*Unterwegs zu Swann* [16], S. 21.) »Un pleur involontaire« – das ist bemerkenswert, nicht nur wegen des unüblichen Singulars, sondern auch wegen des unüblichen Beiworts. Und doch findet sich in keinem der bisherigen Kommentare eine Anmerkung zu dieser Stelle. Wie konnten die Proust-Kommentatoren (derjenige der Frankfurter Ausgabe inbegriffen) nur übersehen, daß das Porträt der Großmutter in ein Baudelaire-Zitat mündet? Dieses stammt aus der letzten Strophe des Gedichts »Au lecteur«, wo die Langeweile, der Ennui in personifizierter Form den Umzug der menschlichen Laster beschließt: »C'est l'Ennui! – l'œil chargé d'un pleur involontaire […].«

In die Szene der Rundgänge der Großmutter im Garten hat Proust eine Szene eingelassen, die in der kleinen, nach Iriswurzel riechenden Kammer spielt, jener »petite pièce sentant l'iris«, die Zufluchtsort für alle Beschäftigungen ist, die unverletzliche Einsamkeit erfordern: Lesen, Träumen, Tränen und Lust – »toutes celles de mes occupations qui réclamaient une inviolable solitude: la lecture, la rêverie, les larmes et la volupté«. Damit schließt der Einschub; die Rundgänge der Großmutter werden wiederaufgenommen und zu Ende geführt, mit dem erwähnten Baudelaire-Zitat als Pointe. Hellhörig geworden durch »un pleur involontaire« liest man vielleicht auch die Passage über die kleine Kammer mit anderen Augen beziehungsweise Ohren. Braucht es neben *inviolable solitude* wirklich noch das starke Verb *réclamer*? Hätte *demander* nicht auch genügt? Vielleicht schon, doch mit *réclamaient* gibt Proust seinem Text eine baudelairesche Klangfarbe. »Tu réclamais le Soir, il descend, le voici«, heißt es in dem Gedicht »Recueillement«; und plötzlich erahnt man, worauf, das heißt auf welche Pointe, die eingeschobene

Passage hinzielt: »la lecture, la rêverie, les larmes et la volupté«. Wie konnten die Proust-Kommentatoren (ohne Ausnahme) nur übersehen, daß Proust hier den Refrain von Baudelaires Gedicht »L'Invitation au voyage« anklingen läßt: »Là tout n'est qu'ordre et beauté, / Luxe, calme et volupté«?

So mischt sich denn beim Rückblick auf die Arbeit an der Frankfurter Ausgabe die Genugtuung über das Erreichte mit dem Bedauern über das Verpaßte. Dieses Bedauern aber mischt sich mit der Hoffnung, das Verpaßte in irgendeiner Form nachholen zu können.

Mein Dank geht an den Suhrkamp Verlag, besonders an seine Lektoren: Elisabeth Borchers, Bernd Schwibs und Melanie Walz; an die Marcel Proust Gesellschaft und ihren Präsidenten Reiner Speck; an meine Mitherausgeberin Mariolina Bongiovanni Bertini; an meine Mitarbeiter Ivan Farron, Thomas Hunkeler, Sibylla Laemmel, Ariane Lüthi, André Oeschger und Isabelle Zuber; für Gespräche und Ratschläge an Alberto Beretta Anguissola, Antoine Compagnon, Daria Galateria, Catherine Geninasca, Alois Haas, Hanno Helbling, Philip Kolb, Françoise Leriche, Andreas Isenschmid, Peter von Matt, Nathalie Mauriac Dyer, Helmut Scheffel, Karlheinz Stierle und Rainer Warning.

Zürich, im Juni 2002

NAMENREGISTER

Albaret, Céleste 577, 586f.
Albert i. 327; 587
Albufera, Louis d' 567, 577
Alexander der Große 566
Alexander iii. 556, 578
Alexandra Feodorowna 327; 587
Alfons xiii. 54; 556
Allard, Marthe 550
Ampère, Jean-Jacques 408; 594
Apollinaire, Guillaume 552
Apollonius von Tyana 148
Apuleius 596
August der Starke 150; 567

Bakst, Léon 57; 557
Balthy, Louise 446; 597
Balzac, Honoré de 16, 20, 41, 44; 531, 545 f., 552, 602
Barrès, Maurice 151, 153, 290; 554, 559 f., 568, 573, 584
Bataille, Henry 597
Baudelaire, Charles 44, 336f.; 561, 585f. 588, 632-634
Bazaine, Achille 590
Bazin, René 569
Becque, Henry 156; 570
Beethoven, Ludwig van 111, 145, 317; 559, 599 f.
Benjamin, Walter 573, 625-627
Beretta Anguissola, Alberto 562, 630f.
Bernhardt, Sarah 197, 396; 545, 574, 597
Berry, Herzog von 204; 575
Bertrand, Louis 540
Bibesco, Marthe 570
Bidou, Henri 427 f.; 564, 595
Binet, Alfred 551
Blanc, Charles 25; 547
Blanche, Jacques-Émile 547, 564, 585
Boigne, Gräfin von 593
Boileau, Nicolas 552
Bois, Élie-Joseph 601
Boisdeffre, Raoul de 127
Bongiovanni Bertini, Mariolina 617, 630f.
Bonneau, François 561
Bonnet, Henri 538, 573

Bordeaux, Henri 584
Borodin, Alexander 562
Bossuet 250; 581
Bouillaguet, Annick 562
Boulanger, Georges 378
Bourgeois, Jeanne, s. Mistinguett Bressant, Jean-Baptiste-François 100
Brissaud, Édouard 631
Broglie, Familie 403, 408
Broglie, Victor-Claude, Fürst von 408; 594
Broglie, Achille Léonce Charles Victor, Herzog von 408
Broglie, Albertine de Staël, Herzogin von 408; 594
Broglie, Herzogin von 403; 594
Brun, Bernard 538, 540, 542
Brunetière, Ferdinand 297; 586
Burty, Philippe 25; 547

Caillaux, Joseph 134f.; 564
Caligula 596
Carpaccio, Vittorio 105; 548, 562, 583
Castellane, Boni de 580
Castelnau, Noël de 89
Chambord, Graf von 561
Champlâtreux, Mademoiselle de 42
Chaplin, Charles-Joshuah 43; 553
Chardin, Jean-Baptiste 521
Charpentier, Gervais 43
Chartres, Herzog von 484
Chartres, Herzogin von 414; 594
Chateaubriand, François-René de 52; 555, 581
Chenavard, Paul-Joseph 297; 585, 586
Chénier, André 569
Choderlos de Laclos, Pierre 291
Christian, Prinz 566
Christian, Prinzessin 141; 566
Clarac, Pierre 543, 617f.
Clausewitz, Carl von 148
Clemenceau, Georges 228, 393; 574, 592
Coigny, Aimée de 569
Colbert, Familie 408
Colbert, Jean-Baptiste 395, 467
Combes, Émile 148; 566, 570
Compagnon, Antoine 630-632
Conti, Fürst von 399; 592
Contucci, Andrea, s. Sansovino Coquelin, Constant 428

Cot, Pierre-Auguste 43; 553
Coubertin, Pierre de 544
Courmont, Madame de 26; 548
Crémieux, Benjamin 540
Curtius, Ernst Robert 540, 622
Cuvier, Georges 146

Dante 156
Darwin, Charles 132
Daudet, Léon 183; 550, 562, 570, 573
Daudet, Lucien 553, 591
David, Louis 297, 493; 554, 585, 599
Decamps, Alexandre Gabriel 173
Delacroix, Eugène 123, 173, 493
Delarue-Mardrus, Lucie 576
Delaunay Louis-Arsène 100; 560
Déroulède, Paul 153; 568
Deschanel, Paul 109; 563
Desvallières, Maurice 560
Diderot, Denis 31, 129; 550
Didon, Henri 149; 566
Dino, Herzogin von 350; 590
Dongen, Kees van 580
Dostojewski, Fedor 125, 430; 540
Dreyfus, Alfred 50-52, 55f., 92, 127, 134, 138, 147, 155, 160, 221, 277, 280, 329, 393, 445; 532 f., 555, 564, 569, 593, 595, 631
Du Barry, Madame 28; 549 f.
Du Bos, Charles 541
Dubufe, Édouard 57; 557
Duchamp, Marcel 572
Dumas, Alexandre (Vater) 570
Dumas, Alexandre (Sohn) 475
Dupanloup, Bischof von Orléans 350
Duval 567

Eduard vii. 70
El Greco 99; 560
Enghien, Herzog von 158; 570
Eulenburg, Philipp Fürst zu 564

Fagon, Guy-Crescent 461; 597
Fallois, Bernard de 617 f.
Fantin-Latour, Henry 32
Fénelon, Bertrand de 577
Ferdinand von Hohenzollern-Sigmaringen, König von Rumänien 327; 587
Ferdinand i., König (Zar) von Bulgarien 116, 140-142; 563
Fernandez, Ramon 540
Ferrari, François 99; 560
Ferré, André 543
Feydeau, Georges 560
Feyler, Fernand 564
Flaubert, Gustave 30, 291; 556, 585, 588
Foch, Ferdinand 89; 590
Fonck, René 578
Foucquet, Jean 289; 584
Fourier, Charles 23; 546
Framery 631
France, Anatole 148; 566, 585
Franz ii. 581
Franz Joseph i. 100, 138 f.
Fregoli, Leopoldo 376; 591
Freud, Sigmund 540, 551
Friedrich i. 565
Fromentin, Eugène 24, 173; 547

Galateria, Daria 542, 546, 554, 561, 571, 576, 591, 595, 631
Galland, Antoine 575
Galliffet, Herzog von 56, 89
Galliera, Herzogin von 350
Gallimard, Gaston 601
Ganne, Louis 575
Gautier, Théophile 25; 547
Genette, Gérard 585
Geslin de Bourgogne, Yves-Marie 89
Gide, André 540, 620
Giolitti, Giovanni 134; 565
Goethe 128; 559 f.
Gogh, Vincent van 580
Goncourt, Edmond et Jules de 23, 36 f., 39-41, 240, 282; 532, 540, 546-551, 554, 585
Goncourt, Edmond 25, 35, 129; 546 f. 550
Gorringe, George F. 430; 596

Gould, Anna 580
Gouthière, Pierre Joseph Désiré 30; 550
Grasset, Bernard 543
Grimaldi, Charlotte 592
Guardi, Francesco 25; 548
Gutenberg 61

Haas, Charles 600
Hahn, Reynaldo 563, 588
Harcourt, Fürst von 204; 575
Hauser, Lionel 558
Haussonville, Familie 408
Haussonville, Joseph, Graf von 408; 594
Haussonville, Louise-Albertine, Gräfin von 408; 594
Haussonville, Othenin, Graf von 53; 556, 594, 598f.
Hegel, Friedrich 89
Helbling, Hanno 622
Helleu, Paul 551
Henriette von England, Herzogin von Orléans 32
Henry, Hubert Joseph 127
Heredia, José-Maria 571
Hessel, Franz 625-627
Hindenburg, Paul von 100, 102 f., 228, 427 f.; 561
Hohenfelsen, Gräfin von 237
Hohl, Reinhold 552, 572, 591
Holbach, d' 550
Homer 129
Howland, Mme. Meredith 496; 600
Hugo, Victor 90, 443, 465, 513; 552, 570, 598, 600 f.
Huici d'Errazuriz, Eugenia 591

Ingres, Dominique 173, 493 f.

Jaloux, Edmond 540
Joffre, Joseph 85, 89, 176; 590
Jomini, Henri 148
Jullien, Dominique 548, 576, 602
Jussupow, Fürst 564

Justinian 545

Karl der Große 549
Keller, Luzius 552, 572, 582
Kemp, Robert 540
Kleeberg, Michael 621-624
Kolb, Philip 630
Konstantin i., König von Griechenland 54, 116, 140, 226; 556, 563, 577
Kristeva, Julia 585
Krupp, Bertha 563
Krupp, Friedrich Alfried 563

Labiche, Eugène 340; 589
La Bruyère, Jean de 299 f.; 586
Laemmel, Sibylla 621
La Fayette, Madame de 32
La Fontaine, Jean de 433, 443, 458-460; 545, 549, 579, 597
Lamy, Étienne 569
Larivière, Familie 228; 577
La Rochefoucauld, Familie 408
La Rochefoucauld, Herzog von 204, 398; 575
La Rochefoucauld, Gräfin von 43; 553
La Rochefoucauld, Gabriel und Odile 562
La Tour, Maurice de 291
Lauris, Mme. de 546
Lavagetto, Mario 576
Lawrence, Thomas 29; 550
Lebrun, Pierre-Antoine 408; 594
Le Cuziat, Albert 573, 579
Léger, Fernand 553
Leloir, Jean-Baptiste-Auguste 553
Lemaire, Madeleine 563, 572
Lenin 145
Leopold i. 587
Link-Heer, Ursula 545
Lloyd George, David 113
Loubet, Émile 401; 593
Louis, Baron 113
Louis-Philippe 594
Ludwig xiv. 398, 407, 467; 597
Ludwig xv. 26

Ludwig xvi. 594
Ludwig xvii. 463
Ludwig xviii. 581

Machard, Jules-Louis 553
Mac-Mahon, Edme-Patrice-Maurice 590
Maeterlinck, Maurice 476
Maillol, Aristide 90
Mâle, Émile 593
Mallarmé, Stéphane 547
Manet, Édouard 601
Mangin, Charles 100
Mantegna, Andrea 356
Marcel, Gabriel 540
Mardrus, Joseph-Charles-Victor 575
Maria Christine, Königin von Spanien 426
Maria Pawlowna, Großfürstin 237; 578
Marie-Antoinette 160
Marinetti, Filippo Tommaso 554
Matisse, Henri 580
Matz, Wolfgang 622
Maupassant, Guy de 571
Maurras, Charles 155, 183; 569, 573
Maurus, Terentianus 566
Meilhac, Henri 470; 598
Meyer, Andreas 599
Meyer, Arthur 100, 239; 561, 579
Michelangelo 356
Michelet, Jules 147; 625
Milly, Jean 547
Mistinguett 446; 597
Molière 428, 486; 575, 586, 599
Moltke, Helmuth Graf von 75; 558
Monet, Claude 115, 123; 579 f., 583, 585
Montalivet 28
Montesquiou, Robert de 544 f., 547, 570, 572, 600, 619 f.
Montmorency, Herzog von 252
Montmorency, Herzogin von 393
Morand, Eugène 574
Morand, Paul 150; 553, 567, 585
Moreau, Gustave 585
Mouchy, Herzog von 252
Mouchy, Herzogin von 393
Mounet-Sully 428

Musset, Alfred de 323, 326, 433

Napoleon i. 35, 102, 155, 189; 570
Napoleon iii. 594
Necker, Jacques 594
Négrier, Oscar de 89
Nerval, Gérard de 336; 588
Nicole, Eugène 538, 542, 548, 558
Nitsch, Wolfram 615
Nietzsche, Friedrich 92, 128
Nikolaus ii. 141; 570, 578
Noailles, Anna, Gräfin von 42; 552, 570
Noailles, Herzogin von 42
Noël, Édouard 591

Ordonneau, Maurice 575
Oudry, Jean-Baptiste 549
Ovid 148

Painter, George 573, 591
Paléologue, Maurice 237; 578
Palestrina 494; 600
Paley, Fürstin 578
Pampille s. Allard, Marthe Paris, Graf von 593
Pascal, Blaise 566
Paty de Clam, Marquis von 92, 127
Pau, Paul 89, 155; 569
Paul, Großfürst 237; 578
Paulhan, Jean 531
Pelletan, Philippe-Gabriel 631
Percin, Alexandre 59
Périgord, Pauline de 350
Pétain, Philippe 89; 559, 590
Phidias 125
Philipp ii. 418
Picasso, Pablo 552, 591
Picquart, Georges 155; 569
Piou, Jacques 573

Pisanello 46
Platon 79, 170; 571, 575
Poincaré, Raymond 85, 157; 559
Polignac, Fürstin von 588 f.
Polignac, Edmond de 578
Polignac, Melchior de 57; 557 f.
Polignac, Pierre de 592
Porel, Jacques 595, 597
Proust, Robert 531

Quillard, Pierre 92

Racine 323; 566
Raimond, Michel 584
Rambuteau, Graf von 85
Raffael 129
Rattier, Léon und Fédora 550
Rasputin 125; 564
Ravel, Maurice 494; 599 f.
Récamier, Julie de 493; 594 f.
Rechel-Mertens, Eva 540, 621 f., 624-627, 629
Regnard, Jean-François 340; 589
Régnier, Henri de 547
Reinach, Joseph 326, 401; 555, 564, 593, 596
Réjane 453; 595, 597
Rembrandt 302, 317; 583
Renel, Marquis von 398
Renoir, Auguste 43, 115; 551, 553, 563
Reverdy, Pierre 585
Ribot, Théodule 551
Riedweg, Christoph 632
Rivière Jacques 531, 584, 601
Rivoire, André 631
Robichez, Jacques 542
Rodin, Auguste 90
Rogers, Brian 538, 542
Rolland, Romain 92; 559, 568, 584
Roloff, Volker 584
Roques, Pierre Auguste 329; 587
Rossi, Luciano 632
Rousseau, Jean-Jacques 499

Rousset, Jean 602
Rudolf, Erzherzog 27; 549
Rumpler, Edmund 559
Ruskin, John 208; 538, 562, 585, 630

Sachs, Maurice 573
Sagan, Fürst von 491; 580
Sagan, Fürstin von 43
Sagan, Herzogin von 393
Saint-Aubin, Brüder 549
Saint-Aubin, Gabriel de 26; 549
Saint-Simon 204, 207, 398 f., 521; 575, 602, 619
Saint-Victor, Paul de 25; 547
Sainte-Beuve, Charles Augustin 25, 42 f., 44, 304; 538 f., 547, 552, 582, 586, 617 f., 630 f.
Saint-Hérem, Marquis von 398
Sand, George 283 f.; 602
Sansovino 25; 548
Sardou, Victorien 544
Sarrail, Maurice 329; 587
Scheikévitch, Marie 554
Schiller, Friedrich 145
Schleyer, Johann-Martin 597
Schmugge, Ludwig 626
Schneckenburger, Max 560
Schöller, Peter 574
Schopenhauer, Arthur 68, 443; 596
Schottlaender, Rudolf 622, 624
Schumann, Robert 92
Ségur, Gräfin von 589
Sévigné, Madame de 430; 596
Shakespeare 581, 594
Sokrates 206; 558, 575
Sollier, Paul 553
Sophokles 581
Souday, Paul 540
Spitteler, Carl 128; 564
Staël, Germaine de 408; 594
Stevenson, Robert-Louis 35; 551
Stierle, Karlheinz 630
Stoullig, Edmond 591
Straus, Mme. 539, 555, 560, 562, 598
Sueton 596
Sully Prudhomme, Armand 631

Syveton, Gabriel 156; 569 f.

Tadié, Jean-Yves 573, 593
Taine, Hippolyte 571
Talleyrand, Charles Maurice de 100
Tallien, Thérèse 45, 50; 553 f.
Talma, François Joseph 45; 554
Teresa von Avila 624
Thédenat, Henri 571
Theodora 545
Thibaudet, Albert 584
Thierry, Augustin 625
Thun und Hohenstein, Fürst von 565
Tizian 291; 584
Tolstoj, Leo 560, 573
Townshend, Charles 430; 596
Turner, William 562, 583

Venizelos, Eleutherios 140; 556, 565
Vergil 71
Verlaine, Paul 495
Vermeer 302
Vigny, Alfred de 90
Viktoria, Königin von England 46
Viviani, René 393; 592
Volland, Sophie 31; 550
Voltaire 111

Wagner, Richard 98, 124; 540, 560
Warning, Rainer 536, 630
Watteau, Antoine 129, 291; 563, 587
Whistler, James 24, 115; 547 f., 553
Wieland, Lothar 574
Wilde, Oscar 564
Wilhelm i. 565
Wilhelm ii. 53, 70 f., 115, 139, 142, 155, 157, 228; 556
Wilhelm, Karl 560
Wladimir, Großherzog 578

Xenophon 79, 428; 596

Zola, Émile 92, 129

INHALT

Die wiedergefundene Zeit

ANHANG

Nachwort

Anmerkungen und Kommentar

Resümee

Bibliographie

Editionsbericht

Namenregister